



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



BP 362.1



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1863.

Sechste Jahd.

81
53-117
1-54

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1863.

Erster Band.

Januar bis Juni.

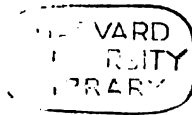
(Enthalten: Nr. 1—26.)



Leipzig:
F. A. Brodhau s.
1863.

BP 362.1

~~29,179~~



1876, Oct. 23.

Register.

- Abelen, B., Creisenfer. 16.
 — B. R., Goethe in den Jahren 1771—75. 925.
 Académie française, die neuesten Wahlen in dieselbe. 354.
 Abami, F., Färken- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. 181.
 Adolphi, A., Gedichte. 819.
 Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Fünfzehnter, sechzehnter und siebenzehnter Jahrgang. 584.
 — der Handwerkervereine. Herausgegeben von B. Petisch. Erstes Heft. 25.
 Abungenlied. Ein episches Gedicht aus der deutschen Sage in zwölf Gesängen von J. Haupt. 230.
 Alexandra, königliche Prinzessin von Baiern, Thantropfen. Uebersetzungen aus dem Französischen und Erzählungen. 940.
 Alm, K. von der, Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation. 858.
 Almanach, vrensischer. Sechster Jahrgang. Herausgegeben von dem Literarischen Kränzchen in Königsberg. 318.
 Alleben, J., Abriss der Geschichte der Musik für Musiker und Dilettanten. 195.
 Alter Ego. Eine Studie zu Shakespeares Kaufmann. 561.
 Althaus, J., Sociale Bilder aus England. 642.
 Altmann, J., i. Balalaika.
 Albrasleben, L. von, Don Juan's erste und letzte Liebe. 16.
 Am Strom der Zeiten. Oden von L. B. 823.
 Amalie zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, Bilder aus der Märchenwelt. Zweite verbesserte Auflage. 940.
 Amber, R. G., Das befreite Paradies. 16.
 Ambros, A. W., Geschichte der Musik. Erster Band. 545.
 Andersson, C. J., Der Otavango-Strom. Deutsch von G. Hartmann. 715.
 Andlaw, F. Freih. von, Mein Tagebuch. 141.
 André, H., Leibniz. Ein lebens- und sitten-geschichtlicher Roman. 458.
 Angelus Neomarchicus, Aus dem Schlehensbuch. 28.
 Antheil, der, des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft. 462.
 Anthropological review, the, and journal of the anthropological society of London. 782.
 Apel, L., Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs im October 1813 und zu deren Märksteinen. 780.
 Archiv für sächsische Geschichte, herausgegeben von W. Wachsmuth und R. von Weber. 59.
 Armand, Slaverei in Amerika oder schwarzes Blut. 15.
 Arndt, F., Blüten aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt. 525.
 — Fanny, Karl Gustorf. 431.
 Arnim. — Correspondence of Fraulein von Gündelrode and Bettina von Arnim. 426.
 Arnoldt, J. G. J., Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen und zur Pädagogik. Erster Band. Biographischer Theil. 288.
 Auch, A., Gedichte. Erstes Bändchen. 417.
 Auerbach, B., Goethe und die Erzählungskunst. 237.
 Aus dem Institut ins Leben oder Mädchen-träume und Wirklichkeit. Von einer Pensionärin des großherzoglichen Instituts in Mannheim. 434.
 Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. 682.
 Aus der deutschen „Pariser Zeitung“. 957.
 Autoren, dramatische, in Deutschland und in Frankreich. 202.
 Avantüren des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körners des decenten, consequenten, pikanten u. s. w. von Hogarth in schönen illuminirten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmänn. Rom 1786. Nach den Originalzeichnungen F. von Schiller's und der Originalhandschrift F. L. Huber's im Einverständnisse mit deren Familien zum ersten male herausgegeben von R. Künzel. 182.
 Baader's, F. von, sämtliche Werke. Systematisch geordnete, durch Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften, sammt dem Nachlaß, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: F. Hoffmann, J. Hammerger, A. Lutterbeck, Baron F. von Osten und G. Schlüter. Erste und zweite Hauptabtheilung. Erster bis sechzehnter Band. 452.
 Bach, T., Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk.“ 776.
 Bacher, J., Gesammelte Novellen. 56.
 Bacmeister, A., f. Freibank und Sudran.
 Baeblich, G., Der Dämon der Familie. 288.
 Balalaika, die. Russische Volkslieder, gesammelt und ins Deutsche übertragen von J. Altmann. 318.
 Bamme, J., Die Adoptivtochter. 508.
 — Gedichte. 37.
 Band, D., Alpenbilder. 533.
 Bastian, A., Der Mensch in der Geschichte. 81.
 Bag, R. W., Gedichte. 416.
 Baubissin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Erste Abth.: Karoline Mathilde. 863.
 — Die Familie Bork, ihre Thaten, Träume und Gedanken. 941.
 — Erzählungen und Skizzen. 691.
 — Geschichte des schleswig-holsteinischen Kriegs. 753.
 — Schleswig-holsteinische Soldatengesichten. 935.
 Bauer, L., Frisch gesungen! 92.
 Baerumen, A. von, Nach Maroffo. Reise- und Kriegsmemoiren. 649.
 Baur, F. G., Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von G. Zeller. 933.
 Beck, J., Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. 241.
 Becker, J., Gedichte. 27.
 Beer, B., Leben Moses' nach Auffassung der jüdischen Sage. 463.
 Belf, A., Ranken. 822.
 Benedix, R., Das Wesen des deutschen Rhythmus. 535.

Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von R. Simrock. 225.
 Berggren, J., Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab. 231.
 Berghaus, H., Bücher als Mitglied der pommerischen Ritterschaft 1777—1817 und beim preussischen Heere am Rhein 1794. 774.
 — York. Seine Geburtsstätte und seine Heimat. 774.
 „Berliner Presse“, der berliner Schriftsteller-verein. 41.
 Beyer, G., Gustav Adolfs letzter Heereszug in sechzehn Gefängen. 827.
 Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft. 783.
 Vibra, G. Freih. von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 511.
 — Ein Juwel. 955.
 Biedermann, G., Die Wissenschaft des Geistes. Dritter Theil. — A. u. d. L.: Die Seelenlehre. 485.
 — R., Kaiser Otto III. 505.
 Bilz, R., Dramatische Studien. Zweites und drittes Heft. 295.
 Birch-Pfeiffer, Charlotte, Gesammelte Novellen und Erzählungen. Erster Band. 495.
 Blasés und Roués, die, des alten Rom. 79.
 Blätter, kritische, redigirt von F. W. Eysenlohn. 646.
 Blumen aus der Fremde. Poesien von Gonzaga, Manrique, Camoëns, Milton u. s. w. Neu übertragen von P. Heyse, R. Krafft, G. Moritz, J. Rottler, L. Seeger. 164.
 Bodenstedt, F., Epische Dichtungen. 418.
 — Erzählungen. Erster Band. — A. u. d. L.: Kleinere Erzählungen. 736.
 — Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. Erster bis dritter Band. 561.
 Böhme, F. M., Das Oratorium. 194.
 Böhner, A. R., Kosmos. Bibel der Natur. 570.
 Boissière, Sulpiz. 909.
 Bolte, Amely, Franziska von Hohenheim. 310.
 — Frauenbrevier. Zweite Auflage. 291.
 — Harriet Wilson. 483.
 — Maria Antonia, oder Dresden vor hundert Jahren. 586.
 — Moderne Charakterköpfe. 657.
 Borussia Tritonis. Preussens Vergangenheit, Zukunft und Aufgabe. Vom Verfasser der „Träumen der Rose“. 28.
 Böttger, A., Goethe's Jugendliebe. 26.
 Brachvogel, A. G., Ein neuer Falstaff. 688.
 — Historische Novellen. 810.
 Braeuner, R., Geschichte der preussischen Landwehr. Erster Halbband. 768.
 Bredow-Görne, Adele Gräfin von, Gedankten. 696.
 Brehm, A. G., Ergebnisse einer Reise nach Sabesch im Gefolge seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst II. 832.
 Breusing, G., Germanisches Blut. 690.
 Breyher, G., Neulohrke. 525.
 Briefwechsel des Großherzogs Karl August

von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. 633.
 Brinmann, F., Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. 21.
 Britte, ein, über Deutschland und das frankfurter Schützenfest. 22.
 Brodt, A., Schuglos, aber nicht hüßlos. 953.
 Brunier, L., Kurland. Reiseeindrücke von Land und Stadt. 217.
 Brunner, S., Unter Lebendigen und Todten. 457.
 Bucher, L., Die londoner Industrieausstellung von 1862. Zweiter Band. — A. u. d. L.: Bilder aus der Fremde. 641.
 Buchner, W., August Buchner, Professor der Poesie und Verehrtheit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. 352.
 — Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 394.
 Buchner, A., Lord Byron's letzte Liebe. 405.
 — L., Aus Natur und Wissenschaft. 668.
 — Physiologische Bilder. Erster Band. 11.
 Bühnenstücke, deutsche, in den skandinavischen Ländern. 319.
 Bufowski, J., Gedichte in der Mundart der deutschen schlesisch-galizischen Grenzbevölkerung, resp. von Bielsk-Biala. 601.
 Bulletin de la société littéraire de Strasbourg. 741.
 Bunge, A., 1815. Historisches Festgedicht. 780.
 Bunnell, f. Gervinus.
 Bunsen, C. R. J., Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. Erste Abtheilung. Dritter Theil: Die Schriften. Fünfter Halbband. Erste Hälfte: Die Psalmen. Herausgegeben von A. Kamphausen. Viertes Theil. Siebenter Halbband: Die vier Evangelien. Herausgegeben von F. Holzmann. 712.
 Bürger, G., f. Nibelungenlied.
 Burom, Julie, Die Kinder des Hauses. 310.
 — Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. 696.
 — Frauenleben. 434.
 — Ein Bürgermeister. 589.
 — Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. 434.
 — In stillen Stunden. 434.
 Byern, G. von, Fremdes und Eigenes für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. 525.
 Byr, A., Oesterreichische Garnisonen. 863.
 Carion, Franz, Der letzte Habsburger und seine Tochter. 344.
 Carneri, W., Pfing und Schwert. 30.
 Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Erster Band. 613.
 Carus, R. G., Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi. 694.
 — Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. 925.
 — Natur und Idee oder das werdende und sein Geseß. 487.

Caxtoniana. 522.
 Challu's, P. du, Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. 649.
 Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. 773.
 Charles, Philardte. 78.
 Chezy, W., Erinnerungen aus meinem Leben. Erstes Buch: Selmina und ihre Söhne. 916.
 Chrysander, F., f. Jahrbücher.
 — G. F. Handel. Erster und zweiter Band. 889.
 Cironi, W., Die nationale Presse in Italien von 1828—60 und Die Kunst der Redellen. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Eudmilla Assing. 404.
 Clar, F., Anno 1724. 886.
 Coag, J. W., Der Wald. 14.
 Goldhorn, L., Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage. 812.
 Cornhill Magazine, das, über den deutschen Journalismus. 478.
 Corrobbi, A., De Herr Dokter. 599.
 Corvinus, Jakob, Der heilige Born. 590.
 Cron, Clara, Magdalens Briefe. 291.
 Cervenka, F., Für müßige Stunden. 331.
 Curpe, L., f. Stieglitz.
 Daumer, G. F., Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. 553.
 Debenroth, G. H. von (Eugen Hermann), Vouboir und Salon. 179.
 — Die Befreiungskriege. 767.
 — Hermann, der erste Befreier Deutschlands. 425.
 Denkmar. Ein Jugendroman. 238.
 Deutsche Kunst in Bild und Lied. Herausgegeben von Müller von der Werra. 940.
 Deutscher Trunk. Ethnographische Skizzen. (Aus den Collectaneen eines Antiquars.) 478.
 Deycks, J., Ueber die Wechselwirkung des Dichters und seines Zeitalters mit besonderer Berücksichtigung auf Goethe und Schiller. 237.
 Dichter, österreichische und preussische. 610.
 Dichterbuch, ein münchener. Herausgegeben von G. Heibel. 26.
 Dichtungen, fremde, in deutschem Gewande. Von F. Ruperti und A. Laun. 165.
 Dieckhoff, Die Malbenfer im Mittelalter. 286.
 Dies, F., Otto von Guericke und sein Verdienst. 52.
 Dill, L., Gebichte. 415.
 Dingelstedt, F., f. Leichmann.
 Doctor Antonio. Aus dem Englischen. 366.
 Dorer-Egloff, E., Die Schyntendichter oder deutsche Frauenwürde. 418.
 — Klein Schriften. Erstes Bändchen. 418.
 Döring's, R. A., Leben und Lieber. Herausgegeben von R. Böls. 27.
 Dorn, Rhein und Meer. 824.
 Dort, A., Zwischen Wiesel und Noacht. 601.
 Dreien, Beate, die Braut von Messina. 844.

Dreier, Kieselberg, Prinzessin von Rie-
gendwo. 844.
Dreier, J. G., Ist Beneke Materialist?
749.
Droßbach, M., Die Gewerke des Bewusst-
seins nach atomistischen Principien. 435.
Dünger, G. f. Jacobs.
— Goethe und Karl August während der
ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung
633.
— Neue Goethe-Studien. 925.
— Würdigung des Goethe'schen Haus-
seiner armenen Kritiker und Erklärer. 926.
Düring, J. von, Das Sprichwort
als Kosmopolit. Erster Band. — u.
a. L.: Das Sprichwort als Philosoph.
544.
— Die Literaten. 755.
Eberly, F., Lord Byron. 406.
Edardt, E., Riklaus Mann. 478.
— Schiller, Hermann, David, Deets
Hoven. 237.
Eggers, W., Zwei Erzählungen aus der
modernen Gesellschaft. 56.
Eichendorff, J. von, Gesamttausgaben sei-
ner poetischen und prosaischen Schrif-
ten. 95.
Eimle, F., Die wesentlichen Unterschiede
der Stamm- und abgeleiteten Sprachen,
hauptsächlich an der deutschen und fran-
zösischen Sprache nachgewiesen. 443.
Eiler, G. E. W., Geistliche Gedichte. 526.
Endrulat, B., Geschichten und Gesellen.
418.
Erbsmann, F. von, Lernschüler der Auer-
schützischen. 594.
— J. C., Das Nationalitätsprincip. 236.
Erbsmannsdorfer, B., Herzog Karl Ema-
nuel I. von Savoyen und die deutsche
Kaiserwahl von 1619. 689.
Ernst, Euseb, Unverschämtheit kommt oft. 180.
Ernst, H., Große Lieber. 33.
Ewe, A. von, Eine Menschenfelle. 736.
Eyrel, J., Physiologie der menschlichen
Zerbrechung nach den neuesten Forschun-
gen. 546.
Fath, M., Hofmar. 419.
Faber, F. W., Gedichte. Auswahl. Deutsch
von M. Dorr und W. Zottmann. 625.
Falter, K., Wie's der Fenz treibt. 28.
Fechner, G. L., Ueber die Seelenfrage. 81.
Feistmantel, J., Gedichte. 821.
Feldzug, der, des königl. preussischen Ge-
nerals der Infanterie Heinrich August
Baron de la Motte Fouquet in Schlesien
1760. Nach den besten Quellen zusam-
mengestellt und bearbeitet von E. von
St. 54.
Felsner, Charlotte, Kleine poetische Ver-
suche. 30.
Femme, la, ce qu'elle fut, ce qu'elle
sera, ou ce qu'elle devrait être. 115.
Feuille de Goudes, J. Zoller.
Feyssac, Herzog von, Souvenirs militai-
res. 574.

Fichte, G., Johann Gottlieb Fichte Licht-
strahlen aus seinen Werken und Briefen
nebst einem Lebensabris. Mit Beiträgen
von J. G. Fichte. 496.
Fischer, J. G., Aus dem Leben der Vögel.
701.
— W., Gedichte. 33.
— Graf Edmund von Hüderwagen, nebst
zwei andern Gedichten. 49.
Flammberg, G., Schleswig-Holstein. Sech-
sundvierzig Lieber wider den Dänen. 935.
Flügel, Volkswirtschaft und Aberglaube im
Frankenwalde. 166.
Foglar, Bräuer, Novellenbuch. 493.
Formstetter, G., Buchenstein und Cohn-
berg. 473.
Förster, Georg. 40.
Förster, G., Denkwürdigkeiten aus dem
Leben von Jean Paul Friedrich Richter.
Erster Band. Erste und zweite Abthei-
lung. 206.
— G., Geschichte der Befreiungskriege
1813 1814 1815. Fünfte Auflage. 766.
— W., Johann Kessler und die Har-
monie der Sphären. 235.
Fos, A., Ludwig Uhland Ein öffentlicher
Vortrag. 513.
Frank, G., Johann Major, der Bittenber-
ger Poet. 718.
Frauenkätz, J., f. Lindner
Freidant's Bescheidenheit. Spruchsammlung
aus dem 18. Jahrhundert. Neudeutsch
bearbeitet von M. Barmeier. 139.
Freimann, G., 1813. Ein Gedicht zu keh-
ren Gesängen. 780.
Frey, J. G., Bertha und Ludwig. 509.
Friedländer, L., Mittheilungen aus Robert's
Briefwechsel. 848.
Friedrich, H., Malvina. 819.
Friedrich, J., Eine Marie am Rhein. 511.
Friedrich, Prinz von Schleswig-Holstein-
Röer, Aufzeichnungen desselben aus den
Jahren 1848—50. Zweite Auflage. 111.
Friedrichs, G., Winkelmann. 235.
Fritze, G., Die Erben von Döllm. 589.
— Gertrud. 587.
— Ibalium. 589.
— Novellen. 180.
Fröhlich, H. C., Der ungläubige Pfarrer
473.
Für dich von mir. 820.
Fürst, L., Das Märchen von den sieben
Haben. 389.
Fürstmann, M., Zur Geschichte der Musik
und des Theaters am Hofe zu Dresden.
Erster und zweiter Theil. 189.

Galen, P., Der Leuchthurm auf Cap
Wrath. 386.
Gedichte, hochdeutsche, von A. W., der Ver-
fasserin von „Un vor Blumen“ und
„Rise Blumen ut Annmarit Schulten
ehren Gohren“. 36.
— neue. Vom Verfasser von „Lannens-
grün und Edelweiß“. 821.
— vermischte. Von J. B. J. 525.
Geffen, J., Johann Winkler und die
hamburgische Kirche in seiner Zeit (1684

— 1705) nach gleichzeitigen, vornehmlich
handschriftlichen Quellen. 161.
Geibel, E., f. Dichterbuch.
— und Leuthold, G., Fünf Bücher fran-
zösischer Lektüre vom Zeitalter der Revo-
lution bis auf unsere Tage in Ueberset-
zungen. 318.
Gerlach, E., f. Rabelungenlieber.
Gerhards, F., Achtehn Monate in Süd-
amerika und dessen deutschen Colonien.
511.
— Die Kunstfreier. 688.
Gervinus, G. G., Geschichte des 19. Jahr-
hunderts seit den Wiener Verträgen.
Sechster Band: Geschichte des Aufstau-
des und der Wiedergeburt von Griechen-
land. Zweiter Theil. 8.
— Schaffpeare. Dritte Auflage. 561.
— Shakspeare commentaries Trans-
lated under the author's superinten-
dence, by F. E. Bunnell. 293.
Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Ab-
handlungen in zwanglosen Gesten. Her-
ausgegeben von M. G. Schmidt. Er-
stes und zweites Heft. 548.
Geschichte, aufrichtige, der Befreiungskriege.
766.
— Geschichte, die, eines Opfeld. 940.
Geschichten, kleine, aus der großen Welt,
von W. v. R. 645.
Gether, A., Gedanken über die Naturkraft.
385.
Gier, J., Uhland's Leben. Erste Lieferung.
513.
Giese, K., Otto Ludwig Droll. 689.
Gisel, J., genannt G—ilek, Leben des
preussischen Generals Freiherrn von Hall-
berg-Breich, genannt Gremil von Gau-
ting. 794.
Glasier, A., Gedichte. 29.
Glabrenner, A., Lustiger Volkskalendar. 843.
Gleichen, Graf von, die Doppelsehe dessel-
ben. 407.
Glocke, K., Schuldig und Nichtschuldig. 173.
Glümer, Gläre von, Erinnerungen an
Wilhelmine Schröder-Devrient. 301.
Goedele, K., Grundriss zur Geschichte der
deutschen Dichtung. Dritter Band, er-
stes Heft. 394.
Godin, A., Eine Katastrophe und ihre Fol-
gen. 629.
Golz, B., Zur Charakteristik und Natur-
geschichte der Frauen. Zweite Auflage.
115.
Gothe, E., Am Reb River oder Sklavens-
leben in Nordamerika. Erster Theil. 422.
Goethe, Vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796.
Gedeutet 1860 von Martin. 925.
— als Vater des Realismus. 262.
— im Inn und Auslande. 502.
— über das Denkmal der Schlacht bei
Leipzig. 850.
— über Künstler- und Dichtervergleiche.
298.
— von einem Franzosen des Plagiats
beschuldigt. 666.
Goethe-Galerie. Fünfzig Blätter nebst er-
lauterndem Text von A. von Ramberg und
F. Becht. 940.

- Goethe-Fasel. Enthaltend: eine chronologische Uebersicht der Geistesproducte Goethe's, begleitet mit biographischen Notizen. Herausgegeben von dem Verfasser der Schiller-Fasel. 925.
- Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Commentar zu Wahrheit und Dichtung 1749—75. Supplement zu Goethe's Werken. 925.
- Goethe's Vaterhaus. Ein Laub zu Frankfurt's Ehrenfranze; der Dr. Sendenbergschen Stiftung zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens am 18. Entemonat 1868 dargebracht von dem freien deutschen Hochsifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung. 925.
- Gottbold, D. G., Durch Zweifel zur Wahrheit. 818.
- Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. 940.
- Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen. 418.
- Maja. Ein Kotooblumenkranz. 940.
- Grabowski, E. Graf, Aus dem Offiziersleben. 178.
- Graf Schenk von Dirschingen, der. Eine historische Novelle von W. B. 811.
- Grieffinger, L., Freiheit und Sklaverei unter dem Sternennbanner oder Land und Leute in Amerika. Erste bis vierzehnte Lieferung. 421.
- Grohmann, R., Genesis des Denkens oder über das Sichselbst im Menschen. 745.
- Groffe, E. und F. Otto, Vaterländisches Ehrenbuch. Zweite Auflage. 765.
- J., Novellen. Zweiter Band. 811.
- Grotte, W., Gebachau. 419.
- Gedichte. 417.
- Rebel und Sonnenschein. 73.
- Nordlandsagen. 419.
- Was mein Auge sah und mein Ohr hörte. 178.
- Grube, A. W., Blicke ins Lirleben der Seele. 81.
- Grün, R., Fragmente aus Italien. 305.
- Italien im Frühjahr 1861. 305.
- Gruppe, D. F., Leben und Werke deutscher Dichter. Erster Band. Erste bis dritte Lieferung. 465.
- Gubitz, F. W., und August Langbein. 186.
- Gubrun, Alideutsches Helbengebicht, neudeutsch bearbeitet von A. Bacmeister. 138.
- Guericke, D. von, Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs. Aus der Handschrift zum ersten male veröffentlicht von F. W. Hoffmann. 669.
- Guiriot von Provins, des, bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Uebersetzung herausgegeben von J. F. Wolfart und San Marte (A. Schulz). 227.
- Guisehard, Wilhelmine, Die Foscarei. 344.
- Gumbert, F., Musf. Gelesenes und Gesammeltes. 196.
- Gundling, J., Ein moderner Don Juan. 885.
- Gusef, Bernd von, Deutschlands Ehre. 781.
- Im Strom der Zeit. 585.
- Gusef, Bernd von, Karl Gustav. 589.
- Guzkow, R., Die Gurstauben. 940.
- Haas, E. G., Der Passauer Vertrag. 590.
- Habent sua fata libelli. 539.
- Hägele, J. M., Andreas Hofer's letzter Gefährte. 868.
- Hagen, R., Johann Michael Volz, von Rördlingen (1784—1858) und seine Beziehung zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 775.
- Hafen, f. Kettelbeck.
- Hallier, E., Die Vegetation auf Helgeland. 845.
- Joachim Heinrich Campe's Leben und Wirken. 352.
- Nordseestudien. 845.
- Halm, Elise, Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens. 291.
- Hamlet, eine deutsche Theaterbearbeitung desselben vom Jahre 1777. 850.
- Hammer, J., Kerne, liebe, lebe. 32.
- Hanser, R. F., Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. 669.
- Hansgirt, R. B., Begebnisse auf einem böhmischen Grenzschloffe. 519.
- Harlek, E., Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele. Herausgegeben von A. von Harlek. 745.
- Hartwig, G., Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. 567.
- Haupt, J., f. Albulenlied.
- Haus, das, auf dem Felsen. Von der Verfasserin von „Eine Kalle, um einen Sonnenstrahl zu fangen“ u. s. w. Frei nach dem Englischen von F. L. 433.
- Hawthorne, R., Miriam oder Graf und Künstlerin. Nach dem Englischen: Transformation. Deutsch von Clara Marggraff. 37.
- Ein Wunderbuch für Knaben und Mädchen. Frei bearbeitet von A. Strodtmann. 40.
- Haydn, Joseph, und sein Bruder Michael. Zwei bio-bibliographische Künstlerstizzen. 196.
- Heine, Heinrich, ein Brite über die literarische Bedeutung desselben. 646.
- und Ferdinand Lassalle. 798.
- „Heinrich VIII.“ im Prince's-Theater. 559.
- Hellmuth, E., Apoll von Hyanz. 590.
- Oesterreichs Lehrjahre 1848—60. 423.
- Helm, Clementine, Dackischens Leiden und Freuden. 291.
- Henneberger, A., Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen. 630.
- Heron, Henry, der Kapitän, und Herr van Haren. Von Heinrich Dünker. 477.
- Herrmann, A., Uchoklänge aus Venufia. Horazische Dichtungen in deutscher Liebersform. Als Anhang: Nachahmungen und Gegenstücke. 318.
- Hertz, W., f. Marie de France und Roslandslied.
- Hefetiel, G., Abenteuerliche Gesellen. 692.
- Fünf Bücher deutscher Gedichte. 822.
- Stille vor dem Sturm. 212.
- Hef, M., Rom und Jerusalem. 69.
- Hettner, F., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dritter Theil. Erstes Buch. 394.
- Heudung, G. E., Die Artinische Madonna. 369.
- Heysse, P., Neue Novellen. Vierte Sammlung. Zweite Auflage. 847.
- Hick, G., Accorde der Seele. 414.
- Hiemer, R., Zeit- und Lebensbilder. 256.
- Hilbrandt, J. G., Das Glück der Seidenzucht. 178.
- Hirsch, M., Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylien und Sahara. 649.
- R., Staub von der Reise. 919.
- Hobelin, E., Gedichte. 417.
- Höcker, G., Junge Anfänger. 589.
- Kaufmännische Carriären. 212.
- Hoefer, A., Ernst Moriz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts. 868.
- E., Ausgewählte Gesellschaft. 181.
- Der große Baron. 589.
- Eine Geschichte von damals. 585.
- In Sünden. 679.
- Unter der Fremdherrschaft. 781.
- Hoffmann, eine Erzählung desselben, von George Sand dramatisirt. 702.
- F. W., f. Guericke.
- Hofmann, F., Weihnachtsbaum für arme Kinder. Zweiundzwanzigster Jahrgang. 940.
- Holland, G., Erinnerungen an Ernst von Lausaulz. 353.
- Holtei, R. von, Der letzte Komödiant. 863.
- Hölty, F., Dfseebilder und Balladen. 415.
- Hopf, A., Marienblüten. 525.
- Horn, J. F., Fra Angelico. 420.
- M., Dämonen. 97.
- Houffe, L., Die Faust-Sage und der historische Faust. 77.
- Humboldt's, A. von, Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde. 61.
- Memoiren. 61.
- Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem berliner Leben von G. A. B. 844.
- Hurter, F. von, Wallenstein's vier letzte Lebensjahre. 669.
- Hussein-Ali-Mirza, Alforan der Liebe. Den Deutschen gewidmet von J. Altmann. 149.
- Hyacinthen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. 518.
- Immergrün, P. J., Herz, Welt und Vaterland. Zweite vermehrte Auflage. 416.
- Immermann, Der Oberhof. Illustrirte Ausgabe. 221.
- Iferlohn, Friedrich von (F. Bücker), Der Held auf Caprera. 818.
- Die Hochzeit des Marienkäfers. 419.
- Jesfordink-Roskniß, Erinnerungen aus Aegypten. 649.
- Jfing, W. von, Narr und Sänger. 92.

- Jacob, B., Hannovers Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813. 770.
- Jacobs — Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Götter. Mit einer Skizze von Götter's Leben herausgegeben von G. Dünker. 250.
- Jäger, H., Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts. 593.
- Jahn, J. V., Selbstvertheidigung. Mit einem Vorwort von G. Burckhardt. 72.
- G., Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 767.
- C., Ludwig Uhland. Vortrag. 513.
- Jahrbücher für musikalische Wissenschaft, herausgegeben von J. Chrysander. 502.
- Jean Paul, die ersten und einzigen Werke desselben. 702.
- zur Literatur über ihn. 834.
- Schriften von ihm in Uebersetzungen. 130.
- Jep, L., Die Perelen. 420.
- Jermann, F., Aus dem Leben eines Seemanns. 461.
- Johanna, Frauenleben. 820.
- Journalistik, die deutsche, Bewegungen auf dem Gebiete derselben. 58.
- Jubiläums-Kalender zur Erinnerung an die Kaiserkrönung des Königs vom 16. bis 19. October A. D. 1813. 780.
- Jung, H., Rosmarin oder die Schule des Lebens. 155.
- „Jünglinge vom Orléans“, eine neue. 391.
- Kaltenbrunner, K. H., Aus dem Traungau. 181.
- Karp, J., Geschichte der Sklaverei in den besetzten Staaten von Amerika. 147.
- Kästner, D., Gedichte in hebenbürgisch-jächsischer Mundart. 500.
- Katalog der Bibliothek des sel. Herrn Dr. Bernhard Beer in Dresden. 631.
- Kaulbach's Carion „Das Zeitalter der Reformation“. 782.
- Kennedy, E. V., A new pantomime. 605.
- Keller, F. E., Kürst Blücher von Wahlstadt. 552.
- Kleyn van Bittenhove, Baron, Aufzeichnungen des Kaisers Karl's des Fünften. In Deutsche übertragen von L. H. Barnkönig. 841.
- Kochen und Schulsprache, die deutsche. Ein theueres Kleinod der Nordfriesen im Herzogthum Schleswig. Von einem Friesen. 603.
- Klein, J. F., Fabiana. 420.
- Ida, Studien. 291.
- K., Zurückweisung der Tischrede No. 180's, insofern sie den G. Förster betrifft. 41.
- Kleide, G., Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Kunst. 941.
- Die menschlichen Leidenschaften. 666.
- G., Lied und Spruch. Zweite verbesserte Auflage. 417.
- Kraich, G., Die Schlacht bei Jena nach besten Quellen und Schriften. 185.
- Kropp, L., Tilly im Dreißigjährigen Kriege. 669.
- Krapp, H., Bilder der Vorwelt. 32.
- Kohl, J. G., Das Haus Seefahrt zu Bremen. 461.
- Köhler, R., Zu Heinrich von Kleist's Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Änderungen L. Tieck's und J. Schmidt's. 282.
- Kohlrausch, F., Erinnerungen aus meinem Leben. 616.
- Köhn von Jaelt, W., Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. 771.
- Die Schlacht bei Großbeeren. 771.
- Kolb, G. A., Die wichtigsten ältern Staatsproceße in England. 176.
- Koenig, G., Deutsche Familien. 196.
- König, L., Ulrich Zwingli. 281.
- König Mal und sein Weib. Jüdische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von G. Lebedanz. 825.
- Kortum, C. A., The Jobiad. A grotesco-comico-heroic poem. From the German by Ch. T. Brooks. 868.
- Köllin, K., Kestrel. Erste Hälfte. 265.
- Kraft, — Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Kraft's Denkwürdigkeiten bearbeitet von A. Gohn. 19.
- Kramer, G., Beiträge zur Geschichte A. G. Brande's, enthaltend den Briefwechsel Brande's und Spener's. 285.
- Kremer, H. von, Aegypten. Forschungen unter Land und Volk während eines zehn-jährigen Aufenthalts. 577.
- Krempelhuber, W. K. von, Durch Einsicht zur Geduld. 693.
- Krenker, J., Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—62. 785.
- Krieg, G. W., Vor 50 Jahren. 780.
- Kritik, neuere, zur Kennzeichnung derselben. 442.
- „Kritisch-literarisches Institut für Deutschland.“ 681 742.
- Krone, die. Ein Gedicht. 28.
- Kronig, A., Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. 780.
- Kuh, G., Dichterbuch aus Oesterreich. 416.
- Kulemann, A., Jüdisch. 826.
- Kunst und Handwerk. Ein Roman vom Verfasser der „Abenteuer eines Emporkömmlings“. 146.
- Künstlerleben in Deutschland. 538.
- Künzel, K., f. Avantüren und Schiller.
- Kürnberger, J., Novellen. Erster bis dritter Band. 57.
- Kurz, G., Deutsche Bibliothek. Erster und zweiter Band. — H. u. d. L.: Oseus von Burthard Waldis. 341.
- Ladendorf, H., Sechs Jahre Gefangenschaft unter den Folgen des Staatskrisen und der Kampf ums Recht in der „neuen Aera“. 176.
- Lamey, H., Gedichte. 32.
- Lamprecht, G., Historische Novellen. 391.
- Lancizolle, L. von, Gesessworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. 925.
- Landreiner, K., Pulschläge. 417.
- Lang, L., Die Sage vom heiligen Orakel. 296.
- B., Michel Angelo Buonarroti als Dichter. 757.
- Längin, G., Aus unserer Zeit. 525.
- Lasson, H., Johann Gottlieb Fichte im Verhältniß zu Kirche und Staat. 496.
- Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchentraume“ u. s. w. 291.
- Leonhardi, G., Ritter Johannes Güler von Weined. 831.
- Leonhardt, K. G., Werthwürdige Ereignisse und denkwürdige Anecdoten aus der Zeit vor, während und nach der Leipziger Völkerschlacht. 780.
- Lewald, Hanns, Gesammelte Novellen Erster und zweiter Theil. 429.
- Neue Lebensgeschichte. Dritte Abtheilung: Befreiung und Wanderleben. 429.
- Liddforde, W. G., Beiträge zur Kenntniß von dem Gebrauche des Konjunctives im Deutschen. 443.
- Liebenau, G. von, Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. 592.
- Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Vermaßen der Originale übertragen u. f. w. von A. Strodtmann. 165.
- Litawch, A., Kiegeschwanme. 92.
- Lindau, P., Rachel Reiz. 663.
- Lindner, G. C., und J. Frauenstadt, Arthur Schopenhauer Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung; und: Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke. 801.
- Lippe, G. Graf zur, Ojizaren-Buch. 772.
- Literatur, deutsche, im Auslande 1797 und 1863. 900.
- Literatur, deutsche, in Siebenbürgen. 498.
- Literature, the, of Bohemia. (Artikel der „Westminster review“.) 128.
- Literaturgeschichte, die deutschen, und die deutsche Journalistik. 870.
- Literatururtheile, französische. 887.
- Lobed, Christian August. 848.
- Lobedanz, G., i. König Mal.
- Lobgedicht auf König Ludwig von Baiern. 666.
- Löffler, K., Das Leben der Blume und der Frucht. 13.
- Melanie, Gebt unserm Gott die Ehre! 31.
- Löcher, F., Historische und biographische Erläuterungen zu Wilhelm von Kaulbach's Zeitalter der Reformation. 782.
- Jakobaa von Baiern und ihre Zeit. Erster Band. 337.
- Loze, G., Mikroskosmos. Zweiter Band. 485.
- Löwenthal, G., Deutsche Kritik vom neuen Datum. 681.
- Lubjasky, F., Deutsche Feiertagende Kalender und festlicher Band. 331.
- Lüderke, K., Die Kimmung. 826.
- Ludwig, K., Geogenische und geographische Studien auf einer Reise durch Rußland und den Ural. 662.

- Lukas, J., Schüler, sein religiöser Fortschritt und sein Tod. 553.
- Luther, O. A., Die deutschen Freiheitskriege 1813—15. 765.
- Lyrit, neufranzösische. 427.
- Macé, J., Ein Mund voll Brot. Aus dem Französischen. 13.
- Macha's, R. G., ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmischen übertragen von A. Walsbau. 164.
- Magyar, L., Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57. Aus dem Ungarischen von J. Hunselvy. Erster Band. 649.
- Mähly, J., Frieden. 26.
- Sebastian Castellio. 201.
- Maldeghem, D. Graf von, Gedichte. Ausgewählt von J. C. Guntbert. 415.
- Maltig, G. von, Leibniz und die beiden Kurfürstinnen. 458.
- Mann, F., Georg Forster. 41.
- Männer, die, des Volks in der Zeit deutschen Klenb. 1805—13. Nach Briefen und Memoiren. 767.
- Männer, die, vom Leder. Socialer Roman in sechs Bänden vom Verfasser der „Ritter der Industrie“, „die Leute der Amtsküche“ u. s. w. 310.
- Marbach, D., f. Ribungenlied.
- Maercker, F. A., Erinnerungen. (Der Gedichte dritter Band.) 29.
- Margeliff, K. Freih. von, Prager Dombild. 415.
- Marggraff, Elisabeth, Aus Palast und Hütte. 940.
- Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebesagen, übersetzt von W. Herz. 317.
- Maron, G., Japan und China. 785.
- Martens, G. von, Vor fünfzig Jahren. 487.
- Marr, F., Gemüth und Welt. 34.
- Märzroth, Spatzvogel. 844.
- Materialismus, der moderne deutsche, eine französische Kritik über ihn. 700.
- Matter, M., Saint-Martin, le philosophe inconnu, sa vie et ses écrits, son maître Martinez et leurs groupes. 328.
- Mauert, Lebenswecker = Novellen. I. Ein Doctor ohne Diplom. 812.
- Mebing, R. G., Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart. 925.
- Meerheimb, K. von, Fuß Dänemark und Kopenhagen! 935.
- Meißner, L., Neue Harfenklänge. 823.
- Meißner, A., Charaktermasken. Zweiter und dritter Band. 918.
- Schwarzgelb. Erste und zweite Abtheilung. 344.
- J. C., Gedichte. 27.
- Melanchthon's Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Ch. Oberhey. 318.
- Menge, I., Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. 357.
- Merkel, W. von, Kleine Studien. 331.
- Merz, P., Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. 925.
- Messerer, F., Gemüthliche Dorfgeschichten. 538.
- Meyer-Merian, L., Us der Heimet. 600.
- Meyr, M., Gott und sein Reich. 487.
- Michalowska, Angelika von, Nach Gottes Rath. 418.
- Michelant, G., Renaus de Montauban oder die Gaimonskinder, altfranzösisches Gedicht, nach den Handschriften zum ersten mal herausgegeben. 559.
- Minnich, J. A., Reisebilder aus Spanien. 217.
- Möbius, P., Bar Kochba. 507.
- Mohr, Clara, Ein Eiderfranz. 416.
- Moleschott, J., Physiologisches Skizzenbuch. 47.
- Zur Erforschung des Lebens. 287.
- Möllhausen, D., Der Mayordomo. 966.
- Mollke, M., Der vierte Juli 1776. 1826.
1851. Gedicht. 819.
- Morell, R., Die Helvetische Gesellschaft. 733.
- Morin, G., Stern und Rose. 825.
- Mosen, Julius, für denselben. 298.
- Mosenthal, S. G., Die deutschen Romantanten. 507.
- Mühlbach, L., Franz Rákóczy. 589.
- Kaiser Leopold der Zweite und seine Zeit. 588.
- Mühlfeld, J., Ehre. 589.
- Gefangen und befreit. 586.
- Mittel und Zweck. 677.
- Müller, M., Oliver Cromwell, Protector von England. 286.
- N., Zehn gepanzerte Sonette. 415.
- O., Gehof und seine Schüler. 557.
- W., von Königswinter, Vier Burgen. 259.
- Aschenbrödel. 389.
- Murger, H., Histoire pour servir à l'histoire de la vraie Bohème. 128.
- Scènes de la Bohème. 128.
- Mügelburg, A., Der Erbsreit. 238.
- Der Himmel auf Erden. Erstes bis siebzehntes Heft. 915.
- Mylius, D., Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten. 57.
- Gravenack. 16.
- Neue Pariser Mystereien. 420. 915.
- Nachdruckproceß, ein, in Bremen. 390.
- Nachtviolen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. 518.
- Nachtwolken und Lichtstrahlen. Originalnovellen für Freunde schauerlicher, wie heiterer Anregung. Aus den Papieren eines Mykifers. Herausgegeben von G. Nicolai. 496.
- Nagel, K., Ueber die Entdeckungsexpediten im mittlern Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel. 649.
- Nahlowitz, J. W., Das Gefühlleben. 749.
- Naturwissenschaften, die gesammten. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Müller, Masius, Moll, Nauck, Roggerath, Duenstedt, Romberg und von Rusdorf. Eingeleitet von G. Masius. Zweite verbesserte und bereicherte Auflage. 200.
- Neomarchicus, f. Angelus Neomarchicus.
- Nettelbeck, Joachim, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet, herausgegeben von J. E. C. Paten. Dritte Auflage. 367.
- Nes, R., Deutschland und Rom. 420.
- Neuburger, R., Ein Mädchen aus dem Volke. 538.
- Neubürger, C., Eyrisches und Satirisches. 28.
- Neufirch, J. C. E., Naturbilder aus dem Insektenleben. 14.
- Neumann, C., Gedichte. 823.
- Nibelungen, die. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr. 134.
- Nibelungenlied, das, aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von C. Bürger. 137.
- Nibelungenlied, das. Neuhochdeutsche Uebersetzung von D. Marbach. 133.
- Nibelungenliedes, des, erste Hälfte: Siegfried und Kriemhilde. Des Nibelungenliedes zweite Hälfte: Kriemhildens Rache. Aus dem Mittelhochdeutschen volkstümlich übersetzt von L. Gerlach. 137.
- Nicolai, G., f. Nachtwolken.
- Nohl, L., Der Geist der Tonkunst. 193.
- Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. 194.
- Norden, Marie, Columbus und seine Zeit. 590.
- Nordheim, G., Eva. 291.
- Rotter, F., Ludwig Uhland. 513.
- Novellen, preussische. Von einem Nichtbekannten. 173.
- Delbermann, G., Germanische Melodien. 414.
- Oltrogge, R., Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 394.
- Oppermann, A., Ernst Rietschel. 721.
- G., Blumen am Wege. 33.
- Ostereier für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Essig oder Senf, zu verspeisen im Jahre 1863. 845.
- Otto, Luise, Die Schulknechtstöchter von Nürnberg. 589.
- Kunst und Künstlerleben. 658.
- Palbamus, F., Deutsche Dichter und Prosaisien von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Zweite Abtheilung. Von Klopstock bis Schiller. (Unter Mitwirkung von W. Stricker.) Erster und zweiter Band. 465.
- Pape, J., f. Eper.
- Parlament, das frankfurter, eine englische Stimme über dasselbe. 762.
- Pasquét, G., Goethe's Theaterleitung in Weimar. 626.

- Batzli, A., Geschichte Oesterreichs. Erste Lieferung. 423.
 Baumig, F. C., Die Freiheitskriege in Charakterbildern. 767.
 Becht, J. i. Goethe's Gallerie.
 Belangus, R., Scherz und Ernst. 495.
 Bergmann, E., Ball. Ein Romanzen-Album aus Ungarn. 418.
 Bern, M., Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. 487.
 — Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen. Supplement zu des Verfassers „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“. 487.
 Peters, A., General Dietrich von Miltitz, sein Leben und sein Wohnsitz. 571.
 Farrants, G., Schein und Sein. 738.
 Heißer, K., Der Dichter des Nibelungenliedes. 260.
 — Ludwig Uhland. Ein Nachruf. 93.
 Hing, K., Das preussische Landwehrbuch. 814.
 Hinkel, L., Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrhundert oder: Der Patriarch Cyrillus Lucaris und seine Zeit. 383.
 Piemontese Volkslieder. 42.
 Hinz, L., Wat för'n Winter. 602.
 Hirsau, W., Die Freiheitskriege. 767.
 Hirsau, literarisches. 833.
 Hirsau, der neue Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. C. Hölz und W. Hering (W. Hering). Fortgesetzt von A. Bollert. Einunddreißigster und zweiunddreißigster Theil. Dritte Folge. Siebenter und achter Theil. 169.
 Hirsau, der sächsische. Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle. Von einem Kriminalbeamten. Erster bis dritter Band. 169.
 Hirsau, deutsche, in älterer und neuerer Zeit. 679.
 Hirsau, Elise, Unsere Pilgerfahrt von der Kinderkufe bis zum eigenen Herd. 436.
 Hirsau, J. Döring.
 Hirsau, die deutsch-amerikanische. 150.
 Hirsau, P., Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock. Erster Halbband. 761.
 Hirsau, F. J., Bugacow. 587.
 — Ein böhmischer Student. 589.
 Hirsau, W. J., Die literarischen Majestäten. 278.
 Hirsau, K., Menschen und Bücher. 465.
 Hirsau, M. D., Maffin und Schmetz verjährt von e. menschlichen Gochem. 844.
 Hirsau, G. zu, Brandenburgische Geschichte. 820.
 — Novellen. 811.
 Haabe, W. (Jakob Corvinius), Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. 714.
 — Verworrenes Leben. 179.
 Haube, G., Durch zwei Menschenalter. 84.
 Rapp, M., Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst. 917.
 — Studien über das englische Theater. Erste und zweite Abtheilung. 561.
 Rappaport, M., Bajazzo. 624.
 — Hebräische Gesänge. 525.
 Rapp, H., Alexander von Humboldt. Fünfter bis sechster Band. 61.
 — Der Fluss unserer Zeit. 915.
 — Der Raub Straßburgs im Jahre 1681. 344.
 — Theodor Körner. 781.
 Rapp, K., Ein Nestik alte, reingehaltene Marzgrößer. 600.
 Redwitz, O. de. Amaranth. Traduit de l'allemand par A. de L. 866.
 Reichenbach, K. Freiherr von, Ethische Vorgehenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862. 487.
 Reichenberger, A., Eine kurze Rede und eine lange Rede über Kunst. 762.
 Reimann, K., Maiglöckchen. 417.
 Reindens, J., Wunderlich und Kluge. 827.
 Reinhard, A., Julius Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg. 590.
 Reinwald, L., Dunkle Jünglinge. 629.
 Reismann, A., Von Bach bis Wagner. 193.
 Reigel, K., Naturblätter. 821.
 Remusat über die Mission der Schriftsteller. 114.
 Renan, E., Vie de Jesus. 594.
 Retcliffe, Sir J., Sehn Jahre! — A. u. d. L.: Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Zweiter Abschnitt. Erste Lieferung. 420.
 Reuchlin, F., Lebensbilder zur Zeitgeschichte. III.: Geschichte Napoleons während der letzten 70 Jahre, dargestellt am Leben der Generale Moreau und Wilhelm Deye. 521.
 Reumont, A., Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia. 588.
 — Zeitgenossen. 481.
 — und G. B. Vieuxneur. 534.
 Reviews, internationale französische. 739.
 Revue continentale. Sciences morales, histoire, littérature, beaux-arts. 739.
 Neue deutscher Zeitschriften. Von Emil Müller-Samowegen. 362.
 Raymond, W., Etudes sur la littérature du second empire français depuis le coup d'état du deux décembre. 315.
 Rheinert, A., Das Lied vom Rhein. 35.
 Richard, A. B., Licht und Schatten. 219.
 Richter, K., Eine Liebesgabe in schwäbischer Mundart für Jedermann. 600.
 Riehl, W. F., Geschichten aus alter Zeit. Erster Band. 809.
 Rien ne va plus. Ein Apocryphe in vier Abtheilungen. 922.
 Ring, M., Vaterländische Geschichten. 537.
 Ringler, G., Gedichte. 821.
 Ringler, G., Die Götter. 506.
 Ritter, K., Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin. Herausgegeben von G. A. Daniel. 681.
 „Ritterspiegel“, der. (Ein Moratocor des spätern Ritterthums. Von Heinrich Rückert.) 898.
 Robe, Ludwig der Fromme. 510.
 Röchner, H., Zwei Weihnachten. 182.
 Robenberg, J., Die Straßensängerin von London. 686.
 — Stilleben aus London. Zweite durchgesehene Auflage. 687.
 Roeder, W. G., Der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis. 831.
 Rolandelied, das. Das älteste französische Epos. Uebersetzt von W. Herz. 226.
 Roosen, B. G., Das evangelische Trostlied und der Trost evangelischen Liedes um die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. 761.
 Roquette, L., Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmalen bis auf die neueste Zeit. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. 394.
 Roscoe, W., Leben des Lorenzo de' Medici genannt der Prachtige. Nach der achten Auflage des englischen Originals deutsch bearbeitet von F. Spielhagen. 125.
 Rose, die träumende, oder Rantschen Wind- beissen, sein Leben und Schicksal. 28.
 Roskowsky, Marie von, Alte Jungfern. 645.
 — Polnische Ritter. 585.
 Roth, A., Finsteraarhornfahrt. 403.
 — Gletscherfahrten in den Berner Alpen. 403.
 Rothfels, Emmi von, Ein Roman in Nor- dener. 713.
 Rückblick auf das Literaturjahr 1862. Von Hermann Marggraf. 1.
 Rüster, G., Gedichte. 818.
 Ruge, A., Aus früherer Zeit. Erster und zweiter Band. 321.
 Runge, K., Sängers Wallfahrt. 36.
 Hubert, F., Krime und Silber aus dem Rathsfeller und der Künstlerhalle in Bremen. 35.
 Ruvius, L., Aus dem deutschen Volks- leben. 259.
 — Im Westen. 181.
 Rüdow, W., Der italienische Krieg von 1848 und 1849. 373.
 — Der italienische Krieg 1860 politisch- militärisch beschrieben. (Des „Italienischen Kriegs“ zweiter Band.) 377.
 Sachs, G. F. G., Gedichte. Nebst einer Auswahl nachgelassener Gedichte seines Sohnes R. Sachs. 525.
 Salomon, G., Selbstbiographie. 644.
 San-Marie (H. Schulz), Parnass-Studien. Erstes Heft. 227.
 Sanson, G., Geheimnisse des Schaffots. Erster Band. 171.
 Schacht, W., Wissenschaft und Mystik. 487.
 Schaefer, J. B., Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. Neunte verbefserte Auflage. 394.
 „Scharfschützen der Presse“, die. 166.
 Scheide, L., Die Grenadiere der Kaiserin. 344.
 Scherfgen, B., Natur, Liebe, Leben. 36.
 Scherner, K. A., Unabdingungen auf dem Gebiete der Seele. Erstes Buch. — A. u. d. L.: Das Leben des Traums. 749.

- Scherr, J., i. Ribelungen.
— Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden. Erster Band. 549.
— Rosa Zurek. 584.
Schere, G., Phrenologische Reisebilder. 869.
Schid, L., Raubgold und Raubkinder. 35.
Schiller, F. von, Ich habe mich raffen lassen. Ein dramatischer Scherz. Herausgegeben von R. Künzel. 182.
— ein angebliches Gedicht desselben auf Napoleon. 390.
— Charlotte von, und ihre Freunde. Zweiter Band. 837.
Schiller's „Piesco“, ein Urtheil darüber vom Jahre 1788. 921.
Schiller-Stiftung, die, und ihre Aufgaben. 607.
Schipper, L., Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet u. s. w. 561.
Schirmer, A., Saisongeschichten. 331.
Schlagintweit, C., Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. 858.
Schlesischer Musenalmanach für 1862. Herausgegeben vom Schlesischen Dichtersfränzchen in Breslau. 25.
Schleswig-Holstein. — Ein Dugend Kampflieder für Schleswig-Holstein von F—r. 958.
Schloenbach, A., Garibaldi-Lieder. 418.
Schmarba's, L. K., Reise um die Erde in den Jahren 1853—57. 117.
Schmid, H., Alte und neue Geschichten aus Baiern. 645.
— Der Kanzler von Tirol. 797.
— Mein Eben. 258.
— L. Das Gesetz der Persönlichkeit. 485.
Schmidt, F., Deutsche Rationalbibliothek. 409.
— Preußens Geschichte in Wort und Bild. Erste bis achte Lieferung. 424.
— M. H., i. Gesang. 821.
— D., Gedichte. 821.
Schmidt-Weissenfels, Biographische Skizzen und Charakternovellen. 919.
— Oesterreichische Zustände. 18.
— Preussische Landtagsmänner. 919.
Schmieder, H. C., Karl Friedrich Göschel, Dr. jur. weiland Präsident des Konsistoriums der Provinz Sachsen. 831.
Schnase, K., Bildung und Christenthum. 236.
Schneeglöckchen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. 518.
Schneiderwirth, J. H., Die persische Politik gegen die Griechen seit dem Ende der Perserkriege. 665.
Schnell, F., Aus dem Leben eines preussischen Schulmannes der Pestalozzi'schen Schule. 594.
— Das Seelenleben des Menschen. 745.
Schniger deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften. 334.
Schneurranten, die. Vom Schalksnarren Ido. 92.
Schöber, G., Erinnerungen an Preußens ostafrikanische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 und 1862 u. s. w. 785.
Scholl, K., Die Brüder. 29.
Schott, S., Sterben und Unsterblichkeit. 749.
Schradar, A., Garten und Wald. 941.
Schregel, F., Der Fürstensohn. 588.
Schriftstellerlagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. 682.
Schroder, F., Ueber die moderne Bildung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 236.
Schroter, Johann Heinrich, der Kirchenliederdichter. 131.
Schubert, G. H. von, Die Symbolik des Traums. Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. H. Rantke. 749.
Schuchardt, C., Goethe's italienische Reise. 925.
— Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben. 925.
Schücking, L., Eine Actiengesellschaft. 714.
Schuller, J. C., Aus den Papieren eines alten Verfeimannes. 500.
— Zur Kunde flebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelte. 500.
Schulte, C., Gedichte. Zweite Auflage. 415.
Schulz, G., Gedichte. 34.
Schwanenfeld, F. von, Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. 438.
Schwarz, K., Predigten aus der Gegenwart. Zweite Sammlung. 45.
Schweller, A., Was ihr wollt. 822.
Schwerin, Agnes Gräfin, Die Waffen des Lichts. 473.
See, Gustav vom (G. von Struensee), Herz und Welt. 130.
— Wogen des Lebens. 954.
Seifart, K., Wanderungen und Skizzen. 404.
Semmig, F., Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter, nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. 439.
Sengelmann, H., Soli Deo Gloria. 524.
Senger, Emma, Poesien. 819.
Sepp, Jerusalem und das heilige Land oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. Erste bis dritte Lieferung. 231.
Sewell, G., Lante Sarah oder Lebenserfahrungen. Eingeleitet von G. H. von Schubert. 609.
Shakspeare, zwei französische Urtheile über ihn. 263.
Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Deutsch von H. von Blehwe. 561.
— Dessen Sonette in deutscher Nachbildung von F. Bodenstedt. 561.
Shakspeare-Literatur, englische Beiträge zu derselben. 906.
Silberstein, A., Hercules Schwach. 92.
Sievert, Auguste, Der grüne Winkel. 495.
Simrock, K., i. Beowulf.
Sivers, J. von, Aus beiden Welten. 417.
Skizzen aus Dorpat. Von einem alten dorpater Studenten. 920.
Smetana, A., Geschichte eines Excommunicirten. Selbstbiographie. Aus dem Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorworte von A. Reizner. 644.
Smidt, H., Saat und Frucht, oder Bauersleute und Schifferleute. 519.
Snell, K., Die Schöpfung des Menschen. 956.
Solitaire, M. (M. Rürnbergger), Diana Diaphana. 97.
Söhl, J. M., Der Untersberg. 257.
Sommer, F., Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Zweite Auflage. 771.
Souday, E. F., Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Dritter und vierter Band. 717.
Spee, F. von, Der Trugnachtigall Lieder der Liebe und des Lobes Gottes (in zwei Abtheilungen); umgedichtet in die Sprache unserer Zeit von J. Pape. 31.
Spielhagen, F., Kleine Romane. 386.
— Problematische Naturen. Zweite Auflage. 904.
— Durch Nacht zum Licht. (Fortsetzung von „Problematische Naturen“.) Zweite Auflage. 904.
Spielmann, C., Ismael. 310.
— L., Schloß Brandt. 518.
Spinoza in England. 743.
Spitta, K. J. P., Nachgelassene geistliche Lieder. 27.
Sprache und Sprachwissenschaft, deutsche, in Schweden. 443.
Stadelmann, A., Karl von Wulffen. 829.
Stahr, A., Liberius. 873.
Steffann, C., Gott ist mein Heil. 609.
Stein, Charlotte von, Dido. Tragödie. 742.
— L., Der Knabenraub zu Carpentras. 510.
— D., Die Erbin von Lotonsky oder Bruder und Schwester. 310.
— P., Die Braut im Kloster. 886.
Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 692.
Sterne, C., Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand. 383.
Stieglitz. — Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von L. Gurge. 706.
— Erinnerungen an Charlotte. Von Heinrich Stieglitz. Aus den Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von L. Gurge. 706.
Stift, A. von, Drei Bücher vom Geiste. 537.
Stöber, K., Die barmherzigen Steine. 331.
Stolze, F., Sämmtliche Gedichte. Erster Theil. — A. u. d. T.: Gedichte in hochdeutscher Mundart. 416.
Storm, L., Auf der Universität. 331.
Straß, K. H. H., Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orléans. 371.
Sträter, L., Die Composition von Shakspeare's Romeo und Julia. 561.
Streifzug, ein, der Lügow'schen Reiterjäger und der Ueberfall bei Rigen. Geschildert von einem alten Lügower. 770.
Struve, H. von, Zur Enttöhung der Seele. 745.
Stugau, K., Die Kunst des Lebens froh zu werden. 695.
Sturm, J., Für das Haus. 525.

- E. d. m. v. M. von (Emma Riendorf),** Spanische Liebesgeschichten. 291.
— Unter drei Geschichten ist Grad gewachsen. 310.
Sagunet, August, Dr., Der Mensch und der Parast. 845.
Sarf, C., Der Boden der Stadt Wien nach seiner Bildungswiese, Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben. 659.
Tagebuch eines Engländer's aus dem Feldzuge der Confederirten in Pennsylvanien 798.
Tannengrün und Edelweiß. 31.
Taschenbuch, historisches. Herausgegeben von J. von Kummer. Vierte Folge. Dritte Jahrgang. 246.
Tara, Gustav von, János von Rosenberz, genannt von Falkenstein. 587.
Tausend u. ausgewählte Werke. Aus dem Sammelbanden von C. Kobenzl. 166.
Tscherning, J. W., weiland königlich preussischer Hofrath u. s. w. literarischer Nachlaß herausgegeben von F. Dingelstedt. 87.
Temme, J. D. H., Dunkle Wege Zweite Auflage. 173.
— Scherzort. 629.
Thalman, G., Ein Reiz der deutschen Aelte auf einer Reise um die Erde. 785.
Thien, M. Ritter von, Erinnerungen aus dem Lebensleben eines zweiundachtzigjährigen Veteranen der österreichischen Armee. 77.
Thierich, August, ein Beitrag zur Biographie des Helden. 407.
Thurn, A. W. von, Roseblätter. (Zweite, stark vermehrte Auflage des „Portischen Alpha und Beta“.) 820.
Thubert, J. G. W., Aus meinem Leben. Herausgegeben von R. G. W. Schiller. 272.
Trübendorf, R., Aus dem heiligen Lande. 231.
Tschichow's, A. J., Iyrische Gedichte. In den Versmaßen des Originals dem Aufsatzen nachgedichtet von F. Hof. 164.
Todtenfeier, die, auf der Waise bei Leipzig. 180.
Tonnelle, Alfred, als Uebersetzer aus dem Deutschen. 522.
Trojan, W., Russlands Erstes Jahrtausend. Ein russisches Gedicht. 441.
Tromm, J., Begehrbärchen. 520.
Tross, E., Cent cinq rondeaux d'amour publiés d'après un manuscrit du commencement du XVI^e siècle. 921.
Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen. 12.
und, ein französischer Nachruf an ihn. 78.
— eine Charakteristik desselben von Augustin. 262.
— eine englische Stimme über ihn. 558.
Uhlant's Abhandlung „Zur Geschichte der Freischützen“. 335.
— Dessen Beiträge zu Pfeiffer's „Germania“. 22.
Uhlant's Feiern in Berlin, eine französische Stimme über dieselbe 222.
Uhlig von Uhlenau, C., Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. 771.
Vagabunden, moderne. Hamburg-Reise eines Abenteurers. Seitenstück zu R. von Helstet's Vagabunden. 92.
Varnhagen's „Tagebücher“, eine englische Stimme über dieselben. 239.
Veneta, Mathilde, Grafsame Stunden. 525.
Vereina, Sophie, Photographien des Herzogs. 656.
Verfälschung der Geschichte im Jugendunterricht. 943.
Villermont, Graf von, Lilly oder der Dreißigjährige Krieg von 1618—32. 669.
Vilmor, C., Zum Verständnisse Goethe's. Zweite Auflage. 925.
Virchow, R., Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. 925.
Vogt, R., Nordfahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordcap, den Inseln Jan Mayen und Island u. s. w. von G. Berna u. a. 731.
Vollgesang, deutscher, im 14. Jahrhundert. 502.
Vonbank, J. G., Sonette. 415.
Vorberg, R., Die Emigranten. 178.
Verträge, öffentliche, gehalten von einem Verein akademischer Lehrer zu Markburg. Erste Abtheilung. 199.
Wachenhufen, P., Die bliche Gräfin. 238.
— Nur ein Weib. 310.
Wachemuth, W., f. Archiv.
— Geschichte deutscher Rationalität. Zweiter und dritter Theil: Die deutschen Volksstämme insbesondere. 759.
Wachter, Anna von, Der weibliche Verstand. Gedanken einer Frau. Frei nach dem Englischen. Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth. 435.
Wadernagel, R., Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Erste bis vierte Lieferung. 761.
Wagemann, L. R., Wisse und wolle! Sapere aude! 238.
Wagner, A., Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. 629.
— H., Die neuesten Entdeckungstreffen an der Westküste von Afrika. 941.
— Rich, „Zukunftsmusik.“ Brief an einen französischen Freund als Vorwort zu einer Prosa-Uebersetzung seiner Operndichtungen. 192.
— Rud., Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunktionen. Zehnte Reihe (In den „Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“.) 749.
Walbau, J., Kleine Phantasien über deutsche Lieder. 331.
Waldeck'sche Briefe. 354.
Waldburg, H. von, Himmel und Hölle der Liebe. 30.
Waldis, H., f. Kurz.
Waldmüller, Robert, Beht Hanfen. 574.
Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechshundertjährigen. 113.
Wander, A. H. W., Deutsches Sprichwörter-Perikon Erste und zweite Lieferung. 541.
Wattenbach, eine Erklärung desselben. 42.
Weber, H., Lieder eines Suchenden. 529.
— R. von, f. Archiv.
Wederer, H., Zur Sprachwissenschaft. 151.
Wegweiser, literarischer, zunächst für das katholische Deutschland; redigirt von F. Hülskamp und H. Kump. 646.
Wehl, F., Fliegender Sommer. 920.
— Unheimliche Geschichten. 630.
Wendt, P., Kolberg 1807, oder Helldunkel und Bürgerthum. 509.
Berner, H., Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. 785.
Wenke-Ginde, A. von, Stimmen aus der Zeit. 414.
Whitty, E. M., Friends of Bohemia. 128.
Wichmann, K., Wanderungen in Schottland. 217.
Wieduwilt, G., Aus dem Hapkau Erstes Bändchen. 659.
Wieland's „Abderiten“ französisch. 683.
Wiese, B. von, Die Familie Friedemann. 73.
Wietersheim, G. von, Geschichte der Wölferwanderung. Zweiter und dritter Band. 30.
Wiggers, J., Vierundvierzig Monate Unternehmungshaft. 176.
Wilken, P. J., Am Hofe. 212.
— Ammann von Koffel und seine Familie. 146.
— Drei Freunde. 73.
— Krumme Wege überall. 56.
— Verirrte Herzen. 715.
Wild, A., Die Niederlande. 555.
Wilhelm, Herenproceß aus dem 17. Jahrhundert. 168.
Willagen, P. J., Gedichte. Zweite Sammlung. 31.
Willkomm, G., Am grünen Tische. 173.
— Aus deutschen Gauen im Süd und Nord. 478.
— Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz. 175.
— Männer der That. 73.
— Stalaktiten. 630.
Wilson, M. R. de, Gedichte. Erstes Bändchen. 32.
— J. E., Westafrika geographisch und historisch geschildert. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. 649.

- Winterfeld, A. von, Das Mannes P...s von Brüssel. Zweite Auflage. 92.
 — Der Lieutenant Falkraff und wie es ihm bei den Damen erging. 659.
 — Geheimnisse einer kleinen Stadt. 212. 844.
 Wirth, M., Theophile. 331.
 Wittwer, B. C., Alexander von Humboldt. Zweite Lieferung. 61.
 Wochenblatt, Stuttgarter literarisches, redigirt von L. Seeger. 646.
 Wolf, Hedwig (Luise Thal), Novellen und Erzählungen. 492.
 Wolfram, L., Dissolving views. Zweite Auflage. 97.
 Wolfram von Eschenbach, Parival. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von San-Marte (A. Schulz). Zweite verbesserte Auflage. 140.
 Wolffohn's „Russische Revue“, aus derselben. 718.
 Wolzogen, A. Freih. von, Aus Schinkel's Nachlaß. 936.
 — Wilhelmine Schröder-Devrient. 301.
 Wuttke, H., Die Völkerschlacht bei Leipzig. 772.
 Zarnde, Friedrich, über Jakob Grimm. 814.
 Zeising, A., Hanse und Baisse. 914.
 Ziegler, K., Aus vergangenen Tagen. 143.
 Ziemssen, L., Vergangene Tage. 259.
 Zille, M., Virgil's Aeneide. Probe einer neuen Uebersetzung. 370.
 Zoller, E., Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel, nach Feuilleet de Conches. 425.
 Zu dem Worte „ereren“. 870.
 Zur deutschen Gründlichkeit. 406.
 Zur hebräischen Literatur. 631.
 Zusner, B., Im Walde. 417.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1862. Von Hermann Marggraf. — Servinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands. Von Aurelio Buddens. — Physiologische Bilder. Von Heinrich Strauß. — Zur Charakteristik des modernen Romans. Von Adolf Sonnenburg. — Stoffreiser eines unglücklichen Genies. Von Emil Müller-Samswegen. — Zeitgeschichtliche Bilder aus Oesterreich. — Denkwürdigkeiten eines deutschen Kaufmanns. — Wanderungen in Süddeutschland. — Notizen. (Ein Brief über Deutschland und des frankfurter Schützenfest; Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's „Germania“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1862.

Die Massenhaftigkeit der literarischen Production ist in Deutschland, dank den vielen Pressen und Federn, die beschäftigt sein wollen, fortbauend eine ungemein große und grenzt an Ueberproduction. Läßt sie in der einen oder der andern Gattung auch einmal etwas nach, so darf man darauf gefaßt sein, daß sie auf einem andern Gebiete nur um so mächtiger anschwellen wird. Denn der Buchhandel pflegt sich heutzutage wie die Waarenfabrikation mit aller Macht auf irgendeinen Modeartikel zu werfen, dem dann die speculativen und erfindungsreichen unter den Verlegern irgendeine neue Seite oder Façon abzugewinnen suchen, um die Neugierde und Nachfrage des Publikums zu reizen. Man belauscht den Geschmack des Publikums, man experimentirt mit ihm, und wenn dann ein solches Experiment einschlägt, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ähnliche Unternehmungen sehr bald in Massen aus dem fruchtbaren Ackerfeld des deutschen Buchhandels aufzusteigen werden. Die Variationen bei solchen Concurrnzwerken sind meist nur sehr geringer, oft nur typographischer Art; denn die typographische Ausstattung ist, dem heutigen auf äußerliche Luxusgegenstände gerichteten Zeitgeschmack entsprechend, auf verschiedenen Gebieten der literarischen Production das Ausschlaggebende geworden; das zierliche Bücherbret und der Salontisch, dessen Fläche dem Auge oft eine wahre Ausstellung typographischer Kunstwerke darbietet, haben allmählich einem ganz neuen literarisch-kunstlichen Fabrikationspreis im Buchhandel Entstehung gegeben und weite Ausbreitung verschafft. Zu der Zeit, als die Gelehrten noch an ihren eigenen Tischen auf kleinen Sesseln saßen und schwere, wie aus Eichenholz

gearbeitete, mit Ketten oder Schnallen verschlossene geheimnißvolle Folianten zu ihren Füßen aufgeschapelt hatten, da wären solche zarte Pracht- und Illustrationswerke, die man kaum mit dem Finger zu berühren wagt, nicht möglich gewesen; heutzutage haben selbst die Studierzimmer unserer Gelehrten im Arrangement etwas vom Puzzimmer angenommen, und so erleben wir vielleicht noch die Zeit, wo auch die mehr wissenschaftlichen Werke, wie Alexander von Humboldt's „Kosmos“ oder Servinus' fünf-bändige Literaturgeschichte in lauter Miniaturbändchen mit Goldschnitt und andern typographischen Zierathen erscheinen werden, um in die Studiersalons unserer Gelehrten Eingang zu finden.

Freilich will man behaupten, daß der Werth der Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der poetischen Production, mit diesen Entwicklungen der typographischen Kunst nicht gleichen Schritt halten. Wir geben dies zu, erinnern aber auch im allgemeinen daran, daß doch selbst auf dichterischem Gebiete noch manches erscheint, was, wenn es im vorigen Jahrhundert erschienen wäre, von unsern Literaturhistorikern so gut unter die hervorragenden Werke der Zeit gerechnet werden würde, wie Ramlers „Oben“, oder Gerstenbergs „Ugolino“, oder Leisewitz' „Julius von Tarent“, oder Lessing's „Miss Sarah Sampson“, oder Christian Ewald von Kleist's „Frühling“, oder Gessner's „Idyllen“, die damals noch mehr angestanden, bewundert und übersetzt wurden als gegenwärtig Auerbach's Dörfergeschichten, oder J. J. Engel's Roman „Lorenz Starck“, der sicherlich kein geringeres Aufsehen machte als in unserer Zeit Freytag's „Soll und Haben“ und trotzdem gegenwärtig noch kaum von jemand gelesen wird. Aber was vor Schiller, Goethe und den Hauptwerken Lessing's epochemachend war, würde dies in unserer Zeit

nicht mehr sein können, wozu die Gründe so auf der Hand liegen, daß wir uns über sie nicht ausführlicher verbreiten dürfen.

Auch denken wir für unsere Person über die Literatur der Gegenwart keineswegs so im allgemeinen wegwerfend, als dies wol von manchen geschieht. Talent, Geist, Fleiß — dieser freilich mehr expansiv als intensiv gedacht, da moderne Schriftsteller aus Existenzrückichten viel schreiben müssen und daher auf einzelnes nicht mehr den erforderlichen Fleiß verwenden können —, Gewandtheit im Schreiben und selbst guter Wille und ernstes redliches Streben sind noch vielfach vorhanden; wäre dies nicht der Fall, so wäre die Nation überhaupt nicht werth, noch eine Literatur zu haben. Wenn nun heutzutage Talent, Geist und Kunstgeschmack nicht mehr dieselben Erfolge haben wie früher, und vollendete, in sich harmonische, an weittragenden Ideen überschwellende Meisterwerke selten oder kaum noch geschaffen werden, so ist das Uebel in gewissen Mängeln und in mancherlei der Poesie und Kunst ungünstigen Richtungen und Stimmungen der Zeit selbst zu suchen. Es fehlt jetzt offenbar ein Publikum wie dasjenige, für welches unsere classischen Autoren dichteten und wirkten und dessen Theilnahme es ihnen erlaubte, Schritt für Schritt ihre Individualität auszubilden und der Vollendung zuzustreben. Damals kamen die reinen und die allgemein menschlichen Ideen zum Durchbruch, die sich idealistischer und poetischer Behandlung fügten. Diese sind unserer jetzigen Generation ferner getreten; noch mehr aber fehlt ihr jene Naivetät und Simplicität, die zu dem Wesen eines wirklich großen Dichters gehören. Unsere meisten Dichter sind, ohne es zu wissen, mehr oder weniger affectirt und raffinirt, und sie werden bei einem Publikum, welches blasirt und neuerungsbüchig ist und zumeist nur an künstlichen Effecten und überraschenden Virtuosenstückchen Geschmack findet, gerade um so beliebter sein, je raffinirter sie in der Charakterzeichnung, in der Erfindung und im Ausdruck sind. Der pikante Gedanke wird mehr gefallen als der wahre, der phrasenhafte, gekünstelte Ausdruck mehr als der einfache, der genau nicht mehr Worte macht, als der Gedanke verlangt, der gefuchte Reim mehr als der ungefuchte, das weit hergeholt Bild oder Gleichniß mehr als das nächstliegende. Dies hat jedoch nicht hindern können, vielmehr steht es vielleicht damit im Zusammenhange, daß bei der Zunahme des Materialismus in einer gewissen Gattung von Romanen und Bühnenstücken rohe Effecte und rohe Situationen, in roher Sprache behandelt, in Masse vorkommen dürfen und ohne Anstoß, ja mit Beifall hingenommen werden, weil eben das durch die verschiedensten Genüsse und Eindrücke verwirrte und zerstreute Publikum für das stilllich und ästhetisch Reine und Geziemende nicht mehr das erforderliche feine Verstandniß und Urtheil besitzt. Die lautern Humanitätstendenzen des vorigen Jahrhunderts haben den verschiedenartigsten, in die Phantasie des Dichters und Künstlers sich unwillkürlich in verbitternster Weise einschleichenden socialen, politischen und religiösen, man möchte selbst sagen nationalökonomischen Tendenzen Platz gemacht, und

wenn schon Goethe einmal klagte, daß die Zeit, in welcher er lebe, eine wesentlich statistische sei, so paßt dieser Ausspruch noch unvergleichlich mehr auf unsere Zeit. Alles dies ist dem reinen Kunstwerk und der Empfänglichkeit dafür beim Publikum in hohem Grade ungünstig, ja feindlich. Leider sucht man auch die studirende Jugend, die früher so leicht für alles Ideale zu erwärmen war und bei den Aufführungen classischer Stücke sonst dem ausschlaggebenden Bestandtheil des Publikums bildete, immer mehr für die materialistischen Tendenzen der Zeit und das Brodstudium zu gewinnen, womit man gewissermaßen erklärt, daß Kunststudien und Kunstanschauungen mit den allerdings überwiegend bureaukratisch-militärischen und finanziellen Einrichtungen des modernen Staatswesens in einem unverdäulichen Widerspruch ständen. Wir müssen aber, wie wir dies auch schon früher bei ähnlichen Anlässen gethan, nachdrücklich und wiederholt darauf hinweisen, daß dieser ganze Zustand kein specifisch-deutsches, sondern ein allgemein europäisches Leiden ist; denn ähnliche Klagen über das Daniederliegen aller eigentlich idealen Tendenzen, über den Verfall der Künste, der Poesie und namentlich der Bühne vernimmt man gleichzeitig auch aus allen andern Ländern, und die kleine Gemeinde derjenigen, welche noch etwas Höheres und Idealeres wollen, gibt sich der Befürchtung hin, daß die gebildete Menschheit mit starken Schritten einer Zeit der geistigen Barbarei entgegenstehe. Leider scheinen in der That die Wölfer keines Zustandes so leicht satt und müde zu werden als desjenigen, welcher sie von der Materie weg auf ein Höheres verweist.

Ein Literaturgebiet gibt es — und dieses soll uns hier zunächst beschäftigen —, auf welchem die Thätigkeit der literarischen Arbeitsleute gegenwärtig zwar ungemein groß ist, aber kaum groß genug sein kann. Es ist dies das Gebiet der Biographien und Charakteristiken, der Herausgabe nachgelassener Briefschaften und Selbstaufzeichnungen, der Ehrenrettungen u. s. w., kurz all jenes Materials, welches für den Ausbau der Zeit-, Kultur- oder Literaturgeschichte von nicht hoch genug anzuschlagendem Werthe ist. Denn namentlich auf dem Gebiete der letztern hat subjectives Verfahren in Verbindung mit bis dahin lückenhaft gebliebenen Quellen viel Verwirrung angestiftet und vielfach schiefe Ansichten herbeigeführt, die wir nun um so mehr zu berichtigen im Stande sind, je mehr biographische und namentlich handschriftliche Materialien veröffentlicht werden. Ueber die weimarische Periode enthält z. B. der soeben erschienene dritte und letzte Band des von H. Dünker und F. G. von Herder herausgegebenen Werks „Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß“ in den Briefen Knebel's an Herder, welche den größten Theil des Bandes einnehmen, und in den von Karoline Herder nach ihres Gatten Tode an J. G. Müller gerichteten Briefen mancherlei neue und interessante Gesandnisse, welche sehr dazu beitragen können, die allzu illusorischen Vorstellungen, die man sich über das Verhältniß der weimarischen Olympier zueinander und überhaupt über die Gemüths- und

Gesellschaftszustände Weimars macht, auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Diese Verhältnisse reflectirten düster in Knebel's und Herder's Gemüth, welcher letztere, wie man aus einem Briefe seiner Gattin erfährt, noch auf seinem Leibeckste beklagte, in Folge seiner Amtseinstellung in Weimar seinen schönsten Lebenszweck verfehlt zu haben. Karoline Herder seufzt über die „schreckliche Verpflanzung hiesher“ und Knebel schreibt einmal an sie: „Wenn er (Herder) nicht in diesem Sumpfe leben müßte, was wäre er geworden.“ Vorläufig nur dies, um unsere schon früher aufgestellte Behauptung zu erhärten, daß eine wahrheitsgetreue unparteiische Geschichte des weimariſchen Literatur- und Gesellschaftslebens in jener Zeit erst noch geschrieben werden soll, eine Geschichte, welche neben dem vielen Licht auch die Schatten, die es auf die Rückseite warf, hervorzuheben läßt. Eine heitere Episode aus dem Leben eines dieser weimarer Helden behandelt ein erschienenener erster Band des von G. Schuchardt herausgegebenen Werks: „Goethe's italienische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen bis zum Antritt derselben“, deren Inhalt sich aus dem Titel erklärt.

Eine frühere Literaturperiode beleuchten mit dankenswerthen Streiflichtern die Werke: „Moses Mendelssohn“, von M. Kayserling, welches bereits in Nr. 32 d. Bl. in empfehlenden Worten besprochen worden ist, und „Leßing und Goethe“, von August Boden, ein „Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts“, über welchen wir demnächst einen eingehenderen Bericht bringen werden. Letzteres Werk ist bekanntlich durch Körpe's Schrift über Johann Melchior Goethe hervorgerufen. Wenn die Körpe'sche Schrift sich auf dem Titel als eine „Rettung“ ankündigt, so wollte ihr Boden mit ihrer Widerlegung nicht auch eine Rettung Lessing's entgegensetzen; „denn Lessing bedarf der Rettung nicht“. Dagegen hofft der Verfasser, man werde gewiß mit Vergnügen und Befriedigung wahrnehmen, wie gerechtfertigt Lessing auch in seinem Streite mit Goethe nach den von ihm hergestellten und „unverfälscht“ wiedergegebenen Thatfachen dastehe. In diesen Literaturkreis fällt auch die treffliche Schrift „Hermann Samuel Reimarus“ von David Strauß, der auch eine interessante Sammlung „Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts“ erscheinen ließ. Wir schließen hieran „Gellert's Tagebuch aus dem Jahre 1761“, welches das Lebensbild des wahrhaft frommen Mannes in rührender Weise vervollständigen hilft, und L. Menge's zweibändiges Werk: „Der Graf F. L. Stolberg und seine Zeitgenossen“.

Die Säkularfeier Fichte's erzeugte begreiflicherweise eine ungemein reiche Literatur, doch genügt es hier, das in zweier sehr vermehrter und verbesserter Auflage erschienene biographische Werk: „Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel“, von J. G. Fichte, als die eigentliche Quellenſchrift, die von M. Weinhold veranstaltete kleine Sammlung: „Achtundvierzig Briefe von Fichte und seinen Verwandten“, und L. Noack's eine scharfe Kritik der Fichte'schen Lehre enthaltendes Werk über Fichte zu nennen. Ueber diese, wie über die große Anzahl von

Kleinern, zum Theil zu populärem Zweck geschriebenen Biographien, darunter die von A. Stahr, Abhandlungen und Festvorträgen verweisen wir übrigens auf unsere ausführlichen Berichte über die Fichte-Literatur in Nr. 20 und 52 d. Bl. f. 1862. Ein anderer späterer Philosoph, ein Gegner Fichte's wie aller nach-Kant'schen deutschen Philosophen, Arthur Schopenhauer, erhielt seinen Biographen an W. Gwinner, der den jeden „bipes“ hassenden frankfurter Philosophen zwar in einem interessanten, aber auch in einem nicht immer sehr vorthellhaften Licht, unbeabsichtigt, erscheinen läßt. Dankenswerthe biographische Daten über Schopenhauer und Andeutungen über sein System gab auch Frauenslädt, der zugleich Schopenhauer's Nachlaßwerk, eine Uebersetzung des „Hand-Draht“ von dem Spanier Gracian herausgab, in der Einleitung zu der Anthologie „Lichtstrahlen aus Arthur Schopenhauer's Werken“. An biographischen Schriften erwähnen wir ferner noch, ohne damit auf eine vollständige Uebersicht der in dieses Gebiet einschlagenden Schriften Anspruch zu machen, J. Ved's auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen verfaßtes Werk über J. Wessenberg, F. Gervy's Biographie und Charakteristik Lord Byron's, und Levin Schüding's biographische Schrift über Annette von Droste-Hülshoff, diese durch ihre Eigenthümlichkeit und gesunde Kraft über alle andern deutschen Lyrikerinnen hervorragende Dichterin, deren Gedichte es gleichwol erst zu einer zweiten Auflage und zwar fast zwei Decennien nach ihrem Erscheinen (die „Gedichte“ kamen zuerst im Jahre 1844 heraus) mühsam gebracht haben.

Unter den im Jahre 1862 zur Oeffentlichkeit gelangten Autobiographien und Memoiren und unter den Briefnachlassenschaften neuerer Dichter nennen wir die unter dem Titel „Lebensjahre“ erschienene zweite Abtheilung der Autobiographie von Fanny Lewald, die, wie unser Berichterstatter an betreffender Stelle versichert, so fesselnd sei, „daß die bestaunteste Dichtung schwer mit ihr wetteifern könne“; G. Heine's Briefe an seinen Freund Moses Moser, die, an charakteristischen und zuweilen bis zur Zügellosigkeit originellen Zügen reich, bei dem Publikum und in der Presse bei weitem nicht die Aufmerksamkeit gefunden zu haben scheinen, als man bei dem ehemals so weitverbreiteten Heine-Cultus zu erwarten berechtigt war; E. Senft's Memoirenwerk: „Aus dem Leben eines alten Schauspielers“, welches unter anderem noch aus des Verfassers Knabenzeit Erinnerungen an Schiller und aus dem Tagebuche seines Vaters werthvolle Mittheilungen über die Goethe'sche Theaterleitung u. s. w. bringt; des Freiherrn von Andlam Lebenserinnerungen mehr politischer Art: „Mein Tagebuch (1811—61)“ u. s. w. Zum Theil gehört hierher auch A. Lewald's Schrift: „Aus dem katholischen Leben der Gegenwart“, woraus so manche zuerst erfahren, daß der vor Decennien vielgenannte und in ganz anderer Richtung als jetzt thätige Romanschriftsteller, Dramaturg und Journalist zum katholischen Glauben übergetreten sei und nun der ultramontanen Propaganda angehöre. Ein Curiosum, hervorgegangen aus den merkwürdigsten Hallucinationen und verlegten Dichter-

prätensionen eines sich als ersten Genius des Zeitalters fühlenden und gebierenden Autors, der sich rühmt, in seinem Drama „Des Hauses Ehre“ in drei Acten, mit drei Personen und mit strenger Beobachtung der drei Einheiten die schwierigsten socialen Probleme gelöst zu haben, ist die Schrift von Karl Hugo: „Das gemäßigteste Genie oder: der göttliche Paria („Les mémoires terribles d'un martyr monstre“). Wir führen diese Schrift hier an, weil sich in ihr doch immerhin ein aus einem Allgemeinleiden und aus Ueberreizung aller Organe, mit denen eine Nation denkt und fühlt, hervorgegangenes Einzelleben und Zeitsymptom ausdrückt.

Eine Ausnahmissestellung unter diesen Selbstausszeichnungen nehmen Barnhagen's „Tagebücher“ ein, von denen im Verlaufe des Jahres vier Bände, die Jahre 1845—49 umfassend, erschienen sind. Sie gewähren die vielfach interessantesten Einblicke in ein verbüßtes Gemüth und in düstere Zeitverhältnisse, und sind, trotz der möglicherweise darin vorkommenden Uebertreibungen, Schwarzmalereien und unbeglaubigten oder indischen Geheimtheilungen aus Barnhagen's „Schwarzer Kammer“, doch als signatura temporis und durch die Fülle reichhaltigen Zeitmaterials wie bedeutsamer, wenn auch vielfach einseitiger politischer Beobachtungen eine ergiebige, manche Lücken ergänzende Quelle für die Zeitgeschichte. Im übrigen müssen wir in Betreff dieser „Tagebücher“ auf unsere ausführlicheren Berichte in Nr. 12 und 48 d. Bl. f. 1862 zurückverweisen.

Die allgemeine Literaturgeschichte hat, es ist nicht zu leugnen, seit und durch Wachler, der wol mit Recht als der Schöpfer der neuern Methode in der Literaturhistorik anzusehen ist, in gewisser Hinsicht und nach gewissen Richtungen große Fortschritte gemacht, und doch möchten wir fast zu behaupten wagen, daß es, soweit wir wenigstens aus den vorhandenen Literaturgeschichten (bis auf eine sogleich zu nennende) zu schließen berechtigt sind, kaum eine Zeit gegeben haben kann, welche einer objectiven unbefangenen Literaturbetrachtung und Literaturgeschichtsschreibung so wenig günstig wäre als die unserige. Die tendenziöse Atmosphäre unserer Zeit ist nämlich so scharf und durchdringend, daß sie jede kleinste Ritze und Oeffnung benützt, um auch in das Innere der Literaturgeschichten einzudringen und ihren Charakter zu bestimmen. So haben wir denn Literaturgeschichten vom national-politischen, reactionären, demokratischen, gothischen, katholischen, protestantisch-orthodoxen und völlig antikirchlichen Standpunkt — der Mehrzahl nach subjectiv gefärbte Parteischriften, in denen der Verfasser das, was seinem einseitigen Standpunkte entspricht, unbedingt anerkennt, und was ihm nicht entspricht, im Tone der Unfehlbarkeit unbedingt verwirft. Gründlichkeit der Forschung in Bezug auf einzelne Autoren und Perioden und scharfe Combinationsgabe treten dabei allerdings vielfach und zuweilen glänzend hervor; aber das culturhistorische Element, die Zusammenhänge mit dem Volksleben und der Volkssitte, wie mit der Gestaltung der übrigen Künste kommen entweder gar nicht oder nur sehr ungenügend

zu Tage, und dem ewigen Hofmeistern vom rigoristisch-fittlichen Standpunkt gegenüber kann das Princip reiner und freier Kunstschönheit nimmermehr zu seiner gebührenden Geltung gelangen.

Um so freudiger darf man das Erscheinen des dritten Bandes von Fettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ begrüßen, denn sie ist frei von den erwähnten Mängeln, sie ist möglichst positiv, und während seine Methode dem Verfasser erlaubt, von der Aufzählung einer Menge unbedeutender, einflussloser und mit Recht von der Nation vergessener Autoren abzusehen, wie das alte System der Literaturgeschichtsschreibung sie der „Vollständigkeit“ wegen erforderlich machte, so setzt sie ihn andererseits in Stand, an dem bisher weniger berücksichtigten Männern seine Beachtung zu schenken, die zwar nicht in die Rangliste der sogenannten Classiker eingezeichnet sind, die aber wirkliches Verdienst besaßen und einen wirklich segensreichen Einfluß geübt haben. Dieser dritte Band enthält das erste Buch einer „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert“ und reicht von 1648—1720; das zweite Buch wird das Zeitalter Friedrich's des Großen, also das Werden und Aufblühen der Poesie und Kunst in Deutschland und das dritte das classische Zeitalter der deutschen Literatur schildern. Dies vorläufig, da wir über das Werk demnächst ausführlicher berichten werden. Ein die deutsche Literatur in allen ihren Perioden umfassendes Werk ist Otto Roquette's „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit“, von welcher der erste Band erschienen ist, der im ersten Buch das Mittelalter, im zweiten die Periode der Reformation, im dritten die Gelehrtenbildung behandelt und mit Johann Christian Günther abschließt. Der zweite Band wird sich mit dem 18. und 19. Jahrhundert beschäftigen und bis auf die neueste Zeit gehen, „soweit dieselbe der Geschichte bereits angehört“. Des Verfassers Absicht ist, „nicht sowohl der Gelehrsamkeit zu dienen, als vielmehr dem gebildeten Laien entgegenzukommen“; zu diesem Zwecke ist der Verfasser namentlich bestrebt, durch ausführliche Inhaltsangaben, die sich erzählend abrunden, ihm die hauptsächlichsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst näher zu rücken. Der Laie wird ihm hierfür dankbar sein, besonders da der Verfasser sich im ganzen nicht des so gewöhnlich gewordenen herben, schneidenden und hofartigen Tons befließigt, der dem gebildeten Laien mehr als man zu glauben scheint anstößig ist, wie ja auch der ungeschlagte Ton der alten theologischen Klopfflechter gerade den gebildeten Laien von jeher mißfällig oder ein Gegenstand der Schandenfreude war. Eine „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ stellte ferner Karl Oltrogge zusammen, und zwar für „Schulen und zur Selbstbelehrung“; J. W. Schaefer's „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur“ erlebte eine neunte verbesserte Auflage, und von Karl Goedeke's werthvollem, aus den Quellen mit echt deutschem Sammlerfleiß bearbeiteten „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ erschien des dritten Bandes erstes Heft. Die französische Literatur behandelte H. Semmig in seiner „Geschichte der

französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart", und interessante Einzelbeiträge gaben, außer Kayserling und Boden in ihren oben schon genannten Schriften über Moses Mendelssohn und Kelling und Goetze, R. Gariette in seiner Schrift: „Leßling. Schiller. Goethe. Jean Paul. Vier Denkreben auf deutsche Dichter“, und R. Prutz in seinem Werke: „Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte im 18. Jahrhundert“, welches außer einer allgemeinen Betrachtung über die „Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert“ die Charakteristiken von Joh. Timoth. Hermes, G. F. D. Schubart, R. F. Bahrdt und dem Abenteuerer und Romanschriftsteller F. A. Lauffhard enthält.“)

Die ganze Richtung unserer modernen, in einen etwas gründlich docirenden Ton verfallenen Literaturgeschichtsschreibung brachte es mit sich, daß die humoristische und komische Literatur, wie überhaupt alles eigentlich Volksstümliche, also eine ganze, besonders auch in literargeschichtlicher Hinsicht interessante Hälfte der deutschen Literatur sehr vernachlässigt oder selbst gänzlich ignoriert wurde. Wenn wir die werthvollen, wenn auch in etwas trockenem Stil vorgetragenen Untersuchungen W. Bachsmuth's über den deutschen Volkshumor in seiner „Geschichte der deutschen Nationalität“ ausnehmen, so ist seit einer langen Reihe von Jahren kaum etwas Erhebliches auf diesem Gebiete in Deutschland gethan worden. Diesem Mangel abzuheilen, hat F. W. Ebeling in seiner lieferungsweise erscheinenden „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Hälfte des 18. Jahrhunderts“ unternommen. Von diesem Werke, dessen erste Lieferung wir besprochen haben, ist nach längerer Unterbrechung jetzt die zweite Lieferung erschienen und von der Verlagsabtheilung ein stetiger Fortgang des jetzt auf zwei Bände berechneten Werks versprochen. Das zweite Heft enthält unter andern dankenswerthe Proben katholischer Kanzelhumoristik und interessante Beiträge zu dem Streit zwischen den Gottschelianern und Bodmerianern, wobei sich der Verfasser ziemlich entschieden auf Seite der erstern stellt. Daß hier in unverfälschtem und correctem Abdruck mitgetheilte „Schriften des Teufels“ (gegen Gottsched), dessen Verfasser, Rost, sich hier noch vor Goethe des deutschen Knittelverses wieder zu satirischem Zwecke bediente, und die Proben aus Schönaich's „Neologischem Wörterbuch“ werden manchen, der diese Schriftstücke nicht kannte, durch ihren beißenden Witz überraschen. Es sind dies freilich auch Beiträge zu jener deutschen Gemüthlichkeit, die zu einem Theile aus Grobheit, zum andern aus

Bosheit besteht. Inwiefern sich das Ganze zu einer wirklichen Geschichte der komischen Literatur gestalten wird, inwiefern der Verfasser in seiner Polemik (z. B. gegen Gervinus) immer den richtigen Ton getroffen hat, und inwiefern er den weniger materiellen, mehr künstlerischen und poetischen Erzeugnissen deutschen Humors gerecht zu werden vermag, das zu untersuchen und näher zu beleuchten müssen wir uns bis nach Vollendung des Werks vorbehalten.

Von kritischen und ästhetischen Studien führen wir hier ferner an: „Wesen und Geschichte des Lustspiels“, von J. Mähly; „Das Wesen des deutschen Rhythmus“, von R. Benedix; „Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft“, von L. Tomaschek; eine anonym erschienene „Studie über Gupkow's Zauberer von Rom“ u. s. w. G. Freytag's Schrift: „Die Technik des Dramas“ und A. G. Brachvogel's „Theatralische Studien“ tragen bereits die Jahreszahl 1863. Einiges Aufsehen in literarischen Kreisen erregte F. Passalle's Pamphlet: „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker“, das jedoch eine bei weitem größere Wirkung gehabt haben würde, wenn der Verfasser, statt den abspreschenden Ton des von ihm gekennzeichneten durch Grobheiten zu überbieten, sich einer würdigen und vornehmern Haltung befleißigt hätte. Eine Schrift von W. Lühke: „Die Frauen in der Kunstgeschichte“, ist zwar nur klein an Umfang, empfiehlt sich aber ebenso sehr durch ihren Inhalt, wie durch die Darstellung. Es scheint überhaupt so, als ob die gute deutsche Prosa sich gegenwärtig zumeist in Schriften von geringem Umfang, in Abhandlungen, die in Form von Vorträgen u. s. w. erhalten und fortplanzen; denn in größern Werken — natürlich mit Ausnahmen, gegenwärtig besonders auf dem Felde der Naturgeschichte und verwandten Gebieten — pflegt die Prosa jetzt nur zu sehr vernachlässigt oder doch ungleichmäßig behandelt oder durch barbarische Terminologien u. s. w. verunstaltet zu werden. Von culturhistorischen Werken nennen wir hier vorzugsweise G. Freytag's „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks“; Werke wie Avellemant's „Das deutsche Gaunerthum“, von welchem der dritte und vierte Band erschienen sind — ein übriges in seiner Art sehr vorzügliches und inhaltsreiches Werk —, J. G. Kohl's „Das Haus Gersfahrt in Bremen“ u. s. w. wenden sich an ein mehr specielles Publikum.

Von der Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte bietet sich der Uebergang zu dem Roman literar-, kunst- und culturgeschichtlichen Inhalts von selbst. Was sich freilich jetzt „culturhistorischer Roman“ zu nennen pflegt, ist sehr oft nichts weiter als die Verarbeitung des Lebenslaufs eines berühmten Dichters oder Künstlers in novellistischer Form; „culturhistorische Romane“ nennt z. B. Geribert Rau seinen „Hölberlin“ und seinen „Jean Paul“. Wir führen von Erscheinungen, die mehr oder weniger in dieses Gebiet einschlagen, hier noch folgende an: „Aus Petrarca's alten Tagen“, von dem beliebten und liebenswürdigen Romandichter Otto Müller, der soeben auch einen neuen Roman „Ludwig Eckhof“ erscheinen ließ;

*) Ueber alle diese literarhistorischen Werke und über eine beträchtliche Anzahl Goethe betreffender Schriften, die sich seit Jahr und Tag auf unserm Recensartische angehäuft haben, sind wir, wie wir zu unserm Leidwesen gesehen, unsern Lesern noch Bericht schuldig. Viele andere durch die Zeitbewegung in den Vordergrund gestellte Werke und Schriften drängten sich dazwischen. Glücklicherweise veralten Goethe und die Interessen und Daten der deutschen Literatur nicht, und sicherlich bis dahin nicht, wo wir, und wir hoffen demnächst, und in der Lage sehen werden, die oben überschichtlich zusammengestellte Schriftliste in Einzelartikeln zu erledigen.

„Gute Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des elasti-
schen Weimar“, von R. Keller, eine anziehende novelli-
stische Darstellung des herrlichen Freundschaftsverhältnisses
zwischen Goethe und Karl August; „Michael Bellmann
oder die Zeit des lustigen Schweden“, von F. Brunolz;
„Leibniz. Ein lebens- und stittengeschichtlicher Roman aus
der Perückenzeit“, von W. Andrea, mit dem ein anderer
Roman „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen“, von
F. Maltig, fast gleichzeitig erschien; „Peter Paul Rubens“,
ein biographischer Roman von A. von Sternberg, der
auch neuerdings eine Sammlung „Kleine Romane und
Erzählungen“ erscheinen ließ; „Der Künstler, cultur-
geschichtliche Novelle aus der Mitte unsern Jahrhunderts“,
von J. Minckwitz u. f. w. Hermann Brescher schildert,
aus der Humoristik zuletzt etwas unvermittelt in bittere
Tragik übergehend, in seiner Novelle „Der Anempfänger“
ein anonymes deutsches Schriftstellerleben und zwar in
der richtigen Erkenntnis, daß das weiche „Anempfin-
den“ ein schlimmes Krankheits-symptom unserer Zeit ist.
Eine sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Roman-
fabrikation erhebbende, mit literarischen und philosophischen
Durchblicken und mit originellen Lebensmaximen und Le-
bensanschauungen ausgestattete Romanbildung ist das fünf-
bändige Werk von A. Jung: „Mosmarin oder die Schule
des Lebens“, eine Art didaktischen Memoirenromans, in
welchem der Verfasser zum Theil Begebnisse und Erfah-
rungen aus dem eigenen Leben in tief innerlicher Weise
verarbeitet hat.

Der eigentliche historische Roman trat diesmal, soweit
wir dies Gebiet überblicken können, nicht so in den Vor-
dergrund, wie in den Vorjahren; doch nennen wir
L. Schücking's historische Novellen: „Aus den Tagen der
großen Kaiserin“, Franz Carion's „Der letzte Habsburger
und seine Tochter“, G. Geseke's „Die Kurfürstenbraut“,
W. Naabe's (Jakob Corvinus) Erzählung aus Magde-
burgs Vergangenheit „Unsers Herrgotts Kanzlei“. Ethno-
graphische Romane zeigten sich eben auch nicht in großer
Zahl, und die wenigen, die wir zu nennen haben oder
von denen wir wissen, spielen wie gewöhnlich in Nord-
und Mittelamerika; es sind: „Der Flüchtling. Erzählung
aus Neumexico“, von W. Möllhausen und „Im We-
sten. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben“, von
D. Ruppert. R. Solger's „Anton in Amerika. Seiten-
stück zu Freytag's Soll und Haben“, gibt nicht ganz
das, was sein Titel und die früher schon in Blättern
veröffentlichte, das Buch einleitende ergötzliche Vorlage
des Freytag'schen Romans erwarten ließen. Der Hunger
nach der Dorfnovellistik scheint inzwischen auch gestillt
zu sein; doch rühmt man auf diesem Gebiete beson-
ders die Erzählungen „Dorfschwalben aus Oesterreich“,
von August Silberstein, dessen kleine Gedichtsammlung
„Früh-Nachtigall. Lieder aus deutschem Walde“, bereits
1859 in zweiter Auflage erschienen, deutsch-patriotisches
Gefühl verräth.

Um so häufiger waren Romane, in welchen Conflict
aus den Kreisen des bürgerlichen oder auch aus den Re-
gionen des höhern politischen und geistigen Lebens ver-

arbeitet sind. Wir nennen ohne weitere Klassifizierung
einige derselben: „Unter den Ruinen. Roman aus Roms
Gegenwart“, von Franz von Remmersdorf; „Schwarz-
gelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren“, von
A. Weisner; „Gehrt Hansen“, von W. Waldmüller;
„Obernberg“, von R. Prug; „Otto Ludwig Broof“ (in
kaufmännischen und industriellen Kreisen spielend), von
R. Gieseke; „Die drei Grazien“, von R. Frenzel; „Dä-
monen“, von M. Horn; „Durch Nacht zum Licht“, zweite
Abtheilung des schnell zu Ansehen gelangten Romans von
F. Spielhagen „Problematische Naturen“; „Der Tröb-
ler. Roman aus dem Alltagsleben“, von A. G. Brach-
vogel u. f. w. Wenn der Vorwurf der Ueberspro-
duction irgendwelchen Literaturzweig mit besonderer Stärke
trifft, so trifft dieser Vorwurf gegenwärtig namentlich den
Roman, besonders wenn man noch die Sammlungen von
Novellen und Erzählungen hinzurechnet, unter denen wir
F. Gerstäcker's „Heimliche und unheimliche Geschichten“;
F. Wehl's Novellensammlungen: „Kliegender Sommer“
und — ebenfalls — „Unheimliche Geschichten“; J. Grosse's
„Novellen“; J. M. Guttenberg's „Novellen“, G. Willkomm's
„Licht- und Nebelbilder“, „Vier Burgen. Deutsche Adels-
geschichten“ von W. Müller von Königswinter und die als
pikant und geistreich gerühmten „Drei Novellen“ von Adel-
heid Auer nennen. Daß es, wie überhaupt an leichtfertiger
Buchmacherei, auch jetzt noch auf dem Gebiete der Romanfabri-
kation an zuchtlosen, auf das Schlechteste im Menschen specu-
lirenden Producten nicht fehlt, beweist unter anderm Vacano's,
eines Schauspielers, scandalöser Memoirenroman: „Myste-
rien des Welt- und Bühnenlebens.“ Eine andere, anschei-
nend aus derselben oder doch geistesverwandter Feder herrüh-
rende anonym erschienene Erzählung: „Moderne Vagabun-
den“, die sich als Seitenstück zu R. von Holtei's „Vagabun-
den“ ankündigt, ist zwar nicht ohne Talent geschrieben, erreicht
aber in der Darstellung des absolut Häßlichen und Widrigen
stellenweise die tiefste Stufe oder den höchsten Grad. Solange
noch solche Bücher bei uns geschrieben und gedruckt werden
können, haben wir kein Recht, vom souveränen Stand-
punkt stillischen oder ästhetischen Vollkommenheitsgefühls
auf ähnliche aus dem Schlammwasser der Seine empor-
tauchende lieberliche Producte herabzusehen, und dies um
so weniger, da manche der letztern, wie die Romane von
Freydeau, der wenigstens doch Geschmack besitzt, auch in
Deutschland in mehrfach aufgelegten Uebersetzungen ver-
breitet sind. Ebenfalls leichtsinnig zusammengeschmiebt,
aber doch harmlos sind die Erzählungen, die der Schau-
spieler L. Julius unter dem Titel: „Die Schnurra-
ten. Vom Schalkswarren Udo“, herausgegeben und dem
Herzog von Coburg-Gotha gewidmet hat.

Von humoristischen Erzählungen, zu denen aus die
ebenbenannte Schrift hinüberführt, nennen wir die sechs
Bände „Humoristische Schriften“ von Gadländer, A. von
Winterfeld's Humoreske „Das Mannes P. . . s von
Brüffel“ (bereits in zweiter Auflage erschienen) und des-
selben „Geheimnisse einer kleinen Stadt“, A. Brennglas'
„Herr Heiter im Coupé“ u. f. w. Um gleich hier mit
dem im ganzen sehr geringen Ausdruck auf dem Felde

der Humorist fertig zu werden, nennen wir noch die feste und wenigstens in Einzelheiten gelungene und volltönende Parodie auf den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ von Deutobels Symbolistischem Allegorischem Mysticismus. Dieser Mysticismus ist, wie man weiß, kein anderer als der berühmte Aesthetiker Wisker, dem man nur Dank dafür zu sagen hat, daß er sich als Professor nicht für zu vornehm hielt, ein so lustiges und übermüthiges Ding zu schreiben. Der Humor und die echte Komik stehen ja auch in der That ebenso über der niedern Witze als nur immer das ideale Pathos.

Mit dem Product Wisker-Mysticismus sind wir von selbst auf dem Gebiet des Dramas angelangt. Wir wollen uns diesmal aller allgemeinen Betrachtungen über das Drama der Gegenwart und seine Stellung zur Bühne und zum Publikum enthalten; wir denken dies im vorjährigen Rückblick und bei Gelegenheit des vierten Bandes von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ und von R. Wisking's Buch über das deutsche Theater zur Genüge gethan zu haben; wir sind nicht willens, uns zu wiederholen und unnütz tauben Ohren zu jammern. Wir können unsere Zeit besser anwenden, als indem wir sie an einen so unverbesserlichen Gegenstand wie das deutsche Theater verschwenden, das übrigens, wie sehr man auch über seinen Verfall klagen mag, noch immer eine beträchtlich höhere Stufe einnimmt, als das Theater aller übrigen Nationen, das der Dänen etwa ausgenommen. Denn obgleich der Umstand, daß jetzt sogar die Kritik der Frau Strich-Pfeiffer, weil sie Romane und Erzählungen so geschickt für die Bühne zu adaptiren versteht, Lorbeerkränze nicht, und das Ueberwuchern der niedern Pöbse auf Stadttheatern und den hauptstädtischen Bühnen zweiten und dritten Ranges als bedenkliche Symptome gelten müssen, so gibt es doch noch immer Bühnen, welche es sich zur Ehre machen, aus den Dichtungen Shakespeares, die in London selbst fast nur noch auf Sadler's Wells, dem kleinen vorstädtischen Theater des modernen Phelp's zur Aufführung kommen, Lessing's, Goethe's, Schiller's, G. von Kleist's u. s. w. den Kern des Repertoires zu bilden und manche der poetischen und gehaltvollsten Schöpfungen zeitgenössischer Dramendichter zu versetzen, selbst wenn ein bleibender bühnlicher Erfolg davon nicht zu erwarten ist. Es könnte freilich in dieser Hinsicht noch manches mehr gethan werden, wenn die Bühnendirectoren, statt sich nur auf die ohnehin oft sehr lässig betriebene Prüfung oder Berücksichtigung der ihnen direct eingesandten Bühnenmanuscripte zu beschränken, auch denjenigen Dramen, welche nur vermittelt des Buchhändlers ihre Carrière zu machen suchen, größere Aufmerksamkeit schenken wollten. Manches darunter würde sich durch einige Kürzungen und Aenderungen vielleicht doch in ein wirksames Bühnendrama verwandeln lassen.

Da ist z. B. gleich ein neu erschienenes Trauerspiel von P. Möbius „Der Kochba“, die Geschichte jenes merkwürdigen Mannes behandelnd, der, weil er sich aus einem jüdischen der ausländischen Juden zu ihrem Messias aufzwängt, infolge seines übermüthigen Treibens zu

Gründe gehen muß. Die Charaktere, nach den verschiedenen Nationalitäten (Juden, Samaritaner, Römer u. s. w.) aus einander gehalten, sind scharf markirt, die Handlung in guter dramatischer Steigerung fortgeführt, die Scenirung so bühnlich geschickt und die Sprache so dramatisch fertig, daß man kaum glauben möchte, hier das dramatische Erklärungsstück eines Dichters vor sich zu haben, wie dies doch der Fall ist. Wir nennen ferner B. Henze's Schauspiel „Ludwig der Vater“, das vaterländische Schauspiel „Eine Warte am Rhein“, von F. Friedrich, welches in Leipzig mehrfache Aufführungen erzielt hat, L. Goldmann's in Strodtmann's neuem Blatt „Orion“ hochgerühmte Tragödie „Der Günstling eines Kaisers“, L. Eckardt's Drama „Weltbürger und Patriot“, dessen Held, Georg Forster, untergeht, weil er infolge eines zu weit getriebenen Kosmopolitismus das vaterländische Interesse an das Ausland verrät; das Trauerspiel „Strafford“ von J. L. Klein, das Drama „Auf Sanct-Helena“ von A. Orlepenferl, das Drama „Saul“ von J. G. Wisker, eine nicht ohne Größe des Plans angelegte Dichtung. Eine großartige Composition, die sich auch bereits auf der Bühne bewährt hat, ist F. Hebbel's Trilogie „Die Nibelungen“, der Ausfluß eines dichterischen Genies voll Macht und Eigenthümlichkeit und das Werk eines jahrelangen Fleißes, wie er jetzt nur noch selten zu finden ist. Interessant würde es sein, Hebbel's Nibelungenbüchlein mit der Geibel's und Richard Wagner's zu vergleichen, über welche letztere übrigens bereits eine „Studie“ von F. Müller unter dem Titel „Der Ring des Nibelungen“ erschienen ist. Goethe und Schiller, die besser wußten, worauf es in einem Drama ankommt und worauf nicht, würden freilich vor der Aufgabe, das Nibelungenepos dramatisch und für die Bühne zu bearbeiten, zurückgeschreckt sein. Die Neuern wagen aber manches, was nicht ohne Risiko zu wagen ist.

Inzwischen sind R. Suckow's „Dramatische Werke“ bis zum ersten Band fortgeschritten, welches das fein angelegte Schauspiel „Ella Rose“ in neuer Uebersetzung enthält. Auch P. Lohmann ließ seine „Dramatischen Schriften“ in zwei Bänden erscheinen. Gesamtausgaben erschienen ferner von Heine's und Börne's Schriften, von Mügge's Romanen und Novellen, von G. Koenig's Romanen und Erzählungen, von G. Kühne's Schriften, von R. von Holtei's erzählenden Schriften eine Volksausgabe und von G. Förster's vermischten Schriften ein erster Band. Selbst für Sapphir scheint man, wenigstens in Wien, noch auf Theilnahme zu rechnen; denn es sind daselbst von seinen „Schriften“ mehrere Lieferungen an die Oeffentlichkeit getreten.

*) Der Bericht über Wisker's Dichtung in Nr. 47 d. Bl. f. 1862 geschah auf Grund der ersten Auflage; wir bemerken dies, weil in der inzwischen erschienenen zweiten Auflage unter andern die Rolle des David wesentlich geändert ist. Wenn übrigens unser Berichtsteller es tabeln, daß der Dichter „den Helben im Gefecht umkommen und nicht Hand an sich selbst legen läßt“, so scheint er die Schlußworte Saul's: „So stirbt ein Mann, der für die Wahrheit stirbt!“ womit sich derselbe wirklich in sein Schwert stürzt, übersehen oder während der Abfassung des Berichts vergessen zu haben.

Die Lyrik und Epik wird uns diesmal nicht viel zu schaffen machen. Im Grunde hat es auch, seit den Tagen der Minnesänger, in Deutschland nur ein poetisches Interregnum gegeben, welches ungefähr von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis etwa 1815 reichte. Das Erscheinen der Gedichte Uhland's (zuerst im Jahre 1814) bezeichnet fast den Abschluß dieser dichterischen Periode, indes wußten die schwäbischen Dichter so gut wie die Romantiker noch künstlich eine Art poetischer Atmosphäre um ihre Genossenschaft zu verbreiten. Früher sang man im vollen Chor, und aus allen Furchen flogen die Kerzen des Gesanges empor und wiegten sich in blauer und heiterer Luft und sangen einander aus voller Brust ihre lyrischen Grüße zu; die spätern ergossen wie einsame Schmerzgerissene Nachtigallen oder wie moquante Spottvögel ihre Lieder in die dunkle Wetternacht. Eine naive volle Dichterfreude haben seitdem wol die wenigsten gefühlt. Und welch ein Loos trifft einen Dichter, der, wie R. Hamerling, welcher ein „Schwanenlied der Romantiker“ erscheinen ließ, in unserer Zeit der dampfenden Schöte und der rasselnden Dampfmaschinen noch den Muth hat, dem Cultus der Schönheit zu huldigen! Wol gibt es noch eine stille Gemeinde oder Sekte für die Poesie; diese aber sucht ihre Erbauung und ihren Trost nicht in der Anbetung des Schönen, sondern in beschaulichen Betrachtungen und in stillen Lebensmaximen, wie der zu früh dahingeführte Hammer noch zuletzt in „Lerne, liebe, lebe!“ und in seiner Umbildung „Die Psalmen der heiligen Schrift“ sie bot. Gern wird man aber auch an A. Böttger's Hand den Weg in die munter pulsirende Wirklichkeit zurücknehmen und sich in den lebenslustigen Kreis einführen lassen, in welchem der junge Goethe sich in Leipzig bewegte. Das idyllische Epos, in welchem dies geschieht und das wir der Aufmerksamkeit namentlich aller Verehrer Goethe's empfehlen möchten, trägt den Titel „Goethe's Jugendliebe“ und ist in wohlgeordneten Hexametern geschrieben. Auch R. von Weerheim's „Buch für Ehesfrauen und edle Frauen“, epische Dichtungen, in denen hervorragende Frauen der Geschichte gefeiert sind, verdienen an dieser Stelle erwähnt zu werden.

In den Kreis unserer Jahresübersicht fallen, außer einigen militärischen Schriften, wie R. von Suckow's „Aus meinem Soldatenleben“ oder die von J. von Wlodek unter dem Titel „Ein deutsches Reiterleben“ herausgegebenen Erinnerungen eines alten Husarenoffiziers, und Schriften aus der Weidmannsliteratur wie „Thiere des Waldes“ von Charles Boner, noch besonders solche Reisebeschreibungen und Reise-Notizen, die nicht ausschließlich wissenschaftlichen Charakters sind und sich durch Inhalt wie Darstellung den allgemein Gebildeten zur Lectüre empfehlen. Wir nennen unter anderm die „Reisehumoresken“ von E. Kossak, „Tag und Nacht in London“ von J. Rodenberg, „Wanderungen im bairischen Gebirge“ von L. Steub, „Bilder aus der Fremde“ von L. Bucher, „Fragmente aus Italien“ von R. Grün, „Südöstliche Steppen und Städte“ von W. Hamm,

„Zustände in Amerika“ von Graf A. Daudissin, oder schon als schwerere, aber jedenfalls anziehende Lectüre die „Reise nach Island“ von W. Preyer und F. Zirkel u. s. w.

Sollte in den von uns in unserer Uebersicht berührten Literaturgebieten einer oder der andere, der genannt zu werden verdient oder sich dessen für würdig hält, seinen Namen vermissen, so möge er auf unser Wort glauben, daß wir ihn nicht aus übelwollender Absicht ungenannt gelassen haben. Wo es sich um die Anführung einer solchen Masse von Schriften und Autoren handelt, wäre sogar die Auslassung eines von uns selbst geachteten und geliebten Namens sehr verzeihlich. Die Leser und betreffenden Autoren haben wol meist keine Ahnung, wie viele Mühe eine Uebersicht dieser Art macht; liest sie sich doch so glatt weg! Man thut eben seine Pflicht und verlernt, viel auf Dank zu rechnen; denn der Redacteur oder, wie es nach sächsischem Gesezesbrauch heißen muß, Herausgeber eines literarischen Blattes fühlt es täglich mehr, daß es seine Stellung mit sich bringt, mehr für andere als für sich selbst zu leben. Hermann Marggraff.

Gervinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Sechster Band: Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bereits in Nr. 15 d. Bl. f. 1862 wurde der erste Theil der „Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland“ ausführlich angezeigt, und wir dürfen wol darauf zurückverweisen, indem wir hier von dem zweiten Theile nur in ganz allgemeinen Umrissen einige Andeutungen versuchen. Nicht nur als Geschichtserzählung überaus wichtig, sondern auch nach den verschiedensten Richtungen zeitgemäß erscheint gerade für unsere Gegenwart diese Darstellung einer Periode, deren Analogien mit unserm Heute im großen und ganzen, wie in den Einzelheiten überall hervortreten. Auf jeder Seite drängen sich uns überdies die fortwirkenden Beziehungen jener Epoche zu den Vorgängen unserer Lage, wie zu den Vorbereitungen unserer nächsten Zukunft unabwieslich entgegen. Der rastlosen heimlichen Arbeit einer tiefverhüllten Diplomatie begegnet die ungestüm vorwärtsdrängende Bewegung des allgemeinen Liberalismus, jener oft in die Hände arbeitend, wo er verderbliche Pläne zu durchkreuzen meint, und häufig sogar zu ihm feindlichen Zwecken benützt, wo er Verderbliches zu verhindern sich stark genug glaubt. Die Praxis der freien Hand steht neben der Heuchelei der Nichtinterventionstheorie und unter dieser unheimlichen Atmosphäre wimmelt die geheimnißvolle Thätigkeit mit Expeditionen für unbekannte Ziele, mit Geld beladenen Schiffen an unbekannte Adressen, mit überreichen Waffensendungen von unbekannten Absendern, mit demonstrativen Rüstungen der anerkannten Mächte, von denen man nicht weiß, ob sie der Erhaltung des Bestehenden oder nur der Vereitelung des naturgemäß sich Gestaltenden gelten. Die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands

ragt und den Anfang dessen, was die Gegenwart vollenden will: diese Wiebergeburt durchzuführen, nicht nur auf Griechenland beschränkt, sondern auf Italien ebenso ausgedehnt, wie auf den gesammten europäischen Südoften.

Die Servinus es schon im ersten Theile dieser hellenischen Partie seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ bezogen, daß er nämlich selbst mit einer scheinbaren Zurückstellung der bekannten äußerlichen Ereignisse, vornehmlich die diplomatischen Getriebe in voller Nacktheit zu enthüllen strebt, so setzt er es auch in diesem zweiten Theile fort. Der Zeit nach reicht derselbe mit kurzen Rückgriffen der einleitenden Partie vom Jahre 1824 bis zum Ende des russisch-türkischen Kriegs; er umfaßt sonach einen Zeitraum von fünf Jahren, welche freilich die eigentümlich entscheidenden nicht bloß für Griechenland, sondern mittelbar auch für die gesammte weitere südeuropäische Zukunft wurden. Dies faßt sich äußerlich unter die beiden Hauptrubriken „Philhellenen und Aegypten“ und „Das Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“ zusammen: Bezeichnungen, welche unsers Erachtens dem darunter gruppirtten Material nicht ihren vollständigen Ausdruck zu geben vermögen. Hatte nun der erste Theil der Geschichte der griechischen Erhebung vornehmlich die innern Bedingungen des osmanischen Verfalls in seiner Wechselwirkung mit dem innern hellenischen Aufschwunge als einleitenden Gesichtspunkt festgehalten, so scheint im gegenwärtigen Theile mit dem Abschnitt „Die Theilnahme des Abendlandes an der Griechensache“ gewissermaßen ein parallelistirendes Gegenstück zur Erscheinung kommen zu sollen. Das Auf- und Abwogen der Begeisterung in Europa, das officiële Auf- und Abwiegen der Sympathien des Philhellenismus bietet, namentlich in Deutschland, Erscheinungen, um deren Analogien man auch heute wahrlich nicht verlegen zu sein braucht, wenn schon die Ziele der Strömungen des öffentlichen Geistes weit näher gelegen und seinem Bewußtsein weit schwieriger zu entfremden sind wie damals.

Als eine namentlich interessante und lebendige Episode dieses Abschnitts ist besonders die Zusammenfassung der geistigen und materiellen Wirksamkeit Lord Byron's mit Lord Stanhope für die griechische Sache um so mehr hervorzuheben, als die moderne Zeit, welche den poetischen Aristodemokraten in vielen seiner politischen Anschauungen weit überholt hat, sich mitunter durch eine gar zu wohlfeile Utilitaritätskritik mit den praktischen Ergebnissen der von Byron angeregten und gebrachten Opfer für Griechenland abfinden zu können vermeint. Einzelner Excentricitäten halber behandelt sie die moderne Anschauung oftmals wie einen bloßen britischen Spleen, oder, wenn sie ihnen eine besondere Ehre anthut, doch bloß wie ein romantisirendes Parteigängertum eines durch die cultur-europäischen Lebensalltagsleiden angebildeten Phantasten, während wir hier ihren verständigen Zusammenhang, wenn auch nicht eben mit den diplomatischen Schachzügen des Cabinets von St. James, dagegen wol mit den natürlichen und höhern Interessen Englands überall her-

vorgehoben finden. Im übrigen möchte es jedoch scheinen, als wenn die damaligen Bewegungen der Geister in den europäischen Culturländern, welche sich nach dem Verkrüppeln der deutschen Nationalbestrebungen und der Niedererschlagung der romanischen Revolutionen so enthusiastisch in der Griechensache concentrirten, vielleicht noch einer eingehenderen, sie mit ihrer Vergangenheit und den mittelbar oder unmittelbar aus dieser Aufregungsperiode hervorsprossenden Entwicklungen des öffentlichen Bewußtseins näher verflechtenden Darstellung fähig sein würden. Dies nicht sowol, um die Vollständigkeit der chronistischen Aufzeichnung über die eine oder andere Thatfache herzustellen, als vielmehr, um für das culturhistorische Moment einer analytischen Betrachtung vermehrte Anhaltspunkte und selbst für die Pragmatik der diplomatischen Irr- und Wirtgänge jener Periode manche aufklärende Lichter zu gewinnen. Gerade nach dieser Richtung hin scheint manches keineswegs ganz bedeutungslose Quellenmaterial übergegangen oder doch nicht der vollen Würdigung nach seiner zeitgeschichtlichen Wichtigkeit werth befunden worden zu sein. Damit macht sich eine gewisse Lücke zwischen der diplomatischen und der Volksgeschichte fühlbar, deren Bewußtsein dem Leser, nirgends gänzlich wieder entschwindet. Wir werden namentlich in den durch ihre positive Reichhaltigkeit außerordentlich wichtigen Abschnitten: „Stand der diplomatischen Verhandlungen unter den Mächten“ und „Das Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“, die Ueberzeugung schwerlich von uns weisen können, daß deren bloß negirende, sogar größtentheils bloß aus moralischen Standpunkten hervorgehende Aburtheilung einen wesentlich tiefern, für die Analogie unserer Zeit fruchtbringendern Charakter gewonnen haben würde, wenn jene Sphäre des intimen Völkerebens eingehender berücksichtigt wäre. Daß die österreichische, speciell Metternich'sche, conservative oder reactionäre Politik der Heiligen Allianz jedes fruchtbaren und lebendigen Charakters bar gewesen, ist nach und nach eine so feststehende Thatfache unter den Politikern und selbst im großen Publikum geworden, daß wir von der Kritik des Geschichtsschreibers wol ein darüber hinausgehendes, ausgleichigeres Resultat zu erwarten berechtigt sind. Es handelt sich nicht bloß um den Gegensatz moralpolitischer Humanität gegen gefühllose und reactionäre Beschränktheit der tausendmal schon gerichteten Metternich'schen Politik, sondern es wäre, unsers Erachtens, der Nachweis zu führen gewesen, welche Wege Oesterreich, wenn von jeher seine Stellung zur orientalischen Frage eine falsche war, einzuschlagen gehabt hätte, um zwischen der Integrität des Osmanischen Reichs, die ihm unter den damals und heute gegebenen Verhältnissen sicherlich eine Frage seiner eigenen Integrität, und den Sympathien für die christlichen Bevölkerungen des europäischen Südoftens die Vermittelung zu finden. Denn die gegebene Thatfache war und ist nicht bloß, daß Oesterreich vor allen andern Mächten zum Schutze dieser christlichen Bevölkerungen berufen ist, sondern daß diese religiöse Schutzherrschaft von Rußland und Frankreich mit direct gegen

Oesterreich gerichteten Tendenzen usurpirt war und ist. Daß dies heute viel offener und nackter zu Tage tritt, als während des türkisch-griechischen Kampfes, dazu haben die Enthüllungen der Gervinus'schen diplomatischen Actenstücke gerade recht viel beigetragen, und unsere Gegenwart schuldet ihnen dafür sicherlich den wärmsten Dank. Das positive Resultat seiner Darstellung bleibt aber dabei stehen, daß Griechenland's Wiedergeburt die Vernichtung der Metternich'schen Legitimitätspolitik gewesen sei. Haben wir nun im dritten Theile die Ausführung zu erwarten, was der noch ungelösten südosteuropäischen Frage gegenüber zu Gunsten des central-europäischen, des hier damit zusammenfallenden germanisch-britischen Interesses an deren Stelle zu setzen sei? Fast scheint es, als neige der deutsche Geschichtsschreiber in pessimistischer Verstimmung über die Fehlgänge der österreichischen Politik unter Metternich der Ansicht zu, als läge darin eine mindestens relative Berechtigung der von Frankreich und Rußland beanspruchten civilisatorischen Mission im europäischen Südosten. Damit würde freilich auch die Herstellung jener Scheinsouveränen Dependenz einer Scheinsuzerän Pforte, die allmählich in russischer und neuerdings auch in französischer Hand ein Hauptmittel geworden sind, um in jedem beliebigen Augenblick durch eine Exaltation der orientalischen Frage Europa in fieberische Aufregung zu versetzen, ihren Rechtstitel finden. Die Konsequenzen, zu denen man von solchen Voraussetzungen kommen müßte, wären entsetzlich.

Wenden wir uns von diesen durch den vorliegenden Band der Gervinus'schen Geschichte so lebhaft angeregten Betrachtungen zu den sonstigen Gaben der geistreichen Darstellung zurück, so glauben wir namentlich auf die mehr oder minder episodisch gestalteten, wenn auch zum engsten organischen Zusammenhange mit dem Erzählungsgangen verflochtene Abschnitte hinweisen zu sollen. Wir meinen die Charakteristik des Kapodistrias, die Darstellung der petersburger Militärrevolution und ihrer Unterdrückung beim Thronwechsel (1825), sowie die der Zerschmetterung des Janitscharenthums in Konstantinopel. Die psychologisch-publicistische Analyse der innerlichen Haltung wie der äußerlichen Stellung des Grafen Kapodistrias zwischen Rußland und Hellas, zwischen diplomatischer Gewohnheit und patriotischer Verantwortlichkeit, zwischen rücksichtsvoller Zweideutigkeit und angeborener oder anerzogener Schlaueit, zwischen selbstsüchtigem Ehrgeiz und ehelicher Sorge um Griechenlands Zukunft bildet, wie formell den Abschluß der Schilderung vom „Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“, so auch gewissermaßen eine durch die Personifizierung in Kapodistrias zusammenfassende Recapitulation der tausendfach verschiedenartigen, unklaren, oft wol auch unreiner erscheinenden als wirklich unehelichen Einflüsse, welche die sogenannte Wiedergeburt Griechenlands als Fehlgeburt zu Stande brachten. Das abschließende Urtheil über Kapodistrias wird allerdings auch hier nicht ausgesprochen, wie dazu überhaupt die Zeit noch nicht gekommen scheint, dagegen werden wir auf Metternich's Bekenntniß hinge-

wiesen, welcher in der Emanzipation und Unabhängigkeit Griechenlands ein Ereigniß sah, „mit dem der Triumph einer neuen europäischen Revolution vollendet sein werde, dessen Rückwirkung auf Europa außer aller Berechnung liege“.

Die Militärrevolutionen in Petersburg und Konstantinopel, vom Verfasser als „Zwischenspiele“ bezeichnet, werden uns nach ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung namentlich in zwei Richtungen erläutert. Während die petersburger Revolution sich als letzter und unter den unterdessen ganz anders gestalteten Verhältnissen zum vollsten Mißlingen prädestinirter Nachklang der süd-europäischen Bewegungen in den soeben vorausgegangenen Jahren darstellt, erscheint der Janitscharenaufruhr als Beleg der innern Wahlverwandtschaft türkischer mit russischen und durch diese Vermittelung orientalischer mit abendländischen Verhältnissen überhaupt. Er bildet „zu dem kaum erzählten petersburger Zwischenspiel ein vollkommenes, aber weit bedeutenderes Seitenstück“. Außerdem belegte seine Unterdrückung von neuem,

in welcher einem seltenen Wechsel die russische und türkische Politik sich nebeneinander bewegten und wie der Sultan sich so oft dem Zaren, der ihn gern zum Vasallen herabgedrückt hätte, wie ein stolzer Ebenbürtiger oder wie ein öffentlicher Doppelgänger zur Seite gerückt. ... Der Nimbus, den die Befestigung einer Revolution von einigen Stunden auf Kaiser Nikolaus geworfen, schien den Sultan zu stacheln, sich durch eine größere That gegen eine säculare Revolution emporzuheben. ... Und wahrlich, wie tief man, Person gegen Person, den Sultan unter den Zaren setzen möchte, so steigt doch, gerade je mehr man die Gründe des Unterwerfs osmanischer Besitzes- und Charakterbildung erwägt, desto höher der Werth und die Bedeutung dieses läßlichen Schlags auf eine halbtausendjährige Macht, der die stärksten Sultane in der Blüte der Osmanenherrschaft nicht gewachsen waren, dieser Umwälzung, die einen absinkenden, alternden Staat schien neu verzüngen zu sollen.

Arztlio Buddens.

Physiologische Bilder.

Bei dem Erforschen der Natur zeigten die Männer von Fach früher eine ehrfurchtsvolle Scheu, sobald es dabei auf das Erkennen der Lebensthätigkeiten organischer Wesen ankam. Fragt man nach der Ursache, so kann diese einmal der Bescheidenheit zugeschrieben werden, welche aus der innern Ueberzeugung entsprang, daß es hier sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich sei, zuverlässige Anknüpfungspunkte herauszufinden; dann ist es aber auch denkbar, daß die Scheu aus der schroffen Annahme der Philosophie entsprang, welche damals das ganze Gebiet des geistigen und körperlichen Lebens als ihr unumschränktes Eigenthum ansah, in dem die materiellen Bestrebungen einer Erfahrungsnaturlehre nie eine Heimat finden dürften. In unsern Tagen ist nun dieser Stand der Sache ein ganz anderer geworden, und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man ausbricht, daß sich das Verhältniß geradezu umgekehrt habe. Die Physiologie ist eine lebenskräftige Erfahrungsnaturlehre geworden, in welcher die hypothetische Speculation der Philosophie alle Macht, alles Ansehen verloren hat. Sie weiß recht gut, daß sie bei ihrem Forschen der Philosophie nicht entbehren kann, indeß räumt sie ihr nur in der inductiven Logik den Platz einer achtbaren Helferin ein. Der Sieg ist jetzt ganz entschieden und es zeigen sich schon überall seine bedeutungsvollen Folgen. Durch das Einführen des Mikroskops, durch die physiologische Richtung, welche man der Chemie und Physik zu geben gewußt hat, ist der Blick in den Gang der belebten Schöpfung auf einmal hell-

und klar geworden, man hat eine ganz andere Anschauung gewonnen, man hat sich überzeugt, daß auch hier empirisch sichere Naturgesetze möglich sind, welche mit denen der übrigen Schöpfung im Einklange stehen und aus denselben Ursachen entspringen. Das Leben der Pflanze, der Thiere und Menschen hat so eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Die Beurtheilung und Heilung der Krankheiten geschieht dadurch von ganz neuen Gesichtspunkten, sowie die Erhaltung der Gesundheit durch viel veränderte Mittel erreicht wird. Man kann nicht anders als mit Freude auf diesen Sieg blicken, denn er ist praktisch wichtig für alle Verhältnisse des Lebens. Die kleinen Häfelein, welche aus dem Uebermuth der glücklichen und unglücklichen Kämpfer hervorgegangen sind, haben allerdings vielfach Anstoß erregt, indes man überzeugte sich doch bald davon, daß dies zu entschuldigenden Auswüchsen seien, welche mit der reinen Wissenschaft eigentlich gar nichts zu thun haben. Man wird ruhiger und besonnener werden und sich ausschließlich nur um die Förderung der erregenen guten Sache bekümmern. Diese würdige Ruhe rige sich schon bei den großen Vorkämpfern Durand, Johannes Müller, Valentin und sie wird auch bei den geistreichen Nitzsch, Schleiden, Virchow, Moleschott und allen andern nicht fehlen, welchen die Freude an dem Fortschritt der Wissenschaft viel höher steht als der ängere Glanz des Sieges. Die Früchte dieser neuen empirischen Physiologie sind vortheilhaft, man sollte gar nichts weiter thun, als sie ohne weiteres zu Markte zu bringen, der Aufpreisungen bedarf es nicht. Aber dennoch ist es gut, wenn fleißig und nachdrücklich auf ihre Vortrefflichkeit hingewiesen wird, wenn sich die berufenen geschickten Hände daran machen, sie mündrecht für das gebildete große Publikum zu machen, denn eine richtige Auffassung vom Leben ist eine Voraussetzung, welche nicht bloß an den gebildeten Arzt, sondern auch an den gebildeten Menschen überhaupt gestellt wird. Das wahre Wissen erkennt man an dem Eingange ins wirkliche Leben und an den Früchten, welche daraus fürs Leben gewonnen werden. Auf diese populären Verarbeiter der neuern Physiologie haben wir heute nun vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gerichtet und leiten daher diejenige der Leser auf folgende Schriften:

1. Physiologische Bilder von Louis Buchner. Erster Band. Leipzig, Neumas. 1861. 8. 2 Hfr.

Dies Buch ist sehr gut geschrieben. Man liest es mit fortwährend gesteigertem Interesse von Anfang bis zu Ende, und beklagt es, nicht auch sogleich den zweiten Band zur Hand zu haben. Mit einer so offenen klaren Darstellung der neuesten Forschungen in dem Gesamtgebiete der Physiologie läßt sich das beschränkte Publikum schon gewinnen. Es wird dem Buche an Anerkennung, an Beifall sicher nicht fehlen. Wir müssen die gute Wirkung, welche dasselbe auf uns gemacht hat, noch ganz besonders in Rechnung bringen, da uns die frühere gar zu unverständliche Sprache und der Hohn, womit damals auf die andere Partei geblickt wurde, nicht recht gefallen konnten. Der Verfasser ist hier begeistert durch die edle Freude über das, was er von der jungen Wissenschaft zur Anschauung zu bringen hat, und der Leser folgt ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, er denkt nur an die Sache und deren Wichtigkeit für das Leben. Ganz frei von aller Polemik ist der Verfasser in diesem Werke allerdings auch noch nicht, er führt sogar in einigen Stellen noch eine bittere, nacheliche Sprache, indes kommt dies doch nur selten vor und ist gewöhnlich so angebracht, daß es keinen störenden Einfluß aufs Ganze ausüben kann. Er ist vorsichtiger, rücksichtsvoller und wissenschaftlicher geworden.

Der vorliegende erste Band ist eine Sammlung von sechs Bildern, wovon das erste das Herz zur Anschauung bringt, das zweite vom Blute, das dritte von Wärme und Leben, das vierte von der Zelle, das fünfte von Lust und Lunge, das sechste vom Wesenform ein Gemälde entfaltet.

In dem Anfange der ersten Darstellung wird zunächst die Aufmerksamkeit auf die poetische Bedeutung des Herzens gelenkt und gezeigt, wie gar wenig dieses Phantasieherz mit dem wirk-

lichen gemein habe. Uebrigens respectirt er doch den Sprachgebrauch, da auch dieser einen tiefbegründeten physiologischen Grund besitze, nur dürfe man nie mehr als eine schöne bildliche Andeutung darunter verstehen. Für den Naturforscher sei es nun einmal eine streng geforderte Nothwendigkeit, das Herz von dem rein materiellen Standpunkte zu betrachten und dabei nur in der nackten Wirklichkeit die Wahrheit zu suchen, doch fehle es auch hierbei nicht an höchst merkwürdigen Anziehungspunkten, wofür sich jeder lebhaft interessieren müsse, der Lust zum Denken habe. Man gelange so zu der Ueberzeugung, daß das Herz eins der wichtigsten Organe des thierischen Haushalts sei, daß sich in ihm das ganze Labyrinth der Blutwege concentriere, daß es eine einfache und sehr zweckentsprechende Maschine sei, welche sich in einer immerwährenden und nur durch den Tod unterbrochenen Bewegung befinde, ohne welche kein höheres thierisches oder menschliches Leben möglich wäre. Darin liege ebenfalls die Grundlage zur Phantasie und Poesie, welche dichterisch benutzt werden könnte. Dann geht er über zur anatomischen und physiologischen Beschreibung und Untersuchung des Herzens. Das ganze Bild, was er nun seinen Lesern vorführt, ist ausgezeichnet durch Uebersicht und Klarheit. Wir wollen nur auf einige Züge desselben aufmerksam machen, und wählen dazu die Bewegung des Herzens. Die Ursache zu der unaufhörlichen Bewegung scheint dem Verfasser in den Nerven und Nervenfäden dieses merkwürdigen Organs zu liegen, aber sie sei ein ungelöstes Räthsel, man wisse nur, daß sie eine wunderbare Selbständigkeit besitze, und daß selbst Herzen, welche aus dem Körper herausgenommen, nicht aufhören zu schlagen. „Herausgeschnittene Froischherzen kann man noch Stundenlang auf dem Tische hüpfen und pulsiren sehen, anfangs schneller und heftiger, später langsamer und schwächer, bis ihre Lebensathätigkeit allmählich erlischt. Man kann diese Bewegung sogar tagelang erhalten, wenn man die Herzen vor dem Verrotten schützt und dabei mäßig warm erhält, oder auch wenn man dieselben frei schwebend aufhängt. Selbst ausgeschnittene Stücke fahren fort sich zu bewegen, zu pulsiren, was dem Beschauer einen eigenthümlichen und unheimlichen Anblick gewährt.“

Er beruft sich dann auf Vanum's Erfahrung bei einem Rindchen, das fast zehn Stunden nach dem Tode mit geöffnetem Brustkorbe dagelegen hatte, und noch fünf Stunden lang das Pulsiren im rechten Vorhofe des Herzens gezeigt habe. An dem Herzen eines getödteten Hundes hat Bulpian die Bewegung noch 93 Stunden erkennen können. Ganz ähnliche Beobachtung hat man bei Hingerichteten und Erhängten gemacht, so daß man bei ihnen noch mehrere Stunden nach der Execution die pulsirenden Bewegungen des Herzens wahrnahm. Von Emanuel Roussau wurde im Jahre 1808 auf der Anatomie zu Rouen folgende Beobachtung gemacht: Bei einer hingerichteten Frau zeigten sich noch Contractionen des rechten Vorhofs, als der Brustkasten 24 Stunden nach der Hinrichtung geöffnet wurde, und diese Bewegungen waren sogar noch sichtbar, nachdem der Herzbeutel bereits fünf Stunden geöffnet worden war. Die Leiche hatte auf einem Tische in dem durch einen Ofen geheizten Laboratorium gelegen. Außer Roussau waren auch noch die beiden Cloquets, Laumonier und Flaubert Augenzeugen dieser merkwürdigen Erscheinung.

„In dem erst einige Tage bebrüteten Hühnerlei sieht man das Herz als einen kleinen rothen hüpfenden Punkt“, erzählt der Verfasser, „und wenn man bedenkt, daß dieses schon zu einer Zeit geschieht, wo es noch kein Blut erhält und keine Spur von Nervenelementen in demselben nachweisbar ist, wo es also factisch nichts weiter ist als ein Zellenhaufen, wenn man dies ferner mit einigen Erfahrungen an niedern Thieren zusammenhält, so muß man geneigt werden, zu glauben, daß nicht einmal die Nerven des Herzens die Erreger seiner Thätigkeit sind, sondern daß diese Thätigkeit eine selbständige Quelle in dem Herzen selbst und in der Erregbarkeit seiner muskulösen Theile haben muß.“ Daß auch die Haller'sche Ansicht, als rühre die Bewegung des Herzens von dem Blute her, nicht richtig sei, wird dadurch

bestätigt, daß auch blutleere Herzen sich noch bewegen. Uebrigens bleibe es ganz außer allem Zweifel, daß der Herzschlag von dem Einflusse der Nerven abhängig sei, namentlich wären es zwei vom Gehirn zum Herzen führende Nerven, welche einen solchen Einfluß in einer sehr merkwürdigen Weise üben. Reizt man diese Nerven, so schlägt das Herz langsamer und steht sogar auf einige Augenblicke still, schlägt aber nachher um so heftiger. „Wenn wir also bei einer heftigen Gemüthsbewegung das Gefühl haben, als stehe das Herz plötzlich still, um dann einige Augenblicke nachher mit heftigen und pochenden Schlägen das Versäumte nachzuholen, so haben wir dieses dem Einflusse des herumschweifenden Nerven zu verdanken, welcher die im Gehirn zu Stande gekommene Erregung bis zu dem Herzen fortgerollt hat. Dagegen ist der Wille unter gewöhnlichen Umständen ganz unfähig auf das Herz, wie auf alle von dem sogenannten sympathischen Nervensystem versorgten Theile, um auf seine Bewegung einen Einfluß auszuüben. Doch erzählt man von einzelnen Menschen, welche im Stande gewesen sein sollen, willkürlich ihre Herzbewegung abzuändern, ja sogar durch abthätliches Unterdrücken ihrer Athem- und Herzbewegung ihren Tod herbeizuführen.“

Das hierauf folgende Gemälde bezieht sich auf das Blut. Die Betrachtung wird an den bekannten Ausdruck in Goethe's „Faust“ geknüpft, daß das Blut ein ganz besonderer Saft sei, der überall herbeigezogen würde, wo es geheimnißvoll, wunderbar, schreckhaft und satanisch hergehen solle. Dann geht der Verfasser zu der wissenschaftlichen Bedeutung des Blutes über, macht darauf aufmerksam, daß auch hierbei noch manches dunkel geblieben, obgleich die neuern Forschungen ungemein viel Licht hineingebracht hätten. Darauf theilt er mit, was wir bis jetzt von dem ganz besondern Saft im gesunden und kranken Körper in Erfahrung gebracht haben, wie uns dabei das Mikroskop und die Chemie behülflich gewesen seien. Die gewonnenen Resultate haben sogar schon zu richterlichen Untersuchungen eine praktisch wichtige Bedeutung erhalten. Eine taubstumme Dirne zu Prag war angeklagt, ihren Vater ermordet zu haben, sie gab vor, daß die auf dem Estrich gefundenen Blutstrecken, welche vorzugsweise Beweise für ihre böse That abgaben, von geschlachteten Enten herrühren sollten. Als man nun die Blutzellen mikroskopisch untersuchte, so zeigte sich ganz deutlich die linienartige Form wie sie nur im Menschenblute vorkommt, und man konnte daraus mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, daß die Aussage falsch sei. Mit gerechter Entrüstung erhebt der Verfasser dann auch das Wort gegen den Mißbrauch des Aberlases, den die unrichtige Deutung der sogenannten Entzündungshaut des Blutes früher und zum Theil auch noch jetzt herbeigeführt habe. „Der größte Staatsmann“, ruft er aus, „welchen das nach Freiheit ringende Italien im letzten Jahrzehnd hervorgebracht — ein Mann, dessen Verlust nicht bloß Italien, sondern Europa betrifft —, Graf Camillo Cavour, scheint Zeitungsberichten zufolge während einer vielleicht ohne dieses ungefährlichen Krankheit diesem unglückseligen Vorurtheile zum Opfer gefallen zu sein.“ Nach seiner Meinung hängt die Bildung der Erek- oder Entzündungshaut davon ab, ob die Blutkügelchen während der Gewinnung mehr oder weniger Zeit und Neigung haben, zu Boden zu sinken, ehe sie von dem festwerdenden Faserstoff umschlossen und eingehüllt werden. Bei der Bleichsucht, welche ihrer ganzen Natur nach der Entzündung geradezu entgegen gesetzt ist, zeigt sich bei dem Aberlaß die Entzündungshaut auch, wer könnte nun hier den Aberlaß gutheißen. Auch die Vorurtheile über Blutmangel, Blutüberfluß, Blutschärfe, Blutstockung u. s. w. werden sehr vernünftig beseitigt und darauf hingewiesen, was dabei das Rechte sei.

Das folgende Bild über Wärme und Leben ist klar angelegt und überall anziehend und belehrend durchgeführt. Es besitzt eine sehr wichtige praktische Bedeutung und verdient viel gelesen und beherzigt zu werden. Wir verweilen aber nicht länger dabei, weil uns das darauffolgende Bild noch lebhafter anzieht. Dies bezieht sich auf die Zelle, auf den Anfang und die

Grundlage alles Lebens. Wenn die Physiologie der Pflanzen und Thiere in unsern Tagen eine so hohe wissenschaftliche Bedeutung errungen hat, so liegt der Grund dazu in der scharfsinnigen feinen Untersuchung der Zelle. Und der Verfasser zeichnet sich hierbei nicht bloß durch sein umfangreiches Wissen, sondern auch durch die Begeisterung für die Sache und durch die lebendige Darstellung aus. Wir treffen hier den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Buchs. Das Ganze ist schön und gut, um so mehr muß man es aber beklagen, daß der Verfasser hier wieder mehrfach Gelegenheit nimmt, auf die Idealisten loszuschlagen. Das was in diesem Gebiete der Natur die Beobachtungen und Versuche zu Tage gefördert haben, ist so herrlich und groß, daß man es nur beklagen kann, wenn es nicht ganz frei erhalten wird von Haber, Hohn und Zank. Wir wollen in dieser Hinsicht nur eine Stelle aus dem Buche mittheilen, sie wird ausreichen, unsere Ansichten zu bewahrheiten. „Und mag es der fromm gewordene Herr Agassiz in seinem Gefühle auch noch so sehr widerstrebend finden, daß dieselben Kräfte, welche dem Krystall eine enbliche Gestalt geben, auch die edle Figur des Menschen hervorgebracht haben sollen, so ist es doch so und kann nicht anders sein! Der rohe oder ungebildete Verstand freilich, indem er die Erscheinungswelt um sich her betrachtet und die Endproducte Millionen Jahre alter Arbeit in letzter Vollendung und durch die weitesten Abstände voneinander getrennt vor sich sieht, ohne die Anfangspunkte und die tausend nur dem Auge der Wissenschaft erreichbaren Verbindungsfäden zu erkennen, kann sich in solchen Meinungen schwer oder gar nicht zu recht finden; den gebildeten Verstand lehren Studien und Nachdenken tiefer sehen. Unwissende und eingebildete Scribler, welche eine Art Polizeibienste in der Literatur zu verrichten scheinen, belieben zwar seit einigen Jahren bei jeder sich bietenden Gelegenheit solche Anschauungen dem ihnen gläubig zuhörenden Publikum als „rohen und oberflächlichen Materialismus“ zu benunciren und demselben die freche Lüge aufzubringen, daß mit Annahme derselben alles Streben nach Höherm, aller sogenannte Idealismus aus der Welt verschwinden müßte. Auch bei Gelegenheit dieses Aufsatze werden sie wol nicht versäumen, ihr ekelhaftes, stets das Nämliche wiederholendes Geschrei abermals aus allen Richtungen der Windrose ertönen zu lassen!“

Ueber ihre Begriffe von Idealismus will der Verfasser mit ihnen nicht rechten, aber das will er ihnen und dem irreführenden Publikum doch aussprechen, daß das höchste Streben, welches der Mensch sich vorsetzt, das erhabenste Ideal, welchem er nachstreben kann, Wahrheit sei. Damit wären die sogenannten Materialisten die eigentlichen Idealisten. Offenbar bringt der Verfasser den Kampf hiermit auf ein ganz anderes Feld. Denn das Streben nach Wahrheit durch Beobachtung und Versuche kann nur der für den niedrigen Materialismus halten, welcher gar nicht weiß, worauf es bei der Erforschung der Natur zunächst und hauptsächlich ankommt. Und gegen solche Leute wird man doch nicht kämpfen wollen? Der Streitpunkt ist ein ganz anderer. Man wirft den Männern der neuesten Physiologie vor, daß sie zu voreilig Folgerungen aus ihren Entdeckungen gezogen haben, welche die beschriebene Grenze der inductiven Logik weit überschreiten, daß sie in dieser Ueberschreitung hypothetische Ansichten für Wahrheiten gelten lassen wollen, welche kein ruhiger Denker dafür nehmen kann. Es thut uns leid, daß der Verfasser sein übriges so klar und schön durchgeführtes Gemälde vor diesen grellen Farbenstrichen des Hohns und Zanks nicht zu schonen gewußt hat. Die wahren Männer der Wissenschaften treten nur mit Ansichten hervor, die durch Thatfachen fest und tief begründet sind, und sie wissen, daß sie darin respectirt werden, wie sie jeder andern gut begründeten Ansicht ebenfalls und würdevoll Anerkennung zollen. Hierbei ist auch Kampf denkbar, ja oft sogar nothwendig, aber es bleibt doch ein edler Kampf, der nur zum Segen der Wissenschaft ausschlagen kann.

Das Bild über Lust und Lunge ist ein ganz vortreffliches. Der Verfasser zeigt sich hier als ein erfahrener Arzt, der sich mit den allerneuesten Fortschritten der Wissenschaft auf das

genauere bekannt gemacht hat. Wir können nicht anders als mit tiefgefühltem Danke auf die vielfache beherzigungswürdige Belehrung hindeuten, welche dieser Aufsatz in sich schließt. Er wird gewiß recht viel gelesen werden, und Rath, Hoffnung und Trost in Familienkreise bringen, wo das unheimliche Leiden einer Kranken lange Wurzel fassen will. Und auch da, wo alles gesund und wohl ist, wird dieser Aufsatz nicht unberücksichtigt bleiben, denn er weist sehr entschieden auf die noch lange nicht genug beherzigten Punkte der nahen Gefahr für jeden Menschen hin. Wir enthalten uns aber jeder speciellern Mittheilung aus diesem Grunde, weil wir der Ueberzeugung sind, daß nach dem Gesagten die Neigung zum Selbstlesen zur Genüge angeregt sein wird, womit unser Hauptzweck erfüllt ist.

Ueber die zweideutige Wirkung des Chloroforms schließt der Verfasser den besprochenen größern Bildern noch ein kleines an, welches gewiß mit Beifall entgegengenommen werden wird, da es nicht weniger wie seine größern Vorgänger von praktischem Werthe ist. Der Verfasser redet sehr vernünftig über die Fälle, wo dies Betäubungsmittel ohne Gefahr in Anwendung zu bringen ist, warnt aber auch mit lauten und einbringlichen Worten vor dem Mißbrauch, und deutet auf die Fälle, wo die Anwendung sogar lebensgefährlich werden kann, ebenso entschieden hin. Auch dieser Aufsatz ist dem Selbstlesen besonders zu empfehlen.

2. Ein Mund voll Brod. Briefe an ein kleines Mädchen über das Leben der Menschen und Thiere. Von Jean Macé. Aus dem Französischen. Wintertsur, Lütt. 1862. 8. 1 Thlr.

Dies Buch gehört zu den jetzt sehr seltenen Erscheinungen, daß es von viel größerer Bedeutung ist, als es scheinen will. Nach dem Titel und der äußern Anlage scheint es eine Kinderschrift zu sein, sobald man dasselbe aber näher prüft, so gewinnt man sehr bald die Ueberzeugung, daß es viel mehr für gebildete erwachsene Denker und Denkerinnen als für kleine Mädchen paßt. Der Verfasser hat sich in seiner Darstellung und Erklärung der Lebensphänomene allerdings so weit herabgelassen, daß ein Kind ihm folgen und ihn ganz verstehen kann; aber dennoch ist der Inhalt der Art, daß er die Jugend nicht auf die Dauer fesseln kann. Wenn ein kleines Mädchen Interesse an einem Buche haben soll, so ist es allerdings nöthig, daß dieses eine Sprache redet, die lebendig ist und sich in der Sphäre des Fassungsvermögens der Kleinen bewegt. Dieser Bedingung entspricht das Buch vollkommen. Dazu kommt dann aber noch eine zweite Bedingung. Soll das kleine Mädchen von dem Buche angezogen werden, so muß diese Anziehung ganz vorzugsweise im Stoffe liegen. Das ist hier aber kaum denkbar; denn der Stoff ist nur für Erwachsene anziehend und anregend. Darum wird das Buch gewiß recht viel von Vätern, Müttern und Erziehern gelesen werden und sein Gutes wirken für jung und alt; und in dieser Hinsicht ist es sogar sehr zu empfehlen. Wir haben bis jetzt noch keine physiologische Schrift kennen gelernt, welche eine so herablassende Sprache geredet hätte als die vorliegende. Es sind in der That drei sehr schwierige Gegenstände ganz kinderleicht gemacht.

Der Inhalt zerfällt in zwei Haupttheile, wovon der erste sich ausschließlich auf den Menschen, der andere sich auf das Thier im Rückblick auf den Menschen bezieht. Dort wird in 28 Briefen gezeigt, welchen Einfluß bei unserer Nahrung die Hand, die Zunge, die Zähne, der Schlund, der Magen, der Darmkanal, die Leber, das Herz, das Blut, die Lunge, überhaupt alle Organe des Körpers auszuüben haben und wie diese Organe eingerichtet, von sich selbst und von der äußern Natur abhängig sind. Die 12 Briefe der andern Abtheilung besprechen die Einteilung der Thiere und geben dann eine Erklärung ihrer wichtigsten Lebensfunktionen; auch wird in dem einen Briefe die Ernährung der Pflanzen besprochen. Um nun eine Probe zu geben, wie der reiche Stoff verarbeitet und für das Leben praktisch gemacht worden ist, so wollen wir die Aufmerksamkeit nur einmal auf den dreiundzwanzigsten Brief lenken, in welchem von der Wirkung des Bluts auf die Organe gehandelt wird. „Ich

hoffe“, schreibt der Verfasser dem kleinen Mädchen, „du bist noch nie ohnmächtig gewesen, du bist noch zu jung dazu. Vielleicht aber hast du schon jemand ohnmächtig werden sehen, sicher schon davon gehört. Weißt du, was eine Ohnmacht ist, wodurch sie entsteht? Die Ohnmacht entsteht, wenn infolge einer heftigen Gemüthsbewegung alles Blut sich nach dem Herzen drängt, wie ein Strom, der bei einem Erdbeben nach der Quelle zurückschäumt und sein Bett leer läßt. Dann entsärbt sich das Gesicht, als ob kein Blut mehr unter der Haut wäre; die Organe, welche das Blut nicht mehr antreibt, stellen ihre Arbeit ein, die Muskeln werden schlaff, man verliert das Bewußtsein, und der Körper, welchen die Seele verlassen zu haben scheint, knust zusammen gleich einem Leichnam. Es ist nicht der Tod, aber doch eine Unterbrechung des Lebens; sie würde den Tod nach sich ziehen, wenn die Natur sich nicht ermannen würde und das Blut ans neue in Bewegung setze. Daher mag es wohl kommen, daß unter den Alten einige den Sitz der Seele in das Blut verlegt haben, und so sehr irrig war die Ansicht nicht für solche, welche der Seele durchaus einen bestimmten Platz anweisen wollten.“

„Man sieht, das Buch ist gut, und man kann es nur beklagen, wenn dasselbe seines unpassenden Titels und seiner gar zu tiefen Herablassung wegen nicht die Beachtung finden sollte, welche es in der That verdient.“

3. Das Leben der Blume und der Frucht. Scenen aus dem Pflanzenreiche. Von Karl Köppler. Mit Illustrationen von G. Danz. Berlin, Kastner und Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch macht im ersten Augenblick eine sehr überraschende Wirkung auf den Leser. Es entspricht genau dem Titel und doch ist es nicht das, was man von ihm erwartet hat. Soll man auf die Frage, was es denn eigentlich in sich schließt, eine befriedigende Antwort geben, so kommt man in Verlegenheit und möchte am liebsten das ganze Buch überreichen, damit es für sich selbst sprechen könnte. Denn wenn man sagt, es sei eine Summe von geistreichen, witzigen Aussprüchen, von flüchtigen Bezeichnungen der Pflanzenwelt auf die übrige Welt, besonders aber auf den Menschen, so ist dies nicht gerade unwahr, aber es sagt noch nicht genug. Ebenso könnte man es auch mit einem Füllhorn vergleichen, welches im bunten Durcheinander mit physiologischen, philosophischen, poetischen, culturhistorischen, politischen und noch mancherlei andern Notizen angefüllt ist, und man wäre der Wahrheit ebenso nahe gekommen, ohne sie aber ganz erreicht zu haben. Wir wollen nun versuchen mit Hülfe einiger Mittheilungen aus dem Buche die Beurtheilung desselben zu erleichtern. In Nr. 46 ist von der Scham der Pflanze die Rede und da ruft der Verfasser aus: „Welche wunderbare Gedanken drängen sich einem aber bei der Sinnpflanze auf, dem empfindlichsten vielleicht unter allen Geschöpfen! Jede Bodenerschütterung, selbst der Hufschlag des durchziehenden Pferdes ist im Stande diese Pflanze in Bewegung zu setzen. Die kleinste Berührung, ein Hauch, ein übler Geruch, die geringste Bewegung, ja der Schatten eines vorübergehenden Körpers, eine Wolke am Himmel reichen hin, daß man sogleich ihre Blätter sich senken sieht, und nichts kann eine bessere Idee von Bestürzung und Schrecken geben, als die trauer- und schmerzvolle Bewegung, welche sie dann ausführt. Doch sind nicht alle Theile des Blattes gleich empfindlich. Berührt man mit der Spitze einer Nadel einen weißlichen Fleck, der am Fuße des Blättchens sich befindet, so geht das Phänomen bedeutend schneller vor sich.... Diese merkwürdige Blume zog zuerst 1518 die Aufmerksamkeit der Spanier in den Savannen am Rhodus, um Nombre de Dios, auf sich, und wie der Mensch so gern das Wunderbare in der Natur noch übertreibt, so erzählten ihre Entdecker, daß die Blätter sich nur zusammenzögen, wenn man sie mit dem Finger berührte, nicht aber bei der Berührung mit einem Holze.“ Dann wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß schon Theophrast und Plinius der Reizbarkeit der afrikanischen Sinnpflanze

gedenken, daß in Ostindien der empfindliche Sauerbitter die Stelle der Sumpfpflanze vertritt und daß bei uns der Sonnenhau eine ähnliche Eigenschaft besäße. Zugleich wird aber auch erwähnt, wie passend hierfür die Versammlung von den Gelehrten eingeführt worden sei, und dies gibt wieder die Gelegenheit zu beklagen, wie häufig in anderer Hinsicht unpassende Namen eingeführt worden seien. Unter den Propheten des Wetters nimmt hier der Löwenzahn einen hervorragenden Platz ein. „In einem unangebauten Winkel am Eingange des Gartens wuchs reichlich Löwenzahn, welche Pflanze, wie man sagt, auf der ganzen Erde fortkommt. Jeden Morgen besagte ich seine brillanten Blumen, ob der Tag schön sein würde, denn sie sind eigenthümlich empfindlich, sie schließen sich beim Herannahen der Nacht und öffnen sich nie an Regentagen.“ Uebrigens deutet er darauf hin, wie noch eine große Reihe von Pflanzen als Barometer zu benutzen seien.

4. Naturbilder aus dem Insektenleben. Ein auf naturhistorischem Grunde ruhendes belehrendes Unterhaltungsbuch für die Jugend, von J. C. F. Neukirch. Leipzig, Schlicke. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Obgleich in diesem Buche die physiologische Seite weniger als bei den vorhergehenden ins Auge gefaßt wird, so besißt es doch viel Verwandtes damit und kann ohne Bedenken in ihre Gesellschaft gebracht werden. Das Büchlein ist vortrefflich und verdient besonders als Jugendchrift sehr warm empfohlen zu werden. Die ganze Art der Auffassung ist sinnig und die Durchführung klar und würdig. Es läßt nichts von den weichen Tändeleien blicken, womit man in den Jugendchriften jetzt vielfach die Kinder zu gewinnen sucht. Das Kind will allerdings freundlich behandelt und belehrt sein, aber es mag die Bücher nicht, welche in ihrem Auftreten auch nur Kinder scheuen wollen; es erwartet vom Buche und vom Lehrer eine Herablassung, aber es will keine Gleichstellung. Der Verfasser hat in dieser Hinsicht überall das Rechte getroffen; er ist ein begeisterter Freund der Natur und ein denkender verständiger Lehrer der Jugend.

In 42 Nummern sind einige funfzig der merkwürdigsten Insekten abgebildet, beschrieben und in ihren wichtigsten Lebensbeziehungen zur Anschauung gebracht. Die Darstellung schließt sich in einem gemüthlichen Familienleben ab. Wir wollen nur ein Beispiel geben, von dem man aber sogleich auf das ganze Buch zurückschließen kann. „Wilhelm begleitete seinen Vater auf einem Spaziergange ins Freie. Der Weg führte an einem ziemlich flachen Sumpfe vorbei. „Ob wol kleine Fische darin sein mögen?“ meinte der Knabe und blickte forschend im Wasser umher, doch er fand nicht, was er suchte; dagegen bemerkte er am Ufer auf der Oberfläche des Wassers einen kleinen bräunlichen Körper von der Größe einer Haselauss, und von einer eirunden Gestalt, oben mit einer braunen gebogenen Spitze. „D sieh mal Vater“, rief er, „was für ein sonderbares Ding da umherschwimmt! Obenauf sitzt ein kleines gebogenes Horn wie ein kleiner Thurm.“ Der Vater trat näher und sagte: „Das ist ja ein kleines Wasserkäfernest.“ Da wunderte sich Wilhelm und hätte gern mal hineingesehen in das Innere des sonderbaren Schiffleins, doch er mochte es wenden wie er wollte, überall war es dicht verschlossen, und gewaltsam öffnen wollte er es nicht, um es nicht zu zerstören. „Wie mag denn aber der schwarze Käfer ein solches Gehäuse zu Stande bringen?“ fragte Wilhelm, und der Vater antwortete: „Das kann ich dir wol sagen, lieber Junge. Sobald er am Ufer seine Eier gelegt hat, legt er seine beiden Spinnwarzen am Hinterleibe in Thätigkeit und umhüllt die Eier spinnend mit einem feinen weißen Flaum. Darin liegen sie denn in einer gewissen Ordnung und zwar so, daß sie nicht aus ihrer Lage weichen. Dann aber umspinnt er das Ganze mit einer dichten Hülle, die als eine weiche gummiartige Masse erscheint, aber bald an der Luft verhärtet, sodaß sie gegen das Wasser ganz undurchdringlich ist. So von allen Seiten wohlverwahrt, übergibt er die Jungen ruhig den Fluten des heimlichen Sumpfes, indem er das bewegende Schiff-

lein rollend vom Stapel läßt. Oft taugend auf den Wellen entschlüpfen die Jungen später den Eiern und neugierig, wie es draußen aussieht, bohren sie hindurch und drängen sich heraus aus dem engen Gehäuse. Ohne Anleitung und Berührung schwimmen sie wohlgemuth dann durch die klare Flut. Doch halt, lieber Wilhelm, du sollst sie sehen diese Larven, denn irre ich nicht, so schwimmen dort einige. Freilich sind diese nicht erst den Eiern entkommen, sondern wol schon einige Jahre alt....“

5. Der Wald. Zwei Vorträge gehalten zu Ghr von J. M. Coaz. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Der erste Vortrag enthält eine Geschichte des Waldes und bespricht tief eingehend die Beziehungen des Waldes zur Natur der Erde. Der zweite enthält eine Entwicklungsgegeschichte des Waldes im Dienste des Menschen. Es herrscht in der ganzen Auffassung und Darstellung ein begeisterter hoher Schwung. Der Verfasser zeigt in jedem Ausspruche, daß er vollkommen Herr seines Gegenstandes ist und ihn mit würdiger Liebe ganz erfasst hat. Den ersten Freunden der Natur, ganz vorzugsweise aber den gründlich gebildeten Forstännern wird dies eine sehr willkommene literarische Erscheinung sein. Wir danken dem Verfasser für seine reiche Belehrung und machen uns ein besonderes Vergnügen daraus, seine Monographie hier auf das wärmste zu empfehlen. Ein specielleres Eingehen halten wir nicht für nöthig, denn das Obengesagte wird ausreichen, die Männer, welche sich für diesen Gegenstand besonders interessieren, zum Lesen der ganzen Schrift zu veranlassen, und damit ist unser Zweck erreicht. *Heinrich Hirnbaum.*

Zur Charakteristik des modernen Romans.

Servinus stellt in der Einleitung in die „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ den Gedanken hin, daß „die Versprechungen unserer Zeit so groß und verlässlich sind, daß sie auch selbst den Muthlossten mit dem Gefühle aufrichten: es sei dies eine Zeit, in der es sich lohne gelebt zu haben“. Wenn man dagegen die ungeheuren Masse von Romanen, die täglich mit Hilfe der Schnellpressen in das Dasein wie hervorgezaubert erscheinen und viele Zweige der Literatur zu überwuchern drohen, an dem Blicke vorübergehen läßt und nach diesen Productionen, die dem größten Theile nach ohne alle künstlerische Form und ohne große inhaltsreiche Charaktere sind, unsere Zeit beurtheilen wollte, so könnte man eher zu der Ansicht gelangen, daß, wenn das Schriftenthum ein Spiegelbild der Zeit ist, unsere Zeit eine öde und trostlose sein müsse. Viele, welche nach der Oberfläche der Dinge in einseitiger Anschauung urtheilen, müssen nothwendigerweise dieser Meinung huldigen; und in der That sehen sie in unserm ganzen geistigen Leben der Gegenwart nur „eine Erschöpfung, einen gebrechlichen, geistlosen, rationalistischen Mechanismus“; sie brandmarken unsere Zeit als dasjenige Zeitalter, „wo nachgeborene Literatur und Wissenschaft die Schmach des deutschen Volks übertünchen, wo Industrie und Technik am Rande des Abgrundes Kartenhäuser bauen“.

Aber keine Zeit gebietet größere Vorsicht im Aburtheilen über die Erscheinungen des Tages als eine solche, in welcher die Reime zu durchgreifenden und umgestaltenden Veränderungen gelegt werden, wo das Alte niedergerissen und das Neue erst begründet wird und vor dem Schutte und den Trümmern des Gestrühten noch nicht recht in die Augen fallen und seine Wirkung thun kann. Wer die Strömung der Zeit nicht begreift, wer den oft verworrenen Lauf derselben nicht mit klarem in die Zukunft gerichteten Blicke zu enträthseln vermag, der wird leicht in seinem Urtheile ganz fehlgreifen oder die bedeutame Seite einer Erscheinung übersehen.

Die neueste Romanliteratur ist vorzugsweise eine solche Erscheinung, die in ihrer Richtung, die sie in der letzten Zeit genommen hat, und in ihrer Bedeutung, die täglich an Umfang gewinnt, vielfach verkannt und falsch gewürdigt wird.

Joan Paul sagt einmal in seiner „Kosmos“, daß der Roman jener Epoche als ein unverfälschtes Lehrgebieth zu einem biden Taschenbuche für Theologen, Philosophen und Hausmütter wurde. Auf dieser Bahn ist der Roman weiter gegangen, und er ist jetzt nicht bloß ein Taschenbuch für Theologen, Philosophen und Hausmütter, sondern in alle Gebiete der Gesellschaft ist er eingedrungen, und er ist derjenige Zweig der Literatur, dessen Wert am weitesten ausgebreitet ist und welcher alle Gebiete des socialen, politischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens in seinen Bereich gezogen hat und die wichtigsten Fragen dieser Gebiete abhandelt. Während im vorigen Jahrhundert die Romane, welche mit solchen Bestrebungen auftraten, sich an die Minderzahl der Gebildeten wandten und für diese Sphäre berechnet waren, hat der moderne Roman eine wunderbar mannichfaltige Gestaltung angenommen und das Gewand der Popularität allen Schichten der Gesellschaft angepaßt.

Das Interesse, welches die meisten Romane bieten, ist das in vorzugsweise ein kulturhistorisches; und dies ist diejenige Seite des modernen Romans, welche von so großer und weitreichender Wichtigkeit ist, daß man den Roman geradezu kennzeichnen kann als den Träger und Leiter von bewegenden Kräften, welche in unausgesetzter That wachsender Thätigkeit ihre Wirksamkeit und ihren Einfluß durch die ganze menschliche Gesellschaft hindurch ausüben.

Einen ungeheuren Aufschwung hat in neuerer Zeit der Austausch von Producten aller Länder und das Girkren des Geldes gewonnen; noch viel größerer und wichtiger aber ist der Aufschwung, welchen der Umsatz und der Austausch der Gedanken gewonnen hat. Wie die einzelnen Wassertheile des Meeres durch verschiedene Kräfte, durch Ebbe und Flut, durch Wind, durch den Einfluß der Sonne und des Mondes in steter Bewegung erhalten und durcheinander geschüttelt werden, damit das Wasser vor Fäulnis bewahrt bleibe; so ist auch die Welt der Gedanken in einem ewigen Flusse begriffen, und dieser ewige Fluß wird hauptsächlich durch gegenseitigen Austausch der Gedanken hervorgebracht.

Bei diesem Prozesse des Austauschs und in Umlauffens nun spielt der moderne Roman eine große Rolle und gewinnt täglich noch mehr Bedeutung. Der Roman ist gleichsam der große Weltmarkt, wo alle Nationen und alle Stände zusammenkommen zu dem großartigen Gedankenaustrausche, der bis jetzt existirt hat. Sobald in einem Lande ein Roman von irgend welcher Bedeutung erscheint, werden zu gleicher Zeit Uebersetzungen in den vorzüglichsten Sprachen Europas veröffentlicht, und dadurch hat der Roman die hervorragende Stellung errungen, die er jetzt einnimmt. Diese Stellung beruht also wesentlich darauf, daß der Roman, man könnte sagen, das Organ der Masse im weitesten Sinne ist. Derselbe Roman, den wir im zierlichsten Einbände in dem Boudoir von Fürstinnen und Gräfinnen erblicken, der von Gelehrten und Künstlern durchblättert wird, finden wir in dem Leihbibliothekeneinbände in den Händen von Geschäftsleuten aller Art und in der Schublade des Küchentisches, wo die empfindsame Köchin ihn verwahrt.

Durch den Roman werden daher neue und zeitgemäße Ideen am raschesten in Umlauf gesetzt und in die weitesten Kreise des großen Publikums verbreitet. Wenn Dickens die öffentliche Stimme für eine sociale Frage interessieren und für Verbesserungen auf irgendeinem Gebiete gewinnen will, so kleidet er seine Gedanken in das Gewand des Romans, und der Erfolg ist gesichert.

Wo aber bleibt hierbei, wird man fragen, die künstlerische und ästhetische Seite des Romans; denn der Roman ist doch eine Gattung der Poesie? Diese Seite ist oft auffallend vernachlässigt; und sehr viele Romane, die gegenwärtig ein gewisses Ansehen genießen, sind als höchst verfehlte Productionen in der Beziehung anzusehen. Ramentlich gilt dies von den sogenannten, in jüngster Zeit so beliebt geworden kulturhistorischen Romanen. Es herrscht hier, um ein anschauliches Bild zu gebrauchen, ein vollständiger Rococo-Stil. Sowie die Eigenartlichkeit des letztern darauf beruht, daß „die Decoration in

gar keinem natürlichen Zusammenhange mit dem baulichen Mechanismus und der Beschaffenheit des Materials steht, daß Flächen mit bunten, willkürlichen Ornamenten, mit Muscheln, Laubgewinden, Fruchtschnüren, Blumenfestsens überfüllt sind“, so findet auch häufig bei den kulturhistorischen Romanen nur ein sehr loser Zusammenhang statt zwischen den Ideen, die dargelegt werden sollen, und den romanhaften Thaten und Versierungen. Beides ist oft auf die gewaltfamste und unnatürlichste Weise miteinander verbunden und droht fortwährend auseinander zu fallen.

Je mehr die Romane für die Masse berechnet sind, desto monströser wird oft die Form, und man könnte versucht sein, „diese Productionen der Masse für die Masse“ ganz aus dem Gebiete der Literatur zu verweisen; aber immerhin verdient wenigstens die Idee, der Gedankenkreis, welcher in einem Romane zur Anschauung gebracht wird, vor das Forum der literarischen Kritik gezogen zu werden. Nach diesen einleitenden Bemerkungen geben wir eine kurze Beurtheilung von vier und vorliegenden Romanen.

1. Sklaverei in Amerika oder schwarzes Blut. Von Armand. Drei Bände. Hannover, G. Rümpler. 1861. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser gibt in drei einzelnen Erzählungen: „Die Daubron“, „Die Mulattin“, „Die Negerin“, eine Schilderung des Sklaventhums in Amerika. Der Inhalt der zweiten Erzählung ist folgender: Lincoln, ein junger Advocat in Richmond, der Hauptstadt Virginien, liebt eine Mulattin, die sich durch Schönheit des Körpers und Vorzüge des Geistes auszeichnet. Sie gehört einem Geistlichen, der sie wie eine Freie erzogen hat. Lincoln, der von der Mulattin wiedergeliebt wird, entflieht mit ihr, läßt sich mit ihr trauen und nimmt seinen Wohnsitz in einem entfernten Sklavenstaate. Hier leben sie sehr glücklich und der Himmel beschenkt sie mit zwei reizenden Kindern. Mittlerweile aber ist der Herr der Mulattin gestorben. Durch die Intriguen seiner Verwandten und durch den plötzlichen Tod ist er an seiner Abkunft, einem Freibrief über sie auszustellen, verhindert worden. Sie geht somit in den Besitz desjenigen über, welcher der Erbe des Geistlichen ist. Dies ist ein Arzt in Richmond, Gunter, der im höchsten Grade habgierig und roh ist. Er weiß den Wohnort Lincoln's ausfindig zu machen, und in dem Prozesse, den er gegen denselben führt, wird ihm das Eigenthumsrecht an der Mulattin und den beiden Kindern zugesprochen. Ehe er sich aber in den wirklichen Besitz derselben setzen kann, werden sie von den Freunden Lincoln's aus der Haft, in der sie gehalten werden, befreit, und Lincoln entflieht mit ihnen in einen Staat, wo die Sklavengesetze nicht gelten. Die Tendenz des Verfassers ist, bei dem Leser das Interesse rege zu machen für die unglücklichen Neger, von denen manche Rassen, so thierisch auch andere sein mögen, keineswegs auf einer so niedrigen Stufe stehen, wie es oft dargestellt worden ist. Besonders soll die Schaulichkeit eines Menschenhandels dargelegt werden, der sich nicht nur über die eigentlichen Neger erstreckt, sondern auch über die Daubronen und Mulattinnen, die ihre weißen Schwestern oft an äußerer Schönheit und an Begabung des Geistes übertreffen.

Das Werk, welches hoffentlich einen großen Leserkreis findet, ist dem König von Preußen gewidmet worden, und der Verfasser sagt in den Zueignungsworten, daß des Dichters Streben auf Veredelung, auf Vervollkommenung gerichtet sein muß. Den Anspruch, den der Verfasser hiermit auf den Namen eines Dichters macht, ist er in anerkennender Weise bekräftigt gewesen zu rechtfertigen. An poetischer Begabung fehlt es ihm durchaus nicht. Jedoch ist er bei dem Bestreben, die Wirklichkeit in poetischer Weise zu idealisieren, in den Fehler verfallen, manche Personen in einer zu abstract-idealen Gleichförmigkeit zu halten und den Verhältnissen eine oft etwas gezwungene Verknüpfung und einen erkünstelten idealistischen Hintergrund zu geben, wodurch die

Tragik, die in dem Slaventhum liegt und die in einzelnen Schilderungen in höchst wirksamer Weise hervortritt, schließlich etwas abgeschwächt wird.

2. Greisenfee. Roman von D. Abeken. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1861. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman gehört durchaus zu den besseren; wir wenigstens können dem Verfasser mit seinen freien, vorurtheilsfreien Ansichten und seinem gutmüthigen, herzlichen Humor unsere volle Sympathie nicht versagen, und wir empfehlen daher das Werk angelegentlich. Der Inhalt, den wir hier nur andeuten können, ist im ganzen einfach. Die Hauptcharaktere sind zwei Juristen und ein Theolog, deren Leben auf der Universität und spätere Schicksale geschildert werden. Die Darstellung des Universitätslebens ist höchst anziehend und voll frischen Humors. Ueber manche Zeitfragen werden interessante Erörterungen gegeben. Die Jämmerlichkeit kleinräthlicher Verhältnisse, in denen die Geschichte sich bewegt, wird nach einigen Seiten hin treu und anschaulich geschildert. Die Charaktere sind gut durchgeführt und die psychologische Entwicklung derselben naturwahr. Von sehr guter Erkundung ist der Charakter des Dr. Muck. Derselbe ist Gymnasiallehrer gewesen; aber unter dem Einflusse der niederdrückenden und beengenden Schulformen und der jämmerlichen kleinräthlichen Verhältnisse, die eine systematische Verkrüppelung der menschlichen Natur bezwecken, ist er in einen eigenthümlichen Irrsinn verfallen. „Er hält sich nämlich für einen gewissen Agias, den Xenophon in seiner Geschichte vom Feldzuge des jüngern Cyrus erwähnt; dieser Feldzug endete bekanntlich mit einem gefährvollen Rückzuge der griechischen Hülfstruppen aus dem Innern des persischen Reichs, in das sie eingedrungen waren, wobei viele umkamen und in Gefangenschaft der Feinde geriethen. Von dem letztern Lose glaubt sich der alte Agias betroffen, obgleich ihn Xenophon umkommen läßt; er hält die Stadt, in der er lebt, für die Hauptstadt der Provinz Bactrien, in welche er seit vielen Jahren internirt sei; er blickt mit Verachtung auf unsere Sitten, unsere Kleidung, unsere Sprache, welche er als eingeseifelter Hellene für barbarisch erklärt.“ In den Theologen erblickt er die Rasse der Magier; er selbst ist natürlich der Lehrer des Sokrates zugethan, weshalb er sich die Feindschaft der Magier zuzieht. Nur eine Person ist am Schlußes flüchtend, der aus Amerika heimgekehrte Lippert; ohne ihn würde der Schluß viel abgerundeter und einfacher sein.

3. Gravened. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Otfried Mylius. Stuttgart, Schiller. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

4. Don Juan's erste und letzte Liebe. Historischer Roman in vier Bänden von L. von Alvensleben. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 3 Thlr.

In „Gravened“, einem Roman aus der Zeit des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, wird derselbe Stoff behandelt, der in der „Emilia Galotti“ von Lessing behandelt ist. Ein Fürst stellt der Tochter eines Beamten nach; diese stürzt sich, um den Verfolgungen des Fürsten zu entgehen, zuletzt aus einem hochgelegenen Fenster und findet den Tod. Ihr Verlobter, der bei der Vertheilung seiner Braut auf den Herzog geschossen hat, wird in der Festung ums Leben gebracht. Die Auffassung und Ausführung des Stoffs in „Gravened“ ist unserer Ansicht nach verfehlt; das Ganze ist ohne alle Tragik und Würde. Der Herzog ist ein roher Gesell, der sein Opfer nicht einmal liebt, sondern darin nur ein schönes Stück „Menschenfleisch“ erblickt, wie er sich ausdrückt. Die Art von Reue, die er nach Jahren empfindet, und die „Reparation“, die er verheißt und ausführt (ein Geleitsbrief und eine Summe von 300 Dukaten für einen Vater, dessen einzige Tochter er hingemordet und dessen zukünftigen Schwiegersohn er hat hinrichten lassen), sind elend und lächerlich. Dazu kommt, daß Sprache und Stil in dem Roman oft geradezu ungebildet sind; Stellen und Ausdrücke, wie „das schmutzige Wasser und die Schloffen und Schneeflocken“ bilden eine gelbliche Salze voll Eisenabfaß und Krystallen“, „Eubelwetter“, „Kothbret“, „kothige Salze“, „beliefen“ (statt abliefern), „heißt froh“, „mein Gaul hat sehr warm“, „es fährt sich bald wieder“ u. s. w. sind durchaus tadelnswürdig. Eine saubere correcte Technik der Sprache ist eine selbstverständliche Bedingung, die man an jede schriftstellerische Production in unserer Zeit stellt. Auf der andern Seite ist indeß nicht zu verkennen, daß der Roman manche ganz gute Einzelheiten hat, die lesenswerth sind, wie z. B. die Schilderung der Rekrutenaushebung und des Försters Weinland. Wenn das Ganze durchgearbeiteter wäre, hätte der Verfasser Besseres liefern können, ohne schriftstellerisches Talent ist er wol nicht.

Der andere geschichtliche Roman enthält eine Schilderung der in der Hauptsache hinreichend bekannten Lebensschicksale des Don Juan d'Austria, Sohnes von Karl V. Das Ganze ist etwas episodenartig und gegen den Schluß etwas zu breit, sonst aber recht lesbar und in einzelnen Partien nicht uninteressant. Da das Werk aus der Reihe der gewöhnlichen geschichtlichen Romane, wie sie jetzt in großer Anzahl erscheinen, nicht heraustritt, können wir auf einzelnes nicht weiter eingehen.

Rudolf Sonnenburg.

Stoßseufzer eines unglücklichen Genies.

Nicht etwa die übergroße, poetische Bedeutung des nachfolgenden Buchs ist es, welche eine ausführlichere Besprechung desselben rechtfertigt. Es sind hauptsächlich die Voraussetzungen und Ansprüche des Verfassers, die uns zu einigen ausführlicheren Worten zwingen. Es ist, um unsere Verwunderung über die Art und Weise auszusprechen, wie sich im lieben Deutschland immer noch verschiedene Personen auf poetische Verdienste berufen, die alles andere nur keine Verdienste sind, ja wie sie nicht ruhen und nicht rasten, bis sich an ihnen in irgendeiner Hinsicht ein tragisches Geschick erfüllt. Es ist aber auch zugleich, um unser tiefes Mitleid wachzurufen für eine Anzahl von Persönlichkeiten und Schwärmern, die fortwährend die Kategorie der „unglücklichen Genies“ füllen helfen, die aller realen Anschauung unzugänglich, das Wesen der Poesie im schematischen Gedankenschwulst, im Symbolisiren und Allegorisiren suchen und hinterdrein auf all und jeden loszuschimpfen, der das nicht für hohe poetische Weisheit ansehen will. Ein wunderbar gemischtes Gefühl, ein Gemisch von Verwunderung, Mitleiden und ironischem Staunen hat in uns vermög jener poetischen Eigenschaften ein Buch hervorgerufen, das beistellt ist:

Das befreite Paradies. Von Karl Hugo Amber. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1862. 8. 1 Thlr.

Nicht an die im Buche befindlichen Porren halten wir uns zunächst; lernen wir den Verfasser zuvor aus dem Vorworte und einzelnen Nebensächlichkeiten kennen. Als Motto findet sich auf dem Umschlag die Strophe:

Daß gleiche Strafe doch gefunden werde
Für eine Welt, die mich so oft verließ,
Und mir zur Hölle macht die schöne Erde,
Nach' ich die Hölle ihr zum Paradies.

Zu dieser staunenerregenden poetischen Kühnheit paßt die Widmung des Buchs „dem ersten zukünftigen Menschen“ ganz vortrefflich und in Harmonie damit steht die Unterschrift des Vorworts, die nicht geringer lautet als „der Schöpfer“.

Der Schöpfer dieses befreiten Paradieses nun ist niemand anders als derselbe Herr Karl Hugo, der sich mit dem Drama „Des Hauses Ehre“ nicht unvorthellhaft bekannt machte, mit einer Broschüre „Das gemäßigete Genie“ aber beinahe die Bekanntheit des Staatsanwalts erzielte. Was Karl Hugo beabsichtigt und wie er über sich denkt, das gibt er folgendermaßen zu verstehen: „Alle diejenigen, welche — trotz der widerwärtigen, das allzu früh erkannte Genie und dessen allzu genau

erfaßten Charakter heimlich hemmenden Mächte, um den gesüßlich scheinenden unabhängigen Geist nicht auf seinen Thron — die Bühne, und daher zur Herrschaft, zur Popularität, gelangen zu lassen — dennoch so glücklich waren, diese Humanitätswerke, in drei Sprachen von mir selbst gebichtet, entweder im Theater, oder durch Lectüre, oder endlich in noch immer schwachenden Manuscripten zu Gesicht zu bekommen, und dadurch so tief ergreifen und so laut begeistert wurden, wie ich, der so vieles sah, es niemals von irgendeiner andern Kunstlerscheinung, welcher immer Art, gesehen, haben ebenso sehr über mein übermenschliches und darum mit keinem andern zu vergleichendes trauriges Schicksal, als auch über die Wahrheit und Klarheit meiner gleichfalls mit keinen andern zu vergleichenden Dichtungen sichtlich geirrt und ihr Staunen in Wort und Schrift fastsam ausgesprochen, sodas sie endlich, wenigstens meine sogenannten Verehrer“ u. s. w.

Gleich darauf spricht Karl Hugo von einem ihm in Berlin zu Theil gewordenen „auf den nie dagewesenen Gipfel getriebenen wunderbaren Verhöhnens“ und fährt dann fort: „Ich fühle mich gedrungen, einen kleinen aber praktischen Schlüssel zu einem weltlichen Räthsel in dem Umstand zu geben, das es meiner allgemeinen und von mir selber so oft bewunderten Unermüdblichkeit durch 20 Jahre in drei Nationen nicht gelingen konnte, trotz der häufigen dem Wunder gleichen Begrüßung, Begeisterung und Aufforderung von Seiten der Zuschauer, Leser und Kritiker in drei Literaturen, jemals einen noch so schwachen Mäcen, einen noch so schwankenden Director oder wenigstens, was doch jeder Scribler findet, einen noch so eigennützigen Verleger zu gewinnen. Ja kaum, sogenanntes aufgeklärtes Jahrhundert! Viele Reiche und Große, die sonst kein Opfer scheuen, um für Märchen gehalten zu werden, haben dem allgemein bekannten, zwischen Hungertod und Ausichtslosigkeit ringenden großen Dichter, der ihnen Werke gewidmet, aus Furcht sich zu compromittiren, stets Almosen verweigert.“

So Karl Hugo! Nun liegt es zwar keineswegs in uns, die Stoffen über „Hungertod“ und „Ausichtslosigkeit“ zu bewundern oder sie achselzuckend anzuhören: was wir aber über die wälsche Selbstüberhöhung Karl Hugo's, die in seinen schon früher in d. Bl. von anderer Hand besprochenen Bekenntnissen eines „Martyr monstre“ fast noch mehr zu Tage tritt zu sagen haben, das ist klar. Zugegeben, daß der Verfasser bei häufigerer Lebensstellung vielleicht eine der harmlosesten Naturen geblieben wäre, so müssen wir doch um so mehr geradeheraus sagen, daß uns viele seiner Äußerungen der Ausdruck einer förmlichen Manie dünken. Das ist sehr beklagenswerth, und es fragt sich nur, ob die schließliche Erbitterung des Dichters blos auf die ungünstigen Verhältnisse zu schieben ist, oder ob Karl Hugo eine von den Naturen, die sich durch die kritische Selbstvergötterung und ihren Widerwillen gegen jedes fremde Verdienst absichtlich in die precäre Lage gebracht haben. Was soll die Floskel „mein übermenschliches und darum mit keinem andern zu vergleichendes trauriges Schicksal“! Weshalb die Hintertung auf das „wunderbare Verhöhnens“ in Berlin? Allerdings hat man dem „Fürsten der Poesie“, wie sich Karl Hugo öffentlich selbst genannt hat, noch kein Marmordenkmal gesetzt, ihm auch nicht feierlich den Lorbeerzweig ausgedrückt, dafür hat man das lächerlich gefunden, was man allerorten lächerlich gefunden haben würde. „Das wunderbare Verhöhnens!“ Und man hat am berliner Hoftheater ein „Des Hauses Ehren“ mit der schonendsten Freundlichkeit aufgenommen; der lebenswürdige alte Gubitz hat hinterdrein in der Possischen seiner „Lucetta“ in einem längern Artikel höchst merkwürdig gedacht; das ist alles noch nichts! Ja soll man nun in Berlin weiter nichts thun, als von dem Dichtersfärken Karl Hugo sprechen? Soll man ihm Ehrenportien bauen und zu seiner Andacht ergriffen werden, wenn er in mimisch-plastischen Scenen gegen ein namhaftes Entrée Tertianerstücke declamirt? Doch unsere Theilnahme für Karl Hugo soll sich nicht in verirrten, Lächerlichkeiten aufzuheben, wir wollen ihn

nach wie vor bemitleiden, da wir kaum glauben, daß er noch zur Erkenntniß seiner Selbstvergötterungsmaschine gelangt. Es steht mit diesem Karl Hugo bedenklich.

Wären nun die in dem Buche gelieferten Poesien geniale Meisterstücke, so wollten wir uns die Vorrede und vieles andere herzlich gern gefallen lassen. Aber da hapert es am allermeisten. Sei es, daß Hugo's sonstige Poesien seine „Edlenkondition“, sein „Calderon“ u. s. w. Schätze wahrer Poesie enthalten, „Das befreite Paradies“ wenigstens enthält sie nicht, kaum wenige Körnchen davon.

Ein Dichter, mit Erhabnem zu ergötzen,
Reich an des Himmels und der Erde Schätzen,
Besand sich in des Glends tieffter Höhle.
Versenkt vom Tiefen der jetzigen Seele,
Sich nährend von des Felsen grünen Ranten,
Die frisch mit Glanz, wie tröstliche Gedanken
An rauhen Wänden auf zur Decke streben
Und so die Schlucht zur Laube fast umweben.
Er stülte hier den Durs an reinster Quelle,
Die weithin strömt mit lichtverklärter Welle,
Die Flur zu nähren und das Thier zu tränken
Und sich nach kräft'gem Sauf ins Meer zu senten.
Und könnt' auch dieser Flutenquell verfliegen,
Der Thränen Flut nicht, die ins Hag' gekiegen,
Genug zu löschen stets des Durstes Gluten,
Durchflößt nicht herbes Salz die Perlenfluten.
Der Dichter darbt an Mangel nicht allein,
Er lernte tragen des Entbehrens Pein:
Er schwächet ach! und er verschmachtet schier;
Er steht den Menschen schwebend wie ein Thier,
Das müd' vom Joche graß auf grüner Wiese,
Umringt von Früchtepracht und Blumenspiele;
Da könnte der zusammengeschrumpfte Riese,
Der Mensch, froh leben wie im Paradiese.

Dies der Anfang des „Befreiten Paradieses“. Was ist das weiter, als jene allegorisierte, symbolisierende, philosophisierende schematische Poesie, die, wenn sie sich in vielleicht noch paradorern Bildern und Gleichnissen gefällt, geradezu zum Lohenstein'schen Schwulst führt. Und dieser Anfang ist noch das verhältnismäßig Klarste. Aber schon auf S. 19 begegnen wir dem über alles Verständniß hinausliegenden Verse:

Doch in des Sinnes kornbedecktem Camp.

Und ähnlichen Bombast könnten wir noch vielfach auffuchen.

„Das befreite Paradies“ zerfällt in vier Theile; sie heißen „Die Höhle“, „Die Welt“, „Der Tempel“, „Das Paradies“. Jeder Theil hat 24 Nummern und jede Nummer besteht aus 24 meist paarweise gereimten Versen. Die Bedeutung der 24 ist uns unklar. Der tiefe Sinn des Ganzen aber scheint einfach der zu sein, daß das harmonische Dichtergemüth sich selbst genügt, Gott und Welt in sich selbst trägt und bei der Berührung mit der Außenwelt auf Verspottung und Unbill gefaßt sein muß. Wir sagen, uns scheint es so. Wir denken auch noch, der Dichter wolle sich zum Verfündiger der reinen Menschlichkeit und Nächstenliebe aufschwingen. Ob wir damit Hugo's Absicht erfasst haben, es steht dahin. Er groste indeß nicht etwa uns. Auch ein anderer würde mit Versen wie S. 49:

Natur und Mensch mit allem ausgerüstet,
Sind stets von unbekanntem Fluch verwickelt.
Der Fluch muß seinen Blick schon tief versenken,
Wenn selbst der Bauer auch beginnt zu denken —

nichts anfangen können.

Daß wir damit Hugo's Begeisterung für die wahre Menschenliebe, wenn er sie in diesem Buche verherrlicht haben sollte, nichts Böses nachsagen werden, versteht sich von selbst. Seinen

Wenn mag ein brauchbarer Kern zu Grunde liegen. Sie erscheinen aber in einer total vagen Form. Andere Zeiten, anderer Geschmack. Möglicherweise findet man in spätern Zeiten wieder mehr Geschmack an schematisch allegoristischer Poesie. In der Gegenwart findet man ihn indeß mit vollem Rechte nicht. Und wir sind leider der „erste zukünftige Mensch“ nicht, der sich an diesem „Defekten Paradiese“ erbauen könnte. Außer vielen eingeflüsterten Motiven aus eigenen Werken (auch einem in französischer Sprache gedichteten) folgen als Epilog einige Szenen aus der „Höllenskomödie“. Aus dem Zusammenhange gerissen erscheinen sie uns fast ganz farblos. Und wenn Nostradamus zum Schluß prophezeit:

Ein neuer Geist muß die verdorbenen Kräfte
Welchen erst zum frohen Weltgeschäfte;
Und wie nach hundert Jahren Dufte ergießt
Die Aue, die mit dem Anall erstrieht,
So soll auf meinen Rath ein Schuß bereiten
Nach klarer Hochzeit aufgeklärte Zeiten,
Und gleich der Höllenglut umschaffen Geister
Und mich nennt man des Autotheos Meister —

so finden wir in dieser „Höllenskomödie“ dieselbe abstrakte Poesie, die wir oben schon hinlänglich gekennzeichnet haben.

Karl Hugo wird sich nach wie vor den ersten Dichter der Welt dünken. Uns erscheint er wie ein jahrelang ziemlich bekannter praktischer Psycholog und Menschenkenner, der den Menschen aus ihrer Physiognomie die besten und edelsten Rathschläge über Wahl des Berufs u. s. w. erteilte, es dabei aber nicht einmal bis zu einem einigermaßen richtigen grammatischen Sprechen gebracht hatte. **Emil Müller-Samswegen.**

Zeitgeschichtliche Bilder aus Oesterreich.

Oesterreichische Zustände. Zeitgeschichtliche Bilder von Schmidt-Weissenfels. Berlin, Reichardt und Zander. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Zustände Oesterreichs zu schildern, ist, so sonderbar dies klingen mag, für den Nichtösterreicher eine leichtere Aufgabe als für den Oesterreicher selbst, und dem erstern wird es auch eher gelingen, ein treueres Bild derselben zu entwerfen. Die Ursache liegt in der Parteilagerklüftung, an welcher die Monarchie leidet, und über welche sich so weit zu erheben, um eine vollständig objectivetrachtung anstellen zu können, den wenigsten gegeben sein dürfte. Jeder, der einer der nichtdeutschen Nationalitäten angehört, wird nur mit Mühe seinen Parteilandspunkt zu verlassen im Stande sein, und der Deutschösterreicher wird sich angesichts der Gefahren, welche den Deutschen in Oesterreich von seiten der nach Selbstständigkeit ringenden Nationalitäten drohen, nicht erwehren können, die Dinge nur vom deutschen Gesichtspunkte anzusehen. In der That sind in jüngster Zeit einige treffliche Schriften über österreichische Zustände erschienen, die, insofern sie sich mit einzelnen Fragen beschäftigen, als Parteilchriften einen hohen Werth haben, und jedem, der die Gesamtzustände Oesterreichs schildern will, ein willkommenes schätzbares Material darbieten müssen. Wir zählen hierher besonders die Schriften und Broschüren von Edwos, Schufelska, Berger, u. a. m. Ein Gesamtbild der österreichischen Zustände hat aber keiner dieser Herren geliefert, und dennoch mußte die Entrollung eines solchen sehr willkommen sein, da, wie der Verfasser des uns vorliegenden Buchs in dem Vorworte sehr richtig bemerkt, die innern Zustände Oesterreichs im Norden Deutschlands weniger gekannt und mehr verkannt seien, als die irgendeines andern der benachbarten großen Reiche, bei der unaußerzählbar hohen Bedeutung aber, die Oesterreich für Deutschland besitze, und die sich in dem Auge jedes Vernünftigen gesteigert hätten, seitdem das alte Reich des Absolutismus unwiderstehlich in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten, gerade der Norddeutsche eine doppelte Pflicht habe, sich un-

fangen mit der Wahrheit der österreichischen Zustände zu beschäftigen und einmal die Brille mit den gefärbten Gläsern abzulegen.

Um diesem Bedürfnisse abzuheilen und das gewünschte Gesamtbild zu entwerfen, schien uns Schmidt-Weissenfels ganz der geeignete Mann zu sein. Als Nichtösterreicher konnte er die nöthige Objectivität bei der Darstellung bewahren, während er in einer Reihenfolge von Jahren, die er in Oesterreich zugebracht, hinreichende Gelegenheit hatte, die österreichischen Zustände kennen zu lernen, um so mehr als gerade während derselben Jahre der oben erwähnte Umschwung der österreichischen Verfassung vor sich ging. Schmidt-Weissenfels lebte bis zum Jahre 1861 eine Reihe von Jahren hindurch in Prag, wo er in dem dortigen publicistischen Kreise eine geachtete Stellung als Schriftsteller einnahm und die Mehrzahl jener Werke vollendete, welche, in den letzten Jahren erschienen, seinen guten literarischen Ruf befestigten, und den selbst jene Arbeiten nicht alterirten, denen er, aus Erwerbsrückichten hierzu gezwungen, mit einem wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiße oblag und die er größtentheils unter dem Pseudonymen Ernst Hellmuth oder Hugo Ransfeld erscheinen ließ. Auch als Redacteur trat er in Prag zweimal auf, zuerst als Herausgeber der nur kurze Zeit erschienenen „Kritischen Blätter“, später als Redacteur der nach Muster der „Gartenlaube“ herausgegebenen belletristischen Zeitschrift „Von Haus zu Haus“. Diese Beschäftigung beweist, daß Schmidt-Weissenfels hinreichend Gelegenheit hatte, die österreichischen Zustände kennen zu lernen, und daß er im Stande sei, sie in interessanter Weise zu schildern, dafür bürgte uns sein auf diesem Felde vielfach bewährtes Talent.

Wenn uns daher das vorliegende Buch dennoch nicht in dem gewünschten Maße zu befriedigen im Stande war, obwohl es Talent und Fleiß des Verfassers abermals hinreichend documentirt, so muß die Schuld wol anderwärts als bei dem Verfasser gesucht werden, und dies ist auch wirklich der Fall. Vieles, was wir in dem Buche gefunden, haben wir bereits früher in aus der Feder desselben Verfassers geflossenen Zeitungsartikeln, in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“, im „Deutschen Museum“, in der „Gartenlaube“ u. s. w. gelesen, und während wir uns damals über diese Aufsätze freuten, haben sie uns, obgleich weiter ausgeführt und verbessert, in Buchform weniger befriedigt. Die Ursache liegt in dem Wechsel der österreichischen Verhältnisse selbst, von welchen sich sogar, während wir diese Zeilen niederschreiben, nicht sagen läßt, ob sie, bis diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, noch dieselben sein werden.

Die Zustände eines Staats zu schildern, in welchem ein Wechsel der Verhältnisse so rasch eintreten kann, ist an und für sich eine schwierige Sache. Vieles, was der Verfasser in einem für ein Tages- oder Wochenblatt bestimmten Aufsatze niedergeschrieben, hatte, als wir es lasen, seine volle Berechtigung und befriedigte uns deshalb, während jetzt, wo wir dasselbe in dem Buche wiederfinden, sich die Prämisse unserer Befriedigung verändert hat.

Natürlich gilt dies nur von jenem Theile des Buchs, in welchem der Verfasser seine Ansichten über einzelne Factoren der österreichischen Verfassung, über die Stellung einzelner Parteien, über die Haltung einzelner Journale abgibt. Anders verhält es sich mit jenem und zwar größern Theile des Buchs, in welchem der Verfasser theils einen Rückblick auf die letzten Jahre wirft, theils stabilere, nichtpolitische Verhältnisse schildert, die in mancher Beziehung den Schlüssel zur Beurtheilung der österreichischen Zustände bieten. Hier zeigt sich überall der scharfe Blick des Verfassers, welcher das eigentlich Charakteristische sofort heraushebt. Gleich in dem ersten Abschnitte „Charakterzüge des Volks“ begegnen wir einer Reihe treffender Bemerkungen über die „Lebensjahre unter Bach“, die mit dem alten Regierungssysteme sehr richtig zu Gunsten des letztern verglichen werden, über die politische Macht des Liberalismus in Oesterreich und die gute Seite der Niederlage von Solferino. In dem zweiten Abschnitte wird eine Entwicklungsgeschichte des

österreichischen Parlaments gegeben, wie sich dasselbe allmählich aus dem alten, dem verhärteten Reichsrath entspannte, welche Aufmerksamkeit der Verfasser natürlich zu einer Parallele zwischen dem Octoberdiplom und der Februarverfassung führt, die in der Form, in welcher sie gehalten ist, ganz besonders geeignet sein dürfte, weitere außerösterreichische Kreise mit dem Wesen dieser beiden Grundlagen des österreichischen Constitutionalismus bekannt zu machen. Natürlich bringt die Februarverfassung den Autor auf den Schöpfer derselben zu sprechen, dessen Charakteristik er in einer Parallele zwischen Herrn von Schmerling von 1848 und 1861 gibt, an welche sich in Silbnetzenform kurze aber treffende Charakteristiken der hervorragenden österreichischen Parlamentsmitglieder anreihen.

Der dritte Abschnitt ist „Ungarn“ gewidmet und den ersten Theil desselben füllt eine kurze und dennoch ziemlich gründliche Geschichte der ungarischen Bewegung von 1860 und 1861 aus, in welche eine klare Darstellung der ungarischen Verfassung eingeschoben ist und der mit Porträthalbheit ausgeführte Charakteristiken der Parteiführer Tisza, Baross, Say, Deak, Cserny, des früh dahingegangenen Teleki u. a. folgen. Dieser Abschnitt ist unstreitig der beste und mit dem meisten Fleiß ausgearbeitete des ganzen Buchs und wird deshalb wol auch das größte Interesse erwecken. Eigentlich haben wir zu erwarten, dies von dem nächstfolgenden, „Böhmen“ gewidmeten Abschnitt sagen zu können, weil der Verfasser doch durch seinen langjährigen Aufenthalt in dieser Provinz Gelegenheit gehabt, sie ganz besonders genau zu studiren; wir haben uns indessen durch das Gebotene insofern getäuscht gesehen, als wir uns mit manchen hier in Betreff der czechischen Bewegung niedergelegten Äußerungen des Verfassers nicht einverstanden erklären können. So finden wir z. B. S. 181 folgende gewiß höchst sonderbare Behauptung: „Die Slaven sind bestimmt, den gemisbrauchten ausgegrenzten Boden der europäischen Civilisation wieder mit dem feischen Humus ihrer Ursprünglichkeit und Unverbrauchtsein zu befruchten, und das Grab des Germanenthums wird die erste weltgeschichtliche Mission des Slavismus sein.“ Dieser Satz, der eine durch ihre Verlogenheit bereits verächtliche und von den Czechen in Umlauf gesetzte Phrase reproducirt, würde allein hinreichen, um uns gegen das Buch zu stimmen, wenn wir annehmen könnten, daß die Lüge, welche von den Czechen colportirt wird, um ihrem zweifachen Vandalismus eine „Mission“ anzuhängen, von dem Verfasser wirklich geglaubt würde. Da er aber in Prag gelebt und Gelegenheit gehabt, die nähere Bekanntschaft dieser modernen Barbaren zu machen, so können wir dies unmöglich annehmen. Ueberhaupt scheint Schmidt-Weissenfels die nationale Bewegung der Czechen zu überschätzen, namentlich was die Zukunft des Czechenthums betrifft, und hätte er besser gethan, wenn er der momentanen, freilich vorübergehenden Selbstthätigkeit ihrer gegenwärtigen Bestrebungen ein größeres Gewicht beigelegt haben würde. Schade, daß der Stellung der Deutschen in Böhmen einen so kleinen Raum widmet; das deutsche Literatulleben in Böhmen schildert er viel zu flüchtig und läßt sich sogar einige kleine Unrichtigkeiten zu Schulden kommen; so z. B. läßt er Julius Gumbel unter dem Pseudonym Geribert Nan mehrere Romane publiciren, während Nan, der bekanntlich in Deutschland lebt, gewiß dagegen protestiren würde, als gar nicht existirend bezeichnet zu werden, und der Verfasser der werbändigen Romane „Napoleon III.“, „Napoleon II.“ und „Louis Napoleon“, Lucian Geribert, unter welchem Namen Julius Gumbel schreibt, sich ärgern würde, nicht für letztern gehalten zu werden.

Ebenso flüchtig ist das folgende Kapitel über die Presse in Ungarn gearbeitet, mit Ausnahme der wenigen Seiten, welche von Nationalismus in Ungarn gewidmet sind. Abgesehen davon, daß, seitdem der Verfasser diesen Artikel geschrieben, man sich verändert hat, sind die Mittheilungen viel zu notizenhaft und wirken nur für in den äußersten Umständen hingeworfene Forderungen genommen werden. Dasselbe gilt auch von dem folgenden Kapitel über das geistige Leben. Allerdings läßt sich das

geistige Leben eines Staats wie Oesterreich nicht in dreißig Seiten erschöpfend schildern, namentlich dann nicht, wenn man, wie es der Verfasser thut, auf Einzelheiten eingehen will; aber dann wäre es auch das Gerathenste gewesen, sich auf eine allgemeine Charakteristik zu beschränken und die Namen einzelner ganz aus dem Spiele zu lassen; denn an bedeutenden Männern der Wissenschaft ist Oesterreich so reich, daß es fast komisch erscheint, hier nur etwa ein Duzend Namen und darunter viele dii minorum gentium angeführt zu sehen, während ganze Gruppen, wie z. B. das ganze Föhlein medicinischer und juristischer Verhältnisse, übergegangen sind. Uebersichtlich und orientirender ist der siebente Abschnitt „Die Finanzen“, in welchem derjenige, der sich einen eben nicht tiefen Einblick in die österreichischen Geldverhältnisse und die wichtigsten Finanzfragen der Monarchie verschaffen will, willkommenen Aufforderungen über die Ausgaben und Einnahmen, die Staatsschulden, die Steuern, das Verhältnis der Nationalbank zum Staate, die Brückische Finanzpolitik, die neuere Reformen und die Plener'schen Pläne finden wird. Zum Schluß seines Buchs gelangt, scheint der Verfasser selbst zur Erkenntnis der Ungleichmäßigkeit gekommen zu sein, welche seiner Arbeit wesentlichen Eintrag thut; er unterläßt es deshalb, sein letztes Kapitel ein Bild der volkswirtschaftlichen Zustände Oesterreichs zu nennen, sondern betitelt es viel richtiger: „Industrielle und volkswirtschaftliche Streifzüge.“ Als solche lose aneinandergereihte Schilderungen befriedigen sie uns vollkommen, und viele treffende Bemerkungen, die selbst dem Nationalökonom von Fach Ehre machen würden, documentiren die feine Beobachtungsgabe und die Vielseitigkeit des Verfassers. Dieses Kapitel ist nicht bloß für den Laien interessant, sondern auch für den Fachmann beachtenswerth. Die zu einer immer größeren Bedeutung gelangende polyklinische Methode der Nationalökonomie würde bereits zu größeren Resultaten geführt haben, wenn derartige, an Orten, wo sie der Gelehrte gewöhnlich nicht findet, zerstreute Mittheilungen fleißiger gesammelt und besser benützt worden wären.

Nicht in den Rahmen des Buchs gehörend scheint uns das diesem Abschnitt beigefügte „Lebensbild eines böhmischen Industriellen“. Ohne den Verdiensten des Herrn Adalbert Lana, dessen Wirken hier geschildert wird, im entferntesten nahe treten zu wollen, scheint uns dieses Lebensbild — es nimmt 27 Seiten in Anspruch — doch im Verhältnis zu dem andern jedenfalls wichtigeren Stoffen gewidmeten Raum viel zu ausführlich zu sein, und der Verfasser hätte besser gethan, es auszuscheiden und an andern Orte mitzutheilen.

Die Darstellung weist wieder alle Vorzüge auf, durch welche sich Schmidt-Weissenfels' Schriften trotz mancher Flüchtigkeiten überhaupt auszeichnen; an vielen eingeworbenen pflanzten Epistoden reich, gestaltet sie das Buch zu einer für weitere Kreise empfehlenswerthen Lectüre, die ihre Anziehungskraft ausüben gewiß nicht verfehlen wird.

40.

Denkwürdigkeiten eines deutschen Kaufmanns.

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Krafft's Denkwürdigkeiten bearbeitet von Adolf Cohn. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Wir haben dieses Buch mit großem Interesse zu Ende gelesen; es wird eben befriedigen, sowohl was den Inhalt als die Persönlichkeit des Reisebeschreibers betrifft. Hans Ulrich Krafft, aus einem angesehenen ulmer Geschlechte entsprossen, ist eine von den kräftigen, kernigen, unverdorbenen Naturen, von tieferer Rechtschaffenheit und echter Frömmigkeit, wie sie der Bürgerstand des Mittelalters vielfach aufzuweisen hat. Der Drang, fremde Länder zu sehen, veranlaßte ihn in die Dienste eines bedeutenden ausburger Kaufmanns zu treten und sich für eine Reise nach dem Orient engagiren zu lassen. Während er sich nun noch in Syrien befand, langte die Nachricht an, daß sein Haus die Zahlungen eingestellt,

was am so schlimmere Folgen für unsern Autor und seine Gefährten hatte, als dieselben sich bei ihren Einkäufen, wie dies damals vielfach üblich gewesen zu sein scheint, für die richtige Zahlung als Selbstschuldner verbürgt hatten. Die Gläubiger nahmen jetzt diese Bürgen in Anspruch, setzten sich ohne weiteres in Besitz der Waarenvorräthe und plünderten jene so vollständig aus, daß sie ihnen sogar ihre besseren Kleider wegnahmen. Da dies alles nicht ausreichte, so ließen die Gläubiger sie von Aleppo, wo sie sich befanden, durch sechs mit langen Prügelein bewaffnete Diener des Rabi nach Tripolis bringen, woselbst sie ins Gefängniß geworfen wurden. Auf dem Wege dorthin durften sie jetzt, wie sich der Verfasser beklagt, nicht mehr reiten, sondern mußten zwischen ihren Schergen zu Fuß gehen, und wenn sie zurückblieben, wurden sie unerbittlich mit der Faust fortgestoßen. Der Aufenthalt in dem scheußlichen Gefängniß brachte Kraft zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, sich zu Tode zu hungern, und nahm er in der That 48 Stunden seine Nahrung zu sich. Nachher berebete ihn sein Gefährte, etwas Brod zu sich zu nehmen, worauf er wieder 24 Stunden fastete, bis er seinen Entschluß vollends ausgab.

Es sind aber nicht nur die eigenen Erlebnisse, welche der Verfasser mit einem so gefunden natürlichen Humor und einer frischen Raiverität erzählt, daß auch die Bearbeitung und Uebersetzung in das Deutsche seinen Denkwürdigkeiten nur wenig von ihrem ursprünglichen Reize zu benehmen vermochte, sondern wir erhalten auch in diesem Buche von gar vielen Einzelheiten Kenntniß, die für viele Leser ganz neu sein dürften. Neben den eigentlich kaufmännischen Geschäften, den Strapazen und Gefahren der Reise, den Listen und Kniffen, mit welchen z. B. in Aleppo der Juwelenhandel betrieben, welche Weise ausplündert wurde, wo schöne Steine billig zu haben waren, werden auch eine Masse Beobachtungen von dem Leben und Treiben in den orientalischen Städten, von den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung eingezeichnet, und der dreijährige Aufenthalt im Kerker hat dem Verfasser Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben, die sonst ein Europäer nicht leicht zu machen pflegte. Merkwürdig ist hier, wie die Schuldgefangenen gehalten wurden. Sie empfingen weder von ihren Gläubigern, noch von dem Staate ihren Unterhalt, und wenn sie nicht im Stande sind, sich in der Haft durch ihrer Hände Arbeit etwas zu verdienen, sind sie lediglich auf die Milthätigkeit von Fremden angewiesen. Diese half denn auch in der That. Wir erfahren, daß nicht nur ein paar reiche Türken zweimal in der Woche sämmtliche Gefangene mit Brod versorgen ließen, sondern daß auch von Zeit zu Zeit von andern Seiten Speisen gebracht wurden:

„Folgendes war gebräuchlich: wenn einem Araber oder Türken sein Weib, Kinder, Bruder, Schwester, er selbst oder jemand von seinen nächsten Freunden krank gewesen, so wurde ein kleiner Kessel voll gekochter Gerste mit kleinen Stückchen Hammelfleisch, Hirse oder anderes Gemüse ins Gefängniß geschickt und unter dem Schuppen zunächst dem Eingange mit einem Stock auf die Bank geklopft zum Zeichen, daß jeder mit seiner Schüssel hinkommen solle. Da säumte ich auch nicht, mich mit meiner irbenen, gebrannten Schüssel einzustellen. Der Gefängnißwärter oder sein Knecht berichtete dann, der oder diejenige sei krank und wünschte unsere Fürbitte: da Gott der Gefangenen Gebete vor denen anderer erhöhe, so möchten wir ihn ansehen, daß er dem Kranken wieder zur Gesundheit verhelfe. Deshalb schickte man als milde Gabe etwas gekochte Speise, wir möchten es dem Kranken zu Gefallen genießen. Dann wurde einem jeden ein ziemlich großer eiserner Kessel voll in seine Schüssel gethan. blieb etwas übrig, so ist's noch weiter dem, der danach verlangte, gegeben oder dem Gefängnißwärter zugesandt worden. Dieser oder sein Herr hat dann, nachdem dies vorbei war, ein kurzes Dankgebet gesprochen, und wenn er am Schlusse desselben zum »Amen« kam, so haben alle Gefangene mit lauter Stimme ihren Dank: »Das gebe Gott, der arabische Gott!« gerufen, ihre Bärte zweimal vom Munde an mit beiden Händen abgestrichen und sind davongegangen.“

So viel Mitleiden aber auch das Volk mit den Gefangenen (was wir ähnlich nur noch in Rußland finden), auch mit dem Verfasser, der doch ein Christ war, zeigte, so wenig Mitleid hatten seine Gläubiger oder Widersacher, wie er sie nennt, viel weniger als selbst die türkischen Behörden. Diese hätten dem Armen gern zur Freiheit verholfen, vorausgesetzt indessen, daß sie dafür auch anständig honorirt worden wären, und weiter vorausgesetzt, daß die Kläger nicht noch besser zahlen würden. Es macht einen komischen und doch zugleich widerwärtigen Eindruck, wenn uns immer von neuem wieder berichtet wird, wie der Commandant der Citadelle (dorthin wurde nämlich der Gefangene später gebracht), die Janitscharen, die Gefängnißwärter, ja der Rabi und seine Leute einestheils Theilnahme an dem harten Geschehe des Armen äußerten und andernteils sich doch jede, auch die geringste und unbedenklichste Einberung seiner Lage durch Geld- und andere Geschenke abtansen ließen, ja ihn ganz offen fragten: was er für diese oder jene Bewilligung und Erleichterung zahlen wolle? Kraft erhielt nämlich nicht nur mehrere Geldsendungen von seinen europäischen Freunden, die er indessen, bis er Gebrauch davon machen könne, französischen Kaufleuten in Tripolis zur Aufbewahrung übergab, sondern er erlernte auch von einem Juden im Gefängniß das Knopfmachen, um sich etwas zu verdienen. Außerdem kam er durch einen befreundeten europäischen Chirurgen in den Besitz mehrerer Salben und Pflaster, mit denen er einige glückliche Curen machte, wodurch er sich manche Freunde erworb. Trotzdem mußte er drei Jahre im Gefängniß ausharren und seine beiden Schicksalsgefährten in demselben sterben sehen. Selbst als er sich des Rabi Gunst dadurch erworben, daß er mit Hilfe eines griechischen Goldschmieds dessen zerbrochene Taschenuhr wiederhergestellt, bringt ihn dies nicht weiter, sobald seine Gläubiger ihrerseits ihre Verschwendungskünste in Anwendung bringen. In dieser Noth läßt er der Favoritgattin des Rabi zwei seidene Damastkleider überreichen und sie um ihre Fürbitte ersuchen. Dies wirkt endlich. Der Rabi ruft seine Gläubiger zusammen und setzt ihnen jetzt die Pistole auf die Brust: „Der arme ist euch gar nichts schuldig, nicht er, seine Herren sind eure Schuldner; er bietet euch tausend Dukaten, wollt ihr die nicht, so kragt ihr gar nichts, ich schicke ihn dann nach Konstantinopel, dort wird ihn der kaiserliche Gesandte schon losbringen.“ Die tausend Dukaten aber, die angeblich unter den europäischen Kaufleuten als Almosen gesammelt worden, gab Kraft aus eigenen Mitteln und die Franzosen und Venetianer gaben nur zum Schein den Namen her, um seine Lage nur um so elender und bemitleidenswürdiger erscheinen zu lassen. Aber auch diesmal mußten dem Rabi, damit er seine Beihilfe leiste, hundert Dukaten versprochen werden, für welche sich der französische Consul selbst verbürgte. Wohlweislich sollte indessen nicht eher Zahlung geleistet werden, als bis Kraft zu Schiffe und das Schiff schon drei Tage in See gegangen sei. So erlangte denn der Verfasser seine Freiheit wieder. Die seiner Freilassung vorausgehende Verhandlung beschreibt er folgendermaßen:

Nachdem auf die Frage des Rabi die Gläubiger sich bereit erklärt hatten, die tausend Dukaten anzunehmen, heißt es weiter: „Nun forderte der Rabi seinen Schreiber auf, meine Widersacher, nämlich der vier gegenwärtigen anstatt aller, sowie des französischen Consuls Namen und den meinigen aufzuzeichnen. Ich wurde geschrieben: »Jan Ebn Jan«, auf deutsch: »Hans, Hansens Sohn.« Alsobald mußten auch hervortreten sieben vollberechtigte Bürger und Einwohner von Tripolis: die erinnerte der Rabi, daß sie bei dieser Verhandlung Zeugen sein wollten. Auch ihre Namen zeichnete der Schreiber gleich auf, dann fragte der Richter, ob jedermann zufrieden sei. Darauf erhob er seine rechte Hand über diese Bestätigungsurkunde und sprach mit lauter, verständlicher Stimme: »Sajjiboh!« Da war eine allgemeine Freude, die meinige aber war so groß, daß mir die Augen übergingen, denn es hieß zu deutsch »frei«.

Endlich am 28. August 1577 schiffte sich der Verfasser nach Marseille ein. Hier verweilte er längere Zeit, um sich zu

erholen, denn seine Gesundheit war sehr angegriffen. Aber seine Reiseflust war trotz der erlittenen Mühsal und Drangsalen noch nicht befriedigt, er ging zwar vorerst in seine Heimat nach Augsburg und von da nach Ulm, ließ sich aber nach kurzer Zeit wieder bestimmen, eine Stelle in Troppau in Schlesiens anzunehmen, von wo er dann Geschäftsreisen nach Sachsen, Polen und Ungarn machte, welche in dem Buche ebenfalls beschrieben werden und einen nicht uninteressanten Beitrag zu den damaligen Kulturzuständen namentlich Polens liefern. 30.

Wanderungen in Süddeutschland.

Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. Von Friedrich Brinkmann. Zwei Bände. Leipzig, A. Fleischer. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Einen großen Theil der hier geschilderten Landschaften hat erst jüngst Straub in seinen „Wanderungen“ gezeichnet. Zwischen diesem Buche und dem vorliegenden findet aber ein Unterschied statt, der dem zwischen einem Mann von Geist und einem tüchtigen Praktiker ähnlich ist. Der erste liefert eine anregende, gefällige Arbeit, der andere eine für ihren Zweck sehr brauchbare. Indem der Verfasser uns die Stadtgeschichte von Nürnberg — das Regimentshaus im Jahre 1471 ein „Centrum Europaeum“ nannte, wo er seine Wohnung wählte, weil es mit der ganzen Welt in Verbindung stehe —, indem er die Geschichte von Regensburg erzählt, Salzburg, Passau u. s. w. schildert, gibt er eine zwar etwas breite, aber doch treffliche Recapitulation der bedeutungsvollen Geschichtsepisoden dieser Orte und ihrer Zustände im Mittelalter. An solchen gutgearbeiteten Stadtgeschichten haben wir in Deutschland eben keinen Ueberfluß und jedenfalls ist hier noch vieles nachzuholen, wenn wir dem Reichthum Italiens hierin gleichkommen wollen. Doch die Landschaft gilt dem Verfasser mehr als der Mensch, wie er selbst sagt, und die Natur an den bairischen Seen, Chiemsee, Tegernsee, Starnberger See, dann das Traunthal, das Salzkammergut, St. Gilgen, St. Wolfgang, der Schaffberg, endlich Linz und die Donau, sind selten wahrer und zugleich begehrter geschildert worden, als von diesem tüchtigen Zeichner geschieht, freilich immer in der Weise, daß er mehr das Gesehene und Thatsächliche wiedergibt, als die Ideen, zu welchen beide anregen, während Straub vorzugsweise eben diese innern Reflexe, den sittlichen und den ästhetischen Zustand der Menschen in dieser Landschaft im Auge behält.

Der Verfasser bekennt sich selbst als ein „Großdeutscher“ und möchte in Walhalla gern ein „Olympion“ für ganz Deutschland erscheinen sehen, was ein ganz berechtigter Wunsch ist; nichtbekommemiger — und mit einigem Widerspruch gegen sich selbst — liebt er doch die Eigenthümlichkeiten der Stämme, betont sie und will sie bewahrt sehen. Es gehört dies zu den seltsamen Widersprüchen so vieler deutscher Denker, welche eben alles sein möchten, ein mächtiger Einheitsstaat mit Beibehaltung aller möglichen Particularismen, politisch gefürchtet, kräftig regiert und doch individuell frei, kritisch wie Protestanten und gläubig wie Katholiken u. s. f. Daß einer nicht alles sein könne, fällt diesen Herren gar nicht ein und daß das einzige deutsche Reich 1806 zu Grabe getragen wurde — nicht infolge irgend eines abwendbaren Ereignisses, sondern eben weil es den nach und nach übermächtig gewordenen Particularinteressen gegenüber zu einer Unmöglichkeit geworden war —, davon haben sie keine Ahnung. Was geschieht, geschieht aber mit Naturnothwendigkeit; und wenn viele Leute glauben, daß das Jahr 1806 unter andern Umständen auch einen andern Ausgang nehmen konnte, so unterscheidet sich unsere Geschichtsauffassung von jener eben darin, daß wir glauben, jene „andern Umstände“ konnten bei der Gestalt der Menschen und der Dinge eben gar nicht eintreten. Wir dächten, so viel sollte man aus der Menschengeschichte doch nun gelernt haben, daß nichts nach Willkür geschieht, sonst könnte man ja mit ebenso vielem Rechte sagen: hätte Dschingis-Khan nicht den oder den Fehler gemacht, so wäre

die Welt mongolisch geworden. Er mußte ihn eben machen, meinen wir; so gut wie die deutschen Fürsten von 1793 — 1806 die Fehler machen mußten, welche die Zertrümmerung des Reichs herbeiführten. Diese Ansicht schmeichelt freilich dem menschlichen Stolz wenig, aber dieser Stolz — wiewol auch eine Gabe der Vorsehung als Antrieb zu allem Großen und Guten — ist eben das ἵπocρις ψεύδος der Menschheit, dies Eristia sicut Deus, das das Weltgeschick machen und ein ganz besonderes Naturwesen und anders wie alle übrigen Weltwesen sein will.

Wir haben uns weit verirrt von unserm bescheidenen Autor, kehren wir nun zu ihm zurück. Er bekümmert sich zwar nicht viel um die Menschen, aber zuweilen richtet er sich doch gegen den Katholicismus dieser Landschaft hoch auf. Es ist wahr, dieser steht hier vielleicht in reinerer Blüte als irgendwo in Europa; allein wenn er von einer ihm begegnenden Procession sagt, sie sei ihm wie ein Haufe roher Wilder erschienen, die zu dem Bilde ihres Götzen ziehen, dessen Zorn sie fürchten, ohne seine Liebe zu kennen, und wenn er dies „schauerlich“ nennt, so fragen wir ihn doch, ob er niemals in seinem Leben eine protestantische Dorfgemeinde aus der Kirche kommen und in die Schenke hat ziehen sehen? Ein frommer Gebante, der wie ein Blitz durch die Seele fährt, meint er, sei hundertmal mehr werth als alle solche Sachen. Schade nur, daß die „blitzenden Gebanten“ bei dem deutschen Tagearbeiter so überaus selten sind! Nach dieser Probe wird auf alles dasjenige, was man bei einem Wanderer als höhere Beobachtungsgabe bezeichnen kann, in diesen „Studien“ nicht viel zu geben sein, dagegen behaupten sie ihren Werth als Naturzeichnungen und Leisefaden für Reisende. Mit diesen Zeichnungen können wir fast immer, mit seinen Reflexionen nur selten sympathisiren, selbst dann nicht, wenn er sich auf Schiller beruft oder mit Schleiden Naturbetrachtung und Gottesdienst für gleichbedeutend ansieht, denn Gottesdienst schließt ja auch thätige Menschenliebe ein, von der die Naturbetrachtung an sich nichts weiß.

Der zweite Band behandelt in derselben tüchtigen, aber etwas nüchternen Weise das obere und untere Innthal, Oberammergau mit seinen bekannten „Passionsspielen“, Plansee und Eibsee, verweilt am Ortles, in Innsbruck, im Pinzgau und Zillertal, malt Berchtesgaden, Gosau und Hallstatt, den Attersee und Mondsee und schließt mit einer umfassenden Parallele zwischen den Altbauern und dem oberösterreichischen Volksstamm, wobei der Verfasser nur zu oft ganz zu vergessen scheint, daß Oberösterreich ja eben von Baiern aus für Deutschland gewonnen und von bairischen Einwanderern bevölkert wurde, als das Sonnenreich zusammenbrach. Der Autor greift zuweilen wunderliche Thematika heraus und vertieft sich in diese. So widmet er ein langes Kapitel einer etwas sonderbaren Parallele zwischen der zillertaler Frauenschönheit und der sächsischen, welcher weiter nichts fehlt, als die mathematischen Eincementenzeichnungen. Vergleichen hat doch kaum einen relativen Werth, wie sich schon in dem Schlußgedanken ausspricht, daß der Zillertaler die Sachsinnen, der Sachse aber die Zillertalerinnen deshalb vorzieht, weil nach einem allgemeinen Naturgesetze „das Gleichartige sich abstoße, das Ungleichartige aber sich anziehe!“ Ganz speciell verweilt der Verfasser bei dem ammergauer Passionsspiel, von dem er eine wohlgeordnete Darstellung mit mehr Sympathie für dieses uralte merkwürdige Volksfest gibt, als wir ihm zugetraut hätten. Die Sache selbst ist bekannt genug, und es bleibt immerhin bemerkenswerth, zu welcher großartigen Kunstleistung sich hier ein kleines Gebirgsdorf zu erheben gewußt hat, bei der über 500 Personen mitwirkend thätig sind, die von 6—7000 Zuschauern besucht wird und gegen 40000 Gulden Ertrag bringt. Man spricht von der Beschaffung dieses großen Volksfestes; aber da die Ammergauer durch ein Gelübde an diese alle zehn Jahre wiederkehrende Schaustellung gebunden sind, so wird die Regierung wohl die „Gewissen“ schonen. Es wäre ja auch schade darum.

Wir haben so oft von der Trefflichkeit der Naturschilderungen

in diesen „Studien“ gesprochen, daß wir auch auf diese noch einen flüchtigen Blick zu werfen und verpflichtet halten. Unter den gelungensten Partien dieser Art nimmt das Kapitel: „Am Ortles“ (von Mals nach St.-Maria und über das Wormserloch nach Trafoi), das Zillertal, das Pinzgau, unsere volle Anerkennung in Anspruch, und es ist namentlich der Charakter der vollen Wahrheit hervorzuheben, welcher diesen Schilderungen ihren Werth verleiht. Der Verfasser steht nicht an, seine Enttäuschung zu bekennen, wo er, wie am Ortles, seine Erwartungen nicht erfüllt findet — die Spitze erscheint vom „Fuß“ her nur 3000 F. über dem Standpunkt des Beschauers —, aber er hebt auch unbekannte unerwartete Naturschönheiten gebührend hervor, wie bei dem „Schwarzbachfall“ unsern Golling geschieht, den er für den schönsten Wasserfall Tirols und Salzburger erklärt. Nicht minder zeigt er sich auch als ein guter Kunstkenner, der wenigstens in der Geschichte und in den Gesetzen der Architektur wohl behandelt ist.

Aus allem diesem aber wird sich unser Urtheil wol dahin als begründet ergeben, daß der Verfasser mit diesen „Studien“ zwar nicht gerade ein geistvolles, aber theils doch ein sehr brauchbares und darum willkommenes Complement zu Steub's „Hochland“ und seinen neuesten „Wanderungen“ geliefert, theils jene Arbeiten durch die Städtebeschreibungen und die Dornapartien so ansehnlich erweitert hat, daß wir ihm dafür unsern Dank schuldig sind. 4.

Notizen.

Ein Brite über Deutschland und das frankfurter Schützenfest.

„Blackwood's magazine“ enthielt jüngst von einem britischen Touristen, der dem Schützenfeste in Frankfurt beigewohnt hatte, einen Aufsatz: „Germany and its prospects.“ Von echt englischem Standpunkt befragt der Verfasser bitter, daß zu den Aufzügen, die er übrigens, wenn auch etwas theatralisch, doch auch sehr imposant und malerisch fand, und den Eröffnungsfeierlichkeiten so weltlichen Charakters, der Sonntag benutzt worden sei, daß man es sogar für überflüssig gehalten habe, den Segen des Allmächtigen anzuflehen, und er bemerkt dabei: „Es ist eine traurige Thatsache, daß der deutsche Protestantismus — im allgemeinen gesprochen, denn es mag manche Ausnahmen geben — ein Baum ist, welcher, wenn auch nicht gänzlich abgehorben und faßlos, doch nur noch wenige Blätter treibt und wegen seiner Früchte nicht mehr berühmt ist. Es zeigt sich eine sehr wahrnehmbare Gleichgültigkeit gegen die Religion als vorherrschend. Der hohe und edle Geist Luther's besetzt nicht mehr diejenigen, die sich nach ihm nennen, und der Glaube selbst scheint mit reißender Schnelligkeit unter der Wucht einer unglaublichen Philosophie zu verschwinden.“ Nachdem er der aufgebauchten und inhaltslosen Phrasologie deutscher Volksredendarten seine gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, wirft er gleichfalls von seinem englischen Standpunkte Preußen vor, daß es sich zu tief mit den Demokraten eingelassen habe, indem es durch ihre Hülfe seine Zwecke zu erreichen hoffe, und er setzt hinzu: „Niemals ist aus der Liebaugerei mit unpraktischen Demagogen etwas Gutes herausgekommen. Sie sind wie die wilden Thiere, welche sich zuletzt sicherlich gegen die Hand desjenigen kehren werden, der sie streichelte und liebte, und ihr Biß ist giftig und tödlich.“ Weiter schildert er den Zustand Deutschlands als einen äußerlich überaus blühenden. „Seht, wohin ihr wollt“, sagt er, „das Land ist reich und lachend, der Ackerbau hat sich gebessert, der Handel ist im Wachsen, und alte Städte, welche noch vor wenigen Jahren vom Alterthum angerostet und grau erschienen, haben sich jetzt verjüngt und herausgeputzt, während sich die Vorstädte mit neuen Gebäuden füllen und sich wie die Kinder um ihre Mutter gruppieren. Das sind keine Zeichen von Verfall, im Gegentheil, das sind Zeichen der Wohlfahrt.“ Und weiter bemerkt er: „Reisende, welche im schönen Sommerwetter mit den Rheineisenbahnen von Stadt zu Stadt fahren, sei es des bloßen

Vergnügens wegen oder um die Kunstwerke zu besichtigen, an denen diese Städte einen so außerordentlichen Reichtum besitzen, solche Reisende werden aus dem wohlhabigen Aussehen des Landes den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung zufrieden und glücklich und nach Wechsel nicht begierig sein müsse. Selbst diejenigen, welche die Sprache nicht verstehen, werden doch erkennen, daß die Bürgerklasse sich in einem Zustande von Wohlhabenheit, Gedeihlichkeit und Behaglichkeit befindet, und diejenigen, welche sich mit ihnen unterhalten können, werden sicherlich von ihrer Intelligenz und von ihren Kenntnissen eine günstige Meinung gewinnen. Denn es ist eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache, daß die mittlern Klassen in Deutschland, obschon sie nicht so anständig und praktisch wie die Engländer derselben Klasse sind, doch eine umfassendere Bildung und mehr literarische Reigungen besitzen als unsere Landleute. Wie es sich auch früher verhalten haben möge, jetzt wenigstens hat es keinen Anschein, als ob die Freiheiten des Unterthanen irgend beschränkt würden. Die Deutschen disputieren über politische Gegenstände mit der äußersten Freiheit und ohne irgendeine Furcht vor Geheimpolizei oder Denunciation, ganz im günstigsten Contrast zu dem Zustand in Frankreich, wo ihr in jedem Unbekannten, der euch anredet, einen im Dienste der Polizei stehenden Mouchard und in jedem Hotelbienen einen Spion wittern müßt. Das ist nicht eine bloß scheinbare, sondern eine reelle und wirkliche Freiheit.“ Und dabei herrsche doch eine geheime Unzufriedenheit in Deutschland, die früher oder später zu einer „formidable convulsion“ führen müsse. Wir wollen hoffen, daß diese düstere Prophezeiung sich nicht bewahrheiten werde. Jedensfalls vergißt aber der Brite, daß äußere Prosperität bei Nationen so wenig als bei Individuen inneres Glück begründet, daß eine Nation, so zahlreich und im Besitz so großer Hülfsmittel wie die deutsche, das Recht hat zu verlangen, daß endlich die innern Heimatschranken gänzlich fallen, daß sie als Nation, als deutsche Nation im Auslande die ihr gebührende Achtung genieße und daß keiner ihrer Angehörigen aus Mangel an Schutz wie bisher in der Fremde ungestraft mißhandelt werden dürfe. J. M.

Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's „Germania“.

Ludwig Uhland's altdeutsche Studien, denen er sich in der letzten Zeit seines Lebens fast ausschließlich hingab, sind dem größern Publikum wol ganz unbekannt geblieben. In den Retikolen, welche politische und literarische Blätter brachten, fanden wir höchstens die Thatsache erwähnt, hier und da wurden auch seine größern und selbständig erschienenen Arbeiten dieser Richtung, die Abhandlungen über Walther von der Vogelweide und über den Mythos von Thor, sowie die Sammlung der alt-, hoch- und niederdeutschen Volkslieder namentlich angeführt. Die Arbeiten, welche Uhland in einer Fachzeitschrift für deutsche Alterthumskunde niederlegte, konnten, wie jetzt noch die Sachen stehen, nur in dem engeren Kreise der Fachgenossen Beachtung finden. Es scheint mir aber eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den großen Todten, alle seine literarischen Verdienste auch auf diese im Verborgenen gebliebenen, aber in ihrer Art bewundernswürdigen Leistungen fürs erste wenigstens aufmerksam zu machen, welche zusammengebunden, schon einen ganz stattlichen Band füllen würden.

Im Jahre 1855—56 gründete Bibliothekar Franz Pfeiffer in Stuttgart die „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde“, welche mit der Berufung des Herausgebers an die Wiener Hochschule den Verlagsort wechselte und jetzt in ihrem sechsten Jahrgange steht. Seit Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ langsam und in nicht regelmäßigen Zeitabschnitten erscheint, kann die „Germania“ wol als das einzige Organ der deutschen Philologie angesehen werden. Uhland war es, der diese neue Zeitschrift und zwar mit einer Abhandlung „Zur schwäbischen Sagenkunde“ eröffnete, und er blieb seinem Landsmann und langjährigem Freunde Pfeiffer bis zuletzt ein treuer und fleißiger Mitarbeiter. Charakteristisch sind die Worte,

mit denen er seinen Aufsatz und zugleich das ganze Unternehmen einleitet, weshalb wir sie vollständig mittheilen: „Eine Zeitschrift für deutsches Alterthum, die sich in Schwaben gründet, schien mir der geeignete Ort zu sein, an dem diese Proben einer noch unabhelfenen Arbeit zur schwäbisch-alemannischen Sagenkunde niederlegt werden könnten. Die künftige Einrichtung in irgendeinem größern Zusammenhang bleibt ihnen, wie den etwa Nachfolgenden, vorbehalten. Wenn die Fortsetzung von meiner nächsten Heimat ausgeht, so verzichtet sie deshalb nicht darauf, weitere Kreise zu ziehen. Es ist aber im Gebiete der Sagen immerhin rathsam, den Blick in das Allgemeine und Entlegene an der gemauerten Beobachtung des Besondern und Heimischen zu schärfen.“ Dieser Aufsatz „Zur schwäbischen Sagenkunde“ erschien nach und nach in verschiedenen Abtheilungen und behandelte folgende Stoffe: 1) „Die Pfalzgrafen von Tübingen“, 2) „Dietrich von Bern“, 3) „Bodman“. Eine zweite größere Arbeit betitelt sich „Zur deutschen Helden- und Heldensagen“, und im einzelnen 1) „Eigemann und Sigefred“, 2) „Der Hohenstaufen zu Worms“. Die letzte Abhandlung, welche im letzten Hefte des letzten Jahrganges erschien, war der letzte Beitrag, welchen Uhland beisteuerte. Außerdem sind es noch drei Aufsätze von größerem und kleinerem Umfange, welche sich in verschiedenen Jahrgängen finden, nämlich: „Zwei Gespielen. Aus einer Abhandlung über die deutschen Volkslieder“, „Rath der Nachtigall“ und „Sommer und Winter“.

Alle diese Arbeiten, namentlich aber der wundervolle Aufsatz „Rath der Nachtigall“, zeugen und bezeugen, daß zu rechter Erfassung deutscher Sagenkunde außer strenger Forschung und Kritik auch ein Dichtergemüth gehört. Nach Jakob Grimm, der doch auch ein Dichter ist, wenn er uns auch seine „Gedichte“ bergebracht, hat keiner so wie Uhland sich in das deutsche Alterthum mit ganzer Seele versenkt und aus ihm die Schätze volkstümlicher Poesie gehoben. Darum ist sein Heimgang für die deutsche Literatur- und Sagenforschung ein großer unerfeglicher Verlust. Wir wünschen von Herzen, daß Uhland, dessen dichterische Bedeutung durch G. Liebert verherrlicht wurde, auch nach seiner gelehrten Richtung hin in allgemein faßlicher Weise monographisch geschildert würde. Einmal haben seine Studien den engsten Zusammenhang mit seinen poetischen Leistungen, dann aber hat der Dichter, wie angedeutet, auch Antheil an dem Gelehrten. Und die Wissenschaft, welche Uhland vertritt, liegt nicht weit ab von der herzlichsten Theilnahme der Gebildeten, sie ist eine echt vaterländische Wissenschaft, mit welcher sich alle befreundeten Völker, denen ihr Vaterland am Herzen liegt. Gerade ein Mann wie Uhland, der als Beamter seinen besondern Wirkungskreis hatte, der als Dichter sich an die Gesamtheit seines Volks wandte, der als Abgeordneter mitten in dem Strom der gegenwärtigen und öffentlichen Bestrebungen stand, sollte ein leuchtendes Beispiel sein, daß die noch immer auf einen kleinen Kreis von Fachgenossen und Freunden beschränkten altdeutschen Studien nicht bloß für einige Professoren und Studenten bestimmt sind, sondern daß sie dem ganzen Kreise der Gebildeten angehören, daß sie außer der Befriedigung des Wissensdranges und der stillen Freude an der Forschung und am Erlernten auch echte Heimats- und Vaterlandstribe erwecken und wach erhalten. 68.

Bibliographie.

Limard, G., Starthand. Aus dem Französischen übertragen von R. L. Bianiska. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Bratranek, F. L., Goethes Egmont und Schillers Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 1862. 1 Thlr. 6 Ngr.

Braun von Braunthal, Der Jesuit im Frack. Culturgeschichtlicher Roman aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia. Drei Theile. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Bucher, L., Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862. Berlin, Gerschel. Br. 8. 2 Thlr.

Burow, Julie, Die Kinder des Hauses. Familienroman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Danmer, G. F., Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Dill, L., Gedichte. Stuttgart, Dettinger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kordheim, J., Volksbücher. 2tes Bändchen. — A. u. b. L.: Fallen und Aufstehen. Eine Erzählung fürs Volk. Leipzig u. Dresden, Rammann. 8. 12 Ngr.

Reinkens, J., Religiöse Parabeln. Breslau, Aderholz. 16. 6 Ngr.

Reuter, F., Die Kamellen. 3ter Theil. Ut mine Stronitid. 1ter Theil. Bismar, Hinstorff. 1862. 8. 1 Thlr. Ringels, Emilie, Die Getreue. Märchenspiel in fünf Aufzügen nach dem Volksmärchen vom „Singen den springenden Löwenederchen (Erschlein)“ in der Sammlung der Brüder Grimm. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 14 Ngr.

Rutherford, G., Briefe. Mit einer Biographie desselben von G. F. Ledderhose. Basel, Spittler. Gr. 8. 24 Ngr.

Schreibe, T., Die Wiener Leri. Historischer Roman. Drei Theile. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Schlehta-Währd, D. Freih. v., Fuad Pascha's Vater und dessen „Tristia“. Beitrag zur Kenntniss der modernen Literatur der Osmanen. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Wimmer, G. A., Bibelstunden. 1ter Band. — A. u. b. L.: Adam und sein Geschlecht. Versuch einer Geschichte der Menschheit aus ihrer ältesten Urkunde. Resultate 50jähriger Bibelforschung. Bremen, Müller. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Breslau, G., Offener Brief an den Redacteur der „conservativen Niederlausitzer Zeitung“, als Entgegnung auf dessen Aufsatz: „Die Stellung der Conservativen zu den Juden“. Gottbus, Heine. 1862. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Conflict in Preußen. Beleuchtet von einem verfassungstreuen Preußen. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 8. 6 Ngr.

Rassalle, F., Arbeiterprogramm. Ueber den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 5 Ngr.

Das Lied von dem Fuchs. Original-Skizze aus dem Archive der seligen Leierkastenherausgegeben vom Duwan. Leipzig. 1862. 8. 2 1/2 Ngr.

Die Monarchie der öffentlichen Meinung. Grundlage zu einer vernünftigen Verfassung für Preußen, gegründet auf den wahren Constitutionalismus. Berlin, Reichardt u. Zander. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Visant, F. W., Humoristisch-satirischer Verirrspiegel von München. München, L. Kinstlerlin. 8. 7 1/2 Ngr.

Ein Preßproceß in Elberfeld. Elberfeld, Babeler. 1862. Fol. 2 Ngr.

Preußen nach dem Landtag von 1862. Berlin, Springer. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Koelssema, J., Zur religiösen Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf ostfriesische Verhältnisse. Leer, Meyer. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Kühl, G., Die obligatorische Civil-Ehe. Beurtheilung der gleichnamigen Schrift („Ein Zeugniß aus der Kirche für die Civil-Ehe“). Ein Zeugniß aus der Kirche wider die Civil-Ehe. Berlin, Rauh. 1862. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Stras-Epistel für Se. Excellenz den Grafen Yorries. Hamburg, D. Meißner. 1862. 8. 1 Ngr.

Anzeigen.

Im Verlage von **E. Avenarius** in **Leipzig** erscheint
auch für das Jahr 1863:

Literarisches Centralblatt

für Deutschland.

Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Barcker.

Wöchentlich eine Nummer von 12 zweispaltigen Quartseiten.

Preis vierteljährlich 2 Thlr.

Das „Literarische Centralblatt“ ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeitschrift**, welche einen Gesamtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gründlich, gewissenhaft und schnell bespricht.

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich 25, jährlich also gegen 1500 Besprechungen. Ausserdem gibt es den Inhalt sämtlicher **Universitäts- und Schulprogramme** Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz in übersichtlicher Zusammenstellung. Ferner werden in ihm die **Vorlesungsverzeichnisse sämtlicher Universitäten** abgedruckt und zwar noch vor dem Beginn des betreffenden Semesters.

Ausserdem bringt das „Literarische Centralblatt“ eine **Uebersicht des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale** und am Schlusse des Jahres ein vollständiges alphabetisches Register, und es kann somit als ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der für die Literatur der Gegenwart sich interessirt, mit Recht empfohlen werden. Durch vielfach angeknüpfte neue Verbindungen der Redaction mit hervorragenden Gelehrten aller Wissenschaften darf die rüstigste Fortführung des Blattes in jedem Fache in Aussicht gestellt werden.

Prospecte und Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu erhalten, welche auch Bestellungen annehmen.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Diese beliebte, gegenwärtig von Karl Frenzel, dem bekannten Feuilletonisten der National-Zeitung herausgegebene Zeitschrift beginnt mit 1863 ihren elften Jahrgang. Herz und Geist bildende Unterhaltung (die künftig noch mehr als bisher in den Vordergrund treten soll), anregende Belehrung und Vorführung der interessantesten Erscheinungen der Kunst und Literatur empfehlen das Blatt als angenehmste Lectüre im häuslichen und Familienkreise.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1¼ Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Thlr. In Preußen ist die Zeitschrift stempelfrei. Von allen Buchhandlungen und Postämtern werden Bestellungen entgegengenommen. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsches Museum.

Das **Deutsche Museum**, herausgegeben von Robert Prutz, beginnt mit 1863 seinen dreizehnten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—8 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. In Preußen ist die Zeitschrift stempelfrei.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gebiegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die geachtetsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesern, Journalcirkeln u. s. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der letzte Habsburger und seine Tochter.

Historischer Roman von **Franz Carion**.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das Zeitalter Karl's VI. von Oesterreich, des letzten männlichen Sprosses aus dem gewaltigen Kaisergeschlechte Rudolfs von Habsburg, und seiner berühmten Tochter Maria Theresia bietet eine unerschöpfliche Fundgrube für historisch-romantische Darstellungen. Auch Franz Carion hat jene interessante Epoche deutschen Lebens als Rahmen für seinen neuesten Roman gewählt, der alle Vorzüge seiner frühern so beliebt gewordenen historischen Romane in sich vereinigt und daher dem Publikum mit Recht empfohlen werden darf.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage folgende historische Romane:

Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Vier Theile. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Maria Theresia und ihre Zeit. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf die von **F. A. Brockhaus** in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse **gratis** und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführten Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich:

— Nr. 2. —

8. Januar 1863.

Inhalt: Lyrische und epische Poesien. Von Emil Müller-Sandweggen. — Nathaniel Hawthorne's „Miriam“. — Georg Forster. — Reithen. (Der berliner Schriftstellerverein „Berliner Presse“; Eine Erklärung Wattenbach's; Piemontesische Volkslieder) — Winkgrabe. — Anzeigen.

Lyrische und epische Poesien.

Welch ein Hausen lyrischer Poesien liegt vor uns! Und welche nicht gerade beneidenswerthe Arbeit! „Singe, wenn Gesang gegeben“, das ist und bleibt ein wahres Dichterswort. Kaum minder wahr aber ist es, daß in der Gegenwart die Sprache schon für uns dichtet. Am allerwahrsten aber ist die beklagenswerthe Thatsache, daß der größte Theil der Jugend glaubt, Verse machen können heiße Dichter sein. Der Wahn wächst mit jedem Tage. Wie oft soll es denn ins Volk hineingerufen werden, daß dem Menschen nur die gesammte eigenthümliche Auffassung des Lebens, d. h. die Verklärung der realen Verhältnisse, zum Dichter macht. Es gehören also noch viel tiefere, unablässige, in die reifen Mannesjahre sich erstreckende Studien und Abklärungen des ganzen Menschen dazu, als die nachgerade wohlfeile Kunst auf „glauben“ ein „rauben“ und auf „hümpel“ etwa „Tümpel“ aufzufinden. Doch aller Widerspruch nützt nicht. Der Wahn hat sich nun einmal bis in die untersten Schichten fortgepflanzt. Mag sich die Welt mit uns über ein Büchlein wundern, das diesem Wahn den stärksten Ausdruck leiht:

1. Album der Handwerkervereine. Herausgegeben von Wilhelm Petsch. Erstes Heft. Berlin, Bach. 1862. 8. 3 Ngr.

„An den geselligen Vereinsabenden erfreuen Gesang und Declamation die Versammlungen, und dadurch sind die Handwerkervereine eine Zufluchtsstätte, eine Pfanzschule der Poesie geworden“, meint der Knabenlehrer Wilhelm Petsch. „Bildung zu erlangen ist der Hauptzweck unserer Vereine, sie haben ihn auch in obiger Hinsicht erstrebt.“ Dem fünfundzwanzigjährigen Petsch halten wir diese hochtrabenden Phrasen seiner Jugend wegen zugute. Doch mag der Himmel die Handwerkervereine künftig gnädigst vor der Krankheit der Veremacherei bewahren. Die Poesie hat unter Petsch's Regie eine Zufluchtsstätte gefunden! So? Mit allen sonstigen Zweigen des praktischen Wissens sind diese Handwerkervereine schon fertig, jetzt müssen sie in die Dichtkunst hineimpfuschen? Nun, diese Pfuscherei fehlt unserer Literatur gerade noch. Mögen moderne Hans Sackse immerhin existiren und poetisiren, doch das Aesthetisiren, das lasse der Handwerker. Weßhalb fällt Petsch nicht auch noch auf die Astronomie, wo ist ja auch ein Feld der Bildung! Man denke sich ein astronomisches Album der Handwerkervereine! Was wol ein Ende zu so einem Album gesagt hatte? Die literarische

Kritik, ja freilich, sie soll das poetische Album mit vielen Krapsen aufnehmen, sie hat sogar noch drei solcher Hefte zu erwarten. O arme Kritik, du sollst über solche poetische Specterleichen nicht grollen!

Das Heft enthält folgende Namen: Oskar Cordel (Maschinenbauer, 18 Jahre alt), Gummert (Schuhmachermeister), Hoffmann (Schulvorsteher), Th. Kempin (Schildermeister), Marsquardt (Steindrucker), Karl Weiße (Drehholzermeister) und Wilhelm Petsch. Sammtliche Gedichte sind Mittelwaare, entsprungen in einer Stunde, in der diese sieben Herren Dichter von einem sogenannten schönfäuligen Gefühl erfüllt waren. Wenn einer unter ihnen, so schlägt Cordel den relativ frischesten Ton an. Doch wollen wir damit keineswegs eine Aufmunterung zum Weiterdichten verbinden. Sollen in den Handwerkervereinen durchaus ästhetisirende Studien getrieben werden, so schlagen wir als recht hübsches Thema zu einem Aufsatze in Prosa die „Wassersuppe“ vor. Da wollen wir einmal sehen, ob diese sich auf gewisse poetische Phrasen und Reimklingklang etwas einbildenden Dichter einen gesunden Stil schreiben können.

Die Albums und Musenalmanache scheinen wieder mehr in Mode zu kommen. Sie gehen meist von Dichterkränzchen oder Dichterschulen aus. In dem sangreichen Schlesien scheint sich eine dritte Dichterschule aufgethan zu haben. Sie debutirte vor einigen Monaten mit:

2. Schlesischer Musenalmanach für 1862. Herausgegeben vom Schlesischen Dichterkränzchen zu Breslau. Breslau, Schletter. 1862. 8. 15 Ngr.

Leider enthält dieser Almanach sehr wenig die Mittelmäßigkeit Ueberragendes. Sammtliche 18 Dichter (unter ihnen auch eine Dichterin) scheinen noch sehr jung, meist Studenten zu sein. Möglic, daß sie es daher später besser machen. Es muß aber auch noch sehr viel besser kommen, wenn Fortsetzungen dieses Almanachs gerechtfertigt sein sollen. Die meisten Gedichte steuert Gustav Weiße, Sylvius Rading, Rafael Finkenslein und Siegfried Eisenhardt bei, und diese vier dünken uns auch die bedeutendsten Kräfte unter den achtzehn. Die meiste Gewandtheit möchte Weiße entwickeln, während sich Finkenslein allenfalls mit seinen Nachbildungen nach antiken Mustern gut hören lassen kann. Rading bietet uns ein ziemlich gutes Festgedicht zur Schiller-Feier, und von Siegfried Eisenhardt möchten wir „Ein Hügel mehr“ (S. 52) vorthellhaft anzeichnen. Die übrigen seien nur genannt. Sie heißen: Burthardt, Cohn, Dorothea C., Frost, Hoffmann, Krause, Karp, Puchat, Schlesinger, Werner, Wohlgemuth, Wurm, Zuppert. Wem siele bei dieser Menge nicht der Bibelspruch ein: „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt.“ Mögen sich sammtliche Dichter vor der poetischen

Rebseligkeit hüten. Um doch eine Probe mitzutheilen, auf's Gerathewohl das kurze Lied von Hoffmann:

Um mich ist alles trübe,
Gebrochen ist mein Herz;
Nur meiner Kinder Liebe
Erleichtert mir den Schmerz.

Du treues Herz, o schlage
Noch eine kurze Zeit,
Und schwelge nur und trage
Geduldig fort dein Leid.

Gestillt wird einst das Sehnen,
Das meiner Brust entflohn.
Es trocknen alle Thränen
Dort an der Wahrheit Thron.

Ist das mehr als mittelmäßig?

Die beiden in Prosa beigezeichneten Stücke, das kürzere: „Die Schöpfung des Weibes“, Parabel von Weise, und das längere: „Am der Grenze“, Novelle von Eisenhardt, lesen sich erträglich angenehm.

Etwas Bedeutenderes ist es denn doch um das nachfolgende:

3. Ein münchener Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir sprechen unsere Freude über dieses Dichterbuch offen aus. Es hat Summa Summarum auf uns einen so günstigen Eindruck gemacht, daß wir uns nicht gern zur Hervorhebung der etwaigen Mängel getrieben fühlen. Jedenfalls hat Emanuel Geibel die Auswahl mit sehr vorsichtiger Hand getroffen. Er selbst freilich, das könnten wir tabeln, machte sich die Sache etwas sehr leicht, indem er eine Anzahl Gedichte, „Erinnerungen aus Griechenland“ betitelt, beisteuerte, die zwar formell sehr ansprechend, doch keineswegs zu den unvergänglichen zählen. Vielleicht aber wollte Geibel als Herausgeber den übrigen Dichtern den Kranz nicht streitig machen, dann läge in dieser Bescheidenheit ein schönes Verdienst. Leider gestattet unser Raum nur kurze Besprechungen. Wir werden uns daher meist nur an die aufgeführten und unbekannten Namen halten können. Diese sind besonders Heinrich Leuthold, Johannes Schrott, S. Lichtenschein, Maximilian Weilhart, Hans Hopfen. Es folge von Leuthold und Hopfen eine kurze Probe.

Hopfen:

Auf meinen Wimpern liegt's wie Blei,
Die müden Glieder schwanke,
Im Knäuel verworren der Träumerei
Verenden die Gedanken.

Der Tag war freudlos zugebracht,
Drum vor dem Schlafengehen
Wünsch' ich mir selbst zur guten Nacht
Im Traume dich zu sehen.

All mein Erinnern werde still,
Mein Hoffen und mein Gramen;
Nur dich und deine Liebe will
Ich mit hinübernehmen.

Leuthold:

Ein unsichtbares Ungethüm
Sich des Mistral schneidend scharf,
Der Schaum und Blut mit Ungehum
In Corfucas Gasse warf.
In dunkeln Wirbeln schnob der Dampf
Dhnmächtig brausend aus dem Schlot;
Das eine Rad war außer Kampf
Und auf der Seite lag das Boot!

Das war ein namenloser Schreck,
Ein Fluchen, Klagen und Geschrei!
Ich aber stand auf dem Verdeck
Und bot die Brust dem Sturme frei.

Das Leben gibt — fähst' ich zur Stunde,

Rein zahlungsfähig Ich nicht hin.

! Solang' ich für so manches Pfund

Saumselig noch sein Schuldner bin.

Mit wenigen Gedichten haben sich Bodenstedt, Julius Große, Melchior Meyr, Felix Dahn, Victor Joseph Schöffel betheiligte; Carriere erscheint mit „Dreiklang des Lebens“ in Terzinen und versteht damit zu fesseln. Eine ansprechende Auswahl bietet Hermann Ringg, ohne daß wir ihm gerade vor den übrigen den Vorrang einräumen möchten. Ringg besitzt eine ausgeprägte Originalität, er versteht das Prosaische, die Locomotive und den Telegraphen zu besingen, doch behält seine Muse etwas Starres, wenn sie plastisch gestalten will. Gestaut haben wir über Adolf Friedrich von Schack, den bekannten Kenner romanischer Literatur, er schüttelt uns einen ganzen Korb theilweis sehr flüssiger Lieder und Balladen in den Schoß. Werfen wir nun einen Blick auf den Anfang und Schluß des Buchs, so stoßen wir auf zwei längere erzählende Gedichte, deren Verfasser, Wilhelm Herz und Paul Heyse, jener mit „Eugdietrich's Brautsahrt“, dieser mit „Rasael“, es auf einen Wettkampf abgesehen zu haben scheinen. Beide Gedichte sind mit glatter Leichtigkeit erzählt, beide Gedichte fesseln, jedes auf seine Weise, doch hat Herz jedenfalls den volkstümlichen Ton für sich, während Heyse mit dem Salontone liebäugelt, vielleicht mehr als seinem flüssigen Talente gut ist. Auch in der Wahl des Stoffes bewährt Herz eine kräftigere Hand. Herz erzählt uns frischweg, stellenweise nicht ohne netten Humor aus der Reckenzeit eine hübsche Liebesgeschichte; der schöngeistige Heyse wählt seinen Helben aus den Künstlerkreisen, den Rasael selbst. Herz behandelt die geschlechtlichen Beziehungen mit ungehinkter Natürlichkeit, Heyse mit einem ans Ueberschwengliche streifenden Raffinement. Herz braucht für seine Geschichte keine Moral, die Geschichte ist sich selbst Zweck; Heyse reflectirt über die seinige und schließt mit einer etwas eigenthümlichen Moral. Zur Rechtfertigung oder besser zur Verherrlichung des Rasael'schen Liebesabenteuers heißt es gegen den Schluß:

Wer hat, der soll in Fülle haben,
Um aus dem Vollen uns zu laben.

Daß sich diese Moral nur nicht zu einer leisen Verflüchtigung umwandelt, zur Verflüchtigung gegen gewisse berufene münchener Dichter, zu deren Rechtfertigung vor vielen andern, ihnen ebenbürtigen, man auch nicht viel mehr sagen kann als abschließend: „Wer hat, der soll in Fülle haben“, und die sich ihrer Berufung wegen in die Brust werfen, „um aus dem Vollen uns zu laben“.

Da wir der erzählenden Gedichte im „Münchener Dichterbuch“ lobend gedenken konnten, sehen wir uns einmal um, ob in diesem Genre auch noch anderweitig als bloß von münchener Dichtern etwas Erträgliches geliefert wurde. Nun denn, hier sind zwei solcher Gedichte, zwei Idylle der idyllischsten Art:

4. Goethe's Jugenliebe. Gedicht von Adolf Böttger. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Pufendorf. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

5. Frieden. Idyll aus der Schweiz in sechs Gesängen von Jakob Mähly. Basel, Georg. 1862. 16. 15 Ngr.

Welch schönen Gedanken, Goethe's Liebe zur Schöpfung in einem heitern Gedichte zu befeigen! Zwar sind wir nicht immer mit der Correctheit der Hexameter einverstanden; doch wo und nicht schon der Stoff an und für sich fesselt, da fesselt uns gewiß die Bearbeitung. Ein wahrhaft anziehender Zug von Gemüthlichkeit durchweht Adolf Böttger's Gedicht. Alle falsche Sentimentalität ist vermieden, die Personen sind mit einer Herzlichkeit und Schlichtheit gezeichnet, daß wir uns die Befähigung, mit der das Gedicht vielleicht etwas zu breit gehalten ist, doch

gern gefallen lassen. Auch der Humor findet ab und zu sein Plätzchen, wo er gerade angebracht ist. Aus dem Abschnitt „Im Weinlande bei Schöps“ wählen wir eine Stelle, die ihn bezeugt:

*Seht! rief von den Schönen der alma mater der eine:
„Woll' (Wolfgang), wie steht es mit dir? Bist du schon vor dem
Concile?“*

*Seuche wandte den Kopf zum Sprechenden, fragend: „Weshalb denn?“
Ihm erwiderte drauf kühnlich der Bruder des Chores:
„Wegen des letzten Tumults am Sperlingsberge, du weißt doch,
Kam vier Wochen vergangen, wo blüht dein Riesengebüsch?“
Sch! dich noch stehn vor der Wohnung der Feuerengel am Neumarkt,
Wo in Nähe darauf erstarrten die Fenster vom Steinwurf;
Ja, als das mächtige Haupt, das gegen die Stadtsoldateske
führte das tapfere Uhor der Brüder vom fränkischen Orden,
Ja, ja ich dirigirte die Steine hinauf zu den Fenstern
Imer Patriarch, die uns verschüteten im städtischen Dunkel.
Sonder die Majestät Commissäre doch selber von Dreden!
Ergo das Ende vom Liede: Altmaier und ich und der Blingstoj
Sind relegirt, die andern verbannt im Carcer die Großthat.
Schmachlich entgeht zu den Augen und Armen der schlaue Bettle.“
Seuche darauf: „Rein, Branden, nicht glaube, daß ich wie ein Feigling
Je mich verdröche vor diesen, ja hält' ich an eurer Affaire
Theil nur genommen, ich stellte mich selber sogleich dem Gerichte,
Hielt dem Patriarchen voll Stolz den Studenten entgegen.
Aber zur selben Zeit war leibhaftig ich in der Wohnung,
P'homme spielt' ich mit Ranne, hier sitzt er als bürgerlicher Zeuge!“*

Auch bei dem Wähl'schen Idyll könnten wir zunächst an den Hexameter etwas Anstoß nehmen, aber mehr aus einem andern Grunde. Der Hexameter eignet sich am besten für das Apathetische. Wo dies fehlt, da erscheint er zu prätentios. Doch zeichnen sich Wähl's Verse durch große Glätte aus. Der Stoff seines Gedichts wird vermuthen Saunen etwas zu mager erscheinen, wogegen stille Gemüther die einfache Geschichte mit einiger Anacht lesen werden. Sie ist kurz diese. Eine Schweizerkadt ist durch Mobilmachung der Truppen in Aufregung versetzt. Ein Regimentmedikus wird bei einem Stadtlarzte einquartiert. Der Stadtlarz besigt ein Töchterlein. Wie es kommt, man kann sich's denken. Ein Anhängel an diese Geschichte ist die Feindschaft des Stadtlarzes gegen den Vater des Medikus. Politische Gründe haben sie herbeigeführt. Durch die Heirath der Kinder werden die Väter versöhnt; das Kriegsgetöse (die neuburger Geschichte) legt sich, der „Frieden“ beglückt alle.

Ziemlich gleichgültig blättern wir in einer und gleichfalls vorliegenden Gedichtsammlung, als wir darin plötzlich ein längeres komisches Gedicht fanden, das uns sehr schnell fesselte. Dieses epische Gedicht findet sich in:

6. Gedichte von J. C. Meißner. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Nürnberg, Beiser. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Es heißt: „Sebastian in Spanien“, beiseidenweise ist es „Epischer Schwank“ betitelt. Wir glauben, der Schwank verdiente einen besondern Abdruck. Der Dichter erzählt auf etwa hundert Seiten in höchst ergötzlicher Weise und mit heiterstem Tone die Irrfahrten eines jungen Schwaben in Spanien, bei denen und nur der Schluß nicht drastisch genug erscheint. An diesem Gedichte und den übrigen Meißner'schen Gedichten haben wir nun einmal wieder vollauf den Beweis, mit welcher Einseitigkeit unsere Literaturbücher geschrieben, mit welcher Einseitigkeit einzelne Dichter auf Kosten anderer gepriesen werden. Hätte Meißner diesen Schwank vielleicht noch einmal überarbeitet, in einer besondern, mit Illustrationen gezierten Ausgabe erscheinen und für das Uebrige die buchhändlerische Reklame sorgen lassen, wer weiß, wie vielen unserer Dichter er den Rang abgelassen hätte. So hat er es nur bis zu einer nach seinem Tode erscheinenden Gedichtsammlung gebracht. Und der Todte erlangt nur den etwas zweifelhaften Erfolg, daß sich einige Kritiker

über ihn anerkennend aussprechen. So sind Meißner's Gedichte „Erzeugnisse glücklicher Ruhestunden eines langen, an äußern und innern Erfahrungen reichen Lebens“, seine Lieder sind gut empfunden, flüssig gehalten, hier und da nicht ohne hübschen Humor, obschon zuweilen das Kleinstädtische zu viel betont. Dahin rechnen wir: „Der Theeressel“, „Der Rüglein Wandern“, „Der gute und der böse Tag oder der Schulmann und die Stiesel“, „Der Hutwechsel“, „Irrfahrt“ u. s. w. Wie viel in Meißner für das volksthümliche Märchen und die Sage steckt, das beweist wol am besten „Der Hahn auf dem Lorenzthurm“. Auch nach Seite der Komödie würde sein Talent nicht ohne Werth gewesen sein, wir vermuthen das nach dem letzten Stücke in der Sammlung, nach dem humoristischen Bilderfranze „Die Freuden des Jahrmakts“.

Nicht ganz so voll als bei Meißner klingt es aus den folgenden, gleichfalls nachgelassenen Poesien:

7. Gedichte von Julius Beder. Aus seinem Nachlasse. Leipzig, Wiedemann. 1862. 16. 22 1/2 Ngr.

Diese Gedichte werden das Andenken des Verfassers ehren. Julius Beder, in Freiberg am 5. Februar 1811 geboren, am 26. Februar 1859 zu Oberlößnitz im Erzgebirge gestorben, hat sich vorzüglich mit musikalischen Compositionen und musikwissenschaftlichen Schriften vorthellhaft bekannt gemacht. Seine Gedichte brauchen nicht gerade die Deutlichkeit zu scheuen, doch geben sie sich meist in jener Farblosigkeit, wie sie dichtenden Componisten eigen zu sein pflegt. Die besten finden sich vielleicht in dem Abschnitte „Liebeslänge“. Man höre das folgende:

*Steh' ich auf stillen Bergen,
Wird laut es in der Brust,
Es klingen neue Lieder
Von Lieb' und Wanderlust.*

*Wie nach dem Thee rauschen
Die Quellen Silberhell,
So springt aus meinem Herzen
Der frische Lieberquell.*

*Die Quellen werden Ströme,
Die Ströme gehn ins Meer,
Und alle meine Lieder
Die wandern hinterher.*

*Ihr Ziel ist meine Liebe,
Ein Meer, in dessen Blut
Ich kühlend möchte tauchen
Des Herzens heiße Blut.*

Die beiden beigelegten größern musikalischen Dichtungen „Winterleben“ und „Columbus“ bieten mannichfache Gelegenheit zu melodramatischer Behandlung. Am sangbarsten daraus möchte „Winters Morgensieb“ sein.

8. Nachgelassene geistliche Lieder von Karl Johann Philipp Spitta. Leipzig, Gries. 1861. 8. 1 Thlr.

9. Karl August Döring's Leben und Lieder. Herausgegeben von Karl Föls. Barmen, Bertelsmann. 1861. 8. 24 Ngr.

Die Verfasser beider Sammlungen sind todt. Die Kritik kommt mithin zu spät, sofern sie den Verfassern entweder nützen oder Schaden wollte. Wir verzichten daher auf eine eigentliche Kritik. Wir nehmen die Lieder als Denkmale für zwei fromme Gemüther, von denen das erstere durch die Fülle seiner Empfindungen, die Wärme seines Gefühls dem letztern im poetischen Ton um ein nicht geringes überlegen sein möchte. Allen, denen „Psalter und Harfe“ ein liebes Buch geworden, werden auch diese nachgelassenen Gedichte Spitta's willkommen sein. Es liegt in Spitta viel von der Sangesfreudigkeit eines Paul Gerhardt. Wie zart empfunden ist nicht Spitta's „Im Frühling“:

*Kindlein Angen auf den Gassen
Und das Vöglein auf dem Dach,
Denn der Sturm hat uns verlassen
Und der schöne Lenz folgt nach.*

Wie! und Fesler, die noch neulich
Traurten im Winterkleid,
Grünen wieder so erfreulich
In der warmen Frühlingzeit.

Und der Himmel glänzt mir heller,
Alle Bäume schlagen aus,
Und die Sehnsucht treibt mich schneller
Aus dem alten dumpfen Haus.

Wer verschloß sich und bliebe
Trüb daheim im Stubenlicht?
N es nicht auch Gottes Liebe
Die das Gie des Herzens bricht?

Karl August Döring wurde am 22. Januar 1783 zu Karl
Alvensleben bei Magdeburg geboren, er starb am 17. Januar
1844 als Pastor zu Elberfeld, wo er seit dem Jahre 1816
segensreich gewirkt hatte. Die vorliegenden Lieder mögen zwi-
schen den Jahren 1810–30 gedichtet sein. Döring hatte sich
schon 1814 durch eine Liederammlung und später durch ein
Hausgesangbuch bekannt gemacht. Diese Lieder sprechen alle
den bestimmten Zweck eines kirchlichen Gebrauchs oder der Er-
bauung in Familienkreisen aus und sind meist nach bekannten
Melodien verfaßt. Nur gegen den Schluß hin folgen einige
„Lieder ohne Weisen“, dann eine Anzahl Sonette auf kirchliche
Feste und endlich zwei Seiten Epigramme. Welcher Art diese
sind, das beweisen die beiden:

Standesgemäß zu leben begehrt, wer edel geboren,
Sorge sei dies auch dir, der du geboren aus Gott!

Heilig nennt ihr die Götzen oft? Soll das auch geschimpft sein?
Selbst! sagt mir doch nun, Theure, wie nennt ihr denn euch?

Nach diesen Gedichten Lobter wollen wir eine Reihe
lobter Gedichte folgen lassen. Poetische Eintagsfliegen
sind die nachfolgenden mehr oder weniger.

10. Die Krone. Ein Gedicht. Berlin, A. Duncker. 1862. Gr. 8.
6 Ngr.

In Königsberg fand die Krönung statt. Da setzte sich
jemand vielleicht mit dem Gedanken an ein Bändchen im Knopf-
locke hin und schrieb:

Der König, welcher gottbelehrt
Mit dem Palladium der Krone waltend
Ob Völkern geht im Kleid des Hermelin,

Wol ist der König wie ein andrer Mann,
Nicht zu ihm beten sollst du, nur für ihn;
Doch hat ihm Gott die Ehre angethan,
Du sollst ihm seine Ehre nicht entziehen.

Das „von Gottes Gnaden“ wird hiermit auf die gang-
bare Weise ausgelegt und verherrlicht. Wir begreifen nicht, wozu
ein solches didaktisches Gedicht nützen soll! Wie hier 16 Seiten,
so kann man in selber Weise 200 billig zusammenschreiben!

11. Borussia Tritonis. Preußens Vergangenheit, Zukunft und
Aufgabe. Vom Verfasser der „Träumenden Rose“. Neu-
wied, van der Beeck. 1861. 8. 2 Ngr.

Ein wunderbar wunderliches Gedicht, gottlob, daß es nur
14 Seiten lang ist! Im Anfange noch erträglich, geht es dem
Schlusse zu ins Sinnlose hinein:

Und als den Meserain dabei,
Merkt auf, daß es euch faßlich sei:
Hannover, Hannover,
Wie bist du doch so pauvre!

Köstliche Poesie! Doch kommt es noch besser. Verse laufen
mit unter wie:

Nein, nein; nein, nein; nein, nein; vermehrt dein kriegerisch Sinnen.

Doch fehlen Schiffe, bleibst du immer, immer — Ohne.

Die sechste Großmacht kannst du wol gestalten,
Sonnst leidest du der sechsten Kriegesgewalten.

Soll denn durchaus gefaselt sein, wir hindern nicht.

Wir wollen den Verfasser dieser „Borussia“ besser
kennen lerner aus:

12. Die träumende Rose oder Rantzen Windbesessen, sein Le-
ben und Schicksal. Neuwied, van der Beeck. 1861. 12.
10 Ngr.

Einen leichten Vers schreibt hier der Verfasser, das ist aber
auch sein einziges Verdienst. Was nur hat er mit diesem Ge-
dicht beabsichtigt? Hat er ein Märchen geben wollen? Hat er in
dies Märchen den Bänkelsängerton mit hineinziehen wollen? Und
seht alles Verständnis für „Rantzen Windbesessen“. Soll viel-
leicht ein allegorischer Sinn darin liegen? Die Ueberschriften
der einzelnen Abschnitte lauten: „Wie Ferdinand über die Ent-
stehung des Windes grübelte“; „Wie Ferdinand hierauf Wind-
machen wollte“; „Wie Ferdinand den Entschluß, Wind machen
zu wollen, ins Werk setzte“; „Wie Ferdinand, ohne Wind
gemacht zu haben, demüthig zurückkehrte“. Bis hierher kann
man in dem Gedicht den Märchentönen herausfinden. Weiterhin
wird die Geschichte total unverständlich. Der Verfasser endet
mit wohlfeilen Moralphredigten:

Doch ist alles ohne Glauben,
Dahum laß dir ihn nicht rauben,
Ohne ihn ist alles Tand u. s. w.

13. Aus dem Schlenkerbusch. Lieder und Gedichte von Ange-
lus Neomarchicus. Berlin, Kaffner und Comp. 1862.
Gr. 16. 15 Ngr.

Einzelne Gedichte, so „Aus der Dorfschule“, „Ob oder ob“,
aus dem ersten Abschnitte „Herz und Welt“, klingen ganz an-
genehm, andere, wie „Was bleibt übrig“, werden durch die
horrendesten prosodischen Schnitzer fast ganz ungenießbar. Ein
Vers gleich

Wem du werth schienst und theuer

klingt unerträglich. In den spätern Abschnitten „Waterland“
und „Lebende Bilder“ erlahmt der Dichter immer mehr. Seine
patriotischen Lieder mit dem aristokratischen Anstrich sind höchst
schwunglos, seinen Gedichten erzählender Natur hinwiederum
fehlt es an aller plastischen Fülle. Den „Amalienliedern“ end-
lich und den „Lichtglänzen und Schattenstreifen“ läßt sich wenig
Gutes nachsagen; prosaische Wendungen, viele Härten und
schlotterige Verse mahnen den Verfasser zu größerm Fleiße.

14. Wie's der Lenz treibt. Gedicht von Karl Falter. Frei-
burg im Br., Mayer. 1862. 16. 10 Ngr.

Für eine Eintagsfliege ist das Gedicht eigentlich zu gut.
Der Verfasser versteht sich auf einen zarten lyrischen Ton und
nimmt durch den Fluß seiner Verse für sich ein, doch aber wird
auch dieses Gedicht wahrscheinlich im Strudel der täglichen Er-
scheinungen untergehen. Denn der Verfasser verschwendet sein
Talent unnützerweise an einen Stoff, der in den Jahren des
„Was sich der Wald erzählt“ passiren möchte, und außerdem
macht er sich ab und zu aus prosodischen Leichtfertigkeiten kein
Gewissen. Dann wieder ermüdet er uns wie im fünften Ab-
schnitte durch schilbernde Breite. Indes beginnt Falter sehr be-
scheiden, und somit gewährt sein Büchlein ein Stündchen hin-
durch erträgliche Unterhaltung. Er bittet uns ja:

So nehmet gütig fürs Vollbringen
Den ernstlich guten Willen an.

15. Lyrisches und Satirisches von E. Neubürger. Frank-
furt a. M., Veckhold. 1862. 18. 20 Ngr.

Der Verfasser ist wol noch sehr jung? Wenigstens sind
seine Gedichte noch sehr unvollkommen. Vergeblich suchen wir
bei ihm nach einer hervorragenden Strophe. Am besten gelingen

ihm die Verse in Hexametern. Seine Epistel des obenwälder Lehrers bei Gelegenheit der Schiller-Feier zu Frankfurt a. M. darf unter den in Hexametern geschriebenen Gedichten fürs beste gelten. Ein gewisser leicht ironisirender Ton steht Neubürger zu Gebote; er zeigt sich aber oft ganz am ungehörigen Plage. So in dem übermäßig langen „Caraccioli's Aufstehen“:

Der Bankier recht bemäht, daß schon er gräße
Den Grafen L. (der Kratzfuß war sehr rar),
Trat Gräfin Picri auf die zarten Hüfte
Mit einem Absatz, der ein plumper war.
Kassierin und Kell in Ohnmacht saß die Säge.
Der Advocat benahm sich besser zwar,
Der Leberhändler aber kürzt die fettsüße Sauce
Dem Nachbar Marschall auf die Salakose.

In einem durchaus komischen Gedichte mag der Ton angehen, in einem Gedichte so ernster Natur wie dem genannten enthält er eine verschleierte Genremalerei; er führt leicht zur Selbstironie, zum poetischen Grimassenschneiden.

Das eigentlich Satirische soll in der aristophanischen Komödie „Der neue Plutus oder der Gott des Reichthums in Frankfurt“ stecken, die Neubürger zum Schluß seines Buchs gibt. Die Arbeit lehnt sich mehrfach an Aristophanes' „Plutus“ an. Wir vermissen leider häufig den tiefen Witz. Wo er hervortritt, zeigt er sich oft sehr platt. Unglücklich ist der vierte Auftritt, das Zwiesgespräch zwischen dem Grafen und Hans nicht ohne komische Wirkung; allein wir müssen auch Verse in den Kauf nehmen wie:

Graf. Hurrah, hurrah hoch! Errungen ist der köstlichste Triumph.
Hans. Zittern mögen nun die Bösen, Gute kommen aus dem Strumpf.
Graf. Nicht vergebens fliehet fürder mehr des wadern Bürgers Schweiß.
Hans. Dem Tyrannen L. vom Römer trete läßt ich in den Streiß.
Graf. Wieder schmort dem armen Landvögel mir der Hahn Sonntags im Topf.
Hans. Zählt mich wieder einer barisch an, schlag' ich ihm den Hut vom Kopf.

Wir schieben hier ein:

16. Die Brüder. Eine Alpenscene von Karl Scholl. Mansheim, Löfler. 1861. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Wahrscheinlich knüpft der Verfasser an diese Scene größere Erwartungen, als sich erfüllen möchten. Sie ist ein „Zwiesgespräch von Vertretern der zwei sich gegenüberstehenden Prinzipien, auf der einen Seite der Kirche, und zwar der protestantischen, zunächst unserer (des Verfassers) Heimat, auf der andern der freien oder frei-religiösen Gemeinde“. Zwei Brüder sind die Vertreter der beiden Richtungen. Wie mag nun aber dies große Thema auf knapp 22 Seiten erlebt werden! Der Verfasser gelangt daher auch zu keinem Abschluß, oder vielmehr er führt diesen Abschluß durch den Geist der Weltgeschichte herbei, der schöne, wahre Worte spricht.

O wähne nicht, daß er so friedlich taget,
Der Menschheit Tag, nach dem dein Herz sich seht!
Noch schwere Kämpfe sind erst anzuringen,
Ich seh' den Himmel flammen blutigroth,
Ein furchtbar Streiten, ein verzweifelt Ringen,
Ein großes Sterben und ein großer Tod!
Ihr seid nur Zwerge! Größe werden kommen,
Ein anderes, ein kühneres Geschlecht;
Erst wenn die Feigheit all hinweggenommen,
Wird Raum und Platz fürs ew'ge Menschenrecht.

17. Gedichte von Adolf Glaser. Braunschweig, Westermann. 1862. 8. 22 1/2 Ngr.

Wir denken und, Glaser, habe ausgeräumt unter seinen wüßigen Sachen und dabei einiges, was vielleicht in den Papierkorb gehörte, mit in Druck gegeben. Wir meinen auch, Glaser habe Bedeutenderes als diese Gedichte der Mehrzahl nach

geliefert. Man begegnet in der Gedichtsammlung zu viel nichts Allgemeineres bietenden Gelegenheitspoesien. Einzelne kleinere Gedichte klingen sangbar, so „Verständniß“:

Wie ist mein Herz so innig still
Und wieder doch so tief bewegt.
So oft der Mund es sagen will,
Was es in seiner Tiefe hegt.

Wie ist mein Herz so tief bewegt
Und doch so still, so innig still,
Seit es dich heiße Sehnen hegt,
Das es dir nicht gestehen will.

O laß dich süße Jaudern noch,
Laß mich ins Aug' dir blicken still,
Mein glücklich Herz, es sagt mir doch:
Du weißt schon, was dich Sehnen will.

Einzelne kleinere Sachen mögen den Componisten, namentlich Marschner willkommene Texte geboten haben, andere, mehr epigrammatische, z. B. „Jedem das Seine“, entbehren wol etwas der poetischen Berechtigung:

Behaglich fühlt sich ein bescheidner Sinn
In engem Kreis, so wohnt auf niederm Dach
Die Taube, ängstlich nickend rechts und links,
Besorgt, ein Korn zufällig aufzufinden.
Der Adler aber liebt's im Felsgeklüft,
In freien Lüften hoch und still zu haufen,
In eigner Welt, zwar einsam, doch sich selbst
Die Duellisten reichen Leben; auch gefesselt
Bleibt er ein König, harret in kummern Stolz,
Bis seine Kette bricht und wieder sich
Die Heimat ihm auf fernem Felsen zeigt.

Während uns die Erinnerung an „Körning's Grab“ angenehm berührt, erklären wir uns um so schärfer gegen ein Sonett „An Gräfin M. von M.“ Welches Interesse fesselt den Leser, den Verfasser ausgenommen, wol an diese anonyme Gräfin? Ueberhaupt müssen wir uns aufs entschiedenste gegen diese wieder grassirende Sucht des „Aufstehens“ erklären.

Fast ganz verleidet ist uns um dieses Chronischen Leidens willen das nachfolgende Buch:

18. Erinnerungen. Gesammelte Gedichte von F. A. Maercker. (Der Gedichte dritter Band.) Berlin, Decker. 1862. Br. 8. 1 Thlr.

Eine bitterböse Aufgabe, so ein Buch durchzulesen. Man hat schon genug, liest man nur die Ueberschriften. Da heißt es: „Zur Krönungsfeier des Königs Wilhelm's I. von Preußen“; „Festgruß am Tage des Einzugs des Königs Wilhelm's I.“; „Widmung der Tragödie Karl der Große an den König Wilhelm I.“; „Der Königin Augusta, bei Gelegenheit des für das Goethe-Gemälde erbetteten Schutzes“; „Der Königin Augusta am Tage des Dankgebets für die glückliche Errettung des Königs“; „Zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria“; „Festgesang bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria“; „Dem Großherzoge von Baden“; „Dem Prinzen Wilhelm von Baden“; „Philipp Melanchthon zur dreihundertjährigen Säcularfeier seines Todes“; „Abschied von der Goethe-Ausstellung“; „An die Universität zu Berlin“; „Der neuen Versicherung“; „An einen Staatsmann, Neujahrsgruß zum 1. Januar 1859“; „Herrn Böhlert (Fabrikbesitzer) an seinem zweihundertjährigen Geburtstag“; „An Fräulein Heuser“. So und nicht anders geht es in einem Athem fort. Zur Krönungsfeier schwarz; weiß bis an den Hals hinan, der neuen Versicherung gegenüber schwarz; roth-gold wenigstens mit Zunge und Lippen. Das ist ein Ansehen ohne Ende. Hören wir das an Fräulein Heuser (frühere Hofchauspielerin) Gerichtet, als sie die Rollen der Morane und der Statira in der Tragödie „Alexandros der Große“ (von Maercker) „mufenhaft“ gelesen hatte, damit wir eine Idee von diesen Maercker'schen Poesien erhalten:

Was in der Tiefe des Wortes sich birgt, in den Tiefen des Herzens,
Was im Sturm des Gefühls ringend erleidet der Geist,
Kündet uns mächtig dein Mund: o, wie fesselst jedes Gemüth du,
Als mit des Lones Gewalt zaubernd die Seele du triffst.
Geister vereinet die That. Sei stets du des Dichters Prophetin,
Trag ihm die Fackel voran! Ja, du erkennst sein Herz.

Welcher Schauspielerin vom Donau- bis zum Memelstrande
könnte man diese Worte nicht ins Album schreiben. Und so
wie diese Verse, ebenso unbestimmt ist die Anzahl von Sonetten,
denen wir im Bande begegnen. Wer kann ein volles Schoß
Sonette lesen, ohne einzuschlafen. Das Verdienst wollen wir
übrigens dem Dichter nicht bestreiten, daß er einen leichten Vers
schreibt und nach möglichster Formvollendung strebt. Wenn man
indef sein poetisches Vermögen so weit strapazirt, daß man sich
nach dem Anschauen von Shakespeares „Wintermärchen“ hinsetzt
und ein Sonett niederschreibt, so scheint uns in diesem poeti-
schen Schaffen ein gut Theil Niererei zu liegen. Den Schluß
des Buchs macht eine Erzählung aus dem Türkischen, „Chir-
betitelt. Sehr gut und kurz erzählt bildet sie eine Pierde der
„Erinnerungen“.

19. Pflug und Schwert. Sonette von B. Garneri. Wien,
Zendler und Comp. 1862. 16. 12 Mgr.

Das ist nun gleich ein ganzes Büchlein voll Sonette! Wir
hätten dasselbe wie bei Maerder's Sonetten zu wiederholen, eine
wie schwere Aufgabe es ist, die Sonette schockweise zu verbauen.
Pflug und Schwert! In dem ersten Abschnitte besingt der Dichter
die Freuden des Landlebens, die Natur u. s. w.; im zweiten
eifert er gegen den modernen Cäsar. Gut österreichisch gesinnt
gefällt er sich meist in den bissigsten Ausfällen gegen Napoleon.
Ja er geht noch weiter, er schimpft und schiebt dem Napoleon
in die Schuhe, was doch nur auf unser ganzes, materialistisches
Zeitalter fällt. Auch die armen Preußen kommen an einer
Stelle sehr übel weg, während er Oesterreich als den Gassen
betrachtet, an dem alles zerfallen muß, was der Empörung
Bahnen betreten will. Seinem männlichen Muths hatten wir
solche Uebertreibungen zugute. Wir wählen als Probe noch ein
sehr gelindes Sonett:

Drum auf!

So lange weltbeherrschend an der Seine
Ein Bonaparte darf das Scepter führen
Und ungestraft an jedem Aufstand schüren,
Dran sich ergötzt die Kampfstadt seiner Hühne,

Und wir in Waffen all, bis an die Zähne,
Nur lauschen, ob er läßt die Trommel rühren,
Sind Träume nur, die uns zum Spielball tären,
Der Wohlfahrt und der Freiheit folge Pläne.

Das grüne Reis der Lappern auf dem Gute,
Im Winkel, wohin seine Blüt' uns dannen,
Aufwartend wie der Hundel vor der Ruthe,

Nur Helfershelfer sind wir des Tyrannen,
Deß Will' ist, daß Europa still verblute;
Drum auf! daß wir zu spät uns nicht ermannen.

20. Himmel und Hölle der Liebe. Roman in Versen von
Heinrich von Waldburg. Bonn, Rheinische Ver-
lagsanstalt. 1862. 16. 7½ Mgr.

Der Roman seines Lebens muß unendlich gewöhnlich ver-
laufen sein, daß ihn der Verfasser in Verse brachte. Denn mit
einem wirklichen Roman des Lebens will uns Waldburg doch
ebenfalls beglücken. Leider sind wir nicht in der Lage, den
Roman zu verstehen. Ob es sich um eine Geliebte handelt, die
dem Geliebten untreu geworden, ob die Geliebte gestorben, ob
der Dichter der Liebelei überdrüssig geworden: wir können es nicht
beschwören; doch glauben wir das alles aus seinen Versen her-
auszuhören. Das Büchlein zerfällt in: „Prolog“, „Himmel“,
„Hölle“, „Himmelsheimweg“, „Epilog“. Die drei mittlern
Abschnitte bestehen je aus einer Anzahl einzelner Gedichte, die

oft tiefen Sinn ahnen lassen, oft aber auch mit nichts als der
Tiefe dieses Sinns spielen. So fragen wir uns vergeblich, was
in diesem Romane wol folgendes Gedicht bedenten solle:

Wahre Liebe ist für alles
Andre als für Liebe blind:
Klinge Liebe, halbe Liebe,
Kluges Kind, ein halbes Kind.

Liebe nur so fort, verständig,
Für den Hausgebrauch genug;
Denn ich fürchte, tief zu lieben,
Bist du Mädchen viel zu klug.

Also das ist Poesie, die den einfachen Satz: „Ein kluges, ver-
ständiges Mädchen liebt gewöhnlich nicht mit ganzer Ost der
Seele“, in einem besondern Gedichte breit tritt?

Wie gut nimmt sich dagegen S. 80, Nr. XVI aus; wenn
auch in einem etwas tollen, ist es doch in einem annehmlichen
Humor geschrieben. Aber gleich zwei Seiten weiter gefällt sich
der Dichter wieder in schaler Reimerei, wenn er den Refrain:
„Wer weiß, wo morgen der Karren steht — schiebt“, für eine
geniale Eingebung hält. Das Barockste steht aber auf S. 98:

Das Schicksal, was die Welt erschafft,
Geht: Nachts beltebe ein Hemd —
Und wenn du mich später wiedersehest,
Siehst du mich an wie fremd.

Mit solchem absoluten Unfahn glauben die Jünger eines Heine
die Welt zu fassen. Denn Jünger eines Heine möchte sich
Waldburg sicherlich nennen. Das beweist seine stete Sucht,
sich mit schlotterigen Versen, wie den aufgeführten, und mit eman-
cipirten Gedanken breit zu machen. Doch wer weiß, wer hinter
dem Verfasser steckt! Aus der Verlagsbandlung gingen schon
mehrfach Mystificationen hervor. Vielleicht ist das ganze Werk
nur ironisch zu nehmen. Und der Schlüssel zum Buche läge in
dem Epilog: das Ganze sei nur ein „Hauch“.

21. Kleine poetische Versuche von Charlotte Felsner.
Trier, Ling. 1862. 8. 15 Mgr.

Wir sollen doch wol sehr galant sein. So wollen wir denn
also das Beste aus den „Kleinen poetischen Versuchen“ heraus-
suchen. Vielleicht wäre es das kurze „Im Walde“:

Ueber mir im Blätterzweig
Hör' ich leises Singen,
Aus dem Dorf so feierlich
Morgenglocken klingen.

Im harmonischen Verein
Alle Bäume rauschen;
Duft'ge Blumen grüßen mich,
Lieblich ist's zu lauschen.

O, wie könnte da mein Herz
Wol noch bange schlagen?
Kann es da wol über Leid
Noch so traurig klagen?

Nein, es stimmt froh mit ein,
Singt von Glück und Liebe.
Wenn es doch so friedlich still
In meiner Brust stets bliebe.

Abgesehen von dem prosodischen Fehler in der letzten Strophe
mag dies Liedchen passen; denn es hat Stimmung. Auch besitzt
die Dichterin in vielen andern Fällen nettes poetisches Gefühl.
Aber sie weiß sich noch nicht zu beschränken. Und dann singt
sie zuweilen etwas trivial:

Maienthume lieben alle,
Weil sie so bescheiden ist (!) —

oder gibt kleine Ungeheuerlichkeiten:

Es sagt das weisse Sträußchen es u. s. w.

Doch wir wollten nur galant sein, und für die Ewigkeit wird
Charlotte Felsner wol nicht geschrieben haben wollen. Also mag
es passen, das Büchlein.

Noch gekannter sollen wir uns gewiß gegen nachfolgendes Buch benehmen:

2. Gebt unserm Gott die Ehre! Religiöse Gedichte von Melanie Pöffler. Erfurt, Kreyser. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Mit Gott sei jedes Wort gesungen.

Mit Gott, der Kräfte sendet;

Mit Gott sag ich auch dieses an;

Mit Gott hab' ich's vollendet.

So sagt Melanie Pöffler. Unsere Kritik wird ihr mithin weder nützen noch schaden. Wollten wir kritisieren, so würden wir die faustig und so und so vielen Sonette austreiben. Es scheint, wir sollen mit Sonetten todgefressen werden!

Denn du ein Herz dir machen willst zu eigen.

Schon' erst in deins und prüfe seine Schwächen:

Laß nicht die Eigenliebe dich besessen.

Als möchtest du den Besten dich vergleichen.

Spricht Melanie Pöffler so aus eigenem Herzen, wohl ihr, sie wird dann nicht übermäßige poetische Ansprüche erheben.

Als der Dichtern und Dichterinnen möchten wir nachfolgendes Büchlein ans Herz legen, damit sie lernen, was dichten heißt:

2. Der Trugnachtigall Lieder der Liebe und des Lobes Gottes (in zwei Abtheilungen) von Friedrich von Spee; umgedichtet in die Sprache unserer Zeit von Joseph Pape. Arnberg, Grote. 1862. 16. 22 1/2 Ngr.

Berechnen wir es nicht: wir haben uns an dem Buche wirklich erbauet. Zwar behagt unserer Zeit manche Süßfeligkeit, manches „Brünnelein“ und manches „Blümlein“ nicht recht mehr, wozu sich frühere Jahrhunderte nicht satt sehen konnten, doch aber darf sich Pape seines glücklichen Griffs wegen glücklich schätzen. Seine Umdichtung verdient vieles Lob, wiewohl schon sie eben an sehr vielen Stellen den überfüßigen, schwelgenden Ton nicht auf ein richtigeres Maß herabstimmen mochte. Doch davon abgesehen: wie klingen die Verse, wie klingen die Strophen, wie rauschen die Worte, wie glänzen die Gedanken! Es ist gewißlich wahr, daß die alte Trugnachtigall in den herrlichsten Weisen zu schlagen weiß: was sie hervorgebracht, das hat echten Gang und Klang:

Im grünen Wald ich neulich saß
Den Felsen gegenüber,
Da krich durch jartes Laub und Gras
Der Frühlingwind vorüber.
Zer Seite war
Ein Bächlein klar.
Ein bergenthaufener Brunnen,
Im Jugendtraum,
Weil eben kaum
Dem hohlen Stein entzöhnen.

Es war die schöne Frühlingszeit,
Es war im halben März;
Da frust' ich wol in Liebesleid
Nach ihm, der mir im Herzen.
Von Herzensgrund
Dann rief mein Mund:
„Ach Jesu!“ voller Klagen;
So hört' ich bald
Auch aus dem Wald
„Ach Jesu!“ deutlich sagen.

Dies der Anfang der dritten Nummer der ersten Abtheilung, überschrieben: „Die Sponsa Jesu spielt im Walde mit dem Widerhall.“ Leider können wir das lange Gedicht nicht weiter mittheilen; doch verdient es schon des originellen Gedankens wegen eine Hervorhebung. Freilich wird der durchaus religiöse Bezug der Gedichte nicht jedermanns Sache sein. Doch

wer nicht gleich souverain lächelt, wenn er die Ueberschriften der beiden Abtheilungen: „Trugnachtigall im Garten am Felsen in Liebesleid“ und „Trugnachtigall mit den Lerchen den heiligen Berg umjubilend“, nennen hört, der wird sich den größten Theil des Buchs zur wahren Erquickung anlegen sein lassen. Wie viel Pape zur Modernisirung des vortheilhaften Spee that (die Umdichtung Spee's durch Weffenberg kennen wir nicht) gethan hat, dazu diene eine Strophe zur Vergleichung aus dem: „Poetisch Gedicht von dem S. Francisco Xaverio der Gesellschaft Jesu, als er in Japon schiffen wollte, allda die heidnische Völker zu bekehren.“ (Spee's Schreibweise haben wir modernisirt.)

Spee.

Gib, har! und freche Wellen,
Gib, har! und stolze Wind,
Ihr mich nimmer sollet fällen,
Euch zu sehn bin ich gestant.
Seelen, Seelen muß ich haben!
Sattlet euch nur, hölzern Ros,
Ihr müßt über Wellen traben:
Nur vom Ufer drückt los.

Pape.

Gib! har! und freche Wellen!
Gib! har! und stolzer Wind!
Nimmer werdet ihr mich fällen,
Euch bin ich zu sehn gestant.
Seelen! Seelen muß ich haben:
Sattelt mir das Ros von Holz,
Durch die Wellen soll es traben,
Tragen seinen Reiter stolz.

Auch unter den Gedichtsammlungen neuerer Dichter sind einige, die wir vielen als Muster aufstellen können. Wäre es in Hinsicht der dichterischen Beschaffenheit, so würden wir hinweisen auf:

24. Lannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden. Leipzig, D. A. Schulz. 1862. 16. 12 Ngr.

Ein inniges, zartes Gemüth spricht aus den einfachen Weisen des nur 80 Seiten starken Bändchens. „Lannengrün“, das immer frische, soll die ewige Dauer des poetischen Gefühls veranschaulichen, „Edelweiß“ dagegen als kühnes Bild der im stillen blühenden Sinne gelten. Wie weit sich der Dichter zu erhöhen, vollern Weisen aufschwingen könnte, vermögen wir nicht zu entscheiden; was er hier bietet, enthält in der Gattung des Liedes durchaus sangbare Töne. Des Dichters Anschauung lernen wir sicher aus „Durch Nacht zum Licht!“ kennen:

Nicht immer kann die Sonne scheinen,
Oft deckt sie dunkler Wolken Nacht,
Bald steht du bittre Thränen weinen
Das Auge, das noch kaum gelacht.

Doch keh, durch trüber Nächte Dunkel,
Durch Nebel und durch Wolkenslor
Driht neuen Sternes Lichtgefankel
Nur heller leuchtend dann hervor.

Sei es des schwungvollen Tons wegen, so empfehlen wir:

25. Gedichte von P. J. Willagen. Zweite Sammlung. Bremen, Strack. 1862. 8. 1 Thlr.

In Willagen steckt ein begabter Lyriker. Seine Strophen fließen, sie reizen den Leser unwillkürlich mit fort. So fanden wir schon in der ersten Abtheilung „Bunte Mälder“ aus dem Jahren 1859–61 sehr viel zu loben. Wie tiefempfunden ist nicht auf S. 6 fg. das schöne Gedicht: „Der Mutter“, das wir nur etwas zu gebühnt halten möchten. Dann die kleinerein Sachen S. 16 fg.: „Eulbigung“, „Die Rosen sehn in voller Pracht“, „Sieh mich nicht an so liebevoll“ u. s. w.:

Die Rosen blühen in voller Pracht,
Sie sind erblüht wol über Nacht,
Doch müssen sie, du wirst es sehn,
Auch wieder über Nacht vergehn.

Und blüht du hold und anmuthreich,
Der schönsten Rosenknospe gleich,
Das Leben fliehet, eh' du's gedacht,
Und welkt gleich Rosen über Nacht.

Jedenfalls nimmt das durch Anspruchslosigkeit ein.

In der zweiten Abtheilung: „Erzählende Gedichte“, finden sich die Balladen: „Casella“, „Thorvald Bibförle“, „Des Sängers Tod“. Das darauffolgende Gedicht „Giulia Gonzaga“ ist leider zu sehr Bruchstück, als daß sich ein volles Urtheil darüber fällen ließe. Das lange, „Hannibal's Tod“, obgleich es markiger sein könnte, empfiehlt sich durch den Fluß der Verse und durch poetische Spannung. In den „Altisländischen Volksballaden“ hat uns einzelnes namentlich durch den milbversöhnenden Ton angezogen, anderes durch den deutschen Sang und Klang, der in den Versen antönt. Dem Schluß zu lernen wir in Uebersetzungen noch mehrere Dichter des Nordens kennen: so aus Norwegen A. Munch und Welhaven; aus Schweden Malmström, Stagnelius, Sturzen-Becker, Tenngren, Vitalis (Erik Sjöberg), Adersparre; aus Dänemark Ploug, Holst, Schack von Staffeldt, Henrik Herz, Ingemann und Hauch. Sollten wir einzelne Gedichte dieser nordischen herausheben, so wären es besonders Munch's „Mein Vaterland“, Malmström's „Sibylla“, Ploug's „Sprache des Nordens“, Herz' „Dreizehn bei Lische“, Hauch's „Bekenntniß des Dichters“.

Wäre es des lehrreichen Tons wegen, so nehme man:

26. Lerne, liebe, lebe. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1862. 16. 24 Ngr.

Die verschiedenen Abschnitte des Buchs lauten: „Rath und Lehre“, „Beispiel“, „Stoisches Leben“, „Gebete“, „Legenden“, „Zeit und Gemüth“.

Lerne, — die Erkenntniß mehre:
Jeder neubefehrte Tag
Gibt dir Beispiel, gibt dir Lehre,
Was ein offner Sinn vermag.
Lerne, was du siehst, verstehst,
Und du wirst mit klarem Blick
In dich selbst zurückgehn,
In dir finden dein Geschick.

Liebe, — aus den tiefsten Duellen
Deines Busens drängt dein Ich,
Ein geheimnißfüßes Schwellen
Schöpfrisch zu erweitern sich.

Lebe, — rings um dich beständig
Wogt des Lebens reiche Flut,
Die dich mahnet: sei lebendig!
Nüß', o Mensch, dein göttlich Gut!
Leichter wehret tausend Uebeln
Eine freie, schöne That,
Als vom kleinsten dich dein Grubeln
Zu erlösen schafft Rath.

Mit diesen Versen hat sich der nun bereits im Grabe ruhende Dichter ein herrliches Denkmal gesetzt. Dies Denkmal ist das unablässige Streben nach einer edeln Lebensweisheit. Er fand sie besonders in den Lebensregeln orientalischer Dichterphilosophen. Einen solchen Schatz von trefflichen Bemerkungen, Andeutungen und Lebenserfahrungen finden wir in dem Büchlein, daß wir nur hinzugreifen brauchen auf irgendeine Seite, um Mahnung, Trost, Ermuthigung, Beruhigung aus den Sprüchen so gut wie aus den Gebeten, aus den Legenden wie aus den kleinern Liedern zu schöpfen. Und so sei denn das Büchlein allen stillen Gemüthern gleichwie den stürmenden Herzen zur Einsicht und zur Umschau in sich ohne weitere Kritik bestens

empfohlen. Möge das „Lerne, liebe, lebe“ zu allen guten Stunden“ und auf allen „stillen Wegen“ unser Begleiter sein, so wird unser oft schwankender Sinn des „festen Grundes“ nicht entbehren. Und wir werden des Dichters mit Ehrung gedenken.

Von einem Todten gehen wir über zu zwei Greisen, deren Werke wir, wie verschieden auch der Gesamteindruck derselben, nicht ohne eine gewisse Wehmuth in die Hand nehmen.

27. Gedichte von A. R. de Wilson aus Th. Erstes Bändchen. Posen, Merzbach. 1862. 8. 1 Thlr.
28. Gedichte von August Lamey. Straßburg. 1860. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ehe es zu spät ist, wollen beide im hohen Greisenalter stehende Dichter sammeln, was sich sammeln läßt. In Wilson's Gedichten finden sich einzelne aus den Jahren 1815 und 1816; Lamey sogar bringt uns Gedichte aus 1791! Einem solchen dichterischen Leben gegenüber hält sich unsere Kritik still, wir ehren die weißen Haare und freuen uns an dem lebenskräftigen Sinn, der zu den seligen Stunden der Jünglingszeit zurückkehrt. Lamey sucht seine Stärke namentlich in ungereimten Versen und antiken Versmaßen, Wilson festelt durch einen naturwüchsigen, volksthümlichen Ton. Aber Wilson schießt oft übers Ziel hinaus, ins Barocke hinein. Seine Gedichte haben meist Balladenton, sie sind indeß in dem Ausdruck oft zu wenig geschlossen und streifen ins Bänkelsängerische. Hierin auch liegt's wol, daß Wilson weniger zur Geltung gelangte, als er verdiente. Uns thut all der sonstigen poetischen Rebelelei und Schwabeklei gegenüber sein verber Ton oft sehr wohl. Nur darf er nicht ins Gynische fallen, wie im „Verwünschten Klosterkuch“, oder sich so platt geben, wie S. 25:

Gink sitzt ein Boscha trüg und faul
Und gäbt vor Langerweile;
Da bleibt ihm offen stehn das Maul,
Als reckten drinnen Keile;
Man pflegt's zu nennen: Rinnbadsperre;
Wie wimmerte der arme Herr!

Gegen diese Bänkelsängerei wie trefflich ist das Gedicht „An meine Jugend“, oder „Gedanken eines Schülers der Weisheit“, oder das vorzügliche, dem Dichter allein schon zum Ruhme gereichende „Frühlingsfeier“.

Lamey bietet uns auf 450 Seiten theils „epische Dichtungen“, theils „dramatische Scenen“, theils „leichte Bilder, Sagen, Romane“, theils „Eben, didaktische Lieder“; dazu auch Lieder nach Branger, Victor Hugo, Lamartine, dann Fabeln nach LaFontaine, dann „Elsässische Chronik“, endlich „Scherzgedichte“ und „Vermischtes“. Ein tiefgebildeter Geist, ein reiner Sinn, redliches poetisches Streben, das sind die Züge, die wir an dem Dichter bemerken. Manche sinnige Gabe verdiente, daß wir sie näher besprächen. Doch heißt uns der Raum sparsam sein. Wie er auf seinem elsässischen Vorposten französische Literatur mit deutscher zu vermitteln sucht, davon singt er in dem Liede „Meine Bücher“:

Dich Aronet (Voltaire), dich Boquelin (Molière)!
Guch, Uhlend, Rückert, Heine,
Sismondi, Guizot, Lamartin',
Zusamm't im offnen Schreine.

29. Bilder der Vorwelt. Ein Cyklus von Gedichten von Albert Knapp. Stuttgart, Steinkopf. 1862. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

„Der Antrieß zu nachstehenden Dichtungen entsprang aus Vorkubien, zu welchen mich die mündliche Erklärung eines apostolischen Briefs veranlaßte, und aus dem Wunsche, das Resultat derselben in eine abgerundete Form zu fassen“, so leitet Knapp seine „Bilder der Vorwelt“ ein. Viele der geschichtlichen Scenen ergriffen ihn dermaßen im Gemüthe, daß er dem Triebe, manche derselben in ein poetisches Gewand zu kleiden,

nicht zu widerstehen vermochte, sondern aus dem beinahe grenzenlosen Material mehrere ihn besonders ansprechende Bilder herausgriff, um sie seinen Lebensgenossen im Lichte des Evangeliums vors Auge zu führen. Danach konnte man vermuthen, die religiöse Tendenz sei eigentlich die Hauptsache an den Gedichten. Das ist aber das Schöne, daß sich diese Tendenz nicht auf Kosten der Poesie geltend macht. Im Gegentheil, sie erstreckt sich nur so weit, um den Untergang des Heidenthums und also auch den Untergang der klassischen Vorzeit als beim aufbrechenden Christenthume nothwendig erscheinen zu lassen. Es durchweht daher die Gedichte ein tief sittlicher, freilich etwas schwermüthiger Geist. Diese Schwermüthigkeit wird aber durch die oft sehr plastische Form der Strophen wesentlich gemildert. Diese „Bilder der Vorwelt“ verdienen daher in mehr denn einer Hinsicht ein offenes Wort der Anerkennung. Dabei ist ihre Zahl so groß, daß sich jeder ihn besonders fesselnde Stoffe sicher herausfinden wird. Der Bilder sind nämlich nicht weniger 32. Von ihnen ist nur das letzte „Napoleon's Befestigung“ (1840) der neuern Geschichte entlehnt. Die übrige bunte Menge bringt „Delphi“, „Kreta“, „Tyros“, „Persepolis“, „Delos“, „Miletos“, „Theben“ (in Aegypten), „Ephesus“, „Carbes“, „Bergamus“, „Laodicea“, „Rhodos“, „Sparta“, „Olympia“, „Aetabien“, „Lariss“, „Afroditopolis“, „Patmos“, „Palmyra“, „Byzanz“, „Antiochia“, „Der Atlas“, „Pompeji“, „Belisar“, „Timur“, „Säulen des Hercules“, „Alexander's Grabesfahrt“, „Des Titus Triumph“, „Griechenlands Schicksal“, „Der unterbrochene Tempelbau“, „Die zwiefach Erhöheten“ (die Bewohner der Gegenden, welche einst dem Christenthum erschlossen waren und jetzt als abgefallen gelten). Beisgefügte Notizen sollen für die einzelnen Stoffe Fingerzeige zum nöthigen Verständniß bieten und sie möglichst populär machen. Der Verfasser hat demnach alles gethan, um den Productionen seines vierundsechzigsten Lebensjahres (nur „Napoleon's Befestigung“ rührt aus dem Jahre 1841) Eingang in die Herzen zu verschaffen.

So weit wären wir, und nun könnten wir eigentlich wieder von vorn beginnen. Wir könnten und wieder nach vergänglichem lyrischer Waare umsehen. Doch wollen wir mit der nachfolgenden nicht zu streng ins Gericht gehen. Es findet sich ja in den meisten der nachfolgenden Bücher manch sinniger Gedanke, wenn auch das dichterische Vermögen der Verfasser nicht bis an den Himmel der Poesie reicht.

30. Große Lieder. Von Paul Erwin. Berlin, W. Schulze. 1861. Gr. 16. 10 Mgr.

Das Maß, mit dem wir messen, haben wir bei Paul Erwin sehr herabgemindert. Erwin ruft mit seinen sehr bescheidenen Leistungen unser ganzes Mitleiden wach. Wir gehen mit ihm nicht ins Gericht, wir blasen nicht mit vollen Backen unter seinen poetischen Weizen, sonst möchte Spreu und wieder Spreu aufwirbeln. Das Dichten scheint dem Verfasser unendliche Mühe zu bereiten. Man merkt es an einzelnen Wendungen. Doch kommt er erst in den Schuß hinein, dann geht es zuweilen ganz sangbar weiter. Aber nichtsdestoweniger lassen die Gedichte kalt, denn es fehlt ihnen gewöhnlich die Pointe. So z. B. das „Abendlied“:

Die Schatten lagern
Ueber dem Ried,
Die Vögelin fliegen
Ihr letztes Lied,
Die Gipfel der Berge
Noch goldig glühn
Ich liege betend
Auf meinen Knien.

Was soll das! Oder „Am See“:
1863. 2.

Ihr holden Blumen an dem See,
Was senkt ihr so das Haupt?
Der Sturm hat unsrer Schwester,
Ja unser lieben Schwester
Geknickt das blühnde Haupt.

„Dort treibt sie nun todt auf dem See.
Wir schau'n ihr traurig nach;
Brich uns, du guter Wandrer,
Ja brich uns, guter Wandrer,
Und sende uns ihr nach!“

Das ist nicht einmal ein Stimmungsgemälde; das ist schwächliche Sentimentalität, wie sie allenfalls bei einer jungen Dame zu entschuldigen. Und nun der Vers: „Dort treibt sie nun todt auf dem See“, acht einsilbige Wörter! Gut wenigstens, daß Ein Lied, „Draußen und drinnen“, pointirt ist und uns lebhafter anregt. Gut auch, daß die „Bruchstücke eines Tagebuchs“ einige wärmer empfundene Stellen bieten.

31. Blumen am Wege. Gedichte von Gustav Oppermann. Berlin, Selbstverlag. 1862. 8.

Ein hübsches Bündel von Blumen. Es sollen nur Blumen am Wege sein. Ja, gäbe nur Oppermann nicht vielen von diesen Blumen hochtrabende Namen, als glaubte er sie dadurch besser an den Mann zu bringen. Und wenn man's so billig haben kann, daß man überall am Wege nur dahin und dorthin greift und im Umsehen einen Strauß zusammenpflückt, welchen Werth soll diese Wohlfeilheit besitzen? Oppermann singt leicht, aber auch unendlich wohlfeil. Es kommt ihm gar nicht darauf an, mit Reminiscenzen aus andern Gedichten zu beginnen. So S. 133 „Zum Geburtstage des Königs“:

Lied erschalle,
Feiernd walle
Auf zu unserm Himmels Dom!

Wer hörte da nicht Agathe im „Freischütz“ singen? Oder „Drei Burschen“ (S. 150):

Es zogen drei Burschen mit munterem Sinn,
Mit wanderndem Fuß in die Ferne dahin —

klingt das nicht wie ein Plagiat auf das bekannte Gedicht Uhland's? Selbst kleinere, übrigens poetisch empfundene Lieder leiden durch den Ton der Gemeinplätze, so:

Leise rauscht's wie Geisterhauch
Nieder von den Höhen,
Und das Blatt zu meinem Fuß
Stäubelt lindes Wehen.

Herz, mein Herz verheißt du,
Was die Gräße künden
Aus dem Land der Geisterkruß,
Wo die Nebel schwinden?

Auch die wenigen erzählenden Gedichte würden wesentlich durch plastischere Darstellung gewinnen. Doch wir mäkeln mit dem Dichter und er selbst bemerkt in seiner Bescheidenheit:

So nehmt die Gabe, wie sie euch gegeben,
Der Sänger reicht sie tief erbebend dar.
Nicht ewig werden seine Lieder leben,
Die nur der Stunde Günst' gebär;
Doch wenn sie leid in euerm Herzen beben,
Und wenn auch eins nur aus der bunten Schar
Euch einer Stunde Unlust einst bezwungen,
Ist es vergebens ewig nie gefungen.

32. Gedichte von Wilhelm Fischer. Bonn, Weber. 1862. Gr. 16. 28 Mgr.

Das Buch zerfällt in Lyrisches und Episches. Der epische Theil enthält viele Bilder aus alter Geschichte, meist nach Herodot u. s. w. bearbeitet, meist auch schon oft behandelte Themata wie „Kleobis und Biton“, „Adraastos“, „Salamis“.

Doch lieft man diese Gedichte nicht ohne Interesse. Im „lyrischen Theile“ greifen wir zunächst nach den Sonetten (S. 41–47). Solche Sonette lassen wir uns gefallen. Und auch in den übrigen kleinen Liedern finden sich manche innige Weisen, die uns so mehr ansprechen, als sie anspruchlos auftreten, obgleich sie meist auf eine etwas melancholische Pointe hinauslaufen. Nicht wenig indes überraschen uns sprachliche Härten wie auf S. 132:

Drauf ist der Herbst gekommen
Mit Stürmen sanft und kalt,
Auch du, o Lieb, bist mir kalt und fremd
Geworden, fremd und kalt.

Wie ganz anders sieht es dagegen in dem kleinen:

Als ich ein frohes Kind noch war
In meiner Mutter Haus,
Da sah mein Auge sonnenklar
Ins weite Land hinaus.

Da war die Welt so reich und schön,
So roth im Morgenschein,
Da klang so zauberhaft Getön
In Ohr und Herz hinein.

Da sah ich viele Rosen blühn
Im thauig grünen Feld,
Da sah ich tausend Freuden glühn
In weiter Gotteswelt.

Sie sind verweht im falschen Wind,
Verweht in Nacht und Graus —:
Ich wollt', ich wäre noch ein Kind
In meiner Mutter Haus.

33. Gedichte von Georg Schulz. Hannover, Riemschneider. 1861. 8.

Im düstern Wald auf dürrer Sand
Wol ist ein Garten mir bekannt,
Da trifft man im öden wilden Tann
Drei wunderfame Mölein an.

Mit solcher Willkür im Veremasse wie in der dritten Zeile verfährt Schulz öfter. Freilich nicht durchgehend; aber schlimm genug, daß so etwas mit unterläuft. Seine Gedichte sind unter eine Masse von Abschnitten gebracht, von denen uns die Sonette und die Reisebilder, namentlich das „Italia, Italla“ als das verhältnismäßig Beste im Buche erscheinen. Dagegen fallen die ersten Abschnitte ziemlich ab. Der erste Abschnitt „Spätherbst“ versetzt uns wirklich in eine recht herbliche Stimmung, da die Mittelmäßigkeit und ein trüber Ton vorherrschen. Dasselbe gilt vom zweiten, dem „Winter“, der uns nun gar ganz schwunglose, durchaus frostige Poesien bringt. Glücklicherweise thauen wir im „Frühling“, dem dritten Abschnitte, etwas auf, und auch im vierten Abschnitte „Vermishtes“ dauert diese erwärmende Stimmung fort. Ja wir lassen uns sogar so weit fortreißen, daraus „Flampe“, „Nordlicht“, „Der Fischer“ als recht erträglich hervorzuheben. Die dann folgenden „Bilder aus dem Wendenlande“ rosen uns durch den grellen Ton mehr und mehr ab, desto mehr fesselt uns die letzte Abtheilung „Scherz und Liebe“. Wir halten hier sogar bei dem artigen „Die Anleihe“ still:

Wenn um einen Kuß ich bat,
Sprachst du: Habe keinen!
Liebchen, dafür weiß ich Rath,
Reiße dir von meinen.

Tausend Küsse laß ich dir,
Zinsen stell ich billig,
An Procenten zahlst du vier,
Hoff ich, gern und willig.

Nimmer soll das Kapital
Dich als Schulda beschweren,
Und nie will ich auf einmal
Es zurückbegehren.

Jedesmal, wenn ich dich schmäde
Mit des Frühlings Rosen,
Zählst zehn du mir zurück
Unter süßem Rosen.

Wenn die Mölein sind erkrankt,
Tief im Schnee begraben,
Will ich — Reß, ich bin nicht hart —
Täglich fünf nur haben.

Nie soll deine schöne Hand
Einen Schulschein schreiben,
Als das einz'ge Unterpfand
Soll dein Mund mir bleiben.

Die übrigen Abschnitte: „Kränze“, „Haus und Familie“, „Oben und Zeitgedichte“, fallen hiergegen wieder merklich ab, so sehr ab, daß wir bei dem vier Zeilen langen Gedichte „Gülen soll die Zeit?“ verwundert fragen, wozu es gedruckt sei?

Bisher hatten wir hauptsächlich auf den innern Werth der Bücher gesehen. Wie war's, wenn wir nun auch einmal den Blick auf den äußern richteten. Einige Bücher sind uns zwar schon durch die Hand geschlüpft, bei denen wir das schöne Kleid hätten vermerken sollen. Wir kommen damit aber wol noch früh genug, wenn wir's auch erst jetzt vermerken. Wodurch sich also „Ein münchener Dichterbuch“, Hammer's „Perne, liebe, lebe“, Willagen's „Gedichte“ und andere auszeichnen, die schöne Ausstattung, finden wir auch bei

34. Gemüth und Welt. Lyrische Dichtungen von Friedrich Marr. Grop. 1862. Br. 8. 1 Thlr.

Aber war sie bei jenen mehr nebensächlich, so wird sie hier fast zur Hauptsache. Der Verfasser, ein österreichischer Offizier, bietet uns einen starken Band meist kleiner, oft an Heine anklingender Lieder. Gegen seinen eignen Willen protestiren wir durchaus nicht, auch gegen seine Lebensanschauung mögen wir nichts einwenden, auch nichts gegen den Fleiß, mit dem er seine Lieder niedergeschrieben, aber doch in gewisser Beziehung gegen die Uebersahl dieser kleinen flüchtigen Lieder, dieser vergänglichen Dinger von lyrischen Namen. Auch dürfte sich's der Verfasser in Zukunft mit metrischen und sprachlichen Freiheiten weniger leicht machen, wozu er nicht die Kritik ernstlich herausfordern will. Zu billig ist eine Strophe wie nachfolgende auf Seite 55:

Gefällt's doch beiden noch
Solch trautes Sitzgewohnsein,
Wärst du die Erde doch,
Wie gerne wollt' ich Mond sein!

Ganz unendlich aber folgende auf S. 231:

So trag' jungfräulich denn das reine (Kreuz),
Sei stolz, Soldatenkind, sei stark,
Nirgends um Mitleid bettl', sei eine
Wehrhaft umgürtete Jeanne d'Arc!

Doch möchten wir uns dem Dichter auch günstig zeigen, deshalb wählen wir eins seiner Abendlieder:

Im Abendglanze lag die Stur,
Das Flüstern schwebte im Wald,
Und eines Vögleins Stimme nur
Durchirrte süß die Galt'.

Der Abendglocke Ruf erklang
Vom Kirchlein auf dem Ried,
Die Hirtin auf dem Heimweg sang
Ein muntres Alpenlied.

O dieser Stimmen Einflang rief
Mir Friedenssehnsucht wach,
Als läßt die Welt im Dunkel schlief,
Ein Stern aus Westen brach.

In solchen und ähnlichen Stimmungsgedichten ruht die Stärke des Dichters, da trifft er den Ton sehr gut, schreibt fließend und befriedigt vollständig. Im übrigen erkennt der Dichter diese seine Stärke selbst an, denn er citirt über sich bescheiden:

Nicht dem stolzen Wanderstrome,
Der zum Meer von Alpen steigt,
Der auch Burgen, Städte, Dome
Wechselvoll im Spiegel zeigt.

Nicht dem See als Dichter gleichen,
Der im kleinsten Thale ruht,
Stetten nur, Kapellen, Kirchen
Zeigt auch seine Spiegelkust.

35. Kauschgold und Lagenflügel. Ein Liebesepos von Leopold Schid. Wien, E. Gerold's Sohn. 1882. 16. 24 Ngr.

Das Vaterland möchte Schid mit Marx gemeinsam haben, die österreichische Erde; die poetische Kraft aber dünkt und zwischen beide vertheilt. Schid philosophirt mehr, grubelt mehr, fällt mehr in einen sentimentalen Ton und verdirbt sich daher manche lyrische Stimmung. Schon der Titel „Kauschgold und Lagenflügel“ klingt so etwas nach Selbstironie. Und dieser Irtum zur Ironie läßt ihn zuweilen nach poetischen Dornen und Disteln greifen:

Es herrscht ein Schacher in der Welt
So frech wie vormals nie,
Verdienst und Adel heißt nun Geld
Und Diebstahl Industri.

Dem Volke predigt man Moral,
Die reiche Welt ist taub;
Die Tagelöhner heißen Skandal,
Das Lösungswort heißt Raub.

So viel Wahrheit in solchen Ergüssen liegt, ebenso viel Uebertreibung wegen der Allgemeinheit der Empfindung. Wie weit poetischer klingt es da nicht z. B. in dem „Nuch die Todten sollen leben“:

Läßt Gesang uns froh erheben,
Kränzet festlich mir das Mahl:
Auch die Todten sollen leben!
Hüllet rauschend den Vokal.
Längst verblühte theure Gäfte
Finden sich noch einmal ein,
Kommen jubelnd zu dem Feste,
Wollen wieder fröhlich sein!

Für das erzählende Genre zeigt sich Schid formell sehr gewandt, das sehen wir an „Das Weib des Räubers“; wie es ihm pathetisch von der Seele quillt, das zeigt „Ein Nebelbild“, wie er aber im Epigramm nach dem Lorber, vergeblich greift, dafür bürgen uns die „Matten Gedankensplitter“. Ja matt in der That sind viele dieser Gedankensplitter, schon weil sie die epigrammatische Schärfe zu oft im bloßen Wortspiele suchen, oft auch weil sie paradox klingen. Ob gut ob schlecht, ziehen wir einen Gedankensplitter, welcher es auch sei, heraus:

Tausendmal bist du gewarnt und holst dir die nämlichen Schläge;
Haß nun die Lehre bezahlt, warne nun selber umsonst!

Wir sehen uns nach Büchern um, in denen ein erzählender Ton frisch und leicht anspricht. Nun da sind zwei, wenn sie auch hinsichtlich des Inhalts nicht gerade durchaus nebeneinander passen. Zuerst:

36. Das Lied vom Rhein. Ein deutscher Sang von Albert Rheiner. Freiburg im Br., Raber. 1861. 16. 1 Thr. 15 Ngr.

Wären die Dichter Albert Rheiner und Karl Falter (vgl. Nr. 14) ein und dieselbe Person, wir würden es gut und gern glauben. Pöbliche Eigenschaften, die Falter bei seinem blaffen Stoffe nicht verwerten konnte, verschaffen Albert Rheiner einen gewissen Nimbus. Bei Rheiner gärt und brodeln es von Versen und Empfindungen, man merkt, er muß singen. Aber wie er singt, das sei stellenweise dem Apollo und allen neun Mäusen gellagt. Hexameter schreibt er, gar nicht zu scandiren. Höre man nur:

Und die tausend Felsenatarakte in mächtigen Sägen —

Oho, wie der Daktylus über den Felsenatarakt stolpert! Aber Rheiner griff nach einem dankbaren Stoffe, drum mag manche Unebenheit hingehen. Er schildert den Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung, und zwar in drei Abschnitten. Im ersten Abschnitte verfolgt er den Rhein abwärts bis Ehrenbreitstein. Aber schon hier schiebt er vielfach lyrische Reflexionen ein, so wenn er den Abschnitt mit einem Gedichte „Die Ehe“ schließt. Im zweiten Theile, „Rheinfiesel“ betitelt, macht er ganz und gar halt und krant einen ganzen Haufen lyrischer Gedichte aus, erst Oden, dann vernünftige Gedichte, endlich deutsche Nationalhymnen, Gedichte, die mit dem Rhein meißt gar nichts zu thun haben. Viele dieser Gedichte, so „Sappho“, „Das Lied der Thränen“, klingen gut, andere, so namentlich einige der Nationalhymnen, enthalten den schwerdröhnenden Gesang, hinter dem wenig Wahrheit steckt. Was soll z. B. in der Volkshymne S. 189 die Anrufung des Himmels:

O segne Gott der Völker erstes (das deutsche) Vortan,
Durch deine Gnade ist es groß geworden!

Das verstehen die Reuß-Geiziger viel besser, die singen doch wenigstens wüßig:

Und woll'n sie in Oera auch was ha'n.
So mög'n sie's die selber sa'n.

Der dritte Theil führt uns abwärts bis zum Meere und läßt uns unterwegs noch einige Rheinsagen und Romane auflesen, darunter auch eine „Lorelei“, die im lyrischen Kaufse geschrieben zu sein scheint. Was ist doch Heine's „Lorelei“, Heine's elegischer Ton dagegen! Mit vollster Ekstase gelangt Rheiner ans Meer. Dort declamirt er:

Und wonnetrunken stürze ich auf die Knie:
Ha, göttlich! ewig! ruft entzückt ich aus.
Ja so, so ist's! so wird, so muß es sein!
Und hiermit ende ich mein Lied vom Rhein.

Daß Rheiner über diesen lyrischen Schwindel nur nicht im poetischen Meere ertrinkt. Es wäre schade um sein Talent, um sein noch nicht abgeklärtes Talent. Nicht der Rheinwein, aber der Most scheint ihm zu Kopfe gestiegen zu sein. Und wenn sein „Lied vom Rheine“ vielleicht nicht in die Herzen des ganzen deutschen Volks hineinwächst, möge er an die Mütter denken, welche ihre Säuglinge aus lauter Zärtlichkeit todtdrücken.

Das andere der beiden heißt:

37. Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen. Von F. Ruperti. Bremen, Geseinius. 1862. 8. 24 Ngr.

Ein gut Theil Gelegenheitsgedichte sind wol unter den Bildern und Reimen. Aber ein gut Theil schillernder Gedichte fesselt uns durch den frischen, lebendigen Ton. Den Knittelvers besonders versteht Ruperti vortrefflich zu handhaben, eine Kunst, die freilich in mancher Hinsicht nicht für sehr theuer gilt. In seiner „Rupertinerpredigt“ klingt es wirklich nach Schiller:

Heiße, juchheiß, dudeldumdei!
Da geh's ja hoch her, bin auch dabei!
Auf drob nicht ein frommes Herz sich entrücken?
Seid ihr friedliche Bürger, seid ihr Christen,

Die Sonntags zweimal zur Kirche gehn
Und nachher sich innerlich besehn?
Was ist das für ein Rärmen und Schreien,
Was treibt ihr für Pöffen und Narreteien,
Als sei aus dem ganzen deutschen Lande
Zusammengekramt eine Gaullerbande!
Ihr poßt, daß im weiten Saal es klingt,
Die Gläser aneinander und singt,
Aus eucrm ungewaschenen Munde
Da sprudeln hervor im tollen Bunde
Von Freiheit und Recht verworrene Brocken,
Mit denen kein Hund sich vom Ofen läßt locken.
Es war eine Zeit der Wunder und Zeichen,
Daß rothe Nasen selbst mußten erbleichen,
Und daß vor Schreck uns mit der Gabel
Der lederste Bissen fiel aus dem Schnabel u. s. w.

Im ähnlichen Geiste und Tone sind „Eine Geschichte aus Utopien“ und „Eine Begebenheit aus neuester Zeit“ gehalten. Und sie gefallen uns am besten. Andere Sachen wie selbst „Vogumil Darwin“ halten sich doch zu sehr an die Gelegenheit, als daß wir gerade an der Gelegenheit Geschmack finden möchten.

Sehen wir nur auf den fehlerfreien Vers und berücksichtigen wir den Inhalt wenig, so haben wir an Scherfgen beinahe einen Musterdichter. Sein Buch nennt sich:

38. Natur, Liebe, Leben. Lyrische Gedichte von B. Scherfgen. Neue Folge. Trier, Gall. 1862. Gr. 16. 21 Ngr.

In der That, sehen wir nur auf den Vers! Wir glauben kaum in dem ganzen Buche eine formell schlechte Strophe anzutreffen. Aber nun freilich mit dem tiefern Sinne, damit steht's schwach. Auch Scherfgen ist nicht viel mehr als ein Duzendbichter, der zum dreizehnten male singt, was man in ganz ähnlicher Weise schon von zwölf andern vernommen hat. Greifen wir ein Gedicht heraus, wie es uns gerade unter die Finger fällt. Also aus der ersten Abtheilung „Aus der Natur“ das Lied „Der Sonne Nacht“:

Die Luft ist trüb' und Wolfengrau
Umzieht das reine Himmeloblaue
Mit dunkler Schleierhülle;
Die Stunde schleicht unvertuscht,
Und immer neu herniederstürzt
Die kalte Regenfälle.

Jetzt preisen deine Größe wir,
Die du mit goldner Strahlen lachst,
Das Weltall füllst, o Sonne!
Verscheuch' der Wolken trübe Nacht
Und führ' zurück des Tages Pracht,
Des Lichtes Kraft und Sonne.

Größern Scherz als die „Naturlieder“ verursachten uns Scherfgen's „Liebeslieder“. Denn als echter lyrischer Schmetterling beflingt Scherfgen hintereinander drei Schöne, Constanze, Irmine, Clotilde. Er schwelgt im Frauenlob:

Frauen sind die Kronjuwelen
In dem Wunderbau der Welt,
Sind des Schöpfungswerkes Seele,
Die das All zusammenhält u. s. w.

Aber nur ein Weibchen. Und nachdem er für alle drei entflammt gewesen, stellt er sich mit dem „Rilken-Lob“ zur Entnächterung unter die lyrische Wasserplumpe oder unter etwas noch Schlummeres, und siehe da, er beginnt zu spotten:

O Rilly, Rille Rille du,
Welch Demuthsbild bist du:
Der Hühner, Enten, Gänsefchwarm,
Der Truten rothe Schär,
Die Leich und Hof mit Schrei und Lärm (!)
Umdäuden immerdar,
Sie schnattern kaum, wie du!

O Rilly, behere Rille du,
Welch Hohheitsbild bist du:
Nicht Straßendreck, der dich entzündet,
Zu sehn, was keiner soll,
Nicht Roth, der Wall und Gassen schmückt,
Von Raben wimmelvoll,
Sind freckgemein, wie du!

Wenn Scherfgen nun eines schönen Morgens über sein lyrisches Talent so wegwerfend spräche. Dann würde er über sein Buch schärfere Kritik als wir üben, die wir doch in den fernern Abschnitten des Buchs manche angenehme Blume herausfinden könnten.

39. Hochdeutsche Gedichte von A. W., der Verfasserin vom „En por Blumen“ und „Rige Blumen ut Annamark Schulden ehren Gohren“. Greifswald, Koch. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Noch einmal seien wir galant. Wir werden die hochdeutschen Gedichte doch nicht einer strengen Kritik unterziehen. Mit Scherfgen's Gedichten könnten sie hinsichtlich der Verifikation rivalisiren; leider aber peinigt uns die Verfasserin ein wenig zu sehr mit Anklängen an andere Dichter. Auch beeinträchtigt ihr die übermäßig breite Ausführung der Gedichte den wohlverdienten Erfolg, und das ist des volksthümlichen Zugs wegen für viele Gedichte wirklich schade. Denn wie frisch und frei singt die Verfasserin nicht z. B. im ersten „Matrosenliebe“:

Gi daß euch doch das Wetter packt,
Ihr feige Memmenbrut,
Raum daß es in den Raaken knackt,
So sinkt euch schon der Ruch.

Ja, paßt nur auf, wenn Vater Sturm
Im Graße uns besucht,
Da hat wol mancher Erdenwurm
Gebetet und geflucht.

So hätten wir denn nur noch zweier Nachzügler aus dem Jahre 1861 zu gedenken, einen dritten vom Jahre 1860 (die Gedichte von Lamey) haben wir schon weiter oben Nr. 28 eingeschoben.

40. Sängers Wallfahrt. Gedichte von Karsten Runge. Altona, Menzel. 1861. 8. 1 Thlr.

Von einer Wallfahrt in das unvergängliche Reich der Poesie dürfen wir bei diesen Gedichten wol nicht reden; doch aber von einer Wallfahrt auf der breiten Heerstraße der gangbaren Lyrik. Strenge Selbstkritik würde das nicht eben starke Bändchen um ein Gutes dünner gemacht haben. Diese Selbstkritik hätte Sächelchen wie „Im Herbst“ (S. 84) ganz gestrichen:

Es säuselt von den Bäumen
Das falbe Laub herab;
Weilchen, Rosen und Nelken
Finden längst ihr Grab.

Ich gehe still und sinnend
Und neige trüb' das Haupt,
Seh' ich im Frühling wieder,
Was mir der Herbst geraubt.

Noch ärger guckt indeß die Heine'sche Nonchalance aus folgendem Papierschneißel heraus. An „Helene“:

Du blühest wie Wagnetten
In stolzer Majestät,
Verliebte Amoretten
Umflattern dein lustig Beet.

O wärst du doch ein Weibchen
Still duftend auf grüner Au,
Und über ein kleines Weibchen
— Eine tugendhafte Frau.

Und ohne Mühe konnten wir weiter zählen und würden gleich ein ganzes Dugend solcher Säckelchen als unnützen Ballast über Bord werfen. Dies namentlich in dem zweiten Abschnitt „Vermischte Gedichte“. Sollten wie hier bei wirklich befriedigenden Gedichten stehen bleiben, so würden wir's vor „Olga's Klage“. Auch im ersten Abschnitt „Balladen und Romane“ wäre manches zu tilgen, indem der Verfasser meist undankbare Stoffe oder Stoffe mit schwächlicher Pointe wählt. Daher die Unmasse von tobtren Geliebten und Liebhabern. Runge's Ton ist lyrisch, aber seine Kraft nicht genug auf Glasfische gerichtet. Drum lassen uns Gedichte wie „Der Wellbaum“, „Die Brautwahl“ ziemlich kalt und selbst das volkstümlichere „Ein deutscher Kärassier“ verduftet ins Schönselige hinein. Die dritte Abtheilung „Plattbüschel u. Holstern“ hat uns auch nur zum Theil angeprochen. Auf wirklich volkstümliche Strophen folgen solche, die hochdeutsch gedacht und nur ins Plattdeutsche überetzt sind, oder deren Stoffe an übergroßer Breite der Ausführung leiden. Wir haben an Runge viel ausgekostet, weil wir hoffen, dem Dichter mit diesen Aussetzungen nützen zu können.

41. Gedichte von Julius Bammé. Halle, Anton. 1861. 8. 1 Thlr.

Mit dem Drama „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland“ bekundete Bammé ein nicht unbefehes Talent. Auch seine Gedichte zeugen davon, doch lassen sie mehr als billig kalt. Es fehlt ihnen der Schwung, den wir auch schon an dem Drama vermisten. Daher ziehen die Balladen und Romane an uns nur flüchtig vorüber; kaum das und die erste der Balladen: „Ludwig der Ervinger“, auf kurze Zeit fesselt. Seine „Bienen und Wespen“ griffen nicht ohne Glück verschiedene Thorheiten. So lesen sich die beiden Gedichte „Die Rittelmäßigen“ und „Die Bestimmten“ frisch und glatt weg. Dagegen hört die Poesie bei „Demi-monde“ wol auf. Trostlose Verse sind's:

Madame, Madame, die demi-monde
Ich zwar zuerst demi,
Was aber waren Sie au fond?
Sie waren ja fast nie.

So spricht der neue Posa fest,
Des Scheitel à l'anglaise,
Gerundet und gepflegt auf's best',
Stolz streichend in die haissoe.

Wir danken für solchen Humor. Harmloseres bieten die Abschnitte „Nachtalter“ und „Tagalter“. Doch stoßen wir auch da in der „Parforcecur“ auf Sonderbarkeiten:

Was kalt ist, macht sich warm,
Was naß ist, macht sich trocken,
Der Kummer fühlt und harm,
Wuß den nicht Freude Loden?

Ganz anders klingen dagegen Lieder wie „O konnte dich die Erde bilden, du wunderbare Wundermaid“, oder „Ein stolzes Lieb soll noch die Lust durchbrausen, ein stolzes Lieb voll starker Kraft“, oder „Lieblich ladet dich der junge Morgen aus dem Traum zu seiner Wirklichkeit“. Das sind Gedichte, deren wegen Bammé zum Schluß schon singen darf:

Habt ihr vernommen nur, wie mich
Ein warmer Drang geleitet
Ja Trakt wie Scherz, so meine ich,
Hab' ich auch Glück bereitet.

Am Schlusse sind wir. Sollen wir unsere Urtheile zusammenfassen, so werden wir ein schlechter Anwalt sein. Wir werden gegen die Lyrik von heute im großen und ganzen, sowie sie sich und in den meisten der 41 Bücher geboten, ziemlich verwerfend auftreten. Solange uns die Lyrik zu Theil geworden, an diesen Blättern die Feder zu führen, haben wir uns im Drama und im Roman

kritisch versucht. Wir sind bisher, das können wir nicht verhehlen, weder im Drama noch im Romane so enttäuscht, als wir's durch diese Lyrik sind. Ja freilich, „Singe, wenn Gesang gegeben“: hätte nur die Lyrik nicht viel von ihrem Werthe verloren. Wie der griechische Weise niemand vor dem Tode glücklich pries, so sollte man die Lyriker nicht vor dem dreißigsten Lebensjahre glücklich preisen und sie nicht kritisiren. Man sollte warten, ob sie sich aus dem gedankenlosen Nachsingen wohlfeiler Weisen zu dem Bewußtsein wirklicher literarischer Thätigkeit herausentwickeln, oder ob sie den Mund nur einmal recht voll nahmen, um dann ewig zu verstummen, und wie viele verstummen gänzlich gerade wenn sie zeigen sollen, daß sie mehr als bloß lyrische Eintagsfliegen liefern können. Und wie wenig Aussicht ist, daß es besser werde.

Emil Müller-Samswegen.

Rathaniel Hawthorne's „Miriam“.

Miriam oder Graf und Künstlerin. Nach dem Englischen: Transformation von Rathaniel Hawthorne. Deutsch von Clara Marggraff. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 2 Thlr.

Wol äußerst selten mag es vorkommen, daß der Herausgeber eines kritischen Blattes in die Lage kommt, die literarische Erklärungsarbeit einer Tochter beim Publikum einzuführen. Es ist zwar nur eine Uebersetzung, aber die Uebersetzung eines Werks voll eigenthümlicher und geistvoller Schilderungen und Anschauungen, welches überetzt zu werden verdient. „Miriam“ — die genaue Uebersetzung des englischen Titels „Transformation“ würde für ein jetziges deutsches Lesepublikum zu unbestimmt und abstract klingen — ist außerdem die Schöpfung eines Autors, der, wie fast alle neuern in englischer Sprache Schreibenden nordamerikanischen Schriftsteller, sich von den Einflüssen deutschen Geistes erfüllt zeigt und infolge davon in der Schreibart wie in seinen Reflexionen von der Art und Weise der mehr epischen englischen Erzählerschule manches Abweichende offenbart. Wir rechnen zu jenen Spuren deutschen Einflusses nicht den Umstand, daß sich die geheimnißvolle Haupthebin als Künstlerin „Miriam Schaefer“ nennt und einmal ein Lied in deutschen Lauten murmelt, oder daß einmal ein alter deutscher Künstler darin episch auftritt, oder daß sich der Verfasser gelegentlich auf Tied's und Hoffmann's phantastische Schöpfungen bezieht; sondern wir erblicken diesen Einfluß vielmehr in der zugleich nach Vertiefung wie nach arabeskenartiger Ausschmückung strebenden Schreibweise, in einem gewissen ideal-phantastischen Gange, der sich über das Ganze verbreitet, wenn auch stellenweise wieder ein sehr scharf markirter, echt nordamerikanischer Realismus zu Tage tritt, endlich in der Fülle von nicht genau zur Handlung gehörenden, äußerst malerischen Schilderungen und meist sehr geistvollen, oft melancholisch gefärbten Reflexionen psychologischen, geschichtsphilosophischen, kunstgeschichtlichen und ästhetischen Inhalts. Ja, es ist in der That eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß, während diese Gattung Kunstroman bei uns in Deutschland selbst bereits zurücktritt und wenigstens die Gunst der so realistisch gewordenen Kritik nicht mehr genießt, hier ein Anglo-amerikaner uns eine Schöpfung darreicht, in welcher ein Bildhauer und zwei Malerinnen nächst einem italienischen Grafen die Hauptrollen spielen und die Phantasie des Verfassers in Betrachtungen über Kunst und Kunstwerke, über Roms Vergangenheit und über die Licht- wie Schattenseiten des Katholicismus förmlich schweigt, ohne den dem Leser dadurch gewährten Genuß durch zeitgemäße politische Raisonnements zu trüben. Wir freuen uns, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Roman, dem wir in der That aus dem ganzen Gebiete modern deutscher

Romanproduction keinen zweiten gleichartigen zur Seite zu stellen wüßten, und damit auf einen Autor hinzulernen, der doch mit deutscher Art und Weise so viel Verwandtes zeigt und sich durch seine eigenthümlichen Romanschöpfungen (z. B. „The house of the seven gables“) in seinem Vaterlande sowol wie außerhalb sehr bald einen geachteten und beliebten Namen gemacht hat.

Was das psychologische Element des Romans betrifft, so beschäftigt sich der Verfasser mit einem wichtigen Problem, das er jedoch schließlich nicht eigentlich löst, sondern als fraglich fallen läßt. Es ist dies die große Frage, ob die Sünde wie der Schmerz nur ein Hilfsmittel der Erziehung sei, durch welches wir uns nach einem höhern und innerlichern Zustande emporingen; als wir ohne Anwendung dieses sehr drastischen und allerdings höchst gefährlichen Mittels zu erreichen fähig sein würden? Ob Adam nur darum gefallen sei, „daß wir uns endlich zu einem weit himmlischen Paradiese als das seine erheben möchten“? Auf der einen Seite erblicken wir den Bildhauer Kenyon und die Malerin Hilba, beide von Haus aus edel gerartet, letztere namentlich ein Engel ohne Flecken und ohne Sünde, auf der andern die mit der Kunst nur kokettirende, dämonische und ercentrische Miriam, eine interessante glänzende Persönlichkeit, aber von zweideutiger Vergangenheit und Gegenwart, und den Grafen Donatello von Monte Beni, ihrem von ihren Reizen förmlich bezauberten Auheter, der von allen für ein simples Naturkind gehalten wird und namentlich der Miriam anfangs als ein Gegenstand mitleidigen Spottes dient. Denn Miriam ist im Anblick der Sünde und in zweideutigen Verhältnissen aufgewachsen; sie kennt die den Frieden und das Gleichgewicht der Seele auf immer störende, aber auch Charakter und Geist stählende, bildende und in gewissem Sinne zur Toleranz erziehende Kraft der Sünde, weshalb sie auch ihrer Freundin Hilba, die niemals auch nur die Ahnung eines sündigen Gelüstes gefühlt hat, einmal vorwurfsvoll zuruft: „O! Hilba, deine Unschuld ist wie ein scharfes Stahlschwert; deine Urtheilsprüche sind oft fürchterlich streng, obgleich du ganz aus Sanftmuth und Gnade zu bestehen scheinst.“ Und noch später, nachdem sie noch mehr zur Sünderin geworden, als sie sich früher zu sein einbildete, bemerkt sie zu ihrer Freundin: „Du hast keine Sünde, noch irgendwelchen Begriff davon, was sie ist, und deshalb bist du so entsetzlich grausam! Als ein Engel magst du im Rechte sein, aber als menschliches Geschöpf und als ein Weib unter Männern und Weibern bedarfst du einer Sünde, um mild und weich zu werden!“

Donatello begehrt in ihrem Weisheit, zu ihrer Rettung, von ihr durch einen zustimmenden Blick dazu aufgefordert, einen Mord — wir verrathen nicht an wem und unter welchen Umständen, um solche, die den Roman vielleicht lesen möchten, nicht dadurch, daß wir sie in das Geheimniß gleich hier einweißen, um die nöthige Spannung zu bringen. Und nun beginnt die Umbildung, die Wandelung, die „transformation“. Donatello, der energischen Miriam erst ein Gegenstand des Gespöts und Mitleids, wird ihr jetzt ein Gegenstand der Bewunderung, der glühendsten Zuneigung; in Donatello entwickeln sich nun geistige Fähigkeiten, die man früher nicht in ihm geahnt hatte. Die berauschende Kraft eines von Liebenden gemeinsam begangenen Verbrechens, aber auch die bei eintretender Besinnung aufsteigende Seelenangst malt der Verfasser sehr schön: „Der erste Erfolg eines Geseßbruchs ist immer ein ekstatisches Gefühl von Freiheit. Und so dünkten (aus ihrer dunkeln Sympathie, auf deren Grund ein menschlicher Leichnam lag) eine Seligkeit oder ein Wahnsinn empor, welche, wie das unglückliche Paar sich einbildete, das für sie auf ewig verlorene Unschuldsgelühl wol aufwögen. Wie sich nun ihre Seelen so zu dem feierlichen Wahnsinn des Ereignisses erhoben, gingen sie vorwärts — nicht schleichend, nicht furchtsam —, sondern mit stolzem Gang und Aussehen. Die Leidenschaft verlieh ihrer Haltung für einen Augenblick einen Ausdruck von Adel. Sie gingen durch die Straßen von Rom, als ob auch sie zu den majestätischen und

verbrecherischen Schatten gehörten, welche von längstvergangenen Tagen her die blutbefleckte Stadt heimgesucht haben. Und auf Miriam's Verlangen wendeten sie sich seitwärts, um solz das Forum des Pompejus zu betreten. „Hier wurde ja eine große That gethan!“ sagte sie, „eine Bluttat, wie die unsere! Wer sagt uns, ob wir nicht die hohe und stets melancholische Brüderschaft von Cäsar's Mördern treffen und mit ihnen eine Begräbnung austauschen werden?“ — „Sind sie jetzt unsere Brüder?“ fragte Donatello. — „Ja! alle von ihnen“, antwortete Miriam; „und viele andere, von denen die Welt wenig träumt, sind durch das, was wir in dieser Stunde gethan haben, zu unsern Brüdern und Schwestern gemacht worden!“ Und sie erzitterte bei dem Gedanken. Wo war nun die Abgeschlossenheit, die Entfernung, das wunderbare, einsame Paradies, in welches sie und ihr Gefährte durch ihr Verbrechen versetzt worden waren? Gab es wirklich keine solche Zuflucht, sondern nur ein dichtes Durcheinander und stösendes Gedränge von Verbrechern? Und war es wahr, daß jede Hand, an der ein Blutstropf haftete, oder die Gift gereicht, oder ein Kind bei seiner Geburt erwürgt, oder eines schlafenden Auherrn Kehle gepackt und ihn seines wenigsten, letzten Athems beraubt hatte, jetzt das Recht haben sollte, sich kameradschaftlich ihren beiden Händen aufzubringen? Ach, nur zu gewiß war dieses Recht vorhanden. Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß eine Unthat den einzelnen in die große Masse menschlicher Verbrecher verschmilzt, und uns, die wir nur von unserer kleinen vereinzelten Sünde träumten, zu Mitschuldigen aller Sündhaftigkeit macht. Und so waren Miriam und ihr Geliebter nicht ein abgesondertes Paar, sondern Glieder einer unzählbaren Bruderschaft von Verbrechern, alle einer vor dem andern schauernd.“

Miriam freilich ist eine zu hartgefottene Sünderin und Egoistin, sie ist zu sehr in die Verderbnis der römischen Aristokratie und Hierarchy versunken, von dieser zu sehr benutzt und geschützt, als daß man von ihr jemals eine tiefere Reue, eine wirkliche Umkehr erwarten könnte. Man sieht es ihr an, daß sie selbst ihren Geliebten, der um ihretwillen sogar zum Mörder geworden, ohne Bedenken opfern wird, um ihre mit zweideutigem Glanze leuchtende Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Sie glaubt nicht an den Sieg des Guten, sie meint, daß, falls sie wie Guido den Erzengel im Kampfe mit der alten Schlange darzustellen gehabt hätte, der Kampf eine ganz andere Gestalt angenommen haben würde; man würde, versichert sie, auf ihrem Wibe sehen, wie umgekehrt der Dämon den zarten jungen Engel niedertritt und an der Kehle packt; denn „das ist es“, meint sie, „was die armen Seelen wagen, die mit Michael's Feinde kämpfen“. Dabei betreibt sie aber die Sünde mit einer gewissen Eleganz und Noblesse; sie flieht die Atmosphäre gemeiner Verbrecher und hält sich gern in derjenigen auf, welche Unschuld und Seelenreinheit um sich verbreiten. Und dennoch — so seltsam ist die menschliche Natur! — interessiert diese dämonische, Verderben um sich verbreitende Miriam den Leser tiefer als die fleckenlose Hilba und der gern im belehrenden Tone sprechende Bildhauer. Vielleicht, daß die Tugend nur dann in dichterischen Schöpfungen lebhafter interessiert, wenn sie im Kampfe mit feindlichen Mächten erst mühsam erworben wird, statt gewissermaßen eine bloße unverlierbare Naturgabe zu sein wie bei Hilba. An diese tritt der Versucher auch gar nicht heran; denn selbst Miriam spricht nur davon, daß ihrer Freundin die Erkenntniß der Sünde fehle, aber im ganzen beugt sie sich vor ihr wie vor einem höhern Wesen; sie denkt nicht daran, Hilba in die Berührung mit reizender Sünde zu bringen; sie wendet keinerlei verführerische Listen an, die dazu dienen könnten, die reine nordamerikanische Jungfrau um ihre Unschuld zu betrügen.

Wir könnten manches an dem Romane Hawthorne's aussetzen. Einzelnes erscheint zu gesucht oder unwahrscheinlich; die Darstellung des Verhältnisses zwischen dem Bildhauer und Hilba leidet an einiger Süßlichkeit, und gegen den Schluß schreitet der Roman zu abrupt vor, sodaß in der psychologischen Motivierung

und Aufklärung Lücken entstehen, die vollständig auszufüllen vielleicht ein ganzer vierter Band nicht zu viel sein würde. „Es ist klar wie ein londoner Rebel!“ — mit dieser ironischen Bemerkung des Verfassers selbst muß man sich in dieser Hinsicht begnügen lassen. Aber vieles außerordentlich Schöne entschädigt für diese und andere Mängel. Zur Probe theilen wir hier nur noch einige Reflexionen des Verfassers mit, welche er entweder in eigenem Namen anstellt oder den Hauptpersonen seines Romans in den Mund legt.

Diese stehen an der Stelle, wo angeblich Curtius sich in den Schlund stürzte. Miriam erblickt in diesem Schlunde den Abgrund menschlicher Sünde überhaupt; Hilba weiß von seinem solchen, hat in diesen Abgrund nie hineingeblickt. Da bemerkt Miriam: „Warte, und er wird sich vor dir aufthun. Der Abgrund war nur eine der Oeffnungen an jener Höhle der Finsterniß, welche überall unter uns liegt. Die festeste Substanz menschlicher Glückseligkeit ist nur eine dünne, darüber ausgebreitete Hülle, eben nur hinreichend fest, um die trügerische Bühnenscenerie, in deren Mitte wir uns befinden, zu stützen. Es bedarf keines Erdbbens, den Abgrund zu öffnen. Ein Fußtritt, etwas gewichtiger als gewöhnlich, genügt dazu, und wir müssen sehr leicht auftreten, um nicht jeden Augenblick durch die äußere Rinde hindurchzubrechen. Nach und nach sinken wir unvermeidlich! Curtius gab eine närrische Probe von Heroismus, indem er sich kopfüber dort hinabstürzte; denn du siehst, ganz Rom ist, ihm zum Trost, von diesem Abgrund verschlungen worden. Der Palast der Cäsaren ist mit einem hohlen, polternden Ton seiner Trümmer dort hinuntergestürzt. Alle Tempel sind hineingesunken und Lausen von Statuen sind nachgezogen worden! Alle Heere und Triumphatoren sind in den großen Schlund eingerückt, sammt der kriegerischen Rüst, die ihnen anhängte, als sie über den Rand hinschritten. Alle Feldherren, Staatsmänner und Poeten! Alle sind sie auf den armen Curtius geschichtet, welcher wußte, sie alle gerettet zu haben! Ich möchte nicht gern über den Bahn jenes tapfern Reiters lächeln und kann doch nicht umhin es zu thun.“

Bemerkenswerth erscheint uns auch folgende gebrängte Charakteristik Roms: „Wenn wir Rom nur einmal gekannt und es verlassen haben, dieses Rom daliegend, wie ein seit langem verwesender Leichnam, der aber noch eine Spur der edeln Gestalt, welche er einst hatte, zurückbehalten hat, aber mit angehäuftem Staub und einem schwammartigen Ueberzug, welcher alle seine bewundernswerthen Züge verdeckt; wenn wir es sonder Zweifel im ängstlichen Ueberdruß an seinen engen, gekreuzten, verworrenen Straßen verlassen haben, diese Gassen, so unbequem mit kleinem vieredigen Steinen von Lava gepflastert, daß darauf zu gehen eine Art Buße ist, überdies so unbeschreiblich häßlich, so kalt, einem Baumgange so ähnlich, in welchen nie ein Sonnenstrahl fällt, und wo ein frostiger Wind seinen tödlichen Athem in unsere Lungen treibt; wenn wir es verlassen haben, müde des Anblicks jener unendlichen, fleischfressenden, gelbgeweißten Hütten, oder nennt sie meinetwegen Paläste, wo alles das, was im häuslichen Leben traurig ist, vergrößert und vervielfältigt erscheint; müde, jene Treppen zu ersteigen, welche aus einem Unterirdisch von Gartenschächten, Schußflüchlerläden und Pferdeköhlen zu einer mittlern Region von Behausungen für Prinzen, Cardinäle und Gesandte, und einer obern Reihe von Wohnungen für Künstler, unmittelbar unter dem unerreichbaren Himmel emporführen; wenn wir es verlassen haben, überdrüssig, an dem freudlosen und rauchigen Herdfeuer zu frösteln und mit unserer eigenen Substanz das räuberische flaine Insektenvolk eines römischen Bettlers zur Nachtzeit zu mästen; wenn wir es verlassen haben, angeekelt und krank im Herzen von italienischer Gaunerrei, welche allen bisher noch in uns haftenden Glauben an des Menschen Redlichkeit angerottet hat, und krank im Magen von saurem Brod, saurem Wein, ranziger Butter und schlechter Nahrung; wenn wir es verlassen haben, angewidert von dem Schrein der Heiligkeit und von der Wirklichkeit des Schmutzes, jedes gleich allgegenwärtig; wenn wir es verlassen haben, halb

leblos durch die erschöpfende Atmosphäre, deren belebender Urstoff längst verbraucht oder durch Myriaden von Schlächtereien verpestet worden ist; wenn wir es verlassen haben, niedergebrückt von der Ede seines Verfalls und der Hoffnungslosigkeit seiner Zukunft; kurz, wenn wir es verlassen haben, indem wir es von ganzer Seele hassen, und indem wir unsere eigene Verwünschung dem Bannfluch beifügen, welchen seine alten Verbrechen unverkennbar herabgerufen haben; wenn wir Rom in einer Stimmung, wie diese, verlassen haben, so sind wir doch bald über die Entdeckung erstaunt, daß sich unsere Herzfäden an die Ewigkeit Stadt angelammert haben und uns wieder dorthin ziehen, als wäre es uns eine vertrautere und innigere Heimat als sogar die Stätte, wo wir geboren waren.“

Ein andermal sagt der Verfasser: „Und welche Räume für neue Verbrechen finden sich nicht in diesen schuldbeladenen Stadtvierteln, wo das Verbrechen seit uralter Zeit zu Haus zu sein pflegte und seine alten erblichen Schlupfwinkel hatte! Wo gab es eine Straße in Rom, wo eine alte Ruine, wo einen Platz, auf welchem der Mensch zum Stehen Raum hatte, wo einen losgebrockelten Stein, die von einer oder der andern Art des Verbrechens unbesiegt gewesen wären! Es gab Augenblicke in der Geschichte dieser Stadt, wo die dunkle Flut menschlicher Bosheit überschwoll, weit höher als sich die Tiber je gegen die steile Anhöhe der sieben Hügel erhob. Romyon's krankhaftem Blick erschien es, als gäbe es ein ansteigendes Element, welches sich nebelgleich von der alten Verderbtheit Roms heranwölkte und über der todtten und halbverfaulenden Stadt wie nirgends sonst auf Erden brütete. Und wo konnte das Verbrechen geeignete Gelegenheiten finden als hier! In diesen ausgebeugten Palästen waren hundert entfernte Winkel, wo der Aufschrei der Unschuld umsonst verhallen würde. Unter manchen unaussprechlichen Häusern befanden sich unermessliche Verließe, die einst fürstliche Zimmer und dem Tageslicht offen gewesen waren; aber irgend einer dort vollbrachten verruchten That wegen hatte jedes Jahrhundert seine Hand voll Staub auf den Fleck geworfen und ihn vor den Blicken begraben. Nur Mörder wissen von seinem Dasein und hüten ihn als Schlupfwinkel für Mord und schlimmere Verbrechen.“

Zur Ergänzung diene dann noch folgende Stelle, der man gleichfalls einen Zug von großartiger Melancholie nicht in Abrede stellen wird: „Der Glückliche kann wol fortfahren, unter dem glänzenden Himmel von Rom ein Glücklicher zu sein. Aber wenn ihr mit melancholischer Stimmung dahingeht, wenn ihr mit Trümmern in euerem Herzen geht, oder mit einer leeren Stelle da, wo einst der lustige Bau des jetzt verschwundenen Glücks stand, dann wird sich die ganze gewichtige Dunkelheit der römischen Vergangenheit auf diesen Fleck häufen und euch niederdrücken wie mit dem aufgehäuften Marmor und Granit, den Erbhügeln und Ziegelsteinmassen seines materiellen Verfalls. Man kann sich wol denken, daß ein melancholischer Mensch hier Gelegenheit hat, mit einer düstern Philosophie Bekanntschaft zu machen. Hier sollte er lernen, geduldig seine individuellen Schmerzen zu tragen, welche nur eine kurze Lebenszeit dauern, hier, wo die Wirkungen unendlichen Unglücks im großartigsten Stille vor ihm liegen und wo so viele entfernte Merkmale der Zeit rings um ihn her die Entfernung von tausend vergangenen Jahren in die Sphäre von gestern rücken.... Ihr schaut durch eine Fernsicht von Jahrhunderten und wieder Jahrhunderten, durch viel Schatten und wenig Sonnenschein, durch Barbarismus und Civilisation, eins mit dem andern abwechselnd wie Schauspieler, welche mit ihren Rollen alternirt haben, einen breiten Heerweg entlang, der von aufeinanderfolgenden Generationen, Palästen und Tempeln eingefast und von alten Triumphbögen überragt ist, bis ihr in der Ferne die Obelisken mit ihren unlöslichen Inschriften erblickt, auf eine unendlich entferntere Vergangenheit hinweisend, als die Geschichte nachweisen kann. Euer eigenes Leben ist nichts, verglichen mit jener unermesslichen Entfernung; und doch begehrt ihr um nichts weniger ernstlich einen Schimmer von Sonnenschein, anstatt eines

Schattenstendens auf den ein oder zwei Schritten, welche auch zur Ruhe bringen werden."

Ueber den Charakter unserer Zeit ergießt sich der Verfasser in folgender Betrachtung: „Nicht, daß die Arten und Möglichkeiten menschlichen Vergnügens in unserer raffinierten Aera seltener geworden seien — im Gegentheil, sie waren vorher niemals so im Ueberfluß vorhanden —, aber wol ist die Menschheit so weit über ihr Jugendalter hinausgewachsen, daß sie sich darüber schämen würde, wollte sie irgend länger glücklich sein. Ein einfacher und fröhlicher Charakter kann keinen Platz finden unter diesen überflügen und mürrischen Gestalten, welche sich über seine natürliche Heiterkeit nur lustig machen würden. Das ganze System menschlicher Angelegenheiten, wie es gegenwärtig eingerichtet ist, scheint ausschließlich zu dem Zweck erbaut zu sein, Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit auszuschließen. Sogar die Kinder würden des unglücklichen Individuums spotten, welches das Leben und die Welt für das nehmen wollte, wofür man sie doch natürlicherweise geschaffen glauben muß, nämlich für einen Platz und für die Gelegenheit sich zu vergnügen. In der Gegenwart gilt die eiserne Regel, daß man ein Lebensobject und einen Lebenszweck haben muß. So werden wir alle Theile eines complicirten Fortschrittplans, welcher schließlich nur dahin führen kann, daß wir in einer kältern und trocknern Region anlangen als diejenige, in welcher wir geboren wurden. Jedermann wird genöthigt, irgendetwas zu einer aufgehäuften Menge von Nützlichkeit beizutragen, wovon der einzige Nutzen der sein wird, unsere Nachkommenschaft mit selbst noch schwerern Gedanken und noch ungemeßenerer Arbeit zu belasten, als uns zu Theil geworden. Kein Leben strömt jetzt wie ein ungeöffneter Strom dahin, auch das kleinste Bächelchen muß ein Mühlenrad drehen. Wir gehen alle unrecht, in Folge unsers zu großen Eifers, recht zu gehen."

Im ganzen ist der Verfasser der Ansicht, daß die Welt, wie sie ist, mehr eine „gemeine“ als eine „gemüthlose“ sei.

Der Verfasser kennt sein Rom bis in die kleinsten Details, bis auf den einzelnsten Stein und das einzelnste Fragment, möchte man sagen. Er gibt von hier wie aus den Apenninen Schilderungen voll Glanz, Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit; wir rechnen dahin im ersten Bande die Schilderung der Katafomben Roms, der Borghe'schen Gärten, des Colosseums bei Mondlicht u. s. w.; im zweiten Bande die Beschreibung des grotesken Begräbnißplatzes der Kapuziner, des Schlosses Monte Beni, der Weinlese und der kleinen Städte sammt ihrem Volksstreiben in den Apenninen, des Marktags in Perugia; die Schilderung der Gemäldegalerien in Rom, der Peterskirche, der Campagna, des römischen Carnevals (vielleicht minder instructiv und einfach künstlerisch, aber phantastischer und farbenreicher als die berühmte Goethe'sche Schilderung des römischen Carnevals), des Pantheon u. s. w. im dritten Bande. Hierzu kommen anziehende Charakteristiken einzelner Sculpturen und Gemälde und seine und originelle Andeutungen über künstlerisches Schaffen und Aehnliches. Wer in Rom war, dem wird aus diesem Buche manches Object in ganz eigenthümlicher Beleuchtung vor die Augen treten, und wer dahin zu reisen vorhat, dem wird dieser mit dem Sinne und Auge eines Künstlers geschriebene Roman eine treffliche Vorschule zum besondern Verständniß und zu geistiger Auffassung der in der ewigen Stadt angehäuften Monumente und historischen Erinnerungen sein. *)

A. M.

*) Auf einem andern Gebiete erblicken wir Hawthorne in einem Buche, welches jetzt, mit acht colorirten Bildern von Th. Hofmann ausgestattet, in freier Bearbeitung für die deutsche Jugend von A. Strodtmann unter dem Titel: „Ein Wunderbuch für Knaben und Mädchen. Helden sagen des griechischen Alterthums im modernen Gewande“, bei Winkelman und Söhne in Berlin erschienen ist. Reizend und für die Jugend im höchsten Grade lehrreich erscheint darin namentlich die ewig gültige Fabel von König Midas, unter dessen Berührung sich zuletzt alles, Speisen, Getränke, Blumen, Büsche,

Georg Forster.

Man darf dreist behaupten, daß mit Servinus' meisterhafter Charakteristik Georg Forster's ein Umschwung eingetreten ist in der Beurtheilung des seltenen Menschen. Wer vorurtheilsfrei einmal Forster's Kunst- und Naturschilderungen gelesen hat, der muß zugestehen, daß er zu den besten Schriftstellern unserer Nation gehört, daß in sinniger Anschauung und tiefem Verständniß wie in schöner angemessener Darstellung wenige ihm gleichkommen. Aber daß man ihn misachtet hat, daran ist ja leider nichts schuld gewesen, als daß Forster anders war als die Deutschen und besonders die deutschen Schriftsteller seiner Zeit, daß er die Grundsätze, welche die Dichter sangen, auch im Leben durchführen wollte. Der kleinliche Geist des deutschen Volks hat ihn zu Tode gebracht, hat ihn in die Bahn geführt, die mit dem tragischen Untergange, mit dem gebrochenen Herzen schließen mußte. Inniger hat sein Herz für die Größe seines deutschen Vaterlandes geschlagen, als derer, die schonungslos auch nach seinem Tode ihn zu verfolgen nicht aufgehört haben, und kaum können wir es mit einer durch ihre andergestalteten Verhältnisse hervorgerufenen Verblendung entschuldigen, wenn große Dichter und denkende Staatsmänner ihre Pfeile gegen ihn gesandt haben. Wie edel urtheilt im schönen Gegensatz zu jenen Alexander von Humboldt über ihn!

Georg Forster's Leben ist allgemein bekannt. Man weiß, daß er in Rastenhuben geboren ist, aber der Ort ist fast gar nicht bekannt. Man weiß, daß er 1754 geboren ist; aber nirgends ist im deutschen Vaterlande im Jahre 1854 daran gedacht, das Säcularjahr seiner Geburt zu feiern. Man hätte auch nicht einmal den richtigen Tag getroffen, denn überall wird der 26. November als Geburtstag angegeben, so auch in Guben's sonst genauen Tabellen. Die Stelle, wo Georg Forster geboren ist, ist nicht bezeichnet; nur am Schulhause von Rastenhuben ist in Gussstein auf schwarzem Grunde mit goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Georg Forster ward in Rastenhuben geboren“.

Rastenhuben liegt fast eine Meile von Danzig in der Niederung an der Mottlau; das Dorf besteht aus neun einzelnen, durch Acker und Wiesen voneinander getrennten Höfen. Das Schloß von Rastenhuben mit der Schloßkirche, in der Reinhold Forster predigte und sein Sohn getauft ward, ist 1844 abgebrochen, die Gemeinde von Rastenhuben wurde Tochtergemeinde der Pfarre im benachbarten Dorfe Rüggenhahl; das Pfarrhaus, in dem Georg Forster geboren ist, ist verkauft und gehört jetzt einem Schmiede; es ist im Innern umgebaut zu Wohnungen für mehrere Familien, doch läßt sich nach dem beim Umbau underräth gebliebenen Kellerräumen die Vertheilung der Zimmer im ehemaligen Hause reconstruiren. Das ehemalige Schloß und die Kirche lag, wie das jetzige Schulhaus, auf einer Insel der Mottlau. Diese Insel sowie der Raum zwischen dem ehemaligen Schloßgraben und dem jetzt verwachsenen Karpfenteich in unmittelbarer Nähe der Mottlau gehören zu Rastenhuben. Zwischen Rastenhuben aber und dem Dorfe Hochzeit bildet hier der jetzt verschüttete Abzugskanal, sonst der Mottlaufluß die Grenze. Nach diesem immer bestehenden Grenzverhältnisse steht das ehemalige Pfarrhaus auf dem Grunde des Dorfes Hochzeit, und ist sonach Georg Forster in Hochzeit, nicht in Rastenhuben geboren; Hochzeit und das nahe Neunhuben gehörten freilich zu Reinhold Forster's Zeit zur Patronatspfarre von Rastenhuben. Die drei Rittergüter gehörten zu Anfang des 18. Jahrhunderts

sein eigenes geliebtes Töchterchen Ringelblümchen in eitel Gold verwandelt, bis er einsieht und versteht, daß ein Glas klaren kalten Wassers mehr werth sei als die Gabe, alles in Gold zu verwandeln, bis er wünscht, der ärmste Mann auf der Welt zu sein, wenn er durch den Verlust aller seiner Schätze nur den matten Rosenschimmer auf das Antlitz seines geliebten Kindes zurückführen könne. Freilich fügen sich nicht alle antiken Mythen so wie diese dem Zwecke, den sich der amerikanische Verfasser vorgesetzt hat.

der Familie von Schwarzwald, kamen dann in den Besitz der von Contradi'schen Familie und gehören jetzt der von Contradi'schen Stiftung. Der Boden ist überall fruchtbar, die Bevölkerung seit Jahrhunderten ein rein deutsche.

Nach dem jetzt in Rüggenbühl aufbewahrten Kirchenbuche von Rassenhuben sowol, wie nach dem von St. Peter in Danzig vermahlte sich Reinhold Forster mit Justine Elisabeth Nicolai aus Marienwerder am 26. Februar 1754. Als erstes Kind wurde ihm am 27. November abends (also nicht am 26.) Johann Georg Adam geboren und am 5. December getauft; am 16. Februar 1756 Karl Reinhold Thomas, 10. Juli 1757 Virginia Luisa, 19. September 1758 Antonia Elisabeth Susanne, 12. Februar 1760 Wilhelmine Concordia, 14. December 1763 Karl Anton Wilhelm, 22. Juni 1765 Justine Barbara Regine.

Der älteste der Söhne, der berühmte Georg Forster, starb am 12. Januar 1794 in Paris. Seine älteste Tochter Theresie, geboren 1786 in Wilna, lebte in Freinsheim in der Pfalz und starb im Juni 1862. Die zweite Tochter Clara, 1789 in Mainz geboren, vermählte sich 1804 mit Herrn von Greysz aus einer berner Familie in Ulm und starb 1838 in Baireuth: eine zahlreiche Nachkommenschaft lebt in der Schweiz. Der zweite Sohn Reinhold Forster's starb als Kaufmann in London. Virginia Luisa Forster, verheiratet an Prediger Schrader in London, starb in Hannover und hinterließ fünf Kinder. Die zweite Schwester Georg Forster's, unverheiratet, in Sprachen wie ihre Schwester durch Selbstunterricht sehr gebildet, kam als Griechin nach Surinam, dann weit umher, starb in Dresden. Wilhelmine Concordia Forster verheiratete sich mit Professor Matthias Sprengel in Halle 1781, starb 1820 in Berlin; deren Sohn starb 1809, ihre ältere Tochter lebt als Witwe des bairischen Generals von Hoffmann in München, die jüngere als Witwe des Geheimen Cabinetraths Müller in Berlin. Der dritte Sohn Reinhold Forster's, Karl Anton Wilhelm, starb als Arzt in Akerleben. Die jüngste Schwester Georg Forster's, unverheiratet, starb 1826 in Berlin.

Die Mutter Georg Forster's, eine allgemein hochgeachtete Frau von hellem Verstand und tiefem Gefühl, starb 78 Jahre alt 1804 in Halle. Reinhold Forster, gleich berühmt wie der Sohn, geboren 22. October 1729 in der ehemaligen Comthurei zu Dirschau (das Haus ist 1845 abgebrochen), starb 9. December 1798 als Professor zu Halle. Dessen Vater hieß Georg Reinhold, geboren 1693 in Dirschau, Bürgermeister daselbst. Dessen Vater hieß Georg, starb als Bürgermeister in Dirschau 1726. Der Großvater Johann Reinhold's war Adam Forster, Kaufmann in Dirschau, früher Bürger in Neuenburg, nach dieses Adam Forster's Vater hieß Georg, Kaufmann in Neuenburg, der nach den Magistratsacten von Neuenburg spätestens 1642 von Schottland eingewandert ist. Von ihm ist also unser Georg Forster, wie Servinus richtig bemerkt („Georg Forster's sämtliche Schriften“, VII, 11), ein Abkömmling in fünfter Generation; er gibt aber irrthümlich an, der erste Georg Forster sei nach dem Tode Karl's I. (1649), dem er angehörte, nach Preußen übergesiedelt.

Diese neuen und authentischen Nachrichten über Georg Forster und seine Familie verdanken wir den sorgfältigen Erforschungen, die Director Strechle in Danzig an Ort und Stelle und brieflich anstellte und deren Resultat er in einer nicht für den Buchhandel bestimmten Schulschrift unter dem wenig verathenden Titel: „Aus der Umgegend von Danzig“, veröffentlichte. Wir schließen uns seinem Wunsche an, daß jetzt wenigstens die Geburtsstelle Forster's mit dem Geburtstage bezeichnet werde. *)

*) Die Acten über Forster's Verhalten in Mainz sind übrigens noch keineswegs geschlossen; namentlich aber scheinen in Mainz selbst mehr Anzeichen gegen als Sympathien für Forster zu bestehen. Wir schließen dies aus der von dem Professor Karl Klein verfaßten Broschüre: „Zurückweisung der Ansprüche Molefchott's, insofern sie den G. Forster betreffen“ (Mainz; 1862). Der Verfasser bemerkt darin 1863. 2

Notizen.

Der Berliner Schriftstellerverein „Berliner Presse“.

Vielleicht sind wir schon manchem unserer Leser durch unsere von Zeit zu Zeit in den *Exaltien* d. Bl. auftauchenden Darstellungen deutscher Schriftstellerverhältnisse, zu denen uns übrigens die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Schiller-Stiftung natürlichen und nabeliegenden Anlaß gab, ein wenig lästig geworden. Aber wir können weder ihnen noch uns helfen; ein wenig Langeweile schadet durchaus nicht, wenn sie sich durch irgendein erfreuliches Resultat bezahlt macht; und als ein solches wird man ja wol die Schiller-Stiftung, in der wir mit Zug und Recht nur die Ausführung einer von uns schon vor zwei Decennien beantragten und seitdem beharrlich befürworteten Idee erblicken, jetzt allgemein anerkennen. Aber auch sonst sind die Fälle gar nicht selten, die uns die Freude erleben lassen, von uns gemachte und vielleicht nur hingeworfene Winke beachtet und benützt zu sehen. So bemerkten wir in einer Note zu dem Aufsatz „Die Schiller-Stiftung“ in Nr. 33 d. Bl. f. 1857: „Die Frage wäre, ob nicht der künftige Vorstand der Schiller-Stiftung ein zweckmäßiges Werk thäte, wenn er irgendeine der bestehenden Rentenanstalten dazu benutzte, Schriftsteller, die darum nachsuchen, oder für den Fall ihres Ablebens deren Gattin oder ihre Kinder versichern zu lassen“ u. s. w. Auf ähnliche Weise sucht jetzt der Berliner Schriftstellerverein, welcher sich wol vorzugsweise auf G. Heise's Anregung, unter dem Namen „Berliner Presse“ constituirt hat, seine Unterstützungszwecke zu erreichen. Es heißt in §. 9 des uns zugesandten, vom Geheimen Rath Engel verfaßten Berichtes der Finanzcommission: „Die Unterstützungszwecke sind auf zweierlei Weise erreichbar: entweder mittelst Gründung der benötigten Kassen und Anstalten durch den Verein selbst, oder mittelst Beitritts der Mitglieder zu bereits bestehenden Anstalten der Art. Aus Gründen der politischen Arithmetik empfiehlt sich letzteres wenigstens für die Versicherung des Krankengeldes, der Altersrente oder Invalidenpension und des nach dem Tode oder beim Ueberschreiten eines gewissen Lebensalters zahlbaren Versicherungskapitals.“ Paragraph 13 lautet: „Hinsichtlich der Altersrenten und Lebensversicherung ist die Commission der Ansicht, daß der Verein, wenn es irgend zulässig ist, zur Vermeidung von Weit-

unter andern, daß Molefchott schon im Jahre 1854 schriftlich bei einzelnen Einwohnern und Vereinen von Mainz den Wunsch vorgebracht, „daß dem Forster dahier ein Denkmal gesetzt werden möge“, daß aber sein Antrag mit „Inbignation“ zurückgewiesen worden sei, „indem wir Mainzer mit vollem Recht den Forster verdammten und verachteten“. Nun habe Molefchott acht Jahre später bei dem Banket nach der Enthüllung des Schiller-Denkmals in Mainz (18. October 1862) den „Trevol“, ja die „Schamlosigkeit“ begangen, dem edeln Schiller, der im Gegentheil sehr ungünstig sich über Forster ausgesprochen, solch einen „verbrecherischen“ Wunsch in den Mund zu legen. Dadurch sei der einzige Miston in das schöne Fest gebracht worden; die meisten der Anwesenden hätten Forster gar nicht gekannt, gleichwol habe Molefchott, als er zu einem einstimmigen Hoch auf Forster aufgefördert, nicht den erwünschten Anklang gefunden; diejenigen, denen Forster bekannt gewesen, hätten geschwiegen, manche geizigt. Wenn Molefchott gesagt: „Forster sei in der unglücklichsten Stunde der Verkünder des Willens der Mainzer gewesen“, so sei dies grundfalsch; von 12000 stimmfähigen Mainzern hätten nicht viel über 200 sich für die französische Verfassung erklärt, die halbe Stadt sei ausgewandert, mehr als 16000 Einwohner hätten (wie Klein in seiner Rede auf Schiller versichert) entweder freiwillig die Stadt verlassen oder wären unter den grausamsten Mißhandlungen dazu gezwungen worden u. s. w. Die Broschüre gegen Molefchott wimmelt von Anklagen gegen Forster's undeutsche Gesinnung und gegen seinen persönlichen Charakter. Von ähnlichem Standpunkt, wenn auch im Ausdruck gemäßigter, beurtheilte Klein in den „Heidelberger Jahrbüchern“ F. Mann's jüngst erschienene Schrift: „Georg Forster. Ein deutsches Lebensbild“ (Frankenfeld, Huber, 1862). D. Red.

läufigkeiten bei der Aufnahme seiner Mitglieder mit einer namhaften, gut fundierten Gesellschaft eine Massenversicherung contrahire oder doch deren Vortheile für die einzelnen Mitglieder zu erwirken suche." Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, wollen jedoch noch bemerken, daß die Commission schließlich den Gedanken anregt, „alle die Institute, die von der aufreibenden Thätigkeit der Journalisten in ihren verschiedenen Verzweigungen Vortheil haben, auch zur theilweisen Amortisirung der in ihrem Dienste sich aufreibenden geistigen und physischen Arbeitskraft heranzuziehen". Auch was über die Nothwendigkeit, von Pensionskassen jede Sittencensur fernzuhalten, gesagt ist, verdient Beachtung; es heißt darüber unter andern: „Diese (die Kasse) kann und darf kein Sittenrichter sein; sie hat einzig und allein die Versicherung zu leisten, die das Mitglied resp. der Verstorbene durch seine Beiträge erkaufte, und sie kann unmöglich das Recht haben, die Gewährung des Equivalents für die wichtig geleisteten Beiträge von solchen sittlichen Bedingungen abhängig zu machen, welche mit den Rechnungsgrundlagen der Kasse in gar keiner Beziehung stehen." Uebrigens glauben wir keine Indiscretion zu begehen, sondern nur der guten Sache zu dienen, wenn wir aus dem Schreiben, womit ein Förderer des Vereins und seiner Zwecke den uns eingesandten Bericht der Finanzcommission begleitete, folgende Stelle zum Abdruck bringen: „Ich habe mit besonderer Theilnahme Ihre Bestrebungen für Hebung des Schriftstellerstandes verfolgt und mir Mühe gegeben, Ihren Winken zu folgen und sie praktisch nutzbar zu machen. Ich weiß nun nicht, ob Sie erfahren haben, daß wir hier im Laufe des Sommers unter dem Namen „Die Berliner Presse" einen Verein gestiftet haben, welcher Schriftsteller aller Farben (schönwissenschaftliche und fachwissenschaftliche eingeschlossen) umfaßt, wie Sie daraus ersehen, daß der Vorstand aus: Dr. Alexis Schmidt (von der Spener'schen), Dr. G. Geseffel (von der Neuen Preussischen), Dr. Alexander Meyer (von der Berliner Allgemeinen) und Dr. E. Schweizer (von der Nationalzeitung) besteht. Bis jetzt haben wir allerdings nur ein geselliges Beisammensein erzielt; auch dieses war uns hochwichtig, denn nichts schädete dem Ansehen des Schriftstellers hier mehr als die gegenseitigen, gehässigen, persönlichen Angriffe, über welche sich nur das abgünstige und den Schriftstellern stets abholbe Philisterrum freute; diese Angriffe haben in den Berliner Zeitungen seit dem August dieses Jahres ganz aufgehört, und das betrachte ich als den ersten Segen unlers Vereins."

Offenbar ist unter einem großen Theile des Schriftstellerstandes das Bestreben und Bedürfnis vorwaltend, sich selbst zu helfen, um nicht der Schiller-Stiftung durch Bittgesuche lästig zu fallen, und dieses Bestreben wird zunehmen, wenn man gewisse Andeutungen liest, welche Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gelegentlich gegeben hat, wie folgende in einer der letzten Jahresnummern: „Die Namen der jedesmal zeitgenössischen Literatur sind selten so glücklich gestellt, daß sie gegen alle Beanstandung gesichert wären. Schon wenn auch nur ein einziges mal einer der Verwaltungsräthe sagte: „Diesen Namen dürfen wir nicht öffentlich krängen!" („Weil er noch gar nicht durchgedrungen ist!" „Weil er zu viel Gegner hat!" „Weil er sich ausgeglichen und überlebt hat!" u. s. w.), ist das Wesen der Schiller-Stiftung nicht nur in Gefahr, sondern bereits entschieden verlegt." Für solche Andeutungen darf man dem Generalsecretär der deutschen Schiller-Stiftung nur dankbar sein. „Weil er zu viel Gegner hat!" Wer hat nicht seine Gegner? Und heißt es nicht im Sprichwort: „Viel Feinde, viel Ehre?"

Eine Erklärung Wattenbach's.

Da wir in Nr. 49 d. Bl. f. 1862 der Bedenken gedacht haben, welche August Boden im „Frankfurter Conversationsblatt" gegen die Authenticität des von dem Professor Wattenbach in Heidelberg veröffentlichten Briefwechsels zwischen

Ulise Reimarus und von Hennings erhoben hatte, so sind wir es Wattenbach schuldig, auch seiner im „Frankfurter Journal" schon früher, unter dem 26. October 1862 gegen Boden's Beanstandungen erlassenen, und leider nicht zu Gesicht gekommenen Erklärung zu gedenken. Wattenbach würde, wie er darin versichert, eine Entgegnung für überflüssig halten, wenn nicht zwei Umstände einer Erklärung wirklich bedürften. Wir brauchen diese „zwei Umstände" hier nicht weiter anzuführen, da die betreffenden zweifelhaften Punkte, auf welche Boden sich berief, in unserer Notiz keine Stelle gefunden haben; wir bemerken zur Feststellung des Thatbestandes nur, daß dem Veröffentlichenden und zugleich rechtmäßigen Besitzer der Correspondenz die Briefe des Ulise Reimarus nur von 1777 an im Original vorlagen, daß dagegen die frühere Correspondenz mit Hennings von diesem selbst in seinen letzten Lebensjahren, fast 50 Jahre später, mit seinen eigenen Briefen zusammen abgeschrieben wurde. Auf letztern Umstand und darauf, daß die einzelnen Briefblätter nicht immer richtig zusammengelegt waren, also auch auf einen Mangel an Genauigkeit seitens des Veröffentlichers dieser Familienschriften, sind gewisse Monats- oder Jahresangaben zurückzuführen, die der Scharf sinn Boden's als falsch erkannte, aus denen er aber weitere Schlüsse in Betreff des ganzen Briefwechsels zog, die nun keine Gültigkeit mehr haben, wie sehr es auch mit manchen seiner über die bloße Authenticitätsfrage hinausgreifenden Bemerkungen, z. B. den von uns erwähnten über Ulise Reimarus, seine Richtigkeit haben mag. A. M.

Piemontesische Volkslieder.

Bereits seit mehreren Jahren hat der in der politischen Welt neuerdings vielgenannte G. Nigra (er ist der italienische Gesandte in Paris) in der in Turin erscheinenden Zeitschrift „Rivista contemporanea" piemontesische Volkslieder („Canzoni popolari del Piemonte") veröffentlicht, und ganz kürzlich ist davon im October 1862 das sechste Heft erschienen. Es sind theils Romane, theils historische Volkslieder, die der genannte italienische Gelehrte nicht nur in verschiedenen Lesarten mit ihren dialektischen Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten, sowie mit einer für jeden Kenner der italienischen Sprache verständlichen italienischen Uebersetzung, sondern auch mit Erklärungen mittheilt, die besonders bei den historischen Volksliedern zu deren besserem Verständniß ebenso werthvoll als nothwendig sind. Die Sammlung dieser „Canzoni" hat in literarischer Hinsicht einen um so größern Werth, je weniger man bisher geschichtliche Volkslieder aus Italien kannte. Dabei kommt dem Herausgeber in nicht geringem Grade zu statten, daß er mit der Volksposse anderer Literaturen, z. B. der deutschen, ziemlich genau bekannt ist, und er erhält dadurch Veranlassung, hin und wieder bei einzelnen romantischen Volksliedern, die er mittheilt, auf dieselbigen Anklänge und eine innere Verwandtschaft mit Volksliedern anderer Literaturen aufmerksam zu machen, die er dann in der Ursprache oder in italienischer Uebersetzung (unter der Rubrik „Paralleli") ebenfalls mittheilt. Im ersten Heft (Jänner 1858) verdient das historische Volkslied: „Donna Lombarda", das auf die Geschichte der Rosamunde, der ehebrecherischen Gemahlin des Alboin, Königs der Longobarden, sich bezieht, und vielleicht gleichzeitigen Ursprungs mit der Thatsache selbst ist, theils wegen seines hohen Alters, theils und vorzüglich wegen seines dichterischen Gehalts eine besondere Auszeichnung, und im neuesten Heft dieser „Canzoni popolari" findet sich ein der neuern Geschichte angehörendes historisches Volkslied: „Carolina di Savoia", das die Vermählung der Prinzessin Maria Karolina Antonietta von Savoyen mit dem Prinzen Anton, nachmaligem Könige von Sachsen (sie ward vermählt am 29. September 1781 und starb schon am 28. December 1782), zum Gegenstande hat. Das Lied wird noch jetzt vielfach in Piemont (in Monferrat und im Canavese) gesungen. 17.

Bibliographie.

- Alexandra Prinzessin von Baiern, Kleine historische Erzählungen. Nach dem Französischen der Eugénie Foa frei bearbeitet. München, Fleischmann. 1862. 8. 16 Ngr.
- Im Strom der Zeiten. Oden von L. B. Berlin, Bach. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.
- Kuch, A., Gedichte. 1865 Bändchen. Oberfeld, Bielefeld. 1862. 16. 16 Ngr.
- Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.
- Blumen der Heimath in Bild und Lied. Der erste Frühling, wilde Rosen, Wald, Wiese, Feld u. A. Dichtung von J. A. Bogl. Festschrift nach dem Original von A. Bach. Olmütz, Hölzel. 1862. Fol. 6 Thlr. 20 Ngr.
- Brubin, C. A., Briefe von Altemys. Aus dem lateinischen Briefwechsel des Paters Bernhard von Altemys und des Paters Anthonis in Obwalden von 1506—20. Schaffhausen, Brodtmann. 16. 12 Ngr.
- Barow, Julie, Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Danzig, Kasemann. 16. 1 Thlr.
- Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1863. Herausgegeben von F. Hilarius. 48ter Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Dichterbuch aus Oesterreich herausgegeben von C. Kuh. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.
- Drobisch, I., Humoristische Liebertafel. Theater-Gouplets und heitere Lieder. Leipzig, Geißler. 16. 10 Ngr.
- Eberwein, J., Vater Haydn. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Anhang: Mozart's Dorfmußkanten. Leipzig, Rauch. 8. 7½ Ngr.
- Hamburger, J., Christenthum und moderne Cultur. Erwin, Kritiken und Charakterbilder. Erlangen, Mäfling. Gr. 8. 1 Thlr.
- Ritter Dietrich von Harras, oder: Der Harrasprung bei Lichtenwalde im Erzgebirge. Historisch-romantische Erzählungen und vaterländische Sittengemälde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Nach der bekannten Volksage und andern geschichtlichen Nachrichten bearbeitet von C. W. J. 1te und 2te Lieferung. Leberan, Schlesinger. 1862. 8. à 2½ Ngr.
- Genze, A., Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Horn, J. F., Fra Angelico. Romanzenzyklus in 16 Bildern. Kiel, Homann. Gr. 16. 15 Ngr.
- Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physikalischen Weltbeschreibung. 5ter Band. Stuttgart, Gotta. 1862. Gr. 8. 6 Thlr. 12 Ngr.
- Jacoby, J., G. E. Lessing als Philosoph. Berlin, Gutentag. 8. 10 Ngr.
- Jahn, F. L., Selbstvertheidigung. Mit einem Vorwort von C. Burdhardt. Leipzig, Reil. 8. 24 Ngr.
- Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume“ u. s. w. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1862. 8. 21 Ngr.
- Lehmann, J. G., Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. 1ter Band, die Geschichte der Dynasten von Lichtenberg enthaltend. 1te Lieferung. Mannheim, Schneiders. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.
- Litz, F., Geschichte eines Speckarter Bauernjungen, genannt Simplicius Simplicissimus. Ein Zeitbild aus dem 30jährigen Kriege, nach dem Buche Christoph's von Grimmelshausen für das deutsche Volk bearbeitet. Erlangen, Mäfling. 8. 15 Ngr.
- Lübker, F., Vorrath zum academischen Studium. In Anekdoten und Betrachtungen. Halle, Mähmann. Gr. 16. 28 Ngr.
- Maisblumen. Lieder einer Stillen im Lande dargereicht von C. Knaf. Berlin, Beck. 1862. 16. 17½ Ngr.

- Mosenthal, S. G., Die deutschen Comödianten. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.
- Naville, G., Das ewige Leben. Sieben Anekdoten. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Friederike Pressel. Leipzig, Haessel. 8. 1 Thlr.
- Norden, F., Conradin von Hohenhausen oder das Blutgericht zu Neapel. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.
- Herzog Ulrich von Württemberg oder die Bluthat im Böblinger Forst. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.
- Olfers, Maria v., Drei Märchen. Mit sechs photographischen Bildern in Stahlstich. Berlin, Rauch. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
- Perty, M., Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widerfacher vertheidigt. Ein Supplement zu des Verfassers „Mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur“. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.
- Plath, J. H., Die Tonsprache der alten Chinesen. Mit einer Tafel. München, Franz. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
- Richter, G. W., Antworten auf des Lebens ernste Fragen. Eine Reihe Kerngedanken aus den Schriften gottbegabter Dichter und Denker zusammengestellt. Dresden, Borchardt. 1862. 8. 1 Thlr.
- Rimekad, C. W., Zwei Weltbegebenheiten. Deutsch von G. Helms. Leipzig, Wiedemann. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Ritter, C., Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von G. A. Daniel. Berlin, C. Reimer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Ritter, F., Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 1ter Band. Göttingen, Dieterich. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
- Rohr, Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel. Berlin, Deder. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.
- Rödner, F., Zwei Weihnachten. Danzig, Kasemann. 16. 15 Ngr.
- Rühl, G., Gulden Rastow. Geschichte eines Lehnschulzengutes im Havelland. Berlin, Rauch. 1862. 8. 12½ Ngr.
- Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 2ter Band. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Schiller, F. v., Ich habe mich rasieren lassen. Ein dramatischer Scherz. Aus der Original-Handschrift im Einvernehmen mit der Familie Schillers zum ersten mal herausgegeben von C. Künzel. Leipzig, Payne. 1862. Hoch 4. 1 Thlr.
- Schmid, F., Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. München, Fleischmann. 1862. 8. 5 Thlr.
- Schmidt, D., Gedichte. Hamburg, Vohsen u. Geisler. Gr. 16. 15 Ngr.
- Schottmüller, A., Luther. Ein deutsches Leben. Berlin, Brühl. 1862. Gr. 8. 27 Ngr.
- Schram, R., Das gekochte Lieb. Eine Herzengeschichte. Wien, Förster u. Bartelmeus. 16. 1 Thlr.
- Schwerin, Franziska Gräfin, In einem Bilderfaal. Studien für Frauen. Mit 10 Illustrationen. Danzig, Kasemann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Sievert, Auguste, Der grüne Winkel. Eine Erzählung. Halle, Mähmann. 1862. 8. 21 Ngr.
- Silberstein, A., Hercules Schwach. Historischer Roman. Drei Bände. München, Fleischmann. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Smidt, F., Saat und Frucht, oder Bauersleute und Schifferleute. Eine Erzählung von der Niederelbe. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.
- Staudenmeyer, C. A., Nordische Blüthen. Ein Blüthenstrauch für Land und Leute. Stuttgart, Dettinger. 8. 22½ Ngr.
- Woljogen, A. Freih. von, Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1863

aus dem

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich 1—1½ Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff**.

4. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz**.

8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Trenzel**.

8. Preis vierteljährlich 1 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 1¼ Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigsten neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ¼—1 Bogen.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** herausgegeben von Prof. Dr. **Adolf Ebert**.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus**.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander**.

Erste Lieferung. Bogen 1—8. A—Arm. 20 Ngr.

Das **Deutsche Sprichwörter-Lexikon** will den gesamten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörter-schatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den bloß im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörter-sammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet und hofft, dass es einen Platz in der deutschen Literatur einzunehmen verdiene.

Die Verlagshandlung hat in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen sich gern zur Verlagsübernahme des Werks entschlossen und, um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespalteten Quartbogen gestellt.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden und ein ausführlicher Prospect gratis zu haben ist.

In der **Wielerich'schen** Buchhandlung in Göttingen sind neu erschienen:

Weisthümer

herausgegeben von **J. Grimm**.

Theil 4. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Um den Ankauf der Theile 1—3 zu erleichtern, ermäßigen wir den Preis auf 8 Thlr.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Begründet von Dr. **J. C. Gitzig** und Dr. **W. Häring** (B. Alexis). Fortgesetzt von Dr. **A. Vollert**.

Zweihunddreißigster Theil. Dritte Folge. Achter Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Das Attentat auf Se. Majestät den König Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden. (1861.) 2. Frau Louise von Saumbach und ihre Diensthofen. (1861.) 3. Ein entführter Festprediger. (1720.) 4. Der Vater Meenath. (1725—47.) 5. Der Mörder Bahn. (1769.) 6. Der blinde Junge. (Thüringen. Raubmord. 1858.) 7. Joseph Keller und Gbriktine Reber. (Mord. Ehrenbreitstein. 1860.) 8. C. Rogén. (Familienmord. Finnland. 1852.) 9. Eine jensische Geisterbeschwörung. (1715.)

Ein neuer Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut und ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart rechtfertigt.

Die Erste und Zweite Folge erschienen in einer neuen Ausgabe zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. für jeden Theil. Der Dritten Folge erster bis sechster Theil kosten jeder 2 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

15. Januar 1863.

Inhalt: Neue Predigten von Karl Schwarz. — Molechott's neuere physiologische Studien. Von Julius Frauenstädt. — Zur Geschichte der Völkerwanderung. Von Karl Zimmer. — Otto von Guericke. — Der preussische General Souquet im Feldzuge von 1700. Von Karl Gunkel von Verneß. — Gesammelte Novellen und Erzählungen. Von August Peters. — Notizen. (Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen Journalistik; Archiv für die sächsische Geschichte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Predigten von Karl Schwarz.

Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Zweite Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr. *)

Als vor etwa drei Jahren die erste Sammlung der „Predigten aus der Gegenwart“ von Karl Schwarz erschien, durfte man kaum einen in so hohem Grade lebhaften Antheil des Publikums erwarten, daß nach kurzer Zeit eine neue Auflage davon nöthig werden würde. Wol kannte man in den weitesten Kreisen des Mannes persönlichen Werth, seinen Muth, mit welchem er in seiner ruhern akademischen Stellung seiner Ueberzeugung alles zum Opfer gebracht hatte; wol war sein Werk über die Geschichte der neuesten Theologie weit hinaus über die theologischen Kreise bekannt geworden, jenes Werk, das vollkommen wissenschaftlich gründlich die theologischen Erscheinungen seit Strauß darstellte, aber zugleich auch in jugendfrisch geistvoller Weise die Verschiedenheiten und Halbseitigkeiten der exclusiven Gläubigkeit einer oft vernichtenden Kritik unterzog und diesen Extremen gegenüber eine Sprache führte, die in ihrer Entschiedenheit zwar vollkommen berechtigt, aber in ihrer Kühnheit damals wenigstens neu war. Man gedachte weiter des Aufstehens, welches seinerzeit seine Berufung als Oberhofprediger machte, der Entschiedenheit, mit welcher er auf den Eisenacher Conferenzen deutscher Leiter des Kirchenregiments den hier auftauchenden Bestrebungen nach Wiedereinführung einer mittelalterlichen Kirchenbuße und Kirchenzucht entgegengetreten war, sowie der weisen Mäßigung in der Verwaltung seines einflußreichen Amtes; ein Vorzug, den nicht alle unter gleichen Umständen sich anzueignen oder zu erhalten wußten; und es konnte nicht fehlen, daß bei dem wiedererwachenden Lebensgefühl einer freieren kirchlichen Richtung seine Predigten eine ganz andere Stellung und Bedeutung erhielten, als sonst ähnliche Erscheinungen.

Aber dennoch würden alle diese Umstände noch nicht

eine so nachhaltige Theilnahme haben hervorbringen können, es muß hierfür ein anderer Umstand noch hinzugekommen sein, auf welchen die unübertrefflich geschriebene, geharnischte Vorrede zu der ersten Sammlung seiner Predigten verweist. Schwarz wendet sich nämlich mit seinen Predigten vornehmlich an alle diejenigen, welche durch die Exclusivität und lieblose Verdammsucht der starren Kirchlichkeit verletzt, durch die geistlose Langweiligkeit und Phraseologie ihrer Vertreter abgestoßen und der Kirche entfremdet, ihr doch noch nicht erstorben sind, und die, wenn auch in ihrem mehr oder minder bewußten Verlangen bisher unbefriedigt, im Grunde ihres Herzens die Liebe zu der göttlichen Wahrheit und dem Gottesworte sich erhielten. Daß es eine gute Zahl solcher gibt, sprach Schwarz in jenem Wort aus, und er fügte hinzu, daß diese störrigen aber ehrlichen Leute, die selber zu denken und zu urtheilen wagen, wahrlich nicht zu den schlechtesten gerechnet werden dürfen; waren doch die Helden unserer Literatur und Philosophie ihrerzeit in ganz gleicher Lage; aber immer allgemeiner wird es anerkannt, daß ihr laues Verhältniß oder gar ihre Opposition gegen die damalige Kirchlichkeit und Theologie unendlich verschieden von glaubensloser Frivolität war, die in ihrer völligen Gleichgültigkeit gegen Glaubenssätze ein bequemes Accommodiren an Zeitrichtungen den Gefahren einer selbständigen Prüfung und Ueberzeugung oder einer offenen Ehrlichkeit bei weitem vorzieht.

Für alle jene müssen Schwarz' Predigten den rechten Ton getroffen haben, es ist also ihr Inhalt und nicht bloß das persönliche Interesse am Verfasser, das ihnen des großen Publikums Antheil erwarb und erhielt; Schwarz selbst aber hat sich auch in dem Vertrauen nicht getäuscht, daß ein einfaches, aber herzliches und warmes Wort alle jene im Streite Entfremdeten oder durch gegnerisches Treiben bekümmert und zweifelhaft Geworbenen ergreifen und gewinnen würde.

Es ist diese Tendenz auch in der zweiten Sammlung seiner Predigten festgehalten, über deren homiletischen Werth Theologen von Fach vielleicht hier und da Einwendungen

*) Vgl. den Aufsatz über Karl Schwarz' Predigten in Nr. 45 d. Bl. f. 1860. 1863. 1.

erheben werden, in denen aber der versöhnende, gewinnende, milde Ton wohlthuend nachklingt. Dogmatische Formeln, gelehrtes Kunst- und rhetorisches Feuerwerk ist selbstverständlich ganz weggelassen. In schlichtester, einfachster Sprache behandelt Schwarz vorzugsweise solche Verhältnisse und Fragen, die dem wirklichen Leben mit seinen Bedürfnissen und Bestrebungen angehören und daher besonders praktischen Werth haben. „Predigten aus der Gegenwart“ nennt er sie, weil er in dem jetzt gebräuchlichen Deutsch, und weder in der Ausdrucksweise eines vergangenen Jahrhunderts noch in einem theologisch salbungreichen Tone redet, namentlich aber wol darum, weil er, ohne irgendwie von dem sittlichen Ernst des Evangeliums und der Strenge des göttlichen Gesetzes etwas aufzugeben, dennoch für das sittliche Urtheil dem Geiste der Zeit eine Berechtigung einräumt. Ueberhaupt ist es für ihn charakteristisch, daß er den von anderer Seite als ausschließlich feindselig hingestellten Gegensatz zwischen Welt und Evangelium als nicht mehr völlig unvermittelt betrachtet, insofern die Gegenwart doch nur das Product der verflochtenen christlichen Jahrhunderte mit ihrer Arbeit und ihren Kämpfen, und der so vielfach geschoffene Geist der Zeit, dessen Kinder wir doch alle sind, aus der Wechselwirkung des Menschengesistes und der Offenbarung entstanden ist, sodaß die Welt, die Vernunft, der Zeitgeist ja keineswegs mehr für dem Evangelium nur schlechtthin feindliche Mächte angesehen werden können, wie sie es bei seinem Eintritt in die Menschheit allerdings waren. Es ist übrigens dieser Gedanke auch insofern ein praktisch fruchtbarer, als hierdurch mit der universalen Aufgabe des Christenthums, alle Verhältnisse zu durchbringen, Ernst gemacht und Diesseits und Jenseits nicht mehr als reine Gegensätze aufgefaßt werden. Referent schwebt in diesem Zusammenhange eine Schwarz'sche Predigt über Christenthum und Bildung vor Augen, die auch nach der oben bezeichneten Seite hin versöhnend und gewinnend wirken muß. Freilich soll diese praktische Tendenz das Charakteristische jeder wahren Predigt sein, die darauf ausgehen muß, das Verlorene zu suchen und zu gewinnen; aber den vorliegenden ist ein so liebevolles Nachgehen und Eingehen, eine so männliche, der Wirklichkeit entsprechende Lebensanschauung eigen, daß sie sich von dem nur menschlichen Schelten und Richten oder der verzagten Weltflucht mancher Gegner auf das vortheilhafteste unterscheiden und zugleich in ihrem sittlichen Ernste wahrhaft erbauend wirken.

Damit jedoch nicht ein naheliegender Irrthum durch diese Worte entsteht, mag es hier gleich ausgesprochen werden, daß die sonst übliche Unterscheidung von dogmatischen und praktischen Predigten für die vorliegenden nicht anzuwenden ist, die man um jener Bemerkung willen ja nicht für ausschließlich praktisch im gewöhnlichen Sinne halten möge. Es ist die Einseitigkeit nach beiden Seiten hin verwerflich: einseitig dogmatisch gefärbte Predigten sind mehr theologische Abhandlungen und darum für das größere Publikum unpassend und unverständlich; ausschließlich praktische aber in ihrer Nüchternheit und Trocken-

heit meist herzlich langweilig; aber diese ganze Unterscheidung trifft, wie gesagt, hier gar nicht zu.

Die Predigt muß, wenn sie wirken soll, wie die Religion selbst, nothwendig den ganzen Menschen beanspruchen und treffen, Geist und Gemüth, Kopf und Herz, und beiden zu genügen ist eben die große Kunst oder vielmehr das große Geheimniß des wahren Predigers. Diese Aufgabe wird noch schwieriger, wenn die Predigt nicht gehört, sondern nur gelesen wird. Allerdings kann da die Phantasie einen idealen Vortrag der oft störenden Wirklichkeit substituiren, aber der Ort, die Vorbereitung, Glocke und Orgel und alle jene das Gemüth erregenden Umstände sind ebenso viele unersehbare Vorzüge des wirklichen Gottesdienstes. Wenn nun dennoch Schwarz' gedruckte Predigten so vielen Anregung und Förderung brachten, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß sie eben nicht einseitige Verstandes- oder Gemüthspredigten sind, sondern den ganzen Menschen treffen und ihm genügen, und mit dieser kurzen Charakteristik mag es genug sein.

Es knüpft sich aber hieran noch eine andere Betrachtung. In den vorliegenden Predigten wollte Schwarz es nachweisen, daß man auf seinem Standpunkte, dem des historischen oder ethischen Rationalismus, der, beiläufig gesagt, gegenwärtig wol der Standpunkt der gebildeten christlichen Menschheit ist, auch predigen, aufbauen könne, während es ein landläufiger Vorwurf war, der Rationalismus könne nur zerstören und wolle zerstören. Hiermit ist auch die Berechtigung dieses Standpunktes für das christliche Leben nachgewiesen, während seine Berechtigung auf wissenschaftlichem Gebiete wiederholt und neuerdings von dem jener Rückert dargelegt wurde. Bei dem Wedererwachen eines rationalistischen Geistes im deutschen Volke, dessen sittlicher Ernst, Gewissenhaftigkeit und unverwundliche Ehrlichkeit ihm jenen Standpunkt besonders nahe legt, mag die Wichtigkeit dieses Nachweises wol beherzigt werden, daß nicht die Herrschaft eines starren Confessionalismus oder einer verknöcherten Orthodoxie mit ihren demoralisirenden Folgen jemals wiederkehre. Der Forscher, der die geschichtlichen Bedingungen einer solchen Periode kennt, wird sich auch ihres baldigen Endes getrösten, daß sittliche Mächte nothwendig herbeiführen müssen. Aber nothwendig müssen hierzu auch alle ernsten und frommen Gemüther in muthigem und treuem Zusammenhalten ihrer Zeit die Richtung geben helfen, die aus dem Sumpfe sittlicher Verkommenheit zu freien Höhen führt. Glaube niemand sich dieser Aufgabe entziehen zu dürfen; vergesse man auch nicht, daß gerade diese sittlichen Aufgaben die Bedingung und Garantie für nationale Hoffnungen und Regungen sind, deren glückliche Entfaltung schon einmal dem deutschen Volke sein sittlicher Gehalt verlieh.

Moleschott's neuere physiologische Studien.

Physiologisches Skizzenbuch von Jakob Moleschott. Gießen, Herber. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Art, wie der berühmte Verfasser der „Lehre der Nahrungsmittel“ und des „Kreislauf des Lebens“ physiologische Fragen behandelt, ist immer auch für Nicht-physiologen interessant, weil er es versteht, die leiblichen Zustände und Functionen in Beziehung zu setzen zu den geistigen, ihren mächtigen Einfluß auf diese und überhaupt den innigen Zusammenhang zwischen materiellen und geistigen Vorgängen, zwischen physischen und psychischen Veränderungen nachzuweisen.

In der That ist auch der Materialismus unbestreitbar, solange er sich damit begnügt, auf die Abhängigkeit hinzuweisen, in der der Geist vom Leibe steht; denn hier sprechen die Thatfachen für ihn, und es wird also in diesem Punkte keinem Spiritualisten gelingen, ihn zu widerlegen. Der Streit gegen den Materialismus beginnt erst da, wo dieser durch die gewonnene Erkenntnis vom Zusammenhange des Leiblichen und Geistigen im Menschen sich zu Schlüssen über das Wesen des Geistes und über das Weltganze fortreißen läßt, die aus jener Erkenntnis noch keineswegs folgen.

In dem Vorwort sagt Moleschott:

Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht, daß ich eine den Fortschritten der heutigen Physiologie entsprechende Darstellung vom Wesen des Menschen, eine eigentliche Anthropologie, die, obwohl sie jedem gebildeten Leser zugänglich sein soll, etwas anderes ist, als nur eine populäre Schilderung unserer Leibesverrichtungen, für die beste Frucht aller meiner physiologischen und medicinischen Studien halte, und daß seit Jahren mein freudiges Bemühen darauf hienzielt, diese Frucht zu zeitigen.

Die vorliegenden Skizzen sollen wie des Verfassers Nahrungsmittel- und der „Kreislauf des Lebens“ Ansätze zu dieser Frucht sein. Es sind deren vier: „I. Die Kraftquellen des Menschen.“ „II. Ins Freie!“ „III. Zur Erinnerung an Forster.“ „IV. Der Hornpanzter des Menschen.“

Der erste Aufsatz ist schon im Jahre 1850 in dem Brockhaus'schen Sammelwerk „Die Gegenwart“ erschienen, hat aber hier eine Umarbeitung erfahren. Der zweite war für ein Album bestimmt. Der dritte ist 1859 zur Feier von Forster's Geburtstag für die leipziger „Allgemeine Zeitung“ geschrieben worden, gehört aber eigentlich nicht recht in die vorliegende Sammlung, da er von Forster's Bedeutung als Mensch und Naturforscher im allgemeinen spricht, während die andern Aufsätze speciell Physiologisches enthalten und dabei, namentlich der letzte Aufsatz, der eine Reihe vonbildungen bespricht, die man zum größten Theil im gewöhnlichen Leben für unscheinbar zu halten pflegt, sehr ins Einzelne gehen.

Aus dem ersten Aufsätze über „Die Kraftquellen des Menschen“ gewinnen wir zwar nicht die Ueberzeugung, die materialistischerseits ausgesprochen werden, daß der Mensch ist was er ist, aber doch die, daß die Nahrungsmittel eine wichtige Kraftquelle nicht bloß für das leibliche, sondern auch für das geistige Leben des Menschen sind. Cabanis im seinem unsterblichen Werke: „Rapports du

physique et du moral de l'homme“, hat zuerst in umfassender Weise auf den innigen Zusammenhang zwischen der Nahrung und dem geistigen Leben der Völker aufmerksam gemacht. Alles, was die neueste Zeit hierüber tiefer erforscht und scharfer umschrieben hat, erhielt von Cabanis den mächtigsten Anstoß. Es ist hübsch von Moleschott, daß er dieses anerkennt; denn leider treffen wir bei modernen Gelehrten nur zu oft das Laster der Undankbarkeit an; sie ignoriren entweder ihre Vorgänger ganz oder setzen sie herab. Der Gelehrte soll sich aber stets bewußt bleiben, wie viel er seinen Vorgängern zu verdanken hat. Moleschott erkennt außer Cabanis' auch Bichat's Verdienste an.

Fleischkost bringt mehr Eiweiß ins Blut als Pflanzengestoff. Fleischgenuß erhöht die Muskelkraft, beschleunigt den Stoffwechsel und vermehrt nach Lehmann's trefflichen Untersuchungen die Menge des ausgeschiedenen Harnstoffs. Dem entspricht nach Moleschott der Muth und das Feuer der Bewegungen bei den Jäger-völkern, dem entspricht die durch die Lebensweise gemilderte Kraft der Nomaden.

Man glaube ja nicht, daß es sich hierbei nur um Klassenunterschiede handelt. Derselbe Irländer, dessen Arm bei Kartoffelbiät in seiner Heimat der Arbeit nicht genügt, ist in Amerika bei fräftiger Kost, bei Fleisch und Brot, als Arbeiter nicht selten geschäftig. Ist es nöthig, in England den hungernden Proletarier mit dem riesenstarken, roastbeersgefättigten Handwerker zu vergleichen? Dann sei man aber auch überzeugt, daß sich der schlechteste Leinweber von den böhmischen und pommerschen Bauern zunächst durch die Nahrung unterscheidet. Solange die Javanesen hauptsächlich von Reis, die Neger auf Surinam von Mananenmehl leben, werden sie den Holländern unterworfen sein. Es ist nicht zu leugnen, die Ueberlegenheit von Engländern und Holländern gegenüber den Eingeborenen ihrer Colonien ist zunächst eine Ueberlegenheit des Hirns, aber diese ruht auf der Ueberlegenheit des Bluts, wie das Blut von der Nahrung abhängt. Man vergleiche nur den sanftmüthigen Otahettier, der von Früchten lebt, mit der Wildheit der Neuseeländer, die das Blut ihrer Feinde saufen.

Doch Moleschott ist einsichtsvoll genug, zuzugestehen, daß die Nahrung trotz diesem Zusammenhang mit der geistigen Beschaffenheit der Völker nicht durch einen Zauerkraftschlag aus den Menschen macht, was diese durch lange Gewohnheit und auf der Scholle, an der sie stehen, geworden sind. Natürlich werde der Neuseeländer durch Früchte nicht zum Otahettier werden, sowenig wie der Hindu durch Fleischkost zum Engländer wird. Aber ein Einfluß walte nicht minder entschieden, weil neben ihm hundert andere thätig sind. Gerade deshalb solle man die Beispiele nicht vergessen, in welchen bei möglichster Gleichheit der übrigen Verhältnisse verschiedene Nahrung den Menschen verändert. Wenn Haller, der Vater der deutschen Physiologie, von sich erzählt, daß er bei anhaltender Pflanzenbiät jedesmal eine allgemeine Schwäche, Unlust zur Arbeit und geringe Erregbarkeit zur Liebe verspürt habe, dann dürften wir sicher behaupten, daß von zwei Menschen, die in jeder Beziehung gleichen Einflüssen ausgesetzt sind, der eine, der Fleisch isst, andere Gedanken haben wird, als der zweite, der Salat und Gemüse verpfeift.

Selbst für das beobachtende Kind ist es ausgemacht, daß

die Trunkenheit eine kurze Raserei ist. Und wenig Menschen dürfte es in Deutschland geben, die sich nicht gesehen müssen, daß ihre Muskeln und ihre Gedanken morgens ganz anders wach sind, wenn sie mit Kaffee geküßt, als wenn sie nur Brot und Wasser genossen haben. Hier gilt keine Flucht vor dem Verstande. Auch der einfachste, nüchternste Nahrungsstoff, das Wasser, bewegt den durstigen Körper zu neuer Schnellkraft. Aber zwischen der Raserei der Trunkenheit und dem gelöschten Durst liegen alle die Zwischenstufen, die den Wein vom Wasser trennen. Wir sind aus Stoff gezeugt; wir hängen durch die Pflanzen, welche der Erde ihre eigenthümlichen Salze entziehen, mit dem Boden zusammen. Wir haben eine Geographie unserer Antlitzformen und unserer Gedanken, wie es eine Pflanzengeographie gibt. Wir können ohne Nahrung nicht leben, und so entgehen wir dem stofflichen Einfluß nicht, der sich unerbittlich vom Darm durchs Blut in alle Körperteile fortpflanzt bei jedem Bissen, den wir verschlingen.

Heinrich Koenig's Bezeichnung des Thees als eines protestantischen und des Kaffees als eines katholischen Getränks findet Moleschott nicht übel. Die Bezeichnung habe etwas Wahres, nicht bloß weil Engländer und Holländer vorzugsweise Thee, die katholischen Südländer dagegen vorzugsweise Kaffee trinken. Man könne mehr in den Namen legen, wenn man wisse, was genaue Beobachtungen ermittelt haben, daß der Thee das Urtheil stümme, während der Kaffee die Einbildungskraft beflügelt. Wenn der fastende Araber in andächtigen Träumereien lange Nächte durchwacht, so sei dagegen eine gewisse Fertigkeit im Abspinnen scharfer Gedanken für nordische Theeabende charakteristisch geworden.

Moleschott bringt sogar die Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit der Einführung von Thee und Kaffee, deren allgemeinere Verbreitung erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts begonnen, in Verbindung. Wie vollkommen das gesellige Leben durch diese Getränke umgestaltet werden mußte, das werde jedem klar werden, der sich Thee und Kaffee aus unserm täglichen Leben verbannt denkt.

Die sittliche und geistige Thätigkeit des Menschengeschlechts sind in stetem Wachsen begriffen. Zur Ernährung bedurfte es des Thees und Kaffees nicht. Es muß sogar mit Nachdruck erwähnt werden, daß beide Getränke nur eine ganz unerhebliche Menge Nahrungsstoff enthalten, daß sie keine Sparmittel sind. Und doch ist in Deutschland dem Armen Kaffee Bedürfnis wie dem Reichen, und vor dem 17. Jahrhundert kannte ihn der Reiche als regelmäßiges Bedürfnis so wenig wie der Arme. Nun ist es leicht zu sagen: kaufe dir statt Kaffee Fleisch. Wir reiben uns aneinander sittlich und geistig. Es wird durch Vermittelung des Kaffees so gut wie durch Dampfschiffe und elektrische Telegraphen eine Reihe von Gedanken in Umlauf gesetzt, es entsteht eine Strömung von Ideen, Einfällen und Unternehmungen, die alle mit sich fortreißt. Wer ist als Individuum stark genug, vielleicht dürfte ich fragen, wer ist als Individuum berechtigt, sich den Reizmitteln zu entziehen, die jene Flut zum Treiben brachten? Man klage nicht über nervöses Zeitalter, über die zu große Reizbarkeit der Menschen; sucht sie zu begreifen und ihrer Herr zu werden wie ihr könnt.

In dieser Weise bringt Moleschott die Gedanken des Menschen mit dem, was er isst und trinkt, in Verbindung. Mit der Einschränkung, daß dabei die ursprüngliche Organisation des Gehirns schon vorausgesetzt, daß nicht diese auch aus den Nahrungsmitteln abgeleitet wird, kann man es sich gefallen lassen. Von zwei gleich orga-

nisierten Gehirnen wird natürlich ein schlechternährtes nicht so gedankenkräftig sein als ein guternährtes. Aber stellen wir zwei ungleich organisierte Gehirne nebeneinander, etwa das eines Shakespears neben das eines Regers, so wird wol auch der eingefleischteste Materialist zugeben müssen, daß ein gutgenährter Regent nun und nimmermehr die genialen Gedanken eines schlechternährten Shakespears zu Wege bringen würde. Also spielt die ursprüngliche Organisation des Gehirns doch die Hauptrolle bei der geistigen Production, und dagegen ist die Rolle des dem Gehirn durch die Nahrungsmittel zugeführten Stoffs nur eine secundäre, untergeordnete.

Der zweite Auffatz Moleschott's handelt von dem Einfluß der Bewegung in freier Luft, des Spazierengehens, auf die leiblichen und mittelbar auch auf die geistigen Functionen.

Spazierengehen heißt das Herz und die Athemmuskeln gymnastisch üben, und zwar mit der Bürgschaft, daß eine Ueberdehnung der Gymnastik nicht zu fürchten ist, wenn das hier öfters ange deutete Maß eingehalten wird. Spazierengehen heißt das Blut erfrischen und die Gewebe von der Schlacke befreien, welche sie infolge der Rückbildung wie mit Rost umgibt und ihren Verrichtungen einen Hemmschuh anlegt. Spazierengehen, wie wir es meinen, heißt den Gesichtskreis erweitern und Gedanken schaffen und mit dem Blute das Gemüth erwärmen und verjüngen.

Moleschott vergleicht den Spaziergänger, der durch jeden Schritt, den er vorwärts thut, die Thätigkeit seines Herzens antregt, mit Antäus, dem Sohn der Erde, der, so oft er den Boden berührte, neue Kraft gewann, und fährt dann fort:

Es ist bekannt, daß Hercules den mit stets erhöhter Stärke sich Erhebenden nur durch die List besiegen konnte, daß er ihn hoch hinaufschwang und dann erwürgte. So mancher allzu eifrige Gelehrte und manche sinnige Dame begeben sich selbst in die Gewalt des Hercules, indem sie den gewöhnlichen Spaziergang, dessen Reiz sie nicht kennen, verschmähen, um sich in der Stube ungestört, in bequemer Behaglichkeit in höhere Gebiete geistigen Lebens hinaufzuschwingen, sodaß sie den rauhen Boden der Mutter Erde kaum noch berühren. Sie gewinnen vorübergehend an Aether, verlieren aber an Luft, die das wesentliche Verbindungsmittel zwischen dem Menschen und der Erde und schließlich auch zwischen dem Menschen und dem Aether darstellt. Denn mit Heine zu reden:

Aus unserer Erde wachsen unsre Geister,

Sie haben ferne Himmel nie gesehn.

Und Hercules erwürgt die Stubenspinner.

Der dritte Auffatz: „Zur Erinnerung an Forster“, von dem ich schon gesagt, daß er nicht in diese Reihe physiologischer Skizzen gehört, bringt nichts Neues, nichts, das nicht auch aus andern Quellen schon bekannt wäre. Am Schluß desselben entschuldigt sich Moleschott, daß er in seiner Darstellung nicht auch Forster's Schwächen berührt:

Kritische Geister werden in der obigen Darstellung eine Erzählung von Forster's Schwächen vermissen. So sehr und eben weil es sich von selbst versteht, daß auch den oben ange deuteten Lichtseiten ihre Schatten entsprechen müssen, glaubte ich in dieser zur Feier geschriebenen Skizze, wie früher in meiner größern Festschrift, davon absehen zu können, weil das Wesen eines großen Mannes zwar mit seinen Schwächen zusammenhängt, aber nicht in seinen Schwächen besteht. Jedenfalls hatte

ich nicht Lust, eine so hehre Erscheinung, wie Forster's Leben, in Heinrich Koenig's Manier wie das Pensum eines Schulfachlehrers zu behandeln, um daran zu meistern und zu mädeln. Mir galt es, den Seelenadel Forster's im Lichte von Forster's klarem, harmonischem Geiste zu zeigen. Wohl mir, wenn ich durch diese Blätter dazu beitragen kann, daß die Zahl der Leser immer wächst, die bei Forster selbst an der Quelle schöpfen. Er ist und bleibt nun einmal der Leßling der Naturforscher und Humboldt's edelster Vorläufer.

In eine zur Feiert geschriebene Lobrede gehört allerdings die Darstellung der Schwächen eines großen Mannes nicht hinein. Aber sonst sind wir der Meinung, daß in biographischen Denkmälern die Schwächen der Helden nicht zu verschweigen sind, weil zur Erkenntniß des ganzen Wesens eines Mannes auch dieses gehört, daß man, gemäß dem Ausspruch George Sand's: „Chacun a les défauts de ses vertus“, die Rehrseiten seiner Tugenden begreife.

Dem vierten langen Aufsatz Moleschott's über den „Hornpanzer des Menschen“ können wir hier nicht in sein physiologisches Detail folgen, wie wir überhaupt die Beurtheilung des streng physiologischen Theils dieser Skizzen den Fachgelehrten überlassen müssen. Zum Beweise aber, wie auch hier Moleschott seinen Gegenstand geistreich zu behandeln und physische Vorgänge mit psychischen in Verbindung zu setzen weiß, führen wir an, was er über die Haare und namentlich über das Ergrauen derselben sagt. Die Haare nämlich, welche zum Hornpanzer des Menschen gehören, in welchem er wie „eine Schildkröte in ihrem Gehäuse“ steckt, liefern ein interessantes Beispiel für die allgemeine Erfahrung, daß der Mensch, und zwar der Wilde häufiger noch als der Gebildete, in seinem Bestreben, den eigenen Körper zu pflegen und zu schmücken, einer Andeutung der Natur zu folgen pflegt, die er nur weiter ausführt, bald um sie als Aße zu cariciren, bald um als vernünftiger Mensch ihre Winke zu verwerthen. Jedes Haar trägt nämlich sein Pomadeidopfen bei sich, sodaß in der Structur der Haut selbst die Vorkehrung getroffen ist, daß das Haar eine regelmäßige Ernährung erfährt. Das Nähere mag der Leser selbst in dem mit Abbildungen versehenen Buche nachlesen.

Sehr auffallend zeigt sich der innige Zusammenhang des Physischen und Psychischen beim plötzlichen Ergrauen der Haare. Moleschott hält es für vermessend, an der Wahrheit erzählter Fälle eines sehr rasch erfolgten Ergrauens zu zweifeln. Vichat, „der Mann, der schon um deswillen als einer der hervorragendsten Schöpfer der wissenschaftlichen Heilkunde anzusehen wäre, weil er die allgemeine Anatomie aus einem Tummelplatz von Curiositäten zu einer systematischen Wissenschaft erhoben hat“, berichtet von einem seiner persönlichen Bekannten, daß er in einer einzigen Nacht in Folge einer verhängnißvollen Nachricht beinahe vollständig ergraut ist. Warum, sagt Moleschott, sollte man es bezweifeln, wenn dasselbe von Marie Antoinette erzählt wird, die in der Nacht, nachdem ihr das Todesurtheil verlesen worden war, graue Haare bekommen haben soll? Ludwig XIV., der Mohr, der feindselige Bekämpfer Ludwig's XII., ergraute in der

Nacht nach dem Tage, an dem er den Franzosen in die Hände fiel (1500). Ein Herr von Andelot fand seinen Bart und eine Augenbraue da, wo der Druck seiner Hand hingewirkt hatte, örtlich ergraut, wie wenn Mehl darauf gestreut wäre, nachdem er, den Kopf auf eine Hand gestützt, das Todesurtheil seines Bruders vernommen, eines Schicksalsgenossen der Grafen Egmond und Hoorn. Von Guarino, einem der hervorragenden Wiederhersteller der klassischen Studien, der 1370 zu Verona geboren war, wird erzählt, daß er ergraut sei vor Kummer über den Verlust eines Theils seiner griechischen Manuscripte, die bei der Ueberfahrt von Konstantinopel nach Italien ins Meer gefallen waren. Die Wissenschaft hat nach Moleschott nicht den Schatten einer Verächtlichung, diese Fälle anzuzweifeln. Vichat hat an fünf bis sechs Fälle erlebt, daß die Haare in weniger als acht Tagen ergrauten. Erst kürzlich hat Richter, der bekannte bresdener Arzt, ein vorurtheilsfreier Beobachter, ähnliche Fälle aus seiner Erfahrung dem Verfasser erzählt, und englische Aerzte haben sie im Krimkriege beobachtet.

Seltam, man wundert sich nicht darüber, wenn eine schreckliche Nachricht sozusagen plötzlich im Hirn eine so eingreifende Veränderung verursacht, daß der Verstand verwirrt ist, und jene Beispiele von raschem Ergrauen wollen einzelne Schriftsteller mit der sogenannten Selbstverbrennung, die Liebig in das Reich der Fabeln verwiesen hat, auf Eine Linie stellen.

Vichat fand das Ergrauen der Haare im Schwunde des Marks begründet, ein, wie Moleschott sagt, bei den damaligen Hülfsmitteln leicht verzeihlicher Irrthum. Es handelt sich beim Ergrauen vielmehr um eine veränderte Ernährung des Haars, worüber er noch Näheres mittheilt.

In ethnologischer Hinsicht interessant sind ferner folgende, das Haar betreffende Bemerkungen Moleschott's: Der größere oder geringere Reichthum der Behaarung hat an der Erzeugung der dem einzelnen Menschen wie ganzen Klassen eigenthümlichen Physiognomie einen um so wesentlicheren Antheil, als man wol sagen darf, daß die Fülle des Haarwuchses wenigstens am Kopfe einen ungefähren Maßstab abgibt für die Körperkraft im allgemeinen. Schon deshalb pflegt der Mann es als eine Beleidigung anzusehen, wenn man die gebührliche Entwicklung seines Bartwuchses in Zweifel zieht. Wie buschige Augenbrauen und ein gewaltiger Bart den Eindruck der Ueberlegenheit erlügen können, ist allgemein bekannt, und alle Reisenden bewunderten die üppigen Bärte der Türken und der kasanischen Tataren. Auf der andern Seite machen Chinesen und Mongolen, die Aegypter und die meisten Amerikaner, besonders die Quichuas in Peru, durch ihren spärlichen Bart einen wenig männlichen Eindruck. Und als wenn die bartarmen Völker diesen Mangel an Schönheit verdecken wollten, findet man bei ihnen häufig die Sitte, daß sie den spärlich keimenden Bart sogleich zerstören, indem sie lieber ganz bartlos, als mit dem unvollkommenen Schmuck eines armseligen Barts erscheinen wollen. Die Tungenen und Kamtschadalen reißen den Bart aus, wenn er zu keimen beginnt;

derselbe Brauch herrscht auf vielen malaischen Inseln, auf den Sandwichinseln, den Philippinen und anderwärts, wo sich die Männer durch schwache Bartanlagen auszeichnen. Gelegentlich wird solch ein armer Bart durch ungelächsten Kalk zerföhrt.

In diesen Bartzerstörungskünsten sieht Moleschott ein neues Beispiel für den Gang des Menschen, die Natur in den Eigenthümlichkeiten, die sie seinem Körper aufgeprägt, zu überbieten. Einigen Volksstämmen sind jene bartzerstörenden Kunstgriffe so gut gelungen, daß sie, unerfahrene Reisende täuschend, für ganz bartlos gehalten worden sind. Moleschott fährt fort:

In der That, es ist kein aus der Luft gegriffenes Vorurtheil, wenn wir den Bart nicht bloß für einen kriegerischen Schmuck, sondern geradezu für ein Merkmal des männlichen Charakters halten. Die Verschnittenen, die etwas Weibisches durch ihre schwache Muskelkraft verrathen, verlieren sehr häufig einen guten Theil ihres Barts. In Hinblick auf diese Thatsache bekämpft Bichat die Sitte des Bartescherens; er sagt, wir verzeihen dadurch eine befangene Vorstellung von der Schönheit, daß wir einer natürlichen Vollkommenheit, die doch der absolute Ausdruck der echten Schönheit sei, den Makel der Lächerlichkeit angehängt hätten. Ein Pfau ohne seinen Schwanz (voll Emaragde, ein Widder ohne Hörner, ein Hirsch ohne Geweih misstelen uns; wie sich es denn damit vertrüge, daß wir an einem seines Barts beraubten Manne keinen Anstoß nehmen?

Doch hiergegen ließe sich einwenden, daß der Mensch, als ein Kulturwesen, als ein längst aus dem Naturzustande in den Stand der Civilisation übergetretenes Wesen, nicht, wie Widder und Hirsch, mit seinem thierischen Abzeichen einhergehen soll; da man sonst ja auch behaupten könnte, er solle, statt bekleidet, nackt erscheinen. Vom Standpunkte der Civilisation müssen wir daher vielmehr einem andern Verehrer Bichat's, Arthur Schopenhauer, beistimmen, wenn er die langen Bärte bei uns als ein Zeichen der Barbarei ansieht und verdammt:

Der Bart, sagt man, sei dem Menschen natürlich: allerdings, und darum ist er dem Menschen im Naturzustande ganz angemessen; ebenso aber dem Menschen im civilisirten Zustande die Rasur; indem sie anzeigt, daß hier die thierische rohe Gewalt, deren jedem sogleich fühlbares Abzeichen jener dem männlichen Geschlecht eigenthümliche Auswuchs ist, dem Gesetz, der Ordnung und Gestaltung hat weichen müssen. Der Bart vergrößert den thierischen Theil des Gesichts und hebt ihn hervor. Dadurch gibt er ihm das so auffallend brutale Ansehen: man betrachte nur so einen Bartmenschen im Profil, während er sp! Für eine Fierde möchten sie den Bart ausgeben. Diese Fierde war man seit 200 Jahren nur an Juden, Kosacken, Kapuzinern, Gefangenen und Straßenträubern zu sehen gewohnt. (Arthur Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“, zweite Auflage, I, 190.)

Doch, wie man über diesen Punkt auch denke, Moleschott verdient jedenfalls für seine das Psychische mit dem Physiischen in Verbindung setzende Behandlungsweise physiologischer Fragen, die ihn selbst aus den Haaren die psychischen Eigenthümlichkeiten der Menschen lesen läßt, gerechte Anerkennung.

Julius Frauenstädt.

Zur Geschichte der Völkerverwanderung.

Geschichte der Völkerverwanderung von Edward von Meiersheim. Zweiter und dritter Band. Leipzig, T. D. Weigel. 1860—62. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Als wir Gelegenheit hatten in Nr. 48 d. Bl. f. 1861 den ersten Band des genannten Werks zu beurtheilen, glaubten wir unter längerer Motivirung unsere Ansicht dahin aussprechen zu müssen, daß dasselbe weder in Abicht auf die grundlegenden Studien noch bezüglich der Verbindung und Erweiterung der historischen Thatsachen und Erscheinungen eine Geschichte der Völkerverwanderung genannt werden könne, knüpfen aber dessenungeachtet daran den Wunsch und die Hoffnung, daß dem geistigen Verfasser Kraft und Gesundheit genug beschieden sein möge, sein Werk fortzusetzen: denn Werthloses oder Unbrauchbares werde weder sein ausnehmender, nach den verschiedensten Richtungen hin ausgreifender Fleiß, noch sein durch Leben und Studien gereiftes Urtheil gewiß nicht zu Tage fördern. Und in dieser Beziehung sehen wir uns nicht nur nicht getäuscht, sondern sogar unsere Erwartungen übertroffen, wie wir weiter unten die Beweise zu geben Veranlassung nehmen werden. Höchst ehrenhaft aber müssen wir es nennen dem Grundsätze gemäß, daß niemand ein aufrichtiger Freund der Wahrheit sein könne, der den Irrthum nicht eingesteht, wenn der Verfasser die Schwächen seines Werks, ja bezüglich „der geschichtlichen Darstellung“ die Verfehltheit desselben unumwunden bekennt. Ein Recensent in den gelehrten Anzeigen der bairischen Akademie der Wissenschaften sagt, mit unserm Urtheile völlig übereinstimmend, von der Methode des Verfassers: „daß solche anstatt einer erschöpfenden und organisch zusammenhängenden Darstellung eine Zersplitterung und Auflösung des Stoffs in lauter einzelne, wenn auch an sich verblüffliche Excurse und Specialabhandlungen hervorzubringen geeignet sei“; und dieses Urtheil trifft, wie der Verfasser selbst erklärt, auf jede Rechtfertigung aber verzichtend, die beiden vorliegenden Bände in weit höherem Grade. Woher diese Erscheinung? Ihre Erklärung ist unser Bedauern nicht schwer. Als der an Arbeitsamkeit gewöhnte Verfasser an seine wissenschaftliche Aufgabe ging, war ihm weder die Massenhaftigkeit und Sprödigkeit des Stoffs, noch auch die einschlagende höchst umfangreiche aber schwierige Duellenliteratur und die zahllosen Monographien größern und kleinern Umfangs keineswegs hinlänglich bekannt — theilweise Geständnisse liegen vor —; allein auf Kraft und Befähigung trauend und die Höhe des Lebensalters nicht achtend ward die Aufgabe nicht nur nicht wieder von der Hand gewiesen, sondern mit ebenso starker Willenskraft als Liebe zur Sache zu lösen versucht; indeß während der Verfasser die zahlreichen Schleißen der Geschichtsquellen mit einem an Aufregung grenzenden Eifer öffnete, ohne stets genügend davon unterrichtet zu sein, was bereits als ausgemachtes Eigenthum in die Geschichtswissenschaft eingeströmt sei und von derselben aufbewahrt werde, überwältigte diese Fülle die Kraft, ohne jedoch der Liebe zur Sache Herr zu werden oder den Eifer abzufühlen. Dies hatte die natürliche Folge, daß noch mehr wie im ersten Bande in den vorliegenden beiden alles monographisch neben- oder auch durcheinander liegt, statt, wie der Verfasser insbesondere an Gibbon's Werke selbst rühmt, zu einem organischen Ganzen verarbeitet zu sein. Gar manches hat sich aber auch der Verfasser unnöthigerweise erschwert. Höchst verdienstlich und wahrhaft wissenschaftlich ist das Verfahren des Verfassers, seine besten Quellen und Hülfsmittel zu kritisiren und ihren historischen Werth zu bestimmen, so z. B. die der Panegyriken, die seit 289 nach Christi Geburt für Geschichtsquellen angesehen sein wollen. Allein ganz unnöthig war es, auf die „Scriptores historiae Augustae“ in dieser Beziehung so viel Fleiß, der aber nichts Eintheilliches geschaffen hat, zu verwenden, da ja Dirksen's „Scriptores historiae Augustae“ (Leipzig 1842) eine Autorität war, der fast unbedingt gefolgt werden konnte. Der Verfasser ist ja auf andern Gebieten gewohnt, gewissen Autoritäten mit bereitwilligster Anerkennung ihrer Verdienste zu folgen,

J. D. Mommsen, Lilemont, Jenz u. a., warum nicht auch in diesem Falle, da der Verfasser Dirksen's Buch doch wol gekannt hat, wie wir wenigstens aus einem allerdings nur flüchtigen Citate schließen zu müssen glauben.

Wenn der Verfasser dann ferner in seiner gewohnten Ehrenhaftigkeit es beklagt, nicht früher mit den Koryphäen der Wissenschaft in engere Berührung gekommen zu sein, so ist diese Klage nach unserer Ueberzeugung eine vollkommen gerechtfertigte. Denn dann würde er nicht bloß vom Herrn von Ouchschmidt auf die Nothwendigkeit der Bekanntschaft mit orientalischen Quellen im Interesse seines Geschichtswerks aufmerksam gemacht worden sein. Etwas aber glauben wir noch besonders hervorheben zu müssen, das ist, daß der Verfasser das treffliche, wahrhaft musterhafte Werk: „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollenbung der Monarchie unter Konstantin“, von R. Goed (Braunschweig 1841 sq.) entweder nicht gekannt oder, wenn er es gekannt, sich nicht zum Muster genommen hat. Goed hatte einen ganz ähnlichen historischen Stoff zu behandeln, hatte es vielfach mit denselben Quellen oder Handschriften wie unser Verfasser zu thun, hatte es ebenfalls mit der Kritik und Sichtung des reichen Materials zu thun, und zu welcher schöner Einheit ist das geschichtliche Baumaterial verarbeitet, eine Freude, wenn wir so sagen dürfen, die sich der Verfasser nicht nur selbst, sondern auch der Wissenschaft nicht ohne lebhaftes Bedauern der letzten entzogen hat, und zwar dadurch, daß er die künstlerische Darstellung durch die Sprache so gut wie gänzlich der Kritik, den Controversen und Erörterungen geopfert. Dessenungeachtet aber behaupten wir mit Entschiedenheit, daß seit Lilemont und Gibbon über die ersten drei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit in einzelnen Punkten nichts Besseres geschrieben worden ist. Und der Verfasser brauchte sich nicht zu scheuen als Motto auf sein Werk zu setzen: „Si quid noster rectius istis, candidus imperti, si non, his utere mecum.“

Bei dem Charakter des Werks ist es nun nicht leicht, solche Stellen herauszufinden, die zur Besprechung in d. Bl. geeignet erscheinen: denn der spezifisch historische Gelehrsamkeit, die in unserm Werke lediglich vertreten ist, dürfen wir hier nicht allzu große Rechnung tragen. Wir wollen uns auf Marc Aurel (starb 180 n. Chr.), auf Diocletian (legte 305 die Regierung nieder), auf Konstantin den Großen (starb 337) und auf Julian (starb 363) beschränken: hohe Gestalten, die eine weltgeschichtliche Bedeutung haben. Unser Verfasser hat dem Marc Aurel ein besonderes Kapitel gewidmet mit der Ueberschrift: „Marc Aurel als Mensch und Philosoph.“ Wie überhaupt nicht selten, so läßt sich auch hier der Verfasser, wenn er auf verdienstliches Wirken oder auf hervorragende Charaktere klagt, leicht zur Verwunderung, ja zum Enthusiasmus hinreißen. Den Menschen ehrt dieser Charakterzug unbedingt; ob aber den Historiker in gleicher Weise, dürfte eine andere Frage sein. Marc Aurel ist unbestreitbar eine anziehende Erscheinung, auf dem Throne vergleichbar dem Philosophen von Sanssouci oder dem Affbar von Delhi im 16. Jahrhundert. Allein war er denn wirklich ein so unerklärbares Meteor in der Römerwelt im 2. Jahrhundert nach Christus? Wußte der Verfasser nicht, daß wenigstens bis in diese Zeit die römischen Kaiser aus den gebildetsten Familien Roms stammten? War ihm der Einfluß der römischen Ethik nicht nur auf die Gesetzgebung Roms schon in den letzten Zeiten der Republik, sondern auch auf die angesehensten Familien dieses Staats, wie des Tacitus „Annalen“ faßsam beweisen, unbekannt? War es dem Verfasser wirklich ein Geheimniß, indem er die Verwandtschaft von Marc Aurel's Grundtugenden mit dem Christenthum hervorhebt, daß Seneca, der Stoiker, ein Christ gewesen sein und mit dem Apostel Paulus im Briefwechsel gestanden haben soll, eine Sage, die sich eben nur als Sage erweisen hat, ob der so auffälligen Ähnlichkeit seiner ethischen Grund-

sätze mit dem Christenthum? Sollte unserm so gelehrten Verfasser wirklich entgangen sein, was Ritter in seiner classischen „Geschichte der Philosophie“, Wolf Schmidt in seiner „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums“ (Berlin 1847), Hoffmeister in seinem Buche „Die Weltanschauung des Tacitus“ und Völscher in seinem Werke „Das Christliche im Tacitus“ zur Aufklärung und Erläuterung dieser allerdings merkwürdigen Erscheinung gesagt haben, abgesehen von Schmidt, „Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum“ (überf. von Richard, Leipzig 1857); sollte, fragen wir, dem gelehrten Verfasser dies alles entgangen sein? Genug, Marc Aurel war eine schöne Erscheinung auf dem römischen Kaiserthron, aber keineswegs eine Dasei in der Wüste. Bezüglich des Diocletian, dem der Verfasser mit Recht große Aufmerksamkeit geschenkt hat, als dem Kaiser, der nicht nur dem römischen Kaiserthron zuerst die verständig-orientalische Grundlage gab und der erste war, der ein morgenländisches Diadem trug, sondern überhaupt als der größte organisatorische Kopf erscheint, der seit August und Hadrian die römische Kaiserkrone trug, gestatten wir uns nur eine einzige Bemerkung. Der Verfasser ist der unmaßgeblichen Meinung, daß der genannte Kaiser seinen gemein klingenden und an seine niedrige Abstammung erinnernden Namen Diocles dem römischen Ohre zur Liebe in „Diocletianus“ verwandelt habe. Wir erlauben uns dies für unwahrscheinlich zu erklären. Uns dünkt, der Ursprung dieses Namens liegt in einem und allerdings unbekannten Adoptionsverhältnisse, sodaß Diocletianus ebenso erklärt werden muß wie Neronianus, Octavianus, eine Annahme, die wenigstens für den römischen Rechtskundigen nichts Auffallendes haben kann. Der Diocletianischen Christenverfolgung hat der Verfasser einen ziemlich umfangreichen Abschnitt gewidmet und auf das Maß zurückgeführt, welches die neueste Geschichtsforschung bereits zu bestimmen angefangen hatte.

Bei dem Bestreben des Verfassers, seinem Gerechtigkeitsgefühl überall und allseitig Genüge zu leisten, hat er auch dem vielfach verkannten oder wenigstens in den Geschichtsbüchern zweideutig dastehenden Kaiser Gallienus (starb 268) gerecht zu werden gesucht. Er sagt über ihn: „Dieser Kaiser trug offenbar zwei Naturen in sich: die eine war durch und durch fleischlich, daher üppig, verschwenderisch, Spielen und Narckheiten ergeben, beinahe wie Commodus, nur mit unendlich mehr Verstand und Bildung. Er war witzig und guter Dichter. Vermöge der andern aber war er muthvoll und thatkräftig, keine Beschwerde und Anstrengung scheuend. Auch berichtet die Geschichte fast nur Siege, keine hauptsächlich Niederlage desselben. Die Tyrannen — es war das Zeitalter der ungeschichtlich genannten 30 Tyrannen — hat er bis auf die des Westens alle vernichtet. Aber auch diese gute Seite desselben scheint mehr im augenblicklichen Aufblühen glänzender Eigenschaften als in treuer und consequenter Bewährung derselben bestanden zu haben, bei welcher er unstreitig Besseres zu leisten vermocht hätte. Sein Herz hat er durch Gleichgültigkeit bei des Vaters Unglück geschändet, die Grausamkeit aber, deren sein römischer Biograph (Trebellianus Pollar) ihn beschuldigt, scheint doch mehr den Charakter übertriebener Strenge und Rachsucht gegen wirkliche oder vorausgesetzliche Empörer und Feinde als den eines Vergnügens daran, wie wir dies bei frühern Kaisern fanden, getragen zu haben, ja der Fortsetzer des Dio Cassius berichtet sogar auch einzelne Züge der Milde desselben. Bei den Soldaten anscheinend beliebt, mag dagegen dessen Behandlung seiner Generale, eine für jeden Herrscher damals wichtige Aufgabe, oft mehr verlegend als gewinnend gewesen sein, was denn endlich, wiewol erst nach der im Vergleich zu andern noch unwürdigen Vorgängen langen Zeit von 14 Jahren seinen Sturz herbeiführte.“ Doch schon längst vor unserm Verfasser hat Kreuzer in einem sehr gelehrten Beitrag zur Kaisergeschichte in den „Wiener Jahrbüchern“ (1833) in den Monaten April, Mai und Juni, namentlich den Gallienus und seine Gemahlin Salomina gegen

*) Wir haben in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Bandes auf diese Nothwendigkeit ganz besonders hingewiesen.

die parteiischen Urtheile der „Scriptores historiae Augustae“ nach Mängen und den damals neuentdeckten Quellen des Angelo Rajo in Schutz genommen. Wir führen dies aber auch zugleich als einen Beweis dafür an, wie lange vorbereitet und belefen man sein müsse, um einer Aufgabe vollständig gewachsen zu sein, wie sie sich der ehrwürdige Verfasser, der allerdings seinen Kräften viel zutrauen durfte, gestellt hat.

Wenn wir jetzt die vielfach zerstreuten Stellen ins Auge fassen, die der Verfasser Konstantin dem Großen gewidmet, so müssen wir offen bekennen, daß sie zu den besten Partien des ganzen Werks gehören. Die Aufgabe, möglichst gerecht zu werden, war nicht so leicht, wie alle wissen, die einmal genauer mit der Geschichte dieser welthistorischen Persönlichkeit sich beschäftigt haben; Eusebius ist bekanntlich hofmännischer Panegyrist, während Gibbon, mit der ganzen Waffentrüstung seiner Belesenheit und seines Scharfsinns verbündet, mit der Abneigung gegen alles kirchliche Christenthum den ersten christlichen Kaiser jedes Heiligenscheins zu entkleiden bemüht ist; Manso (1817) steht so ziemlich auf der Seite des Eusebius, während Jakob Burckhardt in Basel (1853), mit neuen Waffen aus den Byzantinern angethan, Gibbon sehr nahe steht. Unser Verfasser, den der christliche Glaube nur dann und wann das historische Urtheil zu beeinträchtigen droht, es aber immer nur bei der Drohung bewenden läßt, urtheilt folgenbermaßen über Konstantin: „In der That hatte der große und gewaltige Mann an sich eine edle Natur, das Gemeine war ihm fremd, namentlich von den bei den römischen Imperatoren zum Theil selbst den bessern und besten so häufigen Verirrungen niederer Sinnlichkeit keine Spur. Selbst die Vergeubung, deren er beschuldigt wird, war nobeln Ursprungs, daher um so entschuldbarer, da weder irgendwo verlautet noch zu vermuthen ist, daß sie zur Finanzzerrüttung geführt habe. Wie glänzend würde daher sein Andenken in der Geschichte dastehen, wenn nicht die Frevel, wozu unbändige Leidenschaft ihn forttrieb, wie schwarze Sonnenflecken dasselbe verbunkelten und entstellten. Für das Reich war er freilich nur in Verbindung mit Diocletian ein zweiter Gründer, wie ihn die Quellen auch ausdrücklich bezeichnen. Er verließ es nach außen größer und mächtiger, wenn auch zehnfach bedrohter als es unter Augustus gewesen war. Die kriegs- und raubdurstenden Germanen bei Rhein und Donau hat kein Herrscher vor und nach ihm so wirksam, besonders auch so nachhaltig, keiner aber freiwillig auch durch so furchtbare Mittel in Furcht und Schreck erhalten. Im Innern überall Ordnung, Sicherheit; unbedingter Gehorsam; Aufsehung und Empörung, die schon nach ihm wieder aufstauen, waren vor seinem großen Geiste verschwunden. Mächtig griff er-mitt eiserner Faust in die Speichen des rollenden Zeitrades, doch hat er dessen Ablauf zum Untergange nur zu hemmen, nicht abzuwenden vermocht. Zwei seiner Werke allein reichen über sein Jahrhundert hinaus bis in alle Ewigkeit: die Erhebung des Christenthums und die Gründung von Konstantinopel.“ In der letzten Beziehung ist unverkennbar Konstantin mit Alexander dem Großen zu vergleichen; wenn von diesen beiden Herrschern die Geschichtsbücher uns nichts weiter verkündigten als ihre Gründung Alexandriens und Konstantinopels, so würde man schon darum einen Rückschluß auf ihren genialen Blick zu machen sich für berechtigt ansehen dürfen.)

Unsern oben ausgesprochenen Vorsatz gemäß, des Kaisers Julian besonders zu gedenken, des letzten Herrschers, in welchem das altrömische Wesen noch einmal zur Geltung oder Wiederbelebung zu gelangen suchte, und dessen Charakteristik und womöglich unparteiischer Würdigung der Verfasser eine verdienstliche Aufmerksamkeit zugewendet hat, möge Folgendes hier noch einen Platz finden. Der Verfasser sagt: „Wir wiederholen kurz unsere Erklärung von Julian's Apostasie dahin, daß a) die Schlechtigkeit des weltlichen und der geistlichen Papstes der Christenheit seiner Zeit ihn gegen deren Glauben eingenommen hatte und ein erleuchteter wie frommer Unterricht in solchem, der dem hätte entgegenwirken können, ihm nicht zu

Theil geworden war; b) sein Geist von der Tiefe heidnischer Philosophie, wie sein Gemüth von der nationalen Größe und dem Heroismus des Alterthums ergriffen war; c) seine Genialität und Eitelkeit, endlich der in beiden wurzelnden Vorliebe für das Heidenthum sich bemächtigten und ihn zu dem Irrwahn, dessen Regenerator werden zu können, fortzuziehen.“ Rück-sichtlich des ersten Punktes verweisen wir auf Gibbon, der hier ähnlich wie unser Verfasser urtheilt, indem er sagt: „The cause of his (Julian's) strange and fatal apostasy may be derived from the early period of his life, when he was left an orphan in the hands of the murderers of his family. The care of his infancy was entrusted to Eusebius, who was related to him on the side of his mother; and till Julian reached the twentieth year of his age he received from his Christian preceptors the education not of a hero but of a saint. The emperor less jealous of a heavenly than of an earthly crown contented himself with the imperfect character of a catechumen, while he bestowed the advantages of baptism on the nephews of Constantine.“ Nur ein Moment hat unser Verfasser außer Acht gelassen, das aber Gibbon hervorhebt, wie die ersten eben angeführten Worte beweisen: daß der verwaiste junge Thronfolger in den Händen der Mörder seiner Familie sich befand; Rachegefühl, wenn auch kein blutdürstendes, war unstreitig ein Motiv zur Apostasie Julian's. Wenn der Verfasser zweitens die Tiefe der heidnischen Philosophie einen Bestimmungsgrund des Abfalls vom Christenthum sein läßt, so läßt sich einiger Zweifel wenigstens daraus herleiten, daß namentlich die Männer, welche in jenem Zeitalter des Verfalls der Alten Welt den Namen der Philosophen in Anspruch nahmen, wahrhaftig keine Anziehungskraft oder vorführerischen Reiz für einen in der That genialen Mann, wie der kaiserliche Apostat war, besäßen konnten. Und mag immer der geistvolle Spötter Lucian, auf den wir hiermit zugleich die Aufmerksamkeit unseres Verfassers gelenkt haben wollen, die Farben bei der Schilderung der damaligen Philosophen etwas zu stark aufgetragen haben, so viel bleibt doch gewiß: sie waren entweder Schwindler oder Caricaturen mit ganz geringen Ausnahmen.

Dies möge genügen, um den Standpunkt eines Werks in der Geschichtsliteratur zu bezeichnen, das trotz seiner Mängel dennoch als ein höchst ehrenvolles Einmal bezeichnet werden muß, welches ein greiser Mann seinem unermüdblichen Fleiße und seiner unbegrenzten Liebe zur Wissenschaft geweiht hat. Wer nach ihm in dieser wissenschaftlichen Region schreibt, wird sich oft zum Danke verpflichtet fühlen

Karl Zimmer.

Otto von Guericke.

Otto von Guericke und sein Verdienst. Von Friedrich Dies. Magdeburg, Creutz. 1862. 8. 10 Rgr.

Man muß selber im allgemeinen sagen, daß die Deutschen, sogar die meisten Gebildeten, von ihren großen Männern sehr wenig wissen. Was wissen sie, wenn sie keine Fachgelehrten sind, z. B. von Kepler und Leibniz, was sogar von Kant, Herder, Lessing, Goethe und Schiller? Von den drei letztern kennen sehr viele nur die Dramen, die sie zufällig auf der Bühne gesehen, und die Gedichte, die sie etwa in den Tagen ihrer jugendlichen Schwärmerei auswendig gelernt haben; die übrige Kenntniß ergänzen sie bestenfalls aus irgendeinem der literarischen Noth- und Hülfsbüchlein, die unter dem Namen von Literaturgeschichten, Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte u. s. w. bekannt sind, und merken sich daraus die nöthigen Stichworte und Daten, um damit vorfindendenfalls in der Conversation auskommen oder glänzen zu können. Selbst vom einem so ganz populären Manne wie Goethe wissen die meisten nur sehr wenig. Wäre es ihnen um eine nähere Einsicht in sein Gemüth, Herz und religiöses Leben zu thun, so würden sie nicht unterlassen, das kleine jüngst erschienene Büchlein, welches

Orelli's Tagebuch aus dem Jahre 1761 enthält, sich anzuschaffen, vielleicht das Hauptschriftstück, um die seltene Herzengüte des Mannes, aber auch seine geistigen Leiden, seine blutigen Kämpfe mit seinem fast allzu jarten religiösen Gewissen kennen zu lernen. Aber wir fürchten, daß unter mehr als 50 Millionen Deutschen, welche inner- und außerhalb Deutschland leben und dann und wann auch wol ein wenig renommierten, diejenigen zu zählen sein mögen, welche bisher in dieses kleine aber rührende Buch einen Blick geworfen haben. Die chemischen Bestandtheile des Osmo und dergleichen kennen zu lernen, ist unserer Generation ein wichtigerer Gegenstand, als sich mit der geistigen Organisation eines reblichen, durch Humanität ausgezeichneten Mannes zu beschäftigen, welcher das deutsche Volk auf der Bahn der Geistes- und Herzensbildung eine gute Strecke vorwärts führte.

Nun sollte man meinen, daß gerade, weil in unserer Zeit naturwissenschaftliche und physikalische Fragen statt der moralischen an der Tagesordnung sind, ein auf diesem Gebiete durch reichliche Entdeckungen und Forschungen so hervorragender Mann wie Otto von Guericke dem deutschen Volke bis zum Grunde bekannt sein müßte. Allerdings ist es richtig, daß sein Name einen gewissen populären Klang hat, einen populäreren als der Name manches andern bedeutenden physikalischen Forschers; denn selbst in Schriften für die Jugend wird er wenigstens als der Erfinder der Luftpumpe genannt. Mit dieser Thatfache aber begnügt man sich; man fragt wenig danach, durch welche vorangegangenen Versuche und Beobachtungen er zu dieser Entdeckung kam, und was er sonst noch als Schriftsteller auf physikalischem Gebiete und als Erfinder geleistet hat. Ja, bei den eigentlichen deutschen Gelehrten, welche die Wissenschaft als einen Justizbetrieb ausschließlich für die Universitäten und Universitätskreise zu monopolisiren trachten, fand Guericke wol kaum je in dem Ansehen, welches ihm gebührte. Wie konnte ein Bürgermeister ein Gelehrter sein? Er war höchstens ein geschickter Dilettant, dem es einmal bei seinen unwissenschaftlichen Versuchen durch einen Zufall besonders glückte, der aber, nach der Meinung dieser gelehrten Herren, für die Wissenschaft sonst keine Bedeutung hat.

Wir freuen uns deshalb auch des vorliegenden Büchleins, das wir aus einer Reihe biographischer Schriften absondern, um auf die Verdienste des Entdeckers der Luftpumpe speciell hinzuweisen, wobei wir uns zumest der Worte des Verfassers, Friedrich Dies, bedienen werden. Seine Thätigkeit als Naturforscher erstreckt sich, wie der Verfasser bemerkt, „über die allverbreiteten Elemente und Kräfte unsers Erdballs, über das ganze Sonnensystem, über die weitesten Himmelsfernen, und dehnt sich bis dahin aus, wo der ewige Geist ahnend und liebend sich in die Tiefen des ewigen Geistes verliert“. Um aber die im genauen Zusammenhange mit gleichzeitigen Bestrebungen stehenden Leistungen Guericke's auf diesem Gebiete recht zu würdigen, schien es dem Verfasser angemessen, einen Blick auf die Geistesrichtung und den wissenschaftlichen Charakter des im ganzen so übel verrufenen 17. Jahrhunderts zu werfen. Er thut dies mit folgenden Worten: „Das Zeitalter des Erfinders der Luftpumpe war das Jahrhundert, wo Kepler die Gesetze des Planetenlaufs erforschte, wo Galilei die Gesetze des Falles der Körper und der Pendelbewegung entdeckte, wo Newton die Gesetze der Schwere und der Wirkungen des Lichts erfandete, wo Cornelius Drebbel das Thermometer, Toricelli das Barometer erfand und Pascal die Anwendbarkeit des letztern zu Höhenmessungen zeigte, wo Salomon de Gaus die ersten Versuche mit der Kraft des Dampfes anstellte; es war das Jahrhundert, wo Cartesius, vom Zweifel ausgehend, die Autorität der aristotelisch-scholastischen Philosophie kürzte und eine auf das Princip des Mechanismus sich gründende Selbstbetrachtung einführte, und wo dagegen Leibniz durch die Annahme von ursprünglichen und ununterbrochen wirkenden Kräften alle materiellen Erscheinungen zu erklären unternahm. Unter den glänzenden Gelehrten der Wissenschaft in jenem Jahrhundert ist aber noch besonders Waco von Verulam zu nennen, der zuerst mit Bewußtsein und Nachdruck hervorhob, daß

die Natur nicht durch Speculation, sondern durch Erfahrung, Untersuchung und denkendes Beobachten wirklich erkannt werde, und der zuerst auf das Experimentiren als auf ein Hauptmittel zu solcher Erkenntnis hinwies.“

Wir haben schon früher gelegentlich hervorgehoben, daß es selbst nur das in anderer Hinsicht damals so arg daniederliegende Deutschland in Betracht gezogen, mit dem geistigen und wissenschaftlichen Leben in jener Periode gar nicht so schlimm bestellt war, wie man im allgemeinen annimmt. Die Namen Kepler, Leibniz, Jungius und Guericke strahlen mit hellem Glanz, und hätte Deutschland auch nur diese aus jener Zeit aufzuweisen, so würden sie hinreichen, seine Ehre zu retten. Aber es gefellen sich ihnen auch auf andern Gebieten, dem der Staats- und Sprachkunde, der Poesie, der Tonkunst und der bildenden Künste viele hochachtbare Namen.

Leider ist Otto von Guericke's wichtige Correspondenz nebst Nachrichten von ihm durch Mischeligkeit unter seinen drei Enkeln und durch einen andern Zufall verloren gegangen; aber ein unvergängliches Denkmal hat er sich gesetzt durch sein 1672 in Amsterdam erschienenenes, mit kaiserlichen Privilegium versehenes und dem Großen Kurfürsten gewidmetes Werk: „*Otonis de Guericke Experimenta Nova (ut vocantur) Magdeburgica de Vacuo Spatio*“ u. s. w., von dem der Verfasser vorliegenden Schrift bemerkt: „Es ist ein Werk deutschen Fleißes und ernster, liebevoller Hingabe an die Erforschung der Wahrheit, ein Werk, von dem Guericke mit Recht sagen konnte, daß „kein Wort vergebens darin gesetzt“, und das ihn auch ohne seine berühmten Erfindungen den großen Geistern anreihen würde, welche die wissenschaftliche Erkenntnis des Kosmos zum Ziel ihres Strebens hatten. Zahlreiche, den Inhalt veranschaulichende Kupferstiche, sowie das sinnreich entworfene Titelbild gereichen dem Werke zur Zierde, besonders aber das Bildniß Otto von Guericke's, in dessen fest ausgeprägten Zügen und die würdevolle Persönlichkeit des erfahrungsgereichen Staatsmanns, des denkenden Beobachters der Natur, des wackern, ehrenfesten Mannes lebendig entgegentritt.“

Um die großartige Anlage dieses nicht eben häufig sich vorfindenden Werks und den Reichthum des darin verarbeiteten Stoffs anschaulich zu machen, gibt der Verfasser den Hauptinhalt der sieben Bücher desselben an, und von den in der Vorrede niedergelegten Principien bemerkt er, daß dieselben an die Principien erinnern, „welche 200 Jahre später unser größter Naturforscher in seinem „*Kosmos*“ ausgesprochen hat“.

Des Verfassers Mittheilungen über Guericke's Luftpumpe (damals gewöhnlich *Antlia pneumatica*, auch wol *Vacuum* genannt) stellen ihn so überzeugend wie möglich als den eigentlichen Erfinder dieses überaus wichtigen physikalischen Apparats heraus. Der scharfsinnige Engländer Robert Boyle brachte zwar unter Mitwirkung von Robert Hooke einige wesentliche Verbesserungen an dem Apparate an (daher auch *Vacuum Boyleanum*), aber keineswegs gab das seinen Landsleuten das Recht, ihm ohne weiteres die Erfindung zuzuschreiben. Boyle selbst äußert sich übrigens in einem Briefe an seinen Enkel folgendermaßen darüber: „Er habe sich zwar schon früher mit jener Idee beschäftigt, sei aber durch eine Schrift des gelehrten Jesuiten Schott darauf aufmerksam gemacht, daß ein edler und geistreicher Mann, Otto Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg, vor einiger Zeit (nuper) in Deutschland gläserne Gefäße luftleer gemacht habe, indem er die Luft durch die Ründung eines in Wasser getauchten Gefäßes herausgepumpt habe. Er erkennt selbst an, daß D. von Guericke ihm in der Erzeugung so großer Effecte durch Herausziehung der Luft zuvorgekommen sei (me praevenit) und daß er der Kunde von seinen Leistungen viel verdanke.“

Was übrigens Guericke mit seiner Luftpumpe leistete, zeigte er bekanntlich während seiner Anwesenheit auf dem regensburger Reichstage; denn 16 Pferde konnten bei einem von Guericke dafelbst angestellten Versuche die beiden Hohlkugeln, aus denen er die Luft ausgepumpt, nur mit Mühe auseinanderziehen, was

dann mit einem Knalle wie von einem Büchsenhufte geschah. Die anwesenden Fürsten, darunter der Kaiser Ferdinand, waren von diesen Versuchen so überrascht, daß darüber fast die politischen Angelegenheiten für eine Weile in den Hintergrund traten. Später ließ Guericke noch größere Halbkugeln machen, welche von 24 Pferden nicht getrennt werden konnten; die Kleinen hing er an einem Gefälle in seinem Hofe auf, wo sie einige Centner tragen konnten, ohne auseinander zu gehen. Nur beiläufig gedenken wir einer andern Erfindung Guericke's, des sogenannten Wettermännchens, von ihm selbst *Semper vivum*, späterhin gewöhnlich *Anemoskop* genannt; wichtiger ist, daß Guericke auch als Erfinder der Elektricitätsmaschine betrachtet werden darf. Der Apparat war noch sehr einfach; aber vermittelt desselben beobachtete Guericke zuerst nicht bloß die schon längst bekannten Phänomene der Anziehung, sondern auch die der Abstoßung und Leitung, Beobachtungen, die, wie Alexander von Humboldt sagte, später auf die Gesetze der Wirkungskreise und Vertheilung der Elektricität geleitet haben.

Die erste und sogar größere Hälfte vorliegender Schrift beschäftigt sich mit den Verdiensten, welche sich Guericke um die Wiedererhebung Magdeburgs, um die Wiedererlangung seiner Rechte und Freiheiten, um die Verwaltung, um das städtische Schulwesen, als Bevollmächtigter der Stadt beim Friedenscongreß in Denabrad u. s. w. erworb. Hierauf gehen wir nicht weiter ein, und bemerken nur, daß der Verfasser bei der Darstellung der patriotischen und politischen Thätigkeit des ausgezeichneten, Deutschland in jeder Hinsicht zur Ehre gereichenden Mannes besonders auch das auf der magdeburger Stadtbibliothek befindliche Manuscript benutzt hat, „in welchem die Zerstörung der Stadt sammt ihren Ursachen und Wirkungen von Guericke selber als kunzigem und treuem Augenzeugen beschrieben ist“.

J. M.

Der preussische General Fouqué im Feldzuge von 1760.

Der Feldzug des königlich preussischen Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué in Schlessen 1760. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet von E. v. St. Mit zwei Plänen. Rassel, Freyschmidt. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiederum ein neuer Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, wie wir deren in Nr. 36 d. Bl. f. 1861 eine ganze Reihe besprochen haben. Der vorliegende reißt sich den besten seither erschienenen Arbeiten würdig an und wir haben schon Gelegenheit gehabt, den Verfasser auf dem Felde der Militärliteratur aus andern Schriften rühmlich kennen zu lernen. Diesmal hat derselbe seinem „Feldzuge von 1758 in Mähren“ die Geschichte der Katastrophe von Landeshut folgen lassen: eine Waffenthat, von welcher er mit Recht sagt, daß die beiderseitigen vor hundert Jahren einander gegenüberstehenden Heere auf dieselbe mit Stolz blicken können. Er nennt den Sieg Laudon's ein schönes Blatt in dem österreichischen Lorbeerkränze und führt für Fouqué die Worte seines königlichen Kriegsherrn an: „Cette belle action n'en trouve dans l'histoire qui lui puisse être comparée, que celle de Leonidas et des Grecs qui defendirent les Thermopyles.“ „Ein herrlicheres Denkmal“, sagt er im Vorwort weiter, „vermag kein Monarch seinem geschlagenen Feldherrn zu errichten! Fouqué, der greise, todesmuthige General, verglichen mit Leonidas, dem edeln Spartanerkönige — die wahre Preussenschaar den griechischen Helben zur Seite gestellt. Wem wäre deren Opfertod unbekannt! Wer empfände nicht heilige Schauer im Angedenken an Leonidas, an den Tag bei Thermopyla! Schmerzlicher Gegenjak! Der Name des Leonidas wird schon den Kindern eingeprägt — geschieht etwas dem Ähnliches nur zum hundertsten Theile annähernd mit so manchem gleichem deutschen Helden? Warum dem jungen, weichen, empfänglichen Gemüthe zunächst Bewunderung und Ehrfurcht des Auslandes als Mitgift fürs ganze Leben eingeprägt?!

Ist die vaterländische Geschichte denn so arm? Vermag sie nicht vielmehr für jeden Helben des griechischen und römischen Alterthums zehn, zwanzig und noch mehr deutsche Männer, die Gleiches oder Besseres vollbracht, einzusetzen?! Wir haben diese Stelle wiedergegeben, weil sie uns aus der Seele geschrieben ist. Auch wir haben hundertfach und zwar in amtlicher Weise Gelegenheit gehabt, dieselbe Bemerkung zu machen. Junge Leute, welche alle Phasen des Streites der Patrioten und Plebejer, ja die assyrische und ägyptische Geschichte mit naunendwerthem Detail zu erzählen wußten, kannten von der deutschen Geschichte, vorzüglich von der neuern, nicht einmal die allgemeinsten Umrisse, hatten keine Ahnung vom Siebenjährigen, noch weniger von den Befreiungskriegen! An wem liegt das? An den armen jungen Menschen, denen eben nichts geboten wird als dasjenige, was die Lehrer aus dem Vollen ihrer eigenen Kenntnisse schöpfen können, die sich leider selten auf die neue und neueste vaterländische Geschichte in ausreichendem Maße erstrecken? Jeder Versuch, deutsche Waffenthaten in das Gedächtniß zu rufen, muß daher hoch willkommen sein.

Der Verfasser hat seine Schrift auf das fleißigste Quellenstudium basirt und deren oft erhebliche Widersprüche zu vermitteln gesucht; er entschuldigt aus diesem Grunde die zahlreichen Anmerkungen unter dem Texte, welche er sonst als störend ansieht. Wir geben das nicht unbedingt zu, wenigstens sind diese von Schloffer wol im Uebermaße gebrauchten Citate und Notizen lange nicht so störend, als die von dem verstorbenen Schöningh und seitdem von manchem, der die Archive ausbeutet, in stereotyper Form angewandte Manier, die Darstellung fast nur durch Originalcorrespondenzen, aufgereiht auf einen bünnen Faden eigener Führung, zu geben. Wie hoch wir auch die eigenen Worte der leitenden und handelnden Persönlichkeiten anschlagen, weil nichts ihre Gedanken so gut angeben kann, so raubt diese Manier doch dem Werke jeden Anspruch auf harmonische Gestaltung des Textes und gibt dem ganzen einen mosaikartigen Charakter. Meister der historischen Kunst haben sich dieser Form nie bedient. Mit Vorzicht und sparsamer Auswahl mag sie gelten, sonst ist es wol besser, die Ausbeute archivalischer Forschungen im Anhang folgen zu lassen. Wir geben aber den Notizen unter dem Texte den Vorzug. Im preussischen Kriegsarchiv, das jedem Geschichtsforscher bereitwillig geöffnet wird, hätte übrigens der Verfasser seine Materialien noch sehr bereichern können.

Unser Werk ist in drei Abschnitte getheilt: „Zur Situation“, „Die Katastrophe von Landeshut“, „Kritische Betrachtungen“. Im ersten wird die Stellung und allgemeine Lage der beiderseitigen Hauptarmeen von Ende 1759 bis zur Eröffnung des Feldzugs von 1760 dargestellt. Die für die preussischen Waffen so unglückliche Affaire bei Maren, welche den König nach seinem eigenen Ausdruck völlig betäubte, und der Sieg des Feldmarschalllieutenants von Beck über den General von Diericke hatten keine weiteren Folgen gehabt, weil Daun seinen Vortheil und seine bedeutende Uebermacht nicht zu benutzen verstand, sondern dem Könige zaubern gegenüberstehen blieb, bis dieser Mitte Juni 1760 nach Schlessen aufbrach und ihn dadurch aus seiner Stabilität brachte. In gleicher Weise wird die Stellung der in Schlessen, Böhmen und Mähren stehenden Truppentheile bis nach Beginn der ersten Feindseligkeiten im Frühjahr 1760 betrachtet. Nachdem der König nach Sachsen marschirt war (im November), blieb ein Corps in Schlessen zurück, dessen Commando General Fouqué, welcher bisher den Posten von Landeshut besetzt gehalten, mit dem Auftrage übernahm, die Provinz gegen die verschiebenen, längs ihrer Grenze postirten Corps, insbesondere aber Oberschlessen gegen den Feldzeugmeister Laudon zu decken. (Beiläufig bemerken wir, daß der Verfasser noch Laudon schreibt, wie es früher üblich war; Laudon ist aber ein Ehrländer und seine Familie nennt sich nach einem dort liegenden Gute gleiches Namens, Laudon geschrieben.) Beide Feldherren schlossen Ende November eine Convention „auf Treue“, die gegenseitigen Grenzen nicht zu überschreiten, ohne den Ver-

trag bei Zeiten aufzufündigen. Dann wurden die Winterquartiere bezogen, deren Veränderungen bis zum März der Verfasser angibt.

Die Feindbesichtigungen wurden in Oberschlesien durch Laudon eröffnet. Er beabsichtigte, die Truppen des Generals von der Goltz anzugreifen, dem er den Waffenstillstand aufgekündigt hatte; die Dispositionen dazu waren vortrefflich, ein eingetretenes Thau- und Regenwetter hielt aber die Infanterie und Artillerie auf, so daß die Preußen ihre Quartiere, wo sie überfallen werden sollten, vorher räumen konnten. Die Cavalerie, von Laudon persönlich geführt, erzielte zwar noch einen Transport von 100 Wagen, derselbe wurde aber von dem Regiment Mantouffell gegen alle Angriffe glänzend verteidigt, und nur 20 Wagen, weil einer im Wege brach, mußten dem Feinde überlassen werden. Bis zur Eröffnung des eigentlichen Feldzugs fielen dann an der Grenze nur kleine Scharmügel vor, deren einige der Verfasser beschreibt. Hierauf gibt er den Operationsplan und die allseitigen Vorbereitungen zum Feldzuge von 1760. Prinz Heinrich erhielt den Oberbefehl in Schlesien, um die Verbindung der Russen mit Laudon zu verhindern, während der König in Sachsen gegen die österreichische Hauptarmee zu bleiben beabsichtigte. Diefes bezieht sich nicht mit der Eröffnung des Feldzugs, worgegen Laudon's Truppen sich schon Ende April nach dem gemeinschaftlichen Sammelplatze Königgrätz in Böhmen in Bewegung setzten. Ihre Stärke betrug mindestens 40000 Mann, denen zunächst 35000 Preußen hätten entgegenzutreten können, wenn Prinz Heinrich sie hätte concentriren dürfen. Aber die Besorgnis vor den Russen verwehrt ihm das, und so war die Deckung Schlesiens lediglich dem General Fouquet mit 20 Bataillonen, 18 Escadrons, 13800 Mann überlassen. Seine Instruktion lautete ziemlich allgemein; er sollte Breslau und die Festungen, zugleich aber den Schlüssel von Niederschlesien, die Position von Landeshut, decken.

Im zweiten Abschnitt lesen wir die Katastrophe von Landeshut. Der Verfasser hat seine Darstellung in drei Kapitel getheilt: „Von der Eröffnung des Feldzugs in Schlesien bis zum Ausbruch Fouquet's aus dem Lager bei Grätz gegen Landeshut (vom 29. Mai bis incl. 16. Juni)“; „Die Ereignisse zwischen dem 17. und 22. Juni“, und „Der Tag von Landeshut“. Die meisterhaften Demonstrationen Laudon's (seit seinem Einrücken in die Grafschaft Glatz am 29. Mai), um Fouquet auf unblutige Weise zum Aufgabe der so festen Position von Landeshut zu veranlassen und doch den Prinzen Heinrich dadurch nicht zu veranlassen, sich diesem zu nähern, sind sehr anschaulich dargestellt. Dieser Zweck wurde erreicht. Fouquet ging zurück und der König war damit zufrieden. „Eure Idee, woselbst der Feind etwas auf Breslau tentiren wollte, auch bei Breslau zu setzen, ist die beste, wogegen ich nicht ein Wort zu sagen habe“, schrieb er am 4. Juni. Laudon's wahre Absicht auf Glatz flüchte sich jetzt auf und die verlassene Position von Landeshut wurde von dem Wolffersdorff'schen Corps besetzt, worauf sich die Oesterreicher im Gebirge ausbreiteten und sowohl die arme Bevölkerung desselben, wie auch die wohlhabenden Fabrikstädte hart mitnahmen. Der Minister von Schlabrendorf berichtete darüber an den König, schilderte das Elend in den schwärzesten Farben und stellte den Rückzug Fouquet's, welcher das Land preisgegeben, als übereilt und keineswegs nothwendig dar. Auch Prinz Heinrich hatte das Verlassen der Position von Landeshut gegen den König sehr beklagt, und da Fouquet bei seinem Herrn in letzter Zeit schon an Vertrauen verloren hatte, überdem wegen seines unangenehmen Charakters und seiner unerbittlichen Strenge wenig Freunde besaß, so wurde der König zu einem höchst ungnädigen Schreiben veranlaßt, in welchem er ihm befahl, die Position von Landeshut um jeden Preis wiederzunehmen. Fouquet hat dies Schreiben vernichtet, so daß sein wörtlicher Inhalt nicht bekannt ist; was Schöningh davon gibt, ist unvollständig, wir wissen, daß derselbe öfter die ihm zu Gebote stehenden Documente aus Rücksichten, welche dem Geschichtschreiber fremd bleiben sollten, nicht irren wiedergegeben hat. Infolge dieses geschehenen Befehls ging Fouquet sofort wieder gegen Landeshut

vor, vertrieb die Oesterreicher durch einen kräftigen Angriff aus der Stellung und ließ diese noch durch neue Verschanzungen verstärken, wobei freilich seine ohnehin schwachen Streikkräfte, die er hätte mehr concentriren müssen, zersplittert wurden. Laudon schloß ihn jetzt mit seiner Uebermacht auf drei Seiten ein, um ihn womöglich zu vernichten und so freie Hand in Schlesien zu haben. Auch hatte Fouquet sich aus der ihm drohenden Gefahr ziehen können, aber vom Könige in seiner Ehre angegriffen, hatte er die Position von Landeshut gegen seine Ueberzeugung nur wiedergewonnen, um sie nun bis zum letzten Hauche zu verteidigen. Ein zweiter Brief des Königs bestärkte ihn darin, denn Friedrich sagte ihm unter anderm: „Da Ihr durch Euren zu sehr präcipitirten Marsch und Retraite gegen Breslau hin Mir das Gebirge verloren habt, so müßt Ihr Mir nunmehr auch solches absolutement wieder schaffen“, und zum Schluß eigenhändig: „Mes généraux me font plus de tort, que l'ennemi, parcequ'ils manoeuvrent toujours de travers.“

Die österreichische Armee, wie der Verfasser aus den verschiedenen Angaben berechnet, war dreimal so stark als Fouquet's Corps. Am 22. Juni gab Laudon die Disposition zum Angriff in vier Colonnen aus, welche hier vollständig mitgetheilt wird. Der Hauptangriff galt dem vorgeschobenen linken Flügel und wurde in erster Linie von Laudon selbst mit 24 Bataillonen und 24 Escadrons in drei Colonnen ausgeführt, deren ersten beiden noch in zweiter Linie unter Campitelli 14 Bataillone als Reserve folgten. Feldmarschalllieutenant von Wolffersdorff sollte mit 16 Bataillonen und 30 Schwadronen den rechten preussischen Flügel zunächst nur durch einen Scheinangriff beschäftigen. Der „Tag von Landeshut“, 23. Juni, ist klar und anschaulich geschildert. Um 3 Uhr morgens war Laudon trotz des tapfersten Widerstandes schon im Besitze sämtlicher Positionen des preussischen linken Flügels und formirte seine Infanterie in diesen zu den Angriffen gegen die Hauptstellung auf dem Kirch- und Galgenberge, während der größte Theil der Cavalerie den Vobor passirte, um Fouquet den Rückzug zu verlegen. Wolffersdorff's Angriff, zuerst matt geführt, hatte dann wegen seiner großen Uebermacht zwar die dort postirten drei Bataillone zurückgedrängt, wobei die Cavalerie einhieb und sie theilweis zersprengte. Die Reste sammelten sich jedoch wieder und von Fouquet durch einige Compagnien verstärkt, gingen sie selbst zum Angriff über und warfen den Feind zurück, worauf sie die Schanzen des Hahnbergs wieder besetzten. Wolffersdorff unternahm einseilen nichts, sondern ließ nur seine Artillerie ein heftiges Feuer unterhalten und detachirte einige Truppen mit dem größten Theile seiner Cavalerie ebenfalls über den Vobor, um die schmiedberger Straße zu besetzen und Fouquet so den noch einzig möglichen Rückzug abzuschneiden.

Gegen 4 Uhr war eine Gesechtspause eingetreten. Die Artillerie leitete hierauf mit ihren Batterien auf dem Buchs, Mummelberg und Riegel den neuen Angriff auf die preussische Hauptstellung ein, der um 6 Uhr in zwei Colonnen erfolgte. Die erste griff Landeshut und von dort die Schanzen auf dem Kirchberge im Rücken, die zweite dieselben in der Fronte an. Letztere wurde zuerst abgeschlagen, erneute aber den Angriff in Gemeinschaft mit der ersten; die Hauptredoute fiel in ihre Hände und die preussischen Truppen mußten sich nach dem Galgenberge zurückziehen, von wo ihnen Fouquet ein Bataillon zur Aufnahme entgegengeschickt hatte. Gleichzeitig griff Wolffersdorff von neuem den Hahnberg an und zwang General Schrenkendorf, welcher dort befehligte, nach hartnäckiger Gegenwehr ebenfalls zum Rückzuge nach dem Galgenberge.

Hier commandirte Fouquet die letzten Reste seines Corps in Person. Zweimal wies er Laudon's Aufforderung, sich zu ergeben, zurück, viermal schlug er die Stürme der feindlichen Colonnen, die von allen Seiten unternommen wurden, ab. Endlich um 9 Uhr, als nur noch eine Hand voll kampffähiger Leute geblieben war und die Munition zu mangeln anfang, entließ er sich zu dem Versuch, über den Vobor zu gehen und sich durchzuschlagen. Oberleppersdorf und die nächsten Höhen

am Fluß waren vom Feinde nicht stark besetzt, es gelang dieselben mit 80 Mann und einem Geschütz zur Deckung des Uebergangs zu besetzen. Fouqué mit etwa 200 Grenadieren, welchen sich noch andere kleine Abtheilungen angeschlossen, passirte das Dorf und wollte in Carréformation die Höhen von Reußenborn gewinnen, um dort Schenkendorf aufzunehmen, welcher den Galgenberg noch kurze Zeit besetzt halten sollte, um den ersten Abzug zu decken. Hinter dem Dorfe wurde die kleine Schar jedoch durch vier Cavalieregimenter von allen Seiten angefallen, sie schlug wiederholte Attacken zwar ab, wurde aber aus einem Walde, wo sie Schutz zu finden hoffte, von zwei verdeckt aufgestellten Bataillonen mit einer mörderischen Salve empfangen, welche fast die Hälfte der Mannschaft niederstreckte. Fouqué's Ruf: „Kinder, wehrt euch bis auf den letzten Mann!“ hält den Rest noch zusammen, aber die Cavalerie brach nun ein und richtete ein erbarmenloses Gemetzel an. Der Feldherr lag unter seinem erschossenen Pferde, um ihn drängten sich seine Getreuen, die Dragoner von Ebnstein kannten ihn nicht und hieben auch auf ihn ein, der wehrlos unter dem Pferde lag; sein Reitknecht, Trauttschke, warf sich über ihn und fing die Hiebe mit seinem Körper auf, unablässig rufend: „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?“ Endlich kam Laudon's Adjutant, Rittmeister von Eichstedt, herbeigefrenzt, nach Fouqué fragend; ein preussischer Offizier, der unter seinem Geschütz lag, ergab sich ihm und zeigte ihm den Feldherrn, der nun gerettet und, ehe er zu Laudon geführt, verbunden wurde. Er hatte drei Hiebwunden erhalten, der treue Diener dreizehn. Dieser mußte trepanirt werden, genas jedoch vollständig. Während des Verbindens sagte ein Schwarm preussischer Cavalerie vorbei, der sich durchgeschlagen hatte, die Oesterreicher wollten denselben sofort attackiren und niedermachen; Wolfersdorff verbot es jedoch in einem ritterlichen Artgefühl gegen seinen Gefangenen, welcher auch von Laudon und dessen vornehmsten Offizieren mit der größten Hochachtung behandelt wurde.

Wir haben diese „alte Geschichte“, welche doch vielleicht manchem unserer Leser neu ist, aus dem Werke hervorgehoben, das sich noch der preussischen Cavalerie, von der sich nur ein kleiner Theil durchschlug, und dann Schenkendorf's Abtheilung zuwendet. Diese, nachdem Schenkendorf das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst gefangen worden, setzte unter dem Obersten von Balow den Rückzug kämpfend fort und vertheilte sich, wie ein österreichischer Schriftsteller sagt, mit solcher Disziplin, daß Laudon ihm, als er endlich gefangen worden, die bittersten Vorwürfe machte. Seine Mannschaft, von allen Seiten durch Cavalerie angegriffen; streckte das Gewehr und rief Barbon, wurde aber dennoch von den durch den langen Widerstand erbitterten Reitern fast ganz niedergemetzelt. Dies war die letzte Blutszene des Tages, nach 8 oder 9 Uhr; die Berichte weichen darüber ebenso, wie über die Verluste ab.

Unsere militärischen Leser empfehlen wir noch die kritischen Betrachtungen, welche den Schluß des Werks bilden. Der Verfasser hebt hervor, daß zum ersten male in jenem Kriege, wo Friedrich der Große sich bisher die Initiative gewahrt, ein österreichischer Feldherr gewagt habe, mit entschiedenem, thatkräftigem Handeln vorzugehen, daß aber der lähmende Einfluß des Hofkriegsraths sich wieder geltend gemacht, indem er Laudon nicht die vollen Mittel zur Ausführung seines Operationsplans gewährt habe und daß auch nach der glücklichen Größnung des Feldzugs durch das Treffen von Landeshut Wochen vergangen seien, ohne daß etwas von nur einiger Bedeutung geschehen. Laudon's Operationen, soweit ihm völlig freie Hand gelassen war, also bis zum 23. Juni, werden als meisterhaft anerkannt, womit wir gegen manche unberechtigte Ausstellung junger Kriegsgelahrten einverstanden sind. Was Fouqué zur Last zu legen ist, möchte wol durch die Anerkennung seines Kriegsherrn entkräftet sein. Fouqué gehorchte nur, und solcher Gehorsam, sagt der Verfasser mit Recht, kann nie hoch genug geehrt, nie zu oft als leuchtendes Beispiel für alle Zeiten und alle Heere hingestellt werden.

Karl Gustav von Serneck.

Gesammelte Novellen und Erzählungen.

Während das Feld des größern Romans eigentlich historischer Gattung — denn die händereichen Bearbeitungen von Lebensgeschichten berühmter Personen, wie sie Luise Mühlbach, F. Breier und andere zu Tage gefördert, wird man uns gestatten, nicht als wirkliche Romane, sondern als Pastische von Roman und Biographie zu betrachten — zur Zeit nur spärlich bebaut wird, herrscht auf dem der kleinern Erzählung und Novelle ein wahrer Bienenfleiß. Wollte Gott, die literarischen Bienen förderten alle ebenso edeln Honig und nützliches Wachs zu Tage, wie die Bienen der Insektenwelt! Aber das hieße zu viel verlangt. Das Insekt treibt sein Werk mit Beruf aus eingeborener Nothwendigkeit; der Antrieb zu der massenhaften Production auf dem novellistischen Gebiete ist meist ein rein äußerlicher, der oft nicht dem geringsten inneren Beruf begegnet. Die Abspannung der Geister nach dem politischen Rückschlage von 1849, der Druck der ihm folgenden Reaction auf jede geistige Thätigkeit, welche mit der Politik in einigem Zusammenhang stand, beide wirkten zusammen, um die Unterhaltungsliteratur in Deutschland in einer noch nicht dagewesenen Weise aufzuwachen zu lassen. Das in den vierziger Jahren mächtig gewedete Lesebedürfnis suchte seine Befriedigung fast nur noch in der Belletristik; ein Grund mehr, um Schriftsteller und Verleger der leidigen Politik den Rücken kehren und sich einem zugleich gesaflosoren und dankbaren Felde zuwenden zu lassen. Der Zeitungs-katalog füllte sich unaufhörlich mit neuen Namen belletristischer Blätter und wenig politische Zeitungen glaubten ferner der novellistischen Mitgift entbehren zu können. Der große Bedarf an dergleichen Beiträgen für die Tagespresse lockte nicht nur Schriftsteller von Fach auf das Gebiet des kleinen Romans und der Novelle, sondern auch eine Menge Dilettanten, welche begierig die Gelegenheit ergriffen, einer Liebhaberei neben wohlfeilem literarischem Ruhm auch einen materiellen Nutzen abzugewinnen, während sonst die Befriedigung von Liebhabereien nur Geld kostet. Es wäre thöricht, sich über eine Erscheinung zu beklagen, die so ganz in den Zeitverhältnissen begründet war; aber gewiß scheint es uns, daß die schöne Literatur durch dieselbe keine besondere Förderung erfahren. Wirkliche Talente, die das Zeug gehabt hätten, auf dem Gebiete des Romans Bedeutendes zu leisten, ließen sich durch den leichtern Gewinn, welchen die Journalbelletristik bot, verleiten, fast ausschließlich ihrer Thätigkeit zuzuwenden und ihre Zeit damit zu zersplittern; und da sie doch nur den kleinern Theil des Bedarfs befriedigen konnten, so mußten die Talentlosigkeit und die Unreife ausbilden. Die Hervorbringungen der letztern überwiegen daher, und die ersten sind in eine viel leichtere und oberflächliche Production verfallen, als es der Fall gewesen sein würde, wenn sie gezwungen gewesen wären, sich an ernsthafte, größere Aufgaben hinzugeben und in solche zu vertiefen.

Diese Betrachtung fühlten wir uns veranlaßt der Beschreibung einer Anzahl von Büchern voranzuschicken, welche ihrem Ursprung der Journalbelletristik verbanken. Theils um der künftigen Unsterblichkeit eine bessere Unterlage zu bereiten, als sie flüchtige Zeitungsblätter gewähren, theils um noch eine kleine Honorarnachlese zu halten, pflegen nämlich Novellisten ihre in verschiedenen Zeitungsblättern zerstreuten Erzeugnisse zu sammeln und in Buchform unter irgendeinem Collectivtitel herauszugeben. Vor uns liegen:

1. Gesammelte Novellen von Julius Bacher. Drei Bände. Berlin, Bogel und Comp. 1860. 8. 5 Thlr.
2. Die Egoisten. Zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben von P. J. Wilden. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

4. Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten. Von Otfried Nylus. Stuttgart, Schiller. 1861. 8. 24 Agr.
5. Novellen von Ferdinand Kürnberger. Erster bis dritter Band. München, Fleischmann. 1861–62. 8. 4 Thlr. 10 Agr.

Bei den „Gesammelten Novellen“, von Julius Bacher (Nr. 1), gesehen wir, daß wir den Namen des Verfassers zum ersten male lasen, obgleich der auf dem Titel seinem Namen gegessene Beisatz: „Verfasser der philosophischen Königin“, die Präntationen einer bereits anerkannten literarischen Größe macht. Ein Glück für ihn, wenn er seine Vorberu bereits eingehemft hat; diese drei Bände Novellen werden ihm keine eintragen. Es war uns nicht möglich, diese dickleibigen Bände à 25 Bogen durchzulesen; wir mußten uns darauf beschränken, einige wenige Geschichten nach zufälliger Wahl herauszugreifen, und wir glauben uns nicht gegen den Geist einer ersten und gerechten Kritik zu verjündigen, wenn wir nach diesen Stücken: „Stand und Genie“, „Pelele“, „Der blasse junge Mann“ u. s. w., unser Urtheil bemessen. Dieses lautet kurz dahin: ehrenwerthe Gefinnung; anständige, aber nicht außergewöhnliche Schreibweise und in Erzählung und Charakteristik manche spannende und interessante Momente. Es sind Novellen wie tausende, nicht besser und nicht schlechter; ein hervorragendes Talent beurkunden sie nicht; wirklich Originale ist nicht da. Gleichwol werden die Bücher ihr Publikum finden und unterhalten; gehören sie doch zu denen, welche sorgsame Mütter ihren Töchtern nicht als gefährliches Gift conficirciren müssen, und kann auch der ehrliche Gewatter Schneider und Handschuhmacher sie ohne Gröbeln und Aufregung lesen.

„Die Egoisten“ (Nr. 2) treten mit einem tendenzlosen Anspruch auf: das Buch will uns einen Beitrag zur Kunde und Charakteristik der modernen Gesellschaft liefern und vor Verirrungen derselben warnen. Das haben schon viele gewollt und versucht, und wenn dazu nichts weiter erforderlich wäre, als sich irgendein paar äble Subjecte herauszugreifen und solche nach einer romantisch-moralistischen Schablone zu verarbeiten, so hätte der Verfasser dieses Buchs seine Aufgabe so ziemlich gelöst. Die „zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft“ führen die Separattitel: „Der Egoist“ und „Die Opfer des Egoisten“, und haben beide moderne Don Juans zu Helden. Wie wir aus der Einleitung zur zweiten Erzählung erfahren, die ebenso gut vor der ersten stehen könnte, ist das Buch gegen die einst viel Aufsehen erregende, jetzt verschollene Doctrin Max Stirner's von dem Ich als Gott gerichtet, wie er sie in dem Buche „Der Einzige und sein Eigenthum“ dargelegt. Den Mann, von welchem der anonyme Verfasser richtig bemerkt: „Er stellt alles das als ein Recht des Menschen hin, was Sitte und Gesetz verdammen; er streift alle Poesie vom idealen Gefühl und baskt alles auf die Begierde des kalten Egoisten“, dem er aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er sein Werk mit einem Geiste geschrieben, den keine andern Waffen bekämpfen können als die eigenen: diesen Mann, oder vielmehr seine Lehre, nimmt sich der Verfasser vor zu bekämpfen, indem er, wie er selbst sagt, „die Schicksale eines Menschen schildert, welchem Stirner's Lehren ein Evangelium geworden sind, der sich mit Bewußtsein dem Egoismus hingibt, diesem Fluche der Menschheit, welcher alle Reigungen, nur nicht — das Herz befriedigt!“

Max Stirner's Buch lebt auch uns noch in frischer Erinnerung, und wie wenig Eingang auch seine Lehren bei uns fanden, so müssen wir doch gestehen, daß das Buch uns seinerzeit als geistreich gefesselt hat und daß wir daher von dem vorliegenden Buche, dessen Verfasser selbst erklärt, man müsse einen solchen Geist mit seinen eigenen Waffen bekämpfen, uns weiter eine geistreiche Lectüre hätten versprechen sollen. Statt dieser werden wir aber mit einer in Erfindung, Stil und Darstellung gleich trivialen Geschichte abgeseift. Graf Eduard Palmabach, der Held derselben, wird durch das Stirner'sche

Buch, das ihm sein Freund Obened zu lesen gegeben, ein grundsätzlicher Wüßling, während letzterer von seinen Grundsätzen geheilt wird. Verführungsgeschichten voll Gemeinheit und Sinnlichkeit sind der hauptsächlichste Inhalt — das soll wahrcheinlich der „Kampf mit eigenen Waffen“ sein, daß die Verherrlichung des Materialismus durch Ausmalung sehr materieller Verhältnisse und Scenen perficirt wird und der Don Juan zuletzt als reuiger Sünder durch ein Duell stirbt. Das ist die Art, wie die „Frommen“ für das Himmelreich wirken; die Sinne reizen und fesseln, um hinterher Siege gläubiger Ueberwindung zu feiern! Wenn man uns fragte, ob ein junges, unschuldiges Mädchen lieber den „Einzigen und sein Eigenthum“ oder diese moralisirenden „Egoisten“ lesen solle, so würden wir uns für das erstere Wort entscheiden; denn jedenfalls ist das Gift eines schwerfälligen philosophischen Werks weniger gefährlich für ein junges Gemüth, als die aufregenden Schilderungen sinnlicher Liebesverhältnisse in novellistischer Form, wenn sie auch zu einem unglücklichen Ausgang führen und der Verfasser selbst sein Anathem darüber spricht. Da das Buch auch — wie oben erwähnt — in Erfindung und Darstellung trivial und dabei in der Charakteristik schwach ist, so geht demselben aller Werth ab, und hat der Verfasser wohlgethan, seinen Namen nicht zu nennen; denn zu Ehren würde es diesen nicht bringen.

„Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben“, von P. J. Wilden (Nr. 3), gehört zu jenen realistischen Geschichten, zu welchen weder Phantasie, noch Erfindungsgabe, noch poetische oder philosophische Anschauung gehört, sondern nur die Beobachtungsgabe des platten Philisters, wenn auch mit einer respectablen Gefinnung. Der allgemeine Titel deutet an, wie in allen unter ihm begriffenen Erzählungen die „krummen Wege“ eine Hauptrolle spielen und wie sie nach des Verfassers Ansicht namentlich im Leben der Gegenwart in allen Verhältnissen und von den verschiedensten Persönlichkeiten mit mehr oder weniger Erfolg betreten werden. So ist gleich in der ersten Erzählung „Herr von Lilienkern“ der Titelheld selbst ein Schwindler. Auch der Stil ist sehr alltäglich, oft trivial, die meisten Schilderungen sind grob realistisch. Schließlich haben, jedoch die meisten Erzählungen einen guten Ausgang, und man kann sich über die krummen Wege trösten, da die Moral fast immer den Sieg davonträgt.

„Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten“, von Otfried Nylus (Nr. 4), konnten wir nicht anders als mit einem gewissen Misstrauen in die Hand nehmen: der Titel klingt doch etwas zu präntend, ja kokett. Wir überwandten indeß unser Misstrauen und als wir „Die Pfarrerstochter“, eine durch zwei Generationen sich spinneude Erzählung, zu Ende gelesen, fanden wir das „sinnig“ allerdings wohl berechtigt und bewunderten fast die Abwidelung eines ganzen Knäuels von Begebenheiten und alles das, was direct oder indirect allein das Werk der Pfarrerstochter ist. Auch „Der arme Candidat“, sowie das „häusliche Bildchen in Novellenform“: „Die kleine Frau Doctorin“ verdienen diese Bezeichnung. Besonders reizend ist in der zuletztgenannten Erzählung die Schilderung eines Schweizerstädtchens am Bodensee. Das „allen deutschen Hausfrauen“ gewidmete Buch kann diesen wohl empfohlen und unbedenklich auch allen jungen Mädchen in die Hände gegeben werden.

Ferdinand Kürnberger's „Novellen“ (Nr. 5) enthalten in den zwei ersten ihrer drei biden Bände zehn eigentliche Novellen und im dritten Bande eine größere Zahl kleinerer Productionen, größtentheils „Novellenchen“ und „humoreske Charakterbilder“. Von den Novellen können wir im allgemeinen sagen, daß sie den geraden Gegensatz von den Edmund Goerke'schen Novellen bilden, denn was bei diesem breit und platt realistisch, das ist bei Kürnberger zu gedrängt, gesucht, oft unnatürlich und geschraubt. Wir begegnen da einer wahren Sucht nach neuen Worten, Ausdrücken und Satzbildungen, die oft nicht einmal richtig. Das heßt sich ab bis zur Athemlosigkeit; man findet keinen Ruhepunkt in der Erzählung. Doch ist einzelnes

wahrhaft poetisch, blühend und glühend. „Jedes Unmaß erzeugt in einem andern Unmaß seinen Widerspruch“, sagt der Verfasser und richtet damit sich selbst. Das Unmaß nüchterner realistischer Darstellung, wie wir sie bei Hoefer finden, hat vielleicht Körnberger zu dem Unmaß gesuchter Originalität geführt. Das Gesagte findet seine Begründung besonders in den Erzählungen des ersten Bandes: „Spieler und Bettler“ — eine Scene aus Lorenzo da Ponte's Leben, des Dichters vom italienischen Texte zum „Don Juan“ — und „Flucht und Fund“, welche letztere ebenso unwahrscheinlich als interessant und geistreich erzählt ist. Im zweiten Band sind Wilhelm von Humboldt und seine Freundin die Helben der „Drei Tage in Pyrmont“. Das Beste darin ist „Auf einer Bergpartie“. Der dritte Band theilt sich in „Am Abend, ein Idyll“, ein Abenteuer in Venedig, und wie schon erwähnt, „Novelletten“ und „Humoreske Charakterbilder“, eine Menge interessanter Kleinigkeiten. Reizend ist das Idyll, es enthält ebenso viel Poesie als Lebenswahrheit; namentlich ist darin die liebevolle Schilderung einer alten Frau und überhaupt das Erfassen des Frauencharakters unübertrefflich wahr und schön. Die „Novelletten“ sind eigentlich nur Skizzen, zuweilen voll tiefgebachteter Symbolik, wie „Der Mann und die Kunst“, zuweilen entbehren sie aber allen Haltes, und es begreift sich kaum, was der Verfasser damit gewollt hat. Die „Humoresken“ sind sehr gesucht; so „Der Phrenolog“, „Der Armendoctor“ u. s. w. Immer endet Körnberger schnell, aber stets mit einer geistreichen Pointe; es bleibt stets ein Nachhall von dem Gelesenen zurück, und während wir lesen, sind wir sicher, bei ihm nicht einzuschlafen, wie bei so manchem andern Novellisten.

August Peters.

Notizen.

Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen Journalistik.

Mit dem Beginnen eines neuen Jahres pflegen auf dem Gebiete der Journalistik immer einige Aenderungen vorzugehen, indem dies oder jenes Journal eingeht oder den Redacteur wechselt, oder eins oder ein paar neue aus der Taufe gehoben werden. So auch diesmal. Karl Guckow hat mit der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, deren Redaction er seit dem 1. October 1852 führte, an Karl Frenzel abgetreten, weil sein Amt als Generalsecretär der Schiller-Stiftung ihn in dem Grade in Anspruch nimmt, daß er „nur mit dem Opfer einer gänzlich zersplitterten Zeit die nicht leichte Führung einer Zeitschrift wie die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ fortsetzen könnte“. Guckow bemerkt in seinem Abschied an die Leser: „Die „Unterhaltungen“, die unter neuer Redaction mit dem 1. Januar ihren elften Jahrgang beginnen, entstanden, um eine anregende journalistische Lectüre auch dem Privatbesitz zugänglich zu machen. Eine reiche Anzahl von Nachahmungen tauchte unmittelbar nach ihnen auf. Die Mehrzahl glaubte ihren Inhalt wöchentlich durch einige Bilder ergänzen zu müssen. Der Erfolg bewies, daß sie die Neigung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Modemanie, naive Schaulust, das gesteigerte „Bildersehen“ der Kinder, „Belehrung“ genannt, für sich hatten.“ Er sagt weiter, daß die nächste Bestimmung dieser Zeitschrift, eine populäre zu sein, ihm oft und vielfach Rücksichten aufgelegt hätten, die nicht ganz in seiner Natur lägen, und daß mit der Zeit manche seiner zurückgehaltenen und vielleicht am „häuslichen Herd“ nicht einmal gern vernommenen Stimmungen und Meinungen auch in diesen Blättern hervorgetreten seien, und er schließt: „So manches, was sich zehn Jahre lang in diesen Blättern nur zwischen den Zeilen lesen ließ oder auch wol in äußersten Fällen, die Rücksichten aus der Schanze schlagen, Bahn brach, tritt vielleicht bei anderm Anlaß und in ungehinderter Form und in nicht zu langer Frist ans Licht. Diese Erklärung bin ich denen schuldig, die durch ihre nachsichtige Theilnahme für mein Streben und Wir-

fen, durch die Pflichten, die ich für die gemeinsame Sache der Freiheit und des Lichts für mein Leben übernahm, ein Recht darauf haben, in mir einen Streiter zu sehen, der sich nicht schon zur Ruhe begibt.“ Was die neue Redaction betrifft, so bietet diese, wie Guckow hervorhebt, den Lesern jede Veranlassung und Bürgschaft, „nach wie vor den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ treu zu bleiben“.

Eine neue Monatschrift für Literatur und Kunst gibt unter dem Titel „Drion“ seit Anfang des Jahres Adolf Strodtmann bei Hoffmann und Campe in Hamburg heraus. Sie stellt sich die Aufgabe: „der Kunst- und Literaturkritik eine geachtete, würdige Stellung zu erkämpfen, den bessern Schriftstellern, die von einem ernsten Kunststreben beseelt sind, einen Vereinigungspunkt zu gewähren und eine Brücke der Vereinigung zwischen ihnen und dem gebildeten Publikum zu schlagen“. In dem gutgeschriebenen Prospect, der über den jetzigen Zustand der Literatur manches Treffende und dabei Scharfe, bisweilen vielleicht allzu Scharfe enthält, wird zwar mit „gerechter Anerkennung“ hervorgehoben, daß einzelne Tages- und Wochenblätter eine rühmliche Ausnahme machten und daß in ihren Spalten noch häufig ein ernstes, förderndes Wort in literarischen Dingen geredet werde; im ganzen aber, wird behauptet, sei die Kritik von Stufe zu Stufe gesunken, sie friste fast nur noch in den Feuilletons politischer Tagesblätter ein kümmerliches Scheinleben; sie habe statt des Werthes häufig nur noch einen Preis. Im allgemeinen mag dies richtig sein, und wenn es schon einzelne tüchtige, unparteiische und gutmeinende Feuilletonkritiker geben mag, so zeigt sich das Ungulängliche dieser Untergeschosskritik zur Genüge schon in dem einzigen Umstand, daß jeder Autor oder Dichter im voraus ziemlich genau wissen kann, welche politische Zeitung ihn in ihrem Feuilleton herausstreichen oder heruhterreiben, berücksichtigen oder ignoriren wird. Wir erwähnen hierbei, daß jüngst auch K. Günther in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ in einem Aufsatz „Das deutsche Feuilleton und die Musik“ eine Lanze gegen die Feuilletonkritik einlegte und namentlich auf die „dem deutschen Philister von den Redactionen gemachte Concession, womöglich schon am Morgen beim Kaffee die Referate über die Theater- und Concertaufführungen des vorhergehenden Abends zu lesen“, als einen der Entwickelung der Lokalkritik höchst nachtheiligen Umstand bezeichnete. Uebrigens wünschen wir dem „Drion“ alles Glück, müssen aber als alter Praktikus auf dem Felde der Journalistik gestehen, im Laufe von heiläufig drei Decennien schon so viele die Literatur als im tiefsten Versall begriffen darstellende und Rettung und Erlösung verheißende Prospekte ähnlicher Art gelesen zu haben, daß wir uns allzu sanguinischen Hoffnungen nicht hinzugeben vermögen. Auf einen in der ersten Lieferung enthaltenen aber noch nicht abgeschlossenen interessanten Artikel „Die Arbeiterdichtung in Frankreich“ kommen wir wol ein andermal zurück.

Die seit einigen Monaten bei F. W. Levysohn in Grünberg erscheinenden und von ihm redigirten „Kritischen Blätter“, eine wohlfeile, kurze Bücherbesprechungen enthaltende Zeitschrift, sollen inzwischen, wie man uns versichert, eine „ganz respectable Verbreitung“ gefunden haben. — Endlich erwähnen wir noch, daß mehrere Autoren geachteten Namens, ungeschreckt durch die vielen schon bestehenden Journale ähnlicher Tendenz, in letzter Zeit Blätter zu mehr populärer, unterhaltend instructivem Zweck unternommen haben: B. Auerbach ein Beiblatt zur „Gartenlaube“ unter dem Titel „Deutsche Blätter“, F. Wehl die in Dresden erscheinende „Heimat“ und F. Spielhagen in Berlin „Otto Janke's deutsche Wochenschrift“, welche unter anderem einen Roman aus der Feder des Herausgebers „Die von Hohenstein“ bringt. Redacteurs und zwar tüchtige, steht man, finden sich; Verleger gleichfalls; fraglicher erscheint es, wo sich für so viele Journalunternehmungen, welche zugleich auch mehr oder weniger Concurrenzunternehmungen sind, die für ihr dauerndes Gedeihen nöthige Abonnentenzahl finden soll.

A. M.

Archiv für die sächsische Geschichte.

In den erfreulichsten Zeichen unserer Tage gehört der Ernst, mit welchem in den verschiedensten Richtungen für die Wissenschaft der Geschichte gewirkt wird. Allenthalben sammelt man das urkundliche Material und macht es nutzbar, in allen Ländern bestehen historische Vereine und mit ihnen Organe, in welchen Specialuntersuchungen niedergelegt werden, auf deren Grunde allein die allgemeine Geschichtsbetrachtung sich fest und sicher aufbauen kann. In diesem Sinne will auch das neubegründete „Archiv für sächsische Geschichte“, herausgegeben von B. Wachsmuth und R. von Weber, thätig sein. Bekanntlich wird in Sachsen eine Urkundenammlung vorbereitet, zu welcher die Kammern die erforderlichen Mittel hochherzig bewilligt haben. Mit Recht hat man nun auch ein Organ geschaffen, in welchem die gesammelten Urkunden benutzt und folgen lebendig gemacht werden sollen. Dasselbe wird sich in Form und Inhalt dem gleichen Ziel verfolgenden Zeitschriften anschließen. „Es soll sowohl Abhandlungen und Aufsätze, wie Miscellen und kleine Mittheilungen enthalten. Ihr Inhalt soll die Geschichte des Landes im allgemeinen und in den einzelnen Theilen (der Städte, Klöster, Familien u. s. w.), die Geschichte der Regenten, des Volkes, der Sitten und der Cultur umfassen. Deshalb werden auch Beiträge zur Kunde der Landessprache und ihrer Eigentümlichkeiten, zur Geschichte des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft, des Bergbaues und Münzwesens, zur Kriegs-, Kunst- und Gelehrtengeschichte willkommen sein, und ebenso Lebensbeschreibungen hervorragender Sachsen, mögen sie im engeren Vaterlande oder auswärts sich ausgezeichnet haben, ihren Platz finden können.“ In der Aufzählung dieser gewiß nicht wenigen Stoffe und Aufgaben hat und die Berücksichtigung der Landessprache überrascht, da bis jetzt die Historiker sich allzu ferne von den grammatischen Studien gehalten haben. Die obersächsische Mundart, auf deren Grunde unser Hochdeutsch zum großen Theil erwachsen ist, bedarf gerade der aufmerksamsten Untersuchung, und so hoffen wir, daß auch das „Archiv“ der deutschen Sprachforschung gute Dienste leisten werde. Das vorliegende erste Heft — vier Hefte bilden einen Band, doch wird jedes Heft auch einzeln abgegeben — enthält vier Aufsätze, zwei davon sind von den beiden Herausgebern verfaßt, und den Schluß bilden einige „Miscellen“. 68.

Bibliographie.

Humoristischer Almanach der Tribüne für 1863. Herausgegeben von A. Gopp. 1fter Jahrgang. Berlin, Neudenburg. 1862. Gr. 16. 5 Ngr.

Bell, A., Ransen. Gedichte. München, Fleischmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Beyschlag, F. W. L., Vorträge über innere Mission für die Gebildeten in der Gemeinde gehalten. Herausgegeben von W. Beyschlag. Berlin, Rauh. 1862. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bodenstedt, F., Erzählungen. 1fter Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. München, Rieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. 27ter Jahrgang. Herausgegeben von A. Gutsch. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Conradi, Johanna, Kleine Schriften für das Haus. Meitz, Lucas. 1862. 8. 15 Ngr.

Frankel, Z., Dr. Bernhard Beer. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit Porträt und Facsimile. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gruppe, D. F., Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten. 1te Lieferung. Stuttgart, Bruckmann. Er. 8. 16½ Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. Anhang zum 3ten und 4ten Bande. Geschichte des chinesischen und arabischen Wissens von Indien. Leipzig, Kittler. 1862. Lex. 8. 24 Ngr.

Marx, W., Reise nach Central-Amerika. Zwei Bände. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Meißner, T., Gemüthliche Dorfgeschichten. München, Fleischmann. 1862. 8. 18 Ngr.

Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von C. Böttger. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ploennies, Luise von, Die sieben Raben. Ein Gedicht. München, Fleischmann. 1862. 16. 25 Ngr.

Riemann, H., Geschichte der Stadt Greifenberg in Pommern. Eine Gedächtnisschrift zum 600jährigen Jubiläum der Stadt. Greifenberg. 1862. Gr. 8. 27½ Ngr.

Schweller, A., Was ihr wollt. Pieder und Gedichte. München, Fleischmann. 1862. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Stift, A. von, Drei Bücher vom Geiste. Roman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Steuau, G., Des Freimann's Tochterlein. Roman aus den Zeiten der ersten Belagerung Wiens durch die Türken. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Unbegreifliche Geschichten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stursberg, P. W., Pilgerlieder, gesammelt und herausgegeben. Wülheim a. d. R. 1862. 16. 8 Ngr.

Das alte Testament und das Christenthum. Gießen, Ricker. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Teufel. Historischer Roman aus der Zeit Karl's II. von England. Von Cordelia. Münster, Theissing. 1862. 8. 22½ Ngr.

Veltheim, H. v., Helene und Susanne. Bilder aus dem Frauenleben. Nach dem Französischen des F. Marmier frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven herausgegeben von W. Wackernagel und M. Rieger. Gießen, Ricker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Weismann, H., Das allgemeine deutsche Schützenfest zu Frankfurt a. M., Juli 1862. Ein Gedächtnisbuch. Mit Benutzung der Schriften des Central-Comités herausgegeben. Mit 20 Tafeln Abbildungen. Unter Mitwirkung verschiedener Künstler auf Stein gezeichnet von H. R. Klimsch. Zehn Lieferungen. Frankfurt a. M., Keller. 1862. Fol. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Williams, H. J., Die Rechtfertigung der Südkraaten Nordamerikas. Politische Briefe aus dem Jahre 1860 zur Zeit der letzten amerikanischen Präsidentenwahl, nebst einem Sendschreiben an Lord Brougham über John Brown, sowie einer Abhandlung über die Folgen der letzten Präsidentenwahl. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorworte von E. M. Hudson. Berlin, Lüderich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zöckler, D., Kritische Geschichte der Kosefe. Ein Beitrag zur Geschichte christlicher Sitten und Cultur. Frankfurt a. M., Hendrich u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Schlimper, F. W., Die deutsche Hanse von 1370 bis zu ihrem Verfall. Vier Vorträge gehalten im Auftrage des Dresdner Flottenvereins. Dresden, v. Voettiger. Er. 8. 3 Ngr.

Spiegel, W., Offener Brief an Herrn Archibishopus Damischmidt in Lüchow. Donabrück, Meinders. 1862. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlen, H. F., Bischof Ketteler, Grafen Hahn und Cardinal Wiseman wie sie zur römischen Kirche einladen. Göttingen, Dieterich. 1861. Gr. 8. 8 Ngr.

Wedekind, G., Wiener Briefe an deutsche Freunde. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von F. Ch. V. Abé = Lallemand, Dr. jur.

Mit zahlreichen Holzschnitten. Vier Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen dritten und vierten Theile (Preis 6 Thlr. 10 Ngr.) liegt nun ein Werk vollendet vor, das allgemein als eine bedeutende literarische Erscheinung anerkannt wird. Der Verfasser bewährt sich darin nicht nur als durchgebildeter praktischer Beamter, sondern auch als Gelehrter und Denker auf den vielseitigen Gebieten des Wissens. Im ersten Theil wird die Entstehung des deutschen Gaunerthums und dessen allmähliche Ausbildung historisch verfolgt, woran sich eine vollständige Uebersicht der Gaunerliteratur anschließt. Der zweite Theil behandelt das moderne Gaunerthum sowie die eigentliche Gaunerpraxis, durch viele Holzschnitte erläutert. Von hervorragendem wissenschaftlichen Werthe sind der dritte und vierte Theil, das Ergebnis vieljähriger Studien auf einem bisher noch ganz unangebauten Felde der Linguistik. Außer der eigentlichen deutschen Gaunersprache in allen ihren Abzweigungen, Mischungen und Beziehungen (zur Studenten-, Löwels-, Jägers-, Schiffer-, Bergmanns-, Handwerkers-, Soldaten-, Tiefsings-, Aglers-, Hallmachers-, Fiefels-, Tamms-, Schinders-, Vorbellsprache, zur jüdisch-deutschen und deutschen Volkssprache), ihrer Grammatik und Literatur, ist besonders die jüdisch-deutsche Grammatik mit gründlicher Gelehrsamkeit dargestellt. Ein reichhaltiges jüdisch-deutsches Wörterbuch und ein Wörterbuch der Gaunersprache erhöhen die praktische Brauchbarkeit dieses überaus wichtigen Sprachschatzes.

Für jeden Criminalisten, Rechtsgelehrten, höhern Polizei- und Verwaltungsbeamten ist das Werk unentbehrlich. Aber auch Geschichtsschreibern, Culturhistorikern, Ethnologen, Gerichtsärzten, Geschworenen, und insbesondere Sprachforschern gewährt es eine reiche Ausbeute, jedem Gebildeten überhaupt das mannichfache Interesse. Schon nach Erscheinen des ersten und zweiten Theils nannte Niehl in seinem Werke „Die deutsche Arbeit“ das Buch ein meisterhaftes, das bei dem Nationalökonomien wie bei dem Ethiker und Socialpolitiker eine Fülle neuer Gedanken anzuregen vermöge.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung von Moritz Horn.

Dritte Auflage. Elegant cartonirt. 24 Ngr.

Diese zarte, sinnige Dichtung erscheint bereits in dritter Auflage, gewiß ein Beweis, daß sie sich zahlreiche Freunde erworben. Robert Schumann hat bekanntlich einen Theil derselben in Musik gesetzt, aber gerade denen, die nur den Text dieser Composition kennen, ist die Dichtung in der hier vorliegenden vielfach erweiterten und anders endenden Form zu empfehlen. Die elegantere Ausstattung dieser dritten Auflage macht das Buch noch geeigneter zu einem Geschenk an Damen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aegypten.

Forschungen über Land und Volk

während eines zehnjährigen Aufenthalts.

Von Alfred von Kremer.

Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Nicht das alte Land der Pharaonen ist der Gegenstand dieses gründlichen, gehaltreichen Werks, sondern das heutige Aegypten, dessen Bodenbeschaffenheit, Staatswesen, öffentliche Arbeiten, Handel, die Culturzustände seiner so merkwürdigen Bevölkerung. Dem Verfasser waren in seiner Stellung als österreichischer Consul zu Kairo die seltensten und verlässlichsten Quellen zugänglich. Unterstützt von vielseitigen Studien und scharfer, vorurtheilsfreier Beobachtung, schöpfte er daraus eine klare Darlegung der Finanz- und Verhältnisse Aegyptens, zahlreiche, zum ersten mal veröffentlichte statistische Ausweise, neue wissenschaftliche Thatsachen, Aufklärungen über die schwebenden Fragen des Handels und der Politik; lauter Stoffe, welche die Aufmerksamkeit der verschiedensten Kreise, der Staats- und Finanzmänner, Statistiker, Nationalökonomien, Gelehrten und Kaufleute zu fesseln geeignet sind. Bei der anregenden Darstellung ist das Werk aber auch dem grossen Publikum, namentlich denen, die Aegypten selbst besuchten oder besuchen wollen, zu empfehlen.

Eine nach den neuesten Ausgaben entworfene Karte von Aegypten und den Nebeländern (auch einzeln zum Preise von 6 Ngr. zu haben) bildet eine willkommene Zugabe.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Neugroschen.

- I. Das Urbild des Tartüffe. Zweite Auflage.
- II. Kopf und Schwert. Fünfte Auflage.
- III. Werner oder Herz und Welt. Vierte Auflage.
- IV. Der Königsleutnant. Zweite Auflage.
- V. Pugatschew. Zweite Auflage.
- VI. Ein weißes Glatt. Vierte Auflage.
- VII. Richard Savage. Vierte Auflage.
- VIII. Ariel Acosta. Fünfte Auflage.
- IX. Pathul. Vierte Auflage.
- X. Die Schule der Reichen. Vierte Auflage.
- XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens. (Zum ersten mal gedruckt.)

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch den Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiöse Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

22. Januar 1863.

Inhalt: Alexander von Humboldt. — Religiös-social-politische Streitschrift für Israel. — Zahn's Selbstvertheidigung aus dem Jahre 1834. — Zur Erzählungsliteratur. — Die Faust-Sage. Von Heinrich Dörner. — Notizen. (Ein französischer Nachruf an Uffland; Philartète Chastel; Die Plafis und Roués des alten Rom.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sieben Bänden von Geribert Rau. Künstler bis siebenster Band. — M. u. d. L.: Der Stern des Jahrhunderts Alexander von Humboldt. Drei Theile. Leipzig, Themas. 1860. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken den Freunden der Naturwissenschaften dargestellt von W. G. Wittwer. Zweite Lieferung. Leipzig, L. D. Weigel. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—56. Berlin, Besser. 1861. Gr. 8. 25 Ngr.
4. Memoiren Alexander von Humboldt's. Zwei Bände. Leipzig, Schäfer. 1860. Gr. 8. 5 Thlr.

Seitdem wir in Nr. 40 d. Bl. f. 1860 über die seit dem Tode Alexander von Humboldt's bis dahin erschienenen Humboldtiana Ueberschau gehalten, hat sich wieder einiges Zugehörige bei uns angesammelt, zum Theil Fortsetzungen bereits angezeigter, zum Theil neue Werke, welche letztere unsere ganz besondere Beachtung verdienen.

Die drei Schlussbände des großen „culturhistorisch-biographischen Romans: Der Stern des Jahrhunderts Alexander von Humboldt“, von Geribert Rau (Nr. 1), sollen uns zunächst keinen längern Aufenthalt mehr abnöthigen, da wir in unserm frühern Artikel das ganze Unternehmen bereits ausführlicher, als der innere Werth gebot, besprochen haben. Wenn wir sagen, daß der letzte Theil des Romans allen frühern würdig ausgefallen ist, so wissen unsere Leser zur Genüge, was das bedeutet.

Ja, es ist ein ziemlich gewöhnliches Nachwerk, dieser Rau'sche „Humboldt“, und doch verdient der Verfasser eine gewisse Art von Anerkennung für seine künstlerisch gar nicht genug zu verdamnende literarische Thätigkeit. Solange nämlich unser Publikum vorwiegend leichte, wohlthätige, gehaltlose literarische Waare consumirt, ist es offenbar besser, daß dieser Bedarf durch inländische Fabrication, als daß er durch Bezug von auswärts gedeckt wird. Es liegt keineswegs in unserm Interesse, den Abzug von Erzeugnissen dieser und ähnlicher Art durch

jedes Mittel, das etwa in unsern Händen wäre, zu bedrücken, wenn wir damit nur den Markt für die verachtungswerthen Producte der Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs zu erweitern vermögen. Darum kein böses Wort mehr über unsere vaterländischen Romanfabriken und Romanfabrikanten. Weit besser, der Deutsche erbaue sich an deutschem als an französischem Fabrikat!

Auch zu unsern frühern Bemerkungen über das Wittwer'sche commentirende Werk „Alexander von Humboldt“ (Nr. 2) haben wir wenig oder nichts hinzuzufügen, da uns nun die Schlusslieferung desselben vorliegt. Je weniger wir der Klarheit und Gründlichkeit, mit der Wittwer Humboldt's wissenschaftliches Leben dargestellt hat, unsere volle Anerkennung versagen können, desto fester setzt sich auch das Bedauern, daß der Verfasser nur eben das wissenschaftliche Leben des großen Naturforschers allein sich zur Aufgabe stellen wollte. Seine erläuternde Uebersicht verdiente eine viel weitere Verbreitung als sie — wie wir fürchten — in dieser etwas kalten Form finden wird. Das Publikum genießt dergleichen lieber als Luthat, denn als besondere Speise. Doch — vielleicht sind unsere Bedenken irrthümlich und im voraus durch die Erfahrungen entkräftet, die Wittwer bei frühern Arbeiten zu machen die beste Gelegenheit hatte.

Eine sehr angenehme Erscheinung sind der „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde“ (Nr. 3). Dieser kleine Beitrag zu Humboldt's Biographie und Charakteristik sollte wol zunächst gewisse Flecken und Grundstriche wieder verlöschen lassen; welche weniger durch den Wagnerschen Briefwechsel selbst, als durch eine beschränkte oder hässliche Ausdeutung desselben auf die der deutschen Nation so theuern Züge des großen Verstorbenen gekommen waren. Der Herausgeber wünschte die gemüthlichere Vorstellung von seinem verewigten Gönner und väterlichen Freunde Humboldt wieder aufzufrischen, eine Tendenz, welcher sich sein Stoff durchaus ungezwungen fügte.

Im Verkehr mit einem Jüngling, wie der Heraus-

geber dieser Briefe und Gespräche, mußte Humboldt natürlich ein anderer sein als im Verkehr mit Wernhagen, d. h. es mußten andere Seiten seines Wesens und Charakters dabei zur Geltung kommen. Man würde daher nur thöricht handeln, wenn man sein Bild von Humboldt nach dieser Darstellung eines jugendlichen Verehrers abermals total wechseln wollte. Genug, wenn diejenigen, die nach den kreuzritterlichen Verdrehungen des Wernhagen'schen Vermächnisses an Humboldt's Herz und Edelstern zu zweifeln gelernt hatten, durch diese Briefe und Gespräche zu der Einsicht geführt werden, daß Gemüthlichkeit und Bitterkeit ohne Todfeindschaft in Humboldt's Seele nebeneinander wohnten und das Terrain für ihre Ausflüsse gerecht unter sich zu theilen wußten.

Ein junger Mann von guter Familie, 1848 von der Universität Bonn als Student nach Potsdam zum Besuch gekommen, wird — da er sich als einen durch die Lectüre des „Kosmos“ begeisterten Verehrer Humboldt's bekennt — von seinem Großvater, dem berühmten evangelischen Bischof D., an den „Rektor der Wissenschaft“ empfohlen und von diesem in seiner Wohnung im potsdamer Stadtschloß bei einer ersten Visite der guten Empfehlung entsprechend freundlich aufgenommen. Mit Bewunderung und Verehrung hängt der Jüngling an den Zügen, an den Lippen des weltberühmten Greises; auch dieser findet ein Wohlgefallen an der reinen Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit seines jugendlichen Bewunderers. Er erkundigt sich nach den Studien, nach den weiteren Lebensaussichten des jungen Mannes, geht auf jede von dessen Bemerkungen mit seiner ganzen lebenswürdigen Verbindlichkeit und imponirenden Allbekanntheit ein und schreibt dem Bischof zwei Tage später einige Zeilen, worin er ihn gewissermaßen beglückwünscht, einen solchen Enkel zu haben.

Ein Jahr darauf stirbt der Bischof D., und sein Enkel — mittlerweile akademischer Bürger Berlins geworden — benutzt diese Gelegenheit, sich dem größten seiner nunmehrigen Mitbürger aufs neue zu nähern. Hieraus entspinnt sich ein Verkehr, dessen Zeugnisse in Humboldt's kurzen Briefen und Billets und in den längeren Schilderungen von des jungen Freundes Besuchen auf der Oranienburgerstraße man nur mit Wohlgefallen lesen kann. Die Eckermann'schen Gespräche mit Goethe sind weit inhalt- und umfangreicher und verdanken ihre Entstehung einer weit vertraulichen Bekanntschaft des berichtenden Schüglings mit dem belauschten Gönner. Aber der Geist, in dem sie uns aufgezeichnet und überliefert wurden, kann wol mit dem verglichen werden, der uns diese Erinnerungen an Alexander von Humboldt's reiches und freigebiges Unterhaltungstalent bewahrte, und niemand, denken wir, wird uns widersprechen, wenn wir den letztern frischer und unbefangener finden.

Aber als die weitaus bedeutendste der neuen Erschelungen über Alexander von Humboldt stellen sich uns, äußerem Anschein nach, seine „Memoiren“ (Nr. 4) dar. Wessen Erwartungen sollten nicht durch den Titel dieses

Buchs aufs höchste gespannt werden? Wessen Neugier sollte sich nicht mindestens regen, wenn er von „Memoiren Alexander von Humboldt's“ hört? Es ist zwar nicht gerade etwas Unerhörtes, daß auch andere als autobiographische Denkwürdigkeiten „Memoiren“ überschrieben werden, aber etwas Gewöhnliches, etwas Nachahmerwerthes ist es gewiß nicht; denn es fordert, gelinde gesagt, immer zu einer Täuschung heraus. Wir verstehen nun einmal unter Memoiren die selbstgeschriebenen Bekanntschaften und Lebenserinnerungen einer Person. Und von solchen kann hier, bei diesen Memoiren Alexander von Humboldt's, die Rede nicht sein. Es wäre ungerecht, wenn wir den entschuldigenden Umstand verschweigen wollten, daß die absichtliche oder unabsichtliche Täuschung bei dem vorliegenden Buche nicht über den Titel hinaus ausgedehnt worden ist. Schon der auf der Rückseite des Umschlages der ersten Lieferung befindliche Prospect besagt, daß der Verfasser des Werks Alexander von Humboldt nur befreundet, sich durch mancherlei Bestrebungen der Gegenwart veranlaßt gesehen habe, seine Arbeit schon jetzt dem Druck zu übergeben, obwohl sie dem ursprünglichen Plane gemäß erst nach einigen Jahren erscheinen sollte.

Allerdings klingt auch diese Art von Entschuldigung der beschleunigten Herausgabe wieder ein wenig kostbar. Indessen das Werk soll auch „nicht nur von dem gesammten wissenschaftlichen Wirken des Verstorbenen ein treues Bild, sondern auch über manchen bisher dunkel gebliebenen Punkt den vollkommensten Aufschluß geben, besonders über die letzte Lebensperiode des gefeierten Gelehrten“.

Sagen wir es nun gleich, das Buch enthält wirklich mehrere für uns ganz neue Mittheilungen, welche geeignet sind, ein aufklärendes Licht über gewisse dunkle Partien im Leben Humboldt's zu verbreiten. Doch kaum vermögen wir uns ihrer zu erfreuen: denn sie gehen von einem Anonymus aus und nichts als ihre innere Wahrscheinlichkeit bürgt für sie in einer Zeit, welche erst jüngst wieder durch manche der größten literarischen Betrügereien befeckt worden ist.

Nirgends war Anonymität weniger am Orte als hier. Der Verfasser von „Humboldt's Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde“ hat sich zwar auch nicht genannt, aber er hat uns Erkennungszeichen gegeben, die über seine Person niemand in Zweifel lassen können, der ein Recht hat danach zu forschen und der in unserer Zeitgeschichte einigermaßen orientirt ist.

Der Verfasser der „Memoiren“ heißt uns Documente mit, die nicht gut anderswoher zu erlangen waren, als von der Familie oder sonstigen nahen Angehörigen Humboldt's, und doch begegnet es ihm, eine Unbekanntschaft mit den überlebenden Gliedern dieser Familie zu verrathen, die freilich mehr komisch als verdächtig ist.

Doch nicht bloß in Betreff der Humboldt'schen Familienverhältnisse, nein, sogar in Betreff der preussischen Staatsverhältnisse scheint er zuweilen ein ganz ungewöhnlich Eingeweihter, zuweilen ein Wildfremder.

Endlich ist auch nicht einmal sein sittlicher, sein rein menschlicher Standpunkt ein irgendwie mit Bestimmtheit

erkennbarer; denn er schwankt im Urtheil auf eine solche Weise, daß die ernstlichsten Zweifel an der Einheit und Ungetheiltheit seiner Person rege werden müssen.

Wir wollen die Belege hierzu beibringen, indem wir vor den Augen unserer Leser das ganze Memoirenwerk, welches vollendet in 15 Lieferungen vor uns liegt, flüchtig durchnehmen. Gesehen wir indeß gleich, daß unsere Untersuchung keineswegs erschöpfend sein wird; denn da wir schon bei der oberflächlichsten Voruntersuchung neben mancherlei höchst Schätzbarem einen unerwünschten Ueberfluß an im übeln Sinne bemerkenswerthen Stellen fanden, so konnten wir uns zu gründlichem Studium des Werks nicht eben verpflichtet fühlen.

Von Humboldt's Kindheits- und Jugendgeschichte bis zum Austritt der großen amerikanischen Reise ist das bereits Bekannte auf den ersten dreißig Seiten in ziemlich ansprechender und gedrängter Weise erzählt. Beanstanden möchten wir davon nur etwa folgenden Paßus (S. 8):

Er (nämlich Wilhelm von Humboldt) suchte einen Umgang, bei welchem sein Gang (zur Sentimentalität) befriedigt wurde und verirrte sich dabei namentlich zu den israelitischen Kreisen, in denen der „Nachhall jener aus leichtem Philosophie und süßlicher Schwärmerei zusammengefügten Mendelssohn'schen Zeit noch sprachte“ (Worte Alexander von Humboldt's). Und doch war es zu verstehen, wenn er gelehret durch die förderlichen und geistigen Vorzüge einer Henriette Herz mit dieser ein Verhältniß einging, das vor der Welt ein geschwiegenes hieß, aber in der That etwas mehr war.

Trotz der herbeigezogenen Worte Alexander's sehen wir keinen Grund, die Verbindung Wilhelm's mit jenen bekannten „israelitischen“ Kreisen Berlins eine „Verirrung“ zu nennen, zumal das Verhältniß zu Henriette Herz ohne Grund nicht verdächtigt werden darf. Der „israelitische Kreis“, wenn er auch dem Cultus der Empfindsamkeit nachhing, war zweifelsohne der beste des damaligen Berlins, in dem sich junge Leute von Geist und Bildung „verirrten“ konnten. Wer nennt die Namen alle, die aus diesem Kreise groß geworden?

Ueber die früheste wissenschaftliche Richtung und Thätigkeit Alexander's sind einige neue, dankenswerthe Erklärungen gegeben. Ebenso verdient es Lob, daß der Verfasser der „Memoiren“ den durch Vermögensverhältnisse gegebenen Grundbedingungen des Lebens fortlaufend so viel Aufmerksamkeit widmet als nöthig ist, um uns die wahre irdische Lage seines Helden anschaulich zu machen. Wir denken, daß durch Notizen wie: „Alexander wollte die Hälfte seines Erbtheils einer großen wissenschaftlichen Reise widmen“, oder: „Der König ernannte ihn (ungefähr 1805) zum Kammerherrn mit einem Jahresgehalt von 2500“, mehr zu unserer Aufklärung in wichtigen Beziehungen gethan ist, als durch manche Seite geheimnißvoll zarter Andeutungen, wie sie einige Biographen absichtlich zu lieben scheinen.

Die Folgen des noch kurz vor der Abreise von Cordoba von Alexander von Humboldt an Kapitän Vaudin geschriebenen Briefs sind, wie uns dünkt, doch sehr mit Unrecht „unangenehme“ genannt. Worin bestanden sie? Darin, daß Humboldt 1801 plötzlich von Cuba nach Peru

reiste, allerdings ohne den Kapitän Vaudin wie gehofft an den Küsten der Südsee zu treffen, aber um das Hochland von Quito, dessen er sich lebenslang mit besonderem wissenschaftlichen Entzücken erinnerte, kennen zu lernen, um den Hauptstich vulkanischer Thätigkeit und die denkwürdigsten Stätten altamerikanischer Cultur zu durchforschen.

Den Auszügen aus dem erzählenden Theile des Humboldt'schen Reisewerks ist ein ziemlich breiter Raum geschenkt; sie gehen bis S. 251. An dem Punkte aber, an dem die berühmten Tagebuchmittheilungen Humboldt's abbrechen, da versiegt auch der reiche Erzählungsstrom unseres Memoirenschreibers und wird mit einem male zum dürftigen Wächlein. Die wirklich vorgebrachte Entschuldigung, weiter als bis zur Ankunft auf Cuba gehe leider das Humboldt'sche Journal nicht, ist denn doch ein wenig naiv. Die Humboldt'sche Reisegeschichte besitzen wir selbst oder können sie aus jeder Reihbibliothek erhalten; aber von dem Herausgeber „Humboldt'scher Memoiren“ erwarteten wir doch viel Weiteres als bloße Excerpte mehrfach aufgelegter Druckwerke!

Die drei fernern Reisejahre Humboldt's 1801—4 müssen sich also etwas knapp mit ungefähr 30 Seiten behelfen. Beklagen wir es denn mit dem Verfasser der „Memoiren“, daß Humboldt nicht selbst über seinen Aufenthalt auf Cuba, die Reise durch Venezuela, Peru, Mexico und nach dem Herzen der Union den erzählenden Theil seines großen Werks fortgesetzt und beendigt hat.

Indem der Verfasser der „Memoiren“ S. 282 bemerkt, daß ihm nicht mehr und nicht minder als 64 von Humboldt's während der Reise geschriebenen Briefen zur Benutzung vorgelegen, fordert er indeß selbst beinahe zu der Frage heraus, ob ihm nicht eine gleichmäßigere Behandlung der verschiedenen Perioden der amerikanischen Reise mit etwas Kunst recht wohl möglich gewesen wäre. Doch besing ihn beim Beginn seiner Arbeit — wie wir gleich ziemlich klar sehen werden — noch eine große Scheu vor der verpönten Erschließung Humboldt'scher Briefschaften, eine Scheu, welche glücklicherweise bei ihm nicht aus festen Grundsätzen zu entspringen scheint. Denn nur ihrer öftern Ueberwindung verdankt das Memoirenwerk, wie es jetzt fertig steht, seine interessantesten Partien. So die im dreizehnten Kapitel nachträglich gewagten Auszüge aus den 64 Reisebriefen.

In ihnen ist, die Echtheit vorausgesetzt, thatsächlich vielerlei gegeben, was eine feinere, gründlichere Charakteristik Humboldt's als die hergebrachte anbahnt. Das Streben nach einer solchen ist bei dem Verfasser der „Memoiren“ übrigens ein unverkennbar bemerkt und er benutzt jede Gelegenheit, um eine gewisse sentimentale Vorstellung von seinem Helden zu corrigiren.

Wenn er z. B. zu folgender Humboldt'schen Briefstelle: „Blos Ochsen lassen sich auf diesem Wege (über den höchsten Rücken der Anden = Cordillera nach den Küsten des Südmeers) gebrauchen, um das Gepäck fortzuschaffen“, die Anmerkung macht: „Irrer wir nicht, so liegt in diesem Satz jener Sarkasmus, der einen Hauptzug

von Humboldt's Charakter bildete, den er aber geschickt und sorgsam verbarg und nur seinen vertrautesten Freunden gegenüber verrieth. Die Welt bekam nie den wahren, mit Bitterkeit erfüllten, sondern nur den feinen und glatten Hofmann Humboldt zu sehen"; so kann man die Gelegenheit zu dieser Bemerkung vielleicht unschicklich, d. h. mit einer zur Grobheit übertriebenen Feinheit gewählt finden, aber in der Sache, auf die es dem Verfasser dabei ankommt, ihm nicht wohl unrecht geben.

In der That, bedürfte er für seine Meinung hier eines Belegstücks, er hätte das prächtigste sehr nahe in dem vom 10. Juni 1804 aus Washington an Wilhelm von Humboldt gerichteten Briefe Alexander's (S. 306 fg.), zu dem der Verfasser die Anmerkung macht: „Wir haben einige Bedenken getragen, diesen Brief mitzutheilen, obgleich er von hohem Interesse ist.“

Was uns betrifft, so tragen wir nicht das geringste Bedenken, unsern Lesern durch Wiedergabe des merkwürdigsten Theils dieses Briefs, trotz seiner Länge, eine vermuthlich sehr starke Ueberraschung zu bereiten.

Um Psycholog zu werden, muß man reisen, aber in solcher Weise reisen, daß man mit den Leuten in nähere Berührung kommt. Dieses letztere ist bei mir im vollkommensten Grade der Fall gewesen. Welche sonderbare Vorstellungen machte ich mir nicht, um nur eins anzuführen, von den Indianern, so lange ich dieselben nur aus Büchern und dem sentimentalen Geschreibsel des großen Hauens der Reisenden kannte. Ich hielt sie für bevorzugte Wesen, begabt mit Scharfsinn und Witz, ich glaubte alle Tugenden bei ihnen heimisch. Dagegen habe ich in ihnen nur stumpfsinnige Geschöpfe gefunden, welche tief unter den Thieren stehen und zu allen Lastern geneigt sind. Daher werden sie mehr und mehr verschwinden und für die Nachwelt das sein, was für uns die verschwundenen Völkerschaften von Mexico und Peru.

Nur bitte ich dich, aus diesem Urtheil nicht etwa zu schließen, daß ich die Europäer höher achten gelernt hätte. Wo ich deren in der Neuen Welt kennen lernte, da bestärkten sie in mir nur die Ansicht, welche ich bereits auf dem alten Continente gefaßt hatte. Ich habe leider die Menschheit verachten gelernt, obgleich ich sie das nicht merken lassen werde, und zwar um so weniger, je größer meine Verachtung. Ich werde mir nicht die Mühe geben, diese letztere sichtbar werden zu lassen.

Du erinnerst dich wol noch jenes Abends in Frankfurt, als wir zum ersten male erkannten, daß der Egoismus die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen sei. Wir kamen damals überein, daß die alte Lehre der christlichen Kirche von der Erbsünde richtig sei, daß der Mensch nicht gut sein könne. Wir hatten einem Unglücklichen an jenem Tage geholfen, man hatte unsern edeln, wohlthätigen Sinn gepriesen — und wir erkannten, daß wir nur um unsertwillen, um uns eine Freude zu bereiten, edel (wenn anders dieses Wort noch anwendbar ist) gewesen waren. Wir erkannten weiter, daß die Quelle alles Guten, was geschehe, selbst in den günstigsten Fällen auf den Egoismus zurückzuführen sei und absolut Gutes ein Unbeing genannt werden müsse.

Meine Ansichten haben sich in der Neuen Welt nicht geändert. Ich habe hier das Menschengeschlecht so verächtlich gefunden, wie in der Alten. Nur die Formen weichen ab, die Sache bleibt dieselbe. Der durch den Zufall (das Glück, den göttlichen Willen, es kommt ja das im Grunde auf eins hinaus) Höhergestellte verlangt Gehorsam — aus Egoismus; der niedriger Stehende macht sich zum Sklaven — aus Egoismus. Dabei glimmt im Innersten des Herzens der Haß des Menschen gegen den Menschen. Gemeinheit überall, in der civilisirten Welt wie in der Wildniß. In jener machen sich die

Unterbeamten zu blinden Sklaven ihrer Vorgesetzten, denn sie wissen, daß denen die schnellste Beförderung zu Theil werden wird, die sich als die willenlosesten Werkzeuge gebrauchen lassen, und daß sie durch ihre freiwillige Sklaverei sich die Mittel bereiten, später andere wiederum als ihre willenlosen Werkzeuge zu benutzen. Ebenso fand ich diejenigen Indianer, welche die größte Schamhaftigkeit oder äußerste Gemeinheit besaßen, als gehorsamste Diener der Missionare, von denen sie zu Alcaiden erhoben werden konnten. Sie erstrebten also durch ihre Unterwürfigkeit gegen die weiße Rasse einzig die Herrschaft über ihre Stammesgenossen. Ueberall in der Welt erblicken wir vom Niedrigsten bis zum Höchsten eine zusammenhängende Kette, in der jedes höhere Glied die niedern tyrannisiert, verachtet, während jedes niedere sich, oft gegen das bessere Wissen, fügt und schmiegt, damit es von den höhern bevorzugt und gehoben werde. So ist überall nur der schmutzigste Egoismus zu erblicken — und es war so und wird so sein, solange es Menschen gibt. Tugend scheint mir nach meinen bisherigen Erfahrungen eine Chimäre.

Ist es denn in der Gelehrtenwelt anders? Der Lehrer bevorzugt den Schüler, welcher seinen Ansichten blindlings huldigt; die Gelehrten als Corporation erkennen nur den als ihr Mitglied an, welcher ohne Gedanken in das Schafgebiß des allgemeinen Consensus einstimmt. Schon Pythagoras verlangte diese absolute Unterwürfigkeit, durch welche von vornherein alles eblere Gefühl und Streben abgestreift wird. Wehe dem jungen Gelehrten, der so unverständig sein wollte, gegen angenommene Autoritäten aufzustehen. Unser Wissen ist eine leere Kasse; das Ansehen der Gelehrten läßt sich nur so lange halten, wie der eine von ihnen den andern unterstützt. Um der eigenen Erhebung willen muß der einzelne an der Erhebung aller wirken; um selbst berühmt zu werden, muß man bemüht sein, andern zum Ruhme zu helfen. Ein gefeierter Gelehrter zu werden, muß man vor allen Dingen ein ganzer Diplomat sein. Ich kenne in der ganzen Wissenschaft keine abemere Erscheinung, als den großen Briten Newton. Dieser Mensch studirte die Natur hinter verstaubten Folianten, anstatt sie in der Natur selbst kennen zu lernen; er dictirte dem Weltall Befehle, die in seinem verdorrten Gehirn entsprungen waren, und je unfinstlicher seine Auffstellungen waren, desto mehr bewunderte man sie, weil sie den Ideen seiner Zeit entsprachen. Seitdem ist es allgemeine Pflicht, ihn zu preisen und zu feiern, bis die Zeit des Umschwungs erschienen sein wird; dann wird er am meisten gefeiert werden, welcher am spätesten gegen ihn auftritt.

Das sind unerquickliche Dinge. Man sollte sich gar nicht mit denselben mühen, aber es ist Grund genug, mißgestimmt zu werden, wenn man sich muthig tausendfachen Dualen und Gefahren ausgesetzt hat und gleichwol sich gezwungen sieht, die schärfsten Erfahrungen und Entdeckungen, welche man machte, im Innern zu verschließen, weil die Menschheit für dieselben nicht reif ist. Es ist Grund genug, mißgestimmt zu werden, wenn man keine andere Aussicht vor sich hat, als jämmerlichen Geistern zu dienen, um selbst über jämmerliche Geister zu herrschen.

Der Inhalt dieses Briefs berechtigt einen neuen Biographen Humboldt's sicherlich zu dem Bestreben, dem gang und gäben Bildnisse seines Helden, des Jugendgreises, dessen ganzes Wesen nichts als behagliches Wohlwollen und unerschütterliche Seelenruhe athmet, einige die äußere Glätte unterminirende Züge einzugraben.

Das vierzehnte Kapitel der „Memoiren“ gibt die Erlebnisse Humboldt's von seiner Rückkehr nach Europa, der Wiedervereinigung mit Schwägerin und Bruder bis zu der durch die verzweifelte Lage des preussischen Staats nach dem Tilsiter Frieden 1807 gebotenen Sendung des

Prinzen Wilhelm, dem Alexander als Begleiter nach Paris beigegeben ward.

In diese Periode fällt bekanntlich die erste Ausgabe der „Ansichten der Natur“. Wir können uns nicht gleich entziehen, ob die hierbei erwähnte und bruchstückweise mitgetheilte frühe Recension der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ schon von andern Biographen zur Schilderung der Aufnahme, welche das Werkchen damals fand, benutzt worden ist. Jedenfalls hätte der Verfasser unserer „Memoiren“ wohl gethan, der göttinger Kritik eine etwas schärfere eigene Kritik anzuhängen. Er mußte es ganz entschieden aussprechen und nicht bloß schüchtern andeuten, daß gerade die Verdienste Humboldt's, des deutschen Schriftstellers, da liegen, wo der zeitgenössische gelehrte Anzeiger seine Mängel wählte. Der blühende Stil, die nie dagewesene Fähigkeit, räumlich weit voneinander aufstretende, ähnlich wirkende und doch charakteristisch verschiedene Erscheinungen vergleichend zusammenzuhalten, belebte den Gelehrten alter Schule. Wir erkennen in dem „Ansichten der Natur“ vielleicht das künstlichste Zeugniß von Humboldt's literarischer Individualität.

Das funfzehnte Kapitel beschreibt das große Reise-werk in seinen verschiedenen, nach und nach erschienenen Theilen. Es war uns lieb, hier die „Vues des Cordillères et monuments etc.“ besonders berücksichtigt zu finden, als vom erheblichsten allgemeinen Interesse. Die gegebene Inhaltsübersicht ist, um so dankenswerther, als dergleichen kostbare Kupferwerke selbst zur Durchsicht auf Bibliotheken nur wenige erlangen können.

Reicher an neuen thatsächlichen Mittheilungen und Aufschlüssen, ja das reichste des ganzen Buchs, finden wir wiederum das nächste, das sechzehnte Kapitel. Leider stößt es uns daneben auch die ersten Bedenken in Betreff des Verfassers ein.

Es wird das pariser Leben Humboldt's von 1808 bis zur Uebersiedelung nach Berlin 1826 und 1827 und zum Antritt der russischen Reise 1829 erzählt. Da heißt es denn gleich anfangs (S. 356):

In jener Zeit (ungefähr 1810) schrieb auch Humboldt infolge des Mißbrauchs, der mit einem seiner vertrauten Briefe getrieben war, den nachfolgenden Brief, der uns einen Begriff beibringen kann, welches Urtheil er gefällt haben würde, hätte er den nach seinem Tode getriebenen, noch ärgern Mißbrauch ahnen können.

Nun folgt ein Brief, in dem sich Alexander von Humboldt gegen einen gewissen Briten Suchfort in Göttingen ziemlich bitter über unberufene Briefveröffentlichungen ausspricht. Den unglücklichen Zufall, daß gerade diesem seltsamen Schriftstück das Datum abhänden gekommen sein muß, wollen wir übergehen. Genug, es scheint nach Obigem das eine sicher zu sein, daß der Verfasser der „Memoiren“ das Verfahren der Herausgeberin jener berühmten „Briefe Alexander von Humboldt's an Barmhagen von Unse“ höchlich mißbilligt und einen schmähslichen Mißbrauch darin erblickt. An dieser Ansicht ist nichts Außerordentliches; viele theilen sie, noch mehrere geben vor, sie zu theilen. Wie aber sollten wir uns nicht überrascht finden, wenn wir späterhin den delikaten Verfasser der „Memoiren“

Ludmilla Affing's „argen Mißbrauch“ nicht allein in umfassendster Weise und gerade nach der angefochtensten Richtung hin ausnützen, sondern auch „mit Worten, die nicht mißverstanden werden können“, rechtfertigen sehen?

Gestehen wir, daß uns schon, bevor wir noch von diesem Widerspruch das Mindeste ahnten, die entrüstete Hindeutung auf den „argen Mißbrauch“ nicht gefallen wollte. Mag jebermann Ursache haben, das Verfahren Ludmilla Affing's zu tadeln, zu verdammen; der neue Biograph Humboldt's allein macht sicherlich eine Ausnahme; er lebt, sozusagen, von den Folgen ihrer Indiscretion, und wenn er ihr für dieselbe nicht danken will, so muß er von derselben wenigstens schweigen.

Der besagte Hieb auf Ludmilla Affing ließ momentan den Verdacht in uns aufkommen, die vorliegenden „Memoiren“ möchten am Ende gar das von den Kreuzrittern einst als Gegenschlag auf die Herausgabe der Barmhagen'schen Briefe verheißene Werk sein. Diese Muthmaßung wird indessen durch des Verfassers gelegentliche Auslassungen über politische und religiöse Dinge nicht gerade unterstützt, und wir müssen demnach eher glauben, daß eine vorübergehende Begierde, auch im Geheimrathsviertel Käufer und Leser zu finden, es gewesen sei, was unsern Anonymus zu jenem unglücklichen Versuche „im preussischen Herrtentone“ antrieb.

Mag aber die Absicht des Verfassers der „Memoiren“ durchgängig die unschuldigste oder gar beste gewesen sein, das sollte er doch wol gefühlt haben, daß der originellste Theil seiner eigenen Veröffentlichung den Intentionen Alexander von Humboldt's nicht um ein Haar gemäßer ist als die Veröffentlichung, welche wir Fräulein Affing verdanken. Es wäre doch ein gar zu großer Irrthum, zu glauben, der große Gelehrte, welcher „sein Leben nur in seinen Schriften gesucht“ wissen wollte, würde eine Mittheilung, wie die aus dem Tagebuche der Gräfin von B. (S. 364—368) mit günstigem Auge betrachtet haben! Nichtsdestoweniger betrachten wir sie durchaus günstig; abermals vorausgesetzt nämlich, daß sie echt ist, welche ängstlich wiederholte Reserve uns ein anonymer Verfasser nun schon durchweg gestatten muß.

Das Tagebuch der Gräfin B., geborene Freiin von R., berichtet folgendermaßen: Im Herbst 1812 lernte die nachherige Gräfin als junges Mädchen den berühmten Reisenden zu Paris kennen, verliebte sich in ihn und benutzte jeden schicklichen Vorwand, um öfters mit ihm in Berührung zu kommen. Da Humboldt jedoch trotz aller Höflichkeit stets eifrig blieb, fragte ihn Fräulein von R. endlich einmal offen:

„Haben Sie denn nie geliebt?“ — „Ne!“ antwortete Humboldt. — „Wissen Sie aber auch, daß Sie durch Ihre Kälte erschrecken könnten?“ — „Ich habe mich vielleicht irlig ausgedrückt, gnädiges Fräulein. Ich habe seit meinen frühesten Jahren geliebt, glühend geliebt, mit einem Fener geliebt, daß seines gleichen vielleicht nicht hat.“ — „Und wer ist, wenn man fragen darf, der glückliche Gegenstand dieser Liebe?“ — „Die Wissenschaft.“ — „Nur die Wissenschaft?“ — „Nur die Wissenschaft; sie war meine erste, meine einzige Liebe, und wird die einzige bleiben.“

Ein beiderseitiger Freund, wahrscheinlich Arago, machte später noch einen Vermittelungsversuch. Das Resultat war: Humboldt hörte lächelnd an, was ihm vorgestellt wurde, und fragte dann:

„Fräulein von A. hat meine innigste Theilnahme erregt, aber eben deshalb muß ich ihre Hand zurückweisen. Sie würde als meine Gattin nur unglücklich werden. Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Außerdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kinderzeugen für ein Verbrechen.“

Der Freund blickte ihn verwundert an, und Humboldt fuhr darauf fort: „Mit großem Interesse habe ich die Uermythen aller Völker verfolgt und gefunden, daß ihr Kern der gleiche ist, in Asien wie in Amerika. Ueberall ist von einem glücklichen Urzustande die Rede, in welchem die Menschen noch nicht freisten, noch sich freien ließen.“ — „Erlauben Sie, daß ich Sie an das „Seid fruchtbar und mehret euch!“ der Bibel erinnere.“ — „Eben die Bibel ist mir ein Beweis für die durchgängige Gleichheit aller Ursagen. Nur muß man die Bibel richtig auffassen. Bei unserer Geisteslichkeit, welche Gottheit und Natur als zwei verschiedene Dinge auffaßt und einander entgegengesetzt hält, muß ich freilich mit meinen Ansichten anstoßen und werde sie auch nie öffentlich aussprechen, um nicht zu sehr verletzert zu werden. Und doch sind meine Ansichten nur die, welche seit den ältesten Zeiten alle hatten, welche die Naturkenntnis auf die Deutung der Bibel anwandten. Man hat früh erkannt, daß es nur eine große und mächtige Kraft gebe, welche schaffend, erhaltend, vernichtend wirkt. Es ist dieselbe, welche wir heute je nach ihren verschiedenen Aeußerungen Electricität, Galvanismus, Magnetismus, Licht, Feuer, Lebenskraft nennen. Sie schlummert unthätig, solange sie als Parabrama eine Einheit ist. Um sich zu erkennen zu geben und zu schaffen, muß sie in zwei feindselig einander entgegenstehende Pole auseinander treten. Dann ist sie der Jehovah und Asafel der mosaischen Urkunde, der Brahma und Schima der indischen, der Demuzd und Ahriman der persischen, Zeus und Hera der griechischen Sage. Nach der mosaischen Urkunde schufen die Elohim — doch wol das böse und das gute Wesen zusammen — ein Menschenpaar, dem sie das Gebot „Mehret euch!“ gaben. Als aber Jehovah später, vielleicht nach Jahrtausenden, Adam und Eva geschaffen, da gab er ihnen dieses Gebot nicht. Erst als sie gefallen waren, das Paradies verloren hatten, da erkannte Adam seine Gefährtin.“ — „Also nehmen Sie zwei Menschenschöpfungen an?“ — „So ist es, ich werde mich aber hüten, dergleichen Regeerien in die Welt hinauszupredigen, damit es mir nicht gehe, wie jenen gutmüthigen Narren, welche das Schweigen nicht gelernt hatten.“

Der Freund versuchte einen Widerspruch. Darauf fuhr Humboldt fort: „Glauben Sie nicht, daß mich dergleichen alte Religionsansichten irren würden. Es ist aber auch meine Ueberzeugung, daß derjenige ein Narr, noch mehr: ein Sünder ist, der das Joch der Ehe auf sich nimmt. Ein Narr, weil er seine Freiheit damit von sich wirft, ohne eine entsprechende Entschädigung zu gewinnen; ein Sünder, weil er Kindern das Leben gibt, ohne ihnen die Gewißheit des Glücks geben zu können. Ich verachte die Menschheit in allen ihren Schichten, ich sehe es voraus, daß unsere Nachkommen noch weit unglücklicher sein werden, als wir, — sollte ich nicht ein Sünder sein, wenn ich trotz dieser Ansichten für Nachkommen, das heißt für Unglückliche sorgte?“

Der Freund gab fernere Befehrungsversuche auf. Fräulein von A. aber schrieb unter dem 27. November in ihr Tagebuch: „Humboldt ist ein räthselhafter Mensch. Er ist mehr Mephistopheles als Faust. Es hält schwer, wenn es nicht unmöglich ist, sein Herz zu durchschauern. Er ist ein Engel oder ein Teufel. Ist seine Freundlichkeit Güte oder Lüge? Ist er Aristokrat oder Demokrat, Optimist oder Pessimist, Gottesläugner oder demüthiger Verehrer des höchsten Wesens? Enthaltend seine Worte Wahrheit oder Spott? Ich vermag alle diese Fragen nicht zu beantworten. Er ist mir ein Räthsel. Andern ist er es auch,

wenn sie sehen, wie er zu gleicher Zeit der unterthänigste Diener der Hohen und der innigste Freund der rothesten Jakobiner ist. Und doch wird er mir dabei immer lieber. Ich werde ihn nie vergessen.“

Im Monat December vermählte sich Fräulein von A. mit dem bejahrten Grafen B. und sah seitdem Humboldt nicht wieder.

Nur zögernd geben wir Mittheilungen aus Humboldt's Leben, welche von der Natur der voranstehenden sind, denn wir wissen, daß man bei der ganz falschen Anschauung von Humboldt's Charakter, welche zu der herrschenden geworden ist, die Wahrheit mit Widerwillen oder mit Mißtrauen aufnehmen wird. Es lag aber in seinem Charakter eine herbe Bitterkeit, die er den Meisten als vollendeter Hofmann zu verbergen verstand. Nur wenigen gegenüber sprach er sich offen aus. So sagte er 1853 zu dem Herausgeber dieser Memoiren: „Kein Anblick erfüllt mich mit größerer Wehmuth, als der eines unschuldigen kleinen Kindes. Ich kann mich nicht erwehren, dabei jedesmal an die Leiden zu denken, denen es entgegenreißt. Das ganze Leben ist der größte Unfuss. Und wenn man 80 Jahre strebt und forscht, so muß man sich doch endlich gestehen, daß man nichts erstrebt und nichts erforscht hat. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind? Aber alles ist und bleibt dem Denker räthselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein. Es kommt mir nichts lächerlicher vor, als wenn man von der russischen Leibeigenschaft spricht. Jene Leibeigenen haben neben ihren Pflichten doch auch Rechte, wir aber sind Leibeigene ohne Rechte. Wir sind durch eine Leibeigenschaft nach oben und nach unten geschnitten, und zwar um so empfindlicher, je ehrenvoller die Welt unsere Stellung glaubt. Mich hält man für einen Heros der Naturwissenschaften und deswegen bin ich der niedrigste Sklave der Niedrigsten von denen, welche in die Naturwissenschaften hineinzufuseln. Jeder dieser Gimpel hält sich für berufen, mir seine mißgebornen Geistesproducte einzusenden und mich mit albernen Briefen zu behelligen, und ich bin gezwungen, freundlich und wohlwollend zu antworten, um den Frieden meiner letzten Tage zu erhalten. Ich gestehe, daß ich im hohen Grade ehrgeizig bin, und doch erkenne ich die Narrheit dieses Ehrgeizes an. Wer wird nach wenigen Jahrhunderten noch von mir sprechen? Wir sind zu der Anerkennung gedrängt, daß es vor Jahrtausenden Völker gab, welche eine richtigere Naturkenntnis hatten als wir; allein, wer nennt uns die Namen der Forscher jener Zeiten und Völker? Ich meine sogar, daß die Griechen und Römer gebiegenderer Forscher hatten, als durch die uns erhaltene Literatur bekannt sind. Aber die Mönche fragten ihre Werke aus und bewahrten nur die Bücher auf, welche ihren Albernheiten entsprachen.“

Mehr als diese ganze merkwürdige Stelle unsern Lesern mündlich wiedergeben, können wir nicht thun. Wer lange man von uns keine Auslassung darüber, dergleichen muß erst eine Zeit lang die Feuerprobe der Öffentlichkeit bestanden haben, um als haare gültige Münze von uns gewogen zu werden. Hier nur das erste öffentliche Aufgebot! Findet sich niemand, der „zu rechter Zeit und am rechten Orte“ etwas gegen die Sache einzuwenden hat, so soll es an unserm Segen nicht fehlen! Da keine Lebensperiode Alexander von Humboldt's für uns fahler an Details ist, als die pariser von 1808 — 26, so erscheinen uns Bereicherungen auch hier am willkommensten. Schade, daß der Verfasser der „Memoiren“ jene kosmologischen Vorlesungen, die Humboldt schon lange vor den Berlinern zu Paris gehalten haben soll, ganz unberücksichtigt gelassen hat. Im Gegensatz zu dieser unwillkommenen Lücke steht die erwünschte Ausfüllung, welche durch den Abdruck des die pariser und berliner Epoche schließenden Actenstücks bewirkt wird.

Die ewigen Klagen Humboldt's in Briefen und Gesprächen über die Debe und Gemüthslosigkeit seines berliner Aufenthalts und Hoflebens konnten bisher nur befreundet wirken, da wir die Rückkehr nach dem lieben Paris ihm im Grunde jederzeit freigegeben wäbnten. Der in den „Memoiren“ (S. 371) beigebrachte kurze Brief Friedrich Wilhelm's III. zeigt, daß Humboldt 1826 keine andere Wahl hatte, als Uebersiedelung in die Heimat oder Verlust der königlichen Gnade, d. h. vermutlich der Pension, von der er lebte, und der preussischen Bürgerrechte. Der König soll 1826 nach den „Memoiren“ an seinen bewährten Kammerherrn eigenhändig geschrieben haben:

Mein lieber Herr von Humboldt! Sie müssen nun mit der Herausgabe der Werke fertig sein, welche Sie nur in Paris bearbeiten zu können glaubten. Ich kann Ihnen daher keine fernere Erlaubnis geben, in einem Lande zu bleiben, das jedem wehren Pressen ein verhaftes sein sollte. Ich erwarte daher, daß Sie in kürzester Zeit in ihr Vaterland zurückkehren. Ihr wohlaffectionirter Friedrich Wilhelm.

Den Druck, den der König in Briefe auf Humboldt's freie Entschliessung übte, zu mißbilligen, überlassen wir andern. Und hat Humboldt's kosmopolitische Hineigung zu Frankreich immer etwas verdrossen, da ihm doch die Fäulnis der französischen Zustände ebenso wenig verborgen war als die heimischen Uebel. Wir vermögen uns daher in den unmittelbaren Verdruss des alten Königs sehr wohl hineinzudenken, und freuen uns vorzüglich der Ironie, mit der er Werke, welche er (Humboldt) „nur in Paris bearbeiten zu können“ glaubte, abfertigt. Schmeichelhaft ist es freilich für uns nicht, daß Humboldt gewissermaßen gezwungen werden mußte, wieder der Unfertige zu werden; indessen die Schwäche seines Patriotismus war nun einmal sein Erbtheil aus dem vorigen Jahrhundert, und wir müssen und hüten, im Geiste unserer Zeit entschieden darüber zu urtheilen.

Das siebzehnte Kapitel leitet die russische Reise ein. Hier wird künftig der kleine Irrthum zu verbessern sein, daß Kaiser Alexander, der doch bereits am 1. December 1825 gestorben war, noch im Jahre 1827 die längst projectirte Expedition der Verwirklichung näher gebracht haben soll.

Vier Kapitel sind der Reise selbst gewidmet, das zwanzigste den wissenschaftlichen und literarischen Resultaten derselben. Somit haben wir den längsten, bewegtesten und thatenreichsten Theil von Humboldt's Leben schon vor dem Schluß des ersten Bandes seiner „Memoiren“ hinter uns, und die Anlage, die Oekonomie des ganzen Werks muß uns nothwendig fehlerhaft erscheinen.

Sowie der Verfasser nun an Humboldt's berliner Hof- und Privatleben kommt, kann er sich der Nothwendigkeit nicht mehr verschließen, den zuvor von ihm verdammten interessanten Band Ludmilla Affing's hülfesuchend zur Hand zu nehmen und bequemt er sich dennoch (S. 530) zu folgender Auslassung, die, wie wir denken, dem ein jedes Ohr verletzenden Kreischen einer rostigen Wetter-ahnung beim Umspringen des Windes von Nordwest nach der entgegengesetzten Richtung nicht übel zu vergleichen wäre. „Wurden diese Briefe“, so läßt er sich nun über

die Correspondenz Humboldt's und Wernhagen's aus, „doch selbst von Alexander mit einem Lauspaß versehen, der lebhaft bezeugt, daß er dem Stillschlag der Zeit nie Banden angelegt, dem Volke den Zutritt zu seinem innersten Denken nicht gehemmt wissen will“.

Recht schön! Wenn der Verfasser nur nicht zuvor von alledem das gerade Gegentheil behauptet oder angedrückt hätte! Einen unglücklichen Passus aber gibt es wol in dem ganzen Memoirenwerke nicht als den, welcher die nun folgende kurze biographische Charakteristik Wernhagen's schließt:

Von 1819 lebte er als Geheimer Legationsrath ohne diplomatische Function meist in Berlin und beschäftigte sich anfangs meist mit Poesie, später mit Biographien und literarischer Kritik, in welcher letztem Terrain er eine der gebiegensten Stellungen einnahm. Neben seinen Gedichten und Schilderungen berühmter Kriegshelden sind besonders seine „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ hervorzuheben (Leipzig 1843—46). Nach dem Tode seiner Gattin, die, wenn auch nicht selbst Schriftstellerin, doch eminenten Einfluß auf seine ganze literarische Laufbahn hatte, verdröte seine Thätigkeit zusehends. Wir hätten etwa nun noch zu erwähnen: eine Biographie Blücher's, „Gans von Feld“ und die „Wallfahrt nach Esenheim“ von Räte. Er starb kurz vor Humboldt am 11. October 1858.

Besser als solch eine Belehrung über Wernhagen wäre offenbar gar keine gewesen! Der Mann ist todt, seine ganze Laufbahn abgeschlossen und leicht übersehbar, und uns nun noch ein solches nicht süßes und nicht saures Gemisch von Wahrheit und Dichtung über ihn aufzutischen! Niemandes literarische Verdienste lassen sich wol mit wenigen Worten bestimmter zeichnen, als die Wernhagen's. Als Dichter war er unbedeutend, als Kritiker zu liebhabertisch, um dauernd zu gelten, als Biograph aber und Memoirist leistete er das Ausgezeichnetste. Der Einfluß Rahel's auf seine Stellung in der literarischen Gesellschaft kann nicht hoch genug, der auf seine bleibende Stellung in der Literatur nicht gering genug veranschlagt werden. Nach dem 1833 erfolgten Tode der Gattin verdröte zwar sein häusliches und geselliges Leben, wenn auch nicht gänzlich, so doch gegen früher; seine schriftstellerische Thätigkeit aber nahm eher zu, und wenn auch die Blücherbiographie kein Resultat derselben mehr sein konnte, denn sie gehört nach der Vorrede bereits in das Jahr 1826, und wenn auch die Herausgabe von Räte's „Wallfahrt nach Esenheim“ (1840) bei der Masse solcher Herausgaben, an denen Wernhagen theilgenommen, gar nicht in Betracht kommt, so geben doch die neun Bände „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“, in dieser Periode theils nur zusammengestellt, theils wirklich ausgearbeitet, die Biographien von Seydlitz, Wintersfeldt, Sophie Charlotte u. s. w. bis zu derjenigen Bülow's von Dinnowiz, welche die Reihe würdig schließt, endlich die das Andenken der unvergesslichen Rahel feiernden Publicationen das beste Zeugniß von der Nichtverdröbung seiner Thätigkeit im einsamen Alter. Ist es Nachlässigkeit des Schriftstellers oder des Schriftsetzers, daß auf S. 533 statt Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelm IV. die Politik Preußens der französischen Julirevolution gegenüber bestimmt?

Das fünfundzwanzigste Kapitel, welches den ersten

Band schließt, mag mit seinen Nachträgen, mit seinen biographisch-encyclopädischen Artikeln und sonstigen Anhängen zu dem frühern Text für viele Leser recht willkommen und belehrend sein, formell aber scheint es uns denn doch ein Un Ding. Ein solches Anhängsel unverarbeiteten Rohmaterials den übrigen organisch zusammengefügt Gliedern rein äußerlich als ein ferneres Glied oder Kapitel anzuschmelzen, ist mindestens geschmacklos. Soll der Inhalt den vorherigen Text erläutern, warum dies nicht schon in der Form aussprechen. Was den Text verunzieren würde und doch gesagt werden muß, dafür hat man ja doch die allgemein gebräuchliche Form von Anmerkungen unter oder hinter dem Text. Beiläufig hätte sehr vieles von dem in anorganischen Kapiteln hier Aufgezeichneten ohne Schaden in den erzählenden Text hineingearbeitet werden können.

Uebrigens wollen wir hoffen, daß diese Notizen über Gelehrte und wissenschaftliche Dinge, welche beide Bände schließen, treffender und gelegener sein mögen, als die gelegentlichen literarischen und historischen Nachweisungen des Verfassers, wie uns denn die fachwissenschaftliche Befähigung des Autors überhaupt weiter zu reichen scheint als die literarische. Verbürgen können wir uns freilich nicht dafür, daß dieses Urtheil an für die Naturwissenschaften kompetenter Stelle Bestätigung finden wird.

Der zweite Band der „Memoiren“ ist — wenigstens als Ganzes betrachtet — noch schwächer als der erste, was bei der schon gerügten mangelhaften Dekonomie des Werks allerdings nicht ausbleiben konnte. Der zu große Umfang des ersten Bandes hat den zweiten um das beste Theil seines rechtmäßigen Stoffs gebracht. Selbst der „Kosmos“ ist dem zweiten Bande nicht einmal ausschließlich verblieben, ebenso wenig als die durch Ludmilla Affing erschlossene reiche Fundgrube.

Kapitel 26—29, dann wieder Kapitel 31—33 gehören der Umschreibung jenes genannten Werks an, welches mit Recht als das Resultat von Humboldt's gesammtem wissenschaftlichen Leben betrachtet wird. Das dreißigste Kapitel ist bestimmt, durch einen höchst ausführlichen Bericht über Humboldt's wissenschaftlichen Verkehr mit Nordamerika die Gintönigkeit der Kosmosexplication zu unterbrechen. Doch wirkt diese Unterbrechung leider keineswegs anmuthig, sondern reizt zu dem Verdacht, daß der Verfasser lediglich deshalb den Titel „Memoiren“ für seine Schilderung von Humboldt's Leben und Wirken gewählt habe, um sich aller Rücksichten auf Kunstform und ein gewisses Ebenmaß des Ganzen und seiner Theile entschlagen zu dürfen. Indessen beleidigt uns Noheit und Willkür in der Behandlung des gegebenen Stoffs unter keiner Firma mehr oder weniger. Memoiren oder Biographie, die Erzählung muß fließen, die Darstellung muß aus einem Gusse scheinen, sonst haben wir es mit keinem selbständigen abgeschlossenen Werke, sondern höchstens mit einem Bündel archaischer Mittheilungen zu thun.

Jenes dreißigste Kapitel für sich repräsentirt lebendig einen solchen Bündel; ganz schätzbar für einen künftigen Bearbeiter, aber eben auch wieder nur schätzbar als Roh-

material. Es enthält so ziemlich alles, was sich an Documenten aus dem Verkehr Humboldt's mit Agenten und Gelehrten der Union zusammenbringen ließ, namentlich seinen ganzen Briefwechsel mit dem achtungswerthen amerikanischen Consul Flügel in Leipzig, welcher Briefwechsel, zum bei weitem größern Theil doch nur rein geschäftlicher Natur, durch die Büchersendungen des Smithsonian'schen Instituts in Washington im Gange erhalten wurde. Wir bezweifeln nun gar nicht, daß die bei dieser Gelegenheit eingestreuten Bemerkungen über das Smithsonian'sche Institut und die amerikanische Gelehrtenwelt für viele Leser von Interesse sein werden; zwischen die Fixsterne und Nebelflecke des „Kosmos“ gehören sie aber trotzdem nicht.

Und was ist das für eine Pedanterie, und keine Aufschrift, kein „Letter from Baron Alexander de Humboldt, Berlin, to Dr. J. G. Flügel, Leipzig“, kein Wohlgeboren, Hochwohlgeboren oder Excellenz zu ersparen! Die Couverts hätte unser sorgsamer Archivar nur ruhig in den Papierkorb werfen können!

Zurückgekehrt zum „Kosmos“, mit der Besprechung der damals erschienenen vier Theile desselben zu Stande gekommen, bringt der Verfasser zu Anfang des vierunddreißigsten Kapitels auch noch bei, was über den inzwischen erschienenen, von Humboldt theilweis im Manuscript hinterlassenen Schlußband des berühmten Werks irgend bekannt geworden ist, und weist nach, daß die Arbeit, ja der Druck an demselben bei Humboldt's Tode weit genug vorgeschritten gewesen sein müsse, um das spätere Erscheinen desselben unerklärlich zu machen.

Dann wird die Aufnahme geschildert, welche die verschiedenen Bände des „Kosmos“ im Erscheinen bei ihrem außerordentlich gemischten Publikum fanden. Der von Ludmilla Affing herausgegebene Briefwechsel zwischen Humboldt und Varnhagen muß hierzu dem anfänglich so zarten Verfasser eine seiner unzarresten Stellen, die auf den Prinzen Albert bezügliche, herleihen. Daß dieser Briefwechsel zu einem Gemälde von Humboldt's Greisenalter jetzt überhaupt den meisten Stoff geben muß, ist billig zu erwarten. Wir finden daher auch die fleißige Benutzung desselben zur Gestaltung der Kapitel 35—37, welche die Ereignisse bis zu Humboldt's Tode darstellen, an sich nur lobenswerth, zumal der Verfasser auch die übrigen, oft sehr vereinzelt Quellen keineswegs vernachlässigt hat. Sene kleinen Bosheiten in Humboldt's Briefen freilich, welche einige der mit Recht geachteten und beliebtesten deutschen Fürstenfamilien gehässig treffen, hätten wir hier lieber ganz vermisst oder wenigstens nur mit Bemerkungen des Verfassers wiedergegeben sehen mögen, welche die von ihm lobenswertherweise angestrebte feinere Charakteristik Humboldt's forsetzten und glücklich hinauskührten.

Die schreienden Fehler nehmen gegen das Ende des Buchs hin leider nicht gerade ab. So sagte Seite 374 eine Anmerkung: „Stahl's Organ war die *Neue Preussische Staatszeitung*.“ *Crimen laesae majestatis!* Wo lebt denn der Verfasser der „Memoiren“, um die *Kreuzzeitung* als preussische Staatszeitung zu kennen? Das

schmeckt ja ganz nach französischen und englischen Literaturreisethümern über deutsche Zustände.

Der officielle Charakter, den der Verfasser der Kreuzzeitung annimmt, scheint ihm zur Benützung dieses radicalen Parteiblattes veranlaßt zu haben, als es sich um Erzählung der Vorgänge bei Humboldt's Beisetzung handelte. Bekanntlich wurde Humboldt's Leiche am Morgen des 10. Mai 1859 feierlich im Dome von Berlin beigesetzt, um erst abends spät in beabsichtigter Stille nach Regel übergeführt zu werden und bei dieser nächtlichen Ueberholung gab der Pöbel durch Anstiftung von allerhand Unfug und Skandal den gewandten Federn der Kreuzzeitung erwünschte Gelegenheiten, schauererregende Gemälde von den Zuständen der Hauptstadt unter einem liberalen Ministerium zu entwerfen.

Aber wer mag dergleichen nachsprechen und nachschreiben ohne kruzritterliche Motive? Welcher historische, nicht politische Berichterstatter wird davon viel Aufhebens machen, daß sich der Pöbel pöbelhaft betrug? Welcher unbefangene Mensch wird daraus, daß die Hefe der weitläufigen Bevölkerung hinter Humboldt's Leichenconduct „Ein freies Leben führen wir“ herbrüllte, gar einen neuen Beleg ableiten wollen für die Wahrheit der goldenen Dichterworte:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn!

Was hat der Abschaum einer großstädtischen Bevölkerung von 500000 Menschen mit der „strahlenden Erhabenheit“ Humboldt's zu thun? Das Gefindel will sich amüsiren, einfach amüsiren nach seiner verworrenen Art, und die nächtliche Beisetzung unsers größten Naturgelehrten schien ihm dazu ein gerade ebenso passender Anlaß, als einst die Ueberführung der Reste Friedrich Wilhelm's III. von Berlin nach Charlottenburg, als neuerdings der Commerc bei der Universitätsjubelfeier, der Abend des Schiller-Tags oder die Krönungsillumination. In unserm reiz citirten Musterlande öffentlicher Freiheiten, England, kräht kein Hahn darüber, wenn der hauptstädtische Pöbel, häufiger als bei uns, von den Constablern mit Stockhieben bedient werden muß. Jedermann findet es in der Ordnung, daß der Pöbel Unzucht treibt und dafür Beulen empfängt. *)

Das achtunddreißigste Kapitel der „Memoiren“ ist geschrieben, um als Schlusskapitel zu dienen. Es folgen darauf noch etwa 80 Seiten „Notizen und Erläuterungen“ im Geschmack der frühern, zum ersten Bande gehörigen. Unter mancherlei alles Mögliche betreffenden Notizen, findet sich hier auch eine Nachricht über „Humboldt's Erben“, die ganz gerignet ist, uns den Abschied von den „Memoiren“ leicht und heiter zu machen.

Der Verfasser gedenkt der fünf von Wilhelm von Humboldt einst hinterlassenen Kinder. Aus Schleier's „Erinnerungen“ (II, 560—615) konnte er hier das Nöthige mühelos entnehmen: es war kaum etwas nachzutragen,

*) Es dürfte jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß bei feierlichen Anlässen wie die meisten der oben erwähnten sich sogar der londoner Mob herumschlingend benehmen würde als der berliner. D. A. v.

aufser einige Sterbefälle. Leider hat der Verfasser einen andern als diesen sichern Weg gewählt und ist dabei kläglich in den Sumpf gerathen.

„Von den drei Töchtern starb bekanntlich die eine in jungen Jahren.“ Welche denn? Aus dem weiterhin Folgenden geht hervor, daß nur die älteste, Karoline, gemeint sein kann. Im Jahre 1792 geboren, starb sie 1837, also etwa 45 Jahre alt: das nennt man doch nicht gerade „in jungen Jahren“.

„Die ältere, ebenfalls bereits verheirathet, den General von Hedemann.“ Die ältere? Nein, in Bezug auf die vorerwähnte gerade die jüngere, Adelheid, geboren 1800, gestorben December 1856.

„Die jüngere (wir verbessern: die jüngste) vermählte sich mit dem oftmals erwähnten Minister Bülow, aus welcher Ehe ein einziger Sohn hervorgegangen ist, der im verfloffenen Jahre als preussischer General in Berlin verstarb.“ Wahrhaft Kalkaffsche Lügen! Aus einer 1821 geschlossenen Ehe soll ein Sohn hervorgegangen sein, der 1860 als preussischer General starb! Ein in Friedenszeiten bei uns unerhörtes Avancement!

In Wahrheit hatte die Ministerin von Bülow einen Sohn und vier Töchter, und ihr einer Sohn, Bernhard von Bülow, ist nicht im vorigen Jahre als General gestorben, sondern hat vor kurzem das Lieutenantexamen glücklich hinter sich gebracht und ist jetzt ein schmucker Husar! Der verstorbene General aber war kein anderer als der alte Herr von Hedemann, der Gatte Adelheid's von Humboldt.

Genug! Diese Bemerkungen und Einwürfe werden hinreichen, um unser im ganzen nicht sehr günstiges Urtheil über die „Memoiren Alexander von Humboldt's“ zu rechtfertigen. Wir glauben deshalb hier schließen zu können, obgleich die „Memoiren“ mit dem erwähnten Schlusskapitel (dem achtunddreißigsten) und den langen „Notizen und Erläuterungen“ dahinter noch nicht zu Ende sind. Die mittlerweile erschienenen Wernhagen'schen „Tagebücher“ haben den Verfasser veranlaßt, seinem Werke ein abermaliges Schlusskapitel, das neununddreißigste, anzuhängen. Wir sind der vielen Anhängsel und Nachträge inzwischen müde. 52.

Religiös-social-politische Streitschrift für Israel.

Rom und Jerusalem! Die letzte Rationalitätsfrage. Briefe und Noten von M. Heß. Leipzig, Wengler. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Kein denkender Mensch kann unerkennlich dafür sein, daß das jüdische Volk die Jahrtausende hindurch, wo das übrige Menschengeschlecht die Idee eines alleinigen Gottes, „Schöpfers des Himmels und der Erden“, theils in phantastischen, spielenden, schöngestigen oder barbarischen Symbolen verloren hätte, als einziger Erhalter und Erreter dieser Idee gewaltet hat! Der kleine Erdwinkel von Kanaan wird dem Geschlechte der Menschen deshalb ewig heilig und theuer sein müssen, weil von der ganzen bewohnten Erde in ihm einzig und allein die Vorstellung

eines einzigen Gottes, als Herrn der Menschengeschichte, sich retten und sich aller Zukunft des Geschlechts erhalten konnten! Ein gewisser Stolz hierauf, eine gewisse Zuversicht als eines gottberufenen Volks, ist dem Judenthum daher nicht zu verübeln. Sie sind vielmehr dazu berechtigt. Denn ein besonderes Volk müssen die Juden doch wol sein, weil sie in jenen Jahrhunderten sinnlicher oder symbolischer Vielgötterei auf der ganzen Erde der einzige Menschenstamm waren, dem die reine Gottesidee innewohnte. Indes hat dieser gerechte Stolz seine Grenzen, wie alles überhaupt, was recht ist. Der gelehrte Verfasser, Geschichtskenner und Philosoph aber überschreitet diese Grenzen, wenn er die jüdische Nationalität von der Gottesidee absondert und für dies so gesonderte jüdische Volksthum gewissermaßen das Primat unter den Völkern der Erde in Anspruch nimmt; ja er widerspricht sich darin selbst, wenn er das Christenthum zwar einen Abfall, aber einen nothwendigen nennt. Er verletzt ferner unsere deutschen Gefühle, wenn er Verwirklichung dieses Primats von den Grundsätzen der Französischen Revolution und von dem Volke der Franzosen erwartet, und er irrt, wenn er überhaupt an ein zukünftiges nationales Reich der Juden glaubt. Das Wort ist gesprochen; die Juden sind als Flüchtlinge unter die andern Völker gemischt: sie bestehen nur so lange, sie erfüllen nur so lange eine geschichtliche Mission, als sie im passiven Widerstand gegen die andern Nationalitäten verharren, denen sie als ein Ferment, als ein heilsamer Sauerteig beigemischt sind, nach dem Willen der Weltregierung! Sie gehen zu Grunde bei jeder Veränderung dieses Verhältnisses, sei es nun, daß sie sich mit den andern Völkern amalgamiren und in ihnen aufgehen, sei es, daß sie ein Reich für sich bildeten; denn in beiden Fällen wäre ihre Mission zu Ende!

Hätte der Verfasser sich dies gesagt, hätte ihm diese Wahrheit eingeleuchtet, so würde er ein minder excentrisches, aber um so werthvolleres Buch geschrieben haben; denn auch so, wie es jetzt vor uns liegt, oft übertrieben, oft un wahr, oft von Irrthum geschädigt, voller Feindseligkeit gegen den germanischen Geist, voller argen Vorurtheils für das romanisch-französische „Volkswesen“, ist es ein wirklich merkwürdiges und sehr lehrreiches Buch.

Die Schrift besteht aus Briefen und Aphorismen, für eine Freundin geschrieben zu einer Zeit, wo der Verfasser, nach langer Abtrünnigkeit von seinem Volk und dessen Glauben, in den Schoß seiner Väter und ihres Glaubens zurückkehrt. Er hat sich etwas versucht in der Welt, ist dies und das, auch Zeitungredacteur und Correspondent liberaler Blätter gewesen: nun ist er wieder Jude, ein Mitglied der ersten unter allen Nationalitäten der Welt geworden und will die Fahne dieses seines Volks fortan hoch halten! Er beginnt mit dem Preis dieses wunderbaren Volks: seine humane Weltbetrachtung, die einzige, welche kein anderes Volk zu bewältigen strebt, seine Sittenreinheit, seine Familienliebe, die zum Quell der Erlösung des Menschengeschlechts geworden ist; denn jeder Jude, sagt er, hat noch heute den Stoff zu einem

Messias in sich, jede Jüdin den zu einer mater dolorosa. Dann seine Intelligenz, seine Gotteserkenntniß, angeprägt in der erhabensten Religion, in der Spinoza's, die uns lehrte, daß wir nur in Gott sind, nicht erst nach dem Tode, sondern gegenwärtig: daß wir nicht zu ihm auffahren, er nicht zu uns niedersteigen oder sich neigen kann; denn wir sind in ihm und er in uns, u. s. f. Der moderne Unsterblichkeitsglaube ist dem Alten Testament fremd; wir sind schon jetzt unsterblich: die Auferstehung ist nicht für den einzelnen da, sondern für die Menschheit. Alle jüdischen Gebete sind Collectivgebete für das Volk, alle Trauer- und Freudenfeste sind patriotische: das ganze Judenthum ist nichts als Nationalität. Daher der Haß der übrigen, besonders der germanischen Nationalität gegen das Judenthum; dieser Geist aber wird durch die Romanen, die Franzosen (!), gebrochen werden. Judäa wird wieder ersehen! Dies sind einige von den Grundideen des Verfassers, welche wir dem Leser schuldig waren.

Der Irrthum darin ist leicht zu erkennen. Denn gerade deshalb, weil die Juden mit ihrer Nationalität sich zwischen die politischen Fugen der übrigen Völker fremdbartig hineinbrängen, gerade deshalb, weil sie also ihre Nationalität schlecht wahren, deshalb trifft sie der Haß, über den der Verfasser klagt; und gerade, weil dies in Frankreich von den Juden viel weniger geschieht als in Deutschland, sind sie dort geachteter und kein Gegenstand der Antipathie des Volks! Und weiter: Ist es denn nicht ein reines Phantasiebild, ohne alle Wirklichkeit, das der Verfasser sich von seinem Volke vorzaubert? Wo sind denn in der Wirklichkeit jene messianischen Gestalten, jene matres dolorosas anzutreffen, die er überall findet? Und endlich, welches phantastische Spiel treibt er mit den Doctrinen der Französischen Revolution, mit dem humanitären Volkswesen der Franzosen? Warum verläßt er sich auf ihre Tapferkeit, statt auf die seines Volks? Ja schließlich, wie kommt er dazu, Spinoza als einen „Messias“ hinzustellen, ihn, den erhabenen Geist, den unvergleichlichen Denker, den das ganze Judenthum als einen „Abtrünnigen“ verleugnet hat?

Der Verfasser macht ferner die germanische Rasse dafür verantwortlich, daß statt des einheitlichen Geschlechtscultus der Dualismus des Christenthums, Spiritualismus und Materialismus, die isolirte Existenz statt der einheitlichen, die Apotheose des Individuums statt der göttlichen Einheitsewelt zur Herrschaft gelangt sei. „Das Christenthum“, sagt er S. 38, „sah in den nordischen Rassen als Naturanlage vor, was bei ihm selbst nur eine Folge des Untergangs der alten Nationalität war: ich meine jene Lebensanschauung, die weder in der Natur noch in der Geschichte ein einheitliches Band göttlichen Lebens, sondern überall nur isolirte Existenzen erblickt.“ Auch dies ist ein Irrthum: denn das Christenthum verleugnete zwar die Nationalität, dafür lehrte es aber die Brudersliebe für alle Menschen, und jeder Christ betet das „Vater unser“ nicht für sich, sondern für uns, d. h. alle Brüder.

Können wir hiernach diesen Theil des Buchs mehr oder minder für verfehlt und für ein reines Phantasiebild erachten, so hat uns ein anderer Theil desselben doch eine lebhaftere Theilnahme abgewonnen. Es ist dies die Lebens- und Lehrgeschichte des Heilands nach der Anschauung und aus der Feder eines jüdischen Gelehrten und strengen Denkers. Die ganze Lehre Christi, soweit sie sich von der alttestamentarischen Gottesbilder entfernt, ist ihm die Geheimlehre des Esäerbundes, der sich zu dem Schriftgelehrtenthum etwa so verhielt, wie das Freimaurerthum zu der christlichen Kirche. Vermöge seiner galiläischen Abstammung kann Jesus unmöglich auf der Höhe der Seesegskunde Hillel's und Schammai's gestanden haben. Allein was ihm an Wissen abging, ersetzte er durch das Gemüth; mit diesem wandte er sich den Armen und Unwissenden zu, ihnen enthüllte er sich in tiefstüchlichem Ernst, Adel und Lebensheiligkeit. Freiwillige Armut, Gütergemeinschaft, Eherei vor dem Eide, Heilung der Besessenen — alles esäische Lehren, mit welchen er das Werk des Esäers Johannes fortzusetzen trachtete; die Freizügigkeit vom nahenden Himmelreich, das esäische „Watern“, genügten indes doch bald nicht mehr zu einer großen Wirkung: es bedurfte mehr hierzu, als bloß das Judenthum zu verinnerlichen. Es bedurfte der Messianität. Bis dahin hatte Jesus diese nie in Anspruch genommen: er hatte an dem Judenthum nicht gerüttelt, selbst die Unsterblichkeit der Seele war kein Theil seiner Lehre. Da trat am Fuß des Hermon, unweit Cäsarea Philippi, auf das Andringen seiner Jünger, das Geheimniß aus seiner Brust. In dieser geheimnissvollen Geburtsstunde des Christenthums ließ er sich von seinen Jüngern das Wort „Messias“ abpressen, verbot ihnen aber, davon zu sprechen. Sich selbst nannte er niemals mit diesem Worte, sondern gebrauchte dafür die bei den Esäern gebräuchlichen Bezeichnungen: „Sohn Gottes“, „Brot des Lebens“ und ähnliche. Mit dieser That verfiel er aber der öffentlichen Meinung, dem jüdischen Gesetz und der Verfolgung der politischen Gewalt, während die Jünger ihn ihrerseits antrieben, sein Werk endlich „sehen“ zu lassen. So trat er den gefährlichen Weg nach Jerusalem an; was nun folgt, gehört aber wol der Dichtung an.

Der Verfasser bestreitet als unmöglich den triumphirenden Einzug, die Reinigung des Tempels von den Wechsellern und Verkäufern, corrigirt die Gerichtsverhandlung in vielen Punkten und stellt endlich als gewiß hin, daß Jesus vom Sanhedrin wegen „Gotteslästerung“ (Giddus) zum Tode durch Steinigung verurtheilt und die Kreuzigung erst nach seinem Tode erfolgt sei. Judas Ischariath war als „Zeuge“ gewonnen, denn daß er den Heiland den Esäern erst persönlich habe bezeichnen müssen, ist völlig undenkbar. Ebenso war es nicht der Große Rath, der Jesus verurtheilte, sondern das kleine Sanhedrin von 23 Mitgliedern, was man aus dem Bericht des Kaiphas ersieht, der nicht Präsident des Großen Raths war. Pilatus kam bei diesem Urtheilspruch gar nicht in Frage: er hatte nur die Ausführung desselben

zu gestatten, nachdem er den Heiland über die politische Seite seines Auftretens befragt hatte und Jesus der Frage ausgewichen war. Daß er ihn für unschuldig erklärt habe, ist ebenso völlig sagenhaft, wie die Geschichte seines Kreuzestodes. Der Verfasser schließt:

So endete der Mann, der an der stillen Besserung seines Volks redlich gearbeitet hatte, als Opfer — eines „Missverständnisses“. Sein Tod war die unschuldige Veranlassung unzähliger Leiden seines Volks; Millionen gebrochener Herzen haben seinen Tod noch nicht abgebußt: Golgatha wurde für die Weltgeschichte ein neuer Sinai!

Und weiter:

Erst als endlich nach langen Kämpfen die Morgenröthe der Humanität, der modernen Civilisation in den niederländischen Freistaaten ihre milden Strahlen über eine bessere Welt ergoß — konnte ein Jude das Signal geben, daß der geistige Entwicklungsproceß der Menschheit sich vollende!

In der nun folgenden Untersuchung über die „genetische Weltanschauung“ und die Widerlegung der jüdischen Missverständnisse der Lehre Spinoza's können wir dem Verfasser hier nicht weiter folgen; denn er ist hier Sachphilosoph. Dagegen müssen wir auf die Abhandlung über den letzten Massenstreik noch einen Blick werfen. Hier wird ausgeführt, daß sich das jüdische Volk mit seinen geistigen Wurzeln an Deutschland zu halten, in politisch-socialer Beziehung aber sich auf Frankreich zu stützen, mit ihm zu sympathisiren habe. Als wenn sich diese beiden Gebiete in dieser Weise trennen ließen! Von Deutschland, heißt es hier, ist für die nationale Wiedergeburt der Völker nichts zu erwarten; diese Frage wird hier als „Schwindel“ von allen Parteien verhöhnt. Hierin hat der Verfasser recht; der deutsche Nationalzug geht eben auf die Genossenschaft, auf die Familie, auf das Individuum, nicht auf die „Nationalität“. Allein wenn der Verfasser fortfährt: „Wissenschaftliche Studien und die Erfahrung des Lebens haben mich zur politischen Sympathie für die Franzosen gestimmt: denn dank ihrer großen Revolution geht heute jede Massenherrschaft, also auch die letzte, die germanische, zu Ende, und weicht der Völkergleichberechtigung“, so gehört dies wiederum in jenes Gebiet wesenloser Phantasiebilder, von dem wir oben sprachen.

Indem wir dem von M. Hess so kühn verkündeten Untergang der germanischen Massenherrschaft vielmehr die Hoffnung entgegenstellen, daß der urdeutsche Nationalzug auf Familien- und Brudertiebe schließlich alle Völker der Erde umfassen werde, entlassen wir den gelehrten Verfasser mit dem Wunsche, daß ihm die wahre Mission seines Volks nach und nach deutlicher werden möge, und danken ihm für den kühnen und offenen Ausdruck der Gedanken, die allerdings in sehr vielen seiner Glaubensgenossen, bewußt oder unbewußt, lebendig sein mögen; denn es ist immerhin etwas werth, seinen Gegner ganz und genau zu kennen! Wir wenigstens bekennen, aus dieser social-politischen Streitschrift gar viel gelernt zu haben, weit mehr als uns eben erwünscht war.

4.

Jahn's Selbstvertheidigung aus dem Jahre 1824.

Selbstvertheidigung von Friedrich Ludwig Jahn. Mit einem Vorwort von Eduard Buchhardt. Leipzig, Reil. 1863. 8. 24 Ngr.

Der erste deutsche Privatmann, dem es gelang, eine öffentliche politische Rolle zu spielen, war im Grunde Friedrich Ludwig Jahn, dessen „Kolberg“ am 9. October 1824, im sechsten Jahre der Untersuchung und im fünften Jahre der Einbannung“ datirte Selbstvertheidigung wir hier mit einigen Worten besprechen wollen. Wenigstens war Jahn in gewissem Sinne der erste deutsche Volksagitator, der sich aber von den Agitatoren anderer Nationen dadurch unterschied, daß es zunächst nur die deutsche Jugend war, auf die er wirkte und zu wirken suchte. Neben ihm könnten vielleicht noch Arndt und Görres genannt werden; diese aber waren mehr Männer der Feder, während Jahn, obgleich ihm auch ein energischer Ausdruck in der Schrift zu Gebote stand, seine größten Erfolge durch das lebendige Wort erzielte. Das Eigen am Schreibtiſch war Jahn's Sache nicht; im Wandern, unter freiem Himmel, unmittelbar inspirirt sprach er am liebsten, kurz, schneidend, schlagend, auch wol derb witzig und epigrammatisch, und dies unterscheidet ihn von den spätern mehr parlamentarisch und doctrinär gebildeten öffentlichen Sprechern in Deutschland, die fast sämmtlich die Gabe des Witzes und Humors nicht besaßen und endlos lange Reden zu halten gewohnt waren, bei denen dem Zuhörer das Gehör eher ermüdete, als dem Sprecher die Zunge. Es ist wahr, Jahn hatte, wie ihm auch wol von Zeitgenossen vorgeworfen worden, etwas von einem Schauspieler, er spielte als „Turnvater“ und als „Alter im Part“ seine Rolle, und er verfiel dabei selbst in Caricatur; aber auch größere und in der Weltgeschichte noch berühmtere Männer haben sich schauspielerischer Mittel bedient und etwas vom Charlatan gehabt. Das ist eben Mittel zum Zweck, die Menge will es einmal so, und einige schauspielerische Eitelkeit wird man denen, welche eine öffentliche Rolle spielen, wol zugute halten müssen. Gegen Ende seines Lebens wurde Jahn von einem wahrhaft tragischen Schicksal erreicht, obgleich er eine durchaus harmlose Natur war und weder von seiten der Reaction noch von seiten der Revolution die Anfeindungen und Verfolgungen verdient hatte, durch die man ihm die Ehre anthat, ihn zu einer wirklich historischen Person zu erheben und auf sein Dasein den Accent eines tragischen Pathos zu drücken.

Jahn selbst beabsichtigte, seine wie schon bemerkt 1824 in Kolberg verfaßte Selbstvertheidigungsschrift bei Lebzeiten zu publiciren, aber dringende Abmahnungen und gebietende Rücksichten bestimmten ihn endlich, von diesem Vorhaben abzulassen. Jetzt erhalten wir sie aus den Händen seines jüngern Freundes Eduard Buchhardt. Dieser bemerkt in der Vorrede: „Die nachfolgenden Blätter enthalten die Selbstvertheidigung Jahn's, wie er solche zu Kolberg niedergeschrieben und nachmals beim Oberlandesgericht zu Frankfurt a. D. eingereicht hat. Nur bei Ausarbeitung des rechtlichen Theils und der Gesetzanwendung trat ihm der ehemalige Kriegsrath, derzeitige Stadtsyndikus Haenisch zu Kolberg helfend zur Seite. Dieß man aber diese Blätter mit unbefangenen Augen durch, so weiß man wahrlich nicht, wie es möglich sein konnte, Jahn wegen der ihm angeschuldigten Verbrechen und Vergehen fünf lange Jahre in mehr oder minder schwerer Haft zu halten. Und doch waren seine Richter Männer, die als rechtlich und unbeflehtlich genannt und geachtet wurden. In unsern Tagen würde sicher kein Staatsanwalt und kein Gerichtshof es unternehmen, einen Angeschuldigten auch nur auf Tage der Freiheit zu berauben, gegen welchen so nichtsagende Beweise vorlägen, wie diejenigen, die man gegen Jahn vorzubringen wagte, gegen einen Mann vorzubringen wagte, der sich in den schlimmsten Zeiten die bleibendsten Verdienste um das Vaterland erworben hatte. Man sieht hieraus recht deutlich und klar, wie leicht es den Regierungen wird, Strafurtheile gegen einen Mißliebigen auszuwirken, solange nicht Öffentlichkeit und

Mündlichkeit mit Geschworenengerichten den Angeschuldigten zur Seite stehen. Mögen wir immerhin zugeben, daß in manchen der Jahn'schen Turner ein fester, übermüthiger Geist vorwaltete, der mit einem gewissen Troke zur Schau getragen wurde; mögen wir zugeben, daß Jahn, während er die Körper seiner Turner rührte, es oftmals unterließ, der Schönheit und Anmuth des Geistes Rechnung zu tragen; mußte man deshalb das Kind mit dem Bade verschütten und wegen einiger kleinen Auswüchse den kräftig schönen Baum gleich an der Wurzel fällen? Wollen wir auch nicht leugnen, daß Jahn in den Vorträgen, welche er im Jahre 1817 zu Berlin über deutsches Volksthum hielt, manch festes Wort in einer rauhen, fast unanständigen Form vortrug, so war in diesen Reden doch des Trefflichen und Herrlichen so unendlich viel enthalten, daß man leicht über zu rügende Mängel hinwegsehen konnte.“

Mit Recht fragt Eduard Buchhardt zum Schluß seines Vorworts: „Und was hat die Härte der preussischen Regierung gegen Jahn geholfen? Man hat Jahre hindurch einen seiner tüchtigsten Männer dem Vaterlande entzogen, man hat ihn auch nach seiner Freisprechung herumgeschickt wie ein Wild, aber die Sache, der er sein ganzes Leben gewidmet, ist endlich doch freigeblieben, und das Turnwesen hat sich durch ganz Deutschland zu einer kaum geahnten Blüte entfaltet. Fast in jeder Turnhalle prangt Bild oder Büste des „Vater Jahn“, und so hat sich erfüllt, was Jahn vorahnd am Schluß seiner Selbstvertheidigung ausrief: „Die Nachwelt setzt jeden in sein Ehrenrecht, denn der Weltgeschichte Unburt verjährt nicht und brachte noch allemal für verfolgte Unschuld, wenn auch verspätet, den Freispruch, und vernichtete auf ewig der leichtfertigen Blutgerichte Von Rechts wegen!“

Wir erwähnen gleich hier, daß der Herausgeber in seiner Vorbemerkung „An die Leser“ sehr mit Recht hervorhebt, wie wenig es Jahn darauf angekommen sei, die Jugend auch zur Schönheit und Anmuth des Geistes zu erziehen; ja es kam ihm nicht einmal darauf an, die körperlichen Kräftigungen der Jugend in die Linien der Schönheit zu bannen und ihnen die Grenzen vorzuzeichnen, über die sie nicht hinausgehen durften, wenn sie nicht unschön werden sollten; vielmehr waren viele der von ihm in seinen Turnplan aufgenommenen Uebungen geradezu unschön. Jahn selbst war ein derber und eckiger Mann und liebte das Derbe und Eckige. Hellenischer Geist war ihm gänzlich fern, hellenische Schönheit und Anmuth unverständlich. Im ihm kündigte sich bereits der barbarische Abfall von den ästhetischen Principien an, welche die Dichter und Schönheitslehrer unserer classischen Literaturperiode für das deutsche Volk zu erobern getrachtet hatten. Jahn konnte sich deutsche Kraft ohne eine Beimischung von Roheit gar nicht denken; auch waren seine Turner, die eine geschlossene Kaste bildeten, insofern ihres Danks und ihrer herausfordernden Ungeschlachtheit beim Publikum und namentlich bei den Frauen durchaus nicht beliebt. Diese Erziehung der Jugend zu roher Kraft und fanatischer Urdeutlichkeit mochte ihren Sinn und Nuten haben, als es sich darum handelte, eine Wehrkraft gegenüber der bereits Sitte und Sprache bedrohenden französischen Aggression heranzubilden; als aber diese dringende und nächste Gefahr glücklich abgewendet war, hätte neben der Kraft, gerade weil diese bei den Deutschen nur zu leicht in Caricatur und rohe Renommisterei ausartet, in Bezug auf geistige wie körperliche Gymnastik auch den Gesetzen der Schönheit und Anmuth wieder mehr Rechnung getragen werden können.

Jahn hatte es übrigens bei seiner Selbstvertheidigung leicht, denn es lag nichts eigentlich Strafbares gegen ihn vor. Von der Anklage auf Hochverrath, auf Vertheidigung des politischen Mordmordes, auf Verführung der Jugend zu revolutionären und andern gefährlichen Grundtügen u. s. w. hatte man ihn freisprechen müssen; er hatte sich in seinen Schriften zu entschuldigen gegen alle gewaltsamen Umwälzungen, gegen alle Geheimverschwörungen und für das Königthum ausgesprochen. Unter seinen Papieren fand man nichts vor, was in dieser Hinsicht

ingend gegen ihn hätte beweisen und einen wesentlichen Anhalt für einen Hochverrathsprozess hätte bieten können. Dennoch erhielt er erst eine fünfzehnjährige Freiheitsberaubung; dennoch wurde er „wegen angeblich wiederholter, unehrerbietiger und frecher Neugierungen über die bestehende Verfassung und Einrichtungen im Staate, ohne Rücksicht auf die ohne Urteil und Recht, gegen die Vorschriften der Criminalordnung, sowie gegen das Gesetz und die Anträge der mit den Befugnissen und Rechten eines Criminalgerichtshofs eingesetzten Immediat-Untersuchungskommission zu Berlin“, ohne Rücksicht auf die schon erlittene fünfzehnjährige Freiheitsberaubung noch mit der höchsten gesetzlichen Strafe, einem zweijährigen Festungsarrest, von dem als Spruchbehörde anderseits und erwähnten königlichen Oberlandesgericht in Breslau belegt, und es ist dies das Urtheil, „gegen welches seine allerdings sehr wortreiche, nicht weniger als 231 Druckseiten und außerdem noch eine 24 Seiten starke Vorrede umfassende Selbstvertheidigung gerichtet ist. Das Verfahren gegen ihn erinnert mehr an die Willkür und Härte, wie sie in Neapel unter den Ferdinands üblich war, als an eine auf Recht und Gesetz gegründete Rechtspflege in wohlorganisirten Staaten. Er wurde von dem Krankenlager eines sterbenden Kindes weggerissen, anfangs wie ein schwerer und gefährlicher Verbrecher behandelt (Belastung mit Ketten, Verzehren der kleingeschnittenen Speisen im Beisein des Stadmeisters oder der Schildwachen u. s. w.), und als seine Gekerktheit, die ihm ins Elend auf die Ferkung folgte, durch Kummer und Gram aufgesehen worden, wurde es ihm verweigert, sie zu ihrer Ruhestätte begleiten zu dürfen.

Jämmerliche Privatdenunciationen kamen den Absichten der officiellen Gegner Jahn's zu Hülfe. Jahn hatte einmal in einer seiner öffentlichen Vorlesungen behauptet: „Wer seinen Kindern die französische Sprache lernen oder lehren läßt, ist ein Irrender; wer darin beharrt, sündigt gegen den heiligen Geist. Wenn er aber seinen Töchtern französisch lehren läßt, so ist das ebenso gut, als wenn er ihnen die Hurerei lehren läßt.“

Dies ist nun eine jener zugleich lächerlich übertriebenen wie im Uebermaß aufkündigen Behauptungen, die vorzugsweise im Geschmacke Jahn's waren; aber um sie zurückzuweisen, hätte es hingereicht, wenn das Auditorium sofort Zeichen der Mißbilligung zu erkennen gegeben oder dazu die öffentliche Presse benützt hätte; statt dessen richtete der auch als Schriftsteller bekannte Hauptmann Deder, derselbe, welcher später seinen Recensenten Bodhausen von der Ueist im Zweikampf erschoss, ein denunciantorisches Schreiben an den Fürsten Staatskanzler, worin es unter anderem heißt: „Ein jeder rechtschaffene Hausvater wird mit mir einverstanden sein, daß, wer seinen Töchtern die Hurerei lehren läßt, ein zum Pranger, Staupfosten, Brandmarke und Landesverweisung reifer Bösewicht ist: folglich ist das vom Herrn Jahn gewählte Bild (das darin liegende Ueble und Anstößliche ganz beiseite gesetzt) ein beleidigendes, die Ehre eines Hausvaters angreifendes. Daß es aber öffentlich aufgestellt wurde, ist empörend.“

Der Denunciant unterläßt auch nicht, im Verlaufe des Schreibens in bösslicher Absicht daran zu erinnern, daß ja auch die Töchter des Monarchen selbst diese Sprache lernen, und er ruft dabei in einem Anfall hochroyalistischer Loyalität aus: „Wohl den meinen, wenn sie sich jene zum Vorbild und Muster nehmen!“ Die Denunciation führte in der That zu einem lebhaften Schriftwechsel zwischen Jahn und dem Staatskanzler, welcher letztere zwar in seinem Rescript vom 8. Juni 1817 erklärte, daß die Regierung „aus Achtung für die Freiheit der Meinungen“ sich abhalten lasse, Vorlesungen zu verbieten, „die sich Mergerniß geben“, dem Redner jedoch wegen „grober Verungung alles Anstandes“ und „einseitiger Leidenschaft“ eine Rüge ertheilte.

Im übrigen läßt es Jahn in seiner Vertheidigungsschrift nicht daran fehlen, mit etwas zu breiter Ruhmbegierde seine patriotischen Verdienste herauszukreischen, unter anderem auch ein Belobungsschreiben der philosophischen Facultät zu Kiel anzuführen,

welches Jahn einen „hominem mente solido, moribus antiquis, eloquio profundo ac tonante, nulli magis quam Luthero comparandum“ u. s. w. nennt; aber sicherlich wird man Jahn doch recht geben müssen, wenn er von sich sagt: „Hat ihm (Jahn) gleich der Zufall seine Gelegenheit zu schimmernden Großthaten dargeboten, so hält wol solcher augenblicklichen Erscheinung die fortgesetzte Thätigkeit vaterländischen Strebens die Wage. Hat er gleich nicht einzelne aus dem Wasser gezogen und aus dem Feuer gerissen, so hat er doch tausende junger Seelen vor den Sündfluten und Lastbränden bewahrt, in die ganze Menschenalter versanken.“

Ueberhaupt erhebt sich Jahn gegen den Schluß des Actenstücks stellenweise zu schwunghafter und zugleich origineller Rede, so wenn er sagt: „Gott, der Herr der Heerscharen, mußte sich aufmachen und als Weltrichter im Völkergewitter erscheinen, damit die Zeit, so an Gott, Weltordnung und Menschheit gefesselt, wieder glänzig würde. Volksstimme — Gottesstimme. Und sie war erst ein Athmen, Senzen, Lispeln und Raunen; dann ein Gemurmel lauter und heller; endlich Rede voll Klage, Warnung, Trost, Rath, Zorn und Ingrimm mit Geschenken und Weissagung; eine Offenbarung der Siegestage, so nachher Volksfest geworden. Da kam der Geist Gottes über das deutsche Volk, erst im leisen Anhauch, bald im lauten Wehen, dann mit Bindeschwingen, im Wirbelsturm, in des Orkans Gefaust und Gebrause. Da war sein Knien, Knechten, Liegen, Hocken, Sigen, Besessenheit — da war Erstehen, Aufstehen, Auferstehen, Gehen, Wandern, Wallen, Wallfahrten, Laufen und Rennen; nach Einem Ziel auf des Vaterlandes heiligem Wettplan, nach dem Friedenskleinod, nach der Freiheit immergrünem Lebensbaum. Wer solches erlebt hat, kann gutes Muthes sein und freudigen Hergens; er hat Zeiten der Begeisterung mitgelebt und das göttliche Walten im Vaterlande erfahren.“

Wir haben oben Jahn's Schicksal ein tragisches genannt, und tragisch war es. Früher als Hochverräter von oben gemessen, war er, dem man nun wieder in deutscher Weise nach dem Tode des im Leben Verfolgten, Denkmale errichtet und einen pietätvollen Cultus widmet, als hochbetagter schwacher Mann im September 1848 in Gefahr, als Hochverräter von seiner eigenen Brut, den Turnern, gemessen, ja gelyncht zu werden. Das griff ihm tiefer ans Herz als alles, was er früher von oben her erduldet hatte. Sein Muth, seine Hoffnung waren gebrochen; sein Leben und Wirken schien ihm ein leeres Blatt; verzagend blickte er in die Zukunft des nach seiner Meinung sich von innen heraus auflösenden deutschen Volks, auf das er mit einem Tone, der die Zuhörer erschütterte, jene mächtigen Worte anwandte, mit denen der Prophet Jeremias seinen Landesgenossen den Untergang und das Gericht Gottes weissagte.

A. M.

Zur Erzählliteratur.

1. Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arnolds. Von Ernst Willkomm. Vier Theile. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Agr.
2. Die Familie Friedemann. Roman von W. von Diefel. Bromberg, Levit. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Drei Freunde. Roman von P. J. Willden. Zwei Bände. Hannover, Kämpfer. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Agr.
4. Rebel und Sonnenchein. Roman aus der Gegenwart. Von W. Grothe. Drei Bände. Berlin, Sandrog u. Comp. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Agr.

Zuerst handeln wir von Ernst Willkomm's „Männern der That“ (Nr. 1). Heute ist bei vielen Dichtern mit dem Mythenreis das Schwert verfallen. Das ist begreiflich, das ist schön; es kann fast nicht anders sein. Es würde durchaus unrichtig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle solche Bücher Tendenzschriften wären. Eine Tendenzschrift kann nur dann

wirken, wenn sie auf einen concreten Gegenstand mit ganz concreten formirten Gedanken hinwirkt; dies ist die Sphäre des politischen Pamphlets. Ich meine, wir deutschen Autoren haben die Ueberzeugung, daß wir in dieser Gattung den Franzosen bei weitem nicht gleichkommen. Diejenigen unserer Zeitgenossen, welche nicht schon seit längerer Zeit Gelegenheit genommen haben, die Pamphletliteratur der Franzosen kennen zu lernen, werden doch vielleicht die eleganten Proben gesehen haben, welche aus der derzeitigen imperialistischen Schriftstellerclique hervorgehen. Dabei aber wissen wir in Deutschland so gut wie man in Frankreich weiß, daß die Wirkung solcher politischer Pamphlete sehr unsicher ist; um einen solchen Brand zu wirken zu lassen, da müssen noch ganz andere Manöver gemacht werden, als die gewöhnlichen und aussergewöhnlichen sind, welche man verwenden, um mit einem Buche Aufsehen zu erregen. Ich bin der Ansicht, daß die politischen Romane so gut wie die jetzt moderne Sorte der culturhistorisch-biographischen Romane gar nicht geschrieben wird mit einem concreten Zielpunkte, sondern die Autoren stehen eben mit ihren Producten unter der Influence der mit politischen Atomen so stark geschwängerten Atmosphäre, daß sie, mehr oder weniger absichtslos, den Strömungen derselben folgen. Vernünftigerweise können die Autoren mit derartigen Werken auch nicht einmal den Zweck des gewöhnlichen Belehrenden verfolgen; wahrhaftig, wenn Belehrung durch Geschichte uns Deutschen hätte helfen können, wie stark müßte uns geholfen sein, uns, die wir die Historie der Römer und Perser schon in der Tertia kennen und unser ganzes Leben lang die Historie aller Zeiten verfolgen. Und dazu hatten wir Deutsche auch noch von Zeit zu Zeit freisinnige Köpfe, von Ulrich von Hutten bis zum alten Schöber hinunter, von den neuen nicht zu sprechen; aber die haben durch ihre Belehrung ebenso wenig ausgerichtet, wie die Verfasser jener historischen Schauspiele aus den letzten dreißiger und vierziger Jahren: diese „Karl der Fünfte“, diese „Johann Friedrich“ und wie sie alle heißen mögen, was waren das für Declamationsübungen, voll der armseligen Tiraden und der damals so wohlfeilen Schlagwörter; bemitleidenswerth war dergleichen, aber nicht einen Gymnasiasten, der Beders's Weltgeschichte doch kennen muß, konnten sie belehren; von begeistern kann ohnehin nur die Rede sein, wo Geist lebendig ist.

Ich meine, Willkomm besitzt Unparteilichkeit genug, um zu wissen, daß unsere Zeit viel zu bläst ist, um sich durch seinen „Arndt“, oder vielmehr durch den obengenannten Roman „Männer der That“, begeistern zu lassen; unsere Zeit ist viel zu sehr bläst oder matt, um nach der Lectüre eines solchen Buchs Aehnliches zu thun wie Arnold von Winkelried oder wie Raskolnikin. Zu so etwas ist unsere Zeit viel zu matt, das weiß Willkomm vollkommen gut. Nichtsdestoweniger verfolgt und erreicht Willkomm mit diesem oben angezeigten Werke einen hohen Zweck, einen Zweck, welchen der Kritiker nicht erst in das Werk hineinereagirt, sondern welchen der Verfasser hineinlegte. Es will mir nämlich scheinen, als habe Willkomm in diesem Buche die schlimmsten, die am schwersten zu bekämpfenden Gegner der politischen Erhebung Deutschlands für den großen Gedanken dieser politischen Erhebung gewinnen wollen. Ich denke mir unter diesen Gegnern weder die preussischen Feudalen mit ihren Freunden in den übrigen Bundesstaaten, noch gewisse deutsche Fürsten mit ihrem Mattenschwanz von lutherischen Pastoren und Adressenfabrikanten, sondern ich meine jene gewiß nicht zu unterschätzende Zahl von Aristokraten des Geistes und des Geldbeutels, welche bald mittheilend, bald achselzuckend, bald spöttisch hinuntersehen auf alles, was Grundbau der Einheit, Neugestaltung und Erhebung des Vaterlandes heißt. Willkomm's vorliegendes Werk kann allerdings dazu mithelfen, daß solche Pessimisten, oder wenigstens hier und da einer derselben es der Mühe werth hält, die von ihm verloren gegebenen Strebungen der Zeitgenossen nochmals zu durchdenken; und wenn es sich nicht verhindern läßt, daß Arndt und seine Genossen damals mehr Chancen für das Gelingen ihrer Pläne hatten, als wir deren jetzt für uns haben, so kann es doch auch nicht

verloren sein, was die Welt seit jener denkwürdigen Zeit gelernt hat.

Nach allem diesen muß ich bemerken, daß Willkomm's Buch ein Werk von mehr als gewöhnlichem Werth ist, theils durch Reinheit von manchen Fehlern, welche in ähnlichen Werken sich finden, theils durch bestimmte Vorzüge. Ich will gleich hier den Grundfehler bezeichnen, welchen unser Verfasser ganz vermieden hat: er läßt sich nämlich niemals zum Politisiren hinreißen; er verschmäht es ganz und gar Neben zu halten, und von dem heute so beliebten politischen Geschwätz und Schwadroniren findet sich auch nicht die leiseste Spur. Diejenigen Leser, welche, vor Derartigen sich scheuend, die Lectüre dieser „Männer der That“ vermeiden möchten, dürfen dies Werk freudig zur Hand nehmen. Es tritt überhaupt Willkomm's bekanntes Talent auch in diesem Buche wieder stark hervor; dasselbe hat keineswegs einen vorherrschend biographischen Charakter; Willkomm hat einen viel zu treuen historischen Sinn, als daß er Biographie und Roman miteinander vermengen und Wahrheit durch Erleichtertes verfälschen möchte. Denn aus dem Compositum Wahrheit und Dichtung kann doch als Product nichts anderes sich ergeben, als was man Lügenchronik nennt. Ueberhaupt hat der Autor in seinem Buche weniger den Mann, als den Geist der Zeit desselben schildern wollen, und so blieb seiner dichterischen Productivkraft ein weites Feld offen, nämlich Persönlichkeiten und Charaktere zu erfinden, Situationen zu zeichnen und zu malen, Knoten zu schürzen und zu lösen, nicht nach dem Wortlaut der Historie, sondern nach dem Geist der historischen Facta und nach der historisch bekannten Norm der Charaktere. Der Grundgedanke des Buchs, die Erhebung und Befreiung Deutschlands nicht nur, Europas möchte man sagen, ist in diesem Buche Willkomm's aufs mannichfachste variirt; er läßt darin den Leser sehen, wie der Gedanke dieser Erhebung und Befreiung sich anders und doch ähnlich entwickelt und gestaltet in dem Geist und in dem Leben eines Arndt, eines Oseisenan, eines russischen Fürstensohns, eines Landmanns auf Rügen, eines Kaufmanns einer deutschen Reichsstadt, eines Bürgermädchens, dessen Vater baronisiert ist, eines ehemaligen jenen Studenten, der für die Turnerei Propaganda macht u. s. w. In ähnlichen Werken wie in dem vorliegenden haben wir gefunden, daß auch die poetisch sogenannte Liebesgeschichte hineingeht, über die Nothwendigkeit wollen wir hier weder sprechen noch streiten; aber angemerkt muß es werden, daß Willkomm, vom richtigen poetischen Takt geleitet, die Liebesgeschichte niemals in den Vordergrund treten, niemals zu breit werden, niemals aus dem Lichte der Aufgabe seines Werks hinausschreiten läßt; die Freiheit dieses poetischen Sinnes darf die Kritik um so mehr notiren, als nicht wenige berühmte Werke dieser Art den genannten Vorzug vermissen lassen.

Ferner müssen wir es als ein Zeichen von dem poetischen Takt Willkomm's anerkennen, daß aus diesem Werke die Komik verbannt ist; hier geht es zu ernsthaft her, als daß für Komik, geschweige für Spasmachen Platz sei. Shakespears Zeitalter, wo der Clown mit dem tragischen Selbst in derselben Stunde um die Gunst des Publikums buhlte, mögen wir bewundern und als gute Theoretiker die Linie messen, wo Heroismus und Nartheit aneinander grenzen; aber so etwas nachmachen wäre absurd, ein Grabbe sollte darüber zum Fragenmacher werden. Richtig ist es, daß in den „Männern der That“ die Komik zurücktreten muß, an deren Stelle läßt unser Verfasser das Schreckbild treten; aber auch das weiß er mit Maß und mit Würde zu gebrauchen. Anders nämlich, als ich hiermit anbeute, kann ich die Person des Edeln von Werbersheim, eines baronisirten Wieners, ehemaligen Lederhändlers, nicht auffassen. Der gewöhnliche, Zerstreuung suchende Leser mag diese Persönlichkeit flüchtig ansehen, für eine komische Figur halten; ich habe die Ueberzeugung, daß Willkomm gewollt hat, was ich eben anbeute, nämlich ein Schreckbild hinstellen für diejenigen, welche in einer Zeit politischer und

nationaler Erhebung ganz und gar an die niedere Sphäre egoistischen und sensuellen Lebensgenusses sich hingeben. Wenn der Herr von Werberheim bloß ein lustiger, geselliger Wiener in der Panemurkische jener Tage sein sollte, so würde es gar nicht zu begreifen sein, daß die meisten der für und in Politik lebenden Männer dieses Buchs, Kratt selbst, mit diesem Uebeln von Werberheim in Verbindung gesetzt werden, ein Mann, der von sich selbst sagt: „Ich bin ein musterhafter Unterthan, ich politisire mit, ich rasonnire mit, ich denk mit lange nach über die Herrscherei, ich bin immer ein zufriedener Mensch. Eine Ehre ist's, daß sich die Menschheit alleweil um Sachen kümmert, die sie nichts angehen und von denen die meisten halt nichts verstehen. Wozu haben wir Kaiser, Könige und Fürsten? Der soll's Geseß des Schwertes halten in der Hand und die Lage der Gerechtigkeit und was dran herumdammeit, als die Dürftigkeit. Hat der Bürger was dreinzureden? Hat er Salz in die Suppen zu thun, welche die politischen Köche in ihrer Weisheit zusammenquirlen in den Küchen der Kaiser- und Königsburgen? Schmeckt Ihnen ein dampfender Rahmstrudel, wenn Sie selber den Schmand erst probiren und die Limonenschalen leinader sollen, während sich ihre Gedanken in den Nachtzügen ein unsichtbares Rendezvous geben? Oder können Sie lesen, ohne die Buchstaben zu wissen?“ u. s. w.

Jetzt will ich über die Frauencharaktere in dem genannten Willkomm'schen Werke noch einige Worte sagen. Es liegt durch und nicht in der Absicht des Verfassers, in seinem Werke die Frauen eine bedeutende Rolle spielen zu lassen; das ist schon durch den Gegenstand des Buchs bedingt; nichtsdestoweniger sind die in dies Gebiet gehörenden Schilderungen werthvoll. Die Frauencharaktere sind geschildert ganz der damaligen Zeit adäquat; wir finden in jenen Tagen die Mädchen und Frauen häuslich und doch auch gewandt beim Hinaustreten in das Leben; wir finden sie süß und zugleich heroisch; wir finden sie kenntnisreich und doch anspruchslos; wir finden hier und dort etwas Poetisches, aber nichts Dohnmächtiges und Erschlafftes; und wenn das laufende Decennium dies alles zusammen „altmodisch“ nennt, so liegt ein Lob darin. Referent wäre sehr geneigt, dem obigen Buche auch noch einen pädagogischen Nutzen zu vindiciren, indem es einen schönen Contrast aufstellt zwischen der damaligen und der jetzigen Frauengeneration, welche den Schein gewinnt, als lebe sie, trotz aller Sappho's-Poesie und trotz aller Literaturgeschichte für Frauenzimmer, doch nur für den Schneider, für den Robeshändler und den Friseur. Es ist klar, daß in den sämtlichen Werken Willkomm's ein stiller Geist lebt, welcher die Natur des Weibes abelt und verklärt; ich meine, daß er gar keine Freude daran haben könnte, eine moderne Salondame zu schildern; seine Muse ist zu jungfräulich dazu. Wenn auch dieses Buch: „Männer der That“, als Ganzes kein Epos ist, so sind doch leuchtende Spuren von poetischem Talent darin. Ein Moment müssen wir besonders hervorheben. Nämlich sowie im Volkslied sich die größte Kraft oft zur größten Zartheit gesellt, so in den Dichtungen Willkomm's, durch und durch männlich wie seine Productionen sind, findet man in denselben doch jene poetische Zartheit, welcher nur männlich kräftige Seelen fähig sind. In diesen „Männern der That“ ist ein wahrhaft schönes Beispiel davon, wie die harte Natur des jenseitigen Studenten und nachherigen Turnlehrers Alexander von der Sonne der Liebe zuerst berührt, dann nach und nach angeglüht wird, bis er, als die Sonne untergeht, einem Gläser gleich, in seine kalte Höhe still hinaustragt. Ueber dieser schönen Episode in Willkomm's Buch liegt jener melancholische Hauch, den wir aus den Seegeschichten kennen.

Aus allem über dieses Buch Gesagten geht hervor, daß wir darin ein Werk von nicht gewöhnlichem Werth besitzen.

Das deutsche Volk, welches den Gedanken des Familienlebens im prägnanten Sinne des Wortes vertritt, hat allezeit ein großes Interesse gehabt für das Familienhafte in der Kunst, und hat dies Interesse bis zur heutigen Stunde bewahrt. Die

Island'schen Familienstücke, obwohl sich Schiller über sie moquirte, finden noch heute ein zahlreiches und dankbares Publikum; die Familienromane bilden noch immer den Grundstock der Lectüre der alten wie der heranwachsenden Generation; das bekannte Bild des Malers Knauts „Nach der Taufe“, macht, während wir dieses schreiben, eine Rundreise durch deutsche Hauptstädte. Der Deutsche kann einmal nicht anders als aus dem engen Rahmen seines Kammerfensters die Welt betrachten, die ihm noch dazu unendlich viel weniger wichtig ist, als sein Dachkammerthier.

Das Buch „Die Familie Friedemann“, von D. von Wiese (Nr. 2), ist schon seinem Titel nach ein Familienroman, und dasselbe ist wol danach angethan, dieser Gattung neue Freunde zu erwerben. Jedenfalls hat die Ausführung eines Familienromans ihre eigenthümliche Schwierigkeit, von welcher der Unbefangene sich leicht eine Vorstellung machen kann. Nämlich es soll in einem solchen Werke das Bild der ganzen Familie gegeben werden, zugleich aber auch muß zur Darstellung gebracht sein, wie der Geist des Ganzen in der Geistesrichtung, in der Moral, in dem Gemüth, in dem Leben des Individuums zur reichen, oder zur dürftigen, oder zur vollsten Entfaltung und Blüte gelangt. Diese Correspondenz des Einzelnebens zu dem Gesamtneben in stetigem Zusammenhang zu halten ist eine unabwiesbare und eine schwierige Aufgabe; unabwiesbar, weil ohne Erfüllung derselben Familienroman nicht Familienroman wäre, schwierig, weil auf der einen Seite die Klippe der Eintönigkeit, auf der andern die der Weitsehigkeit droht. Das vorliegende Buch gibt sich selbst als Familienroman kund; aber den ausgedehnten Raum, welchen diese Gattung erfordert, gebraucht der Verfasser nicht. Derselbe hat die einzelnen Ereignisse, die einzelnen Situationen, die verschiedenen Konflikte, die reichen Combinationen, die leichten Uebergänge, alles hat er in seinem Geiste vor dem Beginn seines Werks so scharf erwogen, so streng gegliebert, so solid durchgearbeitet, daß er im Schreiben selbst sich um so strammer fassen konnte, weil durch seine geistige Vorarbeit alles Umhertappen, alles Schwanken, alles blinde Schießen ausgeschlossen war. Der Verfasser dieses Buchs hat somit ein wahres Muster für concentrirte Durchführung aufgestellt. Die meisten Autoren einer vergangenen Zeit würden sich gar nicht haben vorstellen können, daß es möglich sei, ein Autor arbeite anders, als nachdem er sein Werk im Geiste zu einem gewissen Abschluß, zur Reife darman's nennen, gebracht habe. In neuerer Zeit, wo Künstler und Dichter mehr im Bewußtsein von selbsteigener Serialität arbeiten, während echte Genialität bewußtloser Geistesreichtum ist, da ist dieser Ernst der Vorarbeit immer seltener geworden. So kommt es, daß manches sogenannte Kunstwerk, auch in unserer Zeit noch, von vorn wie ein Götterbild anzuschauen ist, nach hinten aber in den Schwanz eines Schenkels ausläuft.

Auch was die Gefühlsaltigkeit betrifft, so ist das Werk des genannten Verfassers durchaus befriedigend. Eine große Zahl von Familienromanen laborirt an falscher Sentimentalität, welche bisweilen in Deutschland, auch in Frankreich schon, welche sogar in England Mode war für diese Gattung schriftstellerischer Productionen. Diese falsche Sentimentalität, welche bald ein gar nicht vorhandenes Gefühl fingirt, bald ein vorhandenes übertreibt, bald Ereignisse, Thatfachen, Momente, welche nur mit dem Verstande zu bemessen sind, dem schwankenden Maßstab des Gefühls unterstellt, diese falsche Sentimentalität kann den Familienroman zu einem wahren Monstrum machen, weil sie Absgeschmacktes, Unwahres, Unnatürliches, Willkürliches in bunter, oft toller Reihenfolge aneinander setzt. Das obengenannte Werk räumt in seinen Darstellungen dem Gefühle sein volles Recht ein; das Gefühl gibt sich darin kund als schöne Ergänzung des Verstandes, als Ausgleichung von Gegensätzen, welche zu strapant auftreten wollten, als Erhebung über die Kleinlichkeit des Alltagslebens, als unmittelbares, gewissenmäßig lebendes Wahrheitsgefühl, und in niedrigerer Potenz erscheint es durchweg als Lust, welcher, das tiefere Bewußtsein des Warum entbehrend,

dennoch in Wort, Ton, Miene, Blick und Haltung dasjenige trifft, was dem gebildeten Gefühl des andern wohlthuend, erwünscht und aumuthend erscheint.

Wenn alles dies über das Gefühl und den Taft Gesagte ein Vorzug ist — und ohne Zweifel ist es ein solcher —, so wird man es für gewiß annehmen, daß in diesem Buche von Trivialität auch nicht eine Spur gefunden wird. Auch in diesem Familienroman kommt ein tabakrauchender Vater, ein heirathsfähiger Sohn, eine Kaffee- und Soupergesellschaft, ein Schwiegerkinderchen nach neuester Façon, ein Besuch auf dem Lande vor, aber das Wie, das Woburd, das Warum, das Wohin ist durchweg eigenthümlich und durchweg wahr. Auch an einem heitern Element fehlt es in dem Buche nicht ganz; es zaubert der Verfasser dem Leser bisweilen ein sanftes Lächeln an die Lippe; aber die Komik, namentlich die Komik der Thatsache liegt ganz jenseit der Grenze dieses Buchs. Wie tastvoll ist nicht die Schilderung jener unaussprechlichen Commerzienrätin, welche durch und durch Berlinerin ist; da findet man in der That auch nicht einen Strich mehr als nöthig ist, um sie uns in ihrer ganzen Bornirtheit und Unverschämtheit darzustellen. Gleichermassen tastvoll ist ein Contrast die Schilderung der Gutmüthigkeit der Oberamtswärterin. Wenn der Verfasser seine Farbe auch nur um einen Ton stärker aufgesetzt hätte, so würde er Bedauern statt Mitleidgefühl erweckt haben.

Solche Bücher, welche einen gewissermaßen gegebenen Stoff, das wirkliche Leben darstellen, werden wol nicht unrichtig gewürdigt, wenn man auch ihre Wirkung in Betracht zieht. Der Sinn für häusliches Leben, häusliche Zufriedenheit, häusliches Glück, welcher durch dieses Werkchen kräftig belebt wird, das ist der Punkt, zu welchem wir alle zurückkehren, wir mögen nun auf der Höhe des Parnassus jubeln, wir mögen nach olympischen Kränzen ringen, wir mögen in parlamentarischen Kämpfen oder mit Blut und Eisen die Zeitgenossen regeneriren wollen.

An mehr als einer Stelle des Buchs ist uns die Uebersetzung geworden, der Verfasser habe in diesem einen Buche längst noch nicht alles gesagt, was er überhaupt hätte sagen können; schön ist beides, dieser Reichthum und jene Deconomie. Wir hoffen, ein neues Werk des Verfassers wird nicht lange auf sich warten lassen.

Die Einkleidung des Romans „Drei Freunde“, von P. J. Wilden (Nr. 3), ist keine ganz gewöhnliche, aber auch keine ganz glückliche. In der alten Reichsstadt Lübeck nämlich ist Liederfest; auf demselben treffen drei Männer zusammen, welche miteinander bekannt und befreundet waren, als sie auf ihre demnachstige Lebenscarrière sich erst vorbereiteten; jeder von den dreien erzählt nun den zwei andern seine Lebensgeschichte. Dies ist die Einkleidung. Die Aufgabe, welche der Verfasser sich damit stellt, ist schwierig; denn wenn es sich in diesem Fall um die Schöpfung eines Kunstwerks handelte, so hätte das eine Lebensgeschick das andere ergänzen, in das rechte Licht setzen, oder alle hätten unter einen höhern gemeinsamen Gesichtspunkt gestellt werden müssen. Der Verfasser des Buchs, der nicht ohne Talent zu sein scheint, hat ein Gefühl davon gehabt, was seine Aufgabe sei und was er aus seinem Werke machen konnte und mußte. Wenn Referent nicht zu viel voraussetzt, so hat der Autor mehrmals einen Anlauf dazu genommen; allein es scheint mir, es wurde ihm unter dem Schreiben sein eigenes Werk gleichgültig, er gab den Gedanken, ein Kunstwerk schaffen zu müssen, auf, und begnügte sich damit, eine oder vielmehr drei Erzählungen zu schreiben. Aber nicht einmal dazu scheint er Geduld genug gehabt zu haben, denn die dritte Erzählung läuft gar zu kurz ab, sie ist auf 16 oder 17 Seiten abgethan. Dabei spricht der Verfasser in der That manchmal ganz hübsch und schildert lebendig; z. B. über den alten ehrwürdigen Rathswinekeller in Lübeck sagt er einmal: „Zu beiden Seiten der sich kreuzenden, gewölbten, schlüpfrigen Gänge des Kellers liegen die Weine in ihren gewaltigen hölzernen Wohnungen, in den Stüpfässern, welche zum Theil mit buntem, barockem Schnitzwerk verziert, die künstlerische

Hand ihres Erbauers loben. Sie liegen scheinbar ruhig darin, aber wir wissen wohl, daß ihre Ruhe nur eine scheinbare ist. Denn der Traubensohn ist ein eigener gefährlicher Gast. Er kennt seine vorbestimmte Bestimmung, die Traurigen zu trösten, zu erheitern, den Verzagten und Furchtsamen zu ermuntern, bei der Freude zu helfen, bei der heiligsten Handlung zu dienen. Er weiß aber auch, daß er sich rächen muß, wenn man sich zu stark an ihm vergreift, und daß er Kräfte braucht, den zu Boden zu werfen, der seinen edeln Stand mißachtet und ihn schmachvoll zur Möllerei gebrauchen will. Wie der weise Meister sich in einsamer Klausur für den Kampf des Lebens vorbereitet, so der Wein in seinem dunkeln Verlies. Das ist seine saule schwächliche Ruhe, denn er wird es euch beweisen; je länger ihr ihm Zeit zur Vorbereitung gönnt, je älter er im stillen Erete mit sich selber wird, desto edler, kräftiger, geklärt er tritt er zuletzt hinaus ans Tageslicht, blinkt goldig, muthig auf im hellen Sonnenschein und wirft die Perlen der Begeisterung um sich her.“

Ein gut gemaltes Porträt in diesem obengenannten Buche ist das Bild des russischen Lieutenanten Rasumow. Das Edige, Abstoßende, Brutale in dieser Nation ist mit erschreckender Wahrheit getroffen; selbst die sogenannten Liebesverhältnisse liegen in einer Atmosphäre von Tabak, Knoblauch und Brantwein; solche Subjecte, wie der Lieutenant Rasumow, befähigen in dem Leser die Ueberszeugung, daß halb oder falsch civilisirte Barbaren nicht des wahren Heroismus fähig sind.

Es ist zu bedauern, daß die Hauptpersonen des Buchs, welche einen erquicklichen Gegensatz gegen die Schlechtigkeit machen sollen, nicht höher gehalten sind. Eine derselben ist ein guter, was man polizeilich „gut prädicirter Mensch“ nennt. Dieser wird von seiner Umgebung, vom Glück sogar in der Weise begünstigt, daß man ihn für moralisch gut halten sollte; das ist er aber gar nicht, denn er ist im Grunde nichts als die Personification des Egoismus und des Eigennutzes. Zuerst denkt er immer an sich selbst, benützt jedes Opfer, welches andere ihm bringen, und weiß nichts dafür zu thun, als sich über sein rasendes Glück und seine lebenswürdige Persönlichkeit zu wundern. Kommen seine Freunde, seine Wohlthäter ins Malheur, in Noth, in Elend: er rührt seine Hand, seinen Fuß, höchstens die Zunge, und schwadronirt über das, was er gethan haben würde, wenn er gewußt hätte u. s. w. Offenbar ist in dieser Hauptperson und in den meisten Persönlichkeiten des Buchs durchweg die ordinäre Mittelsorte gepriesen, die Mittelmäßigkeit dem Guten gleichgestellt oder mit demselben verwechselt. Referent findet es bedauerlich, daß der Verfasser seinen Gegenstand nicht höher halten wollte oder konnte.

Ein bekannter deutscher Autor, welcher, obwol verstorben, noch nicht in die Ehrenlegion der Classiker aufgenommen ist, liebte es, im Freundeskreise Erlebnisse, Anekdoten, kleine Geschichten, wie man es nennen will, zu erzählen. Einstmals sagte er zu mir: wenn ich erzähle, habe ich von Anfang an einen Punkt im Auge, den ich visire, es ist nämlich das Wort, womit ich schließen will. Diesen an sich einfachen Ausspruch wende ich auf den Schriftsteller an. Beim Anfang jeder Novelle, jedes Romans, soll und muß der Autor wissen, zu welchem Ende er es hinausführen will; einen bestimmten Cours, wie es in der Semantische Sprache heißt, muß man halten. Wer ein Buch schreibt, ohne zu wissen ad quem sinem, der wird jedesmal einen Fehlschuß thun, wenn auch der Anfang noch so geistreich, wenn auch der Verlauf noch so spannend ist. Selbst für phantastische Romane ist diese Forderung nothwendig, damit nicht das Phantastische zur unfinsternen Willkürlichkeit hinausweise. Ich meine, der Verfasser von „Nebel und Sonnenschein“, (Nr. 4), Wilhelm Grothe, hat diese Forderung in ihrer ganzen wohlberechtigten Rigorosität nicht respectirt.

Unter den mancherlei nicht durchweg gerechtfertigten Besonderheiten des Buchs erwähnen wir zunächst folgende: der Roman beginnt in einer norddeutschen Hauptstadt, vielleicht

Berlin, und endet auch daselbst. Allein diejenigen Personen, welche das Hauptinteresse in Anspruch nehmen, sind mit Ausnahme eines Deutschen (deutsche Statisten gibt es mehrere in dem Buch) Spanier und Franzosen; wenn es jemand vorkäme, als sei damit zu viel gesagt, so läßt sich doch keineswegs verkennen, daß der Verfasser seinem Buche einen durchschlagend nicht-deutschen Charakter gegeben hat. Wenn auch der Hauptgegner aller in diesem Buche vorkommenden Schelme, Gauner, Diebe, Räuber, Giftmischer, Menschenräuber und Kuppler ein deutscher Commissionär, etwa in Berlin, ist, so steht doch die Thatfache fest, daß das Buch seinem Wesen nach viel mehr nach Frankreich oder nach Spanien als nach Deutschland gehört. Dazu kommt, daß Goethe eine unverhältnismäßig große Zahl von Personen zu seinen Darstellungen nöthig hatte. Wie un bequem und schwierig es ist, so viele Personen zu verwenden, das weiß der Autor selbst, weil er seinem Werke eine ganz enorme Ausdehnung geben mußte, wollte er alle diese Personen auch nur eine kurze Eranne Lebens in seinem Werke ausfüllen lassen. Dazu ist aber der Plan des Ganzen nicht angelegt; also was geschieht? Es wird über Nebenpersonen eine Menge von Personalnotizen beigebracht, die sich entweder auf frühere Lebensschicksale oder auf Charaktereigenthümlichkeiten beziehen, welche man gemalt, aber nicht erzählt haben will, hier aber entschieden nicht nöthig hat. Und was für eine Sammlung von insamen, spitzbübischen, verbrecherischen, perfiden, todes- und galerenwürdigen Subjecten findet man in diesem Buch; das ist in der That des Schlimmsten, des Fäulnis zu viel! Es ist eine ganz schülerhafte Annahme, daß Menschenkenntnis nur derjenige besitze, welcher in die Mythen der ungewöhnlichsten Verbrechen, der raffiniertesten Verblüfftheit eingeweiht sei; so viel ist gewiß, daß ein Roman von 1862, welcher sich als Gauner-, Bettler- und Räuberroman hinstellt, nicht auf der Höhe der Zeit stünde. Freilich, es steht nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit das Glückritterthum geabelt und gekrönt, daß die Parvenu-Carriere nobilitirt ist, daß der Schwindel auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft mit gleicher Frechheit auftritt, daß die Lüge auch in Kriegen sich ohne Schmach entlarven läßt, wo das Wort Lüge nicht ausgesprochen werden darf; wohlen denn, wenn Goethe gegen derartige Skandale kämpfen will, und wenn dies Buch die erste Lüge ist, die er dafür einlegen will — Glück auf denn, zu Kampf und Sieg! 10.

Die Faust-Sage.

Vergeßlich haben wir uns bisher dem Glauben hingegeben, daß die Entdeckung der Sage, wie der Zauberer Faust dem Bösen zum Opfer gefallen sei, in allen Hauptpunkten ungewissheit vorliege. Da kommt eben Dr. Ludwig Houffe, Professor am Athenäum zu Luxemburg, und mit dem überraschenden Beweise in die Quere, daß ein als Zauberer bekannter Dr. Faust wirklich mit Dämonenmacht übermenschliches vollbracht habe, wobei sich denn von selbst versteht, daß dieser vom Teufel geholt werden. Wer auf diesen Beweis begierig ist, findet ihn in der eben zu Luxemburg erschienenen Schrift: „Die Faust-Sage und der historische Faust.“ Der Verfasser sucht in dieser „Untersuchung und Beleuchtung nach positiv christlichen Principien“ zunächst die Möglichkeit der leibhaften Einwirkung des Dämonischen, d. h. der Teufelsmacht auf den Menschen nachzuweisen. Erthe diese Möglichkeit fest, dann falle auch der Grund weg, meint er, warum man die Zeugnisse über Faust's wunderbares Auftreten nicht wolle gelten lassen, und es bleibe ihm nur noch der Beweis zu führen, daß die darauf bezüglichen Quellen entweder wesentlich übereinstimmen oder die etwa vorkommenden Widersprüche eine befriedigende Erklärung finden. Wir lassen den ersten Beweis ganz auf sich beruhen. Wie aber hat denn Houffe die eigentliche geschichtliche Frage über Faust behandelt? Er läßt ohne Noth die sämtlichen Zeugnisse über Faust hintereinander abdrucken: daß er diese hier vollständiger mittheilt als bisher, hat er sich selbst bloß eingeredet. Die wenigen beigegebenen

Anmerkungen sind ohne Bedeutung. Eine Ordnerung des Verhältnisses der einzelnen Angaben zueinander ist kaum versucht. Dagegen glaubt der Verfasser seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben, wenn er die scheinbaren Widersprüche zu lösen vermöge. Und hier ist es, wo wir ihm näher zusehen müssen.

Houffe glaubt noch immer den von Tritenheim angeführten Georgius Sabellius für dieselbe Person mit dem Dr. Johann Faust halten zu müssen. Faust sei sein Familienname gewesen; den Namen Sabellius, den man mit der Tapferkeit und Zauberkunde der Sabeller in Verbindung gebracht (was meint denn Houffe selbst, und waren damals die Sabeller in dieser Beziehung so allgemein bekannt?), habe sich Faust selbst in seiner Brachtsucht und Ruhmbegierde beigelegt. Wenn er sich Faustus junior nenne, so sollte dieser Name ihn von einem ältern Blute, oder Namensverwandten unterscheiden. Was die Verschiedenheit der Vornamen betrifft, so wird er damit gar leicht fertig: sie beruhe vielleicht auf einem Irrthum, oder der ruhmredige Magier habe sich mehrere Namen (zu welchem Zwecke?) beigelegt, oder das Volk (?) habe den Namen Georg in den ihm geläufigern Johann verändert. Ohne auf die uns hier zugemuthete Unwahrscheinlichkeit einzugehen, müssen wir diese ganze Annahme deshalb verwerfen, weil sie dem zu Grunde liegenden Zeugnisse geradezu widerspricht. Tritenheim gibt Georgius Sabellius als Namen des Mannes; denn er nennt ihn also beim Anfange seines Berichts und sagt, der Mensch habe auf seiner Besuchsarte sich genannt: Magister Georgius Sabellius, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus u. s. w. Es ist offenbar, daß Faustus junior der erste, alles in einem umfassenden Ehrenname ist, den dieser Mensch sich beigelegt, daß er Georg Sabellius für seinen eigentlichen Namen ausgegeben. Daß er nun einige Jahre später sich geradezu Georgius Faustus, mit Hinzufügung eines andern charlatanischen Namens, nannte, kann nicht im geringsten auffallen. Wir glauben gerade auf diesen Punkt, über den auch andere leichtfertig hinweggegangen sind, besonderes Gewicht legen zu müssen.

Da unser Verfasser diesen Georgius Sabellius für dieselbe Person mit dem Johann Faust hält, so ergibt sich ihm darin ein scheinbarer Widerspruch der jenen nennenden Schriftsteller mit den spätern, daß von Georgius Sabellius oder Faustus gar keine dämonischen Zaubervirkungen erwähnt werden. Die Lösung glaubt er darin zu finden, daß nach Widman der Bund mit dem Bösen erst 1521, nach dem holländischen und englischen Volksbuch 1514 geschlossen worden, was doch nichts anderes heißen könne, als seit dem Jahre 1514 hätten die Zeitgenossen in Faust's Auftreten übermenschliche Handlungen wahrgenommen. Da sollen also gar die rein willkürlichen, dazu sich widersprechenden Zeitbestimmungen Widman's und jener Volksbücher geschichtlichen Boden haben. Die ganze Bodenlosigkeit dieser Annahme zu würdigen, muß man Widman's und der Volksbücher Gebaren mit den Jahreszahlen sich vergegenwärtigen. Und bezuget nicht Konrad Mubt im Jahre 1513 ausdrücklich, daß manche an die wunderbare Kunst des Georgius Sabellius glaubten, und mußte nicht der Mensch, der sich 1507 als ersten Magier der Welt bezeichnete, wirklich hier und dort durch seine Gaufeleien die Menge betört haben? Aber nicht allein Georgius Sabellius wird als ein bloßer Gaukler bezeichnet, denn Faust selbst stellt Begarbi noch im Jahre 1539 als einen Betrüger dar, der vor etlichen Jahren durch alle Landschaften, Fürstenthümer und Königreiche gezogen sei. Ein solches, die Behauptungen von Houffe vernichtendes Zeugnis will dieser dadurch entkräften, daß darin mehr ein Zweifel als ein entschiedenes Urtheil liege. Aber wenn Faust als ein solcher übermächtiger Zauberer bekannt gewesen wäre, konnte Begarbi un-

*) G. Psarrus in seiner in Westermann's „Monatsheften“ begonnenen Erzählung „Schein und Sein“ nimmt das Recht des Dichters für sich in Anspruch, wenn er beide mit einem Fuß von Stromberg zu einer Person macht.

möglich so verächtlich von ihm sprechen. Und er hat, wie er sagt, sehr viele gesprochen, welche dieser Schelm betrogen. Daß er selbst ihn persönlich nicht gekannt, folgt keineswegs aus Begardi's Aeußerungen. Also der Mensch, den Begardi noch 1539 für einen bloßen Betrüger erklärte, soll wirklich seit 1514 übermensliche Handlungen durch Satankunst vollbracht haben; das sollen wir glauben müssen! Und auf welche Zeugnisse hin? Auf den Bericht von einem Pfarrer Galt, daß Faust einmal in der Gegend unbekannte Vögel zum Braten gebracht! Was dieser abergläubige Mann sonst berichtet, hat er vom Hörensagen. Wenn Melanchthon daran glaubt, daß Faust mit dem Teufel im Bunde gestanden und von ihm geholt worden, so wäre es sehr schlimm, wenn wir gezwungen wären alles das zu glauben, was Luther und Melanchthon von der leidhaften Einwirkung des Teufels erfahren zu haben glaubten. Auch verständige Leute haben sich in unsern Tagen durch die Klopfscheitler betören lassen. Daß Faust ein niederträchtiger Prahler und Lügner gewesen, sagt Melanchthon selbst, was mit der ihm zugeschriebenen dämonischen Gewalt schlecht stimmt. Der Arzt Konrad Gesner behandelt noch 1561 den Faust als einen leeren Gaukler, der vor kurzem gestorben; von seiner Höllenfahrt weiß er nichts, und sein mir celebratus kann man trotz Houffe doch nur spöttisch verstehen; es deutet offenbar genug an, wie wenig Gesner an alle diese Geschichten glaubt. Der treffliche Wier weiß nur einige ihm erzählte Geschichten, aus denen nichts weniger als eine wirkliche satanische Kunst spricht; er habe die Magie, sagt er, wenige Jahre vor 1540 (also nicht schon 1514!) zur Bewunderung vieler mit Lug und Trug an verschiedenen Orten Deutschlands geübt. Die Sage von seinem gewaltsamen Tode, wobei das Haus erschüttert worden, gibt er gerade als Sage. Philipp Camerarius hatte von solchen, die den Faust gut gekannt, Dinge vernommen, woraus, wie er sagte, hervorgehe, daß dieser in der Magie erfahren gewesen, und er führt die Geschichte vom Weinstock an. Diese Zeugnisse sind es, welche Houffe als breiten Graben bezeichnet, den zu überspringen die verneinende Geschichtskritik sich vergeblich anstrengen werde. Von wirklichen großartigen Wirkungen dämonischer Macht zeigt sich hier keine Spur; das meiste sind Dinge, wie sie die Gaukler aller Zeiten getrieben haben und noch jetzt treiben. Versteht man sich in den Aberglauben der Zeit, für den Luther und Melanchthon als sicherste Belege uns gelten dürfen, bedenkt man die Leichtfertigkeit, womit man das, was von andern Zaubern erzählt ward, ohne weiteres auf Faust übertrug, erwägt man, daß von dem schrecklichen Ende des Faust zur Zeit, wo er schon verschollen war, Begardi und Gesner nichts wissen oder nicht daran glauben, so wird man sich wol hüten, den Faust zum Beweise der leidhaft sich bethätigenden Satangewalt anzuführen. Der Zufall hat es gewollt, daß diesem Faust eine so bedeutende Rolle zugetheilt ward, da die protestantischen Theologen sich mit besonderm Eifer auf diesen Mann warfen, um an ihm die erschrecklichen Folgen eines Bündnisses mit dem Bösen aufzuzeigen, weil er gerade mit Melanchthon und Wittenberg in Verbindung gekommen war. Das Bedeutsame derselben ward erst aus andern Zaubersagen hineingetragen, und die große Tiefe, welche man hinter ihr gesucht, beruht auf bloßer Täuschung. Die vor 16 Jahren von mir entwickelte Ansicht über die Faust-Sage steht mir noch immer fest, und ich wüßte nicht, daß die Forschung seit jener Zeit irgendeine der Rede werthe Förderung erhalten hätte. Die Nachweisung des ältern Faustus, auf den sich des Sabellicus junior Faustus beziehen muß, ist noch nicht gelungen, und alle Versuche, die im Jahre 1493 erschienene Schrift: „Lucifer's und seiner Gesellschaft Fall. Und wie ein Geist derselben sich einem Ritter verdingte und ihm wohl diente“, wieder aufzufinden, sind vergeblich gewesen. Ein solcher Fund würde von höchster Wichtigkeit sein, sonst aber möchte schwerlich ein bedeutender Fortschritt der Forschung zu erwarten stehen.

Heinrich Dünker.

Notizen.

Ein französischer Nachruf an Uhland.

Die von uns bereits erwähnte „Europe littéraire“ brachte in ihrer uns jetzt erst zugegangenen Nummer vom 29. November eine Nekrologie Uhland's, worin es unter anderm heißt: „Die Gläser, an deren Spitze Goethe und Schiller standen, stützten sich zu sehr auf die antike Civilisation, hielten sich zu sehr an die Geschichte, als daß sie das Ideal einer wahrhaft volksthümlichen Poesie ins Werk hätten richten können. . . . Eine gewisse aus ihren Werken hervorwachende Kälte verbreitete sich allmählich auf die Schüler der beiden großen Meister, und es bedurfte einer neuen Quelle der Poesie, um das entschwindende Leben zurückzuführen.“ Die Romantiker hätten diese Quelle im Mittelalter gesucht, aber sie hätten weder einen Hugo, noch Lamartine gehabt: „Der einzige Mann von Genie, den sie besaßen, war Hoffmann, sonst aber hatten sie keinen Autor, der des Namens eines Dichters würdig gewesen wäre; denn indem sie die griechischen Formen, diesen zur Abrundung ihrer Sprache so nothwendigen Cultus verachteten, brachten sie nur ungeordnete Compositionen zu Stande, die in einem so incorrecten und oft barocken Stile geschrieben waren, daß man nur streng über sie urtheilen kann.“ Indes wie stark auch das Verdammungsurtheil ausfallen möge, zu welchem die vielen theils ästhetischen, theils sittlichen Verirrungen der Romantiker herausfordern, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß die Romantiker, gegen die nun einmal die Strömung des Tags geht, einen Verein der seltensten poetischen Kräfte darstellten; nennt doch der französische Verfasser selbst nur wenige Stellen später die „Undine“ eine „délicieuse fantaisie“. Der Verfasser geht hierauf zu Uhland über und bemerkt: „Es war nöthig, daß die Neigung der Deutschen für die Natur und die Volksdichtung in einem einzigen Dichter ihre Vertretung fände. Die alte Hirtenbüchse langweilte jedermann. Man wollte weder mehr Gesner, noch Hölty hören. Man wollte die Natur an sich, in ihrer Wahrheit, in ihrem Glanze. Uhland erschien, um diese Aufgabe zu lösen“ u. s. w. Ohne Zweifel wird uns Deutschen in diesen Stellen die Zusammenstellung Gesner's mit Hölty auffallen; denn Hölty's einfache und natürliche Laute sprechen auch jetzt noch zu vieler Herzen, und selbst Nikolaus Lenau verehrte und besang ihn und schöpfte Anregungen aus ihm zu seinen melancholischen Naturbildern. Weiter wird gesagt, Uhland habe freilich nicht die „vigueur plastique“ eines Homer und Goethe besessen, aber bisweilen habe er doch energische Klänge gefunden, wie in der Ballade „Des Sängers Fluch“, „qui est d'un effet prodigieux“. Zum Schluß heißt es: „Uhland's Name wird nicht untergehen, denn indem er die Ballade des Mittelalters wieder auferweckte, sie aber von ihrer barbarischen Sprache befreite und die Natur wieder in ihre Rechte einsetzte, hat er zu der Entwicklung und dem Fortschritt der wahrhaft volksthümlichen Poesie beigetragen.“ Uebrigens, um nicht auf Bürger's populäre Balladen zurückzugehen, hat ja Goethe, wie allgemein bekannt, schon lange vor Uhland in einer großen Zahl von Liedern und gesangsmäßigen Balladen den echt volksthümlichen Ton getroffen und die reinste Natur offenbart. Man kann vielleicht sagen, daß Uhland auf der alten Lyra Goethe's wol nur einige neue Saiten aufgezogen hat.

Philarete Chasles.

Eine britische Freundin schreibt uns aus Paris, daß Philarete Chasles, „a gentleman, held in high estimation in Paris and in relation with all the first rate literary men here“, ein Werk unter der Feder hat, welches den Titel führen wird: „L'histoire comparative des littératures européennes, pendant les années 1860, 1861, 1862.“ Ueber denselben wichtigen Gegenstand hält Chasles, wie wir aus dem Programm für das erste Halbjahr sehen, wöchentliche Vorträge am Collège impérial de France. Begreiflicherweise wird auch die deutsche Literatur in jenem Werke einen hervorragenden Platz

einnehmen. Es freut uns aufrichtig, daß sich Charles durch manche Anstrengungen, die er von Deutschland aus zu erlangen hatte, und durch ein bekanntes Wortspiel Alexander von Humboldt's, welches man gleichfalls mit Anspielung auf den Namen Charles zur als „schal“ bezeichnen kann, sich in seiner Neigung zur deutschen Sprache und Literatur nicht wandeln machen ließ. Denn er sich auch einmal eines auffallenden Uebersetzungsschreibers schuldig machte, so hat er der deutschen Literatur bei seinen Landesleuten doch großen Vorwurf geleistet, und viele seiner allgemeinen Betrachtungen bezeugen, daß er in den Geist der germanischen Sprachen eingedrungen ist und namentlich auch für gewisse Vorzüge der deutschen einen richtigen Blick hat. Erider ist die persönliche Eitelkeit deutscher Autoren, selbst wenn sie sich in den unendlichen Verhältnissen des Kosmos bewegen, ungemein groß, und fast jeder derselben fragt bei der Abschätzung eines Kritikers nicht, was hat er der Allgemeinheit, sondern was hat er mir für Dienste geleistet? Seltsame Verblendung, die so manchen zu dem Wahne zu verleiten scheint, daß die Wahrnehmung literarischen Interesses nur so weit begründet und berechtigt sei, als sie seinen oder gar nicht so beträchtlichen persönlichen Antheil an der Entwicklung der deutschen Literatur oder seine Person überhaupt betrifft. Im übrigen können wir nicht oft genug wiederholen: Fordern wir durch die Aufmunterung von Schützern, welche sich Fremde etwa bei der Uebersetzung deutscher Literaturerzeugnisse zu Schulden kommen ließen, die Ausländer nicht zu Repräsentanten heraus! Glücklicherweise haben sie etwas Besseres zu thun, als die unabsehbare Menge deutscher Uebersetzungen aus fremden Sprachen in Bezug auf Uebersetzungsschreiber zu controliren. A. M.

Die *Classes* und *Roués* des alten Rom.

In Nr. 37 d. Bl. f. 1862 wird unter der Ueberschrift „Zur Ratsengeschichte der *Classes* und *Roués*“ aus dem Buche „*Arabesken und Fresken*“ von G. Wagner ein Auszug gegeben, worin es heißt: „In kräftigen, gesunden Zeiten gab es diese Klasse von Menschen nicht, sie sind einzig und allein das Product und der Auswuchs der modernen Civilisation.“ In dieser Allgemeinheit hingestellt ist dieser Satz wol nicht ganz richtig. Ganz dieselbe Ausartung und zwar aus denselben Gründen und Veranlassungen zeigte sich in dem alten Rom zur Kaiserzeit. Ausführliche Schilderungen davon und Klagen über sie finden sich in den hinterlassenen Büchern des L. Annaeus Seneca, eines Philosophen, der bei allen Fehlern der Schreibart und vielleicht auch seines sonstigen öffentlichen Wandels doch stets eine hohe Stelle unter den Sittenschilderern einnehmen wird. Viele seiner Aussprüche und Charakterzeichnungen sind an Schärfe und treffender Kürze bewundernswürdig und verdienen zu allen Zeiten gelesen und beherzigt zu werden. Mit Wehmuth, ja Ingrimm beklagt er die Ausartungen namentlich der jungen, reichen Römer und die aus den mannichfachen Ausschweifungen hervorgehende körperliche und geistige Abgespanntheit und vornehmthuende Theilnahmslosigkeit und Abkumpfung gegen alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben. Man glaubt gar oft eine Stimme des Predigers in der Wüste der Jetztzeit zu vernehmen. Vorzüglich geschieht dieses in der Schrift „*Von der Ruhe des Gemüths*“, wo er nach einer ausführlichen Darlegung ausruft: „Daher kommt nun jener Elend am Dasein und jener Ueberdruß gegen sich selber.“ („*De tranquillitate animi*“, II: „*Illic illud est taedium et displicentia sui!*“) 69.

Bibliographie.

Adami, J., Fürsten- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. Historische Erzählungen. Berlin, Behr. Br. 8. 1 Thlr.

Minsworth, W. H., Der Commandant des Towers. Historische Erzählung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feifalik, J., Altsächsisches Leiche, Lieder und Sprüche des 14. und 15. Jahrhunderts mit einer Einleitung und Anmerkungen. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 18 Ngr.

Fiedler, J., Ein Versuch der Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche im 16. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 15 Ngr.

Förster, C., Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines 100jährigen Geburtstages herausgegeben. 1ter Band. Zwei Abtheilungen. München, Fleischmann. 8. 2 Thlr.

Friedreich, F., Malvina. Der Kose Leben, Lieben und Tod. Erlangen, Palm. 16. 15 Ngr.

Gätschenberger, C., Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sitten-Geschichte Englands. III. Vom Zeitalter der Elisabeth bis zum Ministerium Walpole (1721). Wien, Hartgraf u. Comp. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, J., Weisthümer. 4ter Theil. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr.

Hallberg-Wroich, Freih. v. (Ermit von Gauting), Kriegsgeschichten, Reisen und Dichtungen. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers. Mit biographischen Skizzen über den Verfasser. Herausgegeben von M. Baron Künzberg-Thurnau. Landshut, Rietsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Hellborn, Freih. v., Aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg. Aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen so wie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten gesammelt und herausgegeben. 3ter und 4ter Theil. Berlin, Hempel. 1862. Gr. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Herzengzeugnisse. Ein Lieberfranz, dem Haupt geweiht, das einst den Dornenfranz für uns trug. Von einer seiner Jüngerinnen. Breslau, Dölfer. Gr. 8. 17 Ngr.

Otto Janke's deutsche Wochenschrift herausgegeben von F. Spielhagen. Ein belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei. Jahrgang 1863. 52 Nummern. Mit Illustrationen. Berlin, Verlag von O. Janke's deutscher Wochenschrift. Gr. 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Immermann, R., Der Oberhof. Aus dem „Münchhausen“. Mit Illustrationen von B. Bantier. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Löher, F., Historische und biographische Erläuterungen zu W. von Kaulbach's Zeitalter der Reformation. Stuttgart, Brackmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Montmarliarski, W. A., Die große Dame. Novelle. Aus dem Russischen von A. v. Arndt. Bromberg, Roskowskii. 8. 20 Ngr.

Tageliteratur.

Andlaw, H. v., Offenes Sendeschreiben über die deutsche Frage an Herrn Dr. M. Mehl, Abgeordneter der württembergischen Kammer. Freiburg im Br., Herder. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Jagd auf einen Verleger. Bromberg, Roskowskii. 8. 5 Ngr.

Kassalle, F., Was nun? 2ter Vortrag über Verfassungswesen. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Herr Gustav Rasch und sein Bruderkamm. Vom Verfasser der actenmäßigen Beiträge zur Geschichte der Leiden des seines Amtes entsetzten schleswigschen Geistlichen G. Schumacher. Berlin, Heinicke. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber die Zustände des niederen Klerus in Oesterreich. Von einem katholischen Geistlichen. Wien, Förster u. Bartelsmus. Per.-8. 16 Ngr.

Wolff, J. H., Zum Kirchenfrieden. Stabe, Steudel. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Zum National-Fonds. Ein Ruf an Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Bromberg, Roskowskii. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Hartgraf.

U n z e i g e n.

In der Herder'schen Verlagsbandlung in Freiburg im Breisgau ist soeben erschienen:

Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. u. XVII. Jahrhundert.

Nach den Quellen bearbeitet von Emil Weller. 1. Band. 8. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 fl. 36 Kr.

Der auf dem Gebiete bibliographischer Forschung rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesen Annalen ein neues bibliographisches Werk geliefert, welches insbesondere den Freunden der vaterländischen Literatur wie der Geschichte zur Beachtung empfohlen werden kann. Unter dem Titel: „Annalen der poetischen Volksliteratur“, gibt nämlich der Verfasser eine chronologisch geordnete Zusammenstellung aller der in Deutschland seit dem Jahre 1500 bis gegen 1700 im Druck irgendwo erschienenen Volkslieder und Volksgebichte, und werden hier alle innerhalb dieses Zeitraums einzeln im Druck erschienenen Lieder und Gebichte, je nach der Zeit ihres Erscheinens, genau nach Titel und Aufschrift wie Druckort und Jahreszahl verzeichnet, im Einzelnen vielfach auch mit weitem darauf bezüglichen Notizen und gelehrten Nachweisungen begleitet, welche nicht bloß manche irrthümliche Angaben, wie sie in frühern Schriften, auch selbst bei Panzer und Heine vorkommen, berichtigen, sondern auch dem, der über Einzelnes weiter nachzuforschen gedenkt, die dazu erforderlichen Hülfsmittel angeben etc.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur“, 1862, Nr. 60.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Zwölfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In allen guten Stunden. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Lieberbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Perne, liebe, lebe. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Hammer ist unlängst der Welt und seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entrissen worden. Seine Dichtungen aber werden fortleben im deutschen Volke als ein frisch sprudelnder Quell der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität. Welchen Anklang sie allerwärts gefunden, davon zeugt das Bedürfnis immer neuer Auflagen, namentlich der bereits in zwölf Auflagen erschienenen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich“.

Eine treffende Charakteristik des Dichters, wie er sich in seinen poetischen Werken darstellt, bringt das „Morgenblatt“ unter anderm mit folgenden kurzen Worten: „Religiös und doch ohne kirchlichen Beigeschmack; mit seinem Gemüth im ursprünglichen Christenthum wurzelnd, aber mit seiner Bildung im Griechenthum fußend; versöhnlich und milde, aber doch auch ein strenger Sittenwächter; dem männlichen Gemüthe vielleicht nicht eisenhaltig genug, aber von jeder weiblichen Sentimentalität frei.“

Von „Schau um dich und Schau in dich“ sagt das „Morgenblatt“: „Die Form ist eine durchweg reine; über dem Inhalt aber, einer harmonischen Verschmelzung von sanfter Wehmuth, schmerzlichem Verzicht, gläubigem Emporweisen, liebevollem Theilnehmen an Leid und Lust der Creatur, nicht minder sanft zurechtweisender Belehrung liegt ein so schöner, weißvoller Hauch, daß ein solches Werk der wärmsten Aufnahme und nachhaltigen Befürwortung gewiß sein dürfte.“

„In allen guten Stunden“ sind poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, den Stimmungen entsprechend, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

„Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihm sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntnis und durch Erkenntnis der kausalen Entwicklung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

„Auf stillen Wegen“ ist der bezeichnende Titel vom Gemüthsflängen, die allen, welche die frühern Sammlungen liebgewonnen, gewiß ebenso willkommen sein werden.

„Unter dem Halbmond“ wird den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie“ geht dem Gebichte voraus. Levin Schücking sagt von ihnen, daß sie „mit Recht einer Reihe orientalischer Perlen verglichen werden können, so anmuthig, schön und glänzend ist die Mehrzahl von ihnen“.

„Die Psalmen der Heiligen Schrift“ sind ein größeres poetisches Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung verdient: eine vollständige, dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. „Wie vom Verfasser zu erwarten war“, heißt es in der „Europa“ darüber, „ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Zorns gegen Gottes Feinde. Seine Umdichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe.“

„Perne, liebe, lebe“ nannte Hammer die letzten seiner Liebergaben. Sie wurden des Dichters Schwanengesang. Noch einmal läßt er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankensätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas.

Von Alfred Freiherrn von Wolzogen.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem auf dem Gebiete der musikalischen Kritik wohlbekannten Verfasser dieser neuen Schrift über die Schröder-Devrient, Alfred Freiherrn von Wolzogen, lag eine Menge bisher unzugänglichen Materials vor, wodurch das Detail dieses Künstlerlebens in vielen Punkten berichtigt und aufgeklärt wird. Es gelang ihm dadurch, das an grellen Contrasten so reiche Bild der großen dramatischen Sängerin in historischer Treue der Nachwelt zu überliefern, damit aber zugleich für die neuere Geschichte der Oper überhaupt einen sehr werthvollen Beitrag darzubieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erkint wöchentlich.

— Nr. 5. —

29. Januar 1863.

Inhalt: Naturseele, Menschenseele und Weltseele. Von Karl Gortlage. Erster Artikel. — Humoristische und pseudohumoristische Literatur. Von Hermann Warggraf. — Ludwig Uhland als Mann der Wissenschaft. Von Reinhold Weckert. — Notiz. (Gesamtausgaben der portischen und prosaischen Schriften Eichendorff's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Naturseele, Menschenseele und Weltseele.

Erster Artikel.

1. Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung, von Adolf Bastian. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1860. Gr. 8. 9 Thlr.
2. Blick ins Triebleben der Seele. Psychologische Studien für angehende Pädagogen und Psychologen, wie auch für gebildete Väter und Freunde der Seelenkunde überhaupt. Von A. M. Grube. Leipzig, Brandstetter. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Amelang. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Psychologie ist im Begriff, die Nothwendigkeit der Gegenwart zu werden. Während das Feld der Metaphysik vermöge der Kant'schen Kritiken als durchforscht und durchwiesen vorliegt, wirken für neue wissenschaftliche Abenteuer hier neue unentdeckte Länder und stellen eine zweifache Beute in Aussicht, für die speculative Wissenschaft eine Bereicherung und Erfrischung, für die Naturwissenschaft eine Erhebung und Vergeistigung. Daher denn auch alle Versuche, die Suche von frischen und immer neuen Seiten her anzufassen, auf diesem Gebiete fortwährend willkommen zu heißen sind.

Ein solcher Versuch ist Adolf Bastian's „Mensch in der Geschichte“ (Nr. 1). Dieses dreibändige Werk ist zwar eine Wüstenreise in mehr als einer Hinsicht zu nennen, aber eine interessante, brauchbare und dankenswerthe. Es gleicht einem Spaziergange in den Wäldern rohester Naturüppigkeit. Nicht die oberflächlichen Triebe physischen Pflanzenwachstums, sondern die üppigern, stehendern, tiefergehenden psychischen Triebe der menschlichen Seele sind es, die wir hier und von allen Seiten umwuchern sehen. Ein Callot oder Hoffmann könnte hier seine Phantasie mit den pikantesten Gestalten bereichern. Ebenso sehr verspricht dieses schubkarrenartig aufeinander geladene Material für zukünftige psychologische Bearbeiter desselben eine herrliche Ausbeute, von welcher hier auf den ersten Wurf noch das wenigste an den Tag kommt, theils wegen der dürftigen wissenschaftlichen Mittel des Verfassers zu einer

Durcharbeitung desselben, theils weil sein ganzes Streben zu seinem Zwecke vorläufig in ein bloßes Sammeln aufgehen mußte, und man vielmehr erthauen muß, wie ihm die Zusammenhäufung so immenser Massen von Notizen aus den entlegensten Wäldern und Zeitaltern nur in einer so kurzen Zeit hat gelingen wollen. Denn er bemerkt in der Vorrede, daß er dieselbe erst am zweiten Jahrestage seiner Rückkehr von längern Reisen schreibt, welche im Jahre 1851 begannen und auf denen, fern von Europa und in langer Beschränkung vom sprachlichen Verkehr, die hier niedergelegten Ideen keimten, und zwar unter eigener lebendiger Anschauung der mannichfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wästen, auf einsamen Bergen, in Lügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reisten sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich in ein harmonisches Bild zusammen. Als Denkzeichen dieser Reisen hat der Verfasser bereits früher (1859) seinen Besuch in der Portugiesencolonie San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo in Westafrika, beschrieben.

Die auf solche Weise concipirte und mit einem achtungswerthen Sammlerfleisse bethätigte Idee einer empirisch-psychologischen Entwicklungsgeschichte des Menschengesistes unter allen Klimaten und Zonen ist eine glückliche zu nennen, und es kann an ihrer Fruchtbarkeit nichts ändern, daß sie hier zunächst unter allerlei unhaltbaren Zuthaten, besonders aber unter maßlos übertriebenen Ansprüchen auftritt. Vergleichene Auswüchse eines neugepflanzten und zuerst wild in die Höhe schießenden wissenschaftlichen Stammes pflegen später von selbst abzufallen, sobald die Triebkraft der consequenten Arbeit sich immer mehr die richtigen Wege und fahrbaren Gleise herausfindet, auf denen die besten Resultate zu erreichen sind. Die Idee einer solchen Menschheitsgeschichte soll sich nämlich bethätigen in einer neuen empirisch-psychologischen Methode, durch welche das hier aufgehäufte Material, welches übrigens nach des Verfassers Versicherung noch nicht die Hälfte alles von ihm gesammelten ausmacht, in Zukunft bewältigt

und für eine Selbsterkenntnis des Menschengesistes nutzbar gemacht werden soll. Diese Methode wird als „Gedankenstatistik“ bezeichnet, welche das organische Wachsthum des Menschengesistes in den gesetzmäßigen Umwandlungen seiner Producte umfassen soll, als eine Statistik, welche womöglich mit Zahlenkolumnen (von denen hier übrigens noch nicht zu Tage tritt) das größtentheils noch ganz unerforschte Terrain zu bewältigen suche, um auch die Denkbäude des menschlichen Geistes nebst seinen Künsten, Sitten, Lastern und Tugenden in die Fesseln der Zahl zu schlagen, der Zahlen einer höhern Analysis, welche in ihren unendlichen Reihen jede Schranke von Raum und Zeit durchbreche (also einer Analysis im figurlichen Sinne). Denn ohne Zweifel quelle in diesen mit organischer Gesetzmäßigkeit sich vollführenden Werken des Menschenlebens ebenso wol und in noch viel höhern Grade die ewige Schöpferkraft des Alls, als in den im Momente des Anschließens erstarrten Krystallen, den zu Pflanzen empor sprossenden Zellen, den freibewegten Membranen der thierischen Gewebe nur irgend der Fall sei. Und folglich sei es ein den Menschengesist abelndes Bestreben, auch hier wie dort den tiefsten Organisationsgesetzen auf die Spur zu kommen. Alles Existirende müsse aus seinen Elementen, aus seinen kleinsten Theilchen verstanden werden; die Elemente im Geistesleben aber seien die Gedanken, welche die Psychologie nach ihren relativen Werthen zu sichten und abzuwägen habe. Zu diesem Behufe sollen die Gedankenschöpfungen der Völker zuerst einmal genau klassifizirt und geordnet werden, wobei der Verfasser aber unter Gedanken nicht bloß speculative Ideen, sondern alle Producte psychischer Thätigkeit überhaupt versteht. Ein jedes dieser Producte soll einregistrirt werden, wie jede Species im System, und jede Abart jeder Species, damit aus der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit des Bewußtseins über sie organisch, ohne Lücken und Sprünge empormachsen könne. Auf diese Art werde — setzt er beigefügt hinzu — dem menschlichen Bewußtsein der Morgen jenes frühen Schöpfungstags empordämmern, welchen das Bewußtsein überhaupt in den Gesetzen seines unendlichen Schaffens von Urbeginn lebe, den Gesetzen, die das Sein erhalten und es in jedem Augenblicke zum freien Werden gestalten; auf diese Art werde sich das trübe Meer der Zweifel, der wilde Sturm irdischen Hoffens und Sehns in dem kosmischen Lichte des Wissens verklären.

Das weitestthätige Material ist hierbei dergestalt in drei Bände vertheilt, daß der erste den Menschengesist von der naturwissenschaftlichen, der zweite denselben von der mythologischen und der dritte von der politischen Seite aufsaßt. Demnach erscheinen Psychologie, Mythologie und Politik als die drei großen Themata der Gedankenstatistik, und zwar so, daß die Psychologie in ihrer Stellung als Naturwissenschaft den eigentlichen Schlüssel zum Ganzen abgeben soll. Daher werden nun die rein psychologischen Themata im ersten Theile überaus stark, zum Theil gewaltsam auf die Seite der bloßen Psychologie herübergebogen, wie es der Voratz, überall von unten aufbauend und niemals von oben ableitend zu Werke zu gehen, eben mit sich

brachte. So beginnt denn hier die Beschreibung mit dem Organismus der Natur und der Stellung des Nervensystems innerhalb derselben, mit der Entwicklung des Denkens aus dem Empfinden und Wahrnehmen, der Ideen des Guten und Bösen aus den sinnlichen Trieben, und geht fort zur Entfaltung des wissenschaftlichen Bewußtseins durch die Stufen der Erfindung von Maß und Zahl, dann von Sprache und Schrift mit ihren verschiedenen Alphabeten und Dialekten u. s. w. Dieser erste Band ist als die den Gesichtspunkt feststellende Einleitung für das ganze Werk zu betrachten.

Der zweite der Mythologie gewidmete Band ist der reichste an Material. Er beschäftigt sich mit den Geistesproducten, welche aus der Wechselwirkung des Menschengesistes mit der Natur entspringen. Aus der Anschauung der noch entfremdeten Natur erhebt sich der Fetischismus nebst dem ihm verwandten Augurium, die Beobachtung der Omnia, die wilden Phantasiegestalten der Niesen, Wernöfse, Mittagsteufel und sonstigen märchenhaften Gebilde, welche sich in einem den Gesetzen des Denkens unterworfenen mythologischen Proceß allmählich zu gebildeten Göttergestalten hinaufarbeiten. Auf den Affect des Schreckens vor der übergewaltigen Natur in den Religionen der Furcht folgt der Kampf mit der Natur, zuerst durch phantastische Zaubermittel, schwarze und weiße Magie, vermischt mit wirklichen Kanktgriffen und Beobachtungen, woraus sich allmählich eine Kastenwissenschaft und ein Collegium der Priester als der Naturmächtigen und Götterverbündeten im Menschengeschlechte entwickelt. So nehmen einerseits Künste und Handwerke ihren Anfang, andererseits wird auch der naturwüchsigte Aberglaube durch allerlei traditionelle Symbole, Palladien, unnahbare Tempel, bezauerte Statuen, heilige Bücher, Opfergebräuche, Orakeln, wunderwirkende Bilder und Kreuze, magischen Elementencultus, Talismane u. s. w. unnatürlich verfestigt und in schwer erschütterbare Systeme gebracht. Den bei weitem wichtigsten Gesichtspunkt in dieser Entwicklung aber bildet die Ueberzeugung, welche der Mensch von der Fortdauer seiner Seele nach dem Tode gewinnt. Sie ist das Princip, welches die Kräfte des Menschen ins Ungeheure steigert. Denn solange er sich in seinem Naturzustande bloß als ein sterbliches Wesen betrachtet, wird er vor der Uebermacht der Natur als ein untergeordnetes Glied derselben verzagen; sein Muth im Kampfe mit derselben hingegen wird steigen in dem Maße, als er sich selbst für über die Natur erhaben und folglich auch derselben überlegen anzuschauen wagt. Daher bildet alles, was mit der Idee einer Fortdauer zusammenhängt, ein besonders wichtiges Stück priesterlicher Einrichtungen, wie die verschiedenen Stationen der umherwandernden Seelen, die verschiedenen Arten des Geschicks verstorbener Seelen, die Ceremonien der Todeskunde, die Trauergebräuche, Leichenzüge und Todtenbestattungen, die Libationen und Todtenmahl, Todtengerichte, Gespenstererscheinungen, Todtenbeschwörungen, Grabhügel, das wunderbare Verschwinden priesterlicher Männer, die Reliquienverehrung, das Nirwana, die Verehrung der Männer, welche bereits

innerhalb des irdischen Zustandes ins Unsterbliche vorbringen, die Incarnationen, Prophetien, Umgang mit Verstorbenen und höhern Geistern, Befessenheit durch gute und böse Geister, Exorcismen u. s. w.

Der dritte Band ist der wichtigste an Inhalt, obwohl er minder reich als der zweite ausgestattet ist, und auch in manchen Partien ungebührlich tief in die Thematata des zweiten Bandes zurückgreift, welche das Interesse des Verfassers nun einmal überwiegend in Anspruch genommen haben. Der Inhalt des dritten Bandes sind die Erzeugnisse, welche aus der Wechselwirkung der menschlichen Personen untereinander hervorgehen, die socialen und politischen. Hier beginnt die Ausübung der Gerechtigkeit in rohester Gestalt mit der Blutrache, das Culturleben aber mit dem Ackerbau in seiner ursprünglichen tiefen Verflechtung mit religiösen Mythen von aller Art. Durch ihn wird das geregelte Eigenthum begründet, mit welchem sich die Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten ausbilden. So unterscheiden sich bald Naturvölker von civilisirten, indem bei jenen die Blutrache fortfährt, während bei diesen das Gemeinwesen das allgemeine Richteraut übernimmt. Auf dieser Grundlage bilden sich dann weiter die Verhältnisse der Familien, der Altersklassen, Rassen und Stände, die Unverletzlichkeit und Sicherheit der Handelswege, die Auswanderungen und Ansiedelungen, die Sklaverei, das Gemeinwesen, das Verhältniß von Fürst und Regierung aus, und zwar alles dieses ursprünglich unter priesterlichem Einfluß, d. h. unter dem Einfluß und der Autorität der Wissenden und Gebildeten unter den Menschen. Erst mit dem Verfall der ursprünglichen Bildungsklassen, mit der Verdrängung derselben durch neue Emporkommlinge, mit dem dadurch erzeugten Wett-eifer des reagirenden Alten gegen das siegreiche Neue und mit dem infolge hiervon eintretenden naturgesetzmäßigen Fortschritten in Künsten, Wissenschaften und socialen Einrichtungen geht der Inhalt der Weltgeschichte an. Alles Frühere hat den Rang vorgeschichtlicher Naturereignisse.

Daß der Verfasser in seinen Materialiensammlungen ganz überwiegend das mythologische Thema ausgestattet hat, zeigt an, daß er mit besonderer Vorliebe den Aehnlichkeiten in den religiösen Vorstellungen der verschiedensten Völker und Bildungsstufen nachjagte, um daran zu untersuchen, nach welchen Gesetzen religiöse Vorstellungen nicht minder als politische Einrichtungen überall dort von selbst und von innen her hervortreten, wo die Bedingungen dieses Hervortretens gegeben sind. Und wenn man den engen und unzerreißlichen Zusammenhang bedenkt, in welchem die politischen Einrichtungen in ihrem Ursprunge mit religiösen Anschauungsweisen stehen, und auf welchen überall hingewiesen zu haben ein in die Augen springendes Verdienst dieser Sammlungen ist, so ist ein solches Ueberwiegen des religiösen Gesichtspunktes über den politischen beim ersten Entwurf eines solchen Werks wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigenden. Man fängt eben mit dem an, was am grellsten in die Augen springt. Auf der andern Seite aber ist es ebenso wenig zu bezweifeln, daß für eine weitere

in Zukunft vorzunehmende Bearbeitung dieses Materials der politische Theil desselben einen leichtern und dankbarern Stoff bieten wird, indem Eigenthum, Familie u. s. w. viel faßlichere und leichter zu bewältigende Gegenstände sind, als Zustand nach dem Tode, Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits, der Lebenden mit den Abgeschiedenen u. s. w. Nur ein vollkommener Freigeist könnte in Bezug auf solche Dinge ein leichtes Spiel zu haben glauben, wenn er nämlich in solchen unter allen Völkern und Klimaten naturgemäß aufkeimenden Glaubensformen nur hohle Träume über einen nicht existirenden Gegenstand erblickte, anstatt in ihnen die Geburt eines speculativen Gedankens von ewigem und unverlierbarem Inhalt in seinen verschiedenen Phasen zu verfolgen. Von solcher oberflächlichen Art ist jedoch in diesem Punkte das Verfahren des Verfassers keineswegs, obgleich sein Denken eine dem Idealismus abhölde Richtung verfolgt. Er verlangt vielmehr dem Idealismus gegenüber nicht einen materialistischen, sondern einen psychologischen Realismus.

Uebrigens sind die Erklärungen des Verfassers über diesen Punkt nicht gerade von der deutlichsten Art. Wenn bisher die Versuche der „sogenannten“ Materialisten, neue Systeme anzubauen, verunglückt wären (so sagt er), wenn sie die hochgespannten Erwartungen des Publikums nicht zu befriedigen vermocht hätten und keine Antwort fanden auf jenes tiefe Sehnen der Menschenbrust, das in allen Zeiten und unter allen Völkern den irdischen Horizont umdämmere, so habe seiner Ansicht nach der Mangel in der Vernachlässigung der Psychologie gelegen, die sie noch nicht aus den Händen der dialektischen Speculation zu nehmen und als ein „ihnen angehöriges“ Gebiet zu reclamiren gewußt hätten. Sie seien fälschlich den Idealisten als Partei gegenübergetreten, anstatt auch deren Objecte in den Bereich naturwissenschaftlicher Forschung zu ziehen. Die wahre Wissenschaft kenne weder Materialismus noch Idealismus, da sie beide umfasse. Die Psychologie habe einzutreten als neues Glied in die Reihe der Naturwissenschaften, um eine Brücke zu schlagen von dem engen Kreise der Sinnlichkeit in das unendliche Reich der Ideen. Auch sei es eine sonderbare Verwirrung der Begriffe, wenn man die materialistische Tendenz der Naturwissenschaften fürchte. Die Naturwissenschaft sei weder materialistisch noch idealistisch, oder vielmehr in ihrer Ganzheit genommen, zu der die Psychologie den vollenden Abschluß bilde, sei sie alles und jedes, habe das Reich des Geistes ebenso scharf und genau zu erforschen, als das des Körpers, ebenso scharf und genau, aber auch ebenso unparteiisch, ja sie würde sich gerade umgekehrt nur zu hüten haben, wegen der anziehenden und glänzenden Objecte des erstern es nicht mit allzu großer Vorliebe, dem letztern gegenüber, einseitig zu behandeln.

Aus diesen und ähnlichen Erklärungen des Verfassers geht wenigstens so viel hervor, daß er zu den entschieden Materialisten nicht gezählt sein will. Nur erinnern seine Worte hierüber durch ihre Unumwundenheit und Winkelzügigkeit wieder an den nun fast in Vergessenheit gekommenen Ton der alten Naturphilosophie zurück, von

den man mit A. W. Schlegel sagen konnte: „Mir hat sich Traum und Wachen ganz verworren.“ Und es scheint ihm keineswegs darum zu thun gewesen zu sein, überall klaren Wein einzuschütten. Sein Stil ähnelt vielmehr einem trübe gärenden Most, von jugendlich erfrischendem Charakter, worin sich viele anmuthende neue Lebenskeime auf chaotische Art durcheinander winden. So wird es denn überaus schwer, von der Einheit des physischen und intellectuellen Wesens, wie er sie sich denkt, eine klare Vorstellung zu fassen.

Zwar fehlt es in diesen weitbauschigen, gewandreichen und prächtigen Ergüssen von nebelhaft poetischem Schwunge gar nicht an mancherlei schönen Lichtblicken, welche darauf deuten, daß hinter den „Faltthüren und maskirten Batterien“, von denen in der Vorrede gesprochen wird, eine Art von durchgreifendem Spinozismus versteckt liegen könne, welcher sich aus einer gewissen Scheu und Vorsicht nur erst in maskirter Gestalt zeige, um die bloßen Augen eines im physikalischen und atomistischen Denken ganz verkommenen Zeitalters nicht auf einmal durch ein zu helles psychologisches Licht zu blenden. Kein Gedanke — so wird uns versichert — entsteht, um zu vergehen, vielmehr springt im Momente seiner Bildung das ewige Sein hervor, und das geschaffene Element tritt als solches aus dem ununterbrochenen Kreislaufe heraus. Und so wenig das reine Sein der Materie in ein Nichtsein umschlagen kann, ebenso wenig das des Geistes, indem in der Existenz des Gedankenelements selbst seine Ewigkeit involvirt ist. Daher denn die dahingeschwundenen Existenzmomente des Menschen, die im Wachsthum seiner Denkproceße entwickelten und fortgebildeten Ideen, alle von dem ewigen, dem unzerreißbaren Bande eines elementaren Seins umschlungen werden. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verzüngte Atmosphäre assimiliert, sichert uns das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Geseze des Alls in uns reproduciren. Solche Behauptungen runden sich, wenn sie spinozisch verstanden werden, zu einem Bilde, in welchem uns die Wahl gelassen wird, ob wir den Geist als ein Sublimat der Materie, oder lieber die Materie als einen Niederschlag des Geistes betrachten wollen. Nicht als ein bloßes Phänomen an der Materie erscheint im letztern Falle der Geist, sondern als die von Ewigkeit in sich selbst bestehende Urkraft, welche an den „typischen Entwicklungsknoten“ der physischen Werdeprouesse, durch die Systeme der niedern Kräfte gelockt oder gereizt, im flusenförmigen Descendiren sich in die Erscheinung herabläßt, um als ein allergänzendes Complement dem Mangel und der Hülfbedürftigkeit der niedern Stufen entgegenzukommen. So sind es die „typischen Entwicklungsknoten“, die aus dem unbestimmten Schimmer des Feuers den klaren Strahl hervorspringen lassen; die „typischen Entwicklungsknoten“, die in den dunkeln Wallungen der Mutterlauge aus der Wechselwirkung anorganischer Kräfte die Zelle constituiren; es sind die „typischen

Entwicklungsknoten“, die aus den reflexiven Nervenschwingungen den freien Willen des sich selbst setzenden Ichs hervorheben.

Doch werden wir an solchen Standpunkte anderemale auch wieder irre gemacht, wenn wir z. B. zu lesen bekommen, daß für den Menschen absolute Wahrheiten, die zur Uebersicht einen Standpunkt außerhalb der Welt erfordern würden, keine existiren, wenn er sie nicht in dem bloßen Geseze seiner „organischen Entwicklung“ erkenne; und dann wieder in Betreff dieser organischen Entwicklung, daß die „Kraft“ überhaupt ein secundär abgezogener Begriff sei, dessen Verwendung man in naturwissenschaftlichen Erklärungen möglichst zu vermeiden suchen müsse, solange solche noch auf die bloßen Schwingungen der kleinsten Theilchen zurückgeführt werden können. Wie reimt sich dieses wol mit jenen Grundsätzen vom ewigen Sein der Ideen, vom freien Willen des sich selbst setzenden Ichs und vom ewigen Unverlorensein einer jeden in den typischen Entwicklungsknoten hervorspringenden ewigen Kraftwirkung aus einer Naturkraft von höherer Ordnung? Mir völliger Deutlichkeit erblickt man hierbei nur eins, nämlich das Bestreben, den idealistischen Thatsachen der Psychologie Rechnung zu tragen, ohne es jedoch dabei mit dem Anforderungen des Materialismus gänzlich verderben zu wollen. Der Verfasser erweist sich damit selbst einen schlechten Dienst. Er verhindert sich fortwährend an der Klarheit, durch welche seine Gedanken zu reinem Weine werden könnten, welche so nur immer ein trübe gärender Most bleiben. Die Psychologie kann nun einmal nicht zur bloßen Naturwissenschaft werden, obwohl sie ebenso wol eine empirische Wissenschaft ist, als es die Naturwissenschaften sind. Der Verfasser meint zwar, und ohne Zweifel guten Glaubens, der empirischen Psychologie eine Ehre und einen Dienst zu erweisen, indem er sie in den Rang der Naturwissenschaften erhebt und dabei zur Regentin über alle übrigen philosophischen Disciplinen setzt. Keins von beiden geht an. Wollte die Psychologie die Philosophie beherrschen, so müßte sie alle Wahrheiten, welche der Erfahrung vorausgehen, aus der Erfahrung ableiten, was sich widerspricht. Das Festketten der empirischen Psychologie an die Physiologie schloß zwar einen solchen Widerspruch nicht ein, übersähe aber ganz und gar den Unterschied, welcher besteht zwischen einer im äußern Sinne vorgehenden physiologischen und einer im innern Sinne vorgehenden psychologischen Beobachtung. Nicht der Psychologie geziemt es, an den Schwankungen und der Haltungslosigkeit einer in der Regel doch nur an Physik und Chemie verneigten Physiologie sich zu betheiligen; wol aber geziemt es der Physiologie, von der Psychologie zu lernen, wie sich Vorstellungsbewegungen von locomotiven Schwingungen, physische Triebe von physikalischen Kräften unterscheiden, und unter welchen Umständen und nach welchen Gesezen die einen auf die andern zu wirken, die einen sich in die andern umzuwandeln, die einen sich gegen die andern auszulösen vermögen.

Es ist aber auch noch ein anderer Umstand, wodurch

der Verfasser sich den Weg versperrt, zu einem klaren Begriff von der Methode und Leistungsfähigkeit der empirischen Psychologie zu gelangen. Es ist der Wahn, daß die empirische Psychologie ihren soliden obwol engen Standpunkt individueller oder eigenpersönlicher Selbstbeobachtung verlassen und sich zu einem kosmischen Standpunkte universeller Beobachtung emporzwingen könne. Er fordert, daß die Psychologie nicht jene beschränkte Disciplin bleiben dürfe, welche mit unterstügender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, besonders der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten, sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränke. Zu größern Erfolgen könne allein eine Psychologie führen, welche zugleich „Psychologie der Gesellschaft, der Völker, der Menschheit“ sei. In den bisher gemachten Versuchen sei vor allem ein bedenklicher Fehler gemacht worden. Man habe den Menschen als Mittelpunkt des Alls hingestellt. Aber das Verhältniß sei ein weit complicirteres, da der Mensch excentrisch in einem Winkel des Weltalls situiert sei und so von vornherein die verwickeltesten Formen bedürfe, um sich der einfachsten Proportion des Ichs zu seiner Umgebung bewußt zu werden, während die Mikrokosmiker leicht fertig waren, diese Proportion wie 1 : 2 oder wie $+1 : -1$ zu setzen. Daher finde der Mensch als ein „politisches Thier“ nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, welcher kein Höheres über sich kenne, sei für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrierender Bruchtheil figurire. Nun ist es zwar wahr, daß alle Geistesproducte und Institutionen in der Weltgeschichte nur durch ein sociales Wechselwirken der einzelnen Geister miteinander zu Stande kommen, und insofern nicht die Producte der einzelnen Geister als einzelner, sondern vielmehr die Werke eines in ihnen und durch sie als seine Organe sich bethätigenden Universalgeistes oder einer Gottheit sind. Aber nicht minder wahr ist es doch auch, daß wir die psychischen Functionen dieses Universalgeistes nirgend anderswo beobachten können als in dem einzigen unter allen diesen Millionen Organen, welches ein jeder unter uns sein eigenpersönliches und individuelles Ich nennt. Aus seiner eigenen Haut fahren kann nun einmal niemand. Nur allein das a priori unserer Begriffe und reinen Anschauungen hat allgemeine Geltung. Was wir hingegen durch empirische Selbstbeobachtung hinzugewinnen, erfahren wir immer nur zunächst in unserer individuellen Person und für dieselbe. Glauben wir in andern Personen als unserer eigenen psychologische Erfahrungen und Beobachtungen machen zu können, so irren wir. Die Erlebnisse anderer Personen beobachten, kann nie etwas anderes heißen, als den Worten und Werken anderer unsere eigenen Selbstbeobachtungen unterlegen. Nur eine directe Beobachtung aber verdient überhaupt diesen Namen. Eine untergelegte ist nur zum Schein eine Beobachtung, in Wahrheit eine bloße Muthmaßung. Folglich bleibt die empirische Psychologie des Individuums die Psychologie der letzten Beobachtung, die Psychologie der Menschheit

die der Muthmaßung und Hypothese. Je mehr es der letztern gelingt, die Beobachtungen der erstern in ihrem Nutzen zu verwenden, desto solidere Resultate wird sie erzielen; je hochmüthiger und schwärmerischer sie hingegen in ihren überfliegenden Hypothesen sich von der scrupulösen Selbstbeobachtung und dem Hinabsteigen in das Bewußtsein der eigenen individuellen Person emancipirt, desto gewisser wird sie den Faden einer deutlichen und zuverlässigen Wissenschaft aus den Händen verlieren.

Was Bastian in seinem psychologischen Werke trotz dessen großer Fülle und Reichhaltigkeit ganz veräußert hat, die methodische Untersuchung der psychologischen Grundbegriffe vom Standpunkte individueller Erfahrung aus, finden wir wie zur willkommenen Ergänzung geleistet in A. W. Grube's „Blick in das Triebleben der Seele“ (Nr. 2). Auch Grube sucht zwar, ähnlich wie Bastian, die Psychologie möglichst nahe an die Naturwissenschaft zu knüpfen, aber ohne daß ihr Begriff zu einer Psychologie des Universums ausgedehnt und dadurch verwischt wird. Er wählt sich ein ganz specielles physiologisches Thema, den animalischen Trieb, behandelt dasselbe aber so, daß daran der mächtige Unterschied zwischen der Sphäre des äußern und der Sphäre des innern Sinns recht einleuchtend ins Auge fällt.

Das Triebleben bildet im menschlichen Wesen die Mittelregion zwischen Leib und Geist. Denn es reicht nach unten hin ebenso tief bis in die leiblichen Prozesse hinein, als nach oben hin die Thätigkeiten der Vernunft und des freien Willens sich von ihm durchdrungen zeigen. Man thut daher, wenn es um eine Beschreibung dieses Phänomens von der Naturseite zu thun ist, am besten, wenn man zuerst die Verwandtschaft mit dem leiblichen, hernach die mit dem geistigen Princip beleuchtet. Diesen Weg geht hier der Verfasser. Er faßt am Anfang den Trieb als organische, in der Mitte als psychologische, am Ende als moralische Erscheinung, und zeigt, daß im Triebe in allen drei Stellungen die Merkmale, wodurch er Trieb ist, immer dieselben bleiben, ihm daher nicht eine bloß abgeleitete Existenz als Phänomen auf einer andern Grundlage zuzuerkennen ist, sondern eine grundwesentliche und eigenthümliche, als Grundkraft einer besondern Wesensordnung und für sich bestehendes Princip ursprünglicher Hervorbringungen.

Die Schwierigkeit im Begriffe des Triebes besteht darin, daß er zwar ein in der Physik wurzelnder Begriff ist, daß er aber dabei ein Moment in sich hat, welches in der Physik keinen Platz findet, das Moment der Zweckmäßigkeit. Der Trieb ist eine organisch vermittelte Bewegung, deren Zweck ihr Ziel ist, mit dessen Erreichung sie selber ihr Ende erreicht. Er ist ein in seinem Zwecke sich individualisirendes und in Erreichung desselben sich erfüllendes Streben. Er besteht in einem Gefühl des gestörten Lebens mit dem Bestreben das Gleichgewicht wiederherzustellen, wobei der Reiz zur Bewegung der einzelnen Organe oder des ganzen Organismus durch Empfindungen erfolgt, welche mit dem Gemeingefühl in

Gegensatz treten, sobald es aufgeregt wird und nicht zur Ruhe kommt, als bis der Gegensatz ausgeglichen ist. Es muß also in dem beim Triebe vorhandenen Mechanismus das Gemeingefühl in seiner Beziehung auf die Empfindungsreize ein Moment sein, welches über die Agentien der Physik (Schwere, Licht, Wärme, Elektrizität u. s. w.) hinausreicht. Und dieses Moment muß so weit in der Tiefe der Natur vorkommen, als noch Triebe vorkommen, also nicht allein im thierischen, sondern auch schon im pflanzlichen Organismus. Denn die Triebe desselben sind bereits den Trieben des Thierlebens analog.

Die Pflanze hat zwar nur erst eine zusammenziehbare (contractile) Masse, welcher aber schon die Reizbarkeit zukommt, wenn sie auch noch nicht, wie die mit Nerven begabten Thiere, den Reiz zur Empfindung zu erheben vermag. Mit Einbruch der Dunkelheit schlagen sich die Kleeblätter nach oben, die Sauerfleeblätter nach unten zusammen; die Blätter der Lupinen falten sich erst zusammen und legen sich dann aneinander. An der Basis des Blattstengels ist das sogenannte Gelenkpolster, aus weichem, saftigem Zellgewebe bestehend und fähig, sich auszu dehnen und zusammenzuziehen. Die Sinnympfange (*Mimosa pudica*) legt bei schwacher Erschütterung ihres Stengels oder auch bei dunkel bewölktem Himmel ihre gefiederten Blätter zusammen. Kriecht man die Staubfäden des Sauerborns, so schütten die Beutelfäden ihren Staub aus. Bei der Türkenbundlilie (*Lilium Martagon*) nimmt das Pistill die Befruchtung der sechs Staubfäden der Reihe nach an, während die Staubföhlchen der *Saxifraga tridactylites* sich paarweise der Narbe nähern. Die sogenannten Schwarmsporen, die von gewissen Algen ausgetrieben werden, zeigen Bewegungen, Ausdehnungen und Zusammenziehungen, die sich von denen der mundlosen Infusorien nicht wesentlich unterscheiden. Ferner ist bei den einfachsten Thieren, den Infusorien, Wollypen und Rhizopoden, die ganze Lebensfähigkeit ebenfalls noch einer und derselben nervenlosen Masse übertragen, welche Sarkode genannt wird und deren selbständige Zusammenziehbarkeit daher noch ganz auf der pflanzlichen Stufe steht.

Also bei der Pflanze ebenso wol als beim Thier zeigt sich der Trieb als diese Copula, dieses lebendige Band zwischen Reiz und Bewegung, das, je nachdem es stärker oder schwächer angezogen wird, auch die Bewegung beschleunigt oder verlangsamt, oder, wenn es zerrissen wird, sie gänzlich aufhebt und unmöglich macht. Nur durch eine solche Beschleunigung oder Verlangsamung der durch Reize sollicitirten Bewegungen von innen her wird die durchgreifende Zweckmäßigkeit möglich, womit der Trieb den Organismus sich selbst zum Werkzeug und Mittel bildet und hervorbringt. Denn da ohne ein solches Reguliren der durch Reize erweckbaren Bewegungen von innen her alles in unorganischen Processen verlaufen würde, so muß das Princip dieser Regulirung, welches wir den Trieb nennen, zugleich das Princip sein, welches sich selbst den Organismus zum Wohnhause erbaut. Wäre der zweckmäßig agirende Trieb nicht schon von vornherein in und

mit der Organisation des Thiers gegeben, so würden keine äußern Reize die Bienen veranlassen, Zellen zu bauen, oder die Spinne nöthigen, sich ein Netz zu weben. Das Bienenvolk arbeitet seine Zellen aus, holt die nöthige Menge Honigsaft und Blumenstaub, ohne erst ordnungslose Experimente zu machen. Die jüngste Biene arbeitet mit der Fertigkeit und Sicherheit ihrer ältesten Schwester. Der Trieb kommt nicht als ein Zweites, Nachfolgendes zum Organ hinzu, sondern das Organ ist so gebildet, weil ein so und nicht anders bestimmter Trieb vorhanden war, weil die organische Natur das sich offenbarende Triebleben selber ist. Nicht das Organ, sondern der Trieb ist das Erste und Hervorbringende. Nicht das Auge und Ohr ist die letzte Ursache des Sehens und Hörens, sondern der im lebendigen Reim des Thiers wirkende Trieb, mit der leuchtenden und tönenden Welt in Berührung zu kommen.

Und da nun die höchste Steigerung und Vollenbung der zweckmäßigen Wirksamkeit ohne Zweifel in der Vernunft stattfindet, so darf man die Vernunft ebenso wol als eine zum Bewußtsein gesteigerte Zweckthätigkeit definiren, als man in der benutzlosen Zweckthätigkeit, welche wir den blinden Trieb nennen, eine gleichsam unbewußt gewordene oder zum bloßen regulirenden Werkmeister physikalischer Prozesse herabgesunkene Vernunft erblicken darf. Es kann am Ende nur die eine göttliche Vernunft sein, welche sowohl die besetzte als die unbesetzte Welt durchdringt. Diese schöpferische Vernunft handelte vernünftig, lange bevor ein Menscheng Geist da war, um sie zu fassen; und unser vernünftiges Denken ist ein Nachdenken über das, was wir als Vernunftthatfachen in uns und um uns anschauen. Auch bilden selbst in der menschlichen Individualität die „unbewußten Vorstellungen“ recht eigentlich den productiven Kern, den dämonischen Hintergrund seines bewußten Geisteslebens, und der Mensch kann nur das mit klarem Bewußtsein und mit freiem Willen erstreben, was er zuvor als unbewußten Trieb seiner Seele erfahren hat, wie er andererseits in seinem geistigen Leben und Streben erst dann fest und sicher wird, wenn er den selbstbewußten freien Willen wieder zur Unmittelbarkeit des Triebes zurückführt.

Weil die Vernunft das zum Bewußtsein hinaufgesteigerte Triebleben, der Trieb die im Unbewußten wirkende Vernunft ist, so geht hieraus das lebendige Ineinandergreifen höchster und niedrigster Kräfte hervor, welches ein charakteristisches Merkmal des Triebes ausmacht. Man darf den Trieb weder auf die physikalische noch auf die geistige Seite herüberzerren, sondern er ist als das gleichschwebende Mittel- und Verbindungsglied beider Seiten anzuerkennen. Die Menschenseele läßt sich nicht zerlegen in eine zur Hälfte thierische, zur andern Hälfte geistige, sondern alle Triebe greifen ineinander. Auch in den sinnlichen und thierischen Trieben des Menschen ist schon ein menschlich psychisches Moment mitgesetzt, wodurch sie sich von den Trieben des Thiers unterscheiden, indem sie fähig werden, in die Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens einzugehen. Dadurch daß der Nach-

rangs- und Geschlechtstrieb dem geistigen Leben dienen und ihm eine Unterlage bieten, nehmen sie selbst ein ästhetisch-menschliches Wesen an.

Die Stufenfolge, in welcher sich das Triebleben entwickelt, besteht daher auch nicht in schroffen Absprüngen, sondern in allmählichen Uebergängen vom Niedern ins Höhere. Je weiter nach unten, desto mehr ist der Trieb bloßer Instinct oder Neigung, welche sich das Object, worauf sie geht, noch nicht vorstellt, obgleich sich durch das Verhalten des Subjects bereits ein bestimmtes Verhältniß zur gegenständlichen Welt als ihm angeboren zu erkennen gibt. Was wir Naturell, Temperament, Rasse, Rationalität nennen, gibt solche angeborene Neigungen oder Instincte in Fülle zu erkennen. Dagegen wird der Trieb zur Begierde erst dann, wenn sich an die Lust der gehabten Befriedigung auch die Vorstellung des Objects anschließt, welches den Trieb zu befriedigen vermag. Die Begehrung oder Begierde ist der Trieb mit Bewußtsein seines Gegenstandes. Diesem Bewußtsein wesentlich ist das Gesetz, daß wir das Begehrte immer als angenehm, das Verabscheute immer als unangenehm empfinden, und folglich Unangenehmes als solches nie zu begehren, Angenehmes als solches nie zu verabscheuen vermögen: ein psychologisches Grundgesetz, welches auf S. 143 gegen die Einwände, welche Drobisch dagegen zu machen versucht hat, mit Klarheit verteidigt wird. Erhebt sich ferner der Instinct in die Form der Begierde, indem die Begierde durch Gewohnheit ihrer Befriedigung zum einwurzelnden Instincte wird, so entsteht Leidenschaft, worin sich ein Trieb in der Art des Gemüths bemächtigt, daß er die übrigen entweder gewaltsam unterdrückt, oder, wosfern sie ihm zur Befriedigung mithelfen können, zu seinem Dienste zwingt. Wie die Leidenschaft gewaltsam hervorbrechende und im Gemüth sich festsetzende Begierde ist, so ist der Affect gewaltsam hervorbrechende, momentan das ganze Gefühl verschlingende Empfindung.

Ueber die einzelnen Triebe und ihre Affecte und Leidenschaften erhebt sich zuletzt das selbstbewußte Ich, dessen Tiefe sich in der Ueberlegung des ruhigen Gemüthslebens erschließt, im Sturm der Leidenschaft aber verbirgt. Die Tiefe des menschlichen Wesens besteht darin, daß es sein eigenes Centrum, dieses „Sich selbst“, nicht im gleichmäßigen Besitze hat, sondern sich mehr oder weniger erst zu erwerben bestrebt ist. Das Hingerissensein von Affect und Leidenschaft besteht darin, daß wir plötzlich aus unserem Centrum herausgerissen sind und das Band zwischen ihm und der Peripherie abgeschnitten ist, sodaß wir auf letzterer feststehen. Schon der Eigensinn ist ein solches Hingerissensein, die Launenhaftigkeit nicht minder. Der Eigensinnige kann über eine bestimmte Richtung nicht hinarbeiten. Weit entfernt, sich selbst zu haben und zu behaupten, hat er sich als selbstbewußtes Ich verloren, in der Ueberlegung unfähig geworden und wie durch einen Zauber in einem einzigen seiner Triebe so festgebannt, daß ihm die Rückkehr zu sich momentan unmöglich geworden ist. Der Launische ist so in eine Gefühlslage verbannt, daß er die lebendige Wechselwirkung mit

allen andern Gefühlen verloren, sich in seiner momentanen Stimmung wie in einem Netze gefangen hält. Sind so die Leidenschaften die Centrifugalkräfte, welche die Seele aus dem ruhigen Beharren im Gemüth zum Excentrischen fortreißen, so ist dagegen das Gemüth selbst die Centripetalkraft, welche den Mittelpunkt festhält. Das Gemüth ist der polare Gegensatz des Ichs, aber eben darum sein nothwendiges Correlat. Das, was die Menschheit innerlich ergreifen und umgestalten soll, muß aus dem Gemüth hervorgegangen sein, und was nicht das Gemüth der Menschheit durchdringt, geht spurlos vorüber. Denn die Sammlung im Gemüth ist kein bloßes passives Ruhen in sich, sondern vielmehr Selbstbeherrschung, Kraft zu widerstehen. Das Gemüth ist das stille Kämmerlein, wohin wir uns aus dem Getümmel des Lebens auf uns selber zurückziehen, vom Zwange der Gegenstände und ihrer Reize befreit wieder frei aufatmen, frohe Erkenntnisse zurückrufen, uns in die schmerzlichen finden, indem wir das einzelne schmerzliche Gefühl wieder in Verbindung bringen mit der Einheit aller Gefühle und darin die Differenz ausgleichen.

Auf diese Weise rundet sich Grube's Trieblehre ab zu einem klaren und übersichtlichen System. Was er mit Bastian gemein hat, ist die Absicht, Psychologie und Naturstudium in Einheit zu behandeln und allem erkünstelten Dualismus entgegenzuarbeiten. Was er vor ihm voraushat, ist die größere Klarheit in Erfassung der psychologischen Thatfachen. Das animalische Triebleben geht nach unten in die Physik, nach oben in das freie Bewußtsein über und schwebt zwischen diesen beiden Polen des Daseins als eine verbindende Mitte oder Indifferenz beider: dieses erkennt er klar, ohne das Mittelglied jedoch mit den Enden in eine trübe und chaotische Einheit zusammenfließen zu lassen. Vielmehr sagt er das Triebleben als ein Mittelglied von eigenthümlichem Charakter, welches von beiden Polen, zwischen denen es schwebt, sauber und genau abgetrennt werden muß, wie denn auch trotz seiner continuirlichen Uebergänge in ihm selbst wieder bestimmte Stufen unterschieden werden müssen. Das Dreieck wird mit dem Kreise darum noch nicht eins, weil es durch die unendliche Reihe der Polygone zuletzt in den Kreis übergeht.

Eine solche Klarheit der Begriffe erwirbt sich aber nur auf dem Felde der individuellen Psychologie als einer Wissenschaft der Beobachtung des eigenen Denkens, Empfindens und Wollens. Wer mit Ueberspringung dieser nothwendigen Vorarbeit sogleich in eine Psychologie der Völker, der Sitten, der Mythen hineintrachtet, kann niemals zu ihr gelangen. Dagegen stehen eben dann, wenn die Psychologie erst auf ihrem individuellen Boden fest gegründet sein wird, durch eine Anwendung der gewonnenen Resultate auf die universellen Phänomene der Weltgeschichte und des Universums die größten Erfolge in Aussicht. Denn wenn das Triebleben einerseits einen continuirlichen Uebergang hat in die allgemeine Vernunft, so wird auch auf mittelbare Weise die Geschichtswissenschaft über die Gesetze der Vernunftentwicklung in der

Menschheit von einer fortschreitenden Psychologie noch manche Aufklärungen empfangen können. Und wenn das Triebleben andererseits einen kontinuierlichen Uebergang hat in die materiellen Prozesse des Erdbplaneten, so wird auch auf mittelbare Weise die Naturwissenschaft in Physiologie, Zoologie und Botanik von einer zukünftigen Psychologie noch manches zu lernen bekommen.

Mittlerweile ist der Menschengestalt ungeduldig und das Warten wird ihm schwer. Stehen für die Zukunft Resultate in Aussicht, so möchte er sie lieber gleich anticipiren. Auch ist dieses Streben, innerhalb der gehörigen Schranken gehalten, von Nutzen, indem es den Forschungsgeist auch dann im steten Schwunge erhält, wenn er durch den kurzen Ertrag geringer Errungenschaften in einer langsam fortschreitenden Wissenschaft, wie es die Psychologie ist, entmutigt zu werden bedroht ist. Die lebhaften Bilder des vorschwebenden großen Ziels, an welchem der Forscher mit subjectiver Zuversicht hängen muß, wenn seine Arbeit nicht ermatten soll, werden ihm dann zu anspornenden regulativen Maximen seiner weiterschreitenden Thätigkeit.

Von diesem Gesichtspunkte ist Gustav Theodor Fechner's Buch „Ueber die Seelenfrage“ (Nr. 3) zu verstehen und zu beurtheilen. Fechner hat mit kühnem und poetischem Griffel die Idee eines großartigen psychologischen Pantheismus von religiösem Charakter bereits in mehreren vielgelesenen Schriften entworfen, zuerst in seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode“, zweitens in der „Nanna“, drittens im „Zend-Avesta“, viertens im Buche über den Mond, und tritt nun hier zum fünften male mit derselben Idee hervor, verspricht auch zugleich dabei, später noch zum sechsten und zum siebenten male mit ihr wieder zu erscheinen. Denn es ist sein Grundsatz, einen großen wissenschaftlichen Gedanken von animirender Natur, welcher bisher noch nicht so recht zünden wollte, weil er von den gewöhnlichen Vorstellungen zu weit abliegt, unaufhörlich aufs neue vor das Publikum zu bringen, ob er vielleicht dennoch hier und da zünden möge, und er thut es gewiß. Denn häufig kommt es bei neuen Gedanken von dieser Art nur darauf an, daß man sich allmählich an sie gewöhne, um sie nachher ganz von selbst nur desto mehr lieb zu gewinnen.

Die Fechner'sche Idee einer Weltseele beruht auf den beiden großen Postulaten, daß die Seele einerseits von Grund aus Selbstbewußtsein sei und andererseits ein selbständiges Wesen sei. Sobald man beide miteinander combinirt, sieht man daraus sofort die Hauptsätze seines Pantheismus entspringen. Er faßt beide in folgender Definition der Seele zusammen (S. 9):

Unter Seele verstehe ich das einheitliche Wesen, was niemand als sich selbst erscheint, in uns wie anderwärts, wo immer ein solches vorkommt; sich selber hell, für jedes äußere Auge finster; zum mindesten sinnliche Empfindungen in sich verknüpfend, über welche nach Maßgabe, als die Seelenstufe höher steigt, das Bewußtsein höherer und höherer Beziehungen sich aufbaut.

Nun ist zwar das Selbstbewußtsein kein „Wesen“, sondern ein Zustand unserer Person, welcher ihr im

Wachen widerfährt, während des Schlafes aber, ohne daß sie dadurch Schaden nähme, wieder verloren geht. Das weiß natürlich der scharfsinnige Fechner so gut wie jedes Kind. Und auf dieser Spitze eben balancirt seine Idee. Die Seele, welche innerhalb der Erscheinung nicht Wesen, sondern Zustand ist, soll an sich selbst Wesen sein. Dieses kann sie aber nur dann sein, wenn sie zugleich höchstes Wesen ist, wenn die bewußten Zustände in der Welt nicht Zustände an der Materie und ebenso wenig Zustände an unbewußten Seelensubstanzen (Monaden), sondern selbst eine Theilnahme und ein Antheil an dem Wesen sind, welches auf selbständige und unvergängliche Weise Selbstbewußtsein ist. Folglich sind alle Seelen integrierende Theile einer selbstbewußten, ewig wachen Urseele oder Weltseele, Funken im göttlichen Feuermeer. Ihr Bewußtsein ist das Bewußtsein der Weltseele in ihnen. Ihr Ich ist ein Fenster, durch welches das überschwenglich helle Licht der großen Weltsonne in den trüben und dumpfen Kerker der isolirten Person einbricht. Ihre Vernunft ist der in das Fenster hineinleuchtende Strahl, ein Theil der allgegenwärtigen Helligkeit selbst. Ihr freier Wille ist die spontane Thätigkeit dieses Lichts, welches die Eigenschaft besitzt, überall, wo es wirkt, die Reize seiner Thätigkeit nicht von außen her, sondern ganz allein aus sich selbst und von innen her zu empfangen.

Der Fechner'sche Pantheismus hat vor dem vulgären Pantheismus einen großen religiösen Vorzug. Denn während die Weltseele des Letztern eine schlafende ist, so verdient die des Ersten vielmehr den Namen eines Weltgeistes, sofern wir unter Geist immer eine wache Seele und niemals eine schlafende verstehen. Einer schlafenden Weltseele ist der Name der Gottheit immer noch streitig zu machen, einer wachen nicht mehr. Und folglich ist der Pantheismus der wachen Weltseele so weit und so groß, daß auch selbst noch der ganze Theismus hinreichend mit Platz innerhalb seiner findet, um sich mit Behagen und nach aller Bequemlichkeit in ihm ausbreiten zu können.

Aber die Weite und Größe dieses Standpunktes reicht noch weiter. Auch der Materialismus hat in ihm Platz, insofern auch hier die ewige Materie für die Grundlage aller Dinge anerkannt wird. Sie ist der lebendige Leib, ohne welchen die Weltseele nicht zu bestehen vermöchte, der große und ewige Leib, welcher in den Gestirnen als seinen lebendigen Organen wächst und sich bewegt, wie unser eigener Leib in seinen Zellen, aus denen er zusammengesetzt ist. Nehmen wir hinzu, daß in unsern eigenen Leibern der Erdbplanet seine Empfindungs- und Denkforgane an die Oberfläche treibt, so rundet sich diese Weltanschauung einerseits zu einer Stufenfolge aus organischen Leibern, andererseits zu einer Stufenfolge aus Seelen ab, deren Organe diese Leiber sind. Wie sich die einzelnen Gedanken zur ganzen Menschenseele verhalten, so die einzelne Menschenseele zur ganzen Erdblase, so die einzelne Planetenseele zur ganzen Weltseele.

Von dieser Seite betrachtet ist dieser Pantheismus daher ebenso sehr Materialismus zu nennen. Eben wegen dieses unverthiglichen materialistischen Anstrichs, welchen die

Sache hat, wird sich der reine oder speculative Idealismus auch niemals mit ihr befreunden können. So entgeht Fehner ein Bundesgenosse, dessen Hinzutritt seiner Idee eine starke Autorität hinzufügen würde, auf welche er nun verzichten muß. Er ist scharfblickend genug, um zu sehen, daß zwischen seiner Idee und der Kant'schen Speculation eine unübersteigliche Kluft besteht, während die geistigen Eroberungen dieser Speculation unermüdlich stetig vorwärts schreiten, und er sucht sich gelassen in sein Schicksal zu fügen, so gut er kann.

Zwar besteht zwischen der idealistischen Seite seiner Weltanschauung und dem Kant'schen Idealismus eine unverkennbare Verwandtschaft. Denn auch die Kant'schen Idealisten besitzgen zwischen dem Weltgeist und den einzelnen Menschenwesen keine trennende Kluft, sondern halten den Weltgeist für die Thätigkeit der allgemeinen Vernunft, welche in allen Einzelwesen, soweit dieselben vernünftig sind, eben ihre Vernunft selbst ausmacht. Auch dem Idealisten ist die Einzelseele nur erkennend als ein integrierender Theil der Weltseele, welche in ihm erkennt. So weit die Einzelseele vom Bande des Allgemeinen abgetrennt wird, so weit hört ihr Bewußtsein auf. Auch dem Idealisten ist die Einzelseele nur so weit moralisch frei, als sie ein integrierender Theil der Weltseele ist, welcher vermöge seiner Isolation die Fähigkeit erlangt, dem Gesetze des Allgemeinen gemäß oder zuwiderzuhandeln. So weit die Einzelseele vom Bande des Allgemeinen abgetrennt wird, so weit hört ihre moralische Freiheit auf. Auch der Idealist legt dem Weltgeiste nicht einen bloßen Einzelwillen bei, sondern erkennt in ihm das allgemeine Gesetz der geistigen Existenz, innerhalb dessen die freien Einzelwillen in den sinnlichen Personen spielen mit der Freiheit, sich ihm zu oder von ihm abzuwenden. In allen diesen Punkten ist Fehner mit den Idealisten einverstanden.

Der Unterschied liegt auf der materiellen Seite. Die Weltseele bedarf nach Fehner der ewigen Materie zu ihrer Unterstützung und Unterlage. Das bedeutet dem Idealisten gerade so viel, als wenn das Gehäß, woran die Glocke hängt, der Glocke zu seiner Unterlage bedürfte. Dem Idealisten ist das schlechthin Seiende das Gesetz und die Thätigkeit der Vernunft. Ihre Thätigkeit hängt an ihrem Gesetz. Denn ihre Thätigkeit ist die Beziehung ihres Gesetzes auf den Stoff der Erfahrung. Die Vernunft bedarf folglich dem Idealisten zu ihrer Existenz nichts weiter, als nur allein sich selbst. Sie wandelt frank und frei einher, gleichsam auf dem lebendigen Doppelfuße des theoretischen und praktischen Gesetzes. Fehner, als Physiker mehr als das empirische als speculative Denken gewohnt und aus dem freischwebenden Gange Gefahr fürchtend, gibt ihr Krücken zu, woran sie hinken soll, nämlich die Krücken der Gestirne. Er bemerkt nicht, daß der Stärke der Stärken, den er gern stützen möchte, seiner Krücken nicht bedarf; daß die Krücken, weit entfernt, ihn zu tragen, nur an seinen Hüften baumeln und taumeln als lästige Zierathen.

Ein anderer Unterschied ist der folgende. Der Weltgeist oder die schlechthin allgemeine Thätigkeit der Ver-

nunft ist dem Idealisten nur einer. Es kann daher für die verschiedenen Völker im Weltall, wie die Gestirne, nicht besondere Geister dieser Art geben, sondern der Erdgeist als die in der Menschheit des Erdbplaneten sich manifestirende Vernunft muß ohne allen denkbaren Unterschied völlig derselbe sein, als z. B. der Venusgeist oder die in den Denkorbenen des Venusplaneten denkende Vernunft. Hieraus zwei voneinander unterschiedene Geisteswelten zu machen, wie Fehner thut, ist dem Idealisten durch sein Princip auf das strengste untersagt.

Diese völlige Ueberlängigkeit der Gestirne für die Existenz des Weltgeistes kann jedoch den Idealisten nicht hindern, den Anregungen, welche Fehner's Gestirnslehre in die Wissenschaft gebracht hat, ein eigenthümliches Verdienst zuzuerkennen. Fehner hat durch diese Anregungen zu allererst ein Mysterium unsers Lebens berührt, an welchem bisher der Idealismus unachtsam und mit abgewandten Blicken vorbeigegangen ist, welchem er aber, seitdem der Punkt einmal ist zur Sprache gebracht worden, sein Nachdenken nicht fortwährend wird entziehen können. Es ist dies ein Punkt, welcher mit dem von Grube so glücklich diskutirten Verhältniß von Triebleben und Vernunft aufs genaueste zusammenhängt und auf folgenden Gedankengang hinausläuft.

Die Vernunft ist nur eine, das Triebleben hingegen ein mannichfaltiges. Die dunkeln Triebe gehören dem Einzelwesen, die Vernunft dem Allgemeinen. Als unbewußtes Triebleben ist die Seele abgetrennte Monade, als bewußte Vernunft hingegen eine Function des Weltgeistes. Die Einzelseele gehört dem Planeten, die Vernunft dem Weltall. Bildet nun das Triebleben, wie Grube nachweist, nicht ein bloßes physikalisches Phänomen, sondern eine eigenthümliche Wesenstufe von unbewußter Natur, welche zwischen der Physik einerseits und dem Bewußtsein andererseits in der Mitte schwebt, so bildet das auf dem Planeten entwickelte Seelenleben, soweit es ein unbewußtes ist, ein von ihm nicht abtrennbares und folglich ganz mit zu ihm gehöriges Wesen von seelenhafter Natur, oder eine Gestirnsseele. Wie nun soll sich diese einzelne und isolirte Gestirnsseele zum allgemeinen Weltgeist verhalten? Doch wol wie das Triebleben zur denkenden Vernunft, oder wie der schlafende Theil unserer Seele zum wachen Theile derselben. Wir werden also das Phänomen des Erwachens und Einschlafens genauer studiren müssen, als es bisher geschehen ist, wenn hier tiefer eingedrungen werden soll. Denn unser Aufwachen hebt uns alle Morgen ebenso sehr aufs neue in den moralischen Proceß und in die moralische Weltordnung des allgemeinen und einen Weltgeistes empor, als unser Einschlafen uns alle Abend aufs neue in den isolirten Abort der speciellen und unbewußten Gestirnsseele gleichwie in ein Gefängniß zurückbannt.

Wie sich aber ein solches Verhältniß genauer gestalten dürfte, das ist nach den Ergebnissen der heutigen Speculation noch ein tiefes Mysterium, und es ist daher höchst dankenswerth, daß Fehner auf diese grabestiefe Lücke in unserer Wissenschaft unermüdlich mit dem Finger deutet. Obgleich der Idealist auf das wissenschaftliche Angebot seines

„Bend=Weßla“ aus den angegebenen Gründen nicht eingehen kann, so kann er doch die Frage nach dem Verhältnis der vielen unbewussten Gestirnsseelen zum einen bewussten Unterstergelste keineswegs ablehnen: eine Frage, deren Hervorhebung sehr geeignet ist, den erwachten Eifer in der empirischen Psychologie immer mehr anzuspornen und zugleich das häufig schief gefasste Verhältnis der empirischen Psychologie zur Speculation in die richtige Lage zu rücken. Die Psychologie faßt dieses Verhältnis am richtigsten, wenn sie es sich denkt als das Verhältnis des Erlebens zur Vernunft oder der Erde zum Weltall. Wartet die Speculation kühn den Blick über die engen Schranken unseres Planeten hinaus bis in die allgemeinen kosmischen Beziehungen hinein:

Wo alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldenen Eimer reichen —

so steigt die Psychologie in das unbewusste Erleben und seine trübe Sinnenglut wie in ein Bergwerk des einzelnen Gestirns:

Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Sinnen höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein.

Dabei würde dann auch innerhalb der über die Erdoberfläche anzustellenden Hypothesen die nähere Beschaffenheit der Pflanzenseele ein hauptsächlich und wichtiges Thema bilden, in Beziehung dessen Fechner in seiner „Ranna“ ebenfalls vorgearbeitet hat, freilich wieder so, daß man schwer damit zufrieden sein kann. Es wird deswegen wol an Orte sein, hierüber noch einiges Nähere zu bemerken.

Fechner schreibt sowohl den Pflanzen als den Thieren nicht nur Seele zu, sondern auch Bewußtsein. Denn bei- des hält er zufolge der angegebenen Definition für untrennlich. Aber gerade die nähere Beschaffenheit des Erlebens in den Pflanzen, sowie auch in den gehirnlosen Thieren, ist geeignet, uns an dieser von Fechner geglaubten Ungertrennlichkeit auf das Stärkste irre zu machen. Verstehen wir unter Seele das Erleben überhaupt im Gegensatz zu den bloß physikalischen Processen, so sind die Pflanzen ohne Zweifel beselte Wesen. Denn sie werden geboren und sterben, sie nehmen Nahrung und assimiliren dieselbe, sie wachsen und pflanzen sich fort, sie haben eine von innen regulirte Reizbarkeit gegen Eindrücke. Dagegen zeigen sie von Bewußtsein oder eigener Wahrnehmung dessen, was sie thun und leiden, ebenso wenig Spuren als die gehirnlosen Thiere. Diese Thiere verrichten alles, was sie thun, ohne selbst das mindeste von dem zu wissen, was sie thun. Eben darum verrichten sie alles mit so großer Sicherheit, weil sie über nichts im Stande sind, sich eines andern zu besinnen. Sie bestimmen sich über nichts, sie erfahren nichts, sie lernen nichts, sie merken sich nichts Neues, sie nehmen daher auch nichts von allem wahr, was ihnen begegnet. Denn worauf man nicht merkt, das nimmt man auch nicht wahr, das bleibt auch nicht im Gedächtniß. Daher machte bereits Aristoteles den wichtigen Unterschied zwischen Thieren mit Gedächtniß und ohne Gedächtniß. Es ist der Unterschied von Thieren mit

Wahrnehmung und ohne Wahrnehmung. Unsere eigene Seele verrichtet viele Triebfunctionen ohne Wahrnehmung derselben, wie das Wachsen und das Verdauen, andere abwechselnd, so daß bald eine Wahrnehmung derselben eintritt, bald wieder entwindet, wie beim Athmen oder beim Schlingen.

Allerdings läßt sich hierauf immer noch mit Fechner erwidern: Zwar assimilirst und wachst du selbst ohne Bewußtsein. Woher weißt du denn aber, ob es die Pflanzen nicht mit Bewußtsein thun? Zwar machst du selbst instincthafte Bewegungen häufig wider Willen und ohne Bewußtsein. Woher weißt du denn aber, ob die Ameisen die Bewegungen ihrer Instincte nicht mit Willen und Bewußtsein verrichten?

Wir glauben, daß in diesem Betreff die Natur uns einen Leitfaden an die Hand gibt, welcher uns sicher führt, wenn wir ihn recht zu benutzen verstehen. Der Leitfaden besteht im Geseze unserer Angewohnungen. Sobald wir uns in irgendeine Fertigkeit oder Geschicklichkeit verkehrt hineingewöhnt haben, daß sie uns gar keine Mühe mehr macht, so zieht sich das Bewußtsein oder die Wahrnehmung in demselben Grade aus ihr immer mehr zurück, tritt aber in dem Grade aufs neue in sie ein, in welchem vorkommendenfalls die Bewegung ohne Zuhilfenahme eines besondern Aufmerkens sich nicht vollständig vollziehen kann. Einen gewohnten Weg legen wir so lange ohne Wahrnehmung dessen, was wir thun, zurück, bis ein Stein, an den wir stoßen, bewirkt, daß wir uns der zu machenden Schritte bewußt werden, damit wir über die holperige Stelle ohne erneuerten Anstoß hinweggelangen. Wir athmen insgemein ohne Bewußtsein fort, bis eine beklemmte Luft oder ein Uebelgeruch uns das Athmen in die Wahrnehmung bringt, damit wir das Fenster öffnen oder uns ins Freie begeben. Und so läßt sich in allen Fällen unsers eigenen Lebens verfolgen, daß in den Processen des Vorstellens wie des Begehrens das Bewußtsein oder die Wahrnehmung jedesmal nur so weit zum Vorschein kommt, als seine Anwesenheit zur Verrichtung derselben nöthig ist, soweit sie nicht mehr nöthig ist, entweicht. Sollte nun wol in solchen Triebprocessen, in denen das Bewußtsein zu ihrer vollständigen Vollziehung nie und nirgends nöthig ist, dasselbe jemals zum Vorschein kommen können?

Nehmen wir also auch gern mit Fechner eine bewußte Weltseele an, so haben wir doch darum noch gar nicht nöthig, mit dem Lichte ihres Bewußtseins alle Ecken und Winkel des Weltalls dermaßen zu erfüllen, daß wir uns zuletzt vor lauter Glanz so wenig zu lassen wissen, wie König Midas vor lauter Gold. Im Gegentheil möchte das die Gemüther vieler, die uns sonst wol geneigt wären, scheu und abspenstig machen. Sondern wir werden weit besser thun und weit sinniger handeln, wenn wir das Bewußtsein der Weltseele nach demselben Geseze in die unbewussten Triebprocessen der einzelnen dunkeln Gestirnsseelen eindringen lassen, nach welchem in unserer eigenen Seele das Bewußtsein ins unbewusste Erleben eindringt. Nur soweit das Bewußtsein unumgänglich nöthig ist

und ohne dasselbe die Proceße fließen und in die Irre gehen würden, werden wir mit Grund bewusste Seelen annehmen dürfen. Soweit hingegen Bewusstsein nicht abthätig ist und die psychologischen Proceße auch ohne Wahrnehmung und Aufmerksamkeitsvollziehung sind, werden wir unbestimmt Seelen anzunehmen haben, in Thieren und Pflanzen, Fändern und Meeren, Sonnen und Erden.

Karl Fortlage.

Humoristische und pseudohumoristische Literatur.

Wir haben bei verschiedenen sich dazu bietenden Anlässen in d. Bl. wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß zwar das Publikum seinen „Kladderadatsch“ und seine „Morgenblätter“ gern lieft, von der „Johstade“ Auflage auf Auflage kauft und der berliner und wiener Post auf der Bühne mit nur zu großer Nachgiebigkeit entgegenkommt, daß dagegen die Kritik und die Literaturgeschichtsschreibung sich gegen die komische und humoristische Literatur beharrlich stillschweigend oder ablehnend verhalten. Manche verfahren behandeln unsere ältern Humoristen mit einem pedantischen Graß, als ob diese die grämlichsten Leute gewesen wären, vom Volkshumor wissen sie nichts, und die Erzeugnisse des modernen Humors ignoriren sie so gut wie gänzlich, während sie Producte ernster Gattung, die zum Theil nicht im mindesten werthvoller sind, in Masse aufführen. Unter den Geschichtsschreibern der modernen Literatur hat unser Wissen nur Rudolf Gottschall in dem betreffenden Werke der mitzeitigen Humoristik ein besonderes Kapitel gewidmet, das aber aus Mangel an Vorarbeiten so ziemlich auch das ungenügendste des ganzen Buchs sein mag. Manche gehen sogar soweit, dem deutschen Volke überhaupt alle ursprüngliche Anlage zur Komik abzusprechen, und doch haben wir die Schwänke Tyll Eulenspiegel's, die köstliche Geschichte vom Reineke Fuchs, welche, als Goethe sie bearbeitete, Herder in einem Briefe an Gleim das größte Epos aller Zeiten und Nationen seit Homer zu nennen verweigen genug war, die Abenteuer des Barons Münchhausen, welche sogar der ernste Baruchsen das Lieblingsbuch seiner Jugend und ein „Meisterstück deutscher Satire“ nannte, kurz so viele in aller Welt typisch gewordene komische Schöpfungen, daß Carlyle 1827 in dem „Edinburgh review“ behauptete, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an komischer und humoristischer Literatur besessen, habe es Deutschland zu danken gehabt. Johann Burchart, Georg Rollenhagen, Andreas Gryphius, der oder die Verfasser der Schildbürgerereien, Abraham a Sancta Clara, bei dessen Humor selbst Schiller in seiner Kapuzinerrede Anleihen machte und den wir für einen der originellsten Humoristen aller Zeiten zu halten und erlauben, der geistvolle Richterberg, dem die „Revue de Paris“ noch vor ihrem Erlöschen einen längern Artikel voll größter Anerkennung widmete, Rabener, Hippel, Thümmel, Matthias Claudius, Justus Möser, der sogar die unverantwortlichen Rechte des Harlekin in Schutz nahm, Wieland, der Verfasser der „Abderiten“, Kogebue, der Verfasser der gleichfalls typisch gewordenen „Kleinstädter“, Korkum, der Verfasser der nun bereits in zehnter Auf-

lage erschienenen „Johstade“, Goethe, dessen Humor sich in seinen Puppenspielen bis zum äußersten Muthwillen verflieg, Jean Paul, Tieck, Hoffmann, der Verfasser des „Rater Murr“, sie alle waren Deutsche — und doch sollen wir keine komische Literatur besessen haben, über die in unsern Literaturgeschichten zu sprechen sich verlohnt!

Sind wir inzwischen zu alt und dadurch zu grämlich und hypochondrisch geworden, um uns noch den heitern Spielen der komischen Muse mit Anstand überlassen zu dürfen? Oder haben diejenigen recht, welche behaupten, unsere Zeit sei zu ernst und mit zu wichtigen Aufgaben erfüllt, als daß die komische Literatur, etwa mit Ausnahme des politischen Satirekewiges im berliner Gesinnung des „Kladderadatsch“, in unsern Tagen angebaut werden dürfe? Als ob es in der Entwicklung der europäischen Kulturvölker je eine Periode gegeben hätte, die bloß inapasshaft gewesen wäre und nicht ihre eigenthümlich wichtigen Aufgaben zu erfüllen gehabt hätte! Was es doch gar keine ernstere Zeit als die der Reformation, und doch stand während derselben neben dem Kirchenliede eigentlich nur die komische Literatur in Blüte! Und als ob es nicht in der socialen, politischen, kirchlichen und städtischen Welt eine Menge von Schäden, Mängeln, Gebrechen und Krankheiten gäbe, denen zum Zweck der Beseitigung und Besserung nur oder doch am wirksamsten vermittelt der komischen und satirischen Darstellung beizukommen ist! Auch wir verwerfen den bloßen Spasch um des Spasches willen, die frivole Ländelei, die sich abhebende Witz- und Wortspieljägerrei, das Einkleiden nichtsagender Anekdoten in flache Verse und Reime, oder wir erkennen wenigstens diesen Spiel- und Abarten des Komischen keinen literarischen Werth zu. Irgendeinen ernsthaften Hintergrund oder Hintergedanken muß jedes komische Product haben, das auf dauernden Werth und auf literarische Bedeutung Anspruch machen will. Freilich ist es das Los manches uneigennütigen und sonst verdienstvollen Satirikers, mit den Zuständen vergessen zu werden, zu deren Beseitigung er das Seinige beitrug. Rabener hatte für seine Zeit gewiß eine große Bedeutung, die selbst Goethe wohl zu würdigen mußte. Jetzt findet man ihn ungenießbar. Und doch haben wir Grund ihm gar sehr dankbar zu sein; denn wenigstens gegen das Streifzopfige des damaligen Gelehrtenthums, gegen die bornirte und brutale Arroganz nichtwissender, gefräßiger, üppiger, hochmüthiger und hohlstüppiger Landjunker, gegen die devote Bedientenhaftigkeit der damaligen Hauslehrer oder Candidaten, die sich für wenige Großen Fußtritte, Mißhandlungen und Zumuthungen der größten Art gefallen ließen, gegen die Bereitwilligkeit der Gouvernantinnen, sich auch zu andern Dienstleistungen herzugeben u. s. w., führte er eine gute oder doch zu seiner Zeit wirksame Klinge, und wenn es in diesen Regionen besser, wenn auch noch nicht zum allerbesten geworden ist, so verdanken wir gerade in dieser Hinsicht vielleicht dem alten Rabener mehr als allem Odenpomp Klopstock's und allem Idealismus Schiller's und Goethe's.

Rabener, dessen „Satirische Briefe“ in einer Menge von Auflagen und Nachdrucken in Deutschland verbreitet

waren und kaum in einer gebildeten Familie fehlen durften, war seinerzeit ein auch von der Kritik und allen Literaturbesitzenden hochgeachteter Autor, der neben den besten und ernsthaftesten Schriftstellern genannt und sogar, was er keineswegs verdient, den Dichtern beigezählt wurde. Heutzutage würde selbst ein geistvollerer, weniger zahme und einer glänzenden Prosa mächtige Satiriker niemals zu dieser Ehre gelangen. Heine's Popularität stützte sich nicht bloß auf seine Satire, und viele, die für seine mehr sentimentalen Lieder schwärmten, verabscheuten ihn als Satiriker und Späsmacher; sie beklatschten seine Abagios und Andantes, piffen aber seine übermuthwilligen und allzu persönlichen Scherzandros aus. Es hat sich in der That in der Kritik und vermittelt dieser bei einem großen Theile des sogenannten gebildeten Publikums die Ansicht festgesetzt, daß witzige und humoristische Producte durchaus keinen literarischen Marktwert haben. Daß bei solchen Anschauungen Aristophanische Komödien und Cervantes'sche und Smollet'sche Romane für den Augenblick in Deutschland nur schwer gedeihen können, ist klar. Die humoristischen Talente verlieren das Vertrauen auf sich, sie verlieren den Muth, sich an umfangreiche Compositionen zu wagen, und so haben wir seit einer Reihe von Jahren auf diesem Gebiete fast nur kleine Plüden zu registriren gehabt, wie die meisten derjenigen sind, welche wir heute besprechen wollen und unter denen sich noch dazu einige von sehr zweifelhaftem, pseudohumoristischem Charakter befinden. Nur einer dieser Verfasser hat sich sogar an einen dreibändigen Roman gewagt.

1. Moderne Vagabunden. Humberg-Reise eines Abenteurers. Seitenstück zu R. von Holtei's Vagabunden. Mit Titelzeichnung. Berlin, Lassar. 1862. Br. 8. 1 Thlr.
2. Die Schnurranten. Vom Schalksnarren Udo. Mainz. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.
3. Das Mannes P. . . s von Brüssel. Humoreske von A. von Winterfeld. Zweite Auflage. Berlin, Gerschel. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Frisch gefangen! Ein Sängerbrevier in heitern Liedern für Deutschlands Liedertafeln von Ludwig Bauer. Berlin, Riegel. 1861. 16. 10 Ngr.
5. Narr und Sänger. Scene von Wilhelm von Tsing. Neu bearbeitet und für die Bühne eingerichtet. Mit Duetten von Henry Livendell. Kassel, Freyschmidt. 1862. 16. 7½ Ngr.
6. Fliegenschwämme. Humoristisch-satirische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle des J. U. Dr. August Lika: weß. Prag, Dominicus. 1862. 8. 24 Ngr.
7. Herkules Schwach. Humoristischer Roman von August Silberstein. Drei Bände. München, Fleischmann. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Als Verfasser der Schrift „Moderne Vagabunden“ (Nr. 1) ist öffentlich Emil Bacano genannt worden, derselbe Schauspieler, dessen Roman „Mythrien des Welt- und Bühnenlebens“ zu den standhaftesten und obsonsten Nachwerken neuester Zeit gehören soll. Man schildert ihn und brieflich als einen ganz originellen Menschen, der, im Widerspruch mit seinen Schriften und Grundsätzen, im Umgange schüchtern, fast blöde und jurückhaltend sei; er sei sehr belesen, spreche englisch, französisch, spanisch und italienisch und nehme seine Stoffe vorzugsweise aus Criminalzeitungen. Er sei wenige Jahre über 20 alt, werde aber von allen für viel älter gehalten. Ueber Wien, Brunn, Prag,

Lemberg und Gernowig sei derselbe nicht hinausgekommen u. s. w. Der Verfasser vorliegender Erzählung gibt selbst (S. 199) an, daß er sein Werkchen unter dem „grauen Himmel Oesterreichs“ schreibe; er hat es bei dem Berliner „Theaterbuchhändler“ Bloch verlegt; der Inhalt verräth überhaupt große Vertrautheit mit den europäischen Bühnen und Bühnengrößen, große Belesenheit, viel moderne Sprachkenntniß; Criminalzeitungen und Stendal- und Theaterblätter scheinen weiblich benützt zu sein und an cynischer Frivolität und Indiscretion fehlt es auch nicht. Somit läßt alles allerdings auf die Autorschaft Bacano's, dieses noch sehr jungen aber welterfahrenen Menschen schließen, der mit einer sehr ausgiebigen, sich aber vorzugsweise im Gebiete niedriger Vorstellungen bewegendem Phantasie begabt ist. Wäre er nicht der Verfasser, so müßte er noch irgendeinen seiner würdigen Doppelgänger haben.

Der Verfasser beschäftigt sich in seinem Buche mit den verschiedensten Arten des modernen Humberg; denn auch die antike Welt kannte ihn schon zu den Zeiten ihres Untergangs. Nero, als er seine närrische Künstler- und Virtuosenfahrt durch Griechenland anstellte, und jener andere römische Kaiser, welcher Trophäen und Gefangene ankaufte, um damit einen Triumphzug halten und dem römischen Volk Schlachten und Siege vorgaukeln zu können, die er nie gewonnen hatte, gehörten zu den größten Humbergisten aller Zeiten und Nationen. Der Humberg erscheint zumeist nur in Zeiten des Niedergangs eines Volks, wenn es von der alten Vätersitte abgefallen ist, wenn Selbst- und Gewinnsucht, Wohlleben, Luxus, Frivolität, Schamlosigkeit und ungemessene Eitelkeit es verderbt haben. Man kennt ihn und bedient sich seiner, wie man weiß, auch in Europa, wo er leider gleichfalls schon die Heerstraßen des öffentlichen Verkehrs unsicher macht, nicht bloß auf dem Gebiete des praktischen Geschäfts, sondern bereits auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens. Im größten Stille wird er aber in jenen sogenannten Vereinigten Staaten getrieben, welche Nikolaus Lenau nach seiner Rückkehr von dort mit Entrüstung und Abscheu nur die „verschweinten Staaten“ zu nennen pflegte. Am höchsten gipfelte sich wol dieser Humberg gegenwärtig in der Secession der Südstaaten, in dem mörderischen Kriege, in welchem sich die beiderseitigen Armeen immer wie Fangbälle hin- und herwerfen und gegeneinander abprallen, ohne wesentlich weiter zu kommen, in den Recht und Freiheit schraubenden Proclamationen der beiderseitigen Präsidenten, die sich in der That bereits die Stellung von Dictatoren und Autokraten erhumbergt zu haben scheinen, in der Creirung von eiteln Advocaten zu Feldobersten und Generalen und von bankrottten Bierwirthen und vacirenden Schauspielern zu Feldkaplanen oder „Feldpfaffen“ u. s. w. Schade nur, daß dieser grandiose aber faule Humberg so viel Thränen, so viel Gut und Blut kostet, so viel wahre Calamität, die kein Humberg ist, über die ganze Welt verbreitet und zuletzt vielleicht, wie fast zu fürchten ist, die ganze Republik durch eine noch ungeahnte ungeheuerere Katastrophe in die Luft gehen lassen wird. Nach diesem erwählten Lande des Humberg, des Snobismus, des Puffs, des Schwindels, des Romby- und Loaserismus hat denn auch der Verfasser den Hauptschauplatz seiner Erzählung verlegt.

Leider ist das Buch selbst ein Humberg, und zwar nach allen Richtungen hin. Schon das bunte Aushängeschild, die Titelzeichnung, bezeichnet es fälschlich als ein Seitenstück zu R. von Holtei's „Vagabunden“, wiewol es in seiner Tendenz, seiner Structur, seiner Schreibweise mit dem zwar bisweilen etwas frivolen, aber im ganzen charmanten, naiven und unterhaltenden Buche Holtei's durchaus nichts Verwandtes hat, ausgenommen daß in beiden Büchern Vagabunden und Abenteurer auftreten. Im Vorbeigehen möchten wir hier nur fragen, woher es doch kommt, daß das deutsche Publikum an Gauflern und Mesvaga-bunden so viel Interesse zu nehmen scheint, um ganze Romane verbauen zu können, welche sich mit dem wüsten und gehaltlosen Treiben dieses mit abenteuerlichen Fiktionen ausgepflanzten zigeunerhaften Volkchens beschäftigen. Dem gebildeten englischen Publikum dürfte kein Autor dergleichen zumuthen.

Der Verfasser läßt in einer Art Memoirenform den Gauleer Speranza Orbelliani seine Fahrten und Abenteuer beschreiben, die er allein oder in Verbindung mit dem Wunderspeculanten Lintle in Brasilien, Mexico und besonders den Vereinigten Staaten besteht. Der Leser lernt auf dieser Vagabundentour unter andern Rig Ulla, den Seilsänger Blondin, Lola Renz als moralische Vorleserin, Barnum, diesen „König des Humbug“, die Albina Mrs. Swardleton, die Geistesklopperin Mrs. Gunning, aber auch Virtuosen und Sänger und Sängerinnen, wie Gordoni, die Albini u. s. w. kennen. Denn der Verfasser verfolgt mit Recht den Humbug auch auf künstlerischem und literarischem Gebiete. Ein Dichter z. B., sagt er, müsse heutzutage „unmögliche und undenkliche Welten undstellungen“ erfinden und dadurch die abgekümpften Nerven reizen, um Leser und Bewunderer zu finden. So habe der jüngere Dumas die „Moude Camélias“, Henri Murger die „Bohèmes“, die Beecher-Stowe, deren „Oak Tom“ der „glückliche literarische Humbug der neuern Zeit“ genannt wird, die „wie pietistische Sonntagsprediger declamirenden Sklaven“, Dickens die häßlichen Caricaturen seiner Advocaten erfunden. Was die Künstler und Künstlerinnen betrifft, so wird z. B. dem Sänger Lambertini die Koffetterie mit seinen weißen Händen, der Rachel die Koffetterie mit ihrer Hässlichkeit, der Jenny Lind der Humbug „des Wohlthuns, des Wohlseins, der Kuren“, überhaupt „Lattasterie“ vorgeworfen u. s. w. Von den deutschen Genies, namentlich den Kunstgenies, wird behauptet, daß sie von Eigendünkel und Selbstüberschätzung aufgeblasen, arrogant, überhandt die „par excellence Unausgesprochenen“ seien.

Die Frivolität des Verfassers zeigt sich namentlich auch in den Behauptungen, welche er sich dem ehemaligen Freischarenführer und jetzigen Generalsadjutanten Friedrich Hecker in den Mund zu legen erlaubt. Dieser bezeichnet in einem Gespräch mit Speranza die Art, wie der General Gager bei Randern fiel, geradezu als einen „schändlichen, niederträchtigen Mordmord“, den der feige Willich geleitet habe; er bezeichnet das Ganze als eine „Komödie der Freiheit“; als Humbug bezeichnet er „jene Schaverei, die kein Deutsch konnten und doch für die deutsche Freiheit zu kämpfen vorgaben“, als Humbug „jene Volksovertreter, welche (wie Brenzani) in Glacéhandschuhen die Fahne des Aufwands schwangen“, als Humbug „jene Weiber in Männertracht, wie die Kante und die Blenker“, als Humbug „jene Rationalitäten, die wie Pilze aus der Erde hervorschoßen“ u. s. w. Die Frivolität beruht hier darin, daß der Verfasser seine Privatanichten, die ihm freilich, jemand in den Mund legt, der sicherlich seinen alten politischen Standpunkt noch nicht aufgegeben hat, und es gibt gläubige und gedankenlose Leser genug, welche alles für wahr halten, was ein leichtfertiger Romanfabrikant ihnen entfrischt.

An Schreibtalent und an einem gewissen scharfen aber ganzlich illusions- und gemüthlosen Einblick in die sociale Realität fehlt es dem Verfasser nicht. Einzelnes ist nicht ohne Geist, z. B. die Charakteristik des Humbug und seiner Abarten, der Reclame, des Puffs, des Schwindels, des Enob u. s. w. (S. 15—21), und einige Lokalschilderungen; nur weiß man nicht, wie viel der Verfasser, der ja über Oesterreich nicht hinaus kam, bei seiner Sprachkenntnis und Belesenheit aus ausländischen Journalen und Schriften geschöpft hat. Dagegen stößt man in der ersten Hälfte auch auf Partien, welche, aus einer unreinen Phantasie und aus dem Haschen nach abnormen Effekten hervorgegangen, nur Ubel und Abscheu erwecken können; der Verfasser befaßt sich hier förmlich im Genuß und in der Darstellung des absolut Frivolen, Schenßlichen und Widrigen. Der Humbug ist ein Gegenstand, der mit Recht zu humoristischer Behandlung einludet, diese aber fehlt hier, und somit gehört das Buch mehr seinem Gegenstande, als seiner Behandlung nach in die Kategorie der humoristischen Literatur. Der Stil ist schamhaft und schreitet meist in kurzen Sätzen fort wie folgende:

„Wir gaben Vorstellungen des Comnambulismus. Als Comnambulismus und des Magnetismus.“

„Mr. Lintle heilte alte und neue Fräuche.“

„Er verkaufte eine Pommade, die verliebt machte und den Haarmuchs beförderte.“

„Ich verschlang Nügel, Dolsche und Säbel.“

„Er las in den Sternen die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft eines jeden, der ihn seines Vertrauens würdigte.“

„Und der ihm zwei Dollars bezahlte“ u. s. w.

Dieser unliterarische und undeutsche Stil ist von französischen industriellen Schriftstellern erfunden worden, um mit möglichst weniger Schreiberei einen Druckbogen zu füllen und für das skulirte Honorar möglichst viel weißes Papier zu liefern, und leider ist der Verfasser nicht der einzige in Deutschland, der ihn zu gleichem Zweck adoptirt hat.

Germann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ludwig Uhland als Mann der Wissenschaft.

Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Franz Pfeiffer. Zum Besen des Uhland-Denkmal. Wien, G. Gerold's Sohn. 1862. 8. 4 Rgr.

In einer Notiz über „Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's Germania“ in Nr. 1 d. Bl. fanden wir den Wunsch ausgesprochen, Uhland möge dort auch einmal nach jener gelehrten Richtung hin in allgemein faßlicher Weise monographisch geschildert werden. Dieser Wunsch ist durch das vorliegende Schriftchen erfüllt, wenn auch fürs erste mehr in andeutender und anregender, als in völlig erschöpfender Weise. Keiner war wie Pfeiffer dazu berufen, dem trefflichen heimgegangenen Manne Worte der Erinnerung in jenem Sinne zu widmen. Beide waren Landsleute, Fachgenossen und Freunde, sie standen miteinander zwanzig Jahre lang theils im brieflichen Verkehr, theils in persönlicher Berührung, und Pfeiffer gesteht, daß ihm Uhland's Freundschaft eine reiche Quelle der Freude und des reichsten Glücks gewesen sei. Und so athmet auch dieser Nachruf eines Fachgenossen und Kenners jene wohlthuende Wärme des Gefühls, wie sie nur einem trauernden und zugleich dank-erfüllten Freundesherzen entströmen kann.

Wie der Verfasser jener Notiz, so hat es auch Pfeiffer im Eingange seiner Betrachtung offen ausgesprochen, daß Uhland „als Mann der Wissenschaft“ nur wenig gekannt sei. „In ihm aber sind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte aufs genaueste verbunden, alle drei Richtungen stehen in innigster Wechselbeziehung zueinander, und die Kenntniß der einen ist zum vollen Verständnisse der andern unbedingt nöthig.“

Mit kurzen aber treffenden Worten schildert Pfeiffer die Zeit, in welche Uhland's Jugend fiel. Man hat jene mit Recht die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands genannt. Aber den kummervollen Tagen entkeimte auch diejenige Wissenschaft, die sich auch deshalb die deutsche nennen darf, weil sie an der geistigen und politischen Wiedergeburt Deutschlands den größten Antheil hat. Als Gelehrter hat Uhland allerdings nicht so bedeutsam eingewirkt wie Jakob Grimm, er seßelte und begeisterte durch seine Lieder und Balladen, aber gleichwohl bildete seine ernste Beschäftigung mit dem deutschen und romanischen Alterthume die wesentliche Grundlage seiner dichterischen Thätigkeit. Seinem gelehrten Sinne widerstand die nebel- und dämmerhafte Richtung der romantischen Schule, ihn trieb es zu den Quellen hin, aus denen er die Vorbilder zu seinen Gestaltungen schöpfen mußte, sollten diese der Gegenwart wirkliche und nachhaltige Befriedigung gewähren. Schon als Knabe lernte Uhland das Nibelungenlied (in dem alten Müller'schen Drucke) wie die merkwürdige dänische Sagen Geschichte des Saxo Grammaticus kennen. Beide Bücher hatten mächtigen Einfluß auf ihn, und so zog ihn sein ganzes Leben das Volksmäßige, Sagenhafte und Mythologische in der altdeutschen Literatur vorzugsweise an. In der Kunstpoeie war es die Lyrik der Minnefänger, vor allen die Walther's von der Vogelweide, welcher er seine ganze Liebe

zuwandte. Für die Erkenntnis Uhland's als Dichter ist dieser Umstand bedeutungsvoll; Pfeiffer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß mancher hübsche Zug, den Uhland den alten Sängern abgelauscht, in seinen Liedern wiederklänge und daß er in der Form dem Vorbilde der mittelhochdeutschen Vers- und Reimkunst gefolgt sei.

Auch auf Uhland's Studium des Altfranzösischen kommt der Verfasser des Nachrufs zu sprechen und erzählt hier so manches, was den meisten, selbst vielen wahren Verehrern des Dichters unbekannt sein dürfte. Die Lyrik der Provence und die nationalen Dichtungen der Nordfranzosen fesselten nicht minder Uhland's Aufmerksamkeit. Im Jahre 1810 ging er zu weiterer Ausbildung in seiner Fachwissenschaft, in der Jurisprudenz, nach Paris, folgte aber dort mehr dem Drange seines Herzens und beschäftigte sich mit der Erforschung und der Abschrift altfranzösischer Gedichte. Von des jungen Gelehrten Ernst und Selbstverleugnung zeugt die folgende authentische Mitteilung: „Um es in den zur Winterzeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erkaltete rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich ward, abwechselnd mit der Kufe.“ So kehrte Uhland mit reichen Schätzen seines Fleißes nach Tübingen zurück, seinen Freunden dieselben keineswegs vorenthalte. Immanuel Bekker's Ausgabe des „Flores et Blancheflores“ und Adelbert von Keller's Uebersetzung des „Guillaume d'Angleterre“ beruhen auf Abschriften Uhland's. Höchst interessant und wichtig ist dann die folgende Bemerkung Pfeiffer's, die wir des halb wörtlich folgen lassen:

„Uhland selbst legte einen Theil seiner Forschungen in einem Aufsatze nieder, der unter dem Titel: „Ueber das altfranzösische Epos“, im dritten Quartal der von Fouquet und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitschrift „Die Muse“ (Berlin 1812, S. 59—109) erschien, und dem im vierten Quartal (S. 101—155) metrisch ins Deutsche übertragene Proben aus dem Heldengedichte von Wian folgte. In dieser Abhandlung ward den Franzosen zum ersten mal ein Licht aufgesteckt über eine Partie ihrer alten Literatur, von deren Existenz sie selbst bis dahin kaum eine Ahnung hatten. Uhland führte darin den Beweis, „daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Epos wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objectivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren.“ Es ist der Sagenkreis Karl's des Großen und seiner Genossenschaft, um welche diese Gedichte als ihren Mittelpunkt sich bewegen.“

Diese in ihrer Weise meisterhafte kleine Arbeit ist fast ganz unbekannt geblieben, da die Zeitschrift geringe Verbreitung fand und die Auflage zum größten Theile maculirt wurde. An Pfeiffer's Aeußerung anknüpfend, daß die Abhandlung schon lange einen Wiederabdruck verdient habe, theilt Robert Prutz in einer Besprechung des Nachrufs in seinem „Deutschen Museum“ mit, er sei von dem Wunsche befehl gewesen, den seltenen Aufsatz in seinem „Literarhistorischen Taschenbuch“ zu wiederholen, Uhland aber habe in seiner bekannten Bescheidenheit abgelehnt und geltend gemacht, seine Abhandlung sei eine Jugendarbeit und im einzelnen antiquirt und überboten.

Die bewegten, theils freudig erhebenden, theils ernüchternden Jahre nach der heillosigen Schlacht konnten einem Manne, der sich vor den Strömungen der Zeit nicht in die Einsamkeit der Stubirube flüchten wollte, keine Muße zu wissenschaftlicher Vertiefung gewähren. Erst im Jahre 1822 erschien Uhland's berühmte Monographie über „Walther von der Vogelweide“. Sie wird vom Verfasser selbst als Versuch, als Vorarbeit zu einer größern Darstellung in diesem Fache bezeichnet, leider ist es aber nicht zur Ausführung dieses Plans gekommen. Uhland's

Schriftchen über Walther ist durch mannichfache Einzel Forschungen über diesen Gegenstand auch im einzelnen veraltet; aber neu und ewig jung bleibt es tragend durch die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung. Sehr fein und feinsinnig sind seine Pfeiffer's Bemerkungen über die so natürliche Sinneigung Uhland's zu Walther zu sein:

„In der That gibt es in unserer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in allem so sympathisch, so verwandt wären wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnisvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die selige goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterte für alles Süße, was Menschenbrust durchdringt, und alles Hohe, was Menschenherz erhebt, dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfaßten des deutschen Wesens und der deutschen Art, das Herz fürs Volk und für des Vaterlandes Ruhm und Größe: all das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt wie in diesen beiden Dichtern.“

Im Jahre 1830 fand Uhland durch die Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen auch eine praktische Wirksamkeit für sein wissenschaftliches Gebiet; er las über das Nibelungenlied, über altdeutsche Literatur und über Sagen Geschichte der germanischen und romanischen Völker. Doch nur von kurzer Dauer war seine akademische Thätigkeit, schon im Jahre 1833 gab er den Staatsdienst auf, der ihm von seiten der Regierung zur Fessel gemacht werden sollte. Mitten in die Zeit der württembergischen Verfassungskämpfe fiel das Erscheinen des „Mythus von Lohr“ als erster Band der „Sagenforschungen“. Der zweite Band, welcher den Mythus von Odhin (Wotan) bringen sollte, gelangte nicht zum Abschluß.

Uhland's gelehrtes Hauptwerk ist die Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder, welche in zwei Abtheilungen in den Jahren 1844 und 1845 herauskam. Der zweite Band verhielt eine „Abhandlung“, die über die Gründe der Auswahl und Anordnung Rechenschaft geben sollte. Von dieser „Abhandlung“ sind nur Bruchstücke bekannt geworden, und zwar fanden sie Abdruck in Pfeiffer's „Germania“; es sind folgende Aufsätze, die, obwohl Bruchstücke des Ganzen, doch an sich selbständige und abgeschlossene Arbeiten sind: 1) „Zwei Gespielen“, 2) „Rath der Nachtigall“, 3) „Sommer und Winter“. Müssen wir für die Veröffentlichung dieser Abschnitte dankbar sein, so lassen sie auf der andern Seite es schmerzlich empfinden, daß das ganze Werk nicht völlig zu Stande kam. Uhland bezeichnet seine Volksliedersammlung als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens“, nicht aber sollte sie eine moralische oder ästhetische Muster Sammlung sein. Die Auswahl aus einer ungeheuren Fülle von handschriftlichen und gedruckten Quellen ist mühsam. Es verdient überdies bemerkt zu werden, daß auch Uhland's Textbehandlung, in welcher er mit seinem Verstande die rechte Mitte hielt zwischen urkundlicher Treue und kritischer Einrichtung zum Bedürfnisse des heutigen Lesers für Werke derselben Gattung mußergültig geworden ist.

Jene in der „Germania“ zur Veröffentlichung gelangten Arbeiten führen uns auf die andern Beiträge Uhland's zu dieser Zeitschrift. Wir können hier wol füglich auf die schon genannte Notiz in Nr. 1 d. M. verweisen und wollen nur das eine hinzufügen, daß Pfeiffer nach seinem eigenen Geständnisse den Plan zur Gründung der „Germania“ im Sommer 1855 zuerst Uhland mittheilte und die Ausführung von seiner Theilnahme abhängig machte, und daß es ihm auch gelang, das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzufügen, nachdem Uhland jahrelang der Aufforderung zur Theilnahme an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift desselben Faches (Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“) beharrlich widerstanden hatte, mit leichter Mühe zu überwinden.

Hiermit sind Uhland's Werke und Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur- und Sagenforschung betrachtet, der Verfasser berührt aber auch die Art und Weise, wie Uhland arbeitete. Pfeiffer hatte als Herausgeber einer Zeitschrift die

beste Gelegenheit, seines Mitarbeiters Eigenständigkeit zu beobachten. Die von uns genannten Werke machen im Verhältniß zu Uhland's Jahren gewiß keine reiche Anzahl aus, Uhland war eben keineswegs ein rascher Arbeiter. Unermüdblich, zäh und andauernd im Einsammeln des Stoffs, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, solange er noch irgendeine Fülle wußte, und so lange konnte er auf die Deffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Pfeiffer erzählt dann einige Fälle, aus denen Uhland's Gewissenhaftigkeit auf das augenscheinlichste hervorgeht.

Einzelne Tage seines Charakters und seiner Persönlichkeit, welche vom Verfasser mit den Worten der Erinnerung an den Gehörten zu einem Gesamtbilde des Freundes verwoben werden, mögen die Betrachter des Dichters aus dem Nachtrage selbst kennen lernen; hier sei nur noch seiner Anhänglichkeit und liebevollen Aufmerksamkeit gedacht, die er gegen jeden, auch den Geringsten aus dem kleinen Gauschen, das sich mit dem Studium des deutschen Alterthums befaßt, an den Tag legte. Wie manchen fern der Heerstraße in stiller Verborgenheit Lebenden hat er nicht, freundlich und mild wie ein Engel zu ihm eintretend, mit feinem Besuche überrascht, voll herrlicher Theilnahme für seine Arbeiten.

Pfeiffer's gediegener und warmer Nachruf sollte von keinem Verehrer Uhland's unbeachtet bleiben, denn er trägt zur Veranschaulichung des Bildes bei, welches wir uns von des Dichters Leben und Streben zu machen haben. Da die Schrift zum Besten des Uhland-Denkmal's herausgegeben wurde, so fehlt auch der äußere Anlaß zu ihrer Verbreitung. Wir aber dürfen dem Verfasser für seine lebensvolle Skizze unsern Dank zugleich mit der Hoffnung aussprechen, daß er bald das ausgeschätzte Gemälde folgen lassen möge. **Reinhold Schickel.**

Notiz.

Gesamtausgaben der poetischen und prosaischen Schriften Eichendorff's.

Von Joseph von Eichendorff's Werken erscheint, von dem Sohne des Dichters redigirt, in dem Leipziger Verlag von Voigt und Günther eine neue, mit des Verfassers Porträt (nach einer Photographie aus dem Jahre 1866) und Facsimile ausgestattete Gesamtausgabe in sechs Bänden, von der uns drei Lieferungen vorliegen. Diese neue Auflage wird nicht nur sämtliche bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienene poetische Schöpfungen, sondern auch aus dem Nachlasse Eichendorff's eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die Novelle „Eine Meerfahrt“ und das Märchen „Libertas und ihre Freier“ enthalten. Ferner wird sie die poetischen Uebersetzungen Eichendorff's umfassen, nämlich den „Grafen Lucanor“ und zwölf „zeitliche Schauspiele“ Calderon's, von denen die Aufnahme von elf in die vorliegende Gesamtausgabe die J. G. Cotta'sche Verlags-handlung mit anerkennenswerther Liberalität gestattet hat, während die Uebersetzung des Festspiels „Der Hezwitz“ hier zum ersten mal erscheint. In der beigegebenen, von fundirter Hand liebevoll verfaßten, 220 Seiten starken Biographie des Dichters wird mit Recht hervorgehoben, wie populär eine große Anzahl von Eichendorff's Liedern geworden sei, wie man sie, „unbekümmert, ob Eichendorff ein Romantiker und ob die sogenannte Romantik noch zeitgemäß oder nicht“, überall singt, „am Rhein und an der Donau, auf hehem Gebirge und an den Ufern des Meers, soweit die deutsche Sprache klingt“. Zugleich oder doch demnach werden im Verlage von F. Schönbach in Paderborn unter dem Titel „Vermischte Schriften“ auch Eichendorff's gesammelte literarhistorische Arbeiten, die Schrift von der Wiederherstellung des Schlosses zu Marienburg, Fragmente seiner Memoiren, sowie eine Reihe kritischer und politischer Aufsätze aus seinem Nachlasse erscheinen. Wir behalten uns vor, diese Gesamtausgaben nach deren Vollenbung ausführlicher zu besprechen, namentlich aber auch die erwähnte

Biographie des Dichters, die, viele interessante Einblicke in des Dichters Gemüth und Leben und in das Treiben der jüngern romantischen Schule überhaupt gewährt, und aus der wir hier nur das auffallende Factum anführen wollen, daß Eichendorff den Meister der ätern romantischen Schule, Ludwig Tieck, nie gesehen, ihn aber als Leidtragenden der Romantik zur letzten Ruhestätte mit begleitet hat. Weiter erwähnen wir noch gleich hier einen Ausspruch Schön's, der im Jahre 1844 an Eichendorff aus Königsberg schrieb: „Ich schide mich gleich Ihnen an, hier mit unpolitischen Menschen zu leben; denn die politischen sind entweder verblödet oder miserabel.“ Aus der Feder eines durch politischen Kreiskund und Patriotismus so ausgezeichneten Mannes wie Schön erscheint ein solches Urtheil immerhin merkwürdig. **J. M.**

Bibliographie.

Aus König Friedrich's I. Zeit. U. Hochzeiten der Damen und Cavaliere des Hofes. Berlin, Decker. 1862. 8. 7 1/2 Ngr. Cairb, J., Predigten. Aus dem Englischen. Mit einem Vorworte von Riessen. Oldenburg, Schmidt. 8. 20 Ngr. Egan, B., Ein Marmorberg oder die Tochter des Abenteurers. Englischer Sittenroman. Aus dem Englischen übersetzt von J. Morris. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Reichardt u. Zander. Lex.-8. à 5 Ngr.

Künzel, G., Christliche Neujahrs-Wünsche. Zwölf Gedichte mit Randzeichnungen von F. Bückow. Berlin, Beck. 16. 7 1/2 Ngr.

Müller, A. W., Die erlauchten Stammväter des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie. In Skizzen und einem ausführlicheren Lebensbilde der Mark- und Landgräfin Katharina, geborene Gräfin von Henneberg. Meiningen. 1862. Gr. 4. 15 Ngr.

Nohl, L., Mozart. Mit Porträt und einer Notenbeilage. Stuttgart, Bruckmann. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Otto, Louise, Runk und Runklerleben. Novellen. Bromberg, Roskowsk. 8. 22 1/2 Ngr.

Poll, Clise, Neue Novellen. 4te Folge. Leipzig, Schilde. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Griechenlands Schicksale, vom Anfang des Befreiungs-Krieges bis auf die gegenwärtige Krise, in kurzer Uebersicht dargestellt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 15 Ngr.

Wellnau, M., Der Bettler von Liden. Original-Novelle. Zwei Theile. Leipzig, Häfse. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Cornelius, Ueber die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. Rede gehalten am 28. November 1862. München. 1862. Gr. 4. 5 1/2 Ngr.

Hohenreuther, J., Rathhaus oder Bischofshof? Zur Entscheidung der historischen Streitfrage, in welcher dieser beiden Räumlichkeiten Luther zu Worms vor Kaiser und Reich gestanden hat. Frankfurt a. M. 1862. Gr. 4. 5 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Denkrede auf Joh. Andreas Wagner. Gehalten in der öffentlichen Sitzung am 28. November 1862. München. 1862. Gr. 4. 6 1/2 Ngr.

Rückow, W., Zur Warnung vor den Compensationen in der preussischen Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Todtenfeier auf der Bahnhofs-Station von Leipzig. 18. October 1863. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 3 Ngr.

Vorschläge zur deutschen Reichsverfassung. Deutschlands Staatslenker und Volksvertreter so wie allen Freunden des Vaterlandes zur weitem Prüfung übergeben von einem höhern deutschen Staatsdiener. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carrière.

Erster Band. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

8. Geh. 3 Thlr.

Der berühmte Kenner tritt hier mit einem lange vorbereiteten Werke hervor, wie seither weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war. Es ist der erste Versuch, das gesammte Phantasielieben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung zu schildern, alle Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit dem fortschreitenden Leben der verschiedenen Völker darzustellen.

Folgende Hauptüberschriften bezeichnen am besten den Gesammtgang des Verfassers: Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache. — Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos. — Die Schrift. — Die Naturvölker. — China. — Aegypten. — Das Semitenthum (Das alte Babylon. Ninive und Assyrien. Neubabylon. Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer. Israel). — Die Arier (Die Arier in der gemeinsamen Urzeit. Indien. Iran).

Nicht bloß dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher, sondern jedem Gebildeten bietet Carrière's neues Werk eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte dar. Denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gehalt gewinnen, und es betrachtet die Kunstschöpfungen als die Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der siebente Halbband dieses Werks erschienen, welcher die erste Hälfte des Neuen Bundes, die Uebersetzung und Erklärung der vier Evangelien enthält (17 1/2 Bogen, Preis 26 Ngr.).

Prof. Dr. Holzmann in Heidelberg hat die Bearbeitung und Herausgabe des Neuen Bundes, Licentiat Kamphausen in Bonn die der noch fehlenden Theile des Alten Bundes übernommen und es steht somit die baldige Vervollendung der Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthaltenden ersten Abtheilung des Werks zu hoffen. Zunächst werden in wenig Wochen die Psalmen folgen.

Von Bunsen's Bibelwerk (das in Halbbänden erscheint) liegen nunmehr drei Bände vollständig vor: der erste, zweite und fünfte Band, ferner die erste Hälfte des vierten Bandes und der Bibelatlas (aus 10 Karten von Dr. Henry Lange bestehend). Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., sechster 26 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein neuer Roman der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Zwei Familienmütter.

Eine Erzählung von Marie Sophie Schwarz.

Aus dem Schwedischen von August Arckhschmar.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie zu erwarten war, haben die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz in der kurzen Zeit, seit sie durch A. Arckhschmar's Uebersetzungen zuerst auf deutschen Boden verpflanzt wurden, einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der stillichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, kann es nicht fehlen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern werden.

Von der Verfasserin erschienen noch folgende Romane in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.

Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit abthet. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Pilgersfahrt der Rose.

Dichtung von Moriz Horn.

Dritte Auflage. Elegant cartonnirt. 24 Ngr.

Diese zarte, sinnige Dichtung erscheint bereits in dritter Auflage, gewiß ein Beweis, daß sie sich zahlreiche Freunde erworben. Robert Schumann hat bekanntlich einen Theil derselben in Musik gesetzt, aber gerade denen, die nur den Text dieser Composition kennen, ist die Dichtung in der hier vorliegenden, vielfach erweiterten und anders endenden Form zu empfehlen. Die elegantere Ausstattung dieser dritten Auflage macht das Buch noch geeigneter zu einem Geschenk an Damen.

Bücher zu ermäßigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf die von F. A. Brockhaus in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke zu bedeutend ermäßigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse gratis und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführten Werke an.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

5. Februar 1868.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Romane und Romanfragmente. Von Hermann Neumann. — Humoristische und pfeudo-humoristische Literatur. Von Hermann Marggraf. (Beschluss.) — Der Prinz von Norr. — Ein deutsches Memoirenfabrikat. — Notizen. (Zusatz über die Wissen der Schriftsteller; Zur Literatur über die Frauen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Romanfragmente.

1. Dissolving views. Romanfragmente von Leo Belfram. Zweite Auflage. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Dämonen. Roman in zwei Bänden von Moriz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Diana-Diaphana oder die Geschichte des Alchemisten Imbecill Kiplein. Phantastischer Roman nach alter Chronika von M. Solitaire (M. Münzberger). Drei Bände. Nordhausen, Böttching. 1863. 8. 4 Thlr.

Es erweckt eine der angenehmsten Empfindungen und schmichelt unbewußt auch den Bescheidensten, wenn ein verständiger Mann dasjenige überzeugend ausspricht, was wir denken, glauben und wissen. Da nun die heutige Welt fast nur ausschließlich mit Politik sich beschäftigt und der gebildete Theil derselben dem Fortschritt huldigt, so muß ein politischer Roman, der dasjenige ausspricht, was alle Welt denkt, glaubt und weiß, auch alle Welt zum Leser haben.

Die Bewegung von 1848 wurde von den Dichtern als Seher und Propheten angekündigt und politische Gedichte waren damals die fast allein verlangten, weil sie alle Welt dasjenige zu lesen gaben, was diese bereits im Herzen trug und wovon die Lippe überfloß. Seine hatte als Pionnier die Wege in den Urwald des Absolutismus gebahnt. Klang und flirrte doch ihm immer wieder im Gemüth

Die Helbenfage, längst verklungen.
Das eiserne wilde Kämpenlied. —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Als aber das verhängnißvolle Jahr sich morgenröthlich zeigte, da schien für den tapfern Pionnier schon die Zeit gekommen, wo, wenn auch nicht sein Blut verströmte, so doch seine besten Kräfte erschöpft waren, und wie er selbst jagt:

1863. c.

Ein Posten ist vacant! — Die Bunden klaffen,
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbeflegt, und meine Waffen
Sind ungedrohen. Nur mein Herz brach.

Hervor nahm die nicht gebrochenen Waffen auf und führte das Dichtercorps, welches bis über 1848 hinaus tapfer für die neue Zeit nicht allein sang, sondern auch stritt. Dann verstummte die Poesie mehr und mehr bis zum Punkte, wo der Ausdruck galt:

Ein garstig Lied! Psui! Ein politisch Lied!

Die Freiheit war besiegt. Die letzten Trauergefänge über ihrem weiten Grabe wurden begleitet von dem Knattern der Musketen und überdönt von den Gewehrsalven, vor deren verderbendrohemdem Lärm das Pathos der politischen Poesie verstummen mußte. Nur die Ironie fand noch Reime, nur der „Kladderadatsch“, der aus den Trümmern des zu leichten, deutschen Befreiungsbaus sich als braver Bajazzo gerettet hatte und mit Thränen im Auge lachend die zerfetzte Fahne auf der Höhe der Resignation aufpflanzte, nur dieser politische Spasmacher sprach noch in Versen, und in zwar nicht immer zu verworfenden, wie denn leztlich in fast großartiger, tiefster Weise durch das Lied: „Rom oder Tod!“

Der Roman dagegen fuhr fort, hin und wieder, so weit es die gefesselte Presse erdönnte, politisch zu sein. Zu ihm flüchteten sich die übriggebliebenen politischen Sänger, und mancher Tropfen fiel aus ihrem bluttriefenden Gefieder zwischen die schwarzen Letterzellen, wohl bemerkt vom Volke, wie die Geliebte die Stelle des Briefs zehnmal liest und wie oft küßt, wo die Thräne des fernnen Freundes, die ihm beim Schreiben unbemerkt entfallen, sich abzeichnet.

Wie viel Polizisten auch angestellt wurden, um den Literaten auf die Finger zu sehen, es schlüpfte doch manches durch, weil schon die Wiederholung, wie der Tropfen den Stein aushöhlt, das strengste Auge einschläfert. Sandte

man auch den literarischen Pächern das Verbot selbst über die Grenze nach, war nur einmal die Waare hinein, so blieb auch manche Elle des teuflichen politischen Seidenzeugs in den Händen der verführten Bürger.

Ein kurzes Vorspiel der „Dissolving views“ von Geo. Wolsfam (Nr. 1), die uns zu vorstehendem Bemerkungen veranlassen, gibt Bericht über die Puppen, die tanzen müssen, wenn ein fremder gefährlicher Vogel wieder eingefangen werden soll. Natürlich wird dadurch die Verbreitung des Buchs trefflich befördert und die zweite Auflage desselben hat Oesterreich durch das Verbot der ersten zumest herbeigeführt. Dies veranlaßte nicht der Roman als Kunstwerk an und für sich, so anmuthig auch seine Fassung ist, sondern der von ihr umgebene Demant, die Erstinnung; und nun weiß auch der Leser, daß diese nicht die alleinseigmachende ist, sondern die von allen Regierungen verfolgte. Um sie zu kennzeichnen, würde ich den „Dissolving views“ das aus dem Werk entnommene Motto geben: „Das vernunftschändende Wort Toleranz muß aus dem Wörterbuche der kommenden Geschlechter verschwinden: es gibt nichts zu toleriren, nichts zu dulden, es gibt nur ein gleiches, ewiges Recht anzuerkennen.“

Wenn hin und wieder die Behauptung aufgestellt wird, die Poesie dürfe nicht politisch werden, so bewahrheitet selbst die Lyrik, als Stern aller Dichtkunst, das Gegentheil. Die Poesie ist insofern fast immer politisch, als sie zumest nur der Freiheit dient und deshalb fast stets der Tyrannei, dem Despotismus und den absolutistischen Gelüsten den Krieg erklärt. Sie wird aber vorzugsweise nur dann politisch genannt, wenn sie Subjecte statt Objecte vor sich hat. Als 1848 griff sie erstere an. Mit der Einführung der Verfassungen blieben ihr die sanggerechten Personen übrig, welche sich gegen oder auch für die Freiheit stellten, ein Napoleon, Kossuth, Garibaldi. Diesen weihte die Poesie manches Straf- oder Jubellied; außerdem trat sie in ihr objectives Verhältnis zurück, und da schon genug in Versen auf die Tyrannei geschmäht worden war, unterließen die meisten neuen Dichter um so mehr dies unfruchtbare Greisern, als sie ja überdies nach der ersten Ausgabe ihrer Gedichte zur Ueberzeugung kommen mußten, daß niemand sich in einer Zeit für Verse interessiert, wo jene Nüchternheit im steten Wachsen ist, die den Völkern nun einmal nöthig zu sein scheint, um ohne Täuschung und mit klarem Blicke in dem langen Kampfe für die politische Freiheit auszubauern.

Mit dieser Nüchternheit trat der Roman als Alleinherrscher in der belletristischen Literatur auf. Will auch dem wahren Dichter diese Romanomanie nicht munden, so kann er doch nichts dagegen thun, und bleibt ihm nur übrig, sich mit seinen Träumen in die Einsamkeit des Zauberverwaldes zu flüchten oder — und dann wird er zumest aufhören ein Dichter zu bleiben — sich der Manie zum Opfer zu bringen und selbst Romane zu schreiben. Daß diese steigende Sturmflut in ihren breiten Wassern die Liebe zur Poesie ersaufen muß, wer will es leugnen?

Drei, sechs, neun, ja man erzählte mir von sogar 18 Bänden neuer und neuester Romane, müssen auch das letzte Fünftel portischer Zuneigung schon deshalb tödten, weil, bevor dasselbe in dem Aschenhaufen der Nüchternheit sich zu Lode gelaufen, der allgemeine Sturm der Verhöhnung es ausbläst. Man nennt uns Deutsche das Volk der Dichter und Dichter. Doch wol nur weil wir viele Dichter und Denker haben, nicht weil das Volk diese ehrt. Der Italiener, der Sicilianer, der Spanier, selbst der kaltblütige Engländer, sie alle citiren die Lieder ihrer Dichter, denn sie kennen sie wirklich auswendig. Der Deutsche lernt seine Dichter nach verbrauchten, phylisterhaften Lehrbüchern von selten begeisterten Lehrern oberflächlich kennen, um sie bald zu vergessen. Selbst die sogenannten Volkslieder leben nicht im Volke. Wenn sie gesungen werden, so ist es der erste, zweite, höchstens der dritte Vers, dann findet sich niemand, der den Text weiter weiß. Unter tausend Deutschen ist nur immer einer, der das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“ bis zum letzten Worte vortragen kann. Jeder meiner Leser muß mir beistimmen, wenn er anders aufrichtig seine eigene Unanbarkeit und Gleichgültigkeit eingestehen will. Wir mögen ein poetisches Volk sein, insofern jeder ein leidliches Reimlein machen kann, aber die Poesie, die schöne, hohe, ewig deutsche Poesie, haben wir höchstens gedruckt im Hause, aber nicht im Herzen und im Haupte. Heute nun gehört es sogar zur Mode, die arme verkannte Aschenbrödpoesie noch zu verspotten. Sie wird fast nur noch von Frauen gepflegt, und von diesen kaufen die meisten jene bunten, goldschnittigen Büchlein und stellen sie in die gestickte Schwebel. Für einen bestimmten Dichter interessiert sich niemand. Man kauft, was gerade vorliegt und — liest auch dieses nicht.

Dadurch wird erklärlich, wie einzelne Dichter zu Günstlingen des Publikums werden. Die Ausstattung, die Claque, die Reclamen thun es noch; aber bald werden auch die literarischen Paschas nichts mehr ausrichten, und das ist auch gut. Das Volk muß erst wieder in Sehnsucht nach Poesie aufflammen, dann wird es seine Dichter auch ohne die Ordre des Mustri finden.

Nun sollte man meinen, daß dem gegenüber der deutsche Roman geachtet und gepflegt wäre. Doch nein; mit wenigen Ausnahmen bleibt er Leihbibliothekenfutter und muß dem englischen oder französischen Roman das Feld räumen. Daß diese gemeinhin unterhaltender sind, wird niemand verneinen, und da es beim Romanlesen doch nur zumest auf Unterhaltung ankommt, so kann man es dem Publikum nicht verargen, wenn es sich zu den Quellen wendet, wo sein Durst reichlich gelöscht wird.

Mit Klagen ändert man nichts, und so möge denn auch die Romanomanie sich ihres Daseins freuen. Selbst Vereine von jungen Leuten, wie sie jüngst gegen den Reifrock entstanden mit der Verpflichtung der Mitglieder: kein Mädchen zu heirathen, das einen Reifrock trägt, werden, wenn sie gegen das Romanlesen gerichtet sind, ebendasselbe erreichen, was sie gegen den Reifrock durchgeführt — nämlich nichts. Wir sagt übrigens ein Reifrock von mäßigem

Umfange und ein Roman von gleichem Verhältniß sehr zu, vorausgesetzt, daß dort ein junges, hübsches Mädchen den Inhalt bildet, und hier etwas dem Aehnliches.

Auf vorliegenden Roman findet das Bild beschränkte Anwendung. Es macht, wie bemerkt, die Bekanntheit des Verfassers interessant. Wir finden sein politisches Programm, wenn auch nicht gleich beim Eintritt in die Aehnlichkeit, so doch auch nicht weit von der Pforte (I, 227):

Dies war der Zustand des Landes unserer Begebenheiten. — Ingrim im Herzen von Tausenden seiner tapfern Söhne, die den Sägen gefolgt, über welchen trauernd der verklärte Geist eines großen Feldherrn schwebte, gefolgt mit unbegrenzter Hingebung, und mit blutenden, verstümmelten Gliedern heimkehrten, die Todten beneidend, die nicht bis zu Ende mit angesehen, wie der Stolz und die Kraft des Landes wie ein lebendes Spielzeug zum Zerbrechen hingeworfen wurden, von der Hand der beispiellosen Unfähigkeit! Männer, die, wenn sie tausend hatten, sie freudig hinopferien für ihren Kriegsherrn, die kein höheres, schöneres Ziel kennen außer dem Siege als den Tod auf dem Schlachtfelde, aber nicht auf der Schlachtbank, auf welche sie mit gekrümmten Händen gelegt wurden von den Trägern des Systems, aber besser von denen, die vom System emporgetragen worden; von jenen, welche wissen, daß die Treue unerschütterlich, daß sie ein Menschenherz so zu fählen vermag, daß man mit dem Hammer der Willfür dahau einbauen kann! . . . Hier wird der Hammer zerpringen, als die Treue! — Entzündung im Herzen der Diener, oder besser, der Herren der Kirche, welche mit Palmen und Leiden umgelenken gedachten in das Gelobte Land, das ihnen ein unterzeichnetes Blatt eröffnete, wodurch der Monarch seiner Krone einen Stein ausgetrocknet, um die Tiara zu schmücken, im frommen Glauben, der Fels, auf welchen Petrus seine Kirche baue, könne kein Verleumdung sein, an dem das Staatsschiff scheiterte! Schmerz in den Gemüthern der eigentlichen Diener der Religion, die nun schmerz anheimgegeben der Willfür der Herren. — Unmuth in der Brust des Bürgers, der sein Kleid zurückgelegt steht, die Last wachsen fühlt, und dennoch die größere trägt, und gern trägt, wenn auf die alte, ewige Frage: wozu? auch nur Eine klare Silbe einer Antwort heraufklänge aus dem Abgrunde, der seine Geister verschlingt. — Erbitterung und Sorge im Gemüth des Beamten, welcher unter Organisation und Reorganisation und Desorganisation mit jedem Mondbeschwefel Grundsätze bekennen und wieder abschwören soll, wie man einen Rock wechselt! Und so fort durch alle Stände bis hinunter — wohin? Was heißt hinunter? Wer steht unten? Der Bauer? Gott bewahre! er liefert den Kern der Wehrkraft! Aber der Proletariat? Auch das ist kein rechtes „Unten“, allenfalls der Crinoline und dem Glacéhandschuh gegenüber; aber nicht im politischen Sinne; da genießt das Proletariat doch die schmerzliche Anerkennung seiner Existenz als hungrige, zähnefletschende Masse! Es gibt noch ein anderes „Hinunter!“ Wir sagen noch einmal, und sofort durch alle Stände, bis hinunter zum Künstler!

Im ganzen stimmt der Verfasser meinem Ausdruck bei, daß die Poesie oder, allgemeiner gesagt, die Kunst nicht politisch ist. Solange es ihr an Subjecten fehlt, behandelt sie ihre ewigen Objecte: Freiheit, Ehre, Jugend, Humanität, und dann wird sie, werden die Künstler nicht politisch genannt. Der Verfasser findet nun Subjecte genug, indem er von jeder ihm mißliebigen Gattung einige Porträts abnimmt; denn aus dem Leben gegriffen sind diese Gesichter, die uns auf jeder Seite so bekannt und widerwärtig anschauen. Haben die Personen, von

denen diese Porträts entnommen, auch nicht gerade diese Intriguen, Schändlichkeiten und Dummheiten vollführt, so hat doch die Gattung, zu der sie zählen, das dem einzelnen Ingerichte und weit darüber hinaus verübt. Wenn der Verfasser zweifelhaft läßt, wo sein Roman spielt, so ist nur zu sagen, daß die Concordatsverhältnisse: besonders ausführlich behandelt werden, um zu erklären, warum Oesterreich diesen Roman verboten und warum er gerade dort Verbreitung gefunden hat.

Von der Feinheit seiner Beobachtung und Reflexion gibt der Verfasser durch das „bis hinunter zum Künstler“ einen schlagenden Beweis. Die Kunst ist die Blüte jeder Nation, wenn also hinunter bis zum Künstler der Ingrim über die unnatürlichen Verhältnisse gelangt ist, so muß aus seiner stillen Werkstatt hinaus bis zur Blüte, der Kunst, sich dieser Ingrim gestaltend Bahn brechen; und wenn weiter behauptet wird, daß mit einem Wort „der gänzliche Mangel an Kunstsin in der höchsten Region“ alle Uebel, an denen die Völker kränkeln, verschuldet, so versteht man in der höchsten Region eben nicht die heutige Kunst, die deshalb erst durch und durch politisch wird, weil ihr, wenn sie will, nun wieder ein sehr erkenntliches Subject nicht fehlt.

Es fällt mir schwer, die sehr erklärliche Begierde zu mäßigen, welche mich antreibt, die vielen zutreffenden Aussprüche des verständigen Verfassers über Personen und Verhältnisse wiederzugeben. Die letztern nehmen die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch, und um kurz und volksthümlich mein Urtheil auszusprechen, erlaube ich mir zu sagen: Leo Wolfram hat ihnen gehörig gebient. Es wird freilich dadurch nichts gebessert; aber ein Schreck, wie ihn der ertappte Dieb empfindet, wenn er auch entspringt und das Stehlen nicht läßt, wird ihnen beim Lesen dieses Romans durch die Glieder fahren; und lesen werden sie ihn, obgleich er ihnen gallig genug schmecken wird.

Besonders dankbar müssen wir dem Verfasser sein für die schleierlose Darstellung der tiefen Fäulniß unserer politischen Zustände, einer Fäulniß, wie sie kaum eine frühere Zeit kennt. Vordem bekämpften sich politische Gegner bis auf den Tod, sie suchten sich zu vernichten, brauchten auch wol Gift und Dolk, fluchten und verfluchten einander, aber sie beschimpften sich nicht. Sie standen sich auf Tod und Leben wie im Duell gegenüber. Jetzt aber vernichtet nicht allein der eine Gegner den andern, wenn er es irgendwie unter dem Schein der Gefügigkeit vermag, man sucht auch wol seinen politischen Gegnern die Substanz zu untergraben und sie mit Weib und Kind verflummern zu machen, nachdem man sie vielleicht vorher bis zum Zuchthaus entehrt hat.

Diese Gesinnungslosigkeit oder Mitleidslosigkeit, die in dem politischen Kämpfen etwas anderes als bloß einen Streit um die Wahrheit oder auch um die Macht erblickt, die den Gegner zwingen will zum Heuchler und Renegaten zu werden, indem sie ihm Amt, Brot, Arbeit, Besitz und Ehre durch jedes, auch vom moralischen Standpunkt

verwerfliche Mittel raubt, solche Geschäftigkeit, die gerade in unsern Tagen, trotz des pietistischen und orthodoxen Geplärrs, die verabscheuungswürdige Kampfmethode hervorruft, schildert der Verfasser sehr wahr. Dennoch glaube ich, daß er sie nicht gekostet hat, denn dann würde er in gerechter Empörung die Fäulnis nicht nur wahr, sondern auch zum Entsetzen wahr schildern.

Zugleich läßt der Roman erkennen, wie die Mittelmäßigkeit allein regiere, wie sie die Mittelmäßigkeit nur dulde, befördere und bezahle, und wie dadurch der Freizelei, der Falschheit, den niedrigsten Leidenschaften Thor und Thür geöffnet werde. Aber auch hierin ist der Verfasser wahr, aber nicht zum Entsetzen wahr, und das ist erst die rechte Wahrheit. Lassen wir über die furchtbare Lügenhaftigkeit unserer Zeit den Verfasser selbst sprechen (I, 297 fg.):

Der alte Lügenfürst mit seinen hundert Namen von Lucifer bis auf Mephisto, ein paar gläubige Jahrhunderte hindurch sozusagen ins Privatleben zurückgebrängt, hat sich wieder der großen Weltbegebenheiten bemächtigt und treibt Politik und Regierungsgeschäfte. Er ist zu sehr in Anspruch genommen durch die Gesamtlage Europas, zu entzückt über die loyale Ergebenheit eines Herrschers, welcher ihm die Gloire einer großen Nation als Rauchopfer darbringt auf dem Scheiterhaufen, den er aus den übrigen aufgebaut, über die allgemeine Erbarmlichkeit, das allseitige Einhalten der rechten Wange, nachdem man einen Schlag auf die linke bekommen, als daß er sich mit Kleinem befassen könnte. In seinen schlechten Zeiten, als ihn Luther's Lintensaß und römische Bullen in die Enge trieben, als er von gott- und ehrliebenden Fürsten aus den Palästen, von frommen Bürgern und Bauern aus den Häusern und Gärten geworfen wurde, irrte er, des Einflusses auf den Gang der Ereignisse beraubt, wie ein vertriebener Legitimist umher, von der Rolle eines Staatsanwalts zu der eines Winkelschreibers herabgesunken, und befaßte sich mit Privatgeschäften der Individuen. Jetzt aber ist das Verderben einzelner Seelen, das Zerschneiden einzelnen Glücks für ihn ein überwundener Standpunkt. Doch mag es Stunden geben, wo er, die Diplomatie mit Beruhigung sich selbst überlassend, heruntersteigt vom europäischen Thron und zur Erholung wie Harun-al-Raschid umherwandelt, im Incognito, umschauend nach irgendeinem Herzlabenden Jammer.

Dem gegenüber können wir die Schilderung des echten Demokraten gelten lassen (I, 312 fg.):

Wer aber einmal sein Leben eingesetzt für seine Gesinnung, der bleibt von der Feuertaufe gekühlt für immer. Als Wangerode den Kugeln gegenüberstand, hatte er nicht für eine Ueberzeugung geblutet, sondern für ein Gefühl, einen Enthusiasmus! Das ist ja das göttlich Schöne der Jugend, daß sie für ein Wort in den Tod geht, ohne nach dem Begriffe zu fragen! Mit den Jahren hatte sich das Gefühl zur Ueberzeugung ausgebildet. Er war aber durch die Reise nicht besser geworden. Das Ziel seiner jugendlichen Schwärmerei war: allgemeine deutsche Republik; das Mittel: Massenerhebung des Volks zum offenen Kampfe der Wut gegen die Uniform. Der Zweck ein Ideal, das Mittel ritterlich. Sein jetziger Standpunkt war: Einheit Deutschlands, ob Republik, ob Monarchie, er hätte vielleicht einer das gesamte Vaterland umfassenden Militärdictatur den Arm geboren. Darin lag eben das Herabfallen; es war ein Ideal wie das andere. Aber den Glauben an Erreichung durch ritterlichen Kampf hatte er in Erkenntnis der Wirklichkeit verworfen. Umsturz des Bestehenden durch jedes Mittel, der Schnitt als Unterbau künftiger Einheit war seine jetzige Devise, und

er stand im Genußen der verworfenen Wege dem italienischen Revolutionschef nicht nach.

In dem Zusatz aber: „Nach wie vor bereit, seinen Kopf für seine Sache einzusetzen, hätte er kein Bedenken getragen, andere mit dem Tode des Muehlmörders auszusenden“, möchten wir denn doch den Schluss verwerfen.

Es wird hier zwar nur eine Person geschildert, sie soll aber ebenso gut für die Gattung gelten, wie dies für die andern Gestalten gilt, und deshalb darf diese bedeutende Verzeichnung nicht ungerügt hingenommen werden. Der echte Demokrat hat nichts mit dem Gift und Dolk des Muehlmörders zu schaffen. Wer für das Wohl des Volks ringt, nicht um Lohn, denn die Freiheit soll gewonnen werden, wer mit offenem Bist kämpft, wer dem Ideal huldigt, ob das Volk reif oder unreif ist, die Freiheit zur Mode erheben will, zur unvergänglichen — ein solcher Mann kann wol extravagieren, aber nur nach der Höhe des Ideals, nie nach der Tiefe des Muehlmörders. Deshalb sind die Mittel des echten Demokraten rein, goldrein, oder sollten es doch sein. Die echten Demokratie duldet keinen Flecken. Heiligend ist das für die Anerkennung der deutschen Treue unter den Kämpfern für die Freiheit. Deutsches Wort sei noch nicht gebrochen worden, läßt der Verfasser den Führer der Demokraten sprechen, und so fühlt man in Norddeutschland. Mag sein, daß in dem Lande, das der Roman abspiegelt, auch diese Gattung eine andere ist.

Das eigentliche Object des Kampfes wird dem oberflächlichsten Leser sofort deutlich. Es tritt beim Beginn des Romans klar hervor und läßt sich in zwei Fragen fassen: 1) Soll der Gesamtwille eines Volks gelten oder das überkommene, ererbte Vorurtheil einer Klasse, die sich berechtigt glaubt, das Volk zu beherrschen und die Früchte seines Fleißes allein zu genießen? 2) Wer ist weise? Ist es der sogenannte Weltkluge, der die Mittel durch den Zweck heiligt und jeden Zweck für unverwerflich hält, wenn er dabei seinen Vortheil findet, oder ist der weise, der, wahr zu jeder Zeit, auf dem für den richtigen erkannten Wege fortschreitet und führte er ohne Gottes Schutz auch in den Tod?

Wie es nur Eine Freiheit gibt, so gibt es auch nur Eine Wahrheit und Ein Recht, und jene Weltklugen, selbst wenn ihre Gesinnung nicht ganz verwerflich, wirken ebenso unheilvoll, weil die Gründe zum Nachgeben, Ausgleichen, Hinnehmen, vielleicht mit einem stillen Protest, diese für ihr Handeln aufgestellten Gründe so klug erscheinen. Ja, diese Klugen führen sich und die Ihrigen sehr geschickt durch das Labyrinth, aber sie vergiften den Katechismus des Volks. Ja oder nein, diese beiden kurzen Worte müssen für den deutschen Mann ausreichen, dann ist es mit der diplomatischen Weisheit zu Ende und zugleich mit der deutschen Schmach in Schleswig-Holstein und den übrigen Schmerzensländern. Wer zwischen Ja und Nein vorsichtig wählt, kann wol ein deutscher Reichstagschüge sein und einige Orden erhalten; aber der Wahrheit und Freiheit dient er nicht.

„Wer ist es“, fragt der Verfasser, „der an dem Schick-

hat eines Menschen am innigsten theilnehmen? Es ist die Polizei!" Der Polizeicommissar Lipprecht ist der gemüthlichste Mensch von der Welt, er hat sogar Anlage zum Fortschrittsmann und tadelt die Maßnahmen der Regierung aus Ueberzeugung. Er bezeichnet ihre unbedingten Anhänger mit dem Parteinamen „Nur so fort!" und verdammt sie als die größten Feinde des Gouvernements. Ja, er hält die sich durch besondere Bereitwilligkeit auszeichnenden, zu immer drückender und verlegenden Gebahren hindrängenden Personen für die schlimmsten, flügsten, verführtesten Demokraten und führt deren Personalacten stets sehr fleißig fort. Gerade die sind die Rechten! ruft er aus, entweder unbewußte Reactionäre aus Bornirtheit oder bewußte von „Nur so fort!" Lipprecht ist ein Polizeigenie. Wie der eingekerkerte Jäger den erlegten Hasen behauert, das Leben ihm wiedergeben und ihn laufen lassen möchte, um ihn wieder hegen und tödten zu können, so hätte Lipprecht am liebsten seinem Wild die Freiheit und einen weiten Vorsprung gegeben um der Liebhaberei des Jagens willen. Lipprecht ist sogar ein widerhaariger Beamter und wird, solange er kein Vermögen hat, deshalb bei jeder Gelegenheit zur Rechtfertigung gezogen; aber er ist ein Polizeigenie, dem alles gelingt, einer jener Virtuosen in seinem Fach, wie sie nur die neuere Zeit kennt. Lipprecht klagt deshalb auch unter Freunden über die schwere Bürde seiner Stellung, die er tragen müsse um des lieben Brotes willen. Als er aber zu Vermögen kam, trug er sie doch weiter, denn jetzt verstummen die Klagen der Vorgesetzten (I, 232):

Eine eigene Ansicht haben und durchführen wollen, wenn man von seinem Gehalte lebt, war denn doch eine Marotte, welche kaum einer Specialität wie Lipprecht zu verzeihen war. Nun war es anders. Der Mann gab vortreffliche Garçons-d'honneur.

Unter den „Nur so fort", die unser Polizeigenie auf dem Korn hat, zeichnet sich ein Mann aus, der zu den bekannten Patrioten zählt. Herr Kollmann, Besitzer eines fernhaften Schlosses, des Freihofs, am Fuße des Wettersteins paradiesisch gelegen, ist das Wild, dessen Fährte Lipprecht schon seit Jahren folgt. Julie, die schöne Frau dieses dem Polizeigenie merkwürdigen Mannes schildert ihn im Gespräch mit einem Freunde mit folgenden Worten (I, 129 fg.):

Er schwieg einige Zeit, ich hatte die Augenlider gesenkt. Da sah ich wenigstens nicht, was mir das Furchterlichste ist. Haben Sie denn je einen Menschen mit so weißen Augen gesehen? Es ist gräßlich, wenn er sie aufschlägt und ich diese Augäpfel, wie die eines Blinden, nur mit zwei schwarzen Punkten mitten auf mich gerichtet sehe, er steht Sie durch und durch, aber Sie können ihm nicht hineinsehen, nicht durch die äußerste Hülle der Seele. Die schmalen, eisalten Züge, der lippenlose Mund, das ist alles nichts gegen diese Augen!

Und dieser Kollmann, ein Bürgerlicher, wird von der alkieseligmachenden Clique bis zu ihrer höchsten Spitze vergöttert und mit Ehren überhäuft; genug, um ihn auch dem Leser interessant zu machen. Herr Lipprecht findet ihn mindestens so interessant, daß er nach Trautensfeld wußte, um das Terrain zu recognosciren, wo das Wild vor Jahren seine Nahrung suchte und von dem Polizei-

genie bemerkt wurde. Die überdies von seinen Agenten ihm zugekommenen Notizen über diesen „Nur so fort" verlangen ergänzt zu werden, und für Lipprecht stand es schon fest, daß nur er hier erkennen könne. Es heißt (I, 224):

Wer soll sie erkennen? Der General, dem sie zurufen: „Dein Säbel hat den Thron gerettet! Dein Stand ist der erste, einzige, alle andern sind daneben Professionen?" Oder der Geistliche, dem sie zuflüstern von der Kanzel herab zu predigen: „Ihr habt im letzten Feldzuge nicht gekriegt, weil Keger in euren Reihen sochten?" Soll er es fühlen, daß er die Sache der jubelnden Partei des „Nur so fort!" so warm und kräftig fördert, wie es kaum einer derselben vermöchte, wenn er selbst die Kanzel bestiege? Und so jeder der andern!

Aber das Wild hatte noch eine Eigenschaft, die es für Lipprecht zum ausgezeichnetsten Exemplar Edelmuth machte; sein Geruch schien criminalistisch zu sein. Vor fast drei Jahren hatte Kollmann's Gesicht die Aufmerksamkeit Lipprecht's geweckt. Was ihn eigentlich, abgesehen von den unheimlichen Augen so polizeilich-sympathisch berührte, wußte er nicht, doch folgte er seinem Instinct. Kollmann, damals Civilingenieur und Chemiker, war auf den Gütern eines Bankiers und Freiherrn mit Vermessungen, geognostischen Untersuchungen und Organanalysen beschäftigt. „Ruhig und arbeitssam", lautete der Bericht des Agenten über ihn; und weiter (I, 219):

Kollmann hat hier im Hause eines gewissen Grünshenk, vormaligen Besitzers einer Gipsfabrik, gewohnt, welcher, während eines der häufigen tagelangen dienstlichen Ausflüge Kollmann's, starb und demselben ein kleines Legat von 1500 Gulden, sein übriges bedeutendes Vermögen aber der Gemeinde vermachte.

Ein zweiter Polizeibericht aus Genf bestätigt, daß Kollmann dort die Bekanntschaft eines Fräulein Julie Briro gemacht, deren Mutter bei Kollmann's Ankunft bereits auf den Tod erkrankt war und die Trauung der Tochter mit ihm nur zwei Tage überlebte. Das Vermögen sei wahrscheinlich in seine Hände übergegangen. Seitdem erregte der Aufwand Kollmann's bei seiner Ankunft mit seiner jungen Frau in der Residenz, der Ankauf einer chemischen Productenfabrik, endlich der Bau des Freihofs die Aufmerksamkeit des Polizeigenie. Das Publikum wußte, Kollmann habe viel Geld und das reichte aus, besonders für die Fliegen, die sich zum Zucker fanden. Kollmann stellte daneben seine schöne Frau als freundliche Labung, es sich bequem zu machen, und gelangte dadurch besonders bis zu den Stufen des Throns, der von einem Fürsten besetzt ist, dessen zarte Constitution der Leibarzt in einem Gespräch mit dem besorgten Generaladjutanten dessen Obhut anempfiehlt (III, 14—16):

„Ich verstehe Sie ganz gut", bemerkte der General, „und Sie wissen, daß ich diese Thür", er zeigte auf jene, welche nach dem Zimmer des Monarchen führte, „so ziemlich zu hüten weiß. Aber ich wüßte nicht, wer seit gestern etwas Unverdauliches" — „Wer? Das kümmert mich wenig. Ich sage Ihnen: Gallenergießung, gereizter Puls, Koliken, folglich ist wieder einmal jemand drinnen gewesen, der das Wort Constitution ausgesprochen hat. Der Herr verträgt's nun einmal nicht. Es fährt ihm immer in die Gedärme, ein anderer hat wieder eine Idiosynkrasie gegen die Kagen; das ist eben individuell." — „Erinnern Sie sich an die komischen Definitionen in den »fliegenden Blättern"? Was ist ein Bürgermeister? Bürgermeister, das ist,

wenn einem die Fenster eingeworfen werden. Unser Herr denkt, Constitution das ist, wenn sie einem die Tricolore ins Fenster stecken und die Minister aufhängen. Wer kann's ihm verargen?"

Trotzdem wagt Kollmann mit der „Umsturzpartei“ zu verkehren. Lipprecht hatte nämlich fernere Nachricht; daß Kollmann in Mannheim mit einem Fremden eine Zusammenkunft gehabt, der seines gefälschten Passes halber verhaftet werden sollte, wobei man um eine Stunde zu spät kam; endlich erfuhr unser Polizeigenie jetzt, daß der Holzschreiber Walcher, der bei Grünschenk gearbeitet, zwei Tage nach dessen Tode in den Wald gegangen und nicht wiedergekommen sei. Weitere Deularbeistütigungen stellten für Lipprecht fest, daß der Holzschreiber in einer Schlucht des Wettersteins liege, also nicht weit von dem jetzigen Freinschloß, wo die schöne, engelreine, aber wie es scheint höchst unglückliche Julie die Honneurs den Gästen ihres Mannes macht.

Diese werden von einem Eingeweihten seinem Freunde Arnold Korbach, dem hübschen, tapfern Sohn des braven Fabrikherrn im Korbachthale, zunächst dem Freinhofe, geschildert. Arnold hatte der Zufall mit Julie zusammengeführt, und — über das Schicksal selber belehrt uns der Roman. Günther, der joviale Freund, hat sich die Personen beschreiben lassen, welche Arnold eine kurze Stunde in den Gesellschaftsälen des Freinhofs bemerkt, und erweitert die Kenntniß seines Jugendfreundes, indem er sie durchweg Gefindel nennt. Diesem Gefindel dient Kollmann, indem er dasselbe sich dienen läßt. Er kauft eine heruntergekommene Eisenfabrik in der Nähe, um Korbach, der durch Lieferungen für die Marine und Regierungsbauten zum Millionär geworden, dabei aber ein ehelicher deutscher Mann geblieben ist, zu ruiniren.

Korbach ist Katholik, hat aber fleißige Protestanten herangezogen, und nachdem diese mit ihren Familien zu 300 Köpfen angewachsen, baut er ihnen eine Kapelle, den Katholiken zugleich eine Kirche. Diese wiegt aber in den Augen der Pfaffen nicht jene auf, um so weniger als Korbach freisinnig ist, seine Frau eine Protestantin war und seine Kinder Arnold und Helene in der Religion ihrer Mutter erzogen worden sind. Hier liegt das Pulverfaß, nach dem Kollmann die Leitung führt; den Zündfaden muß die Residenz, die Lunte der Zufall bieten. Der Prior Bernhard, der dem verstorbenen Abte des nahen Klosters nicht gefolgt ist, weil der Pfarrer Valentin in Korbach erwählt worden, findet bei Kollmann, was er wünscht und dieser benutzt den boshaften Pfaffen als Lunte.

Was Kollmann vorhergesagt, trifft genau zur Zeit ein, wo Arnold Korbach den jungen Prinzen, welcher der Marine vorsteht, zur Unterzeichnung des Lieferungscontractes, der bereits alle Instanzen durchlaufen, bestimmt. Die Intrigue der Pfaffen und deren Gelichter zerreißt den Contract, da Sr. Majestät nicht dulden kann, daß ein Mann, der die Kirche geschändet, daß der alte brave Korbach Lieferant der Regierung bleibe. Strafbalern erscheinen in Korbach, der tolerante Geistliche wird

durch eine Creatur des zum Domherrn avancirten Bernhard ersetzt und das Publikum durch gefälschte Berichte betäubt (II, 63. fg.):

„Ist das nicht ein schmachvolles Gewäsch!“ rief Günther, „und dieser Stil, wie eine Gedärmenverwundung. Wenn man schon ums Geld einen findet, der alles schreibt, was man den Leuten weismachen will, so könnte man doch ein paar Gulden darauflegen, um einen zu bekommen, der das Ragout von Aufgeblasenheit, Einseitigkeit und Heuchelei wenigstens mit einigem Geschmacck anzurichten versteht.“ — „Was wollen Sie?“ erinnert das Polizeigenie Lipprecht. „Der Mann, der diese Artikel redigirt, bekommt einen Gehalt, welcher das Honorar, das Johanne Müller für seine Geschichte erhielt, übersteigt. Sie irren, wenn Sie glauben, daß wir immer und überall klug sind, wir haben nur das Talent, wenn wir einmal theuer kaufen, auch schlecht zu kaufen, was sich besonders in der glücklichen Wahl der vom Auslande verschriebenen Individuen äußert.“

Kollmann hat überall seine Hand im Spiele und befindet sich in einer geheimnißvollen, unangreifbaren Stellung, denn als Günther in einer Unterhaltung mit dem durch das Börsenspiel in kurzer Zeit zu einem Mirds gewordenen Bankier W. darauf hinweist, daß der Geschäft Kollmann für den Galgen reif sei, wird der Freund Arnold's durch den Baron S., dem helfenden Freunde der unglücklichen Julie, unter vier Augen mit der auß Ehrenwort abgegebenen Versicherung überrascht, daß der Baron untrügliche Beweise von der Unschuld Kollmann's an dem Tode des Holzschreibers in Händen habe, und wenn Günther mit dem Polizeigenie Lipprecht weiter in der Sache vorgehe, höchst ehrenwerthe Personen namenlos unglücklich gemacht würden. Auch Julie erklärt ihrem Geliebten, daß sie weder Kollmann's Frau sei, obgleich mit ihm getraut, noch Kollmann die vermurtheten Verbrechen begangen habe; Julie muß vollführen, was der Grauensvolle befiehlt, und so ihn vermögen, ein Geheimniß zu bewahren, dessen Entdeckung ihr direct oder indirect Verderben bringen muß.

Wenn also dieser Roman für den Politiker eine anziehende Lectüre ist, so wird auch der nur Unterhaltung suchende Leser sich von dieser an eigenthümlichen und schauerlichen Verwickelungen reichen Geschichte mächtig angezogen fühlen. Während der Verfasser in den Nebelbildern die Verhältnisse des heutigen Lebens abzuspiegeln weiß, windet sich der rothe Faden der Erzählung, worin die Liebe der schönen Julie und des ehrenhaften Arnold besonders reizend hervorgehoben wird, von der Höhe des Throns bis zur Hütte des Bettlers in tausend geschickten Verzweigungen.

Es wäre unverzeihlich, dem Leser das Vergnügen der Ueberraschung durch weitere Mittheilung der Geschichte des Romans zu entziehen; ich wage kaum die vielleicht nicht ganz zutreffende Bemerkung, daß sich der Verfasser als ein solcher bewährt, der dem Sprichwort: Guten ergeht es am Ende doch gut, auch am Ende des Werks sein Recht widerfahren läßt. Es ist dies auch kaum zu glauben, da er dem von mir citirten Sprichworte ein anderes entgegensetzt (III, 282):

Ein altes Sprichwort behauptet, der Teufel helfe seinen Leuten, und der Gang der Politik seit 1848 bestätigt es. Aber

unter allen Umständen darauf zu rechnen, ist gewagt; wenigstens scheint er sie manchmal in Situationen, wo es den Schein hat, als ließe er sie fallen — vielleicht eine schlechte Nachahmung der sogenannten Prüfungen der Vorsehung —, und zuletzt stellt sich doch meistens heraus, daß er es mit den Seinen hienieden gut meint, wenn sie nur ehrlich zu ihm halten.

Da nun alle Personen, welche Günther unter der Collectivbezeichnung „Gesinde“ zusammenfaßt, sich wirklich ehrlich bis zum Schlusse des Romans zum Teufel halten und der edle Kollmann zum Herrn von Stefensberg, ja zum Finanzminister, Excellenz, erhoben wird, so bleibt dem Leser nur die Hoffnung, mindestens die beiden Liebenden, Julie und Arnold, für ihre ausdauernde Treue belohnt zu sehen. Das sei nur noch verrathen, daß das Polizeigenie dem Edelwild bis zur Excellenz auf der Fährte folgt, mithin zu hoffen sei, daß der brave Kollmann seinen anderseitig verdienten Lohn erhält, obgleich er als Minister unantastbar ist.

Kleinlich erscheint die Bemühung, mit welcher der Verfasser, oder wenn er dies lieber hört, Arnold Korbach von dem Verdacht, ein rother Republikaner zu sein, gereinigt wird. Die Zeit des rothen Gespenstes, sollte man meinen, sei vorüber, oder glaubt Leo Wolfram, daß er jemals selbst vor einem Polizeigenie Ripprecht etwas anderes gelten werde, oder daß die Welt in ihm auch ohne diese seltsame Bescheinigung den wahren Patrioten nicht erkannt haben würde? Ein Demokrat ist Leo Wolfram wahrlich nicht, da er denselben Mann, den er im ersten Bande des Romans den Chef der Demokraten nennt, im dritten als Führer der rothen Republikaner auftreten läßt. Ei, du seltsamer Fortschrittmann, wie wunderbar substituirst du zwei heterogene Begriffe!

Es bedurfte deshalb nicht dieser etwas weit hergeholtten Verdamnung des rothen Demokraten oder Republikaners, denn der vorurtheilsfreie Leser wird dem Verfasser gern das Zeugniß geben, daß er ebenso wie Günther es sich leicht und bequem gemacht habe, indem er ebenso ist und sich ausdrückt, als er sein und sich ausdrücken muß. Günther sagt (II, 55):

Im Mittelalter war es schwer ausgezeichnet tapfer zu sein, es war die gemeine Handtugend, die jeder Strolch besaß, und darum gehörte ungeheuer viel dazu, um durch sie hervorzuzugeln. Ein honetter Mensch zu sein, das war seine wohlfeile Charaktergröße.

Der Roman „Dissolving views“ wird nicht unerheblich dazu beitragen, daß der Anbruch einer Zeit beschleunigt werde, wo ein honetter Mensch zu sein allgemeine Handtugend geworden; doch wäre sein Erfolg noch durchgreifender, wenn der Verfasser als Eingeweihter spräche. Er steht außerhalb des Gewirrs, und deshalb sind die Thaten seiner „Patrioten“, im Sinne Sr. Majestät der Abrißbilder zu sprechen, wahre Pfluckereien im Vergleich zu dem, was wirklich geleistet worden und bis heute geleistet wird. Der brave Fabrikherr Korbach wird ja gar nicht ruinirt, und zwar bis zum Bettelstüb; Arnold, dessen Schwester Helene und Julie besüßigten nur Verderbliches, aber dabei bleibt es auch. Will der talentvolle Verfasser

und neue politische Romane geben, so bitten wir ihn, die Geschichte der durch politische Verfolgungen gebrochenen Herzen kennen zu lernen, d. h. eine bis ins Detail gehende politische Todtenschau zu halten. Dann wird er die rechten Satane zu würdigen wissen; die feinen sind nur fahrende Schüler, die sich die rothe Feder zum Scherz an den Hut gesteckt haben. Selbst sein Domherr Bernward ist kein Pfluck, der uns an sich glauben machen kann, und die poetische Gerechtigkeit erreicht ihn in Gestalt eines nicht einmal den Schädel einschlagenden Hammers weit zu früh. Vergleichs Gewürm hat zäheres Leben. Wohl erregen die Reflexionen, was der Gestaltung abgeht, aber um Glauben zu finden, muß der Verfasser tiefer ins volle Leben greifen. Wo er auch hingreifen mag, heute ist es leider für politische Romane zu interessant.

In Moriz Horn's Roman „Dämonen“ (Nr. 2) ist weder von Politik noch von einer bestimmten Zeit die Rede, sondern das Leben auf der untersten Stufe wird uns mit Behagen von dem Verfasser vorgeführt. Er scheint wol nicht eine spannende Unterhaltung zu beabsichtigen, denn diese dürfte hier nur insofern zu finden sein, als der Leser vielleicht begierig wird, zu erfahren, ob sich das Wort des Herrn aus dem Prolog im Himmel bewahrheiten werde:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewagt.

Was dort Mephistopheles, das sind hier die Dämonen, die allerdings nicht personificirt auftreten, deren Wirken vielmehr in den Begebenheiten und Figuren, die dargestellt, geahnt werden soll.

Der Held des Romans, Fritz Laue, wird als drittes Kind und einziger Sohn armer Aeltern geboren. An seinem Taustage fällt ihr kleines Besitzthum in die Hände der Gläubiger. Ein unverheiratheter Vater nimmt die Familie in sein Haus und räumt ihr eine Unterstube ein. Sie ernährt sich von Korbflechten. Die älteste Tochter heirathet, die zweite stirbt. Fritz tritt nach vollendetem sechzehnten Jahre seine Wanderschaft an. Der Hausfreund schenkt ihm fünf Thaler, seinen guten Rath und weist ihn an den Bürstenmachermeister R. Nach zwei Stunden erreicht Fritz die Stadt und die Wohnung des armen braven Meisters. Dieser und seine Frau sind echte Bürgerleute. Fritz wird, obgleich es Arbeitstag ist, von dem sehr erfahrenen Bürstenbinder vor die Stadt in ein Gasthaus geführt. Ein Handwerksbursche bestellt dort reiche Fremde an und wird deshalb von dem Bürger R. wader abgeführt. Dieser Bursche ist der Mephisto der Geschichte und heißt Treising. Fritz muß sich erst einen Korb machen für die Bürsten des Meisters, die der junge Mann mitnehmen soll und die auch erst gemacht werden müssen. Nach einigen Wochen ist alles in Ordnung und Fritz, in dem sich „ein energischer, willensstättiger, leider auch boshafter Geist zeigt“, zieht weiter. Im nächsten Orte wird er vom Wirth seines erwähnten Nachtquartiers um seine Legitimation befragt. Fritz kennt solch ein Ding nicht. Der Wirth will ihn fortweisen, die Wirthin aber

nimmt sich des Burschen an, gibt ihm gut zu essen, führt ihn in eine reinliche Kammer und sagt: das thue sie, weil ein Sohn von ihr auch auf der Wanderschaft wäre. Ein Wanderer tritt ein.

Es ist Freisling, der Handwerksbursche. Er freilich hat einen guten Paß und nimmt Fritz Laue unter seine Protection. Die Dämonen treten nun auf in Gestalten, wie sie als Selbztänzer auf kleinen Märkten erscheinen. Fritz wird durch seinen Nephisto zu dieser Bande geführt; Spiel, Tanz und unmäßiges Trinken machen unserm Helden vollends das Garaus. Kathinka, die schöne listige Tänzerin, entzündet Fritz und gibt ihre Gunst an Freisling. Laue ahnt den Verrath, überfällt seinen Nebenbuhler und wird durch Freisling der Polizei überwiesen. Gebunden transportirt man ihn zum Untersuchungsrichter. Er reißt sich los, versetzt dem Polizeidiener einen Schlag, der ihn niederstreckt und an welchem er — stirbt. Fritz flieht in einen Wald. Der Hunger treibt ihn in ein Dorf. Der Bauer, den er um Brot anbettelt, weist ihn ab. Wieder tritt die Frau vermittelnd ein und Fritz erhält einen Dienst als Knecht. Die Dämonen vergönnen ihm einige Wochen Ruhe. Eines Abends behorcht er seinen Dienstherrn im Gespräch mit dem Dorfrichter. Ein Steckbrief ist dem Mörder des Polizeidieners nachgesandt. Fritz flieht, von den Furien des bösen Gewissens gejagt. Der Hunger bringt ihn zur Landstraße, wo ein herrschaftlicher Wagen heranrollt. Der reichbetreffte Jäger winkt vom Bock, Fritz möge hintenauffsteigen. So erreicht er unter dem Schutze Nephistos Freisling, die Residenz, den Palast des Herrn Bankiers Levi Meyer und die Stube des zu Ehren gekommenen Freundes. Es fehlt nicht an Wein und Braten. Die Dämonen fliegen: Fritz schlägt in die Hand Freisling's. Die Memoiren dieses, von ihm selbst vorgetragen, erklären die Situation. Freisling wurde Bajazzo bei der Truppe, welcher Kathinka angehörte. Er erzählt (I, 72):

Wenn ich vorhin von einem Jahrmakelpublikum sprach, so meine ja nicht, daß es aus der Gese des Volks bestand; behüte, der erste Platz war von der Noblesse der Stadt und zahlreichen Fremden eingenommen und unter den Frauen und Mädchen waren einige zum Anbeissen. Als ich mir das Seil anspannen ließ und das Nöthige dabei selbst ordnete, sah ich, daß ein wunderliebliches Kind, während sie (?) das Vorgehen von dem Gürtel losnestelte, das Armband, einen goldenen Reif, verlor, der ein Stück vorlief und nahe daran war, von dem einen der mit Anspannen des Seils beschäftigten Gehälfen zertreten zu werden. Schnell stellte ich dem Tölpel ein Bein, daß er zum Gelächter des zweiten und dritten Plages in den Sand fiel, und überreichte dem Mädchen das Armband.

In derselben Vorstellung erscheint ein toller Hund und fährt auf die junge Dame los. Freisling erschlägt ihn mit einem Beil. So wurde er der Diener des reichen Juden. „Und Kathinka?“ fragte Fritz. — „Weg damit“, erwidert Freisling, und erklärt ferner: wie doch der Mensch, wenn er andern ein Bein stelle, ganz vernünftig handle. Freisling verfertigt für Fritz Laue einen Paß und dieser tritt auch in den Dienst des Hauses Levi Meyer. Von der Familie desselben erfahren wir nun mancherlei, unter anderem, daß eine an einer Jugendliebe kränkelnde Tante

Sarah in dem einsamen Hause des Parks lebt und mit ihr ihre Nichte Rebekka, die sie erzieht. Es heißt (I, 95):

Jahre um Jahre vergingen, Rebekka stand in ihrem sechs-
zehnten. In dem Maße, als die Blüte ihres Leibes sich entfaltete, entfaltete sich auch zu Sarah's innigster Freude die Seele.

Der Sohn des Hauses, Elias, der auf einer Rheinfahrt die Bekanntschaft des Herrn Wandel aus Hannover und dessen Tochter Margarethe gemacht, ist für Rebekka bestimmt. Am Verlobungsfeite sitzt Fritz Laue gemüthstrank in seinem Zimmer. Freisling erscheint und sagt (I, 119 fg.):

„Meine, daß du eben nicht festtätlich gestimmt bist, liegt auf dir, was man das Alpträumen nennt. Reche, komme eben zur gelegenen Zeit.“ Laue hatte seine vorige Stellung wieder eingenommen, sah daher nicht, daß Freisling die Flaschen verwechselte, aus der Laue's sein, aus der seinen jenes Glas vollschenkte.

Freisling nimmt die Schlüssel des Kassenzimmers, die Laue bewahrt, vollführt mit andern Strolchen den Einbruch und entflieht. Herr Elias findet die Ueberraschung, kann nur Laue die Schuld geben, läßt ihn aber nicht verhaften, sondern tractirt ihn mit der Reitpeitsche, bis er davonläuft. Er will sich in den Kanal stürzen, wird aber von einem Mädchen Lene zurückgehalten und in das nahe Freudenhaus geführt, dem diese angehört. Dieses Haus übernimmt Laue von der Wirthin und wohnt nun mit der Lene darin. Vor der Thür hängt das Schild eines Korbflechtens. Eine Dame mit einem Kinde wohnt auch bei ihm. Dieser macht Fritz Anträge und erwidert auf ihre abweisenden Worte (I, 137):

Unfann! wenn man will, kann man. Aus purem, blankem Aerger und um Sie eifersüchtig zu machen, denn damit packt man euch an der richtigen Seite, habe ich das Weib da draußen hier behalten, schön mit ihr gethan. Ich schließe noch heute die Thür, wenn Sie meine Frau werden wollen. Jene ist es nicht.

Vorher hatte er der Dame (Margarethe) schon ihr Verhältniß klar gemacht und sagte (I, 136):

Ich räumte Ihnen oben die Kammer ein, wo Sie den Knaben zur Welt brachten. Ich dachte, viel wird der arme Schelm in der Welt nicht zu beißen, auch kein sonderliches Glück haben; indessen war er nun einmal da, und weil man ihn nicht ins Wasser werfen kann, wie unbequeme Hunde und Katzen, muß man ihn eben behalten.

Und als er, sie umfassend, von ihr zurückgestoßen wird, ruft er (I, 138):

Oho! nur nicht so oben hinaus, mit dem Kopf durch die Decke, meine Liebe. Ich dachte, der Junge in der Kammer wäre ein schreiender Beweis, daß man seinerzeit nicht so spröde gegen eine Umarmung war.

Die Hochzeit des Herrn Elias findet statt. Sein Oheim, der Juwelier, hat den Ring für die Braut gefertigt und ist in Verzweiflung, weil dieser ihm gestohlen worden. Da erscheint Margarethe und bietet den entwendeten Ring, so glaubt der Juwelier, zum Kauf an. Sie soll verhaftet werden und entflieht. Elias steckt den Ring, den er einst Margarethe gegeben und den er vom Oheim erhält, an den Finger Rebekka's. Jene lehnt an einer Mauerwand und klagt im tiefsten Schmerz ihrer Seele.

„Dah' darauf ging die trübe Flut des Kanals über ihre Leiche hinweg.“ Nun heißt es (I, 161 fg.):

„Der Kacker!“ brummte Lene. „Also vorwärts, marsch, wir werden im Hause Nachforschungen halten. Das wird nicht viel Mühe machen. Hier unter Rathen und Rörben sitzt sie nicht. Hier ist meine Schlafstätte, oben eine Kammer.“ Die Polizeimänner gingen hinauf und fanden das Kind. „Es ist mein Kind, und hier wohnt meine Zuhälterin, die alberne Lene.“ — „So, Ouer Kind?“ — „Nun, ich meine“, ließ sich Lene vernehmen, „ein Kind zu haben ist nicht polizeiwidrig, der (?) kleine Ränge macht mir Sorge genug. Welches Frauenzimmer hier wohnen soll, weiß ich nicht. Lene ist eine einfältige Person, die ich höchstens aus dem Hause jagen werde. Wir hatten nur vorhin einen kleinen Wortwechsel und Lene ist ein boshafter, rachsuchtiger Ridel, der mir die Polizei auf den Hals hegen will. Ich fürchte mich aber nicht, denn ich stehe in jeder Beziehung rein da, höchstens konnte man mein Verhältniß zur Lene, dem boshaften Rothkopf, nicht verschmieden; allein Sie, meine Herren, wissen recht gut, wie viele Wirthschafterinnen in großen Familien, bei vornehmen, sogenannten älteren Herren, Lene's sind, fehlt nur oft der Beweis mit Augen und Ohren.“

Lene läuft sofort wieder ins Freudenhaus, kehrt aber wieder, holt das Kind Margarethens, das nun wichtig wird, weil der junge Gemann Elias Meyer seiner Gemahlin Rebekka, die in dem Ring eine frühere Jahrzahl andrückt, das Geheimniß verschweigen muß. Lene wird plötzlich, durch eine gottesfürchtige Frau belehrt, Puppenspielerin und erzieht das Kind. Freifling und Lene quälen das zweimal den Dämonen entronnene Mädchen dämonisch. Lene bringt ein Kleid für Theodora zur Tante Sarah. Diese erzieht wieder ein solches Mädchen, nach dem Rebekka, nach der Geburt eines Kindes, gestorben ist. Daß Lene die Dämonen noch nicht besiegt hat, vielleicht weil Freifling Kammerdiener der Tante Sarah ist, erweist sich bei Gelegenheit, wo Theodora das Ballkleid anlegt. Es heißt (I, 315 fg.):

Theodora warf schnell ihr Kleid ab, und Lene, obgleich ein Frauenzimmer, empfand einiges Vergnügen, als die Schönheit der jugendlichen Gestalt von Armen, Nacken und Busen die Hülle abwarf, tadellos, ein seltenes Modell in all seinen Einzelheiten. Wir erklären uns das Zögern, mit der Lene das Amt einer Kammerfrau verrichtete, aus dem Verlangen, an dem gebotenen Anblick des Schönen möglichst lange sich zu weiden, wol am natürlichsten. „Endlich sind Sie wol zu Stande, Lene?“ — „Ja wohl, leider endlich.“ — „Leider, was wollen Sie damit sagen?“ — „Daß ich beständig Ihre Kammerfrau sein möchte.“ — „Märrin!“

Es hieße dem Interesse des lesenden Publikums zu nahe treten, wollte ich weiter die Geschichte der Dämonen enthüllen; auch dürfte dadurch der mir vergönnte Raum überschritten werden, da die Vacanzen, die der Verfasser durch den Tod eintreten läßt, sehr schnell von neuen Verweru ausgefüllt werden, die den Kampf mit den Dämonen fortsetzen.

Wir treten aus dem anmuthig dargestellten modernen Leben, das die Rebelbilder darboten, und in welches wir zu Menschen jeder Art, anschaulich und verständlich begrenzt, gesinnungsvollen und gesinnungslosen, ein Stück des heutigen Daseins durchlitten haben, und aus des saubern Korbmachers Fritz Lene und Genossen Spelunke, aus den Freudenhäusern der belehrten Lene und den ab-

gestandenen Ergötzlichkeiten des Herrn Elias Meyer mit „Diana = Diaphana“, von M. Solitaire (Nr. 3), in das Mittelalter zurück, das sich in manchem Kopfe nicht allein nicht von Herenproceffen, Mord und Todschlag trennen läßt, sondern auch von grauenvollem Spuk durchweht sein muß.

Schon der Titel dieses Werks führt uns auf die rechte, zugleich doppelte Fährte. Die „Geschichte des Alchemisten Imbecill Kählein. Phantastischer Roman nach alter Chronika“ erinnert theils an den „Kapellmeister Kreidler“, die „Girire des Teufels“ und „Klein Jachet, genannt Zinnober“, theils an Siebenkäs und Ragenberger, dagegen der erste Titel des Romans „Diana = Diaphana“ und einen Zauberring und eine Undine vermuthen läßt, während die Bezeichnung „phantastischer Roman“ auf Alraunen und Galgenmännlein hindeutet.

Ich hätte nun wol die Verpflichtung, über den Inhalt des Buchs vielleicht durch eine kurze Wiedergabe der Erzählung zu berichten. Aber wie damit fertig werden? Was würde der Leser thun, wenn er einen ziemlich wunderlich aussehenden, sich eigenthümlich gebarenden Menschen an sich vorbeischießen und die breite Straße hinunterlaufen sähe? Hat der Leser junge Deine und hinreichende Neugierde — Zeit hat er gewiß, denn ein Romanleser hat ebenso viel Zeit, wie die Helden der meisten Romane —, so würde er dem Eilenden nachsehen. Jetzt biegt er um die Ecke des Gäßchens nach dem Dome, jetzt verschwindet er durch das alterthümliche Thor — wir halten und nirgends — mit der Beschreibung der sonderbaren Bauart und verschönerkten Strichbauarbeit auf, die natürlich die alte Reichthart darbietet, in der sich diese sehr wunderbare Begebenheit vor Zeiten zugetragen, und die wir ja sattsam im Buche selbst vorfinden —, jetzt also verschwindet der eilende Mann durch das Thor, welches den Dom mit dem „hangenden“ Thurm verbindet, jetzt poltert er die Treppen zum Thurm hinauf, es klappen und klappern die Thüren und Fenster, es kreischen alte Weiberstimmen, man scheint sich zu raufen, zu würgen, zu morden, Blut tröpfelt durch die Ritzen der Diele; da ist er ja aber schon wieder, er läuft an der Stadtmauer hin und her, jetzt biegt er nach dem Markt ein, jetzt sind es schon zwei, jetzt drei, jetzt scheint es eine erlesene Menge; einer läuft voraus auf allen Vieren, es ist der Schneider Darm, mit Füßen gestoßen von den übrigen seltsamen Gestalten — wir halten uns natürlich nicht auf bei der Schilderung der eigenthümlichen Kleidung aller sonderbaren Personen, das finden wir alles ja ausführlich im Buche selbst. Jetzt springen alle in die Laverne des Jachans „Weibertränker“; es wird gesungen, gestritten, gestoßen und gehauen, auch Bierkrüge werden an den Kopf geworfen, Garfenistinnen singen und schäkern mit Halb- und Ganzbetrunkenen, bevor aber der junge, neugierige Leser die Laverne betritt, stürmt alles durch das Stadthor hinaus in den dunkeln Wald. Ich rathe übrigens jedem, der die Partie mitmachen will, sich mit tüchtigen Regenschirmen oder wasserdichten Mänteln zu versehen, denn es regnet furchtbar vom Anfang der

Geschichte los, doch die Menge ist verschwunden, aber eine Moosbütte erreicht der Neugierige, eine natürlich sehr haufällige alte Hütte unweit eines alten Klosters. Dort findet sich ein wunderliebliches, d. h. wieder nicht liebliches Mädchen, ein flügelahmer Rabe und die Leiche der Mutter des Mädchens, einer taubstummen Frau. Es ist hier sehr grausig, schon ist aber auch einer der Laufenden dort und wird dem Mädchen durch Reden und Handgreiflichkeiten lästig. Der junge Leser kommt der Schönen zu Hülfe, vor ihm aber erreicht eine große, düstere Gestalt die Hütte, diese sticht und haut auf den ersten los, daß diesem „der Saft“ in den Schnurrbart fließt. Man bricht die ganze wunderliche Menge hinein, Mönche erscheinen, stellen ihre Fackeln an das Lager, legen die Leiche auf eine Trage und ziehen, von dem Mädchen begleitet, mit der Leiche und den Fackeln davon, durch den dunkeln Wald, fort und weiter. Der flügelahme Rabe vertrieht sich unter den Ferk. Die Menge rast nach der Stadt zurück, zur Laverne. Man haut, sticht, spielt, singt, dieser oder jener läuft in die Nacht hinein und der neugierige Leser geräth in das Haus des Herrn Esau Zärtlich. Dort lernt er endlich Diana=Diaphana kennen, und wird ihm freigestellt, sie Diana oder Diaphana, oder mit beiden Namen zu nennen. Eine Zigeunerin strahlt das Haar des wunderlieblichen Kindes. Jene erzählt von ihrem geköpften Bruder Holifernes, der ein Schnellläufer und König war, gefangen wurde und noch lebt. Doch nein, der Schnellläufer, jener erste, ist Herr Imbecill Käglein, der Alchemist. Zärtlich verschwindet und läßt ihn mit seiner Tochter Diana=Diaphana allein. Diese fällt erschreckt in Ohnmacht, denn es brennt nur ein Lichtlein, wie denn überall die Beleuchtung sehr mangelhaft ist und mehrentheils aus plötzlich verlöschenden Fackeln und Kienspänen, kleinen umkippeinden Talgstummeln, aber auch zuweilen aus ganzen Stößen auslobernden Schwefels besteht. Die Zigeunerin verflucht Käglein und wirft ihm eine angebrannte Asche ins Gesicht. Käglein rennt davon, setzt sich irgendwo auf eine kalte Steinbank — es ist Mitternacht; Käglein schläft und träumt dabei gar wunderbar. Es regnet noch immerfort, wie es anfangs geregnet hat, es heult der Sturm, wie er anfangs geheult hat, es brüllt das Meer wie vordem; Käglein erwacht und rennt nach dem „hängenden“ Thurm. Die grauenvolle Concordia wacht bei ihm und nimmt ihm den Verstand, wenn er ihn nicht schon verloren hat, durch die Erzählung grauenvoller Geschichten, die sie erlebt oder ihr toller Sohn. Käglein erhält am Schluß Diana=Diaphana. O nicht doch: er stürzt sich ins Meer, nachdem die alte Concordia Frosch als Hexe verbrannt worden ist. Der gottesfürchtige Bürgermeister der Reichsstadt, Gabriel Dampf, wird der Schwiegersohn des Herrn Esau Zärtlich. Es heißt (I, 603):

Wir nehmen freundlich wehmüthigen Abschied von dem guten Leser, der uns treulich durch die labyrinthischen Gänge dieser wunderbaren Historie begleitet. Lebte alle wohl! wohl!

Ende.

Der Verfasser hat Talent und Phantasie. Es gelte-

gen ihm einzelne Scenen. Die vorzüglichste, mindestens effectvollste und gerundetste, ist wol folgende (I, 96 fg.):

So erwachte Cäcilie, die Tochter des Thürmers vom hängenden Thurm, in der Waldbütte an diesem ereignisreichen, stürmischen, dunkeln Tage. Wie das halbgeöffnete Auge, nach dem engen, niedern Fensterlein blickend, die mächtigen, fahlen Aeste gewahrte, da war es ihr, als sei dieses Holzwerk der gewaltige Glockenturm im hängenden Thurm, als hinge eine Glocke daran mit unendlicher Wölbung, mit donnerndem Halle, in der die Worte geäugt waren, in zweien Sprachen: „Auch die Unsichtbaren hören mich, etiam invisibiles me audient“, wie es in gebräuchlicher Futurform hieß; und als stände sie auf dem Gerüst an der Glocke und versuchte, da der Strang abgebrannt war, wie eine Locke, die man übers Licht hält, versenkend sich aufträufelt, das große Gewölbe mit ihren beiden Händen, mit der Kraft ihres Leibes in Schwingung zu setzen; sie bedurfte der unsichtbaren Welt, welche der Spruch versieß; ihr Herz war zerrissen und ihre Mutter war gestorben. Sturm wollte sie läuten, Sturm, daß es durch die Himmel klang; aber der Köppel hing kalt und stumm und starr wie eine Eisfäule, und kein anderer Widerhall durchregte, belebte die schweigenden Gewölbe, als den das Ragen ihrer Fingernägel am Metall, am Roste hervorbringen konnte. Die Unsichtbaren hörten kein Geräusch; sie zu errufen war unmöglich; das Mädchen lag in kaltem Schweige, als wie in geronnenem Blute. Diese Bilder flogen schnell durch ihre Seele; in der Zeit, in welchem ein Tropfen herblichkeits Thaues vom braunen, trocknen Blatt auf den Boden fällt.

Nun saß sie halb ausgerichtet im Bett und besann sich der Vergangenheit; trübes Licht schien durch das Fensterchen; ein zahmer Rabe wandelte bedächtig auf dem Estrich, indem er die Spuren seiner Klauen in den wenig betretenen Sand drückte, damit der Boden sorglich bestreut war, ein alter Rabe, dessen einer Flügel zur Hälfte fehlte; selber war vermuthlich infolge eines Schusses, einer Verwundung, mit dem Schwungknochen am Schlüsselbein abgelöst; das verständige Thier schien im stillen Herzen den schweren, bitteren Verlust zu ertragen, und nur selten hob er im träumerischen Selbstvergessen die andere Schwinge wie zum Fluge. Aber zu Füßen von Cäcilias Bett stand das Bett der gekorbenen Mutter, mit der sie nie, solange sie denken konnte, ein Wort gewechselt, von der sie nie jene dumpfe, bange, unartikulirte Rede der Stummen, wie sie in toller Verzweiflung bemüht sind, sich verständlich zu machen, vernommen. In stummer Brust barg sie die entsetzlichen Leiden, die riesenhafte Erinnerung; man weiß nicht, ob sie sich mit dem Gebanken, mit dem Gebete, das die Seele küssert, ohne die Lippen zu regen, an den gewaltigen Gott gewandt, dessen Zorn auf ihr lastete; aber nie demüthigte sie sich vor ihm, nie klagte sie ihm in der verächtlichen Sprache der Thiere, in dumpfem, sinnlosem Aechzen; gern saß sie des Abends am offenen Fenster stundenlang, nachtelang und hörte dem Rauschen des Waldes, des Meeres (zu), und sie lächelte, als wenn sie die Natur verspottete, daß sie nicht stark genug wäre, nicht genug sich beherrschte, um das Weh, das ängstlich durch die Zweige tönte, da sie es nicht mit der Sprache des Menschen äußern konnte, stolz und starr und stumm, wie selbes in ihrer Brust schlief, zu verbergen, zu verschweigen.

Wenn dergleichen Schilderungen aneinander gereiht und nur auch unbedeutend motivirt wären, so befriedigten sie vielleicht und bildeten einen lesbaren Roman für diejenigen Leser, die spukhafte Geschichten lieben. Ein Herr Silberbrand alias Höllebrand Lux, eine Artemisia, ein Theophilus, Lothar u. s. w. werden schon durch ihre Namen für Unterhaltungssuchende interessant; aber nun müssen sie auch in Verbindung treten und die durch sie geschürzten Knoten endlich wieder gelöst werden. Hier ist

aber ein nicht enden wollender Wirrwarr, der zuletzt denn doch ungenießbar wird.

Erzählt die greise Großmutter am stürmischen Winterabend den um sie am Kamin hockenden Enkeln Geschichten, und schlafen die Kinder nicht dabei ein, sondern schauen mit immer größer werdenden Augen in die feinnernen Züge der Großmutter, so ist, was diese erzählt, eine wirkliche, richtige Spukgeschichte. Warum? Weil die Alte den Spuk in sich trägt, sie das eigene Grausen los sein will, indem sie es gestaltet und als außer ihr bestehend hinstellt. So schrieb Achim von Arnim, so Brentano, so vor allen Hoffmann, so de la Motte Fouqué, wo der Spuk schon romantisch auftritt und mit dem Zauberring Schlösser und Herzen öffnet; so Novalis, der sich in die Gläubigkeit rettet und doch die blaue Blume suchen muß; so selbst Heine, der seinen eigenen Spuk und das in ihm glühende und fröstelnde Grausen durch Ironie weglassen will; so Justinus Kerner, der den Spuk wissenschaftlich bis zu den weißen und schwarzen Dämonen der Escherin von Brevoort gestaltet, so auch der in seiner Weise unübertreffliche unglückliche Nikolaus Lenau. Des Verfassers Spuk ist kein rechter Spuk, und wollte der Leser auch fort und fort das Grausen suchen wie der Junge im Märchen, M. Solitaire zaubert keine Prinzessinnen herbei, die den Leser mit kaltem Wasser begießt, daß er freudig ausruft: Hu, wie gruselt mich so schön!

Wollen wir jetzt noch, bei unserer klaren Weltanschauung, uns an Spukgeschichten vergnügen, und reichen die wahrlich einzigen von Hoffmann nicht aus, so muß ein jüngerer Zauberer es mindestens ganz ernstlich mit dem Grausen meinen. Wer aber in „Diana-Diaphana“ bis zum Ende des letzten Theils ausdauert, muß sich zuletzt doch sagen, daß alles Geheimnißvolle, das der Verfasser in Worten, Gesten und Situationen oft recht spannend für die Folge zurecht legt, ganz ohne Folge bleibt, sich als loser Stein bewährt, der gar nicht zum Bau gehört und für den gar nichts oder irgendetwas anderes die Lücken füllen könnte.

Der Verfasser hat, wie bemerkt, Talent und Phantasie, verwendet beides aber in Ueberstürzung meist ganz zwecklos. Sein Werk ist nur eine wunderbar consequente Jagd nach Effecten; hat er einen erreicht, so wächst sofort ein Flämmchen aus der zauberischen Glut, das hoch und höher züngelt, blickt und leuchtet und wieder ein neues absetzt, dem ein drittes u. s. f. folgt. Aber diese Jagd ist ohne Ende und M. Solitaire vergift, daß der Wahnsinn auch Methode haben muß, sonst ist er wie in „Diana-Diaphana“ erheuselt, und die Personen, welche uns in ihren grauenvollen aber begründeten Zuständen interessieren können, wideren uns an, weil sie sich in läugerische Schäfte verwandeln. So bleibt in vorliegendem Roman keine Sekunde übrig, die in ihrer Weise edel ist und unsere Theilnahme gewinnt; denn auch Imbecill Käglein ist kein rechter Narr, nur ein schwacher Komödiant.

Da nun niemand sich das Blut eines andern in die eigenen Adern zaubern kann, wird auch ein wahrscheinlich ganz gemüthlicher Mann sich das Dämonische eines frem-

den Geistes nicht einzupumpfen vermögen. Ruhlos garte es in den Seelen jener Romantiker, die durchgreifende Spukgeschichten geschaffen haben; sollten wir nicht zu nüchtern sein für dergleichen Kunstwerke?

Hermann Neumann.

Humoristische und pseudohumoristische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Wir haben dem anonymen Buche „Moderne Vagabunden“ einigen Raum gewidmet, weil der darin behandelte Gegenstand, der Humbug in seinen verschiedenen Geschäftszweigen, ein so tief in die Sitten und den Charakter der Zeit eingreifender ist, daß jeder Versuch, ihn bloßzulegen und ihm die Maske abzuziehen, einige Beachtung verdient. Weiter schien es aber auch wol angebracht, die Geschmacklosigkeit oder vielmehr die Geschmackwidrigkeit und den Geist der Frivolität zu kennzeichnen, welche diesem Buche, das sich bei Licht besehen doch auch als Humbug herausstellt, fast durchweg anhaften. Denn wenn wir nicht irren, so gehört die Frivolität zu den hervortretenden Charaktereigenschaften unserer Generation, und sie zeigt sich nicht nur in literarischen Fabrikaten dieser Art, sondern selbst in scheinbar sehr ernsthaften Producten und Aeußerungen, insofern alle unüberdachten summarischen Verdammungsurtheile über andere, die, ohne daß man weiß, wohin sie führen können und ohne durchaus gründliche Kenntniß der betreffenden Persönlichkeit oder des eigentlichen Sachverhalts ausgesprochen werden, insofern alle bloß einseitig negirenden Behauptungen, alle absichtlichen Ignorirungen, Bewigelungen, Verleumdungen und Beleidigungen, z. B. auf literarischem Gebiete, alle Indiscretionen, alle schädlichen Paradoxen und Assertionen, mit denen man nur Aufsehen erregen will u. s. w., diesem unsere Zeit nur zu sehr beherrschenden Geiste der Frivolität mehr oder weniger ihren Ursprung und ihr Dasein verdanken.

Ein leichtfönnig zusammengeschmiedetes Büchlein ist auch das folgende: „Die Schnurranten“ vom Schalksnarren Udo (Nr. 2). Es besteht aus allerlei Geschichten, Abenteuern und Schnurren, welche in einem Wirthshause in der „Künstlerede“, d. h. in einer täglichen Versammlung von Schauspielern und Theaterfreunden der Reihe nach erzählt werden. Manche lustige Abenteuer aus dem Schauspielersleben sind in der That ergötzlich, die meisten Erzählungen überhaupt harmloser Art, obgleich einzelne doch auf einer etwas weit getriebenen Fopperie beruhen, andere sind aber selbst des schlechtesten Papiers, auf dem sie gedruckt sind, nicht werth. Vergleichen mag sich bei mündlicher Erzählung, in einer „Künstlerede“, in einem Kreise von Schauspielern, die einander gern mit solchen Schnurren unterhalten, ganz gut anhören lassen; aber ein Buch läßt sich daraus nicht machen, wenigstens keins, welches eingehender besprochen zu werden verdient. Verfasser des Büchleins ist Louis Julius, Mitglied des kaiserlichen deutschen Theaters in Petersburg, also wie der Verfasser des erstbesprochenen Buchs auch dem Schauspielersstande angehörig. Ueberhaupt geht aus diesem Kreise mündlich wie schriftlich manches Leichtfertige hervor — wir erinnern hierbei unter anderm auch an den von einer renommirten berliner Schauspielerin angeregten Theaterstandal, welcher M. Wezels zur Abfassung seiner das Theaterleben hinter den Coulissen dreißt beleuchtenden satirischen Posse „Meine Selbstbiographie“ (Berlin 1862) und leider auch zur Veröffentlichung einiger ihrer Briefe im Anhang des Büchleins veranlaßte — und insofern mag das dem Schriftlich vorgelesene Motto recht haben:

Schon die alten Solianten
Uns als höchst gefährlich nannten:
Laboranten, Musikanten,
Komödianten und Schnurranten!

Der Verfasser, der übrigens, wie so viele Schauspieler, ein ganz prächtiger, mit großer Unterhaltungsgebe ausgestatteter Gesellschaftler sein mag, hat seine Schrift dem Herzog von Koburg, dem „hohen Protector heiterer Mufen“ in „tieffter Verehrung und Unterthänigkeit“ gewidmet, und er bittet ihn, „diese kleinen munteren Dinge, Schnurren, wie Schalken sie erleben, erinnern“, Sr. Hoheit „zu Füßen legen zu dürfen“. Der Herr Herzog muß jetzt schon im Besitze einer ganzen Bibliothek von nützlichen und unnützen, ihm gewidmeten Büchern sein, denn zu den vielen zur Zeit in Deutschland herrschenden geistigen Epidemien und Monomanien scheint auch die der Bücherwurmung an Se. Hoheit den Herzog Ernst zu gehören. Daß es dabei dem humanen Herrn in Bezug auf typographische Ausstattung nicht auf Befriedigung aristokratischer Gelüste ankommt, beweist dieses Büchlein, welches etwa den typographischen Werth jener Volksmärchen und Volksliederbücher hat, wie sie auf Jahrmärkten verkauft werden.

Eine Wahrheit, und zwar eine unumstößliche, haben wir in dem Büchlein gefunden; der Verfasser bemerkt nämlich einmal: „Der deutsche Künstler, und wahr's der genialste, trägt doch immer etwas vom Philister an sich, das ist das Partikelschen Rationalität, das kein Germane von sich werfen, ausschreiben kann.“

Einen befriedigenden Eindruck als die vorbesprochenen Schriften gewährt die Humoreske von A. von Winterfeld: „Das Manneken P. . s von Brüssel“ (Nr. 3), welche sich bei uns gleich in zweiter Auflage anmeldet. Des Verfassers Schriften scheinen namentlich unter Militärpersonen ihre Freunde zu haben, und in diesem Kreise namentlich mag sich die erste Auflage schnell vergiffen haben, ehe wir noch von ihrem Vorhandensein Kenntnis hatten. Wer ist nun aber dieses „Manneken P. . s“? Jeder, der einmal in Brüssel war, wird seine Bekanntschaft gemacht haben, denn dieses „Manneken“ ist bei den guten Brüsselern mindestens ebenso beliebt und populär als der König der Belgier selbst. Auf einem Brunnen an dem Zusammenstoß der Rue du Chêne (auf flämisch Gysstraet) und der Rue de l'Etuve (Stoosstraet) befindet sich nämlich die ergene Statuette eines gänzlich unbefleckten lebensgroßen Jungen, von welchem der Verfasser weiter bemerkt: „Der kleine dicke Bengel steht in der ungenirtesten und zugleich natürlichsten Stellung, die man sich denken kann, auf seinem Possament und bildet dort die seltsamste aller Fontainen, die originellste aller Wasserspendungen, die auf dem weiten Erdenrund zu finden ist. Er ist eine Art Cupido, nur ohne Pfeil, eine Art Brunnengott, der, wie Bäderker sich ausdrückt, „trotz seines bereits sehr hohen Alters alle Rechte der Kinderwelt beibehalten hat“, und der Liebling der Brüsseler, die ihren Manneken „le plus ancien bourgeois de Bruxelles“ nennen.“

Dies nun ist das „Manneken P. . s“, das zur größern Verdeutlichung seiner Verrichtung und Bestimmung innerhalb einer schalkhaften Gruppe von Frauenzimmern auf dem Umschlage vorliegenden Büchleins abgebildet ist.

Der Verfasser läßt sich von einem brüsseler Bürger alten Schlags, einem Bewohner der Altstadt, der einen gründlichen Haß gegen das vornehme Stadtviertel oder das „petit Paris“ oder die „Stadt der Francillons“ im Busen nährt, die Schicksale dieses so verderben und ungenirten Jungen bei einigen Gläsern zusammenziehenden brüsseler Biers, Lambics, Faros oder Diefts oder aller drei Bierforten, ausführlicher erzählen. Man erfährt hieraus, daß die bronzene Statue dieses Manneken, wie man sie jetzt an der Ecke der Gysstraet erblickt, nicht die ursprüngliche ist, daß dort in alten Zeiten ein ganz ähnliches, aber feineres Bild gestanden habe, welches neben der jetzigen Benennung auch noch den Namen „Juliaenes Vorre“ oder auf französisch „Fontaine du petit Julien“ führte. Aber die Figur kam unter dem Einfluß der Luft, des Regens und der Zeit so herunter, daß sie zuletzt nur noch einem unförmlichen, kaum menschlicher Gestalt ähnlichen Klumpen glich; und da sich

die eigenthümliche Wasserleitung alle Augenblicke verstopfte, die brüsseler Mädchen aber den Aberglauben hatten, daß sie keinen Mann bekämen, wenn sie nicht wenigstens an gewissen Tagen beim Manneken ihre Krüge volllaufen ließen, so war des Jammerns und Klagens kein Ende, und der Magistrat mußte sich entschließen, die feinerne Statue durch eine bronzene zu ersetzen.

Diese Arbeit, an welcher ganz Brüssel den lebhaftesten Antheil nahm, wurde am 13. August 1619 dem damals berühmten französischen Bildhauer Duquesnoy übertragen, der sich in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten seiner Aufgabe zu so großer allseitiger Zufriedenheit entledigte, daß ihm der Magistrat nicht allein ein sehr schmeichelhaftes Lob spendete, sondern ihm auch ein Honorar von 50 rheinischen Gulden zahlen ließ, was zu jener Zeit, wie der Verfasser bemerkt, ein „ganz ansehnlich Stück Geld“ war. Um aber die brabantischen Künstler nicht zu beleidigen und hintanzusehen, beauftragte man den wohl-ehrfürmigen Steinschneider Daniel Raessens mit der Aufertigung des Piedestals und bezahlte ihm dafür die verhältnismäßig viel größere Summe von 180 rheinischen Gulden. Als nun dieses neue Manneken aufgestellt war, da war unendlicher Jubel in Brüssel, und namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, nicht bloß der niederen sondern auch der höhern Klassen, und „wenn die Winternachtsstunde geschlagen hatte und die Straßen bereits dunkel und leer geworden waren, dann sah man oft ein vornehmes Fräulein, die Kapuze sorgsam über den Kopf gezogen, nach der verhängnisvollen Fontaine schreiten und sich klopfenden Herzens ihr Krüglein volllaufen lassen.“

Das Manneken hatte im Laufe der Zeit noch manche merkwürdige Schicksale zu bestehen. Der Verfasser erzählt z. B.: „Im Jahre 1695 hatten die Brabanter einen großen Krieg gegen die Franzosen zu bestehen und Brüssel kam dabei in eine schlimme Lage. Die Feinde bombardirten die Stadt mit solcher Gewalt und solcher unglücklichen Wirkung, daß die meisten Häuser in Flammen aufgingen. Obgleich die Besatzung und die Bürger alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um den drängenden Feind abzuhalten und dem mit reisender Schnelligkeit um sich greifenden Feuer Einhalt zu thun, das die ganze Stadt in Asche zu legen drohte, so vergaßen sie deshalb doch keineswegs den Liebbling ihres Herzens, sondern retteten ihr theueres Manneken aus dem Flammenmeer und brachten es an einen sichern Ort, wo es vor der Gefahr des Verschmelzens in Sicherheit war.“

Als die Franzosen endlich wieder abgezogen waren und man die Ordnung in der Stadt einigermaßen wiederhergestellt hatte, war es einer der ersten öffentlichen Acte des Magistrats und der gesammten Bürgerschaft, daß man das Manneken mit großem Pomp wieder an seine alte Stelle setzte und zu seinen Füßen folgende lateinische Inschrift eingraviren ließ:

in petra exaltavit me et nunc exaltavi
caput meum super inimicos meos.

„Im Jahre 1770 war auch das Piedestal von Daniel Raessens schadhast geworden und wurde durch die jetzige Nische von blauen Steinen ersetzt.“

Man könnte ein ganzes komisches Epos, dessen Held dieses Manneken wäre, und dabei ein ganzes Stück brüsseler Geschichte schreiben; denn unser Manneken kam noch öfters abhanden. Das letzte mal geschah dies in der Nacht vom 2. zum 3. October des Jahres 1817, und ganz Brüssel versank in Betrübnis und Desperation; namentlich wollten sich die Weiber nicht beschwichtigen lassen; ja die abergläubischen untern Schichten des Volks betrachteten das Verschwinden Mannekens als sichern Vorboten einer die Vaterstadt bedrohenden Calamität, weshalb auch nicht wenige Bürger und Handwerker ihre Häuser verließen und mit Saß und Pack auf die Dörfer hinausjogen, um dem drohenden Verderben zu entinnen. Endlich fand sich das geliebte Manneken durch Zufall in der Wohnung eines freigelassenen Sträflings, Namens Lycas, und in feierlicher Procession und unter Theilnahme der ganzen Stadt wurde das angebetete Manneken wieder in seine Nische zurückgeführt, der freche Dieb aber am 26. November 1817 zu Galgeseilen und Pranger verurtheilt

Manneken hat sich, trotz seiner wenig respectablen und salonmäßigen Haltung, von Seiten regierender Herren einer Reihe von Auszeichnungen zu erfreuen gehabt, wie nur wenige Staatsmänner und Generale. Der Verfasser erzählt: „Die erste offizielle Auszeichnung, die Manneken zu Theil wurde, war, daß ihm der Erzherzog Maximilian Emanuel bei Gelegenheit eines Festes, am 1. Mai 1698, das Großkreuz seines Ordens verlieh, ihm einen kostbaren blauen Anzug schenkte und ihm auch einen Kammerdiener gab, damit derselbe ihm sein Staatskleid anlegte. Auch Kaiser Joseph II. verlieh ihm einen Orden, und Peter der Große machte ihm einen Besuch, weil, wie er sich scherzend ausdrückte, „Manneken doch nicht zu ihm kommen könne.“ Als im Jahre 1747 Manneken von französischen Soldaten infiltrirt worden war, ließ ihm Ludwig XV. die glänzende Genugthuung widerfahren, daß er ihm ebenfalls eine kostbare Uniform gab und ihn zum Großkreuz des Ordens vom heiligen Ludwig ernannte. Manneken hat übrigens außerdem eine feste Aecense, die von einem besondern Beamten verwaltet wird. Seine Garderobe besteht aus sieben Staatskleidern, welche ein Kammerdiener unter sich hat, dem auch die Verpflichtung obliegt, seinen Herrn bei festlichen Gelegenheiten anzuziehen, namentlich im Juli, am Tage der großen Kirmes von Brüssel, wo auch die Procession auf die feierlichste Weise vor ihm vorbeizieht. In der allerneuesten Zeit, namentlich seit dem nivellirenden Jahre 1848, wo man auf äußeren Schmuck, auf Uniformen und Orden nicht mehr so viel gibt, erscheint auch Manneken nur noch selten „en grande tenue“, sondern wird an den meisten festlichen Tagen gewöhnlich in die allgemeine belgische blaue Bluse gekleidet, in welcher er sich eigentlich auch am allerbesten und natürlichsten ausnimmt.“

Diesem historischen Theile folgt in weiterer Ausführung eine Volkstradition oder eine Fiction des Verfassers, wonach das Urbild Mannekens der kürzliche Sohn eines Herzogs Gottfried von Brabant gewesen, und es werden uns die wunderlichen Schicksale dieses Herzogssohns bis dahin erzählt, wo die Brabanter unter seiner Mitwirkung den festen Platz Grimberghe eroberten. Er nahm nämlich, seinen Landknechten mit einer leichten Bewegung den Rücken wendend, eine nicht näher zu beschreibende, höchst zugewandte Stellung gegen die Feinde hin an und rief: „Was mich betrifft, so ist meine Verachtung gegen diese Gassenhais so groß, daß ich kein anderes Geschenk für sie habe, als dies.“ Da brach ein ungemeiner Jubel in den Reihen der Brabanter aus, denen jetzt die Prophezeiung wieder klar vor die Seele trat. „Das Drafel geht in Erfüllung!“ schrien die Soldaten jubelnd. „Das ist die Beschimpfung, die uns zum Siege führen soll! Seht! Seht! Denen Manneken pißt op den Spand!“

Und nun war kein Halten mehr; Grimberghe wurde von den Brabancern erklümt, von Manneken aber nichts weiter gehört und gesehen. Nach der Meinung der einen soll er unter den Trümmern des Platzes begraben liegen, nach der andern von einem Engel zum Himmel emporgetragen worden sein. Die brüsseler Bürger aber ließen, eingedenk der hohen und unvergesslichen Dienste, die er dem Staate geleistet, dem seligen Manneken jene Statuette errichten, welche den Umstand, durch den der Junge die Eroberung von Grimberghe herbeiführte, veranschaulicht und verewigt.

Das für Deutschlands Liedertafeln bestimmte, von Ludwig Bauer herausgegebene Sängerbüchlein „Frisk gesungen“ (Nr. 4) gehört hierher wegen des meist heitern und humoristischen Charakters der in ihm zusammengestellten Lieder, von denen die meisten vom Herausgeber, die übrigen von Bruno Schölar und August Stöck herrühren und fast sämtlich Aufforderungen zu Wein- und sokratischem Lebensgenuss enthalten oder in das Gebiet der Märchenschnurren gehören. Da ihre Rhythmen zum größten Theil sehr sangbar sind, so möchten wir hiermit namentlich die deutschen Liedercomponisten auf diese Lieder Sammlung aufmerksam gemacht haben, obgleich für sie von den Ludwig

Bauer'schen Liedern nur wenige übrig bleiben werden, indem fast die meisten derselben bereits componirt sind, z. B. „Der lustige Mailäufer“ von H. Abt (auch von Veder), „Was ist Glück?“ von Pierson, „Galopp“ von Kunze, „O trinkt!“ „Trinkersweisheit“, „Trinklied vom Wein“, „Am Pflügen“, „Kirmesländer“, „Volkstänche“, „Magister botanicus“, „Trinkers Liebe“ von G. Veder (letzteres auch von H. Kur). Bruno Schölar erzählt das alte Stücklein, wie vordem vier Rathsherren die Preiswürdigkeit eines Gebräues dadurch erprobten, daß sie sich auf eine Bank setzten, welche mit einer Quantität des neuen Gebräues begossen war. Waren sie nun durch das Bier an die Bank so fest geklebt, daß sie bei jedem Versuch sich zu erheben, diese mit sich hinaufzogen, so wurde dies als der beste Beweis erachtet, daß das Bier von preiswürdiger Qualität sei. Schalkhaft schließt der Verfasser:

Daß die Zeiten aufgeklärt,
Hat sich auch beim Bier bewährt;
Denn jetzt trinkt die Bürgerchaft
Umgekehrt den Gerstensaft!
Nicht die Bank an ihnen nicht,
Nun, so kleben sie an ihr;
Eigen da wie angepicht
Bei dem aufgeklärten Bier.

Bruno Schölar, ein Pseudonym, ist katholischer Geistlicher, und seine launigen Reimproducte können wenigstens als ein abermaliger Beweis für die alte Wahrnehmung gelten, daß der Katholicismus auch eine heitere sinnliche Seite hat, die dem Protestantismus abgeht, und daß man sich in den Kreisen des katholischen Klerus einen harmlosen Scherz nicht versagt, durch den ein protestantischer Geistlicher seiner Amtswürde und gravitätischen Amtsmiene etwas zu vergeben besorgen würde.

Der Titel der „Scene“ von Wilhelm von Jsing: „Narr und Sanger“ (Nr. 5), hat uns verführt, dies Büchlein der humoristischen Literatur zuzuwenden, obgleich es, genau genommen, nicht eigentlich dahin gehört; denn es ist im ganzen mehr ernster Art, und auch der darin auftretende Narr ist mehr bitter als süßen Charakters; seine Witz trüfeln mehr von Gift und Galle, als von dem Honig des Humors. Dieser Narr war einst ein Sanger, hat sich aber, um dem Hunger und dem Glend zu entgehen, bei einem vornehmen Herrn („Burgherr“ Edmund) verdingt, sich in die Karrenjacke stecken lassen und rächt sich nun für den Unglimpf, der ihm von Seiten seines Herrn und einiger sehr stupiden Schwarzer desselben widerfährt, durch grimmigen Hohn. Endlich erscheint ein wahrer Dichter Namens Manfred auf dem Schlosse, der ihm ins Gewissen redet, ihm den Beruf eines echten Sängers vor Augen stellt und ihm die alte in Deutschland eingebürgerte, andern Leuten, nur nicht den Poeten zugute kommende Lehre predigt, daß es des Dichters Beruf sei, zu darben und daß Entbehrung die Kraft heiße, welche das „was Herz und Geist wir nennen“, erhebe und eufalte. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die griechischen Dramatiker schwerlich jemals Noth litten, weil sie sonst nicht im Stande gewesen sein würden, eine so große Anzahl von Dramen zu schaffen, er scheint nicht zu wissen, daß Schaffpeare als ein wohlhabender, ja für seine Zeit reicher Mann starb, daß Calderon ein großes Vermögen hinterließ, daß Corneille, Byron, Goethe, Büschkin, die hervorragenden Dichter des alten Rom, Italiens, Frankreichs, Englands und Spaniens nicht am Hungertuche nagten, daß Camoens seine „Lusaden“ in bessern Tagen gedichtet hatte, daß selbst Schiller, auf den sich der Verfasser berufen zu wollen scheint, seine vollendetsten Dichtungen erst schuf, als er sich in eine gesicherte Lage versetzt sah, daß überhaupt jede Schöpfung, welche sich ein Dichter im Zustand offener Noth und Entbehrung abpreßt, sicherlich auch die Spuren eines so kläglich erbarungswürdigen Ursprungs an sich tragen wird. Auch wird ja dieser Dichter Manfred, schon als „fahrender“ und daher auch schwarzer Sanger, nicht bloß von der Lust gelebt haben, und das Versenmachen jezt mehr, als daß es nährt. Aber

Manfred's Vorstellungen befehlen den Narren, eben weil er ein Narr ist, bis zu einer Selbstentsagung, daß er schließlich ausrufe, das Entbehren solle ihm „Hochgenuss“ sein, wozu wir ihm guten Appetit und namentlich viel Hunger wünschen. So schlagen des Verfassers gewaltige Tiraden von echter Dichterpurpur von selbst in das Humoristische und Ironische um, und zwar um so mehr, da der Verfasser von seinem Dichter nicht verlangt, daß er sein Brot nebenbei durch hausbackene Arbeit verdienen, sondern einfach nur dichten solle, was ja doch nicht möglich ist, wenn der Ernährungsproceß darüber zum Fenster geht und die Galle des Genius verfällt. Im übrigen wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der Verfasser ein gewisses Talent offenbart und daß einige Stellen nicht des Schwungs entbehren. Aber die Unklarheit Jungs zeigt sich schon darin, daß er seine, jeder lebenswahren Charakterzeichnung entbehrende lyrisch-dramatische Rhapsodie, zu welcher laut Angabe auf dem Titel Henry Tyndemell eine dem Leser unhörbare Ouvertüre gefertigt hat, für Bühnen geeignet hält.

Zu dem Buche des verstorbenen Doctors beider Rechte August Liskaweg: „Fliegenwäamme“ (Nr. 6), bemerkt der Herausgeber Moritz Liskaweg im Vorwort, daß sein Bruder das Buch in den Jahren 1856 und 1857 in seinen Mustern geschrieben habe, daß es jedoch bei seinem Erscheinen von einem Inzerbier betroffen und dadurch gezwungen worden sei, „vom Markte des Lebens fern zu bleiben“. Nach seines Bruders im Juli 1857 erfolgtem Tode und nach dem „Wiederaufleben freier Institutionen“ habe er sich für verpflichtet gehalten, die Herausgabe dieses Büchleins zu vermitteln in der Uebersetzung, „daß wenn auch manches darin nicht mehr zeitgemäß sein sollte, doch vieles seines Inhalts geeignet sein dürfte, denkende Leser zu befriedigen und anzuregen“. In einzelnen der 18 Kapitel, aus denen das Buch besteht, geschieht dies allerdings, z. B. in dem Kapitel „Das Leben eine Lüge“. Der Verfasser eifert darin unter andern gegen die Lectüre von Romanen, diesen „Ammenmärchen für das reifere Alter“, welche der Jugend ein falsches Ideal von Liebe und andern Lebensverhältnissen vorgaukelten, bis man zu seinem Schrecken einsehe, daß alle diese aus Romanen geschöpften Vorbildern zu Leben und Liebe nur Lügen gewesen. Nun trete der Jüngling in das Mannesalter; zwar nach jener Richtung hin enttäuscht, aber doch voll blinden Vertrauens auf die Redlichkeit der Menschen; da muß er aber einsehen, „daß man ohne Fleiß auch erwirbt, ohne Talente auch emporkommt, ohne Redlichkeit auch Vertrauen genießt; er sieht, daß der Adel der Seele ein elender Wurm sei gegen den Edeln der Geburt; er sieht, daß man das Weib nicht ihrer selbst, sondern ihres Einflusses wegen lieben müsse; er sieht, daß nicht das Genie, sondern das Glück die Bahn ebnet, auf der er schreiten will; er sieht, daß nicht Verdienste, sondern nur sogenannte „gute Dienste“ gelohnt werden; er sieht, daß die Gerechtigkeit nicht blind, sondern sehr hellsehend sei, weil sie nur den Großen, Einflußreichen und Gefürchteten gerecht wird; er sieht seine Hoffnungen alle schwinden, er fühlt seine Kräfte erlahmen, er sieht sich abermals enttäuscht, und kann bei diesen Enttäuschungen Gott danken, wenn sein Glaube an Gott nicht wankte, denn sonst bliebe ihm für die vierte Lebensperiode nicht einmal die Kräfte, an der er sein Leben zum Ende schleppen könnte.“

Ein andermal bemerkt der Verfasser: „Die Moral der Gegenwart ruht nicht auf dem Fundamente des Glaubens an eine künftige Seligkeit, wird nicht durch christliches Lieben und Hoffen genährt; die Moral der Gegenwart gleicht einer vorweltlichen Schöpfung, die wir nur noch in ihren Resten anschauen, wenn sich wirklich solche Trümmer noch irgendwo vorfinden.“ Der Verfasser, der sonst durchweg eine tüchtige Gefinnung bekundet, läßt sich übrigens nur zu häufig auf Wortspiele ein, die ihm aber nicht so gut gerathen wie dem alten Kanzelhumoristen Abraham a Sancta Clara. Zu diesen verfehlten und geschmacklosen Wortspielen gehören das von „Mäthyrer“ und „Mehrer:Thier-er“, das von „Machtigall“ und „Macht Gall“ („nicht allein in Schw-

den hat man die ganze Nacht Gall' über solchen Gefang“) und viele andere. Witziger ist seine Bemerkung über die „Luftbaum-verperrter“ oder Hauseigentümer: „Ein Hausherr zu sein, ist eigentlich der höchste Begriff von Aumassung. Solch ein Mensch friedet ein großes Stück Luft von allen Seiten ein, die doch offenbar der ganzen Erdenbevölkerung gehört und läßt sich für diesen Gemeingutdiebstahl noch bezahlen“ u. s. w.

Nach diesen bloßen Dissen und Lederbissen, die den Appetit nach Humor mehr bei uns reizen als befriedigen, kommen wir zu der Hauptkühnheit unserer heutigen literarischen Mählgelt, dem dreibändigen humoristischen Roman „Herkules Schwach“ von August Silberstein (Nr. 7), einem Autor, der sich bereits auf dem Gebiete der Dorfnovellistik durch seine „Dorfschwaben aus Oesterreich“ einen vortheilhaften Namen gemacht hat. Es gehört in der That Muth dazu — und dieser Muth allein schon kann für eine Art Talent gelten — gerade in unsern Tagen in Deutschland einen dreibändigen humoristischen Roman zu schreiben; macht doch der Verfasser selbst darauf aufmerksam, daß der humoristische Roman „am spärlichsten in unserer sonst so großen und reichen Literatur angebaut ist“. Wenigstens gilt dies von der Gegenwart; in frühern harmlosen Zeiten wurde auch bei uns der komische und humoristische Roman viel fleißiger angebaut; die Romane dieser Gattung von Wieland, Knigge, J. G. Müller, Jean Paul, Bengel, Sternau, Hoffmann („Kater Murr“, „Klein Zaches“), die spätern von Immermann („Münchhausen“), Gutzkow („Blasewitz“), Perloffsohn u. s. w. beweisen dies. Es gehört, wie gesagt, Muth dazu, in unsern Tagen einen humoristischen Roman zu schreiben und, möchte man sagen, noch größere Selbstverleugnung, ihn gleich auf dem Titel so zu nennen; denn namentlich die Frauen, dieses Stammpublikum für Romanlectüre, strecken ihre zarten Finger nicht gern nach humoristischen Romanen aus. Obgleich sehr viele von ihnen im Leben zu Foppereien, Redereien, Nummereien und Mystificationen gar sehr geneigt sind, so vertragen sie bei der Lectüre doch meist sehr wenig Spass.

Der Verfasser des Romans „Herkules Schwach“ hat darin eine Menge Charaktertypen angehäuft, um die verschiednen meist fehlerhaften Richtungen der Zeit zu repräsentiren. Am schärfsten gezeichnet ist wol der Geldmensch Kube, Inhaber der Firma Kube und Compagnie, dessen Hauptgrundsatz lautet: „Das Kapital ist der Mensch“, und der seine Geschäfts- und Lebensphilosophie oder vielmehr seine Eier nach Kapital und Besitz in den Worten ausdrückt: „Ist die heutige Welt gebaut auf Nahrung und Härlichkeit? Wer gibt mir für meine Nahrung und Härlichkeit einen Groschen? Geht man auf Bank und Börse mit Gefühlen handeln? Wird man Commerzienrath, Verwaltungsrath, Ordensritter für seine Empfindung? Bekommt man Accidenzien für eine zarte Seele? — Kapital! darauf ist die Welt begründet. Will die Welt mich zum besten halten? Ich soll ihrem Gewäsche von Büchern nachplappern und romantisch, ideal handeln, während auf allen Plätzen, in allen Häusern und Zimmern das reale Geld gilt? Mein Geld, das ist mein Verstand, meine Ehre, meine Zukunft, mein Werth, mein Leben und Ich! — Das Kapital ist der Mensch! Und wenn sie mir es verringern, so bin ich weniger als früher! Ich will nicht weniger sein! Mehr! Mehr! Es hat noch kein Ende und Ziel... ich muß noch viele überflügeln! Und habe ich diese überflügelt, dann kommen die andern... mehr und mehr, so lange ich nur kann und lebe!“

Und zu seinem modernen Buchhalter Krimpler bemerkt er ein andermal: „Wenn Sie ein Herz haben wollen, stehen Sie auf und geben Sie den zweiten Rod, den Sie besitzen, dem andern, der nur einen hat. Herz! Hat Ihr Herz schon einen Groschen verdient? Ihr Kopf, Ihre Hände müssen arbeiten: da steht Ihre Berechtigung auf die Interessen von einem andern Kapital. Ich habe noch in meinem Leben mit dem Herzen kein Geschäft abgeschlossen.“

Der Verfasser selbst sagt einmal reflectirend über diese

Krauschenjorte: „Wenn ein Aristokrat gesagt hat: „Der Mensch jängt erst beim Baron an“; so ist dieser offene Anspruch bei weitem annehmbarer, als die geheime Devise der heutigen Geldmarkt-menschen, welche sie alle im Herzen tragen. Der Aristokrat wird erzogen, gebildet, von Jugend auf zu einem gewissen Sein und Denken hinaufgehoben; aber die Menschen des Kapitals werden zufällig von dem blinden Glücksstürme heute oder morgen aus der Pfütze des kapitallos kriechenden Gewürms emporgerissen und zur Menschenhöhe hinaufgehoben.“

Diesem herzlosen Egoisten gegenüber steht der für Vaterland und Menschheit schwärmende und über und an seinen ausschweifenden Träumen untergehende Älter als jener „schwärmende, glühende, idealistische Charakter, welcher der Jugend unserer Nation eigen ist“; nur bleibt zu bedauern, daß wir uns für diesen Idealisten doch nicht recht interessieren und erwärmen können, weil ihm der Stempel charaktervoller Mäandrität und praktischer Umsicht nicht aufgedrückt ist, weil wir ihm die Unfähigkeit, sein eigenes Geschick sicher zu gestalten und in die Geschichte der Nation und Menschheit wirksam einzugreifen, von vornherein ansehen, weil seine Begierde nach der Höhe von derjenigen dunkelartigen Sorte ist, die mit der Jugend meist verfliegt und bei dem gereiften Manne leicht gerade in ihr Gegentheil umschlägt. Eine andere Figur des Romans, Schneepfennig, repräsentiert nach des Verfassers eigener Bezeichnung „mit seinem Wirbeln, Sprudeln, Eilen und Streifen nach dem Seltensamen“ jene „Krankheit der Zeit, die zweibeinig herumwandelt und Schwinbel heißt“; mit seinen Rechnungen und Millionen, mit seinen Speculationen und Ausföhrten ist er nur „ein einziges Exemplar, aus jener großen Welt von Actiengesellschaften, welche täglich aufstehen und verschwinden, welche im Sandhorn Goldbergwerke, in jedem Wassertropfen schiffbare Kanäle und in jeder Eisenblase steuerbare Luftfahrzeuge entdecken, die sie dann der Menschheit zur gewinnreichen Ausbeute mittels Aktien anempfehlen und feilbieten“. Eine der gelungensten und rührendsten Gestalten des Romans ist der Buchhalter Krimpler, der „die Treue, die Redlichkeit, die Lugend, Bescheidenheit und den Widerstand gegen das Verderbniß des Geldes, selbst in der Noth und unter der Bedrückung derselben zeigt“. Am wenigsten können wir uns mit der Charakterzeichnung des eigentlichen Haupthelden, der aber das Gegentheil von einem Helden ist, Hercules Schwach, einverstanden erklären. Dieser repräsentiert die absolute Schwäche, das absolute Deficit in geistiger, die absolute Indifferenz in moralischer Hinsicht, die absolute Willenlosigkeit. Sollte es wirklich solche Charaktere geben, so eignen sie sich wenigstens nicht zu Helden eines Romans, selbst nicht eines humoristischen. Das Uebel wird dadurch nicht besser, daß Hercules Schwach, wie der Verfasser später andeutet, das deutsche Volk repräsentiren soll.

Von diesem Hauptmangel und einer gewissen Bequemlichkeit, Breite und Ungleichheit in der Ausführung abgesehen, enthält der Roman Partien, welche ein frisches fest zugreifendes Talent und ein für das Wohl der Menschheit schlagendes, gegen alle Niederträchtigkeit, gegen allen brutalen Egoismus sich ausnehmendes warmes Herz bekunden. Der Verfasser hat die Aufgabe eines echten Zeitromans begriffen, die Wunden, Schäden und Gebrechen der Zeit aufzudecken und auf die Gefahren hinzuweisen, welche aus einer fortgesetzten Vernachlässigung oder gar Verhättselung dieser Krankheitszustände hervorgehen können und müssen.

Wir sind zu Ende, müssen aber, indem wir die bei dieser Lectüre empfangenen Eindrücke summiren, offen gestehen, daß sie nicht jenes ungemischten wohlthunenden Geprägs waren, wie man von der Lectüre humoristischer Schriften zu erwarten berechtigt ist. Den ungetrübtesten launigen Eindruck macht noch, außer A. von Winterfeld's Schnurre, das Sängerbrevier von Ludwig Bauer, welches zugleich als Beweis dienen kann, daß sich die reine Humoristik vorzugsweise in unserer Zeit fortplant, freilich nur zu oft auf Kosten ideeller

Inhalts und tieferer Bedeutung. Dagegen, was sich jetzt „humoristischer Roman“ zu nennen pflegt, hat meist nur partienweise Anspruch auf dieses Prädicat. Auch der Roman von Silberstein beschäftigt sich vorzugsweise mit sehr ernsten, oft tragischen Conflicten und mit Charakteren, die nur selten komischer Art, überwiegend dagegen unheimlich, abstoßend und selbst verbrecherisch sind. Der Verfasser hätte daher, wie uns dünkt, viel besser gethan, seinen Roman einen Zeit- oder Sittenroman zu nennen.

Jedes humoristische oder komische Product verlangt eine gleichmäßige harmonische Gesamtstimmung; das einfach und unwillkürlich Rührende ist deshalb nicht von ihm ausgeschlossen, aber wol das Düstere, unheimlich Fieriffene, Herbe, Trübe und eigentlich Tragische oder gar Schreckhafte. Schon Immermann's „Münchhausen“ ist in dieser Hinsicht zu sehr Mosaik, indem Komik und Serioses darin unermittelt nebeneinander bestehen und ganze Partien aus ihm herausgenommen werden und als selbstständig fortbestehen können. Unsere frühern Humoristen kannten diese Vermischung aller Gattungen und der disparatesten Elemente noch nicht. Selbst Jean Paul's Sprünge vom Komischen ins Empfindsame sind ganz anderer Art, und in seinen eigentlich komischen Romanen, z. B. „Ragener's Wabereise“ hielt er sich auch davon frei. In Knigge's und J. W. Müller's ehemals so beliebten, jetzt zu sehr unterschätzten Romanen „Die Reise nach Braunschweig“ und „Siegfried von Lindenberg“ hat man wenigstens den Eindruck des rein Komischen. Damals lebte man freilich noch im Zeitalter des naiven und daher auch harmonischen Schaffens.

Im übrigen wollen wir auch den in diese Gattung mehr oder weniger einschlägigen Producten der Gegenwart keineswegs ihren besondern Werth in Abrede stellen: nicht nur der auf streng sittlicher Grundlage ruhende Roman Silberstein's, sondern auch das im ganzen so verwerfliche Nachwerk E. Vacano's, der Humbugroman „Moderne Vagabunden“, zeigen fast bis zum Erschrecken deutlich, wie viele vielleicht nur auf einen allgemein verderblichen Losbruch lauernden Elemente der Fäulniß unsere Zeit in ihrem Schoße beherbergt.

Hermann Marggraff.

Der Prinz von Noer.

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer aus den Jahren 1848—50. Zweite Auflage. Zürich, Meyer u. Zeller. 1862. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch hat bereits im Jahre nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage erlebt, und das ist nicht zu verwundern. Denn die hervorragende Stellung, welche der Verfasser vor und während der Erhebung Schleswig-Holsteins eingenommen hat, macht schon an sich ein Werk aus seiner Feder über die Zeit des Kampfes gegen Dänemark zu einem Gegenstand des Interesses für jeden, der einige Theilnahme für das Schicksal der Herzogthümer hegt. Das Verhalten des Prinzen Friedrich während dieser Periode ist auf das festigste angegriffen worden, nicht nur von den Dänen, deren wüthender Haß noch jetzt kaum nachgelassen zu haben scheint, sondern auch von seinen eigenen Landesleuten, die ihn namentlich für alle Unfälle verantwortlich machten, von denen sie im Beginne des Kriegs betroffen wurden. Es ist daher natürlich, daß der vielgeschmähte Fürst zu seiner

Vertheidigung und Ehrenrettung seine Handlungsweise dem Publikum darlegt, und er thut dies mit einem Freimuth und einer Offenheit, die ihm den vollsten Anspruch auf sorgfältige und unparteiliche Prüfung gibt. Auch für diejenigen, welche den Verhältnissen in den Herzogthümern zu jener Zeit sehr nahe gestanden haben, enthält das Werk eine Fülle von Belehrung über Einzelheiten, deren Ursachen und Zusammenhang er schwerlich früher geahnt haben wird.

Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Roer ist bekanntlich ein jüngerer Bruder des Herzogs von Augustenburg. Den Namen Roer führt er von seinem Landgute an der Südseite des eckernförder Meerbusens. Seine Mutter war eine Schwester König Friedrich's VI. von Dänemark und eine Tochter der unglücklichen Schwester Georg's III. von England, Karoline Mathilde, mit deren Geschichte der Name Struensee's in einer traurigen und noch immer nicht völlig aufgeklärten Geschichte untrennlich verwebt ist. Seine Kinderjahre verlebte Prinz Friedrich theils in den Herzogthümern, theils in Dänemark; im frühen Jünglingsalter war er anderthalb Jahre in Genua, durchreiste Italien, Frankreich und England, studierte auf zwei deutschen Hochschulen und trat dann in seinem vierundzwanzigsten Jahre in active dänische Militärdienste. Der Prinz gesteht, daß bei einer solchen Abstammung, Erziehung und Entwicklung von großem Nationalgefühl bei ihm nicht die Rede sein könne, sieht aber auch darin bei dem jetzigen Standpunkte allgemeiner Bildung und unbeschränkten Verkehrs mehr Beschränktheit als Ausbildung des menschlichen Geistes. Seine Motive seien von jeher gewesen, dem anzuhängen und dasjenige zu verteidigen, was er als Recht anerkannt habe. Niemand, der in irgendeiner Beziehung zu dem Prinzen gestanden oder seine Handlungsweise hat beobachten können, wird den geringsten Zweifel in diese Worte oder in sein Bekenntniß setzen, daß er sich im Jahre 1848 unbedenklich für Dänemark geschlagen haben würde, wie er es für die Herzogthümer gethan, wenn er nicht von dem Rechte der letztern überzeugt gewesen wäre.

Der Oheim der Augustenburgischen Brüder, König Friedrich VI., starb gegen Ende des Jahres 1839. Sein Nachfolger, Christian VIII., der Vater des jetzigen Königs, war mit der Schwester der Augustenburger vermählt, und zwischen den Schwägern bestand, wenn auch keine starke Zuneigung, doch ein nahe, auf langjährigen persönlichen Verkehr und gegenseitige Achtung begründetes Verhältniß, das vielleicht zu dem jüngern Bruder ein noch näheres war, da der Herzog von Augustenburg ein ruhiges Landleben auf seinen herrlichen Gütern auf Alsen und in Sundewitt der Hosierei vorzog.

Die engen Beziehungen des Prinzen zu den beiden Königen, deren Politik der Verfall des dänischen Staats zuzuschreiben ist, befähigen ihn in besonderer Weise, über die Ursachen Licht zu verbreiten, welche die Verbindung zweier jahrhundertlang durch einen gemeinsamen Herrscherstamm verbundene Länder in so hitzige Feindschaft aufgelöst hat, und er thut dies in einer Weise, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Während er ihre Regierungsmaßregeln vielfach mit Schärfe rügt, spricht er von ihrem Privatcharakter mit Achtung und Zuneigung. Selbst wenn er von Kränkungen berichtet, die ihm unverdienterweise von seiten seines Oheims oder Schwagers zugefügt wurden, führt er stets die gemäßigten, besonnenen Rede eines Mannes, der im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung die ihm durch Reider und servile Hosieler gewordenen Anfeindungen verachtet.

Friedrich's VI. Erziehung war nach dem Sturze Struensee's den Feinden seiner Familie anheimgefallen und völlig vernachlässigt. In sehr früher Jugend ward er Regent an der Stelle seines Vaters, den frühe Ausschweifungen in Geisteskrankheit gekürzt hatten. Die Anfänge seiner Regentschaft waren trotz seiner Jugend und mangelhaften Erziehung glücklich, solange Dänemarks großer Staatsmann, Andreas Peter Bernstorff, lebte, der es als Princip aussprach, daß die drei Theile der damaligen Monarchie, Dänemark, Norwegen und die Herzogthümer Schleswig-Holstein, jeder nach seinen Eigenthümlichkeiten regiert

werden müßten. Von Bernstorff's Tode im Jahre 1797 bis zu Ende der langen Regierung Friedrich's VI. ging fast alles unglücklich. Das französische Bündniß brachte den Ruin des Handels, das Bombardement von Kopenhagen, den Verlust der Flotte, das ganze Ueud einer Papierentwerthung und eines Staatsbankrotts. Im Jahre 1813, wo der dänische Staat noch immer eine so große Rolle spielen können, geschah, wie unser Verfasser bitter aber nur zu wahr sagt, das gerade Gegentheil von dem, was hätte geschehen müssen. Im Jahre 1807 hatte der damalige Kronprinz Krieg in Holstein geführt, wo sein Feind war, während die Engländer Seeland bedrohten und besetzten und die Flotte raubten; 1813 versammelte man die Truppen auf Seeland, während der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) Norwegen in Holstein eroberte. Damals sagte man: alles sei verloren, aber die Armee sei glücklich gerettet.

Christian's VIII. Erziehung war wenig besser gewesen als die seines Vorgängers, allein durch späteren Fleiß und durch Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern hatte er bei seiner vortrefflichen natürlichen Befähigung mancherlei Kenntnisse erworben. Sein Hauptfehler war der gänzliche Mangel an physischem und moralischem Muth, der allerdings seiner übergroßen natürlichen Festigkeit einen Zügel anlegte und ihn mild und gütig erscheinen ließ, auch wo er von solchen Gefühlen weit entfernt war, allein ihn ganz natürlich bei einigen seiner wichtigsten Regierungshandlungen zur Verstellung und zur Heuchelei führte.

Eine für die Integrität Dänemarks, ja für die Ruhe Europas höchst wichtige Frage drängte sich gleich bei seinem Regierungsantritte in den Vordergrund, die über die Erbfolge. Friedrich's VI. Söhne waren kurz nach ihrer Geburt gestorben; über die Art ihres Todes gingen im Volke dunkle und unheimliche Gerüchte. Christian VIII. hatte einen Sohn, den jetzigen König. Allein wenn auch dieser ohne männliche Descendenz starb, so erbte mit ihm und seinem gleichfalls kinderlosen Oheim die männliche Nachkommenschaft Friedrich's III., unter dem 1660 die weibliche Erbfolge für das Königreich, aber keineswegs für die Herzogthümer eingeführt war. Auf welche Weise ließen sich ohne Zerstörung der dänischen Monarchie die Ansprüche der zur Thronfolge in Dänemark berechtigten Cognaten und die Rechte der Agnaten auf die Erbfolge in den Herzogthümern vereinigen? Friedrich VI. hatte die Großmächte zu bewegen gesucht, mit Beseitigung aller Erbberechtigten den Thron seiner jüngsten und geliebtesten Tochter zu garantiren, aber das ohnehin unausführbare Project stockte bei seinem Tode. Christian VIII. hatte bei seinem Regierungsantritt auf einem sehr einfachen Wege die agnatische Erbfolge auch im Königreiche einführen und die nächsten Agnaten, die Augustenburgische Linie, auf den dänischen Thron berufen können, zumal da die Mutter des Herzogs eine dänische Prinzessin war, und das Königsgezet von 1665 eine zwiesache Interpretation zuließ; aber seine Vorliebe für seine Schwester ließ ihn den Plan verfolgen, deren Sohn, Prinz Friedrich von Hessen, die Erbfolge in allen seinen Ländern zu sichern, und führte ihn endlich zur Erlassung des berühmten Offenen Briefes vom 8. Juli 1846, in welchem er es als seine „Ueberzeugung“ aussprach, daß das Herzogthum Schleswig und der größte Theil von Holstein in gleicher Weise wie das Königreich Dänemark vererbe.

Unterdessen hatte der König seinen Schwager, den Prinzen von Roer, zuerst wiederholt in militärischen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und endlich im Jahre 1842 zum Statthalter und zum commandirenden General in den Herzogthümern ernannt. Diese Ernennung rief in Dänemark heftige Erbitterung, in Schleswig-Holstein ein freudiges Erstaunen hervor, weil man in derselben eine Garantie für die Untrennbarkeit der Herzogthümer erblickte. In den letztern erwartete man allgemein einen baldigen Beweis der Thatkraft des neuen Statthalters Dänemark gegenüber; welchen? das wußte man selbst nicht genau. Aber der Prinz sah sich von allen Seiten von Schwierigkeiten umgeben. Der früher so einflußreiche Posten war während der

unmündselnjährigen Verwaltung des alten Landgrafen Karl von Hessen bis auf den Punkt herabgezogen, daß, wie der Prinz sich öfters ausdrückt, theilnehmlich nur das Concurrenzieren von heumathischen Musikanten, Schauspielern und tollsten Thoren das selbständige Geschick des Statthalters geblieben war. Es war unmöglich, einschneidende Veränderungen auf andern Wege als durch Rathschläge vorzubereiten, und diese wurden gänzlich nicht befolgt. Die Statthalterung in den Herzogthümern war groß und man betrachtete es im allgemeinen mit gleichgültiger Auge, wenn nicht mit Zufriedenheit, als daß der Prinz nach Erlaß des offenen Briefs in das Privatleben zurückzog.

Dennoch war im Lande das Vertrauen zu der Redlichkeit, der Geschicklichkeit und der Vaterlandsliebe des Prinzen so groß, daß ihn in den Märztagen 1848 nach dem Ausbruche der kopenhagener Revolution die allgemeine Stimme in die provisorische Regierung berief. König Christian VIII. war am 20. Januar 1848 gestorben, sein Nachfolger war völlig in der Gewalt der dänischen Volkspartei, die ein Dänemark bis zur Uebernahme jeden Preis anstrebte. Die im kopenhagener Casino gefaßten Beschlüsse ließen den Bewohnern der Herzogthümer durchaus keine Wahl, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Gesetzmäßigkeit eine provisorische Regierung zu bilden. Ueber die Wahl der Mitglieder dieser Regierung war von vornherein kein Zweifel. Die Namen des Prinzen von Noer, des Grafen Reventlow-Preeg, der Advokaten Bessler und Vargum, wozu später noch der Advocat Dohausen und der Kaufmann Schmidt traten, waren in aller Munde.

Aber unter der Einigkeit, mit der diese Männer den Protest gegen die Einverleibung Schleswigs in Dänemark unterzeichneten, lag ein großes Schisma verborgen. Es waren hier alle politischen Farben und Gesinnungen vereinigt, die nothwendig sich bald abstoßen mußten. Nur ein Band hielt sie zusammen, allerdings ein festes, das der Vaterlandsliebe, welches allein einen völligen Bruch verhütete. Das Urtheil des Prinzen über seine Kollegen in der provisorischen Regierung ist ohne Zweifel zu hart, allein man muß dabei die Festigkeit der wider ihn erhobenen Angriffe und den Umstand berücksichtigen, daß er durch seine frühere Stellung mit den Verhältnissen vertrauter und umfassender politischer Scharfblick denen überlegen war, die seine Rathschläge zu oft mit Mißtrauen und Verachtung aufnahmen.

Die erste kühne That des Prinzen, die Ueberrumpelung der Festung Randeborg, machte einen sehr günstigen Eindruck. Als er aber in streng conservativer Weise gegen jede mehr als durchsichtige nothwendige Veränderung opponirte, als er in seiner nur zu oft schroffen Weise Maßregeln seiner Kollegen tabelte, als der erste Zusammenstoß mit den Dänen ungünstlich ausfiel, und einige hundert tapfere junge Männer aus den besten Familien des Landes, der Stamm, aus dem ein einheimisches Offiziercorps hätte gebildet werden sollen und gebildet werden können, geopfert wurden: da klagte alles den Prinzen von Noer als die Haupt-, wo nicht alleinige Ursache der Unfälle an.

Die Stimme des Landes war ungerecht, aber nicht unnatürlich. Die verlorene Schlacht bei Dan, die Trauer in hunderten von Familien kannte jeder, die Anstrengungen der Regierung, vor allem des Prinzen, waren nur für wenige sichtbar. Dänemark hatte alles für den Krieg zunächst Erforderliche, eine organisirte Steuererhebung, eine disciplinirte Armee, eine Flotte, eine anerkannte Diplomatie. Schleswig-Holstein mußte erst alles schaffen, und die bei weitem schwierigste Geschäftslast fiel auf den Prinzen. Seine Wirksamkeit für die Organisation der Armee und Herstellung der Ordnung, seine Erfolge in der Schlacht bei Schleswig, seine Thätigkeit bis zu seinem noch 1848 erfolgten Rücktritt, seine Bemühungen, durch ein unparteiisches Ehrengericht die hinter ihn erhobenen Beschuldigungen zu entkräften, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Schwerlich wird man es aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dem Verfasser durch das Urtheil selbst seiner Landleute vielfach unrecht geschehen ist. Ein männ-

licher Freimuth und die Offenheit, mit der er seine Meinung über den Fürsten wie über die Feldherren und die Volkshäupter ausspricht, werden ihm Freunde auch unter denjenigen gewinnen, die seinen politischen Ansichten abgeneigt sind. Der Stil des Werks ist stets männlich und rein. Einzelne Anecdotes, die zu Karl an seine nordschleswigische Heimat erinnern, vergeben wir gern.

87.

Ein deutsches Memoirenfabrikat.

Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechshundsziger. Neun Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 10 Thlr. 15 Ngr.

Wir lieben es sehr Selbstbiographien zu lesen; man kann daraus fast immer etwas lernen, seien sie gut oder seien sie schlecht! Wenn aber ein Mann, der, trotzdem daß er von einem gelehrten Vater abstammt und in sehr vielen Verhältnissen des Lebens sich umgesehen hat, doch auf der Bildungsstufe eines wohlconditionirten Weinreisenden stehen geblieben ist, und nun mit neun Bänden seiner Lebensgeschichte beschenkt, so scheint uns hierzu doch ein eminentes Grad von Dummigkeit, Dünkel und Anmaßung zu gehören, um so mehr aber, wenn diese neun Bände so äußerst langweilig sind, wie die vorliegenden. Ihr Inhalt besteht nämlich, soweit er nicht alte Geschichten, geographische Länderbeschreibungen und vergessene Anekdoten umfaßt, in nichts andern als in den trivialsten Gesprächen untergeordneter Personen, unter welchen der Diener Jakob eine Hauptrolle spielt, äußerst unrichtigen politischen Urtheilen aus der Commis-voyageur-Sphäre, undeutlichen und maßlosen Lobpreisungen des Franzosenthums und Schmähungen der preussischen Regierung, wie sie in jeder Bierhalle zu finden sind. Damit verbindet sich ein höchst bedenklicher und unklarer Lebenslauf, aus dem man nur abnehmen kann, daß der Verfasser eine Art von Ingenieurdienst bekleidet hat; ferner eine dreifache Liebesgeschichte, die sich an dem Faden fortspinn, daß, nachdem dem Verfasser eine deutsche Braut gestorben ist, er eine französische besitzt, die auch stirbt, und endlich doch mit einer deutschen in den Hafen der Ehe glücklich einläuft. Wegen der sonst verheißenen neuen „Aufschlüsse über Personen und Dinge“ aber bleibt es auch am Schluß des neunten Bandes bei dem Versprechen!

Einer so unbedeutenden Lebensgeschichte durch ihr neunbändiges Labyrinth zu folgen, ist in d. Bl. geradezu unmöglich, und wir müssen uns daher an einigen Skizzen aus demselben genügen lassen. Der Verfasser besitzt die Kunst, bei jeder Veränderung in seinem Leben den möglichst weitesten Anlauf zu nehmen, bei jeder Ortsveränderung Topographie und alte Geschichte der Landschaft, und jedem Krise einer neuen Umgebung endlose Personalbeschreibungen, Wohnungsverhältnisse, Ton und Art der Gesellschaft u. s. w. vorzutragen: eine Kunst, die es ihm allerdings leicht machte, neun mäßige Bände mit nichts zu füllen. Er ist in Kleeve zur Zeit der Franzosenherrschaft geboren, und rühmt sich deshalb ein geborener Republikaner zu sein. Was mag er sich dabei wol denken? Der Vater war ein Gelehrter — Schulmann, wie es scheint. Die Familie bestand aus sechs blonden Kindern, drei Töchtern, drei Söhnen — echte Kinder der Revolution, sagt er. „Sie haben sich dessen Zeit ihres Lebens gefreut,“ heißt es S. 83, „sie haben Gott gedankt, daß seine Gnade sie gewürdigt hat, in der Morgenröthe des Völkerbewußtseins zur Welt zu kommen und an den Brästen der Freiheit“ u. s. w. zwei Seiten lang. Dann: „O ihr Anbeter der unumschränkten Monarchie, ihr Büttlingmacher und Kniebeuger, ihr Schwermüthler und Speichellecker, die ihr nichts gelernt habt, als auch zu sonnen im matten Abglanz der Strahlen befeuchteter Tyrannen, welche das Blut der Völker in schmachvoller Fleischelust vergießen haben — ziehet hin in das Land der Freiheit, id est: Frankreich“ u. s. w. im Stil weiland Marat's und Conforten. Wir meinen, daß der Leser an dieser Stilprobe genug haben könne, und glauben, daß der Verf. in Betracht seines politischen Urtheils hiermit ein für allemal

genügend charakterisiert sei! Man wird für die Nachwelt notiren müssen, daß dergleichen Jeng im Jahre 1862 in Deutschland gedruckt und in allem Ernst angepriesen werden konnte, um daraus zu ersehen, welche politische „Kinder“ wir in diesem Jahre des Heils noch waren, und wie weit wir hinter Franzosen, Belgiern, Engländern, ja hinter Schweden, Spaniern und Portugiesen in der politischen Bildung zurückstehen, bei welchen allen dergleichen Schreibwerk weder einen Drucker noch einen Leser finden würde.

Die Geschichte von Kleve, die des Vaters, die der Familie fallen den ersten Band; dann wird die Familie nach Münster verlegt, und die Topographie und die Geschichte des Münsterlandes, nebst einer caricirten Schilderung des Militärwesens und der sonstigen verhassten preussischen Einrichtungen fallen wiederum einen Band. Das Jahr 1806 verwandelt die Dinge zur großen Freude der Münsterer; von Barnhagen, Schlüter, Fürstenberg und vom Domherrn Spiegel werden unerhebliche Persönlichkeiten beigebracht. Der dritte Band schildert Münster, Bentheim, Tecklenburg in der Franzosenzeit, und der Verfasser gibt sich alle Mühe, die neuen Herren als lauter Biedererländer, die neue Herrschaft als musterhaft zu zeichnen — selbst die Gensdarmen, was doch etwas hart ist für einen deutschen Leser! Derselbe Spuk setzt sich in langweiligsten Familiengeschichten den ganzen vierten Band hindurch, einer Wüste ohne Dasei vergleichbar, fort. Im fünften Bande endlich gelangen wir nach Leipzig und zur Erhebung Deutschlands. Wir athmen auf! Vergebene Hoffnung! denn hier heißt es S. 109: „Welche Idee ist aus diesem Kampf als Sieger hervorgegangen? Etwa die Idee der deutschen Freiheit und Einheit? Nur der Blinde, der Taube, der aller Sinnen Beraubte kann frech genug sein zu behaupten, auf Leipziger Wahlstatt sei Deutschlands Freiheit erkämpft worden! Wohl denen, die dort in deutscher Erde gebettet wurden, ihnen hat Gott den Schmerz erspart“ u. s. w. in ähnlichen Tiraden! Und das schreibt einer, der seine französischen Sympathien neun Bände lang unverhohlen an das Licht stellt. In Wahrheit, die politische Geistesnacht unserer Tage geht über das Glaubliche hinaus! Wir lasen jüngst, die ganze Krankheit unserer Zeit bestehe im wesentlichen in einer Camouflage gewisser ehemals allgemein verständlicher Worte, deren angenommener einfacher Sinn willkürlich verrenkt wird. Was heißt Freiheit? Doch nichts anderes als Unabhängigkeit von fremdem Willen, die Fähigkeit des Subjects, seinem eigenen organischen Entwicklungsgefeß folgen zu können? Diese Freiheit aber ist in Leipzig gewonnen; hat das deutsche Volk sich dennoch mangelhaft entwickelt, so lag das eben in seinem Entwicklungsgefeß, das jeder Organismus empfängt, nicht aber sich selber gibt oder macht. Doch so ernster Erwägungen ist dies Buch wol kaum werth, wir fahren vielmehr in seiner Skizzirung unbeirrt fort. Den Feldzug scheint der Verfasser in der Ambulance oder als Ingenieur — klar ist die Sache nicht — mitzumachen; kriegerische Thaten erleben wir nicht, dagegen werden Anekdoten von Blücher, Dönn, Dord mitgetheilt, und die zweite, französische Braut des Autors wird begraben. Im sechsten Bande wird Berlin (1817) und der politische Krebsgang (1819) geschildert, natürlich ohne alle Kenntniß der Wirklichkeit oder des sachlichen Zusammenhangs. Außer einer trivialen Herzengeschichte kommen hier selbstredend Jahn, das Junge Deutschland, Hardenberg in Betracht. Auch wird uns gelegentlich demonstirt, daß König Friedrich Wilhelm III. mehr ein König von „Napoleon's Gnaden“ sei, als der König von Baiern und Württemberg, worauf sich der unzuverlässige Verfasser dann wieder für Dord und Großbettern enthusiastisch, dergestalt, daß wir niemals wissen, auf welcher Seite er steht und was er eigentlich will! Er radotirt eben ungehört fort.

Im siebenten Bande springt die Erzählung auf einmal ins Jahr 1866 über, um die Schweiz zu schildern und von A. von Humboldt, vom preussischen Postwesen und von der untergegangenen Achtung für die Fürsten, durch ihre eigene Schuld natürlich, ein Langes und Breites beizubringen. Der achte Band setzt dies mit Berichten aus dem

Alpen fort, gewürzt durch die einem solchen Geiste unerlässlichen angenehmen Ausfälle gegen das Pfaffenhum. Der neunte Band endlich führt dies Geschäft bis zum Jahre 1859, erzählt den piemontesischen Krieg von 1708, spricht von Maderky, von der Ballei Brandenburg, Krimkrieg, Felsenburg u. dgl. m. in buntester Verwirrung, und unterhält uns mit Briefen an seine schöne Frau Marie, die wir dem Leser überlassen selbst genießen zu wollen. Alle diese Schreibseligkeit endet denn zuletzt mit der Wiederholung des Gelübdes: in der Folge der weiteren Bände nun ganz gewiß über „Lebte und Lebende“ die interessantesten Persönlichkeiten beibringen zu wollen, wobei denn — wohlverstanden — der Herausgeber das Recht, dies Wort in fremde Sprachen (!) zu übersetzen, sich vorbehält!

Bei dem Zustande des deutschen Buchhandels begreifen wir, daß und wie solche Publicationen, wie diese „Wallfahrt“ eine ist, entstehen können; daß sich aber kritische Blätter finden können, welche dergleichen trostloses Schreibwerk ganz ernsthaft als etwas Bedeutendes oder auch nur als lesenswerth und unterhaltend bezeichnen mögen, das bleibt uns räthselhaft, es sei denn, daß dies geschähe, um auch den tiefen Verfall der Kritik in Deutschland neben dem des Buchhandels uns klar zu machen.

4.

Notizen.

Revue über die Mission der Schriftsteller.

Die erste Jahreslieferung der „Revue des deux mondes“ brachte einen Aufsatz „De la mission des écrivains“, in dem wir jedoch das nicht fanden, was wir darin zu suchen durch den Titel und berechtigt glaubten. Der Verfasser scheint auch die Ueberschrift nur gewählt zu haben, um die Tendenz seines Aufsatzes, in welchem man überhaupt das Eigentliche meist zwischen den Zeilen lesen muß, zu verschleiern. Die Tendenz ist nämlich eine politische und antidonapartistische, wie schon aus den Worten hervorgeht: „Wir sind die Kinder derjenigen, welche geglaubt haben, daß die französische Revolution nichts Besseres zu thun habe, als ihre Fehler und Mißgeschicke in den Falten eines Siegesbanners und in dem Schatten eines großen Mannes zu verbergen.“ Für die französische Nation wurde „ihr Ruhm ihre erste Gefahr, und durch ihre Größe richtete sie sich zu Grunde“. Und der Aufsatz schließt: „Telle est la leçon que la gloire du premier empire nous a donnée.“ Im übrigen bekennt Rémusat, ein „grand admirateur du talent“ zu sein und nicht zu jenen strengen Aburtheilern zu gehören, welche, sich in Uebertreibungen gefallend, das geistige Leben im Verfall begriffen glauben. Er für seine Person glaube nicht an die Nothwendigkeit eines solchen Verfalls, nicht an ein Nichtvorhandensein von Talent; dieses fehle keineswegs, es habe sogar mit einem Licht gegläntzt, daß die Augen davon wie geblendet seien. Aber die Art, wie dieses Talent angewandt, und die Richtung, in der es angewandt würde, seien das Beunruhigende. Und er steckt weiter den Schriftstellern ein hohes Ziel, wenn er bemerkt: „Sich an die Schriftsteller wenden, heißt sich an die großen Hüter und Verwalter der stillen Autorität in einer intelligenten Gesellschaft, an die Macht des Geistes selbst sich wenden.“ In der Rosette des Rémusat'schen Aufsatzes tauchen auch Spuren seiner Studien in deutscher Philosophie und Literatur vielfach auf. Der Verfasser bezieht sich wiederholt auf Kant („le grand et profond philosophe qui a, vers la fin du dernier siècle, si violemment ébranlé l'esprit humain“), auf Goethe, Fichte, Schelling und namentlich Hegel. Dem letztern wirft er vor, daß er der Apostel jenes Indifferentismus sei, welcher zwar die Herrschaft der Vernunft zu erweitern scheine, in Wahrheit aber ihre Macht schwäche; das Princip und Resultat seiner Philosophie seien gleichbedeutend mit dem Princip und Resultat des Skepticismus. Inbezug sei jedermann heutzutage „assez héglélien, pour“ etc. Hierin liegt wenigstens das Zugeständniß, daß der deutsche Geist, sei es zum Verderben oder Segen der Menschheit, fortfährt, mit seiner nagenden und bohrenden Kraft

die Gedankenwelt auch der andern Nationen zu durchdringen und zu modificiren.

Zur Literatur über die Frauen.

Vogamit *Golz'* instructive, seinerzeit auch von uns besprochene Schrift: „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“, ist jetzt im Verlag von Otto Janke in Berlin als zierliches Bändchen in zweiter Auflage erschienen. Es wäre interessant, wenn man, wäre dies überhaupt möglich, in Erfahrung bringen könnte, ob die Nachfrage, welche diese Wiederausgabe in zierlichem Format möglich machte, mehr aus dem Kreise der Männer als dem der Weiber hervorgegangen ist. Denn obgleich es der Verfasser dann und wann zur nothwendigen Angleichung auch an hyperenthufastischen Lobeserhebungen nicht fehlen läßt, so schont er doch das weibliche Geschlecht keineswegs, ja er sagt den Frauen, den überhäubten wie den rohen Naturkindern unter ihnen, namentlich aber den Clausträupfen, so schlimme und verlegende Dinge nach, daß dagegen jene Lobeserhebungen kaum ins Gewicht fallen. Nun ist aber bekannt, daß die Frauen auf die Männer meist nur dann hören, wenn ihnen von diesen geschmeichelt wird. Jedenfalls verdient aber die Schrift auch in dieser zweiten Auflage gerade von Frauen gelesen zu werden, da sie, abgesehen von einzelnen Uebertreibungen im *Golz'*chen Stile, exacte Beobachtungen und Wahrheiten genug für sie enthält, die sie zu beherzigen gut thun würden. Wir bemerken hierbei, daß kürzlich in Jersey ein in französischer Sprache, wir wissen nicht ob von Männer- oder Frauenhand geschriebenes Buch erschien unter dem Titel: „La femme: ce qu'elle fut, ce qu'elle sera, ou ce qu'elle devrait être“, auf dessen Anlaß das „Athenaeum“ unter anderm bemerkt: „Was die Weiber sind, das wissen wir jetzt ganz gut; im Durchschnitt menschliche Wesen, die im ganzen ihre Pflicht thun, so gut sie es verstehen, und auf die Eigenschaften ihrer Ehegatten, ihrer Söhne oder Brüder bestimmend einwirken. So haben sie sich als wirksame Elemente im gewöhnlichen Lebensverkehr Geltung zu verschaffen gewußt. Ohne ein weibliches Wesen, welches sein inneres Leben befruchtet, ihn zur Anstrengung anspornt und ihn im Unglück tröstet, würde ein Mann seine Fähigkeiten genügend zu bedeutenden Zwecken anzuwenden nicht im Stande sein. Frauen erreichen Größe nicht für und durch sich selbst, aber bei allem was gut, und bei dem meisten, was böse in der Welt ist, sind sie mitthätig. Ihr Unglück in unsern Tagen ist, daß man von ihnen erwartet, sie sollten Mann und Weib zugleich sein.“ Der erwähnten Schrift wird nun vorgeworfen, daß darin alle Allgemeinheiten und Gemeinplätze gefunden würden, welche in den letzten Zeiten über diesen Gegenstand veröffentlicht worden seien; das Weib werde darin nur als Sklavin betrachtet; kurz, die Schrift sei ein Auszug aller Plattheiten und Dummheiten, die man über die Lage des weiblichen Geschlechts in Umlauf gesetzt habe. Der Berichterstatter schließt mit der Frage: „Was will die sogenannte Emancipation der Frauen bedeuten? Wovon will man sie emancipiren? Wird endlich einmal irgendeine Lady oder ein Gentleman uns darüber Aufklärung verschaffen?“ *A. M.*

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1863. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Berghaus, G., Blücher als Mitglied der Pommerschen Ritterschaft 1777—1817 und beim preussischen Heere am Rhein 1794. Nebst einer Reihe von Original-Briefen Blüchers und einem Facsimile seiner Handschrift. Anclam, Diege. Br. 8. 20 Ngr.

Gräfe, G., Naturwissenschaftliche Abhandlungen leicht verständlich dargestellt. 1te Lieferung. Zwickau, Buchhandlung des Volkschriften-Vereins. 1862. 8. 7½ Ngr.

Rugler, Luise, Sprachbuch. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Rulmann, A., Indith. Dresden, Barbach. 16. 15 Ngr.

Rühfeld, J., Mittel und Zweck. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte. Anclam, Diege. Br. 8. 25 Ngr.

Steffen, A., Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner sowohl mit als ohne Flügel. Eutemburg, Büch. 1862. 12. 6 Ngr.

Utschold, J. A., Aphorismen der Philosophie. Amberg, Vöhl. Gr. 8. 25 Ngr.

Wachenhufen, G., Leicht Gerath. Eisenbahn-Bibliothek. I. Berlin, Verlags-Comptoir. Br. 8. 10 Ngr.

Wagner, A., Die Meisterfinger von Nürnberg. Mainz, Schott's Söhne. 1862. 8. 15 Ngr.

Weigbrodt, J., Der Seraph der Liebe. Ein Sonetten-Kranz. Trier, Braun. Gr. 16. 12 Ngr.

Wellnau, A., Um's Lehnert. Schwabische Original-Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Häfse. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wiednwillt, G., Aus dem Haszgen. Erzählungen, Novellen und Humoresken. 1tes Bändchen. Coburg, C. Riemann jun. 8. 15 Ngr.

Wolfram, A., Sächsishe Volksagen. Zwickau, Buchhandlung des Volkschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Baurischmidt, C. G. W., Von Frieden zum Kampf. Eine kurze Selbstbiographie mit besonderem Hinblick auf die hannoversche Katechismussache. Göttingen, Deuerlich. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Bernoulli, A., Gottes Wort und der Menschen Auffass: Die Dreieinigkeit. Nach zwei öffentlichen Vorträgen. Basel, Balmer u. Richm. 8. 5 Ngr.

Glück, G. C., Einige poetische Versuche, zum Andenken an seine vor 50 Jahren, nämlich am 2ten Sonntage des Advents 1812, erfolgte Ordination und Vorstellung als Pfarrer zu Peterweil herausgegeben. Friedberg, Bindernagel u. Schimpff. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Knauth, F., Von Lomowitz bis Subertsburg. Festgabe zur Jahrhundertfeier des Friedensschlusses zu Subertsburg vom 15. Februar 1763. Alt und Jung im lieben Vaterlande dargeboten. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Kassalle, F., Die Wissenschaft und die Arbeiter. Eine Vertheidigungsrede vor dem Berliner Criminalgericht gegen die Anklage die beschloßen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.

Kneufville, W. de, Zur Verständigung in der deutschen Frage. Frankfurt a. M., Ruffarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinecke, C. A., Zur Erinnerung an das Gründungs-fest des russischen Reiches. Ein Vortrag, in der Behm'schen Unterrichts- und Erziehungsanstalt zu Wiborg gehalten. Helsingfors. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Rheinübergang des Feldmarschalls Blücher mit der schlesischen Armee bei Gaub am 1. Januar 1814. Ein Neujahrsblatt aus der deutschen Geschichte vor 50 Jahren. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Buttke, G., Pro patria! Delegirte, Parlament, Reichs-versammlung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

— Rede zur Feier der Leipziger Schlacht in Leipzig am 16. October 1862 gehalten. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an den General-Superintendent Dr. Wiedemann, gestorben zu Coblenz den 10. August 1862. Coblenz. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

In allen Buchhandlungen sind nunmehr vollständig zu haben:

Karl von Holtei's Erzählende Schriften.

Gesamt-Vollausgabe. Miniatur-Format.

34 Bände. Eleg. brosch. 10 Thlr. 15 Sgr. In 13 engl. Leinwandbände eleg. geb. 13 Thlr. 22½ Sgr.

Der Subscriptionspreis hat mit dem abgelaufenen Jahre aufgehört.

Auch einzeln sind dieselben, und zwar zu nachstehenden Preisen zu haben:

Kriminalgeschichten.

6 Bände. Brosch. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Schachtelnap. — Ein Mord in Riga. — Bella. — Schwarzwaldbau. — Der Meineid. — Die Töchter des Freischützen. — Das war' der Henker. — Frau Hart. — Der Taubstumme. — Die Kröten-Mühle. — Der Handfuß. — Das hölzerne Haus.

Noblesse oblige.

Roman in 3 Bänden. Brosch. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Bagabunden.

Roman in 3 Bänden. Brosch. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Christian Lammfell.

Roman in 5 Bänden. Brosch. 1 Thlr. 7½ Sgr. Geb. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Ein Schneider.

Roman in 3 Bänden. Brosch. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Gelfestesser.

Roman in 3 Bänden. Brosch. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Vierzig Jahre.

6 Bände. Brosch. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 22½ Sgr.

Kleine Erzählungen.

5 Bände. Brosch. 1 Thlr. 20 Sgr. Geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Inhalt: Ibuna. — Der Ragenbichter. — Ein vornehmer Herr. — 's Muhme-Leutnant-Saloppel. — Die Dorfliche. — Jakob Heimling und seine Frau. — Der Kanarius. — Letene-mequillst. — Der Baumfrevel. — In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen. — Der Dohnenstrich. — Treue Liebe macht schön. — Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Schauspielers. — Das Harfenmädchen. — Das Hundefräulein. — Das Bild ohne Gnade. — Die Rose ist erblüht. — Die Sängerin.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher von K. J. Harnbagen von Ense.

Zweite Auflage.

Erster und zweiter Band. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Seit längerer Zeit waren die ersten vier Bände dieses merkwürdigsten und wichtigsten politischen Memoirenwerks der Gegenwart vergriffen. Durch die fortwährende starke Nachfrage veranlaßt, hat sich die Verlagsbuchhandlung zu einer zweiten unveränderten Auflage derselben entschlossen; der dritte und vierte Band werden binnen wenigen Wochen folgen.

Neue Verlagswerke der H. Taupp'schen Buchhandlung — Taupp & Siebeck — in Ulbingen vom Jahre 1862.

— In allen Buchhandlungen zu haben. —

Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. Treu im Geiste des 2. Theils des Goethe'schen Faust gebichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mykistzinsky. 16. Brosch. 18 Ngr., oder 54 Kr.

Röllin, Prof. Dr. R., Aesthetik. Erste Hälfte. 23 Bogen. Lex.-8. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 48 Kr.

— **Fichte.** Ein Lebensbild. Rede am 19. Mai 1862 zu Tübingen gehalten. Gr. 8. Brosch. 5 Ngr., oder 12 Kr.

Happ, Prof. Dr. M., Studien über das englische Theater. 1. und 2. Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 15 Kr.

— **Geschichte des griechischen Schauspiels** vom Standpunkt der dramatischen Kunst. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 27 Ngr., oder 3 Fl.

Struve, Dr. S. v., Zur Entstehung der Seele. Eine psychologische Untersuchung. Gr. 8. Brosch. 18 Ngr., oder 1 Fl.

Werfer, A., Lebensbilder aus dem Volke und für das Volk. Neue Folge. Mit Titelbild. 8. Brosch. 18 Ngr., oder 54 Kr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Leibniz.

Ein Lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Herrkäuzzeit.

Von Wilhelm Andraä.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Leben und Wirken des deutschen Geistesheroen Leibniz in das Gewebe eines Romans zu verflechten, und darin zugleich die stitlichen Zustände des damaligen Zeitalters, der sogenannten Herrkäuzzeit, mit kräftigen Zügen zu schildern — war gewiß ein glücklicher Gedanke des durch seine historischen und culturgeschichtlichen Studien dazu besonders befähigten Verfassers. Mit steigendem Interesse begleiten wir den berühmten Philosophen, Staatsmann und Geschichtsforscher an den kurfürstlichen Hof zu Hannover, wo uns das anziehende Bild der edeln und geistreichen Kurfürstin Sophie entgegentritt; nach Berlin, wo Leibniz die Akademie stiftet; nach Wien, wo er mit dem Prinzen Eugen in nähere Berührung kommt; endlich sogar in den Türkenkrieg. Je weniger im allgemeinen die erzählten Lebensumstände sowie die sich darum gruppierenden Thatsachen und Persönlichkeiten selbst der Mehrzahl der Gebildeten bekannt sein dürften, um so höher kann der Roman als eine befriedigende und genussreiche Lectüre empfohlen werden.

In meinem Verlage erschien soeben:

Horn, J. S., Fra Angelico, Romanzeneyklus in sechszehn Bildern. Miniaturformat. 2 Bl. und 91 S. Geh. 15 Sgr., in elegantem Einbände 22½ Sgr.

Kiel.

Ernst Romann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

12. Februar 1863.

Inhalt: Schmarba's Reise um die Erde. Von Heinrich Strubbaum. — Lorenzo de' Medici. — Henry Murger und das literarische Signeturthum. — Zur Erzählungsliteratur. — Notizen. (Uebersetzungen Jean Paul'scher Schriften; Der Kirchenliederdichter Johann Heinrich Schöcher.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schmarba's Reise um die Erde.

Friedrich L. Schmarba's Reise um die Erde in den Jahren 1853—57. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1861. Gr. 8. 8 Thlr.

Obgleich die Zahl der Reisen um die ganze Erde jetzt schon so herangewachsen ist, daß man sie kaum noch einzeln namhaft machen kann, so gewährt doch jede neue immer wieder ein besonderes Interesse, und die Männer von Fach und die gebildeten Denker nehmen daran theil wie an einem großen Weltreigniß. Der Standpunkt ist allerdings ein ganz anderer geworden. Wenn jetzt eine solche Weltreise unternommen wird, so muß zugleich der Plan gefaßt sein, in den verschiedenen Welttheilen anzuverweilen zu wollen, denn man erwartet einen ausführlichen und bestrebenden Bericht über die Fortschritte des Verkehrs, der Cultur und der Civilisation, man erwartet Vorschläge und Winke zur Verbesserung des Weltverkehrs, den man schon seit vielen Jahren über die ganze Erde verbreitet hat. Das Forschen auf dem Gebiete der Naturkunde hört dabei nicht auf, aber es nimmt nur nicht mehr einen so ausschließlichen hervorragenden Platz ein als früher, wo alles neu und unbekannt war. Das vorliegende Werk kennt die veränderte Aufgabe und ist ganz dazu geschaffen, den Erwartungen zu entsprechen.

Man war bisher der Ansicht, daß sich ein so großer Zweck nur mit großen Mitteln, durch Staatsexpeditionen erreichen lasse, indeß liefert Schmarba den schlagenden Beweis vom Gegentheil. Man sieht, wie ein unabhängiger, vielseitig gebildeter Privatgelehrter sich ohne Mithilfe Unterstützung allein auf den Weltweg begeben und im Vorhaben glücklich durchführen kann. Weil sich nun nur solchen Umständen die Auffassung und Darstellung im Maß von der Färbung einer höhern Vorstufe und umfassenden Ueberwachung, so gewinnt das Ganze einen mannichigen Charakter und die Beachtung fällt viel mehr in das populäre Gebiet des gebildeten großen Lesers. Die Freimüthigkeit und Unparteilichkeit in der Vorführung und Beurtheilung aller Verhältnisse der besuchten Länder und Völker ertheilt dem vorliegenden Werke einen ganz besondern Reiz für jeden vorurtheilsfreien

1863. 7.

Denker. Daneben zeigt sich der Verfasser dem großen Unternehmen auch durch den Umfang und die Gründlichkeit seines Wissens und seiner Erfahrungen vollkommen gewachsen. Wer das Buch zur Hand nimmt, überzeugt sich sogleich, daß Schmarba ganz der Mann ist, der alle Erwartungen in Betreff einer solchen Weltreise befriedigen kann. Er ist ein vielseitig gebildeter Naturforscher, und in der Zoologie hat er sich schon längst einen ehrenvollen Namen unter den berühmtesten Gelehrten errungen; er ist auch als ein entschiedener freisinniger Charakter bekannt, man weiß, daß er gerade deshalb vielen Anfeindungen und Verfolgungen preisgegeben war, daß er im Jahre 1854 sogar sein Amt als Universitätslehrer in Prag verlor, weil er sich der extremen Partei der ultramontanen und absolutistischen Reaction nicht anschließen mochte. Er kennt die Wissenschaft durch eigene Anschauung und Erfahrung — Umstände genug, die für sein Unternehmen sprechen.

Die Sprache des Werks ist schlicht und gerade und trägt überall den Stempel der Wahrheit und Wirklichkeit. Es gibt eine klare Einsicht in den Zusammenhang der Naturerscheinungen und des Völkerverkehrs und weiß das Ganze zu einem harmonischen Lebensbilde zusammenzufügen. Ueberall waltet ein Humboldt'scher Geist, so oft es sich darum handelt, den Charakter der Landschaft, die Physiognomie des Meers und des Himmels zur Anschauung zu bringen. Auch fehlt es dem Buche nirgends an praktischen Beziehungen zum Leben, es bespricht den Zustand der überseeischen europäischen Colonien und läßt in dieser Hinsicht nirgends das Ausblühen der Culturpflanzen außer Acht. Besonders lenkt dasselbe eine speciell Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft in der Tropenwelt, bespricht mit eindringlichen Worten die Kraft des Bodens und des Klimas, und zeigt, wie hier noch lange nicht alles gut benutzt sei und wo eine rationale Betreibung noch noth thue. In dieser Weise enthält die Reise einen reichen Schatz von geistig gereiften Samenkörnern, welche sicher auch auf guten Boden fallen werden, um eine glückliche Ernte versprechen zu können.

Die Reise geht im ersten Bande durch Griechenland, Aegypten, das Rote Meer über Aden nach Ceylon. Im

zweiten Bande werden der Indische Ocean, Isle-de-France, das Capland, Australien und Neuseeland, Chile, die Pampas von Mendoza, die amerikanische Westküste, der Isthmus von Panama besprochen. Im dritten wird eine ausführliche Mittheilung von Jamaica, von der Küste von Peru, von Guaymas, Neugranada, Maragua, von den Vereinigten Staaten, von Canada und Cuba gegeben. Diese Skizze über den Inhalt des Werks gewährt schon einen Fingerzeig über den großen Umfang der Reise selbst und über den Reichthum der Belehrung, welche das Werk in sich schließt.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit nun specieller dem Werke zuwenden. Die Reise beginnt den 3. Januar 1853 nachmittags 4 Uhr von Triest aus. Der Ritter von Fridau und der Baron von Königsbrunn sind die Reisegefährten des Verfassers. Das Fahrzeug, welches sie aufnimmt, heißt „Orient“, und ist ein kleiner Lloyd-Dampfer, welcher das Adriatische und Ionische Meer befährt. Außer ihnen befanden sich nur noch ein Seecadet und ein junger griechischer Kaufmann als Passagiere an Bord. Beim Untergange der Sonne genossen sie eine prächtige Frenschicht nach den Eugeaneen, deren Cracynthberge wie eine blaue Insel am Horizonte auftauchten; auch zeigte sich die beschneite Alpenkette in einem andauernden schönen Glühen. Am andern Morgen 7 Uhr erreichten sie Ancona. Da die Reise erst abends weiter fortgesetzt wurde, so stiegen sie ans Land. Es wird eine kurze Beschreibung von den Wahrnehmungen gegeben. Eine Statue, welche man hier einem Papste Clemens errichtet hat, erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie ist stehend dargestellt mit aufgehobener Rechte, an der aber der Zeigefinger fehlt, den man sich als emporgehoben denken muß. Ob diese Verstümmelung durch humoristischen Muthwillen oder aus dummer Zerstörungssucht entstanden ist, weiß man nicht genau, jedenfalls ist aber der Eindruck ein komischer und der Statthalter Christi erscheint in der Attitüde eines italienischen Moraspieters. Von Ancona ging es über Brindisi nach dem Ionischen Meere. Die stille Küste bei Umana erinnerte lebhaft an die Dalmatiens. Die Umanoten sind ein wildes räuberisches Volk, die Strandrechte üben und daher den Schiffbruch wie einen Himmelssegnen betrachten. Sie erlebten hier einen Hagelschlag mit südöstlichem und östlichem Winde. Nach 9 Uhr abends erreichten sie Korfu, blieben aber bis zum andern Morgen auf dem Schiffe, wo sie dann die Stadt und ihre Umgegend besuchten. Bei der Rückkehr sahen sie die ganze Garnison in Wachtparade, die aus einer starken Artillerieabtheilung, einem englischen und einem hochschottischen Linient Regiment bestand. Der Verfasser bemerkt:

Die letztern sahen in ihrer nationalen Tracht sehr martialisch aus und machten auf uns einen doppelt neuen Eindruck, als wir sie mit eisernem Tritt beim schrillen Ton ihrer Sackpfeifen auf einem Boden, wo ihre Erscheinung einem Anagnorismus gleicht, aufmarschiren sahen. Auf der Coplanade steht auch das Denkmal Schulenburg's, der 1716 Korfu durch 42 Tage gegen die Osmanen heldenmüthig vertheidigte. Wir hatten nach Zeit, einen kleinen Ausflug zu machen und freuten uns über den saftig grünen Rasen im Schatten der Olivenhaine, der überall mit weißblühenden Anemonen gesäet war. Daneben

sahen wir eine Fülle von Orangen, die aus dem dunkeln Laube leuchteten und die uns verführten, eine beträchtliche Zahl zu essen. Ueberall ist gartenmäßige Cultur des fruchtbaren humusreichen Thonbodens. Wir sahen auch einige Zursogärten der Engländer, die ungezwungen wie ihre Parks sind. Das Terrain ist von gut gehaltenen Wegen durchschnitten und die Hauptstraße war, soweit wir sie sahen, vorzüglich.

Bei Gelegenheit des weiteren Ausmalens dieses gesegneten glücklichen Punktes der Erde, spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß dies eine der einladendsten Stellen zum Wohnen sei und besonders unter dem englischen Banner Schutz, Ruhe und Freiheit gewähre. Die Fahrt geht dann nach Zante, Petra, Lutraki. In dem letzten Orte verlassen die Reisenden den Dampfer, sie werden zu Wagen über den Isthmus gebracht, wo sie auf der Ostseite wieder von einem andern Fahrzeuge aufgenommen werden. Von Griechenland, das ziemlich eingehend besprochen wird, geht die Reise über Syra, Smyrna nach Alexandrien. In Aegypten verweilen die Reisenden längere Zeit. Es wird eine Reise auf dem Nil gemacht, die Wüste durchritten, man besucht die Denkmäler, die Klöster, es wird die Aufmerksamkeit auf die Natur und auf das Volk gelenkt, wobei gar viele beherzigenswerthe Bemerkungen eingeflochten werden. Von Suez fahren sie auf einem englischen Postdampfer durch das Rothe Meer nach Bab-el-Mandeb und Aden, durchkreuzen den Indischen Ocean und gelangen nach Ceylon. Hier machen sie halt, um mit Ruhe Land und Leute erforschen zu können. Der erste Anblick dieses vielgepriesenen Insellandes macht auf unsern Verfasser einen begaubernden Eindruck und er ruft aus:

Da lag sie nun vor uns die schöne immergrüne Insel, das zauberhafte Laprobane, ein Wunderland in der sagenreichen Geschichte des Orients, von dem die ältern Geographen erzählten, daß in dem Berglande ein König herrsche, der statt des Auges einen großen flammenden Edelstein im Kopfe trage, und Dioskorides sagte, daß hier die Vögel sprechen und die Menschen gespaltenen Zungen hätten. In diesen Berichten liegt ein Ausmalen und Symbolisiren des wirklich Vorhandenen.

Er meint, der König mit dem Karfunkelauge bedeute bloß bildlich den Reichthum der Insel an Edelsteinen, die sprechenden Vögel deuteten auf die Papagaien und die gespaltenen Menschenzungen bezögen sich auf die allbekannte Doppelzungenigkeit der Orientalen. Dann zieht er gegen die heutigen Uebertreiber mit scharfen Schwertern zu Felde. Es gehe auf der Insel alles ganz naturgemäß zu, nur sei die Wundergeschichte des Lischrüdens eben dort eingeleitet und habe ebenso wie bei uns manchen vernünftigen Kopf verschoben. Die Erzählung von den Bäumen, die täglich gemolken werden und von deren Milch selbst geistreiche Schriftsteller zwar nicht getrunken haben aber doch entzückt sind, wird als ein Irrthum in der Pflanzengeographie nachgewiesen; es komme diese Meslepis gar nicht auf Ceylon vor. Der Verfasser fährt dann in seiner Beschreibung fort:

Je näher wir kommen, um so lachender wird das Grün von dem sich einzelne Theile durch Farbe und Masse abzuheben beginnen. Zuerst die Kronen der Rosospalmen, die im Wind flattern, dann große kuppelförmige und dunkelgrüne, volle rund Baumkronen, die wir nach unserer Landung als Brotfrucht und Mangobäume erkannten. Die die Umgebung deutliche

wurde, traten einige Häuser und Hütten im Dämmerlichte des Palmenwaldes hervor und Gruppen von Menschen, die sich am Ufer gesammelt hatten, wurden sichtbar. Der Hafen ist ein reales Becken mit überwiegendem Breitendurchmesser, wenig geeignet für einen Platz von solcher Bedeutung.

Dann wird auf das Gefährliche der Einfahrt in diesem Hafen und auf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln hingewiesen. Die schwächlichen Singalesen mit kleinem Kopfe und zierlichen Händen und Füßen scheinen den überwiegenden Theil der Bevölkerung auszumachen. Der Verfasser entwirft davon ein erstes sehr anschauliches Bild. Daneben stellt er den ernstern und kräftigern Indoaraber und den Melaneseen. Die Kräfte brachten Gegenstände zum Verkauf, welche im kleinen ein Bild oder wenigstens einen Auszug der Natur- und Industrieerzeugnisse der Insel liefern. Das Fort Galle wird beschrieben und der Name etymologisch gedeutet, sodann wird die Empfangnahme der Passagiere im Zollhause geschildert, wobei der mit der Amtshandlung betraute Singalese zur Befestigung der Leser sprechend porträtirt wird. Den Anfang der Erlebnisse auf der Insel bildet ein heftiger Monsunregen, wobei alle Gabelstämme stark durchnässt werden. Das Trocknen der Kleider und Bücher selbst in der gewaltigen Hitze der Tropenzone fällt unmöglich, da die Luft so übermäßig mit Feuchtigkeit gesättigt ist, daß das nachgehaltene Thermometer ebenso wie das freie 22° R. zeigte. Der dadurch erzeugte Mangel an Verdunstung erhöht die Temperatur beständig in einer drückenden Schwüle und den Körper fortwährend in Schweiß, so daß stets das lästige Bedürfnis zum Trinken verspürt wurde. Aber gleich bei dem ersten Glas Wasser, was die Ankommenen forderten, um den quälenden Durst zu löschen, wurden sie gewarnt, denn es herrschte dort ganz allgemein die Ansicht, daß das Wasserrinken die Elephantiasis erzeuge. Diese entsetzliche Krankheit kommt an allen Küstenorten Ceylons vor und unser Verfasser sah in Welligamme ein wahres pathologisches Prachtexemplar, wobei die aufgetriebenen Beine sehr nahe 5 Fuß Umfang besaßen. Die Haut, welche sich bei dem gesunden Singalesen sammtartig weich anfühlen läßt, wird schwierig und dick wie die des Elefanten. Die Verdickung zeigt sich am stärksten im Sprunggelenk und Kniegelenk, so daß die Beine ganz die menschliche Form verlieren, zu Säulen werden und eine auffallende Ähnlichkeit mit dem der Elefanten annehmen. Bei den nächsten kleinen Ausflügen um Galle herum macht die großartige Pflanzennatur einen bezaubernden Eindruck auf die Reisenden und es waren besonders fünf Punkte, welche in dieser Hinsicht ihre Aufmerksamkeit fesselten, nämlich die massenhafte Entwicklung des Laubes, die große Mannichfaltigkeit in den Formen, der Mangel an geselligen Bäumen, das kräftige Grün und der starke Lichtreiz von der spiegelnden Blattfläche. Mit dem Untergange der Sonne zeigte sich das Meer der Leuchtart wie ein Funkenregen in den Gebüschen. Sie machten auch bei dieser Gelegenheit die unangenehme erste Bekanntschaft mit den ceylonischen Landblutegeln; dies ist eine winzig kleine Creatur, welche behend aus dem Grase bei der Vorübergehenden kriecht und sich einen Weg durch

die engsten Maschen der Strümpfe bohrt. Der Verfasser erzählt:

Den nächsten Morgen machte ich einen langen Spaziergang durch den Koloswald. Es ist unmöglich zu sagen, wo er anfängt und aufhört, denn Galle liegt mitten darin. Die Häuser außer dem Fort sind die Singalesenhäuser, welche nicht Straßen aus dicht aneinander stehenden Häusern bilden; diese stehen vereinzelt, durch Gärten und Baumgruppen getrennt. Man ist lange schon außerhalb des eigentlichen Galle und findet keine Veränderung, außer daß die Hütten zahlreicher und die größeren Häuser seltener geworden sind. Die Hütten bestehen aus Baumstämmen oder Bambus, dessen leichtes weit vorspringendes Dach, unter dem ein Theil der Bewohner auf der Erde sitzt, diese gegen Regen und Sonne schützt; dort lauern sie, die Knie gegen das Kinn gezogen und die Hände unter den Knien gefaltet, in insofenter Beschaulichkeit Betel kauend.

Er tritt auch ein in die Häuser und Hütten und beschreibt die innere Einrichtung derselben. Ueberall herrscht die größte Einfachheit. Die Natur fordert wenig Schutz und liefert im reichen Maße alle Bedürfnisse. Die Kulturpflanzen, welche die Hütten umgeben, gewähren einen so bezaubernden Reiz, daß man darüber alle Dürftigkeit und selbst den Schmutz der Bewohner übersieht. Vor allem ist es aber der Brotfruchtbaum, welcher die Aufmerksamkeit fesselt. Unter dem schützenden Schatten dieser Pflanzenriesen kultivirt man die Kaffeeplantagen. Die Hauptproducte der Cultur in der Umgegend von Galle sind Reis und Kolosnüsse, etwas Kaffee, Arekanüsse, Bananen, eine große Mannichfaltigkeit von Baum- und Grundfrüchten und die Erzeugnisse von ätherischen Oelen. Das Ganze wird dann sehr speciell durchsprochen. Später werden größere Reisen durch die Insel gemacht und alle Beobachtungen und Erlebnisse zur Darstellung gebracht. Man findet hier viel Neues und Altes in ein unterhaltendes und belehrendes Gewand gebracht. Dann lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit noch einmal besonders auf die Gesamtbevölkerung der Inselbewohner, auf ihre socialen Verhältnisse, auf ihre staatlichen und religiösen Einrichtungen und Gebräuche. Ueberhaupt bleibt kaum ein Punkt von Wichtigkeit unberührt. Den Schluß einer jeden Abtheilung der Reise bilden specielle Erläuterungen und Bemerkungen. Aus Rücksicht der noch durchzuführenden Besprechung der andern beiden Bände enthalten wir uns weiterer Mittheilungen aus dem ersten.

Der zweite Band zerfällt in sechs Unterabtheilungen, wovon die erste den Indischen Ocean, die zweite das Vorgebirge der guten Hoffnung, die dritte Australien und Neuseeland, die vierte die Südsee, die fünfte Chile und die Pampas von Mendoza und die sechste die Reise von Valparaiso nach Panama bespricht.

Die Reisenden schifften sich am 24. Januar 1854 am Bord des „Hydaspis“ ein, welches der General-Steaming-Ship-Compagny gehörte, die damals eine Linie von Dampfern zwischen England, Kalkutta und Australien unterhielt. Der Verfasser beschreibt zunächst das Fahrzeug; es war ein eleganter Schraubendampfer von 1800 Tonnen, aber flüpperartig sehr lang gebaut, woher das widerwärtige ewige Schwanken von der einen Seite zur andern kam, welches alle Reisenden krank machte

und viel länger wie gewöhnlich krank erbleit. Er ist überhaupt kein großer Lobredner der Schraube, und ist vielmehr geneigt, dem Schaufelradsystem den Vorzug zu geben. Von der Wolfenbildung, von Wind und Wetter wird eine kurze, aber doch anschauliche Darstellung gegeben. In der letzten Nacht des Januar erlebten sie ein starkes Meerleuchten, welches mit einigen Worten beschrieben wird. Am 4. Februar erreichten sie Mauritius oder Isle-de-France.

Wir eilten früher auf das Deck, um uns am Anblick der Stadt und Insel, der schön ist, zu erfreuen. Wir sahen ein Gefilde von ungefähr zwei englischen Meilen Ausdehnung vor uns. Auf den Saum von Sand folgt der flache grüne Strand; aus reizenden Gärten und Plantagen ragen die rothen Dächer der Stadt Port Louis hervor. Ihr Hafen, in dessen Mitte wir geankert lagen, ist ein halbes Oval und wird jenseit von Strandbatterien, die sehr stark beinahe im Meeresniveau liegen, vertheidigt und von einem im Rücken der Stadt auf einer Höhe liegenden Fort beherrscht. Es lagen 40—50 große Schiffe im Hafen, der durch ab- und zugehende Boote, trotzdem daß es Sonntag war, sehr belebt ausah. Die Hügel und Berge hinter der Stadt haben sehr groteske Formen, sie bestehen aus Trachyt oder lavaartigem Basalt von poröser bis berber Structur. Seine Farben sind röthlich, grau bis schwarz. Der Farbe entsprechend geben die Verwitterungen einen gelben, rothen oder schwarzen Thon, welcher eine große Menge Wasser verschluckt und dann zähe wird. Zwei Berge sehen wie die Pfeiler eines großen Thors wegs aus, zwischen ihnen ist ein scharfgeschnittener Sattel, daneben stehen spitzige Regel und zahnartige Zaden; auf einem der ersten steht ein kleiner umgekehrter Regel fast freischwebend.

So wird sehr ins Einzelne gehend der erste Eindruck ausgemalt. Dann wendet sich der Verfasser der Beschreibung der Stadt zu, deren Straßen breit und regelmässig, die Häuser aber meistens nur einstöckig sind. Die Höhe war gewaltig groß, das Thermometer zeigte 28° R. Die Straßen wimmelten von Kirchengängern, die fast alle farbig waren und wovon die Männer fast alle in schwarzem Frack und hohen Filzhüten erschienen. Die Reisenden machten einen Ausflug nach dem botanischen Garten, der in der Nähe der berühmten Pampelmousse, etwa sieben englische Meilen von der Stadt entfernt ist. Ursprünglich war dieser Garten im französischen Geschmack angelegt, jetzt ist er eine wilde Masse von hohen Bäumen, unter denen sich eine Fülle von Palmen aller Zonen auszeichnet. Sie besuchten auch das fingirte Grab von Paul und Virginie. Daß diese beiden Hauptpersonen des idyllischen Romans von Bernardin de St.-Pierre an einem ganz andern Ort beerdigt sind, hindert die Menge der Ankommenden nicht, die Lokalität zu besuchen und zu bewundern. Das Volk auf dem Lande ist besser wie in Ceylon mit leichtem weißen Baumwollenzeuge bekleidet, es besteht fast nur aus freigewordenen schwarzen Sklaven, welche sehr schwer zur Arbeit zu bewegen sind; sie verlassen ihre Dienstherrn bei der geringsten Veranlassung und suchen nur Verdienst durch leichte Arbeit, um dafür Rum kaufen zu können. Man hat sich daher genöthigt gesehen, die Malabaren einzuführen, damit die Arbeiten auf den Pflanzungen nur ausgeführt werden können. Die Anschuldigung, daß dies ein versteckter Sklavenhandel sei, ist unbegründet. Uebrigens läßt sich kaum bezweifeln, daß

das angelsächsische Element bald das vorherrschende der Bevölkerung ausmachen wird; schon jetzt wird nach englischen Gesetzen regiert, die englische Sprache vorwiegend gesprochen und das englische Kapital am meisten zu Hülfe genommen. Der französische Creole ist unwissend, leichtsinnig und ohne Energie, er fällt dem klügern, verständigern und energischeren Engländer zum Opfer und verarmt. Die Hauptausfuhr besteht in Zucker, dagegen wird von England, Frankreich und jetzt auch von Deutschland alles eingeführt, was zur Kleidung und Nahrung gehört. Die Reisenden hatten auch hier die Regenzeit durchzumachen, dann machten sie sich auf den Weg zum Vorgebirge der guten Hoffnung.

Hier wird wieder ein längerer Aufenthalt genommen, die Capstadt mit ihrem Hafen beschrieben, die Aufmerksamkeit auf Vegetation, Klima, Bewohner und ihre Gewerbe gelenkt. Auch finden sich sehr interessante Bemerkungen über den Handel, über die holländische und englische Herrschaft, über den Kaffernkrieg und über die Entstehung und den Zustand der südafrikanischen Republiken.

Nach längerem Ueberlegen kam der Verfasser zu dem Entschlusse, seine Weltreise östlich nach Australien fortzusetzen. Er wählte die englische Handelsbrigg „Selena“ zur Weiterreise. Den 23. Juni, also am kürzesten Tage des dortigen Winters, begann die Fahrt. Die Seekrankheit wirkte entseßlich auf ihn. Er erzählt:

Ich habe selten an Bord eines Schiffs irgendetwas geleistet, aber die Ueberfahrt vom Cap nach Australien ist das schwärzeste Blatt in meiner Lebensgeschichte. Ich haberte mit der physikalischen Geographie, den Handbüchern der englischen Admiralität und allen Sailing directions, welche dem gläubigen Seefahrer in dieser Jahreszeit schon unter dem 37° südl. Br. fortwährend den Nordwest versprechen. In den ersten vier Wochen hatten wir ihn sehr selten und nur auf kurze Zeit, und gelangten mit Mühe und Noth unter fortwährendem Regenschauern und entgegengegesetzten Windstößen bis zum 40° südl. Br., wo wir aber von einem aufspringenden Südweststurm wieder gegen die afrikanische Küste getrieben wurden. Die kleine „Selena“ rollte am ärgsten in Windstößen, wo sie selbst durch die langsamen breiten Unbulationen des Oceans in beunruhigende Bewegung gerieth. Wir gewannen unter solchen Umständen nur wenig Raum. Am 13. August nachts entschädigte mich ein prachtvoller Mondregenbogen für manche Uebel. Am andern Morgen, also am Anfang der vierten Woche, war das Wetter so erträglich, daß wir wieder unsere Beobachtungen zu machen im Stande waren. Ich sah mit Entsetzen, daß wir erst unter 55° 30' östl. Länge und 37° südl. Br. waren. Am 15. August bekamen wir die kleine hohe Insel Amsterdam, an der die Schiffe in großer Wassernoth zuweilen anlegen, für einen Augenblick zu Gesicht, denn große Regenwolken öffneten sich über der Insel, deren Umrisse wir dann nur höchst unbestimmt wie durch einen Schleier sahen. Eine große Zahl von Robben tummelte sich zwischen uns und den Ufern. Glücklicherweise hatten wir das Ärgste des Wetters überstanden, wenigstens hörten die Gegenwinde auf, die Luftströmungen kamen meist aus dem westlichen Punkte der Windrose mit trübem, wolkeigem Himmel, häufigem Regen und beständig hoher See. Ich hatte mich wieder so weit von der Seekrankheit erholt, daß ich wenigstens einmal des Tags das kleine Verdeck betreten und den Himmel beobachten konnte, obwohl der Anblick der rollenden Wogen, von denen nur zu häufig eine oder die andere vom Hintertheile aus über das Deck schlug, mir noch immer Unbehaglichkeit und Schwindel verursachte. Die Hauptcabine hatte zwei Thüren, von denen wir

jedoch die hintere immer sorgfältig geschlossen halten mußten, um nicht herausgeschwemmt zu werden. Es geschah einmal des Nachts, daß in dem Augenblick, wo der Kapitän auf das Deck heraustrat, eine Woge über den Hintertheil des Schiffs fürzte und sowohl die Haupt- als Seitencabinen unter Wasser setzte. Mein Bett und ein Theil der in meinem Koffer befindlichen Bekleidung wurde durchnäßt.

Aus einer sorgfältigen Wetterbeobachtung auf dieser beschwerlichen Reise geht hervor, daß der Nordwestwind eine Erniedrigung des Barometers und Regen veranlaßte, daß die Drehung des Windes regelmäßig durchgeführt wurde und der Regen bei Südwest die größte Heftigkeit erlangte. Darauf geht der Wind nach Süd, Südost, veranlaßt ein Strigen im Barometer und ein Aufklären des Wetters: oder es kann auch eine umgekehrte Drehung nach West und Nordwest eintreten, wobei regelmäßig das Barometer wieder fällt und der Regen bleibt.

Die Monotonie der Erlebnisse wurde durch das Fangen von Frettgäusen mit Hülfe von Spreckstückchen an der Angel zuweilen unterbrochen. Eines Tags hatte man die Freude, einen großen blauen Hai zu fangen. Der Schiffsfloß hing nämlich jeden Tag das gefalzene Fleisch an einer Kettenleine ins Wasser, damit es für den nächsten Tag genießbar wurde. Dies hatte eines Tags der Hai verschluckt. Die Matrosen waren darüber sehr aufgebracht, weil dadurch ihr Mittagessen verspätet und weniger schmackhaft war. Man warf dem Hai einen Haken hin, an welchem ein ähnliches Stück Fleisch befestigt war. Er biß gierig zu und der Fang war geglückt. Mit jubelndem Triumph wurde er an Bord gezogen, gezüchtigt und getödtet. Man untersuchte zunächst den Magen, um nach dem gefohlenen Stück Schweinefleisch zu sehen. Der Hai hat aber einen gar kurzen Darm und das Corpus delicti war nicht mehr in Natura anzutreffen; nur einige noch nicht verbaute Rippenknochen waren übrig geblieben.

Die Nahrungsmittel auf dieser Seereise waren herzlich schlecht und wahrscheinlich lag auch hierin der Hauptgrund mit, daß der Verfasser so viel von der Seekrankheit auszustehen hatte. Am Schluß dieser langen beschwerlichen Ueberfahrt gibt der Verfasser noch eine sehr witzige Skizze von der Reisegesellschaft auf dem Schiffe, wovon besonders der Kapitän mit kräftigen Farben gemalt worden ist. Er sei bei guter Fahrt ein stets heiterer blonder Dreißiger, der sich mehr in der Ausübung seines Berufs als in der Darstellung eines artigen Gentleman gefalle; er zeichne sich mehr durch natürlichen Menschenverstand als eigentliches Wissen aus; seine ganze Schule habe er praktisch auf dem Meere gemacht. Die Beobachtungen werden nach einer fixen Skablone immer auf dieselbe Weise angestellt. Die Bibliothek dieses Mannes sei ein einziges Buch gewesen, in welchem die Sätze aus der Geometrie, Algebra, Astronomie und Syntographie handwerksmäßig zusammengestellt gewesen wären. In den Rußestunden habe sich der Kapitän mit Klüperlei beschäftigt, und während der fünfzig Tage der Ueberfahrt habe er nicht bloß ein Duzend neue Wassereimer gefertigt, sondern er habe auch alle leer gewordenen Wassereimer neu gebunden. Wein und besonders Grog habe er nur ge-

trunken, um die feuchte Luft unschädlich zu machen. Uebrigens bemerkt der Verfasser, daß dies Bild so ziemlich auf alle englischen Schiffskapitäne passe.

Am 11. August erblickte der Verfasser zuerst Land, wurde aber von dem Kapitän gebeten, noch nichts davon laut werden zu lassen, weil er seiner Rechnung nicht ganz trauen dürfe, denn sein Chronometer habe durch das Anageln des Kastens etwas gelitten. Doch überzeugte man sich bald von der Richtigkeit der Wahrnehmung und nun war die Aufregung auf dem Verdeck unbeschreiblich groß. Als sie sich dem Eingange von Port Phillip näherten, erblickten sich auf einmal 12 ein- und auslaufende Schiffe. Man richtete jetzt auch die Pilotenflagge auf, und nun machte auch der Kapitän Toilette. Die Thierjacht wurde mit einer andern vertauscht, damit die ankommenden Piloten nicht in Verlegenheit kommen möchten, wenn sie unter der Mannschaft nach dem Chef des Schiffs suchten. Der Bootse ließ nicht lange auf sich warten und war besonders dadurch sehr willkommen, daß er europäische Zeitungen mitbrachte. Der Verfasser macht seine Leser auch hier wie bei den andern Landungsplätzen mit der äußern Lage und dann mit der innern Einrichtung, mit der Natur des Landes und der Menschen bekannt und geht zuletzt zu den Details über. Mit einem Omnibus ging es nach Melbourne, schon 1854 eine große Stadt, in welcher der größere Theil der Straßen macadamisirt war. Die Männer trugen große Kanonenstiefel wegen des gewaltigen Schmutzes in den ungepflasterten Straßen. Wenn es hier regnet, so sammelt sich in den niedrigen Plätzen plötzlich so viel Wasser an, daß man nicht anders als mit der genannten Westfeling durchwaten kann. Wenige Wochen vor der Ankunft der Reisenden waren sogar Kinder in den Straßen von Melbourne ertrunken. Man steht unter der Verdüsterung der Stadt alle Nationen vertreten, am meisten kommen aber Engländer, Iren, Deutsche vor. Alles ist hier noch im Werden begriffen, wie dies von dem Verfasser mit viel Witz zur Anschauung gebracht wird. Er nahm seine Wohnung im Kriterium-Hotel, wodurch die musterhafte Einrichtung bezeichnet werden sollte. Für täglich eine Guinee hatte man ein beschidenes Zimmerchen und noch beschidenere Beköstigung. Es war aber das Gasthaus zugleich eine Badeanstalt, welche besonders von unserm Reisenden mit Beifall benutzt wurde. In der ersten Nacht wurde der Verfasser durch einen entsetzlichen Lärm geweckt. Ein Digger (Mineur), der auch im Hotel wohnte, fühlte sich plötzlich unwohl und schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Er gab vor, daß seine bei ihm wohnende Geliebte ihn vergiftet habe, um sich seines Geldes bemächtigen zu können. Die ärztliche Untersuchung zeigte indessen, daß der Mann sich geirrt habe. Dies Abenteuer wirft aber ein Licht auf die sozialen Zustände in diesem Goldlande. Der Verfasser erzählt:

Zwei Tage vor meiner Ankunft war ein Handwerker um 6 Uhr abends in der Stadt beraubt worden. In Melbourne geschehen solche Dinge nur in entfernten Straßen und meist des Nachts, da die Polizei nicht ausreichend und zum Theil auch wenig verläßlich war; denn in ihr dienten selbst entlassene Sträf-

Art langen Trog benutzten und mit höherem Gewinn arbeiteten. Einen einzigen sah ich isolirt arbeiten als Goldgräber und Wäscher, der ein altes Küchensieb hatte, auf welchem er den Schutt wusch.

Die Arbeiten beginnen früh Morgens und dauern mit kurzen Unterbrechungen bis spät Abends. Man genießt dabei Thee und gebratenes Hammelfleisch zu Mittag. Statt Brot wird Dampfer gegessen, dieser ist ein in heißer Asche gargebackener, ungesäuerter Kuchen aus Mehl und Wasser. Daneben macht der Braantwein den Hauptgenuß der Digger aus. Sie leben in kleinen Zelten, bewachen ihren Goldschatz unter dem Kopfkissen ihres Lagers beim Schlafen und sind mit Revolver und dem Lanzmesser bewaffnet, um jeden Augenblick ihre Habe mit dem Leben vertheidigen zu können. Der Gesundheitszustand war bis auf einige Augenentzündungen vortrefflich. Die Stimmung unter diesen Leuten war eine gedrückte, an Fröhlichkeit war kaum ein Gedanke. Es war auch ein Geistlicher dort, der mit eindringlichen Worten Mäßigkeit predigte. Die Digger müssen einen Erlaubnißschein lösen, der 3 Pf. St. in Vorausbezahlung kostet. Von ihnen kaufen die Goldkäufer den Ertrag. Sie zahlen für die Unze Gold 3 Pf. St. 17 Schilling und bekommen dafür in England 4 Pf. St. 2 Pence. Uebrigens ist auch dafür gesorgt, daß die Digger ihr Gold in Sidney deponiren und nach England befördern lassen können, wofür sie nur eine mäßige Prämie zu zahlen haben.

Neben der Goldjägererei wird jetzt die Schafzucht in Australien mit dem besten Erfolge betrieben, und der Verfasser meinte, daß hier das Lammfell das wahre goldene Blies der Argonauten sei.

MacArthur, der Begründer dieses landwirthschaftlichen Zweigs, wurde im Anfang verhöhnt für seine Idee, Wolle aus einem Lande ausführen zu wollen, in welches man zur Zeit des Projects gesalzenes Fleisch für die Erhaltung der Einwohner einführen mußte. Nicht besser erging es ihm von seiten der Regierung, und der Gouverneur legte dem Projectmacher alle möglichen Hindernisse in den Weg. Der Mann hatte jedoch die Landesverhältnisse in der preiswürdigen Borausicht erfaßt. Die trockenen Berge und Hochebenen mit ihren spärlichen, aber nahrhaften Gräsern, die nicht nur auf den freien Ebenen, sondern auch überall in den Wäldern wachsen, sind die vortrefflichsten Schafweiden. Der milde Himmel erlaubt den Schafen, das ganze Jahr hindurch im Freien zu bleiben. Die trockene und beständig warme Luft begünstigt die Entwicklung eines reichlichen feinen Blieses, so daß die Wolllinge in wenigen Jahren dem edeln Stamme gleichen. Die Schafzucht war und ist noch immer, obwohl manchmal durch Räube und Klauenseuche bedroht, das vortheilhafteste Geschäft.

Es wird dann auch noch darauf hingewiesen, warum die Colonien Australiens nicht durch Ackerbau emporblühen können; es fehle dazu der Boden wegen Mangels großer Flußsysteme, dann sei der trockene heiße Wind viel vorherrschender als der segenbringende Regen; auch komme zu diesen Gründen, welche auch die landwirthschaftlichen Colonien am Gap treffen, noch der gewaltige Druck der hohen Arbeitslöhne hinzu, welcher der Entwicklung des Landbaues unübersteigliche Hindernisse in den Weg lege. Südastralien producire bis jetzt noch am meisten Getreide, aber doch lange noch nicht hinreichend, um die andern Colonien damit befriedigend versorgen zu können. Das

Goldland Californien habe sich allerdings in ein so ergiebiges Ackerland umgewandelt, daß das Getreide schon reichlich ausgeführt werden könne, aber es seien auch die Boden- und Wetterverhältnisse viel günstiger als in Australien. Die Eingeborenen sind schwer zu behandeln und noch schwerer an Arbeit und Ordnung zu gewöhnen; sie verlassen ihre Dienstgeber sehr häufig ohne weitere Veranlassung, als die Sehnsucht nach dem freien ungebundenen Leben in der Wildniß. Die Missionsgesellschaften schreien allerdings fortwährend, daß man die Civilisation nicht mit dem richtigen Eifer und Geist betreibe, indess lehrt doch auch die Erfahrung, daß es noch keinem Missionar gelungen ist, sich bleibend unter den Eingeborenen anzusiedeln. Die erste Berührung mit der eingewanderten weißen Bevölkerung hat in den wilden Stämmen ein solches Mißtrauen erweckt, daß schwerlich je wieder Hoffnung zu einem einmüthigen Zusammenleben aufkommen kann. Die Rasse der Ureinwohner ist übrigens auch klein und schwächlich, die Größe der Männer übersteigt höchst selten 5 Fuß. Der Gesichtswinkel ist größer als bei den meisten Negerstämmen, die Kauregion springt weniger vor und die Stirn tritt weniger zurück. Die Nase ist klein und platt, und die Lippen sind nicht vorherrschend dick. Das Haar ist schlicht ohne große Länge. Die Hautfarbe ist braun-bis schwärzlich mit einer Bräunung von gelb. Hände und Füße sind klein. Alles deutet auf eine unvollkommene Entwicklung durch die kümmerliche Ernährung. Den Männern fehlen meistens die Vorderzähne und es wird erzählt, daß diese in einem Aste religiöser Ceremonie ausgeschlagen oder ausgerissen werden, sobald sie mannbar geworden sind. Wie bei allen Wilden herrscht auch hier die Ausbildung der Sinne vor, aber es fehlt auch die Möglichkeit, den Verstand auszubilden, nicht; die in den Häusern der Ansiedler aufgezogenen Kinder lernen Lesen und Schreiben ohne große Schwierigkeit, und selbst die Aeltern, welche sich bleibend in den Ansiedelungen aufgehalten haben, sprechen englisch, es ist ihnen nur nicht möglich, den Buchstaben f auszusprechen. Ihre eigene Sprache ist wohlklingend, die Worte meistens kurz, der Plural wird durch eine Wiederholung des Singulars gegeben.

Von Australien geht die Reise über den Stillen Ocean nach Valparaiso. Der Verfasser sah sich bei dem ersten Anblick des Landes sehr enttäuscht. Statt des paradiesischen Thales, welches der spanische Name verheißt, sah man nichts als eine Reihe grauer, gelber Bänke, die sich hinter einem Halbkreis von Gebäuden steil erhob. Selbst mit dem Fernrohr gesehen änderte sich die Sache wenig. Der Anblick der Stadt vom Hafen ist weder großartig noch schön. Dagegen hat man von den Höhen hinter der Stadt eine prächtige Aussicht.

Der Blickpunkt ist jedoch landeinwärts. Die Cordillerenketten erheben sich in weiter Ferne hinter den nackten gelben Hügeln, der Acancagua, die beschneiten Kämme und Gipfel treten scharf aus dem wundervollen lichten Blau des Himmels hervor. Die Luft ist ungemein klar und durchsichtig und man hält es für ganz unwahrscheinlich, daß die Entfernung von hier bis zur Hauptfette 25—30 deutsche Meilen beträgt. Die Färbung

des Himmels und die Temperatur der Luft erinnert ganz an Italien oder Griechenland. Die Europäer, welche in Valparaiso leben, haben sehr wohl gesehen, sich auf diesen Gärten anzusiedeln. Die Häuser sind fast alle ebenerdig in landesüblicher Weise gebaut und außer dem Garten im Hofe mit kleinen Gärten umgeben. Neben unsern häufigsten Blumen finden sich viele Pflanzen vom Cap und aus Australien: Ericaceen, Epacrideen und die Norfolkische Fichte werden mit besonderer Vorliebe gepflegt und gedeihen auf einem Boden und unter einem Himmel, der ihrem vaterländischen so sehr gleicht, vorzüglich.

Der Verfasser macht seine Leser dann mit dem Leben in Valparaiso bekannt. Es zeichnen sich hier vorzugsweise die Deutschen aus, die ausgezeichnet gute Geschäfte machen; nach ihnen kommen die Engländer, während die Franzosen und Nordamerikaner weniger gut vorwärts kommen. Besonders rühmt er das Gedeihen der deutschen Handwerker. Uebrigens wird hier das Hazardspiel mit großer Leidenschaft betrieben, auch schenkt man den spanischen Tänzen viel Aufmerksamkeit. Der Verfasser besuchte eine solche Tanzvorstellung, war aber sehr wenig davon erbaut:

Wir traten in einen großen Saal, in dessen Hintergrund sich eine Bühne erhob und um dessen Wände eine breite Galerie herum lief; diese sowohl als das Parterre war mit Bänken und Stühlen nur nothdürftig versorgt; die weißen Gäste fanden, andere saßen an der Seite an kleinen Tischen, die mit Erfrischungen, hauptsächlich mit Brantwein, besonders Amette, Cognac und Pisco, und Dulce (eingemachten Früchten) reichlich versorgt waren. Die Leute gehörten fast alle den untern Volksklassen an. . . . Die Beleuchtung durch Talglichter, die schlechte Lüftung, der unangenehme Cigarrenqualm — denn beide Geschlechter rauchten —, der Geruch der spirituellen Getränke und die Ausbühnung erzeugte eine Atmosphäre zum Erstickn. Als wir eintraten, bliesen ein halbes Duzend Hornisten und Trompeter einen besorgniserregenden Marsch. Nach einer Pause begann ein Vorspiel auf einer großen Harfe und einer Trommel und Drehscheibe auf einem großen breiteren Kasten, ganz im Last orientalischer Lantamenschläger. Diese Besetzung hatte mich auf einen orientalischen Tanz vorbereitet und ich war erstaunt, als das Künstlerpaar auf der Bühne im europäischen Costüm erschien. Der Mann hatte eine Kappe auf und glich ganz dem Dandy der untern Volksklasse in Wien, den der fernige wiener Dialekt mit dem Namen Kappelhuben bezeichnet. Die Dame, eine überreife, etwas volle Schönheit, trug ein buntes, großblumiges Kleid. Der Tanz begann und hatte den Charakter aller spanischen Tänze, wobei die Tanzenden sich bald neidend näherten, dann plötzlich ausweichen oder einander fliehen, doch auf dieser Flucht gefährlich wie parthische Reiter; dazu kam das obligate Schwanken der Taschentücher und das Klappern mit den Castagnetten. Es muß alles sehr schön gewesen sein; ich verstehe das nicht, da ich überhaupt Tactgefühl nur für eine zweideutige Kunst halte; aber die Menge brach von Zeit zu Zeit in lauten Jubel aus, und einzelne schwärmende Jünglinge warfen Blumen auf die Bühne mit den Geberden verzückter europäischer Ballettarten.

Von Valparaiso ging die Reise nach Panama, woran ich dann ein sehr verzweigtes Befahren des Atlantischen Ozeans schließt. Zunächst wird dann wieder in Kingston auf Jamaica ein längerer Halt gemacht. Der Verfasser rühmt besonders das glückliche Fortkommen der Kaffeecultur auf dieser Insel, es sei die geologische Beschaffenheit des Bodens dem Kaffeebau sehr günstig, nur hielten es die Pflanze für überflüssig, das Land noch künstlich zu düngen, oder dafür Sorge zu tragen, daß der Regen nicht die Dammerde von dem abschüssigen Boden weg-

spüle. Von Kingston wird auf der einzigen Eisenbahn Jamaica eine Reise nach Spanish-Town gemacht, das der Sitz des Gouverneurs und der Versammlungsort des Parlaments ist, übrigens wenig commercielle Bedeutung hat. In historischer Hinsicht wird erwähnt, daß der Ort schon von Don Diego Colon, dem Sohne des großen Entdeckers von Amerika, im Jahre 1523 gegründet worden sei und damals den Namen San-Jago de Vega erhielt. Die Regierung der Insel ist eine constitutionelle und der Gouverneur als Stellvertreter der Königin wird von dieser ernannt und bezieht jährlich 5000 Pf. St., damit er die englische Krone würdig repräsentiren kann. Der Gouverneur hat ein Cabinet und einen Rath zur Seite. Das Parlament besteht aus einem Oberhaus von 17 Mitgliedern, die vom Gouverneur auf Lebenszeit ernannt werden, und aus einem Unterhaus von 47 Mitgliedern. Das Haus der Assembly, wie das letztere sich nennt, bestand aus 2 Negern, 14 Farbigen, 13 Juden und die übrigen waren Creolen und Engländer. Jeder ist dort Wähler und auch wählbar, sowie er Steuer bezahlt. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Schwarzen und Farbigen, daher ist es unmöglich, daß die Weißen irgendetwas allein durchsetzen können. Der Verfasser will der äthiopischen Rasse und ihren Mischlingen durchaus nicht zu nahe treten, er konnte sich aber dennoch nicht von der Ueberzeugung frei machen, daß ihre Bildungsstufe und Bildungsbefähigung in Jamaica noch nicht die Höhe erreicht habe, welche von den Repräsentanten eines gebildeten Volks erwartet werden müsse.

Der Verfasser reist von Kingston nach Paita, Ecuador, Neugranada, Nicaragua, verweilt in den Vereinigten Staaten, in Canada und auf Cuba, und theilt von allen Punkten die Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mit. Wir enthalten uns indes aus dieser Reise noch weitere speciellere Mittheilungen zu machen, da das bereits Gegebene sicher zu der Ueberzeugung geführt haben wird, daß das ganze Werk einen reichen Stoff der Belehrung in sich schließt. Dieses Reisewerk ist eine werthvolle echt deutsche Frucht, das recht viel gelesen und allen Gebildeten angelegentlich empfohlen zu werden verdient.

Heinrich Strindam.

Lorenzo de' Medici.

Leben des Lorenzo de' Medici genannt der Prachtige von William Roscoe. Nach der achten Auflage des englischen Originals deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Lorenzo's nach Vasari. Leipzig, Cord. 1861. Gr. 8. 20 Bgr.

Eine neue Uebersetzung des mit Recht hochgeschätzten und in England vielgelesenen Meisterwerks William Roscoe's („The life of Lorenzo de' Medici“, erste Auflage, Liverpool 1795) erscheint um so gerechtfertigter, als die bisherigen in vielfacher Hinsicht mangelhaft und außerdem mit all dem schwerfälligen Ballast des Originals behaftet sind, den der gelehrte Geschmaad oder Ungeschmaad des vorigen Jahrhunderts in einer historischen Schrift verlangte. Spielhagen liefert uns eine Bearbeitung, in der er, ohne Eigenes hinzuzuthun, nach seinem eigenen Ausbruch, den Kern aus der Hülle herausgeschält hat, und wir müssen

gehen, daß ihm dies immerhin bedenkliche Unternehmen im ganzen wohl gelungen ist. Wir sagen im ganzen, denn wenn wir auch nur wenige nicht durch den Zweck, das Buch für das große Publikum lesbar und interessant zu machen, hinlänglich gerechtfertigte Auslassungen finden, so hätte es dagegen dem Gefolge des Unternehmens ohne Zweifel zum Vortheil gereicht, wenn noch manche Abschnitte weggeblieben wären, die nur den Faden der Erzählung zerreißen und den Leser, der kein besonderes Interesse an den Bestrebungen der italienischen Gelehrten aus der ersten Renaisanceperiode oder an den kunsthistorischen Notizen und Erläuterungen nimmt, nur zerstreuen, wenn nicht gar langweilen. So z. B. die Auseinandersetzung der Verdienste Poggio's, Filelfo's, Leonardo Aretino's, Poliziano's u. a. um die Auffindung und Erhaltung der Manuscripte classischer Werke des Alterthums; so die unerquicklichen Streitigkeiten dieser Gelehrten; so endlich selbst die Entwicklungsgeschichte der florentinischen Kunst von Cimabue und Giotto bis Masaccio und Michelangelo. Eine Folge der Aufnahme solcher Digressionen von dem eigentlichen Thema ist eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung, ein bald rasches, bald langames Fortschreiten, endlich scharfe und unmotivirte Uebergänge (vgl. z. B. S. 82). Doch geben wir gern zu, daß es schwer sein mochte, hier das rechte Maß zu halten, ohne die Uebersetzung in eine freie Bearbeitung zu verwandeln. Weniger können wir es dem Uebersetzer zugute halten, daß er in Bezug auf Ausdrucksweise und die Orthographie zumal der italienischen Eigennamen nicht nur die Fehler des Originals wiederholt, sondern noch eigene hinzusetzt. Wie machen uns so oft über derartige Schnitzer in französischen und englischen Werken lustig, daß wir uns doppelt hüten müssen, selbst in ihre Fehler zu verfallen. Rinaldo de' Albizzi statt degli Albizzi, Prato statt Prato, bei oder in Mugello und in Casertina statt im Mugello und im Casentino (die Thäler des obern Arno und der Sieve), Politiano statt Poliziano; Versäulniss für Versäultheit (wir würden es für einen Druckfehler gehalten haben, lehnte es nicht öfter wieder); das englische Cornelia statt des deutschen Karneol für das italienische corniola; Kameleopard für Kamelopard oder Straffe u. s. w. sind wol ebenso gut sämmtlich Flüchtigkeitsfehler, wie wenn Roscoe die Stadt Otranto auf der Insel Sicilien sucht, deren Verwüstung der Dichter dem Uebersetzer jedoch wol hätte zumuthen dürfen. Dem Stil anlangend, so hat er die einfache und schmucklose, aber klare und bestimmte Ausdrucksweise des Originals möglichst treu wiedergegeben, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Es ist das ohne Zweifel ein wahres Verdienst; ob aber diese Darstellungsweise dem durch den blühenden oder pikanten Stil des 19. Jahrhunderts verwöhnten Publikum behagen wird, erscheint zum mindesten sehr zweifelhaft. Ueberhaupt möchten wir mehr wünschen, daß der Verleger einen glücklichen Griff gethan habe, indem er das Buch als einen Theil seiner „Hausbibliothek“ herausgab, als daß wir davon überzeugt wären. Allerdings erscheint die Veröffentlichung desselben auf den ersten Blick sehr zeitgemäß. Es behandelt eine Episode aus jener wichtigen und eigenthümlichen Periode der italienischen Geschichte, wo die zuerst in Italien wieder aufgehende Sonne der Kunst und Wissenschaft den beginnenden Kampf des freien Geistes gegen die drückenden Fesseln des Aberglaubens, des Despotismus und der Hierarchie beleuchtet, und wo zugleich von Florenz aus der letzte Versuch gemacht wird, der italienischen Nationalität vermittelt eines freien Staatenbundes eine selbständige Existenz zu erringen. Lorenzo de' Medici vor allem war der Träger dieses Gedankens. Damals wollten die Päpste, freilich auf ihre Weise, die Annectirung und Centralisation, welche jetzt die Nation gegen den Papst durchzusetzen bemüht ist. Föderativsystem und Einheitsstaat, Bündnisse mit Frankreich und Oesterreich (damals noch mehr Spanien) waren auch damals das Lösungswort; selbst Ungarn spielte schon in die italienischen Wirren hinein. Aber trotz des historischen Interesses, welches die Schilderung einer so bewegten, an großen Männern wie an großen Thaten reichen Periode bietet; trotz der rein menschlichen Theilnahme, welche die Dar-

stellung einer so eminenten Persönlichkeit, wie Lorenzo de' Medici es war, in uns erwecken mag; trotz der vielen Beziehungen zur Gegenwart endlich wird das Buch, fürchten wir, nur ein mäßig großes Publikum finden, und auch dies nicht durchweg befriedigen. Wer will, um die Gegenwart besser zu verstehen, jetzt vier Jahrhunderte zurückgreifen? Wer, außer dem Gelehrten von Fach, findet noch Zeit, die Geschichte eines kleinen italienischen Freistaats im 15. Jahrhundert zu studiren? Wie viele Leser interessieren sich für einen noch dem Mittelalter und einem fremden Lande angehörigen Charakter, wenn ihnen derselbe im schlichten Gewande einfacher, wahrheitsgetreuer Erzählung und nicht in den schillernden Farben des Romans vorgeführt wird?

Doch wir müßten uns irren, und wir wünschen es. Denn das Lebensbild, welches das Buch vor uns entrollt, ist ein so reiches, großartiges und eigenthümliches, zugleich für das Verständnis des italienischen Nationalcharakters und der späteren historischen Entwicklung des Volks so wichtiges, daß wir es allen denen, welchen es bei ihrer Lectüre um etwas mehr als flüchtige Unterhaltung oder bloßen Phantasieroz zu thun ist, nicht genug empfehlen können.

Wenn die Schriften der neuesten italienischen und zumal der florentinischen Historiker und Publicisten bekannt sind, dem muß das unbedingt verwerfende Urtheil, das die meisten unter ihnen über die Mediceer, ihren Charakter, ihre Thaten und ihren Einfluß fällen, aufgefallen sein; und zwar nicht nur über die Herrscher, die zwei Jahrhunderte lang (von 1434—1787) auf dem Thron von Toscana saßen und über deren Regierung im ganzen und großen allerdings nicht viel Böhliches zu berichten ist, sondern auch über die großen Bürger von Florenz, die Gründer der Macht und Blüte ihres Hauses, zumal Cosmus, den Vater patrias, und Lorenzo den Prächtigen. Gleichsam von einem antik republikanischen Standpunkt ausgehend, sehen sie in denselben nur die Tyrannen, die das Volk verderbt und für den Despotismus ihrer Nachkommen gezeitigt hätten. Die Bürgerfreundlichkeit, das Vermeiden jeder Schaustellung ihrer wirklichen Macht, ihr strenges Beharren innerlich der gesetzlichen Grenzen der republikanischen Verfassungsformen ist ihnen nur raffinierte Heuchelei, um das Volk zu betören und strenger zu ihrem Zwecke zu gelangen. Daß die Zeit der kleinen Städte-republiken vorüber war, daß die ganze politische Entwicklung der Staaten zur Monarchie drängte, daß das florentinische Volk reif dazu war, daß es ohne die Mediceer irgendetwas andern mächtigen, vielleicht auswärtigen Herrscher zur Reute geworden wäre, alles das bedenken sie nicht oder wollen sie doch nicht zugeben.

Ganz anders der Verfasser des vorliegenden Buchs. Er ist in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Die älteren Mediceer, Lorenzo vor allen, sind ihm aus Herz gewachsen, der letztere sein Fleckhundsold geworden, der ihm die Vereinerung der vollkommensten Eigenschaften repräsentirt. Sein Mafel darf an ihm haften: alles Nachtheilige, was die gleichzeitigen oder späteren Historiker von ihm berichten, selbst sein Ehrgeiz und seine leichtfertige Auffassung des geschlechtlichen Verhältnisses, wird scharfsinnig hinweginterpretirt oder wenigstens bis auf ein Minimum reducirt. Deshalb erscheinen ihm Valori, Guicciardini, Machiavelli, Pico von Mirandola u. s. w. weit glaubwürdiger als Roscoe, Macchiavelli, Maffei und Muratori; dennoch muß nöthigenfalls auch einer der letztern ein für Lorenzo günstiges Zeugniß gegen die ersten ablegen. Nichtsdeßoweniger wollen wir Roscoe keineswegs einer Fälschung der Thatfachen beschuldigen. Was er schrieb, war seine Uebersetzung und fast ausnahmslos direct aus den Quellen geschöpft; nur in der Auswahl der letztern zeigt sich eine gewisse Parteilichkeit. Er legt die glänzendsten Seiten seines Selbst in das hellste Licht und benutzt bald seine Freunde bald seine Feinde als Folie oder Schatten zu seinem Bilde, während höchstens eine halbversteckte Andeutung auf die ansehnlichen Schwächen des großen Mannes hinweist.

Die Lebensbeschreibung einer geschichtlichen Persönlichkeit

aus dem Mittelalter zu unternehmen, ist im allgemeinen eine schwierige und undankbare Aufgabe. Die spärlichen Nachrichten, häufig unzuverlässigen Quellen lassen den Biographen bei jeder Gelegenheit, zumal aber in Bezug auf das Privatleben seines Helden im Stich. Anders bei den großen Staatsmännern des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Republik am Arno hat in dieser Periode unverhältnismäßig viel bedeutende Erfindungen aufzuweisen, aber ihre Zahl erscheint noch größer, die Männer selbst sind bekannter und berühmter, weil bei ihnen, wie bei den alten Römern, nach Cassini's Ausdruck: „Provenere scriptorum magna ingenia“, durch welche ihre Thaten und Tugenden bis in die kleinsten Züge in Werken, die als klassische Gemeingut der Nation gelten, der Nachwelt aufbewahrt wurden. So konnte auch Medice aus dem Vollen schöpfen; es kam mehr darauf an zu sichten und auszuwählen, als wirklich zusammenzusetzen und zu combiniren. Ja, wir würden es für einen Vortheil ansehen, wäre der Verfasser, statt sich so häufig in gelehrte Excurse und Betrachtungen über Kunst und Wissenschaft einzulassen, mehr und zusammenhängender auf die Einzelheiten des äußern und innern Lebens seines Helden eingegangen. Das ganze Bild wäre damit voller und abgerundeter geworden, während ihm jetzt eine gewisse Steifheit und Trockenheit anliegt, die vielleicht manchen Leser zurückschrecken wird.

„Seine Familie“, sagt Voltare, „erlangte je ihre Macht auf eine so verdienstliche Weise wie die Medici.“ Man kann unser ganzes Buch gleichsam als einen Versuch betrachten, diese Behauptung durch Thatfachen zu beweisen. Ueber die ältern Glieder der Familie, von denen uns die Geschichte seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts berichtet, hinweggehend, berührt der Verfasser nur kurz das Leben und die Verdienste Salvstro's und Giovanni's de' Medici, die er mit Recht, wie schon Machiavelli dargelegt, als die wahren Gründer des großen Vermögens wie des Glanzes ihres Hauses überhaupt betrachtet. Länger verweilt er natürlich bei dem ältern Cosmus, dem Großvater seines Helden, der zwar, wenn auch nicht ohne Widerspruch und Wechsel, das Streben nach der Freiheit lenkte und die Florentiner bereits so an die Hegemonie seines Hauses gewöhnte, daß sein Sohn Piero gleichsam selbstverständlich in seine Waden und Kanten wie in seinen Einfluß eintrat. Doch schildert er uns in Cosmus mit Vorliebe weit mehr den Beschützer der Kunst und Wissenschaft als den großen Bürger, Staatsmann und Bankier. Die Einführung der platonischen Philosophie in Italien und ihre Beschäftigung gegen die überwältigende Autorität des bis dahin auf diesem Gebiete souveränen Aristoteles, die Verdienste seiner gelehrten Freunde, die ebenso wunderlichen als er hinterlassenen Helden der Gelehrten, die sich gegenseitig mit Rath bewarfen und einander die abscheulichsten Thaten wie die schändlichsten Laster vorwarfen, während sie sich selbst wohlgefällig berückelten: alles das wird mit außerordentlicher Ausführlichkeit abgehandelt, welche sich die vorliegende Uebersetzung allerdings größtentheils zu vermeiden bemüht hat. Angezogen wird die Schrift, als nach dem Tode des schwachen und fränkischen Piero der prächtige Lorenzo selbst, ehegleich noch in der ersten Blüthe der Jugend, doch mit ebenso großer Energie wie kluger Vorsicht und wohlberedneter Mäßigkeit die Erbschaft des Großvaters antritt und bald nach allen Seiten hin vergrößert. Der Verfasser gibt uns keine zusammenhängende Charakterisierung seines Helden, er begnügt sich meist damit, die Thatfachen reden zu lassen, und streift in der That nur wenig.

Das Leben des Medicers entfaltet uns nicht nur seltene Vermuthungen großartiger Eigenschaften, sondern es lehrt auch eine Bewunderung dessen, was hervorragendem Einfluß nicht nur auf die Geschicke seiner Vaterstadt, sondern auf die ganzen italienischen Nation, ja auf die ganze europäische Politik kennen, wie weder vorher noch nachher irgend ein anderer Privatmann je besessen. Begabt mit außerordentlichem Scharfsinn, mit ungewöhnlicher Leichtigkeit der Auffassung, mit einer aus Wunderbare grenzenden Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes, mit einer sowohl instinctiven als durch sorgfältige Beobachtung geschärften Menschenkenntniß,

in jedem Augenblick Herr über sich selbst und dadurch über die andern, nicht ohne Herz und Gemüth, doch mit dem Maß, daß die staatsmännische Klugheit nie durch seine Gefühle beeinträchtigt ward, in der großartigen Auffassung der politischen Weltlage seiner Zeit weit voraus, durchdrungen von der Nothwendigkeit des staatlichen Gleichgewichts, deshalb stets bereit, den Schwächern mit seinem und seines Staats ganzem Einfluß zu helfen, bei aller Vorsicht auch im Nothfall den kühnsten Griff nicht scheuend, freigebig ohne verschwenderisch, muthig ohne tollkühn zu sein, für Großes stets Großes einzusetzen bereit, stets zum Handeln entschlossen wo es galt, bei aller seiner unermüdlichen staatsmännischen Thätigkeit auch den Sinn für die höhern geistigen Interessen des Lebens nie verlassend, voll Verstandniß und Sinn für Kunst und Wissenschaft, den tiefsten Forschungen der Philosophie mit Leichtigkeit folgend und zugleich ein Kenner und Liebhaber vom feinsten Geschmac im Reiche des Schönen: erscheint uns Lorenzo de' Medici als der leuchtendste unter den Sternen, die damals am Himmel Italiens glänzten, ja als einer der größten Männer des Jahrhunderts. Seine Fehler und Schwächen gebieten größtentheils seinem Zeitalter, seine großen Eigenschaften und Tugenden ihm selbst. Er hat allerdings das vollende Maß des Schicksals, das der italienischen Freiheit und nationalen Unabhängigkeit Vernichtung drohte, nur vorübergehend aufzuhalten vermocht; der mühsam aufgerichtete, unvollendete Bau des italienischen Staatenbundes stürzte bei seinem Tode unrettbar zusammen. Aber ihm bleibt der Ruhm, das Rechte erkannt, das Große gewollt und begonnen zu haben, wenn auch sein gewaltiger Geist, selbst wenn ihm der Himmel ein längeres Leben beschieden hätte, nicht vermocht haben würde, der unüberwindlichen Macht der Verhältnisse gegenüber die vollständige Verwirklichung seiner Pläne durchzuführen. Mit der politischen Anschauungsweise seiner grundsätzlichen und sittenlosen Zeit, mit einem Volk, so unwissend, wankelmüthig und mit seinen eignen Interessen unbekannt, wie damals das italienische, mit Regierungen und Herrschern, die, von den eignerzigen dynastischen Interessen geleitet, zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke kein Mittel zu schlecht fanden, von Großmächten umgeben, die nur des Vorwandes harren, um von neuem verheerend und erobend über die Alpen hereinzubrechen, war die Herstellung sowohl eines dauernden Friedens wie eines festen italienischen Bundes ein unerreichbares Ideal. So können wir dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er in unbegrenzter Verehrung seines Helden den kühnen Ausdruck that: „Seinem frühen Tode allein müssen wir ohne Frage nicht nur den Untergang des florentinischen Staats, sondern auch all das Unglück, das Italien bald darauf überkam, zuschreiben.“ In seines Menschen Macht stand es, den Einbruch der Ereignisse zu verhindern, die in den Verhältnissen tief begründet, als vom Himmel unabwehrlich beschlossen angesehen werden dürfen. Ja, daß Florenz bald nachher dem Despotismus anheimfiel, war keineswegs ohne Schuld der Mediceer und Lorenzo's selbst, der seine Mitbürger entwöhnt hatte, für sich selbst zu denken und zu handeln.

Die Verschönerung der Pazzi, der bekanntlich Lorenzo kaum entkam und die seinem Bruder Giuliano, den uns Medice auch allzu sehr als Ritter ohne Furcht und Tadel zu schildern bemüht ist, das Leben kostete, hat uns der Verfasser ausführlich und anschaulich geschildert. Neue Momente und Aufschlüsse über diese Tragödie bringt er nicht; doch bemüht er sich mit Erfolg die Mitschuld, wenn nicht die intellectuelle Urheberchaft Sixtus' IV. (an der freilich auch nur papstlich gekrante Historiker Zweifel ausgesprochen haben) durch Thatfachen zu erhärten. Das Vernehmen dieses Papstes, der Lorenzo und die Florentiner mit Bann und Interdict belegte, weil sie es gewagt hatten, Mörder und Verschwörer trotz des geistlichen Gewandes zu bestrafen, seine Heuchelei, sein Mißbrauch der geistlichen und weltlichen Macht, seine schamlose Simonie finden treffliche Pendant in dem barbarischen Wüthen des rohen Paul II. gegen die Wissenschaft und ihre Jünger, oder in der bodenlosen Lasterhaftigkeit Alexander's VI. Daß alle drei ihre weltliche Macht wie ihren

geistlichen Einfluß auszuüben, ja Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um ihren Nepoten Länder und Reichthümer zu verschaffen, war freilich in jenen Zeiten nichts Besonderes. Aber wer mit unparteiischem Sinne die Rolle betrachtet, welche die weltliche Macht des Papstthums damals wie überall in der Geschichte gespielt, wie selten sie zum Wohle der eigenen Unterthanen wie der ganzen italienischen Nation angewendet worden, wie unendlich oft sie ein Werkzeug bösen und verwerflichen Thuns gewesen ist, der kann nicht zweifelhaft sein, wie er auch heutzutage über die brennende Frage der Erhaltung des sogenannten Patrimonium Petri zu denken hat. Auch gegen die Pläne Cavour's wie Ludwig Napoleon's liefert das Buch die stärksten Argumente; der Föderalismus der Regierungen hat sich in Italien fast noch unpraktischer und unmöglicher erwiesen als in Deutschland.

Noch in der Blüte des Mannesalters, im vierundvierzigsten Lebensjahre starb Lorenzo il Magnifico am 8. April 1492 nach langer und schmerzhafter Krankheit auf seinem Landgut zu Careggi bei Florenz. Nicht nur seine Mitbürger, ganz Italien, ja ganz Europa empfand den unerfesslichen Verlust. Von allen Seiten erhielt sein Sohn Piero Beileidsbezeugungen von Monarchen, Republiken und Privatleuten, wie einst sein Vater (ein einzig dastehendes Factum) Gesandte von allen großen Staaten Europas, die an ihn persönlich viel mehr als an seine Vaterstadt geschickt waren, empfangen hatte.

Wir können uns nicht verlagen, hier das Urtheil eines neuern florentinischen Historikers über Lorenzo anzuführen, von dem man, wenn sein Handbuch übrigens mehr den Namen einer Chronik als einer Geschichte verdient, wenigstens rühmen kann, daß er nach sorgfältiger Quellenforschung und sine ira et studio geschrieben hat: „Die gleichzeitigen Historiker machen Lorenzo einen ungemessenen Ehrgeiz und neben andern Fehlern vor allem den schwersten zum Vorwurf, den öffentlichen Schatz beraubt zu haben, um die an seinem Privatvermögen erlittenen Verluste auszugleichen, wenn nicht etwa der Groll seiner Feinde diese Anschuldigungen außerordentlich übertrieben hat. Nichtsdesthin wird sein Name stets geehrt werden, weil er in den schwierigsten Zeiten den Staat mit seltener Klugheit zu regieren verstand; weil er mit weisen Rathschlägen die Geschichte ganz Italiens lenkte; weil er Florenz mit ungeheuerem Aufwande vergrößerte und verschönerte; weil er die schöne Literatur wie die Wissenschaften pflegte und schützte, die platonische Akademie richtete, die Universität Pisa gründete; weil er große Schätze verwendete, um alte Handschriften zu erwerben und seine Bibliothek damit zu schmücken.“ (Roisir, „Storia della Toscana“, S. 168.) Wir möchten hinzufügen: weil er in einer Zeit, wo der nachtest Egoismus auf dem Throne zu sitzen pflegte, ein Herz hatte für sein Vaterland, für seine Nation und für alle edeln und großen Interessen der Menschheit.

Piero glich seinem Vater noch weniger als sein älterer Namensvetter dem großen Cosmus. Mit ihm beginnt jene Kette unglücklicher Ereignisse, die nach 40 Jahren mit dem politischen Tode der italienischen Nation, wie viele bis vor kurzem glaubten, auf ewige Zeiten endigte. Mit dem Jahre 1531 bestieg ein illegitimer Abkömmling der großen Mediceer als erster Herzog den neuen Thron von Florenz unter der Regide des Papstes und des Kaisers und dem Murren seiner neuen Unterthanen. Oesterreicher, Franzosen und Spanier herrschten auf der Halbinsel; was ihnen nicht unmittelbar unterworfen war, stand unter dem launischen Regiment kleiner weltlicher Despoten oder dem schlimmern der Päpste. Nur die aristokratische Lagunenrepublik bewahrte noch dreißig Jahre lang eine gerühmte unabhängige Existenz. Die 40 Jahre des Uebergangs schildert uns Roscoe auf den letzten 30 Seiten unsers Buchs in kurzen Umrissen. Klar und im ganzen treu ist seine Erzählung doch nicht immer frei von Einseitigkeiten und falschen Urtheilen. Wer z. B. Filippo Strozzi aus seinen Thaten und den gleichzeitigen Historikern kennen gelernt hat, wird ihn schwerlich wegen seines Selbstmordes im Gefängniß mit Cato von Utica verglichen, sowenig wie seinen Gegner, den abscheulichen Herzog Alexander, mit dem großen Cäsar.

Wäre Roscoe unser Zeitgenosse gewesen, er würde vielleicht manches anders geschrieben haben. Er glaubte gleichsam der zu den Töbten gezählten italienischen Nation ein rühmliches Denkmal durch die Geschichte ihrer letzten Blütezeit zu setzen. Wir haben inzwischen gelernt, daß die großen Culturvölker der Neuzeit, deren Nationalität in Sprache und Literatur, in gemeinsamen Schicksalen und Erinnerungen wie in gemeinsamen Interessen gefestigt ruht, nicht sterben, sondern früher oder später, nach dem Schlusse der Vorsehung, mit neuem Glanze aus ihrem Todeschlasse auferstehen; wir sind im Begriffe zu lernen, daß es auch im Völkerverleben sich ereignen kann, daß der Stein, den die Völkerente verworfen haben, zum Gestein werde. 74.

Henri Murger und das literarische Eigenthum.

1. Scènes de la Bohème. Par Henri Murger. Paris 1860.
2. Histoire de Murger, pour servir à l'histoire de la vraie Bohème. Paris 1862.
3. Friends of Bohemia. By E. M. Whitty. London 1857.
4. The literature of Bohemia. (Artikel der „Westminster review“, Januar 1863.)

Die „Westminster review“ beschäftigte sich jüngst in einem vielfach interessanten Artikel „The literature of Bohemia“, welchem die Schriften Nr. 1—3 und noch einige andere, die uns hier weniger angehen, zu Grunde gelegt waren, mit der auf seiner Landkarte zu findenden „Bohème“, d. h. dem literarischen Eigenthum. Die Sorte von Schriftstellern, Künstlern und Musikern, welche man jetzt die Bohème nennt, bestand in Paris schon früher, aber ihren Namen verdankt sie erst ihrem Sittenschilderer und Hauptvertreter, Henri Murger, dem Autor der „Scènes de la Bohème“. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Westminster review“ bemerkt mit Recht, daß diese „Bohème“ so gut wie andere literarische Sekten, unter denen er auch die „Sturm- und Drangschule“ der deutschen Literatur mit anföhrt, Anspruch darauf habe, in der Geschichte der Literatur ihre Stelle zu finden, und um so mehr, da es der pariser „Bohème“ auch in andern Ländern nicht an Nachahmern gefehlt habe. Auch London habe seine literarische Eigenschaft gehabt, die bei allen lokalen Abweichungen doch ihren Ursprung deutlich verrathe; schwerfällige Preußen (warum gerade Preußen?) hätten sich ängstlich bemüht, sich die lebhafteste Manier, die feste Grazie, den flotten rücksichtslosen Witz der Eigennur vom linken Ufer der Seine zu eigen zu machen, und aus dem Gefallen zu schließen, welchen eine gewisse Sorte Schriftstellerei in Gestalt pariser Correspondenzen bei den Lesern in Brüssel erregte, so stehe der Jargon der pariser Bohème unter den Unterthanen des Kaiser Leopold noch immer als die genießbarste Sprache im Ansehen.

Gegen die Behauptung, daß die literarische Eigenschaft in nichtfranzösischen Ländern eine bloße Nachahmung der pariser gewesen, müssen wir übrigens einige Bedenken aussprechen. Gleiche Ursachen wie die, welche die Bohème in Paris erzeugten, waren fast überall, wenigstens in den Hauptculturländern Europas vorhanden. Die allgemeine Moral war eben überall erschüttert, die Sucht, leicht zu verdienen, rasch zu genießen und schnell zu einer Art öffentlichen Renommées zu kommen, überall verbreitet. Die Uebergänge erst von der steifen Classicität zum lazen Romanticismus und von diesem zum grauen Realismus bewirkten, wie jeder Uebergang, eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit in den betreffenden Kreisen, ein Herumtappen und Herumtaufen nach den verschiedenartigsten Formen und Gegenständen, die am besten geeignet seien, den frivolen und neuereuergischen Geschmack eines ebenfalls ziemlich eigennurhaft denkenden und lebenden Publicums zu befriedigen. Hierzu kam der ins Maßlose wachsende Geschmack an den Genüssen des Theaters, der Concerte, des Virtuositenthums und anderen öffentlichen Schaukellungen, die zunehmende Unempfindlichkeit für

Kunstschöpfungen höherer Art und größern Umfangs, die Vorliebe für leichte Skizzen, für pikante Novellen, für wogeladenen Tageskaffee, für indelicete Enthaltungen, für übertriebene Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die wahr schienen und doch nicht waren, für die Romanistik der Morgue und der Griminalassisen. Wir stellen den Einfluß, den Frankreich auf diese Richtung gehabt hat, durchaus nicht in Abrede; er war vielmehr sicherlich ein ungemein großer; wir behaupten nur, daß, da einmal diese Richtung vorhanden und vorherrschend war, es sich im Grunde von selbst verstand, daß auch außerhalb Frankreichs eine Sorte von Schriftstellern aufstauete, welche diese Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen suchte und die belletristische Journalistik und das Feuilleton in politischen Zeitungen zur Herrschaft brachte, was natürlich nicht ohne die Mitwirkung von Verlegern geschehen konnte, die in gleicher Richtung spekulierten. Infolge der prekären Journal- und Feuilletoneristenz, des täglichen Besuchs von Theatern und Concerten, des zersplitterten Verkehrs mit flott lebenden, der Reclame bedürftigen Künstlern aller Art gestaltete sich dann auch das Leben dieser Tageschriftsteller von selbst etwas zigenner- und vagabundenhaft. Wir leugnen nicht, daß einzelne Autoren dieser Gattung jene Richtung in schärfster Weise ausgedeutet und ihr durch alle Mittel ihres frivolen Talents Vorschub geleistet haben, aber im allgemeinen waren sie noch mehr Geschöpfe als Schöpfer dieses Zustandes, mehr Handlanger als selbständige angesehene Meister. Warum scheint man sich so sehr, das Uebel an der Wurzel zu erkennen und anzugreifen? Warum hängt man ein paar kleine Diebe, die den allgemeinen Schwindel mitmachten, und läßt den großen Dieb, das mittelschulbige Publikum, laufen?

Der Reviewer, der nicht nur Männer wie Balzac, de Musset und Murger, sondern im gewissen Sinne auch Dranger zur Bohème rechnet, sagt von dieser Sippe: „Ein solcher Zigenner ist einfach ein Künstler oder Littérateur, der bewußt oder unbewußt von allem Conventionalen in Leben und Kunst abweicht. Im wesentlichen ist oder war die Bohème ein Protest gegen die Unterordnung menschlichen Lebens unter den Geldschwindel und menschlicher Intelligenz unter den Gesellschaftszwang. Jung zu sein, sich das Leben angenehm zu machen, sich um irdische Güter nicht zu kümmern, die philisterhafte Respectabilität zu verspotten und sich gegen die starre Regel aufzulehnen, dies sind die Eigenschaften, die man ausschließlich als wesentliche Kennzeichen eines literarischen Zigenners betrachten kann“, und, fügen wir hinzu, auch unserer Studenten, die mit dieser literarischen Zigennerbande mehr Verwandtes haben als sie glauben und „conventionalität und dulness“ gleichfalls als die Feinde betrachten, gegen die man, solange man eben Student oder literarischer oder artistischer Zigenner ist, anzukämpfen hat. Das literarische Zigennerthum kann in der That in den meisten Fällen nur als eine Fortsetzung des lustigen Paris oder deutschen Studententreibens angesehen werden, und darum findet man es auch weniger in allen denjenigen Ländern, wo dieses Studentenwesen minder nach dieser Richtung hin ausgebildet ist.

Der Reviewer bemerkt weiter: „Die Aera der anerkannten eigentlichen Zigennerschaft ist vorbei; sie begann mit Balzac und endete mit Murger. Ihre Herrschaft war sehr kurz, und ihr Königreich in enge Grenzen eingeschränkt; Paris war ihre Wiege, ihre Heimat und ihr Grab. Sie herrschte über das Territorium, welches von dem Luxembourg, der Sorbonne, dem Odéon und dem Boulevard Montparnasse eingeschlossen wird. Aber mit welchen Namen man sie auch belegt haben mag, jedes Zeitalter der Literaturblüte hat seine Zigenner gehabt.“ Murger selbst sagt, die Bohème sei „nicht eine Straße, sondern ein *coul de sac*“, nicht „eine Institution, sondern eine Krankheit, an der er selbst starb“, sie sei „jenes Stadium des Künstlerlebens, das als Einleitung entweder zur Akademie, oder zum Hotel Dieu oder zur Morgue diene“. Gérard de Nerval, nun auch schon trotz seiner Uebersetzung des Goethe'schen „Faust“ ziem-

lich vergessen und selbst von unserm Reviewer nicht genannt, gelangte auf diesem für die Talente neuerer Zeit verhängnisvollen Wege zum Selbstmord; aber zahlreicher als in irgendeinem andern Lande sind diejenigen Talente, welche in Deutschland diesem artistischen und literarischen Zigennerthum zum Opfer gefallen sind. Und so verführerisch sind die Gefahren dieser Richtung, daß es sogar weder in Frankreich noch in Deutschland an Zigennerinnen fehlt, zu denen wir selbst im gewissen Sinne die Duberant rechnen möchten. Ja, weibliche Autoren entgehen der Gefahr, zigennerhaft zu erscheinen, noch viel schwerer als männliche, und bei wenigen Dichtern mag sich diese Zigennerphysiognomie so deutlich ausgeprägt haben, als bei der romantischen Verfasserin der „Curpanthe“ seligen Andenkens.

Auch England hat seine frivolen Zeiten gehabt, und damals hatte es gleichfalls seine literarischen Proletarier und Zigenner, von denen manche ein tragisches Ende nahmen oder verkümmerten. Jetzt ist England, wenigstens auf der Oberfläche, sehr solid und bürgerlich anständig, freilich auch etwas von dem, was der Brit „dull“ nennt. Damit sind auch die literarischen Zigenner in England äußerst selten geworden; die literarische Arbeit ist organisiert und ein solides Geschäft, das seinen geregelten Gang geht und seinen Mann nährt. Die Romanproduction z. B. ist jetzt in England ein Geschäft, das sich erlernen läßt und nach einem und demselben Schema betrieben wird; wer Romane nach diesem Schema schreibt, kann für sie auf einen mehr oder weniger beträchtlichen sicheren Absatz rechnen; wer auf den soliden aber gewöhnlichen Geschmack des Publikums mit besonderm Geschick speculiert, kann sogar Kapitalist werden. Wer sich aber außerhalb dieser Geraden und etwas freieren Linien in zigennerhaften Curven bewegt, bringt es zu nichts; doch gehören Existenzen dieser Art jetzt in England zu den seltensten Ausnahmen. Unser Reviewer rechnet zu ihnen den Verfasser von „The seven sons of Mammou“, G. H. Sala, und den Verfasser der „Friends of Bohemia“, G. M. Whitty. Der letztere scheint in der That ein echter confrère der literarischen Zigenner an der Seine gewesen zu sein; nachdem er sich durch satirische Journalaufsätze von nicht gewöhnlicher Schärfe und Originalität, durch Skizzen über die Mitglieder des Unterhauses und durch seine erwähnte, 1857 erschienene Schrift bekannt gemacht und Hoffnungen angeregt, ging er, in allen seinen Erwartungen getäuscht und an Leib und Seele gebrochen, nach Australien, um hier zu sterben. Als Erzählung genommen, nennt unser Reviewer Eduard Whitty's Roman einen „total failure“, aber er rühmt den zugleich eindringlichen und einfachen satirischen Stil, die originellen Beobachtungen, die kräftige und markierte Intelligenz, die sich auf jeder Seite offenbare.

Unser Reviewer denkt überhaupt von diesen Ausartungen billig; er geht mit vollständigem Ernste an seine Aufgabe, aber er weiß, was man so oft in Deutschland nicht zu wissen scheint, daß aller verdammungswürdige Rigorismus und Pedantismus, daß alle allzu einseitigen summarisch abschprechenden Urtheile etwas von der Natur des Frivolen, gewiß aber nichts Obles und Humanes haben; er gibt freilich zu, daß jene Ausschreitungen krankhafte Erscheinungen sind, aber er erblickt in ihnen interessante und gewissermaßen auch nützliche Unterbrechungen des hergebrachten Ganges der Literatur, werde sie nun nach classischem oder romantischem Stilmuster angeban. Von Murger's „Scènes de la Bohème“ sagt er: „Kein jezt lebender Franzose könnte ein Buch wie dieses schreiben, oder eins, das ihm ähnlich wäre. Derjenige muß in der That ein langweilliger, kalter und pedantischer Patron sein, der es durchlesen könnte, ohne anzuerkennen, daß trotz aller Mängel und Unconvenienzen in moralischer und ästhetischer Hinsicht selbst auf dem wildesten dieser wilden Blätter die vereinte Macht des Genies und des menschlichen Gefühls sich offenbart und ihre eindringliche Wirkung übt.“ Und was sei in dem imperialistischen Frankreich an die Stelle dieser Zigennerliteratur getreten, die doch selbst in ihren Ausschreitungen etwas von Generosität, Gutherzigkeit,

Muth, Uneigenmächtigkeit und Unabhängigkeit gehabt habe? Eine feile frivole Literatur, die aus Schamlosigkeit ihr Werk betreibt!")

Wir gedenken hierbei einer pariser Mittheilung im „Athenaeum“ aus der Feder eines Briten, der im Laufe weniger Minuten folgende Titel von Büchern, welche in den vornehmsten Buchhandlungen im vornehmsten Stadtviertel von Paris ausgekauft waren, in sein Notizbuch einzeichnete: „Le péché d'un mari“; „Les cours galantes“; „Un point carieux des mœurs privées de la Grèce“; „Ce que vierge ne doit lire“; „Le démon d'alcove“; „La réputation d'une femme“; „La trêve de Dieu“; „Une femme libre“ u. s. w. Bei vielen dieser Schriften war der obscene Inhalt außerdem durch eine abscheuliche Titelb vignette angezeigt. A. M.

Zur Erzählungsliteratur.

Herz und Welt. Roman in drei Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Breslau, C. Trevesdt. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frisk und flott, stellenweise freilich auch etwas flach und flau, das sind die Prädicate, durch die sich dieser Roman nach Inhalt und Form am kürzesten und zutreffendsten charakterisiren läßt. Leser, welche von einem Roman nicht mehr als eine leichte, erheitende und zeitvertreibende Lectüre verlangen und die Fertigkeit besitzen, solche Partien, in welchen dem Autor besagtes, was sogar dem alten Homer zuweilen widerfahren ist, mit halb zugedrückten Augen zu überfliegen, werden sich von ihm ganz gut unterhalten und befriedigt fühlen. Nach einer etwas breiten, sich allzu gemüthlich in wohlfeilen Gemeinplätzen ergehenden, jedenfalls überflüssigen Einleitung führt uns der Autor zuerst nach Bonn in die Kreise des dortigen Studentenlebens ein und macht uns in Hilben und Gorbach mit zwei nicht außerordentlichen, vielmehr überall in typischer Ausprägung wiederkehrenden, aber gerade dadurch allgemein interessanten und obenein liebenswürdigen Exemplaren der deutschen Studentenschaft, wie sie zu Anfang der zwanziger Jahre in Bonn beschaffen war, bekannt. Wahrscheinlich hat hier der Verfasser aus eigenen Erinnerungen geschöpft, denn die Schilderung und Ausmalung dieser Partien ist ganz besonders frisch und lebendig ausgefallen. Von durchschlagender komischer Wirkung ist namentlich das dritte und vierte Kapitel, in welchen erzählt wird, wie Hilben durch den Genuß seines Freundes Gorbach dazu kommt, in Wilberg einen ihm wilfbremden Landwehrleutnant zum Schlafgenossen zu erhalten und denselben morgens zu seiner höchsten Ueberraschung bei sich im Bette zu finden. Einen recht freundlichen Eindruck macht auch die Schilderung der Art und Weise, wie die beiden Freunde mit dem Major Walstein bekannt werden und von Victorine und Ellinor, der Tochter und Pflegetochter desselben, die ersten Impulse zu ihren künftigen Herzenbewegungen empfangen; nur hat hier der Verfasser die Auslassungen kindischer und jungfräulicher Empfindungen ein wenig willkürlich durcheinander gemischt.

Wunder angenehm wirkend sind die Partien, in denen uns die Schicksale Ellinor's im Hause ihres lästernen Vormundes geschildert werden. Sie und die ihnen zunächst folgenden Ab-

schnitte schmecken mehr nach dem Recept hergebrachter Romanerfindung als nach unmittelbarer Lebensbeobachtung; inzwischen muß anerkannt werden, daß sie der Autor zur Erzielung einer wirklich spannenden Verwicklung zu benutzen verstanden hat.

Die beiden folgenden Bände spielen einige Jahre später und bewegen sich größtentheils im Kreise von Beamten einer rheinischen Provinzialregierungsbehörde. Hier befindet sich der Autor wieder auf einem ihm wohlbesannten Gebiete. Die Beschreibung des Geschäftslebens, die Schilderung der geselligen Verhältnisse und die Zeichnung der in diese Sphäre fallenden Persönlichkeiten, namentlich des Präsidenten und seiner Gemahlin, des Medicinalraths, des Oberregierungsraths Salbader, des Regierungsraths Säuerlich u. s. w. ist reich an lebenswahren und ergötzlichen Zügen, und im allgemeinen ist auch die Fortführung der Geschichte in eine passende Beziehung dazu gebracht. Insbesondere gilt dies in Betreff Hilben's, der hier als jugendlicher Regierungsrath in die Lage kommt, gegen ein junges, schönes Stiftdröcklein, in der er die von ihm geliebte Victorine wiederfindet, eine Untersuchung wegen heimlichen Verkehrs mit einem Officier führen zu müssen, und hierbei verschiedene interessante Conflictte des Herzens mit Eifersucht und Dienstpflicht durchzumachen hat. Nicht in demselben Maße ist dem Autor die Durchführung Gorbach's und Ellinor's gelungen. Die weitere Entwicklung ihres Verhältnisses enthält zwar mehrere effectvolle Katastrophen, aber sie selbst haben mehr oder weniger von ihrem jugendfrischen Wesen eingebüßt. Hauptsächlich haben wir dies bei Ellinor empfunden. Daß sie gar nicht über ihre Selbstqualereien wegen ihrer Vergangenheit hinauszukommen vermag, macht sie dem Leser eine Zeit lang zu einer mehr langweiligen als theilnahmmerwerbenden Figur. Hätte der Autor die auf dieses Verhältniß bezüglichen Partien kürzer behandelt und namentlich den allzu breit ausgespannenen Nachtrag früherer Erlebnisse zu vermeiden gewußt, dann hätte er eines noch weit günstigeren Eindrucks seiner Erzählung gewiß sein dürfen. In den originellsten Figuren derselben gehört Wilberg; doch hätte er wol noch besser ausgenutzt werden können. Dem Schwabacher Hohenbach würde eine noch bessere Züchtigung nicht geschadet haben. 11.

Notizen.

Uebersetzungen Jean Paul'scher Schriften.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die politischen und troph aller Dichter- und Denkerfeiern die realistischen Tendenzen und Wrasen in Deutschland die fast allein herrschenden Mächte sind, ist für einige unserer hervorragendsten Geister, welche vorzugsweise die innere Welt des Menschen anbauen und dem Cultus des Keim-menschlichen, Schönen und Idealen huldigten, fast nur noch vom Auslande gebührende Gerechtigkeit zu erwarten. Zu ihnen gehören unter andern Goethe und Jean Paul, die beide, wie es beinahe scheint, in Deutschland nicht mehr öffentlich, sondern nur noch in geheimen Conventikeln oder als Gegenstände stiller Hausandacht verehrt werden dürfen. Inzwischen wendet sich gerade diesen gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Auslandes im erhöhten Grade zu. In Paris erschien soeben in zwei Bänden eine französische Bearbeitung von Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik“ unter dem Titel „Poétique ou introduction à l'esthétique par Jean Paul Fr. Richter. Traduite de l'allemand. Procédée d'un essai sur Jean Paul et sa poétique, suivie de notes et de commentaires. Par Alexander Buchner et Léon Dumont“; und in London, ebenfalls in zwei Bänden, eine Uebersetzung des „Titan“ unter dem Titel: „Titan: a romance. From the German of Jean Paul Friedrich Richter. Translated by Charles T. Brooks.“ In Frankreich kannte man Jean Paul bisher fast nur aus einigen Seiten in dem berühmten Buche der Frau von Staël über Deutschland, aus einigen Arbeiten Philarete Chasles', darunter eine skeletirte Uebersetzung des „Titan“, aus einigen flüchtigen und confusen Bemerkungen der Verfasserin des „Tableau de la littérature allemande“, Amable Tastu

*) Auch William Raymond in seiner ein andermal näher ins Auge zu fassenden, die Pausalität der literarischen Production unter dem Kaiserreich aufs schärfste beleuchtenden Schrift „Etudes sur la littérature du second Empire français“ u. s. w. urtheilt in ähnlichem Sinne: Murger's Studenten- und Grisetenvölken sei noch mit einem „sentiment naïf et frais“ begabt, seine Geliebten, Mimi, Rufette und Phémie seien ganz beschriebene Grisseten gewesen, noch des Opfers, der Treue, der wahren Liebe fähig; die Geliebten des Demi-monde-Drama seien ganz anderer Art; der jüngere Dumas, in diesen Schichten weiter grabend, habe eine zwar ergiebige, aber auch weniger reine Mine entbedt; bei Murger habe man noch einige Goldadern gefunden, bei dem jüngeren Dumas finde man nur Kupfer.

(welche Jean Paul unter andern durch seine „Levana“ die „instruction populaire“ befördern läßt!), und aus einigen sehr wichtigen Aufsätzen über ihn in den Jahrgängen 1842 und 1844 der „Revue des deux mondes“ von Henri Blaze, der sogar so weit geht, Jean Paul „plus Allemand“ als selbst Goethe und Schiller zu nennen, merkwürdig genug aber gerade der „Versäule der Aesthetik“ mit seinem Worte gedenkt. Diese den Franzosen unglaublich zu machen, hat nun ein deutscher Gelehrter, Alexander Büchner, in Gemeinschaft mit einem französischen jungen Gelehrten, P. Dumont, unternommen, welcher letztere in seinem auch in d. Bl. bereits erwähnten Buche „Des causes du rire“ eine für einen Ausländer wirklich erschauende Kenntnis der deutschen philosophischen und ästhetischen Schriften an den Tag gelegt hat. Auf einige Punkte der interessanten Einleitung, welche über die Lebensumstände Jean Paul's, über seinen und seiner Zeit literarischen Charakter und über den Unterschied von classisch und romantisch handelt und in der auch darauf hingewiesen wird, daß Jean Paul's Säkularart nahe kam, gedenken wir bei Gelegenheit der zu erwartenden Deutschbegründung aus Jean Paul's Leben von G. Förster zurückzukommen. Auf Anlaß der erwähnten englischen Uebersetzung des „Titan“ hebt der „Reader“ in Nr. 3 hervor, daß Goethe und Jean Paul gewißlich als die „two Dioscuri on the firmament of German literature“ angesehen würden. Zwar werde er in Deutschland nicht so viel gelesen als Goethe, aber doch habe seine „Philosophie“ zahlreiche Bewunderer, und allgemein werde er anerkannt als ein „literarischer Stern erster Größe, den meisten seiner Zeitgenossen im Elisabethischen Zeitalter der deutschen Literatur überlegen, keinem untergeordnet“. Während man aber nicht würde werde, jedes Papierknüttel von Goethe immer wieder zu überlegen, während namentlich vom „Faust“ mehrere Dutzende von Uebersetzungen beständen, sei Jean Paul bisher in England unübersetzt und daher fast unbekannt geblieben. Es ist jedoch hiergegen zu bemerken, daß wenigstens in Nordamerika mehrere Jean Paul'sche Schriften schon früher übersetzt wurden, z. B.: „Reminiscences of the best hours of life for the hour of death“, „Walt and Vult? or, the twins“, von dem Verfasser des „Life of Jean Paul“, und „Flower, fruit, and thorn-pieces“ von Henry Noel (Boston 1845). Der jetzige Uebersetzer des „Titan“, Charles L. Brooks, ist unsern Lesern ebenfalls ein Nordamerikaner und hat sich bereits durch seine in Boston erschienene Anthologie „German lyrics“ als Uebersetzer aus dem Deutschen einen ehrenvollen Namen gemacht. Seine Bearbeitung des „Titan“ wird vom „Reader“ eine „in jeder Hinsicht bewundernswerthe“ genannt; das Unternehmen sei, wie man sich leicht denken könne, „a most formidable one“ gewesen, aber Brooks habe sich sehr geringer Antheilskraft entledigt.

H. M.

Der Kirchenliederdichter Johann Heinrich Schröder.

Wie viele Ungenauigkeiten hinsichtlich der Jahreszahlen u. s. w. in unsern Literaturgeschichtsbüchern mit unterlaufen, das merkt man weniger, wenn man bloß auf die berühmten Namen blickt, unendlich mehr aber, wenn man sich einmal mit den unbekannten Namen zu schaffen macht. Wir wählen absichtlich der Kleinsten einen, um dafür einen Beleg zu geben. Wir wählen also Johann Heinrich Schröder (gewöhnlich auch Schröder). Der Mann ist berühmter als es scheint, obgleich er nur zu den kleinsten Literaturgrößen zählt; er ist der Dichter des bekannten Kirchenliedes: „Guns ist noth, ach Herr dies Eine lehre mich sterben doch.“ Gedichtet Anno 1697 gelangte das Lied sehr bald zu einer gewissen Bedeutung, mehr aber durch den in ihm liegenden profobischen Mangel als durch die Originalität seiner Melodie. Jede Strophe des Liedes ist nämlich in der ersten Hälfte nach einem trochäischen Versmaße, in der zweiten nach einem daktylischen gedichtet. Das Lied ist daher für den Kirchengesang fast unanwendlich, denn wenig fehlt, so macht der im Gegenstand zum ersten Trochäus hässende Daktylus einen erhei-

ternden Eindruck. Ueber das Todesjahr dieses 1666 geborenen Schröder schwanken die Angaben unerhört. Fast alle Gesangsbücher, Liederbücher u. s. w. der letzten 15—25 Jahre ließen Schröder bald 1734, bald 1739 oder so herum in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sterben. In Wahrheit aber ist er ausweislich des betreffenden Kirchenbuchs bereits 1699 gestorben. Und zwar starb er, wie es heißt, aus Gram über den Tod seiner jungen Gattin, die ihm ein Jahr vorausgegangen, also 1698 (und nicht 1694) gestorben ist. Was war dieser Schröder (oder Schröder)? Er war Prediger in dem Dorfe Neßberg zwei Meilen nördlich von Magdeburg. Also wieder einmal ein Landpastorhaus, in dem die Quelle der Pöste sprudelte. Denn nicht allein der Herr Pastor dichtete, auch die Frau Pastorin dichtete. Diese liebe, treue Schaffnerin im Landpastorhaus, Tranquilla Johanna Schröder, geb. Wolff, kam dem Herrn Gemahl würdig zur Seite. Sie dichtete zur Weise des „Guns ist noth“ das Lied „Trautler Jesu Christkönig, Du mein Schatz, mein Bräutigam“. Ja die böse Welt will noch mehr wissen, sie manstelt, daß die Frau Pastorin auch bei den Liedern des Herrn Pastors wesentlich Herz und Hand mit im Spiele gehabt habe. Leicht möglich immerhin, daß also selbst „Guns ist noth“ und andere dem Herrn Pastor zugeschriebene Lieder, wie „Ach ein Wort von großer Tonne“ und „Jesus bleibet mein Vergnügen“, zum guten Theil von der lieben Ehehälfte herrühren, der Herr Pastor also nicht viel mehr als den Namen dazugegeben hat. Doch wie gesagt, das redet man. Dasselbe Pastorhaus, dies nur beiläufig, birgt gegenwärtig wieder einen selbst von Schröder in seiner Anthologie (irren wir nicht) berücksichtigten Dichter Wäppler, denselben Wäppler, der sich durch mythologische und geschichtliche Bücher, für die Jugend namentlich geeignet, vortheilhaft bekannt gemacht hat.

48.

Bibliographie.

- Barjewitsch, G. F. R. v., Meine Kriegs-Erlebnisse während des 7jährigen Krieges 1757—1763. Wortgetreuer Abdruck aus dem Tagebuche des Verfassers. Berlin, v. Wernsdorff. Gr. 8. 20 Ngr.
- Bauer, D., Das Judenthum in der Fremde. Berlin, Heimke. Lex. 8. 12 Ngr.
- Droysen, J. G., Die Schlacht von Warschau. 1656. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 1 Thlr. 14 Ngr.
- Friederichs, C., Pinbarische Studien. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.
- Hugo, C., Baljeau. Drama in zwei Abtheilungen mit einem Vorspiel nach Victor Hugo's Roman „Die Armen und Glenden. Für die deutsche Bühne bearbeitet von H. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Cieslauer. 8. 15 Ngr.
- Klaus, C., Berg und Gironde. Tragödie in fünf Aufzügen. Breslau, Morgenstern. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.
- Sander, C., Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginn bis zum Schluß des Jahres 1862. Nebst einleitender Betrachtung über seine socialen, ökonomischen und politischen Ursachen. Nach den besten Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Kähler. Gr. 8. 20 Ngr.
- Wendt, P., Colberg 1807 oder: Heldensinn und Bürgertreue. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Stettin, Danneberg u. Dühr. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Euthardt, C. G., Der Entwicklungsgang der religiösen Malerei. Vortrag im Leipziger Kunstverein gehalten am 28. December 1862. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.
- Plitt, G. E., Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen als Schirmherr der Reformation. Ein Vortrag. Erlangen, Bläsig. Gr. 8. 4 Ngr.
- Wenig, J. B., Ueber den Wesensbestand des Menschen. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman von Karl Gutzkow.

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage
in achtzehn Bändchen zu 10 Mgr.

Durch die Billigkeit des Preises und die Form des Erscheinens in Lieferungen empfiehlt sich diese neue Auflage einer Romanleserschaft, die als eine bleibende Zierde unserer Literatur anerkannt ist, zur allgemeinsten Verbreitung.

In allen Buchhandlungen werden Bestellungen angenommen und sind bereits das erste und zweite Bändchen daselbst vorrätig. Noch vor Ablauf dieses Jahres wird sich das ganze, auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Werk in den Händen der Subscribenten befinden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis. Mit einer Tabelle über Festigkeit der Materialien und praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Von Franz Müller. Mit 87 Figuren in Holzschnitt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 12 Mgr.

Müller's „Geometrische Formeln“ entsprechen einem entschiedenen Bedürfnisse der Techniker und insbesondere der Bauhandwerker, indem sie ein Mittel bieten, die in der Baupraxis vorkommenden Berechnungen auf einfache, schnelle und sichere Weise zu ermitteln. Die Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser Formeln wird dadurch noch wesentlich erhöht, daß denselben meist praktische Beispiele beigelegt sind. In Betreff der Festigkeit der Materialien, dieses wichtigen Factors der Baupraxis, hat der Verfasser alles gegeben, was das gewöhnliche Bedürfnis erfordert. Der dem Werke angefügte Anhang, welcher die Verhältnisse angibt, nach denen die Materialien zu Landbauten zu berechnen sind, wird den Baupraktikern eine sehr erwünschte und nützliche Beigabe sein.

Die sechsen erschienene zweite Auflage wurde vom Verfasser sorgfältig revidirt, wobei alle in dem Buche vorkommenden Gewichtsangaben und Tabellen in Bollgewicht umgerechnet worden sind.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

Lehrbuch der Geometrie für Handwerker-Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterrichte für Baubeziffene, Mechaniker und Techniker. Von Franz Müller. Nebst einem Anhang über das specifische Gewicht und die Festigkeit der Materialien. Mit 98 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Mgr.

Je unentbehrlicher bei den großen Fortschritten in der Technik, der Industrie und der Gewerbe dem Handwerker, insbesondere dem Bauhandwerker, die Aneignung genügender Kenntnisse in der Mathematik geworden ist, desto fühlbarer war bisher der gänzliche Mangel eines Lehrbuchs der Geometrie für Handwerker. Diesem wird das vorliegende Werk abgeholfen, welches sich durch systematische, äußerst praktische und vielseitige Behandlung des Stoffes, sowie durch Klarheit und Fäßlichkeit der Darstellung auszeichnet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas.

Von Alfred Freiherrn von Wolzogen.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Mgr.

Dem auf dem Gebiete der musikalischen Kritik wohlbekannten Verfasser dieser neuen Schrift über die Schröder-Devrient, Alfred Freiherrn von Wolzogen, lag eine Menge bisher unzugänglichen Materials vor, wodurch das Detail dieses Künstlerlebens in vielen Punkten berichtigt und aufgeklärt wird. Es gelang ihm dadurch, das an grellen Contrasten so reiche Bild der großen dramatischen Sängerin in historischer Treue der Nachwelt zu überliefern, damit aber zugleich für die neuere Geschichte der Oper überhaupt einen sehr werthvollen Beitrag darzubieten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Mgr.

Soeben erschien:

XII. Antonio Perez. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Die das vorhergehende elfte Bändchen, enthält auch das zwölfte ein zum ersten mal im Druck erscheinendes Stück. „Antonio Perez“ war unter dem Titel „Philipp und Perez“ 1863 in Dresden, München und andern Orten mit Beifall gegeben, seitdem aber vom Verfasser aus dem Bühnenverkehr gezogen worden. Man wird dem Werke, das gewissermaßen eine Fortsetzung von Schiller's „Don Carlos“ ist, gern in dieser Sammlung begegnen.

Die früher erschienenen Bändchen I—XI enthalten: I. Das Urbild des Tartüffe. Zweite Auflage. — II. Hof und Schwert. Fünfte Auflage. — III. Werner oder Herz und Welt. Vierte Auflage. — IV. Der Königsleutnant. Zweite Auflage. — V. Pugatschew. Zweite Auflage. — VI. Ein weißes Blatt. Vierte Auflage. — VII. Richard Savage. Vierte Auflage. — VIII. Ariel Acosta. Fünfte Auflage. — IX. Pachtel. Vierte Auflage. — X. Die Schule der Reichen. Vierte Auflage. — XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens.

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiöse Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Mgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonirt 12 Mgr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 8. —

19. Februar 1863.

Inhalt: Aeltere deutsche Literatur. Erster Artikel. — Aufzeichnungen eines deutschen Diplomaten. Von Aurelio Buddeus. — Stützen und Stämme. — Zur Romanliteratur. — Die Sklavenfrage und die nordamerikanische Politik. — Neu-orientalische erotische Poesie. — Notizen. (Die deutsch-amerikanische Presse: Zur Sprachwissenschaft.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aeltere deutsche Literatur.

Erster Artikel.

Wenn auf der einen Seite die allgemeinere Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur ein Zeugniß von dem erwachten Nationalgefühl ist, so trägt sie andererseits auch wesentlich dazu bei, dieses Gefühl immer mehr zu kräftigen: denn wie in allen Erscheinungen, so ist auch hier wechselseitige Wirkung unverkennbar. Dieser heilsame Einfluß der Literatur wird aber um so entschiedener hervortreten, je selbständiger, nationaler und volksthümlicher sie ist. Leider ist sie dies nicht zu allen Zeiten gewesen; es ist bekannt genug, daß sie in manchen Perioden alle Selbständigkeit und nationale Eigenthümlichkeit verloren hatte, in andern nur den Schein der Nationalität hatte, wie es zum Theil auch in unsern Tagen der Fall ist. Kein deutschen Charakter zeigen, genau betrachtet, nur die schriftlichen Denkmäler aus der Zeit des Minnegejangs (und auch da nicht durchgehend) und der Reformation, sowie der dazwischenliegenden Periode, welche jedoch nur wenig Hervorragendes gewährt. Die Sprache der ältern Denkmäler weicht aber so sehr von der jetzigen ab, daß sie nur denjenigen verständlich ist, welche ihr ein mehr oder weniger tief eindringendes Studium widmen; dem weitaus größten Theile des gebildeten Publikums ist sie nicht zugänglich und wird ihm so lange unzugänglich bleiben, bis die Erlernung derselben auf den Schulen und zwar nicht bloß den Gymnasien ermöglicht wird. Es ist daher durchaus verdankenswerth, daß man sich bemüht, die in der ältern Sprache abgefaßten Denkmäler in unsere jetzige hochdeutsche Sprache zu übertragen. Daß sich diese Bemühung vorzugsweise unserm großartigen Epos, dem Nibelungenliede, zugewendet hat, ist begreiflich, weil es ohne Vergleich weitaus die bedeutendste poetische Erscheinung der ältern Literatur ist; aber abgesehen vom poetischen Werth würde man ihm auch vom nationalen Standpunkt den Vorzug geben müssen, weil es nebst den andern volksthümlichen Gedichten den deutschen Charakter am reinsten und vollständigsten darstellt. Die älteste Uebersetzung des Nibelungenliedes haben wir dem rast-

losen F. H. von der Hagen zu verdanken (1807), der sich überhaupt um das Gedicht und durch dieses um die Literatur große Verdienste erworben hat. Ihm folgten Joseph von Hinzberg (1813), Zeune (1814), Büsching (1815) und Simrock (1827), dessen Uebersetzung sich durch treues Festhalten am Original und glückliche Behandlung des alten Versmaßes auszeichnet, wie sie denn auch so allgemeine Anerkennung fand, daß sie im Jahre 1856 schon in zehnter Auflage erscheinen konnte. So vortrefflich sie ist, und so sehr sie namentlich in den letzten Bearbeitungen allen Anforderungen entspricht, so ist noch eine Reihe von Uebersetzungen gefolgt, unter welchen die von Böttger (1842) auch wegen ihrer kunstreichen Ausstattung vorzüglich Erwähnung verdient. Noch vor dieser erschien die Uebersetzung von Marbach (1840), die uns jetzt in zweiter Auflage vorliegt.

1. Das Nibelungenlied. Neuhochdeutsche Uebersetzung von Oswald Marbach. Nebst einführender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermanische Volksdichtung und mit ausführlicher Inhaltsangabe und Anmerkungen. Leipzig, Brock. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie Simrock, so hat auch Marbach das ursprüngliche Versmaß des Gedichts nachgebildet, d. h. den Vers nicht in moderner Weise nach Silben oder, was dasselbe ist, nach regelmäßig wiederkehrenden Versfüßen, sondern nach Hebungen gemessen, denen sich die Senkungen nach Bedürfniß anschließen. Er ist der Ansicht, und sie ist gewiß richtig, daß bei einem so langen Gedicht wie das Nibelungenlied, dessen Stimmung so großartigen Wechseln unterworfen ist, bei dem durchgehenden Festhalten der modernen Form eine Gleichförmigkeit entstehen würde, während die alterthümliche Behandlung des Verses es möglich macht, das Gedicht auch in der Form allen Stimmungen des Gemüths, welche sein Inhalt mit sich bringt, anzupassen. Er verweist, um diese Ansicht zu bekräftigen, auf zwei Stellen seiner Uebersetzung, auf die Schilderung der ersten Begegnung Siegfried's mit Kriemhilde und die des Janks der beiden Königinnen. Allein gerade diese Stellen beweisen, daß er das alterthümliche Versmaß nicht mit der nöthigen Gewandtheit zu behandeln

weiß. Dies wird insbesondere da sichtbar, wo er die Hebungen häuft, da er oft solche Silben als Hebungen braucht, die man nicht nothwendig dafür ansehen muß, sodaß man beim ersten Lesen Mangelhaftigkeit des Rhythmus fühlt, und nur ein wiederholtes Lesen des Verses aufmerksam macht, daß man die oder jene Silbe betonen muß, um die volle Zahl der Hebungen zu erhalten. Und umgekehrt werden oft manche Silben als unbetont gebraucht, die wir zu betonen gewohnt sind, sodaß auch hierdurch das rhythmische Gefühl verletzt wird. Ueberhaupt kommen uns die Verse der Uebersetzung durchaus nicht als Verse entgegen, und wären die Reime nicht, die übrigens sehr oft verschwinden, so würde man oft die reinste Prosa zu lesen glauben. Auch in andern Stücken ist das alte Versmaß nur ungenügend nachgebildet; so macht es einen übeln Eindruck, daß sich der Uebersetzer vielfach weibliche oder klingende Reime erlaubt, welche dem Charakter des Rhythmus durchaus widerstreiten; und ebenso wenig ist es zu entschuldigend, daß er nicht selten in der zweiten Hälfte der letzten Zeile nur drei Hebungen hat, statt der gesetzlichen vier. Allerdings ist der Nibelungenvers in seiner alterthümlichen Form sehr schwer zu behandeln, schwer namentlich darum, weil es darauf ankommt, den Leser, der an den Gang regelmäßig wiederkehrender Versfüße gewöhnt ist, zu zwingen, daß er sich in den alterthümlichen Rhythmus hineinlebe, was nur dadurch erreicht werden kann, daß die Hebungen wie die Senkungen in der vollkommensten Reinheit erscheinen. Es ist dies aber selbst nicht einmal Simrock immer gelungen, der in der Behandlung des Nibelungenverses doch weit über Warbach steht.

Eine erfreuliche Zugabe bildet die Einleitung: „Das Nibelungenlied und die altgermanische Volksdichtung“, in welcher wir jedoch öfters die nöthige Klarheit vermissen. Ein Beweis unserer Behauptung liegt schon darin, daß der Verfasser die Lachmann'sche Ansicht vom Ursprung des Nibelungenliedes bekämpft, und doch dessen Recension seiner Uebersetzung zum Grunde legt. Dieser folgen am Schluß einige „Erläuternde Bemerkungen“, die recht gut sind, aber lange nicht ausreichen, alle schwierigeren Stellen zu erklären oder solche Verhältnisse zu erläutern, welche denen unbekannt sein müssen, die sich nicht besonders mit dem deutschen Alterthum beschäftigt haben. Weit mehr hat in dieser Beziehung folgende Uebersetzung geleistet:

2. Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von Johannes Scherr. Leipzig, D. Wigand. 1860. Gr. 16. 15 Mgr.

In dem „Vorwort“ deutet der Uebersetzer an, warum er das Gedicht in Prosa übertragen habe; er will es dadurch dem größern Publikum näher bringen, und zwar auch solchen, „die ein Buch voll von Versen eher vom Lesen abschrecken als dazu ermuntern“. Es mag nun allerdings wahr sein, daß mancher das Gedicht eher in die Hand nehmen wird, wenn es ihm in einer seiner Bildung und Gemüthsstimmung mehr zusagenden Form dargeboten wird; allein bedenkenachtet lassen sich mancherlei und zwar gewichtige Bedenken gegen ein solches Verfah-

ren erheben. Erstens mag der Uebersetzer doch die Zahl derjenigen, welche sich durch die rhythmische Form abschrecken lassen, überschätzen; dann werden es gewiß meist nur solche sein, die in ihrer Lectüre bloße Unterhaltung suchen, und die daher auch nur Unterhaltung darin finden, jedenfalls keine höhern Ideen und Ansichten daraus schöpfen, keine Erhebung daraus gewinnen, bei denen somit auch kein „Wachsthum vaterländischen Sinnes“ zu hoffen steht. Verhält es sich aber wirklich so, und wir glauben nicht, daß es bezweifelt werden kann, so fällt der Hauptgrund weg, der den Uebersetzer zur prosaischen Uebersetzung bewogen hat. Hierzu kommt aber noch eine weitere, wichtigere Erwägung. Es ist eine alte, aber unbestreitbare Wahrheit, daß der Schriftsteller sich nicht zu seinem Publikum herablassen, sondern dasselbe zu sich erheben soll. Scherr hat aber nach seinen eigenen Aeußerungen das erste gethan. In einer Dichtung ist nicht bloß der Gehalt, sondern auch die schöne Form von hoher Bedeutung; nicht bloß jener, sondern auch diese hat bildende, erziehende Kraft; ja man darf wol behaupten, daß der Gehalt nur durch die schöne Form diese Kraft gewinnt. Wird diese abgestreift, so bleibt am Ende nur das stoffliche Interesse, und wie wenig ein solches der hohen Aufgabe der Poesie entspricht, haben unsere größten Autoritäten zu eindringlich ausgesprochen, als daß es nöthig wäre, weiter darauf einzugehen.

Nehmen wir aber auch an, daß viele Leser, nur vom stofflichen Interesse angezogen, ein Gedicht in die Hände nehmen, so wird die schöne Form, auch ihnen unbewußt, die bildendste Wirkung auf sie ausüben, und sie werden aus der Lectüre einen bleibenden Gewinn ziehen, wenn sich dieser auch nicht mit mathematischer Gewißheit nachweisen läßt. Die Uebersetzung einer Dichtung in Prosa läßt sich nur dann entschuldigen oder sogar rechtfertigen, wenn die Sprache der kunstreichen Reproduction der poetischen Form unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, oder wenn die ästhetische Bildung des Publikums noch so viel zurücksteht, daß es von der Form nothwendig abgestoßen würde. Deshalb hat Wieland ganz recht gehabt, die Dramen Shakespeare's, Heine die Dichtungen Tasso's und Ariosto's in Prosa zu übertragen, weil es ihnen nur auf diesem Wege gelingen konnte, die großen Dichter in Deutschland einzuführen; aber heutzutage, wo jene oben erwähnten Umstände nicht mehr bestehen, wäre es nach dem Vorgange von Schlegel, Tieck, Gries u. a. geradezu widersinnig, jene großen Dichter wieder in Prosa übertragen zu wollen. Ein solches Recht zur prosaischen Uebersetzung der Nibelungen hatten vor 50 Jahren auch von der Hagen und Zeune, aber seitdem man die altdeutsche Metrik kennen gelernt hat und die Sprache zu solcher Gewandtheit ausgebildet worden ist, daß sie selbst die schwierigsten Formen des Auslandes nachschaffen kann, und das Publikum durch unsere großen und selbst auch durch untergeordnetere Dichter eine vergleichungsweise höhere Geschmacksbildung gewonnen hat, scheint es unerlaubt, zu jener Uebersetzungsweise zurückzukehren, deren Gründe nicht mehr bestehen. Uebrigens hat der Uebersetzer selbst

eingestanden, daß er gerade durch seine prosaische Uebersetzung gezwungen worden ist, von dem Text abzugehen, also gerade die erste und wesentlichste Bedingung zu verletzen, nämlich die Treue, die man gerade von einer prosaischen Uebersetzung zu allererst erwartet. Allerdings wird in der prosaischen Darstellung manches unerträglich, was sich in der rhythmischen ganz gut ausnimmt.

Manches erscheint in Versen eigen,
Was man würd' als nichts verschweigen,
Sollte man's in Prosa zeigen —

sagt Rückert, und Scherr hat allerdings recht gehabt, da er einmal in Prosa schrieb, Kürzungen oder Zusammenziehungen eintreten zu lassen, wo „gar zu weischiweissig von Kleidern und Schmuck gehandelt wird oder sich das eintönige Buhurdiren und Tjostiren gar zu oft wiederholt“; allein, eben weil er darin recht hatte, hatte er nicht recht, eine prosaische Uebersetzung zu geben, was wir mit einer andern Stelle aus Rückert nachweisen wollen:

Wie herrlich ist die Porste,
Daß Dinge klein und nichtig,
Gegwelft sie die und schmüdet sie,
Erscheinen groß und wichtig.

Du kannst, nach welchem Gegenstand
Dein Lieb die Hand mag heben,
Durch Zauber dieser parien Hand
So starken Ausdruck geben.

Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
Als wenn in Zeitungsblätter
Man Helkenarm' erheben sieht,
Um Welten zu zerschmettern.

Nimmt man aber die Uebersetzung, wie sie einmal vorliegt, so wird man ihr unbedingtes Lob nicht versagen können. Scherr behandelt die Sprache mit großer Gewandtheit, und er hat ihr so viel von dem alterthümlichen Gevräge bewahrt, als es sich thun ließ, ohne unklar zu werden oder das Neuhochdeutsche zu verunstalten. Auch hat er den Sinn im ganzen wie im einzelnen recht gut getroffen, und selbst die leidenschaftlichen Partien glücklich wiedergegeben, bei denen man jedoch am meisten die poetische Form vermißt.

Wie schon erwähnt, hat er für das Verständniß der Dichtung weit mehr geleistet als Marbach. Schon die Einleitung geht tiefer und umfassender in die Sache ein. Sehr gut sind insbesondere die verschiedenen Grundlagen des Gedichtes, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, auseinandergelegt: neben der uralten Sage angehörendem Grundstoff sind geschichtliche Erinnerungen aus der Zeit der Völkerverwanderung, ferner die Zustände der karolingischen Periode und endlich die Gebräuche und Anschauungen des Ritterthums thätig und wirksam. Aber wenn man behauptet, daß aus diesem Vielerelei von so manchen, über so viele Jahrhunderte hin verstreuten Ueberlieferungen, Einflüssen und Bezügen selbst ein Dichter ersten Rangs keine rechte epische Einheit schaffen konnte, so ist das nur daraus zu erklären, daß er das Nibelungenlied nicht als ein einziges Gedicht hält, während es offenbar aus zwei ganz verschiedenen, nicht zusammengehörigen Theilen besteht, die ohne Zweifel auch von zwei

verschiedenen Dichtern verfaßt sind. Die Zweitheiligkeit des Nibelungenliedes hat Scherr in seiner Uebersetzung selbst anerkannt; obgleich die verschiedenen Texte eine solche nicht bezeichnen, sondern das Ganze in 39 Aventiuren zerlegen, hat er die zwei Theile ausdrücklich voneinander getrennt und dem ersten die Ueberschrift „Der Mord“, dem zweiten „Die Rache“ gegeben. Zwar hat er die später eingeschobenen, beide Theile vermittelnden Strophen übersezt, aber in einer Anmerkung sie ausdrücklich für eine spätere Hinzubichtung erklärt. Noch weniger können wir bestimmen, wenn eingefügt wird, man empfinde es schmerzlich, daß dem Dichter der Urquell der Sage entweder nicht mehr sprudelte, oder daß er für den ursprünglichen Geist der Sage kein Verständniß hatte. Allerdings ist es richtig, daß dann das Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhilde ganz anders dargestellt worden wäre und daß auch der Hört eine ganz andere Bedeutung erhalten hätte, wenn der Dichter der ältesten Ueberlieferung genau hätte folgen wollen; allein — dann hätten wir eben ein anderes Gedicht und nicht das Nibelungenlied. Diesem aber, wie es vor uns liegt, thut es nicht den mindesten Abbruch, daß das Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhilde, wie es die alte Sage berichtet, ganz unberührt bleibt. Denn wenn das Nibelungenlied auch berichtet, daß Siegfried von Brunhilde gewußt habe und daß dieser von einem aus Brunhildens Gefolge erkannt worden sei, so setzt dies keineswegs persönliche Bekanntschaft des Helden und der Königin voraus. Siegfried erkennt zwar Brunhilde, als er sie unter ihren Frauen sieht, aber da er schon weit in der Welt herumgezogen war, so hatte er leicht auch nach Brunhildens Land kommen und die Königin sehen können, ohne mit ihr näher bekannt geworden zu sein.

Wer das Nibelungenlied ohne vorgefaßte Meinung liest und sich nicht durch die alte Sage bestimmen läßt, wird nicht einen Augenblick glauben, daß ein früheres und noch dazu genaues Verhältniß zwischen dem Helden und der Königin stattgefunden habe, und daß dieses daher in bestimmter Weise hätte dargestellt werden sollen. Uebrigens können wir in der Art und Weise, wie dieses Verhältniß im Nibelungenlied behandelt worden ist, nur ein weiteres Zeugniß für das poetische Talent des Dichters erblicken. Denn hat er die alte Sage nicht gekannt und daher den Umstand erfunden, daß Siegfried schon Näheres über Brunhilde wußte, so ist er deswegen zu loben, weil dieser Umstand nöthig war, um alles Nachfolgende zu motiviren. Hat der Dichter dagegen die alte Sage wirklich gekannt, so ist er noch mehr zu bewundern, daß er sie beinahe gänzlich unberücksichtigt ließ und die innigere Bekanntschaft auf eine allgemeine oberflächliche zurückführte, weil er nur dadurch die Einheit des Gedichtes bewahren konnte.

Die nähere Ausführung des erwähnten Verhältnisses war für die Entwicklung der Handlung durchaus nicht nothwendig, vielmehr wäre sie, auch als Episode betrachtet, überflüssig und daher ein unkünstlerischer Auswuchs gewesen, während z. B. die Erzählung von Siegfried's

frühern Abenteuern unentbehrlich war, weil sie seine Beziehungen zu den Nibelungen und zu dem Hort, sowie seine Unverwundbarkeit motiviren. Das künstlerische Talent des Dichters bewährt sich also dadurch, daß er von der alten Sage nur das nimmt, was für die Entwicklung seines Gedichts unentbehrlich war, und daß er das, was er daraus nötig hatte, uns als Episode in der knappsten Darstellung berichtet. Ein höfischer Dichter hätte die ganze Biographie Siegfried's und wahrscheinlich auch die seines Vaters in breiter Ausführlichkeit erzählt und daraus vielleicht einen Abschnitt gemacht, der so groß geworden wäre wie das eigentliche Gedicht. *)

Aus der Einleitung und den Anmerkungen ergibt sich, daß Scherr über den Ursprung des Nibelungenliedes mit sich selbst nicht einig ist; denn wenn er einerseits von der kunstvollen Gestaltung des Gedichts spricht und deshalb auch nur einen Dichter annimmt, da ein künstlerisches Gebilde unmöglich von mehreren Verfassern herrühren könne, so nimmt er doch andererseits auch wieder so viele Erweiterungen, Einschleibungen, Umgestaltungen an, daß er beinahe auf die Lachmann'sche Theorie von den 20 Liedern geräth. Diese Unklarheit ist wol auch der Grund, warum Scherr mit oft unerklärlicher Willkür Strophen ausläßt oder versetzt, was sich am wenigsten dadurch rechtfertigen läßt, daß er einen „Mittelweg“ eingeschlagen habe.

Wir haben gesagt, daß Scherr auch in den Anmerkungen weit mehr zur Erklärung des Nibelungenliedes gethan habe als Marbach; und in der That, er hat nicht bloß eine viel größere Anzahl von einzelnen Punkten erläutert, es sind seine Bemerkungen auch meist gut und angemessen, diejenigen ausgenommen, in denen er sich bemüht, auf Widersprüche des Gedichts aufmerksam zu machen, da sich dieselben meist auf einfache Weise lösen lassen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir darauf eingehen wollten; dagegen können wir zwei oder drei Bemerkungen über ebenso viele Noten des Uebersetzers nicht unterdrücken.

Auf S. 68 erklärt er die Bedeutung des Wortes *min frou* recht gut; es wurde dies nämlich als Antede gebraucht, und „*Frau*“ bedeutet soviel als „*Herrin*“, war also durchaus von der Bedeutung entfernt, die das Wort jetzt hat, eine Bedeutung, die es durch die Minnesänger erhielt, indem sie es zunächst zur allgemeinen Bezeichnung des Geschlechts gebrauchten und dem „*Weib*“ entgegensetzten, daß sie für weniger schön und edel ansahen. Ihnen haben wir es also zu verdanken, daß wir jetzt kein Wort

haben, das wir zur Anrede eines verheiratheten Frauenzimmers gebrauchen könnten, weshalb wir uns des französischen *Madame* bedienen müssen, da die Wendung „gnädige Frau“ nur bei den höhern Ständen gebraucht werden kann. Es ist dies eins der vielen, aber freilich auffallendsten Beispiele, wie wir selbst unsere reiche Sprache verborben und namentlich zum Ausdruck der gesellschaftlichen Beziehungen unbeholfen und arm gemacht haben. Leider ist das nicht mehr wahr, was einst der Dichter des „*Freibant*“ sagte:

Herr und Frau — sonst kenne ich wenig Namen,
Die bis heute nicht in Schande kamen —

denn jetzt würden sich ja wol die meisten gebildeten Frauen, wenn auch mit Unrecht schämen, mit „*Frau*“ angeredet zu werden.

Eine zweite Bemerkung (S. 86) betrifft die Form, unter welcher die Ehe eingegangen wurde. Es ist allerdings, namentlich heutzutage, wo die Frage, ob kirchliche Einsegnung zur Rechtsgültigkeit der Ehe nötig sei oder nicht, von Interesse, die stühern Anschauungen und Gebräuche zu kennen; nur hätten wir eben deshalb gewünscht, daß sowohl Scherr als Marbach, der diesen Gegenstand ebenfalls bespricht (S. 348), denselben etwas ausführlicher behandelt hätten. Sie sagen nämlich nur, daß im Nibelungenlied die Ehe noch ganz nach altgermanischem Recht, d. h. ohne Mitwirkung der Kirche, geschlossen wird. Allein es steht doch auch fest, daß bei den germanischen Völkern die Eingehung der Ehe nicht ohne religiöse Gebräuche stattfand, von denen sich noch in unsern Zeiten mancherlei Spuren erhalten haben. Nur scheint es, daß dieselben nicht unbedingt nötig waren, und daß eine Ehe auch ohne Beobachtung dieser Gebräuche rechtsgültig geschlossen werden konnte. Es werden daher wol wie bei den alten Indlern mehrere Formen der Ehe bestanden haben. *) Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß die religiösen Gebräuche, die bei der Eingehung der Ehe stattfanden, nur den Zweck hatten, die Götter für das Brautpaar gnädig zu stimmen; daß die Gültigkeit der Ehe dagegen von der öffentlichen Erklärung vor mehr oder weniger Zeugen und vornehmlich von dem darauffolgenden Beilager abhängig war: eine Ansicht, die auch in mehreren Gegenden des nördlichen Deutschland, vielleicht auch in andern zu gelten scheint, da man die Braut nicht schon nach der kirchlichen Einsegnung, sondern erst nach der Hochzeitsnacht als Frau begrüßt.

Die dritte Bemerkung endlich, die wir noch machen wollen, bezieht sich auf die Note zu S. 121, in welcher es buchstäblich heißt: „Man leitet, wie jedermann weiß, das Wort *«Pfaffe»* von den Anfangsbuchstaben der Worte *pastor fidelis animarum fidelium* her. Ob mit Recht?“

*) Die Anmerkung des Uebersetzers auf S. 48, in welcher er „das Bruchstück, stehende in der Form des Nibelungenliedes“ in der oben angeführten Episode von Siegfried's frühern Abenteuern tadelt, ist durch die obige Ausführung vollständig entkräftet. Ebenso ungeeignet sind die weiteren Anmerkungen, die das Abweichen des Liedes von der alten Sage behaupten. Der Dichter hat eben abweichen wollen und hat ganz recht daran gehabt, da er nicht für die Mythologen des 19. Jahrhunderts geschrieben hat. Es ist ganz etwas anderes, ob man das Gedicht zu mythologischen Forschungen gebrauchen will oder es als ein Gedicht ansieht. Offenbar hatte Scherr zunächst nur letztere Absicht, und er hat den Kunstgenuß durch seine unzeitigen Bemerkungen daher nicht wenig verkümmert.

*) Das Gesetzbuch *Manus* erwähnt deren acht, unter welchen die sogenannte *Handharverehe*, von welcher die indischen Märchen so oft berichten, nur auf gegenseitiger Einwilligung des Mannes und des Mädchens und sofortiger Vollziehung der Ehe beruhte, eine Form, die sich häufig genug in den italienischen Novellen erwähnt findet, und die noch in manchen Gegenden Deutschlands besteht, wo die Ehe sogar erst nach der Geburt eines Kindes öffentlich geschlossen wird.

O nein! Sondern sehr mit Unrecht, denn diese Erklärung ist zu einer Zeit entstanden, wo das Verständniß des Wortes verloren gegangen und noch nicht wiedergewonnen worden war. Da man noch wußte, daß es früher die schlimme Nebenbedeutung nicht hatte, die es später erhielt, suchte man ihm auf die angegebene Weise einen guten Sinn beizulegen. Aber jetzt weiß jedermann, daß es aus dem lateinischen papa, Vater, entstanden ist, womit die Geistlichen angeteufelt wurden (wie denn die russischen Priester noch jetzt Popen heißen), indem nach einem allgemeinen Sprachgesetz alle in die deutsche Sprache aufgenommen fremden mit p anlautenden Wörter diesen Laut zunächst in ph und dann in pf verwandeln, wie Pfahl, Pfalz, Pforte, Pfau, Pfeffer, Peise, Pfeil, Pfeiler, Pfisch, Pferd, Pfingsten, Pfirsich, Pflanze, Pforte, Pfohlen, Pfunde, Pfuhl, Pfund, Pfüge u. a. m. von den lateinischen, mittellateinischen und griechischen palus, palatium, parochia, pavo, piper, pipa, pilum, pila, parcus (von dem auch das spätere Park), parasfredus, pentecoste, persica, planta, porta, postis, praebenda, palus, pondus, puteus.

Zwei andere Uebersetzungen des Gedichts, nämlich:

3. Das Nibelungenlied aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von Eduard Bürger. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr.
4. Des Nibelungenliedes erste Hälfte: Siegfried und Kriemhilde. Des Nibelungenliedes zweite Hälfte: Kriemhildens Rache. Aus dem Mittelhochdeutschen volkstümlich übersetzt von L. Gerlach. Dessau, Neubürger. 1861—62. Gr. 8. 15 Ngr.

werden wir kürzer behandeln können. Beide kommen darin überein, daß sie statt der ursprünglichen Form des Verses die modernisirte gebrauchen, d. h. diesen nicht nach Hebungen, sondern nach Silben messen. Sie glauben, daß der Gebrauch der alterthümlichen Form des Verses der allgemeinen Verbreitung des großartigen Liedes hinderlich gewesen sei. Außerdem sind sie der Ansicht, daß frühere Uebersetzer das Gedicht entweder auf eine unpassende Weise modernisirt haben, wie Hinsberg und Nebenrock, oder daß sie vom Alten zu viel behalten, was unwesentlich sei, wie Simrock und Pfizer. Sie haben deshalb einen Mittelweg einzuschlagen und beide Extreme zu vermeiden gesucht. Sie sind dabei jedoch verschiedene Wege gegangen. Eduard Bürger hat nämlich den Vers und die Strophe ganz so behandelt, wie Uhlend in seinen Balladen (nur freilich nicht mit der nämlichen Meisterhaftigkeit). L. Gerlach hat dagegen überall den Binnenreim, der sich im Original nur in einzelnen Strophen vorfindet, durch das ganze lange Gedicht durchgeführt, aber zugleich die letzte Halbzeile in jeder Strophe nach dem Vorbild des ursprünglichen Versmaßes um einen Fuß verlängert. Etwas weniger wir Bürger's Modernisirung billigen können, weil diese Versform, wie Marbach richtig bemerkt, in der Länge eintönig wird und ermüdet, so können wir uns auch viel weniger mit der Behandlung des Verses bei Gerlach einverstanden erklären. Der Binnenreim, dessen Gebrauch in einzelnen Strophen von schöner Wirkung

sein kann (wie der Gebrauch des Reims an einzelnen bedeutenden Stellen reimloser Jamben im Drama), verzeihet nicht bloß das ursprüngliche Metrum auf das vollständigste, es widerspricht auch dem Wesen des Epos, welches nur längere Verszeilen duldet. Die Verlängerung der letzten Halbzeile halten wir bei dem regelmäßigen Jambentakt für ganz unpassend; weit entfernt den Gang des Verses zu beleben, macht sie ihn schleppend und oft sogar unaussehlich. Daß Gerlach durch den Binnenreim sich seine Aufgabe sehr erschwert hat, ist offenbar; und die Uebersetzung hat dabei keineswegs gewonnen, vielmehr ist er dadurch nicht selten zu Füllwörtern und zu Abweichungen vom Original gezwungen worden, die nicht als Verbesserungen desselben anzusehen sind. Die Ausführung ist sowohl bei Bürger als bei Gerlach sehr ungleich; während nicht selten recht gute Strophen erscheinen, die von echt poetischem Sinne zeugen, begegnen wir auch einer nicht geringen Anzahl, die wie baare und zwar recht trockene Prosa klingen, so daß nicht einmal der Reim Eindruck macht.

Beide Uebersetzer bieten nichts für die Erklärung und das Verständniß des Gedichts, was nicht zu billigen ist, da die Leser, denen sie ihre Uebersetzungen bestimmen, doch gewiß über mancherlei Punkte Auskunft nöthig haben.

Nächst dem Nibelungenliede ist die Sudrun das großartigste volkstümliche Epos des deutschen Mittelalters, obgleich es jenem in jeder Beziehung weit nachsteht. Doch wird es wol nicht diesem Umstand zuzuschreiben sein, daß sich nur eine einzige und noch dazu sehr junge Handschrift des Gedichts erhalten hat (aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts), während die Nibelungen sich in acht vollständigen und in sechzehn mehr oder weniger vollständigen Handschriften erhalten haben. Vielmehr wird wol die geringere Verbreitung der Sage, namentlich im süblichen Deutschland dazu beigetragen haben, daß das Gedicht weniger Aufnahme fand. Da die einzige Handschrift, die wir von der Sudrun besitzen, wie gesagt, erst aus sehr später Zeit stammt, und sie zudem von einem ungebildeten Abschreiber herzurühren scheint, so läßt sich nicht mit Sicherheit, ja auch nur annähernd ermitteln, wenn das Gedicht, das sich auf ein früheres Buch als seine Quelle bezieht, entstanden sein mag. Ebenso wenig kann man wissen, inwieweit es seiner Quelle folgte, noch welche Veränderungen es im Laufe der Zeit durch die verschiedenen Abschreiber erhalten haben mag. Dessenungeachtet haben drei Gelehrte, Ettmüller, Müllenhoff und Blönnies, versucht, die ursprüngliche Form wiederherzustellen, indem sie alle diejenigen Strophen entfernten, welche sie als spätere Zusätze ansahen, und die beibehaltenen mehr oder weniger willkürlich änderten, um sie mit den andern in Verbindung und Zusammenhang zu bringen. Wir müssen gestehen, daß wir dies für ein ganz verfehltes Beginnen ansehen, da diese Behandlung nur auf ganz subjectiven Gründen oder vielmehr auf bloßem Gefühl beruhen kann und der eine Bearbeiter von seinem subjectiven Standpunkte aus ebenso viel Recht hat als der andere. Lachmann hatte doch bei seiner Bearbeitung des Nibelungen-

liebes einige Anhaltspunkte; er konnte sich darauf berufen, daß einzelne Handschriften weniger Strophen enthielten als andere, und konnte den Schluß ziehen, daß, wenn diese Strophen als spätere Zusätze anzusehen seien, auch die kürzeste Handschrift solche Zusätze enthalten könne. Er konnte durch genauere Betrachtung der wirklichen Zusätze und ihrer Form, ihrer Sprache, ihres Inhalts, ihrer Tendenz zu ermitteln suchen, welche Strophen in der kürzesten Fassung den nämlichen Charakter hätten und daher füglich auch als Zusätze anzusehen seien. So unrecht er auch hatte, diesen Weg einzuschlagen, wie jetzt auch ziemlich allgemein anerkannt wird, so hatte er doch, wie gesagt, einigen Grund für sein Wagniß. Nicht so die Bearbeiter der Gudrun, welche offenbar keinen andern Grund für ihr Unternehmen hatten als den merkwürdigen Schluß: „Weil das Nibelungenlied von spätern Umarbeitern Zusätze erhalten hat und es eigentlich nur aus einer Reihe von unzusammenhängenden Liedern besteht, so muß es auch bei der Gudrun, überhaupt bei allen volksthümlichen Gedichten des Mittelalters sich so verhalten.“ Es ist schon gewagt, die Sprache der Handschrift in das Mittelhochdeutsche umzusetzen, wie schon vor den drei genannten Gelehrten Niemann und Vollmer gethan haben, weil nichts dafür bürgt, daß der Dichter in diesem oder jenem Jahrhundert, in diesem oder jenem Theile Deutschlands gelebt, die Mundart seiner Heimat mehr oder weniger in seiner Dichtung hat hervortreten lassen. Aber es läßt sich doch jenem Beginnen gegenüber einigermaßen rechtfertigen, weil die Sprache und der Inhalt des Gedichts, wie es uns vorliegt, mancherlei Anhaltspunkte gewähren.

Wie das Nibelungenlied hat auch die Gudrun Uebersetzer gefunden. San-Marte (Schulz) hat sie mehr umgeschrieben als übertragen; Plönnies hat sie nach seinem willkürlich geformten Text übersetzt; treu sind dagegen die Uebersetzungen von Adalbert Keller und Simrock, welche auch formell alle Anerkennung verdienen. Aus neuester Zeit haben wir folgende zu erwähnen:

5. Gudrun. Alideutsches Heldengedicht neudeutsch bearbeitet von A. Bacmeister. Reutlingen, Palm. 1860. 16. 12 Mgr.

Wie der Titel schon angibt, ist auch dies eine nach subjektiven Ansichten abgefaßte Bearbeitung. Der Uebersetzer sucht den Weg, den er eingeschlagen, im Vorwort zu rechtfertigen. So lange, sagt er, aus diesem Gedicht, das in einer einzigen unzuverlässigen und verderbten Handschrift aus dem spätesten Mittelalter enthalten sei, die wissenschaftliche Kritik nicht einen ganz gesicherten Text als den ursprünglichen herzustellen vermöge, so lange bleibe jedem das Recht, von innern Gründen geleitet, ein Ganzes herzustellen, das unserer Zeit und unserm Leserkreis einen harmonischen Eindruck und eine Ahnung von der verlorenen Herrlichkeit hervorrufen könne. Allerdings verhält es sich mit einer neuhochdeutschen Bearbeitung anders als mit einer Ausgabe des Textes. Wenn wir für diese möglichst strenges Festhalten an der Quelle für unbedingt nothwendig halten und Abweichung von derselben nur aus klaren kritischen Gründen gestattet werden kann;

so sehen wir keinen Grund ein, warum ein neuer Dichter das Vorbild selbständig nicht sollte verarbeiten dürfen, wobei es ihm ganz anheimgestellt sein muß, von dem ursprünglichen Text so viel und so wenig zu behalten, als er es für gut findet. Er entwickelt dabei eine poetische, nicht eine kritische Thätigkeit, und er steht bei allen Veränderungen und Umgestaltungen, die er an dem Original vornimmt, ebenso sehr in seinem Recht, als Schiller bei der Bearbeitung der „Turandot“ von Gozzi und hundert andere Dichter in ähnlichen Verhältnissen. Wenn wir daher die Rechtfertigung Bacmeister's durchaus nicht könnten gelten lassen, wenn er eine Uebersetzung hätte geben wollen, so ist sie dagegen vollständig anzuerkennen, da er uns eine Bearbeitung vorlegt; nur hätte er, um jegliches Mißverständniß zu verhüten, seinen Standpunkt schärfer bezeichnen sollen.

Diese besteht wesentlich darin, daß eine sehr große Zahl von Strophen weggelassen ist, wol die Hälfte oder mehr. Es scheint, daß Bacmeister hierbei ganz selbständig verfahren ist und weder sich durch Ettmüller noch durch Müllenhof oder Plönnies hat leiten lassen. Auffallend ist, daß er den ersten Theil des Gedichts, welcher Hagen's und Hilken's Geschichte berichtet, nicht mitgetheilt hat, dagegen den zweiten, welcher die Geschichte Hagen's und Hettel's erzählt; denn offenbar gehört dieser ebenso wenig zum eigentlichen Gedicht der Gudrun als der erste. Eine rein künstlerische Auffassung hätte vor allem auch die Auslassung dieses zweiten Theils erfordert. Wir wollen darüber mit dem Bearbeiter zwar nicht rechten, denn auch dieser zweite Theil enthält viel Treffliches und bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Allein es gilt dies auch von dem ersten Theile. Wahrscheinlich hat ihn Robertstein's Bemerkung bewogen, den Abschnitt zu übergehen, welcher vermutet, daß dieser Theil, nach seinem mehr märchenhaften Inhalt und seiner Darstellung zu schließen, nicht auf heimischer, im Volksgefang lebender Ueberslieferung beruhte, während nach seiner Uebersetzung die beiden andern Theile sicher echte Volkslieder wenigstens zur Grundlage hatten. Entschieden tadeln möchten wir aber, daß Bacmeister den dritten Theil nicht als abgeschlossenes Ganzes behandelt und daß er ihn daher mit einer Strophe begonnen hat, die sich ihrem Wortlaute nach an eine frühere anschließt, während sie doch nicht einmal mit dem Ende des zweiten Theils im Zusammenhange steht.

Was die Bearbeitung der einzelnen Strophen betrifft, so ist die Sprache beinahe durchgehend würdig und oft wirklich poetisch. Ohne sich wörtlich an das Original zu halten, was er als Bearbeiter nicht nöthig hatte, hat er dessen Sinn doch meist richtig, wenn auch in freier Auffassung wiedergegeben. Er ist vom Versmaß insofern abgewichen, als er die Verse nicht nach Hebungen, sondern nach Silben gemessen hat, was wir, wie schon gesagt, nicht billigen können, und zwar aus folgendem Grunde bei der Gudrun noch viel weniger als bei dem Nibelungenlied. In jener hat nämlich (mit allerdings ziemlich zahlreichen Ausnahmen) die zweite Hälfte einer jeden

Verzile fünf Hebungen (das Nibelungenlied hat deren vier), was schon im Original beinahe störend wirkt, weil es doch ein zu großes Misverhältniß zu den übrigen Verhältnissen bewirkt, die nur drei Hebungen haben. Doch wird dies Misverhältniß dadurch bedeutend geschwächt, daß oft die fünf Hebungen mit weniger Senkungen verbunden sind, während hingegen die drei Hebungen der übrigen Verhältnisse eine größere Zahl von Senkungen haben. Im rein iambischen Rhythmus kann natürlich eine solche Ausgleichung nicht stattfinden, so daß das Misverhältniß nicht aufgehoben wird, sondern unser an Regelmäßigkeit des Rhythmus gewöhntes Ohr vielfach verlegt.

Nach der Sudrun ließ Barmeister die Bearbeitung eines zweiten alten Gedichts erscheinen, durch welche er sich wenigstens ebenso verdient gemacht hat, als durch die Herausgabe jenes Epos:

6. Freidank's Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Deutsch bearbeitet von Adolf Barmeister. Strassburg, Palm. 1861. Gr. 16. 16 Bgr.

Das Vorwort verbreitet sich in gedrängten, aber scharfen Zügen und hinlänglich erschöpfend über alles, was der Leser zu wissen nöthig hat. Es berichtet zuerst, wie sich in der Blüthezeit der mitteldeutschen Literatur neben dem großartigen Volksepos, dem ritterlichen Kunstepos und dem Minnegefang oder der höchsten Lyrik auch die didaktische Poesie in reicher Fülle entfaltete, die ihren Boden nicht im Adel oder in der Geistlichkeit, sondern im Bürgerstand hatte. Diese strebte, wie weiter gezeigt wird, die Weisheit des Volks in feste Form und künstlerischen Ausdruck zu bringen, d. h. das, was seit uralten Zeiten als gemeines Erbgut der nationalen Masse, in Spruch und Sprichwort, in Räthsel, Märchen, Fabel u. s. w. niedergelegt war und von Mund zu Mund ging. Eine solche Sammlung, und zwar die erste, ist „Freidank's Bescheidenheit“), welche man so hoch achtete, daß man sie die „weltliche Bibel“ nannte. Ueber den Verfasser oder Sammler herrscht noch Dunkelheit; die größten Kenner des deutschen Mittelalters weichen in ihren Ansichten ab. Wilhelm Grimm, dem wir eine vortreffliche Ausgabe der Sammlung verdanken, hält den großen Walther von der Vogelweide für den Verfasser; Franz Pfeiffer, der durch seine gründlichen und geistreichen Forschungen neues Leben in die Geschichte der ältern Literatur bringt, ist der Ansicht, daß der Sammler wirklich Freidank geheissen und den Vornamen Bernhard gehabt habe; daß ein Bernhard Freidank wirklich existirt habe, darüber kann kein Zweifel schwalten, da urkundlich nachgewiesen werden kann, daß noch im 15. Jahrhundert zu Treviso das Grabmal eines solchen zu sehen war. Ob aber dieser Bernhard Freidank wirklich der Verfasser unsers Gedichts war, läßt sich doch gar nicht beweisen; die Ähnlichkeit des Namens, die nicht einmal vollständig ist, da der Verfasser im Gedicht nicht auch Bernhard heisst, ist ein zu schwacher Grund,

als daß man aus demselben einen so wichtigen Schluß ziehen könnte. Wenn man auch zugeben wollte, daß Freidank der wahre Name des Verfassers sei, so würde hierdurch noch keineswegs festgestellt, daß es jener Bernhard gewesen sein müsse, da noch andere dieses Namens erwähnt werden. So berichten die lateinisch geschriebenen colmarer Annalen aus dem 13. Jahrhundert von einem fahrenden Sänger Frydankus, der „anmuthige deutsche Verse verfasste“; Rudolf von Ems zählt im „Wilhelm von Orlens“ einen „Meister Freidank“ zu den bessern Dichtern seiner und der vorhergehenden Zeiten. Aber es scheint uns aus einem bis dahin, soviel wir wissen, noch unbeachteten Grunde, daß der Name Freidank im Titel der Sammlung nicht der des Verfassers sein kann. Es haben nämlich die Dichter des Mittelalters ihren Namen niemals dem Titel ihrer Dichtung beigegeben, sondern sich ohne Ausnahme erst am Ende derselben genannt. Es wäre eine ganz unerhörte Abweichung von der allgemein herrschenden Sitte, wenn sich der Verfasser der Sammlung schon in den Titeln zu erkennen gegeben hätte; es liegt aber kein Grund vor, eine solche Seltsamkeit anzunehmen; denn eine Seltsamkeit wäre es ohne Zweifel gewesen. Daß Rudolf von Ems dennoch einen Meister Freidank erwähnt, und in diesem ohne Zweifel den Dichter der „Bescheidenheit“ meint, beweist noch nicht, daß es wirklich einen Dichter dieses Namens gegeben habe. Der Verfasser der Sammlung wollte unerkannt bleiben“) und gab daher ihrem Titel eine solche Wendung, daß man das erste Wort desselben für einen Namen ansehen, zugleich aber auch als ein einfaches Substantiv (Freidenker) erklären konnte. Da er aber wirklich unerkannt blieb, so geschah es leicht, daß man sich verführen ließ, das Wort Freidank für den Namen des Dichters zu halten. Aus der ganzen Haltung des Gedichts ergibt sich aber, daß der Verfasser, wenn er sich wirklich verbergen wollte, keinen bessern Namen wählen konnte, da sich im ganzen Gedicht die freie Gesinnung des Dichters in kirchlicher wie in politischer Beziehung auf das entschiedenste ausdrückt.“)

Wenn wir auch in diesem Punkte von Barmeister abweichen, der an dem Bernhard Freidank Pfeiffer's fest-

*) So sagt er an einer Stelle seines Gedichts:

Sagt' ich die Wahrheit allezeit,
Ich fände manchen Widerreit;
Das muß ich oft im stillen klagen,
Man kann zu viel des Wahren sagen;
Sagt' ich, was ich weiß, nur halb den andern,
Ruht' ich bald auf fremdem Boden wandern.

**) Nur zwei Sprüche zum Beweise, die man im 13. Jahrhundert kaum für möglich halten sollte:

Keines Fürsten Name fällt mir bei,
Der ein Fürst von Gottes wegen sei.

Es soll nach Recht und Zug abwägen
Der Papst den Fluch und auch den Segen;
Sein Schwert wird schneiden um so daß,
Führt er's mit Recht und ohne Haß.
Zwei Schwertler in einer Scheide
Werden leichtlich beide;
Gelüßt ihn nach ird'schem Reich,
Verdirbt zwei Schwertler er zugleich.

*) Das Wort hat natürlich einen ganz andern Sinn, als das jetzige „Bescheidenheit“; es kommt von bescheiden, Bescheid geben, und bedeutet daher so viel als Unterwerfung, Bekehrung.

hält, so stimmen wir dagegen in allem Uebrigen mit ihm überein. Namentlich sind wir mit der Charakteristik, die er von der „Bescheidenheit“ entwirft, vollkommen einverstanden; sie ist ebenso richtig als gut ausgeführt.

Freidank entfaltet seine Art nach zwei Seiten hin. Einerseits sammelt und formt er jene Weisheit seines Volks^{*)}, und dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters bescheiden hinter den überlieferten Stoff zurück. Eine ziemliche Anzahl seiner Sprüche sind aus der Bibel, einige wol auch aus andern fremden Quellen entlehnt, bei noch viel mehrern wird sich nie genau bestimmen lassen, wie viel dem Dichter, wie viel der Ueberlieferung gehört; nur möge nicht jeder Spruch, der eines andern Volkes Echo scheint, gleich auch als wirklich entlehnt gelten. Was im Sprichwort seinen Ausdruck findet, ist der einfache gesunde Menschenverstand, der geborene Mutterwitz, das praktische Sittengesetz, und diese sind in ihrem Metallwerth allen gebildeten Völkern gleich und gemeinsam, nur in ihrem Gepräge von den verschiedenen Nationen verschieden gestempelt. Mancher gute Spruch mag auch aus jener von der Geschichte nicht mehr erreichbaren Urzeit stehen geblieben sein, wo jetzt längst geschiedene Stämme noch in Einheit des Sinnes und der Sprache zusammenwohnten. . . Ganz anders aber tritt uns Freidank entgegen in denjenigen Stellen, wo er selbst und selbständig mit dem überlegenen sichern Auge eines lächelnden Weisen über die Welt und Mitwelt hinblickt, und die Summe eines erfahrungsreichen Manneslebens in körnigen Sätzen für die Nachwelt auswirft. Herz erfreuend vor allem ist der freie, warme Sinn, mit dem er deutsches Recht und deutschen Brauch und deutsche Nationalität versteht und über alles stellt, wo sie mit andern Gewalten zusammenstößt. Wie die Besten seinerzeit und wie alle wahrhaftigen Classiker deutscher Nation ein ganzer Schibelline, hat er erkannt und spricht es aus, daß unser Volk in sich selbst nur sein Recht und seine Kraft trägt und von jenseit der Berge, von Welschem Dichten und Trachten nur Unheil und Schande zu hoffen hat.

Wer nur einigermaßen mit den Dichtungen Walther's von der Vogelweide vertraut ist, wird leicht bemerken, daß diese Charakteristik auch vollkommen auf ihn paßt, und daß es daher nahe liegt, in diesem größten Lyriker des Mittelalters den Verfasser der „Bescheidenheit“ zu suchen und zu finden.

Das Gedicht fand im ganzen Mittelalter die lebhafteste Anerkennung; Rudolf von Ems erwähnt ihn nicht nur rühmlich in seinem „Wilhelm“, wie schon angedeutet wurde, er widmet ihm auch im „Alexander“ eine längere Stelle, die wir nach Bacmeister's Uebersetzung mittheilen, da sie die Tendenz des Gedichts ganz vortrefflich zeichnet:

Die Thorheit strafen und den Spott,
Die Welt erkennen, lieben Gott,
Des Leibes und der Seele Heil,
Weltsicher Ehren einen Theil
Hat in des Lebens kurzen Tagen
Kunstvoll gelehret zu erjagen
Der sinnenreiche Freigedank,
Dem ohne Falsch und ohne Wank
Gehorsam jedes Wort erklang,
Was er in deutscher Zunge sang.

Während die meisten Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts am Ende des Mittelalters in völlige Vergessenheit gerathen waren, blieb der „Freidank“ fortwährend in hoher Achtung, so daß Sebastian Brandt im Jahre 1508 eine der Sprache seiner Zeit angepasste Ausgabe veran-

staltete, von der im Jahre 1583 die achte Auflage erschien. Im 17. Jahrhundert verschwand die Erinnerung an die ältere Literatur beinahe vollständig; erst im 18. Jahrhundert wurden wieder zwar schwache, aber immerhin sehr dankenswerthe Versuche gemacht, dieselbe aus der Vergessenheit zu ziehen, was freilich erst gelingen konnte, nachdem Jakob Grimm seine Meisterwerke geschrieben hatte. Unter den vielen Dichtungen des Mittelalters, welche durch den Druck verbreitet wurden (worunter freilich viele sind, die füglich ungebrucht hätten bleiben können), war auffallenderweise der „Freidank“ nicht eine der frühesten; er wurde erst im Jahre 1834 von Wilhelm Grimm herausgegeben; eine zweite Auflage, die er vorbereitet hatte und die gewiß manchen neuen Aufschluß gegeben hätte, wurde durch seinen unerwarteten Tod verhindert. Soviel wir wissen, hat Bacmeister die erste Uebersetzung des Gedichts geliefert, was um so mehr auffallen muß, als vielleicht kein anderes geeignet ist, allgemeinere Verbreitung zu gewinnen. Daß Bacmeister eine Uebersetzung in die neuere Sprache unternommen hat, ist daher sehr verdankenswerth; sie wäre es, wenn sie auch weniger gelungen wäre, als es der Fall ist. Wir bebauern daher aufrichtig, daß er nicht das Ganze, sondern ungefähr nur die Hälfte mitgetheilt hat; denn auch unter dem, was er ausgelassen, befindet sich mancher köstliche Spruch, den wir ungern vermissen.

Wie die volksthümlichen Dichtungen des Mittelalters, so haben auch die höfischen vielfache Uebersetzer gefunden; daß unter diesen Wolfram's „Parcival“ nicht zurückblieb, versteht sich wol von selbst, da dieses Gedicht bei einer nicht geringen Anzahl von Gelehrten und Nichtgelehrten schwärmerische Bewunderung erweckt hat. Obwol wir diese nicht theilen, so sind wir doch keineswegs so sehr von Vorurtheil befangen, daß wir nicht die hohen Vorzüge des großen Dichtwerks und somit auch die Berechtigung einer Uebersetzung anerkennen sollten. Wir wollen unsere Leser mit der uns vorliegenden bekannt zu machen suchen:

7. Parcival. Nittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von San-Marte (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Die erste Auflage, welche zugleich die Uebersetzung der übrigen Dichtungen Wolfram's und eine Darstellung von des Dichters Leben und Werken enthielt, erschien unter dem Titel: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marte“ (Magdeburg 1836—41). Obgleich der Uebersetzer schon damals Bachmann's kritische Ausgabe benutzen konnte, so war die Uebersetzung doch mit mancherlei und darunter großen Schwierigkeiten verbunden, die nicht sowol in der Sprache lagen, wennschon auch diese solche darbot, als vielmehr in der Eigenthümlichkeit des Dichters, dessen Neigung zum Ungewöhnlichen und Mystischen das Verständniß seiner Dichtungen oft sehr erschwerte. Es war daher nicht zu erwarten, daß der erste Versuch, Wolfram's Dichtungen zu übersetzen (denn vor San-Marte hatte sich noch niemand an die schwierige

^{*)} Bacmeister hatte sie nämlich früher als „Weisheit auf den Gassen“ bezeichnet.

Aufgabe gewagt) nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht sehen hatte er die Schwierigkeiten mehr umgangen als wirklich besiegt, oft sogar war er vom Text ganz abgewichen und hatte denselben entweder verkürzt oder erweitert. Bei allen ihren Mängeln war jedoch die Uebersetzung immerhin eine sehr dankenswerthe Gabe, und daß sie auch Anerkennung fand, dafür bürgt, daß jetzt, freilich erst nach mehr als zwanzig Jahren, eine neue Auflage nöthig wurde. Unterdessen war Simrod's Uebersetzung erschienen, die freilich nach ganz andern Grundsätzen gearbeitet war, da Simrod vorzüglich danach strebte, die eigenthümliche Darstellungsweise Wolfram's mit möglichster Treue wiederzugeben, und daher von der mittelhochdeutschen Sprache alles beibehielt, was sich noch einigermaßen verstehen ließ. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist Simrod's Uebersetzung ein wahres Meisterwerk, aber ob er dadurch das Gedicht dem modernen Publikum nahe genug gebracht hat, daß es dasselbe auch, ich will nicht sagen verstehen kann, sondern daß es ihm einen wirklichen Genuß darbietet, möchte wol zu bezweifeln sein. Es ist nämlich nicht zu leugnen, wie schon San-Marte in der Vorrede zur ersten Auflage bemerkte, daß der Genius der heutigen Sprache von dem der alten wesentlich verschieden ist, und daß, wenn uns auch aus ihr ein verwandter Geist entgegenweht, er uns doch weit weniger nahe steht, als wir auf den ersten Anblick vermehren. Die nämlichen Wörter haben häufig ihre alte Bedeutung gänzlich verloren oder doch geändert, und der Gebrauch derselben in einer neudeutschen Uebersetzung muß daher einen ganz falschen oder wenigstens schiefen Sinn geben: viele alte Ausdrücke erscheinen uns naiv, scherzhaft oder roh, ohne daß sie es in der That sind, und es muß daher ihre Anwendung dem Original eine ganz falsche Färbung geben. San-Marte scheint uns daher ganz im Rechte zu sein, wenn er bei seiner zweiten Bearbeitung Simrod's Vorgang nicht befolgt hat; aber er ist dabei keineswegs so eigensinnig gewesen, ihn ganz unbenutzt und unberücksichtigt zu lassen; vielmehr hat er von Simrod gelernt, sich dem Texte genauer anzuschließen und ihn so getreu wiederzugeben als es geschehen konnte, ohne dem Charakter und dem Wohlklang der heutigen Sprache Gewalt anzuthun. Zwar ist die neue Bearbeitung noch keineswegs vollkommen, aber sie hat gegen die erste unendlich gewonnen, und man wird an ihrer Hand auf angemessene Weise in das Verständniß des tiefen Dichtergeistes geführt. Dazu trägt auch die Einleitung wesentlich bei, die sich über alles verbreitet, was dem Leser zu wissen nöthig ist, um bei der Lectüre des Gedichts den richtigen Standpunkt einzunehmen. Sie zerfällt in fünf Abschnitte: „I. Wolfram von Eschenbach und sein Zeitalter“; „II. Gegenstand der Dichtung. Subjectivität der Dichter“; „III. Lehnswesen. Ritterthum“; „IV. Adel“; „V. Hierarchie. Christenthum und Heidenthum“.

Es läßt sich jedoch aus diesen Ueberschriften der volle Inhalt der einzelnen Abschnitte nicht erkennen, da er weit auseinander ist, als es aus ihnen hervorgehen scheint und der Verfasser viele Punkte ausführlicher behandelt

oder doch oberflächlich berührt, die in dem Wortlaute der Ueberschriften nicht liegen. Wir können in das Nähere nicht eingehen, halten es aber für unsere Pflicht, zu bemerken, daß der Leser in dieser 83 Seiten langen Einleitung vielfache Belehrung finden wird.

Der Uebersetzer hat ferner für das materielle und künstlerische Verständniß der Dichtung nicht wenig dadurch gesorgt, daß er ihr (auf 40 Seiten) eine ausführliche Uebersicht des Inhalts beifügte, durch welche man in den Stand gesetzt wird, einerseits den massenhaften Stoff leichter zu übersehen, den der Dichter behandelt hat, andererseits die künstlerische Anordnung desselben zu begreifen, die selbst bei wiederholtem Lesen als willkürlich und planlos erscheinen möchte. Endlich sind dem Ganzen Anmerkungen beigelegt, die manches Unbekannte erklären, manches Dunkle aufklären. Am wichtigsten sind natürlich diejenigen, in denen San-Marte auf die Bedeutung des Gedichts selbst eingeht; so gern wir aber darauf eingehen möchten, müssen wir uns des Raums wegen darauf beschränken, den Leser auf dieselben zu verweisen, wobei wir jedoch die Bemerkung nicht unterlassen können, daß San-Marte, wie Göschel in seiner Schrift „Die Sage vom Parival und vom Gral“ (Berlin 1855), weit mehr in das Gedicht legt, als wirklich darin liegt. 3.

Aufzeichnungen eines deutschen Diplomaten.

Mein Tagebuch. Auszüge aus Aufzeichnungen der Jahre 1811—61, zusammengestellt von Franz Freih. von Andlau. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Rgr.

Wenn ein Mann von entschiedener Parteilichkeit, nachdem er vom öffentlichen Schauplatz und aus seinem Machtbereich zurückgetreten ist, dem Publikum aus seinen persönlichen Erlebnissen dasjenige mittheilt, was er für wissenschaftlich erachtet, so ist dies immerhin ein Beweis von Vertrauen auf die Unbefangenheit der öffentlichen Würdigung seiner persönlichen Uebersetzungen, welche dem etwaigen Widerspruch gegen deren Vorurtheile sicherlich eine achtungsvolle Zurückhaltung aufliegt. Die „Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten“, welche vor wenigen Jahren erschienen, wurden in diesem Sinne auch von derjenigen literarischen Kritik, welche mit den Grundsätzen, auf denen sie beruhten, nicht übereinstimmte, nach ihren Vorzügen vollständig anerkannt. Diese Vorzüge zeichnen das vorliegende Werk noch im höhern Grade aus; man fühlt ihm an, daß sich dem Verfasser viele Begegnungen und Anschauungen seines reichbewegten Lebens seit damals noch klarer und objectiver gestaltet haben, dadurch in der Darstellung an Milde gewonnen, ohne an Frische zu verlieren, und uns solchermaßen wirklich ein Höhenbild aus den Beobachtungs- und Begegnungskreisen eines einflussreichen mittelstaatlichen Diplomaten bieten. Der Verfasser hat unserm Urtheil formell das Ziel vollständig erreicht, welches er seiner Veröffentlichung setzt, indem er sagt: „Ich habe es hier versucht, die Mitte zwischen einer Selbstbiographie und rein objectiv gefärbten Bemerkungen haltend, eine Art von Memoiren zu schreiben, welche in gefälliger Form verschiedene Abschnitte meines Lebens, chronologisch geordnet, umfassen sollen. Ich nannte diese Aufzeichnungen: „Mein Tagebuch“, weil sie wirklich abgekürzt das Wesentliche dessen enthalten, was ich seit nun 50 Jahren in mein Journal eingetragen. Anfangs nur für meine Verwandten und einen engeren Kreis von Freunden bestimmt, erscheinen sie nun gedruckt. Ich aber wünschte, alle meine Bekannten, hätten sie Lust und Ge-

schick dazu, schreiben Bücher dieser Art; sie würden, je nach ihrer individuellen Anschauung und ihrem Standpunkte, das Gelebte beleuchten, und aus der Zusammenfassung wie bei der Vergleichen dieser verschiedenartigen Auffassungen ließe sich ein anziehendes Zeitbild entwerfen. Leser, welche zwischen den Zeilen zu errathen wissen, werden manche scheinbare Lücken ausfüllen können. Lesern aber, welche etwa finden, daß ich zu viel des Verschiedenartigen angehäuft, antworte ich mit Goethe's Worten:

Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen,
Es suche jeder sich das Seine aus."

Die ersten drei Abschnitte von der Geburt des Verfassers 1799 bis zum Jahr 1815 reichend, schildern uns die Familienverhältnisse des vornehmen Vaterhauses mit einzelnen am Knaben mehr äußerlich vorübergehenden Ereignissen und Persönlichkeiten der von Napoleon beherrschten Zeit. Großherzog Karl Friedrich, Gebel, Esclair, badische Markgrafen, Kaiser Alexander, Metternich, Schwarzenberg schreiten in raschen Begegnungen vorüber. Die folgenden neun Jahre verbrachte Hr. von Andlaw theils auf den Universitäten Freiburg, Landshut und Heidelberg, theils auf Reisen durch Süddeutschland, Italien, Frankreich und England, zu denen sich ihm durch die aristokratische Stellung seiner Familie und deren verwandtschaftliche Beziehungen die Gelegenheit in bequemster Weise ergab. Dadurch ist aber dieser Abschnitt seines Lebens von den damaligen Bewegungen der Geister in Deutschland fast vollkommen abgegrenzt und die hier und da einfließenden Bemerkungen darüber scheinen mehr einer romantischen Reflexion, als dem unmittelbaren Einbrunde des Selbstgelebten anzugehören. Bereits mit dem Jahre 1824 trat Hr. von Andlaw in seine Beamtenlaufbahn ein, die ihn sofort in das Reich des auswärtigen Amtes brachte und dem Hofe des Großherzogs Ludwig näher stellte. Schon damals war er auch in engerer Beziehung zu dem Fürsten Metternich, dessen Hofhalt auf dem Johannisberge eine wesentlich interessante Episode bildet. Das Jahr 1826 brachte Andlaw als Attaché der großherzoglichen Gesandtschaft nach Wien und hier erhalten wir eine höchst interessante Skizze von der Persönlichkeit des Generals Lettenborn, welcher damals Chef der badiſchen Gesandtschaft war und bekanntlich 20 Jahre lang blieb. Beim Tode des Großherzogs von Baden aus Wien abberufen, fand Hr. von Andlaw in Karlsruhe selbst mannigfache Veränderungen, die er wenigstens flüchtig berührt, indem er, zu einer besondern Mission nach Paris berufen, im Heimatland und den fürstlichen Kreisen einige Wochen verweilt. Er hatte die seltsame Aufgabe, als Legationsrath dem achtzigjährigen badiſchen Gesandten in Paris, den man nicht entfernen wollte, zur Seite zu stehen, zugleich aber auch ohne dessen Vorwissen bei dem damaligen Ministerpräsidenten Polignac beglaubigt zu werden. Aber mit seiner Reise trifft er mitten in die Julirevolution hinein; ohne eigentliche Beschäftigung kann er desto ungehörter beobachten. Allein gerade diese Periode bearbeitet er, wie er selbst sagt, nicht nach einem Tagebuche. So gehören die Äußerungen über die ersten Wochen des neuen Frankreich erst einer späteren Zeit an, und nur etwa die Mittheilungen über das Verhalten des diplomatischen Corps erscheinen von hervorragendem Interesse. So erzählt er: „Einige Gesandten, unter andern auch Graf Apponyi, waren abwesend, andere unsichtbar geworden. Als man sich endlich wieder zusammenfand, wurde berathschlagt, was zu thun sei. Hier war es nun Bozzy di Borgo, der Vertreter Rußlands, welcher dem Vorschlage des Gesandten des damals in Europa einzigen nicht legitimen Monarchen, von Schweden, entgegentrat. Edvenhielm wollte nämlich, daß die bei Karl X. und nicht bei Ludwig Philipp beglaubigten Repräsentanten auch erstem folgen sollten. Der alte ritterliche Graf, in dessen Armen Gustav III. das Leben ausgehaucht hatte, wurde überstimmt, und die Mehrzahl beschloß, den Lauf der Begebenheiten abzuwarten. Die Hauptfrage für die Gesandten blieb aber immer: ob und wer von ihnen zuerst wieder bei der neuen

Regierung accreditirt oder abberufen werden würde; sie mußten jedoch ihren Höfen weitere Aufschüßung überlassen. Ich sah Vertreter (Preußen), Pfeffel (Baiern), Rönneritz (Sachsen), Hagel (Holland), Rumpf (Hamburg) u. a. m. Sie waren je nach ihren persönlichen Ansichten mehr oder minder verstimmt, alle fanden sich aber unbehaglich, und es war jedenfalls eine traurige Genugthuung, wenn manche auf den von Polignac verschmähten Rath hinwiesen, den sie, das Gewitter zu beschwören, ertheilt haben wollten. Wenn alle auch nicht geradezu den Umschwung beklagten, so sahen sie doch die Frage der Zukunft in einer nicht zu enträthselnden Weise vermischt. Von dem betäubenden Treiben im Innern wendete man sich endlich wieder der Außenwelt zu. Viele, und nicht nur die Unzufriedenen, wünschten einen allgemeinen Krieg, um sich dem Weillischen der Lage zu entziehen. Ludwig Philipp theilte diese Ansicht nicht; ihm war vor allem daran gelegen, sich in den friedlichen Besitz der Herrungenschaften zu setzen, und mit Jubel wurde von seinen Anhängern die Ausrufung begrüßt, welche England dem Bürgerkönig zuschickte sich beilegte. Das londoner Cabinet, auf Karl X. zürnend, der es wagte, Algier ohne seine Erlaubnis zu erobern, hoffte in den Orleans gesügelter Verbündete zu finden, und täuschte sich nicht. Diefem Beispiele folgten allmählich die europäischen Mittelstaaten, dann kamen Preußen und Oesterreich, zögernd endlich auch Rußland: das Zeitalter der „faits accomplis“ hatte begonnen!"

Mit diesen letzten Worten bezeichnet der Verfasser, wenn auch vielleicht ohne Absicht, daß auch für ihn die Zeit begann, deren Entwicklungen er, seinem ganzen Wesen nach und den durch seinen Lebensgang bedingten Anschauungen zufolge, fortan mit einem gewissen Gefühl der innern Opposition entgegenstand. Ohne dem König der Franzosen vorgestellt zu sein, kehrte er nach Karlsruhe zurück, um nach einer fast zweijährigen Abwesenheit in seine früheren Verhältnisse zu Wien wieder einzutreten. Bis zum Jahre 1835 treten die Schilberungen der Stellung Oesterreichs zu der neuen Zeit mit dem Fürstencongreß in München, den bekannten Ministerialconferenzen, sowie den Reichscongressen in Leipzig und Prag neben vielen Personal-schilberungen als bemerkenswerthe Momente des Buchs hervor. Mit der Ernennung des Hrn. von Blittersdorf zum Minister in Karlsruhe verband sich die Berufung des Hrn. von Andlaw dorthin, wo er im Ministerium des Äußern mannigfache Verwendung fand, bis er als Geschäftsträger nach München ernannt wurde und dort von 1838—43 blieb. Ein reicheres Leben erschloß sich ihm jedoch mit der darauffolgenden Rückkehr nach Paris. Allein noch bemerkenswerthere Aufklärungen über politische Zeitverhältnisse, ja selbst über bebingende Stellungen historischer Persönlichkeiten, oder über irgendwelche engere Beziehungen der Vertreter Deutschlands zu den laufenden Dingen finden wir auch hier bloß sehr spärliche Andeutungen. Das Hauptgewicht ist auf die rein persönlichen, doch meistens ziemlich flüchtigen Begegnungen mit den politisch, künstlerisch oder sonstwie hervorragenden Zeitgenossen gelegt, deren Porträts allerdings mitunter in frappanter Beleuchtung vorüberziehen, doch aber meistens zu sehr als dissolving views erscheinen, um eine besondere Lebhaftigkeit des Interesses in Anspruch zu nehmen.

Als 1845 Lettenborn in Wien gestorben war, folgte ihm Andlaw in seinem Posten. Es ist ein offenes Geständnis, wenn er von Paris mit der Äußerung scheidet, daß er sich bezüglich der Zukunft Frankreichs „Betrachtungen hingegeben, welche sich später als ebenso viele Täuschungen erwiesen“, indem er die dortigen Verhältnisse „in jeder Beziehung geordnet, nach allen Seiten hin als geklärt angesehen“. Denn schon auf der Durchreise durch Deutschland überraschten ihn sozusagen die wieder beginnenden Gärungen und es erregte ihm keine Freude, als er nach einem Zeitraum von 11 Jahren Wien verhältnismäßig so wenig verändert wiederfand. „Es war immer dasselbe lebhaftes Treiben, dieselbe Genussucht und Gleichgültigkeit für Dinge, welche sich nicht innerhalb eines gewissen, eng gezogenen

kräften zutragen. Dennoch konnte es einem scharfer beobachtenden Auge nicht entgehen, daß diese behagliche Ruhe nur oberflächlich war und sich in beinahe unscheinbaren Symptomen immer mehr eine tiefer gehende Mißstimmung zeigte, welche sich von den höchsten Girkeln bis auf die unteren Volksschichten erstreckte. In der That war auch eine zwölfsjährige Regierung wie die des Kaisers Ferdinand nur in Oesterreich möglich; es bewegte sich eben die Maschine in herkömmlicher Weise fort, bis ein Impuls von außen sie zum Stillstand brachte." Doch sind auch dies bis 1848 fast die einzigen eingehendern Bemerkungen über die Schicksalsperiode der Metternich'schen Politik. Das folgende Kapitel schildert uns die österreichischen Revolutionsjahre theils aus eigener Anschauung, theils aus historischer Perspective, in welcher sich allerdings die Partisananschauungen des Verfassers nicht verleugnen. Besonderer Aufmerksamkeit werth erscheint jedoch in diesem Abschnitte ein Brief Metternich's aus England (1849) an den Verfasser, welcher sich über die damaligen Zustände, namentlich Badens, ausdrückt. Bekanntlich trat nun von 1851—56 Hr. von Andlau an die Spitze der kais. Gesandtschaft in Wien. Wir würden jedoch diese Andeutung des Buchs ungebührlich verlängern, wenn wir auch hier mit Auszügen seine an sich unzweifelhafte Anschauung von der Weltlage und dem herrschenden Geiste der Zeit zu belegen versuchten. Ueberhaupt irren gegen das Ende der Aufzeichnungen hin, welche sich bis 1861 erstrecken, die allgemeinen Betrachtungen hinter die persönlichen Begegnungen bedeutend in den Hintergrund. Immerhin ist es aber anzuerkennen, daß der Verfasser, wenn auch seine kirchlich-konservative und conservative Anschauung nirgends verleugert, doch ebenfalls nirgends in eine niedrige und declamatorische Aufsehung der siegenden Zeitrichtung verfällt. Man nimmt an dem Buche den Eindruck eines selbstbewußten, abgeschlossenen, der Gegenwart nicht eben günstigen, doch keineswegs gelotischen oder absichtlich das Gute der neuen Weltströmungen verkennenden Charakters mit hinweg; nirgends verleugnet sich namentlich die seine Bildung, mit welcher der Beobachter an das Leben herantrat; nirgends vernimmt man sogar die weitumfassenden Anschauungen, welche ihm ein vielbewegtes Leben gegeben und welche vielleicht dem Staatsmann eines kleinen Staats, der die Strömung der Politik nicht bedingt, sondern in ihren Bogen nur den klügsten Weg zu suchen bat, mitunter selbst nothwendiger sein mag, als dem mit bestimmten Traditionen und genügenden Nachmitteln habeldeten Vertreter einer bedingenden Großmacht.

Alexis Ruden.

Skizzen aus Detmold.

Aus vergangenen Tagen. Gesammelte Blätter von Karl Ziegler. Lemgo. 1862. 8.

Unscheinbare Bücher, klein an Umfang und vielleicht noch dazu dürftig ausgestattet, werden meist von der Kritik nicht beachtet, gerade so wie auch Menschen von unscheinbarem Wesen und unscheinbarer Kleidung im Leben auch wenig beachtet zu werden pflegen. Das ist einmal Welt! Und doch trifft man gerade unter unscheinbaren Menschen oft auf solche von ganz besonderer Originalität und Tiefe, und in unscheinbaren Schriftisten läßt man oft auf eine interessante Mittheilung, eine neue Entdeckung, die auch in weitem Kreise bekannt zu werden verdienen.

Nachdem wir also jenen verehrten, häufig, aber immer vergebens geliebten Weltbrauch nicht mit, sondern greifen wir unvorsichtiger nach vorliegenden kleinen, ziemlich dürftig ausgestatteten und gedruckten Schrift von Karl Ziegler. Sie enthält einige Geschilder aus dem Leben im Detmold'schen, zwei Mittheilungen über den Dichter Friedrich Wegemann und den Schriftsteller Theodor Nitzhaus (dieser als Sohn eines Generalinspektors in Detmold selbst, ersterer zu Wiemsen, einem Dorfe im Lippe'schen Gebiete) und eine Partie „Grillen“, welche letztern im Kopfe des Verfassers, mithin gleichfalls in Detmold geboren sind.

Unter diesen Skizzen erweckte uns diejenige, welche den bereits erwähnten, am 2. Februar 1829 verstorbenen Dichter Wegemann betrifft, ein sehr beträchtliches Interesse; denn Wegemann gehörte, wie aus allem hervorzugehen scheint, zu den vielen Talenten, welche der in Deutschland wie eine Pest grassirenden Genialitätsucht, der Selbstverblendung und Selbstüberschätzung und einem hohlen Idealbegriff von der Würde und Aufgabe eines Dichters zum Opfer gefallen sind. Insofern ist sein verfehlter Lebenslauf auch von einem allgemeinen Interesse und kann denjenigen zur Warnung dienen, welche auf denselben Wegen wandeln und noch fähig sind, sich warnen zu lassen. Man möchte fast wehe über diejenigen rufen, welche zuerst in Deutschland das Wort „Genie“ als ein Modewort der Zeit in Umlauf setzten, obgleich doch bereits Lessing, der Klarste und verständigste unter allen unsern Autoren früherer und älterer Zeit, ganz offen erklärte (in Worten, deren Sinn wir hier nur angeben), daß es ihm ebenso lieb sein würde, eine Ohrfeige zu erhalten, als ein Genie genannt zu werden. Die Leser wissen, daß wir es keineswegs mit denjenigen halten, welche das Dichten in unserer Zeit überhaupt verbieten und androhen möchten, was ja mit der Ausrottung des deutschen Gemüths und der deutschen Phantasie, die doch auch ihre Befriedigung haben wollen, gleichbedeutend sein würde; wenn aber in weitem Kreise sich so viel Gleichgültigkeit gegen die Dichter der Gegenwart und ihre Erzeugnisse, ja selbst Geringschätzung derselben wahrnehmen läßt, so haben dazu die vielen, namentlich jüngeren Dichter selbst beigetragen, welche den Beruf des Dichters ausschließlich im bloßen Versemachen erblickten und von der Welt verlangten, ihrer paar Verse wegen als absonderliche Wesen angesehen und selbst in ihren capriciösesten Lebensgewohnheiten, womit sie ihren Umgebungen lästig fielen, respectirt oder tolerirt zu werden. Zwar dürfen wir gerade Wegemann eigentliche Anroganz nach außen hin nicht vorwerfen, aber in sich trug er sicherlich eine hohe Meinung von seinem Dichtergenie und diese, die ihn von jedem andern Berufe und jedem andern einträglichen Zweige schriftstellerischer Thätigkeit fernhielt, war die Ursache seiner vielfachen Leiden und Entbehrungen, die wieder zu seinem frühen Tode ohne Zweifel mitwirkten.

Wegemann gab im Jahre 1828 seine Gedichte, soweit sie ihm zur Veröffentlichung geeignet schienen, nebst den fünf ersten Gesängen des ersten Buchs eines poetischen Märchens: „Der gesegnete Vaterkuch“, bei Bran in Jena unter dem Titel „Blumen von der Saale“ heraus, und sie fanden, wie Karl Ziegler berichtet, in manchen Kreisen, namentlich in der damaligen Studentenwelt in Jena, Halle, Leipzig, Erlangen, Würzburg und Heidelberg vielen Beifall. Auch angesehenere Dichter, selbst Tieck und Fouqué ermunterten ihn; letzterer begrüßte ihn freundschaftlich durch ein vom 29. Juni 1828 datirtes Gedicht in der „Eleganten Zeitung“, und Tieck ließ in einen an den Dichter gerichteten Brief vom October 1828 die Worte einfließen: „Wenn Sie mich näher kennen, so brauchte ich Ihnen nicht zu sagen, daß ich nicht schmeichle, indem ich Ihnen gestehe, daß ich allenthalben das Dichtertalent zu erkennen glaube.“ Sogar Goethe, wie Karl Ziegler aus „sicherer Quelle“ gehört zu haben versichert, soll sich „sehr lobend“ über Wegemann's Dichtungen geäußert haben. Das Erwähnenswerthe aber ist, daß die jenaer philosophische Facultät auf Vermittelung des damaligen Prorectors Luben sich veranlaßt sah, ihm aus freien Stücken das Doctordiplom einzuhändigen, doch wol ein Beweis, daß damals die Poesie in den wissenschaftlichen Kreisen im höhern Ansehen stand als heutzutage. Aus diesen Zeichen von Anerkennung läßt sich mit größerer Gewißheit als aus den wenigen von Ziegler angeführten Proben schließen, daß Wegemann in der That eine nicht unbeträchtliche poetische Begabung gehabt haben müsse, und man wird ihm jene ihm zu Theil gewordenen Anerkennungen um so lieber gönnen, da sie nur dazu dienten, seine letzten düstern Lebenstage mit einem tröstenden Schimmer zu umgeben. Jene poetischen Hallucinationen und Selbsttäuschungen, welche das Unglück seines Lebens wurden, fallen schon in

die Zeit vor der Herausgabe seiner Gedichte und der Beifallsbezeugungen, die er ihnen verdankte.

Friedrich Wegemann war, wie schon bemerkt, in dem lippeischen Dorfe Wiemsen und zwar am 27. September 1808 geboren. Sein Vater war Pächter eines Bauernhofs und gehörte auch dem Grabe seiner Bildung und Lebensgewohnheit nach eigentlich dem Bauernstande an. Demgemäß wuchs Friedrich auch wie ein Bauernkind auf, indem er die Pferde hinterm Pfluge hertrieb oder die Kühe hütete; aber schon früh zeigten sich in dem bis zum zehnten Jahre etwas tränklichen Knaben Reime einer poetischen Natur. Der Verfasser bemerkt hierbei: „Wunderbare man sich übrigens nicht, daß aus solchen Umständen, wie sie Wegemann in seiner frühesten Jugend umgaben, ein poetischer Kopf hervorgehen konnte. Es lebt im lippeischen Landvolk, wie überhaupt im ganzen Volk der Westfalen sehr viel poetischer Sinn, es fließt in ihm noch das echte Blut der Germanen, die von den Teutonen an, immer gern zu dem Fernen, Schönen hingezogen wurden und ihre sehnsüchtigen Blicke zu den Alpen und dem Rhein hinüberwarfen: ein Zeichen davon sind noch die vielfältigen Auswanderungen, und dann ist dasselbe ja auch durch den trefflich ausgebildeten Volksunterricht zu einer lobenswerthen Kultur herangereift. Geht man des Sommers aufs Land, so begegnet man nicht selten einem hübschen Bauernknaben, oder einem hübschen Bauernmädchen am Wege, die Bibel oder ein anderes Buch auf ihren Knien, und da sieht man in so kleine aufgeklärte Gesichter, daß man bald inne wird, hier gehen die Ideen weiter als auf das alltägliche Leben. Aufgeklärt ist wenigstens der lippeische Volksstamm jedenfalls; er hat selbst was Raffinirtes, er hat nämlich bei aller Erregung, bei aller Geneigtheit, sich leicht in Feuer setzen und sich arglos und gutmüthig fortreiben zu lassen, doch sehr viel Tiefinniges, was gar häufig in etwas Zurückhaltendes, Argwöhnisches und in ein spöttischtes Beweineln ausschlägt.“

Bei aller Aufgeklärtheit ist aber das Volksgemüth doch überall noch von dem Glauben an Märchen und fabelhafte Sagen angefüllt, und aus dieser Mischung von moderner Verstandesaufklärung und modernem Raffinement einerseits und der in Deutschland erblichen Lust an geheimnißvollen, lieblichen oder schauerigen Märchen, Sagen und Phantastischdichtungen ist auch die romantische Schule erwachsen, die daher, was auch ihre Widersacher sonst gegen sie vorbringen mögen, mehr als manche andere Richtung den Vorzug für sich in Anspruch nehmen kann, echt nationalen Ursprungs und zugleich Zeitgewächs gewesen zu sein.

Der Pastor des Kirchspiels nahm an dem vierzehnjährigen Knaben, der den Konfirmationsunterricht bei ihm genoß, den hellen, aufgeweckten und zugleich doch tiefinnigen Geist sehr bald gewahr, machte, selbst poetisirender Dilettant, den Knaben mit den Schöpfungen deutscher Dichter bekannt und bewirkte es, daß Wegemann, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, auf das Gymnasium zu Detmold kam, wo er das Glück oder Unglück hatte, wieder einem Lehrer in die Hände zu fallen, der durch das Stellen poetischer Aufgaben seinem Gang zum Dichten wesentlich Voranschub leistete. Der Verfasser erzählt: „Wegemann war in den letzten Schuljahren so poetisch gestimmt, daß er schon mehrere Dramen verfertigte und sich für das Höchste berufen hielt, wozu übrigens auch das Beispiel des genialen Grabe beitragen mochte, der zur Zeit, als jener ankam, mit ihm noch auf der Schule zusammen war und ihm später von Berlin her, wo derselbe seit Ostern 1822 studirte, mehrere Briefe schrieb.... Im Herbst 1822 war die Zeit da, wo er zur Universität abgehen sollte. Aber woher die nöthigen Mittel nehmen? Der Pastor Pustuchen = Glanzow (Verfasser der »Falschen Wanderjahre«), der dazumal unweit Detmold in einem einsamen Dörfchen wohnte und in ländlicher Abgeschiedenheit über die Goethe'schen Dichtungen nachdachte, die Welt indes ungeachtet seines pietistischen Sehns nach gottseligem Frieden nicht vergessen konnte, in der Weise, daß er sich und seinen Wohnort für den Centralpunkt des damaligen literarischen Lebens hielt, hatte Be-

gemann, der ihn bisweilen besuchte und ihm seine Gedichte mittheilte, erzählt, daß er sich auf Universtitäten mit literarischen Arbeiten durchgeschlagen. Also glaubte auch unser Freund anfangs, auf ähnliche Weise seine Subsistenz verdienen zu können. Allein dieser Glaube war ihm bald in der Ueberzeugung genommen, daß die Poesie auch ihre getreuesten Priester selten vor dem Hunger retten kann.“

Wir können es uns nicht versagen, hier eine Episode mitzutheilen, die uns Grabe wieder in einer jener Situationen zeigt, welche er durch seine Wunderlichkeit sich und andern zu bereiten pflegte. In Halle, wo Wegemann nun dem Studium der Theologie oblag, erfasste diesen eine so große Sehnsucht nach seinem Landsmann Grabe, daß er die Weihnachtsferien des Jahres 1822 dazu benutzte, nach Berlin zu reisen, wahrscheinlich auch in der Hoffnung, von den literarischen Verbindungen, in welche Grabe inzwischen eingetreten war, auch für sich Nutzen zu ziehen. Für Illusionen dieser Art sind eben junge Poeten meist sehr empfänglich. Sein erster Gang war zu Grabe, der aber gerade in sehr verdrüsslicher Laune war und Wegemann's herzlichsten Gruß in barocker, echt Grabe'scher Weise erwiderte. Karl Ziegler erzählt: „Grabe empfing ihn mit den Worten: »O Gott, o Gott, Wegemann!« und ersuchte ihn sofort, er könne ihn nicht behalten, er müsse ihn bitten, ihn zu verlassen, indem er eben im Begriff stehe, sich in eine Gesellschaft zu begeben und diesen Besuch nicht aussetzen dürfe. »Sieh, es geht nicht, Wegemann, ich wollte dich wol behalten, aber ich kann es nicht, du mußt dich nach einem andern Unterkommen umsehen. Na, na, es geht nicht, glaub's nur.« Wegemann wurde darüber natürlich im höchsten Grade verlegen, er wußte nicht, was er sagen sollte; einen solchen Empfang hatte er nicht erwartet. Dazu kam, daß er sich darauf verlassen, bei Grabe ein Unterkommen zu finden und deshalb mit seinem wenigen Gelde gereist war, das kaum mehr ausreichte, die Rückreise zu machen, am wenigsten aber hier in Berlin ein Wirthshaus zu beziehen. Er sah verschämt vor sich nieder und es mochten ihm die Thränen nahe sein. — »Ja aber«, begann er kleinlaut. — »Hast du kein Geld!« erwiderte Grabe, »da kann ich dir nicht helfen, ich habe selbst nichts. Ich habe weiter nichts, als hier den silbernen Löffel.« Dabei griff er nach einem solchen und legte ihn Wegemann in die Hand. »Da, nimm ihn, du kannst ihn verkaufen, und dann, beim Unterkommen, du kannst ja zu einem von deinen Landeleuten gehen und bei ihm schlafen, hier, willst du eine Decke, damit kannst du dich zudecken, da nimm sie« und hierbei legte er Wegemann eine alte wollene Decke, die er auf seinem Bette liegen hatte, unter den Arm. »Nun aber müssen wir gehen, na sieh, es geht nicht«, er machte ein verdrüssliches Gesicht und schritt voran aus der Thür. Wegemann folgte, beinahe weinend, und als er vor dem Hause allein gelassen war, irrte er mit seiner Decke und seinem Löffel in dem großen Berlin umher, um einen seiner Landeleute zu treffen, deren Wohnungen er übrigens nicht wußte. Es war fast Nacht geworden und er fror sehr in seinem kurzen knappen Röckchen, und Gott weiß, wie es hätte werden sollen, wenn nicht zufällig einer seiner Landeleute ihm begegnet wäre, der ihn mit nach Hause nahm und bei sich behielt, bis er wieder nach Halle zurückreiste.“

Freilich läßt sich auch manches für Grabe's Benehmen zur Entschuldigung anführen; denn was sollte Grabe, der ohnehin vielleicht bereits an manchem dilettirenden, sich ihm andrängenden Poeten schlimme Erfahrungen gemacht hatte, mit dem plögl, ohne vorhergegangene Anfrage und Anzeige erscheinenden halleischen Studenten eigentlich anfangen? Hatte er doch genug mit sich selbst zu thun.

Wegen Theilnahme an den burschenschaftlichen Verbindungen erhielt Wegemann zu Ostern mit 121 andern Studenten das consilium abeundi und mußte Halle verlassen. Seine Gönner zogen nun ihre Hand von ihm zurück. Er selbst suchte fürs erste in seiner Heimat ein Asyl, offenbarte aber jetzt schon eine allgemeine tiefe Verstimmung und ein sonderbar lebendes Wesen.

Dann ging er auf gut Glück nach Warburg, wo er, wie es heißt namentlich durch Florencourt dazu verleitet, sich abermals mit „burschenschaftlichen Treibern“ abgab und damit viel schöne Zeit verthät. Dann ging er nach Kurland, wo er durch sein poetisches Talent und durch seine außerordentliche Gabe, Geschichten zu erzählen und zu erkunden, bald der Mittelpunkt eines im bewundernden Studentenkreises wurde. Dabei aber gerieth er so in Schwärmen, daß er kein Logis in der Stadt mehr erhalten konnte und mitten im Winter ein Gartenhaus bewohnte, in dem sein Ofen angebracht war, sodaß er bei Tage im Bett, auf das der Wind durch die Ritzen der Fenster häufig den Schnee jagte, liegen und darin studiren und schreiben mußte.

Begemann's Triennium war abgelaufen; er hatte viel in Poesie und Burschenschaft, aber wenig in der Theologie gethan, und er kam nun auf den Einfall, Docent der Geschichte zu werden, weshalb er sich nach Jena begab und hier mehrere Professoren besuchte und zwar in höchst vernachlässigter Kleidung, ohne Besuche, ohne ein Tuch um seinen Hals und in einem sehr abgetragenen Oberrock. Doch wurde er auch hier wegen seines hinreißenden Erzählertalents sehr bald der belebende Mittelpunkt eines Kreises von Studirenden. Der Verfasser vorliegender Schrift bemerkt: „Ich studirte damals auch in Jena, wo wir häufig zusammen Excursionen nach der Kunitzburg machten und uns um Begemann herumlagerten, der auf einer Anhöhe saß und von dem deutschen Michel erzählte mit dem ihm eigenen sonderbaren Schmelzen und den klingenden Augen. In unsern Höfen lag das schöne Thal, durch welches sich die Saale wie ein silbernes Band hindurchschlingt. Ich gedenke gern dieser Zeit, doch auch trübsam, daß ich nicht mehr da war. Denn wo sind alle diese Leute geblieben? Zwei sind gefallen im polnischen Freiheitskampfe vor Warschau, ein Paar, in das Attentat von Frankfurt (1833) verwickelt, hat sich nach Amerika zurückgezogen und die übrigen — das weiß ich nicht.“

Aber der deutsche Philister, der Stubenvermieter, der Speisewirth, die Wäscherin, der Schneider u. s. w. geben seinen Credit auf solche Märchen und rührende Gedichte. Begemann, bereits körperlich leidend, versank immer mehr in Jammer und Noth und Miskimmung. „Es kam bald dahin“, erzählt Karl Ziegler, „daß ihm aller Credit aufgekündigt wurde und er weder Tisch noch Wohnung erhalten konnte; ach! ich habe es einst gesehen, wie die Speisewirthin dem Kellner, der ihm das Essen gebracht, die Weisung gab, dieses letztere wieder wegzunehmen. Der gute Begemann war tief betrübt, wußte sich aber nicht zu helfen und seine Freunde mußten sich ins Mittel schlagen, worauf er denn, sozusagen, von deren Güte lebte, indem ein Student ihn mittelbig zu sich auf die Stube nahm, mehrere andere ihm einen Freitisch ausmachten und dieser und jener ihm das Bier penirte, welches er zu trinken beliebte. Dafür mußte er erzählen und unterhalten; es hatte was überaus Rührendes. Seine Kleidung war abgetragen, und es geschah nicht selten, daß er zu Hause bleiben mußte, wenn sein einziges Beinkleid einen unglücklichen Riß bekommen hatte. Als er einmal einen neuen Anzug aus seiner Heimat erhalten hatte, wurde er fast verschämt und roth, wenn jemand zu ihm sagte: Ei, wie hübsch in dem neuen Rock!“

Essigsaure und spottfällige Gelbschnäbel und junge Burschen machten sich ein Vergnügen daraus, den alten Studenten zu necken und aufzugiehn, und so verlor er sein Gleichgewicht immer mehr; er warf sich bald auf diese, bald auf jene Arbeit, ohne jedoch bei irgendeiner consequent ausdauern zu können; seine Studien nahmen immer mehr etwas „Flirrenhaftes“ an. Die schon erwähnten Auszeichnungen, welche ihm seine Gedichte eintrugen, waren der letzte Lichtblick, der in sein verbüßtes Leben fiel; aber seinen Hunger konnten sie nicht stillen, seinen Leib nicht wärmen, seine Krankheit in ihrem Fortschreiten nicht hemmen. Oßern 1828 begab er sich nach München, wo er ein Journal zu gründen gedachte; aber dasselbst angekommen, that er gar nichts, um seinen Zweck zu erreichen. Eine heftige Erkältung, die er sich auf der Reise zugezogen, hatte sich auf

seine bereits leidende Brust geworfen, und bald zeigten sich die Symptome der Schwindsucht offenbar. Begemann, der nun selbst fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, benutzte die letzten Kräfte, die ihm noch geblieben waren, zur Reise in die Heimat. Im Spätherbst 1828 kehrte er abgemattet in das Rippesche zurück, und bereits am 2. Februar 1829 verließ seine vielgeprüfte Seele ihre irdische Hülle. Kurz vor seinem Tode schrieb er einige von Ziegler mitgetheilte Strophen, in denen er beklagt, daß er verderben müsse „ohne Hoffnung, Lieb' und Glaube“, daß er „durch Sumpf und Wüste irrend“, einem frühen Grabe zum Raube werde.

Begemann's Leben hat sicherlich etwas Rührendes, und wenn es auch im ganzen als ein verfehltes und zweckloses angesehen werden mag, so darf man doch nicht vergessen, daß die Dichtermanie, von der er befallen war, in der Bildungsatmosphäre der Zeit selbst lag. Capacitäten dieser Art entbehren meist der Klarheit und der nöthigen Energie; das Wollen, und zwar ein unbestimmtes, überwiegt bei ihnen meist das Können, das Talent der Reproduction des Charakters, welcher jenem erst den rechten Halt erteilt. Gerade in Deutschland ist aber dieser Mangel an Energie und Charakter bei poetischen Talenten am wenigsten zu verwundern; die selbstgefällige und dissolute Gemüthsabuselei wenigstens, der sich wol die meisten Studirenden während ihrer Universitätszeit hingeben, scheint nicht sehr geeignet zu sein, thätkräftige und zugleich männlich besonnene Charaktere hervorzubringen. Jedenfalls gehörte Begemann nicht zu denen, welche, außer nach Dichterruhm, auch nach einer glänzenden äußern Stellung trachteten und denen dazu jedes Mittel recht ist; er gehörte zu den vollkommen uneigennütigen Charakteren, welche im Dienste der Muse sich jeder Entbehrung und selbst Demüthigung unterziehen. Die Güter dieser Welt schämten sich nicht. Ob er, wenn man ihn zu rechter Zeit über diese Entbehrungen und Nothstände hinweggehoben und dadurch sein Leben um eine Anzahl von Jahren verlängert hätte, zu einer größern Ausbildung und Vertiefung seines Talents gelangt sein würde, bleibe dahingestellt. An wohlfeilem Lob pflegt es ja unter Umständen in Deutschland nicht zu fehlen, aber mehr als dieses darf die Unterstützung eines Talents nicht kosten. Karl Ziegler scheint der Ansicht zu sein, daß es Begemann nur an äußerer Unterstützung gefehlt habe; er bemerkt: „Wenn wir auch nicht allen Ansprüchen das Wort reden wollen, welche literarische Leute an die Welt zu machen pflegen, und zugeben müssen, daß sich mancher trotz der größten Widerwärtigkeiten Bahn gebrochen hat, während aus einem andern, dem die größte äußere Beförderung zu Theil ward, weil er viel versprach, nichts geworden ist, so sind wir doch nicht der Meinung, daß die Energie des Geistes oder das Genie durch alle äußere Noth hindurchhilft, oder daß, wie Herder will, die Noth die zehnte Muse ist, glauben vielmehr, daß es mit vielen Schöngestirnen, mit denen es schief ging, ganz anders geworden wäre, wenn man zur rechten Zeit in ihr Leben hilfreich und ordnend eingegriffen und sie aus drückenden beengenden Verhältnissen an freie gesunde Luft gesetzt hätte, wo sie aufathmen konnten, und sollte man darum doch wenigstens immer gegen strebende Köpfe eine freundliche und versöhnende Gesinnung bewahren.“

Auf dasselbe Thema kommt der Verfasser auch in seinen „Grillen“ zurück, wo es unter anderm heißt: „Der Mensch thut in der Regel nur etwas aus Eigennutz. Selbst gegen die Dichter und Schriftsteller handelt man so. Man läßt die Thränen auf das Romanblatt fallen, was sie geschrieben haben, aber zu Aufopferungen sich zu entschließen, dazu fühlt man sich wenig veranlaßt, wenn jene nämlich ihren eigenen Betrachtungen nachgeben; sie sind ziemlich isolirt im Leben. Freilich wenn einer untergegangen, verborben oder verkommen, wenn er in die Welt gelaufen ist oder sich die Kugel vor den Kopf geschossen hat, dann hat man noch wol Theilnahme. Nach dem Tode ist Deutschland gegen seine verunglückten Dichter allerdings immer sehr mittelbig gewesen, nach dem Tode hat es immer seine großen Geister anerkannt. Aber warum? Weil man sich selbst be-

wundert, den Verstorbenen entdeckt zu haben und dessen Persönlichkeit nun nicht mehr schroff gegenübersteht.“ Der Verfasser fordert zur Rücksicht gegen den Dichter auf, denn dieser sei doch einmal ein anderer Mensch als der gewöhnliche Philister: „Ja er ist verdrießlich, mislaunig, bald ausgelassen, bald kasper, es ist schlecht umgehen mit ihm; aber seid ihr denn so selbstkürlich, daß man euch beständig mit süßem Gesicht ansehen soll? Seid ihr so wenig dankbar für das, was er für euch leidet?“

Im ganzen haben wir den Verfasser aus diesem Büchlein mehr lieben lernen als aus seinem bekannten Buche über Gräbe, in dem er es freilich mit einem höchst wunderlichen Individuum und der egoistischen, kalten, unweiblichen, ja unmenschlichen Lebensgefährtin des Bejammernswürthen zu thun hatte. In vorliegender Schrift offenbart der Verfasser einen zarten Sinn für höhere Humanität; er kennt die schlimmen Impulse und Leidenschaften unserer Zeit, und weit davon entfernt, sich von der glänzenden Entwicklung aller materiellen Factoren hierüber täuschen zu lassen, schildert er die Gefahren, welche dieser Zustand in sich beherbergt, in der elstern Grille mit eindringlicher Schärfe. Man könne nicht sagen, meint er, daß man auf sehr viel Moralität stoße; man spreche zwar viel von Humanität, aber selbst unter dieser sei der Egoismus verborgen; ein jeder denke an sich und suche den andern mit dem Einbogen wegzustoßen; alles wolle allein wissen und recht haben und könne seinen Widerspruch vertragen; es gebe eine völlige Umwälzung der socialen Fragen u. s. w. „Selbst die Zeit“, bemerkt er, „geht nicht schnell genug, man will die Zukunft genießen und Bestzeiten alle Augenblicke hervortreten lassen. Immer wieder darauf los! rasch, rasch, nicht still gestanden, das ist der Ruf, immer vorwärts in wilder Eile. Und sollte nun eine solche Umgebuld fähig sein, einen dauernden Grund zu legen, worauf kommende Geschlechter fortarbeiten könnten?“

Unsere Optimisten und namentlich die modernen Nationalökonomen, welche die moralischen Factoren ganz außer dem Spiele zu lassen pflegen, denken hierüber freilich ganz anders; aber sie vergessen, daß zur Zeit des kaiserlichen Rom Luxus, Reichthum, Genußleben und, im Verhältnis zu der Summe der damals vorhandenen Mittel und Erfindungen, Commerce, Industrie, Schifffahrt, Land- und Wegebau u. s. w. im gleichen und zum Theil noch höhern Grade entwickelt waren als heutzutage, und daß das römische Reich gerade unter der Last dieser glänzenden Entwicklung aller materiellen Factoren zusammenbrechen mußte. A. M.

Zur Romanliteratur.

1. Kunst und Handwerk. Ein Roman vom Verfasser der „Aventur eines Emporkömmlings“. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Amtmann von Kessel und seine Familie. Roman von B. J. Wilden. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862. 8. 3 Thlr.

In „Kunst und Handwerk“ (Nr. 1) liegt uns die Arbeit eines ungenannten Autors vor, der uns schon einmal durch seine Geschichte eines Emporkömmlings einen lebhaften Wunsch nach seiner nähern Bekanntschaft eingekeißelt hat. Es kommt nämlich nicht oft vor, daß ein gründlicher und gelehrter Musiker zugleich ein tiefer Geschichtsforscher und ein achtbarer Politiker sei. In dem „Emporkömmling“ bethätigte sich der Autor in der zuletzt erwähnten Beziehung, der Grundton der romanischen Darstellung war eine scharfe Kritik der deutschen Fürstenpolitik, das Gewicht fiel wesentlich auf die politischen Verhältnisse Deutschlands, die er tief eingehend beleuchtete und denen das musikalische Interesse zwar zur Seite ging, aber sich ihm doch unterordnete. Hier dagegen nimmt es entschieden den Vordergrund ein, und es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser hierbei so viel Wissen und Kenntniß mit so vielem Urtheil vereinigt, daß wir in dieser Hinsicht eine seltene und hervorragende Arbeit vor uns haben. Die feinen Grenzlinien, welche in den

Zielpunkten der Kunst das Handwerk von der Kunst trennen, bilden das Thema des Autors; er zeichnet diese Linien mit feiner und fester Hand und malt mit großem Geschick ein romantisches Gemälde von großem und dauerndem Interesse an sie her. In jeder Richtung der musikalischen Bestrebungen läßt er uns erblicken, wo die Kunst aufhört und das Handwerk beginnt, wohnin beide Richtungen endlich führen und in welche Abwege sie verlaufen. Dabei abelt er die Kunst durch das Glück innerer Befriedigung, seelischen Genußes und züchtigt die falsche Richtung durch inneres Unbehagen und äußeres Verderben; ja er kraßt endlich auch das Schwanzen zwischen beiden, die Versuchungen, welche das Handwerk durch materiellen Gewinn ausübt, mit Selbstvernichtung und äußerem Untergang. Alles dies ist würdig und schön vorgetragen, wir können uns dessen nur freuen; denn Uebertreibung, Schroffheit und Gemeines bleiben dem Verfasser durchweg fern, während Schöngedachtes und Sinnigausgedrücktes, Charakter- und Geistesvolles und im reichen Maße begegnet, wie denn der Verfasser überhaupt ein Meister des Stils ist und als ein Mann von mächtiger Reflexion sich befindet.

Aus der zahlreichen Galerie männlicher und weiblicher Charaktere, die er uns vorführt, heben sich besonders zwei Charaktere hervor, junge deutsche Musiker, welche in Paris zusammenstreffen: der eine eine sinnige, träumerische norddeutsche Natur; der andere, voll süblichen Feuers, von dem Leben unverkennbar erast gepuüft, erregbar, bitter, nervös; der eine stitlich ernstn Grund-sagen huldigend, der andere geistreich, klar, aber in seinen Handlungen vom Eindruck des Momentes bestimmt. An diesen beiden Charakteren entwickelt der Verfasser sein Thema. Albert Horst, der Klaviervirtuos, war aus Rußland, Gewalt, der Geiger, aus Wien in die Seinesstadt gekommen; jener um zu leben und Geld zu machen, dieser um zu lernen und zu beobachten; denn die nächsten Kapitel schildern uns das pariser Musikleben in den treffendsten und anmuthigsten Zügen. Dann folgt die Lebensgeschichte Horst's, eines Mannes, der ursprünglich vom reinsten Eifer für die Kunst beseelt, allmählich durch die Wirbel des Lebensgenußes von seiner stitlichen Basis verdrängt, von den Verlockungen des Handwerks überwältigt, eben diese Kunst dem Genuß, welchen Ansehen und Reichthum gewähren, zum Opfer bringt, bei beständigem Gewissenskampf doch der Trivialität des gewinnbringenden Handwerks anheimfällt und in der wahren Kunstbegeisterung nur eine Thorheit erblickt. Diesen seinen Lehren aber widersteht Gewalt, der dann auch nach schwerem Kampfe dafür reichen Lohn empfängt, während Horst stitlich verfällt und untergeht. So viel von dem Grundgedanken dieser ernstgemeinten und wohl durchgeführten Arbeit.

Der Verfasser, der sich offenbar viel in den höhern Gesellschaftskreisen bewegt hat und ihre Sprache spricht, muß namentlich auch der diplomatischen Welt nahe gestanden haben, wie, abgesehen von seinem „Emporkömmling“, auch hier wieder die Schilderung Fernonville's, des Gesandten, bezeugt, die zu den feinsten Intriguenkünsten gehört, denen man begegnen kann. Ebenso kennt er Rußland und seine höhere Gesellschaft genau und gibt von dem Schloßleben in Südrußland eine fesselnde Schilderung und in seiner Fürstin Wassimow ein Bild echt russischer Sittenverderbnis. Das Hauptgewicht fällt indes immer auf die verschiedenen und zahlreichen musikalischen Charaktere, die er uns vorführt zu Lehre und Warnung. In jenen Kreisen in Südrußland und in Petersburg legt Horst den Grund zu seinem Verderben. Lebensgenuß, Verschwendung, Liebesleiden zerkünnen in ihm die geniale Kunstanlage; er knst mit seiner Kunst zum Handelsmann herab, und uns bleibt nur die Lehre, daß man nicht zugleich Roué und Kunstbegeisterter sein kann. Während Horst diese Erfahrung an sich macht, gibt er uns eine Fülle von Reflexionen, die entweder von großer Weltersahrung und Durchschauung der Menschen in den höhern Lebenskreisen zeugen, oder doch durch einen eigenthümlich glücklichen Ausdruck überraschen. So heißt es S. 290: „Es gibt Leute, die nur dann mit dem Unglück Mitleid haben, wenn sie davon lesen.“

Und weiter: „Man darf die Menschen nie wissen lassen, daß man sie braucht, und wenn man durchaus anderer Hülfe ansprechen muß, dann soll man sich niemals an die wenden, mit welchen man ein und dasselbe Geschäft treibt.“ Oder: „Die Leute verzeihen eher einen Angriff auf ihren Charakter, als auf ihren Geschmack.“ Wer sich dem Gemüthsleben hingeben will, darf von der Gesellschaft gar nichts erwarten.

Ohne Umhüchweife

Begreife,

Was dich mit der Welt entzweit:

Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit —

wie Goethe eben diesen Gedanken ausdrückt.

Eine Art von Compromiß zwischen der Kunst und dem Handwerk bietet sich in den Worten: „Die Wissen des Musikers ist nicht bloß eine künstlerische, sondern auch eine gesellschaftliche. Hat er seine Stellung begriffen, so wird er nichts unternehmen, was dieser Wissen unwürdig ist, aber über das Wesen seiner Kunst selbst muß er zuvor klar geworden sein!“ S. 347 heißt es: „Es gibt in Deutschland noch viele Leute, welche sich für unabhängig halten, wenn sie groß sind. Das liegt darin, daß sie uns überhaupt keinen Gesellschaftston gibt, wie in Frankreich und England, wo jeder, gleichviel welchen Ranges und Standes er sei, sobald er in die Gesellschaft tritt, denselben allgemeinen Gesetzen der Convenienz unterworfen ist und wiederum seinerseits unter ihrem Schutze steht. Wir dagegen erleben täglich, daß den Hochstehenden keinerlei Verantwortung für die Verletzung der Gesetze des Anstandes trifft.“ u. s. w. „Da man nie sicher ist“, heißt es weiterhin, „etwas Ordentliches hervorzubringen, wenn man sehr gut aufgelegt ist, so soll man sich gewöhnen, auch dann zu arbeiten, wenn die Lust dazu nicht da ist.“ Oder: „Das durch und durch subjective Schaffen in der Musik ist der innigen Annäherung zwischen den Individuen nicht günstig. Viele Componisten hören durchaus nichts anderes als ihre eigene Musik. Aber hat den „Don Juan“ nur einmal ganz ausgehört und urtheilte dann: „Il y a du revéant dans cette musique.“ S. 401: „Nicht im Dilettantismus liegt die Gefahr, sondern in dem Verthe, den man ihm beilegt. Unter allen Dilettanten ist der Deutsche immer noch der bescheidenste und aufrichtigst strebsamste.“ Schwere Vorwürfe häuft der Verfasser dagegen auf die Kunstkritik in den deutschen musikalischen Zeitschriften. „Da gibt es solche“, sagt er, „die in den vordern Seiten herzbrechend classisch sich gebenden und auf den hintern das fahre, erleide und ephemere Zeug anpreisen, die ihr Eigenthümer verlegt hat. Eine andere macht in Transscendenz, publicirt philosophische Zeitartikel über den Glauben an die Musik mit allerhand neuheligenischen Bränden und sagt nicht ein Wort darüber, ob das besprochene Werk gut oder schlecht sei. Eine dritte reitet auf papiernem Rosse als Kämpfer für Reinheit und guten Geschmack in die Schranken, schlägt ein frommes Kreuz über die sündhafte Welt, eifert gegen vermessene Neuerer; dann aber macht sie einige zierliche Touren und senkt die Lanze gar anmuthig vor einer auf dem Balcon thronenden gut recommandirten Mittelmaßigkeit“ u. s. w.

Doch nun genug der Proben von dem nicht gewöhnlichen Geist, der in diesem Buche vorwaltend und der uns zuweilen selbst etwas Goethesches erblicken läßt. Wie im ersten Bande Deutschland, Paris und Rußland in ihrem Musikleben den Gegenstand der Darstellung bildeten, so ist es im zweiten besonders England, das der Verfasser uns zeichnet. Hier heißt es denn: „Was selbst ein Beschränkter, wie Hork, sich von dem musikalischen Handwerkerthum denken mochte, seine Vorstellung wird von dem, was die Wirklichkeit in London bietet, noch bei weitem übertroffen. Nirgends wie dort tritt jenes so schamlos, so alle Rücksicht beseitigend auf, nirgends läßt sich der Musiker so ganz und gar als bloßes Räderwerk in der Maschinerie des Schwadens gebrauchen als hier.“ Es folgt dann eine Schilderung des Publikums in den berühmten Argylle-Rooms, an der der Leser sich selbst erquicken mag. Hier tritt denn auch ein

achtbarer Virtuose, Parzheim, auf, der, obwohl er ganz Engländer geworden ist, die deutsche Thorheit begehrt, eine vornehme junge Lady, die ihn liebt, heirathen zu wollen, nachdem er ein treues Herz verlassen, und der dafür, trotz Reichthum und ehrenhafter Stellung, mit allgemeinem Hohngelächter bestraft wird und flieht.

So endet diese werthvolle Arbeit, welche bestimmt ist, das musikalische Leben in den vier Hauptphären, in Deutschland, Rußland, Frankreich und England, in frischen lebendigen Bildern vorzuführen und die ideellen Grenzen zwischen Kunst und Handwerk in der Musik scharf und mit feiner Hand zu zeichnen und im Geiste des Lesers festzustellen; zwei Zielpunkte, die hiermit auf alle Weise wol erreicht sind.

Einer so ernst gemeinten und wohldurchgeführten Arbeit gegenüber zeigt sich der „Amtmann von Koffel“, von P. J. Wilken (Nr. 2), nur als ein Lückenbüsser, als eine unbedeutende Leistung, von der höchstens zu sagen ist, daß sie eine nicht gerade unangenehme Unterhaltung für eine müßige Stunde gewähren mag. Der geistige Stoff, der darin verarbeitet wird, fällt nicht ins Gewicht; die Kunst ist gering, das reflective Element schwach und gewöhnlich. Eine Null von Papa, eine abelstolze Mama, die sich schließlich als die Tochter eines Ruffers erkennen muß, ein Fräulein, das zwei junge Männer liebt, einen guten und einen schlechten, zwei Cavaliere, der eine Aristokrat, der andere ein ausgemachter Schurke, verschiedene Vassoren von sehr verschiedenen Kaliber, Pietisten und Rationalisten, endlich eine unentbehrliche Mag. Marillis in Gestalt einer wahnwitzigen Magd: alles dies sind so gewöhnliche Ingredienzien eines deutschen Romans, daß schon eine Dreißigkeit dazu gehört, dies für neu gelten lassen zu wollen. Diesem Stoffe ist auch der Stil ähnlich: er nährt sich von den allgewöhnlichsten Romanbrocken, die jeder auswendig weiß, und illustriert Scenen, wie die, wo die adeliche Frau Amtmannin auf einmal inne wird, daß sie mit einem Judenjungen getanzt hat und natürlich darüber in Ohnmacht fällt. Bedeutenderes geschieht nämlich in diesen ganzen zwei Bänden nicht. Jener vorwaltenden oberflächlichen Charakteristik entziehen sich selbst die Geistlichen nicht, die wir hier kennen lernen, obwohl sie allerdings noch so ziemlich das Beste sagen, was in diesem Buche steht, abgesehen von dem, was über die Dichter, welche nach dem Reimlexikon dichten, gesagt wird. Höher als bis zu folgendem Satz erhebt sich die Reflexion des Verfassers nicht: „Welch eine Himmelsgabe ist doch die Geduld! Sie bricht jedem Leid und jedem Schmerz die Spitze ab, sie ist die Mutter der Hoffnung und des Vertrauens, sie erleichtert den schwersten Stunden noch den Rhythmus des Ertragens. Sie ist es, welche den Grund legt zu Reichthum und irdischer Glückseligkeit; denn der Lumpensammler (!) fängt geduldig einen Fegen zu dem andern jahrein jahraus, bis sie zu Haufen werden und die Haufen zu Ballen und diese zu Geld, mit dem er Häuser baut. O, es ist etwas Großes um die Geduld! Sie gibt dem, der sie übt, immer wieder die Herrschaft, geistige wie materielle, über seine Umgebung, sie ist die rechte Kunst der Regierung“ u. s. w. Wir haben diese Stelle, als eine der besten im Buche, mit der Absicht hervorgehoben, um dem Verfasser nach aller Möglichkeit gerecht zu werden. Damit muß er zufrieden sein! 4.

Die Sklavenfrage und die nordamerikanische Politik.

Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika von Friedrich Kapp. Hamburg, D. Meißner. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel dieses Buchs ist nicht ganz richtig, denn von den Sklaven, von den Schwarzen erfahren wir in demselben soviel als gar nichts; es enthält vielmehr lediglich eine geschichtliche Darstellung der Wirkungen, des Einflusses, welche das Bestehen von Sklavenstaaten auf die Politik und auf die Culturentwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Zeit ihrer Unabhängigkeit an bis auf die Gegenwart ausgeübt hat

und noch ausübt. Insofern könnte das Buch mit mehr Recht eine Geschichte der demokratischen (Skavenhalter-) Partei oder, da diese so lange Zeit die herrschende war, eine Geschichte der Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika heißen. Freilich wäre es als solches einseitig und unvollständig, da es neben den Interessen, welche auf dem Besitz und der Benutzung von Sklaven beruhten, andern Motiven zum Thun und Handeln nur sehr wenig Beachtung angedeihen läßt. So vermiffen wir auch sehr ungern, daß der Verfasser das Verhalten des deutschen Elements zur Sklavenfrage so äußerst wenig berücksichtigt und finden dies um so auffallender, als er nicht allein selbst ein Deutscher, sondern sein Buch doch auch vorzugsweise für Deutschland geschrieben ist. Selbst mit Notizen, wie z. B. daß die Deutschen in Pennsylvanien schon im Jahre 1688 gegenüber den Quäkern es für unftilich erklärt hätten, Sklaven zu halten und in einer Petition auf unbedingte Abschaffung der Sklaverei angetragen hätten, beschränkt er uns nur sehr spärlich.

Mag man übrigens an dem Buche noch so viel auszufegen haben, und mögen einige Längen und Wiederholungen den Totaleindruck im ganzen auch etwas schwächen, das muß doch jeder zugestehen, daß die Hauptaufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, befriedigend von ihm gelöst worden, nämlich: nicht daß die Sklaverei an sich etwas Unftiliches und Verwerfliches sei (darüber werden in Deutschland wol ohnehin alle Urtheile übereinstimmen), sondern daß die auf dem Institute der Sklaverei basirte Politik sich als eine ebenso unftiliche als unhaltbare erwiesen hat, welche den Geist des ganzen Volks vergiftete und den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Es mag gar manchem, der in der Verfassung und Verwaltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika das so schwierige Problem der politischen Freiheit und Gleichheit gelöst zu sehen glaubte, selbstam vorkommen, wie ein in Amerika lebender Deutscher schon vor länger als einem Jahre zu behaupten sich getrauen mochte, „daß vom Jahre 1789 an bis auf die jüngste Gegenwart Europa politisch ebenso fortgeschritten als die Union zurückgegangen sei“; aber der Verfasser bleibt uns die Nachweise nicht schuldig. Ganz abgesehen davon, daß, was den Süden betrifft, von einem Fortschritt gewiß nicht gesprochen werden kann, und daß hier neben etwa 100000 Familien, welche man zur herrschenden Aristokratie zählt, deren Besitz zwischen zehn und mehreren tausend Sklaven variiert, die ganze übrige Bevölkerung, die weiße gerade so gut wie die schwarze, im größten Elend schmachtet, daß dort von einem ordentlichen Schulunterricht für die geringen Klassen keine Rede ist (auf je zwölf Personen rechnet man eine, die nicht lesen und schreiben kann, in den sklavenfreien Staaten dagegen eine auf 400), wol aber für die niedern Klassen, selbst für die Frauen die Prügelstrafe besteht, daß die Presse nicht frei ist, namentlich nicht in der Sklavenfrage, und daß in manchen Staaten, z. B. in Texas, so rigorose Geseze in Beziehung auf diese existiren, daß wer nur irgendeine Aeußerung thut, welche die Sklaven zur Unzufriedenheit anzuregen geeignet wäre, mit Zuchthaus von zwei bis vier Jahren bedroht wird, und daß infolge dieses drückenden Terrorismus der Sklaven bestehenden Aristokratie die Bevölkerung in den Sklavestaaten, welche zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung die in den sklavenfreien überwog, jetzt hinter der letztern an Zahl weit zurückgeblieben ist, so haben auch unter der Herrschaft dieser Aristokratie die nördlichen Staaten und somit die ganze Union, wenn auch in geringerem Maße als die südlichen, leiden und Gefahr laufen müssen. Zur Zeit als sich die nordamerikanischen Staaten ihre noch jetzt zu Recht bestehende Constitution gaben, war man weit entfernt der Sklavenfrage die Wichtigkeit beizulegen, welche sie später erhielt, obgleich namentlich Südcarolina und Georgien schon damals in ihren Präntationen sehr weit gingen und auch durchgesetzt wurde, daß der Betrieb des Sklavenhandels bis zum Jahre 1804 gestattet sein sollte. Obgleich damals der Abscheu vor der Sklaverei so groß war, daß man sich officiell dieses Wortes gar nicht bediente, sondern statt dessen von „Personen, die zur Arbeit verbunden“ sprach, und statt Sklavenhandel von

„Einwanderung und Importation solcher Personen, welche die Sklavestaaten zuzulassen für gut finden“, so nahm man doch gar keinen Anstand, sich dem Andrängen der Sklavestaaten zu fügen, da keiner der damaligen Staatsmänner daran zu zweifeln schien, daß mit dem Eintritt des Termins, wo der Sklavenhandel gesetzlich sein Ende erreicht habe, alsbald auch das ganze Institut seinem Verfall entgegengehen würde. Diese Berechnung erwies sich indessen als irrig, denn inzwischen ersand Whitney seine Cotton Gin, und mit Erfindung dieser Maschine trat nicht nur vollständige Umwälzung in dem Bodenanbau in den südlichen Staaten ein, sondern eine Umwälzung im Handel, in den Beziehungen und Verbindungen zwischen Süden und Norden, und infolge dessen auch eine vollständige Veränderung in der Politik und der Herrschaft der Parteien in dem ganzen Gebiete der Union. Waren früherhin Tabak, Zucker, Indigo die hauptsächlichsten Exportartikel, so wurden diese jetzt bald von der immer mehr an Bedeutung zunehmenden Baumwolle in den Hintergrund gedrängt. Cotton ist king war bald das Lösungswort, die Baumwolle wurde in solcher Masse angepflanzt und ausgeführt, daß sie den alleinigen Regulator des Geldmarktes bildete. Da indessen der Süden nur anpflanzte, der Norden aber der Käufer, Bantier, Exporteur war, so war dieser mit den Interessen des Südens auf das innigste verflochten. Nun war aber die Baumwollencultur, so nahm man wenigstens an, ohne Sklaven nicht möglich, und außerdem war, da dieselbe den Boden sehr schnell erschöpft, es nothwendig mit den Pflanzungen immer weiter nach solchen Gegenden vorzurücken, die noch unverseht reiche Ernte versprachen. Man bedurfte also für die Baumwolle nicht nur der Sklaven, sondern auch der Ausbreitung nach allen den Territorien, in welchen das Gesetz die Sklaverei noch nicht aufgehoben hatte. In den bereits constituirten, zum Theil ohnehin für die Baumwollencultur ungeeigneten nördlichen Staaten die Sklaverei auf irgendeine Weise einführen zu wollen, konnte nun natürlich den Sklavenhältern nicht in den Sinn kommen, dagegen bemühten sie sich um so eifriger um den jungfräulichen Boden in dem Westen. Da aber der ganze Westen, soweit er noch keine selbständigen Staaten bildete, unmittelbar unter der Herrschaft des Präsidenten und des Congresses stand, so war es selbstverständlich, daß der Süden zuerst danach streben mußte, einen Präsidenten seiner Partei durchzusetzen, desgleichen der Majorität sowohl im Senate als im Abgeordnetenhaus sich zu verschern, um mittels derselben seine Pläne durchzusetzen. Die Sklavenhälter waren demnach infolge der Baumwollencultur darauf angewiesen, eine politische Partei und zwar um jeden Preis die herrschende Partei zu werden, denn an der Erreichung ihrer politischen Zwecke hing nothwendig auch der blühende Betrieb ihres Plantagenbaus und Handels.

Diese Wechselwirkung nun zwischen den politischen und materiellen Interessen setzt der Verfasser in das hellste Licht. Er schildert bis in das Einzelnste den hartnäckigen Kampf zwischen Süden und Norden um die Territorien im Westen, das Vorgehen der unter dem Namen „Demokraten“ sich bis in die jüngste Zeit in der Herrschaft behauptenden Sklavenhälter gegen Mexico, gegen Centralamerika, namentlich Nicaragua, gegen Cuba, immer lediglich zu dem Zwecke, um weitere Sklavestaaten errichten zu können. Der Süden drang Schritt für Schritt vor, der Norden ließ sich von einer Concession zur andern drängen, zu dem Missouricompromiß, zu dem Sklavenjagdgesez, zur Bill über die Einverleibung und Grenzregulierung von Texas, zur Nebraskabill, bis endlich in Kansas beide Parteien zu einem gewaltsamen Zusammenstoß kamen. Zwar setzten es die Sklavenhälter vorerst durch, daß, da die Ausnahme von Kansas nicht als Sklavestaat durchzubringen war, es auch nicht als freier Staat aufgenommen würde, sondern einstweilen noch als Territorium unter der Verwaltung der Unionsregierung zu verbleiben habe, aber auch das war doch schon eine Niederlage für diejenige Partei, die seither nur Siege kannte, und dieser ersten Niederlage folgte denn auch in der Erwählung des republikanischen Candidaten Abraham Lincoln alsbald eine noch weit größere.

Es ist nicht möglich, die sehr detaillierte Darstellung bis in die Einzelheiten zu verfolgen, und die Mittel, mit welchen die sibirische Aristokratie durch Wahlbesetzung, Stimmenkauf, Drohung die Union zu durchzuziehen, Gewaltthätigkeit gegen einzelne und gegen ganze Territorien ihre Herrschaft zu behaupten suchte, einer näheren Beschreibung zu unterziehen, nur das wollen wir erwähnen, daß bei der Aufnahme von Texas die herrschende Partei sogar einen ganzen Staat, damit er nur zur Einführung der Sklaverei sich bequeme, zu besetzen suchte, indem sie durchsetzte, daß die Union 10 Millionen der texanischen Staatsschuld übernehme.

Einige Mittheilungen des Verfassers sind indessen zu interessant, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. Der durch den Terrorismus und die Corruption der Sklavenshalter vergiftete und verderbte politische Geist, welcher in den Vereinigten Staaten zur Herrschaft gelangte, hat gerade den bessern und gebildeteren Theil der Nation veranlaßt, sich von der öffentlichen Wirksamkeit mit Ekel abzuwenden und das Feld den Intriganten und charakters- und gewissenlosen Politikern von Nach oder besser Handwerk zu überlassen, die so wenig der öffentlichen Achtung genießen, daß man in den Zeitungen täglich lesen kann „von den Schurken, öffentlichen Gaunern, Verräthern und Epiptuben in Washington“.

Er schreibt Georg Saunders an den Präsidenten Buchanan selbst: „Freund und Feind ward von Ihnen gepöbert; geleistete Dienste ernteten nur Haß und Kälte; Sie kennen keine Geringung, keine Freundschaft. Sie dulden nur zwei Klassen von Menschen um sich, solche, welche Ihnen opponirten und Furcht einflößten, und Schmarozker. Selbst die sociale Atmosphäre von Washington ist durch Ihren Einfluß vergiftet und das Weiße Haus zu einem Labyrinth von Spionen geworden. Ihre Administration hat nur Anarchie und Bürgerkrieg angefaßt.“

Nur wenige Präsidenten und Staatsmänner, z. B. Jefferson, werden gelinder beurtheilt; es gehörten auch fast alle dem Süden oder doch der demokratischen Partei an, die meisten sind übrigens ganz ausnehmend treffend charakterisirt. Der ausgezeichnete Kanzleireiter Theodor Parker führt die Whigs, welche ebenfalls eine conservative Partei, oft mit den englischen Tories verglichen wurden, und Demokraten uns folgendermaßen vor: „Die Whigs sind die Minorität und beten das Geld an, weil sie reich sind; für sie ist der Millionär das höchste sociale Problem. Die Demokraten aber bilden die Majorität, weil sie noch nicht reich sind, indessen gern reich werden möchten. Der Whig ist ein alter Demokrat und der Demokrat ein junger Whig. In der Kaufmannssprache zu reden, so ist der Demokrat ein Whig auf Zeit und der Whig ein fällig gewordener Demokrat. Das ist der ganze Unterschied.“

Es ist vollkommen richtig, wenn der Verfasser behauptet, daß die amerikanische Politik gar nicht so schwer verständlich, daß sie sogar sehr einfach und klar sei, wenn man nur den rechten Faden zu finden wisse, d. h. wenn man in der Sklavenfrage das alles in Bewegung setzende Motiv erkenne. Aber darum möchten wir ihm dennoch nicht beistimmen, wenn er es unternimmt, auf die Aristokratie des Südens in ihrem politischen Thun und Lassen allgemeine Principien anwendig zu machen. Wir wollen die etwas hintende Allegorie, „daß der Süden ein angezogenes, eigenkönniges Kind sei, das von seiner schwachen Großmutter alles zu erpressen weiß, indem es sich nach jeder abschlägigen Antwort oben auf die Treppe des Hauses stellt und schreit, es werde sich hinabstürzen, wenn sie sein Verlangen nicht gewähre“, nicht weiter argiren; aber wol müssen wir uns gegen die Parallele, welche der Verfasser zwischen diesen Sklavenshaltern und der europäischen Aristokratie zieht, verwahren. Er behauptet nämlich, daß die Sklavenshalter gleich dieser „kein Maß zu halten verständen, daß sie zu viel auf einmal erlangen wollten und sich deshalb zu weite Ziele setzten, die dann eben wegen der Kräftersplitterung nicht erreicht werden“. Wir kennen in Europa nur das einzige England, in welchem die Aristokratie eine wirkliche Herrschaft behauptet, und auf diese will ein

solcher Vergleich am allerwenigsten passen; auch verstehen wir nicht recht, inwiefern sich die Sklavenshalter zu weite Ziele gesetzt haben sollen; aus seiner eigenen Darstellung geht vielmehr hervor, daß sie nur ein einziges Ziel hatten, welches sie unverrückt im Auge hielten und dem sie lange Zeit hindurch auch Schritt für Schritt näher rückten. Aber wie in Europa, so mußte es auch in Amerika kommen: unsere Zeit verträgt nicht mehr die Herrschaft einer bevorrechteten Kaste, der Demokratie gegenüber wird wol die Aristokratie auf die Dauer stets zu kurz kommen, und nur diejenige Partei hat Aussicht auf bleibende Erfolge, die auf ihr Banner schreibt: Freiheit und Gleichberechtigung für alle. 80.

Neu-orientalische erotische Poesie.

Alforan der Liebe. Neu-iranische Dichtungen von Hussein Ali-Mirza. Den Deutschen gewidmet von Julius Altmann. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1861. 16. 15 Mgr.

Der bereits als geschickter und gewandter Bearbeiter morgenländischer Gedichte bekannte Herausgeber des vorliegenden Büchleins bietet in demselben unsern Landsleuten eine ganz lesbare Sammlung kleiner erotischer Gedichte, welche er selbst erst aus einer von Boris Michailowitsch Gribin in Tiflis bearbeiteten und publicirten russischen Paraphrase des persischen, in Terschiran erschienenen Textes kennen gelernt hat. Natürlich ist der deutsche Bearbeiter von dem Inhalt des Büchleins sehr entzückt, in welchem sich eine solche Lebensfülle der Formen und Vielgestaltigkeit geistiger Situationen seiner Versicherung nach birgt, daß man es fast ein Evangelium der Erotik nennen könne, ein Brevier der Liebe, ein Epos der Lyrik, dessen Cyclus in sich geschlossen zu sein scheint, da es alle Saiten der Seelenstimmung anschlägt: Befürchtung, Hoffnung, Wahn, Erfüllung, Seligkeit, Liebesglut, Liebesstunde, Frieden und Hochgenuss des Seins; doch auch neben dem Lebensüberflus die Schrecken des Todes, die Vernichtung der irdischen Wonnen, die Schauer der Verzweiflung, und endlich neben diesen die Erlösung des besten Seins aus den Schlingen der Apathie, die Ermahnung zur That durch die Macht der Religion und durch das Gefühl inwohnender Schöpferkraft, welche den Dichter, selbst bei gedrohenem Herzen, zu neuen Leistungen auf dem Gebiete der Poesie zu begeistern vermochte. Müßen wir auch von dem Entzücken unsern deutschen Dichters für seinen persischen transkaukasischen Freund und Genossen und dessen Poesien ein gut Theil auf Rechnung einer starken Sympathie für denselben setzen, und können nur bedingungsweise in das ihm gespendete Lob einstimmen, so müssen wir doch auf der andern Seite, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, gestehen, daß dieser Neuiraner an Ideenreichtum und theilweise auch an Tiefe des Gefühls wie der Lebensauffassung manche seiner ältern Landsleute weit übertrifft. Er selbst, im Jahre 1814 geboren, ist unser Zeitgenosse, vielleicht jetzt noch am Leben, dem regierenden persischen Schah Nur-eddin-Mirza nahe verwandt und war früher Gouverneur von Schiras. Die von ihm herausgegebene Gedichtsammlung, von welcher uns Altmann nur einen sehr kleinen Theil verdolmetscht, ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Art poetisches Tagebuch, in welches der Dichter alle seine Lebensereignisse, äußere wie innere, eingezeichnet hat. Den Mittelpunkt seines Gefühlslebens bildet seine Liebe zu Fatime. Die hier folgenden Auszüge mögen den geneigten Leser mit der Situation vertraut machen und ihm zugleich zeigen, wie unser Dichter zu dichten und unser Bearbeiter zu bearbeiten versteht.

Es naht goldbeladen Die Karavan' aus Schaub,
Die Sklaven vor dem Führer, Sie neigen sich zum Staub.
Vor mir brugt sich der Führer Der Karavan' aus Schaub;
Ich aber selbst in Demuth Knie vor Fatm' in Staub.

Seitdem ich geh' der Liebe Bahn, Dünkt mich's als stieg ich Berg' hinan,
Empor hebt Liebe wunderbar, Sie stammt wol aus dem Himmel gar?

Wie lämpst' ich sonst mit Feuertlut! Der Feinde Zahl hob meinen Muth,
Mein Speer der Tiger Seite nach, Mein Arm der Löwen Rachen brach.
Nun nahte mir ein winz'ger Feind: Stund'lang steh' ich da und wie versteinet,
Seit ich, Gajelle, dich gesehn, Auf immer ist's um mich gesehn!

Fatme ist mein Gedant' allein,
Sie gibt erst Wesenheit dem Schein;
Durch sie belebt sich mir die Flur,
Vergöttert sich mir die Natur.
Deng' ich in Andacht meine Knie,
Zu der ich bet' ist sie, nur sie!
Sie ist mein Sinnen, ist mein Traum,
Herrscht über mich durch Zeit und Raum.
Wenn laut ich rühme Schiras Pracht,
Allein an sie hab' ich gedacht.
Wenn holt mein Mund in Versen spricht,
Fatme ist einzig mein Gedicht.

Ich hat: die Hand magst du mir drücken!
Sie sprach erzürnt: wie bist du kühn!
Ich hat: dein Kuß soll mich beglücken!
Sie lacht: umsonst ist dein Bemühn!
Ich hat: umfang' mich, mein Entzücken!
Sie höhnt: eh' soll die Sonn' entprühn!
Da warf ich fort der Langmuth Kruden,
Da baut' ich selbst mir goldne Brücken,
Da küßt ich sie aus freien Stücken,
Da wogt' ich's, fest sie zu umficken,
Doch mocht' ich heft' sie an mich drücken,
Umklammernd Brust ihr, Hals und Rücken —
Und zeigte noch sie Groll und Liden?
Nein, Wunder! Alles war verziehen!

Der Leser weiß nun, daß und wie der persische Freund sich
Erzählung erzwingen. In dem allen ist nichts Neues: es ist die
alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und so wird sie wol
auch in halbpersischem Gewand geneigte Leser oder Hörer finden.
Unser Dichter schildert nun in den auf das „Das Buch der
Liebesfeier“ überschriebene erste Buch folgenden sieben Büchern,
benen des „Ruhmes“, der „Seufzer“, der „Erwartung“, des
„Sieges“, des „Triumphs“, des „Paradieses“ und der „Ver-
klärung“ das unbeschreibliche Glück seiner Liebe. Begegnen
uns hier auch starke und üppige Sinnlichkeit im bunten Gemisch
mit feinern, psychischen Momenten und höhern Auffassungen, so
muß man dem Dichter doch zum Ruhme nachsagen, daß das
Edlere, Geistige, Zarle entschieden das Vorherrschende ist. Nach
kurzer Vereinigung erkrankt die Geliebte, die, nachdem sie ihm
eine Tochter, Leila, geboren, stirbt; dies schildert das „Buch der
Prüfung“, in dem es heißt:

Ich kniet an ihrer Lagerstatt, Mein Herz erseufte bang und schwer;
Doch, war auch Fatme todesmatt, Mein Auge blieb von Thränen leer.
Sie sollte meinen Gram nicht spahn, Drum blieb mein Antlitz
hell und klar;
Ihr' in mein Herz sie können sehn! Gebrochen war es ganz
und gar!

O bleibe! Sanft zu ihr gewandt, Rief ich's, mein Herz war
kummersthor.
Da hob sie matt die Lilienhand, Winkt himmelan — und war
nicht mehr.

Scheint der Himmel hell und sonnig: Rötter ist er als das Gold!
Zwar die Knosp' ist zart und wonnig: Mehr doch war die Rose holt!
Nun ruht Leila mir im Arme, Heiß küßt sie des Vaters Kuß.
Doch das Herz bricht mir im Harne, Weil es Fatm' entbehren muß.

Den Schluß bildet endlich „Das Buch der Dichtung“, des-
sen wesentlicher Inhalt sich in den wenigen Zeilen unseres Dich-
ters zusammenfaßt:

Was meines Sanges Seele sei? So forscht ihr. Ich meld' es frei:
Wie Blütenhauch zur Wolle schwebt, Ist's Liebe, die mein Lied belebt.
Mein Vers ist nur gemeine Lust, Doch Fatme ist der reine Duft.

Mit dem, was Altmann hier veröffentlicht, ist der ganze
Stoff des in der russischen Paraphrase nach Europa gebrachten
persischen Liebesepos noch keineswegs erschöpft, und er macht
es von der Aufnahme, die sein Buch hier finden wird, abhängig,
ob noch mehr erscheinen soll oder nicht. Wir stimmen ent-
schieden für Weiterveröffentlichung und wünschen, daß sie nicht
allzu lange auf sich warten lasse. 41.

Notizen.

Die deutsch-amerikanische Presse.

Die Zeitschrift „Das Ausland“ enthielt in Nr. 6 einen
interessanten Artikel über die deutsch-amerikanische Presse. Wir
haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, in d. Bl. darauf
aufmerksam zu machen, daß die radicale deutsche Presse in Ame-
rika dem deutschen Bildungsstande äußerst wenig Ehre macht;
denn was den rohesten Materialismus und Atheismus, was die
gemeinsten Schimpereien gegen öffentliche und gegen Privat-
personen, was Hohn und Impudenz nach allen Seiten, was
hohles Phrasenthum und was Gehaltlosigkeit fast aller Mitteln-
lungen betrifft, so leistet sie überhaupt alles, was in dieser Hin-
sicht immer nur zu leisten ist. Man sage nicht, daß es nur
einzelne Auswürflinge der deutschen Nation seien, welche in so
schmachvoller Weise schreiben; fast alle Deutsche in Nordamerika,
mit kaum zu nennenden Ausnahmen, schreiben so, Hunderte von
Redactoren, ständigen Mitarbeitern oder bloß gelegentlichen
Einsendern, und die meisten derselben haben sogar eine höhere
wissenschaftliche Bildung auf deutschen Gymnasien und Universi-
täten genossen. Unter Umständen würde in Deutschland, dem
Lande Goethe's und Schiller's, ebenso geschrieben werden, und
wird auch, wo es nur angeht, von gewissen Leuten so geschrie-
ben. Wir halten diese Erscheinung bei einem sogenannten Cul-
turvolke für ein höchst bedenkliches Symptom, aber wir haben
bisher noch nicht wahrgenommen, daß ihr diejenigen, welche
in Deutschland zu Pflege der Kultur berufen und zum Theil
angestellt sind, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätten;
man scheint zu denken, wir selbst sitzen ja noch so ziemlich im
Trodden; was kümmert es uns, wenn unsere Enkel in der
Sündflut der Barbarei umkommen? Um auf den erwähnten
Aufsatz im „Ausland“ zurückzukommen, so hebt dessen Verfasser
unter andern das eigenthümliche Factum hervor, daß selbst die
deutsche conservative Presse in Amerika, die in den Augen der
rationalen als reactionär gilt, in allem, was Bezug auf Deutsch-
land hat, die destruetivste Richtung verfolgt. In den Spalten
der „New-Yorker Staatszeitung“, dieser verbreitetsten deut-
schen Zeitung z. B., „gießen deutsche politische Flüchtlinge und
misvergnügte Schriftsteller über das deutsche Vaterland ihre bit-
tere Galle maßlos aus. Jedem Deutschen, der in der Ferne
noch seinem alten schönen Vaterlande ein getreues Anden-
ken bewahrt, müssen diese rücksichtslosen Schreibereien die
Schamröthe ins Gesicht treiben. In Gleichgültigen oder sol-
chen, welche das Mißgeschick an die atlantische Küste verschlagen
hat, wird dadurch der letzte Funken Liebe zu Deutschland er-
stickt. Und dem fremdfeindlichen Nativismus wird in seiner
planmäßigen Verunglimpfung und Zurücksetzung der Deutschen
das willkommenste Material geliefert.“ Zu diesen Corresponden-
ten, welche ihre Feder in Schmutzwasser statt in Tinte tauchen,
wird auch M. Hartmann gerechnet, dem von der „New-Yorker
Staatszeitung“ das höchste in der deutsch-amerikanischen Presse
vorkommende Honorar, nämlich fünf Dollars für den Brief ge-
zahlt wurde, wogegen in entferntern Gebieten der Union, wo
die Zustände überhaupt noch der primitivsten Art sind, der Heraus-
geber eines Blattes häufig statt des Abonnementsgelbes Victua-
lien und Holz erhalte. Jene Schimpereien über Deutschland
sind übrigens um so lächerlicher in einem Augenblick, wo der

die Union zerwühlende und sie mit Blut und Trümmern bedeckende Bürgerkrieg am Körper derselben so viele Peinbruten blossgelegt hat, daß die Deutschen in Nordamerika wahrlich besser daran thun würden, im Namen der Union ihr Auge beschämt vor Deutschland niederzuschlagen. Die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit bestehen ja auch gar nicht für die amerikanische Presse; jene nicht, seitdem „alle Blätter, welche irgend wie mit der Secession sympathisirten, von der Regierung gemahngelt und die Redactoren hinter Schloß und Riegel verwahrt worden sind“, diese nicht, weil, wie der Verfasser des Aufsatzes im „Ausland“ versichert, ein wohlhabender Mann dem Redacteur, der dessen betrügerische Streiche in seinem Blatte zur öffentlichen Kenntniß gebracht habe, alsbald einen mit sofortiger Verhaftung und doppelter Bürgschaftsleistung verknüpften Proceß auf den Hals laden könne, über einen armen Teufel aber ungeachtet selbst die ungerechtesten Verleumdungen verdrüssentlich werden dürften. Auch Karl Heinzen, dessen „Pionier“ nur kümmerlich sein Erscheinen friste, wird erwähnt als derjenige, der gegen ihm mißliebige Personen „nicht mit Häuten, sondern mit Flegeln“ dreinschlage. Es bringt jetzt noch wenig Ehre, den allgemein verrufenen Namen Karl Heinzen's in den Spalten eines ausländischen Blattes zu nennen; doch nennen wir ihn, um eine Bemerkung allgemeinerer Art hier anzuknüpfen. Heinzen ist ein Anhänger und Verkünder des Materialismus von der rohesten Sorte. Nun handelt er aber, wie alle Anhänger des Materialismus, höchst inconsequent, wenn er sich über seine Gegner erbozt; denn alles, was diese denken, sagen oder schreiben, ist ja laut dieser Lehre nur eine unwillkürliche Secretion des Gehirns, für die sie keine moralische Verantwortung haben; über einen Unzurechnungsfähigen erbozt man sich aber nicht. Die materialistische Lehre würde überhaupt vielleicht von manchen für annehmbarer gefunden werden, wenn sich die Vertreter dieser Lehre in ihren Angriffen nicht meist durch eine abstoßende rücksichtslose Grobheit auszeichneten, welche allerdings auf einen sehr materialistischen Ursprung zurückweist. **A. M.**

Zur Sprachwissenschaft.

In der Absicht, die bei der zwanzigsten allgemeinen Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Frankfurt a. M. anwesenden Gäste mit einer kleinen literarischen Gabe zu bewillkommen, hat H. Bedewer, Inspector der Selectenschule zu Frankfurt a. M., eine Anzahl, meist schon in Programmen und in einer Zeitschrift veröffentlichter Abhandlungen sprachwissenschaftlichen Inhalts in einer „Zur Sprachwissenschaft“ betitelten Sammlung vereinigt (Freiburg im Br., Herder, 1861). In diesen vier Aufsätzen werden folgende Gegenstände behandelt: 1) „Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständnis des Volkscharakters, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache“; 2) „Ueber Buffon's Ausdruck: «Le style est l'homme même»“ aber über die Bedeutung des Stils für die Charakteristik der Dichter und Einzelnen, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Stils“; 3) „Ueber die Bedeutung der Raumanschauung auf dem Gebiete der Sprache“; 4) „Ueber die Bedeutung der Zeitanthauung auf dem Gebiete der Sprache“. Der Verfasser, der philosophischen Richtung der Linguistik angehörend, hat sich auch mit den Ergebnissen der historischen Grammatik vertraut gemacht. Er zeigt Belesenheit und weiß seine eigenen Forschungen und Gedanken in einer lichtvollen Weise vorzutragen und zu verwerthen. Unter jenen Arbeiten hat uns die zweite Abhandlung besonders wohl gefallen; sie enthält eine Menge seiner und anregender Bemerkungen. Solche Schriften hat man allerdings nicht wie einen Roman; aber wir glauben, daß für jeden Gebildeten die Schrift Bedewer's eine anziehende und nützliche Lectüre sein wird. Der Verfasser hat namentlich als Lehrer seine jüngeren Fachgenossen, also junge Lehrer, im Auge, wie er in der Sprachwissenschaft, „eine der bedeutendsten Erzeugnisse der Neuzeit auf dem Gebiete des Wissens und zu-

gleich ein glänzendes Zeugniß deutschen Fleißes und deutschen Scharfsinns“, näher einführen. Sehr treffend äußert sich der Verfasser am Schlusse des einleitenden Vorworts, in welchem er sich über die Aufgaben, Richtungen und Ergebnisse der Sprachwissenschaft verbreitet: „Nichtsdestoweniger ist auf allen diesen Gebieten noch unendlich viel zu thun. Hier liegt ein weites Feld für lohnende Thätigkeit, für Arbeit, die «des Schweißes des Adels werth». Oder was könnte schöner und lohnender sein, als frisches erquickendes Quellwasser aus dem großen Strom der Wissenschaft in die Auen und Gärten der Schule zu leiten und damit den wichtigsten Zweig des Unterrichts neu zu beleben und zu befruchten? Wir aber würden uns glücklich schätzen, wenn wir hiermit dazu beigetragen, junge Kräfte für jene Studien zu begeistern, die vor allem bestimmt sind, den Geist der Jugend zu nähren und allseitig zu bilden.“ 68.

Bibliographie.

- Bühler, Blüthen und Früchte. Pädagogische Bilder in Briefen. 1ste Serie. Chur. 1862. 8. 9 Ngr.
 Cauer, C., Friedrichs des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt. Berlin, Springer. Br. 8. 6 Ngr.
 Fechner, G. L., Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.
 Fenillet, D., Sibylle. Roman. Aus dem Französischen nach der 3ten Auflage des Originals. Berlin, Haffelberg. 8. 22 1/2 Ngr.
 Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Lannengrün und Edelweiß“. Leipzig, D. A. Schulz. Gr. 16. 16 Ngr.
 Guplow, R., Dramatische Werke. Zweiftes Bändchen. — A. u. d. L.: Antonio Perez. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 10 Ngr.
 Robertlein, R., Florian Oeyer. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, L. Wolf. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Daum, H., Bilder der Noth und Thaten der Liebe aus dem Gebiete des Guffav-Adolf-Vereins. Langernünde. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.
 Debenroth, v., Die Befreiungskriege. Eine Jubelschrift zur Erinnerung an die denkwürdige Zeit von 1813–15. Berlin, Schletter. 16. 2 1/2 Ngr.
 — — Der Siebenjährige Krieg. Eine Jubelschrift zur Feier des vor 100 Jahren abgeschlossenen Hubertusburger Friedens. Berlin, Schletter. 16. 2 1/2 Ngr.
 Dirckind-Holmfeld, Baron G., Das Königthum von Gottes Gnaden. Einleitung in die Behandlung der Verfassungsfragen. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Harfort, S., Die deutsche und preussische Marine und ihre Häfen. Hagen, Wup. Gr. 8. 8 Ngr.
 Klein, R., Rede auf Schiller bei dem Bankett nach der Enthüllung des Schiller-Denkmals in Mainz am 18. October 1862. Mainz. Gr. 8. 2 Ngr.
 — — Zurückweisung der Tischrede Moleschott's insofern sie den G. Forster betrifft. Mainz, Le Roux. 1862. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
 Kym, A. L., Rede gehalten zur Feier des 100sten Geburtstages Johann Gottlieb Fichte's. Zürich, Drell, Hügli u. Comp. 1862. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Paur, L., Zu Uhland's Gedächtniß. Gdrlitz, Remer. Gr. 8. 2 Ngr.
 Schimmer, G. A., Ueber den Buchdrucker Ulrich Han aus Wien, und das Jahr, in welchem die Sacularfeier der Wiener Buchdruckerkunst mit geschichtlicher Begründung begangen werden kann. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.
 Stolz, A., Afazien-Zweig für die Freimaurer. Freiburg im Br., Herder. 12. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht von Ernst Schulze.

Illustrierte Prachtausgabe.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Friedrich Baumgarten.

Quart. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. In Leinwandband 5 Thlr. 20 Ngr. In Lederband 8 Thlr.

Die Verlagehandlung beabsichtigte schon längst, eine den hohen Anforderungen der Gegenwart in jeder Beziehung entsprechende illustrierte Prachtausgabe von Ernst Schulze's beliebter Dichtung „Die bezauberte Rose“ zu veranstalten, und es ist ihr endlich gelungen, in Friedrich Baumgarten die geeignetste künstlerische Kraft dafür zu gewinnen. Die Ausgabe wurde mit dem größten Aufwand von artistischer und typographischer Technik hergestellt; sie bildet in Wort und Bild ein harmonisches Ganzes von gediegener Schönheit, das dem Buchertisch des elegantesten Salons zu werthvoller Bereicherung dienen wird.

Ernst Schulze's sinnige Dichtung gilt mit Recht als das vollendetste Epos der romantisch-lyrischen Gattung und ist jedenfalls dasjenige, worin das deutsche Volksgemüth seinen treuesten Ausdruck gefunden; deshalb wird sie stets ein Lieblingswerk der Nation bleiben.

„Die bezauberte Rose“ ist außerdem noch in folgenden Ausgaben erschienen:

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern. Gebunden. 3 Thlr. Miniatur-Ausgabe. Achte Auflage. Gebunden. 1 Thlr. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonnirt. 12 Ngr.

An die deutschen Schriftsteller.

Zur Vervollständigung des für den letzten Zeitraum meiner „Geschichte der romischen Literatur“ erforderlichen Materials, ersuche ich alle meine Verusgenossen, welche in das Gebiet des Römischen einschlagende Schriften verfaßt und veröffentlicht haben, biographische Notizen über sich mir zugehen zu lassen und solche an die Verlagsbuchhandlung von Otto Purfürst in Leipzig einzusenden.

Dr. Friedrich W. Ebeling.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Otto Ludwig Brook.

Erzählung von Robert Giese.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Die kaufmännischen und industriellen Kreise der Gegenwart sind es, aus denen der Verfasser der „Modernen Titanen“ und des „Pfarr-Röschens“ diesmal den Stoff zu einem reichgehalteten Lebensbilde entnommen hat. Gewichtige Contobücher mit den langen Zahlenreihen der Speculation liegen vor unsern Augen aufgeschlagen, wir sehen die rassenden Maschinen arbeiten, schwarze Dampfwolken dem Schlot der Fabriken entsteigen; aber immer bleibt das Hauptinteresse dem menschlichen Herzen zugewandt, in dessen Tiefen und die Erzählung überraschende Einblicke eröffnet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von Alexander Jung.

Fünf Theile. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser jetzt vollständig vorliegende neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Erst ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere bezeugen uns und beweisen, daß die Originale der Poesie nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange rathen. Ernst und Romik, Traggisches und Burleskes wechseln in buntester Scenerie miteinander ab. Salon und Laverne, Hotel und Dorfschenke, weltlicher Verein und geistliches Conventikel, Residenz und Landtag, parlamentarische Versammlung und Stilleben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschauung.

Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sinniger Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst“ aufzustellen sucht. Der Verfasser ist „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben, geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln“. Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“ und Ernst von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele“.

Briefe über Guskow's Rittter vom Geiste. 8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Guskow'schen Romans zu empfehlende Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.

Von Professor Dr. G. L. Staedler.

Dritte vermehrte Ausgabe. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten.

8. (61 Bogen.) Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Staedler's Werk zeichnet sich vor andern geographischen Handbüchern dadurch aus, daß es ein allgemeines Bild der Erde gibt, daher auch die ganze kosmische Umgebung schildert, die Pflanzen- und Thierwelt einschließt und die geschichtliche Entwicklung der Staaten berücksichtigt. Alles was der gegenwärtige Standpunkt der geographischen Wissenschaft erfordert, ist in übersichtlicher Anordnung und klarer Darstellung in dem Werk enthalten, welches sich ebenso wol als Nachschlagebuch für jede Hausbibliothek empfiehlt. Die neue Ausgabe ist gegen die frühere im Preise ermäßigt und bis auf die jüngste Zeit ergänzt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 9. —

26. Februar 1863.

Inhalt: Alexander Jung's „Rosmarin“. Von Hermann Marggraf. — Kirchliche Zustände Hamburgs zu Ende des 17. Jahrhunderts. — Irrende Dichtungen in deutschem Gewande. Von Wilhelm Andree. — Zur Geschichte und Charakteristik des Volkstheaters. — Kottitz. (Die „Scharfschützen der Presse“). — Bibliographie. — Anzeigen.

Alexander Jung's „Rosmarin“.

Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman von Alexander Jung. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser vorliegenden Romans oder das Mundstück seiner Gedanken, Rosmarin, der Held und zugleich Dichter der Dichtung spricht sich (III, 42) über das, was ein Roman sein sollte und was er nicht sein sollte, in folgenden Worten aus:

Es war mir unaussprechlich, daß nicht wenige den Roman nur wie eine complicirtere pikante Anekdote, wie eine bloße Revue nehmen. Der brutalste Geschlechtstrieb, wenn auch mit dem Lügenkorn seiner Welt bekleidet, spielt ja in Schreibern und Lesern so vieler Romane die Hauptrolle. Es ist doch bei Lichte gesehen nur eine Klatsch- und Heirathsgeschichte, auf deren trivialen Ausgang man gespannt ist, durch deren Ende man befreit sein will. Falschheit und nichts als Falschheit, und welcher Raum für die edlere Substanz des Menschen! Ich mußte mir sagen, so viel Gedankenlosigkeit und Stumpfheit, so viel Jämmerlichkeit und Langeweile, so viel Misere unter den Menschen, sie kommen daher, daß man in der Gesellschaft wie im Roman nur Sinn hat für das gemeine Geschehen, nicht Blick und Darstellungsvermögen dafür, daß in allem gemeinen Geschehen auch ein ungemeines sich ankündigt, und dem Menschen von Geist allein Nahrung und Unterhaltung gewährt. Ich forderte daher vom Romane besonders, daß er uns immer wieder neue „Lehrjahre“ der Bildung gebe (wofür Goethe ein für allemal den vortrefflichen Ausdruck gefunden) und erkannte, daß es nur dadurch zu erlangen sei, daß man in einer solchen Schöpfung keine Hesperie auf bloße Situationen, Ereignisse, auf Intriguen, keine oder grobe Leidenschaften, frivole Naturen anstelle, sondern auch Ideen, Anschauungen, reichhaltige Charaktere, große Gesichtspunkte bringe, die dann dem Spiel der Intriguen und Leidenschaft erst den wahren Reiz, doch auch dem ganzen Werk Adel und Idealität ertheilen, damit man immer wieder zur Lectüre zurückkehre.

Unsere Leser wissen nun, was sie von dem vorliegenden Roman zu erwarten haben: keine sogenannten spannenden Verwickelungen und Intriguen, keine feinen oder groben Leidenschaften, keine Frivolitäten, keine bloße Klatsch- und Heirathsgeschichte, keine bloß äußerlichen Situationen, aber wol, wenn auch „reichhaltige Charaktere“ weniger vorhanden sein sollten, „Ideen, Anschauungen, große Gesichtspunkte“. Dieses Romanprogramm erweckt bei dem ernsten denkenden Leser sicherlich ein günstiges

Vorurtheil für die Schöpfung Alexander Jung's; es ladet zur geistigen Andacht und nicht zur frivolen oberflächlichen Unterhaltung ein. Wer jene sucht, möge ihn lesen, wer diese sucht, möge von ihm fern bleiben.

Man möge uns gestatten, hier einen flüchtigen Blick auf den Roman der modernen Hauptculturvölker zu werfen, wozu uns die von Alexander Jung aufgestellte Romantheorie veranlaßt. Wir geben im ganzen zu, daß das Eigenthümlichste, was die Deutschen auf dem Gebiete des Romans geleistet haben, in ihren Romanen didaktischen, selbstbeschaulichen Charakters oder überhaupt in demjenigen, der nach Ideenverarbeitung strebt, zu suchen ist. Im historischen, socialistischen und dem jetzigen sogenannten realistischen Roman sind sie, mit wenigen Ausnahmen, nur ziemlich schwache Nachahmer besonders der Engländer, zuweilen auch der Franzosen gewesen. In letztern Richtungen hat der deutsche Roman keine Tradition, keine stetige Entwicklung, aber er hat beide seit „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ in Betreff des didaktischen oder wenn man will pädagogischen, philosophischen oder philosophirenden Romans. Die Ausbildung des innern Menschen, wie sie in der That auch unsere hervorragendsten Geister für sich selbst angestrebt haben, ist hier der Hauptvorwurf, der auch der theoretisch-subjectiven Natur der Deutschen auf ihrer höchsten Bildungsstufe am besten entspricht. An Ideen, Gedankencombinationen und weiten Perspektiven, an Resultaten theoretischer, ästhetischer, pädagogischer und philosophischer Bildung sind daher die deutschen Romane dieser Art, von Goethe's „Wilhelm Meister“ an bis auf den vorliegenden von Alexander Jung, reicher als die Romane anderer Völker; es sind Romane in Lehrform, die uns über die höchsten Aufgaben der Menschheit im allgemeinen oder der Zeit, in der sie entstanden und auf die sie sich beziehen, aufzuklären und zu unterrichten streben, während sie dem Verfasser auch meist dazu dienen, sich und der Welt über sich selbst Rechenschaft zu geben. Die darin auftretenden Personen sind daher meist auch mehr oder weniger subjectiv gefärbt, Bruchstücke von des Verfassers Persönlichkeit, Fragmente eines in Trümmer gegangenen Spiegels, in deren jedem das Subject des Ver-

fassers mehr oder weniger reflectirt. Im historischen und realistischen Roman beruht nicht die Stärke deutscher Romanverfasser. Deutsche Romane dieser Art sind entweder roh oder es fehlt ihnen meist der ruhige epische Erzählungsston oder die exacte Beobachtung. An trefflichen kleinern Erzählungen und Novellen ist die deutsche Literatur zwar sehr reich, aber für umfangreiche Compositionen fehlt dem Deutschen meist das Gleichmaß und die Ruhe epischer Erzählungskunst oder die praktische Bekanntheit mit einer entsprechenden Menge von Lebensverhältnissen, oder er ist zu sehr zum abschweifenden Raisonnement und zur selbstgefälligen Einmischung seiner subjectiven Anschauungen geneigt. Deutsche Schriftsteller lernen das Leben meist nur wieder aus Büchern oder doch nur aus der Berührung mit sehr einseitigen, beschränkten, oft wahrhaft kleinlichen und dürftigen Verhältnissen und Lebenskreisen kennen. Wir haben keine Centralhauptstadt; das Leben gestaltet sich in Wien ganz anders als in Berlin oder Hamburg, und wie nun gar in einer kleinern Stadt, wo meist der Philister die Herrschaft führt! Da nun außerdem die Absonderung der Stände und Berufskreise nirgends so stark ausgeprägt ist als in Deutschland und sogar zwischen Genossen eines Berufs, z. B. schriftstellenden Professoren oder sonst beamteten Literaturbesitzern und freien Schriftstellern Antipathien schroffer Art hervortritt, so wird der deutsche Romanverfasser auch nur immer in einem kleinen Lebensausschnitt wirklich heimisch sein und auch diesen nur der Wahrheit getreu schildern können. Darüber hinausgehend liefert er meist nur Schatten und zweifelhaft verschwommene Lebensbilder, an die man nicht recht glauben kann, die unser tieferes Interesse nicht erwecken oder doch nicht festhalten können. Thatsache ist, daß größere deutsche Romane mit wenigen Ausnahmen von den Ausländern für langweilig, „dull“ gehalten werden. Zu den Ausnahmen gehören unter andern einzelne phantastische Romane und Märchennovellen; es ist dies eine Gattung, in der sich die Deutschen, wie das Ausland anerkennt, in eigenthümlichster Weise hervorgethan haben und eine besondere Stärke offenbaren. Der deutsche Dichter, von der Flachheit und der Philistereihaftigkeit der umgebenden Verhältnisse abgestoßen, macht sich gern, zum Theil in der Absicht, die Wirklichkeit zu ironisiren, seine eigene Welt von Phantasiegeschöpfen und Phantasieverhältnissen zurecht, in der er sich dann ganz zu Hause fühlt und aufs behaglichste wirthschaftet. Hier hat man in der That oft einen vollern poetischen Genuß, als in so manchen deutschen Romanen, welche angeblich die Wirklichkeit schildern und in denen doch jener Hang zum Phantastischen und Unwirklichen die Umriffe der Figuren sich ins Schattenhafte verlaufen läßt.

Ganz anders der englische Roman, der die Wirklichkeit, wie sie ist, mit oft nur zu photographischer Genauigkeit darstellt; denn in der That überschreiten jene in englischen Romanen so häufig vorkommenden detaillirten Schilderungen von landschaftlichen und architektonischen Gegenständen oder von Costümen bis aufs kleinste Grassälmmchen, Steinchen oder Fältchen oft alles erlaubte Maß, und

die Beschreibungen der Physiognomien, bei denen selbst das kleinste Wärtchen und Fethwürstchen mit abgepinselt wird, streifen sogar nicht selten an das Widrige und Ekthafte oder doch an die Caricatur. Bis zu diesem Grade darf der Dichter, und wäre er auch nur der Verfasser realistischer Romane, nicht GOTT sein; er ist dann nicht Porträtmaler, der sich bei der Wiedergabe von Physiognomien von einem künstlerischen Sinn und ästhetischen Takt leiten läßt, sondern bloß handwerksmäßiger Photographist. Dagegen ist der Engländer ein ebenso ausgezeichneter epischer Erzähler als exacter Beobachter. Die Menschen, die er schildert, sind von Fleisch und Blut; sie wandeln und schreiten vor uns auf und ab, sie sprechen zu uns, als wären sie gegenwärtig. Wir machten erst jüngst wieder diese Erfahrung, als wir Gelegenheit hatten, den letzten Roman von Anthony Trollope „Orley Farm“ zu lesen, einen Roman, der zu denjenigen gehört, welche in letzter Zeit in England die größte Theilnahme fanden. Unter allen darin auftretenden Romanfiguren ist keine, welche nicht das Gepräge vollkommener Objectivität trüge, keine, welche von dem Verfasser dazu benutzt würde, dem Leser einen Begriff oder gar eine hohe Meinung von seiner eigenen Individualität beizubringen. Ein deutscher Romanschreiber mag sich vielleicht auch bemühen, die Menschen zu beobachten, aber er kneipt dabei lauernd und grübelnd das Auge zu, wobei er keine Totalansicht des Menschen gewinnt wie der Engländer, der nicht spionirt — das Spioniren ist überhaupt seine Sache nicht —, sondern mit großgeöffnetem Auge und in treuherziger Simplicität den Erscheinungen gegenübersteht; denn der Engländer trägt ein gesundes Auge in einem gesunden Kopfe. Diese scharfe Beobachtungs- und Auffassungsgabe gehört seit Shakspeare zu den vielen „Erbschaften“ Englands. Dazu kommt, daß es in England bei weitem nicht so viele verkniffene, verlogene und zweideutige Menschen gibt als in andern Ländern, wo man, um emporzukommen und etwas zu gelten, im Versteckspielen und in der Verstellungskunst geübt sein muß. Der britische Mensch ist noch rund und voll, treuherzig und naiv. Auch der Verfasser des „Rosmarin“, so subjectiv er selbst ist, weiß diese Plastik und Lebensgesundheit der Engländer zu schätzen und erkennt darin wie wir einen Hauptvorteil für den Romanschriftsteller. Lord Elphinstone, ein hervortretender Charakter des Romans, bemerkt einmal zu Rosmarin:

Lesen Sie Goldsmith, lesen Sie Fielbing, lesen Sie volkends Doris Sterne, und Sie werden die gesunde, malerisch fette Grund- und Vollblutnatur Englands wiederfinden. Die Dichter brauchten sich nur umzutummeln. . . . Bei uns fallen die Blumpuddinge, die gebratenen Rebhühner dem Dichter in die Schale, und alles schwimmt in Porter, Sekt und Ale. Kurz, nichts geht so leicht über Lebensgesundheit der Engländer. Darin wuchs Shakspeare auf, und eben weil er so wirklich ist, darum schafft er so idealisch.

Ist nun der englische Roman auch kein solches Ragazin von umhergestreuten Ideen und Gedanken, wie der deutsche Roman der bessern Sorte, so hält er sich andererseits auch frei von jeder Phrase. Während es vielleicht

kein Volk gibt, bei dem diese so herrschend wäre, wie leider das deutsche, gibt es hinwiderum kein Volk, bei dem sie so wenig herrschend wäre als das englische. Alles muß bei dem Engländer bestimmt, exact und klar sein, ebenso gut der Ausdruck des Gefühls und die Fassung eines Gedankens als die Charakterzeichnung. Jedes bloß Schillernde, Verschwommene, Ueberschwengliche ist ihm zuwider. Er kann sich zum höchsten Pathos erheben, aber er verschmäh't jede bloß declamatorische, nur das Ohr betäubende Rhetorik. Dabei ginge man aber sehr fehl, wenn man dem englischen Roman im allgemeinen abprechen wollte, daß er keine Ideen enthalte: sie sind nur in den Personen, ihren Handlungen und Schicksalen objectiv. In jedem bessern englischen Roman ist irgendein interessanter socialer Conflict, irgendeine solide sittliche Frage, irgendeine verwickelte Rechtsfrage oder ein bedeutungsvoller Streitsfall des Gewissens behandelt und durchgeführt, und so können wir es im Grunde denjenigen nicht verdenken, welche, an das Lesen englischer Romane namentlich in der Ursprache gewöhnt, an die Lectüre eines deutschen nicht ohne einige Schwierigkeit und einiges Vorurtheil gehen und sich nur selten davon befreidigt, d. h. in gleicher Weise unterhalten und angeregt fühlen.

Hierzu kommt die große Reinlichkeit des englischen modernen Romans in sittlicher Hinsicht, indem darin auch nur die leisesten Andeutungen solcher Situationen und Motive, die bei schamhaften Weibern auch nur ein flüchtiges Erröthen hervorrufen und einen Vorleser im Kreise von Frauen auch nur einen Moment lang innezuhalten nöthigen könnten, aufs vorsichtigste vermieden sind. Diese Decenz geht freilich nicht selten bis zur Bruderie, bis zur heuchlerischen Verschleierung naturgemäßer Triebe und gewisser gewaltsamer oder verbrecherischer Leidenschaften, die einmal im menschlichen Leben und mithin auch in den Darstellungen desselben eine so große Rolle zu spielen berufen sind; ja diese allzu ängstliche Bruderie ist es wol auch, welche es leider mit veranlaßt hat, daß die meisten Shakspeare'schen Dichtungen dem jetzigen englischen Frauengeschlecht nicht mehr recht munden wollen und demgemäß auch mehr und mehr von der Bühne verschwinden. Aber ihrem Gegentheil, dem muthwilligen und absichtlichen Häßlichen noch bedenklichen zweideutigen oder wirklich lüsternten Situationen, für die namentlich der Pinsel deutscher Roman- und Novellenschreiber meist viel zu grob oder fastig ist, mag jene decente Richtung immer noch vorzuziehen sein.

Mehr nur der Vollständigkeit wegen gestatten wir uns noch ein paar Worte über den nordamerikanischen und über den französischen Roman. Die nordamerikanischen Romanschriftsteller, namentlich die früheren, z. B. Cooper, sind im ganzen begreiflicherweise der mehr epischen Richtung des englischen Romans getreu geblieben, andere, wie Longfellow in seinem „Hyperion“, adoptirten ganz die Weise des deutschen idealistischen Kunst- und Literaturromans, und R. Hawthorne hält zwischen dem englischen und deutschen Roman etwa die Mitte. In seiner „Mizora“ z. B. dient die Erzählung, so spannend sie auch sein mag, dem Verfasser zumeist dazu, seine Ansichten

über Kunst und Kunstwerke, geschichtsphilosophische Betrachtungen, Schilderungen aus dem italienischen Volksleben u. s. w. aneinander zu reihen. Doch zeigt sich bei ihm auch etwas specifisch Neuenglisches, Erotisches, neben dem Idealistischen auch ein realistisch scharfer Blick für alles Nüchtern, Verlogene. In der Darstellung der durch ein verübtes Verbrechen verursachten Seelenkämpfe ist Hawthorne wie fast alle guten englischen Romanschriftsteller Meister, und es zeigt sich darin ein Zug, der sich bis auf Shakspeare's unübertroffene Schilderungen dieser Art zurückführen läßt.

Aus der französischen Romanliteratur haben wir, aus Mangel an tieferer Sympathie für dieselbe, viel weniger kennen lernen, als die Leser vielleicht von und glauben werden; von Eugène Sue's Romanen z. B. haben wir keinen einzigen zu Ende lesen können. Uns stießen darin immer die Monstrosität der Zeichnung, die unnatürliche Erfindung, die grelle Effecthascherei und Effectmalerei ab. Auch glauben wir, daß ein durch den häufigen Gebrauch starker Markotika bereits beträchtlich abgestumpfter, schon sehr früh von der Empfindung für das Natürliche, Wahre und einfach Schöne abgelenkter Geschmack dazu gehört, um an Sue'schen Erfindungen, welche den Stempel der Lügenhaftigkeit an der Stirn tragen und sich doch als Conterfei des Wirklichen geben, Gefallen zu finden. Auch bei Victor Hugo, der als Dichter und Denker unvergleichlich höher steht, begegnet man solchen Verzeichnungen, die bald unnatürliche Verkürzungen, bald ungehörige, alles natürliche Maß überschreitende Verlängerungen sind, und dem Widrigen und Häßlichen geht auch Victor Hugo keineswegs immer aus dem Wege. Zwar hat Frankreich auch einfachere Romanschriftsteller, z. B. Souvestre, aber im ganzen waltet doch in Empfindungs- und Ausdrucksweise ein gewisses Chauffement und Raffinement vor, selbst bei Frau Daudéant, obgleich diese einfach und natürlich zu schreiben weiß, wenn sie will. In dem sogenannten intimen Roman dreht sich alles nur zu ausschließlich und meist vom einseitigen Emancipationsstandpunkt um das Verhältniß zwischen Mann und Weib, und in dem socialistischen Roman zu überwiegend um die Idee, daß, wenn es nur dem Staat gefallen wolle, diese oder jene Geseze abzuschaffen oder zu ändern, wir alle als Engel oder Glücklich leben würden. „Der Staat bin ich!“ sagt auch der eingeseifteste französische Republikaner und Socialist, der, wenn er zur Herrschaft käme, alle Fäden der Regierung im Centrum seiner Handfläche zu concentriren und das Glück und die Freiheiten Frankreichs durch Decrete und Ordonnangen mit Hüfe seiner Satrapen, der Maires und Präfecten, zu reguliren suchen würde. Der englische Romanschriftsteller geißelt auch die Mängel des Gerichtswesens, des Strafverfahrens und Aehnliches, aber es fällt ihm nicht ein, dafür den Popanz Staat verantwortlich zu machen und in diesem die Centralapothek zu erblicken, aus welcher jedem Individuum die Medicin für sein besonderes Leid verabreicht wird. Dabei spricht aber allerdings aus den französischen Romanen, bisweilen sogar aus den frivolen, die nur in Frankreich mit Grazie

geschrieben werden, eine gewisse Generosität des Sentiments, ein Pathos menschlicher Sympathie, ein äußerst lebhaftes Gefühl des Mitleids für Unterdrückung und menschliches Leiden, eine Delicatesse in der Behandlung menschlicher Verhältnisse, eine humane Rücksicht gegen Fehltritte, die nichts als diese und nur die Folge eines warmen, vertrauensvoll sich hingebenden Herzens sind, und ein edler Zorn gegen Inhumanität und Niederträchtigkeit, wie man sie in den Romanen anderer Nationen nicht so leicht wiederfindet. Man darf auch diese Eigenschaften französischer Romane nicht unerwähnt lassen, wenn man den Beifall, den sie auch in Deutschland finden, nicht bloß auf die Lust am Pikanten, Frivolon, Konströsen und Effectvollen, sondern in gleichem oder noch höhern Grade auf Motive edlerer Art zurückführen will.

Der Roman Alexander's Jung hat nun sehr wenig von dem epischen Gange des englischen Romans, mit dem er jedoch die Abwesenheit aller zweideutigen und lüsternten Motive und Situationen theilt, und gar nichts von den Pikanterien des französischen; er ist in seinen Vorzügen wie Schwächen echt deutscher Art. Die ganze deutsche Eigenthümlichkeit dieses Buchs wird von dem Verfasser selbst angedeutet, wenn er im Verlaufe der Erzählung bemerkt, daß das ganze Unternehmen aus dem Bedürfnis entsprungen sei, „ein Werk zu schreiben, wie es der Verfasser zur Orientirung und Erhebung für sich selbst brauchte“.

Es ist dies ein Geständnis, wie es schwerlich jemals ein englischer oder französischer Romanverfasser machen würde; er würde es auch kaum zu machen wagen dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ein englisches oder französisches Publikum von vornherein vor den Kopf zu stoßen; denn dieses läßt es sich schwerlich gefallen, wenn ein Autor offen mit dem Anspruch hervorträte, gewissermaßen Souveränitätsrechte über das Publikum ausüben zu wollen, selbst wenn er, wie Alexander Jung thut, hinzufügte: „Dabei kommt denn so viel Göttliches und Menschliches zur Sprache, daß jeder vollständige Mensch das Niedergeschriebene hoffentlich zu demselben Zwecke, wenn auch in ganz andern Lebenslagen, auf sich wird anwenden können.“ Ein englisches oder französisches Romane lesendes Publikum würde sofort von einem solchen Romane Längerweile befürchten; es würde die Mühe scheuen, aus dem „Göttlichen und Menschlichen“, was in dem Buche beiläufig zur Sprache kommt, Applicationen auf sich selbst zu machen. Epische Erzählung interessanter objectiver Begebenheiten will dieses Publikum haben, nicht subjective Betrachtungen aus dem Tagebuche des Autors. Ebenso wenig als in der Gesellschaft liebt man es dort im Roman, wenn ein Individuum die Neigung zur Eschau trägt, seine Subjectivität allzu stark geltend zu machen; in der That ist dies auch in den meisten Fällen nicht wenig störend, wie tief und edel immerhin auch sonst das Individuum angelegt sei. Zur wahren Lebenskunst und Schule des Lebens gehört es denn auch wol, seine Subjectivität zwar nicht zu verleugnen, aber doch möglichst wenig in den Vordergrund zu stellen, sich andern gegen-

über möglichst objectiv zu machen. Darauf beruht das Wesen der Kunst ebenso wol als das Wesen einer guten Gesellschaft, deren wohlthätige Formen sofort aufhören würden, wenn sich jeder mit seiner Subjectivität zu anmaßlich in den Vordergrund drängen wollte. Gerade vielleicht, weil vorzugsweise der deutsche Subjectivismus und die Selbstherrlichkeit des deutschen Individuums Neigung hierzu verspüren, herrschen in der deutschen Gesellschaft so viel Steifheit, Gezwungenheit und Zurückhaltung, indem sich jeder vor dem Durchbruch eines zu lästigen Subjectivismus bei dem andern schützen will, damit zugleich aber folgerichtig auch wieder eine zu empfindliche Beeinträchtigung der bescheidensten Rechte, die das Subject für sich in Anspruch nehmen kann.

Gehen wir nun zu dem Inhalt des Buchs selbst über, so ist es von den darin auftretenden Personen zunächst der Hauptheld der Erzählung, Rosmarin selbst, welcher unsere Theilnahme in hervorragendem, ja fast ausschließlichem Grade in Anspruch nimmt, und bei der wichtigen Rolle, die er spielt, uns dazu auffordert, uns zunächst danach umzusehen, was er ist, was er zum Schluß leistet und ob und in welchem Grade er durch diese Leistungen, wie durch die ganze Beschaffenheit seines Wesens diese Theilnahme verdient. Ob und inwiefern dieser Rosmarin mit der Person des Verfassers durchweg identisch sei, können wir so genau nicht wissen; jedenfalls ist er ein bedeutendes, ja das wesentlichste Stück von ihm, und was Rosmarin gesehen, erlebt und durchgedacht hat, das ist vom Verfasser selbst gesehen, erlebt und durchgedacht worden. Der Verfasser selbst sagt über diesen Punkt in der Vorrede, in der er sich über das, was er mit seinem Roman bezweckte, ausführlicher ausspricht:

Diejenigen dürften sich übrigens sehr irren, die da herausbrächten, daß der Verfasser mit dem Helden dieses Romans völlig eins sei. Sympathien zwischen beiden finden allerdings statt, aber auch nicht geringe Differenzen, und zumal in so mancher Lebenserfahrung. So, um nur eins hervorzuheben, erfreut sich der Autor als der Verfasser des Romans keineswegs eines solchen Besitzthums wie das ist, zu welchem der Autor als Held dieser Geschichte später gelangt, und was des Aehnlichen mehr ist.

So viel darf man als sicher annehmen, daß die Sympathien, die zwischen dem Verfasser und dem Helden des Romans, wie jener selbst gesteht, stattfinden, die innigsten sind und daß beide in den meisten Punkten einander vollständig decken.

Die Bedeutung dieses Charakters beruht in der Art, wie er das, was er sieht, hört, liest und erlebt, innerlich verarbeitet; denn die äußerlichen Begebenheiten und Thatfachen, aus denen sich sein Lebenslauf zusammensetzt, sind äußerst einfacher Art. Rosmarin studirt, nachdem er den gehörigen Gymnasialunterricht empfangen, in Berlin, macht einen verunglückten Versuch als Kanzelredner, verheirathet sich und wird zuletzt Schriftsteller, doch nicht ohne die solide Grundlage eines Pädagogen. „Thusneba“, sagt er am Schluß des Werks zu seiner Gattin, „das beneidenswertheste Los auf Erden ist das des Schriftstellers, wenn er es redlich meint und Gott ihn begünstet! Mit jedem

Buche bringt er Versephoneia zurück, und mit jedem erobert er den Sektigen und sich — ach, könnte er es für alle gewinnen! — ein neues Paradies.“

Alles das ist fast übertrieben einfach; dafür zum Ersatz haben wir es aber mit einem außerordentlichen Geiste zu thun, wenn wir uns auf Lord Alphenstone's Zeugniß verlassen können, der einmal an Rosmarin schreibt: viele würden ihm seine Originalität nicht verzeihen können, er sei in seiner bisherigen Poesie unterzubringen, aber auch in seiner bisherigen Prosa u. s. w., und dann fortfährt:

Ihren Gedichten, lieber Freund, merkt man nicht weniger als ob, daß Sie niemand nachahmten. Byron, ja Byron würde Sie gewürdigt haben! Ach, lebte er noch! Sie sind kein Dichter für eine der zahllosen Lächer edler Person, der man ein Goldverwandter, mit Vergiftungsmittel Satirist zum Konfirmationsange schreibt. . . . Sie sind kein Dichter für den jungen Kaufmann, der seinen Siegelring trägt, von Wasser und Pomade kauft, die jährliche Pomade selbst ist, die Gravate nach der neuesten Façon schlingt, dabei einen Weltkummer verführt und affektirt, mit feinen ungeheuerlichen Lamentationen über das Leben und eine unglückliche Liebe löscht, und zuletzt doch mit einer Frage und einem Kagenjammer sein Endurtheil über das Leben und seine Welt abgibt. Sie, Rosmarin, sind ein Dichter, aber einer für den Menschen in der Aufgeschlossenheit für alles Menschliche und Göttliche u. s. w.

Der Verfasser selbst schildert Rosmarin's Wesen (V, 149):

In Rosmarin, wie sehr er danach strebte, die Einheit seiner Natur loszuwerden, und wie sehr er in seiner religiösen Weltanschauung einen festen Grund gefunden, in seinem Innern hatte er nicht bloß eine Zweifelt, sondern sogar eine Vielheit selbstständiger Kräfte zu überwinden. Eine starke Eigenthümlichkeit machte ihm ja schon. Aber er hatte auch Sinn, mehr als das, er hatte die warmste Empfänglichkeit, bis zum Enthusiasmus hin, für das verschiedenste Aeußere. Er konnte bewundern wie selten einer. Dazu noch lagern ihm aller Menschen eigenste Schicksale wahrhaft — fern.

Nachdem der Autor den „Dichter in ihm“ eingehender charakterisirt, fährt er fort:

Aber es war auch der Philosoph, der ihn in das All der Wesen mitten hinein versetzte; vor allem jedoch war es der Realist. Denn wie Rosmarin jene Weltfahrten in seinem Geiste betrieb, die Ausbeute waren nicht bloß Gedankenschnäpfe, das Ergebnis war nicht bloß ein ungeheures Weltbewußtsein; es war vielmehr das Bewußtsein, daß Gott ist und alles leuchtet: es war das Bewußtsein, daß aller Egoismus gestürzt, und doch die Eigenthümlichkeit erhalten werden müsse; es war das Bewußtsein, daß alles Geschehen zu einem letzten kosmischen Resultat hinführe, und daß, alles in allem genommen, in der Weltordnung wie im Turne des Weltprocesses, das Sittengesetz doch zuletzt siegt, und daß jeder Mensch zu diesem Siege mit beitragen ist.

Es ist nun interessant, zu erfahren, welche Stellung wir uns als so hervorragend geschilderter Geist den Bewegungen der Zeit gegenüber einnahm oder noch einnimmt. In dieser Hinsicht lesen wir:

Die Zeit ging wild genug. Das war nichts für Rosmarin, doch er beruhigte sich, aus dem Wilden müsse sich eben die Einsicht herausheben. Auch nahm der Socialismus und wirklich schon einen herrlichen Aufschwung. Es waren noch mehr Verkündigungen als Thaten, mehr Forderungen als Vollzügen, aber alles deutete auf ein Kommen. Wie die Parteien durcheinander schrien, jeder Stimmführer meinte, er allein habe recht, konnte Rosmarin allerdings keinem von ihnen beistimmen. Ihm war nichts mehr zuwider als der Fanatismus

der Parteien, der Despotismus der Massen. Er nahm dennoch an allem theil, was die Zeit bewegte, theils beobachtend, theils seine Ansicht abgebend. Er mußte um so mehr gegen vieles protestiren, was behauptet wurde, als er an der Religion, an der Philosophie und an dem Idealismus aller Kunst festhielt. In kirchlichen, in politischen, in literarischen Dingen, er dachte über das Meiste ganz anders wie die Meisten, und er wußte, daß er Gleichbedenkende habe. Er widersetzte sich unter anderem der Behauptung, daß die Jesuiten nur Epigonen, Schwächlinge aus dem Verstecke nach seien; er widersetzte sich diesem oft wahnhaften Republikanismus, dem tollgewordenen Hinausgehen über die christliche Weltanschauung und dem damit verbundenen Atheismus. Er protektirte von Grund seiner Seele gegen die frivole Allesgleichmacherei, welche gerade die Würde und Einzigkeit des Individuums misachtete, und vollends dem Genius den Krieg erklärte, wenn er nicht auch der Partei und dem Zeitgeist diene.

Nügen nun die Ansprüche, welche der Verfasser für seinen Rosmarin erhebt, übertrieben sein oder nicht, jedenfalls ist dieser ein eigenartiges, vielverarbeitendes Individuum, dessen Entwicklungsgang wir an der Hand des Autors mit lebhaftem Antheil verfolgen werden. Einen kurzen und bequemen Weg zum Ziele führt uns der Autor freilich nicht: wir müssen erst drei ziemlich starke Theile durchlesen, um dem Helden das Geleit auf seiner Reise nach der Universität geben zu können. Dennoch möchten wir fast dem ersten Theile, der sich mit der frühesten Kindheit des Helden beschäftigt, nach unserm individuellen Gefühle den Vorzug vor allen übrigen einräumen. Wir lernen hier eine Menge jener originellen und dabei naiven, treuherzigen und anspruchlosen Charaktere kennen, an denen die Zeit, in welche die Kindheit Rosmarin's fiel, noch unvergleichlich reicher war als die unsrige, darunter Mr. Johnson, das Kind englischer, in Opreußen verlebender Aeltern, der später, nach dem Erscheinen der „Wespauberten Rose“, behauptet: „Deutschland hat bisher nur einen Dichter hervorgebracht, um den England es fast beneiden könnte — es ist Ernst Schulze.“ Alle diese Personen, von denen Rosmarin's Jugend umgeben war, sind mit eingehender Treue lebendig und anschaulich gezeichnet, und der Verfasser liefert damit den Beweis, daß er trotz seiner überwiegend idealistischen Geistesrichtung, doch auch für die Realitäten des Lebens einen gesunden Blick hat, und daß die Neigung und die Gabe, die Erscheinungen, statt ihnen äußerlich gegenüberzustehen, in ihrer Bedeutung und ihren Umrissen reflectirend in sich aufzunehmen, schon früh in ihm entwickelt war. Doch machen wir durch das ganze Buch die Wahrnehmung, daß der Verfasser, wie es allen geht, welche das weibliche Geschlecht von einem zu einseitig idealistischen Standpunkt ansehen, die Männer wahrheitsgetreuer und natürlicher schildert als die Frauen, die alte Märchenzählerin Reginald etwa ausgenommen. Ein gewisser subjectiver Zug mischt sich außerdem meist in diese Porträtskizzen, vollständig objectiv dagegen wird der Verfasser in der prächtigen Schilderung der Regionen Napoleon's auf ihrem Kerkzuge nach Rußland. Wir glauben, daß diese Soldateska nach ihren verschiedenen Truppengattungen, so oft sie auch bereits beschrieben wurde, noch nicht mit derselben Wärme und Anschaulichkeit und zugleich mit derselben geistreichen

Auffassung geschildert worden ist als kurz vor Jena, und gern würden wir dieses Kriegsgemälde von Gutzkow und Pracht auch den Epikuren d. H. einverleihen, wenn nicht andere Blätter, z. B. die „Unterhaltungen am bairischen Herd“, uns darin innewohnen wärd, und wenn nicht das Ganze, denn man durch das Herandrängen einer einzelnen Gruppe nur Schaden würde, noch zu vielen Klammern beibringen würde. Mit gleichem Geist und gleich charakteristischer Auffassung sind die russischen Truppen vom Jahre 1807 — denn bis dahin reichen Kosmarin's Erinnerungen zurück — im Gegeniaz zu den französischen geschildert.

Erschien das französische Heer in seiner Namenszierung grandios und pomphaft, so entwickelten die einzelnen Individuen im Quartier meist alle jene Liebendwürdigkeiten, die dem französischen Charakter und Umgangston eigen sind. So zeigten sich wenigstens diejenigen, welche nach der Schlacht von Jena in Kosmarin's väterlichem Hause einquartiert waren. Der Verfasser erzählt:

Die Franzosen sind Kinderfreunde. Der Knabe und seine Geispielen hatten einen guten Tag. Wir wurden mit den artigsten Geschenken überhäuft. Meine gute Genetra in, eine hübsche Dame von vieler Welt und Amuth, malte mit ihrer herrlichen französischen Zunge unter diesen französischen Offizieren bedeutenden Ranges, als wären es ihre Untergebenen, ihre Söhne, und setzte alles bei ihnen durch. Sie vereinigten ihr gegenüber Galanterie und Pietät in der liebendwürdigsten Weise. Zweierlei hat sich mir von diesen französischen Hausgenossen tief eingepreßt, ihre unausgesetzte Fröhlichkeit und ihre Lust, sich zu unterrichten. Sie schälerten fortwährend miteinander und mit uns Kindern: es gab Poffen der überraschendsten Art; Offiziere und Gemeine lebten in dieser stehenden Komödie auf dem Fuße der unbedingtsten Vertraulichkeit, der Freiheit und Gleichheit. Außerdem lasen Offiziere wie Gemeine französische Bücher, wo sie nur Zeit hatten. Sie führten eine Bibliothek mit sich, von der man nicht wußte, wie sie dieselbe auf dem Marsche fortzubringen vermochten, wie denn überhaupt ihr Besitzthum ansehnlich war. Viel und gern beschäftigten sie sich auch mit Landkarten. Sie lagen der Länge nach hingestreckt über Karten, studierten, machten Pläne, räsonnirten, debattirten und hesteten, um strategische Operationen zu bezeichnen, Stednadeln auf, als wäre auch darin ein jeder von ihnen Napoleon im Kleinen.

Allerdings gab es in der französischen Armee auch einzelne Truppentheile, die etwas völlig Jügelloses, Vermildertes hatten, und was in dieser Hinsicht die berühmteste Köfchelgarde bei der Infanterie war, das waren bei der Reiterei die Chasseurs. Der Verfasser erzählt:

Sie seigten Bürgern und Bauern aufs ärgste zu. Ihre Anrede, um ihren Woll anzudrücken, war, sogar von seiten der Offiziere, gegen hoch und niedrig, gewöhnlich das Wort „Bauer“, in gebrochenem Deutsch. Sie schienen mit dem Worte „Bauer“ ihre gänzliche Verachtung alles Deutschen zu erkennen geben zu wollen, wie die Griechen mit dem Worte „Barbar“ die alles Nichtgriechischen, oder wie die Römer im Ruffen den Wegensatz zur feinen Urbanität im tiefsten Sinne erkannten.

Obgleich nun die Franzosen in dem Knaben eine gewisse Romantik und Bewunderung hervorgerufen hatten, so gesteht er doch, sich unsäglich gefreut zu haben, als er nach dem Tilsiter Frieden preußisches Militär wieder sah. Sein Vater aber nahm nach dem Abzuge der Franzosen eine Büste Napoleon's von der Wand und warf sie im Grimm über die erlittene Demüthigung Preußens im

Verla aller Hausgenossen in den Hof hinunter, daß der Knabe „mit dem idealischen Verherrlichung und dem weichen Haar“ unten in taufernd Erde zerfiel. Kosmarin bemerkt:

Ich habe frater, als ich bei in unglückliche Größe zerfiel, in Trümmern der großen Armer von Napoleon zurückgefallen sah, wiederholt daran denken müssen, daß jener Genuß Bonaparte's in einem Hause zum Heiner hinaus zugleich ein symbolischer gewesen ist.

Der zweite Theil beginnt mit der Darstellung der idealischen Jugatfreundschaft Kosmarin's mit einem edel gearteten Knaben, den er Arminius nennt und in welchem er die notwendige Ergänzung eines Jchs fand bis dahin, wo der Jüngling später einem Zweikampf zum Opfer fiel. In der Zeit, in welcher dieser Theil spielt, waren aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Schwung des Gemüths, sympathetische Stimmung und Kraft der Selbstverleugnung genug übrig geblieben, um solche Seelenvermählungen möglich zu machen; heutzutage, wo die Selbstherrlichkeit und das Selbstgenüge des Individuums das Programm der Zeit und jeder Symnaß schon hochentwickelter Belustiger ist, gehört auch die Freundschaft zu den nahezu antiquirten Dingen. Gegenwärtig begnügt jeder sich mit sich selbst, d. h. oft mit recht wenigem. Die jetzige Generation schwört noch immer auf das Evangelium Heinrich Heine's, der einmal zu einem Besuchenden äußerte: „Sie sind sehr naiv, daß Sie noch an Freunde und Freundschaft glauben können; ich denke darüber wie Aristipp, der die Freundschaft verwarf.“ Aber gerade durch diesen Ausspruch sollte sich unsere Jugend warnen lassen, Heine zu ihrem Busensfreunde zu machen — er ist ein treulosser Freund. Der zweite Theil versetzt uns weiter nach Warschau und bald darauf nach London, womit wir uns aus der heimathlichen Jbylle in größere Weltverhältnisse versetzt sehen. Nun lernen wir auch den edeln Lord Elphenstone näher kennen, von dem wir im Verlaufe des Romans noch viele weise Aussprüche vernehmen sollen. Ob übrigens Elphenstone jetzt noch, nachdem die innere Fäulnis Nordamerikas so offenbar zu Tage getreten, so viel Heil von diesem erwarten würde, wie er dies in seiner sonst gehaltreichen Unterredung mit dem Erzbischof von Exeter ausdrückt, erscheint uns zweifelhaft.

Bisher war der gute Kosmarin, obgleich wir an seiner Hand sogar Absteher nach Warschau und London machten, noch sehr jung, und er ist es im Grunde im dritten Theile auch noch; denn erst am Schlusse desselben sehen wir ihn von Ostpreußen aus in einem Postwagen durch Sandwüsten und Föhrenwälder die lange Reise nach Berlin anstellen, wo er Theologie zu studiren beabsichtigt. Auf dieser Fahrt, an deren umständlicher Schilderung wir die Länge und Langweiligkeit des Wegs selbst ermessen können, machen wir unter anderm die Bekanntschaft des jehnatistischen Schirmmeisters Kürbiß, und um auch eine Probe des Kosmarin'schen Humors zu geben, möge hier folgende Unterhaltung zwischen Kosmarin und Herrn Kürbiß mitgetheilt sein:

„Nichts verwanse ich mehr, mein Herr, als übertriebene Keilichkeit. Frau, rufe ich immer, wenn ich einmal zu Hause bin: Frau, fesse, reibe, putze, bohne, gieße, schneure, soviel du willst und dir anmuthen ist, denn Sanderheit ist Gold werth; aber sei mir nicht zu reinlich, höre du, denn es ist fuhbrecherlich, lebensgefährlich!“ — „Lebensgefährlich, Herr Kürbis?“ — „Dis zur Bemadnahme lebensgefährlich.“ — „In aller Welt, wie das?“ — „Nirgends, mein Herr, geschehen mehr Beinbrüche im Jahr als eben in Holland, nirgends weniger als in Polen.“ — „Warum denn?“ Sie machen mich höchst neugierig!“ — „Dieses ist mir sehr lieb, und jenes sollen Sie hören. Wo man in Amsterdam, im Haag, in Scherdingen, in Rotterdam geht oder steht, läuft oder springt, hoppst oder tanzt, ich sage Ihnen, da wird gegessen, geschmeert, gekriegelt, geböhnt und gerieben mit und ohne Seife. Sie laufen da schon die Gefahr, mit weggesetzt zu werden. Was ist nun die weitere Folge solcher Spiegelglätte? Frauen und Männer, zumalen aber Ausländer, fallen und purzeln in Holland der Länge, der Quere, der Breite, der Höhe und der Tiefe nach wie die Stiegen zu Hundstagen, zu Hunderten, und zwar zu ebenen Diele, wie auf den Straßen, und zwar daß es nur so pafft, und zwar naads, das Bein ist entzwei. In Polen dagegen kommt das sehr selten vor, in keinem Lande sind weniger Beinbrüche als im Lande der Schlachtschützen. Warum? Weil die Polen den Schmutz lieben, ihn liegen lassen, sie bücken, bündiger, desto besser. Das gibt also Rirt, man ist gefeset, steht und geht höchst sicher.“

Eine wie uns scheint sehr richtige Bemerkung lesen wir III, 23:

Das Leben in einer kleinen Stadt, zumal wenn sie, wie es in der ansehnlichen der Fall war, weltweite Handelsbeziehungen hat, noch dazu bedeutsame Menschen von anderweitiger Intelligenz hegt, übt einen eigenthümlichen Reiz aus. Schon weil man hier alles übersehen kann, was geschieht. Ein kleiner Ort gewährt eine Menge komischer Eindrücke, und schnell den, welcher sich eines gewissen Humors erfreut, um so plötzlicher zum Apathen auf. Die Idylle und das Allleben sind verwandter als man meinen sollte, der Philister kann uns zuletzt so ermüden, daß wir zum Weltbürger heranreifen.

Im vierten und fünften Theile schildert Rosmarin in detaillirter Ausführlichkeit die schon oben angegebenen Abschnitte und Ereignisse seines Lebens, seine Studienzeit in der Residenz (Berlin) u. s. w. Einen eigenthümlichen, für einen Hyperideallisten höchst bezeichnenden Zustand führt uns der Roman in der Schilderung des verunglückten Kanzelbeduhts vor, welcher Rosmarin veranlaßt, dem Predigerberuf zu entsagen. Rosmarin steht auf der Kanzel; es heißt nun:

Er war nicht von einer, er war von tausend Predigten erfüllt, er wußte nur nicht, welche von ihnen er zuerst verkünden sollte. Er hätte gern mit tausend Zungen gesprochen, um mit jeder eine zu spenden. Er war so gerührt, von solchem Danke, von solcher Entzückung über die Herrlichkeit der Christenheit erfüllt — wie es ihm wiederholt seit seiner Kindheit begegnete —, daß, als die Orgel nun verstummte, er wol inne ward, sein Gefühl übermanne ihn. Ja, er verspürte in dem fast avoaschenden Gesangslande dieses Augenblicks etwas Gefährliches. Seine gewaltige Phantasie packte ihn. Es war ihm, als wolle er eine Theobeez verkünden, und doch hatte er das klare Bewußtsein, daß es hier gelte, einen ganz bestimmten Text zu bekünden, vor der Gemeinde ihn auszulegen. Es kam wie ein Gelechtsarm der Begeisterung über ihn, während draußen der Wetterkorkan wüthete, die Bäume an die Kirchensfenster schlugen, und es so finster ward, daß man nicht zwei Schritte hätte vor sich sehen können, wenn nicht die Kerzen am Altar ein Zwielicht verbreitet hätten. Was nun? Rosmarin wußte, jetzt müsse er sprechen, und doch schwieg er immer noch. Auch in diesen

Moment des Schweigens drängte sich Seligkeit, drängten sich aber auch Vorstellungen wie: Immer noch trennt uns so oft die Sünde von Gott; immer noch wissen wir nicht, ob und wie unsere Freiheit besteht; immer noch sind wir (es war ihm, als würde er emporgehoben) im Raum und in der Zeit; und wenn der Gewittersturm diese Kirche voll Menschen zertrümmerte, wäre das kein Uebel? Doch über alles siegte jetzt das Verlangen, Gott zu verkünden. Er hörte sich sagen: Unausprechlich, meine Freunde, ist die Liebe Gottes — — Jetzt schnürte es ihm den Hals zu, aber nicht die geringste Besonnenheit fühlte er in der Seele, sondern ihm war so wohl, daß er, in seinem Schweigen beseligt, sich selbst verlor. Da, endlich — mahnte ihn eine Bestimmung tief innen: Du mußt die Kanzel verlassen!

Wir lernen in diesen beiden Theilen unter andern Namen auch berühmte Professoren in gelungenen Charakteristiken kennen: Hegel (Parmenides), Schleiermacher (Abelard), Meander (Bernhard), Savigny (Saver), Gans (Schwan) u. s. w.; namentlich scheint uns der Verfasser das kokette, auf blendende Wirkung berechnete selbstgefällige Auftreten des letztern in sehr gerechter Weise charakterisirt zu haben. „Der junge Titan“ (V, 236), in welchem Rosmarin bereits, als er zuerst „seine scharf pointirten Kritiken wie Pfeile vom Olymp schneelte“, die „ganze künftige Größe“ desselben erkannt hatte, scheint uns kein anderer als Gupfow, und Sophron kein anderer als Karl Rosenkranz zu sein. Eine Menge beachtenswerther Gedanken und Betrachtungen füllen die im Gefäß der Erzählung gelassenen Lücken und Risse. So bemerkt der Verfasser einmal:

Der Niederschlag, die Masse ist noch gar nicht so schlimm, wie eben die mittlere Schicht es ist. In jener, weil es sich eben um das deutsche Volk handelt, lebt das deutsche Gemüth, lebt die deutsche Frömmigkeit, der deutsche Sagengeist; sie hat ihre Bibel und hat ihre Volksbücher. Die Mitte dagegen hat den Glauben verlernt, den Zweifel eingefogen, sie ist entweder von der Genußgier einer saden Unterhaltung gekräftet, sie hat Lust am Skandal, sie ist durch die Ausländerei verlieberlicht, sie hat mit dem Anarchionius, dann wieder mit dem Napoleonis-mus gebuhlt, oder sie ist durch Gelehrsamkeit verknöchert, durch die Fachwissenerei abgepferscht, durch den Verlauf an ein System aller freien Denkkraft bar, und so läßt sich mit dieser Doppelschicht der Mitte für ein lebendiges Fortarbeiten auf dem Felde der Literatur auch so gar nichts unternehmen.

Die Literatur wie das Schriftstellertum sagt der Verfasser nämlich in einem großen und zum Theil neuen Sinne auf; er bemerkt z. B.:

Ich habe nie denen bestimmen können, die da sagen, es sei im Grunde das Schriftstellertum nur eine etwas civilisirtere Schreiberei, als die, welche der erste beste Secretär in einem Bureau ausübt, während dasselbe in den besten Autoren vielmehr ein fortgesetztes Zungenreden ist, welches den heiligen und ewig heitern Geist Gottes über alle Länder und Völker fortleitet. Ich habe mich stets im Zwiespalte befunden mit denen, die da sprechen, es sei schon genug geschrieben, wir lebten so kurze Zeit, daß wir auch nur das Beste schon nicht mehr lesen könnten; auch sei uns Heutigen Neues zu sagen nicht mehr vergönnt. Bleiben wir darin fest, daß das Wort, daß der Gebante göttlichen Ursprungs, daß der niedergeschriebene doch streng genommen der gesprochene ist, so hat jedes Geschlecht etwas noch nie Dagewesenes zu verkünden.

Der Verfasser erwartet überhaupt eine bessere Zukunft von der Erneuerung der Literatur, „in welcher die bessern Schriftsteller einen freien vorzugsweise privilegierten Stand bilden“ und er prophezeit ein andermal, daß eine Zeit

kommen werde, wo die Philosophie unter den Deutschen nie ausgelöscht sein, lange schlummern und erst schwer wieder aufkommen werde, während die Naturwissenschaften, begleitet von einem Sprühregen neuer Entdeckungen, die Zeit befruchten, freilich auch in den tollsten Materialismus ausarten lassen, unter dem dann das Aufgusswasser sich ansetzt, keinen Abfluß hat, und nun materialistische Infektionsthierchen und anderes Ungeziefer aller Art entstehen. Die Selbständigkeit der Literatur aber wird, trotz alles dessen und ungeachtet des Schreiens übergläubiger Zeloten, an Sicherheit und Ausbreitung gewinnen. Sie wird sich mit dem Jahre 1859 — dem hundertjährigen Geburtsfeste Schiller's — um diesen herrlichen Genius consolidiren, zum Gebeihen einer größeren Einheit deutscher Nation, deutscher Schriftsteller; sie wird im nächsten Jahre schon den Ehrenstand deutscher Autoren im Speciellern besetzen, bis dann allmählich auch der Idealismus, der in der nächsten Zeit einen harten Stand hat, wieder zu seiner vollen Blüte hervorschießt, und endlich, mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts 1901, die deutsche Literatur in ein nie geahntes Stadium einrückt.

Der Verfasser erkennt an, daß die deutsche Universität „ein Institut einzig in seiner Art sei“, aber er fährt fort:

Dennoch hat es auch in Deutschland nicht an Ausartungen gefehlt. Der deutsche Student hat die Freiheit, welche ihm von seinen Vorvordern anvertraut ist, nicht selten mißbraucht. Er hat sich oft in dem Grabe dem Familienleben, der feinern Gesellschaft entfremdet, als er früher damit verwaachsen war. Der deutsche Musensohn hat häufig vergessen, daß die Musen, von denen er sich schreibt, weibliche Wesen sind, die jene Kamuth, Heiterkeit, eine Eurythmie der ganzen Existenz besitzen, um milde zu gebieten, ohne welche das Menschenleben stets der Gefahr der Extreme ausgesetzt ist, und dann auch darum kommt, die reifsten Früchte des Wissens zu brechen, zu genießen. Worin hat es seinen Grund, daß auf das Weib der Cavalier, der Militär im allgemeinen mehr Anziehungskraft ausübt als der Student? Nicht bloß darin, daß jener eine glänzendere Außenseite bietet, daß der Offizier schon Beamter ist, sondern darin, daß der Student sich oft darin gefiel, aller Sitte den Rücken zu kehren, dann aber auch wieder in den Gegensatz zu fallen, um mit einem Geckenthum zu renommiren, welches seinem wahren Berufe, nicht bloß ein Staats-, sondern ein Weltbürger der Civilisation zu werden, schnurstracks entgegensteht. Selbst der sehr frühe Besuch der Universität hat sein Mißliches. Tüchtigen Docenten auf dem Rathgeber muß es darum zu thun sein, nicht Jünglinge vor sich zu haben, die kaum den Knabenjahren, dem Schülerthum entwachsen sind, sondern auch solche, die in dem Jüngling fast schon den Mann ahnen lassen.

Bei aller Hoffnung auf eine Zukunft, die wir nicht mehr erleben werden, ist der Verfasser mit den Zuständen des heutigen Deutschland doch sehr wenig zufrieden; Deutschland kommt ihm vor „wie ein von Meetings, Clubs, Parteien, Parteiichen, Sekten aller Art aufgewühltes und aufgewiegelttes Amerika“; er wundert sich, wie neben so vieler Leichtfertigkeit, jedes Idealismus entkleideter Aufklärung so viel Geistesseherei und Geistesklopferei bestehen könne, und er fährt dann fort:

Sie wollen jetzt durch Massen, durch Versammlungen, Abstimungen, Mehrzahl sich als einzelne zu etwas potenziren, was sie nicht sind. Nullen indeffen bleiben Nullen, auch wenn sie eine unendliche Reihe formiren, und sind nie und nimmer im Sinne der Intelligenz zu numeriren. Nun gar dieser heutige Materialismus! Ich habe nie in meinem Leben etwas Erbärmlicheres, Roheres gesehen als diese zusammengelaufene Kotte von Behauptungen, Vermessenheiten, Phrasenhelden ohne Scham und Scheu.

Der Verfasser hätte hier noch bemerken können, daß,

wer für alles Höhere erstorben und zu allem zu dumm ist, doch noch als politischer Kannegießer und als „Paffenfeind“ das große Wort zu führen vermag und daß dies landläufige, sich immer selbst widerkäuende Geschwätz die Menschen immer mehr ihren Höhern rein menschlichen Aufgaben zu entfremden droht. Nichts Schrecklicheres und zugleich Lächerlicheres als eine philisterhafte, knauserige Krämerseele, die sich in ihrer Gedankenlosigkeit unterfängt, über politische und religiöse Fragen ihre auswendig gelernte Pecton herzusagen und ihr Schlußurtheil abzugeben. Der Verfasser ist mit Recht der Meinung, daß die Frauen von je die „treuesten Verwalterinnen des religiösen Elements“ gewesen; aber er hätte hinzufügen können, daß auch unter den Frauen bereits der Unglaube, der Materialismus und die Impietät die bedauerlichsten Fortschritte gemacht haben und daß Frauen und Jungfrauen dieser Art ihre weiblichen Liebeshwürdigkeiten gegen die Unliebeshwürdigkeiten austauschten, wie sie auch Männern eigen sind, welche aus dem determinirtesten über alles Jenseitige und Ideale, über alles Pietätsgefühl absprecken und alles negiren, außer was ihr Dünkel, ihr geistiger Hochmuth und ihre Selbstsucht ihnen vorschreibt. Weibliche Wesen, die in dieser gemüthlosen und unweiblichen Richtung befangen sind, scheinen gar nicht zu wissen, wie sehr sie Männern von wahren Gefühl zuwider sind.

Beachtenswerth ist ferner, was der Verfasser über die Corruption und die allmähliche Selbstauflösung des Familienlebens bemerkt. Er geräth aber hierbei in das Dilemma, daß er zwar einseht, wie hier eine Rettung nur durch die heilkräftigen Einflüsse der Schule auf die Familie allmählich bewerkstelligt werden könne, während er doch wieder nicht begreift, wie es der corruptirten Familie möglich sein werde, die zur Lösung dieser Aufgabe geeigneten Lehrer zu liefern. Leider müssen wir darauf verzichten, die betreffende Stelle und so manche andere oft sehr geistreichen Aussprüche des Verfassers über Zustände und Personen, z. B. Shakespeare, Goethe, Jean Paul, Lied — dessen Schöpfungen und ausgebreiteten literarischen Verdiensten eine spätere unbefangenerer Nachwelt sicherlich dieselbe Gerechtigkeit zollen wird, die ihnen der Verfasser zollt —, Heine u. s. w. hier in extenso mitzutheilen, theils aus Raumrücksichten, theils um nicht von dem Verfasser zu den Autoren gerechnet zu werden, die immer „mit Gänsefüßen citiren“, obschon wir für unsere Person eine gute Meinung von solchen Schriftstellern haben, die es nicht unter ihrer Würde halten, sich in geeigneten Fällen auf das Urtheil anderer zu berufen.

Alexander Jung nennt seinen Roman eine „Schule des Lebens“; er ist jedoch nur die Schule seines Lebens. Aber wie das Licht der Sonne sich in jeder einzelnen Welle des unermesslichen Oceans bricht und widerspiegelt, so bricht sich auch das Licht des Allgemeinlebens der Menschheit in jedem einzelnen Lebenslauf, und Lehre und Unterricht kann jeder aus dem Leben eines andern entnehmen, insofern es mit Bewußtsein geführt wurde und dadurch einen geistigen Inhalt und gewissermaßen symbolische Bedeutung erhielt.

Romane wie dieser können nur unter einem Volke geschrieben werden, bei welchem die subjective Richtung vorwaltet, und hängen noch mit dem Geiste jener Zeit zusammen, wo es eine Art Manie bei den Gebildeten in Deutschland war, Tagebücher zu schreiben, in denen man sich von seinem Thun und Lassen tägliche Rechenschaft gab. Diese echt deutsche Leidenschaft, sich selbst bis ins kleinste Hältchen zu beobachten und unablässig über sich zu reflectiren, gewissermaßen sein eigener Spion zu sein und sein Inneres unter fortwauernder Controlo seines Gewissens zu halten, hat ihre Licht- wie ihre Schattenseiten; kann sie einerseits dem Individuum dazu dienen, sich in sittlicher und humaner Richtung immer mehr zu vervollkommen, so kann sie andererseits auch leicht zur Selbstüberschätzung oder zu einem weichen, die Kraft zum objectiven Handeln abschwächenden Quietismus verleiten. So viel steht fest, daß die mehr objectiven Völker eine größere Energie und eine praktischere Umsicht und Entschlossenheit entfalten als die mehr subjectiven, und daher auch leichter zu politischer Nachstellung und nationaler Einsicht gelangen. Gegenwärtig ist freilich für die Deutschen die Gefahr vorhanden, daß sie von der sittlichen, humanen und ästhetischen Ausbildung ihres innern Menschen gänzlich abstrahiren, ohne doch die Schnellkraft objectiven Handelns, wie andere Völker sie besitzen, zu erlangen: denn irren wir nicht, so ist es dieser von dem Innern des Menschen auf äußere Verhältnisse angewandte theoretische Subjectivismus und die daraus entspringenden Eigenstimmigkeiten, woran unsere politischen Combinationen und unser politisches wie confessionelles Parteiwesen krankten. Das Subject im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit und Kleinberechtigung trachtet nach Herrschaft oder isolirt sich, und daher wol zumeist rührt bei uns die Zersplitterung und Zerrissenheit auf allen Gebieten.

Wie stark aber auch dieser deutsche immerhin edle Subjectivismus in dem vorliegenden Roman dann und wann hervortreten und wie wenig es auch dem Verfasser gelungen sein möge, sich selbst und dadurch auch andern so objectiv zu werden, wie dies dem Meister unser aller, Goethe, gelungen ist, so hindert diese subjective Richtung ihn doch nicht, sich für alles Humane, Edle und Schöne und für die wahrhaftigen Priester am Altare der Menschen in voller Hingebung zu begeistern, und so bleibt der Eindruck des leuchtendsten Werks im ganzen doch ein reiner und erhebender, nach vielen Seiten anregender und lehrreicher.

Hermann Marggraff.

Kirchliche Zustände Hamburgs zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Johann Windler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit (1684—1705) nach gleichzeitigen, vornehmlich handschriftlichen Quellen von Johannes Gesslen. Mit dem Bildnisse Windler's, einem Facsimile seiner Handschrift und seinem Wappen. Hamburg, Nolte und Köhler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Eines der unstreitig gediegensten und tüchtigsten Erzeugnisse der neuern monographischen Literatur liegt und in dieser Arbeit des rühmlichst bekannten Verfassers vor. Und wenn es auch den

ersten Anspruch auf Interesse in der Heimat des Schriftstellers und seines Gegenstandes in Hamburg selbst erheben darf, so verdient das Buch doch im vollsten Maße die Theilnahme und Beachtung weiterer Kreise, ja ist dem Kirchenhistoriker geradezu unentbehrlich. Das Werk ist dem Verfasser nicht leicht geworden, und er hat es sich nicht leicht gemacht; durch ein mühseliges Quellenstudium hat er sich durchgearbeitet, aus einer Fülle verstreuten Materials hat er das Bild Johann Windler's zusammengesetzt, und die Erforschung und Sichtung desselben ist mit einer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit geschehen, an der man sich nur ein Muster nehmen kann. Wenn auch das Ganze in seinen Theilen ursprünglich nicht für ein Buch berechnet war, und wie der Verfasser selbst versichert, aus einem Cyclus einzelner Vorträge bildet, eine Form, die auch beibehalten worden ist, so thut das doch der Abrundung keinen Eintrag, und im klaren Zusammenhange und stetigen Fortschritt werden uns die Verhältnisse entwickelt, die Personen geschildert, mit denen der Verfasser den Leser bekannt machen will.

Daß der Vorwurf Gesslen's ein gerade sehr erfreulicher sei, wird niemand behaupten wollen, vielmehr führt er uns in eine traurige und kleinliche Periode ein. Das 17. Jahrhundert ist vielleicht die abschreckendste Partie der ganzen Kirchengeschichte. Das große Erbe der Reformation ward in so unwürdiger Weise angewendet, der freie Geist, der allein die Losreißung von Rom bewirken konnte, in dogmatische Formeln eingedrückt und seines wahren Inhalts beraubt; es fehlt nicht an Gelehrten, die auf dem neuerobernten Felde fortzuarbeiten suchten; aber weitschweifige Erörterungen über Nebensachen, künstlich pedantische Schematisirungen des überlieferten Stoffs, ungekümtes Losdauern gegen Andersdenkende, und wäre es nur im kleinsten Punkte eines zweifelhaften Lehrganges, waren das einzige gewesen, was die kirchliche Wissenschaft dieser Zeit hervorgebracht; der Jammer des Epigonenthums tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor als hier, und es hat der Protestantismus in seiner damaligen Gestalt eine große Schuld an dem empfindlichen Schlage, den er darin erdulden mußte, daß die geistreichste Fürstin in Europa, Christine von Schweden, trotz der Erinnerungen, die den Protestantismus mit der Geschichte ihres Hauses, ja ihres Vaters verknüpften, der römischen Kirche wieder in die Arme sank.

In dieser Zeit lebte der Held des vorliegenden Buchs, Johann Windler, in den widerwärtigen Konflikten derselben bewegt er sich, und sie nöthigen den milden, edeln Mann zu Kämpfen, für die er seiner Natur nach am wenigsten geschaffen war. Ausgegangen von dem gemüthlich innigen Pietismus Spener's, einer Richtung, die allerdings ohne schöpferische Kraft, dennoch einem tiefern Gemüthe mehr homogene Elemente bot, als die veräußerlichte Buchstabentheologie der Orthodoxen, wurde er, nachdem er in Süddeutschland kurz nacheinander mehrere geistliche Aemter verwaltet hatte, im Jahre 1684 nach Hamburg berufen; dort bleibt er bis zu seinem Tode, dort spielen die Hauptbegebenheiten seines Lebens. Selbst friedfertig und zu keinem feindseligen Auftreten geneigt, wurde sein Erscheinen dennoch der Anlaß zu den unerquicklichsten und gehässigsten Kämpfen. In Hamburg war nämlich der eigentliche Sitz der schroffen und hochgepanntesten lutherischen Orthodoxie, die fast sämtliche geistliche Aemter innehatte, und keineswegs geneigt war, einer andersdenkenden Richtung die geringste Concession zu machen. Nirgends vielleicht war der Zusammenstoß der Orthodoxie und des Pietismus ein so heftiger, als eben hier in Hamburg, nirgends wurde der Streit rücksichtsloser und roher geführt, nirgends waren die geschlagenen Wunden schmerzlicher. Als Windler nach Hamburg kam, das schon von bürgerlichen Streitigkeiten genugsam erschüttert war, war der Eindruck seiner Predigten, sowie seines ganzen persönlichen Auftretens der günstigste, auch hatte er anfangs einen so schweren Stand nicht, da es seinen Bemühungen gelungen war, gleichgesinnte Freunde, Forburs, den Schwager Spener's, und Abraham Hinckelmann nach Hamburg zu bringen, und er an diesen einen gewissen

Nachhalt hatte; auch war einer seiner Hauptgegner, Samuel Schulz, noch nicht Senior der hamburgischen Geistlichkeit; und sein unerbittlicher Feind, Johann Friedrich Mayer, noch nicht in Hamburg. Aber die Sachlage änderte sich, als Mayer, Professor und Prediger in Wittenberg und Nachfolger von Johann Abraham Calovius, als Hauptpastor zu St. Jacobi nach Hamburg kam, eine Stelle, für die Windler gern Philipp Jakob Hirnhaber, seinen alten Collegen, gewonnen hätte, was ihm jedoch mislang. Mayer war entschieden ein sehr begabter, vielleicht der begabteste Geistliche in Hamburg, aber ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel; es gelang ihm sehr bald das eigentliche Haupt der orthodoxen Partei zu werden; er machte den Prediger Samuel Schulz, der Senior der hamburgischen Geistlichkeit geworden war, einen ebenso erselkenden, dabei flatschhaften und beschränkten Mann seinem Interesse dienlich; nebenbei hatte er noch einige bornirte Fanatiker in seinem Gefolge, die seine Ansichten ausbreiteten, manches Gehässige derselben ausbadeten mußten, und die er bei Manipulationen, die er gern vollbracht sah, während er doch seine eigenen Hände rein sehen wollte, recht gut zu gebrauchen wußte; darunter die Prediger Vase, Lange, Scheel u. a. In dieser Weise fest zusammenhaltend, gut organisiert, nicht ohne Stütze bei dem niederen Volke, stand die lutherische Orthodoxie den Pietisten entgegen, an ihrer Spitze Windler, neben ihm der schon genannte Horbius, ein milder, weicher, etwas schwächlicher Mann, und der feste und überzeugungstreu Abraham Hinkemann. Nicht lange konnten so verschiedene Richtungen in so engem Raume verweilen, ohne in dieser oder jener Weise in Conflict zu gerathen, und bald kam die Zeit, wo sie aufeinander stoßen sollten.

Hamburg hatte seit einiger Zeit ein Schauspielhaus zur Aufführung von Opern erbaut, die damals großen Anklang fanden und die Stadt dermaßen bewegten, daß auch die Geistlichkeit darauf aufmerksam werden mußte; das Schauspiel war von den allein im Punkte der Lehre scrupulösen Orthodoxen zu den Aciaphoris gerechnet worden, die Anhänger Spener's dachten in diesem Punkte strenger, und ein gewisser Keiser hatte schon früher angefangen dagegen zu predigen, und eine Streitschrift gegen die Werke der Finsterniß in die Welt gesendet, die indeß nicht viel Eindruck machte. Doch als die Schule Spener's in Windler, Horbius und Hirnhaber drei Vertreter nach Hamburg gesendet, flammte der fromme Eifer gegen solchen Unweisheit von neuem auf und verwickelte die Genannten in unangenehme Streitigkeiten, da der inzwischen in Hamburg eingetroffene Mayer, vielleicht nur aus Opposition gegen die Ansichten Spener's, die Zulässigkeit der Oper verteidigte. So hüllte sich die Unzulässigkeit sehr geschickt in den Mantel der Humanität und Aufklärung. Und es ist seltsam, daß ein langwieriger und widerwärtiger theologischer Kampf von dieser weltlichen Vergnügung seinen Ausgang nahm, daß die mildesten Männer als schroffe Rigoristen, die Streitsüchtigen als die Toleranten und Freisinnigen auftraten. Die Pietisten, Windler voran, thaten ihr Möglichstes mit Predigten, Streitschriften und Predessen, der schlaue Mayer nahm sich des Schauspiels ihnen gegenüber an; er leugnete, daß eine Oper ein sündhaftes Werk sei; behauptete, daß gottselige Theologen Komödien geschrieben, eine Ansicht, in der die wittenberger Theologen mit ihm übereinstimmten. Windler mit seinem Widerspruche wurde von Mayer als Eidenfried und Streitsüchtiger mit großer Gewandtheit widerlegt, die lutherische Geistlichkeit legte — ob alle freiwillig, steht dahin — ein Ehrenzeugniß für die Opern ab, ein Prediger Clemenhorst, der neben seinen Predigten auch der dramatischen Kunst oblag, wagte darauf eine Vertheidigung der Opern, stützte auf Windler, er wisse nicht ob Frau Wegmann oder Junker Reibhart Pech und Del mit zugetragen, damit das Verachtungseuer gegen die Oper recht glimmen möge, berief sich auf die Rechtgläubigkeit seiner Freunde, und die Folge war, daß die Opern ruhig fortgespielt wurden, Windler unrecht erhielt.

War in seinem und seiner Freunde Verhalten die pietistische

Orthodoxie zu tadeln, die in einer krankhaften überspannten Weissagung sich Ausdruck gab? Gewiß war sein Benehmen ein ehrliches, aus voller Ueberzeugung hervorgehendes; und dies erhebt ihn, trotzdem wir ihm in der Sache unrecht geben müssen, über seine Gegner, denen die Freisinnigkeit nur Wüste zu einem aus selbstsüchtigen, ja theilweise rein persönlichen Motiven geführten Kampfe wurde.

Doch dieser Streit war nur das Vorspiel von größern. Es war nicht nur Mayer, der von seiten der orthodoxen Partei die Zwietracht schürte, sondern auch der oben erwähnte Samuel Schulz, der indeß Senior der hamburgischen Geistlichkeit geworden war, ein beschränkter Zelot, der Windler, Horbius und Hinkemann auf den Tod hasste, und sie, trotz des Anhangs in ihrer Gemeinde, unendlich zu machen suchte. Die Gelegenheit dazu zog er herbei, er verlangte plötzlich von den hamburgischen Geistlichen die Unterschrift eines auf der äußersten Peripherie der Rechtgläubigkeit liegenden Glaubensbekenntnisses. Windler war wirklich durch den raschen, mit ziemlicher Gewandtheit ausgeführten Handreich überzerrumpelt worden, obgleich er sich eine Bedingung reservierte, die die Orthodoxen, wenn sie ehrlich handelten, gar nicht hätten zugeben dürfen, nämlich das ungeführte Fortbestehen seiner Privatconvente. Später jedoch nahm er die ganze Unterschrift zurück; Horbius unterschrieb gar nicht, ebenso wenig Hinkemann. Die Folge davon war ein langer Streit, in den Horbius mit Mayer gerieth, und der erst mit dessen Tode endigte. Eine Unvorsichtigkeit, die Horbius sich hatte zuschulden kommen lassen, indem er ein Buch von mythisch gesärbtem Charakter, verfaßt von Peter Poiret, einem Anhänger der Antoinette Bourignon, in mehreren Exemplaren unter Diensthöfen und Kinder ausgebreitet hatte, ward der Anlaß des Kampfes. Mayer schleuderte mit seinen Genossen Streitschriften auf Streitschriften gegen den sanften, friedfertigen Mann, die dieser im milden Tone beantwortete. Auch Windler wurde in den Kampf gezogen, es gab kein Mittel, vor dem Mayer und Genossen zurückzuschauerten, ihren Gegnern zu schaden; die gemeinsten Schimpfpoete, die niedrigsten Verleumdungen waren ihnen nicht zu schmutzig, um sie gegen die Anhänger Spener's und diesen selbst, der auch einige Schriften für seinen Schwager geschrieben hatte, zu gebrauchen; auf der Kanzel wurde gegen Horbius gepredigt, man rieth, ihn zur Stadt hinauszuweisen, und ließ sich durch nichts abbringen gegen den Wolf zu streiten, bis er seine Wolfsart abgelegt, ja noch mehr, einige Prediger verschmähten es sogar nicht, in Bierneipen gegen Horbius und Windler zu agitiren und Matrosen und andere rohe Gesellen zu thätlichen Angriffen gegen diese Männer aufzureizen. Nur mit genauer Noth entrann Horbius dem Pöbel, der ihn ins Wasser werfen wollte. Die Obrigkeit, Senat und Rath, hatten ganz den Kopf verloren, und Mayer setzte es durch, daß Horbius endlich abgesetzt und der Stadt verwiesen wurde. Eine totale Anarchie hatte sich Hamburgs bemächtigt; der Rath, der sich einmal versammelte, dem schreienden Unrecht zu feuern, wurde durch Pöbelhaufen auseinander gejagt, eine Prügellei hatte an 50 gefährliche Verwundungen zur Folge, und Mayer erreichte es sogar, daß Horbius' Weib und seine Kinder aus der Stadt getrieben wurden. Kaiser Leopold machte endlich dem Unfug ein Ende, aber Horbius' Herz war von dem schweren Unrecht, das er erlitten hatte, gebrochen, er starb auf dem Landhause eines Freundes am 26. Januar 1695; doch ließ es der Pöbel und die orthodoxe Geistlichkeit nicht zu, daß der Unglückliche in der Stadt begraben werden durfte, obgleich sich nach seinem Tode eine verständlichere Gesinnung gegen ihn fund gab und viele seinem Leichenbegängniß in Steinbeck folgten, was um so höher zu schätzen war, da die Betreffenden nicht sicher vor den Fäusten der Ruchers und Fleischerknächte waren, die Mayer im Golbe hatte.

Diese von Geistern sehr lebendig und anschaulich geschilderte Episode ist eine Probe davon, zu welcher Gemeinheit die sogenannten Anhänger Luther's sinken konnten und welche Unwürdigkeiten seinem Namen aufgebürdet wurden. Die Kanzel war

eine Lästerei geworden, und die Orthodoxen hielten das Schimpfen von derselben für ihr heiliges Vorrecht. Jeder deutete es auf seine Weise aus, der eine, um Persönlichkeiten, die ihm zumider waren, zu insultiren, der andere, um mit feurigen Epitheten die Gemeinde zum Lachen zu reizen, und der Prediger Lange, ein wüster Schreier, leistete Unglaubliches in beiden. So sagte er einmal vom Suppliewesen: „Da komme nun solche Botin an, und spräche, der junge Herr möge doch zu ihrer Dame auf eine kalte Schale und ein Stück venetianischen Kuchen kommen.“ Zu ein paar Handwerksburschen, die in der Nähe der Kanzel standen, sich wendend, fuhr er fort: „Ihr meint wol, das wäre für euch etwas, nein, da thut ihr euch nur den Mund wißchen.“ Und Mayer selbst bezeichnete einen Kaufmann, der mit einer jungen Dame während der Kirche gesprochen hatte, als Ehebrecher, und als derselbe Klage einlegte, predigte er noch dreimal über denselben Gegenstand.

Windler selbst tritt in diesem widerlichen Treiben mehr zurück. Seine milde Natur vermochte wenig gegen solche Nothzeiten, doch wirkte er im stillen viel Gutes, und brachte namentlich, als er Senior geworden, mit maßvoller Energie manches Zwischwägige zu Stande, so eine neue Liturgie, die Einführung eines ordentlichen Candidatenexamens, die Einführung eines neuen Gesangbuchs. Doch kamen, in den immer neu aufstehenden Kämpfen, diese legendreichen Einrichtungen nicht zu rechter Geltung. Sein Hauptgegner Mayer verließ zwar Hamburg, um einem Rufe nach Greifswald zu folgen, aber ein anderer Mann, Namens Krumholz, ein verbrecherischer und gemeiner Mensch, setzte den Kampf mit noch niedrigeren Waffen fort. Dieselben Scenen der Hölle aufreizung, der Prügeln wiederholten sich. Mayer, der im Grunde den abentheuerlichen Gedanken hegte, sein hamburgischer Amt mit dem seiner Professur in Greifswald zu vereinen, und immer noch in die hamburgischen kirchlichen Angelegenheiten hineinrebete, schürte die Zwiethracht nach wie vor. Windler ward auch hier wiederum zu einem Schriftenstreite genöthigt, der ohne Folgen blieb, aber seiner Gesundheit schadete. Ein geistliches Leiden, das ihn schon seit Jahren gequält, kam zum Ausbruche, und nachdem er am 22. März 1705 zum letzten mal gepredigt hatte, starb er sanft am 5. April. Bei seinem Tode erst erkannte Hamburg, was es an ihm verloren. Der Eindruck seines Hinscheidens war ein gewaltiger, in dem Kampfe gegen ihn und seine Freunde hatten seine Gegner sich selbst gerichtet; wurde doch der roheste und erbitterteste derselben, Krumholz wegen der von ihm geführten Hölle herrschaft zum Tode verurtheilt, und das Urtheil nur auf dem Wege der Gnade zu lebenslänglicher Gefangenschaft umgewandelt.

Der Verfasser widmet Windler noch einige Kapitel, die sein intimes Verhältniß zu Spener, seine nach dessen Vorgänge eingeführten Privatschulen, seine Bedeutung als Prediger, Seelsorger und Gelehrter, und sein Verhältniß zu den Reformirten behandeln. Sie zeugen von der genauesten Kenntniß des Stoffes und bieten manches Interessante, das bisher noch nicht bekannt war.

Es geht daraus hervor, wie hoch Spener Windler achtete und in sein Herz geschlossen hatte; oft nennt er ihn seinen Freund und einen Prediger ohne gleichen. Er nimmt theil an seinen Schicksalen und Kämpfen, namentlich gegen die Oper, und selbst einzelne Differenzen, so namentlich betreffs der Schwärmerie des Fräuleins von der Aßburg können das schöne Verhältniß nicht stören. Sorgfältige Auszüge aus Briefen Speners an Windler, Horbuis u. a. geben diesem Abschnitt viele geschichtliche Werthe. Der Abschnitt über die collegia pietatis, die Windler nach Speners Vorgänge einführte, zeigt Windler als einen energischen, überzeugungsstreuen Mann, der das, was er für gut und heilsam erkannt, und was in der großen kirchlichen Veräufserlichung dringend noth that, trotz mancher Kämpfe, zu denen er gezwungen wurde, und mancher Beeinträchtigung, die er erfuhr, durchsetzte. Von dem stillen Ernste, den er als Seelsorger bewährte, und der schon in der ganzen Art sein Amt zu verwalten hervortritt, zeugt auch die Frage, die er

erst an die leipziger Facultät stellte, und die Wärme, mit der er seine Behauptung verfocht, ob ein Pastor, der nie über den Seelenzustand seiner Gemeinde ins Klare kommen könne, noch als Seelsorger zu betrachten sei und nicht besser sein Amt aufgeben müsse. Wie er als Prediger gewesen, beweist der Erfolg, den er gehabt hat und der so bemerkbar war, daß seine Abwesenheit von Hamburg seiner Kirche immer einen Verlust von über 1000 Mark brachte. Ueber sein tiefes Verhältniß der Schrift sind die Urtheile seiner Zeitgenossen einstimmig, daß sie ihresgleichen gesucht habe. Wenn auch er den Reformirten in Hamburg so freundlich sich nicht näherte, daß er der Gründung einer reformirten Gemeinde daselbst Vorschub leistete, so hatte dies theilweise die etwas gewaltsame Behandlung verschuldet, die der Große Kurfürst in seinen Unionsversuchen der lutherischen Kirche widerfahren ließ; Windler aber zeigte sich noch immer als der Versöhnlichere, indem er nicht wie die andern gegen die Reformirten predigte, und von Samuel Schulz sogar der Freundschaft mit den Calvinisten beschuldigt wurde. Eine interessante Episode ist der Streit, den Windler mit dem phantastischen Baltheus Weder führte, und die Charakteristik „der vergaukelten Welt“, die der Verfasser beigelegt hat, ein Streit, der, beiläufig gesagt, nicht zu Ende kam. Ein letztes Kapitel schließt noch in lebendigen Bildern Horbuis, Hinfelmann, Mayer und Krumholz; doch glauben wir genug angeführt zu haben, um Interesse für den Stoff zu erwecken und zum eigenen Lesen dieses schätzenswerthen Buchs anzuregen, was der Zweck unserer ganzen Besprechung war.

Da uns in dieser Arbeit wiederum die wissenschaftlichen Verdienste Gessens recht nahe getreten sind, so gestatte man uns am Schluß unserer Besprechung noch einmal auf sein 1855 erschienen Kunstwerk hinzuweisen, nämlich auf den ersten Band seines „Bilderkatechismus des 16. Jahrhunderts“, die zehn Gebote enthaltend. Es ist dies eine Arbeit voll tiefer Gelehrsamkeit, einzig in seiner Art, und mit großer Uneigennützigkeit auf eigene Kosten gedruckt und herausgegeben. Eine fast verloren geglaubte Literatur ist in diesem Buche nicht nur gerettet, sondern in klarer Anordnung zusammengestellt worden, das Resultat von 20 Jahren mühsamen Forschens. Der Begriff des Katechismus, seine Entstehung, die darüber verfaßten Schriften, alles findet seine ausführliche Besprechung. Manches Licht wird dadurch auf eine Zeit geworfen, die bisher, wenig bekannt, von den confessionsell befangenen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts ganz ins Schwarze gemalt wurde, um auf dem dunkeln Hintergrund ihre Säculum um so heller strahlen zu lassen. Es zeigt sich in der That, daß auch schon die Zeit vorher im Besitze einer tüchtigen religiösen Volksbildung war und viele Zeugnisse davon aufweisen kann. Umfassende Beilagen der einschlagenden Literatur aus der damaligen Zeit beweisen dies zur Genüge, und jeder, der Gessens auf diesem Gebiete nachfolgt, ist ihm zum Danke verpflichtet für den Weg, den er ihm in seiner genauen und sorgfältigen Besprechung der nöthigen Quellen geebnet hat. Wir weisen noch zum Schluß auf die naiven Darstellungen der zehn Gebote im Holzschnitte hin, die nach dem Cod. Heidelberg. von 1438 unter Aufsicht des Verfassers genau facsimilirt, in unfreiwilligem Humor, aber mit viel Anschaulichkeit und concreter Lebensfrische davon Zeugniß ablegen, wie man schon damals die Kunst als religiöses Erweckungsmittel des Volks zu benutzen verstand.

Das Buch ist, obschon in streng wissenschaftlicher Form verfaßt, doch leicht und verständlich geschrieben, sodaß auch der gebildete Laie sich schnell darin orientiren wird; für Geistliche und Lehrer, denen die geschichtliche Entwicklung ihres Lehrstoffs am Herzen liegt, wird es aber geradezu unentbehrlich, zumal es im praktischen Interesse geschrieben, auch manchen guten Wink, manche treffende Bemerkung für ihre Katechisationen und ihren Katechismusunterricht enthält.

Je mehr das 16. Jahrhundert im allgemeinen jetzt an Licht gezogen und klarer verstanden, würdiger beurtheilt wor-

den ist, um so mehr thut dies auch auf diesem Gebiete noth, um vor allem jeden protestantischen Geistlichen, vor confessionellen Einseitigkeiten und unklaren Beurtheilungen der Reformation zu bewahren, die leider nur allzu sehr verbreitet sind. Leider hat das Buch trotz seiner Verdienste, trotz des im Verhältniß fabelhaft billigen Preises noch nicht die Verbreitung erfahren, die es verdient. Um so mehr weisen wir darauf hin, da der Verfasser den schnellen Fortgang der Veröffentlichung seiner Forschungen einigermaßen von der Theilnahme abhängig machen will, die sein Werk findet. 44.

Fremde Dichtungen in deutschem Gewande.

Daß wir Deutschen die Dichtungen anderer Völker durch Uebersetzungen und so gern zu eigen machen, hat nicht allein seinen Grund in unserm weltbürgerlichen Charakter, sondern auch in dem Reichthum, in der Kraftfülle, Schönheit und Eleganz unserer Sprache, die uns dies Bestreben erleichtert, und die geschieht ist, fast alle Sprachformen in sich zu vereinigen. Es dürfte wol kein zweites Volk geben, welches so viele und so vortreffliche Uebersetzungen aufzuweisen hat als wir. Es ist daher aber auch die erste Pflicht des Beurtheilers, mißrathene Uebersetzungen mit Entschiedenheit zu verurtheilen, zumal ja nichts einen nachtheiligeren Einfluß auf den Geschmack des lesenden Publikums ausübt als schlechte Uebersetzungen, sei es in gebundener oder ungebundener Rede.

Es ist wahr, wir haben in der Uebersetzungskunst große Vortheile vor andern Völkern voraus; damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß es nun für uns ein leichtes Stück Arbeit sei, eine gute Uebersetzung zu liefern. Man darf sogar die Behauptung aufstellen, daß es leichter sei ein mittelmäßiges Originalgedicht zu schaffen als eine nach allen Seiten hin vortrefflich gelungene Uebersetzung. Es gehört in der That mehr dazu, als die Sprache in der Gewalt zu haben und einige deutsche Reime zusammensuchen zu können.

Der Uebersetzer muß selbst ein Dichter sein, im wahren Sinne des Wortes ein Dichter, der mit einem außerordentlich zarten Ohr und Gefühl begabt, sich auch vollständig in die Eigenthümlichkeit des zu übertragenden Dichters hineinzuversetzen versteht, sonst bleibt seine Arbeit ein Flickwerk. Wir haben in Deutschland berühmte Philologen, deren Sprachkenntnisse anerkanntermaßen nichts zu wünschen übrig lassen, deren Uebersetzungen aber zum größten Theil jämmerlich sind. Die Herren mögen gute Dozenten sein, sie sind aber keine Dichter. Eine gute Uebersetzung fordert ferner auch vor allem Geduld und unendlich mehr Zeit als das Hervorbringen eines Originalgedichts. Wir brauchen uns nicht darüber zu wundern, wenn Börne in seinen Bemerkungen über Sprache und Stil sagt: „Die Reichthümer der deutschen Sprache liegen nicht oben, sondern man muß danach graben. Denn oft war ich tagelang in Verzwelgung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne; ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort.“

Einige von den uns hier zur Beurtheilung vorliegenden Uebersetzungen sind augenscheinlich mit Fleiß und Zeitaufwand gemacht, andere dagegen tragen den Stempel der Flüchtigkeit und Unreife auf der Stirn.

1. Feodor Iwanowitsch Ljutschew's lyrische Gedichte. In den Vermaßen des Originals dem Russischen nachgebildet von Heinrich Roß. München, Fleischmann. 1861. 16. 16 Mgr.

Der tief melancholische Zug, welcher durch alle Slawen-völker geht und besonders in ihrer Musik, ihren Liedern, die alle eine Molltonart haben, ja selbst in den weit häufiger als bei uns vorkommenden improvisirten Liedern so recht deutlich zu

Lage tritt, verleugnet sich auch in diesen Dichtungen nicht. Der Dichter möchte die Klorinde seines Nordens, die ihn gesesselt hält, sprengen und seinen Flug nach sonnigern Gefilden nehmen, wo „die Welt in Lenzes Luft und Pracht versunken“ ist; aber er hat nicht die Kraft, sich dem Genuß der ersehnten Güter vollständig hinzugeben, und seine dunklere Einbildungskraft vermag sich nicht von dem angeborenen und liebgewordenen Schmerze zu trennen, denn auch dort kann er sich kein Liebesglück und keine Frühlingstrost ohne Thränen denken:

• Doch was dem Auge Ägypt's lüte,
Und Welnesglanz und Rosenblut,
Was ist es gegen Thränenflut,
Der (den?) Thau von Gottes Morgenröthe!

Ljutschew befaßt den Schmerz um des Schmerzes willen, aus dessen Irrgarten sich frei zu machen und mit Entschiedenheit seine Ideale zu verfolgen er gänzlich außer Stande ist. Der Uebersetzer sagt uns, daß diese Gedichte, die auch in mehrere andere slawische Sprachen übersetzt sind, ein treues Abbild des modernsten russischen Geistes in seinen weit auseinanderliegenden Gegensätzen, seiner lyrischen Schwungfähigkeit wie seiner weltmüden Blässigkeit darbieten. Dieses Urtheil scheint, soweit wir Rußlands Literatur und seine Zustände kennen, ein richtiges zu sein, und man wird es daher sehr natürlich finden, daß die Poesien eines solchen blässigen, weltmüden Volks wenigstens uns Deutschen keine besondere Theilnahme abnöthigen können. Der Uebersetzer scheint dies selbst gefühlt zu haben, und dennoch hat er sich der Mühe unterzogen, diese schlaffen Reimerien, gegen die wir den mittelmäßigsten deutschen Dichter nicht vertauschen möchten, in unsere Muttersprache zu übertragen. Doch wir gutmüthigen Deutschen sind ja nachsichtig gegen die Schwächen anderer und unermülich in der Bereicherung unserer Literatur.

2. Karl Gynel Macha's ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmischen übertragen von Alfred Waldau. Prag, Dominicus. 1862. Gr. 16. 25 Mgr.

Auch diese Dichtungen eines jung verstorbenen Dichters verleugnen ihren slawischen Ursprung nicht. Der Verfasser war ein ebenso großer Idealist als Ljutschew, aber in seinem Mismuthe, die Welt nicht so zu finden, wie seine Einbildungskraft sie sich ausmalte, gab er sich auch einem Weltschmerze hin und entlockte seiner Dichtergarde hin und wieder Klänge, die das Maß des Schönen überschreiten, wie unter andern in seiner größern romantischen Dichtung „Mai“, dessen Anfang den ersten Versen der Byron'schen „Parisina“ nachgebildet zu sein scheint. Ungeachtet aber seiner für alles Schaurige leicht empfänglichen Phantasie war Macha indessen offenbar ein begabter Dichter, voll tiefen Gemüths, voll Jugendkraft und Feuer, der bei einem längern Leben und nach gesättigter Kraft das richtige Maß getroffen und sich selbst in der Welt zurecht gefunden haben würde. Die Uebersetzung leidet hier und da an manchen Uncorrectheiten und Härten.

3. Blumen aus der Fremde. Poesien von Gougora, Manrique, Camoëns, Milton u. s. w. Neu übertragen von B. Heyse, R. Krafft, E. Mörike, F. Rotter, L. Seeger. Stuttgart, Schweizerbart. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Mgr.

Am reichsten ist in dieser Sammlung Rotter vertreten, der sich italienische, spanische, portugiesische, doch größtentheils englische Dichter, und zwar die leichtesten Sachen derselben für seine Uebersetzungen ausgewählt hat. Manche sind einigermaßen gelungen, dagegen andere, wie unter anderm auf S. 82 und 101, noch auffallend steif und unbehülflich. Wir bezeugen da so manchen sehr prosaischen Ausdrucksweisen und Versößen gegen den Rhythmus, wie:

Wenn Lieb' aus dem Haus jag,
Wo man sie empfangen,
Schied sie nicht vom Herzen,
Mit ihr ist's Herz gegan —

der:

Erant sie dann die Wäßer,
So muß sie mitnehmen
Die Thränen, die schmerzlich
Dem Auge mit stürmen.
Wenn bei solcher Jugend
Nicht dies kann geschehen,
Wie wird es, du mein Gott,
Mit Zwanzigen gehen? —

Davon abgesehen, müssen wir leider bekennen, daß Kötter noch nicht tief genug in den Geist der englischen Sprache gedrungen ist und daß ihm das feine Gefühl des Dichters fehlt, ohne welches ein Uebersetzer niemals zur Meisterschaft in seiner Kunst gelangen kann. Zum Beweise wollen wir uns seine Uebersetzung folgender bekannten Verse von Burns genauer ansehen:

Had we never lov'd so kindly,
Had we never lov'd so blindly,
Never met or never parted,
We had no'er been broken-hearted.

Wär so süß nicht solch ein Finden,
Wär so süß nicht solch Erblinden,
Hätt kein Gott aus uns gesprochen,
Wär uns nicht das Herz gebrochen.

Bei solcher Freiheit hätten wir doch wenigstens erwarten können, daß der Uebersetzer den wirklichen Sinn des Textes genau wiedergegeben hätte. Aber „Never met or never parted“ zu übersetzen: „Hätt kein Gott aus uns gesprochen“, das ist eine *licentia poetica*, die der Beurtheiler nicht angetragen lassen darf. Weit schöner und dem Geiste des Originals entsprechender ist jene längst bekannte Uebersetzung:

Hätten wir uns nicht so mächtig
Lieb gehabt, so unbedachtig,
Nie gesehn und nie gesprochen —
Wär uns nicht das Herz gebrochen.

Auch in dem Gedicht „Am Bach“ („Here is the glen“) hat der Uebersetzer dem Reime zu Liebe in der zweiten Strophe sich eine Freiheit erlaubt, wodurch der Sinn ins Lächerliche gezogen wird. „I is not Maria's whispering call!“ heißt es bei Burns, und Kötter läßt die Maria selbst klingen, indem er diese Worte also wiedergibt: „Es ist nicht Maria's süßer Klang!“ Uebersetzt dürfte whispering call niemals durch süßer Klang übersetzt werden.

Wir könnten den Verfasser auf noch mehrere derartige Fehler aufmerksam machen, doch würde dies uns zu weit führen. Als wirklich gelungene Uebersetzungen sind nur wenige hervorzuheben, die meistens tragen den Stempel der Geburtschmerzen noch zu sehr an der Stirn. Etwas schwungreicher sind die beiden Uebersetzungen von Karl Kraft, wiewol wir den Geschmak des Uebersetzers in der Auswahl nicht loben und es überhaupt nicht begreifen können, weshalb er seine Kräfte an Dichtungen vergeudet, die des Uebersetzens kaum werth sind. Die neue deutsche Literatur bietet an solchen humoristisch-politischen Gedichten wie „Der Schleicher“ von Giusi bereits eine weit schönere Auswahl; wir wollen nur an Bruns, Marggraf und Hoffmann von Fallersleben erinnern. Solches für unsern deutschen Geschmak langweilige italienische Zeug wollen wir gern entbehren, und um so lieber, da der italienische Humor ein ganz anderer ist als der deutsche. Dies hätte auch Paul Heyse bei seinen Uebersetzungen italienischer Dichtungen beherzigen sollen, denen wir allerdings eine Formgewandtheit einräumen. Den feinsten Geschmak in der Auswahl hat aber Ludwig Seeger bewiesen. Gewiß ist außer Shakspeare kein englischer Dichter dem deutschen Geiste verwandter als der tief- und zartfühlende Thomas Moore, und somit wird die Seeger'sche Uebersetzung Moore'scher Jugendgedichte, die wir nach angelegtem Vergleich mit dem Original vortrefflich finden, von vornherein auf deutsche Leser den meisten Eindruck machen. Zwei Kleinigkeiten von Gaudy Moritz dürfen billig für die Beurtheilung unberücksichtigt bleiben.

4. Fremde Dichtungen in deutschem Gewande. Von F. Ruperti und H. Lann. Bremen, Heyse. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Uebersetzungen aus den meisten europäischen Sprachen haben schon in Hinsicht auf die geschmackvolle Auswahl mehr Aussicht auf Erfolg als die vorigen. Uebrigens sind sie im allgemeinen fliegender übertragen, und man würde wol vergebens einen rhythmischen Versfuß oder einen unechten Reim aufzusuchen sich bemühen. Man glaubt gute Originalgedichte zu lesen. Es dürfte auch schwer zu entscheiden sein, wer von den beiden Uebersetzern, die ihre Autorschaft durch den Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnet haben, der gewandter ist; sie sind beide vortrefflich und können den Lesern mit vollem Recht empfohlen werden. Als Probe geben wir hier nur Longfellow's „Hymne an die Nacht“ in Ruperti's Uebersetzung:

Hinrausgeh' hört' ich das Gemurmel der Nacht
Durch ihre stillen Marmorsallen.
Ich sah, von reinen Aetherlichtes Pracht
Umstrahlt, die dunkeln Säulen wachen.

Ich fühlte, wie vor ihrem ersten Rahe
Der Tagesorgen Schwarm zerfiel;
Sie zog so hehr, so friedlich ihre Bahn
Wie jene Gine, die ich liebe.

Die Lüne hört' ich voll von Lust und Leid,
Die mannichfachen sanften Klänge,
Anfänglich ihrer Hallen Einsamkeit
Wie eines alten Dichters Sänge.

Tief aus der Nachtluft fühltem Bronnen traut
Mein Geist sich Ruh' und süßen Frieden,
Wie er noch nimmer in die Seele sank
Aus einem andern Duelle Hienieden.

Du stärkst mich, heil'ge Nacht, und gibst mir Ruh,
Wie Schweres stets der Mensch getragen;
Du legst den Finger auf der Gorge Munn,
Und sie vergißt ihr bitteres Klagen.

O Frieden, Frieden! Aus der Seele tönt
Wie des Drehtens einst mein Flehen;
O nahe, Nacht, die alles Leid versöhnt,
Mit deiner Ruhe heil'gem Wehen.

5. Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen der Originale übersetzt und von Lebensskizzen der Verfasser begleitet; mit einem Zueignungsbriefe an F. Freiligrath von Adolf Strodtmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1862. 8. 1 Thlr.

Einzeln dieser Dichtungen merkt man allerdings noch die Uebersetzung an, doch der bei weitem größere Theil ist recht wacker übertragen. Wir heben besonders hervor: „Der Rabe“ von Poe, „Die Lieder unsers Landes“ von Mary Hewitt, „Rand Müller“ von Whittier und das reizende Gedicht „An den Genius der Dichtung“ von F. S. Dogood. Der Uebersetzer hat das Verdienst, uns vorzugewisse mit amerikanischen Dichtern und Dichterinnen bekannt zu machen, die in Deutschland ihre gebührende Anerkennung noch nicht gefunden haben. Wir wählen als Beispiel der Strodtmann'schen Uebersetzung die ersten Strophen des „Well! thou art happy“ von Byron:

Ja, du bist glücklich, Weib! und mich
Auch solltest du glücklich sehn;
Denn warm, wie einst, bekümmert sich
Mein Herz noch um dein Wohlergehn.

Beglückt dein Gatte! Wehe, daß
Mein Loos so trüb, wenn sein so licht.
Doch sei es denn! O wie mein Haß
Ihn trübe, liebt er dich nicht!

„Als jüngst dein liebes Kind, ich sah,
 Brauch fast mein eifersüchtig Herz;
 Dann lächelte das Kind, und da
 Rüst' ich', gedenkend dein, voll Schmerz.
 Ich küßte's und hielt mein Leid zurück,
 Daß sein Gesicht dem Vater glück;
 Doch hatt' es seiner Mutter Blick,
 Und der war alles einst für mich u. s. w.

6. Esaias Tegnér's ausgewählte Werke. Aus dem Schwedischen von Edmund Lohedanz. Mit dem Porträt Tegnér's in Stahl gestochen von Weger. Leipzig, Verck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Dasselbe Urtheil, welches wir über Strodtmann's Gedichte gefällt, gilt auch von dieser Lohedanz'schen Uebersetzung. Im ganzen genommen können wir ihr unser volles Lob nicht versagen, doch in einigen einzelnen Gesängen hätten wir noch hier und da, besonders hinsichtlich verschriebener Härten, wie z. B. „du wurdest“, „du sitzt“, sowie auch einiger mit durchgeschlüpfen unechten Reime, wie z. B. Krieg — dich, herrlich — ehrlich u. a., Ausstellungen zu machen. Doch abgesehen von solchen allerdings nur selten vorkommenden Fehlern lesen sich diese Uebersetzungen wie Originalgedichte, und im Vergleich mit den bereits vorhandenen Uebersetzungen der Tegnér'schen Werke ist ein Fortschritt nicht zu verkennen. Unter den zum Vergleich und vorliegenden Uebersetzungen der „Frithjofsaga“ kommt die von M. A. Riendorf der Lohedanz'schen am nächsten, dagegen bleibt die freilich schon in achter Auflage vorhandene von Gottlieb Mohrke am weitesten hinter ihr zurück. Wilhelm Andree.

Zur Geschichte und Charakteristik des Volks- aberglaubens.

1. Hexenproceß aus dem 17. Jahrhundert. Mit höherer Genehmigung aus dem Archiv des königlich hannoverschen Amtsgerichts Diepholz mitgetheilt von Wilhelm. Hannover, Klinkowith. 1862. 8. 15 Ngr.
2. Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde. Nach zehn-jähriger Beobachtung dargestellt von Flügel. München, Lentner. 1863. 8. 10 Ngr.

Man hat einige Verwunderung darüber ausgesprochen, daß sich namentlich aus dem 17. Jahrhundert eine solche Menge von Acten über Hexenproceß vorfinden, und gemeint, daß sie gerade damals besonders zahlreich gewesen seien. Nun hatte freilich das unsägliche Elend des Dreißigjährigen Kriegs das Volk stupid und abergläubisch gemacht, allein die Zahl der aus uns gekommenen Acten schreibt sich doch nur aus der verhältnißmäßig neuen Zeit und aus dem Umstande her, daß man sehr viel sorgfältiger und umständlicher im Aufzeichnen der Gerichtsprotokolle überhaupt geworden war. An Zauberei hat man geglaubt seit dem Anfang der Weltgeschichte, und ebenso lange hat es Bestrafungen von angeblichen Zaubern und Hexen gegeben. Wer kennt nicht das Verfahren bei diesen Processen noch bis in das 18. Jahrhundert hinein? Die oben erwähnten Mittheilungen aus dem hannoverschen Amtsgerichte Diepholz liefern in sechs dargestellten Fällen vollständige und actenmäßige Beiträge zu der Geschichte der Hexenproceß, enthalten aber nichts besonders Bemerkenswerthes, man müßte es denn als etwas Merkwürdiges bezeichnen, daß in einem der referirten Fälle aus dem Jahre 1695 sich durch eine sehr vernünftige Entscheidung der Einfluß einer heranannahenden bessern Zeit kund gibt.

Wenn nun auch das Foltern und das Verbrennen der Hexen abgebrochen hat, so bringt das zweite viel interessantere Werkchen dem Frankenwalde überreichlichen Beweis, daß sich Aberglaube genug bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat. Der Verfasser schildert den Frankenwald, seine Bewohner, die dortigen Sitten und Gebräuche, das Thun und Denken des Volks und namentlich seine Anschauungen und sein Verhalten bei Krankheits-

und Sterbefällen, was dem Verfasser als Arzt begreiflich am nächsten liegt. Beigefügt ist ein Verzeichniß der dort gebräuchlichsten Volksarzneimittel und eine Anzahl von Segen, die gesprochen wider verschiedene Krankheiten von Erfolg sein sollen. Dabei versteht es sich, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des angeführten noch im Volke wurzelnden Aberglaubens dem Frankenwalde eigenthümlich angehört, der größere Theil hat eine weit größere Verbreitung. Der Verfasser schildert diese Volksanschauungen in einfacher, oft humoristischer Weise, wie sie ihm entgegengetreten sind. Man mag es betrübend finden, daß sich noch so viele abergläubische Meinungen unter dem Volke verbreitet finden, wer aber das Volksleben der vergangenen Jahrhunderte genau studirt hat, dem kann es nicht entgehen, daß selbst seit dem vorigen Jahrhundert der Fortschritt unverkennbar ist, und daß namentlich die schädlichsten und gefährlichsten abergläubischen Ansichten und Curmethoden dem Geiste unserer Zeit gewichen sind. 87.

Notiz.

Die „Scharfschützen der Presse“.

Unter der etwas seltsamen Ueberschrift „The sharpshooters of the press: in England, France and Germany“ widmete jüngst das „Cornhill magazine“ den französischen Schriftstellern seine Aufmerksamkeit. Diese „Scharfschützen der Presse“ nennt der Verfasser des Aufsatzes mitunter auch die „Jemaeliten“, nach Jemael, von dem es im Alten Testament heißt: er werde ein wilder Mann sein und seine Hand werde gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn sein. Zumeist beschäftigt sich der Verfasser mit Alphonse Karr und Heinrich Heine. Ueber die Lebensumstände Alphonse Karr's, des Herausgebers der „Guêpes“ und von Jules Janin „le litterateur le plus aggressif des temps modernes“ genannt, theilt der Verfasser unter Hinzufügung der Anekdote, daß zarte Diction unter den feilbländischen Schriftstellern nicht so der Brauch und die Pflicht sei als unter den englischen, folgendes vielleicht weniger Bekannte mit: Karr, in München im Jahre 1808 geboren, habe einen Deutschen zum Vater und eine Französin zur Mutter gehabt. Sein Großvater sei Kapellmeister bei dem Kurfürsten Karl Theodor, sein Vater, Heinrich Karr, ein Pianist von sehr beträchtlichem Verdienst gewesen. Seinen Vater hat er in der Novelle „Le chemin le plus court“ unter dem Namen des „maltrö Kreischerer“ porträtiert. Wie er nach Paris gekommen, wird nicht erzählt; doch ist es wahrscheinlich, daß der Vater sich schon früh als Pianist oder Musiklehrer in Paris niedergelassen und den Knaben dorthin mitgenommen habe. Als Schriftsteller versuchte es Karr zuerst mit Versen, die aber keinen Verleger fanden, und hierauf mit Novellen, welche ihm sehr bald ein Renommée verschafften. Anfangs ging es ihm freilich kümmerlich; er wohnte in einem Hause der Rue Tronchet im siebenten Stock und in einem Zimmer, dessen Meublement nur in einer Matratze bestand, auf der er schrieb, aß und schlief. Aber auch damals schon war es sein höchster Ehrgeiz, ein „sés-rocce original“ zu sein, und wenn seine Verleger ihn besuchten, so empfing er sie in einem scharlachnen Schlafrock, gelben Pantoffeln und einem Turban, der mit drei Pfauens Federn verziert war. Später, als es ihm besser und vielleicht nur zu wohl ging, ließ er den Boden, die Wände, die Decke schwarz anstreichen und das Zimmer mit menschlichen Schädeln und Gebeinen, mittelalterlichen Kriegs- und Jagdwaffen u. s. w. verzieren; er selbst schlief in einem Sarge, an dem zwei Wachskerzen brannten. Hierauf bezog er eine Wohnung in der Rue Vivienne und richtete sich und sein Zimmer ganz à la Turque ein, was ihm viel Geld kostete; auch suchte er eine junge Hyäne zahm zu machen, mußte sie aber abschaffen, weil niemand, und besonders kein Druckerbursche, mehr zu ihm kommen wollte; dafür hielt er nun eine neufundländer Dogge von ungeheurer Größe und als Aufwarter für sich und den Hund einen pechschwarzen Neger. So berichtet der Verfasser noch über manche Excentri-

trichien Karr's, die den Mann in einem deutschen Schilde, möge dieses auch Hunderttausende von Einwohnern zählen; ohne Zweifel der Gefahr einer unverzüglichen Kündigung seitens des Vermiethers oder sogar einer aufgedrungenen ärztlichen Untersuchung oder polizeilichen Verwarnung ausgesetzt haben würden. Den Mittheilungen aus Heine's Schriften und über Heine's Leben schickt der Dritte folgende Bemerkung voraus: „Deutschland ist das Land der Träume, die für den Realisten keinen Inhalt haben, des gewichtigen Graßes, welcher dem Carlsbad unzugänglich ist, der Subjectivität, welche den Gegensatz aller Objectivität bildet; deshalb hat es in verschwenderischer Menge Philosophen und Bedanten, Dichter und verschrobene Köpfe hervorgebracht, aber wenige Humoristen, Murrtöpfe viele, jedoch nur einen einzigen Jomaeliten, und dieser eine ist Heinrich Heine.“ In einer Note wird dann bemerkt, daß Jean Paul's Fronte „too refined, polished and tender“ sei, um ihn zu dieser Schule zu rechnen, und merkwürdigerweise kommt dabei der Verfasser auch auf Barabagen's in dessen „Lagebüchern“ enthaltenen Persönlichkeiten zu sprechen, welche wie der Verfasser meint, wol eher der Gerechtigkeit und Uebereinstimmung eines echten Murrtopfs als dem grundsätzlichen Angriffsgefäße, welches den „Jomaeliten“ kennzeichne, ihre Entstehung verdanken. Nach der Definition des Verfassers würden nämlich vor allem die wegen ihres Carlsbades überall in Deutschland anerkannten Gelehrten des „Kladderadatsch“ zu den „Jomaeliten“ zu zählen sein; aber es ist denkbar, daß er den Jargon des „Kladderadatsch“, der für den Ausländer eine besondere Grammatik und ein besonderes Wörterbuch nöthig macht, etwas weniger versteht als so mancher des Englischen sonst so ziemlich kundige Deutsche den Jargon des „Punch“. J. M.

Bibliographie.

- Baol, H. Freih. v., Randglossen zu Otto Kloppe's Lillo. Wien, Reichtharisten-Gregations-Buchhandlung. 1862. 8. 12 Ngr.
- Chevalier, M., Die heutige Industrie, ihre Fortschritte und die Voraussetzungen ihrer Stärke. Welt-Ausstellung von 1862. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, Deder. Gr. 8. 10 Ngr.
- Gendrat, B., Geschichten und Gezeiten. Erzählende Dichtungen. Reist einem lyrischen Anhang. Mit dem Bildnis des Verfassers. Hamburg, Neffler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Fullerton, Georgiana, Laurencia. Eine Erzählung aus Japan. Aus dem Englischen. Wien, Reichtharisten-Gregations-Buchhandlung. 1862. 8. 21 Ngr.
- Grünig, G., Gedichte. Hamburg, Beyer u. Gröbler. Gr. 16. 1 Thlr.
- Kämpel, K., Fünfter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — N. u. d. L.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1861—1862. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.
- Krieg, G. C. B., Vor 50 Jahren. Tagebuch eines ehemaligen freiwilligen Jägers der Jahre 1813 und 1814. Zur Erinnerung an jene Zeit herausgegeben. Bielefeld, Bagel. 8. 10 Ngr.
- Kuhn, A., Schiller's Weisung. Mit 1 Porträt. Berlin, v. Barnsdorff. Ver. 8. 2 Thlr.
- Landreimer, K., Edmund Fröhlich der Abenteurer. Sozialer Roman. 1ste Lieferung. Leipzig. 8. 7 1/2 Ngr.
- Mauert, Lebenswunder. Novellen. 1. Ein Doktor ohne Namen. Novelle. Bonn, Habicht. 8. 10 Ngr.
- Molière, L'artifice. Charakter-Lustspiel in fünf Akten. Stuttgart v. G. C. Brunert. Stuttgart, Kröner. 8. 20 Ngr.
- Nähfeld, J., Vier Charakter-Bilder aus der Geschichte von Anhalt. Göttingen. 1862. 8. 6 Ngr.
- Nüller von Königswinter, W., Aschenbrödel. Mit 6 Compositionen, auf Holz gezeichnet von A. Gendtschel. Frankfurt a. M., Dondorf. Gr. 4. 27 Ngr.

Nach der Kunst. Dichter-Album, herausgegeben von F. Dörmisch. Mit Beiträgen von Bauernfeld, Vogelsberger, Dörmisch u. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1862. 8. 10 Ngr.

Nordheim, Julie, Portische Kleinigkeiten. Kopenhagen. 8. 22 1/2 Ngr.

Pfarrin, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Piening, L., Wat för'n Winter! Dre spaßige Geschichten. Mit viele schöne Bilder, teufen von Chr. Förster um in Holt schneiden von G. Fiedl. Hamburg, Richter. Gr. 8. 15 Ngr.

Ring, M., Ein moderner Abenteurer. Novelle. Bremen, Schünemann. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Schneider, K. G., Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung. Uebersichtlich und gemeinverständlich dargestellt. 1ste — fantillirende — Periode. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

— Zur Periodisirung der Musikgeschichte. Ein Vorschlag. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Stimmen zur Orientierung der Katholiken in Kirche und Staat. Zwei Bände. Wien, Reichtharisten-Gregations-Buchhandlung. 8. 2 Thlr.

Ein Streifzug der Lägow'schen Reitereschar und der Uebersall bei Rügen. Geschildert von einem alten Lägower. Berlin, Schöfeler. Gr. 8. 17 1/2 Ngr.

Weingarten, G., Pascal als Apologet des Christenthums. Eine kirchengeschichtliche Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Tageblitteratur.

Der Buchhandel in Deutschland. Leipzig, Fries. 1862. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Edardt, L., Schiller, Thormaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der „Weltgeschichte der Kunst“. (Festrede am Schillertage in Leipzig: 10. November 1862.) Wenigen: Jena, Hochhausen. 1862. 8. 6 Ngr.

Förstel, F., Die Coburger Staatsregierung und die Presse-gewerbe. Coburg, Streit. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Der Klausner an der Stein-Kapelle oder die Gründung des Klosters Schöndal. Eine Sage der Vorzeit. Von dem Verfasser des Wilhelm Tell. Reutlingen, Fleischer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

Köhler, G. D., Ueber geistliche Wirksamkeit und Vollmacht. Ein Wort der Verständigung an Geistliche und Laien, besonders an die Landstände in Mecklenburg. Neubrandenburg, Brunsow. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Ministerium Dalwigk und seine Ordonanzen vom September und Oktober 1860. Eine vernunftstretliche Beurtheilung in populärer Form von einem Konservativen. Coburg, Streit. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Oberländer, L., Das Coburger Ministerium und das Gewerbegesetz. Coburg, Streit. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Pflug, F., Preußen vor 50 Jahren. Ein Vortrag. Berlin, Frank. Gr. 8. 2 Ngr.

Schewe, G., Der König von Preußen und die preussische Verfassung. Göttingen, Schettler. 8. 3 Ngr.

Schmettau, G. v., Der 15. Februar 1763. Allen Freunden des Vaterlandes gewidmet. Berlin, Beck. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Tag von Aspromonte. Eine Stimme aus den Gefängnissen. Aus dem Italienischen übersetzt und herausgegeben von G. G. Coburg, Streit. 1862. 8. 5 Ngr.

Vergleichung der früheren Perioden der preussischen Armee mit ihrem heutigen Bestande im Hinblick auf die neueste Organisation von einem Veteranen. Bromberg, Fischer. 1862. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carrière.

Erster Band. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

8. Geh. 3 Thlr.

Der berühmte Aesthetiker tritt hier mit einem lange vorbereiteten Werke hervor, wie seither weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war. Es ist der erste Versuch, das gesammte Phantasielieben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung zu schildern, alle Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit dem fortschreitenden Leben der verschiedenen Völker darzustellen.

Folgende Hauptüberschriften bezeichnen am besten den Gedankengang des Verfassers: Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache. — Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos. — Die Schrift. — Die Naturvölker. — China. — Aegypten. — Das Semitentum (Das alte Babylon. Ninive und Assyrien. Neubabylon. Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer. Israel). — Die Arier (Die Arier in der gemeinsamen Urzeit. Indien. Iran).

Nicht bloß dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher, sondern jedem Gebildeten bietet Carrière's neues Werk eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte dar. Denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und es betrachtet die Kunstschöpfungen als die Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman von Karl Gupkow.

Zweite Auflage. 8. In 18 Bändchen zu 10 Ngr.

Nachdem bereits die drei ersten Bände dieses großen culturgeschichtlichen Romans wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen die zweite Auflage erlebten und auch für die Zahl der Exemplare, welche von den darauf noch folgenden sechs Bänden gedruckt werden mußten, eine bedeutende Erhöhung nothwendig wurde, stellte sich seither das Bedürfnis einer neuen Auflage des ganzen Werks wiederum so dringend ein, daß sich die Verlagshandlung sofort zur Veranstaltung einer solchen entschlossen hat.

Diesmal ermöglicht sich eine Theilnahme in den weitesten Kreisen des deutschen Volks. In achtzehn Bändchen ist der außerordentlich reiche, spannende, jeden Gebildeten aufs mächtigste fesselnde Inhalt vertheilt, gründlich vom Verfasser überarbeitet, theilweise durchaus neu gestaltet und in diejenige vollkommene Harmonie gebracht, welche sich selbstverständlich erst nach Vollendung des ganzen Werks erreichen ließ. Dem deutschen Volke legt sich hiermit abermals die Frucht jahrelanger Studien vor, eine Dichtung, die sich zu den neuesten

Vorgängen auf dem Gebiet der katholischen, italienischen und römischen Wirren wie eine prophetische Verkündigung verhalten hat. Begonnen noch vor dem Kampfe Italiens, noch vor dem Schürzen des gordischen Knotens der römischen Frage, begleitete es die Ereignisse als erläuternde, aufklärende, vorgefasste Meinungen berichtende Orientirung des deutschen Publikums über Zustände, die demselben in größern Kreisen bisher fast unbekannt geblieben waren.

Indem wir auf die ausführlichen Würdigungen verweisen, welche Gupkow's Roman in den ersten Blättern Deutschlands erfahren hat, erübrigt nur, diese Volksausgabe als eine Gelegenheit zu empfehlen, sich ein Werk anzueignen, das für die Befestigung in der Gefinnung über die großen Fragen des kirchlichen Lebens und der Erkräftigung des deutschen nationalen, einheitlichen Bewußtseins ein Haus- und Familienlesbuch zu sein und zu bleiben verdient, ungerechnet die Werthung desselben für eine stets spannende und beim tiefsten Ernst der Haupthandlung zugleich durch die heitersten Episoden unterhaltende Lectüre.

Der Preis dieser neuen Auflage des „Zauberers von Rom“ in 18 Bändchen ist um die Hälfte billiger als bei der ersten Auflage, auf nur 6 Thlr. gestellt. Die Bändchen (à 10 Ngr.) erscheinen in kurzen Zwischenräumen, so daß sich noch vor Ablauf des Jahres das ganze, auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Werk in den Händen der Abnehmer befinden wird.

Das erste bis dritte Bändchen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen entgegengenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aegypten.

Forschungen über Land und Volk

während eines zehnjährigen Aufenthalts.

Von Alfred von Kremer.

Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Nicht das alte Land der Pharaonen ist der Gegenstand dieses gründlichen, gehaltreichen Werks, sondern das heutige Aegypten, dessen Bodenbeschaffenheit, Staatswesen, öffentliche Arbeiten, Handel, die Culturzustände seiner so merkwürdigen Bevölkerung. Dem Verfasser waren in seiner Stellung als österreichischer Consul zu Kairo die seltensten und verlässlichsten Quellen zugänglich. Unterstützt von vielseitigen Studien und scharfer, vorurtheilsfreier Beobachtung, schöpfte er daraus eine klare Darlegung der Finanz- und Verhältnisse Aegyptens, zahlreiche, zum ersten mal veröffentlichte statistische Ausweise, neue wissenschaftliche Thatsachen, Aufklärungen über die schwebenden Fragen des Handels und der Politik: lauter Stoffe, welche die Aufmerksamkeit der verschiedensten Kreise, der Staats- und Finanzmänner, Statistiker, Nationalökonomien, Gelehrten und Kaufleute zu fesseln geeignet sind. Bei der anregenden Darstellung ist das Werk aber auch dem grossen Publikum, namentlich denen, die Aegypten selbst besuchten oder besuchen wollen, zu empfehlen.

Eine nach den neuesten Ausgaben entworfene Karte von Aegypten und den Nebeländern (auch einzeln zum Preise von 6 Ngr. zu haben) bildet eine willkommene Zugabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

5. März 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Darstellungen und Schilderungen aus der Criminalistik und der Wirklichkeit. Von Emil Präler-Samowegen. — Novellen und Erzählungen. Von Gustav Hauff. — Schiller als Körner'scher Hausdichter und Caricaturist. — Die Schlacht von Jena und Auerstädt. Von Karl Gustav von Berned. — Notiz. (F. W. Gubig und August Langbein.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Darstellungen und Schilderungen aus der Criminalistik und der Wirklichkeit.

1. Der neue Bitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. C. H zig und W. Häring (W. Alexio). Fortgesetzt von H. Vollerst. Einunddreißigster und zweiunddreißigster Theil. Dritte Folge. Siebenter und achter Theil. Leipzig, Brodthaus. 1861—62. 8. Jeder Theil 2 Thlr.
2. Der sächsische Bitaval. Sammlung merkwürdiger Criminalfälle. Von einem Criminalbeamten. Achte bis dritter Band. Leipzig, Frigische. 1861—62. 8. 3 Thlr.

„Der neue Bitaval“ von J. C. Hitzig und W. Häring (Nr. 1) ist schon oft Gegenstand eingehender Besprechung gewesen, daß wir hiervon absehend und mit einer Angabe des reichen Inhalts dieser beiden Theile begnügen können. Diese Fortsetzung durch A. Vollerz reißt sich in der Gebiegenheit des Materials dem ältern Jahrgängen würdig an. Die meisten Criminalfälle des runderbreitigsten Theils zählen der jüngsten Vergangenheit bei. Aus dem Jahre 1861 finden wir die Heldenthaten eines französischen Schwindlers, der sich als „Held von Casselbarbo“ bei hohen Geistlichen mit nicht erhaltenen Wunden einzuschmeißen, sich sogar den Heiligenschein eines Märtyrers zu erscheinen wußte. Dann in „Kaspar Zursflüch“ einen Mörder an seiner Geliebten, der natürlich mit dem Tode büßte. Von vielem Interesse ist, da sie zugleich ins politische Gebiet hineinspielt, die Ermordung des Fürsten von Montenegro, Danilo Petrovich Njegos (1860) durch einen von Blutrache getriebenen Montenegriner. In „Johanna Winter“ sehen wir eine wahrscheinlich fälschlich der Ermordung ihres Kindes Angeklagte und eine dann dieser Wahrscheinlichkeit gemäß (1860) Freigesprochene. Noch ein Mörder und zwar ein Doppelmörder tritt uns in dem Schweizer Hans Jakob Knigig entgegen, und einen ähnlichen Doppelmörder lernen wir aus den Jahren 1830—33 in dem Fallknechte

1563. 10.

Karl Wilhelm Dertel kennen. Für Leser, die das Romantische lieben, werden „Zwei Tödtungen aus Liebe mit Einwilligung der Getödteten“, die eine im Jahr 1828, die andere 1853 fallend, beide Fälle mit dem Tode des weiblichen Theils und mit der Verurtheilung des Geliebten zum Zuchthaus endigend, Spannung genug enthalten. Ein Mord aus Eifersucht, ein Mord, der von dem Schwager an der Schwägerin vollzogen ward, findet sich in dem Artikel „Eine Walpurgisnacht in Finnland (1852)“. In psychologischer Hinsicht werden aber alle diese Prozesse gewiß durch den gegen Therese Braun zu Staas in Niederösterreich übertrroffen. Es handelt sich in Therese Braun um eine Mutter, die 1857 ihre leibliche, eheliche Tochter einer Lebensversicherungsprämie von 5000 Gulden wegen vergiftet haben sollte, die aber endlich freigesprochen werden mußte, da die Beweise der Schuld — die moralischen sprechen für die Vergiftung — nicht für sichhaltig befunden wurden. Aus älterer Zeit (1613) hören wir die staunen-erregende Laufbahn eines Hochflaplers ersten Rangs, der als „falscher Ranzau“ fast ganz Deutschland abgefloppt hatte, und endlich „wegen seiner begangenen vielfältigen falschen großen Aufsehung, Mißbrauchs und Schändung des hochwürdigen Abendmahls und anderer hochsträflichen Verbrehungen zur Nichttatt billig geschleift, auch nachmals mit dem Rade vom Leben zum Tode gerichtet“ wurde. Zu erwähnen wären dann noch „Die Entwendung der heiligen Magdalena von Correggio aus der dresdener Gemäldegalerie (1788)“, ferner „Ein sächsischer Criminalproceß vom Jahre 1697“ und zuletzt die „Criminalistischen Miscellen“, welche interessante Mittheilungen über die allgemeine Stimme des Volks gegen den Scharfrichter enthalten.

Wir kommen zum zweiunddreißigsten Theile des „Neuen Vitabal“. Auch er fesselt durch eine Blumenlese der eigenartigsten Fälle. Da ist, greifen wir in die Vergangenheit zurück, eine „Zenaische Geisterbeschwörung“

aus dem Jahre 1715, die dem Culturhistoriker nicht minderes Interesse abnötigt als die Abenteuer des „Pater Mecenati“, eines Hochkaplers reinsten Wassers, der sich selbst in Berlin zu Anfang der Vierziger des vorigen Jahrhunderts und unter dem großen Frig festsetzen konnte. Der „Entführte Feldprediger“ Leisching bietet uns nicht geringere Eindrücke in jene gute alte Zeit, in der die Einsperrung eines der orthodoxen Geistlichkeit mißliebigen Predigers mit allen Gewaltmitteln ins Werk gesetzt werden konnte. Dann gelangen wir Anno 1769 zum „Mörder Hahn“, einem rohen Fleischer in Hohenstein. Von seiner eigenen Frau des Mordes an einem Fremden beschuldigt, weiß er sich durch sein fortgesetztes Leugnen und mit Ueberstehung der Tortur trotz der augenscheinlichsten Schuldbeweise der Strafe vollständig zu entziehen. Er wird 1771 freigegeben, seine Frau dagegen „des im übrigen Eingekerkerten halber“ mit vierjähriger Zuchthausarbeit bedacht. Damit verlassen wir die gute alte Zeit. In die nähere Vergangenheit fallen der Familienmord des Finnländers „Olas Nygren“ 1852 und der in Thüringen 1858 verübte Raubmord, der unter dem Titel „Der blinde Zeuge“ mitgetheilt ist. Doch von noch weit größerer Bedeutung sind unsehlbar die drei noch übrigen Criminalfälle. Da sind zuerst „Joseph Keller und Christine Weber“, beide des Mordes an dem Gatten der letztern angeklagt. Es ist vorzugsweise für den Novellisten ein Stoff, wenn es diesem auf psychologische Entwicklung der Handlung ankommt. Die Augen des Juristen, des Rechtsanwalts werden sich dagegen besonders auf „Freifrau Luise von Baumbach und ihre Diensthofen“ richten, auf einen Fall, der der deutschen Criminalordnung wahrhaftig nicht zum Lobe gereicht. Was kann es im Jahre des Heils 1861 Klägliches geben, als eine plötzlich durch Malice der Diensthofen und den Gevatterklatsch des Giftmordversuchs an ihrem Gatten beschuldigte bis dahin unbescholtene Dame der feinen Gesellschaft, und dazu eine Criminalordnung, die in aller Herren Länder herumknüffeln muß, um Beweise für eine faule Anklage aufzutreiben, ohne sie aufstellen zu können! Und da kommen wir an jedem neuen Morgen und pochen wieder auf das Recht der öffentlichen Meinung, vulgo Gevatterklatsch! So schmächtig eigentlich dieser Proceß, so heilsam in anderer Beziehung für alle, die noch sehen und hören wollen, nämlich einzusehen, wie sich die sogenannte öffentliche Meinung im lieben Deutschland meist vom kläglichsten Klatsch mästet. Für den Politiker endlich bringt der „Pitaval“ gleich anfangs ein Cabinetstück, den Proceß gegen Oskar Becker. Ueber das Attentat weiter kein Wort, nur im ganzen: wir urtheilen über Becker vom psychologischen Standpunkt milder, als es der Verfasser gethan. Schlagen wir uns doch ja alle vor die Brust und lesen wir nur, was alles am 10. und 11. November 1859 in Deutschland zusammengeköpft ist; nüchtern lese man das, dann wird man über Becker weniger streng denken. Damit ist es nicht gethan, daß man Becker für einen von falschem Ehrgeize besessenen, windigen Jüngling erklärt, daß in ihm keine Genialität stecke. Er hat sich die Genialität doch eingebildet!

Und daß sich so viele Jünglinge die Genialität einbilden müssen, das halten wir für gefährlich. Woher und warum dieses „Müssen“, es wird sich schon Gelegenheit bieten, auf einen der wundesten deutschen Flecke anderwärts zurückzukommen.

Nach dem Muster des „Neuen Pitaval“ ist „Der sächsische Pitaval“ (Nr. 2) von einem Criminalbeamten unsehlbar eingerichtet. Es sollen in diesem sächsischen nicht causes célèbres im eigentlichen Sinne geboten werden. Doch hofft der Verfasser, daß auch diese Sammlung des Interessanten gar mancherlei umfasse. Seien es doch nicht immer die höchsten Spizen, welche den Blick belohnen. Somit bietet er aus dem sächsischen Vaterlande eine Anzahl von Criminalfällen, die in der That nach verschiedenen Seiten Interesse zu erregen geeignet sein möchten. Der erste Band enthält vier verschiedene Abschnitte, der zweite deren nur zwei. Der erste Criminalfall betitelt sich „Die Findlinge“. Die Findlinge sind eine Anzahl unehelicher Kinder, welche zwischen den Jahren 1607—15 vom Vater derselben, einem auf seinem Gute im Dorfe Nemet wohnenden Untertan Namens Schwerdtfeger, ausgeführt werden. Derselbe wird er und seine Haushälterin, die Mutter dieser Kinder, zu Wurzen in strenge Haft gebracht. Schwerdtfeger entflieht, Margaretha Rothin aber, die Haushälterin, wird, nachdem das erste strenge Urtheil gemildert, „um der Verhafteten ehrlichen Aeltern, so verstorben und Freundschaft willen“ mit dem zuerkannten Stockschilling verschonet und nur gegen Erlegung der „aufgewandten Unkosten, Sitzgelbes und anderes, derenthalbigen genugsame Versicherung von ihr beschehen solle, des Landes ewig verweisen“. Die arme Gefangene hatte demgemäß nicht weniger als 520 Gulden Unkosten zu bezahlen, und da ihr Erbe von dieser Summe ungefähr aufgetrieben war, so zog sie nach einer Untersuchungshaft von 1 Jahr 6 Monaten und 6 Tagen als ein „bettelhaftig Weib“ von dannen. Nicht minder lehrreich erweist sich die Geschichte vom „Armen Amtsunterthanen“ (1693), der in die schwere Strafe von 18 Thlrn. 15 Ngr. oder zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt wird, weil er einen General mit einem Stein verwundet haben sollte, während er factisch von einigen „Offizieren“ in der herausforderndsten Weise mit Schlägen tractirt ist. Ein Anhängsel hierzu bildet „Der glückliche Corporal“, der an einem Wadergesellen einen offenen Straßentraub begeht und für diese Heldenthat mit einem „ernsten Verweise“ davonkommt.

Mehrere Stücke des verwegenen junkerlichen Uebermuths werden uns in dem Abschnitte „Prompte Justiz“ erzählt. Kaum glaublich, doch aber steht es actenmäßig fest, mit welch unerhörtem Troß der Georg Leopold von Birckholz von Großschepa in den Jahren 1660—70 den gerichtlichen Untersuchungen begegnet und für die frechen Wegelagerereien fast ganz straflos ausgehen versteht. Derselbe unerhört, daß die Amtskosten für einen in den Jahren 1666—69 anhängigen Fall, bei dem erwähnter von Birckholz schließlich zu einer geringen Buße verurtheilt ward, erst am 8. März 1683, also 13 Jahre

nach der Verurtheilung erfolgten. Ja, das war eine prompte Justiz!

Diesen Stücken aus älterer Zeit schließen sich folgende aus neuerer an. Die „Siebe“, nicht als ein abschreckendes Exempel, wie Verfasser erklärt, bezüglich der von der öffentlichen Meinung verurtheilten körperlichen Züchtigung, sondern als Beleg, daß auch in der Verbrecherkraft Saiten anklängen, zu deren Anschlag die Hand eines Meisters gehört. Die „Blutigen Räthsel im Leben eines Polizeimannes“ aber mögen auch „denen zur Beruhigung oder zur Widerlegung dienen, welche wirklich dem Glauben haben oder wider bessere Ueberzeugung verbreiten, daß die Criminalrechtspflege hinter verschlossenen Thüren nur unheilvolle Basiliskeneier ausgebrütet habe, und daß nur am Lichte der Öffentlichkeit und im Munde der Geschworenen ein gerechter Wahrspruch zu hoffen und zu ändern“ sei. Diese „Blutigen Räthsel“ beschäftigen sich mit einem Ortsrichter und Gerichtsdiener, der, des mehrfachen Raubes und Mordes dringend verdächtig, doch nur zum kleinsten Theile und im geringsten Falle der Schuld überführt werden kann. In der mehrere hundert Seiten langen Geschichte „Die Falschmünzer“ (1854) endlich haben wir es mit einer sehr verzweigten und im Grunde doch sehr einfachen Betrugsgeschichte zu thun, bei der die Falschmünzerei das Wenigste, die gewöhnliche Gaunerei das Meiste beträgt. Wir lassen es unentschieden, ob der Verfasser nicht besser gethan hätte, diese Geschichte nicht als eine Criminalgeschichte zu behandeln, sondern sie trotz des ernststen Ausgangs als eine humoristische Erzählung zu geben. Thut doch z. B. der ernste Ausgang in der komischen Oper „Fra Diavolo“ der humoristischen Haltung des Ganzen nicht den mindesten Abbruch, warum sollte beides hier untereinander in Widerspruch stehen!

Auch der dritte Band des „Sächsischen Vitaval“, dessen Fortsetzung durch die lebhafteste Theilnahme des Lesepublikums hervorgerufen ist, zeichnet sich durch in culturgeschichtlicher Hinsicht lehrwerthe Criminalfälle aus. Ein Vorzug ist, daß in dem Bande das Grausige nicht im Uebermaße vorkommt. Im Gegentheil findet selbst die Komik ein Plätzchen, wie dies klar aus dem zweiten Falle „Der Hexenmeister von Bockwitz“ spricht. Auch „Die Hexe von Büchau“ endet nicht gerade mit Blut, wenn auch mit ein wenig Tortur, und somit bietet das erste Viertel des Buchs nichts gerade Abscheuliches. In der darauffolgenden Mittheilung „Verdächtige Unschuld“ handelt es sich um die Ermordung eines unehelichen Kindes, das 1756 von einem sächsischen Edelräulein geboren sein soll. Die Sache wird indeß durch das Gericht nicht aufgeklärt; jedenfalls kommt das Fräulein sammt der Frau Mutter ohne alle Strafe davon, da sich das Gericht bemüht, so „schonend als nur möglich zu verfahren“. Die folgenden Fälle führen uns nun freilich auf das schaurige Gebiet, den einen „Die Giftnüchternin von 16 Jahren“ ausgenommen, der nur einen Giftmordversuch eines Dienstmädchens in sich schließt. Am schaurigsten dünken uns die beiden Fälle aus den Jahren 1840—41, die den Titel „Die Mörder von Gohls“ führen. Und unter beiden Mordfällen empört viel-

leicht der zweite am meisten, der von dem Buchbinder-gejellen Johann Heinrich Ernst Seisarth an seiner schwangern Geliebten mit bodenloser Hartherzigkeit vollführt wird. Auf gleicher Stufe mit diesem Mörder stehen die Helden des letzten, „Vater und Mutter“ betitelten Stück. Und was schließlich das „Mörderische Luch“ betrifft, so beweist es, welche Fehlgänge auch heute noch die Gerichte begehen können, wenn sie die Zeugenaussagen und daran geknüpfte Eide nicht gehörig prüfen. So unscheinbar der ganze Fall — es handelt sich darin um ein abhanden gekommenes seidenes Luch —, so tragisch endet er, indem sich der unschuldig Verdächtige und unschuldig Verurtheilte aus Scham über die Schmach das Leben nimmt.

Wol bedarf es keiner besondern Motivirung, wenn wir auf den „Vitaval“ das nachfolgende Buch folgen lassen:

3. Geheimnisse des Schaffots. Memoiren der Scharfrichterfamilie Sanson (1685—1847). Geordnet, zusammengestellt und veröffentlicht von G. Sanson. Erster Band. Berlin, Haffelberg. 1862. 8. 12 Mgr.

Denn während wir vorausgehend und so oft mit dem Richter und Vertheidiger unterhalten haben, warum sollten wir nun nicht auch einmal das Recht und die Gerechtigkeit nur vom Standpunkt des Henkers und Scharfrichters betrachten?

Doch wenn wir sagten, dieser erste von den vier in Aussicht gestellten Bänden hätte uns befriedigt, wir lögen. Wenn wir glaubten, er hätte uns unterhalten, wir betrügen uns selbst. Gewisse Aufregung hat das Buch in uns hervorgebracht, aber peinliche. Genuß haben wir von dem Buche erhalten, aber den von Aoe, nein schlimmer, den von fauligen Dingen. „Geheimnisse des Schaffots!“ Welche gäbe es denn da, die nicht mit den Zerrbildern einer wilden dichtenden Phantasie wetzeln könnten! Während wir uns gegen dichterische Zerrbilder bis aufs Blut vertheidigen, sollten wir diese „Geheimnisse des Schaffots“ gutheißen, nur weil sie auf wirklichen Thatfachen beruhen? Nimmermehr. Verhülle also dein Gesicht, Edlittin edler Schönheit, und betrachte unsere lüsterne Mienen nicht, wenn sie auf solche Lectüre brennen. Brennen? O ja! Und vielleicht brennen darauf mehr Gemüther als man denkt. Denn der Bankrott der Gemüther greift immer mehr um sich, und wodurch sollen diese Gemüther noch ergriffen werden, nachdem sie alle sonstigen Schwindel hinter sich haben? Das Schaffot mit seinem Grausen! Ja, das reizt diese blasse Welt noch!

Der hier erzählt, der letzte aus der großen Scharfrichterfamilie, die in Paris von 1685—1847 das Henkerheil führte, besitzt ein bedingtes Recht auf die Veröffentlichung der Familienmemoiren. Bedingt insofern, als die Thätigkeit der Familie in die entscheidendsten Epochen der französischen Geschichte eingreift, auch als aus der Erinnerung des Nachrichters über manchen berühmten hochnothpeinlichen Fall interessante Aufschlüsse zu erwarten sein könnten, insofern endlich als es für den letzten dieser Sansons, diesen, der 1847 seine Entlassung erhielt, von persönlichem Werthe sein mußte, seine Hände vor allem

Volk von dem Blute rein zu waschen, das unbemerkt noch daranfleben könnte. Gut! Aber das müssen wir uns ausbitten, daß er dieses Blut nicht mit Thränenverschwimmender Sentimentalität vermische. Und Thränen dieser Art scheinen uns an dem Buche zu kleben, nicht Thränen eines Mannes, sondern Thränen einer weichen Natur, die Trübseliges gern erzählt, um recht viel weinen zu machen. Dieser Vorwurf trifft zumeist den Anfang der *Memoiren*, „Ursprung meiner Familie“ betitelt. Doch verwahrt sich der Verfasser hier mit vollem Recht gegen die elende Speculation eines pariser Verlegers, der 1829 Hand in Hand mit mehreren Schriftstellern erdichtete *Memoiren* der Familie Sanson herausgab. Dann erzählt er uns ausführlich, wie einer seiner Vorfahren, noch dazu ein Offizier aus dem Regiment de la Voisère, Charles Sanson de Longval, bis zum traurigen Gewerbe eines Nachrichteners hinabsinken konnte. Die Liebe zur Tochter eines Nachrichteners war es, die diesem das anthat. Gewiß, daß das Geschick zu bestimmten Zeiten in einer Familie oft mit unerbittlicher Strenge auf tragische Ausgänge hinarbeitet, sicher jedenfalls, daß diesen Charles Sanson die unabwendlichsten Umstände an die Blutquelle keteten; aber so fragen wir mit drohendem Finger: wenn uns der Verfasser hier eine spannende Erzählung bietet, hat er da der Spannung wegen nicht viel hineingebracht, daß er hätte auf sich berufen lassen sollen? Wenn er in das Los seines Ahnen wol gar eine Prophezeiung hineinspielen läßt, betreten wir da nicht den Boden jener Sentimentalität, die allenfalls bei reinen Phantasiegebilden am Plage ist?

Genug indes: jener Charles Sanson ward Nachrichten- und 1686 amtlich nach Paris berufen. Von diesem Jahre ab bis 1693 mußte er in Paris sechs Personen vom Leben zum Tode bringen. (In acht Jahren nur sechs Hinrichtungen, wahrlich nicht viel!) Dann folgt im Juni 1696 die Hinrichtung der Madame Tiquet, der Gattin des Parlamentsraths Tiquet, beschuldigt, Theilnehmerin eines Mordansfalls auf ihren Gatten gewesen zu sein. Proceß und Hinrichtung dieser Tiquet schildert der Verfasser ausführlich. Dieser Proceß, wie auch das, was Sanson früher über die Befugnisse, Lebensweise, Befoldung des Henkers u. s. w. mittheilt, gewährt ein nicht zu verachtendes culturhistorisches Interesse. Gewiß wird Sanson in den weiteren Bänden die bedeutendsten hochnothpeinlichen Fälle in der Weise wie den Proceß der Madame Tiquet erzählen. Es stehen demnach Criminalgeschichten, mit der blutigen Feder des Henkers geschrieben, zu erwarten. Und diese blutige Feder mag vielleicht aus der großen Revolutionszeit manches Detail erzählen können, wenn es wahrscheinlich auch nur historische Nebensächlichkeiten betrifft.

Die Frage liegt nahe, wie sich die jetzt so sehr gangbaren „Criminalnovellen“ oder die sich auf einen Criminalfall stützenden „Schilderungen aus der Wirklichkeit“ zu den eben besprochenen Criminalfällen verhalten? Die Antwort liegt im Grunde ebenso nahe. Es ist das aus-

schließlich belletristische Gewand, das den Criminalfällen beim lesenden Publikum größern Eingang verschaffen soll, es sind auch wol die romantischen oder verbindenden Zuthaten, durch die der Actenstaub und die trockenen Data des Criminalfalls mundgerechter gemacht werden sollen. Selbst der Verfasser des „Sächsischen Pitaval“, der doch eigentliche Criminalnovellen (wir betonen Novellen) nicht liefern will, bemerkt hinsichtlich der vorhin berührten „Falschmünzer“: „Die Zeichnung desselben (des Criminalbildes), wie sie in den Acten vorliegt, ist nur ein wenig mit einigen buntern Farben übermalt, um dem verschiedenen Geschmack zu genügen; doch hat sich der Maler sorgfältig an die Contouren gehalten und an die psychologische Wahrheit, wie sie in den juristisch erwiesenen und ihm sonst glaubhaft mitgetheilten Thatfachen begründet ist.“ Also „einige buntere Farben“ sind doch angewendet, und dem „verschiedenen Geschmack“ hat man sich anbequemen müssen! Wenn das schon hier der Fall, wie werden dann die eigentlichen Criminalnovellisten verfahren? Mit wie breitem Pinsel werden diese malen, welche grelle Farben werden sie austragen und wie oft werden sie die eigentlichen Contouren des Criminalbildes ganz verwischen oder verzerren! Bei der Massenproduction auf dem Gebiete der Criminalnovelle ist es wol an der Zeit, auf diesen Uebelstand streng hinzuweisen! Und noch mehr zu fragen, wenn die Criminalnovelle vollständig der Zugabe romantisch-pikanter Zuthaten, verschönernder oder ausgleichender Farben unterliegt, wenn dem „verschiedenen Geschmack“ die Sache durch das belletristische Gewand angenehm gemacht werden muß, ob überhaupt die Criminalnovelle als eine eigene Gattung der erzählenden Poesie zu dulden oder für voll anzusehen sei. Das eine dürfen wir den Verfassern nachfolgender sowol, als auch hier nicht zu berührender Criminalgeschichten nicht verhehlen, daß eine, nämlich den bedenklichen Widerspruch zwischen der Absicht, aus der das ganze Reich der Criminalbelletristik entspringt, und der Wirkung auf oder der Bedeutung für das naive Publikum. Es ist wirklich zu spaßhaft, daß sich der größte Theil der Criminalnovellenschafter mit der sogenannten Poesie der Criminalnovellen für das eigene Leben das glänzendste testimonium paupertatis oder ein Zeugniß langweiliger Alltäglichkeit ausstellt. Man schaue doch nur einmal ernstlich hin. Nach der Meinung der Criminalnovellenschafter sind die Criminalfälle das einzig Poetische, wenigstens Interessante in diesem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, das einzige, was der Aufzeichnung werth wäre, und doch sollen die Criminalfälle die Ausnahmen des bürgerlichen Lebens bilden. Noch mehr, durch die Ausnahmefälle soll das Leben innerhalb des Gesetzes und Rechts wol noch verklärt werden! Wohin wir dabei zuletzt gelangen? Daß wir am Ende einen Verbrecher für eine poetischere, feilsch viel tiefer angelegte, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft viel nothwendigere Persönlichkeit halten als den Criminalnovellen-Verfasser.

Wir wollen es mit diesen Andeutungen bewenden lassen und uns damit trösten, daß in den nachfolgenden

Sichern die Criminalbellettrist einen gewissen Grad von Noblesse bewahrt.

4. Dunkle Wege. Schilderungen aus der Wirklichkeit von J. D. F. Temme. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Verfael. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Schuldig und Nichtschuldig. Criminalgeschichten aus dem Tagebuche eines Gefangenen. Von Karl Glocke. Leipzig, Euppe. 1861. 8. 22 1/2 Ngr.
6. Am grünen Tische. Vier Criminalgeschichten von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Euppe. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Preussische Novellen. Von einem Nichtbekannten. Berlin, Förker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie dürfte denn wol die alte Firma Temme stehen? Wo zwei oder drei Criminalnovellisten versammelt sind, ist Temme gewiß unter ihnen. Glücklicherweise wird bei den „Dunkeln Wegen“ (Nr. 4) das böse Vorurtheil nicht ganz gerechtfertigt. Zu unserm großen Staunen ist Temme auf den „Dunkeln Wegen“ nicht nur nicht in eine belletristische Sandwüste gerathen, sondern er hat sich auf eine relativ recht ansehnliche Höhe hinaufgearbeitet. Es scheint doch, als ob Temme mit den Jahren vorstüßiger zu gehen lernte. Eine zu große Lobrede wollen wir ihm deshalb nicht halten, denn wir wissen hinlänglich, für welche Klasse von Tagesblättern Temme eifertig zu schreiben pflegt, wir gehen auch gewiß nicht sehr fehl, wenn wir annehmen, daß die Mehrzahl der hier mitgetheilten fünf Geschichten für eben dieselben Gerichts- und andern Blätter bestimmt gewesen sind, für die er schon so manche Schilderung aus der Wirklichkeit auf den gangbaren belletristischen Reisten geschlagen hat. Ob die vorliegenden fünf Geschichten nicht auf die Hälfte Anzahl Seiten oder auf noch weniger hätten zusammengedrängt werden können? Gewiß, gewiß. Die Schreibfertigkeit ist nun einmal Temme's schwächste Seite, und daß die unangenehmsten Wiederholungen und übermäßige Reflexionen (Reflexionen der gewöhnlichsten Art) bei dieser Schreibfertigkeit von selbst mit unterließen, sollen wir das noch besonders anstreichen, da sich Temme, freilich unter dem Druck seiner Lebensumstände, doch nun einmal einen gewissen Freibrief auf rastlose Buchmacherei erworben hat? Wir werden sie schon mit in Kauf nehmen müssen.

Von den fünf Geschichten oder Schilderungen aus der Wirklichkeit gehören nur zwei recht eigentlich in das Gebiet der Criminalnovelle. Die drei andern behandeln sonstige bemerkenswerthe Ereignisse. Wenn irgendwo, so zeigt es sich an zwei Geschichten unter diesen drei letztern, daß bei Temme nur das stoffliche Interesse den Ausschlag geben kann. Wo dies Interesse fehlt, da ist Temme nicht im Stande, es durch die Kunst der Darstellung zu ersetzen. In den „Geschiedenen“, einer fast 50 Seiten langen Geschichte, versucht er es zwar mit einer umständlichen psychologischen Schilderung, er erreicht damit aber nur eine schwache Wirkung, obgleich das Thema, die Wiedervereinigung Geschiedener, doch zu den interessanten gehört. Noch weniger kann uns „Eine Klostergeschichte“ zuziehen. Zur Darstellung einer solchen halben Spukgeschichte ist eine viel gewandtere und feinere Feder, als

sie Temme führt, erforderlich. Denke man sich, der große Coulissenheld Wilhelm Kunst habe in einem seinen Scribisten Lußspiele wirken wollen; ebenso wenig wie Kunst's Löwenstimme hierzu, ebenso wenig taugt Temme's Feder zu Schilderungen, die durch die Kunst der Darstellung gleichsam aus dem Nichts zu schaffen sind. Daß „Eine räthselhafte Erscheinung“ eine Schilderung aus der Wirklichkeit sei, glauben wir fast bestreiten zu dürfen. Aber die Geschichte lieft sich mit einer für jugendliche Gemüther beinahe vererblichen Spannung. Die beiden Geliebten dieser Geschichte sind eine russische Fürstin und ein heidelberger Student. Die Geliebten schwören sich ewige Treue. Sie wird heimlich aus der Schweiz, wo sie ihn kennen lernte, entführt. Jahre gehen über die Trennung dahin. Er sucht seine namenlose Geliebte in ganz Deutschland und verzweifelt schon. In Stettin will er sich nach Jenseits einschiffen, da wird von Petersburg ein Schiff erwartet, das die Braut eines deutschen Fürsten bringen soll. Er fährt eben auf einem Rahne zu seinem Schiffe hinüber, als das Dampfschiff in den Hafen lenkt. Vorn auf dem Verdeck stand im Glanze der hellen Lichter eine hohe Frauengestalt, mit glänzender Seide angethan, doch todtensbleich und wie aus erloschenen Augen starrend, die Braut des Fürsten. Er unten im Rahne rief „Marie“. Und „Otmund“ rief sie. Blitzschnell sprang sie ins Wasser. Der deutsche Fürst hatte das Nachsehen. Nach Jahr und Tag erzählten Matrosen eine wunderbare Geschichte, „wie vor einem Jahre, als die „Iris“ zum letzten mal in Stettin gewesen, ein einzelner Passagier im Boote abgeholt worden, wie, als das Boot neben dem Dampfschiffe angelangt, aus diesem plötzlich eine Person in das Wasser gefallen sei, wie der Passagier auf der Stelle nachgestürzt sei, wie er richtig dieselbe gerettet und in das Boot gebracht, wie der Passagier und die Dame fast wahnsinnig vor Freude gewesen seien. Uebrigens seien sie nach Newyork gefahren. Was dort weiter aus ihnen geworden, das wußten die Matrosen nicht.“ So spannend dies alles, so haben wir doch nur schwachen Glauben an diese „Schilderung aus der Wirklichkeit“. Von den beiden Criminalgeschichten „Carrière“ und „Ehre und Verbrechen“ ziehen wir letztere vor. Dort handelt es sich um die Ermordung eines Grafen unter Mitwissen von Frau und Schwiegermutter, ein Criminalfall, der durch einen jungen Juristen ans Licht gebracht werden soll; hier um den Verdacht gegen einen Bankier, als habe er seine Frau erschossen. Beide Geschichten könnten dramatischer erzählt sein.

Leider müssen wir unser theilweise günstiges Urtheil beim zweiten, und geraume Zeit nach dem ersten zugegangenen Bande wieder etwas einschränken. Zwar haben wir Respect vor Temme's unerschöpflicher Fruchtbarkeit, zwar dünkt uns sein Stil noch klarer und durchsichtiger; aber dieser Stil ist nicht wie z. B. bei Gustav Kühne ein Product der größten Abklärung, sondern nur ein Product der größten Hast. Der zweite Band bringt vier Geschichten. „Die Frau des Hingurichtenden“ mag des patriotischen Zwecks wegen passiren, heiligt doch der Zweck

nun einmal die Mittel. Gegen „Die junge Gräfin“ aber erheben wir entschieden den Einspruch, daß sie zu lang erzählt sei. Die beiden übrigen: „Die dreifache Strafe“ und „Ein Zweikampf“, dürfen sich echte und rechte Criminalgeschichten nennen. So weit sind wir bei Lemme glücklich schon, jedesmal beim Auftreten eines Verbrechers zu denken: „Das ist doch noch ein ganzer voller Mensch“, und dann, wenn der Richter oder Criminaldirector angeschlossen kommt: „Nun kommt da wieder der alte lederne Bursche von Criminaldirector!“ So weit sind wir glücklich! Mag sich Lemme daraus ein Versehen machen! Noch eins. „Ein Zweikampf“ schließt: „Der Kammerrath von Rohner (der Böse im Stück) hat existirt. Vielleicht lebt er noch, seine wohlverdiente Strafe verbüßend. Diesen Charakter in einer Novelle zu erfinden — innerlich unwahr, psychologisch unmöglich! würden die Herren Recensenten rufen.“ Ja das rufen die Recensenten mit vollem Recht, entgegenen wir Lemme. Wie charakterisirt er den Kammerrath von Rohner? Indem er einmal über das andere ausruft: „In seinem Gesichte stand's geschrieben, er war Henker und Mörder in einer Person!“ Eine schöne Charakteristik das! Eine unwahre Charakteristik, weil das gar keine Charakteristik ist. Wol vermag auch die Poesie Charaktere wie diesen Rohner zu erfassen und zu schildern. Der Dichter hat uns aber darzustellen, wie es gekommen und mit welchem Recht dieser Rohner ein so böser Charakter geworden, daß er „Henker und Mörder in einer Person“ war. Ueberhaupt leidet die ganze Geschichte an Unklarheit. Wir sehen gar nicht ein, was dieser Rohner so Schlimmes gethan. Er thut freilich auf eigene Hand, was sonst bei Lemme der lederne Bursche von Criminaldirector thut, d. h. Rohner sucht auf eigene Faust Aufklärung über einen Mordfall zu bringen. Nun und daß er dies thut, das mag den Criminalisten Lemme arg verschmupft haben.

Nicht ganz so wie Lemme versteht Karl Glöckle in seinem „Schuldig und Nichtschuldig“ (Nr. 5) das novellistische Handwerk. Er erzählt uns drei Criminalgeschichten; eine von ihnen beweist die Schuld des Verurtheilten, zwei Geschichten haben es mit unschuldigerweise Verurtheilten zu thun. In der „Leibrente“ sehen wir einen heruntergekommenen österreichischen Adlichen seine Zuflucht zu einer Giftflasche nehmen, um sich durch den Tod eines Mannes von einer jährlich an diesen zu entrichtenden Leibrente zu befreien, die ihn voraussichtlich, sollte er sie noch länger zu entrichten haben, um den letzten, schon sehr kleinen Rest seines ehemals sehr großen Besitzthums bringen müßte. Von den beiden andern Geschichten „Der Auszügler“ und „Der Führer am Montblanc“ zeichnet sich die letztere nicht allein durch ihre Länge, sondern hauptsächlich durch eine Verkettung von Umständen und Zufälligkeiten aus, die, wären sie nicht der Wirklichkeit entlehnt, die Bezeichnung von Unwahrscheinlichkeiten rechtfertigen würden. Ein junger Montblanc-Führer geräth in den Verdacht eines Mordes an einem Engländer. Der Engländer ist auf einer Tour über den Montblanc auf die unerklärlichste Weise verschwunden. Die Wahrheits-

liekheit spricht für einen Mord durch den Führer. Sodann wird dieser zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Die Kameraden des Führers glauben aber nicht an seine Schuld. Und richtig, eines Tags taucht der Engländer wieder auf; er hat unterdeß eine Reise nach Ostindien gemacht; er erklärt sein wahrhaft beispielloses Verschwinden in der Schweiz, bei dem ein Hund die Hauptrolle spielt und er rechtfertigt damit den unschuldig Verurtheilten. Im „Auszügler“ wird auf ähnliche Verdachtsmomente hin ein als Wilddieb bekannter Mensch trotz seines Leugnens des Mordes an einem Verwandten beschuldigt. Um seine Schuld als Wilddieb nicht einzugehen, trägt er ob dieses ihm zugeschobenen Mordes eine lange schwere Haft, bis sich der eigentliche Mörder durch verdächtige Neben selbst entdeckt.

Wer da denkt, daß wir uns in „Am grünen Tische“ von Ernst Willkomm (Nr. 6) an den grünen Tisch einer Spielhöhle begeben, der irrt sehr. Im Gegentheil treten wir an den grünen Tisch des Gerichtssaals. In zwei nicht eben sehr starken Bänden liefert uns der Verfasser vier Geschichten, von denen „Der verhängnißvolle Schmuck“ bereits 1859 in Nr. 48—52 der „Gartenlaube“, „Die Uhr schlägt vier“, 1861 in Nr. 27—34 des „Leipziger Sonntagsblatt“ veröffentlicht wurden. Wir wissen nicht, ob Willkomm auf diese Geschichten viel Werth legt; sollte er es, wir glauben kaum, daß sich seine Hoffnung erfüllen würde. Das soll nicht eine Geringschätzung der Darstellungsweise in sich schließen, aber ein Bedenken gegen einzelne der Stoffe, die uns nicht bedeutend genug dünken. Es gilt dies in ziemlich gleichem Grade von den „Verseindeten Nachbarn“ und „Die Uhr schlug vier“. Diese letztere Geschichte namentlich scheint uns für eine Criminalnovelle nicht geeignet und würde sich als ein Bild aus der Gesellschaft viel anspruchloser ausnehmen. Dagegen lieft sich „Olben Gamu, der blinde Schiffer“ sehr gut und noch in erhöhtem Grade „Der verhängnißvolle Schmuck“. Diese Geschichte ist unter den vier Geschichten unfehlbar die bedeutendste, und das nicht bloß relativ, der „verhängnißvolle Schmuck“ bietet die für eine Criminalgeschichte ganz unerlässliche Stufenleiter der Spannung. Ob aber nicht auch hier die Bezeichnung „Criminal“ eine überflüssige ist, ob die Geschichte nicht ohne diese Bezeichnung noch gewonnen haben würde? Graf von Westhausen heirathet die Nichte des Domkapitulars Rütersen in einer bedeutenden Stadt des Rheinlandes. Er besitzt all die Eigenschaften, die das Glück der Ehe bedingen können. Er ist reich, er besitzt Bergwerke in Spanien; er ist im höchsten Grade lebenswürdig und diese Lebenswürdigkeit tritt um so stärker hervor, je heftiger sich die Gesellschaft bei seinen häufigen Reisen und seiner Abwesenheit von zwei, drei Monaten nach ihm sehnt. Am Vorabend der Hochzeit hat der Graf seiner Braut einen kostbaren alten Pokal übergeben, er will ihn von einem genuesischen Hause an Zahlungsstatt angenommen haben. Nicht lange darauf und es erfolgt ein zweites noch kostbarereres Geschenk, ein Schmuck, wie er nur einer Fürstin geziemt. Der Graf

senbet ihn direct aus Italien, er hat ihn von dem genußreichen Hause natürlich wieder an Zahlungsfähigkeit angenommen. Etwas später hört man von einem unerklärlichen Diebstahl. Eine fürstliche Familie ist eines großen Theils ihrer Familienkleinodien beraubt. Wir wollen kurz sein und gleich mittheilen: Der Graf Weckhausen ist einer der Diebe. Nicht aufgeklärt werden wir darüber, ob wir es im Grafen Weckhausen nur mit einem gewöhnlichen Schwindler zu thun und wie wir uns die beispiellos Unvorsichtigkeit, mit der der Graf aus den Kleinodien sein Geht macht, psychologisch zu deuten haben. Die Wahrheit in dieser Geschichte von der Dichtung zu sondern, kann natürlich nicht unser Amt sein.

„Preussische Novellen“ (Nr. 7) nennen sich zwei Geschichten eines Nichtbekannten, die einer oratio pro domo ziemlich gleichkommen. In beiden Geschichten spielen junge gewählte Berliner die Hauptrollen. Der Verfasser will mit seinen Geschichten das Vorurtheil bekämpfen, das im größten Theile Deutschlands gegen die Berliner Kinder gerichtet ist. Er ist sicherlich ein erfahrener Jurist, die ganze Haltung seiner Geschichten deutet darauf hin. Es sind zwei Criminalnovellen. Wer der Verfasser sein könnte, wir wollen uns auf Vermuthungen nicht einlassen. Jedenfalls hat er seine „Preussischen Novellen“ mit weit mehr Schagen als Kunst geschrieben. Seine beiden Geschichten tragen dieselben Mängel und dieselben Vorzüge an sich, die man den Berlinern beizulegen pflegt. Die Sucht, sich aufzuspielen, überall der erste zu sein und entsprechend viel Worte zu machen, dann aber auch wieder eine gewisse Gefühllosigkeit, die gar zu leicht in Sentimentalität ausartet, das Geschick sich mit verschiedenen Verhältnissen abzufinden und durch resolutes Wesen eine Sache zum Ende zu bringen, das sind zu gleicher Zeit die Vorzüge wie die Mängel. Von den beiden Geschichten führt die erste den Titel „Der Berliner“, die andere heißt „Ein räthselhafter Mord“. Hier wie dort ist der Held ein ganz junger Mann; das tadeln wir, denn man braucht nicht gerade junger Berliner zu sein, um einmal außergewöhnliche, ins romantische Gebiet streifende Verhältnisse zu belegen; ein junger Leipziger oder ein junger Frankfurter besitzt in eigenthümlichen Lebenslagen gewiß ebenso viel Mutterwitz und resolutes Wesen als der junge Berliner. Doch wollen wir dem Verfasser sein Vergnügen nicht stören, wenn er mit diesen Geschichten zu einer verständlichen Stimmung für Preußen glaubt beitragen zu können. Aber wir halten dafür, daß es weit besser sei, den Berlinern und auch den Preußen ab und zu den Kopf zu klopfen als ihnen Honig um den Mund zu schmeißen. Es ist auch gar nicht nöthig, besonders „preussische“ Novellen zu schreiben, ein übermäßiges Selbstgefühl steckt den Berlinern so wie so schon genug in Fleisch und Blut. Im übrigen nichts für ungut, da der Verfasser freisinnigen Principien huldigt, wie sie für ganz Deutschland wünschenswerth wären, wenn auch seine Freimüthigkeit an feiner Boreingenommenheit für Preußen leicht Mißbrauch leiden könnte.

8. Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz. Licht- und Nebelbilder von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Thomas, 1862. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.

Wohl oder übel werden wir dieses neueste Werk Ernst Willkomm's hier einschreiben dürfen. Uebel, weil man fragen könnte, was es unter der Criminalbellettristik solle. Wohl, weil wir damit dem Verfasser einige Schmeicheleien sagen können. Wohl auch, weil in diesem „Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn“ manche Geschichte vorkommt, die als Criminalnovelle an ihrem Platze wäre. Wohl endlich, um zu beweisen, um wie vieles die für eine Criminalnovelle etwa geeignete Erzählung gewinnt, wenn sie nicht herausfordernd oder verbannt als Criminalnovelle erscheint. Dreimal wohl gegen einmal übel, da wird wol Willkomm selbst schweigen müssen, für den Fall, daß er seine Geschichten lieber an anderer Stelle besprochen sähe. Wir werden es in diesen drei Bänden zumeist mit Geschichten zu thun haben, die auch schon irgendwo in Zeitschriften erschienen sind. Fast alle Erzählungen, und wir betonen dies namentlich dem „Am grünen Tische“ gegenüber, haben uns einen erfreulichen Eindruck hinterlassen, einzelne sind und sogar bedeutend erschienen. Wenn er für seine Erzählungen den etwas weit-schweifigen Titel „Im Bann und Zauber u. s. w.“ wählte, so wollte er damit wol andeuten, daß die Stoffe der Geschichten meist der Wirklichkeit entlehnt seien, der Leser daher sein Interesse mehr auf den Stoff als auf die Darstellung und künstlerische Verarbeitung desselben zu richten habe. Lämme würde diese Geschichten „Dunkle und heitere Wege“ haben betiteln können. Von der künstlerischen Verarbeitung des Stoffs sehen wir daher fast ganz ab. Wir würden sonst vielleicht als erstes hervorheben müssen, daß uns einzelne Erzählungen nicht abgerundet genug dünken oder etwas zu weitläufig erzählt seien. Doch lassen wir diese Ausstellungen, die wir doch nur bei allen Darstellungen aus der Wirklichkeit wiederholen müssen.

Von den zusammen acht Stücken der drei Bände ist uns eigentlich nur eins, das letzte, eine sogenannte Zukunftsnovelle: „Der Agent aus China“, nicht recht genehm. Der Verfasser schildert darin, wie es mit den Fortschritten der Industrie im Jahre 1959 etwa beschaffen sein könnte. Seine Geschichte dreht sich um die Erfindung einer mechanischen Ente, mit der das und wie es scheint unlösliche Problem eines guten Luftschiffahrzeugs gelöst sein soll. Die Geschichte müßte sprudelnder, farcistischer, mit einem Worte toller sein. Eigentliche Seegeschichten oder an der See spielende Geschichten, wie sie Willkomm gern liefert, finden sich in den drei Bänden nicht weniger als vier. Sie heißen „Gebrüder Bonnevill“, „Hinter dem Seebeiche“, „Der grüne Turban“ und „Ein unheimlicher Mann“. Von diesen hält uns die letzte zumeist in Atem. Sie führt das Motto: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.“ „Das Motto“, sagt Willkomm, „wird sich trotz aller Fortschritte der Wissenschaften doch immer bewähren....“

In der Geschichte, die unserer Erzählung zu Grunde liegt, ist nichts als die Einkleidung erfunden.“ Und nun erzählt er uns von einem gewöhnlichen Manne, der die ungemeinlichsten Turen vollzogen, von einem Totengräber, der die Wabe des Hellsiehens besessen, in einem Grade, daß er Unglücksfälle und Todesfälle vorherzusagen konnte. Es liegt tiefe Poesie darin, wenn dieser Mann eines Tags dem Pfarrer seinen (des Pfarrers) Tod, wenn er endlich seinen eigenen Tod vorherzusagen muß. Lächle, wer da mag. Wir erlauben uns gar kein Urtheil darüber. Es gibt aber gottlob „mehr Ding' auf Erden, als sich die Schulweisheit träumen läßt“. Und in unserer übermüthigen Zeit könnte ab und zu ein kleines Wunder nicht schaden, damit unsere Nasen von den Erdenwühlereien ein wenig nach oben gerichtet würden. Die Nase fragen wird sich die Schulweisheit wenigstens über diese Geschichte. Und wer durchaus lächeln will, kann ja denken, Willkomm habe sich mit uns doch nur einen Jux erlaubt. Von den noch übrigen drei Erzählungen läßt sich „Der Graf von Fannensee“ recht gut, obgleich oder vielleicht gerade weil darin eine Gelbin des Cirus die Hauptrolle spielt. Etwas sehr gesucht sind „Alte Briefe“: ja fast unwahrscheinlich ist es, daß in einem alten schabhaften Postbriefkasten eine Anzahl fast nur an eine bestimmte Familie gerichtete, zu verschiedenen Zeiten aufgebundene Briefe erst bei der Reparatur desselben aufgefunden wurden. Ueber den „Schichtmeister“ sagen wir ebenso wenig, wie über drei obengenannte Geschichten; die einfache Erwähnung genüge.

Lassen wir zum Schluß Bücher folgen, die sich mit Staats- und Hochverrathsprozessen beschäftigen. Sie mögen einen würdigen Abschluß dieses Artikels bilden, gleichviel wie sich jeder nach seinem Geschmack dieses „würdig“ zurecht legen will.

9. Die wichtigsten ältern Staatsprozesse in England. Beiträge zur Kenntniß des Rechtswesens, der Geschichte und Socialverhältnisse in jenem Lande; zugleich Lebens- und Charakterbilder hervorragender Staatsmänner. Mit Parallelen aus der neuern Justizgeschichte des europäischen Festlandes. Zur Belehrung und Unterhaltung von G. F. Kolb. Zwei Bände. Leipzig, Försner. 1861. 8. 2 Thlr.

Die Summe der Staatsprozesse in jeglichem Lande entwirft ein dunkles Bild der menschlichen Leidenschaften, der Erbitterung, des persönlichen Hasses, des politischen und religiösen Fanatismus. Wenn man die Rohheit, mit der von der siegenden Partei so gern in Hochverrathsprozessen gemacht wurde und gemacht wird, wenn man das Blut berechnet, das oft unschuldigerweise der göttlichen Ordnung des Staatslebens wegen fließen mußte und muß, dann könnte man beinahe einen Abscheu vor diesem Gespöß bekommen, das sich so gern als nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ausgibt. Das sind traurige Dinge, die uns Kolb in seinem Werke über die Staatsprozesse in England mittheilt. Wenn uns eins mit der Grausamkeit versöhnen kann, die zu Zeiten der Restauration im 17. Jahrhundert in England nach Schlacht-

opfern sachte, so die traurige Gewißheit, daß das eigentliche System der Staats- und Hochverrathsprozesse in Frankreich wie in Deutschland später weit greller ausgebildet ward. Es ist das freilich ein verzweifelter Trost, das englische Volk indeß mag darin eine Beruhigung finden. Wir brauchen es gewiß nicht weiter auszuführen, daß es sich in den beiden Bänden des Werks nur und nur um Hochverrathsprozesse handelt. Diese Prozesse beginnen unter der Königin Maria. So interessant sie auch vom juristischen Standpunkte oder zum Zweck von Geschichtsstudien sein mögen, das ewige Eigerlei dieser Prozesse wirkt so ermüdend, daß wir nur die bedeutendsten hervorheben mögen. Da ist der Proceß gegen Sir Walter Raleigh, den Günstling der Königin Elisabeth, der unter Jakob I. 1603 begonnen wurde. Die Anklage lautete „auf Verschwörung, um den König seines Thrones zu berauben, Aufstand im Lande zu entzünden und fremden Feinden den Einfall ins Reich zu erleichtern“. Raleigh blieb 13 Jahre in Haft, wurde freigelassen, wieder verhaftet und am 29. October 1618 hingerichtet. Von noch größerem Interesse sind indeß die Prozesse, der gegen Graf Strafford, den allgewaltigen Minister Karl's I., der gegen eben diesen Karl I., und unter Karl II. 1680 der gegen Lord Viscount Stafford (nicht mit Strafford zu verwechseln). Wir bitten den Leser, sich selbst mit den Details dieser Prozesse bekannt zu machen und ja nicht die Notizen über einen der Hauptangeher jener Zeit, des abtrünnigen Priester Dares, zu übersehen. Im zweiten Bande findet sich noch eine ziemliche Zahl größerer und kleinerer Prozesse, größerer und kleinerer Justizmorde, und das Ganze schließt mit einem Anhange, der in drei Abschnitten spätere Staatsprozesse in England, dann in Deutschland (den gegen Kinkel und das Verfahren gegen Lemme), endlich in Italien (im Kirchenstaat und Modena) bringt.

10. Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des „Rokkoder Hochverrathsprozesses“. Von Julius Wiggers. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Sechs Jahre Gefangenschaft unter den Folgen des Staatsstreiks und der Kampf ums Recht in der „neuen Aera“. Ein Beitrag zur geschichtlichen Charakteristik der Reaction und deren Handlanger. Von August Labendorff. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In jenem sowol (Nr. 10) wie in diesem Buche (Nr. 11) Hochverrathsprozesse, die aus ein und demselben Boden hervorgewachsen sind. Wir nehmen wol nicht ohne Grund an, daß der gewisse Zusammenhang, der zwischen den beiden Bücher früher bestanden hatte, sich auch auf die Herausgabe der Lebensgeschäfte erstreckt hat. Bei der ganzen, etwas langathmigen Art der Darstellung begegnen wir in beiden Büchern in und demselben Tone. Wahrscheinlich daß sich Labendorff in seinem Buche dem früher erschienenen Wiggers'schen schon um deswillen angeschlossen, damit die Bedeutung der Hochverrathsprozesse, sowie die Gewaltthätigkeiten der herrschenden Partei um so schärfer ins Auge sprängen. Ueber diese Hochverrathsprozesse ist im Laufe der letzten Jahre

so vielfach hin- und herdebattirt, über die Details derselben sind so viele Bruchstücke in die Tagespresse übergegangen, daß wir an dieser Stelle den engbegrenzten Raum nicht ohne einige Verlegenheit betrachten, fragend, ob wir hier ein Urtheil und was für ein Urtheil wir zum besten geben können. Aber gerade die ziemlich allgemeine Bekanntschaft mit den Processen, wie sie sich beim lesenden Publikum voraussetzen läßt, überhebt uns wol eines großen Theils der Schwierigkeit und gestattet uns auch vielleicht mit einigen Andeutungen hervorzutreten, die von den unbedingten Anhängern der beklagten merkwürdigen Opfer jener Prozesse nicht ganz wohlgefällig aufgenommen werden möchten. Wir sehen nämlich nach einer gewissen Seite den Zweck beider Bücher nicht recht ein. Oder um es den beiden Verfassern ganz heimlich zuzuflüstern, wir glauben nicht, daß sie mit ihren Büchern auch später ganz zufrieden sein werden. Es geht mit solchen Büchern wie mit Menschen, die ihre tiefsten Geheimnisse vor aller Welt ausframen. Nicht daß jemand glaube, wir verräthen nicht auch die Sache Unschuldiger oder Hartbeklagter, wenn es sie zu rechtfertigen gilt, nicht daß wir den Verfassern selber Bücher eine Revision ihrer Prozesse von Herzen wünschten, bei der sie wegen der ungerechten Verfolgung eclatante Genugthuung erhielten, nicht daß wir auch über ein polizeiliches und richterliches System ungehalten sein könnten, das aus der Rinde einen Elefanten machen zu müssen glaubt, nicht daß wir die Angeberseelen, die in Zeiten politischer Aufregung ein vielleicht etwas unbedachtes Wort an die große Glocke schlagen, wer weiß wohin wünschen: aber es gibt Dinge, mit denen soll man kein Spiel treiben, oder treibt man es, so soll man auf's Schlimmste gefaßt sein. Was zu diesen Dingen wird stets der Hochverrath oder auch nur der leiseste Schein des Hochverraths gehören. Es ist eine leider wie es scheint auch von den Verfassern getheilte irrige Ansicht, als witterte nur die Reaction oder das feudale System fortwährend nach Hochverrath oder nach Versuchen zu Hochverrath. In Sachen des Hochverraths wird jedes Régime, und das freisinnigste vielleicht am stärksten, nicht mit sich spaßen lassen. Es ist sehr, sehr die Frage — gut wenn ein liberales System oder sagen wir das wirklich liberale Régime unsere Ansicht Lügen strafe —, ob nicht jede Regierung bei Hochverrathsprocessen oder Scheinhochverrathsprocessen ihre Zuflucht zu Willkürlichkeiten, selbst zu Gesetzüberschreitungen wird nehmen müssen. Da nützen alle politischen Träumereien über die beste und freisinnigste Regierungsform nichts, eine Regierungsform, in der so etwas gar nicht vorkommen könnte. Wir können die Verfasser und ihre Leidensgefährten aufrichtig und herzlich bedauern, wir können nur wünschen, daß auf Zeiten ärgerlicher Aufregung und kleinlicher Verfolgungssucht endlich die Zeit milder Veröhnung nach und von allen Seiten folgen möge; jedoch wünschen wir vor allem, die Verfasser sähen ein, wie die Darstellungsweise, die ab und zu zwischen historischer Genauigkeit und schildernder Beredsamkeit hin- und

herschwanzt, möglicherweise dazu dienen könne, Del ins Feuer zu gießen.

Das düstere von beiden Büchern, die ja wol auf eigentlich literarischen Werth keinen Anspruch erheben, ist ganz entschieden das Kadendorfsche. Sechs Jahre Haft, und diese Haft abwechselungsweise in der berliner Stadtvogtei, in der Charité, endlich im Zuchthaus zur Lichtenburg erleiden, mit dem Bewußtsein eines parteiischen Gerichtsverfahrens erleiden, das ist ein Stück Leben, wie es nicht stärker mit den idealistischen und leider oft hyperidealistischen Ideen unserer gebildeten Jugend contrastiren kann. Dunkle, recht viel dunkle Punkte sind in Kadendorfs Schrift. Da ist's bald die Hausordnung in der Stadtvogtei, bald das Curverfahren in der Irrenstation der Charité, bald das Verbesserungssystem auf der Lichtenburg, das uns unendlich viel zu denken gibt. Ein eigenes Urtheil steht uns hier überall nicht zu, noch möchten wir mit einem eigenen Urtheil weder ein- noch entgegenstreifen, da sich jeder Leser von selbst sagen wird, Kadendorfs Ansichten und Urtheile könnten doch auch etwas von der natürlichen Aufregung und Erbitterung über erlittene Unbill geschärft sein. Frappirt sind wir am meisten durch die Darstellung des Zuchthauslebens auf der Lichtenburg, frappirt um deswillen, weil das Urtheil Kadendorfs so ziemlich mit der allgemeinen Ansicht in der gesammten Provinz Sachsen übereinzustimmen scheint. Wenn irgendwo, so glauben wir, daß Kadendorf gerade auf Lichtenburg mit ungetrübtem Auge sehen konnte, da er dort infolge vielfacher Freiheiten den unbesangenern stillen Beobachter spielen durfte. Seine endliche Amnestirung und die Folgen derselben greifen noch vollständig ins Tagesleben der Gegenwart hinein. Wir schweigen mithin darüber.

Einen nicht ganz so düstern Eindruck hinterläßt Wiggers' Buch. So ernst die Veranlassung, über einzelne Partien des Buchs haben wir unwillkürlich lachen müssen. Sicherlich ist denn auch Wiggers mit seinen 44 Monaten Untersuchungshaft der weniger Gefränkte. Einzelnes versteht er mit drastischer Genauigkeit darzustellen; freilich schon er seine Gegner nicht, den Herrn Criminaldirector glauben wir hätte Buz nicht mit größerer Redebriefartiger Genauigkeit schildern können. Selbst die Fabelverse, die Wiggers aus Langeweile am 29. November 1854 im Criminalgefängnisse verfaßte, zeugen von einem gewissen Humor. Auch bei Wiggers stoßen wir fortwährend auf Klagen über die mangelhafte Hausordnung in den Gefängnissen, auch bei ihm wie bei Kadendorf wird das mangelhafte Lüftungverfahren in den Zellen einer strengen Kritik unterworfen, hier wie dort dasselbe gerechtfertigte Bedenken gegen die Entziehung körperlicher Bewegung im Freien, hier wie dort Ausstellungen gegen das gewiß verwerfliche Princip, dem Gefangenen nur so viel Nahrung zukommen zu lassen, als zur Erhaltung der Gesundheit und der nothwendigen Kräfte unbedingt erforderlich ist. In dieser und noch in mancher andern Hinsicht kann man aus beiden Schriften unendlich viel Be-

lehrung schöpfen. Zwischen der Wirklichkeit und der Theorie, wie sie Ladenborg in seinem zur Anklage gegen ihn ausgebreiteten Manuscripte über die beste Staatsform niederlegte, besteht gewiß eine unendliche Kluft. Es gilt eben von unten auf zu bauen und den Staat nicht in die Luft hinein zu construiren. Indem wir beide Schriften aus den Händen legen, geschieht es mit dem Wunsch, daß sich niemand mehr genöthigt sehen möchte, seine Aufmerksamkeit zu ähnlichen Veröffentlichungen nehmen zu müssen. Und wird manches peinliche Gefühl erspart, wenn sich eben niemand mehr dazu genöthigt sieht.

Emil Müller-Samowegen.

Novellen und Erzählungen.

Wie immer, so auch in unserer Zeit wird die Novelle in den verschiedensten Richtungen bearbeitet und zu den mannichfachen Zwecken benutzt. Novellen und ähnliche Erzählungen sind daher auch jetzt der getreueste Spiegel der Zeitstimmung und Zeitbildung. Unsere Zeit kennzeichnet die Richtung auf das Praktische, und so sind auch sämmtliche uns vorliegende Erzählungen dem Praktischen und Realen in allen Gebieten des Lebens und in allen Schichten der Gesellschaft zugewandt, und suchen dieses Reale mit mehr oder weniger Glück in das Gebiet des Ideellen zu erheben. Bei dieser Fruchtbarkeit der Zeit an Erzählungen muß das Mittlere oder gar das Mittelmäßige überwiegen; die Fertigkeit, gemüthlich zu plaudern, wird von manchen mit der Kunst, schön zu erzählen, verwechselt. Die ernste, oft schweremüthige Stimmung bedingt noch nicht den wahrhaft poetischen Werth, und bei allem sittlichen Geiste, der diese Werke durchbringt, entbehrt doch eine große Zahl der dichterischen Welthe. Mit dieser Vielschreiberei hängt von selbst eine Vernachlässigung des Ausdrucks und Stils zusammen, sowie eine Ueberfüllung mit ganz unnötigen Fremdwörtern. Mag auch manches geniale Bewußtsein sich über solche vermeintliche Kleinlichkeiten hinwegsetzen, wir halten es für unsere Pflicht, auch hier auffallende Fehler anzumerken.

1. Die Emigranten. Novelle von Karl Vorberg. Emsbitten, von Cobbe. 1862. 8. 10 Ngr.

Ohne Zweifel unter sämmtlichen Novellen die geringste Arbeit. Ein leichtfertigeres Nachwerk ist uns selten in die Hände gerathen. Anlage und Ausführung ist gleich oberflächlich, von einer tiefen Motivierung oder Charakteristik keine Rede. Unwahrscheinlich geht alles zu und äußerlich knüpft sich eine Scene an die andere. Daß Leonie sich zuletzt mit dem Dieb Pierre verbindet, ist doch für das Gefühl gar zu beleidigend. Würde sich die Novelle, die in den Zeiten der ersten französischen Revolution spielt, nicht auf dem Titel als deutsches Originalwerk ankündigen, so könnte man vermuthen, sie sei das Erstlingswerk eines oberflächlichen französischen Literaten und von einem Geistesverwandten in Deutschland nothdürftig in seine Sprache übertragen worden.

2. Das Glück der Seidenzucht. Ein romantisches Bild der Wirklichkeit von J. W. Hilkebrandt. Frankfurt a. D. 1862. 8. 1 Thlr.

Eine Tendenz Erzählung vom reinsten Wasser! Der Verfasser verbreitet sich nicht bloß gelegentlich über das Glück der Seidenzucht, sondern gibt die genaueste Anweisung dazu. Gleich nach der Vorrede überrascht uns ein „Inhaltsverzeichnis“, das über den Seidenbau im allgemeinen neun, über die Zucht des Maulbeerbaums 15, über die Zucht der Seidenraupen 28, und über die Förderung des Seidenbaus drei Abtheilungen bringt, und jedesmal auf die betreffenden Seiten des Buchs, wo sich die Erörterung findet, hinweist. In der That, dies geht doch über alles hinaus, was bis jetzt von Tendenznovellistik da-

gewesen ist. Eingeraht sind diese Erörterungen von Gebirgsreisen, Naturwundern, Liebesgeschichten und Vermählungen. Dem Verdienste wird seine Krone, d. h. dem redlichen Seidenzüchter seine Geliebte. Daß dabei die seidenen Schleier eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Man könnte mit Annäherung auf unser „romantisches Bild“ ein Goethe'sches Wort so parodiren:

Und so zu der Hochzeit vorzüglicher Feier

Bereiten den seidenen behaglichen Schleier,

Die artigen Thierchen das schöne Gesicht.

Wenn der Verfasser, der allerdings ein gewisses Erzählungstalent verräth, mit seiner Manier Anlauf findet, so haben wir vielleicht bald ein romantisches Bild aus der Werkstätte eines Schöpfers, eine posthumende Bearbeitung des Lebers und Leisens zu erwarten, wovon uns Gott behüte.

3. Aus dem Offiziersleben. Humoristische Bilder von Stanislaus Graf Grabowski. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 24 Ngr.

Wilhelm Gwinner in seiner Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt“, erzählt: „Schopenhauer legte eine Zeit lang täglich ein Goldstück vor sich auf die Wirthstafel hin, ohne daß die Tischgenossen wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder zu sich. Eudlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er, das sei für die Armenbühne, wenn die am Tische sitzenden Offiziere nur ein einziges mal eine andere ernsthafte Unterhaltung, als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten.“ An diese Anekdote wurde ich unwillkürlich durch die vorliegende leichte Unterhaltungsliteratur erinnert. Freilich finden sich darin auch Witzsprünge, aber auch diese gehen nicht über jene frankfurter Unterhaltungen hinaus, sofern ein Hof, der Liebling der deutschen Legion auf Helgoland, in der Strim und nachher in England, einen Regimentsarzt, der ihn zur Strafe für Verunreinigung mit der Sabelscheide geschlagen hat, aus Rache gelegentlich von hinten über den Hansen rennt und dadurch dem ganzen Verhältniß des Arztes zu seiner Begleiterin, einer ebenso reichen als schönen Engländerin, ein Ende macht. Bei der Liebe handelt es sich in unserm Buch nur um eine leichte, spielende Herzerregung, die nachgerade, wie in „Porträt und Brief“ oder „Auf Freiersfüßen“ zu einer guten Partie und zur Bezahlung der Schulden führt. Selbstverständlich fehlt auch sonst alles Ideale, namentlich Waterländische. Kann man von dem allen absehen, so verdienen diese mehr drolligen, als wahrhaft humoristischen Erzählungen mit ihrer alltäglichen Moral und leichten, heitern Auffassung des Lebens mehrfaches Lob. Namentlich liebt sich die erste Erzählung: „Der Adjutant ohne Pferd“, in der hier und da ein gewisser Humor waltet, recht gut. Die Darstellung ist frisch und gewandt; hier und da fällt ein unrichtiger Ausdruck auf, wie „eine Unterhaltung war nicht gut angänglich“ und anderes.

4. Was mein Auge sah und mein Ohr hörte. Novellen von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Urtheil, das neulich über Grothe den Dramatiker in d. Bl. gefällt wurde, gilt auch von Grothe dem Novellisten. Die Darstellung ist glatt und gefällig; aber es fehlt der tiefere Gehalt und der poetische Duft. Offenbar arbeitet der Verfasser, der sich in der Vorrede seines Fleißes rühmt, mühsam und gezwungen und nicht mit dem freien Fluß des Genies, und ein solcher Fleiß wird nachgerade fatal. Das Buch macht durchweg den Eindruck des Manierirten. Es ist den Manen Tieck's gewidmet, welche dadurch nicht wenig beunruhigt worden sein mögen. Tieck als geborener Dichter zaubert vor uns hin, was sein sterbliches Auge gesehen und sein Ohr gehört hat, was aber die Poesie ihren Lieblingen offenbart; Grothe gibt, was sein Auge sah und sein Ohr hörte, d. h. zum großen Theil Selbstgelebtes mit einer leichten romantischen Verbrämung. Die erste Novelle: „Ein

„Schätze“, behandelt ein eheliches Verhältniß, das ausdrücklich an Goethe's „Bathilde“ und Bürger's „Geschichte“ erinnert. Freilich ist der große Unterschied der, daß der arme Bürger zehn Jahre lang mit seiner Leidenschaft kämpfen mußte, bis Dora's Tod die Ehe mit Mollly möglich machte, während Goethe den Knoten schon nach dem ersten Jahr der Ehe durch den Tod der Gattin zerhaut, und das Gelübde, das Erbe der Sterbenden gegeben hat, sich mit ihrer Schwester nicht zu verbinden, durch eigene ruhige Erwägung und vernünftige Vorstellungen anderer sich auflösen läßt. Endlich ist die Wärme der Leidenschaft im Vergleich mit Goethe's großen Vorbildern, an die er sehr zu seinem Nachtheil erinnert, erküßelt und erzwungen. In „Abolf Herbst“ wird die reizende Braut des Schauspielers Herbst, nachdem sie von dem Schauspieler Karl Ehtorg (wie heißt Ehtorg rückwärts gelesen?) verführerisch gemahnt ist, von Baron Horand bewogen, ihren Bräutigam aufzugeben. Ehtorg rächt seinen Freund noch vor dem Vollzug der Hochzeit an seiner früheren Braut, so daß diese mit doppelter Untreue in die Ehe tritt. Der verlassene Bräutigam und die Ungetreue gehen im Elend unter; der Baron weint seinen Schmerz in Italien aus. Ein großes Nachstück. Verachtung des weiblichen Geschlechts und des Theaterlebens spricht sich überall aus. Eine höchst unwahrscheinliche Geistesgeschichte, die der Verfasser selbst erlebt haben will, ist „Mathilde“. Die Haushälterin eines Schlosses tritt an dem Geburtstag der Person, welcher zu sterben bestimmt ist, in Lebensgröße aus ihrem Bildnis hervor. Der Schluß erzählt die Jugendliebe der adelichen Mathilde zu dem Sohne des Schlossinspektors, der durch Fleiß ein großer Dichter werden und die Hand seiner Geliebten erringen wollte, aber vor der Zeit an einem Hirnschlag starb. „Rache Trennung“ ist noch die beste Novelle; hier ist doch Licht im Schatten gemischt und geht es menschlich, natürlich und wahrheitsgemäß zu. „Kother's Marie“ dagegen ist ein ganz widerliches, in seiner Hinsicht originelles Dorf- und Verführungsgeheimnis mit Selbstmord. „Eine moderne Geistesgeschichte“ bezieht sich ein Stück, der sich in moralisierende Allegorien auflöst, was dem Wesen einer jeden Geistesgeschichte geradezu widerspricht. Hier donnert der mittelalterliche Weidmann Hadelberg unsern Verfasser also an: „Lügner! du ein Dichter? Wahrlich ich hätte Lust dich an den Schweiß meines Rappens zu binden, daß zum Nutzen der edeln Sangeskunst die sabinische Geziertheit von dir entwiche.“ Hadelberg hat recht. In der That, Goethe kennt keine schwache Seite, richtiger keine poetische Schwäche wol. Diese besteht in jeder Geziertheit; was ihm fehlt, das ist die kindliche Einfalt, das „heilige Gnadenwunder“, ohne die man bei allem Fleiß weder ins Reich Gottes noch in das der Poesie eingehen kann. Von Sprachfehlern bemerkt S. 166: soll ich dafür (für das) streiten, was ich verachte? S. 219: „er gebraucht (brauchte, bedurfte) das nicht“, S. 275: „Entnützung“ statt Ernüchterung oder Enttäuschung.

5. Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Ologau, Flemming. 1868. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat sein bekanntes Talent der Schilderung mit feinem Erzählung auch hier bewährt. Der Humor in ihnen, der hier walzt, ist meistens voll von Bitterkeit und Galle und bewegt sich an den äußersten Grenzen der Poesie und des menschlichen Lebens überhaupt. Mit Ausnahme der ersten Novelle: „Die alte Universität“, wo das Dunkel sich doch zuletzt hauptsächlich im Licht verflärt, liegt auf allen Erzählungen eine tiefe, drückende Lust. Weltverwirrung wird zwar berichtet, aber nicht zugleich, wie der Meister verlangt, Herzensirrung geschickt. „Der Junfer von Denow“ gibt ein anschauliches Bild des „Furor Teutonicus“, der sinnlosen, trunksüchtigen, deutschen Furie, der der Held der Erzählung zum Opfer fällt. „Aus dem Leben des Schulmeisterleins Michael Haas“ ist ein Bild aus der sogenannten guten alten Zeit, worin es bis zum Schluß abenteuerlich, toll und wußt genug zugeht. „Wer kann es

wenden?“ kündigt sich im Titel als Phantastik und am Schluß als wirkliche Geschichte an. Die Hauptpersonen sind von Anfang an dem Proletariat und damit einem verkümmerten, traurigen Dasein verfallen, und wer kann es wenden? „Ist nicht das menschliche Leben wie die Anordnung der Tausendundeine Nacht“, wo eine Geschichte immer die andere einschließt und wo der Fenster, der Tod, mit dem Nichtschmerz hinter dem Vorhang lauht und den Wink des Gebieters erwartet?“ — „Die halbe Nacht schritt ich durch die Weidengebüsch und sah die Flut dunkel zur Seite fortschießen dem Weltmeer zu, und heim kam ich mit den Worten des griechischen Tragiclers auf der Lippe:

Wir sollten bei der Feier des Gelages
Das Haus bekammern, wo ein Kind das Licht
Der Welt erblickte; denn wie mannichfaltig sind
Des Lebens Uebel! Doch wer durch den Tod
Die schweren Mühen nun gerundet hat,
Dem sollten Freunde freudig segnend folgen.“

Aber solche Aeußerungen, wie sie sich schon bei Homer finden, sind doch nur verschwundene Niesfänge in der Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, die den Grundton der griechischen Dichtung bilden. Poesie und Religion sind Versuche, das Leben harmonisch zu gestalten und mit dem Gemüth auszusöhnen. Beide sollen aus dem dunkeln Grund, auf dem das Leben ruht, einen beruhigenden Lichtblick eröffnen. Die Wahrheit dieser Bemerkung drängt sich dem Verfasser selbst auf, wenn er S. 237 in der letzten Erzählung: „Ein Geheimnis“, sagt: „Ei, wie wunderbar, wunderbar spinnst sich ein Menschenleben ab! Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdenballe wandeln freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblick desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Gerümmel ringsumher vorgeht. Warum sollten wir uns auch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, viel um andere Leute bekümmern, da wir doch so viel mit uns selbst zu thun haben? Ueber allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß alles mit rechten Dingen zugeht; der mag Licht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erbnäuel abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne, Mond und Sterne; von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen Knäuel in der Hand Gottes, zu dem großen letzten Knäuel, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst sein wird, in welchem alle Fäden nach Farben und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden.“ Darum lesen wir auch auf dem letzten Blatt dieser an und für sich traurigen und trostlosen Novelle: „Die Welt kann das Talent nur tödten, und es gibt nur einen Trost: C'est le même Dieu, qui nous jugera tous.“

Wir fügen noch das schöne Wort hinzu, das Meister Tied am Schluß der Vorrede zu seinen Novellen sagt: „Apollon in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Farben und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Nusenbergs schwärmen und tanzen.“ Wenn Gese und Wein im Becher der Dichtung unordentlich durcheinander gerüttelt sind, mündet es nicht zu trinken.

6. Doudoir und Salon. Gesellschaftsbilder von E. H. von Dedenroth (Eugen Hermann). Drei Bände. Berlin, Schlegel. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Auch bei Dedenroth spricht sich manchmal eine trübe, düstere Auffassung des menschlichen Lebens aus und z. B. bei der Novelle: „Ein verfahrenes Leben“, möchte man fragen: Wer konnte es wenden? Bezeichnend für Dedenroth ist seine Vorliebe für Heinrich von Kleist, die sich in den zwei Novellen „Ein Dichter“ und „Die Waisen“ kund gibt. „Die wenigsten ahnen es“, lesen wir II, 7, „daß H. von Kleist dem Friedrich von Schiller in vielem nicht weicht, in vielem nachsteht, aber

auch in manchem (ihm) übertrifft.“ Indessen weiß uns Debenroth doch mit Welt und Leben zu versöhnen. Natur und Poesie — dies ist seine gesunde Grundanschauung — steigen doch zuletzt über den Salon, der nach II, 39 nur Kofetten bildet. Das weibliche Herz ist dem Verfasser ein Räthsel, das er in zwei Novellen des ersten Bandes ungelöst läßt; in andern Novellen, wie „Ein Dichter“ und „Die Waisen“, findet sich die Lösung, daß das weibliche Herz von Natur nicht schlecht, sondern nur durch verkehrte Erziehung, faßes Salongerede und thörichte Schmeicheleien verweltlicht und verkehrt worden ist, daß es aber nur der Einwirkung von Männern, wie der Dichter in der ersten und Heinrich von Wehlen in der zweiten Novelle, daß es hauptsächlich statt des faßes Literaturgeschwäzes der Befanntschaft mit einem männlichen und energischen Dichter, wie Heinrich von Kleist, bedarf, um aus Boudoir und Salon zur Wahrheit und Natur zurückgeführt zu werden. Das wahre Verdienst Johann mag lange verborgen oder verkannt sein, zuletzt aber bringt es doch durch und findet Anerkennung entweder schon im Leben oder doch, wie im „Verfahrenen Leben“, nach dem Tode. Gerade das „Verfahrenen Leben“ gehört zu Debenroth's besten Novellen. Findet sich auch hier und da eine schwächere Partie, wie „Das Insekt“, ist auch sonst einiges flüchtig skizziert, so verräth doch der Verfasser ein sehr bemerkenswerthes novellistisches Talent, das er nur noch immer mehr vertiefen mag. Darstellung und Ausdruck sind lobenswerth; doch sind uns einige Flüchtigkeiten aufgefallen, wie: „lese“ statt lies; „ein Dasein, das seine Existenz dem Schicksal abgetrogt hat“; „accurat und genau“; „Passion oder Leidenschaft“; „sonderbar ist auch der Preis der norddeutschen Biergemüthlichkeit“, als ob diese Sorte von Gemüthlichkeit nicht in Süd-Deutschland ebenso sehr oder noch mehr zu Hause wäre als im Norden.

7. Unverhofft kommt oft. Novelle von Luise Ernesti. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Unverhoffte, das uns hier begegnet, ist durchaus nicht abentheuerlich oder erzwungen-unverhofft und unwahrscheinlich, sondern gerade so wahrscheinlich wie irgendeine Bremer'sche oder Hantke'sche Erzählung aus dem Alltagsleben: daß eine leichtsinnige, über ihren Stand hinausstrebende Familie in der Lotterie 20000 Gulden gewinnt und nach und nach wieder verliert, daß der junge Graf von Wildensfurt nicht mit der dieser Familie angehörigen Alice, die auf sein Herz Sturm läuft, sondern mit der einfachen und bescheidenen, geistig und gemüthlich gediegenen Agathe Harling, die lange genug als Erzieherin in Deutschland und England Afsenbrödel gewesen war, sich verbindet, diese und ähnliche unverhoffte Begebenheiten werden hier angenehm und unterhaltend erzählt. Die moralische Richtung der Novelle ergibt sich daraus von selbst. Tiefere Originalität haben wir nicht darin gefunden. Mit der Grammatik steht die Verfasserin oder vielleicht in einigen Fällen der Setzer hier und da auf gespanntem Fuße. Sie sagt z. B.: „Das Geld, was“; „um alle Götter willen“; „er verlor (den) Kopf“; „die kleine That verdient keines Worts“.

8. Novellen von Ernst Frihe. Vier Bände. Hannover, Kämpfer. 1863. 8. 4 Thlr.

Vier ziemlich dicke Bände Novellen in einem Jahre. Das ist viel, und kein Wunder ist es, wenn, wie wir sehen werden, die dichterische Kraft des Verfassers mit jedem Bande abnimmt. Die erste von diesen Novellen: „Deutsches Leben vor 50 Jahren“, die den ersten Band bildet, ist die beste. Sie versetzt uns in die letzte Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft in Westfalen. Eine Reihe gutgezeichneter Charaktere der mannichfachen Art, tiefe, innerliche Motivierung, spannende, fesselnde Darstellung, kunstvolle Schürzung und überraschende Lösung des Knotens, die das Ganze durchbringende deutsche Gesinnung, die doch nirgends in Effectphaserie übergeht, machen diese Novelle zu einem Meisterwerk in ihrer Art. Sie ist eine geschichtliche

Novelle, in der weder die Dichtkunst auf Kosten der Geschichte, noch diese auf Kosten jener hervortritt. Vielleicht hätte der Verfasser wohlgethan, wenn er die spärlichen geschichtlichen Züge des zweiten und vierten Bandes zu einem Gesamtbild erweitert hätte.

„Berg oder Burg“ heißt die Novelle des zweiten Bandes. Welcher sonderbare Titel! ruft gewiß der Leser aus. Das Räthsel löst sich aber, wiewol auf eine gar nicht befriedigende Art. Charles van Potter ist der Sohn des Lieutenants van Potter, der in den Befreiungskriegen geblieben ist; seine Mutter ist eine Französin, d'Agremont. Charles sucht von seinem Wohnort aus, dem Bergstädtchen Schallenberg bei Trier, seinen Großvater, einen reichen Bauer in Altingeroda, auf, und findet dort eine Ahele und einen Karl, die bisher für des Lieutenants Kinder und des alten van Potter Onkel gegolten haben. Endlich entdeckt man, daß der alte Diener Kohnert, der die Kinder nach dem wirklichen Tode ihres Vaters und nach dem vermeintlichen Tode ihrer Mutter zu ihrem Großvater holen sollte, statt nach Schallenberg bei Trier vielmehr nach Schallenberg bei Hamm, und statt in das van Potter'sche Haus vielmehr in das eines Herrn von Pforten, der gerade abwesend war, gegangen ist und ohne weiteres in der besten Meinung von der Welt zwei wildfremde Kinder zu ihrem vermeintlichen Großvater gebracht hat. Dies ist also „Berg oder Burg“! Dies soll nun als göttliche Fügung erscheinen, sofern dadurch Ahele vor schlechter Erziehung bewahrt geblieben und mit Charles bekannt worden ist, dessen Gattin sie wird. „Unverantwortlich“, heißt es S. 170, „bleibt freilich die laue Theilnahme des Großvaters für frühere Familienereignisse, für Briefe und sonstige Reliquien aus dem Leben seiner todtgeglaubten Schwiegertochter. Eine einzige Nachfrage hätte das ganze unglückselige Schicksalsgewebe zerrissen... Kohnert“, so lautet der Schluß des Buchs, „der Deus ex machina im van Potter'schen Lebensdrama, blieb bis zu seinem Ende bei der Behauptung, daß niemand die Geschichte glauben würde, wenn sie in einem Buche stünde.“ Nun steht sie freilich in einem Buche, ist aber darum nicht glaublich, sie erscheint bloß als schlechter Witz des Zufalls und entbehrt des poetischen Interesses gänzlich.

Die Novelle des dritten Bandes: „Die Maske des Reichthums“, ist gelungener, als die zweite und die vierte. Die Motivierung ist innerlicher, die Charakteristik reicher und frischer, der Gesamteindruck harmonischer. Auch hier, wie in der folgenden Novelle, liegt zuletzt die Rebligkeit über die Intrigue, geordnete bürgerliche Thätigkeit über die aus Menschenfurcht und falscher Scham zuerst vorgehaltene Maske des Reichthums.

Eine reine Intriguennovelle ist die den vierten Band bildende: „Zug um Zug“, wie dies schon der Titel andeutet. „Wir im Spiele der Intriguen: Schach der Königin!“ ruft einmal die Baronin Malgow, geborene Gräfin Dohnawett aus. Diese Schachzüge im Intriguenspiel sind mit großer Genauigkeit geschildert und lassen uns einen Blick in das sittliche Verderben zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. von Preußen werfen; auch geht zuletzt das edle Liebespaar, das zwischen die feindlichen Parteien geräth, siegreich aus dem Kampfe hervor. Aber was man vom Schachspiel gesagt hat, daß es für das Spiel zu ernst und für den Ernst zu spielend sei, das gilt auch von dieser Novelle. Für den Ernst einer in einer bestimmten geschichtlichen Zeit und in der Umgebung von Persönlichkeiten, wie Prinz Louis von Preußen, sich bewegenden Erzählung ist sie zu sehr Dichtung; für das freie, heitere Spiel der Poesie hingegen ist die Zug für Zug, Schritt für Schritt berechnende Absichtlichkeit zu ernst und prosaisch. Mit Ausnahme der ersten und einigermaßen auch der dritten fehlt es diesen Novellen wesentlich am warmen poetischen Leben. Außer dem verdient der gar zu häufige Gebrauch von höchst unnötigen Fremdwörtern, wie Wehemenz, Reherchen, Attase, Affervation u. dgl. entschiedenen Tadel. Auch finden sich einige Nachlässigkeiten im Ausdruck, wie z. B. „um meinethalben“, „er trat rückwärts zurück“.

9. Ausgewählte Gesellschaft. Geschichten und Erinnerungen von Edmund Hofer. Stuttgart, Rabbe. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

Gute Gesellschaft hat ich gesehen, man nennt sie die gute,
Denn sie zum kleinsten Erblich keine Gelegenheit gibt —

sagt Goethe in den „Venetianischen Epigrammen“. Der Verfasser hat nach dem Anfang der ersten Erzählung sein Leben lang nichts verlangender aufgesucht und herzlicher geliebt, als absonderliche Menschen und gute Weine. Er weiß aus der unermesslichen Menge von Menschen und Geschichten mit sicherem Takt die absonderlichen, d. h. die auszuwählen, die einem Dichter irgendeine gewinnende, anziehende Seite darbieten. Er führt uns in die verschiedenste Gesellschaft, an den Brunnen und in die Schenke, in die Garaison und ins adeliche Schloß; aber überall ist er ein vorzüglicher Begleiter, ein Erzähler, wie es wenige gibt. Von Eifersucht erzählt er und von Verrath, von Rott und diebstahmigen Rauben, aber auch von Treue und Liebe und vom Sieg des Guten und Wahren. „Zeigt diesen Ausländern, daß ihr Herr im Hause seid und auf das in euern Augen Schicksale etwas haltet, meinte einer, und ich wette, der arroganterste Burche wird manierlich und traitabel, wie ein Hamschuh.“ Dies ist Anfang und Thema der ansprechenden Erzählung: „Tolle Streiche.“ Wie man Geistergeschichten behandeln und das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen muß, dies konnte ein Grothe aus der Erzählung „Schlag zwölf“ lernen. Was diese kurzen Geschichten und Erinnerungen über Erzählungen und Novellen gewöhnlichen Schlags ganz besonders erhebt, das ist der feine Duft, der Stimmungshauch, der sich über das Ganze verbreitet, sei es durch behagliche Schilderung, wie in „Am Brunnen“, sei es durch den unsichtbaren Zauber, der die Erzählung durchzieht. Die epische Breite, die uns am Anfang und in der Mitte gewinnend anheimelt, geht nach der Lösung des Knotens gewöhnlich in eine rasche, schlagartig zum Ziele drängende Darstellung über, während so manche Erzähler namentlich gegen den Schluß „alles so ehrlich heraus sagen, was sie denken und auch was der Leser sich denkt“. Sprache und Darstellung sind musterhaft; nur finden sich einige male unnötige Fremdwörter, wie z. B. eben in den „Tollen Streichen“. Doch vielleicht gehört dies gerade zum Charakteristischen des Solbatenlandes, in dem diese Erzählung spielt.

10. Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von Otto Ruppins. Zwei Bändchen. Berlin, F. Duncker. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Otto Ruppins hat sich durch seine Schilderungen des amerikanischen Lebens in kurzer Zeit einen berechtigten Ruf erworben. Auch diese Erzählungen, von denen schon die erste in der „Gartenlaube“ erschienen ist, sind sehr ansprechend, unterhaltend und belehrend zugleich. Der Verfasser schildert mit farbenhaftem Pinsel die Licht- und Schattenseiten des Lebens im Westen. Ein frischer kräftiger Hauch durchdringt alle diese Erzählungen, unter denen es schwer ist einzelne besonders auszuzeichnen. Der Deutsche kann aus Ruppins erschen, wie er im fremden Lande aufzutreten muß, um sich Achtung und Einfluß zu verschaffen. Merkwürdig ist es, daß in diesen Erzählungen die deutschen Männer bei Amerikanerinnen und die deutschen Mädchen bei eingeborenen oder deutschen Amerikanern in der Regel bei dem ersten Zusammentreffen ihr Glück, d. h. eine Eroberung machen. Sämmtliche Erzählungen schließen mit der Ehe. „Bei den Amerikanerinnen“, lesen wir II, 104, „ist alles äußerlich, alles vom Tacten bis zum Beten hat seinen bestimmten Schnitt, als wäre außer der Grenze sich kein einziges Gefühl bei ihnen geltend machen, und wer nicht gerade in ihrer Manier mit ihnen zu reden weiß, ist kein Mensch von Bildung. Ich aber bin einmal zu deutsch, halte es lieber mit einem herrlichen Worte, als den bloßen Redensarten, und finde so auch, trotz allen Ungeheueren, in den ersten Minuten jede Deutsche heraus, die das angeborene Gemüth niemals verleugnen kann.“ Wir sehen überall, daß auch in Amerika sich Partien finden, wo Liebe und

Gemüth nicht bloß im Begriff, sondern in Wirklichkeit walten, und daß, wer mit wahren, tiefem Gemüth Willenskraft vereinigt, im Westen wie im Osten steht. Die Sprache ist lebendig und gewählt. Hier und da finden sich Ungenauigkeiten, wie: „die sich geöffneten Arme“, „den Auserwählten harren“, „um ihrer Liebe (willen)“, „ohne nach ihr zurückblickend“.

11. Fürsten- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. Historische Erzählungen von Friedrich Abami. Berlin, Behr. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vaterländische Geschichte, von der der Titel spricht, ist die preussische und auf Belebung des specifisch preussischen Bewußtseins ist das ganze Buch berechnet. Die erste Geschichte: „Ein Trabant des Großen Kurfürsten“, hat das Motto:

Doch wenn auch der Kaiser den Ofen verlor,

Die Ehre des Reichs hält der Kurfürst empor.

Eugen Erdmann, Herzog von Württemberg.

Die Schlacht bei Fehrbellin und des Kurfürsten spätere Thaten bis zum Frieden von St. Germain werden lebendig und kräftig erzählt. Durchzogen ist diese Darstellung von Sittenschilderungen aus jener Zeit und, was natürlich nicht fehlen darf, von einer Liebesgeschichte. Das zweite Bild erzählt den bekannten Proceß des Müllers Arnold unter Friedrich dem Großen ebenfalls sehr lebhaft und ausführlich; nur ist auch hier wieder eine Liebesgeschichte so gut oder so schlecht, als es die herrschende Spinnwebenmanier erlaubt und das liebe Publikum zu besserer Verdauung des ersten Inhalts verlangt, in das Ganze hineingeflochten. Nach meiner Ansicht hätte der Verfasser besser gethan, wenn er die Sittengeschichte jener Zeit noch mehr berücksichtigt und uns mit den sentimentalen Scenen verschont hätte.

12. Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten von Karl Adam Kaltenbrunner. Mit 17 Illustrationen nach Zeichnungen von J. Kollarz und W. Kasper. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dorf- und Volksgeschichten hat der Verfasser sein Best getauft. Wir lernen wirklich daraus die Eigenheiten des Völkchens im Traungau kennen. Freilich, wenn auch Kleidung, Manieren und Sprache beim Bauernstand verschieden sind, Herz und Weltanschauung bleiben sich überall gleich. Der Bauer ist — ich spreche aus Erfahrung — der größte Tugendmensch, und so findet sich denn auch bei diesem Alpenvölkchen eine Schamhaftigkeit, ein Ausholen und Aushorchen, ein Zug für Zug berechnende Abfichtlichkeit. Die Gemüthlichkeit, die mit dieser Tugend Hand in Hand gehen soll, ist vielmehr vom Standpunkte der Cultur und des Temperaments, als von dem des bewußten sittlichen Willens zu begreifen. Gewiß ist Poesie, Leidenschaft, Empfindung und Humor auch in diesem Gebiet zu Hause; aber es gehört ein grübeltes Auge dazu, einen solchen Schatz zu finden und noch mehr ihn zu heben. Wenn irgendwo so ist hier Auswahl geboten. Denn der Kreis von Gedanken und Anschauungen, in dem sich das Dorfleben bewegt, ist gering und einförmig, und nicht der Bauernstand, sondern der freie Bürgerstand, der Handwerker- und Gewerbestand mit seiner gebiegenen Mitte bildete früher den Kern unsers Volks und ist noch jetzt unsere Hoffnung für die Zukunft. Soll daher aus dem Dorfleben eine Pflanze in den Garten der Poesie versetzt werden, so gilt es den Unrath und das Ungeziefer, das sich an die Wurzel gehängt hat, vorher tüchtig abzuschütteln. Kaltenbrunner's drei Erzählungen neigen sich gar zu stark zur realistischen Behandlung hin. Daß der Verfasser in der Dorfgeschichteliteratur einen neuen Griff gethan habe, kann man nicht sagen; Auerbach und Immermann stehen hoch über ihm. Schon in der ersten und längsten Novelle zeigt sich dies, wo die Ahne Regina mit dem Maler des Orts im vorgerückten Alter in eine liebeleere und kinderlose Ehe tritt, die den Gatten zur Untreue, zur Trunksucht und zum Tod in den Flammen führt. Daneben läuft die Liebesgeschichte zwischen Regine's Enkelin und einem Knecht, die zu-

leht zum Ziele führt. Mehrere von diesen Zügen sind schon bei Auerbach dagesen und zwar origineller als bei Kaltenbrunner. Ansprechender und freundlicher und wirklich recht spannend erzählt ist „Der arme Lotteriespieler“. Die dritte Erzählung: „Ein räthselhafter Schuß“, ist eine Jäger-, Deserteur- und Sennerinnengeschichte, und es fehlt ihr nicht an richtiger Motivierung, Abwechselung und spannender Verwicklung. Wir setzen hier klar: je mehr die Dorfgeschichte aus der engen Umgrenzung des Dorfs heraustritt und sich zu einer Volksgeschichte erweitert, um so interessanter und poetischer wird sie. In der Darstellung ist zu tabeln, daß die Redeweise, die doch in Dorfgeschichten möglichst volksthümlich und natürlich gehalten sein sollte, häufig von sentimentalen oder gezielten Wendungen unterbrochen wird. So lesen wir S. 69: „Es lag der ganze negative Gedankenkreis darin, in welchem sich die junge Dirne bewegte“; S. 255 oben lesen wir von den psychischen Folgen der Desertion, S. 176 sagt eine Mutter zu ihrem Sohn: „Unser Herrgott hat dir Verstand, die Natur ein angenehmes Aeußere gegeben.“ So spricht keine Bäuerin. Bei Auerbach findet sich Ähnliches hier und da wenigstens, bei Hebel gewiß nirgend. Inbessen ist Kaltenbrunner's Volkchen von der Cultur noch ganz unbeleckt, steht namentlich auch zur Geistlichkeit in einem ganz patriarchalischen Verhältnis, während Auerbach's Landleute schon aufgeweckter und aufgeklärter sind, weswegen diese modernen Anklänge bei Auerbach uns weniger beleidigen als bei Kaltenbrunner. In den Aumerlungen werden manche Ausdrücke im Text erklärt, die gar keiner Erklärung bedürfen, z. B. die doppelte Verneinung, die doch gewiß nicht bloß eine Eigenthümlichkeit des Trauungsaus ist; die Redensarten „etwas übers Herz bringen“, „sich fast den Kopf herunterreißen“, der Handwerksburschenausdruck „sehten“. Man kann im Erklären auch des Guten zu viel thun. So meint, beiläufig gesagt, H. Dünker, Valentin's Worte „und nun ums Haar sich auszurufen und an den Wänden hinaufzulaufen“ erklären zu müssen, und bemerkt in seinem Commentar: Ausdruck der Verzweiflung, die keinen Ausweg findet. Man denke sich einen Leser des „Faust“, der sich über Valentin's Worte bei Dünker Belehrung holt!

13. Zwei Weihnachten. Von Heinrich Rückner. Danzig, Rasemann. 1863. 16. 15 Ngr.

Ein allerliebtes Büchlein, nach Form und Inhalt durchaus gebiegen, dem ein recht starker Leserkreis zu wünschen ist, um eine ebenso gemüthvolle als klar-verständliche Auffassung der höchsten Güter der Menschheit zu verbreiten. Tiefes Gefühl für alles wahrhaft Edle und Menschliche und schneidende Satire über menschliche Verfehrtheiten vereinigen sich zu einem wunderbaren Ganzen. Der Held des Buchs, ein jüdischer Arzt in einem Landstädtchen, erzählt in seinem Nachlaß seine äußere und innere Lebensgeschichte. Zweimal bildet die Weihnachtsfeier einen Wendepunkt in seinem Leben und dient dazu, ihn zu dem Vertreter echter Humanität zu erziehen, als der er in jenem Städtchen allgemeine Liebe und Achtung genießt. Die zweite Weihnacht ist mit der Geschichte einer unglücklichen Liebe eng verflochten, in der doch der Arzt nach seinem eigenen Geständniß das höchste Glück gefunden und deren Andenken er an jedem Weihnachtstest auffrischt. Sprache und Stil sind musterhaft, nur S. 55 findet sich ein kleines Verschen: „ich wand ein“ statt „wandte ein“. Wir empfehlen das Büchlein aus voller Ueberzeugung nicht nur allen Freunden der verrufenen Humanität, sondern namentlich auch allen Raubhäußlern und verwandten Gemüthern. Letztere werden aus dieser Erzählung, die wenigstens dem Hauptinhalt nach offenbar auf einer wirklichen Geschichte beruht, ersehen, daß eine sehr würdige und ideale Auffassung der Religion auch noch auf einem andern Standpunkt möglich ist als auf dem ihrigen. Gustav Hauff.

Schiller als Körner'scher Handbichter und Caricaturist.

1. Ich habe mich rasiren lassen. Ein dramatischer Scherz von Friedrich von Schiller. Aus der Originalhandschrift im Einverständniß mit der Familie Schiller's zum ersten mal herausgegeben von Karl Rünzel. Leipzig, Payne. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Avantüren des neuen Telemachs oder Leben und Ersektionen Körner's des decenten, consequenten, pflanten u. s. w. von Hogarth in schönen illuminirten Kupfern abgefaßt und mit bestrebigenden Erklärungen versehen von Winkelmann. Rom 1786. Nach den Originalzeichnungen Friedrich von Schiller's und der Originalhandschrift L. F. Huber's im Einverständniß mit deren Familien zum ersten male herausgegeben von Karl Rünzel. Leipzig, Payne. 1862. Gr. 4. 1 Thlr.

Das deutsche Publikum steht sich, nicht gerade plöglich, denn es ist davon schon längere Zeit in der Presse die Rede gewesen, durch das Erscheinen von zwei nachgelassenen, bisher unbekannt gebliebenen Schöpfungen Schiller's überrascht, die in der That einzig in ihrer Art sind, indem die eine ihn als jocosen Lustspielbichter, die andere sogar als Zeichner und Maler zeigt. Beide Erzeugnisse, sowol das literarische wie das artistische, waren, wie man ja wol bereits allgemein weiß, zur Ertheiterung des Körner'schen Hauses und natürlich durchaus nicht für die Deffentlichkeit bestimmt. Es drängt sich zunächst die Frage auf, ob der Herausgeber, Karl Rünzel, sich durch ihre Veröffentlichung eines indisecreten Verfahrens schuldig gemacht habe oder nicht.

Die verwitwete Frau Staatsrath Körner schenkte als Matrone von 71 Jahren dem Herausgeber, dessen Passion es war und ist, Handschriften bedeutender Persönlichkeiten zu sammeln, bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1833 die Handschrift des Lustspiels und somit auch ohne Zweifel die Originalzeichnungen der „Avantüren“, aber nur unter der Bedingung, „in gehöriger Zeit, d. h. ehe der Tod naht, das ganze Heft, oder doch wenigstens diejenigen Stellen vernichten zu wollen, die irgendeine Nuance von Schatten auf Körner's oder Schiller's Charakter werfen könnten“. Dies mußte er ihr sogar mit seiner Namensunterschrift versprechen. Durch dieses Document war ihm also nicht bloß die Nichtveröffentlichung, sondern sogar die gänzliche oder partielle Vernichtung des Hefts zur Pflicht gemacht.

Der Herausgeber versichert nun im Vorwort zum Lustspiel, daß er sich, wie sich dies eigentlich auch von selbst versteht, durch dieses der ehrwürdigen Matrone gegebene Versprechen gebunden fühlte und daher bis vor kurzem an eine Veröffentlichung des Lustspiels nicht dachte. Doch hätten ihn die in den letzten Jahren „aus mehrfacher Veranlassung dringender gewordenen Anforderungen“ bewogen, die Sache „einem Kreise literarischer Freunde“ vorzulegen und diese seien einstimmig der Meinung gewesen, daß er sich von den „vermeinten“ Verpflichtung als losgesprochen betrachten dürfe; die ihm auferlegte Bedingung habe sich von selbst auf, weil das, was sie voraussetze, wol für die Aengstlichkeit einer alten Dame, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden sei. Dieses dann weiter motivirte Gutachten bedt den Herausgeber übrigens weniger, als die auf dem Titel befindliche Angabe, daß die Veröffentlichung „im Einverständniß mit der Familie Schiller's“ geschehe. Was den Beileger betrifft, so ist dieser, dünkt uns, doppelt gebet, einmal durch die Erlaubniß, die sich der Herausgeber genommen, und sodann durch das Einverständniß seitens der Familie Schiller's.

Ein englischer Handschriftenfammer würde allerdings ein im gleichen Falle gegebenes Versprechen heilig gehalten und die betreffende Handschrift als kostbaren Familienschatz unter sieben Siegeln aufbewahrt haben. Aber in Deutschland, das sich seiner Gewissenhaftigkeit so selbstgefällig rühmt, scheint man in Bezug auf literarische Veröffentlichungen dieser Art überhaupt

von Discretion nichts mehr zu wissen, und ehe nicht einmal ein Todter, mit dessen Nachlaß man Mißbrauch getrieben, als Aretinaut aus seinem Grabe wieder aufersteht und Protest einlegt oder besser einen Proceß einleitet und ihn gewinnt, ehe wird man sich wol nicht bewegen können, in dieser Hinsicht ein gewissenhafteres Verfahren zu beobachten.

Eine Entschuldigung findet die Herausgabe freilich durch den Umstand, daß allerdings weder in dem Lustspiel noch in dem Epilog Schiller'scher Zeichnungen sich irgendetwas befindet, was auf Schiller's oder Körner's Charakter irgendeinen Schatten werfen könnte, und wir, der Berichterstatter, hätten nun nur noch zu fragen, was die Literatur durch das Lustspiel oder die Kunst durch Schiller's Zeichnungen gewonnen habe. Beide haben durch sie nichts gewonnen — namentlich sind die Zeichnungen eigentlich ein Pasquill auf alle Kunst und Kunsttechnik —, aber wol fällt in anderer Hinsicht immerhin ein kleiner Gewinn davon ab. Dieses durchaus harmlose Lustspielchen und diese gerade durch ihre Unbeholfenheit und Krüppelhaftigkeit posittiv wirkenden Zeichnungen zeigen, daß Schiller in seinen jüngern Jahren wirklich eine ursprüngliche Neigung zur Komik und Satire besessen habe. Wir finden sie ja auch in manchen seiner Jugendgedichte, in seinem „Promemoria an die Gonfistorialrath Körner'sche weibliche Wäscheputzation“, in einzelnen Charakteren seiner frühern Dramen und selbst noch in „Ballaststein's Lager“ deutlich genug ausgesprochen. In seinen spätern Tragödien, wie schon früher im „Don Carlos“, hat er freilich jede Annäherung von Komik und Humor principiell unterdrückt, obgleich, wie wir denken, im „Wilhelm Tell“ etwas derber schmeiçer Wankers- oder Dittendhumor sehr wohl angebracht gewesen sein würde; substituirt er doch sogar, einmal in diesem für einen dramatischen Dichter etwas einseitigen Princip besaßen, im „Rachbeth“ für die prächtigen, den tragischen Eindruck der furchtbaren Situation nur verklärten Späße des trunkenen Hötnerers das andächtige Abendlied eines frommen Wächters. Dagegen hat er auch noch in späterer Zeit in seinen Bearbeitungen der „Turandot“ und zweier französischer Lustspiele, dann auch in einigen kleinern Gedichten der komischen Muse seinen Tribut abgezahlt und in den „Xenien“ seiner satirischen Laune den Jügel schiefen lassen.

Unbestritten bleibt somit bei Schiller eine Neigung und Anlage zur Komik und zu satirischer Auffassung, die sich auch in dem hier zum ersten mal gedruckten Familienlustspielchen im ganzen harmlos, dann und wann aber auch in etwas rohen Zügen äußert, so wenn der Professor Weder einmal erzählt, daß er sich im Laufe des Vormittags ein Geschwür habe aufschneiden lassen, worauf sich Minna „spieß“ und davonläuft. Stärkeres der Art wird noch weiterhin bei der Skizzirung des Schwantes zur Sprache kommen.

Weiter erkennen wir aber auch in vielen einzelnen Zügen Schiller's Befähigung, den Menschen ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen abzulesen und sie mit wenigen Strichen lebensähnlich darzustellen, worin sich der geborene Dramatiker verrät. Dadurch gewinnen wir aber zugleich einen genauern Einblick in das Treiben und den Umgangston des Körner'schen Hauses und in gewisse Charaktereigenschaften oder typische Gewohnheiten der Familienmitglieder und Bekannten, wie in die naiven Belustigungen jener gerade hierdurch der Entwicklung der Poesie besonders günstigen Zeit, wo man noch einfach genug war, um an Epöen, wie diese Schiller'schen sind, sein Vergnügen zu haben, und so darf man dem ungenannten Verfasser der Einleitung wol recht geben, wenn er zum Schluß das Lustspiel nicht als eine Offenbarung von Schiller's dichterischem Genius, sondern als anspruchsvollen Beleg, „wie bequem gefellig den hohen Mann der gute Tag gezeigt“, den Verehrern Schiller's empfiehlt. Aber wir fürchten, daß gerade diesen, die Schiller immer auf hohem Ideen Rothurn erblicken und ihn auch stets so dem Publikum vorgeführt sehen möchten, diese Publicationen keine allzu willkommenen Gaben sein werden.

Die Schiller'sche Hauspost: „Ich habe mich raßren lassen“

(Nr. 1) zeigt uns den guten, liebenswürdigen, mehr projectirenden als das Projectirte ausführenden Körner, wie er sich durch eine Reihe störender Besuche einige Vormittagsstunden, die er sein nennen zu können glaubt, insolge seiner gutmüthigen Schwäche rauben läßt und darüber verärgert, einer auf 1 Uhr angefügten Sitzung des Gonfistoriums beizuwohnen. Erst kommt während des Raßrens Schiller selbst, der einen von Körner beabsichtigten und bereits begonnenen Aufsatz abholen will, aber nichts als die Anfangsworte des ersten Briefs von Rafael an Julius in den „Philosophischen Briefen“ findet, nämlich die Worte: „Ein Glück, wie das unserige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches“ — Schiller fragt: „Wo geht's denn fort?“ und ruft, als Körner antwortet: „Das ist alles!“ erschrocken aus: „Ach, du lieber Gott! Da bin ich wieder angeführt.“ Dann erscheint Körner's Gattin, Minna, die bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit ihre Lieblingsversicherung „Allzeit!“ vorbringt und Schiller einmal „Hanswurst!“ anredet, was fast darauf schließen läßt, daß sie ihn so, und vielleicht öfters, genannt habe und daß Schiller, der zugleich zu jener Zeit die schöne Kunst der Selbstironie besaß, damals mehr, als man jetzt sich vorstellt, etwas posittlicher Natur gewesen sein mag. Sodann tritt eine unerklärliche Person, welche „Seifenbekannter“ genannt wird, und ohne Zweifel ein Abschreiber war, der aus irgendeinem Grunde diesen Beinamen erhalten hatte, mit Ruskalien unter dem Arme auf. Nachdem Körner ihm für die Abschrift eines Acts von „Don Carlos“ Zahlung geleistet, erscheint der Professor Weder, der Kunstschriftsteller, der Körner mit allerlei Mittheilungen eine geraume Zeit aufhält. Hieran tritt Dorchon (Dorothea Stodt, Minna's Schwester) auf und erinnert Körner daran, daß das Wirthschaftsgeld „alle“ sei und daß sie drei Thaler für den Buttermann und sechs für den Fleischer brauche. Sodann lassen sich der Schneider und Schuster anmelden, jener um ihm eine Weste anzuprobiren, dieser um ihm Maß zu Stiefeln zu nehmen. Minna tritt abermals auf und mahnt Körner daran, daß es bereits 10 Uhr geschlagen, worauf er sie „kleine Maus“ und „Nieschen“ nennt und sich von ihr einen Kuß und noch eine Tasse verabreichen läßt. Ueber erscheint nun und während der Schuster liegend das Maß zu den Stiefeln nimmt und der Barbier, Gottlieb, fortzast, lieft er Körner etwas vor, wird aber von Minna, die ihm zugleich eine Ohrfeige applicirt, mit den Worten unterbrochen: „Pack er ein mit seinem Wisch, Gesel!“ Rasch hintereinander kommen nun Haase, damals Amtsauctuar, später Kriegsrath und Geheimrer Cabinetssecretär, der sich auch in der Schriftstellerei versuchte, der Kaufmann Bassenge, Haase's Schwager, und Madame „Wolken“, die an Körner unter andern die Frage richtet: „Sie haben da eine scharmante Leinwand. Was gilt die Elle?“ Nun wird der Graf Schönborg angemeldet; Körner ruft: „Hol ihn der Teufel!“ sät aber sofort hinzu: „Es wird mit eine Ehre sein!“ Der Graf Schönborg erscheint, fragt den Gonfistorialrath, ob er einen Käufer für einen „herrlichen Schimmel“ wisse, und ob er einem Freunde, der sicher wie Gold sei, Geld vorschießen könne, knallt dann mit der Peitsche und geht ab. Unmittelbar darauf erscheint die Köchin mit einer Nachricht, Herr Wellmann mit der Frage, ob er die Klaviere stimmen könne und Dorchon mit der Meldung, daß der Tischler mit einer Rechnung da sei. Hieran schließt sich folgende Scene:

Minna. Mach, mach, Körner. Den Augenblick schlägt's 12 Uhr.

Körner. Donner auch. Ich eile, was ich kann, aber ich kann doch nicht heren.

Minna (empfindlich). Ich bin ja nicht schuld daran. Brauchst du mich denn so anzufahren.

Körner. Bis nicht böse, kleine Maus. Hab's nicht gern gethan.

Minna. Allzeit muß ich's entgelten (ab. Man pocht).

Körner. Wer pocht schon wieder? Will das wahren bis an den jüngsten Tag?

Gottlieb (hinans, kommt wieder). Ein Candidat, Herr Doctor.

Körner (steht erbozt auf). Daß dich alle Teufel.

Candidat (bemühtig). Ich gebe dir die Ehre, den Herrn Conßitorialrath meine Dissertation des Transsubstantions zu überreichen.

Körner. Er kann mich (Candidat geht kumm ab).

In dem Schiller'schen Manuscript finden sich, wie in den Anmerkungen berichtet wird, die zu ergänzenden Worte, welche nur in einer Zeit von ungenirtester Naivetät, wie die damalige war, von Frauen gelesen oder gar auch mit angehört werden konnten, „fiedlich ausgeschrieben“. Kaum hat aber Körner die unsaubere Phrase ausgestoßen, als er sie auch wieder schon benutzt, und Gottlieb damit beauftragt, den Candidaten zum Essen einzuladen, um seine Beleidigung gut zu machen. Minna, Schiller und Huber stürzen jetzt zugleich ins Zimmer und rufen alle durcheinander: „Kunze ist hier aus Leipzig! Körner! Kunze ist hier!“ worauf sie wieder fortrennen. Nun folgt „Körner's Monolog“:

„So muß ich eilen und meine Hosen anziehen. Endlich bin ich allein. Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!“ Während er nun seine Hosen anzieht, tritt Dörchen herein und als sie ihn in seiner Attitude erblickt, ruft sie: „O Himmel und Erde!“ und stürzt hinaus. Gleich darauf bringt sie aber wieder ins Zimmer und zwar mit Schiller, Huber und Minna, welche einen Brief annehmen; er ist aber nicht der erwartete Gelbbrief, sondern nur ein Brief von einem Wetter Körner's. Alle „sehen starr“. Dieser allgemeinen Erstarrung folgt unmittelbar der Schluß:

Gottlieb. Es schlägt 1 Uhr, Herr Doctor!

Körner. Da ist's zu spät ins Conßitorium! Lauf er hinein, Gottlieb! Ich lasse mich für heute entschuldigen!

Dörchen, Minna, Schiller, Huber. Aber lieber Gott! Wie hast du den ganzen Vormittag hingebacht?

Körner (in wichtiger Stellung). Ich habe mich rasiren lassen! (Der Vorhang fällt).

Man wird gesehen müssen, daß, wenn auch die Einzelheiten nicht besonders geistreich und wichtig sind, das Ganze doch eine brillante Anlage hat und sehr harmloser Art ist. Es geht darin allerdings ziemlich ungenirt her; aber man muß dabei die Gewohnheiten jener Zeit in Anschlag bringen und nicht vergessen, daß man damals überhaupt auch in den gebildeten Kreisen eine derbere Sprache redete, mehr natürlicher Mensch war als jetzt und einander nichts übel nahm; und da jene Ungenirtheiten selbst bei den Frauen des Körner'schen Hauses so wenig Anstoß fanden, daß sie das Manuscript, welches sie enthielt, sogar lange Jahre wie ein Familienheiligthum aufbewahrten, so braucht auch das Publikum daran keinen Anstoß zu nehmen.

Nach der Ansicht und den Untersuchungen des Verfassers der Einleitung mag Schiller den Schwank im Jahre 1787 verfaßt haben, um durch ihn den Geburtstag Körner's zu feiern. Das durchaus von des Dichters eigener unverfälschter Hand geschriebene Manuscript besteht aus nur drei Foliobogen, ist aber durch splendiden Satz, durch Vorwort und Einleitung (letztere beiden umfassen allein 20 Seiten) und durch die Anmerkungen im Druck zu einem schön ausgestatteten Buche von 55 Seiten ausgedehnt worden. Einen Titel hatte der Dichter seiner Bursche nicht gegeben; man benutzte dazu, und wie es uns scheint, sehr glücklich, die drastischen Schlussworte Körner's. Wäre die Aufführung des Schwanks, was aber zweifelhaft erscheint, wirklich im Freundeskreise zu Stande gekommen, so hätte, laut einer Vorbemerkung in Betreff der Kostüme, Schiller mehrere Rollen dabei übernommen, nämlich als Schiller selbst, als „Seifenbekannter“, als „Wolfs“, als Schumacher und als Candidat.

Ueber das Curiosum, die „Avantüren des neuen Telemachs“ (Nr. 2), dürfen wir uns kürzer fassen, da wir demselben keinerlei literarische Beziehung abgewinnen können, und selbst so manche Anspielungen auf das Körner'sche Haus für Nichteingeweihte

unklar sind; es hat nur als Schiller'sche Reliquie einen beschränkten, wir möchten fast sagen lächerlichen Werth. Die Schiller'schen Zeichnungen, mit Unterschriften von Schiller's eigener Hand versehen, sind von der Sorte, wie sie etwa von acht- oder zehnjährigen Knaben angefertigt werden, die noch keinen Zeichenunterricht gehabt haben und Thiere, Menschen, Häuser u. s. w. nur nach den Eingebungen ihrer knabenhaftesten Phantasie oder nach den Vorlagen schlechter illuminirter Kupfer in Kinderbüchern mit unbehüllicher Hand zu Papiere bringen. Wir wissen nicht, ob Schiller besser hat zeichnen können und hier nur absichtlich so vertrackt gezeichnet hat; aber hätte er auch besser zeichnen und illuminiren können und mehr Mühe darauf verwandt, so würde er doch keine Contouren geliefert haben, welche den holländischen und italienischen Meisterwerken der bresdener Galerie gleichgekommen wären, die er um die damalige Zeit wunderbar genug gegen den Galeriedirector Hartmann insgesammt als „alte Lumpen“ bezeichnete. Und so entsprechen diese selbstverfertigten Bilder vielleicht doch gerade recht sehr seinem damaligen Kunstgeschmack. Der Publicus derselben ist freilich curios und possirlich genug, wenn man den Gedanken festhält, daß das Ganze eine Compagniearbeit Schiller's und F. Huber's ist, indem der erstere die Compositionen zeichnete, Huber aber die Erklärungen dazu lieferte; und letzteres wollen wir gern glauben, da dieselben, wenn auch weniger geniales Wetterleuchten, doch feinere, auf einen raffinirten Kunstgeschmack hinweisende Ironie offenbaren, als sie damals Schiller in seinen humoristischen Exercitien zu Gebote stand.

Da erblickt man z. B. auf einem Bilde mit der Unterschrift „Körner und der Postillon“ Körner nebst Gehälste in einer Postkutsche fahrend, die mit zwei sabelhaften vierbeinigen Geschöpfen bespannt ist, welche abgetriebene Säule vorstellen sollen. Fig. 2 des Bildes stellt dar, wie Körner den Postillon für das langsame Fahren „abschmäht und bestraft“, d. h. er reicht ihm mit einem tiefen Wüchling seine Börse dar. Schiller liebte es vielleicht nur zu sehr, sich über solche Züge von Körner's Gutmüthigkeit lustig zu machen. Auf einer andern Tafel wird Körner's Langsamkeit im Betriebe der Schriftstellerei u. s. w. in verschiedenen successiven Gruppen zur Anschauung gebracht. Zu der Tafel „Körner's Familienleben“ lautet die Erklärung von Hogarth (Huber): „Hier wird gesehen Körner in der Mitte, oder vielmehr zu den Füßen seiner Familie. Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. Fig. 2 ist der berühmte Dichter, Körner's adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben.“ (Man erblickt nämlich Körner's „adoptiven Sohn“, ohne Zweifel Schiller selbst, auf dem Kopfe stehend.) „Fig. 3 stellt für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dörchen, welcher Fig. 4 Minna zusieht, und mit sträflischem Gesicht: Allzeit! dazu sagt. Fig. 5 ist die Köchin, welche durch den rührenden Anblick einer Klysterspritze die schellende Minna an ihre Sterblichkeit erinnert.“ Zu der Tafel „Die verkehrte Welt“ liest man folgende Erklärung: „Hier steht man Körner an der Bildung seines Vaters arbeiten. Er liest ihm, die Ruthe in der Hand, ein ästhetisch-moralisches Collegium über die „Räuber“ vor. Ein vortrefflicher Zug des Künstlers ist, daß der Supercintendent die „Räuber“ verkehrt in der Hand hält, wahrscheinlich weil er dabei eingeschlafen ist, und dieser profane Schlaf rechtfertigt die Ruthe in der Hand des Sohnes vollkommen.“ Endlich erwähnen wir aus diesem aus 13 Tafeln bestehenden curiousen Bilderzyklus noch die „Reise nach Aegypten“, aus welcher wir fast schließen möchten, daß Körner irgendeinmal von dem abenteuerlichen Project gesprochen habe, nach Aegypten zu reisen. Die Erklärung lautet: „Hier ist zu sehen Körner's unvergleichliche Reise nach Aegypten, an welcher der Pinsel unsers zweiten Rafael sein Meisterstück geliefert hat. Körner sitzt auf einem Esel, welcher blutige Thränen über seinen Herrn weint, ihm voraus geht Dughanton, mit kothigen Stiefeln. Er schreitet unerschrocken gerade auf einen Krokodil zu, welcher mit offenem Rachen unter dem Koth der Meere und über dem Nil steht. Au

dem Rother Meer, auf welchem Pharaos Krone schwimmt, ist Rosas mit den Gespielern und einer Ruthe in der Hand. In dem andern Ufer des Nil liegt die Königin Kleopatra, noch jetzt schön, auf dem Grafe, mit der Schlange am Busen. Kennen des Radten werden diese Figur nicht genug bewundern können, und Aestheten müssen die Pyramiden anerkennen. Auch die Landshaft ist vortreflich. Diese curiösen Bilder wurden von Schiller im Jahre 1786 zu Körner's Geburtstag angefertigt; Schiller bezieht sich darauf in einem Briefe aus Jena vom 12. Septem. ber 1790 als ein opus, „was ich vor vier Jahren zu deinem Geburtstage gemalt habe“. (S. „Schiller's Briefwechsel mit Körner“, II, 200.) A. M.

Die Schlacht von Jena und Auerstädt.

Die Schlacht bei Jena nach den besten Quellen und Schriften für die Beschauer der Gegend von Jena und für Freunde geschichtlicher Erinnerungen überhaupt, erzählt von C. Klopffleisch. Nach einer Karte. Jena, Verlags. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

In dem etwas langen Titel ist die Bestimmung des Werks angegeben und wir glauben, daß es seinen Zweck vollkommen erfüllt. Der Verfasser sagt im Vorwort, daß die Schlachten von Jena und Auerstädt die hervorragendste Erinnerung seiner Kindheit bilden und daß er später in einer langen Reihe von Jahren die drücklichen Verhältnisse der Gegend genau kennen gelernt, so daß er Freunden und Bekannten oft als Führer habe dienen können. Nun sei ihm von verschiedenen Seiten die Aufforderung geworden, eine faßliche Geschichte der Schlacht, die leichter zugänglich wäre, als die größern Werke über dieselbe, zu schreiben und dadurch den Wünschen nicht nur vieler Bewohner Jena's, sondern auch vieler Besucher seiner Umgegend entgegenzukommen. Dies zur Erklärung der Arbeit überhaupt. Der Verfasser glaubt aber auch durch sein Werk dem politischen Streben, wie es in Preußen sich jetzt wieder kund gibt, eine gar ernste und gemessene Warnung zu erteilen. Wir glauben nur, daß diejenigen, an deren Adresse diese Warnung gerichtet ist, schwerlich das Buch lesen werden. Es ist jetzt Mode geworden, die Niederlage von Jena dem damaligen politischen System und dem vorherrschenden Junkerthum zuzuschreiben. Nun ist es aber zweifellos, und auch aus der vorliegenden Darstellung geht es unzweifelhaft hervor, daß die Schlacht von Jena ganz entschieden gewonnen werden mußte, wenn nicht große taktische Fehler vorgefallen wären; gewonnen, also trotz jener politischen und socialen Mißverhältnisse! Ob der Absolutismus mit all seinen Konsequenzen gerade schlechte Generale erzieht? Wir möchten daran zweifeln, wenn wir die Feldherren Friedrich's des Großen und Napoleon's I. betrachten, sind überhaupt der Meinung, daß die Erklärungen der Kriegskunst und Kriegsgeschichte nicht nach politischen Doctrinen beurtheilt werden können.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift thut das auch keineswegs, sondern stellt die Thatsachen nach den besten Quellen und lokalen Ermittlungen einfach dar, so daß auch nichtmilitärische Leser sich ein klares Bild der Schlacht daraus entnehmen können. Er hat den Stoff in drei Abschnitten gegeben: „Vor der Schlacht“, „Die Schlacht“ und „Nachträgliches zu der Schlacht“. Im ersten stellt er die gegenseitigen Streitkräfte dar, die innere Verfassung der Armeen und ihre Führung, endlich die Begebenheiten von der Größung der Feindseligkeiten bis zum 14. October. Das Treffen bei Saalfeld, welches Prinz Louis Ferdinand gegen den Befehl des Fürsten von Hohenlohe angenommen hatte, hatte höchst ungünstig auf die ganze Armee; ein neuer Beleg für die alte Wahrheit, daß der Ausgang der ersten Gefechte im Krieg von großer Wichtigkeit ist. In Jena entstand durch ein falsches Gerücht, daß die Franzosen in die Stadt gekommen, ein wahrhaft panischer Schrecken, der nicht allein die größte Verwirrung erzeugte, sondern auch Veranlassung gab, daß der Proviandtrain ausblieb und die Verpflegung der Truppen lückte. Am schlimmsten sah es damit bei den Sächsen aus. Ihr Selbstbäcker, die sich schon etabliert hatte, erhielt auf die

1863. 10.

Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld Befehl, nach Weimar abzugehen und gehorchte mit solcher Hast, daß der Leig für mehr als 20000 Brote ins Wasser geworfen wurde! Im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig herrschte Unentschiedenheit, Unsicherheit, Jögern. Geng berichtet, daß einige höhere Offiziere den General Kalkreuth beschworen hätten, den Oberbefehl zu übernehmen, weil sonst die Krone des Königs in Gefahr stehe, da der Herzog weder wisse was er thue, noch was er thun solle und sich überdem mit Scharnhorst abgeworfen habe. Dazu kam die unzufriedene Stimmung der Sächsen, erzeugt durch den Mangel, dem sie auf unverantwortliche Weise ausgesetzt waren, so daß General von Zeitzsch schon mit der sächsischen Armee abmarschiren wollte. Dennoch war der militärische Geist der Truppen, wie auch in diesem Werke betonen wird, vortreflich. Aber es geschah nichts; der günstige Augenblick, einen entscheidenden Schlag zu führen, verstrich; der Angriff, zu dem der Fürst Hohenlohe entschlossen war, unterblieb, weil er aus dem Hauptquartier Befehl erhielt, nicht anzugreifen, und auf das strengste dafür verantwortlich gemacht wurde. „Sicher wäre der Schlag am 13. gelungen“, sagt der Verfasser mit Recht, „da die feindlichen Kräfte auf dem Landgrafenberge um diese Zeit noch schwach waren.“ Der Fürst war in jorner Aufregung über den erhaltenen Befehl, aber er gehorchte! Wir stellen den unbedingten militärischen Gehorsam ganz sehr hoch, aber wo der Befehl für die Lage, welche im Hauptquartier unbekannt ist, nicht paßt oder gar die unglücklichen Folgen haben muß, da ist es Pflicht des Führers, auf seine eigene Verantwortung zu handeln, selbst, wie Nord, auf die Gefahr hin, später auf den Sandhaufen knien zu müssen. Auch Mombi in seinem trefflichen Werke sagt von dem Fürsten: „Ein Gehorsam nach dem Buchstaben war hier gewiß das Labels-werthe, was geschehen konnte.“ Eine Detachirung nach Dornburg, welche befohlen worden, führte der Fürst persönlich dahin, ohne dem General Tauenzien, dem er das Commando gegen den Feind auf dem Landgrafenberge übergab, die geringste Instruction zu hinterlassen, er verlegte die Truppen bei Dornburg in weiträumige Quartiere, weil sie nichts zu fürchten hätten, that für die Sicherung des Uebergangs bei Ramburg gar nichts und kehrte nach Kapellendorf zurück, wo er auch von der Meldung Tauenzien's, daß der Feind sich auf dem Landgrafenberge ansehnlich verstärkt und an den Wegen arbeite, am Kanonen hinaufzuschaffen, wenig Notiz nahm. Napoleon, nachmittags in Jena angekommen und gleich auf den Apollaischen Steiger geritten, war ganz erschaut über den Anblick der auf dem linken Saalauer gelegenen Höhen und über die Hindernisse, welche die preussische Armee seinem Vordringen auf das Plateau des Berge hätte entgegensetzen können. Wäre das geschehen und hätte Fürst Hohenlohe auch nur den drücklichsten Angriff noch ausgeführt, die Schlacht, wenn sie überhaupt dann noch hier geschlagen worden wäre, hätte nimmermehr diesen verderblichen Ausgang nehmen können, und Preußen wäre viel Schmach erspart worden.

Die Schlacht erzählt der Verfasser nach den besten Werken über jenen Krieg, wir können seine Darstellung für ihren Zweck nur als gelungen bezeichnen. Die Leser werden sich hier überzeugen, daß sich die Truppen, Mannschaft wie Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, gut und tapfer geschlagen haben und daß es noch zuletzt Momente gegeben hat, wo ein günstiger Erfolg möglich und ein kraftvoll geführter Stoß von unberechenbaren Folgen gewesen wäre. Wir bedienen uns der Worte des Verfassers und wünschen seinem Werke die weiteste Verbreitung unter denen, welche ohne die geringste Kenntniß von dem Hergange der Schlacht nur mit dem Stichwort „Jena“ heutzutage die Armee von 1806 mit Schmutz bewerfen; leider sind es meist Preußen, von welchen diese patriotische Kunstreibung ausgeht. Die Schuld trifft nicht die Truppen und ihre in der Fronte gestandenen Offiziere, sondern die Heeresleitung, welche in den Händen unfähiger, abgelebter Greise lag; die Ursachen der Niederlage bei Jena an sich sind nicht politischer, sondern rein

militärischer Natur und können sich auch bei einer staatlichen Muster-
verfassung auf breiter Grundlage in gleicher Weise wieder-
holen. Wir sind fern davon, Partei zu nehmen für die dama-
ligen traurigen Zustände in unserm Vaterlande, vielmehr der
Meinung, daß man sie schonungslos aufdecken und an sie eine
ernste Warnung knüpfen müsse, aber die Schlacht von Jena
konnte und mußte trotzdem gewonnen werden (auch die von
Auerstädt!) und wenn der Krieg dann auch immer noch einen
unglücklichen Ausgang genommen hätte, die schmachvolle Auf-
lösung des Heeres, der unerhörte Fall der Festungen, die Capi-
tulationen im freien Felde, der Verlust des Landes bis zur
äußersten Grenze wären nicht gefolgt. Diese Ansicht glauben
wir vertreten zu können. Der Verfasser hebt mit dankenswer-
ther Wärme die einzelnen herzerhebenden Beispiele deutscher
Tapferkeit und Unerbrotlichkeit hervor, welche noch in der
grauenvollen letzten Verwirrung sich zeigten, besonders das des
sächsischen Grenadierbataillons Winkel.

Im dritten Abschnitt schildert er dann die Vorgänge und
Schrecken in Jena während und nach der Schlacht; er beleuch-
tet die vielbesprochene Gefangennahme des Herrn von Montes-
quieu und die Briefe, welche man bei ihm gefunden, und sagt
mit Recht, daß Napoleon's Brief an den König von Preußen,
auch wenn ihn Fürst Hohenlohe sofort in das Hauptquartier
gesendet hätte, keinen Einfluß mehr auf den Gang des Kriegs
gehabt haben würde. Napoleonischen Lebensart konnte und
kann man nicht glauben. Interessant ist ferner die Beurthei-
lung der That des Pfarrers Butsche, der sich von den Fran-
zosen zwingen ließ, ihnen durch das Rauschthal als Führer zu
dienen. Der Verfasser theilt den eigenhändigen Bericht mit,
den der Pfarrer kurz nachher niedergeschrieben und dem Con-
fessorium in Weimar eingereicht hat; derselbe ist auch für die
kriegerischen Vorgänge nicht ohne Interesse. Die That selbst
wird unbedingt verurtheilt: „Gott hatte ihm diese Prüfung sei-
ner sittlichen Kraft auferlegt, ihm mußte er vertrauen und sie
als Mann, als deutscher Mann bestehen. Darnach keine Rech-
tfertigung der That, aber zur Entschuldigung eine Frage: Wo
war denn damals überhaupt der deutsche Patriotismus? Etwa
bei den deutschen Fürsten? Bei den Generalen und Heerführern
jener Zeit? Oder im Heere, im Volke selbst?“ Die betrüb-
den Resultate, zu denen der Verfasser bei näherer Erörterung
dieser Fragen kommt, sind leider nur zu wohl begründet. Er
äußert dann: „Selbst jetzt dürfte es zweifelhaft sein, ob alle,
die, welche ihren Patriotismus gern zur Schau tragen, in ähn-
licher Versuchung die Probe besser bestehen würden, als der
Pfarrer Butsche.“ Eine Erzählung in der „Gartenlaube“ vom
Jahre 1861 (Nr. 15): „Nur ein Schäfer“, hat neuerdings wie-
der über Butsche den Stab gebrochen, indem sie darstellt, wie
der ungebildete Schäfer aus patriotischer Begeisterung das zu
thun sich weigerte, was der gebildete Pfarrer nachher that. Die
Redaction wies eine eingefandte Rechtfertigung zurück, bemerkte
aber im „kleinen Briefkasten“, daß die Erzählung auf That-
sachen beruhe. Darüber sagt der Verfasser: „Was vom Pfarrer
Butsche erzählt wird, beruht auf einer Thatfache, was vom
Schafhirten erzählt wird, nicht. Wir halten es so lange we-
nigstens für eine Fabel, als Name und Ort nicht ebenso an-
gegeben sein wird, wie er beim Pfarrer Butsche in Wenigen-
jena angegeben worden ist.“ Bei dem obenerwähnten Falle ist
der Verfasser im Interesse der Wahrheit bemüht gewesen, alle
etwa darauf passenden Möglichkeiten an Ort und Stelle zu er-
mitteln; allerdings ist ein Schäfer von den Franzosen erschossen
worden, aber nur weil er das: Qui vivo! nicht beantwortete,
und was sehr schade ist, nicht 1806, sondern 1813. Das ist
die Thatfache, auf welcher die Skizze von dem Patrioten und
dem verrätherischen Feigling beruht.

Mit einer Charakteristik der preussischen Führer bei Jena,
nach Göpfner, und einer Betrachtung, daß der preussische Pa-
triotismus allein schon damals nicht ausreichend gewesen, Na-
poleon siegreich zu bekämpfen, sondern daß er sich habe zu einem
deutschen steigern müssen, um 1813 zu siegen, schließt die

Schrift. Wer wollte es leugnen, was der Verfasser dabei zur
Begründung seiner Warnung sagt: daß bei neuen Kämpfen nur
diejenigen siegen werden, die nicht auf einzelne Stände, auch
nicht auf ihre Bajonnette, sondern auf das ganze Volk sich
stützen und es verstehen in dem Herzen des Volks Liebe und
Begeisterung zu wecken? Nur der Weg zu diesem höchsten Ziele
wird verschiedener Auffassung unterliegen. Möchte, unbeirrt
durch das Tagesgeschrei, das jeweilig wechselt, der richtige fest-
gehalten werden!

Karl Gustav von Strack.

Notiz.

F. W. Gubig und August Langbein.

Wahrscheinlich ist es ein Druckfehler aus den Memoiren
oder Lebenserinnerungen, an welchen F. W. Gubig in seinem
hohen Lebensalter schreibt, was wir in Gubig's Volkskalender
für das Jahr 1863 über den Dichter August F. L. Langbein
mitgetheilt finden. Langbein's Schwänke waren ehemals so po-
pular und seine mehr ernsthaft gehaltenen Balladen aus der
Ritterzeit, wie die bekannte von dem Grafen Eulensfeld, so allge-
mein beliebte Declamationsstücke, daß wir dieser Gubig'schen
Mittheilung, die sonst wol nicht sehr in literarische Kreise ge-
langten möchte, auch hier gedenken wollen. Gubig erzählt:
„Es kann etwa im Jahre 1806 gewesen sein, als ich, damals
Candidat der Theologie und nun kurz vorher zum Lehrer der
Holschneiderei nach Berlin berufen, in der Reichsbibliothek Kra-
lowitz's zum ersten mal Langbein sah. Ich bin ein kleiner
Mann, nur fünf Fuß drei Zoll hoch — ein paar Striche mehr
sind auf die Schuhsohlen zu rechnen — dennoch überragte ich
körperlich den Dichter Langbein fast um eine Kopflänge. In
seinem Wesen schüchtern und scheu, war seine Sprache wol eben-
dadurch in ruhiger Äußerung fast stotternd, bei Erwärmung
der Gedanken und des Empfindens ward sie jedoch flüssig und
gelenk. Doch ließ sich auch dann der sächsische Anflug verneh-
men, was der Gewohnheit nach nicht anders sein konnte, denn
er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum
vierundvierzigsten Jahre in Sachsen gelebt. Bei unserm ersten
Begegnen war er nahe daran, ein Funziger zu sein, und daß
er nicht besonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir
schon der die Nahrung erregende Ausdruck seines Antlitzes.“
Mit seiner Frau — die der kleine Mann, weil ihre Verwandten
die Heirath zu hindern suchten, förmlich entführte — lebte Lang-
bein in glücklicher, doch kinderloser Ehe; aber er beklagte diesen
Mangel nicht, „er war ihm sogar“, fährt Gubig fort, „beruhig-
end, je höher sein Alter stieg, denn die Ansprache der Erzie-
hung und der Jugend steigerten sich immer schneller. Die Frau,
antheilvoll für seine Dichtungen, bekeimte sich der achtsamsten
Pflege für den herzlich von ihr geachteten Mann; die sorglichste
Sparsamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren.
Romane, die Langbein schrieb, halfen mit dem mäßigen Honorar
nicht allzeit aus, auch zeigte während des Jahrzehnds nach 1806
der Buchhandel wenig Unternehmungslust. Da war es mir nun
ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer den
Antrag machte: daß Langbein Balladen dichten und ich Holz-
schnitte dazu geben möge. Zur Ausführung dieses Plans voll-
endete Langbein nur drei Gedichte und erhielt für jedes das be-
stimmte Honorar von drei Friedrichsdor. . . Weil nun bei den
Verhältnissen Langbein's die Dürftigkeit empfindlicher wurde, be-
mühten sich mehrere Personen um ein Aemtlein für ihn. Nach
mißlungenen Versuchen bot man ihm endlich im Jahre 1820
die Stelle eines Censors schulpflichtigen Bereichs, und
wie ersprechend dies sein mußte, sich und seine Frau von der
schweren Sorge um das tägliche Brod zu befreien, war die An-
nahme unerlässlich. Neben dem geringen Gehalt hatte Langbein
für jeden geleseenen Druckbogen drei Groschen amtliche Gebühren
zu fordern von den Schriftstellern oder Verlegern, und die schöne
Hauptschrift seiner Dichtungen verrieth nichts von den Entzern
dabei.“ Weiter berichtet Gubig, daß Langbein sein durch die
strengen Censurbestimmungen von 1819 doppelt erschwertes Amt

mit großer Unabhängigkeit verwaltert habe; der „sanft so friedliche und schone kleine Mann“ habe, was einmal durch seine Imprimatur freigegeben war, mit dem eifrigsten Muth und der zähesten Ausdauer verteidigt. Im übrigen wiederholt sich bei Langbein dasselbe Schauspiel wie bei Wieland: er hat, wie man weiß, neben moralisirenden Geschichten auch manchen frivolen Schwanf und manchen lässernen Roman geschrieben, lebte aber dabei, wie Wieland gleichfalls, äußerst solid und fast spießbürgerlich. Vielen seiner Gedichte wird man übrigens eine redliche und thätige deutsche Gesinnung und ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl nicht absprechen können. — Wir nehmen hierbei Anlaß, einer Sammlung von Erzählungen zu gedenken, welche F. W. Gutzig in zwei Bänden und unter dem Titel „Wirklichkeit und Phantasie“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1860—61) herausgegeben hat. Es sind Erzählungen, welche er während eines halbjährhundert geschrieben und mit dem wahren oder angenommenen Namen, meist wohl im „Gesellschafter“ veröffentlicht hat. Die Sammlung umfaßt Erzählungen aus dem bürgerlichen Leben, Dargestellten, Sagen und Märchen, Bearbeitungen nach Gräulich und Handschriften u. s. w. und möge den zahlreichen Freunden des wackeren Verfassers wie den Liebhabern einer reinlichen Erzählungslectüre hiermit bestens empfohlen sein.

A. M.

Sibliographie.

- Ascherson, E., Urkunden zur Geschichte der Jubeltage der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im October 1860. Im amtlichen Auftrage herausgegeben. Mit einem Verzeichniss der Lehrer der Universität von der Gründung bis zum 15. October 1862. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Beuliet, D., Sibyllens Lebensgeschichte. Aus dem Französischen. Berlin, Schöner. 8. 22 1/2 Ngr.
- Blumberg, G., Schleswig-Holstein. 46 Lieder wider den Dänen. Erlangen, Bläuling. 8. 15 Ngr.
- Gedanken und Maximen Friedrichs des Großen. Nebst Schilderungen und Charakterzügen aus seinem Leben. 2te vermehrte Auflage. 1tes Hest. Leipzig, Willersdorf. 8. 4 Ngr.
- Geschichte des Klosters Eßlingen. Nach den Quellen beschrieben. Ulm. 1862. Lex. 8. 6 Ngr.
- Grüne, B., Der Ablass, seine Geschichte und Bedeutung in der Weltökonomie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
- Herrin und Dienerin. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von der Verfasserin von „John Halifax“. Aus dem Englischen von Sophie Verena. Zwei Bände. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Hoeser, G., In Sünden. Eine Familiengeschichte. Zwei Theile. Wien, Matzgraf u. Comp. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Gutterns, J. M., Novellen. Iserlohn, Bader. 1862. 8. 1 Thlr.
- Joël, M., Verhältnisse Albert des Grossen zu Moses Maimonides. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie. Breslau, Schlotter. Gr. 4. 15 Ngr.
- Lohmann, P., Frithjof. Eine dramatische Dichtung. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.
- Lenberg, R., Die Nachtangler oder die Rixluft. Romantische Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Häfeler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Marshall, L. B. M., Die christlichen Missionen. Ihre Quellen, ihre Methode und ihre Resultate. Aus dem Englischen überf. von G. B. Reiching. 1ter Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.
- Merle d'Aubigné, J. G., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe. 1ter Band. Guss und Frankreich. Elberfeld, Friederich. Gr. 8. 2 Thlr.
- Rügelburg, A., Der Himmel auf Erden. Roman aus

unserer Zeit. 1tes und 2tes Hest. Berlin, Sacco. Gr. 8. 4 4 Ngr.

Pasquif, E., Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Epistoden und Urkunden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Putzig, G. zu, Carolina oder ein Lieb am Golf von Neapel. Lieberspiel in einem Aufzuge. Ruft von Ferd. Gumbert. Berlin, Schöner. 8. 7 1/2 Ngr.

Richter, J. A., Der Sieg des Glaubens. Lebensbild eines vom Protestantismus zur heiligen katholischen Kirche zurückgekehrten Lehrers. Mit einer Einleitung von F. v. Gurtter. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Rocholl, R., Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Heide. Hannover, Meyer. Gr. 8. 24 Ngr.

Salomon, G., Selbst-Biographie. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt, F., Der siebenjährige Krieg. Illustrirt von E. Burger. Berlin, Lohed. Hoch 4. 15 Ngr.

Schnell, F., Gleichnisse und religiös-stilliche Lebensbilder. 1ter Theil. Leipzig, D. Wigand. 8. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke von J. Frauenstadt. Berlin, Hayn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Senger, Emma, Poesien. Hamburg, Sowien. 16. 20 Ngr.

Spittgerber, F., Lob, Fortleben nach dem Tode und Auferstehung. Ein biblisch-apologetischer Versuch zur Lösung der wichtigsten, in dies Gebiet einschlagenden Fragen mit besonderer Berücksichtigung der älteren und neueren Literatur. Halle, Friede. 1862. 8. 18 Ngr.

Griffit, A., Von Nord und Süd. Kunst- und Reisebriefe. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thielen, M. Ritter v., Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee, mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815; nebst einem Anhang die Politik Oesterreichs vom Jahr 1809 bis 1814 betreffend. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verena, Sophie, Photographien des Herzens. Novellen und Erzählungen. Drei Bände. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Verlobung in der Bleikammer. Chemische Verbindungs-Komödie in einem schwefelsauren Act. Allen chemischen Vettern und Basen, wie überhaupt der ganzen chemischen Verwandtschaft gewidmet von Angelicus Vitriolöl. Breslau, Maruschke u. Berendt. 16. 7 1/2 Ngr.

Witken, P. J., Verirrte Herzen. Roman. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 1ter Band. Leipzig, Voigt. Gr. 8. 3 Thlr.

Lagesliteratur.

Garneri, B., Die freie Gemeinde. Ein Beitrag zur wichtigsten Frage unserer Landtage. Wien, Zentler u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Raffallische Criminalprozeß. 2tes Hest. Die mündliche Verhandlung nach dem stenographischen Bericht. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.

Kozutski, N., Die polnische Frage im Lichte der Socialwissenschaft. Sendschreiben an Hrn. Schulze-Dehltzsch. Paris. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Die allgemeinen Studien an den Universitäten und Lyceen. Bemerkungen über die Festsche zur Jahresfeier der Stiftung der Ludwig-Maximilians-Universität in München am 26. Juni 1862. Bamberg, Buchner. Lex. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Neue Romane

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Andrae, Wilhelm. Leibniz. Ein lebens- und sitten- geschichtlicher Roman aus der Verrücktenzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carion, Franz. Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giske, Robert. Otto Ludwig Brook. Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Guthkow, Karl. Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Zweite wohlfeile Auflage. In achtzehn Bändchen zu 10 Ngr. Erstes bis drittes Bändchen.

Horn, Moriz. Dämonen. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jung, Alexander. Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman. Fünf Theile. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Müller von Königswinter, Wolfgang. Vier Burgen. Deutsche Adelsgeichten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Prutz, Robert. Oberndorf. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Schwarz, Marie Sophie. Roman. Aus dem Schwedischen von August Kreyssmar. 8. Geh. Bisher sind erschienen:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von Carl Leo Cholevius.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wielands französischer Gracität.

Zweiter Theil. Von der Bekämpfung des klassischen Ideals durch Bindeknecht bis zur Auflösung des Antiken in der classischen Poesie der Gegenwart.

Karl Rosenkranz, der berühmte Aesthetiker, erklärte das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publikum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Koenig's

Gesammelte Schriften.

8. Erstes bis sechzehnter Band.

1. Regina. Eine Novelle. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr.
- 2.—4. König Jerôme's Carnaval. Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
5. 6. Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldensin“. Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
- 7.—9. Die Claviken in Mainz. Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 8 Thlr.
10. 11. Georg Herker's Leben in Haus und Welt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8 Thlr. 15 Ngr.
12. 13. William Shakespeare. Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. Auch eine Jugend. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. Ein Stilleben. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 3 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig zählt bestimmt zu unsern ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftstellern. Der interessante biographische und culturgeschichtliche Hintergrund seiner Schöpfungen verleiht ihnen bleibenden Werth.

Bei Georg Reimer in Berlin sind jetzt vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's

sämmtliche Werke

neue wohlfeile Ausgabe.

34 Bände. 12 Thaler.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient

von

Frederike Bremer.

Erster bis zwölfter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Dieses neueste Werk der beliebtesten schwedischen Schriftstellerin enthält ihr Tagebuch während vierjähriger Reisen im Süden Europas und Palästina. Die ersten sechs Theile behandeln die Schweiz und Italien, der lebende bis elfte Theil enthalten Schilderungen von Palästina und der Türkei.

Mit dem zwölften Theil beginnt die Verfasserin ihre Erlebnisse und Beobachtungen in Griechenland zu erzählen, welche angesichts der neuesten Vorgänge in diesem Lande ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Die vorliegende Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte.

Das Werk erscheint zugleich in besonderer Ausgabe als Fortsetzung der billigen deutschen

Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften, von der bis jetzt 46 Bände (à 10 Ngr.) ausgegeben wurden.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 11. —

12. März 1863.

Inhalt: *Revue musikalischer Literatur.* — Aus dem deutschen Familienleben. — Populäre Schriften von Gelehrtenvereinen. Von Heinrich Hirnbaum. — Sebastian Castellio. — Molière. (Dramatische Autoren in Deutschland und Frankreich.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue musikalischer Literatur.

Unsere musikalische Literatur entwickelt seit einigen Jahren ein so außerordentlich reges Leben und bethätigt dasselbe auch durch eine große Anzahl zum Theil sehr umfangreicher Schriften, daß man fast zu dem Gedanken getrieben wird, als wollten wir, bei der leider immer mehr zu Tage tretenden Unfähigkeit, wahrhaft Großes auf dem Gebiete der Tonkunst zu schaffen, uns wenigstens durch einen Reichthum theoretischer Arbeiten auf der einmal erreichten Höhe erhalten. Seit Jahren schon ringt der deutsche Musiker nach der Verwirklichung eines Ideals, der Oper nämlich, und dieses Streben verschlingt so gänzlich andere Richtungen, daß es nicht schwer fallen würde, eine Anzahl bewerkzogter deutscher Musiker zu nennen, die über dieses Streben nicht zur vollen Entwicklung ihres Talents gelangen konnten. Sogar von diesen haben sich einige und zwar mit Glück der musikalischen Schriftstellerei zugewendet. Auf der andern Seite haben sich auf dieses Gebiet auch Männer begeben, die nicht eigentliche Musiker von Fach waren, die aber doch durch ihre Liebe zur Kunst, in Verbindung mit einer gebiegenen Bildung ihre Schriften zu epochemachenden erheben konnten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die biographischen Arbeiten, die wir in großer Vortrefflichkeit besitzen. Außer der Biographie ist es aber besonders die antiquarische Forschung und eigentliche Geschichtsschreibung, die vorzüglich vertreten sind, abgesehen von einer großen Anzahl rein theoretischer Arbeiten, unter denen manche mit reformatorischen Bestrebungen der alten Schule gegenüberstehen. Wir berichten nachstehend über eine Reihe musikalischer Schriften, deren Verfasser zum Theil Musiker von Fach, zum Theil aber nur musikverständige Gelehrte sind; jedenfalls werden dieselben ein Beleg dafür sein, wie lebhaft man sich in unsern Tagen für Angelegenheiten der Musik interessirt.

1. Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Nach archivalischen Quellen von Moritz Fürst, 1. Theil. Dresden, Kunze. 1861. Gr. 8. 3 Bde.

Wir haben eine genaue, verdienstvolle Arbeit vor uns, die trotz ihres beschränkten Interesses, das sie als Beitrag

zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen haben kann, dennoch einen trefflichen Baustein zur Culturgeschichte früherer Jahrhunderte liefert. Diese Tüchtigkeit verdankt die Arbeit der Genauigkeit und dem Geschick ihres Verfassers, der sich keine Mühe hat verdrießen lassen, für seinen Gegenstand, wie er selbst sagt, „amweisenartig aus Bergen von Actenstößen Material zusammenzutragen“. Eine Anerkennung seines Forschertalents, wenn auch zunächst nicht bezüglich dieser Arbeit, mag der Verfasser darin finden, daß ein Mitarbeiter auf demselben Gebiete, Chrysander, unbestritten einer der genauesten jetzt lebenden Forscher in den Archiven früherer Zeit, sich ohne weiteres in seiner Biographie Gändel's auf einen Aufsatz des Verfassers über Gändel's Aufenthalt in Dresden dankbar bezieht. Die Anerkennung eines solchen Forschers erhebt den Verfasser zu einer Autorität in seinem Fache, und wir dürfen ihm allerdings prophezeien, daß er in Sachen der dresdener Theatergeschichte fortan die zuverlässige Quelle sein wird.

Der dresdener Kapelle, wie sein Vater, der bekannte Hildeit, angehörig und genau mit ihren Interessen verwachsen, hat er schon 1849 Beiträge zur Geschichte dieses mit Recht berühmten Musikinstituts geschrieben und seit den letzten elf Jahren, in denen sich seinem Fleiße reichere Quellen erschlossen, auch das, in der ersten Schrift noch ganz übergangene Theater in das Bereich seiner interessanten Untersuchungen gezogen. Nimmt man zu diesem vortrefflich gearbeiteten Stück vaterländischer Kunstgeschichte noch die Arbeiten eines andern dresdener Gelehrten, des Herrn D. Rade (jetzt in Schwerin), der sich durch seine Untersuchungen über die dresdener Kapelle seit ihrer Entstehung (1548) einen Namen erworben hat, so darf man wol behaupten, daß Sachsen in ihnen zwei treffliche Historiographen besitzt, die sich gewissermaßen in ihren Arbeiten begegnen und ergänzen.

Der Verfasser beginnt mit dem Kurfürsten Johann Georg II. 1656—80, der wie seine Brüder früh schon musikalische Bildung erhielt, und den Künsten, wenigstens der Musik, stets seine Gönnerschaft zuwendete. In seine Jugend fällt die Blütezeit des berühmten dresdener

Kapellmeisters S. Schüg; wahrscheinlich hatte er Unterricht bei diesem selbst, der einen Theil seiner geistlichen Symphonien dem Fürsten (1629) widmete. Es regte sich damals, besonders nach den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland ein neues Leben in der Kunst; und der Kurfürst Johann Georg II. betheiligte sich selbst an den künstlerischen Bestrebungen jener Zeit; der Verfasser führt sogar eine Composition von ihm an, und wahrhaft ergötzlich sind eine Menge Züge aus dem Verkehr des Fürsten mit seinen eigenen und mit fremden von ihm ausgezeichneten Musikern. *) Der kunstsinige Herr gehörte, auch vor in der Literaturgeschichte bekannten Fruchtbringenden Gesellschaft an. Er ließ in ihr der „Wunderwürde“, sein Wahlspruch war: „Besteht unwandelbar“, und sein Sinnbild die Eder. Der Kurfürst hatte in seiner Kapelle manchen Statistiker, von denen mitunter einer auch noch sonst als Agent des Hofes verwendet wurde, z. B. zum Ankauf italienischer Waaren, wie der durch seine „Kaputttheilnahme“ bekannte Corlissi. Die Anstellung der Capellisten in Dresden datirt ungefähr auch aus dieser Zeit.

Der Verfasser geht, ehe er den Zustand des Theaters unter Johann Georg II. beschreibt, auf eine frühe Zeit zurück, indem er aus der frühesten Theatergeschichte unsers Landes, vor der Reformation, Mythen, z. B. das auch sonst bekannte von den thörichten und klugen Jungfrauen, ein anderes in Eisenach, in Baugen nachweist. Speziell für Dresden wichtig ist ein Johannisspiel aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bunt genug mag eine solche Johannissprocession ausgesehen haben. Poesie und Ungeheuer gingen unmittelbar nebeneinander her. Es heißt von diesem Johannisspiel z. B.: 50 Geharnischte hätten in fünf Abtheilungen die Procession zu begleiten. In derselben ritten unter andern Herodes, der königliche Hauptmann, die drei Könige, der Ritter Georg nebst Attributen. Des Herodes Knechte trugen hölzerne Kindelein auf ihren Spielern; vier schwarzgekleidete Klagefrauen folgten ihnen, den heiligmännlichen Kindermord-Bekammernd. Ferner sah man Johannes den Täufer mit Jüngern zur Hinrichtung geführt; er trug meist ein Lamme. Ja endlich umfaßte man, wie die alten Chronisten in ihrer Darstellung der Geschichte, auch in dieser Johannissprocession das gesammte Gebiet des Alten und Neuen Testaments, und wenn Adam und Eva den Zug eröffneten, so schlossen ihn die Figuren des Judas, der Marie und des Herrn selbst. Laut noch vorhandener Rechnungen erhielt der Schmied 3 Pfennige für einen Haken, „daran sich Judas hing“; für Adam und Eva werden 14 Ellen Leinwand berechnet,

*) Um nur einige der hervorragenden Musiker dieser Zeit zu nennen, so führen wir die drei großen „S“ in Deutschland an: Samuel Scheidt in Halle (gest. 1654); Hermann Schein (gest. 1630 in Leipzig); Heinrich Schüg (gest. 1672) in Dresden. Ferner A. Hammer Schmidt (gest. 1675) in Jittan; A. Frobergger, des Kaisers Ferdinand III. in Wien Organist (gest. 1686 in Mainz). In Italien blühte G. Vespignani (gest. 1674), der Lehrer A. Scarlatti's; D. Benvenuti, ein Meister der Vielstimmigkeit (gest. 1679). Singschulen in Italien standen mehrere in hohem Ansehen. Berühmt auf der Geige war A. Corelli (geb. 1653); auf der Orgel und dem Klavier die Couperins in Frankreich.

16 Ellen Tuch für einen Judas- und Herrgottsrock u. s. w. Häufig wiederholten sich an den hohen Festen die Processionsspiele, ähnlich dem noch in Oberammergau bestehenden, und man findet auf den Rechnungen sehr nahe hingende Posten, z. B. 20 Groschen für einen Leuch Walmeisel; 4 Schilling für zwei Leuchstärken für die Tafel u. s. w. Die königliche Figur bei diesen Spielen, ein Vorbote des Handworfes, war sonderbar genug der Teufel. Geistliche, Schüler und Laien waren die Ausführenden. Seit 1539, wo mit Einführung der Reformation in Dresden die Reliquien aus den Kirchen entfernt wurden (und bei dem Johannisspiel, das die Enthauptung Johannes des Täufers darstellte, zogen die Reliquien der Kreuzkirche das Volk zahlreich in dieselbe), hört das Johannisspiel in Dresden auf und existirt als Johannissmarkt fort. Die protestantischen Vorurtheile traten an die Stelle der Mythen.

Neben diese nun üblich werdenden geistlichen Kundendiensten traten bald auch possenhafte Spiele, die wieder Beifall fanden und sehr bald von umherziehenden Truppen aufgeführt und selbst von Fürsten gern gesehen wurden. *) Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gibt es Schauspieler von Profession; die ersten kamen zu uns aus England. Bald machten Italiener und Franzosen Concurrenz, und Seiltänzeri und Gaukelspiel war von dieser Kunst nicht ausgeschlossen. Als eine neben diesen dramatischen Volks- und Gelehrtenspielen hergehende, oft geübte Belustigung muß noch das aus dem Turniere entstehende Carouffeleiten genannt werden, das, weil es im Gostum geschah, eine dramatische Färbung gewann. In den Höfen gab es „Ballete, Wirthschaften, Königsreich und Maskeraden“, bei denen der Tanz die Hauptsache war. Der dresdener Hof und die dresdener Bühne pflegten diese Lustbarkeiten besonders und auch jetzt schon mit großem Aufwand. Seit Johann Georg II. kommt eine größere Regelmäßigkeit in diese Festlichkeiten. „Daphne“, die erste italienische Oper (durch Schüg und Dreyß) fällt 1662; 1664 steht das erste Opernhaus. Eine innere Ansicht dieses ersten Komödienhauses zu Dresden, das jetzt Staatsarchiv ist, ist dem Werke beigegeben und erweckt allerdings die Vorstellung einer großen Pracht.

Johann Georg III. (1680--91) ist ein Gönner des Kunst, wie sein Vorgänger. Wir wollen nur die Hauptmomente aus der Entwicklung des dresdener Theaters hervorheben, da es hier eines kurzen Hinweis bedarf, um zu zeigen, wie viel Interessantes sich in der Arbeit des Verfassers aufgehäuft findet. Das Auffallendste aus den Verzeichnissen der Mitglieder der Kapelle und der Bühne sind die Frauen, welche (in Dresden überhaupt) vielleicht zuerst unter den nördlichen deutschen Städten jetzt zuerst als Darstellerinnen und Sängerinnen angestellt erschienen. Sonst waren bei den heranziehenden Barbaren

*) Damals kam es vor, daß ein Candidat der Theologie wol eine Stelle als Pastor für eine gutgeschriebene Komödie erhielt. Die Dresdener zur Komödie wurden vielleicht auf der Superintendenten gehalten. Was würden die geistlichen Herren heutigen Tage dazu sagen, wenn sie von Amts wegen Komödie spielen müßten?

durch Knaben und Männer die weiblichen Rollen vertreten worden. Der erste dresdener Theaterdirector, dessen Frau und Schwester zugleich mit ihm auftraten, hieß Walliser. Er war Führer einer Truppe, die vielleicht zuerst Molière's Stücke auf die deutsche Bühne gebracht hat. In Dresden kennt man Molière auf der Bühne seit 1674. Im Jahre 1685 wurde die erste italienische Oper in Dresden stehend eingerichtet. Eine ihrer Schönsaiten wegen in Italien schon berühmte Sängerin, Margherita Saliceti und der Kapellmeister Carlo Pallavicini waren an der Oper in Dresden angeheftet. *) Da der Kurfürst die schöne Margherita mit List ihrem italienischen Herrn entführt hatte, so ließ man hier manchen ergötzlichen Nebenumschlag. Der Herzog von Mantua schickte z. B. ihr Banden nach und dem Entführer eine Herausforderung, aber umsonst, Margherita blieb in Dresden, während freilich ihre Familie in Italien eine Zeit lang ins Gefängnis mußte. Sie trat am 30. Januar 1686 in der Oper „Mario“ als Pulcherica zuerst auf und ein Chyranist sagt: „mit einer Stimme, so lieb und stark als eine Trompete“. Nach noch vorhandenen Partituren kann man berichten, daß als Begleitung das Streichquartett, auch eine Trompete vorkommen; der Gesang aber enthielt ein Ensemblestück, es war also das Ganze, wie Chyrsander von Händel's erster Oper sagt, ein „Arienbündel“. Kully's Duvertüren wurden als Anfang gespielt. Zwischemusik zwischen den Acten hieß man Sonata. Das Repertoire war übrigens schon damals ein sehr mannichfaltiges.

Johann Georg III. starb 1691. Sein Sohn Georg IV. (gest. 1694) begünstigte während der kurzen Zeit seiner Regierung wie sein Vater die Musik und das Theater außerordentlich. Dem deutschen Schauspiel aber war er abgeneigt, indem er sämmtliche deutsche Komödianten entließ und dadurch Veranlassung gab, daß dieser Zweig der Kunst leider lange Zeit unerquicklich für Dresden blieb. Unter ihm stirbt auch Christoph Bernhard (der letzte und bedeutendste Schüler von H. Schütz), eine Zierde Dresdens, der Kapellmeister und Lehrer Georg's IV. gewesen war. Wir hören jetzt auch, und zwar durch dresdener Mäpfer gegründet, von der ersten italienischen Oper in Leipzig. Georg sah hier „Alceste“ am 18. Mai 1693, Musik vom dresdener Kapellmeister Strungf, der Text von P. Thiemisch, Collega an der Thomasschule.

So weit reicht der Text dieses ersten Theils, dem der Verfasser in einem Anhang zunächst noch das Protokoll bei Legung des Grundsteins zum Komödienhause am 1. August 1664 beigegeben hat. Unter den namentlich auf demselben angeführten Zeugen des Baues wird zuerst ein Johann Sigmund von Liebenau als „Zeugt Obrißter“ (er war Festungscommandant zu Dresden und

zugleich Inspector der Fortificationen), sodann Wolff Gaspard Kengel, als Ober-Landbauamtiß angeführt. Ferner enthält ein zweiter kleiner Excurs eine Beschreibung der Abbildung des Komödienhauses, namentlich eine Erklärung der einzelnen innern Einrichtungen, und endlich findet man auf einem Anhängeblatt eine Einladung der „Schau-Spielenden“ zur Geschichte der Jubelstunde aus dem Jahre 1629, welche zugleich die Vertheilung des Stoffes in fünf Handlungen als orientirender Prologus den geneigten Zuhörern angibt und schließlich sich im Voraus für das gewünschte Gehr bedankt.

Der zweite Theil führt seinen Gegenstand fort bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, indem er die Zeiten August's I. (1694—1733) und Friedrich August's II. (1733—63) in gleich eingehender Weise schildert. Die Prachtliebe des sächsischen Hofes, der unter dem ersten der genannten Fürsten aus einem kurfürstlichen ein königlicher (1697) wurde, entfaltete sich jetzt vorzüglich am Theater auf eine imposante Weise und statete unter andern die Oper mit einem Glanze aus, der dem dresdener Musikwesen dem schon angehabten europäischen Ruf auf lange Zeit sicherte. Noch J. J. Rousseau erklärte das dresdener Orchester, was Aufführung und Zusammenspiel angeht, für das erste Deutschlands und setzt es neben das zu Neapel, welches er für das erste in Europa hielt. Der Aufwand war aber auch ein ungemeiner und die Erfindungsgabe für die ausgefeiltesten Vergnügen stand nie wieder in solcher Blüte als damals. So betrugen die Gesamtausgaben für Oper, Ballet und Komödie allein nur während eines Carnevals gewöhnlich gegen 40000 Thaler, Summen, für die freilich auch an Glanz und Kurzschaunliches geleistet werden konnte. Man ließ z. B. die Planeten, die sogenannten vier Elemente, allerhand allegorische Figuren erscheinen, oder man ordnete Aufzüge, Jahrmärkte, Jagden, Kämpfe, die mit Benutzung der künstlichsten Maschinen hergestellt wurden. Die directeurs des plaisirs, wie die mit Herstellung solcher Festlichkeiten Beauftragten hießen, erscheinen zuerst unter der Regierung August's I. In der Reihe dieser Herren ist der berühmteste wol der Graf Brühl, seit 1730 als Kammerer am Hofe, der 1733 Minister wurde und sich seit 1735 eine eigene Kapelle hielt.

Mit der Annahme der polnischen Krone und dem Rücktritt des Hofes zur katholischen Religion war eine Umgestaltung der Kapelle verbunden, indem es eine königlich polnische und kurfürstlich sächsische Kapelle oder Kammermusik und eine protestantische Hofkirchenmusik gab, welche letztere aber bald bedeutend verringert wurde. Die Kapelle erfuhr während der unruhigen Kriegszeit (sie endete mit 1719) noch mancherlei Veränderungen und Reorganisationen, jedoch homierte der Krieg mit Schwaben den Aufschwung des Instituts. Unter den Mitgliedern der katholischen Kapelle finden wir jetzt regelmäßig Capstraten als Sopranisten und Altisten aufgeführt; in der Zahl der Instrumentalisten fungiren auch „Torbisken“ *)

*) Pallavicini, einer der beliebtesten Operncomponisten des 17. Jahrhunderts starb 1688; sein Gehalt betrug 500 Thaler. Eine Sängerin, Maria Gaudin, erhielt 1500 Thaler jährlich. Der Etat der Kapelle belief sich über 17000 Gulden. Für die damalige Zeit war das ein Wohl, und das dresdener Musikwesen genoss daher auch einen europäischen Ruf.

*) In der glänzendsten Zeit (1719) versahen dieses Instrument der berühmte Sylvius Leopold Weiss und Francesco Bregmi.

(die Theorbe, eine große Laute, war damals noch sehr beliebt), und als ein eigenthümliches Amt beim Theater wollen wir hier das eines Wachsbohrers erwähnen, welcher zu Opern, Komödien, Balleten und Aufzügen Wachsmasken zu liefern hatte. Ein Konplussultra von Pracht und Glanz bleibt das fast einen ganzen Monat (vom 2. bis 30. September 1719) dauernde Fest zur Vermählung des Kurprinzen Friedrich August (geb. 1697) mit Maria Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Joseph's I. *) Sollen wir einige der hervorragendsten Künstler nennen, die der dresdener Kapelle damals angehörten, so nennen wir den mit Unrecht vergessenen talentvollen Kirchencomponisten Dismas Jelenka (1710), den trefflichen Seliger Wisendel, den Hackbrettspieler Pantaleon Hebenstreit. Sein von ihm erfundenes vielfältiges Instrument hatte Ludwig XIV. nach ihm (er hörte ihn 1705) Pantaleon genannt. Als Kapellmeister glänzten Johann David Heinichen (1717), mit dem zugleich auf ein Jahr der berühmte A. Votti an die italienische Oper kam, bei welcher im Jahre 1718 über ein Duzend zum Theil enorm bezahlter Sänger und Sängerinnen (meist nur auf ein Jahr) angestellt waren. Die Ausgabe belief sich aber auch für dieses Institut auf 45033 Thaler. Der erste Sopranist Francesco Bernardi, genannt Senesino, erhielt 7000 Thaler. Die berühmtesten italienischen Künstler damaliger Zeit finden sich an dieser Oper wieder. Votti und seine Gattin (als erste Sopranistin) Santa Stella Votti erhielten zusammen 10500 Thaler. Italienische Baumeister, Zimmerleute, Maler wurden herbeigeholt und sogleich (bei den Aussichten auf endlichen Frieden, der noch 1732 eintrat) mit dem Bau eines neuen Opernhauses begonnen (1718—19). Nach 11 Monaten stand der Bau und hatte eine Summe von 147917 Thalern gekostet.

Im Sommer 1719 war ein Verein von Künstlern in Dresden beisammen, der vielleicht keinen zweiten in ganz Europa neben sich hatte. **) Die Kapelle und Kammermusik hatte die namhaftesten Virtuosen in ihren Reichen und kostete 81820 Thaler; die italienische Oper, die noch vervollständigt worden war, verschlang 43636 Thaler; eine Truppe französischer Sänger hatte man für 1900 Thaler, dergleichen eine italienische Komödie für 5333 Thaler; allein das Doppelte war nöthig, um die französische Komödie zu unterhalten, 10866 Thaler, und ebenso viel ging für das Ballet, auch französisches Personal, darauf. Dies ergibt mit Hinzurechnung sonstiger dabei noch nöthiger Beamten und Diener einen Gesamtetat von 106234 Thalern. Moritzburg und Pillnitz waren öfter außer Dresden Zeugen ausgesuchter höflicher Festlichkeiten, z. B. als 1725 der Oberkalkner Graf von

Friesen eine natürliche Tochter des Königs, eine Gräfin Cosel heirathete. Vertheuert wurden alle diese Gentilhe für den Hof noch durch die doppelte Reflexion, die den König bald in Dresden, bald in Warschau sich aufzuhalten nöthigte. So war 1731 die italienische Oper unter Risori sogar nach Moskau befohlen worden, um dort die Krönung der Kaiserin Anna mit verherrlichen zu helfen. Wichtig für Dresden wurde dieses Jahr dadurch, daß Haffé *) und seine berühmte Frau Faustina nach Dresden berufen wurden. Obgleich nun das gefeierte Künstlerpaar fast jedes Jahr längere Zeit auf Reisen, namentlich in Italien und also außerhalb Dresden lebte, so datirt sich doch von der Anwesenheit dieser beiden gefeierten Persönlichkeiten eine besonders glänzende Zeit für das dresdener Theater. Seit 1733 waren beide definitiv für Dresden engagirt, und zwar beide für 6000 Thaler mit 500 Thalern Reisegehalt. Ihre Entlassung fand beim Tode Friedrich August's II. 1763 statt, zu welcher Zeit die gesammte italienische Oper aufgelöst wurde. Haffé starb 1783 den 16. December 82 Jahre alt in Venedig, Faustina soll bis in ihr neunzigstes Jahr (1783?) zu Venedig gelebt haben. An einunddreißig Jahre dauerte die Herrschaft des „großen Sachsens“ in Dresden. Hiermit bricht der Verfasser ab, die Zustände der dresdener Kapelle zu schildern.

Den Schluß dieses Theils bildet eine eingehende, interessante Untersuchung über die Verhältnisse, unter denen herumziehende Schauspielergesellschaften, vor allen die der Reuber, damals ihre Geschäfte in Sachsen in Gang brachten; sowie auch die Beilagen einen Theaterzettel der Reuber von 1741, einen andern der Kirck'schen Gesellschaft von 1750, einen von 1738 eines Hofkomödianten Müller, sowie einen Prolog der Reuber enthalten. Die erste Beilage zählt Haffé's in Dresden vorhandene Compositionen auf, darunter 9 Oratorien und 42 Opern, unter denen auch eine „La clemenza di Tito“ 1738 aufgeführt wird.

Es bleibt eine Freude, über Forschungen dieser Art Bericht zu erstatten, aber so sehr wir auch wünschten, die drei Theile, auf welche das Werk berechnet ist, vor uns zu sehen, so wird doch leider der das Ganze abschließende dritte Band, der bis in die neuere Zeit reichen wird, vorläufig am Erscheinen verhindert; dafür werden uns musikalische Beilagen in baldigster Aussicht gestellt.

2. „Zukunftsmuß.“ Von Richard Wagner. Brief an einen französischen Freund als Vorwort zu einer Prosafassung seiner Operndichtungen. Leipzig, Weber, 1861. 8. 10 Bgr.

Der Künstler faßt das Ideal, das er von der Oper in sich trägt und dessen Verwirklichung sein künstlerisches Bestreben geweiht ist, in dieser Schrift noch einmal kurz

*) Diese Fürstin sowol, als ihre Schwester Maria Amalia und ganz besonders die geistreiche Kurprinzessin Maria Antonia (aus Baiern), besaßen ausgezeichnete Kenntnisse und Fertigkeiten besonders in Musik, letztere in allen Künsten.

**) Nach ließ sich 1717, Handel 1719 daselbst bei Hofe hören. Nach war damals öfter in der Hauptstadt.

*) Geboren den 25. Mai 1699 in Bergeborf bei Hamburg; anfangs Tenorist unter Kaiser am hamburger Theater; 1734 ging er nach Mailand, wo er 1737 in Venedig Kapellmeister und 1739 hatte er Faustina Bordoni wurde.

zusammen, zunächst freilich um sich einer fremden Nation heimlich und verständig zu machen, jedenfalls aber auch für alle seine Freunde. Die ungünstige Aufnahme, die bestreungetachtet der „Lanhäuser“ in der französischen Welt-Radt fand, kann unmöglich für einen Maßstab gelten, der an ein deutsches Kunstwerk angelegt werden darf, weshalb dies (durch Parteilungen) so ominös gewordene Auftreten des „Lanhäuser“ bei den französischen Nachbarn auch vollkommen wirkungslos für die Kunst Wagner's im weiteren Vaterlande geblieben ist. In den Augen seiner Landsleute bleibt das Ringen nach der Verwirklichung einer großen Idee aller Anerkennung werth, und wir machen deshalb auf diesen Brief Wagner's wiederholt aufmerksam, weil er für seine Freunde ein Hinweis auf seine im Still schon längst vorliegende Oper „Tristan und Isolde“ gelten soll. Wagner ist überzeugt, einen Schritt näher zu seinem Ziele durch diese Oper gethan zu haben, und nach des Componisten eigenen Worten kann man von dieser Arbeit, die er, begriffen in der Composition der Nibelungenstücke und mit diesen aufgehend, rasch hintereinander entwarf und beendete, Bedeutendes erwarten. Er sagt:

Au dieses Werk nun erlaube ich die strengsten Anforderungen zu stellen: nicht weil ich es nach meinem System geformt hatte, denn alle Theorie war vollständig von mir vergessen, sondern weil ich hier endlich mit der vollsten Freiheit in einer Weise mich bewagte, daß ich während der Ausführung selbst inne war, wie ich mein System weit überfüllte.

3. Von Bach bis Wagner. Zur Geschichte der Musik von A. Reissmann. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 27 Bgr.

Der Titel des Buchs, der in einer immer bedenklich bleibenden Weise eine große Epoche durch die Namen zweier Vertreter derselben bezeichnen will, meint mit jenen an die Spitze gestellten Namen Bach's und Wagner's nichts anderes, als daß mit Bach die deutsche Musik sich vollkommen frei gemacht habe von dem Einfluß anderer Nationen; „daß mit Bach der deutsche Geist aus der Schule der Niederländer, Italiener und Franzosen zurück zu sich selbst gekehrt sei und der starre Formalismus durch die lebendigen Ergüsse des deutschen und, was damit gleichbedeutend ist, eines tiefen Gemüths belebt worden seien“. Der Name des andern Künstlers soll den Gipfelpunkt der Oper andeuten, auf welchen dieselbe durch seine Bestrebungen hat gehoben werden sollen; wir sagen sollen, denn der Verfasser ist kein unbedingter Verehrer Wagner's. Dazwischen liegen aber wichtige Phasen unserer musikalischen Entwicklung, die den Verfasser veranlassen, unsere bedeutenden Musiker in vier Gruppen gesondert zu vertheilern. Es sind dies 1) Bach, Händel, Gluck, die Vertiefung des deutschen Geistes im Dienste der höchsten und heiligsten Ideen; 2) Haydn, Mozart, Beethoven, streng genommen die unübertroffene Blüte unserer Musik überhaupt, sowohl für reine Instrumentalmusik als auch für die Oper; 3) Schubert, Mendelssohn, Schumann, theils als Verfolger der durch jene drei Meister angebahnten, namentlich der letzten Wege Beethoven's, theils aber auch als Vertreter einer unserer modernen

Musik eigenen (mitunter auch Ueberschwengliche und Unklare streifenden) Gefühlsmusik; endlich 4) G. M. von Weber, Giacomo Meyerbeer und R. Wagner, von denen der Verfasser, bei großen Vorzügen, die er ihnen zugesieht, behauptet, daß ihnen das Bedürfnis künstlerischer Gestaltung immer mehr verloren gegangen sei.

Die beigegebenen kurzen Biographien sollen keine eigenen Studien sein, denn sie weichen von den bisher üblich gewordenen Nachrichten über die Lebensumstände der genannten Musiker nicht im geringsten ab, obschon genauere Studien die Verichtigung von Irrthümern zur Folge haben würden. Wir erwähnen nur, daß Haydn stets als der Älteste von 20 Geschwistern angegeben wird, er aber nur der Älteste von 14 Geschwistern gewesen ist. Doch sind diese Lebensabrisse nur Beigaben, die Hauptsache bleiben die Parallelen, die der Verfasser zwischen den einzelnen Künstlern in Betreff ihrer Musik gezogen hat. Was diese anlangt, so halten sie sich zu ihrem Vortheil von einer gewissen philosophisch gefärbten Sprache frei, die bei Besprechung dieses Gegenstandes leider jetzt so üblich geworden ist, und geben namentlich über Schubert und Schumann treffliche Bemerkungen.

4. Der Geist der Tonkunst von E. Rohlf. Frankfurt a. M., Camererländer. 1861. 8. 1 Thlr.

Der Geist der Tonkunst auf dem Katheder, segelnd unter der Fahne Bisher'scher Theoreme. Wir bedauern streng genommen jeden Philosophen, der sich mit diesem „Geist der Tonkunst“ auf dem Wege seines Systems oder überhaupt eines Systems befremden will. Philosophie mag sich für vieles auf der Erde schiden, für die Musik paßt sie nicht und sie hat bis auf den heutigen Tag diesen Proteus noch nicht zum Wahrsagen zwingen können, obschon mitunter ein Menelaus unter der Robbenhaut verborgen gelegen haben mag. Ueberdies laufen Philosophie und Geschichte in den einzelnen Kapiteln dieses Büchleins etwas unbehaglich, denn keins hat rechten Spielraum, nebeneinander her. Unter „Kunst und Religion“ (dem ersten Abschnitt) erscheinen wie heilige Schatten am Rande des Horizonts auf einen Moment Palestrina und Orlando Lasso, am Schluß taucht Händel auf. Im zweiten Abschnitt „Frühling der Tonkunst“ wird auf Haydn und Mozart losgesteuert, bis sich denn in den folgenden Abschnitten kurze biographische Skizzen über unsere drei größten Musiker abwickeln. Lächeln mußten wir über die eigenthümliche Phantasie des Verfassers, der bei dem bekannten Aussprüche Haydn's gegen Beethoven (als dieser die „Schöpfung“ sarkastisch lobte): „Sie sind ein Atheist und hätten meine „Schöpfung“ nie schreiben können“, an Bretchen und Faust erinnert, als diese das „schiefe Christenthum“ ihres Geliebten bedauert. Gretchen und Haydn in ein Bild verschmolzen, erscheint ziemlich komisch. Aus der Befangenheit des echt gläubigen Katholiken geht der Geist der Musik durch die protestantische (aber immer noch dogmagläubige) Seele eines Händel und Bach der Neuzeit zu, in welcher einem Beethoven nur die Rolle (man erlaube uns auch ein Bild) des den Boden aufwühlenden

und fruchtbar machenden Malkäfers zuertheilt, hingegen Mozart als der Prophet der Liebe, ein Rafael in der Musik, als Ideal begrüßt wird. Dies ist in gedrängter Kürze der „Geist der Tonkunst“, der etwas frostig wie ein Nebelwind durch diese Blätter säuselt. Die eigenthümliche Würdigung Beethoven's wird dem Verfasser unter den Musikern ein Andenken sichern. Uns hat es leid gethan, den Beethoven'schen Genius zu dieser Nebenrolle verurtheilt zu sehen, auch dürfte der Verfasser in diesem Punkte sicher die Stimme des Publikums gegen sich haben.

5. Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes von L. Kahl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In diesen Betrachtungen über die Bedeutung der „Zauberflöte“ für unsere musikalische Entwicklung scheint uns der Verfasser sich mit mehr Glück zu bewegen als in der vorhergehenden philosophischen Schrift. Der Titel des Buchs läßt aber lange nicht auf alles das schließen, was wir im Verlauf der Betrachtungen antreffen. Daher wol auf dem Titel selbst noch der Zusatz. Der Verfasser stellt Mozart unbedingt an die Spitze unserer modernen Musik, selbst mit einer nicht zu rechtfertigenden Hintansetzung der Leistungen Beethoven's, und von dem Standpunkt einer so unbedingten Höhe wird es erklärlich, daß unter dem Titel der „Zauberflöte“, der vollendetsten Leistung des Mozart'schen Genius, sich Betrachtungen eingefunden haben, die zunächst nicht mit ihr zusammenhängen. Da Mozart in der Form der Oper seine Vollendung erreicht hat, gibt uns der Verfasser im ersten Kapitel einen Abriss der Geschichte der Kirchenmusik, als der Stufe, von der aus sich später unsere weltliche Musik, also auch die Oper entwickelt hat. Der Abriss selbst ist an sich verständig geschrieben und zeugt von der Vertrautheit des Verfassers mit dieser Kunst; allein die Fäden, mit denen Palestrina und „Die Zauberflöte“ zusammenhängen sollen, sind doch höchst zweifelhaft. Von der Kirche wendet sich der Verfasser im zweiten Kapitel zur weltlichen Musik und gibt eine Geschichte der Oper. Palestrina war es gewesen, der, „wie Phidias einst, das Bild des höchsten der Götter in dem herrlichsten Kempel der Alten aufstellen durfte, in die Peterskirche zu Rom seine Konterte als Ebenbilder des einen Gottes stiftete“. Hatte der Ausdruck wahrer Frömmigkeit und Andacht hiermit einen vollendeten musikalischen Ausdruck gewonnen, so wollten nun auch die weltlichen Empfindungen des menschlichen Herzens sich kunstgemäß ausdrücken. Die Oper ist die Form, der es möglich geworden ist, das bunte Erdenleben musikalisch abzuspiegeln, und Mozart war der Genius, der sie ebenbürtig neben die plastische Kunst der Alten, neben die Werke der italienischen Malerei, neben Shakespeare's Dramen hingestellt hat. Von so weit her geht der Anlauf, den der Verfasser zur „Zauberflöte“ nimmt. Von jetzt an durch 10 Kapitel bleibt aber Mozart und seine Musik Hauptgegenstand; allein ehe wir bis zur „Zauberflöte“ kommen, erfahren erst alle übrigen Opern Mozart's eine Besprechung, die, wie auch die Wür-

digung der letztern Oper selbst, im Grunde auf D. Jahn's Darstellung beruht. Ausdrücklich bemerkt dies der Verfasser selbst, wenigstens in Bezug alles geschichtlichen Materials für die „Zauberflöte“.

Die im Verlauf versuchte Parallele zwischen „Don Juan“, „Faust“ und „Hamlet“ können wir aber nicht für glücklich halten, indem die Worte des Verfassers, die diesen Versuch begründen sollen — „alle drei Werke behandeln in ihrem tiefsten Kern die ewige Frage nach dem Verhältniß des Menschen zu Gott oder genauer die Frage nach dem Guten und Bösen“ —, so allgemein gehalten sind, daß, wenn dergleichen Gemeinplätze als Kennzeichen für den gemeinsamen Charakter von Kunstwerken gelten sollen, zuletzt sehr verschiedenartige Orthesen sich miteinander werden vergleichen lassen, vielleicht nur, weil sie groß sind. Noch einmal werden später Lessing's „Nathan“, Goethe's „Faust“ und die „Zauberflöte“ zusammengestellt, „weil in allen dreien das sittliche, religiöse Element das Wesentliche ist“. Auch hier ist das Band viel zu locker gebunden, als daß man die Zusammengehörigkeit dieser Werke anerkennen müßte. Die Werthschätzung eines Werks, wie der „Zauberflöte“, von der der Verfasser sagt, „sie nähme durch ihren eigenthümlichen Gehalt in der Geschichte des menschlichen Geistes ein Stelle in Anspruch, wie sie nur wenigen Erzeugnissen der Kunst eingeräumt werden könne“, beweist nur, daß der Verfasser, begeistert für seinen Gegenstand, zu weit geht und nicht ganz freizusprechen ist von Idealisirung.

Was nun aber den Kern des Buchs anlangt, so möchten wir denselben in folgenden Sätzen wiedergeben. Die „Zauberflöte“ ist die vollkommenste Oper, die es gibt. Sie ist ein Werk von kunsthistorischer Bedeutung, „ein Kunstwerk für die Menschheit“. Sie ist es nicht allein nach ihrer technischen Seite, die der Verfasser im Schlußkapitel geschickt berührt, sondern auch durch die Natur ihrer Musik, sowie durch den Inhalt, der durch das Hineinragen einer höhern Welt in dieses Leben auf jeden empfänglichen Hörer seine erhebende Wirkung nie verfehlen wird. Die „Zauberflöte“ ist das Abbild einer Welt, in der wir uns über uns selbst gehoben fühlen. Ein großer Genius hat die an sich geringen Worte zum Anlaß genommen, „von den Tiefen des göttlichen Geistes mehr zu enthüllen, als irgendein Werk jener Zeit“.

6. Das Dratorium. Eine historische Studie von F. M. Böhm. Leipzig, Weber. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Studie von geringem Umfange, indem sie auf 59 Seiten ihren Gegenstand erschöpft. Als Anlaß nimmt der Verfasser den Umstand, daß das Dratorium, ein Hauptzweig europäisch-abeländischer Musik, bisher nur in spärlichen, hier und da zerstreuten Nachrichten, aber noch nie im Zusammenhange besprochen worden sei. Kunstfreunden bietet der Verfasser hier die Resultate „gründlicher Untersuchungen“. Der Verfasser hat überall die bewährtesten Quellen neuerer und neuester Zeit für seine Studie benutzt, das müssen wir ihm zugestehen, und dennoch haben wir zu bedauern, daß es ihm nicht gelungen

den einen gelegeneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten seines Gebiets herzustellen. Wir lesen in den 12 kleinen Abschnitten fast nichts als Kleinere oder größere Auszüge aus den Quellen, denen eben die Studie folgt, die ihnen eine engere Beziehung und Verbindung verliehen hätte. Es scheint, der Stoff ist dem Verfasser über den Kopf gewachsen. Das Schlusskapitel 15 gibt die Titel von Oratorien, die in Deutschland bekannt geworden. Alttestamentliche 54, neutestamentliche 44, nicht-Mische oder auch bloß Cantaten 36; darunter oft derselbe Gegenstand von mehreren Componisten in Musik gesetzt. Die frühesten Werke sind die von Schütz (1645–66), das letzte, „Israel's Heilmittel“ von Schachner (1800); „Abraham“ ist dreimal, von Hummer, Molique und Ringold (1860) in Musik gesetzt. „Paulus“ hat drei Bearbeitungen erfahren, von Nöhling (1830), Straß (1838), Mendelssohn (1836). „Elias“ auch zwei, von Mendelssohn (1846) und von Cönn in Holland. Der Fleiß der Deutschen in Composition von Oratorien ist groß, wenn auch diese Arbeiten für die Componisten selbst wenig Aufmunterndes haben, da nur eine sehr geringe Zahl dieser kirchlichen Musiken in der That allgemeinere Verbreitung gefunden haben, viele nach einmaliger Aufführung sogleich wieder in die Verborgenheit zurückzukehren mußten. Wir möchten dieser Arbeit lieber den Titel „Material zu einer Studie über das Oratorium“ gegeben haben, als ihr den Namen einer „Studie“ beilegen.

7. Uebersicht der Geschichte der Musik für Musiker und Dilettanten. Zwölf Vorlesungen über die Entwicklung der Geschichte der heutigen Musik von ihren ersten Spuren bis auf Wagner und Liszt. Von Julius Alsdorf. Berlin, Transvaal 1862. Nr. 8. 25 Bgr.

Eine Geschichte der Musik in Form von Vorlesungen, die vor allem sich durch eine lobenswerthe Kürze auszeichnen. Der Verfasser versucht das gesamte Gebiet unserer Musikgeschichte in geschlossene Bilder oder Gruppen zusammenzubringen und besetzt Talent, prägnant zu skizzieren. Wenn er noch seine Arbeit zu größerer Vollständigkeit dieses Geschichtszweigs beigetragen zu haben wünscht, so kann man dieses Bestreben als gelungen anerkennen. Das Büchlein durchläuft auf 160 Seiten die Entwicklungsstufen der Musik bei den tonangebenden Völkern unserer Erdtheile, von grauer Vorzeit an bis auf die neueste Zeit, indem es sein Gebiet in drei größere Zeiträume abtheilt, die durch die Zahlen 1600, 1750, 1830 hindurchläufig bezeichnet sind. Der erste mit Palestrina abschließende faßt in sich, außer den Anfängen der Kunst, die Verdienste der — man verzeihe uns unsere Ironie — etwas langweiligen niederländischen Musiker, aus deren Schule freilich ein Palestrina hervorging. In der zweiten Periode, einer wahren Blüthezeit des Kirchengesangs, glänzen Palestrina, Orlando Lasso, anderer, Rona und Venetianer namentlich, nicht zu gedenken. Wichtig stehen in Deutschland mit der Reformation auch protestantische Reformatoren auf, zu denen Luther selbst, vor allen aber J. Gerard gehört, ein durch Gesangs-

aufführungen in neuester Zeit auch unter uns bekannt und gern gehörter Meister des Choralgesangs.

Noch in diesen zweiten umfangreichen Abschnitt fällt aber der Ursprung der Oper, die den Verfasser auf die weltliche Musik zurückführt. Hier scheint uns freilich die gebotene Kürze der Darstellung dem Gegenstand Abbruch gethan zu haben. Es klingt eigenthümlich, wenn man liest, Vincenz Galilei (dem Vater des Astronomen) sei es zuerst gelungen, Melodien für eine Stimme zu setzen und 1597 oder 1595 wisse man in Florenz von einer ersten Oper, „Daphne“. Es war doch wol ein gut Stück Wegs von einer einstimmigen Melodie bis zu einer Oper, selbst im damaligen Sinne genommen. Allein wir haben eben einen Uebersicht vor uns und müssen uns bescheiden. An dieser Stelle werden auch eine ganze Schar Instrumente, als Lauten, Geigen und Blasinstrumente, die bei den „Intermezzi“ damaliger Zeit verwendet wurden, genannt, doch fast auch weiter nichts gethan, als ihre Namen aufgeführt. Dilettanten (cantori a liuto), heißt es, begannen die Opernversuche; Fachmusiker (cantori a libro), nahmen sich bald der neuen Gattung an und bildeten sie weiter. So kommen wir auf Namen, wie den von Carissimi, Scarlatti, mit denen wir schon nahe an unsere neuere Zeit herantreten. Von hier ab muß man aber deutsche und italienische, später auch noch französische Musik voneinander getrennt betrachten. Nicht ohne Einfluß italienischer Musik kommt in unserm Vaterlande eine herrliche Blüthe geistlicher Musik zur Entfaltung, die durch Namen wie Schütz und Bach genug bezeichnet ist. So finden wir auch auf der Grenze des 17. und 18. Jahrhunderts in Hamburg die erste deutsche Oper, bei der Männer, wie Reiser, Matthieson, Telemann, deren Schöpfung dem Verfasser sehr gelungen ist, wirkten. England bekam zu dieser Zeit von uns den erhabenen Handel, der Oper und Oratorium gleich pflegte. Auch in Frankreich bestand eine Oper in dieser Zeit, an die sich Namen wie Lully, Rameau anschließen.

Von jetzt ab treten wir aber in das Gebiet der modernen Musik. Mit Glück nimmt die Oper einen ganz neuen Aufschwung; Mozart's Genius culminirt in der Oper; die Instrumentalmusik thut dies mit Haydn's und Beethoven's Auftreten. Ebenso mußte jetzt eine Charakteristik des so hoch gehobenen Klavierspiels gegeben werden. In der letzten zwölften Vorlesung ist also zusammengefaßt die ganze moderne Zeit bis auf unsere Tage zusammengebrängt. Die deutsche Oper von Mozart's Nachfolgern bis zu ihrer letzten Entwicklung durch Wagner; die französische, komische und heroische; die italienische, unter Rossini noch einmal blühende, bis auf ihren heutzigen Verfall. Das Klavier allein hat einen ganzen Katalog Componisten und Virtuosen als Gefolge hinter sich, von Clementi bis Liszt. An der Grenze der Instrumentalmusik stehen, freilich mehr als Epigonen wie als originelle Schöpfer neuer Formen, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Berlioz. Hier findet auch das moderne Lied seine Stelle und kurze Würdigung. In der geistlichen Musik ist unsere Zeit nur im Anschluß an frühere hohe

Vorläufer von Bedeutung. So ungefähr ist der Gang dieser 12 Vorlesungen über Musik, die sich durch ihre klare Darstellung sicher ein Publikum erwerben werden. Wir haben ihn in der Kürze angegeben, um Freunde der Musik auf diese kleine Schrift aufmerksam zu machen.

8. Musik. Gelesenes und Gesammeltes. In bunter Reihe zusammengestellt von F. Gumbert. Illustriert von J. Raymond de Baur. Berlin, Dörrer. 1860. 16. 15 Mgr.

Diese Kleinigkeit gibt 78 Sentenzen und Sprüchelchen meistens anerkannter Größen der Literatur über das Wesen und den Geist der Musik. Bei Nr. 79 folgen, um dem Büchlein das Lob praktischen Nutzens zu sichern, die Lebensalter von 30 Componisten. Das kürzeste Leben von 31 Jahren führte F. Schubert, das längste hat Cherubini geführt, nämlich durch 80 Jahre. Als Schluß bringt Nr. 80 neun Componisten, die durch öffentliche Denkmäler verherrlicht worden sind. Der älteste, dem dies geschehen, ist Orlando Lasso, und zwar in Rom und München. Zu den Sentenzen zurückkehrend, so sind die Initialen im Büchlein, wir konnten nicht ergänzen, nach welchem Princip die Abschnitte der Sentenzen gemacht sind, in zierlichen Bildchen verbüllt von der Hand J. R. de Baur's. Ein nettes Schlußlein mit Confect für musiklebende Damen.

9. Joseph Haydn und sein Bruder Michael. Zwei biobibliographische Künstlerstizzen. Wien. 1862. Gr. 8. 12 Mgr.

Wir schließen unsere Uebersicht mit dieser kleinen empfehlenswerthen biographischen Schrift, die im Bräutigam Joseph und Michael Haydn's Leben gibt. Beide Männer haben bis jetzt noch keinen ausführlichen Biographen gefunden. Der Verfasser bietet seine Arbeit, bescheiden genug, künftigen Biographen als Material, Freunden Haydn'scher Kunst aber als angenehme Erinnerung an das ausgezeichnete Brüderpaar dar. Nach der Lebensstizze J. Haydn's folgen 16 kleinere Abschnitte, die das Lebensbildchen ausfüllen und ergänzen. Man findet darin eine Angabe seiner Werke, die vollständig freilich bis jetzt noch nicht gelungen, obgleich sie mehrmals versucht worden ist. Als Besonderheit wollen wir anführen, daß sich unter Haydn's Werken auch einige (vier oder fünf) deutsche Marionettenopern finden, von denen eine, „Philemon und Baucis“, sogar eine Lieblingsoper der Kaiserin Maria Theresia war. Im ganzen geben diese Verzeichnisse doch stets über tausend Arbeiten J. Haydn's an. Interessant ist ferner der dritte Abschnitt, eine Chronologie zu J. Haydn's Leben. Wir heben daraus hervor, daß Haydn am 31. März 1732 zu Rohrau in Niederösterreich an der ungarischen Grenze geboren wurde. Haydn's Vater war zweimal verheirathet und hatte aus erster Ehe neun, aus zweiter fünf Kinder, war ein Stellmacher, übrigens musikalisch, sang Tenor und spielte Harfe. J. Haydn war das älteste Kind; außer ihm und Michael kommt aus der Familie kein namhafter Musiker weiter vor. Ein Bruder, Johann Haydn, stirbt 1805 in Eisenstadt als fürstlich Esterházy'scher Hofsänger. Doch weiß man nichts von ihm. Im Jahre 1759 heirathete Haydn eines Friseurs Tochter in Wien, mit der

er zur Prüfung seiner Geduld (er bestand aber die schwere Prüfung glänzend) bis zum Sommer 1800 kinderlos verheirathet war. Seit 1760 stand Haydn im Dienste des Fürsten Esterházy (30 Jahre). In die Jahre 1791 und 1794 fallen seine Aufenthalte in England, die für ihn mit so viel Ehre verbunden und auch pecuniär so erfolgreich waren. S. 27 steht der Rayon, der ihm die Doctorwürde der Tonkunst in Oxford eintrug. Seine berühmtesten Compositionen fallen aber in sein späteres Mannesalter. Die „Schöpfung“ ist 1798, die „Jahreszeiten“ sind 1801 zuerst aufgeführt; von beiden Werken hat Mozart nichts mehr gehört, da er schon 1791 abstarb. Im Jahre 1809 (den 31. Mai) starb Haydn infolge eines Kanonenschusses, den die am 10. Mai anrückenden Franzosen vor Wien abfeuerten und der seine altersschwachen Nerven unheilbar erschütterte. Das letzte, was er auf dem Klavier vier Tage vor seinem Tode gespielt hat, war sein Lieblingslied, die bekannte Volksymne.

Johann Michael Haydn, auch zu Rohrau den 14. September 1737 geboren, gest. den 10. August 1806, sang als Knabe schon so trefflich, daß sich Maria Theresia für ihn interessirte. Ehe er 1762 nach Salzburg, seinem bleibenden Aufenthaltsorte kam — er war dort erst Director des erzbischöflichen Orchesters, später auch Concertmeister und Domorganist —, fungirte er, 20 Jahre alt, als Kapellmeister des Bischofs in Großwardein. Das Gehalt war an beiden Orten nur so mäßig, daß eine Haydn'sche Anspruchslosigkeit dazu gehört, dennoch mit ihm zufrieden und glücklich zu sein. M. Haydn war es stets; auch war er glücklich verheirathet mit der Tochter des salzburger Domkapellmeisters Lipp. Er starb 1806. Sein berühmtester Schüler ist G. M. von Weber. Die Zahl der von ihm hinterlassenen Werke ist groß. Meist sind es Kirchenmusiken, doch unter anderm auch 30 Symphonien. Wir empfehlen diese doppelte Künstlerstizze allen denen, die sich für die Gebrüder Haydn interessieren, als reich an anziehendem Material. 14.

Aus dem deutschen Familienleben.

Deutsche Familien. Novellen aus dem Leben. Von Heinrich Koenig. Zwei Bände. Wiesbaden, Kreidel. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Was schließt das Wort „Familie“ nicht alles ein, Scenen der rührendsten Liebe und Treue, Scenen der ergöglichsten Freude und bisweilen selbst des ausgelassensten Jubels, aber auch Scenen der Noth und Qual, der tiefsten Trauer, der erschütternden Tragik, nicht selten auch des Lasters und selbst des Verbrechens. Wenn eine gut geartete Familie um einen Neugeborenen vermehrt wird, so herrscht da großer Jubel und man feiert den kleinen Weltbürger, der nun, ohne es zu wissen, so und so lang der Hauptthelb und die angesehenste Person des Hauses ist. Familienfeste, in denen sich das sonst immer mehr zur Nothge verflüchtende deutsche Gemüthleben immer wieder erneuert; aber wie viel Aufopferung, wie viel Mühe, wie viel schlaflose Nächte kostet es einer wahrhaft liebenden Mutter, ihn emporzubringen, und wie viel Thränen, wenn er erkrankt und trotz aller sorgsamsten Pflege stirbt und die Wiege beseitigt gesetzt wird, bis sie sich etwa später wieder mit einem kleinen holden Buben füllt. Blickt in das Herz eines braven Familienvaters, der sich müht und sorgt und Tag und Nacht abarbeitet und mit fortbauernd

feindlichen Mächten ringt, ohne zu erliegen, ohne von der fruchtlosen Arbeit abzulassen: er ist ein Held, dem an Tapferkeit der gefeierte Schlachtkrieger nicht gleichkommt. Und welch ein mannichfaltiges, artenreiches Drama spielt sich in einer glücklichen und zahlreichen Familie ab, in deren Schoße von allen Seiten Ansel oder gar Wankel hervorkimmeln und Verlobungen, Hochzeiten, mit Einschluß einer stillernen und vielleicht selbst goldenen, Laufen und Weidnachts- und Geburtstagsfeiern immer wiederkehrende Nalisse sind, bei denen sich die Mitglieder der verschiedenen abgewetzten Familien um ihre Stammhäupter in Liebe und Eintracht versammeln. Aber auch nichts wieder trauriger als das klägliche Gegenbild, eine in sich zerfallene Familie, deren Mitglieder sich in einem permanenten Kriegszustande befinden, in der statt des Geistes der Liebe, der Geist des Hasses, der Misgunst und der Schadenstiftung waltet und zuletzt vielleicht gar eine verbrecherische That das unendlich traurige Drama mit einer entsetzlichen Katastrophe schließt.

Heinrich Koenig, seit vielen Jahren einer unserer beliebtesten Erzähler, hat es im vorliegenden Werke unternommen, Szenen aus dieser so reichen und mannichfaltigen Welt darzustellen, und zwar auf dem Hintergrunde des deutschen Familienlebens, das bei vielen als das reifste, gemüthvollste und innigste gilt, obgleich wir glauben, daß auch unter andern Völkern eine Mutter ihren Sängling mit derselben Zärtlichkeit liebt, wie eine deutsche, und ein Vater mit demselben Stolze auf einen wohlgeordneten Sohn blickt als ein deutscher. Aber Heinrich Koenig hat diesmal, wir gestehen dies offen, diesen unendlich reichen Schatz nicht in seinen eigentlichen Tiefen und wunderbaren Gegensätzen ausgebeutet, und wenn wir diese sieben Novellen lesen, von denen sich nicht weniger als sechs um Herzensconflicte junger Leute, mithin um die Verathsofrage, um die Frage, ob sie sich „lieben“ werden oder nicht, drehen, dann möchten wir dem alten Lichtenberg recht geben, der einmal behauptete: „Alles, was unsere Schriftsteller noch zu schildern vermögen, ist etwas Liebe, und auch diese wissen sie nicht in die etwas entferntern Verhältnissen des menschlichen Lebens zu verfolgen.“ Doch möchte allerdings die zweite Hälfte des Lichtenberg'schen Ausspruchs auf Heinrich Koenig nicht so ganz zutreffend sein; vielmehr weiß er die Liebe glücklichsterweise auch in die „etwas entferntern Verhältnissen des menschlichen Lebens“ zu verfolgen.

Heinrich Koenig ist vorzugsweise ein moderner eleganter Novellist, und so bieten denn auch die hier gesammelten Novellen eine durchaus reinliche, fast nirgends verlesene Lectüre. Sie bewegen sich vorzugsweise in den höhern, gebildeten und wohlhabenden Gesellschaftsklassen, in denen, die mehr genießen als arbeiten und deren Sittlichkeit hauptsächlich auf der unter ihnen übereinstimmlichen anständigen Sitte beruht. Auch dies schon ist von Werth, denn wenn auch diese Art moderner Sittlichkeit keine besondere Tiefe hat und nicht auf sehr dauerhaften Grundlagen ruht, so trägt dieser ästhetische Comfort und Gesellschaftscultus doch dazu bei, das Leben zu veredeln und zu verschönern und wenigstens alle offenbaren Roheiten von ihm fern zu halten. Der Verfasser besitzt jedenfalls ein sehr zartes Gefühl für die weichern Regungen und Saltenschwingungen des Herzens, die er liebevoll zu beobachten und delicat darzustellen weiß. Seiner milden humanen Natur gemäß arbeitet er überall auf Befriedigung, versöhnliche Ausgänge hin, und geht daher gewaltigen Leidenschaften und erschütternden Katastrophen vorsichtig aus dem Wege. Dabei steht ihm aber eine feine, schalkhafte und sehr ansprechende Ironie zu Gebote, wenn es gilt, halb in das Lächerliche überspielende Ueberspinnungen des Gesellschaftslebens, die an kleinen reactionären Fürstenthümern grassirenden abgeschmackten Gattungen und die in ihrem Dienste verwandten oder daraus entnommenen Diplomaten und Militärpersonen zu kennzeichnen. Seine Charakteristik ist etwas umständlich, aber fein und sauber und dabei anschaulich.

Unter diesen Erzählungen war für unsern persönlichen Geschmack 1863. 11.

schon gerade diejenige die ansprechendste, in der es sich nicht um einen Liebesconflict handelt, die nicht in der vornehmen Gesellschaft spielt; und die zugleich eine der kürzesten ist, indem sie etwa nur zwei Bogen umfaßt; es ist die Erzählung „Ueber die Stolzgebähr“, und sie ist sehr einfach. Der reiche Brauer Sachsenhuber, ein eifriger Protestant, ist Großvater geworden. Sein Schwiegersohn ist aber Katholik, und der Ansel, das framme Edelhuhn einer frammen Mutter, muß katholisch getauft werden. Das verdrüßet den Großvater, und er beschließt, nur die gewöhnlichen Stolzgebähr, bestehend aus drei Gulden, zu zahlen, während er 20 Stück Friedrichsdor einwickelt, um als Ehrengeschenk der Wöchnerin unter das Kopfkissen gelegt zu werden. Durch einen Zufall kommt aber letzteres in die Hände des Kaplans und die Stolzgebähr unter das Kopfkissen, worüber begreiflicherweise Tochter und Schwiegersohn ebenso beschämt als höchlich entrüstet sind. Meister Sachsenhuber begibt sich nun in Person zu dem Kaplan, der die Taufhaublung vollzogen, um ihm das Mißverständnis zu enthüllen und die 20 Stück Friedrichsdor zurückzufordern. Dieser Kaplan war, wie es scheint absichtlich, für die paritätische Stadt gewählt worden, um den Protestanten gegenüber seine Kirche würdig und erbaulich zu repräsentiren; er war „schlank von Gestalt, das Gesicht in ebenen Zügen von der Natur — möchte man sagen — absichtlich ausgebildet, um ein steriles Gepräge, jenen sanften, milden, intuitiven Ausdruck anzunehmen, der das priesterliche Gesicht so eigenthümlich auszeichnet. Ein klangvolles Organ und ein schöner Anstand kamen dazu, dem jungen Geistlichen Günst und Wohlwollen zugleich mit dem besten Vorurtheil zu erwecken.“ Dem Meister Sachsenhuber fällt es schwer sein Anliegen vorzubringen, denn er ist ein derber aber grundgemüthlicher Mann, also von echt deutscher Mischung, und als ihm der liebenswürdige Kaplan gesteht, daß er mit dem ihm wie vom Himmel durch des Meisters Hand besicherten „Möllchen“ seine arme kranke alte Mutter und seine Schwester unterstützt habe und ihm die noch übrigen zwei Friedrichsdor einhändigen will, da eilt der gute Sachsenhuber hinweg, indem er noch die Stolzgebähr auf den Tisch legt und kaum fähig ist, seine Klärung zu verbergen.

Die übrigen Novellen und Erzählungen behandeln, wie schon bemerkt, Herzensconflicte, und in allen — und dies gerade verleiht dieser Sammlung einen eigenartigen Charakter — scheint mehr oder weniger die Lehre verkündet zu werden, daß Gleichartiges sich zueinander finden, Ungleichartiges voneinander fernbleiben solle, und daß es oft nur ein Zufälliges ist, was einem oder dem andern die Augen öffnet. Letzteres geschieht z. B. in der Erzählung „Eine erste Liebe“, die uns die schwächste und unbedeutendste der ganzen Sammlung zu sein scheint. Die Lösung des Problems wird hier durch ein etwas sonderbares und ziemlich kleinliches Motiv herbeigeführt: der Held der Novelle steht nämlich zufällig diejenige, die er liebt oder vielmehr zu lieben glaubt, einmal etwas gierig und herzhaft in eine diätetisch-reiche riesige Brotscheibe beißen, was seiner Illusion ein Ende macht. Die Erzählung ist glücklicherweise nicht nur kurz; aber es verlohnt sich nicht, aber dergleichen auch nur einen Druckbogen zu lesen.

Diesejenige Novelle, welche uns unter den übrigen durch ihre feine Ausführung am besten gefallen hat, ist die mit dem Titel: „Hildegard, das Sonntagsgelb.“ Hildegard, als Tochter einer gebildeten Witwe, die sich nach ihres Mannes Tode in ein Dörfchen zurückgezogen hatte, in halb häuslichen Beschäftigungen aufgewachsen, hat ein Verhältniß mit einem wohlhabenden jungen Landmann, der sich in Folge seines Umgangs mit Höflichkeit den einige Stichworte aus der Conversation der besten Gesellschaft gemerkt und dadurch bei Hildegard das für sich günstige Vorurtheil eines nach höherer Bildung Strebenden erworben hat. Seine bürgerliche Rohheit und Ungeschicklichkeit tritt aber im Verlaufe der Zeit immer mehr zu Tage und damit auch die Unangemessenheit dieses Verhältnisses, das sich dann auch zerbricht, worauf

Silbergard einem ihrer wüthigen Gatten, dem Professor und Maler Steinbrück in die Arme geführt wird. In Alois Gutwein und dem Colloquium der Zeitungen lesenden und darüber debattirenden Bauern sind wol die Gefahren der bloßen Zwitterbildung und der über ihren Stand hinaustrachtenden zur Anschauung gebracht. Unter den Personen sind namentlich Silbergard, ein Bild von seltener Innuth, und die resolute Franziskaerin, Madame Gesslich, trefflich gelungen. Ueberhaupt ist der Verfasser in der Zeichnung weiblicher Charaktere besonders glücklich.

In „Nichte und Tante“ schwankt ein junger Gelehrter, Doctor Hülsenbeck, in der Unklarheit, ob er die liebenswürdige Witwe eines Professors, dessen Nachfolger er an dem betreffenden Gymnasium wird, oder deren Nichte liebt. Der Conflict löst sich dadurch, daß auch hier sich das Gleichartige zueinander findet, nämlich Hülsenbeck und die Professorswitwe, die ihm bereits im stillen ihre Reizung geschenkt hat, während die Nichte einen Fabrikantensohn heirathet, mit dem sie schon längst, ohne daß Hülsenbeck eine Ahnung davon hatte, in einem gärtlichen Verhältnis stand.

Complicirter ist die Erzählung „Wider Erwarten“. Ein adeliches Fräulein, Agnes von Behring, ist einem Herrn von Albenhoven, einem widerlichen blasirten Roud, bestimmt und halbwegs verlobt, wird aber schließlich von ihm befreit und vermählt sich einem Doctor Anton Meizer, sodaß auch hier das Gleiche sich zum Gleichen findet. Wir werden in dieser Novella auch in größere Verhältnisse eingeführt. Sie spielt in einem deutschen Herzogthum, dessen Regent die Gewohnheit hatte, „seiner nächsten Umgebung, die ihn gar oft seiner Härtslichkeit entleidet zu sehen bekam, durch die Kraft seines Armes Ehrfurcht einzufößen. Wie vorsichtig und zurückhaltend auch Herr von Albenhoven sich benahm, hatte er doch öfter die Wahrheit eines lateinischen Spruchs zu erleben, der ihm, wie ein Fingerzeig auf seine Zukunft, im Gedächtnis geblieben war: *Annois longas regibus esse manus?* Weißt du nicht, daß die Fürsten einen langen Arm haben?“ Auch nach England verlegt uns diese Novelle, und wir lernen bei dieser Gelegenheit die englische Gesellschaft nicht von der erquicklichsten Seite kennen; es wird jedoch erlaubt sein, hierüber eine etwas andere Ansicht zu hegen. Man muß, glauben wir, in dieser englischen Gesellschaft mit aufgewachsen und mit ihr von früh an innig ver wachsen sein, um ihren wahren Werth zu schätzen und auch in ihr einen jener bedeutsamen Factoren und eine jener soliden Grundlagen zu erkennen, die dazu beitragen, Englands politische Größe und seine Freiheiten zu fördern. Wer an ein dissolutes Wesen gewöhnt ist, wird leicht dazu aufgelegt sein, politische Freiheiten zu mißbrauchen, während der an ein strenges Familien- und Gesellschaftsgefeß Gewöhnte damit zugleich die Fähigkeit erwirbt, sich dieser Freiheiten mit Maß und Weisheit zu bedienen. Ein ärmllicher Erbs und Nothbehelf ist es jedenfalls, den in ihren „gesellschaftlichen Fesseln und Fußfesseln einherkloppelnden“ Briten gegenüber uns mit unsern freieren, um nicht zu sagen etwas dissoluten Lebensformen zu bräuten, und ohnehin bewegt sich der Brit in seinen „Gesellschaftsfesseln“ frei und würdig, während der Festländer leicht seine Selbstbeherrschung und besonnene Haltung verliert, oder, wo es die Etikette aufrecht zu erhalten gilt, erst mühsam nach den nöthigen Formen sucht und dann leicht steif, ängstlich und gezwungen erscheint. So widerliche und ganz gemeine Roués, wie dieser Herr von Albenhoven ist, der mitten in gebildeter Gesellschaft anständiger Mädchen mit unanständigen Anträgen verfolgt, liefert die englische Gesellschaft kaum; man begegnet ihnen wenigstens in englischen Romanen nicht, und englische Romanleserinnen würden sie auch sicherlich unerträglich finden. Vergessen dürfen wir übrigens nicht, daß der Verfasser Sächsischland angehört, wo die Lebensformen auf der Basis eines namentlich auch bei den Frauen hervortretenden mehr gemäßigten Temperaments, naiv menschlicher Lebenswürdigkeit und eines taktvollen Instincts, mehr als im Norden ebenso wol vor

Gezwungenheit und Gelassenheit, als vor Saltpeter und Disziplin geschätzt sind. Viel weniger findet man wenigstens in gewissen Theilen des deutschen Südens solche Individuen, welche im öffentlichen Lebensverkehr auch die Ansprache, die ihnen etwa Stand, Amt, Titel, Reichthum oder vielleicht nur vermeintliches überlegenes Wissen verleihen, gelend zu machen suchen und respectirt sehen wollen.

Die Erzählung „Ein geprüftes Herz“ versetzt uns nach Frankfurt am Main, in das Haus der Frau Sabine Martens und ihrer Tochter Betty, die nach dem Wunsche ihrer reichen Bräuer den an die Spitze eines bedeutenden Establishments in Offenbach als Compagnon zu stehenden Buchhalter Orlisch heirathen soll. Sie selbst fühlt eine Art Neigung für einen Oudbecker von Dahlen, und bildet sich, als dieser sie einmal allein zu sprechen wünscht, ein, daß er kommen werde, sie um ihre Hand zu bitten. Dahlen richtet aber an sie den Wunsch, bei einer ihrer Freundinnen, die er liebt, die Vermittlerin für ihn zu sein. Betty fühlt sich unwillkürlich erleichtert und sagt sich im Stillen, daß sie ihn doch nicht eigentlich geliebt habe. Später, zur Zeit der Parlamentserdhörung, kommt sie bei jenem Auslauf, wobei der bekannte Demokrat Metternich dem Zuge der Constitutionellen die Fahne entriß und mit Fäusten trat, mit ihrem Wagen so ins Gebränge, daß sie durch die Glassplinter des Wagenfensters an der Schulter verwundet wird. Ein Fremder, Dr. Lohse, derselbe, der den Metternich für seine brutale Handlung zu Boden schlug, springt hinzu, untersucht die Wunden und behandelt die junge Dame ärztlich. Der Conflict dreht sich nun darum, daß Frau Martens und ihre Tochter beide dem liebenswürdigen Arzte ihre Reizung schenken, bis sich auch hier alles in Wohlgefallen auflöst und die für einander Bestimmten und Passenden, Betty und Lohse, zusammengeführt werden. Wir erwähnen noch, daß Frau Martens die Protectorin der Künstler, Musiker und Maler spielt, und zwar einer ganz besondern Sorte von Künstlern und Schriftstellern, denn es heißt von ihnen: „Man ließ sich die Ansprache der Hausfrau um ihrer Flaschen willen gern gefallen, und beide waren stark mouffierend. Am Schluß der lustigen Abende öffnete sich dann den Abgehenden ein breiter Cigarrenkasten mit echten Havannacigarren, die unterwegs manche böse Nachrede in ihren Wohlgeruch hüllten.“ Ueberhaupt ahmen wir hier in einer etwas aristokratischen und zwar nicht bloß durch den Duft echter Havannacigarren aristokratisch gewordenen Atmosphäre. Anton Martens z. B. äußert sich über die „neuen Apostel“, die demokratischen Volkserbauer, mit folgenden Worten: „Wir haben sie den Appetit verborben! Sie geben so viel abgeschmacktes, abgerandenes Zeug von sich, daß es zum Ekel wird. Sie hätten im Wolfescl hören sollen, Frau Mutter, wie die Sprecher auf der Tribüne wütheten. Ich glaubte mich in eine Menagerie versetzt und einen Tiger oder eine Opäne im Käfig zu sehen, wenn die Abfütterung vor sich gehen soll, und der zottige Esel den Kopf an den Stäben hin- und herreißt. In der unteren Wirthskube fanden wir ein halb Dugend Turner, die heiser waren und keinen Ton mehr hervorbringen konnten.“

Auch in der von uns zuletzt zu erwähnenden Erzählung „Eigene Wege“ werden schließlich diejenigen, welche zueinander gehörten, glücklich zusammengebracht, nachdem Gustav, der Liebhaber Josephinens, eine Landrathsstelle erhalten. Diese erhielt er aber, nicht ohne eine vom höhern sittlichen Standpunkt kaum zu billigende List angewandt zu haben, durch die er seinen Vorgesetzten, einen allerdings nach nicht sehr löblichen Grundfägen lebenden und handelnden General zu dessen nachherigem Verdruß und Aerger hinterging; aber es ist die durch Erfahrung erworbene Ansicht Gustav's: „Es gibt bei uns einmal kein offenes Ringen des Verdienstes.“ Die Erzählung gewinnt dadurch einen gewissen zeitgeschichtlichen Hintergrund, daß sie uns gestattet, einzelne nicht sehr erfreuliche Blide in die Regierungsgeschichte irgendeines deutschen Herzogthums zu thun. Daß Gustav sich als Gärtnerbursche in die Familie des Mannes, dessen Tochter Josephine die Seine werden soll, einzuführen weiß und diese

Möge mehrere Tage durchführt, ist übrigens ein ziemlich verbrauchtes Motiv, das man sich höchstens noch in einem auf diese spasshafte Unterhaltung berechneten Theaterstückchen gestatten darf.

Schließlich möchten wir noch einer Bemerkung Neumayer's, des Vaters von Josephine, gedenken. Dieser verkündet einmal, daß er auf eine gute Hausbibliothek halte, und fährt dann fort: „Von den so beliebten Romanen — nur Auerkantes, Gediegnes, was uns wahres Leben, das heißt, wirkliches in höherer Bedeutung darstellt, und was man daher immer wieder lesen kann. Nichts aus Leihbibliotheken! Ich halte es nämlich mit dem Geschmack, der in Deutschland noch nicht Fuß fassen will, daß nämlich vermögende Leute auch etwas auf Bücher verwenden. Bei uns schämen sich selbst wohlhabende, in Lurus lebende Männer und Frauen nicht, irgendein gerühmtes Buch sogar von dem Verfasser selbst, wenn er zu ihren guten Bekannten gehört, geschenkt zu verlangen, um auch an einem Hausfreunde die Leseseligkeiten zu sparen, die ihnen sonst die Leihbibliothek kostet, und der allein sie lesen.“ — „Vergessen Sie aber auch nicht, Herr Neumayer“, erwiderte Gustav, „welche Abhängigkeit Bücher aus einer fleißig besuchten Leihbibliothek haben, wenn sie erst durch ein paar Dutzend Hände gegangen sind — sie bleiben gar zu gern an jarten Damenflügeln kleben. Es geht ihnen, wie viel umhergeworfenen Menschen: Ach, wenn sie doch irgendwo bleiben könnten, wenn sie wo dahin zu wären!“

Es gibt in Deutschland Literaturliberalen, welche den von ihnen protegirten Autoren keine andere Aufmunterung zu bieten wissen, als die man ihnen durch eine dann und wann vorkommende Einladung zu einem Diner, Souper, einer ästhetischen Itegegesellschaft, einer langweiligen Vorlesung u. s. w. zu Theil werden läßt. Die Autoren, unter denen es vielleicht manchen gibt, der nicht weiß, wo er am nächsten Tage das Geld für seinen Rüstgottisch hernehmen soll, werden dadurch nur genöthigt, einen vielleicht nicht ganz unberücksichtigten Theil ihres sanfter verdienten lärglichen Honorars auf Instandhaltung einer salomaisigen Garderobe, auf Trinkgelber u. s. w. zu verwenden, ganz abgesehen von dem Verlust an kostbarer, bei solchen Gelegenheiten nicht immer sehr anregend und lehrreich verbrachten Zeit. Damit nicht genug — sie müssen auch noch ihr Convent und ihre Flasche Wein bezahlen, und zwar dadurch, daß sie der Mäcassin ein Exemplar von jedem Buche, das sie herausgeben, zu verrechnen nicht umhin können; und so mag es denn wol zuweilen vorkommen, daß es ihr geht, wie der Frau Martens, der von König geschickten Literatur- und Kunstmäcassin, die ihre eckigen Pavannacigarten nur dazu hergab, daß „manche böse Nachrede“ der nach Hause Wandernden in deren Wohlgeruch eingeschüttet wurde, wie wenig wir auch diese Sitte bei eben „Abgefütterten“ billigen möchten. Eine eigentliche Bibliothek oder gar ein besonderes Bibliothekszimmer haben jene Damen nicht; höchstens liegen auf einem Tische ein paar Albums und sonstige Novas, die sie auf dem Schenkewege erhalten haben. Man besuche nur die Behausungen unserer reichen Kaufleute, Rentiers, Particuliers, Fabrikbesitzer, Landbesitzer — wie selten wird man eine Büchersammlung finden, die auf den Namen einer Bibliothek irgend Anspruch machen kann, wie oft dagegen liest man in englischen Romanen, daß der Baronet so und so in dem oder jenem Moment gerade beglücklich in seinem Bibliothekszimmer gesessen habe. Denn ein solches gehört nothwendig in England zu einer unabhängigen Haushaltung — es ist vielleicht „ein kleines Gemach, hell und freundlich, mit vielen Beuhühlen und Sofas um den Kamin herum. Eine Wand ist ganz durch Bücherschränke eingenommen“ u. s. w., wie es uns ein Deutscher, der einen englischen Landitz besucht, vor einiger Zeit in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ beschrieben hat. Ein bairischer Autor, Ludwig Steub scheint zwar anzunehmen, daß die üble Gewohnheit, Bücher zu leihen und nicht zu besitzen, nur bei den altbairischen Adels- und Geldmagnaten herrschend sei; aber sie findet sich auch anderswo.

Populäre Schriften von Gelehrtenvereinen.

1. Öffentliche Vorträge, gehalten von einem Verein akademischen Lehrer zu Marburg. Erste Abtheilung. Zwei Bände. Stuttgart, Strauß. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese beiden Bände schließen 18 Reden in sich, welche wahrscheinlich vor einem gemischten Kreise gebildeter Zuhörer von den Professoren der Universität gehalten worden sind; doch fehlt dem Werke eine Vorrede, welche hierüber Gewissheit bringen könnte. Vielleicht sind auch die Reden ursprünglich einzeln gedruckt und ausgegeben und es ist dann erst später der Entschluß zu einer Gesamtausgabe entstanden, denn jede ist noch für sich numerirt und schließt sich als ein selbstständiges Ganzes ab. Das Vereintigungsband besteht nur äußerlich in dem Titel und in dem Umschlag, der auf seiner Rückseite das Inhaltsverzeichnis für beide Bände enthält.

Die Reden sind aber sehr gut und verdienen der Beachtung ganz besonders empfohlen zu werden. Der Stoff einer jeden Rede ist von allgemeinem Interesse und ihre Durchführung ist fesselnd und befriedigend für die gebildeten Denker aller Epochen. Die Sprache ist leicht und gefällig, bei einigen sogar ausgezeichnet durch rhetorische Feinheit. Nirgends zeigt sich das Gerbe, Breite und Lange in der Ausführung, womit die Professoren der deutschen Hochschulen sich früher so charakteristisch geberdeten. Und dabei ist doch alles mit wissenschaftlicher Tiefe begründet und vor der geschwätzigen Oberflächlichkeit bewahrt, welche so vielerseits viele unserer heutigen sogenannten Volkschriften kennzeichnet. Man sieht es hier klar, daß unsere deutschen Fachgelehrten es nicht mehr unter ihrer Würde halten und es auch recht gut verstehen, dem Bedürfnis der Zeit Rechnung zu tragen, wonach ihre Gelehrsamkeit auch praktisch fruchtbar gemacht und zu einem Gemeingut für das gesammte Leben verarbeitet werden muß. Auch stehen diese Vorträge schon nicht mehr so vereinzelt da, sie reißen sich denen von Berlin, München, Heidelberg u. s. w. würdig an und versprechen eine baldige viel lebhafte Weiterentwicklung. Das ist ein gutes Zeichen für den Bildungsfortschritt unseres Vaterlandes. Man blickt ja wol mit hoher Achtung auf die deutschen Universitäten als den Sitz der gebiegensten Grundsätzlichkeit im Wissen, und hat schon lange gehofft, daß sich diese Gelehrsamkeit auch flüssig machen möchte für die gebildeten Denker des Volks; denn es ist ein längst bekannter Erfahrungssatz, daß nur der recht eigentlich Verstand hat, populär zu reden und zu schreiben, welcher sein Wissen durch selbständiges Forschen tief begründet hat und es in jeder Beziehung frei und ganz beherrscht. Es ist nun dieser Hoffnung, dieser Erwartung schon von vielen Seiten ein Gönne geschehen, aber es kann noch viel mehr geleistet werden. Wir begnügen daher das vorliegende Werk als ein erfreuliches Zeichen des allgemein gewünschten Fortschritts der Popularität unserer deutschen Hochschulen.

Diese „Öffentlichen Vorträge“ kündigen sich als erste Abtheilung an und bilden wahrscheinlich den ersten Jahresheft eines von Vorträgen, sodaß darin die Hoffnung zu noch folgenden Jahrgängen liegt, wozu wir dem gebildeten Publikum nur Glück wünschen können. Der Inhalt des ersten Bandes ist: 1) „Die Entwicklung des Monothismus bei den Griechen“, von G. Zeller; 2) „Julian, der Abtrünnige“, von W. Raugott; 3) „Dante und die göttliche Komödie“, von A. Juch; 4) „Gernando Cortes“ von Th. Wais; 5) „Wilhelm von Dranien“, von G. Hermann; 6) „Papst Pius VII.“, von G. F. H. Gense; 7) „Das finnische Volksepos Kalevala“, von J. Löfner. Der zweite Band enthält: 1) „Ueber Wahrheitsliebe“, von Schell; 2) „Wind und Wetter“, von Büllner; 3) „Ueber die Umwandlung des Samerklosters“, von Bromel; 4) „Das Gehörorgan“, von Claudius; 5) „Die Quelle der Kräfte des Lebens im Körper der Menschen und Thiere“, von F. W. Gense; 6) „Ueber die Getränke“, von Heusinger.

Wir beschränken unsere Besprechung der ersten Reihe von Reden nur auf Gense's Vortrag über Papst Pius VII. Er hat gerade in unsern Tagen ein ganz besonderes Interesse, da die

jetzige folgenreiche Verwicklung Napoleon's III. mit dem Papste sehr viele Vergleichspunkte mit den Kämpfen darbietet, welche Napoleon I. mit Pius VII. durchschritten hat. Am Ende des 18. Jahrhunderts schien das Papstthum vernichtet zu sein. Pius VI. war als Gefangener nach Frankreich geschleppt. Napoleon hatte ihm den ganzen Staatschatz und die nördlichen Provinzen abgenommen. Er sprach im Uebermuth seiner italienischen Siege dem Directorium zu Paris die Hoffnung aus, daß nach diesen Verlusten „Rome ne peut plus exister, cette vieille machine se détruira toute seule“. Dazu war nun auch die Befestigung des Papstes nöthig. Durch französische Agitation wurde in Rom ein Straßenlärm erzeugt, wobei ein General Dapht von der päpstlichen Wache erschossen wurde. Dies diente als Vorwand, daß man 1798 Rom durch Vorthier erobern ließ. So wurde der ganze Kirchenstaat in eine römische Republik umgewandelt. „Man wählte Consuln, Reiblen, Censoren, und zeigte dem Papste an, daß die Republik hergestellt und sein Reich zu Ende sei; er bat, ihn in Rom ruhig sterben zu lassen, aber ein Sohn Albrecht Saller's riß ihm seinen Ring ab und sagte ihm, „sterben könne er überall, er reise ja sonst gern, wenn er nicht willig folge, werde man Gewalt brauchen“. Er wurde zuerst nach Siena geschleppt, dann nach Florenz, dann 1799, während die Kerze erlärten, daß er nicht mehr zu transportieren sei, von Turin nach Frankreich. Auf einer Bahre wurde er über den Mont-Cenèvre getragen, und die Insaren boten ihm ihre Pelze gegen die Kälte an. Von Valence sollte er auch schon wieder aufgeladen werden, aber da schätzte den Zweinundachtzigjährigen der Tod am 29. August 1799. Ein Protokoll ließ ihm ein kleines Denkmal auf dem Kirchhofe zu Valence setzen. Es schien das Denkmal des letzten Papstes und das Ende des Jahrhunderts auch das Ende des Papstthums zu sein.“

Der Cardinal Chiaramonti wurde aufs neue zum Papste gewählt; er nannte sich Pius VII. im Andenken an seinen unglücklichen Vorgänger. Diese Wahl hatte der kluge und berebete Priester Consalvi zu Stande gebracht, welcher von dem neuen Papste zum Staatssecretär erwählt wurde. Der Verfasser entwickelt nun ein sehr lebendiges Gemälde von der dreißigjährigen Regierung Pius VII. und theilt dasselbe in drei Gruppen, wovon die ersten sechs Jahre sich auf die Bestrebungen zur Wiedergewinnung dessen beziehen, was unter dem unglücklichen Vorgänger verloren gegangen war; die folgenden acht Jahre beziehen sich auf die Niederlage, welche Pius VII. noch viel härter hat erleben müssen als sein Vorgänger, und die letzten zehn Jahre auf das glänzende Wiederaufblühen der Regierung des Kirchenstaats nach dem Sturz Napoleon's I.

Wir lenken unsere Aufmerksamkeit auf die mittlere Gruppe, weil sie am meisten Beziehung zu der Gegenwart hat. Napoleon hatte von Wien aus durch ein Decret vom 17. Mai 1809 dem ganzen Kirchenstaate ein Ende gemacht. Der Papst antwortete hierauf durch Bann und Anathema über die Urheber der Verletzung des Kirchenstaats. Aber nun folgte ein furchtbares Zusammentreffen. „Französische Soldaten schlugen in der Nacht des 6. Juli 1809 mit Keilen die verschlossenen Thore des quirkalischen Palastes ein. Der General Rabet trat in das Zimmer des Papstes und forderte ihn auf, der Regierung über Rom und den Kirchenstaat zu entsagen oder ihm als Gefangener zu folgen, indem er sich wegen des schweren Auftrags mit seiner Pflicht gegen den Kaiser entschuldigte. „Sie, Herr General“, antwortete der Papst, „haben diesen Befehl des Kaisers ausführen zu müssen geglaubt wegen des ihm geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams; bedenken Sie also, wie wir die Rechte des Heiligen Stuhls vertreten müssen, an welchen wir mit so vielen Eiden gebunden sind; wir können nicht abtreten, was uns nicht gehört; die weltliche Herrschaft gehört der römischen Kirche, wir sind nur ihre Verwalter; der Kaiser kann uns in Stücken hauen lassen, aber dies wird er nicht von uns erlangen.“ Er wurde mit dem Cardinal Pacca vor dem Thore des Quirkals in einen verschlossenen Wagen geschafft und darin nicht, wie ihm anfangs versprochen wurde, zum General Miollis, sondern sogleich aus

der Stadt und weiter geschafft, aber fast heiterer als einst zur Ordnung fuhr er weiter. Deihe, Pius und Pacca, ohne Gefolge und Gepäck, blieben in denselben Kleidern; als sie einander ihre Baarschaft zeigten, so beschrieb es Pacca selbst, mußten sie doch lächeln, wie apostolisch arm man sie reisen lasse, denn der Papst hatte nur 1 Papette (2 Paoli) und Pacca nur 15 Bajocchi bei sich; aber mehr noch trübten sie sich gegenseitig damit, daß ihnen die Publication des Bannes gerade noch so eben gelungen sei.“

In Grenoble trennte man Pacca vom Papste und hielt ihn vier Jahre auf der Festung Fenestrelle gefangen, wo noch viele andere geistliche und weltliche Penitenten Napoleon's festgehalten wurden. Den Papst führte man nach Savona. Der „Moniteur“ kündigte an, daß Italien von nun an zur Einheit gelangt sei, da der Kirchenstaat ihm jetzt einverleibt wäre. Die weltliche Herrschaft habe den Papst zu oft verleitet, mit den Feinden Frankreichs zu conspiriren. Napoleon wählte neue, seinem Systeme zugethane Bischöfe, sie bedurften indeß der kanonischen Institution des Papstes, welche aber von diesem ganz entschieden verweigert wurde. Man verschärfte die Haft durch Entziehung aller Schreibmaterialien, durch ärmliche Kost und durch eine beständige Ueberwachung von einem Gensdarmenoffizier. Hierdurch und auch durch mancherlei Ueberbegriffen erlangte man endlich die Zustimmung des Papstes, den 27 von Napoleon erwählten Bischöfen die Institution zu erteilen. Im Jahre 1812 wurde der Papst nach Fontainebleau geführt, um ihn sicher zu stellen vor den englischen Kriegsschiffen. Hier wurde er auch wieder fürstlich bewirthet. Da kam 1813 Napoleon plötzlich selbst zu ihm und wußte ihn mit der ganzen Fülle der Verehrbarkeit und Lebenswürdigkeit für seine Pläne zu gewinnen. „Im Concordat von Fontainebleau vom 25. Januar 1813 nahm der Papst statt seiner vormaligen Besitzungen die zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte an, versprach in Frankreich und im Königreich Italien das Papstthum zu verwalten wie sein Vorgänger, und willigte ein, daß, wenn sechs Monate nach Ernennung eines Bischofs die kanonische Institution des Papstes nicht gegeben sei, der Metropolitane sie statt des Papstes geben könne.“ Der Papst beklagte später dieses Concordat als einen Beweis seiner unverzeihlichen Schwäche, und als nun gleich darauf Napoleon's Reich zerfiel, so hatte auch damit das Concordat sein Ende erreicht. Napoleon blühte auf seinen Sieg mit dem Papste später noch oft zurück, und beklagte es sehr, daß er denselben nicht ganz habe zu Ende führen können, denn es sei seine Absicht gewesen, dem Papste einen noch höhern Glanz zu verleihen als er je befehen; er habe ihn bei sich behalten wollen, um Paris auch zur Hauptstadt der ganzen Christenheit zu machen, sodas hinfür die politische und religiöse Welt nur von ihm regiert wäre. Nun, wir kennen auch andere Träume des großen Gefangenen auf St. Helena, und wissen sehr wohl, wie unzuverlässig und wankelmüthig ihre Grundlage war.

Die Reden des zweiten Bandes eignen sich zwar ebenfalls vortreflich zur speciellen Besprechung und Mittheilung, wir müssen aber doch davon absehen, weil der uns zugemessene Raum kein tieferes Eingehen gestattet. Wir bemerken nur noch im Allgemeinen, daß das populäre Wort Schell's über Wahrscheinlichkeit, W. Henke's über die Quelle der Kräfte des Lebens, daß die leichtsinnige Theorie der Drehungsgesetze des Windes von Wüllner, daß Heusinger's diätetische Ansichten über Getränke, und überhaupt alle Reden des ganzen Werks der Art sind, daß man ihnen gern die vollste Aufmerksamkeit schenkt, denn sie zeigen den Fortschritt der Wissenschaft und ihre Anwendung aufs Leben ebenso belehrend als unterhaltend. Darum wird es ihnen gewiß nicht an einer guten Aufnahme fehlen.

2. Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Madler, Masius, Moll, Raud, Roggerath, Duen-

Redt, Romberg und von Rugbort. Eingeleitet von Hermann Meißner. Zweite verbesserte und bereicherte Auflage. Drei Bände. Mit zahlreicher in den Text gedruckter Holzschnitten und drei Steinplatten. Offen, Wiesbaden. 1860—62. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Sgr.

Man hat über dies ebenso unfeingehörige als gründliche Werke seit Jahren ein günstiges Urtheil gefällt, und die bald nach seiner ersten Ausgabe nöthig gewordene zweite Auflage liefert zu dem ersten überaus billigen Preise für die Wichtigkeit desselben. Und unsere Ansicht über das Buch ist im allgemeinen eine auf Beifall gestützte, und es macht uns Freude, dies hier auszusprechen zu können.

Das Werk ist Alexander von Humboldt gewidmet und es wird auch ein Schreiben des großen Mannes an den Verleger bei Aufnahme der Dedication sowohl in der Nachbildung seiner Handschrift als auch im Typendruck mitgetheilt. Der Brief hat besonders einen charakteristischen Ausspruch: „Die degenerate Schrift“, heißt es nämlich, „wird ein Gegenbild sein für die vielen inhaltsleeren populären Schriften, mit denen Deutschland mehr als die Nachbarstaaten überfluthet ist, in denen freilich die Begeisterung des Lesehanges sich auch fort erhält.“ Daneben wird dann ein kurzes aber sehr treffendes Lebensbild des verstorbenen „Großmeisters der Naturwissenschaften“ zur Darstellung gebracht, welches auch zugleich in dem ersten Theile eines Nachrufs gehalten ist. „Am 6. Mai 1859 starb Alexander von Humboldt“, heißt der Schluß. „Auf die Kunde von seinem Tode befiel Friedrich Schlegel seinem großen Ehrenbürger ein Gleichniß zu erröthen, und in wenigen Jahren wird sein Monument endig zu Genußhaft Stumpfheit schmelzen. Die Nationen leiden damit den Zoll der Dankbarkeit. Aber wenn man erwägt, daß dieser Genius aus einem Jüngling der Naturwissenschaft sich zu einem Bruder und Meister erhob, daß er sie zu neuen Sätzen emportrug und ihr neue ungeahnte Reiche eröffnet hat, und daß sich sein Geist unsern Planeten ist, der nicht an ihn erinnert kann, so darf man sagen: Er bedarf keines Denkmals, da ihm ist sein Denkmal.“ Hieran schließt sich denn eine Erinnerung an ganze Werke, welche aus der gewandten Feder von Hermann Müller geflossen ist, der sich durch seine anmuthigen „Naturstudien“ einen so glücklichen Namen in Deutschland erworben hat. Wahrscheinlich rührt auch die vorangehende Besondere und der erst begehrte Nachruf von ihm her. Es kann dies nicht leicht einer würdigeren Hand anvertraut werden.

Der Inhalt des ersten Bandes ist: 1) „Physik und Technologie“, von Carl Koppe; 2) „Die physikalische Technologie, wobei die Lehre von den Dampfschiffen“, von C. F. Moll; 3) „Die elektrische Telegraphie, Selvasplakst, Daguerreotypie und Photographie“, von C. Raab; 4) „Die Chemie und chemische Technologie“, von J. Gottlieb. Der zweite Band enthält: 1) „Grundzüge der Zoologie“, von C. von Kaffort; 2) „Zoologie“, von G. Rekas; 3) „Botanik“, von Dippel. Der dritte Band schließt in sich: 1) „Mineralogie“, von Dammstidt; 2) „Gesteine und Geologie“, von J. Köggerath; 3) „Bergbau und Hüttenkunde“, von F. G. Leitner; 4) „Das Meer“, von F. Romberg; 5) „Die Astronomie“, von Mädler. Hiervon erstreckt man schon, daß das Werk einen großen Umfang hat und umfaßt das ganze Gebiet der gesammten Naturwissenschaften; und auch weiß man, daß die Mitarbeiter Gelehrte sind, die einen gründlichen Namen haben, von denen nur Gedinghof zu erwähnen stand. Das wird ausreichen, dem Werke auch eine weitere günstige Aufnahme zu sichern.

Metaphor Simulation.

Sebastia Castello.

Die Prüfung Ihrer Leistungen hat verhältnißmäßig seit langen Jahren, kaiserliche Leistung des Herrn Hauptmanns Werge hat erst durch August Boden eine Art von Celebrität erlangt, aber es ist keine dauernde Celebrität. Nicht ihrer Form nach, darin ist sie

nicht unangezeichnet, aber ihrem Resultat nach ist an die Seite der Bekämpfung Meinungen die zu setzen, welche einem als Theolog wie als Philolog wackeren Gelehrten der Reformationszeit, Sebastian Castellio, dem seines großen Gegners Calvin wegen so lange Zeit hindurch verhassten und verurtheilten Mann, jetzt durch einen schweizerischen Gelehrten, J. Mätzli, zu Theil geworden ist.^{*)} Castellio lebt mit seinen Ansichten auf dem Boden der Gegenwart, er ist seiner Zeit weit vorangeilt; weil aber die Säulen der schweizerischen Reformation an ihren Grundstücken stark festhaltend in ihm keinen geschmeidigen unterwürfigen Diener, sondern einen starken selbständigen Forscher fanden, greifen sie ihn mit den ungerechtesten Waffen an, verurtheilten, verfolgten ihn in seiner kirchlichen Erziehung, und ließen ihm auch nach seinem Tode noch keine Ruhe. Der Rindbo, welcher jense umstrahlt, hat Castellio's Charakter in ein falsches Licht gestellt; es ist ein nicht genug zu schätzendes Verdienst der neuen Geschichtschreibung, daß Namen wie solche gelten, daß allein die achtungswürdige Wahrheit für sie gilt, und auf selbst nur handschriftliche Urkunden des besetzten Rathesarchivs hauptsächlich gestützt, wie mit sorgfältiger Benutzung aller früheren Literatur hat und nun J. Mätzli ein getreues Bild des unglücklichen Kämpfers für Freiheit der Forschung gegeben.

Sebastian Schellus war geboren 1515, nicht in Spanien, wie man vielfach angenommen, sondern im Dorfe Saint-Martin da Breton, eine halbe Stunde von Nantes im Departement de l'Aisne, damals französisch. Als Knabenhild bildete er sich in Lyon aus. Hierauf lebte er eine kurze Zeit in Straßburg bei Calvin, auf dessen Empfehlung er 1541 als Rector des Collège de la Rive nach Genf berufen wurde mit der Verpflichtung zugleich zu predigen. Bald geriet er mit Calvin wegen theologischer Ansichten in Streit und es ward ihm das Predigen untersagt. Er nahm seine Entlassung (sich ist, daß er abgesetzt sei) und begab sich nach dem toleranten Basel. Hier war aber sein Leben ein sehr kümmerliches, der Noth wegen mußte er sich selbst mit Handarbeiten abgeben, dabei arbeitete er an seiner trefflichen lateinischen Bibelübersetzung, fünf Jahre lang; das ganze Honorar betrug 70 Thaler; für die französische Uebersetzung erhielt er zwei Jahre lang wöchentlich einen Gulden, ein drittes Jahr arbeitete er umsonst. Bei seiner Arbeit war ihm Reinheit und Klarheit des lateinischen Ausdrucks Hauptsache, nicht ein werthloses Wiebengeben, und während Roland schon sich sehr anerkennend auszeichnet, verfolgten ihn gerade jener Eigenschaft wegen die Genfer ägisch.

Im Jahre 1558 erhielt er eine öffentliche Anstellung, die griechische Professur, war aber schlecht besoldet; wegen seiner Schrift über die Prädestination, die Calvin's gefährliche Schreiftreuen beleidigte, nahm ihn die Grafschaft von neuem den Streit auf. Als 1564 dem Rathe zu Graf ein pseudonymes Libell gegen Calvin zugesandt wurde, nannte Calvin fälschlicherweise Gaskell als Verfasser, und besonders hart gegen ihn Boya zu. Nach dem Tode Servet's 1555 erschien ein Buch: „Martinus Bellius de non puniendis gladio haereticis“ (1564), eine Sammlung von Antiquitäten, wie Luther, Augustin und u. a., gegen die Ketzerverbrennung, mit der Verwerfung des pseudonymen R. Bellius, welche Auspielungen auf Servet enthält. Boya bezeichnete sofort Gaskell als diesen R. Bellius, neben ihm hätten Elinus Socinus und Elinus Curio an dem Werke gearbeitet. Das Buch und besonders die Verwerfung verurteilt die subtilen theologischen Fragen als eitles Spiel, man solle die Hauptpunkte der christlichen Religion festhalten, die Nebenpunkte würden doch nicht streitig bleiben; dagegen solle man darauf bedacht sein, ein göttliches Leben zu führen. Daß nun Gaskell der Verfasser dieses Buchs sei, dafür sprechen allerdings innere und äußere Gründe, es gereicht ihm aber nur zum Ruhme; sein mannhaftes Ausharren für die Toleranz gegen Calvin's Schreiftreue, Starrheit, ja Grausamkeit verdient alles Lob.

*) Sebastian Castell. Ein biographischer Versuch nach den Nachrichten von Jakob Mühlb. Basel, Baumgartner, 1862. 8. 27 Bgr.

und das Buch kann als ein Ereignis betrachtet werden. Castellio stellt sich auf den allein richtigen Standpunkt, er will die Irrthümer nicht als berechtigt anerkennen, aber er will sie widerlegen, nur nicht durch Feuer und Schwert. Seine Gesinnung athmet Menschlichkeit; er ist der Spinoza und Locke seiner Zeit. Daher ist er auch Gegner der Tortur. Sofort erließen Calvin und Beza die heftigsten Schreiden gegen ihn, er antwortete sehr mild, ja schickte Beza eine Gegenschrift ein, daß er für sich allein präse. Doch noch caluminiöser antwortete Beza und tabelle den baseler Senat, daß er Castellio eine Vertheidigung erlaube. In Gens wurde auf Betrieb Calvin's eine gegen Castellio geschriebene Komödie von Konrad Vadus vor den Behörden aufgeführt, die Castellio als Teufel darstellt, überhaupt des gemeinsten Verleumdertons voll ist. Als den heftigsten und grausamsten Verfolger erwies sich Beza, wogegen in seiner Vertheidigung der Bibelübersetzungen gegen denselben Castellio im mildesten und versöhnlichsten Tone spricht.

In seiner Familie hatte Castellio viel Unglück. Er war zweimal verheirathet, die zweite Frau überlebte ihn. Nach Ablehnung eines Rufes nach Lausanne wurde seine Stellung in Basel etwas verbessert. Aber seine Freundschaft mit Bernhard Ochino, dem Prediger der ausgewanderten protestantischen locarner Gemeinde in Zürich, brachte ihm neue Misshelligkeiten, da er dessen italienische Dialoge ins Lateinische übersehte und diese Uebersetzung der italienische Buchdrucker Perna ohne Censur druckte; sie enthielten anstößige Ansichten über Polygamie, doch da er nur Uebersetzer war und zwar des Erwerbs wegen, kam es nicht zu weiterer Verfolgung. Schlimmer wurde eine aus Beza's Schriften gezogene und dem Rathe von Basel vorgelegte Anklageschrift. Der Tod befreite ihn 1563 von den gerichtlichen Verhandlungen. Sein Gegner Beza klagte ihn an Leben und Tod an. Seine nicht herausgegebene schriftliche Vertheidigung ist frei von jeder persönlichen Gehässigkeit, von einer edeln und ernsten Haltung, gemäßigt, human, im Gefühl der Unschuld und des Rechts verfaßt. Ein Fieber oder richtiger Atrophie war die Folge seines Arbeitens, seiner Nachtwachen und Sorgen. Seine Gegner nannten seinen Tod eine Strafe Gottes. Unter einem sehr zahlreichen Gefolge wurde seine Leiche im Kreuzgange des Münsters beigesetzt in der Familiengruft des Thomas Ortnäus, der ein Jahr nach ihm starb und neben ihm seinen Platz erhielt; die hierzu nöthige Oeffnung des Grabes hat wiederum der Verleumdung Stoff geboten, man habe, sagte man, den Erzfeser nicht im Grabe dulden wollen.

Nach seinem Tode erschien ein Theil seiner nachgelassenen Schriften, so durch Faustus Socinus vier Dialoge über Prädestination, Gnadenwahl, freien Willen und Glauben; seine Ansichten sind die des Erasmus und Melancthon, aller Engherzigkeit feind.

Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit, Unbescholtenheit des Lebenswandels, war mäßig, bescheiden, gewissenhaft. Der Grund der christlichen Lehre war ihm eine heilige Sache, das innerste Wesen des Christenthums ist ihm aber die Liebe. An theologischer Schärfe stand er wohl manchem seiner Gegner nach, an theologischer Selbstständigkeit niemand. Das aber machte ihn gerade den kalten Calvinisten wie den Katholiken verhaßt. Wenn er die Verfolgung der Wiedertäufer tabelle, so war er doch ihren Lehren nicht hold, wie er sich über den Eid gegen sie aussprach, und doch wurde ihm der damals häufige Name eines Wiedertäufers beigelegt. So gehört er auch zu den Märtyrern, denen jetzt erst ihr Recht widerfahren ist. 42.

Notiz.

Dramatische Autoren in Deutschland und in Frankreich.

Vor kurzem kam in der Literaturwelt wieder ein mit jenen herzbrechenden Umständen, an die man sich in Deutschland seit langem hat gewöhnen müssen, verbundener Todesfall vor: am

18. Januar starb nämlich in Wien der dramatische Dichter Hermann Herzogenstron, ein alter Mann von 78 Jahren — im Spital. Herzogenstron zählt allerdings nicht zu den hervorragenden Helden unserer dramatischen Literatur; er hat überhaupt keine eigentlich literarische Bedeutung; aber er hat den guten Willen manchen heitern Abend bereitet; er hat an 200 größere und kleinere Stücke, zum Theil wol nur Nachahmungen französischer Originale geschrieben, deren manche mit großem Beifall im Hofburgtheater, die Mehrzahl aber im Leopoldstädter Theater gegeben wurden, und zwar brachte das an treffender Zeitsatire reiche Lustspiel „Mordthorheiten“ dem Director mehr als 100 volle Häuser ein. Der Verstorbene wird uns als ein Mann von „unendlicher Herzengüte“ geschildert, der das wenige, was er besaß, geru mit dem nächsten Bekten getheilt, und aus Misträuen gegen seine durch Alter geschwächte Kraft in den letzten Jahren geseiert habe; „denn an Bescheidenheit übertraf er die jüngere Generation weit“. Die Stuttgarter illustrierte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ schließt ihren kurzen, aber von warmer Empfindung durchhauchten Nekrolog, dem wir diese Zeilen entnehmen, mit den Worten: „Er, der zu dem Vergnügen so vieler Menschen beigetragen hatte, fand in seinen alten Tagen keine Freundschaft, an der er hätte sterben können. Frieden der Seele dieses wahrhaft guten Mannes!“ Das Misverhältniß zwischen dem Einkommen der Bühnen und dem der Autoren, welche durch ihre Erzeugnisse ihnen dieses Einkommen verschaffen, ist in Deutschland immer noch ein schreckendes. Wie ganz anders in Frankreich! Die Gesamteinnahme der pariser Theater betrug in der Zeit vom 1. April 1861 bis Ende März 1862 11,191,041 Francs, wovon 1,277,000 Francs als Lantième an die dramatischen Dichter und Componisten gezahlt wurden; rechnet man hierzu noch den Lantiemenbetrag der Provinzialbühnen, welcher sich wol auf das Doppelte der obigen Summe belaufen wird, so ergibt sich für die französischen Autoren eine jährliche Gesamtrenue von 3,800,000 Francs. Die pariser Theater bezahlen also im Durchschnitt 10 Procent ihrer Einnahmen als Lantième; das höchste Budget für Autorenrechte weist die komische Oper auf, welche nahezu 15 Procent abgab. „Es ist wol unnöthig“, bemerkt hierzu die „Europa“, „einen Vergleich der Lage unserer deutschen Dichter und Componisten mit der ihrer französischen Kunstgenossen anzustellen, da die Kläglichkeit unserer Verhältnisse nur zu offen vor Augen liegt.“ Das Aufführungshonorar der „Weissen Dame“ blos in Paris hat nach ungefährender Berechnung dem Componisten Boieldieu und seiner Familie die Summe von 400,000 Francs eingetragen; nun frage man nach, was Mozart für seinen „Don Juan“ oder die „Zauberflöte“, Beethoven für seinen „Fidelio“, Weber für seinen „Freischütz“ oder den „Oberon“, Marschner für „Tempel und Jüdin“ oder „Hans Heiling“, Wagner für den „Lohengrin“, Forsting für „Bar und Zimmermann“, Kreutzer für „Das Nachtlager von Granada“ erhalten haben. Glück empfing in Paris für seine „Iphigenie in Aulis“ wie für jede folgende Oper ein Honorar von 20,000 Livres nebst der Zusage einer lebenslänglichen Pension, die nach Aufführung seiner dritten Oper 1000, nach der vierten 1500 und nach der sechsten 2000 Livres betragen sollte. Deutschland, wo man nur mit Titeln und Orden als höchst wohlfeilen Dingen nicht zu knausern pflegt, speiste ihn mit der Ernennung zu einem österreichischen „Kammercompositen“ ab! Unsere Hofbühnen, die so und so viele Zuschüsse beziehen, knausern nach seiner Seite hin, außer den dramatischen Autoren und Componisten gegenüber. Es scheint in der That sonderbare Leute genug in Deutschland zu geben, welche der Kunst sind, daß es des Künstlers und Dichters überhaupt unwürdig sei, Honorar zu beziehen; halten sie es etwa für würdiger und anständiger, daß sogenannte Kunstankalten wie die Bühne von den Arbeiten und dem fauern Schweiß der Schaffenden die alleinige oder auch nur die unverhältnismäßig größere Ausnutzung haben? H. M.

Bibliographie.

Apophorismen über Kirchliches und Religiöses, für alle gebildete Protestanten. Schriftstücke aus der Mappe eines Nachfolgers des Wolfenbüttler Fragmentisten im 19. Jahrhundert. Reine, Hertz. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Danbiffin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman. 1te Abtheilung. Caroline Mathilde. Zwei Bände. Hannover, H. Kämpfer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bölke, Amely, Moderne Charakterköpfe. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wiener Croquis. 1tes Heft Wien, Benedikt. 16. 5 Ngr.

Friedrich H. König von Preussen, Morgenstunden über die Regierungsfunktion, geschrieben für seinen Neffen. Original-Text mit gegenüberstehender Uebersetzung. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 12 Ngr.

Sätschenberger, C., Dramatische Werke. 1tes Bändchen. Würzburg, Richter. Gr. 16. 10 Ngr.

Soltwald, C., Neue historische Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hadländer, F. W., Die dunkle Stunde. 1te Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Hartmann, J., Mathäus Albers, der Reformator der Reichstadt Reutlingen. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte. Mit dem Bildniß Albers und einem Anhang, die erste Reutlinger Kirchenordnung enthaltend. Tübingen, Oskar. Gr. 8. 21 Ngr.

Gasse, F. A., Geschichte des Alten Bundes. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Heise, W., Frische Kammen ut Krißhaon Schulten sin Musik. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 25 Ngr.

Holtei, L. v., Der letzte Komödiant. Roman in drei Theilen. Breslau, C. Trowandt. 8. 5 Thlr.

Immergrün, P. J., Herz, Welt und Vaterland. Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Bremen, Kistmann u. Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

Käbner, B., Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, nebst freier metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Lamartine, A. de, Graziella, übersetzt von C. Leopold. Augsburg, Wolf. 1862. 8. 8 Ngr.

La Rive, B. de, Graf von Cabour. Skizzen und Erinnerungen. Einige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. In's Deutsche übertragen von R. M. Kertbeny. 1ter Band. Leipzig, Purfärk. 8. 25 Ngr.

Lechmisch, G., Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer finanziellen Verhältnisse. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Leitzer, G. A., Die deutschen Freiheitskriege 1813—1815. Für das deutsche Volk. 1te Lieferung. Leipzig, G. Schäfer. 8. 7 1/2 Ngr.

Meyer, G., Galileo Galilei. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Purfärk. 1862. 16. 20 Ngr.

Michelet, J., Die Häre. In das Deutsche übertragen von R. Klose. Leipzig, R. Schaefer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moleschott, J., Die Grenzen des Menschen. Vortrag bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie an der Wiener Hochschule am 24. November 1862. Gießen, Herber. 8. 10 Ngr.

Die Morgenstunden eines deutschen Fürsten oder die Kunst zu regieren. Unveränderter Abdruck einer Uebersetzung nach dem Original des 18. Jahrhunderts nebst den Anmerkungen des damaligen Herausgebers. Reutlingen, Rupp u. Baur. 8. 9 Ngr.

Königliche Morgenstunden, oder die Kunst zu herrschen. Ausg. von Friedrich dem Großen. Aus dem Französischen. Leipzig, Pardubitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Kerin, G., Stern und Rose. Poetische Erzählung aus dem Orient in fünf Gesängen. Landshut, Krüll. 16. 12 Ngr.

König Mal und sein Weib. Jüdische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von C. Lohedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Kemmersdorf, F. v., La Stella. Roman aus Venedig Gegenwart. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kölbe, L., Das Leben Muhammed's. Nach den Quellen populär dargestellt. Hannover, G. Kämpfer. 8. 20 Ngr.

Ott, M., Die syrischen „Auserlesenen Sprüche des Herrn Eifus Bischofs von Rom“ nicht eine Eifusschrift, sondern eine überarbeitete Gertiuschrift. Rouweil. 1862. 4. 18 1/2 Ngr.

Kundstedt, R. v., Die griechische Armee und die Revolution. Berlin, Hempel. 8. 15 Ngr.

Deutsche Salon-Bibliothek. Herausgegeben von A. Schrader. 1te Serie. 1ter und 2ter Band. Leipzig, Fr. Voigt. Gr. 16. a 20 Ngr.

Schüller, J. A., Aus den Papieren eines alten Bergmannes. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

— Die Verhandlungen von Mühlbach im Jahre 1561 und Martinuzzi's Tode. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Schulz, G., Deutschlands Kampf und Klage. Leipzig, D. Wigand. 16. 10 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Smetana, A., Geschichte eines Ercommunicirten. Eine Selbstbiographie. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von A. Reiffner. Leipzig, Granow. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ludwig Uhland. Gedichtblätter auf das Grab des Dichters. Tübingen, Oskar. 1862. 4. 15 Ngr.

Voigt, J., Die Erwerbung der Neumark, Bel und Erfolg der brandenburgischen Politik unter den Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II. 1402—1457. Nach archivalischen Quellen. Berlin, Origl. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Gräfin von der Nabel. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wagner, A., Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Mit 1 Tafel. Leipzig, Voss. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilbrandt, A., Heinrich von Kleist. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Wood, Frau Henry, Drangsale einer Frau oder die Halliburtons. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretschmar. Autorisirte Ausgabe. 1ter bis 3ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. a 20 Ngr.

Lageeliteratur.

Rassalle, F., Macht und Recht. Offenes Sendschreiben. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 3 Ngr.

Wotenhauer, C. E., Die Todesstrafe. Akademischer Vortrag gehalten in Bern vor einem gemischten Auditorium den 9. Januar 1863. Bern, Heuberger. 8. 7 1/2 Ngr.

Pierfon, W., Die Freiheitskriege. Vaterländische Geschichte der Jahre 1806—1815. Berlin, Riemann. Gr. 16. 5 Ngr.

Sauter, Opfertod der 700 Schwaben für die Sache des heiligen Stuhles unter Papst Leo IX. bei Clivella den 18. Juni 1053. Ein Peterspfennig. Schwäbisch-Ömünd, Schmid. 8. 4 Ngr.

Schüller, J. A., Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten. Sylvestergabe für Ödner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. 8. 6 Ngr.

Zeugnisse an die Gemeinde. Aus dem Englischen. Basel, Schneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der spanisch - marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860.

Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt von

Eduard Schlagintweit,

königlich bayerischem Chevaulegers - Oberlieutenant und Divisions-Adjutanten.

Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Schilderungen der Begabheiten des letzten Feldzugs der Spanier gegen das Kaiserreich Marokko bilden den Gegenstand des vorliegenden Werks, und der Verfasser gibt als Augenzeuge hier ein treffendes Bild von dem Charakter der dortigen Kriegführung. Obwol dem spanischen Hauptquartiere aggregirt und von der lebhaftesten Theilnahme für die Erfolge der europäischen Waffen erfüllt, zeigt er sich doch ganz unparteiisch in der Beurtheilung aller Ereignisse. Ueberdies hat ein längerer Aufenthalt in der marokkanischen Stadt Tanger nach dem Abschluss des Feldzugs den Verfasser in den Stand gesetzt, auch über die so wenig bekannten socialen und politischen Verhältnisse Marokkos und über die diplomatischen Correspondenzen interessante Aufschlüsse zu geben.

Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages

Jean Paul Friedrich Richter's

(geboren 20. März 1763).

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Hoffold) in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben:

Denkwürdigkeiten aus dem Leben

von Jean Paul Friedrich Richter.

Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von dessen Schwiegersohn Ernst Forster.

L. Bd. 1. und 2. Abtheilung. Broschirt. Preis 2 Thlr., oder 3 fl. 12 Kr.

Inhalt: Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden Emanuel Dönmund (einem Juden), Friedrich von Vertel und Paul Thieriot.

Es erscheinen diese Denkwürdigkeiten in drei Bänden, welche bis April im Druck vollendet sein werden. Dieselben enthalten eine Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß Jean Paul's in Briefen an seine Freunde und Freundinnen nebst bezüglichen Briefen derselben, durch welche das Verhältniß Jean Paul's zu seinen Zeitgenossen und ihm näher gestandenen Männern dargestellt und die unbegrenzte begeisterte Liebe, die der herrliche Mensch in immer steigendem Maße bis zu seinem Lebende genossen, der Mitwelt ins Gedächtniß zurückrufen werden. Ebenso wird auch das höchste Lebens- und Liebesglück des Dichters, wie es im Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin und in den Briefen an seine Kinder zu Tage tritt, wie Auszüge aus den von ihm geführten Tagebüchern seine Stelle finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Demurgos.

Ein Mysterium.

Von Wilhelm Jordan.

Drei Theile. 8. Geh. Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Infolge der Zeitverhältnisse, fand diese in den Jahren 1862 — 64 zuerst veröffentlichte großartige Dichtung damals nicht diejenige Beachtung seitens des Publikums, welche sie als eine der hervorragendsten Erscheinungen der modernen deutschen Poesie beanspruchen darf. Um dem Werke des bekannten Dichters, das von der Kritik als „ein Hohes Lied des Geistes, ausgestattet mit einer Fülle der erhabensten Schönheiten, der tiefsten und schlagendsten Gedanken“ bezeichnet wurde, größere Verbreitung zu verschaffen, hat die Verlagshandlung den ursprünglichen Preis von 6 Thlrn. auf 2 Thlr. ermäßigt, zu welchem es durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Hoffold) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

Julius Große.

Zweiter Band. Broschirt 1 Thlr. 12 Ngr., oder 2 fl. 24 Kr.

Inhalt: Am Golf von Neapel. Moriot. Ein Charakterbild aus der französischen Revolution.

Die erste Novelle gewann unter dem Titel „Ein deutscher Maler“ den ersten Preis bei der Novellen-Concurrenz des illustrierten Familienjournals.

Bücher zu ermäßigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf die von F. A. Brockhaus in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke zu bedeutend ermäßigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse gratis und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführten Werke an.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Hoffold) in München ist soeben erschienen:

Serfules Schwach.

Humoristischer Roman

von

August Silberstein.

Drei Bände. Eleg. brosch. mit Holzschnitt = Titel. 4 Thlr. 15 Ngr., oder 7 fl. 30 Kr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

19. März 1863.

Inhalt: Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden. Von Hermann Warggraf. — Zur neuern Romankritik. Von Ernst Oswald. — Litterärliteratur. — Culturgeschichtliches aus Sachsen und Thüringen. — Mollath. (Immermann's Dorfgeschichte in illustrierter Ausgabe; Eine französische Stimme über die Umland-Feier in Berlin., — Bibliographie. — Anzeigen.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. München, Fleischmann. 1863. 12. 2 Thlr.

Bermüde ihrer allbekannten Schreibseligkeit lassen es die Deutschen sonst nicht an sich fehlen, den Säkularfeiern von hervorragenden Schriftstellern, Dichtern und andern berühmten Personen schon lange vorher eine reiche Masse von größern Werken und kleinern Druckschriften voranzuschicken, in denen die betreffende Persönlichkeit zu beleuchten und zu charakterisiren versucht wird. Jean Paul, dessen Säkulartag wir in diesen Tagen, am 21. März, zu feiern haben werden, ist dieses Glück oder Unglück nicht zu Theil geworden: nicht einmal „Lichtstrahlen aus Jean Paul's Werken“ sind erschienen, wiewol eine solche Sammlung Jean Paul'scher Kernsprüche und Glanzstellen als Vorbereitung für die Säkularfeier sehr passend erscheinen könnte. Vielleicht freilich entgegen wir einer beträchtlichen Vermehrung der Literatur über Jean Paul denn doch nicht; denn sicherlich wird sein Säkulartag an mehr als an einem Orte Deutschlands gefeiert und später vielleicht mehr als eine Festrede im Druck veröffentlicht werden. Bis jetzt aber liegt uns — außer einer uns eben zugehenden Schrift von A. Henneberger über Jean Paul's Auserathalt in Meiningen, deren Besprechung nicht in dem Rahmen gegenwärtigen Aufsatzes passen will und auf später verspart werden muß — nur ein einziges Werk vor, welches laut dem Titel ausdrücklich zur Feier von Jean Paul's hundertjährigem Geburtstage bestimmt ist; es ist die von seinem Schwiegersohne, Ernst Förster, herausgegebene Sammlung von Briefen Jean Paul's und seiner Freunde Emanuel Oswald, Friedrich von Dertel und Paul Thieriot. Wie viel Schriften auch auf Anlaß des 21. März noch ans Licht treten sollten, so wird doch sicherlich keine die vorliegende Publication an Interesse übertreffen, denn hier haben wir Jean Paul aus erster Hand, eine Sammlung von Schriftstücken aus der Feder Jean Paul's und einiger seiner intimsten Freunde, die uns in seinen Charakter, seine äußern Lebensverhältnisse,

in das Gemüth einiger trefflichen oder reichbegabten, ihm nahe befreundeten Männer und in die Zeit, in und mit der er lebte, manche anziehende und lehrreiche Blicke thun lassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Jean Paul, aus dessen Schöpfungen eine frühere Generation einen großen Theil ihrer geistigen Nahrung und den Stoff zur Belebung und Erhebung ihres Gemüths schöpfte, dem Geschlecht unserer Tage ferner getreten ist. Er war ein Freund und Tröster aller Armen und Bedrückten, aller, die schweren und beladenen Herzen sind, er war in politischen Dingen ein freimüthiger, ein patriotischer, echt deutscher Mann, so deutsch, daß ihn der Franzose H. Blaze sogar „plus Allemand“ als selbst Schiller und Goethe nennen konnte, und es ist dies ein Punkt, über den gerade das Ausland, das ihm ja auch soeben durch eine französische Bearbeitung der „Vorlesung der Aesthetik“ und eine englische Uebersetzung des „Titan“ (vgl. Nr. 7 d. Bl.) seine Huldigung darbrachte, zu urtheilen besonders befähigt und berechtigt ist. Aber Jean Paul war kein Parteimann, kein Tendenzmann im gewöhnlichen Sinne; er bietet keine Stichworte, welche in Zeiten innerer politischer Erregung von einer Partei zur Parole erhoben werden könnten; seine ebenso erhabenen als weiten Gedanken, die sich immer in die Tiefen des Gemüths verlieren und versenken, lassen sich nicht mit der kurzen Tendenzelle messen, nicht zu einem politischen Parteiprogramm zusammenfassen. Hätte man gegenwärtig wirklich einen Cultus des Genius, so würde man auch den Genius Jean Paul's mit größerm Eifer feiern, als dies geschehen zu wollen scheint; aber wir haben ihn nicht; wir schmeicheln einem Genius nur insoweit, als er unsern Tendenzen entgegenkommt, wie wir demjenigen schmeicheln, von dem wir irgendeinen Nutzen für uns erwarten.

Das jetzige deutsche Geschlecht ist politisch, wenn auch nicht gerade praktisch politisch, es ist sehr realistisch, ja in weiten Schichten sogar materialistisch geworden. Das ist, Ausnahmen willig zugestanden, kein Geschlecht, welches Jean Paul's Genius nach Verdienst würdigen könnte. Schon jene barocke Mischung von Humor und feierlicher Sentimentalität, welche letztere in ihren Auswüchsen zu

verspotten und lächerlich zu machen gegenwärtig leichter ist als sie in ihren rein menschlichen Ursprüngen zu begreifen, jener Contrast von weltweiten Gedanken und häuslich idyllischen Zügen, jene wunderlichen Sprünge vom Erhabenen ins Gewöhnliche und umgekehrt schrecken die meisten der Zeitlebenden oder sind ihnen etwas Fremdartiges, und dann rebet auch Jean Paul eine an Bildern und Gleichnissen reiche Sprache, die dem nüchternen modernen Verstande die Sprache eines Berauschten oder doch Verzüchteten zu sein scheint. Unsere überflüg gewordene Generation hat nicht die Selbstverleugnung, die dazu gehört, uns sich in eine Individualität von so origineller Beschaffenheit wie diejenige Jean Paul's hineinzuleben. Selten mag sich heutzutage überhaupt noch jemand so weit seiner selbst entäußern, um in der Vorkellungs- und Anschauungsweise eines andern zu denken oder sich auch nur für Augenblicke in sie zu versetzen; man glaubt sich von vornherein fertig und meint, von einem andern nichts mehr für sich gewinnen zu können; man will sich durch den Anblick und die Prüfung der geistigen Reichthümer anderer nicht in dem seltsamen Wahne stören lassen, daß man ja selbst reich genug sei; man begnügt sich höchstens mit den von Hand zu Hand gehenden ausgeprägten Silbermünzen, wenn sie auch vom vielen Gebrauch etwas schmutzig geworden sein sollten, aber man scheut die Mühe, die es erfordert, sich in die tiefen Schächten eines originellen Geistes zu versenken, um aus dem Gelsch mit harter Arbeit jenes noch ursprüngliche reine Jean Paul'sche Gold herauszufördern, das nicht immer gerade offen zu Tage liegt.

Der Humanitätszweck, der An- und Ausbau des innern Menschen, die Berklärung der Disharmonien menschlichen Gemüthslebens zu reinster Seelenstimmung, die Verweisung von dem Irdischen auf ein Jenseitiges, die Läuterung von den Schladen menschlicher Natur — das waren etwa die Hauptzwecke, denen Jean Paul nachstrebte. Mit diesen Traditionen, in denen er, dem Beispiel der edelsten seiner Zeitgenossen folgend, aufwuchs und sich nährte, hat unsere Generation ziemlich gebrochen. An der Zeitbörse sind die innern Güter ebenso sehr im Preise gefallen, als die äußern gestiegen sind. Sittliche Vervollkommenung und Ausbildung der Gemüthsseiten des Menschen will man kaum noch, denn man führt einen Kampf, für die man Menschen solchen Geprägs am wenigsten würde brauchen können; eher sucht man von allen Seiten die heftigsten Leidenschaften zu nähren und die Begriffe von Sittlichkeit und Humanität zu erschüttern und durch selbstsüchtige Sophistik zu verwirren. Man hat den Jean Paul'schen Adlerflug verlernt; denn das Gewicht der materiellen und verwandter Interessen zieht uns zu Boden.

Man erlaube uns hier eine kleine, vielleicht nur scheinbare Abschweifung. Ein Verehrer Arthur Schopenhauer's und „Dilettant der philosophischen Wissenschaft“ ließ am 28. Februar, dem sonst unbemerkt vorübergegangenen Geburtstage des von ihm verehrten „Meisters“ im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“ einen auf Schopenhauer bezüglichen Aufsatz erscheinen, in dem es unter anderem heißt:

Man findet das einzige Glück des Menschengeschlechts in der Erfindung sinnreicher Maschinen, die den Aufwand menschlichen Kraftverbrauchs vermindern. Und statt auf ideelle Factoren legt man einseitig auf volkwirtschaftliche Fragen, auf Production und Consumtion, Aus- und Einfuhr von Maschinenfabrikaten und Colonialwaaren ein allzu großes Gewicht. Wenn man nun auch den Gegenständen das materielle Interesse ihre Beschäftigung nicht ~~schweigt~~ und nicht ~~abzubrechen~~ kann, so geschieht es doch nur mit der Einschränkung, sie für das anzusehen, was sie sind oder wenigstens sein sollen, nämlich die Hebel und Beförderungs mittel einer intellectuellen wie humanisirenden Bildung, einer Bildung, die das Individuum über die Schranken des Lebensmarktgewühls und den Egoismus des engherzigen Ichs erhebt und ihm Interesse am Reiche der Gedanken verleiht.

Mit diesen Sätzen, die so wahr sind, daß sie fast als trivial erscheinen könnten, stimmen auch wir im wesentlichen überein. Dabei wissen auch wir die mancherlei besondern Fortschritte und Vorzüge unserer Zeit sehr wohl zu schätzen; wir wissen, daß der frühere humanitätsästhetische Dualismus und Idealismus in ihrer alten abschließlichen Form keine Aussicht auf bleibenden Bestand und dauernde Herrschaft hatten; wir wissen, daß der Kampf, wie er gegenwärtig auf politischem und andern Gebieten stattfindet, nicht ausbleiben konnte und bei fortgesetztem verkehrten Widerstande möglicherweise nur immer größere Dimensionen annehmen wird. Aber ebenso wohl sind wir überzeugt, daß bei dem jetzigen Culturzustande mit diesem aufgedrungenen und einmal auszufechtenden Kampfe die Pflege der Humanität und die zarteste Berücksichtigung der intellectuellen und ästhetischen Interessen sehr wohl Hand in Hand gehen könne und müsse; wir fürchten, daß die habersüchtige, zu allerlei Negationen aufgelegte, in vielen Schichten verb materialistische deutsche Nation bei ihrer ganzen Art zu sein nicht die Fähigkeit besitze, sich mit derselben Leichtigkeit wie Engländer und Franzosen, Italiener und Spanier aus schweren innern Kämpfen zur National- und Cultureinheit wieder emporzuraffen, und daß wir infolge davon leicht wieder jenem chaotischen, bbotischen und etwas barbarischen Zustande anheimfallen könnten, den wir infolge der kirchlichen Reformkämpfe schon einmal durchgemacht haben.

Gehen wir nun zu dem vorliegenden Briefwechsel über, so stoßen wir da von vornherein auf eine Erscheinung, die für Jean Paul's Zeit charakteristisch ist und selbst der Entwicklung der deutschen Kultur und Literatur großen Vorshub leistete und reiche Früchte trug: wir meinen den Freundschaftscultus, wie er damals zwischen gleichgestimmten, nach Bildung strebenden Männern bestand. Diese Freundschaften waren Hervorbringungen des zartesten Gemüthslebens, wie es jetzt in unserer Zeit des selbstsüchtigen Individualismus nicht mehr besteht, und hatten zugleich den Zweck, durch lehrreiche oder gemüthliche, unter den Freunden ausgetauschte Gespräche und Briefmittheilungen einander in der Ausbildung des innern Menschen zu fördern und über sittliche Lebensfragen, über religiöse Streitfragen, über Gegenstände der Literatur u. s. ro. gegenseitig sich zu unterrichten. Bildungsbedürftige Menschen, die nie die Lust verspürten und nie die Absicht hatten, als Schriftsteller aufzutreten, schlossen sich mit

gehörte Innigkeit schriftstellerischen Talenten und hervorragenden Geislern an, und setzten sich für den Genuß und die Belohnung, die sie von ihnen empfingen, durch allerlei Dienstleistungen und oft nicht unbeträchtliche materielle Opfer dankbar. Diese Freundschaften beruhten wirklich auf einem „Seelenauslaß“, ein Begriff, zu dem man damals auch das Wort erfand.

Dieses Glück hatte auch Jean Paul, der ja auch bekanntlich den Segen und die Weihe solcher Männerfreundschaften im „Gesperus“ (zwischen Blutor und Flamin), im „Siebentäs“ (zwischen Siebentäs und Reibgeber) u. s. w., in Schilderungen, welche zu seinen glänzendsten überhaupt gehören, verherrlicht und gefeiert hat. Und auch in den vorliegenden Briefen thut er dies bisweilen in Worten und Gleichnissen von ganz Jean Paul'scher Originalität; so wenn er z. B. am 30. October 1794 aus Hof an seinen Emanuel schreibt:

Es thut meiner ganzen Seele wohl, daß Sie mich lesen. Lieber! Ich und Sie gehören zusammen — unsere Bekanntschaft ist kurz, aber unsere Verwandtschaft ist ewig — meine Seele ist nicht der Widerhall der Thingen, sondern Echo und Klang liegen zusammen, wenn sie nahe aneinander sind, in der Physik und in der Freundschaft. Ach in diesem zerhäubenden Leben, in dieser äußern Baumannshöhle von Welt, wo Blut wie Tropfen zu unsern Gestalten zusammentropft und wo diese Gestalten so kurz blinken und so bald schmelzen, in diesem schillernden Dampf um uns gibt es nichts Stehendes und Fortglühendes und nichts, was uns Gefühle der Unvergänglichkeit reicht als ein Herz, das geliebt wird, und eins, das liebt.

Aber auch Emanuel steht in der Intensität seines Freundschaftsgefühls gegen Jean Paul nicht zurück; er schreibt z. B. am 30. December 1795 aus Baireuth: „Meine Freunde können aus mir machen, was sie wollen; nur keinen noch schlimmern Menschen! Der Wink eines Freundes ist mir Befehl. Meine Freunde sind mir heilig; sie werden mich nur zu meinem Heile führen.“ Vielleicht hatte man aber damals noch Freunde auf Erden, weil man noch einen Freund im Himmel hatte, den „ersten, heiligsten, reinsten Freund“, den „Freund aller Freunde“, wie Emanuel gleich darauf jenes Wesen nennt, welches ihm dieses Gefühl für befreundete Menschen zutheilt. Man lese nur die Ueberschriften der Briefe, namentlich derjenigen aus früherer Zeit. Emanuel redet Jean Paul an: „Mein unendlich theurer Freund!“, „Großer Freund!“, „Würdiger, mein unendlich theurer Freund!“, „Wein mir unendlich schätzbarer, achtungswürdiger, geliebtester Freund!“, „Lieber Einziger!“ und Dertel schreibt ihm am 30. Juli 1806: „Erster und theuerster Freund meiner Seele!“ u. s. w. Man lächle nur — leider hängt nur so vieles Schöne und Erhabene, was die damalige Zeit hervorbrachte, mit diesem glühend sich hingebenden Enthusiasmus und mit dieser pietätvollen Seelenstimmung zusammen.

Aus Jean Paul's Lebensbeschreibung kennen wir heute drei seiner Freunde, die dies schon in jungen Jahren waren: Adam Lorenz von Dertel (nicht zu verwechseln mit Friedrich von Dertel), Hermann aus Hof und Christian Otto ebendort. Die beiden ersten hatte der Tod früh befangen; Otto überlebte den Freund. „Sein Verhältniß zu Jean Paul“, bemerkt Ernst Förster in der

Einleitung, „war das der zartesten ausdauerndsten Freundschaft: er war der erste Leser der Jean Paul'schen Schriften vor dem Druck, und sein aufrichtiger, ebenso strenger (oft pedantischer) als warmfühlender Freund.“ Der Briefwechsel zwischen ihm und Jean Paul ist bekanntlich in vier Bänden bei G. Reimer in Berlin erschienen. Außerdem enthält die in Breslau bei Max erschienene Biographie „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“ sowohl Nachrichten über ihn und die beiden erstgenannten, als Briefe von ihnen und an sie.

Aus der vorliegenden Briefsammlung treten uns weitere drei Freunde Jean Paul's näher; zunächst Emanuel (mit dem späteren Familiennamen) Osmund, ein israelitischer Geschäftsmann in Baireuth, aber ein bei aller Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner religiösen Pflichten vorurtheilsloser, zugleich kenntnißreicher und denkender Jude, „der seine alten Rabbinen fleißig und mit Verstand gelesen hatte und der dem Dichter aus diesem Schatze des Wissens reiche Gaben bot“. Ernst Förster bemerkt über diesen seltenen Seelenbund:

Jean Paul lernte ihn zuerst aus Briefen an eine Freundin und aus deren Mittheilungen kennen, und sah ihn zuerst 1797 in Hof. Die Schönheit seiner Gestalt und Züge, der Adel seiner Gesinnung und seines ganzen Wesens, machten schon bei der ersten Bekanntschaft einen tiefen Eindruck auf Jean Paul, und wie mangelhaft noch die Bildung, wie unvollkommen die (mit vielen Sprachunrichtigkeiten behaftete) Ausdruckweise des jungen Mannes war, Jean Paul erkannte in der rauhen Schale den edeln Kern und den ganz sympathischen Geist und Charakter. Die Freundschaft, von Emanuel anfangs mit schüchternen Zurückhaltung angenommen, wuchs schnell und kräftig empor. Der neue Freund konnte dem alten nicht fremd bleiben, ja er war vielleicht schon früher mit Otto bekannt gewesen, und so wurde Emanuel der dritte im Bunde; in einem Bunde wie die Welt nicht leicht einen ähnlichen gesehen. Emanuel wohnte in Baireuth; Otto in Hof, siedelte aber bald nach Baireuth über; beiden zog später Jean Paul nach, um des unmittelbaren Umgangs dieser beiden geliebten Menschen ganz versichert zu sein, und im doppelten Austausch alles innerlich und äußerlich Erlebten die ganze, ungeschmälerte Seligkeit der Freundschaft zu genießen. Ueber dreißig Jahre, bis zum Tode Jean Paul's, lebten die drei Freunde in ungebrochener Seelenvereinigung; kaum daß einmal eine leichte Wolke den Himmel ihrer Liebe getrübt. Bei aller Uebereinstimmung und Innigkeit bestand doch eine Verschiedenheit der Beziehungen, die aber gerade dem Verhältniß einen stets neuen Reiz gab. Wol erhielt auch Emanuel, namentlich in spätern Zeiten, Jean Paul'sche Manuscripte zum Durchlesen; aber der eigentliche Rathgeber blieb Otto. Dagegen stand unverkennbar Emanuel den persönlichen, häuslichen und Familienverhältnissen des Dichters näher, und so tritt ihm gegenüber mehr der Mensch als der Schriftsteller in den Briefen Jean Paul's hervor.

Jean Paul, „unpraktisch fast in allen geschäftlichen Dingen“, wie Dichter zu sein pflegen und eigentlich auch nicht anders sein können, fand in Emanuel den kundigen Rathgeber und Helfer, namentlich in Gelbangelegenheiten, so daß alle Wechsel und Wechselgeschäfte durch dessen Hände gingen; Emanuel sorgte gelegentlich für Jean Paul's Kleidung, Wohnung und Nahrung, für Papier und Federn, aber wie G. Förster ausdrücklich bemerkt, nicht auch für die Tinte, denn diese pflegte Jean Paul eifersüchtig sich selbst zu bereiten und damit den Freund zu beschenken.

ten. In seiner Wohnung zu Baireuth hatte Emanuel ein besonderes „Jean Paul's-Stübchen“ zu seiner Aufnahme stets bereit, und jahrelang war er der Speibteur der beträchtlichen Sendungen von baireuther Bier nach Meiningen und Koburg, „das für Jean Paul ein so unerlässliches Bedürfnis war, daß es ein nicht unbedeutender Beweggrund mit zur Uebersiedelung nach Baireuth geworden“. Mit treuester Gewissenhaftigkeit feierte Emanuel auch die Geburtstage Jean Paul's und der Seinen; und mußte sie „durch Liebesworte und Liebesgaben zu Erneuerungsfesttagen seiner Freundschaft zu machen“. Zeugnisse dieser werththätigen Liebe finden sich in vorliegenden Briefen manche, und am 10. September 1802 schreibt Jean Paul aus Meiningen an Emanuel: „Ich bin Ihnen verdammt viel Geld schuldig, und ich wollte, ich könnte es wie meine meisten Schuldner machen, die mich passen lassen.“

Wir theilen nur einiges für ihn Bezeichnende aus Emanuel's Briefen mit. Seine Hauptgrundsätze legte Emanuel in einem Briefe vom 3. Januar 1796 in 11 Punkten nieder; es befanden sich darunter folgende:

Wer Einen Menschen recht lieb hat, kann keinen beleidigen. — Wer sich um eines Menschen Liebe bewerben will, der thue dem Kinde desselben Gutes. Wer also von Gott geliebt sein will, der liebe Seine Kinder! — Mein Herz sagt mir genau den Unterschied zwischen dem der mich liebt und der mein Freund ist. — Der war nie mein Freund, der es nicht mehr ist; er hat mich höchstens nur geliebt. — Der Mensch kann nicht alle Tugenden ausüben; denn er ist nur ein Mensch. Aber jene, zu denen er mehr Neigung hat, sollte er zur größten Vollkommenheit ausbilden können. — Der beste Mensch hat bisweisen Untugenden, die der schlimmste nicht hat; der schlimmste Tugenden, die dem besten fehlen. — Der Mensch ist selten so glücklich, eine Tugend aus ganz reiner Absicht auszuüben. Nur der so glücklich ist, kann ein vollkommener Mensch genannt werden. — Liebe allein ist endlich; Liebe vereint mit Freundschaft unendlich. Denn Liebe kommt aus dem Herzen und Freundschaft aus der Seele!

Ein andermal bemerkt er:

Wenn Engel durch Verdienste, durch Bekämpfung von Leidenschaften sich zu ihrer Würde aufgeschwungen, so mache ich ihnen ein viel tieferes Compliment, als einem andern Geschöpf, das sie von Geburt besitzt. So muß auch der Mensch, selbst wenn er nicht Kräfte genug hat, seine ihm angeborenen Schwachheiten abzulegen, dem lieben Gott angenehmer sein, als ein ursprünglich vollkommener; er weiß, wie sauer es jedem wird, den Weg bis zur Ernte zurückzulegen. Denn denen, die in Thranen säen, gibt er eine reichliche Ernte!

In diesem Punkte ist Jean Paul freilich nicht seiner Meinung; er bemerkt unter anderm dagegen: die moralische Kraft bestehe „sowenig in Befiegung der unmoralischen, als die Gesundheit in der Bekämpfung der Krankheitsmaterie; sondern wie die Gesundheit am größten ist, ohne Anlaß zum Bekämpfen, so ist Tugend, ohne Anlaß zu Siegen, d. h. ohne Angriffe des Lasters, d. h. ohne anfallende kleine Laster, am größten“. Dieser Disput, in dem wir uns für unsere Person mehr auf seiten Emanuel's stellen möchten, beweist wenigstens, wie sehr es damals den Leuten darum zu thun war, sich auch über metaphysische Fragen Aufklärung zu verschaffen. In un-

fern Tagen würden zwischen zwei Freunden Materien dieser Art in Briefen noch schwerlich verhandelt werden.

Nicht ohne Interesse ist folgende Stelle aus einem Briefe Emanuel's vom 6. Februar 1796:

Eine Verehrerin des „Desperus“ bat mich, sie einen Brief von Ihnen lesen zu lassen. Da ich nicht wußte, ob es Ihnen recht sei, schlug ich es ihr ab. Gestern schrieb sie mir: „Von dem so sehr geliebten als gefürchteten Jean Paul wollen Sie mir keinen Brief schicken?“ Wirklich fürchten Ihre Leser Sie alle so sehr, als sie Sie lieben. Man glaubt, Sie müßten einen jeden Menschen so gut kennen wie sich selbst. „Ich lasse mich gewiß nicht vor ihm sehen“, sagte Fräulein von C. . .

Das mag auch wol zum Theil der Grund sein, weshalb sich so manche in der Gesellschaft von Schriftstellern, die es sich zur Aufgabe machen, die Wirklichkeit zu schildern, nicht sehr behaglich zu befinden scheinen.

Von den Baireuthern entwirft Emanuel am 13. Mai 1804 folgende Charakteristik:

Gutes Bier haben wir. Sonst — wir sterben nicht zu zeitig; auch nicht zu spät. Wir sind nicht ganz gut, aber auch nicht ganz böse. Wir sind nicht ganz geschickt, aber auch nicht ganz bumm. Wir zeichnen uns eigentlich dadurch aus, daß wir uns in nichts auszeichnen. Unser Klima ist mittelmäßig; so auch unser Land, unsere Landschaft, unsere Gestalt, unsere Verfassung, unsere Lebensgenüsse, unsere Preise, unsere Einkünfte; kurz, wir stehen nicht zwischen dem, was wir thun, lassen, haben und sein sollen, sondern zwischen dem, was wir thun, lassen, haben und sein können: unser Charakter ist Mittelmäßigkeit. Sie haben zwei Menschen hier — was wollen Sie mehr?

Schon früher, am 17. April, hatte Jean Paul geschrieben:

Die Baireuther werden doch irgendetwas haben, was einen nicht zu Tode ärgert. Specificiren Sie mir einige der besten Köpfe, woran und worin etwas ist. Durch Sie und Otto wird es leichter werden, nach den Baireuthern nicht das Geringsste zu fragen.

Von den Briefen Jean Paul's erwecken uns die aus Hof (1794—97) das verhältnismäßig größte Interesse; hier sprudelt sein Genie in seiner ganzen Ursprünglichkeit, Frische und Liebendwürdigkeit; hier erscheint er uns ganz so, wie wir uns Jean Paul in seiner besten Zeit seinen Freunden gegenüber vorstellen. Die große Welt und die nicht wenig anspruchsvollen, aber um so weniger gemüthvollen literarischen und ästhetischen Kreise, in denen er sich später in Weimar und Berlin bewegte, und die überschwenglichen Adorationen, die ihm namentlich von den Frauen in Berlin zu Theil wurden — „der tragische Fleck, die reizende Königin (diese gab mir ein Essen, jener den Wallenstein) und 200 schöne Mädchen bezauerten mich“, schreibt er einmal —, konnten nicht verfehlen, auch ihm einigen Schaden zuzufügen; denn niemand nähert sich solchen Kreisen und Einflüssen ungestraft. Aber glücklicherweise konnten ihn die etwas affectirten Liebesungen, mit denen man ihn überschüttete, seiner bessern einfachen Natur nicht unrein machen, und als er erst Schein und Wesen unterscheiden gelernt hatte, machte er sich auf und zog gen Meiningen, Koburg und dann nach Baireuth. Wenn er hier bei seinem Lieblingsbier auch ein wenig einphilisterte, so erblickten wir ihn im

Häuschen der Frau Mollwenzel immer doch lieber, als in der Nähe eines Königshofs und in vornehmen ästhetischen Theaterringen, wohin Jean Paul nicht gehörte. Allerdings war es in dieser Hinsicht ein Glück für Jean Paul, daß in den vornehmen Cirkeln, zu denen man ihn zuzog, kein bairisches Bier herumgereicht wurde. Schrieb er doch einmal an Herder, er würde recht gern in Weimar bleiben, wenn es da nur gutes Bier zu trinken gäbe.

In der hiesigen Periode war Jean Paul's Gemüthsleben äußerlich am tiefsten, reinsten und reichsten, wovon, wie schon bemerkt, die von dort an Emanuel gerichteten Briefe zeugen, die an weittragenden Gedanken unvergleichlich reicher sind als die spätern. So schreibt er einmal:

Die größten Umwälzungen im Menschen fallen nach der pädagogischen Epoche. Wer ersetzt hier den Erzieher? Die besten Völker hatten die schlechtesten Schulen, die Griechen, Römer und Engländer. Kurz, damit der Mensch gut werde, braucht er ein lebenslängliches Pädagogium, nämlich einen Staat. So lange nicht aus Sklaven Menschen, aus Egoisten Freunde des Vaterlandes werden, so lange bleibt die Menschheit ein elender, niedriger, ängstlicher Schwarm, aus dem nur einzelne moralische Halbgeister vorragen und den alles Predigen und Erziehen nur veränderlich, aber nicht gut macht.

Alle in Deutschland so zahlreichen Universitäten, Schulen und andere Bildungsanstalten können in der That diesen Mangel einer vom Staat selbst ausgehenden sittlich bildenden und die Menschen wahrhaft befreienden Kraft nicht ersetzen und vermögen den wie es scheint im Innern unaufhaltsam fortschreitenden Auflösungsproceß nicht zu hindern, die destructiven Elemente nicht zu dämmen.

Betrachtungswürth ist auch folgender Ausdruck:

Könnte man nur die Menschen froh machen, so wären sie auch gut: das Volk beglücken, heißt es verbessern, und alle Sünden desselben entstehen aus der Armuth. Höher hinauf vollends macht der wachsende Contrast — da die Verfeinerung zugleich die Empfindlichkeit und die Marterinstrumente, zugleich die bürgerlichen Abgründe und die idealischen Höhen vergrößert — die Erde so verworren, daß die Tugend auf ihr noch leichter zu finden ist als das Glück.

In Bezug auf Christenthum und Judenthum bemerkt Jean Paul einmal, daß die jüdische Religion die christliche überhole, weil sie keine einzige theoretische Unbegreiflichkeit und Contradiction wie diese fordere, und er fügt hinzu: „Ein Philosoph kann leichter ein Talmudist als ein Orthodox sein.“ Ein andermal bemerkt er:

O! jedes Zeichen der Andacht ist ehrwürdig, unter jedem Volk; wir haben alle dasselbe Herz und denselben Gott, und unsere kleinen Verschiedenheiten sind gewislich diesem ewigen Geiste nur — Aehnlichkeiten.

Die Briefe aus Weimar enthalten nicht viel über den dortigen Hof, aber wol eine Angabe über Herder's Sohn, Adalbert, die uns neu war. Jean Paul theilt nämlich seinem Freunde mit, daß Herder seinen Sohn von dem herzoglichen Gute in Oberweimar, wo er als privater Defonom „dem Defonomen des dasigen Viehstandes subordinirt war“, deshalb weggenommen habe, weil der Herzog aufs entschiedenste verlangt hätte, daß Adalbert die junge Wächterwitwe heirathen solle, Sohn und Wächter aber diese Verbindung verachteten. Jean Paul bittet nun seinen Freund, Adalbert in sein Haus zu neh-

men, bis dieser eine Stelle erhalten habe, und der edle Jude erklärt sich hierzu auch sofort bereit. Ein Dank-sagungsschreiben Herder's an Emanuel vom 26. August 1799 hat Förster mit abdrucken lassen. Ueber Herder schreibt Jean Paul später aus Meiningen den 11. Februar 1803:

In Weimar fand ich mein altes Lebens-Italien bei dem alten Herder wieder, dessen Zunge für mich die Zunge in der moralischen Apothekerwaage ist, so sehr auch fremde Nacht und Bitterung und Gieschwere falsches Gewicht ihm unbewußt in die Schalen bringen. Kurz wie eine Tragödie nach Aristoteles, reinigt er mich. Aber er ist leibes- und seelenkrank; sein geistiges wie sein körperliches Auge fleht.

Herder's Tod preßt ihm, am 17. Januar 1804, die Worte ab:

Was er als Geist mir war, das war er vielleicht niemand so; und ein hübsches Stück meines Innern und Lebens wurd' ihm mit in den Sarg gegeben, und ich kann einmal mein Parzialgrab besuchen. Himmel! wie schön wäre das Leben, wenn die Natur die Menschen nach Schlägen fällte, allemal nur einen Pack Freunde! In der Ehe ist es ein bitterer Getranke, die Gewisheit, den höchsten Schmerz einmal entweder zu geben oder zu empfangen.

Die Eindrücke, die er außer von Herder in Weimar erhielt, scheinen sonst nicht die erfreulichsten gewesen zu sein, wie sich aus folgenden am 3. Januar 1800 aus Weimar geschriebenen Worten schließen läßt:

Meine Seele wird von Jahr zu Jahr müder der Menschen, nämlich ihrer Köpfe. Meiner steht auch darunter. Es ist ein ekelhaftes Einerlei in dem menschlichen Talent, nicht Herzen — überall entblößt sich bald der Untergrund — nur Eine Unendlichkeit find' ich, die vor Menschenfälle rettet, das ist die Moralität.

In einer Note heißt es dann noch:

Nichts ist auf der sacramentalischen Lumpen-, Ruinen-, Kinder- und Kappalien-Erde groß und unerträglich als: Menschen lieben. Kenntnisse und Talente sind etwas, doch aber Hundstötter, um fein zu sprechen.

In manchen der aus Meiningen und Roßburg geschriebenen Briefe möchten wir übrigens bisweilen die schwermüthigen, halb Ueber-, halb Abspannung bewirkenden Einflüsse der Lebensweise Jean Paul's erkennen, über die uns ein Brief aus Meiningen vom 15. März 1803 einige Aufschlüsse gewährt. Jean Paul schreibt:

Gestern Mittag — als ich eben zwei Gläser von der letzten Flasche als Cur- und Gemittel trank (denn nachmittags war ich längst vor acht Tagen aus bamberger zu starke Liqueurbier gebannt, und schlief darum schlecht) — und als ich eben die Röschlaubische Erregungstheorie und von den Incitamenten loskam, kam für vier elende Thaler Fracht Ihr Faß Incitamente an, für das ich ein Danaidenfaß bin, und das den Menschen, wie ich gleich nachmittags sah, so sehr stärkt. Gott segne Sie für Ihre helfende Hand und blet' Ihnen stets seine! Einmal will ich mich doch ernsthaft über meinen Trinkanfang vertheidigen. Nämlich: Von meinem sechzehnten Jahre an trank ich bis ins zwanzigste weder Bier noch Kaffee, nur zuletzt biefen an Sonntagen. Dann häufiger aber stets für den Kopf. Erst im dreißigsten nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu versaufen; und acht Jahre später Wein. Ich kenne keinen Gaudium, nur Gehirnfigel; und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase. „Kannst du nicht so viele und so treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Anspannung geben“, sagt die Welt. Nein, Welt! Die Kunst

fordert Intension der Anstrengung, nicht Extension, der freilich eben auf meine Kosten die Abspannung folgt. Aber mit bloßem natürlichen Feuer ohne äußeres und gewisse Calcinir-Effekte gar nicht zu machen; Was will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „So mußt du aber täglich die Instrumente feigern?“ Freilich, aber es kostet bloß vorwärts Geld, nicht einmal Gesundheit, denn allmähliche Zunahme der Reizmittel schadet so wenig als ein heißes Land dem Einwohner. „Du bist abhängig, Guter! Ruht durchaus immer mehr nach Süden.“ Im Winter bin ich auch vom Ofen abhängig und im Leben von allem Sat- tan. Uebrigens darf ich, da ich doch das Beste und Möglichste in meinem Dasein schon gethan, nämlich 25 Bände schon ge- macht habe, nun mit dem Reste des Lebens und Schreibens nicht mehr so sehr anspringen als mit dem Anfang.

In einem Schreiben aus Koburg vom 19. Februar 1804 bemerkt Jean Paul, er lasse sich jene „poetische Trunkenheit des Auges“, von der Spazier in der „Zeit- ung für die elegante Welt“ gesprochen, „auf der Achse durch Fuhrmann Weber und andere kommen, laut Rech- nung“.

Von dem Augenblicke an, wo Jean Paul neben sei- nem geliebten Emanuel in Baireuth wohnte, finden sich fast nur kurze Bilette, die begreiflicherweise meist nur un- bedeutende Papierschnitzel sind. Eine Ausnahme davon machen einige Briefe, die Jean Paul auf Reisen schrieb, wie die aus Nürnberg vom Juni 1812 und die aus Heidelberg und Frankfurt a. M. vom Jahre 1817 und 1818. In beiden Städten wurde er sehr gefeiert; Jean Paul erzählt in einem Schreiben aus Heidelberg vom 20. Juli 1817:

Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit 80 Per- sonen, befränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel, begleitet von einem Weischißchen voll Musiker vor den Burgen und Bergen dahinfuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen von dem eine Ende des Schiffs zum andern langen Tafel. Studenten, Professoren u. s. w., schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schö- ner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck u. s. w., alles lebte in unschulbiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut (den aber die meisten nicht hingewünscht hatten) wurden aus andere Ende der Tafel hintergefordert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Wats. In unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Puff und Gruf nach; abends sogar einer mit einer Gitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblind: „Namen nennen dich nicht“, sang. Im fortziehenden Schiffe wurde ge- essen und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußte ich mein Uebermaß be- zwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen Leute Spiele (die Witwe u. s. w.) auf einer Wiese, woraus ich für eine Sou- lon aus Weimar einen langen Scherz spann. Darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zogen denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständnis und Abbruch mit unverschütteten Freu- denbechern nach Hause. Verzeihen Sie die nachlässig durchein- ander geworfene Schilderung; zu einer andern gehören Wogen. Und ebenso selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des

Unendlichen Rand ich in der dunkeln Nacht im Kreise der an- genden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfährt ich erst später aus einem Briefe der von Ende.

In Frankfurt mußte er sich bei einem auf dem Fort- hause am 10. Juni 1818 celebrirten großen Essen des Gelehrtenvereins „ansingen lassen von der Gesellschaft und von einem herrlichen Vorsänger sammt Fortepiano, Pau- ken und Rest“. Aber auch auf die Pressfreiheit u. s. w. wurden Trinksprüche ausgebracht. Eine neue Zeit hatte begonnen; der umjubelte Jean Paul ahnte nicht, daß die Strömung, mit der er zu schwimmen glaubte, in ver- schiedenen Richtungen zugleich eine Gegenströmung gegen seine eigenen Tendenzen und Welt- und Lebensanschau- ungen werden sollte.

Dem Briefwechsel mit Emanuel folgt der mit Friedrich von Dertel, der, wie der Herausgeber in der Einleitung berichtet, zur Zeit seiner Correspondenz mit Jean Paul auf einer ländlichen Besitzung in Belgershain bei Leipzig lebte, sich viel mit literarischen Abhandlungen, vornehmlich kritischen Inhalts für Zeitschriften beschäftigte und bereits früher bei seinem Aufenthalt in Rußland ein Buch „vom Adel“ gegen Rogebue, später in Leipzig unter anderm eins von der Humanität, dessen Herder rühmend gedankt, geschrieben hatte. Seiner Begeisterung, die unserer ziem- lich nüchtern gewordenen Generation sicherlich etwas über- schwenglich erscheinen dürfte, ließ er Worte wie folgende, welche der Herausgeber aus einem Briefe Dertel's an einen Freund citirt:

Eine erste Lektüre von einer Schrift des einzigen Paul wirft mich immer in ein Fieber; ich vergeße jeden Zustand, so- gar den seiner Selben, um ganz in dem seinigen zu sein, und ich fühle dann nur alles Heroische, alles Uebermenschliche, alles was Gott in des Menschen Natur gelegt hat, und das Göttliche selbst. Ich lasse mich nie in eine Auseinandersetzung von Paul's Schriften ein. Sowenig ich einen Gedanken daraus abschreiben könnte, weil ich alle abschreiben müßte; sowenig ich einen Aus- zug daraus machen könnte, weil ich das ganze Buch erzählen müßte; sowenig kann ich etwas einzelnes loben, weil ich die Einsicht, mit der ich lobe, nicht, wie bei einem andern, durch einen Label heben kann. Selbst wenn ich während des Lesens table, so sehe ich doch, wenn ich das Werk geendet, alles mil- der, und ich rechtfertige alles, weil das unendlich schöne Ganze bloß aus diesen einzelnen Bestimmungen hervorgeht. Paul ist ein Prophet, ein Apostel, und ich bin dem schon gram, der ihn auch nur kunstmäßig loben will. Best! um Gottes willen lest! das sollte seine einzige Recension sein!

Ähnlich schreibt Dertel am 1. Mai 1797 an Jean Paul selbst:

Bis jetzt hatte ich deine Bücher noch in einem Fache mit denen Hippel's; aber je mehr ich dich studire, je weniger kann ich irgendeine Nachbarschaft für dich ansuchen und leiden. Du bist mit der Eise, der ganze. Ich kenne keine Kraft noch Fähigkeit in mir, die du nicht abwechselnd erweckst und bewegst: alle Töne meines Herzens und Geistes durchläufst du in eilen- den, schmelzenden, durchdringenden Accorden. Die andern alle schreiben für das und dies, für Gedächtnis, Verstand, Wiß, Gefühl oder Phantasie; du allein für das Ich, für den ganzen Menschen. Wer dich ganz versteht und faßt, der hat den Mi- frokosmos des Menschen.

Wie sehr sich solche an sich doch ganz bemerkenswerthe Eristenzen wie die Dertel's dem Blick der Welt entziehen

und zuletzt gänzlich verschwinden können, beweist der Umstand, daß der Herausgeber, der es doch sicherlich nicht an Nachforschungen hat fehlen lassen, über sein Lebendes nichts hat erfahren können. Die Briefe Jean Paul's verdankt der Herausgeber einer Fürstin von Carolath, welche Dertel's Schwester war; von Dertel's Briefen fanden sich nur wenige im Nachlasse Jean Paul's, wofür der Herausgeber, bei der Gewissenhaftigkeit, mit welcher Jean Paul jedes beschriebene Blatt aufbewahrte, einen erklärenden Grund nicht anzugeben vermag.

Was uns in Jean Paul's Briefen an Dertel hauptsächlich bemerkenswerth zu sein scheint, ist dessen wiederholt sich kundgebende Abneigung gegen Leipzig. Jean Paul schreibt z. B. von hier am 25. November 1797: „Noch immer find' ich hier alles klein, sogar die Fehler; und im Innern so wenig Erhabenes als in der äußern Ebene, den artistischen Berg über dem Stadtgraben ausgenommen“; er bemerkt aus Weimar im November 1798: „Ich werde sobald keine Lobrede auf Leipzig ausfertigen“; er schreibt aus Koburg am 28. September 1803: „Gast du jetzt in Leipzig einen oder 1 $\frac{1}{11}$ merkwürdigen Menschen?“ Er schreibt ferner an Paul Thieriot, dessen wir gleich etwas näher gedenken werden, aus Weimar am 11. April 1799: „Guter Jüngling, sei fest — wähle einen ewigen Weg — verschmähe die leipziger Kleinlichkeit, besonders die akademische und literarische“; in demselben Schreiben: „Sie ist problematisch, meine Reise nach Leipzig, wo alles Dube ist, höchstens eine buchhändlerische“, u. s. w. Man muß sich dabei erinnern, wie Jean Paul wegen gewisser Lebensgewohnheiten und seiner nicht modischen Haartracht in Leipzig mit anonymen Schmähbriefen verfolgt wurde, wie er gleich Gellert als Student, gleich Lessing vor seinen kürmischen leipziger Gläubigern, gleich Scume wegen kleinlicher Nachstellungen und Verleumdungen heimlich aus Leipzig flüchtete, und man sollte sich erinnern, daß Fichte in seiner Correspondenz, der Appellationsrath Körner in seinen Briefen an Schiller und andere Autoritäten Urtheile über Leipzig fällten, die mit denen Jean Paul's ziemlich übereinstimmen oder sie noch an Intensität übertreffen. Gesieht doch selbst Schiller in einem Schreiben an Körner aus Gohlis vom 6. September 1785, daß sein bisheriges Dasein daselbst „einsiedlerisch, traurig und leer“ gewesen. Vergleichen darf freilich bei den Dichterfesten, wie sie gegenwärtig in Leipzig celebrirt werden, nicht zur Sprache kommen, und wer diese Schattenflecke an dem großen Sonnenkörper Leipzig öffentlich aufdecken wollte, warte leicht denselben Aergernissen ausgesetzt sein, wie jene Männer.

Sehr treffend scheinen uns folgende Bemerkungen zu sein, die in einem Schreiben Jean Paul's an J. von Dertel aus Hof vom 6. August 1796 enthalten sind:

Indem ich träge meine Taschenuhr über den Tisch herzerre am Datum, bemerke ich, wie wenig alle Erleichterungen des Lebens das Dasein erleichtern. Anfangs war man froh, daß man den neuen Monat aus dem neuen Mond errieth; dann daß man's in Rom vom Ausrufer hörte, dann, daß man's im Kalender sah; endlich, daß es auf der Uhr steht. Jedes Jahrhundert vermehrt nur die Gegenstände der Begierde und vermindert

eben dadurch die Mittel, diese zu befriedigen, und die Kraft, sich zu besorgen. . . . Die jetzigen Staaten zwingen die Menschen zu sündigen, wie die alten zwangen gut zu handeln. Mit dem Mauth-, Censur-, Symbolischen Bücherwesen getraue ich mir der Hölle so viel dicke Betrüger und Lügner zu liefern, als sie verlangt.

Eine merkwürdige Persönlichkeit tritt uns in Paul Amil Thieriot, dem dritten in diesem Bunde, entgegen. Jean Paul gedenkt seiner in einem Berliner Briefe an Dertel vom 28. März 1801 mit den Worten: „Gehe doch mit Thieriot an; du findest in Leipzig keinen genialischn Affocié.“ Thieriot war schon als Studiosus der Philosophie dem von ihm mit fast überschwenglichem Enthusiasmus verehrten Jean Paul nach dessen Uebersiedelung nach Leipzig im Jahre 1797 näher getreten, und seine Liebe zu Jean Paul war so unbegrenzt, daß er nicht nur in seiner Schreibweise dessen humoristische Sprünge nachzuahmen suchte, sondern selbst Jean Paul's Handschrift sich bis zum Verwechseln aneignete. Später zog er als Virtuos auf der Geige umher und kam auf seinen Wanderzügen sogar bis nach Paris, von wo er einige Briefe an Jean Paul richtete, die hier abgedruckt sind. Dieses Wanderlebens müde, wahrscheinlich auch zu einer richtigern Erkenntniß über sich selbst gelangt, ließ er sich endlich als Sprachlehrer in Wiesbaden nieder, wo er am 20. Januar 1831 gestorben ist. Thieriot war ein durchaus lebenswürdiger Mensch, der überall die wohlthuensten Eindrücke hinterließ und durch seine Excentricität keinem andern, sondern nur sich selbst schadete. Er gehörte jenem Geselchlechte der modernen Hypergenialen an, von denen im allgemeinen gilt, was Jean Paul in seiner Weise über ihn gelegentlich an Emanuel schreibt: „Thieriot mit aller wachsenden Selbstschauung kommt dem Glück der Einheit nicht näher, sondern bleibt ein sich selbst und der Ordnung bewußtes Chaos.“ Ernst Förster erzählt von ihm unter anderm, Thieriot sei, nachdem er heimlich die Wohnung Emanuel's, der ihn gastlich aufgenommen, verlassen habe, erst nach wochenlangem vergeblichen Suchen endlich in der Scheune eines Bauernhofs auf Stroh bei Wasser und Brot und dem Homer und Horaz aufgefunden worden. Der Herausgeber erzählt weiter:

Es konnte nicht fehlen, daß eine so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit mit der Gesellschaft nicht selten in Conflict kam. Wie er durch sein etwas schroffes Auftreten die Künstler der münchener Hofkapelle von sich abgestoßen, so hatte er früher einmal in Weimar, wohin ihn Jean Paul empfohlen, durch einen zu lustigen Einfall sein Glück beinahe verscherzt, indem er auf ein Billet Goethe's, darin dieser ihm schrieb: „Die Herzogin Amalia wünscht diesen Abend die Bekanntschaft Ihrer Violine zu machen“, nichts that, als seine wohlverschlossene Geige nebst dem Kastenschlüssel ins Schloß zu schicken.

Thieriot schildert sich selbst in einem Briefe aus Leipzig vom 31. März 1799 wie folgt:

Eine kleine Seele von Natur, in Fettsagen eingenäht mit Nervenzwirn, eine dicke Kruste um Kopf und Herz — weinen kann ich gar nicht — bloß weich in Meinungen für den Eindruck jedes Narren, hartleibig und träge zur Selbstthätigkeit; kaltblütig, außer wo es rühmlich ist (sein Herz im doppelten Sinn), ohne viel anderes Interesse für die größten Dinge, als der Eitelkeit, deren Kränkung mich öfter viel tiefer niederschlägt, als ihre

Befriedigung mich erhebt und beglückt, und die doch mein einziger Trost ist; von jeher ungewiß, ob ich überhaupt wache oder träume, und in der Furcht einmal ordentlich toll zu werden; immer in der Ueberzeugung, daß es nicht richtig im Kopfe beschaffen sei; von mancherlei psycho-pathologischen Erscheinungen geplagt; zu einer Familie eingesperrt, die mich täglich erinnert — weil ich's täglich vergesse — Brot zu erwerben, und mich so ernstlich überredet und überzeugt, und vollends abspannt, daß ich mich in wenig Tagen (in denen ich mein Haus, von Papieren, Planen und Bauweisen aufgebaut, noch flüchtig bestellen will) im Grust, mit Leib und Seele und allen Schreibfingern in den alten Karren der römischen Jurisprudenz einspanne, mit dem ich schon einmal durchging.

Jean Paul schreibt ihm einmal aus Weimar:

Die Lage Ihres Herzens thut meinem weh. Bei Gott! Ihnen fehlt nichts als Gott und Unsterblichkeit, nämlich der Glaube an beide. Dann käme in Ihr Leben, um das 64 Winde spielen, Eine Richtung und Ein Kompaß. Wahrlich Sie sollten suchen, beide zu glauben. Schon Liebe wäre etwas. Aber so ist Ihnen noch weniger zu helfen, als dem präcifizirten S. . . . n.

Damit im innigsten Zusammenhange steht Jean Paul's allgemeine Bemerkung im nächstfolgenden Briefe:

Es fehlt jetzt eine Moral für den Gigantengeist der Zeit. Himmel! wie viel tiefe Gräber seh' ich offen, die alle sich mit der Jetztwelt füllen — wie viele volle Sterbebetten von Zeitgeissen in Religion und Philosophie!

In einem Briefe Jean Paul's aus Berlin vom 17. Januar 1801, in welchem er unter andern von den „erbärmlich-geistlosen schlaftrückigen Deutschen (vollends Saffen)“ spricht, stoßen wir auf folgende Bemerkung:

Unter allen gesellschaftlichen Tönen kell' ich den hiesigen am höchsten. Juden, Minister, Offiziere, Gelehrte, Weiber, diese macht das gesellige Band oft zu Einem Strauß; in Dresden hätten sie in einem ganzen Garten nicht Platz. — Die Gedankenstriche sind die Isolatorien, worauf ich die Gedanken stelle und so auseinander halte. — Ich habe Haydn's „Schöpfung“ — gesehen beinahe; weit über Reichardt. — Ueber die „Maria Stuart“ von Schiller kann ich nicht urtheilen, weil ich bloß das Ende der Maria, aber nicht des Stücks abwartete; „fröhlich“, singen die Xenien, „sprang der Grieche aus seinem Theater heraus.“ Diesen Sprung that ich munter nach.

Bemerkens- und mittheilenswerth erschien uns aus Jean Paul's Briefen an Thieriot noch folgender Ausspruch:

Was die Kunstrichter über den Wiß sagen, ist nicht sehr gut. Ueberhaupt wird nicht der Dichter blos, sondern auch der Recensent und jeder geboren; die höhere Kritik wird nicht gelehrt, sondern erzeugt von einem höhern Menschen, und der kritische Sinn kann so wenig aus der Lesung vieler Werke zusammengebettelt werden, als der Dichtergeist aus der Lesung der Dichter. Daher weiß ich keine großen Kunstrichter als entweder große Menschen oder Künstler.

Wir hoffen, in den beiden folgenden Bänden, die unter andern auch Briefe Jean Paul's an seine Kinder und seinen Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin enthalten werden, die Bekanntschaft noch mancher andern merkwürdigen Persönlichkeit aus jener tief innerlich erregten Zeit zu machen. Neben den berühmten Literaturhervorn hatte jene Zeit auch eine ungemein große Zahl originell oder zart und edel gearteter, regsamer Individuen, die, statt selbst Unfertiges und Unvollkommenes zu produciren, es vorzogen, das in sich Fertige, was die hervorragenden

Geister der Nation ihnen boten, im stillen zu genießen, mit ihnen in persönlichen oder brieflichen Verkehr zu treten, sich von ihnen belehren zu lassen, sie in aller Weise anzufeuern oder, wenn sie die Mittel dazu besaßen, sie thatkräftig zu unterstützen. Je mehr man von diesen verborgenen, im stillen wirkenden Intelligenzen kennen lernt, um so mehr begreift man, wie es den Talenten ersten Ranges möglich wurde, ihre große Aufgabe zu erfüllen, den Muth nicht zu verlieren und zugleich in ihren Schöpfungen jene Liebe und Humanität widerzuspiegeln, mit denen man ihnen von allen Seiten entgegenkam. Selbst die Hypergenialen, in denen sich, wie in Thieriot, bereits die moderne Selbstbespiegelung und Selbstherrlichkeit des Ich ankündigt, waren noch fähig und beschreiben genug, die Ueberlegenheit desjenigen, dem sie ihr Bestes verdankten, anzuerkennen und sich ihm unterzuordnen. Und nun vergleiche man die liebenswürdigen, beschriebenen, nirgends gegen Gleichberechtigte einen hochfahrenden, absprechenden oder malitösen Ton anschlagenden Briefe Jean Paul's selbst mit den Briefen Späterer, die nur Einen Mäcchten hatten — sich selbst. Man fühlt dabei einen Unterschied, der unserer vorgeschrittenen Zeit wenigstens in dieser Richtung denn doch nicht sehr zur Ehre gereicht.

Hermann Marggraf.

Zur neuern Novellistik.

1. Kaufmännische Garridren. Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben von Gustav Höcker. Zwei Bände. Dresden, Rump. 1862. 8. 2 Thlr.
2. Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Am Hofe. Roman von B. J. Wilden. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Stille vor dem Sturm. Von George Geseke. Drei Theile. Berlin, Janke. 1862. 8. 4 Thlr.

Bevor wir die vorliegenden Novellen und Romane besprechen, sei uns erlaubt, über die Bedeutung und die Berechtigung der Novelle unsere Ansicht anzugeben, welche von der in Nr. 32 d. Bl. f. 1862 unter der Ueberschrift „Zur neuern Novellistik“ aufgestellten abweicht. Der Verfasser jenes Artikels sagt: „Im ganzen haben sich die Helden unserer Literatur mit der Novelle überhaupt nicht viel befaßt und das ist natürlich. Ein lyrisches Gedicht, eine dramatische Composition im wahrhaft dichterischen Sinne ist ein aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangener Ausfluß des geistigen Lebens des Dichters. Ganz anders ist es mit der Novelle. Der Charakter der Unmittelbarkeit, der schöpferischen Nothwendigkeit, welche die meisten andern Gattungen der Dichtung hervorgerufen hat, fehlt ihr und sie gleicht nicht den ursprünglichen, majestätischen Bäumen des Waldes, welche von unsichtbarer Hand gepflanzt sind und aus denen uns das Walten der Gottheit und der Naturkräfte entgegenraucht, sie gleicht vielmehr einer künstlich gezogenen und gepflegten Zierrpflanze, ja häufig ist sie jetzt eine gemachte Blume und dann nicht eigentlich Gegenstand der Dichtkunst und Aesthetik, sondern der Industrie.“

Eine gewisse Nothwendigkeit, meint der Verfasser, habe die meisten Gattungen der Dichtung hervorgerufen. Wenn wir aber uns nicht anders denken können, als daß der Dichter der Iliade seine Andromache und Hector lange in der Seele getragen hat, ehe er einen Hexameter schrieb, so kommen wir zu der Ansicht, daß das eigene Bedürfnis der freien Seele mehr in der Poesie geschaffen, als die Nothwendigkeit hervorgerufen habe.

Wir wollen nicht um den Ausdruck rechten, wir wollen nur diese unsere Ansicht angeben, weil sie mit unserer Beurtheilung der Novelle, ihrem Ursprung und ihrer Berechtigung zusammenhängt. Mehr ließ sich aber die Behauptung des Verfassers sagen, daß die wahre Dichtung den majestätischen ursprünglichen Vätern des Waldes gleichen müsse, aus denen uns das Walten der Gottheit und der Naturkräfte entgegenrauscht. Demnach wäre nur das Mächtige, Gewaltige Gegenstand der Poesie. Ist denn aber ein Märzenglädchen, ein Maiblümchen nicht ebenso ursprünglich, wie die Eiche und Buche, neben welchen es seine Frühlingsbräute verbreitet? Ist ein anmuthiges Liedchen von Goethe nicht ebenso ursprünglich wie das Weichen? Kurz, wir glauben, daß der Verfasser die Grenzen der Poesie etwas zu eng gezogen und namentlich der Novelle einen zu geringen Werth beigelegt habe.

Es ist schon etwas Mächtiges, von einer Erscheinung in der Literatur, die nicht bloß in einem Lande sich zeigt und nicht bloß in einer Periode, zu behaupten, es sei eine Pflanze. In Bezug auf die Novelle muß eine solche Behauptung um so bedenklicher erscheinen, wenn man erwägt, daß sie in Italien ihr Geburtsort feierte zu einer Zeit, wo ein frischer Hauch die Geister belebte, wo man bestrebt war, alte Fesseln zu brechen; jetzt wird sie hauptsächlich in unserm Schreibseligen Vaterlande angehaunt. Will man ihr etwa darum einen Vorwurf machen oder sie zu etwas Tadelnswerthem stemmen? Es ist freilich nicht zu leugnen, daß sehr viel Gelegenes, Unnatürliches in unserer jetzigen Literatur hervorgebracht wird; wenn aber im allgemeinen der Novelle damit ein Vorwurf gemacht werden soll, daß sie sich hauptsächlich in unserer Zeit pflegen lasse, so halten wir diesen für ungerecht.

Der Umstand, daß die Novelle in Italien entstand und daß sie in Deutschland so eifrig angebaunt wird, hätte den Verfasser des genannten Urtheils auf die Vermuthung bringen sollen, daß wol in den Verhältnissen beider Länder ein Grund dafür gesucht werden müsse. Nach unserer Ansicht findet er sich auch.

Um diese unsere Ansicht zu begründen, wollen wir die der Novelle am nächsten verwandte Art der Dichtung, den Roman, und zwar hauptsächlich den historischen Roman, in England betrachten. Wir sehen mit einem gewissen Reize auf die lebenden und wirkenden Resultate, welche das englische Volk aus den Kämpfen der Aristokratie und Demokratie gewonnen hat. Keine von beiden Parteien ist eigentlich unterlegen, sondern sie haben sich beide ihre Rechte gesichert, welche die Krone zu bewachen hat. Auf beiden Seiten der Kämpfe haben sich große Charaktere hervorgethan, welche frisch im Gedächtnisse fortleben, da ja ihr Wirken noch fortlebt. Die Erinnerung an ihre Thaten, an ihre Leiden und ihre Beziehungen liefern aber den günstigsten Stoff zu dem bei den Engländern so kräftig und hoch gewachsenen historischen Roman.

Warum haben wir historische Romane, die den englischen gleichkommen, nicht aufzuweisen? Kämpfe haben wir in Deutschland in hinreichender Zahl gehabt, aber die Errungenschaften dieser Kämpfe haben bei uns in der Regel die Regierungen für sich behalten. Dies Verhältniß erinnert an den katholischen Fürsten, welcher das Recht hat, zu der Gemeinde zu sagen: „Ich trinke für euch alle.“ Da die Resultate der Kämpfe im Volke nicht fortleben — den Protestantismus als einzigen Volksgegner angenommen —, so ist auch das Gedächtniß der Kämpfe verschwunden, welches in der Schule wieder angefrischt oder erst wieder werden muß. Die zugesandene Theilnehmung der Bürger an den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes ist zur Zeit wenigstens auch noch eine sehr geringe. Ja, wir wissen, daß eine solche nicht gewünschte Theilnehmung für manche gefährlich geworden ist.

Was bleibt nun dem deutschen Bürger weiter übrig, als das Berücksichtigen seiner Privatverhältnisse? Da der einzelne so sehr selbst gewiesen ist, so sind hauptsächlich zwei Richtungen von Wichtigkeit: des Jünglings Wahl einer Lebensgefährtin und

die Wahl eines Berufs oder eines Verhältnisses, in welchem er seine Kräfte oder Anlagen möglichst harmonisch anwenden kann, um zu einer gewissen Seelenruhe zu gelangen. In Bezug auf die erstgenannte Wahl können dem Suchenden die Umstände günstig entgegenkommen, z. B. durch Zusammentreffen auf Reisen, bei Festlichkeiten; sie können aber auch sehr hinderlich sein durch Standesverschiedenheit, Vorurtheil, verschiedenen Glauben und Aberglauben. Ebenso kann z. B. ein Künstler talent, in Bezug auf die zweitgenannte Wahl des Berufs, mit vielen, vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe es zu einer Harmonisirung seines Innern mit den äußern Verhältnissen gelangt. Diese Herzensangelegenheiten der einzelnen bilden aber, nach unserer Ansicht, den ursprünglichen eigentlichen Stoff der Novelle.

Daraus geht nun auch die Berechtigung des weiblichen Geschlechts hervor, an dieser Gattung der Literatur mitzuwirken. Für die Jungfrau ist die oben genannte Wahl ebenso wichtig, wie für den jungen Mann, wenn nicht noch wichtiger. Wir haben aber die Theilnahme oder dieses Mitwirkens uns auch nicht zu beklagen, denn abgesehen davon, daß manche Novelle von weiblicher Hand künstlerische Vollendung zeigt, trägt diese weibliche Schriftstellerei auch durch das Aufdecken mancher Kalte des weiblichen Gemüths dazu bei, unsere psychologische Kenntniß zu erweitern.

Wir sind also der Ansicht, daß die Novelle ein gleichsam nothwendiges Gewächs bei Völkern ist, deren Kräfte nicht für große, allgemeine Ziele des Vaterlandes in Anspruch genommen werden, wie dies leider bei uns der Fall ist und in Italien bisher auch. Sie ist demnach nicht mit dem Namen „Zierpflanze“ zu belegen. Ja, wir glauben sogar, daß bei den für den Staat lebenden Völkern des Alterthums etwas Aehnliches wie unsere Novelle sich gezeigt habe. Mancher Leser wird lächeln bei unserer Behauptung und fragen: Wie? Bei Griechen und Römern etwas der Novelle Aehnliches? In der Form freilich nicht, auch nicht in der Durchführung, aber in Bezug auf das dargestellte Seelenbedürfnis, das dem einigermaßen ähnlich ist, welches wir als Hauptstoff der Novelle angegeben haben. Wie wir die Novelle als eine Episode eines größeren Romans, oft wenigstens, ansehen könnten, so kann man, nach unserm Dafürhalten auch als eine Episode des unsern Roman entsprechenden Epos der Alten die Iphylle ansehen. Wir erinnern an die schöne Ekloge Virgil's, in welcher der Dichter das Herzensglück des Landmanns schildert, welcher das in den Stürmen des Bürgerkriegs verlorene väterliche Gut wieder erhalten hat. Die Bürgerkriege lassen sich recht gut als ein gewaltiges Epos betrachten, in welchem diese Ekloge dann als eine Episode angesehen werden könnte. Sollte nicht der Umstand als für unsere Meinung sprechend angesehen werden können, daß, obgleich zu jener Zeit viel sanftere Verhältnisse bekannt waren, welche für den Charakter der Iphylle passender scheinen, die Iphylendichter doch fast immer das heroische Vermaß vorzogen?

Wir sagten aber, die Aehnlichkeit zwischen unserer Novelle und der alten Iphylle läge in dem Seelenbedürfnis, welches sich in beiden ausdrückt. Dem Jünglinge der klassischen Zeiten war die Wahl eines Berufs sehr leicht gemacht. Das Vaterland wählte ihn selbst oder es nahm seine Kraft in Anspruch. Bei dem Erfüllen seiner Bürgerpflicht regte sich aber auch, hauptsächlich in den Stürmen der Parteikämpfe, bei der von wahren Patrioten mit Schmerz oder auch wol mit Grimm beobachteten, sich hervordrängenden Herrschsucht einzelner die Sehnsucht nach einer Ruhe, einem Frieden der Seele, der nun in dem Landleben gesucht wurde. Wenn Horaz seufzt:

O rus, quando ego te aspiciam, quandoque licebit —

Ducere sollicitae jucunda oblivio vitae? —

so will er nicht bloß ein Vergessen der in der Erinnerung nicht erquickenden Verhältnisse, wie es etwa mancher beim Weinglase sucht, sondern er will seinen Jugendfrieden wiederhaben, seine Seelenharmonie. Das Leben unter Landleuten, welche frei sind von dem Ehrgeiz, der Parteisucht der Weltstädte, wird als heil-

send angesehen, aber mehr wohl noch der Eindruck, den auf ein unverdorbenes Gemüth die Natur mit ihren Reizen hervorbringt, aus welcher ein uns wohlwollender Geist zu sprechen scheint.

Es mag sein, daß mancher begabte Schäfer ein Liebchen gemacht hat; gewöhnlich aber betrachtet ein Schäfer die Reize der Natur wie ein Gesunder die Gesundheit, d. h. als etwas, was sich von selbst versteht und was nicht durch ein Lied zu verherrlichen ist. Die Idyllen aber, welche wir aus dem Alterthum haben, stammen von Dichtern her, welche, unbefriedigt durch das Stadtleben und seine Genüsse, zum vollen Genuße ihrer selbst, zur Seelenruhe kommen wollten und diese in dem Landleben suchten. In Bezug auf dieses Streben also scheint uns die Idylle eine ähnliche Stimmung darzustellen, wie die Novelle, das Streben nach Ausfüllung des Gemüths des einzelnen.

Hat aber das Gemüth nach Ausgleichung geseufzt, nach Befriedigung der berechtigten Neigung in Zeiten, wo hohe Aufgaben dem einzelnen winkten, wo eigentlich der Staat alle Kräfte als befügt in Anspruch nahm, so ist eine solche Richtung vollends nicht bloß erklärlich, sondern nothwendig in einer Zeit, wo das Ich überhaupt mehr hervortritt, wie dies in unserm Jahrhundert der Fall ist. Wenn wir nun nebenbei noch unsern Particularismus betrachten, so müssen wir dieses besondere Berücksichtigen des einzelnen, was wir als Grundlage der Novelle ansehen, geradezu national nennen. Unsere eifrigsten Patrioten, welche eine Einheit des großen Vaterlandes wünschen, wollen ja auch diese nur mit Berücksichtigung der Eigentümlichkeiten der Stämme, und nicht ein Verhältniß, wie es sich z. B. bei den zusammengejochten Stämmen des Franzosenreichs findet. Auch die am eifrigsten die Einheit wünschen, erkennen also die den Deutschen inwohnende Forderung der Berücksichtigung des einzelnen, gleichsam das Ich der Stämme an. Und der Aesthetiker sollte es nicht anerkennen?

Wenn wir also die Novelle abweichend von der Ansicht des Verfassers (Rudolf Sonnenburg) nicht für eine Pflanzung halten können, so stimmen wir doch vollkommen mit ihm darin überein, daß die Novelle jetzt oft Gegenstand der Industrie ist. Aber gilt dieser gerechte Vorwurf bloß dieser Dichtungsart? Um nur an das dramatische Gebiet zu erinnern, sind denn die bei Schauspielern so beliebten und gewiß nicht unter die geringsten zu zählenden Virch-Weißer'schen Theaterstücke Shakespeare'schen Schöpfungen vergleichbar? Haben sie nicht im Vergleich mit den Werken des großen Meisters auch etwas Industrielles?

Einige der uns vorliegenden Erzählungen sind aus dem Kaufmannsleben genommen. Wir müssen gestehen, daß wir an der sogenannten Kaufmannspoese keinen rechten Geschmack finden können, weil der Kaufmann, solange er weiter nichts ist als Kaufmann, eigentlich gar nichts Poetisches hat und seiner geistlosen Beschäftigung nach auch nichts haben kann. Zwei der Erzählungen bekunden auch diese Herzlosigkeit, indem in einem Falle der Held der Erzählung darunter ohne Verschulden leidet, im zweiten Falle der Commisheld durch die Herzlosigkeit sich ein verblutetes tragisches Ende bereitet. In den „Kaufmännischen Carrerien“ von G. Höcker (Nr. 1), wird in der Erzählung „So geht's“ uns ein Jüngling geschildert, welcher der Kaufmannschaft sich zugewendet zu haben scheint, um einmal in der weiten Welt sich umsehen zu können. Seine Sehnsucht ist, die großen Städte nicht bloß von Europa, sondern auch von Amerika zu sehen. Nach seiner Lehrzeit wird er von dem neuen Principal als Commis sehr freundlich behandelt, weil er sich brauchbar zeigt. Dies gefällt ihm und er vergißt die großen Städte. Es ist, als ob er zum Hause seines Principals gehörte, er hilft dem Ebdnchen desselben seine Schulaufgaben lösen. Als aber dieses Ebdnchen groß geworden und die Welt gesehen und nach des Vaters Tode als Gebieter in das Haus tritt, kennt er den helfenden Buchhalter nicht mehr. Der grau und stumpf Gewordene wird entlassen, nachdem er den Gehalt für die letzten Monate ausgezahlt erhalten. Der aller Mittel Beraubte sucht, da er von dem Ertrag einer in der Stadt

für ihn veranstalteten Collecte keinen Gebrauch machen will, den Tod in den Wellen! In der Novelle „Der Procurs“ ist der Commis der Herzlose, welcher, um den Vortheil des Principals zu wahren, sich die größten Härten gegen die Arbeiten liefernden Handwerker erlaubt. Er thut dies, um die einstige Erbin des Geschäfts zu gewinnen. Als er nahe am Ziele ist, ergibt sich, daß er ein tugendhaftes Mädchen verführt und betrogen hat. Er geht nun nach Amerika, wo er als Falschmünzer am Galgen endet. Die dritte Novelle „Die heirathslustige Firma“ ist heiterer und zwar deswegen, weil sie nicht ganz kaufmännisch ist. Der eine von zwei Compagnons, deren Bestreben, sich Kunden zu verschaffen, ergötzlich geschildert wird, glaubt von der Nachbarstochter am meisten begünstigt zu sein, weil sie mit ihm lieber und freier spricht, während der andere aus dem ihm verstoßenen zugeworfenen Blicken einen richtigeren Schluß zieht. Der letztere wird natürlich mit der Hand der Tochter des sehr reichen Rentiers beglückt, aber nur erst, und das ist das Kaufmännische bei der Sache, als er seine Verhältnisse günstiger, als sie waren, dem Alten durch List dargestellt und ihn so ins Garn gelockt hat. Die Gedankenwelt des Verfassers erhebt sich nicht über das Alltägliche und die Darstellung hält sich in den Schranken der Mittelmaßigkeit. Als Probe seines Geistes diene: „Oben auf der Raute“ (so bemerkt ein Commis, als er darüber reflectirt, daß alle Dinge, die ihm auf der Reise begegnen, auf die Firma seines Principals Bezug haben können), „Nicht ein Kattischer Hahn, den man unwillkürlich in Verdacht hat, er verstehe auch etwas von Industrie.“

In „Geheimnisse einer kleinen Stadt“ von A. von Winterfeld (Nr. 2) werden uns keine tragischen Ereignisse geschildert, weder an einem Flusse noch am Galgen, wie von Höcker, aber er führt uns in die schrecklichen Zeiten der Cholera! Er spricht in der Einleitung seines „komischen Romans“ mit höchst ernsthafter Miene von dem großen Uebel der Posemudler in früheren Zeiten, dergleichen es jetzt nicht mehr gebe, obgleich es uns dünken will, daß ein einziger Tag unserer Schänen- und Gesangs-feste mehr Poesie enthalte, als ein ganzes Decennium der goldnen Aera in der guten Philisterstadt Posemudel, an der „schiffbaren Pose“ gelegen. Nun, wenn das Leben auch sehr philisterrhaft langweilig ist, so läßt es sich doch durch Satire pikant machen.

Ein junger Arzt, welcher nach Posemudel überfiedelt und von manchen ersehnt wird, weil der alte Physikus ganz taub geworden ist, findet einen heftigen Gegenarzt an einem Barbier, welcher aus der Taubheit des Physikus für Erweiterung seiner Praxis Hoffnung geschöpft hat. Dieser Barbier verfügt sich, sobald er Wind von der Ankunft des neuen Arztes bekommen, zu demselben in den Gasthof, um ihn auszufragen und danach seine Maßregeln zu nehmen. Er erzählt dem Arzt, daß der Bürgermeister von Posemudel, dem er seinen ersten Besuch zu machen hat, sehr schwer höre, daß die Frau Bürgermeisterin sehr gern schnupfe, und daß, wenn er ihre Gunk, die sehr wichtig sei, erlangen wolle, er Spaniol mitzubringen und ihr anbieten habe, daß er aber vor der Tochter des Bürgermeisters sich in Acht nehmen müsse, weil sie die Manie habe, die Männer zu heißen. Daraus entwickeln sich nun sehr drockige Situationen. Der Barbier verbreitet außerdem in der Stadt, der neue Arzt sei auch wieder taub, wie der Physikus, und sei überdies noch ein Jude! Dies gibt den Posemudlern Gelegenheit, ihr Stodphilisterrthum im höchsten Glanze zu zeigen. Aber die Cholera kommt dem geplagten und gebudelten neuen Arzte zu Hülfe, ja sie macht den Barbier, der durch seine Präservativmittel, die schrecklich wirken, bei den Bewohnern der guten Stadt Posemudel an der „schiffbaren Pose“ verhaßt, ja sie macht ihn, obgleich sie keinen andern tödtet, als Puscherarzt todt und läßt ihn zum Nachtwächter avanciren. Der neue Arzt wird Physikus und natürlich bekommt er ein wunderschönes Mädchen zur Frau.

Was den Barbier betrifft, welcher selbst gesteht, er habe

beim Aussteigen mehr Blut vergossen, als früher, wo er noch Hegerbarsche war, so ist nicht wahrscheinlich, daß derselbe durch sein Vergehen, daß er stets beschäftigt sei und auch nichts nicht einmal Ruhe habe, die Bewohner einer kleinen Stadt in einem solchen Grade über seine Geschäftlichkeit habe täuschen können. In einer kleinen Stadt wird ein solches Wichtigthum sehr schnell erkannt und es demüthigt das Gegenheil vom dem Beschäftigten. In Bezug auf den neuen Arzt möchten wir fragen, in welches Lebensalter der Verfasser ihn stellt? Der Angabe nach ist es ein Arzt, der jetzt zum ersten mal selbständig auftritt, also doch wol jung ist, aber manchmal beträgt er sich wie ein pomadiger alter Kauz.

In mancher Hinsicht geht der Verfasser zu weit und wird wüthend, z. B. in dem Tischgespräch des Barbiers mit seiner Frau, während die Kinder mit am Tische sitzen. „Laß doch den Barbieren auch was übrig“, ruft die erboste Ehegattin dem mit gutem Appetit essenden Barbier zu. „Wenn man den Rath gebt hat, so viele Kinder in die Welt zu setzen, muß man auch den Rath haben, für sie zu hungern, wenn es sein muß. Aber du bist mir der Rechte! Du läßt dir nichts abgehen, und wenn es nach dir gegangen wäre, hätten wir noch ein halbes Duzend mehr. Wenn ich nicht immer bereit war, deine Wünsche zu erfüllen, dann verlorst du mir mit deiner Pflicht, mit dem Gering und erzählst mir, was der Herr Martin Luther gesagt hätte, daß alle Weiber so.“ Der Barbier entgegnet: „Deshalb doch, daß deine erwachsene Tochter zugegen ist.“ — „Ach was!“ ruft die Jorte, „hast du etwas verstanden, Thessa?“ — „Nein!“ antwortet die zwanzigjährige Tochter.

Wir gehören nicht zu den kochhängerischen Puritanern, aber solche Schilderungen widern uns an. Wenn wir ferner lesen, daß mancher Hofmann die Zeitung verkehrt hält, wenn er nach den Tagesbegebenheiten forscht, so haben wir wol nicht unrecht, wenn wir dem Verfasser überhaupt eine Neigung zu übertreiben zuwider und daraus schließen, daß er sich noch nicht hinreichend gebildet hat, d. h. daß er die harte Haut des Egoismus noch nicht abgestreift hat. Der wahre Humorist läßt immer durchblicken, daß bei den zu schildernden Schwächen der Menschen er sich auch seiner eigenen Schwächen bewußt ist. Dadurch erst erreicht das Wohlthun des Humors. Unser Verfasser scheint aber oft nur deswegen über die Menschen zu lachen, weil er sich selbst höher stellt.

In dem Roman „Am Hofe“ von B. J. Wilken (Nr. 3) finden wir die Darstellungen lobenswerth, in welchen die Intriganten des Strads ihre Wirksamkeit entwickeln. Gelungen ist ebenso die herglose Kofette, die Unteroffiziers-Tochter, die von der Natur sehr freigebig ausgestattet, die Fertigkeit besitzt, schnell in alle Lagen sich zu finden, die Schwächen der Menschen zu erkennen, zu benutzen und über alle Götter und Verehrer zu herrschen.

In einem Lande, in welchem eben große Aufregung darüber herrscht, daß auf des Herzogs Befehl Schloßer die Pulse und Läden der Ehemutterweigerer aufbrechen sollen, ist der Erbprinz, zum Theil durch sein früheres, nicht regelmäßiges Leben, theils durch den Mangel an geistiger Beschäftigung, weil er von Regierungsgeschäften ferngehalten wird, ein Melancholicus geworden und hat sich vom Hofe und von seiner tugendhaften Gattin, die er vor drei Jahren heimgeführt, getrennt, um in einer Einsamkeit sich zu langweilen oder zu quälen. Der regierende Herzog ist aus dem Grunde über den Erbprinzen oder sein Einfließen erbost, weil er so keinen Stammbalter hoffen kann. Die Maitresse des Herzogs, welche durch Erfüllung des herzoglichen Wunsches neue Gnade sich erwerben will, sucht, wie auch andere, die am Hofe gewinnen wollen, eine Annäherung des erkrankten Paars wieder herbeizuführen. Der herzogliche Intendant lernt auf einer Reise einen Seminaristen kennen, welchen die neuen Schulreglements das Seminar zuwidergemacht haben. Wohlgefälliger aber noch steht der Intendant auf die Couven des Seminaristen, welche, obgleich eine Unteroffiziers-Tochter, doch guten Unterricht und zwar durch ihren Gatten er-

halten hat. Der Seminarist, welcher Lust hat auf das Theater zu gehen, kommt durch den Intendanten in die Residenz, und in die Nähe des Erbprinzen, dessen Vertrauter er bald wird. Der Erbprinz übernimmt auch das Protectorat über die Gouffine, welche als angehende Schauspielerin dem Erbprinzen vorgestellt wird und dessen leidenschaftliche Reizung erregt. Der Erbprinz wird wieder lebendig. Er besucht das Theater, auch die Abendgesellschaften der Erbprinzessin, weil die Schauspielerin eingeladen wird. Die „Schöne“ nimmt die Geschenke ihres hohen Gönners und Verehrers sehr freudig an, widersteht aber seiner Lüsternheit und heirathet einen reichen Engländer. Dadurch wird der Erbprinz seiner Gattin wieder ganz zugeführt. Die von der Schauspielerin nicht erwiderte Liebe wendet sich ihr wieder zu.

Hier sollte unsere Erzählung schließen, aber der Verfasser kann wahrscheinlich es nicht über sich gewinnen, die herglose Kofette ohne Strafe mit dem Engländer ziehen zu lassen. Demwegen müssen wir ihr nach Neapel folgen, wo sie die Eifersucht und Nachbegierde einer vornehmen und häßlichen Dame erregt. Im Volksgebränge am Hafen wird ihr Schwefelsäure in das schöne Gesicht gespritzt. Ihre Schönheit ist dahin, ihre Gesundheit sehr geschwächt. Als sie sich einem Augenbilde allein weiß auf ihrem Krankenlager, nimmt sie aus dem Zimmer ihres Mannes Gift, weil sie den Verlust ihrer Schönheit nicht überleben kann.

Wir begegnen in diesem Romane mehr als einer Unwahrscheinlichkeit. Wäre der Erbprinz wirklich von der Sehnsucht nach einem wahren Freunde so erfüllt gewesen, wie er dargelegt wird, so würde er sich aus eigenem Drange an seine edle Gattin wieder angeschlossen oder vielmehr sich gar nicht von ihr getrennt haben. Wenn die Vorleserin der Erbprinzessin dahin gewirkt hat, das erbprinzliche Paar zu trennen, ist es dann wahrscheinlich, daß die Erbprinzessin, die in der Trennung sich sehr unglücklich fühlt und die doch nicht ohne Urtheelskraft ist, fortwährend diese Vorleserin, eine Gräfin, als ihre treueste Freundin angesehen haben sollte? Wie trifft es sich ferner, daß die Schauspielerin, die junge Gattin des Engländers, als sie einen Augenblick in ihrer Krankheit von Pflegerinnen sich frei sieht, sogleich in dem Zimmer ihres Mannes Gift findet? War der reiche Engländer ein Geschäftler oder hatte er geahnt, daß seine „Schöne“ einmal welches wünschen konnte? Wenn übrigens eine der Damen, die auf den Erbprinzen, der immer „Gothheit“ genannt wird, während dem regierenden Herzoge der Titel „Durchlaucht“ beigelegt wird, einen übeln Einfluß gehabt haben, sterben sollte, hätte es dann nicht die Vorleserin, die Schulbige an der Trennung sein müssen? Was hat die Schauspielerin verschuldet? Sie hat den Erbprinzen ins Leben zurückgeführt, hat aber gegen die Erbprinzessin keine Schuld an sich geladen, da sie ja gegen die Lüsternheit des Erbprinzen tapfer und fleißig kämpfte. Und deswegen, weil ein Mädchen fest ist und sich der dargebrachten Geschenke herznüchlich freut, ist sie doch nicht des Todes würdig. Es scheint fast, als wäre es auch im Romane leichter und eher erlaubt, eine Bürgerliche todt zu machen, als eine Gräfin.

Ueber die philosophischen Bemerkungen des Verfassers können wir nicht gütig urtheilen. „Um die richtige Auffassung des Lebens ist es eine ganz eigene Sache, und wenn wir behaupten, daß die ungeheuer Mehrzahl der Menschheit im Dunkeln tappet, daß selbst die gerühmtesten, gepriesenen Logiker und Weisen immer nur auf selbstgeschaffenen Hypothesen fußen und daß der Begriff einer abstracten Wahrheit unserm bloßen Auge und Wahrnehmungsvermögen so entfernt liegt, wie etwa die Begriffe von Ewigkeit und Unermesslichkeit, von Zeit und Raum, so glauben wir nicht zu viel zu sagen“ (II, 185). Nein! viel hat der Verfasser wirklich nicht gesagt, wenigstens nicht viel Wichtiges! Wenn wir nach unserer Philosophen Ansicht nun einmal die Wahrheit nicht erkennen können, wozu denn unsere geistige Anstrengung? Die faule Vernunft ist es wol, welche der Philosophie empyreht! Er ermahnt: „Bete und arbeite.“

Ist denn aber das Forschen nach Wahrheit keine Arbeit? Gehören denn zur Ausprägung des Charakters nicht Grundsätze? Der Verfasser, welcher manchmal in diesem Romane durchblicken läßt, daß er sich zu den Freisinnigen zählt, bedenkt nicht, daß das Aufgeben der Selbstthätigkeit des Geistes geradezu in die Richtung führt, aus welcher die drückenden Schulreglements, die er doch zu hassen vorgibt, erwachsen sind.

Wenn wir den Titel des Romans von Geselel „Stille vor dem Sturm“ (Nr. 4) lesen, so vermuthen wir, ein Stück Volksgeschichte dargestellt zu finden, aber wir täuschen uns. Der Roman enthält hauptsächlich eine adeliche Familiengeschichte. Der Verfasser erinnert uns außer dem oben angegebenen noch an einen andern Uebelstand in Bezug auf unsern historischen Roman. Wenn in England der Tory den Whig und der Whig den Tory achtet und sein Streben und seine Wirksamkeit für das Vaterland anerkennt, will unser Verfasser sogar den Aufschwung vor und in den Befreiungskriegen dem Volke wegdiskutiren, indem er behauptet, die Begeisterung sei nur in einzelnen gewesen, und nach dem Geiste zu schließen, welcher in dem Buche herrscht, hat Geselel unter diesen wenigen nur Adeliche verstanden.

Den Titel des Romans halten wir für unpassend, da kaum der vierte Theil desselben auf die Erhebung des Volks sich bezieht und wie aus einer kurzen Angabe des Inhalts sich ergeben wird, die Ueberschrift „Das wiedergefundene gnädige Fräulein“ zweckmäßiger gewesen wäre.

Freiherr von Hlow liebt die Enkelin des Reichsgrafen von Mespelbrunn und hält um ihre Hand an; aber obgleich in Bezug auf „das Alter des Geschlechts“ gar nichts einzuwenden ist, wird er doch abgewiesen, weil die Enkelin schon in der Wiege ihrem Goussu versprochen war, damit die Familiengüter wieder zusammenkommen sollten. Hlow entführt die Geliebte und da der zornige Reichsgraf sie scharf verfolgen läßt, fliehen die Liebenden weiter und weiter bis nach Portugal. Sie werden durch Priesterhand verbunden, aber einige Jahre nach der Geburt eines Mädchens stirbt die Mutter und bald auch der Vater. Das kleine Fräulein wird durch einen Diener nach Deutschland gebracht, welcher aber nach dem erhaltenen Auftrage ihre Geburt nicht bekannt machen darf wegen des zornigen Reichsgrafen. Dieser fühlt aber Reue und der Diener läßt Andeutungen entschlüpfen, welche dem ergaunten Grafen das Vorhandensein einer Urenkelin verrathen.

Um diese Zeit (1812) kommt ein von der französischen Polizei verfolgter Patriot, der gefährlich scheinende Reisen gemacht hat, ein Herr von Rouvroy, in die „Pfaffenchenke“ und steht hier Osktag's „Sonnenstrahl“, wie die Tochter des Wirthes (Pflegetochter) in der Umgegend genannt wird. Die Heiterkeit des Mädchens und ihre Schönheit machen auf den Verfolgten einen bedeutenden Eindruck. Er ist so glücklich in Berlin sie wiederzusehen. Aber Rouvroy ist auch in Berlin nicht sicher, entweicht und findet in einem gräflichen Schlosse der Kauff's gastliche Aufnahme. Hier entdeckt er ein Bild des „Sonnenstrahls“ und sagt dies dem Reichsgrafen von Mespelbrunn, denn er ist der Herr des Schlosses. Der Graf weiß zwar, daß Rouvroy nicht recht hat, wenn er behauptet, er habe das Original gesehen, aber er weiß nun, daß es seine Urenkelin ist und forschet nach. Rouvroy geht nach Rußland, wird Offizier und kämpft im russischen Heere gegen die Franzosen. Auf dem Rückzuge trifft er den einst um seine Braut betrogenen Goussu, Grafen von Mespelbrunn, welcher nun von der Tochter seiner Untreuen hört. Rouvroy hat für den Roman und den Sonnenstrahl seine Pflicht gethan und fällt im Kampfe — „der Noth kann gehen“. Damit endet nun auch die Berücksichtigung der Erhebung von 1813, es war ja nur ein Mittel, nicht Zweck des Romans. Deswegen hätte aber auch nicht der Titel „Stille vor dem Sturm“ gewählt werden sollen, da dieser Sturm doch nur als Nebensache betrachtet wird. General Graf von Mespelbrunn, der Goussu, steht das Ebenbild seiner Untreuen und betrahtet es, und Glück über Glück, die

Familiengüter kommen wieder zusammen, was für den Leser gewiß von der größten Wichtigkeit ist.

Obgleich der Vater des Sonnenstrahls, welche nun „Reichsgräfin Echter von Mespelbrunn, Frein von und zur Pielenau, Semperfreie auf Nichtenwalde und durch Schenkung ihres Großvaters Erbherrin auf St. Peter im Ländchen Schollähne“ ist, obgleich der Vater oft beim Betrachten des kleinen Mädchens traurig ausgerufen hatte: „Gott, das Kind hat keine Seele!“ und eine geschiedte Gräfin, welche das Glück hatte, die Wiedergefundene zuerst zu sehen, ihren Freundinnen verkündete, „sie ist schön, aber sie hat keine Seele“, und der Gemahl auch so etwas bemerkt, so ist er doch glücklich: die Güter, die Familiengüter sind ja vereinigt! Doch Gebuld! Die junge Mespelbrunn geneth eines Knäbleins, und einmal bemerkt man, daß die Mutter sogar nachts nach ihrem Kinde sieht. Freude überall! „Die junge Gräfin hat eine Seele bekommen!“ Denn sonst würde sie nicht nach ihrem Kinde sehen. Der Verfasser knüpft hieran eine tröstliche Bemerkung: „Wenn auch ein Mädchen noch keine Seele hat, so soll man nicht verzweifeln, denn wenn sie ein Kind bekommt, bekommt sie auch eine Seele.“ Also zwei Geburten auf einmal! Das ist allerdings Segen!

Aber trotzdem, daß der Verfasser für manche Mutter sehr corpulenter Lächer so tröstliche Worte verkündet, müssen wir doch einiges an seinem Werke tabeln. Wir müssen sogar sehr tabeln, daß der Verfasser einen Franzosenabkömmling (Rouvroy) zum Repräsentanten des deutschen Patriotismus macht. Was es dazu keine Deutungen? Wenn der Franzose trotzdem, daß seine Ahnen schon vor 200 Jahren in Deutschland eingewandert sind, noch eine Vorliebe für die Franzosen, seine Stammesgenossen, gezeigt hätte, würden wir ihm vergeben haben. Ja, wir würden ihn gelobt haben. Ferner tabeln wir, daß der Verfasser diesen Repräsentanten des deutschen Patriotismus, als er nach Berlin kommt, sich mit Schauspielerinnen und dem liederlichen Junker von Burgkal herumtreiben läßt, daß Rouvroy mit diesem Erbärmlichen, den er bald darauf als einen für die Franzosen in ihren Reihen kämpfenden gesungen nimmt, Arm in Arm in einem trunkenen Zustande in den Straßen von Berlin schlendernd gesehen wird. Ist das Charakter? Ferner ist zu tabeln, daß Rouvroy in dem gastlichen Schlosse der Kauff's nichts Besseres zu thun weiß, als alle Häuser durchzusüßern und mit dem Federmesser die Tapeten auszuscheiden, bis er das Bild findet. Hätte der Verfasser eine solche Thätigkeit einem der Schergen der französischen geheimen Polizei zugetheilt, so wäre es in der Ordnung gewesen, aber ein solches Stöbern paßt schon nicht für einen ganz gewöhnlichen Edelmann, geschweige denn für den Repräsentanten des deutschen Patriotismus! Das heißt ganz und gar aus der Rolle fallen!

Wenn der Verfasser für die Wiedervereinigung gräflicher Güter schwärmt oder für das Auffinden eines Mädchens ohne Seele, so haben wir dagegen nichts einzuwenden, wir sind tolerant und verkümmern keinem seine Herzensneigung; wenn er aber die Vorwürfe, welche den adelichen Führern in der Schlacht bei Jena gemacht worden sind, weglöschen will, so können wir nicht so nachsichtig sein. „Das Unglück“, sagt der Verfasser, „ist durch den Gang der gesammten Weltbegebenheiten herbeigeführt worden.“ Ferner: „Vergißt man denn ganz, daß alle die hochberühmten Führer der siegreichen preussischen Waffen in den großen Jahren des Befreiungskampfes Offiziere und Junker der Armee von Jena waren?“ Was den ersten Grund betrifft, so ist derselbe so weit und so allgemein, daß er alles und jedes entschuldigen kann, ja es ist wahrer Fatalismus. In Bezug auf den zweiten Grund ist zu erwägen, in welchem Verhältnisse ein Offizier oder Schlachtjunker steht. Es kann ein Oberst, ein Hauptmann, ein Lieutenant durch seine Lässigkeit sich hervorthun, aber die Fehler der Obergenerale kann er nicht gutmachen. Wenn demnach der Verfasser keine besseren Gründe hat, so ist ihm zu rathen, in seinen Ausdrücken sich etwas zu mäßigen und z. B. nicht zu sagen (I, 157): „Es ist geradezu erbärmlich, daß man heute immer noch so thut, als habe der

Wel Preußen 1806 ins Angland gebracht.“ Wir geben willig zu, daß in dem Befreiungskriege 1813–15 die Adeltichen neben den Bürgerlichen vollkommen ihre Pflicht gethan haben, aber in Bezug auf das Jahr 1806 wird der Verfasser das allgemeine Urtheil schwerlich durch einen Nachspruch wie diesen rückgängig machen. Trotz des oft verdienten Tadelö können wir aber doch nicht umhin, dem Verfasser in Bezug auf Sprache und Darstellung den ersten Rang unter den eben besprochenen Autoren zuzuerkennen.
Ersch Oswald.

Literatur.

1. *Land. Reiseindrücke von Land und Stadt.* Von Ludwig Brunier. Leipzig, Rathes. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. *Reisebilder aus Spanien* von Johann Alois Minnich. Mit einer Ansicht des Saales der Abencerragen in der Alhambra. Zürich, Schulthess. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. *Bildungen in Schottland.* 1851–52. Von Rudolf Wichmann. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1862. 8. 7½ Ngr.

Ludwig Brunier, der Verfasser des Werks „*Land*“ (Nr. 1), ist von einer humanen, wohlwollenden Gesinnung befeelt, und bezeugt daher die Menschen aller Stände ohne Vorurtheil, bemitleidet die armen und unterdrückten Volksschichten, ohne deshalb schonungslos gegen die ganze Aristokratie und Bürokratie zu polemisieren. Diese, jedem Schriftsteller zu eigen sein sollende Denkungsart ist ganz besonders den Touristen nothwendig, wenn sie uns unparteiliche Reiseberichte geben wollen. Brunier zeigt aber andererseits eine zu große Einseitigkeit in seinem Werken, indem er vorzugsweise nur die Bewohner Kurlands und deren gesellschaftliche Verhältnisse bespricht, ohne uns weder ausführliche geographische, statistische noch naturwissenschaftliche Notizen zu geben. Hierüber entschuldigt er sich zwar, aber in einer Weise, die man nicht gern verzeiht, denn er sagt: „Neber alle diese Materien las ich das Erforderliche genau nach, sammelte auch die nöthigen Notizen, weis aber fatalerweise nicht, in welchem Winkel meines Kofferöffers ich mein statistisches Material geborgen habe und weiß deshalb nach dem Gedächtniß anzugeben, das häufig irre leitet.“

Ich muß dagegen bemerken, daß man vor der Veröffentlichung eines größeren Werks alle Notizen hervorruft und wenn diese Thätigkeit auch Wochen oder Monate erforderte. Hat man sie aber schon in einem Koffer, so braucht man doch wahrhaftig nur einige Stunden zu suchen, auch wenn derselbe von der allergrößten Dimension wäre. Eine andere Einseitigkeit besteht darin, daß er vorzugsweise nur die zwei Städtchen Elbau und Mitau bespricht, dabei gar zu viel gewöhnliche Alltagsgeschichten erzählt und dies oft in einer Ausführlichkeit, die auch den gebildeten Leser ermüden muß. Die Abschnitte: „Jeremiaden eines Halbweichsüßers“, „Mein Besuch in der libauer Mühle“, „Ich bekomme zu essen“ und „Die Zweikämpfe eines kurischen Pfarers mit seiner Ehegalt“, worin letztere den Kopf des Herrn Gemahls mit Roggenbrotten bombardiert, gehören doch nur zu trivialen Klatschereien; zur Charakteristik des Volks tragen sie nichts bei. Interessanter sind die Schilderungen der höhern Stände, die er uns als sehr gebildet und human charakterisiert. Ja man kann wohl sagen, das ganze Buch ist eigentlich nur eine Lobpreisung auf den kurischen Adel und höhern Bürgerstand. Ganz besonders preist er die adelichen Damen; sie lehren ihren Kindern schon frühzeitig die Wirtschaftsverhältnisse, beaufsichtigen den Unterricht und examinieren sie jeden Morgen über die Schularbeiten. Dabei sind sie mild und barmherzig gegen ihre Diener und Knechte, besuchen die armen Kranken und helfen überall mit Rath und That. Bei solchen edeln Eigenschaften fühlt sich der Verfasser zu Lobgedichten begeistert, obgleich er mehr Talent zum Prosaschreiben als zur Poesie zeigt, wie uns folgender Vers bezeugt:

Wenn Schiller jemals hätte geschaut
Die kur'schen Damen lieb und traut,
Wie sie erfüllen jede Pflicht,
Der Schwersten selbst entziehen sich nicht,
Es wäre wol sein Lied erklingen
Noch feuriger, das er gesungen
In seiner schönen, edeln Weis'
Zu holder Frauen Ohr und Preis.
Ich neig' mein Haupt und küß die Hand
Den Damen all im Kurlenland.

Nur die kurländische Küche will ihm nicht behagen. Die barbarischen Gänse-, Kohl-, Fisch- und Schweinefleischsuppen haben seinen Magen verdorben. Aber alle diese Uebel werden durch Geist und Gemüth der liebenswürdigen Bewohner versüßt und überwunden.

Das Benehmen der russischen Polizei und der Beamten am Schlagbaume schildert er ebenfalls als sehr höflich und human. Diese russische Beamtenhumanität könnten sich gewisse deutsche Polizisten zum Muster nehmen! Auch die Censur wird in Kurland viel milder ausgeübt als die Pressenregelung in Berlin und anderswo. Dies berichtet nicht nur Brunier, sondern alle Reisende, die längere Zeit dort verweilten. Ich selbst hatte einen Studientengenossen, dem in Riga Schriften zugänglich gewesen waren, die wir in Deutschland wegen des Verbots nicht lesen konnten. Demzufolge preist er auch auf mehreren Seiten die edeln Eigenschaften des Zaren Alexander II. und sagt: „Ich schließe meine Schilderung von dem Charakter- und Gemüthseigenschaften des jetzt regierenden Zaren mit einigen Versen aus einem längeren Gedicht, in dem ich, von Apollon begeistert, dieser unbeschreiblich liebenswürdigen und anziehenden Kaiserergalt gerechter zu werden vermochte, als in meiner mangelhaften prosaischen Darstellung.“

Ja, Jehovah hat gedüdet auf dein Antlitz seinen Stempel,
Sollst für ewige Zeiten werden allen Herrschern ein Grenzpel,
Sollst ein Bräcker alles Reinen, alles Höhen, alles Guten,
Mit der Liebe Segenswogen über deine Völker fluten.

Ich muß aber nochmals andeuten, daß des Verfassers Prosa besser ist als seine Poesie.

Nicht jedes gute Buch findet sogleich einen Verleger, dies beweist auch das Werkchen von Johann Alois Minnich, „*Reisebilder aus Spanien*“ (Nr. 2), denn es ist nur in Commission erschienen. Der Verfasser, Arzt in Baden, reiste im October 1860 durch die Schweiz über Lyon, Toulon, nach Barcelona, Alicante, Madrid u. s. w. Die blumenreichen Thäler und süßduftenden Lüste, die herrlich gebauten Städte und großartigen Kunstdenkmäler begeistern den Autor zu wahrhaft poetischen Schilderungen, die noch durch das Einweben schöner Gedichte bedeutend erhöht werden. Noch heute steht sich der Maure in das geliebte Spanien zurück, in das schöne Land seiner Ahnen, wo sie die Palmen gepflanzt und durch kunstvolle Wasserleitungen die öden Gegenden fruchtbar gemacht haben. Sie hoffen auf die Rückkehr nach Toledo und Granada, denn ihre Väter haben ja bei der Vertreibung die Schlüssel ihrer Prachtgebäude mitgenommen. „O Granada, die auf Erden du nicht deinesgleichen hast, und des ganzen Mohrenvolkes Ruhm und Stolz du lange warst!“ So singt eine altspanische Romanze. Zur Zeit der Mauren zählte Granada 400000 Einwohner und blühte in Kunst, Wissenschaft und regem Gewerleben; heute ist die Zahl auf 68000 gesunken. Aber das Empfindenste ist, daß die faulen bigoten Spanier die vortrefflichen Wasserleitungen der Felder nicht erhalten haben, und daß heute zahlreiche sonnenverbrannte Fluren öde und dürr sind, welche ehemals durch die Bewässerung der Mauren in Paradiese verwandelt waren. Nur noch einige erhaltene Reste fand der Verfasser; aus Brunnen wird das Wasser vermittelst Pumpwerke in Rinnen auf die Felder geleitet und dürre Gegenden werden hierdurch zur reichsten Vegetation belebt. Aber wer hat nicht schon von dem großartigsten, erhabensten Prachtwerke der Mauren gelesen?

Wer hat nicht schon von der wunderbaren Alhambra, von dem Saale der Abencerragen gehört? Der Verfasser bemerkt:

„Die eine reiche Phantasie in den gemeißelten, sich nie wiederholenden Verzierungen an den vielen hundert weißen Marmorsäulen sich kund gibt, wie sie uns in dem Wechsel der wundervollen Stuccaturarbeiten an den Wänden und den biezengelastigten, gleichsam frei in der Höhe schwebenden Knausen, zu denen die verschlungenen Arabesken den Blick emporziehen, bezaubernd entgegenkommt und über das Ganze einen hochpoetischen Hauch ergossen hat, ebenso gibt sie sich in den Inschriften kund, welche sich in den verschlungenen arabischen Schriftzügen als Randverzierungen durch die Stuckfelder ziehen. Neben dem Saale der Gesandten liest man: Wenn du meine Schönheit anschauet ohne Beziehung auf Gott, so muß ich dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der dir den Tod geben kann“ u. s. w.

Wodurch kam das einst so blühend schöne Maurenreich in Verfall? Es blühte in Pracht und Herrlichkeit, solange Religion und Tugend die Bevölkerung besetzte, und sank ins Verderben, als ihre Könige die heiligsten Gesetze der Menschheit verletzten. Boabdil, der letzte Maurenkönig, vollbrachte noch die abschließlichen Schandtaten, stieß den Vater vom Thron und mordete die Gattin. Er und sein Heer wurden dann von den Spaniern geschlagen und aus dem Lande vertrieben, und

Auf letzter Bergeskante schied er seinen letzten Blick
Thränenvoll auch der Alhambra, Grauser nach der Stadt zurück.
Und die Mutter jornt mahnet: Weine, weine, wie ein Weib,
Denn nicht deckt Granadas Krone eines Heldekönigs Leid!
Schied der letzte Maurenkönig letzten Grauser, gramvoll,
Hier zurück vom Berg der Grauser ins verlorn Maurenreich.

Auch die Reise nach Malaga, Cadix, Sevilla und Valencia schildert Minnich sehr poetisch und belehrend; doch beschränkt er seine Charakteristiken mehr auf die Landschaften, Städte und Dörfer; von den Sitten und Gebräuchen der Spanier gibt er nur kurze Notizen, weil, wie er sagt, ein so kurzer Aufenthalt nicht hinreichend sei, um den Charakter eines Volks näher kennen zu lernen. Das Buch wird aber dennoch allen Lesern genutzreiche und belehrende Stunden gewähren. Die eingewebten Gedichte, nebst historischen Facta und statistischen Notizen sind von hohem Interesse. Nur der durchgehende Gebrauch der Präposition „ob“ statt „über“ wird die norddeutschen Leser befremden.

Man beklagt sich sehr oft, daß nicht selten über ganz unbedeutende Gegenstände viele dicke Bände geschrieben worden. Aber beim Lesen der „Wanderungen in Schottland“ von R. Wichmann (Nr. 3) entsteht der Wunsch, der Verfasser möchte wenigstens das Doppelte der Seitenzahl geschrieben haben oder eine Fortsetzung folgen lassen. Doch Wichmann scheint nicht besonders schreiblustig zu sein, denn er hat auf seiner Tour nicht einmal Notizen gemacht. Da er aber ein Jahr in Schottland verweilte und das Land zu Fuß durchwanderte, so vermag er uns eine treue Schilderung von den Bewohnern und Landschaften zu geben. Er lebte längere Zeit in Edinburgh und Musselburgh und machte von da aus seine Ausflüge in die Hoch- und Niederlande. Also mitten im Lande der Kelten reisend, fühlt er sich zu einigen Bemerkungen über dieses alte Volk veranlaßt. „Außer der Sprache, die sich noch bis jetzt in ihren uralten Dialecten unverwundlich erhalten hat, und manchen an die Kelten erinnernden Monumenten, besitzen und wissen wir fast nichts von diesem merkwürdigen Volke, dessen alte Nationalität heute nur noch auf einige gebirgige Theile Großbritanniens, Irlands und Frankreichs beschränkt ist, wo sie noch als gälische und wälische Kelten leben. Die Sprache der Kelten, die in ihrer ursprünglichen Form, oder doch wenigstens in einer ihr sehr nahe kommenden, jetzt nur noch in den betreffenden Theilen der drei genannten Länder gefunden wird, ist die vorzüglichste Charakteristik des Volks, und obgleich der Raum, den die jetzigen Kelten in genannten Ländern ausfüllen, sehr beschränkt ist, so wird sie gegenwärtig

noch noch von ungefähr sechs Millionen Menschen gesprochen, von denen man eine Million auf das schottische Hochland, vier Millionen auf Irland, eine halbe Million auf Wales in England und fast ebenso viel auf die Bretagne in Frankreich rechnen kann. In Wales und Irland, welches die Römer nicht berührten, haben sich die Reste des celtischen Volks und die altceltische Sprache fast rein erhalten; auch in den nördlichen Theilen Schottlands, das die Römer kaum betraten, herrscht die celtische Sprache noch ziemlich rein, sowie Armorica — die heutige Bretagne in Frankreich — im steten Besitze seiner alten celtischen Sprache geblieben ist, die als das Bretonische bekannt und dem Wälischen ganz verwandt ist. Die Hauptdialekte sind jetzt das Gälische und Wälische. 1) Der gälische oder gaelische Zweig. Ihm gehörten die Kelten an, welche sich Gaeles oder Gals nannten, und dieser Zweig zerfällt wieder in zwei Abstufungen: a. Das eigentlich Gälische, Gaelicabaneig, oder das Galedonische, wie es in Hochschottland gesprochen wird. b. Das Irische oder Erische. Das Manische, welches auf der Insel Man gesprochen wird, ist ein Unterdialekt hiervon. 2) Der wälische oder cymrische Zweig. Die Kelten, die sich Kymris nannten, werden ihm zugezählt; auch er hat mehrere Unterdialekte. a. Das eigentlich Wälische oder Cymrische; welsch im Englischen, galois im Französischen; cimrech im Celtischen. Dieses wird von den Wallisen oder Welshen, den Einwohnern des Fürstenthums Wales gesprochen. b. Das Cornische in Cornwall in Devonshire, dem alten Dumonia. Dieses ist in neuerer Zeit fast ausgestorben. c. Das Bretonische, das breyad, breizunek oder das breton der Franzosen. Dieses ist in der Bretagne in Frankreich Volkssprache, zerfällt jedoch auch in einige Unterdialekte. Die Orkney- und Shetlandinseln stellen bekanntlich schon früh in die Hände der Scandinavier, welche die celtische Bevölkerung vernichteten und die skandinavische Sprache (Noords, Norse) ward dafelbst noch zu Menschengeboten gesprochen. Die Hebriden dagegen sind celtisch geblieben, obgleich sie von skandinavischen Einfällen nicht ausgeglichen waren.“

Schon aus diesen wenigen Notizen ersieht man den hohen Werth der kleinen Schrift. Der Verfasser gibt auch den Anfang eines Gedichts, welches dem Barden Ullin zugeschrieben wird, welcher etwas früher als Ossian, der zu Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrhunderts gelebt haben soll, lebte und in großer Achtung gestanden zu haben scheint. Dabei empfiehlt er auch eine in London erschienene gute Grammatik zum Gälischlernen: „A practical grammar of the Scottish Gaelic in eight parts; by James Munro“. Auch über Sitten und Gebräuche der alten Schotten erhalten wir beachtungswürdige Nachrichten, z. B. über the fiery cross. Vor einiger Zeit las ich in einer londoner Zeitung ein Gedicht, betitelt: „The Poet's Fiery Cross. Addressed to the poets of the continent.“ Obgleich mir der Inhalt desselben völlig verständlich war, so wollte mir doch die Bedeutung der Ueberschrift nicht einleuchten; nachdem ich nun die Mittheilung Wichmann's gelesen, ist sie mir klar. „Wenn nämlich das Haupt eines Klan bei einer plötzlichen oder großen Gefahr seinen Clan beisammenhaben wollte, so schloßte er eine Flegel, machte ein Kreuz von leichtem Holze, brannte die Enden desselben an und löschte sie in dem Blute des Thiers wieder aus. Dies nannte man das Fiery Cross, auch Crean Tarigh, oder Cross of Shame, weil Ungehorsam gegen die Bedeutung desselben Schande mit sich brachte. Es wurde einem geschwinden und zuverlässigen Boten übergeben, welcher damit, so schnell er konnte, nach dem nächsten Orte eilte, wo er es der angesehensten Person mit einem einzigen Worte überlieferte, welches den Versammlungsort bezeichnete. Derjenige, welcher dieses Zeichen in Empfang nahm, war verpflichtet, es mit gleicher Eile nach dem nächsten Orte zu befördern, und auf diese Weise gelangte es mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Orten, die dem Häuptling unterthan waren und auch zu seinen Verbündeten und Nachbarn, wenn die Gefahr gemeinsam war. Beim Anblick dieses feurigen Kreuz-

es mußte jeder Mann von 16—60 Jahren, der weisensfähig war, sich sofort mit seinen besten Waffen nach dem Sammelplatz begeben. Wer zu erscheinen unterließ, ward mit Feuer und Schwert bestraft, welches durch die blutigen und verbrannten Zeichen dieses kriegerischen Signals dem Ungehorsamen kundlich angezeigt war.“ Es versteht sich, daß der Verfasser auch ebenso gut das gegenwärtige Leben der Sachsen schildert; ihre kirchlichen Befehle, das Festhalten des Sonntags und das viele Beten will ihm nicht besonders behagen, aber noch weniger die große Trunksucht des untern Volks. Nach diesen Citaten bedarf das Büchlein keiner weiteren Empfehlung; für den billigen Preis erhält man reichliche Belehrung. 38.

Kulturgegeschichtliches aus Sachsen und Thüringen.

Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Nach seltenen handschriftlichen Urkunden und andern Quellen bearbeitet von August Victor Richard. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 8. 2 Thle.

Der Titel des soeben genannten Werks versetzt und zugleich in das Zeitalter der Reformation, in ein Zeitalter, das einer weltgeschichtlichen Bedeutung sich rühmen darf und dem Historiker jeden Tag einen überaus reichen Stoff darbietet, worüber man unter andern M. Gertners Betrachtungen über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit vergleichen mag. Ist ja doch dieses Zeitalter die große Sturm- und Drangperiode der Menschheit am Übergang vom Mittelalter zum neuen Zeitalter. Der Geist persönlicher Freiheit war erwacht und er schlug seine Schlägen auf allen Gebieten; er fühlte sich mühsam und wollte keinem fremden Rucke mehr, sondern nur der eigenen Stimme folgen, selber sehen, selber sein Leben einrichten und sein Schicksal erörtern. Eine Freiheit aber, wie sie jenes Zeitalter als Ideal in seiner Seele trug, kann uns nicht geschenkt werden, wir müssen sie erringen. Darum tragen denn auch die Kämpfe des ganzen 16. Jahrhunderts, dessen beständigster Streiter bereits das 13. Jahrhundert theils erzeugt, theils geboren hatte, das Gepräge einer wirklichen Revolution an sich. Sie verwerflichen den Bruch mit dem Mittelalter; es herrschte ein Sturm und Ringen der Geister, die ungezügelt von der Vergangenheit sich losreißen und einer unbekannten Zukunft entgegenstiegen, Abenteurer, Propheten, Märtyrer des neuen Lebens. Das Gemüth trägt den ganzen Reichtum jener Kampfeszeiten in sich, vermag ihn aber noch nicht mit Maß und Wahrheit zu entwickeln, die Phantasie ist noch die vorwaltende Kraft der Seele. Und Orister, wie sie in Shakespeare und Cervantes, in Shakespeare und Cervantes lebten, vermochten Dichtung und Wissenschaft zu scheiden, während Jordan Bruno, Jakob Böhme und Kepler in die Tiefen des menschlichen Gemüths und der Natur blickten, welche die damalige Welt nicht minder in Erstaunen setzten, als sie in ihrer Folgenentwicklung zur Erläuterung der Gegenwart beigetragen haben. Auf den Feldern dieses Kampfes nun, der auf die menschlichen Leidenschaften des Ehrgeizes, des Fanatismus und der Herrschsucht stieß, dadurch zugleich den Kampf mit den Waffen entzündete, liegt ein ungeheures Material für den Geschichtsforscher aufgeschichtet theils als Krongebäude, theils als Trümmerhaufen des Alten. Das hat der Forscher zunächst und am liebsten nach dem Hervortretenden geist, ist natürlich, ja notwendig. Allein das Unschöne, das darum noch seine Stelle, weil es keinen besondern oder gar keinen Platz auf seiner Oberfläche bezieht; und es würde die Geschichtswissenschaft ebenso unvollständig als unvollständig, wollte sie diese Unschönheiten mit Verächtlichkeit beiseite werfen; vielmehr muß sie es unter ihre unerlässlichen Aufgaben stellen, auf dem weiten Feldern der Geschichte sich dem zwar unheimlichen, aber niemals werthlosen „Nebenlesen“ zu unterziehen. Der Mühe einer solchen Nebenlese vornehmlich auf dem

Geschichtsgebiete des 16. Jahrhunderts hat nun der Verfasser des obengenannten Werks in dankenswerther Weise seine Aufmerksamkeit gewidmet. Es erfordert aber eine solche Arbeit außer der Mühe noch eine besondere Ausdauer und Liebe zur Sache. Die beiden letztern Eigenschaften hat der Verfasser in hohem Grade bewährt und durch seine geschichtliche Arbeit die Unabhängigkeit an das Land der Wettiner betätigt; denn vorzugsweise innerhalb dieser Grenzen bewegt sich diese Arbeit.

Um für den banten und deshalb auch spröden Stoff eine gewisse Einheit und Uebersichtlichkeit zu gewinnen, hat der Verfasser ganz naturgemäß denselben in folgende Rubriken vertheilt: in „Familienleben“, „Öffentliches Leben“, „Kirchliche Sachen“, „Staatliche Angelegenheiten“, „Wissenschaften und Künste“; den Schluß bildet das Kapitel „Verschiedenes“, während als Uebersicht der Abschnitte „Allgemeines“ dient. Seinem reichen Stoff hat der Verfasser mit außerordentlichem Fleiße theils aus Privat- und öffentlichen Bibliotheken, theils aus ungedruckten und gedruckten Quellen geschöpft. Verdienstlich ist ein nicht minder umsichtiges als sorgfältiges Verzeichniß dieser benutzten Quellen. Ohne nun mit dem Verfasser rechten zu wollen, ob nicht das eine oder das andere hätte fortgelassen werden können, müssen wir jetzt die Frage aufwerfen, welchem Zweige der Geschichtswissenschaft hat denn durch den in dem vorliegenden Werke beizutragenden Fleiß vorzüglich ein Dienst geleistet werden sollen? Offenbar der Culturgeschichte, vergleichbar dem Werke von Weber's: „Aus vier Jahrhunderten.“ Beide Werke bringen dem Culturhistoriker zahlreiche und höchst mannichfaltige Bausteine zum Ausbau der Culturgeschichte. (Die hoch schätzen wir nicht noch heute z. B. die sogenannte „Historia naturalis“ des ältern Plinius, die „Noctes Atticae“ des Gellius oder auch Helian's „Narvae historiarum“, und doch sind sie im wesentlichen nichts anderes als unsere beiden soeben genannten Werke.) Manche dieser Bausteine haben ein ebenso wunderliches als unschätzbares Aussehen, aber dennoch sind sie, richtig gewürdigt und an rechter Stelle eingefügt, nicht ohne Werth. Eine einzige beglaubigte Anekdote, ein einziges Gesetz, ein einzelner Rechtsfall und seine Behandlung, eine Sitte, eine Mode kann auf Persönlichkeiten, auf Verhältnisse, ja auf ein ganzes Zeitalter ein Strahllicht werfen, was von einer andern Seite her sich nicht erzeugen läßt, weil der Farberstoff dazu fehlt.) Seitdem man nun überhaupt die Culturgeschichte in ihrem Werthe erkannt hat, seitdem sind auch die Beiträge zu derselben im Preise gestiegen. Und so wollen wir denn auch den vorliegenden Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen freundlich und zugleich dankbar willkommen heißen. Theilen wir jetzt im Interesse unserer Leser einiges aus den verschiedenen Rubriken des in Rede stehenden Werks hier mit.

Es fand der Verfasser in einer alten Handschrift folgende Charakteristik des sächsischen Volks: „Die Sachsen sind sehr krafftreiche geistreiche Köpfe; großmüthig, tapfer und die gern in der Welt sich auf Ehrenkasseln gesetzt sehen. Sie lieben die freien Künste, Musik und alles galante Wesen, sind verschmigt, klug und wissen auf der Nothdurft sich gar wohl zu verbergen. Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, angenehmen Wesen, guter und manntlicher Aufführung und trefflichem Gewächse (Wuchs) mit dem englischen selbst um den Vorzug, sondern ragt unter diesen allen dasjenige hervor, so Dresden und Leipzig auf diese Welt bringt, wiewol die übrigen Städte der Lächer ihres Landes sich wahrlich auch nicht schämen dürfen und man das ganze Land mit vielen irdischen Engeln erfüllt sieht. Jedoch muß bei den Ausländern das Leipzig sehr sich dieses nachsagen lassen, daß sie am vorliebtesten unter allen und der Himmel sie sonderlich mit solchen Geygen begabt, die nach der Männer-

*) Was hat nicht Balle in „Die deutsche Trachten- und Modenwelt“ für ein werthvolles culturhistorisches Buch zu schaffen verstanden. Wie unschätzbare ist sein Stoff an und für sich nicht aus, selbst wie klar und gewis!

unterhaltung jederzeit ein sehnliches Verlangen tragen. *) — Der Hauptfehler der Sachsen hinsichtlich des Gewerbe- und Handelslebens ist, daß man sich fragt, was die Sache in den ersten Jahren eintragen könne, und wenn nicht Cent pro Centum facit herauskommt, so läßt man die Hände sinken. Andere Nationen aber sind nicht also gekümmert, und daran handeln sie auch vernünftig, denn man hat Geduld, bis ein Baum seine Früchte bringt, warum will man denn in diesen Dingen nicht auch nachsehen und auf eine Ernte warten, die mit vollem Wucher sich einstellen wird.“ Die Beurtheilung der Sache selbst Kundigern als wir sind überlassend, werfen wir bezüglich der Handschrift die Frage auf: welchem Zeitalter gehört dieselbe an? Warum hat der Verfasser nicht auch hier die Sprache des Originals beibehalten wie so oft? Solche Dinge sind der Geschichte als Wissenschaft nicht gleichgültig. Es konnte dieses Verfahren allenthalben und durchgängig beibehalten werden, da des Verfassers Werk durchaus wissenschaftlich gebildete Leser voraussetzt und für diese allein seinen wahren Werth besitzt.

Gleich den alten Römern, die am Feste der Saturnalien ihren Sklaven das sonst so schwere Joch so gut wie gänzlich abnahmen und selbst dem Wige derselben mehr oder minder freien Lauf ließen, so gestattete auch die römische christliche Kirche anfangs in Erinnerung an die alte Römersitte, später aus kirchlich-politischer Klugheit, um die strenge Fastenzeit vor Dornen erträglicher zu machen, der Volksmasse unter Theilnahme oder auch Führung der Priester selbst an heiliger Stätte allerlei Witz und Narrenthümliche, die für den Charakter der Zeit und ihres Bildungsstandes höchst bezeichnend sind. Der Süddeutsche that es in diesen Dingen, wie noch jetzt bei Volks- und Künstlerfesten, dem Norddeutschen bedeutend zuvor. „Obern ist da“, sang jung und alt in Stadt und Land. Alles war vergnügt, die traurige Fastenzeit überstanden zu haben, sang und sprang, und selbst die Sonne sah der freudige Sinn der Menschen an diesem Tage dreimal hoch aufsprüngen.“ Die nicht minder vergnügten Seelenforger wurden beschenkt, erhielten Bier und Geld, genannt Obergroschen. Die übrige christliche Welt beschenkte sich mit Okeretern, die vergolbet, bemalt, verziert und mit allerlei Verschen beschriebenen waren. Ganze Körbe voll weiße und bemalte Eier wurden von den Priestern geweiht und dann vertheilt und verschenkt. In die Körbchen, in denen sie lagen, wurden Blumen, Kränze, Briefchen, Verse gelegt, ehe man sie wegschickte, und gab man sie persönlich, so lagen dieselben auf Kissen. Von den Verschen möge ein Beispiel hier stehen:

Ich, du, das Ei,
Das sind unser drei,
Theilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei.
Einen wir uns zwei,
Bleibt's bei einerlei.

Oder auch kürzer nicht ohne gemüthliche Bärtlichkeit:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,
Mich dir, dich mir, zum Okeret.

Kuchen durfte bei dem Feste nicht fehlen: Osterkaden. Mit diesen wurden die Tische belegt, mit Eiern besetzt, und die gefüllten Becher mit Kränzen von Osterblümchen (Mastlieben) geschmückt, auf das Wohl der Freunde geleert. Selbst in der Kirche durfte der Spaß nicht fehlen; von der Kanzel herab er-

*) Der Wissenschaft darf man nichts übel nehmen, außer wenn sie gegen die Wahrheit verhört; wir unsers Orts sind unschuldig, wenn dies hier der Fall sein sollte: relata resero. Uebrigens waren Leipziger Bewohner wegen ihrer galanten Sitte in der zweiten Hälfte des Mittelalters selbst am päpstlichen Hofe bekannt.

**) Dieser Volksglaube hat sich auch in der protestantischen Welt, wenigstens in Sachsen, bis in die neuere Zeit zum Theil unter den Bergleuten erhalten; Schreiber dieses ist als Bergmannesknabe am Ostermorgen noch hinausgeführt worden, um die aufgehende Sonne tangen zu sehen.

tönte der Osterschwank, um das Otergelächter der Zuhörer zu erregen. Die Prediger suchten, um dies zu bewirken, alles hervor, was sie wußten und konnten. Da erzählte der eine, wie Petrus die Gastwirthe, die ihn übertheuert hätten, zu bezahlen gewußt habe; ein anderer, wie Christus bei seiner Fahrt zur Hölle dort einem Teufel die Nase abgebrochen, die dieser als Thürriegel vorgehoben habe; ein dritter oder vierter dies und jenes Lustige, was ihm gerade einfiel oder worauf er schon lange gedacht hatte, vielleicht länger oder mit besserem Erfolg als auf den Ernst und den evangelischen Geist einer eigentlichen Predigt. Wie tief der Geistliche auf der Kanzel greifen durfte, um das Otergelächter zu erregen, mag der Schluß einer Predigt, die zu Gischardt im Jahre 1599 gehalten ward, beweisen: „Nun, lieben Leutelein, muß ich mich auch noch nach der Gewohnheit richten, euch zu belustigen und ein Otermärlein zu erzählen; da mir nun aber nichts einfallen will, so merket dies: welche Frau Herr über ihren Mann ist, die hebe jetzt beide Arme auf und schreie: „Juch“. Von den Zuhörerinnen sollen nun ungefähr ein halbes Duzend gezuckt, übrigen aber ganz still gesehen haben. Da nun keine zu der gemachten Aufforderung sich bekennen wollte, rief der Prediger sein „Juch“ selbst aus; der Osterschwank war da, und die in ihrer Art erbaute christliche Gemeinde lachte laut auf, und so wurde auch glücklich das Otergelächter erzielt.“ Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß diese Osterschwänke, die der Prediger auf der Kanzel auführte, das gerade Gegenstück der gewöhnlichen Predigtweise gewesen sei; keineswegs: Johann Lauer (gest. 1361) und Seiler von Kaisersberg (gest. 1510), sowie der Dominicanermönch Meister Eckhart, der geniale Lehrer der beiden soeben Genannten und wie wir beiläufig bemerken wollen, erst seit 1858 durch Pfeiffer wahrhaft gewürdigt, beweisen unüberleglich, daß in jenen Jahrhunderten Witz, Spott, Satire selbst in maßiger Gestalt erforderlich waren, um die Volksmenge nicht nur überhaupt in die Kirche zu locken, sondern insbesondere für die Anhörung einer Predigt zu gewinnen. Der letzte Repräsentant dieser Kanzelbereitschaft, obgleich nicht ohne den feinem Anstrich der Zeit, war Abraham a Sancta Clara (eigentlich Ulrich Megerle), gest. 1709 in Wien. Die protestantische Kirche, welche die Predigt zum Mittelpunkt des Gottesdienstes erhob, mußte nothwendig diesem Predigtentone entsagen: sie setzte an seine Stelle die Vertheidigung der Sittenpredigt, bis das 18. Jahrhundert nicht ohne Einwirkung und Verdienlichkeit der ältern Pietisten die kirchliche Bereitschaft, durch den Geist der altelastischen Redner geläutert, zu der evangelischen Würde zu erheben anfang, wie sie in den Predigten Herder's, Reinhard's, Schleiermacher's, Ammon's, Bretschneider's und Köhr's ausgeprägt ist. *)

Wer die Geschichte der Völker oder die einzelnen Perioden derselben vergleichungsweise aus Verus oder besonderer Neigung studirt, der entdeckt in der Vergangenheit oft Erscheinungen, die das Gefühl der Dankbarkeit dafür erwecken, daß man nicht jener Vergangenheit, sondern der Gegenwart angehört. Zu diesen Erscheinungen gehört insbesondere das Strafrechtsverfahren. Man hat behauptet, daß die schauderhafte Grausamkeit in der Criminalgesetzgebung der Deutschen seit der bekannten Carolina (1531) aus dem spanischen Proceß der sogenannten heiligen Inquisition Torquemada's, also aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts stamme; unstreitig nicht, sondern aus dem römischen Inquisitionsproceß, der aber der nationaldeutschen Gesetzgebung durchaus fremd ist. Bei unserm Verfasser lesen wir eine Zusammenstellung der Lobes- und Leibesstrafen, wie sie das 16. Jahrhundert kannte. Wir theilen unsern Lesern, die schwerlich in ihrer größern Zahl sich speciell über dergleichen Dinge zu unterrichten Gelegenheit gehabt haben, trotz eines ge-

*) Das protestantische Niederdeutschland hatte jedoch, ziemlich gleichzeitig mit Abraham a Sancta Clara, einen humoristischen Kanzelredner an Jobst Sadmann, gest. 1718 in Sömmern bei Hannover, dessen „Blattdeutsche Predigten“ im Jahre 1859 zu Celle in sechster Auflage erschienen.

wissen Widerstrebens unsern menschlichen Gefühls die betreffende Strafe im wesentlichen hier mit. Die verschiedenen Arten der Todesstrafe waren: 1) Das Viertheilen, Zergliedern und Schleifen des Missethäters; 2) das Bauchaufschneiden und Auswinden der Därme, sowie das Durchstechen des Herzens mit einem Pfahle; 3) die Abhängung des Hauptes. Diese Strafe wurde an demjenigen vollzogen, der die Missethätin (Grenzheime) angeordnet hatte. Der Verbrecher wurde bis an den Kopf in die Erde gegraben und vier Pferde, die des Aderns nicht gewohnt waren, wurden an einen neuen Pfahl gespannt. „Und damit (so sagt die handschriftliche Urkunde) soll man ihn nach dem Halse fassen, bis er abgedrückt ist.“ Andere bestimmten, daß der Verbrecher bis an den Gürtel eingegraben und ihm mit dem Pfahle das Herz durchfahren werden sollte; 4) das Sieden in Del und Wein; 5) das Lebendigbegrabenwerden; 6) das Rädern mit dem reuspeichigen Rade und lebendig aufs Rad fletzen; 7) das Aufhängen; 8) das Vermanern und Säen. Den Verbrechern ward entweder ein Stein an den Hals gehängt oder sie wurden mit einem Hunde, einem Hahn, einer Schlange, einer Rabe oder andern Thieren in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen.“ Diese Strafe war besonders in Sachsen sehr gewöhnlich und wurde erst 1761 aufgehoben; 9) Steinigung; 10) das Lebendigverbrennen; 11) das Aufhängen (auch „Hochste Wandung“, auch „schwarzer Band“ genannt); 12) die Enthauptung. Das Fallbeil ward schon 1223 in Dendermonde gebraucht. Eine Abbildung desselben findet man auf den Grabschriften Zeichnungen, ein Beweis, daß dieses Werkzeug des Todes auch in Sachsen bekannt war.

In den Leibesstrafen gehörten in jenem Zeitalter namentlich folgende: 1) Das Abschneiden der Haare; 2) das Ausziehen derselben aus der Haut; 3) das Gefellen und Wenden; 4) das Streuen; 5) das Schinden oder Fantabziehen; 6) das Fleischanschnitten; 7) das Abschneiden der Finger (noch 1685 in Zittau gebräuchlich); 8) das Blenden“); 9) die Schandstrafe, Klappenstrafe, Haisentrage, die Büttelflasche, über welche uns nicht

*) Offenbar römischer Gesetzgebungseinfluß. Denn die Pandecten bestimmen: „Poena parricidii more majorum haec instituta est, ut parricida virgula sanguineis verberatus deinde culleo inuatur cum cane, gallo gallinaceo, et vipera et simia deinde in mare prociandum culleus iactetur.“ Wozu weiß von dieser Thiergesellschaft des Waternörders noch nichts, unsern Wissens ist Seneca der erste, der des Gesetzes in dieser Art Erwähnung thut. Die Strafe hat namentlich zugleich einen symbolischen Charakter, eine Symbolik, die auch auf diesem Gebiete den Griechen nicht fremd war, wie aus die Erzählung des Thucydides (II, 102) bewirkt.

**) Das Blenden der Augen (obacinar) als Strafe, eine schreckliche Orkandung des Orients, durch persische Vermittelung, wie so vieles andere an den byzantinischen Hof gelangt, in dessen Geschichte namentlich seit der Zeit der wilderfüllenden Kaiser diese Ausgeburt menschlicher Grausamkeit oft erwähnt wird, während Griechen und Römer in ihrer besten Zeit nichts davon wissen, gelangte leider schon zur Zeit der Nachfolger Karls des Großen aus Italien in das Reich des deutschen Kaiserthums, anfänglich wie im Orient und in Byzanz gegen gefährdete fürstliche Personen ausgeübt, in der zweiten Hälfte des Mittelalters aber auch über gemeine Verbrecher verhängt. Das einfachste und gelindeste Verfahren bestand im schnellen Durchschneiden des Augapfels mit einem scharfen Instrument; ein zweites Verfahren war das, daß man dem Unglücklichen ein glühendes Eisen oder ein Becken (hacino), daher das oben angegebene Zeitwort) vor die Augen hielt; oder man riß ihm wol auch mit einem Haken die Augen aus ihrer Hülle; oder endlich, man schnürte den Kopf so fest, daß die Augen befeuchten. Zuweilen goß man aber auch heißes Del, Eßig mit lebendigem Kalk gemischt in die Augenhöhle. Noch im 16. Jahrhundert werden Beispiele von diesem Strafverfahren in Deutschland erzählt. Des Schloßers in seiner „Geschichte der wilderfüllenden Kaiser“ (Bd. 1) über die Sache besonders in Bezug auf die Byzantiner zusammengefaßt, dürfen wir bei Geschichtskundigen als bekannt voraussetzen.

wenig sonderbar erscheinende Strafe, da der Verfasser nichts wesentlich neues darüber bringt, namentlich Köpping in seinen „Curiositäten“ (Bd. 2) nachgelesen werde möge; 10) das Spritzen durch den Schandloß; 11) Gefängnißstrafe insbesondere für böse Schuldner: 1595 beschloß ein Landtag zu Torgau, daß an jedem Orte ein „Schuldhurm“ erbaut werden solle. Innerhalb dieses in Wahrheit sehr ernsten Kreises von Urtheilungen, die Zeit und Menschen charakterisieren, findet sich aber auch Komisches: so konnte der Verleumder zur Strafe des „Eisfelds“ auf dem Aufschlagen des Halses verurtheilt werden, wie es z. B. dem Jägermeister Cornelius Rülken 1576 widerfuhr, der, weil er üble Reden gegen die Kurfürstin (Katter Anna) und gegen den König von Dänemark geführt, in Gegenwart der ersten sich zur Strafe selbst aufs Maul schlagen und Wiberuf leisten mußte, aber befehlungsgeachtet auch noch bis zu seinem Tode 1590 im Gefängniß blieb. Es war allerdings ein hartes, theilweise verwerthetes Geschlecht, mit dem es die Gesetzgebung des ausgehenden Mittelalters zu thun hatte, theilweise war dasselbe Geschlecht aber auch thatkräftig, der kühnsten Unternehmungen fähig und zum Kampfe mit dem Allen in Kirche, Staat und Wissenschaft fest entschlossen und trefflichen Muth bewährend. Die Beweise dafür liegen aber auf ganz andern Gebieten der Geschichte, als auf denen, mit denen wir es an dieser Stelle zunächst zu thun haben.

Schließlich möge noch auf Folgendes zur Charakteristik des vorliegenden Werks und zur Bezeichnung seines Werthes aufmerksam gemacht sein. Der Verfasser hat nämlich in dem Abschnitt „Verschiedenes“ eine Sammlung von Sprichwörtern aus dem 16. Jahrhundert gegeben. Nun besitzen wir allerdings namentlich in Körte's bekanntem Werke, das jüngst eine neue Auflage erlebt hat, bereits eine sehr reichhaltige Sammlung von Sprüchen, die nicht nur den Reichthum unserer Sprache auf diesem Felde bezeugen, sondern auch Volk und Zeitstände zu kennzeichnen geeignet sind; aber befehlungsgeachtet hat unser Verfasser seine Ilias post Homerum geschrieben. Von Interesse sind dergleichen Sprichwörter, die vielfach zugleich die Bedeutung von Sinnsprüchen haben, ganz besonders für den Culturhistoriker der mittlern und niedern Volksklassen, um so mehr, da ihn eigentliche Geschichtsbücher nur allzu oft für diesen Zweck im Stiche lassen. Wir schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser gefallen möge, seine Musenstunden und seinen Fleiß der Erweiterung und Vervollständigung seines Werks unausgesetzt zu widmen. Karl Zimmer.

Notizen.

Immermann's Dorfgeschichte in illustrirter Ausgabe.

In einem schönen Bande in Quart und mit Illustrationen von B. Bantier in Düsseldorf versehen erschien: „Der Oberhof. Aus Immermann's Münchhausen“ (Berlin, Hofmann und Comp.). In dem gutgeschriebenen Vorwort heißt es unter anderem: „Immermann's «Münchhausen» hat sich zahlreiche Freunde erworben, unter diesen aber nicht wenige, welche ihre Gunst ausschließlich einem Theile des Romans, der sogenannten Dorfgeschichte zuwenden und dieselbe getrennt von dem humoristisch-satirischen Theile besitzen möchten. Es ist hier der Versuch gemacht, diesem Wunsche zu begegnen. Wohl ist es eine Regel der Pietät, das Werk des Dichters zu bewahren, wie es aus dessen Geist hervorgegangen, aber «Münchhausen» ist eine Dichtung so eigener Art, daß sie eine Ausnahme rechtfertigt. In Immermann's Gedanken freilich bildeten die beiden Theile, die sich seinen Lesern als gesondert darstellen, ein organisches Ganzes. Die Begeisterung für die Wahrheit und Schöpfung einfacher Natur war es, welche ihn drängte, der Unwahrheit und Verschrobeneheit, die sich vor seinen Augen in Leben und Literatur breit machte, den Spiegel ihrer eigenen Thorheit vorzuhalten. Beide Elemente gehörten daher für ihn und gehören auch noch jetzt für alle, welche den Dichter in der Tiefe seiner Empfindung verstehen wollen, untrennbar zusammen.“ Aber die „Anordnung“

des Romans gekattete es, die Novelle „wunderändert“ herauszunehmen und sie als Ganzes demjenigen darzubieten, welche nicht Reizung und Verus fühlen, den zwischen der Dorfgeschichte und dem humoristisch-satirischen Theile denn doch bestehende Gegenfah zu überwinden. Wenn nun trotzdem der Vortreiber vorher behauptet hat, daß beide Theile in Immermann's Gedanken ein „organisches Ganzes“ gebildet haben, so möchten wir dem widersprechen. Wir glauben vielmehr, daß die Dorfgeschichte zu einer ganz andern Zeit, in einer ganz andern Stimmung und zu einem ganz andern Zweck geschrieben sei als der humoristisch-satirische Theil, und daß der Verfasser sie diesem nur willkürlich eingefügt habe als Reiz- und Befriedigungsmittel für diejenigen, welche an humoristischer Lectüre keinen Geschmack finden und ein satirisches Werk für eine untergeordnete, eines wahren Dichters unwürdige Hervorbringung halten. Wenn irgendeine künstlerische Schöpfung ein „organisches Ganzes“ bilden soll, so muß auch die „Anordnung“ eine einheitliche sein, so darf zwischen Scherz und Ernst kein so scharfer, gänzlich unvermittelter Gegenfah bestehen wie im „Münchhausen“ zwischen den satirischen Phantastengebilden und der realistischen Dorfnovelle, so müssen sich alle Theile auf den Hauptfahen und seine Geschichte und Handlungen mehr oder weniger zurückbeziehen, während doch in der Immermann'schen Münchhausenabte der Fehd sammt seiner Gipsfahft aus dem hors d'oeuvre der Dorfgeschichte so gut wie ganz verschwindet. Sonst aber stimmen wir mit dem Lobe, welches der Vortreiber der Dorfgeschichte spendet, diese als ganz für sich bestehende Dichtung betrachtet, vollkommen überein; er nennt sie mit Recht „deutsch mit jeder Faser“, er behauptet mit Recht, daß sie „unvergänglich im deutschen Schriftthum“ leben werde. Es sind auch schon vor Immermann Dorfgeschichten geschrieben worden, aber Immermann's auf dem Oberfop spielende Novelle ist die Mutter und das Muster der modernen Dorfnovellistik, und namentlich kehrt der in seiner Art grandiose Fofschule in zahllosen spätern Dorfgeschichten in unverkennbaren Nachzeichnungen oder Variationen wieder. Darum kann man es auch nur billigen, wenn man sie in der Form, in der sie gleich anfangs hätte erscheinen sollen, nämlich als für sich bestehendes Werk, herausgab und ihr durch charakteristische Illustrationen, die dem realistisch-gefunnen Geiste des — mehr freilich als meist die Illustrationen — zugleich von einem leisen idealistischen Duft angehauchten Ganzen entsprechen, einen erhöhten Reiz zu geben suchte.

Eine französische Stimme über die Umland-Feier in Berlin.

Eine Correspondenz der „Illustration“ über die Umland-Feier in Berlin enthält manche nicht uninteressante Bemerkung, weshalb einige Stellen aus dem gedachten Berichte hier einen Platz finden mögen. Zunächst bekommen unsere modernen Lyriker ein recht schlimmes Compliment; denn es heißt von Umland: „Er ist einer der drei lyrischen Dichter Deutschlands — ich meine diejenigen, welche man noch lesen kann —, welche bleiben werden und welche am mächtigsten den Bestrebungen des gegenwärtigen Geschlechts Ausdruck verliehen haben. Die beiden andern sind Goethe und Heinrich Heine. Umland ist aber vielleicht der deutscheste von diesen dreien. Goethe zeigt sich mehr als Kosmopolit und nach der rein menschlichen Seite, Heine hat viel Französisches.“ Die zahlreichen Nummern des Programms veranlassen den Correspondenten, William Raymond, zu der Bemerkung, daß die Kunst bei deutschen Festlichkeiten stets eine große Rolle spiele. Berthold Auerbach habe in seiner Rede gesagt, ein Volk ohne Lieder sei der Freiheit nicht würdig. „Ganz richtig, und mit allem muß ein Anfang gemacht werden. Bei uns in Frankreich schließt man mit den Gefängen, in Deutschland fängt man mit ihnen an.“ Auch von den politischen Umständen, speciell vom preussischen Abgeordnetenhaus ist flüchtig die Rede, wobei unter anderm gesagt wird: „Die Deutschen, und vornehmlich die Preußen, wissen in der Politik wie in der Philosophie nichts Schöneres, als immer zu negiren. Im Regie-

ren steht ihre ganze Courage. Nein, nein! Das ist das ewig sich gleich bleibende Resultat jeder Beschlußfassung unter den Deutschen.“

Bibliographie.

Böckh, A., Ueber die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens der Aegypter, Griechen und Römer. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Falke, J., Die Hanfa als deutsche See- und Handelsmacht. Berlin, Brigl. Gr. 8. 18 Ngr.

Des Huldänders Johann Reinhold Passal Kampf und Tod. Dramatisch dargestellt, frei nach der Geschichte. Beyer, Löffler. 8. 15 Ngr.

Die Psalmen, nach dem überlieferten Grunbarte überfetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von H. Kampffhausen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 26 Ngr.

Rieger, M., Das Leben Walthers von der Vogelweide. Gießen, Ricker. Gr. 8. 15 Ngr.

Rothenfels, Emmi v., Ein Roman in Norbörner. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, E., Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt. Mit 1 lithographirten Terrainskarte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sehring, W. L., Durch Nacht zum Licht. Christliche Gebichte. Braunsberg. Gr. 16. 8 Ngr.

— — Nur ein Menschenleben. Gebichte. Braunsberg. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selvi, M., Geschichtliche Darstellung der italienischen Revolutionszeit von 1821 herwärts. Erste Uebersetzung in's Deutsche, mit Noten und Zusätzen des Uebersetzers M. Alberti. 1ste und 2te Lieferung. Wien, 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Sivers, J. v., Aus beiden Welten. Dichtungen. Leipzig, G. F. Fleischer. 16. 27 Ngr.

Suckow, G., Zur Naturwissenschaft. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 12 Ngr.

Teutsch, G. D., Urkundenbuch der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. 1ster Theil. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tornow, W., Das alte und das neue Berlin. Original-Roman in zwei Abtheilungen. Berlin, Kaster u. Comp. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Transilvania. Wochenschrift für siebenbürgische Landeskunde, Literatur und Landeskultur. Redigirt von G. A. Diez. Neue Folge. 1ter Jahrgang. 1861. 16 Nummern. Hermannstadt, Steinhausen. 1861. Per. 8. 18 Ngr.

Wartenburg, A., Französisches Leben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ischweigert, W., Das Leben und Wesen der Arbeit und die Grundsätze des rationellen Gewerbsbetriebes. Nach langjährigen Erfahrungen im Gewerbsbetriebe dargestellt. 1ter Theil. Selbstständige Arbeit. Plauen, Neupert. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Juden und für die Juden. Ein Wort aus der Sprache des Herzens. Hamburg, Kreller u. Melle. 1862. 8. 4 Ngr.

Kardec, A., Der Spiritismus in seinem einfachsten Ausdruck. Eine kurzgefaßte Darstellung der Lehre und der Mittheilungen der Geister, überfetzt von G. Deihes. Wien, 1862. 8. 4 Ngr.

Krönig, A., Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. Breslau, Siegler. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

New Publications

for the study of the

German and French Languages.

Ahn, F. A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language.

First Course. 18th edition. 10 Ngr.

Second Course. 15th edition. 12 Ngr.

Third Course. 5th edition. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's Method. First and second Course. 7th edition. 5 Ngr.

Graesser, Ch. A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With Indications of the German Pronunciation. 8 Ngr.

Ahn, F. The Poetry of Germany. A Selection from the most celebrated German Poets of the two last Centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical Survey of the German Poetry from Haller to the present time. Sewed, 1 Thlr. Cloth, 1 Thlr. 8 Ngr.

Graesser, Ch. The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. 3^d edition, revised and corrected. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graesser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 5 Ngr.

Graesser, Ch. A Practical and Methodical Grammar of the French Language. Second edition.

First Part. 24 Ngr.

Second Part. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graesser, Ch. A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. 8 Ngr.

Ein neuer Roman Karl von Holtei's.

In allen Buchhandlungen und Bibliotheken ist zu haben:

Der letzte Komödiant.

Roman in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

8. 66 Bogen. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr.

Der Autor schildert in diesem Romane das Leben eines Schauspielers in seiner folgerechten Entwicklung und damit zugleich die Glorie und die Missethe des deutschen Theaters. Er gibt nicht nur höchst interessante Momente aus der eigentlichen Untergeschichte, sondern auch Einblicke in das literarische Leben einer Zeit, die neben vielem Unkraut die herrlichsten Blumen und Früchte gedeihen ließ.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

Bei Otto Voigt in Leipzig erscheint vom 1. April viermal monatlich:

Der Zeitgeist.

Kulturgegeschichtliches Centralblatt.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Löwenthal.

Vierteljährlicher Abonnementspreis: 12 Sgr. (42 Kr. Rhein.)

Insertionspreis: 2 Sgr. die zweispaltige Zeile.

Inhalt.

Kulturgegeschichtliche Zeitartikel. Zeichen der Zeit. Kunstgebungen und Errungenschaften des Zeitgeistes. (Rechts- und Vertriebswesen, Volkserziehung, Volkswirtschaft: a) Handels-, Genossenschafts- und Gewerbeswesen; b) Verkehrswesen; c) Gewerbliche Technik; d) Kulturgegeschichtliche Statistik). Naturkenntnis. Literarische Erzeugnisse und Ereignisse. Vermischtes. Erzählungen.

In einer Zeit, wo, wie heutzutage, die Einsicht und Bildung gewissermaßen zum materiellen Bedürfnisse — zur Bedingung des täglichen Broterwerbs geworden, ist es vor allem nöthig, daß dem Einzelnen eine weitergehende Uebersicht und ein tiefergehender Einblick in das reiche und verwickelte Geschehen des Tages geboten wird. Diesen Uebersicht und Einblick soll unser Blatt gewähren. Es soll alle Strömungen und Gesetzmäßigkeiten des Zeitgeistes bis auf den Grund verfolgen, alle Errungenschaften desselben zur Mittheilung bringen und zur Vermehrung selbst nach Kräften beitragen.

Zur Erfüllung unserer Aufgabe haben bereits bedeutende Kräfte, wie Louis Buchner, Ludwig Noack, Otto Moser, Adolf Streckfuß u. a. ihre Mitwirkung zugesichert.

Eine Probeummer wird Anfang März ausgegeben und ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen gratis zu beziehen.

In C. F. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohrbach) in München ist soeben erschienen:

Dorfschwalben aus Oesterreich.

Geschichten

von

August Silberstein.

Zweiter Band. Elegant broschirt. Mit Holzschnitttitel. Preis 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

Der erste Band dieser „Oesterreichischen Dorfschwalben“, hat in allen bedeutendsten Zeitschriften die günstigsten Besprechungen gefunden, so heißt es unter anderem in den „Blättern für literarische Unterhaltung“: „Silberstein's Dorfschwalben sind die besten, die aus noch vorgekommen, selbst die Auerbach'schen nicht ausgenommen. Die Geschichten haben alle eine Tendenz, eine speciell den Landbewohnern geltende Belehrung zum Motiv, aber jede derselben ist ein kleines Kunstwerk in Abfassung, Charakteristik und Stil. Das sind wahre Menschen und wahre Ereignisse; alles ist der Natur abgelauscht und zur reizendsten Dichtung gestaltet.“

In unterzeichnetem Verlage erscheinen gegenwärtig:
Joseph Freiherrn von Eichendorff's
sämmtliche Werke.

Zweite Auflage.

Sechs Bände — circa 240 Bogen.

Classiker-Format.

Mit des Dichters Bildniß und Facsimile und einer biographischen Einleitung.

Die neue Auflage der Gesamtausgabe der Werke des gefürzten Dichters vom Sohne desselben redigirt, enthält nicht nur alle bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen lyrischen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Dramen, sondern auch aus dem Nachlaß Eichendorff's eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die Novelle: „Eine Meeresfahrt“, und das Märchen: „Libertas und ihr Feind.“ Ferner umfaßt sie sämmtliche poetische Uebersetzungen Eichendorff's aus dem Spanischen. Eine von kundiger Feder frisch und mit Liebe geschriebene biographische Einleitung sowie das Porträt und Facsimile des Dichters bilden einen werthvollen und interessanten Schmuck dieser zweiten Auflage.

Das Erscheinen der Gesamtausgabe von Eichendorff's Werken erfolgt in Lieferungen zu dem Preise von 4 Mgr., von denen immer je 6—7 Lieferungen einen Band bilden, wonach der Preis der 6 Bände nur circa 5 Thlr. betragen wird.

Die drei ersten Lieferungen liegen bereits erschienen vor, welche von jeder Buchhandlung des In- und Auslandes zur Ansicht zu erhalten sind und nehmen diese Unterzeichnungen darauf an.

Leipzig, Februar 1863.

Voigt & Günther.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausaltar.

Eine Sammlung von Kirchenliedern in mehrstimmigem Tonsatz nebst Einleitungs-, Uebergangs- und Schlusssätzen. Für das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von

Dr. Wilhelm Boldmar.

Der Hausandacht bestimmt.
 Cartonairt. 2 Thlr.

Dieses Werk, eine Reihe der schönsten, aus dem Schatze des heiligen Gesanges aller Zeiten gewählten Lieder darbietend, nach dem Kirchenjahr und den Hauptmomenten des christlichen Lebens geordnet, soll dem Hause, der Familie dienen. Deshalb ward die Begleitung für das Pianoforte eingerichtet, der Tonsatz selbst aber einfach und so leicht ausführbar gehalten, daß auch ungeübtere Klavierspieler denselben vortragen können.

Durch geschmackvolle Ausstattung und billigen Preis war die Verlagsbuchhandlung bemüht, dieser trefflichen Sammlung von Kirchenliedern den Eingang in jede Familie zu eröffnen.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Kohnsolt) in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

La Stella.

Roman aus Venedigs Gegenwart

von Franz von Kemmersdorf

(Verfasser von „Unter den Ruinen“).

Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Mgr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesamtausgabe von Th. Mügge's Romane und Novellen.

Sieben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
 Theodor Mügge's Romane 13ter bis 15ter Band:

Alfaja.

Ein Roman in drei Bänden.

Zweite Auflage. 8. Eleg. broschirt. Preis 1 1/2 Thlr.

Vorher erschienen:

1ter bis 3ter Band: **Der Chevalier.** Ein Roman in drei Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

4ter bis 8ter Band: **Touffaint.** Ein Roman in fünf Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 2 1/2 Thlr.

9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** Ein Roman in vier Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 2 Thlr.

Der anerkannte Werth der Mügge'schen Werke, ihr stichtiger Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet zur Aufnahme in Familien-Bibliotheken. Der billige Preis und die saubere Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Kohnsolt) in München ist sieben erschienen:

Todtentanz

in Bildern und Sprüchen

von

Franz Pocci.

Quart-Format. Prachtausgabe. 1 Thlr. 6 Mgr., oder 2 Fl.

Die bisher bekannt gewordenen Darstellungen von „Todtentänzen“ fußen durchschnittlich darauf, daß der Tod kein Alter und keinen Stand verschont. Abgesehen von dieser Rothwendigkeit, welche nicht selten mit einer gewissen Ironie das Menschenleben abschneidet, versuchte es Franz Pocci, solche Eventualitäten zu seinen Darstellungen zu wählen, in denen — abgesehen von der bewahrheiteten Rothwendigkeit — das tragische Fatum dämonisch auftritt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Alterikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7 1/2 Mgr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Mgr., gebunden 2 Thlr. 24 Mgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 13. —

26. März 1863.

Inhalt: Aeltere deutsche Literatur. Zweiter Artikel. — Reise ins Gelobte Land. — Vorträge über verschiedene Gegenstände. — Romane auf dem Leben der Gesellschaft. — Rottz. (Eine englische Stimme über Darnhagen's „Tagebücher“.) — Bibliographie. — Einzelgen.

Aeltere deutsche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Von den vier Werken, die wir in diesem zweiten Artikel zur Besprechung vor uns liegen haben, sind drei ebenfalls Uebersetzungen das vierte ist jedoch die selbständige Schöpfung eines neuern Dichters; alle sind aber ihrem Inhalt nach den Schriften unsern ersten Artikels verwandt.

1. Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von Karl Simrock. Stuttgart, Gotta. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Simrock vindicirt den „Beowulf“, auf den Engländer und Schweden Anspruch machen, dem deutschen Volke. Das Gerücht, sagt er, ist in angelsächsischer Sprache geschrieben und damit seien die Engländer als Erben der Angelsachsen wohl berechtigt, es für ihr Eigenthum auszusprechen. Aber Angeln und Sachsen, fügt er hinzu, seien deutsche Völker gewesen, und der Schauplatz des Gedichts liegt dieselbe der Nordsee, in der Nähe der alten Sitze dieser Völker vor der Eroberung Britanniens, auch erschränke es seiner Grundlage nach ältern Ursprungs als das Volk der Angelsachsen; es sei denn ein anglisches oder sächsisches und kein angelsächsisches Gedicht. Allein wenn auch die Grundlage deutsch, wenn auch der darin behandelte Mythos ebenfalls deutschen Ursprungs ist, so ist es doch nichtsdestoweniger in angelsächsischer Sprache geschrieben, d. h. in der Sprache eines Volks, das zwar ursprünglich seinen einzelnen Bestandtheilen nach deutsch war, aber schon an 400 Jahre vor der Abfassung des Gedichts das alte Vaterland verlassen und sich in den neuen Wohnstätten selbständig und ohne irgendeinen Einfluß von den übrigen deutschen Stämmen entwickelt hatte. Es ist ebenso wenig deutsch, als das Elsaß deutsch ist, obgleich dieses auch unzweifelhaft deutsche Grundlage hat. Uebrigens müssen wir gestehen, daß wir uns zwar überaus freuen würden, wenn man einmal daranginge, das Elsaß, und wie die vom Heiligen römischen Reich abgerissenen Provinzen alle heißen, wiederzugewinnen, daß wir dagegen

wenig Werth darauf legen, ob der „Beowulf“ als deutsches oder als englisches Eigenthum anzusehen sei. Wir glauben freilich auch, daß wir mit dieser Ansicht wenig Freunde finden werden, denn unsere guten Deutschen lassen sich gar leicht für Hirtengespinste begeistern, worüber sie das Praktisch-Tüchtige vergessen. Sie werden auch nicht eher zum Praktisch-Tüchtigen kommen, solange sie sich noch mit solchen Schwärmereien beschäftigen und eine Heldenthat begangen zu haben glauben, wenn sie durch geistreiche und gelehrte Schlüsse erwiesen haben, daß die Deutschen früher ein kriegerisches, mächtiges, weltherrschendes Volk waren, es aber jetzt nicht mehr sind. Man laßt über den heutigen Adel, daß er auf seine Vorfahren stolz ist und auf die Nichtadelichen mit Verachtung herabsieht, weil seine Ahnen möglicherweise allerlei Großes ausgeführt haben; ist ein Volk nicht ebenso lächerlich, wenn es sich seiner vergangenen Größe rühmt und die gegenwärtige Größe anderer Völker nicht anerkennen will?

Wie es sich aber auch mit der Frage verhält, ob das Beowulfische Eigenthum des deutschen Volks ist oder nicht, so sind wir immerhin dem Uebersetzer zu Dank verpflichtet, daß er das vortreffliche Gedicht dem deutschen Volke näher gebracht und es ihm durch seine Uebersetzung wirklich zum Eigenthum gemacht hat. Zwar haben wir schon zwei Uebersetzungen desselben, die eine von dem als Philolog und als Dichter gleich schätzenswerthen Ettmüller (Zürich 1840), die andere von dem durch seine vortrefflichen Werke über angelsächsische Literatur rühmlichst bekannten Grein (Göttingen 1856); allein beide, so verblüffend sie sind, können auf einen größern Leserkreis nicht hoffen, da sie die äußere Form allzu ängstlich wiederzugeben suchen. Simrock war es dagegen nicht um eine wortgetreue Uebersetzung zu thun, er ging vielmehr, wie er sich selbst ausdrückt, auf eine poetische Wiedergeburt des alten Gedichts aus. Eine wortgetreue Uebersetzung läßt sich ohne eine Fülle von Anmerkungen nicht geben, weil das Gedicht so ganz auf dem altgermanischen Leben beruht, so ganz aus demselben herausgewachsen ist, daß es allen denen unverständlich bleiben muß, die dieses Leben nicht auf das genaueste kennen. Dem neuen Uebersetzer

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 8 d. Bl.

lag es zunächst daran, das größere Publikum mit Inhalt, Geist, Stimmung und Farbe des Gedichts bekannt zu machen, und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht; denn obgleich er die alliterirende oder um das neumodische Wort zu gebrauchen, die stabweimende Form des Originals beibehalten hat, so ist es ihm doch in hohem Grade gelungen, und diese fremdbartige und fernliegende so weit näher zu bringen, daß wir keinen Anstoß an denselben nehmen. Doch glauben wir, daß eine Uebersetzung in gereimten Versen, etwa in der Nibelungenstrophe, ihren Zweck noch in weit höherem Grade erreichen würde.

Wenn das Gedicht auch nicht als Eigenthum des deutschen Volks gelten kann, so ist es doch das Erzeugniß eines stammverwandten Volks, das die alten Sitten und Gebräuche, Sagen und Mythen getreuer aufbewahrt hat, als das deutsche, wie denn auch noch ihre spätesten Enkel, die Engländer, noch heutzutage in vielen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen der alten Zeit näher stehen als wir, die wir uns zuerst von Rom unsere Gerichtsverfassung und zum Theil unsere politischen Einrichtungen, später von Frankreich unsere Einheit *), von diesem und andern Völkern unsere Provinzen entreißen ließen, und die wir so gutmüthig sind, zu glauben, was unsere Staatssofisten lügen, daß parlamentarische Verfassung und Geschworenengericht fremdes, den Franzosen nachgeäfftes Gewächs sei. Aus dieser Fähigkeit des angelsächsischen Stammes ist es zu erklären, daß das Beowulflied uns das altgermanische Leben mit größerer Wahrheit und Frische darstellt als irgendein deutsches Gedicht. Wir finden zwar in den Geschichtsschreibern des Mittelalters bald kürzere Andeutungen, bald ausführlichere Nachrichten über das öffentliche und häusliche Leben der alten Deutschen; auch gewähren uns die alten Gesetze der germanischen Stämme nicht selten tiefe Blicke in das Thun und Treiben derselben, in die Verfassung und Einrichtung ihres Staats und Hauses, in ihren Glauben und in ihre Bildung; allein es sind überall nur einzelne Züge, während das Beowulflied uns ein lebenswarmes Gemälde dieser Zustände gibt, das nicht nur alle diese Züge zusammenfaßt, sondern auch mit manchen andern bereichert.

Diese bedeutsame Seite des Gedichts hat jedoch zunächst nur für den Gelehrten und Geschichtsforscher Werth, dem größtem Publikum kann es als Zugabe und nebenbei zwar ebenfalls Interesse gewähren, doch wird es sich zunächst nicht dadurch, sondern nur durch den innern poetischen Werth der Dichtung angezogen fühlen. Und der „Beowulf“ hat einen unbestreitbaren, einen hohen poetischen Werth, der einerseits in der Einfachheit und Wahrheit der Motive, andererseits in der Kunst liegt, mit welcher der Dichter die vielen anziehenden Episoden eingeflochten hat, die meistens sämmtlich von rührender Wirkung sind.

*) Denn das Westfälische Friebe, der das Kaiserthum, um mit Schiller zu reden, zur Humie machen, die noch jahrhundertlang durch Schmeichelei, von den Fremden und insbesondere von Frankreich dictirt wurde, ist bekannt genug.

2. Das Rolandlied. Das älteste französische Epos. Uebersetzt von Wilhelm Herz. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 28 Ngr.

Wenn wir auf das Beowulflied Anspruch machen dürfen, so haben wir auch beinahe ebenso viel Recht, uns das altfranzösische „Rolandlied“ zuzueignen, und zwar aus den nämlichen Gründen, die wir bei dem alten angelsächsischen Gedicht geltend machen, wie sie denn auch wirklich geltend gemacht worden sind. Denn schon vor 50 Jahren äußerte Uhland in seiner Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos“ *) die Ansicht, daß in dem strengsten Geiste und in der Dersheit der französischen Heldeusage der deutsche Geist, aus dem sie hervorgegangen, noch durchleuchte. Also ist auch hier deutsche Grundlage. Auch Wilhelm Grimm glaubt in seiner Ausgabe des „Rolandliedes“ vom Pfaffen Konrad, daß dasselbe in frühesten Zeit auch in fränkischer Sprache gesungen worden sein möge und erst nach deren Verschwinden der romanischen Poesie ausschließlich zugesallen sei. Doch will er die Originalität der erhaltenen französischen Gedichte nicht anerkennen, vielmehr erkennt er sie in vollem Maße an, da er im Widerspruch mit Servinus glaubt, daß im eigentlichen, durch den Rhein geschiedenen Deutschland die karlingische Sage niemals einheimisch gewesen sei. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, und die einzelnen in Deutschland noch lebenden Sagen von Karl dem Großen weisen darauf hin, daß die gewaltige Persönlichkeit des ersten Kaisers auch in Deutschland die Phantasie des Volks erregte und beschäftigte. Es sind auch Lieder vorhanden gewesen, welche dessen Heldenthaten besangen und dieselben in sagenhafter Weise behandelten; aber da die höfischen Dichter einestheils keine nationalen Stoffe behandelten und die andernteils beinahe ohne Ausnahme nur nach fremden Vorbildern dichteten, so ist es begreiflich, daß die alten Lieder und Gesänge von Karl dem Großen, welche etwa im 12. und 13. Jahrhundert noch unter dem Volke lebten, nach und nach gänzlich verloren gingen. Es wäre nicht unmöglich, daß auch ein volkstümlicher Dichter den karlingischen Sagenkreis behandelt hätte; doch haben wir nicht die geringste Spur von einer solchen Dichtung.

Der karlingische Sagenkreis hat vornehmlich zwei Seiten; nach der einen schildert er den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum; nach der andern erzählt er die Kämpfe Karls mit seinen übermüthigen Vasallen. Die Dichtungen dieser Richtung stehen nun zu den Gedichten aus der altdeutschen Heldeusage in einem auffallenden Contrast, indem jene von den Franzosen bearbeiteten Dichtungen die Auflehnung und Empörung der großen Lehns-träger gegen den obersten Lehnsheeren, diese dagegen die Treue der Vasallen zu ihrem Herrn darstellen. Es wird nicht geleugnet werden können, daß sich hierin der Charakter der beiden Nationen auspricht; aber wie hat sich derselbe im Laufe der Zeiten verändert! Sollte man nicht den Schluß daraus ziehen, daß sich vermöge dieses Cha-

*) Sie steht in Fouqué's „Nufen“, 1812, III, 100.

rafter die großen Vasallen in Frankreich unabhängig gemacht und die Einheit des Reichs vernichtet hätten, und daß im Gegentheil in Deutschland die Vasallen ihrem Lehnsherrn in Treue zugethan geblieben seien und daß die Einheit des Reichs immer fester hätte gegründet werden müssen? Die Geschichte lehrt uns, daß gerade das Gegentheil eintraf. Freilich lehrt sie uns auch, woher dies kam. Die französischen Könige hatten stets ihre Augen nur auf ihr eigenes Land gerichtet; und erst als die großen Vasallen vollständig besiegt und ihre Länder mit den Kronländern vereinigt waren, mißachten sie sich auch in fremde Angelegenheiten. In Deutschland dagegen, auf das die unglückliche Würde des römischen Kaisertums übergegangen war, wendeten und zerplitterten die Könige ihre Kraft nach außen, und gaben eben dadurch den Vasallen Gelegenheit, ihre Macht und Unabhängigkeit zu erweitern, welche diese bekanntlich auch vortrefflich benutzten und das Königtum immer mehr schwächten, bis dieses endlich zu einem Schattenbild herabsank.

Wenn auch im „Rolandslied“ deutscher Grundcharakter anklingt, den Gautier in seiner vortrefflichen Schrift über den Ursprung des ritterlichen Epos im Mittelalter darin findet, daß zwischen den in dem Gedichte dargestellten und den wirklichen in Frankreich während des 12. und 13. Jahrhunderts gültigen Sitten ein auffallender Widerspruch besteht, so ist dies mit Rücksicht auf die Tendenz des Gedichts doch eine nur äußerliche Verwandtschaft. Der Uebersetzer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das „Rolandslied“ seinem Wesen nach im entschiedensten Gegensatz zum germanischen Volksepos stehe. In die deutsche Heldensage habe sich nämlich das alte Heidentum mit seinen Göttern und Helden als seine letzte, aber treueste Schutzwehr zurückgezogen; in der Karlsage dagegen erobere das siegreiche Christentum verheerend und befehlend alle Lande der Ungläubigen, und wie in jener das hingutgetretene christliche Element nur als conservirende Färbung erscheine, so sei es in dieser Grundsatz und Masse des ganzen Baues.

Die Helden des „Rolandslied“ sind Streiter Gottes, und unter diesen hohen Beruf muß sich all ihr Denken, Fühlen und Streben beugen. Selbst die Liebe, die in späterer Zeit zum Wesen des echten Ritters gehörte, findet keinen Raum in den unabhängenen Herzen. Roland erwähnt mit keinem Wort seiner Brant, der schönen Alba, und als er sterbend in sein vollendetes Leben zurückblickt, da denkt er wol der Länder, die er den Feinden entriß, der Heimat und der Blutsverwandten des großen Kaisers, seines lieben Herrn, aber der treuen Alba vergißt er ganz und gar; und doch ist ihre Liebe zu ihm so groß, daß sie bei der Kunde seines Untergangs, jeden Trost verschmäht, todt zusammenbricht. Es ist ein starrer, härterer, mondheller Geist in diesen gepanzerten Dienstmännern Gottes, und wenn unser Gedicht durch diesen Zug an allgemein menschlichem Interesse verliert, so gewinnt es an kulturhistorischem als der gewaltige Ausdruck einer merkwürdigen, großartigen Zeit, des Jahrhunderts der ersten Kreuzzüge. Das war der Geist jener bewaffneten Scharen, die, alles hinter sich lassend, was Menschen als Güter des Lebens schätzen und erstreben, in die weite feindliche Ferne zogen, um ihre Sünden, wie Turpin den Genossen Rolands ansgibt, durch Hiebe auf die Feinden, zu büssen und durch den Märtyrertod in der Schlacht „sich in die Blumen des Paradieses zu betten“. Dabei ist aber ein charakteristisches Merk-

mal unser Gedicht nicht zu übersehen. Während nämlich in der deutschen Bearbeitung (vom Pfaffen Konrad) die Idee des Gotteskriegs alle nationalen Schranken durchbrochen hat und der Deutsche im Christen völlig aufgeht, leuchtet im französischen „Rolandslied“ durch den Glaubenseifer der Patriottismus, wol ein Ueberbleibsel der ältern Sage, unverhohlen durch. Der Kampf des Christenthums gegen die Feinde Gottes ist allerdings die einzige große Sache; aber die Franken sind Felshelden und Vorkämpfer; die heilige Fahne, um die sich alle christlichen Völker scharen, ist die Drifflamme, das rothe Banner von St. Denis, und die Siegesfeier Gottes ist der Ruhm und Stolz des „süßen Frankreichs“. Das ist es, was das „Rolandslied“ vorzugeweise zum französischen Nationalepos macht.

Wir haben dieser vortrefflichen Charakteristik des Gedichts nichts beizufügen; nur die Bemerkung drängt sich uns auf, daß schon damals der deutsche Patriotismus von allgemeineren Ideen zurückgebrängt wurde, der französische dagegen auch diesen eine nationale Färbung gab.

Die Form des französischen Rolandsliedes ist die sogenannte *lirade*, altfranzösisch *laisse*, welche aus einer beliebig großen Reihe zehnsilbiger Verszeilen mit gleicher Assonanz besteht, dem ältern epischen Gedicht eigenthümlich ist, später aber vom zwölfsilbigen Alexandriner vollständig verdrängt wurde. Daß der Uebersetzer diese Form nicht nachgebildet hat, ist gewiß nur zu billigen. Wenn es ihm auch gelungen wäre, die gleichen Rime in 10, 20, 30 Versendungen durchzuführen, so hätte ihm dies eine Mühe gekostet, die ganz unbelohnt geblieben wäre, da wir doch kein rechtes Ohr für die bloße Assonanz haben, abgesehen davon, daß eine ganz wortgetreue Uebersetzung unmöglich gewesen wäre, die ihm bei der Wahl freier Fabeln in anerkennendwerther Weise gelungen ist. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet, daß er uns das schöne, in kräftiger Einfachheit sich bewegende und in dieser Einfachheit hochpoetische Gedicht in dieser ansprechenden und gewiß höchst passenden Form bekannt gemacht hat.

Wie das „Rolandslied“, so steht auch der altfranzösische Dichter, der uns in dem sogleich zu verzeichnenden Werke näher gebracht wird, zur deutschen Literatur in Beziehung, nur freilich mit dem großen Unterschied, daß er nicht, wie möglicherweise jenes Epos, auf deutscher Grundlage beruht, sondern daß er vielmehr einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt hat.

3. Des Guiot von Provins bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Uebersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und vollständigem erklärenden Wörterbuch herausgegeben von Johann Friedrich Wolfart und San-Marie (A. Schulz). — A. u. d. T.: *Parcival-Studien*. Erstes Heft. Von San-Marie (A. Schulz.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Die beiden Verfasser und Herausgeber des vorliegenden Buchs, von denen der eine, J. F. Wolfart, wie der dem Vorwort beigelegte Nachruf berichtet, nach langer und segensreicher Thätigkeit als Lehrer und Bildner der Jugend kurz vor Erscheinen des Werks starb, haben sich in solcher Weise in die Arbeit getheilt, daß Wolfart die Herausgabe des Textes, überhaupt den ganzen sprachlichen Theil, daher auch das Glossar besorgte, San-Marie da-

gegen die Einkleitung, die Uebersetzung und die Anmerkungen lieferte, wobei jedoch wechselseitige freundliche Handreichung stattfand. Wir werden die einzelnen Abschnitte, wie sie im Buche aufeinander folgen, besprechen.

Zuerst macht uns die Einkleitung mit den Lebensumständen des Verfassers bekannt, insoweit sie sich aus seinen Dichtungen bestimmen lassen. Er war vermuthlich gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts in Provins in Nieder-Brice geboren, besuchte die Schule zu Arles, trieb sich dann als Führender Sänger weit in der Welt herum, wohnte 1184 dem großen Gastage Kaiser Friedrich's I. zu Mainz bei, und war höchst wahrscheinlich selbst in Palästina. Später trat er in den Orden der Cluniacenser, welche er jedoch an vielen Stellen seiner Dichtungen mit dem bittersten Tadel überschüttete. Guiot besaß eine für die damalige Zeit gründliche gelehrte Bildung und ein nicht geringes Dichtertalent. Seine Lieder, die zuerst von W. Wackernagel („Altfranzösische Lieder und Leiche“, Basel 1846) der Vergessenheit entrissen wurden, stellen ihn den besten Sängern seiner Zeit würdig zur Seite. In denselben behandelt er die gewöhnlichen Stoffe der damaligen Lyriker Frankreichs und Deutschlands: Frühlingsslust, Liebeswonne, Liebes Schmerz sind ihr Inhalt, und gleich den deutschen Mänsängern geistelt er die „Meister und Kläffer“, welche ihm die Huld seiner Dame abwendig zu machen oder sein Liebesglück zu stören suchen. Doch nennt er nie einen Namen, wie er überhaupt den höchsten Anstand und die höchste Ehrfurcht gegen die Frauen stets an den Tag legt. Von seiner feinen, selbst zarten Sprache mag folgende Strophe aus einem seiner Lieder Zeugnis ablegen:

D nicht liebt der, der über Liebe klagt,
Und meint, daß nie die Lieb' ihm solle leiden.
Rein, der nur liebt, der nie im Dienst verzagt,
Und nie von treuer Liebe sich kann scheiden.
Drum tadelnswerth, wer Lieb' in Trug will kleiden,
Wenn Reiz und Schmerz und Wuth in seiner Brust
Entflammt wird über andrer Gluck und Lust!

Guiot's Hauptwerk ist jedoch die „Bible“, eine Satire, in welcher er einen durchdringenden Geist, scharfe Beobachtungsgabe und eine Fülle heißen und schlagenden Witzes entwickelt. Hohe und niedere Geistliche, Fürsten und Barone, Theologen, Juristen und Mediciner, mit einem Worte nichts entgeht seinem Spotte. Namentlich ist derselbe gegen die höhere Geistlichkeit und die Mönche seiner Zeit gerichtet, deren Sitten- und Zuchtlosigkeit bekannt genug ist.

Als ein Augenzeuge aus dieser großen gewaltigen Zeit, worin die Auflehnung gegen die Verderbniß der Kirche ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, bis sie drei Jahrhunderte später in der Reformation ihren endlichen Sieg davontrug; unverblendet von dem Glanz, furchtlos vor der Gewalt der kirchlichen Mächte, habend, das Wort Gottes in der Hand und im Herzen, redet Guiot zu uns, und enthüllt schonungslos das verworfene Gebaren aller Stände, die an den Säulen des Throns des lebendigen Christengottes rütteln und ihn unterwühlen.

Das „Buch Guiot“ hat der Uebersetzer in drei Abschnitte getheilt, zwar entgegen dem Original, das solche nicht hat, aber durch den Inhalt vollkommen gerechtfertigt.

Der erste handelt „Von Fürsten und weltlichen Herren“, der zweite „Von Rom und der Geistlichkeit“ und der dritte „Von den Gelehrten“. Wir wollen unsern Lesern einige Stellen daraus mittheilen, damit sie den Geist, in welchem das Gedicht abgefaßt ist, sowie die Uebersetzung aus eigener Anschauung kennen lernen. Derselbe ist zwar, was den Sinn betrifft, mit lobenswerther Treue abgefaßt, bewegt sich jedoch bezüglich des Ausdrucks mit ziemlich großer Freiheit, was schon durch die metrische Form geboten war. Der Uebersetzer sagt darüber in der Vorrede, daß er diesen Weg eingeschlagen, um dem Leser ein frisch-lebendiges Gesicht und nicht eine mechanische Totenmaske entgegenzuhalten, wie man solche, fügt er mit einem allzu scharfen Seitenhieb auf Simrod hinzu, bei Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, durch den Klang der alten Worte getäuscht, noch immer zu empfehlen beliebt; daß dessenungeachtet noch große Schwierigkeiten zu überwinden waren und daß diese größtentheils mit Geduld überwunden wurden, davon kann man sich durch die Vergleichung mit dem Original leicht überzeugen. Doch gesteht der Uebersetzer selbst, daß er den Wohlklang öfters aufopfern mußte, um charakteristische Bemerkungen und Wendungen nicht zu verwischen.

In dem Abschnitt „Von Fürsten und weltlichen Herren“ findet sich eine Stelle, die mit einer aus „Freibanks Bescheidenheit“ in unserm ersten Artikel angeführten so genau übereinstimmt, daß man versucht sein möchte, anzunehmen, daß der Verfasser des deutschen Gedichts das Buch Guiot gekannt habe.

Sie (die Fürsten) haben uns die Welt verteuert,
Daß alles faul drin und verzweifelt,
In Staub ist das Gesetz gezogen.
Ich glaub' und sag' es ungelogen:
Wer uns Gericht uns alle brächte,
Daß kaum er drei nur finden möchte,
Die reiß nicht zu dem ew'gen Feuer.
Wo sind sie, die so gut und theuer,
So weis' und tapfer? — Allzusammen
Würfe sie man in die Flammen,
Rein Fürst, nicht einer hielte Stand,
Der nicht gebraten und verbrannt!
Ja, wären die Treulosen drinne,
Die Gott sich schlagen aus dem Sinne,
Die Gauner, Knauser — in den Flammen
Wär' große Fürstenschlar zusammen,
Und kein Feuer gerechter, daß so
Sie gebraten besser noch als roh.
Ihr Fürstennam' ist abgenutzt. —
Strohmannen mit Panzern aufgebuzt,
Zu Kaisern und Königen gewannen
Sich öfters die Deutschen und Alemannen.

Worttreulich vergleicht er im zweiten Abschnitt den Papst mit der Magnetrinadel; er sollte, wie diese, stets die richtige Bahn weisen, aber die Habsucht und Heuchelei des römischen Hofes, vorab der Cardinale, läßt ihn seine Pflicht nicht erfüllen:

Rom verschlingt uns, saugt uns aus,
Rom mordet, plündert Land und Haus.
Kloster der Bosheit, das ist Rom,
Auspeisend aller Laster Strom,
Ein Sumpf, der von Gewürmen froßt,
Gott und der Heil'gen Schrift ja troßt

Jed' ihrer Thaten! — Warum zu Hauf
Steht gegen sie die Welt nicht auf,
Lieber als gegen die Griechen? Es wäre
Vernünftiger, daß man zerstreute
Die Habsucht, welche Rom besetzt,
Das ganz voll Stolz und Treubruch streicht,
Mehr Trug ist nirgend in der Welt.

Man sieht, daß der Franzose das Uebel noch schonungs-
loser bekämpft, als selbst unser trefflicher Walthar von
der Vogelweide und der Verfasser von „Freibank's Be-
scheidbarkeit“. In demselben Geiste und mit der nämlichen
Strenge spricht der Dichter hierauf von den Bischöfen,
den Weltheiligen und den Mönchen, denen er mehr als
ein Drittheil seines Gedichts widmet, indem er die ein-
zelnen Orden nacheinander durchnimmt und mit unerblit-
licher Strenge geißelt, die Benedictiner, Cistercienser,
Kartäuser u. s. w., bis er mit ähnlichen Betrachtungen
über die Nonnen schließt. Alle diese Stellen sind vor-
trefflich, aus tiefer und langer Beobachtung hervorgegan-
gen und mit poetischer Kraft ausgedrückt, sodaß wir leb-
haft bedauern, unsern Lesern nicht wenigstens einige der
bedeutendsten vorlegen zu können.

Im dritten Abschnitt, „Von den Gelehrten“, führt
und der Dichter zuerst das Bild eines vollkommenen Theo-
logen vor, worauf er die seiner Zeit schilbert, indem er
ein vortreffliches Gleichniß zu Grunde legt:

Sie gleichen genau den Regentraufen,
Die nieder auf die Straße laufen,
Und spülen und reinigen die Gassen.
Daß Dachrinnen den Regen fassen,
Und ihr Wasser rieselnd ergießen,
Das ist bekannt; doch auch erwiesen,
Daß bald sie faulen und sich verzehren,
Wenigleich sie gut die Gärten nähren.
Diese Prediger, an Falschheit reich,
Sind einer hölzernen Rinnen gleich,
Da sie modern und sich selbst zerdröhen,
Indem sie andre zum Bessern kehren
Durch das, was sie von sich leiten, entfalten
Das Gute, für sich das Böse behalten u. s. w.

Nicht weniger geißelt er die Habsucht und die Sophis-
terei der Juristen, sowie hierauf den Charlatanismus der
Ärzte, wobei er viel Witz und Humor entwickelt, der
zu dem bisherigen strengen Ernst der Darstellung einen
vortrefflichen Contrast bildet.

Aus dieser kurzen Inhaltsübersicht und den angeführ-
ten Stellen werden sich unsere Leser, wir hoffen es wenig-
stens, überzeugt haben, daß die Uebersetzung des „Buches
Guiot“ höchst verdankenswerth ist; ja wir möchten den
Wunsch aussprechen, es möchte der Uebersetzer eine be-
sondere Ausgabe seiner Uebersetzung veranstalten, damit
sie einem größern Publikum zugänglich werde, das sich
an dem trefflichen Gedicht gewiß erbauen würde.

Wir haben oben gesagt, daß Guiot großen Einfluß
auf die deutsche Literatur gehabt habe; San-Marie be-
rührt diesen Punkt im zweiten Abschnitt der Einleitung.
Wolfram von Eschenbach nennt nämlich einen Kyot als
Verfasser eines epischen Gedichts von Parcival und dem
heiligen Gral, welches ihm bei seiner Bearbeitung des

Stoffs vorgelegen habe. Nun bezeichnet er diesen Kyot
allerdings als einen Provenzalen, und darauf sich stützend
haben Bachmann und nach ihm Gervinus behauptet, daß
dieser Wolfram'sche Kyot eine ganz andere Person sei
als der Verfasser der „Bible“. Nun weiß man aber
erstens von einem Kyot aus der Provence nichts, und es
ist kaum anzunehmen, daß das Andenken an einen so
bedeutenden Dichter, wie er uns aus Wolfram's „Parci-
val“ entgegentritt, spurlos verschwunden wäre. Zweitens
sagt Wolfram ausdrücklich, daß Kyot in französischer
Sprache geschrieben habe, was sich von einem provenzal-
ischen Dichter nicht leicht denken ließe. Da aber unser
Guiot, wie oben berichtet, aus der Stadt Provins war,
so ist es leicht denkbar, daß Wolfram, der gewiß keine
ausgebreitete geographische Kenntniß hatte, die Stadt
Provins mit dem Lande Provence verwechselte und den
Provinsler zu einem Provenzalen machte. Die entchiedene
Erklärung Wolfram's, daß sein Vorbild in französischer
Sprache geschrieben habe, ist von den neuern Literatur-
historikern als bindend erkannt worden; aber man wagt
noch nicht zu behaupten, daß Guiot aus Provins dieses
Vorbild gewesen sei, weil wir von einem Parcival die-
ses Dichters nichts wissen. Ein jüngerer Gelehrter, der
Maadtländer Nochat, der die altdeutsche Sprache und
Literatur ebenso gründlich kennt als die altfranzösische,
stellt sogar die Behauptung auf, daß Wolfram wesentlich
nach Chrétien von Troyes gedichtet habe, von dem wir
allerdings ein Epos vom heiligen Gral besitzen, daß
Wolfram's Berufung auf den Provenzalen Kyot eine
reine Erfindung und ein falsches Vorgeben sei und daß
alle Einzelheiten in Wolfram's „Parcival“, die sich nicht
auch in Chrétien vorfinden, eigene Erfindungen des
deutschen Dichters seien.

Nun sind wir aber, wie San-Marie mit vollem
Recht bemerkt, nicht berechtigt, gegen die ausdrückliche
Versicherung Wolfram's anzunehmen, daß ein Kyot nie-
mals existirt und somit auch keinen „Parcival“ gedichtet
habe, weil wir ein solches Gedicht nicht besitzen. Denn
wie viele Dichtungen sind nicht erst in neuester Zeit auf-
gefunden worden, von denen wir bis zu ihrer Entdeckung
keine Ahnung hatten! Wie viele sind auch jetzt noch nicht
wieder aufgefunden worden, von deren Dasein wir die
bestimmtesten Nachrichten haben!

Allerdings ist es wahr, daß Wolfram's „Parcival“
in vielen Stellen mit dem Gedicht Chrétien von Troyes'
übereinstimmt. Allein da dieser vor Guiot dichtete und
Guiot nach Wolfram's ausdrücklicher Versicherung die
Sage vom heiligen Gral richtiger überlieferte als jener,
da ferner aus Wolfram's Äußerungen hervorgeht, daß
Guiot den Chrétien wegen falscher Auffassung der Gral-
sage tadelte, so darf man wol annehmen, daß Guiot
nach damaliger Sitte ganze Stellen aus Chrétien ent-
nommen hat, welche sich daher auch bei Wolfram wieder-
finden. So ist denn kaum mehr möglich zu bezweifeln,
daß Guiot von Provins einen „Parcival“ gedichtet und
daß Wolfram diesen deutsch bearbeitet hat. Inwiefern er
dabei selbständig verfahren sein mag, darüber läßt sich

freilich auch nicht einmal eine Ruchmachung äußern, so lange sich Quirot's Gedicht nicht wieder auffinden läßt.

Der Besprechung dieser Uebersetzungen älterer deutscher, angelsächsischer und französischer Dichtungen fügen wir die eines selbstständigen neuern Epos bei, welches aber insofern auch hierhergezogen werden kann, als es einen Stoff aus der deutschen Heldensage behandelt.

4. Abungenlied. Ein episches Gedicht aus der deutschen Sage in zwölf Gesängen von Joseph Haupt. Wien, Lechner. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist gewiß ein sehr guter Gedanke, die altdeutsche Heldensage, welche einen so ausgeprägten epischen Charakter hat, von neuem zu bearbeiten, und es ist in der That auffallend, daß dieser vortreffliche Stoff von unsern jüngern Dichtern nicht öfter behandelt wird. Soviel wir uns erinnern, ist seit dem „Amelungenlied“ von Simrock bis auf das vorliegende Gedicht kein Versuch der Art gemacht worden. Dieser ist aber im ganzen so vortrefflich, daß er als eine der besten Erscheinungen im Gebiet der epischen Dichtung bezeichnet werden kann.

So frei der Bearbeiter eines alten Stoffs sich bewegen darf und sogar bewegen muß, so sind ihm doch auch Schranken gesetzt, die er nicht überschreiten darf, ohne seine Dichtung von vornherein zu schwächen. Er muß nämlich die alte Sage in ihren wesentlichen Punkten bewahren und zugleich alles, was er aus diesem oder jenem Grunde hinzufügt, im reinsten Geiste der Sage denken und ausführen. Wenn er aber durch diese Rücksichten streng gebunden ist, so muß er auf der andern Seite den überlieferten Stoff in selbstständiger Weise behandeln, nicht zwar willkürlich und bloß um etwas anderes zu geben, sondern aus tiefem Gründen. Jede Sage ist zwar ihrer Natur nach ein Erzeugniß der schaffenden Phantasie, sie ist, wenn sie unverfälscht überliefert ist, hochpoetisch; aber sie ist es nur in ihrem Inhalt, nicht auch in ihrer Gestaltung. Die Aufgabe des Dichters ist es nun, dem poetischen Stoff auch eine möglichst schöne, kunstvollendete Form zu geben, worunter wir natürlich nicht bloß die äußere metrische verstehen, nicht bloß die Sprache und Darstellung, sondern vorzüglich die künstlerische Anlage und Anordnung des Stoffs, sowie die epische Entwicklung desselben, somit die poetisch-wahre Zeichnung der Charaktere und die Motivirung der einzelnen Begebenheiten. Daß eine und dieselbe Sage auf sehr verschiedene Weise künstlerisch gebildet werden kann, davon haben wir ein herrliches Zeugniß in der „Iphigenie“ von Goethe, der zwar denselben Stoff behandelt hat wie Euripides, demselben aber eine wesentlich andere und in jeder Beziehung vollkommenere Gestaltung gegeben hat. *)

In ähnlicher Stellung wie Goethe zu Euripides steht unser Dichter zu dem Verfasser des „König Laurin“ oder des „Kleinen Rosengarten“. Er hat die von demselben

überlieferte Sage nicht bloß auf das treueste bewahrt, sondern sie auch mit Bewußtsein zu einem künstlerischen Ganzen gestaltet, indem er neue, im Geiste der Sage liegende Motive erfand oder solche aus andern verwandten Sagen herübernahm. Wir wollen nur auf eine dieser Abweichungen aufmerksam machen. Nachdem Laurin von Dietrich besiegt worden, gelingt es ihm, durch List sein Leben zu retten. Er verspricht, Dietrich's Schwester, die er in seinem Wohnhof verborgen hielt, auszuliefern und dem Dietrich von nun an treu und gewärtig zu sein. Die Helden lassen sich bethören, folgen dem Albfürsten in seinen Wohnhof, wo er sie prächtig bewirthet, ihnen aber einen einschlafenden Zaubertrank gibt, so daß er sie leicht fesseln und in feste Gefängnisse werfen kann. So erzählt das alte Gedicht, und Haupt folgt ihm, da sich kein Grund darbietet, von dem Vorgänger abzuweichen. Dagegen verläßt er ihn in der folgenden Entwicklung. Das alte Gedicht läßt nämlich die Helden durch Dietrich's Schwester befreien. Nun muß es allerdings auffallen, daß dies bei der List und Klugheit Laurin's geschehen konnte, der doch wol mußte, wie verhaftet er der Jungfrau war und wie sehr sie sich nach der Rückkehr in die Heimat sehnte. Unser Dichter erfand daher zur Befreiung ein neues, übrigens von ihm lang vorbereitetes Motiv; er läßt sie nämlich durch einen Alben, Waldbmann, befreien, der von Laurin aus dem Albreich verbannt worden war und sich daher an diesem rächen wollte. Dadurch gewinnt der Dichter auch den Vortheil, daß er bei dem nachfolgenden Kampf den gothischen Helden den Sieg ermöglicht. Da nämlich die Alben sich unsichtbar machen können, so hätten Dietrich und seine Freunde ihrem Andrang nicht zu widerstehen vermocht; sie wären von den Alben verwundet und getödtet worden, ohne daß sie sich zur Wehre hätten setzen können, weil sie die zahlreichen Feinde nicht gesehen hätten. Ganz anders wird aber die Lage der gothischen Helden, da Waldbmann erstlich dadurch, daß er alle Wohnungen der Alben in Brand steckt und dadurch diese beschäftigt, zweitens aber auch dadurch von dem Kampfe abhält, daß er sie auffordert, die Gelegenheit zu benutzen, um sich von der Tyrannei Laurin's zu befreien. Nun haben es die Helden nicht mehr mit übermenschlichen Kräften zu thun; es stellen sich zwar diesen von ungewöhnlicher Kraft entgegen, aber es sind doch nur menschliche Wesen, die sie sehen und greifen können.

Wir könnten noch manche ähnliche Abweichungen anführen, doch werden diese hinreichen, um den sichern Tact und das künstlerische Gefühl des Dichters zu zeigen. Ebenso gelungen, wie die Composition des Gedichts (nur der siebente Gesang ist durch seine vielfachen Wiederholungen störend), ist auch die Ausführung des Ganzen. Die Charaktere der einzelnen Personen sind durch ihre Reden so wol als durch ihre Handlungen klar und scharf gezeichnet; so der alte Hildebrand, Wittich und die andern alle. Von großem poetischen Talent zeugen die einzelnen Schilderungen, z. B. die einer sorgfamen Hausfrau, des Langes, zu welchem ihm die tirallischen Nationaltänze Vorbilder waren, der verschiedenen Kämpfe, der Lokalitäten u. s. w.;

*) Uebrigens ließe sich denken, daß der nämliche Stoff von zwei Dichtern ganz verschieden und von jedem doch poetisch und künstlerisch gleich schön behandelt werden könnte.

nicht weniger glücklich sind die ziemlich zahlreichen, jedoch keineswegs überhäuften Etymologien u. a. m.

Bei allen diesen großen Vorzügen des Gedichts müssen wir aufrichtig bedauern, daß Haupt dasselbe in Hexametern geschrieben und zudem so behandelt hat, daß er fortwährend an Homer und Voss erinnert. Die griechische Färbung des Versmaßes und, dadurch bedingt, auch der Sprache macht bei dem Stoff des Gedichts eine unangenehme Wirkung, die nicht gehoben wird, wenn wir uns auch geirren müssen, daß der Dichter mit Homer ebenso vertraut ist als mit der deutschen Heldensage. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß der Hexameter für solche Stoffe überhaupt nicht brauchbar sei, aber es sollte ihm jedenfalls der griechische Charakter entzogen und ihm soviel als irgendmöglich ein deutscher aufgetragen werden. Daß dies möglich ist, kann nach dem Vorgang Goethe's in „Hermann und Dorothea“ nicht mehr zweifelhaft sein. Doch möchte es auch nach diesem Vorgang bedenklich sein, den Hexameter bei Darstellungen aus der deutschen Heldensage zu gebrauchen, deren eigenthümliches Wesen auch eine eigenthümliche Form verlangt. Welche Form aber der Dichter hätte gebrauchen sollen, das wagen wir nicht zu entscheiden. Die Aibelungenstrophe hat auch manches, besonders eine gewisse Monotonie gegen sich; der fünffüßige Jambus, den Platen in seinen „Abassiden“ gebraucht, hat offenbar einen zu geringen Umfang für ein ruhig fortschreitendes Epos, während er bei der Lebendigkeit des Dramas vorzüglich geeignet ist; die italienische Stange hat im Deutschen, wie schon Platen bemerkt, einen zu turrischen Charakter; ebenso die Terzine, die zudem bei ihrem leichtenartig leicht übergreifenden Reim zu wenig Ruhe hat. Und scheint, daß man ein neues, ein deutsches episches Maß erfinden sollte, das die Vorzüge der eben genannten verbände, ohne ihre Nachtheile zu haben. Vielleicht liegt dasselbe so nahe wie das Ei des Columbus, aber es gehört doch ein Columbus dazu, es zu finden. Möchte uns bald ein solcher erheben, da die Begründung eines wahrhaft deutschen Epos erst durch die Begründung einer entsprechenden Form möglich ist.

Wir haben schon angedeutet, daß die Sprache oft einen homerischen oder vielmehr voss'schen Nachklang hat und eben dadurch störend wirkt; sie hat aber auch zugleich eine deutsch-alterthümliche Färbung, was nicht weniger nöthig, da sie offenbar zu sehr gesucht ist. Unsere Sprache kann sich allerdings manches aus den Schätzen der alten Sprachen, aber erstlich darf es doch nur mit Mäßigkeit geschehen, und dann muß das Alte dem Geiste der neuen Sprache gemäß behandelt werden. Am wenigsten darf ein neuer Dichter solche Wörter aufnehmen, deren Bedeutung ganz erloschen ist und die daher nur dem Gelehrten bekannt sind. Ebenso wenig darf er ganz unbekante Wörter aus den Mundarten herbeiziehen oder solche neue Wörter bilden, deren Begriff erst aus dem Zusammenhang mathem werden kann. Das Gedicht bietet aber eine allzu große Zahl Wörter der einen oder der andern Art“),

wodurch es vielen bis zu einem gewissen Grad ungenießbar werden muß, was wir um so lebhafter bedauern, als wir die größte Achtung für das poetische Talent des Dichters haben und wir dessen Dichtung die größte Verbreitung wünschen.

2.

Reisen ins Gelobte Land.

1. Aus dem Heiligen Lande. Von Konstantin Tischendorf. Mit fünf Abbildungen und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brodhans. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Jerusalem und das Heilige Land oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. Von C. v. S. Erste bis dritte Aelierung. Schaffhausen, Hartner. 1862. Gr. 8. Jede Aelierung 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Land, wider Robinson und andere Glossirer, als Anhang zu Reisen im Morgenlande. Von J. Berggren. Lund, Verlag des Verfassers. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

An dem Werke „Aus dem Heiligen Lande“ von Konstantin Tischendorf (Nr. 1) bringen wir ein Zwiesaches; einen anmuthigen Reisebericht und eine kritisch-gelehrte Untersuchung über den Weg der israelitischen Auswanderung, sowie über die von der Tradition geheiligten Orte unserer Religionsgeschichte, beides verbunden mit dem wichtigsten Fundbericht eines der ältesten griechischen Bibeldcodices im Sinaitloster. Dieser zwei- oder dreifache Inhalt ist so bedeutend, daß er denjenigen aller der Pilgerfahrten in das Heilige Land, welche in jüngster Zeit und so zahlreich geboten worden, weit hinter sich zurückläßt. In der That verhalten sich diese zu ihm, wie der gute Wille sich zur That verhält, denn Tischendorf bietet uns Thatfachen und Forschungsergebnisse, welche fortan für alle Zeit maßgebend bleiben und der Wissenschaft einen festen Boden sichern müssen.

Der Verfasser macht die Pilgerfahrt zum Sinai zum dritten mal in 15 Jahren. Jedesmal hat er uns erhebliche Resultate gewonnen; diesmal bringt er eine überaus wichtige Urkunde für die Hermeneutik und die Vollständigkeit der heiligen Bücher mit, welche die Wissenschaft ihm jedenfalls hoch anrechnen muß. Das Ziel und der Zweck dieser dritten Reise war damit erreicht; denn er hatte von dem Dasein dieser Urkunde schon früher Kenntniss erlangt; aber ihr Umfang und ihre Bedeutung übertrafen weit seine Erwartungen und ihr schließlich gelungener Erwerb seine kühnsten Hoffnungen. Dieser Fund — ein vollständiger griechischer Bibeltext aus dem 3. oder 4. Jahrhundert mit dem Briefe des Barnabas und dem Hirten, bis jetzt nur fragmentarisch aus lateinischen Uebersetzungen bekannt — wird uns später noch beschäftigen; wir sehen zuvörderst den Reisebericht des Verfassers näher an; übergehen hierbei aber die Reise von Triest nach Korfu, Alexandria, Kairo und Suez, mit ihren kurzen, aber lebhaften Skizzen. Von Suez beginnt die Wüsten-

sen (berühmt), Spring (Springbrunnen), gemäsig (mit Mähne versehen), Gegen (Gegen), belocht (in ein Loch geworfen), bewachen (überwachen), schlauen (besilen), stichend (die Flügel schlagen), geschwing (schwingend) u. a. m. f.

*) Wir versteht 3. V. folgende Wörter: gendrig (nackhaft), beru-

reise zum Sinai, welche Schritt für Schritt der mosaischen Wanderung und ihrer Erzählung in den heiligen Büchern folgt und diese erläutert. Von dem Meerdurchgange bei der Enge von Ayun-Musa an verfolgt der Pilger in einer Reihenfolge von Wadis (Thälern, Dafen) die Stationen der Wanderung, zuerst Wadi Sabdr, erste Rast, 15 Wegstunden weiter die Gomaraquellen, jenen Bitterwasserquell, den das Volk Mosais nicht trinken konnte; dann das reizende Wadi Gharandel, das Elim der Bibel, das sein Gebiet wol bis Ras Zelime hin erstreckte; das Wadi Mokatteb mit den merkwürdigen alten Felseninschriften aus den Zeiten der Rabatier, zwei Jahrhunderte vor und nach Christus, welche so wunderbar mit griechischen Spottinschriften, z. B. Καὶ οὐκ ἔστιν οὐρανός, ὅρα πᾶσι τὴν ἐξουσίαν σου — „ein schlechtes Gesindel das; ich, der Soldat, schrie's ganz mit meiner Hand“ enden! Dann folgen Wadi Feltran mit seinen alten Ruinen, der Serbal (Baalberg), Wadi Schesch, der Ort des alten Mannafalls, noch jetzt durch seine Monnemariästen berühmt; Raptchim, mit des Propheten Saleh Grab und dem Jahresfest der Beduinen; endlich die sinaitische Bergwüste, Wadi Sela, Ebene Rahab und das Sinaikloster, das Justinian aus Einsiedlerhütten und Soldatenquartieren in der Nähe des traditionellen feurigen Busches gründete. Die große Streitfrage über die Wirklichkeit des traditionellen Sinai lassen wir beiseite und führen nur an, daß der Verfasser am Schluß langer und gelehrter Untersuchungen sich für den traditionellen Sinai entscheidet und die Ansprüche des Serbal (des Baalbergs) sowol, wie die des allerdings höhern Horeb abweist, und wol mit allem Recht! Eine vorzügliche Unterstützung findet die mehrtausendjährige Tradition darin, daß neuerdings die Ebene wieder erkannt ist, auf der das Volk Israel unmittelbar am Fuße des Sinai lagerte, als Moses das Gesetz empfing.

Wir kommen zu dem Bibelfund, dem die drei Reisen des Verfassers nach dem Sinai gelten. Schon im Jahre 1844 hatte er im Sinaikloster Fragmente einer alten griechischen Bibelhandschrift entdeckt, die sich weiterhin als die muthmaßlich älteste aller griechischen Handschriften des heiligen Textes auswies; im Jahre 1853 schien dieser Schatz verschwunden, nach Europa entführt. Die dritte Reise — im kaiserlich russischen Auftrag — brachte sie wieder zu Tage; der freundliche Ökonomos des Klosters brachte ein altes rothes Tuch zum Vorschein, in dem die 346 Blätter im größten Pergamentformat sich eingewickelt fanden: 22 Bücher des Alten Testaments, darunter die Apokryphen, das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke, der vollständige Brief des Barnabas und der erste Theil vom Hirten des Hermas, zusammen 120000 kurze Zeilen in der Schrift des 4. Jahrhunderts. Man kann sich die staunende Freude des Verfassers über diese Entdeckung denken! Die Klostervorstände, ohne welche nichts in der Sache geschehen konnte, waren in Kairo zur Wahl eines neuen Erzbischofs; dahin eilt nun der Verfasser gleichfalls. Lange währten die Unterhandlungen, mühsam wurden die Hindernisse der Erwerbung ge-

hoben, bis endlich die neubestätigten Vorstände des Sinai dem orthodoxen Kaiser die Handschrift als Geschenk darbringen konnten.

Ueber die außerordentliche Bedeutung dieses Fundes muß der Leser sich aus dem Buche selbst unterrichten; wir wollen nur anführen, daß daraus unleugbar hervorgeht, wie des Matthäus Evangelium schon im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts in der Kirche für kanonisch galt.

Indem wir hiernach zu dem Reisebericht selbst zurückkehren, durchwandern wir an der Hand des Verfassers die Pyramiden, das Serapeum, Heliospolis, durch manche neue Wahrnehmung bereichert und begleiten ihn sodann im Gefolge des Kronprinzlichen Paares von Rußland über Jassa nach Jerusalem, wo wir während eines zehntägigen Aufenthalts noch einmal alle die bekannten heiligen Stätten durchsehen. Der Verfasser zeigt sich hier im ganzen genommen zu sehr für die geltenden Traditionen eingenommen, zu sehr als Enthusiast und zu wenig kritisch, als daß wir diesem Theile seines Buchs viel Neues zu verdanken haben könnten; vielmehr müssen wir bekennen, daß er in dieser Beziehung den beiden Berichterstattern, mit welchen wir ihn oben zusammengestellt haben, merklich nachsteht. Auch haben wir gegen Darstellung und Stil dieses Berichts unsere Bedenken auszusprechen, da beide allzu entomiastisch und bei weitem nicht in der einfachen, natürlichen und der Sache entsprechenden Form auftreten, welche bei Untersuchungen dieser Art von einem wissenschaftlichen Leser gefordert wird.

Die Rückkehr nach Europa berührt noch Beirut, schildert uns die Johannesinsel Patmos näher, berichtet noch von einem interessanten Fund, einer Bilderhandschrift der griechischen Kirche zu Smyrna, schließt die Angelegenheit des Guber ab und erzählt recht Angenehmes von dem Aufenthalt des Kronprinzenpaares in Stambul, wo der Sultan den liebenswürdigsten Wirth machte, indem er alle Gesetze des religiösen wie des politischen Hofceremoniells beiseite setzte. Ja, er ging darin so weit, daß er der Großfürstin ein Diner in seinem Harem gab, von welcher wunderlichen Scene wir den Verfasser wenigstens einen kleinen Zug erzählen lassen wollen:

Auf eine Thür zeigend, sagte der Sultan: „Voici, madame, le Harem“ und verschwand. Die geheimnißvolle Pforte öffnete sich und die Großfürstin betrat den Harem; die Oberhofmeisterin schritt voran, die Schwester des Sultans folgte; zwei Armenierinnen machten die Dolmetscher. Zahllose Zimmer mit blauem Fensterglas halb erleuchtet und von gegen 2000 Bewohnern erfüllt, wurden durchwandert; überall Schönheit und große Neugier! Endlich gelangte man in einen großen prächtigen Saal, wo das Unglaubliche zur Wirklichkeit geworden zu sein schien; es war nämlich die stattlichste Truppe Militärmusik dort aufgestellt, in Uniform, aus rothem, reich mit Gold verbrämten Waffenrocken, weißen Hosen, rothem Fes mit goldenen Quasten. Der ersten Ueberraschung, in diesem Frauenheiligtum ein munteres Soldatenkorps zu finden, folgte die zweite, als sich ergab, daß die schmucken Musikanten kunstgeübte Mädchen des Harems waren! An diesen Saal stieß ein zweiter, in dem sich eine elegante europäische Tafel gedeckt fand. Alt und jung nahm Platz und bemühte sich, unter vielen vergeblichen Versuchen, auf europäische Art zu speisen u. s. w.

Endlich, am 28. September, wurde nach abermaliger

Rückkehr nach Kairo das Ziel der Reise erreicht, die kostbare Handschrift von den Klostersvorständen in die Hand des Verfassers, jedoch nur vorläufig und bebingungsweise, gelegt und einen Monat später von ihm dem orthodoxen Kaiser zu Jarkov-Selo dargebracht.

Dem Autor aber hat die Wissenschaft für seine verdienstvolle und mutthige Ausdauer, der Leser seines Werks aber für seine anziehende Darstellung seiner bedeutungsvollen und schwierigen Unternehmung einen wohlverdienten Dank zu sagen.

Der Verfasser des Pilgerbuchs „Jerusalem und das Heilige Land“, Sepp (Nr. 2), gibt uns seine von bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit strotzende, aber zuweilen etwas ermüdende Arbeit ohne alle Vorrede und läßt uns daher in Absicht seiner eigentlichen Zielpunkte in Zweifel. Inzwischen haben wir von vornherein zu bekennen, daß er, was die Topographie des Heiligen Landes betrifft, vollständig erschöpfend ist und in dieser Beziehung spätern Pilgern kaum noch eine nennenswerthe Nachlese übrig läßt; daß er viel Streitiges zu völliger und überzeugendem Abschluß bringt und endlich, daß er, wie kein anderer vor ihm, die große Gemeinsamkeit der Traditionen aller drei monotheistischen Religionsanschauungen überzeugend nachweist. Sein ganz eigenthümliches Verdienst besteht nämlich nicht bloß darin, daß er aus einem staunenswerthen Vorrath der Belesenheit und Quellenkenntniß her nicht nur die Geschichte jeder Ruine, ja jedes Trümmerstück auf dem Pilgerwege durch die dunkelsten Jahrhunderte zu verfolgen und groß vorzutragen im Stande ist, sondern daß er uns auch zeigt, wie und wo die jüdische, die christliche, die moslemitische Tradition sich gegenseitig abgelöst, ihre Sagen miteinander gewechselt, ja ausgetauscht, sich gegenseitig ergänzt, ihre Heiligen einander geborgt und an solches Darlehn weitere Traditionen angeknüpft oder vorzüglich Beiwert hinzugefügt haben: alles dies aus dem ersten Grunde, weil dies Land allen drei Religionen das gleiche heilige Land ist! Von diesen Untersuchungen kann man sagen, daß sie den Stempel völliger Neuheit an sich tragen und wahrlich kein geringes Verdienst des Verfassers darstellen. Was ihn hierzu besonders in den Stand setzte, ist unstreitig seine seltene, vielleicht beispiellose Belesenheit in den arabischen Schriftstellern vom 8. bis zum 14. Jahrhundert, sowie in den Palmudisten dieser und einer noch frühern Periode. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie viel ihm mit diesem Hülfsmittel gelungen ist; beispielsweise aber wollen wir hier nur anführen, daß er die Lokalität des wahren Emmaus der Heiligen Schrift auf überzeugende Weise uns dargelegt und einem alten Streite damit ein Ende gemacht hat.

Doch wir wenden uns nun zu dem Reisebericht unsers gelehrten Pilgers selbst. Von Joppe (Jaffa) aus, über Lydda, Ramo, Amwas, das alttestamentliche Emmaus und Golumiz, das neutestamentliche, geht der Pilgerzug nach Jerusalem, über das sich wie über Bethlehem, Hebron und den Umkreis des Todten Meers und des Jordangebiets um Jarko der erste Band, verbreitet. Samaria und Ga-

lila, der See Genezareth, Cäsarea und der Hermon füllen den zweiten; Baalbeck und der Libanon, Sidon, Tyrus, Ptolemais, der Karmel, Beirut, die Ueberfahrt nach Aegypten, Kairo, die Pyramiden u. s. w. nehmen den dritten Band ein; alle drei liefern zwischen 250—300 größere und kleinere Illustrationen, dergestalt, daß bei der Gründlichkeit des Autors in seiner Geschichte aller namhaften Lokalitäten in der That kein Anspruch, welcher an ein vollständiges Pilger-Itinerar zu stellen ist, unbefriedigt bleibt. Und doch ist dies nicht das Beste, was von diesem Buche zu sagen ist; die Neuheit, die Tiefe und die Selbstständigkeit der hier dargebrachten Untersuchungen und religionsgeschichtlichen Auffassungen gibt demselben vielmehr einen Werth, der über den eines Reisehandbuchs weit hinausreicht.

Wir haben schon der Congruenz gedacht, welche der Verfasser für die drei monotheistischen Religionskreise in Anspruch nimmt und mit der er in Wahrheit die Parabel von den drei Ringen zu lösen bemüht ist. Es ist uns nun zwar nicht gestattet, hier den ganzen Idengang des Autors näher zu beleuchten; wir wollen daher nur gedenken, daß er uns auf den Standpunkt stellt, zu erkennen, wie viel von den alttestamentlichen Sagen theils aus dem Cultus der Babylonier und Weber, theils aus dem Fisch- und Baalsdienst übernommen, und wie Juden, Christen und Moslemim, indem sie alle an Abraham anknüpfen, sich gegenseitig mit ihrem Mythos ausgeholfen und ergänzt. So finden sich beispielsweise Jonas und der Leviathan in allen Culten wieder, und die 40 Märtyrer werden zu 40 Gefährten Mohammed's; ja, eben darin, daß die Moslemim sich selbst als die Fortbildner und Reiniger der beiden andern Religionskreise betrachten, ist der Grund zu erblicken, daß, indem die Christuskirche bald zur Moschee und diese wieder zur Kirche wurde, so viele Geschichten und Denkmale unsers Glaubens wohlbehalten auf uns gekommen sind. Jerusalem ist aber die Weltstadt der drei Religionen, die hier ihre Ringe tauschen. Das alte Jerusalem ist nicht untergegangen, es ist nie ganz zerstört, selbst die Reste des Jehovahtempels sind in riesigen Substructionen noch da, die Stadt Herodes, die Stadt der Römer, Aelia Capitolina, sie sind noch vorhanden. Dies sind einige von den Grundideen, welche der Verfasser erläutert und mit einer Gelehrsamkeit, die uns hohe Achtung abnötigt, durchführt. Der Moria-berg, wo Abraham opferte, Salomo seinen Tempel baute, Christus lehrte und den der Moslem den Nabel der Welt nennt und mit seiner erhabensten Moschee schmückt, ist ihm der große Welttempel, an den sich die geistigen Bewegungen des Menschengeschlechts von Anfang aller Zeiten knüpfen; wer ihn betreten hat, sagt er, fühlt sich innerlich für sein ganzes Leben erhoben!

In der völligen Unmöglichkeit, den einzelnen Untersuchungen des Verfassers eine eingehende Erörterung zuzuwenden, müssen wir uns begnügen, die merkwürdigsten derselben kurz hervorzuheben. Auf dem Wege zur Heiligen Stadt bietet Emmaus einen solchen hervorragenden Punkt, indem der Autor auf das überzeugendste darthut,

daß nicht das heutige Amwas, acht Stunden von Jerusalem, das Emmaus des Neuen Testament, wie stets angenommen worden, sein könne, sondern daß dieses in dem Weiler Colonia wiederzufinden sei, der nur etwa zwei Stunden von der Heiligen Stadt entfernt ist. Die erste Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, die Geschichte des heiligen Felsen, von der Zeit des Noachidenalters bis zu seinem heutigen Zustande, mit zahlreichen Illustrationen belegt, die Untersuchung über die dreifache Stadtmauer, das Jordantal und die Taufstelle Aenon, dann der Delberg und seine Heiligtümer, Bethanien und Jericho, sind andere besonders hervorstechende Abschnitte dieser Art, welchen wir aus dem ersten Theile noch das Bild der Lagemauer und die unter den Juden bei diesem rührenden Religionsact gebräuchlichen Lieder hinzuzufügen haben.

Die zweite Lieferung schildert Arimathäa, Sichem, Samaria, Nazareth, den Tabor, Libertas, Cäsarea, die Sitze der Nazareer, Damascus; bevor wir jedoch weiter gehen, gedenken wir noch einmal jener rührenden Klagen der Israeliten an der Salomonischen Mauer, die ein berühmtes Bild uns allen gegenwärtig gemacht hat. An dieser uralten Mauerstelle (Abbildung, S. 127) sehen wir an Freitagen das Volk mit der ruhelosen Fußsohle verhüllten Haupts die Hände ringen, mit weinender Stimme die bekannte Litanei beten, die Mauer anfassen, sie unter Seufzern küssen u. s. w. Man unterscheidet leicht den spanischen Juden in seiner würdevollen Haltung von dem polnischen in seinem Schmutz, der sich vor- und rückwärts beugt, sich mit dem Oberleib wiegt, wie beim Koranlesen üblich ist, schmerzvoll am Boden kauend und Gebete murmelnd. Der Vorsänger aber stimmt die Litanei an:

Wegen des Palastes, der wüste liegt,
Wegen des Tempels, der zerstört ist,
Wegen der Mauern, die zerrissen sind,
Wegen unserer Masekat, die dahin ist,
Wegen unserer großen Männer, die danieliegen,
Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind,
Wegen der Priester, die gestrauchelt haben,
Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben —

und das Volk respondirt auf jeden Vers: „Da sitzen wir einsam und weinen! Wir bitten dich, erbarme dich Zions. Sammle seine Kinder u. s. w.“ Nach diesen Gebeten aber sind alle in dem Glauben gestärkt, in 300 Jahren werde der Messias die Herrlichkeit Zions wiederherstellen und der Kaiser in Wien mit allen Fürsten ihm huldigen!

Von Damascus setzt sich die Pilgerfahrt nach Baalbeck und dem Libanon fort: Sidon, Tyrus, die Ebene Gubron und der Karmel werden uns vorgeführt und Cäsarea, Jaffa besucht, von wo der Pilger sich nach Aegypten wendet, Alexandria, Kairo und den Nil auf einer acht-tägigen Fahrt, Heliopolis, die Pyramiden beschreibt und hiernach von Afrika Abschied nimmt.

Es ist nicht zu leugnen, der unendliche Reichthum an gelehrten Combinationen, die beständige Herbeiziehung des ganzen Gebiets der heiligen wie der Profangeschichte, der gleichzeitige Ueberblick sämtlicher Culturentwickelungen im Norden und Süden der ganzen bewohnten Erde, macht die Lectüre dieses seltenen und arbeitsvollen Werks oft zu

einer schweren Aufgabe, und wir müssen uns zuweilen sagen, daß hier „weniger“ vielleicht „mehr“ gewesen wäre. Dennoch aber bleibt stehen, daß dies „Pilgerbuch“ durch seine Gründlichkeit, welche alle antiquarischen Zweifel und Fragen zum Abschluß bringt, jedes andere gelehrte Hülfsmittel entbehrlich macht und in dieser Beziehung für ein wirkliches „standard work“ zu gelten haben wird. Dem Verfasser gebührt dafür unser Dank und wir bringen ihn ihm mit aufrichtiger Bewunderung für die Fülle seines Wissens dar. Die Vollenbung des ganzen umfassenden Unternehmens wird wol noch einige Zeit auf sich warten lassen; bis jetzt liegen uns drei Lieferungen, zu 700 Seiten Text mit mehr als 170 Illustrationen vor, welche eben das ganz eigenthümliche Verdienst dieser Arbeit bilden, die damit an Anschaulichkeit alle ähnlichen Unternehmungen weit übertragt.

Nr. 3 endlich: „Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab“, von F. Baggren, ist eine specifisch sachgelehrte Streitschrift, aus welcher für unsern Leserkreis nur wenig zu entnehmen ist. Es handelt sich darum, die Autorität Robinson's als des für classisch geltenden Topographen Jerusalems in den wesentlichsten Punkten zu widerlegen, den Josephus gegen Spuseld wegen des Vorwurfs der Unzuverlässigkeit und des Schwindels in Schutz zu nehmen, der Akra sowol als der zweiten Mauer Jerusalems die rechte Lage zu vindiciren und hiermit den Delberg und die Schädelstätte und das Heilige Grab zu fixiren, und nachdem diese Punkte gewonnen sind, die Stadttheile, die Thäler, die Quellen und Leiche an eine ganz bestimmte heutige Lokalität zu knüpfen. Alles dies geschieht mit einem solchen Aufwand gelehrter Citate und in so wenig lichtvoller Darstellung, daß der gewöhnliche Leser nur mit Mühe ein oder das andere feste Resultat daraus gewinnen wird. Ueberzeugend tritt nur hervor, daß Golgatha kein abgesonderter Berg, sondern die höchste Erhebung der gegen Nordwesten allmählich aufsteigenden Bergstrecke war, die zu Christi Zeit außerhalb der zweiten Ringmauer lag und erst 10 Jahre nach seinem Tode von König Agrippa durch seine große Mauer in die Stadt eingeschlossen, demnächst aber durch Menschenhand isolirt und 40—50 Schritte breit von den Nachbarghöhen getrennt wurde, worauf denn dasselbe Verfahren mit der heiligen Grabstelle vorgenommen ward. Auf diese Art entstand eine völlig veränderte Lokalität, und alle Zweifel schwinden.

In einer fernern Abtheilung behandelt der Verfasser die Antiquitäten Jerusalems mit gelehrter Ausführlichkeit, erörtert Größe und Volksmenge, die Herrschaft der Rebellen Simon und Johannes, die Belagerungen und Eroberungen, die Empörung gegen König Agrippa II., den Aufstand gegen die Römer u. s. f., während eine vierte Abtheilung die alttestamentlichen Lokalitäten der Heiligen Stadt näher beleuchtet. Alles dies gehört der Fachgelehrsamkeit an und mag als solche unsern Lesern empfohlen sein, die je nach ihrem Bedürfnis daraus viel oder wenig entnehmen mögen.

Vorträge über verschiedene Gegenstände.

Schon früher haben wir gelegentlich die Wahrnehmung ausgedrückt, daß der gute wissenschaftliche Stil in Deutschland gegenwärtig sich hauptsächlich in kleineren Schriften, besonders wenn sie aus wirklich gehaltenen Vorträgen entspringen, erhalten und fortpflanze. In umfangreicheren Werken wird die Mannich und Freiheit des Stils und damit die Lesbarkeit wesentlich durch die oft unübersichtliche oder der geschmackvollen übersichtlichen Anordnung entbehrende Anhäufung von Material und den trockenen oder weitsehigen Kathedronen beeinträchtigt; und wenn dann und wann auch eine Partie klarer und lichtvoller behandelt ist, so ist der Stil im ganzen doch meist sehr ungleichartig und unvorbereitet. In Vorträgen dagegen, die vor einem gemischtem Publikum, vor gebildeten Männern und Frauen gehalten werden, ist der deutsche Gelehrte genötigt, die Resultate seines Wissens über den betreffenden Gegenstand zusammenzubringen, und den Stoff klar, geschmackvoll und lichtvoll, allgemein verständlich und bis zu einem gewissen Grade vom weltmännischen Standpunkte oder geisteswissenschaftlichen selbst schwingend zu behandeln. Daher tritt uns mancher deutsche Gelehrte, der uns in seinen größeren Werken ziemlich ungenießbar erschien, in solchen Vorträgen als ein ganz genießbarer, zugänglicher Mensch entgegen und in vertrauliche Nähe, weshalb man es auch nur gutheißen kann, wenn akademische Lehrer, wie die zu Marburg, ihre öffentlich gehaltenen Vorträge gesammelt herausgeben.

Auch unter einer Anzahl uns vorliegender Vorträge, die wir hier kurz zu besprechen im Begriff sind, befinden sich mehrere, welche die von uns oben ausgesprochene Wahrnehmung in erfreulicher Weise bestätigen. Dahin gehört unter anderem die Schrift „Winkelmann“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses), ein Vortrag von G. Friederichs, Professor an der Universität und Assistent am königl. Museum zu Berlin. Zwar die Firma „Agentur des Rauhen Hauses“ machte uns anfangs etwas ängstlich, da die Schriften, die bisher aus dieser Officin hervorgegangen, gerade nicht den Geist befriedigten, der dazu geeignet und nöthig erscheint, einen Verehrer der Kunst und der antiken Schönheit wie Winkelmann zu würdigen. Aber die hyperboreischen rauhen Einflüsse jener hamburgischen Factorie zeigen sich nicht oder doch kaum bemerkbar in dieser Schrift und wir wünschen hierzu der Agentur des Rauhen Hauses um so mehr Glück, da die etwas altmodischen Anschauungen Winkelmann's wol Anlaß dazu geben konnten, von dem bekannten Standpunkt jener Ansicht und der damit verbundenen Verlogenheit gegen alle Kunst zu polemisieren, wenigstens insofern sie nicht im Dienste der Kirche steht, die übrigens protektionistischerseits immer einen etwas billigeren Charakter an den Tag gelegt hat. Von dem Verfasser war allerdings eine solche polemische Auffassung durchaus nicht zu erwarten, und höchstens zeigt sich ein Einfluß davon ihm mit der Verlagsgesellschaft des Rauhen Hauses eingegangenen Verbindung in der ausdrücklichen Hervorhebung der Thatsache, „daß Winkelmann sich sein lutherisches Gesangbuch nach Rom kommen ließ, daß er alle Morgen die alten Kernlieder zu seiner Erbauung sang, die er in seiner Jugend gesungen, unter welchen er das Lied von Paul Gerhardt: „Ich singe dir mit Herz und Mund“, als sein Lieblings bezeichnet“; aus welcher Thatsache der Verfasser den Schluß zieht, daß in Winkelmann Gott noch etwas anderes gewesen sei, „als der Gegenstand ästhetischen Genusses“. Winkelmann's Uebertreten zum Katholicismus entschuldigt oder motivirt der Verfasser mit dem Factum, daß Winkelmann damals von allen Hülsmitteln entblößt gewesen sei, und dieser Uebertritt, mit dem er in einen „färglichen“ Aufenthalt in Rom erkaufte, habe zu dieser Zeit stattgefunden, „als man Ballette zum Preise von nicht weniger als 36000 Thalern in Dresden aufführte“. Dem Verfasser zufolge that Winkelmann „mit seiner Forderung nach Rücksicht zur Einfachheit und Natürlichkeit der Alten“ auf dem Gebiete der bildenden Kunst dasselbe, was Lessing auf dem Gebiete der Poesie forderte, nur daß Lessing's geistiges Wesen mehr auf

Erkenntnis als auf Anschauung organisiert gewesen sei. Sehr gut bemerkt der Verfasser über die Sprache Winkelmann's: „Seine Sprache ist die eines bahnbrechenden Genies, eines Mannes des Anfangs, der ein neues Gebiet zu erobern hat, der daher nicht in ruhig reflectirendem Tone schreiben konnte; es ist die Sprache eines begeisterten Gemüths, die danach ringt, dem Höchsten nahe zu kommen im Wort; eine Sprache der Bewunderung, nicht der Kritik, voll Ursprünglichkeit und Kraft und reich an Bildern, besonders von dem großen weiten Meer entlehnt, wie bei Homer. Für uns, die wir hundert Jahre später leben, hat seine Sprache bereits ein etwas alterthümliches Gepräge, was aber nur dazu dient, ihr einen feierlichen, würdevollen Klang zu geben. . . . Und diese schwingvolle Sprache hat ein Mann geschrieben, der die ganze feurige Jugendzeit in Noth und Drud, in niedrigen Beschäftigungen und einsamem Bücherleben verbracht hat. Wie leicht geht gerade im Stubenleben unter Büchern die Lebendigkeit der Empfindung verloren, wie leicht wird die Phantasie matt und farblos, aber Winkelmann brachte nur mit den Denkmälern in Verührung zu kommen, und es quoll aus ihm hervor, als hätte all der frühere Drud gar keine Wirkung auf ihn ausgeübt.“

Und ebenso schön sagt der Verfasser am Schluß: „In seinen letzten Lebensjahren beginnt mit Herkulanum die Reihe von Entdeckungen, die noch jetzt nicht abgeschlossen scheint, aus allen Stätten griechischer Cultur, aus dem eigentlichen Griechenland, aus Italien, von Aftens und Africas Küsten und aus der Krina sind uns die Denkmäler des Alterthums zusammengeführt, und auch ungrische Völker, Aegypten, Assyrien, Etrurien, sie sind uns theils ganz neu, theils in umfassender Weise bekannt geworden, so daß wir mit ihrer Hülfe Ursprung und Charakter der griechischen Kunst immer tiefer verstehen lernen. Wir würden diesen Entdeckungen rathlos gegenüberstehen, wenn ihnen nicht ein Mann vorangegangen wäre, der Auge und Sinn vorbereitet hätte auf das, was kommen sollte. So nehmen wir uns denn auch ihn zum Muster und halten fest in aller Fülle des Stoffs die Lust, die Begeisterung für die Iden. Nur dann ist die Wissenschaft bildend für den einzelnen und bildend für das ganze Volk.“

Einen andern Deutschen von bahnbrechendem und vorschauendem Genie, der zu den wenigen gehört, welche in trüber Zeit die Ehre Deutschlands vor dem Auslande retteten, behandelt W. Kdcker, Privatdocent an der Universität und erster Assistent der Sternwarte zu Berlin, in dem am 8. Februar 1862 im Wissenschaftlichen Verein daselbst gehaltenen Vortrage: „Johann Keppler und die Harmonie der Sphären“ (Berlin, Dümmler, 1862). Es war nicht leicht, einem nur allgemein gebildeten Publikum die Begriffe der Weltharmonik und die berühmten drei Keppler'schen Geseze klar zu machen; aber wir glauben, daß dies dem Vortragenden in möglichst erreichbarem Grade gelungen ist. Interessant sind auch die eingezeichneten Mittheilungen aus Keppler's Leben. Bekanntlich hatte Keppler, obschon er die scheinbar glänzende Stellung eines kaiserlichen Mathematikus einnahm, bei der beständigen Ebbe der kaiserlichen Kasse stets mit bitterer Noth zu kämpfen, und starb infolge der Strapazen, die er auf seinem erschöpfenden Ritt von Sagan nach Regensburg zu erdulden hatte, wie der Sorge, des Grams und der Enttäuschung, welche ihm der regensburger Reichstag bereitete, indem er bei ihm für seine gerechten Forderungen kein Gehör fand. Je mehr es solchen Männern wie Winkelmann und Keppler zur Ehre gereichte, daß sie trotz der Knaverei der Fürsten und der Undankbarkeit der Nation Großes leisteten und neue Bahnen brachen, um so weniger gereicht ein solches Verhältniß den Fürsten und der Nation zur Ehre, und man möchte fast wünschen, wir hätten lieber ein solches Genie weniger als gar so viele in den Annalen der Nation nun für ewig verzeichnete Schmach, welche Deutschland durch seine bodenlose Gleichgültigkeit gegen wahres Verdienst und Genie so oft auf sich geladen hat. Wurde doch sogar Keppler's Mutter als eine Hexe inquirirt, und nur der energischen Einsprache ihres großen Sohnes

verdankte sie es, daß sie der Tortur nicht unterworfen und endlich freigelassen wurde. „Es gelang ihm sogar“, erzählt der Verfasser, „durch die menschliche Wärme und die bewegliche Lebendigkeit seiner Vertheidigung einen Einfluß auf die Milde des ganzen Verfahrens in Württemberg zu gewinnen.“

„Uliver Cromwell, Protector von England“ heißt ein im Selbstverlag des Verfassers 1862 erschienener Vortrag, den der wädrere Patriot Moriz Müller in einer Bürgerversammlung in Pforzheim gehalten hat. Der Verfasser erinnert in seinem durch Popularität ansprechenden Vortrag an Garriere's Wort: „Was uns in Deutschland im 16., 17. und 19. Jahrhundert fehlte: das ist ein Cromwell für Deutschland.“ Der Verfasser wirft die Frage auf: ob wir unsern Ziele, einer durch die äußerste Nothwendigkeit gebotenen würdigen und mächtigen äußeren Weltstellung rascher entgegengehen würden, wenn ein deutscher Cromwell einflöss das schwarz-roth-goldene Banner entfalten sollte? und bemerkt dann: „Jedenfalls würde es auch da nicht ohne blutige Korbrenn abgehen! Gott wird aber jederzeit eher mit uns sein, wenn jeder seine Pflicht thut, damit sich im Vaterland ein freieres Leben in allen Beziehungen immer besser und kräftiger entwickeln kann.“

Professor J. C. Erdmann warnt in einem eleganten, am 9. April 1862 im Künstlerverein zu Bremen gehaltenen Vortrage: „Das Rationalitätsprincip“ (Bremen, Strack, 1862), vor den Konsequenzen eines zu einseitigen und ausschließlichen Rationalgefühls. Er erklärt, daß er keinen höhern Stolz kenne, als den, ein Deutscher zu sein; aber er ist auch der Ansicht, daß das, was den Deutschen erst zum Deutschen mache, gerade jenes Allgemeine sei, das über allen Besonderheiten, darum aber auch über der nationalen Stesse, wodurch der Mensch erst zum Menschen werde. Wenn, wie der Verfasser anführt, ein Franzose bei der Erzählung einer edelmüthigen Handlung einmal ausrief: „Mais c'est sublime! c'est tout-à-fait français!“ so ist das allerdings sehr ausschließlich, weist aber doch auf ein markirtes nationales Ehrgefühl hin, welches dem einzelnen Franzosen zum Sporn werden kann, edelmüthig, das heißt nach seinem Begriffe echt französisch zu handeln. Wir Deutsche würden allerdings bei einem solchen Anlaß etwa nur sagen: Das ist schön, oder: Das ist herrlich, aber wir würden gewiß nicht hinzufügen: Das ist wahrhaft deutsch! Die etwas schneidend hingekittelte Behauptung, daß dem Juden sein Volk mehr in seiner Seele zuwider sei als das deutsche, müssen wir sich selbst überlassen; denn der Widerspruch könnte hier nur von gebildeten Juden selbst ausgehen, und wir glauben überzeugt zu sein, daß die wahrhaft Gebildeten unter ihnen gegenwärtig sehr wohl wissen und auch anerkennen, was sie dem Einfluß des deutschen Wissens und Forschens verdanken und was zwischen Juden und Deutschen nicht bloß Verschiedenes sondern auch Aehnliches besteht, des letztern wenigstens in Bezug auf religiöses Meinen und philosophisches Forschen vielleicht noch mehr zwischen Juden und Christen, als zwischen Deutschen und Hellenen, obgleich der Verfasser die letztern kurzweg die „Deutschen des Alterthums“ nennt. Allerdings sagt Sokrates bei Plutarch, daß er weder ein Athener, noch ein Grieche, sondern ein Weltbürger (κοσμοπολίτης) sei, über welchen Ausdruck man unter andern auch Moriz Jille's bei Fries in Leipzig 1862 erschienene Schulschrift: „Weltbürgerthum und Schule“, vergleichen möge, und es ist dies ein Grundsatz, welchem viele der aufgeklärtesten Deutschen gehuldigt haben oder noch huldigen; wenn wir aber auf einen gründlichen Vergleich eingehen wollten, so würden wir wahrscheinlich noch mehr Verschiedenheiten als Aehnlichkeiten zwischen Deutschen und Hellenen entdecken. Jedenfalls sollte man mit einer solchen Behauptung besser bis dahin warten, wo es irgendetwas einem Ausländer gefallen wird, die Entdeckung, daß die Hellenen die Deutschen des Alterthums waren und die Deutschen die Hellenen der neuern Zeit sind, zu machen oder zu bestätigen. In Bezug auf Goethe's „Faust“ bemerkt Erdmann, wie uns scheint, sehr richtig: „Was ist es, was trotz so vieler fehlergeschlagenen Versuche immer von neuem Franzosen, Engländer, Russen u. s. w. dahinbringt, eine Uebersetzung gerade die-

ses Gedichts zu unternehmen? Es ist das Gefühl, daß dieses deutscheste aller Gedichte zugleich das ist, das mehr als irgendeins nicht nur den Deutschen schmeichelt, sondern den Menschen. Wo fände sich einer, der nicht zwei Seelen ach, in seiner Brust fühlte; in welcher Sprache wäre nicht geklopft worden: Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer; in welchem Volke wären seine zu finden, die ausgerufen hätten: Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Nachdem wir noch einen aus dem „Neuen Medienburger Kirchenblatt“ abgedruckten, in Güstrow bei Dvitz und Comp. erschienenen Vortrag vom Professor Diekhoff „Die Waldenser im Mittelalter“ mit ihrem Titel angeführt haben, wenden wir uns mit wenigen Worten zu den Vorträgen „Ueber die moderne Bildung in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ (Koblenz, Schiller, 1862) von dem Oberschulrath J. Schürder, und „Bildung und Christenthum“ (Berlin, Herz, 1861) von Karl Schnase. Der erstere gibt zuvörderst ein viel Nichtiges haltendes pathologisches Gutachten über die Bildungsauswüchse der Zeit, und kommt dann zu dem Schluß, daß für wahrhaft gebildet nur der edle Mensch, für eine wahrhafte Bildung immer nur die gelten solle, „welche den Menschen und das Geschlecht auch veredelt“. Niemals werde dies geschehen, „wenn nicht Weisheit als Ziel der Bildung, sondern Bildung nur als Mittel der Lebensklugheit gesucht wird; wenn auch das als Bestand gilt, was nicht das Böse meidet; wenn auch das als Bildung anerkannt wird und sich breit machen darf, was nur Geschwäg ist“. Solange dies geschieht, fürchtet der Verfasser, daß der Strom unserer Bildung, wenn ihm die Quelle versiege, verfließe, oder wenn er sich in die Breite ausdehnen, an Tiefe verlieren und allmählich verflanden werde. Dagegen läßt sich nichts Erhebliches einwenden. An einer Stelle polemisiert der Verfasser ziemlich stark gegen den modernen Literatenstand, dessen Schattenseiten wir keineswegs verkennen; aber er scheint zu vergessen, daß sich dieser Stand aus der Zunahme des Buchhandels, der solche Kräfte braucht und verbraucht, namentlich aber aus der rapiden Zunahme des Zeitungs- und Journalwesens, aus gewissen modernen Bildungszuständen im allgemeinen und aus gewissen deutschen Bildungsverhältnissen im besondern nothwendig hervorgegangen ist. Es ist ferner nicht zu vergessen, daß es auch seine Vortheile hat, wenn die Literatur nicht bloß von im Staatsdienst Angestellten, die allerlei oft sehr ängstliche Rücksichten wenn nicht auf den Staat, doch auf Stand und Amtswürde zu nehmen haben, betrieben wird, daß viele unserer berühmtesten Autoren, aus denen unsere Schriftgelehrten literarhistorisches Kapital machen, ausschließlich von der Schriftstellerei lebten, und daß die erbärmlichsten Unterhaltungsschriften und Romane, die je in einer Zeit oder bei einer Nation erschienen, Romane voll Rohheit, Gespenstermystik, Sensualität und „athletischer Kraftäußerung“ in Deutschland gerade von Landpredigern verfaßt wurden, die keinen Anspruch auf literarische Geltung machten und für das bishigen Honorar dem Teufel ihre Seele verschrieben, worüber man Gödke's „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur“ (Wb. 3, Heft 1, S. 142 fg.) vergleichen möge.

Der Vortrag von Karl Schnase: „Bildung und Christenthum“, sollte ursprünglich im Evangelischen Verein gehalten werden; aber der Verfasser war durch Gesundheitsrücksichten an dessen Abhaltung verhindert; er ließ ihn daher zunächst in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte“ und dann in einem besondern, uns hier vorliegenden Abdruck erscheinen. Der Verfasser sieht ein, daß unserer Zeit die Vorzüge einer sinnlich gläubigen, jugendlich begeisterten Zeit fehlen, daß sich eine kritische Stimmung gebildet habe, die nichts mehr von aprioristischen Systemen wissen wolle, jeder auf nur menschlichem Denken und Fühlen beruhenden Behauptung mißtraue, überall Thatsachen oder auf thatsächliche Erscheinungen sich stützende Beweise verlange und sogar der Poesie Gesetze vorschreibe; trotzdem hält er „eine Einheit des geistigen Lebens, in welcher die Kirche als das Herz von allen Gliedern empfängt

und allen belebende Sätze zurückgibt", für „nicht außerhalb der Möglichkeit" liegen.

Den Freunden und Anhängern Jakob Moleischott's wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß seine bei Antritt der Professur für Phyikologie an der Hochschule zu Turin am 16. December gehaltene Rede nun auch deutsch unter dem Titel: „Zur Erforschung des Lebens", in der Herber'schen Universitäts-Buchhandlung zu Gießen erschienen ist. Die Vuhdigungen, die er darin den Verdiensten der Italiener früherer Zeit um die Fortbildung der Wissenschaften spendet, sind ebenso erklärlich als gerechtfertigt. Es ist bei uns nur zu sehr Brauch geworden, als die drei modernen Fortschrittsbilder die Franzosen, Engländer und Deutschen zu betrachten und darüber die Verdienste, welche sich Italien im Mittelalter um Europa erworben hat, unanständig zu vergessen; es würde aber bei den hyperboräischen Bildern mit der Cultur wahrscheinlich noch jetzt sehr ädel beschaffen sein ohne die Einflüsse und den Vorgang Italiens. Mit Recht bemerkt Moleischott, „daß die Museen während der längsten Zeit des Mittelalters alle zusammen in diesem Lande eine Zufluchtsstätte gesucht zu haben schienen", fügt aber hinzu: „Nachdem es durch die Stufe, die es in der allgemeinen Bildung einnahm, von Dante bis auf Giordano Bruno, an der Spitze aller Völker gestanden hatte, mußte Italien jene Ehre den Franzosen, den Engländern und den Holländern überlassen, und in dem 18. Jahrhundert bewegte sich der Kreislauf des Fortschritts von England durch Frankreich nach Deutschland, welches trotz den glorreichen Anstrengungen der Reformation vor der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts den ersten Rang sich nicht erlangte." Auf den phyikologischen Theil der Rede näher einzugehen fühlen wir uns nicht berufen.

Aus einer leider im Laufe der Zeit etwas angezeichneten Masse sogenannter Goethe- und Schiller-Literatur nehmen wir hier noch drei Schriften heraus, weil ihr Inhalt ebenfalls zu Vorträgen diente; es sind die Schriften: „Ueber die Wechselwirkung des Dichters und seines Zeitalters mit besonderer Berücksichtigung auf Goethe und Schiller. Vortrag gehalten in einem wissenschaftlichen Verein zu München am 22. März 1860 von Ferdinand Deyds" (Münster, Regensburg); „Goethe und die Erzählungskunst. Vortrag zum Besten des Goethe-Denkmal gehalten in der Singakademie zu Berlin von Berthold Auerbach" (Stuttgart, Gotta, 1861), und „Schiller, Thormaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der Weltgeschichte der Kunst von Ludwig Eckardt. Festrede am Schiller-Tage in Leipzig, 10. November 1862" (Wenigen-Jessa und Leipzig, Hochhausen, 1862).

Die Schrift von Deyds enthält viele treffende und treffliche Bemerkungen und Gedanken, wozu wir namentlich die allgemeine Charakteristik des 18. Jahrhunderts, die Nachweisung der Ursachen, „der vielen schiefen Ansichten über unsere großen Dichter, ja der entschiedenen Kälte gegen die Poesie, welcher wir noch heute nur zu oft begegnen", die Andeutungen über Goethe's „Faust" u. s. w. rechnen möchten. Auf Einzelnes kommen wir wol noch bei anderer Gelegenheit zurück.

Berthold Auerbach's Schrift: „Goethe und die Erzählungskunst", ein Vortrag, der hier mit einigen Erweiterungen erscheint, ist durchaus lefenswerth, zeugt von einem liebevollen Studium, wie von innigem Verständniß der Absichten und Eigenschaften Goethe's als Erzähler, und enthält eine große Zahl seiner Bemerkungen und Beobachtungen wie folgende: „Man kann von der Prosa Lessing's sagen, daß wir Lessing lesen und disputiren hören; dieser Stil ist der lautbewegte Ausdruck persönlicher Erörterung. Die Prosa, wie sie Goethe im „Werther" zuerst gab und in „Wilhelm Meister" noch objectiver entwickelte, ist die musterhaftigste des Erzählens. Wir glauben die Lippen der Lippen zu sehen, mit denen der Dichter die Worte artikulirt, während er schreibt; alle Ungefügigkeit der Zusammenhang ist vermieden, und darum läßt sich diese Prosa so bequem laut lesen und es ist vom mündlichen Erzählen ein so voller Bruchston darin, daß der Leser immer wach bleibt. Für

alles Empfinden und alles Schauen ist hier das einfach zutreffende Wort gegeben; es ist hier keine Spur von jener superlativen Steigerung, die sich nie genug thun zu können glaubt und sich doch bequemlich abfindet. Nichts ist gesucht, alles ist gefunden."

Ferner in Bezug auf „Wilhelm Meister": „Man kann Goethe darüber tadeln, daß er den Bildungsuchenden den Weg aus der Kunst ins Leben machen läßt, während doch der umgekehrte natürlicher wäre: aus Familie, Gemeinde, Staat erhebt sich die freie Bildung und die Kunst. Aber Goethe — es ist traurig, daß wir es gesehen müssen — reproducirte nur das deutsche Leben, wie es zu seiner Zeit war, und wie es zu unserm Jammer noch ist: wir haben eine Kunst, bevor wir ein bürgerlich festes, staatliches, nationales Leben haben; wir haben durch Goethe selbst, durch seinen Vorgänger Lessing und seinen Genossen Schiller eine hohe reiche Literatur, aber noch weit entfernt kein dem entsprechendes Leben."

Vollkommen einverstanden sind wir auch mit des Verfassers Bemerkung in dem kurzen Vorwort: „Die öffentlichen Vorlesungen haben die exclusiv ästhetischen Kreise erweitert; bei aller Verehrung und Erwärmung für die Herren unsers Geisteslebens wäre es aber traurig, wenn die öffentlichen Vorlesungen sich nur panegyrisch hielten. Besonderheiten und Unzuträglichkeiten auch bei den erhabenen Größen zu erkennen, löst die Verehrung nicht auf."

Ja, wir meinen, daß es Pflicht sei, an den Schöpfungen gerade eines großen Dichters — nicht an seiner Lebensführung — neben den wirklich nachahmenswerthen verborgenen Vorzügen und Schönheiten auch die verborgenen Mängel und Schwächen aufzudecken, weil diese dem gewöhnlichen Blick am schwersten erkennbar und zugleich am leichtesten nachzuahmen sind, leider auch am öftersten nachgeahmt und dadurch ein verderbliches Ürdübel werden.

Eckardt's Festrede hat am 10. November 1862 in Leipzig rauchenden Beifall gefunden und verdient es auch durch die Fülle des Inhalts und die Wärme und Eloquenz der Sprache, weniger vielleicht durch die am Schlusse hervortretende gewaltsam herbeigezogene Hinweisung auf die deutsche Reichsverfassung, die wol ein zühörendes Publikum zum Applaus fortreißen kann, während sie auf den stillen Leser mehr störend und erkältend wirkt, weil sie ihn aus den frieblichen Regionen der Kunst plötzlich in den dem Gegenstände fernliegenden wilden Tumult der poetischen Tagesfragen versetzt. Die Parallelen zwischen Schiller einerseits und dem Bildhauer Thormaldsen, dem französischen Maler David und dem Componisten Beethoven andererseits sind geistreich und blendend genug; aber es geht ihnen wie meist allen solchen Parallelen, sie überzeugen nicht und halten sich oft an nur äußerliche Vergleichspunkte und Zufälligkeiten. Namentlich scheint uns Beethoven eine von derjenigen Schiller's grundverschiedene Natur gewesen zu sein. Auch die einseitige Betonung des Pathos als Erzeugers alles dessen, was die Menschheit Großes sah, möchten wir gleichfalls beanstanden, wenigstens insofern, als den Menschen oft als Pathos erscheint, was doch schlaueste machiavellistische Berechnung des Eigennuzes, der persönlichen Eitelkeit und Selbstsucht, verbunden mit frevelhafter Benützung und Ausbeutung menschlicher Kräfte ist; oder es ist auch wol ein frivol-sinnliches oder irgeleitetes, in seinem Fanatismus rücksichtsloses, entseßliches und unvernünftiges, selbst wahnsinniges und nach Blut lüsteres Pathos, woher es denn auch kommt, daß die Weltgeschichte auf den weitesten Strecken kein sehr erbauliches, den Freund wahrer Humanität mehr anwiderndes als in Entzücken versetzendes Schauspiel gewährt. Eckardt hat seinen bloßen Panegyrikus auf Schiller verfaßt; er gedenkt auch gewisser Mängel und Schwächen desselben; aber wenn er ihn, im Gegensatz zu Goethe, geradezu den „Dichter der Zukunft" nennt, so müssen wir dagegen bemerken, daß wir in den politischen Tendenzen und Kämpfen unserer Zeit zu subjectiv befangen sind, als daß wir mit Sicherheit wissen könnten, welchem Dichter in ruhigeren Zeiten die Gunst der Nachwelt sich

zuwenden wird, und wenn er Goethe neben Schiller nur zu einem durch die künstlerische Form über diesen hervorragenden Dichter herabdrücken will, so müssen wir dagegen unser ernstliches Bedenken aussprechen. Nicht nur der „Faust“, der trotz der durchaus nicht künstlerischen Form Goethe's Bedeutung für alle Nationen und alle Zeiten sichert, und andere seiner Hauptwerke, sondern auch weniger beachtete Schriften, z. B. die „Italienische Reise“, enthalten eine solche Fülle weittragender Gedanken und Aufschlüsse, daß man darüber erstaunen muß; und zwar sucht Goethe sie durchaus nicht so durch die Pracht der Form zur Geltung zu bringen wie Schiller. Wenn wir dies nun gegen Eckardt bemerken möchten, so wollen wir ihm zugleich auch zum Troste sagen, daß es nicht immer die inhaltlosesten, sondern oft gerade die anregendsten, durch Individualität hervorragenden Schriften sind, welche stellenweise zum Widerspruch oder doch zur Debatte über streitige Punkte auffordern. Der Verfasser, der in seiner Festebe sein Publikum glücklicherweise auch über andere Gegenstände, von denen es weniger weiß, und nicht bloß über den in neuester Zeit sattem beleuchteten Dichter der „Räuber“ zu instruiren sucht, hat seine Schrift „den Bewohnern der Stadt Leipzig und dem „Grätzli“ daselbst zu freundlicher Erinnerung“ gewidmet. H. M.

Romane aus dem Leben der Gesellschaft.

Während der englische Roman mehr und mehr von dem Feld der historischen Erzählung abgeht und sich auf Darstellungen des Lebens in der Gegenwart beschränkt, hat er doch in dieser Gattung wieder eine eigene Richtung eingeschlagen, die ihn von den socialen Romanen der andern Völker völlig unterscheidet. Es ist gleichsam die Genremalerei in der Erzählung, es ist das einfache Leben, eine Entwicklung oft ohne alle Spannung. Es gilt zunächst um eine naturgetreue Schilderung einfacher Charaktere des gewöhnlichen Lebens, die zufällig in mehrfache Beziehung zueinander treten. Die eigentliche Erzählung weicht immer mehr zurück, oder löst sich vielmehr in auseinander gereichte selbständige Dialoge auf, auf denen oft das Hauptgewicht beruht. Eine Hauptvertreterin dieser Richtung ist die neuerdings oft genannte Verfasserin von „Adam Bede“, George Elliot, und daß es gerade eine Frau ist, die hier an der Spitze steht, ist charakteristisch genug.

Anders gestaltet sich der Roman in Frankreich. Auch dort erscheint die Gesellschaft der Gegenwart schon seit einer Reihe von Jahren auf der Bühne und im Roman, jedoch in einer ganz andern Weise als in England. Schwere sociale Fragen liegen hier allen Schilderungen, allen Verhältnissen der Erzählung zu Grunde; es sind die Nachseiten der Gesellschaft; es ist die Corruption und die völlige Entfremdung von jedem Ideal, das in den höhern Kreisen dort auffällt, und dem die Schleichrigkeit und Prostitution der untern Klassen verherrlicht, oder wenigstens als furchtbar berechtigte Folge entschuldigt, entgegengestellt wird. Die Spannung und Verwickelung, die Abenteuer und rasche Folge, der Wirbel der Ereignisse bilden die Hauptsache des französischen Romans, wobei denn die handelnden Personen oft genug farblos und verwaschen einander gleichen. Victor Hugo's neuestes Werk zeigt, daß sich auch bedeutende Geister nicht ganz diesem Zwang entziehen können.

Zwischen diese beiden Richtungen des Auslandes hineingestellt, fragt es sich, welchen Weg der Roman bei uns einschlägt. Die Wirkung der Nachbarliteratur kann nicht ganz ausbleiben. So haben auch wir in Deutschland unsere Darstellungen aus der Gesellschaft. Aber sie können schon um deswillen das Gebiet nicht so völlig beherrschen, weil es den Deutschen am Centralpunkt fehlt, wo das ganze Leben der Nation sich im Spiegelbild abbilden könnte. Es gibt wie in der Politik, so auch in der Literatur ganz verschiedene Kreise, die ihr eigenes Leben, ihre eigene Entwicklung haben und deren Darstellung schon deshalb nicht so allgemein wirken kann. Von einem allgemeinen Vorherrschen einer besondern Richtung auf dem Gebiet des deut-

schen Romans kann man deshalb auch nicht sprechen; die verschiedensten Gattungen sind gleichmäßig vertreten.

Die Reihe von Romanen, die wir heute besprechen, sind alle verwandter Gattung; sie gehören zu denselben, die sich bemühen, aus dem Leben der heutigen Gesellschaft ihre Verwicklungen, ihre Helden zu schöpfen.

1. Die bleiche Gräfin. Roman aus der Gesellschaft. Von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Verlags-comptoir. 1862. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Dämon der Familie. Ein Originalroman von Hermann Baeblich. Zwei Bände. Berlin, H. Müller. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Der Erbkreiß. Roman von Adolf Mügelburg. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Wisse und wolle! Sapere aude! Originalroman aus der Gegenwart in drei Büchern von T. A. Wagemann. Berlin, H. Kühn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Denkmar. Ein Jugendroman. Bremen, Müller. 1862. 8. 1 Thlr.

In dieser Reihe ist Berlin stark vertreten, wie es sich gleich zeigt. Man scheint dort in einem kleinen Kreise eine abschließende Bahn betreten zu haben, vor der wir dringend warnen möchten. Wie einst den „Mysterien von Paris“ bald die Geheimnisse von Berlin und Hamburg als eitelhafte Nachahmung folgten, so bestrebt man sich neuerdings hier und da, die frivole und abenteuerrliche Gattung der pariser Gesellschaftsromane bei uns einzuführen. Da aber Berlin immer noch nicht den rechten Schauplatz dazu bieten kann, verlegt man die Scene am liebsten nach Paris.

Dieser Art sind besonders die beiden erwähnten Romane. Während aber in der „Bleichen Gräfin“, dem Werke eines bekanntlich nicht unbeliebten Tageschriftstellers und Touristen, das Streben nach Kunstform, Charakteristik und Maßigung ersichtlich ist, kam man das zweite, den „Dämon der Familie“ nur mit wahrem Abscheu durchgehen. Die beiden Bände dieses Nachwerks betiteln sich noch einmal besonders als: „Des Verbrechers Liebe“ und „Des Verbrechers Freundschaft“. Ein aus dem Bagno entlassener Brandstifter, natürlich unehelicher Geburt, bricht in das Grabgewölbe einer ihm verhassten Familie in einer Kirche, entweicht dort die Asche der Todten, um im nächsten Augenblick inbrünstige Andacht im Herzen zu fühlen und darüber zu philosophiren, ob es Engel gibt. Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels, und so geht es weiter. Mord, Gift, Entehrung, Blutschande, Mordmord und Menschenraub sind die Ingerdienzen, aus denen das Ganze gebraut wird, ein unglaubliches Dopus, das wol selbst dem verkommensten Geschmack nicht behagen kann und eigentlich nur hier besprochen wird, um auch von Zeit zu Zeit den Auswurf der Literatur an den Pranger zu stellen und zu zeigen, für welche Kost man noch ein Publikum zu finden erwartet.

Der dritte Roman: „Der Erbkreiß“, hat zwar auch des Gemachten und Leichtgearbeiteten viel, bietet aber doch eine anständige Unterhaltung im Vergleich mit Baeblich's Eubelenen.

„Wisse und wolle!“ ist der kühne und vielversprechende Titel eines ziemlich schwachen Romans aus den höhern Kreisen der deutschen Gesellschaft, wobei der Standpunkt des Verfassers oft merkwürdig genug ist. Indessen ist doch der Versuch einer wahrhaftigen Charakteristik gemacht und das Werk mit Liebe und Ueberlegung geschrieben; manches auch ganz wohl gelungen. Leider ist gerade der Charakter des Haupthelden so verworren und so ungünstig angelegt, daß man sich schwer für ihn interessiert; ebenso dessen vertrauter Freund, der anfangs als eine Art Rephisko, dann aber als frommer und ergebener Freund erscheint. Im übrigen erschließt der Held den Bruder seiner Geliebten im Duell, was jedoch eine schließliche Heirath nicht hindert.

„Denkmar, ein Jugendroman“, ist ein gutgemeinter Versuch mit schönem Gefühl und mancher hübschen Idee. Allein es ist doch nur eine schwache Nachahmung des Goethe'schen „Werther“,

ohne dessen Geist und Tiefe. Der arme Briefsteller endet schließlich nicht wie Werther mit der Pistole, sondern — charakteristisch genug — im Irrenhaus.

Im ganzen genommen sind die besprochenen Werke höchstens als Futter für Leihbibliotheken zu bezeichnen. 71.

Notiz.

Eine englische Stimme über Varnhagen's „Tagebücher“.

Das „Parthenon“ brachte jüngst in mehreren Nummern längere Auszüge aus den beiden letzten Bänden der Varnhagen'schen „Tagebücher“ und bemerkte dabei unter anderm: „Unmöglich kann man die Bedeutung dieser Bände, oder das Interesse, das sich an sie knüpft, in Worte stellen. Dem künftigen Geschichtsschreiber werden sie werthvolles Material verschaffen und ihn mit einem für ihn unschätzbaren photographischen Abbild des Hofes und der Hauptstadt ausstatten; aber er, wie wir selbst, werden sich nur an die darin erwähnten Facta, an die wirklichen Vorfälle halten, aber dem Eindruck, den sie auf den Verfasser machten, seiner Meinung über die in dem politischen Drama agirenden oder seinem Urtheil über die vor seinen Augen vorübergehenden Ereignisse wenig Bedeutung beilegen; denn obwohl er unter den Diplomaten aufgewachsen war, obwohl sein Geist durch Studien geschult war und obgleich er die Erfahrungen des Lebens von nahe dreimal 20 und 10 Jahren einem Manne verschafft, so bieten uns diese letztern Bände doch das Gegentheil ruhiger politischer Beobachtung oder leidenschaftlichen Urtheils. In jeder Bemerkung über andere, die nicht seines politischen Glaubens sind, zeigen sich eine Gereiztheit und Bitterkeit und Geschäftigkeit, die an Fanatismus grenzen. In dieser Hinsicht ist es daher ganz unmöglich, sich durch seine Ansichten leiten zu lassen. Er hat keinen klaren Blick, und dies rührt nicht von einem Mangel an Sehkraft her, sondern von dem Umstande, daß seine Augen gerade zu jener Zeit gegen gewisse Erscheinungen blind waren, während sie andere nur in verzerrender Schärfe erblickten. Wie leidenschaftlich, wie gänzlich er von persönlichem Gefühle eingenommen war, zeigt sich an den Ausdrücken, welche er gegen diejenigen gebraucht, die in politischen Angelegenheiten nicht seiner Meinung waren; und dieser Zug ist bei Varnhagen auffallender als er bei einem andern sein würde, da in seinen früheren Schriften eine Güte, eine Eleganz und, möchte man sagen, eine Urbanität wahrzunehmen sind, welche ihn in hervorragendem Grade von allen Autoren seiner Zeit unterscheiden. Aber guter Geschmack und ruhig überlegendes Urtheil haben seinen Bestand vor dem sinnlosen Zulauf rasenden Parteigefühls; leider müssen sie diesem das Feld räumen. Aber obgleich wir jeden Leser ernstlich waruen möchten, auf Varnhagen's Urtheil über die lebenden, sich vor seinen Augen bewegenden Personen Glauben zu schenken, so unterschätzen wir doch den Werth seines Buchs als eine Tageschronik seines Zeitalters. Seine Thatfachen sind werthvoll, aber seine Commentare dazu sind nur zu oft werthlos.“ Mit Freuden begrüßt übrigens der englische Berichterstatter einige wenige Stellen, in denen der Verfasser, der alte Varnhagen, „placid and gentle as of yore“ sei oder in denen er sich als alter Mann melancholischen Betrachtungen über die von ihm geschiedenen Genossen seiner Jugend und seines Mannesalters hingibt. J. M.

Bibliographie.

de Baur, J. M., Humoristische Bilder der Zeit. I. Die Wunder des Malz-Extracts in 11 farbigen Bildern mit scherzhaftem Text. Berlin, A. Abelsohn. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Fabri, G., Die Stellung der Christen zur Politik. Eine religiös-politische Betrachtung. Barmen, Langewiesche. 12. 10 Ngr.

Frementle, W. M., Leben und Wirken des früh vollendeten Spencer Thornton, Pfarrer zu Wendover. Aus dem

Englischen. Mit einer Vorrede von E. Stähelin. Basel, Spittler. 8. 24 Ngr.

Gauss, C. F., Werke. Herausgegeben von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1ster Band. Göttingen. Gr. 4. 6 Thlr.

Gleich, H., Charakterbilder aus der neueren Geschichte der Tonkunst. Zwei Bändchen. Leipzig, Neesburger. 8. 1 Thlr.

Herbert, L., Napoleon III. und sein Hof in Anekdoten und Charakterzügen. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoefel, E., Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Kessel, O. von, Senniges von Treßendorf und seine Zeit. Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten von Brandenburg. Mit drei photo-lithographirten Plänen und einem Holde. Stenbal, Franzen u. Große. Gr. 8. 1 Thlr.

Lepp, G. Graf zur, Insaren-Buch. Mit 12 farbigen Bildern, gezeichnet von G. Arnold und E. Burger. Potsdam, Döring. Lex.-8. 7 Thlr.

Reinhardt, G., Schulze und Müller's Reiseabenteuer in Teplitz, der sächsischen Schweiz und Dresden in acht Bildern. Poesse mit Gesang in drei Acten. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Reigel, R., Natur-Bilder. 50 Gebichte. Mannheim, Schneider. 1862. 16. 8 Ngr.

Schlechta-Waschard, O. Freih. von, Walachei, Moldau, Bessarabien, die Krim, Taman und Asow (in der Mitte des vorigen Jahrhunderts). Ein topographisch-ethnographischer Beitrag zur Kenntniss der damaligen Türkei. Aus dem Türkischen übertragen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Schüren, J. H., Bilder von Schulmännern aus alter Zeit für Schulmänner der neuesten Zeit. Donabrüd, Nachhoff. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Sudow, E. M. von (Emma Riebold), Befreite Herzen. Novellen. Berlin, Grote. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Varano, E. M., Quittie ou double. Ein historischer Miniatur-Roman. Berlin, Lassar. Gr. 8. 26 Ngr.

Vogt, G., Nord-Fahrt, entlang der norwegischen Küste, nach dem Nordkap, den Inseln Jan Mayen und Island, auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von G. Berna in Begleitung von G. Vogt, H. Hasselhorst, A. Grefly und A. Herjen. Mit einem wissenschaftlichen Anhange, 3 Karten, und 50 theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselhorst. Frankfurt a. M., Jügel. Lex.-8. 5 Thlr.

Voigt, J., Geschichte der Ballei des deutschen Ordens in Böhmen. Aus urkundlichen Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Arnim-Boydenburg, Graf, Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushalts. Berlin, Stilke. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Edhardt, L., Ludwig Uhland. Gedächtnisrede an der Uhlandfeier des Gacilienvereins in Karlsruhe am 9. Februar 1863. Karlsruhe, Dielesfeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Gindely, A., Der erste österreichische Reichstag zu Linz im Jahre 1614. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 4 Ngr.

Preußen und der Nationalverein. Leipzig, Fries. 8. 6 Ngr.

Schmettau, H. von, Der 17. März 1813. Ein Wort an die Jugend unseres Vaterlandes. 1ste u. 2te Auflage. Berlin, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischendorf, C., Die Anfechtungen der Sinai-Bibel. Leipzig, C. F. Fleischer. 8. 5 Ngr.

Veranstaltet von Hermann Warggraf.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. April beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattefinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Geseß“ mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Neue Romane

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Andreas, Wilhelm. Leibniz. Ein Lebens- und sitten-
geschichtlicher Roman aus der Verrücktenzeit. Zwei Theile.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carion, Franz. Der letzte Habsburger und seine
Tochter. Historischer Roman. Zwei Theile. 8.
Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gieseke, Robert. Otto Ludwig Brook. Erzählung.
Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Guthkow, Karl. Der Zauberer von Rom. Roman
in neun Büchern. Zweite wohlfeile Auflage. In
achtzehn Bändchen zu 10 Ngr. Erstes bis drittes
Bändchen.

Horn, Moriz. Dämonen. Roman. Zwei Theile.
8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jung, Alexander. Rosmarin oder die Schule des
Lebens. Roman. Fünf Theile. 8. Geh. 6 Thlr.
20 Ngr.

Müller von Königswinter, Wolfgang. Vier Bur-
gen. Deutsche Adelsgeschichte. Zwei Theile. 8.
Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Prutz, Robert. Oberndorf. Roman. Drei Theile.
8. Geh. 4 Thlr.

Schwarz, Marie Sophie. Roman. Aus dem Schwedi-
schen von August Kresschmar. 8. Geh. Bisher sind
erschienen:

Der Mann von Geburt und das Weib aus
dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei
Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit.
Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei
Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei
Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fermann Schmid's neuestes Werk!

In **E. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohsolt)
in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen
zu haben: -

Der Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

von
Fermann Schmid.

3 Bände. Eleg. broschirt. Preis 5 Thlr., oder 8 fl. 18 Kr.

Bei **H. Chr. Fr. Enslin** in Berlin ist soeben erschienen:

Die

Deutschen Freiheitskriege

in

Liedern und Gedichten.

Mit ein-, zwei- und dreistimmigen Weisen.

Von

Ludwig Erl.

4 Bogen. Gr. 8. Geh. 3 Sgr.

Die obige Sammlung enthält die schönsten Gedichte von
Schenkendorf, Körner, Arnst, Rückert u. a., welche auf jene
Helbenzeit Bezug haben, theils zum Singen, theils zum Decla-
miren. Obgleich vorzugsweise den Zwecken der Schule gewid-
met, dürfte dies Buch doch auch jedem Deutschen eine willkom-
mene Gabe sein, zumal der Preis ein ungemein wohlfeiler ist.

In **E. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohsolt)
in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen
zu haben:

Die sieben Raben.

Ein Gedicht

von

Louise Ploennies.

Miniatúrausgabe. Eleg. broschirt 25 Ngr., oder 1 fl. 21 Kr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein katholischer Reformator der neuesten Zeit. Von Franz Sandvoß. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“. Von Karl Zimmer. — Aus Friedrich Jacobs' Briefwechsel. Von Hermann Warggraf. — Aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Von Rudolf Sonnenburg. — Zur Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes. — Notizen. (Eine Charakteristik Uhland's von August Stranget: Goethe als Vater des Realismus; Zwei französische Urtheile über Schaffpeare.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein katholischer Reformator der neuesten Zeit.

Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenberg's. Von Joseph Bed. Freiburg im Br., Wagner. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Unsern Bericht über vorliegendes Werk leiten wir wol am zweckmäßigsten mit folgenden demselben entlehnten Worten ein:

Wären die baseler Beschlüsse zur wirklichen Ausführung gekommen, wäre überhaupt diese erleuchtete Versammlung in ihrem reformatorischen Streben von den weltlichen Regierungen nachdrücklich unterstützt worden, insbesondere hätte einer der schwächsten der vielen Schattenregenten, die seit dem Ausgange der großen Hohenstaufen auf dem deutschen Kaiserthron vegetirten, das baseler Council nicht den Intrigen der römischen Curie verfallen, oder vielmehr hätte dieser Friedrich III. nicht die gute Sache der deutschen Nation an den Papst verrathen, so würde diese im 16. Jahrhundert nicht in zwei feindliche Lager sich gespalten haben, zu einer Kirchentrennung wäre kein Bedürfnis gewesen und der deutschen Nationalität wäre nicht die tiefste Wunde geschlagen worden, an der sie fortwährend verblutet.

In diesen Worten ist der von unsern Politikern nicht genug gewürdigte Grundschaden bezeichnet, die Krankheit, welche das Mark des deutschen Lebens zerfrisst, sodas unser Vaterland der hohlen Weide am Wache gleicht, von der Rädert singt:

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Vort' umrüstet.
Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwebet,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehört.

Welcher Protestant, der nur nicht bei den negativen Vorurtheilen gegen jenen unkatholischen Katholicismus verweilt, den Blick ängstlich hütet vor einer unbefangenen Betrachtung unserer kirchlichen Ent- oder Verwickelung, sollte nicht, anstatt immer von neuem die Grenzschleiden

aufzusuchen, lieber das wesentlich Christliche, wie es sich trotz aller Verkümmern national auszubilden strebt, in wahrer Vaterlandsliebe zu fördern suchen? Welcher Katholik sollte nicht heute mehr denn je sich gemahnt fühlen, die Verunstaltungen des kirchlichen Lebens, deren starres Festhalten von selten der usurpirten römischen Geistesdespote jene Schreibung hervorrief, von sich zu werfen, umzukehren zu den verfassungsmäßigen demokratischen Formen der, wie nie etwas in der Welt, demokratisch gemeinten christlichen Brüdergemeinschaft? Diese Vaterlandsliebe, lebhafter je größer und allgemeiner das geliebte Vaterlandes Noth und Zerrissenheit ist, muß das Banner aller werden, die aus religiöser Knechtschaft, sei es einer geschlossenen Kirchenmonarchie, sei es verbohrtter Päpstelein oder verjunkterter Kirchenregulatoren, unser armes Volk erlösen wissen möchten; sie macht den Katholiken zum wahren Protestanten, sie den Protestanten zum wahren Katholiken.

Ein Mann, dessen ganzes Leben dieser Vaterlandsliebe ausschließend gehörte — und es war Leben, nicht Verkümmern in der Studirstube, thätigstes Eingreifen in die Gestaltung des nicht durch seine Schuld so jammervoll unvollendet gelassenen politischen Baues, den die Staatskünstler und Staatsphysiker in Wien zu Wege brachten, aufopfernde Pflichterfüllung in der Bisthumsverwaltung, ein Leben voll Anpflanzung und Bildung, voll Kampf und Entfagung, auch in der Dauer ausgezeichnet, denn die Vorsehung erhält gern das Einzige bis zur Hoffnung der Frucht —, ein solcher Mann war Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, dessen Leben und Wirken auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen der babilische Hofrath Joseph Bed dem deutschen Volke erzählt.

Ein deutsches Buch! Wir können es nicht besser bezeichnen, als indem wir auf dasselbe anwenden, was in Nr. 32 d. Bl. f. 1862 von dem Biographen Wendelssohn's gesagt ward. Der Geist des Verfassers ist derselbe Wessenberg'sche, den er durch diese innere Verwandtschaft am

reinften zur Anfchauung bringt. Wäre nicht das ganze Buch Beweis dafür, fo wiefen wir auf das Kapitel hin, womit das dritte Buch, „Wefenberg's nationalkirchliche Bestrebungen 1811—1860“ eingeleitet wird: „Kirche und Nationalität, oder Einheit der Kirche und Freiheit des kirchlichen Lebens der Nationen“, aus dem wir die eingangs angeführten Worte entlehnten und hier noch eine Stelle mittheilen wollen, die zu richtigem Verftändniß des nationalen Katholicismus auf proteftantifcher Seite beitragen wird. Nachdem die „unverantwortliche Usurpation“ der römischen Bifchöfe geſchildert, das Scheitern der altkirchlich-reformatorifchen Bewegung, die zuerft in Paris (Peter von Alli, Johannes Verſon), dann auf den Kirchenverfammlungen zu Konftanz (1414—18) und Baſel (1431—43) zum Ausdruck kam, auf dem Tridentinum (1545—63) und weiter die jeſuitiſche Reaction in lebhaften Zügen dargeſtellt ſind, fährt Beck fort (S. 166 fg.):

Indeſſen hat es gegen dieſe verderbſchwangere Richtung in der katholiſchen Kirche nie an einer heilſamen Gegenwirkung geſehlt. Seit den Tagen der erleuchteten Kirchenverſammlungen des 16. Jahrhunderts, auf welchen das beſſere kirchliche Bewußtſein im Namen des hiſtoriſchen Rechts der Kirche und der Nationen einen ſo energifchen Proteſt gegen die päpſtliche Usurpation erhob, gibt es in der katholiſchen Kirche eine rechte und linke Seite, jene für den päpſtlichen Abſolutismus, dieſe für die Freiheit der Kirche, wie ſie durch die altkatholiſche Kirchenverfaſſung verbürgt iſt, ſtreitend. Wenn die ultramontanen Ultras das mittelalterliche Papſthum mit all ſeinen Auswüchſen gleichſam als ihre Religion bekennen, und daher ſiets fertig ſind, jenem alles andere, was die menſchliche Bruſt bewegt, ſelbſt die natürlichen Gefühle für das eigene Land und Volk, zum Opfer zu bringen, nur damit ihr kirchliches Ideal, ſtarre Uniformität durch abſolute Autorität eines einzigen, verwirklicht werde, ſo nimmt die Verfaſſungspartei gegen all dieſes einen grundſätzlich verſchiedenen Standpunkt ein. Sie ſagt nämlich nach chriſtlicher Anſchauung die Kirche als einen lebendigen Organismus auf, der nach den allgemeinen Geſetzen der Entwicklung ſich ausbildet. Denn die Kirche gleicht dem Senfforn, das erſt unter mannichfachen Wandlungen zum Baum heranwächſt. Das Leben der Kirche iſt daher auf ſeiner Stufe vollkommen, noch iſt jene an eine Entwicklungsphaſe unbeweglich gebunden. Doch wechſeln nur die Formen, das Weſen bleibt. Dieſes unter allem Wechſel der äußern Erſcheinung Bleibende, alle Jahrhunderte Durchbauende, das, was immer, überall und von allen (von der Geſamtheit) geglaubt wurde, iſt der weſentliche Gehalt des chriſtlichen Glaubens und Lebens. So verſteht die Verfaſſungspartei das Einheitsprincip des Katholicismus, d. i. die Glaubenscontinuität der Kirche mit ihrer Vergangenheit und Zukunft — ganz im Gegenſatz zum Ultramontanismus, der die Einheit in der äußern Erſcheinung ſucht und darum auch nur in ſtarrer Uniformität findet. Aus dieſem Mißverſtand des kirchlichen Principes gehen alle ſeine Irrthümer und Mißgriffe, ſoweit dieſe nicht in menſchlichen Leidenschaften ihre nähere Quelle haben, hervor, nämlich ſeine blutigen Glaubensverfolgungen und Inquiſitions-tribunale in alter, ſeine antiſocialen und antinationalen Tendenzen in neuer Zeit.

Ungern brechen wir ab. Höchſt beherzigenswerth iſt der Nachweis, wie die ſo verſtandene Kirche ſowol die Gewiſſenſfreiheit unangetaſtet, als auch eine Autorität beſtehen läßt, die dem ſubjectiven Raiſonnement Schranken ſetzt. Damit aber der Proteſtant nicht erſchrecke, wenn hier das Princip der Autorität, wie wir meinen, mit allem Fuge, geltend gemacht wird, damit eben nicht

„eine maßloſe Uebertreibung des proteſtantiſchen Principes der Subjectivität in modernem Geſchmack“ eintrete, ſo ſei daran gemahnt, daß die kirchliche Gemeinſchaft ohne es gar nicht beſtehen kann, ſowenig wie ohne Geſetzgebung die politiſche, daß aber freie wiſſenſchaftliche Forſchung, ja die dreifache Kritik des jeweiligen Glaubensinhalts dadurch nicht nur nicht ausgeſchloſſen, ſondern um ſo mehr geboten iſt, wie ja auch der Staat einer Kammer bedarf, deren Mitglieder als Bürger zu treuer Haltung des Geſetzes verpflichtet, doch als Abgeordnete zugleich zu ſteter Prüfung, zu Verwerfung, Ausbau oder Umbildung des beſtehenden Geſetzes berufen ſind. So beſteht Autorität neben freier Entwicklung, oder richtiger, erſt durch die freie Entwicklung wird ſie wahre Autorität, d. i. eine ſolche, der jeder einzelne ſich freiwillig unterordnet.

Ignaz Heinrich von Wefenberg war geboren am 4. November 1774 zu Dresden, aus einer im Breßgau begüterten alterthümlichen Familie. Faſt ſechsbundachtzigjährig ſtarb er am 9. Auguſt 1860. Das Beſte an ſeiner Jugendbildung that der Vater Philipp, „ein Edelmann im beſten Sinne des Wortes“. Der Unterricht über die Rechte trübte im zehnten Jahre den heitern Sinn des Knaben. Mit Recht bemerkt der Verfaſſer: „Dies Frühbeichten wird leicht zur Schlange im Paradiesgarten kindlicher Unſchuld.“ Früh ſah er den innern Verfall kirchlicher Inſtitute, Abteien, in denen nur Küche und Keller noch den alten Ruf bewahrten, ſeltener, wie in St. Gallen und St. Blaſen auf dem Schwarzwalde rühmliche Ausnahmen; für die ſchöne Schweiz und ihr freies Volk gewann er eine nie erloſchene Vorliebe. Culturhiſtoriſch intereſſant iſt die Mittheilung, daß Freiburg, obgleich Sitz einer Univerſität, eines Gymnaſiums und mehrerer Regierungſcollegien, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch keine Buchhandlung beſaß.

Daß die anbrechende Morgenröthe der Freiheit in Frankreich den lebhaften Knaben tief bewegte, iſt natürlich, aber daß ihn die traurigen Verirrungen nicht irre machten an der guten Sache, ein Beweis ſeines früh geſteigerten Charakters. Wefenberg's eigene Familie wurde durch den Verluſt eines betvächſigten Theils ihres Einkommens und Beſitzes betroffen.

Daß dem ſittlich unverbundenen Jünglinge, in deſſen Familie als poliitiſches Ideal Kaiſer Joſeph II. geehrt ward, nicht wohl werden konnte auf der Jeſuitenſchule zu Augſburg (St. Salvator), die mit geiſtloſer Dreffur zur „Latinität“ abſichtliche Fernhaltung aller wahren und freien Bildung bezweckte, daß er ſich nach freierer Luſt und Bewegung ſehnte, die er in Dillingen fand, macht ſeinen Jugendlauf demjenigen Schiller's verwandt. In Dillingen hatte die Kantſche Philoſophie eifrige Pflege gefunden. Der milde Michael Saller und andere treffliche Männer lehrten hier. Heinrich und ſein Bruder ſollten bald empfinden, was jeſuitiſche Intriguen vermögen. Die freiſinnige dillingenſche Schule ward, beſonders durch den Freiherrn von Duminique, den „unwiſſenden, nur durch ſeine Frivolität und Fruchſei bekannten Hofmann“, bei

dem Kurfürsten Clemens August von Triet verschwärzt, und indem niedrig gestimmte Schüler zum Zeugniß gegen ihren Herrn Lehrer benutzt wurden, der mißliebige Saller in ungnädigster Form entlassen. Die Brüder zogen zur Fortsetzung ihrer Studien nach Würzburg, wo die Univerſität durch die Fürsorge des Bischofs Franz Ludwig von Erthal zu hoher Blüte gelangt war. Neben der Theologie trieb Heinrich auch juristische Studien und zugleich öfneten sich ihm die hier zusammengefloßenen höhern Gesellschaftskreise, die viele Emigranten unter sich zählten. Am entscheidendsten wurde die Bekanntschaft mit dem Coadjutor von Mainz und Konstanz, Karl Theodor von Dalberg. Im Leipziger „Centralblatt“ wurde unserm Verfasser der Vorwurf gemacht, daß er diesen so viel gescholtenen Mann in zu günstigem Lichte erscheinen lasse. Wir müssen gestehen, daß auch uns ein Gefühl des Aergers überkam, als wir lasen, wie er später die Sache seines Freundes Wessenberg schwächlich im Stiche ließ; aber im ganzen halten wir doch ein milderes Urtheil über ihn, wie über den König Friedrich August von Sachsen für geboten. Man muß in solchen Zeiten allgemeiner Schwankung und Auflösung nicht sofort einen schwachen Charakter auch für einen boshaften und verrätherischen halten. Von König Friedrich August sagt Wessenberg:

Er gerade war einer der wenigen deutschen Fürsten, der in Bezug auf das französische Kaiserthum einzig der nicht abzuwendenden Gewalt nachgab und sich durch seine Lodungen des großen Nachhabers bewegen ließ, auch nur eine Quadratmeile vom Gebiet eines andern deutschen Fürsten zur Vergrößerung seines eignen anzunehmen. Das Großherzogthum Warschau war ihm im Posener Frieden 1806 förmlich aufgedrungen worden.

Mögen wir also auch nicht zu hart über einen Mann richten, von dem der langjährige Freund, der seine Fehler am persönlichsten empfand, Wessenberg selbst doch nur sagt:

Bohimeinad, wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein, und ward es niemand, wollte alle befriedigen, und befriedigte niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er nimmer zu lösen vermochte. Alle meine Bemühungen, ihn vor diesem Labyrinth zu behüten, waren vergeblich. Dies fiel mir doppelt schmerzlich!

Als im Sommer 1796 Jourdan nach Franken vorrückte, zerfiel die glänzende würzburger Gesellschaft und auch die beiden Brüder vertauschten Würzburg mit Wien. In dem Eintritt in Wien bedurfte es damals, so verlangte die Weisheit des Ministers von Thugut (ein merkwürdig euphemistischer Name!), einer speziellen Regierungsanweisung für jeden aus dem „Reich“.

Die Vorlesungen boten wenig Interesse, außer Dantonsmaier's; dafür wurden die Privatstudien, besonders auf der Bibliothek, mit erhöhtem Eifer betrieben. Das äußere Leben war sehr einfach, der größte Aufwand wurde für Bücher gemacht.

In Wien war er Zeuge der tiefsten Niedergeschlagenheit infolge des übeln Ausgangs des Kriegs in Italien und bald nach geschlossenem Frieden (Campo-Formio, 17. October 1797) der alten Lustigkeit des Volks. Dabei begann er „nirgendso einer gesunden deutschnationa-

len Auffassung der Lage“: „jeder dachte nur an sich, niemand an das Reich“. Wed sagt:

Nichts gleicht der Wuth, mit der in jenen Tagen von kirchlicher Seite in Tagesblättern, Broschüren, auf der Kanzel und im Beichtstuhl gegen die in den Friedensschlüssen von Basel und Campo-Formio vorgesehene Maßregel der sogenannten Säkularisation oder der Abschaffung des bisherigen kirchlich-weltlichen Regiments im Reiche zu Felde gezogen wurde. Hierbei ist nur so viel gewiß, daß die Welt seitdem keinen Schaden erlitten.

Dalberg war damals in Wien, um den Intriguen des säcularisirten Kurfürsten von Triet entgegenzutreten, der als „Entschädigung“ für von ihm verschuldete Verluste die Gebiete des Fürstbischöfs von Konstanz und des Fürstbischöfs von Rempten durch Dumnique beanspruchte. Dalberg, als Abgesandter des ersten, hatte Einfluß genug, dieses Spiel zu verhindern. Zur Würdigung seines politischen Verhaltens dient die Note S. 57 fg.

Im Frühsommer 1798 bezog Heinrich mit seinem jüngern Bruder als konstanzener Domherr, wiewol noch nicht actives Mitglied des Capitels, das ihm dabeist zur Verfügung stehende Haus und lag aufs eifrigste, mehr als seiner Gesundheit zuträglich war, Studien ob, die ihn für den künftigen Beruf vorbereiten sollten. Wie groß seine Pläne angelegt waren, zeigt der freilich liegengeliebene Versuch, alle Fächer der Philosophie in einer Wissenschaftslehre zu bearbeiten. Ein in Druck gegebenes jugendliches Gedicht „Epistel über den Verfall der Sitten in Deutschland“ fand zwar Beifall bei Dalberg, Johannes Müller, Denis u. a., aber es war auch hinreichend, den jungen Mann bei dem Kurfürsten von Triet zu verdächtigen, dem er jedoch, als er zur Vermeidung des Kriegslärms im Sommer 1799 nach Augsburg kam, durch edeln Freimuth wieder gewann. Da er ward zum Beisitzer der geistlichen Regierung ernannt. Hier war jedoch kein Wirkungskreis für ihn, da eine finstere Reactionspolitik in dieser Behörde herrschte.

Daher war es eine günstige Fügung zu heißen, als der im Januar 1800 auch zum Fürstbischöf von Konstanz ernannte Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, unsern Wessenberg zum Generalvicar seines neuen Bisthums, nach sorgfältiger Verständigung über Pläne und Bestrebungen für die Zukunft, ersah.

Seitdem vereinigte ein inneres und äußeres Band zwei Männer, die in voller Hingabe der Seele an ihren Beruf zur Förderung der höchsten Güter des menschlichen Lebens sich die Hände gereicht, und die durch Adel der Gesinnung und Lauterkeit des Strebens, selbst dort, wo sie geirrt, so viel Liebe und Achtung verdienen, als nur irgendein Mitglied unsers schwachen Geschlechts mit Recht in Anspruch nehmen kann.

Eine Erkrankung seines Oheims führte Wessenberg vorerit nach Regensburg, wo er über ein Jahr blieb, und da dessen Haus der Mittelpunkt der preussischen Partei war, genau von den Absichten einer vollständigen Säkularisation unterrichtet wurde, wie man sie in Paris, Berlin und Petersburg betrieb. Wir wissen schon, wie sehr im allgemeinen Wessenberg gegen die weltliche Gewalt der Kirche war, aber ruhig zusehen durfte er nicht, daß zur Befriedigung gemeiner Ländergüter ein offener Raub vollführt werde; ihm mußte daran liegen, „solche Stipu-

lationen zu erhalten, wodurch die Selbständigkeit der deutschen Kirche gesichert und zugleich die Interessen der Humanität und Bildung gefördert wurden". Am meisten Bestimmung fand Wessenberg bei der Schwester der Königin Luise, der Fürstin von Thurn und Taxis. So drang endlich die Meinung durch, es müsse von den drei Kurwürden wenigstens Mainz erhalten bleiben.

Vor allem kam es aber auf eine nationale Selbständigkeit der Kirche an. Diese Ansichten sprach der noch amtlöse junge Mann muthvoll aus. Mit Billigung seines Oheims verfaßte er ein Memorandum in diesem Sinne und fand Bestimmung bei Dalberg und dem Fürstbischof von Regensburg und Freisingen. Die eble Sache blieb bei der Schwäche der geistlichen Fürsten ohne Erfolg, man stellte „das ganze Friedensgeschäft vertrauensvoll an kaiserliche Majestät anheim“.

Das war eine bittere Erfahrung. Bald ekelte ihn das diplomatische Treiben, kopf- und herzlos, wie es war. „Meinen Lebensberuf“, sagt er, „hatte ich schon damals fest ergriffen. Eine wahre Verbesserung der kirchlichen Zustände war die höchste Idee, für deren Verwirklichung ich mit Sinn und Kraft zutraute.“

Im August 1801 verließ Wessenberg Regensburg, um vor dem Antritt seines geistlichen Amtes eine diplomatische Mission für Dalberg in der Schweiz zu übernehmen, wo das centralisirende System Schwierigkeiten in Betreff der Bisthumsverwaltung hervorgerufen hatte. Es kam darauf an, „das Kirchengut vor bedrohlichen Eingriffen zu sichern“ und das öffentliche Vertrauen zu gewinnen.

Ueber den Zustand des Bisthums Konstanz, ein interessantes Stückchen Kirchengeschichte, verweisen wir den Leser auf das Buch selbst. Hier nur eine statistische Notiz. Die katholischen Bewohner des Bisthums in den deutschen und schweizerischen Theilen betrugen 1½ Million, mit 2365 Weltgeistlichen, 1220 nicht bettelnden Mönchen, 906 von Bettelorden und 2117 Nonnen, auf je 233 Personen ein Kleriker!

Mit steigendem Interesse lesen wir die schöne Darstellung der unermüdeten, wahrhaft väterlichen Sorgfalt Wessenberg's für die bis dahin ganz vernachlässigte Berufsbildung der Geistlichkeit; wie er Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften durch staunenswerthe Arbeitskraft, Vertrauen und Liebe durch Aufgeben des herrischen Tons der barbarisch stillirten Ausfertigungen erzeugt, wie er durch herzogwinneude Milde und treueste Erfüllung des Weinlichen und Langweiligen die Rässigen beschämt, gelehrte und freisinnige Männer an sich zieht mit möglichster Schonung der unbrauchbaren früheren; das alles sind Dinge, die weit über den Bereich der katholischen Kirche hinaus muster gültig sein dürfen. Wissenschaftliche Bildung und dadurch gehobene sittliche war sein Hauptziel. Jeder Theologie Studierende, jeder Geistliche wird sich an der hohen Idee, die Wessenberg von seinem Berufe hatte, erheben und angeregt fühlen. Unser Verfasser sagt im Geiste Wessenberg's:

Der geistliche Beruf ist darum ein vor andern schwieriger,

weil er nicht bloß, wie überhaupt jeder Beruf, einen gewissen Kreis von Kenntnissen zu seiner Voraussetzung hat, sondern der Natur der Sache nach ein Anderes und Höheres verlangt. Jeder andere Beruf kann als eine bloß äußerliche Aufgabe, als ein übernommenes Amt, noch mit Geschick und Erfolg behandelt werden; nicht so der geistliche Beruf. Dieser fordert den ganzen Menschen, die volle Hingabe der Seele an die hohe und schöne Aufgabe, die er auferlegt. Wer das Evangelium und seine welterlösende Liebe lehren soll, also seinen Mitbrüdern ein Tröster und Berather in ihrem tausendgehaltigen Elend sein will, der muß vor allem jene Liebe des Erldfers, sein Erbarmen und seine Milde im eigenen Herzen tragen; wer die höchsten Wahrheiten, worauf das Heil der Menschheit beruht, vor seinen Mitmenschen vertreten soll, der muß selbst zu echtem geistigen Leben erwacht sein, um eine Leuchte für andere und das Salz für die Gemeinde zu werden. Solche echte Geistesweihe, oder das wirkliche Theilhaben an den großen Wahrheiten, die das geistliche Berufsgebiet als ein heiliges und heiliges vor allen andern auszeichnen, kommt nicht von außen, kann überhaupt nicht mitgetheilt werden. Sie ist des Menschen eigene That, an der er unablässig schaffen muß, einmal durch fortgesetzte Studien zur Erfrischung und Nahrung des Geistes, dann und noch mehr durch aufrichtiges Kampfen gegen die Selbstsucht des eigenen Innern und gegen die Lust und Hossart der Welt.

Diesen hohen Zweck zu fördern, widmete Wessenberg die angelegentlichste Sorge dem Seminariumswesen und besonders dem leider jetzt aufgehobenen Meersburg, das er zum „Ausgangs- und Stützpunkt seiner geistigen Neuschöpfung“ erhob. Heilsamen Einfluß übte die Strenge, mit der auf Erfüllung des von ihm bekannt gemachten Studientermin gehalten ward, das keinen zuließ, der nicht einen ordentlichen philosophischen Coursus mit gutem Erfolg vollendet hätte. Zur Fortbildung der in trostlosem Zustande überkommenen Curatgeistlichkeit wurden den unfähigen Dekanen jüngere tüchtige Männer beigegeben, beständige bischöfliche Commissarien ernannt wegen des Verkehrs mit verschiedenen weltlichen Regierungen, ferner als besonders fördernd Pastoralconferenzen eingerichtet, die nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht bald Vortreffliches zeitigten (seit 1804 „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz“, von Wessenberg 25 Jahre hindurch redigirt), sondern auch Vorschläge zu Verbesserungen und Reformen nach dem in der Kirche vor allem mit Fug anzuwendenden Grundsatz des Selbstgovernment. Literarische Lesevereine, Kapitolbibliotheken, Preisfragen und Concursprüfungen kamen dazu, um eine Saat zu säen, in die gar bald die römische Curie ihr Unkraut streuen sollte.

Nicht minder angelegen ließ sich der treffliche Mann die Sorge für die Volksschule sein. Die zeitgemäße Umgestaltung des Schul- und Unterrichtswesens in Baden, theilweise in der Schweiz, ist „ohne Uebertreibung geredet, hauptsächlich Wessenberg's Schöpfung“. Wessenberg war ein Freund Pestalozzi's, und in dessen Schule gebildete Geistliche wurden das Salz seiner Diocese. Ueberall sehen wir in Wessenberg den wahren Vaterlandsfreund, der die Uebel unserer Zeit an der Wurzel angreift. Weder sagt:

Gegen diese geistige Noth unserer Lage kann bei den jetzigen Bildungszuständen der Staat als solcher nichts oder wenig thun, die Kirche, d. i. die Geistlichkeit, will nicht helfen, weil

Hierarchen sowenig wie Junker je angethan sind, sich selbst zu reformiren. Nur von der wachsenden Einsicht aller Besonnenen und Bessern im Volke, kann und wird seinerzeit eine rettende That zu erwarten sein.

Nun vorläufig, meinen wir, ist es ein Scandal, wenn nicht überall da, wo Volksovertretungen bestehen, auf das allerentschiedenste und unablässig die Regierungen auf diese wichtigsten Institute hingewiesen und zu großen Leistungen angehalten werden. Aber freilich, solange in dem „intelligenten“ Preußen von Ministermunde die Ausgaben für das Heer die productivsten genannt werden, werden wir uns wol mit Bed der wachsenden Einsicht getrüben müssen.

Mit klarem Blicke erkannte Wessenberg, daß der katholische Arianismus im öffentlichen Gottesdienste der Verstandesfreiheit und Würde entbehre; er war so kühn, die verdrängte Mutter Sprache in ihre heiligen Rechte zurückzuführen, damit einem freilich wohlberechneten Unfug feinernd, gegen den sich schon das deutsche Herz Karl's des Großen empört hatte. Es heißt S. 135:

Auf vernünftig menschlichem Standpunkte, also auf dem Boden des Christenthums, kann es keinem Streite unterliegen, daß die Verdrängung der Volkssprachen aus dem Volksgottesdienst und der anschließliche Gebrauch eines fremden unverstandenen Idioms nicht bloß eine schwere Verirrung, sondern auch eine schwere Verhändigung am heiligen Geiste des Evangeliums ist.

Das deutsche konstanzer Gesangbuch ist zum größten Theil Wessenberg's Werk, und wenn wir auch nicht im Stande sind, mit dem Verfasser Wessenberg den Dichter in unsere Bewunderung einzuschließen, noch weniger ihn als den religiösen Dichter der neuern Zeit aufzufassen, so schätzen wir doch die hohe Absicht. Es ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß weder Klopstock noch Herder, und vollends die reactionäre Kirchlichkeit der jüngsten Zeit gar nicht, noch die aufgeklärte katholische Welt irgend Ersprißliches im Kirchenliede hat produciren können. Klopstock bildete sich und seinem Vater ein, es sei ihm gelungen. Der Grund des vergeblichen Ringens liegt, scheint uns, darin, daß das Leben des Volks nicht sowol dem religiösen entfremdet, als vielmehr auf dem Wege ist, mit Verlassung der engen dogmatischen Formen der Vergangenheit sich den im vorigen Jahrhundert nur scheinbar unabhängig von dem bisherigen religiösen Leben ausgebildeten sittlich-intellektuellen Gehalt anzueignen, daß bei der Schroffheit der bestehenden Kirche jedoch, der protestantischen in nichts weniger als der katholischen, dieser Gehalt, von dem allein eine neue Phase der religiösen Dichtung sich Wärme und Form holen kann, als etwas Feindliches empfunden wird, daß man daher nicht anders als durch eine Art edeln Schmuggels, den auch Wessenberg treibt, für die Kirche dichten kann, eine Art, die aber nichts wahrhaft Unmittelbares erzeugen läßt. Ueberall merkt man bei diesen Dichtern die Absicht, sei sie noch so edel, und man wird verstimmt. Wessenberg wollte nichts gemein haben mit den Deutschkatholiken und Freigemündern, und sie sind allerdings nur ein nachträglicher populärer Niederschlag des Rationalismus des vor-

gen Jahrhunderts; aber wenn es wahr ist, daß dieser Rationalismus doch nur auf theologischer Seite bestand, daß seiner Seichtigkeit und Unwissenschaftlichkeit der volle positive Gehalt unserer Classiker zur Seite steht, wenn es wahr ist, daß in ihnen für lange Zeit die Summe deutscher Gesinnung und Gesittung gegeben ist, soll nicht die religiöse Neubildung, der Wessenberg sich bewußt war entgegenzuarbeiten, sich an sie anschließen? Soll nicht naturgemäßer die Kirche den höchsten Gehalt des sittlich-religiösen Lebens in sich aufnehmen? Oder soll es sich abgelebten Formen zu Liebe selber verstümmeln? Sehr schön sagt der Biograph Wessenberg's an mehreren Stellen, daß der vernünftig menschliche Standpunkt der des Christenthums sei. Stand Lessing, standen Goethe, Schiller und Herder auf einem andern? Solange der Zwiespalt besteht zwischen dem stets vergrößerten Heile der Nation, der sich dieses Humanismus erfreut, und der unversöhnlichen Kirche, heiße sie wie sie wolle, solange ist an keine religiöse Vorliebe zu denken. Bed bemerkt über die reformatorische Aufgabe sehr treffend (S. 314):

Einmal ist — im Gegensatz und unter Aufgeben aller unfruchtbaren theologischen Scholastik — zu dem biblisch-praktischen, d. i. zu dem religiös-sittlichen Christenthum zurückzukehren und die Erneuerung der Kirche im Geiste und nach dem Urbilde der apostolischen Zeit und ihrer einfachen Einrichtungen anzustreben. Sodann muß die reformatorische Bewegung mit dem geistigen Leben und den nationalen Interessen des Volks selbst in innige Beziehung und lebendige Wechselwirkung treten, um zunächst die besten der Nation für sich zu gewinnen, um dann allmählich ihre läuternde und reinigende Anziehungskraft auf alle Schichten des Volks zu üben.

Sagen wir zu viel, wenn wir unsere obige Behauptung eine Consequenz dieses in Wessenberg's Griffe Geschriebenen nennen?

Man täusche sich nicht. Wessenberg war gewiß ein Reformator im kleinen, aber zum großen Reformator fehlt ihm doch der ganz unbefangene Sinn, und wenn auch das nicht, der durchschlagende befreiende Thatendrang, der die Schiffe hinter sich verbrennt, wenn er gelandet. Möglicherweise, daß wir von seinen Freunden hören: ja, und deshalb steht er uns so hoch. Wir glauben, daß durch eine Reformation im Sinne Wessenberg's nur die Vorarbeit geleistet wird; aber wohl uns, wenn die Kirche aus sich heraus so treue, so gewissenhafte Vorarbeiter erzeugt. Sie allein vermögen die kirchlich indifferente Bildung zu mahnen: verwerft nicht mit den Auswüchsen den lebendigen Keim!

Schon zu lange verweilen wir bei dem reichen Inhalte des freimüthigen Buchs. Noch bliebe der interessanteste Stoff zu erwähnen, vor allem die Thätigkeit Wessenberg's auf dem Wiener Congress und die paradigmatisch zu nennenden Verhandlungen des vielfach verflagten Mannes mit der römischen Curie; paradigmatisch in der Person dieser Regierung, deren fast vollendeten Sturz, eine langsame aber gerechte Nemesis, der Greis noch erlebte; paradigmatisch in dem ehrenfesten, ruhigen Betragen des Helden. Mit Beschämung gestanden wir uns, als wir den katholischen Prälaten so kennen lernten,

der für die Bundesacte das Gesetz der gleichen Berechtigung aller Confessionen im Bundesgebiete erwirkte, der mit tragischem Geschick bei der Erbarmlichkeit der deutschen Regierungen vergeblich für die nationale Selbstständigkeit der Kirche rang, daß wir ihn als einen der edelsten Diplomaten nicht kannten. Und wie viele mögen ihn nicht kennen. Mögen sie alle diese Beschämung, die wir empfanden, sich erkaufen durch die lohnende Lectüre dieses Volksbuchs. Möchte es vor allem dazu beitragen, die Kluft zwischen Katholicismus und Protestantismus auszufüllen und die Gesinnung eines der edelsten Katholiken zu einer katholischen, d. i. allgemeinen zu machen.

Die Darstellung Beck's ist zwar etwas breit zuweilen, doch prunklos, leicht und fesselnd. Einige Provinzialismen wollen wir nicht sowol rügen, denn sie sind keineswegs Sprachunrichtigkeiten, als vielmehr notiren. „Nicht so fast — als vielmehr“ ist ganz identisch mit „nicht so wol“, denn „fast“ ist „sehr“ (non tam — quam), aber es klingt uns ungewohnt. „Mit Verbannung ihrer Theilnahme“ wäre so übel nicht für das längere: „indem er sich bedankte für“; „ich berufe an das Ehrgefühl aller biedern Deutschen“ ist ganz trefflich für „appelliren“; „ehervorig“; einen „anköbern“; „die Kehre machen“ für „einkehren“; einen an einen Ort „verbringen“; der „Beschrieb“ für die „Beschreibung“; „Sichtigung“.

Da wir einmal solche Kleinigkeiten erwähnen, wollen wir aber bemerken, daß uns in den 500 Seiten des Buchs auch nicht ein Satz auffiel, der sonst leider so häufige unverbesserliche logische Fehler zeigte. Der Verfasser bewährt sich als ein denkender Schriftsteller, der überall weiß, was er sagen will, und der etwas zu sagen hat.

Franz Sandvoß.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuchs“.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Hft. 15 Mgr.

Seitdem die Wissenschaft der Geschichte zu dem Bewußtsein gelangt ist, daß sie zur vollen Entwicklung ihrer Belehrungskraft die guten und bösen Gestaltungen des Lebens sowol der Menschheit als der einzelnen Völker und deren Staaten in ihrer Totalität erfassen müsse; seitdem ihr ferner die Ueberzeugung geworden ist, daß sie der Wahrheit zu Liebe vor keinem Resultat ihrer Forschung zurückschrecken dürfe; seitdem ihr endlich die Pforten zu den umfangreichsten, entferntesten und selbst geheimsten Quellen ungleich weiter geöffnet worden, als es einstens der Fall war: seit dieser Zeit hat sie eine Vielseitigkeit gewonnen, welche dem classischen Alterthum ebenso unbekannt war als unserer eigenen Vergangenheit. Darum darf aber auch kein einzelner wägen, daß ihm Zeit und Kraft genug gegeben sei, um das große Ganze der Geschichte, wie es uns sich bereits offenbart, nach allen Seiten hin beherrschen zu können: die Theilung der Arbeit ist auch auf diesem Gebiete eine Nothwendigkeit geworden. Die große historische Gesellschaft, die bekanntlich in Mün-

chen ihren Sitz hat und unter Ranke's Präsidium ihre Beratungen hält und Entschlüsse faßt, liefert den thatsächlichen Beweis für diese Behauptung. Allein noch eine andere Seite, wodurch die gegenwärtige Historiographie sich von der frühern unterscheidet, müssen wir in Betracht ziehen. Die ältere Geschichtsschreibung beurkundet nämlich bei der Darstellung und Beurtheilung der politischen Thatfachen, zumal solcher, in denen die Persönlichkeit und Bestrebungen der Fürsten sich abspiegelt oder auch, und zwar noch mehr bei der Charakteristik der letztern selbst, entweder eine gewisse Befangenheit oder geradezu Parteilichkeit; sie wagt sich nicht oder nur höchst schüchtern an die Majestät des Fürstenthums.)

Das ist in den neuern Tagen anders geworden. Die Majestät der geschichtlichen Wahrheit hat den Sieg über die des Fürstenthums davongetragen. Welche Verdienste in dieser Beziehung sich Schloffer erworben habe, wissen alle Sachkundigen. Er war wie nicht gar viele von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Geschichte ihren Segen für die Menschheit nicht durch Lüge oder Schmeichelei, sondern einzig und allein durch die Offenbarung der Wahrheit zu entfalten vermöge. Darum gehörte er aber auch nicht zu denen, welche nur in den Gräbern der Väter wühlen, um ihre Sünden bloßzulegen, dieselben aber sofort wieder zudecken, wenn sie auf Tugenden oder Verdienste stoßen. Es haben aber zur Neugestaltung der Historiographie nicht bloß umfangreiche gelehrte Werke beigetragen, sondern ganz besonders auch eine unübersehbare Menge von Specialforschungen, Biographien und Monographien. Denn wie selbst das größte Gebäude nicht allein aus Werkstücken aufgeführt wird, sondern auch kleinerer Bausteine bedarf, besonders solcher, die der Verwitterung am wenigsten unterworfen sind, so kann auch der Bau der Geschichtswissenschaft dergleichen kleinere Elemente nicht entbehren. Zu einem solchen Vergleiche gibt namentlich auch das seit einem Menschenalter erscheinende „Historische Taschenbuch“ von Raumer Veranlassung; es bildet dasselbe eine Sammlung von Bausteinen, deren gar viele der Verwitterung nicht unterworfen sind. Die Sammlung, die dem gebildeten Freunde der Geschichte in dem neuesten Jahrgange geboten wird, besteht aus folgenden Monographien:

1. Deutsche Königswahlen. Von Wilhelm Gottlieb Solban.
2. Die Gaskelheit im Mittelalter. Von Jakob Falke.
3. Stizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum. Von Heinrich Amus.
4. Ueber die Urzeit der Indogermanen. Von Ferdinand Justi.
5. Das Blücherdenkmal in Moskau und Goethe's Theilnahme an diesem Werke. Mit 24 Briefen Goethe's.

Der Verfasser der ersten Monographie: „Deutsche Königswahlen“, W. G. Solban, der sich ebenso wol durch seine größern Werke: „Geschichte des Herkunftsprocesses“, „Ge-

*) Wie namentlich der Ältere Moser dabei weglam, daß er diesen Rath hatte, ist bekannt genug. Und Schöcher hätte wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt, wäre er nicht Professor in Göttingen gewesen, d. h. hätte er nicht unter englischem Schutz gestanden.

schichte des Protestantismus in Frankreich" u. s. w. als auch durch mehrere Beiträge zu vorliegendem Taschenbuch vortheilhaft bekannt gemacht hat, und den wir politisch durch seine Stellung in der darmstädter zweiten Kammer gekennzeichnet finden, hat ein Kapitel aus der deutschen Geschichte gewählt, das unsern Wissens noch von keinem Geschichtsschreiber so ausführlich und so gründlich nach Quellen und Handschriften behandelt worden ist.^{*)} Das Kapitel ist allerdings schmachtvollen Inhalts, wirft häßliche Streiflichter auf die deutsche Geschichte, namentlich im ausgehenden Mittelalter, aber befeunungsachtet ist seine Behandlung ein Verdienst und mit Belehrung verbunden. Verdienstlich ist die Arbeit des Verfassers, weil sie unser historisches Wissen vermehrt, aber auch belehrend, weil sie den schlagenden Beweis führt, daß es ebenso wie in Griechenland und Rom in Deutschland zum Verderben führte, daß Fürsten und Staatsmänner mit dem Heiligsten ihren Spott trieben und sich nicht entblödeten, mit ihrem Gewissen zugleich das Recht und das Wohl des Volks zu verschandeln. Eine solche Schmach in ihrer ganzen Blöße aufzudecken, dazu hat die Geschichte nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht zur Lehre und Warnung für alle Zeiten, Völker, Fürsten und Staatsmänner! Und mit patriotischer Wärme ruft unser Verfasser aus, nachdem er jene Schmach geschildert:

Es liegt vor uns das Deutsche Reich, ein schwer erkrankter Körper, stülisch und politisch angegriffen in seinen edelsten Organen, verrathen und verschachtet von seinen berufenen Hütern, angeheuet von persöhnlicher und dynastischer Selbstsucht, ein Lammeklop der bodenlosen Corruption, bald auch eine fast wechelse Deute des Auslandes. Und so weit war Deutschland ganz vornehmlich durch sein Wahlsaisertum gekommen. Dabei führt auch noch fernerhin das gewählte Oberhaupt mit dem Reiche nicht weniger schlecht als dieses mit ihm, bis endlich beide nur noch ihre eignen Schatten waren.

Der Verfasser fährt, in der Geschichte die Weltregierung erkennend, weiter fort:

Aber alles steht in einer höhern Hand. Auch das Wahlsaisertum ist heimgegangen, unbeslagn von der Nation und hingeopfert von seinem eignen emancipirten Kinde, dem Particularismus; und auch dieser Particularismus selbst, dessen in der Zeit gegebene vorübergehende Mission wir nicht verkennen wollen, steht sich in seiner Selbstüberschätzung bereits das Urtheil gesprochen, indem er schon keinen Sachwalter mehr findet, der ihn unter seinem wehren Namen vertreten will. Hoffen wir, daß Deutschland, gekütert durch die Feuerkautse der Noth, rechtzeitig die Mittel finde, wie es sich erreichte und bewahre vor dem alten Erdbübel des Reichs, der scheinbaren Einheit bei wirklicher Zersplitterung!

Und welcher echt deutsche Mann, weß religiösen oder politischen Glaubens er auch sein möge, könnte diesem Wunsche seine Zustimmung versagen? Unerwähnt können wir aber Folgendes nicht lassen. Während bei den Wahluntrieben nach Maximilian's I. Tode und bei Gelegenheit der von der spanisch-österreichischen Partei beabsichtigten Erhebung Ferdinand's I. zum römischen Könige^{**)} Gild

und selbst Meinelb eine häßliche Rolle in der Mitte deutscher Fürsten spielten, hielten die beiden Wettiner Friedrich der Weise^{*)} und sein Bruder Johann der Bekändige, trotz zudringlicher Versuchungen, Hände und Gewissen rein.

Unser Verfasser, dem Beispiele Ranke's folgend, führt ebenso ausführlich als gründlich den Beweis, daß die genannten Wettiner einer schönen Dase vergleichbar in einer Wüste heillosen Entfittlichung dastanden. Wie gewissenlos spielten die meisten der Kurfürsten mit dem Eide, den dieselben vor jeder Königswahl nach der Goldenen Bulle zu leisten hatten! Um schließlich unsern Lesern wenigstens ein kleines Bild zu geben von den Mitteln, die man angewendete, um Stimmen zu gewinnen, so möge Folgendes hier einen Platz finden. Die beabsichtigte Wahl Ferdinand's zum römischen Könige erregte namentlich die Eifersucht Baierns. Der Herzog Wilhelm machte die größten Anstrengungen, diese Wahl zu vereiteln. Zuerst sagte ihm der Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1529) schriftlich seine Stimme zu. Dafür versprach ihm der Baiernherzog durch einen ausgestellten Revers: die lutherische Lehre völlig auszurotten, Privilegien, Ämter und Stille zu bestätigen, 100000 Goldgulden für einmal und einen lebenslänglichen Jahrgelalt von 5000 zu zahlen, die beiden Messen von Frankfurt nach Mainz zu verlegen, bei den Ständen soviel als möglich zu erwirken, daß der Kurfürst wegen seiner Schulden nicht gemahnt werde, bei dem Papste zu bevormworten, daß derselbe auf Lebenszeit die Facultates Legati a latere in seinen drei Stiftern mit der Vergleichungsbezugnis für alle vom Papste zu vergebenden Prälaturen, Kanonikate und Präbenden erhalte, und einen Coadjutor auf beliebige Bedingungen annehmen dürfe, verschiedenen Räten und Beamten nach vollzogener Wahl Geschenke zu machen, auf der nächsten frankfurter Messe 12000 von den 100000 Goldgulden vor auszubezahlen und noch verschiedenes Andere. Bekanntlich hatten Wilhelm's Bewerbungen keinen Erfolg, aber die 12000 Gulden wenigstens strich doch der genannte Kirchenfürst ein. Um das Maß der Schmach bei dergleichen Bestechungsmitteln voll zu machen, so gingen die letztern nicht selten über die Kräfte und über den Willen der Versprechenden hinaus; selbst Karl V. war in letzterer Beziehung nicht rein. Die Kosten, welche erforderlich waren, um die Wahl dieses Kaisers durchzusetzen, werden zu 852189 rheinische Gulden veranschlagt. Und welche Summen hatte nicht Franz I. von Frankreich nach Deutschland gesendet, um seinen Rivalen den Weg zum deutschen Königsthron zu versperren! Daß die bedeutendsten und einflussreichsten Fürsten sich bei diesem Geschäft nicht übel fanden, liegt auf der Hand. Uebrigens liegen die Anfänge der Bestechung solcher Fürsten in der letzten Zeit der Hohenstaufen. Ward es aber etwa besser, als das Haus der Habsburger vor dem der Bourbonen in Deutschland unter Ludwig XIV. zurücktrat? Keineswegs.

^{*)} Ranke's J. B. hat in seiner „Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter“ mehr Andeutendes als Erschöpfendes über die Corruption der deutschen Fürsten jener Zeit.

^{**)} Auf diesem zweifachen Gebiete bewegt sich vorzugsweise die Abhandlung unseres Verfassers, obgleich sie auch weiter zurückgreift.

^{*)} Der einzige Fall, der diese Behauptung widerlegen könnte, ist von dem Verfasser vollständig beseitigt worden.

Die zweite Monographie unser^s Taschenbuchs: „Die Gastlichkeit im Mittelalter“, von J. Falke, führt den Leser zwar ebenfalls nach Deutschland, aber nicht nach dem Deutschland des Verberbnisses, sondern nach dem der Naturwüchsigkeit, der Unbesangenheit und des frischen Lebensgenusses. Daß auch Frankreich, England und der skandinavische Norden von dem Verfasser mit herbeigezogen werden, versteht sich von selbst durch den Zusatz „im Mittelalter“. Die Möglichkeit einer so trefflichen und interessanten Arbeit, wie die des Verfassers ist, läßt sich nur aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Dichtungen des Mittelalters erklären: in früherer Zeit hätte eine derartige Arbeit nicht geliefert werden können. Man könnte zwar, äußert der Verfasser, an der Zuverlässigkeit dieser Dichtungen Anstoß nehmen, da sie theils gänzlich unhistorischen und oft märchenhaften Inhalts sind, theils geschichtliche Persönlichkeiten und Begebenheiten mit einem sagenhaften Gewande bis zur Entstellung umhüllen; aber für die Kultur sind sie ein treues Spiegelbild des Lebens. Sie gleichen darin den Bildern, mit denen sich ihre Manuscripte verzieren und die in unmittelbarer Treue, in natürlichster Wahrheit die Zeit und die Umgebung des Künstlers wiedergeben, wie unvollkommen sie auch sein mögen. Wie der Künstler seinen Figuren kein anderes Gewand leihen konnte, so vermochte auch der Dichter seinen sagenhaften Stoffen keine andere Haltung, keine andere Färbung zu geben, als er sie in seiner eigenen Zeit, in seinem eigenen Leben vorfand. Kurz, wir werden finden, daß das, was uns z. B. von Festen und Gastmählern und gastlichen Sitten in historisch beglaubigter Weise überliefert worden, dem nicht widerspricht, was uns die Dichter erzählen. Es ist aber ein Verdienst der Germanisten, daß sie wie die Gelehrten der altclassischen Philologie ihren Homer, ebenso ihr Nibelungenlied als historische Quelle zu benutzen gelernt und der Geschichtschreibung deren Werth überzeugend gelehrt haben. Zwar kann jede Dichtungsgattung, was für das Mittelalter nicht weniger eine Wahrheit ist als für das classische Alterthum, bis zu einem gewissen Grade eine historische Quelle sein, aber es liegt im Wesen des Epos, diese Befähigung vorzugsweise vor allen übrigen Dichtungsgattungen zu besitzen. Wer kann sich nicht, um dem Thema unser^s Verfassers näher zu rücken, aus der Odyssee ein Lied von der Gastlichkeit der ältesten griechischen Welt entwerfen? Gewiß. Dasselbe ist aber auch möglich für die Gastfreundschaft der ersten Hälfte des Mittelalters nach dem Nibelungenlied und den ihm verwandten Dichtungen; die zahlreichsten Farbenvorräthe sind zur Ausführung jenes Bildes in diesen Dichtungen enthalten. Aber auch der Charakter dieser Gastlichkeit — ist sie nicht ebenfalls ein kennzeichnendes Merkmal des Zeitgeistes? — folgte dem Gange der allgemeinen Kultur, die sich in dem ersten Jahrtausend und in dem Anfange des zweiten auch ferngefunden, aber doch primitiven, der Natur nahestehenden Zuständen herausgebildet und herausgearbeitet hatte.

Die Zeit, die man die höfische zu nennen gewohnt ist und welche die Blüte der mittelalterlichen Poesie und des Ritterthums in sich begreift, zeigt ein reiches Leben, und

dieses Leben überall in bestimmte Formen gegossen, welche die Gesellschaft gebunden halten. Sie bewegt sich darin, wie die heutige in dem ihrigen; wer auf Bildung Anspruch erhebt, darf sich ihr nicht entschlagen. Als sichtbare Gestaltung des Lebensinhalts fühlte man die Formen in ihrem Zwange nicht, und sie übten auch keinen, weil sie ihrem Inhalte entsprachen. Als aber mit dem sinkenden Mittelalter dieser Inhalt, das Leben sich änderte, die Ideen wechselten, als das Ritterthum zum Orden, die Poesie zur Reimerei wurde und man dennoch den äußern Schein festhielt, vermeinend, in ihm das Wesen zu haben; da erst wurden die Lebensformen zu Fesseln, die drückten, sie wurden zu Manieren, zum Ceremonial und zur Etikette. Wie wahr das sei, hat in der neuesten Zeit niemand besser und anschaulicher geschildert als Franz Löher im ersten Bande seiner „Jakobäa von Baiern“.

Zur Kennzeichnung des vielen Interessanten, welches der Verfasser bietet, möge Folgendes hier einen Platz finden. Nachdem der Verfasser entwickelt, wie verschieden die Gestaltung des Burgwesens in Frankreich und England von dem deutschen war, fährt er folgendermaßen fort:

Man erkennt in den größern Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts, wovon die Wartburg als ein Muster gelten mag, den altdeutschen Hof und inmitten das altdeutsche Haus wieder. Wir wollen nicht an die weithalligen norddeutschen Bauernhöfe erinnern, wo sie noch von alter echter Art sind, die alles unter einem Dache in einem ungetheilten Raum vereinigt, da uns das angelsächsische Beowulflied mit ihnen im Einklange eine klare Vorstellung erlaubt. Hier ist des königlichen Mittelpunkts, die Stätte des Empfangs und der Festlichkeiten, die große, weite Halle, ein freistehendes, erhöhtes Gebäude, zu welchem eine Freitreppe hinaufführt. Hier empfängt der Lehnsherr, hier theilt er die Geschenke und die Lehen aus, hier schnauft und trinkt man, daher sie auch die Reithalle heißt, hier auch werden zur Nacht die Betten und Lager für die Gäste aufgeschlagen. Gerade so ist es noch im Nibelungenliede, wo uns am deutlichsten in der Burg Egel's dieselben Zustände und Sitten wie im Beowulflied entgegenreten, dieselbe erhöhte Halle mit der Freitreppe wie Heobgar's gehörnter Prachtfaal. Die Grundeinrichtung hat die Wartburg treu bewahrt, wo uns das sogenannte Landgrafenhaus noch heute die Lehn's- und Festhalle des 12. Jahrhunderts repräsentirt, wenn auch die Freitreppe nicht mehr vorhanden ist. Auch die übrige Anlage, die Vertheilung der verschiedenen Gebäude nach ihren besondern Zwecken, ist noch auf das deutlichste zu erkennen, trotz der vielen Veränderungen, die später stattgefunden haben. Die Sitten und der Luxus der höfischen Zeit, die fortgeschrittene Architektur, sowie die Nothwendigkeit eines festen, wehrhaften Sitzes haben freilich im Detail die Physiognomie der Halle bedeutend umgewandelt. Sie hat statt des einen Geschosses zwei und drei Stockwerke erhalten, man hat sie zum Theil im Innern geschieden und so dadurch Wohn- und Schlafzimmer geschaffen, die ursprünglich nicht mit ihr in Verbindung waren; man hat sie andererseits der Befestigung dienbar gemacht, sie selbst zum festen Hause umgewandelt und, wie das Landgrafenhaus zeigt, ihre eine Wand einen Theil der Ringmauer bilden lassen. Dem entsprechend ist auch die Halle in den deutschen Dichtungen der höfischen Zeit complicirter in ihrer Einrichtung geworden. Wir begegnen ihr unter dem Namen palas und sal, welche beide unzähligmal ohne Unterschied für den Saal und das ganze Gebäude gebraucht werden. Wir finden sie noch einfach als Erdgeschos, daß Voten und Gäste hineinreiten können direct vor des Fürsten Sitz, wir finden sie erhöht mit mächtiger Freitreppe und auch mit mehreren

Gefloßen in Verbindung mit Saßzimmern, mit der Bohnung, den Franen- und Schlafgemächern. Weit seltener ist es, daß die Dichtwerke Beschreibungen von Palästen geben, welche die Grundlage des altfranzösischen Donjon an sich tragen¹⁾, doch finden sich auch solche in den der Fremde entnommenen Stoffen, wie z. B. der Thurm des Admirals in „Flore und Blancheflore“, der drei Gewölbe übereinander hat und eine Menge Wohnzimmer einschließt. Solche hässliche Bauten und weiträumige Burgen konnte freilich der einfache Ritter nicht aufführen. Die kleinern Verhältnisse gestatteten ihm meistens nur ein besitztes Haus, auf dessen Anlage und Beschaffenheit das Terrain bedeutend einwirkte. Ein Felsenneß z. B. gewährte nicht die Freiheit wie eine Burg in der Ebene, sondern mußte sich genau der Gestalt des Felsens anschließen. In Bezug auf die Bohnlichkeit aber haben auch sie darin das Gleichartige, daß sie nicht in viele Zimmerchen zertheilt sind, sondern einen einzigen möglichst großen Raum enthalten, der oft allen Zwecken genügen mußte. Er war Wohn- und Speisezimmer; in ihm schlief die Familie und auch der Gast; in ihm war zuweilen auch die Küche, sodaß das Feuer des Herdes zur Zubereitung der Speisen diente und das Zimmer heizen mußte. So war es allgemein in der holländischen Periode. Später gegen den Ausgang des Mittelalters traten zwar hierin Veränderungen ein, wie man auch den Grundplan der großen Burgen ausgab, aber zu einigermaßen behaglicher Bohnlichkeit und bequemer anständiger Einrichtung brachte es der kleine Adel im Mittelalter auf seinen festen Häusern nicht. In der Häuslichkeit, in reicher und reichlicher Ausstattung, an diesem Schmelz des Lebens war ihm der wohlhabende Bürger im 15. Jahrhundert bereits weit voraus.²⁾

Zum Schluß glauben wir Folgendes nicht unausgesprochen lassen zu dürfen. Die Abhandlung Falke's ist ganz besonders unserer studirenden Jugend zu empfehlen: sie vermag aus derselben zu lernen, welche schönere, gesunder und ergiebiger Kern in unsern altdeutschen Dichtungen liegt. Wir theilen schon längst mit gar vielen die Ueberzeugung, daß unsere wissenschaftliche Jugend nur dann erst wieder wahrhaft gesund wird, wenn man ihr einen größern Antheil an der gesunden Kost der besten Nationaldichtungen des Mittelalters zukommen läßt.

Während wir nun über die dritte Abhandlung „Stimmen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum“, von H. Amund, mit der anerkennenden Bemerkung hinweggehen, daß sie namentlich auf Weder's „Gallus“ und Vögtiger's „Sabina“ geknüpft in ansprechender und klarer Weise ein an sich gelehrtes Thema dem Laien ebenso anziehend als verständlich macht, wollen wir bei der vierten Monographie „Ueber die Urzeit der Indogermanen“, von F. Zupfi, etwas länger verweilen. Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, auf welchem sich der Verfasser bewegt, sind infolge gelehrter Forschungen so große Veränderungen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vor sich gegangen, daß der ältere gebildete Laie mit den Gesichtspunkten, die man ihm vielleicht in seiner Jugend zur Orientirung gezeigt hat, sich nicht mehr zurechtfinden kann. Und der Schüler muß womöglich nach den neuesten Lehrbüchern der Geschichte greifen, um nicht in Gefahr zu gerathen, Falsches oder

Veraltetes zu lernen. Es ist von Interesse, zu fragen, welche Wissenschaften eine solche Umgestaltung auf jenem Gebiete herbeigeführt haben; die Frage ist in Kürze dahin zu beantworten, daß die Ethnologie und Ethnographie, die Sprachvergleichungswissenschaft (Linguistik), die Archäologie des Orients und Occidentis und endlich selbst die Geologie sich gegenseitig die Hand gereicht haben; ohne das Gedeihen dieser Wissenschaften und ohne die Verbrüderung derselben würden Untersuchungen über „Die Urzeit der Indogermanen“ geradezu als müßige bezeichnet werden müssen.

Wir bedauern, daß der Verfasser, der unverkennbar mit den einschlagenden Resultaten wissenschaftlicher Untersuchungen sich ziemlich vertraut zeigt und nicht minder die Gewandtheit besitzt, Gelehrtes in leichter und verständlicher Sprache darzustellen, seiner Abhandlung nicht eine etwas größere Ausdehnung gegeben hat. So z. B. ist der Abschnitt über das Paradies etwas zu karglich ausgefallen. Die höchst interessanten Resultate Spiegel's über dieses Thema waren ihm wol schwerlich unbekannt. Ebenso können wir in der Abhandlung keine Andeutungen finden, daß ihm die Werke von Röth, Ros und Braun, die einen ganz neuen Verhältniß Griechenlands zum Orient aufstellen, genauer bekannt gewesen oder von ihm benutzt worden seien. Uns will es bedünken, als habe sich der Verfasser noch zu sehr von Otfried Müller und seiner Schule beherrschen lassen. Indes es kann uns hier um so weniger einfallen, eine gelehrte Polemik zu eröffnen, als wir das Verdienstliche der vorliegenden Abhandlung anzuerkennen keinen Augenblick Anstand nehmen. Die Geschichtswissenschaft unterschreibt aber Folgendes, was der Verfasser in dem Abschnitte „Zeit der Auswanderung“ gesagt hat, mit voller Bereitwilligkeit:

Wann die Auswanderungen anhuben, läßt sich nicht bestimmen; hier muß man nach Jahrtausenden rechnen: jedenfalls liegt der Zeitpunkt hinter aller Geschichte. Welche Reihe von Jahrtausenden müssen wir vor den Zeiten Homer's annehmen, um die Vollendung seiner Gedichte begreifen zu können; wie lange Jahrhunderte waren zu einer Umwandlung griechischen und indischen Volksgeistes, wie er dem Ursprunge gegenüber in den ersten Zeiten des Auftretens beider Nationen und entgegentritt, nothwendig, wenn wir die gewaltige Kluft zwischen indischen und griechischen Wesen erkennen! Wie lange Zeit, um bei der jähren Stabilität des Körpertypus auch die physischen Unterschiede beider Nationen sich entwickeln zu lassen; und wenn man uns hier die Verschiedenheit des heißen und gemäßigten Klimas, die verschiedene Erdoberfläche mit Recht einwenden kann, wie lange Zeit müssen wir ansetzen, um uns den Gegensatz griechischer und römischer Sitte und Anlage — wo jene Einwendungen keine Kraft haben — begreiflich zu machen! Beide Nationen haben noch lange nach der allgemeinen Trennung und Auswanderung zusammengewohnt, ihre Sprachen gehören unter sich näher zusammen als mit andern des indogermanischen Stammes, und wie konstant ist der römische und griechische Charakter geblieben, seitdem wir ihn kennen, selbst bis in die Zeiten des Verfalls hinein! Die Menschheit ist bedeutend älter, als man meist glaubt; hat man doch 39 Fuß tief im Nilschlamm verstreut einen ziegelfarbenen Thonscherben gefunden, dessen Alter nach den Beobachtungen, welche man über die Ansiedlung von Schlammschicht durch die Nilüberschwemmungen angestellt hat, und die herausstellen, daß dieser Strom alle 100 Jahre $3\frac{1}{2}$ Linie Schlammschicht ansetzt, sich auf 13375 Jahre belaufen muß. Diese Zahl

¹⁾ Die bewährte Grundlage des Donjons ist der mächtige, feste Thurm, basirt auf Abwehr und Sicherheit gegen einbrechende Raubhorden.

²⁾ Wir haben diese Stelle aus doppeltem Grunde gewählt; denen, welche die Wartburg sehen, zur Erinnerung, denen, die dieses Bild nicht sehen, zu möglichem Verständnis in der Vorstellung.

ist noch sehr gering im Vergleich zu den Zahlen, welche dem Geologen als ziemlich sicher gelten, nach denen die geringste Zahl für das Alter der Menschheit 35000 Jahre sind. Wenn wir ferner bedenken, daß fast allen Völkern die Erinnerung an eine Einwanderung schon in den ältesten Zeiten, wo sie in der Geschichte auftreten, abhanden gekommen ist, daß ferner die Völkerwanderungen, sobald sie nicht durch äußere Anstöße, wie Kriegen, Einbrechen von feindlichen Völkern, ungezügelter werden, außerordentlich langsam vor sich gehen, so werden wir nicht weit genug in jene uns so wenig bekannten Urzeiten zurückgreifen müssen, um für die Indogermanen die Zeit ihrer Trennung festzustellen. Aber wie überraschend erscheint uns dann wieder, daß die Sprache, diese wunderbare und in ihrem Ursprunge so geheimnißvolle Schöpfung des menschlichen Geistes, durch die Wechsel der Jahrtausende unverändert nur wenig verwittert, hindurchgegangen ist!

Bzüglich der letzten Monographie „Das Blücherdenkmal“ u. s. w. sei einleitend Folgendes bemerkt: zunächst läßt sich auch aus der vorliegenden Angelegenheit entnehmen, daß Goethe keineswegs so kalt sinnig gegen patriotische Gesinnungs offenbarungen war, wie man ihm bekanntlich von gewissen Seiten vorgeworfen hat; Johann liefert der vorliegende Briefwechsel abermals einen Beleg für die nach den verschiedensten Richtungen hin ausgreifende und einflußreiche Thätigkeit Goethe's, sowie dafür, daß er über alle Gegenstände, mit denen er in Berührung kam, die Lichtstrahlen seines hellen Geistes zu verbreiten wußte. Die Sache aber selbst ist einfach diese. Im August 1814 las man in öffentlichen Blättern eine anonyme Anzeige aus Rostock, der Geburtsstadt Blücher's, wegen eines demselben zu errichtenden Denkmals. Der Fürst Blücher erhielt Kunde davon. Er schrieb deshalb an den Magistrat in Rostock folgendermaßen: „Aus den öffentlichen Blättern ersehe ich, daß sich die von mir so innig geliebte Stadt meiner erinnert. Ich finde nicht Worte, dem Magistrat und sämtlichen Einwohnern von Rostock meinen Dank auszudrücken, wie ihn mein Herz fühlt.“ Der Gedanke fand bald allgemeinen Anklang sowohl bei der Ritter- und Landschaft der beiden Mecklenburge als auch bei den beiden Fürsten. Goethe ward über das Denkmal zu Rathe gezogen; dadurch entspann sich ein lebhafter Briefwechsel nach mehreren Seiten hin, namentlich mit Herrn von Preern, der vorzugsweise die in der fraglichen Angelegenheit erforderlichen Geschäfte übertragen erhalten hatte. Dem berühmten Schadow in Berlin ward die Ausführung des Denkmals zugesprochen. Goethe folgte der Sache mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, wie aus seinen Briefen hervorgeht, und verfaßte die bekannte Inschrift. Am 26. August 1819 erfolgte die Einweihung des Denkmals. Blücher starb bald darauf am 12. September.

Karl Zimmer.

Aus Friedrich Jacobs' Briefwechsel.

Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Götter. Mit einer Skizze von Götter's Leben herausgegeben von Heinrich Dünker. Leipzig, Dyt. 1862. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heinrich Dünker, eifrig und unablässig bemüht um Entdeckung nachgelassener Briefschaften, hat einen neuen Fund an dem Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und seinem treuen Schüler Franz Götter gemacht. Derselbe

bietet manche interessante Seiten. Unseres Wissens sind dergleichen Veröffentlichungen aus dem streng philologischen Kreise bisher nicht gerade häufig gewesen, und zwar fällt der hier vorliegende in jene merkwürdige Zeit, wo man in Deutschland selbst schon auf den Gymnasien das Studium der griechischen Sprache zum Schaden anderer Disciplinen bis zu einer schädlichen Höhe trieb und in dieser Hinsicht an die Schüler die maßlosesten Ansprüche stellte, die sie nicht hätten erfüllen können, wenn man sich nicht dabei im allgemeinen doch mehr nur mit dem bloßen äußern Schein begnügt hätte. Hellenistischer sind wir Deutsche dadurch gerade nicht geworden, und konnten dies auch nicht, da die griechischen Autoren von den meisten Lehrern in ziemlich barbarischer Weise tractirt wurden. Im Gegentheil, unsere großen Dichter, die sehr wenig oder wie Schiller so gut wie gar kein Griechisch verstanden^{*)}, waren viel mehr vom hellenischen Geiste erfüllt, als die eigentlichen Gräcologen, die vom Rathherberab griechische Kunst und Poesie meist wie Anatomen einen Leichnam behandelten und unter deren Einflüssen die deutsche Jugend statt hellenischer nur immer barbarischer wurde; ja, den meisten dieser Jünglinge wurde durch diese Nothtaufe in der griechischen Grammatik und Syntax ein entschiedener Widerwille gegen alles Hellenische eingebläst; und der offenbare Beweis dafür liegt in der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß sich auch die deutsche Poesie immer mehr den Einwirkungen althellenischer Poesie entzog. Dies hätte nicht so der Fall sein können, wenn jene Gelehrten vom wirklichen hellenischen Geiste und von Anschauungen des Schönen und Idealen, wie es sich in der griechischen Kunst und Poesie offenbart, erfüllt gewesen wären. Wenn diese Anschauungen abgehen, stirbt die Poesie; und der offenbare Beweis dafür liegt in der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß sich auch die deutsche Poesie immer mehr den Einwirkungen althellenischer Poesie entzog. Dies hätte nicht so der Fall sein können, wenn jene Gelehrten vom wirklichen hellenischen Geiste und von Anschauungen des Schönen und Idealen, wie es sich in der griechischen Kunst und Poesie offenbart, erfüllt gewesen wären. Wenn diese Anschauungen abgehen, stirbt die Poesie; und der offenbare Beweis dafür liegt in der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß sich auch die deutsche Poesie immer mehr den Einwirkungen althellenischer Poesie entzog.

Diesen letztern Punkt hat der Herausgeber in der Einleitung zu vorliegendem Briefwechsel weniger hervorgehoben, dagegen bemerkt er sehr wahr und richtig:

„Leider zeigt sich die Klage nur zu gerecht, daß die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum, mit seinem Leben und seiner Geschichte, mit den herrlichen Werken seiner Dichtung und Kunst, mit dem reichen Vermächtniß seiner Weisheit bei den Fachgelehrten am wenigsten jene humane Gesinnung zu nähren

^{*)} Schiller's Bearbeitungen einiger Euripideischen Sachen sind bekanntlich feste, mit bewundernswerthem dichterischen Instinct verfaßte Umschreibungen lateinischer Uebersetzungen, und als Schiller im Jahre 1800 auf den Einfall kam, sich in seinen Nebenstunden etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, „nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik einige Einsicht erhalte“, erkundigte er sich bei Goethe nach der besten griechischen Grammatik und dem brauchbarsten Lexikon. Im übrigen waren jene Nachdichtungen Schiller's ein sehr geschicktes und gelungenes Manöver, denn sie verleihten ihm das Relief eines Griechischkenners und Gelehrten, womit er seinem Dichtertum zu Hülfe kam.

pflegt, von welcher man diese Studien zu benennen sich gewöhnt hat. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht allein in jener Keigbarkeit, welche übermäßige geistige Anstrengung auch in den gesunden Naturen erregt, er liegt ganz besonders in der falschen Richtung, welche von so vielen Philologen den Humanitätsstudien gegeben wurde und noch heute gegeben wird, wodurch die Philologie zu einem Tummelplatz beschränkter Rechthaberei und leidiger Klopffechtere, zu einer Schule dunkelhafter Annahme entwürdigt wird. Wen muß es nicht empören, wenn sich berühmte Philologen dazu hergeben, ihre Schüler mit den düstern Urtheilen über andere Gleichstrebende zu unterhalten, das von ihnen Gelesene zu verhöhnen und so die schöne Pflanze des jugendlichen Geistes, der zur reinsten Anerkennung alles Guten und Schönen angeleitet werden sollte, mit ihrem bösen Regelsinn zu verderben! Wo ein solcher Sinn die Schüler anweht, da muß jedes edle Gefühl allmählich abgestumpft, ärgster Dünkel statt wahrer Einsicht, Bildung und Humanität genährt werden, besonders wenn die Auffassung der Philologie eine so einschränkende ist, wie bei manchen bedeutenden Philologen unserer Tage! Statt in den Geist der Alten, ihr Leben, ihre Sprache einzubringen, beschäftigt man sich fast ausschließlich mit Wortkritik und den kleinlichsten, freilich zum Ausbau der Wissenschaft nötigen, aber nicht in den Vordergrund akademischer Belehrung zu stellenden Untersuchungen. Ehe man auch nur die Elemente der Kritik erlernt hat, ehe die Schüler den Schriftsteller, den man ihrem Messer unterwirft, gründlich kennen, ehe sie die dazu unumgängliche sprachliche und sachliche Kenntniß sich erworben haben, läßt man sie freischweg über das urtheilen, was der Schriftsteller gesagt haben könne, läßt sie über Sinn und Deutung, ja über Eht- und Unehtheit entscheiden, und man scheint sich nicht, die schwierigsten Fragen denjenigen vorzulegen, die zur Lösung viel leichter noch lange nicht genug vorbereitet sind. So lernen die Studirenden leichtsin über Dinge absprechen, die sie nicht verstehen, leben sich in jenen argen Dünkeln, in jenes widerwärtige Weben, in jene Verleugnung alles Aukandes und aller Bescheidenheit hinein, wovon wir so traurige Beispiele bemerken, und statt in die Hälle des Alterthums einzudringen, leben sie sich auf einem Fleckchen an, wo sie im beschränkten Lebensmuth herrschen, ohne zu ahnen, daß es die erste Pflicht des Philologen, sich auf seinem weiten Felde erst tüchtig nach allen Seiten umzusehen, daß bescheidene Vorsicht und edle Achtung die schönsten Tugenden des Jüngers der Wissenschaft.

Diese Bemerkungen des Herausgebers kann man sicherlich nur aus tiefster Ueberzeugung und von ganzem Herzen unterschreiben.

Einen solchen Philologen, wie Dünker ihn im Sinne hatte, schildert Göller in einem an Jacobs aus München den 17. December 1814 gerichteten Briefe mit folgenden Worten:

Mein Herr, der mich manchmal besuchte, habe ich nun näher kennen gelernt. Er ist außerordentlich gelehr, vorzüglich in den Epikern. Er hat eine eiserne Geduld. Seine Sammlungen sind so reich, daß man wol schwerlich viele, selbst alte Philologen entreffen möchte, welche so reich sind. Aber dabei ist Dünker unansprechlich pedantisch. Ein Philologe soll nichts wissen als Latein und Griechisch; ein Philologe soll selbst seine Muttersprache nicht verstehen, viel weniger eine andere neue Sprache. Ueber gewisse Männer ist er sehr aufgebracht, welche so gut deutsch schreiben, und wol gar über ganz unphilologische Gegenstände. Darüber stritten wir denn heftig miteinander: manchmal mußte er sich auch recht anlachen lassen, manchmal mußte er bittere Vorwürfe hören, daß er Gleichsamkeit über die Bildung setze, welche letztere doch die Frucht der ersten sein sollte.

Wohlthuend unter einer solchen Sorte von Philologen ist denn eine so anmuthige Erscheinung wie Friedrich

Jacobs, dieser nach Dünker's Worten „so milde als freisinnige, so umfassende als tiefe, so scharfsinnige als geschmackvolle Geist“. Und deshalb wird man auch die von ihm hier abgedruckten Briefe willkommen heißen, indem sich in ihnen die Milde und Anmuth seines Geistes, die Menschlichkeit seiner Gesinnung und die damit zusammenhängende Gewissenhaftigkeit, Behutsamkeit und zarte Berücksichtigung der Individualität anderer überall auf wohlthuendste offenbaren. An letzterer, nämlich an der Fähigkeit und dem guten Willen, die Individualität und die besondere Lage anderer zu respectiren, fehlt es heutzutage in betrübenem Grade, während man doch andererseits nur zu geneigt ist, sein eigenes Selbst und Selbstinteresse auf anmaßliche zur Geltung zu bringen und andere nur zu diesem oder jenem Zwecke zu benutzen. Bis zu einem gewissen Grade mag man sich übrigens diesen selbstischen Individualismus, insofern er nicht zu schroff, verlegend und andern schädlich auftritt, gefallen lassen; denn in dieser Welt hart aufeinander stoßender Interessen muß eben jeder sich seiner Haut, so gut es geht, zu wehren suchen.

Jacobs' Jugend fiel noch in jene schöne Zeit, wo Humanität noch das Stichwort der Zeit war, und wie viel wirkt nicht ein solches Stichwort und Zeitmotto! Das deutsche Volk war in der That etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die neunziger Jahre auf dem besten Wege, sich zu dem humansten und gefittetsten Volke Europas auszubilden, und selbst ein großer Theil des Adels und der Fürsten, sogar einzelne katholische Kirchenfürsten zeigten sich von einer wahren Leidenschaft ergriffen, Menschen unter Menschen zu sein und Reime menschlicher Bildung unter ihren Untergebenen und Unterthanen auszustreuen. Einflüsse von innen und von außen, die theils politischer, theils socialer Art waren, trafen zusammen, um dieses schöne Verhältniß zu stören, das Humanitätsstreben zu hemmen und das Individuum meist oder vorzugsweise nur nach Impulsen der Selbstsucht und eigennützigen Berechnung handeln zu lassen. Auch Philosophie und Wissenschaft hatten ihren Antheil an dieser Wendung. Der Eigendünkel, alles am besten zu wissen, alles am besten zu begreifen, alles am besten zu beurtheilen, nahm furchtbar überhand. Die kaum etwas gedämpfte deutsche Rechthaberei, wie sie sich schon zur Zeit der Reformation unter den theologischen Klopffechtern in so widerwärtiger Weise gezeigt hatte, bemächtigte sich der Vertreter der Wissenschaft und vor allen der Philologie, und es trat in dem Kreise der letztern nun jener Zustand ein, wie ihn Dünker in den oben angeführten Worten geschildert hat. Dazu bemächtigte sich der Geistes eine Unruhe, eine innere Unzufriedenheit, ein Ungenüge an den Verhältnissen, und sogar unter den bisher so bescheidenen Männern der Wissenschaft zeigte sich mehr und mehr die Sucht nach glänzender Lebensstellung, nach irgendeiner besonders in die Augen fallenden Auszeichnung. Die Wissenschaft und die einsame Forschung allein genügten den meisten nun nicht mehr.

Auch Friedrich Jacobs erlebte, noch im schönsten Man-

nedalter stehend, diese Wendung, die vielleicht kommen mußte, um größern Weltzwecken die Bahn zu brechen, die aber vieles Schöne zerstört und das innere Glück der Menschen und ihr harmonisches Verhalten untereinander schwer erschüttert hat. Selbst mit seinen unter seinen persönlichen Einflüssen gebildeten und mit ihm in fort-dauerndem Verkehr bleibenden Schülern wie Göller hatte er seine liebe Noth; immer muß er Göller's unruhigen, unzufriedenen, über seine gegenwärtigen Verhältnisse hinausstrebenden Sinn zu beschwichtigen, zu beruhigen, mit seinen Verhältnissen zu versöhnen suchen. Göller war z. B. mit seiner Stellung als Lehrer an der untern Klasse des münchener Progymnasiums höchlichst unzufrieden; da schreibt ihm Jacobs:

Sehen Sie auch Ihr Geschäft nicht als zu unbedeutend und unwürdig an. Wir alle haben wie diese Kinder angefangen, und wer von uns wünschte nicht, in diesem Alter einen treuen, wohlwollenden und über den Umfang seines Geschäfts hinaus unterrichteten Lehrer gehabt zu haben? Betrachten Sie ja diese Jugend nicht, aus der ja tüchtige Männer auch durch Ihre Hilfe emporwachsen sollen, noch geben Sie sich bei dem mühsamen, oft unbanbaren Geschäft der Ungebuld hin.

Das beste Muster hatte ja Göller an Jacobs selbst, an und über den er am 10. August 1811 aus Leipzig schreibt:

Sie schreiben mir, verehrter Herr, von den Freuden, die Ihnen der Schulstand geboten hat. Ich habe es oft bewundert, wie sehr Sie zum Lehrer geschaffen sind. Die nothwendigste Gabe, sich deutlich und schön auszudrücken, wahre Reigung für die guten Fortschritte Ihrer Schüler, jene Güte und Milde, die in Ihrem ganzen Wesen liegt, und vor allem Geduld und Nachsicht, dies alles muß wol Ihren Unterricht denen unvergeßlich machen, die das Glück hatten, ihn zu genießen.

Besonders ist Jacobs bemüht, seinem jüngern Freunde die Schwierigkeiten der Laufbahn als akademischer Lehrer vor Augen zu stellen; er bemerkt, daß man da „den Druck von vorn und von der Seite“ her und „den Krieg mit vorgefaßten Meinungen und mit der Indifferenz“ zu bestehen habe, und fährt dann fort:

Die Lage eines Privatlehrers auf Universitäten ist immer sehr precär, und meist in den Händen der Professoren, die nicht immer wohlwollend sind. Es ist gar nicht immer möglich, seine Verdienste und Kenntnisse geltend zu machen, und die Aufmerksamkeit der Obern auf sich zu ziehen; auch die Schriftstellerei, deren Erfolg ebenfalls dem Zufalle ausgesetzt ist, reicht dazu nicht immer hin.

Ein andermal begegnet er Göller's Klagen über die bairische Schuldisciplin mit den Worten:

Allerdings hat man wol in Baiern, wie im ganzen südlichen Deutschland, die Disciplin zu sehr mechanisirt; es mag auch wol sein, daß dieser Mechanismus die lebendige Liebe zu den Wissenschaften beeinträchtigt, und daß überhaupt viele aus ganz andern Gründen als den rechten studiren; aber dieses Uebel ist in Baiern nicht allein zu Hause; es hat vielleicht zu allen Zeiten und an allen Lehranstalten geherrscht, wenn schon die jetzige Zeit es durch ihre bekannten Gebrechen ganz vorzüglich begünstigt. Es ist unnütz gegen diesen schlimmen Geist zu sprechen und zu eifern, da er einen Balanz von Bedürfnissen um sich her hat, die für ihn streiten, und die unzähligen Diener der Gemeinheit in dem väterlichen Hause und auf allen Gassen; aber wie Liebe zur Tugend durch die Ausübung geweckt und genährt wird, so belebt sich auch eine reine Liebe zu der Wissenschaft durch ein tüchtiges und gründliches Wissen.

Von Interesse sind auch die durch Göller vermittelten Unterhandlungen mit dem leipziger Buchhändler Knobloch wegen Verlagsübernahme von „Rosaliens Nachlaß“, und auch hier zeigt sich Jacobs' zarte Gewissenhaftigkeit im schönsten Lichte; er schreibt z. B. aus Gotha am 15. Februar 1812:

Wenn ein Buchhändler kein Vertrauen zu einem Artikel hat, und man ihn doch zur Uebernehmung desselben berebet, so ist man für jeden Verlust, den er leidet, verantwortlich, wenn auch nicht vor der Buchhändlercommission, doch vor dem Tribunal des eigenen Gewissens; und ich würde nie einen Verleger ohne Erdröthen ansehen können, bei dem ich mich einer solchen Verschuldung bewußt wäre.

Man sieht, Jacobs war kein moderner literarischer Handelsmann, der selbst zum voraussetzlichen Schaden des Käufers seine Waare gebührend herauszustreichen weiß.

Als, schon im Jahre 1815, Göller eine Einladung bekam, im Preussischen eine Schulbediennung zu nehmen, schreibt Jacobs an ihn, daß er fürs erste die Anwendung seiner Kräfte seinem eigenen Vaterlande schuldig sei, das der wissenschaftlich Gebildeten nicht viele entbehren könne; er fügt aber auch hinzu:

Von der andern Seite ist es mir gar nicht mehr zweifelhaft, daß Preußen von neuem, mehr als je, der Sitz und Mittelpunkt liberaler Ideen werden und sich eines Aufschwungs der Wissenschaft und Bildung erfreuen wird, wie vielleicht kein anderer Staat.

Ueber sein stilles Gelehrtenleben in Gotha bemerkt Jacobs in einem Schreiben am 17. März 1811:

Verkehr habe ich mit wenigen Menschen, wie ich denn auch wenige Ruhe dazu habe, und es meinem Alter gemäß ist, zeit-spieltigen Umgang zu suchen. Es ist mir genug, mit einigen Freunden, mit meinen Büchern und mir selbst zu leben, das Geräusch ist mir verhaßt; auch haben mich meine Erfahrungen in Manchem (München?) etwas weiser gemacht.

In unsern Tagen, wo jeder selbst wider Willen mehr oder weniger in die allgemeine Strömung hineingerissen wird und einen guten Theil seiner Kräfte und Zeit von Vereinen aller Art in Beschlag genommen sieht, würde selbst ein Gelehrter wie Jacobs sich schwerlich in solcher Zurückgezogenheit von der Welt halten können.

Wir wenden uns nun zu Franz Göller, der sich auch durch etnige philologische Arbeiten und Editionen rühmlich bekannt gemacht hat. Sein Leben, welches der Herausgeber in der Einleitung geschildert hat und zu dem die Briefe Göller's erwünschte Supplemente liefern, ist ein echt deutsches und, äußerlich genommen, ziemlich freudloses Gelehrtenleben; denn nicht bloß die deutschen Worten haben das wenig beneidenswerthe Vorrecht einer bekümmerten Existenz; jeder geistige Arbeiter in Deutschland hat es, wenn ihm nicht besonders günstige Verhältnisse zu Hülfe kommen. Göller hatte alle Drangsale zu erleiden, welche ein junger deutscher Gelehrter in der Regel durchmachen muß, der, nachdem er sein bißchen väterliches Vermögen, wenn er ein solches überhaupt hatte, auf der Universität und in Bücherankäufen verthan, um sozusagen von der Pike auf, d. h. zunächst als Unterlehrer, wenn nicht als Hauslehrer dienen muß. Leider kamen hierzu noch ganz individuelle traurige oder, wenn man will,

halb tragische Schicksale, die seine letzte Lebensperiode ver-
bitterten und sorgenvoll machten. Doch auch solche ganz
individuelle Risikogeschichte gehören für den, der einmal
Unglück haben soll, gewissermaßen zu den Nothwendig-
keiten; denn wie es Menschen gibt, denen alles, was sie
ansetzen, geräth, so gibt es auch hinwiederum Menschen,
denen alles, was sie ansetzen, mißräth, und der auf
dieser uralten Wahrnehmung beruhende astrologische
Glaube, daß der Mensch entweder unter einem guten oder
bösen Stern geboren sei, hat hiernach einen tiefen und
richtigern symbolischen Sinn, als man gemeinhin annimmt.

Ueber seine Lebensumstände, namentlich seine frühern,
hier nur wenig. Franz Göller war am 17. März
1790 zu Bamberg geboren, wo seine Aeltern die Bier-
brenneri „Zur weißen Rose“ besaßen. Er besuchte das
1803 an der Stelle der aufgehobenen Univerſität errichtete
Lyceum daselbst, empfand erst den heftigsten Widerwillen
gegen die griechische Sprache, wurde aber bald von einer
ebenso begeisterten Zuneigung zu derselben ergriffen. Als
Jacobs nach München berufen worden, ging auch der
junge Göller dahin, und der 5. November des Jahres
1808, wo Göller bei Jacobs zum ersten male eintrat,
blieb beiden ein ewig denkwürdiger Tag. Göller gehörte
zu denen, welche sich um den edeln F. Jacobs, der wie
Thiersch zu einem besondern Gegenstand des Hasses und
der Verfolgung seitens der alibatrifchen Obscurantenpartei
anderehen war (auf Thiersch wurde bekanntlich auch ein
abſcheuliches Attentat gemacht), am treuesten scharten.
Seine fernern Studien machte Göller, nach dessen Abgang
auch Jacobs sehr bald München verließ, um dem so
ehrenvoll wiederholten Ruf als Oberbibliothekar und Auf-
seher des Münzcabine'ts in Gotha zu folgen, in Leipzig,
wo er durch einen Brief von Jacobs an Hermann be-
stimmt empfohlen war. Von hier aus klagte er gegen
Jacobs besonders über die Unenblichkeit der Philologen,
welche gerade vorzüglich gern solche Schriftsteller lösen,
die möglichst corrupt auf und gekommen seien; über Weck,
der in seinen Vorlesungen immer nur Seitenzahlen,
Buchertitel, Buchhändler und Jahrgahlen anführe und
für die Bibliothek, auf der die wichtigsten Sachen fehlten,
obscurus Zeug, namentlich alte italienische Schatteln
ankaufte; über die „spiegelfechterische Unterhaltung“ der
lateinischen Disputatorien, wovon jedoch diejenigen Her-
mann's eine rühmliche Ausnahme machten. Im Jahre
1812 erhielt Göller die Lehrerstelle an der untern Klasse
des münchener Progymnasiums, und 1814 wurde er
unter günstigeren Bedingungen nach Bamberg versetzt.
Der damals höchst traurigen bairischen Schulzustände und
der Verfolgungen seitens der kirchlichen Reactionspartei
längst überdrüssig, nahm er mit Freunden einen Ruf als
ordentlicher Lehrer am bölnner Gymnasium an, der ihm
bald darauf zu Theil wurde. Göller hätte nun wol
glücklich sein können, aber er war and blieb unzufrieden
mit sich wie mit der Welt und zeigte sich häufig von
solchem Misanthyp beseffen, „daß er, von timonifchem
Menschenhaß ergriffen, seine vertrauesten Freunde floh“. Unmählich schien er sich jedoch in seine Verhältnisse mehr

einzuleben, als ihn ein Schlag traf, der sein häusliches
Leben ihm zu einer Quelle bitterster Qual machte.
Dünker erzählt:

Zu gutmüthiger Laune hatte er sich im Jahre 1830 zu
einer Ehe verleben lassen, von welcher ihm alle Freunde nur
entschieden abrathen konnten. Das Gefürchtete sollte in schred-
licher Weise sich erfüllen. Wir ziehen den Vorhang über dies
ses Trauerspiel, worin ein junger Rasse, der damals noch Se-
cundaner des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, den Hauptbelben
spielte. Der Mann hat sich später einen gewissen Namen auf
dem Gebiete der deutschen Mythologie erworben, sich auch als
erbaulicher Schriftsteller bekannt gemacht; aber sein Schicksal hat
ihn doch ereicht, er ist im Wahnsinn gestorben. Göller's Herz
fühlte sich bis in seine äußersten Tiefen zerrissen; denn nicht
allein die schmählische Treulosigkeit und die gewissenloseste Ver-
führung sollte er erfahren, sondern auch das ganze Getriebe
menschlicher Bosheit und Niederträchtigkeit sich ihm enthüllen.
Die Scheidung wurde endlich im Jahre 1839 zu seinem Nach-
theile erkannt, da er die ihm zu Gebote stehenden Beweise zu
bezeugen sich nicht entschließen konnte. So litt er denn auch an
seinem Vermögen eine beträchtliche Einbuße.

Nachdem er später auch von seiten der Behörden bit-
tere Kränkungen und Zurücksetzungen erdulden mußte —
man entzog ihm z. B. die lateinischen Stilübungen —,
trat er im Herbst 1850 in den Ruhestand, und nun
lebte Göller in dem alten Rln, „daß so viele dankbar
verehrende Schüler in seinen Mauern hegte, abgeschieden
von aller Welt in einem entlegenen Stadtviertel“; wenn
aber einmal sein verschlossenes Herz gegen Männer, die
sein Vertrauen verdienten, sich öffnete, so blickte man
„auf den krySTALLreinen Grund eines edeln, durch Wissen-
schaft gehobenen, aber leider von des Lebens ärgstem
Weh und ekelster Gerntheit verwundeten Herzens, das
bei aller Bebrängniß sich selbst und den Glauben an die
Menschheit nicht verloren hatte“. Am 6. December 1853
erlag er den Folgen eines Schlagflusses.

Das Interessanteste in Göller's Briefen sind wol seine
Mittheilungen aus und über Baiern, so wenn er am
9. Mai 1813 aus München schreibt:

Es thut mir fremd, nach Leipzig so gar keinen Sinn für
etwas Höheres in der Wissenschaft hier zu finden. Kein ver-
worfenes Volk als diese Finanziers, diese Adreute im Dienste
des Staats, diese Protocollanten, die mit solcher hohen Nase
auf und herunterschen. Alles fragt: wie viel hat er? Und
hiernach richtet sich die Beurtheilung und äußere Achtung. Das
Streben nach guter Bezahlung ist dem einzelnen nicht zu ver-
übeln, aber daß man keinen höhern Staatsdienst kennt als den
um Geld, ist ein Zeichen der elenden Gesunkenheit unserer euro-
päischen Staaten. Auch der Minister verachtet die Studienfec-
tion, und beehrt sie mit dem ehrenvollen Titel das Gesindel!

In Bamberg waren die Zustände nicht besser. Der
Rector, ein Rönch, hatte auf Göller's Entfernung ge-
drungen, und setzte in den öffentlichen Jahresbericht fol-
gende Stelle gegen ihn:

Wie leicht kann es nicht dem Staate nachtheilig werden,
wenn gerade bei solchen Individuen, deren Erkenntnißvermögen
sich zu einem höhern Grad der Cultur aufschwang, Sucht und
Sittlichkeit gesunken, oder doch auf einer niedern Bildungsstufe
stehen geblieben sind? Nicht genug, daß solche literarische un-
moralische Menschen an und für sich schon dem Staate nach-
theilig sind, sie werden auch für denselben wegen ihres bösen
Beispiels und ihrer verpeßenden Einflüsse auf andere doppelt
gefährlich.

Göller erzählt in demselben Briefe (vom 5. Januar 1817) bei Gelegenheit einer öffentlichen Züchtigung von Schülern, welche sich gegen den Kalligraphielehrer, ein allgemein übel berüchtigtes Subject, vergangen hatten:

Bei der Execution mußte der Rectoratsassessor, jetzige Rector, eine Rede gegen die Schüler halten, in welcher der Name Hundebuben (wie man sich allgemein sagte) das geringste Schimpfwort der armen Schüler war, die so vortreffliche Fortschritte gemacht, so musterhaft sich betragen hatten, und unter denen Söhne der besten Familien waren.

An demselben Tage las man in der „Bamberger Zeitung“ in einem im Dienste des Obscurantismus geschriebenen Artikel unter anderm Folgendes:

Unter die vielen Abgeschmacktheiten, welche der Freiheits- und Humanitätsschwindel der neuesten Zeit geboren hat, gehört auch die, daß Kinder ohne Schläge erzogen werden müssen, weil man sonst ihr Ehrgefühl abkumpfe und ihnen einen knechtischen Sinn anbilde. Wo wird aber die künftige Geschichte mehr von Sklavenseelen ausgezeichnet finden, in dem Jahrhundert, wo die Rute keine unbedeutende Rolle in der Pädagogik spielte, oder in unserm süßen, humanen Zeitalter, mit dem schmiegs- und biegsamen Menschengeschlecht u. s. w.

Daß es einem Jünglinge der alten Griechen unter so bbotischen und barbarischen Zuständen nicht wohl sein konnte, ist erklärlich, aber allerdings scheint Göller ein Mann gewesen zu sein, der wenig fähig war, den Verhältnissen und den Lokalitäten, in denen er lebte, sich zu accommodiren und Geschmack abzugewinnen. Denn kaum ist er in Köln, als er auch schon von dem „traurigen Aufenthalt in dieser düstern alten Stadt“ spricht.

Liegt diese Unzufriedenheit dem Deutschen oder wenigstens der neuern deutschen Generation im Blute? In W. G. Weber, einem Freunde Göller's, dessen an letztern gerichtete Briefe den Anhang des Buchs bilden, drückt sich wenigstens ganz dieselbe Unzufriedenheit und Unstetigkeit aus. In einem Schreiben aus Leipzig vom 14. November 1812 spricht Weber mit Entzücken von Süddeutschland, wohin er während der Ferien eine Reise gemacht, über das „regsame frohe Streben unter den Menschen jener Gegend“, über das „südl.-reiche Leben“, über das „poetische Wesen der ganzen Landesart“, es sei sein heißester Wunsch, „recht bald aus unserm nordisch düstern, verschlossenen, kaltherzigen Treiben in jene glücklichere Zone“ versetzt zu werden.

Kaum ist aber Weber in Süddeutschland, nämlich in Aschaffenburg (als Hauslehrer beim Grafen von Benzel-Sternau), so gesteht er, sich wieder in das nordische Vaterland zurückzusehnen,

weil mir, fährt er fort, Aschaffenburg, der Ort, an dem ich unglücklicherweise die Laufbahn im Süden beginnen muß, um der Roheit und Unempfindlichkeit seiner Bewohner für Schönes und Gutes, um der Gemeinheit, des Stocktholicismus, der Geistesleere willen das früher entworfene freundliche Bild vom süddeutschen Leben vergällt hat.

Zwar rühmt er den Umgang mit dem Grafen und der Gräfin, „die ein herrlich Bild deutscher Weiblichkeit ist“, „aber“, ruft er aus, „wenn ich zur Hausthür heraustrete, seh' ich das eile Volk“. Er erhält einen

Auf als Professor der Philologie nach Göttingen, und er schwelgt wieder in den seligsten Hoffnungen:

Das Leben in einem glücklich organisirten Freistaate, fern von politischer Misere, wie sie noch Deutschland untereinander wirft, wird mir sehr wohl thun, das öffentliche Wirken meine Kraft spornen und läutern, die Alpenluft mich gesund und frisch erhalten. Dazu kommt dann die überschwenglich herrliche Aussicht, Italien leicht zu bereisen, und so die innersten Wünsche des Herzens zu befriedigen.

Kaum aber dort, fühlt er sich von den Verhältnissen angeekelt:

Ich glaubte meiner eigenen Ausbildung förderlicher zu werden hier in der Schweiz, Italien nahe. Das sei denn so; es war nicht Egoismus, aber ist der Mensch nicht halb, solange er mit sich selber nicht fertig? Bin ich damit nur ein wenig mehr zu Rande, ei, so soll ich ins Vaterland gern wiederkehren. Liegt mir doch nichts näher am Herzen! Kann mir die Schweiz doch nie werden, was Deutschland, solange Schweizer und Deutscher sich politisch so gleichgültig bleiben. Also hab' ihr im Verlaufe einiger Jahre einen Menschen, der wie ich wissenschaftlich zu werden wünsche, vonnöthen, so ruft mich in Gottes Namen, und ich werde nicht Nein sagen.

In einer zu Göttingen verfaßten Elegie vom 24. November 1817 klagt er weiter:

Hochaustrauschen noch jezo die Seen im Getöse des Hohnes;
Nostig noch glänzen die Gletscher im goldenen Lichte des Frühlingsroths;

Donnernd noch kürzen die Wasser herab vom beschneieten Bergesort,

Und manch heiliger Baum verkündigt noch Sagen der Hirten
Aus uranhlicher Zeit in des greisenden Wipfels Bewegung:
Aber die Kraft der Wälder ist hin; die beschriebene Milde,
Die feldkräftige Ruhe, die Biederkeit und die Entsagung;
Und, zu französischer Sitte verzerrt, voll hehler Galantheit,
Ehrlicher Gravität und verächtlichem Hunger nach Golde,
Ist er, er selbst, der Schweizer, nicht mehr, und inmitten
von Deutschen,

Von Franzosen und Welschen nicht deutsch, nicht französisch
und welsch nicht!

Wahrlich man verharret noch in biederer Sitte der Vorwelt,

Uebt germanische Tugend und verschmäht anglistiges Gesein:
Aber sein Wort verhallt im betäubenden Lärm der Versammlung,

Und das veraltete Schlechtere bleibt, und das Beste verhöhet man.

Dann sehen wir Weber wieder in Emmerichshofen und in Frankfurt a. M., aber „halb willig, halb unwillig“ wird er aus den „gesegneten Rhein- und Main-gegenden“ an die „kalten und kahlen Küsten der Nordsee“, nämlich nach Bremen fortgeschoben. In Bremen befindet er sich in ehrenvollen bequemen Verhältnissen; sein Gehalt ist reichlich, „wennschon in der großen und luxurvollen Stadt man ihn recht gut aufbraucht“; seine Kollegen sind madere Leute, mit denen er in Frieden lebt, kurz, er steht sich „gewiß so gut als irgendem Schulmann in Deutschland“; nichtsdestoweniger sehnt er sich wieder zurück nach Süddeutschland, dem entronnen zu sein er sich anfangs so glücklich pries; denn er liebt einmal das „süddeutsche leichtere Leben“, seine Frau ist dort heimisch, und eine Reihe schmerzlicher Fälle hat ihn gemahnt, daß er doch „unrecht gethan, dort wegzuziehen“.

Haben wir diese ewige Unzufriedenheit nur in ihm selbst zu suchen? Zum Theil wol, aber nicht allein, nicht ausschließlich. Wo dürfte nur wenige Städte in Deutschland geben, wo sich ein Mann von hoher geistiger Bildung nicht vereinsamt vorkommen wird, während die angesehnen, wohlhabenden Pfahlbürger um ihn, die nichts Höheres kennen, sich in ihrer Haut und in ihren vier Händen vielleicht ganz behaglich fühlen. Wird er über die Grenzen seines engern Heimatlandes hinausgeschleudert, so ist er, obgleich unter Deutschen, den Autochthonen und den autochthonischen Verhältnissen gegenüber ein Fremdling und bleibt dies oft sein Leben lang; denn der Rassen- und Localgeist ist wol nirgends so mächtig als in Deutschland und der deutschen Schweiz, und nirgends sind daher die Heimatgesetze so gemüthlos und inhuman als hier. Nun war aber Weber ein abgesagter Feind dieses Localgeistes, ein feuriger deutscher Patriot, der nur durch eine schwere Erkrankung davon abgehalten wurde, als Freiwilliger gegen die französischen Unterdrücker mitzugehen, „wie schon“ auch des Kampfes Ende geworden“. Seine Klagen über die politischen Verhältnisse Deutschlands und namentlich Baierns sind herzerregender Art; er schreibt einmal Ende Mai 1818:

Alle meine Trümmel wären zertrümmert, wenn es wirklich mit Europa, wenn es mit Deutschland so weit wäre, daß man es aufgeben müßte. Ich glaube es noch nicht so weit, so ein schlechtes, fleisches Aussehen auch manches haben mag, so viel auch Fürsten und Minister thun, um der armen kochelischen Jungfrau den Rest zu geben.

In dieser Beziehung war seine Unzufriedenheit nur zu gerecht; denn wie es eine ungesunde, maßlose, schädliche, aus bloßen Motiven des Egoismus oder aus bloßer hypochondrischer Negerlichkeit hervorgehende Unzufriedenheit gibt, so gibt es auch eine sehr gesunde, förderliche, berechtigte, auf edelm Bestreben und richtiger Erkenntnis beruhende Unzufriedenheit, ohne die überhaupt an einen Fortschritt weder für den Einzelnen noch für das Allgemeine zu denken wäre.

Unser kritischer Verstand hat es mit sich gebracht, daß wir seit einer Reihe von Jahren Tausende und aber Tausende von Briefen aus der Feder von Männern gelesen haben, welche Deutschland zur Hölle gereichen. Ihr oft so trüber Inhalt hat, wir gestehen dies offen, unsern frühern Glauben an die Tiefe, Reinheit und Ehrlichkeit des deutschen Gemüths nicht wenig erschüttert. Geräth doch das Gemüth schon dadurch mit sich selbst in Widerspruch, wenn es sich im stolzen Selbstbewußtsein in einer für die andern Völker verlegenden Weise aufbläht, ist es doch im Grunde sehr wenig gemüthlich, wenn wir allen übrigen Völkern das Gemüth absprechen. Ganz gewiß ist das echte deutsche Gemüth, unbemerkt von der Welt, doch im Schoße zahlreicher Familien heimisch; aber in allen übrigen Verhältnissen läßt es sich sehr wenig spüren, oder man müßte denn sein Wesen hauptsächlich im gemüthlosen Klatsch, im herben böswilligen Aburtheilen, wie es sich ja neben der deutschen „göttlichen“ Grobheit auch in der Literatur nur zu häufig findet, und in der

kleinsten Intrigue erblicken wollen; denn wo die politischen und socialen Verhältnisse kleinlicher Art sind, wird es auch die Intrigue sein. Auch der vorliegende Briefwechsel hat uns eine Menge Anklagepunkte gegen das deutsche Gemüth an die Hand gegeben. Manches dahin Einschlagende ist in den von uns mitgetheilten Auszügen enthalten; aber wir könnten dieses Sündenregister noch ansehnlich vermehren; Göller schreibt z. B. aus Köln am Fronleichnamstage 1820 an Jacob:—

Als ich nach Bamberg kam, war die Sage verbreitet, ich sei von hier davongelaufen. Ich hielt diese Sache für eine Ausgeburt mäßiger Rösse — weiter nichts. Nach längerem Aufenthalte bemerkte ich, daß es manche wünschten, daß ich käme *αποστρω, ἀδύνατος, ἀνδρος* bei ihnen Hülfe suchen. Wie sollte mir's dann gehen!

Weber schreibt aus Bremen an Göller in Betreff gewisser Erfahrungen, die er in Süddeutschland gemacht:

Ein Paar der Schuste, oder vielmehr der erste und Hauptschust, der mit meine Laufbahn verknüpft hat, existirt noch, der andere, ein treulosser Colleague, der mich wegen eines an sich ganz unbedeutenden Zanles, der unsere gute Kameradschaft kaum auf acht Tage rührte, im ersten Feuer boshafter Nachsucht bei euerm Ministerium verleumdet hatte, ist an der Cholera verstorben. Ich bin weit entfernt, mit dem Lobten zu zürnen; aber sein Streich hat mein Leben unheilbar verwundet, soviel es wenigstens in meiner Absicht lag, in Preußen, und nicht immer Schulmann zu bleiben. Aus Frankfurt, wo ich im Grunde recht gut daran war, trieb mich auch Inconsequenz, Halbheit und Achselträgererei scheindarter Freunde weg.

Gewisse Leute sind im Stande, in demselben Augenblick, wo sie mit verzückter Miene den idealistischen Klingklang „Seid umschlungen, Millionen!“ anstimmen, den Nächsten erbarmungslos mit einem Fußtritt von sich zu stoßen. In jener merkwürdigen Zeit, wo, wie erwähnt, Humanität die Tagesparole war — und es ist das eine Zeit, der wir eigentlich alles verdanken, was wir noch an Humanität besitzen —, ging der menschenfreundliche Geist in der richtigen Erkenntnis, daß bei uns alles, auch das Edelste akademisch geschult und sanctionirt werden müsse, mit dem Gedanken um, in Halberstadt eine Akademie der Humanität mit Herder als Präsidenten zu begründen. Der löbliche aber allerdings phantastische Gedanke gelangte nicht zur Ausführung, und es trat nun sehr bald jener Zustand ein, welcher Goethe in seinen spätern Lebensjahren veranlaßte, die Sentenz niederzuschreiben: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wiederfinden.“ Goethe wußte, wenn er etwas sagte, auch immer, was er damit sagte, eine Eigenschaft, die eigentlich von jedem verlangt werden müßte und die doch viel weniger häufig ist, als man glaubt.

Hermann Marggraff.

Aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Wie der Mann gern die frohen und trüben Erlebnisse seiner vergangenen Tage an seinem gereiften Geiste wieder vorüberführt, wie es einen besondern Reiz für ihn hat, sich die Zeiten seiner Jugend zurückzurufen, wo das Herz voll heitern Sonnenscheins war und er mit hoffnungsvollem Blick in die weite, endlose Zukunftsperspektive großer Leistungen und ruhmbringender Thaten schaute, wie es eine innere Befriedigung für ihn ist, auf schwere Zeiten zurückzublicken, wo er kühn und fest die Brust den heranrollenden Sorgen entgegenwerfen mußte; so ist es auch für jeden nach vielen Seiten hin höchst anziehend, die guten und bösen Tage, welche das Volk, dem er angehört, durchlebt hat, in treffenden und treuen Schilderungen wieder anzuschauen. Und es sind nicht nur die großen geschichtlichen Thaten und Ereignisse, auf welche wir mit Interesse zurückblicken, sondern ganz vorzüglich auch die Zustände und Verhältnisse des engeren socialen Lebens, in welchem die Gefühle- und Gemüthswelt mit ihren wunderbaren, oft hellen und heitern, oft dunkeln und unheimlichen Farbentönen in die Erscheinung tritt.

Solche Gemälde zu zeichnen, welche vergangene Tage eines Volks wie im Spiegelbilde wieder hervorzubringen, ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; wie Odysseus muß man von einer Göttin darüber belehrt sein, den Schatten der Vergangenheit wieder Blut einzuflößen, damit sie nicht als wesenlose Phantome ohne Wirkung vorüberschweben, sondern damit sie wieder redende und warmfühlende Persönlichkeiten werden.

Solche Zauberer sind unter den Schriftstellern selten; die meisten sind nichts sagend, flach, charakterlos in Bezug auf den Inhalt und farblos in der Darstellung. An Thätigkeit zwar läßt man es auf diesem Gebiete nicht fehlen: seitdem Herder durch seine „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778) Verstandniß und Interesse für das Gemüths- und Gefühlsleben anderer Völker und anderer Generationen wach gerufen hat, hat man nicht nur fortgesetzt mit eifrigem und feinem Sinn die Poesie der verschiedensten Völker durchforscht, sondern man hat auch angefangen, alle Kreise und alle Richtungen des socialen Lebens vergangener Tage in der Form von Novellen, Sagen, Erzählungen, Sittengemälden der Anschauung wieder vorzuführen. Und man ist bei der Vergangenheit nicht stehen geblieben; auch die Gegenwart hat man in derselben Weise in Zeit- und Lebensbildern darzustellen versucht. Sollen solche Darstellungen überhaupt irgendwelchen Werth haben, so ist es durchaus nothwendig, daß der Schriftsteller einen freien, nach allen Seiten hin undebundenen Geist besitzt. Wie derjenige, welcher die Geschichte seiner Zeit schreiben will, die Welt der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft mit vorurtheilsfreiem, umfassendem und begreifendem Blick überschauen muß, so muß auch derjenige, welcher Schilderungen aus der Vergangenheit oder Gegenwart eines Volks im Gewande dichterischer, jedoch auf historischer Grundlage beruhender Fiction geben will, jenes „reine Gemüth“ haben, „wo die Welt sich, die ewige, spiegelt“. Er darf seinen Geist nicht verdunkeln lassen von einzelnen vorüberziehenden schwarzen Wolken, die oft genug nur das Erzeugniß seiner trüben Phantasie sind.

Unter den Händen solcher Schwarzseher wird alles zur elenden und lächerlichsten Caricatur und meistens zu ästhetischen Ungeheuerlichkeiten. Wie die Propheten des Alten Bundes jammern und klagen sie über die allgemeine Verderbniß, und bemitleiden das arme Volk, welches in ihren Augen von teuflischen Verführern in Sünde und Verderben geführt wird. Doch die wahre Gabe der Prophetie fehlt ihnen; sie sehen nur die Finsterniß, in der sie wandeln, ihr blödes und trübes Auge vermag nicht das Morgenroth des neuen Lichtes der Aufklärung wahrzunehmen, und nun erscheint ihnen das Dunkel, von welchem sie umfungen sind, doppelt schrecklich und ungeheuerlich. Das öffentliche Leben, wie es sich in der neuern Zeit gestaltet hat, seitdem das deutsche Volk angefangen hat, zu einigem politischen Selbstbewußtsein zu erwachen, ist dieser Klasse von Schrift-

stellern „der öffentliche Tod, der alles Volk dahintrast, eine Organisation der finstern Kräfte zum Angriff auf die heiligen Erbgüter des Volks“. „Was ist dem Volke Kunn?“ rufen sie aus, „es hat Verstand. Was soll ihm die Kraft der Vorzeit, der Geschmack an den Kräften der zukünftigen Welt? Es verehrt die Kräfte des Dampfes.“

Das sind Klagedöne derer, welche sich für die Erleuchteten halten. Solche Aussprüche beweisen wol zur Genüge, daß die Phantasie dieser übrigens vielleicht wohlmeinenden Menschen eine Vergangenheit erträumt, wie sie nie existirt hat, und daß infolge davon ihre irgeleitete Phantasie auch ganz trügerische und unwahre Bilder von der Gegenwart vorspiegelt. Die Zahl dieser Schriftsteller ist übrigens größer als man vermuthen sollte. Von den sieben zur Beurtheilung vorliegenden Erzeugnissen gehören zwei dieser absonderlichen Richtung an. Leider zählen die Verfasser beider Werke nicht zu den geistreichen und besonders befähigten Vorläufern dieser Ansichten; ihre Geistesproducte sind in der That so schwach, daß dieselben sich selbst rächen. Wir hätten wol gewünscht, unsere Kritik an bedeutendern Größen ausüben zu können. Das eine der beiden Werke ist:

1. Zeit- und Lebensbilder. Erzählungen für das deutsche Volk. Von Karl Hiemer. Erstes Bändchen. Freiburg im Br., Herder. 1862. 12. 18 Agr.

Vorwort und Einleitung des Buchs ist eine Abhandlung: „Die Belletristik und ihre Aufgabe besonders in unsern Tagen.“ Dann folgen sieben einzelne Erzählungen: 1) „Der deutsche Apostat. Historische Novelle aus den Tagen des ersten Revolutionsäraenthums unserer Zeit“; 2) „Karl der Große und seine erste Liebe“; 3) „Paul Barnesfried, der bescheidene Diakon“; 4) „Der Napoleonde und sein Sohn“; 5) „Der Middleman und der Kapitän“; 6) „Die Verlobten“; 7) „Graf Adolf“. Die Ansichten, welche Hiemer von der Belletristik und ihrer Aufgabe hat, sind folgende. Schiller und Goethe werden von ihm nur als „sogenannte Classiker“ anerkannt. „Wir jetzt“, sagt er, „haben wir eigentlich bloß eine romanische Belletristik, die nachgeborene Tochter der letzten Tage des alten Römerthums und seiner sittlichen Verfunkenheit, eine feile Bühlerin, gewandt in allen Künsten der Verführung und ausgeputzt mit den Flittern einer epikuräischen Moral. Eine solche Belletristik aber ist keine Belletristik, keine Darstellung des Schönen, höchstens eine schöne Darstellung, aber nicht des Schönen, sondern des Häßlichen. Wir bedürfen einer wahren, wirklichen und wesentlichen Belletristik, einer Darstellung des wahrhaft, wirklich und wesentlich Schönen, einer germanischen Belletristik, einer völkischen Jungfrau zur Unterhaltung des heiligen Feuers auf dem christlich-deutschen Familienherde. . . Die Belletristik oder die Kunst der Darstellung des Schönen im Worte, ist in ihrem Ursprunge, in ihrer Idee eine Tochter des Himmels, auf die Erde gesandt zur Verjüngung der Völker. Dazu aber bedarf es eben einer andern Belletristik als der bisherigen, dazu bedarf es einer Belletristik von deutschem Schrot und Korn, von deutschem Ehr- und Ehengefühl, von deutscher Kraft und Gebiegenheit, von deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; einer Belletristik, so tief und so klar, so ernst und so ruhig, wie ein deutscher Strom, und so reich und so heiter, so blühend und so fruchtbar, wie die Gärten, durch welche er zieht; einer Belletristik, die, wie Rafael, der unerreichte Meister der Darstellung des Schönen im Bilde, den goldenen Inhalt des christlichen Geistes in die silbernen Schalen des Alterthums faßt, einer Belletristik, die nach allen Seiten hin anregt, unterrichtet, bildet, kräftigt und, wie sie selbst sowohl der Kunst eignet als der Wissenschaft, so auch wieder als Lehrmeisterin wirkt in Kunst und Wissenschaft und als Erzieherin für Zeit und Ewigkeit. Eine solche Belletristik also gilt es zu schaffen. Ich habe es mir zum Lebenszweck gemacht, das Meinige dazu beizutragen.“

Diese Stellen werden genügen, um daraus die Ansichten Hiemers über die Belletristik zu erkennen. Im übrigen ist diese Einleitung ein buntes Durcheinander und wirres Gemisch von

historischem und Doctrinärem; der Verfasser sucht historisch nachzuweisen, daß nur der Kern der deutschen Nation, die Baiern und Oesterreicher, und noch vor dem gänzlichen Untergange bewahrt haben, und empfiehlt daher Anschluß an Oesterreich; er sieht das neue Heil für Deutschland in der Verjüngung des Deutschen Bundestags; er vertheidigt die Kleinkaafterei und ist entrüstet über die Bestrebungen, die auf Gründung eines deutschen Nationalstaats abzielen; er schilt auf Napoleon als den Gefandten der Hölle, auf Garibaldi und auf die allgemeine Entartung und Entfittlichung der Welt, bei deren Anblick „der Kopf schwindelt und das Herz blutet“.

Jeder wird sich dazu seinen Commentar selbst machen. Den Standpunkt, welchen wir solchen Ansichten gegenüber einnehmen, haben wir oben angedeutet; indes wollen wir von demselben einmal für einen Augenblick vollständig absehen, und in ganz objectiver Weise betrachten, was der Verfasser, der so Großes verspricht, geleistet hat. Würden die „Zeit- und Lebensbilder“ als einfache und anspruchslose Erzählungen mit deutscher Beschcheidenheit — welche der Verfasser nicht zu kennen scheint — dem Publikum gehören, so würde zwar durchaus nichts Besonderes daran zu leben sein, indes würden einige in ihrer Art und von dem Standpunkte des Verfassers aus ganz erträglich sein. Aber nach der pomphaften Ankündigung des Verfassers, nach seinem „Ego mira poemata pango“, werden selbst seine eifrigsten Anhänger, wenn sie ehrlich sein wollen, nicht umhin können, seine eitle, hehle, nichtige Annahme und Prahlerei zu rügen. Er will Mitbegründer einer ganz neuen Belletristik sein, die alles Bisherige gänzlich in den Schatten stellen soll. Mit großer Freude und ohne Vorurtheil würden wir solche Bestrebungen, die auf Begründung einer ganz neuen germanischen Belletristik abzielen sollen, willkommen heißen, wenn irgend etwas Erhebliches und Vorzügliches geleistet würde. Aber in diesem Falle kann man nur sagen: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.“ Der Inhalt der Erzählungen bietet durchaus nichts in seiner Art Neues und besonders Interessantes. Es ist derselbe sogar sehr mangelhaft und trivial, und dabei in eine unverhältnißmäßig breite und zuweilen schwerfällige Form gefaßt. Namentlich ist es zu tadeln, daß der Verfasser überall übermäßig lange Raisonnements und Arien anbringt, in denen seine doctrinären Ansichten in oft langweiliger Weise dargelegt werden. Was den Stil anbelangt, so ist es wahrlich nicht, als ob wir in „reiche, heuere, blühende und fruchtbare Gärten“ geführt werden; der Verfasser hat offenbar gedacht, es sei erprießlicher für seine Leser, wenn er sie zuweilen unter Schlingpflanzen und dornenartigen Sträuchern führe, durch welches sie sich durcharbeiten müßten.

Daß in den Ansichten Hiemer's zuweilen die stärksten Widersprüche zu Tage treten, daß er einmal etwas als eine große und tiefe Wahrheit hinstellt, was an einer andern Stelle verdammt wird als direct aus der Hölle herkommend, ist bei seiner ganzen Art und Weise zu schreiben nicht zu verwundern. S. 35 in der Einleitung sagt er: „Der Belletrist muß nicht nur Geschichtskenner, sondern auch Geschichtsforscher sein. Mit der Fackel reicht er nicht aus, er bedarf auch der Wissenschaft, und die einzige Wissenschaft, die es gibt, ist die Mathematik; die Geschichte aber ist nur die angewandte Mathematik in der Zeit, wie die Natur die angewandte Mathematik im Raume und die Offenbarung der Schlüssel zum Verständnis beider.“ (!) S. 16 in der Novelle „Der Apokalypst“ sagt er von Napoleon I., welchen er den „Geschäftsträger der Hölle“ nennt: „Napoleon gehörte zu denjenigen, die der Warnung des Apokalypten vergaßen, auf Zeiten und Tage halten und in der Welt und ihrer Geschichte nur eine angewandte Mathematik erblicken und beide dem Gieße einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterstellen.“ Dies Wort, welches die Kritik hier noch hinzufügen wollte, wäre überflüssig sein.

Das zweite Werk, welches in mehr als einer Beziehung dem vorigen verwandt ist, führt den Titel:

1863. 14.

2. Der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte von J. M. Edl. Zwei Theile. Augsburg, Schöffer. 1862. 8. 2 Thlr.

Eine ziemlich knaule Geschichte dient hier dazu, um für die verschiedenartigsten Personen oft ganz unmotivirte Veranlassungen herbeizuführen, lange Reden zu halten und allerlei Geschichten und Sagen zu erzählen. Diese sind der Mehrzahl nach ein so wirres, wüthes und phantastisches Gemisch von Wirklichkeit, Roman, Sage, Märchen, Möglichkeit und Unmöglichkeit, daß das Ganze wie nach dem Recepte des Herxgebräus in „Macbeth“ gemacht erscheint, und ist dabei so lange weilig, daß unsere Gewissenhaftigkeit, alle zu kritisirenden Bücher vollständig und sehr genau zu lesen, auf eine harte Probe gestellt wurde. Die auftretenden Personen sind alle in ein besonderes Dunkel gehüllt und schweben wie schattenhafte, weichenlose Gestalten vorüber. Von den meisten wäre es schwer zu sagen sein, was der Verfasser mit ihnen beabsichtigt hat und warum sie überhaupt in die Erzählung eingeführt sind. Ein junger Mann, Namens Walafried, hat seine Kellnerin früh verloren und steht seit seiner Kindheit ganz vereinsamt da. Verwandte haben für ihn gesorgt. „Kaum weiß er selbst, wer es ist.“ Durch eine Erbschaft, „er weiß selbst nicht wie“, find ihm am Rhein einige Güter zugesallen, welche er selbst verwaltet. Im Sommer 1848 begibt er sich nach Salzburg, wohin er von seinem Oheim bechieden ist, und wo ihm die Lösung der vielen Räthsel in seinem bisherigen Leben werden soll. Einige Monate vor dem von seinem Oheim festgesetzten Zeitpunkt trifft er in Salzburg ein, und gleich bei seiner Ankunft lernt er den sogenannten Felsenbauer in einem öffentlichen Gartenloale kennen, wo derselbe gerade in einem Kreise von Bägern aus der Stadt ein Abenteuer aus seinem Leben erzählt, nämlich wie er mit Friedrich dem Rothbart im 12. Jahrhundert nach Wien gezogen ist und was er dort erlebt hat. Diese erste Erzählung ist eine Art von orientalischem Märchen. Mit Walafried schließt der Felsenbauer Freundschaft und beide verkehren viel miteinander. Auf dem Wege nach Salzburg hat ersterer ein schönes junges Mädchen aus einem Wagen errettet, dessen Pferde durchgegangen waren. Dieses ist, wie sich nachher herausstellt, die Nichte des Felsenbauers. Walafried ist von Liebe zu ihr ergriffen, aus da auch sie ihm nicht abgeneigt zu sein scheint, geht er ihr auf einem Spaziergange seine Liebe. Aber der Felsenbauer hat bereits über die Hand seiner Nichte verfügt; er theilt dies Walafried mit, nimmt ihm aber nicht alle Hoffnung, da er ihm den Rath gibt, er solle bei dem für seine Nichte bestimmten Bräutigam, den er in einigen Tagen sehen solle, um dieselbe werben; wenn dieser auf sie verzichte, könne sie die Seinige werden. Mit dieser Erklärung des Felsenbauers schließt die nebelhafte Geschichte.

Soll etwa der Felsenbauer der Oheim Walafried's sein? Wer ist dieser Felsenbauer? Er ist eine durchaus fabelhafte, phantastisch angebaute, mysteriöse Persönlichkeit; er haust seit Jahrhunderten im Untersberge und ist ungeheuer reich und mächtig wie ein Zauberer. Ihm ist vorzugsweise das Amt übertragen, die Geschichten zu erzählen, welche den Hauptinhalt der beiden Theile ausmachen; auch ist er derjenige, welcher die politischen Ansichten des Verfassers vorträgt. Besonders begeistert ist er für den Bundestag in Frankfurt, er sagt (II, 131) unter anderm:

„Der Deutsche Bund ist es, der Deutschland rettet, erhebt, und über seine Feinde nach innen und nach außen steht. Unter den Kaisern jenseit des deutschen Volkes Einheit und Kraft, und diese können nur wieder entstehen durch den Deutschen Bund. Segt und pflügt den Deutschen Bund! In ihm erhebt sich der ewige Friede und er bleibt nicht länger ein Traumbild. Lächelt nicht! Ja, der Deutsche Bund ist die Wiege des ewigen Friedens.“ Von der frankfurter Nationalversammlung aus dem Jahre 1848 sagt der Verfasser, das Nothwendigste und Erste, was sie hätte thun müssen, wäre gewesen, „die deutschen Fürsten für die Reuehaltung, für die Einigung und Einheit Deutschlands, ins-

besondere gegen das Ausland, zu gewinnen, zu begeistern.“ (!) Schließlich offenbart uns Södt durch den Mund seines Felsenbauern ein Mittel, wie die Einigung Deutschlands herbeigeführt werden kann (II, 136): „Ich weiß ein Band, welches alle deutschen Fürsten und Völker stark und heilig zusammenhalten kann. Dieses Band kann ein deutscher Fürst ohne Mühe und Gewalt wie mit einem Zauberstrich hervorrufen und Millionen Herzen gewinnen. Er darf nur in allen seinen öffentlichen Urkunden obenan setzen: Deutscher Bund, oder: Deutschland. Dann folge der Name seines Reiches oder Fürstenthums, das ihm Gott zu regieren anvertraut hat. Dadurch verliert kein Fürst, er spricht nur offen aus, sein Reich ist in Deutschland, er ein Glied des Deutschen Bundes. Dieses Wort würde zum schirmenden Angel für alle deutschen Stämme und zur furchtbar dräuenden Riesen-gefaß für den Fremden, der sich scheuen würde, sie zu beleidigen, wenn er die Sache des ganzen Bundes fürchten müßte.“ Das ist die politische Weisheit eines Deutschen aus dem 19. Jahrhundert. Schon I, 102 heißt es von der Hauptperson, dem Felsenbauer: „Sein Leben und Treiben, selbst sein Aufenthalt ist mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben, und noch niemand ist es gelungen, den Schleier zu lüften, der über des Mannes Walten liegt.“ Der Verfasser hat sich darin gefallen, dies Dunkel im Verlauf der Erzählung noch immer tiefer und grauer werden zu lassen, so daß der Eindruck des Mysteriums und Wunders sich immer steigert. Was in aller Welt soll es für einen Zweck haben, Persönlichkeiten darzustellen, bei denen man sich durchaus nichts denken kann? Der Verfasser hat seinem Buche den Ausspruch vorgesetzt: „Aliquando ludere fas est.“ Ganz gut; aber die Spiele der Phantasie müssen einen Sinn haben, oder sie werden abgeschmackt und langweilig, und in dem Falle wäre ein tacere besser als ein ludere.

Es ist Zeit, daß wir uns in gesündere Sphären begeben, und daß wir uns von diesen Schriftstellern, welche in wirren Phantasiegebilden über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart sich ergehen und uns jede klare Aussicht in die Zukunft benehmen und verdecken, solchen zuwenden, welche mit freiem und richtigem Blick Zeiten und Verhältnisse zu erkennen verstehen und würdiger von dem deutschen Volke und seiner Mission denken. Mögen die Ziele, welche dem deutschen Volke von der Vorsehung gesteckt sind, in noch so weiter nebelgrauer Ferne liegen, wir halten fest an dem Glauben, daß die Aufgabe für die deutsche Nation die ist, von einer gewissen Höhe und Reife der individuellen Bildung und Freiheit überzugehen zu politischer Freiheit und Selbstständigkeit. Denn wie bei dem einzelnen das Streben nach individueller Freiheit und Unabhängigkeit, wenn die Wurzeln dieses Strebens gesund und kräftig sind, zuletzt in das Streben nach politischer Freiheit übergeht, so wird auch bei dem deutschen Volke der Zeitpunkt kommen, wo die einmüthigen Forderungen der Gesamtheit die politische Einheit und die politische Größe Deutschlands zur Wirklichkeit machen werden. „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze“, das ist das große Ziel der Deutschen. Ohne politische Einheit sind diese Güter nicht zu erreichen. Wenn Deutschland auf eine gewisse Stufe der politischen Reife gelangt sein wird, wird sich als Frucht dieser Reife die politische Einheit ergeben. Die sociale und kommerzielle Umgestaltung aller Verhältnisse im Großen wie im Kleinen wirkt mächtig dazu mit, unnatürliche und hemmende Grenzen und Beschränkungen zu beseitigen. Die Geschichte lehrt uns, daß durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch eigennützige oder ängstliche und energielose Fürstenpolitik die Einigung Deutschlands zu einem großen Reiche verhindert hat; sollen wir daraus den Schluß ziehen, daß diese Einigung gegen den Entwicklungsgang der deutschen Geschichte ist und daß das Streben danach zurückgewiesen werden muß? Daß von den Fürsten die Einheit und die auf Gesetze basirte Stärke und Freiheit nun und nimmer kommen wird, den Schluß müssen wir daraus ziehen. Wenn die Kleinkaaterei ihre Mission, die individuelle Entwicklung in kleinen Kreisen zu befördern, erfüllt

haben wird, wird sie fallen. Bis jetzt zwar bewegt sich die ganze Entwicklung Deutschlands noch vorwiegend in den Bahnen des individuellen Lebens; aber das deutsche Volk hat den Glauben an seine Zukunft nicht verloren; die See und der Gebirge seiner Bestimmung bleiben in ihm wach und sind in unsern eigenen Tagen auf eine neue Stufe der Entwicklung gehoben worden.

Jeder Schriftsteller, der von diesen Gesichtspunkten aus und in diesem Sinne über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart urtheilt, macht sich um die Aufklärung und Aufhellung von Zeiten und Verhältnissen wahrhaft verdient und erwirbt sich ein Anrecht auf Anerkennung und Dank. Wir setzen in diese Klasse von Schriftstellern die nachfolgenden, zunächst Hermann Schmid mit dem zur Beurtheilung vorliegenden Werke:

3. Mein Eden. Eine münchener Geschichte aus den Zeiten Karl Theodor's. Von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Geschichte spielt in den letzten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und schildert hauptsächlich die schändliche Priester- und Ministerherrschaft jener trübten Zeiten, in denen Deutschland bereits auf dem Wege zu seiner tiefsten Erniedrigung war. Die Erzählung bewegt sich zwar in den engeren Kreisen der münchener Verhältnisse; doch ist sie durchweg so gehalten, daß sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Einzelne große und bedeutsame Fragen, an deren Lösung die Gegenwart mit allen Kräften arbeitet, werden mit Geschick berührt und geben Zeugniß von dem gefunden Urtheil des Verfassers. Folgende Stelle ist besonders interessant (S. 122). Der Kapitän von Uertl und Helfrich von Reggenhofen, zwei ehrenfeste Charaktere, welche von den elenden Hofintriguen ganz besonders verfolgt werden, unterhalten sich über die damalige Zeit (1799). „Wir leben“, sagt Reggenhofen, „in dem Zeitalter der Lüge und des Scheins, und vielleicht ein Jahrhundert wird noch die Auflärung zu wirken haben, ehe Wahrheit und Wirklichkeit zur Herrschaft kommen!“

„Wenn es überhaupt im Plane der Weltordnung liegt, daß sie dazu kommen!“ warf Uertl ein. „Könnten Sie daran zweifeln?“ fragte in schnellem Feuer Reggenhofen. „Würde in dem Zweifel nicht die Behauptung liegen, daß Schein und Lüge zu den Zwecken der Schöpfung gehören? Nein, lassen Sie mir diesen Gedanken, und wenn es nur ein Traum wäre, lassen Sie mir den Traum an eine Zukunft des Menschengeschlechts, in welcher es in Staat und Kirche, in der Familie und im öffentlichen Leben, für den einzelnen wie im Verkehr sein anderes Gesetz, keine andere Richtschnur gibt, als Wahrheit und Recht. Eine Zukunft, in welcher jede Persönlichkeit, jeder Mann ganz und voll für sich gilt, in welcher niemand zu verbergen braucht, was er fühlt und denkt, und darum die Schläffer und Kiegel an den Herzen überflüssig geworden!“

„Outmüthiger, liebenswürdiger Schwärmer!“ rief Uertl. „Zürnen Sie mir nicht und zweifeln Sie nicht an meiner Menschenliebe, wenn ich Ihnen darauf erwidere, daß dieses zweite goldene Zeitalter genau im nämlichen Moment eintreten wird, in welchem die Schläffer und Kiegel an unsern Thüren und Kästen überflüssig geworden sind.“

„Sie bestätigen meine Behauptung, indem Sie selbst zu widerlegen glauben! Auch dieser Moment wird kommen und muß kommen! Es ist der Moment, in welchem jeder Kraft im Staate die Möglichkeit gegeben wird, das zu wirken, was sie ist, und mit welchem ebensoviele jedes Misverhältnis in Erwerb und Besitz sich ausgleicht, folglich auch alle Armuth mit ihren entsetzlichen Folgen verschwindet! Dem vergönnt und freigestellt ist, körperlich und geistig zu erwerben, wozu er sich befähigt fühlt, der wird die gleiche Befugniß jedes andern achten — das Eigenthum wird in der gleichen Berechtigung aller sicher sein!... Es wird so kommen, mein Freund, es muß so kommen, und unsere Pflicht ist es, jetzt schon dahin zu wirken, dafür vorzubereiten und Bahn zu brechen!“

Eine Scene in der Erzählung finden wir weniger gelungen, es ist die, wo der münchener Bürger Kugler dem Kurfürsten in einem langen Zwiegespräch über wichtige Dinge, namentlich auch über seine Umgebung, die Wahrheit sagt und ihn wirklich zu vernünftigen Ansichten bekehrt, so daß er sich entschließt „zu prüfen und zu untersuchen“, und den Bürger auffordert öfters zu ihm zu kommen und ihm auf alle seine Fragen ehrlich und geradeheraus die Wahrheit zu sagen. Inwieweit ist eine solche Scene zu trivial und abgenutzt. Daß ein schlichter deutscher Bürger oder Bauer einem Fürsten mit Erfolg die Wahrheit sagt, ist in der Wirklichkeit gewiß recht selten vorgekommen; in Romanen, Novellen, historischen Erzählungen ist es eine allzu gewöhnliche Wendung geworden. Ferner ist die Scene für den Charakter des Kurfürsten unwahrscheinlich und durchaus unangenehm. Ein Fürst, welcher geistig so schwach und stumpfsinnig und moralisch so gesunken und verkommen ist, daß der bloße Schein eines Verdachtes, ein bloßes „falsches Briefcouvert“ für ihn genug sein soll, um ihn zu vernichten, Männer, die ihm jahrelang gehorcht haben, von sich zu stoßen und in das Verderben zu stürzen; ein Fürst, welcher jahrelang der elende Spielball anderer Menschen gewesen ist, ohne daß je eine Ahnung von der Bosheit in ihm aufgefliegen ist, der fast plötzlich bei der Ermahnungsrede eines in seinen Augen ganz ungebildeten Bürgers den Entschluß, er wolle von nun an wissen und untersuchen. Der Verfasser scheint das unmotivirte und Zwecklose einer solchen Wendung selbst gefühlt zu haben, denn ehe der Kurfürst Zeit hat, sein neues Leben und sein neues System zu beginnen, stirbt er. Sollen etwa diese Scene dazu dienen, den Kurfürsten zuletzt in einem etwas bessern Lichte erscheinen zu lassen, so ist sie in Bezug auf die vorhergehende Schilderung des Kurfürsten eine Inconsequenz und steht mit dem ganzen Gange der Erzählung in einem Widerspruch, welcher unangenehm berührt. Es wäre besser gewesen, der Verfasser hätte die verderbliche Schwäche und Erbärmlichkeit eines Fürsten, welcher die ihm von Gott verliehenen Gaben, zu sehen, zu hören, zu denken, zu urtheilen, wie für ihn überflüssige Dinge unter die Füße tritt oder, noch schlimmer, sich von andern unter die Füße treten läßt, in ihrem verdienten Lichte bis zum Schluß der Erzählung consequent dargestellt. Der Stil ist frisch, kräftig, lebendig und klar. Eine Einzelheit ist uns sehr aufgefallen: kann man die Propositionen wegen mit dem Dativ construiren? Ist es erlaubt zu sagen: „wegen mir, wegen uns?“ (S. 256, 277.) Wohl thöricht; es beleidigt Ohr- und Sprachgefühl in hohem Grade und ist auf keine Weise zu rechtfertigen.

In dieselbe Kategorie, wie Hermann Schmid, setzen wir Wolfgang Müller von Königswinter mit dem Werke:

1. Vier Burgen. Deutsche Abteugeschichten von Wolfgang Müller von Königswinter. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Titel der vier einzelnen Erzählungen sind: „Haus Bollenheim. 1857“; „Schloß Wildenau. 1857“; „Burg Rodolf. 1857“; „Bogel Bollenhausen. 1859“. Bei der Uebersicht von Dorf- und Burgengegenden war es kein abler Gedanke, auch einmal Abteugeschichten zu schreiben. Die vier Geschichten spielen alle in neuerer Zeit und haben die Tendenz darzustellen, daß der Adel, wenn er überhaupt noch Sinn und Bedeutung haben soll und sich nicht selbst dem Untergange weihen will, eine den Zeiten entsprechende Form annehmen muß, daß er sich dem Siege des Fortschritts nicht entgegen darf und sich den veränderten Umständen und Verhältnissen gemäß weiter fortbilden und entwickeln muß.

In der ersten Geschichte, welche vor längerer Zeit in den „Unverdorbenen Monatsheften“ von Wackerbarth zuerst erschienen ist, werden in humoristischer Weise die leidensvollen Schicksale eines Bienen geschilbert, welcher, ohne Fleiß, ohne Fähigkeit zu erwerben, ganz verkommen in veralteten Idealen einem traurigen Untergange verfallen sein würde, wenn er nicht von einem bürgerlichen Verwandten gerettet worden wäre. Diese Geschichte ist

unstreitig die beste von allen. Die ganze Idee ist gut aufgefaßt und gut durchgeführt, die Schilderungen sind frisch und lebendig, die Charaktere anschaulich und im ganzen wahrheitsgetreu; einige derselben sind etwas absonderlich. Das Frische und Gemüthsvolle, welches namentlich die erste und die letzte Geschichte auszeichnet, möchten wir als einen besondern Vorzug hervorheben. „Schloß Wildenau“ und „Burg Rodolf“ sind in einzelnen Partien weniger gelungen; sie bieten manche Unwahrscheinlichkeiten und zu viel romanhafte Berechnung; und dies möchten wir dem Verfasser um so mehr als Vorwurf anrechnen, als er seiner Befähigung nach wahrlich nicht nöthig hat, zu solchen äußerlichen Mitteln zu greifen.

5. Aus dem deutschen Volksleben. Von Otto Ruppins. Zwei Bändchen. Leipzig, Reil. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Erzählungen, welche in diesen beiden Bändchen enthalten sind, sind in den vierziger Jahren zerstreut erschienen; sie sind, wie es im Vorwort heißt, einer sorgfältigen Sichtung und theilweise neuen Durcharbeitung von dem aus Amerika heimgekehrten Verfasser unterzogen worden und erscheinen hier gesammelt in einer Ausgabe, gleichmäßig derjenigen von den amerikanischen Schilderungen. Die erste Erzählung „Ein Stück deutsches Bauernleben“ (1846) ist in Bezug auf den Inhalt etwas überladen und breit und bietet nichts besonders Charakteristisches und Interessantes. Die zweite „Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers“ (1847) schildert die Schicksale eines Dorfschullehrers, welcher von einem pietistischen und geizigen Geistlichen, seinem Vorgesetzten, verfolgt wird und zuletzt aus seinem Amte entfernt werden soll; doch als die Noth am größten zu sein scheint, findet er in der nahegelegenen Stadt eine Anstellung als Organist. In der fünften Erzählung „Priester und Bauer“ (1846) wird uns ein Priester von noch schlimmerer Art — habgierig und rachsüchtig nach echter Pharisäerart — im Kampfe mit seiner Gemeinde vorgeführt. Der Priester geht in diesem Kampfe unter. Die dritte Erzählung „Traumkönig und der reiche Schneider“ (1847) behandelt die Schicksale eines Schneidersmeisters, welcher, aus Paris und London heimgekehrt, ein großartiges, aber durchaus unsoliden Geschäft eröffnet, sehr vornehm lebt, bankrott macht und dann nach einem andern Orte geht, um hier ein neues besseres Leben zu beginnen. Doch er kann sich anfangs aus seinen schlechten Gewohnheiten nicht herausreißen; er verfällt eine Zeit lang einem wüsten Wirthshausleben, findet aber endlich den rechten Weg, und durch Ausdauer und Arbeitsamkeit gelangt er zu Wohlstand und Glück. In der vierten Erzählung „Schlamm und fester Boden“ (1847) lernen wir einen jungen Handwerksburschen kennen, der, von sehr schwachem und unselbständigem Charakter, in Frankfurt und Berlin in sehr schlechte Gesellschaft geräth, und erst nachdem er durch seine lieberlichen und verworrenen Kameraden wiederholt in die größte Noth gebracht ist, allmählich zur Einsicht und zu größerer Festigkeit und Stärke des Charakters gelangt. In der letzten Erzählung „Eine Weberfamilie“ (1844) werden die furchterlichen Leiden geschildert, von welchen die schlesischen Weberfamilien in den vierziger Jahren so besonders schwer heimgesucht wurden.

Die Erzählungen verdienen, daß sie wieder abgedruckt worden sind. Der Verfasser hat Gefühl und Verständnis für das Leben des Volks. Seine Anschauungen und Darstellungen sind durchaus gesund und frisch. Die Charaktere sind einfach, natürlich und kern, ohne gemein und platt zu werden; was sie indes in nicht hohem Grade beßigen, ist die individuelle und charakteristische Besonderheit.

6. Vergangene Tage. Culturhistorische Novellen von Ludwig Ziemssen. Göttingen, Wigand. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den bisher besprochenen Büchern reihen wir noch ein Werk an, welches sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß es durchaus ohne alle politischen Tendenzen und Einseitigkeiten auf

Zeitraum ist. Es schildert in objectiver Weise Sitten und Zustände aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Bei der großen Masse von culturhistorischen Romanen und Novellen ist es natürlich, daß die meisten oberflächlich und farblos geschrieben sind; gründliche Studien hat selten ein Schriftsteller für solche Erzeugnisse gemacht. Die rühmlichste Ausnahme machen diese Novellen von Ludwig Biemssen; sie sind in jeder Beziehung gebiegen zu nennen; die Lectüre derselben ist ein Genuß, man kann sie mehr als einmal lesen, was bei solchen Büchern wahrlich viel sagen will. Eine kräftige, klare, geläuterte und edle Phantasie herrscht in der Erfindung und Anlage wie in der Sprache. Die Zeiten, in denen die Ereignisse spielen, sowie die einzelnen Personen sind charaktervoll und plastisch geschildert. Alles ist interessant und fein und schön ausgearbeitet; nichts von gesuchter romanhafter Berechnung, alles einfach, edel und wirkungsvoll.

Die erste Novelle „Väterliche Justiz“ spielt in Stargard im Jahre 1576. Der Bürgermeister dieser Stadt, Joachim Apellmann, wird durch seine amtliche Stellung gezwungen, seinen eigenen Sohn, der völlig misrathen ist und von Stufe zu Stufe immer tiefer sinkt, bis er zuletzt auf Stargarder Stadtgebiet als Mitglied einer Räuberbande gefangen genommen wird, zum Tode zu verurtheilen. Die Hauptcharaktere in der zweiten Novelle „Verschlungene Lebenspfade“ sind Barnim XI., Herzog von Pommern-Stettin, der von 1600—3 regierte und vorher Herzog von Rügenwalde gewesen war; ferner zwei Waffenschmiede: der eine, Meister Schlüter in Stettin, steht in einer besondern Beziehung zum Herzog; der andere, ein jünger Schmied aus Augsburg, ist auf seiner Wanderschaft nach Stettin gekommen, hat in der Werkstatt des Meisters Schlüter gearbeitet und dessen Tochter kennen gelernt. Nachdem er in Augsburg Meister geworden ist, kehrt er nach Stettin zurück, hält um die Hand der Tochter an, und nach vielen überwundenen Schwierigkeiten wird sie die Seinige. Wir müssen uns auf diese kurze und ganz oberflächliche Andeutung des Inhalts beschränken. Wir empfehlen das Buch zur Lectüre ganz besonders. Selbst unbedeutende Nebenumstände werden durch die frische und lebendige Färbung und plastische Darstellung unter der geschickten Hand des Verfassers höchst anziehend. Wir geben eine kleine Probe (S. 176):

„Es war hoch Mittag geworden, als unser Wanderer (der junge Waffenschmied aus Augsburg, Eberhard Amberg) endlich an den Thoren der alten Residenz Stettin anlangte. Sorgfältig staubte er, wie es einem ordentlichen Wandergesellen ziemte, Schuhe und Gewand ab, schüttelte das verwirrte Haar und schickte sich erst dann an, die wohlbekannten Gassen der ihm noch so vertrauten Stadt zu betreten. Aber so ohne weiteres verwilligte ihm der Stadtsöldner am Thor den Einzug nicht. „Beweis das Handwerk!“ herrschte er den Wanderer auf seine Reibung an; „holt ein Zeichen vom Meister in der Stadt; das Bündel bleibt dervell zur Stelle!“ — „Wohl“, erwiderte der Jüngling, „so will ich Euch gebeten haben, Ihr wolket mir mein Sach inzwischen wohl verwahren, bis daß ich mit dem Zeichen wiederkehre.“ — „Legt ab“, sprach der Söldner. Der Wanderer ließ sein Bündel von der Schulter auf die Stufen des Thorhauseins gleiten und leichten Fußes eilte er nun die wohlbekannten Straßen hinauf, in denen das rege Treiben einer mächtigen Haupt- und Handelsstadt gewaltig auf- und niederstutete. Er war noch nicht weit in das Gewirr der Straßen vorgebrungen, als er aus einem hochgezielten Hause, dessen geschwärzter Ofen unablässig dicke Rauchwolken entkamen, den tastmäßigen Wechelschlag der Hämmer erklingen und näher-tretend den Blasebalg „singen“ hörte. Die Schmelze war ihm nicht bekannt — wol eine neue Niederlassung —, doch trat er munter und wohlgenuth ein. „Guten Tag!“ rief er mit kräftiger Stimme, das Geräusch der Hämmer und das Schnauben des Blasebalgs hell überhörend. „Guten Tag! Glück herein! Gott ehre das Handwerk, Meister und Gefellen!“ Der geschäftige Lärm stockte; die Hämmer ruhten, die Feilen hörten auf zu freischen und die Blasefänge fuhr mit einem Seufzer in die

Söhe. Aller Augen richteten sich auf den Ankömmling. „Dank Euch Gott!“ — „Willkommen Schmet!“ — tönte der kräftige Widerruf. Unbefangen schritt Eberhard Amberg auf einen alten Burtschen zu, der an der Blasefänge stand und, auf einen jungen Arbeiter deutend, der in Hemdärmeln und Schurzfell an der Esse stand, sprach er: „Mit Gunt, Gesell, daß ich dich fragen mag, ist das der Meister, so vor der Esse steht?“ — „Mit Gunt, mein Schmied“, antwortete der alte Gesell in drohnendem Bass, „es ist, wie du sagst; der Meister Balthar und sein anderer!“ So trat nun unser Wanderer an diesen heran und sprach: „Meister, ich wollte Euch gebeten haben, Ihr wolket mir ein Zeichen geben, daß ich mein Bündel mag zum Thor einbringen.“ Freundlich nickend und die starrliche Erscheinung des Ansprechenden mit Wohlgefallen muckend, reichte ihm dieser den mächtigen sechsheupfändigen Vorschlaghammer, den er eben in Händen hielt, und sprach: „So nimm das Zeichen, geh ins Thor und weis es für!“ Dankend nahm der Jüngling und eilte zurück, sein Bündel auszulassen. „Gnügt Euch daran?“ sprach er zum Söldner, den Hammer vorweisend. Mit einem breiten Lächeln auf seinem massigen Gesicht langte der Söldner nach dem Hammer und sprach: „Gib's her und laß mich sehen!“ Gutmüthig reichte der Fremde, der wol wußte, daß es um ein Trinkgeld gehe, den Hammer hin und hatte auch schon die Rechte im Wams, um nach dem Lederbeutel zu suchen, als der Söldner wohlgenuth ausrief: „Der Hammer ist mir verfangen! Laß ihn aus!“ Eine kleine Silbermünze befreite das Zeichen alsbald aus der Hand des erfreuten Langenackts, der junge Wanderer schwang sein Bündel leicht auf die Schulter und bald war er auf dem Rückwege, um den Hammer wieder einzuliefern, was in derselben förmlichen Weise geschah, wie die Entlehnung desselben.“

Rudolf Sonnenburg.

Zur Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes.

Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862 von Franz Pfeiffer. Wien, 1862. Gr. 8. 6 Rgr.

Trotz mannichfacher, mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns geführten Kämpfe stehen sich noch heute in Betreff der Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes zwei Parteien unverändert gegenüber. Die eine hält an Lachmann's Liebertheorie fest, die andere betrachtet außer Rationalepos als eine bichterlich einheitliche Schöpfung. Für die erstere ist folgerichtig eine Untersuchung, wer der Dichter des Liedes gewesen, bedeutungslos, ja unmöglich; die Vertreter der andern dagegen haben ein Recht, jene Frage aufzuwerfen und in ihrer Weise zu beantworten. Bekanntlich hat man schon verschiedene Dichter des Liedes aufgestellt; man hat nacheinander auf Heinrich von Ofterdingen, Balthar von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Rudolf von Ems gerathen; aber immer waren es Hypothesen ohne jegliche wissenschaftliche Grundlage. Zuletzt hat Holzhmann in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied“ den Beweis zu führen gesucht, daß Meister Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, der Dichter sei, allein Holzhmann scheint hiermit selbst bei den Anhängern seiner sonstigen Theorie nicht befriedigt zu haben.

Franz Pfeiffer, der unermüdet in der Lösung noch dunkler Fragen ist, und es liebt, mit neuen Ansichten hervorzutreten, hat nun die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes abermals ausgenommen und einer Entschcheidung entgegenzuführen versucht. Er geht „von sichern bestimmten Grundlagen“ aus und macht die metrische Form nicht allein zum Ausgangspunkte, sondern zum Mittel- und Angelpunkte seiner Untersuchung. Diesen Weg haben allerdings schon andere vor ihm angedeutet oder selbst betreten, alle aber sind auf halbem Wege stehen geblieben. So ließ namentlich auch Holzhmann seine Voreingenommenheit für den Meister Konrad nicht dazu gelangen, nach einen Schritt

vordrückt zu machen und die richtige Lösung zu finden. Diesen Schritt will eben Pfeiffer thun.

Die Untersuchung hat zwei Theile. Zuerst liegt die Frage nahe: „War die Nibelungenstrophe eine unmittelbar aus dem schiedlichen Geiste des Volks hervorgegangene, althergebrachte, zu gewisser Zeit allgemein übliche Form für das Volksepos oder doch einzelne Theile desselben, oder aber: ist sie das Werk bewusster vorgeschrittener Kunst?“ Und zweitens: „Ist sie letzteres, ist sie das Kunstwerk eines einzelnen, wer war der Urheber oder Erfinder?“

Aus der deutschen Literaturgeschichte wissen wir, daß die Epik ursprünglich anstrophisch war, und daß sich erst dann die strophische Gliederung zeigte, als aus der epischen Poesie die Lyrik sich entwickelte und als selbständige Gattung austrat. In Deutschland sehen wir im Gegensatz zur griechischen Lyrik die eigenthümliche Erscheinung, daß der Erfinder einer Strophe auch der Eigentümer war. „Wer immer einen neuen Ton, eine neue Weise erfand, blieb im ausschließlichen, unantastbaren Besitz dieser seiner Erfindung, die von andern zwar nachgeahmt, d. h. umgefaßt oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Uebertretung dieses Gebots der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden (das Mittelalter hatte dafür den Ausdruck »Lönlich«), und so streng und unverbrüchlich wurde dies Gebot beobachtet, daß unter der ungeheuren Masse lyrischer Gedichte vom 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts die widerrechtliche Aneignung eines fremden, nicht selbst erfundenen Tons ohne Beispiel ist.“ In späteren Zeiten führte dann die anfänglich lobenswerthe Sitte die mißliche Consequenz herbei, daß die Lyriker zu Uebersetzung und gehaltloser Formenspielerei ihre Lust zu nehmen mußten, um die Ehre der Originalität für sich zu haben.

Die strophische Form drang auch in die Epik ein und zwar zunächst und vorzugsweise in solche Gedichte, deren Stoffe der deutschen Heldensage angehören. Der Verfasser sucht sodann dem Beweis zu liefern, daß auch hier jenes bei der Lyrik geltende Gesetz zur Anwendung kam und die epische Strophe ebenfalls als das unantastbare Eigenthum ihres Erfinders betrachtet und respektirt wurde. In diesem Zweck schildert er uns die Gestaltung der verschiedenen epischen Strophenformen, voran die älteste, die Nibelungenstrophe, dann die Strophe im Bruchstück von Walther und Hilgund, die Sudrunstrophe, die Strophenbildungen in der Rabenschlacht, in der Spielmannspoesie und in den Künreliedern und schließlich Wolfram's von Eschenbach Lünreliedstrophe. Alle diese Formen stehen voneinander ab. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, „als sich, nicht bloß im bürgerlichen und Staatsleben, die Begriffe von mein und dein zu verwirren und die Bande des Gesetzes und der Ordnung zu lockern begannen“, finden wir den Nibelungenvers auch in andern Heldengedichten, wie im „Großen Rosenarten“, „Ordnung“, „Gug und Wolfdietrich“ u. s. w.; allein es ist nicht mehr die Strophe in ihrer ursprünglichen Form geblieben und dann geben auch die Gedichte an sich den Verfall der alten Kunst zu erkennen. Nachdem der Verfasser so zu dem Resultate gelangt ist, daß die Nibelungenstrophe kein Nationaleigenthum war und daß folgerichtig von Volkstiedern in dieser Form nicht mehr die Rede sein könne, wendet er sich zu der Beantwortung der zweiten Frage, wer der Urheber oder Erfinder jener Strophe gewesen sei.

Der Kürnberger ist anerkanntermaßen der älteste der deutschen Liederdichter, sein Wirken fällt etwa in die Zeit 1120—40. Nachdem nur wenige Strophen seiner Lieder auf uns gekommen sind, so scheinen sie doch dem Verfasser zur Führung seines Beweises hinreichend zu sein. Daß die Form, in welcher jene Strophen sämmtlich gebildet sind, als das Eigenthum des Künbergers auch in bewusster Weise beansprucht wurde, erkennen wir aus einem Liede des Dichters, in welchem ausdrücklich gesagt wird, ein Ritter habe gesungen „in Kürnberges wise“. Nun ist diese Lönweise des Künbergers der Nibelungenstrophe

vollkommen gleich, kein Lyriker hat sie sich sonst angeeignet und, wie wir gesehen, auch kein Epiker: Pfeiffer schließt also hieraus, daß der Verfasser jener lyrischen Strophen auch der Urheber des in derselben Strophenform verfaßten epischen Gedichtes war, ja nach seiner Ansicht sind wir berechtigt, „den Kürnberger und den Dichter des Nibelungenliedes für eine Person zu halten“.

Ob der Verfasser zu andern, seine Annahme unterstützenden Momenten übergeht, sucht er vorerst ein Bedenken aus dem Wege zu räumen, welches auf den ersten Blick das gewonnene Resultat in Frage zu stellen scheint, das Bedenken nämlich, daß ein beträchtlicher Zeitraum von 50—60 Jahren thatsächlich zwischen den Liedern des Künbergers und unserm Heldenliede liegt und sich besonders in den ungenauen Reimen dort, in den genauen hier zu erkennen gibt. Auf der einen Seite gewahren wir also im Nibelungenliede eine moderne Form, auf der andern aber hat es auch eine Alterthümlichkeit aufzuweisen, welche darin besteht, daß Reime, die nach den Gesetzen der höfischen Kunst als klingende (weibliche) zu gelten haben, bisweilen nach der Weise der alten Gedichte als stumpfe (männliche) gebraucht werden, wie z. B. Uoten—guoten. Jenen Gegensatz und diese Uebereinstimmung der beiden gleichstrophischen Schöpfungen sucht nun Pfeiffer durch die Annahme zu vermitteln und zu erklären, „daß wir es hier (mit dem Nibelungenliede) mit seinem Originalwerke, sondern nur mit einer spätern Umarbeitung zu thun haben, die die ursprüngliche Form des Werks nicht völlig zu tilgen vermocht hat“. In der That gewährt uns die Literaturgeschichte solcher Beispiele von Modernisirungen eine Fülle.

Weiterhin führt der Verfasser verschiedene Einzelheiten an, welche die Uebereinstimmung der Lieder des Künbergers mit dem Nibelungenliede deutlicher hervortreten lassen; wir finden sie in der Ähnlichkeit von Bildern, von Redewendungen, von Reimen und Worten, im lyrischen Tone, der durch das Epos hindurchfließt. Ferner ist Oesterreich die Heimat des Künbergers wie auch des Nibelungenliedes. In Passau mochte der Dichter das über hundert Jahre dort entsprungene lateinische Buch von den Nibelungen kennen gelernt haben, von dem wir leider nur aus dem Berichte der Klage wissen. Unter andern wurde in ähnlicher Weise auf Grund heimischer Sagen und Ueber die longobardische Geschichte von Paulus Diaconus in lateinischer Sprache verfaßt. Pfeiffer glaubt aus manchen Einzelzügen des Nibelungenliedes schließen zu müssen, der Dichter habe sich auch das lateinische Gedicht von Walther und Hilgund zum „Vor-bild“ genommen. Haben wir somit im Nibelungenliede, abgesehen von der weitern Umarbeitung, im Grunde kein Original vor uns, so hat doch der Dichter so viel eigenthümliche und selbständige Seiten seinem Stoffe abgewonnen, daß wir in seiner Schöpfung durchaus keine Uebersetzung gewöhnlicher Art zu sehen haben. Selbst einzelne Gestalten sind sein freies dichterisches Eigenthum, so vor allem Rabdiger und Volfer. Die Bemerkungen Pfeiffer's, welche Holzmann's Anregung weiter ausführen, der Dichter habe sich in dem Spielmann Volfer selbst schilbern wollen, und zwar deshalb, um Dichtung und Sängen in den Augen seiner vornehmen Standesgenossen zu heben, „gleichsam zu abeln“, finden wir außerordentlich fein und klug. Daß der Dichter sich nicht nennt, sucht der Verfasser in dem überhaupt im Nibelungenliede streng beobachteten Zurücktreten seiner eigenen Person. So sind uns auch im Gegensatz zu den höfischen Romanbildern in den prosaischen und anstrophischen Gedichten, deren Stoffe der deutschen Volkssage angehören, die Namen der Dichter fast immer verschwunden. Am Schlusse der Untersuchung faßt Pfeiffer die einzelnen Momente derselben kurz und bündig in folgende Sätze zusammen:

„Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürnberger, dessen Heimat Oesterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürnberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adelichen Standes, er ist der Schöpfer des

vollständigen krophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unsers Volks. Sein Wert ist die erste herrliche Frucht der Theiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen."

Pfeiffer's Schriftchen über den Dichter des Nibelungenliedes hat ebenso wie die Untersuchung über „Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit" Aufsehen erregt und in seinem Ergebnis überrascht. Auch hier wieder unaufgeklärte, zweifelhafte Punkte und auf der andern Seite Klarheit, Ueberzeugung, eine aus dem Dunkel der Gleichgültigkeit hervortretende lichtvolle Gestalt. Wir sind bei Erörterung dieser Frage auf literarischem und kritischem Gebiete, und hier, glauben wir prophagieren zu dürfen, werden dem Verfasser eher gerüstete Gegner nahen, als auf jenem grammatischen, auf welchem seiner so leicht sich mit Pfeiffer messen kann. Jedenfalls haben wir auch hier eine Anregung zu begrüssen, die zu weiteren Untersuchungen Anlaß geben möge. In dieser Schrift, die mit einer gewissen Wärme und Ueberzeugungskraft geschrieben ist, bewährt der Verfasser außer seiner Gelehrsamkeit aufs neue auch die Kunst seiner Darstellung, durch welche er so viele seiner Nachkommen überträgt, die oft ein entsetzliches Deutsch schreiben. Die gelehrten Anmerkungen, die sich durch Kürze und Knappheit auszeichnen, geben die literarischen Nachweise und führen die ausgesprochenen Behauptungen weiter aus. 68.

Notizen.

Eine Charakteristik Uhland's von August Stranger.

Die „Bibliothèque universelle" enthielt in ihrer Nummer vom 20. Januar einen ebenso anerkennenden als liebevoll eingehenden Aufsatz von A. Stranger über Uhland, in welchem es unter anderem über Deutschland heißt: „Unter den Ländern, welche auf der bunten Karte der Phantasie verzeichnet sind, nimmt Deutschland einen der ersten Plätze ein. Es fehlt uns nicht durch welche geheimnisvolle Annuit, durch nebelhafte und phantastische Gebilde, welche zur Träumerei verführen und uns mit einer Art innerlicher, eindringlicher und traulicher Gemüthsregung gefangen nehmen. . . . Es liegt etwas Rebellisches auf der überheissenen Landschaft; die Fläche ist einströmig. Aber zum Ersatz läßt diese ausgedehnte Fläche, in welcher der Blick ins Grenzenlose schweift, den Gedanken des Unendlichen entstehen" u. s. w. Hiergegen möchten wir nur bemerken, daß in Deutschland doch nicht alles eine „plaine monotone" ist, wie ja auch der Verfasser selbst recht gut weiß, wenn er z. B. Uhland's Heimatland, Schwaben, das „deutsche Arabien" nennt, „que parcourt une file de collines plantées de vignobles, où le Neckar serpente à travers les prairies, où les châteaux en ruines et les forêts dominent les paisibles villages". Dieses poetische Deutschland existirt, versichert er weiter, nicht so sehr lange, nicht bevor die Dichter es mit ihrem Zauberhabe hervorgerufen hätten. „Puissance magique de la poésie!" ruft er aus, und er begnügt weiter: „Deutschland spielte nun für eine gewisse Generation die Rolle, welche Italien zur Zeit der Renaissance gespielt hatte: es war das Ziel aller Träume, die Heimat der Ideale, ein Land der Verheißung für die Einbildungskraft." Der Verfasser sieht seiner ausführlichen und bereiten Charakteristik Uhland's die Prosa-übersetzung einer großen Zahl Uhland'scher Lieder und Balladen ein, unter letztern auch der Ballade „Des Sängers Fluch", „qui est peut-être le chef-d'oeuvre d'Uhland", nur von der Ballade „Das Schloß am Meer" versetzt er eine rhythmische Uebersetzung, die wir hier mittheilen wollen:

„As-tu vu sur la plage
Le cher château royal,
Ou parfois un nuage
Floue comme un signal?

Son reflet se balance
Sur le sein des flots bleus,
Sa tournelle s'élance
Aux profondeurs des cieux." —

„J'ai vu la tour royale,
Le vent du soir soufflait,
Mais la lune était pâle,
Et le bromillard montait." —

„N'as-tu pas sur l'arcade
Entendu le concert,
Joyeuse sérénade
Chantant avec la mer?" —

„Non . . . muette était l'onde;
Un chant semblait vibrer
De la voûte profonde,
Mais il me fit pleurer." —

„As-tu vu dans la salle
Les époux réverés,
La couronne royale
Et les manteaux pourprés?"

Et la princesse blonde,
Brillait-elle à côté,
Comme au sortir de l'onde
Un beau soleil d'été?" —

„Non; la noire mantille
Les couvrait tous les deux;
Ils pleuraient, et leur fille
N'était pas avec eux."

Man wird gestehen müssen, daß diese Uebersetzung im ganzen, namentlich aber wie uns scheint die dritte Strophe gelungen und dem Geist und Ton des Originals entsprechend sei, wenn auch Ausdrücke wie „château royal", „arcade", „concert", „sérénade", „princesse blonde", „mantille" u. s. w. den Leser unwillkürlich aus dem geheimnisvollen Nebel des Nordlands und aus der poetischen Sagenzeit in den sonnigen Süden und in die Zeit der Renaissance oder des Rococo versetzen. Daran ist jedoch mehr die französische Sprache als der Uebersetzer schuld.

Goethe als Vater des Realismus.

In einem Aufsatz der „Revue des deux mondes" (vom 15. Februar) mit der Ueberschrift: „Le réalisme épique dans le roman", dem Gustave Flaubert's Roman „Madame Bovary" und das spätere monströse Nachwerk „Salambo" zu Grunde gelegt sind, bemerkt Sanct-Mont Laillandier: „Weiß die realistische Schule, die so geräuschvoll auftritt und so stolz ihre Unabhängigkeit erklärt, woher sie kommt? Kennt sie ihre Vorläufer? Ich nehme fast Anstand, den großen Namen zu nennen, der mir angeht, einiger närrischen Versuche aus letzterer Zeit oft unwillkürlich einleitet. Doch muß es gesagt werden, daß der Realismus wie der Romantismus aus einer Ueberarbeit entspringt, die unserm Lande nicht angehört und die wir eher in Unnatur verwandelt, als bereichert oder fortgesetzt haben. Der Vater des Realismus ist kein anderer als Goethe. Und warum soll man dies nicht offen anerkennen, da das beste Mittel, unsere falschen Realisten zur Vernunft zu bringen, darin besteht, daß man sie mit dem großen Geiste konfrontirt, dessen System sie so verfehlt ausgelegt haben." Nachdem Laillandier noch verschiedene Bemerkungen über den Romantismus der Schlegel, Tieck, Novalis und Brentano und über den angeblichen Idealismus Schiller's und den angeblichen Realismus Goethe's gemacht, fährt er fort: „Von dem Augenblick an, wo die letztern beiden edeln Intellektuellen sich zu einem so engen Freundschaftsbunde vereinigt hatten, machten sie einer bei dem andern Anleihen; Schiller richtete sich mehr auf das Studium der realen Welt, Goethe erhab sich höher in die Sphären der sittlichen Welt. Doch vergesse man

nicht, daß selbst bevor noch Goethe von dem Einflusse seines Freundes berührt worden, sein Realismus schon eine Quelle von Reichthümern in sich schloß; denn die Beobachtung war bei ihm nur der Anfang der Kunst, und schloß die Auswahl, die Zeichnung, die Anordnung, endlich den Gedanken, das heißt die Poesie nicht aus. Welcher Contrast zwischen dem Verfahren Goethe's und demjenigen, der in unserer laufenden Literatur diesen Namen usurpirt hat! Wenn man nur noch zwei Werke (den genannten Romanen von Flaubert), die ein mehr lärmhaftes als erster Erfolg der Aufmerksamkeit der Kritik empfiehlt, urtheilen darf, so findet zwischen dem Realismus Goethe's und dem unserigen mehr als ein bloßer Contrast statt — es ist ein Abgrund." Wie und was man auch von dem Versuche Taillandier's, den neufranzösischen Realismus auf keinen Verringerung als Goethe zurückzuführen, denken möge, so ist darin doch immer eine bemerkenswerthe Anerkennung des mächtigen Einflusses der deutschen Literatur und namentlich Goethe's auf die neuere französische ausgesprochen.

J. M.

Zwei französische Urtheile über Shakespeare.

Im Odeontheater zu Paris wurde neulich Shakespeare's „Macbeth“ neu einstudirt und scheint vom Publikum nicht ohne Theilnahme aufgenommen worden zu sein. Auch die Tagespresse betheiligte sich lebhaft an der Discussion über den britischen Meister, und die uns zu Gesicht gekommenen Urtheile liefern einen nicht uninteressanten Beitrag zur Einsicht in die jetzige französische Geschmacksrichtung. Während die Zahl derjenigen, welche nur die sogenannten Classiker ihres Vaterlandes gelten lassen wollen, noch keineswegs aufgehoben ist, zeigen wiederum nicht wenige eine erfreuliche Objectivität, ja sogar Mares erkennen der Mängel des vorwiegend rhetorischen Dramas. Am ärgsten wird Shakespeare im Gemüthe des „Siècle“ verfehrt, wo ein Herr de Bienville sich über „Macbeth“ dahin äußert: „Man findet allerdings bisweilen einige geniale Züge, ergreifende Bilder, bedeutende Gedanken, ja sogar Parteipfundenes und verschiedene wirklich pathetische Situationen und schöne Scenen; aber es bekümmert sich das Voltairische Wort: Verlieren im Mist. Und der Mist ist vorherrschend, die ganze Anlage barbarisch. Man sieht zwar in dem Stück Aberglauben, Jenseitsheit, Erbschuld, Gerechtigkeit, mittelalterliche Grausamkeit, kaum aber irgendeinen Schimmer von Kunst.“ Schließlich wird beklagt, daß Shakespeare „erhabene und auserlesene Meisterwerke wie die eines Corneille und Racine“ von der Bühne verdrängen könnte. Derselbe ausdrucksvolle tritt für ihn H. de Velloz in der „Illustration“ ein, einem Journal, welches, ebenfalls auf die weitesten Kreise berechnet, in seinem literarischen Theile mancher unserer kühnsten Urtheile zum Muster dienen könnte. Zunächst belächelt Velloz den Hochmuth vieler Engländer, die nur demjenigen gehalten wollen, über Shakespeare zu sprechen, welcher der englischen Sprache vollkommen mächtig ist; denn „so beleidigen mit einem solchen Anschein von Verehrung für Shakespeare diesen einzigen Genius, dessen Charakter es eben ist, zu gleicher Zeit vollständig Engländer und in demselben Grade Universalgenie zu sein.“ Aus diesem Grunde muß er auch das italienische Sprichwort, welches ohne Ausnahme jeden Traduttore (Uebersetzer) zu einem traditore (Verräther) kempelt, durchaus verwerfen; denn sei es auch zu bedauern, daß die Shakespeare'schen Eigenthümlichkeiten selbst durch die geschickteste Uebersetzung in mancher Hinsicht verloren gehen, „das wirklich Große und Rühmenschliche in ihm ist gleichwohl für alle Zungen und alle Zeiten verständlich.“ Von französischen Bearbeitungen des „Macbeth“ werden zwei genannt; die eine ist von einem Sohne Victor Hugo's, die andere von Jules Racotir. In Betreff derselben heißt es: „Der Gelehrte, der Kunstliebhaber, der Dilettant liebt wörtliche Uebersetzung von François Victor Hugo; das Publikum aber, wenn es erfahren will, was ein echtes Drama ist, gehe in das zweite Théâtre français, um „Macbeth“ zu sehen, wie er von Racotir übertragen und für die Bühne bearbeitet wurde.“

Regener hat eine metrische Uebersetzung geliefert, welcher Velloz vor einer wortgetreuen Reue den Vorzug gibt. Zwar könne ein Dichter nur durch einen Dichter übersezt worden, aber dem wahren Dichter falle die gebundene Rede nicht schwer; denn „so viel steht fest, daß zehn Verse einem Victor Hugo oder einem Lamartine nicht mehr Mühe kosten, als zehn Zeilen Prosa ebendenselben Lamartine oder Victor Hugo.“ 83.

Bibliographie.

- Banning, S. A., Der Silberkürmer und seine Tochter. Eine niederländische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Holländischen übertragen von R. Tieding. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Paderborn, Schöningh. 8. 18 Ngr.
- Bräuner, A., Geschichte der preussischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Einrichtung und späteren Organisation. 1ster Halbband. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Erkänder, H., Aus meinem Tagebuch. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.
- Jacobi, S., Erzählungen. Bielefeld, Buchhandlung des Verlagsbuchhandlung. 8. 6 Ngr.
- Meyer, F. K., Die noch lebenden keltischen Völkerschaften, Sprachen und Literaturen in ihrer Geschichte und Bedeutung. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 31. Januar 1863. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.
- Rißch, G., Die evangelische Bewegung in Italien. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien geschrieben. Berlin, Gertz. Gr. 8. 20 Ngr.
- Dettinger, C. M., Die nordische Semiramis oder Rastharna II. und ihre Zeit. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Die nordische Semiramis. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Raabe, W. (J. Corvinus), Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman. Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 8. 5 Thlr.
- Der Zeitgeist. Culturgeschichtliches Centralblatt. Herausgegeben von E. Löwenthal. Jahrgang 1863. April bis Dezember. 36 Nummern. Leipzig, D. Voigt. Gr. 4. Vierteljährlich 12 Ngr.
- Ziegler, F., Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Mit einer Ansicht. Schaffhausen, Huber. 1862. 8. 10 Ngr.
- Zimmermann, E. E., Bis nach Sibizien. Erinnerungen aus dem Feldzuge nach Rußland und aus der Gefangenschaft 1812—1814. Hannover, E. Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.
- Zingerle, I. von, Johannessegen und Gortrudenninne. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 7 Ngr.

Tageblitteratur.

- Appellation an den Geist der Nation wider den Griff der Unwissenheit. Hamburg, D. Meißner. 8. 2 1/2 Ngr.
- Eich, H., In welchem Locale stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich? Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift: „Mathias oder Bischofshof.“ Im Namen des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins herausgegeben. Nebst einem lithographirten Grundriß der Stadt Worms. Der Vortrag ist für das Luther-Denkmal bestimmt. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.
- Förster, F., Denkwürdigkeiten preussischer Geschichte aus den Befreiungskriegen 1813, 1814, 1815. 1ste Lieferung. Berlin, Holshein. 8. 5 Ngr.
- Die persönliche Gegenwart des heiligen Geistes auf der Erde. Elberfeld, Hasel. Gr. 8. 4 Ngr.
- Geiger, A., Sadducäer und Phariseer. Breslau, Schletter. Gr. 8. 10 Ngr.
- Kattner, C., Deutsche Abrechnung mit den Polen. Zwei Hefte. Bromberg. 1862. Gr. 8. à 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Warggraf.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von
Friedrich Pecht.

In zehn Lieferungen zu je 5. Blatt, nebst Text.

Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Geh. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Erste bis sechste Lieferung:

Goethe in Rom; Faust, Gretchen, Mephistopheles, Philine; Graf Egmont, Leonore von Este, Antonio, Leonore Sanvitale, Machiavelli; Iphigenie, Der Harnsen, Marianna, Wilhelm von Oranien, Margarethe von Parma; Wilhelm Meister, Elfrida, Mignon, Adelheid, Torquato Tasso; Die Gräfin, Hermann, Dorothea, Wagner, Elisabeth; Cyp von Bertholden, Friederike, Edward, Senecio Celsi; Franz von Sickingen.

Die „Goethe-Galerie“ soll in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück zu der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Schiller-Galerie“ bilden, welche allgemein als ein der deutschen Kunst zur Ehre gereichendes Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet wurde und sich zahlreiche Freunde erworben hat.

Das bisher Erschienene ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch ein Prospect gratis zu haben ist und Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Ngr.

Erschienen:

XIII. Otfried. Schauspiel in fünf Aufzügen.

Zweite Auflage.

Die früher erschienenen Bändchen I—XII enthalten: I. Das Urbild des Tartüffe. Zweite Auflage. — II. Joff und Schwert. Fünfte Auflage. — III. Werner oder Herz und Welt. Vierte Auflage. — IV. Der Königsleutnant. Zweite Auflage. — V. Fugatschew. Zweite Auflage. — VI. Ein weißes Blatt. Vierte Auflage. — VII. Richard Savage. Vierte Auflage. — VIII. Ariel Acosta. Fünfte Auflage. — IX. Patal. Vierte Auflage. — X. Die Schule der Reichen. Vierte Auflage. — XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens. — XII. Antonio Perez.

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch den Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiose Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen:

M an f e n.

Gedichte

von

Adolph Bekk.

Elegant broschirt 15 Ngr., oder 48 Kr.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen:

Traum und Sage

von

Franz Trantmann.

Elegant broschirt 15 Ngr., oder 48 Kr.

Inhalt: Von drei Lilien. Wie das Weichen ward, Freiheit in Fesseln. Von fünf Ritterfräulein. Liebesdrache. Die trauernde Jungfrau. Echte Liebe. Ist in Ehren. Naigbäselein. Warum die Rosen weiß, roth und gelb sind. Drei schottische Hochlandesagen.

Bei Fr. Andr. Perthes in Gotha erschien soeben:

Gildemeister, Dr. C. G., Johann Georg Hamann's, des Magus im Norden Leben und Schriften.

4. Band. — Auch unter dem Titel: „Hamann's Autorschaft ihrem Inhalt nach.“

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr. Complet 4 Bände 7 Thlr. 18 Gr.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Der schwarze Gast.

Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage.

Von Ludwig Steub.

Zweiter Abdruck. Broschirt. Preis: 48 Kr.

Die erste Auflage wurde innerhalb 14 Tagen in München und Tirol verkauft.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

9. April 1863.

Inhalt: Eine Aesthetik auf psychologischer Grundlage. Von Adolf Zeising. — Wilhelm Tischbein. Von Heinrich Dörner. — Ein politisch-literarisches Wandfest Brundholl's. — Zwinger als Held eines Romans. — Rottg. (Zur Textreinigung der Werke Heinrich von Kleist's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Aesthetik auf psychologischer Grundlage.

Aesthetik. Von Karl Köhlin. Erste Hälfte. Tübingen, Laupp. 1863. Ter. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit lange ist mir im wissenschaftlichen Gebiete kein Werk vorgekommen, dessen Verfasser in der Vorrede so viel für sich in Anspruch nähme und im Buche selbst so wenig leistete wie das vorliegende. Die Unflut, sich dadurch die Arbeit bequem und das Geld frei zu machen, daß man über die Leistungen der Vorgänger mit vornehmer summarischer Aburtheilung hinweggeht und sich das Ansehen gibt, als ob man selbst zuerst gefunden habe, was der bis dahin im Dunkeln tappenden Welt ein Licht aufzustreuen vermöge, ist zwar heutzutage eine leider sehr gewöhnliche Erscheinung; aber mit weniger Berechtigung und größerer Selbstverkenntnis als bei der Introduction dieser „Aesthetik“ dürfte davon nur selten Gebrauch gemacht sein. Das klingt hart, und es widerstrebt eigentlich meinem Naturell, mich in dieser Weise auszusprechen, denn es hat mir bei meiner kritischen Thätigkeit stets mehr Freude gemacht, Gutes loben zu können, als Schlechtes tadeln zu müssen; und namentlich einem ästhetischen Werke gegenüber hätte ich meine Mißbilligung um so lieber unterdrückt, als das Urtheil über die Arbeit eines Fachgenossen nur gar zu leicht der Gefahr einer Mißdeutung ausgesetzt ist. Aber im Interesse der Wissenschaft kann ich nicht anders. Ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft fordert gleich dringend, gegen eine Behandlung und Weiterführung derselben, wie sie in diesem Buche versucht ist, Protest einzulegen; denn würde nach der im ihm eingeschlagenen Art und Weise in der Aesthetik fortgearbeitet, dann würden nicht nur sehr bald alle Errangenschaften, die wir den bisherigen Anbauern derselben, Männern wie Burke, Windelmann, Lessing, Herder, Kant, Schiller, Schelling, Solger, Hegel, Weiße, Reinhold, Vischer, Carrière, Zimmermann u. a., im Strom der Vergessenheit begraben sein, sondern es wäre auch zu befürchten, daß sich die fernere Entwicklung der Aesthetik ganz und gar in die Rebelei und Schwerelei willkürlicher subjectivistischer Raisonnements und das Lo-

huvabohu einer babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung verliere.

Niemand kann in der Wissenschaft, wie in andern Lebensgebieten, ein entschiedenerer Freund des Fortschritts sein als ich. Wie ich das Recht dazu für mich in Anspruch genommen habe und noch in Anspruch nehme, so gestehe ich es auch jedem andern zu. Wenn daher der Verfasser zunächst sagt, daß im ästhetischen Gebiete noch vieles zu thun sei und daß bei dem bis jetzt Erreichten, des Trefflichen darunter unerachtet, nicht stehen geblieben werden könne, so stimme ich ihm in dieser Beziehung vollkommen bei. Aber wenn er unmittelbar darauf den Aesthetikern der Gegenwart den Vorwurf macht, sie hätten sich einerseits nicht energisch genug von der Hinterlassenschaft ihrer Vorgänger loszureißen vermocht, andererseits die Ueberlieferungen früherer Systeme nicht gewissenhaft genug benutzt, sondern über Hegel die Leistungen Kant's, Schiller's, Schleiermacher's, über Herbart die ganze Reihe nach Kant'scher Denker vergessen, so schlägt er damit in doppeltem Sinne der Wahrheit ins Gesicht. Bis zu Anfang der fünfziger Jahre war allerdings die ganze ästhetische Literatur, von einzelnen verschwindenden Ausnahmen abgesehen, in der Hegel'schen Auffassung befangen; von da ab aber begann sich in Einzelschriften und umfassenderen Arbeiten der Geist eines völlig freien Fortschrittsdranges geltend zu machen. Ich selbst war der erste, der mit einem die Fundamentalfragen behandelnden, nicht etwa bloß nachbessernden, sondern von Grund aus selbständigen System gegen ihn auftrat; und später haben, theils von verwandtem, theils von verschiedenem Standpunkt, Carrière, Zimmermann u. a. ein Gleiches gethan. Wir sämmtlich haben, jeder von seiner principiellen Anschauung aus, ihm gegenüber die volle Freiheit wissenschaftlicher Forschung in Anspruch genommen; ich meinerseits außerdem eine fortlaufende, offene Polemik gegen ihn geführt. Es ist also unwar, wenn der Verfasser die heutigen Aesthetiker einer zu slavischen Befangenheit in der Doctrin Hegel's beschuldigt und die Mißnahme annimmt, als ob er erst zum Befreier aus diesen Banden berufen sei. In einer Beziehung freilich hat es ihm

vielleicht keiner gleichgethan: in der Gevalereften Manier, ihn mit einigen Floskeln des Lobes und Tadel's beiseite zu schieben und es für ebenso unnöthig zu erachten, das Bleibende seiner Leistungen anzuerkennen, als sich wegen des Unhaltbaren seines Systems mit ihm auseinanderzusetzen. Gerade ein Werk, das Anspruch darauf macht, in der Wissenschaft eine neue Bahn zu brechen, hat aber um so mehr die Pflicht, im ganzen wie im einzelnen mit Pietät und Offenheit darüber Buch zu führen, was es den Vorgängern verdankt und worin es über sie hinausgeht. Es verlangt dies die Rücksicht auf die Leser und die Rücksicht auf die Geschichte der Wissenschaft. Wer es nicht thut, handelt gegen die Gerechtigkeit und vergift, daß nur der Fortschritt von historischer Bedeutung sein kann, der die Continuität von Vergangenheit und Zukunft ehrt. Unter allen Aesthetikern der Gegenwart, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, wüßte ich aber keinen zu nennen, der es mit den Verpflichtungen gegen die Vorgänger so obenhin genommen hätte, wie der Autor unser's Buchs, und es ist daher doppelt auffällig, wenn er ihnen den Vorwurf macht, über den einen oder den andern die übrigen vergessen zu haben.

Darüber wäre jedoch gern und leicht hinwegzugehen, wenn nicht ein gleich ungerechtes und unwahres Gebaren den Grundcharakter des ganzen Buchs bildete. Mit Ausnahme einiger beschönigender Nebenarten besteht fast die ganze, sechs enggedruckte Seiten umfassende Vorrede aus einem Register schwerer Sünden, deren sich die moderne Aesthetik schuldig gemacht haben soll; sieht man sich aber die darin aufgezählten Schwächen und Verbrechen an, so sind es lediglich solche, die sich höchstens den ästhetischen Arbeiten der Hegel'schen Schule, nicht aber den darüber hinausgehenden Werken zum Vorwurf machen lassen, solche, die größtentheils schon längst überwunden, ja zum Theil von der Hegel'schen Schule selbst aufgegeben sind; noch seltsamer und belustigender aber ist, daß sich unter allen diesen Sünden kaum eine befindet die nicht im Werke des Verfassers weit üppiger, als in irgendeinem seiner Vorgänger in Blüte stände. Er tadelt an diesen das Festkleben am Formalismus und Schematismus der Schuldoctrin, und man braucht nur die Inhaltsübersicht seines Buchs mit seinen endlosen Divisionen, Subdivisionen, Subsubdivisionen u. s. w. anzusehen, um sich zu überzeugen, daß es ihm hierin so leicht kein anderer gleichgethan hat. Er klagt über die Schwerfälligkeit und Schwerverständlichkeit der bisher angewandten Diction und Terminologie, und schwerfälliger, verworrener, unflarer als die seinige kann es keine geben. Er wirft den bisherigen Lehrbüchern und Einzelschriften Unständlichkeit und Weiskläufigkeit vor; gerade hierin aber hat der Verfasser im ganzen wie im einzelnen das Nonplusultra geleistet. Er begnügt die speculative Aesthetik der verhängnisvollsten Mißgriffe in der Handhabung der Logik, aber mehr und ärgerer Verstöße gegen die einfachsten logischen Gesetze, als in dieser nicht speculativ feinsinnigen Aesthetik lassen sich nirgends finden. Er setzt seinem Buche das Motto vor: „Nous ne sommes plus dans le siècle

des mots, nous sommes dans celui des choses“, und mit einer größern Sündflut von Worten, als sie dieses Buch enthält, ist wol der Leser eines wissenschaftlichen Werks noch niemals übergossen worden.

Aber auch dies alles könnte man sich vielleicht noch gefallen lassen, wenn der Verfasser nur wenigstens in dem, worin er wirklich von seinen Vorgängern abzuweichen und einen neuen Weg einzuschlagen sucht, etwas wesentlich Förderndes und Probenhaltiges geleistet hätte. Aber leider sieht es auch damit sehr trübe aus. Das eigentliche Kennzeichnende seines Verfahrens ist, daß er nicht die Aesthetik, wie es seit Plato vorherrschend gewesen, auf den Grundbegriff der „Idee“ gegründet wissen will, sondern den Versuch macht, ihr statt dessen eine psychologische Basis zu geben und das gesammte ästhetische Verhalten als einen eigenen Zweig des Geisteslebens, nämlich als Bethätigung des Phantasielebens zu begreifen.

Die Berechtigung zu einer derartigen Behandlung der Aesthetik erkennen wir vollkommen an, ja wir räumen ein, daß sich gerade von diesem Gesichtspunkte aus noch sehr viele und wesentliche Aufschlüsse über das Wesen des Schönen und der Kunstthätigkeit gewinnen lassen, und befinden uns daher mit dem, was früher Kant, Schleiermacher, Herbart, neuerdings Lazarus, Nettner u. a. in dieser Hinsicht geltend gemacht haben, nichts weniger als im Widerspruch. Aber das können wir nicht zugestehen, daß die psychologische Begründung der Aesthetik die allein berechnigte, allein erspriessliche sei. Neben ihr kann und muß vielmehr zu ihrer Ergänzung stets auch die realistische, von der Untersuchung der Außenwelt ausgehende, und über beiden stets die bisher mit Recht dominirende, weil beide in sich zusammenfassende metaphysische Begründung bestehen. Es ist falsch, wenn man die Miene annimmt, als ob die metaphysische Behandlung nicht auch diejenigen Fragen in ihr Bereich gezogen habe, die im Speciellen von der Psychologie zu lösen sind; sie konnte sie nur nicht zum alleinigen Gegenstande der Betrachtung machen; denn sie hatte ebenso sehr ihr Augenmerk auf die Eigenschaften der ästhetischen Objecte an sich, wie auf das Verhalten der Seele ihnen gegenüber zu richten und mußte außerdem für die Wechselwirkung zwischen beiden einen tiefern, in beider Einheit wurzelnden Grund suchen, und diesen fand sie eben in der Idee von einer ursprünglichen Identität alles Subjectiven und Objectiven, und war daher vollkommen im Rechte, diese „Idee“, in der sie die höchste und ursprünglichste aller Ideen oder die „Idee schlechthin“ erkennen mußte, als Princip und Ursprung alles Schönen zum Ausgangspunkt ihrer Theorie zu machen. Von einzelnen Hegelianern ist allerdings diese Idee entweder zu subjectivistisch oder zu realistisch genommen, und darüber entweder die naturalistische oder die psychologische Betrachtung des Schönen zu flümmelnd behandelt worden. Aber wie ich sogleich das Wortwort zu meinen „Aesthetischen Forschungen“ damit beginne, das Schöne als das Product zweier in Wechselbeziehung stehender Factoren, nämlich des schauenden, empfindenden

Subjektiv einerseits und des geschauten, empfundenen Objekts andererseits zu bestimmen, so hat auch Carriere sein Euphorium damit eröffnet, das Zusammenwirken von Objekt und unserer Subjectivität als eine unerlässliche Bedingung des ästhetischen Wohlgefallens auszusprechen, und jeder von uns dieser Grundanschauung gemäß ebenso wol der Betrachtung des psychologischen wie des naturalistischen Factores Rechnung getragen; ja Carriere hat die psychologischen Seiten des Schönen sogar mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt, und es ist daher eine dem Thatbestand widersprechende Unterstellung, wenn man so thut, als ob die bisherige, von der „Idee“ ausgehende Aesthetik in dieser Hinsicht gar nichts gethan habe. Immerhin verkennen wir nicht das Verdienstliche, was darin liegen kann, das Aesthetische auch einmal einseitig, vom specifisch-psychologischen Standpunkt aus ins Auge zu fassen; denn die Sonderbetrachtung bietet ebenfalls ihre eigenthümlichen Vorzüge. Aber eine andere, wohl zu erhebbare Frage ist, ob gerade jetzt hierzu ein günstiger Zeitpunkt war. Zuzufolge der neuern Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie, namentlich über den Zusammenhang von Leib und Seele, bräunet sich eben jetzt die ganze Psychologie in einem noch lange nicht zum Abschluß gekommenen Särungs- und Umwandlungsproceß. Ihre früheren Grundlagen sind erschüttert, neue von nur einiger Sicherheit noch nicht gefunden. Es schwebt also diese ganze Wissenschaft jetzt gleichsam in der Luft; es hat somit seine großen Bedenken, gerade jetzt eine andere Wissenschaft auf sie gründen zu wollen.

Trotzdem räumen wir gern ein, daß auch vom gegenwärtigen Standpunkte der Psychologie auf Grund der Erfahrungen, die sie den Fortschritten der exacten Wissenschaften verdankt, für die Aesthetik wenn nicht endgültig entscheidende, doch wesentlich fördernde Resultate zu gewinnen sind; und als wir lasen, daß sich der Verfasser auf diesem Standpunkt gestellt habe, erwarteten wir mit Bestimmtheit, daß er für seine Arbeit die neuesten Forschungen auf dem psychologisch-psychologischen Gebiet sorgfältig benutzte und auf sie seine ästhetischen Gesetze gegründet haben werde. Allein auch in dieser Erwartung haben wir uns gründlich getäuscht. Statt in dieser Weise zu verfahren, ja statt sich auch nur auf eine den früheren Errisgen der Wissenschaft genuthuende Bestimmung desjenigen, was das eigentliche Wesen und Leben der Seele ist, einzulassen, begnügt er sich damit, in der Manier eines ganz gewöhnlichen, d. h. ebenso sehr der empirischen wie rationalen Begründung ermangelnden Raisonnements das ästhetische Verhalten der Seele mit ihrem theoretischen und natürlichen Verhalten zu vergleichen, das erstere in seiner Eigenthümlichkeit den beiden letztern gegenüber als „an-sich-aus-sich Vorstellen“ oder „Phantasieleben“ zu bestimmen, und endlich das Wesentliche und Charakteristische des Phantasielebens im Unterschiede vom theoretischen und natürlichen Leben darin zu erblicken, daß es „die notwendige Vollendung des Lebens überhaupt“ sei und zwar darum, weil es einerseits „durchaus freie“ Thätigkeit sei, andererseits es „mit einem ihm selbst durchaus gemäßen,

angemessenen, entsprechenden, zuzugenden, adäquaten, harmonisirenden Gegenstande zu thun habe“.

Stetig haben wir den ganzen Kern und Inbegriff dessen, was der Verfasser als die nach seiner Behauptung bisher noch nicht dagesessene, zuerst von ihm ins Dasein gerufene psychologische Begründung der Aesthetik hienon Mehr erfahren nur in diesem Betracht nicht von ihm, denn alles, was der sich mit „Wesen und Bedeutung des ästhetischen Lebens“ beschäftigende Abschnitt seines Buchs auf den 49 dazu verwandten Seiten sonst noch enthält, ist nicht etwa eine tiefere Begründung und Ableitung, sondern nur eine unsäglich breite und wortreiche Wiederholung und Paraphrasirung ober, wenn es hoch kommt, Circumspiration und Ausplannung dieser Sätze. Von großem Umfange und besonderer Reichhaltigkeit ist also die neue Weisheit, mit der uns der Verfasser beschenkt hat, jedenfalls nicht; aber vielleicht um so überraschender durch ihre Neuheit und um so gerechtfertigter durch ihre Wahrheit? Wir gestehen, daß wir weder die eine noch die andere dieser Eigenschaften darin haben entdecken können, und fürchten, daß es jedem andern Leser auch so gehen wird.

Oder worin bestünde denn die Neuheit jener Sätze? Wer hätte noch nicht gewußt, daß es neben dem theoretischen und praktischen Verhalten des Menschen auch ein ästhetisches gibt? Wer nicht gewußt, daß dabei die Phantasie eine Hauptrolle spielt? Wem wäre es verborgen geblieben, daß das ästhetische Schaffen und Genießen in gewissem Sinne den beiden andern Lebensthätigkeiten die Krone aufsetzt? Wem entgangen, daß man in der selbstgeschaffenen Welt der Phantasie sich freier bewegen kann als im Bereich der Wissenschaft und der Praxis, und daß es der Phantasie bequemer gemacht ist als den übrigen Seelenbethätigungen, sich gerade mit den ihr zuzugenden und angemessenen Objecten zu beschäftigen? Sind das nicht alles ganz triviale, auch der oberflächlichsten Betrachtung sich anbietende Wahrheiten? Bedarf es zu ihrer Erkenntniß eines Hinabsteigens in die Tiefen der Psychologie?

Aber vielleicht sind sie trotz ihrer Trivialität von der Aesthetik nicht erkannt worden; vielleicht hat die Aesthetik — wie es ja der Wissenschaft zuweilen geht — den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, und es war dennoch die Erscheinung eines neuen Prometheus nöthig, um ihr für die Erkenntniß des offen Dallegenden ein Licht anzuzünden und ihr jene Sätze und Gemeinplätze als den Schlüssel für alle Geheimnisse der Aesthetik zum Bewußtsein zu bringen! Steht es vielleicht so? Auch in diesem Fall müßten wir dem Autor unseres Buchs sehr dankbar sein; denn auch in der Zurückführung der Wissenschaft von den Verirrungen der Schulweisheit zu den lichten Pfaden des Gemeinbewußtseins liegt ein Verdienst, das man nicht genug anerkennen kann. Aber leider trifft auch diese Voraussetzung nicht zu. Der Aesthetik sind jene Sätze, soweit sie Wahrheit enthalten, ebenso wenig ein Geheimniß geblieben, wie dem gefunden Menschenverstande. Vollkommen in jedem ästhetischen Werke findet sich eine vor-

gleichende und unterscheidende Zusammenstellung des Ästhetischen mit dem Logischen und Ethischen, des Schönen mit dem Wahren und Guten, der Kunst mit der Wissenschaft und dem praktischen Leben, z. B. bei Vischer in §. 56—81 seiner „Metaphysik des Schönen“, bei mir in §. 17—54 meiner „Ästhetischen Forschungen“, in Carrière's „Ästhetik“, S. 223—228; und kaum dürfte ein mit diesen Fragen sich befassendes Werk zu finden sein, in welchem nicht die Distinction jener drei Geistesgebiete eine gründlichere, schärfere und besonnenere wäre als die des Verfassers, die schon darin ungenau und inconsequent verfährt, daß sie das Ästhetische nicht dem Logischen und Ethischen, sondern dem Theoretischen und Praktischen entgegensetzt, also es mit dem Gefühlsleben überhaupt identificirt und es späterhin doch so bestimmt und behandelt, als sei damit nur das Ästhetische im engeren Sinne, d. h. das dem Höhern, Vollkommenen, Idealen zugewandte Gefühlsleben gemeint, welches als solches nicht dem Theoretischen und Praktischen überhaupt, sondern der höhern Betätigung der Theorie und Praxis, d. i. dem Logischen und Ethischen gegenübersteht. Nicht Aufklärung also, sondern Erübung des bereits klar Gewesenen bringt die hierauf bezügliche Erörterung des Verfassers.

Nicht anders verhält es sich mit seiner Entdeckung, daß das Charakteristische des ästhetischen Verhaltens wesentlich im „anschauenden Vorstellen“ oder „Phantasieleben“ bestehe. Was hieran Wahres ist, hat auch die speculative Ästhetik bereits gemußt. In §. 28 meiner „Ästhetischen Forschungen“ heißt es z. B. ausdrücklich, daß das Schöne „die Idee als Anschauung“ sei, während das Wahre „die Idee als Begriff“, das Gute „die Idee als Tendenz“ genannt wird. Hiermit aber ist kurz und entschieden ausgesprochen, daß die allgemeine geistige Betätigung, welche unser Verfasser das „ästhetische Verhalten“ nennt, weder eine abstract denkende, noch tendenziös strebende, sondern eine sinnlich-anschauende, d. h. in unmittelbarer Wechselbeziehung zur objectiven Außenwelt stehende ist. Und andere haben dies ebenfalls erkannt und ausgesprochen. Neu freilich ist der Verfasser darin, daß ihm das Moment des „anschauenden Vorstellens“ zur charakteristischen Unterscheidung des ästhetischen Verhaltens genügt und daß er „anschauendes Vorstellen“ ohne weiteres mit „Phantasieleben“ oder „Phantasiethätigkeit“ für gleichbedeutend hält. Aber leider ist diese Neuheit keine Wahrheit. Nicht jedes anschauende Vorstellen ist schon ein ästhetisches Verhalten, sondern es muß noch ein Moment hinzukommen, nämlich die Beziehung des besondern Inhalts der Anschauung auf ein uns vorschwebendes Ideal, die Subfunction der einzelnen Anschauung unter die uns als vollkommen geltende, absolut befriedigende Anschauung. Solange dies Moment fehlt, solange wir nicht beim Anschauen das angeschaute Object bemußt oder unbemußt an dem in uns lebenden Ideal einer vollkommenen Erscheinung messen und danach würdigen, ist unser Anschauen kein ästhetisches Verhalten, es müßte sonst z. B. die Gernbeschauung in wissenschaftlicher oder therapeutischer Absicht ebenfalls ein ästhetisches Ver-

halten sein. Darum ist der Begriff der „Idee“ und des „Ideals“ für eine vollständige Bestimmung des Ästhetischen gar nicht zu entbehren. Wenn man ihn, wie der Verfasser, anfangs verleugnet oder verhorrescirt, muß man ihn hinterher erschleichen, wie auch er wirklich gethan, wenn er später das ästhetische Verhalten als die „Vollendung des Lebens überhaupt“ bezeichnet, was sich doch vom gewöhnlichen „anschauenden Vorstellen“ unmöglich behaupten läßt.

Nicht minder unklar und ungenau ist der Autor, wenn er dem Begriff des anschauenden Vorstellens ohne weiteres den Begriff der Phantasiethätigkeit unterstellt. Zwischen beiden ist denn doch ein noch sehr wesentlicher Unterschied. Anschauendes Vorstellen ist an sich nur eine receptive und reproductive Geistesthätigkeit; Phantasie dagegen ist eine mit dem Vorrath der Anschauungen und Vorstellungen frei verkehrende, umgestaltende und dadurch wirklich schöpferische Thätigkeit. Diese hat in jener ihre Voraussetzung, aber sie ist nicht mit ihr identisch, ja nicht einmal an sie gebunden, sondern sie ist weiter und mächtiger als sie, und geht namentlich in dem, wodurch sie ihre ästhetische Bedeutung erhält, sehr wesentlich über dieselbe hinaus. Daß sie aber dies kann und das Bedürfnis dazu empfindet, hat wiederum seinen Grund in der treibenden Macht des sie durchdringenden Ideals, der in ihr wirkenden Idee, die sich nicht mit den Anschauungen, wie sie die Wirklichkeit bietet, befriedigt fühlt, sondern sie ihrem eigenen Wesen gemäß zu ergänzen, neu zu combiniren und umzuformen strebt. Auch hier also erweist sich das vom Verfasser verschmähte Princip der speculativen Ästhetik als derjenige Begriff, ohne welche das eigentliche Wesen der Phantasie, worin er das ästhetische Princip erblickt, gar nicht zu erfassen und zu erklären ist.

Nicht befriedigender ist, was er zur speciellern Charakteristik des Phantasiebens beibringt. So stark er es auch betont, daß die von der „Idee“ ausgehende Ästhetik „nicht zu einer wirklichen Erkenntnis und Würdigung des Phantasiebens in seinem Unterschiede vom Gedankenleben gelangt sei“, und es so hinstellt, als ob die Lösung der „Aufgabe, das Phantasieleben als eigenen Zweig des Geisteslebens zu begreifen“, ihm vorbehalten sei; wir müssen trotzdem gestehen, daß wir durch seine Schilderung des Phantasiebens keinen Aufschluß, der zugleich neu und wahr, also für die Wissenschaft wahrhaft fördernd wäre, erhalten haben. Er führt im ganzen zwei kennzeichnende Merkmale für die Phantasiethätigkeit an: einmal, daß sie durchaus frei und unbeschränkt sei, sodann, daß sie es nur mit den ihr angemessenen und zugehörigen Gegenständen zu thun habe. Gibt es wirklich keine andern? Läßt sich aus diesen beiden Eigenschaften wirklich das eigentliche Sein und Wesen des Phantasiebens vollständig begreifen? Mit nichten! Denn die erste dieser beiden Bestimmungen enthält gar nichts Positives, und die zweite bestimmt dasjenige, was zur Bestimmung dienen soll, wieder nach dem, was durch die Bestimmung erläutert werden soll: sie bewegt sich also im Kreise. Beide

sagen und also über das eigentliche Leben und Wesen der Phantasie so gut wie gar nichts. Und dennoch sagen sie uns andererseits viel zu viel. Eine so triviale Wahrheit es ist, daß die Phantasieeigenschaft eine freiere ist als die Gehirns- und Willensfähigkeit, so falsch ist es trotzdem, sie als durchaus frei zu bezeichnen. Auch sie ist bis zu einem gewissen Grade abhängig von den Objecten der Außenwelt, von angeborenen und anerzogenen Bezügen, von zufälligen Erlebnissen und Begegnissen, von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Trank und Speise, Schlaf und Wachen, Gesundheit und Krankheit und tausend andern Dingen, und auch für sie gibt es Gesetze, denn sie steht bei der Erzeugung, Fortbildung und Abschließung ihrer Gestaltungen unterworfen muß; auch für sie höhere Mächte, die ihre Willkür bändigen, ihrer Freiheit Raum und Fugel anlegen. Und gerade diese durch diese und reale Gewalten in Schranken gehaltene Phantasie ist diejenige, welche allein von ästhetischer Bedeutung ist. Dagegen eine so schlechthin freie und jägellose Phantasieeigenschaft, wie sie der Verfasser gedacht wissen will, ist als solche noch kein ästhetisches Verhalten; es würden sonst auch die wilden, confusen Träume eines von Opium Berauschten und die Phantasien eines Fieberkranken als ästhetisches Verhalten gelten müssen. Und an diese Arten der Phantasieeigenschaft brauchen wir nur zu denken, um sofort zu erkennen, daß auch die zweite Bestimmung des Verfassers, wonach die Phantasie nur mit ihr zugehörigen Objecten zu thun haben soll, eine falsche ist. Im Schlaf und in Krankheiten, ja zuweilen auch in wachem und gesundem Zustande muß sie sich nicht selten mit Dingen und Vorfällen abmessen, die ihr widerwärtig, verhasst, furchtlich sind, und der schaffende Dichter und Künstler magt nur allzu oft die Erfahrung, daß sich ihm ganz andere Bilder aufdrängen, als solche, wie sie gerade der Hauptbeschäftigung seiner Phantasie angemessen sind. Die Phantasie ist daher gar häufig auch mit sich selbst in Widerspruch und daher dem Verfall in unerquickliche Zustände nicht weniger ausgesetzt als das theoretische und praktische Verhalten.

Beide Merkmale also, durch welche der Verfasser das Phantasieleben von den beiden andern Geistesbethätigungen unterscheidet, charakterisiren die Phantasie nicht wirklich; die Lösung der Aufgabe, das Phantasieleben als eigenen Zweig des Geisteslebens begrifflich zu machen, ist ihm also nichts weniger als gelungen, ja seine Leistung erscheint neben dem, was Hegel, Vischer, Carriere u. a. für die Erkenntnis der Phantasie gethan haben, in hohem Grade unzulänglich und dürftig. Dies ist aber für sein Buch um so gravirender, als er gerade in dieser psychologischen Begründung seines Systems den Kern und Hauptvorzug dessen, was er für die Aesthetik geleistet hat, erblickt.

In der That bietet das Folgende des wesentlich Neuen und Eigenthümlichen noch weit weniger dar, als der von uns besprochene erste Abschnitt. Die Reizung freilich, Klaffen und Erkenntnisse, die sich bereits bei seinen Vorgängern finden, für seine Entdeckungen auszugeben,

lehren auch hier fort und fort wieder. So spricht er z. B., als ob er die Berechtigung des Inhalts im ästhetischen Gebiete zuerst wieder nach Aristoteles in der rechten Weise zur Geltung gebracht habe; denn vor ihm habe man das Aesthetische entweder zu sehr als bloße Formfache behandelt oder zu einseitig von seiten seines stofflichen Gehalts gefaßt. Ich antworte hierauf nur mit der Frage, ob ich denn nicht das Schöne ebenso wol als etwas Substantielles, wie als etwas Qualitatives gefaßt, ebenso wol von den substantiellen „Manifestationen“ wie von seinen qualitativen „Modifikationen“ behandelt, und außerdem unter den das Schöne componirenden Elementen auch die „Realität“ und unter den Bedingungen der Realität neben der „Form“ und der „Größe“ ganz ausdrücklich auch den „stofflichen Inhalt“ und den davon ausgehenden „Reiz“ als für das Schöne wesentlich mitwirkend hervorgehoben und endlich präciser und vollständiger, als es irgendjemand vor mir oder nach mir gethan, das Grundverhältnis der verschiedenen Bedeutung, welche der Stoff neben der Größe und Form im Erhabenen, Reinschönen und Reizenden, sowie im Komischen, Humoristischen und Tragischen besitzt, bestimmt habe? Und ob nicht auch Carriere in dem, was er S. 128—135 sagt, sowie bei der Behandlung des Schönen in Natur und Kunst dem Stoff ebenso gerecht geworden ist wie der Form?

Leider aber vermag ich vom Verfasser trotz seiner Versicherung dasselbe nicht zu sagen. Er fertigt den „ästhetischen Inhalt“ auf einigen Seiten (53—62) ab und subsumirt sodann alles, was das eigentliche Untersuchungsobject des allgemeinen Theils der Aesthetik ist, unter die „ästhetische Form“, für deren Betrachtung er S. 62—312, also nicht weniger als fünf Siebentel seines ganzen Buchs in Anspruch nimmt. Hierin liegt aber nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative Verkennung des richtigen Verhältnisses zwischen Form und Stoff, denn er behandelt als bloße Modifikationen der Form, was nicht sowohl in dieser, sondern in dem Stoff und der Größe den Grund seiner Eigenthümlichkeit besitzt, z. B. das Tragische, Komische, Erhabene, Reizende u. s. w.

Ähnlich verhält es sich mit allem, was er für neu ausgibt. In dem, was Wahres daran ist, ist er nicht wirklich neu, und in dem, was neu ist, vermisst man die Wahrheit. Das Glücklichsie und Brauchbarste in seinem ganzen Buche ist seine Bestimmung, daß das Wesen des Schönen darin bestehe, daß es zugleich ruhig-sachlich und belebend-anziehend sei, daß es „beruhigende Klarheit“ und „anziehende Lebensfülle“ in sich vereinigen müsse, und daß eben hierin das „Ideal der Gestaltung“ liege. Diese Bestimmung ist richtig, und sie gehört dem Autor wenigstens insofern an, als sie noch keiner so wie er in den Vordergrund gestellt und in diese Form eingekleidet hat. Aber wesentlich neu ist sie nicht. Nicht bloß das Gemeinbewußtsein, wie er selbst zugibt, sondern auch die Theorie hat sie längst gekannt. Im wesentlichen nämlich ist sie nichts anderes als der alte Satz, daß das Schöne die Eigenschaften der Einheit und der Mannichfaltigkeit in sich vereinigen müsse; denn die Einheit ist eben stets

das beruhigende, die Mannichfaltigkeit dagegen das belebende Moment im Schönen. Der Verfasser hat also hier nichts gethan, als daß er die beiden Factoren der Schönheit von seiten ihrer Wirkung bestimmt hat, während sie die bisherige Bestimmtheit von seiten ihrer Ursächlichkeit erfaßte. Das Zurückgehen auf die Ursachen ist aber jedenfalls die tiefere Auffassung; eigentlich hat also der Verfasser nur einen Rückschritt zu einer mehr oberflächlichen Auffassung gemacht. Immerhin wird es ersprießlich sein, daß er diese beiden Momente gerade in dieser Form scharf hervorgehoben hat. Obgleich ich ihm insofern darin vorgegangen bin, als auch ich auf die beruhigende Wirkung des Einheitlichen und den belebenden Effect des Verschiedenen nicht nur im allgemeinen aufmerksam gemacht, sondern es insbesondere als ein Hauptargument für die ästhetische Bedeutung meines Proportionalgesetzes und zur Erklärung anderer Erscheinungen, z. B. des unvollständig befriedigenden, weil bloß beruhigenden Eindruckes der Prime und der gleichfalls unbefriedigenden, weil bloß anregenden Wirkung der Quinte benutzt habe, ist doch immer die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens dieser beiden Momente im Schönen noch nicht so allgemein durchgedrungen, daß es nicht zweckmäßig wäre, sie einmal möglichst weit in den Vordergrund zu ziehen.

Seinen eigenthümlichen Weg ist der Verfasser außerdem in der Anordnung und Gliederung seiner „Speciellen Lehre vom Schönen“ gegangen, und er thut sich gerade in dieser Beziehung auf seine Logik etwas zugute. Leider aber müssen wir bekennen, daß wir gerade hier eine höchst bedauerliche Confusion und Durcheinanderwerfelung des Stoffs gefunden haben. Verkehrt ist es schon, sämtliche Elemente und Momente des Schönen unter die Kategorie der „ästhetischen Form“ zu subsumiren, denn das Schöne ist ja nicht ein bloßes Moment der „ästhetischen Form“, sondern diese ein Moment des Schönen. Unlogisch ist es ferner, wie er das gesamte Schöne in das „Schöne der Quantität“ und das „Schöne der Qualität“ eingetheilt hat; denn das Qualitative am Schönen beruht stets auf seiner Form oder seinem stofflichen Inhalt; die Form ist ja aber für den Verfasser der weitere Begriff, welcher Qualitativ = Schönes und Quantitativ = Schönes zugleich umfaßt; wie kann er also, was er eben dem Quantitativ = Schönen übergeordnet hat, unmittelbar darauf ihm wieder beordnen? Den Inhalt aber hat er bereits vorher der Form gegenübergestellt, also von ihr ausgeschlossen; wie kommt er also dazu, sie unter dem Namen der Qualität der Form wieder unterzuordnen? Noch auffälliger erscheinen die Verstoffe gegen die einfachsten Gesetze der Logik, wenn man ins Auge faßt, was er einerseits unter das Quantitativ =, andererseits unter das Qualitativ = Schöne subsumirt. Zu jenem rechnet er die Eigenschaften der Begrenzung, der Einheitlichkeit, der Größe und des Gleichmaßes; von diesen ist aber nur die dritte eine wirklich quantitative Eigenschaft; alles Uebrige, z. B. die Eigenschaften des Geraden, Krümmen, Wägen, Krunden, Rhymischen, Begliederen, Regelmäßigen, Symmetrischen, Proportionalen u. s. w., sind Eigenschaften der Form, bei

denen zwar quantitative Bestimmungen mitwirken, jedoch nur in untergeordneter Weise, dergestalt, daß sie nicht die Quantität, sondern die Qualität der Dinge bestimmen. Ein Dreieck von vier und ein Dreieck von neun Quadratrufen Flächeninhalt sind quantitativ verschieden; dagegen ein Dreieck und ein Kreis sind qualitativ verschieden. Zum Qualitativ = Schönen rechnet er die Eigenschaften der Bestimmtheit, der Einheit, der Bedeutung und der Harmonie. Welch ein Eintheilungsprincip den Verfasser hierbei geleitet hat, dies zu ergründen, ist uns schließlich unmöglich gewesen. Hier hat der Verfasser sein Princip des ästhetischen Verhaltens, die absolute Freiheit des Phantasielebens, in ungebundener Weise walten lassen, und dem gegenüber muß die Kritik verstimmen.

Auch in der Betrachtung der einzelnen Bestimmungen können wir ihm hier nicht weiter folgen. Wollten wir alles, was wir für schief, ungenau, verworren, übertrieben oder geradezu falsch halten müssen, aufzählen und nachweisen, wir müßten ein Buch schreiben, vermal so dick wie das sonstige. Ein Vergleich dessen dagegen, worin wir ihm unbedingt bestimmen können, dürfte ziemlich klein ausfallen. Wir verzichten auf beides. Nur über seine Darstellungsweise müssen wir noch einiges sagen. Diese ist in der That von einer eigenthümlichen, aber wir fürchten fast ungemessbaren Manier. Auf eigentliches Untersuchen, Abwägen, Entwickeln, Begründen, Beweisen, scharfes Abgrenzen und Zergliedern läßt er sich nicht ein. Er schwärzt seine Sätze rein dogmatisch aus dem Aermel und begnügt sich, sie in endlosen Descriptionen zu paraphrasiren. Wie er es in der Fassung seiner Bestimmungen mit der Logik nimmt, möge man aus einem Beispiel sehen. Auf S. 9 schreibt er:

Der ästhetische Mensch ist einerseits derselbe Mensch mit dem praktischen und theoretischen Menschen, und doch ist er andererseits ein ganz anderer Mensch als jene beiden; die Gegenstände, mit welchen der ästhetische Mensch zu thun hat, sind einerseits dieselben mit denen, welche den praktischen und theoretischen Menschen beschäftigen, und doch sind sie andererseits ganz und durchaus von diesen verschieden.

Hat denn der Autor, indem er dies niederschrieb, gar keine Ahnung davon bekommen, daß er hiermit etwas schlechthin Unmögliches behauptet? Daß zwei Denkobjecte in einer Beziehung identisch, in einer andern Beziehung verschieden sein können, das ist begreiflich; aber daß sie einerseits identisch und doch andererseits ganz und durchaus verschieden sein sollen, das liegt außer dem Bereiche der gewöhnlichen Logik. Aber der Verfasser gefällt sich in derartigen Antinomien. Jetzt ist ihm die Schönheit das Bestimmte, dann ebenso sehr das Unbestimmte, jetzt das Einfache, dann das Vielfache, jetzt das Große, dann das Kleine, jetzt das Harte, dann das Weiche u. s. w. Erst nachdem er sich in der Hervorhebung der gegensätzlichen Momente genug gethan, kommt er hinterher dazu, ihr gegenseitiges Durchdringen und Zusammenwirken zu fordern, ohne aber — worauf es eigentlich ankommt — ins Klare zu setzen, in welchem Verhältnisse diese verschiedenen Momente des Schönen zueinander stehen.

und wie sie sich in verschiedenen Erscheinungen den ihnen zum Grunde liegenden Ideen gemäß verschieden miteinander verbinden müssen. Eine ähnliche Vorliebe für scharfe Zusammenstellung des Contrastirenden zeigt er in seiner Diction, indem er sich einerseits in der Vorüberführung abstracter Begriffe nicht genug thun kann, und andererseits sich wieder in einer maßlosen Accumulation von Exemplificationen oder Veranschaulichungen gellt. Statt die Klarheit und überzeugende Kraft durch Einfachheit und Präcision zu erzielen, erstrebt er sie durch Wiederholungen derselben Gedanken und Säuung synonymischer Ausdrücke. So sagt er z. B. einmal:

Alle Kunst liebt es, durch unbestimmtere Gestalten, unbekannte Formenpiel aus das bestimmtere vorzubereiten, hinzuführen, hinzuleiten, die Phantasie vorerst noch in allgemeinerer Weise anzuregen, Vorschläge, Vorschallen, Vorräume, Vorspiele, Prälimin, Introductionen, Proömien der Hauptsache voranzugehen.

Ein andermal sagt er:

Aug' und Ohr fordern neben den einfachen, klaren, ruhigen auch wiederum lebendigere, anziehendere, erregendere, reizere, mannichfaltigere, härtere, machtvollere, gegenständlichere Eindrücke.

Und ähnliche Ergüsse seiner copia verborum finden sich fast auf jeder Seite. Der Verfasser hat wahrscheinlich geglaubt, hierdurch verdeutlichend und belebend zu wirken; in der That aber ist die Wirkung — um in seiner Sprache zu reden — nur eine überladende, überfüllende, erdrückende, ermüdende, einschläfernde, oder eine verwirrende, betäubende, sinnberaubende, zersplitternde, veräussernde, verfinsterte, verdummende. Es gilt von seiner maßlosen Wortverschwendung, was er vom „Breiten, Dicken, Plumpen, Bauchigen, Aufgebunsenen, Gespreizten“, kurz vom „Ungemessenen und Maßlosen“ überhaupt sagt, sie wirkt

durch nimmer endende Massenanhäufungen, durch nimmer aufhörende Zusammenfügungen, Fortsetzungen, Verlängerungen der Absicht nach geschäftig, dem Erfolge nach ermattend, sinnberaubend, herabdrückend, zu Boden drückend und doch haltlos, zerklüftet, schwächlich, wie indische Götterkreise, Göttergenealogien, Zeitrechnungen, Tempel- und Grottenbauten, Tempel- und Grottensculpturen, vielsamige Kolossalstatuen, in Labyrinth von Emblemen, Attributen und Symbolen verstrickt u. s. w.

Wenn der Verfasser geglaubt haben sollte, sich durch diese Darstellungsweise über die „Schwerfälligkeit und Schwerverständlichkeit“, „umständliche Weitläufigkeit“ und den „Ballast buchstäblicher Schuldoctrin“ zu erheben und seinem Buche eine ansprechendere Form zu geben, so dürfte er sich schwer getäuscht haben. Nach den Urtheilen, die wir bis jetzt darüber vernommen, ist sein Gedanken Ausdruck ungenießbarer und zurückschlagender als alles, was selbst die Hegel'sche Schule in dieser Beziehung geleistet hat. Sollte sie trotzdem durch die Anziehungskraft, die nach dem Verfasser auch im Dämmrigen, Unklaren, Nebelhafem, Verworrenen liegt, in weitem Kreise Eingang finden, so würden wir dies im Interesse der Wissenschaft ernstlich beklagen müssen, denn wir vermögen uns — von wenigen Einzelheiten abgesehen — nur eine begriffsverwirrende Wirkung von derselben zu versprechen. Nur

aus diesem Grunde habe ich es für meine Pflicht gehalten, nachsichtlos, als es sonst in meiner Natur liegt, mein Urtheil über dies Buch auszusprechen. Daß dies bloß aus Eitlerung über das Urtheil, welches der Verfasser über meine Leistungen gefällt hat, geschehen sein sollte, wird niemand glauben können, der mich nur einigermaßen kennt. Auch habe ich mich in Vergleich mit der Art und Weise, wie der Autor mit seinen Vorgängern überhaupt umgeht, noch am wenigsten über ihn zu beklagen. Allerdings ist, was er neben dem Anerkennen des Abnehmenden über mich sagt, von der Art, daß ich es als unwahr und ungerecht zurückweisen muß. Wenn er z. B. mein Proportionalgesetz zwar auf dem Gebiet der Architektur „mit schlagender Wahrheit zutreffend“, dagegen beim Bau des menschlichen Körpers nur auf die Haupteintheilung desselben in Oberkörper und Unterkörper, nicht aber auf die Untereintheilungen anwendbar findet, so beruht dies lediglich theils auf der nur ihm eigenthümlichen, gewis jedem Künstler und Anatomen neuen Voraussetzung, daß der Hals ebenso viel Anspruch habe, für eine selbständige Hauptpartie des Oberkörpers zu gelten, wie der Rumpf und der Kopf, theils auf der willkürlichen und falschen Annahme, daß der ästhetische Eindruck des menschlichen Körpers bloß auf der Gliederung des Skelets beruhe und mithin die Hauptthesen des Unterkörpers mit dem Kniegelenk zusammenfalle. Schon die Art und Weise, wie die Maler und Bildhauer einen Kopf darstellen, hätte ihn belehren sollen, daß der obere Theil des Halses ebenso wol zum Kopf, wie der Stiel zum Blatt, zur Blüte oder zur Frucht gehört; und ein Blick auf die Muskulatur der Oberschenkel- und Unterschenkelpartie hätte ihm sagen müssen, daß sie es ist, welche den die Gliederung bedingenden Lauf der Linien bewirkt, und daß das untere Ende der Hauptmuskeln des Oberschenkels nicht in der Höhe des Kniegelenks, sondern unterhalb des Knies, an der schmälsten Stelle zwischen Knie und Wade, also gerade da liegt, wohin die Theilung der Unterkörperhöhe durch den goldenen Schnitt fällt. Außerdem hätte ihn wol auch das genaue Zusammentreffen der aus meinem Eintheilungsprincip hervorgehenden Höhepunkte mit so markirten Stellen wie die Grenze zwischen Haarwuchs und Stirn, Drüsenrand, Nasenbasis, Mundspalte, Rinn, Brustbein- anfang, Achselhöhlenhöhe, Magenrube, Schamende, Hand- ende u. s. w. von der weitem und durchgreifenden Anwendbarkeit meines Gesetzes, das ein so schlagender Beleg für seine Bestimmung des Schönen ist, überzeugen sollen. Allein um Irrthümer dieser Art würde ich am wenigsten mit dem Autor gerechnet haben. Jede neue Wahrheit hat mit den Vorurtheilen älterer Anschauungen zu kämpfen; läßt sich aber ihre Gültigkeit in so exacter Weise darthun, wie glücklicherweise die Richtigkeit meines Proportionalgesetzes, so braucht man wegen einer mit unterlaufenden Verkenntnis derselben weder besorgt noch empfindlich zu sein, wie ich dies mit schlimmern Mißverständnissen, als dem des Verfassers gegenüber, bisher bewiesen habe.

Nicht Verdruss hierüber also hat mich zu dieser strengen Beurtheilung veranlaßt. Dagegen kann und will ich

nicht leugnen, daß mich ein weiteres Umschgreifen der vom Verfasser für gut befundenen Behandlungsweise der Kunst nicht nur um die Entwicklung dieser Wissenschaft überhaupt, sondern auch um ein gezieltes Weiterwirken meiner „Kunstlichen Forschungen“ insbesondere besorgt machen würde; nicht in meinem persönlichen, sondern im allgemeinen Interesse. Seit der Ausarbeitung und dem Erscheinen dieser Schrift ist nun nahezu ein Decennium verfloßen, ich habe mich während dieser Zeit ununterbrochen mit kritischen, ästhetischen, philosophischen und selbständigen poetischen Arbeiten beschäftigt, also fort und fort Gelegenheit gehabt, mich von ihrer Zuverlässigkeit oder Unzulänglichkeit zu überzeugen, und ich habe dabei die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß sich mir alle ihre irgendwie wesentlichen Bestimmungen als stichhaltig und zuverlässig in theoretischer wie praktischer Beziehung bewährt haben; außerdem aber habe ich auch von denen, welche die Nähe nicht scheut haben, sich innig mit ihr vertraut zu machen, die Versicherung erhalten, daß sie durch dieselben in der klaren und zusammenhängenden Erfassung des Schönen im ganzen wie in seinen einzelnen Arten und Erscheinungen wesentlich gefördert sind. Wollte ich nun von dem, was von mir und andern Kunstlern der Gegenwart für einen klaren und ordnungsgemäßen Ausbau der Kunst gesehen ist, auf das Köpplische System, so kommt ein Gefühl über mich, wie es einen Baumeister befallen muß, der an der Stelle planmäßig ausgeführter Gebäude plötzlich wieder ein wüßtes Durcheinander von zertrümmerten Werksüden und Rohmaterial erblickt. Dies möge mich entschuldigen, wenn ich mich im Eifer für die Sache unumwundener als sonst expectorirt habe. Jedenfalls ist es mit ehrlichen Waffen und offenem Visir geschehen.

Adolf Zeising.

Wilhelm Tischbein.

Aus meinem Leben. Von J. G. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Karl G. W. Schiller. Zwei Bände. Mit Porträt und einer Stammtafel. Braunschweig, Schwesche und Sohn. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Nach mancherlei Schicksalen haben wir endlich, dank der treuen Sorge des Herausgebers, die vor fast fünfzig Jahren abgeschlossene eigene Lebensbeschreibung eines der letzten und bedeutendsten Vertreter der klassischen Malerschule erhalten. Freilich von einem eigentlichen Abschluß kann keine Rede sein, da Tischbein, der schon bei der Darstellung seines Aufenthalts zu Neapel so ermüdet war, daß er wesentliche Theile desselben nur skizzenhaft gab, von seinem spätem Leben bloß einzelnes ganz bruchstückartig aufzeichnete und zu einer Fortsetzung gar nicht gelangte. Der Herausgeber hatte bei der Darstellung seines Lebens zu Neapel mit Benutzung einzelner zerstreuter Aufzeichnungen „gleichsam ein mußtwilliges Werk nach vorgeschriebener Zeichnung zusammenzufüllen“, was er mit dem größten Geschick ausgeführt. Bei den letzten Jahren lagen ihm Hunderte einzelner Notizen vor, „welche Tischbein, oft ohne nähere Angabe der Zeit, des Namens, Ortes und der Sache, gleichsam als Gedankenpülsen Blättern und Papierchnitzelchen anvertraut hatte“. Die Bearbeitung dieser skizzenhaften Blätter schenkte dem Herausgeber mit Recht sich zu lohnen, „weil sich dieselben gerade über die glänzendste Epoche von Tischbein's Künstlerlaufbahn verbreiten, und auch nicht bloß als Größerequien eines

bedeutsamen Mannes, sondern mehrertheils wegen ihres Schalte von Interesse sind, hin und wieder sogar Aufschluß geben über seinen Aufenthalt, seine Unternehmungen, seine Stimmung“. Auch hier hat der Herausgeber seiner Pflicht in trefflicher Weise Genüge geleistet, sodas die Bruchstücke sich leicht und fließend lesen lassen und die eigenthümliche Malvetät Tischbein'scher Darstellung nicht verleugnen. In der Lebensbeschreibung selbst hat er, mit möglichster Schonung der frischen, warmen, ungebundenen Sprache, nur grammatische Fehler und Unbeheiten der Darstellung, sowie einzelne Wiederholungen und sonstige Auswüchse weggeschafft, bloß bei ein paar Abschnitten war die Erzählung in solche Verwirrung gerathen, daß hier Umstellungen durchaus nöthig sich erwiesen.

Wenn Goethe's Lebensbeschreibung, von welcher Tischbein zum Theil den Titel der seinigen hernahm, uns ein reiches Bild der Zeit entrollt, aus welcher der Dichterjüngling hervorgegangen, und in künstlerischer Verarbeitung des Stoffe die Entwicklung seines Geistes und Geistes mit lebendiger Bewegung uns vergegenwärtigt, so haben wir bei Tischbein den gemüthlichen Erguss freudlichster Erinnerung an die vergangenen, sich vor ihm vorüberbewegenden Tage. Frisch, einfach, in natürlicher Anmuth ergeht sich der sechzigjährige Mann, den es ergötzt, die bunten Bilder herauszubeschreiben, welche in der Tiefe seiner Seele ruhen und ein Theil seines in ihnen hervortretenden, aber auch durch sie gestalteten Wesens geworden. Ueberall gibt er sich rein, wie er sich erscheint, wobei freilich eine gewisse Selbstgefälligkeit und lebenswürdige Behaglichkeit nicht zu leugnen steht; er spricht stets aus voller Brust, mit innigstem Antheil, weshalb auch manches von ihm übergangen wird, was vor seiner gerade auf bestimmte Punkte fest gerichteten Erinnerung am Horizont ins Nebelhafte verschwimmt. Der Herausgeber bezeichnet die Lebensbeschreibung als treuen Seelenpiegel eines tief gemüthlichen, zart empfindenden Künstlers, der zugleich ein scharfsinniger Menschenbeobachter gewesen, und er empfiehlt sie als ein lehrreiches Buch für die Schule des Lebens. Möchten wir dieses auch nicht im ganzen Umfang gelten lassen, so dürfen wir doch alle diejenigen mit besonderm Nachdruck auf diese Schrift hinweisen, welche in der Entwicklungsgeschichte eines Künstlers ein anziehendes Stück reichen Seelenlebens erkennen und die es für einen Gewinn halten, sich eine solche begabte Natur lebhaft zu vergegenwärtigen. Freilich scheint uns der gute Tischbein nicht ganz rein aus den beengten und beengten Verhältnissen seiner Jugend sich herausgearbeitet, sondern eine gewisse rückhaltende, die Verhältnisse zu seinem Vortheil ausbeutende oder wenigstens ausbeuten wollende Schlaueit sich angeeignet zu haben; aber auch dies ist lehrreich bei einer sonst so gemüthlichen Natur, da es uns zeigt, welche kalten Noth und Verdrängnis in die Seele zu schlagen pflegen. Der Drang zu möglichster Ausbildung seines Talents ließ ihn in den Mitteln, zu der ihm nöthigen Lage zu gelangen, nicht ganz redlich sein; er nahm sich ihm anbietende Förderungen unter Bedingungen an, deren er sich später, wenn sie ihm unbequem waren, ohne alles Bedenken entzog, und zur Erlangung von Vortheilen bediente er sich nicht immer ganz redlicher Mittel. Goethe, der sich seiner annahm, erklärte ihn für unzuverlässig; er halte sich für fein, und sei bloß kleinlich, er glaube intriguire zu können, und könne höchstens die Leute verwirren. Auch seine Darstellung der Verhältnisse ist nicht immer der reinen Wahrheit gemäß; er stellt sie mehrfach auf eine seiner Eigenliebe schmeichelnde Weise dar, ohne daß er sich selbst der Entstellung bewußt würde. Neben dem Werthe der Lebensbeschreibung zur Aufhellung seiner eigenen Entwicklung und Ausbildung zeichnet sie sich durch eine Fülle sonst unbekannter Angaben aus der Literatur- und Kunstgeschichte, sowie durch manche ergötzliche Erzählungen aus; doch würde sie in dieser Beziehung bedeutend gewonnen haben, hätte Tischbein sich nicht dem zufälligen Ergüsse seiner Erinnerungen hingelassen, sondern eine gleichmäßige Darstellung aller Hauptpunkte seines Lebens geliefert. So würde sich derjenige sehr irren, der in Tischbein's „Aus meinem Leben“ genauere Nach-

nicht aber sein so bedeutsames Zusammenleben mit Goethe in Rom erwartete; nicht einmal der Aufenthalt Goethe's wird gedacht, sondern wir hören von ihm erst, als Tischbein mit ihm nach Neapel trief, und das über ihre Reise und den Aufenthalt in Neapel Bemerkte ist verhältnismäßig unbedeutend. Besonders müssen wir noch der vielen gelegentlich eingefügten Schilderungen von Gemälden gedenken, von denen W. Körte mittheilt: „Tischbein's Beschreibungen der Bilder sind in der That lebendiger, präciser als Winckelmann's und Heinke's. Die letztern malen mit farbenreicheren Worten, poetischer umschreibend, enthaltsamer, begreifbarer; aber unser Meister gibt uns das Bild mit so wenigen, so innigen, so herzwarmen Zügen, daß ich das Bild selbst zu schauen glaube, nur das Bild selbst liebgewinne und der Gierone fast ganz vergeße. Wer hat des Tizian's Dama mit wenigen Worten so bezaubert, so stilllich-äppig möchte ich sagen, so reizend beschrieben, als es an jener Stelle geschieht!“

Ein idyllisches Stilleben tritt uns sehr anmuthig in der Beschreibung der Jugendjahre Tischbein's entgegen, die er in dem hessischen Städtchen Heima von 1751—65 verlebte. „Als ich nun 60 Jahre“, bemerkt er, „daß ich auf der Welt bin; 30 Jahre lang bin ich immer mit und vor der Sonne aufgezogen, habe die Hälfte der Nächte geträumt, habe also doppelt so viel gelebt als einer, der nicht früh aufsteht und nicht lebhast träumt.“ Seiner Trübsal sei er zuerst inne geworden, als er, wie er noch nicht gehen konnte, durch Unvorsichtigkeit eines Quacksalbers auf die Nase gefallen, da sich so viele Menschen damals um ihn bekümmert, ihm das Blut abgewaschen. „Nachdem die Erkenntniß bei mir auf eine so empfindliche Art durch Schmerz geweckt und ich nun meiner bewußt war, wurden mir auch nach und nach die Dinge und Menschen bemerklich, die mich umgaben. So lernte ich durch sanften Händedruck des Wohlwollen, die Liebe, meine Mutter und meinen Vater kennen; ich merkte, daß ich von ihr Gutes und Pflege erhielt, Schutz in ihrer Nähe und Warnung in der Ferne hatte. So hing ich an ihr wie sie an mir. Ruhe auf ihren Schuhen, wurde ich freier und entfernte mich von ihrem Schoße; denn ihre Augen hatten Acht und ihre Arme und Hände schützten mich. Aus ihren Händen ließ ich in des Vaters Arme, der mich oft kräftig in die Höhe hob und mich Mond und Sonne sehen ließ. Und es wurde heller um mich, und ich sah immer deutlicher ein, wie sich dies und das von jenem unterschiede. Von meiner Mutter lernte ich sprechen, von dem Vater aber die Sachen mit dem rechten Namen nennen.“

Anschließend berichtet er mit rührendem Formensinn, ehe er zu seinen Meistern übergeht, von seinen Großvätern, den edelsten Menschen, die er auf seinem Elternwallen gefunden habe, von seines Vaters Brüdern und Schweftern. „Wem daran gelegen ist, den einzelnen Menschen genau zu kennen, dem wird dies leichter, wenn er die ganze Familie desselben kennt; denn die hat Aehnliches, und man sieht den Einfluß, der auf ihn wirkt, und wie er jedes aufnimmt und betrachtet.“ Sein Großvater, von dem die ganze Malerfamilie Tischbein abstammt, war aus Marburg nach Heima gekommen, um die Hospitalbäckerei zu übernehmen. Die Großmutter, eine Tochter des Schlossers Hünig von Dingen, der auch künstliche Uhren machte, kam als Gesellschafterin mit der Obervorsteherin des Hospitals nach Heima. „Als sie einfuhren, waren viele Menschen versammelt, um ihre Oerter zu sehen. Auf der Brücke nun sagte die Obervorsteherin scherzend: „Susanne, da steht einer mit braunem Haar, der muß dein Bräutigam werden.“ Aus dieser Vorhersagung wurde Ernst. Sie sahen sich, gefielen einander, heiratheten sich und wurden die Ältern von sieben Söhnen und zwei Töchtern.“ Der Großvater beschäftigte sich in seinen Nebenstunden mit Drechseln und Tischlern, machte schönes Hausgeräth, hübsch ausgelegte Antiquitäten und die Kloppe, womit die Großmutter zierliche Spitzen schlug; auch zeichnete er für diese kunstreiche Mutter und Väter mit Indigo zum Sticken, worin diese eine Meisterin war. So lag der künstlerische Trieb schon in den Großvätern, welche Tischbein auch als Muster stilllicher Häuslichkeit schildert.

Sein Vater, Johann Konrad, der Erstgeborene der Großältern, folgte in Geschäft und Kunstneigung seinem Vater. „Früh aber trieb es ihn in die Ferne; kam er auch nicht nach Konstantinopel, dessen Schönheit ihn besonders gereizt hatte, so sah er doch Wien, wo er die Baukunst erlernte und viele Risse zeichnete. Seine mitgebrachten architektonischen Zeichnungen erregten Bewunderung; er unterrichtete darin, besonders in den Regeln der Perspective, seine Brüder, die schon zum Theil geschickte Maler waren, betrieb aber selbst das Drechseln und die Tischlerei. „Sein regsamer Geist konnte keine Erholung; war die Pflicht seines Hauptgeschäfts vollbracht, so wandte er seine Zeit an nützliche und künstliche Arbeiten zu vollenden. Ruhig war er bei der Arbeit; aber sein Geist strebte immer vorwärts und in seinem Auge war ein forschender Blick, etwas aufzusuchen; sein Gang war rasch, ohne die gerade Gestalt zu biegen, und seine Nase blies einen starken Odem. „Der alte Tischbein kommt“, sagte jemand, „ich hör' ihn schnauben“, und lief gleich zu seiner Arbeit. Seine Nase war rund und stark, etwas vorwärts, neugierig in die Höhe gebogen; sein Mund am Ende eingeknickt, als schmeckte er etwas Süßes, und seine Miene hatte etwas Feinliches, als fühlte er Mitleid.“ Von den Brüdern seines Vaters erhalten wir gleich lebendige Schilderungen. Der älteste derselben war Hofmechanikus, die übrigen sämmtlich Maler. Höchst anziehend ist die Erzählung, wie durch einen zufälligen Umstand in drei von diesen Brüdern die ersten Anlagen zur Malerei entwickelt wurden. Der älteste von ihnen, Johann Valentin, ward durch einen darmstädtischen Rath, der nach Heima kam und seine Anlagen entdeckte, mit nach Darmstadt genommen und von da nach Frankfurt in eine Tapetenfabrik gegeben, wo die jungen Leute praktische Maler wurden. Johann Valentin ließ die übrigen Brüder nach Frankfurt kommen, die alle bedeutende Maler wurden. Ein paar Verwechselungen scheinen dem Erzähler hier begegnet zu sein. Der berühmteste der Brüder, Johann Heinrich, kam zum Grafen Stadion nach Mainz. Die Erzählung ist hier etwas unklar, da wir vorher gehört haben, sein älterer Bruder habe ihn nach Frankfurt kommen lassen, wo sich seine Anlagen entwickelten. Der Graf ließ ihn nach Frankreich, wo er Bauloo's Schüler wurde, und nach Italien reisen. In Venedig arbeitete er bei Piazzetta. In einem längeren Aufenthalte in Rom hinderte ihn die seiner Gesundheit schädliche Lust; bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst erkrankte er, worauf er nach Mainz zurückkehrte. „Einst war der Landgraf Wilhelm VIII. mit dem Grafen Stadion in Frankfurt, und da beide Liebhaber und Kenner der Malerei waren, sprachen sie von der Kunst. Der Graf zeigte dem Herrn Landgrafen das Portrait einer Dame aus Mainz und sagte: „Das hat ein Unterthan Ew. Durchlaucht gemacht, dem ich habe reifen lassen, der aber für mich zu groß ist, weshalb ich ihn Ew. Durchlaucht übergebe, damit er seine Kunst gehörig ausbilden kann.“ Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Portrait von einem Deutschen sei, und sagte: „Das kann kein Gese, das ist gewiß von einem Franzosen oder Italiener.“ Der Graf sagte hierzu: „Die beste Ueberzeugung würde sein, wenn Ew. Durchlaucht dem Vater die Gnade erwiesen, Ihr eigenes Portrait von ihm anfertigen zu lassen.“ Das wurde zugegeben, und der Graf schrieb nach Mainz an Heinrich, er möchte eiligst nach Frankfurt kommen, aber Farben und Pinsel mitbringen. Er kam an, ward unterwegs jedoch von heftigem Zahnweg überfallen, sodaß sein Schmerz ihm ein Fieber verursachte. Der Graf sagte ihm, daß er morgen früh den Herrn Landgrafen porträtiren solle, und das müsse geschwind sein, weil jener Herr schnellig wieder abreise. Heinrich entschuldigte sich, es sei ihm unmöglich zu malen, er sei krank, der Schmerz lasse ihn kaum aus den Augen sehen; worauf der Graf erwiderte: „Das mag alles sein, so müssen Sie es doch machen, und ich weiß, Sie können es, und es muß durchaus morgen fertig sein. Ihr Glück hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Lügner halten; denn er will nicht glauben, daß Sie das Portrait der Dame gemalt haben.“ Mein Onkel mußte also; malte das

Porträt unter den heftigsten Zahnschmerzen, und doch wurde es eine seiner besten Arbeiten. Der Landgraf war darüber sehr verwundert und ermunterte ihn zu seinem Hofmaler. Dieses Porträt wurde noch 1806 im Cabinet Wilhelm's III. als ein schätzbares Kunststück aufbewahrt."

Unser Altfeldier hatte zwei Brüder, Johann Heinrich, den nachherigen Galetieninspector in Kassel, und einen jüngern, Heinrich Jakob, der gleichfalls als Maler sich einen Namen erworb, und zwei Schwestern. Die ausführliche Schilderung seines Jugendlebens wird man mit Vergnügen lesen. Da dieses in die Jahre des Lebensjünglings Kriegs fällt, so wuchs er ohne eigentlichen Schulunterricht auf, was er später selbst bedauerte. In seiner Freude gekrattete ihm der Vater, so viele Vögel zu halten als er Lust hatte, wenn er nur auf seinem Zimmer bleiben und lernen wollte; doch wurde er auch oft ins Freie geführt. Ein Hefeh mit Silberm machte ihn besonders glücklich. Der Vater leitete ihn ernstlich an, auf die Natur zu achten, wodurch seine angeborene Neigung zur Thierwelt noch reger gemacht wurde. Bald begann er seine Lieblinge, Eichhörnchen, Hasen und Hirsche zu zeichnen. Auch goß er Medaillen in Blei und grub Köpfe mit Griffel und Grabstifen in Stein. In dem Entschlusse, wie die meisten seiner Oheime, Maler zu werden, besuchte ihn ganz besonders das hohe Lob, welches man einem Bilde spendete, das sein Oheim Heinrich für die Michaeliskirche in Hamburg gemalt hatte. Eine kleine ergötzliche Liebesgeschichte schließt die Darstellung seiner Knabenjahre im älterlichen Hause trefflich ab.

Da sein älterer Bruder bei dem Oheim Heinrich in Kassel war, so sollte unser Tischler zu dem in Hamburg wohnenden Oheim Jakob in die Lehre kommen, zuerst aber einige Zeit in Kassel bleiben, von wo man ihn gelegentlich nach Hamburg zu bringen gedachte. Schon in Kassel begann er ohne Anleitung das nachzumachen, womit er die übrigen jungen Maler sich beschäftigten sah; der Oheim bemerkt ihn nur, um Farben zu reiben, Lächer zu grundieren, Paletten zu machen und Pinsel zu zugen. In Hamburg wurde sein Talent als Porträtmaler zuerst gewerkt, aber auch der Betrachtung der Schönheit der Natur blieb er leidenschaftlich zugewandt. „Oft ging ich, um die Sonne untergehen zu sehen, an einen Ort auf dem Walle nahe an der Elbe gegen Altona hin; ein andermal sah ich sie vom Grasbrook aus gegen die Stadt hin. Da scheint die Sonne, ehe sie untergeht, an die Häuser und spiegelt sich in den Fenstern mit so blitzenden Lichtern, daß man glaubt, die zauberische Erleuchtung eines Heerpolars zu sehen. Ein fast noch größeres Schauspiel gewährte mir der Mond, wenn er in das Wasser schien. Ich ging deshalb oft auf eine Brücke am Wall, wo in einem abgelegenen Wasser beschattete Schiffe und Fahrzeugen lagen. Der Ort selbst liegt im Schatten, und das Holzwerk und die dunkeln Schiffe gaben ihm ein kühleres Ansehen. Dazwischen durch spiegelt sich der Mond mit seinem silberreinen Lichte, und sein weißer Schein blüht glänzender, als wo er das offene Wasser beleuchtet. Steht man nun in die Ferne auf die Elbe, so klimmt es wie Millionen Fische, die auf dem Wasser spielen, und dort im schwarzen Grunde wälzt der Mond die leuchtende Kugel in mancherlei abwechselnden Formen und kommt zwischen dem schwarzen Gehölz, dem Schiff und Gesträuch herum.“ Unter den für seine Ausbildung höchst bedeutenden Bekanntschaften hebt er die Kaufleute Winkemann, Zimmermann hervor. Von Dr. Volt wird er auch in die in dessen Hause sich versammelnden feinnern Gesellschaften gezogen. „Das war wohlthätig für mein ganzes Leben, als Jüngling mit Menschen von höherer geistiger Bildung, wie Kirchhof, dem Rathsherrn, von Klopstock, in einer Gesellschaft zu sein. Das erhob mein ganzes Wesen und bewahrte mich, mit der niedrigen Klasse von Menschen umzugehen.“ Doch hielt dies ihn nicht ab, sich unter die Volksmenge zu drängen und dort die verschiedenen Neigungen der Menschen, den Ausdruck ihrer Leidenschaften in Gesichtern und Gebärden zu beobachten. Der Anblick trefflicher

holländischer Gemälde, an denen Hamburg damals ungemein reich war, erweckte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande dieser so bedeutenden Malerschule.

Nachdem er sich mit Porträtmalen das zur Reise nach Bremen nöthige Geld erworben, begab er sich zunächst nach dieser Stadt, wo er auf gleiche Weise sich die Fahrt nach Amsterdam zu ermöglichen gedachte. Und auch hier war ihm das Glück günstig, das ihn nicht allein bei dem Rathsherrn Dunge auf das vortheilhafteste einführte, sondern ihn auch mit dem Hauptmann Wilmans bekannt machte, dessen Umgang, Freundschaft und belehrender Rath den größten Einfluß auf sein ganzes Leben übten. Dieser hat ihn dringend, aus dem Wirthshause zu ziehen, das für ihn zu geräuschvoll und theuer sei, und er bot ihm sein eigenes Haus an, wo er ihn mit väterlicher Liebe behandelte. „Erst lehrte er mich Ordnung und gehörige Eintheilung meiner Zeit, zur Arbeit, zum Lernen und zum Vergnügen. Er weckte mich früh morgens, kam mit der Uhr in der Hand und sagte: „Es ist sechs!“ Dann blieb er eine Zeit lang bei mir. Ich arbeitete den Vormittag, nachmittags führte er mich spazieren, oder suchte mir sonst Unterhaltung und Vergnügungen zu verschaffen, die für mich angenehm und nützlich zugleich sein konnten; nahm mich oft mit in Gesellschaft und ermunterte mich immer zum Hohen und Edlen. Dabei machte er mich auch auf mein Künftiges aufmerksam. „Ein Künstler wie Sie“, sagte er einmal, „hat es nur mit der feinnern, gebildeten Menschensele zu thun; man muß selbst etwas an sich halten, so halten andere auch etwas auf uns. Sie müssen sich nach der Mode, schon und geschmackvoll kleiden; Sie verdienen Geld genug; wir wollen zum Kaufmann gehen, da können Sie sich eine Farbe auswählen nach Ihrem Gefallen; das Tuch muß vom besten sein. Welche Farbe wollen Sie?“ — „Grün wie der Wald im Mai.“ — „Die Farbe schickt sich nicht in die Gesellschaft“, war seine Antwort; „Roth trägt der Papst; wählen Sie dies!“ — Ich sagte, das wäre mir schon darum die liebste Farbe, weil er als Militär darin gekleidet sei. Den andern Tag ward alles zur Ausfuhrung gebracht; Schneider und Schufter und Hutmacher wurden bestellt, und noch dieselbe Woche am Sonnabend sollte alles fertig sein. Am Sonntag Morgen mußte ich mich in seiner Gegenwart ankleiden und er zeigte mir die nöthigen Handgriffe. Dabei hielt er mir eine lange Predigt über den Anzug, und wie man an Zeit gewinne, wenn man sich früh gewöhne, alles mit gehöriger Ordnung zu machen. Nun war ich nach seiner Art angekleidet. „Sie müssen auch mit Ausland gehen lernen“, fuhr er fort; „nicht mit den Armen und Beknen klüffeln, nicht mit dem ganzen Körper arbeiten, wenn Sie über die Straße gehen. Man kann auch schön gehen, und kommt so weiter und ermüdet weniger.“ Der Tanzmeister wurde bestellt und ich mußte bei ihm gehen und tanzen lernen. Auch suchte er den Ehrgeiz immer mehr bei mir rege zu machen, sprach viel von der Wichtigkeit und Würde eines Porträtmalers, und welche Ehre und Achtung ihm gebühre. „Durch den“, sagte er, „erhalten die spätern Zeiten das Ebenbild großer, edler Männer, welche die Nachwelt ehrt und bewundert, und an deren Bildern sie sich führt und erhebt; er stellt die Tugenden und die Laster vor die Augen und lehrt die Natur der Menschen erkennen.“ Sonntags mußte ich mit ihm zur Kirche gehen; „die Gottesanrucht allein“, sagte er, „gibt dem Menschen die Glückseligkeit und Ruhe, die er zu seinem Geschäft bedarf.“

Doch unwillkürlich zog es ihn nach Holland, und bereits hatte er den Entschluß gefaßt, von dort nach England zu gehen, wo die Kunst, wie er vernahm, so vorzüglich bezahlt wurde. Wir übergeben die anziehenden Mittheilungen und Aeußerungen reiche Ausfuhrung über den Aufenthalt in Holland (1772—73). In Amsterdam lernte er einen Kaufmann aus Edinburgh kennen, der ihm eine namhafte Summe bot, wenn er ihm nach England folgen und ein Jahr lang bloß für ihn Porträts malen wolle. Tischbein sagte es ihm zu, aber bald erwachte in ihm die Sehnsucht, seinen Vater und die Seinigen (die Mutter, die ihn unter allen Menschen am meisten liebte, hatte er zu seinem

litterarischen Schmerz bereits verloren) vorher noch einmal zu sehen. Der Kaufmann bemerkte, solchen Besuchen müsse man folgen, doch verabredete man, daß er nach Amsterdum zurückkehren und dann bei der ersten Rückfahrt seinen Freund nach England begleite, wo dieser ihn schon vorher anzuwenden wolle. Aber sein Bruder in Kassel bestimmte ihn, seinem Verprechen antworten zu werden und mit ihm, da er eben viele Bekanntschaften hatte, Paris zu malen. Auf die Einladung eines kunstkenigen Mannes, des Schwagers des Dichters Jacobi, reiste er am 28. October 1774 nach Hannover. „Hier kam mir der Homer (von Damm) zum ersten mal in die Hände. Als ich diese göttlichen Gesänge vernahm, wurde ich wie bezaubert; ich hörte eine Geschichte, von einem Dichter gesungen. Die Personen in der Ilias und Odyssee und die olympischen Götter und Göttinnen schwebten lebendig vor meinen Augen; ich sang noch den nämlichen Tag an, einige Begebenheiten nach dem Homer zu zeichnen; seitdem las ich ihn täglich, und er ist mir nicht wieder aus den Händen gekommen; in kurzer Zeit wußte ich ihn auswendig. Im Harmonie machte ich Weim's Bekanntschaft (im Sommer 1775). Er hatte seine größte Freude daran, wenn ich ihn den Homer vorlas, der mir wie ein Vater unser geläufig war; besonders wenn ich in meiner erhitzen Phantasie oft noch zusetzte. Alle Nachmittage mußte ich ihn gegenübersitzen und ihm Gesänge auf Gelang vortragen. Meines Beschäftigung im Porträtmalen verschaffte mir außerdem immer mehr Bekanntschaften mit den Vornehmsten und den Schönsten in der Stadt. Man weiß ja, daß da, wo Schönheiten sind, gern die zarten Seelen sich versammeln, und da den Malern das Glück zu Theil wird, daß die Schönsten aus weissen gemalt werden, so hatte ich täglich angeregnete Gesellschaft um mich; denn eine schöne Dame brachte gewöhnlich noch eine oder mehrere zur Gesellschaft mit. Auch kamen wol Herren, sie wieder abzuholen, und so war mein Zimmer oft voll von ausgeputzten Menschen, welche die Künste liebten, und ich freute mich über die feine Art der Unterhaltung und über die ansehnlichen Gespräche. Oft lasen auch die Herren oder Damen aus Dichtern etwas vor, um den Eigenden die Zeit angenehm zu machen. Da lernte ich nun immer mehr, wie die Dichter die Natur beschauen und belauschen und sie dann mit Worten dem Leser ins Gemüth bringen. Nichts wußte ich nur, wie die Maler die Natur ansehen und in ihren Bildern wiedergeben; in der Malerei war hatte ich die zarten und die letzten Eigenschaften der Menschen abgebildet gesehen: nun lernte ich aber noch, wie der Dichter in seiner Kunst in das innerste Herz des Menschen eingeht, da die Gefühle anspricht und durch Worte sie darstellt.“

Wenn er von Hannover, über dessen Gemäldergalerie er Bericht erlittet, nach Kassel zurückgekehrt sei, sagt er nicht. Sein Bruder war unterdessen Inspector der Galerie geworden, worin er wohnte. Hier arbeitete er mit diesem wieder längere Zeit. Seine Reise nach England und Frankreich hatte er ganz angegeben, und er hegte den Wunsch, für einen deutschen Hof, wie Gotha und Weimar, zu wirken. „Besonders war meine Absicht, mit den dortigen Dichtern zu leben, und ich nahm mir vor, alles Dichterische aufzufassen, wo ich es fände; zu zeichnen, was fürs Auge anschaulich wäre, und aufzuschreiben, was für den Dichter wäre, der mit Worten malt.“ Wir möchten aber nicht bezweifeln, daß er schon damals mit Gotha und Weimar in Verbindung zu kommen sich gesehnt, und er bereits zu jener Zeit auf das Dichterische so sehr sein Augenmerk gerichtet, wie er es später in Rom that, wo er mit Goethe ein dichterisches Werk herauszugeben gedachte. Auf zufällige Veranlassung kam ihm der Auftrag der Landgräfin, nach Berlin zu reisen, um deren Schwester, die Prinzessin Ferdinand nebst Gemahl und Kindern für sie zu malen. Im Sommer 1777 trat er wie Reise über Gotha, Weimar, Leipzig und Dresden an. Von den drei ersten Orten bemerkt er nichts weiter, als daß er in Gotha verschiedene gute alte Bilder aus der Zeit von Lucas Cranach gesehen. Von einem Versuche, in Weimar mit Wieland, Goethe und Herder bekannt zu werden, woran man nach

der obigen Aeußerung denken müßte, zeigt sich keine Spur. In der dreierlei Galerie, die er einige Wochen täglich besuchte, sah er die ersten guten italienischen Bilder, unter denen ihn vor allem die Correggio's in Verwunderung setzten. „Mit Recht wird die sogenannte Nacht (die Geburt Christi) für das schönste Bild in der Welt gehalten; auch hat ihm dies sehr angethan: Maler fertig gemacht; wenn er es nicht selber gethan hat, mit seiner eigenen Arbeit, dem heiligen Georg. Daß in der Weihnachts Christi das Licht vom Christkinde allein ausgeht, welches das Licht in die Welt brachte, ist ein schöner Schmelz, und da das Licht in der Mitte zusammengehalten ist, so macht es ein volle, harmonisches Ganzes. Aber in dem Bilde von dem heiligen Georg sind wol einzelne Theile vorzüglich, z. B. das Arm, der mein Erschauen so sehr erregte, wie nie ein anderer Kunstwerk gethan hat. Auch das kleinere Bild von Correggio, die heilige Magdalena, wie sie, umgekehrt von ihrem Lebenswandel, in einer Grotte auf der Erde liegt und mit Wohlgefallen in einem Buche liest! Ein Sonnenlicht fällt vom Himmel zwischen dem Haupthaar auf ihre Stirn, und das weiße Buch wirft einen klaren Widerschein in ihr Gesicht. Durch das Leben erhält ihr Geist ein Licht, das die innern Himmelsfreuden weckt, die in jedem Menschen liegen.“

In Berlin, wo seine Porträts großes Glück machten und er am Hofe sowie beim Minister Herzberg in besonderer Gunst stand, überraschte ihn die Kunde, daß der Landgraf, der alle drei Jahre einen der Jünglinge der Akademie auf drei Jahre nach Italien reisen zu lassen sich entschlossen hatte, ihn als ersten Jüngling derselben hierzu auswählte habe. Freilich kostete es ihm einigen Kampf, die angenehmen Berliner Verhältnisse zu lösen, aber welche eine glücklichere Aussicht konnte sich ihm darein bieten! Hatte sich ja schon längst in ihm der Wunsch geregt, Größeres zu leisten und von dem Porträtmalen abzulassen, besonders da ihm so viele Werkstücker, die er mit geübten Händen und geschulten Augen malen mußte, herzlich zuwider waren; nur der Mangel an Mitteln hatte ihn abgehalten, sich bedeutenden Werken zu widmen. Vor seiner Abreise schenkte er einigen älteren Malern, was er entbehren konnte; seinen Bruder Jakob, den er zu seiner allgemeinen Ausbildung und als Gehülfe bei seinen vielen Arbeiten nach Berlin hatte kommen lassen; sandte er nach Dresden. In Kassel nahm ihn der Landgraf freundlich auf; er sollte gerade nach Rom gehen, erst auf der Rückreise die übrigen bedeutenden Städte Italiens besuchen. Auch äußerte er gegen seinen Oheim, er sollte sein Nachfolger als Director der Akademie werden, was auffallen muß, da sein älterer Bruder schon Inspector war.

Die Mittheilungen über seine erste Reise nach Italien, welche er in Begleitung von Waagen aus Göttingen antrat, der in Kassel Baukunst und Malerei studirt hatte, sich aber in Rom ganz der Malerei widmen wollte, müssen wir hier übergehen. Auffallend ist es, daß Tischbein, der vom Landgrafen auf drei Jahre nach Italien gesandt war, schon nach anderthalb Jahren Rom und Italien verließ. Die Krankheit seines Freundes Waagen erklärt dies ebenso wenig, als die Bemerkung gegründet ist, ihre Zeit, von Rom wegzureisen, sei bald um gewesen. Nehmen wir dazu, daß Tischbein, statt mit Waagen nach Kassel zurückzukehren, wo ihm der Landgraf so gewogen war, in der Schweiz zurückblieb, so kann man kaum bezweifeln, daß er sich mit dem Landgrafen überworfen habe, weil er dessen Bestimmungen nicht befolgt. In Zürich machte Tischbein bald die Bekanntschaft Lavater's, über den wir anziehende Mittheilungen erhalten; auch mit Bodmer trat er in nahe Verbindung. Lavater freute sich, in ihm einen Porträtmaler gefunden zu haben, wie er ihn lange schon gesucht; Tischbein aber, der die Begeisterung des schwärmenden Physiognomen nicht abkühlen konnte, war flug genug, ihm zu verbergen, daß es ihm zu etwas Höherem treibe. Bodmer sprach mit jugendlichem Feuer von den Homerischen Göttern und Helden und schenkte ihm seine Abhandlung über die Homerischen Gleichnisse. Dies wurde die Hauptveranlassung, daß Tischbein die Homerischen Gleichnisse und die vor-

jährlichen Begebenheiten seiner Gefänge zu Böhmer's höchster Freude zeichnete. Die Art, wie er mit Goethe, Weimar und Gotha in Verbindung gekommen, sowie die Veranlassung zu seiner Darstellung aus dem „Ody“, treten in Tischbein's Erzählung gar nicht nach ihrem wahren Verhalt hervor. Tischbein trat mit Merck, der Briefe von ihm an seinen Bruder in Wieland's „Mercur“ hatte abdrucken lassen, und mit Goethe, an den dieser ihn empfohlen hatte, in nähere Verbindung. Goethe verwandte sich, da er dem Herzog von Weimar der Kosten wegen den hoffnungsvollen Maler nicht zuwenden konnte, beim Herzog von Gotha für ihn, und Tischbein ging auf dessen Bedingungen ein, obgleich Goethe die ihm jährlich ausgesetzten 100 Dufaten für unzureichend hielt, da dieses Jahrgehalt ihn nicht in Stand setze, seiner Ausbildung allein zu leben. Auch übergeht Tischbein, daß er statt nach Italien, nach Frankreich habe reisen wollen, und er dadurch, daß er auf diesem Entschlusse beharren wollte und die Abreise verschob, Goethe Unannehmlichkeiten bereitete.

Ausführliche Berichte erhalten wir von seiner am 24. October 1782 angetretenen Reise über den St.-Gothard nach Mailand und den Aufenthalt in dieser Stadt, wo ihn Leonardo da Vinci mächtig ergriff, wie ihn zu Parma Corregio's weltberühmte Madonna di S. Girolamo zu höchster Bewunderung hinriß. In Rom, das er am 24. Januar 1783 zum zweiten mal betrat, sah er sein erstes großes geschichtliches Bild, Konradin von Schwaben, wovon er bereits eine kleine Skizze in der Schweiz gemacht hatte, welche einer durchreisenden Dame, der es Lavater zeigte, so gefiel, daß sie dieselbe zu besitzen wünschte und dem Künstler dafür einen verhältnismäßigen Preis zugehen ließ. Sein Schwanken, welchen Gegenstand der deutschen Geschichte — denn nur solche und antike Darstellungen hatte er sich vorgesetzt — er zu einem größern Gemälde wählen solle, ward hierdurch besetzt. Die Beschreibung der Sorgfalt, womit er dieses Bild ausführte, wird man mit großer Theilnahme lesen. Der berühmte französische Maler David und Pompeo Battoni, der sich für den ersten Maler in der Welt hielt, konnten das Bild nicht genug bewundern. Auf den ihm wiederholt gemachten Antrag, es der Kaiserin Katharina für jeden Preis, den er verlange, zu überlassen, glaubte er nicht eingehen zu dürfen, da er dasselbe für den Herzog von Gotha bestimmt hatte, den er durch eine solche Hintansetzung verletzt haben würde. Die hier bewiesene Gewissenhaftigkeit hinderte ihn aber später nicht, sich der Verbindlichkeiten gegen den Herzog zu entledigen und sich ganz von ihm loszusagen. Was er selbst von der Ursache dieser Trennung berichtet, erweist sich als ungegründet, wie man aus Ved's Lebensbeschreibung des Herzogs Ernst II. von Gotha erfieht. Goethe schreibt im Jahre 1789: „Tischbein ließ sich auf das ungeheure Bild der Helena ein, das er zuletzt stehen ließ, schickte in drei Jahren nichts an den Herzog, glaubte zuletzt ihn entbehren zu können, und zog die Pension nicht mehr. Dies geschah von der Zeit an, als er nach Neapel ging (Februar 1787), und er erklärte mir selbst, daß er sich von dem Herzog getrennt ansähe.“ Als Goethe Ende October 1786 zu Rom ankam, traf er hier zu seiner Verwunderung noch Tischbein, in dessen Wohnung er gleichfalls ein Unterkommen fand, und unter dessen höchst förderlicher Führung er in das römische Kunst- und Künstlerleben eintrat. Hier von findet sich in Tischbein's Erzählung nicht die geringste Erwähnung. Die nähere Schilderung von Tischbein's Hausleben ist auch deshalb anziehend, weil Goethe in demselben Hause wohnte.

Tischbein erwähnt Goethe's erst bei der Reise, die er auf dessen Wunsch mit ihm nach Neapel machte. „Es wurde mir leicht, ihn auf alles Schöne und Werthe aufmerksam zu machen, was sich auf diesem Wege zeigte, den ich schon einmal zurückgelegt hatte, da mir die schönsten Stellen noch lebhaft in der Erinnerung waren. Fast jeder Stein von den alten verfallenen Gebäuden in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgesucht und ins Auge gefaßt. Zunächst ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt und wo man eine große Fläche des Tiberthals überseht.

Diese Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde. Der Weg geht bergauf und bergab. Unser Betturino machte vor einer Oeferia halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir standen eben an der steilen Wand dieses Hohlwegs, um die verschiedenen Erdlagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräusch dicht hinter uns vernahmen. In dem ich mich umwandte, sah ich einen Wagen, mit Ochsen bespannt, den schrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte so gewaltig auf die Ochsen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwischen unserer Sedla und uns durch stürzte er herunter und der Fährer lief ganz bekürzt hinterher. Man denke sich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Schützer von Goethe, hatte mir ja vorgesetzt, ihn zu hüten, wie eine Mutter ihren Säugling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute geräbert worden und ich mit ihm! Unser Betturino, der den Wagen herunterstürzen sah, kam herangekürzt, um seine Pferde zu retten, aber ehe er sie zur Seite lenken konnte, jagte der Ochsenwagen schon vorbei. Wäre dieser auf sein Fuhrwerk gestoßen, so war alles zerrümmert. Der Betturino blieb wie versteinert stehen, und biß sich auf die Finger, dem Ochsenführer mit grimmigem Borne anschauend, und sagte lachend: „Per Cristo ed i Santi! Könnten es alle Heiligen im Himmel einem verdenken, einen Nord zu begehen? Was hindert mich, dir eine Coltellata zu geben?“ Der erschrockene Ochsenführer konnte sich noch nicht von seinem Unglück erholen, als ihn der ergrünte Betturino in noch größerer Gefahr setzte. Er blieb in so demüthiger, gebückter Stellung, wie ein von aller Hülfe Verlassener, da, wo die tollten Ochsen zu rennen aufgefordert hatten, stehen, daß er Mitleid erweckte. Der Betturino fing nun an ruhiger zu werden, biß sich aber noch immer auf die Finger, und sagte: „Es ist ein Jammer, wenn einer Entseile über Ochsen hat und weiß sie nicht zu führen!“ Die Gefahr war indeß so blüheschnell vorübergegangen, daß Goethe sie kaum bemerkt hatte.“

Am Schluß des Abschnitts, welcher Tischbein's Zusammensein mit Goethe zu Neapel schildert, gebietet er eines Vorfalles in der Locanda di Mariconi. Goethe forderte Wasser zum Trinken, und da ich auf alles Acht gab, was er zu sich nahm, so bemerkte ich, daß in dem Glase das Wasser trübe sei, warnte ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwiderte, daß man kein anderes hätte; es sei gutes, gesundes Wasser und aus der Cisterne, woraus sie alle täglich tranken. Wir besahen es genau und fanden es voll lebender Insekten von wunderbaren Gestalten; freß- und taschentrebsartige, mit Scheren und ohne Scheren, ovalförmige u. s. w., welche mit der lebhaftesten Bewegung durcheinanderschoffen. Goethe meinte: „Das Wasser kann gut sein; schmecken doch Ausern und Krebsse und andere Meer-erzeugnisse gut; aber das nicht allein, es kann auch heilsam sein.“ Er trank es, wir ließen uns die Cisterne zeigen und schöpfen mit einem Glase aus dem Grunde die schönsten Gestalten von Geschöpfen hervor und machten dabei unsere Betrachtungen über die producirende Natur in dieser warmen Gegend.“ An einem ergötzlichen Kampfe mit Meerstrand bei einem mit Cavaliere Venuti, Gaddert u. a. gemachten Besuche von Torre dell' Annunciata theilte sich Goethe nicht, der mittlerweile von den Felsblöcken am Meere Stücke klopfte, um die Steinarten zu untersuchen.

Obgleich Tischbein eigentlich von Goethe zu seiner Begleitung mitgenommen war, so gestattete dieser ihm doch gern, daß er hier seinen eigenen Angelegenheiten nachging, und ihn nicht nach Sicilien begleitete, zu welcher Reise er ihm den Maler Knip als Gesellschafter empfahl. Tischbein hielt sich an den Prinzen Christian von Waldeck, mit dem er im Mai nach Rom zurückkehrte. Hier war er kurze Zeit wieder mit Goethe zusammen, reiste aber bereits im Juli mit den Gebrüdern Gaddert und dem Cavaliere Venuti nach Neapel, wo er die Stelle als Director der neu eingerichteten Akademie zu erhalten hoffte. Trotz der Goethe gegebenen Zusage kam er vor dessen Rückreise nach Deutschland nicht nach Rom zurück.

Ausführliche und anziehende Mittheilungen erhalten wir

über sein Verhältniß zu Hamilton und seine nach Lady Hamilton gemachten Studien. „Das Gesicht der Lady Hamilton blieb immer schön, wie es war, und doch konnte sie mit der geringsten Bewegung, indem sie nur die Oberlippe ein wenig hob, eine Verachtung hineinlegen, welche vernichtete. Den Kopf der Iphigenie (in dem bekannten großen Gemälde nach Goethe's Schauspiel) habe ich so treu als möglich nach ihr gemalt; denn da war nichts davonzunehmen noch zuzusetzen. Als ich daran malte, fügte es sich, daß eben Hamilton hereintrat und ihr einen Brief brachte, der ihr den Lob eines Freundes anzeigte. Sie wurde so angegriffen von Schmerz und Wehmuth, daß sie in die heftigste Bewegung ausbrach. Die Stellungen, in welchen sie sich hin- und herwandelte, bald gebückt in tiefer Trauer, dann mit aufgehobenen Armen jammernd, den Freund beklagend, dann sich selbst bedauernd, das alles zu sehen, war für einen Maler viel werth. Der beste Kopf, den ich nach ihr gemalt habe, war eine Studie zu einem Bilde, wo Andromache ihren Gemahl, den Hector, bittet, sich für sie und ihr Kind zu schonen. Den Kopf der Andromache habe ich sehr fleißig nach Lady Hamilton ausgeführt und mich bemüht, den Ausdruck des Flehens zu erreichen, und genau die Form ihres Gesichts, vorzüglich den Mund nachgeahmt, der in der Antike nicht schöner zu finden ist.“

Besonders anziehend ist die Darstellung einer Entreise auf den Vesuv, die zu einer höchst rührenden wurde, da sie gerade zu der Zeit beim Eremiten ankamen, wo dieser, bei dem sie erst recht frühlich zu sein gewacht hatten, am Sterben lag. „Grausames Nachdenken und Schmerzmuth bemächtigte sich jedes Gemüths; die Gesellschaft war getheilt; einige saßen vor der Thür, andere in der räumlichen Wohnstube. Ein jüngerer Eremit, der dem Sterbenden als Nachfolger bestimmt war, schlich hin und her, ihm noch die letzten Dienste zu leisten, und wo er stehen hörte, winkte er. Es vorbereitete sich eine feierliche Stille. Die Prinzessin Monaco sagte: „Ich will ihn doch noch sehen, den Mann, der sich so von der Welt abgesondert hat“, und wir gingen alle in die Kammer, wo er sterbend auf seinem Bette lag, mit der ruhigen Miene eines Heiligen. Die Prinzessin Monaco setzte sich neben ihn; ihr Gemüth wurde ergriffen und ein Strom von schönen Gedanken floß von ihrem Munde. Sie machte die Umstehenden aufmerksam auf die ruhige Miene, womit er die Welt verlasse, den Wechsel des unruhigen Lebens mit der Zuversicht eines Bessern. „O seht seine Ruhe! er stirbt nicht jetzt, er stirbt, als er Eremit wurde. Die Welt hat er schon längst verlassen und er wartete einsam, bis ihm die Himmelsporten geöffnet würden, durch die er nun zur Herrlichkeit eintritt.“ Er verschied und der Priester drückte ihm die Augen zu. „Ach, wer weiß“, sagte die Prinzessin zu den Anwesenden, „ob wir ein so ruhiges Ende haben und wie unsere Umgebung in der Sterbestunde sein wird! Er hatte gewiß eine schöne Seele; wer weiß, was ihn bewog, in der Einsamkeit seinem Leiden in süßer Wehmuth nachzulauschen! Dieser Mann floß die schöne Welt, und in seiner letzten Stunde umgab ihn eine schöne Welt.“ Nach einiger Zeit — es war in der Schreckensperiode des Robespierre — las ich in der Zeitung, daß die Prinzessin Monaco ihren Hals unter das Beil hatte legen müssen, und sie habe noch vorher ihr schönes Haar abgeschnitten, mit der Bitte, es ihrem Gemahl nach Deutschland zu schicken. Ich erschrak über das Unglück der lebenswürdigen Prinzessin, und das Bild stellte sich mir vor Augen, wie ich sie neben dem sterbenden Eremiten auf dem Bette sitzen sah. Ihr blondes Haar war ihr aus der Flechte gegangen und hing lang herunter, und die Worte, welche sie sagte, klangen mir ein: „Ach unter uns sind wol manche, die nicht ein so ruhiges Ende haben werden wie dieser, der die Gesellschaft floß und doch bei seinem Ende eine so schöne Umgebung hatte.“ Arme, was für Hensersknechte umgaben dich.“

Mit großer Theilnahme wird man dann weiter die Schilderung der Lavaüberschwemmungen von Torre del Greco im Jahre 1794 lesen, und wie Tischbein, um den seltenen Kubel zu genießen, mit Kniep und Hummel in einer Barke

aufs Meer fuhr. Die Erzählung, wie er das Directorium der Akademie erhalten, dürfte nach Sadler's Darstellung nicht ganz der Wahrheit getreu sein. Herder's Besuch und sein Anliegen an Goethe, ihm die Pension des Herzogs von Gotha wieder zu verschaffen, was durch Reichensperg trotz der Bemühungen des weimarer Dichters hindertreiben wurde, übergeht Tischbein ganz. Höchst bedeutend ist, was er über seine segensreiche Wirksamkeit bei der Akademie mittheilt, wobei es auch an ergötzlichen Geschichten nicht fehlt. Ein besonderer Abschnitt bezieht sich auf seine Herausgabe der Hamilton'schen Vasen, wobei auch ein Homer in Bildern in Aussicht genommen wurde.

Aus dem letzten ausgeführten Abschnitte: „Eroberung Neapels durch die Franzosen am 28. Januar 1799; Abreise von Neapel am 28. März 1799; Ankunft in Livorno“, der auch nicht ohne geschichtlichen Werth ist, heben wir den Bericht aus, wie Tischbein der ihm drohenden Lebensgefahr entging. „Eine große Kanone, welche die Lazzaroni im Hafen gefunden hatten, stellten sie unter einem Thore auf, das meinem Hause gegenüberlag. Nachdem ein Schuß daraus geschossen war, kamen die Franzosen an, auf diese Kanone zu schießen, welche nun von ihrer Bedienung verlassen wurde. Ein junger Mensch sprang noch hervor und wollte Hand anlegen, um das Geschütz zu retten; aber so gleich von vielen Kugeln getroffen, stürzte er todt hin, und die übrigen Italiener liefen davon. Bald darauf hörte ich einen Franzosen jämmerlich schreien, und sah, daß er von einem Schusse getroffen, rückwärts zu Boden fiel. Die Schwere seines mit geraubten Sachen ganz voll geklopften Tornisters hatte seinem Falle diese Richtung gegeben. Seine Kameraden sprangen herbei, hoben ihn auf und wollten ihm helfen; er aber sagte nur noch: „Adieu, Camarades!“ und verschied. Mitten unter diesem tollen Lärm kam mein Stallknecht zu mir herauf und sagte: „Es sind Franzosen da, die wollen Euch als den padrone della casa erschießen, und hernach uns andern alle.“ Zwei meiner Schüler wollten für mich hinuntergehen; ich gab es aber nicht zu und sagte, das könnte nichts helfen; die Franzosen hätten mich verlangt, ich müßte also hinunter, es möchte daraus werden, was da wolle. Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich, daß ich nun wol nicht mehr nöthig haben würde, mich raffen zu lassen, was mir immer sehr peinlich gewesen war. Unten fand ich einen Offizier, der mich sehr beleidigend anredete: „Ihr Italiener seid Verräther! Ins Gesicht schmeißt ihr uns, wendet wir aber den Rücken, so kostet ihr uns den Dolch hinein. Witzige Offiziere und ein paarhundert Gemeine sind aus den Fenstern Quers Hauses erschossen; aber die große Nation wird auch nicht viel Umstände mit Euch machen!“ — „Ihr nennt Euch die große Nation“, versetzte ich, „und wollt einen Menschen erschießen, ohne Euch überzeugt zu haben, ob er wirklich schuldig ist? Was Ihr da von den Italienern sagt, das trifft mich nicht, denn ich bin ein Deutscher.“ Der Offizier wendete sich hierauf zu einem seiner Leute mit dem Befehl, einen deutschen Soldaten herbeizuschaffen. Als dieser kam, ging ich auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte ganz ruhig: „Freund, bedeutet Euerem Offizier, daß er sich hinsichtlich meiner gewaltig irre; ich bin Lehrer an der Akademie, und was Ihr mit dem König von Neapel anzufechten habt, geht mich nichts an; ich wollte mich wol hüten, auf Eure Soldaten zu schießen.“ Ich weiß nicht, wo ich den Muth hernahm, so dreist zu sprechen; die Situation zwischen allen den wilden, bärtigen Kerlen, denen mit ihren Flinten in der Hand die Zeit meiner Execution schon lang zu werden schien, war keineswegs ermunternd. Als der Offizier sich vom Soldaten meine Antwort hatte übersetzen lassen, sagte er: „Ein Deutscher? Das ist ein anderes.“ Er legte seine Hand an den Helm und setzte hinzu: „Dann sind wir gute Freunde. Lassen Sie uns hinaufgehen.“ Ich wollte ihm Erfrischungen vorsehen und fand bei dieser Gelegenheit, daß nur noch eine einzige Bouteille im Hause war. Nachdem der Offizier eine kurze Zeit bei mir gesessen, sagte er: „Hören Sie, wie noch immer geschossen wird? Ich muß fort; denn ich darf dabei nicht fehlen.“

Auch in der Nacht vom 23. Januar, wo den Razzaroni der königliche Palast zum Plündern übergeben ward, drohte ihm der Tod. „Des Nachts drang ein Haufen Soldaten in mein Haus, um zu plündern; wilde Kerle mit Tragengeflüchern, worin kein Zug von menschlichem Gefühl mehr zu entdecken war. Auf ihre Hüte, welche ihnen schlapp um die Ohren hingen, hatten sie Lichter gesteckt; einer trug eine Fackel, ein anderer ein Brecheisen, das er mir vor die Stirn hielt, um mir den Hirnschädel einzuschlagen, wenn ich nicht alles hergab; ein dritter setzte mir die Pistole auf die Brust und schwankte den Säbel über meinem Kopf, als wollte er ihn damit spalten. Ich sah, daß er Patronen in der Hand hatte, die er mir in die Kamisolttasche stecken wollte; ich wich noch zur rechten Zeit aus. Fanden sie die Patronen bei mir, so hätten sie das Recht, mich auf der Stelle todt zu schießen. Sie trugen sehr große Tornister. Während ich nun mit diesem Gefindel capitulirte, kam ein Elbasser, der deutsch sprach und den ich schon vor meinem Hause gesehen hatte, wie er einen Menschen über den Haufen such; er räthelte sich schon viele erschossen zu haben. Dieser wies die Maroden aus. Sie wollten ihm nicht gehorchen, sondern warfen ihm vor, daß er seine Kriegskameraden wegweisen wolle. Er drohte aber mit Schlägen, das half, sie entfernten sich.“

Lischkeine lehrte trotz mancher Aufforderungen nicht nach Kneipel zurück. Aber in Deutschland wollte es ihm nicht gelingen, eine seiner Kraft und seinem Drange entsprechende Stellung zu erhalten, wenn ihm auch die Kunstliebe des Herzogs Peter von Oldenburg im Jahre 1818 eine ehrenvolle Stätte in Berlin bereite, wo er noch manche großartige Schöpfungen ins Leben rufen sollte. Aber ein großer Theil seiner Zeit ward auf kleinere Arbeiten zerplittert, und zu einer umfassenden, unmitttelbar und zugleich in die Breite wirkenden Thätigkeit konnte er nicht gelangen. Er starb im neunundkebzighen Lebensjahre am 21. Juni 1829, nachdem er mehrere Jahre an völliger geistiger Abspannung gelitten hatte.

Wir haben aus der reichen Fülle des Stoffs der vorliegenden Lebensskizze nur einiges Bedeutende hervorgehoben, um auf das Angenehme und Lehrreiche hinzuweisen, das für den Künstler wie für jeden, den Geist und Herz innigen Antheil an begabten Menschen nehmen läßt, hier geboten wird. Möge auch der im übrigen reiche Nachlaß Lischkeine's ruhende Schatz bald gehoben werden. Der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung würden sich dadurch ein schönes Verdienst erwerben. Wir hoffen, daß der buchhändlerische Erfolg der so bedeutenden von ihnen gebotenen Lebensbeschreibung sie dazu ermuntern werde.

Heinrich Wanger.

Ein politisch-literarisches Manifest Proudhon's.

Die literarischen Majorate. Prüfung des Plans zu einem Gesetze, welches die Schöpfung eines ewigen Monopols zum Besten der Erfinder, Schriftsteller und Künstler bezweckt. Von P. J. Proudhon. Aus dem Französischen. Leipzig, Weber. 1862. Gr. 8. 20 Mgr.

Der Mann, der den berühmten Satz aufstellte: Eigenthum ist Diebstahl — womit derselbe Mann im Grunde erklärt, daß alles, was er selbst etwa an Eigenthum besitzt, als: Kleider, Uhren, Bücher u. s. w. auch nur gekohlene Waare sei — dieser Mann, Proudhon, spricht sich auf Anlaß eines in Frankreich beabsichtigten Autorengesetzes in vorliegender Schrift von seinem Standpunkt über das literarische Eigenthum aus. Man kann sich vorstellen, wie er über dasselbe denkt; denn nirgends ist allerdings wol der Begriff des Eigenthums schwerer zu fixiren, als auf dem Gebiete des geistigen Urfindens und Schaffens. Die von Proudhon behandelte Materie ist wichtig; doch können wir des Verfassers Erörterungen hier nicht Schritt für Schritt verfolgen, denn sie sind sehr umständlicher und der Natur der Sache nach zum Theil auch ermüdender Art und zum Zwecke literarischer Unterhaltung nicht immer sehr geeignet.

Proudhon richtet sich zunächst gegen ein Schreiben Lamartine's und gegen einen Ausspruch des jetzigen Kaisers der Franzosen. Lamartine, welcher eine Einladung zu dem Congresse erhalten hatte, der am 27. September 1856 in Brüssel stattfand, um die Frage der Autorenrechte in Verthung zu ziehen, war demselben beizuwohnen verhindert, hatte aber statt dessen ein Schreiben an den Vorsitzenden der Versammlung gerichtet, in welchem es unter anderem heißt: „Es kam Belgien, dem vortzugeweihten einsichtigen Lande zu, sich an die Spitze des Fortschritts zur Anerkennung des wahren Eigenthums zu stellen. Ein Sophist hat gesagt: Eigenthum ist Diebstahl. Sie werden hierauf durch die Einsetzung des heiligsten Eigenthums, des geistigen, antworten. Galt hat es geschaffen, der Mensch muß es anerkennen.“ Man muß im Auge behalten, daß der in diesem mit einer so theatralischen Phrase schließenden Schreiben erwähnte „Sophist“ kein anderer ist als Proudhon, um es bezeichnend zu finden, daß sich eine gewisse persönliche Geringschätzung gegen Lamartine in mehrfachen direct gegen dessen literarische Prästitionen gerichteten Ausfällen Luft macht.

Der Ausspruch des jetzt regierenden Kaisers über das literarische Eigenthum ist in folgender Stelle auf S. 8 des Buchs angeführt: „Im Jahre 1844 ließ sich der Prinz Ludwig, Napoleon, gegenwärtig Sr. Majestät Napoleon III., in einer Antwort an Herrn Jobard, den Vizepräsidenten des Monopols, folgende Worte einschließen, die sich die Anhänger des Monopols noch heutzutage zu Rufe machen: „Das Geisteswerk ist ein Eigenthum gerade so wie ein Landgut, wie ein Haus; es muß die nämlichen Rechte genießen und darf nicht anders entzogen werden, als wenn es das Gemeinwohl fordert.“

Hieran knüpft Proudhon folgende Bemerkungen: „Vordem sah die Schule den Ausspruch des Meisters als einen unabwehrlichen Grund an. Der Meister hatte es gesagt und alles war gesagt. Die Logik der Franzosen, welche sich immer im Kreise des Autoritätsglaubens bewegen muß, steht heutzutage noch auf demselben Punkte. Der König hat es gesagt, der Kaiser hat es gesagt! Von diesem Urtheile gibt es keine Berufung. Nun, wohlan! Der Kaiser hat geteert. Das Geisteswerk kann sich nicht wie ein Landgut, wie ein Haus im Eigenthum befinden und es vermag nicht, dem Grundeigenthum ähnliche Rechte zu erzeugen.“

Dies nach allen Seiten hin nachzuweisen ist nun die eigentliche Aufgabe vorliegender Schrift. Der Verfasser kommt dabei zu der Ansicht: „Man gewährt dem Autor 30, 40, 60 Jahre zu, um auf seine Kosten zu kommen. Ich behaupte, daß dieser Vertrag vollkommen regelmäßig und billig ist, daß er allen Anforderungen entspricht, alle Rechte schon, alle Principien achtet, allen Einwendungen begegnet. Der Autor wird dabei wie jedermann, wie der Bestellte behandelt: auf welchen Grund him könnte er einen noch bevorzugteren Platz und, außer dem, was ihm das Recht des Verkehrs, die ausgleichende Gerechtigkeit, die ökonomische Regel bewilligen, noch eine ewige Rente beanspruchen?“ Und ein andermal sagt er: „Es ist also nicht richtig, wenn man das Product eines Schriftstellers für unergreifbar, für ewig ausgibt, und deshalb alle zukünftigen Geschlechter dem Autor verpflichtet. Ewig ist daran, ich wiederhole es, nur der Stoff, die Idee. Diese aber rühren nicht von uns her.“

Freilich könnte man hier fragen, von wem anders denn die Idee herrühre als von dem Autor, dem Urheber, dem Erzeuger? Denn was der Verfasser schon früher (S. 11) bemerkte: „Der Mensch schafft nicht seine Ideen, er empfängt sie; er erzeugt nicht die Wahrheit, sondern er entdeckt sie; er erfindet weder die Schönheit noch die Gerechtigkeit, sie offenbaren sich vielmehr seinem Geiste von freien Stücken“ u. s. w., das ist in der That doch etwas sophistischer Klingklang. Nun freilich ist es leider ganz unmöglich, ein literarisches Eigenthumsgesetz zu formuliren, welches einen Unterschied macht zwischen denjenigen, die neue Ideen schaffen, und denjenigen, die sie nur empfangen und reproduciren. Gleichfalls ziemlich sophistisch und unhaltbar ist es, wenn Proudhon sich an einer andern Stelle auf Jesus beruft, der zu seinen

Schluß gesagt habe: „Ihr werdet essen, was ihr findet. Was ihr umsonst empfangt, das gebet umsonst“, und dann fortfährt: „Noch entscheidener und folger, aber schon mit geringerm Verstehen auf die Buchhändlerwelt der Neubelehren, sagt Paulus einen energischen Ausschlag: er gibt seine Predigten und seine Briefe um nichts und verdient sein Brod durch Selde machen. Das ist der schönste Zug seines Lebens.“ Unsere complicirten, vollständig regulirten und wesentlich auf kommerzieller Grundlage organisirten Institute lassen sich ja gar nicht mit jenen primitiven vergleichen, welche es dem Apostel Paulus möglich machten, in dieser Weise zu lehren und zu schreiben, ohne dabei zu verhungern. Wenn so geschätzten Prediger, welcher an dem Umlauf der bestehenden Religionsrichtungen arbeitete, würde man heutzutage sehr bald das öffentliche Sprechen und Agitiren verbieten. Buchhändler aber, an die der Apostel seine Briefe hätte verkaufen können, um sie auf diesem Wege im Umlauf zu setzen, gab es ja damals noch nicht; vielmehr würde selbst Paulus dann lieber das Beste machen aufgegeben und es nicht verschmäht haben, Honorar aus seinen Schriften zu beziehen. Proudhon will doch nicht etwa, daß der Schriftsteller ganz ohne Zutheil arbeite, damit Verleger, Theaterdirectoren u. s. w. allein die Ausgabe haben und, ohne auch nur billige Procente an den Autor abzugeben, sich auf dessen Kosten allein bereichern? Das werden die nobleren unter diesen Herren selbst sehr leicht nicht verlangen; den ignobleren möchte es freilich ganz recht sein. Indeß soll jene Gemeinung wol auch nur ein moralischer Wink sein, der den so käuflich gewordenen und mit den übertriebenen Prätensionen aufstrebenden französischen Autoren gegenüber auch gar nicht übel angedeutet sein mag. Proudhon gesteht ja selbst den Autoren ein Ausprobirungsrecht von 40—60 Jahren zu, und dies möchte im allgemeinen auch hinreichen. Bei einem solchen Vertrage hat in den meisten Fällen auch der Sohn eines Autors noch Anspruch auf Ausprobirung, und diese soll er ja wol auch nach einem natürlichen Willkürsgrade haben; denn jeder Vater arbeitet und schafft mit Hinblick auf seine Kinder, während er es diesen überläßt, wieder für die eigenen zu schaffen und zu sorgen. Ein späterer Nachkommung, der vielleicht ein sehr einfältiger und unruhiger Barmann ist, hat deshalb, weil er zufälligerweise einen geist- und erfindungsreichen Groß- oder Urgroßvater gehabt, keinerlei einen erblichen Anspruch an dessen geistige Hervorbringung. Ebenso wenig darf sich das Verlagsrecht in Betreff eines Schriftwerkes, welches vielleicht ursprünglich für wenig Geld erworben wurde, innerhalb einer Buchhändlerfamilie oder derselben Firma als Monopol bis in alle Ewigkeit vererben. Eine Gruppe, jenseit welcher ein Geisteswerk freigegeben wird, muß das literarische Eigenthum doch haben. In diesem Punkte werden wol die meisten mit Proudhon einverstanden sein.

Doch wir brechen hiermit von dieser Materie ab, es unsern Lesern überlassend, sich selbst ihr Urtheil darüber zu bilden, und wenden uns zu einigen andern Raisonnements des Verfassers von allgemeinerem Interesse. Dahin gehört vielleicht z. B. folgendes Urtheil über Lamartine: „Herr von Lamartine hält die Fansaten seiner Verehrsamkeit für Verunftgründe. Bei ihm treten Ueberdeutungen, Antithesen, Andeutungen und Declamationen an die Stelle der Logik. Man verlangt von ihm die Bestimmung eines Begriffs, er liefert ein Gemälde; einen Beweis, er nimmt die Götter zu Zeugen, schreit bei seiner Seele, läßt Gespenster erscheinen, weint. Herr von Lamartine gehört zu den zeitgenössischen Schriftstellern, welche das meiste Geld aus ihrer Verehrsamkeit gezogen haben; er ist in Geld und Ruhm weit über sein Verdienst belohnt worden, und er klagt über Noth. Wessen Fehler ist das? Ist die Gesellschaft undankbar, weil er sich nicht besser zu benehmen als zu denken versteht?“

Inwiefern hierbei einiger Reiz auf die im ganzen größeren Größe und die glänzendere Lebensstellung Lamartine's und persönliche Verehrtheit mitwirkend sind, wollen wir nicht weiter untersuchen. Kannte Lamartine seinen Widersacher einen „Sofisten“, so erlaubt sich dieser ihn einen „großen Reimschmied“

zu nennen, dessen „literarisches Eigenthum“ nur „literarisches Bettlerthum“ sei.

Ueberhaupt sind die Ansichten Proudhon's über den Zustand der Cultur, Literatur und Politik in Frankreich die pessimistischsten, die es geben kann. Er bemerkt z. B.: „Eine künstliche Poesie, eine künstliche Verehrsamkeit, künstliche Literatur und Kunst; sagt dies nicht alles und brauche ich noch anderes ins Kropp zu führen? Wenn wir heutzutage an gar nichts mehr glauben, so hat das darin seinen Grund, daß wir alle zu kaufen sind (urthem vernünftig!) und daß wir mit unserer Seele, unserm Geist, unserer Freiheit, unserer Person Handel treiben, wie mit den Erzeugnissen unserer Felder oder unserer Handarbeit. Das Alterthum berichtet von dem Einfall jenes Bürgers, bei einer dringenden Noth ein Kalbchen auf den Leib seines Vaters zu machen. Wie viele von uns würden daran denken, ein derartiges Pfand einzulösen? Wir würden noch Weib und Kind dahingeben!“

Er bemerkt ein andermal, vieles Wahre unter viele Ueberreibungen mischend: „Seit 1800, wo Frankreich gewerblich gemacht wurde, brach man entscheidend mit aller literarischen Ueberlieferung: dafür schritt aber auch der allgemeine Verfall um so rasender fort. Die französische Literatur verlor seitdem ihren eigenthümlichen Beruf; sie denkt nicht daran, ihre Eigenart zu bewahren, würgt an dem Fremden, das sie selbstständig nachbildet, und verliert das Gefühl für die Sprache, welche sie soltert und verderbt. In Ermangelung von Ideen wirft man sich auf das Falsche und Uebertriebene; man liefert eingelegte Arbeit; man verwerdet die von unsern Meistern geschaffenen Formen für Aufzierereien und Nichtswürdigkeiten; man fertigt Eitellösungen nach Seitenweisungen, wie man auf dem Gymnasium lateinische Verse mit dem Gradus ad Parnassum zu Wege bringt, gleich den Italienern, welche zwar keine selbstständigen Werke mehr erzeugen, dafür aber nach alten Meistern Statuen, Vasen, Reliefs, Säulen und dergleichen auch Tempel zur Ausführung liefern. Das heißt jetzt schreiben. Um sich ein Ansehen von Ursprünglichkeit und Gedankentiefe zu geben, arbeitet man die Regeln um, setzt die Raster der Schriftsteller herunter, die man nur nicht versteht, bringt unmögliche Reime fertig, greift zur Sprache der Minnesänger zurück, setzt das Hässliche namens der Natur in seine Rechte ein, pflügt das Laster und das Verbrechen und stromt über in Beschreibungen, Großsprecherien und sündhaftigsten Gerede; zuletzt verzeichnet der Respektalog den Erfolg. Das heißt Literatur.“

Auf S. 121 seiner Schrift fährt er in diesem Kapitel in noch maßlosern Ausdrücken fort: „Während ernste Arbeiten vernachlässigt werden, überflutet die handwerkmäßige Literatur alle Ufer. Die Welt ist voll von ausgetretenen Talenten mit einer, wenn ich so sagen darf, außerordentlichen Unzufriedenheit. Man schreibt selten aus innerm Drange; der Verfasser, bei dem ein ursprünglicher Gedanke entsteht und sich während seiner Geburt mit einem nur für ihn geschaffenen Ausdruck beileidet, wird zum Phönix. Dafür verkaufen wir uns wunderbar darauf, wahre Richtigkeiten mit dem Purpur unserer Meister und Muster zu bekleiden. Alles ist veräußert geworden, weil alles zum Gewerbe und zum Handwerke gemacht worden ist. Wir gehören nicht mehr zu den Verführten, wir gehören zu denen, welche sich preisgeben, und ich weiß nicht, ob die armen Längerinnen, welche die Theaterdirectoren mit zwei Franken bezahlen, oder auch gar nicht bezahlen, weil selbige die Gelegenheit zur Ausstellung ihrer Reize als genügenden Lohn betrachten, nicht achtbarer sind, als der hungrige Haufen unserer Schriftsteller. Weshalb treiben jene Unglücklichen, wenn sie ihren Körper verkaufen, keinen Handel mit ihrer Kunst. Sie können in einem gewissen Sinne mit Lucres sagen: corpus tantum violatum, animus insons.“

Man darf hierbei nicht vergessen, daß Proudhon hier immer nur ausschließlich französische Literaturzustände vor Augen hat. Der deutsche Schriftsteller ist im allgemeinen viel weniger käuflich, wenn auch vielleicht minder aus einem Ueberfluß unergründeter

licher Moral, als weil er wegen seines eigenkinnigen Individualismus weniger geschmeibig und in seinen materiellen Ansprüchen an das Leben beschneidener ist. Solche schreiende Fälle von literarischer Schwindelei, Inkonsequenz, Käuflichkeit, Corruption und Selbstpreisgebung, wie sie in Frankreich zur Öffentlichkeit gekommen sind, kennt man in Deutschland kaum, und selbst dann wird der deutsche Schriftsteller immer noch das zu wahren suchen oder wissen, was er seine Individualität nennt. Der Deutsche verkauft gewissermaßen nur seinen Leib, der doch einmal ernährt sein will, nicht seine Seele, an die man ihm nicht rühren darf, der französische beides zugleich. Aber man darf die Schuld davon nicht einseitig auf die Schriftsteller werfen; die französischen Zustände und der Gesamtcharakter der Nation sind mitschuldig. Der seinen Gesinnungen Abtrünnige, der sich der kaiserlichen Regierung oder, was freilich auch in Deutschland vorkommen mag, einer Partei oder dem schlechten frivolen Geschmack des Publikums verkauft^{*)}, hat eben seine Gaben geschickt benutzt, um eine Karriere zu machen, wie sie die meisten andern Franzosen unter denselben Verhältnissen auch gern zu machen suchen oder machen würden. Brillirt er dann mit Gepritz, mit der Günst der Großen und mit glänzenden Lebenseinrichtungen, so sind ihm alle seine Sünden reichlich vergeben. Von literarischen Majoraten kann man bei uns in Deutschland gegenwärtig auch gar nicht sprechen, sondern höchstens von buchhändlerischen. Literaturnaganten wie Sue, Victor Hugo und namentlich Lamartine gibt es bei uns nicht, und die maßlosen Ansprüche, die ein künftiger großer deutscher Dichter im Falle der Noth an die Schiller-Stiftung machen sollte, würden immer noch die bettelhaftesten sein im Vergleich zu benjenigen, welche Lamartine öffentlich an seine Landsleute gestellt hat.

Was wir an diesen Ergüssen Proudhon's tadeln möchten, ist dies, daß er von seinem souveränen Standpunkt herab zu allgemein und in zu wegwerfendem Tone abspricht, während es doch auch in Frankreich noch manchen ehrenwerthen Autor gibt, welcher sich von der Corruption freigehalten hat und mit Proudhon, wenn auch vielleicht nicht an Eigensinn und Selbstbewußtsein, doch an Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit wetteifern kann. Niemand wird durch solche allgemein gehaltene Beschuldigungen gebessert, das mitschuldige Publikum am wenigsten, aber der Würde der Literatur und dem Streben und der Wirksamkeit der bessern Schriftsteller wird dadurch beträchtlich Abbruch gethan. Auch in Deutschland gab und gibt es eingebildete Schriftsteller, welche sich dadurch über ihre Kollegen zu erheben glauben, wenn sie über dieselben im ganzen in ähnlicher belebigenber Weise absprechen und summarische Verdammungsurtheile fällen, in die sie nur sich selbst nicht mitbegreifen. Es gibt auch in der That keinen einzigen Stand, der so gegen sich selbst zu wüthen gewohnt ist, als den der Schriftsteller, und dann klagt doch wieder jeder einzelne über Theilnahmlosigkeit und über verächtliche Behandlung seitens des Publikums. Wir erinnern uns schon früher gelesen zu haben, daß Proudhon in seiner äußern Erscheinung wenig Französisches

habe und gar sehr den Eindruck eines auf sich selbst zurückgeworfenen deutschen Gelehrten mache. Sein ganzes Raisonnement entspricht diesem Signalement.

Proudhon spint ja zum Theil die Gewebe seiner Raisonnements aus dem Hauf der deutschen Philosophie und Kritik, ja seine in diesem Grade bei einem Franzosen seltene Verherrlichung der Deutschen geht so weit, daß er sie von der modernen Corruption ausdrücklich auszunehmen scheint und ihnen mit einer Sicherheit, die uns nur dadurch etwas zweifelhaft wird, weil sie der Feder eines doch immer etwas bigarren Mannes entspringt, eine glänzende Aufgabe zuweist und eine herrliche Zukunft verheißt. Er spricht von der in Deutschland vollzogenen Kirchenreformation und bemerkt dann: „Aus dieser, mit sich selbst in Widerspruch gerathenen, aber edelmüthigen Reformation ging 800 Jahre später durch die Arbeit des freien Gedankens eine glänzende Philosophie, die deutsche Philosophie, hervor, welche heutzutage alle Geister in Deutschland anfröht hält, nährt, erhebt, und indem sie von dem Dogma befreit, den gesetzlichen Bedingungen der Freiheit unterwirft. Ich glaube, daß das Werk Luther's weniger schwierig war als das Mirabeau's. Am Ende ist aber Luther von seiner Nation verstanden worden, sie ist ihm gefolgt; die germanische Rasse hat gleich der angelsächsischen durchgeführt, was sie wollte und wie sie es wollte, während wir trotz Mirabeau's zurücktraten und noch daselbst und uns fragen, was der berühmte Tribun, was unsere Väter gewollt haben? Gegenwärtig, wo ich dieses schreibe, arbeitet Deutschland an seiner föderativen oder republikanischen (?) Verfassung und setzt auf seine Art das 1789 aufgeschobene Werk fort. So schreitet das deutsche Volk langsam aber sicher weiter. Sein oft nebelhafter Gedanke ist das Salz der Erde, und solange man zwischen Rheta und Weichsel philosophirt, wird die Gegenrevolution nicht den Sieg davontragen.“

Eine vielleicht sehr treffende Bemerkung Proudhon's ist die, daß, da wirkliche Meisterwerke außerordentlich selten seien, nichts leichter sei, als das Beste aus einem Schriftsteller auf einem sehr kleinen Raume zusammenzustellen; 40 oder 50 Lieder seien der ganze Betonger, das Uebrige sei nur literarischkehlisch etwas werth; ebenso würden 50 Seiten aus „Notre-Dame de Paris“, wenn sie in einem Cursus der Literaturgeschichte mit einer zergliedernden Inhaltsangabe abgedruckt wären, uns das Durchlesen des ganzen Werks von Victor Hugo ersparen. Er bemerkt dann weiter: „Die ganze Literatur neigt sich der Verblüthung in einer Blumenlese zu, die Philosophie will sich in einige Lehrsätze, die Geschichte in eine knappe Chronik zusammenfassen. Da aber auf der andern Seite das Geisteswerk ein Handelsgegenstand ist, so weiß man nicht, bis zu welchem Punkte es verflattet sein würde, einen Schriftsteller außer Verkehr zu bringen, da hier nicht bloß seine Eigenliebe, sondern auch seine Interessen in das Spiel kommen. Was than?“

In dieser immerhin merkwürdigen und lesenswerthen Schrift hat Proudhon auch sein jetziges politisches Glaubensbekenntniß niedergelegt, das aber eigentlich ein Bekenntniß seines politischen Unglaubens ist. Der so sehr enttäuschte Mann scheint von seinen eigenen Landesleuten für die Freiheit gar nichts mehr zu erwarten, er scheint sie in dieser Hinsicht völlig und für immer aufgegeben zu haben. Er behauptet z. B. wol sehr mit Recht: „Frankreich ist monarchisch bis in das Mark, bis in das letzte Atom seiner Demokratie. Vergeblich wird es seit 30 Jahren durch den Verlauf der Ereignisse, durch Gründe des Interesses, durch die parlamentarische Redekunst in eine andere Richtung getrieben: der angeborene Trieb ist mächtiger. Unter der ober jener Form, Dictatur, Kaiserthum, Präsidenschaft, Legitimusmus, Orleansismus, ist Frankreich monarchisch, und die, welche es nicht zusehen, denken es.“

Er schließt daran die Bemerkung: „Eine Nation, welche in politische Gleichgültigkeit verfallen ist, beßigt am allerwenigsten die Bedingungen zu einer politischen Literatur, und es ist unvermeidlich, daß die Schriftsteller, welche in Büchern oder Journalen politische, ökonomische und sociale Fragen behandeln,

*) Was das Folge Bräuen der Deutschen auf ihre angeborene und unübertreffliche Sittlichkeit betrifft, so erlauben wir uns zu sagen, daß dasselbe sehr wenig gerechtfertigt erscheint, wenn wir die geschmackvollen und bis zu einem gewissen Grade selbst liebenswürdigen Fritvollitäten G. Feydeau's mit so gänzlich schmutzigen und abscheulichen Nachwerken wie die in dem apokryphen Verlage von J. J. Wagner in Frankfurt erschienenen „Memoiren und galante Abenteuer einer jungen Frau aus der Demi-Monde. Herausgegeben von ihrem ersten Geliebten Hr. von S.“ (Fortsetzung von „Memoiren und galante Abenteuer der Da Sonas“) vergleichen. Letztere literarische Scheußlichkeiten sollen namentlich unter derjenigen Menschenklasse weit verbreitet sein, welche ein beliebter neuerer deutscher Autor als die Musterklasse aller Sittlichkeit und aller biederben deutschen Tugenden in einem berühmten Roman geschildert hat: unter der der Bandlungsbromm.

allmählich den braven Beamten gleich werden, welche ihrem Lande unter allen Verrichtungen dienen."

Sehr viel Wahres enthält sicherlich auch folgende Stelle: „Der Reichthum und die Größe Frankreichs besteht in einem System von kleinen Vermögen und Industrien, die durch einige Großbetriebe untereinander ins Gleichgewicht gebracht und unterküpft werden. Das ist gerade das Gegentheil von den englischen Verhältnissen, die wir lächerlicherweise seit einem halben Jahrhundert auf unsern Boden zu verpflanzen trachten. Man hat dies nicht eingesehen, denn es ist das eine von unsern Verfehlungen, daß wir unsere Vortheile verkennen und uns für die Nachahmung des Fremden begeistern. Einige Jahre lang war der Wohlstand im Steigen; wie steht es heutzutage damit? Die Massenarmuth bedrängt alle Klassen. Indem die ökonomische Herrschaft auf die Sittlichkeit einwirkt, verlassen die ohnehin von dem politischen Mißerfolg verstimmt Gemüther in Trübsinn. Während die Regierung Ludwig Philipp's die Entwicklung des Elementarunterrichts begünstigte, nahm das von dem Nützlichkeitsprinzip angelegte Bürgerthum zusehends an Einfluß ab. In was Griechisch und Latein? In was Philosophie und höhere Wissenschaften, Sprachen, Rechtsgelehrsamkeit, Alterthümer? Greift man Ingenieur, Werkführer, Buchhalter! Die Entdeckungen der neuesten Industrie vollendeten die Verblendung dieser Krümmel, und was die Geister erheben sollte, wurde nur zu einem weiteren Siege für den Obscurantismus."

Am Ruch, seinen eiteln und oft so verblendeten Landesleuten und namentlich auch der Partei, der er früher zugehört wurde, die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, fehlt es, wie man sieht, dem Verfasser nicht. Ueber die Hinrichtung Ludwig's XVI. bemerkt er im antibonapartistischen Sinne: „Sie war eine Handlung nicht der Thatkraft und der Strafgerichtsbarkeit, sondern der Leidenschaft und der Furcht. Man sah dies, als die Stimmgeber für den Tod des Königs, die Sieyès, Cambacérès, Fouquier, Thibaudon, zu Häftlingen des Kaisers wurden, als 1815 Benjamin Constant, der sogenannte Tribun, für die »Spulgeißel« von Elba die Abfassung der Zusatzacte übernahm und darin den Hauptgrundzug der konstitutionellen, repräsentativen und parlamentarischen Monarchie, wie ihn die Verfassung von 1814 hinsteckte, so kühnlich beiseite schob. Wenn man 1862 nach so vielen Opmachten die Hinrichtung Ludwig's XVI. beifällig bespricht, so heißt das nicht mit republikanischer Strenge verfahren, sondern wie 1804 mit königlichem Sinne der kaiserlichen Allgewalt hulbigem."

In allen diesen Bemerkungen erkennen wir einen Zug deutscher Gräbeler, verbunden mit einem Mißsatz von deutscher Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Scharfsinnigkeit, aber auch deutscher Räuber, einseitiger Absprecher und der Sucht, die Wahrheit, um sie nur recht einbringlich zu machen, möglichen zu übertreiben und zwar nur nach einer Seite hin. Auch darin läßt Proudhon den Einfluß der deutschen Kritik und des deutschen Wesens verspüren, daß er, auf dem Desperationsstandpunkte angekommen, einem idealistischen Nihilismus verfällt, alles ohne Unterschied negirt, sich aber stolz in der Vorstellung wiegt, der einzige zu sein, der recht hatte, der einzige, der die Einsicht hat, die Wahrheit zu erkennen, und den Ruch, sie zu sagen. Wenn wir Deutschen, auf die er so große Hoffnungen legt, diese nicht bald erfüllen, wenn wir aufhören sollten zu „philosophiren", dann wird Proudhon nicht unterlassen, uns zu sagen, daß auch wir anfänglich und für die Menschheit verloren seien. Man wird dabei einigermaßen an den zuletzt mit allem Geraden, alles im schwärzesten Licht sehenden Wagnagen erinnert, nur daß sich Proudhon dem Timon von Berlin, wenn er ihm auch in Bezug auf vielseitige ästhetische Durchbildung nachsteht, an schlagenden Gedanken und überhaupt als scharfsichtiger Denker, als abgeschlossener, in sich fertiger, Ideen im ganzen mehr als Persönlichkeiten vor Augen habender consequenter Geist überlegen zeigt. J. M.

Zwingli als Held eines Romans.

Ulrich Zwingli. Culturhistorischer Roman von Th. Adnig. Drei Theile. Leipzig, D. Wigand. 1862. 8. 4 Thlr.

Für die heutige Culturwelt ist der Zeitpunkt längst eingetreten, wo der Sag Moses Mendelssohn's zur Wahrheit geworden ist, daß, was in den Glaubensdogmen das Gewissen beruht, nicht nur auf der Geschichte beruht und daher keinen Anspruch darauf hat, für eine Bedingung zur Seligkeit zu gelten und dafür aufgestellt zu werden. Ist dies richtig, so sind Dogmen ein Gegenstand freier Erörterung und die großen Reformatoren fallen der kritischen Beleuchtung aus culturgeschichtlichem und allgemeinem menschlichem Standpunkt anheim. Von diesem Rechte macht Th. Adnig einen vollen Gebrauch. Er hat Luther, Calvin und nun auch Zwingli als Menschen und Culturträger künstlerisch behandelt und uns frei gelassen, indem er sie als im Leben thätige Männer, sozusagen als dramatische Personen wirken, handeln und sprechen läßt, unser eigenes Urtheil über ihre Thätigkeit für ihre Zeit und die Zeit nach ihnen, zu bilden.

Seine erste Arbeit, „Luther", war in dieser Beziehung ein ganz gelungenes Werk, es war ein voller Erguß einer reinen und dauernden Begeisterung für den großen Mann; von seinem „Calvin" war dies schon weniger zu sagen, der Stoff zeigte sich hier und da schon unzureichend und der Erguß für diesen Mangel war schwach. Auch die jetzt vorliegende Arbeit, sein „Ulrich Zwingli", hat uns den Eindruck eines ganz gelungenen Werks nicht machen können. Der Schein einer mühevollen, nicht völlig aus freiem Erguß, vielmehr wie zur Lösung einer einmal gestellten Aufgabe unternommenen Arbeit ruht lastend auf diesen Bänden; ja es hat für diese noch der Erfindung eines ganz besondern und neuen Stils bedurft, um den Autor, wie es den Anschein hat, wenigstens zeitweise zu erwärmen und an seinen Gegenstand zu fesseln. Dieser neue Stil aber ist, wie wir weiterhin sehen werden, durchaus keine glückliche Erfindung. Was das Thema selbst betrifft, so begegnen wir neben dem Stoffmangel einer entschloffenen Reizung, Fremdartiges herbeizuziehen, durch Discussion die Lücken auszufüllen und das, was als Staffage des Bildes zu gelten hätte, in den Vordergrund desselben zu versetzen: alles Proben von erloschener Wärme und Begeisterung für den Gegenstand. Die Scene ist allerdings ab und zu belebt genug, zumeist aber durch Bilder aus den eigenthümlichen Zuständen des Landes, aus den Conflicten zwischen der alten Schweiz und ihren patriarchalischen Eliten, mit dem neu erwachenden Geiste der modernen Humanitätsbestrebungen und den Eliten Frankreichs und Deutschlands. Die Ereignisse selbst wachsen nur sparsam in die Höhe und nehmen daher eine Breite ein, die dieser Höhe nicht entspricht. So ist die ganze Architektur des Werks eine ziemlich mangelhafte und zeugt nur zu deutlich, daß dem Verfasser zwar am Herzen lag, ein Thema durchzuführen, daß ihm aber die rechte Freude an dieser Arbeit öfter als wünschenswerth abhanden gekommen und seine Stimmung eine unfreie geworden war.

Wir erblicken nun unsern Ulrich zunächst im Vaterhause, nachdem einzeltungsweise die Geschichte der Schweiz bis zu Julius Caesar hinanz überblickt und erklärt worden ist, warum in der Schweiz die Sache der Kirchenreform nicht so, wie in Deutschland, an die Person der Reformatoren geknüpft war. Das ist ein echt deutscher Fehlschuß; ein deutscher Autor nimmt niemals an, daß er für Wissende schreibt! Nebenher rüht der Verfasser hiermit seinen Helden fast mit eigener Hand von seinem erhöhten Standpunkt herab. Genug, das Vaterhaus ist das des Ammann Huldreich Zwingli in Wildhaus, Grafschaft Toggenburg, wo zwischen Alpenwiesen kein Obstbaum mehr gedeiht und das Patriarchenthum noch in voller Herrschaft steht. Im Sinne des Alten ist es ein Frevel, daß Schweizer ihre Söhne den fremden Fürsten als Söldlinge verkaufen, und da der kleine Ulrich kriegerische Reizungen verräth, so beschließt der Vater, ihn zum Dienst der Kirche zu ergreifen, worin sein Bruder, der Defan von Wesen, ihn bekräftigt. Diese Wendung ist

eine Probe von der motivirenden Kunst des Verfassers. Indem wir die Hauptzüge aus dem Leben Zwingli's bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen, haben wir besonders auf die Motive zu achten, die der Autor den Ereignissen unterlegt, und das hier benutzte Motiv ist ein sehr glücklich gewähltes. „Sieht traurig aus“, sagt der alte Ammann, „unten im Lande, die Hüden der Thäler bringen herauf in unsere Berge. Will euch sagen, wie's bei uns aussieht; hab's auf meiner Reise nach St. Gallen gesehen. Aufschwunden ist der Sinn für hässliches Glück, für friedliche Arbeit und für Bürgertugend. Krieg ist das Lösungswort geworden. Die Obern wollen dem Uebel nicht weichen, die Jünglinge verschmähen die Arbeit, lassen sich von den Werten verlocken, verschütten ihr Blut für fremde Herrscher, die Städte sind ein Lammelapf fremder Lasten, fremder Parteien geworden; Goldgier und Sinneslust, Ueppigkeit und Hoffart haben die Herzen der Eidgenossen bestrickt. Ja, bis in unsere Berge sind sie gedrungen. Habt ihr sonst Sammt und Seide hier gesehen; grau freiburger Tuch und Zwilling trugen wir und waren zufrieden“ u. s. w. Wir haben dies als Stilprobe angeführt, eines Stils, der als Charakteristik eines Mannes gut ist, für alle aber nicht taugt und bald monoton wird.

Ulrich geht also zum Oheim, dann nach Bern und von hier nach Wien auf die hohe Schule. Hier stellt er eher einen etwas lockern Studenten als einen Mann Gottes dar; er kehrt zu dem zürnenden Vater zurück, bekennt und bereut seine Schuld und wird in Basel Priester. Die crasse Unwissenheit seiner Amtsbrüder — keiner derselben, außer Haber, hatte auch nur das Neue Testament gelesen —, empörte den jungen Magister, der mit Leo Juda, Brunner, Tschudi und Glarcan sich zu ernstlichen Studien auch der Klosterrubik verband, dabei aber für Bürgerwohl und Freiheit erglühete, und durch seine politischen Predigten Ansehen gewann, während er die Briefe Pauli auswendig lernte. Im Jahre 1512 und folgenden stand er dann als Feldprediger gegen die Franzosen in der Lombardei, vom Papste bezahlt, im Felde und 1516 war er Priester in Maria Einsiedeln und begann nun sein Reformationswerk; 1519 als Prediger an den Münster zu Zürich berufen, fing er an gegen Ablass und Papst zu predigen, behauptete seine Lehre vom reinen Evangelium in zwei großen Disputationen 1523, gab seine 67 Glaubensartikel heraus und schaffte Rache und Völbervienst ab. Alle diese Vorgänge berührt unsere romantische Darstellung leicht und glücklich, wie denn ein tiefes Studium von Zeitumständen und Charakteren in ihr ganz unverkennbar ist. Ein heikler Punkt ist Zwingli's Ehe mit der Witwe Reinhard. Die Dame war damals 43 Jahre und Zwingli nahezu gleich alt. Der Verfasser hat es für gut gehalten, weil er einen Roman schrieb, ein leidenschaftliches Element in diese Verbindung zu legen, während wir glauben, daß er dies besser unterlassen hätte. Der Ehebund wurde heimlich geschlossen. Warum? Am Ende doch aus Menschenfurcht, und dies Motiv kann kein strenger Christ billigen. Freilich war Zwingli, wie ihn der Verfasser immer uns darstellt, bei allem seinem Freimuth und Feuer eifer ein sehr besonnener Mann, der den Verhältnissen stets Rechnung trug, gelassen, zur Lebensfreude, wie Luther, geneigt, nie verbittert, rein und mäßig in allem; in jedem Conflict auf einen Mittelweg bedacht. Und solcher Conflict zeichnet aus der Autor viele und hat sie meistens gut aus. Nachdem er uns in den Abschnitten: „Der erste Schritt“, „Theophrastus Paracelsus“, „Die Luther'schen Thesen“, „Der Ablasskram“, „Die Verräther“, „Der Fackenzug“ überall den begeisterten Theologen und den feurigen Patrioten in Zwingli gezeichnet, malt er uns den besonnenen maßvollen Mann, den Weisen in der berühmten Zusammenkunft mit Luther, Desolampadius, Bucer und Capito zu Marburg, wo der Abendmahlsstreit zwar nicht zum Austrag kam, jedoch zu einem Wesenheitsklande Raum gab: ein Gemälde, das zu den gelungensten des ganzen Buchs zu zählen ist. Zwingli's praktischer Sinn und seine Sanftmuth entwaffnen selbst den hitzigen Doctor Martinus, und des Landgrafen kühler Zuspruch gleicht alle Misverständnisse aus. So gut verwendete Studien loben die Ar-

beit! „Da saßen sie, die Fürsten des Wortes“, sagt der Autor, „die Apostel des neuen Glaubens; Curicus Cordus redete sie an, den scharfsinnigen Luther, den großherzigen Zwingli, den braven Melanchthon, den sanften Desolampadius und die andern, Bucer, Capito, Brenz, Jonas, Crato und Menius; die Kirche fällt euch zu Füßen, steht und beschwört euch, die Sache mit reinem Ernst zum Heil der Schwaben anzugreifen und einen Beschluß zu Stande zu bringen, der ausgegangen sei vom Heiligen Geist. Aber auf Luther's Stirn lag ein fester, unbegrenzter Wille. Vor sich auf die Tafel hatte er in harten Zügen die Worte geschrieben: „Das ist mein Leib!“ zum Beweis, daß keine Macht der Erde ihn von seiner Ansicht abbringen werde. Das Gespräch begann. Zwingli machte mit ruhiger Zuversicht und scharfer Logik seine freiere Ansicht geltend, Luther wollte nicht deuten lassen an der Schrift, er hielt an der wörtlichen Bedeutung, ein mißverständlicher Ausdruck reizte ihn zum Jörn. Zwingli führte eine Stelle aus Johannes an. „Herr Zwingli, rief Luther heraus; „Ihr wollt es überpoltern, die Stelle paßt nicht.“ — „Doch, doch, Herr Doctor“, sprach Zwingli, „die Stelle bricht euch den Hals.“ — „Nähmt Euch nicht zu sehr“, fuhr Luther heraus; „Ihr seid in Effen, nicht in der Schweiz. Hier brechen die Fäße nicht also!“ Und darauf fing er an, sich über Zwingli's Wort bei dem Landgrafen zu beklagen. Dieser antwortete, Luther wurde noch heftiger, aber der Landgraf beschwichtigte: das sei aber nur häßlich gemeint“ u. s. w.

Wir haben mit diesem Citat uns selbst den Raum benommen, noch andere zu bringen und müssen uns nun genügen lassen, nur noch des Endes, des selben Lob, zu gedenken. Zwingli, von der festen Uebergengung durchdrungen, daß nur ein ehelicher Kampf gegen die katholischen Orte der Schweiz einen gesegneten Frieden führen könne, hatte seine Macht bei dem Rathe in Zürich dazu benutzt, die vielen Beleidigungen der Orte durch offenen Krieg zurückzuwerfen. Es kam zur Rüstung und bei Gappel zum Kampf, den Zwingli mitfocht. Aber die Züricher, schwach und schlecht geführt, unterlagen. Zwingli selbst blutete aus mehreren Wunden, seine Freunde, König, Meyer von Knoben, Konrad Schmidt mit 36 Männern aus Rorschach lagen dahingestreckt; da erschien sein alter Gegner, der Vater Rudolph, und erschlug ihn! Dieses Ende unsers Helden ist nun wol mehr romantisch, als historisch; indeß, da der Verfasser einen Roman schreibt, so müssen wir es uns wol gefallen lassen; die Grundzüge wenigstens sind geschichtlich, und wie der Verfasser sagt, noch heute nach 300 Jahren ist die Schwere die Insaucht der Vorfolgen und Unterdrückten. Wir haben dem Vorstehenden nichts hinzuzufügen, als das Anerkennung, daß, hat der Verfasser auch kein ausstellungsgeloses Musterwerk geschrieben, er doch auf würdige Weise an einen der großen und starken Geister erinnert hat, denen Deutschland seine geistige Größe und seine religiöse Freiheit in der Selbstbestimmung verdankt.

Notiz.

Zur Textreinigung der Werke Heinrich von Kleist's. Ein neues und neuestes Zeugniß für den altberühmten deutschen Uebersetzungs- und Textirungsgeist, um ihn so zu nennen, ist die mehr als 100 Seiten starke Schrift: „In Heinrich von Kleist's Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen Ludwig Tied's und Julian Schmidt's zusammengestellt von Reinhold Köhler“ (Weimar, Böhlau, 1862). Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Die Originalausgaben sind alle mehr oder weniger incorrect gedruckt und reich an fäulentstellenden Druckfehlern. Eine große Anzahl Druckfehler hat Tied richtig corrigirt, die übrigen aber sehen und selbst einige neue sich einschleichen lassen. Einmal hat er mehrere Worte, ja ganze Verse weggelassen und Verse versetzt. Schlimmer aber als diese Nachlässigkeiten ist es, daß er sich erlaubt hat, Kleist an sehr vielen Stellen stillschweigend zu verbessern. . . . Alle diese Correcturen sind noch dazu von Tied in höchst incon-

sonanter Weise vorgenommen worden: Stellen, die er hier ändert, hat er dort nicht angerührt. Man sieht überall, daß er nur flüchtig die Ausgabe besorgt hat, ohne sich vorher eine ins einzelne gehende Kenntnis der Sprache des Dichters, den er in seiner dichterischen Bedeutung doch sonst so gut kannte und zu schätzen wußte, verschafft zu haben. Endlich hat Litzel zuweilen auch Stellen geändert, wo ich wenigstens nicht einzusehen vermag, was ihn dazu bewogen haben kann." Was den neuesten Herausgeber Kleiß, Julian Schmidt betrifft, so behauptet der Verfasser, daß derselbe sich die allerdings mäßige durchgängige Vergleichung der Litzelschen Ausgabe mit den Originalausgaben erspart und nur zuweilen bei einzelnen Stellen in diese einen vergleichenden Blick geworfen habe, und er fährt dann fort: „Daher hat er zwar nicht wenige Fehler, die Litzel in den Originalausgaben stehen gelassen hatte, obwohl es nur Schreibfehler Kleiß's oder Druckfehler sein können, erkannt und treffend geändert, dagegen aber die Änderungen Litzel's, selbst Druckfehler und Versetzen desselben, wie das oben erwähnte Auslassen der Umstellen von Versen, mit wenigen Ausnahmen sämtlich beibehalten. Außerdem hat er selbst eine Menge eigenmächtiger Änderungen vorgenommen, die theils mindestens überflüssig, theils entschieden falsch sind und den Text entstellen. ... Mehrmals hat er Kleiß's Worte entschieden mißverstanden, sei es, weil er sie zu flüchtig oder außerhalb des Zusammenhanges betrachtet hat, sei es, daß sprachliche Unkenntnis daran schuld ist. Nicht selten hat er auch den Dichter mit unglücklichen, unpoetischen Sinne schmalzender emendiert. Einige dieser Emendationen sind Kleiß's so unwürdig, daß sie Verständigungen an seinem Werke genannt werden können. Gerade von derartigen Emendationen dankt Schmidt einige seinem Freunde Theodor Mommsen. Bedeutend scharf corrigiert er gewisse Formen, Constructions, Wortbildungen u. dgl., die Kleiß gerade liebt, die er aber für unentbehrlich zu halten scheint. ... So ist denn durch Julian Schmidt's Ausgabe kein Fortschritt, sondern, insofern sie von den Originalen noch mehr abweicht, ein Rückschritt gemacht worden." So verwandelt Schmidt einmal willkürlich „Hans Auge" in „blödes Auge", „Kage" in „Kette", wozu er an der betreffenden Stelle in der „Hermannschlacht" der Dichter das barbarische und vulgäre Wort „Kage" sehr mit Absicht gewählt haben mag, „rad" ich in die „Zägel" statt „drück" ich, „Ritterhaft" in „Richterhaft" (mit Lied gemeinsam) u. s. w. Eine Schmidt'sche Emendation der größten Art ist wol folgende: Eine Stelle in dem Fragment des „Robert Guiscard" lautet ursprünglich:

Aber diesen alten Schattel, wißt ihr selbst,
hat seiner Haare keins noch weggethan.

In Litzel's Gesamtausgabe steht infolge eines Druckfehlers „weggethan". Schmidt aber, der, wie der Verfasser bemerkt, „weder den „Höfisch" noch die hinterlassenen Schriften nachzuschlagen Lust gehabt zu haben scheint", macht nun die „ausnahmigen" Verse:

Aber dieser alte Schattel, wißt ihr selbst,
hat seiner Haare keins noch weggethan.

Ein Kritiker sollte, wenn er auch kein poetisches Feingefühl besitzt, doch wenigstens einige Logik und etwas „gesunden Menschenverstand" besitzen. Zum Schluß seines Vorworts erklärt der Verfasser, wie wir noch bemerken wollen, daß er bei seiner Arbeit von seinem Freunde Karl Ritter in Weimar wesentlich unterstützt worden sei.

Bibliographie.

Bähr, J. K., Vorträge über Newton's und Göthe's Farbenlehre gehalten im Künstler-Verein zu Dresden. Mit 1 radirten Tafel. Dresden, Türk. Gr. 8. 1 Thlr.
Bils, R., Dramatische Studien. 2tes und 3tes Heft. Jena, Riegel. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.
Buchner, W., August Buchner, Professor der Poesie und Dramaturgie zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. Ein Bei-

trag zur Geschichte des deutschen Schriftlebens im 17. Jahrhundert. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 20 Ngr.
Byr, R., Oesterreichische Garnisonen. Roman aus dem Militärlieben. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr.

Cironi, P., Die nationale Presse in Italien von 1828 — 1860 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften. Aus dem Italienischen überlegt und mit einem Vor- und Nachwort von Lubmilla Assing. Leipzig, Brodhäus. 8. 24 Ngr.
Silbemeister, E. S., Johann Georg Hamann's, des Magus in Norden, Leben und Schriften. 1ter Band. Hamann's „Autorschaft" ihrem Inhalte nach. Gotha, J. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Creiß, R., Die Geschichte des Selbstgovernment in England oder die innere Entwicklung der Parlamentsverfassung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gotthold, D. S., Durch Zweifel zur Wahrheit. Erstlingsskizzen seinen Zeitgenossen gewidmet. München. 8. 12 Ngr.
Gravenreuth, G. Baronin, In Palast und Hütte. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 2 Thlr.

Bruder Hansens Marienbilder aus dem 14. Jahrhundert. Nach einer bisher unbekannt gebliebenen Handschrift der kaiserlich öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg herausgegeben von R. Minzloff. Hannover, Hahn. Lex.-8. 4 Thlr.

Holland, W. L., Die Legende der heiligen Margarete, altfranzösisch und deutsch. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Juden in Böhmen und ihre Stellung in der Gegenwart. Prag, Silber u. Schenk. Gr. 8. 16 Ngr.

Kunsmann, F., Die Kenntnis Indiens im 15. Jahrhundert. München, Kaiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Werner, R., Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. Leipzig, Brodhäus. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Befreiungskrieg. Für das preussische Volk erzählt und geschildert in 5 Bildnissen der Helden. Den Veteranen und der Armee gewidmet von einem Kameraden. Stuttgart, von der Reimer. 8. 7 1/2 Ngr.

Dresler, G. S., Philipp Melancthon's Leben und Wirken. Vorlesung gehalten am 18. April 1860. Danzig, Kaspermann. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Edel, Gedächtnissrede für Carl Friedrich von Marous. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 3 Ngr.

Hektor, E., Geschichte des germanischen Museums von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1862. Festschrift zur Feier seines 10jährigen Bestehens. Nürnberg, Literarisch-artistische Anstalt des germanischen Museums. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Jean Paul. Sein Leben und seine Werke sowie sein Aufenthalt und Heimgang in Bayreuth. Festgabe zur Feier des 100jährigen Geburtstagsjubiläums Jean Paul Friedrich Richters am 21. März 1863. Bayreuth, Gieseler. Gr. 16. 2 Ngr.

Klein, A., G. Forster's letzte Handlungen in Mainz über die Beschlüsse des in Mainz tagenden Nationalconvents März 1793. Mainz, Le Roux. Hoch 4. 5 Ngr.

Ueber den konfessionellen Charakter der höheren Unterrichts-Anstalten. Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses vom 3. und 4. März 1863. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Krise in Ungarn. Einziges Mittel zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege. Von einem Unbefangenen. Leipzig, Brodhäus. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Ein neuer Roman der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus dem Frauenleben.

Aus dem Schwedischen von August Kresschmar.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie zu erwarten war, haben die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz in der kurzen Zeit, seit sie durch August Kresschmar's Uebersetzungen zuerst auf deutschen Boden verpflanzt wurden, einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorkommt, kann es nicht fehlen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern werden.

Von der Verfasserin erschienen außerdem folgende Romane in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht in den neueren Sprachen.

Englisch u. Skotten, Handbuch der englischen Umgangssprache. 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum Englischsprechen. 3. Aufl. 15 Ngr.

Siedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jensen, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15 Ngr.
Macaulay, a Description of England in 1686, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbault, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7^e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arsoff, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Dialect. 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum Französischsprechen. 4. Aufl. 15 Ngr.

L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum Italienischsprechen. 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanischsprechen. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Soeben erschien:

Zweite Lieferung. Bogen 9—16. Armbrust—Bauer. 20 Ngr.

Das allgemein mit lebhaftem Beifall aufgenommene **Deutsche Sprichwörter-Lexikon** will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörter-schatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den bloß im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörter-sammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet und hofft, dass es einen Platz in der deutschen Literatur einzunehmen verdiene.

Die Verlags-handlung hat in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen sich gern zur Verlagsübernahme des Werks entschlossen und, um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen gestellt.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist ein ausführlicher Prospect gratis zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist von diesem Werke die erste Hälfte des fünften Halbbandes erschienen, welche die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen enthält (17½ Bogen, Preis 26 Ngr.). Der siebente Halbband, die vier Evangelien enthaltend, erschien Ende vorigen Jahres.

Prof. Kamphausen in Bonn hat die Bearbeitung und Herausgabe der noch fehlenden Theile des Alten Bundes, Prof. Holzmann in Heidelberg die des Neuen Bundes übernommen, und es steht somit die baldige Vollenbung der die Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthaltenden ersten Abtheilung des Werks zu hoffen.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt nunmehr folgendes vor: Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., sechster 26 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr.

Von der ersten Hälfte des fünften Halbbandes von Bunsen's Bibelwerk erschien gleichzeitig eine Separatausgabe unter dem Titel:

Die Psalmen, nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Adolf Kamphausen. Gr. 8. Geh. 26 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 16. —

16. April 1863.

Inhalt: Zwei deutsche Pädagogen. Von Theodor von. — Frauenliteratur. — Schaffpeare und Cervantes. — Zur Grabsage. Von
Friedrich Rückert. — Notizen. (Für Julius Rosen; Goethe über Künstler- und Dichtervergleiche.). — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei deutsche Pädagogen.

So einfach und leicht die Aufgabe aussehen mag, aus und nach reichlich vorhandenen Quellen und Hilfsmitteln eine Lebensgeschichte zusammenzustellen, die Aufgabe unterliegt doch mannichfachen und bedeutenden Schwierigkeiten, deren Zahl und Gewicht nicht selten verartig in die Waage fällt, daß diejenigen scheitern, welche die Lösung der Aufgabe unternehmen. Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Darstellung einer ganzen bestimmten historischen Epoche leichter und glücklicher gelöst werden kann, insofern nur das zu verwendende Material bereits herbeigeschafft und kritisch durchsichtigt ist, als unter der nämlichen Bedingung und Voraussetzung die Darstellung von dem Lebenslaufe einer einzelnen bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit. Ohne uns auf die Discussion der bewegten Frage tiefer einzulassen, als in der Einleitung eines literarischen Referats dienlich erscheint, dürfte für die eben ausgesprochene Behauptung in schlagender Weise allein schon die Thatfache sprechen, daß unsere historische Literatur reich ist an Werken und Monographien, welche in der anerkennungswerthesten Weise einzelne Perioden und Abschnitte des geschichtlichen Processes behandeln, daß wir aber vergleichsweise sehr arm sind an Biographien, über die sich gleich günstig urtheilen ließe. Biographien, welche der Literaturgeschichte angehören, möchten noch am ehesten eine Ausnahme machen, da sich in den Porträtstücken unserer modernen Literaturgeschichtschreibung eine gewisse conventionelle Manier, eine traditionelle Schablone, um es so zu bezeichnen, zur Geltung gebracht hat, an welche wir uns nun einmal, die Production sowol als derjenigen, für die sich die Production berechnet, gewöhnt haben und die nicht weiter auffällt. Gehört aber die Biographie andern Gebieten an, so magt sich recht auffällig derjenige Mangel, diejenige Schwierigkeit bemerkbar, welche den deutschen Biographen in der Regel zu der Klippe wird, an der sie scheitern. Die Schwierigkeit läßt sich in dem Wörtchen „zu viel!“ zusammenfassen.

Wenn der englische oder französische Autor sich an eine Biographie heranmacht, so ist den bessern Kräf-

ten, die doch allein hier in Betracht kommen können, keineswegs abzusprechen, daß sie mit dem gleichen gewissenhaften Fleiße, den man der deutschen Forschung als ihren ersten und hauptsächlichsten Vorzug nachzurühmen hat, an die Sammlung des Materials herangehen; was sie aber gar sehr zu ihrem Vortheile von unsern Biographen unterscheidet, ist der Umstand, daß der englische oder französische Schriftsteller mit dem Zusammentragen und Anhäufen des Stoffes seine Aufgabe keineswegs für beendet hält; er legt allerdings in erster Linie auch einen starken und vollen Accent auf die materielle Seite der Aufgabe, gleichzeitig indes sagt er die formelle, die ästhetische Seite in das Auge. Er gibt nicht bloß Actenstücke und Actenstücke; er verarbeitet den Inhalt der Actenstücke und der Actenstücke zu einem wohlgefügt organischen Ganzen, zu einem einheitlichen Kunstwerk. Gerade hier liegt die Achillesferse der deutschen Biographie. Ihr ist es fast immer nur um möglichste Vollständigkeit des Materials zu thun, sie sichtet und thürmt das Untergeordnete und Nebensächliche zu dem Wichtigsten und Entscheidenden chaotisch zusammen; es fällt ihr nicht bei, Anforderungen des ästhetischen Geschmacks zu befriedigen. Der Leser mag selber zusehen, wie er seinen Weg durch die Irrgänge des Labyrinths herausfindet. Daher indgemein ist die Lectüre deutscher Biographien ein mühsames und unerquickliches Geschäft, daher hat die historische Literatur Deutschlands Ueberfluß an biographischem Material, aber empfindlichen Mangel an wirklichen Biographien.

Die nachfolgende Besprechung neuer Erscheinungen aus dem Gebiete der Biographie wird ergeben, wie begründet die unsern Specialbericht hier vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen sind.

1. Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's, enthaltend den Briefwechsel Francke's und Spener's. Herausgegeben von G. Kramer. Mit einem Bildniß A. H. Francke's und zwei Facsimiles. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von vornherein gibt sich Kramer's Arbeit bereits auf dem Titel als ein bloßes biographisches Material. Wenn man den Standpunkt des Verfassers, seine Absichten und

Zwecke festhält, so wollen der hochachtbare und rühmliche Fleiß und die gewissenhafte und minutiöse Sorgfalt wohl hervorgehoben sein, mit welchen er sein Unternehmen gefördert hat. Nach dieser Seite hin läßt das Buch nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Es bietet eine Fülle neuen und unbekannten Materials zu einer Lebensgeschichte des berühmten halle'schen Pietisten, dessen Säcularfeier erst kürzlich, am 22. März, begangen wurde; es ist eine verständige, übersichtliche Anordnung in dem gesammelten Stoffe vorhanden. Nahe liegt jedoch die Frage, und über ihre Beantwortung, dünkt uns, kann man nicht schwanken, ob der Literatur nicht ungleich mehr damit gedient gewesen wäre, wenn der jetzige Director der Francke'schen Stiftungen, welche Stelle G. Kramer einnimmt, sich entschlossen hätte, aus der Fülle des ihm zu Gebote stehenden Materials ein Bitt herauszuarbeiten, an dessen Betrachtung das große Publikum mit Nutzen und Genuß hätte herantreten können. Dreißig große Bogen wären auf die Weise freilich schwerlich angefüllt worden, dem Leser wäre aber alldann auch erspart geblieben, die zahllosen und großen Haufen Sand und Spreu mit in den Kauf zu nehmen; Sand und Spreu, sagen wir, von denen niemand das Geringsste hat. Denn wie es aus dem Weiteren erhellen wird, der Sand und die Spreu, welche ganze Bogen in dem Werke von Kramer bedecken, sind von der Art, daß sie eben nur taugen, bei Seite, um nicht zu sagen in den Kehrhaufen geworfen zu werden.

Dem Inhalt nach zerfällt die Sammlung in mehrere Hauptgruppen, von denen jede einzelne für sich ein selbstständiges Ganzes ausmacht und in Bezug auf Darstellung des Zusammenhangs mit der vorausgegangenen entbehrt.

Der erste Hauptabschnitt beschäftigt sich mit Francke's Vorfahren. Vier Paragraphen erzählen uns, was sein Vater von seiner eigenen Person und seinen Anverwandten in seine Bibel geschrieben, erzählen ferner die Personalia Herrn David Glorin's, ältesten Bürgermeisters in Lübeck, die Personalia des Herrn Hofrath Johann Francke und endlich die Personalia der Frau Anna Francke. Es ist wol in neuerer Zeit Sitte geworden, mit spöttischem und ironischem Lächeln auf die heraldischen und genealogischen Geschlechtsregister, auf die vergilbten Pergamente und Stammbäume herabzusehen, welche in adelichen Familien vorhanden sind und sorgsam gepflegt werden. Jedes caricaturartige Extrem provocirt den Angriff des Witzes und des Spottes; wir finden es begreiflich und gerechtfertigt, wenn die Geschosse dieses Angriffs auf die signalisirte Erscheinung geschleudert werden, sobald die Erscheinung selbst als caricaturartiges Extrem auftritt. Willig anders indeß liegt die Sache, sobald dieses letztere Kriterium der Erscheinung fehlt; eine pietätvolle Pflege der Familiengeschichte und der Familientraditionen hat, sobald die Betreffenden sich dabei von jeder anmaßenden und dunkelhaften Ueberhebung freihalten, als sei die gegenwärtige Generation darum höher zu stellen, weil der Staub ihrer Vorgängerigen Generation eine Geschichte hat, ihre unzweifelhafteste Verewichtigung, ihren unzweifelhaften Werth. Der moderne Mensch, durch die moderne Strömung nach allen

Richtungen hin so oft fessel- und wurzellos in seinen socialen Beziehungen, so oft durch Erziehung, Beruf, Schicksal völlig losgelöst von Schranken und Banden, die ihn an die Verhältnisse der Familie und des häuslichen Herdes knüpfen sollten, dieser moderne Mensch, mit eherner Nothwendigkeit auf sich hingewiesen und hingestellt, subjectiv, abspringend, wechselnd, ringend um Existenz und Geltung mitten unter dem Wimmelstreben der Arbeitenden und Strebenden, könnte und sollte es als eine Wohlthat betrachten, wenn er in seiner Familiengeschichte gleichsam den Felsen hätte, auf dem fußend er die Wasser und Bogen der modernen Strömung, ihre Strudel und Wirbel vorüberbrausen lassen kann. Nicht nur auf den Adel sollte sich die Pflege der Familiengeschichte beschränken, keineswegs ferner auf Geschlechter, welche einen oder mehrere Vorfahren aufzuweisen haben, deren Andenten durch wohlverdiente Verdienste gesichert ist; es wäre durchaus nicht zu verwerfen, wenn auch unser Bürgerstand, der doch immer den Kern, das eigentliche Salz und den Sauerteig des modernen Gesellschaftslebens bildet, in diesem Punkte die gleiche Selbstachtung beweisen wollte.

Man sieht, wir sind mit Kramer nicht nur einverstanden, wir sind ihm besonders dankbar dafür, daß er es nicht verschmäht hat, in die Familiengeschichte Francke's mit einer Ausführlichkeit und Unbefangtheit herabzusteigen, die uns geradezu entzückt hat. So unbedeutend und geringfügig diese sorgsam Notizen über die Vorfahren und Taufpaten, über die Sippen der ehrsamten Bäckermeister, der Stadtschreiber u. s. w. im ersten Augenblick erscheinen mögen, so langweilig die Lectüre für Leser ist, die ihren Geschmack der Waare angepaßt haben, welche in den Dock der Leihbibliotheken aufgeschapelt liegt: der sinnige und denkende Leser wird bei jenen Blättern nicht ohne Wohlgefallen verweilen. Es weht aus den schlichten Aufzeichnungen der Geist der Geschichte; wir lernen aus ihnen das ehrenwerthe Bürgerthum jener Epoche ungleich ungetrübt, ungleich besser kennen, als etwa das Volk von heute in den ausgeschrienen Romanen, „die das Volk bei der Arbeit aufsuchen“.

Der zweite Hauptabschnitt überschreibt sich „Anfang und Fortgang der Bekehrung A. F. Francke's“. Der Bericht ist von Francke selbst im Anfang des Jahres 1692 niedergeschrieben worden. Als Probe der Darstellung mögen gleich die ersten Edghe dienen; sie werden eine Anschauung von dem Ganzen gewähren:

Gott hat mich an diese Welt lassen gebühren werden in der Stadt Lübeck Anno 1663 den 12. Martii. Mein Vater ist gewesen Johannes Francke, Beyder Rechten Doctor, und weyland J. Fürst. Durchl. zu Sachsen-Gotha, Ernst Pii, Hoff- und Justitzen-Rath, eines Rethers von Lübeck, Johann Franckens, ehelichlicher Sohn. Meine Mutter, welche mit Gott bisanhero erhalten, ist Anna Franckin, gebohrene Glorin, David Glorins, Kayf. Rath's und alst. Bürgermeisters zu Lübeck, ehelichliche Tochter. Diese meine lieben Eltern haben mich bald nach meiner leiblichen Gebuhr zur h. Tauff als zum Wad der wiebergebuht befördert, und auch da ich mit dem dritten Jahr meines Alters mit Ihnen und den übrigen Geschwistern von Lübeck nach Gotha kommen, mich gar zeitig zur Schule gehalten, und da anfänglich wegen jartter Kindheit, und darnach

wegen anderer Umstände es sich mit der öffentlichen Schule nicht schicken wollen, mir mehrertheils zu Hause, theils aber auch außerhalb Hauses privat Praeceptorios gehalten. Gott hat mir diese zum Wort Gottes und insbesondere zum h. Predigtamt von Kindes Weinen an ins Herz gesenkt, daß ich solches in äußerlichen Beziehungen vielfältig herfürgethan, und also auch mein Hirn beiderseits, so viel mir müssend, wie einem anderen Eins gesetzt, als mich dem studio theologico zu widmen u. s. w.

Grande schrieb, wie gesagt, das Mémoire nieder, als er bereits zu den Pietisten gehörte. Pietistisch gefärbte Ausschreitungen, die wirklich in das Wilde und Ungläubliche gehen, sind daher in dem Abschnitt zahlreich anzutreffen. In Summa bedauert Grande, sagend, weinselnd, sich selbst und seine Lehrer verwünschend, daß er lange Zeit nach dem Ruhme gestrebt, ein wissenschaftlich gebildeter Mensch zu werden. Allein nach dem Glauben hätte er streben sollen. Von dem Standpunkte werden denn auch Wüde auf seine Jugendzuehung geworfen. Da heißt es unter anderem, es habe seinem an sich verhorbrenen Gemüthe gar sehr geschadet, daß er die alten Ciesler auf dem Gymnasium gelesen. Daß er sich bemüht, in einem ciceronianischen Latein zu schreiben, ist ihm ein „Struck“; man müsse einen „christlichen stylum“, nicht einen heidnischen führen lernen; „aus der Ordnung Schriften bilden heidnische Redner und heidnische Laster herfür“. Wir wollen nicht Zeit und Raum damit verderben, daß wir solchen Verirrungen des menschlichen Geistes weiter nachgehen, und ebenso dürfen wir uns wol enthalten, auf die hier berichteten Ereignisse und äußern Begebenheiten aus dem Leben Grande's näher einzugehen. Er hatte seine theologischen Studien beendet, hatte aber nur, wie er sich ausdrückt, „Wahnglauben“; aber „gegen das 24 Jahr meines Alters fange ich an in mich zu schlagen, meinen Glauben zuhause tiefer zu erkennen“ u. s. w. Wir glauben gern an den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit welcher Grande im Gebet gerungen; eigentliche Sympathien oder auch nur ein genügendes Verständnis für den Proceß, wie er uns denselben beschreibt, besitzen wir nicht. Es wurde ihm endlich die „Erweckung“ zu Theil. In dem schönen Liede Paul Gerhardt's lesen wir: „Mit Sorgen und mit Tränen, läßt Gott sich gar nichts nehmen“; die Anhängen des Pietismus erzwingen alles mit „Gebetdrang“.

Der dritte Abschnitt: „Lebensnachrichten über Grande, von ihm selbst zusammengestellt“, ist im wesentlichen eine Wiederholung des zweiten Kapitels. Die Notizen sind kürzer, sind überschüsslicher aneinander gereiht; die praktische Tendenz, den Pietismus als den Inbegriff aller erstrebenswerthen Vollkommenheit darzustellen, tritt weniger gewaltig in den Vordergrund; außerdem endlich reichen die Nachrichten etwas weiter als im zweiten Abschnitt, sie gehen nämlich bis zu der Berufung nach Erfurt. Zu Oetern 1690 erhielt Grande die Aufforderung, vor der Augustiner-Gemeinde in Erfurt eine Gastpredigt zu halten:

Bezüglich ist von vorgedachter Vocation zu gedenken, daß ihm sehr bedenklich vorkommen, daß er in einer Nacht zweien Träume hatte. Erstlich kam ihm vor, als hätte er vor sich einen ein Gefäß mit Erdfrüchten, und ward ihm dabei gesagt, er solle nur die reiffen daraus lesen. Darauf kam ihm vor, als würde ihm ein Gefäß mit Del gegeben, da sagte er: es

ist unrein. Es ward ihm aber gesagt, er solle seine Hände damit reinigen. Da erwachte er und fand sich in seinem Gemüthe belümmert und hat Gott, wenn es etwas wäre, was ihm dadurch sollte zu erkennen gegeben werden, so möchte er es ihm deutlicher zu erkennen geben. Da schlief er bald wieder ein und ihm träumte, als wäre er zu Leipzig, und fand einen bey sich stehen, Namens Bulbe, stud. Theolog., der ihm seine Collegia manichmal angeschlagen, welcher nachher Superintendentus zu Waisungen in dem Meiningenschen geworden ist. Zu dem sagete er: Ich will auch wieder anschlagen. Es ist wol gut, sagete er, aber es sind Leute von Erfurt da, die wollen ihn hören. Er antwortete: Kennen Sie mich denn? Nein, antwortet er ihm, aber Sie haben von ihm gehört. Hierauf erwachte er, und wußte so wenig, was er aus diesem, als was er aus dem ersten Traume machen sollte u. s. w.

Er erhielt nach der Gastpredigt und nahm auch wirklich den Ruf nach Erfurt an. Seine dortige Wirksamkeit bildet den Inhalt des vierten Kapitels. Dasselbe zerlegt sich in zwei Paragraphen, beide reichlich mit dem angefüllt, was wir vorhin Sand und Spreu genannt haben. In dem ersten wird die eigentliche Wirksamkeit Grande's als Diakon der Augustinerkirche nach J. S. Gallenberg's neuester Kirchenhistorie geschildert, und zwar verfährt der Herausgeber bei der Partie so, daß er selbst sich vollkommen mit den pietistischen Grundbägen, von denen er berichtet, identifiziert; die Parteinahme für Grande gegen den Rath und die Obrigkeit der Stadt ist sowol in diesem als in dem zweiten Paragraphen, der von der Amtsentsetzung und der Ausweisung Grande's aus Erfurt handelt, evident. Grande etablierte zu Erfurt Conventikel um sich; ein einziger Amtsbruder, Dr. Breckhaupt, secundirte seinen Bestrebungen, alle übrigen waren gegen ihn, lichter Zwist entbrannte in den Gemeinden. In den Erlassen des Raths ist die Rede davon, daß Grande, als ihm das Abhalten der Conventikel in seiner Wohnung und in der Kirche verboten worden, nächstlicherweilen in die Häuser seiner Getreuen geschlichen wäre und dort dem Verbot der Obrigkeit zuwider sein Treiben fortgesetzt habe. Auf Befehl des Raths ward Grande im September 1691 vom Amte entsetzt und aus der Stadt gewiesen. Die öffentliche Meinung bezeugte sich nach der Maßregel und der Frieden kehrte in die aufgereagten Gemüther zurück. Dem Ausgewiesenen folgte ein Schmähegedicht, derb nach der herben Weise jener Zeit; Kramer meint, dasselbe „mag trotz seiner Erbärmlichkeit mitgetheilt werden“. Das elende Pasquill, welches an der Mauer des Pfarrhauses der Augustinergemeinde angeheftet gefunden wurde, lautete:

Nun Franz, machire fort, da alle Teuffel wohnen,
Da wirckn Zweifels ohn gar wohl willkommen sein;
Man wird mit großer Freud daselbst dich lassen ein,
Nuch wohl nach Billigkeit dich herrlich gleich belohnen.
Wir lauch, mit Beth und Dampff und schwefelichten Kronen,
Woll du zu ihrem Reich gar viel geführt ein
Und die Zuhörer hast betrogen mit schönerm Schein,
Nuch deiner Obrigkeit mit schmähen nicht wolten verschonen.
Ob du gleich lehrtest: man lönnt das gesetz erfüllen
Gott du doch nur gelebt nach deinem eignen willen,
Die Oben nicht geehrt, die Oben ganz verachtet
Dadurch manch ehrlich mensch um zucht und Seel gebracht,
Denn spricht Gott: Hätte dich, o Ungetreuer Knecht,
Du hast mir viel entführt, lohnst ihm nun eben recht u. s. w.

Das fünfte Kapitel setzt sich nach Bruchstücken aus einem Tagebuche Francke's zusammen und führt die Aufschrift: „Francke's Berufung nach Halle und Anfang seiner Wirksamkeit daselbst.“ Wir theilen daraus folgende, schon durch die pedantisch gewissenhafte Berücksichtigung aller betreffenden Titulaturen charakteristische Stelle mit:

Sobald in Erfurt meine persecution zu Ende ließ, und man mir bereits ein decretum senatus zugesandt, daß ich mich bey Gefahr eines unvermeidlichen Schimpfs anderwohin begeben sollte, es auch nunmehr so gar alles über und über ginge, daß der Statthalter der Augustiner Gemeinde supplic, um mich zu meiner rechtmäßigen Defension zu lassen, nebst Veylagen zerriß und die Bürger so für mich intercedirte in gefängliche Haft, ohne dem geringsten Verbrechen, genommen wurden, auch Herr Dr. Breithaupt senior seine eben zu der Zeit umlaufende vocation ad Professionem Theologiae nach Halle angenommen, und ich also nun in guter Gewißheit des Herzens mich resolviret wegzugehen, und Herrn Dr. Breithaupt meine gefasste resolution gemeldet, ward mir zugleich von dem Herrn Dr. Breithaupt Herrn Dr. Speners Schreiben an Ihn communiciret, darinnen Herr Dr. Spenner zugleich berichtet, daß ein vornehmer Geheimder Rast zu Berlin gesagt, wenn ich zu Erfurt verjaget würde, so sollte ich nur nach Berlin kommen, man wollte mich da schon accommodiren. Woraus zwar die providenz Gottes wol erkannte, mich aber auff eine solche generale vocation nicht zur reise resolviren konnte, damit solches nicht bereinf einen mangel in meinem Gewissen, daß ich selbst gelaufen, ehe ich gesandt worden, verursachen möchte. Bin deswegen auff Gotha gereiset, um daselbst in aller Stille den fernerer Rathschluß Gottes über mich abzuwarten, und solches war in der Woche vor Michaelis Anno 1691. Ich war aber nicht lange daselbst gewesen, so sandte mir Herr Dr. Breithaupt ein Schreiben, welches Herr Dr. Spenner an Ihn geschrieben, und ihm berichtet, daß Herr Cammer Rath Kraut ihn erinnert, daß er nochmals wegen M. Francken schreiben sollte, er möchte nur getrost kommen, und sich der versorgung wegen nicht bekümmern, hätte bereits den Vorschlag eines Pastorats, dabey auch die Prof. Hebrae. linguas seyn könnte, doch könne er solches speciale eben nicht versichern. Addebat Sponerus, zwar möchte sich auch in Halle Unruhe erregen und Leute da seyn, die die Pietisten vor Keger halten, aber es wird durch Gottes Gnade an Schutz nicht mangeln. Hierauff habe ich mich noch keineswegs zur reise resolviret, um mich des göttlichen Willens zuvor besser zu versichern. Da aber Herr Dr. Breithaupt selbst nach Gotha kommen, und unter andern von dieser Sache mit mir communiciret, habe ich ihm candido eröffnet, daß ich mein Gemüth gar geneigt dazu befände, und es wol nicht außschlagen würde, wenn man mich nach Halle berufen würde.

Der Ruf erfolgte und Francke reiste nach der Universitätsstadt an der Saale. Die Lectüre seines Reiseberichts gehört gerade nicht zu der angenehmsten; da erfahren wir, wie er bald hier bald dort „mit seinen Herzen fleißige und erbauliche conversation gezogen“, wie er sich „mit Gottliebenden im Herrn erquidet“, wie er „viele Gnade und Segen Gottes und reiche erbauung in Gott genossen“ u. dgl. m. Die Unruhen in Halle, die er befürchtet, blieben denn auch nicht lange aus; mit den und gegen die Amtsbrüder gab es bald ärgerliche Controverspredigten, an der „anvertrauten Gemeinde befand er großen Mangel an der Katechismus Lehre“, die Kinder waren „sehr wild und unerzogen, auch dem Fluchen, schweren, Lügen und allerley Muthwillen und Gottlosigkeit ergeben“, er sah sich genöthigt, „verschiedene Personen theils wegen grober unwissenheit in denen Dingen, die ihnen zur Seeligkeit zu erkennen von nöthen, theils

wegen beharrender unverschämtheit aus dem Beichtstuhl zu weisen“, es war „bis anhero große entheiligung des Sonntags und sonst große Unordnung Tages und Nachtes in der Gemeine sürgegangen“ u. s. w.

Der letzte, der sechste Hauptabschnitt endlich, der räumlich mehr als die Hälfte des ganzen Buchs einnimmt, bringt den Briefwechsel zwischen Francke und Spenner. Es wird hier ein riesiger Haufen Spreu und Sand ohne jeden Werth geboten. Einen Inhalt, an dem man ein allgemeineres Interesse nehmen könnte, haben diese Briefe der beiden „Gebethschulbigsten und gebethwilligsten“ Brüder, der sie sich unterzeichnen, durchaus nicht; Gegenstände, die nur in einem pietistisch verworrenen Gemüth aufstauhen können, werden breitwürig mit endlosen Bibelcitaten und meistens in einer Weise, die völlig unverständlich bleibt, von den beiden abgehandelt. Nach unserer Meinung hätte es vollkommen genügt, wenn etwa höchstens ein Duzend dieser Briefe als charakteristische Proben mitgetheilt worden wären, denn darüber kann sich der Herausgeber selbst doch schwerlich in einer Selbsttäuschung befinden, daß die Langmuth und Geduld niemand befähigen wird, welche die gesammte Lectüre als unerläßliche Bedingung voraussetzt.

Man sieht, welche Einwände wir gegen die Arbeit von Kramer haben. Was wir an derselben am meisten vermissen, ist der Mangel von gesunden kritischen Bemerkungen zu dem Material, das er zusammengestellt hat. Er häuft bloß zusammen; wo er etwa einmal eine eigene Ansicht ausspricht, präconisirt er bedingungslos den crassesten Pietismus, und das dürfte denn doch eine Verirrung sein, mit welcher man sich heute bei keinem Verständigen empfiehlt.

2. Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen und zur Pädagogik. Dargestellt von J. F. J. Arnoldt. Erster Band. Biographischer Theil. Mit verschiedenen Beilagen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1861. Ter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

J. F. J. Arnoldt, der die Welt auf dem Titel seines Buchs belehrt, daß er Professor, Doctor und Oberlehrer an dem Gymnasium zu Gumbinnen sei, hatte, als er an sein Unternehmen herantrat, einen ganz billigungswürthen Gedanken, nur fürchten wir, daß er, wenigstens mit dem, was bis jetzt in dem ersten Bande seiner Arbeit vorliegt, dem Vorsatz nicht getreu geblieben ist. Der Titel des Buchs bezeichnet Arnoldt's Aufgabe. Mit der Beschränkung der Monographie auf den bezeichneten bestimmten Gesichtspunkt fühlen wir uns durchaus einverstanden. Auch griffen wir voll großer Erwartung nach dem vielversprechenden Buche, aber gleich der Zusatz „biographischer Theil“ zu der Angabe des ersten Bandes enttäuschte die Erwartungen. Der Verfasser gibt in diesem ersten Bande nichts weniger als eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Wolf zu dem Schulwesen und der Pädagogik seiner Zeit gestanden; von einer Lösung dieser so bestimmt formulirten Aufgabe ist in dem Bande auch nicht im entferntesten die Rede. Der Band bietet lediglich eine Zusammenstellung des vorhandenen biographischen Materials über den großen Philologen.

Friedrich August Wolf war im Laufe des Siebenjährigen Kriegs, am 15. Februar 1759, zu Hainrode, einem Dorfe bei Nordhausen, geboren. Seine Jugendbildung erzählt Arnoldt, nachdem er eine kurze Einleitung vorausgeschickt hat, die uns in einem allzu enthusiastischen Tone der Bewunderung gehalten zu sein scheint, in dem ersten Abschnitte seines Buchs, und zwar in zwei Kapiteln, von denen das erstere die Kindheit und Schulzeit, die Jahre 1759 — 77, umfaßt. Der Vater war Organist und Schulmeister des Orts und galt für einen sehr tüchtigen Pädagogen. Der Mann hatte keinen angelegenen Wunsch, als daß sein Erstgeborener die literarische Bildung, die bei ihm selbst unvollendet geblieben war, so früh als möglich beginnen sollte. Der regelmäßige Unterricht des Knaben begann in seinem vierten Jahre. Von fremden Sprachen wurde neben dem Lateinischen auch das Französische und Griechische angefangen. Als der Sohn acht Jahre alt geworden, wurde der Vater nach Nordhausen versetzt, und jener kam Ostern 1767 auf das dortige Gymnasium. Arnoldt verweilt lange bei der Schilderung der mangelhaften Lehrkräfte, überhaupt der miserablen Zustände dieser Schule. Wolf bedauerte später ungemein die ungenügende Erziehung; er war als Mann der Ansicht, „daß sich die Grundzüge im Charakter vom zwölften bis zum funfzehnten Lebensjahre bilden. Das Uebrige, was Umgang und Welt Erfahrung gaben, sei Fortbildung, Auszubildung. Und von sich selbst äußerte er öfters: im dreizehnten Jahre war ich als Mensch ziemlich fertig, d. h. die charakteristischen Züge waren alle da fürs ganze Leben; der Knabe war offenbar der Mann im kleinen.“ Lenz, der englische Biograph Goethe's, äußert, nebenbei bemerkt, einmal einen ganz ähnlichen Gedanken.

Von Wolf's Universitätsjahren (1777 — 79) handelt das zweite Kapitel. Mit guten Stipendien von dem Rathe in Nordhausen ausgestattet, hatte er Ostern 1777 Göttingen bezogen; ein Abiturientenexamen war bekanntlich damals noch nicht Sitte. Die Göttinger Bücherschätze interessirten den jungen Philologen ungleich mehr als die akademische Weisheit der Professoren; er hörte unregelmäßig und wenig, sich durch eigenes Studium fortbildend; Götze hatte ihn durch Unfreundlichkeit beim ersten Begegnen derartig verletzt, daß er ihn völlig ungehört ließ. Uebrigens war Wolf der erste deutsche Student, der als philologiae studiosus immatriculirt wurde, freilich nicht ohne lebhaftes Widerstreben des damaligen Prorectors, des Mediciners Badinger, „denn wer auf dergleichen doctrinae philosophicae facultatis sich legen wolle, sei doch als Theologus einzuschreiben“. Schon nach zweijährigem Studium trat Wolf in den praktischen Schuldienst.

Auch dieser zweite Abschnitt zerfällt in zwei Kapitel. Das erstere beschreibt den Aufenthalt in Jülfeld, einem kleinen Erziehungsinstitute in Hannover, an welches Wolf als Collaborator berufen war, obgleich Götze ihm keineswegs ein vorthellhaftes Zeugniß ausgestellt hatte. Für speciell pädagogische Kreise hat der Abschnitt manches Interessante.

An Differenzen mit dem Director fehlte es nicht, und Arnoldt vertheidigt unserer Ansicht nach entschieden gegen die geschichtliche Wahrheit, wenn er bei der Wiedergabe dieser Streitigkeiten alles aufbietet, um Wolf weiß zu waschen. Es will uns bedünken, als sei schon damals zu Jülfeld der ehrgeizige und herrschsüchtige Charakter, der sich nachmals in Berlin, zumal bei den Verhandlungen mit Wilhelm von Humboldt in so widerlicher Weise enthüllte, bei Wolf sehr deutlich an den Tag getreten. Gleiches dürfte auch von den Reibungen des Collaborators mit den Jünglingen der obersten Klasse gelten. Am 13. December 1781 wurde Wolf zum Rector in Osterode am Harz gewählt, und trat, nachdem er sich verheirathet, mit dem Sommersemester des nächsten Jahres die neue Stellung an. Das ihm unterstehende Lehrercolleg befand er „unbrauchbar“, und nicht bloß mit diesem, sondern auch mit dem Magistrat befand er sich binnen kürzester Frist in offenem Kriege. Als er ein Jahr später nach Halle berufen wurde, schrieb er seinem Nachfolger folgendes Epigramm an die Wand des Schulhauses:

Gibt Gott einmal, was freilich mir mehr Wunsch als Hoffnung ist,
Charakter und Verstand den hies'gen Magistratspersonen,
Die dort auf ihrer Burg die Woche dreimal thronen,
So kannst du, wenn dabei die Wangen deiner schonen,
Vielleicht mit viel Zufriedenheit hier wohnen.

Arnoldt scheint dergleichen Zwistigkeiten und Stänkereien seines Helden mit Verussogenossen und Vorgesetzten ganz in der Ordnung zu finden; er hat für dergleichen Dinge nie eine Silbe der Mißbilligung, er präconisirt Wolf unbedingt und durchweg. Auch die Art und Weise, wie Wolf bei seiner Probelection in Osterode dem Magistrat Sand in die Augen streute, um mit dem gelinden Ausdruck ein Verfahren zu bezeichnen, das denn doch im Grunde auf Gaukelei und Betrug hinauslief, wird von Arnoldt mit höchster Unbefangenheit als ein nachahmungswerthes Curiosum hingestellt.

Die Professur in Halle (1783 — 1807) füllt den dritten Abschnitt. Diese Jahre umfassen die Glanzperiode Wolf's; von seiner Professur in Halle datirt seine Berühmtheit. Anschaulich und anziehend ist von Arnoldt besonders das Leben und Treiben in dem philologischen Seminar geschildert. Als Halle zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, ging Wolf nach Berlin. Sein dortiger Aufenthalt von 1807 — 24 bildet den Inhalt des letzten Abschnitts. So parteilich der Biograph verfährt, es will und kann ihm nicht gelingen, für Wolf in dem Schlusabschnitt Theilnahme zu erregen. In Berlin verbrauchte und überlebte Wolf seinen in Halle gewonnenen Ruhm völlig. Auf seinen Charakter fallen trübe Schattten, die der Verfasser gerechterweise mehr hätte accentuiren sollen. Wolf wollte Präsident der Akademie, dann Kanzler der neugestifteten Universität Berlin, dann wieder wirklicher Staatsrath im Staatsministerium werden, und als er nichts von alledem erreichte, verzehrte sich sein unvernünftiger Ehrgeiz in Mißmuth und Unthätigkeit. So und nicht in der schwächlichen, entschuldigenden Weise,

wie es Arnoldt thut, sind die Beziehungen Wolf's in Berlin zu beurtheilen. Man muß die Correspondenz zwischen Wolf und Wilhelm von Humboldt lesen, um sich zu überzeugen, wie das Verhalten des erstern den schärfsten Tadel herausfordert. Heute wäre es undenkbar, daß ein Minister in der freundlichen, ehrenden, auszeichnenden, liebevollen Weise persönlich und schriftlich mit einem Professor verkehren und für ihn sorgen würde, wie dies von Humboldt für Wolf geschah; in der undankbarsten, schroffsten, schändlichsten Weise wirkt Wolf, übel-launig, daß er seine Wünsche nicht erreicht hat, dem Minister die Auszeichnungen und Wohlthaten vor die Füße: „Ich will nicht! Ich — Friedrich August Wolf!“

Wolf starb auf einer Reise in Marseille am 8. August 1824. Der Verfasser bemerkt:

Als die Versammlung deutscher Philologen, Schulmeister und Orientalisten den 2. October 1850 zu Berlin (geschlossen hatte, Wolf's Grab mit einem Denkmal zu schmücken, wurden hierüber zu Marseille die nöthigen Erlaubnisse eingelegt. Dort ergab sich aber bald, daß für Wolf keine Concession zu einer bleibenden Grabstätte erlangt war. Auch ist den eifrigen Nachforschungen seiner Tochter an Ort und Stelle mit Gewißheit nur so viel zu ermitteln gelungen, daß von drei in einer Ecke des Kirchhofs liegenden Gräbern eines das ihres Vaters sei; welches von den dreien aber, hat niemand mehr anzugeben vermocht.

Sollen wir unser Urtheil über Arnoldt's Arbeit zusammenfassen, so tadeln wir zunächst und vor allem die verkehrte Anlage und Durchföhrung des Plans. Es lag durchaus keine Nothwendigkeit vor, von der ursprünglichen, eng und bestimmt definirten Aufgabe abzugehen, und noch weniger läßt sich die Zweckmäßigkeit absehen, weshalb der Gegenstand in einen biographischen und in einen technischen Theil, den der zweite Band zum Vorwurf haben soll, gesondert worden ist. Die Sonderung erscheint uns vielmehr so verkehrt als möglich. Denn einmal füllt diese Biographie nur einen ganz mäßigen Umfang aus, trotzdem daß Arnoldt mit Anmerkungen, Noten und Beilagen, wovon gleich im nächsten, reichliche Papierverschwendung treibt; eine äußere Nothwendigkeit, das Leben Wolf's von der Erörterung der speciellen Frage abzutrennen, war mithin gar nicht vorhanden. Zweitens aber sprach gerade eine innere, in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit dafür, die biographischen Momente in die Discussion der speciellen Frage mit hineinzuziehen. Was Wolf als Lehrer, als Universitätsprofessor und dann in Berlin erlebt und zugleich in den verschiedenen Stellungen für Schulwesen und Pädagogik geleistet hat, läßt sich unmöglich als zwei getrennte und verschiedene Dinge auffassen und darstellen; die Ergebnisse fallen mit den Leistungen genau zusammen, und wenn Arnoldt den Weg einschlägt, daß er im ersten Bande bloß die Ergebnisse erzählt und im zweiten die Beurtheilung der Leistungen geben will, so sind wir der Meinung, daß es ihm aus der ange deuteten Ursache mit der Fortsetzung ebenso wenig gelingen wird, als es ihm mit dem Anfange gelungen ist. Die rein biographische Darstellung, wie sie im ersten Bande vorliegt, genügt nicht, denn sie läßt überall das

Eingehen auf naheliegende Fragen vermissen, die der Verfasser sich für den zweiten Band verspart. *)

Als ein weiteres Bedenken gegen das Buch haben wir die unbedingte Parteinahme des Autors für Wolf zu erwähnen. Die Inhaltsrelation hat zur Genüge auf die hier einschlagenden Punkte hingewiesen. Die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben, und wäre es die Biographie des größten und besten Mannes aller Zeiten und Völker, heißt nicht ein Lichtbild zeichnen, wo nirgends ein Schatten fällt, wo alles im hellstrahlenden Sonnenschein glitzert und gleißt. Die wissenschaftlichen Verdienste Wolf's seien unbestritten, ja Arnoldt hätte sonder Schaden insbesondere auf die schriftstellerische Thätigkeit seines Helden, so fragmentarisch und abspringend dieselbe immerhin gewesen sein mag, noch ungleich genauer und ausführlicher eingehen können; seine Besprechung dieser Partie ist — wir heben unter andern den Passus über die Prolegomena zum Homer hervor — geradezu dürftig. Dagegen war es für einen gewissenhaften Biographen, der sich nicht bloß mit der bequemen und wohlfeilen Rolle eines Präconen begnügen wollte, unerlässliche Pflicht, den moralischen Charakter Wolf's, der von häßlichen Fehlern nicht frei, einer allenfalls nachsichtigen, immer aber doch einer Kritik zu unterwerfen. Wollen wir auch von der anmaßenden und kahlen Selbstüberhebung des ignoten Studenten über den berühmten Lehrer Heyne, von den fortwährenden Zerwürfnissen mit Kollegen und Vorgesetzten, von welchen Differenzen der Biograph selber gesteht, daß sie oft einen „gehässigen“ Charakter an sich trugen, nicht weiter reden, so ist doch der brüske Undank, mit dem Wolf die echte Humanität, die zarte Courtoisie lobt, mit der ihm Wilhelm von Humboldt begegnet, wahrhaft empörend. Endlich breiten müssen wir Darstellung und Stil an dem Buche rügen. Der letztere ist durchweg schmerzlich und pedantisch, oft überladen, eckig und ohne Feile. An der Darstellung vermißt man in auffälliger Weise das Gefällige und Reine, die Harmonie der Formen, den Mangel einer geeigneten und anprechenden Ineinanderarbeitung des benutzten Materials. Obgleich der Text selbst sich in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache vorträgt, in welches Ragout bisweilen noch französische Citate als Extrazugabe eingestreut werden, obgleich dieser Text mit Randbemerkungen am Schluß der Seite des Destern versehen ist, werden doch noch in besondern Abschnitten weitere Randbemerkungen jedem Kapitel beigegeben und dem Ganzen schließlich mehrere Bogen Beilagen. Dabei drängt sich dem aufmerksamen Leser der Noten und Beilagen sofort die Wahrnehmung auf, daß gar vieles in diesen gelegentlichen Anmerkungen und Beilagen von ungleich größerer Erheblichkeit und Wichtigkeit ist, als vieles, was in den Text gewiesen worden, daß also gerade der Inhalt zahlreicher Noten in den Text hineingehört hätte.

Thaddäus Kan.

*) Dieser zweite Band ist inzwischen erschienen und wird demnächst in d. Bl. besprochen werden. D. Red.

Frauenliteratur.

In keiner Zeit hat es wol mehr literarische Erzeugnisse von Frauenhand auf dem Büchermarkte gegeben als eben jetzt. Unter den einzelnen oder gesammelten Erzählungen und den Romanen bilden sie fast die Mehrzahl. Wir sind weit davon entfernt, den Frauen im allgemeinen die Berechtigung, zu schreiben und ihre Erzeugnisse der Öffentlichkeit zu übergeben, abzuspreden oder auch nur zu beschränken, aber ebenso wenig können wir uns mit dem Grundsatz einverstanden erklären, milder und mit einem andern Maßstabe zu beurtheilen, was von Frauenhand kommt, als was ein Mann geschrieben hat. Die Kritik darf nur Einen Maßstab haben, den sie an das Erzeugniß selbst legt und der die Person, von welcher dasselbe ausgeht, unberührt läßt. Parteirücksichten auf diesem Gebiete nehmen zu wollen, wäre Verkennung des Zwecks und der Sache selbst.

Es haben manche, um die Schwächen vieler Werke von Frauenhand in einem mildern Lichte erscheinen zu lassen oder sie zu bemänteln, vorgebracht, man müsse Rücksicht darauf nehmen, daß im allgemeinen die Bildung der Frauen von Jugend auf eine weniger gründlichere und geistigere sei als die der Männer. Man hat darauf hingewiesen, daß die Frauenbildung infolge der ganzen Schuleinrichtung und der ganzen weiblichen Erziehungsmethode notwendig Rückstände haben müsse und daß der Frauengeist an und für sich ein anderer sei als der der Männer, weniger tief und das Ganze überblickend und erfassend, weniger befähigt, sich auf einen objectiven Standpunkt zu stellen. Es liegt in dem allen mehr oder weniger Wahrheit, es ist nicht abzulehnen, daß der Frauengeist seine ganz besondern Eigenschaften hat, daß er wenig befähigt ist zu einer rein abstrakten Denkwirk, daß er nur selten sich über die concreten Eindrücke und Bilder zu erheben vermag, daß er am Gegenstande haften bleibt und sich nicht zum Begriffe und dem Wesen desselben erhebt: dies alles und noch mehr zugegeben, so hat dennoch die Kritik damit nichts zu schaffen.

Mangelnde Befähigung und unzureichende Bildung können bei einem Manne nie zur Entschuldigung oder auch nur zur Milderung dienen, wenn er mit einem schwachen Werke an die Öffentlichkeit tritt, aber auch ebenso wenig bei Frauen. Sie sollen nicht schreiben, wenn sie nicht das nöthige Zeug — um diesen etwas trivialen Ausdruck zu gebrauchen — dazu haben. Sobald sie damit an die Öffentlichkeit treten, schreiben sie nicht mehr für sich, sondern für das Publikum, und wahrlich, es zeigt wenig Achtung vor demselben, wenn manche sich mit lächerlich schwachen Erzeugnissen vor dasselbe wagen. Freilich liegt eine große Verlockung dazu in den literarischen Verhältnissen der Jetztzeit. Man kann die Literaturrepoche der Gegenwart wol mit richtiger und charakteristischer Bezeichnung als die Epoche der halbgelehrten Feuilletons und belletristischen Blätter. Feuilletons und belletristische Blätter schwimmen jetzt oben auf, sie decken alles und bedrängen fast alles andere zurück. Die beim Schriftsteller sind auf sie angewiesen, weil sie die Arbeit am besten lohnen und sie, um durchzukommen, nicht zu umgehen sind. Sie verschlucken und erschöpfen die besten Kräfte, sie verlangen fast alle eine Huldigung des Geschmacks des großen Publikums, der in vieler Beziehung auf einer nichts weniger als hohen Stufe steht.

Hundert und hundert kleine Winkels, Wochen- und Tagesblätter mit Feuilleton leben jetzt fast nur von Raub, Nachdruck und Statistenbeiträgen. Sie kämpfen meistens um ihre Existenz. In ihnen gute Sachen nicht erwerben und bezahlen. Ihre Beiträge fließen zum großen Theil aus Federn der Frauen. Diese Frauen, die unter andern Verhältnissen nie daran gedacht hätten, zu schreiben, läßt sich hierdurch verlocken. Sie wollen anfangs, sich selbst gedruckt zu sehen und zu lesen. Sie bekommen ein geringes Honorar, sie wagt sich weiter auf ein anderes Blatt, es glückt ihr, eine oder mehrere kleine Beiträge unterzubringen, und nun ist sie auch fest überzeugt, daß ein Gewinn in ihr schlummert und daß es ihr Beruf sei zu

schreiben. Die kleinen Erzählungen oder Stützen werden zu einem Bande zusammengestellt, ein Verleger wird gefunden, weil die Honoraransprüche äußerst bescheiden sind, bescheidener als bei den meisten Schriftstellern, und das verlockt manchen Buchhändler, und nun wird das Buch hinausgeschickt in die Welt. Jetzt genügt das kleine Wochen-, Winkels- oder Tagesblatt nicht mehr. Eine größere Aufgabe stellt sich die Verfasserin: einen Roman u. s. w. Daher die Ueberflutung von solcher Masse schwacher Werke von Frauenhand. Und hierzu kommt noch, daß die Frauen mit wenigen Ausnahmen am wenigsten Selbstkritik besitzen und die meisten Männer aus falschen Rücksichten Anstand nehmen, einer Frau die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Wir wissen, daß wir durch diese Darstellung bei dem letzten schriftstellernden Geschlechte und wenig Freundinnen erwerben werden: doch der Wahrheit ihr Recht, man möge beweisen, daß es anders und besser ist.

Vor uns liegen acht Bücher von Frauenhand geschrieben und sie bekräftigen unsere Behauptung, denn einzelne Ausnahmen werfen das Allgemeine nicht um. Wir haben die Bücher nicht als Beweismittel ausgewählt, wir geben sie ohne Auswahl, wie sie vor uns auf dem Tische liegen und wie sie auf demselben sich angehäuft haben. Sie liegen vor uns, ein ganz hübsches Häufchen bildend, und wir wollen offen sein, nicht ohne ein bitteres Gefühl blicken wir darauf. Die Pflicht zwang uns dieselben zu lesen, und so manche Stunde Zeit ist an ihnen verschwunden, denn vergebens fragen wir, welchen Gewinn der Geist oder das Herz davongetragen haben. Nichts, oder bis zum Vergessen wenig. Doch fort mit dem bitteren Gefühl, die Kritik verlangt Gerechtigkeit.

1. Spanische Liebesgeschichten. Von E. M. von Eudow (Emma Riendorf). Berlin, Sandrog u. Comp. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Frauenbrevier von Amely Wölke. Zweite Auflage. Wien, Rastgraf u. Comp. 1862. 16. 25 Ngr.
3. Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens von Elise Palm. Mit einem Titelbild. Berlin, Springer. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Backfischens Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen von Clementine Helm. Leipzig, G. Wigand. 1863. 8. 20 Ngr.
5. Eva. Eine Novelle von H. Nordheim. Berlin, Sandrog u. Comp. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Magdalena's Briefe von Clara Cron. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1868. 16. 1 Thlr.
7. Studien von Ida Klein. Prag, Storch. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume“ u. s. w. St. Gallen, Scheitlin u. Jolitofer. 1868. 8. 21 Ngr.

Die Verfasserin der „Spanischen Liebesgeschichten“ (Nr. 1), E. M. von Eudow (Emma Riendorf), hat sich im ganzen einen guten Namen erworben und wird gern gelesen, weil ihre Anschauungsweise eine leichte und ihre Schreibweise eine gefällige ist. Ihr Blick reicht über die engen, beschränkten heimatischen Verhältnisse hinaus und hat sich erweitert, damit zugleich ihre Auffassung des Lebens und der mannichfachen Lebensverhältnisse. Wir haben von Emma Riendorf manche hübsche und fesselnde Schilderung fremden Lebens und fremder Verhältnisse, wenn wir sie auch von dem Vorwurf nicht freisprechen können, daß sie das Leben und seine Verhältnisse zu äußerlich auffaßt, oder richtiger gesagt, ihr Urtheil über dasselbe zu sehr durch das Auge bestimmt und beeinflussen läßt. Die „Spanischen Liebesgeschichten“ theilen die eben berührten Vorzüge und Schwächen der Verfasserin. Sie sind leicht und gefällig geschrieben und vermögen wol zu unterhalten. Aber über eins möchten wir mit der Verfasserin rechten. Sie nennt in der Vorrede unser Zeitalter ein eisernes und ledernes, weil ihm die Romantik fehle. Sie beklagt dies bitter und wünscht, daß die Romantik wiederlehren möge, wenn auch nur „eine kleine, kleine Portion Ro-

mantif, nur um das Leben wieder zu fassen, nur wie man Schönheitsmittel, ein Jugendelixir kauft". Wir möchten nur das Gegenteil wünschen. Die meisten dürften mit uns übereinstimmen, wenn wir es als einen Fortschritt bezeichnen, daß wir die Romantik im ganzen als überwunden betrachten können. Wir wollen keine romantischen Schönheitsmittel, kein romantisches Jugendelixir, keine romantische Schminke, sondern frische, gesunde Lebensfarben. Wir stehen in einer Zeit, die Ernstes im Auge haben muß als Romantik. Die nützt uns nichts und führt uns nicht weiter, sie würde uns nur zurückbringen. Nach Idealem müssen wir streben, aber in unserm Handeln müssen wir im bessern Sinne realistisch sein.

Die Liebesgeschichten, vier an der Zahl: „Ueber die Bräute Malgora“, „Die Gunst der Feindschaft“, „Vom König herab — Keiner“, „Die größte Unmöglichkeit“, sind zum Theil sehr romantisch. Die Verfasserin steht einen Vorzug darin; wir nicht.

Das „Frauenbrevier“ von Amely Bülte (Nr. 2) liegt in zweiter Auflage vor uns und enthebt uns deshalb einer eingehenden Besprechung. Es enthält unteugbar vieles Treffliche, daneben aber auch manches, mit dem wir uns nicht einverstanden erklären können. Die Frauen sind am meisten befähigt, ihr eigenes Geschlecht in seinen Einzelheiten aufzufassen, bis in die geheimsten Winkel des weiblichen Herzens hineinzu schauen, und dennoch geben sie dem ganzen, großen Begriffe und Wesen des Weibes oft eine schiefe Stellung. In dieser Beziehung möchten wir auch mit Amely Bülte über Verschiedenes rechten, wenn uns dies hier nicht zu weit führen würde.

Die „Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens“ von Elise Palm (Nr. 3), ein Buch von 232 Seiten, haben wir uns lange geschaut in die Hand zu nehmen und zu lesen. Wir haben geglaubt, Memoiren könne nur derjenige schreiben — die Berechtigung dazu wollen wir hier nicht einmal berühren —, der wirklich Lebenserfahrungen gemacht habe oder wirklich von Bekannten und Erinnerungen sprechen könne. Daß ein sechzehnjähriges Mädchen dies nicht kann, wird uns und kann uns niemand bestreiten. Heutzutage ist freilich vieles möglich und wir würden gar nicht so sehr erstaunen, wenn wir nächstens die Memoiren eines Säuglings erscheinen sähen.

Wir haben diese 232 Seiten durchgelesen und unsere Befürchtung hat sich vollkommen erfüllt, unser anfänglicher Widerwill als durchaus gerechtfertigt bewiesen. Wir wollen gern glauben, daß es nicht die eigenen Memoiren der Verfasserin sind, denn wer all die nichtsagenden Eringfügigkeiten, welche das Buch enthält, wirklich erlebt hat, muß nach unserer unmaßgeblichen Meinung so sehr dadurch abgekühlt, um nicht zu sagen gelangweilt sein, daß er unmöglich den Entschluß fassen kann, sie aufzuzeichnen, es müßte sonst zum Zwecke der Stilübung sein; allein Stilübungen pflegt man nicht zu veröffentlichen. Wir wollen auch sogar glauben, daß die Absicht der Verfasserin eine ganz lobenswerthe gewesen ist, allein erreicht hat sie dieselbe jedenfalls nicht.

Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens! Man kann in dem Buche eigentlich nur Ironie und Spott erwarten, aber es steht kein Spott darin. Mit wirklichem Ernste und häufig mit ernstlichen Phrasen werden uns in breiter, langweiligster Weise einige Jahre geschildert, die ein sentimentales, geistig angekränktes Mädchen in einer Pensionsanstalt zubringt. Ein neues Kleid nimmt Seiten ein, das Lächeln eines Lehrers noch mehr Seiten. Backfischlichkeiten, so albern sie auch erscheinen mögen, sollen mit einem poetischen Schimmer umgeben werden. Und Ungezielmlichkeiten laufen der Verfasserin unter, die wir nicht begreifen können. Nur eine hier als Beispiel. Die eingeführte Memoirenschreiberin macht als vierzehnjähriges Mädchen mit ihrer Frau Pathe, deren Tochter und erwachsenem Sohne Woldeemar eine Rheinreise. Sie erzählt:

„Am Rhein tauchten so manche Erinnerungen meiner Kindheit vor mir auf; allein zu schüchtern, um nur meine eigene

Stimme laut werden zu lassen, sagte ich nichts darüber. Bei Raub sagte Woldeemar plötzlich: „Da ist die Pfalz im Rheine! Ich sah ihn an, weil ich noch mehr zu hören erwartete: „Nicht in des Bruders Gesicht liegt die Pfalz“, rief Martine laut lachend, „was flehst du ihn an, dorthin blicke.“ Ich fühlte mich wieder heiß übergossen, ich schämte mich; um doch etwas zu sagen fragte ich: „Wozu dient der Bau?“ Da hatte ich Del in mein Feuer gegossen. Martine's Fuß berührte mich, ich sah sie an, ihr Gesicht war spöttisch und mit verhaltenem Lachen blickte sie zum Wagen hinaus. Ich habe gewiß wieder etwas Dummes gefragt, dachte ich. Woldeemar aber entgegnete ganz trocken: „In früherer Zeit hielten dort die Pfalzgräfinnen ihr Wochenbette.““

Sie erdichtet natürlich noch mehr, hat indeß doch für würdig befunden, dies in ihre Memoiren aufzunehmen. Wir sind nicht übermäßig präde, allein in solchen Sachen vermögen wir die Verfasserin nicht zu begreifen, freilich in manchen andern auch nicht. Doch genug über dies Buch, es verdient selbst als Abweisung so vieler Worte nicht.

Die Erzählung für junge Mädchen, „Backfischens Leiden und Freuden“ von Clementine Helm (Nr. 4), ist anderer Art als das vorgenannte Buch und in mannichfacher Beziehung viel besser, da ganz hübsche Partien und manche sehr praktische Winke für die Backfischen darin vorkommen; aber für die jungen Mädchen so sehr empfehlen möchten wir es doch nicht. Den jungen Mädchen in dem Alter gebührt durchaus einfache und natürliche Gesinnung, nicht solche überzuckerte Sachen und Liebesgeschichten. Die jungen Mädchen stehen gerade in dem Alter auf der gefährlichen Stufe, wo Bildung und Verbildung den schwersten Kampf zu bestehen haben. Ihr Kopf muß in der Zeit noch mit ganz andern Sachen erfüllt werden, es thut nicht gut, ihrer Person und Eigenliebe zu schmeicheln, denn das Mädchen echt weiblicher Unschuldsscham kann nie zart genug berührt werden. Wunder schön sagt Jean Paul gerade über dies weibliche Alter: „Junge Mädchen sind wie junge Truthühner, die schlecht gebeihen, wenn man sie oft anrührt, und die Mütter halten diese weichen, aus Blumenstaub zusammengekauften Geschöpfe wie Backellgemälde so lange unter Fensterglas, bis sie fritt sind.“ Der Tod für die weibliche Natürlichkeit in die sentimentale überzuckerte Ziererei, ihr darf man deshalb nie das Wort reden. Die Schreibweise der Verfasserin ist gut. Sie soll einfach und halb kindlich sein, trifft indeß in der Beziehung nicht immer den richtigen Ton.

Bei der Novelle „Eva“ von H. Nordheim (Nr. 5) wußten wir anfangs nicht, ob der Name einem Manne oder einer Frau angehöre. Bald indeß wußten wir, daß eine Frau hand diese Erzählung geschrieben habe, da sie fast alle Eigenheiten der Schriftstellerinnen trägt. Sie liest sich ganz gut, ist indeß zu breit ausgeschponnen und hat manches psychologisch Unwahre. Die Hauptheldin Eva soll eine feste Natur sein, ist aber doch mehr oder weniger angekränkt. Natürlich bildet die Hauptsache eine Liebesgeschichte, die sich ganz zur Zufriedenheit schließlich löst. Besondern Werth hat diese Erzählung nicht. Nicht gut, nicht schlecht, sie nimmt ihren Platz ein auf der mächtig breiten Straße des Mittelmaßigen.

Die Schrift „Magdalenens Briefe“ von Clara Cron (Nr. 6) hat auch viel Mittelmaßigkeit, viel Sentimentales, viel Beschrobnes, viel Breites. Diese ewigen Verzögerungen der jungen Mädchen widern einen zuletzt an, zumal wenn man erst einige ähnliche Bücher gelesen hat. Gibt es denn für die Frauen, wenn sie einmal durchaus nothwendig schreiben müssen, um den Büchermarkt nicht veröden zu lassen, kein anderes Feld, als daß sie sich immer und immer auf den Herzen der jungen Mädchen umhertummeln? Und der unglückselige Kritiker, der einen solchen Band von Briefen, die alle lang, alle überflüssig sind,

lesen muß! Eine geistige Tortur. Nach dies Buch ist nicht besser und nicht schlechter als die vorigen. Wir können nicht auf Einzelheiten eingehen, wir wüßten nicht wo anfangen und wo aufhören. Man begreift nur nicht, wie sich zu solchen Sachen immer noch Verleger finden können.

Die „Studien“ von Ida Klein (Nr. 7) enthalten sieben Studien oder Skizzen oder Erzählungen: „Ein Nachtkäuf“, „Ideal und Leben“, „Weihnachtsabend“, „Ein Sommer aus einem Menschenleben“, „Studie“, „Ein einsamer Abend“, „Ein Wiedersehen“. Manches ganz Leiblihe darunter, aber nichts besonders Hervorstechendes. Deshalb die Verfasserin sie Studien nennt, begreifen wir nur insofern, als sich nicht verkennen läßt, daß sie oft noch nur zu sehr den Charakter des Anfänglichen und Unfertigen tragen. Vielleicht sind es für die Verfasserin wirkliche Studien, dann gehören sie nicht an die Öffentlichkeit. Die Vorbilder, die sich die Verfasserin genommen hat, sind indes nicht die besten gewesen.

Wir schlagen das Buch auf und beginnen Seite 1 zu lesen: „Ein Blitzenstrahl zuckte feuerroth über die nachtschwärze Erde, sie stand rüblich wie im Feuermeer. Ein alter Eichenstamm, an dem Jahrhunderte vorbeigerauscht, ward gespalten, die Aeste stiegen frachend auseinander und wie Edwengebrüll rollte der Donner grollend nach, als verbiete er sich diese Freiheit gegen die alte bewährte Ordnenkraft. Der Sturm, der draußende, zog wie ein Jammerton aus unseligster Menschenbrust heulend dazwischen und prasselte nieder auf Dach und Straße, daß die Erde ganz erschüttert schien. Er raste durch die Stadt, tobend, wüthend, in gleichsam unermesslichem Jorne über die Lausigkeit und Schwäche, die seit langer Zeit unter die entnervten Menschenhänder eingeschlichen war: er brauste hin und her wie eine vernichtende Gewalt, die da sehen will, ob sie im Stande ist, Laßt und Schwach aus ihrer Apathie zu wecken; und eine Staubwolke nach der andern stieg aus der aufgewühlten Erde auf und hüllte die große prächtige Stadt in unburchbringliche Nebel, damit man die freisende Sünde, die schlafende Kraft und Tugend nicht sehe.“

Schon nach dieser schwülstigen, wenn auch ein gewisses Talent verrathenden Probe wird man Geist und Ton dieser Studien beurtheilen können. Die Dacten gehörig vollgenommen, die Farben faustbild aufgetragen, dazwischen einen moralischen Ton angekimmt und die Sache macht sich. Nun, was will die Verfasserin mehr, auch sie hat einen Verleger gefunden. Könnten wir ihr das Vergnügen, hätte sie uns nur nicht so sehr gepeinigt.

Wir kommen zu Nr. 8: „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume.“ Eine kühne Idee, Skizzen, die ohne allen Werth sind, die Personen schildern, die ebenso wenig Werth haben, „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen“ zu nennen. Unbekannt sind diese Zeitgenossen, ebenso sehr wie irgenbein Nachtwächter in irgenbeinem Städtchen. Als Zeitgenossen müssen wir sogar Bedenken tragen, sie anzuerkennen. Bekannt hat sie die Verfasserin durch diese Lebensbilder nicht gemacht, und das ist auch nicht nöthig, sie haben durchaus keinen Anspruch darauf. Wir haben beim Lesen verschiedene male laut anfluchen müssen über die Raivetät, dies „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen“ zu nennen. Die Verfasserin ist oft sehr kindlich. Interesse haben diese Lebensbilder, nicht an der Zahl, nicht das geringste, zum Lesen empfehlen können wir sie auch niemand, aber wir möchten an die Verfasserin, die auch in der Form nicht das geringste Schöne hat, die Frage richten, wie sie es über das Herz hat bringen können, ein solches Buch drucken zu lassen und jeden zu täuschen, der es, durch den Titel angelockt, arglos in die Hand nimmt.

72.

Shakespeare und Gervinus.

Von Gervinus' berühmtem Werke über Shakespeare erschien eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Shakespeare commentaries. By Dr. G. G. Gervinus. Translated under the author's superintendence, by F. E. Bunnell“, in zwei Bänden bei Smith, Elder u. Comp. in London. Ueber diese Uebersetzung hatten wir bisher Gelegenheit Berichte im „Athenaeum“ und im „Reader“ zu lesen. Wir müssen gestehen, daß wir von der englischen Kritik Eingehenderes erwartet hätten, als unwichtigens diese beiden Literaturblätter, besonders das „Athenaeum“ bieten. Gervinus gegenüber reicht man mit einigen allgemeinen Complimenten und einigen sporadischen Gegenbemerkungen meist über Nebenpunkte nicht aus. Der Berichterstatter im „Athenaeum“ verbreitet sich am weitläufigsten über die Shakespeare-Kritik in England und Deutschland und kommt dann zu dem Schluß, daß, wenn auch die literarisch Gebildeten in Deutschland ein lebhafteres Interesse an Shakespeare nähmen, die Liebe zu dem britischen Dichter doch bei dem englischen Volke ungeschwächt fortbestehe, was jedoch nur der National-Engländer genauer wissen könne. Man nähme dies in dem von Phelps geleiteten Sadler's Wells-Theater an dem Beispiel, den die Galerie den Shakespeare'schen Stücken spende, deutlich wahr, und auch die kleinsten Provinzialtheater seien gefüllt, wenn „Hamlet“ oder „Othello“ gegeben würden. Zeige sich das Publikum im West-End von Shakespeare nicht mehr hingerissen, wenn nicht besondere neue Ausstattungsgereize hinzukämen, so liege dies daran, daß der Geschmack für das höhere poetische Drama überhaupt abgenommen und sich Werken von mehr freivolter oder realistischer Art zugewandt habe. Gibt es denn aber einen deutlichen Beweis dafür, daß den fashionablen Klassen Englands die Sympathie und das tiefere Verständniß Shakespeare's abhanden gekommen seien, als dieses Zugeständniß? Gervinus, der ebenso geneigt scheint, die deutsche Schauspielkunst gegen die englische herabzusetzen, als er unsere großen Dichter gegen Shakespeare zurücksetzt, zieht die Weise, wie Shakespeare auf dem englischen Theater dargestellt wird, der auf deutschen Bühnen gebräuchlicher vor. Wir für unsere Person können unser Urtheil hierüber nur nach den Aufführungen bemessen, welche wir von der Schauspieltruppe des Mr. Phelps auf ihrem kurzen Wanderzuge durch Norddeutschland sahen. Wir fanden allerdings vieles in der Inszenirung nachahmenswerth und das Zusammenspiel rascher und beweglicher, theils weil die Schauspieler bis zum geringsten herab mehr im Besitz ihrer Rollen waren, theils weil einzelne Rollen, auf die in Deutschland ein besonderes Gewicht gelegt zu werden pflegt (z. B. der Narr im „Fear“) leichter genommen wurden als bei uns. Sonst aber haben deutsche Theater, von nur einigem Rang neben der Phelps'schen Gesellschaft, ob schon diese um so zu sagen fast ausschließlich auf Shakespeare dressirt ist, während die deutschen Gesellschaften alles durcheinander spielen müssen, sich durchaus nicht zu schämen. Die Hauptdarsteller bei der Phelps'schen Truppe traten, mit Ausnahme eines oder zweier Mitglieder, gegen die unserigen offenbar zurück. Namentlich sagt der vielleicht in England traditionelle, gehobene pastormäßige, salbungsvolle und oft zu weinerliche Ton, in welchem der ehrenwerthe Phelps den Fear, Hamlet u. s. w. spielt, uns Deutschen sehr wenig zu. Auch der Berichterstatter im „Athenaeum“ ist so ehrlich, zu gestehen, daß demjenigen, welcher die Mängel der jetzigen englischen Schauspielergesellschaften kenne, die Gervinus'sche Schilderung zu idealistisch erscheinen werde, und weiter bemerkt er: „Weil sich in der Mitte unserer Bühnen kein Couffleurkasten befindet, so folgte der Professor daraus sofort, daß überhaupt nicht ein Couffleur vorhanden sei. Ach, Professor Gervinus, wir haben einen Couffleur, und obgleich er sich bescheidenlich hinter einer Seite des Prosceniums verbirgt, so ist sein Amt doch keineswegs eine Sinecure, wie dies der Autor eines neuen Stückes auf seine Kosten häufig genug in Erfahrung bringt.“ Gegen eine Bemerkung des Berichterstatters möchten wir eine Einwendung

machen. Er stellt das Zeitalter Shakspeare's demjenigen gegenüber, in welchem die „fathers of modern German poetry“ lebten und dichteten, und er nennt letzteres dabei ein Zeitalter des Puders und der Perrücken, der „narrow ideas“ und „cold impulses“. Nun, das Zeitalter Windelmann's, Kant's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, Herder's u. s. w. (um nur bei den Deutschen stehen zu bleiben), das Zeitalter, aus welchem die neuen Staats- und Gesellschaftsideen und so viele Umwälzungen auf allen Gebieten hervorgingen, welches Volksbildung, Humanität und Toleranz auf sein Banner schrieb und so viele energiegeliche, harte und grausame Einrichtungen des spätern verdorbenen Mittelalters beseitigte oder deren Beseitigung vorbereitete, ein solches Zeitalter kann man wol nicht ein „age of narrow ideas and cold impulses“ nennen. Der Berichterstatter versichert zum Schluß, daß die Bunnett'sche Uebersetzung, die in seiner englischen Haus- und Privatbibliothek fehlen sollte, vieles enthalte, was in der deutschen Ausgabe von 1849 nicht zu finden sei, und daß möglicherweise diese Zuthaten ausdrücklich mit Rücksicht auf das englische Publikum hinzugefügt sein möchten. Selbstverständlich jedoch sind diese Vermehrungen in der gleichzeitig erschienenen dritten Auflage des deutschen Originals enthalten.

Der Berichterstatter im „Reader“ geht weniger als der im „Athenaeum“ auf bloße Nebenpunkte und mehr auf gewisse Hauptpunkte ein. Wenn Gervinus behauptet, daß in Shakspeare's Stücken die genaueste Einheit zwischen der Intention und Ausführung bestehe, daß, was unregelmäßig erscheine, vollkommen symmetrisch sei, daß scheinbare Episoden von dem Ganzen unab lösbare Theile seien und daß alle anscheinend unverbundenen Situationen durch dasselbe positive Band innerer Nothwendigkeit zusammengehalten würden, so bemerkt dagegen der Berichterstatter im „Reader“: „Diese keineswegs neue Theorie ist im großen und ganzen genommen richtig. Ohne Zweifel hat Shakspeare seine Stücke nach einem Plane gearbeitet; aber es ist sehr leicht möglich, daß man in dieser Wahrnehmung zu weit gehen kann, daß man, indem man seine Stücke analysirt, um zu beweisen, daß Shakspeare vollkommen methodisch gearbeitet habe, dem Fehler des zu viel Beweiseus ausgesetzt ist. Die Frage ist: was war sein Plan? Einige wenige leitende Principien in Bezug auf den Aufbau mögen aus seinen Stücken leichtlich abgeleitet werden; aber die Behauptung, daß eine leitende Idee jedes Stück durchdringt, jeden Theil, jeden Charakter, jede Episode zu einem einzigen Organismus verbindet“ — eine Entdeckung, welche nach Bunnett's Aussage Gervinus gemacht habe — eine solche Behauptungengt seine Kunst zu sehr ein und stellt sie zu niedrig.“ Weiter heißt es in Bezug auf die von Gervinus festgestellte zweite Periode des Dichters: „Shakspeare's reißend schneller Erfolg, sein Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft, seine ehrenvollen Verbindungen und Freundschaften und seine auch in materieller Hinsicht günstigen Lebensverhältnisse, alles dieses versetzte ihn in jene glückliche Stimmung, unter deren Einfluß er eine Reihe von Stücken schrieb, welche Gervinus die erotischen nennt. Es sind dies „Die beiden Felleute von Verona“, „Derforne Liebesmüß“, „Ende gut, alles gut“, „Der Sommernachtstraum“ und „Romeo und Julia“. Gervinus nimmt nun an, Shakspeare habe in diesen Stücken bezweckt, daß Liebe das Centralprincip sein solle, um welches sich alles und jedes drehen müsse; aber man darf in Zweifel ziehen, ob er jemals an ein solches Centralprincip dachte, und ob, was ausschließlich seine Gedanken beherrschte und leitete, nicht die Erzählung und die beste Art und Weise gewesen, wie er sie zu behandeln und ihren humanen Inhalt zur Geltung zu bringen habe.“

Die Behauptung von Gervinus, daß Shakspeare in seiner dritten und letzten Periode nur noch Tragödien oder doch kein Stück geschrieben habe, welches in Wahrheit als eine Komödie gelten könne, nennt der Berichterstatter „very curious“, da sich darunter ja der „Sturm“ befinde, welcher so jugendfrisch sei, daß ältere Commentatoren darin eins seiner frühesten Jugendproducte hätten erblicken wollen, während es doch eins seiner

letzten gewesen. Vergleichen komme aber von der zu weit getriebenen Sucht, zu theoretisiren und zu schematisiren. Uebershaupt will der Berichterstatter die Einteilung der Shakspeare'schen Stücke in Tragödien und Lustspiele nicht gelten lassen; Shakspeare habe gemischte Dramen geschrieben; es sei in ihnen allen Sonnenschein und Dunkel, in dem einen mehr Sonnenschein, in dem andern mehr Dunkel, aber in allen die abwechselnden Phasen des menschlichen Lebens, wie wir ihnen täglich begegneten. Gewisse biographische Angaben, welche Gervinus beibringt, hält der Berichterstatter für unerwiesen und die Folgerungen, welche Gervinus daraus zieht, für unhaltbar. Für Gervinus' Behauptung, daß Shakspeare ein wildes und ausschweifendes Jugendleben geführt habe, gäbe es keinen Beweis; die vergleichsweise Reinheit seiner Schöpfungen und die von ihm während seines Lebens bewiesene Klugheit schienen dagegen zu sprechen.

Die eigentliche Sache ist die, daß man über Shakspeare's Entwicklungsgang und Leben so gut wie gar nichts weiß, und daß die wenigen etwa beglaubigten Daten in Betreff seines spätern Lebens und Wirkens als Schauspielunternehmer und Bühnenpächter nur dazu dienen, seine ganze Erscheinung nur noch räthselhafter zu machen. Es ist hier der Raum zu allen möglichen Hypothesen gegeben, sogar allerdings auch zu der wirklich in neuester Zeit aufgestellten, daß Shakspeare seine Stücke in Compagnie mit einem hochstehenden Mann, der als Theatersdichter nicht genannt sein wollte, gearbeitet oder sie nur für die Bühne überarbeitet und eingerichtet habe. Das ist freilich eine gewagte und wahrscheinlicherweise auch grundlose Hypothese; aber da Shakspeare, so unverbältnismäßig näher er uns auch der Zeit nach steht, fast ebenso mythisch ist als Homer, den wir bewundernd nennen, während die Homerischen Selbstgebiichte vielleicht gar nicht von einem Mythe Namens herrühren, oder wenigstens bei weitem nicht in der Gestalt und Ausführung, in der wir sie jetzt besitzen, so wird man sich eben jede Hypothese gefallen lassen müssen. Wenn wir auf Anlaß einer im vorigen Jahre erschienenen „History of William Shakspeare, with new facts and traditions“ von S. W. Fulton — die aber dem „Athenaeum“ zufolge nichts Neues enthält als die Angabe einer neulich in einem Archive entdeckten Handschrift der „Merry wives of Windsor“ — in einem deutschen Blatte den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen fanden, daß einmal ein Deutscher den britischen Dichter durch ein „wahres warmes Lebensbild“ und so menschlich nahe rücken möge und werde, wie dies der Engländer Lewes in Bezug auf Goethe gethan, so müssen wir dagegen leider bemerken, daß es eine reine Unmöglichkeit ist, auf Grund des bisher vorhandenen biographischen Materials über Shakspeare ein „wahres“ Lebensbild des Dichters zu geben, das von derselben oder auch nur annähernden Ausführlichkeit wäre wie die Biographie Goethe's von Lewes. Es bleibt uns daher nichts weiter übrig als fortzufahren, die Shakspeare'schen Schöpfungen zu genießen und zu bewundern, und dies zu thun sind wir vielleicht gerade deshalb um so mehr im Stande, je mehr Shakspeare's Persönlichkeit ein Mystertum für uns ist.

Von den Huldigungen, welche Gervinus dem Shakspeare'schen Genius darbringt, fühlt sich auch der Berichterstatter im „Reader“ offenbar sehr geschmeichelt; schade nur, daß diese Huldigungen dazu dienen, unsere eigenen großen Dichter in den Augen des Auslandes zu sehr herabzusetzen. Der Berichterstatter bemerkt: „Es gibt kein so merkwürdiges Moment in der Literaturgeschichte als die Aufnahme, welche Shakspeare in Deutschland zu Theil geworden ist. Man liest, man übersetzt, man spielt ihn bei den Deutschen nicht bloß; er ist unter ihnen naturalisirt. Mehr als das: er hat auch ihre eigenen großen dramatischen Dichter in Schatten gestellt und den Glauben an sie erschüttert. . . . Man hat in Deutschland den Schriften Shakspeare's mehr Beachtung, mehr Interesse, mehr tiefes Studium gewidmet als denen Klopstock's, Goethe's und Schiller's zusammen“ u. s. w. Der Berichterstatter, von Gervinus dazu verführt, scheint keine Kenntniß davon zu haben, daß in Deutschland auch die Literatur über

Schiller und namentlich die über Goethe einen fast unüberschreiblichen Umfang erreicht hat, und daß sich in Betreff Shakespeares seit einiger Zeit in weiten Kreisen bei uns eine nicht unbeträchtliche Reaction zu Gunsten unserer eigenen Dichter wahrnehmbar macht, wünschenswerth die Zahl derjenigen, die in ihm den größten dramatischen Dichter aller Zeiten und Nationen erblicken, allerdings immer noch eine sehr ansehnliche ist. Der Berichterstatter will nicht einmal zugeben, daß es irgendein „special Teutonic element“ sei, welches dem Dichtungen Shakespeares in Deutschland einen so großen Erfolg bereitet habe. Im Gegentheil, Shakespeare verdanke diesen Erfolg gerade solchen Eigenschaften, welche dem transcendentalen, romantisch-schattenshaften und ausdrucksvollen-phantastischen Wesen der deutschen Literatur gegenüber einen so auffallenden Contrast bilden: „Shakespeares Männer und Weiber leben; sie sind keine Abstraktionen; sie haben keine Schatten und Fabelwesen: sie sind von Fleisch und Blut“ u. s. w. Im übrigen bemerkt der Berichterstatter, daß Gervinus' Werk schwer und massig sei und thätiglich Neues wenig enthalte; es erhebe sich die Schuld, das Werk vom Anfang bis zu Ende zu lesen; aber Gervinus sei ein „admirable guide to the genius of the poet“, er überzeuge als Erklärer der Shakespeare'schen Stücke alle früheren Kritiker, und verbeizt über die Fortführung der Handlung und die Charaktere oft neues Licht.

Inzwischen ist H. Bodenkopf in den Wiener „Recessionen“ gegen gewisse Unstimmigkeiten des Gervinus'schen Werks aufgetreten. Nachdem er dessen Vorgänge gebührend anerkennt, fährt er fort: „Gervinus erreicht vollkommen seinen Zweck, und die höchste Ehre des großen Dichters zu schildern; aber, indem er immer nur dies eine Ziel im Auge hat, übersieht er so manches andere, was zur Beurtheilung poetischer Werke wesentlich noth thut, und um den Gog durchzuführen: daß wir an Shakespeare's Unschärfe in ästhetischen Dingen mehr als an seine ästhetische Präzision glauben dürfen“, schreibt er dem Dichter oft fromme Lamentationen unter, woran dieser sicher nicht gedacht hat. Ja, er wird von seinem einseitigen moralischen Standpunkt aus zuweilen ungerathen gegen die herrlichen Gebilde des Meisters selbst, indem er poetische Charaktere ersten Ranges, wie z. B. den unergreiflichen Falstaff, mit der kleinbürgerlichen Eile mißt und über „Romeo und Julia“ urtheilt, als ob der Poet mit dieser wunderbaren Schöpfung nichts anderes bezweckt habe, als uns zu zeigen, weßhalb das „Uebermaß der Liebe“ führe.“

Als leitenden Gedanken der Tragödie bezeichnet nämlich Gervinus dies, „daß das Uebermaß jedes an sich noch so reinen Genusses seine Güte in Bitterkeit verwandelt; daß die Eingebung an ein einziges noch so edles Gefühl dessen Uebermacht bedingt; daß diese Uebermacht Mann und Weib aus ihrer natürlichen Sphäre rückt; daß die Liebe nur eine Gefährdung des Erbens sei, nicht aber Beruf und Leben völlig ausfüllen soll; daß sie in der vollen Gewalt ihres ersten Anlaufs ein glücklicher Rausch ist, der seiner Natur nach nicht in gleicher Stärke anhalten kann“.

Das ist freilich wunderbar genug, aber etwas wunderlich haben wir auch Bodenkopf's Uebersatz: „fragt man bei einem solchen Himmelssturz auf Erden nach seiner Dauer oder der Möglichkeit seines Bestehens? Seine Wonnen überwiegen alles, selbst die Furcht vor dem Untergange! Was ist Zeit noch gewöhnlichem Maß für den durch solche Liebe Beglückten? Eine Minute seiner Seligkeit wiegt Jahrhunderte gewöhnlichen Menschenlebens auf. Und gibt es denn einen schmerzlichen Tod als den Romeo's und Juliens? Wen sein Flug zum Himmel erheben soll, der muß diese Welt von Staub verlassen“ u. s. w.

Wir sind mit Bodenkopf darin einverstanden, daß es Shakespeare nicht in den Sinn kommen konnte, und zu zeigen, weßhalb das „Uebermaß der Liebe“ führe; niemand hat das natürliche Bedürfnis und natürliche Recht liebender Herzen für und aneinander so entschieden anerkannt als Shakespeare, niemand diese unerschöpfliche Thema in so zahlreichen und eindringlichen, fast schmelzenden, bald feurigen Melodien variiert und verarbeitet als eben Shakespeare, und nicht mit Unrecht fragt Bo-

denkopf, ob sich darin der Fortschritt zeige, „den wir seit Lessing gemacht haben sollen, daß heutzutage unser berühmtester Literaturhistoriker in so nüchternen, hausbauener Weise und noch dazu mit Verleugnung der ersten Kunstprinzipien über die erhabensten Gebilde eines Shakespeares urtheilen kann und gläubige Ohren dafür findet“?

Indes wird uns Bodenkopf zugeben, daß in einer Tragödie eine Schuld vorhanden sein müsse, wenn sie überhaupt eine Tragödie sein und bleiben solle. Es fragt sich nun, worin liegt die Schuld in der Tragödie „Romeo und Julia“? Wir meinen nicht wie Gervinus in dem „Uebermaß eines noch so reinen Genusses“, sondern in dem überhärteten, hinter dem Rücken und wider den Willen der beiderseitigen Väter abgeschlossenen Ehebande, wie dies auch von Shakespeare mehrfach im Stück selbst angedeutet ist. Je klüger es die Liebenden mit Hilfe ihres mündlichen Rathgebers anfangen glauben, ihr Glück zu begründen und den möglichen Folgen ihres geheimen Bündnisses vorzujubeln, um so mehr verkräften sie sich in die Schlingen ihrer Intrigue und bereiten sich die tragische Katastrophe. Andererseits müssen aber auch die beiderseitigen Familienväter an den Zeichen ihrer Kinder erkennen, wie thöricht ihr Starrsinn war und wie schwer sie ihre zu lange hinausgeschobene Veröhnung erkaufen haben. Dem selbstlichen Eigennutzen, in welcher Form und in welcher Form er auch auftritt, die alten ästhetischen Ordnungen verletzen und den Frieden der menschlichen Gesellschaft gefährden möge, zur Rechenschaft und zur Strafe zu ziehen, zugleich aber auch auf den Untergang der schuldigen Individuen oder ganzen Geschlechter eine neue Heilsordnung zu begründen, scheint die bei Shakespeare vorwaltende Tendenz zu sein.

Auf die in Nr. 14 der „Recessionen“ enthaltene Bodenkopf'sche Beleuchtung der Analyse, welche Gervinus von dem Charakter des Falstaff gegeben hat, wollen wir hier, weil dies zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, nicht ausführlich eingehen. Jedenfalls ist die moralische Güte, womit Gervinus diesen unmoralischen Charakter mißt, um ein paar Zoll oder Fuß zu lang und die ästhetische zu kurz. Falstaff ist zwar ein vornehmer und veräbterter Gefell, aber sein origineller Witz, seine unermüdete Erkundungskraft im Lügen und Ausschneiden, seine Geschicklichkeit und große Werkesgegenwart, womit er sich immer wieder herauszulügen weiß, die seltene Selbstverleugnung, womit er sich selbst zur Zielscheibe seines Humors macht, endlich Spuren einer besseren Natur und selbst einer gewissen Gemüthslichkeit, die sich namentlich in seiner fast rührenden Anhänglichkeit an den Prinzen verräth: das alles sollte diesen hochberühmten Sie John Falstaff vor den Angriffen einer allzu puritanischen Kritik schützen. Auch war dieser lustige Parton ursprünglich ein toller Liebling des Dichters. Aber Shakespeare'scher Humor, aber überhaupt Humor, und deutsche Kathederkritik sind meist getrennte Dinge.

Wir gedenken hierbei schließlich einer kleinen Schrift:

Dramatische Studien von Karl Müll. Zweites und drittes Heft. Potsdam, Meißel 1863. 8. 22 1/2 Rgr

deren erstes Heft wir in Nr. 89 d. Bl. f. 1859 besprochen haben. Auch Karl Müll tritt gegen Gervinus auf; er bemerkt: „Es thut mir wirklich leid, das muß ich im voraus bemerken, daß ich bei allen meinen derartigen Untersuchungen immer mit einem so berühmten Manne, wie Gervinus ist, zusammengetroffen. Ich fühle wol, wie riesig es ist, seine Schriftstellerlaufbahn mit der Polemik gegen eine so allgemein verehrte Autorität zu beginnen; allein es geht mir nun einmal eigen mit diesem Geschriebten, gerade umgekehrt wie jenem Beamten, der das seltene Glück hatte, überall mit den Ansichten seines Vorgesetzten übereinzustimmen. Ich habe das seltene Unglück, mit jenem berühmten Manne, wo ich ihn antreffe, gewöhnlich nicht übereinzukommen. Und man trifft ihn so häufig an! Gernlos lasse ich meine Gedanken unter den klassischen Werken unserer Literatur umherwandern, etwa wie man in einer Bildergalerie, mit der

Betrachtung ihrer Kunstwerke beschäftigt, herumspaziert; allein allenthalben, wo ich auch hinkomme, treffe ich auch schon Gervinus oder einen Haufen seiner Nachtreter dort, höre, wie sie aller Welt ihr Urtheil über die betreffenden Sachen entgegenrufen und kann nicht umhin, doch oft sehr anderer Meinung darüber zu sein."

Bilz ist des Glaubens, daß weder Tied noch Gervinus ein Recht hätten, wie jener that und dieser that, auf Schröder, Schiller und Goethe hochmüthig herabzublicken, weil diese mit Entschiedenheit die Zumuthung zurückgewiesen, Shakspeare'sche Stücke ganz und unverändert auf die Bühne zu bringen; jene Männer hätten ebenso viel von Shakspeare verstanden wie Tied und Gervinus, nur hätten sie zugleich auch ein inniges Verständnis der deutschen Volkennatur besessen, was diesen abzugehen scheint. Bilz huldigt dem Realismus im Drama, er ist nicht für den Jambus, sondern für die Prosa oder höchstens für die „urdeutsche Form der kurzen Reimzeilen, in denen schon Hans Sachs gedichtet und die auch Goethe wieder für seinen „Faust“ gewählt“, und als die Gattung, welche die Gegenwart vorzugweise auszubilden habe, bezeichnet er die Komödie. Während er auch an Shakspeare's „besten Gestalten bei aller Schärfe, Kraft und Höheit der Charakteristik durchschnittlich jene Fälle und Zartheit geistiger Bildung“ vermisst, die der Verfasser als „echt deutsch“ bezeichnet und welche „uns aus den besten dramatischen Gestalten unserer Classiker entgegenstrahlt“, wirft er doch wieder Schiller, wie Lessing in seinem „Rathen“ vor, „daß seine Personen nicht eigentliche Naturwesen, nicht typische Charaktere sind, wie sie der dramatische Dichter vorführen sollte“, und erblickt er wieder in Shakspeare den „eingefleischtesten Realisten“, der die „Hauptsache in einem Drama“, nämlich typische und naturwahre Charaktere geschaffen habe. Statt nun von seinem realistischen Standpunkt gerade zu einem tiefern Studium Shakspeare's zu mahnen, warnt er sogar die dramatischen Dichter vor einer „eingehenden Beschäftigung mit Shakspeare“. Nun, wir für unsern Theil möchten unsern dramatischen Dichtern sehr ernstlich rathe, sich mit Shakspeare, der freilich kein „eingefleischter“, sondern ein sehr durchgeistigter Realist war, immer wieder und recht eingehend zu beschäftigen, sich freilich auch vor einer zu wortgetreuen Nachahmung seiner Art und Weise zu hüten; denn eine solche Nachahmung bringt immer große Gefahren mit sich und zeigt sich meist unfruchtbar.

Da wir auf die vorliegende Schrift von Bilz nicht wieder zurückkommen möchten, so wollen wir hier noch folgende beachtenswerthe Stelle daraus mittheilen: „Die Uebersetzung von der Wichtigkeit und dem Werthe der Poesie für sich allein, jenes Bewußtsein, welches in besseren Zeiten, denen unsere classischen Werke ihre Entstehung verdanken, jedermann theilte, daß, wenn es dem Dichter gelungen, auch selbst nur in einem kleinen Gedichte irgendeine allgemeine Empfindung seiner Zeit zu fixiren, dies ein mindestens ebenso wichtiges Ereigniß sei, als wenn es den Landständen geglückt, ein dringendes Bedürfniß der Zeit in einem Gesetze zu formuliren, ist uns völlig abhanden gekommen, ja einen derartigen Gedanken in dieser politischen Zeit laut werden zu lassen, ließe einen Gefahr laufen, verlacht zu werden. Ohne es gerade ausdrücklich auszusprechen, duldet man die arme Poesie jetzt doch nur noch etwa als Mittel zu äußern Zwecken, bei jenen Gelegenheiten also, wo selbst der ernsthafteste Beamte ein Gedichtchen für am Plage hält, oder — und das heißt daselbe schmachliche Verhältniß nur durch den höhern Factor, zu dem es stattfindet, beschönigen wollen, im Dienste der Politik oder einer besonders confessionellen Religionspartei.“ Kann aber diese Gleichgültigkeit gegen die Poesie wunder nehmen, wenn Lyriker selbst, sobald sie einmal die kritische Feder ergreifen, über die Leistungen ihrer Dichtergenossen sammt und sonders, oder höchstens mit Ausnahme und zu Gunsten eines besonders Befreundeten in Ausbrüchen abspreschen, als hätten wir nur eine sogenannte „Quartanerlyrik“, obschon auf diesem Gebiete nach unserer Ansicht neben vielem absolut Gehaltlosen und Schlechten noch immer das vergleichsweise Erfreulichste und Ursprünglichste

geleistet wird? Schadet man durch solche in Dausch und Bogen verdamrende Urtheile nicht auch sich selbst und bringt man dadurch nicht in den Augen des Publikums die Poesie überhaupt so herunter, wie das ähnliche Verfahren der frühern Theologen das Ansehen der Religion untergraben hat?

Wir möchten hierbei an den gleichfalls den deutschen Dichterstand compromittirenden Conflict zwischen den Dichtern G. Geibel und F. Bodenstedt, dessen Anlaß wir als bereits genügend bekannt voraussetzen, um so mehr erinnern, da Bodenstedt in der deutschen Shakspeare-Literatur eine Rolle spielt und in dieser Beziehung schon oben genannt ist. Gewiß werden es unsere Leser mit uns bemerzenswerth finden, daß dieser Conflict sogar im „Athenaeum“ lebhaft in Correspondenzen und Replikten besprochen worden ist, contra Geibel namentlich von dem in München wohnhaften Engländer Edward Wilberforce, welcher neuerdings behauptet, Geibel habe sein Mißwollen, seinen persönlichen Groll gegen Bodenstedt durch Mittel an den Tag gelegt, die durch irgendwelche Regeln offener Kriegerführung nicht erklärt werden könnten und über alle Schranken des Anstandes und der literarischen Ehrenhaftigkeit hinausgingen; er habe seine Stellung als einziger Vertreter der „belles lettres“ im Kapitel des Maximilianordens und seinen Einfluß auf den König mißbraucht, er habe gegen Hunderte von Menschen geäußert, daß er Bodenstedt nie gelesen, und daß Bodenstedt kein Dichter sei, kurz er habe sich einer „baseness of conduct“ schuldig gemacht. So machen sie es: sie haben einen Dichter nie gelesen, wenigstens verflüchten sie es, und doch wollen sie wissen, daß der betreffende Dichter kein Dichter sei! Man entschuldige diese durch Bilz' Bemerkung veranlaßte Abschweifung von Shakspeare auf diese kleinliche echt deutsche Geschichte, d. h. vom Erhabenen aufs Lächerliche.

Zur Gralsage.

Die Sage vom heiligen Gral. Erzählt und erläutert von Ludwig Lang. München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes. 1862. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser ist Dilettant und prononcirt Katholik, Eigenschaften, die seinem Buche weber bei den Fachmännern noch bei der Majorität unser lesenden Publikums zur Empfehlung gereichen werden. Nichtsdestoweniger wird jeder, der unbefangenen das hier Gebotene auf sich wirken läßt, auch wenn er, wie Referent selbst zu sein glaubt, Sachmann und prononcirt Protestant ist, einen durchaus angenehmen, ja liebenswürdigen Eindruck erhalten und auch nicht ohne mannichfache Anregung und Belehrung bleiben.

Der Verfasser verzichtet von vornherein auf alle Prätenensionen der eigentlichen Schule. Was er ist und will, mag er selbst sagen: „Wenn dem Verfasser schon von der Zeit an, als er mit der mittelalterlichen Literatur genauer bekannt geworden, die aus der Gralsage hervorgegangenen Dichtungen als herrliche Blüten nicht nur der deutschen Poesie, sondern auch des tief religiösen Sinnes des Mittelalters erschienen, sodas es ihm längst zu einem Lieblingsplane geworden war, der Gralsage einlässlichere Studien zu widmen, so entzündete sich seine Vorliebe für dieselbe noch mehr an den Vorarbeiten für seinen „Wolfram von Eschenbach“ (ein Roman, der Referent unbekannt geblieben ist) und kam endlich der Entschluß in ihm zur Reife, die Gralsage eigens zu behandeln. Zwar verhehlte er sich die Schwierigkeiten nicht, welche der Ausführung dieses Plans sich entgegenstellten und welche wol auch bisher Männer wie Simrod, San-Marte, Bachmann, Pfeiffer, G. Holland u. a. abgehalten haben, die Gralsage als ein Ganzes zu bearbeiten und ihre Entwicklungsgeschichte darzustellen; aber er suchte sich, um seinem innern Drange zu genügen, einen andern Weg. Wenn weder seine Kenntnisse ihn befähigten, noch die äußern Verhältnisse ihm gestatteten, über den Inhalt und die Entwicklung der Gralsage gründliche und umfassende wissenschaftliche Forschungen

anzustellen, so schien es ihm doch möglich, das Wichtigste aus ihm und verwandter Sagen Inhalt zusammenzufassen, in den Geist derselben wenigstens annähernd einzubringen und das daraus Gewonnene für sich selbst wie für einen größern Leserkreis zur geistigen Anregung, Belehrung und Erbauung zu benutzen. Von diesem Gesichtspunkte aus ging der Verfasser an die Arbeit. Er war dabei bemüht, die einzelnen Theile der Sage in einer gewissen geschichtlichen Ordnung aneinander zu reihen, dann ihren religiösen und ästhetischen Sinn, endlich ihren Zusammenhang mit geschichtlichen Ereignissen und Zuständen oder mit andern Sagen darzustellen und damit zugleich eine Skizze der geistigen und Kunstentwicklung des 12. und 13. Jahrhunderts zu verbinden; vor allem aber lag ihm daran, die religiöse Seite in der Sage sowohl als in den Erläuterungen dazu hervorzuheben.

So erscheint ihm wie seinen katholischen Vorgängern seit Gertrud der gesammte Inhalt der Sage als eine poetische Umschreibung der christlichen Heilswahrheiten: „Der heilige Gral erscheint in der Sage da, wo sie von Joseph von Arimathäa und von Titmrel redet, die Pracht seines Tempels und seines Schmucks schildert, als die kostbarste aller Reliquien und als der reichste Schatz der Erde. Denn um ihn webte das Geheimniß der Wandlung von Brot und Wein in Jesu Fleisch und Blut seinen lichtstrahlenden Schleier; in ihm sammelte sich, wie der Tauch in einem Becken, die Blut des Blutes, das aus dem Born der heiligsten und größten Liebe, aus des Heilandes Herzen entsprang. Wie mehr wol ist jene Schüssel, in welcher das Auerlamm gelegen, über welcher der Heiland das Brot der Eucharistie gebrochen, oder der Kelch, welcher den Wein zerstreut und dann sein Blut in sich faßte, von irgendeines Menschen Auge gesehen worden; kein Mensch hat den heiligen Gral jemals erblickt, und dennoch hat er die tiefstinnigsten, phantastischsten und farbenreichsten Gedächtnisse hervorgezaubert, und die Dichtungen von ihm verknüpft ein inneres Band mit den größten und bedeutungsvollsten Sagen aller Völker, wie der Herr und König des Grals, Christus, der Mittelpunkt der Geschichte ist, auf den vor und nach ihm die Zeiger der Weltuhr weisen. Wie aber die heilige Eucharistie nicht bloß ein Geheimniß des Glaubens, sondern auch der Grundstein und Born des christlichen Lebens ist, so daß die höchste Tugend nur aus der innigsten Vereinigung mit Gott im allerheiligsten Altarsakrament erwachsen kann: so ist auch der Gral nicht bloß ein Symbol des größten Geheimnisses des Glaubens, sondern auch ein Bild des Heils, das der Mensch nicht durch den Glauben allein, sondern durch die Werke des Glaubens erringt. Darum geht er bald in der Sage von der Auerlammigkeit, die er in der Hant von Joseph von Arimathäa und von Titmrel angert, zur Forderung der Thätigkeit von Seite der Menschen über, gebietet und verbietet, lohnt und straft, will in Demuth erzwungen sein und verbirgt sich vor der Hockart. Da liegt Anfortas krank, weil er gesündigt hat, und das Erlösungswort wurde ja auch in einer Welt der Sünde und des Elends verkündet. Nachdem in der Gralsage das Leiden des Anfortas geschildert ist, greift in sie die Geschichte von Percival ein. Es schildert aber die Geschichte von Percival nicht so fast die Heilsgeschichte der Menschen im allgemeinen, sondern ihrer wesentlich lehrhaften Natur gemäß greift sie vielmehr einen einzelnen Menschen heraus und zeigt an ihm die Wander der göttlichen Gnade und Liebe. Es ist mir unbegreiflich, wie Protestanten aus der Grals- und Percivalsage die Lehre der Reformation von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne die Werke herauslesen können; jene Sage enthält vielmehr und umschreibt lebendig die katholische Lehre. Percival ist allerdings der Lichtgemaße, der Lichtebringer — das ist er durch den Glauben, in dem er getauft und von der Mutter nothdürftig genug und kaum ausreichend von Eruemang unterrichtet ist; aber er ist auch der Lumber, der Lichtebringer, Befangene. Das Leben Percivals im Walde in der Einsamkeit, im Verkehr mit der Natur sinnbildet recht treffend das selbe, selbstbewußte Hinträumen eines Menschen, der nur auf den Glauben sich verläßt und mit diesem allein sich gerechtfertigt hält. Da nimmt Gott den Menschen in Zucht und

Lehre und weilt ihn, wie Percival, auf die Bahn der That und der Buße. Unseres Helden Stolz wurde gebemüthigt durch die Schmach, die im Augenblick der höchsten Ehre ihm angethan wurde; dem Menschen wird die Lehre zu Theil, daß er das Heil nicht in der Tausche als Pathengesehen, das ihm nicht mehr genommen werden kann, eingebunden erhält, sondern daß er es verdienen und erwerben muß durch Handeln und Leiden.“

Referent hat bisher vorzüglich den Autor sich in möglichster Ausführlichkeit aussprechen lassen, ohne ihn durch den Gegensatz des eigenen Standpunktes zu unterbrechen. Wenn auch entschieden katholisch, ist er doch nirgends eigentlich befangen und fanatisch, und noch weniger in seiner Polemik gegen die protestantische Auffassung von der malleiden Bitterkeit erfüllt, die jetzt auf jener Seite so gewöhnlich ist, namentlich wenn sie sich als das Resultat einer gewissen gelehrten Bildung darstellen kann. Deshalb verdient er es auch, mit derselben achtungsvollen Schonung behandelt zu werden, mit der er uns entgegentritt. Zunächst erfordert es die wissenschaftliche Gerechtigkeit, ihm in manchen Punkten bedingte Zugeständnisse zu machen. Die Gralsage, insbesondere die in sie verwobene Percivalsage, hat einen gewissen katholischen Kern. Wie könnte sie auch frei davon sein, da sie das Product einer specifisch-kirchlich gefärbten Richtung des Mittelalters ist? Es läßt sich auch hören, wenn dieser ihr religiöser Kern in derselben Weise dargelegt wird, wie es von unserm Gewährsmann geschieht. Die Stabilität des katholischen Bewußtseins verlangt es, daß, was dem 12. und 13. Jahrhundert katholischer oder kirchlicher Glaubensinhalt war, es auch dem 19. und jedem weiteren sei. Aber eins soll wenigstens von unserer Seite hervorgehoben werden, da es sich begreifen läßt, daß ein so guter und so inniger Katholik wie der Verfasser es für sich selbst nicht wohl bemerken kann. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem abstract-gedankenmäßigen Inhalt einer Sage und dem Bewußtsein der Menschen und der Zeit, in welcher sie entstanden ist. Zugegeben, daß sich aus der Gralsage die gesammte katholische Dogmatik so regelrecht und vollständig entwickeln ließe, wie sie in irgendeinem systematischen Handbuche steht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das Mittelalter oder concreter ihre Pfleger und Weiterbildner, also die namenlosen und benannten Dichter des Mittelalters sich dieses katholischen Gehalts in ihrem Stoffe bewußt worden wären. Dies bedürfte jedenfalls noch einer besondern Beweisführung, an die der Verfasser gar nicht gedacht hat und die nach unserer Meinung auch niemand so leicht liefern würde. Genauer betrachtet, handelt es sich zuletzt um den geistigen Kern in unserm deutschen Percival oder in seinem Meister Wolfram von Eschenbach. Denn auf diesen bezieht sich unwillkürlich hier bei Rang und bei den andern, welche die Gralsage in neuerer Zeit zum Object ihrer Forschungen gemacht haben, alles, was schenbar ganz allgemein der Gralsage gelten soll. Die vollendetste Fixierung in der Kunst ist naturnothwendig eine solche ausschließliche Anziehungskraft. Wolfram von Eschenbach soll also, daran hängt das Herz unsers gläubigen Darstellers, zu einem durchweg orthodoxen Katholiken gestempelt werden, und zwar nicht bloß zu einem, der im Jahre 1205 etwa im gewöhnlichen Leben, wo man es damit nicht eben so genau zu nehmen pflegte, dafür gelten durfte, sondern zu einem solchen, der auch in dem Jahrhundert der subtilsten Kritik und vor dem Richterstuhl der gelehrten Rechtgläubigkeit mit Ehren bestehen könnte. Das ist unserer Ansicht nach eine so eigenthümliche Forderung, daß man sich wundern könnte, wie sie jemand ernstlich erheben kann, wenn man nicht bedächte, daß es eine Weltanschauung gibt, vor welcher die geschichtliche Entfaltung des geistigen Lebens, also auch des religiösen Bewußtseins als nicht vorhanden betrachtet wird, und daß der Verfasser durch Naturell und Bildung unter dem Banne dieser Weltanschauung steht.

Die Polemik gegen die protestantische Auffassung der Gralsage oder richtiger des Wolfram'schen Percival zeigt, daß der Verfasser da, wo ihm seine eigenen Voraussetzungen nicht die Augen verschließen, das Richtige wol zu sehen versteht. Es ist

jedenfalls noch weniger mit der geschichtlichen Wahrheit zu vereinbaren, wenn man, wie noch in der neuesten Zeit von einem der gründlichsten und verdientesten Kenner Wolfram's, Sam. Marti, gesehen ist, womöglich alle protestantischen Haupt- und Kernlehren in diesem so ganz innerhalb des mittelalterlichen Geisteslebens befangenen Dichter finden will, der gerade darin, daß er so durch und durch mittelalterlich ist, seine eigentliche Kraft und Größe besitzt. So wohlgemeint auch solche Versuche zu seiner Annäherung oder Einführung in die Gegenwart oder in einen bestimmten Kreis der Gegenwart sein mögen, so wenig befriedigen sie doch. Im Gegentheil zerstören sie nach unserer Ansicht gerade das eigenthümlich Wirksame an jener ein für allemal uns fremdartigen Erscheinung, die eben nur in ihrer Fremdartigkeit begriffen und genossen sein will.

Heinrich Rückert.

Notizen.

Für Julius Rosen.

Brug's „Deutsches Museum“ bringt in Nr. 11 ein schönes Gedicht von Ferdinand Freiligrath in London unter der Ueberschrift „Für Julius Rosen. Eine Stimme aus dem Exil“. Die Veranlassung hierzu war, daß der Oldenburger Turnverein sich an den leider noch immer im Exil lebenden deutschen Dichter mit der Bitte wandte, unter den dortigen Deutschen Subscribenten für eine projectirte Gesamtausgabe des nun schon seit so vielen Jahren schwer leidenden Dichtergenossen Julius Rosen in Oldenburg zu sammeln. „Mit jenem patriotischen Eifer und jener neidlosen Anerkennung fremden Verdienstes, die Freiligrath von jeher ausgezeichnet haben“, bemerkt Brug, „hat derselbe diesem Ersuchen entsprochen; ein von ihm verfaßtes Gedicht (eben das im „Deutschen Museum“ veröffentlichte) hat dabei als Einleitung gebietet und zwar sind seine Bemühungen, wie Freiligrath selbst uns mittheilt, von solchem Erfolge gewesen, daß gleich in der ersten Woche mehr als 120 Exemplare gezeichnet worden sind.“ Aus der warmen Fürbitte, die Brug selbst für Rosen eingelegt und dem Freiligrath'schen Gedicht vorangestellt hat, entnehmen wir über die projectirte Gesamtausgabe der Rosen'schen Werke folgendes Thatsächliche: „Die beabsichtigte Gesamtausgabe wird in zwölf Bänden erscheinen. Der erste Band wird die vermischten „Gedichte“, der zweite die beiden größern Dichtungen „Habsburg“ und „Ritter Bahn“ enthalten. Die drei folgenden werden die dramatischen Arbeiten des Dichters umfassen, also namentlich „Otto III.“ (bisher ungedruckt), „Kienzi“, „Die Bräute von Florenz“, „Heinrich der Finkler“, „Wendelin und Helena“, „Herzog Bernhard von Weismar“, „Der Sohn des Fürsten“, „Don Juan von Oesterreich“ (ebenfalls noch ungedruckt). Band 6—11 werden die erzählten Dichtungen des Verfassers enthalten, darunter die 1846 erschienenen „Bilder im Moose“, den zweibändigen Roman „Der Congreß von Verona“, die Novelle „Georg Wenlot“ und bisher noch ungedruckte „Erinnerungen“. Der zwölfte und letzte Band wird ebenfalls noch nicht veröffentlichtes dramatisches Fragment „Oliver Cromwell“ (ein Bruchstück davon steht im „Deutschen Museum“, I, 64 fg.), „Vermischte Aufsätze“ und „Neuere Gedichte“ bringen. Die Ausgabe wird in ungefähr 40 Lieferungen zu je 4 Egr. erfolgen.“ An einer andern Stelle seines Aufsatzes bemerkt Brug sehr mit Recht: „Das persönliche Verhältniß, das zwischen unsern Dichtern und dem Publikum obwaltet, ist von jeher nur ein sehr kühles und oberflächliches gewesen; eine berühmte Tänzerin, eine Sängerin, ein Schauspieler oder vielleicht gar ein berühmter Trapezspringer — ah gehorsamer Diener, um die kümmert sich jeder bei uns, von denen weiß alle Welt zu erzählen und mit pünktlicher Genauigkeit notiren die Zeitungen Tag für Tag und Monat für Monat, wo jener Weinschwenker und diese Trillereschlägerin sich befinden, was sie thun und treiben und wie es mit der kostbaren Gesundheit steht. Dagegen was ein Dichter ist, ein deutscher Dichter, o natürlich, um dessen Leben und Treiben kümmert sich niemand bei uns,

der hat ja seine Bücher, die für ihn Zeugniß geben, will er aber mit aller Gewalt, daß die Welt von ihm spricht, nun wohl, so lege er sich hin und sterbe, das ist für die Mehrzahl unserer Poeten die einzige Art, wie die Mitwelt erfährt, daß sie überhaupt jemals gelebt haben.“ Aber fragen denn unsere Dichter selbst viel danach, ob einer ihrer Dichtergenossen eine traurige Existenz habe oder nicht? Wenn sich einer von ihnen um das Los eines Dichtergenossen wirklich kümmert, so geschieht dies meist in wenig wohlwollendem Sinne und in der Absicht, sein „Leben und Treiben“ zu verdächtigen und seine Hervorbringungen zu bemäkeln — es sei denn, daß der Betreffende durch schwere Krankheit oder den Tod inactiv geworden.

Goethe über Künstler- und Dichtervergleiche.

Bekannt und oft citirt ist der von Goethe in Bezug auf die lästige Frage, ob er oder Schiller der Größere sei, gethane Ausdruck, daß die Deutschen sich doch, statt sich hierüber zu streiten, glücklich schätzen sollten, zwei solche „Kerle“ zu besitzen. Viel weniger bekannt oder angeführt sind einige Aussprüche Goethe's, welche diesen Satz näher motiviren und außerdem besonders deshalb merkwürdig erscheinen, weil sie in eine Zeit fallen, wo die Frage über das Größenverhältniß Goethe's und Schiller's wol schwerlich im Vordergrund stand. Goethe besaß sich im Sommer 1787 zu Rom in einer Gesellschaft des Grafen Fries, wo er auch „eine Art Literatoren“ kennen lernte, „wie sie hier in Abbe's Tracht herumwandern“. Nachdem Goethe bemerkt, daß mit diesen „kein angenehmes Gespräch“ gewesen, fährt er fort: „Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen, und sich über ein und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar und ohne weiteres die Frage vernehmen: ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur sei zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Tagen und Empfindungen die herrlichsten Augenblicke verleihe, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man sich entschieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die ersten male sucht' ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verfiel nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun ebenfalls immer fort und fort sich wiederholte, und es mir zu ernst war, um dialektisch über dergleichen zu controvertiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man ohne eigentlichen Interesse an dem Gegenstande zu finden, aus sprach und behauptete. ... Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzog jedoch endlich andern den Fehler, den man an sich bekennen mußte. Bald war es Rafael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging: der Mensch sei ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.“ Noch etwas später, im August, beklagt er sich abermals, daß es Mode geworden sei, darüber zu streiten, ob Michel Angelo oder Rafael größer sei, und bemerkt dann: „Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dies durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer den Tag beherrscht.“ Ist es nicht, als ob Goethe schon damals inständig vorausgesehen und vorausgewußt habe, daß die Herrschaft in der Tagesmeinung Deutschlands zwischen ihm und Schiller wechseln werde? Daß in ruhigen, der harmonischen Ausbildung des innern Menschen und der Contemplation günstigen Zeiten er, in den Tagen politischer Gärung Schiller das Scepter führen und die Tagesparole geben werde? Ist es nicht

aber zugleich, als ob er es schon im Jahre 1787 für nöthig gehalten habe, gegen die Gedankenlosigkeit oder tendenziöse Parteilichkeit, von der sich dabei die Menschen meistens leiten lassen, aufstehenden Protest einzulegen? *A. M.*

Bibliographie.

Vertram, D., Geschichte der Gauskeinschen Wibelankalt in Halle. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Brandes, G. R., Ausflug nach Mehadia, Konstantinopel, Brussa und der Göltsche von Ilium im Sommer 1862. Mit 1 Uebersichtskarte von Konstantinopel und einem Auszug aus dem Koran. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Breitenstein, J., Der Herr Christi. Ein Woyl aus Basel und dem Baseler in allemännlicher Mundart. Basel, Georg. 8. 24 Ngr.

Buchwald, G. F., Enthüllungen aus dem Criminalleben. 1ster Theil. Authentische Aufzeichnungen und Erzählungen von unschuldig Verurtheilten. Leipzig, Wilsdorf. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Burkhardt, G. A. G., Die Gefangenschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen und das Schloß zur „Fröhlichen Wiederkehr.“ Reist nach archivalischen Quellen. Reist 1 Abbildung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Büffel, R. R. A., Erinnerungen an die Kriegsdrangsale der Stadt Götting im Jahre 1813. Reist Anhang. Götting, Kner. 8. 8 Ngr.

Jahn, D., Ludwig Uhland. Vortrag gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Februar 1863. Mit literarhistorischen Beilagen. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 1 Thlr.

Kleide, G., Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Kunst. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Levitschnigg, G. Ritter v., Der Gang zum Giftdaun. Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 2 Thlr.

Lübke, W., Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit Illustrationen. 1ste Hälfte. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 8 Thlr.

Opel, J. C., Onno Kropp und die Geschichte des 30jährigen Krieges. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Ortenburg, H. v., Krone und Schwert. Biographische Skizzen der deutschen Fürsten Rudolph von Anhalt, Ludwig von Baden, Max Emanuel von Bayern etc. berühmt als Heerführer Oesterreichs. Prag, Credner. Lex.-8. 20 Ngr.

Ortner für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Öllig oder Essig zu verspeisen im Jahre 1863. Herausgegeben am 16. März. Morgens 10 Uhr 5 Minuten. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Polsko, Elise, Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Putzig, G. zu, Der Aufruf an mein Volk. Historisches Jubiläum. Musik von J. B. Andri. Zur Gedächtnisfeier des 11. März 1813. Berlin, Voetlicher. 8. 5 Ngr.

Reimund, G., Durch zwei Menschenalter. Novelle. Drei Bände. Hannover, G. Kämpfer. 8. 3 Thlr.

Rafsch, G., Das Schwert Italiens. Lebensstizze des Genuesen Josef Garibaldi. 1ste Lieferung. Leipzig, Rein. Lex.-8. 3 Ngr.

Reinhold, J., Wunderlich und Klise. Episches Gedicht. Bonn, Henry. Gr. 16. 1 Thlr.

Reuber, G. W., Der Dichter Joh. Gaudenz von Salis-Sernin. Ein Lebensbild als Festgabe am Seculartage seiner Geburt. St. Gallen, Huber u. Comp. 16. 9 Ngr.

Schober, G., Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 und 1862, mit

besonderer Berücksichtigung Sr. Maj. Segelsregatte „Thetis“. Eine Reisebeschreibung in Versen. Mit Zeichnungen von v. Wittkowski. Danzig, Kasemann. Lex.-8. 24 Ngr.

Schüling, L., Eine Actiengesellschaft. Erzählung. Drei Bände. Hannover, G. Kämpfer. 8. 3 Thlr.

Selbst-Photographien von Zeitgenossen mit oder ohne Titel, Rang und Würden. Humoristisch-physiologische Reise- und Hauslectüre. Von J. F. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Stahl, Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. 29 akademische Vorlesungen. Berlin, Herz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Stiftungen August Hermann Brandes in Halle. Festschrift zur zweiten Säcularfeier seines Geburtstages herausgegeben von dem Directorium der Brandeschen Stiftungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thünen, H. G. v., Lose Blätter. Dichtungen. Leipzig, Rein. 16. 20 Ngr.

Wiener, G., Die Grundzüge der Weltordnung. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 8. 4 Thlr.

Winterfeld, A. v., Der Lieutenant Falkoff und wie es ihm bei den Damen erging. Soldaten-Humoreske. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.

Wislicenus, H., Die Symbolik von Sonne und Tag in der germanischen Mythologie. Mit Beziehung auf die allgemeine Mythologie. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 15 Ngr.

Wurtemberg, J. L., Geschichte der alten Landchaft Bern. Zwei Bände. Bern, Dalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Züge aus dem Leben von Richard Weaver. Mit Portrait. Ulberfeld, Haffel. 12. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

1813. Aufrichtige Geschichte des Befreiungsjahres. 1ste Lieferung. Berlin, F. Schneider. 8. 10 Ngr.

Carl Fürst von Hohenzollern u. Sigmaringen. Lebensbild eines gerechten und weisen Fürsten, von dem Verfasser der Biographie des Fürsten Anton Aloys. Zur Erinnerung an den 11. März 1863. Sigmaringen, Eichner. Gr. 8. 6 Ngr.

Brandes, A. G., Vier Briefe, zur 2ten Säcularfeier seines Geburtstages herausgegeben von G. Kramer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Kuauth, F., Drangsale und Leiden der Stadt Halle und des Saalkreises während des 7jährigen Krieges. Gleichzeitigen Aufzeichnungen nachgezählt und als Festgabe zur Jahrhundertfeier des Hubertsburger Friedensschlusses dargeboten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 7½ Ngr.

Montalembert, Graf v., Der polnische Aufstand. Mit Genehmigung des Verfassers nach der 2ten Ausgabe überfetzt von G. Winter. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Orlich, W. v., Zur Jubel-Feier am 17. März 1863. Ein Blick in die Vergangenheit Preußens zur gewissenhaften Wahrnehmung der Gegenwart. Charlottenburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwebemeyer, R., Ueber die politische Vorbedingung zum historischen National-Drama. Ein Vortrag gehalten am 18. Februar c. im Concertsaale des Königl. Schauspielhauses. Berlin, Springer. 8. 6 Ngr.

Stein, G. v., Johann Georg Hamann. Vortrag, gehalten zu Schwerin am 6. Januar 1863. Schwerin, Sittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Stichling, G. L., Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Eine Gedächtnisrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

— Ludwig Preller. Eine Gedächtnisrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 4 Ngr.

Würfel, A., Das Leben und Wirken der heiligen Slavenapostel Cyrill und Method. Herausgegeben zur 1000jährigen Jubelfeier. Prag, Credner. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Herggroff.

Anzeigen.

Neuere Reisewerke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auc-Thallemant, Robert. Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

— Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Bremer, Frederike. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

— Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Erster bis zwölfter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Gregorovius, Ferdinand. Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

— **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. Geh. 2 Thlr.

Kremer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reise nach Island im Jahre 1860. Von William Preyer und Ferdinand Zirkel. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, Hermann, Adolphe, and Robert de. Results of a scientific Mission to India and High Asia, undertaken between the Years MDCCCLIV and MDCCCLVIII, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an Atlas of Panoramas. Views and Maps. Vol. I.: Astronomical and Magnetic Observations. Vol. II.: Hypsometry. Jeder Band Text in Quart nebst einer Lieferung des Atlas in Folio 26 Thlr. 20 Ngr.

Tischendorf, Constantin. Aus dem heiligen Lande. Mit fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Krisis in Ungarn.

Einziges Mittel

zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege.

Von einem Unbefangenen.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Broschüre enthält einen neuen überraschenden Vorschlag zur Lösung der ungarisch-österreichischen Frage und verdient deshalb besonders bei dem gegenwärtigen zur Entscheidung drängenden Stande derselben von allen sich dafür Interessirenden gelesen zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leichtfaßliche Anleitung zum Feldmessen und Nivelliciren mit den einfachsten Hülfsmitteln.

Für Forst- und Landwirthe, Bautechniker, forst- und landwirthschaftliche Anstalten, Gewerbe-, Bürger- und Realschulen bearbeitet von **Jacob Henßl.**

Mit 52 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses Werkchen will diejenigen, welche weitergehender mathematischer Kenntnisse entbehren, auf eine leicht verständliche Weise anleiten, ein gegebenes Terrain zu vermessen, zu nivelliren und zu kartiren, die Flächen zu berechnen und zu theilen, Erdarbeiten nach vorausgegangener Berechnung auszuführen u. s. w., und dies alles mit den einfachsten, wohlfeilsten und leicht zu behandelnden Instrumenten.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Lehrbuch der Geodäsie. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten bearbeitet. Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

König Mal und sein Weib.

Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von **Edmund Tobedanz.**

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der bereits rühmlichst bekannte Uebersetzer von Kalidasa's „*Sakuntala*“ und „*Urvasi*“ bietet hier eine Nachdichtung der reizenden Sage von Mal und Damajanti, die namentlich auch alle Freunde der trefflichen Rückert'schen Uebersetzung lebhaft interessieren wird. Die Prinzessin von Wales hat die Widmung des Gedichts als poetische Hochzeitgabe angenommen.

In demselben Verlage erschien:

Sakuntala. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Tobedanz. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geh. 1 Thlr.

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Tobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geh. 20 Ngr. Geh. 26 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien das fünfte Bändchen von **Karl Guxlow's Zauberer von Rom.**

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 18 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten Werks werden noch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die bereits erschienenen Bändchen 1–4 nachgeliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

23. April 1863.

Inhalt: *Wilhelmine Schröder-Devrient. Von W. G. Deffing.* — *Karl Grün über Italien.* — *Zur Unterhaltungsliteratur.* — *Französische Literaturstunde unter dem zweiten Kaiserthum.* — *Porträte Uebersetzungen. Von Wilhelm Andred.* — *Notiz. (Deutsche Dichtersprüche in den skandinavischen Ländern.)* — *Bibliographie.* — *Anzeigen.*

Wilhelmine Schröder-Devrient.

1. *Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen.* Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. *Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Von Claire von Glümer. Mit Portrait in Stahlstich und lithographirtem Facsimile.* Leipzig, Barth. 1862. 8. 1 Thlr.

Wenn Schiller im Prolog zum „Wallenstein“ sagt:
Dem Nimen fehlt die Nachwelt keine Kränze
so sagt derselbe Dichter nur ein paar Zeilen später:

... wer den Besten seiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Es möchte scheinen, als ob das Citat dieser berühmten Verse kein besonders glückliches sei, wo wir eben zwei das Andenken einer bereits verstorbenen Bühnenkünstlerin firrende Werke zu besprechen haben. Gerade uns allen drängt sich das Gefühl auf, wie die Verse doch auch hier gelten. Denn das ist noch die Mitwelt der Abgeschiedenen, welche durch Claire von Glümer und Alfred von Wolzogen diese Kränze flocht. Nur wer die Schröder-Devrient nicht mehr gehört und gesehen, zählt im vollen Sinne des Wortes zu ihrer Nachwelt und in dieser Lage befindet sich der Verzichtstatter. Was kann er noch thun, um dem Genius der Gefeierten nur einigermaßen gerecht zu werden? Nichts, als das wohlverbürgte Wort: „Sie hat den Besten ihrer Zeit genug gethan“, ehrfurchtsvoll aufnehmen und gläubig weitergeben! Solch ein dürftiger Zoll historischer Treue und Gerechtigkeit gleicht den Kränzen nicht mehr, welche der großen Künstlerin einst auf die Bühne zuströmen; er gleicht ihnen so wenig als die Wirkung eines literarischen Berichts von ihren Leistungen die Wirkung ihrer Leistungen selbst vertreten kann. Die Künstler aller andern Gattungen, die Gelehrten jeder Art hinterlassen uns die Zeugnisse ihrer Bedeutsamkeit zu immer neuer unmittelbarer Uebersetzung; Staatsmänner und Felden graben der Welt Spuren ihrer Kraft ein, die sich von einem kranken Auge noch nach Jahrtausenden trotz aller späteren Uebersetzungen erkennen lassen. Vom Bühnenkünstler allein soll nur die Sage, der Name seiner Größe bleiben, und

Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut.

Doch wenn uns auch kein schriftliches Zeugniß den seelenvollen Klang einer Stimme, die Gewalt des Spiels, den Adel der Erscheinung, die Schönheit der Bewegungen mehr versinnlichen kann, sollte nicht ein Besseres, ein Deutlicheres in dem Zustande der durch Laut und Geberde ausgedrübten Kunst verbleiben? Auch der Commandeur des Feldherrn verhält, auch die Legionen, die er regierte, schwinden hin wie die Blätter des Herbstes und doch bewahrt, was er gethan, nicht bloß der Geschichtschreiber. Scheint es nicht gewiß, daß eine so wahrhaft geniale Meisterin wie die Schröder-Devrient sich in der Fortbildung und Erhöhung ihrer Kunst ein aus deren nachmaligem Zustande nie mehr auszufließendes, directes Denkmäl müsse gestiftet haben?

Es scheint gewiß und ist doch nicht gewiß. Lassen wir es heute mit der Frage bewenden und mag in Bezug auf die Schröder-Devrient einst die Geschichte ihrer Kunst den Nachkommen Antwort geben. So viel sagen uns die beiden vorliegenden Biographien schon hierher gehörig, daß die große dramatische Sängerin selbst jede Hoffnung, etwas Bleibendes gethan zu haben, aufgeben zu müssen glaubte, nachdem sie erst wenige Jahre von der Bühne abgetreten war. Sie schrieb (1851?) an Carus:

Jetzt blicke ich manchmal nicht ohne Wehmuth auf mein künstlerisches Wirken zurück, denn war ich auch noch weit vom Ziel entfernt, so war ich doch immer den andern ein großes Stück vorans. Doch das ist von der Mehrzahl längst vergessen, und das Mittelmäßige, das jetzt in meiner Kunst geleistet wird, genügt vollkommen. Ich spreche das oben Gesagte nicht ohne Schmerz aus, denn ich hatte gehofft für länger als einen ständigen Augenblick gestrebt zu haben. Doch das ist das traurige Los des Nimen, daß, einmal aus dem Kreis des Wirkens herausgetreten, seine Spur nur allzu schnell verweht wird! (Claire von Glümer, S. 212.)

Und 1855 an einen andern Freund:

Ich habe im vorigen Winter oft mit blutendem Herzen im Theater gesessen. ... Man hat es ihnen doch vorgemacht; wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung übertragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Orkus verantworten konnte? Das Publikum, was mich doch auch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bei mir

gethan. Da rollte mir wol eine stille Thräne über die Wangen und leise seufzend rief ich aus: Unfinn, du siegst und ich muß untergehen! Es gibt wol kein schmerzlicheres Gefühl als das — umsonst gelebt zu haben. Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Narrenhaus? Wohin man sieht ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein Irrbild getreten. Wahrheit und Natur sind verschwunden, vor Allen aus der darstellenden Kunst, und das einzige Ziel, welchem nachgehacht wird, ist — ein volles Gelbbüchel, gleichviel durch welche Mittel er gefüllt wird. Zum größten Theile sind die Künstler der Jetztzeit Heuchler außer der Bühne, wie auf derselben — und wo im Leben keine Wahrheit ist, da ist sie auch nicht in der Kunst. (Claire von Glümer, S. 231 fg.)

Und endlich noch 1859 an Elise Polko:

Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wenn ich einmal wieder von einer Menschenseele höre, daß meine Klänge in ihr festgehalten haben, denn oft kommt es mir vor, als hätte ich ganz umsonst gelebt. Was lassen sich die Leute jetzt für ein Gaufelspiel gefallen und zwar in denselben Rollen, in denen ich ihnen mein Herzblut hingeflungen habe. Wie traurig ist das Rimen Los! Wir sollen und können ja hauptsächlich nur auf die Massen wirken, vermögen aber keine tiefern Spuren einzubringen, als leichter Sand sie aufnimmt. Ein Windhauch träufelt darüber hin und alles ist verweht und vergessen! Diese Erfahrung mache ich jetzt hier an demselben Publikum, das, was ich zu schaffen vermochte, unmittelbar von mir empfangen. Mein armes heißes Herz blutet dabei und hätte sich fast verblutet. Ja, das heiße Herz gehört eben dazu. Sie nennen so ein Herz eine Segnung des Himmels — wüßten Sie, theuere Frau, wie es mir im Leben zum Fluch geworden ist! Man steht mit einem heißen Herzen so gar allein, denn wer versteht es, sich an seiner Glut zu erwärmen und scheut nicht vor der Gefahr zurück, sich daran zu verbrennen? ... (Claire von Glümer, S. 244 fg.)

Nicht sowohl zum Beleg der darin enthaltenen Anschauungen, als vielmehr zur Probe einer in jedem Falle bewundernswerthen Ausdrucksweise theilen wir diese Stellen aus dem brieflichen Nachlasse der Schröder-Devrient so ausführlich mit. Wodurch sich ihr Geist auch äußerte, immer, scheint es, äußerte er sich bedeutend, und das ist es, was uns trotz des Inhalts der obigen schwerwütigen Ergüsse für die Schröder-Devrient doch auf eine Unsterblichkeit über die bloße Erhaltung des Namens hinaus rechnen läßt, daß alles, was von ihr und über sie noch zu uns spricht, und den nie zu erkünnelnden Eindruck des Genies macht; das Genie aber und seine Schöpfung darf nicht untergehen. Auf jeder Seite der vor uns liegenden Bücher sehen wir es, hier handelt es sich um etwas ganz anderes, als bloß um eine wunderbar stimmbegabte Sängerin, um eine wohlgeschulte Actrice, um eine fehlerfertige Primadonna; in der Schröder-Devrient besaß die Welt, besaß die Kunst ein Original, wie sie dann und wann den Glänzbrian der Mittelmäßigkeit unterbrechen müssen, eine schöpferische Urkraft, wie sie überall zur Erschließung neuer Bahnen gehören, wenn die alten ausgetreten sind.

Welch eine Frau muß dies gewesen sein, rufen wir bei jedem Tagebuchsblatt, bei jedem Briefe, bei jeder Anekdote, bei jeder Schilderung, die wir von ihr lesen. Welche Fülle der Kraft, welche Tiefe des Empfindnisses, welche Ausgiebigkeit der Talente, welche Wucht des Falls und welche Sicherheit der Erhebung bewies sie in der Kunst und im Leben! Wir möchten sie „eine ganze Frau“

nennen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß Schopenhauer ihr Geschlecht als das unästhetische angeschwärzt hat, und wenn wir nicht bei Claire von Glümer lesen müßten, daß eine der Ausgezeichnetsten des Geschlechts selbst, die Rachel, dies bitterböse Urtheil unterscribte, indem sie das Gesicht der Schröder-Devrient, ihre Bekanntheit zu machen, mit den Worten ablehnte, „daß sie Männerbesuche sehr gern empfangen, daß sie sich aber aus Frauenbesuchen und Frauenbewunderung nicht das Geringsste mache“. (Claire von Glümer, S. 132 fg.) Drücken wir also unsere Bewunderung der genialen Frau unzweideutiger dadurch aus, daß wir sie „einen ganzen Menschen“ nennen.

Lebenshaftig gab sie sich als solchen im Leben, da-her ihre Niederlagen; begeistert gab sie sich als solchen in der Kunst, daher ihre Triumphe. Das ist es, was wir aus allen Erzählungen über die Schröder-Devrient herausgehört und was wir uns auch wieder aus den vorliegenden Schriften herausgelesen haben, obgleich die Verfasser dieser beiden letztern uns auf sehr verschiedenen Wegen zu ungefähr demselben Resultate führen, auf so verschiedenen in der That, daß es dem Leser unterwegs oft scheint, als müßten sich die Ziele der beiden diametral entgegengesetzt sein.

Aber Alfred von Wolzogen hat wie Claire von Glümer der Schröder-Devrient ein Ehrendenkmahl setzen wollen, und der Unterschied im Charakter rührt nur daher, daß die Dame als Künstlerin zu Werke gegangen ist, wo Wolzogen als Kunstgelehrter verfuhr. Er kritisiert überall wo Claire von Glümer idealisirt, und um seine trotzdem gleich wohlwollende Absicht ins Gelle zu stellen, dürfen wir nur die Schlussbetrachtung seines Buchs hervorheben. Er entläßt die Leser mit den Worten:

Mögen die fernern Nachkommen über den stillosen Charakter der außerordentlichen Frau ein noch schärferes Gericht zu halten geneigt sein, als es die von ihrer Kunst entzückten Mitlebenden nur zu häufig schon gethan haben; mag die Welt es ihr auch in aller Ewigkeit nicht vergeben können, daß sie sich vor dem Urtheil derselben niemals gesüßte, allezeit ohne die mindeste Schonung, Vorsicht und Zurückhaltung allein nur ihrer eigenen Umgebung gefolgt ist; dennoch wird sich nie in Abrede stellen lassen, daß sie zu den großen Frauennaturen gehört hat, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Daß sie neben den vielen glänzenden Vorzügen ihrer hohen Begabung, neben ihrer gewaltigen schöpferischen Kraft, ihrem durchbringenden Verstande und warmen Herzen auch alle Fehler des Genies an sich tragen mußte, versteht sich von selbst; ihrer Kunst aber sind diese Fehler, Extravaganzen und beklügendenden Rücksichten einer übermächtigen Natur in mehr als einem Fall sehr zu statten gekommen; denn wenn es vielleicht nie eine Künstlerin gegeben hat, die so rücksichtslos wie sie jede Schranke niederriß, welche sie als ein Hemmnis für die freie Entfaltung ihres künstlerischen Willens und Schaffens ansehen zu müssen glaubte, so ist doch auch niemals eine Künstlerin gewesen, die so wie sie dem ganzen Menschen an die Ausübung ihrer Kunst gesetzt und darum Wirkungen erzielt hat, die sich dem Gewaltigsten, was auf dem Gebiet des Operndramas überhaupt jemals geistigt worden, völlig ebenbürtig zur Seite stellen lassen, und deren Andenken lebendig hielten wird, solange noch ein Auge davon auf der Erde ist. Sie auch den nachkommenden Geschlechtern als lehrreiche historische Ueberlieferung gegenwärtig zu erhalten, dazu möge diese Schrift das Ihrige beitragen!

Nun aber, aufschuldig gestanden, dazu, nämlich irgend-
etwas von der Schröder-Devrient der Nachwelt zu er-
halten, scheint uns Wolzogen's Schrift doch übel ange-
hen. Ja wir fürchten, daß die Nachwelt, wenn ihr
sonst keine Kunde von der Schröder-Devrient erhalten
bliebe als diese Schrift, kaum begreifen würde, warum
ihr auch nur diese erhalten sei. Und zwar deshalb,
weil Wolzogen die Größe seiner Heldin wol nennt und
bekräftigt, ihre Kleinheit aber eigentlich ausführlich. So
wenigstens scheint es an hundert Stellen immer und immer
wider; die Mergereien an ihren Erfolgen nehmen den
begehrtesten Platz ein und auf die Zweifel an ihrem
Werthe fällt, man möchte es schwören, im allgemeinen
das Uebergewicht.

Doch schon von Wolzogen selbst existirt zum Glück
noch eine andere Auffassung über die Schröder-Devrient,
ein sehr wohlgeschriebener Artikel in dem vortrefflichen
Sammelwerke „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-
Lexikon“ (Heft 62), der in gedrängtester Form ungefähr
denselben Stoff verarbeitet, als das separat erschienene
größere Werk. Einiges Material war dem Verfasser für
das letztere allerdings noch neu hinzugekommen, jedoch
schon jener Aufsatz ließ fleißige Benutzung der Quel-
len (worunter Claire von Glümer's „Erinnerungen“
nun die erste Stelle einnehmen) sonst keineswegs ver-
missen. Und was ihm in unsern Augen sehr zugute
kommt, er hatte weniger Raum für eine Kritik, die, so-
wie ihr das breitere Feld eines besondern Buchs einge-
räumt war, zur Polemik gegen die ganze moderne Rich-
tung des deutschen Gesangs nicht nur, auch der neuern
deutschen Musik ausartete und wie uns dünkt über ihr
eigentliches Ziel weit hinausrannte.

Bestenfalls indeß ist der Verfasser für diese kritischen
Ausführungen schon dadurch genügend entschuldigt, ja
gerechtfertigt, daß er sein Buch als einen „Beitrag zur
Geschichte des musikalischen Dramas“ gegeben hat. Sei
dem wie ihm wolle, der Eindruck, den wir von seiner
gehobnen Arbeit zuletzt hinwegnehmen, bleibt ein peinlicher,
der Zustand, in dem wir während des Lesens anzuhalten
mußten, war der des passiven Widerstandes. Und aus
dieser Passivität dürfen wir uns leider auch jetzt noch
nicht herauswagen. Denn wir wissen zwar ganz genau,
daß die Kritik Wolzogen's schuld an unserm Unbehagen
ist, aber auf die Sache seiner Kritik können wir uns
gerade im wesentlichen unmöglich mit ihm einlassen, ohne
der schimpflichsten Niederlage ausgesetzt zu stehen. Unser
Thema ist die geniale Frau, die große Bühnenkünstlerin
Schröder-Devrient; von Musik und Gesangskunst ver-
stehen wir kaum so viel, um dem Kenner, der sich der
technischen Fachausdrücke bedient, überall folgen, geschweige
dann um mit Wolzogen über seine Kritik betreffender
deutscher Zustände streiten zu können. Was wir also in
dieser Sache mehr sagen, als: „Das gefällt uns und das
gefällt uns nicht“, dürfte denn Uebel sein, und Wolzogen
wird es nach diesem offenen Bekenntniß gewiß gleich be-
greiflich wie verzeihlich finden, daß solche Ignoranz mit
seinen strengern Forderungen auf seinem wahren Felde

nicht sympathisirt. Unsere Neigungen wie unser Geschmac
sind auch hier nur einfach deutsch, und das sagt nach Wol-
zogen's eigener Ausführung ja schon zur Genüge, daß
uns der Geschmac in der Gesangskunst überhaupt abgeht.
Natürlich will uns das nicht gefallen und wir streuben
und innerlichst dagegen, selbst von den Engländern schon
in irgendwelchen Geschmacksachen überholt sein zu sollen.
Auch daß wir Deutschen eigentlich schon wegen des Man-
gels der londoner und pariser Erfahrungen nicht mit-
sprechen können, glauben wir nicht. Wir haben noch
von keiner Kunstgröße gehört, die London und Paris
entzückte, Berlin aber versagt bliebe, und halten unsere
großen Provinzialstädte und deutschen Mittelresidenzen gegen
englische und französische Orte von ähnlicher Bedeutung
hier sogar noch im Vortheile. Es will uns vollends
nicht zu Sinne, daß wir auch noch in der Opernkritik
vor Mister und Monsieur unterthänigsten Respekt haben
sollen. Doch all dies „wir wissen nicht und wir glauben
nicht“ bleibt hier ziemlich bedeutungslos. Wolzogen be-
kennt sich einmal als glühenden Gegner der deutschen
„salven Naturfingerei, die es noch nicht einmal zu einer
gewissen Manier, geschweige zu einem Stil gebracht“, und
darüber mag er denn mit andern Fachleuten oder ver-
meintlichen Kennern streiten; wir wagen uns nicht unter
diese.

Eher dürften wir seiner Kritik entgegenworten, wo sie
sich allzu chirurgisch-schneidelustig an die von Glümer von
Glümer oder der Tradition gegebene Lebenshistorie und
Charakteristik der Schröder-Devrient macht. Die ironi-
schen Seitenblicke auf Claire von Glümer namentlich schei-
nen manchmal etwas herausfordernd, und am angreifbar-
sten dünkt uns die Weise, mit der die von jener Dame
publizierten Fragmente eigener Denkwürdigkeiten der großen
Künstlerin behandelt sind. Gegen diesen Ton hält kein
Product einer begeisterten Feder Stich, es müßte denn
in mathematischen Lehrsätzen bestehen; gegen eine solche
Kritik — wahrlich — ist Wolzogen's eigene Kritik zuerst
nicht fest.

Die Schröder-Devrient erzählt, daß sie bei einem
Afrikaner ihre ersten Tanzstunden gehabt habe. Der
Afrikaner war kein Afrikaner, sondern ein Malatte und
hieß Bindau, verbessert Wolzogen. Und wenn wir nun
den Lauffchein des so wichtig gewordenen Mannes be-
sähen und er wäre zufällig doch aus Afrika? Die Schrö-
der-Devrient will es schlecht in seinem Unterricht gehabt
haben. Wolzogen bestreitet es ihr, denn Bindau sei der
sanfteste und gütigste Charakter von der Welt ge-
wesen. Ja, ob Prügel wohl thaten, darüber muß doch
am Ende dem Empfänger das beste Urtheil zugestanden
werden!

Beispiele dieser bedenklichen Art zu kritisiren könnten
wir noch soitenlang anführen. Statt dessen verweisen wir
zur allgemeinen Abwehr auf einen Brief (Bd. 4, Nr. 711
des Goethe-Jahrbuchs Briefwechsel), in dem Goethe die
Wahl des Titels „Wahrheit und Dichtung“ für seine
Memoiren rechtfertigt. „Wahrheit und Dichtung!“ Gerade
für die beste Art von Memoirenwerken dürfte man von

Titel als Gattungsnamen gelten lassen. Glaube doch niemand und durch die Analyse von Wahrheit und Dichtung in einem ähnlichen Erzeugniß wichtige Dienste zu leisten! Der Fall wäre die Ausnahme; in der Regel wird hier die Frage des Willens: „Was ist Wahrheit“, auf umfassendste pläggreifen dürfen. Es klingt ganz unwillkürlich paradox, könnte aber bei dem Zerlegungsproceß als sehr richtig zu Tage kommen, daß an einer solchen Ausgeburt von Wahrheit und Dichtung die Dichtung das Ganze wahrer machte als die Wahrheit selbst. Nicht und: alle die fahlen Wahrheiten, den mathematisch sichern Existenzstand von Goethe's Leben oder dem der Schröder-Devrient auf eine Schnur, und ihr werdet noch lange kein Leben Goethe's oder der Schröder-Devrient herausbekommen!

Ganz entgegen unserm Verfasser Wolzogen müssen wir deshalb behaupten, daß die Autobiographie der Schröder-Devrient, wenn sie dieselbe zu Stande gebracht hätte, nach den vorhandenen Proben ein prächtiges Werk geworden wäre; ein Werk, das auch wieder den ganzen Menschen verzierte und abspiegelt, wenn auch nicht gerade die ganze Zeit und die ganze Kunst. Und wenn man davon vielleicht jede Seite hätte hinwegkritischen können, das Ganze hätte vermuthlich gehalten. Denn wie es historische Wahrheit gibt, die doch keine Historie macht, so vernichtende Kritik, die nicht vernichtet. Von letzterer hat uns heiläufig Wolzogen selbst eine Probe eikt, in einer Kritik des Hector Berlioz über die Schröder-Devrient, die er zwar nicht unterschreibt, aber doch mehrmals wiederholt „zermalmend und vernichtend“ nennt. Die Schröder-Devrient ist aber durch besagte Kritik nicht erschüttert, geschweige denn zermalmt und vernichtet worden; der Kritiker selbst, Hector Berlioz, dagegen hat auf seinem Wiederfall immer gewackelt und steht, soviel wir vernehmen, noch heute nicht besonders fest.

Sehen wir von all solchen Einzelheiten ab und behielten wir den Kern der Wolzogen'schen Kritik im Auge; unmotivirt wird uns dann seine verlegende Strenge freilich nicht erscheinen. Die gänzliche Kritiklosigkeit der von Claire von Glümer zuerst im Journal „Gartenlaube“ veröffentlichten „Erinnerungen“ mußte ihn auf seinem kunstwissenschaftlichen Standpunkte allerdings auflöslich werden. Denn da er eigentlich der stärkste Gegner der ganzen theatraischen Richtung der Schröder-Devrient ist, in ihrer noch waltenden Nachfolge den Verberb unserer deutschen Opernrepräsentation erblickt und nur das Genie des gezeigten Originals, nicht ebenso freundlich die davon gemachte Anwendung gelten läßt, so konnte er auch keine Todtenfeier der Abgeschiedenen ohne warnendes Gerücht für ihre Nachfolgerinnen verfaßten.

Und über diesen Kern seiner Kritik, seines Buchs — wir wiederholen es — sind wir nicht im Stande, mit Wolzogen zu streiten, zumal er hier immer mit den besten christlichen Wesen, mit Grüben, nicht etwa mit bloßen Worten sichts. Wir empfehlen ihn und sein Werk daher, obwohl das letztere auch durchweg allgemein verständlich gehalten ist, doch vorwiegend den Kennern, dem in Deutsch-

land hoffentlich nicht engem Kreise aller jener, die an der Gesangs Kunst und Opernbühne ein ernstes Interesse nehmen. Und kommt es dann, wie wir heimlich wünschen möchten, daß Wolzogen unter diesem Publikum Gegner findet, mögen sie seine Meinung dann ihres Grades und ihrer Bedeutung würdig bekämpfen.

Für uns ist das Buch von Claire von Glümer verdienstlichere Kost. Wir glauben, es wird dem Volke ebenso gefallen und namentlich bei Frauen Wohl machen. Nicht etwa, daß die Verfasserin mit ihrer Arbeit das weibliche Genre auffällig cultivirt, im süßen niedlichen Stil geschrieben und ihre Aufgabe in beschönigender Abschwächung der Härten ihres Gegenstandes gesucht hätte. Die Frau verräth sie nur durch ihre völlige Hingabe an eben diesen Gegenstand, der einmal der Gegenstand ihrer Wahl ist, durch ihre schöne Begeisterungsfähigkeit. Ihre Weise der Schilderung, des Gestaltens erinnert uns in einer Beziehung an Dandeker, der, wie er sich anschickte, die Hüfte seines hinübergegangenen Schiller zu modelliren, die Worte sprach: „Der Schiller kann nur kolossal gebildet werden.“ Auch ihr hat das Bild ihrer verstorbenen berühmten Freundin offenbar als ein kolossales vorgehoben und demnach hat sie ihr Material genommen. Geläutert von allen Erdenschladen, befreit von allem irdischen Belust, in Jügen, zu groß um durch gewisse Mafel, die ein anderes Antlitz verzerren könnten, auch nur beeinträchtigt zu werden, so soll uns ihre Schröder-Devrient erscheinen, ganz als die wahre Majestät von Gottes Gnaden in ihrem Bereich. Groß das Licht, groß die Schatten; dagegen verwahrt sie ihre Selb in nicht; aber jeden gemein-häßlichen Fleck ist sie beflissen als fremden Anwurf von dem theuern Haupte loszutun.

Die noch übrige Welt der Schröder-Devrient wird ihre alte Begeisterung durch ein solches Abbild der herrlichen Gestalt gern für die Dauer bestätigt und gerechtfertigt sehen. Die Nachwelt aber, zu der wir gehören, kann sich in diesen Jügen auch ein Bild von ihr gefallen lassen. Hier wird uns doch der Eindruck der Größe einigermaßen wieder aufgefrischt, den unsere Kellern zu überliefertem Entzücken oft noch unmittelbar empfangen; vergleichen verlohnt sich der Mühe festzuhalten, vergleichen ist im Stande, noch nach Jahrhunderten einen schwachen Nachhall des geziemenden Gefühls der Bewunderung und Verehrung vor dem Genie zu erneuen. Und die Schröder-Devrient war entweder einer solchen Art von Apotheose werth oder wir können sie in unserm Pantheon überhaupt nicht gebrauchen. Daß sich die große Frau in einer Photographie sehr anders ausgenommen, ihrem von der Glümer festgehaltenen Bilde kaum ähnlich gesehen haben würde — mag's doch! Dieselbe Sonne, die Photographien zeichnet, läßt sie auch wieder aus. Der Marmor manchen Idealporträt aber hat Jahrtausende lang gehalten und spricht noch geistreich zu einer Nachwelt, die ihn kaum mehr richtig zu benennen weiß!

M. E. Keffing.

von rohen Quadern ernst und tüchtig herauswuchs, war für das sechsbändige Mittelalter wie geschaffen. Alles, was an früheren Despotismus erinnert, hat sich in jüngster Zeit geändert. Der Borgia, der Palast der alten Republik, der von den Medicern in ein Staatsgefängnis verwandelt wurde, ist jetzt zu einem historischen Museum eingerichtet, die Zellen sind zu Kunstcabineten geworden. Grün fühlte sich schon zu Turin von den strengen, massiv unregelmäßigen Epiuren und Möbilieren des ägyptischen Museums „schaurig-ästhetisch“ angereizt; denn auch dies bleibt ästhetisch wie alles, worin sich der Sterbliche auf seinem kurzen Lebensgange das Problem des Unendlichen zu lösen sucht, wie alles, was aus dem gemeinen Bedürfnis heraus ein Ding um seiner selbst willen, das heißt um der Idee willen gestaltet und es zu keinem andern Zwecke hinstellt, als zu dem der Beschauung, der Anschauung, als der Zweck aller Zwecke für das Dasein eines geschaffenen Dinges ist. Das erkannte er hier in Florenz zumal an den meist nur halbvollendeten Werken Michel Angelo's von dem Jünglingsknaben David vor dem Palazzo Vecchio an bis zum Matthäus in der Accademia delle belle Arti. Michel Angelo schwang den Keisel mit der Hand eines Titanen, und so ist er plastisch fortgeschritten bis zur Kuppel von St.-Peter, wo sein Geist noch trauert tiefmelanchollisch über seine Einsigkeit, ein marmorner Lichtbild zwischen gefühliger Finsternis vor ihm und romantischer Seelenstrahlung nach ihm, dieser Heros der Bildhauer, der auch als Mensch die wiedergeborene Unerschütterlichkeit des antiken Charakters, der Repräsentant der menschlichen Sittlichkeit war. Raffaccio's Fresken in del Carmine zeigen, daß man Rafael, den Zauberjüngling, aus seinen Vorgängern construiren könnte. Und der Versuch wäre der Mühe werth. Denn, bemerkt Grün sehr richtig, mit jedem Wunder, das wir vernichten, erwächst der Menschheit eine neue Ueire.

Doch damit das Buch auch in diesem Kapitel sein politisches Gepräge nicht verlange, sind ihm die anziehenden Charakterbilder zweier Toscaner beigegeben, des Baron Ricasoli, der für Toscana war, was Cavour für Italien, und des Bäckers Doffi, dieser edeln, urgewaltigen Erscheinung, der in seiner Weise das demokratische Element der Revolution vertrat wie Ricasoli das aristokratische.

In dem Zauberkreise der Kunst und des Alterthums, mit dem Rom unsern Reisenden umflutet, vergißt er Italiens und Italienshimi; die Zeit schwindet vor seinen Blicken, und je härtere Züge er thut aus diesem Becher des Geistesreichs, desto unerfüllbarer wird sein Bedürfnis, desto voller schäumt der Becher auf. Es erging ihm da so, wie es noch jedem erging, der diesen klassischen Boden betrat. Mitten in der Brandung steht die Ewige Stadt, gleich einem mächtigen Urkelsen, als die letzte Säule in der allgemeinen Götterdämmerung des Einsturzes. Auf dem Forum ist jeder Stein eine Welt, und wer vermüthete es auf sich zu nehmen, fragt der Reisende, lebendige Geschichte wieder in das edelstodte Rom zu tragen, und wer hat die Kraft oder vielmehr den Muth, die Rieserringe der Vergangenheit und der Zukunft am Tabularium des Capitols ineinander zu fügen. Draßlich und von hohem Interesse ist die Schilderung des Cardinal Staatssekretärs Antonelli, bei welchem Grün eine halbtägige Audienz hatte. Die persönliche Bekanntschaft des „Gauklers aus Comino“ erklärte ihm vieles, was ihm in der Handlungsweise des Mannes noch dunkel geblieben war. Weiteres Licht über den merkwürdigen Mann und sein Treiben gibt die freimüthige Schrift des Monsignore Francesco Liverani, welche den Titel führt: „Il Papato, l'impero e il Regno d'Italia.“ Liverani, Caudprälat und Protomotar des Heiligen Stuhls und Kanonikus der Basilika von Sta.-Maria Maggiore, beweist darin haarklein, daß das Principat der heiligen Kirche in ein Schwacher- und Wechsellagergeschäft ausgeartet und das Haus des Stellvertreters Christi zu einer Kloake von Skandal und schändlicher Ungerechtigkeit geworden sei, und daß dem Papste nichts übrig bleibe, als den König von Italien in St.-Peter zu krönen und so die Wahl des italienischen Volks zu sanctio-

niren. Wenn aber Grün von dem Regiment des Cardinals Antonelli sagt, daß es schlecht sei nicht aus Mangel an Gesetzen, Institutionen und Vorschriften, sondern aus „moderner Schüftigkeit“, da die Verwaltung in eitel Kameraderie und Usurpation aufgehe, so ist das Lebens- und Charakterbild, das er vom Papste Pius IX. selbst entwirft, nicht mit viel schmeichelhaftern Farben gezeichnet. Es sei ein eifriger Mann, ohne Entschlossenheit und Energie, den Ketzern und Günstlingen verfallen, eine völlig passive Natur, der die Kraft zum Guten fehle und die alles gehen und geschehen lasse, wie es geht und geschieht. Nach den Ausführungen Franc. Ball' Ongaro's in dessen 1861 in Turin erschienenem Buche „Pio IX.“ durfte man behaupten, daß das Papstthum gerade in ihm, in der Person des neunten Pius, sein Testament mache; das Papstthum müsse bleiben wie es ist, oder es ist nicht mehr, und vielleicht bedürfe es nur noch etwas Säubern, etwas weitere Garnadigkeit, und die italienische Nationalkirche stehe fertig da ohne den Papst. Die letzten Anhänger der päpstlichen Regierung aber wohnen jenseits, das heißt: im Norden der Berge, und suche man nach den wahren Stützen des Unhaltbaren, nach den Trägern des Unerträglichen, auch in Rom, so stoße man, behauptet Grün, auf Deutsche, fast immer auf Deutsche, und daher sei der „Te desco“ in Italien zu einem Schimpfsnamen geworden, gleichbedeutend mit Barbaro, dem Schergen und Büttel irgendwelcher dynastischen oder mittelalterlichen Schulle.

Die Politik vermüthete in Rom nicht an dem Reisenden zu haften; er schüttelte sie leicht von den Füßen, wenn er unter den Trümmern des Alterthums, in Kirchen und Galerien der Kunst nachging, über die er auch hier manches geistreiche, wenn auch nicht immer begründete und zutreffende Wort sagt. Es ist aber wol nur eine Täuschung des Gedächtnisses, wenn er die Lasso-Gilde, die doch nur noch als Sturmgeschreier Stampf besteht, auf großartiger Warte über ganz Rom weg noch dasselbe geheimnißvolle Blätterrauschen hören läßt, wie vor 300 Jahren.

Inzwischen hatte er einen Ausflug nach Neapel unternommen und als Resultat seiner Beobachtungen ein den Neapolitanern sehr wenig gänziges Urtheil mit zurückgebracht. Vom Platen's Ausspruch über Neapel: „Künstlich alles, die Sache, der Mensch und die Seele selbst“, liegt es nicht allzu weit ab, wenn Grün diese Stadt als eine lärmende, tobende Diebeshöhle schildert voller Spitzbuben und Beutelschneider, und was uns hier am Leben erhält, warum man nicht vor Kraut, Öl und Korn stirbt, das sei die ewige Natur rings umher, das seien die unerschöpflichen Schätze des Museo reale und der gewaltige Besuv. Der Neapolitaner will keine Steuern zahlen und einen König haben, aber nicht einen solchen solbatischen Bürgerkönig wie Viktor Emanuel, sondern einen, an dessen Hofe es Beste, Auffahrten in altfränkischen Carrossen, Umschlag in den Rodoläden, Gehalte, Zulagen, Gratifikationen, Ordensbänder u. dgl. Dinge mehr gibt; sie wollen einen König von den mytherischen Gottesgnaden, und nie hat der italienische Süden das innere Correctiv gegen stitliche, sociale, staatliche Verderbniß besessen, jene Gemeindefreiheit, den lebendigen Begriff der Commune; er lebte immer unter der Wucht fremder Herrschaft: das gemeinlose Volk von Neapel kann nur gebändigt, gezügelt, weiter geführt werden durch Despotismus, aber durch einen wohlwollenden, tugendhaften Despotismus, wie er in Giuseppe Garibaldi verkörpert war, dessen Kraft man aber gebrochen habe. Die Schilderung dieses außerordentlichen, eine Menge Fähigkeiten und Individualitäten in sich vereinigen und durch die höchste Energie des Willens ausgezeichneten Mannes ist voll factischer Bitterkeit, voll schneidenden Humors. Es gibt und gab vielleicht kein Menschenleben, das abenteuerlicher, schicksalsreicher, thatenvoller, das mythischer und mythischer wäre als das dieses Helden, dessen Person dem Mäglichkeitsfremd unserer Tage zum Schabernack und zur Geißel dient. Für das Volk ist Garibaldi derjenige, der wol geschlagen, aber nicht überwand werden kann, der furchtbare Allgegenwärtige und Unsichtbare, den man wol fangen, aber nicht in Fesseln schlagen und vernichten kann,

und hat J. N. A. J. offer Gracioso benutzt das Wort: Josephus Nicotanus, Redemptor Italiano, Joseph aus Nizza, Retter Italiens. Sich selbst, seinen Idealismus und seine bewährte Kunstgenügsamkeit hat er aber am schlagendsten in den Worten geäußert, die er als Colonel an die Commisssion der italienischen Legion nach dem Gefecht von San Antonio in Montevideo schrieb: „Ich gebe meinen Namen eines italienischen Legionärs nicht für die Ordnung von massivem Silber!“

Wir lassen dem Verfasser seine Ansicht über „die ästhetische Weltanschauung Goethe's“, wenn er ihn in sehr barocker Weise einen „großen Verbrecher“, einen Verleübler der Majestas humana nennt, dem die Menschheit stets nur Gegenstand, nur Object blieb, eben gut genug, sich vor seinen Augen jählich zu beugen und sich niedlich im Kreise zu tragen; denn Goethe war etwas mehr, und es gab für ihn keineswegs nur Erbsenmagen, die seinen Schönheitskultus bestrebigten oder verletzten; er suchte auch in ihre letzten Gründe zu dringen und alles Gesekzte und Mannichfaltige auf seine einheitliche Urform zurückzuführen. Man kann schwer begreifen, wie ein doch immerhin geistreicher und kunstkenner Mann wie Karl Grün sich über Goethe, dessen Werke wie sein Erben die reinste Humanität und zugleich das jätische Schönheitsgefühl ausprechen, in so unwürdiger und barbarischer Weise aburtheilen kann.

Der „Brief aus dem Bitterd“ bringt keine neuen Gedanken und Thatfachen; das Buch aber schließt mit der Frage, was wir Deutsche zu thun haben, um der lateinischen Demonstration, der Behauptung der lateinischen Rasse, die ihren Ausdruck in der Herrschaft der Studenten von Pavia an die Unverständlichkeiten von Paris nach Savonar's Lobe fand, daß sie ausschließlich zur Freiheit und zur Herrschaft berufen sei, eine germanische entgegenzusetzen, und überläßt die Verantwortung der Zeit und ihrem Volke.

Was die zweite oben angezeigte Schrift: „Fragments aus Italien“, betrifft, so hätten wir dem Verfasser das politische Eingangsapitel: „Der Werth der Lombardei“, gern erlassen; es nimmt sich wie ein nachträgliches Einschleichen an und paßt wenig zu dem friedlichen, der Natur und Kunst gewidmeten Inhalt dieses Buchs. Die Hefschreibung versteht uns nach Genua. Es ist in den ersten Tagen des März 1861. Grün beschließt, dem aristokratischen Bedenken in Den. von Lissow's „Handbuch zur Reise nach und in Italien“ zum Trost, die Reise am der Küste und über die Ausläufer der Apenninen hinweg nach Massa, Lucca und Pisa zu Fuß zurückzulegen, und hat nicht Ursache, die Ausföhrung seines Beschlusses zu bereuen. Als er bei Nervi, einem etwas langen Borgo, zwei Stunden von Genua, das Meer erblickt, ruft er: „Da ist das Meer! O wunderbarster Wellenschlag, gib mir den Taft und das Maß zu meiner Prosa, daß sie harmonisch einherfließe und den Freunden davon wie ein Echo erscheine jener reizenden ligurischen Küste!“ Der der Wirkung dieses Gebets an das christlich wallende und lärmende Meer trägt das Buch glückliche, wenn auch keine durchgreifenden Spuren, nicht weil es dem Verfasser an Sinn und Fähigkeit für eine taft- und maßvolle, wohlklingende Prosa fehlt, sondern weil auch Homer zuweilen schläft und alle Schönheit der Sprache nur der Widerschein des schönen Gedankens ist. Die mannere humoristische Erzählung der Fußwanderung hat er mit manchem beschreibenden Wort über die geologische Natur des Gebirgs und die Eigenthümlichkeiten der üppig blühenden Pflanzenwelt anmuthvoll beiebt. Von Pisa aus besuchte er Arezzo, ein Lustschloß des erklirten Herzogs von Modena, und macht eine „Spritzfahrt“ nach Livorno, wo er auf den Spaziergängen des Morgens in der Via Vittorio Emanuele, des Nachmittags auf dem Passeggio am Meer dem herrlichsten wohligen Menschenhag begegnet, der dort an den Sonntagen seine Lust und Erholung sucht. Die Weiber und Mädchen des untern Volks sind lauter Riesen, und die Fabel von den Amazonen, welche in der Pfalz eine so große Rolle spielt, stammt, wie Grün weiter bemerkt, ganz unzweifelhaft aus Livorno.

Das ihn im Floranz vor allem Giesole beschäftigt und die

Gertola, ist nicht zu verwundern. Was kommt es aber geistreichen Lesern auf eine Differenz von 100 Jahren an? Nur ist es schlimm, aus der Unrichtigkeit kunsthistorische Folgerungen zu ziehen. Der Verfasser hat ganz recht, zu sagen, daß Giesole durch die Composition nicht bezieht wie Donatello Gogoli, daß es kein Zeichner ist wie Masaccio, daß er das Colorit nicht versteht wie Filippo Lippi, daß er in der Form immer nur wieder er selbst ist, ein ziemlich beschränktes Wesen mit herzlich geringen Mitteln, aber wenn er hinzufügt, seine Zeit (Giesole lebte bekanntlich von 1387—1455) unterschätze ihn gar nicht, da er vier Jahre nach Masaccio geboren sei und den Götterjüngling um 26 Jahre überdauert und noch die ewigen Denkmäler der Vollendung im Vatican gesehen habe, so hat sich der geistreiche Mann netto um 100 Jahre verrechnet; auch kann man durchaus nicht sagen, daß Masaccio ihm vorausgegangen sei, da letzterer erst 1401 geboren war; aber die Unrichtigkeiten setzen sich fort, wenn es heißt, daß Filippo Lippi (1400—69) schon todt war, ehe Giesole geboren wurde, daß Filippino Lippi (1460—1506) bereits glänzte, als jener in die Welt trat, daß er völlig gleichzeitig mit Andrea del Sarto (1488—1560) und Benvenuto Garofalo (1481—1569) gewesen sei. Daher paßt es aber auch nicht, wenn Grün in Giesole deshalb etwas so Außerordentliches und Einziges erblickt, daß man ihn stillschweigend aus seiner Zeit und Umgebung und aus dem Ringen der geschichtlichen Entwicklung herausdrücken müsse, um ihn als eine für sich bestehende Erscheinung zu betrachten. Doch stimmen wir bei, wenn er Giesole als eine Natur bezeichnet, wie Angelus Silenus oder Saint-Martin oder Jüngendorf in ihrer Art es waren, wenn er ihn einen Künstler nennt, der Palette und Pinsel ergreift, als er zur Garbe greifen wollte, und wenn er es ihm hoch anrechnen, daß es der Glaube war, der seine Bilder erfand, zeichnete und malte und um dessentwillen dem wunderbaren Wände vieles verziehen sein solle. „Das reist uns nicht in zwei Stücke“, sagt er angesichts der herrlichen Almosenvertheilung des Künstlers in der Laurentinskapelle des Vatican, „in die Anerkennung des Talents und in legerhafte Mittel, wie die Overbeck'schen Bilder, und das ist colorirt trotz der Leys'schen Farbenpasten.“

Dem Kapitel über Giesole schließt sich unmittelbar ein anderes über das toscanische Stroh (Strohstechen) an in der Form einer humoristischen Vorlesung für Frauen, die wir unsfererseits gern leger zur alleinigen Lectüre überlassen. Lieber begeben wir uns mit ihm nach Rom, wo er zeitgenössische Geschichte an den Ruinen und Wästen des Alterthums findet und eine originelle ästhetische Erörterung zum besten gibt, die das Verhältniß der Kunst zur Geschichte zum Vorwurf hat. Er stellt das Paradoxon an die Spitze: „Alle Kunst ist im Grunde historische Kunst, sie bewahrt eine Erinnerung und will eine Erinnerung bewahren.“ Dies ist nur zum Theil wahr und steht mit der früheren Behauptung, daß die Kunst nichts als Form und wesentlich zu nichts da sei als angeschaut zu werden, im Widerspruch. Allerdings ist jedes Werk der Kunst als solches ein Monument seiner Zeit und des Künstlers, der es hervorgebracht, aber die Bestimmung, eine historische Erinnerung zu bewahren, ist nur jener Kunstrichtung eigen, die wir die monumentale nennen. Dieser besondere historische Zweck hat mit dem Kunstzweck an sich nichts zu schaffen. Die Kunst als Kunst ist allein um ihrer selbst willen, um des unelgenthümlichen idealen Zwecks willen da, das Endliche und Vergängliche durch die Form zu verkörpern und unser Gemüth durch die Anschauung des in ihr verkörpert Schönen zur Anschauung des Ewigen und Unvergänglichen zu erheben.

Wenn jedoch der Verfasser weiter bemerkt, das Bildniß (das plastische wie das gemalte) sei eitel historische Kunst; in der Ciasma, der Wüste, dem gemalten Porträt erscheine die ganze bildende Kunst in ihren wesentlichen Momenten vertreten; die Plastik gebe das Bild einer Idee, eines allgemeinen Begriffs, die Malerei das eines wirklichen, handföndenden und belebenden Menschen wieder, die Wüste sei dieser wirkliche Mensch auf den tiefsten Ausdruck seines Wesens, auf den Kopf reduziert,

das gemalte Porträt aber die Anflüge der Mäße mit dem feinsten Ausdruck und der natürlichen Farbe als Zugabe, und was darüber hinausliege, die Gruppe, das Relief und die sogenannte Historienmalerei, das seien eigentlich nur quantitative Erweiterungen, nicht etwas qualitativ Neues: so liegt in dem allen so viel Wahres, daß man sich nur freuen kann, es ausgesprochen zu sehen, da man dem Porträt bloßsetzt in der Menschheit eigentlich gar keine Stelle anzuweisen wußte oder anzuweisen gekonnt war, indem man von der materialistischen Ansicht ausging, daß das Porträt nur das natürliche Abbild einer Person sei, bei welchem auf freie geistige Menschlichkeit oder Vitschaffung nichts ankomme. Doch hören wir Grün's kühnere Ausführungen weiter! Jene quantitativen Erweiterungen der künstlerischen Grundidee vollziehen sich in der Gruppierung, die von einer gemeinsamen Handlung bedingt ist und die Einzelporträts miteinander durch diese Handlung in Beziehung bringt. An die Stelle der Plastik der Person tritt hier die Plastik des Ereignisses, der Handlung, und wie sich das Privatporträt zum öffentlichen und allgemeinen verhält, so verhält sich das Genrebild zum Historienbilde. Nur die Landschaft bedürfte bei dieser Auffassung einer besondern Erklärung; die Landschaft aber gehe mit einem Fuße aus der bildenden Kunst heraus, und dieser Fuß sei nach dem Ton, nach der Stimmung, mit einem Worte auf die Musik hingeworfen. Leider hinkt jeder Vergleich, und geistreiche Parallelen oder Antithesen erschöpfen das innere, philosophische Wesen der Dinge nicht. Doch verdient in unserer naturalistischen, der ausschließlichen malerischen Richtung zugeneigten Zeit die ideale, plastische unsere Reisenden immerhin eine ehrenvolle Erwähnung, da er so weit geht, zu behaupten, daß die Malerei selbst im besten Sinne nur ein Relief mit Perspektive sein könne. Der Plastik gefehlt es höchstens zwei Figuren zur Gruppierung zu, da drei und mehr Figuren die Bedeutung der Einzelgestaltung aufheben, das Gewicht auf das malerische Element der Gruppe legen und Verschiebungen unvermeidlich machen, wie das alles Laokoon, mehr noch der Farnesische Stier zeigt, bei welchem die bildende Kunst in Danksunft übergegangen, die Gruppe zu einem Gebäude geworden sei.

Mäßen sind geschichtliche Urkunden, die den Blick in die Vergangenheit öffnen und ein untrügliches Zeugnis abgeben für Personen und Handlungen. Keine Schmeichelei, keine Schönbilderei hilft da; der Charakter liegt in der festen Form des Kopfes; wo das eine Bild nicht ausreicht, tritt das andere ergänzend dazu, und so wird die Kunst auch wider ihren Willen zur Richterin der Geschichte, zur Verkünderin der Wahrheit. Geistvoll und treffend ist, was Grün aus den Mäßen der alten Griechen und Römer, ihrer Dichter, Redner, Philosophen und Kaiser heraushebt oder in sie hineinliest. Die optimistische Schilderung von Seneca's „famösem Charakterkopf“ können wir nicht theilen, ebenso wenig die allgemein hingestellte Behauptung, daß mit dem gemalten Bildnis der gedankliche Inhalt der Köpfe verloren gegangen sei. Dies war nur in den ersten byzantinischen Anfängen wie in den späteren Zeiten der Kunstabnahme der Fall. Die Bildnißmaler des christlichen Zeitalters: Rubens, van Dyck, Rembrandt, Raffael und Tizian, sind von Grün vortrefflich, ihre Bilder oft scharf charakterisiert. Von Tizian's Karl V. in Florenz heißt es: „Das ist kein Adler“, sondern ein Geierblick, die ganze Figur ist häßlich, schmutzig, der Prototyp einer nichtswürdigen Rasse.“ Noch drastischer ist die Charakteristik der Porträts Philipp's II. in Florenz und des Erasmus von Rotterdam in Neapel, beide gleichfalls von Tizian. Die Fornarina von Raffael nennt er ein wahrhaft dämonisches Porträt, so dämonisch wie sein Gegenstand; an Fornarina's materiellem Ganzen verborte die ideale Blume Italiens. Raffael sei wie Schiller, der in einer Reihe von Götterschöpfungen sich selbst gab, bis er sich ausgegeben hatte; sie gaben aber selbst nicht ihre eigenen subjectiven Gedanken, Gefühle und Einbildungen; sie waren beide idealistisch, Schiller wie Raffael, indem sie von der Idee ausgingen und diese in die schöne Form einbildeten; Tizian und Goethe dagegen gingen von der schönen Erscheinung aus, und betäubt durch den

den Gedankeninhalt, den andere aus ihren Kunstwerken herauslasen; zuletzt aber sei beides eins.

Nachdem uns Grün eine Sonntagswanderung über die sieben Hügel und zu den sieben Kirchen, die auf ihnen liegen, geschildert, vertieft er sich in eine wunderliche Betrachtung über die antike und moderne Welt. Er gesteht, nicht zu begreifen, was das Nazarenenthum in der Welt gefüllt hat, noch wie es zu seiner allbeherrschenden Stellung während der halben Dauer der Geschichte bestimmt sein konnte. Er meint also nicht das moderne Nazarenenthum in der Kunst, sondern die gesammte christliche Weltanschauung, und die Art und Weise, wie er die selbstausgeworfene Frage zu beantworten sucht, verräth durch das Schroffe und Einseitige, was darin liegt, eine in diesen Dingen glücklicherweise seltene Freimuthigkeit. Das Christenthum hat danach in Sittlichkeit, Kunst und Moral nichts vor dem heidnischen Alterthum voraus, und mit der Benennung „christlich-germanisch“ ist der Welt nur ein tüchtiger Bär aufgebunden worden. Grün mag von der Schwäche der menschlichen Natur, die des fremden Verdienstes zur Erlösung bedarf, und der Trennung der Religionen nichts wissen, hat seine Freude an der Darstellung des Leidens und will lieber in den Columbarien der Heiden als in den Katakomben der Christen begraben sein; er ärgert sich an der krankhaften Gefühlsregung und transscendenten Ueberschwenglichkeit, in welcher die christliche Menschheit ihre beste Lebensenergie verschwendet habe, und spottet der „symbolischen Mattheiten“, wie sie in den Anfängen der christlichen Kunst zu Tage treten. Christliche Rabonnen sind ihm bloß die byzantinischen schwarzen, dann die des Gimabue, dann die des Giotto, am allerwenigsten die des Raffael, als ob auch das Griechenthum sich ausschließlich nur in den Holzbildern und Altarbildern der Dabalden und Emulden und nicht vielmehr in den vollendeten Werken des Phidias, Skopas und Praxiteles verkörpert habe. Die transscendenten Christen des gotischen Zeitalters verschmähten das Sinnreizende weder in ihren prosanen, noch selbst in ihren heiligen Kunstdarstellungen und verstanden es besser als wir heutzutage im Leben heller und sinnlich bis zur Ausgelassenheit zu sein. Jene Stimmung des Welt-schmerzlichen, des Entfremdeten, des Leidens und Duldens und jene Erlösungsbedürftigkeit gehören nicht bloß dem Christenthum an, sind nicht als ein Unerlässliches mit dem Grundwesen und letzten Endzweck des Christenthums verbunden, das wenig wäre, wäre es nur „eine Gesamtanschauung des Menschseins, das Resultat des Wissens einer Periode“; es ist bei weitem mehr, eine religiöse und zugleich sittliche That, eine Religion der Liebe und des Lichts, der Menschlichkeit und Weltwirklichkeit, wie nur irgendeine Religion vor ihm oder neben ihm, eine Liebesthat von universaler Kulturbeutung, die, was sie Trübes und Spiritualistisches mit sich führen mag, die Selbstbefreiung der einzelnen Menschen wie Völker zum Ziel hat, bestimmt, nicht nur mit dem Staatsrecht das Recht der Individuen und Völker, sondern in dem Individuum zugleich das natürliche Element mit dem sittlichen zu verbinden und in Einklang zu bringen. Es war eine Verirrung, die sinnliche Schönheit und die Macht des freien, vernünftigen Denkens im Widerspruch mit dem Christenthum zu erklären und damit der Heuchelei und Lüge zur Herrschaft in der Welt zu verhelfen. Das Unwahre im christlichen Mythos trifft nur die Erscheinung, nicht die religiöse und sittliche Idee; jene ist gleichgültig und vergänglich, diese bestimmend für das Bestehen des Glaubens und unvergänglich; und das Unschöne in der christlichen Anschauung trifft nicht die historischen und mythischen Ideale, auch nicht die sittlichen Ideen des Christenthums, sondern allein die unverstandene und einseitige Auffassung des theologischen Dogmas.

Es hängt aber mit der irrthümlichen Ansicht Grün's von der ästhetischen und sittlichen Unzulänglichkeit des Christenthums eng zusammen, wenn er die Renaissance, die Wiederaufnahme des antiken Elements in die christliche Kunst, so hoch stellt, als die neueste Wendung unserer Menschheit sie überhaupt nur stellen kann. Sie ist ihm die Cyrenung des christlichen Stoffes, der

sch ohne inneren Durchdringung von Geistlicht zu Geistlicht fortgerückt habe und durch die geniale Beherrschung der großen Meister mit sich selbst in Widerspruch getreten sei, indem sie das Göttliche in menschliches Thun und Wesen verwandelt. Aber diese Behauptung hat keine ausnahmslose Geltung. Rafael, Michel Angelo, Veronesio, Francia u. a. schufen Werke, die beweisen, daß zu weicher, der sinnlichen Kunst anzureichenden künstlerisch-kühnen Schönheit der spezifisch-geistliche Stoff, das menschgewordene Göttliche und die spezifisch christlichen Glaubenslehren sich vertheilern lassen. Wir können die Ödipus- und Herculesgebilde des Phidias bewundern, Michel Angelo's Propheten und Eryllien sehen nach Dürer und Andread höher, und Rafael's Madonna di San Sisto ist etwas mehr als nur die „wonnige Mutter, welche in treuer Liebe empfangen, unter seligen Schmerzen geboren hat und jetzt die Frucht der Liebe und der Schmerzen, die Liebe in jener Welt, auf ihrem Schoße hält, aus dem die Wunderthaten entspringen“. Sie ist etwas mehr als nur die „Apotheose der jungen Frau, die ihren Erbkrieg aus Herz drückt“, etwas mehr als die „Verherrlichung der Mutterliebe, der kindlichen Schönheit und des Weibes“. In darin nichts vom Christenthum, denn ist auch nichts von der Kunst darin, und daß die christliche Kunst im Stande war, solche Werke einer erhabenen himmlischen Kunst aus dem verachteten mythisch-sagenhaften, christlichen Stoff zu schaffen, beweis ich tatsächlich, daß diesem Stoffe etwas innewohnt, was solcher Verherrlichung durch die Kunst fähig ist. Das Ideal vollendeter Schönheit war dem christlichen Künstler im Weibe, in der Geträumter, aufgegangen, und dieser Stoff ist so sehr ein eigenräumlich christlicher, daß die künstlerische Phantasie nie vermag, gewissermaßen, an einem antiken Stoffe sich zu gleich erheben und auszumühen. Idealen einporzuschwingen. Grün lagert, daß der Rafael zu der Disputa das christliche Sujet begeistert habe. Was kann aber sonst? Weiß die antike Religion und Philosophie auch nur annäherungsweise einen Stoff auf, der dem hier dargestellten gleichkäme, und zeigt nicht gerade die Schule von Athen, daß der dem Inhalt der Disputa ebenfalls parallel zu stehende antike Stoff selbst in der Hand des nämlichen großen Künstlers sich nicht zu einer gleich vollendeten und innerlich identischen idealen Composition zu gestalten vermochte?

Der Versuch, jene Werke der allerdings unter dem Einfluß classischer Vollendung gereiften christlichen Kunst zu antiken Formeln zu weihen, muß hiernach als verfehlt angesehen werden. Der Werth der Renaissance aber ist nicht darin zu suchen, daß sie den „neuen Heidenthums“ in die Kirche einzuschwärzen suchte, und Michel Angelo's Weltgericht würde bewundernswürdiger dastehen und weniger abnehmend auf die ideale Kunstansicht der folgenden Zeiten eingewirkt haben, hätte er nicht den christlichen Gedanken in der Uebermacht heidnischer Nothwendigkeit begraben.

Wir lassen dahingestellt, ob Liferos, Erbenveres, Großes und die christliche Poesie nicht habe als die „Antigone“ des Sophokles, und ob nur Cordelia ihr an die Seite zu stellen sei, mit der Shakespeare noch einen bedeutenden Schritt über die Antigone hinaussetzt, halten aber die Frage für völlig überflüssig, ob denn etwa diese Dichter und, als dritter ihnen zugefügt, Schiller ihre Stoffe und Ideen dem Christenthum entlehnten; denn das eben ist das Universale im Christenthum, daß alles, was groß und edel, im Umfange seiner Anschauungen und Ideen Platz findet und daß es mit nichts Verworfener, welcher Religion- und Kultusform solches auch angehört möge, in Wegesatz tritt.

Es thut wohl, nach diesem bedenklichen Kapitel sich an der inneren Schilderung eines längeren Landaufenthalts erholen zu können, den der Reisende zu Rom in der Albanoergebirge und zu Tivoli machte. Dann begleiten wir ihn über Ostia nach Neapel, bekrönen mit ihm den Lavaberg des Vesuvius und seinen Uferstrand und besuchen Pompeji, die allmählich aus ihrem Grabe erwachende altromische Provinzialstadt, worüber er 1863. 17.

manche interessante Bemerkungen beibringt. Bis jetzt ist etwas aus dem Inneren dieser Stadt aus der Asche heraufgefordert, wobei die Vorstädte nicht mitgerechnet sind, die nach dem Kerne zu sehr oberflächlich gewesen sein müssen, da sie ein Viertel der städtischen Bevölkerung umfassen. Pompeii ist ein Berg von 2 1/2 Stunden bloßgelegt. Bis jetzt wurden 600 menschliche Geleier gefunden, von Thieren nur 48. Seit 109 Jahren dauern die Ausgrabungen; würde also mit der bisherigen Langsamkeit fortgeführt, so gingen noch vier Jahrhunderte darauf, ehe ganz Pompeji aufgefunden wäre. Seitdem jedoch die Piemontesen dort sind, geht es rascher; eine Pferdebahn schafft den Schutt fort, und so hofft man, schon in 10 Jahren das Osterfeld von Pompeji freizugeben zu können — wenn nicht dazwischenkommt.

Als der Reisende später nach kurzem Wiederbesuche Roms die Umgegend verläßt, um heimzukehren, besucht er auch die Wasserfälle von Terni; aber es ist, als ob er von einer märtyrlichen Landschaft spräche, wenn er schlechthin bemerkt, es brauche noch zweier Stunden, um hinzugelangen. Wer ahnt da etwas von der Herrlichkeit der nachburchausenden Oliven- und Lorbeerwälder, die zwischen Terni und den stromenden Wasserfällen liegen? Die Wasserleitung in Spoleto mit ihren hohen, eingestrichelten Bögen hält er nicht für römisch, sondern für ostgothisch oder gar longobardisch; sie erinnert an die Theodorischeburg bei Terracina. Nihil veranlaßt ihn, seinem Widerwillen an verdächtigter Böhrenreligion Ausdruck zu geben; er rath dem Papst, hier sein Knie aufzuschlagen, Nihil zur „freien Kirchenstadt“ zu machen, denn hier sei das Grab der sündhaften Welt, das dunkle Auge der Weltlichkeit, die Krypta des monastischen Glaubens; hier habe jeder Stein christliche Farbe, die Luft in den Straßen wehe und Aufregung entgegen. So etwas hätten wir im Norden nie fertig gebracht; Münzen sei bloß zum Sterben langweilig, und doch möchte kein Mensch dort begraben liegen; Münzen habe man frühlich vertheidigt; Neuwied sei gestörter Pietismus; Ueberrach mit seinem Beistand esse uns an; aber Nihil, das sei düsterer, gewaltiger Ernst, das sei Innocenz III., das ganze 13. Jahrhundert in Stein. Und doch erkennt er in den Geniegestalten Cimabue's, dieses Regenerators christlicher Malerei, etwas, was weder aus dem Byzantinismus noch aus der Innigkeit des christlichen Gemüths stamme; Italien habe schon eine viel frühere Renaissance gehabt als die des großen Giotto, eine Neubelebung und Wiederaufnahme antiker Formen bereits im 12. Jahrhundert, gleichzeitig mit seinem Herrscher, gewaltthätigen Papst, Innocenz III., und der Kagerarm freier Schönheit habe sich bis in den altchristlichen Dom des heiligen Franciscus zu Nihil und dann weiter bis zu Giotto's Überwältigung in den allegorischen Temperabildern der Kapelle dell' Utrina zu Vahus Reichthum durchgehoben. Die herrliche Madonna des Guido da Siena jedoch beweise, daß die Siener sich am frühesten emancipiert, daß sie dem keisselhaften Byzantinismus durch den Abschied gegeben haben; hier seien menschliche Jüde und in Siena hierüber Studiren zu machen.

In Perugia wurde gerade die Citadelle, das „Krausbüsch der Schweizer“, die hier 1859 so höllisch hausten und 1860 so rasch vor den Italienern die Flucht ergriffen, abgetragen; die ganze Höhe starrte von Schutt und Steinen. Mit Entzücken sah er auch Florenz, die „blühende Blume Italiens“, wieder, dann in Bologna die gothische Kirche S. Francesco, ruiniert zu Ehren des Papstes Sixtus IX. im Jahre 1857, bei Gelegenheit der kostspieligen unnützen Rundreise, und also auch ein Monument! Von der bologneser Schule der Caracci und ihrer Nachfolger sagt er sehr richtig: sie begeisterte wenig, aber sie belebte auch selten; sie verdiente das ehrenvolle Zeugniß, das Ideal in der Zeiten Flucht aufzuhalten, sich der Verderbnis entzuziehen in den Weg geworfen zu haben; sie blicke nach Venedig und Rom, dort die Bewunderung des Ideals, hier die Kleinheit der Formen ablesend; Domenichino aber sei und bleibe der größte Bolognese. Die folgenden wilden Landschaften Salvator Rosa's, dem er in Florenz und Rom und von neuem in Modena begegnete, erscheinen ihm so gestillt von Vollkommenheit, so

meisterhaft kühn, daß man begeistert ausruft: „Das Stimmungsbild haben die Alten nicht gekannt; hier hat der Mensch die Natur zum andern male geschaffen, indem er ihr seine lebende Seele einblies.“ Giulio Romano, dessen Fresken im Palazzo del Te zu Mantua er bewundert, ist ihm „ein Rafael, der dem Rabens begegnete und ins Extravagante ausstieg, ein Raben, der angesichts des Rafael sich plötzlich zusammennahm“. Die Begräbniskapelle der Madonna dell' Arena zu Padua nennt er die „Sirtinische Kapelle des Trecento“.

Mit Venedig, wo andere ihre italienische Reise beginnen, schließt er sie. Venedig ist ein Grab, in welchem man von vergangener Herrlichkeit träumt; es ist ein Traum und ein Kauf, die venetianische Malerschule ein blühender Traum und farbeglühender Kauf; hier in Venedig muß man sie sehen, auf ihrem Heimatboden, in ihrer vaterländischen Luft, um sie zu begreifen. Die „Himmelfahrt Mariä“, das ist „der ganze Ljban, der himmelhoch janchende Realist, der wahre Verkörper der Erde und ihrer schönen Frauen“, hier aber zugleich doch jedenfalls noch etwas mehr als bloß das! Während die allerneueste Kunstgeschichtsschreibung behauptet, die Geschichte der Kunst beginne erst bei den vollendeten Meistern, bei den Spitzen aller Kunstentwicklung, ist es erquicklich, unsern Reisenden das Bekenntnis ausprechen zu hören: „Die Vollenden sind mir kaum wichtiger als die Anfänger, denn diese machen erst jene begreiflich.“ Wol aber hätte dieser Grundsatz ihm selbst auch zur Richtschnur dienen sollen bei der Beurtheilung der so unvollkommenen Anfänge und „hymnologischen Plattheiten“ der beginnenden christlichen Kunst. „In der geheimnißvollen Lagunenstadt“, bemerkt er sodann, „nimmt sich Italien noch einmal zusammen; um den Zauber zu vollenden, dient hier der Orient dem italienischen Element zur Hölle; der Schatten von Konstantinopel schlägt bis über die Lagunen der Adria hin.“ Der Humor hat den Reisenden verlassen; unsäglich trauer beschleicht ihn; er sieht Venedig, den steinernen Tod, auf dem trägen Gewässer schwimmen, und die Leichenhüter klappern mit dem Säbel um den Katafalk. Es sei nur Kinderei, sagt er, die „Barbaren“ hinauszujagen und die Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu schaffen; aber „wer“, so schließt der Verfasser sein Buch, „wer erlöst die Welt von Götetown? Das ist die Frage!“ 12.

Zur Unterhaltungsliteratur.

1. Franziska von Hohenheim. Von Amely Bölte. Zwei Bände. Hannover, Kämpfer. 1862. 8. 3 Thlr.
2. Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen. Roman von E. M. von Sudow (Emma Riendorf). Zwei Theile. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 2 Thlr.
3. Die Kinder des Hauses. Familienroman von Julie Buraw. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Nur ein Weib. Roman von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Die Männer vom Leber. Socialer Roman in sechs Bänden vom Verfasser der „Ritter der Industrie“, „Die Leute der Amtskube“ u. s. w. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 5 Thlr.
6. Die Erbin von Lotonsky oder Bruder und Schwester. Roman von Oswald Stein. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.
7. Jomael. Gauflerroman von E. Spielmann. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der erstverzeichnete Roman: „Franziska von Hohenheim“, von Amely Bölte (Nr. 1), nennt sich ein Zeitbild, und es darf anerkannt werden, daß einzelne Züge der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, richtig angebeutet sind. Die Verfasserin indeß muß wol gefühlt haben, daß diese Andeutungen weniger von innen, was sie doch müßten, als von außen kommen;

denn sie hat dieselben sehr oft badmuth markirt, daß es hier und dort in dem Buche heißt: „Es war das Zeitalter, wo man an Cagliostro, St.-Germain, Lavater u. a. glaubte“; oder: „Es war das Zeitalter, wo Rousseau, und nach ihm Babelow, die Erziehungsschwärmerie angeregt hatte“; oder: „Es war die Zeit, wo der Pietismus unter dem Adel grassirte“ u. s. w. Es ist nicht zu verkennen, daß die Verfasserin selbst durch diese außen angebrachten Notizen ihre Arbeit als eine leichte bezeichnet.

Was nun das Verhältniß betrifft, welches diesem Buche die Danks gibt, nämlich die Liaison des Herzogs Karl von Württemberg mit Franziska von Hohenheim, so scheint die Verfasserin die Absicht zu haben, uns glauben zu lassen, sie gebe, wie man es nennt, eine wahre Geschichte; das scheint so, weil in dem obgenannten Buche mehrfache gedruckte Briefe des Herzogs Karl, sogar Zettel von des Herzogs Hand, welche sich auf sein Verhältniß zu Franziska beziehen und im Archiv zu Stuttgart aufbewahrt sind, nach ihrem Wortlaut mitgetheilt, gleichwie Excerpte aus dem Tagebuche der Franziska, welche gleichfalls im Stuttgarter Archiv deponirt sind, gegeben werden. Nichts-bekannter ist es geradezu unmöglich die tatsächlichen Verhältnisse solcher Liaisons in voller Wahrheit darzulegen. Das würde nur den unmittelbar Theilnehmenden und selbst denen vielleicht nicht immer vollständig möglich sein, weil das Äußere hervor-gebracht ist durch das entsprechende Innere und weil das Innere oftmals selbst nicht demjenigen, der es in seiner eigenen Brust erlebt, ganz vollständig und ganz richtig offenbar wird. So handelt es sich denn in solchen Darstellungen wie die vorliegende ist, vornehmlich um die ideale Wirklichkeit oder Möglichkeit; es wird mit Recht verlangt, daß die Erzählung dem historisch bekannten Charakter des Herzogs Karl und der Franziska homogen sei. Diese ideale Ähnlichkeit herauszubringen, scheint der Verfasserin in Betreff des Karl Herzogs, wie er in Schwaben noch heute genannt wird, durchaus nicht gelungen zu sein. Der Herzog Karl, dieser Schrofte, strenge, stolze, doch aber wieder heitere und joviale Herr konnte unmöglich durch eine Franziska gefesselt werden, welche, wie diese Böhle'sche Franziska, fast ganz in Pietisterei verfunken und so unbehäuflich ist, daß sie von Anfang dem gewandten Herzog in tausend Dingen unangenehm erscheinen muß, und dazu noch tritt sie so unerschütterlich auf, daß sie bald Instruktionen, bald Trost, bald Hülfe sucht bei einer ehemaligen Geliebten des Herzogs, der Tochter eines Schließers, welche mit einem Geheimrath verheirathet ist. Wenn nun dessenungeachtet wieder und wieder in dem Buche gesagt wird, daß Franziska des Herzogs guter Engel, daß ihr Einfluß ein wahrer Segen für das Land geworden sei, so erscheint dieser Anspruch im Lichte dieser Erzählung offenbar ganz absurd, und man findet sich berechtigt zu sagen: ungeachtet der Karl Herzog ein unerhört albernes Weib hatte, ging ihm doch seine gute Laune nicht verloren; oftmals wurde er sogar sanfter und milder, wenn ihm Sanftheit und Milde als das rechte Mittel erschienen, das abscheuliche Lamentiren des Weibes aufhören zu machen; zugleich war er Cavalier genug, um in vorgerückten Jahren nicht noch ein Verhältniß zu brechen, woraus ihm, so wie es in dem Buche geschildert wird, nicht die geringste Freude jemals gekommen sein konnte. Nun ist in dem vorgenannten Buche das Opfer der Ehre, welches Franziska dem Herzog bringt, damit motivirt, daß Franziska den Herzog ohne Grenzen liebe und sich nach seiner Liebe sehne. Was nun zunächst den Herzog betrifft, so ist sein Charakter in diesem Buche derartig gezeichnet, daß man annehmen muß, jenes erhebende Gefühl, was man Liebe nennt, sei diesem Manne ganz und gar unbekannt gewesen; es wird nicht einmal in dem Buche ein Zug zu finden sein, welcher auf das, was man Liebe nennt, nur entfernt hindeutete; der Herzog bringt es nicht weiter als die Franziska seine Freundin zu nennen, oder sein Fräulein, bisweilen auch sein appetitliches Fräulein. Auch der Franziska wird die Liebe zum Herzog nur von der Verfasserin nachgesagt; denn das Urtheil der Welt, die Mißbilligung von Papa und Mama und der sehr wenig nobeln Schwestern sind ihr so wichtig, daß sie

vor Trennungsschmerz, vor Schmerz über Verleumdungen und sonstige Trivialitäten gar nicht zu dem großen, gottenthronenden Gefühle der Liebe kommt. Und doch läßt die Verfasserin Franziska beim Herzog bleiben.

Jetzt wollen wir den Charakter der Franziska etwas näher beleuchten. Amely Bölle erzählt, daß Franziska als vierzehnjähriges Mädchen einen Jäger im Walde getroffen, gesprochen und ihm gelobt habe, sie wolle später sein Weib werden. Aber als der Jäger nicht wiederkam, so verheirateten die Aeltern ihre Franziska an einen Baron von Leutrum. Indes Franziska liebt den unbekannten Jäger fort und fort, und wird dadurch in ihrer kinderlosen Ehe höchst unglücklich. Nach ein paar Jahren trifft sie im Beisein ihres Vaters in Wildbad den unbekannten Jäger, welcher sich ihr als Herzog Karl von Württemberg vorstellt und ihr ungeheuer die Cour macht. Franziska benimmt sich nun dem Herzog gegenüber so, daß der Leser meint, er habe eine vollkommene Kokette vor sich, während doch im Verlauf der Geschichte Franziska mehr philiströs geschildert ist; der Leser wird durch diese Inconsequenz natürlicherweise verstimmt. Inzwischen merkt der Baron von Leutrum, was der Herzog wünscht, wird eifersüchtig und maltätirt sein Weib; aber Franziska liebt ihren Herzog, der sie übrigens jedesmal nur auf ganz kurze Zeit und niemals *à la retraite* sieht; Herr von Leutrum schlägt seine Frau, er speit sie an; sie duldet alles, bis sie endlich sich vom Herzog aus dieser Sklaverei entführen läßt.

Bis auf diesen Punkt war der Leser für Franziska wegen ihrer Liebe und Treue wahrhaft interessiert; allein der Leser hat nun schon den Höhepunkt des Werks erreicht; Franziska spricht zwar noch immer viel von ihrer Liebe zum Herzog, aber dieses „viel“ ist im Grunde wenig gegen das, was sie lamentirt, bald über die Spottzungen der ludwigsburger Noblesse, bald über die von ihr entfernt lebenden Aeltern, bald über das Aergerniß, welches sie ihren Schwestern gebe (welche übrigens nichts Eringeres erkröben und ausführten, als sich aus ihrer Armuth glänzend verheirathen), bald über das Aergerniß, welches sie der Welt gibt, bald darüber, daß ein fanatischer Dorfprediger zu Birkach sie nicht zum Abendmahl zulassen will u. s. f. Diese genannten Dinge alle sind der Franziska viel wichtiger als des Herzogs Aufmerksamkeiten, denn daß sie nicht geliebt wird, muß sie doch fühlen. Merkwürdiger, oder vielmehr ganz ordinärer Weise kann mehr als durch alles andere Franziska getrübt werden, wenn bei besonders festlichen Anlässen der Herzog für Franziska eine Kiste mit Kleidern und Puffsachen aus Paris kommen läßt und ihr die Erlaubniß gibt, dieselben anzulegen.

Aus diesen wenigen Zeilen sieht der Leser schon, daß dieser Roman eigentlich eine höchst freudlose, peinliche Lectüre bietet; und das kann nicht anders sein, wenn Liebe verwechselt wird mit jenen kleinen, kleinlichen Rücksichten auf Stadtsittlichkeit, Verleumdung u. s. w. Jede echte Liebe hat einen Zug von Heroismus; wie Franziska von Hohenheim muß ihn haben, sonst sinkt sie, wie im vorgenannten Buch, zu einer ähernen Blätterin oder zu etwas herunter, was ich hier nicht nennen will.

Die zwei gelungensten Zeichnungen in diesem Lebensbild sind ohne Zweifel Henriette von Grolman und der Baron von Leutrum, der Gatte Franziska's. Henriette von Grolman, ein interessantes Nixtum von Kammerkammer und Hofrath (die letztere Charge bekleidet sie am Hofe zu Montbeillard), hat im Beginn der Geschichte Franziska dem Herzog näher zu bringen gesucht und auch näher gebracht; später, als Franziska entführt ist, glaubt sich die Grolman vernachlässigt und schlecht belohnt, macht sich an Herrn von Leutrum, auf den sie vielleicht schon im voraus speculirt hatte, und wird von ihm geheirathet. Dieser Leutrum ist ein wahres Cabinetstück, auf welches die Verfasserin sich etwas zugute thun dürfte; dieser unglückliche Ehemann ist gräßlich wahr gezeichnet: sein Hochmuth, sein Geiz, seine Bockhaftigkeit, seine Eifersucht mit obligater Grobheit, Kriecherei und Tyrannet, sein Zorn und seine Ohnmacht; wenn die Verfasserin das alles in Verbindung mit Henriette von Grolman ge-

setzt und diese und den Baron als zwei Hauptpersonen zum Mittelpunkt homogener Figuren und Ereignisse gemacht hätte, so würde sie wahrscheinlich eine charmante Leistung geliefert haben.

Uebrigens wollen wir noch bemerken, daß in dem Buche die Lokaliäten treu geschildert sind; die Verfasserin war entweder an Ort und Stelle, oder sie hatte gute Quellen und benutzte dieselben geschickt. Was die Schwaben und den schwäbischen Volkscharakter betrifft, so urtheilt die Verfasserin nicht günstig über beide; der Karlherzog schimpft gräßlich auf seine Unterthanen; aber das war auch eine Mode der Zeit: die Kurfürsten von Sachsen, Friedrich der Große, Joseph II. urtheilten alle über ihre Unterthanen so geringschätzend wie möglich. Was übrigens die ungünstigen Urtheile der Frau Bölle über Schwaben betrifft, so meine ich, die Schwaben haben, wenn auch ihre eigenthümlichen Fehler, doch am Ende gerade so viel oder so wenig wie die andern Bruderkämme auch; die elegante Welt Ludwigsburgs und Stuttgarts differirt heutzutage in nichts von der beau monde anderer Hauptstädte Deutschlands, und daselbe war auch wahrscheinlich schon der Fall zur Zeit Franziska's von Hohenheim und des Karlherzogs. Jedenfalls liegt eine kolossale Selbsttäuschung darin, wenn ein Fürst sich einbildet, mit der Anstellung jedes Pfarrers oder jedes Schulmeisters auf das Volk so und so gewirkt zu haben und wirken zu können; ich glaube der Karlherzog war zu so etwas zu klug; solche Extravaganzen hat ihm erst eine spätere Zeit angebidet.

Der folgende Roman: „Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen“, von E. M. von Suckow (Nr. 2), ist eine treffliche Leistung. Er ist halb Sitten-, halb Schicksals-, halb psychologischer, halb Familienroman mit einem kräftigen landschaftlichen und staatlichen Hintergrunde. Nur das Auge des Geübten sieht diese einzelnen Theile heraus; das Ganze ist so schön, so kräftig, so naturgemäß ineinander gearbeitet, daß man weder die Theile noch die Zusammensetzung unterscheidet; die Erzählung ist kein zusammengeschneidertes Stückwerk, sondern ein im vollen lebendigen Flusse sich bewegendes Ganze; Abgeschlossenheit, Berechnung, Klügelei liegen diesem Buche ganz fern. Es ist, als wenn nur ganz zufällig der Erzählung dieser mannichfachen Begebenheiten die großen Gedanken zu Grunde lägen, Gedanken, welche sich in den Hauptmomenten concentriren: schauerliche Ironie des Scheins gegen das Wesen. Dieses gewaltige Thema ist auf eine geistreiche Art in der Erzählung variirt; der Kampf des guten und des bösen Princip, der Streit des Dmuth gegen den Ahriman, die Ohnmacht der Tugend, die Gewalt des Bösen, gegründet auf das Bündniß von Schein und Wahn, das wird in seiner ganzen furchtbaren Macht geschildert, gleich furchtbar wie die Dualen des bösen Gewissens, welches sich durch Schein nicht kann beruhigen lassen. Das Buch entrollt vorherrschend düstere Bilder, und doch bewirkt die Lectüre eine Erhebung, weil die Verfasserin den Leser das Leben durchaus von der Höhe anschauen läßt. Ueberhaupt fühlt man es der Erzählung an, daß die Verfasserin eine Dichterin ist; obwol sie es nicht zur Schau trägt, kann es doch auch nicht verborgen bleiben; ganz unwillkürlich wächst der Verfasserin ein poetischer Gedanke oder ein poetisches Bild in die Feder.

In einem Buche wie das vorliegende, welches, seinem thatsächlichen Gehalte nach, zu den realistischen Romanen gehört, ist es gewiß selten, daß der Autor alle seine Combinationen dergestalt aneinander reiht, alle seine Motive so wählt, alle seine Urtheilungen so begründet, daß der Beurtheiler nicht hier und dort Unbefriedigendes, logisch oder psychologisch Unzulängliches findet. Referent muß sagen, daß er in einigen Fällen anders combinirt, einiges auch anders motivirt haben würde als die Verfasserin; indes haben wir keinen Fall aufzuzählen, wo wir sagen müßten, das was die Verfasserin that, sei geradezu unlogisch, unpsychologisch, oder paßte nicht in den Context. Wer, wie Referent, in der Lage ist, die Lokalität, die Eigenthümlichkeit der Bewohner jener Gegend, in welcher die

Geschichte spielt, zu kennen, weit von dem Wohnort der Verfasserin, unsern der Oksie, der wird der Erzählerin das Lob geben müssen, daß sie jene Volkseigentümlichkeit in den verschiedenen Schichten des gesellschaftlichen Lebens, des großen Grundbesitzers, des Landmanns, der Landpächern, der Stillschönen, der Diensthöfen, in gesunder, natürlicher Zeichnung vorführt, wenngleich es keineswegs in der Absicht der Verfasserin lag, landschaftliche und volkstümliche Bilder für sich zu zeichnen. Dazu muß ich noch anmerken, daß Frau von Sudow geschmackvoll genug ist, um nicht, wie es jetzt modern ist, die Leute verschiedener Provinzen in ihrem Provinzialsprache zu lassen. Referent hat schon oft genug, auch in d. Bl., gegen diese Unsitte gesprochen; unsere Verfasserin dagegen hat eine ganz charmante Art, die norddeutsche Sprechart in Ausdrücken und Wendungen nachzuahmen, wie dies namentlich bei einer Kaffevisite von Landpächterinnen in recht amüsanten Weise geschieht.

Noch eins hätte Referent hinzuzufügen, es betrifft den Stil der Frau von Sudow. Gewiß ist es richtig, daß ein jeder in der Weise spricht oder schreibt, wie sein Gedanke ihm geboren wird; jeder Gedanke sucht sein entsprechendes Wort, das ist der einfache, natürliche Gang. Daß übrigens bei dieser Prozedur das Vorbild anderer, Angewohnung, Übung, Fleiß von Einfluß sind, das kann nicht geleugnet werden; selbst ein Meister im Stil dürfte, wenn auch nur nach vieljährigen Intervallen, einmal seinen Tactus, oder seinen Lesing wieder vornehmen und nachsehen, wo die Differenz und auf welcher Seite der Vorzug liegt. Ich meine, jeder Unbefangene sollte in dieser weitesten Fassung die Möglichkeit der Verbesserung des Stils zugeben; von platter Nachahmung ist selbstverständlich die Rede nicht; jedenfalls aber läßt sich der Stil rectifizieren und verbessern; an jedem Kunstwerk kann gefeilt werden; an vielen muß gefeilt werden. Das oben angezeigte Buch ist in diesem letzten Fall. Die Saffung ist in einer ganz ungläublichen Weise vernachlässigt; da ist auseinander gethärt, ineinander geschachtelt, aneinander gekettelt, daß dem Leser schier der Athem ausgehen möchte. Natürlicherweise hängt dieser syntaktische Fehler mit dem logischen des Richtzuges und Richtordens der Gedanken zusammen, und so erfreulich Fülle der Gedanken ist, so unerfreulich ist Ueberfluten derselben. Wenn Frau von Sudow diese Unfähigkeit des Stils beseitigen kann, so wird sie ihre Werke nicht nur lesbarer, sondern auch gediegener machen.

Referent hat vor ganz kurzer Zeit erst in d. Bl. über Art und Kunst des Familienromans ausführlich sich ausgesprochen und dürfte also hier darüber hinweggehen, wo es gilt, den Roman „Die Kinder des Hauses“ von Julie Burow (Nr. 3) zu besprechen. Dieser Roman spielt seinem Haupttheile nach in derjenigen Gegend, welche Julie Burow mit Vorliebe zum Hintergrund ihrer Darstellungen wählt; es ist das nördliche Deutschland und namentlich die reiche Stadt Danzig mit ihren so interessanten Umgebungen. In dem vorliegenden Werke schweift die Darstellung in weitere Kreise hinaus, nicht bloß nach Polen, nach Spanien sogar, ja noch weiter, nach Mexico hinüber. Auch in der Schilderung dieser entfernten Gegenden bekundet die Verfasserin sich als eine gewandte Darstellerin: hier wie dort anschauliche, lebenswahre Landschafts- und Kulturbilder; in wenigen Strichen, Punkten und Linien eine lebensvolle kleine Zeichnung. Es ist in der That eine schwierige Aufgabe, eine Geschichte in ganz gewöhnlich bürgerlichen Verhältnissen einer Kaufmannsfamilie spielen zu lassen und dieselbe doch über der Flachheit des Gewöhnlichen bürgerlichen zu halten, um nicht etwa statt einer idealisirten Ruhmgeschichte eine idealisirte Comptoirgeschichte zu geben; die Situationen, die Leidenschaften, die Konflikte, die Fehler dieser Personen so zu malen, wie sie in der gegebenen Sphäre auftreten und gelöst werden können, das ist gewiß nicht leicht. Das Gewöhnliche und Triviale schließt sich von selbst aus, das Herausgeklügelte und Romanhafte würde hier absurd erscheinen, also kann das Richtige nur das rein Menschliche sein in seiner einfach klaren Art und Weise; dazu gehört eben ein einfaches, ge-

undes, der ewigen Wahrheit entschieden zugewandetes Gemüth. Julie Burow hat in vorliegendem Roman ein großes Gemälde geliefert; es umfaßt nicht bloß verschiedene Länder, es umfaßt sogar verschiedene Generationen, vom Großvater bis zum Enkel und Urenkel hinan. Nichtsdestoweniger ist das Gemälde auf einem sehr beschränkten Raume ausgeführt; ein Schriftsteller, welcher mit seiner Feder Geld verdienen will, würde eine Serie von vier bis sechs Bänden daraus gemacht haben; wir haben schon bänderreiche Romane gelesen, welche bei weitem nicht so viel sachlichen Inhalt hatten, wie dieser Roman von Julie Burow. Unsere Verfasserin hatte — und jeder Künstler sollte es — ihren Stoff, bevor sie an die Bearbeitung desselben und an die Ausführung ihrer Aufgabe ging, so vielseitig in ihrem Geiste durchgearbeitet, sie hatte alles Material, das Hauptwerk wie die Decoration, so vollständig, so scharf und bestimmt zugereicht, daß sie in der Durchführung ihres Werks sich ganz stramm und kurz faßt, mit entschiedenster Sicherheit auf ihr Ziel hinarbeitend. Die Stetigkeit, mit welcher die Erzählung fortschreitet, gewinnt des Lesers Interesse. Ueberhaupt haben die Schriften von Julie Burow, wenn wir die Wirkung von Büchern nicht überschätzen, einen entscheidenden Effect. Der Grund für diesen Erfolg liegt darin, daß Julie Burow Glauben hat an das, was sie schreibt; sie schreibt mit Ueberzeugung; sie muß so schreiben wie sie schreibt. Ganz im Gegensatz dazu werden jetzt die meisten Romane ganz ohne Nothwendigkeit, ganz ohne Ueberzeugung geschrieben, und deswegen können sie auch im Geiste des Lesers keine Ueberzeugung wecken; wenn der Autor nicht an die Wahrheit seiner Erzählung glaubt, so wird es auch schwerlich der Leser können. Dabei muß noch bemerkt werden, daß der Inhalt dieses Buchs durchaus seiner Art von Idealität zugewandt ist; alles Schöne und Gute, was darin geschildert wird, liegt innerhalb erreichbarer Grenzen. Ich erwähne zwei polnische Edelente in dieser Geschichte, in welchen das Gefühl der wahren Ehre erst im höhern Lebensalter erwacht, das ist durchaus nicht extravagant, aber durchaus wahr geschildert. Ferner ist das Verhältnis der Dienenden zu den Herren durchaus nicht im vorgefährlichen, sondern in seinem nothwendigen gesellschaftsgegenständlich richtig dargestellt und gibt für das häusliche Leben manches Lesers ein nachahmenswerthes Vorbild. Auch die Lebensaufgabe eines glücklichen Mädchens, der Tochter eines reichen danziger Patriciers, ist ganz praktisch aufgefaßt und durchgeführt, sodaß das echt Weibliche zu schönster Auffassung kommt bei einem Geschöpfe, welchem die Natur selbst die Erfüllung eines Theils der weiblichen Lebensaufgabe unmöglich machte; kurz, in allen Darstellungen des Buchs geht gar nichts über das in jedem Verhältnisse Mögliche hinaus, aber zur Höhe weist alles hinan. Die Wirkung dieser Darstellungen ist Befriedigung mit den gegebenen Verhältnissen und weckt den Entschluß, die von einer höhern Hand gegebene Lebensaufgabe treu zu erfüllen, wiewol von kirchlicher Religiosität keine Spur im Buche vorhanden ist. Referent schlägt den Einfluß solcher Bücher hoch an in einer Zeit, wo Kunst, Mode, Literatur, sociales Leben voll zahlloser Momente sind, welche für Unnatur, Unwahrheit und Lüge Propaganda machen.

Referent hat von dem Verfasser des Romans: „Nur ein Weib“, Hans Wachenhusen (Nr. 4), nichts als das vorliegende Buch gelesen; doch kann dies dem Urtheile über dasselbe keinen Nachtheil bringen, weil es sich hier nicht um eine Charakteristik der sämtlichen Schriften, sondern nur um das einzelne Werk handelt. Referent findet, daß der Verfasser von einem Gefühl großer Sicherheit getragen ist; er behandelt seinen Gegenstand durchweg mit großer Reife; Gewandtheit im Stützen von Situationen und Personen zeichnet den Stoff aus; in den letzten Scenen des Buchs nahmen wir sogar dramatisches Talent wahr. Die Gespräche sind belebt; aber in dem entscheidenden Momente haben sie den Fehler, welchen die meisten Autoren sich zu einem Vorzug anrechnen, nämlich der Leser wird ungebührlich lange hin- und hergezogen, bis er endlich die Pointe

haben darf; der Verfasser wird argwöhnisch darüber und der rechte Leser findet dieses Mittel der Reizgierde zu spannen trivial.

Was aus dem Inhalt betrifft, so gehört derselbe ganz der allerfrühesten Gegenwart an. Für denjenigen, welcher ein Buch machen will, oder für denjenigen, der auf Verheißung eines Schriftstellers, mag es bequem sein, so recht ins volle Leben der Gegenwart hineinzugreifen, und nach der Theorie, rano amat ranoam, d. h. ein Werk liest den andern, liegt darin für manchen Leser gewiß viel Anziehendes; der Schriftsteller aber kommt dabei leicht in Gefahr, Dagegenwärtigen zu schildern, statt daß er Charaktere hätte schildern sollen. Ich meine, die Leute von heute, einschließlich die gute und die böse Gesellschaft, leben nur für die allerfrühesten Interessen, und auch auf die allertrivialeste Weise leben sie dafür; nicht einmal Spaß versteht heute jemand. Für einen Roman gibt das keine schönen Bilder, keine erhebenden Einblicke, keine schöne Perspektive; ich bin der Ansicht, daß die Kritik das leichtere als Forderung aufstellen muß, wenn auch ein Schriftsteller vornehm lächelnd darauf hinunterseht. Ich bin der Ansicht, ein Schriftsteller soll Respekt vor sich selbst haben, das heißt er soll nicht alles drucken lassen, was ihm vielleicht einmal in Stunden der Spannung oder der Langeweile schwermüde durch den Kopf zog; er soll nicht die Kräfte von früher und die Kräfte von künftigen Werken mit Zirkelschlägen auseinander binden und für etwas Zusammenhängendes angeben; er soll nicht tausendmal gebrauchte Motive ohne irgend neue Verknüpfung aneinander stellen, er soll nicht die Leute bloß klüßeln und für Menschen angeben: das darf der Schriftsteller nicht, wenn er Achtung vor sich selbst hat. Und Achtung vor dem Publikum sollte er auch haben. Wenn man freilich unter Publikum nichts anderes versteht, als das hundert- oder tausendköpfige Angeheuer, welches ohne Gefühl, ohne Urtheil, ohne Bewußtsein, nur um angrinsen zu verbanen, oder weil es Mode ist, oder weil man doch etwas thun muß, in Concerten umhergeht, im Theater geht oder sich langweilt oder lacht, oder über einem Gedichte einnickt, oder durch Gemüthsanstrengung reist, natürlicherweise, so kann der Respekt nicht groß sein; wer den Begriff Publikum in dieser Art definiert, der steht als Schriftsteller vom Respekt vor dem Publikum auf den Respekt vor sich selbst reduziert; jeder, welcher im Laufen der Zeit nicht verloren gehen will, muß wenigstens diesen Respekt aufrecht erhalten.

Die vorgenannte Erzählung „Ras ein Weib“ ist ein trübsames, laßes Gemische von Ereignissen, Situationen, die größtentheils gar nicht aneinander gehören, obwohl der Verfasser gegen das Ende des zweiten Bandes mehrmals sagt, daß die Darstellung einer der Hauptpersonen auf Paris gegründet sei. Die Hauptpersonen sind Individuen von sehr zweifelhafter Moralität; ein paar Nebenpersonen sehen indifferent zur Moral; die sogenannte gute Gesellschaft in dem Buche ist in der That eine trefflich schlechte. Eine der Hauptheldinnen des Buchs, die achtzehnjährige Tochter eines Majors, welche nach des Vaters Tode zum Throner, aber bald wieder in die Bankiersfamilie ihres Onkels zurückgeht, ist eine höchst interessante Figur für Gymnasialkinder etwas und angehende Kommiss; aber wer von einem Mädchen mehr verlangt, als was heute die meisten sind in der sogenannten guten Gesellschaft, der wird sie absurd finden. Der Verfasser natürlicherweise glaubt selbst nicht an die Möglichkeit von Geschichten, die er hier erzählt, der Verfasser weiß aber, daß es auch für so etwas ein Publikum gibt. Wir hoffen, daß wir bald ein Buch von Wochenhufen lesen dürfen, worin das Laube derselben sich ruhiger und gründlicher entfaltet; für dieses vorliegende Buch hatte er nicht einmal Zeit einen Titel zu erfinden; Andersen's „Ras ein Weib“ mußte Genatter stehen.

Sozialer Roman nennt sich Nr. 5: „Die Männer vom Leder.“ Ras ist der sociale Roman derjenige, in welchem das Bild einer Zeit am vollständigsten zur Anschauung gebracht werden kann; er kann Richtungen, Strömungen, Tendenzen, Sittungscharaktere in ein so scharfes Licht stellen, daß Satz und Gegenatz in frappanter Weise voneinander sich scheiden, daß Wahres und Fal-

ches, Halbtbares und Klüßiges, Wesentliches und Unwesentliches genau erkennbar, ohne Möglichkeit einer Verwechslung erscheinbar müssen. In dieser Weise kann der sociale Roman, selbst Träger großer Ideen, dazu mitwirken, daß diese Ideen in Kreisen eingeführt werden, wohin sie ihrer Natur nach nicht so leicht vordringen, und der Verfasser eines tüchtigen sozialen Romans wirkt meiner Ansicht nach noch kräftiger, gründlicher und nachhaltiger am großen Lagerwerk seiner Zeit, als der Dichter politischer Lieder; wenigstens in Deutschland, dem Lande der Reflexion, der ruhigen Betrachtung, des unablässigen Erwägens, dürfte dies der Fall sein; Tyräus freilich hatte bei den Griechen einen andern Boden.

Jedenfalls liegt eine eigenthümliche Schwierigkeit darin, den reellen und den idealen Inhalt eines sozialen Romans in das rechte Verhältnis zueinander zu stellen; wer einen Roman lesen will, verlangt nicht Theorien zu hören, gleichwie derjenige, welcher Theorie hören und durchdenken will, einen Roman nicht befragen kann. In diesem Gegensatz stellt sich die künstlerische Aufgabe für den Verfasser eines sozialen Romans sehr schwierig heraus, und diese Schwierigkeit erfordert, daß eine rechte Kraft sich recht zusammenfasse. Keine Gattung der schriftstellerischen Form eignet sich in solchem Grade wie der sociale Roman dazu, Wahrheiten, welche sonst nicht wohl gekannt ist zu sagen, nicht bloß zu sagen, nein, auch zu begründen, nicht bloß philosophisch, vielmehr noch praktisch und phantastisch zu erdauern, und damit auf einen Punkt der Geltung zu erheben, welcher der Wahrheit, weil sie Wahrheit ist, geziemt. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der sociale Roman Dinge aussprechen kann oder soll, welche den sogenannten hohen Kreisen des Staats- und Gesellschaftslebens unbecommen wären; der sociale Roman, wenn er ein rechter ist, behandelt in seinen Darstellungen nicht bloß die Höheren, sondern auch die niederen Schichten der Gesellschaft und zwar mit derselben Gerechtigkeit und bildet eine schöne Ergänzung zur Publicistik. Ranges Zugeladung, welches man im Kampf der Debatte, selbst um den Preis der rechten Hand nicht machen würde, manche Wahrheit, die man aus dem Munde des politischen Gegners mit allen Waffen des Scharfsinns und der Dialektik bekämpft, die erscheint uns in einem günstigen Lichte, oder findet auch und nach sogar Eingang bei uns, wenn wir sie uns als studio vorgetragen, wenn wir sie praktisch durchgeführt, in ihrem praktischen Verlauf dargestellt, durch ihre Konsequenzen vervollständigt im Leben selbst vor Augen führen. Ein Professor der Staatswissenschaften mit allem Japs würde freilich uns keinen Dank wissen, wenn wir als Anfang zur Publicistik den sozialen Roman hinstellen; indeß alle Wissenschaften und Künste müssen jetzt in noch viel höherem Grade als früher dem Leben dienen, und alles, was namentlich die politische Bildung fördert, was den einzelnen tüchtiger macht, die Aufgabe der Gegenwart nicht bloß zu begründen, sondern so viel an ihm ist, zu helfen, daß sie gelöst werde: das ist des Schriftstellers der Welt werth und werth gekostet zu werden.

Natürlicherweise kommt es mir nicht in den Sinn, diese aufgestellten Sätze an dem vorliegenden sozialen Romane prüfen und untersuchen zu wollen, inwiefern der Verfasser mit seinen „Männern vom Leder“ dem Ideale nahe gekommen sei oder nicht; das wäre die Aufgabe für einen amicus, welcher ein ganzes Buch über dies Buch schreiben wollte, wie das auch schon vorgekommen ist. Referent wird sich darauf beschränken, eine kurze Darstellung mehr der Art als des Inhalts zu geben.

Wenn jemand aus unsern obigen Bemerkungen und Ausführungen sollte geschlossen haben, daß „Die Männer vom Leder“ ein Tendenzroman sei, um gewissen modernen Ideen Eingang zu verschaffen, der wäre total im Irrthum; so wenig wie ein Kiesel, welcher in diesem Augenblick vom Banne fällt, dissonant verbin die Newton'sche Theorie vom Balle lehrt, so wenig lehrt unser obengenanntes Buch irgendeine Theorie; das Buch tritt ohne irgendwelche Predikationen auf; es ist Roman und etwas anderes will es nicht sein. Freilich unterscheidet sich dieser Roman von vielen andern dadurch, daß er wirklich einen gebauhten

Hintergrund hat, einen Hintergrund, welchen vielleicht der gewöhnliche Leser bemerken wird, von welchem er aber keineswegs sich genirt fühlen kann; bemerkt der gewöhnliche Leser diesen Hintergrund nicht, so hat er eben einzig und allein seine Freude an der Erzählung, und das ist ja doch auch schon etwas, oder vielmehr sehr viel. Man kann sich nicht leicht einen Leser vorstellen, der in diesem Buche nicht mancherlei finden sollte, das ihn anspräche. Der Freund ländlicher Natur und Sitten findet das Bergmannsleben in einem norddeutschen Gebirgsstädtchen — dem Harz etwa —, dieses einfache Leben mit seinen Sorgen und Besorgnissen, seiner Dürftigkeit, seiner einfachen Frömmigkeit, seinem häuslichen Stillsitzen; dazwischen fallen ergreifende Naturschilderungen; ferner die Schilderung der Hochzeit einer Bergmannstochter, ein wahrhaft reizendes Idyll. Der Freund satirischer und doch nicht gerade boshafter Darstellungen wird sein Vergnügen haben an zwei lutherischen Geistlichen, die gern für recht strenggläubig orthodox gelten möchten, von denen der eine aber ein recht arger Heuchler und Wolf im Schafspelze ist; derartige Subjecte können, wie uns dünkt, nicht scharf genug geißelt werden. Ferner, wer das Leben deutscher Duobezürften kennt oder kennen lernen möchte, ihre Residenz, ihr Hofleben, ihr Privatleben, der wird erschrecken über die Wahrheit, mit welcher hier gezeichnet ist; wer die dreißiger Jahre in einem gewissen norddeutschen Herzogthum erlebt hat oder wenn sie zu specieller Kenntniß gekommen sind, der wird sagen, daß im vorliegenden Buche Ereignisse, Personalien, Vorfälle aus jener Zeit beruht sind, aber mit einer Discretion, wie man das selten findet; aus einer großen Zahl pikanter Einzelheiten aus jener Zeit und jenem Lande hätte der Verfasser noch viel Süßes in seine Erzählung verstreuen können; er hat es stolz verschmäht. Auch der norddeutsche Handwerksmann mit seinen Vorurtheilen, seinen Tendenzen, seinen Erfolgen im Kampf mit den Ideen einer neuen Gewerbeordnung, ist natürlich und wahr geschildert; sogar ein kleiner norddeutscher Badort ist eine nieblische Skizze.

Was nun im allgemeinen die Menschen in diesem Buche betrifft, so sind dieselben charakteristisch und psychologisch richtig geschildert, wie es in einem socialen Roman besonders nothwendig ist; jede Uebertreibung schadet im socialen Roman dreifach; in dem vorgenannten Werk ist die Idealität weder nach der Seite der Schönheit, noch nach der Seite der Häßlichkeit hin übertrieben, eine Bemerkung, womit übrigens keineswegs gesagt sein soll, daß sich hier lauter mittelmäßiges Gutes fände. Es veranlassen die verschiedenen schlechten Subjecte, als da sind der Fürst selbst, sein Factotum, ein geabelter Hofrath, sein Polizeidirector, der Polizeicontroleur, ein Rechtsanwalt u. s. w. eine Menge von Situationen und Ereignissen, welche den Leser aufregen; aber in keinem Momente des Romans findet sich nur die leiseste Uebertreibung, vielmehr hätte sogar allezeit des Schlechten eine Dosis mehr hinzugegeben werden können, ohne daß der Wahrheit zu nahe getreten wäre. Ungeachtet nun in diesem Buche das Gute nur durch gute, nicht aber durch ideale Menschen vertreten ist, findet sich doch im allgemeinen wie im einzelnen in unserm Buche stets das Gute, das Schöne und das Wahre in seinem ewigen, unvergänglichen Rechte; es liegt in dem ganzen Buche auch nicht ein einziger Zug, welcher das Böse oder das Schlechte in einem schönen, nicht einmal in einem mildernenden Scheine auftreten ließe; es liegt dem Ganzen ein echt moralischer Geist zu Grunde, so daß der Abschluß des ganzen großen Gemäldes, von diesem Geiste bedingt, ein durchaus befriedigender sein muß. Obgleich es nirgend besonders betont ist, so finden wir, daß der Gedanke sich durch das Ganze zieht, daß die Unwahrheit, die Lüge der Duell des gräßlichsten Verbrochens in der Welt ist.

Der Titel des Werks: „Männer vom Leder“, ist gut gewählt, und mehrfach überzeugt sich der Leser während der Lectüre, daß der Sinn des Titels sich prägnanter erfüllt, als er voraus vermuthet haben mochte; diese fortlaufende Beziehung des Werks auf seinen Titel erhebt den letztern gleichsam zur

Devise; auf einen guten Titel legt ein rechter Autor Werth, wie der Schreiber dieser Zeilen vor Jahren schon in einem mehr satirisch gehaltenen Artikel in d. Bl. bewiesen zu haben glaubt.

Wenn der Chef einer Leihbibliothek — und diese sind die Hauptkäufer von Romanen — das Buch „Die Erbin von Lotonsky oder Bruder und Schwester“ von Oswald Stein (Nr. 6) durchblättert und sieht, daß darin vorkommt eine Art bündelbinder Maltasten, eine debutirende Sängerin, ein ungehener reicher Kaufmann, eine junge schöne Frau, welche, unglücklich verheirathet, mit ihren Cicisbeo ein Götterleben auf dem Lande führt, so kauft der Leihbibliothekschef den Roman: das kann für den Verfasser wichtig, darf aber nicht die Hauptsache für ihn sein. Das vorliegende Buch ist längst noch kein reifes Werk. Der Verfasser selbst eines Leihbibliothekenromans muß die Kunst verstehen, den Leser förmlich gefangen zu nehmen, wenigstens für die Zeit des Lesens; selbst der gewöhnliche Leser muß eingestehen, daß alles, was er in dem Buche findet, vollkommen gut ausgedacht, berechnet, überlegt und daß jede Frage, die etwa zu thun übrigbleibt, vollkommen genügend in der Erzählung beantwortet ist. Von diesem wahrlich nicht hochgegriffenen Ideale eines Leihbibliothekenromans ist aber unser Verfasser mit seiner Leistung noch ziemlich weit entfernt geblieben. In diesem Buche sind der offenen unerledigten Fragen gar zu viele gelassen; manche Antworten sind kaum halbe Antworten; hat ein Leser ein klein wenig Phantasie, so wird sich dieselbe bei dieser Lectüre leicht entfesseln und mit dem Verfasser, ja selbst über ihn hinausfliegen; es ist kein Gedanke daran, daß der Leser gefangen genommen würde. Mancherlei wird in dieser Geschichte angefangen und nicht weiter fortgesetzt, bleibt also abgebrochen und gleichsam nutzlos und zwecklos stehen, z. B. die Künstlergesellschaft Maltasten, oder wie sie hier heißt „Künstlerhölle“. Als diese von einem Unglück hört, welches einem ihrer Mitglieder, dem Haupthelden des Buchs, widerfahren ist, robomontirt sie ungeheuer, was sie alles für den Mann thun will, schießt auch Geld zusammen im ersten Augenblick, wo sie von dem Unglück hört; aber im Verlauf der Geschichte ist auch nicht einmal erwähnt, daß die Herren außerdem das Geringste gethan hätten; nicht einmal daß das Geld dem armen landstüchtigen Manne mitgegeben oder nachgeschickt sei — die Künstler wissen nämlich wo er ist — wird erwähnt; kurz, die ganze Künstlerhölle kommt gar nicht wieder vor im Buche. Gleichermassen finden sich zahllose kleine Widersprüche in dem Buche, die, wenn sie auch klein sind, doch unangenehm wirken; z. B. eine Sängerin kommt in eine Stadt und erklärt bei ihrer Ankunft, sie wolle niemand sehen und sprechen, außer was zum Geschäft nothwendig sei; jetzt aber, als ob der Schriftsteller ganz vergessen hätte, was er gesagt hat, macht sie Besuche, sucht alte Bekannte auf, mischt sich sogar in höchst intrikate Angelegenheiten, kurz, macht sich so publik wie möglich. Ferner ist Zeit und Ort, wo diese Geschichte spielt, höchst nebelhaft; Schwurgerichte scheint man in der Zeit noch nicht gehabt zu haben, und doch spielt die Geschichte in der Zeit der Grinoline; der Verfasser hat so eine Art von Zeit sich zurechtgemacht wie die war, worin die Pfälzischen Schurken spielen, von welcher Familie in der „Erbin von Lotonsky“ ein paar Vettern vorkommen; freilich mit dem Unterschiede, daß die Pfälzer mehr Charaktere, die modernen Vettern mehr Puppen sind.

Die Hauptperson im Buch ist ohne Zweifel eine Madame Frank, die Gattin eines reichen Handelsherrn und Fabrikanten. Als mutterloses Kind aufgewachsen, in fürchtbarem Eigensinn und Eigenwillen, in völliger Stumpfheit des Herzens hat sie als Jungfrau niemals geliebt und ohne Liebe die Hand des Compagnons ihres Vaters zur Ehe angenommen. Statt in der beginnenden Ehe Achtung und vielleicht Liebe für ihn zu gewinnen, gewinnt sie nur Verachtung, weil sie seinen Geiz, seine betrügerischen Geschäftsoperationen kennen lernt. So sieht immer mehr von ihm zurückziehend, lernt sie einen jungen Mann kennen, welcher das Studium der Rechtswissenschaft aus Armuth hat aufgeben muß;

sen und jetzt auf dem Comptoir ihres Vaters arbeitet. Der junge Mann kennt Madame Frank nicht und hört von einer alten Dienerin, seine Geliebte sei unverheiratet, bis er endlich erfährt, daß seine Geliebte Madame Frank, die Frau seines Principals ist. Im edeln Stolz gelobt er sich jetzt Selbstbeherrschung; er entsagt und beginnt ein Mädchen zu lieben. Jetzt erwacht die Eifersucht der Madame Frank. Hiermit hat ein Schriftsteller, welcher zugleich Dichter ist, eine schöne Aufgabe vor sich; der Verfasser hat aber, unserer Ansicht nach, diese reiche Aufgabe nur skizzenhaft, mehrentheils etwas phantastisch gelöst. Nichtsdestoweniger hat er die Ausbrüche der Wuth, der Verzweiflung, der wiedererwachenden Leidenschaft, des erneuerten Misanthros, die Verachtung ihres Gatten, den Haß gegen ein unbescholtenes Mädchen, welches ihr früherer Geliebter liebt: diesen Wechsel in der Stimmung, dieses Ueberspringen von einer Leidenschaft in die andere hat der Verfasser nicht ohne Talent geschildert. Schon die Erkennung dieses Frauencharakters scheint von Talent zu zeugen; wenn Referent in dieser Ansicht recht hat, so kann der Verfasser mit spätern Büchern vielleicht noch Effekte erzielen, die intensiver sind, als daß die Chefs von Reichsbibliotheken ein Exemplar bestellen.

Der Verfasser des Romans „Jomael“, E. Spielmann (Nr. 7), hat sein Werk allen schönen Gauslerinnen wandernder Bühnen gewidmet; somit scheint sich das Opus von d. Bl. auszuzeichnen zu wollen, denn was literarische und Gauslerinnenunterhaltung miteinander gemein haben, ist schwer zu sehen. Dem allgemeinen Eindruck nach wird in diesem „Jomael“ die Lehre vom sinnlichen Genuß in unbegrenzter Ausdehnung gelehrt; nicht bloß durch Erzählung von Thatfachen und Ereignissen, nicht bloß durch Reflexionen der in dem Roman handelnden Personen, sondern durch ganz ausbrüchliche Apokryphen an junge Mädchen und alte Jungfern. Wenn im Gegensthe dazu auch der Glaube an Unschuld und Tugend an einigen Stellen in seinem Rechte geschäft ist, so verschwindet doch dieser Schatz fast ganz vor dem Ueberwiegenden des Gegensthe.

Der Verfasser mag ein talentvoller Schriftsteller sein; das zeigt sich in der Mannichfaltigkeit des Stils, wie sie in diesem Buche hervortritt. Dem Verfasser gelingt der noble Stil, aber auch der allerordinärste, wie er in einer wandernden Schauspielergesellschaft des niedrigsten Ranges nur herrschen mag; es gelingt ihm die Schilderung des Lebens in der tatarischen Steppe, wie in dem schlesischen Pfarrhause, in der ungarischen Pusta, wie in dem hamburger Kattosenkeller. Nichtsdestoweniger würde ein französischer Autor zu einem solchen Roman nicht so viel Apparat von Ländern, Städten, Personen und Scenen nöthig gehabt haben; trotz aller Beweglichkeit ist ein Franzose in so etwas ruhiger, und der Eindruck wird dadurch gleichmäßiger. Der Verfasser des „Jomael“ will seinen zu großen Raum für seine Geschichte nehmen; dadurch wird sie aber oft skizzenhaft; an mehreren Stellen müßte sie mehr Fleisch haben.

In Frankreich würde man unbedenklich auf den Umschlag dieses Buchs die Worte drucken: „La mère ne le donnera pas à la fille.“ Der Verfasser scheint nicht berücksichtigen zu wollen, was in meiner Kritik einen Hauptparagraphen macht und sich in die Worte faßt: „Das Schöne ist leucht!“ 10.

Französische Literaturzustände unter dem zweiten Kaiserreiche.

Etudes sur la littérature du second empire français depuis le coup d'état du deux décembre. Par William Heymond. Berlin, Lüderig. 1861. 8. 1 Thlr.

In Nr. 15 d. Bl. hatten wir Gelegenheit, Proudhon's abfällige, in dessen Schrift „Die literarischen Majorate“ enthaltenen Urtheile über die Literatur des heutigen französischen Kaiserreichs anzuführen. Ihm zufolge befindet sich diese Literatur im Zustande der tiefsten Erniedrigung und Verworfenheit, der Feilheit

und Käufligkeit, und sein Lichtstrahl durchbricht in der Proudhon'schen Darstellung diese dichte Finsterniß. Es kann uns nur willkommen und lehrreich sein, in vorliegender Schrift eine vollständigere Umschau über diese Literatur zu erhalten und dadurch im ganzen das Urtheil Proudhon's bestätigt zu finden, daß das zweite Empire einer gesunden und wahrhaft sittlichen Entwicklung der Literatur und Kunst ebenso wenig günstig sei als das erste. Ja waren auch Literatur und Kunst unter diesem noch unfreier und von der kaiserlichen Censur abhängiger, so hatte sie doch den negativen Vorzug, weniger frivol und indecent zu sein; denn Napoleon I. hielt etwas auf äußern Anstand, auf eine wie mathematisch abgezielte, conventionelle und vorschriftsmäßige Moral, und wenn auch im geheimen unästhetische Bücher und Bilder, an denen es in Frankreich nie gefehlt hat, genug in Umlauf gesetzt wurden, so wandte der kaiserliche Despotismus doch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, alle zu crassen Ausgeburten unästhetischen Geistes und unästhetischer Tendenzen wenigstens von den Stätten der Oeffentlichkeit auszuschließen. Heutzutage dagegen darf sich in Theatern, Buchläden und Schaufenstern die Unästhetik ganz offen bloßlegen, trotz aller mehr auf den Schein und auf vorübergehende Wirkung berechneten stitlichen Verordnungen, Vorschriften und Verweise, die sich etwa gegen dieses Unwesen richten mögen.

Hierbei entsteht nun freilich die Frage, ob es in der That nicht doch besser sei, den frivolen und corrupten Geist einer Nation sich offen austoben zu lassen, statt ihn durch ein unmoralische drückende Censurgefesse und polizeilichen Zwang gewaltsam für eine gewisse Zeit zu unterdrücken und dadurch die Welt mit einer frommen Maske, hinter der das Fauleste steckt, zu betrügen. Treten die Elemente sittlicher Fäulnis und innerer Corruption offen hervor, so haben wenigstens die bessern und edlern Tendenzen desto mehr Spielraum und Kraft, gegen sie anzukämpfen. Mit dem Feinde, der uns im offenen Felde gegenübertritt, werden wir leichter fertig, als mit dem, der in verborgenen Schlupfwinkeln lauert. Daß es aber in Frankreich auch jetzt noch an edlern, das Schlimme erkennenden und das Bessere wollenden Kräften nicht fehlt, das geht aus vorliegender Schrift, in welcher das zweite Kaiserreich keineswegs schonend wird, in erfreulicher Weise hervor. Proudhon malt und sieht alles nur schwarz, Heymond erblickt auch die Lichtpunkte in dieser dunkeln Masse.

William Heymond, von dem uns auch eine Schrift über den Einfluß Deutschlands auf Frankreich im 19. Jahrhundert in Aussicht gestellt wird, gehört der französischen Schweiz an, hat sich aber jahrelang in Paris aufgehalten und hier in erstem Sinne Literatur- und Culturstudien gemacht. Vorliegendes Buch ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser in Berlin, wo er auch gegenwärtig noch wohnhaft ist, gehalten hat und zwar in demselben Local, in welchem vor ihm Philardé Chasles seinen mehrerwähnten Cours hielt. Bezeichnend ist es, wenn der Verfasser in der Vorrede bemerkt, dieses Buch habe nicht in Paris und nicht der Oeffentlichkeit treten können, denn es würde dort nicht so wol mit der kaiserlichen Censur, als mit gewissen Vorurtheilen des pariser Publicums in Conflict gerathen sein. Um so mehr wäre zu wünschen, daß Heymond's Schrift inzwischen Eingang in Frankreich gefunden haben möge. Der Verfasser erklärt, daß er im Namen der liberalen Ideen im allgemeinen und nicht in demjenigen eines besondern politischen Parteiinteresses die Feder ergriffen habe, daß er für das französische Volk, „cette nation genéreuse et inconséquente“, die Sympathien empfinde, die das ganze intelligente Europa der französischen Nation nicht verweigern könne, daß er sie aber zu sehr liebe, um sie zu täuschen, und er schließt die Vorrede mit den Worten: „Bis jetzt hat die französische Nation durch ihre Literatur die Anschauungen moderner Freiheit in Europa verbreitet. Möchte dies immer ihre Aufgabe sein und bleiben! Deshalb kann es uns auch nur traurig stimmen, wenn wir wahrnehmen, daß sie sich den materiellen Tendenzen der Epoche gefangen gibt und die Sache der Humanität im Stiche läßt. Könnte doch unser Alarmruf wenigstens

bei der aufwachsenden Generation das Gefühl der Würde der Literatur und die Erinnerung an die providentielle Sendung des französischen Volks wieder wach rufen."

Der Verfasser hat die oratorische Form seiner Vorträge zum Zweck der Lectüre soviel als möglich vermehrt; dafür ist aber jene Banalität und Mannichfaltigkeit geblieben, welche geschickte Redner, um die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer nicht zu ermüden, diese vielmehr durch die Vorführung immer neuer Gegenstände zu fesseln und zu überraschen, ihren Vorträgen beizumischen wissen und recht daran thun. Der bekannte Satz, daß jedes Genre gut sei, außer das langweilige, findet wol auf nichts so sehr Anwendung als auf Vorträge vor einem gemischten Publikum. Bei der Lectüre verhält es sich freilich etwas anders. Hier wird man gern eine weniger bedeutsame Erscheinung vermissen und dafür über eine bedeutsamere, statt einer bloßen Andeutung, die den Appetit mehr reizt als befriedigt, etwas Ausführlicheres lesen. Gleich im ersten Kapitel behandelt unser Verfasser eine Menge der wichtigsten Gegenstände und Erscheinungen: das Uebergewicht und „prestige" von Paris, die Nachwirkungen der Revolution von 1789 („ce qui nous resta de la révolution de 1789"), die Frage von der Literatur und der Freiheit, die Zustände unter dem ersten Kaiserreich und unter der Restauration, den Romantismus, die Indifferenz in Bezug auf Politik, die Demi-monde, den Realismus, die Ursachen und Wirkungen des Verfalls u. s. w. Auf eine erschöpfende Darstellung des einzelnen wird der Leser bei einer solchen Fülle nicht rechnen können noch wollen; es sind Andeutungen gewissermaßen in epigrammatischer Form, die der Verfasser gibt, die aber oft nur um so werthvoller und instructiver sind, da der Verfasser sich auf einem sehr unparteiischen Standpunkt befindet, und nichts von jener einseitig abspredhenden Tendenzmanier hat, wie sie gegenwärtig besonders in Deutschland an der Tagesordnung ist. Daß auch im Label bei aller Entschiedenheit überall der Anstand und das richtige Maß in Form und Ausdruck gewahrt ist, versteht sich von einem in französischer Sprache geschriebenen Buche glücklicherweise von selbst, wie es sich von deutschen Büchern dieser Art unglücklicherweise nicht immer von selbst versteht.

Während in Deutschland jetzt jeder in wohlfeilster Weise und in hergebrachten Lebensarten an der Romantik sein Rühmchen kauft, sogar mit abschlicher und systematischer Verkennung auch des Guten und Eigenthümlichen, was die Romantiker neben vielem Mißtrauen und Ungefunken hervorgebracht haben, weiß Reichmond auch die segensreichen Einflüsse der deutschen Romantik auf die Literatur und die geistige Entwicklung der Franzosen sehr wohl zu würdigen. „Der Romantismus", bemerkt er, „gab dem Gedanken den männlichen und aufrichtigen Ton wieder, dessen die Hofdichter ihn entkleidet hatten. Er befreite den französischen Geist von den letzten Banden, welche ihn an die legitimistische und katholische Reaction fesselten. Er bereicherte endlich die poetische Sprache mit frappanten Bildern, mit mannichfaltigen Reimen und mit Ausdrücken, die man mit Unrecht hatte veralten lassen" u. s. w. Nach des Verfassers Wahrnehmung hatten die Romantiker in Frankreich wie die in Deutschland damit angefangen, royalistisch und katholisch zu sein, während ihre Gegner, die Classiker, liberal und voltairisch gestimmt waren: „Aber nach und nach wechselten die Rollen. Die Romantiker entfalteten die Fahne der literarischen Unabhängigkeit und spotteten über die großen Muster des 17. Jahrhunderts, welche sie Perruquen nannten. Man hat jenes Aussehen erregende Wort: «Racine n'est qu'un polisson!» nicht vergessen." Auch in Bezug auf die deutschen Romantiker sollte man nicht verkennen, daß sie gegen vieles Veraltete, namentlich gegen alle Arten der deutschen Philisterei und Vordabenteilei Opposition machten, daß sie in religiöser Hinsicht dem starren Dogma den Krieg erklärten und mit ihrer Ironie die Höchstgestellten keineswegs verschonten. Zwar verlor in Frankreich die Sprache viel von jener Klarheit, jener nobeln Einfachheit und jener freilich etwas knappen Eleganz, welche die classischen Werke des 17. Jahr-

hunderts ausgezeichnet hatten, und es trat nun eine Art anarischer Zustand ein, dessen Nachwirkungen, wie der Verfasser verkündet, sich noch spüren lassen; aber im ganzen erkennt Reichmond in der durch die Romantik hervorgebrachten geistigen Bewegung doch einen „wahrhaften Fortschritt". Die heftig abregens der Widerstand der Anhänger des Classicismus gegen diesen Fortschritt war, davon erzählt der Verfasser mehrere ausfallende Beispiele; er bemerkt z. B.: „Der Journalist Hoffmann, der wenigstens seinen deutschen Namen mehr in Ehren hätte halten sollen, rief in Bezug auf Schiller aus: «Der Mensch, welcher eine so erbärmliche Tragödie wie die „Jungfrau von Orléans" verfertigt hat, verdiente auf öffentlichem Markte ausgepeitscht zu werden.»"

Noch ein Beispiel von des Verfassers Unparteilichkeit möge hier angeführt sein. Er ist von liberalen Grundsätzen und in einem republikanischen Gemeinwesen geboren; aber er ist kein Bewunderer der modernen Bourgeoise. Er bemerkt: „Es ist wahr, der Adel hat seine Macht und seine Privilegien verloren. Aber eine neue Macht hat sich an seine Stelle gesetzt. Es ist die Bourgeoise, welche im Jahre 1852 unter dem Namen der Ordnungspartei und unter dem Vorwande, die socialistischen Theorien zurückzuweisen, Frankreich in einen Despotismus verstrickt hat, welcher hundertmal schwerfälliger und erwiebriger ist als der erste. Denn dieser «torysme bourgeois», wie Guizot ihn nennt, hat die ritterlichen Traditionen des ersten nicht für sich. Der Despotismus der Bourgeoise ist eiferfüchtig, neidisch, knauserig, abhold jedem allzu glänzenden Lichte und jedem nur etwas über das Gewöhnliche erhabenen Aufschwung."

Der Schluß dieses ersten Kapitels lautet ziemlich tröstlos: „Zwanzig Jahre der Corruption und einiger Monate des Schreckens bedurfte es, um diese auf ihre Intelligenz so stolze französische Nation herunterzubringen und sie in eine intellectuelle Knechtschaft zu versenken, welche der traurigsten Epochen ihrer Geschichte würdig ist. So nun sind der literarische Industralismus, die Abwendung vom Idealen, die Kahlheit des Schriftthums, der allgemeine Verfall des sittlichen Bewusstseins, die Verkommenheit der Charaktere und Talente — alle diese Erscheinungen, wie man sie immer bei gesunkenen Nationen trifft, sind die Folgen der Fehler und Calamitäten, unter welchen Frankreich seit Anfang dieses Jahrhunderts zu leiden hat. Was aber dem gegenwärtig herrschenden Systeme ganz besonders eigen ist — und man muß dem Cäsar geben, was dem Cäsar gehört — das ist das allgemeine Mißtrauen, welches den generösen und mittheilbaren Charakter der Franzosen so ganz verändert und ihn düster und egoistisch gemacht hat" u. s. w.

Der zweite Abschnitt oder Vortrag führt uns eine Menge Persönlichkeiten von europäischer Berühmtheit vor: Victor Hugo, Lamartine, Thiers, Gouffé, Montalembert, Michelet, George Sand, Sainte-Beuve u. s. w. Der Verfasser bemerkt einmal in diesem Kapitel: „Das französische Volk ist ohne Mitleid für diejenigen, welche fallen, besonders wenn sie nicht mit Anstand zu fallen wissen. Davon haben wir ein trauriges Beispiel an dem reinsten und dem vielleicht größten französischen Dichter unserer Epoche." Der Verfasser spricht hier, wie man sich denken kann, von Lamartine.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich speciell mit der französischen Philosophie; doch bemerkt der Verfasser: „Vergebens würde man in Frankreich nach einem «philosophe pur», nach einem Philosophen von der Gattung Kant's, Fichte's oder Hegel's suchen, der die Idee ihrer selbst wegen anbetet und gänzlich in der Abstraction und in der Metaphysik lebt. Der französische Geist ist wesentlich concret." Ein andermal gibt er, aber wol nicht in unbedingt billigendem Sinne, zu, daß die Kühnheit der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland alles hinter sich lasse, was man in Frankreich jemals zu träumen oder gar auszubringen wagen würde. Die Franzosen besäßen kriegerischen Muth in hohem Grade, aber der intellectuelle fehle ihnen fast gänzlich; Männer wie Strauss, Feuerbach, Bruno Bauer, Caspar Schmidt werde man in Frankreich nicht leicht treffen; nur

Lammens und Proudhon hätten diese Verwegenheit befehen, namentlich der letztere, der Erfinder der drei berühmten Sätze: „La propriété, c'est le vol“, „Le meilleur gouvernement, c'est l'anarchie“ und „Dieu, c'est le mal“. Man darf aber nicht vergessen, daß Proudhon ein Schüler und begeisterter Anhänger der deutschen Philosophie ist, in der er mit Recht oder Unrecht den ewigen Protest gegen allen weltlichen und kirchlichen Despotismus und Absolutismus erblickt.

Die neuern französischen Dichter werden in dem vierten Abschnitt beleuchtet, darunter der „admirable fabuliste“ La Fontaine, welcher mit großem Glück die bei uns kaum noch aufgebaute Fabel wiederbelebt hat, wie denn überhaupt der Franzose auf literarischem und geistigem Gebiete lange nicht so neuemüthig und wetterwendisch ist als der Deutsche und gern zu seinen altbeliebten Autoren wie Formen zurückkehrt. Und in der That ist es vielleicht nicht gerade die Gattung, welche Victor Hugo und seine Nachahmer vorzugsweise cultiviren, worin die französische Sprache ihren größten Reiz und der französische Geist seine größte Lieblichkeit entfaltet. Im ganzen ist der Verfasser der Ansicht, daß die Poesie die Gesellschaft zu interessiren aufgehört habe und nicht mehr den literarischen Ehrenplatz wie in der ersten Zeit Ludwig Philipp's einnähme. Nebenbei behauptet er im fünften Abschnitt, der dem Roman gewidmet ist, daß der Idealismus, welcher dem „esprit positif et froid de l'époque“ nicht mehr zusage, durch den Materialismus entthront worden sei und daß der Einfluß Balzac's auf der ganzen Linie denjenigen George Sand's geschlagen habe. Der Dargestellte vergaube sich sogar vorzugsweise an der „biographie scandaleuse“, an Coulistengeheimnissen, wie sie in den Memoiren der Rigolboche offenbart würden, an den „petits can-can“ und den „petits mystères“ dieser Damen.

Ein besonders interessanter Abschnitt ist der über das Theater, der sechste der Schrift. Hier lernen wir auch Octave Feuillet näher kennen, in dessen vielbelobtem Stücke „Rédemption“ der Verfasser nicht wie andere einen Gegenstand gegen das Demi-Monde-Theater, sondern vielmehr nur dessen Fortsetzung erblickt. Dennoch ist Octave Feuillet gegenwärtig unter die vorzig Unsterblichen der Academie aufgenommen worden! Ueber Deutschland würde der Himmel, falls es einen hat, zusammenfallen — wenigstens würden unsere Gelehrten eine solche Katastrophe beklagen — wenn einem dramatischen Dichter von noch größerem Verdienst und von noch unabweisbarer Charakter als Feuillet je eine solche Ehre angethan würde. Die sittenlose Theaterfabrikation malt unser Verfasser mit scharfen Zügen, aber er weist auch auf so manche heilsame und sittliche Gegenbeobachtungen hin, wie diejenigen Emile Augier's, der in seiner „Gabrielle“ das Familienleben verherrlicht und sein Stück mit der schönen Scene schließt: „O père de famille, ô poète, je t'aime!“

In solchen feinen, zarten und adelichen Zügen, die fast wie poetisch angehaucht sind, fehlt es im einzelnen selbst solchen französischen Stücken nicht, welche ihrer Grundidee wegen vom sittlichen Standpunkt absolut verwerflich sind oder doch zweideutig erscheinen. Letzterer Art sind auch Marie Ucharb's Stücke „Fiammina“, „Le retour du mari“ und „La seconde jeunesse“. In der „Fiammina“, in welcher Ucharb bekanntlich seine ehelichen Verhältnisse der Öffentlichkeit preisgegeben hat, haben selbst viele Deutsche, deren Moral durch zu häufigen und dabei unkritischen Bühnenbesuch erschüttert oder zur bloßen Theatermoral reducirt ist, der Himmel weiß, welche sittliche Tendenzen erblicken wollen. Wir haben gleich nach der ersten Darstellung des Stückes auf dem Leipziger Stadttheater auf die geheimen moralischen Schäden dieses Stückes hingewiesen, und es freut uns, bei Raymond ganz dieselbe Ansicht ausgesprochen zu finden. Nach ihm vertritt Ucharb den „réalisme pur“, er habe die „chronique scandaleuse des coulisses“ in Scene gesetzt, und er bemerkt dann: „Bei Ucharb sind es die Väter und Mütter, welche sich schmachvolle Fehltritte zu Schulden kommen lassen und dafür von den Söhnen zur Strafe gezogen werden.

Trauriges Schauspiel, diese Stücke Ucharb's! Sie fügen alle moralischen Begriffe um und richten sich gegen das Allerheiligste, gegen die Religion, gegen die Würde der Familie.“ In Betreff der Stücke von Dumas dem Sohn bemerkt der Verfasser, daß Dumas die pariser Courtisane in einem viel zu günstigen Lichte erscheinen lasse und daß man überhaupt die Pariserinnen für viel geistreicher zu halten pflege als sie seien.

Die letzten beiden Abschnitte der Raymond'schen Schrift beschäftigen sich mit der Kritik und dem Journalismus. Nicht sehr erklärlich und gerechtfertigt finden wir des Verfassers Polemik gegen die Revuen, die seiner Ansicht nach nur oberflächliche Ideen verbreiten sollen. Doch wollen wir auf diesen Punkt hier nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß, wie Raymond versichert, die „Revue des deux mondes“, die einzige, welche wirkliches und dauerndes Glück gemacht, niemals so im Flor gewesen sei als jetzt und, wie es heiße, in nicht weniger als 12000 Exemplaren abgezogen werde. Könnte sich in Deutschland, das sich seiner literarischen Bildung so selbstgefällig rühmt, eine Revue von ganz gleichem Werth je auf einen solchen Absatz Rechnung machen? Was die politische Tagespresse betrifft, so liegt diese, nach Raymond's Behauptung, gänzlich darnieder; das „fait accompli“ und „fait brutal“ seien für sie die einzige Autorität, und so sei es gekommen, daß gegenwärtig die in Frankreich gelesesten Zeitungen ausländische seien: die „Times“, die ausghurger „Allgemeine Zeitung“, die „Kölnische Zeitung“, die „Nationalzeitung“, vor allen aber die „Independence belge“.

Obgleich nun der Verfasser in diesem abfälligen Sinne von den Revuen und Zeitungen spricht, so nimmt er sich doch an einer andern Stelle der Journalisten gegen einen Ausfall der Frau von Girardin (in deren Lustspiel „Die Journalisten“) aufs lebhafteste an. „Man möge wissen“, sagt er, „daß die Journalisten besser sind, als ihr Ruf, daß ihre Aufgabe, richtig verstanden, eine der schönsten ist, welche dem Menschen in der Gesellschaft zu erfüllen zugetheilt wurde und daß sie mit einigen schwachvollen Ausnahmen, die namentlich der herrschenden Bourgeoisie angehören, in Gemeinschaft mit dem Volke und den Rüstlern eine der ehrenhaftesten Klassen bilden, die noch in Frankreich existiren.“

Das Gemälde, das der Verfasser vor uns aufrollt, ist ein im ganzen sehr trauriges, aber er verzweifelt darum an Frankreich nicht, der französische Geist sei noch nicht erloschen, er sei immer noch der thätigste und productivste in Europa, wenn nicht gar „le plus substantiel et le plus sérieux“, eine Ansicht übrigens, die Proudhon, mit welchem der Verfasser sonst in so vielem übereinstimmt, zu theilen keineswegs geneigt ist. Der Realismus scheint dem Verfasser eine Rückkehr zur Natur anzukündigen und dazu bestimmt zu sein, einem neuen Ideal zur Basis zu dienen. Diese Anerkennung des Realismus gegen den Schluß des Buchs scheint mit den sonst ausgesprochenen Ansichten des Verfassers in einigem Widerspruch zu stehen; es ist aber klar, daß er hier unter Realismus nicht den Materialismus, nicht den absoluten Realismus oder den „réalisme pur“ versteht, wie er eine verderbliche rohe Ausartung des Realismus früher genannt und bekämpft hat. J. M.

Poetische Uebersetzungen.

1. Marie de France, poetische Erzählungen nach albretonischen Liebesagen, übersetzt von Wilhelm Herz. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 8. 1 Hft. 5 Mgr.

Diese Laies oder poetischen Erzählungen aus dem 12. Jahrhundert, deren Stoff den walisch-bretonischen Sagen entnommen ist, sind sowohl hinsichtlich ihres poetischen Werthes wie auch selbst in sittengeschichtlicher Beziehung beachtungswerth und verdienen nicht allein von Literaturhistorikern von Fach, sondern auch von allen Freunden der mittelalterlichen Dichtung gekannt zu sein. Wir haben sie mit großer Befriedigung gelesen und in der Verfasserin, die nur unter dem Namen Marie von Frank-

reich bekannt ist, eine außerordentlich begabte Dichterin kennen gelernt. Ihre Lais zeichnen sich, wie der deutsche Uebersetzer sehr richtig bemerkt, nicht allein durch einheitliche Handlung, durch anmuthige oder merkwürdige Begebenheiten, durch ein tiefer gehendes psychologisches Interesse vorthellhaft aus, sondern auch durch die künstlerische Durchbildung des Stoffs, welche keine Lücken, keine Ritzel duldet, durch eine liebevolle Verfertigung in die Gemüthswelt, eine feine Dialektik der Leidenschaft, ein episches Behagen der Erzählung ohne Geschwätzigkeit und zugleich durch Klarheit und Gewandtheit der Sprache. Es ließe sich noch vieles zu Gunken dieser köstlichen Dichtungen sagen, doch mag es hiermit sein Bewenden haben und mögen sie der Gunt der Leser empfohlen sein.

2. Die Balalaika. Russische Volkslieder, gesammelt und ins Deutsche übertragen von Julius Altmann. Berlin, F. Schneider. 1862. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Inwiefern diese Dichtungen wirklich naturwüchsige Volkslieder und keine künstlich nachgebildeten sind, können wir hier natürlich nicht untersuchen. Viele allerdings finden sich darunter, die wir nach unserm deutschen Geschmack nicht als Volkslieder betrachten würden. Es war aber auch nicht die Aufgabe des Sammlers und Uebersetzers, hier kritisch zu verfahren und eine Sichtung vorzunehmen; es würde dies außerdem, ungeachtet seiner genauen Kenntniss der russischen Sprache und Verhältnisse, kaum möglich gewesen, da ein solches Auseinanderhalten selbst in Betreff der deutschen naturwüchsigen und künstlich gemachten Volkslieder seine Schwierigkeit haben würde und in Russland Volksgefang und Kunstpoeffe überhaupt nur schwer zu trennen sind. Wir wissen es Altmann, der sich schon durch seine „Wäsenharfe“, eine Sammlung arabischer Volkslieder, bekannt gemacht hat, in dessen Dank, daß er uns mit diesen russischen Volksliedern, in denen wir das ganze Sein und Denken der russischen Nation wie in einem Spiegel erschauen, beschenkt hat. Es finden sich außerordentlich zarte und liebliche Dichtungen darunter.

3. Preussischer Almanach. Sechster Jahrgang. Herausgegeben von dem Literarischen Kränzchen in Königsberg. Berlin, Gehhaar. 1863. 8. 1 Thlr.

Diesen „Preussischen Almanach“ haben wir deshalb den „Uebersetzungen“ eingereiht, weil die darin vorkommenden Uebersetzungen sowie auch die prosaischen Aufsätze das Beste sind. Die Originalgedichte erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir eins der besten Gedichte: „Recept zur Heiterkeit“, erwähnen, weil dessen Verfasserin die verkorbene Herzogin von Orleans ist. Der dramatische Scherz: „Er weint“, von Georg Füllborn ist matt, und würde auf der Bühne ohne allen Eindruck sein. Werthvoll aber sind die prosaischen Aufsätze von Erhard Hagen: „Das griechische Theater“ und „Ueber Goethe's Braut von Corinth“, die Proben aus Sadi's „Rosengarten“, von Resselmann, sowie auch einige sehr gut übertragene Horazische Oden in dem Vermaße des Originals von Karl Geder. Als eine ausgezeichnete Uebersetzung erwähnen wir schließlich noch die mit H. unterschriebene des alten Burschenliedes „Gaudamus igitur“, dessen erste Strophe hier einen Platz finden mag:

Laßt uns also frohlich sein,
Welt wir jung und munter!
Nach der Jugend frohen Tagen,
Nach des trüben Alters Plagen
Geht's ins Grab hinunter.

4. Chosslänge aus Vennika. Horazische Dichtungen in deutscher Niederform. Als Anhang: Nachahmungen und Gegenstücke. Von Adelbert Herrmann. Gelle, Schulte. 1862. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Wer die Gedichte des Horaz selbst in der Uebersetzung vollständig verstehen will, muß classische Studien gemacht haben und mit der römischen Geschichte und Sittengeschichte, sowie auch mit

der Götterlehre vertraut sein. Ein Uneingeweihter wird diesen Genuß ohne einen ausführlichen Commentar entbehren müssen. Herrmann hat nun den Versuch gemacht, diese römischen Gedichte dadurch volksthümlich und für jedermann zugänglich zu machen, daß er sie größtentheils in deutscher Niederform, also in Reimen übertragen hat. Dieser Versuch mußte aber dem besten Uebersetzer misslingen, weil der Kenner des Horaz den alten Dichter in dieser Form kaum wieder erkennen wird und dem mit der lateinischen Sprache nicht bekannten Leser die Schönheiten der Horazischen Dichtung doppelt verborgen bleiben, indem ein großer Reiz gerade in dem antiken Versmaße und der vollendeten Form dieses Lieblingsdichters der Gelehrten liegt. Dazu kommt noch, daß ein Horazisches Gedicht in deutscher, neuzeitiger Niederform dem Nichtkenner der römischen Sprache wegen der unzähligen Namen römischer und mythologischer Personen, die der lateinischen Sprache vollkommen angepaßt erscheinen, doppelt ködend, unverständlich und also langweilig werden muß. Unter allen alten classischen Dichtern eignet sich Horaz vielleicht am wenigsten zur Uebersetzung. Nun müssen wir leider auch noch hinzufügen, daß diese Uebersetzung als solche gänzlich mißlungen ist. Sie ist ohne allen dichterischen Schwung, über alle Begriffe Reif und ungenießbar. Zur Befriedigung unsers Urtheils hier nur folgende Probe:

Und ließt du dreihundert Stiere bluten
Zur Eühnung Plut'o's, so viel Tage gehn,
Des ungerührten, der mit schwarzen Fluten
Den Geryon, in dem drei Leiber stehn,
Und Titos bannet. Wir müssen alle, alle
Sie einst beschiffen, die die Erde nährt,
Ob uns gepurpurt steht die Königshalle
Ob uns der dürft'ge Bauernrod beschwert.

5. Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Reuthold. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Es wird uns in diesen Uebersetzungen eine klare Uebersicht über die neuen und neuesten französischen Lyriker geboten, unter denen wir Véranger, Victor Hugo, Alfred de Vigny und Alfred de Musset obenan stellen. Im ganzen sind 39 Dichter vertreten. Die Auswahl ist ebenso geschmackvoll wie die Uebersetzung vorzüglich. Nur bedauern wir, daß die einzelnen Dichtungen nicht wenigstens mit den Anfangsbuchstaben der Uebersetzer bezeichnet sind.

6. Melanchthon's Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Christian Oberhey. Halle, Rühlmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Es ist kein unwesentlicher Beitrag zur Vermehrung unserer Liebe und Hochschätzung für den lebenswürdigen Melanchthon, und sogar zur Vervollständigung unserer Bekanntschaft mit ihm durchaus nöthig, daß wir seine Thätigkeit nach allen Seiten hin, und wie hier, als Dichter kennen lernen. Es wird manchen überraschen, in dem Mitkämpfer Luther's auch einem Dichter von echt deutscher Gesinnung zu begegnen, dessen Dichtungen in ihrer Einfachheit, Klarheit und Kraft den besten poetischen Erzeugnissen der Reformationszeit an die Seite zu setzen sind. Der Uebersetzer hat eine glückliche Auswahl getroffen und die Gedichte nach denjenigen Grundrissen übertragen, „welche durch Gravenhorst in der Vorrede seines „Griechischen Theaters“ für deutsche Leser empfohlen und vertheidigt worden“, also „nach den Gesetzen der heimischen Sprache und Poesie“. Und dies war, nach unserer Meinung, auch der einzig richtige Weg, die Gedichte zum Eigenthum der größern Mehrzahl des Volks zu machen. Daß es Oberhey gelungen ist, seinen Zweck zu erreichen, ist uns eine angenehme Pflicht, hiermit auszusprechen. Man merkt den Gedichten, die sich wie deutsche Urgebichte lesen, in keiner Zeile die Uebersetzung an. Sie sind sehr hübsch, und wir wählen als Beispiel eins der kürzesten aus:

In Luther's Sohn Johannes.

(In dessen Latine)

Wonnig ist es, sich zu senken
In der Heimat ferne Zeit,
Und die Seele hingulden
Auf der Väter Lagerstein.

Laß zum Ufer dich ermahnen,
Der du eines Hedens Sohn,
Und des hehrer deutscher Muth
Stolzermuth als Knabe schon.

Sieh zurück auf jene Tage,
Wo sich Hermann's Schwert erhob,
Und nach einem Riesenklage
Unserer Freunde Tod erhob.

So gebüht sich, einzusetzen
Alles für das gute Recht,
Wenn dies Mannes zu verlegen
Sich der Uebermuth erfreut.

Wär' ein Hermann vom Geschlechte
Draußen Vater beigeitell,
Wäre jetzt mit gleichem Glute
Unser Dränger Muth jenseitell.

Wilhelm Andree.

Notiz.

Deutsche Bühnenstücke in den skandinavischen Ländern.

Schon früher haben wir gelegentlich hervorgehoben, daß man gegenwärtig über die skandinavischen Literaturen, die so viel aus der unsrigen schöpfen und mit der unsrigen so manche Verwandtschaft haben, aus deutschen Blättern sehr wenig mehr erfährt, und daß man sich in dieser Hinsicht an ein Theater- und Kunstdiary, nämlich an die in Wien erscheinenden „Reisenkronen“ wenden muß, indem dieses Blatt ziemlich regelmäßige Literatur- und Theaterberichte aus Stockholm, Christiania und Kopenhagen bringt. Es erscheint demerksenswerth, daß namentlich die kleineren Theater in Stockholm etwa so von der deutschen Bühnenproduktion zehren, wie manche deutsche Bühnen von der französischen, und diese Zuneigung für deutsche Poesie scheint um so erklärlicher, da selbst Prinz Dolar, der Bruder des jetzigen Königs, ein Verehrer deutscher Poesie ist und sich durch gelungene schwedische Uebersetzungen von Herder's „Gib“ und Goethe's „Tasso“ einen sehr geachteten literarischen Namen erworben hat. Auf dem großen Theater kamen in jüngster Zeit zur Aufführung: Friedrich Palm's auch in Kopenhagen aufgeführte Tragödie „Der Richter von Ravenna“, die gut dargestellt und vom Publikum sehr günstig aufgenommen wurde, auf dem kleinen Theater (bis vor kurzem Privatunternehmen, jetzt aber vom Könige käuflich an sich gebracht) Schiller's „Don Carlos“ in der Uebersetzung von Hermann Spraken, Heinrich von Kleist's „Räuber von Heilbrunn“, Robert Brachvogel's „Brachvogel's „Räuber“ und Blum's Lustspiel „Der Ball zu Ellersbrunn“; auf dem kleinen Theater, das überhaupt sein Repertoire meist mit deutschen Stücken versorgt, unter andern Robert Brachvogel's Lustspiel „Das Lügen“ (unter dem Titel „Feran af att luga“, d. h. „Die Gefahr des Lügens“), Tagely's altes Stück „Lil und Phlegma“, Ranvach's „Schleichwälder“, die Berliner Poesie „Einer von unsrer Zeit“ und „Berlin, wie es weint und lacht“ in lokalisirten Bearbeitungen u. s. w. In Betreff der Aufführung des „Don Carlos“ bemerkt der Correspondent: „Ueber „Don Carlos“ lag das angesehenste schwedische Blatt: „Söfvere und skönnere Skönnare“ hat wol noch nie ein Dramatiker auf die Lippen der Schauspieler gelegt, und der Künstler muß wenig lästlichen Geiz haben, der sich nicht davon gehoben und begeistert fühlt. Daß andere Kritiker die großen Schwächen des Stückes hervorheben, ist um so weniger zu verwundern, da jeder nicht

Kritiklose Re in Deutschland ebenso gut kennt, und es wäre un- berechtigt, solches einer Ungerechtigkeit gegen das Deutschthum zuschreiben zu wollen.“ Kleist's „Räuber von Heilbrunn“, nach der laub'schen Bearbeitung aufgeführt, fand als Stück bei der Kritik manchen Tadel, „indem man namentlich das Verhältniß Räuber's zu Wetter von Strahl nur als in einer Ballade erträglich finden wollte“, während ihm die einfache naive Darstellung des Räubers durch Fr. Kinnasson bei der Aufführung „alle Herzen gewann“. Von einer Aufführung des „Freischütz“ nahm die schwedische Presse Anlaß, den Tod Albrand's als letzten Repräsentanten der schönen Zeit jener eigen- thümlich „waldbüstigen“ Poesie Deutschlands zu beklagen, nicht ohne zugleich die Bemerkung beizufügen, „daß jetzt leider der deutsch-dänische Streit und die gegen die dänische Brudernation gerichteten Schmähungen die Schweden bitter gegen Deutschland stimmen“. Unendlich erfahren wir aus der wegen der Mannich- faltigkeit ihres Inhalts empfehlenswerthen Zeitschrift „Neder Land und Meer“, daß in letzter Zeit in Stockholm auch Les- sing's „Nathan der Weise“ aufgeführt wurde und das Inter- esse des gebildeten Publikums „in hohem Grade“ in Anspruch nahm. Auch die Theater in Christiania, nämlich das Stadt- theater, wo man reines Schriftbänisch spricht, und das mehr nationale norwegische Theater versorgen ihr Repertoire stark mit deutschen Stücken; so brachte jenes Deinhardstein's „Hans Sachs“, Gontessa's Lustspiel „Ich bin mein Bruder“ und Kai- ser's Poesie „Stadt und Land“, und dieses „Graf Waldemar“ von G. Freytag, das Deutsche Lustspiel „Das Gefängniß“ u. s. w. zur Aufführung. Die Universität Jena möchte wir auf folgende, den betreffenden Professoren vielleicht nicht zu Ver- richt gesommene Mittheilung der „Reisenkronen“ aufmerksam ma- chen: „Auf der Denkschrift, welche die Universität Jena zur funf- zigjährigen Stiftungsfeier der norwegischen Universität nach Chris- tiania schickte, fand sich ein grober historischer Schnitzer, und darüber brachen die Norweger in tief beleidigtes Staunen aus. „Nicht einmal Gelehrte von Fach kennen unsere Geschichte“, hieß es, „und das ist die gepriesene Gründlichkeit der Deutschen.“ Welcher Art dieser historische Schnitzer war, wird leider vom Correspondenten nicht mitgetheilt.

J. M.

Bibliographie.

- Hausbissin, Graf A., Schleswig-Holsteinische Soldaten- geschichten. Hannover, C. Rümpel. 8. 10 Bgr.
- Blach, G., Blüten. Berlin, Tassat. 8. 1 Thlr.
- Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen in englischen, römischen, garibaldischen, neapolitanischen und französischen Kriegsdiensten. Genau nach den geführten Tage- büchern bearbeitet und herausgegeben von J. A. Angsburg. 8. 15 Bgr.
- Graf August-Album. Hannover, Kündworth. Gr. 4. 4 Thlr.
- Glaubert, G., Salambo. Autorisirte Uebersetzung. Frank- furt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Bgr.
- Frühlumen aus Tirol. Gedichte von E. von Gormann, Angelica, G. von Wintler und J. C. Waldfreund. Innsbruck. 16. 16 Bgr.
- Krause, G., Curcius Cordus. Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit. Hanau, König. Gr. 8. 16 Bgr.
- Meerheims, H. v., Trug Dänemark und Kopenhagen! Das Feldenslied vom König, der auf einer Brücke über's Meer nach Kopenhagen zog. Dresden, Meinholt u. Söhne. 16. 5 Bgr.
- Schradet, A., Garten und Wald. Kleine Romane. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Bgr.
- Waldeck, R., Tegner's Stellung zur Theologie und Philosophie sowie zu den religiösen Richtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 15 Bgr.

Herausgegeben von Hermann Wiegand.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefwechsel.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.
Fünfte Auflage in Großoctav. Zwei Theile.
Geb. 4 Thlr. 12 Ngr. Geb. 5 Thlr. — Sechste
Auflage in Octav. Zwei Theile. Geb. 4 Thlr.
12 Ngr. Geb. 5 Thlr. — Neue wohlfeile Aus-
gabe. 8. In Einem Bande. Geb. 2 Thlr.

Wenige Werke haben sich in neuerer Zeit eine so große Verbreitung und so viel Freunde erworben, wie dieser Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß“.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense. Fünfte Auflage. 8. Geb. 3 Thlr.

Diese Briefe Alexander von Humboldt's liefern einen Beleg von unvergleichlicher Wichtigkeit zu dem wahren, echten und unverschleierte Bild des großen Gelehrten. Nirgends hat er bekanntlich freier und aufrichtiger seine Ansichten über Personen und Verhältnisse ausgesprochen, als in den hier veröffentlichten Mittheilungen an Varnhagen.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. 8. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebesbriefe des jungen, nachmals so berühmt gewordenen Ludwig Börne an die gefeierte Henriette Herz, Verzensergüsse eines reichbegabten Jünglings, in denen der Charakter des spätern Mannes schon deutlich hervortritt, wiewol in ganz neuem, überraschendem Lichte.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Zwei Theile. 8. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Rahel Levin, die spätere Gattin Varnhagen's, ist hinlänglich bekannt. Ihr Jugendfreund David Veit vereinigte in sich die ausgezeichnetsten Kräfte und Gaben, welche er nach allen Seiten, wohin es die Möglichkeit nur zuließ, vollständig entwickelt und zur höchsten Reife gebracht hat. Ein Briefwechsel zwischen zwei geistig so bevorzugten Wesen kann daher, wie Varnhagen in dem Vorwort hervorhebt, nur einzig in seiner Art sein.

Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte.
In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Louis Gurler. Zwei Theile. 8. Geb. 4 Thlr.

Annuthige Keisefestgen, lebendige Gemälde aus dem Leben und reichhaltige Mittheilungen über hervorragende Männer auf dem Gebiete der Poesie, Kunst und Wissenschaft, namentlich berliner Notabilitäten, machen diese Briefe zu einer frischen und unterhaltenden Lectüre.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund.
Herausgegeben von Heinrich Dünker. 8. Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788—1824 von Schiller's Gattin an Anebel gerichteten Briefe beruht auf

dem reichen, allgemein anziehenden, die verschiedenartigsten Beziehungen berührenden Inhalte derselben: Sie haben weniger ein literarhistorisches als ein menschliches Interesse und sind besonders den deutschen Frauen zu empfehlen.

Briefwechsel zwischen Goethe und Anebel. 1774—1832.
Zwei Theile. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Wertherperiode bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier ausnehmend vor unserm Blick sich auf; ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Einbrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine reiche Quelle nicht bloß für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Joachim Nettelbeck,

Bürger zu Kolberg.

Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet,
herausgegeben von F. C. L. Selen.

Mit einem Plane der Gegend um Kolberg und einem Anhang: Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Gneisenau.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geb. 1 Thlr.
Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nettelbeck's Selbstbiographie, in Aufzeichnungen des einfachen, schlichten Bürgers und muthigen, unverzagten Patrioten aus seinem Leben bestehend, bietet ein schlagendes Zeugniß, was mannhafter Bürgerkinn, Charakterfestigkeit, Liebe und Hingebung an das Vaterland dem mächtigsten Feinde gegenüber vermögen. Sie ist ein echtes Volksbuch, durch das die deutsche Jugend insbesondere sich heranbilden kann zu Thatkraft und Opferwilligkeit für Zeiten der Gefahr. Bei gefälliger Ausstattung und sehr billigem Preise empfiehlt sich das Werk namentlich auch zur Anschaffung in größeren Partien als Prämienbuch.

Diese im Jubeljahre der deutschen Freiheitskriege erscheinende dritte Auflage hat wesentliche Vorzüge vor der früheren und ist überdies durch einen Anhang aus dem handschriftlichen Nachlasse Nettelbeck's (Briefwechsel mit Gneisenau) bereichert worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Supplementband

zur

Medicinish-chirurgischen Encyclopädie für praktische Aerzte.

Herausgegeben von Dr. H. Prosch und Dr. H. Fleiss.

Die „Medicinish-chirurgische Encyclopädie“, 1854—56 erschienen, bietet in engem Rahmen und doch in möglicher Vollständigkeit dem praktischen Arzte einen schnellen Ueberblick über die gesammte Heilkunde. Der auf vielseitige Wünsche veranstaltete Supplementband, die neuesten Ergänzungen enthaltend, wird in zwei Hälften ausgegeben. Die erste Hälfte (Bogen 1—15, Abquetschen — Krampf) ist soeben erschienen und zum Preise von 1 Thlr. 10 Ngr. in allen Buchhandlungen zu erhalten; die zweite Hälfte wird rasch folgen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

30. April 1863.

Inhalt: Erinnerungen eines Barschenschäfers. Von Emil Müller-Sandwegen. — Zur Geschichte der modernen Mythik. — Novellen, Erzählungen und Skizzen. — Keltische Reformversuche in der orientalischen Kirche. — Notizen. (Schüler deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften; Uhlant's Abhandlung „Zur Geschichte des Freischießens“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Erinnerungen eines Barschenschäfers.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Zwei Bände. Berlin, F. Dunder. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wahrlich wir glaubten nicht, die geehrte Redaction habe sich einen guten Anwalt ausgewählt, als sie gerade uns zum Besprecher des angezeigten Werks bestimmte. Wir fürchteten nämlich, offen sei es ausgesprochen, und von Anfang an gegen Ruge oppositionell stellen zu müssen. Wir fürchteten, alles, was er uns erzählte, und wenn es auch aus dem Knaben- und frühesten Kindesalter wäre, würde Ausfluß einer politisirenden, trocken philosophirenden Reflexion sein. Da schlugen wir den ersten Band auf: wir lasen, wir lasen immer weiter. Unser Gesicht nahm den Ausdruck freudigster Enttäuschung an. „Das ist ja herrlich erzählt, ohne alle Selbstbespiegelung, so einfach, so naiv, so kindlich! Auch gar nichts von der gefürchteten Reflexion, die in das Thun und Treiben des Knaben schon eine lebensfalte, souveraine Weltweisheit hätte legen können.“ Und gleich hätten auch wir aus unserm Leben so schlicht und fesselnd plaudern mögen.

Zunächst also den ersten Band. Arnold Ruge beginnt mit seinen frühesten Kindestinnerungen. Wenn etwas an der Form seiner Aufzeichnungen anfänglich vielleicht störend sein sollte, so ist es die Theilung des Materials nicht etwa in Kapitel und Abschnitte, aber gewiß die Theilung in Paragraphen. Doch gewöhnt man sich bald an diese Eigenheit des philosophirenden Schriftstellers, und es gewinnt dadurch eine an sich oft unbedeutende Mittheilung einen frischer im Gedächtniß des Lesers haftenden Werth.

Der erste Band enthält die Abschnitte: „Kindheit“, „Wilde Zeit“, „Schulzeit“. Die erste Erinnerung des Kindes Arnold war der Besuch bei der Grotte, ein Ausflug im Kinderwagen zur Kinderherde am Weideberge zu Wismar auf Jasmund an der Ostküste der Insel Rügen. Welche Bedeutung besitzen nicht die Thiere für die Kinder! Gar zu gern wirft das Kind sich weg, um einmal aus vollem Herzen ein Thier zu sein. Das Kind beneidet wol das Thier sogar um einzelne scheinbare Vor-

züge. So kam Arnold Ruge einmal mit einem Knaben von etwa neun Jahren zu einer ernsthaften alten Dame, die ein Pinscherhündchen hielt. Der Knabe nahm großen Theil an dem Hunde, und die Alte gab ihm einige Wissen, ihn zu füttern. Das muntere Thier stellte sich vor seinem Wohlthäter auf und wedelte erwartungsvoll mit dem Schwanz. „Ach“, rief der Knabe aus, „hätt' ich doch auch so einen Schwanz zum Wedeln!“ So sehr gefiel ihm dieser ausdrucksvolle Pinscherschwanz. Die Alte aber wußte sich vor Lachen nicht zu lassen.

Nächst den Thieren war es das Meer, das sich unauslöschlich in das Gedächtniß des Kindes einprägte. See und Schifffahrt spielten eine große Rolle in Arnold's Phantasie. Wirkliche Schifffahrt erlaubte der steinige Meeresgrund an Rügen's Küste nicht, um so mehr wurde die Phantasie durch ferne Segel und ferne Küsten angeregt.

Die Ostsee ist klarer als der Kanal an der englischen Küste, etwa den Solent bei der Insel Wight ausgenommen. Nur das Mitteländische Meer übertrifft sie an schöner Bläue und reinem Horizont. Aber die goldenen Schiffe und die glänzenden Ufer der Heimat fehlten mir, so oft mich auch in Genua, in Spezia, in Neapel und Salerno seine lieblichen Buchten entzückten.

Große Ereignisse waren der Schiffsbruch eines von Gothenburg kommenden, nach Stralsund mit Eisen bestimmten Schiffs am 30. December 1812, dann der Anblick der englischen Flotte, welche ein Scheingefecht aufführte, dann die Verbrennung von 13 auf den Strand gerathenen Kauffahrern durch die eigene Mannschaft, damit sie nicht den Franzosen als Beute in die Hände fielen, endlich die Einkehr eines englischen Kapitäns in das Ruge'sche Haus, vor dem sich Arnold versteckte, weil er fürchtete, von ihm mitgenommen zu werden. Die Franzosen hatten nun wol auf Rügen wenig zu suchen, aber sie kamen doch nach Rügen, ja sie waren auf Rügen, so weit Arnold's Erinnerung zurückreichte. Eines Tags hatte Frau Ruge für einen der einquartierten Franzosen eine Suppe gekocht, die sich der Soldat selbst versalzen hatte. Nichtsdestoweniger ging er zornig auf Frau Ruge zu und schlug sie mit einer Gerte auf den Arm. Die resolute Frau entschloß sich schnell, hob den Besenstiel auf und

schlug den Frevler nieder. Da gab es große Aufregung, indeß Frau Ruge sagte: „Laßt ihn liegen, er wird schon wieder aufstehen.“ Und richtig stand der Franzose wieder auf, aber um sich beschwerend an den eine halbe Meile entfernt wohnenden Hauptmann zu wenden. Der Hauptmann untersuchte den Fall, versetzte dem Soldaten in ein anderes Quartier und wurde im Ruge'schen Hause ein beliebter Gast. Zu Frau Ruge sagte er: „Ihm (dem Soldaten) ist vollkommen recht geschehen. Aber Sie sind fürchtbar in Ihrem Borne, verehrte Frau. Wahrlich, wir hätten die Döfse nie erblickt, wenn die ganze Nation, unsern Angriff so erwidert hätte, wie Sie heute morgen den Frevler dieses Menschen.“

Hinterher ging die ganze Ruge'sche Schäferei in Flammen auf und man munkelte der Brandstiftung wegen auf den Soldaten. Beinahe noch unglücklicher wäre es dem Vater Ruge, der von den Franzosen über die Futter- und Futterlieferungen geklagt war, mit den schlechten Kaleschen gegangen. Die Herren Offiziere verlangten nämlich für ihre Reisen Kaleschen und nicht mehr Leiterwagen mit Strohsäcken, wie sie auf Rügen gäbe und gebe waren. Vater Ruge erdarrte vergeblich, es gäbe auf ganz Rügen nur eine alte Kutsche; die Franzosen nahmen das als schlechten Scherz und arretirten ihn, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Indeß der Commandant auf Schloß Spiekow erwies sich als gentler Offizier; als Vater Ruge versprochen hatte, über die Strohsäcke der Leiterwagen vollene Decken legen zu lassen, beruhigten sich die Herren Franzosen.

Es kam der große Feldzug nach Rußland, die Franzosen marschirten ab, um auf den Eisfeldern Rußlands von einer großen Armee zu einer noch größern zu avanciren. Da vergnügte man sich auf Rügen mit Freudenfeuern, und nicht lange hinterher ward der Landsturm organisiert. Der Großknecht und Zimmermann Niklas Bensch mußte die Musterlanze verfertigen, und er wollte um alles in der Welt gern in der Mitte des Schafts einen Zapfen anbringen, damit „etnem die Franzosen nicht auf die Hände kämen“. Uebrigens, dessen erinnert sich Arnold sehr wohl, waren die Franzosen auf Rügen nie tyrannisch und grausam gewesen, ja sie hatten einen bessern Ruf als die Bayern, Hessen u. s. w. Was für sie spricht: sie reformirten, wo es nur möglich war. So stützten sie auf dem Markte zu Bergen den „Raak“, den Schandpfahl um und wollten das Auspreißen der Dittbe nicht länger erlauben. Rügen war bekanntlich bis in unser Jahrhundert hinein schwedisch. Nachgerade lag die hergebrachte Sitte und das hergebrachte Recht wie ein Alp auf Rügen und Vorpommern. Die Franzosen erschienen da wirklich als Reformatoren. Aber der Deutsche trennt sich nun einmal von dem alten Schlichten nur mit größtem Ueberwinden. Das sollte selbst Vater Ruge erleben, als er im Auftrage des Grafen Brahe auf dessen Gütern die Hof- und Frondienste der Kossäthen und Halbbauern aufheben wollte. Aber die Kossäthen und Bauern wußten nichts von solcher Befreiung, sie fürchteten dabei eine Hinterlist und wollten bleiben, was sie gewesen

seien, also abhängig vom Grafen Brahe. „Diejenigen, welche mir schuld geben“, bemerkt der Verfasser dazu, „ich hätte den Deutschen immer zu viel zugetraut, wissen nicht, wie früh ich ihr Talent, sich ihren Befreier zu widersetzen, kennen gelernt.“ Was wunder daher, daß die Schweden, als sie wieder ins Land, diesmal unter Bernadotte, kamen, mit dem größten Jubel begrüßt wurden.

Der Verfasser schließt daran den zweiten Abschnitt: „Wilde Zeit.“ Wir dispensiren uns von besserer spezieller Besprechung, da sich die Jungenstreiche unendlich schön schreiben und lesen lassen, sich aber doch der Kritik fast ganz entziehen. Das sehen wir und des freuen wir uns; Arnold hat eine romantisch-wilde Knabenzeit wirklich genossen, wie alle auf dem Lande Geborenen. Was entbehrt doch ein städtisches Kind, dessen wilde Zeit meist am Kaminsteine der nächsten Straße endet? Wie muß doch ein städtisches Kind unsern Arnold beneiden, wenn es von seinen Streichen mit den Pferden und Gänsen, mit den Schweinen und Ratten, mit den Hasen und Hühnern hört! Aber wie muß sich dies städtische Kind vor Arnold zugleich aufblähen, vor diesem Arnold, der als Knabe das Längen eine Lockheit genannt hat!

Der wilden Zeit entgegen steht die „Schulzeit“. Der Verfasser hat bei den vorigen wie auch bei den Mithetlungen dieser Zeit selbstgestündlich die Ordnung der Zeit nicht genau eingehalten, was auch nebenbei gesagt nicht thut. Die Erinnerungen der Schulzeit theilen sich zwischen Bergen auf Rügen, zwischen Langenhamshagen in Pommern und zwischen Stralsund. In seinem neunten Lebensjahre (1811) kam Arnold in die Schule des Cantors Dammas zu Bergen. Allzu gelehrt, das muß man ja nicht glauben, war unser Arnold von Haus aus nicht. Er ist es zwar später geworden, und mit welchem Gesolge ist er es geworden! Damals aber, beim Cantor Dammas saß er zunächst ganz unten an der Thür. Und auf die Frage: „Kennst du die Gießsteine?“ antwortete er einfältiglich: „Es gibt nur einen, das ist der Bernsteine.“ Indeß sein Uebergefühl wuchs sehr schnell, und er nahm sich vor, alles das zu wissen, was Cantor Dammas wußte, dann würde sein Vater gewiß zufrieden sein. In der That, wie wollen der Welt diese Thatfache nicht verjähren, soweit wie Cantor Dammas hat es unser Arnold denn auch richtig gebracht. Nun geschah es aber, daß aus dem Schulhause zu Bergen ein Krankenhause für die Franzosen gemacht wurde. Cantor Dammas mußte mit seinen Schülern zuerst ins Jungfernkloster und von da in die Kirche wandern. Hier fragten die Kirchenmänner die Schulvorschriften an, der kalte Fußboden erzellte einen allgemeinen Reuschhusten, auf Einspruch der Aerzte wurde die Schule ganz geschlossen. Als sie 1814 wieder aufgenommen werden sollte, meinte Vater Ruge, die Schule müsse jetzt ernstlicher angefangen werden: Arnold kam daher zum Pastor Oldenroth nach Langenhamshagen in Pommern. Das Dorf liegt vier Meilen hinter Stralsund, eine starke Meile von Barth. Vater Ruge brachte selbst seinen Arnold nach Langenhamshagen. Dem Arnold

wurde das Herz beim Abschiede vom Vater entseztlich schmerz. Aber er gewöhnte sich bald an die neue Pension. Nur die Gelehrsamkeit seiner Mitbewohner machte ihn lebhaft. Arnold mußte im Latein und Französisch von vorn beginnen. Das Ohrgefühl flackelte ihn. Er kaufte einem Mitschüler den Bröder ab (mögen alle neun Müssen die alte, einst berühmte lateinische Grammatik in selbige Ruhe einwiegen!) und studierte aufs eifrigste. Auch Döring's Uebungen zum Uebersetzen verschaffte er sich und übersezte meist zur Nachtzeit bei dem Herrn Pastor leider magstübigen Lichtstumpfen das ganze Buch. Die Manuscript der Uebersetzung legte er dem gestrengen Herrn eines Tags zur Prüfung vor. Der aber war davon anfänglich gar nicht erbaut, er schalt Arnold einen hochmüthigen Knaben, der dies nur gethan, um die andern weit hinter sich zu lassen. Indeß der Befragte hatte auch freundlichere Worte, als er die tadellose Arbeit näher angesehen. Arnold wurde mit dem großen Worte: „Ich bin zufrieden“, beglückt.

Mit einem Fusse stand Arnold noch immer in den Kinderschuhen, also bildeten auch in Langenhanshagen Knabenspiele und Knabenbelustigungen die Abwechslung nach den ernstlichen Stunden. Arnold befand sich dort sehr wohl.

Die Thätigkeit unsers Lehrers war eine unausgesetzte. Des Morgens vor der Schule, wenn wir uns vorbereiteten, schrieb er seine Briefe und betrieb seine Arbeiten in unserer Gegenwart. Die ganze Woche unterrichtete er uns nach einem wohlüberlegten Plane, und Sonntags predigte er zuerst in unserer Dorfkirche und dann in der Kirche zu Söhlmin; und zu jedem Sonntage lehrte er eine neue Predigt auf, er predigte nie aus dem Stegreif. Ausflüge mit uns in die Umgegend und das Lesen der Aera waren seine Erholungen. Selten hatten wir eine Gesellschaft oder machten einen Besuch bei Nachbarn oder zum Schwabenscheuen in Werth. Unsere Colonie genöthigte sich im wesentlichen selbst.

Der Umsturz des Bestehenden waren die Langstanken, zu denen ein Meister aus Straßund, Wendt gehörsen, vertrieben war. Am Geburtstag des Pastors Gildemeister geschah es, daß wol selbst der würdige Herr ein Längchen wagte. Bei einer dieser Gelegenheiten erhielt Arnold aus den Händen des Pastors als Längerin ein junges schönes Mädchen, Karoline gehörsen. Dies war die Schwester seines Freundes Karl. Arnold wird sich wol in seine Längerin, obgleich sie etwas älter als er war, schwärmerisch verliebt haben, worüber wir herzlich gern etwas durch die Finger sehen. Das Schicksal dieser Karoline entschied sich indeß eigen. Sie war die Tochter eines Pfarrers und verlebte sich — in den Knecht ihres Vaters. Die Geschichte wurde, wie das die Welt nennt, zum Skandal. Am bittersten war gegen eine einseitige Verheirathung der beiden Karl, der Bruder der Karoline. Indeß dem Rathigen gehört die Welt: so wagte Karoline alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie heirathete den ehemaligen Knecht der Pfarre und soll ihren Entschluß nie bereut haben. Wohl ihr, wenn nie!

Im Jahre 1817 wurde Pommern und Rügen von Schweden an Preußen abgetreten. Im allgemeinen war die Stimmung dem Wechsel günstig, denn es hieß, nun kommen wir doch

wieder zu Deutschland. Doch weder die Kaufleute noch die Beamten theilten diese Zufriedenheit, denn es war sehr zweifelhaft, wie der Handel unter der neuen Flagge gehen werde, und die Beamten wußten nicht, ob nicht alle alten Mißbräuche von den Preußen abgeschafft werden würden. Bei der Gulbigung brachte es daher ein Sprecher dieser schwedischen Partei so weit im Ausdruck ihrer Gefühle, daß er sagte: „Wir freuen uns aufrichtig, nach mehr als zweihundert Jahren wieder an eine deutsche Macht zurückzufallen; aber schwarzer Uebank wäre es sein, wollten wir all der Segnungen vergessen, die wir unter schwedischem Scepter genossen, er war ein milder und Wohlstand erzeugender.“

So war denn Arnold Ruge ein Preuze geworden. Unterdeß war die Lehrzeit beim Pastor Gildemeister beendet. Es kam Ostern 1818, Arnold sollte in der Prima des stralsunder Gymnasiums Aufnahme finden. Obgleich erst 16 Jahre alt, fand er sie auch nach kurzer Prüfung. Der Ton in dieser Prima hat uns, offen gestanden, in Verwunderung gesetzt. Wir glauben zwar, Arnold Ruge betont die Schülerchwänke absichtlich, um dagegen im zweiten Bande den Ernst der burschenschaftlichen Bestrebungen desto schärfer hervortreten zu lassen; allein der Ton dieser stralsunder Prima scheint uns denn doch etwas zu tertianerhaft. Das sind die Folgen, wenn die Lehrer eines Gymnasiums eine gewisse Ehre darin suchen, in der Prima lauter Sechzehn- und Siebzehnjährige anstatt Zwanzigjährige sitzen zu haben. Nur eine dieser Primanerbummheiten (der Verfasser nennt sie ja selbst Dummheiten) wollen wir mittheilen. Der Commandant von Straßund, General Engelbrecht, war gestorben. Sämmtliche 30 Primaner faßten den Entschluß, dies wichtige Ereigniß beim Eintritt in die Klasse einer nach dem andern dem Rector der Schule mitzutheilen und zwar immer mit einer andern Wendung. Die Ausdrücke „crepiren“ und „verrecken“ nahm nun freilich keiner dieser Helden auf sich; aber „Abten gehön“, „ins Gras beissen“, „alle Viere von sich strecken“, „abrutschen“ ließen doch einige den alten General Engelbrecht. Denke man sich nun den Effect: der würdige Herr Rector sitzt auf dem Ratheder und jeder dieser Helden haranguirt den Meister vom Stuhl mit der Phrase: „Wissen Herr Rector schon, Engelbrecht u. s. w.“ O ja, in der Tertia hätte auch uns solch ein Meisterstreich vielleicht ergötzt, aber in der Prima! Bedenke man nur, dieselben Jünglinge, die sich in Prima so benehmen, wollen, wenn sie ein oder anderthalb Jahre später das Pennal mit der Studentenmappe vertauscht haben, mit souveräner Sicherheit in die Politik eingreifen! Nicht gegen den tief und ernst gestimmten Arnold Ruge gilt dies, aber gegen die hundert und aberhundert Jünglinge gilt es, die sich in der Politik herausfordernd in die Brust werfen: über Nacht ist ihnen das Recht gekommen, urtheile über alles, was Regiment heißt, abzusprechen, und sie üben dies Recht im Grunde nicht anders, wie sich die Primaner des stralsunder Gymnasiums das Recht nahmen, ihren Rector zu foppen. Nur mit dem Unterschied, daß man die politischen Foppereien meist kühnlich das Kämpfen für eine nationalpolitische Idee nennt, oder wenigstens gern nennt.

Ostern 1821 war Arnold Ruge reif für die Universität.

Er steuerte gen Halle. Ein Kapital von 200 Thalern trug er bei sich. Vater Ruge hatte dies nur mit Opfern beschaffen können. Arnold sollte damit ein Jahr haushalten. Und, wir nehmen dies voraus, der sparsame Fuchs hat wirklich so außerordentlich haushgehalten, daß er am Schlusse des ersten Semesters von der Hälfte noch einige Fuchse übrig behielt, um damit eine Reise in die Schweiz zu bestreiten. Arnold hatte sich nämlich auf der Durchreise durch Berlin das schwere Silber in leichteres Gold umgewechselt. Außer diesem Golde nahm er nur noch etwas Gold mit aus der Stadt der Intelligenz, es war eine geistvolle Predigt Schleiermachers. Aber dieses Gold hatte ihn doch nicht an die „Kaserne“, gewöhnlich Stadt der Intelligenz genannt, fesseln können. Nach einer im ganzen etwas abenteuerlichen Reise kam er in Halle an. Seine Reisegefährten setzten ihn in der Märkerstraße ab, allwo er ein im voraus gemiethtes Logis fand. Die Fenster desselben gingen auf einen großen Hof, Weinreben umrankten die Fenster. Arnold sah dies Gewächs zum ersten male. Er setzte sich ans wackelige Studententpult und schrieb nach Hause. Damit endet der erste Band.

Nun der zweite Band! Werden wir ihn auch so ganz ohne Widerrede hinnehmen? Auf der Universität war also Arnold Ruge, nun galt es: ein Brotstudium oder ein ganz freies Studium? Er hatte sich wol schon längst für letzteres entschieden; es sind nun einmal nicht die schlechtesten Geister, die sich nicht von vornherein in das Joch einer Brotwissenschaft zwingen wollen, wenn sie es auch hinterdrein freilich schwer zu bereuen haben. Doch wäre es jedenfalls lieblos, sie des Widerwillens gegen ein Brotstudium und der Vorliebe für ein ganz freies wissenschaftliches Erkennen wegen von vornherein der Schrankenlosigkeit zu beschuldigen.

Bei Ruge lag von Anfang ab die Theologie in Conflict mit der Philosophie. Vom alten Maß, dem Philosophen und zugleich Dekane, holte er sich, wie es damals hieß, das *signum depositionis* und darauf die Matrikel. Dann suchte er sich zweier Empfehlungsschreiben, eines an Gesenius und eines an Niemeyer zu entledigen. Gesenius war ein heiterer und geistreicher kleiner Mann, er berebete Ruge sogleich, den Stob bei ihm zu hören, worin es Ruge später glücklich bis zu den siebzig Gesinnen brachte.

Bei dem Kanzler Niemeyer fuhr ich nicht so gut. Mein alter Freund, der Pastor Gildemeister, hatte mir einen Einführungsbrief an ihn mitgegeben. Hatte Gesenius keine andere Würde, als die eines Mannes von Geist und Gelehrsamkeit in Anspruch genommen, sich leicht bewegt, ein Gespräch eingeleitet und sich rasch unterrichtet, mit wem er es zu thun habe, so war der Kanzler Niemeyer eine anspruchsvolle Erscheinung, steif, hochgewachsen, mit einem etwas zurückgebogenen Vorderhals und vornehm falt. Er durchslog den Brief, in seinem Lehnstuhl sitzend, dann hielt er mir frischweg eine Strafpredigt, in der es etwa hieß: Es kämen viele ohne die nöthigen Mittel nach Halle; es sei aber thöricht, die Mittel auf der Universität finden zu wollen, statt sie mitzubringen, da wäre es besser, gar nicht zu kommen. — „Da haben Sie vollkommen recht“, sagte ich kurz, „das ist aber auch ganz und gar nicht mein Fall. Ich bin auf ein Jahr versorgt und denke den Hallensern nichts schuldig zu bleiben, wenn ich die Stadt wieder verlasse.“ ... Er sah mich höchst verwundert an, maß mich von oben bis unten und gab

mir dann eine „Anleitung zum Studium der Theologie“ von sich mit den Worten: „Und wenn ich Ihnen weiter mit meinem Rathe nützlich werden kann, so soll es mit Freuden geschehen.“ Aber dies verschute mich nicht. Der hochmüthige Mensch, dachte ich, ergreift bei der Gelegenheit, dich zu fuchsen, bloß weil du ihm einen Besuch machst.

Der Student Ruge antwortete etwas schnippisch, verbeugte sich und eilte davon. Später hat ihm dieser Auftritt sehr gethan, als er in Niemeyer's Söhnen und Bessern „unvergesslicher Frau“ ihnere Freunde erwartete, menschlich schöne Stunden mit ihnen verlebte, ja ihnen die Wiebergeburt zu einem neuen besseren Dasein verbandte. Im übrigen warf er sich im ersten Semester mit wahrem Heißhunger auf alles, was ihn in der Ankündigung der Vorlesungen anzog. Er besuchte 10 Collegien, einige freilich nur, um sie sofort wieder aufzugeben. Seine Landsleute, die Pommern, gaben ihn auf; sie meinten, er sei ein überspannter Dudmäuser.

Die Burschenschaft als Gegensatz zu den Corps existierte schon, doch war sie in ihren Tendenzen sehr unklar, sie lehrte hauptsächlich von der Gefühlseligkeit. Die Corps verfolgten den alten mittelalterlichen Unfug des Paukens und Stofens, des tollen Nichtsthuns und leichtfertigen Schuldenmachens; die Burschenschaft legte sich auf die Politik und wollte, was jedenfalls sehr idyllisch war, dem tollen Müßiggang ein ernsteres wissenschaftliches Streben und sittlichen Willen entgegensetzen. Aber was war das politische Streben der Jünglinge anders, als ein lediges Kritzeln des Bestehenden? Ruge fand alte und neue Bekannte, unter letztern besonders Sprewitz, Ledebur, Clemen, Willer. Er machte Spritzfahrten nach Leipzig und Jena und feierte hier den 18. Juni 1821.

Dieser 18. Juni wurde von den Burschenschaftlern als der „Gerichtstag an dem Verräther der jungen französischen Freiheit, in deren Namen er einst die alteuropäischen Despoten von ihren Thronen gestoßen“, verherrlicht, zugleich aber auch als ein „Unterschied für einen bevorstehenden Gerichtstag an denen, die sich durch sein Schicksal nicht warnen ließen und nun denselben Geist in Fesseln zu schlagen gedachten, durch den sie geküßten waren und dem sie huldigen sollten“.

Die Jünglinge schwärmten für die Carbonari, für die Griechen, überhaupt für alles, was gegen die Ketten ankämpfte. So wurde denn im geheimen an einem Jünglingsbunde gearbeitet, an einer burschenschaftlichen Verschönerung zu dem Zwecke, einem neben ihm bestehenden Männerbunde (dieser Männerbund erwies sich späterhin als eine reine Erfindung: Karl Follen's in der Schweiz) die Einheit und Freiheit Deutschlands erzwingen zu helfen.

Ruge blieb dem Jünglingsbunde, durch dessen Bildung in die ganze Burschenschafterei das politische Element als das maßgebende Heringetragen ward, noch eine Zeit lang fremd, sozusagen war er zuerst nur „Rehring im der neuen Schule“. Doch war er ihm „wegen seiner leidenschaftlichen Theilnahme an der großen Sache des Vaterlandes und dessen edeln Jugend von vornherein verfallen“.

Das erste Semester war zu Ende, Ruge hatte von den 20 Goldstücken, mit denen das erste Semester hatte befristet werden sollen, fünf übrig behalten, diese wurden zu einer Reise nach der Schweiz verwendet. Er machte diese Reise in Begleitung seines Freundes Wüller, der zur Partei der Strengen gehörte und ein Turner aus der Friedländer Schule in Mecklenburg war. Wir überschlugen sämtliche sie berührende Abschnitte und werfen nur einen Blick auf Tübingen. Ruge macht einen Sprung und erzählt plötzlich eine kleine Geschichte, die ihm 1837, also 16 Jahre nach der Zeit, wovon das Buch handelt, in Gemeinschaft mit Uhland und Vischer passiert ist:

In Tübingen sah ich 1837 die ältern gelehrten Herren in einer Gesellschaft beisammen, die ziemlich förmlich verließ; Vischer führte mich aber zu Uhland, und wir bereiteten ihn, mit uns einen Wagen zu mietten und Schwab zu besuchen, der nicht weit von Tübingen Landpfarrer war. Es war spät im October und schon kalt. Ich that meinen Reisemantel um, auch Vischer hatte sich mit einem Oberrock versehen, Uhland hingegen trug ohne Oberrock, ohne Handschuhe und wie er ging und stand in seinem gewöhnlichen Stadtmantel in den kalten Tagen. Es gelang mir, die beiden Herren auf den Rücken zu nützen, da ich doch in meinem großen Reisemantel so viel besser geschützt sei und der Vorderer keine Seitenlehnen habe. So fuhren wir lachend fort auf die Regel der Schwäbischen Alp los, als es dicht vor Schwabendorf plötzlich einen unerwarteten Knall gab und ich mich mitten in eine Pfütze am Wege hineingeschleudert fand. Wir sind umgeworfen, dachte ich, wie ich auf dem Einbogen gestürzt im schäumigen Wasser lag, was wird nun noch alles hinter mir herpazeln und mir auf den Leib fallen? Es kam aber nichts weiter als Uhland, der dicht neben mir mit beiden Beinen ins Wasser fuhr und sich nur an mir festhielt, um nicht ebenfalls der Länge nach hineinzuschlagen. Ich kam darüber zur Besinnung, daß ich ihn einige große Schritte im Wasser machen sah und daß er mir half, mich aus dem Mantel und aus dem Untenputz herauszuwickeln. Vischer hatte sich am Wagen festgehalten, als auf unserer Seite die vordere Feder gebrochen war und der Knall uns plötzlich ins Wasser geschmettelt hatte. Er kam besorgt auf mich zu und fragte fast mit Uhland zugleich: „Haben Sie sich verletzt?“ Als ich es heiter verneint hatte, brachen wir zwei in ein lautes Gelächter über diese Fahrt in die Pfütze aus, und selbst Uhland sah etwas heiterer drein als gewöhnlich. Dann wurde beschlossen, in die Dorfchenke zu gehen, die in der Nähe war und uns erst zu reinigen, ehe wir auf die Straße gingen. Ich war trocken geblieben. Der Mantel hatte alles auf sich genommen, Uhland aber hatte nasse Füße, denn das Wasser war ihm oben in die Stiefel gelaufen. Der Mantel war leicht zu reinigen. Wie aber sollten wir Uhland beistehen, um ihm zu trocknen Füßen und zu einem passenden Schuhwerk zu verhelfen? „Trockene Füße?“ fragte er ganz erstaunt, „ich mache mir nichts aus nassen Füßen und die Stiefel sind bald abgeteert.“ Und er blieb wirklich den ganzen Tag ruhig, wie er war in seinen nassen Strümpfen, eine merkwürdige Abhärtung, um die ich ihn beneidete.

Dem naturgemäßen Laufe der Dinge nach mußten sich die hallerseer Burschenschafter im nächsten Semester immer tiefer in die Verachtung gegen das herrschende Regime hineinarbeiten. Ihre Stimmung wurde durch „Quälereien“, denen sie von Seiten der Behörden ausgesetzt waren, immer mehr verbittert. Die Frage war, wie die Burschenschaft „der feindseligen und geistlosen Staatsgewalt zum Trotz, die Aufgabe, welche ihr die Freiheitskriege hinterlassen hätten und welche Preußen, der Anführer Deutschlands, jetzt vollständig von sich wies“, lösen könne.

Eines Abends erklärte ein gewisser Bonge dem Arnold Ruge, eine Verschwörung unter der Burschenschaft sei längst im Gange, diese brauchte nicht erst gestiftet zu werden. Der Jünglingsbund habe die Verpflichtung, sobald der Männerbund losschlage, diesen mit begeistelter Theilnahme zu unterstützen. Dem Männerbunde sollten keine geringern Männer als General Jagow, General Thielmann, Oberst Föhrenthell, Fürst von Reumiehl u. s. w. angehören. Der Jünglingsbund sei auf Betrieb Karl Follen's in Basel im Geheimen von Sprewitz gestiftet. Für alle, die an dem Jünglingsbunde theilnahmen, war der Eintritt in ihn eine ernsthaftige Wendung ihrer Schicksale, denn ein sogenannter Männerbund, der mit den phantastischen Ideen einer rigorosen Jugend hätte sympathisiren mögen, war, wie schon bemerkt, augenscheinlich nur eine Mythologie Karl Follen's. Die Verschwörung war hauptsächlich gegen den Deutschen Bund und die Heilige Allianz gerichtet. Ruge bemerkt:

Es gereicht den Jünglingen, die sich verschworen, um dem Unglück der Nation abzuhelfen, zur unsterblichen Ehre, daß sie es thaten; den jammervollen Bedienten eines kurzfristigen Hofes, die eine solche Politik empfahlen, zur ewigen Schande. Diese kleinen Seelen sind die Urheber all der Leiden und Erniedrigungen unsers Vaterlandes, an die sich der Deutsche jetzt leider schon gewöhnt hat. Dies kann nicht anders werden, wenn die Mächte unserer Verschwörung von 1821 nicht völlig verwirklicht wird. Ihre halbe Verwirklichung, immer mit der preussischen Armee gegen die deutsche Freiheit haben wir erlebt. Einige von uns werden sicher ihre volle Verwirklichung erleben. Alsdann, dankbare Deutsche, seht nicht länger den Feinden der Nation, sondern den Mitgliedern des Jünglingsbundes ein Denkmal, qui de Republica non desperassent. Ihre Namen findet ihr in den Criminalacten der preussischen Gerichtshöfe.

Kein Wort würden wir über solche herausfordernde Worte sprechen, hätte sich der Jünglingsbund nicht selbst um seine „unsterbliche Ehre“ gebracht. Er hat sich aber darum gebracht, da selbst Arnold Ruge jetzt nach 40 Jahren die Ideen der Burschenschaft unklar und verschwommen heißen muß. Er bittet sogar, seine jetzige Auffassung der Verhältnisse mit der burschenschaftlichen Unklarheit nicht zu identifiziren. Also wirklich, die Burschenschafter waren recht sehr unklar in ihren Ideen, nichtsdestoweniger wollten sie im Staatsleben eine erste Rolle spielen! Im Jahre des Heils (1863) wird der größte Theil von uns doch wol so klar sein, einzusehen, daß eine unklare politische Idee überhaupt keine politische Idee ist. „Volkseinheit“ und „Volksefreiheit“, das sind Wörter, die sich unendlich leicht aussprechen lassen. Aber nicht bloß Kritik üben an dem herrschenden Regime heißt für Freiheit begeistert sein, sondern auch im Stande sein, diese Freiheit mit edeln Mitteln zu verwirklichen. Ruge, der 1822 jeden, der ihm eine reifere, den idealen burschenschaftlichen Ideen entgegengesetzte Ansicht entgegengehalten hätte, wahrscheinlich für einen Tyrannenthumstheoretiker verurtheilt haben würde, steht jetzt auf uns mit Hohn herab. Wer über die Mittel, die politische (deutsche) Aufgabe zu lösen, noch unklar sei, der habe, meint er, weder die Geschichte seiner Zeit, noch die Bewegung unsers Volksgedankens studirt. Auf solche Worte, offen gesprochen, geben

wir ganz und gar nicht. Solange der Republikanismus, jaß wie 1848, das Ding nicht anders angreifen weiß, als mit derselben menschlichen Mitteltät und der Eucht zu glängen und souverän zu herrschen, mit derselben Eucht, die er am Absolutismus so hart tabelt, werden wir uns von ihm nicht verblenden lassen. Und ebenso wenig können wir der Burschenschaft ganz und gar nachweheln, denn sie hat oft genug, so auch gegen Goethe — wir werden dessen noch gedenken —, dargethan, daß es ihr nur um ein souveränes, oft fedes, in dem Nimbus freiherrlichen Strebens gehülltes sich über die realen Verhältnisse hinwegsetzen zu thun war. Das geht, solange man, wie der Student, auf Regimentskuntosten leben kann.

Im Jahre 1822 und so herum kam aber noch hinzu, daß die politisch sentimentale Epoche existierte, die namentlich unsere ältern Republikaner (der größte Theil jugendlich schwärmender Republikaner, auch die Burschenschaft hat naturgemäß diese Regel bestätigt, schlägt kopfüber, sobald es sich das Brod zu verdienen und eigenen Gerd zu gründen gilt, ins crasse Philistertum um) noch nicht überwunden haben. Wir betonen dies zur Erklärung der Zeit und zur Entschuldigung für das auch jetzt noch theilweise politisch unklare Geschlecht. Wie die aufklärnde Periode der Literatur des vorigen Jahrhunderts eine krankhafte sentimentale Zeit hervorrief, so mußte auch die aufklärnde politische Zeit der Freiheitskriege eine sentimentale Epoche zur Folge haben, und diese sentimentale Epoche steckt noch Hunderttausenden im Kopfe, ja sie verflärt sich fortwährend aus schwärmerisch jugendlichen Naturen. Das Krankhafte dieser Epoche liegt in der Vertheidigung von Staatstheorien, die bei einem in die Luft hinein construirten Staate am Plage sein könnten; es liegt in der Uebereilung, dem Volke ein Staatssystem zu versprechen, bei dem so etwas Schlimmes wie in den bisherigen Regierungsweisen gar nicht mehr vorkommen solle, und so bald es sich um die Verwirklichung dieser reinen aller Staatsformen handelt, liegt es in dem bedenkliden Eingeständnisse, daß man doch auch mit kleinlichen Mitteln operiren müsse. Anders ausgedrückt, die politische Sentimentalität beruht darin: in den bestehenden Staatsformen überall Jesuitismus zu wittern und sie des Jesuitismus wegen zu verdammen, und hinterdrein, sobald es an die praktische Ausführung reinerer politischer Theorien geht, das Veraltete doch nicht anders als mit der Kunst, daß der Zweck die Mittel heilige, beseitigen zu können. Den Widerspruch möge die Burschenschaft Wesen und unsterbliche Ehre fällt ihr von selbst zu. Wir können sie für ihre Thaten, so freisinnig wir uns auch im übrigen halten, nicht zuprechnen. Wenn gesetzt den Fall, Deutschland ließe sich über Nacht so ummeln, wie es Ruge seiner jetzigen Klarn Ansicht nach ummeln möchte (S. 204 fg.), glaubt Ruge damit das politische Ideal aller schwärmerischen Zwanzigjährigen erfüllt zu haben? Will er dann den Zwanzigjährigen gegenüber den Gut ziehen und sprechen: „Ihr müßt es besser verstehen, denn ihr stellt euch gerade so wegwerfend gegen uns, wie wir und

1822 wegwerfend und auf unsere heilige Sache pochend gegen die damaligen Alten stellten!“ Oder aber würde Ruge etwas ganz anderes thun, vielleicht etwas !

Wo blieben wir doch in der Erzählung? Ah so, bei der „Trüben Zeit“. Sie war für Ruge doppelt und dreifach vorhanden. Mit Vater Ruge's Vermögensverhältnissen war es leider eher rückwärts denn vorwärts gegangen. Arnold Ruge sah sich dadurch in die größte Verlegenheit versetzt. Vor der Hand wurde diese Verlegenheit noch bemäntelt. Seine Commilitonen wählten ihn zu einer Sendung nach Würzburg, allwo eine entscheidende Versammlung von Abgeordneten aller Universitäten gehalten werden sollte. Das Reisegeld ward zusammengesprochen und Ruge begab sich auf die Wanderung. Da es bereits klar am Tage war, daß ein Männerbund, wie ihn sah Karl Follen ausgebracht, gar nicht existierte, so handelte es sich darum, ob man nicht auch die ganze burschenschaftliche Verbindung als nutzlos aufgeben sollte. Waren doch auch bereits seit langem auf den meisten Universitäten Symptome (das „Kümmerlirtenthum“) aufgetreten, die fast das burschenschaftliche Streben als nichts weiter denn als Spielerei charakterisirten. Was beschloß man nun in Würzburg? Gerade das Gegentheil von dem Erwarteten. Der Jünglingsbund habe nun erst recht fortzubestehen und sich zu erweitern; galt doch damals die „echt burschifose Forberung, keiner Gefahr auszuweichen“.

In Halle und Jena war man mit den würzburger Beschlüssen nicht sehr zufrieden, in Halle selbst herrschte ein mehr trüber und gefühlvoller als klarer und heiterer Geist, und diese Stimmung ging auf die Verhältnisse der einzelnen zueinander über. Halle war mit „Lazaronis des Studentenlebens“ gesegnet. Die Gefahr lag nahe, durch ein Herabsteigen der Burschenschaftler zu einer ganz unangemessenen Schicht des Studentenlebens (ei, ei, verräth der Republikaner Ruge nicht zuweilen recht eigenthümliche, aristokratische Absonderungsgelüste?) die Entdeckung des Bundes zu beschleunigen.

Es war in Halle unter den vielen armen Theologen auch ein armer Baier, Namens Diez, der Bursche war, und dessen sich meine Freunde, die Westfalen, angenommen hatten. Er war förmlich ihr Klient geworden und als umsonst mit an ihrem Tische in der Gruspe, wo sie wohnten, und da er der einzige Nichteingeweihte ihrer Tischgesellschaft war, so führte sie dies. Er wurde also aufgenommen; er sei offenbar ein guter Keel und als Futter für Pulver, worauf es damals noch mehr abgesehen war, gut genug. . . . Als es sich aber zeigte, daß er ganz und gar nicht hineinpaßte, wurde die noch unvorsichtigere Maßregel getroffen, ihn einfach zu übergehen und ihm nichts mehr mitzutheilen, also ihn sozusagen ohne sein Wissen auszuweisen, ohne ihm gleichwol sein Geheimnis entreißen zu können. . . . Als Diez — so hörte ich später — zu einem geistlichen Amte kam und den Amtseid leisten sollte, erklärte er sich durch einen andern Eid gebunden, der ihn hindere, diesen zu leisten. Man forschte nun weiter nach und erfuhr die haarsträubende Geschichte von dem bevorstehenden Pronunciamento der preussischen Armee. (Diez war nicht weiter eingeweiht als bis zu der Follen'schen Mythe vom Männerbunde, für den sich auch ein Gneisenau erklärt haben sollte.)

Ruge wollte Halle verlassen, sich als Hauslehrer zunächst so viel verdienen, um die Studien später aus

eigenen Mitteln wieder aufnehmen zu können. Wie gelegen kam ihm da der Antrag eines jenseits Burſchen, des Eduard Simon aus Hamburg, nach Jena überzuſiedeln und mit von ſeinen jährlichen 600 Thaler zu leben. Eduard Simon war bis dahin ein ſchlechter Handhaker geweſen, er konnte Ruge als guten Wirth, hoffte in ſolcher Geſellſchaft ſich beſſer zu beſinden, und er täuſchte ſich darin nicht. Ruge ſchickte also nach Jena über.

Mit der jenenſer Zeit werden wir uns kurz faſſen. Trotz alles Strebens einzelner, die ideale poſitiſche Idee als den Kern der ganzen Burſchenschaft feſtzuhalten, ſehen wir bereits an ihr den Zahn der Zeit nagen. Das Streben der Burſchenschaft artet in Nerzeleien mit den Behörden aus, und dieſelben Selbſtjünglinge, die jeden Privilegirten als einen Tyrannenknecht am liebſten gleich mit Haut und Haar verſpeifen möchten, trumphen auf ihre eigenen abſolutiſtiſchen Vorrechte dem jenenſer Willkür gegenüber. Ruge ſcheint gar nicht zu merken, wie er das edle Streben der Burſchenschaft mit Erzählung der Nerzeleien gegen Goethe, Karl Auguſt u. ſ. w. bloßſtellt.

Nun folgten außerdem von einem gewiſſen Götzig Angeberreien gegen die Burſchenschaft, und die Burſchen rächten ſich durch Burſchenzeitungen und Cartikaturen, in denen Diſteli Weiſer war. Kurz und gut, das ganze ideale Streben war nahe daran, in Krakehl auszuarten. Ruge erzählt:

Wenn der „Zell“ ausgeführt wurde, zog die Darſtellung allemal eine große Anzahl von uns nach Weimar hinüber. Das Parterre war dann regelmäßig ganz voller Burſchen und wir gaben natürlich den Ton an. Bei einer ſolchen Gelegenheit machte ein bieder ungeſchickter Mann den Zell. Dies ärgerte uns ſchon nicht wenig und eine Zeichnung von Diſteli ging herum, über die man lachte und ſcherzte. Als aber der Monolog in der hohen Gaſſe kam, hatte der dicke Mann das Unglück, ſtatt verſenden nachzuſenden zu ſagen. Dies empörte uns, wir verbeſſerten ihn laut und ein allgemeines Geſchrei beſtrakte ſeine Verhallhörnung des bedeutenden Verſes. Der Hof nahm unſere Kritik ſehr übel. Der Herzog ſchickte einen Offizier ins Parterre und ließ ſagen, Sereniſſimus ſei im Theater. Wir antworteten, das ſei uns ſehr, und er zog ſich mit einer Verbeugung zurück. Natürlich ſetzte dies unſerer Kritik der Ausführung kein Ziel. . . . Der Herzog ließ am andern Tage in Jena eine Unterſuchung über die Störungen in ſeinem Hoftheater veranlaſſen, aber es kam nichts weiter dabei heraus als das Geſchrei der Professoreu und das Gelächter der Studenten.

Die Jünglinge gingen in ihren terroriſtiſchen Geſiſten noch weiter. Goethe kam an die Reihe.

Sein höfliches Benehmen und ſeine Gütlichkeit dienten uns zur Zielscheibe unſerer Miſe, und ſeine Verbeugungen vor den hohen Edeln und andern Herzogen und Graſen, der geſpreizte leere Stil ſeiner alten Tage, die Mißhandlung des Volks und das Maitreffenweſen im „Egmont“, ebenſo ſeine Maitreffenwirthſchaft, „all dieſe Ueberbleiſel einer vergangenen, charakter- und ſitteloſen Zeit ſtießen uns ab.

Doch war Goethe eine Größe, darum wollten ihm die jenenſer Burſchen ein Hoß ſwingen, als er eines Tags in ſeinem Gärtchen im botaniſchen Garten abſtieg. Goethe erſchien am Fenſter und bedankte ſich nur mit einer Verbeugung nach rechts, nach der Mitte und nach links. Damit zog er ſich ein allgemeines Gelächter zu. Man rief: „Rebe halten!“ Die unzufriedene Menge bog

ſich auf den Markt. Nicht lange nachher und man brachte Goethe eines Tags als dem „unterthänigen Knechte“ und „ſitteloſen Hölſinge“ ein Decret aus. Eine Unterſuchung erfolgte, erzielte aber kein Reſultat, denn der Mund war nicht zu eröfnen, der „den Tadel des nachwachſenden ernſtern (!) Geſchlechts über den ſitteloſen und unterthänigen Hölſing ausgeſprochen hatte“.

Ruge ſcheint ſich noch jetzt zu ſtellen, daß dem Vater Goethe damals ſo mitgeſpielt ward. Wir wollen Ruge dazu ein Seitenſtück erzählen. Als Wacker! vor einigen Jahren nach Berlin kam und bei Kroll die „teutiſchen Stieber“ antretete, da entſtand von ſeiten der ſtudirenden Jugend auch ſo ein ſouveränes Gelächter; auch da hieß es „Wacker! raus“, „Wacker! ſich umbrehen“, „Wacker! Diner machen“, „Wacker! Rede halten!“ Das war auch der Ausbruch eines nachwachſenden ernſtern Geſchlechts! Freilich war es nur ein Wacker!, dem der Ausbruch galt. Und die Burſchenschaft mag ſich ganz etwas anderes darauf einbilden, daß ſie an einem Goethe, an dieſer „Kakaleiſe“ ihr Wächchen täſſen konnte. Wir aber, die wir den Burſchenschaftlern von 1822 gegenüber auch zu einem nachwachſenden Geſchlecht gehören, da wir ſaß 30 Jahre jünger ſind als Ruge, wir ſind ſo ernſt, daß wir über eine burſchiſche Unart und jugendlich terroriſtiſches Gebaren nicht lachen können. Der allgemeine literariſche Prügelknabe Goethe aber wird durch ſolche kleinliche Diatriben eines nachwachſenden „ernſtern“ Geſchlechts von ſeinem Ruhme auch nicht einmal eines Schupflements Länge verlieren.

Immer klarer ſehen wir, wie die Burſchenschaft an ihrer eigenen Unklarheit und Selbſtäberſchätzung zu Grunde ging. Nicht lange nach all dieſem folgte der berühmte Auszug nach Kahl. Die jenenſer Studenten bekehrten auf dem Markte ſingend auf- und abzugehen. Es war das ein durch die Tradition geheiligtes Recht, die Burſchenschaft durfte ſich dieſes Recht nicht nehmen laſſen, ebenſo wie ſich die Duiſen durch den erſten brandenburgiſchen Friedrich nicht durften unterdrücken laſſen. Möglichen wurde das Singen bei 4 Thaler Strafe verboten, 2 Thaler ſollte der Angeber eines Sängers erhalten. „Welche Gemeinheit, gleich mit der Knechtung auch der Angeberei ein neues Feld zu eröffnen!“ Die ganze Uni-verſität ſtürzte auf den Markt. Ruge brachte der „gemeinen“ Verordnung ein Decret aus, das donnernden Anſlang fand. Maßregeln hüben und Maßregeln drüben. Die Studenten zogen endlich aus nach Kahl. Der Verſuch einer Verſtändigung ſeitens der Burſchenschaft mit Hülfe der Jagemann, der Begünſtigten Sr. königlichen Hoheit, ſcheiterte, da Sereniſſimus in der Sache nichts mehr thun konnten. Die ganze bewaffnete Macht wurde nach Jena aufgeboten. Der Auszug endete wie alle dergleichen Auszüge: die Studentenſchaft erreichte nichts als eine allgemeine Amneſtie. Eine äußerſte Partei unter Simon's Leitung hatte den damaligen Moment in Kahl als den Anfang eines einigen Deutſchland angeſehen; ſie hatte die Kanonen der Deutſchenburg fortnehmen, um ſie ihnen zuerſt Weimar, dann ganz Deutſchland erobern

und republikanischen wollen. Unter den vielen Hocks, welche die zurückgekehrte Studentenschaft in Jena öffentlich ausbrachte, war auch eins von Ruge auf den akademischen Senat. Nicht eine einzige Stimme rief mit, Ruge allein brachte es dreimal aus. Diese „Verhöhnung“ wurde indeß sehr übel vermerkt, und Professor Luden erklärte Ruge, seine Tage seien nunmehr in Jena gezählt. Ruge's Tage waren denn auch in der That gezählt. Man schickte den Kühnen sehr bald fort. Mit dazu beigetragen mochte auch ein Abenteuer haben, das Ruge zuvor auf einer Reise in die Heimat mit der preussischen „heiligen Hermandad“ zu bestehen hatte. In Berlin fiel er mit seinen Begleitern der Polizei sogleich ob der Röcke und Stöcke auf. Die Jenerer trugen nämlich den deutschen Rock ohne Kragen und gingen ohne Weste; zudem führte Ruge einen geborgten Stock bei sich, auf dem die Namen vieler alten jenerer Bursche, auch der Karl Ludwig Sand's, des Mörders Robespierre's eingeschnitten waren. Auf diesen Stock machte nun die Polizei Jagd. Aus Berlin nach Rügen entkam Ruge mit seinem Heiligtum glücklicherweise, aber auf der Rückreise ward er von der „heiligen Hermandad“ dießseits Stralsund erfaßt, und der geborgte Stock ward auf Befehl von oben confisziert.

Wir haben über dies Stückchen aus voller Brust lachen müssen, und daß Ruge nicht mit uns darüber lacht, möchten wir ihm eigentlich zum Vorwurf machen. Jetzt nämlich gibt es eine weit schlimmere Hermandad als die ehemalige polizeiliche, sie ist das souveräne berliner Bewußtsein des nachwachsenden ernsteren Geschlechts. Und dies Bewußtsein duldet solche Extravaganzen wie auffallendes Costüm und einen absonderlichen Flegelhainer auch nicht. Was denkt wol Ruge, wenn jetzt jemand seine ernstere politische Gesinnung in einem ähnlichen Anzuge in Berlin zur Schau trägt! Daß nur nicht die Kinder aller Straßen hinter ihm herlaufen und ihn zum Thore hinaushöhnern! Da Ruge doch nun einmal auf die Absonderlichkeit seines Anzugs und seines Stocks trumps, gratulire er sich, daß er nicht dieser schlimmen Hermandad des nachwachsenden ernsteren Geschlechts verfallen ist.

Ruge verließ Jena und begann ein neues Leben in Heidelberg. Allein das neue Leben fand ein schnelles Ende. Die Gewaltigen räumten unter den Burschenschaftlern auf. Zu Anfang Januar 1824 traf auch ihn die Reihe, er mußte sechs Jahre lang hinter Schloß und Riegel schwer für den Idealismus büßen, der nichts anderes als eine schöne große Zeit für Deutschland hatte herbeiführen sollen.

Wir, die wir auch unserm Vaterlande eine große und schöne Zukunft wünschen, wir haben gleichwol die Schwächen jenes Idealismus mehrfach andeuten, wir haben von einer sentimentalischen politischen Zeit sprechen müssen, in der sich jeder berufen glaubte, bloß weil das Kritiküßen und das Schwächenauffuchen an dem Bestehenden so unendlich leicht ist, den politischen Stein der Weisen im Besitz zu haben. Noch einmal müssen wir die Sentimentalität verwerfen, weil sie den einzelnen verblendet ein-

zusehen, inwiefern er, wenn er zur Herrschaft gekommen ist, mit ähnlichen Mitteln wie die von ihm geschmähte Partei operiren müsse.

Die Gewaltthätigkeiten gegen die Burschenschafter wird jeder Freisinnige verwerfen. Mögen die Burschenschafter jetzt aber ihre eigene Schwäche darin erkennen, daß sie etwas als Jünglinge leisten wollten, zu dem nur die Männer berufen sind. Naturgemäß ist die Burschenschafterei an sich selbst gescheitert, und sie wird immer an sich scheitern, wenn auch noch jetzt burschikos-phantastische und ideal-überschwengliche Ideen der Ausdruck der wahren und praktischen Freisinnigkeit sein sollten.

Emil Müller-Samsungen.

Zur Geschichte der modernen Mystik.

Saint-Martin; le philosophe inconnu, sa vie et ses écrits son maître Martinez et leurs groupes. Par M. Matter. Paris 1862.

M. Matter, durch seine „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles“, seine „Histoire critique du gnosticisme“, seine „Philosophie de la religion“, seine Schrift „Philosophie de Schelling“ u. s. w. rühmlich bekannt, hat sich im vorliegenden Werke einer merkwürdigen Erscheinung, der Mystik und Theosophie des vorigen Jahrhunderts zugewandt, und zugleich werden uns zwei weitere Werke von ihm: „Les mystiques et les théosophes, depuis Fénelon jusqu'à Saint-Martin“ und „Les mystiques et les théosophes, depuis Saint-Martin“, in denen diese merkwürdige Erscheinung wol zum ersten mal im Zusammenhange behandelt sein wird, in Aussicht gestellt. Das vorliegende Werk wie die beiden letztgenannten, mit deren Ausarbeitung Matter beschäftigt ist, versprechen eine in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des menschlichen Geistes bisher empfindlich zu spürende Lücke auszufüllen.

Wir haben die Theosophie und Mystik des vorigen Jahrhunderts, die sich so vielfach durch die Culturländer Europas verzweigte, eine merkwürdige Erscheinung genannt und das ist sie sicherlich, wenn man erwägt, daß diese Verenkung in den Urgrund des Göttlichen, daß der Wunderglaube, der es sogar einem Schwindler wie Eagliostro erlaubte, eine Rolle zu spielen, daß der Lavater'sche Pletismus, daß der Sonnenbülismus, der Swedenborg'sche Visionarismus und ähnliche Erscheinungen, wie in unsern Tagen die Geisteskörpererei, so viele religiöse Verirrungen u. s. w. mitten in eine Zeit fielen, wo auf der andern Seite die rationalistische Aufklärung, die Freidenkerei und die nüchternste Verstandesausbildung zur Herrschaft gelangten, wo Atheismus und Irreligiosität in weiten Kreisen zum guten Ton gehörten und die Holbach und de Lamettrie den rohen Materialismus zuerst in eine Art System brachten oder doch damit zuerst ungeschönt öffentlich austraten.

Zwar wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so werden wir wahrscheinlich finden, daß auch die Lehren der Theosophen und Mystiker des vorigen Jahrhunderts wenig mit dem Christenthum als solchem zu thun hatten, denn was die christliche Religion das „Leben in Gott“ nennt, das nannte „avec un peu d'affection“, wie Matter sehr richtig hinzusetzt, die Theosophie „das Leben Gottes in uns“. Die christliche Religion gründet sich auf die Demuth, die Theosophie auf den Hochmuth des menschlichen Geistes, der in modernen Zeiten so ungeheure Fortschritte gemacht hat und der sich sogar bei den Anhängern des absoluten Materialismus in schroffer Weise bemerkbar macht, während sie doch in dem Bewußtsein, daß sie bloß fleischliche und besessene Maschinen sind und keineswegs rein geistige Functionen ausüben, sehr bescheiden sein und selbst vor manchem Thiere den

Sie ziehen sollten. Mitter selbst nennt die *Moral Saint-Martin's* „très ambitieuse“, und sagt von seiner Doctrin, daß sie den „Gott im Menschen“ dem Menschen selbst substituirt. Darauf zielt wol auch Goethe, wenn er den Mystikophelen sagen läßt: „Traut nur der alten Ruhme, der Schlange! Euch wird gewiß noch vor eurer Gottähnlichkeit bange!“ Und bange wird es in der That jedem, der sich für Gott ähnlich oder gleich hält, und dann in jedem Augenblick mit den Schranken seiner menschlichen Natur zusammenstößt oder unter Umständen auch wol zusammenbricht. Hochmuth erblicken wir auch im Pietismus Lavater's, der ja die Phsykognomis erfand oder zu einem Systeme ausbildete und dadurch gleichfalls dem Fleische eine Bedeutung beilegte, die ihm gerade der Theologe nicht zugesprechen darf. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß nicht der eine oder andere Theosoph, wie Saint-Martin selbst, den „Gott in sich“ mit Demuth gefühlt und getragen und sein Leben danach eingerichtet habe.

Und überhaupt, wenn wir auch nicht umhin konnten, den geistigen Hochmuth als eine der Quellen der Theosophie und Mystik oder doch als einen Mitfactor zu bezeichnen, so wollen wir doch damit dieser Erscheinung ihre eigenthümliche Bedeutung und ihre relative Heilsamkeit und Nützlichkeit nicht schmälern. Es hat sein Erquickliches und seinen Werth, wenn es innerhalb eines vorwiegend geistlichen Lebens eine Anzahl Individuen gibt, die rein ihrer sittlichen Ausbildung und nach ihrer Art in der göttlichen Idee leben, als notwendiger Gegensatz wenigstens einen gewissen Beiz vor den Verderbungen des unbedingten und maßlosen Materialismus sicher stellen und diesem die Alleinherrschaft freitig machen. Diese theosophisch-mystische Richtung kommt zwar der Kunst als solcher keineswegs sehr freundlich entgegen, ist aber eine unvergleichlich reichere und tiefer Quelle poetischer Erhebung — wie ja denn auch selbst Goethe aus ihr so manche Befruchtung und Anregung geschöpft hat — als der übrigen bis zu einem gewissen Grade berechnigte Materialismus. Denn es ist nicht wahr, was einige heuchlerische Materialisten behauptet haben, daß mit diesem höhere Kunstinteressen sehr wohl Hand in Hand gehen könnten; der absolute Materialismus vernichtet vielmehr, oder er müßte nicht Materialismus sein, in seinen Anhängern naturgemäß allmählich alle Anschauungen des Schönen und Idealen. Christliche Anhänger dieser Sorte von Materialismus gesehen auch unter vier Augen bereitwillig, daß, wenn derselbe zur Alleinherrschaft gelange, von Kunst und idealer Poesie allerdings nicht mehr die Rede sein könne.

Gefördert wurde das Wirken und Treiben der Mystiker und Theosophen namentlich auch durch Frauen, die sich derselben Richtung ergeben hatten; die vertrauteste Freundin Saint-Martin's z. B. war Charlotte von Voedlin, auf die wir noch zu sprechen kommen. Der Einfluß der Frauen bei allem, was groß, gut und schön, aber auch bei allem, was verkehrt, excentrisch und überspannt war, scheint überhaupt im vorigen Jahrhundert viel größer gewesen zu sein als in unserm Tagen, und zwar nicht bloß darum, weil sie mehr als die heutigen Frauen das Gemüth cultivirten, sondern besonders auch gerade darum, weil ihr Einfluß ein privater und kein öffentlicher war. Selten traten damals Frauen als Schriftstellerinnen öffentlich auf; sie hatten sogar Schen vor aller Deffentlichkeit; sie begnügten sich meist damit, mit hervorragenden Männern im brieflichen oder mündlichen Verkehr zu stehen, von ihnen Ideen zu empfangen und ihnen dafür Gemüth, Empfindung und Zartgefühl zurückzugeben. Dieser geistig-gemüthliche Verkehr führte zu Verhältnissen zwischen Mann und Weib, die der innigsten und doch unbeschränktesten Art waren und die wir in ihrer Eigenartigkeit jetzt kaum noch begreifen und richtig beurtheilen können. Man kann fast das Paradoxon aufstellen, daß je mehr das weibliche Geschlecht seinen Einfluß auch auf den Stätten der Deffentlichkeit geltend zu machen sucht oder weiß, sein Einfluß auf das männliche Geschlecht auch um so schwächer und unmerkbarer sein wird. Das Glück, einen berühmten Namen zu haben, wenn es

überhaupt eins ist, wird vorzugeweise bei einem Weibe immer und vielleicht ausnahmslos theuer erkauft sein.

Ueber Zweck und Material vorliegenden voluminösen Werks gibt der Verfasser in der Vorrede Rechenschaft. Er bemerkt, daß trotz der mancherlei Würdigungen, welche dem darin Geschilderten z. B. von Chateaubriand, Fran von Staël, de Maistre, Cousin, Hauber, Caro, Sainte-Beuve u. s. w. zu Theil geworden seien, Saint-Martin in der Geschichte der neuen Literatur den ihm gebührenden Platz noch nicht erhalten habe und daß er bis auf den heutigen Tag für das Publikum noch immer der „philosopho inconnu“ geblieben sei. Dieses ist sicherlich richtig; Saint-Martin ist mehr genannt als bekannt. Dem Verfasser kam nun bei seiner Absicht, Saint-Martin dem Publikum näher zu führen, manche wichtige Entdeckung zu Hülfe. Von Martinez de Pasqualis, dem Saint-Martin die ersten Anregungen zu seinen theosophisch-mystischen Bestrebungen verdankt, war bisher keine Beile bekannt; dem Verfasser glückte es nun, „très-inopinément“ einen Tractat von ihm aufzufinden, welcher ziemlich eng geschrieben ist, 365 Quartseiten umfaßt und den Titel trägt: „Traité sur la réintégration des âmes dans leurs premières propriétés, vertus et puissances spirituelles et divines.“ Von diesem Manuscripte gibt es zwei Exemplare, das eine in Frankreich, das andere in der französischen Schweiz, und Mitter hat das Glück gehabt, beide miteinander vergleichen zu können. Außerdem erhielt er von dem betreffenden Besitzer die hinterlassenen Manuscripte Saint-Martin's selbst, dessen Briefwechsel mit dem Baron von Liebisdorf zu Bern, die Briefe der Frau von Voedlin u. s. w. zur Einsicht, und den Briefwechsel zwischen Jung-Stilling und R. Salzmänn, der besonders wichtig ist, befindet sich in seinem eigenen Besitze.

Ohne auf die Details des weitschichtigen Werks näher einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß uns dasselbe mit einer Menge der interessantesten Persönlichkeiten bekannt macht und daß wir darin vielleicht zum ersten male eine Uebersicht über die erstaunliche Menge von Anhängern dieser Richtung und zugleich Einsicht in das ganze vielverschaltene Getriebe erhalten. Wir lernen zunächst den schon oben genannten Martinez de Pasqualis näher kennen, der, weil er im Jahre 1779 zu Port-au-Prince auf St.-Domingo starb, von manchen für einen Spanier gehalten wurde, aber ein geborener Portugiese war. Er gehörte zu den vielen geheimnißvollen Menschen und Visionären jener Zeit, bei denen man schwer sagen kann, ob sie es ehrlich meinten oder der Welt etwas vorgaukelten. Mit den Illuminaten verflochten, gründete er zu Bordeaux eine geheime Gesellschaft, eine Art theurgischer Schule, und hier war es, wo Saint-Martin ihn kennen lernte und ihm näher trat. Weiter werden wir bekannt gemacht mit dem Abbé Fournié, mit Cazotte, mit der Marquise de la Croix, mit der „école du Nord“, einer von Martinez gestifteten Geheimgesellschaft, die eins ihrer Centren in Kopenhagen hatte, mit den Philasthen, der Frau Marquise von Lussignan und Frau Marquise von Noailles, mit der Marquise von Clermont-Tonnerre, der Marquise von Chabanais und der Marquise von Colstin, mit den Fürsten Repnin und Galzin, mit der Prinzessin von Würtemberg, dem englischen Mystiker W. Law, mit Oberlin, der Frau von Voedlin, R. Salzmänn, der Frau von Oberkirch, der Gräfin Potemka, dem General Wichtel, dem Mystiker Eardtschhausen, mit Lavater, dem Prinzen von Hessen und dem Baron von Gleichen, mit der Gruppe von Mystikern, die sich in Bern um den Baron von Liebisdorf bildete und zu der unter anderm der genannte Eardtschhausen und die Fräulein Lavater und Sarazin gehörten, mit dem Kreise, dessen Mittelpunkt Jung-Stilling war, mit Frau von Krüdener, mit Maine de Biran. Doch wir wollen hier in der Aufzählung von Namen innehalten, um die Leser nicht zu ermüden, obgleich wir noch lange damit fortfahren könnten; es kam uns bei dieser Aufzählung nur darauf an, auf den innern Reichtum des Werks aufmerksam zu machen und von der großen Zahl und ungemeinen Verbreitung der Mystiker

namentlich auch in aristokratischen Kreisen eine ungefähre Vorstellung zu geben.

Deutschland hat an Saint-Martin ein besonderes Anrecht; denn kein anderer als der Philosoph von Orlitz, Jakob Böhm, war es, welchem Saint-Martin seine Vertiefung und Umwandlung im bessern Sinne verdankt. Saint-Martin begab sich ausdrücklich nach Straßburg, um mit Hilfe Rudolf Salzmann's den deutschen Mysticismus und namentlich die Schriften Böhm's, die er aus Law's englischer Uebersetzung nothdürftig hatte kennen lernen, im Original zu studiren. Genannter Mystiker R. Salzmann ist nicht zu verwechseln mit Daniel Salzmann, dem Straßburger Freunde Goethe's, obgleich dies häufig geschehen ist, unter andern von G. H. von Schubert, der Rudolf Salzmann im Jahre 1820 besuchte und mit dem Freunde Goethe's zu sprechen glaubte, welcher letzterer aber schon im Jahre 1812 gestorben war. Saint-Martin übersezte die Hauptwerke Böhm's unter den Titeln: „L'aurore naissante“, „Des trois principes de l'essence divine“, „Quarante questions sur l'origine, l'essence, l'être, la nature et la propriété de l'âme und „De la triple vie de l'homme“. Die beiden letztern erschienen jedoch erst nach Saint-Martin's Tode. Welche unendliche Mühe diese Uebersetzungen dem Franzosen gemacht haben müssen, wird sich jeder vorstellen können, welcher nur etwas mit der selbst für Deutsche schwierigen Ausdrucksweise Jakob Böhm's sich bekannt gemacht hat. In Straßburg lernte er auch die Frau von Voedlin kennen, damals bereits 48 Jahre alt, Mutter und bereits Großmutter, aber noch schön, sehr gebildet und von großer Seelengüte, mit der sie jedoch etwas Herrschsüchtiges oder doch Gebieterisches verband. Mit dieser hervorragenden deutschen Frau unterhielt Saint-Martin einen innigen und dabei freundschaftlichen Seelenbund, wie er nur damals zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts möglich war. Doch hält es der Verfasser immerhin für nöthig, hinzuzusetzen, daß Charlotte von Voedlin sich gewiß gehütet habe, in ihrem Freunde eine Leidenschaft zu nähren, deren Gewaltthaten und böse Folgen sie aus dem Leben ihres von ihr geschiedenen frivolen Gatten genugsam kennen gelernt habe.

Straßburg gefiel ihm überhaupt so wohl, daß er einmal die Worte niederschrieb: „Es gibt drei Städte in Frankreich, von denen eine mein Paradies ist, und das ist Straßburg; die andere ist meine Hölle (Amboise) und die dritte mein Begräbniß (Paris)“. In Straßburg, fügte er hinzu, könne er die Wahrheiten, die ihm am Herzen lägen, jederzeit hören und selbst aussprechen; Amboise sei eine Hölle von Eis, in der davon nichts zu hören sei und nichts sich sprechen lasse; in Paris höre er darüber nur in feuchter Welse plaudern, das sei aber doch immer noch besser, als gar nichts darüber sprechen zu hören; daher, fügt er hinzu, „Je me tenois dans mon purgatoire quand je ne pouvois aller dans mon paradis“. Bemerkenswerth ist es auch, daß Saint-Martin die Russen und die Slawen überhaupt der mystischen und theosophischen Richtung besonders zugänglich hielt, zugänglicher zumal als die Engländer, und daher auch bei seinem Aufenthalt in London den Verkehr mit Russen demjenigen mit Briten vorzog. Doch dies erklärt sich aus dem Nationalcharakter und den politischen und socialen Umständen beider Völker.

Saint-Martin's Leben war, wie es scheint, ein Leben fast ohne Tadel. Er war ungemein wohlthätig und wohlwollend, von Charakter mild und lebenswürdig; er rang unablässig nach sittlicher Vervollkommenung und harmonischer Durchbildung; er hatte nichts von jener Andachtsamkeit, Anmaßlichkeit und Herrschsucht, wie sie so oft solche Individuen besitzen, welche ein göttliches Leben in sich fühlen oder zu fühlen glauben. Er legte niemand Gewissenszwang auf; er ließ seine Ideen mild ausströmen, aber er suchte sie keinem aufzudrängen, wie sonst wol die Verkündiger einer Doctrin zu thun pflegen. War es doch auch seine Ansicht, die er noch kurz vor seinem Tode aussprach, daß die „unküß“ sich nicht in den Affectionen finde, sondern in unserer individuellen Verbindung mit Gott. Matter selbst

sagt, daß in modernen Zeiten das Leben keines Menschen sich dem Leben Saint-Martin's vergleichen lasse und daß, wenn auch auf diese „belle existence“ einige Schatten fielen, Saint-Martin einen Grad von Moralität erreicht habe, der zwar keineswegs sich der göttlichen Vollkommenheit näherte, aber sich doch als der möglichst erreichbare Grad der „perfection humaine“ bezeichnen lasse.

Matter's Werk, das neben der ausführlichen Biographie Saint-Martin's auch eine eingehende und unparteiische Kritik der Lehre desselben enthält, liefert den Beweis, daß es auch in Frankreich Gelehrte gibt, welche eine Materie mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu behandeln und der bloßen Phrase aus dem Wege zu gehen wissen. Deutschen Gelehrten möchte sich das Werk sogar durch eine gewisse Trockenheit in der Behandlung zur Lectüre und zum Studium empfehlen; dagegen wird man jene Klarheit, Präcision und gleichmäßige Durchbildung des Stils, wie sie französischen Werken, auch den gelehrten, überhaupt eigen sind und in deutschen nur zu oft vermisst werden, auch dem Matter'schen Werke nachzureden haben. H. M.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Novellen, Erzählungen und Skizzen haben wir unter einer Rubrik zusammengestellt. Gehören sie, streng genommen, auch nicht zusammen, so läßt sich doch bei manchen derselben nicht genau bestimmen, ob sie Novelle, Erzählung oder Skizze sind. Sie sind alles drei vereint und doch keins ganz. Es schreibt heutzutage mancher und schickt seine Arbeiten in die Welt hinaus, der selbst nicht weiß, ob er eine Novelle oder eine Skizze geschrieben hat, der die Begriffe heider, ihre Eigenthümlichkeiten und Grenzen anzugeben nicht im Stande ist. Wie mancher macht das Schreiben sich zum Lebensberuf oder richtiger zum Broterwerb, weil ihm ein anderer Beruf abgeschnitten ist und ihn das freie, ungebundene Schriftstellerleben lockt, weil auch er von dem Lorber träumt, den wenige Auserwählte sich erringen haben.

Der Schriftstellerstand sollte — man möge uns nicht falsch verstehen — als ein ernster, hoher und heiliger Stand dastehen, weil von ihm die Erziehung des Volks ausgeht, weil es seine Aufgabe ist, die Aufklärung des Volks in jeder Beziehung zu erstreben und zu fördern, er sollte von allen hochgeachtet werden, weil er keine Geistesgüter für ein Leben voll Mühen und Sorgen hingibt.

Es ist eine gerechte Klage, die in d. Bl. schon oft erklingen ist, daß der Schriftsteller in Deutschland nicht die Achtung und Liebe genießt, die ihm zukommen, daß der ganze Schriftstellerstand nicht so dasteht, wie er dastehen müßte. Es ist nicht zu leugnen, daß das deutsche Volk, die deutschen Verhältnisse und die von oben herab genährten Vorurtheile einen großen, ja den größten Theil der Schuld tragen, aber ein Theil fällt auch auf die Schriftsteller, zum wenigsten auf viele derselben zurück.

Sinen an sich ernsten und hohen Beruf wählen, ohne die Befähigung dazu zu haben, heißt sich an dem Berufe selbst verhängen. Und die Befähigung fehlt manchem, der Bücher schreibt und sie der Öffentlichkeit übergibt, sonst würden wir nicht so viele wirklich schwache und schlechte Arbeiten erhalten, die auch nicht den geringsten Funken Talent verrathen. Die guten Erzählungen und Erzähler — diese haben wir hier ja vorzugsweise im Auge — sind wahrlich sehr dünn gesät und verschwinden fast unter der Menge schlechter und mittelmäßiger Erscheinungen.

Es steht in mancher Beziehung wirklich schumm mit dem Schriftstellerstande, aber es hieße an allem verzweifeln, wollte man die Hoffnung aufgeben, daß die Schriftsteller durch ihr Leben und ihre Werke die Achtung und Liebe — wir glauben hiermit nicht zu viel zu sagen — erringen werden, auf welche sie ihrem Berufe nach Anspruch haben und Anspruch machen müssen.

Aber auch die Kritik muß in ihrer Weise dazu beitragen. Wahr nach allen Seiten hin muß ihr erster Grundsatz sein, selbst wenn sie durch die Wahrheit hienieden tief verlegen und einschneiden sollte. Man möge uns deshalb nicht falsch beurtheilen, wenn wir über einige der folgenden Bücher uns hart und schonungslos aussprechen. Wir haben es der Liebe zu dem ganzen Schriftstellerstande, der Achtung vor der Kritik und uns selbst schuldig, das Schlechte ohne Hemmung schlecht zu nennen, wie wir einem guten Werke sicherlich kein Härchen von seinem Verdienste rauben werden.

Nun verschiedene Schriften liegen uns vor:

1. Auf der Unterfersträß. Von Theodor Storm. Münster, Damm: 1863. 16. 22 1/2 Mgr.
2. Historische Novellen von G. Lamprucht. Landshut, Krüll. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Mgr.
3. Kleine Studien. Novellen und Skizzen von Wilhelm von Merdel. Mit einem Vorwort von Th. Fontane. Berlin, Th. Gnaslin. 1863. 8. 25 Mgr.
4. Für müßige Stunden. Novellen, Erzählungen und Humoresken von Franz Gervinus. Leipzig, Cöpel. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.
5. Deutsche Fabeln. Erzählungen von F. Lubjagky. Münster und sechster Band. Leipzig, G. E. Frische. 1862. 8. Jeder Band 1 Thlr.
6. Kleine Phantasien über deutsche Lieder von Julian Walban. Berlin, Sandrog und Comp. 1863. 16. 22 1/2 Mgr.
7. Sausongeschichten von Adolf Schirmer. Zwei Bände. Wien, Hartgraf und Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.
8. Die barmherzigen Steine von Karl Stöber. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1862. 8. 12 1/2 Mgr.
9. Therpsia. Eine Erzählung von M. Wirth. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 9 Mgr.

Es freut uns, ein kleines Werk vorzustellen zu können, das mit dem Schmach unserer neuern Literatur gehört, nämlich Theodor Storm's Erzählung: „Auf der Unterfersträß“ (Nr. 1). Storm hat seinem Namen durch seine einfach-sinnige und wirklich poetische Schreibweise schnell einen guten Klang verschafft und wir haben auch nichts von ihm gelesen, was uns nicht befriedigt hätte. Bei diesem Buche ist es fast hinreichend zu erzählen, welchen Eindruck es auf uns gemacht hat.

Es war am letzten Christabend schon spät an der Zeit. Von der Aufregung des ganzen Tags, dem Kinderjubiläum am Abend war der Schreiber dieser Zeilen abgepannt. Um sich etwas zu erholen, griff er nach einem Buche; nur kurze Zeit wollte er noch lesen. Storm's kleines Werk fiel ihm unter einem Haufen Bücher in die Hand. Und die Spannung schwand, die frische, einfache Poesie der Erzählung fesselte. Nicht eher legte er das Buch zur Seite, bis er es durchgelesen, und der Eindruck, den das Buch hinterließ, war wie ein Christgeschenk.

Die Erzählung an und für sich ist einfach, nicht berechnet durch spannende Handlung zu fesseln, aber die Charaktere sind wahr gezeichnet und entwickeln sich vor unsern Augen. Die Erzählung ist auch nicht neu, man kann fast sagen, sie ist ganz gewöhnlich, aber die ganze Art und Weise, in der sie entwickelt wird, ist ein kleines Meisterstück.

Sobiel wir wissen, ist dies die größte Arbeit, welche Storm geleistet hat. Seine Feder, seine ganze Anschauungsweise eignet sich vortrefflich zu kleinen Novellen, ein romantischer Hauch umschwebt sie, dennoch wünschen wir seinen Namen bald auf einer größern Arbeit zu lesen, weil wir überzeugt sind, daß seine Kraft vollkommen dazu ausreicht. Storm versteht es namentlich, Gefühle, welche dem Menschen immer heilig bleiben sollen, in all ihrer Reinheit und mit einem poetischen Zauber zu schildern, und dabei behalten dieselben doch immer eine reale Basis. Das kleine Werk ist Eduard Mörike gewidmet.

Eine große Kunst liegt zwischen Storm's Erzählung und den „Historischen Novellen“ von G. Lamprucht (Nr. 2); denn in

der ersten haben wir ein künstlerisch abgerundetes Werk, diese tragen noch mannichfache Spuren der Erstlingsarbeit, wie sie der Verfasser in der Vorrede selbst bezeichnet, an sich. Dennoch sind wir weit davon entfernt über diese beiden Erzählungen: „Eudwig der Gebartete von Ingolstadt“ und „Franz von Angoulême“, den Stab zu brechen. Der Verfasser hat sie mit Kraft gearbeitet und ganz tüchtige historische Studien dazu gemacht. Sind sie auch durchaus nicht hervorragend, so befriedigen sie doch und haben ebenso wenig auffallende Mängel. Der Stil ist einfach, schmucklos und gefällt gerade durch seine Bescheidenheit, mit der er auftritt. Die Handlung schreitet gleichmäßig fort, nur der Zeichnung der Charaktere fehlt noch das feinere Colorit. Lamprucht vermag noch nicht, seinen Gestalten wirklich Fleisch und Blut zu geben, doch wird ihm hoffentlich auch dies späterhin gelingen. Als Erstlingswerk verdienen die beiden Erzählungen volle Anerkennung und Lamprucht wird sicherlich auch noch Besseres schreiben.

Dem Namen des Verfassers von „Kleine Studien“, Wilhelm von Merdel (Nr. 3), begegnen wir hier zum ersten male bei Novellen und Skizzen. Wilhelm von Merdel, Kammergerichtsrath in Berlin, ist bereits am Ende des Jahres 1861 in seinem neunundfunfzigsten Jahre gestorben und Th. Fontane hat nach seinem Tode diese kleinen Arbeiten der Öffentlichkeit übergeben. Wir können Fontane nur dankbar dafür sein, denn es sind sehr hübsche Arbeiten namentlich unter den Skizzen. Skizzenhaft sind auch die Novellen gehalten. Wir wollen Merdel keinen Vorwurf daraus machen, denn diese Haltung ist zum Theil durch den humoristisch-phantastischen Ton, in dem sie geschrieben sind und der dem Verfasser oft wirklich vortrefflich gelungen ist, bedingt. Sehr richtig hat ihnen Fontane den Titel „Studien“ gegeben. Sie machen den Eindruck von Studien, die der Verfasser zu seinem eigenen Vergnügen, aber mit Liebe und Fleiß und oft mit großer Gewandtheit ausgeführt hat.

Es enthalten die Studien folgende Arbeiten: „Die Distelbinger“, „Aus dem Postwagen“, „Der letzte Genfor“, „Der Pfad des Herrn von Ebergall“, „Aus dem Leben eines Thalers“, „Aphorismen“, „Ein Freund“, „Ein Märchen“. Merdel's Feder steht oft ein wirklich trefflicher Humor zu Gebote und wenn derselbe auch hier und dort in Satire übergeht, so rechte fertigt sich das vollkommen durch die Stoffe, welche er sich zum Vorwurf gewählt. Dieselben sind zum Theil politischer Natur und tendenziös. In einem besitz Merdel indeß eine besondere Begabung, seine Gedanken scharf und klar auszuprägen, und einzelne Beweise dafür können wir am besten aus seinen „Aphorismen“ geben, bei denen ihm freilich die Aphorismen Seneca's vorgeschwebt zu haben scheinen.

„Wenn manche Geschichte nicht wahr wäre, würde sie unmöglich sein.“

„Der Wund aus der Vergangenheit kommt, der Gegenwart müde ist und die Zukunft zu fürchten hat, dem bleibt wenig anderes übrig als (die Ewigkeit oder) das Nichts.“

„Die Fürsten haben den Geist der Völker nicht zu fürchten, wenn sie die Herzen zu besitzen verstehen. Sie werden die Herzen besitzen, wenn sie den Geist der Völker zu würdigen wissen.“

„Die Pappel ist der Aristokrat unter den Bäumen.“

„Selbstherrscher bedürfen nur einer kleinen Silbe, aber der allerschwersten, um noch mehr zu werden, nämlich Selbstbeherrscher.“

„Die Dichter machen zwar Dichtungen; aber die Dichtung macht erst den Dichter.“

„Der Patriotismus ist der loyalste, der bereit ist, im Frieden schlecht zu leben und im Kriege gut zu sterben.“

„Nicht die Freiheit schafft die Gesetze, sondern die Gesetze schaffen die Freiheit.“

Rechten müssen wir jedoch, wenn das hierhergehörte, oft mit den Gesinnungen und Anschauungen des Verfassers. So sagt er z. B. in denselben Aphorismen, aus denen wir einige ausgelesen: „Ein Fürst, der seinem Volke mehr Rechte einräumt

wollte, als womit er sich begnügt, wäre ein Thor. Man schmeckt keinem Menschen das Butterbrot fetter als er's liebt." Nach unserer Ansicht hat jeder Künstler, wenn er werth sein will, den Namen Künstler zu führen, dem Volke die Rechte einzuräumen, die ihm zukommen, gleichviel ob das Volk sich mit weniger begnügen würde. So könnten wir noch manches anführen, worüber man den Kopf schütteln muß, das würde uns indes zu weit führen.

Der Verfasser der Schrift: „Für mäßige Stunden“, Franz Gervénka (Nr. 4), sagt in der Vorrede, diese Sammlung von Erzählungen und Novellen habe er auf die Anforderung mehrerer Freunde aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie zuvor erschienen seien, zusammengestellt, sie mache keinen Anspruch auf Kunstwerth und von diesem Standpunkte aus bitte er dieselben zu beurtheilen. Trotzdem muß die Kritik den Maßstab des Kunstwerthes anlegen, denn das Buch gehört einmal der Öffentlichkeit an; freilich hält es diesen Maßstab nicht recht aus.

Der Stil ist oft schwülzig und sucht durch Pathos zu ersetzen, was ihm an einfacher Wärme abgeht. Sämmtliche Erzählungen bewegen sich auf der breiten Straße der Mittelmäßigkeit, so daß man sie weder gut noch schlecht nennen kann. Nur die Humoresken sind wirklich schwach, weil ihnen eben der Humor fehlt. Für das Publikum mittelmäßiger Blätter mögen diese Novellen und Erzählungen genügt haben, für eine Sammlung sind sie zu unbedeutend. Wir können deshalb kurz darüber hinweggehen. Der Zahl nach enthält das Buch 12 einzelne Erzählungen.

Die beiden Bände „Deutsche Feiertage“ von F. Lubojagky (Nr. 5) enthalten die vier Erzählungen: „Wallenstein's letzte Tage oder die Nordnacht zu Eger“, „Der Armenpfleger von St. Jakob“, „Die jittauer Jndith oder Altes Bürgerrecht“ und „Der Kanonen-Kindling“.

Lubojagky's Schreibweise ist zu bekannt, als daß wir hier viel darüber zu sagen brauchen. Sie ist küßlig, gewandt, für die große Menge berechnet. Darüber hinaus erhebt sie sich nie. Unwillkürlich machen Lubojagky's Arbeiten den Eindruck des Fabrikmäßigen. Das paßt alles, ist alles mit einer gewissen Gleichmäßigkeit gearbeitet, lieft sich ganz gut, vermag aber auch zu nichts weiter als zur gewöhnlichen, stätigen Unterhaltung zu dienen. Zu gewissenhafte historische Vorstudien erkennt man auch nicht; literarischen Werth müssen wir deshalb den Erzählungen von Lubojagky entschieden absprechen. Nur ein Talent, das freilich nicht hoch anzuschlagen ist, leuchtet aus ihnen hervor, das: viel und ohne große Mühe zu schreiben. Dennoch sind wir überzeugt, daß Lubojagky unter dem großen Publikum viele Freunde zählt, weil seine Sachen beim Lesen weder eine besondere Aufmerksamkeit erfordern, noch irgendwelchen nachhaltenden Eindruck hinterlassen.

Ein eigenthümliches Buch und eine eigenthümliche Idee, welche den Verfasser geleitet hat, dasselbe zu schreiben, ist: „Kleine Phantasten über deutsche Lieder“, von Julian Walbau (Nr. 6). Wir begreifen, wie eine Sache, ein Märchen, eine kleine Erzählung den Dichter bewegen kann, den Stoff derselben in das Gewand der Poesie zu kleiden, wir finden das durchaus natürlich; aber wie jemand, wie Julian Walbau es in diesem kleinen, hüßlich ausgekatteten Buche gethan hat, es unternehmen kann, Lieder und Gedichte gleichsam in das Gewand der Prosa zurückzuübersetzen, aus ihnen kleine prosaische Erzählungen zu machen, das ist uns unbegreiflich.

Gestehen wollen wir allerdings, daß Walbau diese Aufgabe, so versteht an und für sich sie uns auch erscheint, zum Theil in ganz hüßlicher Weise ausgeführt hat. Seine Sprache ist oft eine poetische, um so mehr bedauern wir jedoch, diesem unlegbaren Talent zu einfacher Darstellungsweise auf einem Irrwege zu begegnen. Um dem Leser einen Begriff von der Art

und Weise, wie Walbau ein Lied zur Phantasie brennt, zu geben, wollen wir hier eine seiner Phantasten wiedergeben:

„Wiedersehen.“

„Es war eine rauhe, stürmische Novemberrnacht. Der Wind trieb die weißen Flocken wie flüchtige Scharen vor sich her und man sah die Menschen verhüllt ihren Häusern zufliehen, da es so kalt war, wie es lange nicht gewesen.“

„In dem engen, ärmlichen Zimmer bei einer kleinen düstern Lampe saß in trübes Sinnen verloren ein alter, ein gealterter Mensch. Es war ein Dichter. Der Sturm, der durch die schlecht verwahrten Fenster drang, und jeden Augenblick drohte, die kleine Leuchte zu verlöschen, brachte einen eigenthümlich dumpfen Ton hervor, ähnlich dem Wehgeschrei eines Sterbenden.“

„Der greise Mann auf dem Lehnsuhle mit der verblühten Studelei hatte ein Buch vor sich mit alten vergilbten Blättern. Es waren seine Lieder. Und seine Thränen flossen darauf, wie der Thau auf die Blumen, und die besungenen Lieder standen in wehmüthigem Blühen auf in seiner Seele.“

„Wo sind die Zeiten hin, da ihr entwandet, als Ausbrüche einer leidenschaftlichen Freude oder eines leidenschaftlichen, schnell vergangenen Schmerzes? Wo sind die Zeiten hin, da ihr mich begeistert, daß ich mir selbst fremdweisend gesehen mußte, ihr seid schön und schöner als viele der andern? Ach, ihr wart ja nur der matte Widerschein eines Bildes, das ich verloren, längst verloren habe. Jetzt liegt ihr da vor mir, kalt und todt — weh! ich bin gealtert und ihr seid mir fremd geworden — ich verstehe euch nicht mehr.“

„Der Greis küßte sich fester in sein altes Gewand, er weinte wieder wie ein Kind, und er weinte immer heftiger.“

„Wie hatte er einst gegläht unter seinen Kameraden, deren liebster und heiterster Genosse er war bei Spiel und Gesang; wie hatten die Mädchen gelauscht, wenn er ihnen seine Lieder vorlas, in denen sich alles Sinnen und Sehnen ihrer jungen Herzen widerspiegelte!“

„Todt liegen jetzt vor ihm jene Gedichte; sein eigenes Herz ist todt; denn die wahre Dichterin, die Erzeugerin seiner Lieder, hatte ihn schnell verlassen, um zum Himmel, zu ihrer Heimat hinaufzuschweben — war sie doch auf Erden schon ein Engel gewesen. Aber der Jüngling machte um die Seite in dem Buche seiner Lieder einen schwarzen Rand und darin schrieb er:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,

Daß man vom Liebsten, was man hat,

Muß scheiden.“

„Wie waren die Zeiten, die nach dieser kamen, verschieden von denen, die ihr vorangegangen! Wie war sein Gemüth selbst ein anderes geworden! Jeden Tag nahm er das Buch aus seinem Schranke und er las jene drei Zeilen, aber die Todte ward nicht lebendig durch seine Thränen.“

„Es ist lange her seit jenem Unglückstage. Er wohnt noch in demselben Stübchen, das sein wonniges Auge und seine ersten wonnigen Lieder erschauten, als er sie gesehen, und auf dieselbe Erde fielen seine heißen Thränen, als er sie verlor: die Sonne, die ins Zimmer glänzte, hat sie getrocknet; aber in sein Herz drang die Sonne nimmer ein, und jene Thränen quillen immer wieder auf in seiner Seele!“

„Und da sitzt er nun und denkt an sie, und denkt, wie er die langen, langen Jahre verlebt hat seit jener Zeit, daß sich sein Herz mit ihm befreundet konnte, und er allein war mit seinen Schmerzen. Das kleine Licht brannte düsterer und sein Schatten malte dunkle Gestalten auf den Wänden.“

„O du himmlischer Vater, du schaust ja in jede Hütte, und du schaust auch in jedes Herz: was habe ich verborgen, daß du sie mir nahnst, die meine Seele war, ohne die mein Leben zum Scheinleben wurde? Ach! wenn sie jetzt bei mir wäre, wenn sie mein Glend sähe, wie ich so dafste bei den vergilbten Blättern und der düstern Lampe, mit den gealterten Zügen — ach ich möchte so gern, so gern schon bei dir sein, Elise! Mich dünkt der Tod so schön, daß ich ihn wie einen Freund

umarmen könnte, denn er zeigt mir dich, und er fährt mich in eine Welt, wo kein Unglücklicher mehr mit seinem Herzblut schreiben wird:

«Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebesten, was man hat,
Raus schäben.»

„Bei diesen Worten war der Alte in seinen Sessel zurückgefallen, er war so matt und kraftlos, wie nie zuvor. Vor ihm flackerte das trübe Licht, und die schwarzveränderte Seite in seinem Buche flackte wie ein Leichenkranz in das Dunkel. Und der Dichter schloß die Augen, als wollte er zugleich seine Seele hinausziehen in den Schlaf — doch obwohl er sie geschlossen hatte, war es eigenthümlich hell um ihn geworden. Eine sanfte unbefriedigend ergreifende Musik ließ sich vernehmen; und die Töne wurden zu Sonnenstrahlen, die ihm ins Herz tauchten, und die Lehnen darin trockneten. Aber heller und heller ward es in seinem Stübchen, dessen Decke fast zu leuchten schien; und die Stelle an der Wand, wo in einem schlichten Moosfranz das längst verblichene Bild seiner Geliebten hing, war wie mit einem Glorienschein umgeben. Und seht! das Bild erweiterte sich und — dem Dichter scheint es, als sei er plötzlich jung geworden, als fühle er eine heilige Seligkeit sein Inneres durchströmen, und Elise! Elise! rief er; da neigte das Bild sich lächelnd über ihn; ihm aber war es, als jage es ihn weit empor von allem Leid und allem Dunkel der Erde, und als schlinge sich um ihn und seine Elise der lichte blaue Himmelsdome wie ein Meer von Frieden und von Freude. Aber leise, leise schante es von den Lippen der Engel:

«Doch mußt du mich auch recht verstehen:
Denn Menschen antauschen, —
So sagen sie: Auf Wiedersehen! —
Auf Wiedersehen!»

Von den „Saisongeschichten“ von Adolf Schirmer (Nr. 7) kam uns erst kürzlich, nachdem wir sie bereits gelesen hatten, eine Besprechung derselben zu Gesicht, welche sich sehr lobend und anerkennend aussprach. Wir müssen gestehen, daß wir dies unbegrifflich finden. Der Verfasser ist uns durchaus unbekannt, ohne irgendein Vorurtheil haben wir diese „Saisongeschichten“ zur Hand genommen, aber mit einem entscheidenden Urtheil dagegen haben wir sie wieder fortgelegt. Die Kritik muß den Stab darüber brechen, und wenn sie streng und gerecht ist, muß ihr Urtheil lauten: ganz gewöhnliches, triviales Nachwerk.

Die eine der „Saisongeschichten“ trägt den Titel „Im Bade“, die andere heißt „In der Residenz“. Beide sind gleich werthlos, wenn auch hier und dort mit einer gewissen Leichtigkeit geschrieben. Es kommen indessen so triviale, wirklich gemeine Sachen darin vor, die ganzen Erzählungen sind so abgeschmackt, daß es jeder, der sie lesen sollte — wir rathen indeß niemand dazu — vergethlich finden wird, wenn wir hier möglichst schnell darüber hinwegzukommen suchen.

„Die barmherzigen Steine“ von Karl Stöber (Nr. 8) sind gutgemeinte, mittelmäßig geschriebene, oft aber langweilige Erzählungen mit starkem religiösen Anhauch. Der Verfasser liebt es in Bildern und Zeichnissen zu reden und möglichst oft Stellen aus der Bibel zu citiren, wobei aber oft die curiossten Dinge mit unterlaufen. Die Bilder sind oft ganz unpassend, die Zeichnisse hinken und die Bibelstellen machen die Erzählungen oft ungenießbar.

Die Erzählung „Theophile“ von R. Wirth (Nr. 9) ist geschickter gearbeitet als die vorigen, gefällt uns indeß noch weniger, weil die orthodore Tendenz hier verheerender auftritt und auf den unbefangenen Leser um so leichter gefährlich wirken kann. Der Verfasser sucht sie oft mit einer gewissen weltmännischen Neu-

gerlichkeit zu umhüllen. Aber in einer Beziehung steht sie tief unter den „Barmherzigen Steinen“. Aus jenen spricht neben dem Glauben auch ein Streben für eine gesunde Moral, in der „Theophile“ kommen Sachen vor, die wir bei unserer persönlichen relativen Ungläubigkeit niederzuschreiben uns schämen würden, Sachen, die jedes moralischen Motivs entbehren. Und solche Bücher, in denen Unsittlichkeiten mit dem weiten Mantel des Glaubens umhüllt werden, sollen aufs Volk wirken!

72.

Ältere Reformversuche in der orientalischen Kirche.

Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrhundert oder: Der Patriarch Cyrillus Lucaris und seine Zeit. Von Aloysius Wähler. München, Lentner. 1862. 8. 27 Bgr.

Die wenigsten Leser werden den auf dem Titel des vorliegenden Buchs genannten Patriarchen Cyrillus Lucaris kennen, vielmehr werden ihn wol die meisten sogar zum ersten mal hier kennen hören. Auch wird es sich für viele kaum der Mühe lohnen, ihn näher kennen zu lernen, wenn schon zugegeben werden muß, daß der Verfasser sich mit seinem Gegenstand nicht geringe Mühe gegeben hat, und dieser selbst eine besondere Untersuchung und eingehende Erörterung allerdings verdiente. Diejenigen, die den genannten Patriarchen näher kennen, und wissen, welche Rolle er in der orientalischen Kirche und in der Politik des Abendlandes seinerzeit gespielt hat, werden daher auch das Verdienst des Verfassers anzuerkennen geneigt sein, daß er sich erworben hat, indem er in der vorliegenden Schrift die erste vollständige Monographie über den Patriarchen Cyrillus Lucaris veröffentlichte. Denn das ist sie jedenfalls in der deutschen Literatur, und es muß dem Verfasser nachgerühmt werden, daß er sich bei dem von ihm erkannten Bedürfnisse einer solchen „vollständigen“ Monographie, die er auch als ein anerkanntes bei allen voraussetzt, welche sich mit dem Gegenstande beschäftigt haben, nicht nur darauf beschränkt hat, die vorhandenen Quellen zu sammeln und zu benutzen, sondern daß er es sich namentlich auch angelegen sein ließ, den Stoff kritisch zu prüfen und zu sichten. Er selbst bekennt offen, daß die Kritik der Quellen ihm die bei weitem größte Schwierigkeit bereitet habe, besonders da von den calvinistischen Berichtserstattern die Gewissenlosigkeit „ins Unglaubliche“ getrieben worden sei, und diese historischen Lügen und abenteuerlichen Entstellungen aus einem Buche in das andere „treuer als irgendeine evangelische Wahrheit“ überliefert worden seien, während die Katholiken diesen Acker ganz un bebaut gelassen hätten. Allein es ist doch die Frage, ob die Kritik des Verfassers wirklich eine ganz unbefangene und gewissenhafte gewesen, und ob sie nicht durch den Einfluß confessioneller Gesichtspunkte hin und wieder getrübt worden sei. Eine solche Befürchtung lag bei den tiefgreifenden Conflicten, in die der genannte Patriarch mit der römisch-katholischen Kirche und mit dem Jesuitenorden gerieth, für katholische Anschauungen sehr nahe, und sie war um so gerechtfertigter, je mehr es in einer „vollständigen“ Monographie über Cyrillus Lucaris zugleich um eine Rechtfertigung der Jesuiten sich handelt, deren Intriguen jener zum Opfer fiel. Die Befürchtung selbst ist im vorliegenden Falle leider keine ganz leere und unbegründete geblieben.

Schon die ersten Seiten der Schrift lassen den Einfluß katholischer Anschauungen erkennen, wenn schon damit nicht gesagt sein soll, daß der Verfasser (von dem wir übrigens nicht wissen, ob er der katholischen Confession zugethan sei) etwa zum Nachtheile der Protestanten und im Interesse der Katholiken die Geschichte entstellte habe. In den ersten beiden Abschnitten behandelt er nämlich die kirchliche Lage des Occidentis und Orientis am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts, weil er der Meinung war, daß es bei den genauen Beziehungen der Geschichte Cyrillus' zu den damaligen griechischen und allgemeinen

europäischen Zuständen nothwendig sei, „eine kurze Charakteristik der religiös-politischen Lage Europas und des christlichen Orients voranzuschicken“. Man ist damit ganz einverstanden, allein auch hierbei bedurfte es der Unparteilichkeit des Urtheils. Gleichwol ist dieselbe in dieser einleitenden Charakteristik, wie auch später in auffallender Weise häufig zu vermissen. Von der Aufhebung des Edicts von Nantes bemerkt der Verfasser (S. 4) nichts weiter, als daß das darin sich kundgebende System Ludwig's XIV. der Lage der Hugenotten eine „ungünstige Wendung gegeben habe“. Ueber die Behandlung der Katholiken in den Niederlanden und in England im 16. und 17. Jahrhundert, wie sie auch der entschiedenste Protestant vom christlichen Standpunkte aus mißbilligen und verdammen muß, hatte sich der Verfasser kurz zuvor ganz anders (S. 1 fg.) geäußert; aber den Hugenotten gegenüber hat er Dragonaden und dergleichen vergessen, vielleicht weil der römische Standpunkt die Hugenotten als „Keter“ verwirft. Auch die Urtheile über Gustav Adolf sind wenigstens nicht unbefangen, und ebenso unterläßt es der Verfasser wohlweislich, Ferdinand's II. und seiner systematischen Bedrückung der Protestanten in Deckerreich, Böhmen u. s. w. zu gedenken. Daß er die Trennung der orientalischen Kirche von Rom als die Ursache ihrer Verunsicherheit und des türkischen Despotismus über den Orient anseht, mag man ihm nicht besonders hoch anrechnen, da er die Vereitelung der im Jahre 1439 in Florenz beschlossenen, jedoch nicht zur Ausführung gekommenen Union im Interesse der orientalischen Kirche beklagt, übrigens sogar so weit geht, die Beschlüsse jener florentiner Synode als noch zu Recht bestehend zu betrachten. Daraus erklärt sich nun aber auch die Befangenheit der Urtheile des Verfassers über und gegen die orientalische Kirche, sowie über den Klerus derselben und über das griechische Volk, gegen welches er besonders eingenommen sich äußert (z. B. S. 231), obgleich er das letztere hierbei nicht nach seiner besondern Rationalität beurtheilen kann, sondern es mehr oder weniger nur als identisch mit den Gläubigen der gesamten griechisch-orthodoxen Kirche ins Auge faßt. Dieser Befangenheit der Anschauungen und Urtheile begegnet man nun auch in der Darstellung des Cyrillus, seines Lebens und seiner Schicksale, besonders insoweit es um den Hauptpunkt in seinem Leben, um das von ihm als Patriarchen der morgenländischen Kirche ausgestellte, fast ganz calvinische Glaubensbekenntnis sich handelt. Das Räthselhafte dieser ganzen Sache, das sie zur Zeit des Cyrillus selbst und bis auf die Gegenwart gehabt hat, ist nach unserm Bedünken auch durch die kritische Behandlung des Verfassers nicht aufgelöst worden. Zwar lassen wir der Kritik derselben über jenes Glaubensbekenntnis eine gewisse Anerkennung gern zu Theil werden, obgleich die Kritik selbst im wesentlichen nicht als unbefangen gelten kann, weil sie auf römisch-katholischem Standpunkte beruht; auch wollen wir auf die Beurtheilungen des Glaubensbekenntnisses durch Griechen und auf die Kritik des Verfassers über diese hier nicht weiter eingehen, obgleich diese Beurtheilungen einer eingehendern und noch entscheidener zurechtweisenden Kritik bedurft hätten, da sie theilweise von irrigen Voraussetzungen ausgehen und ihnen nicht objectiv unbefangene Gesichtspunkte zu Grunde liegen; allein wir müssen es nachdrücklich rügen, daß einige Hauptfragen, auch nach der Darstellung des Verfassers, offen und ungelöst bleiben. Diesen Fragen, die der Verfasser bei Beurtheilung des Bekenntnisses des Cyrillus allein ins Auge faßt, sind nicht entscheidend.

Vor allem fragt man: was bezweckte Cyrillus mit jenem Glaubensbekenntnis? und wie konnte er hoffen — welches auch seine Zwecke gewesen sein mögen — mit diesem calvinischen Glaubensbekenntnis, das er gegen die Wahrheit als das der morgenländischen Kirche ausgab, und welches doch nur ihn selbst binden konnte, wirklich zu erreichen? Zwar sagt der Verfasser, Cyrillus habe der Reformator der Religion seines Vaterlandes werden wollen; aber man begreift nicht, wie er dies allein durch Aufstellung jenes Glaubensbekenntnisses habe bezwecken können und wollen, und wie besonders der Verfasser sich

solches erklärt, zumal er den Patriarchen selbst als „einen Häretiker innerhalb der griechisch-schismatischen Kirche“ bezeichnet, daneben aber auch geradezu ein „niederträchtiges Werkzeug“ der Holländer nennt. Da er das Bekenntnis selbst als echt betrachtet (obgleich sogar die Synode von Jerusalem im Jahre 1672 den Cyrillus von der Autorschaft freizusprechen sich bemühte), so durfte der Verfasser obige Frage durchaus nicht umgehen, und er mußte vielmehr durch ihre tiefere und gewissenhaftere Erörterung das noch ungelöste Räthsel im Leben des Cyrillus zu lösen suchen. Die Darstellung der innern kirchlichen und politischen Verhältnisse des Occidents und die Geschichte der kirchlichen Unionsbestrebungen jener Zeit scheint, wenn nicht allein, doch jedenfalls den Schlüssel zur richtigen Auffassung des Cyrillus zu gewähren. Unionsbestrebungen liegen als Zweck ohne Zweifel in seinem Plane, aber nicht mit Rom, sondern mit dem Protestantismus, und eben daraus erklärt sich auch der tödtliche Haß der Jesuiten. 17.

Notizen.

Schöner deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften.

Gelegentlich haben wir schon mehrfach in d. Bl. unsere Landleute davor gewarnt, sich auf ihre Gründlichkeit allzu viel zugute zu thun, die Ausländer der Ungründlichkeit zu zeihen und namentlich den Uebersetzern aus unserer Sprache zu pedantisch die von ihnen begangenen Schöner nachzurechnen. Es könnte dies, fügten wir hinzu, leicht zu Repressalien führen, die für uns demüthigend sein könnten und die vielleicht nur deshalb ausbleiben, weil sich die Ausländer nicht so eifrig mit deutscher Literatur beschäftigen, wie wir mit den Ihrigen, und namentlich sich um die deutschen Uebersetzungen aus ihren Sprachen fast gar nicht kümmern. Wer kann es auch einem Franzosen bei dem bunten zerrissenen Zustande, in welchem sich die deutsche Landkarte befindet, sehr verübeln, wenn er etwa einmal Altenburg die Hauptstadt des Fürstenthums Gera und Gera die Hauptstadt des Herzogthums Altenburg sein läßt. Viele Deutsche wissen dies auch nicht recht genau, und was wissen sie von den französischen Departements und Arrondissements und deren Hauptstädten? Hieran wurden wir erinnert, als wir in Nr. 4 des „Bremer Sonntagsglatts“ folgende Notiz lasen: „Die „Süd-deutsche Zeitung“ stellt einige Proben von deutscher Gründlichkeit zusammen: Die Geographische Gesellschaft in Wien scheint sich zur Aufgabe gestellt zu haben, ihre Nothwendigkeit zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in Deckerreich recht schlagend nachzuweisen. In dem, dem Jahrgang 1861 ihrer „Mittheilungen“ vorgelegten Verzeichniß ihrer Bibliothek ist Remagen nach Würtemberg, Rößelheim nach Rastau verlegt; Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, scheint dem Bibliothekar ihrem Inhalte nach ganz fremd zu sein, weil er dieses Werk, wahrscheinlich wegen des Zusages auf dem Titel: „bis zum Sturze des französischen Kaiserthums“, unter Frankreich auführt. Das Stärkste von Unwissenheit (oder wohl besser von Mangel an Uebersetzung des Drucks) möchte aber sein, daß Palästina nach Amerika, das Cay der guten Hoffnung nach Asien, und Russland nach Afrika verlegt wird. Vor kurzem ging eine Notiz durch unzählige Blätter, worin das Geburts- und das Sterbdatum Sellert's verwechselt und der Geburtstag des Lehrers von Goethe 20 Jahre nach Goethe's Geburtstag verlegt war, ohne daß einer der Redacteurs Anstoß daran genommen hätte. Der Literaturhistoriker Julian Schmidt ließ Uhlant „bekanntlich niemals vernähmt“ gewesen sein; der Literaturhistoriker E. Schmidt's Weisensfeld läßt Lessing als Juden geboren sein. Amely Wölke verwechselt Johann Heinrich Voß mit Julius von Voß und läßt jenen überdies Verfasser von „Gannachen und die Rücklein“ sein; Brachvogel läßt bei Leuthen französische Generale gefangen werden und den deutschen Reichstag in Frankfurt seinen Sitz haben. Zahlreiche Scherze hat J. Levy's (aus Koblenz) Angabe, daß in London jährlich zwei Billionen Feringe, also auf den Kopf

täglich über 7000 Stüd. verzehrt würden, hervorgehen. . . . Man sieht, wie gerechte Ursache wir Deutschen haben, den Franzosen ihre Flüchtigkeitfehler vorzuwerfen." Man kenne diese Schmeiher noch anschaulich vermehren; ein namhafter Professor versetzte z. B. das Schlachtfeld von Ramersdorf nach der Oberlausitz, und Eassale, der ein ganzes Buch geschrieben hat, um dem Literaturgeschichtschreiber Julian Schmidt seine Flüchtigkeiten und Schmeiher nachzurechnen und vorzuwerfen, ließ neulich in einer zu Leipzig gehaltenen Rede Luther die Dankschuld auf dem Markte zu Leipzig verbrennen. Es ist dies sicherlich ein haarsträubender Schmeiher, ähnlich den oben angegebenen, die sich Brachvogel in seinem Roman „Friedemann Bach“ zu Schulden kommen ließ und die wir ihm sofort in unserer Besprechung desselben (in Nr. 4 v. Bl. f. 1867) vorrücken, gar nicht zu sprechen von denen, denen die Geographische Gesellschaft in Wien in Betreff selbst der deutschen Geographie schuldig gemacht hat! Aber seien wir billig. Ein alter brandenburgischer General, wir glauben Barfus, suchte einen sonst tapfern Offizier, der sich in einer Schlacht sehr benommen hatte, damit zu entschuldigen, daß er sagte, jeder Mensch habe seine schwachen Viertelstunden. So hat auch das Gedächtniß seine schwachen Viertelstunden, und es kann wol geschehen, daß wir uns in gewissen Augenblicken vergebens auf einen Namen besinnen, den wir vielleicht hundertmal ausgesprochen haben, während er uns dann plötzlich in einem andern Augenblick von selbst einfällt. In derselben Nummer des „Dremer Sonntagblatt“ lesen wir auf Anlaß der von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold veranstalteten Uebersetzung französischer Gedichte die Bemerkung: „Auf eine noch müssen wir aufmerksam machen. . . . Wir erkennen einen besonders liebenswürdigen Charakterzug Geibel's darin, daß er literarischen Freunden so bereitwillig die Hand reicht, so als er Hermann Ringg beim Publikum einführt, als er mit Paul Herge das „Spanische Lieberbuch“, mit Eschsch den „Romanzeros“ und nun mit Leuthold die „Bücher französischer Lyrik“ herausgab. Sicher wird ihm der Dank für solch freundliches Entgegenkommen nicht vorzuenthalten bleiben.“ Wir erwähnen dies zur Ausgleichung, weil wir jüngst Geibel's Namen auf Anlaß seines Konflikts mit Bodenstedt in einer ihm nicht sehr ehrenden Weise erwähnt haben und niemand gern nachrecht thun möchte. Wir gestehen, daß uns hierbei gleichfalls unser Gedächtniß an sonstige collegialische Verdienste Geibel's im Sinne gelassen hatte. Unser Urtheil speziell über die Geibel-Bodenstedt'sche Angelegenheit können wir freilich, soweit wir bis jetzt von ihr Kenntnis haben, nicht zurücknehmen.

Uhlant's Abhandlung „Zur Geschichte der Freischützen“.

Franz Pfeiffer hat in seinem „Nachrufe“, in welchem er Ludwig Uhlant als Mann der Wissenschaft schilderte, eines Aufhanges „Zur Geschichte der Freischützen“ nicht gedacht, welchen Uhlant als einleitenden Vortrag zu Karl Galling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffer“ von Fischart (Tübingen 1828) verfaßte. In meiner Anzeige jenes Nachrufs in Nr. 4 v. Bl. habe ich die Erwähnung der Uhlant'schen Abhandlung aus dem Grunde nicht für geeignet gefunden, weil sie im Vergleich zu seinen andern Werken und Aufsätzen allerdings im Werth zurücksteht. Vortreflich ist sie aber dennoch und verdient bei weitem mehr Beachtung, als sie in der That selbst von Seite der Historiker und Literatoren bisher gefunden. Auf sie nachträglich in d. Bl. die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenken, scheint mir auch deshalb geboten, weil sich im neueren Zeit der Geschichte des deutschen Schützenwesens der Vorzeit eine erfreuliche Theilnahme zugewendet hat. Daß sich ein Mann wie Uhlant von dieser großartigen und zugleich wohlthuenden Lebensäußerung unserer Vorfahren angezogen fühlen mußte, ist begreiflich; zunächst freilich wurde er durch die Bitte seines Schülers und jungen Freundes Karl Galling bestimmt, zum Schmuck der Ausgabe einen „einleitenden Vortrag“ zu liefern, der mit dem Inhalte des Gedichts in

Beziehung stand. Es bekennt Uhlant im Eingange, daß er anfangs Willens gewesen sei, das Gedicht und dessen ernste Haltung im Zusammenhang mit einer ihn besonders anziehenden Seite von Fischart's Charakter darzustellen, nämlich mit der volksthümlichen Genügnung dieses Schriftstellers. Da dies aber im einzelnen auszuführen etwas mühselig für eine Ausgabe zum „Glückhaften Schiffer“ sein würde, so fand Uhlant es passender, sich vom Dichter auf den Gegenstand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeste zu Straßburg (1576) ein Seitenstück aufzustellen, „wodurch zwar das Reich der Poesie sich wenig erweitern, wol aber die Geschichte der Freischützen einen nicht verwerflichen Beitrag erhalten und auf den Hofsalt eines der ausgezeichnetsten Fürsten des 16. Jahrhunderts ein heiteres Licht fallen dürfte“. Die handschriftliche Quelle ist ein Reimgedicht des Rittersmeisters Bernhard Herz von Augsburg auf das von Herzog Christoph von Württemberg im Jahre 1560 veranstaltete Armbrustschießen (vgl. Goedeke's „Grundriß“, I, 298, 22 b). Uhlant gibt einen gedrängten Auszug, an den wichtigsten Stellen hat er das Original in geregelter Schreibweise mitgetheilt. Dann beschreibt er die Wälder und Wäp-pen, welche in der kostbaren Handschrift auf das Gedicht folgen. Das Rittgarter Schießen wurde auch von Ulrich Erthel von Augsburg (bei Goedeke nicht erwähnt) beschrieben, ferner macht Uhlant auf die gereimten Beschreibungen dreier gleichfalls zu Stuttgart im Jahre 1571 abgehaltenen Schießen aufmerksam, die von einem Schützen mit Namen Hans Son verfaßt wurden. Am Schluß berührt Uhlant einen Punkt, der den Schützenfesten eine höhere historische Bedeutung verleiht. Zur Zeit des Rittgarter Schießens, an welchem die vornehmsten der protestantischen Fürsten theilnahmen, wurde gerade vom Herzog Christoph mit Eifer, aber geheim und im Stillen eine erneute Verbrüderung der evangelischen Fürsten und Stände betrieben, welche das Concilium zu Trient unschädlich machen sollte. Sehr begründet ist so die Vermuthung, „daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernster Verhandlungen gewesen sei“.

68.

Bibliographie.

- Bloch, A. C., Johann Balthasar Schnuppins. Nach seinem Leben und seinen Schriften. I. Das Leben. Berlin, Danae. Gr. 4. 20 Ngr.
- Bonnet, J., Ronio Galeario. Eine Studie über die Reformation in Italien. In's Deutsche übertragen von F. Rerschmann. Historische Ausgabe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.
- Brachvogel, A. C., Historische Romane. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr.
- Busch, G. F., Hermann von Wilden. Ritter-, Räuber- und Volkergeschichte aus dem Mittelalter. Zwei Theile. Leipzig, Gäßle. 8. 1 Thlr.
- Feikmantel, J., Gedichte. Prag, Mercy. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Fielig, J. D. v., Pipisar. Humoristisch-diaabolische Wanderung durch Leipzig. Mit Illustrationen von W. Schröder. Leipzig, Pustf. Gr. 8. 20 Ngr.
- Färk, L., Das Märchen von den sieben Raben. Mit Dichtung nach M. von Schwab's gleichnamigem Bilde. Mit Titelbild, Initialen und Wignetten von G. und L. Schweisinger. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Hagen, A., Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr.
- Hallmann, C., Das Grundgesetz der Materie. Ein Beitrag zur Erweiterung der rationalen Physik. Oldenburg, Stallung. Gr. 8. 10 Ngr.
- Ingerle, J. M., Bayern's Hochland zwischen Isar und Isar. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Köfing, R., Columbus. Ein historisches Trauerspiel. Wiesbaden. 8. 27 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe

von
Reinhold Berner,
Lieutenant zur See 1. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, während der Expedition Commandant des Transportschiffs Elbe, schildert in diesem Werke, das aus einer Umarbeitung der von ihm in den Bellagen der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebriefe entstanden ist, seine persönlichen Erlebnisse sowie seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt auf höchst anschauliche und lehrreiche Weise. Neben der Vorführung des Neuen und Interessanten, das sich ihm in jenen fernen Gegenden so reichlich darbot, richtete er sein besonderes Augenmerk auf die deutschen Industrie-, Handels- und Schifffahrtsverhältnisse und auf die Vortheile, welche Deutschland aus den angeknüpften Verbindungen in Zukunft erwachsen können. Der Admiral Prinz Albrecht von Preußen hat die Widmung des wichtigen und interessanten Werks angenommen, des einzigen, das bis jetzt über die ostasiatische Expedition veröffentlicht wurde.

Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover
erschienen soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen aus meinem Leben

von
Fr. Koblrausch,
Königl. Hannov. General-Schuldirector.

Mit Bildniß des Verfassers. Gr. 8. 1863. Geh.
1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der portugiesischen Sprache oder praktische und leichte Methode zur Erlernung der portugiesischen Sprache, mit genauester Angabe der Aussprache und Betonung. Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch. Nebst Lesestücken zum Uebersetzen und einem Wörterbuche. Von Karl Herrmann Neffen. 8. Geh. 20 Ngr.

Der Verfasser, Lehrer der deutschen Sprache in Rio de Janeiro, bietet mit diesem Buche seinen Landsleuten ein Hilfsmittel, in möglichst kurzer Zeit so viel portugiesisch zu schreiben und sprechen zu lernen, als zum täglichen Verkehr erforderlich ist. Er bezieht sich dazu meist der bewährten Hahn'schen Methode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die nationale Presse in Italien von 1828—1860

und

Die Kunst der Rebellen.

Zwei Schriften von Piero Citroni.

Aus dem Italienischen überfetzt und mit einem Vor- und Nachwort

von Ludmilla Assing.

8. Geh. 24 Ngr.

Piero Citroni, der vor kurzem durch einen frühzeitigen Tod seinen Freunden entzogen worden, war einer der edelsten Männer des neuen Italien, ein von allen Parteien hochgeschätzter Patriot. In den hier vereinigten beiden Schriften liefert er an der Hand der Literatur und Kunst eine Geschichte der italienischen Demokratie von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Die Reue der mitgetheilten Thatsachen, ihr mannichfaches historisches, politisches und bibliographisches Interesse wird der Schrift gewiß zahlreiche Freunde erwerben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben
von

Professor Dr. G. B. Mendelssohn.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Diese Ausgabe erscheint in acht Theilen, zum Subscriptionspreise von nur 20 Ngr. für jeden Theil trotz des sehr ansehnlichen Umfangs der meisten Bände. Der erste Theil mit Mendelssohn's Bildniß und Facsimile, welchem die übrigen in angemessenen Zwischenräumen folgen werden, ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorrätzig, woselbst auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

In welchem Locale stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich? Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift: „Rathhaus oder Bischofshof?“ Im Namen des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins herausgegeben von Dr. Friedrich Eich. Nebst einem Grundriß der Stadt Worms. 8. Geh. 4 Ngr.

(Der Ertrag ist für das Luther-Denkmal bestimmt.)

Allen Freunden der Geschichte nicht nur, sondern überhaupt jedem, der sich für das nach Rietschel's großartigem Entwurfe in Worms zu errichtende Luther-Denkmal interessiert, kann diese gründliche historische Untersuchung warm empfohlen werden.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 19. —

7. Mai 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aus der Geschichte der Niederlande. Von Karl Hammer. — Zur ältern deutschen Literatur. Von Heinrich Müllert. — Historische Romane. Von Hermann Neumann. — Biographische Erinnerungen an deutsche Männer. — Notiz. (Die neuesten Wahlen in die Académie française.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der Geschichte der Niederlande.

Jacobus von Baiern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz Löhner. Erster Band. Nordlingen, Beck. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch vorliegendes Werk sind wir abermals um ein schönes Stück Arbeit deutscher Historiographie bereichert worden; und unsere Leser dürfen diesem Urtheile um so mehr Glauben schenken, da der Schöpfer dieses historiographischen Werks Franz Löhner heißt. Dieser Geschichtsschreiber versteht es nicht nur den Anforderungen der historischen Forschung und Kritik in welchem Maße Genüge zu leisten, sondern auch durch die sprachliche Kunst den Laien ebenso wie den Historiker von Fach zu gewinnen und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Dasselbe gilt von dem vorliegenden Werke. Der historische Stoff ist übersichtlich in drei Bücher und diese wiederum in 23 Kapitel vertheilt, die Sprache ebenso gefällig als belebt; der Anhang besteht aus drei höchst werthvollen Abschnitten: „Quellenangabe“, „Neuere Literatur“ und „Noten zum geschichtlichen Text“. Dies über das Fachwerk des Buchs, dessen zweiter Band noch zu erwarten steht.

Was die Poesie für ihr Eigenthum einmal erklärt hat, daran geht die ernsthafte Wissenschaft gern vorüber. Es ist aber auch schwer eine Persönlichkeit oder Thatfache, deren sich die Poesie vorzugsweise bemächtigt hat, in die Reinheit des Lichts historischer Wahrheit zu versetzen. Diese schwierige Aufgabe hat sich der Verfasser mit der Jacobus von Baiern, deren Leben ein Gegenstand sowohl für die volkstümliche Dichtung wie für die Gymnasialpoesie der Holländer geworden ist, zur Lösung vorgelegt. Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Verfassers Werk seinen Werth nur von dieser merkwürdigen Fürstin aus dem Hause der niederländischen Mittelbacher erhalte; der Verfasser führt uns nicht nur an die nordwestliche Grenzgebe zwischen Germanenthum

und romanischem Wesen in der zweiten Hälfte des Mittelalters, sondern auch überhaupt auf das Gebiet von Erschternungen, die dem Erforscher des germanischen Mittelalters von hohem Interesse sind: bäuerliches, städtisches, ritterliches und fürstliches Leben in jenem Zeitalter hat der Verfasser mit einer historisch begründeten Wahrheit geschildert, daß man ihn gern folgt, selbst wenn man Gelehrteres und Umfangreicheres darüber zu lesen pflicht oder Veranlassung gehabt hat. Wir gehen jetzt zu einzelnen über und zwar um so bereitwilliger, je mehr uns der Verfasser Stoff geboten hat, unsere Leser nicht bloß zu unterhalten, sondern auch zu belehren.

Die Geschichte Hollands, als deren wissenschaftliche Begründer Wagenaar durch sein großes Werk, das in den Jahren 1749—59 erschien, betrachtet werden muß, dem besonders in diesem Jahrhundert eine Reihe zum Theil trefflicher Fortsetzer oder auch Verbesserer gefolgt ist, gehört in Deutschland nicht zu den bekanntesten Gegenständen des Wissens, trotzdem daß Holland ein westliches Glied des alten deutschen Reichkörpers war; erst der Westfälische Friede sprach staats- und völkerrechtlich die Unabhängigkeit Hollands gleichzeitig mit der der Schweiz vom Deutschen Reiche aus. Freilich haben die Holländer ähnlich wie Dänen und Ungarn ihr Suzeränitätsverhältniß zu den deutschen Königen abgeleugnet.

Der Ursprung des holländischen Fürstenhauses, dessen Volk den friesischen Stamm zur Grundlage hat, knüpft sich an die Abtei Egmond, welche einst für das jetzige Holland war, was St. Gallen, Korbai und andere alte berühmte Klöster für ihre Umgegend. Die Abtei Egmond war die Licht- und Segenspenderin, indem sie unter einer rohen Bevölkerung Christenthum, bessern Anbau des Landes, Kunst und Wissenschaft verbreitete. Eine mächtige Familie in Nordholland, von der es jedoch ungewiß ist, ob sie von einem friesischen Häuptlingsgeschlechte oder von einem angesehnen fränkischen Dienstmann

abstammte, wußte Nutzen zu ziehen aus dem Wechsel der Oberherrschaft in Lothringen. Denn während diese längere Zeit zwischen Frankreich und Deutschland schwankte, begüterten die Könige hüben und drüben gern einen Getreuen in den Grenz- und Küstenlanden; sie sollten den oft plötzlichen Anmarsch des deutschen Nachbarn auf die deutschen Lande abwehren oder die Raubanfälle der Normannen zurückweisen. Aber schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts wurde infolge der Schwäche oder der Noth der deutschen Könige die Vogtherrschaft, welche jenes Geschlecht über Egmond und dessen weitgedehnte Besitzungen hatte, vom westfränkischen König in Erb und Eigen verwandelt. Dieses Gebiet, welches die Grafschaft in Friesland hieß, wurde von seinen neuen Herren stetig erweitert. Ihre Besitzungen erstreckten sich von der Maas mündung bis zum Rhen und im Jahre 885 bestätigte sie ihnen Kaiser Otto III. sammt und sonders als rechtes Erbe. Freilich war die Herrschaft noch unterbrochen von Forst- und andern Grundrechten der Bischöfe von Utrecht, und diese sahen mit Unwillen, wie ein unabhängiger Landesherr vor und in ihrem Gebiete herantwuchs. Die Grafen suchten nun ihre Gewalt im Norden auszudehnen. Dort war aber der Widerstand der Friesen nicht zu bezwältigen. Da machte Dietrich III. einen Hauptstreich: er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach dem Süden. Das entschied die Geschichte der Hälfte der Niederlande. Die Inseln zwischen den Mündungen des Rhein und der Maas zeigten ein felsames und unaufdringliches Gegenspiel der Gewässer. Die Flüsse führten Land und fruchtbaren Schlamm herbei, den sie absetzten; daraus bildeten sich Landstreifen und das heranrollende Meer zerriß sie wieder. Nichts sah man als Sumpf und Schilf und Urwald, und auf den Flüssen trieben Baumstämme, welche die Hüten vom Ufer losgerissen hatten. Die Gegend hieß Holland, weil es dort so viele Strecken gab, wo das Land gleichsam hohl war (das heißt die wahrscheinlichste Etymologie nach dem Gebrauche, welchen die heutigen Holländer von dem Worte hol machen), d. h. es bestand nur aus einer obren Grabsdecke, welche hin- und herwich, wenn man darauftrat: denn darunter stand bloß flüssiges Moor. Hier und da, wo das Ufer sich erhöhte, gab es trockene Fischen und Hühnerplätze, dort legten die Schiffe an, welche den Rhein und die Maas herunter- oder von der See herinkamen. Die kleinen Meeresschiffe gingen nämlich auch — die der Normannen beweisen dies sattsam — die großen Flüsse hinauf und herab. Auf jenen Halteplätzen versahen sie sich, ehe man die Segel zur Weiterfahrt wieder aufzog, mit Holz und ergänzten ihre Vorräthe aus dem hier so ergiebigen Fischreiche, bald auch von dem Ertrage der Viehweiden, auf denen man Herden anweidete. Köln und Triers Kauf- und Schiffeleute, die aus Utrecht und Lüttich hatten ihre eigenen Stellen auf diesen Ansiedelungsgebieten. Zu größerer Sicherheit ließen sich die Bischöfe das gesammte Land vom Kaiser gemeinschaftlich zu Lehen geben. So gehörte es mehreren geistlichen Fürsten, noch dazu entfernten, und in einer Weise, daß es eigentlich keiner besaß; das wollte

man eben; kein Herr mit Leuten und Schiffen sollte sich da festsetzen, Burgen bauen, Bölle nehmen. Dieses weitgedehnte Inselland lag ja wie eine Reihe natürlicher Festungen vor den Flußmündungen, von hier aus ließ sich den Handelsschiffen nach Belieben der Paß vertheilt oder auch ganz welegen: wer dort fest saß, konnte eine Macht üben, die bis obenhin bei Köln, Trier, Lüttich empfindlich gefühlt wurde. Aber gerade dies, was man verhindern wollte, that der bereits genannte Graf Dietrich. Erst schickte er friedliche Leute hin, welche sich in der Stille ansiedelten, und als ihrer genug waren, kam er selbst und baute eine Burg, die mit Gräben, Gräben und Pfahnen noch bewehrt wurde. Sie stand auf der Höhe, wo jetzt Dortrecht so überaus günstig liegt, zur Ueberwachung all der Flußmündungen. Nun wurde Schiff für Schiff, wie sie die Flüsse herabkamen, angehalten; schweren Zoll mußte jedes zahlen oder es wurde gesunkert. Als die Sache ruhbar wurde, strömte dem Grafen von allen Seiten kühnes heimatloses Volk zu, es baute Blockhütten, jagte und fischte, ließ gelegentlich auch auf Seeraub aus.

Das waren die ältesten Anfänge Hollands und seiner Grafen, die, da sie eben als Oberherren deutscher Lehnsherrschaft betrachtet wurden, nachdem ihre Macht und ihr Ansehen im Laufe von ungefähr 250 Jahren bedeutend gewachsen war, von der deutschen kaiserlichen Partei in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Hohenstaufen entgegengekehrt wurden. Die Grundlage der ausgedehnten Lehnsgelände der Grafen von Holland war deutsch, wenn auch hier und dort mehr friesischer, dort mit mehr fränkischer Färbung; das änderte aber in der Hauptsache nichts. Wir finden deshalb hier ebenso wie in Deutschland Kampf der zur absoluten und erblichen Herrschaft emporklimmenden Dynastien mit ihrem Adel, des Adels mit den Städten und der Bürger mit den Bauern. Die Fürsten wurden endlich des Adels und bis zu einem gewissen Punkte (Privilegien der männlichen Art) auch der Städte Herr; die Bauern aber gab man zumest den Städten preis. Burgund, Frankreich und England waren bald Feinde durch Verbündete entweder des einen oder des andern Theils, doch niemals ohne den Hintergedanken, diese nordwestlichen Lehnsglieder des Deutschen Reichs von demselben loszureißen oder ihn doch zu entfernen. Der endliche Ausgang ist bekannt. Wir müssen unsere Leser auf die Kapitel verweisen, in denen der Verfasser diese Jahrhunderte lang dauernden, oft sehr hitzigen, mitunter sogar höchst blutvollen Kämpfe in ebenso lebendiger Sprache als historischer Treue schildert. Wie gespannt liest man die Schilderung der beiden Parteien der Goets (Adelspartei mit dem rothen Hute) und Kabelhaud (der Bürger mit dem grauen Hute), die lebhaft genug an die Partei der Wägen und Güte in Schweden während des 18. Jahrhunderts erinnern.

Als der Kaiser Ludwig der Bayer nach der ansehnlichen Schlacht auf der Höhe seines Ruhms stand, erkor er Margaretha, die älteste Tochter des holländischen Grafen Johann des Guten, über viele der Bewerber den Sieg

davontragend, zur Gemahlin. Diese Vermählung bahnte den Mittelbauern den Weg nach Holland und unter Anleitung des Verfassers zur Lebensgeschichte und Charakterzeichnung der Jakobäa, der Gattin des vorliegenden Werks, dessen Aufgabe es ist, wie bereits oben erwähnt, diese merkwürdige Fürstin aus dem Bereiche der Poesie und der Romantik in das der wahren Geschichte zu versetzen. Das Folgende ist charakteristisch für das ganze Zeitalter. Selten schien einer Prinzessin die Zukunft so verheißungsvoll, so verbürgt durch die treueste Liebe und Sorge als Wilhelm's, des Herzogs von Baiern-Holland, einziger Tochter. Sie war 1401 am 25. Juli geboren und da dies am Jakobstag war, so wurde sie nach dem Apostel genannt; das war überhaupt Sitte in den fürstlichen Häusern der Niederlande. Vielleicht waren die wilden und reisenden Launen des jungen Mädchens Ursache, daß häufiger als Jakobäa oder Jaqueline man sie Dame Jaquet oder Dame Jaques nannte. Ihr Titel aber war „Gräulein von Holland“ oder „Tochter von Holland“, gleichwie die Söhne des Grafen „Junke oder Söhne von Holland“, die französischen Prinzen „Söhne von Frankreich“, die spanischen „Infanten von Spanien“ hießen. Vieles traf zusammen, um in Jakobäa den Charakter auszubilden, welcher Glanz und Unglück ihres Lebens wurde. Sie allein, die einsige Herrin vergötterter Ritter und Dienstknechte, besaß den ganzen Schatz der Zärtlichkeit ihrer Aeltern. Die Mutter war ihr ein Vorbild in Stolz und Würde. Der kaiserliche Nachglanz ihres Gemahls und der königliche ihres eigenen Stammhauses (Valois-Burgund) schienen auf ihrem Haupte zu ruhen. Von dem Vater, dessen Augapfel sie war, hatte Jakobäa den geraden ehrlichen Sinn und das heiße Blut, und er prägte ihr die stählerne Willenskraft ein, welche ihn selbst so gefürchtet machte. Miteinander schienen die Aeltern in etwas kühnem Verhältnis zu stehen. In Margaretha von Burgund lebten die tiefe Lust an Politik und Künsten, der rastlose Ehrgeiz und die Habgucht: Eigenschaften, welche das Erbtheil des burgundischen Hauses waren. Gewiß flüchtete Jakobäa oft unter dem stolzen herrischen Auge der Mutter weg an das warme Herz des Vaters, gewiß wurde sie oft unwillkürlich Schiedsrichterin zwischen ihren Aeltern. Kindern aus solchen Ehen fehlt es im spätern Leben häufig an Haltung, wenn nicht, was seltener ist, das häusliche Regener Feuer sie frühzeitig härtet und läutert.

Fürstliche Höfe brachten damals einen guten Theil des Jahres auf dem Lande zu. Sie kamen in die Städte zu rauschenden Festen, und waren diese vorüber, stärkte man sich wieder in der gedeihlichen Frische und in der stillen Amuth der ländlichen Natur. Alle Welt lebte damals viel inniger als jetzt mit der Natur zusammen. Die Wägen und Erntewagen und Viehherden zogen täglich durch die belebtesten Stadttheile, weil die meisten Bürger noch dem Acker oder wenigstens ihre größern Gärten bauten. Gärten, Forst- und Ackerleute verkehrten beständig in den Hallen und hochgewölbten Vorhallen und Rüfen, aber denen sich die Schloßherren der Großen auf dem Lande

erhoben. Jeder Herr, der vom Schloßhain in die Vieh- und Wirtschaftshöfe niederstieg, war mit der Landwirtschaft vertraut, und es gab keine Dame, die nicht versanden hätte, ihren eigenen Flachs zu ziehen und zu bereiten, zu spinnen und zu verweben. Die Höfe zogen dabei aus einer Gegend in die andere. Lange konnte man nirgends bleiben, weil die Lebensmittel, die sich versanden, für das ansehnliche Gefolge bald zu Ende gingen. Wo Herzog Wilhelm's Hof des Begebs kam, erschien er wie ein kleiner Heerzug, und wollte man zwei oder drei Tage in einer reichen Abtei anhalten, so gerietten Aht und Mönche in Verzweiflung: sie ließen in der Eile ein paarhundert Tafelgeschirre mehr machen aus Holz oder Eisen, und wußten nicht, wo Speise oder Trank hernehmen für so viele Ritter und Leute, so viele Pferde und Hunde.“) Der Herzog Wilhelm gehörte indess zu den Dankbaren: er vergalt meistens reichlich, was er und sein Gefolge begehrt hatten.

Die Jagd, der Krieg und die Waffenübung gegen die Thierwelt war ein Hauptvergnügen der Ritter und ihrer Damen. Zwar durften die letztern dem Hagen des Fürsten nicht anders beizohnen, als daß sie auf offenen Waldwegen zusahen, wie Wild und Meute vorüberstürmten; mehr galt nicht für schicklich; was aber war ihnen die Jagd auf Vögel erlaubt und galt als Entschädigung für das Nichterlaubte. Auf leichtem Felle ritten sie über die Heide an den Waldestrand oder an Teiche und Sümpfe. Ausgelehrte Hunde, welche man durch Jurnus leitete, jagten das kleine Geflügel auf, das sich in Saaten versteckt, noch lieber Reiher und Rantzen. Güte ein Reiher auf, so warfen öfter zwei Damen zugleich ihre Falken von der Hand. Dann klangen die Schellen, wie zwei Blige schossen die Falken dem Reiher nach, höher und höher schwangen sich die Vögel. Aller Blide hingen voll Begier in den blauen Lüften. Nur noch Punkte sah man zwischen den Wolken sich hin- und herschwingen. Allmählich kamen die Falken über den Reiher, nun stießen sie auf ihn nieder; Getöse ertönte; nun schlug der Reiher heftig um sich, und wieder warfen sich die Falken im Kreise und wieder griffen sie an. Da flogen heiß die Krosse über die Ebene und hielten und griffen wieder an, wie hin und her der Kampf in den Lüften sich zog. Da endlich packt ein Falke, seine Fänge schlagen sich dem Reiher von oben in beide Flügel, er ist gelähmt; dort in der Ferne rauschen die Vögel nieder, kreischend, flügel-

*) Ein Aht Deutschlands dürfte sagen: tout comme chez nous. Wer sich genauer davon unterrichten will, lese Eugenheim, „Die Stellung des Klerus im Mittelalter“ (Bd. 1) oder Beyer's „Klöster“. Sehr belehrend in dieser Beziehung, doch zumeist für Frankreich ist das berühmte „Manuscrit de Wollenbutel“, auf dessen Wichtigkeit zuerst Rappenberg aufmerksam machte — es stammt aus Bordeaux — und wovon sich Auszüge finden in „Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi“ (Paris 1844). Guizot wußte es sich zu verschaffen auf besondere Veranlassung Thierry's. Es übertraf die Ermordung der Franzosen rückfichtlich seines Werths. An Gewaltthätigkeiten gegen die Mönche fehlte es in der Regel nicht, und beim Abschleichen mußte ein Klostergeistlicher oder der Aht selbst die Revolution dafür erdulden.

schlagend. Ein über Stock und Stein! Jedes Ross will zuerst auf den Platz, jeder will den Sieger kennen. Alle Gräfer waren bei dieser lässlich befundenen Aufregung lebendig, nichts ging von dieser schönen Jagd für die Sinne verloren.

Auch Jakobäa kannte natürlich die weidmännischen Reize, auch die „Töchter von Holland“ hatte das Mannichfaltige gelernt, was erforderlich für das Vergnügen war, von der Jagd zu kommen alle Hände voll Wachteln, Gähner und Kaninchen. Allein noch manches andere mußte das „Fräulein von Holland“ lernen. Zeit, Verhältnisse und Rang forderten, daß sie sich im Französischen, die halb ihre Muttersprache war, ebenso zierlich auszudrücken verstehe, als in der Landessprache klar und kräftig. Von einer regierenden Fürstin verlangte man auch einige Kenntnisse im Latein, wenigstens so viel, daß sie den Schein erwecken konnte, als sei sie dieser Sprache mächtig. Das übrige Wissen war allerdings mäßigen Umfangs. Den Kern und Grund desselben bildeten Katholizismus und biblische Geschichte. Stücke aus der Bibel, besonders Psalmen, waren fürs tägliche Leben. Aus dem gewaltigen Ernst, der in ihnen herrscht, aus der Fülle martiger Bilder derselben, aus ihren erhabenen und leidenschaftlichen Ideen sog die junge Seele jenen schlichten und rauhen Sinn für das Reale, der das Mittelalter kennzeichnet, jene Gewöhnung, das Leben im großen und ganzen aufzufassen und nicht im einzelnen zu verzetteln. Dabei warf ein wißbegieriges Gemüth Seitenblicke in die dunkeln Tiefgründe der Natur und des Weltalls, die noch so viel Geheimnisse und gefährliche Zauber verbargen. Von geschichtlichen Kenntnissen war in der Unterhaltung an den Höfen nur wenig zu bemerken. Wenn Jakobäa die Geschichte ihres eigenen Hauses, der verwandten Häuser und deren gegenseitige Rangstellung wußte, und wo sie sich an Karl den Großen und an die Hohenstaufen anknüpfen, so forderte kein Mensch etwas mehr, alles andere gehörte für die Gelehrten. Das Gerichtswesen des Landes aber, und welche Rechte der Fürst, die Städte und andere Stände hatten, dies zu verstehen erschien so natürlich, als von Früchten und Jahreszeiten der Feimat zu wissen. Auch war es für eine junge Fürstin mit Weben und Sticken nicht abgethan; es durfte ihr nicht unbekannt sein, wie man Häuser zimmere und baue, und wie man sie bemale und kunstreich ausschmücke. Wenn die Jünglinge sich eifrig übten, einen festen Harnisch zu schmieden und Stüdgeschütz zu gießen, so mußten die Fräulein dafür sorgen, daß sie für den Nothfall verstanden, Wundbalsam zu bereiten und einen kunstgerechten Verband anzulegen.

Aber auch im Bereiche der damaligen Etikette der vornehmen Welt gab es für ein Ritterfräulein von so hohem Range, wie ihn Jakobäa einnahm, vieles zu lernen und peinlich genau zu beobachten; denn die Ritterwelt bewegte sich in so strengen Fesseln des Umgangs, sie füllte ihre Säle mit so viel feinen, hölzernen Neben und Gebräuchen, daß dergleichen unserm heutigen Geschmack kaum begreiflich, noch weniger zusagend erscheinen.

Es war als fühlte diese Ritterwelt, daß man ihrer innern Wildheit solche Zügel anlegen müsse.*) Wollte man z. B. einen fürstlichen Gast empfangen, so ritten die Herren ihm weit entgegen; am äußersten Thore aber stand die Gräfin mit ihrem Hofe, und jede Dame stand je nach ihrem Range zwei oder drei Schritte entfernt von der Herrin. Sobald der fürstliche Herr erschien, ließen die Damen blizschnell ihre Schleppe niederfahren und brugten sich bis zur Erde. Der Gast küßte die Gräfin und ihre sämtlichen Damen, und die Gräfin küßte gerade so viel wieder aus seinem Gefolge. Dann nahm der Gast die Gräfin an den linken Arm, und in feierlicher Rangordnung schritt der Zug ins Haus, wobei die Damen ihre Schleppe je nach dem Range entweder vollständig selbst trugen oder halb sich tragen ließen oder wenigstens zwei Finger daranlegten. Bei der Tafel gab es dann große Umständlichkeit; wenn bediente Schüsseln vorgelegt wurden, wenn vorgekostet wurde, wer bei dem Handwaschen zwei Sieffannen erhielt oder nur eine, und wer dabei das Handtuch oben oder unten oder in der Mitte fassen durfte, das alles hatte seine bestimmten Regeln. Wußte man in gar zu bedenklichen Fällen keinen Rath, wie es mit dem Vortritt, wie mit dem Wache von Schritten, mit denen man sich entgegenkommen mußte, zu halten sei, so half sich eine ernsthafte Dame damit, daß sie während einer langen Vorstellung auf ihrem Plage stehen blieb wie angegast. Ein Fräulein vom Stande zumal wie unser „Fräulein von Holland“ mußte den wichtigen Unterschied lernen zwischen Hermelin und Pelzfutter, welche Frau mit Madame oder belle cousine oder belle niece anzureden, durch wie viel Auffätze oder Credenztische, durch wie viel Quergebänge am Himmelbett der Stand anzudeuten sei u. s. w.

Dies alles bereits im 14. und 15. Jahrhundert! Erkennt man darin nicht die Vorboten, gleichsam die ersten Schattentrisse von Ludwig's XIV. Zeitalter? Wie weit die Courttoisie ging und welcher Art sie war, mag folgendes Beispiel beweisen. Bei einem Turnier in Gargignan hatte eine Dame dem berühmten Bayard ihren Armel gesandt, der mit einem Rubin von 100 Dukaten an Werth eingebunden war. Bayard siegte, brachte ihr aber in Gegenwart ihres Gemahls den Armel wieder mit den Worten: „Die Ehre gebührt nicht mir, sondern dem Armel, durch den ich gesiegt habe.“ Die Dame gab nun den Rubin dem nächstbesten Ritter; zu Bayard aber sagte sie: „Weil Herr Bayard mir die Ehre erweist, zu erklären, daß mein Armel ihm den Dank (Preis) gewonnen habe, so will ich denselben ihm zur Ehre, so lange ich lebe, aufbewahren.“

Im Alterthum galten die Frauen als Geschlecht in der Gesellschaftsverfassung nichts, sondern nur in ein-

*) Die Ritterwelt jener Zeit hatte bereits ihren edlern Kern verloren; der Geist der Kreuzzüge und der Hohenstaufen war nicht mehr in ihr; die Nachfolger der Minnesänger waren in den Ritterfälen Jongleure. Ueberhaupt aber tritt unser Verfasser in einem besondern vortheilhaften Abschnitte seines Buchs der gewöhnlichen romantischen Auffassung des ganzen Ritterthums entgegen.

jeinen hervorragenden Individualitäten waren sie ein vorübergehendes Etwas, im germanischen und romanischen Mittelalter dagegen erscheinen die Frauen als solche den Männern gegenüber unter gewissen, durch Religion, Sitte und nationale Ueberlieferungen begründeten Gesellschaftsverhältnissen bevorrechteter und höher stehend als das starke Geschlecht.¹⁾ Die ältesten Spuren davon treten bekanntlich schon in den Nachrichten der Classiker hervor, und die Gesetze der Germanen, z. B. der Alemannen, zeigen dieselben immerhin schon frühzeitig durch das Christenthum beeinflusst worden sein, bedrohen jede Vergewaltigung eines Weibes mit ziemlich strengen Strafen. Freilich bedurfte es gar mancher Umgestaltung oder wenigstens Wandelung des Lebens, bevor z. B. Folgendes als Zeichen seiner Rittersitte angesehen werden konnte. Der Herr von Melun hatte das Glück, daß seine Tochter einen Prinzen aus königlichem Geblüt heirathete. Selbst wenn er nun mit seiner Tochter allein speiste, reichte er ihr mit entblößtem Haupte die Serviette, wenn sie sich vor dem Abendessen die Hände wusch. Man hielt es freilich für eine Thorheit, wenn er sich dabei jedesmal bis zur Erde beugte, allein er glaubte nach feinsten Rittersitte zu handeln und konnte sich auf das Beispiel seines Zeitgenossen, des Herzogs Johann von Burgund, berufen. Dieser sonst ungeschlagene Herr, der Jean sans peur, ließ es sich nicht nehmen, seiner Schwiegertochter bei Tafel jedesmal den Confect zu reichen, wobei er sich ebenfalls bis auf die Erde beugte. Denn obgleich er selbst aus dem königlichen Hause von Frankreich stammte, stand seine Schwiegertochter doch im Range über ihm, weil sie Tochter eines regierenden Königs war. Die Erbscheidung steht nicht unerklärlich da; sie ist unleugbar zu erklären aus der gewaltig gestiegenen Königsmacht in Frankreich, aus der immer schärfer hervortretenden Unterscheidung des höhern und niedern Adels, eine Echeidung, die sich selbst in den Städten zwischen dem Patriciat und dem gemeinen Bürgerthum entwickelte.

Nachdem wir, um so zu sagen, die Luftströmung des Lebens in jenem ritterlichen Zeitalter gekennzeichnet haben, in dessen Atmosphäre Jakobäa lebte und athmete, kehren wir zu ihr wieder selbst zurück. Ihre Vorliebe mußte sich richten auf Waffenglanz und Feldenehre, sie mußte Lust bekommen an Krieg, Turnier und wildem Jagdbrennen, an Abenteuern der Liebe und der Rache. Von nichts anderm hörte sie reden, nichts anderes wurde gepriesen als des Mühens werth. In den Niederlanden gab sich damals die Ritterschaft vom Rheine, aus Nordfrankreich, aus England ihr Stelldichein. Das wogte dort immer hin und her von glänzendem Rittersvolk; das hatte alles gleich seinen Fuß im Strigbügel und zog herbei in festen Sänlein, wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfezt gab, oder was noch lieber war, gute Gelegenheit, einen Schlag den verhassten Städtlern zu ver-

setzen, die ihres Reichthums, ihres Troges und ihrer Keppigkeit kein Ziel wußten. Unter diesen Eindrücken und in diesen Bewegungen verlebte „Fräulein von Soland“ ihre Jugendjahre; ihr Leben und ihre Schicksale als Weib und Regentin bilden gleichsam den Widerschein. Den Ausgang hat sich der Verfasser für den zweiten Band vorbehalten. Berichterstatler und Leser müssen sich bis zum Erscheinen desselben, wenn auch mit einiger Ungeduld, verträumen. Vor der Hand dankt insbesondere die Culturgeschichte für das Gegebene.

Karl Zimmer.

Zur ältern deutschen Literatur.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Erster und zweiter Band. — H. u. d. L.: Opus von Burkhard Waldis. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1862. 8. 4 Thlr.

Wir halten es für Pflicht, das Publikum dieser Blätter auf das neue Unternehmen aufmerksam zu machen, dessen erste Probe hier vorliegt. Die „Deutsche Bibliothek“ will die bedeutendsten und zugleich selten gewordenen Documente unserer Nationalliteratur seit dem Ende des 15. bis ins 18. Jahrhundert der Gegenwart wieder zugänglich machen. Das Interesse der gebildeten Kreise, nicht bloß der eigentlichen Fachleute, wendet sich unverkennbar unserer Vergangenheit in dem Maße stärker zu, als sich die Gegenwart in ihrer selbständigen Art immer sicherer fühlen lernt. Das vorige Jahrhundert und seine eigenthümliche Geisteshaltung durfte keinen historischen Sinn haben, wenn es die ihm zugewiesenen Aufgaben lösen wollte. Der Kampf gegen die zu todtten Mißbräuchen gewordenen Reste der Vergangenheit war seine Bestimmung und so mußte es nothwendigerweise auch mit der Geschichte überhaupt oder mit dem geschichtlichen Sinne brechen. Gegenwärtig aber kann es der Freiheit und dem Fortschritt des Geistes der Neuzeit nicht mehr hinderlich sein, wenn er die völlig abgeschlossene Vergangenheit als Spiegel und Grundlage seiner individuellen Gestaltung in sein Bewußtsein aufnimmt. Daß die literarischen Denkmäler unter allen am meisten Anziehungskraft ausüben, versteht sich von selbst; sind sie doch die im eigentlichen Sinne sprechenden Zeugnisse der Vorzeit. Freilich, wo es erst eines besondern Studiums bedarf, um ihre Sprache zu erlernen, da kann wenigstens dem größern gebildeten Publikum nicht zugemuthet werden, daß es sich neben den andern Interessen und Geschäften des Tags zu seiner Erholung einer so intensiven Anstrengung unterziehe. Wer wollte, um sich am Parzival, am Tristan oder an den Nibelungen zu ergötzen, erst einen Cursus des Mittelhochdeutschen durchmachen, und doch ist es unmöglich, zu einem wahren Verständniß und zu einem wahren Genuß dieser Werke zu gelangen, wenn man nicht ihre Sprache völlig sich zu eigen gemacht hat. Das bloße dilettantische Rathen und Sichdurchwinden kann nicht genügen, oder nur dann, wenn sich eine gute Portion von Selbsttäuschung damit verbindet. Wer diese Dinge wirk-

¹⁾ Weinhold's Werk „Die Frauen im Mittelalter“ hat leider noch niemand vervollständigt, um das zu ersetzen, was dem Verfasser durch Brand im Manuscript verloren ging.

lich lesen will, wie es sich allein ziemt und der Mühe verlohnt zu lesen, muß ihre Sprache ebenso methodisch erlernen, wie man, um Shakspeare oder Tasso im Original zu lesen, englisch oder italienisch lernen muß. Die Zeiten sind vorbei, wo man, verführt durch manche mehr scheinbare als wirkliche Ähnlichkeiten der ältern Sprache mit der heutigen, von dem guten Glauben ausgehen durfte, daß sich alles, was in deutscher Sprache geschrieben sei, auch ohne weiteres verstehen lasse, wenn man nur erst sich etwas eingelesen habe. Hier bleibt nur eine Vermittelung möglich: Uebersetzungen in die heutige Sprache. Bearbeitungen aller Art müssen hier, wie bei jeder andern fremden Sprache, dem größten Publikum Ersatz für den verfallenen Zugang zu den eigentlichen Quellen geben.

Anderß steht es mit der Literatur seit dem 15. Jahrhundert. Sie ruht auf derselben sprachlichen Basis, auf der wir noch heute stehen. Freilich ist in ihrer Sprache manches veraltet, an sich unverständlich, oder doch wenigstens nicht ganz durchsichtig. Aber alles dies kommt gegen die Masse des an sich Verständlichen und Lebendigen nicht in Betracht: es stört kaum mehr, als wenn etwa ein Schriftsteller der Gegenwart allerlei dialektische Besonderheiten seiner allgemein deutschen Sprache einmengt. Ja es liegt sogar eher ein gewisser Reiz darin, der auf dem Contrast des Fremdartigen und doch in seinem innersten Kerne nicht Unbegreiflichen beruht. Nichtsdestoweniger ist der größte Theil der ältern Literaturwerke dieser Periode noch unbekannter in den gebildeten Kreisen geblieben, als die renommirten Werke des eigentlichen Mittelalters. Man hat hier nicht einmal das Hülfsmittel von Uebersetzungen oder Bearbeitungen wie dort. Wenn einmal ein Versuch dazu gemacht wurde, wie es mit Hans Sachs mehrmals geschehen ist, hat er nicht gelugen wollen. So ist man denn auf die freilich sehr zahlreichen Chrestomathien und auf die noch zahlreichern Literaturgeschichten angewiesen. Die ersten geben nur Bruchstücke, die so, wie sie sind, keinen Eindruck gewähren können; die andern sehen eigentlich, wenn sie wahrhaft nützen sollen, eine vorhergegangene gründliche Bekanntschaft mit ihren Objecten voraus und können von Rechts wegen niemals statt derselben eintreten. Wir fragen aber, wie viele von unsern Gebildeten wol je irgendetwas von Hans Sachs, von Fischart, ja von Opitz und Gryphius vollständig gelesen haben? Die Namen dieser Autoren sind freilich in dem Munde aller und mit ihnen auch gewisse stereotype Urtheile, wie sie aus dieser oder jener Literaturgeschichte gezogen werden können. In letzter Instanz sind es rein äußerliche Hindernisse, die unser Publikum bisher von diesem Kreise der Literatur fern hielten. Nur wer es aus eigener Erfahrung weiß, vermag sich einen Begriff davon zu machen, wie schwer es hält, dieser ältern Druckwerke habhaft zu werden. Im Privatbesitz sind sie, einige gelehrte Sammler und Liebhaber abgerechnet, gar nicht mehr anzutreffen und selbst auf unsern sonst gut ausgestatteten Bibliotheken nur selten und sporadisch. Gute Ausgaben gehören zu den größten Raritäten und werden

als solche behütet und bezahlt, sind daher für das Publikum so gut wie nicht vorhanden.

Wunderlich genug ist, daß die bedeutendern Werke der frühern Literaturperiode des eigentlichen Mittelalters, die nur handschriftlich überliefert werden konnten, meistens in zahlreichern und bessern Exemplaren auf uns gekommen sind als die Druckwerke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Was bis jetzt geschehen ist, um sie wieder in Circul zu setzen, hat noch wenig fruchtbar. Die antiquarische Gelehrsamkeit hat sich mit begreiflicher Vorliebe der ältern Zeit zugewandt und ihre Denkmäler beinahe vollständig in correcten und wissenschaftlich genügenden Ausgaben wieder aufgefischt. Aber was unserer neuhochdeutschen Sprachperiode angehört, hat bis jetzt von seiten der eigentlichen Fachleute wenig Beachtung erfahren, oder, wenn es geschah, ist es zu sehr als Gegenstand weitläufiger und massenhafter Gelehrsamkeit behandelt worden, woran immer nur der engere Kreis der Zunftgenossen theilnehmen konnte. Die ersten Bedingungen, die das größere gebildete Publikum stellen muß, Bequemlichkeit und Allgemeinverständlichkeit, hat man dabei ganz außer Augen gelassen, und durfte es auch, da man absichtlich nicht an das größere Publikum dachte. Die „Deutsche Bibliothek“ findet also ein ganz unbestelltes Feld und noch dazu eins von fast unerschöpflicher Ergiebigkeit. In dem vorgedruckten Prospect ist eine vorläufige Uebersicht der Bücher gegeben, die zunächst in der Art wie Burkhard Waldis' „Esopus“ behandelt werden sollen. Jeder Kenner unserer ältern Literatur wird in ihm vieles vermissen, was er vorzugsweise wieder erneut wünschen dürfte. Auch wir haben dieses und jenes mit einem gewissen Bedauern vermisst, aber es natürlich gefunden, daß der subjective Standpunkt des oder der Herausgeber zunächst maßgebend sein muß. Wir wollen dankbar sein, wenn nur dieser beschränkte Plan in seinem ganzen Umfange zur Ausführung kommt und dürfen dann auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich in diesem Fall noch vieles andere von selbst daran reihen wird. Jedenfalls erscheint es uns zweckmäßig, daß hier nur an eine Auswahl aus einzelnen umfangreichern Autoren, an einen Wiederabdruck ihrer Hauptwerke und nicht an Gesamtausgaben, etwa von Hans Sachs oder Fischart oder Gryphius u. s. w. gedacht wird. Solche Gesamtausgaben sind ohne Zweifel sehr wünschenswerth und eine Ehrenschild, welche die Gegenwart der Vergangenheit abzutragen hat; aber sie dürfen nicht auf ein größeres Publikum rechnen, das sich gegen die ältere Literatur gerade so wie gegen die heutige verhält und auf dem Rechte der Abwechslung besteht. Wem könnte man heutigen Tags zumuthen, den ganzen Hans Sachs zu lesen oder auch nur zu kaufen? Aber einige mäßige Bände aus seinen Schwänken und Dramen werden gewiß eine dankbare Aufnahme finden.

Der Name des Herausgebers bürgt allein schon dafür, daß die Arbeit mit vollständiger Sachkenntniß und mit praktischem Geschick gemacht wird. Der „Esopus“ beweist, daß die richtige Mitte zwischen den Anforderungen der ernsten Wissenschaft und der behaglichen Lectüre besteht.

getroffen worden ist. Die erstere verlangt urkundlich treues Festhalten an den besten Texten, Beibehaltung der alterthümlichen Kuponseite in der Orthographie u. dgl., ferner einen gewissen gelehrten Apparat aus der Literaturhistorie und Cultur- und Sprachgeschichte zur vollständigen Erklärung des bestimmten Werths oder Autors. Die andere verlangt wohlfeile, gut gedruckte und lesbare Bände und nur so viel erklärenden Apparat, als man zum unmittelbaren Verständniß des Textes nicht entbehren kann, und diesen in zugänglicher Form. Die vorliegenden zwei Bände befriedigen in der That alle Ansprüche. Jedermann wird die vorangeschickte Einleitung des Herausgebers mit Vergnügen und Belehrung lesen, der bloße Dilettant ebenso wol wie der Mann vom Fach. Sie ist durchaus erschöpfend, wenn auch ohne allen schwerfälligen gelehrten Schmuck. Der Text hat kurze Erläuterungen der schwierigeren Ausdrücke an seinem Rande, womit für das erste Bedürfniß jedes Lesers, auch eines solchen, der noch nie ein Originalwerk des 16. Jahrhunderts in die Hand genommen hat, ausreichend gesorgt ist.

In weiterer Belehrung dienen die stofflich reichhaltigen, in der Form knappen Anmerkungen am Ende des zweiten Bandes, die den Ansprüchen der gelehrten Beschäftigung völlig genügen. Sie sind mit großer Sach- und Literaturkenntniß gearbeitet und bringen namentlich für die Geschichte der von dem Dichter bearbeiteten Stoffe sehr viel belehrende Beiträge. Ein Wortregister mit Erläuterungen, ein Speciallexikon schließt die ganze Arbeit, die eine der interessantesten Denkmäler der Literatur des 16. Jahrhunderts zum ersten male in würdiger Gestalt vorführt. Denn wenn Burckhard Waldis sich an poetischer Begabung nicht wohl mit einem Hans Sachs, oder selbst einem Erasmus Alberus messen kann, so gehört er doch durch seine markirte Persönlichkeit, seinen männlichen Ernst und frischen Humor zu den besten Repräsentanten des deutschen Volksgedankens dieser Zeit. Die allgemeine sittlich-ernste Stimmung, die Polemik gegen die Sitten und Sünden, namentlich gegen den Verfall der Kirche, die tiefe Gläubigkeit des Gemüths, die frische Zuversicht auf das gereinigte Wort, theilt er mit allen irgend bessern Naturen; seine Schriftstellerei dient ihm zu nichts weiter als zu dem Ausdruck dieser Gesinnung. Er will lehren und nützen und verachtet jede andere Art zu schreiben, aber dabei ist er eine so förmige Individualität, schon so frisch in die Welt und weiß das tausendgestaltige Leben der Welt, wenn er es auch schildert und verachtet, so fest zu packen und saftig zu schildern, wie man es nur von einem Dichter verlangen kann, der ganz und gar in der Lust und Freude an der Welt aufgeht.

Mit dem Titel „Esopus“ ist es, wie zum Frommen unser heutiges Publikum bemerkt werden mag, nicht so genau zu nehmen. Thierscheln mit platter Moral haben uns in den Kinderjahren den Magen zu gründlich ver-
dorben, als daß wir später besondern Appetit danach empfinden sollten, und die bloße antiquarische Neugierde, die sich an der Parallele zwischen einem Fabeldichter des 16. Jahrhunderts und Cellert oder Lichtwer befriedigt,

darf nur sehr vereinzelt vorausgesetzt werden. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß überall neben der Fabel noch anderes auftritt. Das ganze vierte und letzte Buch dieses „Esopus“ enthält fast nichts, was auf den alten Hesiod zurückzuführen ist, überhaupt beinahe gar keine Fabeln nach unserer heutigen Definition. Es sind überwiegend kurze Geschichten oder Anekdoten in poetischer Form dargestellt, meist mit durchgreifend humoristischem oder satirischem Kerne und dem entsprechend auch behandelt, bis auf die nach dem Geiste der Zeit einmal unerlässliche ernsthafte moralische Application. Für uns, die wir das et prodesse voluit der Poeten etwas weniger buchstäblich verstehen als das 16. Jahrhundert, mag dieses oft ängstliche und mühselige Haschen nach einer guten Lehre mitunter einen grotesken Eindruck, jedenfalls nicht den von dem biedernden Burckhard Waldis beabsichtigten hervorzubringen. Doch wird jeder Leser, der nicht etwa consequent alle diese moralisirenden Partien überhüpft, sich halb überzeugen, daß auch hierin ein eigenthümlich tüchtiger, gesunder und wohlthätiger Kern enthalten ist. Die Moral ist und kann in den meisten Fällen nicht wohl anders sein als eine Wiederholung der gewöhnlichsten theoretischen Gemeinplätze über das sittliche Verhalten der Menschen nach den Geboten des Evangeliums und des Bewußtseins. Indessen liegt dem eine so naturreiche, kindlich reine und zugleich männlich ernste Haltung des Gemüths und Verstandes zu Grunde, ein so felsenfester und warmer Glaube an den absoluten Werth und die unumstößliche Gültigkeit dieser Sätze, ein so gebieterischer Zorn gegen die Verkehrtheit der Welt, die sich durchaus nicht in die Fugen der Moral und des Evangeliums einrenken lassen will, daß auch Verstand und Gemüth eines Menschen des 19. Jahrhunderts davon ergriffen und befriedigt werden können, selbst wenn ihm die Schranken jener engbegrenzten Lebensanschauung nicht mehr hinderlich sind.

Was den stofflichen Werth solcher erzählenden Stücke oder Schwänke, wie man sie kurzweg wol nennen dürfte, belangt, so ist derselbe natürlich ein sehr verschiedener; aber kaum eins dürfte sich darunter finden, das nicht auch den heutigen Leser wenigstens momentan unterhält und ergötzt. Sehr viele darunter gehören zu der seit Jahrhunderten überall kursirenden Münze des Humors und der Satire, und sind auch in deutscher Sprache mehr als einmal schon von den Vorgängern unser Autors und seinen Zeitgenossen behandelt, gewöhnlich in poetischer Form, hier und da auch in Prosa. Es ist nicht zu leugnen, daß die poetische Form viel dazu beiträgt, an sich unbedeutenden Stoffen einen gewissen Halt zu geben, ohne daß ihr innerer Werth sich dadurch verändert. Der Darscheller steht sich durch die in ihrer Natur liegenden Anforderungen mit oder ohne Bewußtsein gezwungen, einen ganz andern Aufwand von Geist und Kraft zu machen, als für die Prosa genügt, und so wächst ihm gewissermaßen von selbst ein Gehalte unter den Händen, zu dessen Hervorbringung er sonst nicht befähigt gewesen wäre. Selbst diese relativ sehr freie, oft sogar etwas plumpe Technik der deutschen Verunft des 16. Jahr-

hundert, die bei unserm Autor nicht einmal in einer besonders gelungenen Durchbildung auftritt, wirkt doch ganz anders als eine an sich reinere und elegantere Prosa, die sich zwar nicht häufig, aber doch hier und da in Stofflich gleichen Literaturerzeugnissen der Zeit, z. B. in Pauli's „Schimpf und Ernst“ findet.

Die beständige Wiederkehr desselben Stoffvorraths in der damaligen Literatur darf wol einen heutigen Leser befremden, der gewohnt ist, viel und immer Neues zu lesen, versteht sich aber damals ganz von selbst. Jeder Schriftsteller bediente sich jedes sich ihm anbietenden und ihm passenden Stoffes mit vollständigster, naivster Rücksichtslosigkeit gegen alle frühern Bearbeiter, da er sicher sein durfte, daß das Publikum, das ihn las, auch zuerst bei ihm die Geschichte las, die er brachte, oder wenn es mit ihnen schon bekannt war, doch mit Vergnügen eine ihm wirklich zusagende Speise immer wieder genoß. Uebrigens enthält das vierte Buch des „Esopus“, das ohnehin an Umfang beinahe den drei vorhergehenden zusammen gleichkommt, auch eine nicht unbedeutende Menge von Erzählungen, die aus mündlicher Ueberlieferung oder aus dem eigenen so höchst abenteuerlichen Leben des Autors und seinem bunten Orts- und Berufswechsel geschöpft sind. Sein Geburtsland Hessen, ganz Norddeutschland bis nach Riga auf der einen und Amsterdam auf der andern Seite, Nürnberg, Augsburg u. s. w. sind ihm ebenso bekannt wie Oberitalien und Rom, und er war zuerst ein ebenso eifriger Mönch wie später ein geschickter Zingleser und schließlich ein frommer lutherischer Pfarrer.

Heinrich Rückert.

Historische Romane.

1. Schwarzwald. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren von Alfred Reizner. Erste und zweite Abtheilung. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862—63. 8. Jede Abtheilung 3 Thlr.
2. Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman von Franz Carion. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Foscari. Ein historischer Roman von Wilhelmine Guisgard. Drei Bände. Berlin, Haude und Spener. 1863. 8. 5 Thlr.
4. Die Grenadiere der Kaiserin. Historischer Roman von Theodor Scheibe. Zwei Bände. Brunn, Karaslat. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Der Raub Strasburgs im Jahre 1681. Vaterländischer Roman in drei Theilen von Geribert Rau. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1862. 8. 4 Thlr.

Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! seufzte ich, als mir der Name Alfred Reizner auf einem dieser Romane in die Augen fiel. Also auch du mußt unter die Romanschreiber gehen? Ich weiß, du hast dich schon seit Jahren dazu entschlossen, aber so oft ich daran denke, erneut sich mein Schmerz um den Verlust eines schönen poetischen Talents. Es ist lange her, als du deinen „Bispa“ dichtetest. Damals war noch eine gute Zeit für den Poeten, und schließlich war es dir ganz Ernst mit den Worten des Schlusssatzes:

Mein Lied ist aus! Die Harp entfällt der Hand,
In Schutt zertrümmert das Gefäß der Lieder.
Die Lampe, die so manche Nacht gebrannt,
Zack und verlöscht, ich fülle sie nicht wieder.

Mein Lied ist aus! Ein trauriger Genos,
Da st' ich, und der Sturm im Busen wüthet,
Ich fühl's, mein Lied hat wie ein wildes Ross
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerquetschert.

Hörwahr, es war dir nicht ganz Ernst damit, du hättest doch die Lampe wieder gefüllt und durch die Nacht deine Harpe ertönen lassen. Sagst du doch selbst im Prolog:

Wo Bunden stinken, gilt es, dich zu zeigen,
Der Kampf nur gibt die Lieder, nicht die Ruh';
Wenn die Gewitter der Geschichte schweigen,
Trübseliger Port, dann schweigt auch du!

So sangst du 1846, als du in schöner Ahnung des Kommenden ausriefst:

Geschritten bin ich, reich an Freud' und Schmerzen,
Durchs schöne Land von Wald und Berg umhegt,
Und hab' gelauscht an der Schicksalsleise Herzen,
Die Hand auf jede Scholle Land gelegt.

Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! Den schönen Schwung der gebundenen Rede hast du aufgeben müssen. Warum? Nur keine Gedichte! ruft jeder Verleger. Höchstens niedliche Anthologien für die Damen, aber keine Gedichte, keine Epen und wären sie classisch durch und durch. Hier ist hochachtungsvoll und ergebenst Ihr werthes Manuscript zurück. Ich kenne die Zeit und das Publikum. Nur keine Gedichte: Romane, ja Romane, das läßt sich hören!

Und der Dichter des „Bispa“ konnte dem schöpferischen Drange nicht widerstehen. Was er fühlte und dachte, muß gestaltet werden; „nun denn, auch ich kann, was Hunderte können“, und Alfred Reizner schreibt Romane. Gewiß, ein Vortheil für das Publikum, das nun einmal nur Romane lesen will, denn ein Dichter kann nichts durchaus Gehaltloses liefern. Wir erhalten einen, zwei, drei und noch mehr gute Romane von ihm, und die Quelle der Lieder verstummt, denn ihr Gefäß ist nun wirklich in Schutt zertrümmert. Armer Dichter! Armer deutscher Dichter!

Muß doch auch der Kaufmann sich den Ansprüchen des Publikums fügen, will er anders nicht bei den besten Weinjahren und gefüllten Kellern bankrott gehen. Bairisch Bier! ruft die Welt. Wohl trinkt sich eine Flasche echten Rheinweins gut, aber mehr davon verträgt nicht jeder; wol ist die Blume des goldenen Traubenbluts entzückend, aber bairisch Bier duftet auch kräftig und auch schwächliche Naturen vertragen drei Seidel, starke wol zwanzig davon. Dabei läßt sich lange gemüthlich sitzen und plaudern. Bier her! wir wollen keinen Wein nicht!

Nun denn, poetische, fabelhafte Lorelei, steige vom Felsen zu uns herab und werde modern. Gähle deine Glieder in kleidsame Gewänder. Venus Amathusia im Reifrock; beim Himmel, sie ist schön!

Ich könnte nun sagen, es sei weder klug, noch rühmlich, daß die Dichter sich mit den Romanschreibern in einen Wettstreit einlassen, denn in dem Roman ist das Handwerk höchstens zur Kunst erhoben, in seltener Ausnahme aber zu einer Stifter'schen Dichtung. Von dieser kann sich freilich der Romanschreiber zur Poesie erheben; was aber thut der Poet, wenn er von der Dichtung zum Roman hinabsteigt? Und dann, von der Liebe zum Geschäft überzugehen, ist immer hart, aber um der süßen Freuden der Liebe willen thut es der tüchtige Mann tagtäglich. Wie schnell, ach nur zu schnell sind die Thaten des seltsamen Kaufmanns vollbracht, und wahrlich, ein Dauerndes ist denn noch entstanden. Wie lange hat Alfred Reizner an dem „Bispa“ gebüht? Man merke wol gebüht? Und wie lange hat er an den vier Bänden seines Romans geschrieben? Und was sind diese vier Bände allerhöchstens? Gutes Holz, das am Fuße des Felsens lagert, auf dem die Kapelle Bispa noch lange stehen wird. Diese kleibt, die Stämme werden vom Strome fortgerissen, unter die Tausende vielleicht stürzen, und wenn auch nur dickern,

gewirbelt, wieder aufgeführt und als Oftermalkolatur in Mische verwandelt. Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! Ich könnte, wie gesagt, es weder klug noch rühmlich finden, als Dichter Romane zu schreiben; aber leune ich die treibenden Gründe, die auch die wenigen Dichter, die unsere nüchterne Zeit uns gottlos nicht, wie soll ich sagen, todtschwiegen hat, zu dem Geschäft geführt haben, unendlich viele Bogen Papier durch Wochen und Monden zu beschreiben, um nicht ein Kunstwerk, nein, nur einen Roman, wenn auch einen, der drei Auflagen erlebt, aber sicher vergessen wird, zu schreiben?

Sollte ich mißverstanden werden und mir durch mein gerechtes Trauern um nicht abzuleugnende Erscheinungen den gesahrliehen Vorwurf verdienen, als gönne ich den Romandichtern, wie man ja häufig die Verfasser von Novellen, Erzählungen u. s. w. zu nennen liebt, nicht ihren wohlverdienten Lorber, so möge folgender Vergleich diesem Uebel beugen. Karl Kröhlich, der talentvolle Ausüßer der „schwarzen Kunst“, hat eine unbestrittene Anerkennung seiner seltenen Geschicklichkeit errungen. Gesezt, die Produkte derselben würden so nachhaltig Mode, daß man darüber die Kunstwerke der genialsten Maler mißachtete und endlich nichts mehr davon wissen wollte, rände dem Kunstkenner nicht wol an, sein tiefes Bedauern auszusprechen, wenn er erlebte, daß die wenigen wirklichsten Maler von diesem berechtigten, aber sich überprügenden Geschmack und andern lokalen und persönlichen Zwangsmitteln sich veranlassen ließen, den Pinsel mit der Schere zu vertauschen und die von Karl Kröhlich so geschickt ausgeübte „schwarze Kunst“ auch zu treiben? Und so sage ich denn nochmals: Armer Dichter! Armer deutscher Dichter!

Der Verfasser des „Hässa“ vermahnt sich übrigens in der Vorrede seines „Schwarzgelb“ (Nr. 1), einen Roman dargeboten zu haben, er nennt sein Werk „eine Geschichte“. Vielleicht zum Theil eine wahre Geschichte, soweit sie die Hauptpersonen betrifft. Zumeist doch bleibt das Werk ein Roman, und zwar ein sehr unterhaltender. Dies ist diejenige Seite der Schöpfung, welche ihr jene vorübergehenden Freunde verschaffen wird, die aus lieber Langeweile ein Buch nach dem andern eiligst verschleusen, ohne von der Nahrung gesättigt zu werden, vielmehr von oberflächlicher Neugierde getrieben, sich neue Geschichten erzählen lassen, um sie ebenso schnell zu vergessen. Die andere Seite des Romans, die tendenziöse, ist allerdings die neuere, trübe Zeitgeschichte, von den Gestalten der Dichtung zwangsweise in ihren verschiedenen Schattirungen zu unserer traurigen Erinnerung durchlebt. Meißner's Reflexionen über unsere jüngste Zeit nehmen Gestalt an und vertreten handeln und sprechend die verschiedenen Parteien unserer Lage. Napoleon tritt wirklich auf, Garibaldi wird von Kampfgenoßen genannt und gepriesen, Dräni erhält einen gleich klingenden Namen und geheimnißvolle Schicksale. Doch der Weg bis zu den drei Persönlichkeiten ist weit, denn die Geschichte beginnt in Oesterreich.

Wenn wir durch Hügig erfahren, daß Chamisso zu seinen Terginen die Unreime sich geordnet vorgezeichnet und sodann gedichtet, wenn ein solches fleißiges Fabriken diesen Namen verdient, so läßt sich zweifelsohne annehmen, daß die Verfasser politischer Romane sich die Tendenzen vorgeichnen, welche in dem Werke vertreten werden sollen. Ueberraschen muß es, daß Meißner für einen österreichischen Roman „die Pfaffen“ nicht obenan und reich unterstrichen auf seinen Gedenkzettel gesetzt hat. In den „Dissolving views“, an welche „Schwarzgelb“ erinnert, und von denen es sich nur dadurch untercheidet, daß die „Rebelbilder“ ihre Stärke in der Reflexion haben, „Schwarzgelb“ aber durch rasche spannende Handlung bis leider zur Eugène Sue'schen Manier sich auszeichnet, stehen die Pfaffen obenan. Die Polizei dagegen ist in beiden Werken der unverrückbare Mittelpunkt des sehr complicirten Betriebes. Beide Schriftsteller kennen dieses laienabstiebrige Ungeheuer genau und stellen es in seiner ganzen Thätigkeit nur zu zureichend dar. Auch in „Schwarzgelb“ machen wir die Bekanntheit eines Polizeigenies, ähnlich dem Commissar in den „Rebelbildern“.

Grafin Freiherr von Rad entwickelt als Bezirkshauptmann 1863. 19.

im kleinen Krasniz, das vor 1848 vom Grafen von Liebolds-egg fast sonderbar beherrscht wurde, eine so anerkennenswerthe Thätigkeit, daß wir nicht ohne Ueberraschung ein so brauchbares Polizeigenie im westlichen Böhmen statt in der Kaiserstadt und einem großen Wirkungskreis verwendet sehen. Der verwitwete Graf ist nach zwölfjähriger Abwesenheit, im Jahre 1850, wo die Handlung unserer Geschichte, wie das Vorwort ausspricht, beginnt, in Begleitung seiner einzigen Tochter Cornelia zu dem alten weiltägigen Schlosse im Herbst zurückgekehrt. Es sammelt sich um den reichen, einflussreichen Diplomaten eine Zahl interessanter Gäste, von denen der greise literaturphane General von Greifenstein, seine sehr junge, schöne Frau Leonie und deren Verehrer, Rittmeister Halbenried, die Hauptpersonen sind.

Durch die Heßjagd, welche Herr von Rad auf einen Flüchtling anstellt, den ein demokratischer, dem Schloß zunächst wohnender Müller einige Zeit in seiner Mühle verpflegt hat — denn der arme, junge Mann ist seit längerer Zeit tuglos, nachdem er dem Tode durch Pulver und Blei oft wie durch ein Wunder entronnen, von Ungarn bis hierher gekosch — wird der Feld des Romans in den Park des Schlosses und zu den Füßen der dort mit ihrer Freundin und Dienerin Frau Hassenfeld lustwandelnden Cornelia getrieben. Die weichen Frauenherzen sind nicht rathlos. Sie verbergen mit Hülfe eines alten Lakaien den schmerz, klingen, auch in der alten Jacke, die von einem Förster für wahrscheinlich reiche Kleider eingetauscht ist, und mit den andern auf gleiche Weise gewonnenen ärmlichen Stücken der täuschenden Bekleidung harmonirt, ihre lebhafteste Inneigung schnell gewinnenden Demokraten in dem wüsten, unbewohnten Theil der altherkömmlichen Grafenresidenz. Das Polizeigenie zeigt sich unserer Bewunderung werth, und die Angst der beiden Damen steigert sich mit jedem Tage um so mehr, als sie erfahren, daß bereits der Park von Haischern umstellt ist und der feinsühlende Flüchtling durchaus das Schloß verlassen will, um seine Retterinnen nicht zu compromittiren. Diese zwingen ihn zu bleiben, ja sie legen ihn sogar unter Schloß und Riegel. Die Versorgnis, er könne doch gerade jetzt sein Asyl verlassen, treibt Cornelia, sich von seiner Sicherheit zu überzeugen. Ihre Aufregung kommt seiner zarten, doch leidenschaftlichen Verehrung entgegen und die Verwalterstochter Anna, als solche hat die vorbeugende Frau Hassenfeld die Grafentochter vorgestellt, findet sich einen Moment in den Armen des Flüchtlings, ja sein Mund ruht einen kurzen besessenden Augenblick auf ihren Lippen. Cornelia sieht wie ein flüchtiges Roth, und der Flüchtling erfährt von Frau Hassenfeld, daß Anna mit dem Reviersförster verlobt sei.

Das Polizeigenie ist unterdeß bis in den unbewohnten Schlossflügel vorgebrungen, indem Herr von Rad die Gesellschaft bewegt, die alten Bilder in dem sogenannten Kaiseraal zu bewundern. Eins derselben deutet eine Nische, in welcher der Flüchtling schon einmal ein sicheres Versteck gefunden. Cornelia bebt verzweiflungsvoll, als Rad mit dem Rittmeister Halbenried dieses Bild, um es dem Lichte zu nähern, aushebt. Sie schreit laut auf, doch — die Nische ist leer.

Ein Brief des Bedrohten an die beiden Damen, worin er sich erbietet, für die liebliche Verwalterstochter Anna zu sorgen und zwar durch ein einliegendes Schreiben, welches der Post übergeben werden soll, vermehrt die Verwirrung, denn jener Brief ist H. Halbenried unterzeichnet, mithin kann der Flüchtling nur der Bruder des Rittmeisters sein. Dieser hat vor kurzem auf die Frage des Grafen, ob der Millionär und Demokrat gleichen Namens sein Verwandter sei, erklärt: Der reiche Halbenried ist mein Onkel. Er habe, fügt er hinzu, ihn seiner politischen Gesinnung wegen ererbt, und sei jetzt tuglos, da des Rittmeisters einziger Bruder, den der Onkel stets bevorzugt und der die Gesinnung des Onkels theile, wie mancher Verfolgte, wahrscheinlich vom Kriegsgericht verurtheilt und erschossen sei.

Bruno's Brief verliert Cornelia. Ihre Tante, die alte Verchwister Gräfin Sophie, findet ihn, hält ihn nach der Unterschrift für ein Schreiben des Rittmeisters an Leonie

und theilt dem General den Inhalt mit. Ein furchtbares Witter bricht über die unschuldige Leonie aus. Frau Hasenfeld eilt zum Rittmeister und theilt ihm die Bage der Dinge mit. Dieser erklärt vor dem General, der Brief, den Sophie, bereits durch von Rad, ihren Herzogsfreund, unterrichtet, diesem übergeben, sei ein mehrere Jahre altes Schreiben seines Bruders aus Ungarn an zwei Damen. Sophie behauptet den Brief verbrannt zu haben. Leonie ist nicht zu versöhnen, der Graf schlägt deshalb eine kurze Trennung vor, der alte General muß nachgeben, Leonie reist nach Paris. Der Flüchtling ist verschwunden, von Rad findet zu seinem Erstaunen ein leeres Nest. Hier endet die erste Abtheilung des Werks unter dem Titel: „Dulder und Henegaten.“ Die Fäden sind geschickt verwebt, an Spannung und Ueberraschung fehlt es nicht, selbst die Nebenpersonen geben dem Leser viel zu leiden und zu hoffen. Die Situationen werden zuweilen so aufregend, daß sie an die Virtuosität der französischen Romanschriftsteller streifen.

In der zweiten Abtheilung: „Aus der Emigration“, sehen wir uns nach Paris versetzt. Leonie glänzt als schöne Frau in den Circeln der hohen Aristokratie, der ihre Tante angehört. Bruno Galbenried hat, glücklicher als sein Bruder, der Rittmeister, Gnade vor den Augen der jungen Generalin gefunden. Das trankische Du walzt in den Gesprächen des Paares vor. Wer kann es auch dem Flüchtling verdenken, daß er die Welterstochter Anna fast vergessen hat? Bruno lebt unter den Flüchtlingen, deren Treiben nach allen Rationalitäten geschilbert wird. Plötzlich erscheint Graf Thieboldsdorff mit Cornelia und Frau Hasenfeld in Paris. Bei Leonie steht Bruno seine erste Geliebte als Gräfin. Ihre Herzen haben sich bald wieder. Leonie rast und findet an dem Grafen einen Verbündeten, weil dieser dem jungen, überreichen Fürsten und Dragoneroffizier Kronenburg seine Tochter zur Gemahlin bestimmt hat. Dieser fide österreichische Gräbe hat freilich schon in Krainitz von Cornelia einen Korb erhalten und ist, um sich zu zerstreuen, nach Paris gegangen. Auch der Rittmeister Galbenried findet sich dort ein und führt Bruno zum Grafen, der ihn kennen zu lernen wünscht. Ein Versuch, den bürgerlichen Geliebten seiner Tochter unschädlich zu machen, ist mißglückt. Denn obgleich die pariser Polizei dem Wunsche des österreichischen Diplomaten nachgegeben und Bruno bei dem Italiener Meroni verhaftet hat, findet sie, daß der letztere, den sie nur um zu täuschen mitgenommen hat, der Festhaltende sei, der Deutsche wird nach drei Tagen entlassen. Der Graf entschließt sich schnell, seine Tochter aus der gefährlichen Nähe des Demokraten zu entfernen, die Abreise des Diplomaten steht fest. Nun hört er von Bruno, daß auch in Oesterreich die Erbprinzen der Gräfintrone nicht sicher sein wird, denn der Flüchtling hat durch seinen Onkel Willson die Zusage erhalten, die Zusage erhalten. In Bruno's Händen befinden sich bereits die nötigen Papiere und sein Entschluß, sofort nach Wien zurückzukehren, steht fest. Der Graf warnt ihn und deutet auf manches Bann und Aber. Bruno läßt sich nicht einschüchtern. Beim Abschied von seinem Bruder deutet dieser auf den Glücksstern, der ihm jetzt bei Leonie aufgegangen. Ein Galbenried muß es sein, scheint Leonie zu denken. Bruno reißt ab und wird, sobald er die Grenze seines Vaterlandes erreicht, verhaftet.

Nun, weiter, weiter! ruft der neugierige Leser. Bedauer, nicht dienen zu können, die zwei Bände „Aus der Emigration“ schließen hiermit, und bin ich daher außer Stande, etwas über das fernere Schicksal des uns interessirenden Liebespaars zu verrathen.

Aber interessiren uns denn wirklich Cornelia und Bruno? Leider muß ich das bezweifeln. Bruno soll ein sehr schöner, begeisteter, junger Mann sein, der für die Volksfreiheit Leben und Werk geopfert. Er tritt in Krainitz allerdings als bedeutend auf, man vermutet hinter der abgetragenen Föhrlschädel einen ungarischen Ragnaten und Fürsten. Er soll sehr Gefährliches unternommen haben, denn warum sonst diese ungewöhnliche Fehljagd nach ihm? Er soll in Paris den Studien leben. Alles das sagt uns der Roman; dagegen erscheint Bruno

immer unbedeutender, immer gewöhnlicher. Sein Verhalten im Verkehr mit Meroni und den andern Flüchtlingen ist höchst unklar, wenn auch nur so unvorsichtig wie das der andern. Wir sehen nicht eine Handlung, die uns Bruno werth macht. Er spricht sehr gut, aber dabei bleibt es. Und Cornelia? Sie soll ein schönes Mädchen sein. Wir glauben es; aber wecket sie, noch die untröstliche Frau Hasenfeld gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Der Leser ist den Damen für die Rettung des Flüchtlings zu Dank verpflichtet, aber, aufrichtig gesprochen, wäre der Dichter nicht da, Bruno würde dem Herrn von Rad nicht entgangen sein. Die Nebenpersonen sind nach dem Gedankengang geschickt entworfen und seine Tendenz bleibt unverändert, Wahrscheinlich wird „Schwarzgelb“ in einer dritten Abtheilung fortgesetzt werden; denn wie es vorliegt, sind wir am Schluß des dritten Acts eingetretener Hindernisse wegen nach Hause geschickt und müssen den vierten und fünften Aufzug nachzuholen suchen.

Von dem zu zwei Drittheil fertigen Gantebild „Schwarzgelb“, vor dem das Publikum, wie der verstorbene Sultan vor seinem von Kretschmer nur bis zur Kassenkappe primo gemalten Porträt, ausrufen wird: „Bei Allah, dieser ist ein großer Meister!“ wenden wir uns zu einem, wie mir scheint, wirklich historischen Bilde, dem Roman: „Der letzte Habsburger und seine Tochter“, von Franz Carion (Nr. 2). Bravo! rufe ich, bevor ich das ganze Bild übersehen habe; bravo! schon um der beiden Partien willen, die mir sogleich in die Augen fallen, ich meine den Besuch der kaiserlichen Oberhofmeisterin Fürstin Muerberg beim Dr. Kaleigh, und das Gespräch seiner Enkelin Dolly mit der erkrankten Nichte der Fürstin. Das ist nicht mehr schwarze Kunst, das ist Malerei, oder vielmehr hier ist der Roman zur Dichtung erhöht.

Es ist ein Buch, das man nach jedem Abschnitt gern aus der Hand legt, um sich nachdenkend in das Gelesene zu vertiefen. Nicht mit athemloser Hast verlangt hier die aufgeregte Neugierde, von Situation zu Situation verlockt, nach der endlichen Lösung. Nicht überraschen will der Verfasser; wol unschwer können wir den Roman weiter dichten, nachdem uns die handelnden Personen bekannt geworden, denn diese ruhige Klarheit, diese anspruchlose Vergesslichkeit, welche die Darstellung durchweht, verleih auch uns die Macht dichterischer Combination. Und empfinden wir eine Spannung, so ist es die angenehme Theilnahme an Personen, die uns bei fortgesetzter Bekanntschaft immer lieber und bedeutender werden. Marchese Hercules von Signatelli, Beltruardo ist die dritte Figur, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Die schöne, anspruchsvolle, entzückend heitere Dolly befindet sich zu dem stattlichen, jungen Hofmarschall in demselben Verhältniß, das Walter Scott gelegentlich gibt, den Landeshochzeit Quentin Durward um eine Prinzessin dienen und sie sich gegen den Ober der Ardennen erkämpfen zu lassen. Dolly freilich erduldet das Schwere um den schönen Marchese. Die Liebe zu ihm und ihrem Großvater, dem freimaurerischen Greis Dr. Kaleigh, und dessen schwärmerische Zuneigung zu ihr sind die hellen Lichtpunkte des Romans, der am Hofe des bald dahinscheidenden Kaisers Karl VI. und der jungen Kaiserin Maria Theresia sich entwickelt und abspielt.

Der zu Gornals, einem Dorfe bei Wien, lebende englische Arzt wird von der Oberhofmeisterin Fürstin Muerberg aufgesucht, um ihrer jungen tieferkrankten Nichte Selene, nachdem alle Heilmittel der berühmtesten Doctoren keinen Erfolg gehabt, die letzte Hülfe zu bringen. Die Kaiserin selbst hatte die Fürstin dahin gewiesen und nicht ohne triftigen Grund, denn der fremde Arzt war kein Charlatan, sondern ein wunderbar begabter und erfahrener Mann. Als er in einfacher Cavalliertracht eintritt, wie er sagt, um der kranken Prinzessin sein Erscheinen nicht auffällig zu machen, erkennt diese sofort in Dr. Kaleigh eine Aehnlichkeit mit einem ihrer Aynen, die auch ihre Tante, als sie mit dem Engländer den Saal betritt, wo die Bilder der Vorfahren aufgestellt sind, erkennen macht, während der Arzt

davon tief ergriffen scheint. Dolly, die wunderliebliche Dolly, bringt der Prinzessin die vom Großvater bereite Medizin. Zwischen den beiden jungen Mädchen erblüht eine innige Freundschaft. Wer sollte auch Dolly nicht lieben! Wahrscheinlich, Carion hat uns in dieser Mädchenblume etwas Unvergessliches geschenkt. Sobald ihr Name genannt wird, fühlt sich der Leser im erwarrenden Strahle der Frühlingssonne. Nur warnen möchte ich den sehr talentvollen Verfasser, vergleiche ihn besonders gelingende Figuren nicht zu überzeichnen, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Gerade in dem nicht Zweifel liegt der Reiz dieser Schöpfung und nichts gefährdet die Reizbarkeit, die uns hier so ergreift, mehr als Reflexionen in dem Munde dieses jungfräulichen Kindes über ihre kindliche Ursprünglichkeit. Aus wahrer Verehrung vor einem Geiste, der eine Dolly gehalten konnte, spreche ich's aus, und dies überhebt mich wol, den Nachweis zu führen, daß ich mit freudiger Hingebung dem holden Getändel dieses jenseitigen Engels zugeschaute und ihrer drohlich-süßen Reizweise gelauscht habe. Ich würde es bedauern, durch einen wohl gemeinten Rath, der manchem als kleinliche Mäkelerei erscheinen könnte, den Genuß der Leser zu röhen. Gewiß, Carion wird mich verzeihen, wie auch in der Bemerkung, daß er seine allerdings interessanten Detailschilderungen dort etwas einschränken möge, wo sie als genaue geschichtliche Forschungen — als solche höchst achtungswerth und gern gelesen, aber zu sattebedürftig — unser lebhaftes Interesse an dem liebgewonnenen Personen beeinträchtigen.

Doch schon ruit uns das herzige Geplauder der anmuthigen Dolly nach Hernals, um noch die letzten Worte des sie aufrichtig liebenden Obersten zu vernehmen. Aufrichtig? Und doch ist der Marchese auf des Kaisers, wie leise angedeutet wird seines Blausverwandten, Befehl mit der stolzen, imposanten, jungen Fürstin Glandia Portia verlobt. Arme Dolly, wird dein Herz nicht brechen, wenn du den Verath entdeckst? Ein Gespräch im Auerberg'schen Palais, wo Glandia einen kurzen Besuch macht und schon durch die aristokratische Härte, mit der sie auf Dolly herabblüht und dieser „Person“ begegnet, das Gefühl des Rastartandes verleiht, muß die Arme aus ihren Träumen in ein furchtbares Erwachen aufrufen. Dolly ist vernichtet. Auch der Großvater weiß sich anfangs seinen Rath, denn er fürchtet, daß seiner arglosen Enkelin das Herz unter diesem jähen Schläge brechen müsse. Aber die Liebe ist ja die größte, ausdauerndste Heilbin. Sie kämpft, duldet und — verzieht. Hercules und Dolly ändern sich wieder, weil sie nicht mehr voneinander lassen können, obgleich der Oberst dem getroffen Arzte sein Wort gegeben, Raleigh's Wohnung nicht mehr zu betreten.

Währenddessen spielen die Intriguen am Kaiserhofe fort. Die Pfaffen wittern in Hernals Regerei, denn ihre Späher berichten von den Zusammenkünften der Freimaurer. Auf des Kaisers Befehl, hervorgerufen durch den Einfluß des Reichsvaters Lönnemann, diesmal von Maria Theresia unterstützt, schreibt man zur Verhaftung. Aber welche Erwachen macht die Schwarzen und die Häfcher verfeinern? Franz von Loscana, der Gemahl der Kaiserstochter, tritt ihnen mit vielen Edeln aus den Gemächern Raleigh's entgegen. Nun muß vorsichtiger zu Werke gegangen werden. Die Liebe des Marchese zu Dolly wird der Erzherzogin hinterbracht und die Kegerin ist — verschwunden. Der greise Arzt erliegt fast diesem Schläge. Sie kann nur von Hercules, der bereits gegen den jungen Preußenkönig verwendet und vom Schauplatz fern ist, entführt worden sein. Raleigh überlegt vor seiner Abreise, die den Zwiel hat, Dolly aufzusuchen, im Rathen an die Fürstin Auerberg, das seinen letzten Willen enthält. Sollte er nach fünf Jahren nicht wiederkehren, so möge sie es öffnen und nach dem Inhalte verfahren. Dolly befindet sich in einem Kloster, wo sie allen Befehrungsversuchen kräftig widersteht, aber auch tief erkrankt, wie der freie Sänger im Gefängniß. Auch Raleigh, der beim Oberst Hercules keine Aufklärung gefunden, schmachtet bereits im Kerker.

Daß ein Geheimniß die beiden so furchtbar durch ihre ungewisse Trennung leidenden Personen verhält, ahnt wol der

Leser. Es würde zu weit führen, dasselbe ausführlich aufzudecken zu wollen. Der Schluß des Romans gibt den Schlüssel desselben und, indem wir ihn folgen lassen, den Beweis von der sicheren Erzählungsgabe des talentvollen Verfassers (II, 367 fg.): „Nach diesen Worten schritt die Kaiserin Maria Theresia zum Erwachen des Obersten zu einer der beiden in ihr Arbeitsgemach führenden Seitenthüren, sie öffnete und hineinsprechend: „Komme Sie, meine liebe Glandia, löse Sie den Vogel aus, den ich hier im Rege habe.“ Fürstin Portia erschien auf der Schwelle, Hercules zuckte unwillkürlich bei ihrem Anblick zusammen, er senkte in Befürzung die Augen zu Boden. „Sehe Sie sich diesen Herrn Husaren an, meine Liebe“, hob Maria Theresia, die Pause unterbrechend, mit Ironie an. „Der hat's glücklich vom Pharisäer bis zum Böckler gebracht, der an die Brust schlagend seufzt: Gott sei mir Sünder gnädig! Absolviren Sie ihn, daß er nicht ganz vor Sünd' und Reue zu Grunde geht.“ — „Glandia!“ rief der Oberst. — „Hören Sie mich, Hercules“, hob die Fürstin an. „Es kommen uns Tage, an denen die Erkenntniß eines Unrechts lebhafter als zu andern Zeiten und vor die Seele tritt. Mir ist eine solche Erkenntniß gekommen. Wir würden nie ganz glücklich miteinander werden. . . . nie! Es wäre ein Unrecht, das wir wissenschaftlich gegeneinander bezingen, wollten wir uns darüber täuschen. Das Warum bleibe unerörtert zwischen uns, Sie fühlen es, ich kenne es.“ — „Stimmen und Erde kürzen über und unter mir zusammen!“ rief Hercules. . . . „Glandia. Sie, Sie verwerfen mich?“ — „Und mit Recht, Herr, mit Recht!“ räumte Maria Theresia bei. . . . „Seine Strafe verdienen nichts anderes, verstanden? Wo steht es denn geschrieben, daß Er zwei Götter anbeten darf?“ Der Oberst versammelte vor Schreck, sein Geheimniß entbrach zu wissen. . . .

„Er muß wirklich von einem gelinden Wahnsinn besessen sein, Herr, daß Er sich jemals träumen ließ, Seine abenteuerliche Neigung zu einem Mädchen wie des hernalser Arztes Enkelin könne für Ihn zu einem Glück führen“, nahm Maria Theresia das Wort. „Ich hoffe, daß Er jetzt, wo meines höchst seligen Herrn Vaters Wunsch, Ihn nicht zur Ehe mit meiner lieben Glandia zu zwingen, durch sie selbst und in so schöner Weise erfüllt worden ist, vernünftig sein, und meinem Wunsche ohne weiteres entsprechen wird, sich mit einer andern zu vermählen, die ich für ihn ausgewählt hab'!“ — „Gerechter Gott, in dieser Stunde, wo ich. . . .“ — „Schweig! Er! Ich dulde keinen Widerspruch!“ unterbrach ihn die hohe Frau entschieden, und ohne auf seine Verweisung zu achten, in der er die Augen mit beiden Händen bedeckte, trat sie an die andere Thür, und sie öffnend, rief sie in das Nebenzimmer hinein: „Komm Er mit der Gräfin Braut, Graf Raghach!“ In das Ohr des in einer vergleichlosen Betäubung stehenden Obersten drang ein ganz leises jaghaftes Flüstern: „Hercules!“ und erschrocken von einem Ton, der Heftigkeit mit einer ihm bekannten Stimme hatte, ließ er die Hände von den Augen herabgleiten, ein Moment Erstarrung folgte unmittelbar beim Anblick der ihm bestimmten Braut, dann rief er, alles um sich vergehend: „Dolly!“ Fürstin Glandia hatte unterdes leise das Gemach verlassen. Am Abend desselben Tags erhielt der Oberst ein Billet von ihr mit den wenigen Worten: „Leben Sie glücklich mit der, die Ihr Herz liebt. Dies wünscht die scheidende Glandia.“ . . . (II, 369 fg.)

„Die vom Rade der Zeit sich rasch abrollenden schweren Ereignisse für Oesterreich, welche mit der bei Wollau gegen die Preußen von den Oesterreichern verlorenen Schlacht (10. April 1741) begannen, waren vollkommen geeignet, kleinere, nicht das große Ganze betreffende Begebenheiten aus dem Gedächtnisse zu verwischen. So vergaß man selbst auch den Husarenobersten Marchese-Hercules von Pignatelli-Beltruardo, und erinnerte sich erst wieder seiner, als er mit seiner Gemahlin Dolly, geborene und regierende Gräfin von Denbigh und Desmond, im Jahre 1766 nach Wien kam, um die Witte der ihm so nahe verwandten Gräfin Marianne Althann zu erfüllen, ihr die letzten Tage ihres Daseins durch seine und seiner Gemahlin Gegen-

wart zu erheitern. Die freundliche Aufnahme, die sie bei Maria Theresia fanden, war für den ganzen Hof ein Zeichen, wie sie beide geachtet sein wollten, und diesen Wunsch der Kaiserin unterstützte besonders die zärtliche Freundschaft, welche Gräfin Dolly im Palais Auersperg fand, denn man sah sie stets bei der nun hochbetagten Fürstin, die bis zum im Jahre 1758 erfolgten Tode ihrer hohen Freundin, der Kaiserin-Mutter, das Oberhofmeisterinamt bei derselben bekleidet hatte. Prinzess Geline, der Fürstin Nichte, seit einem Jahrzehend glücklich verheiratet, lebte, den Wunsch der guten, hochbejahrten Laute erfüllend, mit ihrem Gemahl bei ihr, und wenn die Rede auf Vergangenes kam, floßte die Unterhaltung oft in diesem Kreise sich liebender Herzen, denn einer, den sie aufrichtig geliebt hatten, ruhte bereits aus im Erbgräbnis von Desmond, an der Seite seiner Tochter Jenny, Dolly's Mutter; aber sein und seines Vaters (des Grafen Rappach) Bild hing nun im Auersperg'schen Bildersaal. Und zu diesem Kreise gesellte sich noch eine Persönlichkeit, deren wundres Herz die Zeit geheilt hatte. Es war die Fürstin Claudia Portia, die unvermählt Gebliebene." (II, 372 fg.)

Eine Dolly schreibt keine Romane, wenn sie auch zuweilen ein Heimlein an den Geliebten dichtet und ist sie mit ihm per-eint, ein selbsterfundenes Wiegenlied ihrem jüngsten Engel singt. Was sagte Napoleon zu einer berühmten Frau über die größte Frau? Wie weit ab müssen in unserer Zeit viele der besten Frauen von dem freudreichen Pfad ihrer alleinigen, so hohen und wichtigen Bestimmung gerissen werden, da die Zahl der Romanschreiberinnen jetzt so bedenklich anwächst! Doch Weib, gelber Weib ver-führt mich zu dem Wunsche, daß alle unsere Schriftstellerinnen glückliche Gattinnen und Mütter sein möchten, denn dann bliebe ihnen keine Zeit die Feder einzutauchen, es sei denn, daß sie einer Herzensfreundin von ihren aufblühenden Kindern berichte-ten, oder den Wäschzetteln eiligst schrieben. Welche Thorheit! Können nicht glückliche Gattinnen und Mütter in der Fülle irdischer Güter leben und für alle Verrichtungen armer, geplag-ter Hausfrauen fremde Hände erkaufen? Wie dann die lange, lange Zeit ausfüllen, die solche günstigen Verhältnisse den Da-men gewähren? Mit der Erziehung der Kinder! Wenn aber reiche Frauen diese Last natürlich auch fremden Personen auf-bürden und ihre Kinder entweder in oder außer dem Hause von Gouverneuren und Gouvernanten ausbilden lassen? Man ver-zeihe uns diese Nebenfrage, die allerdings nicht notwendig hier-her gehört, die uns aber durch eine so liebenswürdige Erschei-nung wie Dolly nahe gelegt wurde.

Wilhelmine Guischard, die Verfasserin von „Die Hunyadi“ hat in dem vorliegenden Roman „Die Foscari“ (Nr. 3) eine der bekanntesten und entartetsten Perioden der blutries-fenden Geschichte der Lagunenstadt zum Gegenstand erwählt. Diese ist schon so oft und mit Erfolg dargestellt, daß für denjenigen Theil der Leser, der in derselben sich zu Hause fühlt, schon mit dem Na-men Foscari eine Uebersättigung an schrecklicher Rachsucht, brust-aler Gefühlslosigkeit und teuflischem Hass verbunden ist. Im-merhin bleibt aber noch ein größerer Theil, welcher aus den Leihbibliotheken, oft ohne jede Auswahl, seine geistige Speise wählt, und für diesen kann es nur vortheilhaft sein, wenn ihm, statt der Uebersetzungen leichter und sittenloser französischer Waare, dieser elegante und immer noch mit deutscher Innigkeit durch-wehte Roman geboten wird.

Die erzählten Begebenheiten treiben erst in weiten, dann immer engeren Kreisen schneller und unwiderstehlicher um den Mittelpunkt des Strudels, und wir wissen, daß die betreffenden Personen unrett-bar darin versinken müssen. Jacopo Loredano steht an dem Lager seines soeben verbliebenen Oheims, des greisen Admirals Marco Loredano und schreibt im Angesicht des Todes mit fester Hand in sein Rechnungsbuch: „Francesco Foscari, für den Tod mei-nes Vaters und meines Oheims.“ Die gegenüberstehende Seite blieb leer für die Zahlung der Schuld. Wie der satanische Lo-rebano sie sich zahlen läßt, erzählt der Roman. Dieser Nobilität

seit des Admirals Tode das Haupt der mächtigsten Familie Be-nedig's zunächst den Foscari, deren Stammvater der achtzig-jährige Doge ist, hat durch den halblöthigen Veracht, wonach seine politischen Gegner ihm Vater und Oheim durch Gift ge-raubt, sein teuflisches Herz nur mit unverfälschter Rache angefüllt. Sein Wesen ist ein unerforschlicher dunkler Trieb zum Schlechten, der von seinem brennenden Ehrgeiz unter-rückt wird. Ueber die Leichen der vernichteten Foscari muß Loredano zum Thron des Dogen und Herzogs von Venedig emporsteigen. Langsam aber sicher führt er seine Absicht zum graufigen und glänzenden Ziele. Ich bewundere die Konsequenz eines weiblichen Herzens, im Interesse dieses Unmenschen den braven Männern und zarten Frauen unablässig Schlingen zu stellen, sie daraus zu reiten und unermüdet neue banditenfluge Klänge zu erklingen, denen die der Verfasserin liebgewordenen Personen endlich zum Opfer fallen müssen. Besonders aus-erwählt zu langen unerhörten Qualen ist die engelreine, zarte, gefühlreichere Camilla. Von der Straße, wo das jungfräuliche Kind sich Almosen erkauft und die reichsten von dem Alcibiades Venedigs, dem Herzogssohn empfängt, lockt Loredano das aus-erlorene Opfer seiner Begierde unter der Maske des Wohl-thäters in ein Häuschen am Meere, wo Camilla als Signora lebt und in unendlicher Liebe für den ritterlichen Foscari weh-müthigen Träumen nachhängt. Zwar wird die weiße Laube dem über sie schwebenden Geier durch den Admiral Loredano entzogen und als seine Schutzbefohlene in ein glänzendes, unab-hängiges Verhältniß gestellt, aber nach wenigen Tagen stirbt ihr Vater, denn als solcher gibt er sich dem Kesseln Jacopo zu erkennen, und nimmt ihm das Wort ab, für Camilla, seine Blutsverwandte, zu sorgen, ihr einen würdigen Mann zu er-wählen, aber nicht ihrem Herzen Gewalt anzuthun. Das jetzige Oberhaupt der Loredanos bricht sein Wort, verfolgt Camilla mit seiner entehrenden Leidenschaft und diese flieht aus dem Palast und geräth nach vielen bedrückenden Wechselfällen durch den jungen Foscari als Dienerin dessen schöner und reicher Brant Lucretia in eine für das schwärmerisch liebende Mädchen verzweiflungswolle Lage.

So treiben die reinsten und besten Menschen, von der Ver-fasserin mit großer Gewandtheit dargestellt, näher und schneller dem alles verschlingenden Strudel Loredano's zu, bis sie seiner Rache zum Opfer fallen und er angefüllt der Leiche des Dogen auf die leere Seite neben Foscari's Schulb für den Tod seines Vaters und Oheims die wenigen Worte schreiben kann: l'ha pagata, er hat mich bezahlt; und diese Worte schrieb Loredano als Doge und Herzog von Venedig.

Den Mangel der poetischen Gerechtigkeit auszugleichen, der hier um so unangenehmer auffällt, als Camilla die Tochter der letzten Gemahlin des vernichteten, ruhmreichen Foscari ist, dies-er also von dem Admiral entehrt wurde, wird uns zum Schluß erzählt, daß der neue Vater des Volks, Loredano, von Foscari auf Dornen gebettet war, weil er die übermächtige Oligarchie Venedigs so weit besiegelt, daß das geknechtete Volk an seine Rechte zu denken begann. Auch habe der Doge Loredano nicht das Glück genossen, seine Sorgen mit einer vielleicht hundert-jährigen Mutter des Volks zu theilen. Wahrscheinlich wird er dafür dem nach dieser Seite verworfenen Volke eine reichliche Zahl Adoptivmütter gewährt haben.

In dem Werke „Die Grenadiere der Kaiserin“ von Theo-dor Schelbe (Nr. 4) befinden wir uns wieder in Wien zur Zeit der hochherzigen Maria Theresia. Diefelbe ist bereits hochbe-taget und hat den großen Preußenkönig fürchten und achten gelernt. Die Erzählung hat hiernach einen bedeutenden historischen Hinter-grund, trotzdem macht sie nicht den Eindruck, den man von einem historischen Roman erwarten kann. Den Verfassern histo-rischer Romane ergeht es zum großen Theil wie den Malern. Diese halten die Historienmalerei und wieder in ihr die Dar-stellung aus der heiligen Geschichte für den Gipfelpunkt ihrer

Kunst, und meinen denselben erreicht zu haben, wenn nur auf ihren Bildern Kaiser und Könige, Minister und Diplomaten, Päpste, Bischöfe und Feldherren erscheinen und dabei die Ausdehnung des Gewandtes eine möglichst große ist. Dadurch entsteht oft ein Bild, das mit Talent erfunden und gemalt, dennoch nicht eine befriedigende Wirkung macht, weil es weder der Genue noch der Historienmaleret angehört. Die Maler glauben aber das ihnen bestimmte Ziel nicht erreicht zu haben, wenn sie sich nicht Historienmaler nennen können, gleich den Dichtern, die durchaus im Drama glänzen wollen, obgleich sie große Lyriker sind wie Uhland und Rückert. Hand doch der Renovator der börselborfer Akademie, das kritische Malergenie Shadow, die kann drei Fuß hohen Künstler Preyer und Lehnen vor ungeheurer Einwandtschaft, bemüht, sie mit historischer Darstellungen zu bedecken. „Rast Blumenstücke und Stilleben!“ befehlt der erfahrene Meister. Jene folgten, anfangs widerwillig, dann mit Lust, denn nun erst hatten sie die Bahn gefunden, auf der auch ihnen der Vorber sicher war. So auch mühen sich unsere Romaneschreiber, gewaltige Rahmen (bänderreiche Werke) mit Erzählungen anzufüllen, die den Namen „historischer Roman“ an der Stirn tragen. „Schreibt Novellen und kleine Erzählungen!“ ruf ihnen der erfahrene Kritiker zu, aber die Preyer-Lehnen-Schreibsteller kümmern davon, in dem Wahne, das Höchste erreichen zu wollen.

Wären „Die Grenadiere der Kaiserin“ als Novelle in einem Bande bearbeitet worden, so hätte das Talent des Verfassers sich in einem kleineren Rahmen mit gewiß größerem Erfolg getummelt als hier, wo fast ein Drittheil der Schöpfung aus geschichtlichen Vorträgen besteht, die sich bis zu Tabellen der Staatseinnahmen und sonstigen statistischen Erörterungen un bequem ausdehnen. Von diesen störenden, als Studien achtungswerthen Weltkenntnissen absehend, darf ich dem Verfasser die Versicherung geben, daß, wenn er sich künftig in Scenen ergeben will, wie die drastisch-fomische, in welcher der als Major und Baron auftretende frühere Studiosus und jetzige Grenadier bei seinem Obersten erscheint, der in ihm den Sohn seines Jugendfreundes erkennen will, mit ihm die Fronte derselben Compagnie musternd entlang geht, welcher der Soldat angehört, ihn zur Tafel zieht und während dieser die Rapporte erhält, daß Major und Baron von Kaunz wahr und gewiß der Grenadier Sachner sei, was der alte Offizier jorntig bezweifelt und bei wiederholten Redungen mit Abführung in Arrest an dem erkannten Compagnieschef bekräftigt; wenn sage ich, der Verfasser diese nicht gewöhnliche Seite seiner Begabtheit benutzen will, so kann er eines lohnenden Erfolgs gewiß sein. In vorliegendem Werke müssen wir das störende Beiwerk eines historischen Romans — eines sogenannten — nun schon hinnehmen, wollen wir die gleich nach dem ersten Kapitel uns lebhaft interessirenden Schicksale der vier Studenten kennen lernen. Ein Ständchen in einer Winternacht, dem Kammermädchen Retichen im Garten des Palais, welches der allmächtige Minister Kaunz bewohnt, auf Veranlassung des einen Studiosus, ihres Geliebten, gebracht und nach Art junger Wildfänge etwas stürmisch durchgeführt, ist Veranlassung, daß die muntere Schar erst von Dienern, die dabei Schläge besehen, und dann von einer Patrouille angegriffen wird. Obgleich diese nur einen Musikanten festnehmen kann, fühlten die andern zu ritterlich und stellten sich freiwillig wol ohne Ahnung der trüben Folgen ihrer Bravour. Am andern Tage machen wir die Bekanntschaft der Grenadiere der Kaiserin, in denen wir nicht ohne tiefes Mitleid unsere jungen Freunde von gestern Abend erkennen. Die treue Kameradschaft, in welcher die unverdorbenen, echt deutschen Jünglinge durch fünf Jahre schlimmen Samaschendienstes zusammengehalten, vom Fatum wunderbar kurze Zeit erhoben und um so tiefer hinabgestürzt, gewinnt ihnen unsere herzliche Theilnahme, und finden wir sie fast zu wenig — namentlich für ihren Patriotismus nicht ausreichend — belohnt, als wir sie so lauterlich königlichen Fähnrichen, Leutenants und auch Sturmeinnehmern erhöht sehen, wenn nicht wenigstens den beiden besten unserer Heiden zugleich durch das Glüd der Liebe

an der Hand schöner, reicher und vornehmer Bräute das höchste Gut der Erde zu Theil würde.

Vom Hofe der deutschen Herrscherin Maria Theresia verlegt uns der nächste Roman „Der Raub Straßburgs“ von Geribert Rau (Nr. 5) an den Hof des schamlosen französischen Despoten Ludwig XIV.

Der geistreiche Thomas Carlyle sagt in seinem unsterblichen Werke „Die französische Revolution“, die Zeit schildernd, in welcher die königliche Würde noch scheinbar feststand, während sich das Gewitter, welches den Thron des fast schuldblosen Ludwig XVI. umstürzte und ihn unter Trümmern begrub, furchtbar drohend am Himmel zeigte, annähernd Folgendes: In der That, bringt man durch den rosenfarbenen Dunst von Sentimentalität, Philanthropie und lätles des moeurs, so liegt eins der traurigsten Schauspiele dahinter verborgen. Man möchte fragen: welche Bande, die je eine Gesellschaft glücklich oder überhaupt zusammenhielten, sind hier in Kraft? Es ist ein ungläubiges Volk, das Conjecturen, Hypothesen und Schaumsysteme kühnlicher Analyse hat und als Glauben lebendig dies, daß das Vergnügen vergnügt. Hunger hat es für alles, was süß ist, und das Gesetz des Hungers; aber was sonst für ein Gesetz? In sich und über sich eigentlich keins. Ihr König ist zu einem Papagaienkönig geworden. Die Kirche steht da mit einem Strick um den Hals, stumm wie ein stummer Ochs, nur nach Futter (dem Jeynten) brüllend, zufrieden, wenn man ihm das gibt; übrigens stumm und stumpf ihr ferneres Schicksal erwartend. Und die 25 Millionen (damals ungefähr Frankreichs Bevölkerung) hagerer Gestalten, und als ihr Wegweiser ein 40 Fuß hoher Galgen! Gewiß ein merkwürdiges, goldenes Zeitalter, mit seinen lätles des moeurs, seinen milden Sitten, seinen milden Einrichtungen (institutions douces), die nur Frieden unter den Menschen bedeuten — Frieden? O Philosophensentimentalität, was hast du zu thun mit Frieden, wenn deiner Mutter Name Jesabel ist? Fauler Product noch faulerer Verdorbenheit, du, sammt der Verdorbenheit bist verflucht!

Diese im höchsten Blanze des l'Etat c'est moi, des Tel est notre bon plaisir als Allmacht und Heiligkeit sich selbst Ausbeutung zollende und von der Creatur verlangende faule Verdorbenheit, die in der Person Ludwigs XIV. 11 Millionen an ihren Kleibern tragende, mit dem „blauen Leibrock“, wie heutige Ludwige mit Bänderchen und Kreuzchen, ihre Puppen des gnabigenden, Milliarden für ein Lustschloß der Maitreffen verzehrende Verdorbenheit Geribert Rau in vorliegendem Rom, und zwar, um dem Deutschen Schamröthe in die Wangen zu treiben.

Wenn ein leichtfertiges Volk die allgemeine Fäulnis seines Landes mit der Gloire eines sogenannten großen Königs bedeckte und sich durch den Glanz seiner blutigen Siege über eine beispieldlose Erniedrigung eines gebildeten Volksthumes täuschte, so müssen wir die Franzosen bedauern. Mit welchem Gefühl aber sollen wir die Schmach des deutschen Volks oder vielmehr der deutschen Fürsten betrachten, die an das französische Gottesgnadenthum schönste Stücke deutschen Landes auslieferten? Konnte eine so faule Verdorbenheit, wie sie die Zeit Ludwigs XIV. mit entseßlicher Verhöhnung aller Rücksichten seinen jubelnden Sklaven zur Schau bot, dennoch maßlosen Raub an dem großen deutschen Volke begehen, wie kraß und lastlos mußte dann erst das deutsche Gottesgnadenthum sich erweisen? Doch warum heute solchen beschämenden Gedanken nachhängen, haben wir nicht Frankreichs größten Kaiser an einem Felsen im fernsten Theile des großen Weltmeers gefesselt und — ja und den Raub nicht zurückgefordert und — ja und wieder Gnabe gefunden vor den Augen des in Schlaueit und List größern Napoleon III.? Ludwig XIV. säete den Samen der Revolution; welchen Weltbrand werden die Plane dieses Bonaparte entzünden? Oder glaubt ihr, es würden diesmal Ursachen keine Folgen haben?

Doch lehren wir zu Geribert Rau's Roman zurück. Die Einführung am Hofe Ludwigs XIV. ist dem Verfasser des Ro-

man wohl gelangen, fast fühlen wir eine unangenehme Enttäuschung, die erste Abtheilung des Werks nur als Vorspiel ansehen zu müssen, weil uns unter den auftretenden Personen ein junger Mann so anziehend geschildert wird, daß wir ihn als Held des Romans betrachten, um ihn kurz darauf durch einen Schuß sein Leben unter den Fenstern der neuen Maitresse des Königs — der Geliebten des jungen Ritters — enden zu sehen.

Wie dieser König lebt, berichtet ein Hauptmann der Leibwache (I, 38—41): „Um 8 Uhr des Morgens“, erzählte der Hauptmann, „wenn der König noch zu schlafen pflegt, treten die garçons de chambre ein, besorgen, wenn es kalt ist, Feuer im Kamin oder öffnen im entgegengehetten Falle leise die Fenster. Dann nehmen sie den L'en-cas, den mortier und das lit de veille weg.“ — „L'en-cas, mortier, lit de veille?“ wiederholte Gauthier, „was sind das für Dinge?“ — „Ventre-saint-gris!“ rief der Hauptmann, „man merkt, daß die L'imagne weit von hier ist, sonst müßtest du, Junge, diese Dinge kennen, mit welchen dein großer König täglich in Berührung kommt. L'en-cas ist eine Mahlzeit, die immer und namentlich nachts bereit ist, für den Fall, daß der König Hunger bekommen sollte. Der mortier ist ein silbernes Gefäß in Form eines Mörsers, welches mit Wasser gefüllt wird, auf dem ein Stück gelbes Wachs schwimmt.“ — „Und sein Zweck?“ — „Er dient der Majestät als Nachtlampe.“ — „Und das lit de veille?“ — „Ist das Bett, welches alle Abende im Zimmer des Königs für den ersten Kammerdiener bereit wird.“ — „Nun, und wenn nun diese Dinge fortgeschafft sind?“ frug der junge Mann mit einem leisen ironischen Lächeln. — „Dann“, fuhr der Hauptmann ernst fort, „wartet der erste Kammerdiener, bis die Uhr halb neun schlägt; geschieht dies, so weckt er den König, ehe noch der Ton verklungen ist. Sofort treten der erste Wundarzt und der erste Leibarzt ein, frottierten den König und helfen ihm die Wäsche wechseln, wenn er transpirirt hat. Jetzt folgt die Einführung derjenigen, die freien Zutritt beim lever oder les grandes entrées haben. Der erste Hofcavalier öffnet dabei die bis dahin wieder zugezogenen Vorhänge des Bettes und bietet der Majestät das Weihwasser aus dem am Kopfe des Bettes angebrachten Weihfessel dar.“ — „Und die bei dem lever Gegenwärtigen?“ frug hier Gauthier. — „Sie bleiben einige Augenblicke, in welchen ihnen das Recht zusteht, dem Könige etwaige Gesuche vorzulegen. Hat niemand mehr etwas zu erbitten, überreicht der, welcher die Vorhänge ausgezogen und das Weihwasser dargeboten hatte, das Buch der Andacht des heiligen Geistes. Fünf Minuten später schlägt Se. Majestät das Buch zu, und der Kammerherr überreicht ihm das Kleid, worauf die secondes entrées stattfinden!“ — „Und wer ist zu diesen secondes entrées berechtigt?“ — „Nur die Höchstprivilegirten.“ — „Armer König!“ rief der Jüngling. „Hat er nicht einmal eine Minute für sich?“ — „O!“ meinte der Dheim, „es kommt noch besser! Wenige Augenblicke nach den Höchstprivilegirten erhalten alle Personen von Distinction und endlich so viele Zutritt, als in der Galerie erschienen sind.“ — „Und der König?“ — „Er beschäftigt sich dabei mit Grazie und Geschicklichkeit seine Schuhe anzuziehen, die der erste Kammerdiener, nachdem er die königlichen Meise mit den seidenen Strümpfen bekleidet, reicht. Alle zwei Tage steht der Hof zu, wie sich die Majestät rasiren läßt, wobei ein Cavalier den Spiegel vorhalten darf.“ — „Darf? — Darf?“ wiederholte der Jüngling und ein schönes Purpurroth färbte sein edles Antlitz. „Ist das eine Ehre für einen Cavalier?“ — „Ventre-saint-gris!“ rief Herr von Torcy, „eine große Ehre!“

Was dem großen König ferner zu treiben beliebt, erfahren wir aus einer unterhaltenden Scene, zu welcher die sechzehn-jährige Cousine des jungen Mannes der Maitresse Marquise von Montespan, bei welcher sie Kammerdame und deren Etern im Sinken ist, gefolgt war. Die Marquise stand allein an des kranken Königs Seite und erinnerte ihn an seine Liebe und an ihre Kinder (I, 248—253): „Ich denke, Madame!“ versetzte

Ludwig gereizter als zuvor, „der Herzog von Maine und seine Geschwister sind legitimirte Prinzen und Prinzessinnen . . . und . . . als solche versorgt. Demüßigen Sie sich nicht um deren weiteres Schicksal . . . es sind Kinder Frankreichs.“ Aber welche Mutter läßt sich ihre Kinder ohne Widerstand nehmen! Auch in der Seele der Montespan stieg es hier mit bitterm Gefühle auf. „Majestät!“ sagte sie, nicht ohne Schärfe und zitternden Ton, „es sind auch meine Kinder.“ — „Geh!“ entgegnete der König spitz und scharf. „Die sechs Wochenbetten haben Ihr Nervensystem sehr erschüttert . . . Wir fürchten beinahe . . . auch Ihren Geist!“ — „Majestät!“ rief halb laut die Marquise und ward bleich wie der Tod. — „Sie werden langweilig, wie immer in der letzten Zeit!“ sagte der König. . . . Die Montespan wollte antworten . . . aber die Stimme erpichte ihr im Halse. Die ganze Wucht ihrer Leidenschaft drohte loszubrechen; indeß . . . sich besänftend, zog sie nur krampfhaft die Finger zusammen, während ihr linker Fuß aufkrampte, wie sie stets im Jorn zu thun pflegte. Da löste sich durch die Gewalt des Auftretens eine der Diamantschnallen von dem Atlaschuh. Gott sei Dank! Jetzt gab es eine Ableitung für den Jorn der Marquise. Flammenden Auges blickte sie in die Runde . . . da fielen ihre Blicke auf die Fontanges, die unter ihren Hofdamen stand. „Fontanges!“ herrschte sie. Der König ward purpurroth und sofort wieder bleich. Angeline näherte sich bescheiden . . . obgleich ihr das Herz bei der Annäherung an den König fast den Dienst versagte. Jetzt stand sie nahe der Marquise. „Sie wünschen, gnädigste Frau?“ frug sie lispelnd. — „Befehligen Sie mir die Schnalle an meinem Schuh!“ herrschte die Marquise abermals. Angeline von Fontanges erblasse. „Wird es bald?“ rief die Montespan und krampte wiederholt mit dem Fuße auf. — „Ich werde Ihre Kammerfrau ruhen lassen!“ entgegnete Angeline von Fontanges, an allen Gliedern zitternd. Aber schon hatte der Jorn die Montespan dermaßen erfaßt und überwältigt, daß sie alles um sich her warf. Ihr selbst nicht mehr mächtig, hob sie die Hand und im nächsten Augenblick klatzte es laut durch den Saal. Auf Angeline's Wangen brannte ein Backenstreich. Sie selbst war auffahrend zurückgetaumelt. . . . „Herzogin von Fontanges!“ Sie werden von heute an die Stelle der ersten Ehrendame Ihrer Majestät der Königin einnehmen!“ — „Gire!“ rief Angeline bestürzt und verwirrt, von Purpur übergoßen und sank vor dem König auf ein Knie. „Gire!“ sammelte sie noch einmal. Aber Ludwig neigte sich leise zu ihr, und ihr die Hand zum Aufstehen reichend, flüsterte er: „Gedenken Sie der Stunde in den Wäldern von Marly. Werden Sie den Herzogstitel . . . werden Sie die glückende Liebe Ihres Königs von sich weisen?“ — „Nein! nein!“ flüsterte Angeline wie im seligen Rausche und erhob sich. — „So geben Sie mir Ihre Hand! Herzogin!“ sagte jetzt der König wieder laut, indem er Fräulein von Fontanges auf chevalereske Weise die rechte Hand hinstellte, auf deren Fingerspitzen sie die ihre faßt und zitternd legte, „Wir werden Sie selbst Ihrer Majestät vorstellen und in Ihr Amt einführen. Von morgen an bewohnen Sie die Gemächer, welche bisher die Marquise von Montespan hier im Schlosse innehatte.“ Und mit diesen Worten schritt Se. Majestät an der Seite der lieblichen, in Glück und Seligkeit strahlenden Angeline und gefolgt von dem ganzen, noch vor Staunen kaum zu sich gekommenen Hofe den Gemächern der Königin zu.

Es sind diese beiden Scenen die gelungensten des ganzen Romans, der leider nicht den Erwartungen entspricht, zu welchem die einleitende erste Abtheilung: „Ludwig XIV. und sein Hof“, den Leser anregt. Geribert Nau scheint nicht recht gewußt zu haben, welche Figuren er auf dem erwähnten historischen Grunde auftragen sollte und so ist denn selbst die Farbe, die er in der ersten Abtheilung meisterhaft zu wählen und in Licht und Schatten richtig zu verwenden gewußt, fast zur Ueberraschung matt. Das Nec pluribus impar, welches dem französischen Despoten als Sprichwort galt und selbst den großen Condé, den Sieger von Rocroy, Sene und Mordlingen, von vier großen Schlachten

und zwanzig kleinern Trefsen zwang, den König auf dem Canal von Fontainebleau, die Serviette über dem Arm, demüthig zu bedienen und dafür — und nicht für die Siege — die Gnade zu erbitten, den blauen Leibrock und damit das Recht zu empfangen, den König sowohl auf der Jagd als bei seinen Promenaden zu begleiten, dies *Nec pluribus impar* gilt nur, wie bemerkt, von einzelnen Theilen des Romans, wo der intrigante und glänzende französische Hof geschildert wird.

Die mancher ruft dabei: welch eine Zeit! Gott Dank, daß sie vorüber! Ja, vorüber; aber kann sie nicht wiederkommen? Ist etwa der Stoff, aus denen die französischen Ludwige bestanden, heutzutage ausgegangen? O der Zuerstbeteiligten, die sich versichert glaubten, weil unsere Bildung dergleichen nicht mehr verkraften kann. Als der alte, greise Jahn das Andenken der vor 100 Jahren verbrannten letzten Herr auf dem Bloisberge feiern wollte, dankte er mich: male nicht den Tausel an die Wand! und bald darauf las ich von einer Herrenschmisse im litauischen Preußen. Und was geschah jüngst den Protestanten in Spanien? Pfaffen und Junker sind noch nicht ausgefordert, und schöne Frauen werden immer herrschen wollen. O Himmel, wie schnell ändern sich die Zeiten und wie bereit bleiben doch die Menschen, noch immer Ehre und Pflicht um blankes Gold zu verrathen und Fide zu brechen. *Nec pluribus impar!* Dieß doch der Nachschuß der Bourbonen *chaise d'affaire* und das hohe Adelsprivilegium, dabei sein zu dürfen, wenn der König von ihm Gebrauch machte, *Brevet d'affaire*. Und was hat Heine in dem gleichen Möbel, das er bei der Wittin Hammonia vorfand, von Deutschlands Zukunft gerochen? Schämen müssen wir uns, wenn uns von jener jämmerlichen Wirklichkeit unter dem kaiserlichen Plenipotentiarus, Grafen von Rosenberg erzählt wird, wo nach achtzehn Sitzungen, welche die Gesandten der deutschen Fürsten in „dem Saal der verlorenen Worte“ zu Regensburg 1668 hielten, während die Armeen Ludwig's XIV. deutsche Länder brandschageten, die Vertreter der deutschen Ehre so weit gekommen waren, daß sie folgende Vorfrage in einem auf 28 Seiten motivirten Actenstück zu Stande brachten (II, 186—188): 1) „Ob dem kaiserlichen Bevollmächtigten allein, oder auch den kurfürstlichen Gesandten, gegenüber den fürstlichen und städtischen, das Prädicat „Excellenz“ zukomme? 2) In welcher Reihenfolge die gegenseitigen Besuche der Herren Gesandten untereinander abzuhalten seien? 3) In welcher Rangordnung die Herren Abgeordneten den Ein- und Austritt zu nehmen hätten? 4) In welcher Reihenfolge dieselben am Sitzungsorte Platz nehmen sollten? 5) Ob es zu genehmigen sei, daß bei den ordentlichen Sitzungen des Congresses — sobald derselbe erst einmal eröffnet — der kaiserliche Gesandte einen Gefel mit Rüd- und Armlehn, und einem Ueberzug von rothem Sammt, nebst Fußdecke von gleichem Stoffe und gleicher Farbe beanspruchen könne? Während: 6) Die kurfürstlichen Gesandten sich grünsamntener Gefel mit Rüd- und Armlehn und grünen Fußdecke, 7) die städtischen grünsamntener Gefel ohne Armlehn und Fußteppich, 8) die städtischen aus Lackstiel ohne Rüd- und Armlehn und ohne Teppich zu bedienen hätten? Sodann: 9) Ob bei den Gastmählern der kaiserliche Gesandte von Edeltrauben zu bedienen sei, und mit goldenen Messern und Gabeln essen solle, während die fürstlichen Gesandten sich nur mit Lakaien und silbernen Messern und Gabeln zu begnügen hätten? 10) Ob es überhaupt zulässig, daß sämtliche Abgeordneten an einer Tafel speisen könnten, oder mehrere Tische nach Rangordnung zu bestellen seien? 11) Ob — bei einer Tafel — man im Cirkel, Oval oder Quadrat zu sitzen habe? Endlich: 12) Wie es bezüglich der Gesprächs-sprache bei Eingabe der Noten u. s. w. der französischen Gesandten zu halten sei?“

Heribert Rau wollte jene Zeit der deutschen Schmach durch Revisionen und deren Ergebnisse, wie selbst seine Phantasie erfinden, und ins Gedächtnis rufen, aber bei dem Studium der Geschichte jener Zeit fand er so interessante Details, daß er sie nicht verschweigen mochte, und so ist sein Werk zum größten Theil ein historisches geworden, in welchem sich die romanhaften Sce-

nen freud und was die deutschen betrafte, sehr anschaulich aufnehmen.

Für Freunde der Geschichte bietet das Werk reiche Ausbeute und für Freunde der Unterhaltung sogar Scenen, wo Gespenster und Sittmischer erscheinen, aber erstere werden durch den romanistischen Theil verdrängt und letztere durch ausgedehnte geschichtliche Darlegungen wenig ergötzt werden. Traurige Eile der Zeit, die dem Schriftsteller nicht vergönnt, den erwählten Stoff ausreichend zu sichten und sich selbst darin tief einzuleben, um seine Romane gehalten als wirkliche Träger der verschiedenen Bestrebungen einer Periode im großen wie im kleinen abzurufen. Alle jene sehr leserwerthen Ansätze, fleißig und mühsam aus vielen geschichtlichen Werken zusammengetragen, müssen dem Schriftsteller zum tiefen Verständnis dienen, und will er sie nicht weiter anbenutzen lassen, so möge er sie überarbeiten und als Ganzes veröffentlichen, als Beitrag zur Welt- oder Specialhistorie. Im Roman selbst ihnen so oft und so viel Raum gönnen, schafft zwar bündereiche Worte, aber leider auch solche, die dem Talent und Fleiß des Verfassers kaum vorübergehenden Ruhm einbringen. Dies gilt mehr oder weniger für die meisten sogenannten historischen Romane.

Am den löblichen Zweck Heribert Rau's zu unterstützen und deutsche Herzen im gerechten Zorn klopfen zu machen, schreibe ich diese Beschreibung mit der Schilderung der Festigung des Raubdes Strasburgs. Der Roman sagt, Ludwig habe gleich von vornherein den Befehl erlassen (III, 371 fg.): „Daß während seines Aufenthalts in Strasburg kein Protestant das Münster besuchen dürfe; außerdem aber der Bürgerschaft überhaupt jede Correspondenz mit dem Auslande bei hoher Strafe verboten sei. War dies doch ein schöner Wink: auf welche Weise man seine in der Capitulation gegebenen Versprechen halten werde. Aber ein Mann Gottes empfing ja am Fuße des Münsters den andern: Fürst Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Strasburg ... den allerchristlichsten König. Ja, hier stand er, der schamlose Verräther, der Herr Fürstbischof, abermals umgeben von der ganzen Geistlichkeit und seinem Domkapitel ... hier stand er, der elende Verräther an der Vaterstadt und dem deutschen Vaterlande, umflattert von Kirchensahnen, umgeben von Crucifixen, von welchen er selbst ein großes, in Diamanten gefaßtes auf der tren- und ehrlösen Brust trug. Hier stand er, der Schamlose, und begrüßte den Usurpator Strasburgs, Ludwig XIV., mit den Worten: „Gelobt sei Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist für diese Stunde! Nachdem ich durch den starken, durch den allgewaltigen Arm Euer Majestät, des größten Königs der Erde, in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher die Gewaltthätigkeit der Regier meine Vorgänger vertrieben hat, kann ich wol mit dem alten Simon sagen: Herr, nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren, denn ... meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ So sprach der schamlose Verräther an Vaterstadt und deutschem Vaterlande, der deutsche Fürst, Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Strasburg, und hielt Ludwig XIV., dem Könige von Frankreich, das Crucifix zu Füßen hin. Dann bot er, dem Herrkommen nach, den Majestäten das Weihwasser. ... Die Thüren des Portals flogen auf ... die Orgel tönte, der König und sein Gefolge zogen in die weiten hohen herrlichen Galerien ein ... und das Te Deum laudamus begann. Und mächtig und immer mächtiger schwellen die Töne an, und von den Wänden hallten die Worte des gewaltigen Ambrosianischen Lobgesangs wider: „Herr Gott dich loben wir!“ Und die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten von den Wällen herab und Frankreichs Banner flatterte hoch oben auf der Spitze des Münsters lustig im Winde. Vor dem Hochaltare aber lag Ludwig XIV., König von Frankreich, auf den Knien und dankte Gott, daß er ihm ... den Raub Strasburgs hatte gelingen lassen.“

Hermann Neumann.

Biographische Erinnerungen an deutsche Männer.

Es liegen uns einige Schriften biographischen Inhalts von meist nur geringem Umfang vor, die wir hier in einigen Notizen und Hinweisen erörtern wollen; und zwar wollen wir mit denjenigen beginnen, die durch größeren Umfang wie auch in chronologischer Hinsicht sich am besten dazu eignen, den Reigen zu eröffnen.

1. August Buchner, Professor der Poesie und Verehrbarkeit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Schrifttums im 17. Jahrhundert von Wilhelm Buchner. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 20 Bgr.

Das Leben und literarische Wirken August Buchner's — geboren zu Dresden 1591, seit 1616 Professor der Poesie und seit 1631 Professor der Verehrbarkeit an der Universität zu Wittenberg, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, gestorben 1661 — wird hier von einem Nachkommen geschildert, der in der Vorrede bemerkt: „Die Handbücher berichten kurz die fertig gewordenen Angaben über Buchner's Lehrthätigkeit, seine Freundschaft mit Opitz, seine dichterische Bedeutung unter den Schülern. Dagegen hat neuerdings vor allem Hoffmann von Fallersleben viel Neues beigebracht zur Kenntnis des Mannes, aber auch, bei aller Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung, seiner dichterischen Begabung wesentlich geringere Schätzung beigegeben. Indessen ist noch immer eine Arbeit rückständig: aus August Buchner's Werken, wie aus den Schriften der Zeitgenossen, ein Gesamtbild von Buchner's Leben und geistigem Gepräge, von seiner Wirksamkeit als Dichter und Dichterfreund, als Lehrer der wittenberger Hochschule, als Schriftsteller über die Gesetze der Dichtkunst, wie als Lateinschreiber und Alterthumsforscher zu entwickeln. Und so mag diese Arbeit dem noch nicht hinlänglich gewürdigten Manne seine gebührende Stelle in der Geschichte des deutschen Schrifttums anweisen; ich traue mir, obgleich dieselbe dem berühmtesten Träger meines Namens, dem Uroheim gilt, dennoch Unbefangenheit genug zu, um ohne Vorurtheil sein Bild aufzufassen und darzustellen.“

Und weiter bemerkt der Verfasser: „Ich selbst habe mir öfter die Frage vorgelegt, ob die Frucht dieser meiner oftmals recht mühevollen Arbeit auch der Mühe lohne, ob Einzelheiten und Gesamtergebnisse, welche nur durch zahlreiches Nachschlagen in längst veralteten, oft schon in ihrer Jugendzeit herzlich trockenen Büchern sicher gestellt werden konnten, auch dem Fernstehenden anziehend genug seien. Bei genauer Kenntnisaufnahme indes bietet jene Zeit, welche man gemeinlich nur als die einer zügellosen Soldaten- und Fremdherrschaft zu betrachten geneigt ist, so viel freundliche Züge echt deutscher Thätigkeit, eines unter den schweren Tritten von Schweden, Franzosen und Kroaten raplos aufsprossenden deutschen Volks, oder doch Sprachbewußtseins, die vielfach so geschmacklose Dichtung jenes Jahrhunderts war hinsichtlich der Formenentwicklung so überaus triebkräftig, so sehr Gegenstand ernstester Forschung, die in Buchner's Freundeskreise auftretenden Persönlichkeiten sind theilweise so bedeutsam und eigenartig, daß alle diese Erwägungen mich entschuldigen mögen, wenn ich glaube, ein in das Einzelne gehendes Lebensbild dieses Mannes werde ein nicht ganz werthloser Beitrag sein können zur Geschichte des deutschen Schrifttums. Möchte doch, durch ähnliche Vorarbeiten ermöglicht, in nicht allzu ferne Frist eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen und schöpferischen Strebungen, die in jenem Jahrhundert auf dem blutgetränkten Boden Deutschlands hervortraten, und das klare, vollständige und gerechte Lebensbild jener merkwürdigen Zeit aufrollen, welches wir noch keineswegs besitzen.“

Wir schließen uns diesen Ansichten wie diesem Wunsch vollkommen an; wir haben, wie aufmerksamere Leser sich erinnern dürften, auch unsererseits wiederholt in d. Bl. die Ansicht ausgesprochen, daß jene Zeit, so trostlos sie auch erscheinen mag,

doch keineswegs ganz so trostlos war, als man sie darzustellen und wofür man sie auszugeben so allgemein geneigt ist.

Was nun August Buchner betrifft, so gibt der Verfasser selbst zu, daß in seinen Werken sich nichts Eigenthümliches, Großartiges, Geniales, Umgestaltendes zeige, nichts, was ihn über die Dichter auch nur zweiten oder dritten Ranges unter den Zeitgenossen emporhob, daß dagegen Reinheit der Form und sittlicher Gehalt zu jeder Zeit ehrend anzuerkennen seien. Eine Stellung in der Geschichte der deutschen Poesie sichert ihm namentlich der bisher wol kaum bekannt gewordene Umstand, daß Buchner sich zuerst des Daktylus in deutschen Gedichten bediente, und zwar zuerst in dem festlichen Schlusssange seiner Oper oder Aktion „Orpheus“, die von dem berühmtesten deutschen Konfinkler der damaligen Zeit, Heinrich Schütz, in Musik gesetzt und zu des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen Beifall am 20. November 1638 aufgeführt wurde. Diese Anekdote machte Aufsehen und rief auf Widerspruch, und selbst Opitz, dessen Verskunst eigentlich nur den Jambus und Trochäus zuließ, gab nur widerwillig und zögernd nach. Auch Buchner's bekanntestes, bei Edderke („Elf Bücher deutscher Dichtung“, I, 289) wieder abgedrucktes Gedicht mit der Ueberschrift „Ob“ ist daktylisch:

Kasset uns, kasset uns mindern im Garten
Heute der Rosen und Tulipen Zahl!

Wollen wir Arme noch morgen warten?

Sterbliche sind wir ja allemal.

Die Blumen entstehen:

Wer saumet zu gehen?

Der Winter kömmt bald,

Bereiset die Wälder,

Schleift Wiesen und Felder,

Und macht die blühende Sommerlust alt u. s. w.

Uebrigens beruft sich Buchner einmal in einem Briefe darauf, daß „der berühmte Niklas Herr Heinrich Schütz“ sich habe „vernehmen lassen, es könne kaum einige andere Art deutscher Reime mit besserer und anmuthigerer Manier in die Musik gesetzt werden als eben diese daktylische“.

Auf Einzelheiten vorliegender Biographie gehen wir hier nicht weiter ein; wir möchten nur als ein vielleicht nicht uninteressantes Factum anführen, daß bereits Buchner die „auch heutzutage gehörte Klage“ ausspricht, daß die Buchhändler allzu habgierig seien und die Arbeit von Gelehrten nicht genug zu schätzen wüßten“. Eine andere Bemerkung des Verfassers lautet: „Eine nicht geringe Stufe zu dichterischem und schriftstellerischem Ruhme war eine wahrhaft widerwärtige Sitte jener Zeit, die des grenzenlosen gegenseitigen Verächterns und Lobkangens. So wie Buchner einem Heinsius und Opitz gegenüber für seine Verehrung kaum hinreichend starke Ausdrücke finden kann, so ihm gegenüber seine Schüler. Aber das Uebel lag in der ganzen Zeit, welche durch die tägliche Gewohnheit des gegenseitigen Anfeindens und Umsehens allen Maßstab für Lob verloren hatte, und dadurch in eine Schweißweidelei gerathen war, die man mit dem Sinn eines Zeitgenossen betrachten muß, um sie nicht völlig unwürdig zu finden.“

Der Verfasser meint übrigens wol nicht mit Unrecht, daß dieses gegenseitige „Anfeinden und Bevorneben“ neuerdings auch wieder mehr als billig eingegriffen sei. Solche Gewohnheiten, zu denen auch die Titelkucht und manche andern kleinräthlichen und kleinräthlichen Passionen gehören, scheinen bei den Deutschen unausrottbar zu sein und wachsen, heute ein wenig verschnitten, morgen nur um so üppiger wieder nach.

2. Joachim Heinrich Campe's Leben und Wirken. Bausteine zu einer Biographie von Emil Hallier. Eoest, Schulbuchhandlung. 1862. 16. 12 Bgr.

Wir sind dem Verfasser dankbar für diese Biographie eines Autors, dessen „Robinson der Jüngere“ von 1778—1862 nicht weniger als 62 Auflagen erlebt hat, ungerechnet die nur zu zahlreichen Nachahmungen dieses beliebten Buchs, das seinerseits aller-

dinge auch nicht den Vorzug unbedingter Originalität in Anspruch zu nehmen hat. Da sicherlich sehr viele unserer Leser, und namentlich die älteren, manche ihrer angenehmen Jugenderindrücke der Lectüre dieses Buchs verbanken, so wird es denselben vielleicht nicht unangenehm sein, folgende mit der Entstehungsgeschichte des „Robinson“ zusammenhängende Stelle aus vorliegenden Händlein hier mitgetheilt zu erhalten: „Es war im Sommer des Jahres 1778, als der Kaufmann Johann Isob. Böhl, welcher einem der ersten europäischen Handelshäuser in Cadix vorstand, im Verein mit seinen Freunden Johannes Schuchart und Legationsrath Leisching, Campe den Vorschlag machte, die Erziehung ihrer fünf Söhne zu übernehmen. Dies waren Johannes, Gottlieb und Friedr. Böhl, Nikolaus Schuchart und Dietrich Leisching, deren Vornamen uns, sowie der von Lotte, Campe's einzigem Kinde, im Robinson aufbewahrt sind. Johann Nikolaus Böhl war der älteste von allen und damals acht Jahre alt. Für diesen anfangs nur so kleinen Kreis engagirte Campe noch zwei Lehrer, von denen der im Robinson genannte Freund A. Rudolphi, ein Bruder der Schriftstellerin Karoline Rudolphi, ist. Der alte Böhl sorgte mit edler Freigebigkeit für ein schönes Gartenhaus im Willwerder Anschlag am Hammerbeich, welches damals oft fälschlich mit zum Grünen Deiche gerechnet wurde. In diesem kleinen Paradiese — denn anders können wir es bei der Einfachheit, bei dem Glücke und der Gesundheit seiner Bewohner nicht bezeichnen — war es, wie Gottlieb Böhl selbst sich ausdrückt, „wo Campe so oft mit gerührter, Ehrfurcht gebietender Miene in dem Kreise seiner Jünger stand, um ihnen eine neue Regel zur Tugend bekannt zu machen, sie dann so innig zur Befolgung derselben ermahnte, den Abend über ihre Ausführung mit ihnen sprach und jedem das verdiente Zeugniß gab“. Hier waren der Apfelbaum, die Laube, die Grabbank, die wir aus dem Robinson kennen; hier ist endlich und vor allem der Robinson selbst nicht sowohl erzählt, als vielmehr gespielt und gelebt worden.“

Auf Anlaß der namentlich durch Campe's Sprachreinigungsversuche in den „Zenien“ hervorgerufenen Ausfälle gegen ihn bemerkt der Verfasser: „Es war gerade die Zeit des Zenienkampfes, und vor allem Schiller versäumte nicht, Campe's Bestrebungen in den allerhöchsten Verfen zu geißeln, gegen die sich Campe in nur bisweilen glücklichen Antizenien wehrte. ... Campe hatte mit Unrecht besonders Goethe in Verdacht der Autorschaft, worin er nachher wol dadurch bekräftigt wurde, daß ihm Schiller zwei Jahre später für die schon angeführte Uebersetzung des (französischen) Bürgerdiploms in einem sehr freundschaftlichen Briefe, welcher leider der Öffentlichkeit noch entzogen ist, geantwortet hatte.“

Hoffentlich wird man diesen Brief Schiller's an Campe der Öffentlichkeit nicht allzu lange mehr vorenthalten. Später, im Jahre 1810, bei einem Besuche Karlsbads, hatte Campe eine Begegnung mit Goethe, „der, des alten Zenienhabers vergessend, ihn freundschaftlich begrüßte und lange mit ihm sprach“. Hierbei können wir jedoch nicht unterlassen, beiläufig darauf aufmerksam zu machen, wie vortrefflich sich Goethe während des Zenienstreits benommen hat; denn da die schärfsten und persönlichsten Zenien, welche die erbittertsten Gegenangriffe hervorriefen, von Schiller herrührten, so hätte es von seiner Seite nur einer Erklärung bedurft, daß er an denselben keinen Antheil habe, um die Animosität der Angegriffenen von sich abzuwenden; aber er unterließ dies und nahm die Folgen der von seinem Freunde begangenen Mithwilligkeiten ruhig auf sich.

Schon in dem eben genannten Jahre war Campe leidend und hypochondrisch verstimmt, namentlich wol infolge der Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten, die er sich durch seine anfangs allzu sanguinische Begeisterung für die französische Revolution zugezogen hatte. Während der letzten fünf Jahre (1813—18) war sein Zustand so trauriger Art, daß Wilhelm von Humboldt, in dessen väterlichem Hause Campe bekanntlich einige Zeit, noch kein ganzes Jahr Hauslehrer war, ihn geradezu als „blödsinnig“ bezeichnet hat. („Briefe an eine Freundin“, II, 190.) Der

Verfasser bemerkt: „Dämonisch war es in dieser Seelenkranz, daß — während der Geist alle Klarheit einbüßte — der Körper, sonst so schlank und statlich, ungewöhnlich voll und scheinhalt kräftig wurde.“

In seiner Jugend hatte Campe fast an den Augen gelitten und seinem Körper durch übertriebenen Fleiß mehr als gewöhnliche Leistungen zugemuthet. Man liest z. B. in vorliegendem Schriftchen: „Er nahm sich selten über fünf, oft nur zwei bis drei Stunden zum Schlaf, ja einzelne Nächte wurden ganz durchwacht; auch bei Tage gab es außer der Ueppigkeit keine Erholungskunde für ihn. Um seine Natur zu zwingen, hielt er sich die ganze Nacht durch Thee munter, in der trüben Hoffnung, dies werde ihm die verschwundenen Kräfte ersetzen. Um die Schmerzen der Augen zu lindern, feuchtete er sie von Zeit zu Zeit mit Wasser an und wenn sie dennoch vor Ermattung zusammen wollten, hielt er sie gewaltsam mit den Fingern offen. In solcher Weise setzte er es die drei letzten Schuljahre fort und nur die Festtage brachten ihm über fünf Stunden Schlaf. Das konnte selbst die von Natur und durch die erste Erziehung so dauerhafte körperliche Constitution nicht aushalten, von der die schlanke, hagere Gestalt wenig mehr verzeihen ließ und die doch noch so wirksam war, daß ein paar Erholungskunden ihm gleich die natürliche gesunde Gesichtsfarbe wiedergaben.“

3. Erinnerungen an Ernst von Lasaulx. Von H. Holland. München, Fleischmann. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine eigenthümliche Erscheinung, über deren Grund wir schon öfter nachgedacht haben, scheint uns die zu sein, daß uns die Biographien von Autoren, welche noch unsere Zeitgenossen waren und deren Bildungszeit in unser Säculum fällt, uns in der Regel nicht das gleiche Interesse gewähren, als die Biographien der meisten derjenigen, deren Werke und Blüthezeit in das vorige Jahrhundert fällt, und dies erscheint uns so auffallender, da manche zeitgenössische Autoren, deren Leben man uns beschrieben hat, viel heftiger und unmittelbarer in die politische Strömung der Zeit hineingerissen worden sind, als die des vorigen Jahrhunderts. Zum Theil mag jene Erscheinung daran liegen, daß Leben und Wirken der letztern ein mit dem unsern gleichzeitiges war und unmittelbar in unsern Gesichtskreis fiel, zum großen Theil aber wol daran, daß heutzutage die Bildungs- und Anschauungsweise eine viel gleichmäßigere, doctrinärere ist und selten zu einem hervortretend originellen Ausdruck gelangt, daß Gemüthsaffektische und Naivität hinter der einseitigen Ausbildung des Geistes und Verstandes, die rein menschlichen Begänge hinter den politischen und confessionellen Standpunkten zurücktreten, daß wir die Resultate der Bildung halb überliefert erhalten, während die Menschen einer frühern Periode mehr ihre eigenen Geschöpfe waren, sich mehr aus dem Nothen herausarbeiten mußten und daher einen interessanteren Bildungsproceß durchzumachen hatten. So, glauben wir, wird man die Biographie eines Campe immer noch mit größerem Antheil und größerer Belehrung lesen als diejenige unsers Zeitgenossen Ernst von Lasaulx, obgleich derselbe eine sehr entscheidende Richtung im Gebiete religions- und geschichtsphilosophischer Anschauungen verfolgte und als Mitglied des frankfurter Parlaments sogar eine gewisse politische Rolle spielte. Immerhin ist die Schrift interessant genug, um sie Freunden biographischer Lectüre und speciell den Verehrern wie den Gegnern des Verstorbenen zu empfehlen. Von thatsächlichen Notizen entlehnen wir hier nur die, daß die Familie von Lasaulx aus dem Luxemburgischen stammt und früher von der Weiden (de la Saulo) hieß, und daß der Vater unsers Ernst, Johann Claudius von Lasaulx, eine große Anzahl romanischer und spitzbogiger Kirchen in den Rheinlanden gebaut und mit Dronte das Werk „Die Matthias-Kapelle bei Coblenz“ (Koblenz 1837) herausgegeben hat. Seine philosophischen und religionsphilosophischen Anschauungen schöpfte Ernst von Lasaulx namentlich aus dem „rationalistischen“ Meister Eckhart (nach 1329 zu Köln), den der Verfasser vorliegender Schrift einen „grandiosen hochfliegenden“ Philosophen, einen der größten

Gründer aller Zeiten" nennt, der die deutsche Speculation zuerst begründet habe. Früher waren die Handschriften, welche Schart's Tractaten, Reden und Sprüche enthielten, zum guten Theil noch völlig unbekannt; Lasaulx hat vieles davon entdeckt, in den Bibliotheken von München und Wien und namentlich im Frühling 1830 auf einem „ster monasticum" in den östereichischen Klöstern St. Florian, Kremsmünster, Moll, Göttweig und Kloster-Neuburg. Eine „Specialität", wie sie heutzutage genannt wird, war bei Lasaulx die Vorliebe, womit er den Verwesungsproceß der Nationen beobachtete. Auch auf seinen Reisen im Orient (1833) und in Griechenland (1852) faßte er vorzugweise Legenden und Bevölkerungen in diesem düstern Lichte auf. Ueber die Ansicht von der Spitze des Delbergs schrieb er z. B. an einen Freund: „Schweigen und ein namenloser Geist ist die Seele ist rings, soweit du die Augen auswendig, dem verblühten Antlitz der Natur wie ein fahler Leichenschein aufgedrückt; die Stille, die hier herrscht, ist nicht Ruhe, sondern innere Verlassenheit, das Leben hat sich aus dieser Natur zurückgezogen. Niemals habe ich etwas Hehnliches empfunden. Nur der ewig klare Himmel, der sich über dieser Erde ausspannt, ist unveränderlich geworden."

Auch Griechenland wendet ihm dieses fahle leichenhafte Antlitz zu; er sieht da nur verwitterte Berge, verfestigte Quellen, verrodnete Wälder, zertrümmerte Städte, wenn überhaupt noch Trümmer davon vorhanden sind. Auch in Bezug auf die jetzige Menschheit erblickt er überall Symptome des Absterbens oder Altwerdens, das seiner Ansicht nach ein unverbrüchliches Naturgesetz ist, dem keine Nation wie kein Individuum sich entziehen könne. Und denkbar ist es allerdings, daß in zehntausend Jahren die Nationen an den Gedanken ihres unvermeidlichen Todes sich ebenso gut gewöhnt haben werden, wie sich die Individuen daran haben gewöhnen müssen, nur daß man, infolge größerer Erfahrungen und demzufolge höherer Entwicklung der pathologischen und physiologischen Seite der Geschichtschreibung, dann viel genauer und sicherer als jetzt die Ursachen, Bedingungen und Symptome des Erkrankens und Absterbens ganzer Nationen und Reiche kennen wird. Natürlich muß ein Geschichtsphilosoph wie Lasaulx auch davon überzeugt sein, daß es keinen absoluten Tod gibt, sondern daß aus der Verwesung selbst infolge neuer Wirkungen auch wieder neues Leben hervorgeht. Nur gebe man sich nicht der Täuschung hin, daß, wenn ein abgestorbener oder zerstücktes Volk nach tausend oder zweitausend Jahren unter demselben Namen und in denselben Grenzen politisch wieder aufersteht, es noch dasselbe sei. Die jetzigen Griechen z. B. haben fast ebenso wenig etwas mit den alten Hellenen gemein, als die modernen Deutschen mit den Uherufern Armin's oder den Sachsen Wittekind's. Im ganzen werden auch Lasaulx' Gegner zugeben, daß er von einem Gemüthsadel war, wie er heutzutage nachgerade eine Seltenheit geworden ist, wie denn überhaupt die Melancholiker nicht vorzugweise die schlechteste Sorte von Menschen sind und auch nicht sein können. Auch vergesse man nicht, daß Lasaulx schwere Prüfungen zu erdulden hatte, die sein Gemüth düstern Eindrücken geneigt machten; rasch hintereinander verlor er fünf Kinder, während das sechste, anhaltend kränklich, beständig zwischen Tod und Leben schwebte; und schließlich kamen dann noch die politischen und confessionellen Aufregungen und Enttäuschungen.

4. Walbedische Briefe. I. Staatsmänner des Fürstenthums zu Ende des vorigen Jahrhunderts. II. Erinnerungen an G. C. J. Bunsen's Jugendjahre. Berlin, Herp. 1862. Gr. 8. 8 Mgr.

Der Verfasser vorliegender Schrift (W. Schumacher, wie er sich am Schluß derselben nennt), bringt in der ersten Abtheilung derselben Mittheilungen über Fürsten und Staatsmänner seines Heimatländchens, unter denen die über den Fürsten Friedrich von besonderem Interesse sind. Fürst Friedrich, der 1766 zur Regierung gelangte und 1812 starb, gehört zu der ansehnlichen Zahl jener deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, welche

der Aufklärung, Toleranz und Humanität huldigten und, was kein unparteilicher Mann verkennen sollte, mit kleinen Mitteln im kleinen Umkreise wahrhaft Großes leisteten. Er rief jenen Bildungszustand im Ländchen hervor, aus dem dann die Rauch, Kaulbach, Bunsen, Drake u. s. w. hervorgegangen. Der Verfasser bemerkt von ihm: „Seine lange Regierung ist durch keinen Charakterfehler, durch keinen politischen Mißgriff und, was die Herzen der Unterthanen immer am sichersten gewinnt, durch keinen Mangel an Großmuth, durch keinen Eigennutz, nicht durch einen Verdacht davon, je getrübt, nur durch eine Schwäche ist sie in Schatten gestellt worden, durch eine Achtachtung einer so werthvollen Sache, des Geldes, welcher hin und wieder der Vorwurf der Verschwendung, und mit Recht, gemacht ist. Es ist andererseits doch aber billig nicht zu übersehen, daß sie fast nie den Privatzielen, dem Privatgenuß des Fürsten, sondern fast immer nur dem Nutzen und Wohlergehen anderer gegolten hat; daß sie ohne Vergleich mehr Groß- als Uebermuth gewesen ist" u. s. w. Nun, gegen einen Fürsten wie gegen einen Privatmann, der zu guten, edeln und humanen Zwecken ausgibt, was leider nicht immer geschieht, sollte man mit dem Vorwurf der Verschwendung nicht so verschwenderisch sein.

Unter den freilich wol etwas im überschwenglichen Tone gehaltenen Erinnerungen an Bunsen sind namentlich die an dessen Schul- und spätere göttinger Universitätszeit interessant. Der Verfasser bemerkt z. B.: „Im Wissen und Erfassen konnte keiner entfernt sich mit ihm messen, vollends sein Fleiß stellte alle andern in Schatten. Einundvierzig Seiten Abhandlung, deren wöchentlicher eine geliefert wurde, waren unerschöpfend, und 60 Bogen Manuscript, die er an einem einzigen Sonntag für den versäumten Advocaten und für den bebrängten Vater lieferte, das Staunen aller."

Nun freilich, 60 Bogen Manuscript an einem einzigen Sonntage fertig zu bringen, das ist denn doch eine Leistung, welche die Grenzen des Möglichen übersteigen möchte, und es ist in Bezug auf diesen Punkt gut, daß vielleicht nur Gelehrte und nicht Abstreifer diesen Aufsat lesen werden, denn letztere möchten dadurch in ihrem Glauben an die Glaubwürdigkeit auch anderer Mittheilungen leicht erschüttert werden. Könnte ein Copist an einem einzigen Tage 60 Bogen Manuscript, die nach damals in Wroslon geltendem Satz 2 Lthr. 15 Sgr. eintrugen, fertig bringen, so möchte dies Geschäft bald eins der gesuchtesten und geachtetsten sein. An einer andern Stelle bemerkt der Verfasser über den jungen Bunsen: „Ich habe ihn auf seiner Regelbahn, auf seinem Billard, in seinem Gasthaus, bei keiner Belagerung oder Würfelpartie, in keinem Wäckerladen, bei keiner Rascherei oder Döbstenfremdung, wol aber beim Baden, auch wol einmal beim Ballspiel, wo der verkürzte Unterkörper zu einer Art von Compromiß zwischen Trab und Schritt ihn nöthigte, gesehen; eine Partie Schach oder Piquet unter vier Augen liebte er dagegen sehr und war dabei aller Listen und Ränke Meister."

Man sieht daraus vielleicht doch zur Genüge, daß Bunsen zum Diplomaten auf politischem und kirchlichem Gebiete hinlänglich vorbereitet war. J. M.

Notiz.

Die neuesten Wahlen in die Académie française.

Die neulich erfolgte Wahl Albert von Broglie's zum Mitgliede der Académie française muß in ganz Frankreich ungewöhnliches Aufsehen erregt haben, denn die Feuilletons wimmelten von spöttischen Bemerkungen über den fürstlichen Nachfolger des Vater Lacordaire, „von dessen Schriftstellerei man bei diesem feierlichen Acte zum ersten male etwas erfahren habe". Eine solche Behauptung scheint freilich auf Uebertreibung zu beruhen, da Albert von Broglie bereits zwei Werke veröffentlicht, nämlich „Etudes morales et politiques" (1853) und „L'église et l'empire romain au quatrieme siècle" (1856), denen sich demnächst die angeblich unter der Presse befindlichen „Questions de religion et d'histoire" anschließen wer-

den. In der That aber bezeichnet die Wahl des Prinzen einen gewichtigen Fortschritt der kaiserlichen Politik, da dieselbe bisher ihren Einfluß in der Akademie noch nicht hatte geltend machen können. Nachdem jedoch der erste Versuch gelungen, war man von imperialistischer Seite sogleich auf weitere Eroberungen bedacht, und so wurde zunächst die Wahl Octave Feuillet's, des Lieblings der Kaiserin, an Escribe's Stelle durchgesetzt. In denjenigen, welche jetzt als Candidaten um die Mitgliedschaft der Académie française genannt werden, zählen vor allen Jules Simon, bereits der Académie des sciences morales et politiques angehörig, und Jules Janin, der gefeierte Beuiletot, ist, „der nach dreißigjähriger unablässiger Thätigkeit heute noch ebenso arm ist, als er es bei seinem literarischen Debut war“, wie die „Indépendance belge“ schreibt. Das Verhältnis des letztern zur Akademie ist aber ein so eigenthümliches, daß es wol verdient, hier nach einem „Courrier de Paris“ des erwähnten Journals kürzlich mitgetheilt zu werden. Man hatte Janin wiederholt gebeten, sich bei der Akademie zu melden, da man ihm garantiren könne, daß diese sich „glücklich schätzen“ würde, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Etwa habe er, obgleich dem Institute wohlgenigt, sich geweigert; er sei eben nicht willens, den ersten Beßten zu ersetzen, um so mehr, da ein neuer Akademiker den Anschauungen desjenigen huldigen müsse, zu dessen Nachfolger er berufen worden. In jüngster Zeit soll er endlich dem Drängen seiner Freunde nachgegeben haben, und das „Journal amusant“ zeigt ihn sogar schon bei der humoristischen Schilderung der Aufnahme eines Akademikers im Jahre 1901 als Director der Akademie. Der siebenundneunzigjährige Janin erscheint hier vollständig taub, geräth aber besonnen und geistreich bei den albernen Reden des jungen Candidaten jedesmal in Vergessenheit. Der letztere hat nach Beendigung der Feierlichkeit ein Souper zu geben; da stürzt das Volk in den Saal der Akademie, und eine Stimme ruft beim Anblick der schmausenden Versammlung laut die Worte aus: „Sie sind alle verrückt!“ Während der Sitzung selbst aber wird hier herumgeredet; vielleicht gar ein heftiger Seitenhieb auf die deutschen Gelehrten, den dieselben jedoch schwerlich verdient haben. Was würde freilich auch eine Gesellschaft deutscher Kunstgelehrten dazu sagen, wollte man ihr zumuthen, einen Journalisten oder nun gar einen Feuilletonisten unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Vorzugsweise um den letzten Punkt hervorzuheben, haben wir dieser akademischen Vorgänge gedacht, und wir möchten zu gleichem Zwecke hier noch die Mittheilung anschließen, daß, was in Deutschland gleichfalls unmöglich sein würde, die pariser Akademie jüngst die Abhandlung einer Frau, nämlich eine Abhandlung über den französischen Roman von Madame G. du Barquet mit einem Preise gekrönt hat. 83.

Bibliographie.

- Adolphi, A., Gedichte. Higo. 8. 2 Thlr.
 Benjamin II., J. J., Jawen Regula. Schilderung des polnisch-litauischen Krieges und der Leiden der Juden in Polen während der Jahre 1648—1653. Bericht eines Zeitgenossen. Nach einer von J. Selewel durchgesehenen französischen Uebersetzung. Hannover. Gr. 8. 15 Mgr.
 Berghaus, H., Vork. Seine Geburtsstätte und seine Heimath. Seine Großthat in der Poscherauer Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Aachen, Dieck. 8. 12½ Mgr.
 Biffart, M., Venedig mit dem Festungsviereck, eine militär-geographische Skizze. Mit 8 Holzschnitten. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 17½ Mgr.
 Bilins, G., Die Lehre von der Auferstehung der Todten. Stuttgart, Beller. 8. 6 Mgr.
 Danze Nigghieri, Die göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet von J. Braun. 1ter Band: Der Dichter und seine Zeit. Die Hölle. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 2 Thlr.

Hellfeldt, F. D., Repertorium der in politischer, socialer und religiöser Beziehung wissenschaftlichen Thatfachen der Gegenwart und Fragen unserer Zeit. 1ter Band. Zehn Hefte. Berlin. Gr. 8. 25 Mgr.

Hitzig, F., Die Psalmen. Uebersetzt und ausgelegt. 1ster Band. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Jugendliebe der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Ein Zeitbild aus der 2ten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Verfasserin der „Johanna“. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Kohlrausch, F., Erinnerungen aus meinem Leben. Mit dem Porträt des Verfassers. Hannover, Bahn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Mgr.

Krohl, L., Ueber die Religion der vorislamischen Araber. Leipzig, Serig. Lex.-8. 1 Thlr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern. 1ter Band. Leipzig, Gieseler. 8. 1 Thlr.

Manhard, W., Die Befreiung der altpreussischen Mennoniten. Eine geschichtliche Erzählung. Marienburg, Hempel's Bude. Gr. 8. 1 Thlr.

Mautner, C., Eglantine. Schauspiel in vier Acten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 24 Mgr.

Ringler, G., Gedichte. Nürnberg. 16. 16 Mgr.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. Die sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Mgr.

Rühm, W., Zur Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Mgr.

Schäfer, L., Grundzüge der Moral und Lebensfähigkeit vom Standpunkte des Christenthums. Leipzig, Biedler. 16. 5 Mgr.

Weyrother, C. Ritter v., Prager Sagen. 1te Reihe. Mit 6 Illustrationen. Prag, Bellmann. 8. 16 Mgr.

Wiedemann, J. v., Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Freiheitskrieges. Drei Bände. Leipzig, Cotta. 8. 4 Thlr. 15 Mgr.

Tageliteratur.

Avé Lallemand, H. G. B., Tabatinga am Amazonas. Ein Vortrag gehalten am 7. März 1863 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Hamburg, Perthes, Besser u. Mante. Gr. 8. 7½ Mgr.

Febbersen, P., Polens Untergang und seine Kämpfe um Wiedergeburt. Drei Vorträge gehalten in der Aula im Museum zu Basel. Basel, Krüsi. Gr. 8. 8 Mgr.

Jacoby, J., Sind die Mitglieder des Herrenhauses Volksvertreter? Vortrag in dem Vereine der Verfassungsfreunde am 21. März 1863 gehalten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 2½ Mgr.

Krausolt, Erinnerung an Jean Paul. Vortrag, gehalten im historischen Verein zur Vorfeier des 100jährigen Geburtstags Jean Paul's im Rollwenzelschause am 20. März 1863. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Mgr.

Lassalle, F., Der Lassalle'sche Criminalprozeß. 3tes Heft: Das Urtheil erster Instanz mit kritischen Randnoten zum Zweck der Appellationsrechtfertigung. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 10 Mgr.

Wahner, G., Zur Abfertigung Falck's, welcher sich einbildet, meine Schrift: Friedrich der Große hat in Oppeln nicht unter der Raichbütte gesteckt, widerlegt zu haben. Nebst neuen Dokumenten gegen sein Nachwerk. Oppeln, Clar. 1862. 8. 2½ Mgr.

Wichern, Die Ursachen der so vielfach erfolglosen Bemühungen in der heutigen Kindererziehung. Ein Vortrag, gehalten zu Berlin am 9. Februar 1863. Hamburg, Agentur des Raichen Hauses. 8. 5 Mgr.

Wiseman, R., Berührungspunkte zwischen Wissenschaft und Kunst. Ein Vortrag. Uebersetzt von H. S. Reusch. Köln, Bachem. 12. 7½ Mgr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Frederike Bremer's Gesammelte Schriften.

1.—46. Band. Jeder Band 10 Ngr.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser beliebten billigen Gesamtausgabe der Schriften Frederike Bremer's, enthalten:

- I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- II. III. Das Haus, oder Familienjorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- IV. V. Die Nachbarn. Sechste verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VI. VII. Nina. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- VIII. Die Familie S. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- IX. Kleinere Erzählungen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- X. Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XI. XII. Ein Tagebuch. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XIII. XIV. In Dalecarlien. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XV.—XVII. Geschwisterleben. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.
- XVIII. XIX. Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XX. Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen-Wachen. Ein Glaubensbekenntnis. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
- XXI.—XXIX. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Driesen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.
- XXX.—XXXII. Gertha. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.
- XXXIII. XXXIV. Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. Mit einer Anstaltsbeilage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.
- XXXV.—XLVI. Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Erster bis neunter Theil. Geh. 4 Thlr. (Noch nicht vollständig.)

Encyclopädische Werke

aus dem Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas —
Kleineres Conversations-Lexikon — Illustriertes Hand- und
Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorräthig; Unterzeichnungen zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Dr. J. S. Kutschmidt's

neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kutschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Christian Friedrich Meyer's

Handwörterbuch deutscher synonymischer Ausdrücke.

Fünfte Auflage. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Auch in fünf Heften zu 3 Ngr. zu beziehen.)

Das Erscheinen einer fünften Auflage bezeugt die große praktische Brauchbarkeit dieses Wörterbuchs der Synonymen. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler.

Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung.

Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser.

Von Alfred Büschel, Forstinspector.

Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Büschel's „Taschenbuch“ hat den Zweck, bei den täglichen Arbeiten im Walde und außerhalb desselben als Hülfsbuch zu dienen, namentlich bei der Abschätzung sowie beim An- und Verkauf von Holz, bei Culturarbeiten und bei Messungen und Berechnungen. Es enthält die erforderlichen Hülfsstabellen nebst Erläuterungen, und eine kurze Andeutung, der in jedem Monat des Jahres vorkommenden Waldgeschäfte.

Für Oesterreich ist eine besondere Ausgabe des Werks mit österreichischen Maßangaben erschienen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Kurzgefasstes Forst-Encyclopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfsstabellen, Winkelmesser und Planimeter für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bau-techniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer etc. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 20. —

14. Mai 1863.

Inhalt: Graf Friedrich Leopold Stolberg. Von Franz Sandvoß. — Revue der Zeitschriften. Von Emil Müller-Samoweg. — Doctor Antonio. Aus dem Englischen. Von Otto Speyer. — Gaisienon und Mittelbed. — Die kirinische Nabona. Von Rochy Carriere. — Notizen. (Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Nibelungenvers, Aetnaberge Geschichte der Jeanne d'Arc) — Bibliographie. — Anzeigen.

Graf Friedrich Leopold Stolberg.

Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Von Theodor Menge. Zwei Bände. Mit dem Bildnis F. L. Stolberg's. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 5 Thlr.

Länger als wir gewünscht, haben wir mit der Besprechung dieses umfangreichen Werks gezögert und doch ist es uns lieb, den zweiten Band abgewartet zu haben. Zu unserer Entschuldigung mag nun dienen, daß und jene solchen Büchern gegenüber freilich mitunter zu beneidende Routine gewisser Recensenten nicht zur Verfügung steht, außer der Vorrede vielleicht noch 50 Seiten zu lesen und dann frischweg zu kritisiren.

Auch diese Schrift, eine „Rettung“, wie sie neuerdings beliebt worden, wird nicht vermögen und bescheiden sich auch wol, es nicht zu beanspruchen, dem Grafen F. L. Stolberg eine andere Stellung in der Literaturgeschichte zu verschaffen, als ihm bereits feststeht. Wir könnten wählen, ob sie als Parteilchrift, wovon ihr Umfang und der wissenschaftliche Gehalt sie keineswegs ausschließen würde, oder als ein Werk der Pietät gegen den dem Verfasser persönlich Bekannten, zu bezeichnen wäre. Und aufrichtig, wir schwanken, wollen aber als das Schönste, was uns aus dem Buche anspricht, die Pietät hervorheben.

Der Verfasser ist, wie sich aus allem ergibt, ein Katholik von treuer Anhänglichkeit an seine Kirche, voll Wärme für ihre äußerliche sichtbare Einheit und geschlossene Organisation, er ist zugleich ein begeisterter Freund des nationalen Lebens, und was für sein Buch in erste Reihe tritt, ein nicht ungeschickter, fleißiger und kenntnißreicher Darsteller eines Zeitraums, der immer mehr als die Grundlage alles heutigen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen und im weitesten Sinne culturlichen Strebens hervortritt. Daß er demgemäß einen sehr bestimmten, von christlich-national sich nennenden literarhistorikern protestantischerseits getheilten oder gewiesenen Standpunkt in der Beurtheilung und in der Methode einhält, ist natürlich. Nicht um zu verdächtigen, denn hoffentlich würde es für Theodor Menge ein Ruhm scheinen eher als Tadel, nur um kurz ihn zu bezeichnen, nennen wir

1863. 20.

ihn vorläufig, weitere Bestimmung vorbehaltend, den Standpunkt jener Partei, welche sich durch ihre Forderung, daß die Wissenschaft umkehren müsse, genugsam kennzeichnet.

Mit einer gewissen Genugthuung kann die heutige Literaturgeschichte, trotz der herben Vorwürfe Menge's gegen sie, sich selber das Zeugniß geben, gegen Fritz Stolberg human verfahren zu sein. Protestanten waren es, die bereitwillig seine Ueberzeugungstreue, seine Herzengüte, sein poetisches Verdienst anerkannten, bei seinem Leben wie nach seinem Tode. Voß war persönlich berührt, und dennoch wie herb er sich auch äußert, so ist er kein Verräther der ehemaligen Freundschaft, er beklagt den Gefallenen, verdammen wollte er ihn nirgends.

Aber wie sehr sieht von Voß' Rauheit — sie ist Hülle, inwendig ein milder Kern — das Urtheil Späterer ab. Der liebendwürdige Selzer, wiewol keineswegs unsere ganze Ueberzeugung über Stolberg ausdrückend, wie liebevoll bespricht er seine Convertirung, sein Wesen.

Menge selbst benutzte ein anderes hier zu nennendes Buch, Wilhelm von Wippen's (nicht F., wie irrthümlich I, 119 steht) „Gutiner Skizzen“, das 1859 in Weimar erschien, und ginge nicht seine Absicht auf die Befriedigung eines Stolberg durch Familienbände nahen Kreises und durchgreifendere Apologie, wir meinen, er hätte hierin die von ihm gewollte Aufgabe völlig gelöst haben dürfen.

Denn bei aller Befangenheit oder Kengstlichkeit Wippen's zeichnet sich sein Buch durch größere Objectivität der Darstellung aus und enthält alles über Stolberg und seinen Kreis, was einem Freunde selbst seiner Richtung nur wünschenswerth sein kann in einer Form, der wir vor der Menge's den unbedingten Vorzug geben müssen.

Wie sehr also muß die so nahe zusammentreffende Erneuerung dieses Themas auffallen! Jedoch Menge stellt seine Grenzen weiter. Er kann dankbar sein dem literarhistorischen Fleiße der letzten Jahre. Ueber die meisten der zu erwähnenden Männer und Frauen selbst liegen ausgiebige Monographien vor, denen Briefwechselausgaben zu freierm Urtheil sich als nothwendige Ergänzung, oft als nothwendiges Correctiv anschließen. Aber in der That, nur dem Bedürfniß des Verfassers, einer

Pietätspflicht zu genügen, können wir die peinliche und langweilige Umständlichkeit in unwichtigen Neußerlichkeiten zuschreiben.

Ueber die Darstellung des Verfassers ein tadelndes Wort zu sagen, fällt uns fast schwer, weil er sich auf die jetzt allgemein beliebte Bezugsform in hundert gepriesenen Vorbildern. Sprechen wir es aber aus und nehme er es nicht als ihn persönlich berührendes Urtheil. Die moderne Biographie oder literarische Monographie entbehrt meist der künstlerischen Abrundung, der Einheit. Es ist immer nur mit mehr oder weniger Geschick zusammengesezte Mosaik. Das verschuldet ein falsches Streben nach Objectivität. Man wird mit der Zeit einsehen, daß dieses Allesagen und Allesbesprechen, wie es langweilig ist, so die wahre Bekanntschaft mit den Werken der Besprochenen in den meisten Fällen hindert. Wir sind alle nicht frei von dieser Verlehrtheit der Zeit. Die Literaturgeschichte ist auf dem Wege sich in Collocationensammlungen zu zerbröckeln, das Citat überwuchert und hindert das Urtheil; dieses besteht bei hinkommender Tendenz fast nur noch in dem Geschick, im Dienste dieser Tendenz in der Auswahl oder Anordnung zu verfahren.

Wir freuen uns, in Menge's Buch eine so prononcirte und so treu festgehaltene Ansicht zu finden. In einer Zeit des Uebergangs, wie die unserige ist, schwankt nothwendig das Urtheil, gesellt sich ihm leicht fremdes, das uns nicht immer gleich zu sehr stören darf. Der Katholik hat so gut das Recht, sein Urtheil über eine der bedeutendsten Epochen unserer Literatur zu geben, wie der Freigeist, wie der maßvollere Protestant. Hören wir es und corrigiren, wo wir können, wahren wir zugleich unsere abweichende Ansicht, indem wir sie begründen.

Auf die Erzählung der Lebensverhältnisse des Dichters und der besprochenen Zeitgenossen und an Menge's Hand einzulassen, ist nicht unser's Amtes. Wir bemerken, daß in dieser Beziehung dem Verfasser wol nicht leicht etwas wird entgangen sein. In der Einleitung (S. 11) heißt es von dem dänischen Oberhofpredigers Kramer „Nordischem Aufseher“, daß das Beste Klopstock beileuerte. Man erinnert sich unwillkürlich an die zwar jugendliche, aber gerechte Abfertigung, die Lessing diesen Klopstock'schen Arbeiten zu Theil werden ließ. Was wir über die Entwicklung der deutschen Literatur bis Klopstock und über diesen selbst lesen, ist im ganzen ansprechend. Unpassend finden wir S. 19 den Satz:

Es ist überhaupt nicht nöthig, daß irgendjemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr warnende Geseze und strafende Vorschriften zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang und alles voll ward von Wesen, die sich fröhlich vermehrten, so blüht auch die Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erdohrmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet.

Wir heben dies Urtheil hervor, weil, wie es ganz sicher mit Stolberg's eigenem im Grunde zusammenstimmt,

es zugleich erkennen läßt, wie er über poetischen Dilettantismus nicht hinauskommen konnte. So scheinbar dieser Satz nämlich ist, er läßt außer Acht, daß er nur auf die naturwüchsige Volkspoesie, die Periode des Epos vorzüglich, paßt, daß aber, wie bei gesteigerter Bodencultur eine rationale Landwirthschaft der ewig productiven Mutter Natur nachsteht, ebenso bei gesteigerter Geistescultiv Geseze und Theorie für die Kunst unentbehrlich sind. Alle Kunstübung bedarf von Zeit zu Zeit theoretischer Einkehr und dadurch Erweiterung der Grenzen, Läuterung des Geschmacks. Wäre es für Menge unerheblich, daß der großen classischen oder sogenannten classischen, immer doch unserer classischen Periode der Poesie der theoretische Kritiker Lessing als Hercules, einen Angestalt von Geschmacklosigkeit reinigend, vorausging? Goethe's Wort bleibt bestehen: „Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgedacht, der darf sich keinen Künstler nennen.“

Klopstock heißt nicht ganz unpassend „der Welckin des 18. Jahrhunderts“, doch hätten wir, was Menge nicht sagt, erwähnt, daß Klopstock durch und durch schon auf dem Boden des Rationalismus steht, des Rationalismus, für den man freilich in frommen Kreisen übereingekommen ist, von allem geschichtlichen Begreifen zu abstrahiren, um in hohen Phrasen sich desto behaglicher über ihn ergießen zu können.

Als Stolberg Halle besucht (1770), war daselbst, wie der Student sich ausdrückt, nichts los. Um so spannender ist die Betrachtung Göttingens am Ende des vorigen Jahrhunderts. Charakteristisch ist bei Erwähnung August Hermann Francke's der bedenkliche, leider Gottes fast theologisch zu nennende Unterschied zwischen „theologischem Wissen und dem von der Liebe zu Jesu befehlten Erkennen“. Wir finden darin eine Verdrehung aller gewohnten Terminologie um so mehr, als die redliche Arbeit unserer Philosophen ohne alle Kenntniß oder Rücksicht „abstracte Vernunftdenkerei“ gescholten wird. Das Erkennen ist freilich höher als Wissen, aber bleibt ewig ein Geschäft der richtig behandelten Vernunft.

Sehr treffend heißt Bürger ein zweiter Winter. Von der moralischen Mänsel hält sich Menge fern, wie er es auch bei Geng im zweiten Bande ist; dennoch hat er, glauben wir, kein Recht, Schiller ein Verbrechen aus seinem allerdings harten Urtheil zu machen. Im letzten Grunde gehen wir nämlich doch auf den sittlichen Menschen zurück, und war einer zu diesem Urtheil gegen den Lebenden berechtigt, so war es Schiller gewiß, denn er hatte sich selbst gebildet, um sich selbst zu geben, das Beste, was der Dichter kann. Freilich ein gefährlich Ding ist es immer, diesen Maßstab anzulegen, und ihn sollte man anzulegen nur dem besten Kenner des ganzen Wesens, dem nächsten Freunde, gestatten. Wie möchte sonst wol Hamann bestehen.

In dem am 12. September 1772 gestifteten Göttinger Bund, dessen Geschichte von Robert Bruns, sein bestes Werk, nur eine mit großer „literarischer Umsicht“ verfasste Schrift heißt, trat Stolberg am 5. December zuerst ein. Auf Voß's Begrüßung antwortet Frey — wir mögen ihn nicht,

wie Menge thut, immer den Grafen Stolberg nennen, und denken, es ist mehr werth, dem deutschen Volke Stolberg, als ihm der Graf Stolberg gewesen zu sein —: „Dich liebt mein ganzes warmes Herz und ist dein werth!“ Wenn er nun in die zum guten Theil gemachte oder durch Klopstock angefachte Begeisterung der Bändler eingeht, so mag das jugendlich und ganz schön gefunden werden, aber daß er die juristischen Collegia und wie er sie ausgab, das verdient wol schwerlich so ganz das Lob des Biographen. Wie ist es nur möglich, „überschwenglichen urdeutschen Patriotismus“ zu finden, wie Menge thut, in folgenden wunderlichen Versen:

Dir mich weihen? Ich dir? Stöyische Furie,
Asterthemis, ich dir, die du mit Schlangenlist
Unser götliches Recht, welches Natur uns gab,
Raubtest, und mit des Tigers Klau?

Für Karl Moor passen die Worte besser. Indessen hat das Verlassen der Asterthemis der diplomatischen Carrière nicht geschadet. Ob der stilkliche Rigorismus des Bundes Schuld gewesen, daß Bürger nicht Mitglied zu sein gewünscht habe, möchten wir bezweifeln. Der Bund wird sicherlich nicht so weit gegangen sein wie Menge, der Bürger „allgemeines Sittlichkeitsgefühl“ abspricht.

Für Stolberg's Jugenddichtungen wollen wir gern mit unserm Verfasser den sparsamen Gebrauch der nebelhaften Farbenmythologie anerkennen, auch ihm seine ehrenvolle Stellung in der Ballade neben Bürger lassen, aber hinzufügen, daß sie das entschiedene Gepräge der Unfertigkeit und Gemachtheit an sich tragen. Ist schon Klopstock's Ton geschnitten, überall höchste Bedeutung affectirend und dadurch abstoßend, so muß die bloße Nachahmung ohne wirklichen Feuer bei einem so unfertigen Dichter es in noch höhern Grade sein. Wir meinen, daß Goethe bei Schilderung der unfertigen Genies, die er, selbst geklärter aus Italien kommend, noch immer ihr Wesen treibend fand, auch an diesen Freund der Senleperiode gedacht hat, wie denn noch die Xenien der „Jamnen“ als des hinkenden Thiers gedenken.

Wir machen die Reise nach der Schweiz. Bedeutendere Namen treten auf, unter anderm Goethe und Lavater. Eine menschlich wahre Würdigung der Größe Goethe's hatten wir nicht erwartet, wir halten sie für unmöglich von dem Standpunkte des Verfassers aus. Er hat das Recht, und eine katholische oder in seinem Sinne christliche Beurtheilung zu erlassen. Die Einflüsse Hamann's, Klopstock's, Lavater's auf Goethe möge man sich nicht zu gewaltig vorstellen; sie waren mehr negative und dadurch die eigenthümliche Geistesart Goethe's hervortreibende denn allbelebend auch. Freilich ist die Berührung Goethe's mit Hamann für uns fast der einzige Grund, diesen halbtoten Geist überhaupt in der Geschichte der Literatur zu erwähnen.

Als Verleumdung Goethe's müssen wir bezeichnen, wenn gesagt wird, durch sein Verhalten zu Lavater habe sich später herausgestellt, daß zwei Menschen in ihm waren, eine Art von Mephistopheles und das allmächtige

Dichtergenie. Vielmehr, es hat sich herausgestellt, was das bekannte Distichon Goethe's besagt:

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.
Obelsinn und Schalksinn, ach! nur zu innig vermischt,
Klagt ein anderes von demselben Lavater. Bezeichnend für die Mißgunst, mit der unser Goethe behandelt wird, ist das Bezugnehmen auf obscure Männer wie Hartmann oder den undankbaren Hypochonder Zimmermann. Er schrieb den 20. November 1777 warnend an Lavater: „Die Liebesjungen von Goethe scheinen mir die Liebesjungen eines Tigers. Man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dold in der Tasche.“ „Und in der That“, setzt Menge hinzu, „er schuf dem Verstorbenen in „Wahrheit und Dichtung“ ein Denkmal (Menge setzt nicht hinzu, ob verdient oder unverdient), das die Witwe desselben im Jahre 1815 veranlaßte, klagend gegen Goethe aufzutreten.“ Wir hören nicht, ob sie den Proceß gewonnen. Die Acten müßten interessant sein.

Der Freiheitsenthusiasmus Klopstock's, des frommen, edeln Messiasjüngers, o pful, er ist also nicht echt, ist nur ein Irrthum, „der edle, nach Idealen strebende Seelen oft am leichtesten verfängt“. Nein, Herr Menge und abermals nein! Klopstock war ein so glühender, so ehrlicher und so praktisch besonnener Freund der wahrhaft großen Ideen der Revolution, wie nur je einer. Man soll von Klopstock nicht sagen, daß er nicht immer groß und heilig glühend von der französischen Revolution gedacht, obwol ihm ihr scheußlicher Mißbrauch das Herz zerriß. Man lese nur bei Menge selbst I, 267 die Schilderung des Festes in Hamburg, zur Erinnerung an den Sturm der Bastille. Klopstock dichtete fast zwei Jahre später, im April 1792, die letzte Ode auf die französische Revolution, die er dem Herzog von Braunschweig schickte. Hier eine Stelle des Briefs:

Die Deutschen sehen bloß diese Greuel, und verschlungen in diesen gräßlichen Betrachtungen, vergessen sie alles, was in der französischen Revolution zuvor bezaubert hatte. Dies schreckliche Gewölk hat bei ihnen den Tag in Nacht verwandelt; es ist für sie kein Licht mehr, das auf die französische Schöpfung strahlt.

Das beweist doch wol, daß Klopstock frei von Irrthum war, in den Stolberg versiel, der zwar auch 1789 an Voß schrieb: „Die herrliche Morgenröthe der Freiheit in Frankreich macht mir, auch jetzt (nach dem Tode seiner Agnes) wahre Freude“, und: „In Frankreich ist es nun heller Tag der Freiheit geworden“, der zwar (I, 243) eine sehr bedenkliche Expectoration über die politische Situation von sich gibt (wir bitten die Stelle zu lesen!), von „durchlauchtigem Wöbel“ spricht, aber schon 1791 am 20. Januar seinem Freunde Halem von einem „neuen politischen Glaubensbekenntnis“ vorpredigt (I, 268). Hier wird denn zugestanden, was Voß längst gesagt hatte, der es wußte, daß diese Aenderung „gewiß nicht ohne allen Einfluß der Reventlowe“ in Endendorf vor sich ging. Wir sehen die weiche Bestimmtheit des Mannes, den sein Freund Lavater wol ganz treffend so bezeichnete (die folgende Stelle ist nicht aus Menge's Buche): „Der ewige

Schwebler, Seher, Idealisierer, Verschöner, der immer trunkene Dichter, der sieht, was er sehen wollte." Wie sieht Klopstock's markige Natur dagegen ab!

Das erste Lebensalter endet mit Andeutungen über Stolberg's Ablehnung des durch Goethe erwirkten Kammerherrnpostens in Weimar, wovon der sittliche Rigorismus Klopstock's bekanntlich gewarnt hatte (wieder eine Abhängigkeit Stolberg's!). Menge gedenkt aber nicht der Unbill, die Goethe damit widerfuhr, noch der Taktlosigkeit Klopstock's, die in seiner immerhin wohlgemeinten Strafpfeife an Goethe lag. Wenn Goethe recht hatte, sich vergleichen von Klopstock höflichst zu verbitten, wir sollten meinen, er würde durch „Iphigenie“ dargethan haben, daß auch Menge im Irrthum ist, zu behaupten, daß Sinnenrausch mehrere Jahre die Flügel seines Dichtergeistes lähmte.

Unser Urtheil über Stolberg's Dichtungen würde sich ziemlich abweichend von Menge's stellen; wir muthen aber dem Leser nicht zu, uns an diesem Orte darüber zu hören. Das schönste, was von zahlreich bezeugenden Citaten uns auffiel, ist das II, 375 mitgetheilte Gedicht: „Andenken des Wandersbenedicti Voten.“ Die kritischen Grundsätze Stolberg's, die z. B. mehrfach in Briefen an Bouquet und in der „Geschichte der Religion“ begegnen, werden von Menge nicht corrigirt, sind auch wol die seinen. Sie sind nicht geeignet, die Poesie in ihrer Freiheit und Naturwahrheit zu fördern. Man fühlt sich bisweilen an Cato oder gar Plato's philosophische Märangelei erinnert, wenn nicht lieber an Tertullian's Unfähigkeit zu freier Würdigung der Kunst.

Wir heben hier nur eine Stelle über dramatische Poesie heraus (II, 314):

Das Lustspiel gehört nicht für ein Volk von edler Sitten einfallt. Wofür es entschuldigt werden könnte, so wäre es nur zu Gunsten eines äußerst verfeinerten und lasterhaften Volks. Das Laster als lächerlich vorstellen, ist an sich sehr unsittlich, denn das Laster ist das größte aller Uebel. Dieses Bestreben kann nur da einen Zweck haben, wo der Lasterhafte, stumpf für jede ernste Rüge (bei Menge steht Lüge), nur belacht zu werden scheut. Aber auch dieser Zweck, zweideutig wie er ist, wird verfehlt; denn wo die Sitten so tief gesunken sind, da wird das Lustspiel bald aufhören, das Laster zu bestrafen. Es wird vielmehr sich dem Geiste eines lasterhaften Volks fügen, eine seine Schule des Lasters werden und verderbte Menschen ermuntern, edle Einfalt zu behohnlächeln u. s. w.

Goethe ruft einmal verzweifelsnd aus, was wir ihm nachrufen müßten: „Möchte bei solchen Aeußerungen nicht die Hippokrene zu Eis erstarren und Pegasus sich mausern!“ Wir verlieren über den Aesthetiker Stolberg keine Silbe weiter, wiewol unsere Notate uns noch manche belustigende Einzelheit darbieten.

Bei Gelegenheit der „Insel“ wird Menge ganz mystisch. Wir lassen diese Erörterungen, die vielleicht ihr Publikum finden, auf sich beruhen und geben hier nur die Conjectur, daß unter La Rivière Lavater verstanden sei. Stolberg scheint nämlich die beiden Silben . . vater niederdeutsch als Wasser (statt lavator) verstanden und mit Rivière angedeutet zu haben. Ist es nicht sonderbar, wieder auf „Wasser“ zu gerathen?

Bei Gelegenheit Wessenberg's lernten wir den Freiherrn von Dalberg in mildem Lichte betrachten. Dem Verfasser, dessen Buch von einem andern Hause besetzt ist als die schöne Biographie des würdigen Prälaten, heißen Erthal und Dalberg „hohe Prälaten, aber des Priestertums unwürdige, niedrige Pfaffen“. Von den berliner Theisten gilt der Ehrentitel „Inquisitionsräthe“, wie Wos nach Vertes' „ganz treffendem“ Ausspruch „Großinquisitor des Nationalismus“ heißt. Ein Katholik, der Toleranz predigend für seine Kirche Propaganda machen will, sollte mit solchen Ausdrücken gar vorsichtig sein. Menge hatte um so mehr Veranlassung dazu, als seine versuchte Rectification der Kirche gegen einen Vorwurf, den Lavater's Brief (II, 117 fg.) enthielt, so weit von ihrem Ziele absällt. Es ist eine Probe katholischer — nein Menge'scher Apologetik, und siehe deshalb hier. Lavater schrieb: „... Kein Engel wird mich je bereben können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die (quia abhorret a sanguine, aus Blutscheue) ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt.“ „Der Briefsteller spielt hier ohne Zweifel (?) vor andern auf Fuß' Verbrennung an und verwechselt das, was in Rom bei der reichstägigen Kaiser mit den Fürsten nach dem Gebote der Gesetze des Reichs (hört!) ausführen ließ, mit dem, was ihres Amtes die Kirchenversammlung that.“ Er bezieht sich dann auf den sonst als ein lieberliches Genie bekannten Dr. Fessler, als der bewiesen habe, „daß Sigismund's Geleitsbrief den der Irreligie Ueberführten und diese Festhaltenden gegen das Reichsgesetz nicht schützen konnte“. Trefflich! O über die unschuldige Kirchenversammlung, über den braven Kaiser, der sein kaiserliches Wort nicht halten konnte! Das sollen wir doch wol nicht glauben, daß nicht eben die Reichsgesetze, die Reger verbrennen hießen, eine Uebereinkunft mit der Kirche waren, zu ihrem Schutze! Aber abgesehen davon, wie, wenn nun der gute Lavater etwa an den Großinquisitor Torquemada gedacht hätte „vor andern“, an jenes Schufsal, das im Laufe von 15 Jahren 8800 Menschen zur Ehre Gottes wirklich und 6500 in effigie verbrannte, und das kurz zuvor blühende Spanien verwüstete.

Es ist erbärmlich, daß man zugleich verächtlich und so sophistisch rücksichtslos gegen die geschichtliche Wahrheit sein kann. Und gar ist Stolberg noch der Milde, weil er, was jeder Protestant einen Frevel nennt, Servet's Verbrennung durch Calvin nicht zu seinen Gunsten anführt. Wir hatten uns vorgenommen, durch den schönen Pietätshauch des Schlußes in Menge's Werk herab, so schonend wie möglich mit ihm zu verfahren, aber solcher jesuitischen Rechthaberei gegenüber, die trotz sein sollte, über todt Dinge glimpflich fortzuschicken, regt sich unser protestantisches Gewissen. Möchte Menge unsere Erregung nicht falsch verstehen; es ist im Interesse des wahren Katholicismus, daß wir ihm Einsicht in sein vergangenes, Gott sei Dank vergangenes Unrecht wünschen! Laßt uns nicht zu bereitwillig sein, so unbulbsame Urtheile, wie das über den redlichen Wos, der einmal etwas kurrig war, aufzunehmen, die zu so unliebamen Ver-

gleichungen auffordern! Da Lavater's Brief erwähnt werden mußte, so sei auch gesagt, daß Menge den ganzen Brief vom 4. und 5. December 1800 und Stolberg's Antwort nach zuverlässigen Abschriften mittheilt. Ob Selzer's Mittheilung unzuverlässig war, wissen wir nicht. Auf einen Lavater's Confusion ins Licht stellenden Widerspruch möchten wir doch noch aufmerksam machen. Es heißt (II, 118):

Der Sturz dieses Gebäudes (der katholischen Kirche als eines „alten, reichlich geschmückten, majestätischen, gothischen Gebäudes“) würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. . . . Ich werde nie katholisch, das ist Aufopferer aller meiner Denkensfreiheit und Gewissensfreiheit, d. i. Entfasser aller unveräußerlichen Menschenrechte.

Nun, wenn das katholisch ist — wir sahen aus Bed's Buche über Wessenberg, daß es das nicht ist —, so sollte doch wol der Sturz dieses Gebäudes nicht als der Sturz alles kirchlichen Christenthums beklagt werden. Bisweilen schläft der gute Homer, der gute Lavater sehr häufig!

Deutlicher, wenn es dessen noch bedürfte, kündigt sich Menge als Kreuzritter an in allem, was auf die politische Gestaltung Deutschlands Bezug hat. Ihm ist ein großer Theil des zweiten Bandes gewidmet. Uns ist niemals die enge Zusammengehörigkeit dieser angeblich christlichen Politik mit der religiösen Einseitigkeit eines excludenden Katholicismus oder Lutheranismus — das macht keinen Unterschied — zweifelhaft gewesen. Wenn nur nicht, was uns Menge über Geng und Adam Müller, über Johannes von Müller u. a. bietet, ungerichtet des Hinweises der Vorrede, so überaus bekannt und fragmentarisch wäre! Es müßte sein, daß Menge so bedeutend scheint, und belehrt zu haben, Geng sei gar nicht katholisch gewesen. Nun gut, er war nicht katholisch. Ueber Johannes von Müller verweisen wir den Leser mit gutem Gewissen auf Julian Schmid's Literaturgeschichte. Dieses Kapitel ist das sorgfältigste und verdient alles Lob, so sehr man sich auch heute über Einzelheiten des leider zu mancher Flüchtigkeit Genöthigten in bekannter Undankbarkeit aufhält.

Man erkant, auch bei der Lectüre des vorliegenden Buchs, einigermaßen über die Möglichkeit, daß ein so geistvoller Mann, ein so durchdringender Verstand wie Geng war, für diesen Adam Müller so schwärmen konnte. Wie richtig er — wir nehmen die Freiheit, unsere individuelle Ansicht als unmaßgeblich auszusprechen — den Unfinn des „Sächsischen Staatsanzeiger“ erkannte, darüber belehre uns eine Briefstelle, die Menge, besorgt wegen seiner Leser, nicht ganz mitzutheilen für gut fand. Es wird gut sein, erst den kläglichen Brief Müller's an Stolberg gelesen zu haben. Menge führt II, 464 an:

Die Aufsätze tragen sämmtlich, die Ihrigen (Müller's) nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Natur, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif und verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurechtfinden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenfalls eine schnelle, stolze, angreifende Polemik, aber nirgends

ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einem Nebel von hohen Worten geweht, durch welchen keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt, nie belehrt. So war mir schon zu Ruche, als ich das Vorwort zu den Staatsanzeigen las (anders Stolberg, II, 458—460); diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. Es kann sein (ich sage es nicht etwa ironisch), daß der Grund davon in meiner eigenen Schwäche liegt, daß ich unfähig geworden bin, eine höhere Klarheit, eine edeligere Methode, einen tiefern Zusammenhang, als die ich zu erschwingen vermochte, zu erkennen und zu erfassen. Aber genug, so ist es in mir. Mein Geist strebt nach Gleichheit und Ruhe. . . .

Diese Punkte Menge's erlauben wir uns auszufüllen:

Und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Unwägungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung u. s. w. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntnis — der Menschwerdung Gottes abhängt! Ich soll glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinngerweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgendeiner Form möglich sei — durch ein gewisses mythisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, aufs Neue gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränität, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution aufhebbar ist.

Man kann nicht klarer einem Freunde sagen, daß man ihn für einen Querkopf hält. Stolberg's politische Grundsätze stehen mit diesen Müller'schen auf gleichem Boden. Fragmentarisch theilt Menge ihrer mehr als hinreichend mit.

Die münsterischen Verhältnisse erfahren, wie sich gebührt, sehr eingehende Darstellung. Uns schienen diese Dinge das Interessanteste und Sorgfältigste. Daß die Fürstin Gallizin ein Engel war, versteht sich von selbst; selbst Goethe's Lob wird in Anspruch genommen, aber eine andere Aeußerung desselben Goethe weislich verschwiegen. Es sei das letzte, was wir hier ergänzen; wir würden sonst bei der offenkundigen Tendenzarbeit des aus sehr vielfachen Quellen behutsam auswählenden Verfassers eine lange Arbeit haben. Wir haben früher öffentlich das Wesen der Fürstin als Blasirtheit bezeichnet und bei diesem Urtheil beharren wir angefaßt all des von Menge vorgebrachten Materials. Ihr Charakter ist keineswegs vereinzelt, sondern typisch; das psychologische Verständniß hat etwas materielle Rücksichten zu nehmen. Ihr Hausarzt wird sie besser begriffen haben als ihr Reichthum.

Goethe also schrieb am 3. Mai 1794 an Fritz Jacobi von „dieser herrlichen Seele“:

Ich fand die Fürstin, wie ich sie immer gefunden habe: gespannt, zubringlich, buchstäblich, ohne wahre Einsicht und Ruhe, und höchst unzuverlässig in allem, was sie erzählte. (Das überzeuge man sich ins Deutsche!) Ihre Worturtheile täuschen sie auf eine mir unbegreifliche Weise; verderben ihr

Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat sie abgelegt; aber dafür ist sie hegrender geworden, und hat die Sicht des Mönchthums in allen Gliedern. Die Frömmerei und die Andäcstelei, die sie nach Holstein gebracht hat, ist mir ein Greuel.

Ueber Stolberg's aufrichtigen Katholicismus bleibt uns kein Zweifel. Sein Familienleben zeigt ihn in wahrer Lebenswürdigkeit. Er war ein guter Mann. Das alles mit großer Bereitwilligkeit zuzugestehen, wird kein verständiger Protestant Anstand nehmen, ohne darum sich für verpflichtet zu erachten, die außerordentliche Unselbständigkeit seines Charakters zu verschweigen. Daß er gar zu gern Dichter und Schriftsteller sein mochte ohne eine ergiebige Arbeit von Productivität ist eine Verirrung, die tausend sittlich und intellectuell tief unter ihm Stehende theilten und theilen. Er darf als Parabigma zu Goethe's Darstellung des Dilettantismus gelten.

Sollte der Verfasser in literarhistorischen Studien fortfahren wollen, so rathen wir ihm freundschaftlichst von Dingen zu schweigen, von denen er sehr wenig versteht. Dazu gehört die Salbaderei über Schiller's „Götter Griechenlands“, in der er es nur Stolberg gleichthut, an dessen gespreizten, geistreich sein sollenden Stil er sich auch sonst mehr gehalten hat, als einer erträglich mühsamen Lectüre seines Buchs zu wünschen gewesen wäre. Da ihm Verthes so oft als gepriesene Autorität gilt, so hätte er doch auch dessen Meinung über die nur aus der ästhetischen Unbildung des Publikums begreifliche Ventilierung für und gegen dieses Gedicht sich ansehen sollen. Dieser Freund Stolberg's und Schwiegersohn des guten Glaubius sagte sehr treffend: „Daß Schiller seine „Götter“ nicht für Kutscher und Nächterinnen schrieb, wie manche Leute zu verlangen scheinen, das liegt nicht an Schiller, sondern an den Kutschern.“

Hundert Dinge lägen uns noch auf dem Herzen; wir haben aber schon so um Nachsicht wegen des in Anspruch genommenen Raums zu bitten. An Menge's Stil hätten wir vielerlei auszusagen, doch man ist heutzutage gewohnt, solche Darstellung gut zu nennen; zudem mögen wir ihm gegenüber nicht als Schulmeister auftreten, es sei denn, daß er es wünschte. Welche Bände umfassen 977 Seiten. Der interessanteste Druckfehler ist II, 280: „von G. Forster bis Anno Kloppe.“ Leider erscheint wirklich manches neuere Geschichtswerk Anno Anno Kloppe.

Franz Sandvoß.

Revue der Zeitschriften.

Bei der außerordentlichen Ausdehnung unserer Zeitschriftenliteratur wird ein Artikel wie der in der Ueberschrift angezeigte einer besondern Entschuldigung wol nicht bedürfen. Es ist nicht bloß der Verleger und des lesenden Publikums wegen, sondern auch wesentlich mit im Interesse sehr vieler Autoren, wenn wir, obschon freilich nur flüchtig, auch unsere Zeitschriften an dieser Stelle einmal etwas Revue passieren lassen. Ein großer Theil des Publikums schöpft das Beste seines Wissens, schöpft das Beste seiner Literaturkenntnis nicht aus dem Studium, nicht aus der Lectüre der Bücher, sondern aus dieser oder jener Zeitschrift, sei es in Gestalt populär gehaltener Artikel und Artikelschen, sei es in Gestalt literarischer Besprechungen, sei es in der Form von Auszügen aus Büchern. Wie es bereits eine nicht geringe Zahl

von Verlegern gibt, die ihr Alles auf die Herausgabe einer Zeitschrift setzen und dagegen den Verfasser selbständiger Bücher fast ganz ausschließen, so gibt es auch eine sehr große Anzahl von Schriftstellern, deren Hauptthätigkeit oft jahrelang fast ausschließlich in die Literatur der Zeitschriften fällt; ja man darf noch mehr behaupten: ein Schriftsteller, der nicht die in mancher Hinsicht gute Schule der Zeitschriftenthätigkeit durchmacht, sondern nur vom Gottesgnadenstandpunkte aus immer in eigenen, selbständigen Werken Kunstschöpfungen niederlegt, wird sich dem wirklichen Bedürfnisse der Literatur leicht entfremden.

Bei der wahren Sündflut auf allen Wegen der Journal-Literatur dürfen wir auf eine Vollständigkeit in unserer Revue nicht Anspruch machen. Diese wäre auch am Ende übel angebracht, denn die vielen Lokalzeitschriften Berlins und anderer Orte, ob sie sich „Beobachter an der Spree“ oder „Pfeffing'sblätter“ oder „Panoramen“ oder sonstwie nennen, wären wol in einem durchaus culturhistorischen Artikel an ihrer Stelle, würden indeß diesem mehr resumirenden Artikel zu sehr eine Ausdehnung ins Unendliche geben.

Ueber Bord werfen wir zugleich alle eigentlich wissenschaftlichen Fachjournale, wenn sie der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philologie, Philosophie, Mathematik u. s. w. angehören. Denn die Bedeutung dieser Zeitschriften kann mit einer bloßen Aufzählung nicht gewürdigt werden. Indem wir der Göttingischen „Deutschen Vierteljahrschrift“ dieselbe Ehre wie den wissenschaftlichen Fachjournalen anthun, bemerken wir zugleich, daß sich der Fachjournalismus immer mehr auf die kleinsten und unscheinbarsten Gebiete hinzieht, selbst wol bis auf bloße Spielereien. Da gibt es besondere Blätter für Forstleute, für Blumen-, Tauben-, Hühnerfreunde und wer zählt sonst noch die Namen, da gibt es besondere für Wasserdoctoren, Schachspieler und selbst für Lederhändler.

Ueber Bord werfen wir auch den ganzen Troß der politischen Zeitungen, obschon das seit etwa fünfzehn Jahren auch in Deutschland immer mehr eingebürgerte Zeitungssfeuilleton nicht ganz zu übersehen wäre. Wie üppig auch auf dem Gebiete der Politik die Zeitschriften aufstiegen, das sehen wir wieder an einem neuen Monatsblatte „Deutsche Zeitfragen. Organ des Fortschritts für Politik, Gesetzgebung, Volkswirtschaft und Verfassungsleben“, in Berlin von L. Schubar (Lubarsch) herausgegeben.

Ueber Bord müssen endlich auch noch die zahllosen, der Geschäftsreclame zumest dienenden Theaterblätter, insofern sie von einer Theateragentur abhängig sind. Wäre von diesen eins zu nennen, so wäre es die ihres Alters wegen bemerkbare leipziger „Allgemeine Theaterchronik“, weil sie, die unzählige Nachahmungen hervorgerufen, zu einer Zeit entstand, da ein Theaterblatt die Unparteilichkeit noch einigermaßen wahren konnte und sie überhaupt die Ehre einer gewissen Originalität noch immer beanspruchen darf.

Der nun freilich bereits hinter uns liegende Jahreswechsel pflegt für den Journalismus eine herbe Jahreszeit zu sein. Die Schwindsucht rafft gewöhnlich ein gut Theil Blätter fort, und die neuen Blätter sehen das Licht der Welt meist nur unter den heftigsten Wehen. Sehen wir uns da um: Was ist gefallen? Was ist gekommen?

Ein Blatt sahen wir mit Bedauern verschwinden, es war Bröhl's „Unser Vaterland“. Das Blatt sollte kein tenszendes Paraderos für eine Buchhändler speculation, auch kein hüfiger Lummelplatz für pikante Darstellungen, sondern ein schlichtes Blatt voll biographischer und culturgeschichtlicher Aufsätze für die gebildete Familie sein; das Blatt wollte auch ein Uebrigcs thun und sich mit hüblischen Darstellungen herausputzen, allein dem Blatte fehlte die erwünschte Theilnahme des Publikums, vielleicht zum Theil weil sich das Publikum bei allen „Unser Vaterland“ betheilten, von Berlin ausgehenden Zeitschriften ein Misstrauen gegen die Tendenz derselben bemächtigt hat. Für den Gefallenen sind, wie es zu geschehen pflegt, gleich drei Rekruten eingetreten. Erstens nennen wir „Die

Feimat", im Verlage von Reinhold und Söhne in Dresden, redigirt von Theodor Wehl. Im Aeußern ähnelt das Blatt sehr der „Gartenlaube“, vielleicht zu sehr, und auch der Stoff scheint sich nach dem Vorbilde der „Gartenlaube“ zu gestalten. Wünschen wir der „Feimat“ vor der Hand die 20000 Abonnenten, die ihr ein Wigbold auf das „Was wir wollen“ des Prospects als hehnfüchtigen Wunsch unterschoß. Zweitens „Drion“, Monatschrift für Literatur und Kunst, herausgegeben von Adolf Strodtmann (Hamburg, Hoffmann und Campe). „Der Drion“ stellt sich unter Mitwirkung namhafter Kräfte die Aufgabe: der Kunst- und Literaturkritik eine geachtete, würdige Stellung zu erkämpfen, den bessern Schriftstellern, die von einem ernsten Kunststreben beseelt sind, einen Vereinigungspunkt zu gewähren und eine Brücke der Vermittelung zwischen ihnen und dem gebildeten Theile des Publikums zu schlagen.“ Des letztgenannten Zweckes halber dürfte die selbständige literarische Production von der Zeitschrift nicht ausgeschlossen werden. Und mit Recht nicht. Etwas Heuchlisches wie der „Drion“ wollten früher die Brendelschen „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ erzielen. Während ihres Bestehens nahm man wenig Notiz von ihnen, nach ihrem Tode beklagte man ihren Verfall; vielleicht hätten sich die „Anregungen“ mit Hilfe der selbständigen Production mehr verbreitet. Die ersten beiden Hefte des „Drion“ brachten Gedichte von Heine und Hebbel, eine Erzählung von Moritz Hartmann, literarische Besprechungen, zum Schluß einen Artikel „Die Arbeiterbewegung in Frankreich“ von A. Strodtmann. Möge sich der „Drion“ obenauf halten. Drittens „Otto Janke's Deutsche Wochenschrift“, herausgegeben von F. Spielhagen (Berlin, Otto Janke). Die Zeitschrift will nach einem Artikel in Nr. 2 vorzugsweise ein „belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei“ sein. Möge sie mit diesem Zugeständnisse nur nicht den Boden ihrer eigenen Wirksamkeit untergraben. Fortschritt ist ein Begriff, dessen Inhalt sehr relativ ist. Haben wir denn nicht schon belletristische Blätter genug, die ihre Bedeutung auch in etwas mehr als in bloß schöngeistiger Wirksamkeit im Geire der seligen „Abendzeitung“ suchen und ist es einem dieser Blätter eingefallen, sich vorzugsweise ein Fortschrittsblatt nennen zu wollen? Doch gleichviel, der noble äußere Anstrich nimmt für das Blatt ein. Wie es scheint, liegt ein Hauptgewicht des Blatts auf des durch seine „Problematischen Naturen“ berühmt gewordenen Herausgebers Romanarbeiten. Die ersten Nummern brachten den Roman: „Die von Hohenstein.“

Somit Wehl's „Feimat“ als auch „Janke's Deutsche Wochenschrift“ zeigt in jeder Nummer eine oder einige wenige Illustrationen. Beide Blätter scheinen das „Illustrirt“ nicht vorzugsweise vorsehen zu wollen; dem Modebedarf haben sie sich aber auch nicht ganz entziehen können. Dieser Modebedarf artet leider zu einer fast krankhaften Manie aus. Wir werden daher im Nachfolgenden wol am besten thun, wenn wir die Masse der Zeitschriften in die beiden Hauptklassen scheiden: „illustrirt“ und „nichtillustrirt“. Zur Kritik der Bildermanie berufen wir uns auf die Worte, welche Karl Gupfow am Schluß des zehnten Jahrgangs der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ sagte: „Die Unterhaltungen, die unter neuer Redaction (von Karl Frey) mit dem 1. Januar 1863 ihren ersten Jahrgang begannen, entstanden, um eine anregende journalistische Lectüre auch dem Privatbesitzer zugänglich zu machen. Eine reiche Zahl von Nachahmungen tauchte unmittelbar nach ihnen auf. Die Mehrzahl glaubte ihren Inhalt wöchentlich durch einige Bilder ergänzen zu müssen. Der Erfolg bewies, daß sie die Neigung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Modemanie, naive Schaulust, das gesteigerte „Bilderbegehren“ der Kinder, Belehrung genannt, für sich hatten.“

Interessanter kann man die Modekrankheit nicht kritisiren. Natürlich gilt der Vorwurf zumeist nur den zahlreichen Nachahmungen solcher Zeitschriften, deren ganze Natur die Illustrationen wesentlich bedingt. Man wird der leipziger „Illustrirten“ und der stuttgarter „Illustrirten“ aus dem Bilderlesern keinen Vorwurf machen, höchstens daraus, daß letzter zu oft Flüchtiges

und Vergängliches auf Holz geschnitten wird. Zum Beispiel: die häufigen Kriegsszenen, größtentheils Nachahmungen aus der londoner und pariser „Illustrirten“, können doch höchstens die „naive Schaulust“ befriedigen! Um übrigens ganz unparteiisch zu sein, müssen wir unsere Anerkennung zwischen den beiden Musterblättern von Illustrirten, zwischen der leipziger „Illustrirten Zeitung“ und der stuttgarter „Ueber Land und Meer“ theilen. Letztere leistet trotz des geringen Preises von 4 Thalern jährlich Vortreffliches im Erzählungsfache, und die leipziger thut sehr wohl, über die frühere Namenlosigkeit ihrer literarischen Beiträge, wie sie jetzt thut, hinauszugehen. Eine Reihe von 40 Bänden spricht für die leipziger, und die stuttgarter wird ihre ältere Schwester gewiß mit dem Wunsche anblicken, auch erst einmal eine solche Reihe von Jahren hinter sich zu haben. So viel steht fest: mit der pariser „Illustration“ nehmen es unsere beiden Illustrirten gut und gern auf, ja übertreffen sie im literarischen Theile.

Mit erstaunlichem Eifer strebt die thätige Englische Kunstanstalt von A. S. Payne danach, durch die Billigkeit ihrer illustrirten Werke es allen Verlegern zuvorthun. Für den Preis von einem halben Thaler vierteljährlich 13 Nummern der „Globe“ oder des „Illustrirten Familienjournal“, erstaunlich ist's, wie viel dafür geliefert wird. Nimmt man dazu die seit Neujahr eingetretene abermalige bessere Ausstattung des letztern Journals (was die Illustrationen betrifft, so weisen wir nur auf S. 29 „Kaiser Maximilian auf der Martinswand“ und S. 43 „Gräflin Erbach'sches Schloß Schönberg“ hin); wir sind in der Concurrerz doch wol schon an ein letztes Ende gekommen. Und die Verlagshandlung liefert noch ein illustrirtes Journal „Rah und Fern“, in welchem der Farbendruck Eingang gefunden zu haben scheint. Begreiflich, daß bei solcher Concurrerz auf dem Gebiete der großen illustrirten Zeitungen neuere Nachahmungen den schwersten Stand haben. Eine „Berliner Illustrirte“ ging nach kurzem Bestehen den Weg alles Fleisches, von der hamburger Illustrirten, dem „Dnanibus“, und der wiener „Waldsteins Illustrirten“ wäre wenigstens der Bestand zu melden.

Indem wir auf die „Illustrirte Welt“ (Stuttgart-Hallerberger) und auf die bei Hoffmann in Stuttgart erscheinenden „Feierstunden“ als eine sicher empfehlenswerthe Familienlectüre hinweisen, uns auch das illustrirte Volksblatt, „Die Rast“, von dem „Spinnstuhlschreiber“ W. D. von Horn, angelegen sein lassen, und, indem wir weiter hinausblicken bis gen Venedig, uns aufrichtig über die dort bei Haller erscheinende illustrirte Zeitschrift für Literatur und Kunst, „Die Schweiz“ freuen, müssen wir wol das vom „Oesterreichischen Klob“ herausgegebene, bereits in den dreizehnten Jahrgang getretene „Illustrirte Familienbuch“ als eine von denjenigen Monatschriften bezeichnen, die ihres innern Gehalts wegen einen Ehrenplatz einzunehmen verdienen. Ein dem österreichischen Familienbuch ähnelndes Blatt heißt „Illustrirtes Haus- und Familienbuch“ (Leipzig, Verlag der Typographisch-literarisch-artistischen Anstalt). Wie in den Hoffmann'schen „Feierstunden“ ist der Farbendruck in diesem namentlich vertreten; das Journal scheint damit vor vielen andern einen Vorrang zu besitzen.

In Berlin findet man zwar eine große Anzahl von belletristischen Wochen- und Monatschriften, die ihren Mann theilweise ganz gut nahren sollen, man kennt sie indeß nicht, man sieht sie nicht, sie existiren im Verborgenen, das Licht der Kritik scheuen sie durchaus. Doch nicht länger haben einige berliner Verleger die Ehre der preussischen Residenz bloßgeben wollen. Wie wir oben schon der Janke'schen Wochenschrift, so hätten wir hier noch zweier Blätter, einer Wochen- und einer Monatschrift zu gedenken, die beide aus den Illustrationen, was zu loben ist, wenigstens nicht die Hauptsache machen. Jenes ist der durch den Namen seines Herausgebers Hans Wachenhusen vielverbreitete „Hausfreund“, dieses ist das „Deutsche Magazin“ von Kobenberg (Berlin, Ceehagen), ein auch dem

bequemen Formate nach sehr ansprechendes Journal, das aus dem regen Talente seines übrigens jetzt abgetretenen Herausgebers und einem Kreise jüngerer Schriftsteller gute Unterhaltung zieht. Wenn übrigens Nobenberg meinte, der erste zu sein, der ein Blatt im Genre englischer billiger Zeitschriften gründete, so weisen wir auf das ältere Journal „Westermann's Monatshefte“ hin, das sich eines wohlverdienten Rufs erfreut.

Die Nobenzeitungen werden stets auf den Tischen der ältern und jüngern Damenwelt eine hervorragende Rolle spielen. Es wäre grausam, wollten wir der Lieblingsblätter upserer Damen und nicht gerade an dieser Stelle, an der wir von den illustrierten Blättern sprechen, gedenken. Aber die Damen werden ihre Lieblinge wol besser an den Fingern herzählen können als wir. Wir verspüren wenig Lust, alles aufzuzählen, was nach dieser Seite hin etwa Stuttgart, Wien, Leipzig, Berlin den Damen bietet. Nur zwei alte und bewährte Organe dieser Art dürfen wir nicht übergehen, einmal die „Jahreszeiten“, jetzt bereits in ihren zweihundzwanzigsten Jahrgang getreten, früher unter Wehl's Leitung ein beliebtes, jetzt unter Willibald Wulfs Leitung ein erkranktes Blatt; dann die allbekannte, 64 Jahre alte (Leipziger), von Diezmann rebigitirte „Allgemeine Nobenzzeitung“, ein Blatt, das allen Emporkömmlingen zum Trost sein Feld rühmlich behauptet. Der gefährlichste Emporkömmling unter den Nobejournalen ist sicherlich der „Bazar“ (Berlin, Schöfer), eine Wochenschrift, die bei großer Billigkeit (20 Mgr. vierteljährlich) und eleganter Ausstattung die beiden Eigenschaften eines durchgehends illustrierten Blattes und eines Nobejournals sehr gut miteinander verbindet. Doch nun ist es wol an der Zeit, daß wir endlich des Hauptorgans dieser gesammten illustrierten Richtung gedenken, es existirt ja in Hunderttausenden von Exemplaren durch ganz Deutschland, es ist allbekannt: die „Gartenlaube“. Dürfen wir den Vergleich wagen, so möchten wir uns dahin erklären: was die Frau Birch-Pfeiffer auf dramatischem Gebiete, das ist die „Gartenlaube“ auf dem der Journale. Sie, nämlich die letztere, befaßt so etwas von der Witterungsgabe, immer solche Themata, welcher Gattung sie auch seien, herauszugreifen, die gerade an der Tagesordnung sind oder in die Stimmung des Volks hineingreifen. Dazu kommt die Mannichfaltigkeit der Artikel, die, wenn sie auch, wie die häufigen Jagdgeschichten, von sehr secundärem ästhetischen Werthe sind, doch ein man glaubt kaum wie großes Massenpublikum finden. Das Uebrige bewirkt der billige Preis, und ein noch Uebriges die bestimmte politisch-soziale Färbung des Blattes, kurz und gut, die „Gartenlaube“ ist den klos ästhetisirenden belletristischen Journalen um vieles voraus. Eines wäre bei dieser politisch-socialen Tendenz zu untersuchen, inwieweit die „licentia poetica“ politische Stoffe der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit ausbeuten, inwieweit sich die poetische Freiheit der politischen Tendenz dienstbar machen darf, ohne ganz und gar zur poetischen Willkür oder zu einer feilen Posaune der Tagesstimmung hinabzusinken. Neuerdings hat die „Gartenlaube“ durch „Deutsche Blätter“ von Berthold Auerbach eine zweckmäßige Erweiterung gefunden.

Wir glaubten die illustrierten Zeitschriften abgethan zu haben, aber nein, eine ganze Klasse haben wir übergangen. Die illustrierten Witzblätter! Frisch ans Werk. Grinst uns ja doch das feiste Gesträch des weltberühmten „Kladderadatsch“ entgegen. Mann des Jahrhunderts, der du nur zu lallen, zu stöhnen, zu laubewelschen brauchst und deine Weisheit geht über die Weisheit aller sieben Weisen Griechenlands, was will unsere armthelme Feder an deiner ewigen Dauer zweifeln! Nur das eine, lieber Freund, mit dem du dich so gern brüdest, daß du Humor befaßest, das eine müssen wir dir streitig machen. Du bist satirisch, satirisch, witzig, aber humoristisch bist du nicht. Humor, das merke dir ja, bu Unvergleichlicher, Humor ist ein barmherziger Samariter, deine Stärke dagegen ist nur und nur der Spott. Und weil sie das, darum bleibst du nur ein Mann der Negation und das Lustigste an der Sache ist, je größer und edler

die Menschheit (wenn sie es würde!), desto kleiner und kleinlicher wirst du, je kleinlicher dagegen die Menschheit, desto größer und edler... nein lieber Freund, ach wie gern du dich doch in den Mantel des Gelmuthe hüllest! nein Freund, desto bider und feister nur gleich einem wohlgenährten Privilegiensbesitzer wirst du!

Der Nachahmungen dieses Witzblattes hat es manche gegeben. Mit Schrecken denken wir an einen Berliner „Krahele“, der es glücklich nicht lange machte. Gegenwärtig ist von der feudalen Partei ein Blatt „Der kleine Reactionär“ gegründet, und ein anderes Berliner Witzblatt, die „Heitere Welt“, beschäftigt sich in seinen Farbendruckbildern zumeist mit der Welt der Loretten. In Berlin ein harmloses Scherzblatt wie die Münchener „Fliegenden Blätter“ zu begründen, ist bis jetzt noch immer selbgeschlagen. Gerade dies gerichtet den „Fliegenden Blättern“ zur Bieder, und sie werden so lange ein beliebtes Blatt bleiben, als sie nicht über den Scherz und Spas hinausgehen. Ein Spas darf immerhin einmal dumm sein, ein Witz und eine Satire darf es nicht, drum nehmen wir's den „Fliegenden“ auch gar nicht übel, wenn sie ab und zu auch einmal einen recht dummen Spas bringen. Ein neugegründetes Blatt heitern Genres, das eine Zukunft haben könnte, dünkt uns „Des Lahrer (in Waben) hinkenden Boten illustrierte Dorfzeitung“ (Lahr, Geiger, vierteljährlich nur 7½ Mgr.); das Blatt gewährt von vornherein einen freundlichen Eindruck. Dagegen scheint uns „Der wiedereraufstandene Eulenspiegel“ (Stuttgart, Ebner) in seinen erst Nummern die Art und Weise einer zu grobbedenklichen Caricatur anzuschlagen. Was es in Wien außerdem etwa an „Risiko“, in Hamburg an „Wespen“ u. s. w. gibt: ja wenn man's nur mit bloßem Witz und Spott besser machen könnte, als es in Deutschland nun einmal ist! Indem wir mit diesen Blättern abschließen, hätten wir nur noch besonders auf zwei der Illustration nur mäßig Raum gönnende Blätter hinzuweisen, nämlich auf den „Münchener Punsch“ und den einige Jahre lang ziemlich stark geleseenen „Dorfbartier“.

Nun also zu den nichtillustrierten Zeitschriften. Stellen wir die mehr der Unterhaltung als der Kritik und wissenschaftlichen Belehrung gewidmeten voran (noch einmal: wir beabsichtigen keineswegs eine erschöpfende Uebersicht zu geben, dies zur Beruhigung für die Verleger, die sich übergangen sahen), so dürfen wir wol mit dem bereits ins siebenundfunfzigste Jahr getretenen Gotta'schen „Morgenblatt“ beginnen. Dieses Morgenblatt ist auch jetzt noch in gewisser Beziehung ein Großmeister jener ältern belletristischen Richtung, die bei verhältnismäßig hohem Abonnementspreis ein dem Volkethümlichen etwas abgeneigtes aristokratisches Air zur Schau trägt. Die Tendenz dieser Richtung ist weniger auf das „Politisch-Sociale“, als vielmehr auf das Schönegeistige gerichtet, sie will nicht zur Bildung des Volks überhaupt beitragen, sondern mehr dem schon Gebildeten Unterhaltung und ästhetische Anregung bieten. Es ist indeß fast zu verwundern, wie das „Morgenblatt“ das Feld ruhmreich behauptet, so ruhmreich, daß es sogar von der zumeist anonymen Haltung seiner Mitarbeiter nichts vergebem hat. Wir lassen auf das „Morgenblatt“ die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ folgen. Mit dem 1. Januar dieses Jahres ist Gutzkow von den Unterhaltungen zurückgetreten, Karl Frenzel — alles in allem von der jüngern Berliner Schriftstellerwelt der vielleicht bedeutendste Kopf und ohne Menschengunst aus seiner Ueberzeugung herauschreibende Kritiker — hat die Herausgabe übernommen. Das Blatt strebt nicht danach, äußerlich zu glänzen, es vermeidet den gedankhaften Aufzug. Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren zu vereinigen, dies stellt Frenzel als Zweck des Blattes hin, damit das Blatt „mehr und mehr als ein Volksbuch im besten und edelsten Sinne wirke und die freudige Theilnahme der Nation gewinne“. Wir schließen hieran die leider in Norddeutschland weniger verbreiteten, trefflichen

Siedländer-Hoefer'schen „Hausblätter“ (Stuttgart, Krabbe), in denen sich das herrliche Erzählertalent Edmund Hoefer's so selbständig bewährt, und weisen auf das in seiner Heimat sehr geschätzte „Bremer Sonntagsblatt“ noch besonders hin. Vergegen wir daneben auch nicht die Leipziger „Novellenzeitung“, die Antgarter „Erweiterungen“ (bereits im fünfundsiebzigsten Jahrgange) und lassen wir auch ein ganz kleines hamburger altes Blatt, das sich fort und fort in den Journalcirceln zu behaupten gewußt hat, die „Lebfrüchte“, ruhig passieren. Wie verschieden die Richtungen auf dem unterhaltenen Gebiete, das wollen wir nur andeuten; wir stellen also nebeneinander Kossak's „Berliner Montagspost“, ein Blatt geistreicher feuilletonistischer Natur, das hier und da Nachahmungen hervorgerufen, und das Ph. von Nathusius'sche „Volksblatt für Stadt und Land“, dessen partikularistische, kirchlich-feudale Richtung allgemein bekannt, freilich auch oft in etwas übertriebener Weise durchschaut ist, da das Blatt in der Mehrzahl seiner Artikel einen volkstümlichen Ton, was immerhin löblich ist, zu treffen weiß. Inwiefern nach dieser Seite der Reizen blühen muß, sehen wir an dem Austausch eines neuen Blattes ähnlicher partikularistischer Tendenz des bekannten A. von Seib, das sich „Der Gast“ betitelt.

In immer besserer Gestalt hat sich die Chronik der gebildeten Welt, die „Europa“, zu regenerieren gewagt. Ihr ist gelungen, was einer ihrer Schwestern schon vor einigen Jahren nicht mehr gelingen wollte, wir meinen die nun auch bereits sanft ruhende „Zeitung für die elegante Welt“, der Concurrentin die Stirn zu bieten. Was sie sein will die „Europa“, nämlich eine Chronik des Hervorragenden auf den Gebieten der schöpferischen Literatur, das ist sie voll und ganz. Zwar nur ein Sammelwerk ist sie, aber nicht allein in ihren kleinern feuilletonistischen Artikeln liegt ihr Werth, sondern auch in der feinen Auswahl, die sie bei den größern literarischen Aufsätzen befundet. Nun, und ihr schmücket Aussehen, das sich grundtätig mit jedem Jahre zu ändern scheint, wird für sie wol auch sein Gutes thun. Da die „Europa“ als Chronik außer dem speciell Literarischen in ihrem Feuilleton auch das Musikalische und Bildnerische umfaßt, so wollen wir hier die benennenswertheßen der Musik- und Kunstjournale anknüpfen. Deutschland besitzt eine nicht geringe Anzahl von Kunstzeitschriften, ganz unsehbar stehen sie aber mit den literarischen Zeitschriften nicht im entferntesten auf einer Stufe. Es fehlen in ihnen meist Originalartikel, dagegen steht in ihnen zu viel Reproducirtes. Fast nur eine Kunstzeitung gibt es, die sich auf ihre durchgängige Originalität etwas zugute thun kann, diese ist die Brendel'sche „Neue Zeitschrift für Kunst“ in Leipzig. Auch die schärfsten ihrer zahlreichen Gegner können ihr dies große Verdienst nicht bestreiten. Neben ihr zeichnen sich die „Signale“ (gleichfalls in Leipzig) durch die Klarheit und Reichhaltigkeit kleinerer Mittheilungen aus. Das große und so äußerst musikalische Berlin kann dagegen mit seinen beiden Zeitungen (Doll'sche „Kunstzeitung“ und das Schlesinger'sche „Echo“) um so weniger aufkommen, als Leipzig seit Newjahr in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ (neue Folge; Breitkopf und Härtel) ein neues bedeutendes Organ erhalten hat. Wie wir oben bemerkten, wollten wir von den eigentlichen Theaterblättern ganz absehen. Unserm Principe getreu schieben wir hier nur zwei Organe ein, die die Kunst nicht zum Handwerk erniedrigen. Erstens meinen wir die von Theodor Wühl in Dresden redigirte „Deutsche Schaubühne“ und zweitens die „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“ (Wien, Löwenthal). Gewiß sehr vielen erwünscht möchte die „Monatsbeilage“ der „Recensionen“ über bildende Kunst sein, welche seit einiger Zeit erscheint. Das Feld der Zeitschriften über bildende Kunst, die nicht bloß für Fachleute geschrieben sein sollen, ist wahrlich äußerst dürr. Liegt es nur an unserer Gedankenschwäche, augenblicklich will uns nur das eine Journal dieser Gattung, die in Berlin erscheinenden „Dioskuren“ zu Sinne kommen.

Wir gehen über zu den kritischen Organen, die sich gewöhn-

lich als Zeitschriften für Politik, Literatur, Kunst und öffentliches Leben kennzeichnen. Es gibt deren als Wochen- und deren als Monatschriften. Unter den erstern erfreuen sich die „Grenzboten“ bekanntlich schon eines Daseins von 21 Jahren. Ihr politischer Standpunkt, der sogenannte gothaische, bedarf keiner ausführlichen Kennzeichnung und ebenso wenig ihr literarisch-kritischer, der durch Julian Schmidt maßgebend bestimmt war. Geheftlich hielten die „Grenzboten“ früher die Anonymität der einzelnen Aufsätze fest, oft mußte man erst hin- und herirathen: ist der Aufsatz nun von Julian Schmidt, oder ist er von Gustav Freytag? Seit einiger Zeit sind beide Verfasser wenigstens offiziell von der Herausgabe zurückgetreten, die eigentliche Tendenz der Zeitschrift scheint dadurch aber nicht berührt zu sein. Es folgt in unserer Reihe „Deutsches Museum“, herausgegeben von A. Prug. Gegründet zu Anfang 1861, hat es nun auch bereits ein Duzend von Jahren ehrenvoll hinter sich. Was der Herausgeber selbst in der ersten Nummer des gegenwärtigen Jahrgangs sagt, daß das „Deutsche Museum“ gegründet sei, um in Sachen der Kunst und Wissenschaft die alten und bewährten Grundsätze unserer classischen Epoche, in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens aber die unermüdete ernste Arbeit und einen mannhaften, thätigen Widerstand gegen das Verkehrte zu vertreten: dieses Programm ist bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben und wird auch in der Zukunft von großem Erfolg sein. Auch aus der alten Kaiserstadt Wien möchte sich eine Zeitschrift anführen lassen, die „Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben“, welche in besondern Heften als Beilage zur „Wiener Zeitung“ erscheint. Durch die Mittheilung von Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wird sich die Wochenschrift ein wirkliches Verdienst erwerben. Als eine Zeitschrift jener erclausiven Richtung, welche wir oben bereits bei dem Nathusius'schen „Volksblatt“ andeuteten, wäre hier die „Berliner Revue“ zu nennen; das Journal ist indeß nur bei seinen Anhängern bekannt und wird bei seiner Verblissenkheit schwerlich über die Zahl seiner absoluten Anhänger hinaus ins Leben dringen.

Ein Blatt rein kritischer Natur ist das „Literarische Centralblatt“. Durch die wöchentliche Mittheilung des Inhalts der hauptsächlichsten Fach- und schönwissenschaftlichen Zeitschriften ist es ein geschätztes Hülfswort geworden. Berücksichtigt das „Literarische Centralblatt“ fast nur die deutsche Literatur, so hat dagegen das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ganz besonders das Ausländische in sein Programm geschrieben. Als ein gern gelesenes Blatt hat es bereits 31 Jahre gewirkt. Die Erwähnung der Literatur des Auslandes bestimmt uns, hier auch auf einige Blätter hinzuweisen, welche die Völkertunde, Naturgeschichte, die Beschreibung der Heimat wie des Auslandes behandeln. Dahin gehört vor allen gewiß das bei Gotta schon seit mehr denn 35 Jahren erscheinende „Ausland“, das sich durch lebendige Schilderungen und Beschreibungen bei allen Freunden der Länder- und Völkertunde eingebürgert hat. Dahin gehören ferner: „Die Natur“, von Ue und Karl Müller, und „Aus der Heimat“ von Rossmäßer; dahin gehören auch noch zwei andere Journale, beide mit zahlreichen Illustrationen versehen (es ist nun einmal nicht anders, wir müssen bei den nichtillustrirten Zeitschriften aus der Rolle fallen), erstens „Globe“ (Hilburgshausen, Bibliographisches Institut), zweitens das „Buch der Welt“ (Stuttgart, Hoffmann), letzteres durch saubere Farbendruckbilder anziehend.

Noch hätten wir auf drei politisch-kritische Monatschriften aufmerksam zu machen. Die erste heißt „Preussische Jahrbücher“, die zweite „Deutsche Jahrbücher“. Jene werden von Professor Haym in Halle herausgegeben, diese (Berlin, Gutzentag) von Oppenheim. Sollen wir beide Monatschriften nach gangbaren politischen Schlagwörtern charakterisiren, so vertritt jene die constitutionell-liberalen Principien, diese die Principien der sogenannten Fortschrittspartei. Raum ist jedenfalls

nach genug in Deutschland für Monatschriften in der Richtung dieser „Jahrbücher“, die damit die Erinnerung an jene scharfe kritische Zeit der Hüge'schen Jahrbücher wachrufen. Wir lassen es indes dahingestellt, ob der Literatur wesentlich und in Wahrheit damit gedient würde, wenn sich jede politische Parteischattierung sofort zu einem eigenen Organe gedrängt fühlte. Als dritte der Monatschriften führen wir die bei Brodthaus erscheinende „Unsere Zeit“ an. Sie erscheint als ein Jahrbuch zum „Conversations-Lexikon“ im Preise von 6 Mgr. fürs Monatsheft und bespricht, von den kleinern Mittheilungen abgesehen, in längern Artikeln das Hervorragende auf dem politischen und socialen Gebiete. Nehme man als Beleg dessen z. B. das erste Heft dieses Jahrgangs, man findet darin die größern Aufsätze „Oesterreichs Finanzen seit dem Frieden von Villafranca“ und „Preußen seit Abschluß des Staatsgrundgesetzes bis zur Einsetzung der Regentenschaft“.

Abichtlich haben wir bei unserer Umschau das Princip „leben und leben lassen“ befolgt. Wir haben die Journalistik nicht eigentlich kritisiert. Sollte es späterhin einmal wieder an der Zeit zu einer Umschau unter der Zeitschriftenliteratur sein, nun dann mögen, ob es von unserer oder einer andern Feder geschieht, vielleicht strengere, kritischere Rücksichten geltend gemacht, das Neuere gegen das Ältere mehr abgewogen, und die eigenthümlichen Strömungen der Journalistik strenger mit beleuchtet werden. Indem wir schließen, dürfen wir wol auch auf das Blatt hinweisen, in dem diese Zeilen stehen. In einer Kritik der Kritik werden wir uns nicht gedrängt fühlen. Aber einige historische Bemerkungen über die „Blätter für literarische Unterhaltung“ möchten willkommen sein. Wir bemerken daher, daß diese Zeitschrift zuerst von 1818—20 unter dem Titel „Literarisches Wochenblatt“ erschien. Die ersten fünf Bände wurden von A. von Rogebue, der sechste von Friedrich Arnold Brodthaus herausgegeben. Mit dem Jahre 1821 erhielten sie den Titel „Literarisches Conversationsblatt“. Bis zum August 1828 führte noch Friedrich Arnold Brodthaus die Herausgabe, vom September 1828 ab bis Juni 1826 dagegen Heinrich Brodthaus. Am 1. Juli 1826 ward der Titel in „Blätter für literarische Unterhaltung“ umgewandelt. Heinrich Brodthaus blieb bis 1862 der Herausgeber. Von 1864 bis auf den heutigen Tag ruht die Herausgabe in den Händen Hermann Marggraff's. *)

Emil Müller-Samawagen.

Doctor Antonio. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Der ungenannte Verfasser oder vielleicht besser die Verfasserin vermeidet mit Recht, ihrer zweibändigen Erzählung den Titel eines Romans beizulegen, wie ihn die meisten ähnlichen Bücher mit ebenso innerer Berechtigung zu führen pflegen. Um auf eine solche Bezeichnung Anspruch machen zu können, fehlt es der vorliegenden Schrift ebenso wol an Großartigkeit der Kulage, Bedeutsamkeit der Ereignisse, Entwicklung der Charaktere als selbst an jenem eigenthümlichen epischen Stile, der dem modernen Surrogate des antiken Helbengedichts zukommt. Aber so einfach die Erzählung ist, so entfaltet sie doch in ihrem engen Rahmen eine Menge eigenthümlicher Schönheiten. Vor allem ist es die den besten englischen Schriftwerken dieser Gattung charakteristische, den deutschen leider so oft mangelnde Anschaulichkeit, womit sowohl die handelnden Personen wie ihre Umgebung nicht als blos, im Nebel umherwandelnde Schatten-gehaltnen geschildert sind, sondern als wirkliche, wenn auch idealisire Wesen, mit Fleisch und Blut und in einer Umgebung lebend, die ohne peinliche Detailmalerei, durch hundert seine, der Wirk-

lichkeit abgelassene Züge der Phantasie des Lesers alles nöthige Material liefert, um darin heimisch zu werden.

Das Buch zerfällt in zwei, ihrem Umfang und Inhalt wie ihrem Werthe nach unendlich verschiedene Theile. Der erste und bedeutendere, bis in die Mitte des zweiten Bandes reichend, enthält eine reizende Idylle an den sonnigen Gestaden der Riviera di Ponente, von der man fast bedauern möchte, daß sie nicht in Versen geschrieben wurde. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein adelicher englischer Baronet von alter Familie ist mit seiner achtzehnjährigen zur Schwindsucht neigenden Tochter, welcher die Aerzte einen Winteraufenthalt in Italien empfohlen haben, im Frühlinge auf dem Rückwege nach dem Norden begriffen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Ein schönes Pferd bringt den Wagen zu Falle, und die junge Engländerin, natürlich eines jener ätherischen Wesen, als welche uns die Schwindsuchtsdandibattinnen Albions geschildert zu werden pflegen, bricht das Bein. Zum Glück fährt eben ein Calessino vorüber; der Inhaber eilt zur Hülfe herbei und erweist sich als ein junger Arzt, wie sich später ergibt ein politischer Flüchtling aus Sicilien, der hier in dem palmenberäumten Vordighera unweit Nizza eine Stelle gefunden hat. Er trifft sogleich die nöthigen Maßregeln und läßt die Patientin in ein nahegelegenes Gasthaus bringen. Hier werden sie aufs freundlichste aufgenommen und versorgt, denn Doctor Antonio, der Arzt, wird in der ganzen Umgegend verehrt wie ein Heiliger. Der Baronet, der alle Ausländer, vor allem die Italiener verachtet oder haßt, überweist sich alsbald mit dem Arzte, wird aber durch die Nothwendigkeit und durch einen herbeigeeufenen medicinischen Landsmann aus Nizza eines Bessern belehrt und fügt sich, anfangs seufzend, in sein Geschick, viele Wochen in der elenden Osteria liegen zu müssen. Doctor Antonio hat inzwischen durch seine ebenso zarte als umsichtige und geschickte Fürsorge bereits Luciens weiches Herz erobert, während die feenhaftste Schönheit und liebliche Anschaulichkeit des englischen Mädchens natürlich auch auf den jungen Mann den entsprechenden Eindruck hervorgebracht haben. Die mit der fortschreitenden Genesung Luciens wachsende Reizung der jungen Leute, ihre gemeinsamen Beschäftigungen, ihre Sorge für Arme und Leidende in ihrer Umgebung, die mit Hülfe der ungezählten Coverizos des Baronets glücklich gemacht werden und die kleine Lucy wie eine zweite Madonna verehren, die allmächtige Verführung des Engländers mit seinem Aufenthalt, den er am Ende, geschmeichelt durch die ihm überall bezeugte Defferenz und erfreut durch das Ausblühen der Rosen auf den Wänden seiner Tochter, sogar lieb gewinnt: alles dies auf dem mit außerordentlich reuen und klaren Zügen gezeichneten Hintergrunde einer herrlichen Landschaft, wie sie nicht oft in solcher Fäulberpracht zwischen Nord- und Südpol zu finden ist, bildet den Inhalt der Idylle, die nur einmal durch einen à propos des hiesigen eingelegenen Abschnitt aus der Geschichte Siciliens (II, 20—45) störend unterbrochen wird. Der Baronet, immer mehr von Antonio und von seiner Willigglatur bestrahlt, denkt nicht an die Abreise; er ist vollkommen blind gegen das Verhältniß, welches sich, allerdings ohne Erklärung, immer fester zwischen seiner Tochter und dem Arzte knüpft. Da erscheint sein ältester Sohn, der, aus Indien kommend, die Seinfinge auffucht; ebenso abstoßend, aber rauher, roher und scharfsichtiger als der Vater, durchschaut er die Lage der Dinge sofort und veranlaßt die ungesäumte Abreise nach England.

Damit ist die erste Abtheilung, und zugleich so ziemlich alles zu Ende, was wir Gutes von dem Buche zu sagen haben. Der Rest ist ein gänzlich verunglückter Versuch, aus einer idyllischen Erzählung einen historischen Roman zu machen. Acht Jahre sind verfloßen; Lucy hat sich, von Vater und Mutter gedrängt, einem vornehmen Landsmann vermählt, der keine andere Leidenschaft kennt als den Grgelz, und bei dem sie sich deshalb natürlich unglücklich fühlt. Nach acht Jahren Witwe, findet sie ihre Gesundheit so geschwächt, daß sie, von einer geheimen Heilung nach dem unvergeßenen Jugendgeliebten getrieben, nach Italien geht, um sich von ihm heilen zu lassen.

*) Wir halten es nicht für überflüssig, hier ausdrücklich zu bemerken, daß vorstehende Journalistik eine freiwillige Gesandung unserer Mitarbeiter und von uns durchaus nicht veranlaßt ist. D. Red.

Aber die Stürme des Jahres 1848 haben den für die Größe und Freiheit seines Vaterlandes Begeisterten in die Heimat zurückgetrieben. Lucy will ihm nach Palermo folgen, findet ihn aber schon in Neapel auf einem Hofballe. Das alte Verhältnis entspinnt sich von neuem, aber im Augenblick der Liebeserklärung erkennen die Gelben des berühmten 15. Mai, an dem die erst vier Monate alte neapolitanische Verfassung bereits die Todeswunde erhielt. Antonio, der zwischen die Kämpfenden treten will, wird verwundet, gefangen, kommt mit den andern vor den berühmten Gerichtshof und wird schuldig zu neunzehnjähriger Galeerkraft verurtheilt. Seine Geliebte folgt ihm nach Neapel; er weigert sich, allein zu fliehen, wozu sie ihm die Mittel verschaft; als darauf Vorbereitungen getroffen werden, seine Kameraden mit ihm zu retten, wird der Plan dem Gouvernament verrathen, Antonio entfernt, und Lucy stirbt — ob vor Schrecken, oder weil sie im letzten Stadium der Schwindsucht ist, wissen wir nicht. „Doctor Antonio aber duldet, betet und hofft noch immer für sein Vaterland.“

Es leidet wol seinen Zweifel, daß wir nicht mit einem so unbefriedigenden Schlusse abgefertigt sein würden, wenn nicht Doctor Antonio eine historische Person wäre. Aber was hat es für einen Sinn, hier der historischen Wahrheit treu zu bleiben, wenn das Ganze als ein rein dichterisches Gemälde, wenn auch auf einem sogenannten historischen Hintergrunde antritt, und der Held selbst anonym bleibt? Aber diese ungeschickte Mischung von Geschichte und Dichtung ist eben das Grundübel, an dem das Buch leidet. Die Geschichte Siciliens, die Revolution von Palermo, vor allem aber das 30—40 Seiten lange Verhör der Angeklagten in Neapel, bei dem der Held ganz aus dem Spiele bleibt und dagegen der sonst ganz fernstehende unglückliche Poerio in den Vordergrund tritt, machen einen Eindruck, wie große Fiklen, die weder in Farbe noch in Stoff zu dem Leibe passen, auf das man sie gesetzt hat. Gerade diese sogenannte historische Behandlung läßt uns glauben, daß eine der zahlreichen Engländerinnen, welche für Italien und die Italiener schwärmen und dabei zu ihren Romanwerken ein Stüchlein Zeit- oder Zeitungsgeheimnisse hindrücken, das Buch verfaßt habe.

Die Uebersetzung ist im ganzen leicht und fließend. In hohem Grade fälschlich sind dagegen die großen Fehler in der italienischen Orthographie. Der Uebersetzer scheint die italienischen Namen gar nicht zu kennen, und gibt uns komischerweise statt ihrer häufig die englischen. So wird Livorno zu Leghorn u. dgl. Wie aus Piemont Remond geworden sei u. s. w., ist schwer zu begreifen. Ob die falschen italienischen Citate dem Uebersetzer oder dem Verfasser angehören, wissen wir nicht. Die historische Anmerkung I, 160 ist ebenfalls thatsächlich falsch, wie die Uebersetzung aus Dante II, 74 es sprachlich ist. Otto Speyer.

Oeisenau und Nettelbeck.

Wenn es zuweilen vorkommen kann, daß man über die wiederholten Auflagen dieses oder jenes Buchs, welches dieses Glück nicht sehr verdient, faß unwillig oder doch bedenklich den Kopf schütteln und eine bittere Frage an das Bücher- und Menschen-schicksal richten möchte, so gewährt es um so mehr Freude, wenn dieses Glück mitunter auch einem Buche zu Theil wird, welches in weiten Kreisen gelesen, ja eine Art Volksbuch zu werden verdient. Wir rechnen dahin die Autobiographie Nettelbeck's, die in dritter Auflage unter dem Titel:

Joseph Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgeschrieben, herausgegeben von J. G. L. Haken. Mit einem Plane der Gegend um Kolberg und einem Anhang: Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Oeisenau. Dritte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Theil.

soeben erschienen ist, also etwas mehr als 40 Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Auflage, die in das Jahr 1821 fiel. Mit Recht heißt es im Vorwort zu dieser dritten Auflage: „Es

bedarf wol keiner Rechtfertigung, wenn die Verlags-handlung beachtet war, dem deutschen Volk aufs neue ein Werk vorzuführen, das bei seinem ersten Erscheinen trotz der Ungunst der Zeiten für vaterländische Interessen, durch Inhalt und Form allgemeinen Beifall gefunden und seitdem fortbauern sich erhalten hat. Eine Persönlichkeit von solcher Kraft und Charakterfestigkeit, von solcher Liebe und Hingebung an das Vaterland, von solcher Bürgerthug und Selbsterleugnung wie Nettelbeck gereicht dem deutschen Namen zur Ehre und verdient den Nachgeborenen immer wieder von neuem in Erinnerung gebracht zu werden, besonders in der einfachen natürlichen Gestalt, wie er sich selbst gezeichnet hat, treu und wahrhaftig, und gerade deshalb so ansprechend. An solchen Charakteren, die in sturmbelegten Zeiten durch mannhaften Bürgerfinn und muthiges Handeln, wenn auch in untergeordneten Lebenskreisen, ihren Zeitgenossen Führer und Vorbild waren, muß sich die Gegenwart erheben und zu ähnlichen Gesinnungen und Handlungen bei ähnlichen Schicksalen und Ereignissen sich heranbilden. In einem Augenblick, wo sich das preussische Volk ansieht, die große Zeit vaterländischer Begeisterung und Opferfreudigkeit nach einem fünfzigjährigen Zeitraum voll schwerer Prüfungen mit frischem Muth und dankbarem Herzen den jüngern Geschlechtern ins Gedächtnis zu rufen, wird dieser Beitrag aus der Mitte jenes bewegten ersten Lebens gewiß einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen haben.“

Vor der ersten wie vor der zweiten Auflage, welche letztere unverändert im Jahre 1845 herauskam, hat diese dritte den Vorzug der Einteilung nach Kapiteln mit Angabe des Inhalts und einen Anhang voraus, welcher den aus dem Nachlaß Nettelbeck's stammenden und bisher noch nirgends gedruckten Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Oeisenau enthält.

Auf den Inhalt eines wiederangelegten, vielfach besprochenen, citirten und ausgezogenen, bereits gewissermaßen historisch gewordenen Buchs gehen wir in der Regel nicht ein, so auch in diesem Falle; wir bemerken nur, daß das Interesse dieses Buchs nicht nur in der Schilderung der denkwürdigen Belagerung Kolbergs vom Jahre 1807, an der sich Nettelbeck in so hervorragender Weise betheiligte, sondern im gleichen und vielleicht noch höhern Grade in der Schilderung der von Nettelbeck früher auf seinen Seereisen bestandenen mannichfaltigen Abenteuer und Gefahren beruht. Diese Reisen führten ihn nicht nur nach England, Schweden, Norwegen, Holland, Frankreich und Lissabon, sondern auch wiederholt an die afrikanische Westküste, nach Jamaica und bis nach Surinam. Auf diesen weiten und gefährlichen Fahrten hatte er gelernt, allen Gefahren zu trotzen und das Kühnste zu wagen, und er machte von jenem Trost und diesem Unternehmungsgeist gegen die Franzosen vor Kolberg um so mehr Gebrauch, da er gegen diese schon von früher ein ungünstiges Vorurtheil hegte, das dann bei seinem Aufenthalt in französischen Gefen nur noch bekräftigt wurde. Er bemerkt einmal: „Wie weit ich auch in der Welt herumgekommen, so habe ich doch keine Nation so voll List, Betrug und Ränke gefunden als die Franzosen. Jeder, mit dem ich zu thun bekam, hatte nichts lieber gemacht, als mich recht tüchtig über's Ohr zu hauen.“ Allen Gefahren war dieser ehrliche Pommer gewachsen, aber den schleichenden und raffinierten Litten der Franzosen in Handel und Wandel vermochte er nicht in gleicher Weise die Spitze zu bieten.

Was den angeführten Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Oeisenau betrifft, so handelt es sich darin besonders um die dauerlichen Conflicte, welche bald nach geschlossenem Frieden, hauptsächlich wol durch Verschuldung des an Oeisenau's Stelle getretenen neuen Commandanten, zum Ausbruch kamen. Je mehr Klagen in dieser Richtung auch in neuester Zeit gehört worden sind, um so zweckmäßiger möchte es sein, den Meinungs-austausch, der zwischen beiden Männern hierüber stattfand, an dieser Stelle etwas genauer zu verfolgen. Nettelbeck schreibt aus Kolberg am 6. September 1807: „Solange Kolberg das Glück hatte, Uw. Hochwohlgeboren zum Vertheidiger zu haben, solange lebte das Militär mit dem Civil in der größten Harmonie, und ein jeder Stand bestrebte sich, dem andern mit Achtung und

Liebe zu begegnen und zuvorkommen. Dieses Verhalten würde auch noch bis jetzt, wenn wir die Gnade hätten, Ew. Wohlgeborn noch als unsern Beschützer in unsern Mauern zu haben, statthaben, und auch noch bis zur Stunde gewiß ein jeder Bürger unverbrochen nach wie vor die Kriegslasten, so drückend sie auch an und für sich sein möchten, ohne Murren ertragen. Gegenwärtig verlangt man aber alles von der Stadt in einem unfreundlichen Tone, und es herrscht in der Bürgerschaft ein allgemeines Misvergnügen, indem die Forderungen zwischen dem Militär und Civil immer mehr und mehr zunehmen und daraus für die Stadt (deren Erhaltung wir lediglich Ew. Hochwohlgeborn tapfern und klugen Vertheidigung zu verdanken haben) ein großes Unglück entstehen kann."

Das Antwortschreiben Gneisenau's ist aus Memel vom 28. September; es heißt darin unter anderm: „Das Gland, mein lieber Rettelbeck, hier in Preußen ist groß. Ganze Dörfer sind ausgehorbet und weite Fluren sind nicht abgeerntet, aus Mangel an Menschen. Man hat von den Kanälen bekannt machen lassen, es könne ernten wer da wolle. Seien Sie also froh, daß Sie in Kolberg wohnen. Wie wird allen diesen Uebeln des Kriegs abgeholfen werden können! Grüssen Sie mir meine liebe Bürgerschaft von Kolberg. Vermahnen Sie zur Verträglichkeit mit dem Militär. Ich weiß, man folgt Ihren Rathschlägen" u. s. w.

In einem weitem Schreiben vom 13. October ersucht Rettelbeck den Feldherrn um ein Bildniß von ihm, welches er in Berlin von einem geschickten Maler copiren und dann mit der Unterschrift „Vertheidiger Kolbergs im Jahre 1807" in der grossen Sesshonskammer der Repräsentanten aufstellen lassen wolle, und er fährt dann fort: „O machen Sie, mein verehrungswürdiger Herr Oberklientenant, mir altem siebenzigjährigen Greis doch noch diese Freude, ich bitte und sehe Ew. Hochwohlgebornen darum an, und will alsdann gern mein Haupt niederlegen und sterben, weil ich voraussehe, daß in Kolberg keine Freude doch nicht mehr zu erwarten ist. Ich muß Ew. Hochwohlgebornen aufrichtig gestehen, daß ich endlich meines Lebens satt und müde bin und mir bei den vielen Widerwärtigkeiten, denen ich als Repräsentant täglich ausgesetzt bin, öfters den Tod wünsche, indem die Spannung zwischen dem Civil und Militär von Tag zu Tag zunimmt, und kein Bürger so wenig Erhöhung als Unterdrückung bei dem königlichen Gouvernement findet."

In seiner Rückantwort vom 1. November spricht Gneisenau, ohne sich durch Rettelbeck's unablässige Klagen unwillig stimmen zu lassen, seine Meinung dahin aus, die Welt werde sich wundern, „wie zwei Stände, die sich einander so viel zu danken haben, so erbittert gegeneinander sein können", er habe dem Major Steinmey bereits aufgegeben, alle Excesse, welche sich das Militär zu Schulden kommen lasse, auf das strengste zu bestrafen u. s. w., und er fügt hinzu: „Lassen Sie, mein lieber Rettelbeck, den Unmuth nicht über sich Herr werden. Das menschliche Leben, niemand weiß dies besser als Sie, ist niemals von Unannehmlichkeiten frei. Wir sind hier übler daran als Sie dort, und dennoch verlieren wir die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht."

Rettelbeck schreibt hierauf am 17. November unter anderm: „An diesem unglücklichen Verhältniß ist unsere Bürgerschaft nicht schuld, dieses versichere ich Ew. Hochwohlgebornen bei Gott, sondern es ist dasselbe lediglich durch das harte Verfahren des Herrn Majors von Steinmey, der alles auf einen militärischen Fuß setzen will, und durch die Mißigkeit der Herren Offiziere, die ihre Erhabenheit über den armen Bürger diesen bei aller Gelegenheit auf eine unerträgliche Weise zu empfinden geben, sowie auch durch den schweren Druck der Einquartierung, welche, von dem Beispiel ihrer Befehlshaber hingerissen, manchen Hauseigenthümer auf eine jämmerliche Weise in tausend Kleinigkeiten, welche nicht immer ein Gegenstand zur Klage sind, bis auf Blut quälen, herbeigeführt wird. Freilich kränkt sich dann der eine und der andere getretene, auf's Aeusserste gebrachte Wurm, und dann heist man uns Bürger grobe Menschen, verschreit

unsere Obrigkeit, weil sie nicht gleich auch mit dem Schwert dreinschlagen will, sondern den Getrübten mit aller Gülmüthigkeit vertheidigt."

In dem folgenden Briefe, vom 13. Februar 1808, nimmt Rettelbeck Gelegenheit zu bemerken: „Kürzlich vereinigte uns eine Zeit lang das Gerücht, als ob Ew. Hochwohlgebornen, gereizt zu gerechtem Unmuth, im Begriff ständen, Ihre jetzige Laufbahn, in welcher der Freund des Vaterlandes mit unbeschränktem Vertrauen und mit freudiger Hoffnung auf heißersehnte Umschaffung der Dinge sie wandeln hieß, zu verlassen. Jetzt aber belebt uns von neuem wieder die Sage, daß Hochderoselben fortfahren werden, zum Heil des Staats wirksam zu sein. Wollte doch Gott, daß man nicht aufhörte, Wahrheit und Tugend hoch zu achten, und daß man unablässig bemüht wäre, sorgfältig und unerbittlich streng zu entfernen, was dem Streben und der Thätigkeit des Emsichtsvollen und Rechtschaffenen sich in den Weg zu stellen erfreuen möchte."

Am 19. Februar 1808 sieht sich Gneisenau veranlaßt, auch einmal der Uebergriße der Bürger gegen das Militär zu gedenken, indem er bemerkt: „Es gibt mehrere unter den Bürgern, welche den Soldaten verächtlich behandeln, und wahrscheinlich sind diejenigen, welche bei sich vergrößernder Gefahr in die Keller frohen und den Muth verloren, jetzt diejenigen, welche am großsprechendsten und in ihrem Betragen gegen den gemeinen Soldaten am herabwürdigendsten sind. Sie, mein lieber Rettelbeck, und Ihre Freunde, die den Muth in jenen Tagen beibehielten, gehören gewiß nicht unter diese Anzahl, und Sie bedenken ganz gewiß, daß der Stand der Soldaten ein geachteter Stand ist, und wahrlich schlecht genug dafür bezahlt wird, daß er die Aussicht hat, im Alter von den Wohlthaten anderer zu leben. Auch bedarf der Soldat, wenn er sich brav schlagen soll, die Achtung der andern Stände, denn ein verachteter Mensch wird nie tapfer sein. Allein ich höre, daß man hier und da dem Soldaten sogar nicht erlauben will, seinen Erholungstrunk in Gesellschaft anderer Bürger zu sich zu nehmen. Dies ist nicht recht. Ich habe auf Märchen und in Cantonirungen immer meine Soldaten bei mir gehabt, habe mit ihnen bei einem Feuer gelegen und sehr oft es mir zur Ehre gerechnet, mit ihnen aus einem Topfe zu essen. Bedenken Sie, daß in der Vertheidigung von Kolberg nur allein über 1500 Soldaten verwundet worden sind, ohne die Gebliebenen. Man kann es also wol dem vorwurfsfreien Krieger gestatten, an demselben Tische zu sitzen, woran, hätte er nicht sein Leben gewagt, jetzt ein Soldat einer fremden Macht die friedlichen Bürger in Unterwürfigkeit hielte. Es muß ohnedies in diesem Stück anders werden. Künftighin wird das Cantonwesen nicht mehr so viele Wohlhabende und Begünstigte vom Soldatenstande befreien, sondern unsere Söhne werden alle sammt und sonders ohne Ausnahme es sich zur Ehre rechnen müssen, die Waffen zu tragen. Es ist daher nöthig, daß man dem Soldatenstande seine ihm genommene Achtung wieder verschaffe."

Rettelbeck antwortet am 20. Februar, daß Gneisenau zum Theil falsch berichtet worden sei, bemerkt, daß die üble Stimmung zwischen Militär und Bürger „sich etwas zum Guten gestimmt habe", und versichert auf das „heiligste", daß sein, seiner Mitcollegen und der sammtlichen Bürgerschaft ganzes Bestreben sein werde, Friede und Eintracht herzustellen, damit „bei jeder Gelegenheit unsere Mitbürger sich die Soldaten als unsere Brüder und die Erhalter dessen, was wir besitzen, vorstellen". In einem weitem Schreiben vom 21. October 1808 dankt Rettelbeck dafür, daß „wol auf Hochderoselben Anrathen" der König den Kolbergern einen „biedern deutschen und braven Commandanten in der Person des Oberstwachmeisters Herrn von Horn, der das biedere Ebenbild eines von Gneisenau ist", geschenkt habe. Da Gneisenau kurz vorher, am 7. October, ihm geschrieben: „Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit dem Ruhme gleich sein möge, den Sie in der Welt genießen. Die ganze Welt fragt mich, ob das alles wahr sei, was von Ihnen gedruckt steht, und Sie können wol denken, wie sehr ich das bekräftige";

so bemerkt Rettelbeck: „Möchte man doch bald aufhören, über mich zu glosiren, denn was habe ich gethan? Bloß das, was ich Gott, meinem guten König und meinem Vaterlande und hierzu Hochberieselten heilsamen Befehlen bin schuldig gewesen zu verrichten. Ich schäme mich bereits vor Auswärtigen und noch mehr vor Einheimischen und denke oftmals, mein Gott, wenn ich todt wäre, und möchte mich oftmals vor mir selbst vertheidigen.“

Die oben erwähnte Angelegenheit, betreffend das Porträt Gneisenau's, wurde übrigens zur höchsten Zufriedenheit Rettelbeck's erledigt; Frau von Gneisenau, geborene Kottwitz, die sich als „dero ergebene Dienerin“ unterzeichnet, schickte ihm am 13. Juni 1806 ein Bildniß ihres Gemahls, und in rührender Weise schreibt hierauf Rettelbeck am 6. Juli: „Bitternächste meine Hand das Couvert, und — welche Freude — von der Hand der allerwürdigsten Gemahlin eines Gneisenau, eines Erretters des preussischen Ruhms und unserer Freiheit, Habe und Güter! nein, das ist zu viel für mich, du gerechter Gott, laß mich über so viele unverdiente Ehre und Gnade, die ich nur leblich durch deine Allgütigkeit erlange, nicht in Versuchung führen. O gnädigste Frau! wie stolz machen Sie mich, wie überschmenglich glücklich durch das höchste Geschenk, was mir je auf dieser Welt werden konnte. Welche treue Züge des Helden Preussens, des Menschenfreundes. Ach Gneisenau! Möchte doch Gott mit seiner unaussprechlichen Liebe Ew. Hochwohlgeboren und Ihren verehrungswürdigen untergeordneten Gemahl, sowie das ganze hohe Haus derer von Gneisenau bis am spätesten Ziel mit Segen überfließen.“

Noch ein Zug von Gneisenau's Beschcheidenheit möge hier angeführt sein; er schreibt am 28. September 1807: „Der König und die Königin sind sehr für das gute Kolberg eingenommen. Die Königin war nentlich bis zu Thronen gerührt, als sie die Antwort der Bürgerrepräsentanten an mich in der Hamburger Zeitung las. Wenn man nur mich weniger darin gelobt hätte.“

Unter den Feldherren, die in den Kriegen von 1806 — 7 und von 1813 — 15 gegen Napoleon standen, ist überhaupt wohl Gneisenau, was Ritterlichkeit, Humanität und Bescheidenheit des Charakters betrifft, die hervorleuchtendste und reinste Erscheinung.

H. M.

Die stinische Madonna.

Die stinische Madonna. In ihrer stinischen Wirkung ausgelegt und erklärt von Heinrich Ernst Heusing. Petersburg, Minlos. 1862. Tr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegende Schrift beginnt mit einem Gedicht, worin der Verfasser seine Hoffnung ausdrückt, die vielgetheilte Meinung über Rafael's berühmtes Bild zu des Verständnisses stehend seinem Schluß zu einigen, und das mit den schwülstigen, unklaren Worten endigt:

Doch für den Wissenbegeisterten
Erstne leit von heiliger Lippe
Selbstes Geheimniß:
Historischer Personbildung
Und göttlicher Menschwerdung
Durch geheiligtes Menschthum
Unterm Schutze des allgütigen Himmels.

Das Vorwort stellt die Behauptung auf, daß Rafael den neunzehnten Psalm und das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs in ihrem innigen Zusammenhang erkannt und zur Einheit einer Composition zusammengefaßt habe, in welcher er das historische Werden der Messiaspersönlichkeit und das Gottverwunder der Menschheit verherrlicht habe. Jene Bibelstellen sind das prächtige Lied David's von den Himmeln, die die Ehre Gottes erzählen, mit der Schluffstelle von der Sonne, die sich fremt wie ein Feld zu laufen ihren Weg, und dann die klassische Schilderung, die der Apostel Paulus von der Liebe entwirft, die in dem Ausdruck gipfelt: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter

ihnen.“ Allein wenn Heusing sich damit das Bild klar macht, so darf er darum noch nicht sagen, daß der Künstler von diesem Gedanken ausgegangen sei; darüber ist uns gar nichts bekannt. Heusing sieht im Christuskind das Sonnen- und Selbenthafte, und darin stimme ich ihm gern bei; aber wenn er die andern Figuren so deutet, daß Maria die Liebe, Sirtus der Glaube, Barbara die Hoffnung sei, so fehlen uns nicht bloß die Engelsknaben, sondern wir finden auch nichts in den andern Gestalten, das sie zu Personifikationen jener Begriffe machte; diese hat Rafael auf der Predella der Grablegung dargestellt und ganz anders charakterisirt. Maria ist auf unserm Bilde wie in den altchristlichen Werken die Trägerin des menschgewordenen Gottes und damit von Rafael dargestellt als das Ideal der Seele, als der Seele in der Verklärung, welcher sie durch Aufnahme des Heils, des Erlösers theilhaftig wird; wie das kindliche, das jungfräuliche, das männliche Gemüth sich zu Christus hinwenden und seines Wesens und Segens innerwerden, das veranschaulichen die andern Gestalten, die Kinderengel, die heiligselige Heilige, der sein Denken und Thun an den Herrn knüpfende Papst, dem unbefangenen Betrachter.

Das Buch selbst zerfällt dann in zwei Theile, deren erster das Bild analysirt, der andere sich in allerhand psychologischen und ethischen Betrachtungen ergeht, deren Zusammenhang aus der Sache oft schwer zu erkennen ist und die zur Würdigung des Gemäldes wenig beitragen. Der Verfasser betont die Einfachheit in jeder Einzelfigur und in der Composition und sagt, daß die Größe ihrer Wirkung dem hohen geistigen Standpunkt Rafael's verdankt werde, wonach er durch die treue Darstellung des rein Menschlichen auch das Göttliche im Menschen offenbare. Er preist das Typische in Christus, der Maria, den Engeln. Er weist auf das Einsame, in sich Versenkende des Christuskindes hin, auf den Ausdruck der Contemplation, die ihm zum Bild in die Zukunft wird. In der Art, wie das Kind nicht die Mutter, sondern den eigenen Fuß faßt, sieht er etwas in sich Abgeschlossenes, eine Selbständigkeit, die auf das Außerordentliche, auf den Genius hindeutet. Er empfindet wie das Auge des Kindes zugleich das Auge des Gottes ist. Dann findet er aber, und mit Recht, in der Ruhe seine Bewegungslosigkeit, sondern einen geistig beherrschten Bewegungsdrang, ja etwas Ungebuldiges, Gewaltiges, der Zukunft kampfbegierig Entgegenstehendes und weist namentlich auf die krasse Beugung des Armes, auf die annäherungsweise geballte Hand. Eine freimüthige Dame habe in dem Knaben „un petit gamin“ gefunden, „auquel il faudrait donner la verge“; und von seiten der Kraft und des Muthes, der sich in ihm ausprägte, sehe er allerdings mehr dem künftigen Gladiateur, als dem Welterlöser durch duldbende Liebe gleich. Aber eben das Heldenthafte in Christus wollte der Künstler ausdrücken; er gab den Affekt, aber sowie der freie Wille ihn beherrscht; die Haltung zeigt eben die stinische Reaction über unwillkürliche Erregungen; Muth und Thatkraft werden dadurch ins Stille überseht. Es ist die aufgehende Selbstkenntnis, die Besitzergreifung von der eigenen Natur, was der Meister dargestellt hat. Die innere Erregung äußert sich auch im flatternden Haar, das in der That mehr durch elastische Strömung von innen als durch einen Lustzug von außen emporgetrieben scheint. Der göttliche Knabe, so faßt Heusing ihn auf, erkennt sich selbst und sein Schicksal und brängt muthvoll sich nach seiner Bestimmung. Etwas Ungebuldiges und Kühnes sieht Heusing in den gespannten Rasenflügeln, etwas Drangvolles im vorgetriebenen Auge, etwas Drohendes, Bornhaftes im geschlossenen Mund und dem rechten Arm; der Knabe ist entschlossen den Kampf zu bestehen, der seiner harret. „Es ist der allgemeine hundertfältig schon durchgekämpfte und stets sich erneuernde: zur Ausgleichung der Widersprüche und Misverhältnisse des Erdenlebens in Bezug auf höhere Selbst- und Weltgestaltung. Aus diesem providentiell gegebenen Kampfe entspringt und entspringt das Bedürfnis der Religion, und die Menschheit verehrt diejenigen größten Geister, die durch Wort und That die geeignetste und befriedigendste

Lehre zu diesem Ausgleichungsproceß lieferten, als ihre Lehrer, Herren und Meister, sowie sie in dem Märtyrertode die Probe dieses Berufs erblüht. . . . Das höchste der Lebensgüter ist die eigenste, consequent harmonische Selbstgestaltung, und selbst durch den Tod hindurch strebt der Geist zu ihrer Erlangung als der höchsten Wahrheit. . . . Wahrhafte Befriedigung gewährt nur ein ganzes und unmittelbares Eigenthum, und dieses erschafft nur allein die That. Durch sie erreicht der Mensch seine höchste Bestimmung, indem er selbst schaffend auftritt." Der Entschluß zur Handlung, der Uebergang des Willens zur That, dies sei von Rafael wiedergegeben; Heucking vergleicht in der Tiefe und Kraft, wie dies Problem gefaßt sei, den Maler mit den Dichtern des „Hamlet“ und des „Faust“. Der todüberwindende Muth des Selbstes, und damit der Beweis seiner Fortdauer, das sei die Moral des Bildes, die uns so glänzend und licht entgegenstrahle um der stillen Größe des Helden willen. „Kein Zug verräth einen etwaigen Kampf der Pflicht mit der Neigung, kein Jögern einen Schmerz des Entlassens, kein Schwanken ein Auflehnen des Gefühls. Pflicht und Neigung, Nothigung und Freiheit treffen in ihm zusammen; daher schließt er sich auch unmittelbar und ganz zu seiner hohen Bestimmung an, und geht seinem Schicksal leuchtend wie die Sonne dem Tag entgegen, und freut sich wie ein Held zu durchlaufen den Weg.“

In der Maria steht Heucking nicht so sehr die Himmelskönigin, als die liebevoll schmerzreiche Mutter. Sie trägt das Kind an der Brust und lehnt zärtlich ihre Wange an sein Haupt; ihre ganze Seele ist nur mit ihm beschäftigt, aber eine hohe Trauer, eine erhabene Wehmuth ist über sie ausgegossen, und sie fühlt es tief, daß der Besitz des Außerordentlichen auch ungewöhnliche Schmerzen bereite, daß Märtyrertum ein Erbtheil des Großen auf Erden sei. Die äußere Stellung der Engel drückt Sorglosigkeit und Unbefangenheit aus, ihr Auge blickt dabei sinnend ins Unendliche, unschuldig spiegelt ihr reines Herz die Sonne der Wahrheit. Voll gläubiger Erwartung blickt der Papst zum Christuskind empor, als ob er eines Winkes oder Ausspruchs von ihm harre, den er bereit ist der Welt zu ihrem Segen zu vermitteln. Das Lächeln der heiligen Barbara dient, mein' ich, sehr merkwürdig dazu, die Höhe in den Zügen Maria's durch seine eigene liebliche Anmuth zur vollen Wirkung zu bringen; innerlich beseligt blickt sie glückverheißend zur Erde hinab; Heucking meint, daß in ihr die Freude und das Glück der Erde selbst bezeichnet sei; aber es liegt wol näher in ihr ganz einfach und unmittelbar das Verhältniß des jungfräulichen Gemüths zu Christus, die Aneignung des Heils nicht sowohl in der Arbeit des Gebankens und dem Kampf des Willens, als in der Innigkeit des reinen Gefühls zu erkennen. Die Engellangensichter im Hintergrund bezeichnen den Himmel, und die Anbeugung des geöffneten Mundes den himmlischen Lobgesang.

Wie man sich im einzelnen zu der Schilderung stellen möge, die der Verfasser vom Christuskinde gegeben, so viel steht fest, daß er mit Fug und Recht auf das Energische darin hingewiesen. Soweit ich die Werke der bildenden Kunst kenne, ist bis jetzt nur das Christuskind vollendet und vollgenügend dargestellt, und zwar auf unserm Gemälde von Rafael. Die Totalität des Charakters und Lebens zu veranschaulichen, das ist das Geheimniß der Idealbildung. Michel Angelo gab das Gewaltige im welktrichtenden Christus, aber es fehlt die beseligende Milde; bei Tizian, bei Leonardo da Vinci haben wir das menschlich Edle, das Geistesklare, das liebevoll Sichhingebende, aber nicht so ganz das Weltüberwindende, Geistesmächtige. Den leidenden Christus hat uns Dürer gezeichnet in seinem Seelenschmerz über die fortdauernde Sünde der Menschen, die sich immer noch nicht wollen erlösen lassen; neben dem Titelblatte der großen Passion erinnere ich an den Holzschnitt des dorngekrönten Christushauptes, wo im Leib die Erhabenheit des Geistes sich ausdrückt. Auch das Haupt des verklärten Christus in Rafael's Transfiguration ist herrlich. Aber das Totalbild des Mannes ist noch nicht so vollendet wie das des Kindes zur Vollerscheinung gekommen; im Dürer den Sieger über den Tod, in der Helden-

kraft die Milde, in der hingebenden Liebe die Geistesmacht zu zeigen, das ist die große Aufgabe, und wer sie lösen will, dem wird das fromme Gefühl nicht ausreichen, so wenig er dessen wird entrathen können, der wird auch an der Hand der Wissenschaft in die Tiefe der Wahrheit eindringen müssen, und die Ergründung des philosophischen Denkens sich aneignen, wie sie unter andern Büchern der dritte Band der „Dogmatik“ von Zeller in der Schilderung von Christi Thaten und Worten darlegt.

Moriz Carrière.

Notizen.

Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Ribelungenversmaß.

Moriz Jille in Leipzig, Director des Modernen Gesamtgymnasiums daselbst, ließ eine Schulschrift „Virgil's Aeneide. Probe einer neuen Uebersetzung“ (Leipzig, Fries, 1863) erscheinen, auf die wir deshalb zu sprechen kommen, weil das Vorwort einige beachtenswerthe Bemerkungen enthält und der Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Ribelungenversmaß immerhin eine interessante ist. In Betreff des deutschen Hexameters bemerkt der Verfasser: „Es ist kaum ein unbedeutendes Vermaß zu denken, als das des Hexameters, zumal wenn derselbe nicht frei geschaffen, sondern einem römischen oder griechischen Dichter nachgebildet ist. Wider den Geist der deutschen Sprache verstoßt der Anfang mit schwerer Silbe; undeutlich ist der immer wiederkehrende zweifelhafte Ausgang; undeutlich die große, besonders durch die Daktylen vermehrte Länge. Dazu kommt nun bei einer Uebersetzung die verschiedene Wortfügung. Wie verschieden ist der Satzbau der lateinischen und der deutschen Sprache: diese Verschiedenheit macht den Gang des deutschen Hexameters keif und gezwungen: somit kann nur etwas Ediges, Hölzernes und Klapperndes, ohne angenehme Bewegung, ohne leichten Fluß und Wohlklang zu Tage treten. Man lese die Uebersetzungen der Aeneide von Voss (1799, 1821), von Reauffer (1816) und Binder (1857).“ Jille gedenkt dann weiter des Schiller'schen Versuchs, einige Gesänge der Aeneide in achtzeiligen Stangen zu übersetzen, und bemerkt: „Zweierlei Grundanschaunngen nun haben die Schiller'sche Uebersetzung hervorgerufen: 1) eine deutsche Uebersetzung muß gereimt sein; 2) ist nicht der Hexameter, sondern ein unserm Sprachgefühl zugesagtes Vermaß zu wählen. Reauffer in seiner Aeneis, Vorrede S. VII, erzählt von Schiller: „Er glaubte damals, wie er sich gegen mich äußerte, die Aeneis könne nur in gereimten Stangen als ein deutsches Werk erscheinen, der Hexameter sei nicht für unsere Sprache.“ Indem nun Schiller die Stange wählte, so war allerdings dem Reime sein Recht zuerkannt, aber in zu großem Maße: er mußte zu viel reimen. Dies zwang ihn, frei fortzuzahlen und den vorliegenden Stoff weiter auszuspinnen, nur um der Reime willen.“

Jille ist nun der Ansicht, daß der Ribelungenvers thatsächlich unser episches Vermaß sei und dem lateinischen Hexameter dem Baue nach am besten entspreche: „Er ist ebenfalls ein Sechsfüßler und besitzt in der Mitte einen Einschnitt (Cäsur); er hat demgemäß eine Länge, welche ihm Breite und Würde verleiht, ohne ihn schleppend zu machen. Jeder schleppende Gang ist durch den Einschnitt und durch den einsilbigen Ausgang aufgehoben. Die Reimweise ist die allereinfachste und nöthigt nicht zu abschwächenden Dehnungen und Stredungen.“ Hier nur eine kurze Probe aus der Jille'schen Uebersetzung des zweiten Gesangs:

Dies war das Ende Priam's, dies seines Lebens Ziel,
Das also ihm zu stehen, dem Schicksal wohlgefiel:
Er sah die Stadt versinken im wilden Feuermeer,
Er sah die Burg hinfürzen in Trümmer, wußt und seer.
Er war ein hoher Herrscher auf Asien's weitem Plan,
Ihm waren ringsum Völker und Länder unterthan:
Nun liegt ein mächt'ger Rumpf dort am öden Meeresstrand,
Mit abgehau'nem Haupte, ein Reiznam unbekannt.

Wenn das Urtheil der Gebildeten und Fachmänner zukünftig lauten sollte, so gebührt der Verfasser zunächst die Anerkennung vollständig zu überlegen und sodann zur Uebertragung der Dichtungen Homer's zu schreiten. Eine Uebersetzung hierzu fand übrigens der Uebersetzer bereits in dem fernen Neapel, in dem Vittorio Imbriani, ein gründlicher Kenner des Deutschen, in Nr. 18 der „Rivista napoletana“, die zugleich auch eine kurze Biographie D. Kuerbach's und die Fortsetzung einer Kuerbach'schen Erzählung brachte, in einem „Nuovo saggio di una versione dell' Eneide in Tedesco etc.“ überführten Aufsatz der Jills'schen Uebersetzung seine Beachtung geschenkt hat. Imbriani meint, daß, wie der französische epische und tragische Alexandriner im Italienischen einen mehr komischen, die italienische Ottave im Deutschen einen mehr lyrischen Charakter annahm, so auch der Hexameter im Deutschen einen andern Charakter erhalte, als im Lateinischen; vermöge der deutschen Constructionswiese erscheine er hart und gezwungen. Das Uebersetzungsvermaß hält auch Imbriani dem Genius der deutschen Sprache für angemessen, nur hat er seine Bedenken gegen die regelmäßige Eintheilung in vier Verszeilen, die sich nun aber doch einmal nicht umgehen läßt. Wir bemerken hierbei, daß eine frühere Schulschrift Jills's: „Weltbürgerthum und Schule“ (Leipzig, 1862), das Glück gehabt hat, auch im „Portemonnaie“ (Nr. 31 f. 1862) beachtet zu werden, indem das englische Blatt unter der Ueberschrift „Study of modern languages“ die Stelle daraus mittheilte, wo es Jills als den größten Vortheil der lateinischen Schulen bezeichnet, „daß die lateinische Sprache 8—10 Jahre hindurch die Hauptsache bleibt, und der Schüler somit angeleitet wird, alle übrigen Sprachen, selbst die griechische, aber noch viel mehr die neuere, als Nebenache zu behandeln. Gegen diese fortwährende nebensächliche Auffassung und Behandlung aller nichtlateinischen Sprachen muß man sich besonders vom weltbürgerlichen Standpunkte aus erklären.“ Aber nicht blos vom weltbürgerlichen, sondern auch, dünkt uns, vom praktischen Standpunkte; die Erlernung des Englischen z. B. stellt sich immer mehr für jeden halbwegs Gebildeten als eine unabweisbare Nothwendigkeit heraus, sobald es fast als Schwach angesehen werden darf, englische Zeitungen und Zeitungen gar nicht und englische Bücher wenigstens nicht im Original lesen zu können.

M. M.

Ausnahmefähige Geschichte der Jeanne d'Arc.

Es gibt bekanntlich viele Darstellungen der Geschichte der Jungfrau, aber in dem einen Punkte stimmen alle zusammen, daß Jeanne d'Arc zu den edelsten Erscheinungen aller Zeiten gehört, und daß Dichtung und Sage nicht vermocht haben, sie herrlicher darzustellen als sie wirklich war. Ein uns vorliegendes Werk: „Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orlans, deren wahre Geschichte, ihr Proceß, ihre Verurtheilung, ihr Jüngstod und ihre Ehrenrettung. Dargestellt nach den auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Untersuchungsacten und den sonstigen besten Quellen von R. F. Heinrich Straß“ (Berlin, Dörfer, 1862) bescheidet sich daher auch dahin, eine einfache, authentische und quellenmäßige Geschichte des hochherzigen, heldenmüthigen Mädchens von Orlans zu geben, und führt diese Aufgabe in einer Weise durch, die obiges, von dem Verfasser an die Spitze seines Werks gestelltes Urtheil vollkommen rechtfertigt. Schiller hat die Jungfrau zu einem Gegenstande des Interesses für unsere Schulkinder gemacht, und die Regeln der dramatischen Dichtung erforderten ein anderes Ende, als den Tod auf dem für Jovon errichteten Scheiterhaufen, aber die Theilnahme für die jungfräuliche und fromme Schwärmerin steigert sich, wenn man nach ihrer vollbrachten Heldenthat ihren einfachen und doch so klugen Antworten vor dem Tribunal liest, ehe der Justizmord vollzogen wurde, der raue englische Kriegesluche zu Thränen rührte. Das Anziehende des vorliegenden Werks besteht eben in der Schmucklosigkeit der Darstellung und dem Streben nach Wahrheit.

87.

Bibliographie.

Breier's, C., gesammelte Romane und Erzählungen. Neue Folge. 1ster und 2ter Band. Wien, Hartgraf u. Comp. 8. 1 Thlr.

Gibt es Willens-Störungen, welche unabhängig sind von Störungen der Intelligenz? Unter welchen Umständen verliert der Mensch die Verantwortlichkeit über seine Handlungen (Zurechnungsfähigkeit)? Welche Veränderungen in der Gesetzgebung könnte man in Bezug auf diese Frage einführen? Neuwied, Heuser. Gr. 8. 6 Ngr.

Himmel contra Hölle oder die Chamäleonbrüder. Ein Pariser Sittengemälde vom Verfasser der Pariser Dramen. 1ste bis 3te Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Klopp, D., Kleindeutsche Geschichtsbaumeister. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Longfellow's Lied von Hiawatha. Uebersetzt von A. und R. Seig. Jever, Rettler u. Sohn. Gr. 16. 10 Ngr.

Lukas, J., Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod. Landshut, Thomann. Gr. 12. 9 Ngr.

Meyr, M., Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Molitor, M., Maria Magdalena. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Näbdechen, G., Die Gräbe der Seligkeit. Ein Beitrag zur Eschatologia. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 4. 12 Ngr.

Presbyter, A., Dichtungen. Herausgegeben von J. Klein. Reiffe, Cravenr. 16. 18 Ngr.

Schbe, C. v., Bilder und Erfahrungen aus dem Leben. Unverändert, v. Solbe. Gr. 16. 12 1/2 Ngr.

Weltheim, G. v., Die Schuldgenossen. Eine Novelle. Nach dem Französischen des G. Wignou frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Wagner, R., Der Ring der Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend. Leipzig, Weber. Gr. 16. 2 Thlr.

Winkel, F. W., Prinz Victor von Wied im Briefen. Erinnerungen an die deutschen Prüfungsjahre 1806—1812. Berlin. Gr. 8. 20 Ngr.

Zehner, Josephine, Pädagogische Beiträge. Leipzig, Brandstetter. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Bräuner, E. D., Sachfens Beruf in der kirchlichen Kritik unserer Zeit. Vortrag. Leipzig, Dörfling u. Franke. 8. 3 1/2 Ngr.

Die kleine Chronik der großen Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Zur 50jährigen Gedächtnisfeier jener verhängnisvollen Octobertage. Mit Blücher's Porträt. Leipzig, Henze. 8. 2 1/2 Ngr.

Gart, L., Jean Paul Friedrich Richter. Festschrift gehalten an der Jahrhundertfeier des Dichters im Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. (21. März 1863). Frankfurt a. M., Kessler. Gr. 8. 5 Ngr.

Philipp Friedrich Hiller, der Sänger von Steinheim. Berlin. 8. 1 1/2 Ngr.

Rasch, G., Meins Antwort auf die Schmähbriefe der Königlich dänischen Regierung „Herr Gustav Rasch und sein Bruderbaum“. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Die Raubhändler im Gefängniß. Von einem Augenzeugen. Altona. Gr. 8. 3 Ngr.

Reichensperger (Geldern) in der Polen-Frage, ein offenes Sendschreiben von einem katholischen Priester polnischen Nationalität. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Lem.-8. 4 Ngr.

Schmidt, G. L., Jakob Strauß der erste evangelische Prediger in Eisenach. Eisenach, Barck. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lehrbücher zur Erlernung lebender Sprachen.

Möhl, G. Theoretisch - praktischer Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der französischen Sprache. 15 Ngr.

Lütgen, B. Deutsche und französische Gespräche mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Ngr.

Graeser, K. Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache. Nach Ahn's Methode.

Erster Cours. Vierte Auflage. 8 Ngr.

Zweiter Cours. 12 Ngr.

Graeser, K. Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache. Mit vielen Übungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. Zweite Auflage. 16 Ngr.

Graeser, K. Englisches Vocabelbuch. 4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter. Mit Bezeichnung der Aussprache. 5 Ngr.

Lloyd, H. E. Theoretisch - praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit fasslichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Zehnte Auflage. 27 Ngr.

Schlüssel zu den Übungen in Lloyd's englischer Sprachlehre. 8 Ngr.

Lloyd, H. E. Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Dreizehnte Auflage. 20 Ngr.

Wild, H. Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen. 16 Ngr.

Wiggers, J. Grammatik der spanischen Sprache. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spanische Chrestomathie. Hand- und Hilfsbuch der spanischen Sprache und Literatur im 19. Jahrhundert. Mit wort- und sachgemässen Erläuterungen, sowie einer kritisch-literarischen Einleitung herausgegeben von F. Boock-Arkossy. 3 Thlr.

Le Petit. Grammatik der dänischen Sprache in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht. 21 Ngr.

Winckler, J. L. W. Kurzgefasste arabische Sprachlehre zur schnellen Erlernung der vulgär-arabischen Sprache, wie dieselbe in ganz Aegypten und am Rothen Meere gesprochen wird, nebst reichhaltigem Wörterbuch und einer Sammlung der nöthigsten Redensarten und Fragen. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ibrahim, Mirza Mohammed. Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von H. L. Fleischer. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neuere Reisewerke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Avé-Vallemant, Robert. Reise durch Süd-Brazilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

— Reise durch Nord-Brazilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Bremer, Frederike. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 3 Thlr. 18 Ngr.

— Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Erster bis zwölfter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Gregorovius, Ferdinand. Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

— Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. Geh. 2 Thlr.

Armer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reise nach Island im Jahre 1860. Von William Preyer und Ferdinand Zirkel. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, Hermann, Adolphe, and Robert de. Results of a scientific Mission to India and High Asia, undertaken between the Years MDCCCLIV and MDCCCLVIII, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an Atlas of Panoramas. Views and Maps. Vol. I.: Astronomical and Magnetic Observations. Vol. II.: Hypsometry. Jeder Band Text in Quart nebst einer Lieferung des Atlas in Folio 26 Thlr. 20 Ngr.

Tischendorf, Constantin. Aus dem heiligen Lande. Mit fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für Krisis in Ungarn.

Einziges Mittel

zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege.

Von einem Unbefangenen.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Broschüre enthält einen neuen überraschenden Vorschlag zur Lösung der ungarisch-österreichischen Frage und verdient deshalb besonders bei dem gegenwärtigen zur Entscheidung drängenden Stande derselben von allen sich dafür Interessirenden gelesen zu werden.

Ungarischen Kriege. Von Karl Gustav von Verneke. — Naturwissenschaftliche Phantasien. Von Heinrich
Aufführte Dichtungen. — Notizen. (Ein angebliches Gedicht Schiller's auf Napoleon; Ein Nach-
Eine neue „Jungfrau von Orleans“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ungarischen Kriege.

und 1849. Mit einer kurz-
emerklungen über die Ereignis-
sechs Blättern, Karten und
1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

det, daß den Werken über die
ge von 1859 und 1860, welche
at, auch noch ein solches über den
folgen würde, weil dieser in un-
g geschildert erst das richtige Ver-
ern Ereignisse auf der Halbinsel gibt.
asser bei dieser Arbeit zum großen Vor-
h seit jener Zeit sich das reichhaltigste
sammelt und daß er selbst die Verhält-
durch persönliche Theilnahme an den letz-
gnissen kennen gelernt hat. Freilich könnte
Vorteil wieder seine Unparteilichkeit in Frage
den, indessen wird nach den kürzlich erschie-
nenen „Erinnerungen aus dem Kriege von 1860“ niemand

an einer Parteilichkeit für die Piemontesen zeihen,
wenn er auch entschieden auf der Seite der Sache steht,
für welche diese in allen drei Kriegen gekämpft haben.
Diese Sache, die Revolution, ist nicht die unsere; das
soll uns aber nicht abhalten, alle Vorzüge des Rüstow's-
schen Werks möglichst objectiv anzuerkennen.

Dasselbe ist in fünf Abschnitte getheilt und durch
allgemeine kriegstheoretische Betrachtungen bereichert. Im
ersten Abschnitte wird als Einleitung die Entwickelung
der Freiheits- und Unabhängigkeitsideen in Ita-
lien vom Jahre 1815 bis zur Thronbesteigung Pius' IX.,
die Fortsetzung dieser Bewegungen während der Jahre
1846 und 1847, der Aufstand im Königreiche Neapel
Sicilien und dessen Einfluß auf die andern Länder der
Halbinsel dargestellt und dann der mailänder Aufstand
nebst seinen Folgen bis zur Zusammenziehung der öster-
reichischen Armee am Mincio und an der Etsch geschildert.
Wir begegnen hier dem besten Streben nach unpartei-
scher Geschichtsschreibung. Der Verfasser nennt jenen Kampf,
er nicht zum erwünschten guten Ende führen konnte, einen
losen Vorläufer künftiger Begebenheiten und urtheilt:

1863. 21.

Mit Unrecht triumphten die Gegner von Italiens Einheit
und Unabhängigkeit, als Italien aus dem Unabhängigkeitskampfe
von 1848 und 1849 ohne Einheit und Unabhängigkeit hervor-
ging; mit Unrecht würden die Italiener und Freunde Italiens
über den Ausgang der Kämpfe von 1859 und 1860 triumphiren;
diese können lediglich zeigen, daß eine gute Sache noch
nicht verloren ist, wenn sie einmal niedergeschlagen wurde.

Nun, den letzten Satz werden sich auch diejenigen
dankebar aneignen, denen nicht die Revolution, sondern
die Legitimität und die Achtung abgeschlossener Verträge
als eine gute Sache gilt.

Der Verfasser schildert hierauf die Entwicklung der
Dinge vor dem Ausbruch mit gewohnter Schärfe und
 Klarheit, und läßt dabei dem Guten, das Oesterreich in
Italien geschaffen, Gerechtigkeit widerfahren; er charakte-
risirt Mazzini's Streben nach einer italienischen Föderativ-
republik, welche durch das Volk errungen, von dem Volke
getragen werden sollte; Gioberti's Schrift für eine Herr-
schaft des Papstes als einziges Rettungsmittel; Balbo's
Empfehlung eines sardinischen Primats, und die alleinige
 Wahl zwischen Neapel und Sardinien, welche den Ita-
lienern für eine weltliche Hegemonie blieb. Karl Albert's
Persönlichkeit ist treffend, Pius IX. dagegen mit grauen
Farben dargestellt, als ein bloßes unbedeutendes Spiel-
zeug in den Händen der Fortschrittspartei, die es klug
gefunden, ihn als den Vorfechter Italiens gegen den
Druck Oesterreichs hinzustellen. Die siegreiche Revolution
in Sicilien, die Transaction auf dem neapolitanischen
Festlande, wo der König eine Verfassung bewilligte, der
gleiche Schritt des Papstes, veranlaßt durch die Februar-
revolution in Frankreich, werden kurz vorgeführt, der
mailänder Aufstand dagegen um so ausführlicher behandelt.
Die Beschreibung von Mailand für diesen Zweck ist sehr
anschaulich; die rationelle Bekämpfung eines Aufstandes in
großer Stadt, und die Gründe, warum selten consequent
danach verfahren wird, sind trefflich entwickelt. Der Ver-
fasser gibt alle Schwierigkeiten für Radeky und daß er
den richtigen Weg ohne Schwanken erkannt und ohne
Zaudern betreten habe zu, betont aber doch, daß er sich
zu jenen Einzelkämpfen habe hinreißen lassen, welche der
Truppe fast durchaus verderblich sein müssen. Der fünf-

52

„Vf und der Rückzug Radetzky's von Wahrheit und Treue erzählt, selbst die erstürmten Melegnano, welche so oft mit „Rüstung“ versehen, erkennt der Verfasser Regel an, welche die Lage der österreichischen Vertheid. Rich's Schwäche in Venedig, welche auf mehrere andere österreichische Commandanten dem venetianischen Festlande wirkte, hatte auch der Revolution zum Siege geholfen und es war, der Verfasser richtig bemerkt, für Karl Albert von Savoyen die höchste Zeit, jetzt aus seiner Unentschlossenheit hervorzutreten, wenn er die Früchte der Bewegung noch ernten und die Sache der Unabhängigkeit Italiens mit der Sache der Monarchie versöhnen und vereinigen wollte. „Für Radetzky“, sagt der Verfasser, „stand nichts mehr fest als das Festungsviereck am Mincio und an der Etsch“; dorthin führte er seine Truppen und nahm sein Hauptquartier in Verona, welches ihm d'Aspre gesichert hatte. „Italien als Kriegsschauplatz“, zum Schlusse des Abschnitts geschildert, gibt Veranlassung zu treffenden Bemerkungen über die Verwendung der einzelnen Waffen in jenem durchschnittenen und wenig übersichtlichen Terrain. Der Verfasser kommt zu dem Resultat: daß man in Italien mit kleinen Heeren ausreiche, wenn sie geschickt verwendet und ihre strategische Bewegungsfähigkeit aufs höchste ausgenutzt werde, womit wir vollkommen einverstanden sind.

Im zweiten Abschnitte lesen wir die Ereignisse der Monate April und Mai. Eine Uebersicht der gegenseitigen Streitkräfte leitet die Erzählung ein, die Revue über die Streitkräfte des übrigen Italien, welche sich der piemontesischen Armee anreihen sollte, ist sehr scharf ausgefallen, gibt aber eine richtige Einsicht in das Wesen der Dinge. Dann folgt die geordnete Erzählung der Ereignisse ohne weitere Unterbrechung, und der Leser, auch wenn ihm dieselben bekannt sind, wird schon hier finden, daß dies neue Werk nach so vielen, zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen jenes Kriegs keineswegs überflüssig ist. Was der Verfasser darüber sagt, ist vollkommen begründet. Wir folgen dem Gange der Kriegsbegebenheiten natürlich in d. Bl. nicht, wol aber halten wir uns an deren Darstellung und an die Betrachtungen, welche der Verfasser daran knüpft, um, wie er am Schlusse des ersten Abschnitts sagt, durch einen kleinen, ziemlich vollständigen Leitfaden der Kriegskunst das Interesse an dem Buche vermehren zu können, obwol er auch in dieser Beziehung keineswegs ohne Vorgänger sei. Damit ist vorzüglich Willisen gemeint, als dessen Schüler wir Rüstow schon in frühern Werken erkannten, nur daß dieser allerdings mit eigenem selbstständigen Urtheil Willisen's „Theorie des großen Kriegs“ weiter angebaut und von einer gewissen systematischen Einseitigkeit befreit hat. In der Darstellung der Ereignisse finden wir die Vorzüge wieder, welche selbst principieller Gegner an Rüstow's kriegsgeschichtlichen Werken, namentlich an dem über den Krieg von 1805 und über den Orientkrieg anerkannt haben, und die noch dadurch erhöht werden, daß der Verfasser sich derjenigen Manier, welche

wir mit Bedauern in andern seiner neuern Schriften bemerkten, etwas entschlagen hat und in seinen Ausdrücken maßvoller und würdiger geblieben ist, ohne darum seinem Freimuth und dem ungeschminkten Aussprechen seines Urtheils zu entsagen. Die strategischen Verhältnisse bieten dem letztern besonders Gelegenheit zur Kritik und weil diese weniger verlegend als sonst ist, wird sie für den unbefangenen Leser auch überzeugender sein. Für die taktischen Einzelheiten der Gefechte und Schlachten lag von beiden Seiten ein so reichhaltiges Material vor, daß es eine schwierige Aufgabe war, die rechte Auswahl zu treffen, um nur das Wichtige und für den Erfolg Bedeutenbe darzustellen, und anderes, wenn es auch an sich ganz interessant war, fallen zu lassen.

Der Verfasser hat diese Aufgabe gelöst und eine störende Ungleichheit in der Behandlung einzelner Partien des Gesamtbildes dadurch vermieden. Daß er das unbedeutende erste Gefecht bei Goltio etwas genauer schildert, um beide Theile in ihrem Verhalten dem Leser vorzuführen, ist ganz angemessen. Er erkennt an, daß beide sich brav geschlagen, und bemerkt dabei: „Wenn auch dies Gefecht den Piemontesen keinen Grund gab, übermüthig zu werden, so gab es doch auch nicht die mindeste Veranlassung, die Unglücksfälle und die Auflösung vorherzusagen, welche die piemontesische Armee thatsächlich späterhin betrafen.“ Die großen Operationen wurden nach diesem Gefechte durch eine lange Pause unterbrochen, deren Ursachen der Verfasser später ausführlich beleuchtet und mit Recht vorherrschend politischer Natur findet. Während dieser Pause kamen viele Einzelhandlungen vor, in Südtirol, im Venetianischen und in der Gegend am Mincio; sie werden zweckmäßig nach ihren Schauplätzen erzählt, da sie wenig im Zusammenhange miteinander stehen und nur die verschiedenen Richtungen andeuten, in welchen die zur Offensive berechnete Partei je nach ihrer Wahl hätte mit Entschiedenheit auftreten können. Daß die Lage Radetzky's, wenn Karl Albert, statt das Schwanken zwischen legitimistischen und revolutionären Tendenzen fortzusetzen, sich der Revolution entschieden in die Arme warf und danach handelte, sehr bedenklich war, und er daher Maßregeln, von der nothwendigen Vorsicht geboten, treffen mußte, da man auf eine so schlaffe Kriegsführung, wie sie nun hervortrat, nicht rechnen konnte, ist wol begründet. Der Angriff auf Radetzky's vorgeschobene Truppen, welcher eine Erhebung der Einwohner von Verona bewirken sollte, führte endlich zur Schlacht von Santa-Lucia, mit deren Schilderung jeder militärische Leser sich einverstanden erklären wird.

Des Verfassers Talent für Gefechtsdarstellungen bewährt sich dabei ebenso wie seine scharfe Kritik, welche hier zugleich belehrend ist. Was er über den Dienstgang, über die veräumte Entwicklung zum Gefecht und andere Fehler, traurige Folgen der gewöhnlichen Friedensdressur, sagt, ist wahrhaft lehrreich: die Ausfälle gegen stehende Heere muß man dabei freilich in den Kauf nehmen. Besonders einverstanden sind auch wir damit, daß in durchschnittenen und bedeckten Terrains bei Besetzung einzelner

Vertheilungen noch immer zu viel Truppen in erster Linie verwendet und dadurch die Reserven geschwächt, mithin die Offensivkräfte des Vertheidigers erschwert werden. Den verzögerten Vormarsch der österreichischen Reservearmee unter Nugent erklärt der Verfasser aus dem Zwiespalt der Ansichten über deren Bestimmung, indem Radeky dieselbe lediglich als seine Reserve ansah, Nugent dagegen selbständig das Venetianische unterwerfen wollte, bis er, da ein Kriegsrath seiner Generale einstimmig für den schnellsten Zug auf Verona war, das Commando niederlegte. Die Erzählung des Umschwungs der Dinge in Reapel und die Abberufung des neapolitanischen Corps von der italienischen Armee macht den Schluß des Abschnitts, welchem nur Betrachtungen über die Operationspläne und Operationen folgen. Daß Karl Albert den Frontalangriff gegen Radeky's Stellung wählte, erklärt Rüstow aus seinen politischen Anschauungen, indem er nur die Lombardie und Venetien, höchstens noch Parma und Modena, seinem Reiche einverleiben, in Bezug auf die übrigen Staaten aber nur als Haupt des Bundes, der italienischen Liga, betrachtet sein wollte. Deshalb mochte er sich nicht zu einem Angriffe auf des Feindes linke Flanke, dessen Vortheile der Verfasser überzeugend hervorhebt, auf die Romagna stützen. „Diese Anschauung als Thatsache hingenommen, kann man die Wahl Karl Albert's, nämlich den Frontalangriff, nicht so geradehin verdammen.“ Als dann, nachdem der Mincio überschritten war, Radeky nicht im freien Felde zur Schlacht entgegenkam, sondern bei Verona stehen blieb, trat ein Schwanken bei den Piemontesen ein, ob nicht gegen seine rechte Flanke vorzugehen sei, was jedoch immer sehr misslich gewesen wäre. Radeky's Verhalten erkennt Rüstow als ganz correct an; erst wenn er stark genug war, um mit Aussicht auf Erfolg dem Feinde im freien Felde entgegenzutreten, erst dann war die Zeit gekommen, die Offensive zu ergreifen. Freilich wurde er auch vom Glück begünstigt, einmal durch die falsche Wahl der piemontesischen Operationsrichtung und dann durch die vollständige Unterstützung seiner Unterbefehlshaber. Der Entschluß b'Aspre's, statt an den Sponzo vorwärts auf Verona zu ziehen, um diesen Stützpunkt festzuhalten, ist rein und unstrittbar sein Verdienst und höchst folgenschwer geworden.

Nach diesen strategischen Verhältnissen beleuchtet der Verfasser die Gefechte. Was er dabei über den Werth der Feldschanzen sagt, verdient volle Beachtung: daß die Feldverschanzungskunst nicht mit der Zeit fortgeschritten ist, scheint nur zu wahr zu sein. Bei Santa-Lucia nahm in der Disposition des piemontesischen Generalstabs die Vorschrift für den „Schweinstopf“ oder Kell einen großen Platz ein, der aber nicht für den Angriff, sondern nur für die Vorrückung bestimmt war: „es mochte sich im Generalstabe Karl Albert's jemand für die Schlacht von Jhly oder auch für die Abberufenheiten des Vegetius begeistern haben“, sagt der Verfasser, der außerdem die zahlreichen taktischen Fehler rügt, welche von den Unterbefehlshabern Karl Albert's begangen worden sind. Schließlich wendet sich derselbe nochmals gegen die stehenden Heere,

worüber wir, ohne uns seinen Gründen zu verschließen, uns niemals mit ihm verständigen können, weil wir die Sache von zu verschiedenen Standpunkten betrachten.

Wir wollen eine unfruchtbare Erörterung darüber unsern Lesern ersparen; die Blut von Broschüren, welche in letzter Zeit über diese Frage erschienen ist, hat sie nicht weiter gebracht; wir lassen also auch die Ausfälle auf die „elende Bedientenaristokratie, welche wesentlich die Offizierstellen in den Heeren accapartirt“, wie noch manchen andern auf sich beruhen, da wir sie weder für ein kriegsgeschichtliches Werk, noch für einen „Reißfaden der Kriegskunst“ geeignet finden. Was dagegen über die Freischaren gesagt wird, ist höchst beachtenswerth. Wir haben es wiederholt an einem andern Orte, als in der Presse, ausgesprochen, daß die Bildung von Freiwilligenheeren in den neuern Kriegen — und nicht erst in denen der jüngsten Revolutionen! — eine Bedeutung erlangt habe, sodaß man sie nicht mehr vornehm ignoriren dürfe. Auch stehende Heere werden aus diesem Element, wenn es mit richtiger Einsicht geschaffen und ausgebildet wird, großen Vortheil ziehen; nur muß man ihm seine Eigenthümlichkeit lassen und diese nicht durch falsche Maßregeln oder ungeschickte Verwendung lähmen.

Im dritten Abschnitte wird Radeky's Offensive bis zum Waffenstillstande von Salasco (9. August 1848) erzählt: der Marsch des nun mit der Reservearmee vereinigten Heers nach Mantua, die Gefechte von Curtatone und Montanara, der Sieg der Piemontesen bei Goito und der Fall von Peschiera; Radeky's Marsch gegen Vicenza und die Einnahme dieser Stadt, deren Besatzung unter Durando auf freien Abzug capitulirte. „Radeky hatte alle Ursache, den Abschluß der Capitulation zu beschleunigen. Er fürchtete bei längerem Verweilen für Verona, denn er durfte nicht voraussetzen, daß Karl Albert sich so unfähig erweisen würde, als er es wirklich that.“ Auf die Nachricht nämlich, daß Vicenza gefallen und Radeky nach Verona zurückgekehrt sei, stellte der König seinen Vormarsch ein; der beabsichtigte Angriff, der eine Erhebung in Verona, zu welcher sich 6—700 Einwohner bereit erklärt hatten, durch ein Signal bewirken sollte, wurde aufgegeben und die Armee kehrte in ihre frühern Positionen zurück. Das zweite Reservecorps unter Welden, und Aspre's Armeecorps vervollständigten dann im Venetianischen die Erfolge, welche Radeky bei Vicenza errungen hatte. Die Hauptarmeen standen sich jetzt eine Zeit lang beobachtend gegenüber; Karl Albert, um nur etwas zu thun, unternahm die Belagerung von Mantua, zu welcher Bava den „sonderbaren“ Vorschlag gemacht; Radeky dagegen traf alle Vorbereitungen zu der großen entscheidenden Offensive, welche nach den Gefechten von Sona und Sommacampagna, der Schlacht von Custozza und dem Treffen von Volta Karl Albert zum Rückzuge hinter die Adige zwang, nachdem er schon wegen der Demoralisation seines Heers auf einen Waffenstillstand angetragen, die harten Bedingungen, die ihm Radeky gestellt, aber verworfen hatte. Radeky war nur auf Unterhandlungen eingegangen, um nicht den Anschein zu

haben, als wolle er den Krieg um jeden Preis, wie es ihm schon vom wiener Ministerium vorgeworfen worden war. Er verfolgte nun seinen Gegner bis vor Mailand, wo er die Piemontesen auf allen Punkten gegen die Wälle zurückwarf. Jetzt kam der Waffenstillstand, von Hess und Salasco unterhandelt, in Italien gewöhnlich nach letztem benannt, zu Stande; die Piemontesen zogen sich über den Tessin zurück und räumten Veschiera.

Hier begegnen wir in der Erzählung zuerst Garibaldi, der, aus Amerika heimgekehrt, von Karl Albert schände abgewiesen, im Auftrage der mailänder Regierung ein Freicorps von etwa 5000 Mann errichtet hatte, sich noch eine Zeit lang an den Seen hielt, wo er 1859 wieder erschienen ist, dann aber auf schweizerisches Gebiet sich flüchten mußte. Auch diesem Abschnitte, der mit einer Darstellung der Lage Venedigs und der Operationen des zweiten österreichischen Reservecorps unter Welken schließt, sind Betrachtungen über die Operationen, Gefechte, Märsche und Positionen hinzugefügt: durchweg auf reale Bedingungen gegründet und in praktischer Weise vorgetragen. So bei Gelegenheit, wo Radeky gegen den unbegründeten Vorwurf gerechtfertigt wird, daß er seine Zeit nicht zu benutzen verstanden habe, ist alles, was über das unnötige Abhegen der Soldaten, über regelmäßige ruhige Verpflegung und die Aufrechterhaltung einer gehörigen Dienstordnung gesagt ist, ferner über den Nachrichtendienst, der bei den Piemontesen so schlecht gewesen u. s. w., vortrefflich. Von den zahlreichen Gefechten dieser Periode des Krieges werden nur die von Curtatone, Goito und Vicenza und der Comper, welcher zusammen die Schlacht von Custozza ausmacht, als die wichtigsten einer nähern Besprechung gewürdigt. Es heißt:

Das Gefecht von Vicenza, der größte militärische Unfuss, war ohne den politischen unmöglich. Wir haben wiederholt auf den Uebelstand hingewiesen, der für die Italiener sich daraus ergab, daß Karl Albert nicht als König des revolutionären Italien, sondern vielmehr als Gottesgnadenkönig von Piemont auftrat, welcher auf — nach seinen Begriffen — ganz legitime Weise sein bisheriges Staatsgebiet vergrößern wollte. Der Kampf der beiden Richtungen, dem nicht auszuweichen war, brachte einen Kraftverlust, der Italien vererblich werden mußte. Neueste Vorgänge zeigen immer wieder Erscheinungen, welche an 1848 erinnern, und das Stück, welches seit 1848 offen in Italien spielt, wird vielleicht auch in Deutschland abgespielt werden, wenn die Leute, welche dort von der Nation gekannt sind und denen der Zufall zeitweise die Leitung der Dinge in die Hand spielt, von dem Beispiele des geistig so nahe verwandten Nachbarlandes nichts profitieren.

Wer mit diesen „Leuten“ gemeint, ist unschwer zu errathen. Sowenig wir aber mit dem politischen Standpunkte des Verfassers übereinstimmen, so vortrefflich finden wir den rein militärischen Theil des Werks; die beiden Kapitel über Märsche und Positionen sind besonders lehrreich und verdienen wol beherzigt zu werden.

Der vierte Abschnitt berichtet über die Zeit des Waffenstillstandes vom 9. August 1848 bis zu dessen Aufkündigung am 12. März 1849:

Diese Zeit wurde sehr verschieden benutzt. Die italienische Nationalpartei rühete für den neuen Krieg, nicht ohne sehr verschiedener Meinung zu sein; die italienischen Fürsten, welche die

Behauptung ihrer Herrschaft direct oder indirect bloß dem Giffusse Oesterreichs auf der Halbinsel verdankten, benutzten Siege der österreichischen Waffen, um womöglich wieder zu obern, was sie verloren hatten.

Die Ereignisse werden nun in vier Gruppen getheilt, zuerst in Südtalien, dann in Mittelitalien, dann in Venetien und endlich in der Lombardei und Piemont. Wir lesen also den Aufstand in Neapel und dessen Niederwerfung, die Wiedereinnahme von Messina, den Aufbruch in Rom und die Flucht des Papstes nach Gaeta, die Erklärung Roms zur Republik, desgleichen Toscana; die Vorbereitungen Gaynaus, der an Welken's Stelle jetzt die Reservearmee vor Venedig commandirte, zur Belagerung und die Vertheidigungsanstalten der Lagunenstadt; die Bestrebungen, Rom, Venedig, Toscana und Ligurien als Republiken, mit Rom als Mittelpunkt, zu vereinigen; endlich die Parlamentsbewegungen in Piemont, unter Gioberti, den der Verfasser einen eiteln und verschrobenen Pfaffen nennt, die Reorganisation der Armee, welche seltsamerweise „am wenigsten vom Kriege wissen wollte“, weil sie allein ihn für die übrigen Italiener führen sollte, und die Wahl des neuen Oberfeldherrn Chrzanowski. „Polen und Ungarn nehmen bekanntlich alles an, ohne ihre Kräfte zu untersuchen. Folglich nahm auch Chrzanowski an, übrigens von den Schwindlern dieser beiden wilden Völkerschaften einer der Besten.“ Derselbe erfuhr die Aufkündigung des Waffenstillstandes erst, nachdem sie erfolgt war. Der böse Geist in der Armee hatte das Ministerium bewogen, diese Aufkündigung zu überstürzen, sie geschah vor Ablauf des Termins in einer Weise, die im höchsten Grade formlos war.

Der letzte Abschnitt bringt dann die Erzählung des neuen Feldzugs bis zu der Abdankung Karl Albert's; er schildert die Aufstände zu Brescia und Genua, ersterer durch Gaynau, letzterer, der gegen den Waffenstillstand gerichtet war, durch Lamarmora niedergeschlagen, die Besetzung der Herzogthümer Parma und Modena und des Großherzogthums Toscana durch die Oesterreicher, ferner die französische Expedition gegen die römische Republik, deren eigentlicher Regent Mazzini gewesen, mit ihren Epifoden, den sicilianischen Feldzug, der mit der Unterwerfung der Insel endigte, den Einbruch der Oesterreicher in die Romagna und die Besetzung Anconas, endlich den Fall von Rom und Venedig. Die Belagerungen dieser beiden Städte sind ausführlich dargestellt. Betrachtungen über diesen letzten Theil des Krieges beschließen das Werk. Die österreichische Armee, was ihren innern Zusammenhang betrifft, stellt der Verfasser weit über die piemontesische, deren „Dienstabel“ er verpöndelt; er verpöndelt dabei auch das preussische Offiziercorps, dem er einst selbst angehört hat, in gewohnter Weise bedenklich, kann nicht mehr überraschen. Chrzanowski's Feldzugsplan beleuchtet er als grundfalsch, Radeky's mit Recht als vortrefflich, dessen Einleitungsmandvör nennt er ausgezeichnet. Von den Gefechten und Schlachten hebt er wiederum nur die bedeutendsten zu eingehender Kritik hervor, vor allem die Schlacht von Novara, welche er, auch abgesehen von ihren wichtigen Folgen, nur militärisch betrachtet, als eins der

interessantesten Ereignisse der neuern Geschichte charakterisirt. Hieran knüpft er Bemerkungen über den Einfluß der gezogenen Feuerwaffen auf die Taktik der Gefechte und Schlachten und entwickelt dabei Ansichten, die auch wir schon von Anbeginn der prosphzeiten „neuen Aera“ gegen die modernen fanatischen Feueranbeter ausgesprochen und vertreten haben.

Den Belagerungen schenkt der Verfasser zum Schluß noch eine nähere Beleuchtung, nachdem er schon vorher gesagt, „daß der moralische Werth der Vertheidigung Roms den materiellen, der sehr bald geschwunden sei, überwogen habe, die nationalen Häupter der römischen Republik hätten dadurch zeigen wollen, daß sie an Italien glaubten, daß sie erkannt hätten, Rom und Rom allein sei Italiens Hauptstadt“. Mit diesem Ausspruch können wir uns am besten dem folgenden Werke zuwenden, welches zwar früher erschienen ist, aber historisch mit dem über den Krieg von 1859 (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1860) die Fortsetzung des eben besprochenen bildet. Die beigelegten Karten und Pläne werden jedem Leser höchst willkommen sein.

2. Der italienische Krieg 1860 politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit 7—8 Karten und Plänen. Des „Italienischen Krieges“ zweiter Band. Zürich, Schulthes. 1861—62. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Ereignisse in Italien, welche der unerwartete Frieden von Villafranca hervorrief, bieten mehr Stoff für den politischen als für den rein militärischen Schriftsteller; Krieg und Politik sind aber niemals zu trennen, da letztere immer mehr beim Kriege an Einfluß gewinnt und dieser nicht mehr in seiner Urgehalt der ältesten Zeiten über die Erde wandelt; Rüstow hat daher, abweichend von andern Schriftstellern, in seinen Werken über Kriegsgeschichte mit Recht den einseitig militärischen Standpunkt aufgegeben. Die beiden Schriften, welche wir hier zusammengestellt haben, tragen aber dennoch einen sehr verschiedenen Charakter; die erstere ist objectiver gehalten und darum entschieden von höherm Werthe als die letztere, in welcher die subjectiv Färbung überall hervortritt, wie es freilich bei einem Kämpfer nicht anders sein kann, und da er einmal Partei ergriffen hat, ihm auch nicht zum Vorwurf zu machen ist.

An den Frieden von Villafranca anknüpfend, welcher Italien in sechs Staatsgruppen getheilt hinterlassen, schildert der Verfasser zuerst die Stellung der Parteien. Die piemontesische wegen ihrer Rücksichten auf die Großmächte und die Mittel, auf welche sie sich vorzugsweise stützte, auch die diplomatische genannt, wäre wol vorläufig mit der bloßen Einverleibung eines Theils von Centralitalien in Piemont zufrieden gewesen; die mazzinistische oder revolutionäre Partei jedoch keineswegs: eine bloße „Verpiemontesung“ (!) einzelner italienischer Provinzen genügt ihr nicht; sie war der Meinung, daß nichts geschehen sei, solange nicht alle italienischen Länder in den Endverband des neuen, einen Italien eingetreten, und zu dies Ziel zu erreichen, wollte sie sich auf die selbstige Volkskraft, nicht auf diplomatische Mittel, nicht

auf fremde Hülfe stützen. Der Frieden von Villafranca vereinte aber beide Parteien in verschiedenen Punkten. Das italienische Volk „in seiner Herrlichkeit“, repräsentirt durch seine Jugend, war mazzinistisch, es nahm Victor Emanuel als König an, weil sein Leben ein Kampf für Italien war, „aber der Held des Volks, der Jugend, war Garibaldi“.

Der Verfasser bezeichnet dann die Meinungsgegensätze in Italien, von denen die Kenntniß in Europa so schwach sei, daß sowol „die Blätter des verfallenden Despotismus als des feigen, sich schlaue dünkenden Liberalismus“ von Mazzini die einfältigsten Vorstellungen haben. Die Länder Centralitaliens wollten von Piemont annectirt sein und die Küstungen des Papstes wie der vertriebenen Fürsten drohten ihnen keine Gefahr, Garibaldi aber, der zur Zeit des Friedens mit seinen Alpenjägern gegen die Päpste von Südtrol stand, dachte nur an ein einheitliches Italien — unter Victor Emanuel — durch die Revolution, welche durch die Streitkräfte Centralitaliens, verstärkt durch Freiwillige aus allen Gauen, nach Süden getragen werden müsse. Ebenso dachte Mazzini, welcher sich zu dem Zweck mit Ricasoli und dann mit der provisorischen Regierung zu Bologna in Verbindung setzte. So ward Garibaldi nach Centralitalien berufen, um den Oberbefehl über alle Truppen zu übernehmen, während allerdings der piemontesische General Fanti deren erster Befehlshaber hieß. Beide standen sich nach ihren politischen wie militärischen Anschauungen gegenüber: dem kühnen Freischarenführer der reguläre Soldat; es traten Conflicte ein, Garibaldi fand bei Victor Emanuel nicht die gehoffte Unterstützung und mußte die Bühne verlassen. Nach dieser Darstellung wird der Züricher Frieden und was sich während der Verhandlungen in Italien zutrug, besprochen. Ueber Anviti's Ermordung zu Parma sagt der Verfasser in seiner Weise:

Es konnte nicht verwundern, daß die ganze europäische Reaction über diese Sache, die ihr ein gesundes Greifen (!) war, Zeter schrie. Leider stimmte ihr auch der schlaffe Liberalismus, welcher doch bis heute die Geschichte Europas in seinen Händen zu haben glaubt, bei und trommelte dem Tambourmajor der Reaction als ganzer Trommlerchor muthig nach. Statt zu sagen, dieser Mensch hat sein Schicksal selbst herausgefordert, jammerte die ganze tugendhafte Philisterpresse unisono über das „Attentat“, welches die schöne, bisher in Schlafrock und Pantoffeln einhergegangene Revolution Mittelitaliens „bedeckte“. Zum großen Aerger nicht bloß der Reaction, sondern auch der Philisterpartei, welche so gern die Pharisäermaske vornimmt, blieb sogar dieser Act der Volksjustiz ein vereinzelter.

Den „magern“ Frieden von Zürich, der einem Congresse die Lösung der italienischen Frage zuschiebt, gibt das Werk in seinen drei gesonderten Verträgen wieder: „Was auch in Italien geschehen mag, so sagte dieser Frieden — wir erkennen nichts davon an; Centralitalien bleibt vorbehalten, wie viel mehr nicht Unteritalien. Macht Geschichte, soviel ihr wollt! Der Congreß kann sie weder durchstreichen.“ Dennoch erfolgte die Annexion Centralitaliens an Piemont. Die Repräsentantenversammlung trug dem Prinzen von Savoyen-Carignan die provisorische Regierung an. Kaiser Napoleon proteſtirte gegen

dies Vorgehen und anstatt des Prinzen wurde Buoncompagni Generalgouverneur; auch forderte er Garibaldi zum Opfer, welcher erbittert seine Stellen niederlegte. Indessen näherte sich Napoleon doch England, welches jene Annexion billigte, immer mehr und „machte Ende December einen jener Seitensprünge, welche den gewandten Mann verrathen. Der katholische Fürst ließ, dessen sich die protestantische Regierung von England bescheiden enthalten hatte, in der Broschüre: „Der Papst und der Congreß“, die weltliche Macht des Papstes angreifen und trug so, während er öffentlich Italien das Kleinere, die Annexion Mittelitaliens, verwehrt, die Blicke der Italiener über dessen Grenzen hinaus.“

Ein Brief Napoleon's an den Papst, worin er diesem rieth, die Romagna zum Opfer zu bringen, die Entlassung des Ministeriums Rattazzi in Turin und der Wiedereintritt Cavour's, der sein Portefeuille nur infolge des Friedens von Villafranca niedergelegt, in Frankreich Walewski's Rücktritt und Thouvenel's Ernennung, belebten die Hoffnungen der Italiener, und am 11. März 1860 fand die allgemeine Volksabstimmung in der Emilia und in Toscana statt, welche für die Annexion an Piemont entschied. Diese Thatfachen werden in ruhiger Darstellung vorgetragen, der Widerspruch des Papstes findet natürlich eine schonungslose Kritik, welche sodann auch der Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich mit größerm Rechte zu Theil wird. Die Wege der französischen Politik, die Aeußerungen ihrer Presse über die Nothwendigkeit jener Abtretung zur Sicherheit gegen Italien und über die „natürlichen Grenzen“, das böse Wort „zurückverlangen“ und die Stellung der Schweiz zu jener Frage wegen der neutralisirten Provinzen, werden scharf beleuchtet. Von der allgemeinen Abstimmung heißt es: „Wie immer dieses Ergebniss zu Stande gebracht sein mochte, es war da.“ Freilich, wer keine Mittel scheut, kann überall eine Abstimmung nach Belieben erhalten. „Die Heimat des italienischen Nationalhelden, Nizza, war keine italienische Stadt mehr. Garibaldi trat aus dem Parlament und ging nach Genua, bereits entschlossen, sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu eröffnen als dasjenige, auf welchem Cavour und die piemontesische diplomatische Partei mit ihren Reben und Abstimmungen unbedingt herrschten.“

Die Zustände im Kirchenstaat, wo Lamoricière das Commando der neu zu organisirenden Armee angenommen hatte und die in Venetien nach den geschilderten Begebenheiten, bieten dem Verfasser Gelegenheit zu mehr oder minder begründeten politischen Betrachtungen, dann folgt die Erzählung des sicilianischen Aufstandes, welcher eine sehr gelungene Darstellung der geographischen Verhältnisse dieser Insel und ihrer Volkseigenthümlichkeiten, besonders für militärische Dienste, vorausgeht.

Die lebhafteste Phantasie äußert sich gerade wie bei Kindern auch bei den Sicilianern häufig in Furcht. Ein lebhaftes feindliches Feuer macht er sich sofort zu einer Hölle; Ausstreifen einzelner Abtheilungen wirkt leicht ansteckend; das imponirende Auftreten feindlicher Cavalerieabtheilungen macht den sicilianischen Soldaten scheu, und auf Vorposten, namentlich bei langem Stehen, sieht er leicht Gespenster. Dies sind Eigenthümlichkeiten,

auf welche bei seiner Führung Bedacht genommen werden muß. Es ist keineswegs so unmöglich, als es scheint.

Der Verfasser hat diese militärischen Volksstudien praktisch selbst gemacht.

Die Schilderung des Aufstandes auf Sicilien und seiner Bekämpfung durch Salzano in Palermo und durch Russo in Messina enthält viele Details, welche die Zeitungen nach ihrer Parteilichung damals verschieden erzählt haben. Am 4. April war das Zeichen zur Erhebung für die ganze Insel in Palermo gegeben worden, gegen Ende des Monats hatten die Königl. überall gesiegt und Sicilien war allem Anschein nach ruhig. In der That aber verhielten sich die Dinge ganz anders. Die Sicilianer warteten nur auf Garibaldi und arbeiteten in der Zwischenzeit daran, Einheit in ihre Organisation zu bringen.

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Bildung der Expedition Garibaldi's, und stellt auch das Verhältniß Cavour's zu derselben dar, wobei sich der Verfasser der Ansicht zuneigt, daß Cavour die Unternehmung ganz gern gesehen, wenn er nur vorausgetrußt hätte, daß sie scheitern würde.

Im glücklichsten Falle konnte man etwa annehmen, daß Garibaldi den Aufstand wach erhielt und dadurch die Verwidelungen vermehrte, daß endlich Piemont einen greifbaren Grund zum Einschreiten erhielt; im andern Fall erlag Garibaldi, Cavour war den Störenfried los, Italien hatte einige Märtyrer mehr und Cavour die Muße, seine Zeit abzuwarten.

Ueber die Einschiffung und die Landung bei Marsala, welche durch die neapolitanischen Kreuzer nicht verhindert, durch den Commandanten der englischen Fahrzeuge geradezu begünstigt wurde, lesen wir die bekannten Thatfachen.

Dann wird die neapolitanische Armee einer scharfen Besichtigung unterworfen, mit deren Urtheil wir vollkommen einverstanden sind, besonders über dasjenige, welches die Offiziere betrifft. So nur erklärt sich, wie ein organisirtes Heer, das auf 130—140000 Mann zu bringen war, vor 1000 Freiwilligen, unter Führung des „Richters von Italien“, eine so schwachvolle Rolle spielen konnte. Die Expedition war in sieben Infanteriecompagnien eingetheilt, deren Commandanten uns genannt werden; wir erfahren auch von ihren Verdiensten um die frühere Revolution, hätten aber auch über ihre sonstigen Verhältnisse gern etwas gehört. Am 5. Mai war die Expedition von Genua ausgelaufen, am 11. Mai bei Marsala gelandet; am 12. Mai hatte Garibaldi den Marsch in das Innere angetreten, und am 14. Mai auf den Antrag der Einwohnerschaft von Salemi sich zum Dictator Siciliens erklärt, „im Namen Victor Emanuel's, eingeladen dazu von den befreiten Gemeinden der Insel“. Die letzte Phrase anticipirte den allerdings nicht zu bezweifelnden Erfolg. Als erster Regierungsact erschien ein Erlaß über die Organisation des sicilianischen Heers, auf die Conscription basirt, gegen welche die Sicilianer sich immer gesträubt hatten. Sie kam aber nicht zur Ausführung. Alle Sicilianer, welche nach und nach in das active Heer Garibaldi's traten, waren Freiwillige, eine elend kleine Zahl. Nach dem Festlande kamen, hoch gerechnet, gewiß nicht mehr als 4000 Sicilianer. Zwei neue Compagnien

Alpenjäger wurden jetzt gebildet, außerdem fanden sich noch etwa 2000 Mann Guerillaskaren ein. Der neapolitanische Brigadier Lando hatte mit drei Bataillonen, 200 Pferden und vier Gebirgskanonen Calatafimi besetzt; hier fand denn am 15. Mai der erste Zusammenstoß statt, in welchem die Garibaldiner, obwohl nur halb so stark, die Königl. zum Rückzug zwangen.

Die Betrachtungen über dies erste Gefecht sind treffend und wahr. „Ein erster Kampf gibt fast stets mehr oder minder ein Bild aller folgenden Kämpfe des gleichen Feldzugs, wenn die Gegner im wesentlichen dieselben bleiben.“ Die Gründe des Siegs werden in dem Hauber des Führers, der eine wahrhaft großartige Macht über die Gemüther besitzt, in der persönlichen Tapferkeit, Ausdauer und dem innigen Verhältnis der Soldaten unter sich, wie zu dem Führer, endlich aber in dem Princip des Angriffs gefunden. Während die Neapolitaner immer nach besseren Stellungen suchend, zurückgingen, griffen die Garibaldiner stets an und die Defensiv war für sie nur Ländchenhüter. Die Ungeübtheit der meisten Soldaten machte ein Vorgehen in geschlossener Ordnung fast unmöglich.

Es geschah in losen Linien, die sich in beständigem Feuer oder in bösem Terrain weiter auseinander zogen, bei milderem Terrain von selbst mehr zusammenschlossen. Die Nachbarn behielten einander im Auge und verloren einander eigentlich nie. Auf diese Art ward selbst ein momentanes Zurückweichen, selbst auf weitere Entfernungen, selten von Nachtheil. In den eigentlichen Garibaldinern ging der geistige Zusammenhalt über den materiellen, und ihr Kampf, von dem Moment der persönlichen Tapferkeit getragen, hatte etwas von dem Kampf der Spartanen. Er war ein System von Einzelkämpfen, nicht eine Reihe ungeordnetes Conglomerat von Einzelkämpfen, da kein Mann des andern vergaß oder sich außer Zusammenhang mit dem Ganzen glaubte.

Das scheint uns allerdings etwas idealisirt zu sein. Auf die Niederlage von Calatafimi folgte die Abberufung des Fürsten Castelcicala und die Ernennung Lanza's zum Generalgouverneur von Sicilien. Die Ereignisse sind zu neu, als daß unsere Leser sich nicht erinnern sollten, wie Garibaldi jetzt auf Valermo zog und in die Stadt einbrang, wo ihm von seiten der Truppen kein erheblicher Widerstand entgegengesetzt wurde. Wäre das der Fall gewesen, so hätte der Handstreich gegen 24000 Mann weder gelingen, noch jene schwachvolle Convention an Bord des englischen Admiralschiffs zur Folge haben können. Rüstow verurtheilt die Armee und ihre Führer bei dieser Gelegenheit mit Recht auf das strengste:

Allerdings war der Zustand der neapolitanischen Truppen ein schrecklicher. Die Offiziere hatten keine Gewalt mehr über ihre Soldaten. Der Aberglaube der letztern war durch die bisherigen Erfolge Garibaldi's geweckt. Sie schlossen daraus nicht auf die mangelhafte Befähigung der meisten ihrer Offiziere, sondern auf die Unüberwindlichkeit Garibaldi's. Der Glaube, daß dieser mit einer gewissen Hofste geimpft und dadurch unverwundbar sei, war allgemein.

Dazu kam die Erbitterung gegen die Bewohner Palermo's, von deren Eingreifen in den Straßenkampf die Soldaten allerdings gelitten hatten; die dadurch erzeugten Strafe brachten nun vollends die Truppen aus der Hand

ihrer Führer, deren Energielosigkeit, Unfähigkeit und Mangel an Glauben an den Fortbestand des bourbonischen Regiments jene vollständige Rathlosigkeit erzeugte, welche vom 30. Mai an immer deutlicher hervortrat. Lanza's Schreiben an Garibaldi, welches die Zusammenkunft beantragte, nennt Rüstow „eine kolossale Dummheit“; die Welse, in welcher es geschrieben, hält er nicht für eine Folge der Achtung, sondern der gemeinen erbärmlichsten Furcht. Wer wollte ihm widersprechen! Wären die neapolitanischen Generale nicht bloß „evangelisirte Nullitäten“ gewesen, so hätte Garibaldi unzweifelhaft sein Aspromonte schon 1860 gefunden. So aber konnte er in Sicilien nicht allein eine neue politische, sondern auch die militärische Organisation betreiben, welche ihn in den Stand setzen sollte, nachher auch auf das Festland überzugehen, „auf dem er die Fahnen Italiens über Neapel und Rom, schließlich nach Venedig zu tragen hoffte“.

Die Einführung der Conscription auf Sicilien war gescheitert, er mußte sich also auf die Alpenjäger, auf die regulären Truppen, welche einzelne sicilische Führer organisirten und die zu erwartenden Zuzüge aus Oberitalien stützten. Diese brachte Medici am 20. und 21. Juni. Jetzt konnten die Operationen gegen die Süd- und Ostküste der Insel beginnen. Die Wegnahme zweier Transportschiffe durch eine neapolitanische Fregatte veranlaßte Proteste des sardnischen und amerikanischen Gesandten und wirklich wurden die Fahrzeuge als Eigenthum dieser Nationen mit samt den Gefangenen freigegeben. Nicht mit Unrecht, wie Rüstow zugibt, beslagerten sich die Neapolitaner, daß ihnen durch solche Proteste alle Mittel des Widerstandes abgeschnitten würden. Bei Milazzo, wo die Königl. Stellung genommen hatten, kam es nun zu ernstlichen und entscheidenden Kämpfen, deren Schilderung wieder eine klare Terrainbeschreibung vorangeht. Medici war anfangs gegen Bosco, mit dessen Disposition Rüstow einverstanden ist, in Gefahr, Garibaldi kam ihm aber mit neuen Verstärkungen, welche mittlerweile unter Cosenz angekommen waren, von Palermo zu Hülfe und lieferte am 20. Juli 2000 gegen 5000 Mann das siegreiche Treffen, dessen interessante Gesichtsmomente hier gut erzählt werden. Von den neapolitanischen Berichten über dasselbe wird gesagt, daß sie den Stempel der Verlogenheit offen an der Stirn tragen. Der Verlust der Garibaldiner betrug ein Fünftel, der der Neapolitaner, welche den Vortheil gedeckter Stellung und einer bedeutenden Artillerie gehabt, nur ein Dreißigstel der im Gefecht gewesenen Truppen, was allerdings wieder auf einen hartnäckigen, noch tapferen Widerstand, den sie sich zuschrieben, schließen läßt. Bosco in der Gtabelle von Milazzo mußte am 24. Juni, von seiner Regierung im Stich gelassen, auf freien Abzug capitaliren. Die neapolitanische Flotte wurde schon für so unthätig angesehen, daß man sich ihrer gar nicht mehr zu bedienen wagte; den Abfall des Vesce, der bei dem Gefecht schon für Garibaldi mitgewirkt, erzählt unser Werk vorher, natürlich rein thatsächlich. Dann folgte die Convention

von Messina am 28. Juni, kraft deren die Stadt von den Königl. geräumt wurde und nur die Citabelle mit ihren Forts in ihren Händen blieb, von welcher sie der Stadt nur Schaden zufügen sollten, wenn in derselben Angriffsarbeiten ausgeführt oder die Befestigungen selbst angegriffen würden.

Die nächsten Abschnitte sind den politischen Verhältnissen geweiht und mit einem Humor, der oft genug zum Hohn wird, geschrieben. Die Verleihung der Constitution in Neapel nennt der Verfasser einen Act der Schwäche, eine Mißgeburt, eine widerwärtige Quälerei.

Franz II. versprach Sicilien eine beschränkte Autonomie und einen Vicekönig, aber Sicilien war nicht mehr sein; er verkündigte eine allgemeine Amnestie und mußte wissen, daß Piemont die Feinde, die es ihm großgezogen hatte, über den Boden Neapels ausschütten werde; er wollte ein Einverständniß mit Sardinien erzielen, aber wenn es für Cavour leicht war, Neapel ohne Einverständniß mit den Bourbonen zu haben, wenn er bloß das Maul aufzutun brauchte, um sich die gebratenen Tauben hineinschieben zu lassen, warum sollte er sich erst mit Franz II. verstehen?

Die Zustände Neapels werden dann in das grellste Licht gesetzt, ebenso Cavour's Intriguen, welcher Garibaldi alle möglichen Hindernisse bereitet. Die neapolitanische Regierung sollte gestürzt werden, aber nicht durch Garibaldi; man hoffte auf eine Palastrevolution. Um diese abzuwarten, kam es darauf an, mit der jetzigen Regierung nicht offen zu brechen, „damit der Lächerlich Cavour seine Taubenunschuld vor der ganzen politischen Welt Europas bewahre, und endlich sagen könne: Seht ihr, so geht's; was soll man machen? Wir müssen König von Neapel werden.“ Der letzte Trumf, den Cavour gegen den „Störfried“ Garibaldi auspielte, war der Brief, zu welchem Victor Emanuel bestimmt wurde. Er rieth darin für den Fall einer vollständigen Räumung Siciliens durch die Königl. von jeder ferneren Unternehmung gegen Neapel ab und behielt sich, wenn Garibaldi anderer Meinung sei, ausdrücklich die ganze Freiheit des Handelns vor. Schon vorher hatte Cavour Garibaldi zwei Männer auf den Hals geschendet, die nur Unheil in Sicilien stiften konnten. Der erste, unschuldigere, war der Marquis Torrearsa, der andere, giftigere, der Intriguant Lasarina; beide wollten die sofortige Erklärung der Annexion Siciliens an Piemont. Rüstow's Stellung zu der italienischen Frage ist wol unsern Lesern längst klar gewesen; er will keine „Verpiemontesung Italiens“; wie er sich aber gegen den gefeierten Cavour, den „großen Mann“ des Liberalismus und seine „Spießgesellen“ und überhaupt über die Liberalen ausspricht, mag diesen beweisen, mit welcher Verachtung ehrliche Radicale, zu denen Rüstow unbestritten gehört, auf sie blicken.

Garibaldi griff endlich bei den gegen ihn gerichteten turiner Wühlerereien durch, ließ Lasarina arreftiren und in Genua „aus der Luft an das Land setzen“. Das war kein Bruch mit Cavour, sondern nur die offene Erklärung desselben, der schon lange vorhanden gewesen. Dem Könige antwortete Garibaldi, daß er ihm diesmal nicht

gehörten könne, erst wenn er seine Aufgabe erfüllt ur. die Völker von einem verabscheuten Joch befreit hat, werde er seinen Degen zu den Füßen des Königs niederlegen und ihm bis an das Ende seiner Tage dienen. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß er nicht bloß von dem Volke spricht, sondern von den Völkern: Italiens Volk wird er doch nur für eins gehalten haben, sein Ausdruck zeigt, daß er schon damals in Gedanken über die Grenzen Italiens hinausging, und paßt darum sehr wohl zu seinen neuen brieflichen Erlassen an andere Völker. Garibaldi ging also auf das Festland über.

Der dritte Abschnitt unsers Werks erzählt die Ereignisse von diesem Zeitpunkt, Mitte August bis zum Fall von Capua am 3. November. Eine Darstellung des Kriegsschauplatzes geht wiederum zur Orientirung voraus. Dann werden die Kräfte berechnet, über welche Garibaldi Ende Juli verfügen konnte. Der Verfasser streicht die wunderlichen Rechnungen, welche darüber aufgestellt worden sind, bis auf „ungelogen“ 12000 Mann. Diesen konnte der König trotz aller Zersplitterung seiner Streitkräfte, zu welcher er gezwungen sein kann, immer noch 50—60000 Mann entgegenstellen. Garibaldi mußte daher Verstärkungen suchen oder den Feind irgendwie schwächen, im wesentlichen zersplittern. Dazu dienten die kleinen Landungen und die Organisation des Aufstandes durch Agenten in den verschiedenen Landschaften Neapels. Eine Verstärkung war für Garibaldi durch die Expedition „Terra Nova“ bereitet worden, welche Mazzini und der als Vertreter Garibaldi's in Genua zurückgebliebene Dr. Bertani gegen den Kirchenstaat organisiert hatten. Sie war 9000 Mann stark und in sechs kleine Brigaden getheilt, Oberbefehlshaber derselben war Oberst Panciani und Chef des Generalstabes W. Rüstow, der Verfasser unsers Werks, der schon im schweizerischen Heere einen höhern Rang bekleidete und von Garibaldi zum Obersten ernannt worden war. Die piemontesische Regierung, unzufrieden mit dem Plane der römischen Expedition, hatte durch Farini mit Bertani eine Convention abgeschlossen, wonach sie dem Corps zwar allen Vorschub leisten wollte, jedoch unter der Bedingung, daß es nach einem Hafen Siciliens gehe; von dort könne es sich dann hinwenden, wo es wolle.

Durch das Spiel der Umstände ereignete sich, daß die piemontesische Regierung diesmal ganz im Sinne Garibaldi's handelte. Als Bertani auf Sicilien mit dem Dictator zusammentraf, hatte dieser bereits die wirkliche Stärke seiner Streitkräfte erkannt und beschloffen, die Expedition Terra Nova nach Sicilien zu ziehen. In diesem Sinne ward er auch von einem Theile seiner Führer bearbeitet, welche durch die fette Division Terra Nova ihre eigenen magern Divisionen aufzufüttern gebachten. Und wenn man bedenkt, wie gewisse Leute nach der Auflösung der Südmarmee sich innig an Cavour angeschlossen, kann man sich des Verdachts kaum erwehren, daß sie schon vorher mit Cavour in allem, was sich auf die Division Terra Nova bezog, arbeiteten.

Panciani, welcher versprochen hatte, nur ins Römische zu gehen, legte, nachdem Garibaldi sich dagegen erklärt hatte, sein Commando nieder und Garibaldi übertrug Rüstow den Befehl über die drei noch vereinigten Brigaden der Expedition. Nach verschiedenen kleinen Lan-

dungen erfolgte nun der Uebergang nach Calabrien, wo einige Gefechte stattfanden, die Citabelle von Reggio sich ergab und mehrere neapolitanische Colonnen ohne viel Widerstand die Waffen streckten. Rüstow sagt: „Daß bei den großen Erfolgen Garibaldi's viel Schimpfliches von seiten der Neapolitaner mit unterließ, ist unbestreitbar. Wenn die neapolitanischen Generale und Offiziere brave Männer waren, so wurden die raschen Erfolge Garibaldi's eine absolute Unmöglichkeit.“ Dagegen stellt er entschieden in Abrede, daß Garibaldi mit Geld operirt habe, um sich Verräther zu kaufen, Garibaldi habe kein Geld gehabt und seine ewige Geldverlegenheit erst nach der Einnahme von Neapel aufgehört.

Die Insurrection im ganzen Gebiete des Königs, die sich nun erhob und auch die Truppen gewann, unterkürzte Garibaldi mächtig; in Neapel selbst herrschte völlige Rathlosigkeit und die Schilderung der dortigen Situation wird durch die Adresse des Ministeriums an den König, welche ihm rath, Neapel zeitweilig zu verlassen, den Brief des Grafen von Sorbus, der seinen Neffen bestimmen will, die Krone zum Opfer zu bringen, und andere Manifestationen reactionären und revolutionären Inhalts trefflich bestätigt. Der Gedanke einer Neutralisation der Hauptstadt schlug fehl; Brenier, der französische Gesandte, rief dem König, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, dieser wollte aber erst einen Erfolg sehen und begab sich, als Garibaldi auf Neapel marschirte und General Sbio mit seinem Corps auch die Waffen gestreckt hatte, am 6. September nach Gaeta. Zwei spanische Fregatten begleiteten ihn, von seiner eigenen Kriegsflotte hatte er kein einziges Schiff bei sich. Er hinterließ eine Proclamation an sein Volk und einen Protest an die Mächte, welche beide gleich wenig Früchte trugen. In Neapel fand sogleich ein Ministerrath statt, in welchem eine Adresse an Garibaldi berathen wurde, sie brauchte nicht erst entworfen zu werden, denn Liborio Romano, der längst nur für Garibaldi thätig gewesen, zog sie gleich fir und fertig aus der Tasche. Am 7. September hielt denn der Dictator Weider Sicilien seinen Einzug in Neapel, wo er eine Proclamation an die „geliebte Bevölkerung“ erließ und seine Regierung mit einer Verordnung begann, durch welche er die gesamte neapolitanische Flotte mit dem sardinischen Geschwader des Admirals Persano vereinigte. Seine weitere politische Thätigkeit wird mit Vorliebe geschildert und besonders in der Einsetzung von Gouverneuren in den Provinzen — im Gegensatz der piemontesischen Centralisation — und in der Errichtung einer Erziehungsanstalt für Knaben aus dem Volk staatsmännischer Blick gefunden, weil er durch letztere die Jugend militärisch erziehen und dadurch das Milizsystem für Italien anbahnen wollte. „Seine Volksbewaffnung ist nichts anderes, kann am Ende zu nichts anderm führen als zu einem Milizsystem.“

Dann wendet sich der Verfasser dem Kriegsschauplatz am Volturno und Garigliano zu, auf welchem die Südmarmee ihre letzten Kämpfe bestehen sollte. Die Beschreibung desselben zeigt, daß sie auf eigenem Aus-

genschein beruht. Den ersten Vorpostenscharmügel folgte nun als erstes ernstes Gefecht seit dem von Reggio das von Capua. Der Verfasser, der es geleitet hat, sagt darüber von sich selbst: „Wenn man die neuere Kriegsgeschichte ernstlich durchgeht, so wird man keinen einzigen Neben- oder sogenannten Scheinangriff finden, bei welchem auch nur entfernt Ähnliches geleistet wurde, als bei dem Angriff Rüstow's auf die Neapolitaner bei Capua.“ Es mag das die Antwort auf die Angriffe sein, welche Rüstow über dies Gefecht bekanntlich in der Presse und sonst erlitten hat. Als nach der Wiedereinnahme von Cajazzo durch die königlichen Medici für den erkrankten Fürst das Commando der Avantgarde erhielt, reichte ihm Rüstow, welcher Generalstabschef bei derselben geblieben, einen motivirten Operationsplan ein, der auf fortgesetzten Angriff drang, weil der Stillstand einer so jungen Armee nur gefährlich werden könne. Auch hielt er den Einfall der Piemontesen in die Marken und Umbrien, welcher bekannt geworden, für mehr gegen Garibaldi und die Südmarmee, als gegen den Papst gerichtet, was er jedoch nicht aussprach. Zur Ausführung seines Plans wurden zwar einige Anstalten getroffen, aber alles ging schwächlich. Er klagt mehrere der höhern Offiziere an, die von dem Marsch verwöhnt, welcher fast ohne Waffenthat bis hieher geführt, keine große Lust mehr gehabt, etwas Vernünftiges und Ernstes zu thun, da die von Norden andringenden Piemontesen schon Franz II. in die Enge treiben würden. Er glaubt, daß diese „Quietanten“, welche sich später so vortrefflich mit Cavour, Fanti und Farini verstanden, schon im September die Verpflichtung gefühlt, die Pläne derselben zu unterstützen. Thatsächlich blieb die Armee in ihren defensiven Stellungen am linken Volturnoufer, bis die königlichen selbst zum Angriff übergingen; bei jedem Flintenschuß auf den äußersten Vorposten wurden sämtliche Lager alarmirt, sodaß die Truppen eigentlich aus der Bereitschaft gar nicht herauskamen. Rüstow sagt selbst, daß in der obern Leitung der Südmarmee nicht alles in Ordnung, nicht alles aus Einem Guß gewesen sei, ohne sich über diese Beschuldigung seines Helden näher auszulassen.

Am 1. und 2. September erfolgte dann die Entscheidungsschlacht am Volturno und der Verfasser übernimmt es mit Freuden, das Lügengewebe der Piemontesen, daß die Schlacht von ihnen gewonnen sei, zu zerstreuen. Er selbst war jetzt Generalstabschef der Reserve, welche Fürst befehligte. Recht hat er, daß aus den Zeitungsberichten jener Zeit sich nur ein gefälschtes und entstelltes Bild der Schlacht ergab. Er erzählt sie denn „als unabhängiger Schriftsteller“ im vollen Lichte der Wahrheit. Ob sie „eine Waffenthat gewesen, die sich dreißt den ersten aller Zeiten an die Seite stellen darf“, lassen wir unerörtert; jedenfalls geht aber aus der interessanten Darstellung klar hervor, daß am 1. October kein piemontesischer Soldat, und am 2. October nur an dem kleinen Gefecht von Caserta ein 400 Mann starkes piemontesisches Bersaglierbataillon theilgenommen hat, welches nur zwei oder drei Verwundete gezählt. Jene

Behauptung der „Cavourianer“, daß die Südmaree am Volturno nur durch die Piemontesen vor Vernichtung gerettet worden, zerfällt also in nichts. „Der glänzendste, lohnendste Theil der Aufgabe“, versichert der Verfasser, „fiel am 1. October der Reserve und insbesondere der von Ruffow vorgeführten Abtheilung zu.“ Er nennt den Sieg gleichwohl einen unvollständigen, weil er nicht durch den Uebergang über den Volturno ausgenutzt wurde, und tadelt Garibaldi, dessen Verhalten in der Schlacht er als unvergleichlich geschilt, daß er denselben verschoben hat. Zur Erklärung des Einflusses, welchen das Vordringen der Piemontesen auf diesen Entschluß und den überhaupt Cavour auf die Südmaree gewonnen, erzählt er zunächst die Invasion in die römischen Staaten.

Die Motive Cavour's, welche hier nachgewiesen werden, sind gewiß richtig bezeichnet. Es galt, in den Kampf einzugreifen, um die Karten in die Hand zu bekommen. Dazu mußte zuerst Garibaldi, der kein Statthalter Cavour's sein wollte, geschwächt werden, materiell, indem man ihm die Verstärkungen abschchnitt, moralisch, indem Cavour die Gewalt, die er über die gesamte europäische Presse besaß, dazu benutzte, das Ansehen Garibaldi's und die Erfolge der Südmaree durch Lügen herabzusetzen. Truppen direct nach Neapel zu senden, war mißlich, es hätte Conflicte herbeigeführt, die man vermeiden wollte; der Weg durch den Kirchenstaat verschaffte den Dingen in Neapel Zeit, sich zu entwickeln, und den Lügen der europäischen Presse Zeit, Wurzel zu fassen. Der Feldzug gegen Lamoricière, 45000 Mann gegen 8000 Mann mußte glänzend werden, gloriose Bulletins veranlassen und alle Thätigkeit Garibaldi's in den Hintergrund drücken. So wurde der Entschluß reif. Die Unterhandlungen mit Frankreich, der Vorwand zum Einrücken, die von der turiner Regierung im Kirchenstaate organisirte Revolution, die Beseitigung des Papstes, indem man den früheren Gesandten, dem er hatte seine Wäffe zustellen lassen, jetzt mit der Forderung an ihn schickte, seine Fremdruppen zu entwaffnen und zu entlassen — wir lesen das hier in getreuer Zusammenstellung. Dann wird der vierzehntägige Feldzug gegen Lamoricière erzählt, der nicht im mindesten an eine Gefahr von Norden dachte, worin er durch Mittheilungen über die Aeußerungen des französischen Gesandten und die vielbesprochene Depesche, wonach Napoleon sich dem Einrücken der Piemontesen widersetzen werde, noch mehr bekräftigt wurde. Lamoricière's Entschlüssen, als er sich getäuscht sah, läßt der Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren. „Welche Ursache die Piemontesen haben könnten, sich des Tzags von Castelfidardo besonders zu rühmen, ist schwer einzusehen.“

Nach der Einnahme von Ancona, welche den Feldzug beendigte, stand den Piemontesen kein materielles Hinderniß mehr im Wege, in das neapolitanische Gebiet einzurücken. Cavour hatte dem zusammenberufenen Parla-
mente das motivirte Annexionsgesetz bereits vorgelegt, nachdem der König das Abschleßgesetz abgelehnt, das Farini und Santi, veranlaßt durch Garibaldi's Forderung, sie zu entlassen, eingereicht hatten. Der König stellte

sich selbst an die Spitze seiner Truppen, welche am 9. October die neapolitanische Grenze überschritten, während das Annexionsgesetz erst am 11. October im turiner Parla-
mente angenommen wurde. Die Proclamation des Königs kritisiert der Verfasser scharf: es sei höchst vortheilhaft, daß Farini sich, um die monarchischen Mächte Europas für den piemontesischen Einfall in Neapel zu gewinnen, ungefähr der gleichen Worte und Wendungen bediene, wie der Papst, um Europa gegen den piemontesischen Einfall in sein Gebiet auf die Beine zu bringen.

Die Noten der europäischen Mächte über diesen Schritt werden dann beleuchtet, natürlich schließt sich der Verfasser der Argumentation Russell's, welche allein die italienische Revolution billigt, vollkommen an, wenn er auch die Hülfe der Piemontesen mit andern Augen ansieht als der schulmeisterliche Lord, mit seinem Battel in der Hand. Die politischen Vorgänge in Neapel, wo Garibaldi, von beiden Parteien bearbeitet, hin- und herschwante, die Verhandlungen mit Mazzini, um diesen zu entfernen, der Bruch Garibaldi's mit seinem Prodictator Pallavicini, und wie es dann, ohne vorher durch ein Parlament für Süditalien geeignete Beschlüsse zu fassen, doch zu dem von Cavour beliebten Plebisit gekommen, erzählt unser Werk seinen Lesern, „welche schon vollkommen in den großen Zwiespalt zwischen Cavouristen und Mazzinisten oder Garibaldinern eingeweiht sind, welche wissen, wie dieser Streit nicht bloß auf großen Principien, sondern auch auf persönlichen Feindschaften beruht, aus persönlichen und öffentlichen Differenzen zusammengewebt ist“. Garibaldi wurde durch diese politischen Beschäftigungen förmlich das Leben verleidet, weil er sah, wie selbst diejenigen, auf die er am meisten gerechnet hatte, sich der neuen Sonne zuwandten; dadurch erklärt sich, warum er sich in militärischer Beziehung einer entschieden Unthätigkeit überließ. Die Südmaree hatte nach der Schlacht am Volturno ihre Defensivstellung behauptet, die Königl. aber mußten nach dem Einmarsch der Piemontesen und dem leichten Siege bei Isernia gegen den ihnen entgegengesetzten Scotti Capua räumen, vor welchem diese jetzt in erste Linie gerückt waren. Ruffow widerlegt ausdrücklich, daß eine Revue des detachirten Corps, das er geführt, vor dem Könige stattgefunden, wenn er auch auf Garibaldi's Befehl dem königlichen Hauptquartier einen Dislocationsrapport eingesendet und die Parole dort empfangen habe. Er erzählt dabei, daß von Soldaten der englischen Legion, die er „faul, gefräßig und zügellos“ nennt, auf den König mit seiner Reiterescorte, die sie für Neapolitaner angesehen, geschossen worden sei.

Der letzte Abschnitt führt die Darstellung des Kriegs zu Ende. Der König hielt mit Garibaldi, der auch bei dieser Gelegenheit sein rothes Hemd nicht mit der piemontesischen Generalsuniform vertauschte, seinen Einzug in Neapel, wo der Vereinigungsact vollzogen wurde und Garibaldi seine Dictatur niederlegte, um sich nach Caprera zurückzuziehen. Sein Abschied von der Südmaree verspricht ein baldiges Wiedersehen, im März 1861, und ruft: „Zu den Waffen, alle, alle! Wenn der März 1861

nicht eine Million Italiener in Waffen findet, dann, arme Freiheit! Armes Leben Italiens!" Dieser prophetische Ruf scheint sich bestätigen zu wollen.

Die Südmaree, auf deren Zusammenbleiben er gerechnet hatte, löste sich nun auf, weil die ihr gebotenen Bedingungen der Umwandlung in ein besonderes Corps der regulären Armee nicht annehmlich erschienen; über die Behandlung der Offiziere durch die gemischte Commission, die ihre Rechte prüfen sollte, spricht sich Rüstow unwillig aus. Seitdem ist es aber anders geworden. Den Schlusssatz des Kriegs, die Belagerung und Einnahme von Gaeta, schildert er mit freiem militärischen Blick und nennt Leconte's Bemerkung in seinem Werke „L'Italie en 1860" die beste Kritik der „heldenmüthigen" Verteidigung. Dieser sagt:

Wenn die Russen Sebastopol vertheidigt hätten, wie die neapolitanischen Generale Gaeta, würden sie ohne Zweifel sich nicht 14 Tage hinter ihren schlechten Wällen gehalten haben; dagegen kann man auch mit Recht sagen, daß, wenn die Verbündeten gegen Sebastopol dieselbe Methode angewendet hätten, wie die Sarden vor Gaeta, sie wol 10 Jahre vor dessen Wauern hätten bleiben können.

Der Fall von Messina und Civitella di Tronto nahm Franz II. die letzten Punkte seines Reichs und der Krieg war zu Ende. Betrachtungen über das Königreich Italien, dessen noch unfertige Gestalt und die Gefahren, mit denen es noch zu kämpfen hat, schließen das Werk, welchem der Verfasser noch außer acht guten Karten und Plänen die Organisationsentwürfe für das Heer und, durch Garibaldi eingereicht, für die allgemeine Bewaffnung hinzugefügt hat. Er sagt dann: „Wir schließen hier diesen Band, ohne daß wir zu hoffen wagten, wir hätten die Geschichte des italienischen Unabhängigkeits- und Einigkeitskriegs damit abgeschlossen." Gewiß nicht. Was in Italien, seitdem Rüstow dies schrieb, vorgegangen ist, die Stimmung in Neapel, besonders die in Toscana, scheint die absolute Einheit überhaupt ziemlich in Frage zu stellen und — mit oder ohne Krieg — wird Italien doch am Ende zu einer Bundesinheit gelangen, wie sie Roumont in seiner neuesten Schrift: „Les projets de confédération italienne", für Italiens wahre Bestimmung erklärt. Es braucht ja kein Abbild des Deutschen Bundes zu sein!

Karl Gustav von Bernsch.

Naturwissenschaftliche Phantasien.

1. Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand (Dactylomantie). Ein culturgeschichtlicher Versuch von Carus Sterne. Mit 23 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1863. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift läßt es im Anfang ziemlich zweifelhaft erscheinen, ob er in den so ausführlich beschriebenen Wahrsagekünsten ein Gläubiger oder ein Gegner sei; kehrt sich indes der Leser nicht an diese Bedenklichkeit und liest er sich tiefer und tiefer in die anziehende Lectüre hinein, so gewinnt er doch bald die sehr erfreuliche Gewißheit, daß das Ganze darauf angelegt ist, das dunklere Feld des Wahnglaubens mit dem klaren Lichte der Vernunft und der Wissenschaft zu beleuchten. Was mag nun wol die Ursache gewesen sein, daß das Buch es weder durch seinen Titel, noch durch seine Vorrede, noch durch seine Einleitung und anfängliche Darstellung klar an den Tag legt, welche

Hauptabsicht es zu erreichen trachtet? Daß der Verfasser ursprünglich alle aufgetischten Wundergeschichten selbst für wahr gehalten habe und dann später erst enttäuscht worden sei, ist allerdings nicht gerade unmöglich, aber doch sehr wenig wahrscheinlich, denn wo sich der Wunderglaube erst einmal eingesenkt hat, da ist er gar schwer wieder zu beseitigen, und wenn dabei der Betrug auch entlarvt worden ist, so wuchert er im betrogenen Betrüger um so üppiger weiter. Wir können uns also zu dieser Ansicht nicht verstehen, und glauben vielmehr, daß der Verfasser in diesem zweifelhaften Scheine einen Kunstgriff angewandt habe, um sich ein recht großes Publikum zu verschaffen und besonders die Klasse von Lesern zu gewinnen, welcher die Aufklärung und Enttäuschung am allermeisten noththut. Das Buch hat also den edeln Zweck, gegen den Aberglauben zu Felde zu ziehen. Der Verfasser hat schon viele gleichgestimmte Vorkämpfer, aber wir wünschen ihm von Herzen den reichsten Sieg, weil er sich nicht bloß damit begnügt, das Ungereimte aufzudecken, zu belachen und zu verhöhnen, sondern auch nachweist, wie man dazu habe kommen können, und wie man nicht bloß jetzt, sondern auch in den allerältesten Zeiten sich habe täuschen und betören lassen. Er versteht allerdings auch zuweilen tödliche Diebe, indem merkt man es ihm doch überall an, daß er im humanen Befahren viel mehr als im Todtschlagen seine Lebensaufgabe findet.

Nachdem wir uns nun zunächst mit dem Inhaltsverzeichnis des Buchs bekannt. Es zerfällt in sieben Hauptkapitel, wovon das erste über Bewegung und die dabei im allgemeinen mögliche Täuschung spricht; das zweite verbreitet sich über das magische oder siderische Pendel; das dritte sagt die Wünschelruthe ins Auge; das vierte handelt vom Metallsüßeln; das fünfte vom weßagenden Hausgeräth; das sechste vom Tischrücken; das siebente vom Geistesflug im 19. Jahrhundert. Dann enthält das Buch auch noch einen Anhang von drei Kapiteln, nämlich: 1) „Die Kunst des Wasserspiels", 2) „Das begeisterte Gas des Apoll", 3) „Der Dreifuß des ibaischen Herakles".

Die verschiedenen Gegenstände werden nun jedesmal gerade so zur Darstellung gebracht, wie sie der blinde Aberglaube vorzuführen pflegt. Dann wird auch der historischen Entwicklung gehörig Rechnung getragen, wobei der Verfasser eine sehr große Belesenheit an den Tag legt. Bis dahin ist vom Zweifel wenig oder gar nicht die Rede, und es steht ganz so aus, als wenn der Verfasser ein tief eingeweihter Anhänger der Sache sei und ihr mit begeisterter Gläubigkeit das Wort redete. Hieran reiht sich aber die wissenschaftliche Prüfung und eine kritische Erwägung aller Umstände, wodurch das ganze prophetische Gebäude in nichts zusammenfällt und alles sich in Täuschung, in Lug und Trug auflöst. Es läßt sich nicht leugnen, daß hierin eine Methode liegt, welche segensreiche Früchte tragen kann. Aber dennoch kann man einige Bedenklichkeiten dabei nicht gut unterdrücken. Der Verfasser macht nämlich gar zu viel Worte, er wird dadurch nicht gerade langweilig, aber er betäubt seine Leser durch die Uebersülle von Mittheilungen; dadurch werden besonders die wissenschaftlichen Gegenstände sehr verflüchtigt und verwaschen, es fehlt ihnen das Energische, Schlagende. Können wir daher die Methode im allgemeinen wol loben, so will uns die Anwendung doch nicht gerade gefallen, weil sie zu sehr auf Wortmacherei hinausläuft. Die gar zu eifrige Redseligkeit verleitet den Verfasser auch oft zu Uebereilungen und offenbaren Unrichtigkeiten, so wird z. B. Thales von Milet als ein Anhänger und Nachfolger des Plinius dargestellt. Man kann es daher nur beklagen, daß das Buch, welches in vieler Hinsicht sehr gute Eigenschaften besitzt, den unangenehmen Fehler der leichtfertigen Schwachhaftigkeit hat, welche es mit der Wahrheit und Wirklichkeit nicht eben zu gewissenhaft streng nimmt.

Um nun auch einige Proben der Darstellungsweise des Buchs vorzuführen, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf das magische Pendel. „Wenn bei den andern hier zu beschreibenden Drakelwerkzeugen mitunter einige Uebung in der Mani-

pulation erforderlich ist, so hat man hier weiter nichts nöthig als einen Ring — etwa einen goldenen Trauring — an einen mäßig langen Faden, oder an ein Frauenhaar zu knüpfen und dasselbe zwischen Zeigefinger und Daumen der einen Hand (ich halte die Linke für geeigneter) über einem Trinktglas zu halten, (sobald der Ring in der Fohlung schwebt. Jetzt richtet man an den allwissenden Metallreif laut oder bloß in Gedanken die Frage, welche man auf dem Herzen hat, wobei zu bemerken, daß der Fragsteller jedesmal selbst den Priester des Drakels zu machen hat. Ich nehme an, es habe jemand seine Uhr vergessen und wünsche zu wissen, wie spät es sei. Der Ring beginnt trotz der anfänglich ruhenden Haltung leise Schwingungen zu machen, welche fortwährend anwachsen, bis er mit hellem Klange gegen die Wandung des Glases schlägt. Man zählt: eins, zwei, drei, — die Schläge gehen fort bis zur augenblicklichen Stundenzahl, und sobald dieselbe erreicht ist, werden die Schwingungen kürzer und das Anschlagen hört auf.“ In dieser Weise entwickelt das Buch noch eine Reihe von andern prophetischen Leistungen des Ringes. Es bleibt auch nicht unerwähnt, daß vielleicht manche Leser unglaublich den Kopf schütteln möchten, insofern würde doch sogleich aller Zweifel gehoben, sobald man sich nur dazu entschloße, den Versuch selbst anzustellen. „Aber was in aller Welt“, läßt das Buch den Staunenden ausrufen, „kann denn das magische Pendel von meinen Gedanken und von der Zukunft wissen!“ worauf dann geantwortet wird: „Genug, die Thatfache ist bestätigt, ihre Theorie werden wir nachher festzustellen suchen. Ich will Ihnen jedoch im voraus mittheilen, welche Anschauung sich im Laufe der Zeiten am meisten für diese und ähnliche Erscheinungen geltend gemacht hat. Da der todt Körper sich nicht aus eigener Macht bewegen kann, so muß eine fremde Kraft in ihn überströmen und ihn beleben. Dazu reicht aber keine simple Weltkraft aus, sondern es muß vielmehr eine geistige vernünftige und selbstbewußte Macht sein, da sie die Fragen nicht nur versteht, sondern auch denkend beantworten soll. Bei größern Gegenständen, z. B. den weissagenden Tischen, pflegte man etwa anzunehmen, daß ein förmlicher individueller Geist, der aus dem Zwischenreiche kommt, von dem Möbel Besitz nehme und sich seiner wie eines ungefügen Körpers bediene. Natürlich kann dieser Geist dabei nur durch Stöße und Klopfen antworten, da jener hölzerne Leib seinen Mund zur wirklichen artikulirten Rede beßigt.“

Die weitere Ausmalung dieser magischen Theorie möchte unsere Leser am Ende ermüden und wir brechen davon ab, fügen insofern noch als eine große Werthwürdigkeit hinzu, daß der Ring auf die Frage, von wem er zuerst erfunden sei, die Antwort: „Dobona“, gegeben hat. Damit hat der Verfasser nun den Faden der historischen Untersuchung angeknüpft, den er dann sehr weit auszuspinnen versteht. Die hierauf folgende wissenschaftliche Untersuchung ergibt ohne weiteres, daß die Pendelschwingungen weder durch magnetische noch durch elektrische und magnetische Kräfte entstehen können. Dann bleibt nur noch eine geheime von den Nerven ausgehende Kraft übrig, von der eine solche Wirkung erwartet werden kann. „Und wirklich“, ruft der Verfasser aus, „wurde in diesem Phänomen eine neue Kraft entdeckt, welche man so lange nicht gekannt hatte: die Macht des Willens über gewisse unmerkliche Bewegungen der Muskeln, die Macht des Vorurtheils über die Aufmerksamkeit.“ Damit ist denn der Grundgedanke zur Aufklärung der ganzen Wundergeschichte gegeben worden, und alles Folgende dient bloß dazu, die Sache recht anschaulich und faßbar zu machen. Daß die Schwingungen des Ringes von unmerklichen kleinen Bewegungen der haltenden Finger herrührten, ergab sich aus dem Befall derselben, wenn Arm, Hand und Finger gut unterstützt und befestigt waren. Auch hat das Auge, indem es auf den Ring blickt und sich zugleich den Weg vorstellt, den derselbe nehmen werde, einen wesentlichen Einfluß; und der magische Ring verliert seine Kraft, wenn dem Experimentator die Augen verbunden werden, wie schon A. von Humboldt in seinem Werke über gereizte Muskel- und Nervenfasern bemerkt hat.

Von der Wünschelruthe, dem Tischrücken, Metallfäden redet das Buch in ganz ähnlicher Weise; wir wollen daher nicht besonders dabei verweilen; dagegen bietet der „Geistertypus des 19. Jahrhunderts“ wieder ein ganz besonderes Interesse. Es bezieht sich dieser Typus größtentheils auf das sogenannte Geisterklopfen, welches vielfach von sich reden gemacht hat und selbst noch in unsern Tagen die schwachen Köpfe der ungebildeten und überbildeten Geisterseher lebhaft beschäftigt. Zu Luther's Zeit, wo der Glaube an den lebendigen Teufel noch seine Herrschaft hatte, war die Meinung eine allgemein verbreitete, daß es in manchen Häusern spuke, daß darin der Böse sein Spiel treibe durch Klopfen, Poltern, Rasteln, Klirren u. s. w. Der Verfasser theilt nun einiges von dem mit, was Luther selbst erlebt hat; er erwähnt auch kurz, was Andreas Guther zu Raumburg und Professor Schuppert in Gießen für Dualen vom Poltergeiste haben erdulden müssen, und kommt nach und nach bis zu unserm Jahrhundert. Hier beginnt der Spuk bei der Juliane Weisskircher aus Ulrichskirchen-Schleimbach bei Wien in den Jahren 1844—48. Es waren sehr deutlich hör- und fühlbare Schläge, welche aus ihrem Körper an verschiedenen Stellen hervordrangen, als würde geklopft, gedroschen, gehämmert. Gerichtliche Untersuchungen haben nichts aufklären können. „Viel mehr Glück aber als bei uns“, erzählt der Verfasser, „machten die Klopfgeister in Nordamerika, wo es der Polizei nicht einfiel, sich um solche Narrheiten zu bekümmern, was uns auch unendlich vernünftiger dünkt, da der Spectakel durch solche unverständige Interventionen allemal nur vermehrt werden kann, während die Prüfung nie so weit ausgeht oder mit so viel Kritik durchgeführt werden kann, daß der Betrug aufgedeckt wird. Es waren ein paar Landmädchen, Margaretha und Katharina For, welche im Dorfe Gypsenville bei Arcadia im Staate Newyork im Jahre 1848 zuerst Klopfgeister vernahmen. Diese unsichtbaren Wesen verrückten Tische und anderes Hausgeräth, zerrissen Sofaüberzüge, warfen lebendige Menschen aus einer Etde in die andere, ließen Ruff hören, und offenbarten den Geschwizern For, daß sie Geister, Seelen abgeschiedener Menschen seien. Ihre Sprache war natürlich immer wieder das bloße Klopfen; dreimal Klopfen bedeutet: ja, einmal: nein, zweimal: zweifelhaft. Ein Trost, daß auch im Geisterreiche noch Zweifel obwalten.“ Sie wußten auch bald mit Bewohnern des Jenseits zu verkehren und es fehlte nicht an Leuten, welche zu den beiden Mädchen kamen, um sie zu Vermittlerinnen bei den Klopfgeistern zu beugen. Das Ganze beruhte in einem verschmitzten Betrug, der aber nicht aufgeklärt wurde. Am meisten tragen aber zur Nahrung dieses Aberglaubens in Amerika die Schriftsteller A. J. Davis und Edmonds bei, welche in ihren vielfachen Schriften immer neue und neue Spukgeschichten erfinden und damit die Phantasie ihrer gläubigen Landolente aufrühren. Der Verfasser gibt davon mehrere Mittheilungen, welche ganz interessant zu lesen, aber auch der Art sind, Schwachköpfe zu beethören. „Ich führe diese Fragmente deshalb ausführlich an“, sagt er, „um meine Leser auf das falsche Spiel dieses verschmitzten Herrn Edmonds aufmerksam zu machen. Die ganze Schreibweise enthält für denjenigen, welcher ein wenig mit den Schlichen der Sophistik vertraut ist, den deutlichsten Beweis, daß dieser Richter Edmonds nicht etwa ein Selbstgetäuschter ist, der im Vertrauen auf seine Augen und Ohren der Mitwelt Märchen vorsetzt, sondern daß wir es hier mit einem verschmitzten Advocaten zu thun haben, der keine größere Freude kennt, als wie es schon seine frühere Praxis erforderte, der Welt etwas Ungeheuerliches weis zu machen. Darum die Zweifel und Winkelfüge, die Experimente, den Betrug aufzudecken. Edmonds kennt sehr wohl alle die Niederlagen, die die Medier schon erlebt haben, die plumpen Betrügereien, die ihnen zum Theil nachgewiesen worden, darum stellt er selbst alle die Zweifel auf, die seinen Zuhörern ebenfalls aufstoßen würden, und widerlegt sie sofort, damit jene keine Ursache bebalten sollen, sie festzuhalten und selbst näher zu prüfen. Jedenfalls das schlaueste Manöver in diesem Gewebe von Betrug und

Zügen ist aber das Zugeständnis, daß er einigemal Betrügereien bei den Mediern entdeckt habe. . . .“ Doch genug hiervon. Man sieht, der Verfasser hat seine Meister gehörig studirt: und auch manches von ihnen gelernt.

In der Kunst des Wasserspiérens leucht das Buch die Aufmerksamkeit auch auf den berühmten Abbé Paracelsus und weist nach, daß derselbe eine auf die Erfahrungswissenschaft gestützte Methode gehabt habe zum wirklichen Auffinden verstopfter Wasserquellen. Es ist dies eine längst anerkannte Ansicht der Männer von Fach.

Damit wollen wir Abschied nehmen von einem vielfach interessanten Buche und ihm nur noch recht viel Glück wünschen in dem Streben, den Aberglauben zu besiegen.

2. Gedanken über die Naturkraft von A. Cether. Oldenburg, Schmidt. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Rgr.

Dies Buch enthält wie das vorher besprochene naturwissenschaftliche Phantasien, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort von dem Verfasser bekämpft wurden, hier dagegen von dem Verfasser für wahr gehalten werden; auch weichen sie darin voneinander ab, daß dort die Phantasien des ungebildeten großen Hauses, hier dagegen die eines alleinstehenden Gelehrten zur Darstellung gebracht werden. Aber ungeachtet dieser wesentlichen Verschiedenheiten stimmen sie doch im allgemeinen so weit miteinander überein, daß sie eine nachbarliche Besprechung ganz gut vertragen können.

In dem Vorwort stellt sich der Verfasser als einen Laien der Naturwissenschaften dar, welcher erwarten müsse, daß seine ganz neue Theorie über die Naturkraft nicht sogleich die Anerkennung der Fachgelehrten erhalten werde. Wenn man übrigens das Buch nur etwas näher ansieht, so gewinnt man sogleich die Ueberzeugung, daß sowohl jenes Geständnis wie diese Erwartung auf ungewisselter Wahrheit beruht. Aber gerade aus diesem Grunde überläßt es der Verfasser mehr den Gelehrten aller Stände als den Fachgelehrten, zu beurtheilen, ob er die von ihm gestellte Aufgabe wirklich gelöst habe. Dabei möchte es nur zweifelhaft werden, ob sich der Kreis seiner Beurtheiler gerade so bilden und abschließen wird, wie er es sich denkt und wünscht. Wenn ferner der Herr Verfasser bemerkt, daß das, was er hier vorlege, kein systematisches Ganze bilde, sondern lediglich das, was die Ueberschrift andeute, so hat er vollkommen recht; aber es wäre gewiß auch ganz gut gewesen, wenn er seine unsystematischen Gedanken in eine gute übersichtliche Ordnung gebracht hätte. Das Buch bildet eine schwer verbauliche geistige Koth, und verlangt vom Leser, daß er dieselbe in einer einzigen Nachtzeit hinterbringe; denn an ein Eintheilen in Abschnitte ist nirgends gedacht. Wer indes das Ganze mit gutem Appetit und Gesundheit verzehren kann, der muß in der That einen vortrefflichen geistigen Magen haben. Uebrigens besißt das Buch ein sehr empfehlendes Aeußeres, wer darauf viel gibt, wird vollkommene Befriedigung erhalten.

Ein Inhaltsverzeichnis können wir nicht angeben, da das Buch nun einmal ein einziges Kapitel mit der einzigen Ueberschrift „Gedanken über die Naturkraft“ bildet. Man muß sich also schon dazu verstehen, den Inhalt des Buchs sich aus seinem Inhalte herauszulesen. Wir geben daher ohne weiteres zunächst dem Buche selbst das Wort.

„Nimmt man eine gewöhnliche hölzerne Garnrolle, d. h. eine solche, auf der das zum Verkauf kommende Nähgarn sich zu befinden pflegt, in der Mitte der Länge nach durchbohrt, und hält man unter die eine Mündung des Bohrlochs derselben ein Stück Papier, so daß dieses Papier unter der Garnrolle sich befindet und die untere Fläche derselben bedeckt, so fällt es vermöge seiner Schwere herunter, sobald es nicht mehr unterstützt wird. Dies Herabfallen wird beschleunigt, wenn man durch das Bohrloch der Garnrolle von oben nach unten mit dem Munde Luft bläst. Bisweilen gelingt es aber, durch solches Hineinblasen in das Bohrloch der Garnrolle einen musikalischen Ton hervorzubringen oder doch ein Geräusch, welches einige

Ähnlichkeit mit einem musikalischen Tone hat. Zugleich tritt die auffallende Erscheinung ein, daß nun das unter der Garnrolle gehaltene Stück Papier, auch wenn nicht mehr unterstützt, unter der Garnrolle haften bleibt und zwar anscheinend um so fester, mit je mehr Kraft man die Luft durch das Bohrloch bläst und je mehr der dadurch erregte Ton ein musikalischer genannt werden kann. Sobald man aber mit dem Durchblasen der Luft durch das Bohrloch aufhört, fällt das Papier vermöge seiner Schwere nach unten. Als ich vor einiger Zeit dieses Experiment als eine Spielerei machen sah, kam ich auf den Gedanken, daß die in dem Bohrloch der Garnrolle ober zwischen dieser und dem Papier vibrirende Luft eine Anziehung ausüben müsse und daß damit vielleicht der Schlüssel gefunden sei zur Erklärung von Naturkräften, über deren Wesen man bisher mehr oder weniger im Dunkeln gewesen sei. Ich hielt es für möglich, daß insbesondere die Schwerkraft einen ähnlichen Grund habe oder gar alle Naturkräfte auf Schwingungen elastischer körperlicher Materie zurückgeführt werden könnten.“ Damit haben wir eigentlich den Grund- und Schlüssel zum ganzen neuen Gebäude der Cether'schen Naturkraft. Den vorhin beschriebenen Versuch mit der Garnrolle machen die Fachmänner gewöhnlich mit dem Blasetisch auf sehr mannichfache Weise und erklären das Andrücken durch die Luftverdichtung, welche bei jeder elastischen Luftbewegung mit zum Vorschein kommen muß. Das Herbeiziehen einer ganz neuen Naturkraft hielt bis jetzt niemand für nöthig. Der Verfasser machte aber eine Ausnahme, und er war so glücklich, die Urnaturkraft aller Naturkräfte darin zu erkennen. Er forschte zunächst in den physikalischen Wörterbüchern nach, was man hier unter den Gesetzen der schwingenden Saiten verstehe, und erkannte dann, daß man hierbei noch einen sehr wichtigen Punkt übersehen habe, nämlich die „spiralförmige Aufwindung der schwingenden Saite nach Art eines Schraubengewindes“. Mit dieser Schraube wird nun alles erklärt, was man in der Welt nur wünschen kann; ja es ist dem Verfasser ein Leichtes damit zu beweisen, daß alle Naturforscher verschroben sind, die nicht an seine neue Schraube als Urnaturkraft glauben wollen. Daß diese Schraube auch auf sein eigenes System angewandt werden könne, fällt ihm nicht ein.

Doch wir dürfen uns nicht zu lange beim Eingange aufhalten, sonst bleibt uns keine Zeit zum Beurtheilen und Genießen der reifen Früchte, welche vermittelt jener Urnaturkraft zur Reife gebracht sind. Wir gehen deshalb gleich etwas tiefer hinein und hören den Verfasser selbst. „Die Erde halte ich gleich allen andern Planeten für eine durch die Schraube einer schwingenden Saite gestaltete Blase. Was ihre Entstehungsweise anlangt, so muß ich auch hier wieder zunächst auf das verweisen, was oben über die Bildung einer Wolke vorgetragen worden und was ich unverändert auf die Entstehung der Planeten anwende. Unsere Erde ist hiernach durch die Schraube eines schwingenden luftförmigen Stranges hervorgerufen, welcher Strang sechs Fäden seine Entstehung verdankte, die sich von einer dickern Schnur abgetrennt haben, wie letztere durch die Zeichnung Nr. V von Fig. 23a im Querschnitt dargestellt wird. Sechs oder fünf Fäden vermögen sich freilich nach bereits gegebener Darlegung nicht zu einer harmonisch schwingenden Saite zusammenzulegen und können deshalb von den erwähnten abgetrennten sechs Fäden nur vier die schwingende Saite der Erde bilden. Die andern zwei werden Aerolithenringe und Kometen gebildet haben.“

Nun was sagen meine Leser zu dieser Probe? Ich sehe in Gedanken ihren verwunderten Blick und den Mund zum Fragen geöffnet; aber es möchte schwer fallen, sie anders zufrieden stellen zu können als mit den Worten des Buchs selbst, darum gehen wir gleich noch einen Schritt weiter. Wir waren bei der Erde, welche der Verfasser als eine durch die Schraube einer schwingenden Saite gestaltete Blase ansah. „In dem einen Brennpunkte dieser ätherischen Blase befindet sich die Sonne oder vielmehr bildet letztere die nächste ätherische Blase um solchen Brennpunkt. Zugleich aber zog die Schraube der schwingenden Saite, welche die ätherische Blase bildete, körperlichen Stoff vorzugs-

weise an sich heran und gestaltete so eine Blase um sich, bestehend aus expansiv-flüssiger Materie, d. h. aus kleinen Bläschen sehr geringen körperlichen Inhalts, die zwar, wie alle expansiv-flüssige Materie, das Bestreben in sich hatten, sich auszudehnen, soweit der Gegendruck ihrer Umgebung es gestattete, die aber durch die Anziehungskraft der Schraube der schwingenden Saite nach dieser Schraube hingezogen wurden, sich daher gegenseitig mehr und mehr drückten, im Raume beschränkten und so zusammengebrückt wurden, weshalb sie an Größe etwas verloren und ihre äußern Wände sich verdichteten.“ So, nun wird's klarer geworden sein. Die Sache ist allerdings noch lange nicht fertig, aber in dem Mitgetheilten liegt der Schlüssel zum Aufschließen aller Geheimnisse der Natur; mit der Schraube und der Blase, mit dem Stränge und der schwingenden Saite geht der Verfasser an alle Naturkräfte, an alle Naturkräfte, formt er sich die Erde, den Himmel und seine Gestirne. Was besonders unsere Erde betrifft, so beweist er, daß sie hohl sei wie eine Seifenblase, daß sie an den Drehungspolen Oeffnungen besitze, die einen Zugang zu ihrem Innern gestatten. Er weiß sogar über das Entstehen und Fortpflanzen der Thiere und Pflanzen auf der Erde den erforderlichen Aufschluß zu geben. „Die Erde in ihrer Gesamtheit“, sagt der Verfasser, „ist hiernach mit Organen versehen, welche eine eigenthümliche sie erhaltende Bewegung derselben vermitteln, und welche sie in den Stand setzen, selbständige, ihr ähnliche Geschöpfe zu erzeugen. Ich erkenne nicht, daß diese Annahme, soviel dem bereits Vorgetragenen gemäß auch dafür zu sprechen scheint, doch etwas Gewagtes in sich enthält. Allein ich kann den angeführten Gründen, welche für meine Annahme sprechen, noch so erhebliche hinzufügen, daß die Zweifel immer mehr schwinden.“ Diese verheißene Fülle von Gründen wollen wir hier lieber nicht mehr geben, weil sie uns kaum noch nöthig zu sein scheint. Allerdings können wir uns aber auch irren, und in diesem Falle wollen wir nicht unterlassen, das weitere Nachlesen im Buche bekens zu empfehlen.

Das, was der Verfasser hier geliefert hat, steht er bloß als Material an, welches noch einer weitem Bearbeitung bedarf. Nach dieser Bemerkung steht zu erwarten, daß sich an diesen einen Band bald noch mehrere Bände anschließen werden. Sollte der Verfasser sich durch das bereits Gelieferte viele Anhänger und Freunde verschafft haben, so wird für diese jene hoffnungsvolle Aussicht eine recht erfreuliche sein. Wie ernst und eifrig es der Verfasser mit seiner neuen Theorie meint, geht schon daraus hervor, daß er sich nicht bloß damit begnügt hat, im Buche selbst zwei Seiten Verbesserungen zu geben, sondern ihm auch nach der Ausgabe noch ebenfalls zwei Seiten solcher Verbesserungen nachzusuchen.

Heinrich Birnbaum.

Zur Romanliteratur.

1. Kleine Romane von Friedrich Spielhagen. Vier Bände. Berlin, Janké. 1862—63. 8. Jeder Band 1 Thlr.
2. Der Leuchthurm auf Cap Wrath. Roman von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. 8. 6 Thlr.

Die hier angezeigten „Kleinen Romane“ von Friedrich Spielhagen (Nr. 1) gleichen den tagtäglich erscheinenden Romanen in vielen, und wesentlichen Punkten gar nicht. Der Verfasser hat das Bewußtsein, daß der Roman so gut eine Kunstform sei, wie das eigentlich sogenannte Epos; er hat das Bewußtsein, daß der Roman, wenn er sein will, was er sein soll, ein Kunstwerk sein muß. Es ist zukunftsverheißend, wenn ein Autor seine Bahn mit positiven Leistungen, nicht, wie mancher sich einen Namen zu erschwandeln suchte, mit Negativen des Vorhandenen betritt. Aber dergleichen Negationen, hohl wie sie sind, zerfallen am hellen Lichte der Wahrheit in die Staubatome, woraus sie gewoben sind, während das thätige Streben und Schaffen den Geist und

die Schöpferkraft erstarren läßt bei jedem neuen Product. Zunächst müssen wir die Ausdruckslosigkeit hervorheben, mit welcher dieser Autor auftritt. Was kann es aber auch Absurderes geben, als wenn ein Schriftsteller zu seinem ersten Romane eine Vorrede schreibt und darin etwa sagt: „Der bekannte große, unübertroffene Dichter, Schriftsteller, Politiker, Journalist und Kritiker F. V. J. sagte jüngst zu mir: „Verehrter Freund, Sie sind der größte productive Kopf des Zeitalters; Ihre Werke würden Furore machen; lassen Sie sie drucken.“ Natürlich, vertrauter Leser, du siehst ein, ich mußte folgen und hier setze ich dir meine Schüsseln vor; erwidere wirst du dich, das weiß ich; er hat es verheißten!“ In gleicher Weise lächerlich ist es, wenn andere auf dem Titelblatt prahlerisch sagen: das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten; so schreibt man, ehe noch eine einzige unparteiische und berechnete Stimme das Urtheil gefällt hat, ob dieses übersehungsfähigen Verfassers Werk überhaupt nur leidlich gut sei.

Ferner haben wir nirgends in diesen Erzählungen gefunden, daß der Verfasser gesagt hätte: „Lieber Leser und Kritiker, wenn du dich über dieses und jenes in meinen Werken wundern solltest, so mußt du wissen, ich habe eine ganz neue Sorte von Roman oder Erzählung erfunden, und selbige verlangt eben jene Besonderheiten, welche dir auffallen werden; also was bei andern ein Fehler sein würde, ist bei mir ein Vorzug. Höre, verhehe mich, beurtheile mich.“ Referent, im Gegensatz zu solchen Selbstanränderungen, findet, daß Spielhagen's Art zu schreiben viel weniger gewöhnlich ist, als die Art einiger großer Schriftsteller, welche sich neuer Erfindungen rühmen.

Aus Obigem wird man sehen, daß Spielhagen nicht gerade für Jedermann schreibt, und doch wird auch der gewöhnliche Leser, der in der Leihbibliothek „ein hübsches Buch“ verlangt, mit diesen Sachen sehr zufrieden sein. Die eigenthümliche Art dieser kleinen Romane läßt sich nun ungefähr in folgender Weise charakterisiren: Es tritt in diesen Erzählungen das Begehenheitliche mit dem Innerlichen, d. h. das Herzens-, Gemüths- und Geistesleben der Personen mit den Ereignissen oder Begebenheiten in den Erzählungen stets in ein angemessenes Gleichgewicht. In den meisten Erzählungen und Romanen tritt die Begehenheitliche Seite stark hervor; das fällt niemand auf, das hält man für das eigenthümliche Recht des Romans, und es kommt dazu, daß man Buntres liebt, daß Mannichfaltiges unterhält, und mit einem Romane will jeder zunächst sich unterhalten lassen. Den Mangel an psychologischer Motivirung, die dadurch bedingte langsamere Fortschreitung und Entwicklung verzeihen die meisten gern, weil die meisten Schnellefer sind.

Im Gegensatz zu dieser Gattung von Erzählungen steht eine andere, in welcher die ganze Geschichte oder Novelle, wie man es nennen will, am Theatralisch, oder bei einer Vorlesung, in nobler Gesellschaft, gesprächsweise oder debattirend erlebte wird. Daß mit dieser letzten Manier das Ideal der novellistischen Kunstform bei weitem nicht erreicht werde, das wußte gewiß niemand deutlicher als der alte kaufmännische Lied selbst; aber diese Form war einmal seine Caprice in jenen Jahren, wo er Novellen schrieb; es war diese Form eben der Gegensatz gegen jene vorhin von uns zuerst genannte allbeliebte Art, eine Ironie; aber sie wurde in ihrer Einseitigkeit wieder zur Uebertreibung. Nun hat Spielhagen nach meiner Ansicht diese beiden contrastirenden Formen in ein Gleichgewicht gestellt, so daß sie einander schön ergänzen, und das scheint mir das unterscheidende Merkmal für seine Art zu sein, von welcher wir übrigens keineswegs behaupten wollen, daß sie die einzig gute sei. Vollkommener als Spielhagen dieselbe handhabt, könnte sie ohne Zweifel noch angewendet werden; nämlich die Gefahr des Inbildegelesens der Reflexionen und Entwicklungen ist nicht immer vermieden. Um nun den Charakter dieser „Kleinen Romane“ noch schärfer zu bezeichnen, müssen wir vor allem hervorheben, daß Spielhagen es versteht, ursprüngliche und ganze Menschen zu dichten und darzustellen; ganz im Gegensatz gegen die gewöhnliche Praxis, wo der Schriftsteller die Figuren, die er nöthig hat, aus der Kumpfkammer blaffer

Reminiscenzen und wohlfeilen Trüdelstränge zusammenpappt, denselben das Anhängsel einiger Capricen, Unstetlichkeiten, Uebertreibungen, Sonderbarkeiten, je nach Bedürfnis auch Tollheiten zutheilt und darauf schwört, er habe Charaktere geschaffen, die ihm und nur ihm gehören. So häufig das vorkommt, so unerlässlich sollte es, je nach dem Falle, von der Kritik gerügt werden. Ganze, ursprüngliche Menschen wenigstens im Reiche der Dichtung zu finden, das ist unendlich wohlthuend in einer Zeit, wo die Verschrobenheit des Individuums so groß ist wie der Hochmuth, und wo die Hohlköpfigkeit so bombastisch auftritt, wie der Phrasendreschelschwindel. Jene eben erwähnte Eigenthümlichkeit, ganze und ursprüngliche Menschen zu dichten, bringt Spielhagen zu seiner Arbeit mit; er nimmt sie nicht erst an; wenn er reflectirt, so weiß er, daß diese Reflexion nicht die tagelängige ist; das erweckt Vertrauen; denn das Talent hat seine Uebersetzungen und nur das Talent folgt Uebersetzungen.

Nun dichtet aber unser Verfasser nicht nur ursprüngliche Männercharaktere; er versucht es auch mit den Frauen. In dem ersten seiner kleinen Romane, betitelt „Auf der Düne“, ist ihm der Charakter eines Mädchens, Hedda mit Namen, die Tochter eines Bootencommandeurs, ganz vortrefflich gelungen; da ist Feuer und Besonnenheit, da ist Klugheit und doch keine Kälte, da ist Mädchenhaftigkeit und Weiblichkeit, da ist Talent und Seele, Tugend und keine Hiererei. In den Gesprächen, welche dieses Mädchen mit einem jungen Professor während eines längeren Zusammenlebens im väterlichen Hause des Mädchens führt, ist ein Reichthum des Inhalts und der Form, eine Beweglichkeit, eine Eleganz, wie man die Conversation in wenigen Romanen und Dramen — wenn dieselben auch classisch genannt würden — finden könnte.

In dieser genannten Erzählung scheint der Verfasser sich für einige Zeit wenigstens in der Schöpfung ganz ursprünglicher weiblicher Charaktere erschöpft zu haben; neben diesem einen, welcher ein so vollkommen schönes neues Menschenbild ist, wollen die übrigen uns um vieles weniger bedeutend, bisweilen sogar nicht ganz sicher gezeichnet erscheinen. So namentlich die Freundin dieser Hedda, eine junge Frau, welche nicht ganz glücklich verheirathet zu sein sich von einem bösen Verführer einreden läßt. Um nur eins anzuführen, so sagt der Verfasser oftmals von ihr: in dieser Situation dachte sie das und das, in diesem Momente unterließ sie das und das; aber es sagt dem Leser auch nicht einmal seine innere Stimme: ja, ja, so mußte sie denken, so mußte sie handeln. Diese Frau macht den Einbruch einer jungen sogenannten gebildeten Dame von heute, klug, schwersällig, träge, bescheiden auswendig, aber innerlich höchst anspruchsvoll — lauter unangenehme Prädicate, welche der Verfasser für diese Figur gar nicht gebrauchen kann, um so mehr nicht, als zum Schluß der Erzählung jener Jüngling, welcher für ein Mädchen von seltener Begabung prädestinirt zu sein schien, Andeutungen macht, als möge er sich demnächst mit der inzwischen Witwe gewordenen jungen Frau vermählen.

Die Schilderung der Clara Vere in dem zweiten der oben genannten „kleinen Romane“, scheint dem Verfasser ebenfalls nicht ganz gelungen zu sein. Clara Vere nämlich ist enragirt für das Vergnügen, Männer zu ihren Füßen um Liebe flehen zu sehen. Das könnte eine interessante und sehr romanmäßige Liebhaberei sein; indeß Spielhagen scheint dergleichen nicht zu lieben, und wie es scheint, geht auch die Schilderung von so etwas über die Grenze des für ihn Erreichbaren hinaus. Auffallend genug ist es, daß der Verfasser für diesen Charakter zwei Momente ganz unberücksichtigt gelassen hat, die demselben, sobald er psychologisch möglich sein soll, gar nicht fehlen dürfen. Nämlich ein Charakter, wie Clara Vere, ist ohne Ehrgeiz auf der einen und ohne Sinnlichkeit auf der andern Seite gar nicht denkbar; eine von diesen zwei Seiten hätte jedenfalls herauszutreten müssen; so ist die Schilderung, trotz allen Fleißes, welcher darauf verwendet sein mag, unbedeutend geblieben, ganz

abgesehen davon, daß eine englische Lady unmöglich einen Triumph darin finden kann, wenn auch nur während eines lässlichen Aufenthalts, den Sohn eines Forstbeamten und darauf den Forstmeister ihres Vaters so in sich verliebt zu machen, daß der eine zum Selbstmord sich verirrt.

Gleicherweise ist der Charakter der Mistress Durham in der Erzählung „In der zwölften Stunde“ nicht so zur Erscheinung gekommen, wie er ohne Zweifel dem Verfasser vorliebte. Wenn ein junges Weib, von ihrem Gatten aus Armuth und drohender Schande gerettet, Mutter von Kindern und eine hochgestellte Frau geworden, setzt plötzlich sich in den Kopf, ihr Mann habe ihr zu viel geopfert und könne sie nun nicht mehr lieben; wenn dies Weib über diesen Gedanken anfängt, ihren Mann ganz gleichgültig zu behandeln, sogar ihre Kinder bis zu einem gewissen Grade zu vernachlässigen und im Aeußern die unglückliche Frau zu spielen, so sind das eigentlich keine Momente, durch welche unsere herzlichen, gemüthlichen, kurz unsere menschlichen Interessen könnten in Anspruch genommen werden; überhaupt, meine ich, würde ein Interesse für eine solche Frau viel mehr durch Ereignisse, Situationen, als durch eine Frage, die sie sich in den Kopf setzt, erweckt werden sollen. So bekommt das Verhältniß, welches zwischen dieser Frau und einem jungen Deutschen sich anspannt, einen höchst exceptionellen Charakter, obwohl die Sinnlichkeit ganz davon ausgeschlossen ist. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß diese Spielhagen'schen Frauen fast ganz ohne Sinnlichkeit sind; wiederum ein Zeichen, wie selbständig dieser Autor seinen eigenen Weg geht.

Wenn nun auch die zwei letzterwähnten Frauencharaktere in Zeichnung und Ausführung nicht ganz gelungen wären, so sind sie doch wenigstens nicht nachgepfuschte Bilderbogenweiber. Ich wende mich jetzt zu den Männercharakteren zurück und bezeichne den Dr. Deus, den alten Lord Vere, den Dr. Paul, den Professor Benno Weber als solche ganz ursprüngliche und volle Charaktere; in allen diesen Personen haben wir einen Reichthum von Wahrheit vor uns, wie man nur selten in einem so engen Rahmen zusammenfindet.

Jetzt will ich noch drei motivirte Bemerkungen zu der oben genannten Sammlung „Kleine Romane“ machen.

Die erste Bemerkung ist: Ich halte es für ein Zeichen weniger von Glück, als von Talent, wenn ein Autor sich eine Aufgabe stellt, welche nicht außerhalb der Grenzen seiner Kraft liegt. Der oben angezeigte Roman „Auf der Düne“ ist so ein glücklicher Wurf. Die Inspiration, welche „Clara Vere“ entwerfen ließ, ist als Inspiration an sich betrachtet eine glückliche; aber die Ausführung, welche der Dichter uns vorlegt, ist eine weniger befriedigende; die Ansprüche, welche der Leser an die Ausführung dieses Themas macht, werden, sobald derselbe Welt und Menschen kennt, nicht ganz befriedigen können; ist die Leserin ein aus der Pension in Montmirail oder Manheim unverdorben zurückgekehrtes Mädchen, so wird sie das Buch befriedigt, vielleicht erschüttert aus der Hand legen.

Die zweite Bemerkung ist: Der Verfasser bringt die poetische Gerechtigkeit in seinen Erzählungen nicht immer zu derjenigen Geltung, welche das Kunstwerk verlangt. Zum Beispiel ein durchaus ehrenhafter Mann, 40 Jahre alt, seit zwei Jahren verheirathet, Vater eines einjährigen Knaben, zieht einen adelichen Croissier, welcher sein Weib zu verführen sucht, zur Rechenschaft; es kommt zum Duell, und der ehrenhafte Mann, dem eine große praktische Wirksamkeit gegeben ist, der seinen Platz vorzüglich gut ausfüllt, der die volle Fähigkeit besitzt, das Leben zu führen, zu besorgen, zu ertragen, ein Mann, in dessen Natur und Verhältnissen gar nichts liegt, was über seinen vorzeitigen Tod beruhigen könnte: der fällt im Duell, und das darüber entrüstete Gefühl des Lesers bekommt keine andere Satisfaction, als daß die Gattin beim Anblick seiner Leiche sagt: „Ich selbst bin seine Mörderin.“ Der Verfasser stellt sogar dieser Frau den lebenswürdigen Jüngling des ganzen Romans als zukünftigen Gatten in Aussicht; wir sagen entschieden, da

fehlt alle poetische Gerechtigkeit. Dasselbe sage ich auch über „Clara Vere“. Diese hochmüthige Clara Vere, welche eines bürgerlichen Mannes Liebe gewiekt und ihn, als er um ihre Liebe wirbt, stolz zurückstößt, diese Dame erfährt, daß ihr Vater, ein Mann von höchst zweifelhaftem Charakter, der rechtmäßige Erbe der Güter, welche er als Eigenthum besitzt, gar nicht ist, sondern daß der rechtmäßige Erbe und Eigenthümer eben jener junge bürgerliche Mann ist (der Vater selbst hatte die hohe Geburt desselben, um ihn vollkommener gegen die Thorheit der Zeit zu waffnen, verheimlicht), dessen Liebe sie so brutal zurückgewiesen hatte. Die Documente befinden sich in des Jünglings Hand, der letzte Wille seines Vaters ist als echt verbürgt; was thut der Jüngling? Er entsagt dem ganzen ungeheuern Besitz, wenn nicht aus Liebe, doch aus Mitleiden mit dem miserabeln Weibe, welches ihn nahezu geistig und moralisch ruinirt und ein dem jungen Mann vorher treu ergebenes Mädchen fast zur Verzweiflung gebracht hat. Daß der von diesem unweiblichen Weibe so hart getränkte Mann noch eine Art von Anhänglichkeit in seinem Herzen bewahrt, welches er, nachdem er zurückgestoßen wurde, nun seiner ersten Liebe wieder gewidmet hat, ja, daß er jener herzlosen Kofette noch eine Abschiedszusammenkunft gewährt und sich von ihr küßt: läßt — das alles ist im unlöblichen Sinne des Wortes romanhaft; es hat aber den tiefen Grund, daß das Gefühl für poetische Gerechtigkeit nicht voll zur Geltung kommt. Die Kemeßs zeigt sich nicht bloß vor dem Hause, guckt heimlich durch die Spiegelscheiben und geht von dannen — vielmehr sie schreitet einher und straft; das ist die Ordnung in der Welt wie im Gedicht.

Die dritte Bemerkung ist: Spielhagen läßt einen seiner Romane ganz in England spielen, in einem andern kommen als Hauptpersonen Engländer vor. Ich meine, darin liegt für den deutschen Autor eine selbstgemachte Schwierigkeit. Freilich ist diese Schwierigkeit sehr gering, sobald ein Autor genug gethan zu haben glaubt, wenn er die englische Landschaft gut copirt und die englische Sitte treu zeichnet. So nothwendig nun beides ist, so ist es doch keineswegs alles, was geschehen muß. Mir will es scheinen, als lege der Dichter seinem Geiste einen schweren Fesselschuh an, wenn er seine Charaktere als fremdländische malt; es will mir dünken, als werde dadurch die ursprüngliche Inspiration zurückgedrängt, als sei ein solches Werk nicht eigentlich ein Originalabdruck vom Geiste seines Schöpfers. Wenn aber in der That der Dichter in dem genannten Fall sich seinen Eingebungen frei hingibt, so ist er leicht in Gefahr, seine eigenen Gedanken, Gefühle, Lebensansichten auszusprechen, statt daß er Gedanken, Gefühle, Lebensansichten eines Engländers oder einer Engländerin aussprechen sollte. In diesem letzten Fall befindet sich offenbar unser Verfasser mit seiner „Clara Vere“. Wer das Leben in England und die Charaktere seiner Bewohner genau kennt, der wird sagen, daß einzelne echt englische Züge in dem Bilde sind; aber als Ganzes ist es nicht echt englisch. Wenn jemand behaupten wollte, daß ein Charakter wie der des George in der „Clara Vere“ in England als englischer Charakter ganz und gar unmöglich sei, dem dürfte Spielhagen um so weniger zürnen, als er selbst am besten weiß, welche Mühe er sich gab, diesen Charakter recht praktisch erscheinen zu lassen; und daß derselbe dennoch im Grunde ganz radical unpraktisch — ganz deutsch — ist, wird dem Verfasser selbst, wenn er sein Buch nach längerer Zeit wie ein fremdes wieder liest, einleuchten. Nach meinem Urtheil wäre ein deutscher Autor nur dann im Recht, daß er seine Erzählung in England etwa spielen läßt, wenn es sich in dieser Erzählung um Tendenzen, um Interessen, um Conflicte handelt, die nur im englischen Nationalleben wurzeln, nur in demselben begreiflich sind und deshalb zunächst und vollständig nur an Persönlichkeiten von Engländern und Engländerinnen zur Anschauung gebracht werden können.

Dem Publikum, welches eine gehaltreiche Lectüre — hier und dort finden sich wahrhaft geistreiche Bemerkungen und Parallelen — wünscht, glauben wir die vorgenannten Romane nachdrücklich durch Hinweis auf ihre Vorzüge empfohlen zu haben;

der Verfasser wird ohne Zweifel in manchen Punkten die Ansichten, die im Obigen dargelegt sind, nicht theilen, jedenfalls aber anerkennen, daß wir theilnahmenvoll und mit seinen Dichtungen beschäftigt haben.

Ich wende mich jetzt zu dem Roman „Der Leuchthurm auf Cap Wrath“ von Philipp Salen (Nr. 2). Dieses Werk ist, wenn ich recht berichtet bin, das zwölfte des Verfassers, welches bei demselben Verleger erschienen ist; auch hören wir, daß diese Werke bereits ins Englische, Französische und Dänische übersezt sind. Diese Thatfachen zeigen an, daß das Publikum sich ein vortheilhaftes Urtheil über diese Bücher gebildet hat und daß dieselben ihren Weg machen werden. Referent hat zwar bis auf dieses „Cap Wrath“ noch kein Buch des Verfassers gelesen; doch dürfte es nicht unzulässig erscheinen, daß ein Unparteiischer über dieses neue Product ein Wort abgibt.

Der Roman „Cap Wrath“ spielt in Schottland, die Personen sind Schotten und Engländer, nur ein deutsches Geschwisterpaar kommt darin vor. Im vorliegenden Fall ist das aber nicht eine Laune des Schriftstellers, welcher vielleicht, um die Eintönigkeit deutschen Lebens zu vermeiden, sich einmal mit einem fremden Lande interessant machen wollte, sondern hier war der Autor vollkommen berechtigt, ja, er mußte seine Geschichte in England spielen lassen, weil es sich in der Geschichte des „Leuchthurns von Cap Wrath“ um Conflicte handelt, welche in dieser Art nur im englischen Leben vorkommen können, welche nur im englischen Leben begreiflich sind und deshalb an Gliedern dieser Nation zur Darstellung gebracht werden müssen. Es handelt sich in dem genannten Buche um das im Leben der englischen Aristokratie so wichtige Recht der Erstgeburt, und der Mißbrauch dieses Rechts führt die verschiedenen Conflicte herbei. Aus dieser Fundamentalaufgabe geht schon hervor, daß der Verfasser durchaus nicht phantastische oder excentrische Darstellungen machen, sondern daß er sich streng auf dem Boden der Wirklichkeit halten will. Und das thut er auch; seine Geschichte bewegt sich innerhalb des in England und Schottland bekannten Lebens; seine Personen sind Charaktere, die einem Leser, welcher Welt und Menschen kennt, schon hier und dort können vorgekommen sein; aber die Art, wie gerade diese Charaktere mit jenen Personen in ein Verhältniß treten, die Art, wie gerade diese Personen mit jenen Gesetzen in Conflict gebracht werden, diese eigenthümliche Art sage ich, ist des Verfassers eigenes Geisteswerk und läßt das Ganze als ein durchaus selbständiges, als ein neues Ganzes erscheinen.

Wenngleich leicht erkennbar ist, daß das Buch kein Erstlingswerk ist, so ist es doch durchaus nicht das Werk eines Routiniers, welcher Fabrikarbeit liefert. Der Zeit nach, worin dies Buch erscheint, muß dasselbe als eins der neuesten — ein ganz modernes — bezeichnet werden. Indes die Darstellungsart scheint mir eigentlich nicht so gar modern zu sein, sie schien uns hier und dort an verschwundene Mode auf diesem Gebiet erinnern zu wollen. Ich rechne dazu das Reizen der Neugierde des Lesers, worin der Schriftsteller sich besonders zu gefallen scheint; er erhebt das Schwert, läßt es blitzen, und thut, als solle jetzt gleich ein Entscheidungsschlag geführt werden, aber der läßt erst recht noch auf sich warten; wie gesagt, das scheint mir altmodisch. Noch mehr aber rechne ich dazu jene ungewöhnliche Behaglichkeit, mit welcher der Verfasser sich in seinen Beschreibungen und Schilderungen ergeht; diese Beschreibungen von Reisen, diese Landschaftszeichnungen scheinen mehr der alten Schule anzugehören; Referent will damit keinen Tadel aussprechen, sondern es soll bloß eine nota characteristica und damit den Lesern, welche diese Art von Darstellung lieben, ein willkommenes Fingerzeig gegeben werden. Uebrigens brauche ich nicht hinzuzufügen, daß Walter Scott'sche Weitläufigkeit und Detailmalerei hier nicht befürchtet werden darf.

Der Hauptpunkt, den ich hier noch kurz zu besprechen hätte, wäre dieser: Der Roman nämlich läuft auf eine Doppelheirath hinaus, so daß ein junger, ungeheuer reicher Lordsohn eine ganz

arme deutsche Professorstochter, und daß die Schwester dieses reichen Lords einen armen deutschen Hospitalarzt, den Bruder der Professorstochter, heirathet. Wenn wir nun schon oben gesagt haben, daß „Cap Braath“ im ganzen recht schön im englischen Charakter gehalten sei, so sind wir doch der Ansicht, daß in diesem Schluß der Verfasser sich ganz und gar vergrißen habe; mit einem Worte, es ist durchaus unenglisch, daß ein englischer Lord und eine englische Lady von Liebe, namentlich zu einem Deutschen und einer Deutschen, sich so weit sollten hinarbeiten lassen, daß sie Stand, Familie, Vermögen, bürgerliche und adeliche Stellung vergäßen und mit ihrem Herzen auch ihre Heirathshand versenkten; aus Ehrgeiz könnte ein Engländer vielleicht es thun; aus Habsucht, aus Nachsucht vielleicht auch; aus Liebe aber nicht. In dieser Weise ist das Gefühl der Liebe in der Natur des Engländers weder angelegt noch ausgebildet; dem Engländer ist diese Macht der Liebe unverständlich und unbegreiflich; um so etwas zu verstehen, um es thun zu können, dazu muß man Deutscher sein. Und wenn uns der Verfasser entgegen wollte, wir hätten unrecht, weil, was er beschrieben und geschildert, eine wahre Geschichte sei, so müßten wir ihm entgegen, daß der Charakter eines Volks darum noch nicht anders präcisiert werden kann, weil eine Ausnahme von der allgemeinen Norm vorkommt; vielmehr die Ausnahme fixirt die Regel erst recht. Ferner aber müssen wir hinzufügen, daß es sich in Romanen auch gar nicht vorherrschend um die todte, nüchterne, kalte Thatsache, sondern darum handelt, daß die Geschichte im höhern Sinne möglich sei; die Wirklichkeitsfabrikanten haben mit dem Romanbildner, nach meiner Ansicht, wenig gemein. Wenn Referent im Hervorheben dieser letzten Momente kräftiger gesprochen hat, so betont er nicht weniger kräftig die mancherlei Vorzüge dieses Romans. Es tritt uns darin vorzüglich achtungsgebietend entgegen die Zartheit und Reinheit, mit welcher die Geschlechtsverhältnisse in diesem Buche behandelt werden; von Prüderie, von falscher Empfindsamkeit, modernem Augenniedererschlagen ist auch nicht die Spur, es ist alles unverfälscht, schmutzlos, naturgemäß. Die Liebe ist ganz deutsch in dem Roman, indem die eigentliche Liebesgeschichte mehr eine innerliche ist.

Ferner ist noch zu erwähnen, daß das Buch keine politischen, religiösen, socialen und pädagogischen Fragen discutirt; aber ich bin der Ueberzeugung, daß derjenige, welcher überhaupt denkt und denken mag, in diesem Buche mancherlei zum Erwägen, Vergleichen und Schließen findet: Geistesoperationen, welche durch die Ruhe des Fortschreitens der Erzählung begünstigt werden. Ich bin überzeugt, daß ein denkender Leser aus diesem Werke einen nachweisbaren Gewinn an Befähigung oder Berichtigung eigener Gedanken über mehr als eine praktische Frage davontragen wird; auch in dieser Beziehung glauben wir das oben genannte Werk als eine werthvolle Lectüre empfehlen zu dürfen.

10.

Illustrirte Dichtungen.

Unser Publikum scheint heutzutage noch lieber zu sehen als zu lesen und daher die Lust an Silberwerken und illustrirten Schriften immer noch im Wachsen zu sein. Kein humoristisches Blatt, keine eigentlich unterhaltende Zeitschrift kann jetzt ohne eingefügte Holzschnitte oder andern Silberkurus zu etwas kommen, und bald dürften wir so weit sein, daß auch unsere kritischen und sachwissenschaftlichen Blätter sich wenigstens mit Bignetten und Initialen schmücken müssen, um wenn nicht Leser so doch Beschauer zu finden. Es liegt darin etwas Kindliches in so greifenhafter Zeit. Da nun unsere Poeten wahrnehmen müssen, daß die Gleichgültigkeit gegen ihre Herzergüsse noch immer im Zunehmen ist und daß es selbst der Goldschnitt und der verzierte Deckel nicht mehr thut, so ist es ihnen kaum zu verdenken, daß sie ebenfalls ihre Aufmerksamkeit zu dem Reizmittel von Illustrationen, Bignetten und Initialen nehmen, wie dies unter andern in folgenden Publicationen geschehen ist:

1863. 21.

1. Aschenbrödel von Wolfgang Müller von Königs-
wintcr. Mit sechs Compositionen, auf Holz gezeichnet von
A. Gendtschel. Frankfurt a. M., Donorf. 1862. Du. 4.
27 Ngr.
2. Das Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach
Moriz von Schwind's gleichnamigem Bilde von Livius
Fürst. Mit Titelbild, Initialen und Bignetten von Georg
und Theodor Schweifinger. Leipzig, G. Wigand. 1863.
4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die alte Märchenproduction scheint sich besonders darin gefallen zu haben, die schweren Prüfungen unschuldiger weiblicher Wesen darzustellen, bis dann der Erretter in der Person irgend-
eines Königs oder Königssohns erscheint. Dies ist auch in dem Märchen von „Aschenbrödel“ und im gewissen Sinne auch in dem von den „Sieben Raben“ der Fall, nur daß in dem letztern die Prüfungen mit der Heirath noch nicht sofort ein Ende haben und schließlich erst noch eine Fee helfend einschreiten muß. Beide Märchen sind indess zu bekannt, um hier weiter auf ihren Inhalt einzugehen. Das Märchen von Aschenbrödel hat Wolfgang Müller in fortlaufenden reimlosen Trochäen mit zartem, poetischem Gefühl und mit einer fast meisterhaft zu nennenden Technik im Versbau und Ausdruck behandelt, dabei im Tone mit Glück an die Formen serbischer Volkspoesie erinnernd. Wir theilen hier nun folgende kleine Probe mit. Die böse Stiefmutter hat dem Aschenbrödel, das in den beigegebenen hübschen Compositionen von A. Gendtschel stets eine sehr liebliche Erscheinung bildet, zum zweiten Male die Aufgabe gestellt, die in die Asche geschütteten Linsen in einer Stunde anzulegen, um sodann mit zum Königsschloß zu gehen. Es heißt nun in der Müller'schen Dichtung:

Aschenbrödel, armes Mädchen,
Wie soll dir das Werk gelingen?
Aschenbrödel aber wandte
Wieder sich hinaus zum Kirchhof,
Grub sich auf's Grab der Mutter,
Und sie betete und weinte:
Bäumchen, schüttel, rüttel dich,
Weißer Vogel, flieh auf mich,
Send mir die Taubchen alle
Jahm' und wilde, sende gütig
Mir die Vögelchen unterm Himmel,
Daß sie mir die Linsen lesen,
Al die guten in das Löffchen,
Doch die schlechten in das Aschpfen!
Und da flog, was Flügel hatte,
Durch das dunckle Küchenfenster.
Wie das schwirrte, wie das schwärmte!
Alle Vögel unterm Himmel
Riefen an der Asch sich nieder.
Wie sie mit den Köpfen nickten,
Wie sie mit den Schnäbeln pickten!
Pick, pick, pick! Sie lasen alle
Körnlein emsig in die Aschpfen;
Lächelnd sah es Aschenbrödel.
Schon nach einer Stunde hatten
Sie das große Werk vollendet
Und entflohen in die Lüfte.

Livius Fürst, der Bearbeiter des „Märchen von den sieben Raben“ (Nr. 2), ist ein junger talentvoller Dichter, der sich in seiner Vaterstadt Leipzig durch verschiedene Festgebichte und Prologe bereits vorthellhaft bekannt gemacht hat. Auch die vorliegende Dichtung mit Titelbild, Initialen und Bignetten von G. und Th. Schweifinger zierrich ausgestattet und dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar gewidmet, zeugt offenbar von dem poetischen Talent des Verfassers, von feinniger Auffassung und von der Fertigkeit, gegebene Stoffe lebendig, anmuthig und in gewandter Versifikation zu behan-

54

beln. Eine hier und da etwas zu luxuriöse Ausführung wird man dem jungen Dichter gern verzeihen; die eigentlich ästhetische Defonomie, das nicht Zuviel und nicht Zuwenig lernt sich erst mit den Jahren. Der Dichter hat die modernisirte Nibelungen-Prophe gewählet, aber sie etwas frei gehandhabt, indem er z. B. auch Dastypen mit unterlaufen läßt. Auch aus dieser Dichtung geben wir, um sie damit zu empfehlen, eine kleine Probe und wählen dazu die ansprechende Natur Schilderung, womit der Verfasser den dritten Gesang: „Im Walde“, eröffnet:

Von dichten Nebelwolken dampft rings das grüne Thal,
Es leuchtet über die Berge der erste goldene Strahl;
Und frischer glänzt alles im jungen Tageslicht,
Das sich auf Blumen und Blüten in tausend Tropfen bricht.

Und bunter glänzen die Matten, und süßer strömt der Duft,
Und lauter klingen die Vögel, und reiner weht die Luft.
Woher der herrliche Zauber; woher die wonnige Pracht?
Es ist der Waldesmorgen, der alles so lieblich macht.

Schlank wie des Domes Säulen, ein Kolos mächtiger Bau,
So ragen alte Tannen auf zu des Himmels Blau;
Hoch droben schimmern die Wipfel, vom Morgenwinde gewiegt,
Indes an die braunen Stämme das Moos sich jählich schmiegt.

Und Eichen stehen dazwischen und blicken stolz und tahn
Mit allgewaltigem Anstich hervor aus dunklem Grün.
Sie recken die nervigen Arme gar ernst und riesenhaft,
Ein Bild von Mannesschönheit und echter Heldentraft.

Und tiefer im schattigen Grunde, wo sanfter das Vöglein klagt,
Wo klar aus Moos und Steinen die Waldesquelle springt,
Da naht sich scheuen Trittes zum Morgentrunk das Bild
Und schaut im blanken Spiegel verwundert sein Ebenbild.

Ein stiller, heiliger Frieden liegt über der Natur,
Es säuselt durch die Lüfte gleich eines Gottes Spur —
Ein einziger solcher Morgen in Waldeseinsamkeit,
Und unsre Seele betet und unser Herz wird weit.

Gleichzeitig, wie wir hier vorläufig bemerken wollen, hat auch Luise von Bloemiers, wahrscheinlich ebenfalls durch Schwind's berühmtes Bild dazu angeregt, eine das Märchen von den sieben Raben behandelnde Dichtung erscheinen lassen. Die Kritik predigt jetzt gegen die Romantik von allen Dächern; aber man sieht, daß wir noch mitten in ihr stehen; unsere Lyrik und Epik, unsere Dichtkunst, unsere Tonkunst und zum Theil auch unsere Malerei leben und weben in der alten Märchenpoesie und der alten Sage. Hat doch Geibel selbst schon den modernen Dämon, den Dampf, in eine Mythe verwandelt! Der Geist einer Nation läßt sich nicht so leicht seiner ursprünglichen Art untreu machen, als manche Wortführer des Tages sich einzubilden scheinen. *J. M.*

Notizen.

Ein angebliches Gedicht Schiller's auf Napoleon.

In einer sonst gehaltvollen und an interessanten Zusammenstellungen reichen, soeben bei G. Reimer in Berlin erschienenen und durch den jetzigen Denkmalsstreit veranlaßten Schrift von Friedrich Bloemer: „Lessing, Schiller und Goethe“, auf die wir bei anderer Gelegenheit noch zu sprechen kommen, findet sich ein Gedicht „Auf den Kaiser Napoleon“, mit dem Anfange: „Mag die Welt in thörichtem Erstaunen“, als ein Schiller'sches abgedruckt und darunter die Note: „Dieses höchst merkwürdige und wichtige prophetische Gedicht erschien zuerst im „Morgenblatt“, 27. Februar 1835, Nr. 50. Die Redaction fügte folgende Anmerkung bei: „Aus den von Schiller herrührenden sehr reichen Papieren, welche im Besitze des verstorbenen Freiherrn von Gotta sind, haben wir obiges Gedicht aus, dessen Inhalt es begreiflich macht, warum dasselbe den ersten Auflagen der Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt worden ist.“ Der Grund aber, warum das Gedicht den ersten Auflagen der

Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt werden konnte, ist einfach der, daß dieses „wichtige und prophetische“ Gedicht gar nicht von Schiller, sondern von Karl Mähler herrührt, welcher es zuerst in seinen „Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes“ (Berlin, Calsfeld, 1813) veröffentlichte. Er hatte es im December 1805 in Stargard gedichtet, und um jene Zeit hatten die an Napoleon gerichteten Schlußworte:

Was du wünschst, wirst du nie vollenden.
Von Begierden eifam aufgestört,
Nur ein Werkzeug von der Rache Händen,
Wirst auch du von ihr zerstückt —

allerdings etwas Prophetisches, selbst im Munde eines Karl Mähler. Uebrigens war es bereits in der „Abendzeitung“, 1817, Nr. 127, als von G. D. Ehrhardt herrührend, in dessen Nachlaß man es gefunden hatte, abgedruckt, wogegen Mähler in demselben Blatte Nr. 162 sein Eigenthum reclamirte. Nach dem Erscheinen des Gedichts im „Morgenblatt“ als ein angeblich Schiller'sches, reclamirte Mähler, der wol einiges Recht darauf hatte, auf ein Gedicht stolz zu sein, welches man eines Schiller für würdig hielt, abermals in der „Abendzeitung“, 1835, Nr. 149. Aus dem „Morgenblatt“ nahm es Hoffmeister trotz dieses Protestes im Jahre 1840 in die „Supplemente zu Schiller's Werken“, (erste Abtheilung, S. 281) auf; ja obgleich Mähler abermals in einer Flugschrift und in der „Abendzeitung“ zugleich reclamirte, prangte es doch wieder in einer neuen Auflage der Schiller'schen Supplemente, worauf sich Mähler veranlaßt sah, seine „Nothgedrungene Reclamation zur Abwehr eines Plagiats 1841. Neuer Abdruck. Betreffend das Gedicht: Der Eroberer. Mit einer erläuternden Nachschrift von Karl Mähler“ (Berlin, Bethge, 1855) erscheinen zu lassen. „Dennoch“, bemerkt Karl Goedeke, aus dessen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur“ (Bd. 3, Heft 1, S. 131) wir letztere Angaben entnehmen, „spukte das Gedicht im Februar 1859 wieder in den Zeitungen als aus Schiller's Nachlaß.“ Und obgleich nun neuerdings Goedeke die immerhin merkwürdige Geschichte des Gedichts mit so großem Fleiße verfolgt und die Resultate seiner Nachforschung in einem vielgenannten Werke niedergelegt hat, spukt es im Jahre 1863 wieder als Schiller'sches Product, und so wird es seinen Spuk auf Schiller's und Mähler's Kosten zugleich wol auch noch ferner fortreiben.

Ein Nachdruckproceß in Bremen.

Die „Beferzeitung“ enthielt aus Bremen unterm 1. Mai folgende Mittheilung: „Dieser Tage ist der hier seltene Fall eines Nachdruckprocesses zur Entscheidung gekommen. Die Redaction des hiesigen Blattes „Telegraph“ war von dem Verfasser eines bei einer Theatervorstellung gesprochenen Prologs wegen Nachdrucks auf 50 Thlr. Honorar und 25 Thlr. Strafe verklagt worden, weil es diesen Prolog ohne ausdrückliche Genehmigung des Verfassers abgedruckt hatte. Das Gericht hat in erster Instanz dahin entschrieben, daß der Verfasser mit seiner Klage abzuweisen sei, weil ein derartiger Prolog nicht als eine literarisches Erzeugniß von dauerndem Werthe, sondern nur als eine für eine besondere einmalige Gelegenheit bestimmte Ansprache zu betrachten sei.“ Wir erlauben uns an diese Mittheilung einige flüchtige Bemerkungen zu knüpfen. Einerseits kann man es freilich etwas sonderbar finden, daß der Verfasser des betreffenden Prologs in diesem Falle wegen Nachdrucks Klage erhob, besonders da er wissen mußte, daß die deutschen Preßgesetze dem Autor im allgemeinen keinen irgend ausreichenden Schutz gewähren. Andererseits, wenn auch in diesem speciellen Falle eine Abweisung der Klage und namentlich so hoher Ansätze in Betreff des Honorars und der Geldstrafe durch die Umstände gerechtfertigt sein mochte, können wir uns mit den Motiven, die man in erster Instanz zum Zweck der Abweisung geltend machte, doch auch nicht einverstanden erklären. Denn warum sollte ein „derartiger“ Prolog durchaus ein Erzeugniß von dauerndem Werthe nicht sein können? Warum sollte er nur bei dieser „Be-

sondern einmaligen Gelegenheit" und nicht auch später bei einer ähnlichen Gelegenheit gesprochen oder als von dauerndem Werthe von der Literaturgeschichte anerkannt werden können? Haben Schiller's berühmter Prolog zu „Wallenstein's Lager" und Goethe's kaum minder berühmter Prolog zum „Eifer" und sein noch berühmterer Epilog zur Aufführung von Schiller's „Glocke" etwa keinen dauernden Werth? Gehören sie nicht vielmehr zu den schönsten und gedankenreichsten Dichtungen, die wir besitzen? Wir wissen allerdings, daß man in Deutschland, wo man gern alles zum niedrigsten Preise kauft oder am liebsten alles umsonst haben möchte, den Werth solcher Festdichtungen leider sehr niedrig anzuschlagen scheint, was schon daraus hervorgeht, daß ihre Verfasser von denen, welche die von ihnen veranstaltete Festlichkeit damit schmücken, nur in den seltensten Fällen für ihre Mühe und ihren Zeiterlaß honorirt und entschädigt werden. Um so weniger sollte man aber, wie uns dünkt, von so einflussreicher Stelle aus, wie ein Gerichtshof ist, durch solche allgemeine Aburtheilungen über eine Literaturgattung zu dieser Geringschätzung beitragen.

H. M.

Eine neue „Jungfrau von Orleans“.

Die Gräfin d'Agoult hat unter dem Pseudonym Daniel Stern vor einigen Jahren ein historisches Schauspiel geschrieben, welches die Jungfrau von Orleans zur Heldin hat und wol verdient, auch in d. Bl. einmal erwähnt zu werden. Merkwürdig ist das Stück zunächst dadurch, daß die Verfasserin nach ihrer eigenen Angabe sich den neuesten Forschungen über Johanna angeschlossen hat; diesen Forschungen entsprechend lautet gleich der Name der Heldin und des Schauspiels „Jeanne d'Arc". Das Stück selbst ist nicht ohne Eindruck, aber wie die Verfasserin selbst sagt, zunächst für das Lesen berechnet. Daran denkt z. B., daß Act 5, Scene 2 Jeanne eben noch vor dem Tribunal steht; Act 5, Scene 3 nach einem einfachen Decorationswechsel als im Gefängniß eingeschlossen vorgeführt wird. In ihrer Vorrede beklagt die Gräfin das Nichtvorhandensein einer würdigen poetischen Darstellung dieses Stoffes, wobei sie nicht nur Shakespeare, wie natürlich, sondern auch Schiller gänzlich ignorirend nur an französische Schriften denkt. Nachgeahmt ist Schiller nicht von ihr: sie läßt Johanna vom König, der von Verräthern umgeben und schlecht beraten ist, verurtheilt und führt sie vor das Tribunal und auf den Holzstoß, „qu'on aperçoit à travers les portes ouvertes". Der poetischen Gerechtigkeit ist nicht Genüge gethan, da die Verräther triumphiren und Johanna ganz schuldlos stirbt; wenn nicht wenig das für Schuld gelten soll, daß sie im Gefängniß in einem Augenblick weiblichen Grausens vor dem Tod an Gott und ihrer Sache verzweifelt. Doch ist ihr Schicksal vorher schon so ziemlich entschieden, und wenn man etwa geltend machen wollte, daß sich dasselbe erst mit dem Eintritt des Viceinquisitors (Act 5, Scene 6) entscheide, so wäre doch jedenfalls diese Strafe dieser Schuld, die die eines Moments ist, nicht entsprechend, sondern viel zu hart. Eher kann die Versöhnung in ihrer Schlussvision von der zukünftigen Größe und dem Glanz Frankreichs liegen: „Vous triomphez de ma mort, mais votre triomphe sera de courte durée. Entendez, entendez les nouvelles de Dieu! Avant six mois d'ici vous (die Engländer) aurez tous quitté le sol français. Et mon roi sera nommé le victorieux et il rétablira son peuple en honneur et en prospérité. Et il n'y aura plus sur le sol sacré de France ni haines ni divisions: il n'y aura plus ni Bretagne, ni Dauphiné, ni Armagnacs, ni Bourguignons, mais une seule nation, un seul peuple! Et ce peuple grandira, il grandira sans cesse et sans fin par la suite des siècles; et il sera le plus agréable à Dieu entre tous les peuples du monde; et sera libre, fier et juste et il régnera sur la terre par son grand amour, par sa grande foi, par sa grande espérance!" In den letzten Worten, die sie spricht: „O mon peuple bien-aimé, mon doux peuple de France, qu'il est beau de mourir pour toi!"

31.

Bibliographie.

Brandstaeter, F. A., Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung). Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Carlén, Rosa, Agnes Tell. Eine Theatralengeschichte. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerh. 8. 1 Thlr.

Goehring, C., Das deutsche Kaiserhaus oder: Desterreichs Großthaten und Helben. Populäre Schilderung. Mit Porträt in Stahlstich. 1ste Lieferung. Leipzig, C. Schäfer. Hoch 4. 7½ Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Wogen des Lebens. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trevenant. 8. 4 Thlr.

Hansen, C., Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus in der dänischen Kirche. Nach seinem Tode herausgegeben von K. Wieseler. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Kammen, H. J., Pfarrer Marcel. Erzählung nach R. von Ravery. Herausgegeben von F. Thalhaus. Nachen, Cremer. 8. 20 Ngr.

Kurz, H., Ueber Walther's von der Vogelweide Herkunft und Heimath. Marau. Gr. 4. 8 Ngr.

Oppermann, A., Ernst Rietschel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pillersdorff, Freih. v., Handschriftlicher Nachlaß. Mit Pillersdorff's Porträt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Plath, J. H., Ueber die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen. Nach chinesischen Quellen. München, Franz. Gr. 8. 16 Ngr.

Puttli, G. zu, Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. Riehl, W. G., Geschichten aus alter Zeit. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rottels, J. L., Erziehungs-Philosophie. Münster, Theising. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Graf Schenk von Disingen. Eine historische Novelle von W. E. Ullm, Gebr. Rübling. Gr. 8. 15 Ngr.

Schletterer, H. M., Zur Geschichte dramatischer Musik und Poesie in Deutschland. 1ster Band. Augsburg, Schloffer. Lex.-8. 2 Thlr.

Silesius, A., Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder. Regensburg, Manz. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Spence, J., Die amerikanische Union, ihre Entwicklung auf National-Charakter und Politik. Nebst einer Erörterung der Fragen: Ist Secession ein constitutionelles Recht? und Welches sind die Ursachen der Spaltung? Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung nach der 4ten Ausgabe. Herausgegeben von A. B. Wetter. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr.

Storm, L., Im Schloß. Münster, Brunn. 16. 15 Ngr. Laszar Wioresku. Ein moldauisches Genrebild von W. v. R. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Henneberger, A., Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100jährigen Geburtstag. Meiningen, v. Eye. Gr. 4. 4 Ngr.

Hering's, G., Flugblätter. I. Sondershausen, Capel. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Katholikenfrage in Holstein. Verhandlungen der Itzehoe Ständerversammlung im Jahre 1863 nebst Aktenstücken dazu und Beleuchtung derselben. Altona, Ullacker. Lex.-8. 15 Ngr.

Die serbische Wojwodschaftsfrage vom kroatisch-slavonischen Standpunkte betrachtet. Von X. Y. Z. Wien. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Zwölfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In allen guten Stunden. Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Lieberbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Terne, liebe, lebe. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Hammer ist unlängst der Welt und seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entzogen worden. Seine Dichtungen aber werden fortleben im deutschen Volke als eine frisch sprudelnde Quell der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität. Welchen Anklang sie allerwärts gefunden, davon zeugt das Bedürfnis immer neuer Auflagen, namentlich der bereits in zwölf Auflagen erschienenen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich“.

Eine treffende Charakteristik des Dichters, wie er sich in seinen poetischen Werken darstellt, bringt das „Morgenblatt“ unter andern mit folgenden kurzen Worten: „Religiös und doch ohne kirchlichen Beigeschmack; mit seinem Gemüth im ursprünglichen Christenthum wurzelnd, aber mit seiner Bildung im Christenthum fußend; verständig und milde, aber doch auch ein strenger Sittenwächter; dem männlichen Gemüthe vielleicht nicht eisenhaltig genug, aber von jeder weiblichen Sentimentalität frei.“

Von „Schau um dich und Schau in dich“ sagt das „Morgenblatt“: „Die Form ist eine durchweg reine; über dem Inhalt aber, einer harmonischen Verschmelzung von sanfter Wehmuth, schmerzlichem Verzicht, gläubigem Emporweisen, liebesvollem Theilnehmen an Leid und Lust der Creatur, nicht minder sanft zurechtweisender Belehrung liegt ein so schöner, weisender Hauch, daß ein solches Werk der wärmsten Aufnahme und nachhaltigsten Befürwortung gewiß sein durfte.“

„In allen guten Stunden“ sind poetische Productionen ähnlicher Gestalt und Gemüthsrichtung, den Stimmungen entsprechend, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

„Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntnis und durch Erkenntnis der stufenweisen Entwicklung des ewigen und Höchsten im Menschen.

„Auf stillen Wegen“ ist der bezeichnende Titel von Gemüthsstücken, die allen, welche die früheren Sammlungen liebgewonnen, gewiß ebenso willkommen sein werden.

„Unter dem Halbmond“ wird den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie“ geht den Gedichten voraus. Levin Schücking sagt von ihnen, daß sie „mit

Recht einer Reihe orientalischer Perlen verglichen werden können, so anmuthig, schön und glänzend ist die Mehrzahl von ihnen“.

„Die Psalmen der Heiligen Schrift“ sind ein größeres poetisches Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung verdient: eine vollständige, dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. „Wie vom Verfasser zu erwarten war“, heißt es in der „Europa“ darüber, „ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Zorns gegen Gottes Feinde. Seine Umbichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe.“

„Terne, liebe, lebe“ nannte Hammer die letzten seiner Liebergaben. Sie wurden des Dichters Schwanengesang. Noch einmal läßt er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankensätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russlands sociale Gegenwart

und der

Aufstand in Polen.

Von Aurelio Buddrus.

8. Geh. 15 Ngr.

Vorträge, welche der Verfasser, ein bewährter und gründlicher Kenner russischer Zustände, kürzlich vor einem größten Auditorium von Männern und Frauen zu Frankfurt a. M. gehalten hat, legen dieser Schrift zu Grunde. Der inzwischen ausgebrochene Aufstand in Polen veranlaßte jedoch eine wesentliche Erweiterung ihres Inhalts. Es werden darin die Ereignisse bis auf die jüngsten Tage unter neuen, geistreichen Gesichtspunkten beleuchtet, indem namentlich auf die Wechselwirkung hingewiesen wird, welche zwischen den Bewegungselementen in Polen und den social-communistischen Gestaltungen Rußlands besteht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ernst Rietschel.

Von Andreas Oppermann.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser dieser Biographie stand dem vereinigten Meister persönlich nahe. Wir erhalten durch ihn eine anschauliche Schilderung des Lebens und der Werke Ernst Rietschel's, jenes echt nationalen Künstlers, dem das deutsche Volk die herrlichen Gebilde eines Luther, Lessing, Goethe und Schiller verdankt und der mit diesen Schöpfungen der plastischen Kunst neue Bahnen eröffnet hat. Besonders Interesse gewähren die von Rietschel selbst aufgezeichneten Jugenderinnerungen, der in die Erzählung verflochtene Briefwechsel mit seinem Lehrer und Freunde Rauch, sowie die Verhandlungen mit den verschiedenen Denkmalcomités über die dem Künstler erteilten Aufträge.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 22. —

21. Mai 1863.

Inhalt: Neuere deutsche Literaturgeschichtsschreibung. Gröfter Artikel: Literaturgeschichten allgemeinen Charakters. Von Hermann Marggraf. — Reisekizzen. — Zur Geschichte des jungen Italien. — Aus und über Lord Byron's Leben. — Mottgen. (Zur deutschen Gänlichkeit; Ein Beitrag zur Biographie von Friedrich Thiersch; Die Doppelte des Grafen von Gleichen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere deutsche Literaturgeschichtsschreibung.

Gröfter Artikel:

Literaturgeschichten allgemeinen Charakters.

Wie in allen übrigen Literaturzweigen ist auch auf dem der Literaturgeschichtsschreibung die Production in Deutschland eine ungemein große und noch immer wachsende, und es wird kaum geleugnet werden können, daß sie auch auf diesem Gebiete, wo dies am wenigsten der Fall sein sollte, zuweilen in bloße Fabrication übergeht. Eine ansehnliche Zahl von dahin einschlagenden Schriften und Werken liegt vor uns aufgeschapelt und erhält fast Woche für Woche einen neuen Zuwachs. Wir reichen daher mit Einem Artikel nicht aus, und wir werden in dem ersten die Literaturgeschichten allgemeinen Charakters zusammenfassen, in einem zweiten aber diejenigen besprechen, welche, wie M. Rapp's „Das goldene Alter der deutschen Poesie“ und einige andere Schriften, in denen Parallelen zwischen einigen unserer Classiker gezogen sind, nur gewisse Literaturgruppen behandeln, oder wie Robert Prutz' „Menschen und Bücher“, D. F. Gruppe's „Leben und Werke deutscher Dichter“, Palbamus' „Deutsche Dichter und Prosaischen“ u. s. w., Beiträge zur Literaturgeschichte in biographischer Form enthalten. Die einzelne Dichter und Schriftsteller betreffenden Werke und Schriften, unter denen die über Goethe und Schiller allmählich wieder zu ganzen Massen erwachsen sind und ein eigenes Studium in Anspruch nehmen, müssen außerdem, wie dies begreiflich ist, besonders Artikeln vorbehalten bleiben. Und welchem irgend namhaften verstorbenen Dichter würde nicht jetzt ein Leichenstein in Form einer Biographie errichtet? Man wandelt wie auf einem Leichenacker unter einem wahren Walde von Grabmonumenten, auf denen, nebst den nöthigen Daten über Geburts- und Todesjahr u. s. w., alles das zu lesen ist, was der literarische Steinmetz über den Verstorbenen denkt und dem haptieren, oft auch Isthypaplernen Monument in schwarzen Lettern eingegraben hat. Ach, und während diejenigen Monumente, die vor unsern Augen aufs eiligste errichtet werden, auf eine Weile unsere Blicke und unsere Aufmerk-

samkeit in Anspruch nehmen, sinken die hinter uns vielleicht bereits wieder in Staub zusammen — Staub zu Staub!

Die Vorzüge der deutschen Literaturgeschichtsschreibung vor der der übrigen Völker sind bekannt und unbestreitbar; aber es haben sich ihr im Laufe der Zeit bedeutende Mängel angeheftet. Sie hat den mehr objectiven und allgemeinen Standpunkt eines Nachler, des eigentlichen Schöpfers der modernen Literaturgeschichtsschreibung in Deutschland, bereits ziemlich aufgegeben, und beleuchtet mit subjectiver Willkür das Gebiet der Literatur fast immer nur von Einer Seite. Die Tendenzen der Zeit haben sich in sie eingemischt, und es kann vorkommen, daß, was der eine des höchsten Preises für werth findet, von dem andern unbedingt verworfen wird und daß beide nur in solchen nicht seltenen Fällen miteinander übereinstimmen, wo einer von dem andern oder beide von einem dritten entlehnen und abschreiben. Der eine steht vorzugsweise auf einem religiösen und conservativen, der andere auf einem antireligiösen und demokratischen Standpunkt, woraus nun selbstverständlich folgt, daß letzterer gerade diejenigen Dichter und Schriftsteller feiern und empfehlen wird, vor denen der erstere schauend warnt. Wir haben Literaturgeschichten vom protestantischen und vom katholischen Standpunkt und in politischer Hinsicht sogar vom Standpunkt der sogenannten Goethaischen Partei. Der eine Literaturgeschichtsschreiber geht von der Ansicht aus, daß mit der Periode Goethe's und Schiller's die productive Literatur ihr Höchstes wie ihr Letztes erreicht habe, daß die Productionskraft der Nation erloschen sei und daß die sogenannten Epigonen ohne alle und jede Bedeutung seien; der andere dagegen ist der Ansicht, daß die Literatur seit denjenigen Dichtern, die wir zu unsern classischen creirt haben, erst recht in Fluß gekommen sei und erst ihrem eigentlichen Höhepunkt zustrebe, daß die Anschauungen unserer classischen Dichter somit im Grunde zu den überwundenen Standpunkten gehören. Nach dem einen hat demnach nur der Todte, nach dem andern nur der Lebende recht. Der eine verwirft bei der Betrachtung von Dicht- und Kunstwerken den ethischen Standpunkt gänzlich, der andere hält ebenso einseitig nur diesen fest und beurtheilt viele der herrlichsten

Gebilde aus dem Gesichtspunkte der engherzigsten philisterhaftesten Moral, die, ohne doch von irgendetwas religiösen Inhalt erfüllt zu sein, nicht einmal das Schelmische und Schalkhafte gelten läßt, wie es sogar in vielen Erzählungen des frommen Welters in den Vordergrund tritt.

Eine Verwirrung aller Begriffe muß davon die Folge sein, und daher kommt es auch, daß das Publikum, welches bald nach der einen, bald nach der andern Literaturgeschichte greift, gar nicht mehr weiß, was es gelten lassen soll, das andere aber, welches sich auf die Lectüre einer von einem bestimmten Parteistandpunkte geschriebenen Literaturgeschichte beschränkt, von Literatur und Kunst nur die einseitigsten und falschesten Begriffe hat. Wer aber alle durcheinander liest und studirt, muß ein Mann von sehr entschiedenem, ausgebildetem Urtheil sein, er muß die Einseitigkeiten der einen wie der andern auf ihr richtiges Maß zu bringen und gegeneinander abzuwägen wissen, um den Richtweg nicht zu verlieren und von diesen verschiedenen und so verschiedenartigen Literaturgeschichten den Vortheil zu haben, den sie bei unbefangenen Studium einem Manne von wirklicher Urtheils- und Unterscheidungsfähigkeit allerdings gewähren können; denn an einzelnen trefflichen Partien, ergiebigen Studien, sinnreichen Combinationen und fruchtbaren Bemerkungen ist kein Mangel. Nur darin kommen unsere bisherigen Literaturgeschichtschreiber fast sammt und sonderb überein, daß sie für das Komische meist so gut wie gar keine Empfänglichkeit besitzen und daher die auch bei uns Deutschen so reich entwickelte und nicht wenig einflussreiche humoristische und komische Literatur, die in einer Literaturgeschichte von wirklich culturhistorischem Gehalt einen hervorragenden Platz einnehmen müßte, entweder gänzlich ignoriren oder doch nur sehr flüchtig und flüßmüßig behandeln. Es scheint, als ob sie ihrer Gravidität etwas zu vergeben fürchten, wenn sie es über sich brächten, ihre saure Miene abzulegen, um das, was aus der komischen Literatur populär geworden, zu bringen und mit der Gemüthsfrische, welche diese Gattung verlangt, aufzufassen und zur Darstellung zu bringen. Früher gab es sogar unter den Kanzelrednern solche, welche ausgelassene Humorkisten waren, heutzutage sind sogar viele unserer Literaturgeschichtschreiber salbungsvolle Kanzelredner.

Um manche Eigenschaften unserer neueren Literaturgeschichten zu erklären, ist es vielleicht zweckmäßig, auf die Art ihrer Entstehung hinzuweisen. Zum großen Theil wurden sie bisher von Universitätsprofessoren, Schuldirectoren, Gymnasiallehrern und Redactoren kritischer Blätter oder überhaupt Kritikern verfaßt. Der Professor, der natürlich auf die lebenden Dichter und Literaten mit gebührender Geringschätzung herabsieht, dagegen es nicht verschmäht, aus den verstorbenen literarhistorisches Kapital zu machen, hielt von Zeit zu Zeit Vorlesungen über diese oder jene Literaturperiode, der Schuldirector oder Gymnasiallehrer seinen regelmäßigen Cours über Literaturgeschichte, und der Redacteur oder Kritiker hatte im Laufe der Jahre so und so viele längere oder kürzere Recensionen über neu-

erschienene Bücher literarischen Charakters und dichterische Productionen zusammengeschrieben. Dergleichen Fragmente bildeten die Grundlage, man dehnte seine Studien auf weitere Partien aus, man suchte die Lücken zwischen ihnen so gut es ging auszufüllen, und eine mehr oder weniger complete Literaturgeschichte gestaltete sich nun, trat in die Öffentlichkeit und machte dem Publikum ihr Compliment. Aus dieser Entstehungsart erklärt sich dann unter anderm das vorwiegend Doctrinäre oder vorwiegend Kritische. Im übrigen kann man sicherlich nichts dagegen haben, wenn der Redacteur eines kritischen Blattes seine bessern Aufsätze, um sie aus ihrem ephemeren Dasein in eine permanentere Existenz hinüberzusetzen, als Beiträge zur Literaturgeschichte später gesammelt herausgibt, falls er einen Verleger dazu findet; in Frankreich und England geschieht dies von sehr namhaften Kritikern meistens, in England oft und zwar hier meist unter der Bezeichnung der Essays; mißlicher aber erscheint es, wenn man sie nothdürftig durch Flickwerk verbindet, wenn man zu diesem Zweck über Bücher und poetische Schöpfungen, die man genauer kennen zu lernen nie Zeit gehabt, nach darüber Gelesenem oder nach Hörensagen dreist urtheilt oder sie, was immer noch besser ist, vornehm ignorirt, und dann das Ding unter dem anspruchsvollen Titel einer Literaturgeschichte auf den Markt wirft. Solcher sogenannten Literaturgeschichten gibt es in Deutschland mehrere, und einige derselben haben, obschon sie im Grunde nur einseitige und tendenziöse Pamphlete sind, drei und vier Auflagen erlebt.

Indem wir nun folgende Literaturgeschichten hier zusammenstellen, freut es uns, wenigstens von einigen derselben sagen zu können, daß sie auf diese Weise nicht entstanden sind.

1. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Götter. In drei Theilen. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen. 1648—1740. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.
2. Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. Von Otto Roquette. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1862—63. Ser. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
3. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Band, erstes Heft. Dresden, Gleditsch. 1863. 8. 24 Ngr.
4. Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur von Johann Wilhelm Schaefer. Neunte verbesserte Auflage. Bremen, Gleditsch. 1862. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
5. Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in kurzer übersichtlicher Darstellung für Schulen und zur Selbstbelehrung. Von Karl Otfried Meißner. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nebst einem Abriss der deutschen Kunstgeschichte als Anhang. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Wilhelm Buchner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mainz, Faber. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Was das große Literaturwerk von Hermann Götter „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Nr. 1)

betrifft, so begrüßen wir dessen dritten Theil mit demselben Vergnügen, mit dem wir die beiden ersten begrüßt, gelesen und seinerzeit in d. Bl. besprochen haben. Settners Literaturgeschichte ist nicht wie so manche andere mehr zufällig aus gelegentlichen Rezensionen, Vorlesungen u. s. w. entstanden, sondern sie trägt die Nothwendigkeit ihres Entstehens und ihres organischen Zusammenhalts in sich selbst. Der Verfasser, zugleich philosophisch und ästhetisch gebildet und in Kunstanschauungen ausgewachsen, hat nichts von dem gravitatischen und moralisirenden Kathederton, der so manche andere Literaturgeschichten veräuert.

Auf ein vollständiges Verzeichniß von Namen und Werken, die für die Nachwelt keine Bedeutung haben und kaum für ihre Zeit eine solche hatten, kommt es ihm nicht an; daher vermißt man bei ihm mit Vergnügen eine Menge von Namen, Büchertiteln und Jahreszahlen, durch deren Dicksicht wir uns in manchen andern Literaturgeschichten mühsam hindurcharbeiten müssen, während bei Settner andererseits Individuen in den Vordergrund treten, die nicht auf dem hergebrachten literarisch-geschichtlichen Index stehen, die aber in weiten Kreisen Einfluß übten und eine bedeutsame Stellung zu dem Culturleben ihrer Zeit einnahmen. Weiter weiß der Verfasser die Wechselwirkungen zwischen der Literatur einerseits und den Künsten, sowohl der Tonkunst als den bildenden, und wieder den Zusammenhang derselben mit dem allgemeinen Culturleben in instructiver und interessanter Weise hervorzuhoben. Das Arrangement ist geschmackvoll und übersichtlich, und was Stil und Darstellung betrifft, so sind diese zwar nicht farbenreich oder in hervortretendem Grade originell und individuell, aber präcis, ungezwungen und von einer Klarheit, wie sie in deutschen Büchern dieser Art leider nur selten angetroffen wird. Seine Urtheile sind meist treffend und geistvoll, und nie verwickelt er sich in Widersprüche, nie beschwert er sie mit barbarischen gelehrten Terminologien, aber auch ebenso wenig mit bloß schimmernden Redensarten und Floskeln. Mit wenigen präcis gefaßten Worten weist er den Leser über den Geist eines Zeitabschnitts oder einer Literaturgruppe ins Klare zu setzen; wir wissen z. B. gleich, um welchen Hauptpunkt es sich zur Zeit des Pufendorf und Hugo Grotius handelte, wenn der Verfasser bemerkt:

Der Kampf gegen die Theologie ging vom Naturrecht aus, indem zuerst Hugo Grotius und noch mehr Pufendorf die Quellen der menschlichen Rechtsbegriffe nicht bloß aus den zehn Geboten, d. h. aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der angeborenen sittlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten unternahmen.

Im ganzen ist Settner's Literaturgeschichte eins von den wenigen deutschen Büchern wissenschaftlichen Charakters, denen man den Arbeitsschweiß nicht anmerkt, welchen sie gekostet haben.

Wenn sich aber dieses Werk dem Ideal einer Literaturgeschichte auf wesentlich culturhistorischer Grundlage, wie es uns schon längst vorschwebte, in sehr beträchtlichem und erfreulichem Grade annähert, so wollen wir doch damit nicht sagen, daß es dieses Ideal schon vollkommen erreicht

habe und in dieser Hinsicht gänzlich fehlerlos sei. Der Verfasser ging von einem fruchtbaren, neuen und durchaus richtigen Gedanken aus; er wollte ursprünglich die Geschichte der Aufklärung in Deutschland schreiben, diese aber gestaltete sich ihm unter den Händen zu einer allgemeinen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Denn er erkannte, daß, weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zufalle, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur sei, eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte sein könne. Und umgekehrt sei eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung. Der Ausgangspunkt für ihn war die englische Literatur; „denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Äußerungen des neuen Geistes“. Daher enthält der erste Theil die Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen, die freilich ohne die durch Luther bewirkte Reformation nicht oder doch so früh nicht möglich gewesen wären, ihren Weg nach Frankreich fanden, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die französischen Encyclopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Der zweite Theil war daher der Entwicklung dieser neuen französischen Literatur und deren umgestaltendem Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker gewidmet. Der dritte Theil ist für die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der englischen und französischen bestimmt.

Von diesem dritten Theile des Werks liegt uns in Gestalt eines ansehnlichen Bandes das erste Buch vor, welches die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen umfaßt. Der Verfasser bemerkt über diese Periode:

Der Schwerpunkt dieser Vorgeschichte liegt nicht in der culturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände, denn diese sind erfordern und ohne alle innere und naturwüchsige Keimkraft. Jene ersten vorbereitenden Anfänge in ihrem Ursprunge und Fortgange belauschen, heißt vielmehr nichts anderes, als den Anregungen und Einwirkungen nachgehen, welche sich ein gedrängtes, aber ungebrochenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbständiger Umbildung und Fortbildung zunächst aus der Schule des freieren und vorgeschrittenen Auslandes holte.

Im ganzen aber betrachtet der Verfasser diese entwicklungsreiche Vorgeschichte als den Anfang der Geschichte der deutschen Geisteskämpfe im 18. Jahrhundert, deren Abschluß jenes klassische Zeitalter der deutschen Kunst und Wissenschaft war, „in welchem sich durch Kant, Goethe und Schiller siegreich erfüllte und vollendete, was im heißen Kampfe von der fortschreitenden Aufklärung und Befreiung erstrebt und erarbeitet worden“. Warum werden hier aber, fragen wir beiläufig, neben Kant, Goethe und Schiller nicht wenigstens noch Klopstock (als Sprach-

schöpfer und Begründer des deutschen Nationalgefühls), Lessing und Herder mitgenannt?

Wie gesagt, der Gedanke, die Literaturen der modernen Hauptculturbölder in ihren internationalen Bezügen und Wechselwirkungen darzustellen, ist neu und fruchtbar, und daß dies bisher nicht oder doch nicht im genügenden Grade geschehen, war ein fühlbarer Mangel in den seitherigen Literaturgeschichten. Aber vielleicht läßt einer der soeben citirten Sätze in seiner absoluten Fassung deutschen Geist und deutsche Literatur doch zu abhängig von dem Auslande und ihm zu subordinirt erscheinen. Zwar bemerkt der Verfasser sehr richtig, daß man nicht recht daran thue, immer nur so verachtend auf ein Zeitalter des unbedingtsten Verfalls herabzublicken, da es doch zugleich ein Zeitalter rührigster Strebsamkeit und Veredelung sei; aber es galt hier, die nationalen Kräfte, die bei aller äußern Stagnation, Verberbnis, Bedanterie und Ausländerei im Volke vorhanden waren und auch dann und wann in der Literatur, z. B. bei diesem oder jenem Lyriker, bei diesem oder jenem stillen Denker hervortreten, nach allen Seiten hin so nachzuweisen, wie dies der Verfasser unter andern in Bezug auf die deutsche Kunst jener Periode gethan hat. Wenn der Verfasser bemerkt, daß still und unbemerkt die schönsten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinns genährt hätten, „während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiderbringlich verloren schien“, so ist dies wol zu viel behauptet. Wären deutsche Sitte und Denkart nur auf die Cantorenstuben beschränkt gewesen, so hätte Deutschland sicherlich nicht so bald darauf eine classische Periode und einen so außerordentlichen Reichthum geistiger Kräfte erlebt.

Mögliherweise gerathen wir hier mit uns selbst in Widerspruch, der aber nur ein scheinbarer ist, wenn wir andererseits die Ansicht aussprechen, daß der Verfasser seinem Programm, die deutsche Literatur in ihren Wechselbeziehungen mit den Literaturen des Auslandes darzustellen, nicht in allen Theilen mit der nöthigen Consequenz treu geblieben ist; beides, der Nachweis dieser ausländischen Einflüsse, wie der Nachweis des selbständigen nationalen Kerns läßt sich ja sehr wohl vereinigen. Indes wird das folgende und nächstfolgende Buch dem Verfasser ohne Zweifel Gelegenheit genug geben, die Classen Voltaire's, Rousseau's, Shakespeare's, Milton's, Young's (als Verfasser der „Nachtgedanken“), Thomson's, der so viel dazu beitrug, den Deutschen die Augen für die zarteren Naturschönheiten zu öffnen, Richardson's, Sterne's, Goldsmith's, Macpherson's (als Verfasser der Ossianischen Dichtungen), Percy's (als Sammler der altenglischen Volksballaden), Gibbon's u. s. w. auf die Literatur und geistige Entwicklung der Deutschen neben den echt nationalen Elementen nachzuweisen; denn ohne letztere hätte sich die deutsche Literatur niemals zu einer Höhe erheben können, auf der sie in ganz eigenthümlicher Mischung zugleich als kosmopolitisch und allgemein menschlich und doch wieder als echt deutsch erscheint.

Wir haben es oben als einen Vorzug des Hettner's-

ischen Werks hervorgehoben, daß wir darin nicht so sehr wie in andern Literaturgeschichten mit unnöthigen Namen- und Bücherverzeichnissen gequält werden, und daß er dagegen culturhistorisch bedeutsamere und für die Geschichte der Aufklärungsperiode wichtigere Persönlichkeiten und Erscheinungen, die man in andern Literaturgeschichten vermißt, ins Feld führt. Es fragt sich aber doch, ob er nicht einzelnen dieser für die Literaturgeschichte neuen Menschen (Edelmann z. B. occupirt fast gerade so viel Raum als Leibniz) und einzelnen Versuchen, die wie die Versuche zu einer Kirchengründung, eben nur Versuche geblieben sind, einen größern Raum bewilligt hat, als sie in einer solchen Darstellung verdienen. Wenn wir es ferner nur billigen können, daß, wie der Verfasser thut, in einer Literaturgeschichte, welche einen culturgeschichtlichen Inhalt anstrebt, auch die Zusammenhänge zwischen der Literatur einerseits und der Konfession und den bildenden Künsten andererseits betrachtet und beleuchtet werden, so müßte dies, wie wir meinen, nur in großen breiten Zügen geschehen, ohne sich, wie Hettner thut, in zu viele Details, selbst biographische zu verlieren.

Was den Stil betrifft, so haben wir schon bemerkt, daß derselbe im allgemeinen alles Lobes werth sei; aber doch hätten wir gern einige jener Exclamationen vermißt, wie sie in gewissen neuern Literaturgeschichten leider nur zu häufig sind; so wenn Hettner (in Bezug auf Gellert's „Leben der schwedischen Gräfin“) einmal rasch hintereinander ausruft: „Wie konnte Gellert, der von allen gepriesene Sittenlehrer, so gar kein Arg darin finden“, und: „Wie konnte Gellert es für unbezweifelbare Pflicht halten“ u. s. w. Solche Exclamationen sind meist nur Nothbehelfe, die namentlich bei einiger Anhäufung, den ruhigen objectiven Gang der Darstellung in störender Weise unterbrechen. Glücklicherweise kehrt diese üble Gewohnheit bei Hettner nur selten wieder; wir haben jedoch hiervon Gelegenheit nehmen wollen, überhaupt einmal diesen Mißbrauch des seines Mißbrauch zu rügen. Endlich dürfte in der Stelle: „Innigstes Dankgefühl gebührt jener hochherzigen Gesinnung, mit welcher August der Starke und August III. diese reichen Kunstsammlungen (die bresdener) gründeten“, mancher Leser an dem „innigsten Dankgefühl“ und an dem Epitheton „hochherzig“ Anstoß nehmen, obgleich es allerdings richtig ist, daß wir diesen Kunstsammlungen viel, namentlich auch die Erweckung des Kunstgefühls bei Winckelmann, mithin den Anfang einer reinern Kunstanschauung in Deutschland verdanken. Freilich war dies nicht das Motiv zu der Ansammlung dieser großartigen Kunstschatze, oder man hätte einen Mann wie Winckelmann nicht daben lassen und ihm keine andere Wahl gelassen, als sich in den Dienst des Papstes zu begeben, während man in Bezug auf Ballet, Oper und andere Festlichkeiten seiner Verschwendung nicht Maß noch Ziel wußte.

Hettner schildert zuvörderst die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts in einer Uebersicht, die im ganzen begreiflicherweise ein sehr trübes, nur von wenigen Richtpunkten durchbrochenes Bild gewährt. Leider waren gerade die Anstalten, welche vorzugsweise den Verfall hat-

ten, Siege der Humanität und der höchsten geistigen und moralischen Bildung zu sein, die Universitäten, davon das Gegentheil; sie waren Pfanzstätten der Noheit und des abscheulichsten Cynismus; selbst Professoren sah man zum Theil den schändlichsten Ausschweifungen, oft sogar den niedrigsten Verbrechen verfallen. Nicht nur alles religiöse, sondern überhaupt alles tiefere Gemüthsleben erschien in diesen akademischen Kreisen wie erstorben; das Leben und Treiben auf den Universitäten war ein wahrhaft heidnisches, um nicht zu sagen kannibalisches. Andererseits war die Theologie die herrschende Disciplin, die in ihrem Hochmuth alle übrigen Wissenschaften niederhielt und in Fesseln schlug; aber ungerechnet, daß es immer seinen Nachtheil hat, wenn in einer Periode eine specielle Wissenschaft zu einer alles despotisirenden Oberherrschaft gelangt, so war diese „Gottesgelahrtheit“ eine verdorbene, eckel- und gemüthlos, gegen die Hohen demüthige, gegen die Niedrigen hochfahrende, nur an toten Formeln und Buchstaben hängende Theologie, die durch ihr Haber- und verdamnungsfüchtiges, Klopffechterisches Verfahren das Ansehen der Religion nur herunterbringen konnte. Rechnet man hierzu die Verwilderung, die vom Dreißigjährigen Kriege zurückgeblieben war und ganze Schwärme von Landstreichern, Strauchdieben und Wettegelfindel erzeugte, die erbarmungslos grausame und willkürliche, auf Folter und Rad gegründete Rechtspflege, den fürchterlichen Mangel an Volksschulen und überhaupt an Bildungsmitteln für das Volk, die Verderbniß, die von so vielen deutschen Fürstenthümern und Hofkreisen nach allen Richtungen ausströmte, dann muß man sich allerdings wundern, daß die deutsche Nation, dank ihrer innern gesunden Natur und den Bestrebungen einiger hervorragender Männer von Geist und Gemüth, überhaupt noch die Kraft hatte, sich aus so elenden Zuständen in vergleichsweise kurzer Zeit zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuraffen. Eine der widrigsten Untugenden jener Zeit war die schamlose Kriecherei vor den Großen, welcher sich zumal die deutschen Gelehrten, Poeten und Künstler schuldig machten. Einer der letztern, der berühmte hamburger Musikus und Musikschriftsteller Mattheson, richtete, wie Hettner erzählt, an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen in einer Widmungsrede die Frage: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Eure hochfürstliche Durchlaucht?“ Man weiß nicht, wer hier verachtungswürdiger erscheint, derjenige, welcher eine so gotteslästerliche Schmeichelei ausstieß, oder derjenige, welcher sie sich gefallen ließ und mit gnädigem Zulächeln aufnahm.

In einer solchen Zeit war der Spener'sche Pietismus eine wahre Wohlthat, ja eine Nothwendigkeit, um der weiträumigsten Noheit und dem im Buchstaben- und Formelwesen erstarrten Consistorialskriftenthum gegenüber wieder tiefere Gemüthsquellen zu eröffnen. Hettner erkennt auch die „gewaltigen Segnungen dieses reinen und edeln Pietismus“ gebührend an; es sei gewiß, bemerkt er, daß „eine tiefe Verinnerlichung der gesammten Sitte und Denkart“ seitdem eingetreten. Aber nicht alle Pietisten hatten den reinen Geist und Charakter eines

Spener, und bald besteteten sich dieser Richtung Eigenschaften an, welche dem gesunden Leben der Nation verderblich wurden. Hettner bemerkt:

Während die grossenden Freiheitskürme der englischen Puritaner das gesammte englische Staatswesen umgestalteten und während auch die französischen Jansenisten in allen Verfassungskämpfen in erster Linie standen, verkümmerte der deutsche Pietismus ängstlich und thatsachen in sich und kannte vom Leben nichts als die stille Betstube. Daher haben die Puritaner ihren Milton, und die Jansenisten die klassischen Werke des Port-Royal und die unsterblichen Schriften Pascal's hervorgebracht; der deutsche Pietismus dagegen geht in der Literatur fast spurlos vorüber. Das bedeutendste, ja das einzig bedeutende Literaturwerk des deutschen Pietismus ist Gottfried Arnold's „Unparteiische Kirchen- und Lehrhistorie“.

Wir können begreiflicherweise nicht auf jedes Kapitel des Hettner'schen Buchs eingehen, sondern wollen zunächst nur auf die Charakteristiken Busendorf's, Leibniz', Thomastus' und Christian Wolff's aufmerksam machen, als diejenigen, welche dem nach Bildung strebenden Leser besonders willkommen sein werden. Diese Männer sind, selbst Leibniz zum Theil, dem jetzigen Publikum mehr nur dem Namen, als ihren Leistungen nach bekannt, und was man über sie in den bisherigen Literaturgeschichten las, war theils zu abstrus und verworren, theils zu ungenießbar und schwerfällig geschrieben, um ein klares Bild von ihren Leistungen zu geben, oder man fertigte sie, wenigstens Busendorf, Thomastus und Wolff, mit ein paar nichtsagenden, ihre Verdienste verkleinernden und in ein schiefes Licht stellenden Nebenarten ab. Hettner weis aber gerade das Charakteristische, das, worauf es bei Beurtheilung dieser Männer besonders ankommt, mit großer Umsicht hervorzuheben, die verschiedenen Theile des Lebensbildes geschmackvoll zu arrangiren und zu einem Ganzen zu verbinden, und er thut dies immer in einer klaren, präcisen, keine Dunkelheit übrig lassenden Stil- und Darstellungsweise, in der übrigens neben den Vorzügen auch die Schwächen und Mängel der Geschilderten zu Tage treten. Auch für die eingefügten bezeichnenden Auszüge aus ihren jetzt so wenig mehr gelesenen Schriften kann man dem Verfasser nur dankbar sein, und wir können uns hier nicht enthalten, einem längern Citat aus einer der Thomastus'schen Schriften folgende, zum Theil leider auch auf die gegenwärtigen Zustände noch anwendbare Worte zu entlehnen:

Wo die Gelahrtheit als ein geschlossenes Handwerk tractirt wird, da keiner eine Kunst treiben darf, wo er das Meisterrecht nicht theuer erkaufte hat, oder eines Meisters Sohn ist, oder eines Meisters Tochter geheirathet hat, oder wo man mit dem Verstande Monopolia anstellt und es als ein absonderlich Privilegium ausbetteln muß, mit den von Gott verliehenen Gaben seinem Nächsten zu dienen, ja wo man endlich gute Ingenia, die die gemeinen Irrthümer entdecken, und die unterdrückte oder verdeckte Wahrheit hervorzubringen suchen, mit Gefängniß oder wol gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen sich angelegen sein läßt, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die keine andere Mutter als die wahre Weisheit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten. Wo man aber im Gegentheil einen jeden, der etwas dem gemeinen Wesen Nützliches erfindet, ich will nicht sagen, kostbar beschenkt, sondern ihm nur die Freiheit vergönt und ihn wider alle Verfolgungen in nachdrücklichen Schutz nimmt, so darf man sich wiederum nicht wundern, wenn man sieht, daß

auch die schläfrigen und langsamsten Ingenua sich aufmuntern, ein jedes nach seinem Vermögen zur Fortheftung der Weisheit etwas zu contribuire, und daß die unter der Masse einer affectirten Gelahrtheit verkappte Unwissenheit und Pedanterie sich verflüchten und aus dem Lande weichen muß.

Und hierauf spricht Thomastus die Hoffnung aus, daß, „nachdem hohe Häupter in unserm Vaterland immer mehr anfangen, die bisher unterdrückte Freiheit emporzuheben“, man nun auch in Deutschland „täglich und handgreiflich spüren wird, wie sich edle Gemüther bemühen werden, den bisher ihrer Nation anhaftenden Schandfleck, als ob sie unfähig wären, etwas Gutes und Nützliches zu erfinden, abzuwaschen“.

Den wenigsten wird es bekannt sein, daß Thomastus auch Anspruch darauf hat, den Humoristen beigezählt zu werden, und wir rechnen es dem Verfasser, daß er auf diese Seite seiner literarischen Thätigkeit aufmerksam macht, um so mehr zum Verdienst an, da sonst die humoristische Literatur bei unsern Literaturhistorikern nicht zu ihrem Rechte kommt. Mit Bezug auf Thomastus' im Jahre 1688 begonnene Monatschrift: „Scherz- und Ernsthafter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monat oder Januarius“ u. s. w., bemerkt Göttnert:

Thomastus gibt seinen Belehrungen und Unterhaltungen meist eine novellistische Einleitung, deren Gestalten und Verwickelungen zwar in ungelinker Sprache, oft roh und geschmacklos, aber äußerst lebendig und zum Theil mit wirklich dichterischer Kraft ausgeführt sind. Und innerhalb dieser anziehenden Masken entfaltet sich sein rascher, fröhlicher, scharfer und vernichtender Witz so muthwillig, ausgelassen und tollhumoristisch, daß Thomastus unbedingt den besten Satiriker beigezählt werden muß. Thomastus selbst bekennt mehrmals (Februar 1688, S. 206; Januar 1689, S. 16) ausdrücklich, daß er in seiner satirischen Schreibart dem genialen Erasmus nachstrebe. Ein Werk des echten Humors ist vor allem jener Angriff auf die scholastische Philosophie, welche unter der Form einer komischen Lebensgeschichte des Aristoteles und seiner verliebten Abenteuer vorgeführt wird.

Im ganzen stellt Göttnert Thomastus, ohne seine Schwächen zu verkennen, sehr hoch; er leitet den Abschnitt über ihn mit den Worten ein:

Christian Thomastus gehört nicht zu jenen gewaltigen Heroen, welche durch großartige Schöpfungen und Entdeckungen ihren Namen unverlöschlich in die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft eingegraben haben; aber es bleibt ihm unentziehbar das kaum minder schätzbare Verdienst, durch die Freiheit seines Geistes und durch die Unerforschlichkeit und Thatkraft seines Charakters im schönsten Sinne des Wortes ein Befreier der Menschheit geworden zu sein. Es liegt ein tiefer reformatorischer Zug in ihm; und auch die Art seines Angriffs und seiner Waffenführung erinnert nicht selten an die großen Freiheitshelden des Reformationsalters.

Auch Christian Wolff's große Verdienste werden „gegen das spöttische Gerede heutiger Beurtheiler, welche offenbar Wolff nur aus zweiter und dritter Hand kennen“, von Göttnert aufs wärmste in Schutz genommen, indem er besonders hervorhebt, daß sich bei Wolff „mit dem Gewicht der neuen Gedanken, eine Sprache verband, welche den Lauben überragender Reue hatte“. Wolff sei der Schöpfer unserer philosophischen Sprache und viele Begriffsbestimmungen und Wortbildungen, welche geschicht-

liche Unkenntnis gewöhnlich erst Kant zuschreibe, gehörten der Erfindung Wolff's an.

Mit jenem unparteiisch abwägenden, humanen, wahrhaft historischen Sinn, wodurch Göttnert sich als Literaturhistoriker besonders auszeichnet, verhilft er auch andern Schriftstellern und Künstlern, welchen Unkenntnis oder hohle unhistorische Absprecheri ihre Verdienste geschmälert haben, zu ihrem Recht. So rettet er auch den verdienstlichen J. F. Christ, welcher ebenfalls zu den Vorläufern unserer klassischen Periode auf dem Felde der Archäologie und Kunstgeschichte gehört, aus der Vergessenheit. „Es ist unmöglich“, bemerkt Göttnert, „einen Kunstschriftsteller aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufzuflogen, ohne unablässig den Spuren Christi's zu begegnen“, und er fügt hinzu: „Wohin wir also im Reich der Wissenschaft blicken, überall ist das regste Aufstreben und die fröhlichste Eroberer- und Entdeckerslust.“ Nur dem Dichter Haller scheint er uns nicht ganz gerecht zu werden; Haller's Dichtungen gehören nicht zu denen, auf welche der Lieblingsausdruck der Zeit „Belustigung des Verstandes und Witzes“ angewandt werden könnte; Haller hatte eine Fülle starker, tiefer, für ihre Zeit neuer Ideen, aus deren Schätze sich sogar Schiller bereichert hat. Wir erinnern nur an Haller's Sentenz:

Gerechtes Gesez, das Kraft sich Hier vermähle!

In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Wir brauchen die Stelle bei Schiller nicht zu nennen, in der sich dieser Gedanke fast wörtlich wiederholt findet; auch kehrt er bei ihm mehrmals wieder, z. B. auch im „Lied von der Glocke“.

Ein sehr ansprechendes und liebenswürdiges Kapitel ist auch das über Gellert, eigentlich der letzte literarisch-historische Abschnitt des vorliegenden Theils, der mit Betrachtungen über die gleichzeitige Muffel (Hasse, Sebastian Bach, Händel) und über die bildende Kunst, insbesondere das dresdener Kunstleben schließt. Mit demselben Recht, womit der Verfasser Gellert's Verdienste als eines „wahrhaft erweckenden und befreienden Schriftstellers“ anerkennt, mit demselben Rechte hebt er auch die in der That bestrebende moralische Begriffsverwirrung hervor, von welcher sich Gellert bei der Abfassung seines Romans „Leben der schwedischen Gräfin von S.“ beherrschen ließ. Gellert hat darin einen ganz ähnlichen Stoff wie Goethe in seiner „Stella“ behandelt, nämlich die Frage der Bigamie, aber mit einem Ausgange von wahrhaft naiv unmoralischer Tragweite. Und wie ist Goethe von unsern literarischen Sittlichkeitspredigern wegen dieser „Stella“ gescholten worden, obgleich er in seiner späteren Bearbeitung derselben durch eine tragische Katastrophe das bei Gellert fortwirkende und von ihm gewissermaßen sanctionirte unsittliche Element beseitigte. Der alte Spruch „Si duo faciunt idem“ u. s. w. bewährt sich auch hier, und die kritische Themis wagt bei uns mit zweierlei Gewicht.

Endlich verweisen wir noch auf die Kapitel über die Simplicianen und Robinsonaden, mit welchen letztern sich der Verfasser schon früher in einer besondern Schrift

eingehender beschäftigt hat, über den „Schelmuffsky“ u. s. w. Den „Simplicissimus“ rechnet der Verfasser zu den „schätzbaren Prosatümern unserer Literatur“, und mit Recht, denn er gehört zu den kulturhistorischen Quellen jener Zeit. Durch dieses eine Beispiel sollten sich diejenigen, welche auf den Roman immer nur mit Verachtung herabsehen, dahin belehren lassen, daß ein guter sittengeschichtlicher Roman von großem bleibenden Werthe sein könne.

Noch folgende beachtenswerthe Bemerkung Götner's möge hier angeführt sein:

Die Aufklärung, so wichtig und segensreich, wurde der naturwüchsigsten Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung zunächst verderblich. Daco hat gesagt, die halbe Philosophie führe von Gott ab, die ganze führe zu Gott zurück. Wahrer und tiefer kann gesagt werden, die halbe Bildung zerstört die Reinheit des Seins und Denkens, die ganze Bildung verzüchtet, kultiviert und vertieft sie.

Größeres Interesse noch als der vorliegende Theil, in welchem nothgedrungen auch einige sehr trockene Materien behandelt werden mußten, versprechen die folgenden beiden Bücher oder Bände, von denen der zweite das Streben und Wirken des deutschen Rationalismus und der Popularphilosophie, und das Werden und Aufblühen der Dichtung und Kunst in Klopstock, Wieland, Lessing und Winckelmann, der dritte die Zeit Kant's, Goethe's, Schiller's u. s. w. behandeln werden.

Otto Roquette schreibt seine noch nicht vollendete „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmalern bis auf die neueste Zeit“ (Nr. 2) in der Absicht, „nicht sowohl der Gelehrsamkeit zu dienen, als vielmehr dem gebildeten Laien entgegenzukommen, indem es von dem Streben ausgeht, in ansprechender, allgemein faßlicher Form eine Uebersicht der innern und äußern Entwicklung der deutschen Dichtung zu geben und ihm die hauptsächlichsten Denkmäler derselben näher zu rücken“. Die Darstellung werde, wird weiter bemerkt, es sich vorzugsweise zur Aufgabe machen, die Hauptgruppen in das gehörige Licht zu setzen und den innern Gehalt bestimmter Culturepochen in ihnen zu concentriren. Es sei daher als nothwendig erschienen, bei Werken aus entlegenen Zeiten den Leser voraussetzungslos mit dem Inhalt bekannt zu machen, und aus dem Erzählten den Gehalt zu entwickeln. Es wird ferner neben dem Wunsche, durch das Buch den Leser für das ewig Schöne und Wahre, was das deutsche Volk in der Poesie geleistet, zu gewinnen, auch die Hoffnung ausgesprochen, daß sich das Buch auch zum Hülfsmittel für Schulen, sowohl für den Lehrenden wie für den Lernenden eignen werde.

Der Verfasser berechnet also sein Werk vorzugsweise für den gebildeten Laien und den Gebrauch in Schulen, und diesen bescheidenen Ansprüchen dürfte es denn auch im wesentlichen genügen, namentlich in Bezug auf die ältere Periode. Hier ist sein Urtheil am unbesangenensten, und die ausführlichen Inhaltsangaben der größten Dichtungen, mit denen er seine Darstellung würzt, dürften allen denen willkommen sein, welchen es an der nöthigen Kenntniß der ältern Sprache fehlt, diese Dichtungen im

Urtext zu lesen, oder die nicht Zeit und Lust genug haben, von den davon vielleicht bestehenden Modernisirungen Kenntniß zu nehmen. Freilich bieten solche Inhaltsanzeigen, diese bloßen Gerippe des ganzen Fleischgebildes, im Grunde kaum einen genügenderen Ersatz für die Dichtungen selbst, als Beschreibungen für ein Gemälde, das man zu sehen nicht Gelegenheit hatte. Darstellung und Stil sind nicht im grämlichen Recensir-, noch im gravitätischen Rathedertone gehalten, sondern leicht, fließend und angenehm; doch haben die Sätze nicht die Prägung wie bei Götner, vielleicht besonders darum, weil das Urtheil nicht immer so wie bei diesem genau durchdringt und abgewogen und daher auch im Ausdruck weniger präcis ist, oder auch weil das Werk nicht wie das Götner'sche von einer Grundanschauung und Grundtendenz getragen wird, die dann plastisch bildend auch auf jeden einzelnen Gedanken und dessen Formulirung zurückwirken pflegt. Im Fortgang des Werks fehlt es nicht an Spuren von Flüchtigkeit, doch trifft man auch auf Partien, welche eingehendere Studien verrathen und sogar trefflich genannt werden können, obgleich im ganzen von neuen Forschungen und neuen originellen Combinationen wol weniger die Rede sein kann.

Hier und da erlaubt sich der Verfasser anderer Ansicht zu sein, als die meisten Literaturhistoriker vor ihm. So z. B., and wie es uns scheint mit großem Recht, in Bezug auf die poetischen Werke Fischart's. Er erkennt zwar dessen Vorzüge gebührend an, aber er behauptet sehr richtig, daß seine Sprachform gerade in denjenigen Schriften, die als seine Meisterwerke bezeichnet würden, das „Verzwickteste, Barockste und Ungeheuerlichste“ sei, „was in deutscher Sprache existirt“; er tadelt an seiner Komik den „abstoßendsten Ungeschmack und Gynismus des Ausdrucks“, er findet, daß sein Humor nicht aus den Tiefen des Gemüths herkomme und daß seine Verhöhnung sich überall in „Unflätereien“ verliere, „bei welchen der Witz einer nackten unartigen Trivialität Platz macht“ u. s. w. Dagegen denkt er über die Literatur des 17. Jahrhunderts in der alten herkömmlichen Weise; sie bietet nach ihm eine so „trostlose Rede und poetische Unfruchtbarkeit dar, daß man sie nicht anders als unter dem Namen des tiefsten Verfalls beklagen kann“. Im Widerspruch mit diesem allgemein abfälligen Urtheil fühlt er sich aber doch gedrungen, Weckherlin und Fleming, den er den „größten Lyriker der Zeit“ nennt, und einzelne Gedichte anderer sehr hoch zu stellen; er nennt Simon Dach's Gedicht von der Freundschaft ein Gedicht, „das durch Innigkeit, Gefühlswärme und Schönheit des Ausdrucks zu den köstlichsten Perlen aller Dichtung gehört“, Andreas Gryphius' Spiel „Die geliebte Dornrose“ nennt er „ganz einzig in seiner Art“ u. s. w. Von Martin Opitz denkt er freilich sehr gering, er ist der Ansicht, daß man in unsern Tagen in Schulen und in Büchern einen Dichter nicht mehr preisen solle, „der seinen Ruhm dahin hat“. Vom Standpunkt unserer Zeit mag dies richtig sein, aber nicht ebenso vom historischen, an den sich doch der Literaturhistoriker vorzugsweise zu halten hat.

Es scheint aber bei unsern Literaturgeschichtschreibern überhaupt Brauch geworden zu sein, diesen historisch objectiven Standpunkt von Zeit zu Zeit zu verlassen, um an irgendeinem Dichter und Autor, den man willkürlich herausgreift, wie an einem Prügelingen ein Exempel zu statuiren. So verfährt der Verfasser später mit Gleim. Selbst dessen „Kriegslieder eines preussischen Grenadiers“, denen sogar Goethe, Lessing und Herder eine hohe Stellung in der deutschen Literatur anweisen, läßt er nicht gelten. „Wie anders“, ruft er aus, „schlugen im Anfang unsers Jahrhunderts Theodor Körner's Lieder ein, die zum Theil im Felde selbst gedichtet, naiv, von der Eingebung des Moments und der Situation ausgehend, volksthümlich für alle Zeit wurden.“ Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß Gleim allerdings mit zu Felde gewesen war, und zwar als Secretär und Begleiter des Prinzen Wilhelm, daß er im Feldzuge von 1744 auf dem Weißen Berge vor Prag seinem Kleist in einem Bratwurst eine Suppe kochte und daß er dem Prinzen Wilhelm dicht zur Seite stand, als dieser von einer schäpfindigen Kanonenkugel getroffen todt niedersank. Gleim hatte also, den Kanonen Prags so nahe, „daß man sie zählen konnte“, Pulver gerochen, und daher ein Recht, Kriegslieder zu singen. Es ist wahr, Trivialitäten und Ländeleien mannichfacher Art sind in Gleim's Dichtungen, außer diesen Kriegsliedern und dem „Halla dat“, fast überwiegend, aber biederer, rechtlicher, wohlwollender Sinn, inniges Freundschaftsgefühl und muthiges Einstehen für Humanität und Toleranz (wie in der Satire „Die Schäferwelt“) sind doch auch des Lobes werth und manche seiner kleinern Liedchen, wie die mit dem Anfange „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt“, „Rosen pflücke, Rosen blühn“, „Die Blume blühet und verblüht zu ihres Schöpfers Ruhm“ u. s. w. sind noch hentzutage unvergessen.

Aber der Verfasser geht noch weiter, er setzt auch Gleim als Menschen herunter und mäktelt an seinem Wohlthätigkeitsfinn, der nach Goethe bei Gleim eine wahre Passion war, und an seinem Freundschaftsgefühl. „Daß er G. Jacobi, die Karstchin, Klamers-Schmidt, den jungen Michaelis u. a. unterstützte“, sagt der Verfasser, „wird man doch nicht eine Förderung der Literatur nennen können.“ Warum bemerkt der Verfasser hier nur „und andere“? Warum nennt er nicht auch die Namen größerer Dichter und Autoren, welche von Gleim und zwar oft sehr reichlich unterstützt, ja zuweilen vom drohenden Untergang gerettet wurden: Bürger, Heinse, Voß, Seume, Jean Paul? Was er seinem Freunde Herder gewesen ist, hätte der Verfasser aus dem von Dünker herausgegebenen Gleim-Herder'schen Briefwechsel erfahren können. Sein Biograph Körte nennt ihn einen „wahren Proteus im Wohlthun“ und bemerkt: in Halle sei kein armer Student gewesen, der sich nicht an Gleim gewandt hätte. Und dabei schenkte er am liebsten anonym, und viele, die er unterstützte, haben erst nach Gleim's Tode den Namen ihres Wohlthäters erfahren. Selbst der so scharf urtheilende Schiller schrieb über Gleim an Körner: „Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse mag er

den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig sein.“ Endlich verweisen wir den Verfasser noch auf das schöne Ehrendenkmal, welches Goethe bei einem Besuche Halberstadts im Jahre 1805 Gleim, dieser personificirten Schiller-Stiftung seiner Zeit, wie man ihn wol nennen könnte, in seinen „Tag- und Jahresheften“ errichtet hat. In der That, wir begreifen diese jetzt gäng' und gebe gewordene Mäkelei an Gleim's Freundschaftsdiensten und edelmüthigen Handlungen nicht, insofern wir nicht annehmen müssen, daß in Deutschland, oder wenigstens unter dessen Autoren, der Sinn für Freundschaft, Wohlthätigkeit und Edelmut überhaupt ausgestorben sei.

Der erste Band des Werks reicht von den ältesten Zeiten bis zu J. Chr. Günther, über den bekanntlich Noquette bereits früher eine eigene Schrift herausgegeben hat, und die uns weiter noch vorliegende Abtheilung des zweiten Bandes bis zu Lessing und Herder. Wenn wir auch in so manchen Einzelheiten mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können, so glauben wir doch auch, daß er, wie in einem englischen Blatte bemerkt war, mit diesem Werke ein „useful book, well written and trustworthy“ geschrieben habe. Jedenfalls ist Noquette ein Mann von Geschmack und beweglichem Geiste. Nur freilich glaube man nicht, daß jemand, der es unternimmt, eine so umfangreiche Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage zu schreiben, alle Bücher, die er beurtheilt, gelesen habe. Wir halten dies für rein unmöglich; als alter Praktikus wissen wir, wie viele oder vielmehr wie wenige Bücher man täglich lesen, d. h. so lesen kann, um ein sicheres, erschöpfendes, auf Autopsie beruhendes Urtheil darüber abzugeben. Gibt es doch einzelne Dichter und Autoren, die, wenn man sie nach allen Richtungen und in allen ihren Schriften gründlich charakterisiren will, allein ein Studium von fünf, zehn und mehr Jahren erfordern. Etwas anders verhält es sich, wenn man nur einen bestimmten Zeitabschnitt in sehr bestimmter Richtung behandelt wie Fetter; dann läßt sich der ungeheure Lesestoff schon eher bewältigen.

Von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen“ (Nr. 3) liegt uns des dritten Bandes erstes Heft vor, welches im allgemeinen gesprochen die Romantiker und ihre Zeit behandelt. Ueber den bewundernswürthigen Fleiß und den Spürsinn, womit der Verfasser auch dieses Heft aus den Quellen zusammengetragen hat, und über den großen literarhistorischen Werth des Buchs überhaupt wäre es überflüssig, noch etwas zu bemerken. Den Koryphäen der romantischen Schule: Gebrüder Schlegel, Novalis, Arnim, Brentano, Zacharias Werner, G. von Kleist, Fouqué, Chamisso u. s. w., schließen sich in langem Zuge die zahllosen Dramen- und Romanfabrikanten jener Periode an, nicht zu vergessen jene ehrwürdigen Herren Landprediger, welche es nicht unter ihrer Amtswürde hielten, Ritter-, Räuber- und Gespensterromane voll Sinnlichkeit und „athletischer Kraftäußerung“ zu schreiben. Es ist dies wol die erbärmlichste Literatur, welche je einer sich gebildet nennenden Nation

zur Schande gereicht hat. Diese Kapitel riechen sehr nach Sterblichkeit und rufen auch unsern jetzigen Roman- und Dramenfabrikanten der gewöhnlichen Sorte ein schauerliches *memento mori* zu; Autoren, damals vielgenannt und mühsam gelesen, die Freude und der Stolz wie die Haupterwerbsquelle der Leihbibliotheken, sind jetzt gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen. Wunderliche Literaturkünze lernt man aus diesem Hefte kennen, darunter Velleo Friedrich Dielesfeld, welcher ein Heldengedicht in 20 Gesängen „Thuisdon“ (Leipzig 1802 — 5) verfasste, durch das er unsterblich und weitberühmt zu sein glaubte, und zwar in dem Grade, daß er, wenn ein ausgezeichnete Fremder Kiel, aber nicht ihn besuchte, zu sagen pflegte: „Der ist nun auch wieder hier gewesen, ohne den Verfasser des „Thuisdon“ zu besuchen.“ Da ist ferner J. G. Chr. Vogel, der erst Arzt, dann Buchhändler war und als solcher 1836 in Potsdam starb. Er schrieb einen Roman „Georg Hermann“ und ist der Verfasser jenes berühmten Buchs „Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Fr. Glover“, welches leider das Glück hatte, zwei Jahre nach seinem Erscheinen, im Jahre 1824 eine zweite Auflage zu erleben. Dieser Mensch handelte seit 1798 mit einer angeblich schmerzstillenden Zahntinctur und dann mit schlechten Büchern, und doch erdreckte er sich unter der Maske eines pseudonymen Engländer über Goethe als Mensch und Schriftsteller ein Verwerfungsurtheil auszusprechen, welches sogar von vielen deutschen Barbaren mit Jubel begrüßt wurde.

Im übrigen dünkt uns des Verfassers Urtheil über mehrere Romantiker, darunter Novalis, dessen Gedichte, und zwar nicht bloß seine religiösen, die der Verfasser allein hervorhebt, wir zu den schönsten Werken deutscher Lyrik rechnen, Chamisso, Fouqué u. a., wie über die romantische Schule überhaupt, doch zu abfällig und einseitig und in dieser Form schneidender systematischer Polemik die Befugnisse des Verfassers eines bloßen Grundrisses fast überschreitend. Was man z. B. auch gegen Zacharias Werner mit Recht einwenden muß, so wüßten wir doch keine geschichtliche Tragödie aus späterer Zeit zu nennen, welche seiner „Weiße der Kraft“, obgleich die Dichtung einzelne Mängel haben mag, im ganzen an großer, wahrhaft historischer Auffassung gleichkäme. Gerade in jetziger Zeit dürfte des Verfassers schneidendes Urtheil über Barnhagen von besonderm Interesse sein. Nachdem er von diesem gelegentlich bemerkt, er habe durch seine Frau eine gewisse Bedeutung gewonnen und „über das Grab hinaus die eitle Rolle des rückfichtlosen Klatschers“ fortgesetzt, behauptet er in dem Barnhagen betreffenden Artikel: „In den letzten Jahren seines Lebens forschte und lauerte er in den diplomatischen Kreisen, mit denen er immer in Verbindung geblieben war, aufmerksam nach Anekdoten und Skandalgeschichten umher, die er tagebuchartig aufzeichnete und zum Druck bestimmte, allzu getreue Spiegel der fremden und der eigenen Erbärmlichkeit.“ Dieses Urtheil ist offenbar zu hart; aber richtig ist es, daß Barnhagen auch in der Literatur die

1863. 22.

etwas verdorbene Rolle eines Diplomaten spielte und dadurch, daß er alles und jedes unter dem Gesichtspunkte der „persönlichen Bezüge“ auffasste, einer Richtung Vorstoß leistete, welche der Kritik wie der Literatur überhaupt verberblich geworden ist. Schon Herder klagte, daß man in Deutschland zu wenig danach frage, was in einem Buche enthalten sei, und zu sehr danach, wer es geschrieben habe.

An Oddeke's Grundriß reihen wir den in d. Bl. wol noch niemals erwähnten, jetzt bereits in neunter verbesserter Auflage erschienenen „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur“ von J. W. Schaefer (Nr. 4.) Von dem Verfasser des 1855 in zweiter Auflage erschienenen „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur“ war nur ein zweckmäßiger, praktischer und solid gearbeiteter Grundriß zu erwarten, und daß der vorliegende bei aller Gedrängtheit dies ist, beweist dessen neunte Auflage deutlicher, als dies jede Kritik thun könnte.

Die beiden Schriften „Geschichte der deutschen Dichtung“ von Karl Nitrogge (Nr. 5) und das in zweiter Auflage erschienene „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von W. Buchner (Nr. 6) veranlassen uns, über die für Schule und Haus bestimmten Literaturgeschichten einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken, die vielleicht auch zum Theil auf die vorliegenden passen mögen. Meist oder ausschließlich ist diese Gattung Literaturgeschichte in pädagogische Hände gerathen, woraus sich so manche, ihnen fast allen gemeinsame, besondere Eigenschaften erklären lassen. Von den meisten derselben gilt wol, was A. Buchner jüngst im „Morgenblatt“ von den französischen „Cours de littérature“ bemerkt: „Sie scheinen sich mit einer rührenden Einstimmigkeit und immer ohne Quellenangabe abzuschreiben.“ Sagt z. B. Nitrogge, um nur ein Beispiel zu geben, von Rabener's „Satiren“:

Sie lassen die Mängel in Staat und Kirche unberührt, vermeiden ängstlich, auf die Thorheiten der höhern Stände einzugehen, sondern verschotten, ohne persönliche Beziehungen zu nehmen, nur die sittlichen Gebrechen und Narben des trivialen Lebens der mittlern Schichten der Gesellschaft; rohe Landjunfer, bestechliche Richter, wuchernde Getzhälle, aufgeblasene Halbgelehrte, heirathelustige Frauen u. dgl. sind ihre Hauptträger —

so sagt Buchner im wesentlichen ganz übereinstimmend:

Sein zäher Spott schlägt sich mit pedantischen Schulmeister und Pfarrern, dummen Krautjüngern, mit Stüßern und Kammerjüngern herum; seine Satiren sind Koft für den Mittelschlag der Leser; ihrer glatten wohlmeinenden Oberflächlichkeit dankten sie ihren Ruf.

Woher beide dieses so ziemlich übereinstimmende Urtheil hergenommen haben, sind wir im Augenblick nachzuweisen nicht im Stande, obgleich wir ganz ähnliche, fast buchstäblich

*) Wir bemerken hierbei, daß gegenwärtig auch Robert Hein's Literaturgeschichte in neuer und zwar der vierten Auflage lieferungsweise erscheint. Dieses verdienstvolle, verlässliche und an Material reiche Werk hat die Eigenschaft, daß fast das Beste desselben, vielleicht zwei Drittel oder drei Viertel der ganzen Masse, in den Noten unter dem laufenden Texte steht, und es ist dies eine Erscheinung, wie sie jetzt in ausländischen Büchern schwerlich mehr vorkommen dürfte.

Ähnliche Urtheile über Rabener schon mehrfach gelesen zu haben uns erinnern. Die beste Quelle würde aber für beide ein anerkennendes Urtheil Goethe's über Rabener gewesen sein, auf das sich auch Ottner beruft. Rabener's Bedeutung für seine Zeit ist nur aus dieser selbst zu erklären. Wenn wir solche dumme aufgeblasene Krautjunker, solche bedientenmäßige Hauslehrer, solche pedantische Schulmeister u. s. w., wie Rabener sie schildert, nicht mehr haben, so verdanken wir dies vielleicht gerade zuweilen der Wirkung, welche Rabener's Saiten in den weitesten Kreisen ausübten. Aber es schreibt immer einer von dem andern ab; keiner hat Zeit oder gibt sich Mühe, sich an die Quellen zu wenden. Wir erinnern uns z. B. nicht, in irgendeiner der vielen während der letzten Jahre erschienenen Literaturgeschichten auch nur eine Spur gefunden zu haben, die darauf hindeutete, daß auch nur einer dieser Herren Literaturgeschichtsschreiber die Biographie Ernst Schulze's, die wir selbst nach dessen Tagebüchern und Briefen zusammengestellt haben, gelesen hätte, obgleich man ihren Titel wol anführt; hätte man sie aber gelesen, so würden die biographischen Angaben und die Urtheile über Schulze's Charakter vielfach ganz anders lauten müssen.

Noch schlimmer verhält es sich in diesen Schlachthäusern der Literatur — denn Schlachthäusern gleichen sie in der That nicht selten — in Bezug auf mitlebende Autoren. Wer in der einen Literaturgeschichte, die vor 10 oder 20 Jahren erschien, nicht genannt ist, wird auch in allen folgenden nicht genannt, weil oben immer einer von dem andern abschreibt. Oder ein Autor hatte vielleicht im Jahre 1843 oder so herum ein Drama ersetzten lassen, welches, weil es zur Zeit einige Aufmerksamkeit erregte, in einer damaligen Literaturgeschichte mit erwähnt wurde; er hat aber seitdem die Laufbahn als dramatischer Dichter verlassen und sich auf ganz andern Gebieten mehr hervorgethan. In diesem Falle wird er sich in einer im Jahre 1863 erscheinenden Literaturgeschichte immer nur noch als dramatischer Dichter, von seiner spätern Thätigkeit auf andern Gebieten aber kein Wort erwähnt finden. Für manche scheint das „Conversations-Lexikon“ eine Hauptquelle zu sein, obgleich wir manchen Verfasser von Literaturgeschichten für den Schul- und Hausbedarf stark im Verdacht haben, daß er selbst dieses nicht nachschlug; welcher Autor nun in einer frühern Auflage nicht erwähnt war, aber in einer spätern Eingang fand, kommt trotzdem doch nicht in eine solche Literaturgeschichte, wenn deren Verfasser zufällig nur die frühere und nicht die spätere Auflage benutzte. Man vergesse auch nicht, daß die Verfasser solcher Literaturgeschichten oft an kleinen Orten und abgeschlossen von literarischen Hülfsmitteln, Journalen u. s. w. leben, und daher auf dem Gebiete der Literatur nicht genügend orientirt sein können. Hier noch eine Art Curiosum. Wir hatten vor Jahren einmal Gelegenheit, eine Literaturgeschichte dieser Art im Manuscript zu lesen, und notirten uns daraus einige Urtheile, die uns auffielen. Inzwischen war Gottschall's Geschichte der modernen deutschen Literatur ins

Leben getreten, und als jene Literaturgeschichte endlich gedruckt erschien, fanden wir die von uns aus dem Manuscript aufgemerkten Urtheile gänzlich geändert und die Gottschall'schen dafür substituirt. Manche Literaturgeschichtsschreiber scheinen freilich die Gottschall'sche, die allerdings als eine Hauptquelle zur Kenntniß der zeitgenössischen Literatur gelten kann, nicht einmal zu Rathe gezogen zu haben, ebenso wenig wie Ranke's „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ oder V. Möbius' empfehlenswerthen „Rationalismus der deutschen Literaturgeschichte“ (zweite Auflage, 1860).

Oltrogge hat seine „Geschichte der deutschen Dichtung“ als ein „anspruchloses“ Buch den Frauen, die mit „freundlicher Nachsicht“ seinen Vorträgen über deutsche Poesie vier Winter hindurch zuhörten, gewidmet. Außer für die gebildete Frauenwelt ist es zunächst noch besonders für Schüler, auch Lehrer höherer Klassen bestimmt. Der Verfasser schreibt und gruppiert gewandt und klar, und da seine Anthologien literarhistorischen Charakters vielen Beifall gefunden zu haben scheinen, so wird vielleicht auch dieses Buch in die Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, Eingang finden. Eine Bemerkung über Goethe theilen wir hier mit:

Sowenig oder auch Goethe in seinen Dichtungen sich unmittelbar betheiligte an den politischen Fragen der Zeit, weshalb seine Gegner seinen Patriotismus haben verdächtigen wollen, so sehr gebührt ihm der Ruhm des nationalen Dichters, wenn der so genannt werden muß, in dessen Werken sich ohne Ausnahme deutscher Geist und deutsches Gemüth ausdrücken, und der die Pflichten gegen das Vaterland darin suchte, „daß jeder einzelne nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volks mehrte, stärke und nach allen Seiten hin durch dasselbe verbreite, damit sein Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, sondern fähig bleibe zu jeder großen That, wenn der Tag des Ruhmes andränge“.

Wir theilen diese Stelle mit, nachdem wir gelesen haben, daß Karl Grün Goethe des „Verraths an der Menschheit“ beschuldigt und nachdem wir aus Ruge's nativen Gesändnissen erfahren haben, wie gemein sich ein Theil der burschenschaftlichen jenenfer Jugend gegen Goethe benommen hat. Wenn eine böhnische böotische Jugend gegen einen Mann, welcher in seinen Werken stets die humansten Ideen ausgesprochen hat und von den wahrhaft Gebildeten aller Nationen bewundert wird, so alles Anstandes vergaß und so alle Rücksichten der Pietät beiseite setzte, so schändete sie damit sich selbst und nicht dem großen Dichter.

Für die Brauchbarkeit des „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von W. Buchner, welchem auch ein Abriss der deutschen Kunstgeschichte als Anhang beigegeben ist, scheint die zweite Auflage und für des Verfassers Bescheidenheit folgende Schlussbemerkung in der Vorrede zu sprechen:

Ich habe mir zum Gesetz gemacht, die Mängel, welche mir in den beim Unterricht benutzten Büchern bemerkt worden, jedesmal aufzuzeichnen; die Verfasser sind mir für solche Mittheilungen stets dankbar gewesen. So bin ich mir auch bewußt, daß diese Arbeit, so sehr sie mir am Herzen lag, mancherlei Irrthümer enthalten wird; es war nicht zu vermeiden, daß

unter andern in der Darstellung des Schriftlebens und der Kunst der Gegenwart auch trotz einiger Bemerkung manches Unrichtige sich einschlich, in der Aufzählung der Einzelschriften manche Lücke blieb. Darum richte ich schließlich an meine Amtsgenossen, welche dieses Buchs sich bedienen wollen, die herzlichste Bitte, mich auf Fehler, Unvollständigkeiten, Einseitigkeiten desselben freundlich aufmerksam zu machen.

Der Verfasser strebt offenbar nach möglichster Vollständigkeit; er nennt aus der neuern Literatur eine Menge Namen, darunter manche, die mit demselben Recht hätten weggelassen können, als andere das Recht hatten, Aufnahme zu finden. Unter den Autoren, deren Namen sich dem Verfasser von selbst aufdrängen mußten und die wir in diesem Buche vermissen, befindet sich z. B. Wolfgang Menzel. Wir verkennen die Schwächen, Einseitigkeiten und zum Theil schädlichen Einflüsse dieses Mannes nicht; in unsern Augen ist er sogar, trotz seines zur Schau getragenen stittlichen Rigorismus, ein frivoler Kritiker, wie jeder, der sein Urtheil nach den Eingebungen subjectiver Willkür, berechneter Schadenlust, persönlicher Animosität und einseitiger politischer und confessioneller Tendenz einrichtet und dabei in der Wahl der Mittel nicht immer sehr sauber ist. Aber für die moderne Literatur hat er doch oder hatte er vielmehr eine nicht gewöhnliche Bedeutung; er hat so und so viel Bände herausgegeben und seit mehr als dreißig Jahren ein Literaturblatt redigirt, welches früher wenigstens von großem Einfluß war. Aber die Journalistik, deren Vertreter ohnehin viel Mühe und bei Publikum wie Schriftstellern keinen entsprechenden Dank dafür haben, gehört auch zu den Factoren der Nationalliteratur, welche von unsern Literaturgeschichtschreibern ungebührlich vernachlässigt werden. Wir erinnern hier an ein beachtenswerthes Wort, welches wir vor einiger Zeit im „Cornhill magazine“ fanden: „Der Journalismus wird ohne Zweifel in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln werden, die erste oder doch eine der ersten Stellen einnehmen, denn er ist die charakteristischste unter allen ihren Hervorbringungen.“ Mögen sich dies unsere Literaturgeschichtschreiber der Zukunft gesagt sein lassen!

Hermann Marggraf.

Reiseflitzgen.

1. Gletscherfahrten in den Berner Alpen. Unternommen und geschildert von Abraham Roth. Mit einer Abbildung der Wetterhorngruppe. Berlin, Springer. 1861. Gr. 16. 22 1/2 Mgr.
2. Finsteraarhornfahrt. Von Abraham Roth. Mit einer Abbildung des Finsteraarhorns und einer Karte der Finsteraarhorngegend. Berlin, Springer. 1863. 8. 22 1/2 Mgr.

Beide Werke können als ein Ganzes betrachtet werden, wie uns schon die Titel anzeigen. In der ersten Schrift beschreibt der Verfasser seine Wanderung auf den Tschingelgletscher, Trüggletscher und auf das Sukenhorn und Wetterhorn. Dabei berührt er den Lanbergletscher, Blümlisalp- und Steingletscher und noch viele andere Eis- und Schneeberge. Die man aber in diesen Eis- und Schneeregionen herumklettern kann, wenn man nicht auf Jagdabenteuer ausgeht oder wissenschaftliche Zwecke verfolgt, wird vielen unerkennlich sein. Und doch gewähren uns jene gewaltigen Bergriesen eine wahrhaft erhabene Geistesstimmung,

und die vielen merkwürdigen und mannichfaltigen Formen nebst den großartigen Ausflüchten versehen uns oft in Erstaunen! Der dies selbst erlebte, wird des Verfassers poetische Schilderungen ganz erklärlich finden. Mit Eisl und Eisl bewaffnet, Alpenrosen und Genzian auf dem Hut und von einigen Führern begleitet, erstigt der Verfasser die höchsten Berggipfel, sogar die Wetterhornspitze. Hören wir nun seine Schilderung: „Wir bestreiten den Blümlisalp- und gelangen nun in das Allersheiligste der Schneeregion. In sanfter Abdachung steigt der Gletscher etwa drei Stunden an, vor dem Auge breitet sich ein unübersehbares Meer von Schnee, aus welchem die Sonne zahllose glühende Sternchen lockt und der ihre Strahlen wieder mit doppelter Schneide zurückwirft. Kein Felsen, kein Stein, kein Gestein, welches das tadellose Weiß dieses ungeheuern Teppichs trübe. Jetzt, Wanderer, ist es Zeit, den Schleier über das Gesicht zu ziehen und die blaue Brille aufzusetzen, wenn dir die Haut und das Augenlicht lieb sind. Manah einer, der die Vorsicht versäumte, hat dafür mit halber Blindheit gebüßt. Fürchte nicht, daß dir darum die Aussicht entgehen werde; du wirst oft genug still stehen, mit mädchenhafter Reugier den Schleier und die Brille lästern und vergehen vor Entzücken. Dort im Westen, wo die beiden Bergketten aneinander zu stoßen scheinen, ist das Gaskerthal, das wir durchschritten; seine Sohle liegt aber bereits so tief, daß wir nichts mehr von ihr gewahren. An die Stelle des Thals ist der reichlich vom Schnee gescheckte Felsensattel des Balmhorns getreten, dessen zierlich weiße Spitze lustig in der Luft glänzt; und an das Balmhorn lehnt sich brüderlich, Schulter an Schulter, der Alts. Zwischen beiden hängen hochbeschnittene Gletscher herab, und ebenso die Gletscher des Balmhorns, über welchen man in das Lützhorn gelangt. Dann rücken uns näher und näher das Schilhorn und Zuckhorn, welche die Südseite begrenzen und deren Kette sich schwärts in den Petersgrat verliert, von unserm Standpunkt eine weitgewölbte Firkuppe, die durch ihre unmittelbare Verschmelzung mit dem Blümlisalp- und Gletscher die Großartigkeit des Schneemeeres verdoppelt. An der nördlichen Seite erheben sich das Dollenhorn und die Blümlisalp, hier ebenso abschüssig und grau, wie sie auf der jenseitigen Abdachung breit und weiß zu Thal steigen. Gegen Osten endlich läuft das Schneemeer ins Firmament aus. Dieses sanftet sich vom Horizonte so scharf ab, sein Blau ist so wunderbar tief und es wölbt sich so warm über alle Gipfel, daß du dich mitten in Eis und Schnee unter den Segen Italiens träumst. Alles, was wir sehen, ist Felsen, Schnee und Himmel; was dieser Welt an Farbe beschrieben, beschränkt sich auf die Tricolore Grau, Weiß und Blau; aber alles, alles ist aus dem Urquell des Lebens gefaßt, groß und glänzend, als wäre heute erst der siebente Tag der Schöpfung angebrochen, als blickte Gottes Auge selbst aus jener Sonne und brächten ihm ihre Strahlen zum ersten mal die frohe Kunde zurück: Siehe, es ist gut!“

Dieser wunderbare Zauber der Alpenwelt bewog den Verfasser später zu einer zweiten Wanderung, auf der er hauptsächlich die Finsteraarhorngegend besuchte und in dem zweiten Bändchen beschrieben hat. Darin theilt er uns auch die tiefpoetische Sage von der Jungfrau mit, welche sich der Berggeist zur Braut erkor. Am Abend über des Hochzeittags hatte der Berggeist seine Braut auf ein weiches Lager von Flechten und Moosen gelegt und die duftigsten und farbigsten Blumen um ihr Haupt gestreut, bis sie entschlummerte. Dann hob er sie in seine Arme und trug sie auf neue zur Oberwelt empor. Wo die Felsen viele tausend Fuß steil abstürzen nach dem wüsten Roththal, und tiefer noch bis zum freundlichen Plane von Lauterbrunnen stellte der Berggeist die süße Last hin. Der Hauch, der da seinem tiefausholenden Athem entströmte, drang in ihren Körper und belebte diesen mit dem unvergänglichen Zauber der Firne. Noch war die Maid bekleidet mit dem Gewand der Alpenkönigin, mit blendendem Firnschnee, aus dem unzählige diamantene Lichtfunken strahlten. Die letzten Falten des Gewandes berühren seitdem die grünen Matten der Wengernalp. Die schwarzen Topase am weißen Arm sind granitne Felsen

geworden, die aus den Gletschern lügen. Wo das Herz in ungestörter Reinheit klopft, hat der Berggeist den Firnbüsch hervorgewölbt, den die Menschen das Schneehorn und das Silberhorn nennen und sie glängen in gleicher unverwundlicher Reinheit weit in die Lande hinaus. Die ganze strahlende Berggehalt heißt selbdem, zum Lob der Tugend und zum Preise der Schönheit, die Jungfrau; und wenn morgens aus den Alpen die Sonne aufsteigt und abends hinter dem Jura verschwindet, dann bietet der Berggeist seiner Geliebten den Morgen- und Abendflug, und es flammen die Rubinen auf ihrer Stirn.

Schon aus diesen wenigen Skizzen erfieht man, daß beide Schriften als eine lehrwürdige Lektüre empfohlen werden können. Obwohl zu bebauend ist, daß der Verfasser gar keine naturwissenschaftlichen Beobachtungen gemacht hat, so sind beide Schriften doch hinreichend geeignet, als Führer in jenen Alpenregionen zu dienen.

3. Wanderungen und Stützen. Von Karl Seifart. Hil.
desheim, Finde. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichte Lectüre, rührende Geschichten von treuer Liebe, die aber jetzt so selten ist als ehrliche Politik, auch Sittengeschichten und Teufelsgeschichten sind der Hauptinhalt des vorliegenden Bandes. Der Verfasser hat zwar eine sehr humane Tendenz, erzählt uns Schauer Geschichten aus den finstern barbarischen Jahrhunderten, um die Wohlthaten der Aufklärung heller leuchten zu lassen, aber sie sind fast alle zu unwichtig und gewöhnlich kein spannendes Interesse. „Wanderungen“ möchte ich diese Gebilde nicht nennen, sondern „Phantasten“. Von Wittingen werden wir nach Halle verlegt, dann an den Rhein u. s. w. Dabel schreibt der Verfasser eine gute Prosa und donnert gewaltig gegen pfäffliche Verfälscherungsgelüste. Nachdem er viele von den Geistlichen heraufbeschworenen Herenproceß erzählt, sagt er: „Wiederum, sehen wir, sind es die geistlichen Väter, die Hüter der erforderten Cultur, welche zu dem Härtesten rathen und die Stimme der Menschlichkeit mit einer bei den Haaren herbeigeschnittenen Bibelstelle erschneiden. Man sehe sich weiter um in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit zur Humanität; wo irgendetwas neues Licht durchbrechen will, gleich sind die Hüter der verfallenen Cultur mit ihren Felschörnern da; wo Milde und Menschlichkeit gegen veraltete Barbarei in die Schranken treten, „sind auch wir!“ sagt der Großinquisitor. Als man anfang auf die Gedankenlosigkeit und die Barbarei des Foltergebrauchs aufmerksam zu machen, predigten und schrieben Geistliche gegen die flackspöcker Neuerer und suchten flugs wie Pastor Gosmann in Gelle nach Bibelstellen, welche den Gebrauch der Folter sanctioniren sollten. Wo immer einmal ein Hüter der abgeforderten Cultur zusammengehauerte vor dem Roder, dem er ein Scheinleben einhauchen sollte, und mit schwimmen oder gar voranschwimmen wollte im Strome des neuen Culturlebens, gleich waren die gegen den Strom arbeitenden Haifische da, um ihn in den Grund und in den Schlamm zu zerren.“ Sehr wahr! Aber um so überraschender ist es, daß der Verfasser auch gegen die Philosophie, die einzige Begründerin der Aufklärung, polemisiert. Er gibt uns eine Charakteristik von Peter Feilner, und sagt dann nach dessen Aussprüche: „Die Leute haben keine Lust mehr am Denken!“ Peter Feilner hatte in seinem Sinne vollkommen recht. Hört man doch heute auch in Gelehrtenkreisen die Behauptung oft genug wiederholen, daß es mit dem Philosophiren aus sei, und der Einblick auf die immer leerer werdenden Hörsäle der gekulten Philosophen muß uns überzeugen, daß es allerdings mit der Philosophie, welche man dort vorträgt, aus ist, d. h. daß sie keine Wirklichkeit und Wirksamkeit mehr hat, und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht das wissenschaftliche Bewußtsein über die Bestrebungen unserer Zeit, sondern das einer vergangenen, abgethanen Zeit zur Darstellung bringt. Dies mag wohl bei einigen Philosophieprofessoren der Fall sein, nur läßt sich der Anspruch nicht auf alle anwenden. Freilich, wenn heutzutage sich noch einer als Kantianer, Fichtianer oder Hegelianer gerirt

und auf alle Lehrsätze seines Meisters schwört, so steht allerdings ein solcher Mann nicht auf der Bildungshöhe unserer Zeit, sondern lebt in einer vergangenen und überwundenen Weltanschauung. Aber Männer wie Trendelenburg, Kortlage u. a. sind darüber hinausgeschritten und haben gewisse psychologische Probleme viel tiefer ergründet, als die Philosophen der Vergangenheit. Ja selbst die Materialisten haben nicht nur durch ihre Negation viele Lehrsätze klarer hingestellt, sondern auch durch Nachweis der physischen Einwirkungen auf das Geistliche bewiesen, in welcher Wechselwirkung beide Erscheinungen stehen.

Schließlich bemerke ich noch, daß wahrscheinlich auch dieses Buch Freunde finden wird, aber vielleicht mehr auf dem Laude als in der Stadt. Wer beim Lesen nicht viel denken will und an Feiern- und Spitzgeschichten Interesse findet, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Des Verfassers Grundansicht spricht sich in folgenden Worten aus: „Die freie, von Aberglauben, Vorurtheil und kleinem Egoismus weniger als in rohen Zeiten gestörte Entwicklung des wahrhaft Menschlichen wird allgemach wenigstens annähernd ein goldenes Zeitalter dem Menschengeschlecht heraufführen, während das goldene Zeitalter der Vergangenheit nur in der Fabel zu suchen ist. Wir sagen annähernd, denn das Streben nach der Wahrheit ist eben die Wahrheit und die Bestimmung des Menschengeschlechts, und nur in dieser Bestimmung kann die größtmögliche Glückseligkeit oder das goldene Zeitalter erreicht werden; bis dahin wird freilich noch eine tausendjährige Culturarbeit ihre Thätigkeit rüstig entwickeln müssen. Eine reine, goldflare Erkenntniß wird einst die Köpfe erleuchten, ein Geist so klar und rein, wie der reine Himmel, den die hinter dem blauen Gebirge verkennde Sonne auf Oceansweite mit reinem blauen Gold belegt. Die Deutschen haben die Bestimmung als die Hauptträger menschlicher Cultur allen Völkern voranzuleuchten und die Verbindungen der Völker und Cultur weiter zu verbreiten.“

Zur Geschichte des jungen Italien.

Die nationale Presse in Italien von 1828—60 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften von Piero Gironi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Ludmilla Pfiffing. Leipzig, Brodthaus. 1863. 8. 24 Ngr.

Italien ist ein Königreich geworden. Viel fehlt freilich zu einem einigen Reiche. Nicht bloß, daß Rom noch nicht die Hauptstadt ist, daß Venedig sich noch unter österreichischer Herrschaft befindet, und daß Savoyen und Nizza abgetreten sind; lange Zeit wird darüber hingehen, bis sich die einzelnen Theile der Halbinsel wirklich als ein Ganzes fühlen. Was jeder verständige Mensch voraussetzen konnte, ist eingetroffen, daß es nämlich viel leichter ist, hier niederzureißen als aufzubauen. Und doch war selbst das Niederreißen so schwer. Wie lange haben nicht warme Patrioten durch Wort und That daran gearbeitet, daß der Name Italien etwas mehr wurde als ein geographischer Begriff! Wie viele Opfer sind nicht durch die Kugel oder den Strang hingerichtet oder in Gefängnissen verschmachtet! Ueber die Mittel, welche von den Leitern jener Bewegung in der Neuzeit angewandt wurden, über die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten, über das wiederholte Mislingen und den endlichen Erfolg unser vollständigen Aufschluß zu geben, das ist der Zweck der hier vereinigten beiden Schriften, und zur Erreichung dieses Zwecks ist der Verfasser nicht bloß durch seine Stellung inmitten des Kampfes, sondern auch durch seine Wahrheitsliebe und seine klare Darstellungsweise vollkommen befähigt. Er versteht es nicht, daß er einen Parteistandpunkt einnimmt, er ist ein warmer Freund Mazzini's, und Mazzini ist noch immer ein Verbannter. Aber auch Garibaldi ist ein Freund Mazzini's und wird doch als der Nationalheld des jungen Italien betrachtet. Unter allen Umständen ist es für jeden, der für das einige Italien Theilnahme fühlt, und der eine vereinfachte engere Verbin-

bung des deutschen und italienischen Volks für möglich und wünschenswerth hält, von Interesse, den Gang der Begebenheiten und der Anstrengungen zu verfolgen, welche Italien zu dem gemacht haben, was es jetzt ist, und in dieser Beziehung liefern uns beide Schriften ein vollständiges Material. Dem Vorwort zufolge bilden dieselben nur einen kleinen Theil eines größeren Geschichtswerks, dessen Vollendung aber wegen des vor kurzem erfolgten Tode des Verfassers nicht zu erwarten steht. Diejenigen also, welche für Italien und namentlich auch für die unter den Kämpfern für dessen Einheit selbst bestehende Verschiedenheit der Ansichten Interesse fühlen, werden das Erscheinen dieses höchst wichtigen Theils mit Anerkennung begrüßen.

Die erste Schrift sendet einen von Mazzini an den Verfasser gerichteten Brief über dies Werk voraus und behandelt dann den Ursprung, den Fortgang und die Folgen der nationalen italienischen Presse von dem Jahre 1828 an, in welchem Mazzini, damals 23 Jahre alt, im „*Indicatore Genovese*“ zu schreiben anfing, bis auf die neueste Zeit. Es versteht sich, daß die ersten Journale, die in dem Sinne des heutigen Italien zu schreiben wagten, vielen Verfolgungen ausgesetzt waren, daß sie oft zu erscheinen aufhörten, oft ihren Namen und den Ort ihrer Herausgabe wechselten, daß ihre Redactoren, Mitarbeiter und Verleger mit Geld- und Gefängnißstrafen belegt wurden, daß man häufig zu ausländischen Pressen seine Zuflucht nehmen mußte; aber die Wirkung blieb, und die Theilnahme vergrößerte sich in eben dem Maße, als die Furcht der Mächtigen vor dieser gerichtslosen Agitation wuchs. Der Förderer und der Theilnehmer an diesem nationalen Unternehmen waren viele, keiner aber kann sich rühmen, mit größerer Uneigenmächtigkeit der Sache seines Vaterlandes trotz Verhaftung, Verurtheilung und Verbannung gedient zu haben, als Joseph Mazzini. Der Verfasser verschweigt oder verkleinert in keiner Weise die großen Verdienste der zahlreichen Mitarbeiter, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß sie an Thätigkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit ausnahmslos von Mazzini weit übertroffen wurden. Inwiefern man seine Ansichten über die Zweckmäßigkeit der von ihm vorgeschlagenen Mittel zur Erreichung seines Ziels billigt, steht hier nicht in Frage, immer aber wird man ein Ziel, für welches Dante, Petrarca, Machiavelli ihr Leben einzusetzen bereit waren, welches seit jener Zeit niemals aufgehört hat in der Brust der edlern Italiener zu glühen, ein hohes und erhabenes nennen, und dem Manne seine Achtung nicht versagen, der für dies Ziel vor seinem Schicksal zurückbebt. Doch glaube man nicht, daß die vorliegende Schrift bloß eine Glorification Mazzini's beabsichtige oder enthalte. Der Werth und der Inhalt derselben besteht in dem Nachweis des Einflusses, den die Presse des jungen Italien, freilich nach ungemessener Anstrengung und großen Opfern, auf die jegige Gestaltung der Dinge gehabt hat.

Der Inhalt der zweiten Schrift läßt sich aus dem Titel nicht leicht errathen. Der Verfasser macht hier Mittheilungen über die bildlichen Darstellungen zur Erinnerung an die Vorkämpfer der nationalen Freiheit und an die Begebenheiten, die sich an diesen Kampf anreihen. Er schildert uns Gemälde, Büsten und Denkmäler und knüpft an dieselben die Erzählung ihrer zuweilen sonderbaren Schicksale gelegentlich auch eine pikante Anekdote aus der Geschichte der Verfolgungen Mazzini's. Besonders konnte es freilich nicht, daß viele jugendliche Künstler des klassischen Bodens sich für die Idee der Einheit und Freiheit ihres Vaterlandes begeisterten und ihr ganzes Talent aufboten, um die Erinnerung an jene Zeit und ihre Helden der Nachwelt zu überliefern. So mußte natürlich gerade in Italien die Zahl der Porträts, der Bildsäulen, der Schamünzen u. s. w. in ungemein großer Zahl und neben manchem Mittelmäßigen auch viel Treffliches entstehen, von dem sicherlich das Meiste einer spätern Nachwelt erhalten werden wird.

In dem Nachwort meldet uns die Uebersetzerin den frühzeitigen Tod des Verfassers der gedachten Werke und widmet ihm einige warme Worte des Nachrufs, denen sie eine kurze Skizze seines Lebens hinzufügt. Der Verstorbenen war nach ihrem Aus-

druck „das Ideal eines Republikaners, ein Charakter von antiker Einfachheit und Größe, stets unwandelbar treu seinen Grundsätzen, mit Begeisterung allem Guten und Schönen hingegeben und unerschütterlich im Haß gegen das Böse“. Wir reden von ihm als Schriftsteller, und haben die Ueberzeugung, daß auch in der Folge niemand die Schrift über die nationale Presse in Italien wird entbehren können, der es unternimmt, eine Geschichte Italiens in der Periode von 1828—60 zu schreiben. 87.

Aus und über Lord Byron's Leben.

1. Lord Byron. Eine Biographie von Felix Eberty. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1862. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Lord Byron's letzte Liebe. Eine biographische Novelle von Alexander Büchner. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auch wer es sich nicht durch theoretische Gründe oder durch einen eigenen Versuch klar gemacht hat, daß die Biographie keineswegs zu den leichtesten Gattungen der Literatur gehört, muß doch durch den äußern Umstand darauf hingewiesen werden, daß die ernste und echte Lebensbeschreibung gegenwärtig verhältnißmäßig wenig angebaut wird, während die neuentstandene Zwitertergattung des biographischen Romans in den letzten Jahren sehr überhand genommen hat. Denn dieser biographische Roman erscheint durchaus als eine Umgehung der mit der geschichtlichen Lebensbeschreibung verknüpften Schwierigkeiten, sowohl von seiten des Verfassers, als auch von seiten der Leser. Hier wird die Erforschung und zweckmäßige Verknüpfung der Thatfachen, die eingehende Charakterisierung, der ernste, geschichtliche Stil und die Bewegung in festen, durch den Stoff gegebenen Grenzen möglichst umgangen und an ihre Stelle wird das leichte, an keinen gegebenen Stoff und seine Grenzen gebundene Spiel der Phantasie und die lockere, stilistische Form gesetzt, während zu gleicher Zeit vom Leser nur das geringstmögliche Maß von Aufmerksamkeit und Theilnahme gefordert wird. Es sollen nur seine leeren Stunden möglichst anstrengungslos und möglichst angenehm ausgefüllt werden. Die Unterhaltung wird als vornehmster Zweck obenan gestellt. Dadurch nimmt Verflachung bei Schriftstellern und Lesern zu, und wenn es mit der Literatur Ernst ist, der kann unmöglich solche Uebelstände der Zeit ungerügt hingehen lassen oder vertuschen wollen.

Zwar gehört von den zu besprechenden beiden Werken nur das zweite der bezeichneten Gattung an, allein auch das erste hat sich keineswegs auf die Höhe der echten Biographie zu stellen vermocht. Eberty ist bereits durch seine Biographie Walter Scott's bekannt, die seinen eigenen Worten zufolge „eine günstige Aufnahme im Publikum“ gefunden hat. Es kommt uns nicht in den Sinn, diese Angabe in Zweifel ziehen zu wollen. Die Thatfache beweist aber, daß die Kritiker dabei ebenso klüchtig zu Werke gegangen sind als die Leser, denn Eberty's Leben Scott's verdient eine solche günstige Aufnahme in keiner Weise. Es ist nichts als eine auszugewählte Uebersetzung aus Lockhart's Memoiren seines Schwiegervaters ohne Benützung anderer Quellen, wol aber mit Hinzufügung einer nicht unbedeutenden Dosis von Nachlässigkeiten, Unrichtigkeiten und Versehen, welche beweist, daß des Verfassers Kenntniß sich ziemlich dicht unter der Oberfläche hält. Wir haben daher das neueste Werk des Verfassers nur mit großer Vorsicht in die Hand nehmen können, obwohl er zu demselben eingehendere und umfassendere Studien gemacht zu haben versichert, und es in der That eine freiere und selbständigere Behandlung des Stoffs nicht verkennen läßt. In der Hauptsache ist der Verfasser den von Moore herausgegebenen Briefen und Tagebüchern gefolgt, welche er oft wörtlich benützt hat. Es ist hier natürlich unmöglich, eine eingehende Vergleichung anzustellen, allein um unsern Tadel nicht in der Luft schweben zu lassen, wollen wir beispieelsweise wenigstens auf ein paar Punkte uns näher einlassen. Es ist bekannt, daß Byron's Mutter, trotzdem daß Kapitän Byron sie nur aus unverhöhltem

finanziellen Rücksichten geheiratet hatte, doch eine ansehnliche und dauernde Reigung für ihn begie. Zum Beweise dafür führt der Verfasser (I, 6) die Anekdote an, wie Mrs. Byron (damals noch Miss Gordon) einst im edinburgher Theater vom Spiel der Miss Siddons so ergriffen wurde, daß sie in Krämpfe fiel und mit dem (auf das Stück bezüglichen) Ausruf: „O, mein Byron, mein Byron“, hinausgetragen wurde. Nun ist aber die Pointe dieser Anekdote, wie Moore mit deutlichen Worten sagt, gerade die, daß sie sich zutrug, ehe Miss Gordon ihren nachmaligen Gatten jemals gesehen hatte — wie kann sie also zum Beweise ihrer Liebe für ihn angeführt werden? Bei Erwähnung der Zähmheit Byron's erinnert der Verfasser an Scott und vergleicht das verschiedene Verhalten der beiden Dichter hinsichtlich ihres Gebrechens; er übersteht dabei aber, daß Scott's Fuß nicht entstellte war, daß er ihn daher nicht zu verbergen brauchte, während Byron einen Klumpfuß hatte. Vom fünften Lord Byron erwähnt Cherty (I, 28) eine andere Anekdote mit folgenden Worten: „Er sollte einst seinen Kutscher erschossen und seine Gattin gezwungen haben, mit der Leiche allein weiter zu fahren.“ Bei Moore hingegen heißt es wörtlich: „Bei einer andern Gelegenheit soll er seinen Kutscher wegen Ungehorsams gegen irgendeinen Befehl erschossen und dann die Leiche zu seiner Frau in den Wagen geworfen haben, während er, auf den Kopf steigend, selbst weiter fuhr.“ Schiller's allbekannte Miß der frommen Denkungsart hat der Verfasser (I, 70) unter ausdrücklicher Verufung auf den Dichter in „die fromme Miß der Mutter“ verwandelt. Im zweiten Theile (S. 228) werden der Gräfin Giuccioli Aeusserungen in den Mund gelegt, welche nach Moore (II, 612 der Quartausgabe) einem ungenannten Andern zukommen.

Wir würden über derartige Flüchtigkeiten hinwegsehen, wenn uns der Verfasser auf andere Weise entschädigte. Allein namentlich seine Darstellung und Würdigung der poetischen Stellung Byron's läßt manches zu wünschen übrig. Der Verfasser erkennt in der Vorrede an, daß „bei Lord Byron (im Gegensatz zu Scott!) sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr bebingen, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden und daß zu diesem Zwecke, nicht aber vom ästhetischen oder literarhistorischen Standpunkte aus, auch auf die Gedichte Rücksicht genommen ist“. Er sagt ferner, daß seine Aufgabe war, „ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern“. Allein wenn wir auch die Verechtigung einer bloß äußeren Lebensbeschreibung zugestehen wollen, so ist sie doch gerade bei Dichtern, in denen das innere Leben das äußere überwiegt, am wenigsten an ihrer Stelle, und die Biographie eines so einflussreichen Dichters wie Byron muß unser Urtheil unbedingt nicht nur sein Verhältnis zur englischen, sondern zur Poesie überhaupt zur Anschauung bringen. Ueber die durch Byron ins Dasein gerufene Poesie des Welt Schmerzes erfahren wir von Cherty keine Silbe, ja, wenn wir recht gelesen haben, kommt der Ausdruck Welt Schmerz in seinem Werke überhaupt nicht vor. Auf die Verwahrung der Vorrede, daß eine solche Darstellung nicht zur Aufgabe gehöre, können wir nur erwidern, daß sich der Verfasser seine Aufgabe zu leicht gemacht hat.

Alexander Büchner, der Verfasser von „Lord Byron's letzte Liebe“ (Nr. 2), befindet sich in einer Hinsicht mit Cherty in gleicher Lage. Er hat sich gleichfalls durch ein früheres Werk (eine Uebersetzung des „Childe Harold“) bekannt gemacht, welches vor den Anforderungen einer sorgfältigen und gründlichen Kritik ebenso wenig zu bestehen vermag als Cherty's „Scott“. Allerdings ist eine Uebersetzung des „Childe Harold“, wie Byron's überhaupt, eine so schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, daß man sagen kann: Magna voluisse magnum. Ein desto leichter erreichbares Ziel hat sich der Verfasser dafür bei seiner gegenwärtigen Arbeit gestellt. Byron's Leben und Lieben ist an sich schon so novellistisch, daß nur wenig Phantasie und Ge-

schick dazu gehört, es zu einer wirklichen Novelle zu gestalten. In der That hat der Verfasser — und wir sagen das zu seinem Lobe — seine eigene That auf ein möglichst geringes Maß beschränkt und dagegen den vorhandenen biographischen Stoff fleißig verarbeitet und geschickt benutzt. Nur entspricht das Buch seinem Titel gar zu wenig und hätte richtiger Byron's letzte Lebensjahre oder Byron in Italien getauft werden sollen. Die Gräfin Giuccioli ist fast eine Nebenperson. Sagt doch der Verfasser in der Vorbemerkung selbst, daß er in Byron „mehr den merkwürdigen Mann, das Original, den Carbonaro, den Philhellenen, als den Verfasser bedeutender Werke darzustellen und den reichen und dankbaren Stoff, welchen die politischen Ereignisse Italiens und Griechenlands, die mit den letzten Lebensjahren seines Helben zusammenfallen, darbieten, in einer entsprechenden Weise zu behandeln“ gesucht habe. Wir glaubten dagegen nach dem Titel vielmehr eine Schilderung Byron's des Liebhabers und Geliebten erwarten zu dürfen. Uebrigens ist die Darstellungsweise des Verfassers leicht und lebendig, nur sind die einzelnen Scenen fast zu lose aneinander gereiht und der sich hindurchziehende novellistische Faden ist zu dünn. Als einen merkwürdig hartnäckigen Druckfehler wollen wir es beiläufig erwähnen, daß der Name des Kapitäns Edwin durchgängig Edwin gedruckt ist. Unser Haupttadel trifft jedoch nicht sowohl des Verfassers Leistung, als vielmehr — wie wir im Eingange auseinander gesetzt haben — die Gattung, welcher dieselbe angehört. „Il est bon dans son genre, mais son genre ne nous plaît pas.“ Gerade Byron's Leben bedarf keiner poetischen oder phantastischen Ausschmückung; es ist ebenso reich an Anziehungskraft für den Unterhaltenden Lesenden wie an Belehrung für den denkenden. In beiden Beziehungen, Unterhaltung wie Belehrung, haben sowohl Cherty als auch Büchner ihren Gegenstand keineswegs erschöpft und die Arena für spätere Nachfolger offen gelassen.

54.

Notizen.

Zur deutschen Gründlichkeit.

Von dem Verfasser des in Nr. 18 d. Bl. und zwar unter der Ueberschrift „Schniger deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften“ abgedruckten Artikels „Deutsche Gründlichkeit“ in Nr. 18 der „Süddeutschen Zeitung“ erhielten wir folgende Zuschrift: „Ihre Bemerkung in Nr. 18, S. 334 der „Blätter für literarische Unterhaltung“, daß es sich bei den Fehlern im Bibliotheksverzeichnis der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien wol nur um „Mangel an Ueberwachung des Drucks“ handle, veranlaßt mich, hier die Belege zu meinem Urtheil anzufügen, welche die Redaction der „Süddeutschen Zeitung“ der Raumersparnis wegen gestrichen. Sie werden daraus ersehen, daß es sich allerdings um mehr als „Ueberwachung des Drucks“ handelt, daß vielmehr der Secretär der Gesellschaft die systematische Ordnung der Bücher denselben Händen anvertraut haben muß, welche dieser Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren. Unter Amerika steht: „Van de Velde's Map of the holy land“; unter Asien: „Maclear, geography of the cape of Good Hope“; unter Afrika: „Schnitzer, l'Empire des Tsars“ (Rußland), und zur Abwechslung auch einmal L. Zoller's „Wanderungen nach Palästina“. Als weiteres Beispiel deutscher Gründlichkeit möchte ich noch hinzufügen, daß durch unzählige Blätter die Notiz ging, 1863 erschienen in Oesterreich 215 nichtpolitische Zeitungen, davon 176 deutsche, 57 ungarische, 29 italienische u. s. w. Kein Redacteur hat sich die paar Sekunden Zeit genommen, welche es bedarf, um zu berechnen, daß schon 176 + 57 mehr als 215 ist, von den weiter angeführten in noch zehn Sprachen ganz zu schweigen.“ Soweit der Verfasser der auch von uns citirten Notiz in der „Süddeutschen Zeitung“. Wenn wir in der betreffenden Nummer d. Bl. bemerken, daß es Versehen gibt, die sich vielleicht damit entschuldigen lassen, daß auch das Gedächtniß seine schwachen Viertelstunden hat, wo es einen fatalen Streich spielt, so wollen

wir damit doch keineswegs solche Schniger entschuldigt haben, die auf wirklicher Unkenntnis und auf einer dem Publikum gegenüber durch nichts zu rechtfertigenden leichtfertigen Nachlässigkeit beruhen. Leider haben wir bereits von Ausländern, mit denen wir zu sprechen Gelegenheit hatten, die Klage vernommen müssen, daß sie vieles in deutschen Schriften hätten lesen und von politischen Rednern hätten anhören müssen, was sie an der altberühmten deutschen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wie logischen Schärfe und Strenge irre mache. Es war aber wol immer so, daß auch der Deutsche, wenn er den speciellen Boden seiner Fachgelehrsamkeit verließ, strauchelte und unsicher wurde; nur schweifte er früher selten über die engen Grenzen des speciellen Fachs hinaus, in welchem er heimisch war.

J. M.

Ein Beitrag zur Biographie von Friedrich Thiersch.

Einen solchen Beitrag enthalten die „Protestantischen Monatsblätter“ von Selzer (1862, August, November und December) in den Mittheilungen, die sie nach Briefen von Thiersch und an Thiersch aus seinem Leben bringen. Sie theilen zugleich eine Auswahl dieser Briefe selbst mit, und gewähren theils zur Charakteristik des Mannes, theils zur Kenntniß seiner Zeit ebenso interessante als wichtige Aufschlüsse. Die Mittheilungen umfassen drei Abschnitte: „Die Zeit der französischen Herrschaft und der Befreiungskriege“, „Thiersch's Wirksamkeit für die Wissenschaft, das Unterrichtswesen und die Sache der Griechen in den Jahren 1816–31“ und „Thiersch's Reise nach Griechenland in den Jahren 1831 und 1832 und ihre Ergebnisse“. Besonders die aus Griechenland während seines dortigen Aufenthalts 1831 und 1832 geschriebenen Briefe haben ein historisch-politisches Interesse, das für die Geschichte nicht unberührt bleiben darf, aber auch zu seinem eigenen Charakteristik mancherlei Ausbeute darbietet und über die von verschiedenen Seiten angegebene und verdammte Stellung vielfach aufklärt, die Thiersch in den Jahren 1831 und 1832 in Griechenland einnahm. Die aus guter Quelle entlehnten Mittheilungen und die Briefe kommen zugleich dem Tagesinteresse entgegen und sind außerdem eine Rechtfertigung, auf die Friedrich Thiersch noch jetzt Anspruch hat und welche zum Theil in den Thatfachen selbst offen vorliegt. Wir machen hier um so mehr darauf aufmerksam, als dieser Beitrag, der auch nicht geringen literarischen Werth hat, möglicherweise die Beachtung nicht findet, die er verdient. Auch darf er wol als ein Vorläufer der Biographie des vielfach ausgezeichneten Mannes und seines Briefwechsels angesehen werden, worauf bereits vor Jahresfrist Hoffnung gemacht ward.

17.

Die Doppelhebe des Grafen von Gleichen.

Die romantische Sage von der Doppelhebe des Grafen von Gleichen hat in unserer Literatur Bedeutung erlangt. Häufig dient sie Dichtern und Erzählern zum Stoffe, namentlich wurde sie mit Vorliebe zu Opernlibretti benützt. Durch Müllers' ansehnliche Erzählung scheint die Sage ihre weiteste Verbreitung gefunden zu haben. In dem kürzlich erschienenen dritten Hefte des „Archiv für die sächsische Geschichte“, welches wieder mehr als das vorausgegangene zweite befriedigt, hat der bekannte sächsische Geschichts- und Alterthumsforscher L. F. Hesse zu Rudolstadt jene Sage von dem zweifeligen Grafen von Gleichen zum ersten male einer genauen kritischen Untersuchung unterworfen, und er gelangt zu dem Resultate, daß die Sage jedes historischen Grundes entbehre. Ohne Zweifel hat hauptsächlich der erfurter Grabstein, welcher einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt, die Sage veranlaßt. Man sieht hier einmal wieder die historische Kritik bewährt, welche der dichten Volksüberlieferung, in deren Nichts aufzuzählen, so geschieht dadurch der Sage an sich kein Eintrag. Die Tell-Sage, Winkelried-Sage bleiben nach wie vor bestehen, wenn auch die Wissenschaft ihre historische Berechtigung bestreitet.

Hesse's Untersuchung zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn aus und verdient von allen beachtet zu werden, die sich für Sage und Geschichte interessieren.

68.

Bibliographie.

Dröse, A., Pädagogische Charakterbilder. Geschichte der Pädagogik und ihrer vornehmsten Vertreter in den vier letzten Jahrhunderten. Langensalza, Greßler. 8. 15 Ngr.

Gescher, G., Handbuch der praktischen Politik. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Geffellen, R. F., Zur Geschichte der Kriege zwischen den Römern und Deutschen in den Jahren 11 vor, bis 16 nach dem Beginn unserer Zeitrechnung. Eine Abhandlung, worin besonders der Inhalt neuerer Werke über diesen Gegenstand besprochen wird. Mit Abbildungen gefundener Antiquitäten auf 1 Tafel. Hamm, Grote. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Feldzug von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preussischen Offizier. 1ster Theil. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, W., Hannover's Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1818 mit besonderer Rücksicht auf die Truppenformationen an der Elbe. Mit 2 Terrainzeichnungen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 28 Ngr.

Oesterreichisches historisches Jahrbuch. 1ster Jahrgang. Mit dem Porträt des k. k. Staatsministers A. Ritter von Schmerling. Prag, Wellmann. 8. 24 Ngr.

Janssen, J., Frankfurt's Reichs-correspondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376–1519. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr.

Kuhn, A., Die Idee des Schönen in ihrer Entwicklung bei den Alten bis in unsere Tage. Vorträge an die Künstler. Berlin, v. Warendorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Rehr, M., Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit. Stuttgart, Bruckmann. 8. 22 1/2 Ngr.

Nimmersdorf, F. von, Roderne Gesellschaft. Roman in zwölf Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Replik und Duplik zu dem alten Streit über die Willensfreiheit. Ein ergänzender Anhang zu der Schrift: „Ein Ergebnis aus der Kritik der kantischen Freiheitslehre.“ Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Wilhelm Sternkrona. Ober: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Erinnerungen an die Schlacht von Groß-Wörschen. Zum Gedenktage beim Ablauf des ersten halben Jahrhunderts. Leipzig, Webel. Gr. 8. 3 Ngr.

Vier Fragen, beantwortet von einem Opreußen. Nebst dem Erkenntniß des Ober-Appellations-Senats des Kammergerichts in der wider den Dr. Johann Jacoby geführten Untersuchung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Duvrier, J., Die politische Oismiserei in der Arbeiterfrage. Berlin, Weid. Gr. 8. 3 Ngr.

Sauppe, G., Dionysos und Aristoteles. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 6 Ngr.

Spiegel, B., Der kirchliche Streit des Pastors Sulze in der Stadt Donabrad. Geschichtlich beleuchtet. Leipzig, Breit. Gr. 8. 5 Ngr.

Waderuagel, W., Offener Brief eines Urwählers dritter Classe, der nicht „Arbeiter“, an Herrn Ferdinand Lassalle. Elberfeld, Babeler. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Windell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Eschubi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Jesser, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. G. C. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefasste Forst-Encyclopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forstärzte, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinanderseßungsbeamte, Geometer u. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelfunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dogl, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Friedrich Bülow.

Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden zu 1 Thlr.

Die fortbauende lebhafteste Nachfrage nach Bülow's interessantem Sammelwerk hat eine zweite Auflage desselben nöthig gemacht, deren Preis die Verlagehandlung gegen den der ersten um mehr als die Hälfte billiger stellte, auf 1 Thlr. für den Band von durchschnittlich 30 Bogen (gegen 2½ Thlr. der ersten Auflage). Alle zwei Monate erfolgt die Ausgabe eines Bandes. Das bereits Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorrätzig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Für Bibliotheken, Bibliothekare, Genealogen, Publicisten sowie für Freunde der Geschichte und Biographie wird diese allmählich erscheinende neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks gewiß eine willkommene Erscheinung sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.
Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller-Galerie.
Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Mit Erläuterungen von Friedrich Pecht.

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. (die „Schiller-Galerie“ auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Im Verlage von J. A. Schloffer's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen

bis

auf die neueste Zeit
dargestellt von

H. M. Schletterer.

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 8 fl. 30 Kr. rhein., oder 2 Thlr.

Das vorliegende Werk, in welchem zum ersten male ein wichtiger Abschnitt unserer Literatur- und Musikgeschichte eingehend und gründlich besprochen wird, gibt in seinem Haupttheile die Entwicklungsgeschichte des deutschen Singspiels in möglichst erschöpfender Weise, dabei nicht nur auf die musikalische, sondern auch auf die poetische und sociale Seite des Gegenstandes Rücksicht nehmend. Die Darstellung ist nicht nur für Fachmänner, sondern für das ganze große Publikum, das sich für die Geschichte der Musik im allgemeinen und für die der Oper insbesondere interessiert, berechnet. Der Anhang liefert in historischen Nachweisen und Belegen ein sehr reiches kunsthistorisches Material und das diesem folgende Textbuch eine Auswahl von Singspielen aus frühesten Jahrhunderten, wie sie keine andere aus den Schätzen unserer reichen Literatur zusammengestellte Anthologie bietet.

Soeben erschien das achte Bändchen von

Karl Gustav's Zauberer von Rom.

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 18 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten Werks werden noch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die bereits erschienenen Bändchen 1—7 nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 23. —

4. Juni 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: F. Schmidt's „Deutsche Nationalbibliothek“. Von Aurelio Buddens. — Syrische und epische Dichtungen. Von Wilhelm Andree. — Geschichte und Belletristik in Lieferungswerken. Von Emil Müller-Samowegen. — Der Maler Leopold Robert. — Kottjen. (Bettina's „Günderode“ englisch; Neufranzösische Syrif.) — Bibliographie. — Anzeigen.

F. Schmidt's „Deutsche Nationalbibliothek“.

Deutsche Nationalbibliothek. Volkshümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, Brigl. 1862—63. Gr. 8. In Halbbänden zu 6 Mgr.

Das Programm des in der Ueberschrift genannten Sammelwerks wurde schon bei seinem ersten Auftreten von der gesammten Presse so freudig bewillkommet, daß wir über seinen Zweck und seine Tendenz, ein Gesamtbild deutschen Lebens und deutscher Geschichte zu geben, und nicht abermals billigend auszusprechen brauchen. Selbstverständlich erscheint der Gedanke überaus glücklich, Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart in abgeschlossenen Bildern und Erzählungen durch unsere bedeutendsten Historiker selbst, nicht durch Bearbeitungen aus zweiter Hand, dem Volke zu lebendiger Anschauung zu bringen. Und wenn das Unternehmen Goethe's bedeutsamen Ausspruch: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt“, gleichsam als Motto an seine Spitze stellt, so dürfen wir dem guten Laft und ernsten Bestreben, dies nicht durch die reflectirte Phrase, sondern durch das Ergebnis der Forschung unserer geistigen Communitäten erreichen zu wollen, bei der heute nur allzu ausgebreiteten Herrschaft der Rebenart doppelt dankbar sein. Gebt dem „Volke“ nur das Beste, und ihr braucht es ihm wahrlich nicht erst als solches anzupreisen.

„Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens“ von Professor Georg Weber in Heidelberg bildet den ersten Band der „Nationalbibliothek“. Des Historikers gelungenes Brustbild und eine von Schottmüller nach ausführlichen brieflichen Mittheilungen zusammengestellte biographische Skizze bildet gewissermaßen die Einleitung zu Weber's Arbeit. Ein gleiches Brust- und Lebensbild des Verfassers geht jeder folgenden Arbeit voran und bezweckt, wie das Programm des Unternehmens sagt:

auf diese Weise das gesammte deutsche Volk bekannt und vertraut zu machen mit den Männern, deren Geist einen so mächtigen Einfluß auf seine Bildung und sein Geschick übt, und deren Persönlichkeiten bisher der großen Mehrzahl schon deshalb meist fremd geblieben, weil ihre Werke des Umfangs und Preises wegen nur den Vermitteltern zugänglich waren.

Was die Porträts anbelangt, so dürfen wir — um dies hier gleich zu bemerken — von der treffenden Ähnlichkeit mit den uns bekannten Persönlichkeiten wol auf den gleichen Vorzug aller schließen.

Weber's Beruf als historischer Volkschriftsteller ist durch seine weitverbreiteten Lehr- und Handbücher bereits so festgestellt, daß es überflüssig sein würde, hier zu erwähnen, mit welcher Genugthuung man ihn an der Spitze dieses Unternehmens erblickt. Er schildert Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens, d. h. vom Auftreten der Cimbern und Teutonen bis auf Armin und Germanicus nach den beiden Hauptrichtungen seiner Erscheinung, nach seinen „Thaten und Schicksalen“, wie nach seinen „innern Zuständen“. Unter den Titeln: „Die Cimbern und Teutonen“, „Julius Cäsar und die Germanen am Rhein“, „Die Freiheitskriege der Deutschen“, gruppiert er diese ersten Jahrhunderte zusammen. Der letztgenannte Abschnitt gliedert sich wieder in drei hauptsächlich Ereignissegruppen, welche durch die Ueberschriften: „Drusus und Tiberius in den deutschen Landen“, „Varus im Teutoburger Walde“ und „Armin und Germanicus“ bezeichnet sind. In welchem Sinne der Verfasser seine Aufgabe erkannte, erhellt am besten, wenn wir einige Sätze seiner Vorrede ausheben. Er sagt:

Man wird in den folgenden Blättern die reine Geschichte finden, ohne Prunk und Schmuckwerk, so wie die Quellen selbst sie darbieten; und wahrlich, keine Lobskrift, kein rhetorischer Panegyrikus könnte die Großthaten des deutschen Volkes, wie die Schäden und Wunden seines nationalen Charakters, seines angeborenen Naturells, mit solcher Beredsamkeit verkünden, wie die einfachen Schilderungen und Erzählungen aus der Feder fremder und feindlicher, wenn auch nicht unehrer oder ungerechter Schriftsteller. Gibt es ein anderes Volk, das so gewaltig

und imposant in das geschichtliche Leben eintritt, als die deutschen Stämme, als die hohen Gestalten der Cimbern und Teutonen, oder die gefürchtete Kraft der hinter ihren dunkeln Wäldern majestätisch einhererschreitenden Sueven, die in den Schriften der Alten, gleich geheimnisvoll waltenden höhern Mächten, nur aus ihren Thaten und Werken erkannt werden, oder aus dem Schreien, den Römer und Germanen mit gleicher Stärke bei ihrem Namen empfanden? Selbst der große Cäsar trug Scheu, den schlummernden Feu zu wecken oder zu reizen. Ein Volk, das mit solcher Kraft und Majestät die Schwelle seines geschichtlichen Lebens hütet, das bedarf keines Schmucks, dem ist die eigene Natur in unverhüllter Gestalt die schönste Zierde, der würdigste Ruhm. Aber auch die schwache Seite des deutschen Nationalcharakters tritt aus der schlichten Erzählung der alten Schriftsteller deutlich hervor, und kaum eine andere Periode der thaten- und leidensvollen vaterländischen Geschichte liefert ein getreueres und wahreres Bild von der nationalen Zwietsacht, von der Zerrissenheit und Spaltung des Volks, von dem Haß und der Parteilichkeit der Fürsten und Oberhäupter, von der Vorliebe für fremde Ehren und Auszeichnungen. Bei der Darstellung des öffentlichen Lebens in der Nähe des römischen Stabslagers zwischen Rhein und Weser, und bei den Erzählungen von dem Familiengewalt in dem kaiserlichen Fürstenhause und dem ruhigen, gleichgültigen Verhalten Marob's und des Markomannenbundes an der Donau während der blutigen Kämpfe des norddeutschen Brudervolks gegen Liberius und Germanicus, muß man sich stets ins Gedächtnis zurückrufen, daß man alte Geschichten liest, sonst wird man versucht, verhüllte Anspielungen auf die Zeiten des Rheinbundes zu vermuthen. Daß aber solche schwachvolle Erscheinungen nicht wiederkehren, daß der Abfall von Vaterland und Stammesgenossen mit einem ewigen Brandmal gezeichnet werde, daß man vor den schmeicheln den Wohlgegnern fremder Mächte oder Nationalitäten nicht mehr den Hut abzieht, sondern das Kreuz macht und sie meidet, das kann nur erzielt werden, wenn das Volk durch die echte vaterländische Geschichte in Stand gesetzt wird, selbst zu prüfen und zu richten, wenn es Einsicht genug gewinnt, über den Eindrücken des Augenblicks das Ganze und Allgemeine nicht zu übersehen, daß es nur solche Bestrebungen ehrt und anerkennt, welche die nationale Einigkeit fördern und der Vermischung fremder Völker und Fürsten den Weg verschließen.

Hat uns der Verfasser aus solchen Gesichtspunkten die Thaten und Leiden des deutschen Volks aus den ersten Jahrhunderten seines Eintritts in die Geschichte mit eindringlichem Schwunge vorgeführt, so wendet sich die Schlussabtheilung seiner Schrift zu den „innern Zuständen“, also gewissermaßen zu dem Privatleben, aus welchem die politische Gestaltung Deutschlands hervorgegangen war. Es ist vielleicht einzig im ganzen Kreise der Geschichtsaufzeichnung, daß wir sogar das innere Leben eines Volks nur aus den Darstellungen einer Nation kennen lernen, die mit demselben in ausschließlich feindliche Berührung gekommen war, und daß dennoch diese Darstellung dem deutschen Wesen so große Anerkennung und Würdigung zollt, um dem Leben der Welt Herrscher als Vorbild vorgeführt zu werden. Dies that bekanntlich Tacitus in seiner „Germania“. Viel mochte dazu allerdings beitragen, daß im römischen Herrschaftskreise nicht nur die Sitten und Einrichtungen, sondern auch die moralischen und physischen Kräfte einem düstern Untergange entgegenreisten. So sagt es wenigstens Weber auf, indem er von Tacitus sagt:

In desto verklärtem Lichte erschien ihm das germanische Volksleben, in dem sich noch ein Bild der ursprünglichen Mensch-

heit abspiegelte. Dabei zieht sich eine dunkle Ahnung durch das Buch, daß von dem Volke, welches sich dem Gedächtniß der Römer so tief einprägt, einst Gefahr und Verderben über Rom hereinbrechen werde. Sein Trost und seine Hoffnung beruht allein auf der Feinde Zwietsacht und gegenseitigem Haß.

Aber er erspart uns auch nicht die Mahnung des Tacitus:

Möge den germanischen Völkern doch bleiben und dauern, wo nicht die Liebe zu uns, doch der Haß gegen sich selbst, weil bei des Reichs drohendem Geschick das Verhängniß uns schon nicht Größeres verleihen kann, als der Feinde Zwietsacht.

Nach Tacitus finden wir denn auch die „Staats- und Lebensordnungen“ der Germanen dargestellt. Allein diese kurzen Andeutungen konnten nicht genügen und in der weitern Ausführung wurden dieselben vom Verfasser, soweit sie auf Staat und Religion sich beziehen, geordnet, erläutert und ergänzt, während gleichzeitig versucht wurde, „die Lücken durch die lebendige Tradition oder durch Rückschlüsse aus spätern Urkunden und Entwicklungsformen, wenn auch mit schwachen Fäden, zu verbinden“. Haben wir uns überhaupt nur auf eine Andeutung des Inhalts der Schrift beschränkt, so dürfen wir uns auch hier mit der Anführung begnügen, daß diese Darstellungen unter den Abschnitten „Hof und Feldmark“, „Stände, Volksgemeinde und Geschlechtshäupter“, „Kriegswesen und Gefolgsschaften“ gruppiert sind, denen eine ebenfalls nach Tacitus gearbeitete Uebersicht der „Germanischen Volksstämme“ und einige Blätter auf das „Alteutsche Religionswesen“ als Abschluß der in jeder Beziehung ansprechenden und anmuthigen Arbeit folgen.

Durch den namentlich als Culturhistoriker bereits rühmlich bekannten Schriftsteller Jakob Falke erhalten wir im zweiten Bande der „Deutschen Nationalbibliothek“ eine Schilderung der „Ritterlichen Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus“, also das romantische Gegenstück deutschen Lebens zu den harten und rohen Urzuständen Germaniens. Der Verfasser hält sich in seiner Darstellung speciell an die Blütezeit der im Frauencultus wurzelnden Besonderheit der ritterlichen Gesellschaft. Er macht in jedem einzelnen Abschnitte, indem er die einzelnen Erscheinungen im äußern und geistigen Gesellschaftsleben des Ritterthums charakterisirt, mit großer Sorgfalt darauf aufmerksam, was von den landläufigen Vorstellungen über diese eigenthümliche Epoche des deutschen Ritterwesens einer frühern Zeit, oder aber einer spätern Periode des Verfalls angehört. Auf solche Weise erhalten wir allerdings ein außerordentlich genaues Bild des 12. und 13. Jahrhunderts nach seinem innern Leben; und es ist aus dieser genauen Begrenzung wol zu erklären, wie namentlich im zweiten Halbband dem Leser vielleicht manches zu ausgebehnt und specialisirt erscheint, während man freilich bei genauerer Ueberlegung zu dem Resultate gelangt, daß eine wirklich scharfe Porträthähnlichkeit mit flüchtigern Umrissen kaum zu erreichen gewesen sein würde. Auch lag die Nothwendigkeit vor, dem einigermaßen in Verfall gekommenen Ritterthum dadurch sein Recht zu verschaffen, daß die Perioden des Verfalls von denen der Blüte genau gesondert wurden. Denn mit vollem Recht

bemerkt der Verfasser in der von der „geistigen Atmosphäre im 12. und 13. Jahrhundert“ handelnden Einleitung:

Die Aufklärung, oder sollen wir lieber sagen der Nationalismus hat in seiner Abneigung immer nur die Schwächen dieser denkwürdigen Epoche des Menschengeschlechts gesehen, und deren hat sie genug und muß sie haben, als das noch von voller Jugendlichkeit getragene, gerade in die Reife tretende Alter des Völkerebens. Indem sie, man kann geradezu sagen, die Liebe zum ersten und absoluten Leitstern erhebt, schlägt sie einem gefährlichen, schwindelnden Gang ein, den sie schon von Anfang an nicht ohne Schwanken dahinwandelt; und schon nach kurzem Lauf sollte sie in den Pfuhl der Versunkenheit hinabstürzen, von dem man nur geschichtlicher Wahrheit zu Liebe die Fälle entheben mag. Wie bei der Jugendliebe, so sind auch hier blinde Euphorie und stitliche Verirrung die nahen Gefahren. Wir haben hinlänglich Beispiele von beiden. Und so ist es leicht, wenn man diese Sätze sammelt, ein ebenso schauriges, wie an Verführerlichkeit vorstehendes Bild der ritterlichen Zeit zu entwerfen, besonders wenn man, wie es geschieht, die Sätze vom 14. und 15. in das 12. und 13. Jahrhundert hineinträgt und so zwei Zeiträume zusammenwirft, die wie Poesie und Prosa, wie Idee und Wirklichkeit auseinander stehen.

Wir würden zu ausführlich werden, wenn wir noch näher auf die Einzelheiten eingingen, welche die wohlgegliederte Darstellung des Ritterthums charakterisiren, und müssen uns einfach darauf beschränken, mit den nackten Kapitelüberschriften abzuschließen. Sie lauten: „Der Ritter“, „Die Frau“, „Der Ritter und die Frau“, „Dichter und Döner“, „Dichter und Frauen“, „Die Wohnung“, „Lebenslust“, „Verfall“.

Im allgemeinen ist unsere Gegenwart der romantischen Vorliebe für das mittelalterliche Ritterthum bereits einigermaßen fern getreten. Selbst den niedern Bildungsschichten sind heute die Ritterromane kein lebhaftes Bedürfnis und die damit verflochtenen Räubergeschichten kein Bedürfnis mehr. Der sociale Roman in seinen verschiedenen Abstufungen hat die Stelle jener falschen Romantik eingenommen. Das ernstere Bedürfnis des Publikums aber sucht in der Vergangenheit den Schlüssel zur Lösung des schweren Räthsels, welche uns mit der Verbesserung der politischen und socialen Verhältnisse aus früherer Zeit zu erreichen übrig bleibt. Jedermann weiß es, wie gerade nach dem Dreißigjährigen Kriege eine große Menge jener Uebelstände zur Erscheinung und Herrschaft gelangte, welche noch heute auf unsern staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen lasten. Dies weiß jedermann, aber nur wenige werden sich auch in voller Klarheit der Bedingungen bewußt sein, von denen eine solche Gestaltung der Dinge abhängig war und die sie so eisenfest in unser Volks- und Staatsleben einwachsen ließen, daß selbst die großen politischen und socialen Ereignisse der letzten hundert Jahre sie nicht austilgen, sondern nur vermindern konnten, während andere, wenn auch bis auf die Wurzel abgeschnitten, dennoch immer von neuem ihre Keime zu treiben suchen. Um das Heute seinen Bedürfnissen gemäß organisirte zu reformiren, bedarf es der genauesten Einsicht in die organischen Bedingungen des Gestern. Im großen Völkere- und Geistesleben ist aber das Gestern ein Jahrhundert und mehr. So sind wir denn auch, wenn wir

nach diesem Gestern unsers heutigen Weltlebens fragen, unabweislich immer wieder zurückgewiesen auf die Endgrenzen des Dreißigjährigen Kriegs. Aus der furchtbaren Verdrückung des gesammten nationalen Daseins, in welcher jener Krieg das deutsche Volks- und Staatsleben zurückgelassen hatte, sich zu neuer voller Blüte zu entspannen, war bewußt und unbewußt der Gesammtzweck aller organischen wie mancher kramphhaften Bewegungen der Vorwärtstrebenden auf allen Lebensgebieten seit etwa anderthalbhundert Jahren.

Die Zustände, aus denen das Neue sich erschuf, schildert nun Karl Wiedermann in drei Halbbänden der „Nationalbibliothek“ mit seiner anerkannten logischen Klarheit und Formensönheit unter dem Titel: „Deutschlands trübste Zeit, oder der Dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben.“ Daß es sich hierbei nicht um eine bloße Erzählung mit Daten und Zahlen, sondern um pragmatische Ausführungen und Anwendungen handelt, ist ebenso selbstverständlich, als daß die unmittelbaren Beziehungen auf unsere Gegenwart fortwährend in die Darstellung hereinspielen. Mit einem kurzen „Rückblick auf den Verlauf der Reformation und die Zeit von da bis zum Dreißigjährigen Kriege“ wird zunächst nachgewiesen, wie eben vom eigenthümlichen Verlauf der durch das Nationalleben bedingten kirchlichen Bewegung wesentlich dazu mit beigetragen wurde, daß kaum nach einem Jahrhundert später das deutsche Volk ebenso tief hinabgedrückt erschien, als die Reformation dasselbe hoch erhoben hatte. Eine weitere Grundlage der Gesamtdarstellung bilden die Abschnitte, welche den Dreißigjährigen Krieg selbst mit seinen unmittelbaren Folgen für das deutsche National- und Culturleben, sowie dessen Nachwehen veranschaulichen, die sich vornehmlich in stitlichem Verfall der herrschenden Klassen kundgaben. Trotz und wegen dieser moralischen Entkräftung wurde aber „die Unterdrückung und Ausbeutung der Volkskraft“ das einzige gemeinsame Interesse jener Kreise, so daß man sie als allgemeine Signatur der staatlichen Zustände des Volks in dieser Periode bezeichnen muß. „Es ist die allgemeine, in der Mehrzahl der deutschen Staaten damals zur Geltung gebrachte Maxime, daß Staat und Volk nur um des Fürsten willen da seien, in die Praxis übertragen und in den einzelnen Zweigen des Staatslebens specialisirt und exemplisirt.“ Als Hauptformen dieser Erscheinungen bezeichnet Wiedermann: „Beamten despotismus und Vielregiererei“, „Cabinetjustiz“, „Beseitigung oder Misachtung der bürgerlichen Rechte“, „Finanzielle Miswirtschaft und Steuerdruck“, endlich „Missbrauch der Militärhoheit zu Soldatenspieleret und Menschenhandel“.

Zu jedem dieser traurigen Kapitel werden nun unter den ebenbezeichneten Titeln einige illustrirende Beispiele beigebracht „aus der großen Menge solcher, die dafür zu Gebote stehen“. Daß es sonach nicht auf eine ausführliche Geschichte abgesehen war und abgesehen sein konnte, versteht sich von selbst. Nur flüchtige Umrisse sollten den Rahmen des damaligen Lebens bezeichnen und der

Verfasser selbst verweist am Schlusse des Werks auf umfassendere Darstellungen der von ihm besprochenen Zustände. Aber wenn er auch sich auf das Detail jener Erscheinungen nicht einläßt, so scheidet er doch nicht vom Leser, ohne vor seinen Augen deren Begleiter und Konsequenzen im „Ättlichen und häuſelichen Leben der Mittelklassen“, sowie in der „Abſchwächung des geistigen Wesens der Deutschen“ und in der Beeinträchtigung des materiellen Lebens in raschen Wandelbildern vorübergeführt zu haben. Der Eindruck dieses allseitigen Verfalls unsers National- und Kulturlebens würde erdrückend sein, wenn nicht zum Schlusse auch „die Anfänge und Wege der Wiederhebung des deutschen Volks“ angedeutet wären. Eins aber, wenn auch diese neuen Strömungen im einzelnen vieles ersetzen, was vormalig die Nation im ganzen und hohen Maße besaß, ist unwiederbringlich verloren geblieben in jener langen Ueberflutung unsers nationalen Daseins mit Verderbniß. Dies ist „die Stetigkeit geschichtlicher Fortentwicklung, der ununterbrochene Zusammenhang zwischen dem Sonst und dem Jetzt, der ungetrübte Rückblick auf die nationale Vergangenheit und die wohlthuernde Sicherheit der vom Anbeginn der Geschichte ungeschwächt fortzeugenden Lebens- und Strebenkraft des ureigenen Volksthum“. Wieder ein „politisches Volk“ sind wir geworden; alles Drängen und Treiben der Gegenwart concentrirt sich in dem Streben, daß wir auch wieder „eine Nation im vollen Wortsinne“ werden, „was zu sein wir seit mehr als zwei Jahrhunderten aufgehört hatten“.

Wir würden unrecht thun von der Wiedermann'schen Arbeit zu scheiden, ohne besonders auf die autobiographische Skizze hingewiesen zu haben, welche der an den politischen Reformbestrebungen unserer nächsten Vergangenheit und Gegenwart mannichfach betheiligte Verfasser selbst als „ein Zeitbild“ bezeichnet. Mit seinen Anläufen und Bestrebungen illustriert derselbe recht eigentlich den soeben angeführten Ausdruck, daß wir zwar den Standpunkt eines politischen Volks wieder errungen, noch aber von dem einer Nation im vollen Sinne des Wortes sehr weit entfernt sind. Was aber seine persönlichen Begegnisse anbelangt, so bezeugen sie in recht viel Einzelheiten, wie mannichfach noch heute die Nachwehen des dynastischen und bürokratischen Staatswesens, welche nach dem Dreißigjährigen Kriege aus der Versumpfung des nationalen Lebens emporwucherten, in anerkannter Macht und Wirkung stehen.

Nachdem vorstehend mehrere der umfangreicheren Arbeiten der „Nationalbibliothek“ ausführlicher angezeigt sind, bleibt nur noch knapper Raum, um mit wenigen Worten auch auf die Cabinetsstücke hinzuweisen, welche deren vierten Band (siebenter und achter Halbband) bilden. Johannes Voigt gab „Blicke in das Kunst- und gewerbliche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert“, Georg Waiz zeichnete „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian I.“ Mit diesen Titeln ist freilich auch gesagt, daß was die Ausföhrung der Einzelheiten anbelangt, die Bezeichnung Cabinetsstück

streng genommen nur der Voigt'schen Arbeit eignet, während die Höhe des Werths beiden gleichermaßen gemeinsam. Voigt hat seine „Blicke“ gewissermaßen belletristisch gestaltet, indem er, nach wenig einleitenden Worten über die freundschaftlichen Beziehungen, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg auch nach Annahme des Titels und der Würde eines Herzogs von Preußen mit der Stadt Nürnberg und einzelnen hervorragenden Bürgern derselben unterhielt, einen Abgesandten des Herzogs nach Nürnberg kommen läßt, welcher dort von dem speciellen Freunde des Herzogs, Kaspar Nügel, gastfreundlich aufgenommen wird. Mit demselben durchwandert er die Stadt, ihre Kaufhallen und Werkstätten; und hier in unmittelbarer Anschauung des nürnbergischen Gewerblebens empfängt der herzogliche Rath, theils von Nügel, theils von sonstigen Kauf- und Gewerbsherren, gesprächsweise Beispiele und Aufklärungen über das damalige Leben und Treiben der weltberühmten Reichsstadt. So läßt sich Einzelnes allerdings nicht hervorheben; aber schwerlich konnte eine anregendere und eindringlichere Form erdacht werden, um uns vollkommen in die Atmosphäre des damaligen Lebens zu versetzen und seine Erscheinungen zu lebendigster Anschauung zu bringen.

Der Beitrag von Waiz entkramt Vorträgen, welche der berühmte Geschichtsfreiber in Göttingen vor einem weitem Kreise gehalten. Indem sie die großen Perioden der Geschichte unsers Mittelalters in allgemeinen Umrissen vorführen, geht ihr Zweck dahin, die Beziehungen der einzelnen Persönlichkeit zu dem allgemeinen Gange des geschichtlichen Lebens nachzuweisen. Die Ueberwindung der außerordentlichen Schwierigkeit, diese Aufgabe in bloßen Contourbildern zu lösen, welche weder Einzelheiten ausführen, noch sich in einer eigentlichen Erzählung bewegen, konnte eben nur von einem Meister so hohen Rangs wie Waiz zu erwarten stehen. Auch hier ist es unmöglich, mit bestimmten Anführungen ein Bild des Ganges der Arbeit zu geben. So begnügen wir uns damit, nur die einzelnen Haltpunkte zu bezeichnen, an denen die Bildergruppen sich aufreihen. „Karl der Große“ beginnt; „Heinrich I. und die Ottonen“ treten nach ihm auf und die „Fränkischen Kaiser“ reihen sich an diese Gruppe. „Friedrich I.“, „Friedrich II.“ folgen als einzelne machtvolle Gestalten; die „Ersten Habsburger und ihre Gegner“ führen uns aus der Zeit des blühenden Kaiserthums in die Periode seines Niedergangs, aber noch schließen die Vorträge mit einer der schönsten Gestalten am Wendepunkte einer Weltepöche ab, mit Maximilian I. Maximilian „erlebt es noch, wie der Augustinermonch Martin Luther zu Wittenberg austritt und den Anstoß gibt zu einer Glaubenserneuerung, die der Boden geworden ist für ein neues Leben der Christenheit überhaupt. Erst am 12. Januar 1519 ist Maximilian gestorben. In vielem gehört er der Zeit des Mittelalters an: er belebt noch einmal die glänzenden, anziehenden Erinnerungen desselben. Aber sehr entschieden wirken schon die Elemente eines andern Lebens auf ihn ein: mit empfänglichem Geiste nimmt er sie auf. Bei allem Reichthum

und Beweglichen seines Wesens wagt sich zugleich ein tieferer, ernster Sinn, eine Ahnung, möchte man sagen, eben der neuen Zeit. Von allen Seiten bricht sie ein: Maximilian sah die Morgenröthe; nach ihm erfüllt sie die Welt."

Wir gehen nun mit einigen Worten zu den beiden Schlussarbeiten der ersten Serie der „Deutschen Nationalbibliothek“ über. „Kaiser Heinrich IV.“ von R. A. Mayer, und „Luther, ein deutsches Leben“ von A. Schottmüller, sind deren Titel. Jedes Werk umfaßt drei Bände, beide theilen die allgemeinen Vorzüge der übrigen schon erwähnten Beiträge. Karl Mayer namentlich hat in der Geschichte „Heinrich IV.“ den oft verleumdeten Charakter des vom Schicksal auf einen der merkwürdigsten Wendepunkte deutscher Geschichte gestellten Mannes in wahrhaft volksthümlicher Weise zu schöner Klarheit entwickelt. Mit liebenswürdiger Offenheit gesteht er dabei ein, vorzüglich den Arbeiten Floto's und Giesebrecht's gefolgt zu sein, für deren allerdings tiefgelehrte und überraschende, doch für weitere Leserkreise etwas schwer zugängliche Exzerpation eines der bedeutendsten Charaktere auf dem deutschen Kaiserthron eine derartige Popularisirung lang schon gewünscht werden mußte. Doch darf man uns nicht mißverstehen. Mayer's Arbeit ist nicht etwa eine Paraphrase der Floto-Giesebrecht'schen Untersuchungen, sondern sie geht nur von denselben Inductionsmomenten aus und gelangt zu den entsprechenden Ergebnissen, doch ohne darüber ein Zurückgehen auf die wichtigsten Quellenwerke zu unterlassen. So erhalten wir eine historische Biographie, welche die Thaten des geschichtlichen Charakters nicht bloß in dessen subjectiver Eigenthümlichkeit begründet, sondern mit weitumfassendem Blick geradeaus den äußern Verhältnissen des römisch-deutschen Reichs jener Zeit in seiner Nothwendigkeit, wie in seinem höhern Streben zur Anschauung bringt.

Fast selbstverständlich ergeben sich dem Leser daraus Analogien mit unserer Gegenwart, auch wenn der Verfasser sie nicht ausdrücklich andeutet. Daß ihm jedoch dieser Gedanke vorstrebte, bekundet er ebenfalls unumwunden in einem Nachwort. Er sagt dort:

Die großen Basallen unter Heinrich IV., die im Bunde mit Rom seine Herrschaft untergruben und ihm die einheitliche Gestaltung Deutschlands unmöglich machten, haben sie nicht ähnliche Erscheinungen in unsern Tagen aufzuweisen? Und ist es nicht am Plage, das Emporkommen und das Wesen der römischen Priesterherrschaft zu beleuchten in unserer Zeit der zusammenstürzenden Concordate, im Angesicht des Abgrunds, an den das Papstthum gelangt ist; jetzt, wo vielleicht große Reformen in der katholischen Kirche in Aussicht stehen?

Wo aber der Verfasser die Lösung der Wirren in unserer Gegenwart sucht, das bezeichnen die Schlusssätze seiner Geschichte. Sie lauten:

Jeder der salischen Heinrichs noch die Hohenstaufen waren im Stande, den Sieg über das Papstthum zu erringen; die bloß äußern Waffen des Kaiserthums, wie glänzend sie auch geführt wurden, waren zu schwach in einem Kampfe, wo es sich um die höchsten innern Güter handelte. Dafür trat dann das deutsche Volk, welches — wir sagen es noch einmal — am besten geartet ist unter den Völkern des Abendlandes, mit der

ganzen Tiefe seines Geistes in die Schranken und überwand Rom zum zweiten mal, indem es die große Entscheidungsschlacht der Reformation lieferte. In dem daraus entspringenden Dreißigjährigen Kriege hat es sich fast verblutet; aber die Sache der Selbstfreiheit trug dennoch schließlich den Sieg davon. Seitdem haben sich die Wunden geschlossen und neues Blut rollt wieder in seinen Adern. Auch der alte Kampf mit den Fürsten ist wieder aufgenommen, aber diesmal von dem Volke, das für deutsche Einheit in die Schranken tritt. Dies ist die große Aufgabe unserer Tage, und auch sie wird glücklich zu Ende geführt werden.

Tritt uns in Mayer's „Kaiser Heinrich IV.“ vorzugsweise das nationalpolitische Moment der Geschichtsschreibung entgegen, so repräsentirt Schottmüller's „Luther“ ziemlich specifisch das humanistisch-moralische. Luther's Werden, Leben und Wirken ist von der protestantischen Geschichtsschreibung bereits so mannigfach und aus so verschiedenartigen Standpunkten, theilweise auch so meisterhaft behandelt, daß kaum von der Möglichkeit neuer Aufhellungen die Rede sein kann. Solche, wenn möglich, zu geben, würde sich auch schwerlich als Aufgabe des vorliegenden Unternehmens betrachten lassen. Dagegen liegt allerdings in dem gemüthlichen Erzählungsstrome unsers Verfassers ein eigenthümlicher Reiz, wie in der verständigen und klaren Gliederung der geschichtlichen Thatfachen ein wesentliches Verdienst, Eigenschaften, welche gerade diese Schlussarbeit der ersten Serie der „Nationalbibliothek“ recht eigentlich zum Volksbuch eignen. Ueberblicken wir aber die Reihe der bis jetzt vorliegenden Bände des ganzen Unternehmens, so kann ihm sicherlich selbst die strengste Kritik die Anerkennung dessen nicht verweigern, daß es durch den Geist seiner Arbeiten, deren Gelehrtheit und die formelle Vollendung der meisten nicht bloß seine beim Beginn erteilten Verheißungen vollständig eingehalten, sondern die gehagten Erwartungen in vielen Beziehungen — wir erinnern an Weber's, J. Falke's, Wiedermann's, Waig', Mayer's Beiträge — glanzvoll erfüllt hat. Namentlich kennen wir unter den vielen neuern Unternehmungen zur Popularisirung der historischen Wissenschaften kaum ein zweites, welches mit gleichem Takt jene schwierige Aufgabe löst, mit dem Ernst der Wissenschaftlichkeit eine ansprechende Allgemeinverständlichkeit zu verbinden und die begeisterte Größe historischer Erscheinungen auch dem Gefühl zuzuführen, ohne der sogenannten Phrase ein Recht einzuräumen oder dem Leser voringenommene Standpunkte aufbringen zu wollen.

Aurelio Suddens.

Lyrische und epische Dichtungen.

Wenn wir die Musenalmanache, welche am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts erschienen, zur Hand nehmen, so finden wir darin, außer einigen Gedichten von anerkannten Meistern, außerordentlich vielen Ausschuß, den man heute in ähnlichen Sammlungen nicht mehr durchschlüpfen ließe, für den das elendeste Winkelblatt kaum seine Zeilen öffnen würde. Je näher wir in einer vergleichenden Heerschau unserer Zeit rücken, desto besser werden die Gedichte, nicht allein in stofflicher,

sondern besonders auch in formeller Beziehung. Profaische Wendungen und Ausdrücke, falsche Reime und Härten werden immer seltener, und es wird niemand leugnen, daß die Form vorzugsweise ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat. Einzelne Ausnahmen zählen nicht mit.

Der wachsende Sinn für Schönheit der Formen, von welchem unsere öffentlichen Anlagen, unsere Bauten, zum Theil selbst unsere Kleidertracht und tausend andere Dinge Kunde geben, konnte auch nicht ohne Einfluß auf die Dichter bleiben, und die in so vielen Beziehungen wachsenden Anforderungen der Neuzeit traten auch an sie heran. Und wie die Dichtkunst nach neuen, edlern Formen ringt, so ist sie auch bemüht, sich neue Stoffe und neuen Inhalt zu erkämpfen. Die alten verbrauchten Stoffe sprechen nicht mehr an in unserer dampfbewegten, gewerbfleißigen und politischen Zeit. Daher erklärt es sich auch, daß das Lehrgebiht, das gedankenreiche, welches bereits in Julius Hammer einen so vortrefflichen Vertreter fand, nach so langer Vernachlässigung und Verachtung wieder an das Licht gezogen und, in neue Form gekleidet, in Gnaden aufgenommen und das Lieblingsgebiht der Nation geworden zu sein scheint. Man könnte dies für eine Verdorbenheit des Geschmacks halten, wenn man nicht bedenken müßte, daß das Lehrgebiht sich der praktischen Seite unsers Lebens zuwendet, also durchaus zeitgemäß ist. Und derjenige Dichter, welcher den zeitgemäßen Ton anzuschlagen versteht, wird auch Anerkennung finden. Im Hinblick auf die uns hier vorliegenden Poeten können wir das nur von sehr wenigen behaupten, obgleich bei den meisten das Bestreben sichtbar ist, durch einzelne Zeitgebihte den Anforderungen der Gegenwart ihren Tribut zu bringen. Lehrgebihte und solche Dichtungen, die das Leben der Jetztzeit nach allen Seiten hin abspiegeln, finden sich nur sehr vereinzelt unter ihnen.

Hinsichtlich der Form indessen zeigt sich, wie erwähnt, ein bedeutender Fortschritt im Vergleich zu den Dichtungen früherer Zeit. Am deutlichsten tritt dies bei den Uebersetzungen hervor, in denen sich größtentheils eine große Gewandtheit und Geschicklichkeit offenbart, während sie in frühern Jahren, mit nur wenigen Ausnahmen, außerordentlich steif und unbeholfen waren.

I. Lyrische Dichtungen.

1. Stimmen aus der Zeit. Gedichte von Arnold von Weyhe-Gimde. Celle, Schulze. 1862. 8. 6 Mgr.

Diese Reimereien sind eine fortlaufende, widerwärtige Lohhuberei des hannoverschen Welfenhauses, und wiederholen sich in Versifikationen der Treue und Ergebenheit für den König, dessen „treuer Unterthan“ der Verfasser sich „mit Stolz“ nennt, wenn auch „der Freiheit toller Wahn die Welt besallen“ sollte. Der Verfasser scheint aber nicht allein ein treuer, sondern auch ein frommer Unterthan zu sein, der den Namen Gottes sehr häufig mit dem des Königs in Verbindung zu bringen weiß. In seinem ersten Gedichte will er verhimmeln, daß Heinrich der Stolze des Kaisers Lothar Tochter geheirathet hat, von denen Georg V. abstammt; in dem zweiten Gedichte schilt er, daß die bösen Türken noch nicht aus Europa verjagt sind, und in „Unsere Zeit“ politisirt er von dem Stand-

punkt eines pommerischen oder medlenburgischen Junkers aus, schilt auf Napoleon, Victor Emanuel, Garibaldi, bemitleidet die fortgetriebenen Fürsten und tritt schließlich mit der ganzen poetischen Gewalt seiner Verse für den Heiligen Vater in die Schranken, wofür er mindestens zum Piusorden verurtheilt zu werden verdient. Wenn der Papst aber keine geschicktern Vertheidiger hat als Arnold von Weyhe-Gimde, und wenn dieselben nicht bessere Waffen haben als diese „Stimmen aus der Zeit“, dann fürchten wir, wird sein irdisches Reich doch früher oder später einmal ein Ende nehmen.

2. Accorde der Seele. Dichtungen von Georg Sid. Kdin, Du Mont-Schanberg. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Mgr.

Recht gefühlvolle Gedichte, die das Gebräuge eigener Einbildungskraft tragen und deshalb der Empfehlung werth sind. In den Empfindungsgebihten, die geistlichen Lieder mit eingeschlossen, zeigt der Verfasser eine größere Gewandtheit und Kraft als in seinen Balladen und dramatischen Bruchstücken. In der ersten Abtheilung: „Der Liebe Lust und Leid“, befrucht er in ziemlich schwungvollen Versen die ganze Stufenleiter der Liebe, mit ihrem Entstehen und Geständniß beginnend und mit den Vaters freuden schließend. Mit glühendern Farben hat schon Chamisso diesen Stoff behandelt. Die Uebersetzung der bekannten Ballade aus dem „Vicar of Wakefield“: „Turn gentle hermit of the dale“, lieft sich ebenso fließend wie das Original, ist aber ganzlich frei behandelt und auch sehr gekürzt, ein Umstand, der dem Gebichte aber keineswegs zum Nachtheil gereicht, weil die Goldsmith'sche Ballade etwas zu breit gehalten ist. Ausstellungen, die wir zu machen hätten, beziehen sich auf einige Incorrectheiten, wie z. B. S. 248:

Denn in des Volkes Herz ist seine Wohnung —

oder:

Und ach, die Welt verlaßt den armen Thor.

Vor dem Eindringen und der Fixirung solcher Incorrectheiten, die leider Gottes selbst bei namhaften Schriftstellern heutzutage so häufig vorkommen, haben wir uns ernstlich zu hüten! Den Dichtern vorzugsweise liegt es ob, die uns überlieferten reinen und vollendeten Formen unserer Altvordern wie ein heiliges Kleinod zu wahren.

3. Germanische Melodien von Hugo Delberrmann. Theilweise frei nach Lord Byron's Hebräischen Melodien. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 1862. 16. 7½ Mgr.

Ein nur drei Bogen starkes Bändchen voller Zeitgedichte, die meistentheils groß und ironisch sind, wie wir das bei Delberrmann gewohnt sind, in fließenden Versen, wenn auch nicht in alter gewohnter Formschönheit gesungen sind. Wir haben von dem Verfasser schon bessere Gedichte gelesen. Bei der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft hat er sich vor dem Niederschreiben unpoetischer Gedanken zu hüten, und bei der Leichtigkeit, mit welchem ihm offenbar die Verse aus der Feder fließen, hat er doppelte Vorsicht anzuwenden, nicht in einem saloppen Ton zu fallen und unpoetische Ausdrücke zu wählen, die vielleicht einem politischen Tageblatt angemessen, aber in Gedichten störend sind. Die Perle dieser Sammlung ist ohne Frage das vortreffliche Gedicht: „Deutscher Mund.“ Wir können es uns nicht versagen, aus diesem neuesten Lobgesang auf die deutsche Sprache als Probe folgende drei Strophen hier mitzutheilen:

Was des Gehantens kühnsten Sohn entzückt,
Was Mädchen plaudern, die die Nycte schmückt,
Was Quellen murmeln, was die Woge schäumt,
Was Bälde rauschen, was der Dichter träumt,
Was fremde Lande Besess und vertrauten —
Sie thut es aus in seelenvollen Lauten.

Sie ist die Mutter, die uns tugig liebt,
Und ihres Busens süße Labe gibt,

Die unsern Geist zur höchsten Höhe lenkt,
Zur tiefsten Tiefe seine Sonde senkt,
Die Wünsche hat für alle kranke Herzen
Und einen Trost für alle Lebensschmerzen.

Sie ist die Stimme, die uns ruft zurück,
Der Kindheit Wärme und der Heimat Stid.
Die uns begleitet durch des Lebens Gang
Durch Lust und Qual und über's Grab hinaus;
Des deutschen Ruhms und unser aller Amme,
Die uns vereint zu Einem Bruderkamme.

4. Zehn gepanzerte Sonette von Nicolas Müller. Newyork, N. Müller. 1862. Gr. 8.

Wasicht sind uns noch diese deutschen Gedichte aus Amerika zu Händen gekommen, die wir unbedingt hätten loben können. Die kühne deutsche Muse emancipirt sich jenseit des Oceans sofort, legt ihr griechisches Gewand ab, kleidet sich in Panzetracht, bewaffnet sich auch gewöhnlich noch mit einigen Revolvern, schreiet in jügelloser Ungebundenheit durch die Gassen, verliert in ihrer Umgebung das Gesicht für schöne Formen, das Gehör für den Wohlklang ihrer Muttersprache und schöpft ihre Begeisterung aus dem Fusel. Sie ist ein Herrbild geworden. Auch diese gepanzerten Sonette sind aus ihrer Hand hervorgegangen. Wenn wir den Bestrebungen des Dichters, die Selbstschlacht seines neuen Vaterlandes auch mit zu schlagen, so wie seinen dichterischen Anlagen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir doch beklagen, daß diese Sonette zu prosaisch und gemacht erscheinen, auch hin und wieder an falschen Rhythmen kränkeln, und von Ausdrücken voll sind, die auch politischen Gedichten unschön kleiden.

5. Gedichte von Ludwig Dill. Stuttgart, Dettinger. 1863.

Es fehlt diesem durchaus lyrischen Dichter, der allerdings ein guter Reimer ist, die dichterische Begeisterung. Jeder Gedanke, auch der unbedeutendste, verwandelt sich bei ihm in eine Dichtung, obschon wir nicht zu erwähnen unterlassen wollen, daß auch mancher wirklich poetische Gedanke mit in den Reim-Frang verschlungen ist. Im allgemeinen jedoch sind die Erzeugnisse seiner einem rechtseligen alten Weibe gleichenden Muse zu breit, und deshalb begegnen wir nur wenigen Gedichten, die uns das Herz warm zu machen im Stande wären. Daß auch ungrammatische Formen, wie z. B. dem Herz und dem Knab, angewandt sind, gereicht ihnen auch nicht zum Vortheil.

6. Prager Dombilder. Dichtungen von Karl Freiherrn von Margelil. Prag, Kober. 1862. Gr. 16. 8 Hgr.

Diese Gedichte haben kein allgemeines Interesse, da sie die Geschichte und die im Volksmunde lebenden Sagen und Legenden von dem unfertigen prager Dom behandeln, zu dessen Ausbau der Ertrag dieser Gedichte bestimmt ist. Der Verfasser fordert seine Leser auf, zu

Wirken für des Doms Vollendung,
Der auch halb nur, und verbaut.

Im Mittelalter pflegte der Todtengräber, der mit einer Handglocke durch die Straßen der Städte ging, das Geld für Kirchenbauten zusammenzubetteln, heutigen Tags überträgt man, wie wir sehen, der Muse der Dichtkunst dieses Geschäft. O tempora! Ob die Muse des Freiherrn von Margelil aber so günstigen Erfolg haben wird wie die Todtengräber der früheren Zeit, müssen wir bezweifeln, weil unsere Zeit für Kirchen und Kapellen überhaupt nur wenig Geld übrig hat. Die Unternehmungen des Gewerbfleißes, sowie auch die stehenden Heere nehmen die Kräfte der Zeitgenossen zu sehr in Anspruch.

7. Gedichte von Ottmar Grafen von Malbeghem. Ausgewählt von J. E. Gänthert. Stuttgart, Fischhaber. 1862. 32. 12 Hgr.

Nacht und Sterne spielen eine große Rolle in diesen düster gefärbten Gedichten, die sich in Betrachtungen über Menschen,

Natur und das unbekannte Jenseits ergehen. Sie sind offenbar tief empfunden und die in ihnen angewandten Bilder oft recht gelungen, an einigen Orten aber unklar. Ueber die Mittelmäßigkeit erheben sich diese Dichtungen jedoch nicht.

8. Dfseebilder und Balladen von Hermann Hölty. Kiel, Schröder und Comp. 1862. Gr. 16. 8 Hgr.

Hölty ist ein Großneffe seines berühmten Namensvetters, von dem er die poetische Ader geerbt hat, aber dennoch wurden nur wenige seiner Gedichte, welche hin und wieder noch an den gewöhnlichen Mängeln der Anfänger leiden, in das goldene Buch des Hainbundes eingetragen worden sein. Ursprünglichkeit und Frische leuchtet nur aus wenigen dieser Gedichte hervor, und man merkt es ihnen gar leicht an, daß sie nicht alle aus innerm Schöpfungsdrange hervorgegangen sind.

9. Sonette von J. G. Bonbank. Innsbruck. 1862. 18. 12 Hgr.

Wenn wir diese vielleicht absichtlich unklar gehaltenen Gedichte recht verstanden haben, so eifert der Verfasser, ein rechtgläubiger Tiroler, gegen die österreichische Verfassung und für die Aufrechterhaltung der alleinseligmachenden Kirche in seinem Privatvaterländchen, dem „ein neues Deutschland, Preußen an der Spitze“, gleichbedeutend mit dem Untergange Tirols ist. Wir übrigen Deutschen sind Despoten, und unser Licht ist, mit den tiroler Kirchenlichtern verglichen, ein „Asterlicht“. Wie mag sich der Verfasser nur auf Arndt, Goethe und Rückert berufen und wie mag er es nur wagen, ein Motto von Humboldt seinen Sonetten an die Stirn zu kleben! Doch wir müssen ihm seine eigenen Worte entgegennehmen: „Die Masse herunter! Wozu der eitle Trug?“ Ein Dichter, welcher noch selbst unfrei ist und in Geistesfesseln gebunden liegt, ist, wie auch diese Dichtungen beweisen, nur ein Asterdichter.

10. Gedichte von Eduard Schulte. Zweite Auflage. Hagen, Bus. 1862. 8. 1 Thlr.

Gedankenreiche, formgewandte und schwungvolle Gedichte verschiedenen Inhalts: lyrisch, politisch, social. Ihr Erscheinen in neuer Auflage nimmt uns kein Wunder. Einige kleine Ausstellungen, die wir allenfalls zu machen hätten, beziehen sich auf die lästigen, ungemünzt korenden Fremdwörter in einigen Dichtungen, wie z. B. Hero, Train, permanent, Parvenu. Uebrigens wird der Dichter recht wohl wissen, daß es in den seltensten Fällen einem Menschen zur Unehre gereicht, ein „Parvenu“ zu sein. Wir begrüßen indeß diese meist wahrhaft trefflichen Gedichte als eine ziemlich hervorragende Erscheinung unter den Vorlesern unserer Zeit und verheißten ihnen einen bleibenden Werth, der sich auch schon dadurch bekräftigt, daß der Verfasser einen poetischen Reiz selbst solchen Stoffen abzugewinnen versteht, die in den Halbbichtern keinen poetischen Gedanken erwecken und als zu prosaisch von ihnen unberücksichtigt bleiben, wie groß auch ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft sein mag. Wir theilen den Lesern zwei solcher Strophen aus einem größern Gedichte mit:

Die Verherrlichung der Industrie.

In der braunen Locke den Lorbeerkranz,
Das besügelte Rad im Schilde,
Umhüllt vom Bienenmantel ganz,
Die Stirne, die hohe, umstrahlt von Glanz,
Im Auge den Geist und die Milde, —
So sehen wir dich, o Herrliche, gehn
Einher auf den rühmlichsten Wegen;
Wo deine friedlichen Fahnen wehn
Und die rauchenden Thronsäulen stehn,
Da waltet dein köstlichster Segen;
Du spendest von deinem erhabenen Thron
Dem rüstigen Fleiße den goldenen Lohn.

Den gewaltigen Riesen hältst du gebannt,
 Er muß wie ein Knecht dir dienen!
 Er folgt dir an kluger, lenkender Hand,
 Wie ein Schwan am rosenfarbigen Band,
 Er belebt mit Kraft die Maschinen!
 In feurigen Zungen spricht dein Mund!
 Du befehlst das Erstarrte, das Tote!
 Du machst dem lauschenden Erdenrund
 Im Nu die Geschichte der Völker kund,
 Der Blick ist dein feuriger Bote!
 Die Nationen sich freundlich nahn,
 Es grüßen sich Völker, die nie sich sahn.

11. Gedichte von Karl Wilhelm Nag. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 16. 20 Ngr.

Auf zart besaitete Gemüther und besonders auf Frauenherzen werden diese Gedichte ihren Eindruck nicht verfehlen. Und haben die „Gedanken“ und „Epigramme“ am meisten ausgesprochen. In der Ballade ist der Dichter am schwächsten, und die Liebes- und Wanderlieder sind, wenn auch nicht ohne echt poetische Gedanken und Wendungen, doch ohne das Feuer der Begeisterung gebichtet und ermüden sogar durch ihre Eintönigkeit, wie das wechsellose sanfte Rauschen eines Tannenwaldes. Dazu kommt noch, daß der Dichter meistens nur den zweiten und vierten Vers gereimt hat und daß sich auch einige Formfehler vorfinden, die man bei einem so begabten Dichter nicht erwarten sollte, z. B. den Graf, zum Hausgenos, ein Hügellichtegrün; und ob der Ausdruck: Nimmerfrieden, nicht eine zu gewagte Wortbildung ist, wollen wir dem Dichter selbst zum Nachdenken anheimgeben.

12. Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgegeben von Emil Kuh. Wien, R. Gerold's Sohn. 1862. 8. 2 Thlr.

Die alten deutschen Musenalmanache haben sich in jüngster Zeit in „Dichterbücher“ verwandelt, die an verschiedenen Enden Deutschlands auftauchen, um uns unsere politische Zerrissenheit auch literarisch wieder in Erinnerung zu bringen. Dieses und vorliegende „Dichterbuch aus Oesterreich“ ist übrigens vortrefflich und kann allen Verehrern der Poesie warm empfohlen werden. Der Sammler ist mit seinem Takt und großer Voracht wählend aus Wert gegangen, so daß das einheitliche Ganze durch keinen Miston gestört wird. Es führt uns Namen von gutem Klang vor, die ihren bewährten Ruf auch in diesen neuen Hervorbringungen bewahrt, und zum Theil sogar, wie Beck und Frankl, erhöht haben. Anakrastus Grün tritt mit einem herrlichen Balladenentracte über den Prinzen Eugen auf; Adolf Vichler, der schon 1846 durch seine „Frühlingslieder aus Tirol“ auf das vorteilhafteste bekannt geworden ist, liefert Elegien und Epigramme; W. Konstant ein faustisches episches Bruchstück: „Iwardowski.“ Der hoffnungsvolle Robert Hamerling, dessen „Hymnus im Süden“ allein schon von seinem Dichterberuf Zeugniß gibt, tritt mit einer Canzone auf: „Germanenzug.“ Unter den vermischten Gedichten von B. Scholz heben wir „Die Mönche von Johannisberg“ hervor. Von andern bekannten Dichtern, die mehr oder weniger mit lyrischen Dichtungen das Buch füllen, erwähnen wir noch Rosenthal, Friedrich Palm, Franz Grillparzer, F. Hebbel, Alfred Meißner, Bauernfeld, Gerri, Holtei, Karl Beck und August Frankl. Im ganzen sind, den Herausgeber mit eingeschlossen, der sich mit einer längeren Romane: „Die fünf verlobten Jungfrauen“, theilhaftig hat, 35 Dichter vertreten. Unser einziger Tadel bezieht sich auf die epischen Bruchstücke als solche. Der Leser verlangt ein vollständiges Ganzes, und es wäre gewiß vortheilhafter für das Buch übrigens auch durch seine Ausstattung empfehlende Buch gewesen, wenn bei der etwaigen Beschränktheit des Raums der eine oder andere Dichter einstweilen dafür fortgelassen wäre.

13. Sämmtliche Gedichte von Friedrich Stolpe. Erster Theil. — A. u. d. T.: Gedichte in hochdeutscher Mundart. Frankfurt a. M., Keller. 1862. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist schade, daß diese Gedichte durch so unzählbar viele Härten, für die freilich ein süddeutsches Ohr nicht sehr empfänglich ist, verunziert sind und ihr Wohlklang dadurch beeinträchtigt wird. Gleich das erste Gedicht beginnt mit einem falschen Reime:

Kannst du folgen nicht dem Fluge,
 Auf des Dichtergeistes Flügel,
 Bin ich dir gleich einem Buche
 Unterm Schluß von Leben Siegel.

Bei dem Fortschritte, den die deutsche Lyrik in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren gemacht hat, müssen Formfehler zu den Unmöglichkeiten gehören, besonders aber hätte ein so talentvoller Dichter wie Stolpe dieselben vermeiden sollen. Seine schwungreichen, tief empfundenen Gedichte athmen männliche Kraft, Frohsinn und Freiheitelust, und geben vielfach Zeugniß von seiner poetischen Auffassungsgabe und seinem Formtalent. Wir drücken dem Dichter, obgleich er einigemal tapfer auf die Recensenten schimpft, im Geiste warm die Hand.

14. Herz, Welt und Vaterland. Gedichte von Paul Julius Immergrün. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Kühnemann und Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

Recht wackere Gedichte, die aus dem innigsten Verkehr des Dichters mit seinem Herzen hervorgegangen sind. Sie zeichnen sich nicht allein durch ihre reinen, schönen Formen, sondern auch durch ihren Gehalt vor vielen neuzeitigen dichterischen Hervorbringungen vortheilhaft aus. Der Verfasser zeigt eine seltene Kraft, mit den Saiten seiner kleinen Leier auch die Saiten der Herzen zu rühren und in Wehmuth erzittern zu machen. Er hat den glücklichen Griff gethan, viele solcher Stoffe zu behandeln, die sich durch alle Wechselfälle des Lebens und für alle Ewigkeit den Reiz der Poesie bewahren: Mutterliebe, Kinderfreuden und Jugendglück. Auch kräftige Zeitgedichte finden sich darunter. Gleich der Anfang, die Widmung an Julius Rosen, nimmt für den Dichter ein:

Zu Obenburg gibt's eine stille Stätte,
 Man's Auge hat sie thranenschwer geschaut,
 Dort liegt ein Säng' auf dem Krankenbette,
 Schon ein Jahrzehnd mit seinem Schmerz vertraut.
 O, bleib' ihm fern noch, dunkle Todetkünde,
 Noch schuldet Deutschland ihm den Säng'ersohn!
 Mein Vaterland, ward nie von ihm dir Kunde,
 Daß du vergaßest deinen kranken Sohn?

Weist du es noch, in deinen schweren Tagen,
 Wie da geblutet hat sein Dichterherz?
 Wie er mit dir geduldet und getragen,
 Bis er erlag in seinem eignen Schmerz?
 Was waren's für begeisterte Klänge,
 Die er für Polens Freiheit tönen ließ!
 Was waren's doch für kräftige Gesänge,
 Womit er, Deutschland, deine Helden pries!

Die Leier sprang, noch eh' sie ausgeklungen,
 Die Hand erschlaffte, die sie mächtig schlug,
 Das Herz zerbrach, eh' noch es ausgeklungen
 Die schönen Lieder, die es in sich trug.
 Nur wenn im Jubel alle Herzen klangen,
 Und wenn die Trauer schwer durch Deutschland zieht,
 Dann rafft er seine letzte Kraft zusammen
 Und singt ein Jubel- oder Klage lied u. s. w.

15. Ein Lieberfranz von Clara Mohr. Leipzig, Ruppe. 1862. 16. 18 Ngr.

Die besten dieser recht guten Gedichte sind die ganz individuell gehaltenen Liebeslieder, in welchen die Verfasserin das Glück der Liebe feiert und das hoffnungslose Ende derselben beklagt. Wo sie in den erzählenden Ton geräth, wird sie, der geschwätzigen Weise ihres Geschlechts gemäß, breit. In vielen solcher Gedichte steckt allerdings ein schöner Kern, der deutlicher

en das Licht getreten wäre, wenn sie kürzer gehalten und härter zugeschnitten wären. Ihre Formgewandtheit, von der die gelungenen Uebersetzungen das beste Zeugnis ablegen, ist vor allem hervorzuheben; doch vor Incorrectheiten, wie: den Menschenhauf, und vor Wortbildungen, wie: worum (statt um welches) hat sie sich künftig zu hüten.

16. **Lied und Spruch.** Neue Gedichte von Hermann Kette. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Schröder. 1863. 16. 15 Mgr.

Diese fernigen Gedichte, aus denen Weltkenntnis und ein reiches Dichterleben mit seiner Sehnsucht, seinen Wünschen und Hoffnungen sich widerspiegelt, sind größtentheils lyrisch-bildlich. Natur und erinnern etwas an die Weisheitslehren des Mirja-Schaffs, nur mit dem Unterschied, daß, während Bodenstedt Schönheit, Liebe und Wein feiert, Hermann Kette's Muse mehr dem Ernste des Lebens sich zuneigt, die Flucht der menschlichen Lebenszeit in schönen Molltönen beklagt und unsere Blicke auf das ewige Jenseits lenkt. Hier und da entlockt sie den Saiten ihrer Fier, in die sie mit kräftiger Hand greift, selbst wild- rauschende Duraccorde der Laß, des Spottes, ja der Verzweiflung, die sich aber stets wieder in Molltöne auflösen.

17. **Im Walde.** Naturbilder von Vincenz Zusner. Schaffhausen, Hurter. 1863. 8. 15 Mgr.

Der Verfasser weiß die Natur poetisch zu erklären. Diese Gedichte, die sämtlich nur zwei oder drei Strophen enthalten, könnte man recht passend als Gedankenpläne bezeichnen, die, von Erscheinungen in der Natur ausgehend, in recht treffenden Bildern, in feinen Wendungen und Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände recht hübsch zugeschnitten sind, ihren Eindruck nicht verfehlen.

18. **Naigldöschchen.** Gedichte von Richard Reimann. Calbe a. S., Pfeffer. 1862. 16. 1 Thlr.

Die ersten Gedichte nahmen uns für den Verfasser ein, doch je mehr wir lasen, desto mehr wurden wir enttäuscht. Es wurde uns immer klarer, daß mancher poetische Gedanke, der hier und da auftaucht, nur erborgter Schimmer, und das Unpoetische, Verzerrte und prosaische Ausdrucksweisen, wie: „Weil solch Verhältnis drückend auf die Länge“, Eigenthum des Dichters waren. Hätte der ohne Zweifel noch jugendliche Verfasser, der entweder noch die Universität besucht oder sie soeben verlassen hat, noch mindestens zehn Jahre mit der Heranagebe seiner Gedichte gewartet, so würde er nach Erlangung eines geläuterten Geschmacks uns Besseres geliefert haben, er würde in einem nichtsfagenden Gedicht seine nicht nachgeahmt (S. 83) und die Goethe'sche Kenie:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,

Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen —

nicht abgeschrieben haben:

Alles kann der Mensch ertragen,

Aber keine guten Tage.

Er würde ferner desselben Meisters „Braut von Korinth“ nicht verballhornt (S. 130) und ein altes Studentenlied, welches schließt:

Ja, sollt' ich auch bereuen

Noch in der Hölle wimmern,

So hat sich doch kein Mensch,

Kein Mensch darum zu kümmern —

nicht auf so naive Weise benützt haben:

Doch sei ich dann im Paradies,

Wag in der Höl' ich wimmern,

So hat dies keinen Menschen doch

Der ganzen Welt zu kümmern.

Einige bessere Gedichte können wir nach solchen Entdeckungen nur mit Misstrauen ansehen.

1863. 22.

19. **Aus beiden Welten.** Dichtungen von Jegor von Siwers. Leipzig, E. F. Pfeiffer. 1863. 16. 27 Mgr.

Der Titel sagt schon, daß der Dichter seine Stoffe der Alten und Neuen Welt entlehnt hat, und es ist ihm auch gelungen, dieselben zu lieblichen Gebilden zu gestalten. Seine Erzählungen und Bilder erinnern an die Dichtungen Freiligraths, ob schon sein dichterisches Feuer dem des westfälischen Dichters nicht gleichkommt. Die Form aber ist reiner und makelloser, und in dem schönen Lombilde „Das Gebirgsgroß“ gibt er uns Gelegenheit, seinem Formtalente die größte Anerkennung zu zollen. In den andern Abtheilungen: „Liebe und Natur“, „Zeit“, „Betrachtung und Leben“, „Personen“, zeigt er gleichfalls seine dichterische Begabung und eine Meisterschaft, einzelne Gedanken in ein schönes poetisches und knappes Gewand zu kleiden. Als Beispiel wählen wir:

Männerspruch.

So halt' es genau:

Das Herz — der Frau

Die Hand — dem Freund!

Die Augen — dem Feind!

Dem Guten — Betrachtung!

Dem Verdienste — Achtung!

Der Bosheit — Veracht!

Verachtung — dem Micht!

20. **Gedichte von August Koch.** Erstes Bändchen. Elberfeld, Bader. 1862. 16. 16 Mgr.

Ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, ob der Verfasser in der Ballade oder in der Lyrik, die durchweg einen ernsten Inhalt hat, mehr leistet, wird der Beurtheilung schwer. Die Form ist in beiden Dichtungsarten recht gut. Wir möchten indes doch seiner Lyrik den Vorzug geben. Die Balladen sind im allgemeinen zu breit gehalten und es fehlt vielen die Klarheit der Darstellung. Auch hat er hier und da Sagenstoffe behandelt, die der dichterischen Form unwürdig sind.

21. **Gedichte von Wilhelm Grothe.** Berlin, Sandrog und Comp. 1863. 8. 1 Thlr.

Eine frische, gesunde Dichternatur, die in der Romantik wurzelt und mit den die Gegenwart anfüllenden Ideen ernährt wird. Die Form ist glatt, die Sprache aber nicht immer gleichmäßig edel und dichterisch gehalten, und seiner Begeisterung, wozu er in vielen Gedichten einen modernen Anlauf nimmt, wird durch den Kampf mit der formellen Gestaltung, die ihm ungeachtet ihrer Glätte nicht leicht zu werden scheint, häufig ein Hemmschuh angelegt, so daß einige Gedichte sozusagen im Sande verlaufen. Uebrigens enthält die Sammlung auch keinen Mangel an schön abgerundeten Dichtungen, unter denen wir besonders seine Sonette, den „Mönch“, „Ein griechisches Weib“ und den „Wilden Jäger“ hervorheben.

22. **Gedichte von Eduard Hobein.** Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1863. 8. 1 Thlr.

Die lyrischen Gedichte des Verfassers nehmen keinen hervorragenden Rang ein, obwohl sie den gewöhnlichen neuzeitigen Erscheinungen dreist an die Seite gesetzt werden können. Besser sind schon seine Balladen, deren Stoff geschichtlichen Ereignissen entlehnt ist; aber meisterhaft seine Uebersetzungen der Römisch-poetischen und lateinischen Kirchenlieder, unter denen auch das schon mehrfach übersehte bekannte „Dies irae“ von Thomas a Celano.

23. **Pulschläge.** Dichtungen von Karl Landsteiner. Wien, Mayer und Comp. 1863. 16. 20 Mgr.

Landsteiner ist ein strenggläubiger Katholik, der nicht allein an die „unbefleckte empfangene Gottesbraut“, sondern sogar daran glaubt, daß er ein Dichter ist. In der ersten Abtheilung: „Herzblut“, spricht er in mittelmäßigen Reimen und oft auf sehr

praisische Weise aus, was ein jedes weichgebildete Menschenherz wol empfindet. In den „Klosterblumen“ weist er uns nach oben, und in den „Freien Dichtungen“ phantastirt und philosophirt er in reimlosen, unrhymischen Versen über Leben, Tod, über die Geschichte und die Bestimmung des Menschen. Unter seinen Bänden, die er „Stereoskopen“ benannt hat, sind einige, wie „Der Leiermann“ und „Die Ironie des Lebens“ als gelungen zu bezeichnen. In der poetischen, aber unschönen Erzählung: „Der Negerknecht von Rathen“, haben wir den Seherblick des Dichters bewundert, wenn anders diese Weissagung nicht eine Prophecie post eventum ist:

Quers Glendts Schmach die Welt wird graußig büßen,
Weisse für die Schwarzen werden kämpfen müssen;
Störme Blutes werden noch die Erde röthen,
Nord und Süden beben ob der Kriegenöthen.

24. Kleine Schriften von Edward Dorer-Egloff. Erstes Bändchen. Baden. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein seltenes Gemisch von recht guten und recht mittelmäßig gehaltenen Gedichten, deren Form auch noch viel zu wünschen übrig läßt. Unter den Dichtungen, die gleichfalls von sehr verschiedenem Werthe sind, hat uns besonders gefallen:

Der Kranz in der Dichtergruppe.

Reiblos leuchten im Bild, wie im Leben, Schiller und Goethe;
Jedem gebühret der Kranz, keiner verlangt ihn für sich.
Lebte das Erz, wol eilten die Fürken der Säng' und Köst'n
Reiblos, Ritschel, zum Dank dir um die Stirne den Kranz.

25. Nach Gottes Rath. Gedichte von Angelika von Nicolowski. Berlin, Nicolai. 1863. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kost sämtliche Gedichte tragen einen religiösen Charakter; einige derselben könnten recht wohl als Kirchengesänge dienen, wenigstens würden wir sie manchen veralteten Liedern bei weitem vorziehen. Ursprünglichkeit geht der Verfasserin übrigens ab, man findet in ihren Dichtungen, die durch stete Wiederholungen wie eine Nachmittagspredigt ermüden, keinen neuen Gedanken. Wir sollen unser Vertrauen auf Gott setzen, die flüchtige Zeit des irdischen Jammerthals nützlich anwenden und nicht vergessen, daß unsere Heimat im Himmel ist.

26. Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen von Bernhard Endrulat. Nebst einem lyrischen Anhange. Mit dem Bildniß des Verfassers. Hamburg, Neßter und Welle. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn auch der Reichthum neuer Gedanken dem Verfasser abgeht, so fehlt es ihm doch nicht an schöpferischer Einbildungskraft, die die Natur und Geschichte lieblich zu verklären weiß, am liebsten bei den geistigen und politischen Kämpfen der Gegenwart weilt und ihnen den Stoff entnimmt. Endrulat ist, wie auch sein Landsmann H. Zeise, eine edle Dichternatur, dessen Herz für alles Heilige, Große und Schöne rasch erglüht, der für jedes Unglück des Vaterlandes oder der Menschheit eine Thräne, für jedes Glück ein Lied hat und dessen Hand bei jeder dem Vaterlande zugefügten Schmach zum Schwerte fährt und dreinschlagen möchte, wie sie schon einmal im Dänekriege dreingeschlagen hat. Wir heißen seine vortrefflichen Gedichte willkommen.

27. Rudolf Gottschall. Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen. Lissa, Gänther. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.

Der Name des Verfassers bürgt hinreichend für die Vortrefflichkeit dieser „Lichtstrahlen“, welche aus seinen sämtlichen Schriften überflüssig zusammengedrängt, den Beweis liefern, daß Gottschall's Dichterruhm auf einer festen Grundlage ruht. Diese ausgewählten geistvollen Aussprüche und anregenden Gedankensätze lehren uns den Dichter als Denker kennen, dessen Kraft und Tiefe das Universum umfaßt und seinen Dichtungen den Reiz der Neuheit noch lange wahr wird.

II. Epische Dichtungen.

1. Die Schyrenschirer oder deutsche Frauenwürde. Von Edward Dorer-Egloff. Baden. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Obgleich der schon oben genannte Verfasser, wie wir aus seinen holperigen Hexametern ersehen, ein Schweizer ist, scheint er doch nach einem bairischen oder österreichischen Orden zu ringen. In wahrhaft widerlich serviler Weise besingt er — wenn anders seine Lieder ein Singen zu nennen sind — die Geliebten der unglücklichen Marie von Neapel, die Reisen der Kaiserin von Oesterreich und die Tugenden anderer fürstlicher Damen, denen seine Poesien wahrscheinlich besser gefallen werden als uns und die auch vielleicht die grammatischen Schnitzer:

Du thatest, liebe Schwester, zu kurz in Korfu weilen
und:

Der Behuin, vom Wüstenand umflogen,
Sieht über ihm (statt sich) die goldenen Sterne schweben —
mit dem Mantel ihrer Huld zuzudecken allgeruadigt gerufen werden.

2. Garibaldi-Lieder von Arnold Schloenbach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 16. 5 Ngr.

Ein kleines kräftiges und mit der gewohnten Formfertigkeit des Dichters verfaßtes Epos in drei Liedern, in welchem Schloenbach denelden von Caprera besingt und ihn auffordert, seine hohe Sendung zu vollenden:

Als der Freiheit heil'ge Metze
Durch die Welt harmonisch klingt!
Als der Freiheit Riefenette
Weit sich um die Erde schlingt!

3. Epische Dichtungen von Friedrich Hohenstedt. Berlin, Decker. 1862. 16. 24 Ngr.

Hohenstedt, der uns schon mit so vielen köstlichen poetischen Perlen aus dem Morgenlande und dem großen Reiche des Orients beschenkte, tritt wiederum mit drei epischen Dichtungen „Andreas und Marfa“, „Der Edelstall“ und „Rino“ vor die Desfentlichkeit, wofür man ihm gewiß Dank wissen wird. Nur ungern sehen wir Deutsche, um sich nach Helben für ihre Epen umzuschauen, ins Ausland gehen; doch ein wahrer Dichter wie Hohenstedt, der obendrein jene Länder mit eigenen Augen schaute, weiß scheinbar unbedeutenden Dingen poetische Seiten abzugewinnen, fremden Stoffen einen vaterländischen Zuschnitt zu geben und mit Hülfe einer schönen correcten Sprache zu Kunstwerken zu gestalten. Würdig stellen sich die epischen Dichtungen den früheren Schöpfungen Hohenstedt's an die Seite.

4. Pali. Ein Romanzenepos aus Ungarn. Gesammelt von Siegfried Peregrinus. Leipzig, D. Wigand. 1862. 16. 10 Ngr.

Zum Verständniß und zur Charakteristik dieser Spottgedichte, welche im Munde der Wiener und der in Ungarn befindlichen Deutschen leben, entlehnen wir einige Worte aus der Vorrede des Sammlers: „Die naive Dummheit und Dummbrichtigkeit magyarischer Krautjunker schäubern außer einer Anzahl von Anekdoten eine Menge gleichsam frei herumfliegender komischer Romanzen in magyarisch verberbtem Deutsch, welche durch die äußere Form und den Namen Pali zusammengehalten werden. Die ersten dieser Gesänge mögen wol vor etwa 20—30 Jahren in Pest entstanden sein. Indem sich dieselben von da in die andern Städte Ungarns, wo Deutsche wohnen, im Stillen verbreiteten, wuchs ihre Zahl allmählich lavinenartig an, da die Lust am Gesange und der vielfach sich darbietende Stoff zur Nachahmung reizte. Sie zerfallen im allgemeinen in folgende Gruppen: „Pali in Pest“ (Hauptgruppe), „Pali in Wien“, „Pali in Paris“, „Pali in London“. Die Weltausstellungen sollen darin eine Hauptrolle spielen. Bei allem Großen und Schönen, das Pali in der Fremde in seiner Art bewundert, bleibt er doch dabei: „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita“, und als er heimkehrt, bewährt sich an ihm der Spruch:

Es liegt eine Gans wol über Meer,
Es kommt eine Giga wieder her.

Selbstverständlich haben diese Dichtungen für die mit den Ungarn im Verkehr stehenden Deutschen, die überdies durch etwas Humor und einen schlechten Witz gar leicht entflammt und zum herzlichen Lachen angeregt werden, mehr Reiz als für uns Mittel- und Norddeutsche. Wir wollen unsern Lesern indeß eine Probe solcher Verse nicht vorenthalten:

Hab' id Stubenmadel deutsches
Hier in Waijnergass' gesehn.
Hab' id haus and raezisch bastäm,
Ober (aber) er id nicht so scheen.

Deat' id jetzt an mein Instructor:
„Deutsche Sprache“, sagt er mir,
„Wissen's lernen, können's brauchen!“
Dort id nicht lernte ihr.

Freilich Stubenmadel deutsches,
War mir damals nicht im Sinn,
Und auch Instructor eb adal
Sagte mir ja nichts von ihm,

Wart nur conjoin! — doch will id
Sprechen mit ihr, wie id kann,
Vielleicht hört nicht schlechter Sprache,
Sieht nur auf scheen ungrisch Mann.

Der Verfasser wünscht, daß sich in Ungarn bald ein Pflanzhaus finden möge, der die einzelnen Romane und Romanengruppen sammeln und ordnen läßt, und dann ein Aristarch, der mit kritischer Feile eine genaue Textrevision vornimmt und uns ein einheitliches Epos schafft, gleich dem homerischen. Es dürfte daraus allerdings ein allerliebster komisches Heldengedicht werden.

5. Die Hochzeit des Marienkäfers. Insektenmärchen von Friedrich von Iserlohn (Friedrich Böcker). Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 16 Ngr.

Ein wirklicher Dichter wird stets die Natur, in der er selbst wurzelt, innig verehren, ebenso auch wird es ihm seine Schwierigkeit machen, die Natur und ihre Erscheinungen zum Zweck ihrer poetischen Verklärung zu belauschen, die innigen Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände mit einem Gefühl und seinem Takt herauszufinden und ihr menschliche Gefühle und menschliche Empfindungen einzuhängen; ja, ohne ein solches feines Gefühl würde ein Dichter stets ein Halbdichter bleiben. Diese Uebertragung der Natur auf Menschen und menschliche Zustände muß sich aber wie von selbst machen und nicht mit den Haaren herbeigezogen werden, sie kann außerdem nur mit Maß geschehen, wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, mit seiner Dichtung geschmacklos und langweilig zu werden. In diesen Fehler ist Böcker bei der vorliegenden Dichtung verfallen. Die Insektenwelt, die hier in verschiedenen Gattungen personifiziert wird und haßt und liebt, ist überhaupt schon ungeeignet, die Rolle der Menschen zu übernehmen, und läßt für ein rein komisches Epos möchten wir es für gewagt halten. Nun aber müssen wir uns allen Ernstes fast sieben Bogen hindurch ausschließlich mit Insekten beschäftigen, sodas uns zu Muth wird, als ob wir von einem Rüdenschwarm geplagt, verfolgt und zerhauen würden, und wir froh werden, das Buch schließen zu können, um von dem ermüdenden Gesumm endlich befreit zu sein.

6. Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht von Max Eyth. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Hft. 6 Ngr.

Der eine — ein alter Degen,
Konrad von Staufenack,
Der andre — jung, verwegen,
Ein Knabe, frisch und led;

Der eine wol ein Ritter
Mit blut'gem Wappenbild,
Der andre trug die Zither
Für den bemalten Schilb;
Der eine aus roth'gen Klingen
Weht sich die Scharten aus,
Des andern lautes Singen
Schallt in die Nacht hinaus.

Wer denkt bei solchen Worten nicht sofort an die Schilderung Karl's des Kühnen und des Kaiserjünglings Max in dem „Legten Ritter“ von Anstasius Grün? Ueberhaupt finden sich nicht allein aus dem „Legten Ritter“, sondern auch aus andern Dichtungen Grün's viele Anklänge in diesem „Volkmar“, der indeß hinter seinem Vorbilde weit zurückbleibt. Wir wollen allerdings nicht verschweigen, daß sich viele einzelne, besonders auch lyrische Schönheiten in demselben befinden, doch das Ganze, welches in die Zeit des Kaiserreits zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich fällt, ist ein verworrenes Gemälde. Auch die Form ist nicht immer rein gehalten. Reime wie: Gewerbe — Schürpe, unten — Stunden, weiten — scheiden, finden sich häufig; auch sind Ausdrücke, wie: „der achtzehn Ahen grämlich Grämen“ (wer versteht das?), „bleichender Mund“ und die Verwandlung Fichtenegg in Fichteneck, je nach Bedürfnis des Reims, nicht geeignet, den Werth des Gedichts zu erhöhen.

7. Graf Edmund von Hückeswagen, nebst zwei andern Gedichten von Wilhelm Fischer. Bonn, Weber. 1863. 16. 12 Ngr.

Fischer, der die Form fließend und leicht zu handhaben weiß, tritt hier mit drei kleinen lieblichen, empfehlenswerthen Dichtungen vor die Oeffentlichkeit. Die erste ist ein „schlichtes Märchen“ aus den Zeiten der Kreuzzüge. Das zweite, welches wir am höchsten stellen, ist erfrischend wie Waldbesucht, und das dritte behandelt, wenn auch am Schluß abweichend, die bekannte und schon mehrfach poetisch behandelte Sage von jener Klosterrose, die demjenigen Mönch, der nach drei Tagen sterben mußte, wie von Geisterhänden auf den Sitz gelegt wurde.

8. Erbachau. Aus dem Leben eines Dichters. Eine Erzählung in Versen und Liedern von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 16. 18 Ngr.

Es ist wirklich schade, daß Grothe seine Gedichte nicht noch sorgfältiger gefeilt hat, wir würden wenig an ihnen auszusagen haben. Was wir vorhin von seinen lyrischen Dichtungen sagten, gilt auch im allgemeinen von diesem episch-lyrischen Gemälde, in welchem er eines jugendlichen Dichters Liebe, seine Kämpfe im Weltgewühl und seinen Schmerz bei dem Tode der Geliebten befaßt. Nicht allein durch Fremdwörter, wie: „Manche Episode aus dem Epos meines Lebens“, thut er dem sonst recht hübschen Gedichte Abbruch, sondern auch durch einige prosaische Ausdrucksweisen und unrhythmische Verse, wie (S. 65):

Ich fühle mich weit über sie erhaben.

9. Nordlandsagen. Balladenstraß von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 16. 18 Ngr.

Diese „Nordlandsagen“ sind hinsichtlich des poetischen Werthes entschieden die besten unter den Grothe'schen Dichtungen. Sie tragen vollständig das Gepräge des altnordischen Geistes, sind nicht durch Formfehler oder prosaische Wendungen entstellt und erinnern, ohne indeß von ihrer Ursprünglichkeit etwas einzubüßen, an die beliebte „Fritschjossaga“. Der sterbende Erlaube, gleichfalls eigenthümlich gehalten, hat eine entfernte Aehnlichkeit mit Nifland's sterbendem Gelben:

Da liegt' ich nun, die Wunde in der Brust —
Das Leben flieht, die neue Heimat winket,
Das Blut verströmt, Balhallas Sonne blinket,
Es öffnet sich ihr Thor zu ew'ger Ruß u. f. w.

10. *Fra Angelica. Romanzenchilus in sechzehn Bildern.* Von J. F. Horn. Kiel, Homann. 1863. Gr. 16. 15 Mgr.

Der Stoff dieser Romanze ist einer echt poetischen Sage entnommen. Der Held, welcher aber kaum diesen Namen verdient, weil er, anstatt sich mit männlicher Kraft aufzuraffen, seinen Schmerz hinter den Mauern eines Klosters verbirgt, ist der *Maler Giovanni Fiesole* oder *Fra Angelica*, dessen sinnliche Liebe von dem Dichter zu einer himmlischen verklart wird. Die Sprache ist edel, zuweilen schwungvoll, die Verse fließen ziemlich glatt und die Reime sind echt, und dennoch übt das Gedicht nicht die Wirkung auf den unbefangenen Leser aus, den der Dichter wol bezweckt hat, weil die „katholische, sentimental-romantische Färbung“ desselben einer längst begrabenen Zeit und Aufschauung angehört, die den Gefühlen, Wünschen und Bestrebungen des jetzigen Geschlechts ziemlich fremd geworden sind.

11. *Babiana* von J. F. Klein. Berlin, A. Jonas. 1863. Gr. 16. 20 Mgr.

Der Verfasser hätte besser gethan, seine „*Babiana*“ ungedruckt zu lassen, denn schlechtere Verse und abgeschmackteres, langweiligeres Zeug sind in neuester Zeit wol nicht ans Licht getreten.

12. *Deutschland und Rom. Poetische Völkerbilder aus dem Heldenleben der Deutschen.* Von Karl Reg. Heidelberg, Weiss. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Mgr.

Der Dichter hat einzelne Gelpunkte aus den Zeiten der Völkerwanderung poetisch behandelt und als leitenden Faden in diesen einzelnen Epischen den historischen Gedanken durchgeföhrt, daß die jugendliche Kraft der Germanen die Römerwelt in Trümmern geschlagen und dem altersschwachen Europa ein neues Leben eingehaucht hat. Einzelne Stücke, und besonders „*Alarich, der Westgothe*“, sind nach Inhalt und Form recht gut gelungen, doch im allgemeinen läßt die letztere noch manches zu wünschen übrig, und ganz besonders machen wir den Verfasser auf die vielen unechten Reime, die Verwechslung der sogenannten harten und weichen Mitlauter aufmerksam.

13. *Die Koreley. Lyrisches Epos* von Albert Jeep. Basel, Balmer und Richm. 1863. 16. 1 Thlr. 14 Mgr.

Der Verfasser scheint in dieses „lyrische Epos“ seine sämtlichen lyrischen Gedichte hineingeföhrt zu haben, die er theils einem singenden Ritter in den Mund gelegt, theils aber auch gänzlich zusammenhanglos eingekleidet hat. Das Epos ist so überfüllt damit, daß der Gang der Handlung fortwährend dadurch gestört wird. Da wird die Jungfrau in der Schweiz angefangen, da gibt es ein Frühlingslied, ein Blätterlied, ein Lied der kleinen Vögel, ein Heimwehlied, ein Allerseelenlied und selbst ein Apfelsinenlied, ja sogar eine dramatische Scene bekommt der Leser mit in den Kauf. Was will man mehr? Daß die Verse aber immer gut wären, können wir leider auch nicht behaupten, da Wendungen, wie:

An der Männer Geschlechter
Sie rächen sich möchte —

oder:

Ah nein, sie nicht mehr weinen kann —

sowie auch vulgäre Ausdruckweisen, wie:

Sich Gnade zu erkeln fällt ihm im Traum nicht ein —

oder:

Er athmet schwer und seufzet und spricht kein Sterbenswort —
sich häufig in dem „Epos“ vorfinden.

Wilhelm Andree.

Geschichte und Belletristik in Lieferungswerken.

Wir haben uns in diesem Artikel mit einer nicht gerade geringen Zahl von Lieferungswerken abzufinden. Sie enthalten Darstellungen aus der Geschichte, Sittenschilderungen, Biographien und sonstigen belletristischen Klein- und Großram. Unvollständigen Werken durchaus gerecht zu werden ist eine unter Umständen nicht leichte Sache. Wie den Verleger und Autor ganz verschiedene Ursachen zu der Veröffentlichung eines Werks in so und so vielen pomphaft angekündigten Lieferungen bestimmen können, so können sich hinter dem pomphaften Prospect die besten wie die schlechtesten Arbeiten verbergen. Drum ist ein gewisses Misstrauen gegen die in Hefchen von so und so vielen Bogen erscheinenden, mitten im Kapitel, oft mitten im Satz abbrechenden Erzählungen und Romane meist nur zu gerechtfertigt. Mögen diese Hefchen hinter einem noch so viel verheißenden Prospect einherkollern, mögen sie sich in einen noch so verzierten gelben oder rothen Umschlag stecken, man erkennt die Vögel doch beim ersten Blicke an den Federn und läßt sich von denen, die Canarienvögel und Dompfaffen sein wollen, nicht täuschen. Nur ein Blick und man merkt den literarischen Spatz oder Stieglitz heraus.

Beginnen wir denn mit so einigen, deren ganze Natur wir schon aus dem ersten dünnen Hefte herausfühlen.

1. *Sehn Jahre! Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart* von Sir John Ketchiffe. — A. u. d. T.: *Billafranca* oder die Cabinete und die Revolutionen. Zweiter Abschnitt. Erste Lieferung. Berlin, Gerschel. 1862. Gr. 8. 6 Mgr.

Wol noch nie hat ein Romanschriftsteller in so kurzer Zeit sich einen solchen Ruf erworben und haben Werke in allen Kreisen der Leserkwelt vom Palast bis zur Dachstube einen solchen Erfolg errungen, ein so großes Interesse erregt, wie der pseudonyme Autor Sir John Ketchiffe und seine Romane „*Sebnapol*“, „*Rena Sahib*“ und „*Billafranca*“. Diese Ankündigung ist doch wol herausfordernd genug. Aber der Zuschauer der Kreuzzeitung liebt ja das Herausfordernde, und warum sollten die Heger und Pfleger des drastischen Zuschauerstils nicht auch solche Ankündigung lieben! Sir John Ketchiffe soll nämlich niemand anders als der Berühmteste einer aus der Zuschauer Gilde der Kreuzzeitung sein. Wie er Romane schreibt: nun mit allen Maliken der Schauerromantik. Aber das Wunderliche: vor den Augen der Welt, d. h. im Zuschauer zittert und eifert man gegen alles, was Speculation heißt, und hinter dem Rücken, d. h. pseudonym, spekulirt man mit recht billigem Leihbibliotheksfutter auf eine recht hübsche, runde Honorarsumme. Denn daß der Anfang dieser „*Sehn Jahre*“ mehr sei als Bibliotheksfutter, wird uns kein Mensch einreden wollen. Aber es lieft sich. Und dann ist so ein Pseudonymus pfliffig genug, des lieben Erfolgs wegen anfänglich gar nicht so arg kreuzritterlich zu thun, und was die Sittenschilderung betrifft, Ungarn und Siebenbürgen (der Roman bringt zunächst Scenen aus der ungarischen Revolution von 1848) liegt weit genug über Adenick hinaus, als daß wir nicht alle Schilderungen John Ketchiffe's für wahr annehmen sollten. Also nur immer lustig weiter geschrieben! Es wird schon Geld einbringen, und die hübsche runde Summe kannte schon Schylock!

2. *Neue pariser Mythen.* Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich. Herausgegeben von D'fried Wylins. Erste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 5 Mgr.

Mögen Verfasser und Verleger nicht später einmal über ihr Werk erröthen, wie dies erste Hefchen in seinem Umschlage. Wir halten nämlich den Anfang keineswegs für irgendwie bedeutend. Da das Ganze zu höchstens 16 Lieferungen abschließen soll, so wird, nach der gedehnten Darstellung im ersten Hefte beurtheilt, dies Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich keineswegs allumfassend sein. „*Neue pariser Mythen!*“

Sie sollen ein auf Thatfachen gegründetes, tief eingreifendes Sittengemälde bieten, während die Sue'schen Mythen nur die Ausgeburt einer titanischen Phantasie wären. Ein Unterschied, der indess sehr zu Gunsten der Sue'schen spricht. Aus dem Prospect der „Neuen Mythen“ geht die höchst nüchterne, doctrinäre Tendenz hervor; über den Sue'schen lag wenigstens ein eigener romantischer Reiz, diese „neuen“ aber schleppen sich schon im ersten Hefte so breit einher, daß wir erkannten fragen, was an ihnen Besonderes sei. Die Noth der arbeitenden Klasse in Paris mag entseßlich, das politische Spionirsystem zur schwindelnden Höhe ausgearbeitet sein, wer zweifelt daran! Daß ein in der größten Noth stehender republikanisch gesinnter Arbeiter des lieben Geldes wegen an seiner Partei zum Verräther wird, schrecklich das! Aber wozu das „Neue pariser Mythen“! In der irdischen Zeit leben wir überhaupt nicht mehr; der Ungeheuerlichkeiten und Barbarismen kann man aus dem kleinsten Dorfe in Fälle zusammenstopfeln, so daß uns nicht bloß Paris, sondern auch das kleinste Dorf als ein Sodom erscheinen könnte, wenn wir eben nur danach suchen. Wir verstheigen das zweite Kaiserthum belleide nicht, aber wir mögen dies ewige, hochmüthige deutsche Pharisäerbewußtsein auch nicht, das die Bodenlosigkeit im eigenen Lande nicht sieht und das ausländische Regime für Dinge verantwortlich macht, für die es die Schuld allein nicht trägt. Die Bodenlosigkeit der modernen Gesellschaft liegt eben tiefer, als daß sie durch eine einzelne Regierungsweise oder gar durch einen einzelnen Menschen mit seinen Erraturen hervorgerufen sein könnte. Was nützt da alle sittliche Entrüstung: wo das ist, sammeln sich die Geier. Und wenn bei uns das ist, werden sie sich auch bei uns sammeln. Die Geier haben über der modernen Gesellschaft schon vor dem Staatsstreich des zweiten December gekreist, und die Geier werden auch noch über ihr kreisen, wenn das zweite Kaiserreich den Weg alles Fleisches gegangen sein sollte. Die Geier aber fortwährend für das das verantwortlich zu machen, das kann beinahe lächerlich werden!

Denn nicht bloß Frankreich, fast die ganze civilisirte Welt bietet heutigen Tags klägliche Bilder. Fast überall eine glänzende Kritik der Thatfachen und eben dieses kritisirenden Selbstgefühls wegen so wenig Kraft zu großartig edler Gestaltung. Willen wir doch nur die kleine griechische Nation an! Kein „Er“ oder sonstwer hat sie ein Vierteljahrhundert gehindert, eine Restauration in edelster Freiheit zu werden. Wie verhält sich nun das ideal-schematische Philhellenenthum zur prosaischen Wirklichkeit? Doch damit wir uns nicht verirren: nicht von Griechenland haben wir zu sprechen, wol aber von einem andern weit größern Reiche, das sich für den Fort wahrster Freiheit ausgiebt und doch von dieser Freiheit ach wer weiß wie weit entfernt ist. Befehren wir uns darüber aus

3. Freiheit und Sklaverei unter dem Sternenbanner oder Land und Leute in Amerika. Von Theodor Griesinger. Erste bis vierzehnte Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Dem Verfasser begegneten wir vor einiger Zeit mit seinen „Mythen des Vaticans“. Wir fanden in ihm einen scharfsinnigen Sammler des ihm entsprechenden Materials, aber auch einen etwas zu unarmherzigen Conditor des Stoffs. Das Lob sprechen wir ihm hier gleichfalls zu ohne den darangehängten Tadel. Seine Unparteilichkeit hat uns für seine neueste Arbeit eingenommen. Sein Bestreben, recht ausführlich und anschaulich zu sein, verleitete ihn vielleicht hier und da zu einer zu großen Breite, und es ist dies eine Ausstellung, die wir der Form und Darstellungsweise machen. Indess scheint sein Buch nicht vorzugsweise an gelehrte Kreise, sondern vornehmlich an die Mittelklassen des lesenden Publikums gerichtet zu sein. Nun und diesen, denen Amerika meist wie das Eldorado der Freiheit und des mühelosen Erwerbs erscheint, möchte die Breite willkommen sein.

In den Lagesblättern ist es nur zu sehr Mode, die nördlichen

Bewohner der Vereinigten Staaten nur als Helden, Engel, Räuber für eine heilige Sache, die südlischen (Südcnföderirten) dagegen als Schurken, Rebellen und wer weiß sonst was hinzustellen. Hätte Griesinger diesen einseitigen Standpunkt gewählt, widerwillig hätten wir seine Hefte beiseite geworfen. Da er aber zu erörtern sucht, wie sich die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Nordamerikas gerade so entwickelten, wirft er nicht schematisch auf Einzelheiten ein Verdammungsurtheil, die nur Erscheinungsformen der gesammten staatlichen Bildung sind. In den drei ersten Kapiteln nun gibt er uns Bilder vom „Yankee oder Stockamerikaner“ und vom „südlischen Plantagenbesitzer oder dem Baumwollenbaron der Neuen Welt“, dazu erörtert er die „Freiheit in Amerika“ oder „Warum es daselbst Sklavensstaaten und Nichtsklavensstaaten gibt“. Im vierten wohnen wir einigen großartigen Auktorpreisausträufen bei: lieben es doch die Amerikaner, sich mit dem Häßel auf eine Stufe zu stellen. Kapitel fünf und sechs handeln über „Verbrechen, Einwanderung, Nativismus“ und den „Nigger in der Leibes-eigenschaft“; Kapitel sieben über das „Völkchen oder die Duellmanier nach neuester Mode“. Nun aber folgt achtens das noch interessantere Thema „Der Deutsche in Amerika“. „Werkwürdigerweise“, randglossirt der Verfasser, „wissen sich unsere Landsleute in seiner Stadt oder in seinem Städtchen, wo sie sich mehr oder minder zahlreich niedergelassen haben, miteinander in die Länge zu vertragen, sondern immer gibt's Haß und Zwietracht, sowie Neid, Verhätzung, Verkleinerung. Ja sogar rein deutsche Niederlassungen, deren Amerika doch wenigstens einige zählt, gedeihen nur deswegen nicht in dem Maßstabe, als sie vermöge ihrer guten Lage und wegen des Fleißes ihrer Bewohner gedeihen sollten, weil diese letztern sich gegenseitig anfeinden und einander, wenn nicht öffentlich doch heimlich in ihrer Entwicklung hinderlich sind. Kurz es ist kein rechter Zusammenhalt unter den amerikanischen Deutschen, gerade so wenig als unter denen, welche im alten Vaterlande leben, und wenn zehn links wollen, so rufen zwanzig rechts. Dreißig oder vierzig andere aber begehren gar rückwärts statt vorwärts.“

Also überall die berühmte deutsche Einigkeit und Gemüthlichkeit, soweit die deutsche Zunge klingen und Gott im Himmel Lieder singt! Welcher Spott doch dieses: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ein überall und Nirgends! Der Deutsche ist einmal der Sauerteig für andere Nationen. Groß ist der Deutsche, zumeist aber am Kaffeeklatschtische und in der Klopffechterei für jeden Pöbel von Idee. So einen faulen Pöbel von Idee haben die Nordamerikaner den Deutschen mit der Emancipation der Sklaven hingeworfen. Und richtig, die Deutschen haben auf diesen faulen Pöbel angebissen. Mit welcher Verfeinertheit klopffechtern nicht die Deutschen; unsere Zeitungen, sie jubilierten über die Heldenthaten der Deutschen in Amerika, gilt es doch einer heiligen Sache, der Ausrottung des Sklaventhums. Nun, was wird der Dank sein? Von seiten der Amerikaner der wüthendste Haß gegen alles, was sich deutsch nennt, das sagen wir voraus. Wird doch der ganze Kampf vielleicht nur durch die deutsche Verfeinertheit in die Länge gezogen! Werden doch in den Kampf Humanitätsideen hineingelegt, die selbst der nördliche Stockamerikaner in ihren Consequenzen nicht vertreten mag. Die faul nördlicherseits die Humanitätsidee ist, für die man angeblich in den Kampf gezogen, das müge man aus Kapitel sechzehn „Indianerjagd im Westen“ ersehen. Auf die schandbarste Weise wird gegen die Nothhüte zu Werke gegangen. Ueber die armen, unglückseligen Nigger kennen wir, aber die Nothhüte, die sind so eine Art Vieh, das über den Haufen geschossen werden muß. Das ist Humanität! Predigte doch selbst eine unserer gelesesten deutschen und freisinnigsten belletristischen Zeitschriften vor kurzem in einem Artikel die völlige Ausrottung der Indianer als heiligste Pflicht der Civilisation. Bravo! die Indianer sollen sich auch nicht einmal wehren, sollen sich durch keine Gewaltthat sogenannter Civilisirter reizen lassen, dürfen keine Rache nehmen, nicht wieder sengen und brennen, sonst sind sie Bestien! Sengen und brennen, den Schießprügel auf dem Rücken haben und in wilden Regio-

nen niederschöpfen, was ihnen vor die Nase kommt, dürfen nur deutsche und andere Touristen!

Des Interessanten genug bieten uns auch die Kapitel „Die Tafel eines Danker“, „Rufft und Ruffanten in den Vereinigten Staaten“, „Irländer in Amerika“, „Skavenhandel in Amerika“, „Der Nigger in der Freiheit oder die schwarze Prostitution“, „Singling, das große Zuchthaus“, „Die Seite der Zitterer“, „Kleindeutschland in Newyork“, „Tabacks- und Baumwollenbau in Georgien und Virginien“, „Die Volks- oder Lynchjustiz“, „Wasserleitung so groß“, „Namen der amerikanischen Städte“, „Nordamerikanische Festtage“. Recht ans Herz legen möchten wir den Auswanderungsfüchtigen „Hotel Park in Newyork“, das größte Hotel der Welt. Alle Gäste haben freien Eintritt, zahlen keine Beche; aber freilich das Bett ist das Straßenpflaster und die Decke des Zimmers ist das große dunkle Himmelsgewölbe. Hotel Park, die letzte Rettung aller Sklaven eines leeren Beutels! Ach wie viele dieser Sklaven möchten mit den Niggern tauschen, nur um einmal den nagenden Hunger stillen zu können! Schrecklicher Gedanke und doch wie wahr, selbst da wahr, wo man wie in Berlin „Hotel Park“ recht poetisch „Mutter Grün“ getauft hat. Gern gingen wir noch auf Washington und den Congreß speciell ein, allein der Raum, der leibige Raum! Also lese man selbst, also urtheile man selbst, ob die vielgepriesene amerikanische Freiheit im großen und ganzen wesentlich mehr als einen rohen Urzustand repräsentiert, bei dem am Ende aller Enden statt der Raifon die Faust den Sieg davontreibt. Viele, ach wie viele Phasen der Läuterung wird diese Freiheit durchmachen müssen, auch despotisches und drakonisches Regiment, ehe sie die Freiheit eines auf vollster Sittlichkeit gegründeten Staatslebens sein wird. Erst muß die massenweise Einwanderung mit ihren endlos vielen reduzierten Existenzen aufgehört haben, oder wenigstens nicht mehr als ein Lauergeruch in trügerischer Hoffnung befangener Raths- und Thatloser erscheinen, dann vielleicht. . . . ! Allen schwächlichen Illusionen wird vorliegendes Buch ein Ende machen, darum empfehlen wir's. Könnten wir doch auch das nachfolgende so empfehlen!

4. Am Red River oder Sklavenleben in Nordamerika. Erzählung aus der Gegenwart nach authentischen Mittheilungen bearbeitet von E. Gothe. Erster Theil. Berlin, Lindow. 1862. 8. 1 Thlr.

Spannend ist die Erzählung freilich geschrieben, auch nicht schlechter, als sie für ein Publikum zu sein braucht, das sich an Criminalnovellen und Schauerromanen delectiert. Aber die Uebertreibung tabeln wir ganz entschieden. Der Verfasser will sein Buch nach zuverlässigen Mittheilungen eines wahrheitsliebenden und leidenschaftlosen Freundes gearbeitet und nur da gemildert haben, wo ihm eine Milde rung nöthig erschien. Hätte er uns doch das Thatsächliche ohne seine Zuthaten gegeben, viel Gräßlicheres fänden wir vielleicht natürlicher als in dieser gemilderten Form. Hätte er uns nur gesehen, wie wir bei recht gruseligsten Stellen oft laut aufgelaßt haben, und wir des ästhetischen Mangels wegen das Buch doch wieder ab und zu hätten ins Feuer schleudern mögen, er würde seine Uebertreibung einsehen. Sein Thema an sich wäre interessant. Es bringt uns die Schicksale sogenannter Quarteronssklaven, d. h. der im vierten Gliede aus Mischung der Weißen mit den Schwarzen Abstammenden. Obgleich die Quarteronen den Weißen in Farbe fast ganz gleichen, so galten sie doch z. B. in Louisiana immer als Sklaven, wenn sie nicht ausdrücklich frei erklärt waren. Jeder Vater, jede Mutter mußte also seinen (ihren) etwaigen Quarteron- (ebenfalls Terzeron, Quinteron u. s. w.) Kindern erst die Freiheit geben, sollten diese nicht bei seinem (oder ihrem) Tode dem nächsten Erben als verkäufliche Waare anheimfallen. Ein interessantes Thema! Spielte nur nicht ein dämlicher (man vergehen den Ausdruck), ein dämlicher deutscher Vater die Hauptrolle. Dieser, Werdenberg mit Namen, hatte in Louisiana ein Terzeronmädchen geheiratet, das, da es von ihm aus rührseligen Motiven

nicht losgekauft ist, die Nichtfreiheit auf seine Kinder vererbt. Werdenberg's Frau stirbt. Werdenberg verläßt Amerika, einen Theil seines Vermögens in den Händen seines Schwagers zurücklassend, er geht nach Bremen. Das Glück ist ihm hier nicht hold. Er geht also wieder nach Amerika zur See, die Weltgeschäfte mit seinem Schwager persönlich abzuwickeln. Er nimmt seine Kinder mit auf die Reise, ohne ihnen über ihre Geburt die nöthige Auskunft zu geben. Er weiß, daß seine Kinder nach louisianischem Geseze noch immer für Sklaven gelten, daß, stürbe er plötzlich und seine Kinder kämen ohne ihn nach New-orleans, sie ohne weiteres ihrem Oheim als Erbsünde zuheilen. Das weiß der dämliche deutsche Vater, aber er thut nichts dagegen. Im Kanate schwant diesem edeln Vater Unglück, also erschließt er sich dem Schiffskapitän, bringt die Sachlage zu Papier und legt das Actenstück: „Von meinem ältesten Sohne (Arthur) unmittelbar nach meinem Tode zu lesen“, in den Koffer. Es hat ihm in der That richtig geschwont. Werdenberg stirbt auf dem Verdeck, es ist neblig, ein Schiff braust heran, ein Ruck, ein Stoß, seine schlimme Folgen, aber Werdenberg, Werdenberg? fort ist er und weiter geht's.

Geduld, lieber Leser, Gotthe wird ihn im zweiten Theile wieder aus dem Wasser fischen; so ein dämlicher Vater ertrinkt so schnell nicht. Der Schiffskapitän nun zu Arthur Werdenberg: „Haben Sie die Sachen Ihres Vaters durchgesehen, junger Mann, und etwas gefunden, das. . .“ Darauf der edle Arthur: „Wie, mein Herr, glauben Sie, daß die Begier, das Erbe des armen Vaters anzutreten, mit keine Ruhe läßt!“ Nun gut, geht in euer Verderben, Nigger seid ihr doch einmal, denkt der Kapitän. Und die lieben Kinderchen eines lieben Vaters reifen ruhig weiter zum lieben Onkel nach Amerika. Dieser liebe Onkel sitzt aber entseztlich in der Geldklemme; ein Sklavenhändler weiß ihm das Geschäft pfaufidel zu machen, somit wird die kleine Herde kurz nach ihrer Ankunft in New-orleans abgefangen und dahin und dorthin verkauft. Arthur kommt als Kammerdiener auf die Plantage einer Grölin. Donna Isabella, die 15 Jahre alt durch Zufall in Besitz dieser reichen Erbschaft gelangte. Man könnte Gotthe nun wirklich um die psychologische Aufgabe beneiden, die er sich mit dieser Wendung der Geschichte gestellt hat. Isabella lebte nämlich früher mit ihrer jetzt verstorbenen Mutter längere Zeit in Europa und in dürftigen Verhältnissen. Hier lernte Isabella die Familie Werdenberg kennen und liebengewinnen. Noch mehr: sie liebt den Arthur, und der Arthur liebt sie. Nichtsdestoweniger nimmt sie ihn jetzt zum Kammerdiener an, um ihn zu tyrannisiren, sie ist jetzt nämlich die eifrigste Anhängerin der Sklaverei, denn die Sklaverei sei von Gott angeordnet. Ein eigenthümlicher Reiz in diesem Verhältniß Isabella's zu Arthur, aber Gotthe scheint uns der psychologischen Entwicklung dieses Verhältnisses nicht ganz gewachsen. Er discreditiert seine Heldin in den Augen des Lesers zu sehr. Zugegeben, daß Isabella den Arthur, ihn, den sie doch immer liebt, mag er auch ihr Sklave sein, mit Stockschlägen tractiren könnte, so muß sie doch beim Anblick einer Schwester dieses ihres Arthur in ihrem herrischen Bewußtsein besiegt werden. Das geschieht nicht. Isabella wird uns widrig. Vielleicht will Gotthe das alles im zweiten Theile wieder gutmachen. Ob er's kann? Wie kann sich das Verhältniß Isabella's zu Arthur nur lösen? Nach unserer Meinung nur tragisch, denn der Arthur muß die Isabella schon jetzt verachten. Wahrscheinlich kennt aber Gotthe seine Pappentheimer besser und läßt sich die beiden kriegen. Die schlagende Wirkung vieler seiner Scenen würde er dann wol mit einer tüchtigen Tracht Prügel auf den unnenbarsten Theil des Sklavenhändlers Brandon und dessen Tochter Eva zu krönen haben. Am Ende des ersten Theiles munkelt uns Gotthe so etwas zu, als habe er den lieben Vater Werdenberg glücklich aus dem Wasser gefischt. Sicher wird er im zweiten Theile noch einen ganzen Urwald von Ueberraschungen und Greueln zu bieten haben. Wie heiter, wenn sich da der Spieß vollständig umkehrte und sich die bisherigen Herren und Herrinnen zu Terzeron- und Quarteronssklaven, die schöne

Isabella und den Sklavenhändler Brandon nicht ausgenommen, entpuppten. Jetzt sieht es nun freilich in New Orleans und Baton Rouge etwas anders als zur Zeit der Erzählung aus, allein sollte das Buch je über den Ocean kommen, Gothe lasse seine Freunde in Louisiana sich zuvor den Rücken recht ordentlich ausmattieren. Er hat eben das Sklavenleben in der grellsten Weise gezeichnet, und das nennt man Uebertreibung, und das nennt man den Brand auf beiden Seiten schüren. Wenn sich Gothe creißert, daß die civilisirte Welt den Schandfleck, die Sklaverei in Amerika, nicht schon längst ausgemerzt hat, so vergißt er, daß diese sogenannte civilisirte Welt nur durch die Interessen regiert wird. Ist er blind dafür, daß die ganze civilisirte Welt erst vor einigen Jahren eben der leidigen Interessen wegen die Lärche mit ihrer Harenwirtschaft und ähnlichem Blödsinn, der der amerikanischen Sklaverei ziemlich gleichkommt, verteidigt hat? Also nicht gleich bis an den Rod River geblickt, sondern lieber an der Donau geblieben und die eigenen Thüren reingeseigt!

Ausführlicher als wir eigentlich wollten, haben wir die Bücher Nr. 3 und Nr. 4 besprochen. Allein sie greifen zu sehr in das allgemeine politische und sociale Tagesinteresse ein, als daß wir über sie zu kurz gelaufen hinweggehen zu dürfen. Wir schließen daran ein Buch anderer Art, das gleichwohl nicht weniger in das Tagesinteresse eingreift, und das wir hier, obgleich es nicht zu den lieferungsweise erscheinenden Büchern gehört, einfügen, weil es in Betreff des Stoffes einen Uebergang zu dem nachfolgenden bildet.

5. Oesterreichs Lehrjahre 1848—60. Von Ernst Hellmuth. Zwei Bände. Prag, Kober. 1862. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein Buch, das in schlichtem Worte die Geschichte Oesterreichs von 1848—60 darstellen will. Es ist lesbar geschrieben, es ist auch mit einer Besinnung geschrieben, die sich durch Klarheit auszeichnet. Hellmuth entwirft uns in der Einleitung ein kurzes Bild des „alten Systems“, er gedenkt des Kaisers Franz, dessen Staatsweisheit in dem Satz wurzelte, daß er nicht „regierte“, sondern nur verwaltete, er zergliedert uns die alte Staatsmaschine, bespricht die Reformen vor 1848, Metternich's und Kolowrat's Principien und knüpft daran einige Andeutungen über die Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich, Deutschland, England, Italien. Im ersten Abschnitt gelangen wir zur Revolution. Der Widerstand der Camarilla und Metternich's gegen die Wogen dieser Februarrevolution, Sturz und Abdankung des allgewaltigen Staatsmanns, Verfassungsurkunde vom 26. April 1848, die beiden Ministerien Pilsersdorff und Doblhoff, die Ausbreitung der Revolution über die Provinzen, der Juniaufstand in Prag, die Heldenthat des Windischgrätz, der erste Sieg der Reaction: das sind die Thäen, welche sich durch diesen Abschnitt ziehen. Im zweiten Abschnitt folgt eine kurze Beschreibung des lombardisch-venetianischen Aufstandes, Karl Albert's anfängliches glückliches Vorrücken, die Schlachten bei Santa Lucia, bei Curtatone, die Gefechte bei Custoza, bei Goito, dann Radeky's Einzug in Mailand und der Abschluß eines Waffenstillstandes. Im dritten Abschnitte wird eine ähnliche resumierende Uebersicht der ungarischen Revolution gegeben und diese bis zum Beginne des Kriegs durch Jellachich fortgeführt. Im vierten nun, „Von Doblhoff bis Schwarzenberg“ überschrieben, wohnen wir in Wien der Octoberrevolution bei, der granigen Ermordung Latour's, sehen den Fanatismus des sonst so gemüthlichen Wiener Volks, die vergeblichen Anstrengungen, die Hauptstadt gegen die anrückenden Truppen zu halten, die endliche Uebergabe Wiens, hören das Ständebrot proclamiren, Resenhäuser, den Anführer der Wiener, und Robert Blum erschließen. Das Ministerium Schwarzenberg besteht die Ruinen der niedergeschlagenen Revolution. Der fünfte Abschnitt weist uns in Schwarzenberg's Programm etwas ein. Es folgt die Abdankung Kaiser Ferdinand's und des Erzherzogs Karl, es folgt die Thronbesteigung Franz Joseph's I. Die beiden fol-

genden Kapitel rühren wieder stark die Trommel. Der zweite italienische Feldzug, der von 1849. wird begonnen und mit Karl Albert's Fall schnell zu Ende geführt. Mit dem ungarischen Kriege geht es zwar nicht so schnell, aber auch er endet nur zu bald mit der Intervention der Russen, mit Kossuth's Abdankung und Görgei's Dictatur, mit der Capitulation von Vilagos und der verachteten Pacification Ungarns durch Haynau. Im achten Kapitel sehen wir die vergeblichen Anstrengungen des deutschen Parlaments, gegen die Wogen der Reaction anzukämpfen. Der Reichsverweser dankt ab, und die angeschwollenen politischen Gewässer, die anderthalb Jahre gefährlich über den halben Continent hinwegstürzten, sie haben sich bis zu einem Marmeln und nicht mehr gefährlichen Wässern verlaufen.

Dies alles enthält der erste Band. Im zweiten nun geht's an die Um- und Neugekaltung Oesterreichs während der fünfziger Jahre. Eine Detailgeschichte der zehn Jahre dürfen wir auf kaum 250 Seiten nicht erwarten. Selbst den italienischen Krieg von 1859 hat der Verfasser nur aphoristisch behandelt. Es konnte ihm aber auch eine Detailgeschichte nicht zu thun sein, desto mehr um eine klare Bloslegung der Elemente, welche den Schlag von 1859 herbeiführten und Oesterreich auf eine Bahn wiesen, auf der es ohne feste Rivalität gegen Preußen im eigenen Innern zu einer glücklicheren Entfaltung seiner Kräfte gelangen konnte. Der Verfasser schließt mit der Februarverfassung von 1861. Damit will er den Schlussstein seines Werks gefunden haben. Denn „mit dem Erlasse vom 27. Februar 1861 und dem Zusammentreten der Versammlung hat eine neue Epoche der Geschichte Oesterreichs begonnen“. Für die Zukunft freilich kann auch Hellmuth nicht stehen. Und ob nicht diesen schweren Lehrjahren von 1848—60 andere noch schwerere folgen werden: es scheint der Gegenwart kaum noch beizubeden, das Brot in Frieden zu essen. Wünschen wollen wir's aber nicht, daß sich die Neugekaltung Oesterreichs, von der Hellmuth für Oesterreich viel zu erwarten scheint, nicht gar zu bald als ein Schritt mehr zu dem unabwendbaren Verfall eerscheine, dem nun einmal gewisse Staatencomplexe des Continents anheimgegeben zu sein scheinen.

Der Streit ist noch lange nicht entschieden, ob sich die österreichische Monarchie zu einem liberalen Staate umwandeln könne, ob nicht. Es muß doch aber wol ein frischerer Wind als früher durch die österreichischen Lande wehen, da man es dort jetzt überall scheint wagen zu dürfen, freikönig Geschichte zu schreiben. Eins der umfanglichsten Werke dieser Art, wie sich wenigstens nach der ersten Lieferung schließen läßt, verspricht das folgende zu werden:

6. Geschichte Oesterreichs, dem Volke erzählt von Alexander Patuzzi. Erste Lieferung. Wien, Benedikt. 1862. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Wahr läßt sich, was das Historische betrifft, von dieser ersten Lieferung kein Schluß auf's Ganze machen. Denn diese erste beschäftigt sich nur mit der Vorgeschichte. Die Geschichte ist indeß gut erzählt und somit glauben wir, das Buch werde je weiter ein desto einflussreicheres Werk werden. Offenbar ist das Werk nach der Art des nachher unter Nr. 7 zu besprechenden Schmidt'schen Werks angelegt. Da hätten wir beinahe zu tabeln, daß diese österreichische Geschichte viel zu weit zurückgreift. Warum nicht lieber bei jedem Werke von Adam und Eva anfangen? Doch loben wir, daß sich Patuzzi in seiner österreichischen mit der Vorgeschichte weit kürzer gefaßt hat, als H. Schmidt in seiner gleich zu erwähnenden preussischen, wo er uns ganze Vorlesungen über deutsche Mythologie u. s. w. hält. Patuzzi gelangt doch auf den ersten 24 Seiten gut und gern bis ins Jahr 983 n. Chr. Geb.

In Betreff der Ausstattung — sie ist ja bei derartigen Werken von Wichtigkeit — nimmt diese erste Lieferung außerordentlich für sich ein. Namentlich zeichnen sich die meisten der bildlichen Darstellungen durch charakteristische Auffassung der Handlung

aus. Kann der wiener Verleger die Illustrationen durch das ganze Werk so bieten wie im Prospect und in dieser ersten Lieferung, so möchte er den berliner Verleger der preussischen Geschichte nach dieser Seite hin schlagen. Nehmen wir nur das eine (S. 16): „Altoia zwingt seine Frau aus dem Schadel ihres Vaters zu trinken“; die Situation ist charakteristisch wiedergegeben, darum halten wir so eine Illustration für eine wirkliche Zierde des Werks und nicht für ein bloßes Reclamemittel, was leider Gottes die meisten Illustrationen in den meisten illustrierten Werken sind. Ueber den Werth von Genrestücken in historischen Werken wie S. 21: „Otto I. auf der Jagd bedroht“, läßt sich hin- und herstreiten; wir wollen uns aber derartige wie im vorliegenden Falle herzlich gern ansehen, wenn sie nicht in eine allgemeine Kriselei ausarten, was sich wieder leider Gottes von den meisten Illustrationen in den meisten illustrierten Werken nicht sagen läßt.

7. Preußens Geschichte in Wort und Bild. Ein illustriertes Hausbuch für alle. Von Ferdinand Schmidt. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Liebk. 1862. Gr. 4. Jede Lieferung 7/2 Ngr.

Die ersten acht Lieferungen dieses stattlichen Werks führen uns von den Uraufängen deutscher Geschichte bis in das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts. Diese ersten acht machen etwa die Hälfte des ganzen Werks aus, wir dürften also aus ihnen auf den ganzen Geist und die Bedeutung des Werks vollauf einen Schluß ziehen können. Wie bei allen von gewissen berliner Schriftstellern gelieferten Werken ist auch über diese Geschichte Preußens des Weibrauchs eine solche Menge in alle Lande ausgekreut, daß wir unserm Princip nach mit dem Werke sehr scharf ins Gericht gehen sollten. Wir können und mögen das aber nicht, da der als Volkschriftsteller längst rühmlich bekannte Ferdinand Schmidt seine Aufgabe mit großem Geschick erfüllt hat und wir die außerordentlichen Schwierigkeiten, die eine volksthümlich verfaßte Geschichte Preußens bietet, nicht verkennen.

Um den Geist des Buchs zu kennzeichnen, einige Sätze aus der Einleitung: „Um Wien scharen sich die ihren Vorgängern an bösem Willen gleichen, an gefügigen Werkzeugen aber ärmern finstern Mächte, die die alte, für Bevorrechtete allerdings auch gute Zeit wieder heraufbeschwören möchten; die die geistliche Welt Herrschaft Roms, schlimmer noch als die heidnischen alten Rom, da sie zugleich Seelen und Leiber verdirbt, wieder begründen wollen; die zu den Hunderten und abermals Hunderten von Millionen Thälern, welche seit dem Bestehen des Papstthums in die ewig begehrliche Schatzkammer des Stuhles Petri aus Deutschland gekostet sind, neue Summen, den Segen deutschen Fleisches, hinzufügen und zugleich das Blut deutscher Söhne dem Hause Habsburg, das sich zum Vasallen Roms hergegeben hat, überantworten möchten, damit ihm die Gewalt über fremde Völkerschaften erhalten bleibe, unter denen es noch dazu bis heute auch nicht einen Fuß breit Erde für das Deutschtum zu gewinnen gewußt hat und seiner Natur entsprechend auch fernerhin moralische Eroberungen keinerlei Art machen wird: um Berlin dagegen sammeln sich die vorwärts schauenden deutschen Geister, die es aus der Geschichte erkannt haben, daß des alten deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit nur wieder gewonnen werden kann, wenn im Lichte der Gewissensfreiheit das Werk der Verjüngung der deutschen Nation vollendet wird, das großartige Erlösungs- und Befreiungswerk, unter dessen Kämpfen in vorerster Reihe die Hohenzollern stehen.“

Sind wir malitios, daß wir gerade den vielleicht schwächsten und einseitigsten Abschnitt der Einleitung herausgreifen? Gleichviel, Schmidt hätte sich solcher Expectoration enthalten sollen, der das Selbstlob faußbild aufgetragen ist. Wäre das Buch nur von dem Geiste eingegeben, der aus jener Expectoration spricht, ohne Umstände würden wir's als ein sehr einseitiges angreifen. Glücklicherweise findet sich dieser Geist in dem größten Theile der uns vorliegenden Lieferungen nur an einzel-

nen Stellen vertreten. Diese wenigen Stellen wollen wir darum auch nicht weiter aufsuchen; an dem ersten Höhepunkte der brandenburgischen Geschichte, bei dem Einflusse der Reformation auf die Marken, werden wir so wie so noch ein Wörtchen sprechen müssen.

Weiter oben betonten wir bereits, Schmidt habe die Urgeschichte zu weit ausgebeutet. Er erzählt uns da der Länge und Breite nach die germanische Mythologie. Sie gibt nun zwar recht interessante Kapitel; in welcher Beziehung steht denn aber Preußen zu dem germanischen Heidenthum? Nicht in der mindesten. Und indem Schmidt weiterhin die Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden beschreibt; da Schmidt an einer Stelle prophetisch von der zukünftigen Weltherrscherrolle des deutschen Volks spricht, soll diese Rolle etwa auf seinem größtem Rechte beruhen als dem, womit die Deutschen die Wenden aus der Mark hinausjagen? Doch allerdings ein großes Recht, das Recht des Christenthums, das mit Feuer und Schwert einerschreitet.

Die beiden ersten Bücher des Schmidt'schen Werks sind mit der Ur- und Vorgeschichte der Mark angefüllt. Im dritten gelangen wir endlich zu dem, womit Preußens Geschichte allenthalben Boden gewinnt, zur Gründung der Mark durch Albrecht den Bären. Zu sagen, der Stoff, welchen der Verfasser bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, bis zum Auftreten der Hohenzollern zu überwinden hatte, sei interessant, wagen wir trotz der Geschichte des falschen Waldemar nicht. Aber der Verfasser hat sich, und das ist ein sehr rühmliches Verdienst, durch die langbige brandenburgische Geschichte jener mittlern Jahrhunderte gut durchgeschlagen. Mit culturgeschichtlichem Detail weiß er uns den trocknen Boden zur Zeit der Askaniern, der bairischen und luxemburgischen Markgrafen etwas anzufeuchten.

Nun gelangen wir zur eigentlich preussischen Geschichte, zur Herrschaft der Hohenzollern über die Mark. Mit warmer Vorliebe für seine Helden, einfach und schlicht erzählt Schmidt die Geschehnisse des ersten Friedrich, des zweiten Friedrich, des Albrecht Achilles, des Johann Cicero, des Joachim Nestor, des Joachim Hector, des Johann Georg, des Joachim Friedrich, des Johann Sigismund, des Georg Wilhelm, des Friedrich Wilhelm genannt der Große Kurfürst. Ueberall an den geeigneten Stellen belebt er den Stoff durch Nachrichten über Sitten und Gebräuche des Volks wie des Volks, durch Detail über Kleidung und Lebensweise. Von den beigelegten Zeichnungen halten wir die Porträts der Fürsten, meist mit dem Facsimile versehen, für eine wirkliche Zierde des Werks, einige der Genrezeichnungen haben uns dagegen weniger angesprochen, weil man ihre Nothwendigkeit nicht begreift.

Diese ersten acht Lieferungen reichen gerade bis zu der Zeit, wo die große politische Bedeutung Preußens erst beginnt. Die schwerste Aufgabe hat daher der Verfasser noch vor sich in der zweiten Hälfte seines Werks. Wie er sie etwa lösen wird, das möchten wir aus seiner Auffassung der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs herauslesen. Er stellt sich streng gegen alles Katholische und Kaiserliche; die Logik gebietet, daß, wenn er bis auf die letzte Seite des Buchs gekommen ist, er das Heil Deutschlands in einem völligen Aufgehen Deutschlands in Preußen sehen muß. Nun rächt sich aber alle Tage fürchtbar, daß wir Norddeutsche dem Katholischen und Kaiserlichen ein für allemal die Lebensfähigkeit ab-, dem Protestantischen und Preussischen die ein für allemal zusprechen. Wir lassen uns dem Katholisch-Kaiserlichen gegenüber auf eine Begründung unsers Urtheils das wir hier nur als ein persönliches geben, nicht ein; ebenso wenig wissen wir zu begründen, warum dem Protestantisch-Preussischen die Weltherrschaft gebühre, sie scheint ihm, wahrscheinlich zufolge einer gewissen geheimen Offenbarung, immanent zu sein. Diese unvermittelten Gegensätze hat nun auch der Verfasser bei Auffassung der Reformation und Schilderung des Dreißigjährigen Kriegs zu viel ausgebeutet, und das behagt uns nicht. Er verwechselt da, was uns Protestanten in selbstgerechter Täuschung so oft begegnet, die Idee der Reformation mit dem, was die

Reformation wirklich gemeint ist. Er spricht nur immerfort von Jesuiten und Jesuiten, die sich die Ausrottung des Protestantismus zum Ziel gesetzt hätten. Bedenkt Schmidt nicht, daß der Orden der Jesuiten überhaupt erst dann ins Leben trat, als Luther sein eigen Werk halb und halb zerstört, wir meinen dem katholischen Orthodoxismus einen protestantischen Orthodoxismus entgegenzusetzen hatte? Ruß Schmidt nicht selbst ein, gesehen, es sei beklagenswerth, daß sich im 17. Jahrhundert Lutheraner und Reformirte ebenso heftig und unfruchtbar bekämpften hätten wie die Katholiken und Protestanten? Also überall Hochmuth und nur geistiger Hochmuth! Und bei solchem Verlaufe der kirchlichen Reformation dürften wir Norddeutsche uns kühn in die Brust werfen und mit einem unwiderrüßlichen Dankekrusse, wie ihn der Verfasser mit den oben aus der Einleitung angeführten Worten geschleudert hat, Wien und Rom für jetzt und immer verdammen?

8. Hermann, der erste Befreier Deutschlands. Romantische Geschichte für das deutsche Volk. Von C. G. von Dederoth (Eugen Hermann). Erstes bis sechzigstes Heft. Berlin, Meyer und Sperl. 1862. Gr. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Seine Studien hat der Verfasser nach den gangbaren Quellen recht emsig gemacht, ebenso emsig hat er auch das Material in der Form eines geschichtlichen Romans niedergelegt. Doch nein, nicht geschichtlicher Roman. Der Verfasser nennt sein Werk ausdrücklich „romantische Geschichte“. Indes, ob geschichtlicher Roman, ob romantische Geschichte, es wird wol ziemlich auf eins hinauslaufen. Dies Werk ist nun, was wissen wir die wievielte Bearbeitung des urdeutschen Stoffes! Hat der Verfasser damit einen Treffer ins Schwarze gethan? Wir zweifeln. Der Stoff ist uns aus Herz gewachsen, wir sind mit ihm gleichsam großgefängt, wir alle haben in unserer Jugend danach gelehrt, einstmals ein Hermann zu sein, und doch thut der Stoff nicht die gewünschte Wirkung und thut sie nicht. Der Verfasser hat die Bedeutung Hermann's edel und rein aufgefaßt. Er will in ihm die nationale Idee des einigen großen Deutschland verkörpert sehen. Nach ihm will Hermann die Deutschen von den Römern erst recht geknechtet sehen, damit sie sich desto energischer gegen das fremdländische Joch empörten. Ganz gut! Gewiß wird jedes unterjochte Volk, es sei im übrigen so geduldig wie es wolle, zuletzt, wenn es die Ketten nicht mehr ertragen kann, aufschäumen. Wenn sich Hunderttausende zusammenthun und einen Act der Nothwehr und der Rache ausüben, so kommen wir hinterdrein und idealisiren das geschichtliche Factum, indem wir sagen: „Die nationale Idee hat das bewirkt.“ Nun reicht, das ist das Schmerzliche, die nationale Idee aber leider immer nur für die Zeit der Nothwehr und Rache aus. Gehen wir nach vollbrachtem Befreiungskriege wieder in den vier Pfählen, so hat die nationale Idee nur insoweit Geltung, als unsere Sonderinteressen sie gestatten. So ist's in der Urzeit gewesen und so ist's noch. Daher die fast krankhafte Eucht, daß wir zur Vergewisserung dieser nationalen Idee und fortwährend nach Befreiungskriegen umsehen, daher der stete stille Wunsch, es möchte uns ein Nachbarvoll angreifen, damit wir doch wieder einmal in einen Befreiungskampf ziehen könnten.

Wir wollen es nicht weiter betonen, daß der Verfasser im Verlaufe der Erzählung etwas zu ermüden scheint, die scharfen Gegensätze, dort immer nur die selbstfüchtigen, frivolen, despotischen Römer, und hier die biedernden, sittenreinen, freisittliebenden Deutschen, diese Gegensätze kehren zu oft wieder. Etwas anderes wollen wir scharfer betonen: der Verfasser hat die urdeutschen Frauen zu viel idealisirt. Das thut gar nicht gut, die deutsche Frau immer nur als eine hehre Lichtgestalt darzustellen, an der nichts von einem Mangel zu finden. Wenn die deutsche Frau bis an die Endzeit durch den Schmutz waten mußte, so wird wol auch an ihre einiger Schmutz kleben geblieben sein. Ob wohl sich die altdeutsche Einfachheit, Biederkeit und Schönheit so leicht, und man bedenkt dabei zu wenig, wie

doch die deutsche Schlichtheit, Einfaltigkeit und Gedächtnis (den Trunk früher wie jetzt angenommen) noch hindänglich in den Gassenwohnungen vieler Dörfer zu finden. Wahrscheinlich ist das ästhetische Maß für die altdeutsche Schlichtheit und Einfachheit weit mehr in den Gassenwohnungen unserer Dörfer zu sehen, als etwa auf unsern Festhöfen, wo uns die sandere Erscheinung einer goldblonden Thymelba vielleicht zur entsetzlichen Konfusion hinführen möchte: „Ja, so sind alle deutschen Frauen gewesen.“

Schließlich noch eine grammatische Auseinandersetzung. Der Verfasser bedient sich consequent der Imperative „effe“, „lese“, „breche“, „rauche“, „sehe“ u. s. w. statt „iß“, „lies“, „trink“, „rauch“, „seh“. In einem deutschen Worte solche Imperative! Imperative zum Davonsaufen! Imperative des inconsequenten berliner Jargons! Wären die Imperative „iß“, „lies“, „trink“ u. s. w. nicht gerade eine charakteristische Schönheit der Sprache, so möchte die Verschlimmbesserung passen. So aber! Weiß denn der Verfasser nicht, daß es „brich“ u. s. w. heißt, weil es „du brichst“, „er bricht“ heißt. Welche läppische, freisinnige echt deutsche Inconsequenz, die solch grrulichen Imperative „effe“, „lese“, „breche“ u. s. w. zu gebrauchen und die Formen „du isst“, „du liest“, „du brichst“ beizubehalten! Warum denn nicht auch diese über Bord und dafür „du effest“, er effet“, „du brechst“, er brocht“, „du lesest“, er leset“ u. s. w. Dann läge doch noch Ehem und Verstand in dem grrulichen berliner Jargon! Er hat uns wirklich ernstlich verstimmt. An der deutschen Sprache wird schon ohnedies so nichtswürdig viel herumgehandelt; es ist, als hätten die Schriftsteller erst dann Ruhe, wenn sie alles charakteristisch Schöne daraus verdrängt haben.)

Emil Müller - Samwegen.

Der Maler Leopold Robert.

Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel, nach Feuilleton de Conches von Edmund Zoller. Hannover, Kümpler. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Schneider“ in der Campagna von Rom, die „Venetianischen Fischer“ und so manches andere Bild von Leopold Robert sind auch bei uns so verbreitet, wir finden in dem melancholischen und doch so schönheitsfreundlichen Sohne des Jura so viel gerade uns Anheimelndes, daß viele dem Uebersetzer für die Verdeutschung des anziehenden Büchleins Dank wissen werden. Denn Deutschland und Meister erklären sich eins durch das andere, und die Seele des Künstlers scheint verständlicher aus seinen Bildern hervor, wenn wir seine persönlichen Geschichte kennen, wenn wir die Selbstbekenntnisse seiner Briefe gelesen haben. Bei Robert kommt hinzu, daß man die Motive seines tragischen Endes durch Selbstmord erfahren möchte. Schweigsam und verschlossen wie er war, ergoß er doch sein Gemüth den fernem Freunden.

Robert ward am 19. Mai 1794 in Vaux-de-Fonds im Canton Neuchâtel geboren; sein Vater war ein Uhrgehäusmacher. Ein Bruder, Alfons, hat sich infolge von Vergeuden schon zehn Jahre früher als Leopold mit einem Rasirmesser dem Hals abgeschnitten, ein anderer, Aurele, ward gleichfalls als Maler bekannt. Der Vater war mit der Familie Girardet in Locle befreundet, die Kunst und Kunsthandel verband; Leopold Robert ward in sie aufgenommen, zum Kupferstecher gebildet, und zu Paris im Atelier David's im Malen unterwiesen. Ein Kupferstecher sollte ihn den französischen Preis und damit das Stipendium für den römischen Aufenthalt verdienen, als nach Napoleon's Sturz Neuchâtel an Preußen zurückfiel und Robert dadurch von der Concurrenz ausgeschlossen ward. Dann ward der Meister David durch die Restauration verbannt, und trauernd

*) Von manchem der oben besprochenen Bücher mögen ohne Zweifel seit Abfassung des Buchs weitere Aufsayen oder Bände erschienen sein, die jedoch später zu berücksichtigen schwerlich nötig sein dürfte. D. Rob.

schöne Robert in der Heimat zurück. Schon jetzt beginnt seine Melancholie. Doch sollte seine Sehnsucht nach Italien befriedigt werden, indem Herr von Meynert ihm ein Darlehen gab, das er mit Bildern parafizieren sollte. Jenseit der Alpen aber noch seine Seele wieder mit rührernder Innigkeit nach der Heimat hinmorgeln, wie er denn das Gerächel in der Natur das Herz einer Mutter zu nennen pflegte.

In Rom gedachte der Künstler Zeichnungen nach den Fresken von Michel Angelo und Rafael herzustellen, um sie später in Auftrag zu geben. Aber ein Umstand ganz eigentümlicher Art rief ihn zur Malerei und begründete seinen Ruhm. Es waren die Mäurer von Sonnino endlich überwältigt, aufgehoben und mit Frauen und Kindern, im ganzen über 200 Personen, nach Rom gebracht worden. Die Männer wurden in einem Wohnhause bei den Völkern Diocletian's eingekerkert, und Robert erwarb sich die Erlaubnis sein Atelier unter ihnen aufzuschlagen. „Lebenshaft im Ausdruck, Energie der Physiognomie, Schönheit der Gestalt, Brichtigkeit und Stolz in der Haltung, Originalität der Eitten und Costüme, alles bot sich in den Modellen dar, um den Bildern Robert's eine ungewöhnlich lebendige Charakteristik zu verleihen.“ Dazu kamen die Frauen und Mädchen, die man frei ließ. Besonders zwei von prächtiger Schönheit, die eine mehr wild-gewaltig, die jüngere Schwärzer sanft und fein, Maria Grazia und Teresina, wurden unter den Künstlern bekannt, und Genillet schildert ihre romantischen Schicksale. Im Jahre 1830 eröffnete Robert in der pariser Ausstellung das Genre der Gemälde aus dem Künstlerleben, wie es Byron damals wieder in die Dichtung einführte.

Robert besaß mehr Naturgefühl als Phantasie, sein Formensinn war mehr ein wählender als ein schöpferischer; es gelang ihm die gegebene Wirklichkeit, von der er ausging, in ihr Ideal zu erhöhen, nicht aber eine innere Anschauung, ein im Geiste gebornenes Ideal leidenschaftlich zu gestalten. Vergebens mühte er sich, das ihm aufgetragene Gemälde der improvisierten Corinna zu eigener Zufriedenheit herzustellen; erst als er statt ihrer das Genrebild eines neapolitanischen Volksängers seiner Composition einfügte, gelang ihm etwas Vortreffliches. Und von da that er den Schritt zu seinen Meisterwerken. Er erfaßte die italienische Natur und das italienische Volksleben in seiner charakteristischen Schönheit, er beschloß die Typen von Neapel, Rom, Toscana, Venedig in vier Gemälden zu schildern, welche zugleich die vier Jahreszeiten darstellen sollten; Menschen und Landschaften sollten in derselben Stimmung sein, und in Szenen aus dem Volksleben sollte der Geist des Volks offenbar werden. Er begann mit dem Frühlingsbild, mit der „Rückkehr von dem Feste der Madonna del Arco“ bei Neapel. Aber noch vollkommener erreichte er sein Ziel, durch den Adel der Form und den Rhythmus der Linien in der Composition das Genre zu heroischer Größe zu erheben und den Hauber der Schönheit über das wirkliche Leben auszugießen, in dem Sommerbilde, den römischen „Schnittern“. Dies Gemälde hat er mit freudiger Begeisterung entworfen und ausgeführt. Da ist kein mühsames Zusammenstellen der Modelle, sondern aus innerer Einheit entsaltet sich die Fülle der Gestalten; jede frei, majestätisch oder anmuthig für sich, ist zugleich ein Glied des Ganzen, dessen Harmonie auch im Glanz und Zusammenklang der Farben hervorleuchtet.

Robert kam mit den „Schnittern“ nach Paris. Da waren auf der einen Seite die Classiker der Schule David's, von denen das Wort galt: sie machen ihre Gemälde mit Hilfe von Bildern und Gipsgüssen, und kennen die Natur so wenig wie ein Haispferd die Weide. Dagegen suchten die Neuerer durch Genauigkeit des Costüms die mangelhafte Composition zu ersetzen, und die Zeichnung vernachlässigend das Heil in grellen Farbeneffekten und starken Drückern zu finden. Zur Schule des Hässlichen kam dann die des Häßlichen, des Schlimmen. Zwischen ihnen stand Robert, dem das Studium der Antike die Augen für die Schönheit der Natur geöffnet, der das Charakteristische der Wirklichkeit zur einfachen Größe erhob. Er arbeitete

allerdings mangelhaft, die Composition ward bei ihm nicht wie eine Minerva in voller Rüstung geboren, und es folgte ihm Mühe, das Einzelne anordnend und anmuthig zu gestalten, doppelter Mühe es dem Ganzen einzuordnen; sein Genie, sagt Genillet, hatte keine Flügel; sein reflectirtes Wesen gibt ihm Heftigkeit mit Drosseln: mit dem Meistertum, können wir hinzusetzen. Ritten in den Triumpfen, die seine Kunst feierte, als er der Held des Tages geworden, schrieb Robert: „Glücklich der, den eine weiße Philosophie leitet, und der die Hoffnungen auf wahres Glück aus dieser Welt hinaufversetzen kann, da er es hier nicht zu finden im Stande ist.“ Er ging aus Paris, aus der Schweiz über Florenz nach Venedig. Der Carnival erschien ihm bald als ein zu trivialer Vorwurf, er nahm eine Absahrt von Fischern aus Chioggia unter das Raafengelümmel auf, aber bald trieb er dieses ganz, und hielt sich einzig an den ersten Gegenstand. Es ist weniger in einheitlichem Zusammenhang als die „Schnittern“ und es liegt an allen Figuren wie eine schwermüthige Ahnung. Das Ganze ist daher gestimmt.

Im Jahre 1835 endete der Künstler. Die Section ergab einen wässrigen Erguß in das Gehirn; der Bruder schrieb von zehnjährigen Gemüthsleiden. Sicher ist, daß die errögte Phantasie den Künstler zu Hallucinationen führte und er dann auf Momente an die Realität seiner Diktionen glaubte. Gern hing er stiller Beschaulichkeit nach, und dann rief er sich an in angestrengter Arbeit; hatte ihm doch die Mutter gesagt: es sei besser sich abzugeben als zu verroffen! Er war eine innig religiöse Natur, Protestant, aber mit dem freien Sinne, der das Wahre und Uble in allen Confessionen und Formen fand, z. B. in dem Akerseelenfeste der Katholiken. Dies gemeinsame Denken der Lebenden an die Lobten war ihm rührend und tröstlich zugleich. „Wie sollte man nicht an ein anderes Dasein glauben, wo man ohne Furcht und ohne den Schmerz, den die Unsterblichkeit der Dinge dieser armen Welt erzeugt, sich lieben kann?“ Und eine romantische Liebe, die kein Ziel an Erden sah, war zu den Gemüthsbewegungen des Künstlers hinzugekommen. Er hatte die Gattin, die nachherige Witwe des Prinzen Napoleon, jenes Bruders des gegenwärtigen Kaisers, der während des Aufstandes in der Romagna plötzlich starb, in Florenz kennen gelernt, und durch das Echo, das seine Empfindungen und Anklagen fanden, sich dem Strom seiner Gefühle überlassen, bis es zu spät war. „Es entspann sich“, sagt Genillet, „eine Zuneigung, in der auf der einen Seite der Cultus des Talents und das Wohlwollen, auf der andern Seite die besiegte Schüchternheit, befriedigte Eigenliebe und später der Reiz eines unbewußten Gefühls die socialen Schranken niederzureißen schienen. Es bedarf einer gründlichen Bekanntschaft und einer klaren Einsicht bei Schriftstellern und Künstlern, um sich nicht von den Verführungen jener täuschenden Gleichheit hinreißen zu lassen, die das Talent und die Macht auf eine Linie stellen. Die bedeutendsten Leute lassen sich davon beführen, und von Tasso und Voltaire bis auf Robert war das Erwachen aus dem Traume ein furchtbares.“ Diese Andeutungen werden hinreichen, auf das fließend und gefällig übersehte Buch hinzuweisen.

84.

Notizen.

Bettina's „Günderode“ englisch.

Auf Anlaß einer in Boston unter dem Titel „Correspondence of Fräulein Günderode and Bettina von Arnim“ erschienenen englischen Uebersetzung des Buchs „Die Günderode“ bemerkt das „Athenaeum“ in seiner Nummer vom 18. April: „Wir fürchten, die Welt sei zu alt geworden, um an einer Sammlung rhapsodischer Briefe, welche vor etwa mehr als 20 Jahren deutsch erschien, noch Genuß zu haben. Diese Sammlung ist jetzt in einer englischen Uebersetzung wieder ausgetauscht, und zwar unter einem weit angemessenen Titel, da das frühreife Kind Bettina eine viel größere Anzahl Briefe schrieb als

ihrer geistige Rathgeberin, das seraphische Stiftsfraulein. Ihre Entstehung fällt in die Zeit vom Jahre 1804—6, also in eine Zeit, wo die verschwommene Sentimentalität die prosaische „Aufklärung“ einer früheren Periode in Deutschland verdrängt hatte. Der Hauptglaubenssatz war der, daß sich der Künstler von allen conventionellen Verpflichtungen emancipiren müsse und die Hauptleidenschaft bestand in dem Haß gegen die „Philisterei“, d. h. gegen jene Grundzüge von Anstand und Ordnung, durch welche die civilisirte Welt zusammengehalten wird. Erwählte Geister, welche vor dem altmodischen berliner Deismus ein Grauen fühlten, ergaben sich einem phantastischen Paganismus, und glaubten das Salz der Erde zu sein, auf einen sonst überall unfruchtbaren Boden hingestreut. In solch einem Zeitalter, dessen reiner Repräsentant Novalis und dessen rohester Ausdruck die „Lucinde“ von Friedrich Schlegel ist, pflegten begreiflicherweise junge leicht erregbare Mädchen einander mit Briefen zu überschütten und sich darin, wie Bettina und Karoline Gumboldt, ihrer gegenseitigen Bewunderung zu versichern. Wenn solche enthusiastische Gemüther innerhalb einer hochcultivirten und intellectuellen Gesellschaft aufstiegen, so mußte es mit einem Wunder zugehen, wenn ihre Briefe nicht zuweilen amüsant sein und nicht hier und da einige Goldadern von Verstand in einer compacten Masse von Unkun zu Tage treten sollten. Bettina, in diesen Briefen noch etwas jünger als da sie mit Goethe correspondirte, ist kein schlechtes Exemplar eines gedankenlosen weiblichen Springseesels, mit einem hübschen Talent für Beobachtung und humoristische Auffassung begabt, aber noch mehr von der künstlichen Tendenz befeelt, den Sentimentalitäten und Phantastereien ihrer Zeit zu huldigen“ u. s. w. Nur zwei Bemerkungen möchten wir uns hier gestatten. Der Haß gegen die Philisterei in Deutschland ist im allgemeinen wol nicht gleichbedeutend mit dem Haß gegen alle Gelese des Anstandes und der Ordnung, „durch welche die gebildete Gesellschaft zusammengehalten wird“, sondern vielmehr mit dem Haß gegen alles lächerlich-kleinliche, engstirnige, stumpfe, beschränkte und dabei doch hochmüthig und hochtöthlich absprenkende, düstelhafte Wesen. Möglicherweise kennt man den Complex von Eigenschaften, welche nach deutschen Begriffen die Philisterei ausmachen, und die Menschenklasse, an der sie zumeist hervortreten, in England nicht im gleichen Grade wie bei uns, wozu wir den Engländern nur Glück wünschen. Sodann scheint der englische Berichterstatter ohne weiteres anzunehmen, daß die Briefe wirklich zwischen Bettina und der Gumboldt gewechselt worden seien, während vielmehr zu vermuten ist, daß sie ober doch die meisten von ihnen von Bettina lange nach dem freiwilligen Tode ihrer Jugendfreundin erdichtet worden sind, ähnlich wie sie Goethe'sche Dilettanten von zwei oder drei höchst unbedeutenden Zeilen zu langen schwärmerischen Briefen ausgesponnen, andere kühnlich ganz erfunden hat. Der Berichterstatter rühmt übrigens die englische Uebersetzung sehr: sie verdiene um so mehr Lob, da Bettina sehr confus schreibe und namentlich auch jedes Satzzeichen scheue, welches den Werth eines Komma übersteige.

Neufranzösische Lyrik.

Felix Frank, einer jener Journalisten mit deutschem Namen, wie es deren jetzt auffallend viele in Paris gibt, beurtheilt in der ersten Heftlieferung der „Revue des deux mondes“ unter der Ueberschrift „La poésie et les poètes en 1863“ Producte neufranzösischer Lyriker, darunter auch eine kleine Gedichtsammlung von Francis Pittié „Le roman de la vingtième année“, welche zwar auch einige Originalgedichte, namentlich aber Uebersetzungen nach Uhland, Heine, Goethe, Rückert, Petrarca, Dehmel, Schiller und Mickiewicz enthält, welche als wohl gelungen bezeichnet werden. Alle übrigen Dichter, die Frank bespricht, werden von ihm mehr oder weniger getadelt, und aus den „Chants du foyer“ von Frau Auguste Penquer folgende Stelle über den „wahren Dichter“ als für die ganze Gattung bezeichnend hervorgehoben:

C'est celui dont le vers est libre, audacieux.

Sans effort et sans frein, sans travail, sans rature.

An jungen Lyrikern, welche der Ansicht sind, daß der wahre Dichter „sans effort“ und „sans travail“ schaffen müsse, fehlt es leider auch in Deutschland nicht. „Alles in allem genommen“, bemerkt Frank, „ist der Schatz der zeitgenössischen Muse ein kärglicher. Einige glückliche Aelchen, die man bei ausländischen Dichtern macht, können im Princip unsere Poesie nicht regeneriren.“ Die Seele sei der Poesie ausgegangen; die Dichter aber, statt auf die wohlgemeinten Rathschläge der Kritik zu hören, lehnten sich grimmig gegen sie auf, weil dieselbe in ihnen das nicht finden wolle, was ihnen eben fehle — die Poesie. Ueberhaupt wenn man Frank's Referat liest, glaubt man einen jener summarisch aburtheilenden Berichte zu lesen, wie sie auch in deutschen Blättern bei Besprechung neuer lyrischer Waare vorkommen. Nur das eine vergißt man uns zu sagen, nämlich woher es komme, daß fast in allen Ländern über den Mangel an originellen Talenten unter dem poetischen Nachwuchs geklagt wird; man geht immer zu wenig auf die allgemeinen Ursachen dieser Erscheinung zurück. Die Zeitschrift z. B., in welcher Frank seine Klagen niedergelegt hat, vertritt die Bedürfnisse der intelligenten aristokratischen Bourgeoisie; diese jezt den Ton angegebende Menschenklasse mag im allgemeinen eine sehr respectable sein, keineswegs aber besitzt sie die Eigenschaften, unter deren erhebendem und befruchtendem Einfluß originelle, schwungvolle und begeisterungsfähige Dichter entstehen könnten. J. M.

Bibliographie.

Agricola, O., Polens Untergang und Wiederherstellung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Daubissin, Graf A., Die Familie Burt, ihre Thaten, Träume und Gedanken. Drei Bände. Mit Porträt in Holz. Hoff. Hannover, C. Kämpfer. 8. 4 Thlr.

Horowitz, S., Das Hohe-Lied. Das älteste dramatische Gedicht aus dem Morgenlande, nach einer neuen Eintheilung des Textes metrisch übersezt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 12 Ngr.

Hug, A., Antiochia und der Aufstand des Jahres 387 n. Chr. Ein historischer Versuch. Mit 1 lithographirten Tafel. Winterthur. Gr. 8. 15 Ngr.

Janzen, A., Die Idee des Fortschrittes in der Universalgeschichte. Eine philosophisch-historische Studie. Brandenburg, Bieleke. 8. 20 Ngr.

Kingsley, H., Ravenshoe oder: Der falsche Erbe. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Maron, H., Japan und China. Reisejournale, entworfen während der Preussischen Expedition nach Ost-Asien. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Delze, G., Balthasar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 24 Ngr.

Plath, J. H., Die Religion und der Cultus der alten Chinesen. Zwei Abtheilungen. München, Franz. 1862. Gr. 4. 3 Thlr. 14 Ngr.

Redwitz, D. v., Der Doge von Venedig. Historische Tragödie. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 26 Ngr.

Scheifele, J. G. (vulgo Idg von Epiphani), Gedichte in schwäbischer Mundart. 4te, verbesserte und vielfach vermehrte Auflage. Mit einer Rußbeilage und einem Anhang, enthaltend: Die Erklärung der vorkommenden Provinzialismen. Heilbronn, Gläß. 16. 21 Ngr.

Weyl, J., Juxbrevier. Humoristische Vorträge für Jung und Alt. Mit Illustrationen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 12 Ngr.

Wiese, E., Willons verlorenes Paradies. Berlin, Wiesandt u. Grieben. Gr. 16. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOVUM TESTAMENTUM SINAITICUM

sive Novum Testamentum cum epistula Barnabae et fragmentis Pastoris. Ex codice Sinaitico auspiciis Alexandri II. omnium Russiarum imperatoris ex tenebris protracto orbique litterarum tradito accurate descriptit

Aenotheus Fridericus Constantinus Tischendorf.

Gr. 4. Geh. Preis 6 Thlr.

Im Anschluss an die grosse Prachtausgabe des Codex Sinaiticus, die für genauere paläographische Forschungen massgebend bleibt, hat der Entdecker und Herausgeber desselben eine für den allgemeineren gelehrten Gebrauch bestimmte Handausgabe vom Neutestamentlichen Theile ausgeführt. Gemäss den Grundsätzen diplomatischer Kritik entspricht der Inhalt jeder Seite, Columne und Zeile, in üblicher griechischer Schrift gedruckt, ohne jede fremde Zuthat, genau dem Originale. Es ist damit zugleich ein Hilfsmittel zum Studium des in der grossen Ausgabe unternommenen Druckfacsimiles gegeben. Die Prolegomenen: über Entdeckung und Bearbeitung, über die paläographischen Eigenthümlichkeiten, über Abfassungszeit und Textcharakter, wurden meistens der grossen Ausgabe entlehnt, sowie auch, unter Verweisung auf die in der letztern unternommenen paläographischen Veranschaulichungen, der Commentar über die alten Textcorrecturen. Eine ganze Seite des Originals wurde im Facsimile beigegeben.

Die epochemachende Bedeutung der Sinaitischen Urkunde, der ältesten und zugleich der einzigen vollständigen in der Zahl aller tausendjährigen, tritt am stärksten im Neutestamentlichen Texte hervor; sie wird für jeden urtheilfähigen Gelehrten durch das eigene Studium bestätigt werden.

Der Preis des Werks wurde zur Förderung christlicher Wissenschaft so mässig als möglich gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recenti Pubblicazioni

per imparare

la lingua tedesca e francese.

Ahm, F. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. In-8. 10 Ngr.

Wild, E. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua francese, proposto alla gioventù italiana. In-8. Corso primo. 2^a edizione emendata. 12 Ngr. Corso secondo. 16 Ngr.

Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 4^a originale. In-8. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr., leg. 2 Thlr. 18 Ngr.

1^a parte: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.

2^a parte: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von Alexander Jung.

Fünf Theile. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser jetzt vollständig vorliegende neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Erst ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere begegnen uns und beweisen, daß die Originale der Poesie nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange raten. Ernst und Komik, Tragisches und Burleskes wechseln in buntester Scenerie miteinander ab. Salon und Laverne, Hotel und Dorfchenke, weltlicher Verein und geistliches Conventil, Residenz und Landstift, parlamentarische Versammlung und Stilleben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschauung.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden erster und feinerer Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst“ aufzustellen sucht. Der Verfasser ist „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben, geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln“. Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“ und Ernst von Feuchtersleben's „Diktatir der Seele“.

Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. 8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden auch Antzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

11. Juni 1863.

Inhalt: Weibliche Autoren. — Militärische Tagebücher aus den Napoleonischen Kriegen. Von Karl Oskar von Berner. — Zur Geschichte der französischen Literatur. — Eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Aulands. Von Emil Müller-Samowegen. — Notizen. (Zur Kennzeichnung der neuern Kritik; Deutsche Sprache und Sprachwissenschaft in Schweden.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Weibliche Autoren.

Es liegen uns wieder dreizehn verschiedene Arbeiten von neun Schriftstellerinnen, zusammen 16 Bände füllend, zur Beurtheilung vor. Im allgemeinen gehören sie wieder denselben Literaturgebieten, der Kategorie der Memoiren, der Romane und Novellen und der Erziehungsschriften an; jedoch ist die letztgenannte Gattung diesmal weit stärker und nicht bloß durch Schriften in erzählender, sondern auch durch solche in reflectirender und theoretisirender Form vertreten, ja sogar in fast auffälligem Verhältniß: denn unter jenen dreizehn Arbeiten sind nicht weniger als fünf, welche sich die Erziehung, Bildung und Vercbung des weiblichen Geschlechts zur eigentlichen Aufgabe gemacht haben. Wir scheint, daß man nicht Ursache hat, mit dieser Richtung unzufrieden zu sein. Durchschnittlich werden Frauen in der Niederlegung ihrer Beobachtungen und Gedanken über die Erziehung ihres Geschlechts Besseres leisten als in der Ausarbeitung wirklicher Dicht- und Kunstwerke, theils weil sie dabei weniger an eine strenge Innehaltung künstlerischer Formen gebunden sind, theils weil sie Gelegenheit haben, gerade auf diesem Felde besonders reiche Erfahrungen zu sammeln, ja schon von der Natur mit einem natürlichen Trieb und Takt zum Erziehen ausgestattet sind. Dann ist es jedenfalls auch erfreulich, daß sie sich von der Ausmalung oft untraher und nebelhafter Phantasiebilder lieber der Gestaltung des wirklichen Lebens zuwenden, daß sie mit ihren Talenten nicht bloß flüchtig unterhalten, sondern dauernd nützen wollen, und namentlich auf ihre Selbsterkenntniß und Selbstvervollkommnung mit besonderm Eifer bedacht sind.

Freilich könnte man aus der großen Anzahl von Werken, durch welche sich die Frauen selbst die Besserung und Bildung ihres Geschlechts angelegen sein lassen, den Schluß ziehen, als müßte es unter ihnen mit echter Sitte und Humanität nicht zum besten stehen und ihnen mehr als dem starken Geschlecht eine Correction und Reformation noth thun. Allein hierüber werden wir durch eine ihrer namhaftesten Repräsentantinnen vollständig beruhigt, indem Ottilie Wilbermuth in der Vorrede, die sie für eine

dieser Schriften geschrieben hat, mit Beziehung auf diese Besorgniß ausdrücklich sagt:

„Daß uns Frauen so viel gepredigt wird, daß wir uns so gern predigen lassen, beweist keineswegs, daß wir es mehr nöthig haben als die Männer, sondern nur, daß wir demüthige, lernbegierige Geschöpfe sind, stets bemüht, uns zu erziehen und weiter zu bilden, während die Herren der Schöpfung sich, wenn nicht für vollkommen, so doch für „gerade recht“ halten, oder doch, wo dies nicht der Fall ist, alles, was ihnen etwa gesagt werden könnte, bereits vortreflich wissen.“

Natürlich nehmen wir aus dem Munde einer Ottilie Wilbermuth die Versicherung von der Lernbegierigkeit und Demuth des weiblichen Geschlechts gern auf Treu und Glauben hin, und wünschen nur, daß ihm die vielen guten Lehren und Vorschriften, die ihm in diesen Büchern geboten werden, nicht bloß Gegenstände einer flüchtigen Kenntnißnahme, sondern auch Impulse für sein Thun und Handeln sein mögen. Mit diesem Wunsche wenden wir uns unmittelbar zur Besprechung der einzelnen Sachen, indem wir angemessenerweise mit den Arbeiten derjenigen Frau beginnen, die den empfänglichen Leserinnen in ihrem Leben nicht nur die beste Lehre, sondern auch das nachsicherungswertheste Vorbild, und Männern wie Frauen ein ebenso gehaltvolles wie anmuthreiches Werk bietet.

1. Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. Dritte Abtheilung: Befreiung und Wanderleben. Zwei Theile. Berlin, Jante. 1862. 8. 3 Thlr.
2. Gesammelte Novellen. Von Fanny Lewald. Erster und zweiter Theil. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 2 Thlr.

Das Bild geistiger Bedeutung und sittlicher Kraft, welches wir von Fanny Lewald schon durch die beiden ersten Abtheilungen ihrer Lebensgeschichte empfangen haben, tritt uns in dieser dritten Abtheilung noch wesentlich geklärt und durchgebildeter entgegen, und auch in Betreff dessen, was das Buch an allgemeinen Betrachtungen, sowie an Mittheilungen über Zeitgenossen und Zeitverhältnisse enthält, ist es in den vorliegenden zwei Theilen womöglich noch reichhaltiger und interessanter als in den vier vorangegangenen. Natürlich geht es in denselben nicht ganz so frühlingedustig wie im „Waterhause“ und

nicht ganz so sommerschwül wie in den „Leidensjahren“ her, aber dafür weht uns aus ihnen von Seite zu Seite mehr jene belebende Frische und Heiterkeit des Herbstes entgegen, in der die Empfindungen reifen wie die Früchte und das Bewußtsein sich klärt und vertieft wie der Himmel.

Ihren Inhalt nach umfaßt diese Abtheilung die Zeit vom Juli 1840 bis gegen den Herbst 1845 — eine kurze, aber für die Verfasserin eine ungemein wichtige und bedeutungsvolle Zeit, denn sie schuf darin ihre ersten größern und selbständig erschienenen Werke: „Clementine“ und „Jenny“, die ihr, obgleich sie anonym erschienen waren, rasch einen geachteten Namen verschafften, und gründete sich dadurch eine selbständige Existenz — selbständig in zweifachem Sinne des Wortes: einerseits durch Beschaffung der Existenzmittel aus eigenen Kräften, andererseits durch Losreißung von den die weibliche Freiheit beschränkenden Vorurtheilen. Außerdem war diese Zeit für sie noch darum von außerordentlicher Bedeutung, weil sie in derselben durch ihren wechselnden Aufenthalt in Königsberg, Breslau, Leipzig, Franzensbad und vorzugsweise zu Berlin, sowie durch den Antritt ihrer italienischen Reise eine erweiterte und bereicherte Weltanschauung gewann und mit einer großen Anzahl berühmter und interessanter Persönlichkeiten in mehr oder minder nahe Beziehung trat. Endlich umfaßt der genannte Zeitraum auch mehrere auf ihr Leben und Streben tief einwirkende Erlebnisse im Bereich des Familienlebens, z. B. den Tod ihrer Mutter, die Schicksale ihres in Rußland lebenden Bruders Moritz, Veränderungen im Kreise ihrer Breslauer Verwandten, ihr Wiederzusammentreffen und Freundschaftsbündniß mit dem von ihr geliebten Heinrich Simon und ihr letztes Zusammensein mit ihrem bedenklich alternenden Vater. Alle diese Verhältnisse und Entwicklungsmomente weiß sie uns mit derselben Anschaulichkeit, durchgeistigten Gegenständlichkeit und Wahrheit vorzuführen, die schon den frühern Bänden zur Auszeichnung dienen, die Darstellung ist überall von derselben Einfachheit und Ungeschtheit, und so hält sich in jeder Beziehung das nun schon zu sechs Theilen angewachsene Werk auf derselben Höhe, auf der es sich in den vorangegangenen Abschnitten bewegte.

Auf die allgemeinste Theilnahme haben jedenfalls die ihm einverwebten, mehr oder minder ausgeführten Charakteristiken der mit der Verfasserin in Beziehung getretenen Persönlichkeiten zu zählen. Die Zahl der männlichen und weiblichen Zeitgenossen, über welche der Leser in diesen zwei Bänden theils treffende Schilderungen, theils kennzeichnende Mittheilungen finden wird, ist sehr beträchtlich. Aus den Königsberger Kreisen begegnen ihm unter anderm Dr. Jacoby, Ludwig Grelinger, Oberlehrer Witt, Karl Rosenkranz, Dr. Rupp, Ludwig Walestrobe, Polizeipräsident Abegg u. s. w.; aus den berliner Circeln die Hofrätin Herz, Sara Levy, Willibald Alexis, Karoline von Wolzmann, Varnhagen von Ense, Theodor Mundt und dessen Gattin Luise Mühlbach, Therese von Bacharach, Theodor Mügge, Dr. Julius Waldeck, Elise von Ahlfeldt, Berthold Auerbach u. s. w., und aus andern

Gegenden Georg Herwegh, Franz Eiszt, Moritz Hartmann, August Lewald, Sabine Heinefetter, Justinus Kerner u. s. w. Alles, was die Verfasserin über diese Personen sagt, trägt entschieden das Gepräge der Wahrheit ohne Rücksichtslosigkeit und der Liebe ohne Schmeichelei. Sie hält sich dabei fast ausschließlich an die persönlichen und socialen Eigenschaften derselben. Eine Beurtheilung ihrer schriftstellerischen Leistungen erlaubt sie sich nur insoweit, als es zur Charakteristik der Individualität unumvermeidlich ist. Bei dem Aufsehen, das in jüngster Zeit Varnhagen's Mittheilungen über andere gemacht haben, wird es unsern Lesern nicht uninteressant sein, zu hören, was Fanny Erwald über ihn sagt, und wir theilen daher zur Probe ihre Schilderung seines Erscheinens im Cirkel des Fräulein von Solmar mit. Sie schreibt:

Kurz vor 8 Uhr oder doch nur wenig später pflegte sich regelmäßig die breite einfüßige Thüre des nicht eben hohen Salons zu öffnen, und es trat dann raschen Schritts ein Mann von etwa sechzig Jahren ein. Er trug einen schwarzen Oberrock, den Stern eines Ordens an breitem Bande um den Hals, den Hut und den Mohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leisen Ganges sah man ihn, freundlich grüßend, sich nach dem wunderlichen breledigen Lehnstuhl an Fräulein Solmar's Seite begeben, und während er ihr den guten Abend bot, die Zeitungen, welche er ihr alltäglich mitzubringen pflegte, vor sie auf den Tisch legen. Das war der Geheimrath Varnhagen von Ense. Kaum daß er sich niedergelassen hatte, so wendete er sich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das seine, bewegte Miensspiel seines Anlitzes zu betrachten. Sein Gesicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Augenblickliches behalten, auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, so daß man es sich ohne Mühe vorstellen konnte, welch hübscher junger Mann, welch eleganter Offizier er gewesen, und wie gefällig seine Erscheinung sich auf dem Parquet des diplomatischen Salons dargestellt haben mußte, da sie noch in spätem Jahren so viel Anmuth besaß. Er trug eine Brille mit sehr großen Gläsern, hatte aber weder das Ansehen noch die Manieren eines Kurzsichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obgleich er auch im Gehen bisweilen lange den Stock in der Hand behielt, war seine Gesticulation für einen Deutschen ungewöhnlich lebhaft, denn er pflegte seine Worte, mehr als es im allgemeinen unter uns geschieht, durch Bewegung des Kopfs und der wohlgeformten und gepflegten Hände zu begleiten.

Im Gespräch mit der Verfasserin lobte er deren Schreibweise und empfahl ihr dringend, nie die Sorgfalt auf den Stil aus den Augen zu setzen. Er sagte:

Wer sich formell zum correcten und edeln Ausdruck seiner Gedanken gewöhnt, corrigirt und verebelt damit sein Denken. Es ist sehr schwer, in einem durchsichtigen und klaren Stil etwas Unklares und Unrichtiges auszusprechen, und ist irgendwo die Wechselwirkung auffallend, so ist es die zwischen Ausdruck und Gedanke.

Noch interessanter, jedoch für die Mittheilung zu lang, ist die Beschreibung eines Besuchs bei ihm. Später kam Fanny Erwald öfter mit ihm zusammen, behielt aber immer eine gewisse Befangenheit ihm gegenüber, aus Scheu vor der sarkastischen Seite seiner Natur. Sie schreibt:

Denk wie sich in jedem Gesichte und in den feinen Zügen um seinen Mund, neben dem Ausdruck geistvoller Güte, leicht ein Lächeln des Spottes fund gab, so mischte sich in die Worte

seines Antheils oft eine gewisse satirische Wendung, die mich unshker machte: und selbst die Dulsamkeit und Nachsicht gegen Irrthümer und Schwächen, welche er in vielen Fällen bewies, in denen die Strenge meiner Unerfahrenheit eine entschiedene Mißbilligung oder einen harten Tadel von ihm zu hören begehrte, machte mich dann nur unsicherer, scheuer und unselbständiger.

Ueber seine Art zu sprechen, sagt sie unter anderem:

Man kann nicht sagen, er sprach wie er schrieb; denn er sprach hinreißender als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt, und wenn er sich der Personen, zu denen er redete, verschert hielt, so rückstchtlos in der Kraft seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verschüttete dann nichts, er nannte die Dinge bei ihrem Namen; und ich habe oftmals, wenn ich in spätern Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes besuchte, mit dem er durch ein langjähriges Vertrauen verbunden war, bei ihren lebhaften Gesprächen ihm mit wahrer Bewunderung zugehört, und mir dabei gedacht, wie belebend Wagners Vortrag für ein Auditorium und welcher ein Lehrer und Redner er auf dem Rathgeber gewesen sein würde.

Gleichzeitig mit der dritten Abtheilung ihrer „Lebensgeschichte“, womit nach einer Ankündigung des Verlegers dieses Werk vorläufig geschlossen werden soll, beschenkt Fanny Lewald ihre Freunde mit den zwei ersten Theilen ihrer „Gesammelten Novellen“. Die erste derselben führt den Titel: „Der dritte Stand“, und bewegt sich demgemäß um den Gedanken, daß dieser Stand durch die in ihm herrschende Arbeitsamkeit und Richtung auf das Solide, sowie durch seine Bedeutung für den Staat und die nationale Wohlfahrt im höchsten Grade respectabel und den sogenannten höhern Ständen vollkommen ebenbürtig ist. Die Erfindung der Fabel, daß der gebildete Sohn eines Kattunfabrikanten, der sich aus Liebe zur Selbstständigkeit von der begonnenen Staatsbedienstettriere in das Geschäft seines Vaters zurückgezogen hat, Liebe zu einem adelichen Fräulein gewinnt, Gegenliebe findet, aber trotzdem und trotz andern ihm günstigen Verhältnissen harte Kämpfe mit den aristokratischen Vorurtheilen zu bestehen hat, ehe er schließlich zum Ziel seiner Wünsche gelangt, ist in ihrer Allgemeinheit nicht gerade neu und für den Standpunkt, zu welchem sich der dritte Stand während der letzten Decennien emporgeschwungen hat, auch nicht mehr ganz angemessen; aber in der Ausführung des einzelnen, namentlich in der Charakteristik und Zusammenstellung der in die Geschichte verwebten Figuren, in den Schilderungen des industriellen Treibens und bürgerlichen Familienlebens, und in den reichhaltigen Gesprächen über politische und sociale Verhältnisse, über Literatur und Kunst u. s. w. bietet er sehr viel Schönes und Wahres, ist dabei leicht und frisch geschrieben, erweckt Theilnahme und Spannung und hinterläßt einen vorherrschend befriedigenden Gesamteindruck. Ist auch der dritte Stand darin mit besonderer Vorliebe behandelt, so übt doch die Verfasserin auch gegen die übrigen Stände volle Gerechtigkeit. Wie sie an jenem die Mängel und Schwächen nicht verschweigt, so hebt sie an den übrigen auch die Vorzüge und Lichtseiten gebührend hervor. Namentlich können sich der Adels- und Gelehrtenstand über die Vertreter, welche sie hier gefunden haben, nicht beklagen. Dagegen ist die Kunst ein wenig schlecht weggekommen. Dem faden Dilettanten Herrthal, der seine Geliebte „als Seele malt,

die von unwürdigen Fesseln an die Erde gekettet wird“, hätte wol ein echter Künstler gegenübergestellt werden können.

Ueber die Entstehung dieser Novelle gibt die Verfasserin in den oben besprochenen Theilen ihrer „Lebensgeschichte“ interessante Mittheilungen. Sie hat dieselbe zuerst im Jahre 1843 für den unter den besondern Auspicien des Königs Friedrich Wilhelm IV. erscheinenden genealogischen Kalender, auf Tied's Empfehlung hiermit beauftragt, geschrieben und vor und nach dem Druck mit der Angst des Verlegers und der Censurbehörden wegen einiger allzu socialistischen Stellen viel zu kämpfen gehabt, endlich aber doch den vollständigen Abdruck derselben mit dem sie schwer ärgernden Bemerken, daß man die Angelegenheit nicht weiter verfolgen wolle, weil die Novelle „von einer Frau“ geschrieben sei, erreicht.

Nicht in demselben Maße hat uns die zweite Novelle „Ein armes Mädchen“ befriedigt. Der Eingang derselben ist äußerst pikant und spannend. Ein junges, noch nicht ganz erwachsenes Mädchen, das einen harpspielenden Invaliden herumsührt, erweckt die Sympathie eines jungen adelichen Offiziers und dieser sagt in Gegenwart von andern Offizieren den Entschluß, sie bei einem befreundeten Warrer erziehen zu lassen. Seinen Kameraden gefällt der Gedanke und sie erklären, mit ihm gemeinschaftlich die Kosten tragen zu wollen. So erhält Martha eine Anzahl übermüthiger, zum Theil auch freivolter junger Männer zu Pflegevätern. Sie wird sehr schön, erhält zugleich eine treffliche Bildung, und Ludwig, ihr erster Protector, faßt eine ernstliche Neigung für sie, während seine Kameraden allerhand minder ehrbare Pläne mit ihr vorhaben, so daß er große Noth hat, sie vor diesen, die ein gleiches Recht wie er an sie haben, zu schützen.

Bis hierher ist die Geschichte trefflich angelegt und ausgemalt. Man hat nicht nur eine spannende Verwickelung, sondern auch eine sehr interessante psychologische Frage vor sich. Dagegen bleibt die zweite Hälfte merklich hinter den angeregten Erwartungen zurück. Die Sache nimmt plötzlich eine für den Anfang viel zu ernste und unheilvolle Wendung, für die man nicht in die rechte Stimmung zu kommen vermag, und, was noch schlimmer ist, statt Ludwig vorzugsweise mit seinen leichtfertigen Kameraden in Conflict zu bringen und daraus einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang abzuleiten, läßt sie seine Pläne plötzlich an ganz andern Mächten scheitern, die sie, wie in der modernen Schicksalstragödie, aus dem schuld- und verhängnißschwangeren Schoß seiner Familie heraufbeschwört. Wir zweifeln nicht, daß den das Romanistische und Mysterische liebenden Lesern gerade diese Partien ganz besonders gefallen dürften; wir aber bekennen offen, daß wir Fanny Lewald lieber in der lichten Sphäre einer nach den Gesetzen der Vernunft und Natur fortschreitenden Entwicklung, als in dem dunkeln Gebiet des Fanatismus und graufiger Enthüllungen begegnen.

3. Karl Gustorf. Historischer Roman aus dem Leben eines deutschen Demagogen von Fanny Arndt. Zwei Bände. Berlin, Forster. 1862. 8. 2 Theil, 15 Mgr.

Das Werthvollste an diesem Romane sind die demselben einverwebten historischen Excurse, welche uns die Verfasserin als eine gebildete, mit der Geschichte der Neuzeit wohl vertraute und für populäre Nacherzählung derselben gut begabte Frau erkennen lassen. Das Buch ist an solchen sehr reich. Der Leser findet darin mehr oder minder detaillirte Mittheilungen über die ersten Jahre der Befreiungskriege, über die Tendenzen und Bewegungen der deutschen Burschenschaften, über die Verfolgungen der demagogischen Umtriebe, über die Gewebe der damaligen Diplomatie und Metternich'schen Politik, über die Kaiserin Marie Luise und den Herzog von Reichstadt, über die Regierung Ludwig's XVIII., über Lord Castlereagh, über das damalige Leben zu Berlin und Wien, Paris und London, über die Geschichte von Neapel und Sicilien, besonders über die Bewegungen vor und während der sicilianischen Revolution im Jahre 1837, über die Geschichte Corsica und die Sitten seiner Bewohner, über die Kindheit und Jugend Napoleon's u. s. w. Mit der Motivirung und Einführung derartiger Auseinandersetzungen und Schilderungen nimmt es die Verfasserin nicht eben genau. Es genügt ihr, ihren Helden zu seiner Ausbildung Reisen nach Wien, Paris und London machen zu lassen, um daran die zuerst genannten ihrer Expositen anzuschließen; und darin, daß die eine ihrer Heldinnen Maitresse des Königs von Neapel wird, findet sie einen ausreichenden Grund, uns einen Ueberblick über die ganze Geschichte Neapels und Siciliens von den Zeiten Roger's bis auf die Gegenwart zu bieten.

Schon hieraus ergibt sich, daß es die Verfasserin mit der Innehaltung der künstlerischen Form nicht streng genommen hat. Aber auch abgesehen von der äußerst lockeren Ineinanderverarbeitung der geschichtlichen und poetischen Bestandtheile dieser Erzählung läßt der eigentliche romanhafte Bestandtheil sehr viel zu wünschen und noch mehr wegzuwünschen übrig. Das wirklich Factische in demselben ist sehr dürftig und durchsichtig. Es beschränkt sich darauf, daß sich Karl Gustorf auf den Wunsch seines Vaters mit seiner trefflichen Cousine Helene verlobt, sich aber dann in Wien in die reizende, aber leichtfertige Martha verliebt, sich mit dieser verheirathet, aber während einer längern Gefangenschaft von ihr auf ihren Betrieb wieder geschieden wird, und nun doch noch durch Verbindung mit Helene das wahre eheliche Glück kennen lernt, während Martha, nachdem sie auch ihrem zweiten Mann die Treue gebrochen und sich zur Maitresse des Königs von Neapel erniedrigt hat, elendiglich zu Grunde geht. Je beschränkter die Anlage, um so maßloser und breiter ist die Ausföhrung dieser Geschichte. In der Ausmalung der Situationen und Gemüthszustände kann sich die Verfasserin gar nicht genug thun. Ihre derartigen Entwicklungen sind aber um so ermüdender, als sie eigentlich nur enthalten, was sich von selbst versteht, und gänzlich jener belebenden und fesselnden Züge ermangeln, zu deren Beobachtung eben der Leser des vermittelnden Auges des Dichters bedarf; und noch ungenießbarer werden sie dadurch, daß sich die Verfasserin bei denselben oft mehrmals

im Kreise herum bewegt und mit unerschöpflicher Redseligkeit, ohne einen bestimmten Gedankenfortschritt innezuhalten, wieder und wieder schildert, was sie wenige Seiten vorher schon allzu ausführlich ausgemalt hat. Man müßte ihre Kunst, den Leser auf einem kleinen Raume einen großen Spaziergang machen zu lassen, bewundern, wenn man nicht allzu rasch bemerkte, daß man wer weiß wie oft an denselben Anschauungen vorübergeführt wird.

Am interessantesten sind noch diejenigen Partien, in denen sie Martha's Leben und Treiben in Neapel schildert; namenlich ist in ihnen die Scenerie der Natur und des Volkslebens mit frischem Farben ausgemalt. Im ganzen aber hat sie auch aus Martha das reizende Geschöpf nicht zu machen verstanden, als das wir uns dieselbe denken sollen. Im Gegentheil, sie erscheint inmitten ihrer Leichtfertigkeit und Frivolität fast nicht weniger langweilig als die tugendhafte, larmoyante Helene; man kann also der Verfasserin wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß sie das Laster mit glänzenden Farben als die Tugend ausgekattete habe. Ihr Stil ist, abgesehen von seiner Breite, leicht und fließend, ohne in die abgebrauchten Romanphrasen zu verfallen.

4. Novellen und Erzählungen von Hedwig Wolf (Luise Thal). Baderborn, Schöningh. 1861. 8. 25 Mgr.

Die erste dieser vier Novellen ist die längste, aber auch die langweiligste; erschreckend leer an gesundem Unterhaltungsstoff, aber übertoll an krankhaften und larmoyanten Empfindungen. Schlimm genug, wenn sich in der wirklichen Welt das Leben mancher Menschen so bleich und schwindsüchtig, wie das der Träger dieser Geschichte hinschiebt; dort müssen wir es leider Gottes ertragen! Die Kunst aber hat etwas anderes zu thun, als solche Misere ohne jedwede Erquickung und Erhebung zu vervielfältigen!

Auch die drei folgenden Novellen sind zum großen Theil allzu weiche Krankheitsgeschichten, aber doch bieten sie mehr Stoffliches Interesse und zeugen von einer verständigern Anlage. Wie sie von der Verfasserin in derselben Reihenfolge, in der sie hier zusammengestellt, geschrieben sind, bekunden sie einen gleichmäßigen Fortschritt zum Bessern. Jedenfalls ist die letzte die interessanteste und lebendigste. Sie behandelt die Liebes- und Ehestandsgegeschichte eines Componisten und einer Sängerin. Der erstere fordert aus Vorurtheil und Eifersucht von der letztern den Rücktritt vom Theater; sie opfert ihm aus Liebe die begonnene Ruhmesbahn; er aber macht mit einer von ihm componirten Oper Fiasco, geräth dadurch in große Noth, ja vorübergehend in Delirium; sie aber hält treu bei ihm aus, und er muß zuletzt froh sein, daß sie ihn durch ihr Wiederauftreten mitsamt seiner Oper wieder zu Ehren bringt. Mehrere Scenen darin sind ganz lebenswahr geschildert; aber die dem Ganzen zum Grunde liegende Suppositio, daß ein Componist hartnäckig die unberechenbaren Vortheile von sich stößt, die ihm der Besitz einer Gemahlin, die zugleich active Sängerin ist, verspricht, hat die Verfasserin nicht sehr glaublich zu machen verstanden.

5. Harriet Wilson. Originalroman von Amely Bölle. Berlin, Verfaßl. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es freut uns, über diese Arbeit Amely Bölle's ein entschieden günstigeres Urtheil fällen zu können, als über ihren biographischen Roman „Windelmann“, das wir in Nr. 42 d. Bl. f. 1862 gefällt haben. Sie bewegt sich hier offenbar auf einem ihrem Talent näher liegenden Gebiete, wie denn überhaupt die Frauen für unmittelbare Lebensbeobachtung besser begabt sind als für eine Reconstitution der Vergangenheit.

Der vorliegende Roman ist die Geschichte einer jungen Engländerin, die durch häusliche Verhältnisse in die Lage gebracht wird, nach Dresden zu gehen und hier im Hause eines Generals die Stelle einer Lehrerin der englischen Sprache zu übernehmen. Ihr Eintritt in dasselbe und ihr Empfang durch die gnädige Frau ist trefflich geschildert, und die Verpflichtung, welche man ihr auferlegt, außer der erwachsenen Tochter zugleich einen erwachsenen, bereits zum Lieutenant avancirten Sohn in ihre Schule zu nehmen, verspricht von vornherein eine sehr spannende und pikante Verwicklung. Diese Aussicht steigert sich noch, als auch andere junge Offiziere Lust bekommen, Schüler einer so schönen Lehrerin zu werden und einer derselben rückwärtslos genug ist, sich behufs der Erreichung seines Ziels wirkliche Avancen gegen sie zu erlauben. Die Zeichnung dieser Ritter modernen Frauendienstes, besonders in der auf der Brühl'schen Terrasse spielenden Scene, ist ebenso wahr wie ergötzlich; und nicht minder ist der Verfasserin die Charakteristik des alten, Outberzigkeit mit Humor vereinigenden Generals, seiner nach Männern für ihre Tochter angelinden Gemahlin und des Gänsehens von Tochter selbst, sowie auch die Schilderung des im Hause des Generals herrschenden Lebens und Treibens gelungen. Weniger hat uns die Fortführung der Geschichte als solcher befriedigt. Die Fäden verwickeln sich nicht in so pikanter Weise als der Anfang verspricht. Zwischen Robert und Harriet entwickelt sich allerdings eine Liebe, aber statt das Entstehen und Wachsen derselben anschaulich und lebendig in Scene zu setzen, verlegt sie es fast gänzlich hinter die Coulißten und zieht dafür eine abenteuerliche Liebeslei Clotildens in den Vordergrund, die nur als Nebensache behandelt werden durfte. Auch die zur Katastrophe benutzten Ereignisse — Robert's Duell wegen einer Spielschuld, seine Flucht und seines Vaters Schlagfluß — fallen mehr willkürlich in die Geschichte hinein, als daß sie sich organisch aus ihrer ursprünglichen Anlage entspalten. Daher bleibt die Wirkung der zweiten Hälfte hinter der der ersten zurück. Inzwischen fehlt es auch in ihr nicht an interessanten Scenen und namentlich durch den Schluß werden sich die Leserinnen befriedigt fühlen.

6. Das Haus auf dem Felsen. Von der Verfasserin von „Eine Halle, um einen Sonnenstrahl zu fangen“, „Ankunft zu Hause“, „Nur“ u. s. w. Frei nach dem Englischen von F. L. Berlin, F. Schulze. 1862. 16. 12 1/2 Ngr.

Anlage, Inhalt und Schreibart dieser kleinen Novelle sind entschieden die einer moralischen Tendenz Erzählung. Mabel ist die wunderschöne Tochter eines sehr armen Fi-

schers, John Naby, der mit seinem alten Jugendfreunde Mathias in einem kleinen Hause auf einem Felsen am Meeresstrande wohnt. Sie erwirbt sich durch ihre Schönheit und Lieblichkeit die Gunst einer dort das Seebad gebrauchenden vornehmen Familie, worüber Mathias höchst unzufrieden ist, weil er einst von dem Sohne seines ehemaligen Dienstherrn eine schmachvolle Kränkung erfahren hat und seitdem jede nähere Beziehung zwischen Höhern und Niedern als ein Unglück ansieht. Seine Furcht scheint sich auch wirklich zu bestätigen; denn eines Tags ist Mabel mit jener Familie verschwunden und es sind starke Anzeichen dafür vorhanden, daß sie den Verlockungen eines zu jener Familie gehörigen jungen Mannes gefolgt ist. Ihr Vater macht sich auf, sie zu suchen, um sie womöglich dem Verderben noch zu entreißen. Inzwischen erfährt der Leser, daß es nicht so schlimm steht. Die vornehmen jungen Damen haben sie gewissermaßen als eine Art Spielzeug mit sich genommen, und jener junge Mann nimmt an ihrer Schönheit nur insoweit Interesse, als er sie zum Modell für seine malerischen Compositionen benützt. Sie selbst ist nur mitgegangen, um durch den Lohn, den sie in ihrer neuern Stellung empfängt, ihren Vater besser unterstützen zu können. In diesen Verhältnissen, in denen sie nicht nur sehr freundlich behandelt, sondern auch mit einer höhern Bildung ausgestattet wird, lernt sie Arthur, ein junger Bildhauer, Sohn eines vornehmen Mannes, kennen und entbrennt in Liebe für sie, die im stillen auch von ihr erwidert wird. Ehe es aber zwischen ihnen zu weiterer Annäherung kommt, wird sie von ihrem Vater aufgefunden und durch diesen veranlaßt, mit ihm in ihre ärmlichen Verhältnisse zurückzukehren. Später, nachdem ihr Vater bereits gestorben und sie nur noch mit dem alten Mathias zusammenlebt, findet sie Arthur, der seinen Vater in das Seebad begleitet hat, in ihrer Heimat wieder, bewirbt sich aufs neue um ihre Liebe und denkt ernstlich an eine Verbindung mit ihr. Sein Vater, in welchem Mathias denjenigen wieder erkennt, von dem er einst in seiner Jugend die entehrende Kränkung erfahren, will zwar anfangs nichts davon wissen, gibt aber doch endlich seine Einwilligung. Arthur glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein; aber da scheitern seine Hoffnungen an dem Widerstand der Geliebten, die mit Festigkeit bei der Ansicht beharrt, daß Arthur durch diese Verbindung nur unglücklich werden würde und daher ihre eigene Liebe bekämpft. Dies erweist sich denn auch durch den Erfolg als das Richtige. Sie findet ihr Lebensglück in der Thätigkeit einer Lehrerin, und Arthur in seiner Kunst und einer später von ihm geschlossenen standesgemäßen Ehe.

Darstellungsform und Ausführung der Einzelheiten sind nicht ohne poetischen Reiz und gemüthansprechende Eigenschaften, aber die Wirkung des Ganzen erleidet dadurch einen Abbruch, daß man sich mit der die Erzählung durchziehenden Tendenz nicht zu befreunden vermag. Daß die Aufrechterhaltung der Standesunterschiede eine Pflicht sei, der man unter allen Umständen die natürlichen Gefühle unterordnen und opfern müsse, ist ein Satz,

der sich überhaupt nicht, am wenigsten aber durch einen einzelnen Fall erweisen läßt. In der Form, in welcher er hier durchgeführt ist, verletzt er außerdem noch dadurch, daß schließlich gerade diejenigen Personen recht behalten, mit denen man am wenigsten zu sympathisiren vermag, und daß die Verfasserin die Herbigkeit ihrer aristokratischen Moral in nicht gerade wohlthuernder Weise durch einen Ueberguß von Frömmigkeit und Volksthumlichkeit zu verfeinern sucht.

7. Aus dem Institut ins Leben oder Mädchenträume und Wirklichkeit. Von einer Pensionärin des großherzoglichen Instituts in Mannheim. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1861. 8. 21 Mgr.

Diese Erzählung enthält die Geschichte dreier junger Mädchen, welche gleichzeitig aus dem Institut ins Leben getreten sind. Betty ist eine Zeit lang den Versuchungen des großstädtischen Salonlebens ausgesetzt, Elisabeth wird durch die Verhältnisse genöthigt, die Laufbahn einer Sängerin zu betreten, beide aber arbeiten sich vermöge des echt religiösen und sittlichen Sinnes, das sie aus dem Institut mit ins Leben hinübergenommen und unter dem thätigen Beistande ihrer gemeinsamen Freundin Anna, die sich von Anfang an dem Beruf einer Warmherzigen Schwester, einer überall segensreich eingreifenden Helferin gewidmet hat, glücklich durch die Gefahren des Glücks und Unglücks hindurch und haben sich zuletzt des realen Lebensgenusses, den Liebe und Ehe gewähren, im vollsten Maße zu erfreuen. Anna muß zwar auf diese Genüsse verzichten, aber sie erntet dafür die ideale Seligkeit, die schon in der Bibel als das bessere Theil bezeichnet ist.

Man erkennt hieraus, daß das Buch hauptsächlich auf Förderung christlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe angelegt ist. Es ist als solches, wie es bei derartigen Arbeiten häufig der Fall ist, ein wenig langweilig und weichlich; aber zu loben ist, daß die Frömmigkeit, welche hier gepredigt wird, keine allzu ascetische und überirdische ist, sondern auch den profanen Lebensmächten, z. B. der Kunst und Wissenschaft, ihre Berechtigung zugesteht.

Dieser Erzählung sind noch „Sechs Bilder aus dem Institutaleben“ angehängt, die sich im ganzen vor jener durch größere Frische und Unmittelbarkeit hervorthun.

8. In stillen Stunden. Gedanken einer Frau über die höchsten Wahrheiten des Menschenseins von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Berlin, Schotte und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Mgr.
9. Frauenleben. Goldene Stufen auf dem Wege des Weibes zu Gott. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Berlin, Schotte und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Mgr.
10. Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Danzig, Kafemann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Drei belehrende Schriften von einer und derselben weiblichen Hand auf einmal ist des Guten fast zu viel; inzwischen können wir doch nicht leugnen, daß wir dieselben — besonders die beiden ersten — im ganzen mit Interesse und Zustimmung gelesen haben. Die Verfasserin erweist sich darin nicht nur als eine vielseitig unterrichtete

und denkende, sondern auch als eine praktisch-tüchtige, durch das Leben geschulte und im Kern gesunde Frau, aus deren Munde man auch alte Wahrheiten gern aufs neue hört, weil sie die meisten derselben nicht bloß nachspricht, sondern durch eigene Erfahrungen gewonnen hat und durchschnittlich einfach, naturgemäß und in wohlge-meinter Absicht vorträgt. Die erste derselben ist vorherrschend theoretisch, die zweite praktisch; jene für Belehrung und Aufklärung, diese für Erziehung und Schulung des weiblichen Geschlechts bestimmt. Die dritte ist gemischten Inhalts und enthält theils Aufsätze, die den beiden ersten Schriften zur Ergänzung dienen, theils Mittheilungen aus dem eigenen Leben.

In den „Stillen Stunden“ entfaltet die Verfasserin nach und nach ihre Gedanken über Glauben und Wissen, Gott und Welt, Natur und Geist, Leben und Tod und zuletzt in ausführlicherer Weise über Geschichte und Bedeutung des Christenthums. Aufschlüsse von wissenschaftlicher Bedeutung darf man natürlich nicht darin suchen. Auf eine untersuchende Erörterung der Fragen, welche seit Jahrhunderten die Welt entzweit und das menschliche Denken in Bewegung gesetzt haben, läßt sie sich gar nicht ein, sondern begnügt sich, ihre Ansichten ebenso harmlos und scrupellos mitzutheilen, als sie dieselben wahrscheinlich in sich aufgenommen hat. Aber man muß ihr nachrühmen, daß sie fast durchweg mit dem Trefster des gesunden Menschenverstandes und dem Takt des weiblichen Instincts die wirklich haltbaren und erspriesslichen Wahrheiten herausgegriffen und umgekehrt alles bloß durch sein Alter Gefügte oder durch Neuheit Blendende vermieden hat. Sie zeigt, daß sie sich mit den Forschungen der Empirie im Bereich der Astronomie und Geologie, Naturgeschichte und Anthropologie in einer für die weibliche Bildung ausreichenden Weise bekannt gemacht hat, und sie läßt ihnen ihr volles Recht widerfahren; aber sie hält dabei die Ansicht fest, daß es außer der sinnlichen auch noch eine übersinnliche, geistige Welt gibt, die zwar mit den Naturgesetzen im Einklang, aber nicht bloß aus ihnen zu erklären ist. Sie glaubt daher an Gott als ein selbstbewußtes, die Welt nach den Gesetzen der Wahrheit, Schönheit und Güte lenkendes Wesen, an die Selbstständigkeit der menschlichen Seele und an eine Fortdauer nach dem Tode. Sie vermag sich nicht zu denken, daß das Wissen großer Geister, wie Goethe, Humboldt, Arago u. s. w., bloß aus Stickstoff und Wasserstoff, aus Eisen, Kalk, Eiweißstoff und Kleber bestehen und sich mit dem Tode ebenso in seine Bestandtheile auflösen soll, wie die materielle Gehirnmasse.

Gulbigt sie in dieser Beziehung einem supernaturalistischen Idealismus, so denkt sie dagegen über Religion und Christenthum um so rationalistischer und naturalistischer. Ueber die Wunder z. B. sagt sie: „Versteht man unter Wundern die Aufhebung bekannter Naturgesetze durch Menschenkraft, so sind nie Wunder gethan worden, denn alle Naturgesetze sind als Gottes unmittelbarer Wille unwandelbar. Der Mensch kann sie benutzen, aber nicht verändern, und auch Gott ändert sie nicht, denn er ist

unwandelbar wie sein Gesetz." Und mit specieller Beziehung auf das Christenthum erklärt sie ausdrücklich: „Mein Herz bedarf keiner Zeichen und Wunder, um die Göttlichkeit der Lehre Jesu, die erhabene, echt menschliche Reinheit seines Wandels zu begreifen." Die Geschichte seines Lebens in der einfachen Erzählung der Evangelisten, die Erhabenheit dessen, was sie schlicht und ohne Kritik mittheilend, sehr oft nicht einmal ganz zu fassen schreinen, ist ihr die Geschichte des selbstlosen, von Liebe für seine Mitmenschen, von tiefter Ehrerbietung gegen Gott erfüllten Menschen, der seine eigenen, die Menschheit zur Vervollkommenung führenden Lehren in ihrem ganzen Umfang mit vollkommener Treue erfüllte. Und in dieser Reinheit seines Lebens, sowie in der Großartigkeit seines heilbringenden, weltbewegenden Wirkens erblickt sie die größten seiner Wunder. „Es würde vor meinem Herzen", schreibt sie, „eine Erniedrigung der Wunder Christi sein, müßte ich ihn für ein Wesen halten, mit höhern als menschlichen Kräften begabt."

Nicht minder verständigen Ideen huldigt sie in ihrem „Frauenleben", in welchem sie ihrem Geschlecht goldene Lebensregeln für ihr Verhalten in ihren vorzugsweise wichtigen Lebensverhältnissen gibt. Das Büchlein enthält fünf Abtheilungen: „Die Hausfrau und Gattin", „Die Mutter", „Die Großmutter", „Die Matrone" und „Die Witwe". Sie predigt hier den Frauen vor allem Häuslichkeit, Einfachheit, Bescheidenheit, Unterordnung unter die männliche Autorität, Arbeitsamkeit und eine nicht in überspannten Gefühlen, sondern in segensreicher Thätigkeit sich zeigende Liebe, und sie macht hierbei durchweg den Eindruck, daß sie, was sie predigt, auch selbst treu und redlich geleistet hat. Ihre Anschauungen sind vorzugsweise dem mittlern Lebenskreise entnommen und hauptsächlich auch für diese zur Nachahmung beherzigenswerth. Vielen unserer jungen modernen Damen werden sie physisch erscheinen, und ein wenig schmecken sie allerdings nach der alten guten Zeit. Gleichwol ist das Leben, zu dem sie unsere Jugend zurückführen möchte, nicht bloß solider und sittlicher, sondern auch schöner und poetischer als dasjenige, in welchem man jetzt das Lebensglück sucht. Wir können daher nur wünschen, daß ihre Lehren Anklang finden. Frauen und Männer würden gleichwol damit zufrieden sein können.

Einen weit ungünstigern Eindruck hat die dritte der obengenannten Schriften „Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens" auf uns gemacht. Die Verfasserin verfällt hier häufig in überschwengliche Schönrederei und Phrasenmacherei und zeigt neben den ehrbaren und lebenswürdigen Seiten ihres Wesens auch einige unangenehm wirkende Eigenschaften: Liebäugerei mit beschränkten Lebensansichten, Eitelkeit auf ihre schriftstellerischen Leistungen und Empfindlichkeit gegen Anschauungen, die von den ihrigen abweichen. Sie hat dieselbe zum Theil nach einer Reise geschrieben, die sie mit weitem Lebenskreise in Berührung gebracht hat, und man merkt, daß sie nicht mit ihrer sonstigen Naivetät und Selbstgewißheit zurückgekehrt ist.

11. Der weibliche Beruf. Gedanken einer Frau. Frei nach dem Englischen von Anna von Wächter. Mit einem Vorwort von Emilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1861. 8. 24 Ngr.

Je mehr sich ein großer Theil des weiblichen Geschlechts heutzutage dem äußern Tand und Glitter hingibt und sich dem Ernst des Lebens soviel als möglich zu entziehen sucht, um so entschiedener lassen sich jetzt aus dem bessern Theile der Frauenwelt Stimmen vernehmen, welche mit scharfen Waffen dagegen eifern und eine durchgreifende Reform in der Anschauungs- und Lebensweise der Frauen für nöthig halten. Auch die Verfasserin des vorliegenden Buchs gehört zu diesen, und nimmt durch den Ernst und Eifer, mit dem sie ihre Sache versteht, und durch die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Ideen unter ihren Mitkämpferinnen einen ehrenvollen Platz ein. Sie hat in der von ihr verfolgten Haupttendenz, sowie auch in der Geistesklarheit und Gesinnungsrichtigkeit, die sie bei ihrem Vortrage entfaltet, etwas Verwandtes von Fanny Lewald, nur daß sie, wie es unter englischen Damen üblich, ein wenig aristokratischer und frömmere als diese ist.

Sie hat dieses Buch weniger den verheiratheten Frauen, als „jener überzähligen Klasse der Alleinlebenden, der Unverheiratheten" gewidmet, welche „an Zahl mit jedem Jahre zunehmen, und deren Lage immer mehr zu denken gibt". Es beschäftigt sich daher hauptsächlich mit der Frage: wie können diese bisher mehr oder minder für unglücklich geltenden zu einem Dasein gelangen, in dem sie sich glücklich zu fühlen vermögen und welches ihnen das befriedigende Bewußtsein gibt, daß sie sich sagen können, trotz ihres ehelosen Lebens nicht umsonst existirt zu haben? Und die Antwort, welche die Verfasserin darauf gibt, ist: sie müssen vor allem etwas Ordentliches zu thun, eine der Menschheit irgendwie zugute kommende Beschäftigung und eine selbstständige Existenz haben; denn nur so vermögen sie dem deprimirenden Gefühl der Langeweile, der Selbstverachtung und der lebenslänglichen Abhängigkeit, sowie allen den Fehlern und Laster, die aus dem Müßiggang und aus gedrückten Lebensverhältnissen entspringen, zu entgehen. Sie verlangt daher von den Frauen zunächst und hauptsächlich, sich von allen jenen besonders die höhern und mittlern Stände beherrschenden Vorurtheilen zu emancipiren, nach denen Arbeiten für allgemeine Zwecke, Sorge für die eigene Existenz als etwas für Frauen sich nicht Gehörendes gilt; sie will, daß hierauf von vornherein bei ihrer Erziehung und Bildung ebenso sehr wie bei der der Knaben Bedacht genommen werden soll, kurz sie fordert eine Erweiterung und Vermännlichung der weiblichen Berufsarten und Erwerbszweige.

Sie huldigt hierbei keineswegs jenen extravaganten Vorstellungen, die man früher als „Emancipation des Weibes" zu bezeichnen pflegte. Sie verwahrt sich selbst dagegen, indem sie unter anderm schreibt:

Ebenso gotteslästerlich und vielleicht noch schädlicher ist der Ruf nach „Gleichberechtigung der Geschlechter", der unnütze Versuch, die Frauen, von welchen so viele ihre eigenen Pflichten entweder nicht kennen oder denselben nicht zu genügen vermögen, in die Stellungen und Pflicht der Männer zu drängen. Ein

schöner Zustand würde daraus entstehen! Wer, der je nur zwei Stunden dem confusen Geschwätz der Sitzung eines Frauencomité zugehört hat, würde hingehen und seine Stimme für eine weibliche Volksvertretung abgeben? Oder wer wollte nach dem Empfang eines Geschäftsbriefs von Damenhand — ich spreche im allgemeinen — hinfert noch wünschen, unsere Gerichtshöfe mit matronenhaften Rechtsgelehrten besetzt, und unsere Collegien säle mit goldblondigen weiblichen Candidaten gefüllt zu sehen?

Auch von jener Emancipation, die im Rauchen von Cigarren, Besuch von Tabagien u. s. w. besteht, will sie nichts wissen; und andere Freiheiten, wie Alleinreisen auf der Straße, Alleinreisen u. s. w., nimmt sie für die Frauen nur insoweit in Anspruch, als sie durch irgendeine Pflichterfüllung dazu genöthigt werden. In dieser Beziehung sagt sie:

Wir werden diejenige Frau hochschätzen, welche, um ein Werk der Barmherzigkeit oder Nothwendigkeit zu vollbringen, nicht zögert, manche niedere Stadtheile zu betreten, während es uns zuwider wäre, wollten sie dieselben nur zu ihrer Belustigung oder aus Prahlerei aufsuchen. Alle Achtung vor der armen Nähterin oder Lehrerin, welche zu allen Stunden des Tags und der Nacht die Straßen allein durchwandert, nur durch ihre eigene Sittsamkeit beschützt; aber das emancipirte Weib, welches öffentliche Orte ohne Begleitung aufsucht, um dort Beobachtungen anzustellen, würden wir, selbst wenn sie ganz „respectabel“ wäre, doch in hohem Grade tabelnswerth finden.

Diesen Ansichten entsprechend fordert sie denn auch für die Frauen nur solche Berufsarten, die ihren Fähigkeiten und dem weiblichen Schamgefühl nicht widersprechen. Nachdem sie in den zwei ersten Kapiteln: „Etwas zu thun“ und „Selbständigkeit“, ihre Principien im allgemeinen ausgesprochen hat, geht sie im dritten und vierten specieller auf diejenigen Berufsarten und Erwerbszweige ein, die sie für Frauen geeignet hält. Zu den höhern rechnet sie: Unterricht der Jugend, Malerei oder überhaupt die Beschäftigung mit der Kunst, Schriftstellerei und den Beruf, zur Unterhaltung des Publikums zu dienen, wie es durch den Stand der Schauspielerinnen, Sänginnen u. s. w. geschieht. Zu den niedern Erwerbszweigen zählt sie die Klasse der verschiedenartigen Dienerinnen, der Nähterinnen, Wuschmädchen, Ladenmädchen, kurz der Gehilfinnen und Arbeiterinnen in allen möglichen Geschäften. Ueber alle bringt sie sehr beherzigenswerthe Bemerkungen und bekämpft namentlich die falsche Scham oder Ehrbegierde, welche sich aus Furcht, sich durch niedere Erwerbszweige zu erniedrigen, ohne Befähigung zu höhern Berufsarten drängt, indem sie das Ehrende nicht in dem Was, sondern in dem Wie der Arbeit erblickt. Insbesondere sucht sie dem Jubrand zum Beruf der Erzieherinnen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen entgegenzuwirken, indem sie von den Frauen fordert, zuvor ihre sittlichen Anschauungen und geistigen Fähigkeiten der gründlichsten und strengsten Prüfung zu unterwerfen, ehe sie sich um des Ruhms oder des Erwerbs willen mit der Kunst oder Literatur versuchen, zumal ohnehin die Hälfte der Bücher und Gemälde von der Art sei, daß der Welt mit ihnen am meisten gedient sein würde, wenn man aus ihnen ein großes Lustfeuer anzünde.

Gleich empfehlenswerth sind die Abschnitte über „Die weiblichen Dienstboten“, „Die Hausfrau“, „Weibliche

Freundschaften“, „Klatschsucht“, „Die Weltbirnen“, „Glückliche und unglückliche Frauen“ und das „Alterwerden“. Der Verständigkeit des Inhalts entspricht eine ebenso verstandesgemäße Darstellung.

12. Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Grab. Feste Blätter von Elise Polko. Leipzig, Amelang. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Buch soll kein „Erziehungsbuch“ sein. Die Verfasserin verwahrt sich dagegen in der Einleitung ausdrücklich. Um in unsern Tagen noch über weibliche Erziehung schreiben zu wollen, halte sie sich weder für befähigt noch erfahren genug; auch sei unsere Literatur schon überreich genug an solchen Erziehungsschriften. Sie fährt fort:

Vorliegende Blätter umfassen nur in stizzenhaften Umrissen unser Frauenleben, unsere fröhliche Pilgerfahrt von der Kinderstube bis — wieder zur Kinderstube, von dem kleinen Mädchen bis zur Mutter. Sie enthalten aufgezeichnete Gedanken, schildern, so gut es mir gelang, die bunten Züge unsers geistigen Lebens, daneben Träumereien und Wünsche, wie man sie im Kreise vertrauter Freundinnen wohl laut werden läßt u. s. w.

Dieser vorwörtlichen Ankündigung entspricht das Buch selbst nur theilweise, ja streng genommen nur die erste Abtheilung desselben, welche „von dem kleinen Mädchen in der Kinderstube“ handelt. Dieser Abschnitt ist in der That vorzugsweise Schilderung und Charakteristik, und zwar eine mit recht viel interessanten, lebenswahren Zügen und frischen, anmuthigen Farben, ja selbst mit Streiflichtern glücklichen Humors ausgestattete; und wenn sie dabei auch mehr als gebräuchlich die eigenen Gedanken mit fremden untermischt, empfängt man davon doch noch keinen übeln Eindruck. Man freut sich des bunten Straußes, ohne zu fragen, auf welchen Beeten die einzelnen Blumen gewachsen. Aber mit den fünf folgenden Abtheilungen, welche sich nacheinander mit dem „Glückselig aus der Kinder- und Schulstube“, mit dem „Jungen Mädchen unserer Tage“, der „Braut“, der „Frau“ und der „Mutter“ beschäftigen, verhält es sich wesentlich anders. In diesen sind die schildernen Partien im ganzen nur noch dürftig vertreten; bei weitem den größten Raum dagegen nehmen Regeln, Ermahnungen, Warnungen, Winke u. dgl. ein. Hier erhält also das Buch denn doch entschieden den Charakter einer Erziehungsschrift; freilich keiner besonders planmäßig angelegten und gründlichen, aber doch immer so vorherrschend dibastischen und gouvernantenhaften, daß von einem poetischen oder nur unterhaltenden Eindruck — vereinzelte Stellen ausgenommen — gar nicht mehr die Rede sein kann. Daß sich unter dem, was die Verfasserin hier lehrt und predigt, auch manches Wahre und Beherzigenswerthe findet, wollen wir gern zugestehen; aber sie gibt es so sehr in den gewöhnlichen Phrasen und Floskeln des Pensionsstils und in einer ebenso wenig den Verstand überzeugenden wie das Gemüth ergreifenden Zusammenstellung, daß wir uns eine praktische Wirkung davon kaum versprechen können.

In seinen letzten Abtheilungen läßt also das Buch ebenso sehr das utile wie das dulce vermissen; ja wir bekennen, daß es uns zuletzt ziemlich ungenießbar erschienen ist. Vorzugswelse trägt dazu der Mißbrauch bei, den die

Verfasserin mit der Benützung fremder Gedanken macht. Von Seite zu Seite nimmt die Zahl und Ausdehnung der von andern Autoren citirten Stellen in gebundener wie in ungebundener Rede dergestalt zu, daß das Ganze sehr bald nur noch den Eindruck eines musikalischen Potpourri macht, in welchem der Componist eine Kasse von vorhenden Melodien durch allgemeine Formeln und Phrasen nothdürftig aneinander schweißt. Wenn wir uns die Mühe geben wollten, den Umfang dessen, was hier auf eigenen Füßen steht, in Vergleich zu dem, was auf „Gänsefüßchen“ geht, in einem Zahlenverhältniß auszudrücken, wir glauben, die Verfasserin würde selbst über die Virtuosität, mit der sie hier die Kunst der Buchmacherei geübt hat, sich verwundern.

Die Verlags-handlung hat das Buch mit ungewohnter Eleganz ausgestattet. Es thut uns leid, daß das Innere desselben nur in seinem Eingange gewährt, was das Äußere verspricht.

11.

Militärische Tagebücher aus den Napoleonischen Kriegen.

Wiederum haben wir unsern Lesern ein paar Tagebücher aus der Zeit des russischen Kriegs von 1812 und des deutschen Befreiungskampfes von 1813 vorzuführen, und es gereicht uns das immer zu einer wahren Freude. Zwei Veteranen, der eine der württembergischen, der andere der preussischen Armee angehörig, haben sich im Greisenalter entschlossen, ihre Erinnerungen aus jener großen Zeit zu veröffentlichen und dem jüngern Geschlecht dadurch eine anziehende, belehrende Lectüre geboten. Wir würden das Interesse daran, welches jeder Leser aus diesen Schriften schöpfen wird, nur abschwächen, wollten wir genauer in den Inhalt eingehen, es genügt, dasselbe anzuregen, indem wir auf diese echten und wahren Soldatengeschichten aufmerksam machen, gegen welche jene erfundenen mit den stereotypen alten Krieger- und Redensarten, noch mehr eine neuere Gattung, die durch Caricaturen zu belustigen strebt, allerdings sehr zurücktreten müssen.

1. Vor fünfzig Jahren. I. Tagebuch meines Feldzugs in Rußland 1812. II. Tagebuch meines Feldzugs in Sachsen 1813. Von G. von Martens. Mit 8 Plänen. Stuttgart, Schaber. 1862—63. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser, in der Nähe von Venedig geboren, durch Verwendung seines Oheims, des Generals von Scheler, im württembergischen Heere angestellt, war eben Offizier geworden, als der Ausmarsch nach Rußland erfolgte. Während dieses wie der folgenden Feldzüge hat er ein Tagebuch geführt. Reisende thun das auch, sie werden aber gesehen, daß es oft eine große Ueberwindung kostet, nach ermüdenden Tagfahrten, nach einer auch geistig anstrengenden Land- und Leuteschau jeden Abend zu Papier zu bringen, was man erlebt und gesehen hat. Wie viel mehr ist das auf dem Marsche und gar im Kriege der Fall, wo außer der Müdigkeit noch so viel andere Leiden und Entbehrungen zu tragen sind. Der Verfasser verdient also unsere volle Anerkennung, daß er es durchgesetzt hat, Tag für Tag in einem so furchtbaren Kriege, wie der von 1812, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Allerdings hat er sein Tagebuch erst nach der Heimkehr von den drei folgenden Feldzügen ausführlicher und mit Zusätzen ausgearbeitet, aber den wesentlichen Inhalt hat er doch im Kriege ausgezeichnet, wie schon die Frische der Anschauung überall bezeugt. Wir haben das württembergische Corps schon einmal auf dem Marsche begleitet, den es aus seiner schönen Heimat nach Rußland antrat (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1862). Der selbst an längern Märschen theilgenommen hat, wird die Schilderung der kleinen Erlebnisse, wie sie sich auch in diesem

Werke bieten, treu und wahr finden und zusehen, daß sie, an sich unbedeutend, doch für den Betreffenden immer zur Zeit wichtig genug sind. Sachsen mit seinen Bewohnern hat auch dem Verfasser gut gefallen, weniger die Mark Brandenburg. Wir kennen die Gegend, in welcher die Württemberger damals cantonnirten, zufällig sehr genau, da wir acht Jahre später dort auf eine lange Zeit soldatenheimisch wurden; einige lokale Irrthümer, begreiflich und an sich unwichtig, könnten wir berichtigen, ebenso haben wir aber auch Persönlichkeiten wieder erkannt, die der Verfasser bezeichnet. Er hat überhaupt für diese, besonders für das schöne Geschlecht, offene Augen gehabt, so hier, noch mehr aber in Polen, wie traurig er sonst auch alles dort fand. In Preußen wurde es dann wieder besser, aber die Noth der mangelhaften Verpflegung bei den sich zusammen-drängenden Truppenmassen immer fühlbarer. In einer Mühle hatte Martens sein letztes Quartier. „Wer von uns hätte gedacht, daß bis zu dem so entfernten Moskau kein Nachquartier, kein guter Wirth ihn mehr erquiden würde!“ Die Strapazen und Leiden, welche nun begannen, werden ergreifend geschildert: schon zwei Tage nach dem Rienenübergang hatte das Corps einen Marsch von 15 Stunden, wobei über 1000 Mann von der Division aus Erschöpfung zurückblieben; viele Soldaten starben bereits aus Entkräftung, ein Stabsoffizier schnitt sich, „des Lebens überdrüssig, den Hals ab! Und für welche Sache wurden die Söhne Deutschlands geopfert! Wahrlich man kann es nicht oft genug in das Gedächtniß unsers Volks zurückerufen, wie es einst für den fremden Machthaber gelitten und geblutet hat, damit es durch Einigkeit stark werde, sich vor ähnlicher Schmach zu wahren. Unsere Leser mögen die Scenen des Elends und Jammers in dem Werke selbst betrachten. Ob alles geschehen, was geschehen konnte, um sie zu lindern? Was der Verfasser erzählt, läßt daran zweifeln. Er selbst wurde von einem General mit Arrest bedroht, weil ein Soldat seiner Abtheilung, der mit der Ruhr behaftet war, die Hosen nicht fest genug angezogen hatte; ein Offizier, der sich vor Schwäche nicht aufrecht halten konnte, wurde deshalb von seinem Obersten so hart angelassen, daß er vor Verzweiflung einem Soldaten das Bajonnet vom Gewehr schlug und sich in die Brust stieß, woran er erst nach vierzehntägigen Leiden starb!

Noch ehe die Infanterie ein Gewehr abgeschossen hatte, war sie bereits auf die Hälfte herabgekommen, und nach der Schlacht von Smolensk mußten bei den Württembergern neue Formationen eintreten, durch welche alle übercompleten Offiziere, zu denen auch der Verfasser gehörte, von dem Truppentheile getrennt und dem Prinzen von Hohenlohe überwiesen wurden, der sich aber bald nicht mehr um sie kümmerte, sondern jedem überließ, wie er den Feldzug weiter mitmachen wolle; gewiß eine seltsame Campagne! Der Verfasser wohnte also der Schlacht von Borobino nicht mehr bei, und konnte sich, hinter der Armee nachziehend, von der furchtbaren Auflösung überzeugen, welcher sie schon jetzt, noch auf dem Vormarsche, entgegenging. Vor Moskau kam er dann wieder zu seinem Armeecorps: von 16000 Mann, welche ausmarschirt waren, standen hier noch 2000 Mann im Lager! „Und nun“, schrieb er am 16. September, „ehe ich mein müdes Haupt niederlege, nur mit einigen Worten noch ein treues Bild des Augenblicks. Da sitze ich auf meinem Felleisen und trage beim Scheine der brennenden Stadt die Begebenheiten des Tages in mein Heft ein; so hat freilich noch keine Fackel je gelehnt!“ Die fünf Wochen Cantonnirung in Moskau hat er dann benützt, um täglich seine Beobachtungen anzustellen und deren traurige Ergebnisse niederzuschreiben; so lesen wir auch von den Friedenshoffnungen unter den Truppen, welche Befehl erhalten hatten, Lebensmittel aufzutreiben und Wintervorräthe anzulegen, was mit unermüdlichem Eifer geschah, nachdem die entseßliche Deutegier einigermaßen gestillt war. Die Schilderung der Stadt in ihrem damaligen Zustande, des Kreml und was der Verfasser sonst gesehen, ist nicht aus dem Gedächtniß nach langer Zeit, sondern unmittelbar dem erlebten Eindrucke entsprungen, was sie um so lebendiger macht. Am 15. October kam

1863. 24.

61

der Befehl, sich auf zwei Tage mit Brot zu versehen, wozu aber weder Mehl, noch Holz zum Backen vorhanden war; am 19. erfolgte endlich der Abmarsch. Auf dem Rückzuge hatte der Verfasser das Glück, unter denen zu sein, welche der großen, aufgelösten Masse immer um einen bedeutenden Vorsprung voraus waren, deshalb fand er auch, trotz aller Leiden, die ihm nicht erspart wurden, noch von Zeit zu Zeit Mittel sich zu erhalten und hülfreiche Menschen. Hinter der Beresina hörte dann alles Menschliche auf. Auch unter so gräßlichem Elend, jeden Tag dem jammervollsten Tode nahe, ein Tagebuch zu führen, erforderte seltene Geisteskraft, der Verfasser konnte es körperlich nur durchsetzen, weil er noch ein Paar Socken als Handschuhe trug. Wir freuen uns, daß er glücklich die preussische Grenze, wo er „wie durch einen Zauberschlag wieder unter gestützte und theilnehmende Menschen versetzt wurde“, und später die Heimat erreicht hat.

Der zweite Theil des Tagebuchs, zu dessen Herausgabe sich der Verfasser erst später entschlossen hat, erzählt seinen Feldzug in Sachsen. Auch Herr von Sadow läßt seinen Erinnerungen von 1812 (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1862) jetzt die von 1813 in den „Hausblättern“ folgen. Von den deutschen Truppen, welche damals noch für Napoleon kämpften, ist verhältnißmäßig wenig über ihren Feldzug veröffentlicht worden, Beiträge dazu als „nähere Beleuchtung der Verhältnisse, unter denen sie sich befanden“, werden uns daher immer willkommen sein. Gerade die Würtemberger haben bei vielen Ereignissen des Feldzugs von 1813 eine Rolle gespielt, und es ist uns lieb, von ihnen selbst darüber zu hören. Mit größtem Eifer wurden nach der Katastrophe von 1812 auch in Württemberg wieder neue Regimenter gebildet, so daß bald circa 15000 Mann unter Generalleutnant von Franquemont als fünfundzwanzigste Division, deren Commando Bertrand übernahm, dem vierten Corps der Großen Armee zugetheilt werden konnten. Zu diesem Corps gehörten außerdem die französische Division Morand, die italienische Division Fontanelli und ein neapolitanisches Jägerregiment. Mitte April brach die erste Colonne der Würtemberger auf, der Verfasser war nicht bei dieser und erzählt, seinem Vorsatze treu, nur das von ihm Erlebte. Sein Regiment marschirte nach Leipzig und bezog daselbst nach Abschluß des Waffenstillstandes Cantonirungen. Die erste Waffenthat der Würtemberger war hier der bekannte Ueberfall von Rügen gegen das Lüpowsche Freicorps; natürlich gibt uns die Darstellung desselben die französische Lesart. Der Verfasser sagt selbst: „Ueber diesen tragischen Vorfall ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland“, und wenn er hinzusetzt: „mit Unrecht!“ so entkräftet das die Anschuldigung nicht, welches keineswegs die württembergischen Truppen — diese mußten gehorchen — sondern die französische Anordnung des Gewaltstreiches und den General Normann, der sich freiwillig dazu erbieten, trifft. „Es war nicht an uns, zu überlegen, wer recht und wer unrecht hatte.“ Damit wird man einverstanden sein. Die Verfolgung hatte die württembergische Abtheilung nach Dessau geführt, wo sie bis zum 11. Juli blieb. Dann marschirte sie an die Elbe und später nach der Lausitz in die Gegend von Muskau. Die schlichte Darstellung alles dessen, was der Verfasser in seinen verschiedenen Quartieren erlebt und gesehen, wird um ihres Tons willen gewiß auch solche Leser fesseln, welche an dergleichen sonst wenig Geschmack finden; die Schilderung der ersten, verständigen Mütterstöchter von Groß-Särchen in ihrem treuen und frommen Wesen würde jeder noch so gepriesenen „Dorfgeschichte“ Ehre machen. Ob sie noch leben mag, nun freilich als Greisin?

Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten marschirte das vierte Armecorps, zu welchem die württembergische Division gehörte, mit Dubinot's Armee gegen Berlin; die Würtemberger nahmen aber nicht theil an der Schlacht von Großbeeren, sondern hatten nur nach derselben einige Rückzugsgeschichte. „Wiemol wir selber noch zu den Fahnen der Franzosen halten mußten“, schreibt der Verfasser am 1. September, „konnten wir doch den Gedanken an die Befreiungskunde nicht unterdrücken und harrten

mit Sehnsucht jenem Augenblicke.“ Vorläufig sollten die braven Würtemberger aber noch ihr Blut für Napoleon vergießen. Die Schlacht bei Dennewitz ist ruhig und ehrlich erzählt, der Verfasser nennt die Niederlage eine beifpiellose und den Tumult der aufgelösten Flucht, in welche der Rückzug bald ausartete, so groß, daß der Geschützdonner nicht mehr zu vernehmen gewesen. Nur die beiden Bataillone seines und das zweite Bataillon des vierten württembergischen Regiments hat er in Ordnung festgeschloßen zurückgehen gesehen; wir wissen, daß es auch andern deutschen Truppen gelungen ist. Einen Theil dieser wilden Retirade hat Referent, damals noch ein Knabe, selbst gesehen, er ist ihm lebhaft erinnerlich geblieben. Den September hindurch lag hierauf die württembergische Division, durch Verlust in der Schlacht und Krankheiten bedeutend geschwächt, in Cantonirungen an der Elbe, wo sie sich etwas erholte. Wie die Strapazen und Entbehrungen auch in dem reichen, nun aber gänzlich ausgezogenen Sachsen gewesen, beweist, daß der Verfasser mit „Vergnügen und Staunen wieder einmal ein Singen der Soldaten gehört“. Dann kämpften die Würtemberger bekanntlich tapfer bei Wartenburg, wo sich die schließliche Armee der Uebergang erzwang: wir lesen hier manche interessante Einzelheit aus diesem mörderischen Treffen. Der Völkerschlacht bei Leipzig wohnten sie mehr als Zuschauer wie als Mitkämpfende bei und der Verfasser beschränkt sich daher auf das, was er bei Belamberg, dann in der Vorstadt von Leipzig und an der Brücke von Pfaffen-dorf selbst erlebt. Am 18. marschirte das Bertrand'sche Corps schon früh morgens ab; um sich des Saalübergangs zu versichern; dann folgte der weitere Rückzug, auf welchem sich endlich die Reste der württembergischen Division am 27. October bei Fulda auf Befehl ihres Königs von der französischen Armee trennten, um, kaum noch 1000 Mann, den Rückmarsch in die Heimat anzutreten. Damit schließt das Tagebuch. In einem Anhange gibt der Verfasser noch einige Erlebnisse aus dem Feldzuge von 1814 in Frankreich, den er nach den beiden vorigen eine Erholungstour nennt. Wir danken ihm für seine Mittheilungen, welche neben allem, was den Militär interessiert, auch das rein Menschliche mit dem Ausdruck eines tiefen, deutschen Gemüths berühren und darum auch in andern Kreisen eine ansprechende Lectüre bieten werden.

2. Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Von Franz von Schwanenseld. Breslau, Girt. 1862. 8. 20 Ngr.

Nicht minder interessant ist die Erzählung eines Streifzugs aus dem Jahre 1813, welche ein alter Husar als achtundsechzigjähriger Greis auf das wiederholte Ansuchen seiner Freunde und Waffengefährten geschrieben und herausgegeben hat; sie behandelt zwar nur eine Episode, aber gerade solche Episoden, wenn dem Verfasser Gelegenheit zu selbständigem Handeln geboten wird, wecken oft den Antheil des Lesers am meisten. Als Einleitung ist ein humoristisch geschriebener Aufsatz vorangestellt: „Der Dichter und der Krieger oder Unbekanntheit und Bekanntheit eines preussischen Husarenrittmeysters mit Goethe.“ Die breschner „Abendzeitung“ brachte denselben im Jahre 1839; wir entnahmen uns, ihn damals gelesen zu haben. Der Verfasser erzählt darin in launiger Manier, wie er nach Abschluß des Waffenstillstandes in Leipzig Heilung gesucht und unbekannterweise mit Goethe und dem Großherzog von Weimar ein scherzhaftes Zusammentreffen gehabt habe, und wie der letztere, nachdem das Incognito gefallen, ihm von seiner Gemahlin eine Empfehlung an den Kaiser Alexander mitgegeben, damit er ein Streifcommando besäme, um seine dem Großherzog mitgetheilte Idee, Napoleon inmitten seiner Armee aufzuheben, in Ausführung bringen zu können. Dann beginnt die Erzählung, welche jetzt erst geschrieben ist. Der Verfasser, von Krankheit in Prag zurückgehalten, verschlehte den Kaiser Alexander und fand auch bei seinem König kein rechtes Gehör für seinen Plan. Der Monarch entließ ihn mit den Worten: „Zweifelle nicht an Ihrem guten Willen, aber immer etwas voreilig gewesen; vor der Hand zum Regiment

gehen, abwarten, Commando erhalten.“ Nach der Schlacht an der Rappbach wurde die letzte, etwas unbestimmte Zusage endlich erfüllt, aber er erhielt nur 50 Mann, ein aus Dragonern, Landwehreitern, freiwilligen Jägern und Husaren buntgemischtes Commando, mit welchem er am 27. August aus dem Visvonal aufbrach, um sein Glück zu versuchen. Mehrere Handstreichs gelangten ihm, unter anderem überfiel er mit dem Fürsten Radatow vereinigt bei Bischofswerda eine Munitionscolonnen, von welcher der größte Theil in die Luft gesprengt wurde. Zwei Stunden nach dieser Explosion passirte Napoleon zu Pferde diese Straße! Ein kleiner Hund fiel Napoleon dabei an und verfolgte ihn heulend, wodurch der Kaiser so gereizt wurde, daß er ein Pistol nach dem Thiere abschoss; auch Konstant, Napoleons Kammerdiener, erzählt davon in seinen Memoiren. Natürlich hätte der Schuß eher einen Mann der Suite, als den Hund treffen können. Weiter ging es von Bischofswerda in die Gegend von Kusla und wieder vorwärts gegen Königsbrück und Großenhain, wobei mehrere glückliche Gefechte und Uebersälle stattfanden. Um die Elbe zu passiren und in den Rücken der feindlichen Armee zu gelangen, hatte der Verfasser eben in Moritzburg mit Hülsen aller aufzutreibenden Zimmerleute die Jagdwagen so einrichten lassen, daß die großen königlichen Lustgondeln aufgeladen werden konnten. „Das große Werk war vollbracht, und die goldstrahlenden bläulichen Tritonen mit ihren vollen Bausbäden, die ewig lächelnden Sirenen mit ihren gewaltigen Brüsten nahmen sich gar nicht übel und gar wundersam aus“, als eine Ordonnanz aus dem Hauptquartier zum großen Leidwesen den Befehl zum Rückmarsch brachte. Die Armee hatte, ehe das Commando sich ihr anschließen konnte, bereits den Uebergang bei Wartensburg erkämpft.

Aus seinen frühern Erinnerungen erzählt der Verfasser dann unter dem Titel: „Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise“, seine Begegnung mit dem edeln Königspaar nach der Schlacht von Friedland im Jahre 1807. Tausende von Kranken und Verwundeten, um nicht gefangen zu werden, hatten die großen Lazarethe in Königsberg auf eigene Hand verlassen, der Verfasser mit ihnen, sie schleppten sich, in Trupps, ohne Führer, der Kurischen Nehrung zu. Bei Memel wurden sie angehalten, bis es den Behörden gelungen sein werde, für die Massen der unvermuthet ankommenden Truppen und Kranken ein Unterkommen zu beschaffen. Der Verfasser schildert das Elend, das sich hier anhäufte, mit lebhaften Farben: „Soweit das Auge reichte, schien der Strand mit Leichen bedeckt.“ Da kam der König mit seiner schönen, unvergesslichen Gemahlin selbst heraus, um den Leidenden Muth einzusprechen. Auch dem Verfasser wurde dies Glück von der Königin Luise zu Theil, der er seine ganze Unglücksgegeschichte erzählen mußte. Ihr Kammerdiener Timm (der spätere Geheim-Kammerer) überbrachte ihm nachher 60 Friedrichsdor als Entschädigung für seine verlorene Equipage.

Das folgende Stück heißt: „Auf der Pfaueninsel.“ Der Verfasser war im Sommer 1811 von einer beabsichtigten Reise nach Italien schon in Strassburg umgekehrt, weil er hier eine Ansammlung französischer Truppen, zum Marsch rheinabwärts bestimmt, getroffen und aus den Gesprächen der Offiziere zu entnehmen geglaubt hatte, daß es auf nichts weniger abgesehen sei, als Preußen, dessen geheime Rüstungen (das Krämpersystem) man erkannt, zu besetzen und den König des Throns für verlustig zu erklären. Auf der Pfaueninsel traf er den König, der seine Nachrichten zwar bezweifelte, ihn aber doch an den Staatskanzler wies, der ganz andere Nachrichten hatte. „Ein junger Husarenoffizier erhält von seinem König Auftrag, dem ersten Minister seines Reichs gleichsam Aufklärung zu geben über die Irrthümer seiner Politik!“ Der Staatskanzler, zu welchem dem Verfasser der „berüchtigte Portier, der bekanntermaßen Goldstücke für seine Melbungen zu empfangen liebte“, vergebens den Zugang erschwerte, suchte zwar alle seine Mittheilungen für gewöhnliches Soldatengeschwätz zu erklären, indessen setzten die Truppen Napoleons, von denen man nicht wußte, ob sie Freund

oder Feind, ihren Marsch fort, und standen sozusagen vor den Thoren der Residenz, während Prinz Wilhelm noch in Paris unterhandelte. Die Cavalerie mußte mehrere Nächte gesattelt und gezäumt bereit sein, um mit dem König fortzugehen, wenn die Franzosen in Berlin einrücken sollten, ehe die Nachricht von dem unterzeichneten Allianztractat angekommen. Diese lief jedoch ein, und der König empfing den Marschall mit großem Gefolge.

„Die Kosaken vor, die Regierungscommission in Berlin“, betitelt sich der nächste Abschnitt. Als der König 1813 von Breslau den Aufruf an sein Volk erlassen hatte, organisirte auch Schwanefeld, der krank in Berlin gelegen, eine Schar von Freiwilligen und begte dabei, von einem geheimen Agenten Tetenborn's angeregt, von einem Patrioten, Gebenz, später Baudirector in Danzig, mit Geld unterstützt, Pläne zu einer Ueberumpelung der französischen Garnison mit Hilfe eines Volksaufstandes. Er wurde jedoch vor die Regierungscommission in das Hotel des Ministers Grafen Holz beschieden und mußte hier durch Wort und Handschlag geloben, nichts Feindliches gegen die Franzosen zu unternehmen, was nur zum Unglück der Stadt ausschlagen konnte, sondern seine Freiwilligen ruhig nach Breslau zum König zu führen. Dies geschah. Einige kleinere Artikel folgen nach: eine Rebe am Freiwilligenfeste, gehalten den 3. Februar 1841, ein Denkmal der Erinnerung an den Generalleutnant von Sohr, in welchem er diesen vortrefflichen Leiterführer beurtheilt, wie auch wir ihn, obgleich nicht vor dem Feinde, gesehen haben, ferner einige daran geknüpfte Betrachtungen über die Führung der Cavalerie, welchen wir die größte Verbreitung und Beherzigung wünschen, endlich noch ein anerkennendes Schreiben des Prinzen von Preußen (jetzigen Königs) und des Generals von Sieten. Der Anerkennung auch des jüngern militärischen Geschlechts für seine spätern Mittheilungen kann der Verfasser im hohen Grade gewiß sein.

Karl Gustav von Bernsch.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Von Hermann Semmig. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Was uns über das viele in der Welt bestehende Uebel bis zu einem gewissen Grade zu trösten vermag, ist die alte Erfahrung, daß alles Schlimme stets auch irgendetwas Gutes im Gefolge hat. Die politische Emigration, die nach der gewaltsamen Dämpfung der demokratischen Bewegungen und Aufstandversuche in Deutschland sich vorzugsweise nach England, Frankreich und Nordamerika ergoß, ist an sich eine trübe Erscheinung; aber wie nach der Eroberung von Byzanz die flüchtigen griechischen Gelehrten ihre Gelehrsamkeit und das Studium der altgriechischen Autoren nach Italien und andern Ländern trugen und dadurch eine neue wissenschaftliche Periode vorbereiten halfen, so hat die Auswanderung der deutschen politischen Flüchtlinge bereits nicht wenig dazu beigetragen, neue Keime deutscher Bildung in das Ausland zu verpflanzen und die geistigen Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Volke und den betreffenden Nationen zu erweitern. Es findet dabei der eigenthümliche Umstand statt, daß die edlern Elemente sich vorzugsweise nach Frankreich und England wandten oder doch hier sitzen blieben, wogegen die gröbsten, die zum Theil der deutschen Nation nicht sehr zur Ehre und ihrem neuen Vaterlande keineswegs zum Segen gereichten, vorzugsweise in den Nordstaaten der großen amerikanischen Union, die aber gegenwärtig freilich eine Disunion ist, ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheinen. Es liegt etwas Bohrendes und Ragendes, etwas an Trennung und Scheidung Hinarbeitendes im deutschen Charakter, und so darf man vielleicht dreist behaupten, daß ohne die Einflüsse der in Nordamerika nicht wenig mächtig gewordenen, durch die politische Emigration wesentlich verstärkten und um viele unruhige und dissolute Köpfe vermehrten deutschen Bevölkerung die Secession nicht statt-

gehabt haben würde. Sobald nun aber ein solches Veruneinigungswerk glücklich gelungen ist, dann pflegen die Deutschen sofort mit den Säbeln zu rasseln und ausschließlich martialische Mittel zum Zweck der Wiedervereinigung in Vorschlag oder Anwendung zu bringen, die Demokraten so gut wie alles reactionäre Volk.

In Frankreich üben die wissenschaftlich gebildeten deutschen Emigranten einen heilsamern und zwar sehr bemerkbaren Einfluß aus, indem sie theils als Lehrer der deutschen Sprache an Lycées u. s. w., theils als Mitarbeiter an Journalen und Zeitungen die Ansichten der Franzosen über deutsches Land und Volk aufzuklären und Kenntniß der deutschen Sprache und Verbreitung deutscher Ideen unter den Franzosen zu befördern suchen, obgleich sich keineswegs leugnen läßt, daß jenes zerfetzende Element, von dem wir sprachen, vielfach auch bei den französischen Journalisten deutschen Namens und deutscher Abstammung zu Tage kommt. *) Zu denen, welche durch die Presse und als Lehrer zugleich in dieser Richtung wirken, gehört auch Hermann Semmig, der sich aber den Franzosen auch dadurch angenehm zu machen weiß, daß er über ihre Sprache und Poesie eingehende Studien gemacht und diese in dem Werke niedergelegt hat, dessen Titel wir oben genannt haben.

Ueber die Entstehung seines Werks bemerkt der Verfasser in einem Nachwort: „Ich bin mir und dem Leser folgende Erklärungen schuldig. Als ich mich im Anfang meines Exils in Frankreich mit der französischen Literatur bekannt machte, felen mir verschiedene Gedichte, z. B. von Alfred de Vigny, in die Hände, Gedichte, die seltsam mit meiner Lage und Stimmung harmonirten. Ich übersetzte sie. Andere kamen hinzu und so sammelte sich allmählich der Stoff zu einem Bande »Französischer Literaturbilder« an. Da dieselben nur die letzten hundert Jahre umfassen, so gedachte ich ihnen einen kurzen Abriss der französischen Literaturgeschichte überhaupt voranzugehen zu lassen. Der Titel sagte aber dem Herrn Verleger nicht zu, derselbe wollte ihn in »Geschichte der französischen Literatur« umgewandelt wissen. Dies hatte eine Umänderung des ganzen Werks zur Folge, auf die ich nicht vorbereitet war, und so erscheint dieser Band ein Jahr später, als ich berechnet hatte. Andere Ursachen der Verzögerung kamen hinzu, wodurch manche Uebelstände bewirkt wurden.“

Ueber den Gang seines Werks bemerkt er, daß dieser Band bei allem Umfang doch nur die Umrisse des Ganzen gäbe, und er fährt dann fort: „Geschrieben ist es nicht für die Gelehrten (sollten diese ja etwas Neues darin finden, so kann dies nur in der Neuheit einer Ansicht beruhen), sondern nur für die große gebildete Welt. Ich habe geglaubt, daß ein zwölfjähriger Aufenthalt in Frankreich, der mich mit allen Schichten der Nation in Berührung gebracht hat, meinen Beobachtungen und Auffassungen einen Werth verleiht, den andere obgleich gelehrtere Bücher unmöglich haben können. Die meisten Deutschen, die nach Frankreich kommen, kennen fast nur Paris und verkehren auch mehr mit ihren Landeuten als mit den Franzosen.“

Er bemerkt dann weiter: „Ich liebe Frankreich — wie sollte es anders sein — und wenn ich es table, so table ich es als Freund. Wüßten übrigens die Deutschen, mit welcher Achtung und Liebe der eigentlich gebildete Theil der Franzosen von Deutschland denkt und spricht, der Franzosenhaß, den die einen oder andern noch nähren, würde längst der Versöhnung gewichen sein. Und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ist die große Aufgabe und Pflicht unserer Zeit, zu der ich hiermit meinen Baustein tragen möchte.“

Neulich sagt er in einer dem Buche vorangestellten, gegen

*) Dieses zerfetzende, negirende, herbe Element erblickte jüngst auch Granier de Cassagnac in der Methode Proudhon's und er beschuldigt ihn deshalb geradezu eines dem eigentlichen Franzosenthum verberblichen »Germanismus«. Wenigstens wird dadurch unsere bereits in Nr. 15 d. Bl. auf Anlaß der Proudhon'schen Schrift über das literarische Eigenthum ausgesprochene Ansicht, daß in Proudhon viel deutsches Wesen rede, auch französischerseits bestätigt.

Lamartine gerichteten Strafeπισfel: „Meine Aufgabe aber ist das Werk der Versöhnung, der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. In diesem Sinne habe ich dieses Werk begonnen. Großes hat jedes der beiden Völker in der Vereinigung vollbracht, Größeres wird einst ihr Band vollbringen. Ergänzen sie sich doch gegenseitig in ihrer Thätigkeit, wie Kopf und Herz.“

Zu diesem Zweck zeigt er sich stets ebenso bereit, die Vorzüge der Deutschen als die seiner neuen Landleute anzuerkennen. Er erzählt z. B. von seiner Wanderung in den Gegenden längs der Loire von Orléans bis Tours: „Es ist der Garten Frankreichs. Ich habe ihn im Jahre 1851 auf meiner Wanderung nach Nantes, dem Orte meines Exils, durchschritten. Welch liebliches Geländ, und wie harmonirt so schön damit die elegante Gestalt und herzliche Wärme des Volks! Ich werde den Abend nie vergessen, an dem ich längs der Loire auf dem prächtigen Chausseebamm müde der Herberge zueilte; es dämmerte tief und einzelne Regentropfen felen, ein verspäteter Wanderer gestellte sich zu mir; es war ein Bürger des nahen Gledens. Wir sprachen von allerlei, dann auch vom Woher? und Wohin? Was hinter mir lag, wußte ich wol zu sagen: Trümmer! Was vor mir lag, das war im Dunkel der Zukunft verborgen. »Sie sind verbannt und Demokrat?« fragte mein Begleiter. »Ja!« war die Antwort. »Der Weg des Verbannten ist hart«, sagte mein Begleiter wieder, »ruhen Sie heute Nacht bei mir aus.« Tagelang hielt man mich zurück und jeder Freund meines edeln Wirths machte es sich zur Ehre und Freude, mich an seinem Herde niederzulegen zu lassen. Man spricht viel von deutscher Gastfreundschaft und rühmt sie mit Recht, aber seit jenem Abend muß ich stets lächeln, wenn ich das deutsche Volk sich seiner Tugenden überheben sehe. Glaubt mir, der ich Frankreich besser kenne als jene flüchtigen Touristen und pariser Correspondenten; ich habe das französische Volk an allerlei Orten und in allerlei Schichten kennen lernen, es ist ein gutes edles Volk und hat nicht mehr Schwächen als das deutsche.“

Das Beste und für die Linguistik Ergiebigste im Buch sind wol des Verfassers umfangreiche und eingehende Studien über das Celtische in der Bretagne, die dem Verfasser auch in Frankreich selbst besondere Anerkennung zugezogen zu haben scheinen, wie dies aus folgender uns aus Frankreich zugegangenen schriftlichen Mittheilung hervorgeht: „Mit Vergnügen vernehmen wir, daß die Akademische Gesellschaft zu Nantes unsern Landsmann, Herrn Dr. Hermann Semmig, derzeit in Orléans, in Anerkennung seiner »Geschichte der französischen Dichtung im Mittelalter«, welche unter anderm die interessantesten Aufschlüsse über die Bretagne und über die celtischen Sprachreste gibt, auf den Bericht eines ihrer des Deutschen kundigen Mitglieder, einstimmig zum correspondirenden Mitglied ernannt hat.“

Diese Studien über das Celtische enthalten auch wohlgerathene rhythmische Uebersetzungen bretagnischer Volkslieder; doch wollen wir uns hier nur auf die Mittheilung folgender sprachlichen Bemerkung beschränken: „Die bretagnische Sprache hat ferner unser ch (in Wörtern wie lachen). Diese Laute finden sich im Französischen nicht, sind überhaupt für Franzosen schwer auszusprechen. Man darf daher annehmen, daß schon die Gallier sie nicht hatten. Jenes ch wird ch geschrieben und findet sich, abweichend vom Deutschen, auch am Anfang der Wörter, wie im schweizer Volksdialekt (z. B. Chille für Kirche). Der Fremde wird in der Bretagne mit folgendem Sage eingeübt:

c'houec'h merc'h gwer'h war c'houec'h sac'h kerc'h war
six alles vierges sur six sacs d'avoine sur
c'houec'h marc'h kalloc'h d. h. sechs jungfräuliche Mä-
six chevaux entiers, den saßen auf sechs Säcken Hafer auf sechs Hengsten.

Ich bin geneigt zu glauben, daß selbst Provinzialismen der heutigen Aussprache in Frankreich aus der gallischen Zeit herühren. So spricht der Auvergnier das französische c oder s wie

ch, z. B. ehurer Ratt einer (ähnlich die Schwaben in Deutschland).“

Auf eine eingehende Kritik des Buchs können wir uns hier nicht einlassen, sondern müssen diese den eigentlichen Sprachforschern und denen überlassen, welche in der französischen Literatur des Mittelalters tiefere Studien gemacht haben. Wir führen hier nur noch einige Bemerkungen des Verfassers an, die aus seinen Beobachtungen am frischen Leben stammen und uns von allgemeinerem Interesse zu sein scheinen. Er erzählt einmal: „In Strassburg fragte ich einmal ein recht verständiges zehnjähriges Mädchen auf dem Lande: „Was bist du, Kleine? eine Französin oder eine Deutsche?“ — „Eine Französin!“ antwortete sie auf deutsch. „Aber du sprichst ja deutsch und nicht französisch“, warf ich ein, um das Nationalgefühl zu prüfen. „Das thut nichts“, entgegnete das naive Kind, „es gibt Deutsche und Deutsche unter den Franzosen.“

Ein andermal kommt er auf den Mangel an Waldegrün in Frankreich zu sprechen, und er berichtet dabei: „Ich sprach einmal zu einer Schriftstellerin von der Herrlichkeit der deutschen Wälder und erwähnte dabei die Ansicht von der Wartburg, wo man bis zum fernem Horizont ein ganzes Meer von grünem Land überblickt, ein Anblick, der wie geschaffen war, zur Verjüngung der deutschen Sprache und Poesie in Luther's Hildebrande zu begeistern. „Votre pays n'est donc pas encore tout à fait civilisé?“ meinte die Dichterin. „Im Gegentheil“, erwiderte ich, „weil es civilisirt ist, pflügt mein Vaterland die Wälder, denn diese Wälder schätzen seine Ernten.“ Das war im Grunde dasselbe Vorurtheil, von welchem aus der civilisirte Voltaire mit Verachtung auf l'art confus des vieux romanciers dans ces temps grossiers herabsah („Art poétique“, I, 117 fg.) und ein Epos bloss um des barbarischen Namens „Hildebrand“ willen (III, 292) lächerlich fand; diesen eleganten Schriftstellern des klassischen Jahrhunderts galt nur die griechisch-römische Poesie für Poesie. Gegenwärtig übersetzen die französischen Literaturhistoriker das alte Bruchstück der germanischen Sage von Hildebrand und Hadubrand; der französische Geschmack ist natürlicher geworden in der Pflege der Kunst wie der Natur.“

Auf Anlaß der von dem verstorbenen Zeuss geschriebenen celtischen Grammatik, der ersten überhaupt, die geschrieben worden, bedauert der Verfasser, daß sie in lateinischer Sprache verfaßt ist, und bezeichnet es als einen Irrthum deutscher Gelehrten, wenn sie etwa glauben sollten, daß sie mit lateinisch geschriebenen Werken bei französischen Gelehrten eher Eingang finden möchten als mit deutschen; er bemerkt dabei: „Ich möchte wol wissen, wie viel Exemplare dieses Werks in Frankreich abgesetzt worden sind. In der Bretagne habe ich vor noch drei Jahren kein einziges gefunden; ohne meine persönlichen und öffentlichen Mittheilungen, z. B. im „Courrier de Nantes“, September 1858, wäre dies Werk, das doch die Bretagne vor allem angeht, daselbst vielleicht noch nicht einmal bekannt. Ein daffiger Gelehrter meinte sogar, ich möchte es doch ins Französische übersetzen: da habt ihr die Bescherung. Jetzt frage ich euch Deutsche einmal: ihr wollt vom Ausland geachtet werden und achtet euch selbst so wenig, daß ihr dem Ausland zu Liebe nicht einmal in eurer Sprache schreibt, wenn ein Buch das Ausland interessieren soll? Gerade, eure Wissenschaft ist das, was das Ausland an euch namentlich und ohne Rückhalt anerkennt, und ihr wollt es nicht zwingen, eure Sprache zu lernen, um eure wissenschaftlichen Schätze kennen zu lernen? Es wäre euch besser, von der Ruhmredigkeit, die ihr den romanischen Vätern und namentlich den Franzosen vorwerft, selbst mehr strengen Stolz zu lernen, als euch über diese sogenannte Windbeutel lustig zu machen. Und hört es nur, es gibt unter diesen „Windbeuteln“ ernste Geister genug, die eure Sprache lernen, so schwer sie auch den Romanen erscheint, und die sie gründlich lernen. Wollte Gott, jeder deutsche Professor kenne seine Sprache so gut als sie der Franzose Mégnier kennt, dem

wir die treffliche erste vollständige Uebersetzung von Schiller's Werken zu verdanken haben.“

In tabeln wären manche in ein solches Werk nicht gehören: den Excursionen und Selbstbekenntnisse, darunter auch des Verfassers socialistisches Glaubensbekenntniß, welches im wesentlichen darauf hinausläuft: der Mensch sei von Natur aus gut und die Priesterlehre von der Erbsünde und der natürlichen Verderbtheit des Menschen sei eine Lasterung, Sünde oder Verbrechen würden nur durch die Verhältnisse bebingt oder durch schlechte Verhältnisse erzeugt. Es ist daran sicher etwas Wahres; viele Menschen würden besser sein, wenn die Verhältnisse, in denen sie aufwachsen und in die sie oft ohne irgend nachweisbares Verschulden gerathen, besser wären. Aber doch ist es immer wieder die angeborene Selbstsucht — die sich ja auch schon bei dem kleinsten, sonst gutgearteten Kinde in Augenblicken des Bedarfs und Begehrens aufs ausgesprochenste zeigt — die Neigung zum Neid und Haß, zur Einnlichkeit, zur Herrsch-, Gewinn und Genußsucht, zum Luxus u. s. w., was zur Sünde, zur Gewaltthat, zur Ausbeutung und Verschädigung der Nebenmenschen führt und die Verhältnisse immer wieder schlecht macht. Einem idealen Ziele in der Anordnung menschlicher Verhältnisse soll man allerdings nachstreben, darin geben wir dem Verfasser recht; aber werden wir es, da sich bei der auch unter dem Firnis der Bildung und Humanität fortwirkenden Gewalt menschlicher Leidenschaften immer wieder Böses erzeugt, je erreichen können? Auch Originalgedichte, wie sie der Verfasser einflüßt, erwartet man in einem solchen Werke nicht, wiewol sie von poetischer Empfindung und von besonderm Wohlklang sind, wie das „Die Troubadours“ überschriebene, von dem wir wenigstens die beiden ersten Strophen hier noch mittheilen wollen:

Unter dem Baume
Sag ich im Traume,
Als es mich weckte mit wonnigem Klang;
Lieblich und leise
Kochte die Weise;
War es der Minne, war's Vogelgesang?
Zarter Gefühle
Süßes Gewühle
Fühl' ich mir plötzlich im Herzen erblühen:
Was ich dort prangen
Sah, sind's Wangen
Oder sind's Rosen, die schamhaft erglühen?

So erbärmlich, wofür man sie jetzt wol ausgibt, waren sicherlich jene Seiten nicht, als die Troubadours ihre ritterlichen Gefühle in dem artigen echt französischen Spruche zusammenfaßten:

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

Jene Excursionen und Lieberproben, von denen wir sprachen, geben dem Buche partienweise einen subjectiven Charakter, der sich zwar eigentlich mit einem wissenschaftlichen Buche nicht verträgt, uns aber die Persönlichkeit des Verfassers in liebenswürdigen und humanen Zügen entgegenzutreten läßt. A. M.

Eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands.

Rußlands Erstes Jahrtausend. Ein episches Gedicht. Von W. Toporoff. Zwei Theile. Leipzig. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Was gehört doch dazu, zwei ziemlich starke Theile in Versen zu schreiben! Man muß von solcher Ausdauer mit Achtung sprechen, um so mehr, wo, wie hier, der Verfasser nicht einmal geborener Deutscher ist. Wir wünschen dem vortrefflich ausgestatteten, mit dem Denkmal zur Erinnerung an das tausend-

jährige Bestehen des russischen Reichs zu Nowgorod geschmückten Worte — es ist eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands — schon einen günstigen Erfolg. Ob sich aber doch nicht viele vor so vielen Versen beinahe fürchten! Vielleicht hätte der gelehrte Verfasser besser daran gethan, sein Geschichtswerk als ein wirkliches wissenschaftliches Werk in Prosa zu bieten. Die vielen seiner Anmerkungen würden dann im Texte selbst noch bessere Verwendung gefunden haben. Doch das Buch ist nun einmal in Versen. Und wir wären ungerecht, wollten wir dem Verfasser nicht unsere volle Anerkennung aussprechen über die Fertigkeit, mit der er den deutschen Vers behandelt. Es ist nichts Kleines, die trodene Geschichte in Verse zu bringen; es ist sogar etwas Großes, sie in Versen fließend zu erzählen. Wenn auch nicht immer, so begegnen wir in des Verfassers Strophen doch ziemlich oft wirklich schwungvollen Stellen. Statt jeder weiteren Kritik glauben wir, daß eine Probe an der rechten Stelle sein wird. Wir wählen den Schluß des ersten Theils, ein Stück aus der Sage: „Wie in Rußland die Helden verschwunden sind.“ Der Verfasser bemerkt: „Diese Sage verkündigt die großartige Idee, wie die in den Helden personifizierte materielle Kraft, nachdem sie die asiatischen Horden überwältigt, nach und nach der geistigen Platz gemacht. Diese Sage lebt noch im Munde der Bewohner von Sibirien und muß schon alt sein.“ Sieben Ruffenhelden haben sich tapfer gegen ganze Heere von Heiden und Barbaren gehalten. Da wächst einem derselben verwegen der Muth. Er fordert die Himmelsmacht gegen sich und seine Gefährten heraus. Es schweben zwei Himmelsstreiter hernieder. Die Ruffenhelden stürzen sich auf diese zwei. O wehe, je mehr sie die zwei zerspalten und zerschlagen, um so schneller verboppeln sich die Himmelsstreiter:

Was die Kasse kämpfen nieder,
Das erseht nur doppelt wieder,
Woll ist schon das ganze Feld,
Alle sieben Helden kämpfen,
Doch die Macht ist nicht zu dämpfen;
Nicht ist sie von dieser Welt.

Und so kämpfen sie drei Tage
Und drei Stunden sich zur Plage
Und wol drei Minuten dort.
Aus sich selbst sich fortgebärend,
Sich verzweigend, sich vermehrend
Wächst die Himmelsmacht nur fort.

Schon hat Furcht sie bang umschattet,
Schon sind ihre Koff' ermattet,
Schon ist abgekumpft ihr Stahl.
Und die Helden jetzt verzagen
Und zum Felsenberg sie jagen,
Ihrer sieben an der Zahl.

Sämmtliche sieben Ruffenhelden werden dort zu Stein. Seit der Zeit sind die Helden aus Rußland verschwunden. Der Sänger klagt nun elegisch, indem er sein Sattenspiel vom Felsen wirft:

Und der Sänger hat's gesungen
Und die Gusli ist verklungen,
Und er seufzt so tief, so schwer:
Ach von Mittern und von Helben
Wird da Gusli nicht mehr melden,
Denn die Tapfern sind nicht mehr.

Und er küßt sie, küßt sie wieder,
Wirft sie dann vom Felsen nieder;
Aheure Freundin fahre wohl!
Und die Gusli sie zersplittert
Und ihr Sterbeton erzittert
Und verhallt so bang, so höhl.

Wollen irren, Wollen jagen,
Winde stoßen, Winde klagen,

Juden stirbt der letzte Strahl.
Nacht ist's, Nacht im weiten Lande,
Nacht am hohen Uferlande,
Nacht im tiefen Dnjeperthal.

Emil Müller-Samsowegen

Notizen.

Zur Kennzeichnung der neuen Kritik.

In einer genfer Correspondenz des „Morgenblatt“ lasen wir folgende Bemerkung: „Die politische und religiöse Partei beherrscht hier und durchdringt das gesammte Leben, sie greift selbst gelegentlich so unbefugt als gewalthätig in das freie Gebiet der Literatur und Kunst herüber. Eine unabhängige Kritik hat mit großen Hemmnissen zu kämpfen, um ihre Stimme zur Geltung zu bringen. Jede Partei hat ihre literarischen Lieblinge, Klienten und Schutzbefohlenen, welche natürlich von ihr gepriesen, gebätselt und gepflegt, und schon aus diesem Grunde von den Gegnern angegriffen oder im glücklichsten Fall ignoriert werden. . . . Die politischen Tageblätter, welche natürlich auch das geistige Leben nicht unberücksichtigt lassen können, sind in den Händen der Parteien, und die Redactionen sind natürlich mehr oder weniger von derjenigen Partei abhängig, welche sie vertreten. Daher mag es kommen, daß so selten Uebereinstimmung in den literarischen oder Kunstnotizen dort zu finden ist, wenn diese mehr als banale Redensarten sind. Das Reclamewesen, welches leider gegenwärtig auch in der deutschen Presse so üppig wuchert, hat in Genf ihren Höhepunkt erreicht.“ Wir führen diese Worte an, weil, wenn sie nicht ausdrücklich aus Genf datirt wären, sie ebenso gut aus irgendeiner jetzt von politischen, confessionellen oder socialen Streitfragen bewegten deutschen Stadt, aus Berlin, Leipzig u. s. w., datirt sein könnten. Wir glauben nicht, daß es gegenwärtig in einer der deutschen Städte, welche Hauptstöße der Bewegung sind, viel besser mit der Kritik steht als in Genf. Nach einer in so unparteiischem Tone gehaltenen, so objectiv abwägenden Zeitschrift wie die genfer „Bibliothèque universelle“, wird man sogar in Deutschland ziemlich vergebens suchen müssen. Namentlich trifft der Vorwurf der politischen oder socialen Tendenztreue die Feuilletons unserer politischen Zeitungen, soweit sie sich mit literarischer oder artistischer Kritik befassen. Die reactionären Zeitungen ignoriren oder setzen aufs maßloseste herunter, was die demokratischen und ultraradicalen ebenso maßlos feiern und in den Himmel erheben, und die einigermaßen gemäßigten, die meistens der sogenannten gothaischen Partei angehören, haben gleichfalls ihre Lieblinge und Günstlinge, die sie auf Kosten anderer als die hervorragendsten geistigen Größen der Nation empfehlen und illustriren. Ist doch sogar schon in die musikalische Kritik der Begriff von einer reactionären und einer Fortschrittspartei gedrungen. Der genfer Correspondent des „Morgenblatt“ beklagt dann noch, daß sich in den frommen Kreisen der Stadt Genf eine „kleinbürgerliche Klatschhaftigkeit“ finde, „welche sonst dem französischen Stamm nicht eigen ist“. Wir erlauben uns, hierin einen ganz besondern, nicht hoch genug zu schätzen den Vorzug des französischen Stammes vor unsern deutschen Landesleuten zu erblicken, und wir schlagen denselben um so höher an, da die Neigung der Deutschen zu klatschhaftem „gossip“ und ihre bei einem sonst so gern im Bereiche transcendentaler Ideen sich bewegenden Volke doppelt auffallende Neigung, die Person statt der Sache im Auge zu haben, auch in der Literatur und namentlich in der Kritik sich häufig in unliebenswürdigster Weise äußern und wenigstens auf diesem Gebiete die Deutschen im allgemeinen gehässiger und weniger human und rücksichtsvoll erscheinen lassen, als es die andern Völker auf dem gleichen Gebiete sind.

A. M.

Deutsche Sprache und Sprachwissenschaft in Schweden.

Es muß uns mit gerechtem Stolz erfüllen, daß die deutsche Wissenschaft sich auch im Auslande ein Gebiet erobert hat. Im Rammverwandten Scandinavien hat man sich nicht allein mit der Methode unserer Sprachforschung vertraut gemacht, auch die deutsche Sprache ist öfter Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung, und in deutscher Sprache werden die Studien entwickelt und vorgetragen. In neuerer Zeit liegen uns zwei Schriften vor, welche diese erfreuliche Anerkennung des Deutschen Fundgeben. Die erste, deren Verfasser sich zur historischen Sprachbehandlung bekennt, betitelt sich: „Beiträge zur Kenntniß von dem Gebrauch des Konjunktives im Deutschen. Ein sprachgeschichtlicher Versuch, der, als akademische Lehrfähigkeitsprobe, vom Verfasser Walter Edward Liddfors, Adjunkten an der Real- und Hochschule in Uppsala, öffentlich wird verteidigt werden. Mit Einwilligung einer weitberühmten philosophischen Fakultät der Universität Uppsala findet die Verteidigung Mittwoch den 26. Februar 1862 um 10 Uhr Vormittags im ökonomischen Gesellschaftssaal“ (Uppsala, Adquist u. K. 1862). Die Beispiele hat der Verfasser aus allen Perioden der deutschen Sprachgeschichte genommen und citirt die wichtigsten Quellen und Schriftsteller: Altfeld, Nibelungenlied, Walthar von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Freidank, Luther, Lessing, Goethe und Schiller. In der Nachschreibung hat sich der Verfasser im allgemeinen dem Gebrauch angeschlossen, wie er in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ eingehalten ist. Einer andern Richtung der Sprachbetrachtung gehört der Verfasser der zweiten Schrift an; er ist Anhänger der philosophischen Schule, seine Gewährsmänner sind vorzüglich W. von Humboldt, Heyse, Steinthal, Webemer. Das Werkchen ist in Dummeler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen, allein, daß es schwedischen Ursprungs ist, lehrt der Zusatz: „Gothenburg. Druck von G. F. Arwidsson.“ Der Titel der Schrift lautet: „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache“ nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache von F. Eimele (Berlin 1862). Es finden sich in der kleinen Abhandlung viele treffliche Gedanken und Beobachtungen und die eingestreuten Citate aus andern Werken sind alle höchst passend ausgewählt und beweisen des Verfassers ausgebreitete Belesenheit. 88.

Sibliographie.

- Winsworth, W. G., Ovingdean-Grange oder Cavaliere und Rundsöpfe. Eine Erzählung von den Dänen im süßlichen England. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Band, D., Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Bloemer, F., Lessing, Schiller und Goethe. Erörterungen in Folge des Widerspruchs gegen die Vereinigung ihrer Standbilder in Berlin und gesammelte Blätter zu Lessing's Andenken. Zwei Abtheilungen. Mit Beilagen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.
- Bruckbach, G., Bildergespräche. Julius Schnorr von Carolsfeld's Bibel in Bildern erklärt. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Bubdeus, A., Rußlands sociale Gegenwart und der Aufbruch in Polen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.
- Geising, M. v., Geschichte des Herzoglich Sachsen-Meißnischen Contingents. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 8. 1 Ngr.
- Frank, G., Johann Major der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie

- und des Humanismus im 16. Jahrhundert. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.
- Galen, P., Der grüne Pelz. Roman. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.
- Gesefiel, G., Schliche Geschichten. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Rosen, J., Sämmtliche Werke. 1ster Band. Oldenburg, Schmidt. Gr. 16. 20 Ngr.
- Rotter, F., Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Mit Uhland's photographirtem Bild. Stuttgart, Metzler. 8. 2 Thlr.
- Petzoldt, E., Historisch-geographisch-statistische Tabellen über Entstehung, Zu- und Abnahme der vornehmsten europäischen Staaten. Ein Versuch. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.
- Pollhammer, J., Gebichte. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.
- Prittzwig, M. v., Frauenwirtschaft. Berlin, Herbig. 8. 1 Thlr.
- Rahel, Wider die Natur. Roman. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 8. 3 Thlr.
- Rau, F., Der Fluch unserer Zeit. Sitten-Roman in zwei Theilen. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr.
- Reusch, A., Plattdeutsche Gebichte in der Mundart des preussischen Samlandes. Berlin, Grellhaer. Gr. 16. 5 Ngr.
- Schmid, G. v., Nachgelassene Schauspiele für die Jugend und ihre Freunde. Herausgegeben von A. Werfer. München, L. Finklerlin. 8. 10 Ngr.
- Selvert, G., Der Grefenhof von Kelling. Eine culturhistorische Novelle aus dem 14. Jahrhundert. Hermannstadt, Steinhäuser. 8. 25 Ngr.
- Simson, B. C., Willkald's Leben des heiligen Bonifazius nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt und erklärt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.
- Stabelmann, A., Carl von Dulten. Ein Cultur- und Charakterbild. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Studien und Erlebnisse eines reisenden Prinzen. Aus dem Arabischen des Fer Fir Fey Isulju. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Thlr.

Tagesliteratur.

- Die Arbeiterbewegung. Auch ein Wort zunächst an die Sächsischen Arbeiter, zugleich ein Beitrag zur Hebung des Arbeiterstandes überhaupt. Leipzig, Kößberg. 8. 2 1/2 Ngr.
- Vernoulli, A., Von der Lausheit und der Abhülfe dagegen. Nach einem öffentlichen Vortrage. Basel, Balmer und Niehm. 8. 4 Ngr.
- Fischer, C., Rede aus Veranlassung der ersten evangelischen Landhandlung in Innsbruck am 19. April 1863 gehalten. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.
- Frohschammer, J., Ueber das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik. Vortrag. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.
- Musäus, J., Napoleon III. in Beziehung auf seine innere und äußere Politik unparteiisch gewürdigt. Leipzig, Pönnicke. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Peetz, A., Sieben handelspolitische Briefe aus England. Leipzig, Liebeskind. Lex. 8. 10 Ngr.
- Reich, A., Die Geschichte der Philosophie als Einleitungswissenschaft. Eine Antrittsvorlesung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Ngr.
- Salinger, C., Sep! Sep! Ein Blick in den Judentempel des Herrn W. Marr. Hannover, Meyer. 1862. 12. 5 Ngr.
- Sträter, L., Die polnische Frage in ihrem Verhältnisse zu Preußen und Deutschland. Coburg, Streit. Lex. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuester Roman von Marie Sophie Schwarz.

Wilhelm Stjernkrona.

Ober:

Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?

Eine Erzählung.

Aus dem Schwedischen von August Arcthschmar.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Bei der großen Beliebtheit, welcher sich die Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz auch in Deutschland bereits erfreuen, darf diese ihre neueste Erzählung beifälliger Aufnahme gewiß sein, zumal sie zu ihren besten Leistungen gehört.

Von der Verfasserin erschienen bereits folgende Romane in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit abelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Replik und Duplik

zu dem alten Streit über die Willensfreiheit.

Ein ergänzender Anhang zu der Schrift:

„Ein Ergebniß aus der Kritik der Kantischen Freiheitslehre.“

8. Geh. 12 Ngr.

Durch die frühern Schriften des den höchsten Gesellschaftskreisen angehörenden Verfassers sind dessen philosophische Maximen bekannt geworden. Eine Kritik derselben durch Professor Ulrich in Halle gab Veranlassung zu dieser neuen Entgegnungsschrift.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Ein Ergebniß aus der Kritik der Kantischen Freiheitslehre. 16 Ngr.

Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung. Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. Zwei Theile. 3 Thlr.

Schriften des Prof. Dr. Hilgenfeld.

Im Pfeffer'schen Verlage in Halle erschien:

Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments in ihrer geschichtlichen Ausbildung und Gestaltung, nebst Herstellung und Beleuchtung des Muratorischen Bruchstücks. Gr. 8. 1863. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Paschastreit der alten Kirche nach seiner Bedeutung für die Kirchengeschichte und für die Evangelienforschung urkundlich dargestellt. Gr. 8. 1860. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die apostolischen Väter. Untersuchungen über Inhalt und Ursprung der unter ihrem Namen erhaltenen Schriften. Gr. 8. 1853. 2 Thlr.

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben vom Prof. Dr. Hilgenfeld. Jahrgänge 1861, 1862, 1863. Gr. 8. à Jahrgang von 4 Hefen 2 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte.

Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.

Von Eduard Fichte.

Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Denker auch weitem Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheitsinn in sein Inneres einzuführen liebt.

In dem vorausgeschickten Lebensabriß Fichte's, zu welchem auch sein Sohn, Professor Immanuel Hermann Fichte, interessante Beiträge geliefert hat, erhalten wir ein getreues, menschlich wahres Bild des deutschen Mannes, dessen Jubiläum im vergangenen Jahre mit Recht als ein deutsches Nationalfest gefeiert ward.

Verlag von J. G. Duden in Hamburg.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Joseph Wolff.

Ein Wanderleben.

Von

J. Sengelmann,

Dr. phil., Prediger zu St. Michaelis.

Gr. 8. 15 Bog. Preis brosch. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 25. —

| 18. Juni 1863.

Inhalt: Franz von Baader und sein Biograph. Von Alexander Jung. — Eine ultramontane Reiseschrift. Von Otto Speyer. — Leibniz als Held zweier Romane. — Aus dem deutschen Seemannsleben. — Notizen. (Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft; Zur Literatur über Moses.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Franz von Baader und sein Biograph.

Die Unendlichkeit der Welt in ihren Erscheinungen, und zwar mit Bezug auf Dinge und Personen, die Unendlichkeit der Probleme, in deren Lösung die Menschheit begriffen ist, so jedoch, daß jede einzelne Aufgabe wieder zu einer unendlichen wird, da sie mit allen andern im Zusammenhange steht, erschwert selbst dem redlichsten Forscher das Bemühen, vollständig zu sein, keine Species des Sachlichen außer Acht zu lassen, nun gar der Eigenthümlichkeit des Persönlichen gerecht zu werden. Kommt aber noch üble Absicht dazu, handelt es sich um Partei, um Schule, um System, vielleicht um die Schule, die man selbst durchgemacht hat, um das eigene System, um einen bestimmten Zeitgeist, dem man huldigt, so wird die geschichtliche Darstellung schon dadurch nicht selten gefälscht, geschweige daß man dasjenige, was allem Geschehen zu Grunde liegt, in das gebührende Licht setzen sollte. Man überschätzt, unterschätzt, man übergeht und verschweigt, und weiß oft nicht einmal, daß einem dergleichen begegnet ist, denn die Weite der Selbsttäuschung wächst, ehe man es meint, ins Unermeßliche, wenn man sich erst auf selbstische oder auf Seitenblicke einläßt; was anfangs berechnet war, wird später unabsichtlich, jedoch ist auch in solchem Falle das Unwillkürliche durch den anfänglichen Calcul, durch die Einseitigkeit des Strebens verschuldet worden.

Das hier Vorausgeschickte darf man nur erwägen, um es sich zu erklären, wie in vielen, oft sehr berühmten, historischen Darstellungen schreiende Ungerechtigkeiten im Erwähnen und Nichterwähnen, im Placiren und Kritisiren, im Hinaufschrauben und Heruntersetzen stattfinden. Entweder war die Ursache menschliche Schwäche, jener neckische schadenfrohe Zufall, der in allem Menschlichen mitspielt, es war die Unfähigkeit, ein umfangreiches Gebiet sich zu vergegenwärtigen, das Individuelle zu sondern, oder es war Trägheit, auf abweichende, außerordentliche Erscheinungen eigengesetzter Geister einzugehen, oder es war engherzige Unbuddsamkeit, Neid, verletzter Ehrgeiz, es waren Groll, Bosheit, Haß, welche ebenso

wie viele Tugenden die Begleiter der Concurrrenz auch auf dem Felde der Intelligenz zu sein pflegen.

So ging es zu und geht immer noch so zu, daß man in vielen unserer Literaturhistorien und Geschichten der Philosophie Behauptungen liest, auf Lücken stößt, über die man sich entsetzen muß. Da begegnet man den geschwägigsten Charakteristiken, deren Räthsel, wenn man die Namen verdeckte, nimmer zu errathen wären, weil die Räthsel schon an sich Mißgeburten sind; da begegnet man Porträts, zu denen es kein Original gibt, als daß der Maler in aller Wohlgefälligkeit sich selbst gesehnen hat. Was aber das Ignoriren betrifft, so hört hier Engel's bekanntes Wort: „Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen“, auf, noch Geltung zu haben. Denn wo der besonnene, gleichwol bewundernde Forscher im Angesicht des alten Hellas und unser's spätern Deutschland ausrufen möchte: wo nur Denkproceß möglich waren, da operiren Denker; da versichert uns der unwissende, der träge oder gar übelwollende Historiker, im „Kosmos“ des Intelligibeln, in einer gewissen Region, nur ein Vacuum gesehen zu haben. Er erhebt das, was nur sein eigener Mangel ist, zu einem Naturgesetz, er docirt mit stolzer Selbstgewißheit: die Natur — denn sie ist so wie so die letzte Instanz solcher Berichterstatter — versährt überall, trotz ihres Reichthums, mit weiser Dekonomie, auch in der Sendung des Genius; sie hatte sich in letzter Zeit nach Kant, Fichte, Schelling, Hegel auf dem Gebiete der Philosophie erschöpft; neben Schelling und Hegel war kein Denker mehr möglich, oder keiner, der zwischen beide hindurch, oder gar noch über beide hinaus seine Bahn hätte beschreiben können, und damit Punktum. Wer es hört oder liest, muß es glauben, der Docent hat ausgesprochen, er hat ein neues Gesetz entdeckt, oder vielmehr er hat die Reihe der möglichen und daher auch wirklichen Planeten, welche um die Sonne kreisen konnten, beendet, seinen Cursus der Geschichte der neuern Philosophie abgeschlossen. Wollte jemand es sich beikommen lassen, gegen solchen

Abschluß zu protestiren, die Sternkarte des neuesten Analisten unvollständig zu finden, wollte er sogar Namen nennen, so würde von unserm Docenten jeder Genannte für eine Sternschnuppe, für eine bloße Feuerkugel, nur etwas hoch in der Atmosphäre, höchstens für einen Kometen mit einem etwas matten Schweif, ausgegeben werden, und alle Verehrer um einen neuen Planeten wäre niedergeschlagen.

Dies führt uns auf Franz von Baader. Dieser Mann hat jedenfalls ein überaus seltsames Schicksal gehabt, abweichend im Leben und Erfahren von dem aller seiner Zeitgenossen, vielleicht gerade so abweichend von ihnen, wie er es selbst war in seinem ganzen Naturell, in seinen außerordentlichen Anlagen, in seiner Art des Studiums, der Production, der Lebensweise, in seinen Ansichten von Natur und Geschichte, von Realität und Intelligenz, von Staat und Kirche, in seiner ganzen Anschauung dessen, was die Existenz eigentlich auf sich habe. Die hervorstechenden Züge und Vorzüge in dem Menschen und Schriftsteller, in dem Denker und Docenten, sogar in dem Familienvater, Reisenden, Oberberggrathe und Inhaber einer Glasfabrik Franz von Baader schienen uns immer, so oft wir uns mit ihm beschäftigten, zu sein: tiefe, durch nichts zu erschütternde Religiosität, und zwar im Sinne eines positiven katholischen Christenthums, gleichmäßige Befähigung und starker Reiz, in das Spirituelle und Materielle einzubringen, jetzt mit dem Gedanken zu gebaren, dann wieder mit chemischen, mechanischen, industriellen Dingen zu hantiren, gleichwol auch in den Bereich socialer Verhältnisse sich einzulassen, eine wahrhaft geniale Sorglosigkeit, die aber stets ihrem Genius vertraute, nie am Gelingen zweifelte, und doch versäumte, ihren ideellen Reichthum zu ordnen, zu concentriren, für die Zukunft und zu einer Gesamtübersicht anzulegen, zu verzinsen, nach Plan und System auszugeben, eine Springkuck, Strömung der Gedanken ohne Ende, immense Gelehrsamkeit, enormes Vermögen, Analogien zu entdecken, und nun das alles in einer Sprache auszudrücken, die auch wieder auf genialer Sorglosigkeit beruht, aber auch wie ein Wetter herankommt, auf dem Sturm des Unwillens dahinjagt, hier mit Regengüssen die Erde aufwühlt, sie jedoch auch befruchtet, dort mit Blitzen einschlägt, zündet, aber uns stets auch die Durchsicht in den Himmel eröffnet, der mit seinem überischen Licht über alle Gewitter und den Grimm der Elemente wie eines verzehrenden Feuers hinaus und erhaben ist.

Wenn aus neue ein Dichter von aristophanischem Geist, genugsam mit Humor, mit Sach- und Personalkenntniß ausgestattet, es unternähme, eine Komödie zu verfassen, welche durch Umkehr des Erhabenen die ganze Hohheit und Würde der neuern Philosophie feierte, aber zugleich die Mängel und Schwächen mit in Anschlag brachte, welche nun einmal allem Menschlichen anhaften, so würde das einen seltenen Genuß und viel Belehrung gewähren. *)

*) Eine solche, lange nicht genug bekannt gewordene Komödie ist „Das Centrum der Speculation“, von Karl Rosenkranz (Königsberg 1840).

Ein solcher könnte uns in einem neuen Stück „Die Vögel“ — unfernweg auch die Vögel Minerva's — artige Einblicke in die Verfahrungsweisen, in die oft tragischen Schicksale der Philosophen vergönnen. Wie ergötzlich und unterrichtend wäre es schon, wenn er uns in seiner Dichtung sämmtliche Denker Deutschlands in solche Vögel theilte, die ihre eigenen Nester bauen und haben, dann wiederum in solche, die fremde Nester benutzen, vielleicht gar nicht einmal um zu brüten, sondern nur um zu stechen, endlich in solche, die weder Nester besitzen noch beziehen, vielmehr in himmlischer Sorglosigkeit, unter Gottes freiem Himmel hin- und herliegen, ihre Eier bald auf dürrem Gestein, auf fruchtbarem Ackerland, bald in einem unscheinbaren Gefäß, oder wol gar auf einem einsamen Strohdach niederlegen, und sie dennoch getreulich ausbrüten. Jene Nester wären dann die Systeme unserer Weltweisen. Unser Vort theilte nun die letztere am besten so, daß einige von ihnen Systeme haben, andere sich in fremde einnisteten, noch andere zwar nicht ohne Systeme sind, wol aber ohne jedes Bemühen, sie sorgfältig auszubauen. Sie setzen ihre Eier ab, wo sie eben hausen; jeder Ort ist ihnen dazu der rechte, und selbst wenn die junge Brut hier, da, dort ausgekommen ist, hat der bestederte Vater über das alles gar keine Sorge mehr, wie es nun weiter werde, sondern er hat vielmehr das hochherzige Vertrauen, daß Leben auch am Leben bleiben müsse, und daß auch nicht eines der zarten Geschöpfe verloren gehen könne.

Etwas von einem solchen Philosophen der letztern Art hatte nun stets Franz von Baader an sich, wie er denn auch viel auf Reisen und selbst daheim nie zu sesshaft lebte. Franz von Baader war ein Peripatetiker, ein Gelegenheitsphilosoph im schönsten Sinne des Worts, im größten Stile. Goethe behauptete bekanntlich, jedes echte Gedicht sei eins der Gelegenheit. Und er hatte recht. Aus dem Hier und Jetzt der jedesmaligen Umstände entspringt immer ein Lebensquell, sei es der Schönheit oder der Wahrheit. Wer die Gegenwart nur zu benutzen weiß, kann in jeder Situation, Lebenslage, mitten im Zeitlichen ein Ewiges empfangen und wieder mittheilen. So lebte, so philosophirte, so dachte und producirte Franz Ritter von Baader. Er war immer zu Gedanken, zu Entdeckungen, zu Expectorationen aufgeweckt. Er hatte darin etwas von der Natürlichkeit und Gelegenheitskunst der griechischen Philosophen. So kam er nie aus der Beschaulichkeit heraus, aber auch nie aus dem Handeln, ob dieses im Dociren, im Produciren, im Experimentiren oder recht eigentlich im Wohlthun für seine Mitmenschen bestand. Er ergriff die Gelegenheit, sich zu geben, stets beim Schopfe, aber, was er gab, war wohl erwogen, lang und viel durchdacht, nach innen zu sorgsam gehegt, nach außen hin sorglos verlegt.

So entstanden die meisten, ja wol alle Schriften Baader's wie unterwegs. Er verfaßte sie als Geschäftsmann, dann wieder als Gelehrter, als Docent, als Akademiker. Er säete seine tief sinnigen Gedanken, seine genialen Ideen, oft in Betreff der schwierigsten, metaphysischen Probleme, in den Steinkohlengruben Altenglands,

bei dem Hämmern, bei den lärmenden Räderwerken der Maschinen in so mancher Fabrikstadt, dann wieder in einer einsamen Glashütte der deutschen Heimat, im Stutzkammer, auf dem Ratheder, auf dem Gange nach seiner Wohnung, stets von einer Schar wüßbegieriger Jünglinge begleitet, an einem Badeorte, auf seinem Schloßchen zu Schwabing — von wo aus so viele seiner Vorreden datirt sind —, auf seiner Reise nach Rußland, an den Dänen der Ostsee, auf dem Landstige eines estländischen Barons, dann wieder in Preußen, in Baiern, und zwar in Tagesbüchern, Briefen, Sendschreiben, in Memoranden, Verträgen, Reformvorschlägen an Fürsten, an Minister, in akademischen Reden, in Abhandlungen für Zeitschriften, in Broschüren und größern Festen. Immer aber waren es Schriften von mäßigem Umfange, jedoch von gediegenem Inhalt, von weitreichender Tragkraft, oft mit Ingedienzen versehen, welche in die Wunden der Zeit heilsam eindringen, das wilde Fleisch wegbeizgen, und selbst unter dem Niederschreiben noch — man merkt es der ganzen Diction ab — den Verfasser mit heiligem Zorn erfüllten, daß so viel Schlenbrian in dem, was er bekämpfte, noch übrig blieb, so viel Abgestandenes, Verrottetes sich ergab, was manchen auch am gesunden Alten irre machte, während das Neue, was man an dessen Stelle setzen wollte, nur neue Fäulniß war, die nur im Finstern leuchtete.

Weniges fand bei unserm wackern, stets kampflustigen Ritter für Licht aber auch für Wärme, für Freiheit aber auch für Geseßeserfüllung, für Fortschritt aber auch für Bewahren und Erhalten, die Anerkennung, die Unterstützung, die es verdient hatte; dennoch, obwohl Schmerzen über das Mißlingen ihm nicht erspart wurden, blieb er, im ganzen genommen, nach außen hin nach wie vor sorglos, und damit sich selbst und seinem Genius treu, ohne je über seine Mission sich unklar zu werden. Wie er aber mit seinen Schriften es hielt, wie er, überreich an Intelligenz und Wissen, stets fortfuhr, in kleinen Dosen seine Medicamente zu verabreichen, ja zu zerstreuen, und nie sich Zeit nahm, sein System zu bauen und zwar auszubauen, so ist das nicht bloß eine Eigenthümlichkeit sondergleichen — man müßte denn in Johann Georg Hamann, dem Magus aus Norden, ein Seitenstück erkennen —, es war auch beinahe ein Wunder, daß seine Schriften sich nicht verzettelten, daß sie in so verschiedenen Zeitläufen, immer wieder aus andern Gelegenheiten hervorgegangen, auf andere Ziele berechnet, sich vorwegnehmend und nachträglich so vollständig durch ihn selbst ergänzten, daß von einem Systeme Baader's nicht bloß gesprochen werden kann, sondern gesprochen werden muß. Dieses System, welches trotz aller Gefahr des Untergangs, welche ihm drohte, erhalten wurde, ist ebenbürtig, von gleich großer Eigenthümlichkeit wie die mit Recht so berühmten und großartigen Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's, trotz jener oben von uns erwähnten Versicherung unser Historiker und Docenten, zwischen Schelling und Hegel oder auch nach ihnen nur ein Vacuum beobachtet zu haben. Entweder konnte unser Richterstatter ein so glänzendes Gestirn wie Baader nicht

sehen, weil er sich übersehen hatte, oder — was wahrscheinlicher — er wollte es nicht sehen, und das ist freilich das Schlimmste von allem.

Nun kommt allerdings noch ein anderes hinzu, und das ist der Trägheit, der Bequemlichkeit vollends unbedarft, sodaß sie sich aufs Ignoriren wirft. Auch mit Baader ist nicht so leicht fertig zu werden. Die Bahn, welche dieser Stern erster Größe — um in unserm Bilde fortzufahren — zurücklegt, ist abnorm genug, und doch normal nach dem Totalgesetz des Intelligibeln. Baader gehört offenbar, und zwar nicht bloß chronologisch, der Neuzeit an, dann aber auch wieder dem Mittelalter, und sogar, in seiner sorglosen Sinnesart, wie wir bereits gezeigt haben, dem Griechenthum. Dennoch ist er weder zwischen Schelling und Hegel, noch auch bei den Mystikern, bei den Scholastikern, noch auch bei den Sokratikern, bei Aristoteles und den Peripatetikern unterzubringen. Gewiß er ist ein moderner Philosoph, schon weil ihm die beiden Grundprincipien des modernen Zeitalters, im wahren und würdigen Sinne des Wortes, die Freiheit und das Sociale, so entschieden am Herzen liegen; aber er will sie nicht in der bekannten Roheit und zuchtlosen Zerknirschtheit belassen, mit denen sie so oft gefaßt werden, er nimmt sie im Sinne des Christenthums, wie er ja in allem und jedem, damit wir es kurz sagen, auf einen christlichen Theismus hinarbeitet, unter dem allein Kirche und Staat gesund und lebensfrisch zu bestehen vermögen, Glaube und Wissen sich einigen, Freiheit und Nothwendigkeit sich ausgleichen, Speculation und Empirie sich die Hand reichen; auf einen Theismus, unter welchem, indem er wissenschaftlich erkannt und begründet wird, erst allein eine Reform ausführbar ist, welche alle durch die bisherigen, bloß vermeinten Verbesserungen getrennten Glieder wieder zu einem vollständigen Organismus zusammenschließt, sodaß jede Revolution schon an sich unmöglich wird. Wie aber Baader es unternimmt, den Weg dahin zu beschreiben, wie er ihn selbst in seinen Schriften zurücklegt, das Ziel — man denke! — erreicht, ist ihm nicht leicht zu folgen; wer ihm aber folgt, erntet unendlichen Gewinn und ist über den elenden, durch und durch trivialen und noch dazu unlogischen Pessimismus, Pantheismus und Atheismus unserer Tage ein für allemal hinausgerückt.

Welche Dimensionen legt Baader zurück, indem er alte, mittlere und neue Zeit als Material benutzt, Gesichte und Natur aufs schärfste beachtet, um daraus seine Schlüsse zu ziehen, neue Resultate zu gewinnen! Was nun aber sein eigentliches Philosophiren betrifft, geht er auch auf Cartesius hin, knüpft er auch an Kant an, um siegreich ihre schwachen Seiten in Angriff zu nehmen, desgleichen die der Spätern — wenn er auch nicht immer Namen nennt —, so ist doch gar nicht zu sagen, in wie vielen Uranusweiten sich derselbe Baader oft von allen unsern neuen, großen Denkern entfernt, um dann wieder ganz in ihre Nähe zu kommen, sie nicht bloß zu durchschneiden, sondern mit ihnen momentan congruent zu werden, um dann wieder weit ins Intelligible zurück-

zugehen, so daß er dem matten Auge jetzt völlig unsichtbar wird, während der schärfere Blick aus dem Aphelium Baader's, in Bezug darauf, was gewisse Forscher schon als Sonnenzentrum nehmen, Außerordentliches lernt, um nun bald auch sein Perihelium mit Entzücken zu erkennen, da Baader dann in dem Lichte weilt, welches eben sein christlicher Theismus ist. Auch Schelling gelangt in seiner neuen Philosophie zu einem solchen, auch Hegel wird man jenen nicht absprechen dürfen, wenn man nur tiefer blickt als so viele unserer Tageschreier — ob für oder gegen ihn —, zu denen auch diejenigen gehören, die, als wären sie völlig bethört (nämlich im Sinne ihrer durch und durch richtigen Dialektik), immer weiter links gehen; aber Schelling und Hegel gelangten in ihrer Weise zu solchem Resultate, Baader in der seinigen. Freilich steht Baader am weitesten ab, immer und ewig, von unsern heutigen Naturzüchtern und Materialisten, welche allen Ernstes den Menschen mit Kopf und Kragen — das ließe man sich noch gefallen —, aber nein, mit Seele, Gemüth, Verstand, Vernunft und Geist nebst Bewußtsein nur unter den Säugethieren unterzubringen wissen. Dies ist eine Verirrung, welche denn selbst thierischer Natur ist, nämlich eine Schafs- und Drehkrankheit im Kreise des dumpfsten Sinnenlebens, welche wir der Nachwelt besonders werden attestiren müssen — wie hiermit geschieht —, weil sie solchen Tages- und Nachtschwindel in wissenschaftlichen Köpfen für nicht möglich halten wird.

Gehen wir nun noch etwas näher auf Baader ein, so ist seine ganze Philosophie allerdings Religionswissenschaft, aber nicht in der Bedeutung einer particulären Disciplin, sondern in der einer consequenten Entwicklung des Glaubens zum Wissen, welche das Psychische und Physische stets gleichmäßig im Auge hat, deren Gesetze deducirt, aber auch den Ursprung alles Geistes nachweist, somit einer Gotteserkenntniß, welcher Gott nicht bloß eine Folgerung, ein Ergebnis ist, sondern eine Gewißheit, ohne welche jede Denkhätigkeit, jedes materielle Dasein, aber auch jede andere unzweifelhafte Wahrheit baar unmöglich wäre. Es ist sehr wichtig für Baader und die Folgezeit, wie jener Philosoph auf Kant eingeht, dessen Größe nie leugnet, aber ihm auch entgegnet. Sehr treffend hebt Baader hervor, daß Kant für seinen Imperativ, für sein Sittengesetz gar keine Ableitung hat, daher er auch das Wesen des Gewissens nicht ergründet. Man vergleiche unter anderm die bedeutende Abhandlung Baader's: „Ueber Kant's Deduction der praktischen Vernunft, und die absolute Blindheit der Letztern.“ Und Baader hat das Richtige in jeder Hinsicht ermittelt. In Bezug auf Gott ist es bei ihm von durchgreifender Erheblichkeit, daß er darlegt, wie alles Erkennen stets ein Erkantwerden voraussetzt. Dieser scharfsinnige Denker bleibt jedoch beim Erkennen nicht stehen, er geht in ganz eigenthümlicher Weise aus dem Erkennen ins Wollen und Handeln über, und hat überhaupt die ganze Kluft getilgt zwischen der Theorie und der Praxis.

Aber wo hätten wir in diesen Blättern Raum, den ganzen Weg zu verfolgen, der zu einer solchen Errungen-

schaft führt! Es wird uns dagegen ausführbar sein, einige der prägnantesten Punkte herauszustellen, welche unsers Erachtens für das Baader'sche System besonders maßgebend sind, Baader in seiner ganzen Eigenthümlichkeit charakteristiren und auf die Zukunft ihren Einfluß nicht schuldig bleiben werden; es sind zugleich die Ansichten, in denen wir fast ganz mit Baader übereinstimmen und es in mancher Schrift bereits ausgesprochen haben.*)

Von der Religion aus, und wie er sie wissenschaftlich faßt und bis zu einer vollständigen Theosophie erweitert, gelangt Baader, wenn auch bisweilen nur andeutend, zu allen Einzelsphären der innern und äußern Welt. Das Seelenleben, Natur und Geschichte, Staat und Kirche, Freiheit und Nothwendigkeit, die Philosophie, wie sie sich als Gesamtwissenschaft in alle ihre Disciplinen gliedert, die Kunst, zumal wie in ihr das Schöne zum Höchlichen sich verhält, und wie das Letztere auch sogar in der Natur mit der Gesunkenheit des Menschen in Verbindung steht, in die Ethik verderbend einschlägt, und wie diese mit der Physik, die Seele mit dem Leibe in der tiefsten Wurzel verwachsen ist, das alles wird von Baader nicht bloß in Anschlag gebracht, nicht bloß einer Revision unterworfen, sondern von Grund aus neu construirt; so daß sich eben wieder von der Religion aus eine Wiederherstellung ergibt, durch welche der Mensch in seiner seelischen und leiblichen Existenz, aber auch die Menschheit selbst mit allen ihren Institutionen zu einer vollständigen Regeneration gelangt. Was Baader's Forschung dabei noch links und rechts absezt, wie er Dinge sieht, Beziehungen aufdeckt, welche vor ihm noch nie ein anderer bemerkt und enthüllt hat, ist eine Sache für sich, die aber schon allein ein Kapitel ausmacht.

Das ist einer der tiefsten Blicke Baader's, daß er die vorhandene Welt, in welcher dormalen der Mensch haust, mit der Materie, mit den dynamischen Gewalten, mit allen den dämonischen Mächten, ob sie von außen oder innen kommen mögen, ringt, daß er diese irdische Welt aus einem Vorgange erklärt, welcher unserer Gegenwart dem Beginne nach zwar entrückt ist, aber in allen ihren Bewegungen nachzuckt, wenn nicht selbst noch revolutionirt. Dies gilt aber nicht bloß von der Gattung, es gilt auch von jedem einzelnen, es gilt in gewissem Sinne sogar von der Natur. Auch Baader setzt eine Urkatastrophe. Er spricht sogar von einem „Verbrechen der Geister“, welches allein das Anbrüchige oder geradewegs den ungeheuern und zwar intellectuellen, moralischen Bruch erklärt, welcher durch unsere ganze Zeitrechnung und deren Geschöpfe geht, wenn man nach der Erschaffung der Welt und nicht nach ihrer Wiederherstellung rechnet. Mögen immerhin die heutigen Materialisten, welche sich etwas damit wissen, alle Intelligenz zu leugnen, über eine solche Lehre lächeln: sie verstehen nichts davon, weil nun einmal ohne Intelligenz gar kein Verstandniß möglich ist.

*) Man vergleiche unter anderm „Das Geheimniß der Lebenskunst“ von Alexander Jung (Leipzig 1838), erster Theil. Und zwar die erste Darlegung: „Das Geheimniß“, besonders in Betreff der Urkatastrophe.

Es handelt sich aber in dem vorliegenden Falle um nichts Geringeres als um das vorhandene Uebel, wie es als Böses (Sünde), als Lüge, als Häßliches, als Schmerz, als Tod u. s. w. fortwuchert, obwol jener wunderbare Wiederherstellungsproceß, wo irgendein Schaden ausbricht, in Natur und Geschichte gar nicht zu verkennen ist, der freilich einen höhern Ursprung hat als Raum und Zeit besagen. Man prüfe nur, bevor man die tiefgeschöpften Lehren Baader's verwirft. Was haben denn jene rohen Empiriker, welche über die Existenz des Uebels so völlig hinweggehen, an dem, was sie Natur nennen und womit sie dann alles gesagt zu haben wähnen, was haben sie an ihr als ein Ungeheuer, welches so ist, weil es so ist, welches verschlingt und gebärt, um sein Geborenes aus neue zurückzuschlingen? Nichts wird erreicht als Hunger, Sättigung, Ausdehnung, neuer Hunger oder Geburt und Tod und wieder Geburt. Und sogar viele von denen, die Leben und nur Leben wollen, kommen über den Tod nie hinaus, da sie über den Proceß nie hinausgelangen, und sich so sehr in fanatischem Eifer übertreiben, daß sie Gott selbst den Proceß ausüben lassen, dessen einer Factor jedoch das Uebel ist. Die Philosophie aber hat über den Ursprung des Uebels eine Erklärung abzugeben. Mit der Lehre vom nothwendigen Gegensatz, von Negativ und Positiv, die stets ineinander übergehen, ist hier gar nichts anzufangen; sie verleiten, auf das vorhandene und sich immer wieder erzeugende Uebel angewendet, zu einem dialektischen Spiel, welches pure Sophistik ist. Wenn aber Gott selbst das Uebel herbeiführen solle, um die Menschen zu erziehen, so finden wir eine solche Ansicht, wenn man sie moralisch auslegt, ebenso unchristlich wie irreligiös überhaupt. Gott darf mit dem Uebel nie in eine schöpferische Verbindung gebracht werden.

Mit Recht schlenbert Baader die Blige seiner „Fermenta cognitionis“ gegen unsern heutigen Pietismus. Selbst Schopenhauer, der doch wahrlich in Klagen und Nachtgedanken über die Existenz sich hinlänglich ergeht, während er hätte erkennen sollen, daß die Sonnenseite schon wieder überwiegend ist, daß Religion, Wissenschaft, Kunst, daß die Herrlichkeit des Universums, daß die Menschheit in der Unerforschlichkeit ihrer Anlagen, in offenbarem Fortschritt, ein Licht ausstrahlen, welches von einer Glorie zeugt, deren Ursache und Mittelpunkt Gott ist — selbst Schopenhauer legt ein großes Gewicht auf den Fall der Creatur. Er findet, daß diese Lehre die einzig metaphysische Idee im Alten Testament sei. Er hätte daselbst freilich bei schärferm Zusehen eine Fülle anderer derartiger Ideen gewahren können. Er flüchtet sich, von jener Katastrophe und dem vorhandenen Bruche in der Existenz getrieben und genöthigt, in den Buddhismus, der allerdings eine Sackgasse ist, während eine tiefere Erfassung des Christenthums jenem Denker den Durchgang eröffnet haben würde, der in eine lichte und vollendete Welt Gottes führt.

Baader fand diese Lichtung. Er gewann sie mit der Erkenntniß jener über allen Zweifel gewissen Urkatastrophe, und entdeckte damit den alleinigen Ursprung des Uebels,

damit aber auch die Befreiung von diesem, die totale Vernichtung desselben, die Wiedererhebung des Menschen und der creatürlichen Welt in die von Gott stammende, kosmische Ordnung der Ewigkeit. Das ist die große That Baader's, den Glauben durchs Wissen wieder begründet, die Thatfache der Erlösung auch mit rationalen Mitteln festgestellt, das daraus gewonnene Licht, die daraus folgenden Gesetze auch auf andere Gebiete hinübergeleitet und angewendet zu haben. So ist sein christlicher Theismus keineswegs bloß Gipfel des Systems, sondern Geist einer absoluten Persönlichkeit, die das Ganze durchwaltet und trägt.

Von jetzt ab gewinnt Baader eine ganz andere Ansicht auch von der Natur, die er als eine doppelte untercheidet, als eine anbrüchige und als eine vollständige, oder, anders ausgedrückt, als eine solche, die der nothwendige Unterbau, gleichsam das aufnehmende Erdreich ist, und eine solche, die mit der reisenden Frucht, mit der Befreiung von allen hemmenden Gewalten, in verstärkter Leiblichkeit, in das Reich der Intelligenz mit hinausrückt. (Es läßt sich bei Baader von einer ganz neuen Theorie des Lichts sprechen.) Auch in den beiden letztern Beziehungen sind von weitreichendem Belang seine beiden Abhandlungen: „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik“ und „Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens. Ueber den Witz als Vater des Lichts.“

So ist ferner für Franz von Baader sehr charakteristisch, daß er der wissenschaftlichen Forschung mit aller nur denkbaren Freisinnigkeit ein unendliches Gebiet einräumt, daß er auch darin mit höchster Sorglosigkeit und Sicherheit verfährt, und dennoch gewiß ist, daß dem Glauben nie Eintrag geschehe, daß der Mensch, wie weit und kühn er in der Speculation vordringe, doch nie die Sphäre des Glaubens verlassen könne. So geht er auch auf die Naturwissenschaften ein, und keiner der in neuester Zeit von den Physikern so oft erhobenen Vorwürfe, daß die Philosophen bis dahin nur mit Gedanken, mit abstracten Begriffen operirten, trifft unsern Denker, indem er stets darauf bedacht ist, der Empirie, den sogenannten exacten Wissenschaften ebenso ihr Recht zu Theil werden zu lassen wie den abstracten, beide miteinander in Einklang zu bringen und darzulegen, daß es eigentlich nur eine Wissenschaft gibt, die ihm allerdings Theosophie ist.

Mit derselben hochherzigen Liberalität will er aber auch die politischen und kirchlichen Fragen erörtert und aus dem tiefsten Grunde beantwortet haben. Er sagt mit Recht das Christenthum so universell, daß er die Erlösung auch auf den Staat angewendet haben will, im Verhältniß der regierenden Gewalt zu der Nation, zu einer gegenseitigen Befreiung aller durch alle. Für Baader ist der höchstmögliche, der vollendete Staat nur der christliche. Welche Reformen müßten hier aber auch mit so vielen unserer politischen Institutionen vorgehen,

*) Man vergleiche mein „Geheimniß der Lebenskunst“, zweiter Theil: „Die großen Mysterien; zweite Sphäre.“

bis auf Geseßgebung und Geseßerfüllung, bis auf das kleinste Detail der Repräsentativverfassung, dann aber noch besonders in dem speciellern Rechtsverfahren, in der Bestrafung, in der Läuterung, Besserung, in der Wiedergeborengeneß und Freisprechung des Angeklagten! Hier ist in der That noch viel Barbarei auszurotten. Daader sagt in der ihm so eigenthümlichen Sprachweise unter anderm darüber:

Zu leugnen ist es wol nicht, daß zwar mit und durch den Christ und das Vermögen gegeben ward, alle Bande der Sündenslust und mit ihnen der Sklaverei der Menschen gründlich zu lösen, daß aber die Menschen von diesem Befreiungsvermögen bis dahin nur sehr beschränkten Gebrauch gemacht und sogar gemeint haben, bei solchen einzelnen Beschränkungen als einzelnen Momenten der ungestört fortzugeschreitenden Evolution dieses Erlösungsprocesses stehen bleiben zu müssen. So blieb denn der Gebrauch, den die Menschen von dieser Erlösungs- und Befreiungskraft bis dahin machten, hauptsächlich nur Privat- oder gleichsam häuslicher Gebrauch, und erstreckte sich höchstens nur auf Familienverhältnisse (z. B. die Ehe, welche hiermit zum Sakrament erhoben werden konnte); aber jener Gebrauch ging und griff nicht tief und innig genug in den öffentlichen Verkehr ein; obgleich nicht abzusehen ist, warum diese Verbindungswesen der Menschen nicht einer ähnlichen Veredlung, Heiligung oder ethischen Potenzirung als z. B. die Ehe fähig sein sollten, und ebenso wenig zu leugnen ist, daß die in unsern Zeiten bis zum Unleidentlichen gehende Unheiligkeit und ethische Potenzlosigkeit derselben das Bedürfnis jener Heiligung dringender als je, sowohl den Großen der Erde als den Völkern ans Herz gebracht und geweckt habe.

Dann setzt Daader in einer Anmerkung hinzu:

Die Politik ist gütentheils gottlos und heil-(and-)los worden. Jedes gottlose Volk wird aber königlos, jeder gottlose König vollos sich zeigen.

Bei Franz von Daader gibt sich denn auch die großartigste Ansicht von der Kirche kund, wie vorauszusetzen war nach allen seinen andern Anschauungen. Wir haben eine dem wenigstens verwandte Ansicht schon vor vielen Jahren öffentlich ausgesprochen, ehe wir noch die Daader'sche kannten; um so größer das Wohlthunende der Uebereinstimmung. Wir drückten uns damals in unserer Weise so aus, daß die Kirche als Geist der Gemeinde sich auch constituiren müsse und zwar auf dem Grunde Christi, der nicht diesem, nicht jenem Volk angehöre, sondern der Gottheit und Menschheit zugleich, weil er der Gottmensch ist. Die Kirche gehe in ihrem Organismus daher über alle einzelnen Nationalitäten, über alle Volksgesichter hinaus, indem der Geist der Gemeinde zugleich der Geist Gottes sei. So faßt die Kirche den einzelnen Menschen nicht mehr als Product der Natur, als Product der physischen Zeugung, sondern als das der Wiedergeburt, ebenso aber auch die Menschheit. Daader bezeichnet diese Idee und Position der Kirche mit dem viel-sagenden Worte: „Weltstandschafft“, im Sinne einer vollkommenen Welt Gottes. Auch alle Reformen, die von Zeit zu Zeit darin vorgenommen werden müssen, sollen die Stellung der Kirche, ihre Grundstruktur nie verändern. Gleichwol soll und darf sie sich vor keinem wahrhaften Fortschritt verschließen. Daader gehörte, wie wir oben bereits angedeutet haben, der katholischen Kirche an. Er ist stets mit ganzer Seele ihr Anhänger gewesen.

Dennoch begleitete er die wissenschaftlichen Bewegungen im Protestantismus mit aller Aufmerksamkeit, wie sein Interesse für Schelling, Hegel, Schleiermacher, Daub, Marheineke vollauf beweisen. Aber ungeachtet seiner sonstigen, genialen Sorglosigkeit, in kirchlichen Angelegenheiten war er sehr vorzüglich. Bei jeder Reform und Reformation scheint er besorgt gewesen zu sein, daß sie dem Leben der Kirche zu nahe trete, ihren Bau demolire, die Geister revolutionire. Wir glauben unsereits, er ging, was den Protestantismus betrifft, in seiner Besorgnis oft zu weit, obwol wir ihm die Flachheit unsers Rationalismus, die Krankheit und Engherzigkeit des modernen Pietismus unbedingt zugestehen. Auch wollte Daader Reformen ja selbst. Er wollte — und er hatte Grund dazu — einen großen Theil des Klerus einer wissenschaftlichen Umbildung unterzogen wissen, er wollte eine Erstarkung des kirchlichen Glaubens in weiten Dimensionen, er wollte ein Zusammenwirken der Religion und Wissenschaft zu Gunsten der Sicherstellung der Staaten und der „Weltstandschafft“ der Kirche herbeigeführt sehen, und wollte selbst, keine Opfer scheuend, dafür thätig sein.

Höchst merkwürdig ist es, wie unser Philosoph dabei verfuhr, und es hängt dies Verfahren wieder mit den tiefsten Wurzeln seiner Lehre, Forschung und Gesinnung zusammen, denn wirklich erfüllte ihn die edelste, reinste Begeisterung auch für den politischen wie kirchlichen Fortschritt.

Franz von Daader wollte den Hebel seines Unternehmens, oder vielleicht richtiger, das äußerste Gerüste zur Wiederherstellung alles Schadhafte an Staat, Wissenschaft und Kirche (man denke!) in Rußland ansetzen. Dies ist sicher innerlichst verwachsen mit seiner oben dargelegten tiefen Ansicht von der Natur. Er fand in seiner Beobachtung im Leben der griechischen Kirche noch eine völlige Unangebrochenheit des Glaubens, ungeachtet alles Aberglaubens; er fand sogar in der Beschaffenheit des russischen Volks noch eine entschiedene Naturwüchsigkeit. Er vermuthete dort auch überhaupt ein unangebrochenes Erdreich, als gesunde Leiblichkeit für frische, gesunde Lebensprocesse, um die andern europäischen Völker, vielleicht sogar viele verdohte Gelehrte, den religiösen Sinn aber zumal damit zu erwecken, zu verjüngen. Sein Unternehmen scheiterte, wie wir sehen werden, aber der Plan dazu war sorgsam angelegt, mehr als Anstalten zur Ausführung wurden gemacht.

Das ist hier indessen noch ganz besonders hervorzuheben, und als ein scharfblickender Prophet hat sich Daader darin allerdings bewährt, daß er bei Zeiten aus so mancher politischen Bewegung, die in Anarchie ausartete, ein großes Unheil über Europa sich herwälzen sah; daß er eine principielle Revolutionirung der Geister aus der Irrreligiosität, schon aus der Flachheit der religiösen Ansichten, entschieden voraussagte. Wir Lebigen leben im Gintreffen solcher Voraussicht, denn der politische wie wissenschaftliche wie künstlerische Atheismus oder doch alles verschwemmende Pantheismus haben heute in breiten Lagern vor, neben und um uns Platz gegriffen, die Materie ist

oben auf, unten zwar steht sie bedenklichen Schimmel an, oben aber blüht sie wie die farbenprächtigste Giftpflanze, und der Sinnenmensch gedeiht noch vortrefflich, während der Idealmensch oft schmähtlich verkommt.

Was sonstige, mehr vereinzelte, originelle Züge in Baader's Lehre betrifft, so verdient noch Baader's ganz eigenthümlicher Spürsinn für Gebung verborgener, ideeller Schätze hervorgehoben zu werden. Baader war höchst glücklich organisiert für Ausbeutung und wissenschaftliche Eröffnung gewisser Mysterien. Ist er selbst einer der größten Mystiker der deutschen Nation, ein Mystiker im ehrenvollsten Sinne des Wortes, so ist er ein ebenso großer Meister, das rohe mythische Gold zu läutern, zu prägen, zu verarbeiten, das Gefühl, das innere Gesicht zur Klarheit der Erscheinung und des Begriffs herauszufördern. So hatte er auch einen tiefen Einblick in die Bedeutung des männlichen und weiblichen Princip's (des Androgynen), und zwar nicht allein im Menschen, im Leben der Thiere, sondern auch im Wesen, in der Essenz aller Dinge. Daher verstand er sich auch überaus geschickt auf Symbolik, und wußte sogar die Arithmetik und Geometrie in solchen und ähnlichen Beziehungen mit Sinnlichkeit und geistreich zu benutzen, um schwierige Begriffe anschaulich zu machen, verwickelte Proceßse vor das Auge der Seele zu rücken. Daher bezeichnen in seiner Philosophie die Drei- und die Vierzahl, der Punkt, das Dreieck, das Quadrat, nun vollends der Kreis unendlich bedeutungsvolle Größen und Figureationen.

Dies führt uns bei Franz von Baader noch einmal auf dasjenige zurück, was man seine Theorie des Lichts nennen könnte. Ist jemand dem Wesen oder, daß wir uns so ausdrücken, dem Ursprung, der Dauer und dem Vergehen der Materie je auf die Spur gekommen — denn unsere Physiker von Fach werden doch eingestehen, daß sie darüber nichts zu sagen haben, denn auch das ist nichts, wenn man behauptet, die Materie sei ewig —, so ist es derselbe Baader gewesen, worüber man seine von Ideen strotzenden Werke vergleichen möge.

Die Darstellungsweise Baader's ist so originell, daß er in der ganzen deutschen Literatur keinen Schriftsteller seinesgleichen hat. So wie er schreibt, so schreibt nur Baader. Funken sprühend, die aber auch sogleich fassen und ein Feuer entzünden, welches grimmig brennt und verzehrt, wo sich jene materia speciosa vorfindet, die dem Grimm des Feuers willkommene Nahrung ist; aber dieselbe Sprache ist bei Baader auch wieder so weithin leuchtend, milde wärmend, wie ein feuriger Wein, der, sowie wir ihn trinken, und auch schon mit neuer Lebensglut, fast mit Wuth erfüllt, wie Baader selbst im Umgange, in der Geselligkeit des Redestroms aufklammen und den Kältesten zu einem Frohgefühl der Existenz beleben, galvanisiren konnte. Baader ist im Stil seiner Schriften in gewissem Sinne Scholastiker, wenn man nämlich an die größten unter den Scholastikern denkt; dennoch aber gebietet er über die ganze, sprachliche Erregungsgewalt seit Luther und den spätern Autoren. Er schreibt völlig ungenirt, ist unerschöpflich im sprachlichen

Analogienspiel, reich an speculativem Witz und Humor, und weiß dabei eine Ritterlichkeit durchschimmern zu lassen, die uns den Mann von Welt und exquisiter Umgangsart zu erkennen gibt. Wenn er ebenso sorglos im Gebrauche alter, bisweilen sogar provinzieller Sprachformen ist, so steht ihm das für den Kenner gut an, wie wir ja einen Niedermann von sonstigem Weltakt und Aplomb des Persönlichen gern sehen, wenn er in der Umgebung modernster Costümierung an seiner Sitte festhält, und die Mode einer andern Zeit zu schauen gibt.

So etwa war der Mann, der große, durchaus originelle wie geniale Denker, der, solange er unter den Menschen weilte, Franz von Baader geheißen war, der unermüdet in der Arbeit des Denkens sich erwieb, ebenso wacker und auf das Höchste gerichtet in der Gesinnung, nie gebrochen, nie unentschlossen im Handeln. Denselben Reiz zum Gedanken, dieselbe Freudigkeit, der Welt Räthsel zu lösen und dabei an dem inneren Menschen zu erstarren, setzt er allerdings auch im Leser seiner Schriften voraus. Nur dann kommt man ihm bei, versteht man ihn ganz, und erstaunt über das viele, was ihm zu sehen, zu entdecken vergönnt war, wenn man auch über sein eigenes Denken Buch geführt hat, wenn man sich selbst darauf besinnt, was einen am meisten in derartigen Proceßsen gefördert. Jeder macht hier seine besondern Erfahrungen, versteht er aber zu combiniren, das Analoge zu erkennen, das Verwandte zusammen zu schauen, so gelangt er zu der wichtigen Einsicht, daß in allen denkenden Menschen ein und derselbe Mensch philosophirt, wie ja auch der Dichter in seinen Darstellungen den Dichter in uns selbst vor- aussetzt.

Ist es mir erlaubt, hier auch von mir selbst in Bezug auf den trefflichen Baader zu sprechen, so gestehe ich, daß mir bei diesem großen Denker sofort vieles einleuchtet, wenn ich mir das Gesetz vergegenwärtige, nach welchem die Wirkung, welche von einem Centrum ausgeht, je nachdem dasjenige beschaffen ist, auf welches sie trifft, eine völlig entgegengesetzte ist, während jener Mittelpunkt unwandelbar ein und derselbe bleibt. Dies gilt vorzugsweise von dem Sonnenzentrum der intelligibeln Welt. So erfährt jeder Geist, welcher aus der Bahn um jenes Centrum gewichen ist, das Wohlthuenende als dessen Gegentheil. Der Segen, der von jenem Mittelpunkte ewig ausgeht, ewig sich gleich bleibt, wird als Fluch, die Liebe als Haß, der Lohn als Strafe, das Licht als Bliz, als Feuergrimm erfahren, und dasselbe ethische Gesetz leidet ganz wie bei Baader auch auf die physische wie metaphysische Welt seine mannichfaltige Anwendung.

So lehre denn der Leser, dem es um wahrhafte Belehrung über das wahrhafte Wesen der Existenz, über das Verhältniß des Menschen zu Gott, über Natur und Geist, Staat und Kirche zu thun ist, in einer Zeit, die Irr- und Wahnlehre über all das in Massen verbreitet, bei Baader's Schriften ein und trage das Seinige dazu bei, die Anerkennung und den Dank dem Verstorbenen darzubringen, welche seine Zeitgenossen ihm größtentheils schuldig geblieben sind.

Daß Baader's sämtliche Schriften, ungeachtet der Sorglosigkeit ihres eminenten Verfassers, sich nicht zerstreut haben, daß wol keine von ihnen untergegangen ist, daß wir sie vielmehr als ein trefflich geordnetes, vollständiges System vor uns haben, wir verdanken das alles einem Manne, welcher nicht bloß Baader's Schüler ist, sondern der Hauptrepräsentant des Baader'schen Systems, der gründlichste Kenner desselben, der sich uns längst in seinen eigenen Schriften als tiefer Denker kund gegeben hat. Wir meinen den ordentlichen öffentlichen Professor der Philosophie an der Hochschule zu Würzburg, Franz Hoffmann. Auch ist er — obwol er in lebenswürdiger Bescheidenheit sich nur den Herausgeber nennt — der Verfasser von Franz von Baader's „Biographie und Briefwechsel“ (Leipzig, Bethmann, 1857), auf welche wir des Näheren sogleich zu sprechen kommen.

Dieser hochverdiente Mann, der sich durch Gelehrsamkeit, Geist, Gerechtigkeit nach allen Seiten hin, Milde der Gesinnung, Schärfe des philosophischen Urtheils und der Erörterung rühmlichst auszeichnet, der uns schon im Jahre 1836 ein überaus gehaltvolles Buch in Bezug auf Baader's Philosophie gab, welches wir hiermit angelegentlich empfehlen: „Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baader's“ (München, Verlag), derselbe Denker hat es zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht, für Baader's Lehre zu wirken. Keine Mühe und Arbeit scheute, unglaubliche Opfer brachte er, um eine Gesamtausgabe der Baader'schen Productionen zu veranstalten. Es ist ihm trotz aller Hindernisse gelungen. In würdiger Ausstattung erhielten wir das ganze System des genialen Philosophen von München unter dem Titel:

Franz von Baader's sämtliche Werke. Systematisch geordnete, durch Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften, sammt dem Nachlaß, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Franz Hoffmann, Julius Hammerger, Anton Lutterbeck, Baron F. von Oken und Christoph Schlüter. Erste Hauptabtheilung: Systematische Sammlung der zerstreut erschienenen Schriften. Zweite Hauptabtheilung: Nachgelassene Werke. Erster bis sechzehnter Band. Leipzig, Literarisches Institut. 1851—60. Gr. 8. 34 Thlr.

Es ist also jetzt der deutschen Nation der Weg eröffnet, sich an eine neue Quelle tiefter Weisheit zu wenden, einen der größten ihrer Denker aus dem Grunde und nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und in einer Zeit, in der so viel wüßtes, phrasenhaftes Gerede hin- und hergeht, dem Menschen allen Halt raubt, sich über die wichtigsten Gegenstände unterrichten zu lassen, um sich ein für allemal davon zu überzeugen, daß es sich doch ganz anders mit Gott und dem Menschen, mit dem Diesseits und Jenseits, mit Natur und Geschichte, mit Religion, Wissenschaft und Kunst, mit Staat und Kirche, aber auch mit dem Menschen in Bezug auf andere seinesgleichen verhält, als gewisse schwarzgallige Materialisten und Pessimisten uns versichert haben.

Franz Hoffmann hat uns in seiner Biographie Franz

von Baader's ein Werk gegeben, welches alle die Forderungen erfüllt, die man an ein solches Product, wiefern es nur historisch wäre, zu machen vermag, aber es hat noch außerdem Vorzüge, welche man in derartigen historischen Darstellungen nur selten vorfindet; dazu gehört eine glückliche Verbindung subjectiver Mitbetheiligung, der Wärme des Gemüths mit objectiver Treue und Anschaulichkeit, mit jener Klarheit, welche erst dann gewonnen wird, wenn man sein Material vollständig durchdrungen und geordnet hat. Dennoch nirgends drängt sich ein Urtheil auf oder nur hervor; der Verfasser läßt vielmehr nur die Ereignisse, die Thatfachen, die äußern und innern Vorgänge im Leben und Sterben seines Gegenstandes sprechen, und es ist uns, als wenn der Fels der Biographie selbst uns sein Leben, seine Schicksale in so ansprechender wie mannichfaltiger Weise erzählte.

Der Stammbaum vom Urgroßvater ab breitet seine Äste, Zweige, Blätter in aller Fülle vor uns aus, und wir vermuthen mit Recht, daß ein solcher Stamm, welcher in derartiger Mannichfaltigkeit blüht und Früchte gewinnt, in einigen derselben das Höchste erreichen werde. Merkwürdig ist die Beziehung auf England schon von vornherein, die aber wieder und wieder hervortritt, als auf das Land praktischer Thätigkeit, realistischer Nüchternheit und Energie. Auch daß der Vater unsers Philosophen Theolog und Arzt zugleich ist, dürfte auf die Hauptperson obiger Lebensgeschichte von beträchtlichem Einfluß gewesen sein. Die erwarteten Prachtexemplare von Früchten unsers Baums sehen wir sogleich in den beiden Brüdern Joseph und Franz von Baader, die sich vor unsern Augen sehr verschiedentlich entwickeln, beide aber in Anlage und Ausbildung auch wieder Gemeinsames haben. Dieses gilt besonders von ihrem außerordentlichen Interesse und praktischen Gesinnung für Industrie, bis auf das Fabrikwesen hin, für Mechanik und die daraus sich ergebenden Apparate, Resultate, bis auf neue Entdeckungen und Erfindungen. Deuteten wir schon früher an, daß sich in dem spätern Franz, dem Philosophen, immer etwas von der Unmittelbarkeit und naturfrischen Thatkraft der Alten blicken ließe, so könnten wir in Joseph einen Archimedes der Septzeit nachweisen. Mochte sich derselbe als Mechaniker mit seinen großen Entwürfen, Ausführungen, mit seinen genialen Einsichten und zum Theil glänzenden Erfolgen im Eisenbahnwesen doch sogar im Ausland und zwar eben in England rühmlichst bemerkbar; der ganze Erfolg scheiterte nur an einem gewissen Unglück nach außen hin, welches beide Brüder ebenfalls gemeinsam hatten, an dem englischen Nationalstolz, der einem Deutschen nicht zuerkennen wollte, was ihm doch gebührte, freilich auch an deutscher Rivalität, Kleinlichkeit und dem Bemühen, sich fremdes Erstlingsrecht aneignen zu wollen.

Wir verfolgen den Knaben, den Jüngling Franz Baader in seiner Entwicklung mit stets wachsendem Interesse, sogar mit Spannung. Er ist wissenschaftlich, überaus fleißig, immer rege, sich Ideale hinzustellen, aber auch sie zu erreichen; er vernachlässigt bei seinem Ferneifer nach

den verschiedensten Seiten hin aber auch sein inneres Leben nie, wie denn echte, gesunde Frömmigkeit ihn durch all seine Stadien und Studien begleitet. Hier begegnen wir Momenten, zumal von da ab, wo der junge Baader seine höhere Ausbildung beginnt, welche in einer Natur, die sich früh zum tiefsten Denken erregt sah, sich zur Philosophie berufen fühlte, also in einem Weltweisen von Fach sich wol selten, vielleicht noch nie so beisammengesunden haben. Daß ein Philosoph außer seiner Wissenschaft und Würde auch noch die Doctorate der Theologie, der Medicin, der Jurisprudenz bezieht, ist schon oft in Erfahrung gebracht worden, daß er aber Politiker, Mechaniker, Chemiker ist, daß er auch Bergmann wird, im Bergbau sich auszeichnet, das Amt eines Münz- und Bergraths bekleidet, eine „Theorie der Sprengarbeit“ verfaßt, eine Stellung als General-Landesdirectionsrath erhält, eine neue Glasbereitung erfindet, die sich probat zeigt: das alles sind Dinge, die ebenfalls unsern Baader zu einer Allseitigkeit machen, aber doch zu einem vollständigen, theoretischen wie praktischen Philosophen, da allerdings der wahrhafte Weltweise in das Wissensall einbringen soll und doch in keiner Weise das Handeln außer Acht lassen darf.

Ungrachtet all dieses auch realistischen Vermögens und Selbstzugs, um die Materie in seine Gewalt zu bekommen, sie dem Menschen zum Nutzen zu bereiten, sie zu organisiren, fährt Baader ebenso sorgsam fort, auch die Welt der Empfindungen und Gefühle immer mehr in sich anzubauen, so daß der äußere „Wärmestoff“, über den er als Physiker schreibt, den innern gewiß nie zu überbleiben im Stande gewesen ist. Schon damals (!) klagt er über das „Eis“ und die „Kälte“ des Zeitalters in religiösen Angelegenheiten, was würde er von vielen der Heutigen gesagt haben? Nachdem er in England und Schottland zu großem Gewinn sich aufgehalten, schon manche Schrift veröffentlicht hat, amtliche Wirksamkeit ausübt, ist es ein Buchladen — romantisch genug —, in dem er seine erste Braut kennen lernt. Wichtig im Weiteren ist auch die Zusammenstellung Baader's und Schelling's, die in ihrer beiderseitigen Mentalität allerdings eine sehr fruchtbare Parallele zulassen, bei der keiner verliert, jeder vielmehr in großartiger Ursprünglichkeit nur um so glänzender hervortritt, als jeder von ihnen sie ganz anders ausgestaltet. Waren es schon früher so ausgezeichnete Männer gewesen wie Werner, der Mineralog, Alexander von Humboldt, mit denen Baader in die freundlichste Berührung kommt, so sind es ferner auch Goethe, Novalis, Friedrich von Schlegel, Steffens, Schubert — bei Gelegenheit St.-Martin's —, wie später Barnhagen, Rahel, Koreff, Baron von Orkull, welche von Baader angezogen werden und in ihm den außerordentlichen Geist, auch in der Geselligkeit, lieben und bewundern.

Unterdessen entwickelt unser Philosoph eine immer reichere Productionskraft auch als Autor in selbständigen Schriften wie in Zeitschriften. Er wird Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München; Orden und

Nadel werden ihm ertheilt. Das Jahr 1818 — wie auch der Biograph andeutet — bildet gewiß einen Hauptabschnitt in der Metamorphose unferes großen, nie bloß abstracten, nie einseitigen Denkers. Wer „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik“ sich also in einer akademischen Rede ausläßt, ist nie „einseitiger Spiritualist“, nie weichlicher, nervenschwacher, bloßer Idealist gewesen, und unsere jetzigen Materialisten beweisen nur Unwissenheit, wenn sie die Philosophen bloßer Abstractionen beschuldigen, denn Baader war auch Philosoph und zwar einer vom härtesten, ideellen wie materiellen Gewicht in Sachen der Speculation. Der Brief: „An das hochverehrte Generalsecretariat der königlichen Akademie der Wissenschaften“ in Betreff jener falsch aufgefaßten Rede ist vortrefflich und voll energischer Entschiedenheit. Mit Recht und aus der tiefsten Idee der Wissenschaft appellirt Baader an die „Gelehrtenrepublik“. In Sachen des Fortschens und Wissens kann kein Mensch von Menschen als der Oberste, als alleinige Autorität anerkannt werden. Noch dazu, alle menschliche Wissenschaft ist erst im Werden begriffen, alles menschliche Wissen ist Stückwerk; so sind alle Menschen auf dem Gebiete der Wissenschaft einander gleich, wie sie ja auch alle an der Freiheit des Fortschens theilhaben. So ist die Wissenschaft nach der Seite ihrer menschlichen Entwicklung: Gelehrtenrepublik, nach der Seite ihrer Vollkommenheit, also in Bezug auf Gott, den Allwissenden, Theokratie. Baader sagt in obigem Schreiben wahrhaft freimüthig unter anderm:

Sollte es nun in rein wissenschaftlicher Hinsicht zwischen mir und der Akademie zum Streit kommen, so versteht es sich, daß dieser Streit öffentlich und vor dem einzigen Richter, den Gelehrte bei rein wissenschaftlichen Gegenständen anerkennen dürfen, nämlich dem allgemeinen gelehrten Publikum selbst, geführt werden wird. Denn eine Berufung auf die Regierung würde hier gleich unabhängig und unter der Würde beider, der Regierung und der Akademie sein. Und wohin eine derlei Appellation von dem Richterstuhl der Gelehrtenrepublik weg auf eine Regierungsgestalt führen müßte, davon haben wir bei einem Zweige unsers Wissens, der Gottesgelehrtheit, hinreichende Proben durch mehrere Jahrhunderte gesehen. Aus dem freien, still wirkamen Gelehrten, der als solcher keinem einzelnen Laube angehörig in allem als ruhiger Bürger und Priester der Wissenschaft leben kann und lebt, würde durch eine solche Einmischung der Regierungsgewalt nur ein Pfafe der Wissenschaft werden.

Auch im Folgenden der Biographie werden wir mit sehr charakteristischen Schreiben und Actenstücken durch den Verfasser bekannt, die alle darlegen, wie emsig und unablässig Baader bemüht war, seine Philosophie praktisch zu machen, indem er sich ganz und gar darauf richtete, von der Religion aus durch die Wissenschaft auf Staat und Kirche zu wirken, alle weltlichen und geistlichen Institute durch christlichen Geist zu einem neuen Leben zu wecken.

Zuerst treffen wir auf ein Schreiben „an Sr. Majestät den König Maximilian I. von Baiern“. Es enthält eine Vertheidigung in Betreff einer „Verleumdung“, die Baader erfahren und die ihn um eine amtliche Thätigkeit geschmälert hatte. Er richtete jetzt seinen Blick auf Zustände der Politik, um darüber seine Ansichten abzugeben. Dahin gehören denn auch seine drei wörtlich

übernehmenden Schritten an den Kaiser von Rußland, den Kaiser von Preußen, den König von Dänemark, deren Zustimmung, wenn auch nur Äußerlichkeit, für die Definitivität notwendig ist in der That: „Nicht das durch die französische Revolution herbeigeführte Verfall einer neuen und wichtigsten Verfassung der Weltgenossenschaft“ (München 1815). Daß er selbst sehr viel mit russischer Politik, beschäftigt ist, erscheint mit Jakob Dörmann aus St. Petersburg, wo er denn längere Zeit auf des Kaisers Schatz mit aller Innigkeit und Euphorie des Vertrauens dazugegangen war.

Namentlich kommen wir auf jenes oben schon berührte Ereignis im Leben dieses Mannes, zu dessen Verwirklichung er lange vorbereitet hatte, welches er auch einem gehobenen Plane anführen wollte. Es war eine Art Weltmission nach einer begünstigten Auffassung, wozu für die Menschheit, zunächst für das politisch-kirchliche Europa, aber auch für die Wissenschaft, der Segen einer völligen Wiedergeburt entspringen sollte. Wer hätte meinen sollen, daß ein so reichlich überlegter Plan so abgewiesen werden würde. Und doch wurde er es. Man konnte von einem Schwunge Baader's noch, doch nicht gegen Rußland sprechen, im Interesse eines Weltreiches, gegen die europäische Continentalarmee einer Stellung aller religiösen, politisch-kirchlichen, wissenschaftlichen Lebens, zu Nutzen eines freien Handels und Verkehrs der Völker, aber auch zur Sicherstellung gegen jede revolutionäre Gefährdung, auf daß hinfort die Völker wie die Gemeinen, die Staaten wie die Kirche ein heiliger Geist durchwalte, ein Friedensbündnis, der ähnlich erfolglos endete wie der kriegerische Napoleon's I. gegen das moskowitische Reich.

Nach einem neuen Mémoire an die oben erwähnten Monarchen (1815) gelangte Franz von Baader in nähere Berührung mit dem Fürsten Alexander Galigni, russischem Kultusminister (1818 oder 1819). Er wurde von demselben beauftragt, ihm sein Urtheil „über die merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft“ mitzutheilen. Dies alles, und was sich daran knüpft, führt eine Reise Baader's nach Rußland herbei, die aber weder Petersburg noch Moskau erreicht, sondern schon in Riga und auf Jeddese, dem Landtage eines estländischen Barons, ihr äußerstes Ziel erreicht. Die Fahrt selbst bringt Baader eine Menge wichtiger Eindrücke, die ihn in seinen frühern Ansichten nur bestärken. Er sagt in seinem Bericht unter anderm:

Auf meiner Reise durch Norddeutschland und die russischen Liferprovinzen — denn weiter in Rußland einzubringen war mir verwehrt — hatte ich häufig Gelegenheit von dem überall mehr oder minder rege gewordenen Bedürfnis einer gründlichen Ausöhnung der Wissenschaft mit der Religion mich zu überzeugen, und dieses Bedürfnis fand ich nicht bloß bei einer der christlichen Konfessionen, sondern bei allen.

Was und woran sich das ganze Unternehmen Baader's zertheilt, bringen wir hier nicht in Erwähnung, da wir den in der Biographie höchst spannenden Verlauf in unserer Darstellung nur abschwächen würden, weshalb wir den Leser einladen, jenes Buch selbst zu lesen. Gewiß

nimmt man an, daß er die eigentliche Ursache war, weshalb Baader sich nur einer Vermählung hienach entschloß, welche aber immerhin notwendig ist und in viele der nachherigen Ereignisse der damaligen Zeit eintritt. Wie denn hier auch Franz von Baader und Galigni auftraten. Galigni der, dem wir wissen, früher in Paris lebte, mit ganz als katholischer Priester, später aus Rußland zurückkehrte, dann durch höchsten Befehl in Berlin saß, nachdem er das protestantische Bisthum zu Osnabrück hatte. Galigni war eine religiöse Seele, die jedenfalls im Anfangen viel Leben gewalt und Segen gesendet hat. Ich erinnere mich seiner sehr lebhaft aus eigener Bekanntschaft und Galigni. War er auch ein übertrager Baader's, verlor er sich auch in das weltliche Leben, so muß man ihn dennoch durch wichtigeren Gesinnungen kennen. Er wandte sich mit einem nie abgebrochenen Eifer der Menschheit, die lebend und lebend auf die Zukunft wirkte.

Der längere Aufenthalt Franz von Baader's in Berlin sollte sehr fruchtbar für seine geistlichen Thätigkeit werden, wie er denn ganz dazu angethan und geeignet war, mitten auf der Reise, wo er ging und kam, die Feder zu ergreifen und seine gerade liegen Ergebnisse des Denkens zu Papier zu bringen. Hier war in Berlin entstand ein großer Theil seiner „*Fermenta cognitionis*“, in denen er mit Nachdruck unsere heutigen Verhältnisse bekämpft. Es war gewiß eben der private wie separate Grundherausgeber des Fortschritts, dessen abklingendes Echo verhalten zur tiefen Wissenschaft, dessen Engheitsgefühl in Angelegenheiten seiner Forschung, im Aufstehen der Kunst, was Baader gegen denselben in Kampf rief, wie er ja immer die Kirche in universaler Abgeschiedenheit wollte, als eine Gemeinschaft, die von einem Glauben geleitet, durchdrungen und entzündet ist, so daß sie sich auf die Pflege von Privatgelehrten, von kleinen Kirchen in der Kirche, nicht einzulassen dürfe. Den religiösen Kern im Pietismus ließ Baader nicht unangefochten, aber er wollte den Triumph der Kirche, und nicht veraltete, die Zerstörung, den Streit um Glaubensmeinungen nur unterhaltende, kleine Gesellschaften. Baader hat früh mit richtiger Diagnose die Krankheit erkannt, in deren Ausgebrochenheit wir leben, und spricht mit Recht, obwohl gewiß keiner mehr als er freie Verfassungen auch in der Politik beabsichtigte, von einem „*revolutionarischen Geist*“, der allorten umgehe, dessen dreifache Ausgeburt eines wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Aberglaubens wir Zeugen hinlänglich zu erfahren bekommen.

Das ist bei Baader nie außer Acht zu lassen, daß er überall die Freiheit der Intelligenz mit dem Festhalten am Positiven vereinigen will. Auch die Wissenschaft, die nach ihm so frei vertreten werden soll, daß die Arbeiter in ihr, die Gelehrten, keine bloßen „*Staatsdiener*“ seien, auch die Wissenschaft will er zu einem „*Weltinstitut*“ erhoben wissen, ganz demgemäß, wie er die Kirche aus dem Gesichtspunkte einer über alle Nationalitäten hinausgehenden „*Weltanschauung*“ faßte. Und wir müssen ihn in beiden Beziehungen beistimmen. Auch in dieser Hinsicht

ist sein zweiter Reisebericht (S. 85 fg. der Biographie), den wir in vollständiger Mittheilung dem Biographen verdanken, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit und Tragweite. Es kommen hier die tiefgeschöpften Erörterungen vor. Wenn aber derselbe Baader, welcher von der Kirche und vom Staat so großartige Ansehen hat, welcher über den Beruf des Priesters und des Gelehrten so Vortreffliches sagt, am Ende die höchsten Forderungen macht, wenn derselbe Baader, der aber auch mit einem nicht geringen Theile des Klerus seiner Zeit, und zwar des protestantischen wie katholischen, schwachwegs zufrieden ist, wenn er dem Vorschlage „die vorzüglichste Aufmerksamkeit“ zugewendet haben will, „daß man den wissenschaftlichen Unterricht in seinen niedrigen und höhern Zweigen wieder dem Klerus übergebe“, so können wir diese Ansicht durchaus nicht unterschreiben. Denn einmal, wo ist schon der Klerus als Körperschaft, wie er auch nur annäherungsweise sein sollte? Und sodann, würde auf dem Wege nicht dennoch wieder die Wissenschaft und sogar auf ihren höhern Anstalten von außen her beeinträchtigt, so daß die freie Forschung, welche der Wissenschaft als einem „Weltinstitute“ schon von vornherein gebührt, immer wieder unterbrochen werden könnte?

Mit der Uebernahme der Universität von Landshut nach München gelangen wir zu der Periode im Leben Baader's, in der er nun längere Zeit für die Philosophie auch als Docent wirkt. Wir übergehen die reichen Details dieser Thätigkeit, obwohl sie vom frischen Interesse sind, damit man sie aus der Biographie selbst zur Anschauung sich bringe. Nur Einzelheiten heben wir hervor. Baader war inzwischen 62 Jahre alt geworden. Das Feuer seiner Wirksamkeit hatte nicht im geringsten abgenommen. Er mußte die Jugend unendlich zu fesseln durch die Gewalt seiner Rede, um sie wahrhaft zu befreien durch die Ideen, die er ihr zuführte. Mit Schelling, der damals an derselben Hochschule dozirte, trat ein Mißverhältnis ein, was sehr zu bedauern war. Baader hatte seine erste Frau durch den Tod verloren. Er verheiratete sich zum zweiten male. Auch diese Ehe war überaus glücklich.

Was nun aber Baader's Stellung als akademischer Lehrer betrifft, so sehen wir bis zu seinem Tode, der in einem Alter von 76 Jahren erfolgte, daß die Kunst der äußern Umstände nie auf seiner Seite war. Er hatte unglaubliche Opfer gebracht, auch was die äußern Mittel anlangte, er hatte große Verluste erlitten, ohne seine Lage, sein Einkommen wesentlich verbessert zu sehen. Er fuhr fort, innere zu bringen, die er aber auch nach außen hinwendete, zum Wohle seiner Mitmenschen. Er setzte bis zum letzten Augenblick alle seine Kräfte in Bewegung, indem er noch kurz vor seinem Ende im eigentlichen Sinne fast Tag und Nacht arbeitete. So übte er seine Wissenschaft auch als akademischer Lehrer mit einer Uneigennützigkeit, mit einer Wahrheitsliebe und Begeisterung aus, daß sich Schopenhauer in seinen bekannten Verdächtigungen aller Universitätsphilosophie an Baader hätte überzeugen können, daß das Amt kein Hinderniß ist, den Durst nach Wahrheit zu haben, ihn zu

befriedigen und auch andern solchen Labetruuf zu reichen, daß der wahrhafte Denker nie Privatwissenschaft treibt, daß es seinen Forschungen nie beugen kann, Privatabsichten zu verfolgen, daß Baader nie lehrte, was und weil es ihm vorgezeichnet war, sondern daß er in seinen Vorträgen als Universitätsprofessor immer nur darüber Nachsinnung anlegte, was er für Gesege empfindet, für Wahrsheiten gefunden hatte.

Ueberaus dankenswerth sind die speciellern Mittheilungen, welche wir in der Biographie aus Baader's letzten Unterredungen und Stunden erhalten. Derselbe Denker, welcher Zeit seines Lebens eine man möchte sagen tropische Elektricität und Fruchtbarkeit bewiesen, Wille des Geistes nach allen Richtungen hinausgeschendet hatte, war auch noch ebenso geistvoll und an Wägen reich in der Stunde seines Todes. Es ist ein wunderbar wohlthunendes, doch auch zur Schmutz stimmendes Licht über diese letzten Augenblicke Baader's ausgegossen. Wie schon der Jüngling unter der „Morgenröthe im Aufgange“ beim ersten Morgengewitter seiner Forschungen überaus schone Lichte und Ideen ausgesendet hatte, so war es auch bei seiner Abendröthe im Niedergange, daß er von genialen Geniesichten, Combinationen nicht bloß weiterleuchtete, sondern auch blühte und zübbete, worüber man die genauesten Mittheilungen, die eigenthümlichsten Aus sagen des Scheidenden in der Biographie lesen wolle von S. 139 ab. Uebrigens stand Baader ganz im Bewusstsein der katholischen Kirche und empfing deren heilige Sacramente von einem würdigen Priester.

Wir haben hier über Franz von Baader und dessen Philosophie wie Lebenslauf eine Charakteristik gegeben, die keinen Anspruch darauf macht, im Sinne der Schule abgefaßt zu sein, die Einzelheiten seiner Lehre vollständig zu enthalten, sein ganzes System übersichtlich vorzuführen, sondern wir folgten nur der Absicht, das größere Publikum, die Nation auf ihn hinzuweisen, auf das höchst Eigenthümliche, Zukunftsvolle seiner Weltanschauung, seiner Schriften das Interesse zu lenken, und dabei unserer eigenen Dankbarkeit Befriedigung zu gewähren. Eine ausgezeichnete Darlegung der Baader'schen Philosophie bis auf alle Details der Doctrin hat, wie ich höre, Professor Ledemann in Halle neuerdings gegeben. Baader kann und Protestanten zum Muster aufgestellt werden, wie man mit Unparteilichkeit und Liebe aufeinander eintreten soll. Wie können die christlichen Confessionen sich wieder einigen, wenn sie sich nicht können? Wie können es die Philosophen mit ihren verschiedenen Systemen? Wie können es die Menschen überhaupt? Der Streit, der Krieg um des Krieges willen ist eine Barbarei; die Liebe sollte auch nicht einen Augenblick vom Streit ausgeschloffen sein. Es lag sicher allen religionsphilosophischen, theologischen, kirchlichen Forschungen und Bemühungen Baader's der Gedanke zu Grunde, der Miß müsse spurlos getilgt werden, der durch die christlichen Gemeinden und Völker geht, auf daß der Miß auch in der Menschheit getilgt werde. Man darf nie vergessen, weder im Leben noch in der Wissenschaft, daß das gemeinsame Band

zwischen der katholischen Kirche und den andern Kirchen das Christenthum ist; daß daher die Trennung der Confessionen aufhören müsse, wie es denn in der Universalität des Christenthums liegt, daß die wahre Kirche nur eine sei. Das sollte auch für das politische und wissenschaftliche Leben die Norm, das Ziel und Ideal abgeben, damit es in diesen letztern Sphären wenigstens annähernd erreicht werde.

Viele unserer Zeitgenossen, freilich diejenigen, die weder wissen, was Christenthum, noch was Staat, noch was Philosophie ist, suchen freilich das Gegentheil herbeizuführen. Sie üben die Verneinung, die Zersetzung principiell aus. Das aber ist frivol, wie es allemal von Beschränktheit der Intelligenz zeugt. Man müßte sich vor allem erst über die wahren Grenzen der Vernunft aufs neue verständigen. Um dieses zu vermögen, muß man erst zur Einsicht gelangen, daß Rationales wie Irrationales gleiche Veredlung und ein und dieselbe Wurzel haben, daß aber dennoch jener beiden Regulativ für den Menschen die Vernunft bleibt. Baader ist einer der scharfsinnigsten Denker auch selbst da, wo es gilt, mit irrationalen Größen zu operiren. Man muß sich nur durch gewisse Arroganzen seiner Gegner, wohin alle Wankheiten gehören, alle die, welche bloß schwagen, ohne von ihm etwas studirt zu haben, nicht blind machen lassen. Die Leichtfertigkeit eines gewissen modernen Literatenthums, das sich erlaubt, über alles drein- und abzusprechen, auch da, wo es sich um die schwersten Probleme handelt, die totale Ausgeblasenheit einer Dialektik, die lauter todt Kinder zur Welt bringt, endlich jene rohe Empirie, welche ihre Handlangerarbeit für die Architektur selbst ausgibt: sie alle gerathen in eine Art von Koller, wenn man, wie auch Baader that, das Rationale wie Irrationale zugleich anwendet, um die Freiheit der Forschung erst recht in Ausübung zu setzen. Dennoch werden es obige Schwäger schon bleiben lassen, gewisse Dinge, als da sind: der unendliche Raum, das Wesen der Materie, der Ursprung des Uebels, mit bloß rationalem oder gar nur materialem Aufwand zu erklären. Sie verstehen nicht einmal, um was es sich handelt. Und ist es denn etwa Baader allein, der über das Rationale hinausgeht? Hat Kant nicht selbst seine Antinomien aufgestellt? Hat er nicht erklärt, daß man innerhalb der Vernunft über das „Ding an sich“ nichts wissen könne? Und wenn Schelling's berühmter Ausspruch neuerer Zeit dahin lautet, „man könne mit der Vernunft an die Natur nicht herankommen“ — was allerdings dahin zu berichtigen wäre, bei der Natur nicht durchkommen —, hat er damit etwas anderes gesagt, als daß die Natur in ihrer Ganzheit über das Rationale hinausliegt?

Das würde denn auch erklärlich machen, wie sowohl Baader wie Schelling und so viele andere Denker auch auf die Mystik und auf das Transcendente eingehehen mußten, ohne je die Vernunft zu verleugnen. Dabei ist wohl zu bedenken, daß es eine gesunde und frische Mystik gibt. Gegen alles Mystische einzuschreiten ist freilich auch die schreiende Sachunkunde und Erbärmlichkeit so vieler Geuitigen. Diese Ritter von der erbärmlichen Gestalt ver-

schrien alle Mystik, indem sie an deren Stelle die Mystification bringen; sie mystificiren das Publikum mit ihren Phrasen vom Uebersinn, von der Ewigkeit der cruden Materie, von der alleinigen Dauer der Sattungen. Anderweitig wissen sie nicht woher, nicht wozu, nicht wohin; oder vielmehr sie gestehen durch nichts, zu nichts und wieder nichts.

Das ist das Große in Baader's Art, in seiner Methode zu philosophiren, daß er, indem er im Wissen vorbringt, im Glauben schon feststeht. Er that es mit einem Weltgebäude zu thun, welches schon von vornherein fest und ungeschädigt ist, und vor jedem Blitze eines blinden Naturgrimms geschützt, da jener auch geschwätzig erfolgt, und in der Geschichte, für den Geist und im Geiste, sich zu dem Nichte mildert und verflärt, welches unwandelbar Gott, der Urheber, der Ursprung aller Ersehe, so mit auch der Nothwendigkeit und der Freiheit ist. So gelangte Baader mit Recht — wie wir das früher angedeutet haben — zu einer doppelten Natur, zu einer irdischen und himmlischen. Aber die irdische ist der begnabte Mutter Schoß der himmlischen. Nach solchem Grundrisse baute Baader auch sein Lehrgebäude. Es war schon von vornherein vor jedem Blitze geschützt. Es hatte einen Ableiter. Baader wollte, was seine Theologie und Anthropologie betrifft, allerdings ebenso sehr eine Wiedergeburt der Seele wie der Natur. Wie man früher vom Blig Betroffene in die Erde grub, um sie ins Leben zurückzubringen, so wollte Baader den vom Feuergrimm des Bösen, vom Blig der Sünde Betroffenen in das erfrischende Urdreich einer neuen Natur gebracht haben, um mit der Seele auch die Leiblichkeit zu verklären.

Von Baader können wir Toleranz und mehr als Toleranz lernen, auch hinsichtlich der kirchlichen Differenzen. Es gereicht Baiern zur höchsten Ehre, in neuerer Zeit auch die Philosophie so human gepflegt zu haben, wie überhaupt den ganzen Bereich der Intelligenz. Baader war Katholik, Schelling Protestant. Wirte man einträchtiglich so fort wie Preußen, Sachsen, Baiern mit musterhaftem Beispiel voranleuchten, wir erlebten ein Deutschland, welches die Cultur bis zum höchsten Gipfel brächte. Auch der lebenswürdige Biograph Baader's zeichnet sich in allen seinen Schriften durch den nach allen Seiten hin gereichten Geist seines Meisters aus, wie er wieder neuerdings in seiner vortrefflichen Gedentrede auf Fichte bewiesen hat. Es wäre sehr wünschenswerth, daß Franz Hoffmann's philosophische Schriften gesammelt erschienen. Noch verweisen wir in Betreff Baader's auf eine sehr lesenswerthe Broschüre: „Franz von Baader und Louis Claude de Saint-Martin von Baron Friedrich von Osten-Sacken“ (Leipzig, Literarisches Institut).

Obwol Baader, der sorglose, seine überreichen Schriften zerstreut hat, sie leben nun doch fort. Karoline von Wolmann schrieb mir einmal: „Lassen Sie mich Sie an ein schönes Wort erinnern, das Napoleon auf dem Welterophon sprach: „Reiche Ernten sind zu Grunde gegangen, ein Samen Korn, das dem Schnabel eines Vogels zur rechten Zeit entfiel, hat den Reichthum weitschichtiger

Gefande begründet.“ Daß wir alle die einzelnen Sa-
ben und Lehren Baader's besitzen, daß sie zu einer reichen
Ernte gesammelt und vorliegen, es ist die große That
Franz Hoffmann's und seiner Freunde. Wir danken ihnen
im Namen der deutschen Nation! Alexander Jung.

Eine ultramontane Reiseschrift.

Unter Lebendigen und Toten. Spaziergänge in Deutschland,
Frankreich, England und der Schweiz. Von Sebastian
Brunner. Wien, Braumüller. 1862. 8. 2 Thlr. 10 Kr.

Brunner ist ein fruchtbarer Schriftsteller. „Die Welt im
Spot“, „Der Rebeizungen Lied“, „Der deutsche Döb“, „Die
Prinzessin zu Wylburg“, „Das deutsche Reichthum“,
„Kirchen- und Staatsgedanken“, „Thomas a Kempis' Nachfolge
Christi“, „Rom und Babylon“ und ein paar Duzend anderer
kleinerer oder größerer Producte, zum Theil in zweiter und drit-
ter Auflage erschienen, beweisen die außerordentliche Leichtigkeit,
mit der er Gedanken und noch mehr Worte aus Papier wirft,
und zugleich, wie er mit dergleichen Schriftstellerei den Geschmack
eines großen Theils seiner speciellern Landsleute, der Wiener
und auch wol nicht weniger Mitbäuer, zu treffen weiß. Es
fließt ein sonderbares Gemisch von Sapphir und Abraham a
Sancta Clara in dem Manne nebst einem respectablen Zusatz
von ultramontanem Pfaffenhum, einem gewaltigen Ingrimm
gegen die „Reformjuden“, d. h. in der bildlichen Ausdrucksweise,
die er mit Herrn von Gerlach und der Kreuzzeitung gemein hat,
den modernen Liberalismus, zumal insoweit er sich in der perio-
dischen Presse offenbart, und einem ankandshalber, nach Möglich-
keit aber doch schlecht verhehlten Gifte gegen den Protestantis-
mus. Für einen Deutschen, der nicht im südöstlichen Winkel
seines Vaterlandes geboren ist, hat das ganze Wesen und Ge-
danken unseres Autors etwas seltsam Fremdartiges. Es ist einem
beim Lesen seiner Bücher zu Rathe, als habe sich der Pfaff
vom Kahlenberge in einen modernen Reisemantel gehüllt, so
unwahrbar ist seine Grundanschauung der Dinge der allgemeinen
Geistesrichtung des Jahrhunderts ent Fremdet.

Außerhalb seiner engeren Heimat ist der Verfasser besonders
durch seine „Gestern's Fahrten in Italien“ („Kennt du das
Land?“) bekannt geworden. Das Buch hat auch in d. Bl.
eine im allgemeinen günstige Beurtheilung erfahren. Wir haben
es nicht gelesen und somit kein Urtheil darüber. Aber wenn
der Kritiker nicht mehr herausgelesen hat als darin stand, so
muß es von unserm Werke, das doch einen verwandten Stoff
behandelt, unendlich verschieden sein. Es ist allerdings möglich,
daß der Verfasser, durch den günstigen Erfolg seiner Schrift er-
muntert, alles, was er von Reisenotizen und Erinnerungen be-
saß, ohne Rücksicht auf Bedeutung, Werth und Zusammenhang
zusammenscharfete und daraus das vorliegende Werk compilirte.
Denn etwas im ganzen Unbedeutenderes, meinen wir, ist dem
deutschen Publikum in einem 547 Seiten starken Bande selten
geboten worden. Man wäre oft versucht, das italienische spre-
bocca, e lascia andare (er öffnet den Mund und läßt laufen)
auf den Verfasser anzuwenden, wenn nicht die verflümmelte Ab-
sicht und Abköthlichkeit seiner nicht seltenen an Haaren herbei-
gezogenen Bemerkungen das harmlose Geschwätz und die pointee-
losen Anekdoten so oft unterbräche.

Nur der erste Abschnitt des Buchs macht eine rühmliche
Ausnahme. Er schildert die Reise von München ins Hochge-
birge und das bekannte Passionspiel in Oberammergau, wel-
ches seit 1840 so viele Bewunderer und Beschreiber gefunden
hat. Daß der Verfasser durchaus zu den Erkern gehört, ist um
so weniger zu verwundern, als auch unparteiischere und selbst
protestantische Zuschauer einen bedeutenden Eindruck von dieser
in ihrer Art einzigen Erscheinung mitgebracht haben. Er schil-
dert uns Land und Leute, die Heuslichkeit und die Bedeutung
des Festes und gibt uns dann einen ins Einzelne gehenden
Bericht über das Spiel selbst. Die Urtheile anderer Schrift-

steller, zumal Devrient's, sind in die Schilderung verwebt; die
Darstellungsweise ist im ganzen einfach und anschaulich, so daß
Leser, die Interesse genug für die Sache haben, um ihr so viel
Zeit zu widmen, als die Lectüre dieser umständlichen Erzählung
kostet, sie nicht ohne eine gewisse Befriedigung aus der Hand
legen werden, wenn auch keinem dabei verborgen bleiben kann,
daß der Verfasser nur die Lichtseiten sieht und sehen will. Jedem
falls verdient ein Schauspiel in diesem kolossalen Maßstabe, bei
dem die Bevölkerung eines Gebirgsdorfs die Darsteller und das
Evangelium den Stoff liefert, das nicht nur eine äußerliche
Schaufellung, sondern gewissermaßen zugleich ein Cultusact ist,
und welches uns endlich, wenn auch bedeutend modernisirt, die
Mythiken des Mittelalters wieder vor die Augen führt, die Auf-
merksamkeit und Theilnahme jedes Denkenden zu erregen, und
wir wollen es deshalb dem Verfasser gern als ein Verdienst an-
rechnen, daß er uns eine erschoßende, wenn auch nicht unge-
fährte Darstellung desselben geliefert hat.

Von Oberammergau fährt uns Brunner direct nach Paris.
Was er uns hier vom Palais-Royal, vom Louvre, dem Pirre
Lachaise, der Morgue, Versailles, Fontainebleau u. s. w. er-
zählt, ist theils so trivial und oberflächlich, theils so allgemein
belaust, daß höchstens die Nets wiederholten Seitenhiebe und
Anfälle auf die Napoleonische Dynastie und die gegenwärtige
Zeitrichtung bei Gleichgesinnten ein gewisses Interesse wecken
mögen.

Von Paris geht es nach London. Das protestantische Eng-
land kommt bei dem Verfasser natürlich nicht besser weg als das
Napoleonische Frankreich. Das Thatsächliche, was uns seine
Schilderungen bringen, ist höchst unbedeutend, seine Bemerkun-
gen dagegen zahlreich genug, und stets, so flach und schief sie
sein mögen, mit demselben beneidenswerthen Aylomb oder Selbst-
bewußtsein vorgetragen. Wie der Sanct-Paul im Vergleich zu
Saint-Peter, die englische Staatskirche im Vergleich zur Röm-
katholischen Kirche weglommt, läßt sich denken. Doch findet
der Verfasser in dem anglikanischen Cultus und zumal in dem
Book of common prayer noch Anklänge und Reste der echten
katholischen Glaubenswahrheit, von denen er hofft, daß sie den
ungläubigen englischen Kefern zugute kommen werden. Der
Abschnitt erinnerte uns unwillkürlich an einen Besuch in dem
berühmten Heilensloster von San-Benedetto bei Subiaco im
Sabinergebirge, wo auf den gewaltigen, labyrinthisch in der
Gebirgslandschaft verstreuten Felsblöcken mit rother Farbe in cubi-
talen Lettern zu lesen stand: „Pregate per la povera Inghil-
terra“, d. h. „Betet für das arme England“, nämlich, daß es sich
wieder zur alleinseligmachenden Kirche bekehre. Die sorgfältig ge-
nährten Thiere des zoologischen Gartens und der mangelhafte
Volkunterricht, die Bettler der City und die Lazzaroni Neapels
geben Gelegenheit zu spöttischen Antithesen und Vergleichen
mit Italien, die natürlich nicht zum Vortheil des Inselreichs
ausfallen. Hier wie überall (Krythallpalast, Lower, British
Museum u. s. w.) bekommen wir eine Rosette von Notizen,
Bemerkungen, Betrachtungen und Anekdoten, nirgends eine Lo-
talansehung, ein ernstes, zusammenfassendes, gründliches Ur-
theil. Was er von den großen Tugten der Westminsterabtei sagt,
sind fast lauter Dinge, die der oberflächlichste Kenner der eng-
lischen Literatur und Geschichte längst an den Stiefeln abgelau-
sen hat. Einzelne Bemerkungen freilich sind originell, wie die,
daß Shakespeare kein Kind der reformatischen Weltanschauung
sei, die er auch nie in seinen Dramen verkörpert habe; oder
wenn er sagt: „Wer kennt den Bildhauer Sir Robert Taylor,
den Alterthumsforscher William Camden?“ Oder: „Vor Dryden
liegt ein Grabstein des längst vergessenen Schauspielers
Francis Beaumont“, von dem der Verfasser „nach einem Verse
Wordsworth's vermuthet“, daß er ein Genosse Fletcher's gewe-
sen sei; wenn er endlich Cowley und gar Samuel Johnson ver-
schollene, in Deutschland wenig oder gar nicht gekannte Namen
nennt. Es gehört eine unglaubliche Naivität dazu, die eigene
Unwissenheit so laut und behaglich von den Dächern herab zu
prebigen.

Als der Verfasser nun, in die Heimat zurückgekehrt, eben die letzten Correcturbogen seines bis hierher gediehenen Werks vor sich hat, fällt ihm plötzlich ein, daß er den verstorbenen französischen Verhältnissen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe; er läßt also alles liegen und stehen, beiseite unverweilt den nächsten Wahnwitz gen Wesen und führt den Leser mit Telegraphengeschwindigkeit mit sich in die Bouterrains des Pantheon, wo er natürlich Gelegenheit nimmt, Voltaire und Rousseau (den der Verfasser beharrlich Rousseau schreibt) ohne viel Mühe aber mit viel Behagen mit Roth zu bewerfen. Dann folgt ein obligates Verzeichniß bekannter Namen, deren Inhaber in Saint-Étienne du Mont und auf dem Père Lachaise begraben liegen. Hier veranlaßt ihn besonders das Grab Lamenais', des gefallenen Engels, wie ihn Vater Lacordaire nennt, der aus einem Paulus ein Saulus geworden, zu tief elegischen Betrachtungen. Interessanter als diese Namenlisten sind kurze Mittheilungen über die den meisten Fremden unbekannt bleibenden Ritzhöfe von Montparnasse und Montmartre. Dagegen machen die verschönten „Miniaturen“ aus Paris und Lyon und besonders die „im Vorbeigehen“ gesammelten bunten Lappchen aus der Schweiz den Eindruck, daß der Verfasser es für einen Raub an dem Leser gehalten haben würde, wenn er ihm auch nur das Allerunbedeutendste und Lappische aus dem Caritencabinet seiner Kellerrinnerungen hätte vorenthalten wollen.

Wir theilen zum Schluß eine Stelle als Probe der Auffassungs- und Schreibweise unsers Autors mit. Am Grabe einer Barmherzigen Schwester auf dem Montparnasse rühmt er die Franzosen, die auch den Barmherzigen Schwestern gegenüber stets ihren ritterlichen Sinn bewahrten und fährt wörtlich fort:

„Die Vorgänge anderwärts, wo ein Rußel von verkommenen Juden mit einigen der Ehre vergessenen Christen eine Hezjagd von Lüge, Spott und Schmach an armen Klosterfrauen sich erlaubten“, diese Vorgänge charakterisiren ein verführtes, heruntergebrachtes Volk und seine Leiter. Wenn dies Volk heute oder morgen erwacht und es erkennen wird, wie es betrogen worden, dann wird auch für die falschen Propheten eine Stunde der Vergeltung schlagen. In Paris gibt es doch wenigstens noch Lichtpunkte im christlichen Leben, es gibt erfreuliche und erhebende Erscheinungen, es gibt eine unverfälschte öffentliche Meinung über die christliche Krankenpflege und über die Dienerinnen derselben, und es gibt am Ende so viel praktischen Sinn, daß man auf dem Kranken- und Sterbelager lieber eine Barmherzige Schwester an der Seite hat, die Pflege, Gebet und Segen spendet, als einen schmutzigen Juden, der dem Sterbenden ein ebenso schmutziges Zeitungsblatt vorhält.“ Sapientia sat!

Otto Springer.

Leibniz als Held zweier Romane.

1. Leibniz. Ein Lebens- und Kitzengeschichtlicher Roman aus der Perückenzeit. Von Wilhelm Andread. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Leibniz und die beiden Kurfürstinnen. Historischer Roman von Hermann von Maltiz. Drei Bände. Berlin, Sankt. 1863. 8. 4 Thlr.

Wenn Lessing einmal sagt: „Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit zu haben, daß man sich nicht schämt, es durch einen unsinnigen Roman zu verdrängen, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des elendesten Geschmacks“, so könnte, wenn man für das Wort „Dichter“ das Wort „Denker“ substituirt, damit freilich auch das Verwerfungsurtheil über die beiden vorliegenden Romane ausgesprochen scheinen. Indes ist nicht außer Augen zu lassen, daß Lessing in dieser Stelle sich ausdrücklich nur auf solche unsinnige Romane zu beziehen scheint,

*) Wol eine Anspielung auf die durch die vortreffliche Hospitalexwaltung der Barmherzigen Schwestern in Wien hervorgerufene Aufregung.

welche die Persönlichkeit eines großen Dichters (oder Denkers) in compromittirender Weise und so behandeln, daß dadurch das Andenken des betreffenden großen Dichters in der That verdrängt wird. Und außerdem: Lessing ist eine große Autorität; er war dies für seine Zeit in vielleicht allen Punkten, aber er ist es für die unsere nicht mehr in jeglichem. Die literarischen Zustände haben sich seit Lessing wesentlich geändert und aus dem Großen, worin sie noch zu seiner Zeit besungen waren, herausgearbeitet; der Geschmack hat sich, wenn auch geschmackwidrige Produkte leider noch häufig genug zu Tage kommen, doch im ganzen wesentlich verfeinert und veredelt; die Kenntniß und Schätzung der Literatur und der literarischen Persönlichkeiten steht jetzt im allgemeinen auf einer höheren Stufe; man sagt — die bessern Autoren wenigstens thun dies, diejenigen, denen die literarische Profession nicht ein bloßes Mittel zur Anhäufung boshafter Invektiven und skandalöser schmutziger Ausreden ist — und klärt das Leben und Wirken literarischer und überhaupt historischer Persönlichkeiten mehr unter universellen und culturhistorischen Gesichtspunkten auf und sucht ein Bild der ganzen Zeit und ihres Sittenzustandes, kurz ein historisches Gemälde statt ein bloßes Porträt des betreffenden Individuums zu geben, mit dessen berühmtem Namen man das Titelblatt ziert. Endlich vergehe man nicht, wie zu Lessing's Zeit gerade der Roman in Deutschland entschieden banalster und welche Fortschritte seitdem gerade diese Literaturgattung in Deutschland gemacht hat.

Die Lessinge unserer Zeit eifern zwar auch noch, wenn auch schwerlich in der Absicht, die Lessing vor Augen hatte, gegen alle sogenannte Dichterdramen und Schriftstellerromane, und es ist auch keineswegs zu verkennen, daß diese ihre Klippen haben. Denn nahe liegt allerdings die Gefahr, daß ein verheerter und verheerungswürdiger Mann in einem solchen Roman leicht in der Schlafrockattitüde und gegenübertritt oder als schwächlicher, süßlicher oder flatterhafter Liebhaber um seine Würde kommt. Aber im allgemeinen läßt sich doch nicht einsehen, warum ein Autor berühmten Namens als Held eines Romans nicht ein größeres Interesse erwecken sollte als ein feister Handlungskommiss oder ein stämmiger Bauernbursche oder eine derbe Dirne vom Lande. Zugeben wird man doch jedenfalls, daß in dem Kopfe eines großen Dichters oder Denkers oder Künstlers ganz andere Dinge vorgehen, ganz andere Welten von Gedanken und Vorstellungen kreisen, als in den Köpfen eines Lebensburschen oder einer Bauernbirne, und daß ein solcher großer Dichter oder Denker oder Künstler in ganz andere Konflikte mit der äußeren Welt, in ganz andere Verhältnisse und Beziehungen geräth als ein Gewürzträger oder als irgendeine schwabische „Eorle“. Freilich wird sich in einem solchen Romane fast immer auch der ewige Kampf des Idealismus mit dem Realismus und des Spiritualismus mit dem Materialismus abspinnen, und dieser Kampf, in welchem allerdings der Dichter oder Denker vielleicht, aber mit höchsten Ehren zu Grunde geht, während die obliegende Partei, die reale Welt, der eigentliche verlierende Theil ist und einen schimpflichen Triumph feiert, gerade diesen die Welt fort und fort bewegenden Kampf wollen die kritischen Vorkämpfer und Agenten des Realismus und des modernen Eudämonismus in keiner Weise berührt sehen. Weiter wird man zugeben müssen, daß durch Romane dieser Art, insofern sie, was immer zu verlangen ist, nicht auf bloßer Umschreibung vorhandener biographischen Materials, sondern auf eigenen und umfassenden Studien beruhen, einem Publikum, welches sonst keine Kunst- und literargeschichtlichen Werke zu lesen pflegt, eine gewisse Summe literar- und culturhistorischer oder überhaupt historischer Kenntnisse zugeführt wird, daß die Leser dadurch überhaupt höhere Ideen und Anschauungen empfangen, denen sie sonst immer verschlossen bleiben würden.

Ganz besonders werden wir aber für Romane dieser Art dankbar sein müssen, wenn sie dem vorzugswiese Romane lesenden Publikum einen großen Autor näher rücken, der sich um die Menschheit oder die Nation verdient gemacht hat, und den das

größere Publikum mehr nur dem Namen als seinen Leistungen nach kennt. Dies gilt auch von dem Helden der beiden vorliegenden Romane, von Leibniz, einem Manne, der in trüber Zeit zu den wenigen gehörte, welche die Ehre der deutschen Nation vor der Welt aufrecht erhielten, einen der tiefsten und zugleich umfassendsten und allseitig regsamsten Geister, welche je auf Erden gelebt und gewirkt haben. Wenige wird es im größern Publikum geben, welche diesen Namen nicht kennen, aber noch größer wird die Zahl derjenigen sein, welche von Leibniz so gut wie nichts wissen. Es freut uns nun sagen zu können, daß beide Romane auf gewissenhaften und eingehenden Studien beruhen, obgleich sie in der Structur und Tendenz voneinander sehr verschieden sind. Der Roman von W. Andread trägt einen mehr demokratischen, der von G. von Maltitz einen mehr aristokratischen Anstrich. Andread, obgleich auch er das Hosiellen in mehreren interessanten Kapiteln schildert, läßt sich auch zum Volke herab und führt uns in die Predigerküche und in die Spinnstube, in die Kneipe, unter Werber, Soldaten und abergläubische Weiber, immer zu culturhistorischem Zweck; Maltitz bewegt sich fast ausschließlich in Hofkreisen. In Andread's Roman ist Leibniz der wirkliche Hauptheld, im Maltitz'schen dagegen ziemlich nur Nebenfigur. Jener trägt ferner viel mehr den Charakter eines Romans, während sich aus dem Maltitz'schen dieser Charakter im Verlaufe der Erzählung nur immer mehr verliert.

W. Andread erklärt sich im Vorwort über die Absicht, die ihm bei Abfassung seines der Stadt Leipzig als „der Wiege des größten deutschen Denkers“ gewidmeten Romans geleitet habe. Er weist darauf hin, daß Leibniz, „dieser Stern erster Größe an Deutschlands literarischem Himmel, unser Stolz und unsere Zierde“, dem Volke im allgemeinen ziemlich unbekannt geblieben sei und daß die Mehrzahl desselben höchstens dessen Namen, kaum die äußern Umrisse und am wenigsten die „Schwerthebe seines Riesengeistes“ kenne. „Daher“, meint der Verfasser, „dürfte es vollkommen gerechtfertigt sein, ihn in dem lieblichen und gefälligen Gewande der Dichtung, in der Lichtgestalt poetischer Verklärung der Leservelt vorzuführen, und um so mehr, da er in unserer Zeit selbst bei den Gelehrten wieder mehr Verdrängung findet und man damit umgeht, seine zerstreuten Werke zu sammeln.“ Er habe es versucht, seinen „Helden in seiner Denk- und Handlungsweise, in seinen vielseitigen Beschäftigungen, in seinen fernsten und nahen Beziehungen, in der Thätigkeit bei seinen weltumfassenden Plänen, allein und in Gemeinschaft mit seinen Freunden, in seinem Studierzimmer und bei Hofe, als Philosophen und Theologen, als Geschichtsforscher und Staatsmann, als Mathematiker, Astronomen und Mechaniker, als Freund und Rathgeber zu schildern, kurz ein möglichst vollständiges Bild von ihm als Gelehrten und Menschen zu entwerfen“. Es sei wol kaum nöthig, ausdrücklich hervorzuheben, „daß seine außerordentliche Thätigkeit sowie auch sein unermessliches Wissen oft nur durch kurze Pinselstriche angedeutet und in der Schilderung bei weitem nicht erschöpft werden konnte“. Wenn es überhaupt schwierig sei, bemerkt der Verfasser weiter, Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft als Romanhelden aufzutreten zu lassen, „so dürfte dies um so mehr bei Leibniz der Fall sein, dessen stille Wirksamkeit wenig Anhaltspunkte und dessen engbegrenzte Lebensverhältnisse in dem damals so kleinen und langweiligen Hannover wenig Abwechslung und also auch wenig dankbaren Stoff für den Dichter darboten. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem kurfürstlichen Hofe, besonders zu der geistreichen Kurfürstin Sophie, mußten daher die Grundlage bilden, auf der es überhaupt möglich war, unserm größten Gelehrten einen poetischen Ehrentempel zu errichten. Um ihn gruppirt sich außer dem Herrscherpaar diejenigen Berühmtheiten der damaligen Zeit, mit denen er in näherer oder entfernterer Beziehung stand.“

Weiter oben haben wir schon bemerkt, daß der Romancharakter mehr an dem Andread'schen als an dem Maltitz'schen Werke hervorträte, und zwar halten wir es für einen sehr

glücklichen Gedanken des Verfassers, daß er die novellistische Episode seines Buchs in die stille Wohnung des humoristischen Predigers Jobst Sadmann in Limmer bei Hannover, dessen plattdeutsche Predigten noch heutzutage in Hannover eine beliebte Lectüre sind und noch 1860 eine siebente Auflage erlebten, verlegt hat, in jenes Pfarrhaus, dessen Inneres er anziehend mit den Worten schildert: „Es war ein kühler Herbsttag, und die gelben und rothen Blätter fielen bereits von den vor dem Hause beständigen Lindenbäumen und mahnten die Jungfrauen, leise an das Fenster schlagend, an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Eine behagliche Wärme verbreitete sich von dem großen eisernen, mit symbolischen Gestalten und Gedankensprüchen gezierten Ofen aus durch das wohnliche Zimmer und theilte sich auch durch das über dem Ofen in der Decke beständige Wärmeloch dem Schlafgemache des Ehepaares mit. Die Näher schnurten mit der alten grauen, auf einem hohen gepolsterten Stuhle liegenden Hausfaze um die Wette, die alte Wanduhr mit den gewichtigen Pfundstücken ließ ihren eindringlichen Penselschlag hören, und der schrille Ton eines Helmschens erhöhte nicht nur das Gefühl der Behaglichkeit, sondern deutete auch nach der Meinung der jungen Mädchen auf das im Hause herrschende Glück.“

Jobst Sadmann hat eine Tochter, Johanna Marie, die mit Franz Bruckmann, einem der beiden Schreiber des Leibniz — der andere ist Wilhelm Dininger, ein unehelicher Sohn des Philosophen — ein Liebesverhältnis angeknüpft hat, dem der Vater besonders auch darum widersteht, weil er Leibniz für einen unchristlichen Menschen hält und annimmt, daß auch des Schreibers Geist von den Einflüssen seiner angeblich athetistischen Philosophie nicht unberührt geblieben sein könne. Der öffentlichen Meinung galt einmal Leibniz als ein Ungläubiger, „als ein „Glaubensleugner“, wie sie ihn nannten, obgleich er mehr als einmal gegen die zügellosen Neuerungen in Bezug auf Religion eiferte und bereits damals der Meinung war, daß sie, je weiter sie verbreitet würden, alles für die allgemeine Revolution vorbereiteten, von welcher Europa bedroht sei. Von einem gewissen prophetischen Pessimismus war er überhaupt keineswegs frei; wir erinnern uns z. B. folgenden Ausspruchs von ihm: „Ein Uebel vor der Wissenschaft und eine verhängnisvolle Verzwergung wird mit der Zeit die Menschen der Barbarei in die Arme führen“ u. s. w.

Wie dem auch sei, Jobst Sadmann will, daß seine Tochter nicht den ihm verdächtigen Schreiber Bruckmann, sondern einen jungen pietistischen Prediger Namens Fröh heirathe. Bruckmann läßt sich in seiner Verweigerung unter die Soldaten anwerben und macht den Feldzug unter Prinz Eugen gegen die Türken mit, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, seinem Roman ein lebhaftes Gemälde der für die Christen siegreichen Schlacht von Zenta einzuflechten. Die Trauung der Jungfer Sadmann mit dem Prediger Fröh soll bereits vollzogen werden, als plötzlich ein Confessorialschreiben eintrifft, durch welches der Pastor Fröh von seiner Stelle removirt wird; denn zu der Zeit wurde die sogenannte halle'sche Pietistenpartei, weil sie „das heilige Wort Gottes nicht lauter und rein lehrte“, von offizieller Stelle her verfolgt. Franz Bruckmann, inzwischen wegen seiner Tapferkeit zum Offiziersrang erhoben, kehrt zurück und er und Jungfer Sadmann werden ein glückliches Paar. Was wir an dieser Episode aussetzen möchten, ist der Umstand, daß und der Humor Jobst Sadmann's nicht genug verwerthet zu sein scheint, wie wir es denn überhaupt mit der launigen und drolligen Natur und der wir glauben ziemlich rationalistischen Anschauung dieses sprödesten Kanzelredners nicht wohl vereinbar finden können, daß er einen Mann von so schlechtem pietistischem Wesen wie Pastor Fröh zum Schwiegersohn auszuwählen haben sollte.

Wie trefflich aber der Verfasser die Ausdrucksweise jener Zeit zu copiren weiß, davon zeugt zur Genüge folgender Brief Franz Bruckmann's an seine Jungfer Liebste: „Allerschönste Seele! Man weiß keine Ziffer, durch welche die unzählbare Anzahl der Sterne kann bezeichnet werden, viel weniger weiß ich ein

Wort oder eine Zeile zu finden, die genugsam wären, meine große Begierde, Dieselbe bald wiederum zu sehen, auszudrücken, ob ich schon erst vorgestern Abend bei Ihr war. Ich zähle zwar die Stunden, aber vielmehr zu meinem wildigen Bedruss, weil mir jeder Stodenschlag zugleich mein Herz berührt, da ich noch so viele Stunden von meiner Verehelichung übrig sehe. Ich finde diese Passion allgemach mit einer großen Heftigkeit, die ich doch sonst als ein schwaches Fieberlein angesehen habe. In dieser meiner Pein ist Sie, o allerschönstes Bild! alleine Ursach, weil ich Ihre angenehme Gestalt unablässig vor Augen habe. Wilhelm Dinninger, mein Confrater und guter Freund, weiß allein um meine Passion und vernimmt und merkt alle heftigen Seufzer, die ich um Ihrertwillen in die bloße Luft geschickt. Diese Liebestraunkheit, ob sie mich gleich unmaßlich quälet, ist nichtbedenklicher meine angenehmste Volkst, weil sie von niemand anders als von Ihr den süßen Ursprung führet. O, meine Schöne! mein Kommen zu Ihr ist mir immer eine solche Pflicht, ohne die ich sterben müßte. Ich wünsche, daß Ihre Begierde zu mir gleich groß sein werde. Mehr will ich diesem schwachen Papier nicht anvertrauen, weil es solche Flammen, als ich hege, unmöglich ohne Verfehrung ertragen kann. Lebet wohl. Franz Bruckmann."

In einem Antwortschreiben der Jungfer heist es dann: „Ach! liebwürdiger Schatz! Das Verlangen, Euch bald wiederzusehen, macht mich seufzen und hoffen! Ich bin nicht mehr meine, weil meine Gedanken stets um Euerer angenehme Person schweben. Der Schlaf, ob er wol dem Tode ähnlich ist, gibt meinen Gedanken doch das allangenehmste Leben, wann er mir Euerer Goldseligkeit ohne Unterlaß im Traume vorstellt. Dieses Blatt ist glücklicher als ich, weil es von Euren Lippen kann berührt und geküßt werden. Aber Geduld! Diese bringet mit tausendfältigen Früchten, was sie mit großer Widerwärtigkeit gesät. Sonst kann ich nichts berichten, weil ich für großer Liebe keinen fremden Zuständen nachdenken kann. Lebet wohl, mein Leben! und liebet beständig; wollet Ihr aber, daß ich sterbe, so hört auf, mich zu lieben, dennoch werde ich vergnügt sterben, weil ich die Ehre gehabt, mich eines vollkommenen Menschen verliebte Dienerin zu nennen, die ich auch bis in das Grab verharren werde. Johanna Marie Sadmannin."

Uebrigens ist das Colorit der Zeit meist gut gewahrt, in den Gesprächen sowohl als in den Schilderungen, indessen letztere nun Scenen der Spinn- oder Trinkstube, oder Hofflichkeiten, darunter z. B. die Chasse de Diane und das Trimalciofest betreffen, Feste, deren Details beweisen, mit welchem schalen Unfinn man an den damaligen deutschen Fürstenthöfen die Anzahl müßiger Stunden auszufüllen suchte. Nur die von edelm Bildung- und Wissensbrange erfüllte Kurfürstin machte eine Ausnahme und nur ihre Gunst konnte Leibniz den Aufenthalt in Hannover erträglich machen; für ihren Sohn Georg war der große Philosoph nichts weiter als ein „lebenbiges Dictionnaire".

Leibniz tritt aus dem Rahmen des Ganzen achtungsgebietend heraus, und wir verfolgen mit Antheil und Belehrung seine Worte, Handlungen und unendlich vielfachen Bestrebungen bis dahin, wo man seine Ueberreste in einer Weise bestattete, daß der Engländer Her of Kersland, der gerade an seinem Todestage in Hannover ankam, davon sagte: Leibniz sei eher als ein Wegelagerer begraben worden denn als ein Mann, welcher die Sterbe seines Vaterlandes gewesen sei.

Hier ist auch der geeignetste Ort, um eine Stelle aus einem Gespräche zwischen Leibniz und Lord Maclesfield mitzutheilen. Letzterer stand an der Spitze einer aus etwa 40 Personen bestehenden Gesandtschaft, welche nach Hannover gekommen war, um der Kurfürstin den Entschluß des Parlaments vom 23. Juni 1701 zu überbringen, der ihr und ihren Nachkommen nach dem Ableben der Königin Anna die Thronfolge sicherte. Der Lord führt sich bei Leibniz mit einem Empfehlungsschreiben des Bischofs Burnet ein, welches für diesen die größten Lobsprüche enthielt. Nachdem Leibniz gegen den Lord bemerkt, daß seine Leistungen

allerdings im Auslande, in Frankreich und England mehr Anerkennung fanden als in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation, entspinnt sich folgendes Gespräch: „Das ist allerdings leider wahr“, meinte der Lord, „Deutschland hat von jeher seine berühmtesten Männer sehr vernachlässigt.“ — „Verhungern lassen“, verbesserte Leibniz, „wie zum Beispiel Gurenborg, Ulrich von Hutten und Kepler.“ — „Und“, fuhr der Lord fort, „ihre Verehrung der Nachwelt und dem Auslande überlassen.“ — „Es ist nun einmal die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters“, meinte Leibniz, „alles Fremde dem Einheimischen, und wenn dieses zehnmal besser wäre, vorzuziehen; das war schon zu den Zeiten der Römer und ist heute noch der Fall. Wir Deutsche neigen sehr zum Weltbürgerthum, haben wenig Patriotismus und beschäftigen uns mehr und lieber mit den Angelegenheiten anderer Völker als mit unsern eignen. Der Kosmopolitismus ist unsere innerste Natur und kann uns daher auch eben nicht zum Vortritt gereichen.“ — „Durchaus nicht“, lautete die Antwort des Lords, „es ist sogar gut, daß es auch ein solches Volk auf dem Erdenrunde gibt, das kosmopolitisch denkend und handelnd den übrigen Völkern die Resultate seines Denkens mittheilt und das Schöne und Gute anderer Nationen mit Eifersucht sammelt und in sich aufnimmt. Ist denn auch wirklich einmal etwas Gutes dazwischen, so wird solches in der großen Masse des wirklichen Guten ohne schädliche Folgen sein.“ u. s. w.

Was den unehelichen Sohn des Philosophen, Dinninger, betrifft, so erfahren wir auch über dessen und seiner Nachkommen Schicksale Näheres aus dem Buche. Der Verfasser erzählt, daß Dinninger das Schreibergeschäft bei seinem Vater ausgeübt habe und fährt fort: „Zunächst bezog Dinninger ein kleines Stübchen auf der Marktstraße, wo er noch 17 Jahre, bis zum Tode des großen Gelehrten, verblieb und sich seinen Lebensunterhalt als Maler und Kunstkupferer erwarb. Mit ziemlicher Gewißheit hoffte er, daß, ungeachtet er im Unwillen von Leibniz geschieden war, dieser ihn im Testamente bedenken würde. Doch blieb dies ein frommer Wunsch. Nunmehr seine Handlungsweise gegen seinen einstigen Dienstherrn bereuend, verließ er Hannover und siedelte nach dem städtischen Mödern, im jersichow'schen Kreise im Magdeburgischen, über, wo er, weil seine Kunst selbst nicht geschätzt wurde und genügend verworfen werden konnte, nur kümmerlich sein Dasein fristete. Er überwand seine Heirathsscheu und verheirathete sich mit einem armen Mädchen, und nahm auch seine Mutter, Marie Moritz, die Tochter des Tagelöhners und Hausmanns Andreas Moritz aus Bernshadt, bei sich auf. Als sein Tod im Jahre 1760 erfolgte, hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine 1789 in so großer Dürftigkeit lebte, daß die öffentliche Milde für sie in Anspruch genommen wurde. Sie sah dem großen Gelehrten ebenso ähnlich wie Dinninger.“

Was den Roman von H. von Maltiz „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen“ (Nr. 2) betrifft, so haben wir oben schon angedeutet, daß er weniger romanartig angelegt und durchgeführt ist als der Andrea'sche. Nur eine Liebchaft des Grafen Königsmark scheint ihm diesen Charakter geben zu wollen; aber sie tritt nicht sehr in den Vordergrund und hat mit dem räthselhaften Verschwinden oder der muthmaßlichen, auf Anklagen der Gräfin Platen im Dunkel der Nacht vollzogenen Ermordung des Grafen ziemlich mitten im Roman ein Ende. Der Roman ist seinem größern Theile nach einfach eine Hofchronik, eine fast tagebuchartig fortschreitende Lebensgeschichte der Kurfürstin Sophie von Hannover und ihrer Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg und spätern Königin von Preußen Charlotte und geht, je mehr er sich seinem Schlusse naht, immer mehr in diesen chronikartigen Charakter über.

Aber zur Kenntniß des Hoflebens der damaligen Zeit und speciell der Höfe Hannover- und Preussens und Berlin-Charlottenburg enthält der Roman reichhaltiges Material. Der Verfasser scheint nach dieser Seite hin wirklich ernste und eingehende Studien gemacht zu haben. Der Verfasser bemerkt im allgemeinen

über das Treiben an den damaligen deutschen Höfen: „Auch der beste Souverän hielt sich für ein von andern Menschen verschiedenes Wesen; die Begierde nach dem Ausländischen erregte bei ihnen Ekel gegen das ursprünglich Einheimische, sie lebten und sprachen französisch, sie nahmen ihre amüsirenden Zeitvertreiber aus Italien und ließen die Quellen des Wohlstandes ihrer deutschen Brüder in sinnlichen Vergnügungen zu Venedig und Rom verschwenderisch ausfließen“ u. s. w. Die Fürsten, die Hofcavaliers und Hofdamen, welche das Volk und den Bürgerstand nur die „Canaille“ zu nennen liebten, schienen es förmlich darauf abgesehen zu haben, den Beweis zu liefern, was der Mensch in Genuß und Vergnügen aushalten könne. Oft kam man wochenlang aus der Schwelgerei, dem Rauch, aus Maskenfeste und andern Tollheiten nicht heraus. Sich eine Maitresse neben der legitimen Gattin zu halten, gehörte förmlich zum Anstand; diese Sittlichkeit oder Unsitte verstand sich so von selbst, daß die Ehefrauen hierin die größte Rücksicht übten, ihren Männern wol gar Maitresses, die sie für die unschädlichsten hielten, zuzuführen, sich aber auch häufig für diese Duldsamkeit dadurch schadlos hielten, daß sie sich unter den Hofcavalieren nach Urfach umsahen. Selbst die Kurfürstin Sophie, die sonst eblern geistigen Genüssen huldigte, fröhnte der Prachtliebe, und als der Erbprinz Georg gegen die Franzosen ins Feld zog, nahm er auf besonderes Anpassen der Mutter 77 Bediente, 15 Knechte, 132 Kuruspferde, zwei Zuderbäder, zwei Meisterköche, einen Bratenmeister, einen Kapannenkocher und 20 Kutscher mit. Ein andermal erzählt der Verfasser, daß der berliner Hofpoet Besser für ein 70 Strophen umfassendes Trauergedicht auf den Tod der Königin Charlotte nicht weniger als 3000 Thaler erhielt.

Die raffinierteste Bildung schloß aber damals die größte Sitten- und Gemüthslosigkeit nicht aus, und diese führte nicht selten zu solchen empörenden Scenen, wie diejenige, welche Rattig im ersten Kapitel des zweiten Bandes erzählt. Bei einem häuslichen Zank zwischen dem genannten Prinzen und seiner allerdings nur zu lebenslustigen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Celle, von der dann auch die Trennung erfolgte, griff der Prinz an die Kehle der Gemahlin, drängte die mit erschreckendem Schrei Zurückschwanfende gegen die Wand und rief, die Zähne aufeinanderbeißend: „Ich erwürge dich!“ Man sah die rothe Stelle, die des Prinzen Griff am Halse seiner Gemahlin zurückgelassen hatte. Interessant ist auch der Versuch geschildert, welchen der Zar Peter auf seiner großen europäischen Rundreise an den Höfen von Berlin und Hannover abthatete. In Berlin berauschte er sich in Gegenwart der Damen in Brantwein, sodas er nachmittags vollkommen unbrauchbar war; er äußerte einmal, daß ihm im Kriege eine Niederlage ebenso lieb sei wie ein Sieg, wenn nur der Feind recht viele Menschen verliere, da er auf einen Schweden, Dänen oder Türken immer drei Russen opfern könne. Einen seiner Diener hatte er wegen irgendeines Vergehens zum Aufknüpfen, einen andern zum Zungenabschneiden verurtheilt, was aber in Berlin auf Einspruch des Gesandten unterblieb. An einer hochgestellten Dame, der Gemahlin des russischen Gesandten in Dresden, hatte aber der Zar wegen eines von ihr gebrauchten ihm mißfälligen Wortes, die Strafe des Zungenabschneidens wirklich vollziehen lassen, wobei der Henker der sich sträubenden Dame die Zunge mit Gewalt herausriß. Auch die Hofdamen in Hannover hatten von seinen Brutalitäten viel zu leiden; der Kellermannslegte sagte er eine Sottise über ihren feinen Raden, einer hohen Dame eine Unanständigkeit über ihren pariser Reifrock und er schlug ihr dann mit plumper Hand über die Wangen, um zu sehen, ob die rothe Schminke abfärbte. Nur der gerade anwesenden Kurfürstin Charlotte gelang es, durch ihr feines, edles und zugleich imponirendes Benehmen den nordischen Barbaren und sogar seinen Brantweindurst in Schranken zu halten, weshalb man sie auch am Hofe die „Bärenbändigerin“ nannte.

Leibniz ist übrigens in diesem Roman im ganzen so sehr Nebenfigur, daß sein Name auf dem Titel ebenso gut hätte fehlen können. 1863. 25.

len dürfen. Er erscheint hier mehr in der zweideutigen Stellung eines Hof- oder Weltmanns und wird sogar einmal genöthigt, ein Heft mit lasciven Versen aus seiner Feder zu veröffentlichen, wofür er sich eine Strafrede der Kurfürstin, aber auch das Lob frivoler Hofdamen zuzog. Zweideutig erscheint sein Charakter allerdings auch insofern, als er von Anton Ulrich, dem Haupt der ältern braunschweigischen Familie, der fortwährend gegen Hannover intriguirte, gleichfalls ein Jahrgeld bezog. Die Hofpersonen duldeten ihn, weil er die Gunst der Kurfürstin genoß, aber im Grunde sahen sie auf ihn mit Geringschätzung herab. Wie aber dachte erst von ihm der preussische Kronprinz, der spätere Solbatenkönig Friedrich Wilhelm I.? Als dieser gebeten wurde, sich der von Leibniz mit gestifteten berliner Akademie anzunehmen, rief er aus: „Was geht mich der Leibniz an! den Kerl kann ich nicht einmal zur Schildwache brauchen!“ Der Roman schließt gleichfalls mit dem Tode und dem traurigen Begräbniß des Philosophen. Die bezahlten Leichenbitter und Träger waren da; aber weder von seiten des Hofes, noch der Behörden, noch der Stadt stellte sich ein Leibtragender ein. Es hatte sogar Mühe und Noth gekostet, ihm eine Ruhestätte in der neukädter Johanneskirche zu erwirken, und die Geistlichen erwähnten des großen Todten auf den Kargen mit Anspielungen auf seinen Unglauben. Sein baares Vermögen, im Betrage von 16000 Thalern fiel an seinen Schweftersohn, den Pastor Köppler in Proßheide bei Leipzig, dessen Frau beim Anblicke der Weibhülle vor Freude vom Schlagflusse getödtet wurde. Das von ihm vollendete Manuscript der Geschichte des Hauses Braunschweig blieb in der Bibliothek 130 Jahre unbenutzt und begraben. Der Verfasser erzählt dann noch: „Leibniz' Tod ging spurlos vorüber. Die Akademien zu Berlin und London ließen kein Wort über das Hinscheiden eines großen Gelehrten hören, nur Fontenelle hielt ein Jahr später in der französischen Akademie eine glänzende Rede über die Größe und Verdienste Leibniz' und Wolf in Halle schrieb für die „Acta Eruditorum“ einen rühmlichen Nachruf. Als der König Friedrich Wilhelm von Preußen erfuhr, daß Leibniz gestorben sei, ernannte er den Hofnarren zu seinem Nachfolger in der Akademie und sagte: „Der Kerl war doch zu nichts tauglich!““ H. H.

Aus dem deutschen Seemannsleben.

1. Das Haus Seefahrt zu Bremen. Von J. G. Kuhl. Bremen, Strack. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus dem Leben eines Seemanns. Schilderungen von Land und Leuten jenseit des Oceans. Von Ludwig Jerrmann. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1863. 8. 2 Thlr.

Unsere Zeit ist das Zeitalter der Associationen. Man hat begriffen, daß zehn Menschen, die sich zu einem bestimmten Zwecke vereinigen, ungleich mehr vermögen, als zehn einzelne, die getrennt auf denselben Zweck hinarbeiten. Aber bereits das Mittelalter kannte Verbrüderungen zum gegenseitigen Beistande in Fällen der Noth und zum Schutz gegen auswärtige Feinde. Die Antikehungen der Zünfte, Gilden und Innungen von seiten der Kaufleute und Handwerker, der Maskuppel und Wirtsfahrten der Schiffer reichen bis in die früheste Geschichte der Städte hinauf. Von dem Hause Seefahrt in Bremen haben aber vielleicht die wenigsten unserer mittel- und süddeutschen Leser gehört. Doch sind die Verhältnisse und die geschichtliche Entwicklung dieser noch bestehenden Schiffergesellschaft wol geeignet, auch außerhalb Bremens Interesse zu erwecken, und bieten jedenfalls einen Beitrag zur Geschichte des Associationswesens.

Die Gründung der noch jetzt „Haus Seefahrt“ genannten Schifferinnung fällt in das Jahr 1545 und steht mit der gerade damals im Norden Deutschlands vollkommen herrschenden Reformation in einem gewissen Zusammenhang. Denn es war von alters her üblich gewesen, daß Seeleute beim Kauf und Verkauf von Schiffen, bei Abschließung von Feuercontracten, nach

einer glücklich vollendeten Fahrt, infolge der Errettung aus drohender Seefahrt oder bei dergleichen Gelegenheiten Kirchen und milden Stiftungen Gaben darbrachten. Es scheint, daß mit der Kirchenreformation, die seit 1525 Bremen durchdrang, Unregelmäßigkeiten und Unordnungen bei der Verwendung von derartigen Spenden eingerissen sind, und dies ist völlig begreiflich, denn die alten Institute, die Klöster und die mit den Kirchen zusammenhängenden frommen Bruderschaften hatten aufgehört und neue Einrichtungen zu verwandten Zwecken waren noch nicht gebildet. Diese organisierten sich jedoch in verhältnismäßig kurzer Frist und in einer der neuen Ordnung der Dinge entsprechenden Weise.

Die Familie eines Gewerbtreibenden ist leichter der Noth ausgesetzt, als die eines unvermögenden Seemanns. Denn selbst abgesehen von der ketten Lebensgefahr, in welcher der Seefahrer schwebt, ist derselbe nicht selten jahrelang abwesend und sehr gewöhnlich auch bei gutem Verdienst und bei Sparsamkeit außer Stande, seiner Familie das Geringste zuzuführen zu lassen. Mit dem Aufhören der alten Zufluchtsstätten der Bedrängten wuchs die Noth, und wie in den übrigen Hansestädten waren auch in Bremen die Verordneten und Ältesten der dortigen alten Schiffergesellschaft bald mit Versammlungen und Berathungen thätig, um die Leiden der Armen und Unglücklichen ihres Standes zu mindern. In einer dem Rathe zu Anfang des Jahres 1545 vorgelegten Schrift ersuchten sie denselben, daß sie alle jene alten Schiffsgebelde, „Brüche, Gottespfennige, Gelübbegelber“, die man ehemals zum Theil zu Kirchenmessen, Altardienst und „andern jezt für ungöttlich gehaltenen Verrichtungen“ verwandt habe, blos zum Vortheil der Armen einziehen dürften. Der Rath fand die ganze Einrichtung sehr nützlich, „christlich billig, rechtmäßig und zur Ehre des Allmächtigen und aus Liebe des Nächsten eingerichtet“, und confirmirte die vorgelegten Statuten dieser „Haus Seefahrt“ genannten Schifferinnung. Im Jahre 1561 war die Gesellschaft durch Beiträge und Vermächtnisse so wohlhabend geworden, daß sie ein geräumiges, vor dem einer patricischen Familie der Stadt gehöriges Haus zu kaufen im Stande war, welches noch jezt das Versammlungslokal der Gesellschaft ist.

Die ursprünglichen Geseze, die ersten Einrichtungen des Hauses Seefahrt, die Mittel, über welche sie gebot, ihre wechselförmigen Schicksale, ihre Vereinigung mit der Vootolente-Bruderschaft, ihre Sorge für die Christenflaven bei den Barbarossa, ihre Mahlzeiten und ihre jegige Gestalt werden von dem Verfasser im weitern Verlaufe des Werks geschildert. Einseitlich der Ausführung bemerken wir nur, daß derselbe in seinem seiner zahlreichen frühern Werke größern Fleiß und größere Sorgfalt bei der Feststellung der einzelnen in Betracht kommenden Data mit seiner einfachen und anziehenden Darstellung verbunden hat.

Von Bremen aus hat der Obersteuermann Ludwig Jerrmann seine Fahrten nach Ost- und Westindien, nach Norwegen und Newyork gemacht, und es sind Bilder aus dem praktischen Seeleben, die uns in seinem Werke vorgeführt werden. Der Verfasser hat eine hohe Meinung von seinem Beruf, und es ist wahr, daß der gewöhnliche Seemann im allgemeinen eines höhern Grades von Muth bedarf als der gewöhnliche Soldat. Einen Feldzug ohne Schande mitzumachen, dazu gehört kein besonderer Heroismus. Der Soldat wird gedrängt, oft gezwungen, seine Pflicht zu thun, in der Regel ruhen die Augen seiner Vorgesetzten und Kameraden auf ihm, er weiß, daß Ehren und Belohnungen seiner warten, wenn er sich auszeichnet; aber es gehört etwas mehr dazu, frei, oft der Beobachtung ganz entzogen, mit kalter Ueberlegung auf schwinbelnder Höhe, in der schwankenden Lufelage, bei Nacht unter Stürmen und eifigem Regen sein Werk zu verrichten ohne die mindeste Aussicht auf eine Gehaltsverhöhung oder nur ein besonderes Lob. Auch stimmen wir gern in die Entschuldigung für den Seemann ein, der, nach der schweren Arbeit und den harten Entbehrungen vieler

Monate endlich ans Land gekommen, sich dem langentbehrten Genuße bis zum Uebermaße hingibt.

Aber auch die Sinnlichkeit und Roheit, die man früher als von dem Seeleben untrennbar hielt, wird seltener, je mehr junge Männer, die schon einige Schulbildung genossen haben, sich diesem Stande widmen. In dieser Klasse gehört der Erzähler dieser Schilderungen aus entfernten Welttheilen. Er schildert uns seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen auf der offenen See, am Bord fremder Schiffe, in dem Hafen von Ceylon, auf der Küste von Malabar, auf Isle-de-France, auf Cuba, Puerto-Rico und Newyork. Die Erzählung des Selbst-erlebten hat vor den Dichtungen stets einen besondern Reiz voraus, und namentlich Leser des Binnenlandes, für die der Verfasser hauptsächlich schreibt und die trotz unserer Eisenbahnen und Dampfschiffe oft nur eine unflare Vorstellung von den Freuden und Leiden des Seelebens haben, werden seinen Darstellungen durchaus nicht ohne Interesse und Belehrung folgen.

87.

Notizen.

Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Bei Anquardt in Brüssel erschien ein Werk von Xavier Hensching, dem bekannten und verdienstvollen belgischen Statistiker, unter dem Titel: „La noblesse artiste et lettrée“, worin alle Leistungen des Adels auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste aufgezählt, systematisch zusammengestellt und in culturhistorischem Sinne beleuchtet werden. Der Verleger spricht in der Ankündigung die Hoffnung aus, in der er sich wahrscheinlich auch nicht täuschen wird: das Werk werde in den bestrebenden Kreisen Aufsehen erregen und gern gelesen werden. Wir für unsere Person haben uns schon längst gewundert, daß bei uns in Deutschland sich noch kein Freund und Anwalt des Adels gefunden habe, der, um dessen Ehre zu retten, die Verdienste des deutschen Adels um Kunst, Dichtkunst und Wissenschaft in einem besondern Werke zusammenstellte und beleuchtete, wodurch diesem Stande gewiß ein größerer Dienst geleistet worden wäre, als durch alle hochtrabenden Lebensarten über die traditionelle Bedeutung des Adels als einer bevorrechteten Klasse. Freilich würde aus einem solchen Werke auch das bemerkenswerthe Factum hervorgehen, daß die bahnbrechenden Geister unserer Nation ziemlich ausschließlich dem Bürgerstande, und zwar meist nicht dem wohlhabenden, nicht dem bürgerlichen Patricierthum angehörten, daß, von einzelnen Dichtern wie Ghr. v. Kleist, den beiden Grafen Stolberg, H. W. von Gerkenbergk u. s. w. abgesehen, die Betheiligung des Adels an der deutschen Literatur erst nach Abschluß unserer classischen Literatur zur Zeit, als die romantische Schule zur Herrschaft gelangte, eine wirklich lebhaft wurde, wie die lange Reihe adelicher Dichter: H. von Kleist, F. von Hardenberg (Novalis), M. von Schenkenborn, J. von Eichendorff, F. de la Motte Fouqué, A. von Chamisso, F. von Gaudy, F. von Sallet, Graf von Kuersperg, Riembach von Strehlenau, Graf von Platen-Hallermünde, Gräfin Hahn-Hahn, Annette von Droste-Hülshoff u. s. w. beweist. In weit geringerm Grade dagegen theilte sich der deutsche Adel an der Entwicklung der Wissenschaft — obgleich hier einige berühmte Namen, vor allem die beiden Humboldt, die freilich nicht dem alten Landesadel angehörten, und L. von Buch zu nennen wären — und der Tonkunst, auf deren Gebiete nur wenige adeliche Namen glänzen, und verhältnismäßig fast noch weniger zeigte er sich auf dem Gebiete der Sculptur, Architektur, Malerei, Kupferstecherkunst u. s. w. thätig. Große Verdienste hat sich dagegen der bessere Theil des deutschen Adels, besonders auch im vorigen Jahrhundert, um deutsche Literatur, Kunst und Tonkunst dadurch erworben, daß er genießend und fordernd hervorragende bürgerliche Talente schützte und ermunterte. Seitdem der Adel mehr und mehr wenigstens auf dem Gebiete der Literatur productiv geworden, scheint er allerdings diese ehrenvolle

Stellung von Mäcenen ziemlich aufgegeben zu haben, mit Ausnahme einzelner regierender Fürsten. *A. M.*

Zur Literatur über Moses.

Wir erlauben uns auf folgende Schrift des verstorbenen Dr. B. Herr: „Leben Moses nach Auffassung der jüdischen Sage. Ein Fragment aus dessen handschriftlichem Nachlasse“ (Leipzig, Reiner, 1863), aufmerksam zu machen. Dem mit vielem Beifall aufgenommenen „Leben Abraham's“ von demselben Verfasser sollte das „Leben Moses“ sich anreihen und diesem später das „Leben David's“ folgen. Doch inmitten der Arbeit überraschte ihn das unerbittliche Geschick; die Feder entfiel ihm, und nur ein Bruchstück hat er uns als sein letztes theures Vermächtniß hinterlassen. Gern möchten wir hier dem allzu früh verstorbenen Freunde und Lehrer den ihm gebührenden Tribut zollen, gern seine Verdienste als Mensch und Gelehrter rühmen, gern verkünden, was er als Vorkämpfer für seine Glaubensgenossen gewirkt; doch für ersteres wäre dies nicht der passende Ort und letzteres ist bereits von anderer kundiger Hand geschehen. So begnügen wir uns damit, auf das vorliegende Schriftchen aufmerksam zu machen, das wol geeignet ist, die Zahl der Freunde und Verehrer des Verstorbenen noch zu vermehren, und seine Verdienste als Schriftsteller in helles Licht zu setzen. Bei der bekannten Ueppigkeit der orientalischen Phantasie kann es nicht wunder nehmen, daß die hehre Gestalt des großen Gesetzgebers, des eigentlichen Schöpfers des Judenthums, eine Fülle von Sagen umschwebt, daß dem Sammler der Stoff hier im reichsten Maße zufließt und er leicht Gefähr laufen kann, von der Massenhaftigkeit desselben erdrückt zu werden. Wie aber ist ein reichhaltiger Stoff besser bewältigt worden, als im vorliegenden Fragment; seine höchst geschmeidige und wahrhaft feine Form gewährt ihm den Reiz eines wohlangelegten Kunstwerks, welches nirgends den Schweiß der Arbeit verräth und dessen scheinbare Kunstlosigkeit um so anziehender und fesselnder auf uns wirkt. Und glaube man nicht, daß die Phantasie der jüdischen Rabbinen, die hier bei der Umkleidung ihres größten Weisen und Propheten thätig gewesen, bloß eine kindisch spielende war; vielmehr offenbart sich in diesen morgenländischen Sagen die tiefste Weisheit, und werden hier Fragen der gewichtigsten Art, die noch heute und gerade im Augenblick mehr als je unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, in sinniger und tief verständiger Weise gelöst. So z. B. S. 44 die Arbeiterfrage, und S. 47 die der Todesstrafe. Wer Ringlatsch's Bericht von dem vom Schloß überfallenen englischen Ministerium gelesen, dem wird das S. 51 Erzählte nicht mehr als bloßes Märchen erscheinen. Ueberhaupt trägt das ganze Büchlein so sehr den Charakter der Wahrscheinlichkeit an sich, daß man geneigt ist, es für eine wahre Erzählung hinzunehmen, und muß man aus allen diesen Gründen um so lebhafter bedauern, daß es dem begünstigten Verfasser nicht vergönnt war, es zu vollenden und die Literatur um ein schönes und gelegenes Werk mehr zu bereichern. Allen Freunden des Verfassers und einer lehrreichen und spannenden, wiewol schmucklosen und ungekünstelten Lectüre sei das Bruchstück, wie es eben vorliegt, bestens empfohlen. 36.

Bibliographie.

- West, R., Jadwiga. Gedicht in elf Gesängen. Leipzig, Granow. 16. 20 Ngr.
 Broof, A., Schulplos, aber nicht hüßlos. Novelle. Zwei Theile. Dresden, Runke. 8. 3 Thlr.
 Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. Zur Erinnerung an das Jahr 1813. Drei Bände. Hamburg, Verlag der modernen Klassiker. Gr. 8. à 15 Ngr.
 Erzählungen aus dem Erzgebirge. Ein Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer beliebter Schriftsteller von C. und

- A. Schlesinger. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Dederan, Schlesinger. Gr. 4. 3½ Ngr.
 Frank, P., Geschichte der Tonkunst. Ein Handbüchlein für Musiker und Musikfreunde. In übersichtlicher, leichtfaßlicher Darstellung. Leipzig, Neuberger. 8. 18 Ngr.
 Freund, L., Lug und Trug. Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt. 1ster Band. Berlin, Deder. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
 Freusberg, J., Dreißig Gelegenheitsreden. Passerborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.
 Für Dich von mir. Briesen, Köhler. Gr. 16. 1 Thlr.
 Geschichte der Verfolgung und Leiden des Manuel Matamoros und anderer Protestanten in Spanien. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 8. 4 Ngr.
 Gehr, J., Uhlant's Leben. Ein Gedächtnisbuch für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Ngr.
 Göring, A., Der Adept oder der letzte Rosenkreuzer. Roman. Vier Theile. Leipzig, Häfeler. 8. 8 Thlr.
 Gahn-Gahn, Ida Gräfin, Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Hartmann, R., Reise des Freiherrn Adalbert von Barmen durch Nord-Ost-Afrika in den Jahren 1859 und 1860. Mit Abbildungen und Karten. Berlin, G. Reimer. Imp.-4. 10 Thlr.; mit Atlas in qu. Fol. 24 Thlr.
 Hermann, C., Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 10 Ngr.
 Himmel und Hölle. Eine Studie. Berlin, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr.
 Hochreiter, F. v., Neu-Seeland. Mit 2 Karten, 6 Farbenhaflichen, 9 großen Holzschnitten und 89 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Gotta. Lex.-8. 7 Thlr.
 Hoffmüller, J., Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. 1stes Bändchen. Bern, Huber u. Comp. 8. 24 Ngr.
 Kobell, F. v., Pälzische Geschichte. In der Mundart erzählt. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr.
 Kappaport, M., Bajazzo. Ein Gedicht. Leipzig, Arnold. 16. 27 Ngr.
 Rosenhagen, J. F., Charakterzüge, letzte Reise, Krankheit und Ende der Königin Luise von Preußen. Nach authentischen Quellen. Berlin, G. Müller. 8. 5 Ngr.
 Rüffer, C., Gedichte. Gotha, Gläser. 18. 20 Ngr.
 — Die Walpurgisnacht. Lustspiel in drei Aufzügen. Gotha, Gläser. 18. 10 Ngr.
 Steub, L., Der schwarze Gast. Erzählung aus den Tagen der tiroler Protestantenfrage. München, Fleischmann. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Aufsätze über Rom. Moers, Spaarmann. 8. 10 Ngr.
 Erinnerungstanz an die Freiheitskriege in den Jahren 1813, 1814 und 1815 und an die Festfeier am 17. März 1863. Preußens Kriegern dargebracht von C. E. Kautenberg. Mohrungen, Kautenberg. 8. 7½ Ngr.
 Frankfurter, N., Denkrede auf Dr. Gabriel Meffer. Gehalten am 2. Mai 1863 im Neuen israelitischen Tempel. Hamburg, B. S. Berendsohn. Gr. 8. 4 Ngr.
 Lassalle, F., Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Vertheidigungsrede vor dem R. Kammergericht zu Berlin gegen die Anklage die beschlossenen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Bestenben öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 16 Ngr.
 Maltitz, A. v., Die Wunderkur der Hölle. Ein Nachtstück. Weimar, Kühn. Gr. 16. 3 Ngr.
 Schottmüller, A., Rede zur 100jährigen Jubelfeier des Subersburger Friedens. Berlin, Herbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte
des neunzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Gerb Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Sechs Theile. 8. Geh. 10 Thlr. 10 Ngr.

Selten hat ein Werk in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt wie diese interessanten und werthvollen Memoiren zur Zeitgeschichte. Es sind Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angefügt an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch sich auszeichnend, daß der (fürzlich verstorbenen) Verfasser überall die volle Wahrheit geben konnte und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt. Das Werk hat somit eine hervorragende Bedeutung für die Beurtheilung der jüngsten Vergangenheit sowol wie der gegenwärtigen Zustände in Schule und Staat.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Dritte Auflage. 15 Bände. Complet 20 Thlr.

Durch Vollständigkeit und Gediegenheit der Bearbeitung be-
hauptet dies Nationalwerk der Deutschen stets den Vorrang vor
allen directen und indirecten Nachbildungen. Zu beziehen
in 80 Heften zu 7½ Ngr.

in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.

vollständig: 20 Thlr., geb. 23½ Thlr., 24 Thlr., 24½ Thlr.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 Blätter in Stahlstich nebst Text.

Complet 24 Thlr., cartonnirt 26½ Thlr., gebunden 32½ Thlr.
Auch in Lieferungen oder zehn Abtheilungen zu beziehen.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften zu 6 Ngr.

„Unsere Zeit“ zählt die geachteten Schriftsteller zu Mitarbeitern
und bildet eine laufende Fortsetzung des Conversations-Lexikon.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lloyd (E. H.) and G. H. Noehden. A new dictionary of
the English and German language. In 2 parts. Part I.
English and German. Part II. German and English.
2d edition, enlarged and corrected. 8. Hamburg, 1836.
(2 Thlr. 20 Ngr.) Ermässiger Preis 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von

Franz von Remmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung
und Schilderung italienischen Lebens in dem Romane „Unter
den Ruinen“ (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vorthellhaft bekannt,
bletet mit diesem neuen größern Romane ein Sittengemälde
aus der deutschen Gegenwart, reich an pikanten Scenen
und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Tri-
stheit und Blässheit der genussfüchtigen Welt von ihm ent-
schleiert, aber mit seinem Takt sind überall die Grenzen eines
gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Haus- und Landwirthschaft.

Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem ge-
genwärtigen Zustande. Nach dem Englischen von A. G.
Schweiger. Zwei Bände. 8. 1838–40. (6 Thlr. 20 Ngr.)
1 Thlr. 10 Ngr.

Dieterichs (J. F. Ch.). Handbuch der gesammten Hausthier-
zucht für Landwirthe. 8. 1848. (1 Thlr. 21 Ngr.) 12 Ngr.

Jeser (F. G.). Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehen-
der Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet
und herausgegeben von R. G. Freiherrn von Berg.
Zwei Bände. Mit Lithographien und in den Text eingebrach-
ten Holzschnitten. 8. 1859. (3 Thlr. 6 Ngr.) 2 Thlr.

Mörte (W.). Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als
Agt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem
Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. 8. 1838.
(2 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise er-
mässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben
wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen be-
züglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Voll-
ständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen,
verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das bestmögliche
Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen
angenommen.

Vollständig in 60–80 Heften oder 6–8 Bänden.
Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr.,
gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

25. Juni 1863.

Inhalt: Neuere deutsche Literaturgeschichtsschreibung. Zweiter Artikel: Specialbeiträge zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Hermann Marggraf. — Religiöse Romane. — Der Capitän Henry Geron und Herr van Haren. Von Heinrich Dänger. — Culturhistorische Skizzen. — Notiz. (Das „Cornhill Magazine“ über den deutschen Journalismus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere deutsche Literaturgeschichtsschreibung.

Zweiter Artikel:*)

Specialbeiträge zur Geschichte der deutschen Literatur.

Hatten wir im ersten Artikel eine Anzahl neu erschienener Werke, welche in Form wirklicher Literaturgeschichten die deutsche Literatur in ihrer historischen Entwicklung und ihrem organischen Aufbau pragmatisch behandeln, in Betracht gezogen, so wollen wir in dem gegenwärtigen zweiten Artikel eine Anzahl von Schriften zusammenstellen, in welchen Lebensbilder und Charakteristiken einzelner deutscher Schriftsteller und Dichter galerienartig aneinander gereiht sind.

1. Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Robert Prug. Leipzig, Wagner. 1862. 8. 2 Tlfr. 20 Ngr.
2. Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung. Von Klopstock bis Schiller. (Unter Mitwirkung von Wilhelm Stricker.) Erster und zweiter Band. Mit Porträts und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1858—61. Gr. 16. 2 Tlfr. 20 Ngr.
3. Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten von D. F. Gruppe. Erster Band. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Bruckmann. 1863. Lex.-8. Jede Lieferung 16 1/2 Ngr.

Robert Prug's Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts „Menschen und Bücher“ (Nr. 1) erregten schon durch ihren Titel unsere besondere persönliche Theilnahme, denn er ist nur der umgekehrte einer von uns bereits im Jahre 1837 herausgegebenen Sammelchrift „Bücher und Menschen“, unserer frühesten Schrift in Prosa. Beide Schriften haben somit, was Inhalt, Tendenz und Form betrifft, wenig gemein, außer daß die im Prug'schen Werke zusammengestellten Abhandlungen unsers Wissens bereits früher im „Deutschen Museum“ gedruckt waren, wie auch die in unserer Schrift mit dem umgekehrten Titel enthaltenen biographischen Skizzen, literarischen Charakteristiken und

Genrebilder im „Berliner Conversationsblatt“ und andern Zeitschriften dem Publikum schon früher ihr Compliment gemacht hatten.

Das Prug'sche Werk enthält zunächst eine allgemeine Betrachtung „Die Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert“ und die ausführlichen Charakteristiken von Johann Timotheus Hermes (1738—1823) und von G. F. D. Schubart (1739—91), Karl Friedrich Bahrt's Jugendgeschichte (1741—71) und die Biographie des abenteuerlichen Romanschriftstellers Friedrich Karl Laufhard (1758—1822). Das Werk hat das Eigenthümliche, daß die Charakteristiken mit V, VI, VII, VIII bezeichnet sind, II, III, IV dagegen fehlen, daß der erste Aufsatz mit S. 114 schließt und in demselben Bande der nächste Aufsatz, der über Hermes, wieder mit S. 1 beginnt. Eine Vorbemerkung der Verlagshandlung enthält über diesen etwas eigenthümlichen Umstand die Andeutung, daß die Vollenendung der weiteren für das Buch bestimmten Abtheilungen: Johann Christian Günther, Albrecht von Haller und Thomas Abbt sich leider noch immer verzögert habe und daß sie deshalb die Abtheilungen I und V bis VIII veröffentlichen, „hoffend, daß das Buch auch in dieser Gestalt sich zahlreiche Freunde erwerben werde“. Auch wir wollen dies mit der Verlagshandlung hoffen, denn das Buch gewährt trotzdem, daß wir einige dafür bestimmt gewesene Kapitel entbehren müssen, doch ein lebhaftes Interesse, namentlich in dem biographischen Theile, hier sowol in literar- und culturhistorischer als auch in besonderem Grade psychologischer Hinsicht.

In der ersten Abhandlung beschäftigt sich der Verfasser mit der deutschen Literaturgeschichtsschreibung, die noch vor wenig mehr als zwei Menschenaltern „kaum noch dem Namen nach gekannt, eine trodene Anhäufung von Namen und Jahreszahlen“ war, die sich aber gegenwärtig zu einem „so inhaltreichen wie lebensvollen Gemälde aller edelsten und größten Bestrebungen, die jemals auf dem Gebiete unsers geistigen Lebens stattgefunden“, erweitert hat; sie ist nach Prug die „erste unter den Wissenschaften, welche den Wahn der Gelehrsamkeit brach und sich

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 22 d. Bl. 1863. 26.

hinauswagte auf den Markt des Lebens, unter die Masse des Publikums", und die diesen Weg mit so großer Beharrlichkeit und zugleich mit so viel Glück verfolgt hat, „daß sie gegenwärtig eine der ersten Stellen einnimmt unter den Elementen unserer nationalen Bildung überhaupt“. Selbst unsere gelehrten Schulmänner hätten einsehen gelernt, „daß der Quell des Schönen, dieser für die Bildung der Jugend so nothwendige, so unerlässliche Quell nicht in Rom und Griechenland allein fließt, sondern daß auch die Geschichte der vaterländischen Literatur einen würdigen Stoff bietet, die jugendlichen Geister daran zu jenen höhern sittlichen Zwecken heranzubilden, die überall das vornehmste Ziel aller Erziehung bleiben müssen“.

In einem weitem Abschnitt dieser Abhandlung, welcher das Verhältniß der Literaturgeschichte zur Politik behandelt, wendet er sich mit Recht gegen jene „bei uns in Deutschland wenigstens so althergebrachten und so oft vernommenen Sätze“, wonach die Literatur „nicht bloß der Gegensatz, nein, der Feind des Lebens“ sei, gegen die Ansicht, „daß die Kräfte, welche der Kunst gewidmet werden, dem Staate verloren gehen, und daß daher eine Nation, die politisch groß und bedeutend werden will, eine gewisse Barbarei in Kunst und Wissenschaft, wenn auch nur vorübergehend, nicht scheuen darf“. Er wendet sich gleichzeitig gegen jene „allerneueste specifisch christliche und loyale Literaturgeschichte, mit der man sich gegenwärtig an gewissen Orten so viel weiß und die man uns gern als die Literaturgeschichte als solche verkaufen möchte“, gegen diese „Erfindung von sehr neuem Datum“, gegen dieses „Product unserer dormaligen überschwenglichen Reactionsperiode“.

Dies mag allerdings sehr richtig sein; aber der Verfasser hätte vielleicht auch vor dem andern Standpunkt warnen sollen, vor der Tendenz, die Literaturgeschichte zu demokratisiren und gewissermaßen zu entchristlichen, sie dazu zu benutzen, um gegen alles Christliche und Religiöse in Kunst und Poesie einseitig zu polemisiren, ungeachtet des von Niemer mitgetheilten Goethe'schen Wortes, „daß die Menschen in Poesie und Kunst nur so lange productiv bleiben, als sie religiös seien“. Selbst der „Freie“ Goethe sagte dies — und er sagte Aehnliches auch an andern Orten —, weil er selbst ein religiöses Leben in sich fühlte, ohne das er z. B. seine „Iphigenie“, so viele Stellen in „Faust“ und anderes Herrliche nicht geschrieben haben könnte. Daß Goethe unter „religiös“ natürlich nicht das dogmatisch-orthodoxe Christenthum und alles kopfhängerisch pietistische oder verbammungsüchtig-fanatistische Wesen meinte, ist selbstverständlich. Wer aber als Literaturhistoriker den oben angedeuteten antireligiösen Standpunkt einnimmt, wird niemals im Stande sein, die schönsten und reinsten Periode jenes so abschließlich verkannten Mittelalters (mit dem man das in Verberbnis und Fäulnis übergehende nicht verwechseln möge) in ihrem all ihr Schaffen, all ihre Kunst und Poesie durchdringenden großartigen Princip vollkommen richtig zu würdigen; er wird niemals im Stande sein, die tiefe Poesie in religiösen Gedichten von den Psalmen bis zu den oft

so vortrefflichen Kirchengesängen der geistlichen protestantischen Lieberdichter zu ahnen, zu begreifen und ihrem eigenthümlichen Werthe nach andern begrifflich zu machen; er wird niemals im Stande sein, das was in den Erzeugnissen der romantischen Schule echt und wahr und aus wirklich nationalen Quellen wie aus den eigenthümlichen Stimmungen der Zeit hervorgegangen war, von den Ausschreitungen und Verirrungen subjectiver Willkür und krankhafter Phantasterei zu unterscheiden. Kurz, wir fordern von der Literaturgeschichte, daß sie weder in der einen noch in der andern Richtung tendenziös, sondern ihrer Aufgabe gemäß historisch verfare. Von der Kunstgeschichte hat sich dies von jeher von selbst verstanden; warum sollte gerade die Literaturgeschichte gendigt sein, zeitgemäßen Tendenzen oder den Zwecken und Absichten irgendeiner religiösen oder politischen Partei Robot zu leisten?

Im übrigen zeigt sich Bruns, der überhaupt die Für und Wider in irgendeiner Sache gewissenhaft abzuwägen gewohnt ist, im Verlauf seiner Abhandlung gegen das Mittelalter nicht gerade unbillig. Zwar die eigenthümliche Großartigkeit des Mittelalters geht aus seiner Charakteristik desselben nicht gerade hervor; er findet es vielmehr vollkommen begrifflich, daß selbst hochgebildete Geister im Mittelalter nur einen Abfall, nur eine Verirrung der Menschheit hätten erblicken wollen; aber er gibt doch wenigstens zu, daß dieser vermeintliche Abfall nicht nur ein geschichtlich nothwendiger und unvermeidlicher war, sondern daß er in der That auch einen Fortschritt im Leben der Menschheit bilde. Die „kolossale Weltlichkeit“ der Antike habe nämlich die „kolossale Außerweltlichkeit“ des mittelalterlichen Christenthums als ihren nothwendigen Gegensatz hervorgerufen u. s. w. Es liegt dann wol etwas Hegel'sches in den Worten: „Nur aus diesem Kampfe konnte der dereinstige Frieden, nur aus dieser Entzweiung die höhere Einheit hervorgehen.“ Aber leben nicht vielleicht auch wir in einer „Entzweiung“ statt in einer „höhern Einheit“? Wie viele Entzweiungen wird das menschliche Geschlecht nicht noch auf seiner künftigen langen Wanderung durchzumachen haben? Was will die geschichtliche Vergangenheit, von der wir wissen und die wir ziemlich willkürlich in alte Zeit, Mittelalter und neuere Zeit einteilen, gegen die künftigen Jahrtausende des menschlichen Geschlechts bedeuten? „Sowenig der Mensch bestimmt ist, ewig Kind zu bleiben, sowenig ist es auch die Menschheit“, bemerkt der Verfasser; aber folgt nicht nothwendig auf das Mannesalter auch das Greisenalter und schließt dieses nicht mit dem Tode? Freilich, nur die Völker werden alt und vergehen; die Menschheit selbst regenerirt sich immer wieder aus den durcheinander gemischten Stoffen verweste Völker und Reiche. Wenn endlich der Verfasser bemerkt, „die düstere Färbung, das Abstracte, Einsörmige, Wesenlose“, was dem Mittelalter eigen sei, habe für den ersten Anblick etwas „höchst Bedrückendes, um nicht zu sagen Abschreckendes“, so ließe sich gegen eine solche Anschauung vom Mittelalter, für die jetzt allerdings den einseitigen Bewunderern desselben

gegenüber von gewisser Seite her eifrig Propaganda gemacht wird, sicherlich manches Triftige einwenden.

Die beste Periode des Mittelalters — denn diese, nicht die wüste, chaotische, barbarische Uebergangszeit zu den neuern Zuständen, haben wir dabei natürlich immer im Sinne — war durchaus nicht so düster, einsörmig, abstract und wesenlos, als man diese Zeit heutzutage darzustellen so beflissen ist; das Mittelalter war, dünkt uns, weniger düster und abstract als die Gegenwart, und neben der fleischlosen Aseje — solche Gegensätze entwickeln sich ja in jeder Zeit — besaß es sicherlich jene von Brug an ihm vermischte „heitere Lebensfülle“, die Glanz und Farbenpracht über das ganze Dasein verbreitete. Es schuf noch aus dem Ganzen und Vollen; wir erkennen das z. B. aus seinen Domen, welche bürgerlicher Gemeinfinn zu Stande brachte, und andern Bauwerken, die sämmtlich etwas Ueigenes sind, während die Modernen bei ihren Bauten in allen Eilarten vergangener Zeiten unsicher umhertappen, sodaß, wenn eine spätere Generation uns nach diesen elektrischen Versuchen beurtheilen wollte, ihr Urtheil vielleicht dahin ausfallen würde, daß der Charakter unserer Zeit in der Charakterlosigkeit bestanden habe. Sculptur, Malerei und sonstige Ornamentik standen mit jener Architektur im vollsten Einklang — wie verhält es sich damit aber bei uns? Von dem Erhabenen und Ernsten war aber auch der jetzt so wenig im Leben zur Geltung kommende Humor nicht ausgeschlossen, der, wie H. Reichensperger sich ausdrückt, „das Salz bildet, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesenen behütet, wie dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation bildet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welchen dieselbe schillert“.

Der interessanteste Abschnitt dieser Abhandlung ist der mit der Ueberschrift „Geschichtliche Entwicklung der Literaturgeschichte als Wissenschaft“; wir stehen hier auf einem festen Boden von Thatsachen als in der Einleitung und in dem ersten Hauptabschnitt „Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im allgemeinen“. In jenem mehr historischen Theile schenkt der Verfasser zunächst der antiken Welt einen Blick und hebt hervor, daß die Alten keine Literaturgeschichte in unserm Sinne, sondern nur Bibliographie gehabt hätten. Er geht sodann zum Mittelalter über, das er in einem Kapitel behandelt, welchem wir schon oben einige von uns mehr oder weniger bestrittene Bemerkungen entlehnt haben. Mit dem allmählichen Wiederaufleben der antiken Literatur nähern wir uns immer mehr der neuern Zeit. Das erste Buch einigermaßen literarischen Charakters aus jener Zeit ist die Schrift „De vita et moribus philosophorum et poetarum“, von Gualterus Butlāus oder Walter Burleigh, der ums Jahr 1273 in England geboren war. Wie sehr diese Schrift den Bedürfnissen des Gelehrtenstandes entgegenkam, dafür beweist der Umstand, daß man von ihr bis zum Jahre 1494 bereits vier Drucke zählte und daß davon in Augsburg 1491 eine Uebersetzung unter dem Titel „Das Buch von dem Leben und sitten der heidnischen maister“ erschien, in welcher Gestalt es weite Verbreitung fand

und bis zu einem gewissen Grade populär wurde. Außer dieser Uebersetzung wurde in Deutschland in dieser Richtung nichts veröffentlicht; denn Andeutungen, wie sie in der sogenannten Limburger Chronik vorkommen: „Zu jener Zeit kam auch ein neu Liedlein auf“ u. s. w., beweisen nur, wie traurig es im allgemeinen mit dem literargeschichtlichen Bewußtsein, namentlich in Bezug auf die eigene vaterländische Literatur damals noch in Deutschland stand. Zur Zeit der Polyhistorie oder Vielwisserei stand zwar die Bibliographie in Blüte; aber erst der große Baco von Verulam stellte in seiner berühmten Abhandlung „De dignitate et augmentis scientiarum“ (1605) für die allgemeine Literaturgeschichte diejenigen Grundsätze auf, über welche sie noch nicht hinausgekommen ist, ja welche sie nicht einmal immer so wie sie sollte beobachtet hat. Die Literaturgeschichtsschreibung, wie Baco sie im Sinne hat, trägt einen wesentlich culturhistorischen Charakter. Nachdem Baco der Literaturgeschichtsschreibung ihre Aufgabe im einzelnen vorgezeichnet, fährt er fort: „Dies alles aber muß so behandelt werden, daß nicht nach Art der Kritiker die Zeit todtgeschlagen wird mit Lob oder Tadel, sondern völlig historisch müssen die Sachen selbst erzählt, Urtheile aber nur sparsam eingeschoben werden.“ Brug fragt mit Recht: „Sind namentlich nicht die letztern Worte von der Art, daß sie noch jetzt jedem Literaturhistoriker vor Augen schweben sollten?“ Sodann wird von dem Verfasser die Literaturgeschichte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts behandelt, darunter Petrus Lambecius' Schrift „Prodromus historiae literariae“, Valentin Heinrich Vogler's „Universalis in notitiam cujusque honorum scriptorum introductio“, Daniel Georg Morhof's „Polyhistor literarius“ und „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesen, deren Ursprung, Fortsetzung und Lehrsätzen“, mehrere dahin einschlagende Schriften von Burthard Gotthelf Struve, Johann Albert Fabricius, Jakob Friedrich Reimann u. s. w. Als ein Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß letzterer seinen sechsbändigen Werke: „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam“ u. s. w. (Halle 1721), allen Ernstes eine „Geschichte der Literatur vor der Sündflut“ angehängt, und wie der Polyhistor Gübner seine bekannten historischen Schriften, worin die Regentenreihen und historischen Thatsachen aller europäischen Völker sich ebenfalls bis vor die Sündflut erstrecken, in Frage und Antwort abgefaßt hat, „wobei denn oft die spaßhaftesten Geschichten zum Vorschein kommen“. Den literarhistorischen Verdiensten Gottsched's ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Von Gottsched's größern literargeschichtlichen Werken kommt allerdings, nach Brug' Ansicht, nur noch sein „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Bühne“ in Betracht, „dieser aber auch dermaßen, daß wir noch jetzt ohne ihn kaum einen Schritt in der Geschichte des deutschen Theaters thun können“. Die weitern Entwicklungen der Literaturgeschichte und literarischen Kritik behandelt Brug unter den Ueberschriften: „Uebergang zur pragmatisch-ästhetischen Epoche“; „Uebergang zur philosophisch-historischen Epoche, F. A. Wolf“; „Herder, Schiller und die

Romantiker"; „Die patriotische Richtung"; „Die Brüder Grimm"; „Die neueste Zeit"; „Goethe's Wahrheit und Dichtung, Schloffer, Gerwinus, Rosenkranz", und er schließt mit einem Kapitel „Gegenwärtige Stellung und Aufgabe", in welchem er unter anderm die Literaturgeschichte als die „ideale Geschichte der Nationen" bezeichnet. Weiter gehen wir auf diese Kapitel nicht ein, sondern bemerken im allgemeinen nur, daß wol bei keinem Kritiker, der zugleich Dichter ist, Dichter und Kritiker so ganz getrennte Personen sind als bei Brug, in dessen literargeschichtlichen Schriften man äußerst selten auf eine Stelle stößt, die durch Ton und Auffassung den Poeten verräth. Wir tabeln dies nicht, wir constatiren damit nur einen in die Augen fallenden, für Brug charakteristischen Umstand.

Der folgende ausführliche, mit großem Fleiß gearbeitete Aufsatz über Johann Timotheus Hermes, den Verfasser des ehemals wüthend gelese- nen, jetzt nur noch in Literaturgeschichten mit seinem Titel fortlebenden Romans: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert wie insbesondere auch zur Geschichte des deutschen Romans. Brug ist mit Recht der Ansicht, daß, nachdem von unsern Literaturhistorikern und kritischen Forschern die großen und epochemachenden Geister in ihrem geschichtlichen Zusammenhange dargestellt seien, es billig erscheine, „daß nun allmählich auch die kleinen, die untergeordneten Geister, die Talente und Bücher des zweiten Ranges an die Reihe kommen". Und er fügt hinzu:

Ja, wenn (und das Gegentheil möchte allerdings schwer zu erweisen sein) der Literaturhistoriker überall nach seinem andern Maßstabe verfahren soll, als allein nach dem Maß der geschichtlichen Bedeutung — wer sähe nicht, daß alsdann von den gefeierten Größen unserer literarhistorischen Handbücher leichtlich eine und die andere ihren behaglichen Platz an einen dieser Romane möchte abtreten müssen, denen unsere Gelehrten jetzt noch eine Ehre damit zu erweisen meinen, daß sie dieselben überhaupt nur nennen? Gut wird ein schlechtes Buch natürlich nie, und ob Millionen sich drau entzücken: aber der Historiker hat auch nicht nach gut oder schlecht zu fragen, das überläßt er dem Aesthetiker, sondern allein nach dem geschichtlich Wichtigem und Wirksamen.

In einer Stelle, wo er den Einfluß des englischen Familienromans auf den deutschen Roman hervorhebt, bemerkt der Verfasser:

Es ist ferner bekannt, daß gerade in England, reiner als anderwärts und namentlich reiner als in Deutschland selbst, die altgermanische Sitte, das echte deutsche Familienleben sich erhalten hat — reiner hauptsächlich deshalb, weil diesem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfreulich, zur Seite steht, während bei uns in der allgemeinen Eitelkeit unserer unfreien, unselbständigen Verhältnisse auch die edle Blüte des Familienlebens nothwendig dahinwelken mußte.

Wir geben zu, daß die auf so sichern und strammen Füßen ruhende politische Freiheit und Größe Englands zu der Gestaltung der englischen Familienverhältnisse wesentlich mitgewirkt habe oder vielleicht auch aus letzterer zumeist hervorgegangen sei; aber der Verfasser übersieht und verschweigt, und wir vermuthen nicht ohne Absicht, noch einen andern wichtigen Mitfactor, die religiöse Grundlage des englischen Familienlebens. Der praktische Engländer

weiß, was hiervon abhängt und wie die Auflösung oder doch Erschütterung des Familienlebens und weiterhin des Staatslebens der Auflösung des religiösen Fundaments auf dem Fuße zu folgen pflegt; es kümmert ihn daher auch sehr wenig, ob die fremden Völker ihn deshalb der Pedanterie, Beschränktheit oder Heuchelei beschuldigen. Dieser Geist durchdringt die Nation in allen Schichten. Julius Rodenberg erzählt in einer Reiseftizze (im *Meyer'schen „Universum"*), daß wenn der durch Handelskrisen in das äußerste Elend gestürzte Arbeiter in Lancashire alles versehe, bis die ganze kleine Wohnung nackt und leer sei, er doch von der alten Familienbibel mit ihrer kleinen Hauschronik auf der ersten Seite nicht lasse. J. Rodenberg sah sie in allen Arbeiterfamilien, die er besuchte. Bewundernswürth ist es dabei, wie der Engländer, in welche Fernen und unter welche dissolute weniger religiöse Nationen er auch verschlagen wird, im Kreise seiner Familie an seinen alten religiösen Gebräuchen, seinem Tischgebete, seiner stillen Sonntagsfeier u. s. w. festhält und sich davon durch keine Versuchungen, keinen Spott abbringen läßt. Nun, unsere Landleute in Nordamerika sind in dieser Hinsicht allerdings avancirter und schwächer meist zur Fahne jenes „zügellosen Radicalismus", dessen Karl Heizinger selbst sich so selbstgefällig rühmt; aber es ist sehr zu fürchten, daß sie, wohin ja auch so manche Symptome deuten, die Keime staatlicher Auflösung in ihr neues Vaterland mit hinübergetragen haben und sich zuletzt bei allen Parteien schlechten Dank erwerben werden. Die Deutschen scheinen einmal, weil es ihnen an praktischem Geschick, aber nicht an theoretischem Eigensinn und Selbstüberschätzung fehlt, immer Unglück haben zu sollen, wenn sie sich in die Politik mischen, mögen ihre Absichten auch an sich die besten sein und ihre Theorien sich in ihren Köpfen oder auf Druckpapier ganz plausibel ausnehmen. Vergessen wir übrigens auch nicht, daß England zugleich das Mutterland der „Freidenker" und der Sitz einer Erfahrungswissenschaft ist, welche der buchstabengläubigen Theologie vielleicht verderblicher geworden ist als alle theoretische Declamation.

Die folgenden drei Aufsätze behandeln Persönlichkeiten, in deren Schmutze der Verfasser mit einem gewissen Behagen wühlt: Christian Friedrich Daniel Schubart, den Dichter, Karl Friedrich Bahrdt, den doctor theologiae, den literarischen Slandalmacher, Bahrdt „mit der eisernen Stirn", der zuletzt eine berühmte Schenkewirthschaft bei Halle hielt, und Friedrich Karl Lauckhard, der eine Anzahl roher und cynischer Romane schrieb und in Folge seines ausschweifenden Lebens vom magister legens von Stufe zu Stufe sank, als preussischer Musiketier in verschiedenen Garnisonsstädten und dann während des preussischen Feldzugs gegen die junge französische Republik ein höchst abenteuerliches Leben führte und später so gänzlich verscholl, daß man von seinen Lebensschicksalen zwischen 1806 und 1822, in welchem letztern Jahre nach einer vereinzelt Notiz bei Neufel der Unselige verstorben sein soll, so gut wie gar nichts weiß. Alle drei haben sich für wichtig

genug gehalten, ihr zerrüttetes Leben selbst zu beschreiben; Bahrdt und Laubhard wol mehr des Slandals wegen, Schubart, der begabteste und edelste von ihnen, wol mehr sich selbst zur Buße und andern zur Warnung. Denn es ist nicht wahr, daß die Lumpen — zu denen wir übrigens den Dichter Schubart keineswegs rechnen möchten, da wir vor seinem großen Talent und den in ihm fortdauernd kämpfenden bessern Regungen seiner Natur zu viel Respect haben — beschiden seien, wie Goethe sagt; sie sind vielmehr meist sehr arrogant; auch ist Goethe's betreffender Ausspruch bisher wol meist mißverstanden und ihm eine von ihm nicht beabsichtigte Nuganwendung gegeben worden.

Auf unsers Verfassers Darstellung des Lebens und Charakters Schubart's gehen wir hier nicht weiter ein. Die einzelnen Momente seines Lebens wie seine Charakter-schwächen sind aus seiner Autobiographie und aus dem Strauß'schen Werke über ihn bekannt genug, obgleich auch die Bruck'sche Darstellung immerhin gelesen zu werden verdient. Des Verfassers Urtheil scheint uns an manchen Stellen zu herb zu sein, sowol was Schubart's Charakter als was seine poetischen Leistungen im ernstern Genre betrifft; dagegen stellt Bruck mit Recht seine Bauernlieder und volkstümlichen Gedichte sehr hoch. Er sagt:

Wir tragen kein Bedenken, einige von diesen Gedichten geradezu als das Vorzüglichste zu bezeichnen, was unsere Literatur in dieser Gattung überhaupt beßzt, weit vorzüglicher namentlich als andere berühmte Bauernlieder jener Zeit von Bosc, Miller u. s. w., von dem, was die neueste Zeit dieser Art versucht hat und was alles mehr oder weniger von der Blässe unser sentimentalen Zeitalters angekränkt ist, gar nicht erst zu sprechen.

Unter den Gedichten ernstern Charakters hebt er wenigstens das bekannte Gedicht: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark“ und die Gedichte „Der Gefangene“ und „Die Fürkengruft“, rühmend hervor, während er die Rhapsodie „Der ewige Jude“ wol zu abfällig beurtheilt, wenn er sie „abscheulich“ nennt. Wergeffen wir wenigstens nicht, daß diese Dichtung, der man eine gewisse Großartigkeit der Composition und nicht gewöhnliche Kraft der Darstellung bei allerdings etwas zu schwülstigem Ausdruck nicht wird absprechen können, den Dichter Shelley so hinriß, daß er sie selbst ins Englische übersetzte und sich fortan mit größerm Eifer auf das Studium der deutschen Sprache warf, ähnlich wie der Franzose Dumas durch eine mündliche französische Uebersetzung der Bürger'schen „Lenore“ dazu veranlaßt wurde, deutsch zu lernen. Mit größtem Recht tabelt der Verfasser die politische Principlosigkeit in Schubart's vielgenannter Zeitschrift „Deutsche Chronik“, und er bringt für die widerspruchsvolle Verwirrung, die in ihr herrscht, merkwürdige Belegstellen. Consequenz war überhaupt Schubart's Sache nicht; er gehorchte nur den Eingebungen des Augenblicks; er pries die Segnungen der Religion und verfolgte alle Geistesfreiheit mit Spott und Hohn; er predigte auf dem einen Blatte die freisinnigsten Grundsätze und er verherrlichte auf dem andern in friedendster Weise den Despotismus. Mit Recht bemerkt Bruck: „Man sieht, die Phrase re-

gierte damals wie jetzt; auch der Chronikenschreiber Schubart war im Grunde nur der Phrasenmacher für die politisirende Bierbank seiner Zeit.“

Nur einen Punkt noch wollen wir hier berühren. Bruck wirft in Bezug auf die rechtswidrige Einkerkierung Schubart's die Frage auf:

Aber das Publikum, fragt man? aber jene Tausende von Lesern, die seine Chronik so begierig verschlungen und sich so behaglich den Bauch gestrichen hatten zu den verwegenen Schwänken und Stachelreden des unglücklichen Mannes? Je nun, sie ließen ihn sitzen, wo er saß; sie gewöhnten sich an sein Gelnb. Dieser Gefangene von Hohenasperg, mit dem jottigen Haar, den langen Nägeln, gehörte mit zu der Staffage der Tagesliteratur. Man bedauerte ihn — aber man fand doch auch, daß er sehr leichtsinnig, sehr unvorsichtig gehandelt; man beklagte ihn — aber man erinnerte sich doch auch, daß er von jeher ein Lungenichts, ein Vagabond, ein Säufer gewesen.

Bruck fährt dann fort:

Wahrlich, wir wollen diese Stumpf sinnigkeit des deutschen Publikums, dieses Stillschweigen seiner Schriftsteller, dies Versinken seiner Dichter, die auf ihrer Leiter wol Löwe hatten für alles und jedes, nur für ihren gefangenen Mitbruder hatten sie keine — wir wollen es nicht beschönigen. Aber daran erinnern wir müssen glauben wir doch, eine wie ganz andere Glorie des Märtyrertums den armen Gefangenen umgeben haben würde, hätte er vor dem Andenken des Publikums dagestanden, frei von sittlicher Schuld, ein fester Charakter statt eines schwachen, ein männliches, stolzes Herz statt eines weibischen, gerissenen, ein reiner Name statt eines besetzten, zweideutigen!

Die Folgen des von Bruck zu einseitig festgehaltenen Sittlichkeitsstandpunktes zeigen sich hier: das deutsche Publikum und die deutschen Schriftsteller werden von Bruck für ihre in diesem Falle bewiesene „Stumpf sinnigkeit“ bis zu einem gewissen Grade damit entschuldigt, daß Schubart's Leben kein fleckenloses gewesen, und er straft ihn dafür mit Ausdrücken, welche, moralisch genommen, fast ebenso hart sind, als die zehn Jahre Kerkerhaft, womit der Herzog den Dichter strafte. Doch auf solche Nebenumstände, die mit der Sache selbst gar nichts zu thun haben, kommt es bei der Beurtheilung einer Frage wie diese gar nicht an. In England würden, wie auch sonst das Leben des widerrechtlich der Freiheit Beraubten gewesen, gegen einen so vollkommen ungefehligen Act, wie das Verfahren des Herzogs gegen Schubart war, Publikum und Schriftsteller laut ihre Stimme erhoben und das Parlament die Krone dafür in Anklagestand versetzt haben, und auch in dem despotisch regierten Frankreich würde dem Beschädigten sicherlich ein öffentlicher Vertheidiger erstanden sein. Möglich, daß, wie es in Deutschland so geht, die damaligen berühmten Autoren im beseligenden Gefühl ihrer sittlichen Ueberlegenheit ihrem Dichtergenossen die zehnjährige Freiheitsberaubung einigermaßen gönnten — denn was gönnt ein deutscher Autor seinem Kollegen nicht? — möglich aber auch, daß es ihnen an eigentlichem Rechtsgefühl und an dem Muth, gegen Willküracte fürstlicher Personen aufzutreten, fehlte, da den deutschen Dichtern und Autoren Schiller's späteres Wort, daß der Dichter mit dem Könige gehen solle, schon damals vorgeschwebt zu haben scheint. Dies aber hing freilich auch wieder damit zusammen, daß das deutsche

Volk seine deutschen Dichter so gut wie jetzt mit wohlfeilen Phrasen statt mit materiellen Liebesopfern abspießte und mit seiner gewöhnlichen Grundgemüthlichkeit sie ruhig hätte verschmachten lassen, wenn nicht einzelne regierende Fürsten und hohe Herren ihnen ihre helfende Hand dargereicht hätten. So viel ist gewiß, daß unsere großen Autoren gegen die damals so zahlreichen Willküracte regierender Herren und ihrer Vasallen niemals eine auch nur bescheldene Gintrede zu machen wagten, und so groß die Bedeutung eines Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Herder u. s. w. für uns auch ist, in diesem Punkte haben sie für uns die Bedeutung nicht, wie Voltaire für Frankreich oder Defoe u. a. für England.

Es ist in dieser Hinsicht bei weitem besser in Deutschland geworden, aber Beeinträchtigungen und Rechtsverletzungen gegen ein Individuum, von wem es auch sei, begangen, lassen die Gesamtmasse des deutschen Publikums noch immer ungemein kalt, insofern sich der Fall nicht dazu anläßt, direct im Interesse einer politischen oder confessionellen Partei ausgenutzt zu werden. Das jahrhundertelange Willkürregiment scheint in Deutschland so gut wie in Rußland oder der Türkei in weiten Kreisen nicht nur das Rechtsgesühl, sondern auch das allgemein menschliche Gefühl für unverdiente individuelle Schicksale in der That gar sehr abgestumpft zu haben, da ja selbst die neuern Biographen Schubart's für diesen kaum ein ergreifendes, wirklich menschlich ansprechendes Wort des Mitleids haben und über ihn wie über einen Verbrecher so viele maßlose Verdammungsurtheile zusammenhäufen, daß dadurch das beispiellos willkürliche Verfahren des Herzogs gegen den Unglücklichen fast gerechtfertigt werden zu sollen scheint.

Auf die Jugendgeschichte Bahrdt's, von dem der Verfasser sagt, er habe so in Aufklärung, Toleranz und geistiger Freiheit speculirt, wie heutzutage von nicht wenigen in politischer Freiheit, Demokratie und Revolution speculirt werde, und auf Lauffhard's Biographie wollen wir hier um so weniger tiefer eingehen, da, wie wir annehmen zu dürfen glauben, manche unserer Leser sich dieser interessanten und sittengeschichtlich werthvollen Arbeiten noch aus dem „Deutschen Museum“ erinnern werden. Auch Lauffhard ist den Verhältnissen und seiner eigenen Verlierlichkeit nicht ganz vergebens zum Opfer gefallen, sei es auch nur darum, weil er uns eine Autobiographie hinterlassen hat, in der andern zur Warnung und Abschreckung ein immerhin merkwürdiges Lebensschicksal erzählt und vieles nicht zu verachtendes culturgeschichtliches Material dargeboten wird. Auch Prutz bemerkt: Geschichtsschreiber jener Epoche sollten sich nicht abschrecken lassen, Lauffhard's Buch zu studiren; sie würden manchen charakteristischen Zug darin finden, den sie anderwärts vergeblich suchen. Namentlich bezeichnet Prutz diejenige Partie der Lauffhard'schen Autobiographie, welche sich mit seinem akademischen Leben in Gießen, mit seinen Studentensfahrten nach Marburg, Heidelberg, Jena und Göttingen, wobei es natürlich nur auf Abenteuer und Lieberlichkeitsstudien abgesehen war, und mit seiner kurzen Magisterlaufbahn in Halle beschäftigt, als „Duelle für die Ge-

sichte des deutschen Studentenlebens in den sechziger und achtziger Jahren, das wir nirgends von so abschreckender Seite, aber auch nirgends so genau kennen lernen als wie hier“. Schon was Prutz daraus mittheilt, ist interessant genug und erweckt einen gelinden Schauer. Es ist erklärlich und erscheint gerechtfertigt, daß sich die akademische Jugend zu Zeiten gemeinsamer fröhlicher Lust hingibt, und auch einen oder den andern von ihr begangenen Exceß, falls er nur harmloser Art ist, wird man ihr gern nachsehen; besser sogar in der Jugend etwas kecker Uebermuth als schwächliche Kopfhängerel oder geckenhafte Geleckttheit! Aber die Rufenstöhne — die Aesthetik verzeihe uns diesen sie beleidigenden Ausdruck! — die Studenten zu Lauffhard's Zeit hatten die Lieberlichkeit in allen ihren Ausartungen und Abstufungen in ein förmliches System gebracht und organisiert; sie hatten einen förmlichen Bund des Lasteres und Ignorismus gestiftet, dessen Gesetze und Vorschriften jeder Bruder Studio, der nicht als „Drahtkistum“ von allen firmen Burtschen aus schändlichste behandelt sein wollte, respectiren und beobachten mußte, bis er durch die leidige Gewohnheit wurde wie diese. Zechen bis zur Vespalität, raufen, renommiren, den Philister mißhandeln, Mädchen verführen, ehrbare Bürgerstöchter auf der Straße auszubringliche verfolgen und ihnen mit schmutzigen Redensarten die Schamröthe ins Gesicht treiben, immer cynische Ausdrücke und Joten im Munde haben — das waren die Heldenthaten, in denen einer den andern zu überbieten suchte. Lauffhard erzählt:

Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen: so wurde von Burtschenaffecten discutirt, und größtentheils wurden Joten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhard's Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zoologie hielt, worüber ein Compendium im Manuscript da war.

Neuere Tracht und Haltung entsprachen dem schmutzigen verwüsteten Innern. Ein gewisser Hild von Saarbrücken verfaßte ein Gedicht, worin er die Eigenschaften eines „honorigen“ gießener Burtschen in folgenden elenden Versen zusammenstellte:

Wer ist ein rechter Burtsch? — Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wegt — —
Der die Philister schwängt, die Professores preßt,
Und nur zu Burtschen sich von seinem Schlag gesellt;
Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamage rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er genug renommiret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen religiret.
Das ist ein firmer Burtsch u. s. w.

Die süddeutschen evangelischen Universitätsstädte, die sich mehr oder weniger Jena zum Muster nahmen, waren Hauptstige dieses Kannibalismus, den dann viele in ihr späteres Wirken mit hinübernahmen; was z. B. Lauffhard von dem lieberlichen Leben der protestantischen Geistlichen in der Pfalz erzählt, ist der haarsträubendste Art. Waren es doch auch meist die Theologie Studirenden, viel weniger aber die Juristen und Mediciner, welche diesem müßigen Studententreiben fröhnten, worüber man Chr. Schötgen's „Historie des ehemals auf Universitäten

gebräuchlichen Bismalwesens" vergleichen möge. Man begreift es kaum, daß Aeltern und namentlich Mütter es über sich gewinnen konnten, ihre Söhne diesen Hochschulen des Laßers und der Sittenlosigkeit anzuvertrauen, auf welchen die bedauerndwerthen Jünglinge zunächst alle Pietät und namentlich auch die gegen ihre Aeltern verlernen. Leider waren auch die meisten Professoren auf den süddeutschen Universitäten kaum weniger roh als Bruder Studio; sie hatten dieselbe Sittenschule durchgemacht, und der Unterschied war fast nur der, daß sie jetzt ihren Platz auf dem Katheder statt auf den Bänken einnahmen. Alle Freiheiten hatte sich das deutsche Volk nach und nach nehmen lassen, nur die Privilegien der sogenannten akademischen Freiheit oder vielmehr Zuchtlosigkeit ließ man nicht antasten und ihr opferte man das stitliche Wohlhunderter von Jünglingen. Besser stand es auf einigen norddeutschen und preussischen Universitäten, in Göttingen, Halle, wo der ehrwürdige Semler einen wohlthätigen Einfluß, soweit er reichte, auf studentische Kreise übte, Leipzig und Königsberg. Hier, unter dem Einfluß seiner und milderer Sitten überhaupt, thaten sich wenigstens kleinere Genossenschaften zusammen, welche nach geistiger Bildung strebten und dem Musendienst huldigten, und aus diesen kleineren Kreisen gingen dann die Männer hervor, welche Deutschland zur Ehre und zum Segen gereichten. Von allen unsern berühmten Dichtern aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die auf norddeutschen Universitäten studirt hatten, war unser Dichtens Bürger der einzige, der im Strudel des wüsten Burschenlebens dem Abgrunde entgegentrieb, bis Boje und Olm ihm vom Untergange retteten. Ganz freilich hat er die Einflüsse der studentischen Sittenschule nie verwinsden können, ebenso wenig wie die Mitglieder der spätern eblern Burschenschaft in ihren schriftlichen Erzeugnissen je den burschikosen Ton ganz abgelegt haben. In den „Halleischen Jahrbüchern" z. B. traten, wie auch Prutz dies gelegentlich an ihnen rügt, der selbstbewußt und rückwärtslos absprechende „studentische Ton" und die düsterhafte Einbildung, nicht bloß mehr zu wissen als andere, sondern im Besitz des absoluten Wissens zu sein, sehr sichtlich hervor.

Es ist sicherlich ein bemerkenswerther Umstand, daß von den vier deutschen Autoren, deren Leben Prutz in vorliegendem Buche beschreibt, drei den damaligen Universitätsverhältnissen und den laxen und cynischen Grundsätzen, die auf den Hochschulen herrschten, zum Opfer fielen: Schubart, Wabrdt und Laufhard. Der erstere schreibt z. B. über seine Studentenzelt in Erlangen:

Ich war hier in meinem Element. Frei, ungebunden umkreiste ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirthshäuser, Concertsäle, Saufgelage — studirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum.

Dies ist nun ein dreiblättriges Kleeblatt lieberlicher Genies; schade, daß der Dichter Günther fehlt, um es zu einem vierblättrigen zu machen.

Prutz führt, wie man aus dem Obigen bereits ersehen haben wird, in seiner Schrift eine sehr stitliche Sprache, und überhaupt, wenn wir unsere literarhistorischen

Schriften neuesten Datums lesen, so könnte es scheinen, als ob wir inzwischen ein wahres Muster Volk in Betreff stitlichen und tugendhaften Verhaltens geworden sein müßten. Stitlichkeit ist immer das dritte Wort! Doch kann man in dieser Richtung auch leicht zu weit gehen und sie kann zu schlimmen Konsequenzen, zur Beeinträchtigung des Rechtsgefühls wie der Humanität und der Toleranz führen, wovon wir schon oben bei Gelegenheit Schubart's ein Beispiel anführten. Der Verfasser hätte denn doch bedenken sollen, daß ein Autor, der als Kritiker und Literaturhistoriker das Banner der Stitlichkeit hochhält, als Dichter von Zeit zu Zeit in die Verlegenheit kommen kann, Poesien zu erzeugen, die man, um ihnen nicht unrecht zu thun, nicht mit den Augen eines strengen Stitenrichters ansehen darf. Zwar mag es sich ganz plausibel lesen lassen, wenn der Verfasser selbst einmal bemerkt:

Der Himmel bewahre uns den Stitenrichter zu spielen und Verdienst und Werth eines Schriftstellers sowie überhaupt eines öffentlichen Charakters nach den Gläsern Weins zu bemessen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wol aber, wo diese Dinge den Charakter selbst erschüttern und untergraben, wo sie zum Tyrannen werden, der alles andere vernichtet und unterdrückt, da freilich muß es erlaubt sein, auch den Schleier des Privatlebens zu lüften und warnend hinzudeuten auf eine Gefahr, welche mehr oder weniger, in dieser oder jener Gestalt, ein jeder von uns in sich trägt: die Gefahr, aus einem ursprünglich edeln künstlerischen Drange sein besseres Selbst zu verlieren und preiszugeben an die Forderungen der gemeinen irdischen Natur.

Dennoch scheint uns damit die Frage noch immer nicht gelöst zu sein, die Frage, wie weit ein Literaturhistoriker in der Aburtheilung, beziehentlich moralischen Vernichtung eines Nebenmenschen, auch eines gestorbenen gehen dürfe, und ob er nicht seiner Würde als Geschichtsschreiber der Literatur etwas vergäbe, wenn er zu sehr in den grämlichen Ton eines Aufsehbners, etwa eines Geistlichen in einer Sträflingsanstalt verfällt. Wir für unsere Person erblicken die höchste Form und Blüte der Stitlichkeit in der Humanität, die, weil sie ja ohnehin so selten auf Erden ist, namentlich dem Schriftsteller ziemt, und die selbst da, wo sie tadeln und rügen muß, doch die Liebe durchblicken läßt, welche sie dazu treibt. Zwar kann sich der Verfasser mit einigem Recht darauf berufen, daß ja die Geschichtsbeter in ihren Autobiographien sich selbst, ihr Leben und ihren Charakter aufs nackte bloßgegeben haben. Dennoch hätten wir gewünscht, daß er weniger harte Ausdrücke gewählt hätte, als er anzuwenden liebt, und daß er seine Verwerfungsurtheile mehr im Tone des Bedauerns und des Mitleids als der absoluten Verdammung ausgesprochen hätte. Der Verfasser stellt zwar in sehr bestimmter Weise den Satz hin: „Welcher Mensch schäbe nicht dem Schicksale in die Schuhe, was in Wahrheit nur seine eigene Schuld ist." Das sagt jeder Moralprediger auch, das sagt namentlich jeder, der niemals in die Verhältnisse gekommen ist, durch welche andere Individuen zu Grunde gingen. Hat der Verfasser niemals die Macht der Verhältnisse an sich oder andern erfahren? Macht es nicht oft einen ungeheuren Unterschied, ob ein Individuum an diesem oder jenem Orte, in dieser oder jener Familie geboren wird? Sind

nicht gerade die Jahre, in denen das Individuum unmündig ist und keine Freiheit über sein Schicksal hat, meist die entscheidenden für das ganze Leben? Wir haben ja keine Gewalt über Geburt und Tod — und welche dazwischenliegenden Lebensmomente kämen diesen an Wichtigkeit gleich! Auch hat ja der Verfasser selbst nicht umhin können, die Verhältnisse zu schildern, denen die von ihm charakterisirten Autoren zum Opfer fielen, und aus dieser Schilderung resultirt ein so trostloser Zustand vieler der damaligen Universitäten, daß es fast eher einem Wunder gleichkam, wenn einer der studirenden Jünglinge sich mit heiler Haut aus diesem Schlamm rettete, als wenn er in ihm versank. Daher, wie auch aus andern Umständen, namentlich der nach allen Richtungen zerrissenen innern Lage Deutschlands, rührt es auch, daß in den Annalen deutscher Literatur und Kunst mehr verdorbene Genies und halb oder ganz versunkene Existenzen verzeichnet sind als in den Kunst- und Literaturannalen irgendeines andern Volks.

Das Werk „Deutsche Dichter und Prosaisien“ von Friedrich Waldbaus (Nr. 2) können wir allen Literaturfreunden mit bestem Gewissen empfehlen; denn die Biographien und Charakteristiken der in den zwei ersten Bänden geschilderten Dichter, Schriftsteller und Gelehrten sind sichtlich nach den besten Quellen solid, verständlich und gewissenhaft gearbeitet und geben von jedem der Geschilderten ein sein Leben wie seinem literarischen und persönlichen Charakter genügend veranschaulichendes Bild. Der sittliche Lehrtroß tritt freilich auch hier bisweilen etwas stärker hervor als wir gewünscht hätten. Die Verfasser wissen sich zwar in ihren Ausdrücken zu mäßigen und in ihren Verdammungsurtheilen zu beschränken; aber wo einmal alles vorzugsweise vom sittlichen Standpunkt aus beurtheilt und gemessen wird, da wird es auch bei dem besten Willen geschehen, daß bisweilen das Talent, die Leistungen und der Charakter eines Mannes geringer oder je nach Umständen höher geschätzt werden als sie vielleicht verdienen, oder daß eine einzelne Handlung falsch oder einseitig beleuchtet wird. Wir verkennen nicht, daß diese Richtung ein vielleicht nothwendiger Rückschlag gegen früher in der Literaturgeschichte vorwaltende laxere Grundsätze war, aber warnen möchten wir doch, hierin zu weit zu gehen, da ein Extrem leicht wieder das entgegengesetzte hervorruft. In dem ersten Bande werden uns Klopstock, Schubart, Gerstenberg, Salomon Gessner, Wieland, Bürger, Voß, Bödeker, F. L. von Stolberg, Claudius (ein Aufsatz, der uns in ein jetzt verloren gegangenes Paradies idyllischer, einfach gemüthlicher Zustände einführt), Lessing, Justus Möser, Winkelman, Christian Gottlob Heyne und einige geringere Autoren geschildert. Diese Biographien sind sämmtlich von F. Waldbaus, der zu dem zweiten Bande die Charakteristiken von Herder, Hamann, Jung-Stilling, Lavater und Kant beigezeichnet hat; die übrigen, darunter Goethe, Schiller, Albrecht von Haller, Georg Forster, Johannes Müller u. s. w. sind von M. Stricker, der in dem Aufsatz über Goethe in Bezug

auf einzelne namentlich frankfurter Daten auch die Früchte selbständiger Studien bringt. Außerdem sind wir für die treffliche und höchst lesenswerthe Biographie Herder's dem Verfasser derselben, Waldbaus, noch besonders dankbar, da Herder, der so anregend gewirkt und der deutschen Literatur wie dem deutschen Geistesleben überhaupt so große Dienste geleistet hat, jetzt sehr zurückgesetzt, von vielen sogar absichtlich verkannt zu werden pflegt.

Die von D. F. Gruppe unter dem speciellen Titel „Leben und Werke deutscher Dichter“ begonnene „Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten“ (Nr. 3) schreitet in Biographien und Charakteristiken einzelner hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller fort, doch ist durch zusammenfassende Kapitel für den Ueberblick gesorgt. Die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen des ersten Bandes enthalten die Charakteristiken von Martin Opiz, Paul Fleming, Ringwaldt, Herrmann, Paul Gerhardt, Simon Dach, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Johann Schöffler, F. von Sper und Georg Crefflinger. In dem Prospect, laut welchem das Ganze auf vier Bände (mit 24 Bildnissen in Stahlstich) berechnet ist, heißt es unter anderm:

Der Verfasser sah sich durch die Reichthümer der königlichen Bibliothek zu Berlin in vorzüglichem Grade gefördert und er ist im Stande, dem Stoff nach manches Neue zu bieten. Die Darstellung der Sache selbst, ein faßliches Bild von dem Wesen und Inhalt der Dichter, lag ihm zunächst am Herzen; es galt besonders Einseitigkeit des Urtheils und Einfluß vorübergehender Zeitstimmungen zu vermeiden und selbst auf Schwankungen des Urtheils aufmerksam zu machen, dagegen von den angewendeten Maßstäben Rechenschaft zu geben.

Das Vorwort, in welchem sich der Verfasser über die Grundsätze ausdrückt, die ihn bei Abfassung seines Werks leiteten, enthält einzelne ganz beachtenswerthe Gesichtspunkte und Bemerkungen. Er warnt vor jeder zu tendenziösen Behandlung der Literaturgeschichte: nach ihm hat die Literaturgeschichte

ihr eigenes Leben, ihre besondern Entwicklungsgesetze, mit denen sie ebenso sehr und in noch viel höhern Grade für jene bestimmt wird. „Dies der Dichtung Eigene ist vor allem ins Auge zu fassen; der Darsteller, der sich dessen nicht hinreichend bewußt ist, erniedrigt seinen Gegenstand von vornherein — ein Mangel, der aber um so häufiger hervortritt, als oft vorzugsweise fremdartige Maßstäbe, sei es moralischer und pädagogischer Art, oder gar confessionellen und politischen Parteigeistes, an Stelle der ästhetischen und poetischen einseitig angelegt und von den entsprechenden Parteien gern hinzugenommen werden.“

Weiter bemerkt er sehr mit Recht:

Selbst der Maßstab der Sittlichkeit, so sehr er zu achten ist, und so wesentlich er in deutscher Literatur sein muß, läßt gleichwol auch einen Mißbrauch zu, wenn er andere entscheidende Maßstäbe beeinträchtigt und verdrängt, wenn der Mangel wahrer Kunstauffassung sich dahinter versteckt. Ja man hat uns den Beweis geführt, daß auch Volksegefühl in beschränkte Deutschthümelei ausarten könne, sowie man von der Achtung der Volksdichtung aus aller Kunstpoesie den Krieg hat erklären wollen. Endlich hat es nicht an solchen gefehlt, welche kein Gehl daraus machen, daß ihnen die lyrische Poesie gleichgültig sei, ja daß sie dieselbe von Haus aus für etwas Subjectives und Unbedeutendes nehmen: allein gerade in Deutschland ist auf die Entfaltung der Lyrik ein Hauptgewicht zu legen, weil hier das deutsche Gemüth sich am freiesten und unmittelbarsten ausdrückt,

während andere Gattungen mehr die Schranke äußerer Umstände empfinden.

Auf Einzelheiten eines erst in den ersten Anfängen stehenden Werks, auf welches wir hiermit vorläufig nur aufmerksam machen möchten, wollen wir hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß in den Charakteristiken der einzelnen Dichter das Biographische stark vorkommt; unsere Zeit hat einmal eine Vorliebe für alles Biographische, und es gibt jetzt viele, welchen eine Literaturgeschichte im Grunde nichts weiter ist als eine Geschichte der betreffenden Persönlichkeiten und welchen immer nur diese und nicht ihre Schöpfungen vor Augen schweben. Im übrigen scheint uns die Bedeutung der einzelnen Autoren sowohl in der Darstellung des Verfassers, der nicht bloß ein lebbares, sondern auch ein auf Gründlichkeit basirtes Werk schreiben will, wie auch vermittelt gut gewählter bezeichnender Citate aus ihren Werken im ganzen treffend hervorgehoben zu sein. In den vorliegenden Lieferungen hat es der Verfasser mit sehr ehrenfesten, meist religiös gesinnten Männern zu thun; denn die größte Verwilderung des deutschen Universitätslebens trat erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, und obgleich man gegen die abscheulichen Barbareien des Pannalismus und der sogenannten Schoristerei mit der Zeit nicht ohne Erfolg einschritt, so gewann doch unter den Einflüssen der in den höchsten Gesellschaftsschichten herrschenden laien Grundsätze die allgemeine Niederlichkeit und Zuchtlosigkeit unter den Studenten nur noch immer größern Spielraum, bis mit dem Dichter Günther die Ära der lieberlichen Originalgenies ihren Anfang nahm. Mehr als die meisten neuern Literaturgeschichtsschreiber wird übrigens Gruppe dem deutschen Kirchenliebe gerecht; er bemerkt geradezu: „In dem Kirchenliebe besteht nicht nur ein Hauptreichtum der Poesie des 17. Jahrhunderts, sondern überhaupt der deutschen Literatur.“ Das haben auch die Engländer anerkannt, indem sie der von Katharina Windworth unter dem Titel „Lyra Germanica“ übersetzten Sammlung deutscher Kirchenlieder so großen Beifall schenken. Dagegen scheint die humoristische Literatur auch von Gruppe keine große Aufmerksamkeit und Zuneigung erwarten zu dürfen; er analysirt z. B. die Trauerspiele des Andreas Gryphius auf 26 oder 27 Seiten ziemlich genau, fertigt aber seine Lustspiele, unter denen nicht einmal das köstliche, von Palm erst vor wenigen Jahren wieder herausgegebene Vorgemälde „Die geliebte Dornrose“ mit genannt wird, auf einer Seite ab. Wer ursprünglich keinen Sinn für Humoristik und Komik hat, dem kann er auch nicht beigebracht werden, aber es ist immer mißlich, eine Literaturgeschichte zu schreiben, ohne diesen Sinn zu besitzen.

Wir beabsichtigten und versprachen, diesem zweiten Artikel noch einige die classische Ära unserer Literatur betreffende Schriften und Dichterparallelen einzuverleiben; sie müssen aber einem spätern Aufsatz unter besonderm Titel vorbehalten bleiben, da uns das Prusische Buch trotz mancher abweichenden Ansicht durch seinen Inhalt so lebhaft interessiert hat, daß wir seiner Besprechung einen größern Raum bewilligten, als wir dies nöthig zu haben glaubten.

Hermann Herggraff.

Religiöse Romane.

1. Niklaus Manuel. Roman aus der Zeit der Schweizerischen Glaubenskämpfe von Ludwig Gärdt. Zwei Bände. Wenigen: Jena, Hochhausen. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild von Agnes Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Breit. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der ungläubige Pfarrer. Eine Erzählung von A. E. Erdlich. Zürich, Schulthess. 1862. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
4. Buchenlein und Cohnberg. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Dargestellt von C. Formstecher. Frankfurt a. M., Nechold. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das erste und letzte der beiden diesmal zu besprechenden Werke haben reformatorische Bestrebungen zum Gegenstande, das erste im Christenthum, das letzte im Judenthum. Die Eiferer und Egoisten in Synagoge und Kirche haben es zu allen Zeiten für eine Nothwendigkeit zum Heile erachtet und ausgegeben, daß das Band der Religion zur eisernen Fessel werde, und sie haben dieselbe so fest zu schmieden gewußt, daß das, was seiner eignen Natur nach in seine bestimmte Form eingezwängt werden kann, das Denken und Empfinden, wenigstens in seinen Offenbarungen nach außen hin unter dem die Wahrheit gefährdenden Drucke dieser Fessel gehalten werde. Der unnatürliche und den einfachsten Denkfeszen gemäß psychologisch unmögliche Zwang mußte durch unnatürliche und in seinen Konsequenzen bis zur brutalsten Grausamkeit und Entmenschung sich anstrebende Mittel zu erreichen gesucht werden, wenn er auch nur äußerlich scheinbar und annähernd erreicht werden sollte, und so ziehen sich die blutigsten aller Kriege, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, und, im Geleite der Ecclesia victrix, die Verfolgungen, Einkerkelungen, Hinrichtungen und Autos da fe mit vernichtendem Beistand durch die Segnungen der Religion hindurch und verkümmern, wenn auch mancher gesunde Stamm durch die energische Reaction gegen den Druck sich kräftig entfaltet, immerhin ihre schönsten Früchte. Am niederstschlagendsten ist die Wahrnehmung, daß so häufig auch der Dulder, wenn er zum Triumphator geworden, die Geißel, die ihn traf, über seine Unterjochten schwingt. Auch die protestantische Kirche, deren Sieg im Canton Bern das erste der obigen Werke feiert, ist von diesem Vorwurfe nicht freizusprechen, trotzdem daß sie mit einer Protestation gegen Gewalt Herrschaft über die Seelen das Fundament zu ihrem Aufbau legte.

„Ueber die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein. Darum, wo weltlich Gewalt sich vermischt, der Seele Geseß zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführt und gerührt nur die Seelen.“ Dieses herrliche Wort Luther's ist leider nur zu sehr von seiner eignen Kirche vergessen und bis auf den heutigen Tag in vielfacher, tief in die individuelle religiöse Freiheit eingreifenden staatlichen Institutionen verlegt worden. Noch mehr und in noch dauerlicherer Weise hat die protestantische Hierarchie den ersten Satz des obigen Auspruchs, der auch ihr gesagt ist, außer Acht gelassen. Luther wendete jene allgemeine Wahrheit nach der einen Richtung hin an; nach der andern, der geistlichen Gewalt gegenüber, ist sie nicht weniger wahr; und was durch den Glaubenszwang an den Seelen verführt und verberbt worden ist, wiegt so schwer auf der Waagschale der kirchlichen Schuld, daß es oft einen harten Kampf kosten mag, wenn man sich ob der Gebrechen der Kirche ihr selbst nicht entfremdet fühlen soll. Den ersten Schritt zu jener Verschuldung erkennen wir in dem Festhalten an einem kirchlichen Bekenntnisse auf bestimmte Dogmen, als einer die Seelen für alle Zeit bindenden Norm. Der starre Zwang eines solchen Bekenntnisses steht in einem logisch so unbefreitbaren Widerspruche mit der Freiheit der religiösen Forschung, daß es ein eitles Wortspiel ist, wenn man behaupten will, daß Bekenntniß und Gewissensfreiheit nebeneinander möglich seien, ausgenommen den einzigen Fall, daß das

Bekenntnis von einer ausdrücklichen Sanction irgendwelcher Dogmen gänzlich abstrahirt.

Solange sich eine Kirche nicht entschließen kann, ihre symbolischen Bücher und sonstigen Glaubenssagen nicht als bindende Normen, sondern nur als Stiftungsurkunden und historische Denkmäler der Kirche heilig zu halten, als einen Grundstein, auf welchem jedes Glied der Kirche berechtigt ist, sich den Tempel seiner religiösen Ueberzeugungen selbst aufzubauen, solange wird keine Wahrheit in der Kirche sein. Sehr viele wechseln dasjenige religiöse System, was sie sich nach den Einbrücken eines aufgeklärten Jugendunterrichts und nach eigener gewissenhafter Forschung und relichem Nachdenken ausgebildet haben, mit der Confession derjenigen Kirche, zu der sie sich halten; sie geben es nicht zu, wenn man ihnen nach einem Austausch der religiösen Ueberzeugungen sagt, daß sie das nicht seien, was sie zu sein behaupten, evangelisch, lutherisch oder reformirt u. s. w., sondern daß sich ihre religiösen Anschauungen gerade mit den unterscheidenden Dogmen ihrer Confession in einem nicht zu lösenden Widerspruche befinden, und beruhigen sich damit, daß sie meinen, ihrer Kirche mit Euth und Recht anzugehören, weil sie in derselben erzogen und groß geworden, gleichviel ob sie gegenwärtig mit den Grundlehren derselben noch harmoniren oder nicht. Andere unterscheiden aber strenger. Sie finden, daß die Kirche, zu der sie sich halten, nach dem als Glaubensnorm in unveränderter Kraft fort herrschenden Symbol derselben sie nicht mehr als Glieder anerkennen könnte, wenn unter offener Aussprache eine feierliche Anfrage deshalb an die die Kirche vertretenden Organe gerichtet würde; sie scheuen sich, theils aus Pietät und alter Anhänglichkeit an die Kirche, in der sie die ersten Lehren des Christenthums empfangen und in der sie mit Familie, Freunden und Angehörigen, kurz mit allen Wesen, die ihnen lieb und theuer sind, eine innigere Gemeinschaft unterhalten haben, theils wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die der Austritt aus der einen Kirche ohne den Eintritt in eine andere, der ihnen ebenso wenig consensuirt, im Gefolge haben würde, und wegen der geradezu unhaltbaren Stellung, welche nach den bestehenden staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen ein derartiger isolirter religiöser Standpunkt nothwendig herbeiführen müßte, mit ihrer Kirche öffentlich zu brechen; und so entsteht jener täuschende Zustand einer äußerlich fortbauenden, aber innerlich gestörten Verbindung, der allmählich zu völliger Entfremdung führt. Der Bruch mit der Kirche wird zwar nicht erklärt, aber factisch vollzogen. Die Nachtheile, die hiermit namentlich im Hinblick auf die religiösen Beziehungen im Familienleben verknüpft sind, nehmen einen Umfang an, der den kirchlichen Organen zu den ernstesten Besorgnissen und zu durchgreifenden Reformen Veranlassung geben sollte; allein man macht es sich bequem und eifert gegen die Sündhaftigkeit der Menschen, anstatt das Uebel da aufzusuchen und zu heilen, wo es seinen wirklichen Sitz hat, im confessionslosen Zwange und der mangelhaften Verfassung der Kirche, die allein einen solchen unheilvollen Zwang noch möglich macht!

Es gereicht uns daher zur besondern Befriedigung, in dem ersten zu besprechenden Werke: „Niklaus Manuel“, von Ludwig Ehardt (Nr. 1), unsern Lesern eine Schritt vorführen zu können, in welcher uns ein äußerst lebendiges und künstlerisch wohl angelegtes und ausgeführtes Gemälde aus der Reformationszeit aufgerollt und mittels desselben der Ernst der Thatfache, daß kirchliche Läsionen zur verderblichsten Quelle des Unsegens werden und alles religiöse Leben bis in die Wurzel hinein vergiften, auf eine recht überzeugende und schlagende Weise nahe gebracht wird. Das Thema des Romans ist die Einführung der Reformation in Bern. Als Held tritt der Mäler und Dichter Niklaus Manuel auf, der sein reformatorisches Wirken durch Bild und Drama unterstützt und, in beiden die Lüge und Heuchelei geißelt, der öffentlichen Meinung zum vollsten Ausdruck und Siege verhilft. Die Darstellung ist um so einbringender, je mehr sie die tüchtigen und sorgfältigen Stus-

dien, auf denen sie ruht, manifestirt. Der Stil ist etwas rau und holperig, vielleicht nicht ohne Absicht des Dichters, der wol sein Zeitgemälde auch durch diese der Zeit entsprechende äußere Form der Ausdrucksweise noch besonders charakterisiren wollte. Speciellerer Mittheilung über Handlung und Charaktere, in welchen letztern wir alle Typen der Zeit ernst und humoristischer Natur trefflich repräsentirt finden, können wir uns nun so mehr überheben, je mehr wir das Buch in der Hand unserer Leser zu sehen wünschen. Nur auf die vorzügliche Schilderung der durch religiöse Entfremdung herbeigeführten zeitweisen Trennung Mannel's von seiner Ehefrau müssen wir noch besonders aufmerksam machen. Auch möge die Vorrede nicht überschlagen werden. Sie enthält in der Mittheilung vom „Ehardt'schen Handel“ im Canton Luzern ein interessantes Seitenstück im Kleinen zu dem culturgeschichtlichen Gemälde des Romans im großen, dem auch seine komischen Seiten nicht fehlen. Zu letztern rechnen wir einen Angriff des Commisars Winkler auf Ehardt in der „Luzerner Zeitung“, gelegentlich der Ehardt'schen Schrift „Schiller und seine Stellung zur Gegenwart und Zukunft“. Dem armen Commisars begegnet ein sehr fatales Dwidiproquo. Indem er das bekannte, in der Schrift citirte Dithyramb Schiller's: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion“, Ehardt zurechnet, faßelt er diesen „zum Lehrer der katholischen Jugend berufenen jungen Menschen, der hier offen in die Welt hinaustritt, daß er sich zu keiner aller bekannten Religionen bekennen“, tüchtig ab und fährt fort: „Es läßt sich mit Worten nicht aussprechen, was in diesem Sage für Unfug und Annäherung zugleich sich zu erkennen gibt. Solche Verachtung aller bekannten Religionen und somit die Verachtung aller Millionen Menschen, die sich zu dieser (sic!) Religion bekennen, kann doch nur aus einem Kopfe hervorgehen, in welchem die Unwissenheit und der Hochmuth sich um den Vorzug streiten; und dieser Mensch soll der Lehrer unserer Jugend sein?“ Wem wollte man die kleine Schadenfreude verargen, die sich bei solcher Selbstperkussion dunkelhafter Sophistik unwillkürlich ausdrängt? Die Vorrede ist aber auch sonst sehr bemerkenswerth. Der Verfasser legt darin seine Anschauungen über eine Reform der Kirche auf nationaler Grundlage nieder. Er ist Katholik und bekämpft den Ultramontanismus, möchte aber nicht „zum starren Protestantismus von heute über treten“. Seine Meinung ist, daß beide, Katholicismus und Protestantismus, sich in ihrer Vereinzeltung überlebt haben. „Beide“, bemerkt er, „sind eine Hälfte des wahren Ringes, und daher würde ein Katholik, der Protestant wird, zwar ein Stück Wahrheit gewinnen, aber dafür das andere einbüßen. Beide haben das Gott-leben oder das Leben in und aus Gott, das Erkennen Gottes und das Handeln mit Gott, kurz die Religion im echten Sinne, gemein. Darin aber unterscheiden sie sich, daß der Katholicismus Gott schauen will und daher die Kunst zuläßt, der Protestantismus hingegen Gott erforschen will und auf die Philosophie sich beschränkt. Religion, Kunst, Philosophie sind das Höchste des Menschen, und nur derjenige Cultus der Gottheit ist der wahre, der jene drei Elemente zu versöhnen weiß. Die wahre Kirche wird die sein, welche erstens die Philosophie nicht scheut, im Gegentheil eine Tochter und hinwieder eine Mutter derselben ist; zweitens die Kunst in ihrem ganzen Umfange, vom Weltgeschichtsbild bis zum Stilleben, von der Symphonie bis zum Liebesliede, vom Drama bis zum vaterländischen Hymnus, als einen Gottesdienst erkennt; drittens die Menschen mit wahrer Religion, mit tiefer Aebtung des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, mit wahrer Liebe, mit neuem Ehatenmuth, mit schöpferischer Kraft ausstattet.“

Wenn der Verfasser die Summe der Gegensätze zwischen Katholicismus und Protestantismus darin sucht, daß dieser sich auf die Philosophie beschränkt, jener die Kunst zulasse, so hat er sich einen sehr idealen Katholicismus und Protestantismus zur Vorlage genommen; in der Wirklichkeit sind die Gegensätze viel schneidender und unvereinbarer, denn Kunst und Philosophie dürften sich leicht miteinander versöhnen. Rein, das ewig Scher-

hende ist der fesselnde Zwang willkürlicher Dogmen, und solange die Kirchen ihr Fundament in Dogmen suchen, solange werden sie sich feindlich gegenübersehen, und die Philosophie hat keinen Boden darin, auch in der protestantischen nicht. Derselbe Uebelstand aber ist es, der die Leute aus der Kirche hinausdrängt. Denn darin hat der Verfasser recht, daß Hunderttausende mit ihm ohne Kirche dastehen. Es ist eine bittere Wahrheit, die er ausspricht: „Denn jetzt, jetzt geht eine große Lüge durch die ganze menschliche Gesellschaft. Priester und Laien, wie viele von ihnen lügen, müssen lügen. Wenn wir den Rationalismus in die Hand unseres Kindes legen, ohne seinen Inhalt selbst zu glauben, lügen wir nicht? Wenn sie Concordienformeln beschwören, wenn Zweifelnde ihren Bund durch einen von ihnen nicht anerkannten Priester eingeseget sehen müssen, wenn man Sterbenden einen religiösen Act, der Meinung der Leute wegen, gegen ihre Ueberzeugung aufzwingt, ist das ein Dienst der Wahrheit?“ Der Verfasser sieht das Heil in einer neuen Kirche, wenn auch nicht in der von Stuttgart, der Schwedborg's-Iaselschen. „Sie darf nicht unklar und mythisch, nicht fast rationalistisch, nicht philisthast moralisierend, nicht unsicher umhertastend wie ein gewisser Deutschkatholicismus sein. Wir ahnen wie sie sein wird, in unserm Christentum liegt sie angekündigt (vgl. Carrière's «Religiöse Reden und Betrachtungen»), aber wir können sie nicht machen. Ein von Gott erfüllter Mann, ein Moses, Sokrates, Christus, Mohammed, Luther muß kommen, ein Mann, der tiefer in der Gottheit wurzelt, in dem sie reicher, ja in aller Fülle wohnt, der an ihren Brüsten gelegen, eine tief-religiöse Natur, frei von der Selbstsucht, die an uns allen lebt, und von jener dämonischen Kraft, die aus der heiligen Ueberzeugung seiner Sendung stammt und die seiner harenenden Millionen Geister mit an sich reißt — ein Mann, in dem Gott wieder mehr als in uns Mensch wird.“

Wir meinen, wir dürfen diesen Heiland nicht erst erwarten, wir haben ihn schon in Christus und haben wol noch zu unübersichtlichen Zeiten hinaus damit zu thun, die Menschheit seinem Vorbilde näher zu rücken. Soll das aber mit Erfolg geschehen, so muß man sich an sein Wort halten: „Ich bin die Wahrheit!“ Man muß der Forschung, der Mutter aller Wahrheit, nicht bloß nominell, sondern tatsächlich, d. h. mit der Befugnis zur Veröffentlichung ihrer Resultate, ohne die sie ein Phantom ist, freien Raum geben, man muß ihr nicht von vornherein vorzeichnen, was sie finden soll, denn das ist eben die reine Negation der Forschung, mithin in sich widersinnig, oder mit andern Worten, man muß die Unwandelbarkeit der Dogmen aufgeben. Dem Einwand, daß eine Kirche ohne Bekenntnis auf bestimmte Dogmen nicht möglich sei, haben wir schon oben zu begegnen gesucht. Welcher denkende evangelisch-lutherische Christ z. B. würde nicht gern eine Bekenntnisformel etwa folgenden Inhalts adoptiren: „Ich bekenne der evangelisch-lutherischen christlichen Kirche anzugehören, erkläre, die Schriften Alten und Neuen Testaments und die Symbolischen Bücher meiner Kirche zur Grundlage meiner religiösen Forschungen machen zu wollen, wahre mir aber die Freiheit dieser Forschung, sowie die offene Aussprache der Ergebnisse derselben in Wort, in Schrift und protokollirte gegen jeden Glaubenszwang und jede kirchliche oder religiöse Intoleranz.“ Freilich müßte ein solches Bekenntnis dem reifen und würdigen Alter überlassen bleiben, was nicht hinderte, daß die halberwachsene Jugend auf feierliche Weise Gott und Christo geweiht werde, natürlich ohne Bekenntnis. Auf diesem Wege würde Wahrheit in die Kirche kommen, es brauchte mit liebgewordenen Beziehungen nicht gebrochen zu werden, man bliebe auf dem religiösen Boden, auf dem man gewachsen und groß geworden, stehen; aber wie der mütterliche Boden und die tiefgehende Wurzel dem Baume nicht wehrt, auf dem gepflanzten Keime eine andere, womöglich bessere Frucht zu tragen, so würde das Bekenntnis nicht mehr wehren, über dem geistigen Wachsthum und der religiösen Ausbildung jedes einzelnen das Auge der Wahrheit leuchten zu lassen, und die edle Frucht inni-

ger Ueberzeugungen würde nicht den bitteren Kern in sich tragen, daß sie entweder verstoßen genossen oder daß der Baum aus seiner heimatlichen Erde herausgerissen werden müßte. Eine Reformation der Kirchen in diesem Sinne bedürfte aber nicht eines neuen Propheten als Reformators, der unserm Zeitalter gewiß nicht kommen wird, sondern nur des einmütigen Zusammenstehens der kirchlichen Genossenschaften, behufs der Geltendmachung ihres ersten natürlichen Rechts, des Rechts einer würdigen Repräsentation und einer durch diese geschaffenen kirchlichen Verfassung. Die Bekenntnisfrage würde von der Competenz dieser Repräsentation nicht nur nicht ausgeschlossen, vielmehr als der erste und wichtigste Gegenstand der Verhandlungen zu beraten und festzustellen und die Bekenntnisformel als Fundament des ganzen übrigen Aufbaues in die Urkunde der kirchlichen Verfassung aufzunehmen sein. In einer so constituirten Kirche würden bei vorurtheilsfreier Auffassung religiöser Fragen die verschiedensten individuellen Anschauungen frei nebeneinander bestehen können, wenn es möglich wäre, daß man sich in allen Lagern von dem Krebsgeschaden, der das herrlichste religiöse Leben vom innersten Marke aus zerstört, von dem Wurme, der an seinen edelsten Krüchten nagt, losmachen könnte: von der Intoleranz und Exklusivität.

Aus der freien Atmosphäre, die uns in dem Eckardt'schen Werke umgibt, und in der es sich wie in reiner Alpenluft tief und frisch aufathmen läßt, führen wir unsere Leser mit dem nun zu besprechenden Werke: „Die Waffen des Lichts“, von Agnes Gräfin Schwerin (Nr. 2), in den engen, mit schwüler Stidluft geschwängerten Gesichtskreis einer einseitigen Glaubensrichtung, der sich wol mit so dichtem Schleier vor das geistige Auge legen mag, daß wir mit der Verfasserin nicht rechten dürfen, wenn sie die täuschenden Irrlichter, die durch das Dunkel flackern, mit dem stolzen Namen „Waffen des Lichts“ zu verherrlichen sucht. Sie weiß gut und lebendig zu schildern, ja wir können ihr selbst bei Zeichnung der ihr widerwärtigen Charaktere dem fanatischen Auftreten mancher zelotischen Parteimänner ihrer Glaubensrichtung gegenüber eine gewisse maß- und taktvolle Behandlung nicht abprechen; aber jenes wunderbare Gemisch von Egoismus und Liebe, von Hochmuth und Demuth, von Abschließung und Hingebung, von Wärme und Kälte, von Opferfreudigkeit und einem energie- und rücksichtslosen, müßigen Zuwarten, von Gottinnigkeit und Pharisäerthum, wenn wir auch zugeben wollen, daß letzteres sehr häufig ein unbewusstes sein mag, kurz alle jene Unnatürlichkeiten, um nicht zu sagen jene Unmenschlichkeiten, nicht in der gewöhnlichen sondern in der grammatischen Deutung des Wortes, mit denen jene sich selbst so nennenben Ausgewählten des Herrn sich wie ein vergiftender Mehlthau auf Familien- und Gemeindegelben legen, werden in diesem „christlichen Lebensbilde“ auf das eindringlichste und vergegenwärtigt, wenn auch, wie sich von dem Talent und dem unverkennbar redlichen Willen der Verfasserin von selbst versteht, die Situationen so arrangirt und die Lichter und Schatten so vertheilt sind, daß die letztern nicht auf die Ausgewählten, sondern auf diejenigen fallen, deren Seelen sie mit oder ohne Erfolg zu retten bemüht sind. Während Eckardt Kunst und Philosophie ausdrücklich in den Kultus der Gottheit mit aufgenommen wissen will, wird in den „Waffen des Lichts“ die Wissenschaft in der Person des Vaters des Helben, des Professors Domhard in der unliebenswürdigen Weise travestirt, Theater und Tanz sind Künste des Satans, und es ist „Geuschel“, wenn der Schauspieler die gottgewirkten Kräfte seines Geistes dazu anwendet, um unter dem Schleier der Wahrheit die entgegengesetzten Leidenschaften an sich zur Anschauung zu bringen; alle gesellige Unterhaltung, im Hause und im Freien, im Familienzimmer und im Salon, ist leer und ermüdend, wenn nicht die Sprechenden „den Herrn“ als drittes Wort im Munde führen; man kommt dem nächsten Familienreise, wenn nicht mit demselben die selige Gemeinschaft in dem Herrn gepflogen werden kann, mit Recht fast entgegen, und darf sich jede

Nachsichtslosigkeit gegen die Bande der Natur erlauben, weil nicht diese, sondern nur Seelensympathien, d. h. gleiche Glaubenseinrichtungen, die „anheimelnden Empfindungen“ erwecken, die der natürliche Mensch im engern Verwandtenkreise sucht; ein von der reinsten Liebe getragenes und am Schlusse mit der edelsten Resignation gekröntes Leben ist ein ganz umsonst gelebtes und eitel sündiges, weil es das Leben eines Juden gewesen, und der arme Greis kann nur dadurch, daß er in der letzten Stunde noch gläubig wird, in die Seligkeit hinübergerettet werden; Eben, aus den lautersten Beweggründen und in wahrer aufrichtiger Herzensneigung geschlossen, sind sündige, weil sich die Männer, als auserwählte Ritzzeuge des Herrn, eigentlicher Weise in der Ausübung ihres heiligen Berufs beengt fühlen könnten; und das Ganze gipfelt sich in einer Apotheose des Solibats, in welchem der Held des Buchs, ein protestantischer Missionar, seine vollendete Heiligkeit bewährt, nicht ohne zuvor mit dem Herzen der von ihm bekehrten Geliebten noch zu spielen, indem sie zum heimlichen Abschied ausdrücklich von welt her entbieten wird. Wir haben die Thatfachen hier im Kern bloßgelegt und den mildernnden Schleier abgestreift, den die künstlerisch gewandte und von gläubiger Begeisterung geführte Hand der Verfasserin in bestechender Staffage darüber hingebreitet hat; aber es ist eine ernste Pflicht, auf die Unnatur hinzuweisen, zu welcher der von der „Auserwählten“ für heilig gehaltene Kampf mit dem „natürlichen“ Menschen führt: eine Unnatur, die zwar nicht mehr Inquisition und Scheiterhaufen predigt, aber mit Schonungslosigkeit, ja mit einem gewissen Triumphe den Frieden der Familien stört, das Leben, wo nicht den Geist ihrer armen Opfer oft bis zur äußersten Umnachtung verbüßert und Gott den Allliebenden aus seiner schönsten Offenbarung, der Schöpfung, den Schöpfer aus seinen Geschöpfen hinausdrängt.

Indes, *Iliacos intra muros peccatur et extra*, und was auf der entgegengesetzten Seite gefehlt wird, stellt uns der Verfasser der Erzählung „Der ungläubige Pfarrer“, A. C. Fröhlich (Nr. 8), in sehr frappanten Zügen vor Augen. Er hat sich die Sache allerdings ein wenig leicht gemacht; denn dem Pastor fehlen außer dem Glauben auch alle sonstigen Eigenschaften, die einen Pfarrer auszeichnen sollen, wogegen er mit Untugenden, als Geiz, Undankbarkeit, Trägheit im Dienst, Feigheit, die ihn selbst zu gewissenlosen Vernachlässigungen aus Furcht vor Ansehung verführt, und andern, wenn auch theilweise nur angedeuteten, doch ihren Effect nicht verfehlenden sittlichen Gebrechen reichlich ausgestattet ist, während zur Fülle all dieser Schattens nichts weiter dient, als eine ausgebreitete gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit. Doch gereicht der Erzählung das zum Lobe, daß der dem Pfarrer an die Seite gesetzte und natürlich mit allen nur möglichen Vorzügen ausgestattete orthodoxe Vicar im ganzen mit einer taktvollen Mäßigung auftritt, und mit geringer Ausnahme, selbst in der Polemik, in den Discussionen mit dem Pfarrer, einen Ton anschlägt, der nichts mit der sonst üblichen stolzen Selbstherrlichkeit und Untrüglichkeit derjenigen Frommen gemein hat, die das Privilegium der richtigen Auffassung der göttlichen Dinge für sich ganz allein in Anspruch nehmen. Daß derselbe freilich ganz tadellos hingestellt wird, und keinerlei Schwäche oder Gebrechen das glänzende Gemälde menschlich abmildern, ist ein Verstoß gegen die poetische Wahrheit, wie wir denn auch im ästhetischen Interesse die Katastrophe in der Kirche, wo der Pfarrer nach einer allerdings sehr verlegenden Osterpredigt vom Schläge gerührt wird, aus der Erzählung entfernt wünschten. Denn was Schiller in der Vorrede zur ersten Ausgabe des „Fiesco“ weiter ausführt, daß die Natur des Drama den Finger der unmittelbaren Vorsehung nicht dulde, paßt auf jede dichterische Schöpfung. Den Charakter einer solchen kann aber die Erzählung Fröhlich's, wenigstens nach den durchgehends drastischen und anziehenden Schilderungen schweizer Natur-, Gemeinde- und Familienlebens, für sich in Anspruch nehmen.

Derselbe Vorzug lebendiger und charakteristischer Schilderung läßt sich an dem Werke „Buchenstein und Cohnberg“, von E. Formstecher (Nr. 4), einem Familiengemälde aus der Gegenwart des Judenthums, rühmen. Doch weht in dieser Erzählung ein anderer Geist als in den beiden vorhergehenden, indem, wie wir bereits oben andeuteten, der Verfasser innerhalb seiner religiösen Sphäre ganz auf demselben Standpunkte steht, den der Verfasser von Nr. 1 innerhalb der christlichen Kirche einnimmt. Der jüdische Gottesgelehrte Joseph Buchenstein, der die religiösen Anschauungen des Verfassers (vgl. „Die Religion des Volkes“, eine wissenschaftliche Darstellung des Judenthums nach seinem Charakter, Entwicklungsgange und Verufe in der Menschheit, von E. Formstecher“, Frankfurt a. M. 1841) vertritt, beantwortet die Frage: Soll die Vernunft über der Glaube gebieten? mit einem entschiedenen Ja zu Gunsten der ersten, verwahrt sich aber gegen die Bezeichnung Rationalist, die so in Mißcredit gerathen, daß sie beinahe einer Beschimpfung gleiche, und bemerkt, auch die Vernunft beuge sich vor dem Worte Gottes, man möge sie nur nicht mit Willkür verwechseln. Willkür, die Geburt des Egoismus, greife nur nach dem Sinnlichangenehmen, Vernunft aber sei jenes Ebenbild Gottes, in welchem der Schöpfer den Menschen geschaffen, und in welchem darum auch der ewige Gesetzgeber seine ewigen Gesetze uns offenbare. Und auf den stets bereiten Einwand, den ein orthodoxer christlicher Freund ihm macht, man müsse die Vernunft der Schrift unterwerfen, entgegnet der Jude sehr schlagend: „Warum bist du ein Christ? Ich bin Jude, weil mein Judenthum am besten mit meiner Vernunft übereinstimmt. Das Thier muß auf der Stufe stehen bleiben, auf welche die Vorsehung es stellte. Der Sohn des Löwen bleibt Löwe, das Kind des Kameels bleibt Kameel; wenn aber der Mensch spricht: ich muß auf derjenigen Stufe bleiben, auf welcher ich geboren wurde, dann steht der Mensch wahrlich nicht höher als das Thier. Der Mensch soll sich dahin stellen, wo er die Wahrheit findet. Um aber die Wahrheit zu finden, muß er nothwendig eine Vernunft zu Rathe ziehen.“ Es ist dies derselbe Standpunkt, den die erleuchtete christliche Theologie einnimmt. Auf den göttlichen Ursprung der Vernunft fußend und das Erfassen der Gottesidee als Postulat setzend, ordnet sie jede Erkenntnis, also auch die Erkenntnis einer höhern Offenbarung den Vernunftgesetzen unter und erklärt das Gesetz der Gotteswürdigkeit für die höchste Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden, indem sie dasjenige als Wahn oder Täuschung bezeichnet, was in irgendeiner Lehre oder Schrift der Vollkommenheit des höchsten Wesens erweislich widerspricht. Auf diesen Satz gründete Ammon sein großes, kühn entworfenes und — abgesehen von einzelnen Stellen, wo er mit einiger leicht erklärbarer Reserve die weiteren Konsequenzen zu ziehen scheut — ebenso kühn ausgeführtes meisterliches Werk: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“; er verlangt, daß jede Religion, welche göttlich sein will, vorher im vollen Sinne und Umfange des Wortes wahr und vernünftig sein muß, und bemerkt: „Es würden namentlich die christlichen Theologen die ersten Grundsätze ihres Glaubens verleugnen und an Gott und Menschen freveln, wenn sie das bezweifeln wollten; denn da Christus selbst die Verknüpfung der Vernunft oder des geistigen Auges für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilsamkeit seiner Lehre unbedingt der Probe des sittlichen Bewusstseins unterwirft, da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung ihrer Vorträge auffordern und sich abermals auf das Zeugnis des religiösen Bewusstseins berufen, so liegt die Vernunftsmäßigkeit des Christenthums klar am Tage, und man ist vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, seinem Schicksale zu überlassen.“ So begrüßen wir denn alles redliche, begeisterte Streben im Dienste der Wahrheit, im Judenthum wie im Christenthum und auf jedem religiösen Gebiete mit aufrichtiger Freude. Nur auf diesem Wege und nach diesem Ziele hin kann zu einer heilbringenden Einheit gelangt werden, und mehr als katholische und anglikanische, herrnhutische

und lutherische Mission mit all ihren intoleranten Befehdungen unter sich wüßte für die Ausbreitung des Christenthums über den Erdenkreis gethan werden durch eine Mission der Wahrheit. 18.

Der Kapitän Henry Heron und Herr van Haren.

Der schottische Kapitän Heron war mit Lord Inverary, dem ältesten Sohne des Herzogs von Argyle, im Mai 1786 nach Weimar gekommen, um Jena zu besuchen, wo sie im Griesbach'schen Hause ihre Wohnung nahmen. Sie schlossen sich jumeist an Knebel an. In Weimar ließen sie sich bei Hofe vorstellen, wo sie noch besonders mit Knebel oft an der herzoglichen Tafel waren. Der Herzog bezeugte sich ihnen überhaupt sehr freundlich. Im Februar 1787 machte Schiller's spätere Gattin zu Weimar Heron's Bekanntschaft. Gleich darauf besuchte dieser sie in Rudolstadt, wo er in ihrer Familie die freundlichste Aufnahme fand. Den die herzlichste Neigung ausbrechenden Brief, welchen Heron von Jena aus bald nach der Rückkunft an sie richtete, hat Urlichs im zweiten Bande der Sammlung „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ mitgetheilt. Heron kehrte gleich darauf zu seinem Regimente zurück. Am 4. April 1787 schreibt der Herzog an Knebel: „Ich wünschte, daß Heron sich so einrichtete, daß er nicht ganz von Deutschland Abschied nähme; er hat in seinem Vaterlande keine Civilstelle, im Militär ist da nichts zu thun, großes Vermögen braucht er nicht zu verwalten. Ich dachte, er käme bald wieder herans, mir ahnt, daß wir einander zu etwas gut sein können.“) Einen in meinem Besitze befindlichen, meist deutsch geschriebenen Brief, den Heron von Madeira aus an Knebel richtete, habe ich in den „Briefen Schiller's an einen vertrauten Freund“ mit Verbesserung der störenden Sprachfehler abdrucken lassen. „Gestern Abend“, schreibt Knebel am 20. Juni 1788 von Jlmeneu aus an Herder, „erhalte ich einen Brief von Heron! Woher? aus Madeira! Er fängt gleich an mit einer Strophe aus Ihrer Romanze (= Madeira). Solche Freude habe ich lange nicht gehabt. Aber etwas Wehmüthiges war dabei; er geht nach Indien mit seinem Regimente. Sie müssen den Brief selbst lesen. Er ist gar zu herzig. Ich schide ihn der regierenden Herzogin und bitte mir ihn bald wieder zurück. Er will Goethe's Werke haben, und ich muß sie ihm nach Oindien schicken.“ Nachdem er Herder aufgetragen, ihm ehestens die fünf bis dahin erschienenen Bände Goethe's zu verschaffen, schreibt er: „Ich muß dem guten Heron die Freude machen, und wenn er sie auch erst in zehn Jahren bekommen sollte.“ Herder freute sich des Briefes des „guten Menschen“. „Bitten Sie ihn“, schreibt er, „daß er indische Poesien, Lieder u. s. w. schide, treuer aber als Jones, und nur von Wort zu Wort übersetzt. Sagen Sie ihm auch von mir ein gutes Wort. Die Frau von Schwebel sagt ihm viel Gutes.“ Auch Schiller's späterer Gattin theilte Knebel den Brief mit, welche ihren Dank bei der Rücksendung am 3. Juli aussprach. „Heron könnte recht interessante Nachrichten in Indien sammeln“, bemerkte sie, „und dann von großem Nutzen für Europa sein. Sein Geist beobachtet richtig, und dann hat er tiefen Sinn fürs Schöne. Wenn Sie ihm schreiben, so sagen Sie ihm viel von uns allen, er soll uns nicht vergessen, und noch daß ich ihm im August vorigen Jahres nach London geschrieben. Ich denke, mein Brief ist verloren gegangen. Sein Andenken wird mir immer lieb sein.“

Im Februar 1804 ließ Frau von Schiller Knebel durch dessen Schwester um diesen „letzten Brief von Heron“ bitten. Bei der Rücksendung schrieb sie (Urlichs, S. 143): „Die Stimme voriger Zeiten ist aufs neue lebendig in mir geworden durch den Anblick der Handschrift unsers Freundes. Ich werde ewig sein Andenken ehren, und da wir von ihm selbst keine Spur haben,

so müssen wir uns die Spuren seines Geistes, seines guten, reinen Herzens, das er in seinen Briefen zeigte, wie in seinem Wesen zu eignen; denn es ist leider das einzige, was uns von ihm bleibt! Aus seinem Brief sah ich aufs neue, daß er wirklich nach Oindien gegangen ist, worüber ich zweifelhaft war. Ich dachte, er hätte auch sein Grab auf den trügerischen westindischen Inseln gefunden, wie der gute Ernst.“ Gegen Ende des Jahres 1803 war die Nachricht angekommen, daß Ernst von Imhof auf der Insel St. Vincent gestorben. Gerade der sich aufdringende Gedanke, Heron sei auch der ungesunden Witterung der westindischen Inseln zum Opfer gefallen, hatte Schiller's Gattin zum Wunsche getrieben, jenen Brief wiederzusehen.

Zum Briefwechsel Knebel's mit seiner Schwester bemerkte ich, Heron habe durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt. Urlichs weiß nicht, woher ich diese Kunde habe, da ihm meine Sammlung „Zur deutschen Literatur und Geschichte“ (Nürnberg 1858), wie ich aus manchem sehe, unbekannt geblieben ist. Dort habe ich (II, 12) in einem Briefe von Herder's Gattin an Knebel vom 26. Mai 1801 die Worte drucken lassen: „Herr von Heron ist gestern früh gestorben“, worauf die nähere Angabe der unglücklichen Veranlassung des Todes folgt. Aber ich habe hier einen Irrthum zu gestehen. Da ich mich zu erinnern glaubte, daß der Name Heron mehrfach fälschlich Haren geschrieben wurde, so habe ich hier Heron statt Haren drucken lassen. Haren steht im Briefe und ist herzustellen. Wer dieser Herr von richtiger van Haren gewesen, erkenne wir jetzt aus einem Briefe der Frau von Stein an Frau von Schiller. Dieser schreibt am 28. Februar 1799: „Herr von Haren, der künftige Cavalier vom Prinzen, ist angekommen, ein ältester Mann, der einen aufs erste Ansehen weder für noch gegen sich einnimmt. Nun ich ihn einigemal gesehen habe, kommt er mir beschiden vor. Er spricht sehr schön französisch, und zwei Neigungen habe ich ihm abgemerkt: er liebt das gesellige Leben und die Jagd; denn er wollte viel lieber blind als taub werden, zum Beweis des erstern, und dann hörte ich ihn verschiedentlich von Anerbieten erzählen, die ihm auf der Jagd begegnet waren.“ Dieser Herr van Haren ist auch im Briefe von Herder's Gattin an Knebel vom 31. Januar 1800 gemeint, wo diese auf Veranlassung der Aufführung von Goethe's Uebersetzung des Voltaire'schen „Mahomet“ schreibt: „Ach, und die Ziererei der Kunst, und Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr van Haren durch den Herzog also bestellt hat!“

Unter der Aufsicht des Herrn van Haren ging der Erbprinz im Juli 1800 nach Halberstadt. „Unser guter Prinz ist jetzt bei Ihnen, das Militär zu lernen“, schreibt Herder's Gattin am 1. August an Gleim. „Ich wiederhole meine und der Herzogin Bitte, ihm gefällig zu sein, wo Sie können. Er ist blöde, und dieser ganze Entschluß, ihn auf einmal zum Militär zu machen, ist etwas übereilt, wenigstens nicht genug vorbereitet. Ich hoffe, daß man artig gegen ihn sein wird; denn er verdient es. Nicht jeder hat militärische Talente und Neigung.“ Gleim sah den Erbprinzen bei sich im Hüttchen und erwiderte gleich seinen Besuch. Als er auch Herrn van Haren gesehen, schrieb er am 10. August: „Unsere Fürstinkinder werden schlecht erzogen! Ihre Hofmeister nicht gewählt, nicht geprüft! Der erste der beste! Gestern war ich eine Stunde beinahe beim Oberhofmeister des Erbprinzen. Er schien mir ein guter, braver, auch wohlgelehrter Mann zu sein; aber er ist ein Holländer und hat des Erbprinzen Landessprache vor kurzem erst gelernt. Der Mentor forderte (in der Bibliothek) für den Prinzen «Kollin's alte Geschichte», sechzehn Bände. Kleinere Bücher, denke ich, werden ihm angemessener sein.“ Der von Gleim angeregte Gegenstand setzte Herder's Gattin in leidenschaftlichste Hitze, worin sie einen zwei Bogen langen Brief an Gleim richtete, der aber so heftig war, daß er nicht abgeschickt werden konnte. „Säßen wir bei Ihnen, könnten wir über alles Auskunft geben“, äußert sie am 29. August. „Der Prinz hat die besten Anlagen an Kopf und Herz von Jugend auf gezeigt. Das Unglück war, daß er am Hof erzogen und keinen für ihn oder zu diesem Geschäft passen-

*) So lautet die Stelle in der Urschrift. Im Abdruck steht Haren statt Heron, könnte statt käme und ahnet. Auch in des Herzogs Briefen vom 17. September 1786 und 1. April 1787 findet sich Heron, nicht Haren. Vgl. auch meine „Freundesbilder“, S. 480.

den Erzieher gehabt hatte.“) Den jetzigen hat der Herzog von Braunschweig empfohlen. Dreimal hat des Prinzen Schützengel in der Person meines Mannes mit der fürstlichen Mutter zu verschiedenen Zeitpunkten über die Erziehungsart gesprochen, seinen Rath und seine Meinung treu und offen gesagt, das Uebrige denken Sie sich.“ Ueber die Veranlassung des Todes des Herrn van Haren berichtet Herder's Gattin im schon angezogenen Briefe an Knebel vom 28. Mai 1801: „Sie wissen, daß seine erste Ausfahrt mit dem Erbprinzen nach Rudolstadt zum Vogelschießen ging. Unterwegs warf der Wagen im Gebirge gewaltsam um, eine Kiste oder Koffer fiel auf Haren's Brust und quetschte ihn.“*) Dies ist die Ursache seines Todes. Unser Doctor (ihr Sohn) wurde noch vor zehn Tagen zu ihm gerufen und besuchte ihn täglich mit Husche. Er soll schwer (gestern früh) gestorben sein.“ Später wurde Herr von Pappenheim und Herr von Hinzengrün dem Erbprinzen beigegeben, der in Begleitung des Oberhofmeisters von Wolzogen nach Paris und dann nach Petersburg reiste. **Heinrich Wümpfer.**

Culturhistorische Skizzen.

1. Aus deutschen Gauen im Süd und Nord. Volks- und Sittenschilderungen von Ernst Willkomm. Gotha, Drep. 1863. 8. 1 Hft.
2. Deutscher Trunk. Culturhistorische Skizzen. (Aus den Collectaneen eines Antiquars.) Leipzig, Hartung. 1863. 8. 10 Ngr.

Man hört oft die Klage, daß mit der Zunahme der Verkehrsmittel und dem dadurch bedingten Näherwerden der verschiedenen deutschen Volksstämme bei allen darans entspringenden Vortheilen doch auch wieder viel Aelterwürdiges, viele gute alte Sitten und viele durch die Fortpflanzung von Generation auf Generation geheiligte Gebräuche, der innige, familienähnliche Verband eines durch seine geographische Lage eng begrenzten Stammes, ja auch die Sprache der tapfern Vorfahren immer mehr in Wegfall kämen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob eine solche Veränderung wirklich zu bebauern ist, aber das Factum ist unbestreitbar. Der Unterschied in Lebensweise und Tracht zwischen den einzelnen Theilen unsers Vaterlandes, zwischen Stadt und Land hört immer mehr auf. Die Dialekte der deutschen Sprache im Norden und Süden, im Osten und Westen sind in einem starken Zurückweichen vor der Schriftsprache, zum Theil in einem raschen Absterben begriffen. Auf den friesischen Inseln unserer Nordseeküste hört man nicht selten von einer alten Frau die Klage, daß ihre eigenen Enkel sie nicht mehr verständen.

Wo sich aber noch althergebrachte Gebräuche in Kleidung und Lebensweise erhalten haben, da sind sie gewiß einer Beschreibung und Aufzeichnung werth. Ernst Willkomm beschäftigt sich in dem Werke „Aus deutschen Gauen im Süd und Nord“ (Nr. 1) zunächst mit der Oberlausitz, mit dem wendischen sowol als dem deutschen Theile, die sich noch immer durch manche leicht erkennbare Eigenthümlichkeiten unterscheiden, und die, so sehr sie es verdienen, vergleichungsweise selten von Touristen besucht werden. Während der größte Theil der Niederlausitz von Nachkommen der alten Wenden bewohnt wird; haben urdeutsche Stämme bei weitem das oberlausitzische Land inne; nur ein kleiner Strich, und zwar der niedrigste, deren Mittelpunkt die Hauptstadt des Landes, Bautzen, bildet, wird noch von Wenden besessen, wie denn die ursprünglich

*) Der Erzieher des Erbprinzen war seit 1787 der von Goethe empfohlene Dr. Niebel, der eine jüngere Schwester der weglarer Lotte, Charlotte Amalia Angela Buff, zur Frau hatte. Er ward sogleich zum Kammerherrn ernannt. Im Jahre 1796 wünschte die Herzogin, daß der jüngere Sohn der Frau von Stein, Goethe's Jüngling, Friedrich von Stein, dem Erbprinzen beigegeben werde, doch ging dieser in preussische Dienste.

**) Das einst weltberühmte rudolstädter Vogelschießen fiel in den August. Der Unfall muß sich im August 1799 begeben haben.

nomadische Lebensweise der slawischen Völkerschaften noch darin erkennbar ist, daß sie die Niederungen den Gebirgsgegenden stets vorgezogen haben.

Nach einem kurzen Blick auf die Geschichte des Landes und seiner in aristokratischer Abgeschlossenheit fest verbundenen Geschlechter schildert der Verfasser nun die noch vorhandenen Reste der alten Sitten bei Verlobungen, Hochzeiten und sonstigen Festen, ihre geselligen Vergnügungen, ihre Leidenbegiernisse und ihren Aberglauben; er gesteht aber selbst, daß, wie miss-trauisch auch die Lausitzer auf alle Neuerungen blicken, doch Modernisirungen von Jahr zu Jahr überhandnehmen, und daß die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo man nur aus Erzählungen die alte Lausitz kennt.

Der größere Theil der vorliegenden interessanten Schilderungen ist einem andern deutschen Lande gewidmet, Schleswig-Holstein nämlich, mit Einschluß der Hansestädte Hamburg und Lübeck. Er beginnt hier mit der Stadt Schleswig und dem dortigen sogenannten Möwenpreis, dem Möwenschießen auf einer kleinen Insel der Schlei, wo nach einer alten, im Grunde barbarischen Sitte an einem bestimmten Tage zu Anfange des Juli alljährlich viele Tausende dieser unschuldigen Geschöpfe geopfert werden. Dann begibt er sich nach der inselreichen Westküste, die mit ihrer Geest und Marsch, ihren Watten und Halligen freilich oft beschrieben ist, in des Verfassers Darstellung aber in einem neuen Bilde erscheint. Das alte Haupt der Hansestädte, Lübeck, das der Verfasser durch einen dreijährigen Aufenthalt kennen gelernt und liebgewonnen hat, veranlaßt ihn zu noch genauern Mittheilungen, und auch von Hamburg weiß er viel zu erzählen, namentlich von dem Treiben am Hasen und der unbändigen Lust der Matrosen, wenn diese nach langer Fahrt, überreichlich mit den Mitteln zum Genuße versehen, wieder das feste Land betreten.

Einen Beitrag zu dem Leben des deutschen Volks gibt auch das oben angeführte Büchlein „Deutscher Trunk“ (Nr. 2). Von alters her ist dem Deutschen seine Neigung zu einem guten Trunk vorgehalten worden, und es fehlt allerdings nicht an Beweisen, daß solche Vorwürfe nicht ganz unverbient waren. Wenn die früheren Zustände des deutschen Volks in dieser Beziehung nicht bekannt sein sollten, mag aus der uns vorliegenden gut geschriebenen Zusammenstellung davon ein Bild gewinnen. Selbst der Kaiser wurde vor der Krönung gefragt: „Willst du mit Gottes Güte dich nüchtern halten?“ Und erst nach deren Bejahung und nach festem Gelöbniß konnte er die Weihe erhalten. Die Verschwendung bei Hoffesten ging im Mittelalter fast ins Unglaubliche. Dagegen erhoben sich auch schon früh gewichtige Stimmen gegen jedes Uebermaß. Bereits das Salische Gesetz zieht gegen dies Uebel zu Felde. Karl der Große war bekanntlich ein abgeflagter Feind jeder Völlerei und seit der Revolution wurde laut und häufig gegen das Zutrinken geeifert, freilich nicht immer mit Erfolg. Es mag dies Büchlein von denen mit Nutzen gelesen werden, welche noch jetzt geneigt sind, die alte Zeit auf Kosten der gegenwärtigen zu preisen. 87.

Notiz.

Das „Cornhill Magazine“ über den deutschen Journalismus.

Das Juniheft des „Cornhill Magazine“ enthält einen Aufsatz „News-papers in Germany“, welcher entweder von einem seit vielen Jahren in Deutschland wohnhaften Engländer oder, was in diesem Falle wahrscheinlicher dünkt, von einem Deutschen herrührt, der aber, vielleicht als Emigrant, sich längere Zeit in London aufgehalten und die innere Organisation des englischen Zeitungswesens genügend kennen gelernt hat, um Vergleiche zwischen diesem und dem deutschen anstellen zu können. Wer aber der Verfasser auch sei, ein germanisirter Engländer oder englischer Deutscher, jedenfalls spricht der Umstand, daß eine englische Zeitschrift eine eingehendere Betrachtung über das deutsche Zeitungswesen aufgenommen hat, für die Thatsache, daß

der deutsche Journalismus in unsern Tagen zu einer Macht und einem Einfluß gelangt ist, wodurch er auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu ziehen angefangen hat. Der Artikel erschien übrigens in einer Zeitschrift, welche der Geschichte, der Organisation und der Bedeutung des modernen Journalismus schon früher ihre besondere Aufmerksamkeit widmet hat und wie sich unsere Leser vielleicht aus einer in d. Bl. früher enthaltenen gewissen Mittheilung erinnern werden, den Journalismus die charakteristischste unter allen Hervorbringungen unserer Zeit nannte, diejenige, welche in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln, die erste oder doch eine der ersten Stellen einzunehmen verdienen. Der Verfasser kommt im Verlaufe seines Artikels auch auf die frühere Censur, namentlich die wiener zu sprechen, und führt dabei einige Curiositäten an wie die bekannte, daß bei den Aufführungen der „Räuber“ auf dem Hofburgtheater der Vater Moor in einen Oheim verwandelt wurde, wodurch die naive wiener Censur, die ja nur durchließ, was in ihren Augen nicht strafwürdig war, den Inselfmord gleichsam für gestattet erklärte. Indessen sollten die Engländer des Spottes hierüber sich enthalten; denn es gibt auch eine gleich strenge Gesellschaftszensur, die gerade in England zu einer großen Macht gelangt ist. Ihr verdankt man es, daß gegenwärtig viele Engländer und namentlich Engländerinnen vor manchen Strichen Shakespeares oder doch gewissen Stellen darin einen wahren Abscheu empfinden, weshalb diese auch immer weniger und nur in sehr verkümmelter Gestalt zur Aufführung kommen, und daß die jetzt für das gebildete englische Publikum schreibenden Autoren eine Censur gegen sich selbst üben, die vielleicht ebenso streng ist, als die frühere officielle in Wien. Für diese präde englische Gesellschaftszensur ist es sicherlich höchst bezeichnend, daß eine Engländerin in der That soeben eine purifizierte Ausgabe des Shakespeares zum Gebrauche für das weibliche Geschlecht veranstaltet hat. Den jetzigen wiener Journalisten rühmt übrigens der Verfasser nach, daß die unter ihnen herrschende Harmonie eine der „pleasantest features“ im Leben dieser Capitale sei; und wenn wir dann weiter lesen, daß die meisten Redacteurs der Zeitungen in Wien wie auch die meisten Mitarbeiter an denselben Juden oder doch jüdischer Abstammung seien, so möchte man auf die Vermuthung gerathen, der jüdische Deutsche sei überhaupt verträglicher und mehr socialer Natur als der christliche Deutsche. Indes ist der Oesterreicher im allgemeinen gemüthlicher Art, und soeben gestaltet sich auch in einem Großstaat wie Oesterreich alles großartiger und minder engherzig als in Staaten von kleinen Dimensionen. „Die wiener Zeitungen“, bemerkt der Verfasser, „näher sich dem englischen Typus fast mehr als alle übrigen deutschen.“ Er erzählt, daß einer der wiener Redacteurs, der zugleich Eigenthümer des Blattes ist, jährlich, wie man verfährt, 10000 Pf. St. reinen Gewinn erziele und eine Gräfin geheirathet, und ein anderer sich mit einem Einkommen von jährlich 12—15000 Pf. St. (?) auf einen von einem Park umgebenen Landhof bei Wien zurückgezogen habe. In Oesterreich, und wol auch nur hier in Ländern deutscher Zunge ist es in neuerer Zeit vorgekommen, daß bloße Journalisten zu bedeutendem politischen Einfluß und zu hohen Staatsposten gelangten, wie dies in Frankreich und England nicht selten der Fall ist; der zuletzt verlebte englische Kriegsminister J. B. war in jüngern Jahren Journalist und soviel wir wissen fleißiger Mitarbeiter an der „Edinburgh review“. Endlich möchten wir noch erwähnen, daß der Verfasser des Aufsatzes bemerkt, der deutsche Journalist sei im allgemeinen mehr „a man of letters“ als seine Brüder in England. J. M.

Bibliographie.

Bertram, A., Theater-Begeben. Enthüllungen, Skizzen, Bilder und Chargen aus dem Theaterleben. Als Beitrag zur Erläuterung der Reorganisationsfrage des Theaterwesens. Berlin, Schöningmann. Br. 8. 10 Ngr.

Dunant, J. G., Eine Erinnerung an Colferino. Deutsch.

sch, vom Verfasser autorisirte Ausgabe nach der 5ten Auflage des Originals bearbeitet. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Ernst, A., Republik Chili. Erlebnisse und Betrachtungen daselbst. Mit 4 Illustrationen. Berlin, Röser u. Scherl. 8. 12 1/2 Ngr.

Flath, J. L. F., Shakespeare in seiner Wirklichkeit. 1ster Theil. Leipzig, Dyk. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frantz, G., Die Quelle alles Uebels. Betrachtungen über die preussische Verfassungsfrage. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 1 Thlr.

God, G. Freih. v., Die öffentlichen Abgaben und Schulden. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Kreyher, J., Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kühne, G., Mein Tagebuch in bewegter Zeit. Leipzig, Denike. 8. 2 Thlr.

Löwenhardt, G. C., Die Identität der Morals und Natur-Gesetze. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Möllhausen, B., Der Rayorhomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico; im Anschluß an den „HalbIndianer“ und „Flüchtling“. Vier Bände. Leipzig, Cotta. 8. 5 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kregschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sengelmann, G., Dr. Joseph Wolf. Ein Wanderleben. Hamburg, Nöden. Gr. 8. 1 Thlr.

Thomas, K., Altes und Neues. Meine Habilitation und meinen Austritt aus der Privatdocentschaft an der Königl. Preussischen Universität Königsberg betreffend. Freiburg im Br., Wagner. Lex.-8. 20 Ngr.

Weller, G., Das alte Volks-Theater der Schweiz. Nach den Duellen der Schweizer und süddeutschen Bibliotheken bearbeitet. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 Thlr.

Wessel, A. W., Die Nordsee-Insel Spiekeroog. Aurich, Spielmeier. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Bärenz, J., Schleswig-Holstein und Bundesreform, Vortrag gehalten in der 5ten Generalversammlung des Großdeutschen Vereins zu Hannover am 6. Mai 1863. Hannover, Rindoworth. Gr. 8. 6 Ngr.

Becker, D., Die Freiheit und das Recht der neueren Philosophie, nach dem von Prof. Dr. Frohschammer jüngst veröffentlichten Vortrage, beleuchtet. Speyer, Bregenz. Gr. 8. 4 Ngr.

Freudenberg, J., Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Fest-Programm zu Winckelmanns Geburtstage am 9. December 1862. Herausgegeben vom Vorstände des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Hierzu 1 Tafel. Bonn, Marcus. 1862. Gr. 4. 20 Ngr.

Die Idee des Göttlichen in der Wissenschaft und die sogenannte freie Wissenschaft oder Stiftung und Reformation der Universität Würzburg. Kritische Beleuchtung der von den H. Göttinger und Wegele in Würzburg zur Stiftungsfest der Julius-Universität in den Jahren 1862 und 1863 gehaltenen Festsreden. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 6 Ngr.

Martens, G., Wenn Deutschland thäte, was Deutschland mußte! Hamburg, Falcke. Gr. 8. 8 Ngr.

Mueller, A., Das Leben des Turn-Waters F. E. Jahn. Den deutschen Turngenossen gewidmet. Weimar, Köhn. 16. 2 1/2 Ngr.

Wolf, G., Dr. Bernhard Beer, eine biographische Skizze. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. Juli beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlidere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“ mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10 % Rabatt vergütet.

Philosophie.

Carriere (M.). Religiöse Aeden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 1856. (1 Thlr. 24 Ngr.) 20 Ngr.

Chalybänus (H. M.). System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitten. Zwei Bände. 8. 1850. (5 Thlr.) 2 Thlr.

Fortlage (K.). Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. (2 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr.

— System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zwei Theile. 8. 1855. (5 Thlr.) 2 Thlr.

Hartenstein (G.). Die Probleme der Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. 8. 1836. (2 Thlr.) 20 Ngr.

— Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. 8. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.) 20 Ngr.

Helferich (A.). Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. 8. 1856. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr.

Herbart (J. F.). Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände. 8. 1842–43. (10 Thlr.) 2 Thlr. 20 Ngr.

Krug (W. L.). Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Fünf Bände. 8. 1832–38. (15 Thlr. 15 Ngr.) 3 Thlr.

Roos (L.). Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung. Zwei Theile. 8. 1850. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigtster Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Griechische Alterthümer

von G. F. Schönmann.

Zweiter Band: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen.

Zweite Auflage.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Reisen und Forschungen in Griechenland

von H. N. Ulrichs.

Zweiter Theil.

Topographische und archäologische Abhandlungen.

Herausgegeben von A. Passow.

Mit 4 Tafeln.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recenti Pubblicazioni

per imparare

le lingue tedesca e francese.

Ahn, F. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. In-8. 10 Ngr.

Wild, E. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua francese, proposto alla gioventù italiana. In-8. Corso primo. 2^a edizione emendata. 12 Ngr. Corso secondo. 16 Ngr.

Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 4^a originale. In-8. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr., leg. 2 Thlr. 18 Ngr.

1^a parte: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.

2^a parte: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1863.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1863.

Zweiter Band.

Julii bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

,

,

,

,

,

,

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 27. —

1. Juli 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Biographien und Charakteristiken von Zeitgenossen. Von Wilhelm von Ademann. — Naturseele, Menschenseele und Weltseele. Von Karl Fortlage. Zweiter Artikel. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. — Zur Literatur über J. G. Fichte. — Deutsche Literatur in Siebenbürgen. — Notizen. (Goethe im In- und Auslande; Deutscher Volksesang im 14. Jahrhundert.) — Bibliographie. — Ausgaben.

Biographien und Charakteristiken von Zeitgenossen.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mühsam wie immer, aber auch belehrend ist es, auch diese Arbeit Reumont's sich zu eigen zu machen. Der Verfasser gehört ohne Zweifel zu den vollkommensten Kennern Italiens in jeder Beziehung; ja, wir kennen nur einen, der ihm hierin den Vorrang streitig machen kann, und dies ist R. Witte, dem dies Buch gewidmet ist. Dasjenige, worüber beide Männer einig sind, wird wol mit Grund für die Wahrheit über Italien zu halten sein, und beide sind nur über wenige Punkte verschiedener Meinung. Unter den Arbeiten Reumont's über Italien sind die „Beiträge zur italienischen Geschichte“ (6 Bde.), „Die Garafa“ (2 Bde.), „Die Jugendgeschichte der Katharina von Medici“ (2 Bde.), „Die Gräfin Albany“ (2 Bde.), vieler kleinen nicht zu gedenken, genügend bekannt. Die vorliegenden Bände der „Zeitgenossen“ bieten zu diesen allen ein werthvolles Supplement. Es ist weiter bekannt, daß Reumont der Kunst des Buchermachens fast ganz entbehrt. Die Masse seines Wissens, eine gewisse ungemäßigte Hingebung an den gerade vorliegenden Stoff, die Schwierigkeit, die er findet, Proportion und Unterordnung in seine Arbeiten zu bringen, diese bewirken, daß wir kein einziges geschickt gemachtes Buch von ihm besitzen und daß seinen Darstellungen gefällige Anordnung, Concentration, ja, beinahe aller Stil fehlt. Dagegen sind sie durch die Fülle und den sachlichen Reichtum seiner Mittheilungen stets überraschend und geben regelmäßig bei weitem mehr als sie versprechen. Namentlich ist sein Wissen von der Specialgeschichte einzelner Landestheile, einzelner großer italienischen Familien, seine Kenntniß der Diplomatie Italiens in Wahrheit staunenswerth!

Hiervon gibt der erste Band der „Zeitgenossen“ in der Biographie Cesare Balbo's wieder eine sprechende Probe. 1863. 27.

Was dieser Mitkämpfer Gioberti's für die Umgestaltung, äußere und innere, Italiens gewirkt, wie er ein Lenker der Geschicke des Landes, der erste Publicist Italiens geworden, welchen Widerstand, welche Widersprüche er zu besiegen hatte, um an sein Ziel, die geistige Wiedergeburt Italiens, zu gelangen, dies und die seltsamen Verknüpfungen am Hofe zu Turin, wo die Freisinnigkeit mit Vorurtheilen aller Art und mit dem Mysticismus Karl Albert's in dem sonderbarsten Kampfe lag, mit einem Wort, die Thaten, die hervorragenden Charaktere dieser fast einzig in der Geschichte dastehenden großen Volkstragödie, lernen wir aus diesem Bande vollkommen kennen. Wie schwach und skizzenhaft, ja wie überzeit und ungeprüft erscheint, hiermit verglichen, alles, was flüchtige Touristen, wie Mundt u. a., uns über diese Verhältnisse mitzutheilen mußten!

Zur Beurtheilung des Werths der vorliegenden Arbeit ist zunächst erforderlich, mit wenigen Worten den historischen und politischen Standpunkt des Verfassers näher zu bezeichnen. Reumont gehört zu denen, welche die politische Bewegung Italiens insoweit für berechtigt erachten, als sie sich auf das Abwerfen jeder Art geistigen Drucks, der auf dem Lande lastete, erstreckt, und hierin ist denn auch wol die politische Unabhängigkeit mitbegriffen. Allein er ist ebenso überzeugt, wie wir selbst, daß die „Italia una“ ein Unding, eine Unmöglichkeit sei, fast ebenso groß wie die Einheit und Einigkeit Deutschlands. Wir sagen, fast ebenso groß, und sagen dies mit Betonung; denn Italien wird wenigstens nicht von confessioneller Spaltung zerrissen, noch feiert ein Theil des Landes Triumphe und Siegestage über den andern Theil, wie dies bei uns der Fall ist. Die „Italia una“ aber ist unmöglich, weil sie den Naturbedingungen der Halbinsel widerspricht, weil man in Palermo, Neapel und Rom ganz anders empfindet als in Turin und Mailand, weil Süd- und Norditalien ganz entgegengesetzten Lebensbedürfnissen folgt, weil, mit einem Wort, der Neapolit-

taner, der Römer, der Luriner ganz verschiedene Menschen sind. Aus diesem Standpunkte nimmt Neumont seine Ueberzeugungen; er läßt den geistigen Impuls der Bewegung Gerechtigkeit widerfahren, aber er verurtheilt die Gewalthat, die politische Schwärmerie, die Rechtsverdrängung, die sie begleiteten, und alles dies mit unserer vollsten Zustimmung! So — kritisch ohne Zweifel auf richtigem Wege — schildert er uns den kräftigsten Erwecker des neuitalienischen Geistes, Cesare Balbo, in einem Lebensbilde, dem wenig zu einem wahren Kunstwerke fehlt, gewissenhaft, lebendig, anziehend.

Cesare Graf Balbo, einer aus Chiari stammenden Familie angehörig, in seiner Jugend Soldat, dann verbannt, 25 Jahre lang auf literarische Thätigkeit angewiesen, hierauf Minister Karl Albert's, Reformator seines Landes und von seiner eigenen Popularität in maßloser Zeit gestürzt, stellt vielleicht die reinste und edelste Persönlichkeit unter den bedeutenden Männern dar, die das neue Italien schufen. Reinsten Willens trug er bis an sein Ende das Banner hoch, das er als Soldat und Publicist, als Minister und Reformator getragen hatte und sein Programm blieb immer dasselbe: Italiens politische Unabhängigkeit, im Bunde mit der Kirche, gesichert durch enge Conföderation, das Oberhaupt der Kirche an ihrer Spitze. So kann der Verfasser schließlich von ihm sagen: er ist wie die Personification des Princips, das im neuen Italien nach zwei Seiten hin auf überlegene Widersacher gestoßen, aber dennoch das wahre und allein richtige ist. Seine Werke sind unvollkommen geblieben, seine Laufbahn wurde gehemmt, allein sein Streben in That und Schrift war stets den wahren Interessen seines Vaterlandes gewidmet, die ihm mit den Interessen der öffentlichen Moral und der Kirche identisch schienen. Er hat die Politik nie von der Moral, die Fortschrittsidee nie von der Loyalität getrennt; in ihrer Vereinigung fand er Ausdruck und Ziel der Legitimität, durch schlimme Zeiten unentnuthigt und unbeirrt.

Zwischen Anfang und Ende seines Wirkens liegt nun ein Leben, das die ganze Geschichte des neuen Italien von 1821—53 umfaßt, und in dessen Wandelungen überall seine Mitwirkung, oft sein Antrieb zu finden ist. Aus angeborener Mäßigung ein Feind alles politischen Experimentirens, aus gereiftem Urtheil stets nur dem Erreichbaren zugeneigt, aus Pflichtgefühl und Loyalität allen Faktionen abhold, erfuhr er den Schmerz, von seinen eigenen Mitarbeitern am großen Werk verrathen, in seinen Bestrebungen für das allein Erreichbare von zwei Seiten bekämpft zu werden und Zeuge des Verderbens sein zu müssen, das die Maßlosigkeit über sein geliebtes Vaterland brachte. Seine Illusionen waren eben die so vieler edler Geister, die nämlich, daß in erregten Volksmassen Vernunft und Mäßigung die Herrschaft zu behaupten vermöchten! Sein Grundgedanke: Italien, ein Bundesstaat, mit der Kirche als leitendes Oberhaupt und den Papst als Träger seiner Einheit — dieser Gedanke, den Napoleon von ihm ererbte, konnte selbst von diesem und aller seiner Macht nicht verwirklicht werden. Aber

er wird verwirklicht werden, nach langen Kämpfen verwirklicht werden; wir zweifeln nicht daran! In dieser Grundansicht steht Graf Balbo mit Gioberti nahezu auf gleichem Standpunkt. Im „*Primato morale e civile*“ des Letztern entwickeln sich die gleichen Ansichten; nur daß die kirchliche Grundlage darin noch mehr betont ist als in Balbo's „*Della speranza d'Italia*“, wo die äußere Unabhängigkeit als das „*Unum porro necessarium*“ hervorgehoben ist. Was haben Ehrgeiz und Unverstand, was haben Cavour, Mazzini und endlich Garibaldi aus dieser einzig sichern Grundlage eines Neubaus der Halbinsel gemacht? Was Gioberti von der innern Reform Roms, was Balbo von der Conföderation, von Tugend und Kraft der verbündeten Staaten erwartete, das hat nun die Massengewalt herfallen sollen! Eitel Hoffung!

Noch im „*Sommario della storia d'Italia*“, das 1846 erschien und das noch tiefer in das Volk drang als die „*Speranze*“, hält Balbo an seinen Grundideen fest; sie sind die Signatur seiner katholischen und patriotischen Anschauung; zehn Jahre später waren Gewalt und Rechtsbruch weit hinaudgewachsen über diese Richtung, die doch allein zum Heil Italiens führen konnte. Inzwischen brachten die Ereignisse von 1847 und 1848 Graf Balbo an die Spitze des Ministeriums zu Turin. Es galt nun nach zwei Seiten hin männlich anzukämpfen, hier gegen die Begriffsverwirrung eines Königs, der in mystischer Nebelhaftigkeit die Lösung seiner Aufgabe als nationaler Fürst in den Büchern Mosks suchte, dort gegen die Maßlosigkeiten und den Unverstand der lombardischen Flüchtigkeitspartei, welche ihre Hoffnungen auf die Massenempörung setzte. In diesem trostlosen Kampfe erlag Balbo; die Niederlage von Custoza machte seiner reformatorischen Thätigkeit ein Ende. Pinelli, Gioberti, Agello, Cavour folgten ihm; keiner von ihnen vermochte dem wechselnden Verderben Einhalt zu thun. Von da ab stritt Balbo, rein im Gewissen und fest in seinen Grundideen wie immer, in den Kammern, in der Literatur für seine Grundsätze, Recht, Unabhängigkeit, Conföderation. Dem Andenken des Königs Karl Albert aber setzte der so schwer gekränkte Mann ein Denkmal, das seine Irrthümer entschuldigte, seine Heldenmüthige Hingebung an die Sache Italiens aber hoch erhob, und das die Grundlage des Cultus geworden ist, in dem dieser Fürst noch heute in Italien steht. Im Frühjahr 1853 starb Graf Balbo, 64 Jahre alt, fromm und sich selbst treu, mit dem Ruf eines vollkommenen Ehrenmannes.

Diesem trefflichen und durch seine Kämpfe so anziehenden Lebensbilde folgt im zweiten Bande ein nicht minder treffliches Charakterbild König Friedrich Wilhelm's IV. Es ist bekannt, wie nahe der Verfasser dem Fürsten gestanden hat, dem diese Skizze gewidmet ist; er war sein Begleiter, sein Gesellschafter auf der traurigen letzten italienischen Reise. Zwischen diesem Könige und Balbo knüpft eine gewisse Verwandtschaft der politischen Anschauungen ein unverkennbares Band. Selben fehlte es, sozusagen, an dem Organ, das Unrecht, das

Verkehrte, das Schlechte zu begreifen und zu fassen; das Veruhen auf Moral und Religion war beiden gleiches Bedürfnis; bei beiden dieselbe Mäßigung, dasselbe edle Wollen in staatlichen Dingen, bei dem Könige aber noch größere Tiefe der Erkenntnis, ein noch höherer Flug der Einsicht und des Voraussehens. Und so trägt alles, was Reumont von ihm sagt, den Stempel der höchsten Pietät, die reinste Verehrung in diesem kurzen, aber seines Gegenstandes würdigen Charakterbilde. Denn auch dieser König gehört so gut wie Balbo zu den Märtyrern ihrer Zeit, zu den Männern, die mit Sehnsucht nach Verwirklichung ihrer Ideale und nach dem Siege des Guten und Sittlichen ringen, und in diesem Kampfe, weil sie das Stichwort ihrer Zeit, die Selbstsucht, nicht kennen und nicht kennen wollen, erliegen. Indem der Verfasser so in großen Zügen die seltenen Gaben dieses Fürsten uns vorführt, sein reinstes Wollen, sein reichstes Wissen, seinen hohen Schönheitssinn, seine glückliche Combinationsgabe, sein seltenes Erinnerungsvermögen, die lebendige Färbung des Ausdrucks, Ortsinn und plastische Gestaltung der Gedanken, seine Treue, seine Gewissenhaftigkeit und tiefe Dankbarkeit, wollen wir doch nicht behaupten, daß dies Charakterbild ein ganz vollständiges sei und weitere Ausführung unnötig mache. Gewisse menschliche Schwächen hätten nicht verschwiegen, sondern auf ihren Ursprung — eine allzu große Reizbarkeit der Seele — zurückgeführt werden müssen, um eine volle Charakteristik zu gewähren. Von Friedrich Wilhelm IV. aber ist zu sagen, daß er „nil humani a se alienum putavit“ und daß jene Schwächen seinen innern Menschen kaum berührten.

Die weiteren Charakterbilder dieses Bandes sind mit einer kurzen Erwähnung zu erledigen. Freiherr von Brodhagen, Thordorvalsen, von dem es heißt, daß er die Kunst vom falschen Regelzwange Canova's zur Wahrheit der Natur zurückgeführt habe, Sir Frederic Adam, der geistige Gründer der Ionischen Republik, Lord Guilford, sein Mitarbeiter an diesem Werke, sind eben nur Skizzen in Feuilletongestalt. Andrea Rustoribi, ein etwas ausgeführteres Bild dieses Vorkämpfers des Neuhellenismus, ist nicht Original, sondern eine Bearbeitung von Tommaseo's Lebensgeschichte dieses Mannes. Giul. Ces. Palavicini, dessen volksthümliche Stiftungen ganz Italien mit Dank erkennt, gibt ein schönes Bild von jener bei uns ganz unbekannten Thätigkeit eines reichen Patriciers in Italien, die überall da eingreift, wo es etwas Gemeinnütziges zu schaffen gibt und wo man bei uns sofort seine Forderungen an den Staat zu erheben bereit ist. Das letzte Lebensbild ist Pompeo Litta gewidmet und gibt mit einer vollständigen Geschichte seiner Arbeiten zugleich eine sehr ernste Kritik derselben. Hier ist der Verfasser ganz auf seinem Gebiete und es fehlt daher nicht, daß die Schwächen und Selbsttäuschungen des berühmten Geschichtschreibers der großen italienischen Familien einen bedeutenden Raum in diesem Bilde einnehmen. Trotz vieler Irrthümer war Graf Litta doch ein Patriot und ein Ehrenmann durch und durch, ein unbestechlicher

Historiker, der selbst das Haus des Königs Karl Albert nicht schonte und dem selbst die malländische Regierung Gerechtigkeit widerfahren ließ. Kein anderes Land, selbst England nicht, hat ein Werk gleich Litta's „Famiglia celebre italiana“ aufzuweisen, und wenn hier noch große Lücken auszufüllen sind, wenn namentlich Häuser, wie die Grimaldi, Cibo, Aldobrandeschi, die Borgia und die übrigen romagnolischen Fürstengeschlechter noch zu ergänzen sind — womit Waffertini einen Anfang gemacht hat —, so gehört diese Arbeit Litta's doch immer in die erste Reihe ruhmvoller historischer Werke.

Hier nun mag unser Bericht über diese neue Arbeit Reumont's schließen. Wir danken ihr, wie allen Gaben dieses Autors, ungemein viel Neues, die rechte Kenntniss Italiens förderndes. Wir finden namentlich in der Lebensgeschichte Balbo's eine Reihe höchst schätzbarer Notizen über Geist und Bestrebung aller der Männer, welchen die Regeneration Italiens zu danken ist: über Durando, Buoncompagni, Valerio, Cavour, Profferio, Savagnoli, Montanelli, Galeotti, Lambruschini, Gualterio, Sterbini, Voerio, Dragonetti, Lasarina u. a. m., in deren Händen zumeist noch heute die Leitung der Geschichte Italiens beruht. Möge diese Leitung zu den rechten Bahnen führen; das Heil Europas ist wesentlich davon abhängig! Und indem wir hiermit dem Verfasser unsern Dank für seine „Zeitgenossen“ lebhaft aussprechen, wollen wir ihn wiederholt bitten, diese Arbeit nicht für beendet anzusehen und bei ihrer Fortsetzung auch den höhern Ansprüchen des Stils, die wesentlich in der Befestigung alles Ungehörigen ihren Grund haben, mehr als er pflegt Rechnung zu tragen. Wilhelm von Rüdemann.*)

*) Leider haben wir den inzwischen erfolgten Tod Wilhelm von Rüdemann's, unser langjähriger, getreuen und verdienstvollen Mitarbeiters zu melden. Die „Breslauer Zeitung“ (Nr. 171, erste Beilage) berichtet aus Klegnis vom 12. April unter der Ueberschrift: „Ein däßesrer Vorfall“, daß der Geheimregerierungsrath Wilhelm von Rüdemann am 11. April vormittags in dem Mählgarten oberhalb des Badehauses in der Nähe der städtischen Garteneranlagen ertrunken gefunden worden sei. Der Einsender hält es für das Wahrscheinlichste, daß der Verunglückte auf dem schmalen Damme, der bei dem ungünstigen Wetter obendrein noch schlüpfrig gewesen sein müsse, ausgeglitten sei, schlägt aber doch auch die Möglichkeit nicht aus, daß er in einem Anfälle von Schwermuth seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe. Ein treu bewährter Freund des Verstorbenen, von uns darum ersucht, machte uns über die letzten Lebensumstände des Verstorbenen folgende Mittheilungen, die sicherlich geeignet sein dürften, jeden Gedanken an einen Selbstmord zu entfernen:

„Der Tod seiner Gattin, mit welcher ihn der reinste Einklang von Geist und Gemüth verband, hatte eine unvernarbende Wunde in sein Seelenleben gerissen und seine Kränklichkeit zu einer Höhe gesteigert, welche den Eintritt eines Herzschlags befürchteten ließ. Nichtsdestoweniger ruhte sein geistiges Leben nicht; er arbeitete rastlos an Vervollständigung seiner eigenen interessanten Lebensgeschichte und beschäftigte sich viel mit vergleichenden Sprachstudien, einem Lieblingssthemata seiner Thätigkeit. Zu dem Entschlusse gekommen, sich aus dem Staatsleben in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen, beabsichtigte er, ebenso zur Stärkung seiner Gesundheit als zur Befriedigung seiner immer brennender gewordenen Sehnsucht nach dem ihm von früherher so wohlbekannten Italien, eine längere Reise dorthin zu wagen, hatte seine Vorbereitungen hierzu bereits vollständig getroffen und ganz kurz vor seinem Tode in Gegenwart seines Arztes und Freundes sich in

Naturseele, Menschheitsseele und Weltseele.

Zweiter Artikel. *)

Das animalische Erleben, wie es sich in Thieren und Menschen offenbart, reicht von der einen Seite ebenso

heiterster Weise glücklich gepriesen, daß der Abend seines Lebens diese letzte Freude ihm noch gönne. So wandert er, mit Gedanken an seine itallische Reise beschäftigt, nach seiner Gewohnheit, einsam einen schmalen Damm entlang, welcher sich zwischen Gebüsch an einem Wassergraben fortzieht und an dem betreffenden Tage von nächtlichem Regen erweicht und schlüpfrig war. Ein Anfall von Schwindel, Folge seiner Kränklichkeit, hat ihn erfaßt, hat ihn in den Graben gestürzt und das Leben eines der geistreichsten, lebenswürdigsten und edelherzigsten Menschen geschlossen. Die Annahme, daß er selbst sich den Tod gegeben habe, ist im höchsten Grade albern: Lüdemann war ein viel zu heiterer Geist, ein viel zu ausgeprägter Charakter und ein viel zu fröhlichreligiöses Gemüth, als daß seiner krankeingesunden Seele ein so krankhafter Gedanke hätte kommen können; seine Finanzen befanden sich in bester auskömmlicher Verfassung; er genoß die Achtung seines Königs, seiner Vorgesetzten, seiner Kollegen und aller, die irgend mit ihm in Verbindung standen, in hohem Grade; wozu endlich die Reife und die sorgfältigsten Reisevorbereitungen, wenn solche grauenhafte Pläne vorhanden waren? Scheitern und Lügen hat Lüdemann's christliches Gemüth nie gekannt. Schließlich war gerade am Tage dieses traurigen Ereignisses kaum so viel Wasser in dem betreffenden Graben, um ein neugeborenes Kind zu ertränken; auch lag der Kopf der Leiche nicht im Wasser. An einen Raubmord ist aber auch nicht zu denken, da seine Veranlassung vorlag, und für eine That der Rache und des Hasses fehlt jede Vermuthung: wer Lüdemann kannte, der hatte ihn lieb."

Der Giesener aus Regnitz, welcher der „Breslauer Zeitung“ die oben erwähnte Mittheilung über Lüdemann's Tod machte, schloß seine Notiz mit den Worten: „Lüdemann hat sich auch, wenn wir nicht irren, auf dem Felde der Literatur versucht, mit Bestimmtheit wissen wir, daß er kritische Arbeiten geliefert hat.“ Trauriges Schicksal eines verbienten und fleißigen deutschen Schriftstellers, selbst in seiner nächsten städtischen Umgebung als Schriftsteller der Vergessenheit anheimzufallen, wenn er nicht bis zu seinem Tode jährlich mit einem Morgensstück neuen Buches sich dem Publikum wieder in Erinnerung bringt! Lüdemann hat sich jener Giesenburg zufolge, „wenn wir nicht irren“, auf dem Felde der Literatur „versucht“, nur „versucht“! Wilhelm von Lüdemann (geb. 1795 zu Küstrin) hat aber früher bis in die Mitte der dreißiger Jahre sehr fleißig und mit Erfolg auf dem Felde der Literatur, namentlich der Reiseliteratur gearbeitet; er schrieb unter anderem „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen“ (Berlin 1824); „Meapel wie es ist“ (Dresden 1827); „Konstantinopel wie es ist“ (Dresden 1827); „Dresden wie es ist“ (Dresden 1830); „Spaziergänge in Rom“ (Dresden 1828). Außerdem verfaßte er eine „Geschichte der Malerei“ und eine „Geschichte der Architektur“, mehrere Romane und war auch besonders noch als Uebersetzer thätig. Seine letztere größere Arbeit, mit der er vor das Publikum trat, war seine Biographie Leopold Schefer's als Einleitung zu des letztern „Ausgewählten Werken“ (Berlin 1857). Wenn der Verfasser der erwähnten Notiz in der „Breslauer Zeitung“ versichert, mit Bestimmtheit zu wissen, daß Lüdemann kritische Arbeiten geliefert habe, so kann sich dies wol nur oder doch vorzugsweise auf seine kritische Thätigkeit für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ beziehen, zu denen er seit einer langen Reihe von Jahren theils unter seinem Namen, theils und zwar viel öfter unter einer Pseudonymie, in den letzten Jahren unter der Pseudonymie 4, eine große Zahl von werthvollen Beiträgen geliefert hat und zwar bis kurz vor seinem Tode, zuletzt noch unter Gemüthsbewegungen, die auch aus seinen Briefen hervorgingen und zu denen auch der Schmerz über die politische Lage seines Vaterlandes beigetragen haben mag. Denn Lüdemann, noch ein Freiheitskämpfer aus den Jahren 1813—15, war allerdings mehr ein Patriot im alt- als im neupreußischen Sinne, ein entschiedener Conservativer, wie ja auch aus obigem Aufsatze hervorgeht. Hoffen wir, daß seine hinterlassenen Lebenserinnerungen einen Herausgeber und Verleger finden! D. Reb.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 5 d. Bl.

D. Reb.

weit in die Tiefen des leiblichen Daseins und der Physik hinunter, als es von der andern Seite in die Höhen des geistigen Daseins und der speculativen Philosophie hinaufreicht. Bezeichnen wir den Gegenstand der speculativen Philosophie mit dem Namen des Geistes oder der Vernunft, die Gegenstände der Physik mit dem Namen der Körper, so werden wir die vielfarbige und weit umfassende Mittelregion passend mit dem Namen des Seelenlebens belegen und in der Seele das Uebergangsglied erkennen, welches zwei entgegengesetzte Sphären oder Welten, die moralische und die physische, so miteinander verknüpft, daß es sich an den Lebensprocessen beider mit theilnimmt, in die Lebensprocesse beider selbst mit verwickelt ist.

Aus dieser Verflochtenheit der Seele in die Processe sowohl der höhern als der tiefern Region erklären sich die entgegengesetzten Wege und Methoden, welche die Gegenwart einschlägt, um den gestaltenwechselnden Proteus zum Stehen und zur Ruhe zu bringen, den stummen zu bewegen, auf die vorzulegenden Fragen unzweideutige Antworten zu geben. Wer sich gewöhnt hat, nur allein in den Begriffen der Physik zu denken, wird mit diesen ihm beizukommen suchen. Aber mit ihnen entdeckt man hier mehrentheils nur Trivialitäten und sieht sich um das Innere der Sache wie in unendlichen Schneckenkreisen herumgeführt. Der speculative Philosoph versucht es vom andern Ende her, wo sich auch immer sogleich Blicke in die wirkliche Tiefe öffnen. Aber alles hier Erblickte zeigt sich so von Ferne, wie etwa von einer Alpenhöhe herab die Gegenstände des fernen Thals. Das Sehen löst sich auf in ein Verlangen, von dem, was man sieht, immer mehr zu sehen, und je gewaltsamer man nun die Augen anstrengt, desto unsicherer wird man oft.

Hieraus erklärt sich und hierdurch rechtfertigt sich das abenteuernde Bestreben der Gegenwart, auf immer neuen und bisher unversuchten Wegen in die Geseze des animalischen Erlebens einzudringen. Bildet das Erleben oder die Seele eine gewisse Art des Seins und Wirkens für sich, welche weder mit den physikalischen Processen der Körperwelt, noch mit den moralischen Processen der Geisteswelt verwechselt werden darf, so muß es auch eine eigenständige Wissenschaft und Wissenschaftsmethode für das physische Leben geben, ebenso unterschieden von der Methode der physikalischen Wissenschaften als von der der speculativen, welche aber, wenn sie gefunden sein wird, den Nutzen eines fahrbaren Verbindungswegs darbieten muß zwischen zwei Gebieten, welche bisher unverbunden waren. Erst durch eine solche Verbindungsstraße wird dann der Physiker mit dem speculativen Philosophen in einen eigentlichen Verkehr treten können, in dessen sie, solange diese Straße nicht eröffnet ist, trotz alles guten Willens von beiden Seiten immer noch nichts Rechtes miteinander anzufangen vermögen.

Beginnen wir mit der speculativen Seite, so haben wir den Vortheil, daß sich uns der Gegenstand sogleich in großen Umrissen und in erhabener Perspective zeigt,

von welcher hernach bequem in das Einzelne der sich enger an die naturwissenschaftliche Beobachtung anschließenden Versuche niedergelegt werden kann.

1. Die Wissenschaft des Geistes von Gustav Wiebermann. Dritter Theil. — A. u. d. T.: Die Seelenlehre. Leipzig, Teubner. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Das Gesetz der Persönlichkeit, nachgewiesen von Leopold Schmid. Gießen, Ferber. 1862. 8. 10 Ngr.
3. Die Genese des Bewußtseins nach atomistischen Principien. Von Maximilian Drossbach. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Eöge. Zweiter Band: Der Mensch. Der Geist. Der Welt. Leipzig, Hirzel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die reine Speculation dient dem empirischen Psychologen fortwährend zu einer wohl zu beachtenden Warnungsstimme, daß er sich in seinen minutiösen Beobachtungen nicht gänzlich zugrabe in die innere Erfahrungssphäre des einzelnen Seelenwesens, sondern dabei aufmerksam bleibe auf seine Zusammenhänge mit dem schlechthin Allgemeinen als dem Weltgeiste, welcher weder der weinige noch der beinige, vielmehr der Allgeist oder der göttliche zu nennen ist. „Die Seelenlehre“ von Gustav Wiebermann (Nr. 1) hat vorzüglich diesen Zweck im Auge. Sie bestimmt die Sittlichkeit oder das in der Vernunft lebende und so das ganze Menschengeschlecht durchwaltende Sittengesetz als die ihm einwohnende göttliche Thätigkeit, die Frömmigkeit daher als unmittelbaren Verkehr mit Gott, ein Insaufnehmen und Hegen der Göttlichkeit. Die Göttlichkeit in ihrer weltgeschichtlichen Menschwerdung als Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit bestimmt, bildet selbst das Wesen des in seiner höchsten Entwicklung betheiligten Menschengeistes. Der Mensch ist in dieser Stellung zwar nicht Gott gleich, wol aber soll er sich bestreben, in seinem moralischen Thun (besonders schutz- und hilfsbedürftigen Nebenmenschen gegenüber) gleichsam an Gottes Statt zu sein. Gott ist zwar nicht Person im menschlichen, wol aber in jenem rein geistigen Sinne, worin Allwissenheit und Allmacht sein Wesen als Weltgeist und als Menscheng Geist selbst ausmachen. Es sind dieses lauter Bestimmungen, welche die Hegel'sche Philosophie mit der Fichte'schen theilt, und welche man zu den Fundamenten jeder auf praktischer Vernunft fußenden Speculation rechnen darf. Wer im Stande ist, mit solchen Principien sich in ernsthaften Consilium zu setzen, der tritt sicher auf falschen Wegen. Gleichwol dient dieser Weg, welcher die Seele über sich selbst hinüber in den Geist hebt, nicht dazu, sie in sich selbst näher zu orientiren. Der Verfasser gelangt z. B. in Betreff des wichtigsten psychologischen Begriffs, des Triebes, nicht hinaus über die Bestimmung, daß er eine auf die Erreichung eines bestimmten Ziels und Zwecks ausgehende Kraftäußerung sei, womit wenig gewonnen ist.

Einen tiefern Blick in das Verhältniß von Geist und Seele läßt uns Leopold Schmid werfen durch die Aufhellung eines „Gesetzes der Persönlichkeit“ (Nr. 2), wonach sich das Geistesleben auf der Grundlage des Seelenlebens

entwickelt vermöge eines spontanen Ueberstiegens dieser Grundlage von Seiten einer allgemeinen Thätigkeit, welche in Gestalt der Persönlichkeit oder Selbstbestimmung sich selbst im Mittelpunkt des Seelenlebens Bahn bricht.

Die Seele hat ihren Inhalt am Gemüth als dem, was in den innern Sinn fällt, und worin sie unmittelbar in sich selbst vertieft ist. In ihm hebt die Selbstbestimmung an in Gestalt einer Selbstentäußerung oder Selbstobjectivirung, eines Strebens oder Triebes. Zur Selbstentäußerung gesellt sich die Selbsterinnerung im Gefühl, und zwar in den drei Grundgefühlen der Schönheit, der Wahrheit und der Sittlichkeit, worin das Gemüth sich seines höchsten Gesetzes als seiner innersten maßgebenden Allgemeinheit allmählich inne wird. Auf dieser sowol activen als passiven Grundlage entfaltet sich nun die Selbstbestimmung in der Aufeinanderfolge der Lebensalter so, daß der Mensch auf jeder folgenden Stufe die Bestimmung hat, über das eigene Selbst der frühern Stufe als über eine Unterlage zur folgenden hinüberzustritten. Denn während im Fruchtalterzustande die Persönlichkeit noch ganz in die Production ihrer materiellen Leiblichkeit vertieft war, sodann in der Kindheit das Gemüth, im Knaben den Willen, im Jünglinge die Intelligenz, in der reifen Jugend das Selbstbewußtsein herauskehrte, bemächtigt sie sich im Mannesalter des ganzen Innern zur Bewältigung der Außenwelt, und gewinnt endlich im Greisenthum, aus der Welt zurück und in sich eintretend, sich selber ganz als ihre eigene bleibende That.

Die Person ist folglich dem Menschen nicht angeboren, sondern entsteht fortwährend und bringt sich selbst hervor als ihr eigenes Product. Dieses scheint ein Widerspruch zu sein, ist es aber nicht. Zwar kann ein Wesen nicht seiner eigenen Existenz vorausgehen, wol aber können diejenigen Theile eines Wesens, welche bereits in die Erscheinung getreten sind, sich in verschiedener Weise empfangend oder ablehnend verhalten in Beziehung auf die ihm zufließenden Kraftquellen allgemeiner Vernunft, aus denen es sich ernährt und den Zuwachs seiner Lebensströme empfängt. Denn die Geister leben nicht aus sich, sondern sind Recipienten des allgemeinen Geistes im Weltall, an dessen Berührung ihre Freiheit der Selbstbestimmung sich entzündet. Sie haben ihr Schicksal dadurch in ihrer Hand, daß sie ihren Ernährungsproceß aus den Quellen des Weltgeistes beständig selbst lenken und leiten durch die Acte ihres Willens, mögen sie nun selbst an eine solche Lenkung glauben oder nicht.

Eine Abart der speculativen Denkweise ist die monadologische, wie bei Drossbach und Eöge. Die Monadologie übertreibt die Ansprüche des Individuellen. Sie überliefert die Denkhätigkeit und Vernunft dem Individuum zum eigenen Besitz, worauf dasselbe keinen Anspruch hat. Sie ist ein Versuch, den Atomismus in die Speculation einzuführen. Aber der Geist ist nicht ein Atom, sondern eine aus der allgemeinen Vernunft brennende lebendige Flamme. Die Monadologie sieht sich genöthigt, den Geist, die Vernunft, das ursprünglich Lebendige und Bewußte für ein an sich unbewußtes und

erst durch äußere Umstände zum Bewußtsein erwachendes Ding zu erklären, die Person zur Sache, das Subject zum Gegenstande zu erniedrigen. Dies ist der bittere und unerträglichste Kern einer sonst große Vortheile bietenden Theorie. Der reine, das absolute Gesetz wissende und vollziehende Gedanke kann nur dann für einen geistigen und in innerster Tiefe bewußten gehalten werden, wenn er auch zugleich für die allgemeine, über die einzelnen Individuen als seine bloßen Organe und Receptanten übergreifende Thätigkeit gehalten wird, wie Fichte es einst in folgenden Worten höchst klar formulirt hat:

Das ist's. Seit in Urania's Aug', die tiefe
Sich selber klare, klare, stille, reine
Lichtflamme, ich selber will hineinsehen,
Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,
Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen.

Dagegen leidet die Monabologie überall dort dem Idealismus guten Beistand, wo es sich nicht um das Verhältniß der Seele zum Geiste, sondern zum Körper handelt. Maximilian Droßbach hat in seiner „Genese des Bewußtseins“ (Nr. 3) dieses Verhältniß in Betreff der Vorstellungen des Gedächtnisses klar auseinandergesetzt. Er zeigt, daß die Vorstellungen, welche zeitweilig vom Bewußtsein erhellet werden, nicht verschwinden, wenn diese Erhellung aufhört, sondern dem Wesen der Seele dergestalt unbewußt eingepreßt bleiben, daß sie auch noch nach vielen Jahren, wenn unser Organismus und seine Gehirnbildung eine ganz andere geworden ist, unverfehrt wieder ins Bewußtsein heraustreten können. Wären nun die empfangenen Eindrücke im wahrnehmenden Wesen an physikalische und chemische Verbindungen geknüpft, so wäre keine Erinnerung möglich. Denn wie sollte eine Erinnerung an empfangene Eindrücke entstehen in Zuständen, wo die Substrate dieser Eindrücke völlig geschwunden sind und daher von ihnen selbst ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist? Ist das Selbstbewußtsein ein Bewegungsvorgang im Organismus des Greises, indem sich derselbe als eine und dieselbe Person betrachtet, die er als Knabe war, so ist die Identität seiner Person nicht nur eine Selbsttäuschung, sondern alle Erinnerungen an die Begebenheiten aus seiner Kindheit sind willkürliche Träume ohne irgendwelche feste Unterlage. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß die Seele trotz des fortwährenden Absterbens des alten Leibes und trotz des fortwährenden Anbildens oder Anziehens eines neuen die empfangenen Eindrücke bewahrt und festhält, unabhängig von den Stoffen, aus denen der Leib besteht.

Daher verhalten sich nach Droßbach auch Empfindung und Begierde, Vorstellung und Wille zum belebten Organismus nicht, wie der Schall zur schwingenden Glocke, oder die Strahlenbrechung zum beleuchteten Krystall, oder wie Wärme und Licht zu mechanischer Arbeit. Denn der Schall, die Wärme und das Licht sind selbst immer noch sinnlich wahrnehmbare Thätigkeiten, gleichwie die schwingende Glocke, der beleuchtete Krystall und die physikalischen Vorgänge überhaupt. Dagegen können die psychischen Vorgänge (z. B. einer lebenslangen Erinne-

rung) sinnlich gar nicht wahrgenommen und an einen sinnlichen Vorgang gar nicht angeknüpft werden.

In diesem Punkte stimmt die Droßbach'sche Theorie mit dem Idealismus überein. In einem andern ist sie ihm verwandt, jedoch ohne völlig auf seine Höhe zu gelangen. Es ist der Punkt des gegenseitigen Gebens und Empfangens als des Urgesetzes aller Wesen, welches sich als Einheits- oder Verbindungstrieb in ihnen zu erkennen gibt. Alle Wesen haben den Trieb, sich durch Verbindung zu ergänzen, und erkennen darin das gesellige Verhalten als ihre Bestimmung an. Liebe ist daher das höchste Gesetz im Weltall. Dieses aus den Principien des Idealismus allerdings unmittelbar fließende Axiom wird hier mit zu Hülfe genommen, als ob sich dasselbe auch ohne idealistische Voraussetzungen nur so von selbst verstände, was doch keineswegs der Fall ist. Der idealistischen Theorie, welche den Individuen nur ihren Werth beimißt, insofern sie Organe einer sich in ihnen vollziehenden allgemeinen Thätigkeit sind, ist der Gedanke, daß die Bestimmung der Geister ihre sozialen Verbindungen seien, unvermeidlich. Aus der Monadentheorie folgt unmittelbar keine andere Bestimmung des Individuums, als die zu einer inwendigen Vervollkommenung seiner geistigen Kräfte ohne alle Anforderung einer Beugung des Egoismus unter ein höheres Gesetz. Denn hier ist das Individuum sich selbst die absolute Realität und das absolute Gesetz. An dieser Stelle nun durchbricht bei Droßbach aufs glücklichste sein warmes Lebensgefühl die Starrheit seiner eigenen Theorie und bekundet eben dadurch seine Monadenlehre jenen starken Zusatz von echtem Idealismus, welcher sie vorthellhaft auszeichnet. Er dürfte hier nur noch einen kleinen Schritt weiter gehen, um laus zu werden, wie in dem wechselwirkenden Culturwerke der im vernünftigen Einverständnis geeinigten Wesen die Individuen als solche es gar nicht mehr sind, welche agiren, sondern vielmehr die eine Vernunft es ist, welche in ihnen als in ihren Receptanten und Organen sich selbst bethätigt und vollbringt.

Nur allein aus der idealistischen Ansicht quillt die Helligkeit und Zuversicht, die Entschlossenheit und der Muth, welche die Mitarbeit an dem Ausbau des Vernunftreichs auf Erden jedermann zu einer hoffnungsvollen und freudigen Nothwendigkeit machen, während die Monabologie für sich allein uns nicht schützt vor der Gewalt der lähmenden und entmuthigenden Reflexionen, welche dem Nichtidealistischen bei seinen höchsten Bestrebungen überall gespensterhaft und in inwendigster Seele kränkend entgegen treten. Hermann Eoke, welcher unter den Koryphäen der heutigen Monabologie wol den ersten Rang behauptet, hat uns im vorliegenden zweiten Bande seines vielgeschätzten „Mikrokosmos“ (Nr. 4) diese die Theorie in ihrer unvermischten Reinheit umlagernden finsternen Schatten keineswegs verschüllen wollen, und wir wissen die Aufrichtigkeit zu schätzen, mit welcher er dieses nicht gewollt hat. Denn so nur wird uns die ganze Tragweite des Princips zum Bewußtsein gebracht, wie sie dort sich enthüllt, wo dasselbe

nicht durch idealistische Zusätze ein fremdes Licht erborgt, sondern in nackter Offenheit und den erhabenen Anblick seiner düstern und kalten Naturanschauung vergönnt. In dem Loge in diesem zweiten Bande den „Menschen“, den „Geist“ und den „Weltlauf“ an der Hand seiner speculativen Theorie behandelt, drängt sich ihm eine Fülle von interessanten Thematiken auf, wie z. B. die Sprache und die Erkenntnis, die Sittlichkeit und die Sitte, die Lust und das Gute, die Temperamente und die Lebensalter, die Reinlichkeit und die Schamhaftigkeit, die Cultur und ihre Arbeitszweige, das Haus und die Familie u. s. w., welche auf die ihm eigene scharfsinnige und geistvolle Weise durchgearbeitet werden. Zuletzt dann stellt sich das Resultat von dem allen in folgenden Worten heraus (S. 447):

Wie wir dagegen bejahend die Zusammengehörigkeit dieser menschlichen Natur mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demselben bestimmen sollen, darüber anbieten unsere Ueberlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wissen nicht, was die unaglichen Gestirne verbergen, die in unser Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was ist nun unsere Stellung in dem Weltall, dessen kleinsten Theil wir nur kennen? An der Oberfläche dieses Planeten finden wir uns an der Spitze einer Thierreihe, deren Typus in unserer Organisation gipfelt, aber was will diese systematische Würde, an die wir im Leben kaum je denken und die dem Fortschritt unserer Entwicklung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geistig durch eine große Kluft von dieser Thierwelt geschieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur aus gelsten, empfinden wir theils, wie wir fast durchaus hinter dem zurückbleiben, worauf wir allein Werth legen zu dürfen glauben, theils bemerken wir, wie frisch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fortvegetirt, das diese Ideale nicht kennt. Unsere eigenen Ziele sind uns nicht klar; Unzähliges existirt außer uns, dessen Sinn und Bestimmung noch fremdartiger ist; wer sich selbst kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues errathen, zu dem so mannichfache Glieder zusammenstreben.

Hier enthüllt sich der völlige Gegensatz zwischen reiner Monadologie und Idealismus. Der Monadolog erwartet die Entscheidung der höchsten Lebensfragen vom Aistralen, von dem, was die Gestirne verbergen; der Idealist vom Kosmischen, von der Weltvernunft, deren Anschauungsproduct der Weltbaum ist. Diese Vernunft verhält sich gegen alles, was der Erfahrung angehört, darum gleichgültig, weil sie selbst der ganzen Erfahrungswelt mit Sonnen und Gestirnen als die Bedingung ihrer Entstehung vorausgeht. Was sich ganz von selbst versteht, wie die Denk- und Anschauungsgeetze der allgemeinen Vernunft, das hat ein notwendiges und in sich selbst gegründetes Dasein durch sich selbst und unabhängig von irgendetwas andern. Der Idealist braucht daher wenig neugierig zu sein auf das, was die Gestirne verbergen. Denn keins von ihnen kann irgendein Phänomen verbergen, was nicht befolgte die Geetze der einen Vernunft, zuerst die mechanischen, dann die mathematischen, drittens die logischen und viertens die moralischen. Eine solche speculative Einsicht macht uns das Weltall an jeder seiner Stätten heimlich und vertraut, läßt uns in den Bewohnern der fernsten Sterne Glieder und Genossen des einen gemeinsamen Lebens begrüßen, wogegen die entgegengesetzte Ansicht immer in Gefahr kommt, durch das Im-

phantase der astralen Natureindrücke in dem Ueberlegenheitsbewußtsein des Apriori gegen das Reich der Erfahrung gehindert und gestört zu werden, indem dann die uns nur immer fremder und fremder aufstrebende Natur in ihren fiebertraumartigen Unendlichkeiten und ängstlichen Unermesslichkeiten sich gleichsam in die wildfremden Eindrücke eines scheuern äthiopischen Fetischismus zurückzuziehen und zu verbergen droht.

Soll der speculative Weg in der Psychologie fruchtbarer werden, so muß eine reguläre Verbindungstraße zwischen dem Idealismus und der Naturwissenschaft eintreten, wie wir sie noch nicht besitzen, aber einst zu bekommen gegründete Hoffnung haben, wenn nur auf dem Felde des Idealismus ebenso fleißig fortgearbeitet wird, als auf dem der Naturwissenschaft. Die folgenden Schriften gehören mehr oder weniger diesen Bestrebungen an:

5. Natur und Idee oder das Werden und sein Gesetz. Eine philosophische Grundlage für die specielle Naturwissenschaft, von Karl Gustav Carus. Mit einer lithographirten Tafel. Wien, Braumüller. 1861. 8. 3 Thlr.
6. Die mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Dargestellt und gedeutet von Maximilian Perthy. Leipzig, C. F. Winter. 1861. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
7. Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widerfacher vertheidigt von Maximilian Perthy. Ein Supplement zu des Verfassers „Mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur“. Leipzig, C. F. Winter. 1863. 8. 16 Ngr.
8. Wissenschaft und Mystik. Erweiterung auf die im „Bund“ erschienenen Mittheilungen über das Werk: „Die mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur von Perthy“, von Wilhelm Schacht. Marum, Christen. 1862. 8. 4 Ngr.
9. Obische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862. Von A. Freiherrn von Reichenbach. Berlin, Schröder. 1862. 8. 20 Ngr.
10. Gott und sein Reich. Philosophische Darlegung der freigeistlichen Selbstentwicklung zum allumfassenden Organismus. Von Melchior Meyr. Stuttgart, Gebr. Neumann. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachdem der erste Anlauf der Schelling'schen Naturphilosophie aus Mangel an der erforderlichen Präcision in den Verbindungsbegriffen zwischen Speculation und Empirie gescheitert war, glaubte ein großer Theil der Naturforscher durch ein stärkeres Eingraben in minutiöse Einzelheiten der Erfahrung den Mangel an durchgreifenden und leitenden großen Gesichtspunkten reichlich ersetzen zu können. Aber vergebens. Der Mangel macht sich heutzutage wieder fühlbarer als je. War mancher reibt sich heute verwundert die Augen und fragt sich, ob man damals auch wirklich das Richtige that, als man den Baum der Naturphilosophie, weil er Schlehen und Holzapfel trug, voreilig ins Feuer warf, anstatt ihn, mit Pfropfreisern von edlern Obstsorten versehen, in eine Baumgule zu versehen. Aber es ist niemals zu spät, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, und so läßt auch hier wiederum in der Schrift über „Natur und Idee oder das Werden und sein Gesetz“ (Nr. 5) der rüstigste Vertreter der naturphilosophischen Idee in der

Gegenwart, Karl Gustav Carus, unermüdet seinen lauten Mahnruf an die Naturforscher erschallen, bei ihrem eifigen Tagewerk immer weiter von den Phänomenen in die Ursachen, von den hervorgebrachten Massentheilen in die hervorbringenden Urkräfte des primordialen Welt-raums, des Erzeugnisses anschauender Vernunft, vorzubringen.

Carus erkennt als das Allgemeine oder Göttliche in der menschlichen Natur den bewußten Geist in seinem Wollen, Fühlen und Erkennen, und folglich denselben auch für das Allgemeine überhaupt. Denn da das Allgemeine nur Eines ist, so muß in ihm der Unterschied zwischen Menscheng Geist und Weltgeist schwinden. Und da das Allgemeine das Bewußtsein ist, so geht in Gott aus dem höchsten Bewußtsein alles Unbewußte hervor, nämlich das seiner selbst Unbewußte. Denn für das höchste Bewußtsein selbst kann es kein ihm Unbewußtes geben. Umgekehrt ist in allem Werden, und so auch im Lebenden und werdenden Menschen, das Erste stets das Unbewußte, und erst aus ihm reißt durch allmähliche Entwicklung das Bewußtsein. Daher ist die Aufgabe der Naturphilosophie, das Wesen göttlichen Werdens im Unbewußten zu erfassen und es bis zur Entwicklung des Bewußtseins zu verfolgen.

Da nun Carus aber zur Erklärung alles Unbewußten nur ein einziges Princip kennt, welches er Aether benennt und woraus alles materielle Dasein durch eine Metamorphose desselben hervorgeht, in welcher er sich mit den Formen der Ideen überkleidet und durchdringt, so bleibt hier die Wissenschaft immer in dem unvermittelten Dualismus von Speculation und Physik befangen. Ein eigenthümliches psychisches Princip in der Mitte zwischen beiden wird ganz vermißt. Idee und Aether oder Geist und Körper müssen gleichsam in Ermangelung eines besondern Geschäftsträgers und Vermittlers zwischen ihnen alle Geschäfte miteinander auf das unbequemste in selbsteigener Person vollziehen. Und da der animalische Trieb seiner eigenthümlichen Natur nach weder zu den Aetherstoffen noch zu den Ideen gehört, so wird er willkürlich entweder auf die eine oder andere der beiden Seiten herübertreten müssen, und zwar in einer Naturphilosophie wol immer am ersten auf die stoffliche Seite. Aus Trieben werden bei Carus Aetherhandlungen.

Licht und Schwere sind (zufolge S. 67) die ersten Urstreben oder Urhandlungen des Aethers in seiner Differenzirung. Nach einem göttlichen Denken setzen sich durch sie im Urelement Centralpunkte, welche als Schwerpunkte Aethermassen um sich vereinigen. So beginnt das Darbilden und Darleben idealer Formen im Elemente des Aethers, wovon die Vollendung das organische Leben ist, welches nach idealen Vor- und Urbildern arbeitet, welche zugleich Abbilder und Wiederholungen des Weltganzen (des Urorganismus) sind. Zu den elementaren Aetherhandlungen gehören außer Licht und Schwere noch 3) der Schall, 4) die Wärme, 5) der Magnetismus, 6) die Electricität. Dagegen werden unter den individuellen oder organischen Aetherhandlungen die Functionen der anima-

lischen Fasercontraction und Innerbation verstanden. Diese sind aber keine neuen und specifischen Principien, sondern es wiederholen sich in ihnen bloß durch eine Art von Metamorphose jene sechs vorausgegangenen Functionen, sodaß infolge hiervon auch die ganze individuelle Plastik des organischen Werdens in einer bloßen Metamorphose der elementaren Plastik des Chemismus besteht.

Unter den Organismen unterscheiden sich Thiere und Pflanzen vorzüglich durch einen Formgegensatz in Beziehung zu den Dimensionen des Raums. Während die Pflanze sich als Zellenkeim perpendicular polarisirt in die Richtorgane des Blutetriebes und die Finsternisorgane des Wurzeletriebes, polarisirt sich das Thier horizontal als Zelle in ein Nervencentrum oder Kopf und ein Willkürcentrum oder Bauch. Weil in der horizontalen Stellung aber zugleich die Polarisation in eine Sonnen- und Erdsseite mitgegeben ist, so wird dadurch am thierischen Organismus der Rücken vom Bauch, die rechte von der linken Seite abgetrennt und so das Thier zu einem vollständigen Bilde der drei Raumdimensionen erhoben, während die Pflanze nur das Oben und Unten scheidet, und das Rechts und Links, Vorn und Hinten bei ihr ein beliebiges und verwechselbares bleibt.

In ähnlicher Art werden dann ferner auch die pflanzlichen Formen untereinander, sowie auch die thierischen der verschiedenen Klassen verglichen mit Hinweisung auf des Verfassers frühere Arbeiten: „Ueber die Urtheile des Knochen- und Schälengerüßes“ (1828), sowie die „Proportionslehre der menschlichen Gestalt“ (1857) und die „Symbolik der menschlichen Gestalt“ (1858). Es wird das Schema einer Urpflanze aufgestellt und nach ihm eine Einteilung der Pflanzengeschlechter in unegliederte und gegliederte, in Lichttriebpflanzen und Erdbtriebpflanzen, Blattpflanzen und Blütenpflanzen gegeben. In ähnlicher Weise folgt eine morphologische Einteilung des Thierreichs in Eithiere, Bauchthiere, Brustthiere und Kopfthiere u. s. w. Das Ganze verliert sich in eine specielle organische Morphologie. Die Producte der organischen Triebe werden genau zergliedert, von den Trieben selbst aber als Urstreben oder Urhandlungen des Aethers ist weiter keine besondere Rede mehr. Ihre Metamorphose in einen höhern Zustand scheint nicht mehr als das Anziehen einer neuen Form mit Beibehaltung ihres alten Wesens auf sich zu haben.

Hierbei kann der Psycholog sich unmöglich beruhigen. Er lernt durch sorgfältige Selbstbeobachtung Triebgesetze in sich kennen, welche ebenso verschieden sind von den Gesetzen der physikalischen, als von denen der moralischen Welt, und folglich eine besondere Welt für sich ausmachen. Daß zwischen den moralischen Actionen der Geisteswelt und den Streben der Triebe, und andererseits wiederum zwischen diesen Streben und gewissen physikalischen Functionen Metamorphosen, Umsetzungen, Umwandlungen oder Auslösungen möglich seien, braucht darum nicht im mindesten in Abrede gestellt zu werden. Nur wird durch ein solches Wort allein noch nichts erklärt. Wenn ich z. B. auch ganz sicher darüber wäre, daß ein gewisser

Trieb im animalischen Organismus sich eingestellt hätte als Auslösung oder Austauschwerth (Äquivalent) für eine gewisse Portion Wärme, Electricität u. dgl., so müßte ich dadurch noch immer über die innere Beschaffenheit des Triebes ebenso wenig, als z. B. über die Qualität einer Waare, von welcher ich versichert wäre, sie sei für einen Preis von 4 Thalern erkanden worden.

In etwas anderer Weise als wie bei Carus, stellt sich die Sache der Seele bei Maximilian Perety in seinen Schilderungen der „Mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (Nr. 6 und 7). Zwar kennt auch er in seiner Wissenschaft im Grunde nur Speculatives und Physikalisches. Jedoch bleibt das zwischen beiden in einer unsichern Mitte schwebende psychische Wesen hier nicht ebenso in einer verschämten Verborgenheit, sondern stellt seine aus dem ungenügenden Dualismus resultirende schiefe Stellung auf eine breitere Weise zur Schau. Indem (S. 5) der uranfänglich selbstbewusste Universalgeist seine Gedankenwelt außer sich setzt, entsteht als sein Bild die räumlich zeitliche Schöpfung. Und zwar sind die Wesen, welche jener höchste Geist zunächst aus sich setzt, die Weltkörper als geistig-materielle Substanzen. In ihnen sieht Perety die Urquellen des Triebens sprudeln, wie aus der folgenden Erklärung über den Erdbplaneten hervorgeht (S. 8):

Was auf der Erde erschienen und geschehen ist, von den ersten Anfängen ihrer Bildung an, der Scheidung und Gruppirung der Stoffe, bis zur Entstehung der secundären Organismen, zuletzt des Menschen, und den Umwandlungen und Schicksalen der Menschheit, fließt alles aus dem geistigen Princip der Erde, dem Gädämon, stellt seine Offenbarung und Entwicklung dar: darum ist alles auf der Erde miteinander verbunden, alles von allem abhängig, durch alles bestimmt. Nicht etwa der Geist der Menschheit ist der Gädämon, denn diese ist ja sein Product, sondern der allgemeine Geist der Erde, welcher alles, was auf ihr war, ist und sein wird, in seinem Bewußtsein verbindet, in der Mineralwelt, in Luft und Meer, wie in den Organismen wirksam ist. Weil der Gädämon ein geistiges Principium ist, konnten auf der Erde auch geistige Wesen entstehen, und weil er zur Entwicklung bestimmt ist, kämpft und wandelt und läutert er sich. Nicht bloß die Katastrophen der Erdrinde, der Wechsel der secundären Organismen auf ihr, die selbst ein viel höherer Organismus ist, sondern auch der geschichtliche Kampf der Menschheit fließt aus der Natur jenes Principiums, welches durch Kampf und Widerspruch zur Klarheit und Ruhe gelangen soll.

Man muß in dieser mehr der Phantasie, als einem methodischen Denken angehörigen Annahme zwischen dem unterscheiden, was daraus mit den Anforderungen eines strengen Idealismus sich vereinigen läßt und was nicht. Daß das organisirende Triebleben auf dem Erdbplaneten im Bewußtsein des Urgeistes oder Weltgeistes seinen ersten Ursprung haben müsse, daß dieses an den Erdbplaneten geknüpft Triebleben eine einzelne in sich verbundene Gruppe von organisirenden Kräften bilde unter vielleicht unzähligen andern ähnlichen Gruppen, dieses sind Dinge, welche auch der Idealist nicht bezweifeln kann. Denn obgleich wir vom organisirenden Triebleben des Mars, der Venus u. s. w. nicht die mindeste Kunde haben, so dürfen wir doch unmöglich aus unserer Unkunde der Sache

in diesem Falle auf eine Nichtexistenz derselben schließen, sondern dürfen uns im Gegentheil veranlaßt sehen, der Triebgruppe der Erde (Gädämon) eine Triebgruppe der Sonne (Heliodämon), des Mercur (Hermodämon) u. s. w. zur Seite zu stellen. Ganz anders aber stellt sich die Sache in Betreff der Behauptung, daß der Menscheng Geist ein Product des Gädämon oder der Erdsseele sei. Der Menscheng Geist ist nichts anderes als die allgemeine sich in ihm bethätigende Vernunft selbst. Sein Wesen ist daher nothwendig von kosmischer Natur, und alle Principien von bloß planetarischer Art müssen so tief unter ihm stehen als das bloß seelenhafte oder animalische Wesen unter dem geistigen steht. Die Seele kann dem einzelnen Weltkörper angehören, der Geist unmöglich. Daher kann auch unmöglich ein Unterschied existiren zwischen Sonnengeist und Erdgeist, obwohl vielleicht zwischen Sonnenseele und Erdsseele. Denn das empirische Wesen der Triebe ist mannichfach und unterliegt zufälligen Bestimmungen, das apriorische Wesen der Vernunft hingegen ist sich überall vollkommen selbst gleich, eines und einfach. Daher ist der Gedanke, daß es neben oder über dem Geiste der Menschheit auf Erden noch einen von ihm unterschiedenen Erdgeist gebe, nicht mit Klarheit zu vollziehen. Denn nicht einmal der allgemeine Weltgeist ist vom Menscheng Geiste unterschieden, sondern der Menscheng Geist steht, wie Wiedermann richtig bemerkt hat, innerhalb der Welt an Gottes Statt. Und wenn nun Perety fortfährt, dem Gädämon nicht bloß Bewußtsein von den ihrer selbst bewußten Wesen, sondern auch von allen Verborgenen der unbewußten, von allen Thätigkeiten der unorganischen Materie zuzuschreiben, ihn durch ätherische Fluida zwischen ihren Theilen alle Schwingungen und Veränderungen in ihnen unmittelbar empfinden zu lassen, und durch eben diese feinen alle Körper durchdringenden Fluida auch sogar die Verbindung der Geister bis zum höchsten Geiste hinauf zu erklären: so sind dieses lauter Vorstellungen, denen der Idealist nicht weiter folgen kann. Denn da der Geist mit dem Geiste nur eins ausmacht, so sind alle Geister miteinander von innen her und von vornherein aufs engste verbunden, und eine solche innere Einigung erst auf physikalischem Wege durch unendlich feine Fluida erklären zu wollen, ist das überflüssigste Beginnen von der Welt. Ein anderes ist es freilich mit Wachstum, Entwicklung, Gesundheit, Krankheit, Leben und Tod in ihren Zusammenhängen mit den Elementen, der Witterung, den Einflüssen der Sonne und des Mondes. Diese führen uns in ein astrales Gebiet, welches von dem geistigen Gebiete als dem kosmischen wohl unterschieden werden muß.

Perety mischt beides zu sehr durcheinander. Er nennt das selbstbewusste Wesen sowohl Geist als Seele. Er hält zugleich Seele und Leib für die verschiedenen Seiten desselben Wesens, sodaß nichts geschehen kann, was nicht zugleich in beiden geschähe, in jedem nach seiner Art: im Leibe als materielle Bewegung und Veränderung, in der Seele als Empfindung, Vorstellung und Gedanke. Natürlich wird unter diesen Umständen auch den Pflanzen

Empfindung zugeschrieben, obwohl nicht Bewußtsein, wie Hegner thut. Was den Organisationsproceß auf den verschiedenen Planeten betrifft, so sind diese nach Berty's Annahme in einem allmählichen Erkalten aus einem ursprünglichen glühenden Zustande ihrer Massen begriffen. Die Organisation konnte erst lange nach dem Aufhören der Glutperiode beginnen, am ehesten auf dem fernsten Planeten, dann schrittweise fortschreitend auf den sonnen-nähern. Die Organisation auf der Venus und dem Mercur dürfte daher noch auf einer Stufe wie die der Erde in der Dolich- und Steinkohlenzeit stehen. Zuletzt erkaltet der Centralkörper, auf welchem sich dann die höchste und höchste Organisation entwickelt und am längsten besteht.

Unter den mystischen Erscheinungen versteht Berty sämmtliche Phänomene, welche gewisse selten zur Action gelangende und daher im gewöhnlichen Zustande latente Kräfte unserer Seele enthüllen, wie Sonnambulismus, Fernsehen, Ahnungen, Geistesvisionen u. s. w. Das Material ist in Beziehung auf die bisher hierüber erschienenen und dabei benutzten Schriften wol ein vollständiges zu nennen, und zeichnet sich dabei vor andern Sammlungen dieser Art durch mehrertheils hinzugefügte Quellenangaben vorthellhaft aus. Was die Auffassung und Erklärung der mystischen Erscheinungen betrifft, so zeigt sich der Verfasser ebenso weit entfernt von einer leichtgläubigen objectiven Annahme derselben, als von einer bloßen trivialen Ableugnung und von faden Erklärungsversuchen; sondern er faßt sie eben als das, was sie sind, als ein dunkles und zum Nachdenken aufforderndes Gebiet subjectiven Traumlebens. Und eine so vollständige Aufschichtung alles hierher gehörigen Materials ist immerhin dankenswerth.

Es hat das Buch Berty's bereits zu heftigen Controversen die Veranlassung gegeben, wie aus der Gegenschrift „Wissenschaft und Mystik“ von Wilhelm Schacht (Nr. 8) hervorgeht. Schacht gehört zu den entschieden Ungläubigen, welche das ganze Gebiet der mystischen Erscheinungen geradezu leugnen und folglich über eine so sorgfältige und ernste Behandlung dieser Thematata, wie sie bei Berty vorkommt, von vornherein als über einen ganz ungehörigen Unfug indignirt sind. Wer sich zu einem solchen radicalen Unglauben an alle diese Dinge zwingen kann (ein gewisser innerer Selbstzwang wird denn doch wol immer dazu gehören), der macht sich freilich in diesem Falle die Aufgabe der Wissenschaft sehr leicht. Indem er annimmt, diese Sachen seien überhaupt nicht vorhanden, so sind sie wirklich für ihn selbst ebenso wenig vorhanden, als z. B. für den Wohlunterrichteten die Irrthümer oder für den Tugendhaften die bösen Gelüste. Wer möchte dem Tugendhaften hierin für seine Person nicht gern Beifall schenken? Wenn er aber sich so gerirt, als ob er selbst die ganze Welt vorstelle und es darum auch in der ganzen Welt keine bösen Gelüste gebe, weil es in ihm keine gibt, so geht er zu weit. Er benimmt sich dann wie ein Kind, und man wird ihn behandeln

wie ein Kind. Die wissenschaftliche Aufgabe ist vielmehr hier eine ganz andere. Sie kann unmöglich darin bestehen, Erfahrungen constatiren zu wollen, welche in jedem einzelnen Falle so gut wie keine sind, weil sie keineswegs öffentliche historische Facta, sondern immer nur subjective Visionen einzelner in ganz ungewöhnlichen Umständen und Lebenslagen betreffen. Die Aufgabe der Wissenschaft kann vielmehr nur die sein, über die Möglichkeit solcher Erscheinungen im allgemeinen ihr Urtheil abzugeben.

Wer nun mit den Principien des Idealismus vertraut ist und weiß, daß der Mensch nur durch Theilnahme am Einen Geiste selbst Geist ist, der kann die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung der Geister ineinander nicht bezweifeln, und es kann bei einer Sache, welche ihre Geltend so sehr a priori in sich selbst hat, wie diese, gar nicht darauf ankommen, durch wie viele Zeugnisse aus der Erfahrung der in sich selbst gewisse Sach noch dazu eine specielle äußerliche Bestätigung empfangt. Der Geometer, welcher sich von den Verhältnissen einer gewissen Figur durch Rechnung a priori überzeugt hat, wird nicht erst noch einmal in der Erfahrung auf dem Papier mit dem Zirkel nachmessen wollen, ob es sich auch draußen ebenso verhalte, wie er es innen fand. In diesem Punkte nun hat Berty allerdings einen Fehler begangen. Indem er zur Erklärung der unmittelbaren inwendigen Verbindung der Geister vom Seiten der einen Vernunft gewisse physikalische Fluida und imponderable Aetherströme zu Hülfe nimmt, so leitet er damit seinen Leser auf die falsche Fährte, ein Verhältniß, welches seiner Natur nach ein rein inneres ist, nach außen zu verlegen und damit von einer beschränkten Summe von Erfahrungen abhängig zu machen, von denen dasselbe keineswegs abhängt.

Aber diese überlästigen Fluida haben noch außerdem einen weit größern Nachtheil. Sie ziehen die geistigen Zusammenhänge profanirend in ein Gebiet herab, in welchem nur dasjenige Geltung hat, was durch Experimente constatirbar ist. Nun aber kann man auf dem Gebiete des Geistes, welches vor und über aller Erfahrung liegt, schlechterdings nicht experimentiren. Der Gedanke daran ist ein Frevel, der Versuch ein Wahnsinn. Folglich verpflichtet man sich durch solche falsche Theorien verdeckterweise zu etwas Ungereimtem, nämlich zur Anwendung einer Beweismethode, welche auf diesem Gebiet nicht Stich hält, weil sie auf dieses Gebiet nicht paßt. Das, was in sich selbst die größte Sicherheit und Gewißheit hat, der inwendige Zusammenhang der Geister, wird auf diesem Wege mit dem falschen Scheine der Unsicherheit und Zweifelhaftheit umgeben, das festeste wissenschaftliche Axiom zu einer bloß glaubhaften Vermuthung herabgesetzt.

Daher muß man sich vor allem hüten, geistige Zusammenhänge auf das Gebiet physikalischer Proceße herabzuziehen, wohin sie nicht gehören. Man macht erstlich hierdurch die Gegenstände subjectiver Erfahrung zu Gegenständen objectiver Erfahrung, was sie nicht sind. Man indignirt zweitens ohne Noth und gegründete Veranlas-

sung den Hypothesen, indem man seinem wissenschaftlichen Gebiete Gegenstände aufdrängt, welche weder überhaupt hineingehören, noch auch auf irgendeine Weise darin anzutreffen sind. Die innere Verbundenheit der Geister steht an und für sich fest. Darum sind auch die subjectiven Erfahrungen im magischen Gebiete insoweit glaublich, als sie auf einer solchen beruhen. Nicht das innere Band der Geister ist aus den Erfahrungen zu erklären, sondern die Erfahrungen aus dem inneren Bande. Und da der Trost und die Zuversicht, welche fromme Gemüther gern aus den mystischen Erscheinungen schöpfen, ganz vorzüglich in einer subjectiven Vergewisserung von dem Vorhandensein des inneren Bandes besteht, so kann ihnen eine solche sowohl unmittelbarer als vollständiger gegeben werden, wenn man ihnen mit Vorbeziehung aller erfahrungsmäßigen Umschweife lieber sogleich die speculative Erkenntnisquelle selbst öffnet. Zwar wird es dem Idealisten manchmal sehr nahe gelegt, durch eine scheinbar unschuldige Zulassung von Erklärungsgründen des vulgären materialistischen Vorurtheils, als ob z. B. das Gehirn den Denkaet vollziehe, oder als ob das inwendige Schema (die Entelechie), nach welchem die Seele die Glieder des Organismus formt, ein Leib aus ätherischen Stoffen sei, der Einbildungskraft ungeübter Denker zu Hülfe zu kommen. Aber ein solches Verfahren steht nur gefahrlos aus, ohne es wirklich zu sein. Der Materialismus des gemeinen Vorurtheils sitzt auf keinem Gebiete hartnäckiger und tiefer eingewurzelt als auf dem religiösen, und eben darum soll man ihm auf diesem Gebiete am allerwenigsten schonend entgegenreten.

Eben darum soll man auch subjective Erfahrungen niemals nach der Regel und Richtschnur der objectiven bemessen und folglich niemals für völlig constatirbare und ungewisselte Thatsachen ausgeben. Man braucht sie darum noch lange nicht zu leugnen. Sie können für das Individuum, das sie macht, oder für die Anzahl Individuen, die sie untereinander machen, vollkommen sicher und zuverlässig sein, ohne daß sie die Probe eines wiederholbaren Experiments aushalten und ohne daß sie sich, gleich den historischen Vorgängen des Lebens, beliebig in den Gesichtskreis eines jeden, welcher Lust dazu hat, einrücken lassen. Was diese Probe und Behandlungsart nicht ausschließt, verdient niemals den Namen einer objectiven Thatsache, obwohl es subjectiv sowohl für eine einzelne Person als für eine verbundene Mehrheit von solchen mit der unerschütterlichsten Ueberzeugung von seiner Gewissheit und Thatsächlichkeit verbunden sein kann. Solche Thatsachen bleiben trotz ihrer Gewissheit immer subjectiv. Sie sind nicht minder Thatsachen als die objectiven auch, nur dieses auf andere Weise. Die objectiven Thatsachen gehören den regulären Zuständen an, die jeder kennt. Sie sind daher Thatsachen für jedermann. Die subjectiven Thatsachen gehören den exceptionellen Zuständen Weniger an. Sie sind daher Thatsachen nur für diese Wenigen und für alle die, welche denselben einen ganz allein durch persönliches Zutrauen motivirten Glauben schenken.

Hier stehen wir zugleich wieder an dem Punkte, in Beziehung auf welchen K. Freiherr von Reichenbach, der in seinem Berichte über „Obische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862“ (Nr. 9) die bekannten obischen Experimente aufs neue bringt, von Anfang an geirrt hat. Er machte es sich nicht deutlich, daß alles das, was wir nur in Zuständen krankhafter Aufregung beobachten können, oder was nur die fortwährend und nach Belieben beobachten können, welche zufällig und ohne ihr Belieben sich fortwährend in solchen befinden, von vornherein nicht Gegenstand objectiver, sondern immer nur subjectiver Erfahrung sein kann. Kein Mensch von starken und gesunden Nerven sieht das Ob, ebenso wenig als er Swedenborg'sche Geister sieht. Swedenborg war ein kranker Mann, obgleich er sein Leben auf 84 Jahre brachte, und sein ganzes Leben hindurch gesund und frisch aussah. Trotzdem war er das allersensibelste Medium für die subjectiven Geistererlässe, welches jemals existirt hat. Ähnlich ist es mit den Obsehern. Das Ob gehört nicht, wie Freiherr von Reichenbach will, unter die physikalischen, sondern unter die subjectiven und mystischen Erscheinungen. Hiermit sprechen wir dem Ob durchaus nicht seine Existenz ab. Aber diese Existenz ist keine äußerliche, sondern eine psychische. Das Ob ist die Seele.

Es ist eine Eigenschaft der psychischen Wirkungen, daß sie, sobald man mit ihnen experimentiren will, in der Regel auf der Stelle aussetzen. Der Knabe, welcher seine Lektion für sich allein recht gut herzusagen weiß, wird irre und stottert, wenn der Lehrer ihn fixirt und begierig hinhorcht, ob er ihn nicht auf einem Fehler attrapiren kann. Melanchthon, welcher vor Töpfen unbefangenen predigen konnte, wurde befangen, sobald er Köpfe vor sich sah. Die Somnambulen, welche sich mit vollkommener Zuversicht einer Prüfung der pariser Akademie unterwarfen, unterlagen einer Blame, wodurch damals nicht nur ihre Sache in den Augen der Welt verloren, sondern sie selbst vor aller Welt als Lügnerinnen und Betrügerinnen gebrandmarkt wurden. Man hatte sie keineswegs zu der Prüfung gezwungen, sondern sie hatten sich freiwillig dazu erbaten. Sie mußten nicht, daß sich mit psychischen Dingen nicht experimentiren läßt, und büßten schwer dafür. Einen zwar nicht so schlimmen, aber doch auch in die Reihe dieser Weispieler gehörigen Auftritt erlebte Freiherr von Reichenbach mit seinen Sensitiven in Berlin.

Es war am 1. Mai 1862, als sich auf sein Ersuchen die Herren Geheimräthe Wislizenus und Ehrenberg nebst den Herren Professoren Dove, Rieß, Karsten und Gustav Rose zu einer Besichtigung obischer Versuche bei ihm einfanden, wobei Professor Dove die Gefälligkeit hatte, die Untersuchung in seine Hand zu nehmen und zum Theil mit eigenen Apparaten dabei zu Werke zu gehen. Der Erfolg war, wie bei psychischen Wirkungen immer vorauszu sehen ist. Bei den Experimenten des Professors Dove mit dem Magnete traten gleich im Beginne schwankende Ergebnisse auf; beim Elektromagnet waren die Angaben nicht minder ungleich, schwankend

und widersprechend und auch bei der Beurtheilung der Zwischenpole einer Nadelstange zeigten sich die Aussprüche der Sensitiven durchaus incongruent, wogegen die Experimente, welche Freiherr von Reichenbach an seinen eigenen Apparaten und in Abwesenheit des Professors Dove anstellte, gelangen. Er selbst zieht hieraus den folgenden richtigen Schluß (S. 35):

Magnetische Versuche dieser Art können demnach als Prüfungsmittel für das Ob nicht verwendet werden; sie können nicht aufklären, sondern nur verwirren. Es kann mir zum Tadel gereichen, daß ich dies nicht während der Versuche selbst geltend gemacht habe. Ich will nicht verhehlen, daß diese complicirten Verhältnisse in jenen Augenblicken der Eile, wo die Gesellschaft fortdrängte, mir nicht mit der ruhigen Klarheit vorschwebten, um darüber eine längere Discussion herbeizuführen, zu der es an Zeit gebrach. Die Sensitiven, ihre Gefährten sammt mir, wir waren alle durch die Uebervucht der Behandlung der Sachen durch Herrn Dove mehr oder minder so eingeschüchtert, daß die Frauen namentlich mit sichtbarstem Zittern ihre Hände über die Magnetpole hielten und gegen das Ende der Versuche nirgends mehr bei ihnen ruhige Prüfung so feiner Gegenstände statthatte. Bei der reizbarsten und dadurch besten der sensitiven Personen war die Aufregung so gesteigert, daß sie hinwegging, ehe die elektromagnetische Arbeit im Zuge war und mich dadurch des wirksamsten Hülfsmittels beraubte.

Dieses Examen rigorosum über das Ob hat die Sache zur Entscheidung gebracht. Die Hoffnung, daß das Ob auf objectiven oder physikalischen Erfahrungen beruhe und folglich die Grundlage zu einer experimentirenden Naturwissenschaft abgeben könne, ist veretelt worden. Hieraus den Schluß zu ziehen, daß obische Erfahrungen überhaupt nicht existirten, wäre ebenso falsch, als wenn man daraus, daß die Seele kein physikalisches Fluidum ist, den Schluß ziehen wollte, daß die Seele nicht existire. Es folgt vielmehr nur dieses daraus, daß es außer der Sphäre objectiver Erfahrungen, welche den physikalischen und chemischen Gesetzen gehorcht, noch eine ebenso weite und reiche Sphäre subjectiver Erfahrungen gibt, welche der physikalischen Gesetze spottet, weil sie ganz andern Gesetzen gehorcht als den physikalischen. Es sind dieses die Gesetze der Vorstellungsassociationen, des Gedächtnisses, der Phantasie, des sinnlichen Empfindens, der ästhetischen Eindrücke, der raumprojectirenden Thätigkeiten, der Lust und des Schmerzes, des Begehrens und Verabscheuens. Sie alle haben mit der Physik gar nichts gemein. Dagegen aber bilden sie ein auf eigenthümliche Art gesetzlich bestimmtes Erfahrungsgebiet von subjectivem Charakter, in welchem man zwar wol beobachten, aber nicht experimentiren kann, weil die Bedingungen, welche zum Experimentiren gehören, hier niemals vollständig in unsere Hand gegeben sind.

Forschen wir nun aber tiefer nach, woher sowohl bei Perty als bei Reichenbach die Neigung stamme, den psychischen, ja sogar den geistigen Processen unbefugterweise physikalische Erklärungsgründe unterzuschieben, so finden wir als den letzten Grund hiervon immer den, daß sie dem psychischen Princip nicht die eigenthümliche Selbstständigkeit zuerkennen, womit es zwischen dem selbstbewußten Geiste und der unbewußten Materie eine mittlere Gegend bildet, welche zwar vollkommen immateriell ist,

aber dennoch des Bewußtseins ermangelt, deren Process also weder geistig, noch physikalisch sind, sondern ein eigenes Gebiet für sich ausmachen. Wer dieses nicht weiß, der sieht unbefugterweise in allen unbewußten Processen auch immer sogleich materielle oder physikalische Vorgänge und verfällt unrettbar in den eben gerügten Fehler.

Es muß wol bei den Bildungszuständen in der Gegenwart im allgemeinen recht schwer sein, sich in diese naturgemäße Dreitheilung der Wissenschaft hineinzugewöhnen, da wir so manchen, welcher sich auf gutem Wege zu ihr befindet, wieder abgleiten oder doch zu frühzeitig auf seinem eingeschlagenen Wege ermüden sehen. Hiervon liegt ein Beispiel vor in der Schrift „Gott und sein Reich“ von Melchior Meyer (Nr. 10). Das Buch bezweckt eine Beschreibung der Daseinsphären des Universums in speculativer Form, und stellt zu diesem Zweck mit vollkommen richtigem Tact zwischen den einen oder absoluten Geist und das von ihm verursachte Princip der Natur oder der physikalischen Welt eine dritte eigenthümliche Sphäre als Uebergang, welche zwar zum Geiste hinanstrebt, jedoch mit der bloßen Bestimmung, ihm zum Mittel und Werkzeuge zu dienen; welche zwar aus der Natur geboren wird, sich jedoch zur Natur negativ verhält, sich ihr entgegen auf die Seite des Geistes schlägt. Diese dritte eigenthümliche Sphäre zwischen Geist und Natur wird hier mit dem Namen des Gemüths vortrefflich und passend bezeichnet. Soweit steht alles gut. Aber nun weiter, gleich einem Phäethon, welchem die Lenkung des Sonnenwagens der Speculation ungenohnt ist, taumelt der Verfasser in der Blendung des erworbenen Sonnenlichts, sieht alle Gegenstände doppelt und schwimmend. Aus den drei Daseinsphären werden Personen der Gottheit, aus der Natur eine ewige Mutter, aus dem negativen Verhalten des Geistes gegen die Materie ein mit relativer göttlicher Vollmacht versehener Satan, aus weltgeschichtlichen Perioden Öbitererzeugungen — und so sinkt zuletzt die mit gutem Instinct erfasste richtige Grundidee unter in einem Schwall hohler Personificationen, wie das Gespann des verunglückenden Sonnenlenkers in den abendrothen Wogen des Eridanus. Nur eine Probe (S. 144):

Vergegenwärtigen wir uns, um uns ein Bild seines Lebens machen zu können, den ganzen Gott in der gewonnenen höchsten Entwicklungsform. Wir haben die Natur, das Gemüth und den Geist Gottes als Personen, wir haben Mutter, Sohn und Geist; auf der andern Seite als den gemeinsamen Widersacher das gleichfalls mit der Kraft des Selbst begabte, zur Person erhobene, zur allseitigen Verneinung ausgebildete Naturprincip der Negation. Wir haben als Herr und Mittelpunkt Gott selbst, über den relativen Mächten die absolute Macht, Idealprincip der Position und der Negation zur organischen Einheit verbindend. Wir haben die den ganzen Organismus durchfließende und lebendig einende göttliche Seele. Einen Organismus mit Organen, welche für sich seiende Wesen, Personen sind, dürfen wir offenbar als eine Familie ansprechen, als einen Haushalt, fähig des bewußt lebendigsten Verkehrs, des wechselseitigen unerlöschlichen Lebens und Empfangens. Gott selbst, im Kreise seiner Ebenbilder, fühlt sich als Herr und Vater.

Man darf der mythologischen Darstellungsweise innerhalb der Speculation eine gewisse Berechtigung nicht

bestreiten, nämlich die, welche ihr Plato durch seine Meisterwerke erkämpft und für alle Zeiten befestigt hat. Aber man muß dann nur auch gleich Plato dafür sorgen, daß der Mythos überall von den wirklichen Gedanken, die er bedeuten soll, mit Leichtigkeit unterschieden werde, und der Leser nicht alle Augenblicke, wie hier, in die Täuschung gerathe, als ob er anstatt anschaulicher Symbole für abstracte Begriffe nichts weiter vorfinde, als eine wahrhafte und naturgetreue Schilderung des gemüthlichen Familienlebens, wie es der liebe Vater im Himmel im Kreise der Seinigen führt.

Karl Fortlage.

Novellen und Erzählungen.

Bei den alten Griechen und Römern gab es keine Unterhaltungsliteratur im heutigen Sinne des Wortes. Die Jugend lernte die großen Dichter der Nation auswendig und nährte das Gemüth „an Bildern einer tüchtigen Vorzeit, am Reize des harmonischen Wortes und an gesunden Aussprüchen über Sittlichkeit und bürgerliche Klugheit“. Und die Dichter, welche der Knabe und Jüngling sich angeeignet hatte, blieben die treuen Begleiter des Mannes durch das ganze Leben hindurch. Wollte Gott in Deutschland existire Aehnliches! Das nationale Element würde sich in ganz anderer Weise entwickeln, und Deutschland würde eine viel größere Anzahl von gesunden und kräftigen Charakteren hervorbringen, als es jetzt der Fall ist. Aber schon in den Schulen wird darauf hingearbeitet, die jugendlichen Gemüther von dem Vaterländischen und dem wahrhaft Idealen abzulenken; von dem Mußerscheitler, welcher eine höhere Bildungswelt verläßt, wird durchaus nicht verlangt, daß er mit den großen Dichtern seiner Nation gründlich bekannt sei, wenn er nur in minutiösen grammatischen Dingen wohl bewandert ist und eine gute Auswahl von Phrasen sich angeeignet hat aus jenem müßiggültigen römischen Stilisten, welcher nach schulmeisterlicher Auffassung die Blütezeit der sogenannten goldenen Kunstepoche kennzeichnet, in der That aber nichts ist als eine „Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, an Worten, wie er selbst sagt, überreich, an Gedanken über alle Begriffe arm, und für den es daher kein Fach gab, worin er nicht mit Hilfe weniger Bücher rasch einen lesbaren Aufsatz übersetzt oder compilirt hätte“. Die Folge von dieser Richtung ist, daß wirklich classisch gebildete Geschäftsmänner immer seltener werden. Klagt doch auch der ehrwürdige und hochverdiente A. Meißner, daß es zwar solche Geschäftsmänner immer noch gäbe, aber *rari nantes in gurgite vasto*. Indem so die Jugend von dem Boden nationaler Bildung zurückgebrängt wird, ist es nicht zu verwundern, daß unsere großen Dichter noch immer nicht in der Nation die Bedeutung haben, welche ihnen gebührt, und welche nothwendig ist, wenn ihr Einfluß auf die Nation von tief- und weitgreifender Wirkung sein soll. Man errichtet zwar Standbilder für Schiller und Goethe, aber man versagt zu gleicher Zeit den angehenden Volksschullehrern die Lectüre ihrer Werke. Welche Ironie, Hohlheit und unbewußte Heuchelei!

Bei diesem Stande der Dinge ist es natürlich, daß die große Masse, statt sich an den idealen Geistern der Nation zu erheben und zu erquicken, sich allzu willig einer größtentheils erbärmlichen Unterhaltungsliteratur zuwendet. Wie wäre es sonst möglich, daß die letztere in so üppigem und dem wuchernden Unkraute ähnlichem Wachsthum stehen könnte! Freilich verkennen wir keineswegs, daß selbst durch die schlechtesten Unterhaltungsbücher noch manche gesunde Idee in der Masse Verbreitung finden kann; aber immer bleibt es zu beklagen, daß das Uebel schlechter Unterhaltungsliteratur und namentlich auch erbärmlicher und verkehrter Jugendschriften zu einer künstlichen Höhe gesteigert worden ist.

Aus der chaotischen Masse von Unterhaltungslectüre führen wir dem Leser eine Anzahl von Büchern vor, von denen zwar

einige gut und gebiegen sind, deren Mehrzahl aber auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Wie auf einer Gemäldeausstellung ein buntes Gemisch von Bildern aller Art sich zusammenfindet, so ist auch hier eine etwas bunte Auswahl von Büchern unter einem Artikel vereinigt worden; es bietet dies den Vortheil, daß der Leser verschiedenartige Richtungen, welche auf diesem Gebiete der Literatur zu Tage treten, mit einem Blicke überfliehet.

1. Novellenbuch der Brüder Foglar. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band enthält eine „neue Sammlung“ von Novellen und Erzählungen Ludwig Foglar's unter folgenden Ueberschriften: „Ihr Feierabend“, „Der fünfte Act“, „Glaubensfelig“, „Der Messerer von Molln“, „Das Jungfernbrünnlein bei Sievering“, „Der gorbische Knoten“, „Paula Monti“.

Wir geben den Inhalt von „Der Messerer von Molln“. Thomas ist ein fleißiger Messerer (Messerschmied) in Molln, welches drei Stunden von Steyr entfernt liegt. Er hat einen Freund, der desertirt, aber bald wieder eingefangen worden ist und nun in der Strafanstalt in Garsten sitzt. Thomas sitzt Tag und Nacht darauf, diesen zu befreien. Endlich verabreden sie durch geheime Vermittelung, durch die Kirche der Strafanstalt zu brechen, gerade an der Stelle, an welcher das Standbild des heiligen Florian steht. Dieses letztere wird bei dem Unternehmen, welches mißlingt, arg beschädigt und verstimmt. Thomas, welcher fürchtet, daß er hauptsächlich für den an dem Heiligen verübten Frevel eine sehr harte Strafe erleiden werde, geht gleich nach vollbrachter That in die beschütteste Schenkstube des Orts, stellt sich hier betrunken, sährt allerlei gotteslästerliche verworrene Reden und rühmt sich schließlich seiner Heldenthat, den Heiligen gestürzt zu haben. Sein Plan gelingt. Der trunkene Zustand wird als mildernder Umstand angesehen und er kommt mit einer leichten Gefängnißstrafe davon. Aber die schwerste Folge seiner Handlung hat er nicht berechnet; er ist zwar frei, doch wird er als Gotteslästerer und Heiligenschänder von allen gemieden; kein Meister will ihn ferner in Arbeit nehmen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein „Lump“ zu werden, d. h. nach dem Sprachgebrauche dortiger Gegend, einer, der kein eigentliches Gewerbe betreibt, sondern von einem Orte zum andern umherzieht und namentlich als wandernder Russtant sein Brod zu verdienen oder zu erbetteln sucht. Thomas wäre am liebsten gleich nach seiner Freilassung aus dem Gefängnisse für immer aus seiner Heimat fortgegangen, wenn ihn nicht die Liebe zu der Tochter eines Messerschmiedemeisters gefesselt hätte. Endlich indeß, nachdem ihn der Vater wiederholt entschieden abgewiesen hat, und als auch die Tochter, Walburga mit Namen, in ihrer Reigung für ihn zu erkalten und sich einem andern, einem Müllermeister, zuzuwenden scheint, geht er nach Australien. Walburga verheirathet sich mit dem Müllermeister, wird aber nicht glücklich, sie kommt nun erst recht zum Bewußtsein darüber, wie sehr sie den Thomas liebt. Ihr einziger Trost und ihre einzige Freude ist später eine Tochter, mit welcher der Himmel ihre Ehe segnet. Jahre gehen hin. Thomas irrt in der Welt umher, findet aber kein Vergessen seiner alten Liebe, keine Ruhe und keinen festen Wohnsitz. Zuletzt kehrt er in seine Heimat zurück als „Lump“, wie er fortgegangen war. Er sieht Walburga wieder, auch sie hat ihn nicht vergessen; sie haben häufigere Zusammenkünfte, und die alte Reigung erwacht in beiden immer stärker wieder. Als sie einst nahe der Walbmühle am Bache entlang gehen, sucht Thomas Walburga zu überreden, mit ihm zu entfliehen, und das Kind, an welchem die Mutter mit ganzer Seele hängt, mitzunehmen. Bei der Erwähnung ihres Kindes steht die Mutter sich nach demselben um; bei der Versunkenheit in das Gespräch hat sie es außer Acht gelassen; es ist verschwunden. Sie läuft in banger Besorgniß den Mühlbach entlang; da steht sie ihren Mann dahereilen und sich in das Wasser stürzen, um die Tochter, welche in den Bach gefallen und schon nahe den Mühlenträdern ist, herauszuholen.

Das Kind wird glücklich gerettet, bleibt aber nachher infolge des Schreckens stumm. Thomas, welcher die Scene aus der Entfernung mit angesehen hat, steht in der Verzweiflung der Mutter, daß für ihn nichts mehr zu hoffen ist; er geht fort, läßt sich anwerben und findet seinen Tod in der Schlacht bei Solferino.

Diese Erzählung ist eine von den einfachern, klarern und bessern; die meisten leiden an erheblichen Fehlern: sie sind unklar, dunkel und mysteriös; Charaktere treten auf, welche durchaus unverständlich sind und wie verschleierte Bilder dem Leser gegenüberstehen; in den Verhältnissen und Handlungen kommen schneidende Widersprüche zum Vorschein, ohne daß dieselben eine Lösung finden, und so wirkt das Ganze wie gewisse moderne Musikstücke mit wirrer Melodie, unklaren Accorden und herben, gewaltsamen Uebergängen. Besonders auffallend sind diese Fehler in der Novelle „Glaubensfelig“. Etina, ein enthusiastisch aufgeregtes junges Mädchen, und Gregor, ein junger Geistlicher, sind völlig unbegreifbare Charaktere, und in ein noch undurchbringlicheres Dunkel ist ihr gegenseitiges Verhältniß gehüllt.

Die eine Erzählung „Der gordische Knoten“ ist eine kurzlebst-poffenhafte, schale, meist ganz wiplose und in den Einzelheiten auf Unwahrscheinlichkeiten beruhende Caricatur. Zuweilen verliucht der Verfasser in die geheimnißvollen Tiefen der menschlichen Seele, hinabzusteigen und die innerlichsten Vorstellungen und Regungen derselben darzulegen; aber entweder ist er dem nicht gewachsen oder er hat sich nicht die Zeit zu der klaren Ausarbeitung genommen, welche hierfür durchaus erforderlich ist. Ein anderer großer Fehler ist die nicht geringe Anzahl von gezwungenen, affectirten, unschönen und dabei oft ganz kraßlosen, unklaren und fehlerhaften Ausdrücken und Wendungen, z. B. ein „minnemiß und thusnelbablonnd tönender Klang“; „eine trockene Lavendelseele“; „seine Ueberzeugung abschlagen“; „er potenzierte sich in der öffentlichen Meinung von der bloßen Erscheinung zur Nützlichkeit, von der Nothwendigkeit zur Unentbehrlichkeit empor, zum Vabemecum aller für alles“ u. s. w. Der Verfasser scheint manches zu rasch hingeworfen zu haben, was ihm allerdings zum Vorwurfe zu machen, aber nach einer Seite hin vielleicht zu entschuldigen ist. Ein belletristischer Schriftsteller, der in unserer Zeit pecuniären Gewinn von seiner Thätigkeit haben will, muß vor allen Dingen viel schreiben. Die Preise sind einmal sehr niedrig, und er ist deshalb gezwungen, viel Waare auf den Markt zu bringen; selten ist sie so schlecht, daß er nicht zu irgendeinem Preise einen Käufer dafür findet. In Frankreich und England werden die Producte des Geistes bei weitem besser honorirt als in Deutschland, und es ist eine ganz natürliche Folge, daß die Schriftsteller mit mehr Fleiß und Sorgfalt arbeiten. In Deutschland, namentlich in Oesterreich, worüber auch der Verfasser klagt, steht es in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, noch recht jämmerlich, und es wird noch lange dauern, ehe es besser wird. Die Schriftsteller sagen: unsere Arbeit wird zu schlecht bezahlt, wir können nicht den nöthigen Fleiß darauf verwenden; die Verleger sagen: die Sachen sind zu schlecht, wir können nicht viel dafür zahlen.

Uebrigens fehlt es in den Erzählungen Ludwig Foglar's nicht an einzelnen Zügen, die von Phantasie und Gemüth des Verfassers Zeugniß geben. Wären Anlage und Ausführung von scharfer plastischer Klarheit und in durchweg edelm Stile gehalten, so würden einige von den Novellen von Wirkung und von Interesse sein. Manche Schilderungen und manche Beobachtungen über Städte, Gegenden, Menschen sind treffend und richtig.

Der Verfasser klagt in der Vorrede: „Es ist ein trübender Erbfehler an uns Süddeutschen, daß wir uns nicht geltend zu machen verstehen, und die geographisch höher stehenden Brüder könnten uns von ihrem augenscheinlichen Ueberflusse an dieser allezeit zeitgemäßen Tugend — ohne sich eben zu schäbigen — ein gutes Theil ablassen!“ Angenommen, diese Ansicht wäre richtig, aber die Sachen stehen anders; die Norddeutschen wer-

den ihm gewiß gern so viel davon abgeben, wie er nur irgend nehmen will und nehmen kann; indeß jedes verständige und freie Wort, welches im Süden gesprochen, und jede gute und nützliche That, welche im Süden vollführt wird, braucht von dem Norden nichts zu entleihen, um sich die gebührende Geltung zu verschaffen.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist: „Die Griechin“, „Das gefährliche Lied“, „Agathe“, „Bürgerliche Krisen“, „Deutsche Ansiedler in Ungarn“.

In der Vorrede, welche eine Widmung, gerichtet an den Dichter Dr. Franzl, enthält, bemerkt der Verfasser, Adolf Foglar: „Sie munterten mich auf, und wenn ich auch seitdem — es sind über 20 Jahre — Ziel und Richtung änderte, es blieb die Reizung und das lautere Streben.“ An der Lauterkeit des Verfassers zweifeln wir durchaus nicht, aber von „Streben“ haben wir leider in diesen Erzählungen und Novellen nichts entdecken können; im Gegentheil, selten ist und ein Buch in die Hände gekommen, in welchem ein so philistischer Sinn herrscht. Betrachten wir einen von den Charakteren, wie sie in demselben geschildert werden, näher. In der Erzählung „Das gefährliche Lied“ tritt ein Herr Stein auf, Bürgermeister in dem sächsischen Städtchen B. Dieser hat einen einzigen Sohn, welcher Buchdruckergehilfe ist. Im Jahre 1848 arbeitet derselbe in der Werkstatt eines Buchdruckers, welcher als Demokrat der Polizei verdächtig geworden ist. Die letztere bringt eines Tags in die Druckerei ein, um den Besitzer zu verhaften; dieser ist aber bereits entflohen, und die Polizei findet nur den jungen Wolfgang Stein, wie er gerade beschäftigt ist, ein Lieb-erotischen Inhalts zu setzen, in welchem die Verse vorkommen:

Ja, ich liebe, bin ein Freier!
Und mein Bedenken gilt mir mehr
Als die Gank vom Throne her.

Diese Verse werden von der Polizei im politischen Sinne aufgefaßt und verstanden, und die Folge ist, daß der Seger — man erkenne! — zu mehreren Jahren Festung verurtheilt wird. Von der Stunde an, wo der Sohn auf einen bloßen Verdacht hin verurtheilt worden ist, kennt ihn der Vater nicht mehr, er verachtet ihn auf immer, mit einem politischen Sträfling will er, als Muster eines loyalen Unterthans, nicht die geringste Gemeinschaft haben. Als Wolfgang drei Jahre auf der Festung gesessen hat, wird ihm der übrige Theil seiner Strafe erlassen, und er kehrt nun heim in seine Vaterstadt, aber vielmehr er wird, wie der Verfasser sagt, „als Sträfling heimgewiesen“. Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser folgende Bemerkung über solche „heimgewiesene Sträflinge“, die ihrer politischen Bekennung halber Festungsstrafe erlitten haben: „Wer hat nicht deren schon genug gesehen, wie sie ihr vermeintliches Märtyrertum mit lächerlichem Troste in der Heimat zur Schau tragen, in ihren Erzählungen gern ihre Leiden und sogar ihre Schuld, wegen welcher sie büßten, vergrößern, um oft mit dem Erfolge, den sie beabsichtigten, das Urtheil schwacher Köpfe zu bestechen und sich durch Aufdringlichkeit eine Stellung und Vortheile zu erringen, welche dem entgegen, der, wie er gern gemieden wird, auch die andern meidet.“ Jedes Wort der Kritik hierüber würde überflüssig sein. Als Wolfgang in seiner Vaterstadt angelangt ist, muß er sich beim Bürgermeister des Orts, also bei seinem Vater, melden, und es folgt nun die Scene, wo Vater und Sohn nach drei Jahren sich wiedersehen. Das Haus des Vaters darf der Sohn nicht betreten, und er muß deshalb auf die Amtsstube desselben gehen. Er tritt hier vor ihn hin, um sich zu melden. Der Vater, einen Augenblick „ergriffen“, ermannete sich nach kurzem Schweigen mit mächtiger Selbstüberwindung, erhob sich von seinem Sitze, stellte sich, gegen den Melbenden gewendet, in seiner fest aufgerichteten imponirenden Größe vor ihn, sah ihn mit strenger Antisimie an und fragte: „Wie heißt Er?“ Diese Ansprache mit „Er“ und diese Frage nach seinem Namen erschütterte den Angeredeten offenbar, denn er wechselte mehrmals die Farbe des Gesichts, zitterte an allen Gliedern,

und antwortete kaum hörbar: „Wolfgang Stein.“ — „Seine Ankunft“, fuhr der Bürgermeister fort, „ist mir schon von dem Festungscommandanten vorher angezeigt worden. Wo hat Er seinen Entlass?“ Wolfgang Stein überreichte ihm das verlangte Document. „Er bleibt hier ein halbes Jahr unter Polizeiaufsicht gestellt, weiß Er das?“ — „Ich weiß es, und verzeihen Sie, daß ich es sage, Herr Bürgermeister, und begreife es nicht; denn dieses zweite Document, ebenfalls von der Hand des Festungscommandanten, gibt mir das Zeugnis meines Wohlverhaltens während meiner dreijährigen Präsung.“ — „Wohlverhalten?“ Prüfung?“ entgegnete der Bürgermeister mit Hohn. „Ei seht doch! Wirklich? Hat er sich wohlverhalten im Kerker? Ich glaub's wol! Er hat sich vielleicht gar Verdienste erworben auf der Festung und nimmt es jetzt der Beschränkung übel, daß sie ihn überwachen will! Das ist der rechte Ton! Da kommt Er bei mir an! Er ist, wie alle andern. Keiner geht gebeffert aus der Strafe hervor. Jeder voll Trost. Aber mir soll Er nicht trogen! Mir! Ich weiß Ruhe, Ordnung und Gehorsam in der Stadt aufrecht zu erhalten. Von was wird Er jetzt leben? Hat Er ein Handwerk gelernt?“

In dieser Weise geht die Unterhaltung zwischen Vater und Sohn noch einige Seiten hindurch weiter. Der alte Stein wird dabei bis an das Ende als ein Muster von Familienvater und Besonnenem geschildert. Man weiß nicht, ob man dem Verfasser jürnen oder ob man ihn bedauern soll, daß er es hat über sich gewinnen können, einen solchen Charakter mit starrer Consequenz in einem solchen Lichte darzustellen. „Wie von dem verdammten oder feilen Fescher in der Arena kein klägliches Laut gehört, seine Zuckung erblickt werden durfte, wie alles Abstrichung und Zwang war“, ganz in der Weise ist der alte Stein nicht mehr ein natürlicher Mensch mit menschlichen Gefühlen und Regungen, sondern ein Wesen, welches sich nur in polizeilich vorgeschriebenen und erlaubten Gedanken- und Empfindungsformeln bewegt; er ist daher polizeilich gewiß ohne Tadel und würde in einer Conzultationsliste viel Lob verdienen; aber ästhetisch und menschlich ist ein solcher Charakter ein Ungeheuer und eine Verurtheilung. Ueberhaupt ist von gesunden lebenskräftigen Charakteren in den Novellen und Erzählungen nichts anzutreffen; es ist alles steif, gezwungen, und dabei meistens matt und farblos; auch stößt man auf manche bedenkliche Sprachfehler, die freilich zum Theil in Oesterreich nicht dafür gelten werden.

2. Gesammelte Novellen und Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Erster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegender Band enthält drei Erzählungen: „Anna Laminir, historische Novelle aus dem 15. Jahrhundert“; „Der Dierrmann und sein Pflegekind“; „Die Längerin“.

Wir können, ohne ungerecht zu werden, über dies Buch sehr kurz sein. Die Erzählungen sind romantisch, zuweilen schauerlich; sie sind effectvoll und spannend, schließen sehr befriedigend und sind in einem gefälligen, ruhrenden Stile geschrieben. Die Tugend wird in sehr reichlicher und liberaler Weise belohnt, das Laster erhält seine Strafe; die Liebenden, nachdem sie harte Kämpfe durchgemacht und große Schwierigkeiten überwunden haben, werden durch ein gütiges Geschick vereint: was wird eine sehr große Anzahl von Lesern und namentlich Leserinnen mehr verlangen? Von dem wirklichen Leben fast kaum einige leise Pulschläge darin; Charakteristisches und Originelles ebenso wenig; es ist alles in einem bestimmten romantischen Farbentone gehalten, der, wenn er auch gerade nichts Verdienstliches hat, doch wenigstens durchaus nicht beleidigend oder unangenehm ist. Das Buch mag wol auch nur für die Masse berechnet sein, wie alles, was die Verfasserin schreibt.

3. Der grüne Winkel. Eine Erzählung von Auguste Sievert. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 21 Ngr.

Herr Holt, ein Kaufmann, hat eine einzige Tochter, Dorothya. Dieselbe liebt einen jungen Theologen. Da aber ihr

Vater sich in sehr bedenklichen finanziellen Verhältnissen befindet, opfert sie diese Liebe und reicht ihre Hand einem reichen Kaufmann und Fabrikherrn, Neuber, welcher seine Besitzungen in dem grünen Winkel hat. Ihre Ehe wird nicht geradezu unglücklich, da sie mit hoffnungsvollen Kindern gesegnet wird. Den größten Kummer verursacht der Frau der Umstand, daß ihr Mann ein Freigeist ist und von den Dogmen der Kirche nichts wissen will. Indes ist er ein sehr schwachköpfiger Freigeist: er fürchtet sich vor dem Tode und vor Gespenstern. Eines Abends, als er von einem entfernten Fabrikgebäude nach seinem Wohnhause zurückkehrt, muß er durch einen dunkeln Lannengrund gehen, wo, wie einer von seinen Arbeitern ihm erzählt hat, ein Gespenst umgeht. Er vermeidet zwar die eigentlich gefährliche Stelle durch einen Umweg, den er macht; aber auf dem einsamen Pfade wird er von schrecklicher Furcht und innerer Angst gepackt, und fortwährend glaubt er den Geist seines verstorbenen Compagnons zu erblicken, dessen überlebende Familie er etwas übertreibt hat. Um das Unglück voll zu machen, führt ihn sein Weg zuletzt an der Kirchhofsmauer vorüber, woran er gar nicht gedacht hatte, und von da erblickt er plötzlich das Grab und den Leichenstein seines verstorbenen Compagnons. Von Fieberfroß durchschauert kommt er zu Hause an, legt sich zu Bett und stirbt nach einiger Zeit; aber während seines Krankseins hat er seinen Sinn noch geändert und er ist gläubig geworden. Bis dahin ist das Buch, wiewol die darin entwickelten Anschauungen und Ansichten sehr einseitig und beschränkt sind, doch insofern lesbar, als ein gewisser Plan darin ist; von da an aber wird die Erzählung im höchsten Grade ermüdend, indem sie in einzelne Verlobungsgeschichten zerfällt, die mit langweiliger Breite abgewickelt werden. Der grüne Winkel, in welchem unter Neuber dem Freigeiste und unter einem schlaffen Prediger Unglaube und Gleichgültigkeit geherrscht haben, wird allmählich vollständig umgestaltet; es kommt ein neuer Prediger, welcher sehr glaubensbegeistert ist und viel Einfluß auf die Gemeinde gewinnt; außerdem wird der Sohn des verstorbenen Neuber, der gleich dem Vater erst ein Gegner der Kirche ist, durch einen schweren Unglücksfall bekehrt und unterstützt dann die Bestrebungen des neuen Predigers.

Die Verfasserin hat gewiß die beste und lobenswerthe Absicht mit dem Buche; auch sind wir überzeugt, daß sie manche sehr kirchliche Lebensart und Periode aus ihrem Conscienceunterricht sehr treu in ihrem Gedächtnisse bewahrt hat und dieselben hier reproducirt, um den Leser zu erbauen; aber wird sie diese Absicht erreichen? Viele wird die unfünftlerische Form der Anlage vom Lesen des Buchs abschrecken; noch mehr aber wird der einseitige Standpunkt der Verfasserin vielen anstößig sein. Sie betont es ganz besonders, daß man an die Dogmen der Kirche glauben müsse, und sie stellt sich somit viel mehr auf einen beschränkt kirchlichen Standpunkt, als auf den allgemein christlichen und rein biblischen.

4. Scherz und Ernst. Erzählungen von Karl Pelargus. Mainz, Kirchheim. 1862. 8. 20 Ngr.

Was zunächst an dem Buche getadelt werden muß, ist daß der Scherz darin nicht sehr scherzhaft und der Ernst nicht sehr ernsthaft ist; das Ganze ist ein trübes Gemisch von einem gesuchten, manierirten und humorlosen Witz und einem flachen und wirkungslosen Alltagsernst; nur selten erhebt sich die Anschauung und Darstellung zu einem gewissen Grade der Klarheit und Eindringlichkeit.

Der Hauptcharakterzug, der durch alles hindurchgeht, ist der, daß der Verfasser in einem abspredhenden, witzelnden Tone über Erscheinungen der Gegenwart aburtheilt und sich den Schein gibt oder auch im guten Ernste glaubt, er stehe auf einer besondern Höhe, welche ihn berechtigt, seine Verdammsurtheile auf alles ihm Mißfällige hinabzuschleudern. Etwas sehr Leichtes und allzu Wohlfeiles! Nach des Verfassers Ansicht ist das deutsche Volk in den letzten 300 Jahren „niedergelegen“, weil es „den Wurm im Herzen trägt“, und dieser Wurm ist

die „Geschichte seit 300 Jahren“, d. h. seit der Reformation; die Reformation ist für ihn der Anfang zum „Hinabsteigen“. Den heutigen Fortschritt läßt er daher auch nicht gelten. „Werde ich mich“, sagt er S. 204, „deshalb gegen den Fortschritt erklären? Pöffen! Gott hat die Natur und die Menschen nicht für den Krebsgang erschaffen. Aber es ist nicht alles Fortschritt, was dafür erklärt wird. Rechts und links mit dem Elmbogen alles über den Haufen stoßen, mit dem Kopfe gegen alles, was einem vorkommt, anrennen, das ist wol demokratisch, aber weder vernünftig noch gerecht. Mit dem Parteiruf: „Geh weg und laß mich hin!“ hat man noch nie ein Volk glücklich gemacht. Und Phrasenmachen ist auch nicht Wissenschaft!“

Selbsterkenntniß ist eine schöne, aber auch sehr schwierige Sache; wir wollen daher mit dem Verfasser nicht rechten, daß er sich nicht klar darüber geworden ist, in wie hohem Grade er „demokratisch“ ist. Er möchte in der That alles „mit dem Elmbogen über den Haufen stoßen“; so z. B. verurtheilt er sämmtliche protestantische Geschichtsschreiber, Kanzelredner und Lehrer, ohne auch nur einen auszunehmen; er müsse, sagt er, gegen sie die schwere Anklage erheben, daß sie mit zweierlei Maß messen und sich deshalb der Geschichtsfälschung und der empörendsten Heuchelei schuldig machen. Und dabei besetzt der Verfasser die Naivität, daß er sich gegen einen einseitigen confessionellen Standpunkt feierlichst verwahrt. „Gerade in religiösen Dingen“, sagt er S. 78, „ist bei den meisten Erziehung, Gewohnheit, Umgang bei Abgabe eines in der Regel nur nachgeplapperten Urtheils so maßgebend und überwältigend, daß ihnen häufig ein objectiver Standpunkt beim besten Willen nicht erreichbar schien.“ O schwere Kunst der Selbsterkenntniß! müssen wir dem Verfasser wieder zurufen. Er declamirt und polemisiert ferner gegen die Fichte-Feier, gegen Gedankenfreiheit, gegen die Eisenbahnen, welche ihm durch unschöne Linien die Erde verunzieren; gegen die englische Sprache, welche ihm eine „greuliche und schändliche“ Sprache ist, und ganz besonders gegen die Dichter der Neuzeit. „Warum denn, Dichter der Neuzeit, das Erschaffene so groß machen und dann, wenn das Menschliche schwer zu Boden drückt, die Flügel so verzweifelt hängen lassen? Warum nach so vielem Schwung und so herrlichen Flügen das fagenjämmerliche Kriechen an der Erde? Warum, wenn dann noch ein Lied gelingt, tönt dies nur wieder vom Haarausreißen und Tuscheln? Etwas, fehlt ihr, fehlt euch doch noch, und das ist der liebe Gott der Einfältigen.“

Das Einzige, worin der Verfasser ein Heilmittel für alle Uebel erblickt, ist „monarchischer Conservatismus und alter völler Katholicismus“. Worin dieser letztere eigentlich besteht, wird nicht angegeben; alles, was in dieser Beziehung angedeutet wird, ist, daß diejenigen, welche diesen Standpunkt einnehmen, allein Gott wahrhaft erkennen und allein und ausschließlich zu Gott in dem richtigen Verhältnisse stehen, während alle andern im Dunkel wandeln oder Heuchler sind.

Der Verfasser gehört recht eigentlich zu den modernen literarischen Don Quixotes, welche sich für berufen erachten ihre Feder in Bewegung zu setzen, um die Welt von den greulichen Uebeln und Mißbräuchen zu befreien, welche genauer betrachtet meist nur ein Product ihrer kranken Phantasie sind. Schade, daß sie gegen solche eingebildete Uebel kämpfen! Wirkliches sociales und politisches Elend gibt es noch so massenhaft, daß es an wirklichen Objecten des Kampfes wahrlich nicht fehlt. Ganz besonders schwach ist der erste Theil des Buchs: „Erlebtes.“ S. 16 heißt es: „Ich werde hier auch Ernsthaftes bringen müssen, und wenn du, lieber Leser, vielleicht für lapalissenhaft manches erklärst und andere mich gar des Kleinlichen anklagen, so bedenke, daß sich aus kleinen Zügen das Bild des socialen Lebens zusammensetzt. Ich zeige dir Personen und Verhältnisse, und du wirst vielleicht dann klar werden, wie manches so kommen mußte in deutschen Ländern, wie es kam.“ Daß der Verfasser kleine Züge berichtet und aufzeichnet, wird gewiß niemand tadeln, obwohl diese kleinen Züge, außer daß sie klein sind, oft auch recht bedeutungslos und triv-

vial sind; aber daß diese kleinen Züge von einem kleinlichen, einseitigen und beschränkten Standpunkte aus entworfen werden, das ist das Verkehrte und Tadelnswerthe. Die ganze Art und Weise, wie der Verfasser Verhältnisse und Personen schildert, macht den Eindruck, als wenn ein Maulwurf auf der Oberfläche der Erde erspäht, auf seinen aufgeworfenen Erdbäusen steigt und von dieser Höhe aus ein genaues und umfassendes Bild von der Gegend und ihren Bewohnern geben will.

5. **Nachtwolken und Lichtstrahlen.** Originalnovellen für Freunde schauerlicher, wie heiterer Anregung. Aus den Papieren eines Mystikers. Herausgegeben von Gustav Nicolai. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schauerlich sind die Erzählungen zum Theil, aber original durchaus nicht. Es sind mit einigen Ausnahmen alte, längst bekannte und oft behandelte Sujets, welche hier in ganz besonders schauerlicher Ausstattung und düsterer Färbung wieder auftauchen: Kindesmörderinnen, Wahnsinnige und lebendig Begrabene stehen natürlich in erster Reihe. Das Ganze gehört in das große Gebiet der Schauerliteratur, weshalb es überflüssig sein würde näher darauf einzugehen. Gleich den Schauerromanen sind diese Schauernovellen in den crassesten Farben und der grellsten Beleuchtung gehalten, wobei von Wahrscheinlichkeit und Wahrheit der Ereignisse und Charaktere nicht die Rede sein kann. Diejenigen Erzählungen, welche heiterer und launiger Inhalts sind, sind etwas trivial und platt. Die eine, „Der Altherkühler“, ist verhältnismäßig wol die beste; wenn ein feinerer Witz, ein kräftigerer und ursprünglicherer Humor und eine schärfere Charakterzeichnung darin wären, würde sie nicht übel sein.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Literatur über J. G. Fichte.

1. Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr.
2. Johann Gottlieb Fichte im Verhältniß zu Kirche und Staat. Von Adolf Laffon. Berlin, Herp. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu der Schriftmasse, welche auf Anlaß der vorjährigen Säkularfeier Fichte's aus allen Winkeln und Ecken Deutschlands hervorquoll, gefellen sich hier einige Nachzügler, die beiden oben verzeichneten Schriften, von denen namentlich die erste darauf Anspruch hat, in den weitesten Kreisen Eingang zu finden und dem berühmten Philosophen und Redner der deutschen Nation eine größere Popularität zu sichern, als ihm bis jetzt zu Theil wurde. Der Fall ist selten, wo Sohn und Enkel eines großen Mannes gemeinsam ein dem Andenken des Vaters und Großvaters gewidmetes Buch verfassen, wie dies hier geschehen ist. Das von dem Enkel Fichte's, Eduard Fichte in Stuttgart, unterzeichnete Vorwort unterrichtet uns zunächst davon, daß die Verlagehandlung dem auf Veranlassung der Fichte-Feier vielfach ausgesprochenen Wunsche, von der Gesamtheit der Fichte'schen Werke einen jedem Gebildeten zugänglichen und verständlichen Auszug zu besitzen, bereitwillig entgegengekommen sei und die Arbeit dem Herausgeber übertragen habe, „dem, wenn auch nicht das rechte Talent, so doch, als dem Enkel Johann Gottlieb Fichte's, die rechte Liebe zur Sache zuzutragen war“. So schließt sich nun vorliegendes Werk den ähnlichen an, welche in demselben Verlage unter der gemeinsamen Bezeichnung „Lichtstrahlen“ erschienen seien.

Diesen „Lichtstrahlen“ oder Kernstellen aus Fichte's Werken geht eine Lebensbeschreibung Fichte's voran, die allen denen willkommen sein wird, welchen die von Immanuel Hermann Fichte verfaßte und in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage zu zwei Bänden angewachsene Biographie des Philosophen zu umfangreich sein sollte, um sich durch sie hindurchzuarbeiten,

wie groß auch immerhin der Gewinn sei, der für jeden Denkenden und Forschenden, für jeden Freund der Wahrheit und für jeden Patrioten aus einem solchen Studium resultirt. Mit diesem Lebensabriß wurde begreift, ein getreues, menschlich wahres Bild des deutschen Mannes zu geben, und zur Erreichung dieser Aufgabe hat der Verfasser scharflich sein Bestes gethan. Einzelnes Anekdote, das für die größere Biographie weniger geeignet schien, konnte hier Platz finden. Fast ganz neue und interessante Kapitel sind die Einlagen: „Fichte's Aufenthalt und Lehrthätigkeit in Erlangen“ und die „Wohnungen Fichte's in Berlin“; auch konnte der Verfasser manchen erst bei Gelegenheit der Fichte-Feier hier und dort bekannt gewordenen Charakterzug bei seiner Darstellung benutzen, und namentlich gewährten die von M. Weinhold herausgegebenen „Achtundvierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten“ dem Verfasser manche willkommenen, die Charakteristik Fichte's vervollständigenden Daten. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, da wir schon früher bei Besprechung der größeren Biographie, der erwähnten von Weinhold herausgegebenen Briefe, des Werks von L. Noack über Fichte und anderer Sacularschriften und genugsam über den Charakter und das Leben und Wirken Fichte's verbreitet zu haben glauben. Nur die Stelle, welche die Notizen näher beleuchtet, durch die Fichte's lebhafter Anteil an der französischen Revolution mehr als bei manchen andern Deutschen als eine naturgemäße und innerlich wahre erklärt wird, möge hier mitgetheilt sein. Der Verfasser sagt: „Er brachte der Revolution das rechte Verständnis entgegen, weil seine urkräftige Natur ihren Freiheitsfinn bewahrt hatte, und weil auch er den Kampf mit der Ungunst des Schicksals aus Erfahrung kannte, er, der nichts erreicht hatte ohne Arbeit und Kampf. Seine niedere Herkunft, seine Erziehung unter drückenden Verhältnissen, deren Last er von sich abschütteln mußte, sein dunkles, vereinzelter Leben auf der Universität hatten ihm die Freiheitliebe, den Sinn für Gerechtigkeit ungebeugt erhalten, wie sie in jedem unverkrüppelten Menschen wohnen, während in andern, scheinbar begünstigten Lebenslagen das Beispiel schlaffer Kelttern, die Einwirkung knechtischer Umgebung, oder umgekehrt der Genuß angeborener Vorrechte jenen Trieb abkumpfen und oft genug schon im Beginn des Lebens halbgebrochene, unnatürlich verkrümmte Charaktere erzeugen. Anders bei Fichte. In den mannichfachen Lebenslagen umhergeworfen, mit den verschiedensten Ständen verkehrend, hatte er mit angeborenem Scharfsinn manchen tiefen Blick gethan in die Vermöderung der politischen und sozialen Zustände unsers Vaterlandes, die Willkür und Rauheit der Regierungsformen, die Geiſt- und Sittenlosigkeit der Großen, die schroffe Scheidung der Stände. So war es gerecht und natürlich, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Mißbräuche auszurotten, von ihm mit freudiger Sympathie begrüßt wurde, ja daß er auch, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich die Hoffnung aufgab, daß, nachdem die Stürme der Parteiliebe ausgetobt hätten, jenes Volk dennoch die wahre gesegnete Freiheit und das rechte Mittel, sie zu erhalten, finden werde.“

Mit besonderem Danke wird man auch das beigelegte chronologisch genau geordnete Verzeichniß von Fichte's sämtlichen schriftstellerischen Arbeiten entgegennehmen. Einigermassen gewundert hat es uns dagegen, den Anspruch in Goethe's Faust: „Mein Leipzig lob' ich mit!“

Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute — von dem Verfasser als einen ernstgemeinten Lobspruch auf Leipzig gedeutet zu sehen, was freilich sehr oft und namentlich von Leipzigern selbst geschieht. In dem Munde des wüsten, pöbelhaften und ungehobelten Zechbruders Frosch kann dieser Spruch aber wol nur ironisch gemeint sein, oder wenigstens hat er doch einen spöttischen Beigeschmack.

Die auf die Biographie folgenden „Richtstrahlen“, welche sich begreiflicherweise einer eingehenden Kritik entziehen, theilen sich in die Rubriken: „Gott, Unsterblichkeit des Menschen, Es-

ligkeit“, „Sittlichkeit, sittliche Natur des Menschen“, „Philosophisches, Pädagogisches, Aesthetisches“, „Christenthum, Kirche“, „Staat, Staatsverfassung“. Die vorliegenden Auszüge, in denen sich Fichte's Geist allerdings wie in wirklichen Lichtstrahlen concentrirt, umfassen, mit Ausnahme der streng systematischen Schriften, alle Werke Fichte's, auch die aus seinem Nachlasse herausgegebenen, welcher, wie der Verfasser bemerkt, „bisher viel zu wenig bekannt geworden ist“. Nur eine dieser Aphorismen, eine bezeichnende Briefstelle aus dem Jahre 1799 wollen wir hier anführen: „Ich denke nicht auf unmittelbare politische Wirksamkeit; diese würde, glaube ich, schaden. Der Gelehrte hat mittelbar zu wirken. Die Literatur ist das schändlichste Gewerbe geworden, der Buchhandel eine nürnbergische Bude. Ein toller Luxus entnervt selbst unsere besten Schriftsteller und macht sie abhängig. Die Wissenschaft ist in größerer Gefahr als je war, und die Geistesfreiheit wird sich, ungeachtet des Blödsinns der dagegen verschworenen Mächtigen, leicht unterdrücken lassen, weil die Gelehrten — so gar wenig taugen.“

Der letzte Abschnitt enthält „Vaterländisches“, nämlich Auszüge aus den „Reden an die deutsche Nation“ und außerdem die höchst merkwürdige Charakteristik Napoleon's I. von Fichte, wol das Treffendste, was in dieser Kürze je über Napoleon gesagt worden ist. Vorangestellt sind einige Bemerkungen von Immanuel Hermann Fichte, in denen für Fichte das Verdienst in Anspruch genommen wird, „daß Fichte durch jene Reden den Begriff eines deutschen Volks zuerst wiederbegründet, wenigstens aus langer Vergessenheit wieder hervorgezogen und in leuchtendem Bilde vor der ganzen Nation hingestellt habe“. Der Verfasser fährt dann fort: „Und bekannt ist Napoleon's Wort auf St. Helena: daß die deutschen Ideologen durch die unwiderstehliche Gewalt der Aufregung, welche sie in der Jugend entzündet, sein Reich gestürzt hätten. Dies schlechthin ihm unbekannt, von ihm verachtete Element hatte er nicht in seine Berechnungen aufgenommen, weil es seinem eigenen Geiste fern lag. Fichte hat einmal in den schriftlichen Meditationen, welche den „Reden an die deutsche Nation“ vorangingen, sich selbst Napoleon gegenübergestellt und für sich die Worte hingeworfen: „Sein Andenken und seine Lehre werden fortleben bei der fernsten Nachwelt, wenn Napoleon's Name längst vergessen sei; dies erwerbe ihm aber gerade das Auerrecht und die Pflicht, ihm entgegenzutreten und auf Tod und Leben ihn zu bekämpfen.“ Der Biograph wollte diese fühnen Worte nicht mittheilen, weil sie den Schein maßloser Selbstüberhebung auf Fichte werfen konnten. Seitdem hat man an jenes Wort Napoleon's erinnert und dasselbe mit Recht auf Fichte bezogen. Der große Eroberer hat spät auf seiner Felseninsel sterbend die Macht jenes Princip's anerkannt gefunden, das Fichte in seiner stillen Stundrube wider ihn aufrief.“

Fichte der Sohn erzählt ferner als Beispiel des ausschließlichen preussischen Particularpatriotismus, der vor der Schlacht von Jena und ehe noch Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ gehalten, in Berlin vorherrschend war: es sei in einer Abendgesellschaft, welche gegen Weihnachten 1806 bei Fichte versammelt war, geschehen, „daß die kurz vorher eingetroffene Nachricht von der Besetzung der Oesterreicher bei Austerlitz mit jubelnder Freude besprochen wurde. Da rief Fichte empört mit gehobener Stimme: „Es wird kein Jahr vergehen, so wird man diese Niederlage höchlich bedauern!““

Was Fichte für die Wiedererweckung und Erlebung des deutschen Vaterlandsgefühls und für Dämpfung des Particularpatriotismus gethan, erkennen wir vollkommen an und haben dies schon früher im vollsten Maße anerkannt; indes waren auch schon vor Fichte Männer aufgestanden, welche in demselben Geiste dichteten und sprachen, vor allem Klopstock, von dem sich eine ganze Patriotenschule unter unsern Dichtern herschreibt. Freilich mußte erst eine Niederlage wie die von Jena den preussischen Staat und die Gemüther bis zum Grunde erschüttern, ehe Fichte's mächtige Worte in Berlin bei den Besten Gehör finden konnten. „Dank dafür von oben, in Form irgenbeiner

öffentlichen Anerkennung oder Auszeichnung" hat Fichte, wie sein Enkel ausdrücklich hervorhebt, natürlich niemals erhalten; ja noch im Jahre 1824 wurde seinen „Reden an die deutsche Nation" das Imprimatur von der Censur in zwei Instanzen verweigert. Aber einer dringenden Instanz, der in unsern Tagen, hat man denn doch nicht widerstehen können.

Die zweite Schrift „Johann Gottlieb Fichte im Verhältnis zu Kirche und Staat" von Adolf Laffon enthält eine vollständige Kritik und Charakteristik Fichte's und seiner Lehre. In der Einleitung erörtert der Verfasser die ursprüngliche und die spätere Form des Fichte'schen Systems, Begriff und Methode der Wissenschaftslehre u. s. w., er behandelt sodann in einer ersten Abtheilung Fichte's Verhältnis zur Kirche, wobei sowohl sein früherer als sein späterer Standpunkt in Betracht gezogen wird, und charakterisiert dann in einer zweiten Abtheilung sein Verhältnis zum Staate und zu den politischen Fragen seiner Zeit, nachstehend seine Erziehungslehre. In einem Schlußkapitel ist endlich von seiner politischen Gesinnung, seinem sittlichen Charakter, seinem Stil und seiner wissenschaftlichen Bedeutung die Rede. Die Schrift ist ihrer Tendenz nach zum Theil gegen diejenigen gerichtet, welche in Fichte den Reineren oder wol gar den Politiker vor allem betonen. „Fichte", bemerkt der Verfasser, „ist wesentlich ein Held des Gedankens, dazu einer Gruppe von Denkern angehörig, deren Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge, deren eigenthümlichem Streben, deren wissenschaftlichem Verfahren sich das, was man die heute zumißt geltende wissenschaftliche Anschauung nennen darf, so schnurstracks wie möglich gegenüberstellt. Und zwar nicht so, daß auch nur das, was als Resultat seines Strebens gelten darf, als weiter wirkendes Moment von der fortgehenden Bewegung dieser Wissenschaft wieder aufgenommen und verarbeitet worden wäre: sondern so, daß nach Ausgangs- und Zielpunkt sein Streben gerade vielen derjenigen, die ihn zuletzt am lautesten gepriesen haben, als ein eitles, vergeßliches, verlorenes erscheinen muß."

Der Verfasser bemerkt weiter: „Fichte war ein Held der Freiheit. Das bezweifelt niemand. Aber die Freiheit in seinem Sinne ist nicht diejenige, welche das Gesetz und jede Schranke des eigenen Beliebens aufhebt, um die Willkür des Triebes zu entfeineln, sondern diejenige, welche die Sklaverei des Sinnenlichen abthut, welche dies endliche, irdische Sein in der Erkenntnis, daß es ein Schemen, der Schatten eines Schattens ist, vernichtet, um durch die harte Arbeit der Verleugnung seiner selbst das Ewige, Keine, Absolute in sich zu verwirklichen."

Fichte lasse sich, behauptet der Verfasser ferner, überhaupt abgefordert für sich nicht wol begreifen; nur als einer der Hauptvertreter des deutschen Idealismus in der Reihe gleichartiger Denker lasse er sich gebührend würdigen. Er sucht weiter nachzuweisen, daß die aufgeklärten Leute sich wol hüten sollten, Fichte für einen der Ihrigen zu halten. Wenn er auch mit kaum geringerer Entschiedenheit als diese gegen die bestehende Kirche Einspruch thut, so stehe er, der jeden nicht im Uebernatürlichen Lebenden aller Moralität, ja aller Bildung zur Moralität für unfähig erkläre, dem kirchlichen Bewußtsein gleichwol um ein Unendliches näher als etwa dem aufgeklärten und höchst verständigen Bewußtsein der der Kirche entfremdeten Massen. Der Verfasser bezieht sich dabei auch auf die Hausandachten, welche Fichte bei sich eingeführt hatte. Interessant in diesem Kapitel ist namentlich auch die Hinweisung auf die Anregungen, welche Fichte von Lessing und vorzugsweise von dessen „Erziehung des Menschengeschlechts" erhalten hat, und eine Parallele zwischen Fichte und Schleiermacher. Dem Verfasser zufolge steht Fichte dem Grundwesen der Religion um ein Unendliches näher als Schleiermacher, dem Christus etwa nur ein „ausgezeichnetes Genie" sei, über dessen Göttlichkeit er mit einer „rhetorischen Wendung" hinweggehe, dem Gott und Unsterblichkeit Begriffe seien, die mit der Frömmigkeit an sich nichts zu thun hätten, der den Pantheismus ausdrücklich rechtfertige und nur gegen einen

materialistischen Pantheismus Verwahrung einlege, indem zwar ein lebendiger, wenn auch nicht persönlicher Gott anerkannt werde u. s. w. Ueber Fichte's Charakter und Bedeutung spricht sich der Verfasser zum Schluß in folgenden Worten aus: „So viel in seinem Philosophiren Verfehltes und Unvollkommenes sein mag; so viele der herrlichsten Güter speziell der religiösen Erkenntnis er seinem absoluten Denken zu Liebe dahingegeben haben mag; so wenig ist doch zu verkennen, daß er der unfähigen Flachheit der Verstandesdogmatik seiner Zeit in höchst kräftiger Form gegenübersteht, und daß ein Trieb auf das Heilige und Unvergängliche insbesondere seine ethischen Principien durchdringt und verklärt. Er ist eine durchaus vornehme Natur; er meint, es hänge von der Freiheit eines jeden ab, ob er zur Menge, die freilich aus der Thorheit nie herauskommen werde, gehören oder über dieselbe sich erheben wolle, und er selber hat sich von der Menge immer stolz abgesondert. Die Stichwörter der Zeit haben ihm nichts angehabt. So ist Fichte trotz aller Verfehlten in seiner Gedankenweise ein wesentliches Mittelglied in der Entwicklungsgeschichte der neuern Wissenschaft und ein lebendiges Denkmal deutscher Tiefe und deutschen Charakters."

Uebrigens war Fichte nicht bloß, trotz seiner demokratischen Grundsätze, ein sich vom Volke stolz abschließender geistiger Aristokrat, und die Neuern wissen beide Gegensätze meist sehr gut in sich zu vereinigen, er besaß nicht bloß jenen Schwärmerei, wie er Philosophen eigen zu sein pflegt, er hatte auch viel von der dogmatischen Starrheit und Gemüthshärte, wie man sie häufig bei denen trifft, welche ursprünglich Theologen waren. Von den Stichwörtern der Zeit „Humanität" und „Liberalität" wollte er nichts wissen. Mit ihm, mit der Französischen Revolution und der Herrschaft und den Kriegen Napoleon's beginnt ein härteres und selbstkügigeres Geschlecht. Ob dieses mehr die Menschheit befruchtenden Samen ausgestreut hat als dasjenige, welches das Wort Humanität auf sein Banner schrieb, darüber ein entscheidendes Urtheil abzugeben muß einer spätern Nachwelt vorbehalten bleiben.

Laffon's sichtbar aus gewissenhaften Studien hervorgegangene Schrift scheint uns viel Treffendes und Verständliches zu enthalten und besonders müssen wir dem Verfasser nachrühmen, daß er sich wie Fichte von den „Stichwörtern der Zeit" und zugleich von den so verwickelten und wandelnden Terminologien der philosophischen Schulsprache, die eben nur für die ägyptische Priesterkaste der philosophischen Geheimlehre berechnet ist, durch und frei zu erhalten weiß. A. M.

Deutsche Literatur in Siebenbürgen.

„Die siebenbürgischen Sachsen sind Muster von Festhaltung und Ausbildung nationaler Nützlichkeit; das kleine Reich der großen deutschen Eiche, im fernen Osten zu einem Bäumchen herangewachsen, bewahrt noch immer sein ursprüngliches Leben und Wesen. . . . Auf so fernem und bedrohtem Pöken der Nationalität ist es erste Pflicht, das angekommene Eigen werth zu halten. . . . Der Verein, der das Archiv für siebenbürgische Vaterlandskunde herausgibt, steht im vollen Literaturrechte." Mit diesen Worten eines verehrten deutschen Historikers sei diese Skizze eröffnet; weit entfernt dem Eigendünkel seiner Nation Weisbrauch streuen zu wollen, will Referent nur aufmerksam machen auf einen Umstand, welcher nicht immer genügende Berücksichtigung gefunden.

Wohl waren die siebenbürgischen Sachsen immer eingebend des Stammes, als dessen Zweig sie (1141—61) in das Karpatenland einwanderten, wol galt von ihnen stets, was der göttlicher Gelehrte Schöler rühmte: daß sie unter allen Colonien, welche das deutsche Mutterland ausgesendet, um in fremde Lande deutsche Bildung und Gesittung zu bringen, am zähesten ihren Nationalcharakter bewahrt, am treuesten ihre Mission erfüllt.

In deutschen Hochschulen bildeten sich von jeher ihre Lehrer und Geistlichen, von der leipziger Messe brachten Kaufleute schon

1519 Luther's Schriften mit, und noch denkt Referent freudig erregt an die Stunde, wo der greise Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalität“ seinen lauschenden Schülern auseinanderlegte, wie der Gang der Reformation nirgends so einmüthig-friedlich, die Duldung nirgends so groß als in Siebenbürgen. Bald ward vom Volksmunde die neue Lehre „deutscher Glaube“ genannt.

Alle großen Ideen, welche im Laufe der Jahrhunderte Deutschland bewegten und erregten, schlugen ihre Wellen auch bis nach Siebenbürgen. Hoch lobten auch hier die Flammen der Begeisterung für Schiller und in den Augusttagen des vorigen Jahres erschienen in Neburff, außer dem seit 1840 blühenden Verein für Landeskunde und dem Grafen-Wolff-Verein, die Vereine der Schützen, Säger und Turner, alle bestimmt mit neuen Banden der Freiwilligkeit sich dem auch räumlich immer näher rückenden Stammlande anzuschließen.

Der Begeisterung für ihre Schulen, welche die Voraltern bestimmte in ihren Castellen Schulen zu bauen, selbst während des Kriegs den Unterricht nicht zu vernachlässigen, ist es zu danken, daß trotz aller Zeitwirren und Völkerräume die Nation nicht erdrückt wurde, daß noch jetzt in den Schulen deutsch gelehrt, in den Kirchen deutsch gepredigt wird. Wohl sind viele nach allen Richtungen weiter gewandert, manches Geschlecht erloschen; aber die Zeiten brachten auch immer neuen Zuwachs, theils einzelne, theils Massen, und gerade in der neuesten Zeit hat so mancher aus dem Reiche hier, wohin zu ziehen er Bedenken trug, eine zweite liebe Heimat gefunden, jedes unserer Gymnasien zählt auch solche unter die Seinigen, und die nur zeitweilig hier waren, wurden überrascht und erstent und erquickt durch die deutsche Luft, die sie wieder in allen Zügen athmen konnten, und es unterliegt wol keinem Zweifel, daß bei den günstigen Verhältnissen der neuen Aera der Zug der deutschen Auswanderung nach unserm Lande einen neuen Aufschwung nehmen wird.

Diese vielfachen Berührungen brachten es nun natürlich mit sich, daß alle Erscheinungen der Literatur in Deutschland immer rasch auch in Siebenbürgen Eingang fanden und auch die einheimische Production anregten und nährten. Näheres hierüber bietet unter anderem Seivert, „Siebenbürgische Gelehrte“ (Presburg 1785). Leider fehlt uns aber noch ein Werk, welches an dieses treffliche Buch anknüpfend, einen klaren Einblick über die im Laufe dieses Jahrhunderts erschienenen Werke gewährt. Und doch sind die letzten Jahre so reich gewesen an neuen Erscheinungen aus allen Fächern des Wissens, daß dieser Umstand allein schon ein von der Lebensfähigkeit und Mächtigkeits des kleinen Sachsenhäufchens erfreuliches Zeugniß gibt.

Leider sind aber unsere Verhältnisse in Deutschland hier und da noch sehr wenig bekannt; denn trotz des regen literarischen Lebens geschieht noch zu wenig, um die erscheinenden Werke der Stammesgenossen näher zu bringen, obgleich hierzu so viele Organe in den kritischen Zeitschriften Deutschlands geboten sind.

Es soll hiermit durchaus nicht der Recensentenpauze das Wort geredet werden, noch weniger ist es zu übersehen, daß die betreffenden Blätter in der Regel anerkennenswerthe Geneigtheit zeigen, diesem Mangel abzuhefen und hier und da einiges angezeigt und besprochen wird; aber es wird doch von allen Seiten, haben und drücken, zugegeben werden müssen, daß hierbei noch zu wenig systematisch verfahren wird. Auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, diesen Uebelstand abzuhefen, soweit es in seinen Kräften steht, hält Referent für die Pflicht eines jeden, der dazu den Beruf in sich fühlt. Möchte es bald besser werden, und es wird besser werden auch in dieser Hinsicht, sobald die betreffenden Redaktionen der kritischen Blätter, die Verlagehandlungen und vorzüglich die Schriftsteller ernstlich wollen.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, über Werke, welche von Männern der Wissenschaft geschrieben wurden, ausführlicher

zu berichten. Diese Zeilen machen keinen Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit; Werke aus früherer Zeit und Siebenbürgen betreffende Arbeiten, von nichtsiebenbürgischen Autoren, sind nicht berücksichtigt; und auch bezüglich der übrigen mußten sich Referent an das ihm zu Gebote stehende Material halten und den ihm durch Tendenz und Leserkreis d. Bl. gebotenen Umständen gerecht werden.

Außer den Aufsätzen, welche das oben erwähnte Archiv, die Mittheilungen und Verhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, die Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, die bei den Vereinsversammlungen üblichen Festgaben, die Programme der sechs sächsischen Gymnasien und sonstige Gelegenheitschriften, endlich in- und ausländische Blätter bringen, brachten die letzten Jahre noch viele vortreffliche selbständige Werke, und schon lange sind auch außerhalb der Marken Siebenbürgens bekannt die Namen: Kner, Bedeus von Scharberg, G. A. Dieck („Handbuch der siebenbürgischen Landeskunde“), G. Binder, Fabricius, F. Fronius, A. Gräfer („St. F. Roth nach seinem Leben und Wirken“), J. Haltrich („Volksmärchen aus dem Sachsenlande“), Marienburg, F. Müller („Siebenbürgische Volksagen“), Neugeboren, W. Schmidt, Schuler von Libloy, J. G. Schüller, F. W. Schüller, C. Schwarz, G. Seivert, G. D. Teutsch („Geschichte der siebenbürgischen Sachsen“), G. von Trausenfels, J. Wittrock („Sagen und Lieder aus dem Rösnergau“) u. a. Weil gleichsam den Uebergang bildend zum Folgenden, seien hier noch erwähnt die „Reisebilder aus Siebenbürgen“ von J. M. Salzer (Hermannstadt 1860).

Auf dem Gebiete der „volkstümlichen Prosa und der Novellistik“ sind seit D. Roth („Pfarrhof zu Kleinschütz“, „Johann Sabanius, Sachs von Harteneck“) unter anderem hervorzuheben: G. Seivert („Um Ostern 1442“, „Gaan von Salzburg“, „Vor 621 Jahren“), dann etwa noch C. Biotte, F. Dbert, Tr. Teutsch u. a. Außer den obigen Quellen bieten noch der „Siebenbürgische Volkskalendar“ und der „Sächsische Hausfreund“ alljährlich Anerkennenswerthes, und würden Separatabdrücke, z. B. des eben vollendeten „Grafenhof von Kelling“ sehr erwünscht sein. Ehrenvolle Erwähnung verdient als Vertreter der humoristischen Richtung F. Fronius („Eine Kindstaufe in den 13 Dörfern“, „Die Hochzeit im Haberlande“, „Siebenbürgisches Babelleben“, „Die sächsische Bruderschaft“). Noch sei auch hier empfohlen das Lesebuch von F. Dbert. Wenn es schon schwierig ist in der Prosa eine Auswahl zu treffen, ohne Gefahr, bei jedem Schritte möglicherweise anzustoßen, so ist dieses noch um ein Bedeutendes mehr zu befürchten auf dem Felde der Poesie.

Vorzüglich schossen in den vierziger Jahren Gedichte, insbesondere politischer Inhalts, empor. Die besten derselben enthält die von weiland J. F. Gelch veranstaltete und in Hermannstadt erschienene Sammlung: „Liederbuch der siebenbürgischen Deutschen.“ Nur ungern übergehe ich auch hier theils Sammlungen, theils einzeln herausgegebene größere Gedichte, unter anderem von J. F. Gelch, J. G. Schüller u. a.; dagegen seien nochmals empfohlen die Gedichte von F. W. Schüller, Schußburg, Habersang (1858). Seit der Zeit ist von J. G. Schüller, M. Malmer, M. Albert u. a. in Zeit- und Gelegenheitschriften manches erschienen, und diese Perlen zu einem Kranze zu vereinigen, wäre eins der verdienstlichsten Unternehmen, um so mehr, da man sich dabei nicht nur durch eine große Papiermasse, sondern auch durch manche mißrathene Gefühlserplosionen, ephemere Gelegenheitsgedichte und mitunter zungenbrecherische Disticha durchkämpfen mußte. Leider scheuten diese Mühe des Sammelns so viele, ja unsere meisten Schriftsteller.

Die deutschen Mundarten erfreuen sich auch in Siebenbürgen einer erfreulichen Theilnahme. Unser Ländchen bietet auch in dieser Beziehung Analogien mit Deutschland, da auch hier jede Gruppe, ja man könnte sagen, jeder Ort sprachliche Eigenheiten bietet. Wie wichtig dieser Umstand für die Frage der Herkunft der Sachsen ist, bedarf keiner Erwähnung, wol aber, daß die Schreibart der leider eingegangenen „Deutschen

*) irre ich nicht, so beabsichtigt der gegenwärtige Vorstand des Vereins für Landeskunde, Herr Trausch, diese Lücke auszufüllen.

Mundarten“ immer allgemeiner wird. Im Jahre 1840 erschienen in Hermannstadt „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Gesammelt und erläutert von J. G. Schuller“, damaliger Professor am evangelischen Gymnasium in Hermannstadt. Dreiundzwanzig Gedichte von verschiedenen Verfassern in verschiedenen Dialekten, aber größtentheils humoristischen Inhalts enthaltend, ist dieses interessante Büchlein auch dadurch wichtig geworden, daß es dazu beitrug, diese bis zu der Zeit weniger bekannte Sprachgegend der Forschung und Pflege zu empfehlen. Seit der Zeit erschienen viele schätzbare Beiträge zu diesem Fache in den Blättern des In- und Auslandes, z. B. in Frommann's Zeitschrift „Deutsche Mundarten“ und „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“, in Gelegenheits- und selbständigen Schriften, z. B. in „Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart“ (zweite Auflage, 1857) und in J. Haltrich's „Zur deutschen Thierfage“ (Kronstadt 1855) u. s. w.; in Sammelwerken, wie in Firmich's „Germaniens Völkervimmen“ *) und in den Gymnasialprogrammen von J. G. Schuller, F. Müller, J. Haltrich, F. W. Schuster, Schüler von Libloy, J. May, St. Theil u. a., und manch mundartliches Gedicht harret noch des Sammlers und Herausgebers. Von F. W. Schuster dürfte nächstens erscheinen eine Sammlung siebenbürgischer Volkslieder, Räthsel, und Sprüche, während J. Haltrich mit der Herausgabe eines Idiotikons sich neue Verdienste erwerben wird.

So sei denn diese Einleitung, deren Unzulänglichkeit auch Referent nur zu gut fühlt, geschlossen. Weit entfernt von selbstgenügsamer Ueberschätzung, schrieb er nach bestem Wissen und Gewissen und hofft auf milde Beurtheilung, da eben Vorarbeiten so sehr mangeln.

1. Aus den Papieren eines alten Versmannes. Von J. G. Schuller. Hermannstadt, Steinhäusen. 1862. 8. 20 Ngr.

Dieses der Frau Fürstin Sophie zu Liechtenstein gewidmete Büchlein enthält in vier Abtheilungen zum Theil schon veröffentlichte Arbeiten. Die erste Abtheilung bringt unter dem Titel „Aus den Jahren 1829—50“ außer sieben Gedichten nach Moore auch das vom fürnigsten Humor durchwürgte, schon früher erschienene, hier vielfach umgeänderte „Lied vom Pfarrer“ nach Schiller's Glocke. In dem Ferienscherz „Aus meinem Leben“ schildert der Dichter den Eindruck, welchen die Lesung von „Strauß' „Leben Jesu“ auf ihn hervorgebracht. Wie auch einige Gedichte der andern Abtheilungen durchglüht des für das Wahre Gute und Schöne begeisterten Mannes Patriotismus das frächtige Gedicht „Zur Säcularfeier der Einberufung der Sachsen“. Zum Theil schwächere Leistungen bieten die „Winterblüten“, größtentheils Gelegenheitsgedichte, deren Verständnis jedoch durch kurze Anmerkungen erleichtert wird. Humor, Vaterlandsliebe, Pietät, Begeisterung für die Wissenschaft sind die Eigenschaften, die den Dichter charakterisiren, und manche interessante Blicke eröffnen sich uns in die sächsischen Verhältnisse der früheren Zeiten.

Den entschiedensten Beifall verdienen die „Zahmen Xenien“. Obgleich einige derselben ausführlicher, als es dieser Gattung streng genommen zukommt, ausgefallen sind und das Metrum nicht überall genau genug beobachtet erscheint, so lassen doch manche derselben bezüglich des Stachels und des Gedankenreichtums wenig zu wünschen übrig. Einige sind Onomen ohne diesen Stachel des modernen Epigramms. Zum Belege folgende Beispiele:

© Loffe.

Was in den Wirren der Zeit erhebt, das ist der Gedanke,
Daß Geschichten der Mensch, Wort die Geschichte nur macht.

Warnhagen's Tagebücher.

Kaffeekrausch, doch ohne Kaffee, Rudmilla! Zum Danke
Gibt die Kritik dir gewiß bald einen glänzenden Thee.

*) Zu II, 819 dieses Werks ist zu berichtigen, daß der dort als Probe des Dialekts in Kronstadt erscheinende „Knecht Ruprecht“ im mediasschen Dialekt von weiland Oberlandesgerichtsrath M. Kräger gedichtet wurde und auch a. a. O. im mediasschen Dialekt gedruckt erscheint.

Etymologisches.

Lucas a non lucendo als etymologischen Unfuss
Haben wir beide, mein Freund, oft die Erklärung verlaßt.
Sehe ich aber, wie seit Jahrhunderten, was seinen Namen
Von Concordia hat, Haber erzeugt und Zwiß,
Bin ich einverstanden damit und es scheint mir der schärfste
Sprachgeist

Wie ein pflügender Schall, der es ironisch oft meint.

Die „Deutschen Volkssprache“ der vierten Abtheilung dürften wenig befriedigen, da das Fassen in Verse das Volkthümliche oft vermissen. Im übrigen sei diese Sammlung des seit Jahren durch Wort, Schrift und That um sein Volk und das Deutschthum hochverdienten Verfassers allen Freunden einer geistkräftigen, gemüthsbelebenden und willensstärkenden Lectüre wärmstens empfohlen.

2. Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelte. Eine Sylvestergabe von J. G. Schuller. Hermannstadt. 1862. 8. 6 Ngr.

Mit Freude begrüßt wurde auch dieses Werkchen des nicht nur als Mitgründer des Vereins für Landeskunde, sondern auch als Historiker, Sprachforscher und Dichter vielfach verdienten Refers unserer Literatur. Wie der Verfasser in einer der früheren Sylvestergaben „Das Tobanstragen und der Morosle“ die Identität des sächsischen Morosle mit dem Morosle der altdeutschen Sage nachgewiesen, so erhalten wir auch hier in gedrängter Kürze den Beweis (durch mehr als 50 erklärte Beispiele), daß auch die Mundart der Sachsen wie jede andere „Glump und Schimpf“ hat. Wenn auch der mundartliche Forscher Verdrüßlichkeiten, welche gleichsam „Bilder der niederländischen Schule“ sind, nicht ängstlich meiden darf, so ist in der vorliegenden Sammlung doch dafür gesorgt, daß der Reiztheit dabei nicht übel wird; „wo aber moralische Verwilderung und rohe Leidenschaft sich in ekelhaften Flüchen Luft macht, und das Volk, wie es in den alten Junfgesegen heißt, „im Zorn mit Hagel und Donner schelbt“, da ist er schweigend und trauernd vorübergegangen“.

Dabei ist nicht nur im Texte, sondern auch in gebiengen Anmerkungen auf ähnliche Erscheinungen in den andern deutschen Mundarten Rücksicht genommen und bieten diese 24 Seiten so viel des Ueberraschenden, daß das Werkchen überall willkommenen Beifalls gewiß sein kann. Wesentlich erhöht wird sein Werth durch ein vorangeschicktes Verzeichniß von Abfäzungen und praktischen Leseregeln.

3. Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart nebst freier metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche. Von Victor Kästner. Hermannstadt, Steinhäusen. 1862. 12. 1 Ngr.

Diesen Gedichten des 1857 im einunddreißigsten Jahre seines Lebens der Wissenschaft, seiner Nation und seiner Familie zu früh entrißenen Verfassers ist vom Herausgeber ein Aufsatz: „Ueber Volkssprache und Mundarten, namentlich die siebenbürgisch-sächsischen, und deren Eignung zur Poesie“, als Einleitung vorausgeschickt.

Angeregt durch Hebel's Gedichte und die oben erwähnte Sammlung entschloß sich der Dichter, sich „in einigen poetischen Ländeleien, im Mutterdialekte, wenn auch nur aus dem Grunde zu versuchen, um manche lieblosen Urtheile und ebenso häufige als voreilige Ausfälle auf das angeblich Ungelenke, Bildungsunfähige und die niedrige Entwicklungstufe unserer Mundart womöglich zu paralyßiren“.

Die romantische Lage seines Geburtsorts, die Ruinen der ehemaligen Abtei, „diese Ueberreste eines von Bäumen und Buschwerk umklammerten großartigen Denkmals der Sachsen-geschichte“ (wie E. von Trauschensfeld in seinem 1858 im „Oesterreichischen Morgenblatt“ veröffentlichten Nekrologe bemerkt), „mußten fragen und bildende Träume in der jungen Seele des Dichters erwecken“; das fernhafte Wesen der Ein-

wohner dieser deutschen Sprachinsel mitten unter romanischen Dörfern, seine Genossen während seiner Gymnasial- und Rechtsstudien in Hermannstadt und der Einfluß des Mannes, „der es wie kein zweiter verstanden hat und versteht, die Jugend zu wissenschaftlichem Streben anzuregen“, seines Lehrers in Geschichte und Literatur, J. E. Schüller, brachten Anlagen und Entschlüsse des Dichters zur Reife.

„Die Sprache, sagt man, sei der Spiegel der Seele einer Nation. . . So ist auch unsere deutsche Schriftsprache die allen Deutschen gemeinsame Form, in welcher sich der deutsche Volksgeist gleich getreu abspiegelt, mag er die Ufer des alten Vater Rhein und der mütterlichen Donau beleben, oder in unendlicher Entfernung vom Stammlande an den Gestaden der Stillen See und den Gewässern des Mississippi und Missouri walten, oder seine anspruchlosen Blüten entfalten unter den riesigen Stämmen in den tausendjährigen Eichenwäldern Siebenbürgens. Die deutsche Schriftsprache ist eine schöne, reich blühende Wiese, die ein in Jugendkraft lebender Gärtner, das deutsche Volk, in dem großen Volksgarten dieser Erde mit liebender Sorgfalt pflegt. . . Diese einzelnen Blüten, aus denen unsere Gesamtsprache gleichsam zusammengesetzt ist, sind die besondern Mundarten des deutschen Volks. Jede hat ihre eigene Ideenwelt, in welcher sich der Geist eines deutschen Volkstheils am heimlichsten fühlt und in der er die passendsten Klänge findet, womit er sein inneres Wesen am besten und liebsten darzustellen vermag. . . Wer die Volkspoesie und folglich auch die sächsische in ihrer Totalität erkennen will, muß ins Volk steigen, im Volke sich bewegen, mit ihm denken und mit ihm fühlen; jedes Gedicht ist gleichsam nur ein Prisma, welches einzelne aufgenommene Strahlen zwar im buntesten Farbenglanze gefälliger und mehr oder minder gelungener Form zurückspiegelt, aber das helle, reine Licht der Volkspoesie selbst, in seiner Klarheit und Vollständigkeit, nie ganz wiederzugeben vermag.“

Diese der Einleitung entnommenen Worte zeigen den Ernst, womit der Dichter für seine Arbeiten begeistert war. Referent weiß aus eigener Erfahrung, wie schwierig es ist, Mundartliches in phonetischer Beziehung richtig wiederzugeben; doch kann er nicht umhin im Interesse einer, wie er hofft, bald nöthig werdenden zweiten Auflage hier zu bemerken, daß trotz der vorangegangenen Regeln und des Druckfehlerverzeichnisses manche Inconsequenzen (z. B. in der Anwendung der Zeichen der Kürze und Länge“) stehen geblieben sind, die bei strengerer Kritik sich hätten meiden lassen. Zwar schließt sich die Schreibart an die Frommann's, aber nicht consequent, oder sollte es providentielle Fügung sein, daß Siebenbürgen auch hinsichtlich der Einheit in diesem Falle Analogien mit dem großen Mutterlande bietet? Mitunter sind auch die nämlichen Worte verschieden geschrieben, so findet sich klingig und kienzig, skwenen und skewen, fränklich und frenklich, flüggel und fligel, wödder und wödder u. s. w. Bezüglich der Wahl des Vermaßes läßt wol keins der hier gebotenen Gedichte etwas zu wünschen übrig, mitunter kunstvoll nie gekünstelt zeigen die Metra des Dichters Gewandtheit, und die Abwechslung in ihrer Wahl hält die Eintönigkeit überall fern. Die hochdeutschen Uebersetzungen schließen sich in der Regel eng an das Original; in „Märzenglocklein“ und „Versblühte Kettenblumen“ sind die daktylischen Reime des Originals, welche unsere Mundart durch die Fülle von Doppeldiminutiven begünstigt, in der Uebersetzung trochäisch gehalten. Unreine Reime und undeutsche Wendungen (z. B. „kein mehr Bleiben“, S. 159) sind äußerst selten und wol aus Pietät nicht geändert worden, wenn es sich vielleicht auch leicht thun ließe.

Wie sehr der Dichter die Sprache beherrschte, beweisen die vielen, so ungesucht sich ergebenden Alliterationen, Assonanzen und Anisotismen, die iterativen, diminutiven und onomatopoeischen Worte, die gemüthlichen Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten, die so geschickt den Gemälden eingewoben sind, daß nirgends der eigenthümliche frische Reiz vermischt wird, welchen der Volksgeist mit seinem erquickenden Aroma über jeden Dialekt hingießt. Vorzüglich werthet sind in den ernsten und

schweremüthigen Gedichten und Wendungen unsere breiten, volltönenden Laute.

Die Scylla und Charybdis volkstümlicher Dichter, zierliche Ueberpanntheit und mehr als volkstümliche Natürlichkeit, hat Kästner beide vermieden und seine Gedichte spiegeln in ihrer Gesamtheit so ganz und gar das Volks- und Naturleben unsers Volkseins ab und stehen immer so mitten in der volkstümlichen Anschauung, welche nur durch die dichterische Seele veredelt erscheint, daß sie ein echtes Bild geben, und selbst in der Uebersetzung oft den Vorzug verdienen vor manchem Gedichtbau unserer modernen Phrasenfletterer.

In den lyrischen Gedichten beobachtet der Dichter bald mit freischem, freiem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, bald überrascht er durch genaue Seelenmalerei. Fern von herzerregenden Schmerzensschreien, versteht er es, selbst in elegische Stimmungen die Hoffnung erhebend hineinleuchten zu lassen, frugale Genügsamkeit, echte Religiosität, und gern folgt ihm der Leser durch die ganze Tonleiter der Empfindungen. Seine Begeisterung für seine Sprache, seine Nation, sein Vaterland zeigt sich in den Gedichten „Sächsisch“, „Mein Sachsenland“, „Die drei Englein“. Tropiger, selbstbewußter Mannesmutz neben hingebender, sanfter Liebe; Klarheit und Wahrheit aber überall. In den beschreibenden Gedichten erscheint alles belebt und mitfühlen, Allegorien und Personifikationen oft bis zur Kühnheit der Laune sich steigend. Das Gelungenste dieser Gattung bietet „Der Alpensee“. Als Probe stehe hier die fünfte Strophe:

Awwer nôt de Sann ellien,
Uch de Felsen, det Gessien
Gôlt em doo an tausend Strohlen
Sich am Wasserspiegel mohlen.
Selmergrao
Rûch und bloo
Glânzt et doo!
Wâ sich hüsch de Farwe' mäschen,
Wâ de Uuge' sich erfräsen.*)

Den Uebergang zu den humoristischen Gedichten bildet „Die Neujahrnacht“ und „Der heilige Christ“, beide wahre Schatzkammern für Sitten und Gebräuche; kindliche Naivetät findet sich im „Wiegenlied“, leichter sprudelnder Humor in dem Gedicht „Der Kanzelist“, wogegen „Der schlaue Hans“ zu viel des Stoffes bietet.

Zu den epischen, zum Theil der Sage und Geschichte entlehnten Gedichten vermitteln den Uebergang zwei Gelegenheitsgedichte, offenbar die schwächsten der ganzen Sammlung, wogegen epischer Schwung in den der Geschichte entnommenen herrscht, z. B. „Hans Weis in der Brotsfeldschlacht“, woraus zur Charakteristik stehen möge:

Et hun et ausgesprochen oas Dalben, ohne Laddel
De Jugend und de Froahiet, doat weert der Sachsen Abbel
Und wat oas Väter sooden und wat se es geliert,
Doat soal em fest bewahren und hoalde fûrt und fûrt.**)

So sei denn dieser Bericht mit den Worten der oben erwähnten Zeitschrift geschlossen: „Was Victor Kästner vorzugsweise Anspruch auf eine hervorragende Stelle in unserer Litera-

*) Aber nicht die Sonn' allein,
Auch der Felsen schroff Gesein,
Sieht man da in tausend Strahlen
Sich im Wasserspiegel malen.

Silbergrau!
Roth und blau!
Glânzt es, schau!
Wie sich schon die Farben mischen,
Wie die Augen sich erfrischen!

**) Es sprachen's aus vor alters die Ahnen, sonder Ladel,
Die Jugend und die Freiheit das sei der Sachsen Adel,
Und was die Väter sprachen und was sie uns gelehrt,
Das soll man fest bewahren und halten treu bewahrt.

turgefichte verschafft, ist mehr noch als der poetische Werth seiner Dichtungen der Umstand, daß er es zuerft gewagt, seine Leier in den Tönen unsers als unmelodisch verschrienen Dialekts und zwar durch alle Tonarten erklingen zu lassen und durch seine Dichtungen einen vollen Beweis für die Eignung der flebenbürgisch-sächsischen Mundart zu poetischer Behandlung aller im Bereiche der Dichtkunst gelegenen Stoffe hergeftellt hat, während nach den vor ihm angestellten Versuchen dieselbe nur für launige Themen geeignet schien. Seine Vorgänger waren meist nur Gelegenheitsdichter, Viktor Kästner ist der erste flebenbürgisch-sächsische Dialekt- und Volksdichter.“ *) 89.

Notizen.

Goethe im In- und Auslande.

Die „Königliche Zeitung“ brachte vor kurzem in dankenswerther Zusammenstellung eine Uebersicht alles dessen, was in jüngster Zeit in Frankreich geschehen ist, um Goethe's dichterische Schöpfungen und wissenschaftliche Werke dem Verständniß der Franzosen näher zu bringen. Der Verfasser gedenkt zunächst der eben erschienenen vollständigen Uebersetzung der dichterischen Werke Goethe's von Porchat, welcher ein feiner Kenner der französischen Sprache ein glänzendes Zeugniß ausgestellt habe, und hebt hervor, welch ein Vertrauen auf rege Theilnahme ein solches stattliches zehnbändiges Werk von seiten des Verlegers (Gachette) voraussetzen lasse. Hieraus allein schon lasse sich auf die große Theilnahme schließen, „die unser Dichtersfürst bei dem geistreichen Nachbarn gegenwärtig findet“. Weiter nennt der Verfasser die in demselben Verlage erschienenen von Faivre überfetzten und mit einer genauen Würdigung der durch Goethe's wissenschaftliche Forschungen gewonnenen Resultate versehenen „Oeuvres scientifiques de Goethe“, ein Werk, über welches uns einer unserer Mitarbeiter einen eingehenden Bericht in Aussicht gestellt hat. Der Verfasser erwähnt ferner, daß eine französische Uebersetzung des „deutscheften aller Gedichte“, der epischen Iphile, „Hermann und Dorothea“ großen Erfolg gehabt habe, und daß aus demselben Verlage soeben der erste, volle 42 Bogen umfassende Band des Werks „Goethe, ses mémoires et sa vie“ von Henri Michelot hervorgegangen sei, welcher eine vollständige Uebersetzung der 15 ersten Bücher von „Wahrheit und Dichtung“ enthalte. Bei den erläuternden, ergänzenden und berichtenden Anmerkungen, womit der Uebersetzer diesen Band bereichert hat, sind, wie der Verfasser der betreffenden Notiz in der „Königlichen Zeitung“ versichert, alle zur Aufklärung jener Zeit beitragenden Briefwechsel und Untersuchungen deutscher Forscher so gewissenhaft benutzt, „daß etwas Wesentliches nur selten vermißt werden dürfte“. Der zweite Band soll außer dem Schluß von „Wahrheit und Dichtung“ die vier ersten, der dritte die vier letzten Zeiträume von Goethe's Leben nebst einer allgemeinen Beurtheilung desselben als Mensch und Schriftsteller enthalten. Michelot ist ein alter Bewunderer Goethe's, der schon im Jahre 1847 einen Auszug aus „Wahrheit und Dichtung“ unter dem Titel „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction“ herausgab, worüber man unter anderm meinen Artikel über Goethe in der „Allgemeinen Encyclopädie“ von Ersch und Gruber (erste Section, LXXII, 352 fg.) vergleichen möge.

Wenden wir uns nach England! Hier war erst jüngst in „Illustrated London news“ in einem sehr anerkennenden Aufsatze über die illustrierte Gotta'sche Ausgabe der Werke Schiller's bemerkt, daß zwar Deutschland in der Frage, wem der Preis gebühre, ob Schiller oder Goethe, sich für Schiller entschieden habe, daß aber, wenn ganz Europa zur Entscheidung über die Frage auf-

gerufen werden sollte, das Urtheil sicherlich das umgekehrte sein würde. Es hieß dann weiter: „Ganz ohne allen Zweifel ist Goethe der größte Name in der modernen europäischen Literatur. Kein Mensch seit Shakespeare hat einen so großen Einfluß geübt und es gibt kaum einen gebildeten Menschen, welcher Goethe nicht direct oder indirect zum Dank verpflichtet ist.“

Und wie verhalten sich die Deutschen fortbauend Goethe gegenüber! Mußte ihnen doch ein Engländer, G. H. Lewes, und auf ihn gestützt, der Franzose Sibouin bemerflich machen, daß der Verfasser von „Hermann und Dorothea“, „Torquato Tasso“, „Iphigenie“ und so vielen zahllosen lyrischen Poetiken, in denen sich die edelste menschliche Gefinnung, das zarteste Gefühl und der höchste Sitten- und Seelenadel ausdrücken, unmöglich ein kalter, selbstfüchtiger, unedler Mensch gewesen sein könne. Es gibt zwar glücklicherweise noch genug Deutsche, welche sich an Goethe erquicken und erbauen, ja in seinen Schöpfungen die höchste und reinste Blüte des deutschen Geistes erblicken, aber leider vielleicht auch ebenso viele, welche ihn zu verstehen nicht fähig oder nicht willens sind. Bisher glaubten wir, daß Goethe nur solche Segner und Verleumder habe, die mit Kogebue, welcher unter anderm im „Freimüthigen“ (1805, Nr. 223) einen albernen und dabei höchst unverfämfchten, auf Goethe's herrlichen Epilog zu Schiller's „Glocke“ gestützten Aufsatz „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutsch versteht“ (!) erscheinen ließ, mit dem Buchhändler und Zahntincturverkäufer Vogel (pseudonym Fr. Glower), mit dem bornirten und lächerlich eiteln Pastor Pustkuchen, dem ungeschlachteten ultramontanen Klopfflechter S. Brunner und ähnlichen beschränkten oder neidischen Menschen auf einer Stufe ständen; aber wehe thut es, selbst wirklich geistreiche Leute, die wie R. Grün, A. Ruge u. a. eine gewisse Autorität auch in ästhetischen Angelegenheiten erlangt haben, unter Goethe's Verkleinerern zu erblicken. Sicherlich hat sich noch keine Nation gegen irgendeinen ihrer größten Geister so oft und so stark versündigt als ein großer Theil der Deutschen gegen Goethe. Hoffen wir, daß die Vorurtheile, die noch bei vielen gegen Goethe als Menschen bestehen, verschwinden werden, sobald die vertraute Correspondenz des Großherzogs Karl August mit Goethe erschienen sein wird. Den Verlag hat die Buchhandlung von Voigt und Günther übernommen; mit der Herausgabe und Redaction ist der Geheimrath Dr. Vogel in Weimar beauftragt, der als Arzt dem Großherzog wie Goethe, letztem auch als Amtsgenosse nahe stand. Das Werk, jedenfalls einer der wichtigsten Beiträge zur Goethe-Literatur, wird weit über 600 Nummern, ein ausführliches Namensregister, erläuternde Anmerkungen unter dem Text u. s. w. enthalten.

H. M.

Deutscher Volksgefang im 14. Jahrhundert.

Die neu begründeten „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft, herausgegeben von Friedrich Chrystander“, deren erster Band uns vorliegt, verdienen die Aufmerksamkeit nicht nur der gelehrten und höher gebildeten Musiker, sondern auch der Geschichts- und Literaturforscher in hohem Grade. Unter den verschiedenen interessanten Beiträgen bietet ein vorwiegend literarisches Interesse der jedenfalls von dem Herausgeber verfaßte Aufsatz „Deutscher Volksgefang im 14. Jahrhundert“. Aus dieser frühen Periode haben wir nur wenige Zeugnisse über das deutsche Volkslied und diese sind hauptsächlich die Limburger Chronik vom Schreiber Johannes und die einen Theil derselben beftätigenden und ergänzenden Erzählungen von Fritschen Glosener in seiner Strasburger Chronik. Es war ein verdienstvolles Unternehmen, die bisher nur wenig beachteten Nachrichten „aus der wahren Frühlingszeit volksmäßiger deutscher Sangeslust“ mitzutheilen und wir hoffen mit dem Verfasser, daß dieser Einleitung zahlreiche Arbeiten auf gleichem Gebiete folgen mögen. Der Herausgeber gibt aus den beiden Quellen im Auszuge alle diejenigen Berichte, welche sich auf den Volksgefang und namentlich auf die Fahrten und Lieder der Geißler erstrecken. Daß

*) Außer diesen Gedichten hinterließ der Entschlummerte noch eine Sammlung sächsischer Sprüche und Lebensarten und ein Idiotikon, das er wissenschaftlich auszuführen gedachte. Seine erste literarische Arbeit bildete eine Sammlung der Sagen und geschichtlichen Daten über die ehemalige Gistercienserabtei in seinem Geburtsorte Rerz.

dabei auch andere Dinge berührt werden, versteht sich von selbst, sie ganz zu übergehen, hätte den Auszug zu trocken erscheinen lassen, in den meisten Fällen war eine Trennung von dem übrigen Texte unmöglich. Mit der Textmittheilung sind wir ganz einverstanden in Berücksichtigung des Leserkreises, für welchen das Lehrbuch zunächst wenigstens bestimmt ist. Die Sprache, die Wortform wird unangetastet gelassen, die Rechtschreibung aber modernisiert. Einzelnen veralteten Worten und Bedeutungen ist die Erklärung einfach in Klammern beigelegt. 88.

Bibliographie.

- Beyer, C., Gustav Adolfs letzter Heereszug in sechzehn Gefangen. Plauen, Neupert. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Fibra, C. Freih. v., Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Göschen. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.
 Findex, F., Mittheilungen über seine Reisen im Orient und sein Leben in Afrika. Hermannstadt. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.
 Hoeheim's, F. R., Chronik von Wiener-Neustadt, vielfach vermehrt, bis auf die Jetztzeit ergänzt und neu herausgegeben von W. Hoeheim. Mit der Biographie des Verfassers, einem Anhang und vielen Holzschnitten. 1ter bis 3ter Halbband. Wien. Gr. 8. à 20 Ngr.
 Böhlingk, O., Indische Sprüche. Sanskrit und deutsch. 1ster Theil. St. Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. 13 Ngr.
 Braun, W., Die Tragödie Octavia und die Zeit ihrer Entstehung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
 Dischinger, M., Das lustige Bayern. Separat-Ausgabe aus der „Witzchronik“. München, J. A. Finsterlin. 16. 8 Ngr.
 Drei kleine Dramen. Die Dittinnen zu Bethlehem. Sanct Ursula. Von R. Cardinal Wiseman. Das Rosenwunder versetzt von F. R. Köln, Bachem. 8. 7 1/2 Ngr.
 Fränkel, F., Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein Lebensbild in vier Abtheilungen. München. 16. 10 Ngr.
 Fullerton, G., Rosa Reblanc. Aus dem Englischen von E. Braun. Regensburg, Manz. 8. 19 1/2 Ngr.
 Geefsch, Anna, Herzog von Buckingham. Novelle. Förster, Wiehe. Gr. 16. 1 Thlr.
 Grey, Carl, Die parlamentarische Regierungsform betrachtet im Hinblick auf eine Reform des Parlamentes. Eine Abhandlung. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Anhang über die Aussichten der parlamentarischen Regierungsform in Oesterreich versehen von Graf L. Thun. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Hansen, P. G., Das Walten des Herrn, oder: merkwürdige Schicksale und Erfahrungen eines aus dem Herzogthum Schleswig entlassenen protestantischen Geistlichen. Kein Roman. Eine Autobiographie. Hamburg. 8. 1 Thlr.
 Herlofsohn's, R., Historische Romane. Erste Gesamtausgabe. 1tes bis 4tes Heft. Prag, Kober. Gr. 16. à 5 Ngr.
 Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem Berliner Leben von G. A. B. Berlin, Grote. Gr. 16. 10 Ngr.
 Karsten, S., Quintus Horatius Flaccus. Ein Blick auf sein Leben, seine Studien und Dichtungen. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von M. Schwach. Leipzig, C. F. Winter. 8. 18 Ngr.
 Körpe, E., Polen und seine Erhebungen. 1te Lieferung. Leipzig, Harnburg. 8. 5 Ngr.
 Liebich, R., Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Reumann, C., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.
 Reinsberg-Düringsfeld, D. Freih. v., Internationale Titulaturen. Zwei Bände. Leipzig, Fried. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Hartgass.

- Richter, R., Kunst und Wissenschaft und ihre Rechte im Staate. Berlin, Jansen. Gr. 8. 25 Ngr.
 Ruffige, H., Oberhard im Bart. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 15 Ngr.
 Schenk, J., Der Familienrath. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.
 Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. München, Lindauer. 8. 1 Thlr.
 Schrader, A., Agnes oder Geld und Ehre. Roman. 1ter Band. Leipzig, Bengler. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
 Schuller, J. R., Aus vergilbten Papieren. Ein Beitrag zur Geschichte von Hermannstadt und der sächsischen Nation in den Jahren 1726 und 1727. Gedenkergabe für Freunde und Gönner. Hermannstadt. Gr. 8. 6 Ngr.
 Schwetfcke, G., Geschichte des L'Hombré. Halle, G. Schwetfcke. 8. 24 Ngr.
 Shea, J. G., Geschichte der katholischen Missionen unter den Indianer-Stämmen der Vereinigten Staaten. 1529—1860. Aus dem Englischen übersetzt von J. Roth. Mit 6 Stahlstichen. Würzburg, Eisinger. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Snell, R., Die Schöpfung des Menschen. Leipzig, Arnold. 8. 20 Ngr.
 Stahr, R., Liberius. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.
 Trendelenburg, A., Friederich der Grosse und sein Grosskanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

- Erdmann, Ueber Schwärmerei und Begeisterung. Vortrag gehalten am 21. März 1863 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Herp. Gr. 16. 5 Ngr.
 Erz, A., Arbeiter und Bourgeois. Einige Worte zur Orientierung in der Arbeiter-Frage. Berlin. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Forchhammer, P. W., Das Schöne ist schwer. Ein am 14. Februar 1863 im Saal der Harmonie zu Kiel gehaltenes Vortrag. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.
 Foss, R., Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag. Berlin, Herp. Gr. 8. 6 Ngr.
 Handelsmann, H., Die historische Entwicklung in Europa seit den Wiener Verträgen. Einleitung zu den Vorlesungen über die neueste Geschichte, gehalten an der Universität Kiel. Kiel, Homann. Gr. 8. 4 Ngr.
 Hansen, J. A. J., Der Ronge'sche Spul zu Dittweiler. Ein offenes Wort an und für seine Pfarrkinder. Lrier, Braun. 12. 3 Ngr.
 Hilari, C., Die Berliner Presse. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.
 Kaiser Joseph II. und Herr Ottokar Lorenz. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.
 Ribbeck, D., G. Valerius Catullus, eine literar-historische Skizze. Populärer Vortrag, gehalten am 7. März 1863 im Saale der Harmonie in Kiel. Kiel, Homann. Gr. 8. 12 Ngr.
 Schmidt, J. G., Principielle Betrachtungen. Offener Brief an Herrn Professor Virchow und Andere. Würzburg. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.
 — — — Alte und neue Thesen dem orthodoxen Gelehrten-thume des 19. Jahrhunderts zur Widerlegung oder Beachtung vorgelegt. Zwei Abtheilungen. Würzburg. Hoch 4. 6 Ngr.
 Schönaich, Einige Blicke in die Zukunft des Reiches Gottes. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. D., Harneder u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.
 Volger, M. F., Die Patricier der Stadt Lüneburg. Ein Versuch. Lüneburg, Gerold u. Wahlfab. Gr. 8. 8 Ngr.
 Wienbarg, E., Der Antheil Dänemarks und der dänischen Behörden an Hamburg's Schicksal im Frühjahr 1813. Hamburg. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

- Jedes Bändchen einzeln cartonnirt 10 Sgr.**
- Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Beck.
Das hessische Land und Volk. Von Emil Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelio Buddens.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hecker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hecker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von Nikolaus Hecker.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesienschen Eisenbahnen. Von Max Jurnik.
Das Schlesiensche Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisches, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne.
Zweite Auflage.
Die Böhmisches Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne.
Zweite Auflage.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berneck.
Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak.
Harzbilder. Von Heinrich Prühle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise - Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Vorstehende Unterhaltungsschriften eignen sich trefflich zur Lectüre auf Reisen und sind zugleich, wie schon die Namen der Verfasser darthun, von solchem literarischen Werthe, dass sie aufbewahrt zu werden verdienen.

Preisermäßigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

J. E. Hitzig und G. W. H. Häring (Willibald Alexis).

12. Erste Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1857—59.
(23 Thlr. 24 Ngr.) 12 Thlr.

Dritte Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1860—61.
(24 Thlr.) 12 Thlr.

Brockhaus' Reise-Atlas von Deutschland

empfehlte sich dem reisenden Publikum durch die darin enthaltenen zahlreichen Specialkarten, wie sie kein anderer Reiseführer darbietet, und die Gedrängtheit des alles Bemerkenswerthe vorführenden Textes. Das Werk ist für die verschiedenen Ansprüche der Reisenden in folgenden drei Ausgaben erschienen:

I. In sechs Sectionen (jede einzeln cartonnirt in Octav 24 Sgr.):

Oesterreich (5 Specialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

Die Rheinlande (7 Specialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

Baiern und Württemberg (9 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

Nordost-Deutschland und Schlesien (7 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

Nordwest-Deutschland (5 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

Sachsen, Thüringen und Hessen (6 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

II. In 58 einzelnen Blättern (jedes Blatt nebst Text cartonnirt 5 Sgr.; zwei Doppelblätter à 10 Sgr.).

III. Vollständig in 58 Blättern nebst Text und Register, in Quart, geheftet 6 Thlr. 20 Sgr., gebunden in Leinwand 7 Thlr.

Während die beiden ersten Ausgaben (in Octav) dazu geeignet sind, dem Reisenden während der Reise als praktischer Führer zu dienen, ist die dritte Ausgabe (in Quart) vorzugsweise für das Haus, für den Salon bestimmt, um Belehrung und Unterhaltung zu bieten.

Brockhaus' Reise-Atlas ist fortwährend in den neuesten Ausgaben in allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Kaltzschmidt's

neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhang von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geh. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kaltzschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 28. —

9. Juli 1863.

Inhalt: Das neueste deutsche Drama. Von August Fenneberger. Erster Artikel. — Reiseskizzen aus Amerika. — Ludwig Uhland. Von Hermann Waggstaff. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. (Schluß.) — Zur neuern Geschichte Italiens. Von Otto Speyer. — Notizen. („Cantoniana“: Alfred Lonnell als Uebersetzer aus dem Deutschen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das neueste deutsche Drama.

Erster Artikel.

Indem ich nach längerer Zeit das Referat über neuere deutsche dramatische Erzeugnisse wieder für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ übernehme, trete ich mein Amt mit theilnehmendem Interesse, aber ohne Illusionen an. Zu dem poetischen Gehalt, den alle Gattungen der Dichtung erfordern, kommt bei dem Drama eine nur allzu schwer zu handhabende Technik. Daraus ergibt sich, daß nur vier Arten Dramatiker existiren können. Die erste Klasse hat weder Poesie noch Technik: vor diesen mögen Apollo und alle Mufen und beschützen! Die zweite Klasse hat die Wissenschaft dessen, was Bühnengerecht und wirkungsvoll ist, und weiß dieses Wissen zu nützen: nur leider poetisch sind diese effectvollen Dramen nicht. Die dritte Klasse der Dramatiker ist mit einem reichen Fonds von Poesie ausgestattet, aber sie versteht nichts von der Technik: ihre poetischsten Dichtungen sind keine Dramen. Wir wollen die unpoetischen Dramatiker anstaunen und die undramatischen Poeten loben: aber nur der ist der rechte und echte Dramatiker, der reiche Poesie in wirkungsvoller Technik zu gestalten versteht. Von dieser letzten höchsten Klasse — davon schenkt auch uns ein wenig, Tochter Kronion's!

1. Kaiser Otto III. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Biedermann. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 20 Mgr.

Es ist ein gutes Zeichen und ein Beweis gegen diejenigen, welche dem Theater und der dramatischen Literatur unserer Zeit alle tiefere Bedeutung absprechen, wenn hervorragende Kräfte aus andern Gebieten es nicht verschmähen, auch den Bretern, die die Welt bedeuten, ihr Interesse nicht nur, sondern auch ihre schaffende Thätigkeit zuzuwenden. Würden sie den Versuch für der Mühe werth halten, wenn sie der Ansicht huldigten, daß die Theilnahme der Nation sich der Bühne entschieden und für immer abgewendet? Würden sie liebgewordenen Studien, in denen sie einen hervorragenden Rang einnehmen, auch nur auf kurze Zeit sich entziehen, um das immerhin nicht gefahrlose Wagniß einer Wanderung und Thätigkeit in ihnen bis dahin fremden Gebieten zu unternehmen, wenn sie daran verzweifeln, daß das Gute auch in diesem Felde durchzubringen und trotz der allerdings den Furchtsamen schreckenden dramatischen Anarchie zur Geltung und zum Siege durchbringen könne?

In diesem Sinne begrüßen wir K. Biedermann, den rühmlichst bekannten Historiker und patriotischen Publicisten, mit Freude auf dramatischem Gebiet, welches er zuerst mit seinem „Kaiser Heinrich IV.“ und jetzt wieder mit „Kaiser Otto III.“ betreten. Natürlich, daß der Historiker geschichtliche, noch näher liegender und zugleich erfreulicher, daß der patriotische Schriftsteller vaterländische Stoffe sich erwählte. Was das unserer Beurtheilung zunächst vorliegende Drama betrifft, so behandelt es also das ergreifende Schicksal jenes Otto, der durch Familientradition und Erziehung dem Vaterland entfremdet und dem welschen Süden zugewendet durch diese Vorliebe für die Fremde und die Fremden seinen Untergang findet. Der Verfasser hat es verstanden, dieses tragische Schicksal in ein helles Licht zu setzen und dem großen Gegenstand die ihm erforderliche Großheit zu lassen. Alle jene wichtigen Fragen, die den Inhalt unserer mittelalterlichen Geschichte ausmachen und die Grundlage unserer gegenwärtigen politischen Ohnmacht sind, Papstthum und Kaiserthum, Italien und Deutschland, Lehnverhältniß und Kaiserthum und wie sie alle heißen, die Gegensätze, in denen sich die Geschichte der mittlern Zeit bewegt hat, um uns am Ende derselben als Spott der Nationen hinzustellen: alle diese Fragen und Gegensätze bilden Motive und Gehalt unsers Stücks. Manchmal treten diese Gegensätze gewissermaßen personificirt einander gegenüber, ohne doch das individuelle Leben der Personen aufzuheben, welche die Träger und Repräsentanten jener Ideen sind.

Dagegen weiß ich in der That nicht zu sagen, was den Verfasser zu mancher Abweichung von den geschichtlichen Thatfachen hat bewegen können. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich bin keineswegs principiell der Ansicht, daß der Dichter mit eiserner Nothwendigkeit an den Bericht der Geschichte gebunden sei. Im Gegentheil glaube ich, man muß hier zweierlei geschichtliche Daten unterscheiden. Ueber alles, was nicht im Bewußtsein des Volks, das doch als Zuschauer vor der Bühne gedacht werden muß, lebendig und gegenwärtig ist; über alles dies mag der Poet nach seinen Absichten und Zwecken mit freier Willkür schalten. Was dagegen von den geschichtlichen Thatfachen im Gemüth der Nation Wurzel geschlagen hat, das ist über die Willkür des Dichters erhaben, nicht etwa weil irgend eine ästhetische Regel von außenher das verböte: solche Regeln gibt es nur in pedantischen Hohlköpfen. Sondern einfach deshalb darf der Dichter nicht an dem im Bewußtsein des Volks Lebenden rütteln, weil er sich selbst dadurch alle Wirkung zerstören würde. Freilich kann man dieser innern Regel die Anwendung entgegenhalten, was denn nun als im nationalen Bewußtsein befestigt betrachtet werden müsse und was nicht. Aber dergleichen Feststellungen sind niemals nach dem Lineal und Maßstab auszuführen; etwas muß auch hier, wie in allen Dingen, dem Gefühl und dem Laft des Dichters überlassen bleiben. Ganz

im allgemeinen wird sich die sehr triviale, aber doch sehr richtige Lehre herausstellen, daß je weiter ein Factum oder eine Gestalt in der geschichtlichen Vergangenheit zurückliegt, um so mehr sie der freien Gestaltung des Dichters überlassen bleibt. Also von dieser Seite, von seiten des Erlaubten, in Veränderung historischer Data, kann bei einer Bearbeitung der Geschichte Otto's IV. kaum ein Bedenken aufsteigen: sein Schicksal ist dem Volksgedanken längst entzogen, und Dementis, die keine poetische Lizenz aus Geschichtscompenden entgegengehalten werden, kann und darf der Poet ignoriren. Aber nicht alles Erlaubte ist zweckmäßig. Warum z. B. muß Otto in unserm Stück den Crecensius, den er nach der geschichtlichen Ueberlieferung hinstechen ließ, selbst tödten? Er wird so, statt Richter zu sein, zum Mörder, und die Empfindung wird verwirrt. Wir möchten seine tragische Schuld einzig darin finden, daß er das Vaterland, das er mit ihm seine treue deutsche Frau aufgibt; aber er selbst fühlt seine Schuld als Noth und auch der Zuschauer wird gezwungen, diese That als ein Moment in dem Schicksal, welches zu seinem Untergang führt, mit aufzunehmen. Aber der tragische Eindruck wird durch diese vervielfältigte und so verschiedenartige Motivierung des Unbes des Helden nicht erhöht. Wozu also diese Abweichung von dem, was die Geschichte überliefert?

Wenn hier der Dichter etwas zu viel, so hat er anderwärts zu wenig gethan. Der Charakter, welchen derselbe Herbert gegeben, tritt (Act 3, Scene 5) plötzlich in aller Schroffheit hervor, und erregt nothwendig zunächst ein Gefühl des Staunens, da durch das Vorausgehende der Leser oder Hörer darauf keineswegs vorbereitet war. Nicht minder unvermittelt erscheint die (Act 3, Scene 7) in dem Kaiser plötzlich mit aller Unterschiedenheit sich vollziehende Losagung von Deutschland; es ist wahr, daß auf seine Vorliebe für Italien schon hingedeutet wurde und daß er durch die letzten Erfahrungen in Deutschland zu jenem Extrem gedrängt werden konnte; aber doch geht dies zu schnell, zu schnell um so mehr, als den widerwärtigen Erlebnissen in Deutschland doch nicht minder traurige in Rom gegenübersehen, die jenen das Gleichgewicht halten konnten.

Aber trotz dieser Bedenken gehört das Drama zu den ehrenwerthen Erscheinungen auf diesem Felde: schon sein vaterländischer Gehalt läßt uns wünschen, daß recht viele deutsche Bühnen, dem von der weimarischen gegebenen Beispiele folgend, dasselbe ihrem Repertoire einverleiben möchten.

2. Die Getreue. Märchenpiel in fünf Aufzügen von Emilie Ringeis nach dem Volksmärchen vom „Singen den sprin-
genden Schweneckerchen (erschlein)“ in der Sammlung der Brüder Grimm. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 14 Ngr.

Aus den hell erleuchteten Hallen der Geschichte in das heimliche Dämmerlicht der Romantik! Mit dem Kaiser Octavianus Ludwig Tieck's kann man auch von diesem jüngsten Erzeugniß romantischer Erdmung charakteristischer sagen:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Es sind ungünstige Zeiten für die Romantik. Die Gogelschauer der „Deutschen Jahrbücher“ und Julian Schmidt'scher Kritik haben die grüne romantische Saat niedergeschmettert; die Romantik ist in Discredit gekommen. Jene kostlose Poesie, die sich um so poetischer vorkommt, je inhaltsleerer sie ist, die Parvotte, das Triviale wunderbar und das Wunderbare als ganz gewöhnlich darzustellen, die erzwungene Lustigkeit, die Selbstironie, diese subline, nur leibens sehr unverständliche oder unverständliche Erfindung romantischer Aesthetik — alles dies sind wir herzlich überdrüssig geworden. Noch mehr haben manche der letzten Ausläufer der romantischen Richtung dieser selbst geschadet; die Geschichten von allflug plaudernden Blumen und Bäumen, von Mondstrahlen, die die Anmaßung haben, sich episch

behandeln zu lassen, und all der süßliche Unfug, der in unserer Aegyptischliteratur mit romantischen Motiven getrieben worden ist, hat die letzte romantische Neigung erdrückt.

Und doch wie es abgeschmackt wäre, zu verkennen, daß trotz des falschen Principes eine tiefe Poesie in den Schriften der alten Romantiker sich niedergelegt findet, so würde es im höchsten Grade ungerathet sein, wollen wir die vorliegende Schrift mit jenen unglücklichen Ausläufern zusammenwerfen. Im Gegentheil: sie hat uns eine Stunde reinen poetischen Genuß gewährt und die alte Freude an romantischen Schrullen, kaum durch die Kritik und eigene Reflexion niedergekämpft, wieder einmal aufleben lassen. Es ist die Bearbeitung des bekannten Volksmärchens, oder vielmehr nicht Bearbeitung, sondern Darstellung; denn die Dichterin folgt in der Haupt Sache getreu der Ueberlieferung, und wo sie von dieser abweicht, da allerdings (in der Erfindung von dem Ring) wird die Meinung weniger klar. Wie nun freilich die Dichterin sich eine Aufführung des Stücks als möglich denken kann, wie sie durch die ästhetische Dichtung „den Bühnen gegenüber Manuscript“ und mehrfache Bühnenweisungen andeutet, ist mir gänzlich unverständlich. Schon das Personenverzeichnis, in welchem neben märchenhaften Unbekanntheiten, wie „der Kaufmann, der Königsohn“ Sonne und Mond, die vier Winde und das Märchen als Redende und Handelnde figuriren, kann jeden von der Unmöglichkeit überzeugen, dergleichen als wirkliches Schauspiel auf die gewöhnliche Bühne zu bringen. Aber von der Ausführbarkeit abgesehen — die ja auch den Stücken Tieck's abgeht; wie gerade die vereinzelten Aufführungen seiner dramatischen Arbeiten bewiesen haben — enthält das Gedicht eine Fülle reiner Poesie. Die kindliche Einfalt des schlichten Märchens ist mit großem Verstandniß beibehalten und in einer Reihe der melodischen, inwärtigen, ansprechenden Verse zum Ausdruck gebracht. Nirgends Ziererei, nirgends etwas Gemachtes; die Natürlichkeit der Volkspoesie ist durch die sinnige Behandlung der Dichterin erhoben und verklärt, ohne verwischt zu sein. Mit frischer Naivität tritt zwischen die dramatische Darstellung von Zeit zu Zeit „das Märchen“ und ergänzt erzählend und überleitend das Schauspiel. Dies wie alles Uebrige wird in durchsichtigen, zarten Versen ausgesprochen, ohne daß je süßliche Ueberzartigkeit uns beleidigte. Zur Probe nur die kurze Stelle, in welcher sich das „Märchen“ einführt:

Das Märchen.

(Es geht barfuß, in ein graues Büffeltüchlein gekleidet, mit Waldkränzen, Hütten und Bändern überhangen; offenes Haar, mit dickem Waldkranz gekrönt. Seine Sprache kindlich ernst, kindlich klug, kindlich heiter, schelmisch und zutraulich.)

Ich bin das Märchen, reich an Zauberverken;
Mit beiden Füßen auf dem Heut'
Spring' ich durch Jahre hin; mein Wert gebort —
Mond, Sonne seht ihr drauf und Sterne merken.

Mich dünkt, in manchem Blicke hier zu lesen,
„Wie kommt das Kind in diesen Saal?“
Das Kind? Glaubt mir, vor alters ist einmal
Das Kind in Noah's Arche mitgewesen.

Sie sagten mir, ich sei aus Licht geboren,
Aus Hoffen und Erinnerung;
Den Aeltern gleich verbleib' ich ewig jung,
Hab' viel geweint, doch nie den Muth verloren.

Und hab' ich nicht mit dir das Leid getragen
Im tiefen Fall, du Menschenbrut?
Nicht frühlich aufgeschaukt in deiner Lust,
Nicht widerhallt die schwerste deiner Klagen?

Wie oft bin ich am Herde mitgeseffen,
Zum frohen Trost für jung und alt,
Zu helfend, daß in Lebens Sturmgewalt
Das holde Sehnen nimmer sei vergessen!

Und wollest du den bunten Mitter tadeln,
Der ob dem Trauertütlein hängt?
Dein ist die Sünde, hast du mich gezwängt
In Thorentracht. Mich wird sie nicht entadeln.
Daß nicht der Weisheit Dünkel dich verwirren!
Siehst du an mir der Irrfahrt Spur,
O daß du viel geizt, erwäg' es nur!
Mein wahres Sein ist älter als dein Irren.
(Muß hört auf.)

Nun ihr mich kennt, erzählen will ich euch.
Was mit dem Kaufmann weiter sich begab u. s. w.

Blüht nicht dem Leser aus diesen Zeilen die vielgeschmähte „blasse Blume“ in frischen Farben entgegen, die einst Kavalis' „Heinrich von Ofterdingen“ als das Symbol der Romantik geweiht hat?

3. Die deutschen Komödianten. Drama in fünf Aufzügen von E. S. Rosenthal. Leipzig, Weber. 1863. 16. 1 Thlr.

Und nun von zartfünniger Liebe der Getreuen und von dem Verlehrs mit der Zauberwelt eines künftigen Zeitalters in das ausgelassene Leben fahrender Komödianten. In der That, über Mangel an Abwechslung, über Eintönigkeit der Stoffe, die wir ihnen vorführen, sollen sich die Leser d. Bl. nicht beklagen dürfen. Zuerst eine geschichtliche Tragödie aus der Zeit der Ottonen, dann ein sanfter Aeolsharfenaccord aus dem Lande der Romantik und nun ein Literatur- und Künstlerdrama, ein culturgeistliches Bild aus einer großen Entwicklungszeit des deutschen Theaters. Wirklich, wer den deutschen Bühnendichtern Einseitigkeit in der Wahl ihrer Stoffe vorwerfen wollte, der würde schon durch diese Aufzählung halb widerlegt werden.

Also ein Künstlerdrama! Ich habe es schon in d. Bl. ausgesprochen, daß ich das Vorurtheil, welches gegen diese Gattung poetischer Darstellung herrscht, nicht theile; warum sollte der Künstler allein nicht den Vorwurf einer Dichtungsart bilden dürfen, deren oberstes Gesetz es ist, frei hineinzugreifen ins Menschenleben, und wo immer sie eine interessante, spannende Handlung entdeckt, dieselbe zu gestalten und durch Verwicklung und Entwicklung dem verschönernden Schluss entgegenzuführen? Oder wer wollte behaupten, daß in der Künstlerwelt es an Handlung fehle, die Furcht und Mitleid zu erregen vermögen, jene beiden tragischen Affekte, auf denen das Wesen des ernsten Dramas beruht? Und wenn vielleicht der einsam sinnende Poet, der in seiner Werkstatt stillschaffende Maler und Bildner seltener zu Handlungen gelangt, die unsere tragische Theilnahme in Anspruch nehmen, weil er überhaupt mit der Außenwelt wenigstens nicht in nothwendige Berührung kommt, so verhält es sich gerade umgekehrt mit dem Schauspieler, dessen ganze Kunst vor der Welt sich vollzieht, der mehr und ganz anders als die Erstgenannten auf die andern, auf die Zuschauer und Hörer angewiesen, in tausend Zufällen durch Glück und Unglück sich hindurchzuschlagen hat. Und nun vollends eine wandernde Bande in jener wilden Urzeit der deutschen Bühne, wo es eine solche eigentlich noch nicht gab und die Elemente aus dem uranfänglichen Chaos sich erst loszurinnen und zu sondern begannen; eine solche Bande hatte eine mannichfaltige und raue Schule des Lebens durchzumachen, und manches Genie, manche ursprüngliche Kraft ist in diesem Ringen und Streben bald hoch gehoben worden von der steigenden Flut, bald wieder hinuntergerissen worden in den Wogenschoal, um endlich unterzugehen oder zu zerschellen. Hohes Kunststreben und niedrigste Gemeinheit, ideale Zielpunkte und banausisches Komödiantenthum gehen in dieser Entwicklungszeit Hand in Hand, und bald zürnend bald lächelnd blicken wir in den Wirrwarr der deutschen Bühnensanktungen. Voll Interesse aber ist diese Zeit für jeden, der sich für das deutsche Theater, ja für jeden, der sich überhaupt für die Entwicklung des deutschen Geistes nach den verschiedenen Seiten geistiger Thätigkeit interessiert. Und zu der letztern Klasse wenigstens zählen ja wol hoffentlich alle Gebildeten in Deutschland.

So scheint also der Stoff, den Rosenthal diesmal zu seinem Schauspiel gewählt, vollkommen geeignet, das dramatische Interesse der Zuschauer in Anspruch zu nehmen. Es scheint auf den ersten Blick so, aber ich glaube dennoch, daß das Stück im allgemeinen kälter lassen wird, als die vortreffliche Bearbeitung durch den Dichter verdient. Und zwar wird gerade der Stoff daran die Schuld tragen. Ich erkläre mich näher. Der Stoff ist interessant und spannend, aber doch nur für den, der ihn kennt. Wer diese Verhältnisse in Eduard Devrient's „Geschichte der Schauspielkunst“ nachliest, wird sich angezogen oder abgestoßen, jedenfalls aber interessiert fühlen. Es ist der Kampf zwischen dem naturwüchsigen deutschen Drama, wie es zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Haupt- und Staatsactionen und extemporirten Komödien grassirte, und dem französisch geschnittenen Schauspiel Gottsched's, welchen Rosenthal uns vorführt. Das erstere wird getragen durch die ideale Gestalt Ludovici's, der für die Nationalität des Dramas und den vollkommnen Handwurf in die Schranken tritt; das zweite natürlich durch die Reuberin, die von Gottsched belehrt nur in einer Reform nach französischem Muster die Möglichkeit eines Aufblühens der deutschen Bühne erblickt. Dieser historische Gegenfag nun, literarhistorisch und in der Geschichte der Bühne oft erörtert ist, so behaupte ich, dennoch der übergroßen Mehrheit der Zuschauer vollständig unbekannt, und es ist auch unmöglich, denselben auf der Bühne selbst in Form einer Exposition dem Hörer klar zu machen, da dazu ein näherer Einblick in den Gang der Literatur und der Bühne erforderlich wird. Und doch beruht auf dem Verständniß dieses Gegenfages das Hauptinteresse, das wir an den Helden und der Handlung nehmen. Oberbaut der Dichter auf die berühmten Namen des Handwurf Prehauser und der Karoline Reuberin? Auf wie viele Zuhörer glaubt er wol rechnen zu dürfen, die von dem ersten den Namen, von der zweiten mehr als den Namen und ein etwa in der „Illustrierten Zeitung“ beschautes Conterfei kennen?

Im übrigen verdient die vortreffliche Arbeit des tüchtigen Dramatikers alles Lob. Die Charaktere sind mit sicherer Hand gezeichnet und ist insbesondere anzuerkennen, daß der Dichter, obgleich er natürlich auf Seiten des Künstlerthums und Ludovici's steht, doch auch die andere Seite mit Gerechtigkeit würdigt und aus den Personen, die des Helten theatralischer Schwärmerei entgegenstehen, keine Caricaturen machen zu müssen geglaubt hat. Das eingelegte extemporirte Stück ist sehr geschickt angebracht; ist es Zufall, daß der Inhalt mit dem Titel der mir nur dem Namen nach bekannten, von Lindner herausgegebenen Haupt- und Staatsaction „Carl XII. vor Friedriehshall“ übereinzustimmen scheint? Und noch eine Frage: Warum läßt der Dichter den lutherischen Pastor die Bibel in entweder von dem Dichter gefertigter oder vielleicht katholischer Uebersetzung (ich weiß nicht, welches von beiden der Fall ist) statt in der hier doch einzig berechtigten Luther's lesen und vereinigt dabei noch zwei gar nicht zusammengehörige Stellen?

4. Der Kochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Möbius. Leipzig, Weber. 1863. 8. 20 Mgr.

Es scheint, daß der jetzt wieder von P. Möbius behandelte Stoff unsere Dichter mächtig anzieht. Denselben Vorwurf, welchen Möbius jetzt dramatisch gestaltet, hat 1857 Karl Heigel in einem epischen Gedicht bearbeitet, welches ich in Nr. 34 d. Bl. f. 1857 besprochen habe.

Und in der That ist die Geschichte des Sternensohns, wie sie Bar Kochba nannten, voll poetischen Reizes. Ich wiederhole die einfachen Data, wie ich sie schon bei jener früheren Recension zur Orientirung angegeben habe. Kaiser Adrian hatte auf seiner Reise durch die römischen Provinzen im Jahre 130 n. Chr. Palästina besucht gefunden, aber die Tyrannei seiner Statthalter und vollends seine Wiederherstellung Jernsakens, welches seit Titus zerstört gelegen hatte, zu einer heidnischen Stadt (Die Cassius, LXIX, 12) bewirkte, daß schon zwei

Jahre nach seiner Abreise eine neue Erhebung Israels stattfand. Von Kyrene aus ließ ein gewisser Simeon, später Bar Kochba, d. h. Sternensohn genannt, an sämtliche Juden den Ruf ergehen, sich zu bewaffnen, das verhasste Joch abzuwerfen und nach Eroberung der Heiligen Stadt ein neues, freies Judenreich zu gründen. Aus allen Ländern der Diaspora strömten ihm die vertriebenen, gedrückten Juden zu und die Weisesten des Volks wiesen auf ihn als den Messias hin. Simeon besiegte die Römer, eroberte Jerusalem und wurde zum König gekrönt. Als aber Kaiser Hadrian ein großes Heer gegen diese Erhebung sandte und diesem Severus zum Befehlshaber gab, wurde Jerusalem von neuem zerstört, Bar Kochba fiel und das Volk nannte den Sternensohn Lügensohn.

Dieser historische Stoff, der schon durch den jähen Glückswechsel, der sich in ihm vollzieht, durch die großen Gedanken, um welche der Kampf gekämpft wird und durch den Ausgang von weltgeschichtlicher Bedeutung unser Interesse erweckt, wird auch in der vorliegenden dramatischen Bearbeitung nicht verfehlen, Theilnahme zu erregen und Wirkung zu machen. Was dieser Wirkung theilweise im Wege stehen dürfte, ist, daß der Dichter es noch nicht immer verstanden hat, die Handlung auf die dramatischen Epiziden zu stellen, sondern die Dinge in allzu langen Reden verhandeln und abspinnen läßt, statt, wie es das Gesetz des dramatischen Schaffens verlangt, von Handlung zu Handlung zu eilen. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß diese Reden, abgesehen von einigen metrischen Härten, manche gute Gedanken in schöner Sprache bieten. Zur Probe der Darstellung in dieser Beziehung nur eine kurze Stelle aus dem dritten Aufzuge. Es ist der Schluß einer Unterredung zwischen zwei Mitgliedern des Sanhedrin, dem epikuräischen Jonathan, einer in der Weise des Manasse Vanderskraten in Goglow's „Uriel Akoba“ gehaltenen Figur, und dem ernst gewissenhaften Akiba.

Akiba.

Verzeßlich wär' es, den zu widerlegen,
Den mehr als der Erkenntnis Unterschied,
Noch der des Herzens und zum Gegner macht.

Jonathan:

O deshalb sind wir doch die besten Freunde;
Weißt du, ich kann mit jedem mich vertragen,
Und stehe, all' die Herren, die hier kommen,
Ich stehe mich mit ihnen ausgezeichnet!
Warum? Weil oft des Sprüchleins ich gedente:
Vier Dinge sind's, um die ein Thor nur streitet,
Was vor und nach der Welt, was oberhalb
Des Himmels ist und unterhalb der Erde!

Akiba (für sich).

Tief kann, von Satans schlauer List umgarnt,
Wol jeder fallen, aber doch am tiefsten
Nur der Geseßesweise, dessen Brust
Schamlos entblößt ist von des Höchsten Furcht.
Die Flammen, die mit heiligem Himmelsfeuer
Erleuchten soll der Erde dunkle Nacht
Und in den Herzen ew'ge Liebe zünden,
Sie wandelt sich zur gier'gen Höllepfad,
Verbreitend ihres Qualmes sinkend Gift,
Aushörend jedes Lebens frischen Keim!
Weh' Israel! Ein schlimmes Zeichen sandte
Der Herr durch deines Königsgrabes Sturz,
Doch schlimmer, fürchtbar schlimmer ist's ein Zeichen,
Wenn deine Weisen, statt Geseßeshüter,
In eitlem Luft, in selbstgemachter Weisheit
Dem Herrn zum Trost zu frechen Spöttern werden.

Die Leser d. Bl. ersahen aus dieser Probe, daß der Verfasser nicht nur schön, sondern auch charakteristisch zu reden versteht. Dessenungeachtet können wir nicht umhin, bei der ausgesprochenen Meinung stehen zu bleiben, daß es für die drama-

tische Wirkung besser sein würde, wenn derselbe die allzu langen Reden seines Stücks bedeutend kürzen wollte. Den letzten Aufzug würde ich zwar nicht ganz streichen, aber in irgendeiner Weise mit dem vierten zusammenarbeiten; in seiner jetzigen Form schleppt er offenbar nach, da mit dem Fall der Festung das Hauptinteresse erschöpft ist. Die persönlichen Schicksale Bar Kochba's, der überhaupt für den Helden des Stücks etwas zu passiv erscheint, müssen mit jenem Ausgange der Volkserhebung zugleich zu Ende geführt werden, wenn nicht die Gefahr eintreten soll, daß der Zuschauer, dessen durch vier Aufzüge an die Festung geknüpft Interesse in der Schlussszene des vierten Aufzuges die größte Stärke erlangen muß, der erst nach dem Zwischenact wieder anhebenden Schlußentwicklung etwas abgespannt nicht die Aufmerksamkeit widme, welche der Dichter seinem Werke doch bis zum letzten Wort zu erhalten wünschen muß. *)

5. Die Adoptivtochter. Schauspiel in fünf Acten von Julius Hamme. Göttingen. 1862. 8. 20 Ngr.

„Es wird kaum nötig sein, zu bemerken, daß das vorliegende Drama durchaus Originalarbeit ist.“ Dieser Bemerkung des Verfassers am Schluß seines Stücks wird jeder, der seine Arbeit durchgelesen, unbedingt beistimmen. In der That ist das Drama, welches der Dichter uns vorführt, durchaus ursprünglich, wenn auch etwas verwunderlich. Der Dichter desselben ist ein Mann von Bildung, der viel gedacht und viel beobachtet, der aus diesem Denken und Beobachten sichere Grundsätze sich gewonnen hat, an die er selbst mit Festigkeit glaubt und denen er in seinem Werk Form und Gestalt gibt. Und eben dieses Denken, eben diese Beobachtungen sind nicht trivial, sind vielmehr eigenthümlicher Art und interessieren auch in den Gestalten, in welchen sie verkörpert sind. Die Principien ferner, welche aus der Handlung hervortreten, erscheinen gesund und tüchtig. Aber das Drama leidet an einem großen Fehler — an Unklarheit. Als ich den ersten Act gelesen, bemerkte ich mir als Notiz für die vorliegende Recension, daß bis dahin Charaktere und Handlung noch ganz unklar seien. Ich habe nachher zwar manches sich aufhellen sehen, im ganzen aber gefunden, daß Unklarheit der Grundfehler ist, der sich durch das ganze Stück hindurchzieht. Wie kommt das bei einem so gebildeten Denken, wie dem des Verfassers? Ich glaube daburch, daß derselbe, weil ich der factische und psychologische Zusammenhang vollkommen klar vor Augen steht, eben dasselbe von dem Leser voraussetzt, den er doch erst au fait setzen müßte. So entstehen Gedankensprünge, die für den Verfasser keine sind, der seine Gestalten, deren Denken und Reden und Thun sich vollständig fertig im Kopfe gebildet hat, dem Leser aber auch jedenfalls noch mehr dem Zuschauer als Unklarheiten erscheinen müssen. Einzelne Partien des Stücks tragen in Sprache und Darstellung, in dem aphoristischen und fragmentarischen Charakter des Dialogs etwas von der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts an sich. Und diese Unklarheit ist in der That um so störender, je weitschüssiger die Reden des Dramas sind. Und dies ist also der zweite Fehler, den der Dichter wird zu vermeiden suchen müssen; wie in aller Welt hält er es für möglich, daß diese unendlichen Dialoge von der Bühne herunter sollten gesprochen und von einem Publikum unserer Zeit, dem ungeduldigsten, das es je gegeben, in Ruhe sollten gehört werden? Ich gebe zu, daß gerade in diesen Dialogen die Dialektik des Verfassers sich

*) Wir erlauben uns hierbei, auf einen in Frankel's „Monatsschrift“ enthaltenen interessanten Aufsatz von Arnold Bobel „Jüdische Dramen der Gegenwart“ zu verweisen, worin neben L. Stein's weiter unten erwähntem Drama auch H. Möbius' „Bar Kochba“ besprochen wird, letzteres Drama in höchst anerkennender Weise. Der Aufsatz ist bezeichnend für die jetzt in jüdischen Kreisen selbst sich bemerkbar machende Reaction gegen den „Juden des 19. Jahrhunderts“, der es liebe, leichtsinnig mit der Vergangenheit des jüdischen Volks zu brechen, um sich in dieser Hinsicht von nicht jüdischen Dichtern beschämen zu lassen. D. Reb.

bewährt und mancher geistreiche Gedanke austrauht; aber das Drama verlangt Handlung und zwar rasche Handlung, welche auch durch die geistreichsten Gedanken, wenn sie zur Fortbewegung der Handlung nicht unbedingt nothwendig sind, nicht aufgehalten werden darf.

Ich schließe mit einer wohlgemeinten Ansprache an den Verfasser, dessen hochgehendes Streben Aufmerksamkeit verdient. Weniger Weitläufigkeit und mehr Klarheit! Einfache und gebrungene Darstellung wird den Geist, den wir an dem Verfasser freudig anerkennen, nur wirksamer hervortreten lassen; es kann ihm nicht schwer sein, sich dieselbe zu eigen zu machen und dadurch seinen Dramen erhöhte Theilnahme bei Lesern und Hörern zu erzielen.

6. Kolberg 1807, oder Heldenkranz und Bürgertrübe. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Danzenberg und Dühr. 1863. Gr. 8. 15 Agr.

Ein von sehr erfreulicher vaterländischer Gesinnung eingegebenes und getragenes Stück, welches in dieser Zeit nationaler Jubeln eine freundliche Aufnahme verdient, wohl geeignet, den Abend eines dieser patriotischen Feste auf der Bühne mitfeiern zu helfen. Nettelbeck und Gneisenau — welche Erinnerungen knüpfen sich an diese großen Namen! Thatkraft und Opfermuth des Bürgers, Intelligenz und bürgerfreundliche Gesinnung des tüchtigen Soldaten erhielten in einer Zeit des allgemeinen Einflusses dem König und dem Land eine Festigung; und was mehr ist, sie wirkten moralisch erhebend in der Atmosphäre der Feigheit und des Verraths: ein Stern der Hoffnung nach dem Unglück von Jena und allem Uebel, das ihm gefolgt war. An eine solche Zeit, an solche Männer zu erinnern, ist immer verdienstlich, und zumal das Drama, welches nicht zu dem einzelnen Leser auf einsamem Zimmer, sondern zu dem ganzen versammelten Volk sprechen will, kann seinen Beruf nie besser erfüllen, als wenn es seine Wirkung auf die nationalen Gefühle, die es pflegt und erhebt, zu gründen vermag.

Diesem Vorzug gegenüber treten (in meinem Urtheil wenigstens) ästhetische Bedenken zurück. Es wird auch in diesem Stück bei weitem zu viel geredet und bei einer etwaigen Aufzählung würden wir dem Dichter einige recht resolute Striche angelegentlich empfehlen. Auch einzelne unbedeutende Incorrectheiten sind leicht zu tilgenden Versen. Dagegen ist es doch wol anzulässig, wenn wie Aufzug 2, Scene 8 am Ende Schill mit seinen Leuten abzieht zum Angriff, derselbe Scene 9 unmittelbar darauf im Gespräch mit Waldenfelds auftritt und einen Auftrag für Schweden in Empfang nimmt, Scene 10 aber, nachdem er eben erst abgegangen, die Bürger schon wissen, daß „er abgereist ist“, ja sogar die darüber im Lager entstandene Aufregung besprechen. Ohne dazwischentreitendes Fallen des Vorhangs heißt dies der Phantasie des Zuschauers zu viel zumuthen, mit dem besten Willen kann man unter solchen Umständen die Illusion nicht festhalten. Dagegen ist wieder, weil wir einmal doch auf die ästhetische Seite eingegangen sind, auch in dieser Beziehung manches Erfreuliche hervorzuheben. Ich erwähne nur die in Prosa geschriebenen Volksszenen, die einfach und recht gelungen sind; auch daß der Commandant Loucabou nicht schwärzer gemalt wird als nöthig ist, verdient besondere Anerkennung, da dergleichen, um durch die Contrastirung größere Effecte zu erzielen, leider sehr gebräuchlich ist.

Der Schluß des Stücks wird seine Wirkung nicht verfehlen. Gneisenau bietet dem alten Nettelbeck den ihm gereichten Kranz, an den, wie er sagt, beide gleiches Recht haben; beide fassen den Kranz als Symbol der Einigkeit des Bürgers und des Kriegers, die mit Gottes Beistand die Stadt gerettet hat:

Und du, o König Friedrich Wilhelm, blide
So schmerzvoll nicht auf den zerfallnen Thron!
Bau' ihn im Herzen deines Volkes auf,
Auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet,
Dann schaffst du dir ein starkes Königthum,
Ein Gott ganz Deutschlands. Naht die Nothzeit,
Dann rufe nur dein edles Volk zum Streik,

Gewaltig, wie ein Wald von deutschen Eichen.
Steht es dann auf und trotz des Feindes Streichen.
Und was hier siegte, siegt auch dann aufs neue:
Ein echter Heldeninn, vereint mit Bürgertrübe.

7. Bertha und Ludwig. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hermann Frey. München, Finklerlin. 1861. Gr. 16. 15 Agr.

„Mit dieser Dichtung wagt sich meine Muse zum zweiten male vor die Oeffentlichkeit, indem sie zur Feier nun die Maske fägt.“ Diese Worte der Vorrede belehren uns, daß das vorliegende Stück der erste dramatische Versuch des Verfassers ist, der einen Band Gedichte 1860 erscheinen ließ. Und diese Thatfache tritt auch aus der Arbeit selbst uns entgegen. Noch hat der junge Dramatiker den Lyriker nicht abgestreift; sein Drama ist in hervorragendem Grade lyrisch. Charaktere, Motive, Handlungen — alles das tritt uns nicht in jener scharfsinnigen, fassenbaren Gestalt entgegen, wie es das Drama verlangt. Der ganze Verlauf des Schauspiels hat etwas Schattenartiges, Geisterhaftes; Personen und Sachen bleiben in dem unbestimmten Halbdunkel eines mythischen Vorgangs. Selbst im einzelnen hat die Sprache etwas der Wirklichkeit manchmal vollkommen Entfremdetes.

Es fliehe aus der Nacht die zweite Nacht —
sagt der eine Held des Stücks, indem er Wanditen, die in der Nacht einen Ueberfall gewagt, in die Flucht jagt. An einer andern Stelle drückt derselbe, dessen Vater als Rinnensänger die Welt durchzogen hat, den Gedanken, daß auch auf ihn ein Theil jener Sängergabe übergegangen sei, in folgenden Versen aus:

Ein kleines Echo dieses heitern Spiels
Bewohnt auch meine Seele, der die Lust
Ein Angebinde ist von der Natur,
Und alles, was mein Herz erfreut, das drückt
Als Bild sich auf den lebenden Rubin.

Das ganze Drama Frey's ist das eines Lyrikers. Es baut sich auf der Empfindung, auf dem Gefühl, auf Ideen auf, ohne daß der Dichter dem ordnenden und sichtenenden Verstand seine prosaische, aber nothwendige Schulmeisterrolle hat zugesessen wollen. So ist sein Stück in dramatischer Beziehung manchem ernstern Bedenken ausgesetzt; aber daß diese seine Dichtung im höchsten Grade poetisch, konnte nur Uebelmollen verkennen. Es fehlen viele von den Bedingungen, die ein gutes Drama hervorbringen; aber es fehlt keine Eigenschaft, die dem Dichter als solchem eignet. Die oben gegebenen Proben einer gewissen Hyperlyrik charakterisiren keineswegs das ganze Drama; aber lyrisch ist der Zug, der durch das Ganze geht, und hochpoetisch meist Sprache und Gedanke. Zur Probe nur eine kleine Stelle, in welcher die Geliebte zwischen der Hoffnung, durch den Geliebten aus ihren Banden errettet zu werden, und zwischen Unglauben hin- und herschwankt:

Die schönsten Blumen blühen auf dem Grab,
Und Hoffnungslose hoffen immer gern.
Die Täuschung selbst treibt mit dem Uebel Spott.
Befreiung, Rettung lauten ihre Worte,
Womit die Hoffnung nestt, die tödliche.
Doch was misstraue ich in einem Fort,
Vielleicht betritt das Schicksal neue Wege
Und führt mich aus der Steppe in die Flur,
Aus Fluch in Segen; was berechtigt mich,
An meinem Gotte stundhaft zu verzweifeln?
Er ist die Liebe, ja, und Liebe ist's,
Was meinem Leben jetzt zu Hülfe eilt.
So ist er selbst mein Retter in der Noth.
Weiß denn das Sonnenlicht, wenn es noch fern
Der Erde, was es auf ihr finden wird?
Daß Blumenkelche auf sein Kommen warten,
Daß es die Traubensaft zu locken hat;
Daß es die Vögelin aufzuwecken muß
Und über tausend Leben leuchtend strahlen?

Mein Schicksal liegt in einer guten Hand,
Und alles kann sich noch zum Besten wenden.

An dichterischem Geiste fehlt es dem Verfasser wahrlich nicht; als Lyriker zeigt er sich als eine bedeutende Kraft; als Dramatiker bleibt ihm der Uebergang aus der Subjectivität einzelner lyrischen Stimmungen zu dramatischer Gegenständlichkeit der ganzen Handlung noch zu bewerkstelligen.

8. Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel von Kober. Berlin, Decker. 1862. Br. 8. 24 Rgr.

Man kann dem vorliegenden Drama mancherlei vorwerfen. Man kann finden, daß der Verfasser trotz sorgfältiger Exposition und liebevoller Darlegung der Motive doch noch zu viel Kenntniß von den Zuständen, Personen und Entwicklungen einer Zeit voraussetzt, von der er gut thun würde, bei der Mehrzahl seiner Zuhörer so gut wie gar kein Wissen vorauszusetzen. Man kann ausstellen, daß die Emancipation Karl's des Kahlen von der Mutter zu unerwartet eintritt, offenbar um der poetischen Gerechtigkeit nach dieser Seite hin Genüge zu thun, durch die Plötzlichkeit der Thatsache aber den Hörer mehr in Verwunderung setzt als befriedigt. Unpassend muß es erscheinen, wenn auch in diesem Stück Scenen unmittelbar aneinander sich anreihen, welche durch eine lange Reihe vorgestellter Zeit voneinander getrennt sind. Und endlich mag man sich billig wandern, wie der Verfasser, der doch die Sprache entschieden beherrscht, zu der Marotte kommt, seine iambischen Verse öfter als es dem Ohr, welches für den Rhythmus nicht verschlossen ist, angenehm sein kann, mit Trochäen zu beginnen, wie S. 13:

Bente bei reichgemachten Kindern, warts —

Oder:

Deine Vasallen litten's nicht. Drum gib —

S. 16:

Wurde ihr Anblick und ihr Wort geehrt u. s. w.

Oder Trochäen innerhalb des Trimeters einzufügen, wie S. 40:

Die so wie sie über den Gatten herrscht —

oder gar mit dieser trochäischen Lizenz eine Art choliambischen Schlusses zu verbinden (S. 129):

Neue versteht die Kränzung nicht. Kein Weltmeere.

Alles dies mag man an dem vorliegenden Drama ausstellen; aber am Ende aller Enden wird man mit dem Geständniß nicht zurückhalten können, daß das Ganze von dem Hauche edelster und reiner Poesie durchweht ist. Das zeigt sich nicht nur in wahrhaft gehobener Darstellung und Sprache, sondern auch in Auffassung und Construction der Charaktere, in der Anordnung der Handlung, in dem feinen Gefühl, mit welchem die großen Vorgänge in wahrhaft großem Sinne verstanden und dem Zuschauer vor Augen geführt werden. Von ganz besonders tiefem und nachhaltigem Eindruck ist die Scene, in welcher Ludwig zur Kirchenbuße gezwungen wird. Der Dichter erhebt sich in diesem Auftritt zu wahrer Meisterschaft in Ausmalung der verschiedenen Charaktere, in psychologischer Entwicklung von Stimmungen und Gesinnungen, in wirkungsreicher Fülle dramatischer Handlung. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich nicht diese Scene den Lesern d. Bl. zum Beleg meines Lobes vorführen kann; der beschränkte Raum erlaubt es nicht. So mögen denn hier die Schlussworte Platz finden, welche Ludwig der Deutsche spricht, indem er mit seinen Mannen nach dem ihm zugesicherten Lande aufbricht:

Germanien, du Wiege tapferer Männer,
Das einmal schon Europas müde Pulse
Mit seines Jugendblutes frischen Wellen
Zu einem neuen Leben weckte; mein
Germanien, jungfräulich Herz der Welt,
Du bist von Gott erwählt und ausersehen,
Durch alle Wern menschlicher Geschlechter,
Vom eissigen Thule bis zum Mittagbrand
Des glühenden Afrika, vom Fabelland

Des morgenrothbeglänzten Hindooan
Bis wo des Tages später Untergang
Noch unentdeckten neuen Welten leuchtet,
Dein Blut und deine Ströme auszusenden.
Du wirkst ein in noch ungenannte Völker
Den Samen menschlicher Festigung streuen,
Mit neuer Ordnung, höherer Erkenntniß
Auch sie zu neuem Leben aufzuwecken.
Germanisch Blut wird auf der weiten Erde
Der Führer jeder Völkerjugend sein.
Und diesem Heimatland wohlthuerender Sitten,
Des eine Welt durchdringenden Verstandes,
Des eine Welt umfassenden Gemüths,
Der einer Welt troghenden Tapferkeit,
Dir Vaterland so vielgabiger Stämme —
Es tritt des Schicksals Ruf an mich heran —
Soll ich der erste Allbeherrscher sein.
Des einigen Deutschland treuer Leiter werden —
Es ist des Strebens auch des Dürfens,
Der Arbeit und des Hellschwelges werth.
Ein gültig Schicksal legt's in meine Hand.
Soll ich mich scheuen, die zerworfenen Stämme
Zu einigen? Erschrecken, wenn ich das Geborne
Mit rauhen Händen, selber mit dem Schwert
Aufzwingen muß? Ich fühle mich, ich scheue
Zum guten Zweck auch harte Mittel nicht.
Die Völker werden meine Gegner nicht sein, —
Die übermüthigen Geschlechter werf ich nieder.
Ich wag's; ihr steht mir bei, ich werde siegen.

Kann auch der Leser aus dieser Probe nicht die dramatische Wirkung des Stücks erkennen und ist auch gerade in dieser Rede nicht zu verkennen, daß es der moderne Dichter ist, welcher sie spricht, nicht Ludwig der Deutsche, so wird doch auch aus dieser kleinen Probe wenigstens hervorgehen, in welchem hohem Sinne der Dichter die Geschichte gefaßt hat und daß er es versteht, diesem hohen Sinn einen angemessenen, ebenbürtigen Ausdruck zu geben.

9. Der Knabenraub zu Carpentras. Drama in vier Aufzügen von Leopold Stein. Berlin, G. Heymann. 1863. Br. 8. 15 Rgr.

Eine Mordtatgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, welche in Carpentras, der Hauptstadt der päpstlichen Grafschaft Venaisien in Frankreich, sich zugetragen hat. Der Ausgang war ein anderer als in dem in unsern Tagen so viel Aufsehen erregenden Fall, weil der, wie sich der Verfasser in der Vorrede selbst genug ausdrückt, „der katholischen Kirche annectirte“ Joseph Mosé durch den Anfall von Carpentras an Frankreich gefreit wurde. In dem Stück selbst ist die Sprache blühend, hier und da aber fällt eine Unberücksichtigung auf. So S. 38, wo der Inquisitor, „angethan in Gottes Zorn“,

Das Flammenschwert mit Engels Händen während —
genannt wird. S. 48 ist von einem „schmachverstrickten Strang“ die Rede. S. 80 heißt es:

Frankreich darf das nicht dulden! Selbsterhaltung

Gebiet, rechtzeitig einzuschreiten, und

Das Schwert als einen Leiter aufzupflanzen,

Um auf der Schulden Haupt den Blick zu laden —

in einem mindestens ziemlich unklaren Bilde.

Im ganzen aber ist die Sprache wie gesagt nicht ohne Schwung. Was die dramatische Composition anbelangt, so ist sie nicht ungeschickt und manche Effecte werden nicht ausbleiben. In manchen Stellen freilich sind auffallende dramatische Fehler begangen. Wenn die Pflugeschwester Joseph aus dem Kloster retten will und den sie überraschenden Mönch dadurch, daß sie sich als „Geist der Synagoge“ drapirt in Angst setzt und verblüffen will, so fürchte ich sehr, daß diese Scene unwiderstehlich komisch auf der Bühne wirken wird, was doch zur Situation so unpassend als möglich ist. Dieselbe Wirkung wird, fürchte

16, die wunderliche Drohung machen, welche der Vater, als er seinen Irrthum zu seiner Beschämung erkannte, ausspricht:

Ach! meinem Jorn kommt nur die Sonne gleich,
Worin mein ganzes Herz nach Rache schmeibet!
Furchtbar! — Und wären alle Bäume ein Baum,
Und alle Aeste eine mächt'ge Art,
Und alle Arme ein gewalt'ger Arm,
Und alle Gluten eine Fenerglut —
Und solch gewalt'ger Arm schwing' solche Art,
Um solchen Baum für solche Glut zu fällen:
Entsetzlich Blammenmeer, du reichstest nicht
Zum Scheiterhaufen, solche Schuld zu sühnen.

Das in der letzten Scene noch einmal die Geschichte Joseph's erzählt wird, nachdem wir sie dramatisch haben vor uns vorübergehen sehen, ist gegen alle Bühnenpraxis. Ja man kann sogar in Zweifel sein, ob der Verfasser nicht dadurch, daß er uns eine von dem Geiste der Zeit, von Rousseau'schen Ideen und Humanitätsgeanken erfasste Judenfamilie gezeichnet hat statt einer streng orthodoxen, dem Eindruck der ganzen Handlung geschadet. Denn offenbar bleibt so ein wesentliches und sehr wirksames Motiv außer Spiel; die Betroffenen klagen mit Recht über Tyrannei, über die Zerreißung der Familie und die Misachtung der individuellen Freiheit. Aber das Moment, daß sie gerade in ihren heiligsten Gefühlen und Ideen, in ihrem Glauben verletzt zu sein empfinden, daß sie nicht nur die irdische und weltliche Trennung schmerzlich fühlen, sondern noch mehr an dem ewigen Seelenheil des seinem Glauben Entrissenen verzweifeln — dieses Moment kann bei den Personen unserer Handlung, durchdrungen wie sie sind von der ziemlich indifferentistischen Aufklärung ihrer Zeit, nicht zu rechter Geltung kommen. Trotzdem wird das Stück nicht ohne Effect bleiben, da es viel verbreitete Anschauungen der Zeit in klarer und eindringlicher Weise zur Darstellung bringt.

10. Eine Warte am Rhein. Schauspiel in fünf Acten von Friedrich Friedrich. Leipzig, Wiedemann. 1862. 16. 20 Ngr.

Die Warte am Rhein ist der Rheinfels bei St. Goar und das Stück spielt in der unglücklichen Zeit von 1692. Die Franzosen waren mit mordbrennerischen Scharen in deutsche Provinzen eingefallen, das Schloß von Heidelberg, die prachtvolle Residenz der pfälzlichen Kurfürsten, wurde von den civilisirten Vandalen zur Ruine gemacht und sogar der schwerfällige deutsche Reichstag war durch die Wucht des hereinbrechenden Uebers zu kräftigen Beschlüssen fortgerissen worden. Mit der Reichshülfe freilich sah es schlimm aus wie immer. Hans Adam von Wölschlag, der sich unter den schleisschen Dichtern seiner Zeit auszeichnete, rief zum Aufbieten aller Kräfte:

Nun ist es Zeit zu wachen,
Oh Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rauchen
Des Krotovils verdirbt,
Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zerdrücke
Zur Gabe und Seine schicke.

In diese Zeit nationalen Uebers fällt nun ein erfreuliches Ereigniß, dasjenige, welches den Stoff unsers Schauspiels bildet: „die Bewahrung von Rheinfels und St. Goar vor dem Reichsfeind“. Das Stück ist in Prosa geschrieben und entwickelt klar und einfach die Gefahr und Rettung. Sehr schwungvolle Poesie findet sich nicht, weder in der Sprache noch in der ganzen Darstellung; doch ist der Stil ein gebildeter und die Motivirung zum Theil auch feiner nuancirt. Die Gefinnung ist eine durchweg patriotische und durch Vaterlandsgefühl und Bürgerstolz ansprechende, und wir können nur wünschen, daß auch dieses Schauspiel, wenn es zur Aufführung

gelangt*), zur Weckung und Befestigung jenes opferfreudigen Nationalgefühls beitragen möge, dessen wir auch in unsern besondern Tagen nicht minder bedürfen, als in der traurigen Zeit der französischen Kriege.

Und hiermit schließe ich die Besprechung der neuen dramatischen Erscheinungen für diesmal. Ein Hauch nationalen Sinns und volksthümlicher Begeisterung weht über die neueste deutsche Bühne; sollte diese patriotische Richtung des Dramas, welches doch ein getreuer Abdruck der Zeitströmung zu sein pflegt, nicht als ein weiteres Anzeichen dafür betrachtet werden dürfen, daß im Volke selbst der Sinn und das Gefühl für Nationalität in stetigem Wachsen begriffen? August Henschberger.

Reisefitzgen aus Südamerika.

1. Ahtzejn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus Chili, Peru und Brasilien. Von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist bereits eine geraume Zeit verfloßen, seitdem Gerstäcker's Schilderungen des Mississippilebens unsere jugendliche Einbildungskraft in Aufregung versetzten. Eine ganze Schar von Reisefitzstellern ist seitdem in seine Fußtapfen getreten, ohne ihn jedoch von seinem Ehrenplatz verdrängen zu können. Er ist noch immer mit jugendlichem Muth und ungebrochener Kraft bereit, den Gefahren und Strapazen der Weltwanerschaft die Stütze zu bieten und hat seitdem nicht nur Amerika, sondern auch Polynesien und Afrika in den verschiedensten Richtungen befahren. Er ist auch noch immer derselbe frische und liebenswürdige Erzähler, dem wir mit gleichem Vergnügen zu Wasser wie zu Lande folgen. Sein schriftstellerisches Gepäd ist freilich nicht minder leicht als sein wirkliches. Auf eindringende Gründlichkeit und wissenschaftlichen Ernst erhebt er keinen Anspruch, und wir dürfen von ihm weder auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, noch auf denen der Geographie, Ethnographie oder Statistik nennenswerthe Ausbeute erwarten. Aber er hat ein scharfes Auge und einen geübten Blick und sieht mancherlei, das er dann mit Geschick und mit Freimuth darzustellen weiß.

Besonders anziehend ist uns in dem vorliegenden Werke „Ahtzejn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien“ (Nr. 1) seine humoristische Ader gewesen, welche vorzugsweise in den Schilderungen seines Lebens am Bailon und bei den Tischatrinkern (einem wilden Seitenstück zu den Homerischen Lotoseßern) zu Tage tritt. Wie weit des Verfassers ausschmückende Phantasie dabei thätig gewesen sein mag, können wir freilich nicht untersuchen, haben aber unsererseits dagegen weniger einzuwenden als gegen die große Breite der Beschreibung. Von diesem, durch die Art der Reise selbst bedingten

*) Das Stück ist in Leipzig zur Aufführung gelangt und bei mehrmaligen Wiederholungen beifällig aufgenommen worden D. Reb.

Fehler ist allerdings das ganze Werk nicht freizusprechen. Der Verfasser hat nämlich die Zwischenräume zwischen den interessantesten Hauptpunkten möglichst schnell zurückgelegt, hat dann an diesen einen längeren Aufenthalt genommen und ihnen demgemäß auch einen möglichst großen Raum in seiner Darstellung gewidmet. Zum ersten male machte Gerstäcker diesmal die Ueberfahrt, „denn Reise nennt man es gar nicht mehr“, auf einem Dampfer, dem La-Plata, der ihm jedoch die Vergnüglichkeit eines Segelschiffs bei weitem nicht ersetzte. Nach dreizehn Tagen hieß es: „Station St.-Thomas, fünf Stunden Aufenthalt; Bilette, wenn ich bitten darf.“ Wags (so heißt bei den Matrosen der an Bord befindliche Postbeamte) besorgte die Briefbeutel, und dann ging es mit einem kleinen Dampfer nach Aspinwall, von da auf der stehumschauerten Eisenbahn nach Panama und von dort wieder mit dem Dampfschiffe nach Cömalabes und zurück nach dem Pailon in Ecuador. Hier richtete sich unser Reisender auf 3½ Monate häuslich ein, während welcher Zeit es fast ununterbrochen regnete. Dann ging die Reise zu Lande nach Quito, der Stadt des „ewigen Frühlings“, in welcher jedoch Gerstäcker beständig froh und der er daher kein großes Loblied singt; wieder zu Lande nach Guayaquil und von da auf einer peruanischen Brigg nach Callao und Lima, welches Gerstäcker keineswegs in so rosenfarbenem Lichte erscheint als Ernst von Vibra. Von hier wird über die Minenstadt Cerro de Pasco ein Absteiger nach der deutschen Colonie am Pozuzo unternommen und nach der Rückkehr ein gutes Wort beim Präsidenden Castilla für den Wegebau nach dieser abgelegenen Ansiedelung eingelegt. Pasco, das 14500 Fuß hoch in den Cordilleren liegt, ist beiläufig wahrscheinlich die höchste Stadt der Erde; nichtsdestoweniger führen die Einwohner ein ganz vergnügtes Leben und begraben sogar ihre „Engelchen“ in lauter Lustigkeit. Von Lima trug das gleichnamige Dampfschiff, „eins der größten, die den Stillen Ocean befahren“, den Reisenden nach Valparaiso, welches er seit seinem ersten Besuche aus vorthellhafteste verändert findet und wo es den zahlreichen Deutschen außerordentlich gut geht. Ueberhaupt spricht der Verfasser von Chile und seiner fortschreitenden Cultur sehr günstig; es ist von den westlichen Küstenstaaten Südamerikas jedenfalls der am meisten versprechende.

Noch gedeihlicher als Valparaiso entwickelt sich Valdivia, Gerstäcker's nächster Zielpunkt, „wo sich die Deutschen alle wohl befinden“. Von hier aus machte er den Versuch, nach Patagonien vorzudringen, mußte aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, nachdem er ein paar Wochen die denkwürdige Gastfreundschaft des alten Kajakten Rajuante genossen hatte. War es der ewige Regen oder die ewige Eiskälte (d. h. hausmachender Apfel- oder Maiswein), die ihn zurücktrieb, oder beides? Genug, die doppelte Mäße von außen und innen war des Guten zu viel für ihn, und in traurigem Zustande sehen wir ihn wieder in Valdivia eintreffen. Doch stellt er in einem eigenen Kapitel zusammen, was er in nächster Nähe über Patagonien gehört hat und was er darüber denkt. Wie

und warum Gerstäcker von Valdivia nach Valparaiso zurückkehrte, bleibt etwas dunkel. Am lezttern Orte hatte er das Glück, das erste seit anderthalb Jahren von dort nach Montevideo segelnde Schiff (den dreimaßigen Schooner Amalia von 180 Tonnen) zu treffen, auf welchem er seine — zweite — Fahrt um das Cap Hoorn vollbrachte und am 28. Juni wohlbehalten Montevideo erreichte. Nachdem er sich hier und in Buenos-Ayres umgesehen, jagte er (in doppeltem Sinne, denn er schoss Hirse und Strauße aus dem Postwagen) mit der Pampasbilligence über Artigas und Jaguaron nach Porto Alegre, von wo er den blühenden deutschen Colonien in San-Leopoldo und auf Santa-Catarina seinen Besuch abkattete. Seine Mittheilungen über dieselben sind namentlich insofern von Werth, als sie aus einer unparteiischen und unbestochenen Feder geflossen sind. Von da folgen wir ihm nach Rio-de-Janeiro, wo sein Heimweh so überhandnimmt, daß er, weitere Reisepläne auf ein andermal vertagend, sich auf dem Postdampfer nach Europa einschiffte.

Dieses Heimweh verräth doch, daß Gerstäcker etwas gealtert hat. Er sagt es II, 230 mit ausdrücklichen Worten selbst, daß er die eigentliche tolle Wanderlust verloren hat, daß er älter und ruhiger geworden ist. Wir glauben in der That Spuren der Ermüdung an ihm wahrzunehmen; doch sind es eben nur Spuren, und selbst mit ihnen bleibt Gerstäcker noch ein außergewöhnlich rüstiger Reisender. Einzelne Wiederholungen und unvermittelte Uebergänge endlich kommen wol auf Rechnung der stückweisen Aufzeichnung, hätten jedoch bei der Herausgabe des Ganzen ohne große Mühe getilgt werden können.

Wir wenden uns zu Ernst Freiherrn von Vibra's „Skizzen aus Chili, Peru und Brasilien“ (Nr. 2). Sie sind eine Fortführung seiner früheren Erinnerungen aus Südamerika, und alles, was wir zur Charakterisirung dieses Werks in Nr. 43 d. Bl. f. 1861 gesagt haben, hat auch vom gegenwärtigen seine Geltung. Die Individualität des Verfassers tritt womöglich noch schärfer hervor und äußert sich namentlich in schneidender Ironie und unverfälschter Satire. Wir lassen uns Ironie und Satire sehr gern als Würze gefallen, wenn aber das ganze Gericht in Schriften dieser Gattung aus solcher Würze besteht, so wird es wenigstens für unsern Gaumen ungenießbar. In der Worrede vertheidigt sich zwar der Verfasser gegen den ihm gemachten Vorwurf, als habe er in seinen Erinnerungen die Chilenen als „leicht“ schildern wollen, gibt aber doch unmittelbar darauf diese Leichtigkeit als eine Natureinrichtung zu und schließt dann mit folgender höchst charakteristischen Aeußerung:

Wenn ich bisweilen auch untugendhafte und unter keinem Breitengrade zu empfehlende Charaktere geschildert habe, so geschah dies deshalb, weil solche Charaktere unendlich selten sind allenthalben auf der Welt, und weil ich der Meinung war, daß aus dieser ganzen, höchst ungelennnügigen, edeln und tugendhaften Bevölkerung, schon der Märität halber, ein wenig Untugendhaftigkeit wohlgefallen werde.

Das heißt doch den Hohn zu weit treiben! Wie in

den „Erinnerungen“, so sind auch in dem gegenwärtigen Werke die Helden fast sämmtlicher Erzählungen gutmüthige Einfaltspinsel, welche von leichtfertigen Dirnen genascht oder von Schugglern und andern Spitzbuben ausgezogen werden. Solidität und Ehrenhaftigkeit ziehen nicht nur fast überall den Kürzern, sondern werden obenein noch lächerlich gemacht, während die „Untugendsamkeit“ triumphirt. Es kommt auch vor, daß der Held seinerseits — anfänglich allerdings absichtlos — die Welt am Narrenseile zieht, wie Martin Bollbart (in „Ein muthiges Herz“), den gerade das Uebermaß der Freigiebigkeit in den Ruf des Muths und Heldenthums bringt. Dem originellsten Humor zeigt beiläufig bemerkt die Art und Weise, wie diese Geschichte plötzlich abgebrochen und dann unter dem Titel „Die Geschichte von der schönen Melusine“ fortgesetzt wird, lediglich der Symmetrie wegen, damit in jedem der drei Bände drei Erzählungen enthalten sein sollen. Nur zwei Erzählungen erheben sich zu einem ernstern Gehalt: „Die büßende Magdalene“ und „Ein Sträfling“. Die erstere ist von allen am besten durchgeführt und hat das meiste dramatische Interesse. Zwar wird im Anfang die Tugend ebenfalls verspottet, aber sie trägt schließlich den Sieg davon und zieht die „Untugendsamkeit“ zu sich hinan. „Ein Sträfling“ ist eine Schauergeschichte, welche gewissermaßen ein Seitenstück zu der in den „Erinnerungen“ enthaltenen „Die Brüder“ bildet, streng genommen, aber weder mit Chile noch mit Peru oder Brasilien etwas zu thun hat. Ein in Lima angesiedelter Irlander von guter Familie erzählt dem Verfasser seine Geschichte, wie er durch einen Better — ein wahres Nonplusultra von „Untugendsamkeit“ — unschuldigerweise zum Verbrecher gestempelt und zur Deportation nach der Insel Norfolk verurtheilt wird. Hier verführt ihn der Better zur Flucht und beide gelangen glücklich nach Chile, wo Bob Kendy — das ist der Unschuldige — sich bald emporarbeitet, aber von Dick Kendy, der sich wie ein Dämon an seine Fersen heftet, durch Verpressungen, Drohungen, Angeberei und andere Schändlichkeiten immer wieder ins Unglück gestürzt wird, so daß Bob endlich keine andere Rettung sieht, als seinen Better bei einer Zusammenkunft zu ermorden.

Der Gewinn, welchen wir aus des Verfassers leicht hingeworfenen Erzählungen für die Kunde des südamerikanischen Landes und Lebens ziehen, kann unter diesen Umständen nicht groß sein und ist im gegenwärtigen Werke noch geringer als in den „Erinnerungen“. Nicht nur lehren dieselben Figuren und Verwickelungen immer wieder, sondern auf die natürlichen und politischen Verhältnisse wird dabei fast gar nicht eingegangen. Wir können unser Endurtheil daher nur in den Rath an die freundlichen Leser zusammenfassen, daß, wer des Verfassers „Erinnerungen“ gelesen hat, sein neues Werk ohne Verlust beiseite lassen kann, daß dagegen, wer die „Erinnerungen“ noch nicht kennt, in den „Skizzen aus Chili, Peru und Brasilien“ eine unterhaltende und namentlich pikante Lectüre finden wird.

54.

Ludwig Uhland.

1. Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichem ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von Friedrich Rottter. Mit Uhland's photographischem Bilde. Stuttgart, Metzler. 1863. 8. 2 Thlr.
2. Ludwig Uhland. Vortrag von Otto Jahn. Gehalten bei der Uhland-Feier in Bonn am 11. Februar 1863. Mit literarhistorischen Beilagen. Zum Besten des Uhland-Denkmal. Bonn, Cohen und Sohn. 1863. 8. 1 Thlr.
3. Uhland's Leben. Ein Lebensbuch für das deutsche Volk von Johannes Gühr. Erste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 4 Ngr.
4. Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag von Rudolf Foss. Zum Besten des Schülerstipendiums am königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Berlin, Herp. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

„Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder!“ möchte man mit dem Flurschütz Stülff im „Wilhelm Tell“ ausrufen, wenn man sieht, wie heutzutage die Biographen über berühmte Dichter herfallen, welche sich kaum erst ins Grab gelegt haben. Der biographische Nachseufzer folgt auf dem letzten Lobesseufzer des zu schilbernden Mannes oft mit einer solchen Schnelligkeit, daß man fast auf den Einfall gerathen könnte, gewisse Leute machten schon bei Lebzeiten eines altgewordenen Dichters, dessen Lebensfaden menschlicher Berechnung nach nicht mehr sehr weit reichen kann, das Material zurecht, um nach dem Tode des betreffenden Dichters sobald als möglich mit einer Nekrologie oder Biographie in Gestalt eines Buchs auf dem Plage zu sein und andern, die vielleicht das Gleiche im Sinne haben, den Vorsprung abzugewinnen. Alles geschieht in unserer Zeit des Dampfes in einer fast stieberhaften Hast; Verfassungen stürzen und Verfassungen gründen, wozu sich unsere Väter Hunderte von Jahren Zeit ließen wie zum Aufbau ihrer Dome, sollen jetzt womöglich das Werk eines einzigen Jahres sein; da darf man sich am wenigsten über die Schnelligkeit wundern, womit man jetzt Bücher producirt und druckt. Solche pfundschwere Follanten, an denen man früher vielleicht zehn Jahre schrieb und ein volles Jahr druckte, können wir ja heutzutage nicht brauchen; wer hätte noch Zeit, sie zu lesen? Das war nur in jener Periode möglich, wo noch die berühmte Reichspostschnecke im Gange und jeder an die möglichste Langsamkeit gewöhnt war.

Zumershin hat aber F. Rottter, der Verfasser der Schrift Nr. 1, aus dem Leben Uhland's ein verhältnismäßig recht starkes Buch gemacht, ein Buch von 452 Seiten, ohne die Vorrede und den vom Verfasser gebildeten Prolog. Und doch war das Leben Uhland's so einfach, wie der ganze Mann, und wenn man von irgendeinem Dichter sagen kann, sein Leben sei seinem Charakter gemäß, vielleicht ein nothwendiges Product seines Charakters gewesen, so kann dies von Uhland mit Fug und Recht gesagt werden. Und in der That scheint bei mehr stürmischen unruhigen Individuen auch deren Lebenslauf von selbst einen mehr stürmischen, unruhigen Charakter anzunehmen. Uhland's Betheiligung an den Verfassungskämpfen seines engern Heimatlandes und an den Arbeiten

des frankfurter Parlaments wie des Stuttgarter Rumpfparlaments bringt zwar einen besondern markirten Zug in sein Leben, der dem Leben anderer gleich berühmt oder noch berühmter deutscher Dichter fehlt, aber in irgendwelche dramatisch wirksame Situationen, wenn wir etwa die Vorgänge bei der Sprengung des Stuttgarter Rumpfparlaments ausnehmen, wurde Uhland durch sie nicht verflochten. Im Sprechen blieb er bedeutend hinter andern politischen Rednern des Tags zurück, und er effectuirte eigentlich nur einmal durch die bekannte Kraftstelle, „daß kein Haupt über Deutschland leuchten werde, welches nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei“; was ihm sonst als politischen Manne widerfuhr, war ganz das Gleiche, was hundert andern Sprechern für Verfassungsrechte und deutsche Einheit auch geschehen ist. Sein Lebenslauf ist mithin im ganzen weniger interessant und instructiv als der Lebenslauf mancher anderer deutscher Dichter, namentlich des vorigen Jahrhunderts, welche sich von aller Politik fern hielten. Das Ringen nach Durchbildung des innern Menschen, nach immer höherer dichterischer Vervollkommenung von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe, drückt sich bei ihm wie bei den meisten Modernen viel weniger deutlich aus, als z. B. bei Goethe und Schiller. Die innern Weisheits- und Gemüthsstürme fehlten seinem Leben, soweit man wenigstens nach dem, was seine Biographen von ihm erzählen, urtheilen kann; gewaltige dämonische Leidenschaften und Impulse trübten nicht die mehr gleichmäßige Flare seines Gemüthslebens, und auch mit dem Riesen der Noth hat er nicht zu ringen gehabt, die daraus hervorgehenden mancherlei Demüthigungen und Verbitterungen lernte er nicht kennen. Abgeschloffen in sich, wie er war, bedurfte er äußerer Anregungen nur wenig. Er führte nicht Buch über sich, er studirte die Umgebungen nicht wie Goethe, er verlebte sich nicht wie dieser in die Tiefen, in die Gründe und Ursachen alles Seins und Erseins. Für Goethe war jede äußere Lebensstation: Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Weimar, Weimar, Weimar, Rom, Neapel, Palermo, die Champagne u. s. w. auch eine neue Station seines innern Lebens. Uhland ist auch viel gereist, er besuchte Paris, Wien, Berlin u. s. w., aber für seine Entwicklung als Mensch und Dichter war dies so vollkommen gleichgültig, als ob er nie seine schwäbische Heimat verlassen hätte. Er studirte zu seinen wissenschaftlichen Zwecken auf den Bibliotheken, er vermehrte es nicht, Gesellschaften zu besuchen; aber Menschen und Lokalitäten waren ihm keine Objecte irgendwelcher Beobachtung und Anregung, die seinem dichterischen Schaffen zugute gekommen wäre. Man wird uns daher erlassen, den Mittheilungen seiner Biographen Schritt für Schritt zu folgen; wir müssen die Verehrer Uhlands, die mehr von ihm wissen wollen, auf die betreffenden Schriften selbst verweisen, und wollen hier nur einzelnes von Interesse herausgreifen.

In Betreff seines Großvaters, des Kaufmanns Joseph Uhland, erfahren wir aus der Schrift von Otto John den eigenthümlichen Umstand, daß derselbe „un-

erachtet der Handelschaft Protestation, weil er keine Kaufmannstochter geheiratet“, zum Bürger Tübingens angenommen wurde. Nach den liberalen Ansichten damaliger ehrbarer Handelschaft sollte also keiner Kaufmann sein dürfen, der nicht eine Kaufmannstochter geheiratet hatte, und so specirten sich damals in Deutsch-China alle Stände und Bänke gegeneinander ab. An den unglaublichen in Württemberg früher geübten Zwang erinnert dann ferner folgende Mittheilung John's: „Ohne königliche Erlaubnis durfte damals (1820) kein Handwerksbursche außerhalb Württemberg wandern, kein Studirender eine fremde Universität besuchen; auch Uhland mußte die Genehmigung des Königs nachsuchen, um auf eigene Kosten sich in Paris aufzuhalten.“ Hier noch ein Probchen deutscher Engbergzigkeit: als Uhland, mit den politischen Zuständen seines Heimatlandes unzufrieden, im Jahre 1819 den Blick auf das Ausland, unter anderm auch auf die neugegründete Universität in Bonn gerichtet hatte, erlärte das Ministerium, von seinem gegen einen Freund geäußerten Wunsch unterrichtet, unterm 10. April 1819, daß es auf denselben nicht eingehen könne, „nicht nur, weil die Eigenschaften eines guten Dichters und eines guten akademischen Lehrers sich selten in einer Person vereinigt fänden, sondern weil“ u. s. w. Auf die bloße, gewiß durch wenige Beispiele unterstützte Annahme hin, daß sich die „Eigenschaften eines guten Dichters und eines akademischen Lehrers selten in einer Person vereinigt fänden“, einem Manne wie Uhland die Professur der Aesthetik und Rhetorik verweigern wollen oder dies als einen der Gründe der Verweigerung auch nur anführen, ist mindestens sonderbar. Das sind immer noch die alten verrotteten Ansichten über die Unbrauchbarkeit und Unanständigkeit der Poeten, während doch vielleicht noch nie ein deutscher Minister für irgendein deutsches Vaterländchen in so wahrhaft humanem, bildendem und zugleich praktischem Sinne gewirkt hat als der Dichter Goethe.

Im übrigen sind ja auch unsere Dichter zum großen Theil gar nicht so poetische Naturen, als sie sich auf dem Papiere in ihren poetischen Ergüssen ausnehmen. Auch Uhland hatte eine sehr prosaische Seite und huldigte deshalb auch wie Chamisso der Ansicht, daß ein Dichter einen praktischen Beruf haben müsse und die Poesie nicht zu seinem ausschließlichen Lebensberuf wählen dürfe. Mäthen war freilich anderer Ansicht, wenn er sagt:

Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon.
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt u. s. w.

Es ist uns auch nicht bekannt, daß Winckler, Anacreon, die drei großen griechischen Tragiker, Aristophanes, Dante, Calderon und Shakespeare morgens „zur Kanzlei mit Acten“ gegangen wären; Klopstock und Schiller, bei dem die kurze Zeit seiner akademischen Lehrthätigkeit kaum in Betracht kommt, schufen in freier Muse, und Goethe konnte sich jederzeit, wenn er an einem größern Werke arbeiten wollte, Ferien machen und sich nach Ilmenau, Dornburg u. s. w. zurückziehen. Dabei geben wir sehr gern zu, daß es gerade in unsern Tagen sehr wenig

wohlgethan sein würde, die Poesie ausschließlich zur Erwerbsquelle machen zu wollen, weil sie dann, falls der Dichter nicht vorhungern und jedem ihm zur Anregung dienenden Lebensgenusse entsagen will, sich zur Wags des Publikums, des Wohlgeschmacks und der buchhändlerischen Speculation erniedrigen müßte. Aber ein Lebensberuf, der mit der Poesie im entschiedensten Widerspruch steht, ist dem Dichter kaum minder schädlich. Uhland würde uns sicherlich noch manche herrliche Ballade und außer ihnen beiden Dramen noch manche größere Dichtung dramatischer oder epischer Gattung hinterlassen haben, wenn die trockenen Geschäfte der Advocatur und seine jahrelange landständische Wirksamkeit ihn nicht zu sehr in Anspruch genommen und, wie auch Goethe ihm prophezeite, für ganze Perioden seines Lebens der Poesie unterm gemacht hätten. Wenn wir lesen, daß Uhland in der württembergischen Kammer sogar über Landesgesetze Vorträge gehalten hat, so ist dies doch allerdings ein Gegenstand, den wir nicht gerade gern von einem Dichtermunde behandelt wünschen.

Dieser landständischen Wirksamkeit Uhland's wie seiner spätern Betheiligung an den parlamentarischen Verhandlungen für eine einheitliche Constitution Deutschlands auf westlich demokratischer Grundlage hat Kotter eine große Partie seines Werks gewidmet, welche vielleicht gerade denen, die in Uhland mehr den Politiker und Vaterlandsfreund als den Dichter schätzen, die willkommenste und interessanteste sein wird. Politische Reden und Aufsätze Uhland's sind dieser Darstellung in reicher Zahl eingefügt, und gelegentlich der Sprengung des stuttgartischen Rumpfparlamentes erhalten wir einen auf Zeugenaussagen gestützten möglichst authentischen Bericht, welcher allerdings geeignet ist, den bisherigen meist partiell gefärbten oder durch lägenhafte Uebertreibungen entstellten Schilderungen ein Ende zu machen. Kotter bewahrt sich in dieser Partie Duchs als einen Mann von verständigem unparteiischem Urtheil. Er gibt zu, daß Uhland es treu und ehrlich gemeint und manches schöne Wort (wie namentlich in der bekannten, vom Uhland zu Frankfurt am 23. Januar 1849 gehaltenen Rede) gesprochen habe; er gibt zu, daß das demokratische Element, falls es sich nicht überstürze, vielleicht zu einer gründlichen Verschmelzung der einander bis jetzt bekämpften der Interessen führen könne, was dem entgegenstehenden aristokratischen und dynastischen, wenn nicht durch die Macht des erstem gezwungen, niemals gelingen werde; dann aber fährt er, sich auf die eben erwähnte Uhland'sche Rede beziehend, fort:

„Wer ist dieses Element (das demokratische) jetzt, was er im Jahre 1848 schon geistig reif, war es vor allem schon vom Particularismus frei, einig und mächtig genug, um ihm allein (wenn auch nur in Person der Reichstagsabgeordneten) die Initiative zuzuweisen? Und noch mehr: war ein Wahlkaiser, ja vollends einer, der alle sechs Jahre gewählt wird, der passende Träger solcher Initiative? Wenn, wie der Redner sagt, ein zur Zeit des höchsten Aufschwungs zum Reichsoberhaupt gewählter Mann „ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz“, ja selbst aus bürgerlichem Stamme entsprossen, dennoch allen Thronen imponirt und das „ganze deutsche Volk zur Hausmacht gehabt haben würde“, glaubt jener dann, ein solcher Aufschwung

werde immer fortbauern? Wapre er nicht annehmen, daß jenes schon im Augenblick, wo jene Worte gesprochen wurden, abgenommen? Oder wenn es der Ansicht war, jener „größttheilige Aufschwung der deutschen Nation werde auch bedeutende politische Charaktere hervorrußen, und nur die Hervorragendsten würden fortan an der Spitze des deutschen Gesamtstaates stehen“, glaubte er denn im Ernst, ein solcher Charakter, „der die rohe Gewalt zu bändigen, die verwillbete Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte“, würde sich einer zweiten und dritten Wahl unterwerfen, gesetzt er habe die Wahl nicht vorher unnötig zu machen verstanden, und die hinausgeworfene Erblichkeit schleiche sich somit durch eine Hintertür doch wieder herein?

Wir wissen nicht, ob sich gegen diese Kritik der berühmten Uhland'schen Rede irgend etwas Stichhaltiges einwenden läßt. Uebrigens saß Uhland, der in Frankfurt so sehr links saß, im stuttgartischen Rumpfparlament so gut wie rechts, und bildete hier mit zweien oder dreien die Minorität, die sich gegen die lächerlich-chimärischen Beschlüsse und Forderungen der Majorität auflehnte, weshalb auch Schoder in der Sitzung vom 8. September sein Bedauern aus sprach, sich bei der heutigen Abstimmung von einem Manne trennen zu müssen, der in Frankfurt stets mit diesem Theile gegangen sei, und Schoder fügte hinzu: „Aber wir trennen uns nicht von ihm, sondern er trennt sich von uns!“ Trotzdem hielt Uhland bei diesem Parlamentsbruchstück aus, weil er Treue für seine Pflicht hielt, ja er schritt mit Albert Schott und dem Präsidenten Föwe an der Spitze, als sich die Versammlung auseinander sprengen ließ. Im übrigen gibt Kotter zu verstehen, daß, so bescheiden und gegen laute Huldigungen unempfindlich Uhland auch war, doch die „berechnete und die zur Schau getragene“ Verehrung, welche ihm in Frankfurt von der Linken, selbst der äußersten Linken, nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten über doch auf dreist laute Aeusserung geblieben sei.

Das wichtigste, was von Kotter mitgetheilt ist, sind wol die Briefe Uhland's und seines Freundes Kerner; doch ist schon anderswo, in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“, das Bedauern ausgesprochen worden, daß der Verfasser die Briefe Uhland's an E. Mörike und L. Seeger u. a. nicht wenigstens anhangsweise gegeben habe; denn die im Vorwort in Bezug darauf ausgesprochene Entschuldigung, daß die Zeit zum Abschluß des Werks gedrängt habe, können wir dem Verfasser nicht gelten lassen. Es kommt bei einem Buche dieser Art nicht darauf an, daß es so früh als möglich erscheine, sondern daß es so gut und so vollständig als möglich sei. Sehr reich an wichtigen Mittheilungen oder tiefen und gedankenreichen Reflexionen sind übrigens Uhland's Briefe nicht; er kargte in seinen Correspondenzen so gut mit dem Wort, wie in seiner Unterhaltung; er schrieb überhaupt nicht viel, weil er kein großer Freund der Mittheilbarkeit war. Einer der interessantesten Briefe ist der an seine Kettern vom 31. December 1818, indem daraus hervorgeht, daß Uhland zu jener Zeit ernstlich daran dachte, mit in das Feld zu ziehen. Wir theilen die betreffende Stelle mit:

So wenig ich mich übrigens muthwilligerweise aussetzen

werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Kriegs eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten, Staaten Deutschlands stattfindet, und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienst auf keine Weise entziehen möchte, und darin eine wahre Veruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde.

Von Uhland's Briefen an Kerner konnte der Verfasser nur wenige mittheilen; denn der betreffende Briefwechsel befindet sich im Besitze des Sohnes von Kerner, Theobald Kerner, der übrigens nach einer Mittheilung der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ die Herausgabe desselben beabsichtigen soll. Einmal, am 8. Februar 1812, sucht Uhland seinen Freund aus einer bei Dichtern einer gewissen Gattung häufig vorkommenden weltchmerzlichen Stimmung mit folgenden Worten zu erheben:

Endlich ist dein Brief angekommen und hat mich einestheils erfreut, andertheils durch die Stimmung, in der er geschrieben, betrübt. Wahrhaftig, du willst dich nicht aus dieser Nierbersgeschlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß du allein der Traurige bist, und daß jene Schmerzen dir allein gehören. Welches eble Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, angßlich nach Brennstoff umherstarrt und ihn aus den Höhen saugen will. Aber sie soll und wird nicht erlöschen; wie die Kirchenlampe in der Legende wird sie nächstherweil von Engeln genährt. Warum sind die beschränkten Menschen die zufriedenen, und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntniß des höhern Lebens, die Poesie, fehlt, die das schale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten soll sie es, läutern, erheben; und kann sie dies nicht immer, so läßt sie es fallen wie der Adler die Schildebröt, und fliegt allein der Sonne zu.

In einem Schreiben Justinus Kerner's aus dem Jahre 1810, worin derselbe, augenscheinlich in der Meinung, daß Uhland Kunststudien zu treiben beabsichtige, seinem Freund von der projectirten Reise nach Paris abräth, erschließen uns namentlich folgende Stelle interessant und für Kerner bezeichnend:

Jedermann rabelt es; du kannst mit dem Selbe, das du dort verbrachst, Deutschland dreimal durchreisen. Was willst du in Paris? Die in Sälen aufgeschichteten gekohlten Kunstwerke möchte ich gar nicht ansehen. Ich möchte lieber als deutscher Dichter, und als Dichter wie du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München besuchen. Die Reise bis Paris ist ohne alles Interesse, und Paris selbst wäre mir zum Ekel. Gott, ich weiß es, von welchem Nutzen wären die Reisen, die ich gemacht, dir mit deinem ruhigen Gemüth gewesen! Mir waren sie nichts, als daß sie mir sagten, wie viel sie mir hätten sein können, wenn ich ein anderes Herz hätte! Allein... doch sie können noch in der Folge auch mir manches bringen. Ich wollte doch lieber die Kunstwerke der Meister da sehen, wo sie von ihnen hingestellt wurden, als in solchen Teufelsälen — in den Kirchen, Rathhäusern u. s. w.

Außer diesen Briefreliquien theilt Notter auch eine gute Zahl noch nicht veröffentlichter Gedichte und dramatischer Skizzen Uhland's mit, die freilich meist einem sehr jugendlichen Alter angehören und unter denen sich auch ein humoristisches Nachspiel zu Kerner's Schattenspiel „Eginhard“ und eine Olfosse befinden, welche letztere die Frucht eines mit Rückert in einem der Frühmonate des Jahres 1816 bestandenen Sängersreites ist. Das

zu Grunde gelegte Thema wirft die Frage auf, ob der Geliebten Tod oder ihre Untreue das kleinere Unglück sei. Rückert erhielt, sei es durchs Tod, sei es durch andere Entscheidung, die schwierigere Aufgabe, nämlich den Verweis zu führen, daß Untreue der Geliebten die mindere Noth sei. Man darf sagen, daß sich Rückert seinem Nebenbuhler in diesem Olfossstreite überlegen zeigte; doch war ihm auch gerade bei diesem Gegenstand und diesem künstlichen Vermaß seine Sprach- und Formgewandtheit von besonderm Nutzen. Sonst aber fand kein vertrautes Verhältniß zwischen beiden Dichtern statt, ja es kam noch im November desselben Jahres zu einer Art feindseligen Verärgerung, indem Rückert dem Uhland'schen Gedichte „Gespräch“, den Worten desselben mit größter Gewandtheit folgend, sein „Gespräch zwischen einem Altmürtzberger und dem Freiherrn von Wangenheim“ gegenüberstellte und sich darin offen für Wangenheim gegen Uhland erklärte.

Notter bringt auch in seinem Buche, dem freilich die kunstmäßige Verarbeitung und klare Sichtung des Materials und damit das Uebersichtliche fehlt, eine sehr ausführliche Kritik der Uhland'schen Dichtungen. Man kann diesen Analysen eine bemerkenswerthe Unparteilichkeit und viele sehr treffende Bemerkungen nachrühmen, doch scheint uns des Verfassers Kritik zu sehr ins einzelne zu gehen und bei aller Anerkennung im ganzen von mancher dem Volke lieb gewordenen lyrischen Blüte zu sehr den Diamantstaub abzustreifen. Im allgemeinen mag Goethe wol nicht so ganz unrecht haben, wenn er zwar in den Balladen Uhland's ein vorzügliches Talent erblickt, aber unter den rein lyrischen Sachen von vornherein so viele „schwache und trübselige“ Gedichte gefunden haben wollte, daß ihm das Weiterlesen in dieser Partie verleidet wurde. In der That gibt es unter Uhland's rein lyrischen Gedichten neben einzelnen sehr vorzüglichen doch eine noch größere Zahl wirklich matter, spielender und gehaltloser, während sich unter den Balladen und Romanzen kaum eine befindet, die man als ganz unbedeutend bezeichnen könnte, die nicht irgenbeinen Zug von Feinheit, Schönheit oder Größe enthielte. Ueber die berühmte Ballade „Des Sängers Fluch“ soll übrigens Uhland selbst einem ihn über deren Entstehung befragenden Freunde die merkwürdige Erklärung gegeben haben, daß er unter dem tyrannischen König den damaligen französischen Kaiser Napoleon, in dem jungen Sänger die von jenem unterdrückte Freiheit und in dem alten Sänger das Volk habe bezeichnen wollen. Diese Erklärung hat der „Freund“ dem Verfasser freilich erst nach dem Tode Uhland's mitgetheilt, auf dessen Namen schon ärger gesündigt worden ist^{*)}; hat aber Uhland wirklich das Gedicht so interpretirt, so hat er später erst aus irgendwelchem Grunde eine Deutung hinein-

^{*)} Man erinnere sich unter anderm, daß Anfang der vierziger Jahre ein plummes politisches Gedicht „Das Lied vom armen Gaul“ unter Uhland's Namen verbreitet wurde und daß, nachdem dies in sehr ungeschickter und unbegreiflicher Weise allgemein angenommen worden, Robert Blum in seinem Volkstaschenbuch „Vorwärts“ (1845) eine Reihe „Lieder vom Dichter des armen Gaul“ veröffentlichte.

gelegt, die sicherlich mit der ursprünglichen Idee nichts zu thun hatte. Nein, wir protestieren ernstlich gegen die Verwandlung dieses herrlichen Gedichtes in eine kalte und gezwungene politische Allegorie! Konnte Uhland annehmen, daß Napoleon's Name jemals „vergessen und versunken“ sein, „kein Lied, kein Heldentum“ ihn nennen werde? Enthält diese Ballade eine Allegorie, so kann sie sich unzweifelhaft nur gegen die barbarischen Verächter der Poesie und edeln Gefangenen richten, was schon in der Rede des alten Meisters an den König „Du Fluch des Sängertums!“ so deutlich als möglich ausgesprochen zu sein scheint.

Dem Notter's Buch, das übrigens die Bedeutung einer Quellschrift beanspruchen darf, zu umfangreich und undurchsichtig sein sollte, der greife nach Otto Jahn's zu einer größern Schrift erweitertem, bereits oben erwähnten Vortrage über Uhland (Nr. 2), in welchem besonders auch Uhland's Bedeutung als Mann der Wissenschaft nachdrücklich betont wird. Sie ist gut, übersichtlich und im ganzen mit richtigem Urtheil geschrieben, und beruht, wie auch die Anmerkungen beweisen, auf fleißigen Studien. Die Beilagen enthalten eine Nachlese zu den Gedichten, Uhland'sche Aufsätze aus dem „Sonntagsblatt“, Briefe (an de la Motte Fouqué, Immanuel Bekker, Paulus in Heidelberg, das Ablehnungsschreiben an den Freiherrn von der Pfordten in München in Betreff des dem Dichter zugesagten Maximilian-Ordens u. s. w.), politische Reden und Aufsätze und ein chronologisches Verzeichniß der Gedichte.

Die Schrift „Uhland's Leben“ von J. Gehr (Nr. 3) erscheint in Lieferungen und gestattet uns kein eingehenderes Urtheil, da uns nur erst die erste Lieferung vorliegt, welche die früheste Periode bis zum Jahre 1807 umfaßt. Der Verfasser will, laut dem etwas pathetischen Prospectus, ein „getreues Lebensbild“ von Uhland geben, er will zeigen, „wie er geworden ist und sich entwickelt hat zu dem Manne, bei dem wir die besten Augenblicke vereint finden, deren ein Volk sich rühmen mag; wie er aus den Tiefen des Volksgemüths die Perlen seiner Dichtungen heraufholte, damit sich daran erfreue fort und fort, dessen Herz edler Empfindung fähig ist; wie er mannemuthig socht für Wahrheit, Recht und Freiheit, nie ein Sklave wurde irgendeiner Leidenschaft“ u. s. w.

R. Kos's Schrift (Nr. 4) ist zum Theil in jenem etwas allzu rhetorischen Stile verfaßt, wie er noch so häufig bei uns in öffentlichen Vorträgen zur Anwendung kommt, zeigt aber von guter und edler vaterländischer Gesinnung und enthält manche treffende Bemerkung wie die, daß wir Deutschen keine Geschichtsschreiber besitzen, welche in allgemein verständlicher Sprache zum Herzen des Volks zu reden wüßten, daß, was die weitem Kreise unsers Volks von deutscher Geschichte wissen, sie den Dichtern verdanken. Wenn aber der Verfasser gelegentlich in Betreff der bekannten Kenie:

Zur Nation euch zu bilden, ihr suchet es, Deutsche, vergebens, Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus — geradezu behauptet, daß dieselbe keinen Anklang gefunden

habe, „wie sie ihn auch nicht verblende“, so können wir dies nicht gutheißen. Für den Menschen gibt es ja doch wol kein höheres Ziel und Postulat, als, abgesehen und unbefangener aller Nationalität, sich zum Menschen auszubilden.

Ueber Uhland's Charakter sind alle einig. Er vereinigte viele der schätzbarsten Eigenschaften, die der Deutsche in seiner höchsten Ausbildung besitzen soll, die aber in diesem Complex leider immer seltener werden. F. Th. Vischer in seinem Aufsatz über Uhland, der im vierten Heft der neuen Folge seiner „Kritischen Gänge“ enthalten ist, findet in Uhland „tiefe Denkraft und Forschergabe mit unbegrenztem Willen, auf den ein sicherer Verlaß ist, unbedingte Realität, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, die allerdings wol auch in syden Eigenschaften ausläuft, Größe und vorwärtsbringende Kraft mit unberechenbarem Beharren bei einzelem, vielleicht mit wunderlicher Schwermüdigkeit und Umständlichkeit“ vereinigt. Gerade weil er so einfach, so wahr, so frei von Sophistik war, so vermochte er auch — und dies ist eine feine Bemerkung Vischer's — sich nicht so auseinander zu legen, als das Drama fordert, der Dramatiker müsse vermögen, auch dem Zertrissenen, dem Schlechten, dem Trivialen Gründe zu leihen; denn ohne innern Conflict sei kein Drama möglich und der innere Conflict bringe mit sich die Sophismen, die Leidenschaften, die Dialektik der Verschönerung, die ausgiebige Beredsamkeit in Handlung und Gegenhandlung u. s. w. Zu solchen Charakterbeschreibungen, deren Züge seinem „braven Wesen“ entgegengesetzt seien, habe es Uhland nicht bringen können. Dabei war er eine streng stille Natur, und D. Jahn erzählt, daß, als Varnhagen seinen von ihm hochgeschätzten Freund Uhland bei seinem Aufenthalt in Paris auch im österreichischen Gesandtschaftshotel einzuführen gesucht habe, „der mehr als freie Ton, der in der Metternich'schen Umgebung herrschte, besonders die trivialen Späße des Herrn von Vilat“ den sittenstrengen Uhland abgestoßen hätten. Er war von seltener Bescheidenheit; er hüllte nicht um Titel; Orden, die ihm angeboten wurden, wies er bekanntlich consequent zurück; alles, was an Reclame erinnern konnte, verschmähte er, und es war sogar äußerst schwer, ihn zu bewegen, sich für seine Freunde porträtiren oder photographiren zu lassen. Zum Theil mit dieser Bescheidenheit hing auch seine fast berühmte gewordene Schwelgsamkeit zusammen, mit der er namentlich die gesprächigen Wiener in Erstaunen und Verzweiflung versetzte; er wollte sich nicht vordrängen; dazu lebte er die Phrase nicht und verschloß das Beste und Tiefste in seiner Brust; er fühlte sich in der Gesellschaft von vornehm geborenen oder vornehm erzogenen Menschen unwohl, in solchen Kreisen, wo, wie er wußte, von einem berühmten Dichter ein übersprudelndes Wesen und absonderliche Geistesprünge verlangt würden, um dafür Huldigungen in Empfang zu nehmen, die seinem ganzen Wesen zuwider waren. Daheim aber, in seinen kleinen schwäbischen Kreisen, unter seinen alten Juchbrüdern im „Schatten“ zu Stuttgart, war er keineswegs wortkarg, sondern in guten Stunden gesprächig, spaßhaft, bisweilen,

wie Wischer bemerkt, sogar „scharf und schnell im Witz“. Der Schwabe, überhaupt mehr innerlich, ist einmal im allgemeinen an andere Umgangsformen gewöhnt, als sie in den Salons von Wien, Berlin oder Paris gebräuchlich sind. Alles in allem war Wpland keine glänzende und blendende Erscheinung im modernen Sinne, aber eine Persönlichkeit, die durch ihre Rille und dauerhafte Arbeit die Herzen aller für echten Seelenadel empfänglichen gewann, nicht im ersten Augenblick, aber für die Dauer.

Gerhard Merggraff.

Novellen und Erzählungen.

(Schluß aus Nr. 27.)

6. Schneeglöckchen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.
7. Hyacinthen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.
8. Nachtsvioletten. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.

Personen haben einen Namen, Bücher einen Titel; nun ist die Beschaffenheit eines Namens und eines Titels durchaus nicht etwas ganz Gleichgültiges. Die Titel der vorliegenden Bände „Schneeglöckchen“, „Hyacinthen“, „Nachtsvioletten“ scheinen uns nicht sehr glücklich gewählt zu sein und entsprechen dem Inhalt durchaus nicht. Vielmehr sind die Gegenstände, welche in diesen Erzählungen behandelt werden, von Interesse, der Stil ist lebendig und klar, und die ganze Auffassung und Darstellung zeugt von einem verständigen patriotischen Sinne. Die Erzählungen sind von verschiedenen Verfassern: Hr. Norden, M. Jechlin, W. Winkler, Ed. von Westen, Othmar Schönhuth, bekannt durch sein Werk: „Die Jungen Württembergs und der preussisch-hohenzollernschen Landestheile mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen.“ Bei mehreren Erzählungen ist der Name des Verfassers nicht angegeben. Der Raum gestattet es natürlich nicht, die Verfasser und ihre Producte einzeln durchzugehen und zu kritisiren; es ist dies aber auch um so weniger nöthig, da die Sammlung in der Weise redigirt worden ist, daß auf Gleichzeitigkeit der Behandlung in Bezug auf Form und Auffassung durchweg Rücksicht genommen ist. Die geschilderten Ereignisse spielen hauptsächlich in Württemberg und den angrenzenden Ländern und für diese Gegenden sind die auf geschichtlicher oder sagenhafter Grundlage ruhenden Erzählungen jedenfalls von besonderem Interesse; doch sind sie in Auffassung und Darstellung so gehalten, daß sie ein allgemeineres Interesse erwecken. Wir geben aus einer Erzählung von M. Jechlin, „Graf Normann. Romantische Bilder aus dem deutschen und hellenischen Befreiungskriege“, die Schilderung der Scene, als General Graf Normann, der spätere Philhellene, in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergeht, hier als Probe: „Der 18. October war angebrochen. Fürchterlich wüthete an diesem Tage die Völkerschlacht auf Leipziger Ebnen. Ueber Sellerhausen und Stünz, an Regnier sich anschließend bei Annäherung des Nordheeres, füllte hier der tapfere Key den Abschnitt des Bogens aus, welcher sich von Stünz bis Probsthaida erstreckt. Hier stand die herbeigezogene Brigade des Generals Normann und die Sachsen. Vor ihnen droht ein furchtbares Heer, neben ihnen die Franzosen, welche sie an manchem heißen Schlachttage zum Opfer tode geführt hatten. Deutschlands Genius ruft ihnen zu: „Sterbet nicht für den Corsen!“ und als am Mittage Bücher gegen Schneefeld vordringen, reiten zwei schöne sächsische Regimenter, Ulanen und Husaren, zum Marschall Vorwärts mit hochkatholischen Standarten jubelnd über. „Sehen Sie dort die Sach-

sen, Herr General?“ sagte Lieutenant Schütz mit einem bedeutungsvollen Blicke zum Graf Normann. „Ich sehe“, sagte dieser entschlossen. „Die Gelegenheit ist gekommen, wir folgen. Lassen Sie die Brigade in ein Viertel aufmarschiren!“ Der Befehl war schnell vollzogen, der General tritt in die Mitte und theilte den beiden Regimenten seinen Plan offen und herzlich mit. Er machte sie auf das Beispiel der Sachsen und Bayern aufmerksam, erläuterte ihnen die Zwecklosigkeit und Unnützigkeit eines fernern Zusammengehens mit den Franzosen und schloß mit den Worten: „Brave Ketter, bewahrt euer Leben, das ihr im Verein mit den Franzosen jetzt nutzlos opfern würdet, für glücklichere Zeiten dem Vaterlande! Strömet für die Freiheit der deutschen Erde, halt für eure Unterbrüder. Sagt, ihr Tapfern, wollt ihr überleben zur heiligen Sache des deutschen Vaterlandes, wollt ihr folgen in die Reihen der Verbündeten?“ Ein einstimmiges „Ja“ entfloß den Lippen der entschlossenen Reiter, und ihre Säbel glänzten hochgehoben in den Strahlen der Herbstsonne. Die Schlachtordnung wurde wiederhergestellt, der entscheidende Moment nahte. Gleich darauf bedrängte im furchterlichsten Geschützfeuer der rechte Flügel Bennigsen's unter Dubna, und der rechte des Nordheeres unter Bülow mächtig den Ort Bannsdorf, wo die Normann'sche Brigade stand. Da stieß auf einmal Graf Normann auf seines vielgeprobten Schwertes Spitze ein weißes Tuch als Friedenszeichen, und ruht mit seinen Leibschutzelegern und Jägern dem Feinde entgegen. Man erräth seinen Willen; der entgegenstehenden Geschütze sachtbares Feuer schweigt, eine gefährliche Minne, und bald darauf sind Württemberg's Reiter hinter den Verbündeten Fronte verschwunden. Als der Abend dieses glorreichen Tages kam, hatte Napoleon die Schlacht auf allen Punkten verloren.“ Bekannt ist, daß sich Normann durch seinen patriotischen Uebergang zu den Verbündeten die Ungnade seines Königs Friedrich von Württemberg zuzog und fortan sein Vaterland meiden mußte.

9. Schloß Brandt. Norddeutsche Geshichtsgeschichte von L. Spielmann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie auf dem Titel des Buchs vermerkt ist, ist dies das erste Werk des Verfassers. Wiewol wir den Standpunkt, den derselbe in diesem Buche einnimmt, durchaus nicht theilen, so gewährt es uns doch zum Vergnügen aussprechen zu können, daß das Buch in Bezug auf Form im allgemeinen gut geschrieben und der Verfasser durchaus nicht ohne Talent ist. Die Anlage ist geknickt; der Stil nicht nur sehr correct, was wir ganz besonders hervorheben, da auf diesem Gebiete der Literar des Gegenheil zu häufig ist, sondern auch gewandt und meistens gefällig und angenehm; die Auffassung und Durchführung des Gegenstandes zeugt von Phantasie. Der Inhalt des Buchs läßt sich mit wenig Worten angeben. Die Helben der Geschichte, die in den vierzig Jahren unseres Jahrhunderts spielt, sind Walderich Erhard Inflow, freier Herr auf Brandt im Großherzogthum Mecklenburg, und dessen Sohn; diese beiden mit ihrer ganzen Umgebung werden in einer Weise verherrlicht, daß man in der Wirklichkeit wol vergeblich nach solchen „Feudalherren“ suchen würde. Die Charaktere und Verhältnisse haben ein äußerst gefälliges Colorit und einen sehr glatten Firnis, aber mit der Wirklichkeit und mit der modernen Zeit stehen sie oft in Widerspruch. Die Idealisierung ist oft einseitig und gezwungen und — wir sprechen es ungerne aus, können aber nicht umhin es zu thun — dem Anschein nach nicht immer aufrichtig und aus innerer Ueberzeugung entspringend. Es ist dies ein sehr schwerer Vorwurf für den Verfasser, und wir würden gewiß damit zurückgehalten haben, wenn nicht sehr dringende Verdachtsgründe da wären. Sätze und Ansichten wie: „Der wahre, tiefer Mensch hat als Staatsbürger und Patriot kein bringenderes Bedürfnis, als im freudigen Gehorsam etwas Größeres zu lieben und zu verehren, und in Thron und Fürst den Begriffs aller Erhabenheit und Großen, Schönen und Guten, Edel und Vollendeten zu begrüßen“, sind zu übertrieben, als

daß wir annehmen könnten, es sei dies die Sprache innerer Ueberzeugung bei ihm. Der Verfasser erklärt ganz offen, er wüßte sich vorzugsweise „vornehme“ Leser, und da scheint er manche recht „vornehme“ Ansichten zur Erreichung seines Zwecks aufgestellt zu haben. Während er ferner die schönsten christlichen Grundsätze predigt, wie: „Das echte Christenthum verzeiht und sieht mit milden Augen die Fehler des Nächsten. Nur der Hochmuth überhebt sich und wirft den Stein. Ach, und wir sind doch allzumal schwache Menschen“, entbildet er sich nicht lange Verbammungsstriden zu schleiern besonders gegen Juden und Demokraten und schließlich gegen alle, welche nicht seinen Ansichten huldigen. Und bei diesen Gelegenheiten verfällt er in eine Sprache, welche von seiner sonstigen ausländerischen und gefälligen Diction auf das grellste absteht; er gebraucht höchst unästhetische Ausdrücke, ja man muß geradezu sagen, gemeine und vulgäre. Die innere Ueberzeugung führt auf diesem Felde eine solche Sprache gewöhnlich nicht. Alles, was in der Nähe des Thrones sich bewegt, ist nach der Anschauung des Verfassers edel, aber auch nur das; alles was mit dem „souveränen Volke“ in Verbindung steht, ist „irregeleitet und aufgereizter Pöbel“, „ründerisches, schuftiges, schmutziges Gesindel“, „Hundeseelen“, „Dreckserlen“. Der Verfasser thate wohl, solche Widerlichkeiten aus seiner Denkwelt, wenigstens aber aus seinen Büchern fernzuhalten, sonst mag er es uns nicht verdenken, wenn wir ihn selbst zu dem „atrophischen Geschlechte“ rechnen, wie er das ganze Geschlecht der Jetztzeit zu nennen beliebt.

10. *Begebenheiten auf einem böhmischen Grenzschloß*, erzählt von Karl Viktor Haugwitz. Wien, Typographisch-artistic-literarische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es werden hier die Schicksale von sieben aufeinander folgenden Besitzern eines böhmischen Grenzschlosses erzählt: der erste ist der Baron Adam Gombé, welcher zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs auf dem Schloße wohnt. Seine Gemahlin hat ihm sieben todt Kinder geboren; endlich schenkt ihnen der Himmel einen Sohn, welcher am Leben bleibt. Als er zum Jüngling herangereift ist, wird er auf das Theresianum nach Wien geschickt, um Jura zu studiren. Während er einst in den Ferien auf dem Schloße bei seiner Mutter ist — der Vater ist bereits todt — verlobt er sich in die schöne Tochter des Gärtners. Er hat indes einen begünstigten Nebenbuhler, den einzigen Sohn eines Doctors aus der benachbarten Stadt, welcher das Josephinum besucht. Der junge Gombé fordert ihn zum Zweikampfe heraus und tödtet ihn. Er flieht nach Amerika; die Mutter geht nach Wien und verkauft das Schloß. Eine besondere Rolle spielt in dieser Erzählung außer den bezeichneten Personen ein intriguanter und rachsüchtiger Jesuit, welcher Hausgeistlicher und Erzieher in der Familie ist, und außerdem ein junger Maler, welcher ein Bild für die Schloßkapelle malt.

Der zweite Besitzer ist Graf Sickingen. Er ist so verschuldet, daß er zuletzt, um seinen Gläubigern und der Personalfast zu entgehen, fliehen muß. Er schlägt den Weg nach seiner Heimat ein, um noch einmal vor seinem Tode — er ist schon sehr alt — das Stammschloß seiner Väter am Rhein zu sehen. Er gelangt in den letzten Tagen eines schönen Octobermonats an den Rhein. Ueber dem Strome lag eine nachsommerliche Milde. Die Verklärung des Spätherbtes hauchte um das braune Blatt der Rebensböde eine göttliche Lust. Die Burgen spiegelten sich schöner als je in der ruhigen, vom Himmelblau getränkten sonnigen Flut. Ein solches Bild hatte ein sterbender Mann vor sich, der in einer Scheuer auf einem Strohlager lag. Das Scheuerthor war geöffnet und umrahmt über einen Birthgarten weg einen Theil des schimmernden Rheinspiegels, hinter welchem, den Fels krönend, die Stammburg der Väter des sterbenden Mannes lag. Er mochte in der Gaststube nicht einsprechen, in der Furcht, der alte Wirth würde seinen einstigen Gebieter erkennen. Er wollte mit dem Blicke auf die Burg seiner Väter starren, die im wunderbaren Abendgold brannte. So wollte er sterben, und so starb er, mit dem Scheideblicke

auf feenhaftige Jugendbräute. Man nahm dem gestorbenen Manne ein Ordenskreuz von der nackten Brust, wo es verborgen war, an dem man den Grafen Franz Sickingen erkannte und legte seinen Beigang zu den Leichen seiner Väter.

Diese ersten beiden Erzählungen sind stellenweise nicht ohne Interesse; die folgenden werden immer unbedeutender, matter und sind zum Theil etwas wirr und barock. Dazu kommt, daß, mit Ausnahme kleiner und vereinzelter Passagen — die von uns angeführte gehört zu ihnen — das ganze Product des Verfassers vollständig ungenießbar gemacht wird durch die Sprache: sie ist oft vulgär und incorrect, wunderlich und in abstoßender Weise manierirt; der Verfasser ist von einer krankhaften und höchst tadelswerthen Reizung befallen, sich in absonderlichen und verzerrten Verbindungen von Worten zu ergehen; man betrachte Sätze und Redeweisen wie folgende: „Der rücksichtslose Italiener verschüttete es mit der Baronin“ (mindestens müßte es heißen „bei“ statt „mit“); „er schwieg, aber mit einem bitterbösen Blick, aus dem die Ungeheuer der Dante'schen Hölle brüteten“; „Relaxie's Ruhe war nun aus der Wiege geworfen“; „schnell um den Doctor gefahren“ (kommt zu wiederholten malen vor); „des Wirthschaftsverwalters pergamentartiges Antlitz convertirte sich ganz und gar zu einem dürftigen Fragezeichen“; „es nahm allenthalben in der kleinen Welt der Herrschaftsumgebungen wunder, daß sich Rohedrossel aus einem Engländer spielenden Nichtstänzer zu einem stürmischen Gegenheil herausgewachsen habe“.

11. *Sant und Frucht, oder Bauerndeute und Schifferndeute. Eine Erzählung von der Niederelbe von Heinrich Smidt.* Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Schauplatz der Erzählung ist das Dorf Auel, unterhalb Glückstadt in einer fruchtbaren und reichen Marschgegend gelegen. Hier wohnen zwei Vollbauern, Jakob Bomann und Hans Smolt. Der letztere hat einen einzigen Sohn, Hinrich; der erstere eine schöne Tochter, Grete. Die Väter kommen überein, ihre Kinder miteinander zu verheirathen. Grethen liebt aber bereits einen andern, Behrend Grithof, einen ganz unbedeutenden, aber schmuken Steuermann. Der Vater will ihm die Tochter unter keiner Bedingung geben, sie soll den Hinrich Smolt heirathen. Da greift Grithof zu einem verwegenen Mittel: mit Hilfe einiger Kameraden weiß er seinen Nebenbuhler nach Hamburg zu locken, und hier wird er, nachdem er ganz trunken gemacht worden ist, als Matrose auf ein Schiff geschleppt, welches alsbald in See geht. Nach der Besetzung dieses Nebenbuhlers gelangt es dem Grithof, den Vater seiner Braut für sich zu gewinnen; derselbe gibt seine Zustimmung zu der Heirath, und diese wird nach ungefähr anderthalb Jahren mit allem Pomp gefeiert. Auch der Vater des verschollenen Hinrich ist wie zum Spott und Hohn geladen worden. Als nach der Trauung die Gäste beim Hochzeitmahle sitzen und die Neuvermählten nach alter Sitte in einer weithäufigen Zinnschüssel die Hochzeitsgaben einsammeln, tritt plötzlich Hinrich in ihre Mitte. Länger als ein Jahr hat er in der schrecklichsten Weise unter einem unmenslichen und rohen Kapitan Matrosendienste thun müssen, bis es ihm endlich gelungen ist zu entkommen und sein Geburtsdorf wieder zu erreichen. All sein Denken und Trachten ist Rache. Er hat sich mehrere Wochen in dem Hause seines Vaters verborgen gehalten, um an dem Hochzeitstage plötzlich aufzutreten. Mit einem langen Trauerflor am Gute tritt er in die Versammlung; alle entsetzen sich und verstummen. Ein Schwager Grithof's nimmt endlich seinen ganzen Muth zusammen und sagt: „Ich habe dich nicht geladen, die ungeladenen Gäste dürfen nur bis an den Zuschauerbalken gehen.“ — „Du hast meinen Vater, den alten kranken Mann laden lassen, damit er den Treubruch mit eigenen Augen sehen soll, der hier begangen ist. Der Vater aber ist in der vergangenen Nacht gestorben und ich stehe hier an seiner Statt.“ Der plötzliche Eintritt des Todes in das

volle glühende Leben wirkte wie ein erstarrender Frost, der in einer Frühlingsnacht sämmtliche junge Blüten zerstört. Es war Grabesstille in der Versammlung. Hinrich Smolt ging nach dem obern Ende der Tafel, wo das Brautpaar saß und sagte: „Ihr sammelt die Hochzeitsgaben ein. Es ist meine Pflicht, für den geladenen Todten einzustehen und an seiner Statt euch zu beschenken.“ Mit diesen Worten riß er den Trauerfleur von seinem Hute und warf ihn auf die blinkenden Silbergeräthe in die Brautschüssel, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Wie ihr mir gethan, so soll euch geschehen!“ und ging dann zur Thür hinaus, ohne daß ihn einer aufgehalten hätte. Ein panischer Schreck hatte die ganze Hochzeitsgesellschaft gelähmt. Die Braut lag ohnmächtig in den Armen des Bräutigams und der Brautvater stand regungslos, wie von einem Starrkrampf befallen. Die Musikanten, welche in einem Nachbarhause gespeist wurden und von dem Vorfall nichts wußten, hielten, einen lustigen Walzer spielend, ihren Einzug. Ein tragisches Geschick erfüllt sich an der Familie Hritthof; durch verschuldete und unverschuldete Unglücksfälle gerathen sie in Noth und Kummer, und beide Gatten finden ein vorzeitiges und elendes Ende. Hinrich sitzt auf seinem einsamen Gehöft und sieht nicht ohne Befriedigung, wie seine Feinde von der Strafe des Himmels betroffen werden. Er hatte im Innern geschworen für die erlittene Unbill Rache zu nehmen an Kind und Kindeskind, wenn es ihm möglich wäre. Doch der Himmel lenkt es anders. Durch besondere Fügungen geschieht es, daß Hinrich sich nach dem Tode Hritthof's mit der unglücklichen Frau, als sie im Sterben lag, ausgesöhnt hat und die Vormundschaft über den einzigen Sohn derselben übernimmt. Diesen setzt er zuletzt als seinen Erben ein, aber erst nachdem er lange und schwere Kämpfe mit sich durchgekämpft hat und er durch ganz besondere Ereignisse veranlaßt wird, den Gedanken an Rache aufzugeben.

Das Buch ist anziehend und gut geschrieben; Volk und Land sind lebhaft und anschaulich geschildert, und der Verfasser läßt uns einen interessanten Blick thun in die Eigentümlichkeiten jener Markgegenden an der Mündung der Elbe. Die Charaktere sind gut aufgefaßt und durchgeführt und haben eine gewisse plastische Klarheit. An einzelnen Stellen föhnten die Verknüpfung der Begebenheiten und die Uebergänge zwischen einzelnen Abschnitten etwas durchsichtiger sein.

12. Vogelbärchen. Eine Erzählung aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs von Justus Treumann. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1863. 8. 12 Mgr.

Die Erzählung, welche in Hessen spielt, beginnt im Juni 1636 zu der Zeit, als Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel im Bunde mit den Schweden von Norden her nach Hanau zog, um diese von den Kaiserlichen hart bedrängte Stadt zu entsetzen. Der Held der Geschichte ist ein junger Kriegsmann, Namens Augustin, welcher in dem protestantischen Heere dient. Sein Vater ist gräflicher Jägermeister gewesen. Seine Mutter, Barbara, hat einst bei Verwandten in der Nähe einen Besuch gemacht; bei ihrer Rückkehr fand sie ihre Wohnung abgebrannt und ihren Mann erschlagen; ihr einziger Sohn, erst zwei Jahre alt, ist verschwunden. Durch das Uebermaß des plötzlichen Unglücks ist ihr Geist so umdüstert worden, daß sie wie im Traume den Ort, wo ihr irdisches Glück untergegangen ist, verlassen hat und nun unstet umherirrt. Die einzigen lebenden Wesen, die sich aus dem Hause gerettet, sind ein zahmer Staar und ein kleiner Hund, die ihr überall folgen. Die Leute nennen sie „Vogelbärchen“. Eine lange Reihe von Jahren ist sie umhergewandert, bis zuletzt in ihrer Todesstunde ein glücklicher Zufall ihr den lange gesuchten Sohn wieder zuführt. Sie stirbt beseligt in dem Gedanken, daß der Glaube, ihr Sohn lebe noch, sie nicht getäuscht hat. Ihr Sohn ist bei dem Brande von Zigeunern mitgenommen und später von dem Bürgermeister von Wetter aufgenommen und erzogen worden. Als er erwachsen ist, hat er Kriegsdienste genommen und befindet sich nun in dem protestantischen Heere, welches nach Hanau zieht; mit diesem

Zeitpunkte hebt die Erzählung an. Die Anordnung des Stoffes ist geschickt, die Entwicklung und Verknüpfung der Begebenheiten ist von dramatischer Kraft und Lebendigkeit. Es ist besonders hervorzuheben, daß das Buch sehr getreue und anziehende Schilderungen aus den damaligen Kriegszeiten enthält; der historische Hintergrund der Erzählung gibt Zeugniß davon, daß der Verfasser genaue und gründliche historische Studien für seinen Gegenstand gemacht hat. Ebenso sind die Beschreibungen und Schilderungen von Gegenden des Hessenlandes sehr naturwahr und in poetischer Weise aufgefaßt; diejenigen, welche diese Gegenden aus eigener Anschauung genauer kennen, werden diese Schilderungen mit ganz besonderem Vergnügen lesen.

13. Brandenburgische Geschichten von Gustav zu Putlig. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 26 Mgr.

Den Inhalt des Buchs bilden, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, vier kleine, früher zerstreut erschienene historische Skizzen und Genrebilder: „Die Vermählung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit Luise Charlotte Radziwill 1681“, „Aus dem Schwarzen und in das Schwarze“, „Die Bernauer Bierflasche“, „Kronprinz Friedrich und Hans Herrmann von Ratt“. — „Die Bernauer Bierflasche“, der Chronist nachgezählt, ist eine allerliebste Humoreske. In Bernau bei Berlin lebt ein würdiges Ehepaar, dessen ältester Sohn 14 Jahre alt ist. Die Kellern wollen etwas Tüchtiges aus ihm machen und bringen ihn nach langer Ueberlegung zu dem berühmtesten Schuhmachermeister der kurfürstlichen Residenz in die Lehre. Die Lehrzeit beginnt. Der Meister ist ein recht gutmüthiger Mann; aber seine Frau, welche im Hause des Regiments führt und den ganzen Tag umherpant, ist der Schrecken der Lehrlinge. Am zweiten Tage der Lehrzeit wird er von der Meisterin, welche Besuch erwartet, mit einer großen kupfernen Flasche, die durch eine zinnerne Schraube geschlossen wurde und etwa 5—6 Kannen berliner Maß faßt, fortgeschickt, um dieselbe mit bernauer Bier füllen zu lassen. Der Lehrling, welcher keine Ahnung davon hat, daß er nach dem Rathskeller gehen soll, wandert getrost mit der schweren Flasche nach Bernau, läßt sie dort füllen und tritt am andern Tage den Rückweg an. Er ist noch nicht an den Schlagbaum der Stadt gelangt, da begegnet ihm der andere Lehrling, welcher Stiefel über Land zu bringen hat. Als dieser den Bernauer sieht, fragt er ihn verwundert, wo er herkomme, und als er erfährt, welches seltsame Versehen der Bernauer gemacht hat, setzt er ihm auselander, wie böse die Meisterin sei, und wie er reblich mit dem Knierrücken bekommen werde. Der arme Schusterjunge faßt einen fähnen Entschluß: er vergräbt die Flasche mit dem Biere unter dem dritten Baume vom Schlagbaum links an der Landstraße, läuft davon bis nach der schlesischen Grenze und läßt sich zuletzt von einem kaiserlichen Offizier anwerben. Er zeichnet sich durch seine Tapferkeit aus und bringt es bis zum Rittmeister. Nach 18 Jahren kehrt er in seine Heimat zurück; in Berlin erkundigt er sich sogleich nach seinem ehemaligen Meister, und als er hört, daß derselbe nebst der Meisterin noch am Leben ist, geht er zu ihm und läßt sich das Maß zu einem Paar Stiefel nehmen. In dem Gespräch, welches er mit ihm anknüpft, erinnert er ihn an den Lehrling aus Bernau und an die Bierflasche und gibt sich ihm zuletzt zu erkennen. Um den erkauften und ungläubigen Meister von der Wahrheit seiner Aussagen zu überführen, gehen sie zusammen nach der Stelle, wo das Bier vergraben ist und finden es wieder. In Hause öffnen sie es, und es hat sich ein Rest Bier darin erhalten, der allen, die davon kosten, ganz vorzüglich schmeckt. Auch die Meisterin, welche bernauer Bier besonders liebt, bekommt Lust davon zu trinken, und schon streckt sie die Hand nach dem Glase aus, da ruft der Rittmeister: „Halt! Sie bekommen nichts ab für ihr loses Maul!“ Die Erzählung ist im Tone der alten Geschichtsbücher wiedergegeben und zwar mit Geschmack und Verstandnis.

„Ueber die Absicht und den weitgreifenden Plan (zugleich

als Standpunkt der Beurtheilung)“, wovon der Verfasser bei der ersten und letzten Erzählung geleitet worden ist, spricht er sich in der Vorrede in folgender Weise aus: „Unsere vaterländische Geschichte ist arm an Memoiren. Sollte es da nicht dankenswerthe Aufgabe sein, das Gelebte soviel als möglich zu ergänzen? Es wird gewiß niemand sich unterfangen, Memoiren vergangener Tage zu schreiben, aber es läßt sich aus dem zerstreut Vorhandenen manches Lebensbild combiniren; Familienporträts müssen ausheilen, wo geschriebene Schilderungen fehlen, ja der Ueberrest früherer Wohnanordnungen, Möbel und Geräthe, wie wir sie wol noch zuweilen in alten Schlössern finden, müssen als verlorrene Memoiren gelten. Aus alledem läßt sich schließen und zusammensetzen, aber freilich muß Phantasie und poetische Divinationsgabe vermittelnd ausheilen und, wo die Quellen im Stich lassen, die Lücken füllen. Der Verfasser solcher Bilder, die gewissermaßen den Mittelpunkt halten zwischen dem Geschichtsbuch und dem historischen Roman, müßte aber mit der Gewissenhaftigkeit des Geschichtsschreibers verfahren und nur da seine Phantasie eintreten lassen, wo die authentische Quelle ihn verläßt, und seine auf genaueste Studien begründete Uebersetzung müßte überall das aus eigener Schöpfungskraft Hinzugefügte vertreten. Der Versuch einer derartigen geschichtlichen Schilderung, gleichsam von Nachgeborenen geschriebener Memoiren, hat der Verfasser in der ersten und letzten Skizze dieser Sammlung gewagt. Auf den Ruhm der Erfindung, der spannenden Handlung hat er verzichtet, das Verdienst der gewissenhaftesten historischen Treue nimmt er in Anspruch.“ Wir brauchen nur wenig Worte hinzuzufügen. Die Erzählungen sind in frischen, lebendigen und wahrheitsgetreuen Farben gehalten und gewähren treffende und plastisch wirkende Bilder der damaligen Zeiten und Personen. Sollte der Verfasser einmal die Absicht, eine größere Sammlung derartiger Bilder aus der preussischen Geschichte zu liefern, ausführen, so würde ein solches Werk sehr verdienstlich und werthvoll sein. Dem Wunsche, welchen der Verfasser am Ende der Vorrede auspricht, seine Skizzen möchten zu ähnlichen Versuchen anregen, können wir nur beistimmen. Gute, in dieser Art ausgeführte Erzählungen bieten eine vortreffliche Lectüre und sind eine glückliche Vereinigung von Unterhaltung und Belehrung. Adolf Sonnenburg.

Zur neuern Geschichte Neapels.

Lebensbilder zur Zeitgeschichte. III.: Geschichte Neapels während der letzten 70 Jahre, dargestellt am Leben der Generale Florestan und Wilhelm Pepe. Von Hermann Reuchlin. Nordlingen, Verl. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Als Recensent es vor 14 Jahren unternahm, eine geschichtliche Darstellung der nationalen und politischen Bewegung in Italien von 1815—49 zu geben¹⁾, fand er die neuere Geschichte der Halbinsel als ein fast unangebautes Feld vor. Die Quellen flossen äußerst spärlich und waren nur mit großen Schwierigkeiten zu erschöpfen. Aus meist anonymen Broschüren, Zeitungsartikeln, Erlässen, diplomatischen Notizen und mündlichen Mittheilungen ließ sich nur ein unvollkommenes, skizzenhaftes Bild jener 35 Jahre zusammenfügen. Der Grund war einfach: in Italien durfte man die Wahrheit nicht schreiben und schrieb deshalb lieber gar nicht; die italienische Emigration gab einseitige Darstellungen mit greller Parteilichkeit, die natürlich im schärfsten, unvermittelten Gegensatz zu den dürftigen Mittheilungen der officiellen und officiösen Presse standen; das Ausland interessirte sich zu wenig für die politischen Zustände der Halbinsel, um seine Publicisten zu veranlassen, die tausend Hemmnisse und Verdrüßlichkeiten neuester italienischer Geschichtsforschung zu überwinden. Inzwischen hat sich vieles verändert. Seit der Revolution von 1848, zumal seit Piemont ein konstitutioneller Staat und der Hüter der nationalen Idee geworden, haben die

Italiener selber mit Eifer und Geschick, wenn auch selten mit der nöthigen Gründlichkeit und fast nie mit voller Unparteilichkeit die Geschichte ihres Landes in den letzten Decennien bearbeitet. Quattieri's, La Farina's, Ranelli's und vieler andern Geschichtswissenschaftler, obzwar werthvolle Beiträge, doch nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Wichtiger sind die zahlreichen Sammlungen von Documenten und besonders die mehr und mehr anwachsende Memoirenliteratur, zum Theil von Männern, die, wie Guglielmo Pepe, eine hervorragende Rolle in der Geschichte der letzten fünfzig Jahre gespielt haben.

Unter den deutschen Geschichtsforschern, die Italien neuerdings, zumal seit dem Kriege von 1859, ein besonderes Interesse zugewandt haben, ist H. Reuchlin, sowohl was seine genaue Kenntniß italienischer Zustände als sein Verständniß für die nationalen und provinziellen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung der Halbinsel, endlich seinen von Parteiurtheilen ungetrübten Blick und seine klare und anschauliche Darstellungsweise betrifft, entschieden der bedeutendste, wie wir das schon früher in Beziehung auf seine „Geschichte Italiens“ in Nr. 27 d. Bl. f. 1861 anerkannt haben.

In dem vorliegenden dritten Hefte seiner mit vielem Beifall aufgenommenen „Lebensbilder zur Zeitgeschichte“²⁾ will der Verfasser durch die Darstellung der neapolitanischen Geschichte seit 1796, die er an die Lebensgeschichte der Brüder Florestan und Guglielmo Pepe knüpft, das Publikum über die Elemente des neapolitanischen Lebens orientiren, die Motive „der Feigheit und des Heroismus“ des neapolitanischen Volks kennen lehren und zahlreiche, nicht nur von fremden Touristen, sondern auch von namhaften Neapolitanern verbreitete Irrthümer entlarven. Er gebietet dadurch einen Beitrag zur richtigen Würdigung der eigenthümlichen Schwierigkeiten zu liefern, welche sich in Neapel einer friedlichen, geistlichen und dauerhaften Ordnung der Dinge entgegenstellen. Ob es ihm, wie er fast zu hoffen scheint, gelingen wird, der italienischen Regierung zu beweisen, „wie sie dem Provinzialismus gerecht werden müsse und wie dringend und wie möglich es sei, sich aus dem Neuen Napoleon's zu ziehen“, und andererseits Oesterreich begreiflich zu machen, daß es „anstatt Pläne der Rache und Restauration zu schmieden, die Fäden der Verknüpfung herauszufinden suchen müsse“, dürfen wir dahingestellt sein lassen. Daß Deutschland, wenn auch von dem Schicksal Neapels nicht so unmittelbar berührt wie von dem Venetiens, ein entschiedenes Interesse daran hat, daß kein Murat noch ein anderer Herrscher von Napoleon's Gnaden dort einen französischen Vasallenthron bestige, liegt auf der Hand; ebenso sehr, daß die gewaltsame Wiedereinsetzung eines wenigstens bei dem ganzen urtheilsfähigen Theile des Volks verhaßten oder verachteten Königshauses, das seine Regierungsfähigkeit seit einem Jahrhundert glänzend documentirt hat, statt der Herrschaft eines von fremden Einflüssen unabhängigen Königs von Italien so wenig in unserm wie in dem wohlverstandenen Interesse Europas überhaupt liegt.

Dadurch, daß der Verfasser seine Geschichtserzählung an die Schicksale der beiden Generale Pepe knüpft, von denen besonders der jüngere bei allen Wechselfällen, denen sein Vaterland anheimfiel, vom Anfang des Jahrhunderts bis zu seinem Tode im Jahre 1855 die bedeutendste Rolle gespielt hat, erhält die Schrift allerdings ein besonderes Interesse, das ihr manchen Leser zuführen wird, den eine bloße Geschichte Neapels nicht angezogen haben würde. Reuchlin versteht es trefflich, durch die Schilderung der Thaten und Erlebnisse der beiden berühmten Galabresen wie ihrer Schicksalsgefährten und Gegner helle Schlaglichter auf den neapolitanischen Volkscharakter überhaupt wie auch auf die zahlreichen provinziellen Eigenthümlichkeiten zu werfen, die sich dort noch in weit höherm Grade exclusiv erhalten haben als in irgendeinem andern Theile der Halbinsel. Dagegen ist freilich nicht zu verkennen, daß durch die Nothwendigkeit, auf der einen Seite den oft ganz

¹⁾ Vgl. „Die Gegenwart“, III, 163—189 und 604—606. 1863. 28.

²⁾ Heft 1 enthält „Gäfar Balbo“, Heft 2 „Garibaldi“.

auseinanderlaufenden Lebensweg der beiden Brüder im Auge zu behalten und auf der andern den Faden der allgemeinen Geschichtserzählung immer wieder anzunehmen, die Einheit der Darstellung bedeutend gelitten hat. Auch können wir es nicht verhehlen, daß der Titel der Schrift uns fast zu vornehm für diese auf 90 Seiten zusammengedrängte, zum nicht geringen Theile biographische Skizze erscheint. Die Ereignisse ganzer Reihen von Jahren sind oft kaum mit wenigen Worten flüchtig angedeutet, die neuesten und wichtigsten seit 1849 auf 3—4 Seiten abgehandelt. Auch vermögen wir nicht alles, was der Verfasser sagt, unbedingt zu unterschreiben. Wo Pepe sich mit Colletta in Widerspruch befindet, gibt er stets dem letztern unbedingt unrecht und schreibt ihm die Absicht zu, die Thatsachen verbiegt zu haben, um sich selbst rein zu waschen. Wir haben nicht nur aus Colletta's Geschichtswerk selbst, sondern auch aus zahlreichen Mittheilungen vieler seiner Bekannten und Freunde die Ueberzeugung geschöpft, daß dieser Historiker stets nur geschrieben hat, was er nach seinem besten Wissen für die Wahrheit halten mußte. Er mag sich hier und da getäuscht haben oder getäuscht worden sein, hat aber gewiß nie absichtlich die Thatsachen gefälscht, und so wenig wir Pepe irgendeine solche Schuld aufbürden wollen, so zeigen doch seine Mittheilungen eine so entschiedenen und eigenthümlich subjective Färbung, daß wir ihnen keineswegs stets volle objectiv Glaubwürdigkeit beilegen möchten.

Der Stil der Schrift, welcher wesentliche Abweichungen von der Schreibart in der „Geschichte Italiens“ zeigt und bald an den Colletta's, bald Macaulay's erinnert, macht in seiner Kürze und knappen Gedrungenheit, die keineswegs frei von Härten und hier und da von schwerfälligen Wendungen ist, den Eindruck, als ob er dem Verfasser selbst noch nicht ganz geläufig sei. Im ganzen dürfen wir jedoch das Buch unsern Lesern mit der Versicherung empfehlen, daß sie es nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden, zumal nicht ohne einen wesentlich tiefern Einblick in die eigenthümlichen Schwierigkeiten gewonnen zu haben, die sich in Unteritalien einer neuen Ordnung der Dinge entgegenstellen, sowie in das Wesen und die Bedeutung jener Krämpfe und Zuckungen, unter denen die Einführung derselben sich langsam und widerstrebend vollzieht.

Otto Speyer.

Notizen.

„Caxtoniana.“

Von dem Verfasser des Romans „The Caxton family“ erscheint im „Blackwood's Magazine“ seit einiger Zeit eine Reihe von Essays über Leben, Literatur und Sitten unter dem Titel „Caxtoniana“, ein buntes Gemisch geistreicher, wenigstens zum Denken anregender Bemerkungen und Einfälle über die verschiedensten Gegenstände. Der Verfasser zeigt sich auch in deutscher Literatur gut bewandert und citirt fleißig Aussprüche von Kant, Hegel, Goethe, Schiller u. s. w. Im Maiheft des genannten Magazins beschäftigt sich der Verfasser unter vielem andern auch mit der Frage, worin die Vorzüge des Verses vor der Prosa in Werken der Imagination zu suchen seien. Die Prosa, bemerkt der Verfasser unter anderm, habe nicht so leicht im Gedächtnis, und er fährt dann fort: „Wer hat 20 Zeilen aus „Ivanhoe“ im Gedächtnis? Wer hat nicht 20 Zeilen im Gedächtnis aus dem „Deserted village“? ... Hundert Jahre nach der Entstehung eines in Prosa geschriebenen Werks der Imagination sind darin Schönheiten wie begraben und bleiben der Wahrnehmung gänzlich entrückt; in einem Gedicht bleibt auch hundert Jahre nach seiner Veröffentlichung wahrscheinlich nicht eine einzige Schönheit unentdeckt. Dies gilt auch von den volkstümlichsten und unvergänglichsten Dichtungen in Prosa, die wir in einem Lebensalter lesen, wo das Gedächtnis noch am zähesten ist, von „Don Quixote“ oder „Robinson Crusoe“, von „Gulliver's Reisen“ oder den „Arabischen Nächten.“ Man erinnere sich, bemerkt der Verfasser weiter, wol mit Vergnügen an den Inhalt, aber Schlagstellen wisse man daraus nicht aus-

wendig. Weiter kommt der Verfasser darauf zu sprechen, daß in vielen Romanen unserer Zeit eine lehrreiche Tendenz, eine symbolische Beziehung den Einschlag im novellistischen Gewebe bilde; so gehe — „to quote the most familiar illustrations I can think of“ — in Goethe's „Wilhelm Meister“ neben „dem bloßen Interesse an den Begebenheiten das Interesse an der innern Beziehung zwischen der Lehrzeit eines Künstlers in der Kunst und eines Mannes Lehrzeit im Leben nebenher. In Hawthorne's „Transformation“ kann die bloße Erzählung der äußerlichen Vorfälle niemals richtig verstanden werden, wenn der Leser keinen Sinn hat für die fühlliche Mystik, welche durch die Personen symbolisirt wird.“ Der Verfasser nennt dabei diesen Roman zwar „oft sehr fehlerhaft in der Ausführung, aber ungemein groß in der Auffassung“, und das ist er, und wenn er auch einzelnen Verfehlte oder Bizarre hat, so sind doch auch viele Einzelheiten von vortrefflicher, immer aber sauberster Ausführung. Ein bewährter Kunstkritiker schrieb und während der Lectüre der unter dem Titel „Miriam oder Graf und Künstlerin“ erschienenen deutschen Uebersetzung: „Ich lese den Roman mit dem größten Interesse, nicht bloß, weil er in Rom und andern mir bekannten Gegenden Italiens spielt und die Dertlichkeiten und so manches ältere und neuere Kunstwerk mit tiefeingehender geistvoller Charakteristik behandelt, sondern auch noch mehr wegen der Art und Weise, wie bedeutende und zum Theil räthselhafte Charaktere mit psychologischem Tiefblick hier zur Anschauung gebracht sind. Ich hatte kurz vorher ... von ... gelesen. Welche leichte alltägliche Waare, welches bloße Nachwerk einer allerdings talentvollen Routine, wie der Markt es täglich bietet, gegen dieses völlig durchgeistigte Product eines mit vollster Innerlichkeit schaffenden Dichters! Ich halte diesen Roman für einen der bedeutendsten, der in neuerer Zeit geschrieben worden sein mag. Sonnenschein ist in ihm freilich nur, soweit der Glanz des Weins von Monte Beni reicht. Das Ganze ist von einem Hauch der Schwermuth angeweht, aber er steht im Einklange mit den Charakteren, die Abbilder eines feinfalteten, tief melancholischen Dichtergemüths sind. Dabei treffliche Gedanken ungewöhnlicher Art und Form, und ich frage mich oft, wie war es möglich, daß die Uebersetzerin sich durch die offenbaren Schwierigkeiten des Originals mit dieser gleichmäßigen classischen Ruhe und Klarheit durchzuwinden wußte.“

Wir theilen diese Brieffelle mit, nicht weil uns die Uebersetzerin als Tochter so nahe steht, sondern weil wir wahrnehmen müssen, daß der Hawthorne'sche Roman, der so viel deutsches Element enthält, in Deutschland noch nicht die Würdigung gefunden hat, die er zu finden verdient. Für Alttagleser ist er freilich nicht. J. M.

Alfred Tonnellé als Uebersetzer aus dem Deutschen.

Ein junger Franzose, der Wissenschaft und Literatur zu früh entriß, Alfred Tonnellé, hat eine Uebersetzung des wehmüthig schönen deutschen Liebes versucht, welche dessen einfache Grazie und rührende Herzlichkeit so gut wiedergibt, als die Grundverschiedenheit des Genies der beiden Sprachen es erlaubt. Das französische Gedicht „L'Adieu“ heißt wie folgt:

De Dieu c'est l'ordre suprême:
Il faut à tout ce qu'on aime
Dire adieu:
Et pour un cœur sur la terre,
Est-il douleur plus amère
Qu'un adieu?
Cueille un frais bouton de rose;
Et d'une eau pure l'arrose
Tout un jour:
Le soir la verra fleurie,
Et le lendemain stérile
Sans retour.

Cours choisir une maîtresse;

Laisse-toi de sa tendresse

Enivrer.

Pour la voir bientôt ravie.

Et rester seul dans la vie

A pleurer.

Écoute, et tressaille d'espoir!

En ses douleurs l'homme s'écrie:

Adieu! Mais une voix chérie

Des cieux lui répond: Au revoir!

Alfred Tonnellé war am 5. December 1831 zu Tours geboren und starb daselbst am 14. October 1858. Was er für Philosophie und Aesthetik hätte werden können, zeigen die „Fragments sur l'art et la philosophie“, welche ein Freund, G. A. Gétarich, Professor der auswärtigen Literatur an der Faculté in Lyon, gesammelt hat und von denen kurze Zeit nach ihrem Erscheinen eine zweite Auflage (Paris 1860) nöthig wurde; wie er sich moralisch und religiös entwickelt hatte, deutet ein in diesem Buche enthaltenes Schreiben des Dratorianers Pater Gratry an, dessen Bächlein „Les sources“, neben seinen größern Werken, in aller Händen ist. In wenigen französisch-producten weht uns ein solcher Hauch der Innigkeit deutschen Gefühls und Innerlichkeit deutscher Auffassung an, wie in diesen zerstreuten Blättern eines jungen Mannes. Hier ist, wie der Herausgeber sagt, die Idee des Schönen nicht von der Idee Gottes getrennt, welche dessen Quelle ist. Eine eigenthümlich anziehende Erscheinung, dieser Sohn der anmutigen Touraine, welcher, indem er, wenige Monate vor seinem Tode, die in Nebel gehüllten Höhen der Pyrenäen hinaufsteigt, die Verse Milton's „Kennst du den Berg und seinen Wolfenstieg“ vor sich herträgt. Andere Uebersetzungen, so Goethe'scher, Uhland'scher Gedichte, sind von ihm vorhanden; nicht alle kommen der des Liedes vom Scheiden und Wiedersehen gleich. Auf welchen Grund hin nennt aber der Herausgeber des Tonnellé'schen Nachlasses dies Volkslied ein Gedicht Ernst von Feuerstein's? Vielleicht erhalten wir durch d. Bl. später einmal hierüber Auskunft.

90.

Bibliographie.

Daubissin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Juliane Marie. Zwei Bände. Hannover, C. Kümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deatel die Braut von Messina. Historisch-romantischer Trauersalat in zwei Aufzügen von Dreien. Hoyerwerba, Erbe. 16. 3 Ngr.

Decker, A., Fabeln und Märchen. Dresden, Reinhold und Söhne. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Freimaurerei im Staate von einem frühern Ordensmitgliede. Nach dem Französischen von A. Eschweiler. Mit einem Vorworte von A. Stolz. Aachen, Gens. 12. 7½ Ngr.

Garrido, F., Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. Deutsch von A. Ruge. Rechtmäßige deutsche, stark vermehrte und berichtigte Ausgabe von F. Garrido und A. Ruge. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grohmann, J. B., Sagen-Buch von Böhmen und Mähren. 1ster Theil. Prag, Calve. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grosse, C., und F. Otto, Vor fünfzig Jahren. Die Befreiung Deutschlands durch die Völkerschlacht bei Leipzig. Patriotische Bilder aus dem Jahre 1813. Mit 5 Tonbildern, 55 in den Text gedruckten Illustrationen, sowie 1 Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 15 Ngr.

Graf, L., Die Räthsel der Natur und des Lebens. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Gemsen, L., Des Königs Weichwater. Historischer Roman. 1ste bis 5te Lieferung. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. à 3 Ngr.

Herzog, K., Der Leutnant. Eine Erzählung in fünf Temp. Stans, v. Matt. 1862. 8. 15 Ngr.

Höde, T., Lenzesblüthen. Berlin, Böttcher. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kieselberg, Prinzessin von Ritgenbwo. Ein tragikomisches Märchen, frisch bearbeitet nach Gozzi und Schiller's Turandot in einem Akte von Dreien. Hoyerwerba, Erbe. 16. 3 Ngr.

Kieselbach, W., Zum Verständniß des realen Lebens. Bremen, Strad. 8. 12 Ngr.

Kedderhose, K. F., Johann Jänike, der evangelisch-lutherische Prediger an der böhmischen oder Betslehens-Kirche zu Berlin, nach seinem Leben und Wirken dargestellt, herausgegeben von G. Knaf. Berlin, Beck. 8. 24 Ngr.

Kewald, Fanny, Oesterbriefe für die Frauen. Berlin, Janke. 8. 15 Ngr.

Reinz im Jahre 1863. Ein Bild öffentlichen Lebens. In Briefen skizziert von C. B. Nachen. 8. 8 Ngr.

Maltitz, G. v., Der Braunschweig'sche Hof und der Abt Jerusalem. Culturhistorischer Roman. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 4 Thlr.

Die Männer des Volks in der Zeit deutschen Glends. 1805—1813. Nach Briefen und Memoiren. Mit Photolithographien nach Zeichnungen von L. Burger. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Seehagen. Gr. 8. à 5 Ngr.

Marenzi, F. A. Freih. v., Zwölf Fragmente über Geologie, oder Beleuchtung dieser Wissenschaft nach den Grundsätzen der Astronomie und der Physik. Mit 4 Figur-Tafeln. Laibach. Gr. 8. 1 Thlr.

Mylius, D., Ausgewählte Erzählungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Ngr.

Piberit, T., Gehirn und Geist. Entwurf einer physiologischen Psychologie für denkende Leser aller Stände. Mit 8 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter. 8. 15 Ngr.

Pröbß, R., Michael Kohlhaas. Trauerspiel in sechs Acten. Dresden, Kuntze. 8. 20 Ngr.

Puttitz, G. zu, Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 20 Ngr.

Rafsch, G., Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Generals Josef Garibaldi. 1ster Band. Berlin, Nele, Böttje u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Ritter, G., Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von G. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tweeten, C., Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft dargestellt. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 25 Ngr.

Der lustige Vetter aus Schwaben, oder schwäbischer Humor und Volkswitz. Eine treue Sammlung der originellsten und pikantesten Anekdoten aus Schwaben. Mit viel Mühe und Fleiß zusammengetragen vom Krummen Philipp. Stuttgart, Fischhaber. 16. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Deecke, W., Ueber Schiller's Auffassung des Künstlerberufs. In dem läbender Zweigverein der Schillerstiftung gelesen am 10. November 1862. Lübeck, Aschenfeldt. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hohenreuther, J., Und dennoch Rathhaus! Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift des Dr. Eich: „In welchem Lokale fand Luther in Worms vor Kaiser und Reich.“ Mainz, Le Roux. Gr. 8. 5 Ngr.

Schulze-Delitzsch, Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus. Sechs Vorträge vor dem Berliner Arbeiterverein. Leipzig, Reil. 8. 7½ Ngr.

Zur polnischen Frage. Gedanken eines Deutschen über dieselbe. Berlin, Grothe. 8. 5 Ngr.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

In einzelnen Blättern nebst Text, cartonnirt, zu 5 Sgr.

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Fünfte Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Eisenbahnen in Sachsen sowie nach Koblitz, Prag und Pardubitz.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Dritte Auflage.
Die böhmische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Vierte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Plan von Prag.
Eisenbahnen zwischen Prag, Brünn (Wien), Olmütz und Krakau.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baiersheim (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Plan von Nürnberg. Zweite Auflage.
Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg (mit 2 Abb.). Zweite Auflage.
Plan von Augsburg.
Eisenbahn zwischen Augsburg und Lindau (mit 1 Abbildung).
Eisenbahn zwischen München, Augsburg u. Ulm (mit 3 Abb.). Zweite Aufl.
Plan von München u. Eisenbahn von München nach Starnberg. Zweite Auflage.
Eisenbahnen zwischen München, Innsbruck und Salzburg (mit 1 Abb.).
Eisenbahnen zwischen Pest, Wien, Brünn und Prerau (Prag); die Donau von Wien bis Pest.
Eisenbahn zwischen Ulm und Friedrichshafen und der Bodensee.
Plan von Stuttgart (mit 2 Abbildungen).
Eisenbahnen zwischen Karlsruhe, Heilbronn, Stuttgart und Ulm.
Eisenbahn von Karlsruhe nach Baden-Baden und Strassburg.
Eisenbahnen zwischen Strassburg, Basel, Zürich und Schaffhausen (mit 1 Abbildung).
Die Donau von Donauwörth nach Passau (mit 4 Abbildungen).
Die Donau von Passau nach Linz und Wien (mit 6 Abbild.). Doppelblatt.
Plan von Wien und seinen Umgebungen.
Eisenbahn zwischen Wien und Triest (Doppelblatt).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Mainz und Koblenz (mit 4 Abb.). Zweite Auflage.
Der Rhein zwischen Koblenz und Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Siebengebirges). Zweite Auflage.
Plan von Köln. Zweite Auflage.
Eisenbahnen zwischen Köln, Aachen und Emmerich (mit 1 Abbildung).
Die Thüringische Eisenbahn und der Thüringer Wald. Zweite Auflage.
Eisenbahn von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.
Plan von Kassel. Zweite Auflage.
Plan von Frankfurt a. M. (mit zwei Abbildungen).
Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. M., Mainz und Heidelberg.
Eisenbahnen zwischen Heidelberg und Karlsruhe, sowie in der badischen Pfalz.
Eisenbahnen zwischen Magdeburg, Hannover und Göttingen und der Harz.
Plan von Magdeburg. Zweite Auflage.
Eisenbahnen zwischen Hannover, Hamburg, Bremen und Baden; Nordsee.
Plan von Hannover.
Eisenbahnen zwischen Hannover, Rheine, Köln und Kassel.
Plan von Braunschweig (mit 4 Abbildungen).
Plan von Berlin und seinen Umgebungen.
Eisenbahnen zwischen Berlin, Potsdam, Magdeburg, Wittenberge und Leipzig.
Eisenbahn zwischen Berlin und Hamburg (mit 4 Abbildungen).
Plan von Hamburg. Zweite Auflage.
Eisenbahn zwischen Hamburg und Kiel; Helgoland.
Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Berlin und Stettin.
Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Götting, Breslau und Posen.
Plan von Stettin.
Eisenbahnen zwischen Stettin, Posen, Frankfurt a. O. und Bromberg.
Eisenbahnen zwischen Bromberg, Danzig und Königsberg.
Plan von Breslau.
Die Oberschlesischen Eisenbahnen.
Rügen. Führer für Reisende.
Übersichtskarte der Eisenbahnen von Mitteleuropa.

Brockhaus' Reise-Atlas ist ausserdem auch in folgenden sechs Sectionen (jede einzeln cartonnirt 24 Sgr.) erschienen:

Oesterreich (5 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Die Rheinlande (7 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Baiern und Württemberg (9 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Nordost-Deutschland und Schlesien (8 Karten, 3 Städtepläne und Text).
Nordwest-Deutschland (5 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Sachsen, Thüringen und Hessen (7 Karten, 3 Städtepläne und Text).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte.

Leichtkräften aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.

Von Eduard Fichte.

Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Denker auch weitem Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheitsfinn in sein Inneres einzufahren liebt.

In dem vorausgeschickten Lebensabriß Fichte's, zu welchem auch sein Sohn, Professor Immanuel Hermann Fichte, interessante Beiträge geliefert hat, erhalten wir ein getreues, menschlich wahres Bild des deutschen Mannes, dessen Jubiläum im vergangenen Jahre mit Recht als ein deutsches Nationalfest gefeiert ward.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon.

12 Bände. 8. 1848—56.

Früherer Preis 25 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 12 Thlr.

Dieses bekannte Werk beginnt mit der auf alle Verhältnisse einwirkenden wichtigen Epoche von 1848 und gibt ein vollständig abgerundetes Bild der neuern Zeitgeschichte.

In der Fr. Wagner'schen Buchhandlung in Freiburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wessenberg, J. Heinrich von, Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenzhausen. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Zweite Auflage. Preis 16 Neugroschen, oder 54 Kreuzer.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Es eben erschien das zehnte Bändchen von Karl Gutzlow's Zauberer von Rom.

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 18 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten Werks werden noch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die früheren Bändchen nachgeliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 29. —

16. Juli 1863.

Inhalt: Religiöse Poesie. — Schilderungen aus der Alpenwelt. — Zur deutschen Verlehrs. — Roman- und Dorfgeschichtenliteratur. — Reden. (Alfred Remy und G. P. Buisson; Künstlerkandidaten in Deutschland; Habent sua fata libelli.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Religiöse Poesie.

1. Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet von Moriz Kappaport. Leipzig, G. E. Frißsche. 1860. 8. 18 Ngr.
2. Gedichte von Friedrich Wilhelm Faber. Auswahl. Deutsch von Michael Dorr und Willibald Gottmann. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Regensburg, Manz. 1860. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
3. Marienblüten. Von Albert Hopf. Densig, Kaspermann. 1861. 8. 20 Ngr.
4. Vermischte Gedichte von J. B. J. Neue Folge. Augsburg. 1861. 8. 8 Ngr.
5. Aeolsharfe. Eine Auswahl aus seinen zerstreuten Liedern. Von Ernst Dreyher. Dueslinburg, Basse. 1860. 8. 15 Ngr.
6. Fremdes und Eigenes für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. Herausgegeben von Henriette von Dvorn. Halle. 1860. 8. 1 Thlr.
7. Einsame Stunden. Gedichte von Mathilde Beneta. Götting, Vierling. 1860.
8. Gedichte von Christian Friedrich Heinrich Sasse. Nebst einer Auswahl nachgelassener Gedichte seines Sohnes Rudolf Sasse. Altenburg, Schnuphase. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.
9. Blüten aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt von Ferdinand Arndt. Neu-Kuppin, Dehmigke. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.
10. Soli Deo Gloria. Gesänge und Lieder von G. Sengelsmann. Hamburg, Duden. 1861. 8. 15 Ngr.
11. Lieder eines Suchenden. Religiöse Dichtungen von G. Deber. Bärlich, Schultheß. 1861. 8. 24 Ngr.
12. Für das Haus. Liebergabe von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.
13. Geistliche Gedichte. Von C. G. W. Eißer. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1861. 8. 15 Ngr.
14. Aus unserer Zeit. Gedichte von Georg Längin. Lehr, Geiger. 1861. Gr. 16. 12 Ngr.

Der fröhliche Hauch, der seit einiger Zeit in einem großen Theile der europäischen Welt, selbst schon, wenn auch erst leise, in England durch die religiösen Anschauungen weht, scheint auch bereits auf den Büchermarkt wesentlich eingewirkt zu haben. Denn seit länger als zehn Jahren ist es zum ersten male, daß wir unter der Gesamtzahl der durch Zufall zusammengeführten, und zu gemeinschaftlicher Besprechung vorliegenden Werke religiöser Dichtungen auch nicht ein einziges angetroffen haben, welches nicht wenigstens Spuren dieses Geistes an

1863. 29.

sich trüge, wie wir denn z. B. selbst in der zu Halle erschienenen, oben unter Nr. 6 aufgeführten Sammlung „Fremdes und Eigenes“ Stücke von Goethe und Hegensberg, von Herder und Barthels nebeneinander vorfinden. Dasselbe, was sich auf unserm Büchertische im Kleinen abspiegelt, zeigt sich bei einem Ueberblicke der religiösen Literatur im Großen. Die schnellen Wandlungen in der religiösen Ueberzeugung, wovon man in dieser Erscheinung ein Zeichen finden könnte, lassen sich aus der Geschichte nicht hinwegleugnen; sie sind zu allen Perioden und unter allen Nationen, sobald die Macht nach dieser oder jener Richtung hin ihren bestimmenden Einfluß ausübte, sichtbar gewesen. Wie weit in der Gegenwart eine solche Wandelung eingetreten, wollen wir einer spätern Zeit zu entscheiden überlassen. Man kann obige Erscheinung auch in einem mildern Lichte betrachten, man kann annehmen, daß, je nachdem die eine oder die andere Meinung die herrschende wird, die zu derselben sich zählenden Stimmen laut werden und in den Vordergrund treten, während die andern, in den Hintergrund gedrängt, verstummen; und mit dieser mildern Ansicht wollen wir uns vor der Hand begnügen, nicht ohne unsere Freude darüber auszuspochen, daß wir nach langer Unterbrechung die leuchtenden Geister wieder im Vordergrund finden.

Wir beginnen unsere heutige Umschau in religiöschronologischer Ordnung mit einem israelitischen Werke, lassen dann ein paar katholische folgen und reihen diesen eine größere Anzahl protestantischer an.

Die „Hebräischen Gesänge“ von Moriz Kappaport (Nr. 1) lassen gleich in der Widmung „Zionscho“ auf eine tüchtige poetische Kraft schließen:

Einen leisen, leisen Klang
Hört man durch Ruinen beben;
Blinkt und klingt jahraufendalag
Wie geheimes Geisterweben.

Zionsburg, so hehr und hoch!
Dich hat Frevlerhand zerschlagen,
Aber deine Trümmer noch
Glänzen wie in alten Tagen.

Jeder Stein verwittert, kumm,
Spricht mit hellen Flammengungen:
Ueber David's Heiligtum
Schweben die Erinnerungen,
Jener Tage, jener Zeit,
Als du reich an Ruhm und Ehre,
Der Welt hast ausgebreitet
Deine reiche Gottesliebe.

Deine Edhne sind zersprengt,
Und es braust der Sturm, der scharfe,
Doch an jeder Weide hängt
Noch die alte Storchgarbe.

Ob dir irb'sches Glück und Ruhm
Nach wie Nebelhaue verfliegen,
Doch dein ew'ges Eigentum
Ruhmst du mit — den Gottgedanken.

Jeder Jude, wo gebannt,
Wo die Heimat er gefunden,
Jeder Stein, den fromme Hand
Deinen Bergen hat entwunden;
Deines Jordans Flut, so kühl,
Aufbewahrt selbst im Gefäße,
Die die Flut des alten Nil,
Künden laut Jehovas' Größe!

Ob zerstoßen und verweht,
Ueberrast, wie einst im Oken,
Fest und treu der Jude steht,
Unverjagt, ein Gottesposten.

So tönt es durch die zerbrochene Leiter. Dann wird der
geistlichste Klang voller, verständlicher. Wir hören von
Jakob's Kampfe, von seinem Ringen in der Nacht mit
dem Unbekannten bis zur Morgenröthe:

Da ließ ihn der Engel los;
Jener Engel im Versagen,
Der so lang nur kühn und groß,
Als die Nacht weicht hellem Tagen.

Israel! Ein göttlich Bild!
Ohne Trübung, ohne Blendung,
Horch' nach Wahrheit, unverfälscht,
So vollbringst du deine Sendung.

Wo du weißt, ob dort, ob hier,
Ob auf dieser, jener Scholle,
Licht sei ewig dein Panier,
Licht die heilige Parole!

Stets soll dich der Strahl umwehn,
Der am Sinai ausgegangen,
Und du wirfst im Licht erstehn,
Wie du lichtvoll untergangen!

Diese treffliche Deutung der biblischen Erzählung vom
Kampfe Jakob's gibt uns zugleich einen klaren Einblick
in die religiösen Anschauungen des Dichters. Die vor-
liegenden Uebersetzungen enthalten „Jeremia's Klagelieder“,
„Stonklieber“, „Sabbatgruß (Leha-Dobi)“, „Mos's Ab-
schiedslied“ und „Das Hohelied“. Sie zeichnen sich
durch begeisterten Schwungvollen, edeln und glänzenden Stil
wie fließenden Versbau aus, obschon es nicht an einzelnen
Härten und Schwächen fehlt; sie werden der Poesie des
Originals in hohem Grade gerecht, erreichen aber doch
nicht die vollendete Poesie der Luther'schen Uebersetzung.
Zum Vergleich diene der Anfang von „Mos's Abschieds-
gesang“:

Rappaport.

Ihr Himmel hört! Mein Wort erschallt;
Horch Erde, wie's vom Munde wallt!

Die Regenströme meine Lehre,
Mein Klang wie milde Thauessähre,
Die Stauwässer auf junge Sprachen,
Die Kaskaden auf's Gestein ergossen!

Den Gottesnamen ruf' ich an;
Denn ihm nur huld'ge jedermann.

Der Fels, in seinem Thun vollendet,
Der Fels nach jeder Richtung spendet,
Der Gott der Treue, trugeseer,
O wie gerecht und gnad'ig ist er!

Luther (5 Mos. 32, 1—4):

Wartet auf, ihr Himmel, ich will reden; und die Erde
höre die Rede meines Mundes. Meine Lehre trübe wie der
Thau, und meine Rede fließe wie der Thau, wie der Regen
auf das Gras, und wie die Tränen auf das Kraut. Denn ich
will den Namen des Herrn preisen. Seht unserm Gott allein
die Ehre. Er ist ein Fels. Seine Werke sind unsträflich; denn
alles, was er that, das ist recht. Treu ist Gott, und sein
Büßes an ihm, gerecht und fromm ist er.

Oder „Jeremia's Klagelieder“:

Rappaport.

O! glücklicher, die mächtige Schwermacht,
Als die der bleiche Hunger hingerafft!
Und besser dem durchbohrt sein Blut entfloßen,
Als jenen, die gleich Selbstmord man gemessen.

Entsetzlich! edle Mütter, liebevoll,
Sie kochen ihre eignen Kinder weich!
Verzehren sie, ein heißersehntes Mahl,
Bei meines Volkes Untergang und Qual.

So furchtbar ist des Wogen Grimm erschossen,
So schwer hat er des Hornes Blut ergossen,
Daß sie in Zion laßt ein Flammenmeer,
Das alle Pfeiler stürzt ringsumher.

Luther (Klagelieder Jeremia 4, 9—11):

Den Erwürgeten durchs Schwert geschah's besser, weder
benen, so da Hungers starben, die verschmachteten und erschossen
wurden vom Mangel der Früchte des Acker. Es haben die
barmherzigsten Weiber ihre Kinder selbst müssen kochen, daß sie
zu essen hätten in dem Jammer der Tochter meines Volkes.
Der Herr hat seinen Grimm vollbracht, er hat seinen grimmi-
gen Zorn ausgeschüttet; er hat zu Zion ein Feuer angezündet,
das auch ihre Grundfeste verzehret hat.

Wir verkennen nicht, daß die gebundene Form mit
größern Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die freie. So
setzen wir das weiche, wodurch das Kochen der Kinder in
einer nichts weniger als poetischen Weise erweitert wird,
auf Rechnung des Reims; aber auch abgesehen von sol-
chen einzelnen Anstößen ergeht sich die Luther'sche Ueber-
setzung in einem erhabeneren, hinreißenden Rhythmus als
die Rappaport'sche, der wir indes ihre bereits früher ge-
rühmten Vorzüge damit nicht absprechen wollen. In der
Umdichtung des Hoheliedes schließt sich Rappaport der
nunmehr wol allgemein durchgedrungenen Auffassung des-
selben als eines dramatischen Gedichts an, mit dem Grund-
gedanken, daß Sulamit der Heimat und dem Geliebten
entrißen, der Werbung des Königs widersteht und zuletzt
nach glücklicher Rückkehr in die Heimat den Geliebten
wiederfindet. Wir haben diese Auffassung früher zu

wiederholten malen ausführlichen besprochen, und es genügt daher hier dieselbe nur kurz anzudeuten.

Der englische Dichter Friedrich Wilhelm Faber, von dessen Gedichten uns Michael Dorr und Willibald Gottmann eine „Auswahl“ (Nr. 2) in gelungener Uebersetzung darbieten, gehört, nach dem vorliegenden Werke zu urtheilen, dem Kreise jener begabten katholischen Schriftsteller Englands an, die wir kurz mit der Wiseman'schen Schule bezeichnen möchten. Ob und inwiefern eine wahrhaft freiere Geistesrichtung in der katholischen Welt anzubahnen das letzte Ziel und der innerste Kern ihres Strebens sei, müssen wir einer spätern Zeit zu entscheiden überlassen; das ist aber gewiß, daß die Vertreter dieser Schule, indem sie als Kämpfer für die katholische Kirche auftreten, sich einer sehr lebendwürdigen Waffenföhrung befleißigen. So finden wir auch bei unserm Dichter keine Spur jener verlegenden Polemik, welche nie die Herzen gewinnt, sondern nur mit rohem Faustschlage von sich abwendet; keine Spur von jenem schroffen Hervordrängen mit Dogmen, welche dem Verstande Gewalt antun und das Herz so leer lassen, sondern überall nur eine große gewaltige Sehnsucht nach Versammlung aller Gläubigen unter Eine Kirche und eine begeisterte, wirklich blüthenreiche Schilderung der Lichtseiten des Katholicismus. Das minder Ansprechende wird weise verschwiegen, an dem, dessen Berührung sich nicht ganz vermeiden läßt, symbolisch verklärt, und das Werben um Proselyten, wenn man ein solches als unter dem Schleier der Dichtung hier auftretend annehmen will, zeigt sich höchstens als sanfte Lockung, die wie die des Weibes auf den Fischer wirkt, aber um so verführerischer ist, je weniger sie den Anschein hat, es sein zu wollen.

Wie man mit Dogmen verfahren muß, wenn man sie in die Poesie einführen will, das mögen unsere Starrorthodoxen Protestanten an Faber lernen. In dem zweiten Abschnitt des Gedichts „Allerheiligen“ nimmt er sich das Fegfeuer zum Vorwurf. Hier ist wirkliche Poesie, namentlich in der unübertrefflichen Schilderung der Werke, die zugleich eine sittliche Auffassung des Werths derselben enthält, die dem aufgeklärtesten Verstande Ehre macht. Nicht minder schön ist das Dogma vom Abendmahl behandelt. Im ganzen Werke wird vom Kreuze, wenn wir uns recht bekennen, nicht öfter als drei- bis viermal die Rede sein, und nie anders als in gleicher echt künstlerischer Beschränkung. Aber dieses weise Maß wirkt gewiß hundertmal so gewaltig und mit weit intensiverer Kraft als das entgegengesetzte Verfahren so vieler geistlicher Lieberdichter, die es sich halb zur Sünde anrechnen, wenn nicht vom Kreuze auf jeder Seite, wir möchten sagen in jeder Strophe die Rede ist, und welche die Poesie darin zu suchen scheinen, daß sie die Wundenmale Jesu von Geißeln und Dornen und Nägeln mit den größten und größten Farben auftragen. Sie bedenken nicht, daß diese banalen Wiederholungen und diese rohe Plastik Geist und Gemüth abstumpfen, und daß das Ende vom Liede im Herzen der Leser nicht Erwärmung, Erhebung, Begeist-

zung, sondern nur Gleichgültigkeit ist und sein kann. Unser Dichter läßt sich nie dergleichen Verfalls zu Schulden kommen. Wir finden Wärme und Innigkeit, Phantasie und Gedankenreichtum mit einer echt künstlerischen Gestaltungskraft in ihm vereint, und nur selten wird die Klarheit der Darstellung durch eine etwas zu mühsame Färbung, wie in den sonst schönen Gedichten „Ofergang“ und „Königsbrücke“ getrübt. Der Dichter knüpft mit Vorliebe an die Natur an und bezieht eine große Bedeutung, durch tiefkönnige Betrachtung des Naturlebens religiöse Eindrücke zu erwecken. Auch versteht er sich auf eine treffliche Detailmalerei einzelner Naturscheinungen. Wir haben in den nun erwähnten Beziehungen unter andern die Gedichte: „Die verfallene Hütte“, „Die Ißa“ und „Die Fische“ hervor, von denen sich namentlich das letztere durch eine kräftige und sinnige Charakteristik des Baums in allen seinen Phasen auszeichnet.

Die Uebersetzung ist, wie wir bereits im Eingange angedeutet, dem Original vollständig gerecht geworden und zeugt von Gewandtheit und poetischer Kraft. Werthwüdig ist der Verstoß in dem Gedichte „Karl Ritter“, wo wir das Wort „Karl“ durchgängig zweifelsig gebraucht finden. Die Entschuldigung, welche die Uebersetzer in einer besondern Anmerkung diesfalls geltend machen, scheint nicht ausreichend; wir halten vielmehr die deutsche Sprache für biegsam genug, um der Schwierigkeit, welche der Zusammenhang dieser beiden im Gedichte öfter vorkommenden Worte darbietet, zu begegnen, da der Jambus in gewissen Gliedern eine Länge statt der Kürze ohne Härte zuläßt, auch der Juname in dieser Verbindung mit dem Geschlechtsnamen nicht unbedingt die Betonung erhalten muß, so daß z. B. ein Versbau wie folgender: „Nur einer grümt sich hier, Karl Ritter nur“, im reinen Jambenmetrum dem rhythmischen Gehör gewiß weniger auffällt, als die Version, deren sich die Uebersetzer bedient haben: „Nichts grümt sich hier als Karl Ritter nur.“ Es versteht sich von selbst, daß mit diesem Tadel dem sonst rühmlich anzuerkennenden Werthe der Uebersetzung nicht zu nahe getreten werden soll, die das Verdienst hat, daß sie den fremden Dichter in einer Form einführt, welche den Leser in die angenehme Illusion versetzt, deutsche Originaldichtungen vor sich zu haben.

Von weit untergeordneterer Bedeutung ist das nun zu besprechende Werkchen: „Marienblüthen“, von Albert Gopf (Nr. 3), an das wir jedoch einen minder strengen Maßstab anzulegen haben, weil es unter der Ägide eines guten Zwecks auftritt, da der Ertrag dem St. Marien-Krankenhaus in Danzig bestimmt ist. Wir lassen daher seinen formellen Vorzügen, namentlich dem glatten und fließenden Versbau und dem rhythmischen Wohlklang, die wir durchgehends vorherrschend finden, ihre volle Geltung, hätten aber gewünscht, daß sich zu diesen Vorzügen auch die eines tiefen Gehalts und einer größern Gedankenfülle gesellt hätten, und daß die Phantasie mehr originell schöpferisch als im Anhäufen von Bildern thätig gewesen,

welche, unmittelbar aneinander gereiht, eines das andere aufheben, wie in dem Gedichte „Born der Sättigkeit“.

Wir können uns mit dieser Art Mariencultus — womit wir nicht speciell das vorliegende Werkchen, sondern mit ihm die ganze Richtung, der es angehört, meinen — nicht einverstanden erklären. Wir erblicken in diesem äußerlichen Erfassen des Höchsten und Reinsten ein Träumen, das sich, weil das wahre Leben alles ver sagt, in ein auf hohler Basis beruhendes und darum nie befriedigendes Gefühlleben versenkt. Man sucht Unmögliches zu erreichen; man will das Sinnliche, von dem der Mensch, eben weil er Mensch ist, nicht abstrahiren kann, im Uebersinnlichen finden, man will das Geistige real machen, um die Lücke, die der Mangel des Realen notwendig in der Seele erzeugen muß, auszufüllen. Allein man kann wol im Sinnlich-Angeschauten die Spuren des Göttlichen lesen und vom Sinnlichen zum Geistigen sich emporheben; man kann aber nicht ungestraft das Göttliche zum Träger des Sinnlichen machen; man darf nicht im Geiste, der da geistig anzubeten ist, eine Ergänzung des sinnlichen Bedürfnisses, wie sie nur das Reale zu bieten vermag, suchen wollen, sonst entschwindet mit dem Geiste der Gott, und der Götze allein bleibt zurück. Was aber vom Wesen der Sache, von dem Gegenstande, den das Gedicht behandelt, gilt, muß natürlich ebenso vom Gedicht selbst gelten: auch ihm entschwindet der Geist und nur der schimmernde Mantel, mit dem das Idol umhangen wurde, bleibt zurück: ein glänzender Staat, der das Auge blendet, aber Herz und Gemüth nicht erquickten kann.

Die Reihe der protestantischen heute zu besprechenden geistlichen Liebergaben beginnen wir mit einem wohlgemeinten Werkchen, den „Vermischten Gedichten“ von J. B. J. (Nr. 4), bei welchen, wie es uns scheint, das Können dem Wollen am wenigsten unter allen hier vorliegenden gerecht zu werden vermochte. Es sind versifizierte Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament unter den beiden Haupttrabanten „Joseph der Aegyptier“ und „Der Welterlöser“, denen sich ein dritter Cyclus „Der Frühling“ nach den drei Abschnitten: „Im März“, „Im April“, „Im Mai“ anschließt. Die einzelnen Gedichte, aus denen das Ganze, „Der Welterlöser“, zusammengesetzt ist, sind gut ausgewählt und geordnet. Wir finden Jesus mitten in der That, als Brotspender, zuerst auftretend; daran reiht sich unmittelbar das Gleichniß vom verlorenen Sohne, jedenfalls die trefflichste Veranschaulichung seines Wirkens als Lehrer; dann Jesus und Zachäus, Auferweckung des Lazarus, das letzte Abendmahl, der Weg zum Ölberge und die übrigen hervorragenden Momente aus der Geschichte des Leidens, des Todes und der Auferstehung Christi. So ist das Gesamtgemälde in großen, charakteristischen Grundzügen angelegt, bei deren vollendeter Ausführung es den wohlthuendsten Eindruck zu machen nicht verfehlen würde. Allein, was die letztere anlangt, so ist der einzige Vorzug, den wir ihr zusprechen können, der einer möglichst schlichten Darstellung, die aber theils

durch immer wiederkehrende fast unerträgliche Härten ersetzt, theils durch allzu profaische Erweiterungen vermisert wird. Zu erstern rechnen wir z. B. S. 3 die letzte Zeile, wo gesagt wird, daß Gott durch Christus

Schonen nach der Wahrheit weckt und füllet,
An zur Flamme den Docht, noch glimmend, saßt.

Oder S. 5, Strophe 1:

Wohin sollen wir nach Broten gehen,
An dem Ort, der Brot und Früchte haßt.

S. 60, Strophe 2:

Pilatus:

Seht, ich nochmal euch verstände,
Frei und offen ich erklär',
Daß ich ohne Schuld ihn finde,
Ihm zur Freiheit seht' nichts mehr.

Strophe 6:

Und Pilat, der menschlich denkt,
Sie auch ohne Gefühl nicht glaubt,
Aber Aug' auf Jesum lenket,
Seiner Menschenwürde beraubt.

Die Inversion des Zeitworts ist überhaupt constante Regel beim Verfasser und wird in dieser fortgesetzt, von Strophe zu Strophe sich hinziehenden Weise überaus ermüdend. Der an zweiter Stelle gerügte Mangel an Poesie tritt besonders in der Darstellung der Lebensgeschichte hervor, deren einfach erhabene und tief ergreifende evangelische Schilderung freilich am wenigsten eine triviale Verbreiterung erträgt. In dem beigegebenen naturbeschreibenden Gedicht „Der Frühling“ sinkt die Darstellung bis zur reinsten Prosa herab:

Und das Rothkehlchen, lieb und theuer,
Wir auf der Heide Zweigen sehn,
Wir bleiben, es begrüßend, stehn,
Und hören seiner Ankunft Feyer.

Und das Rothschwänzchen, eng verbunden
In Sitten mit ihm und verwandt,
Uns allen gar so wohl bekannt,
Hat sich auch wieder eingesunden.

Im April.

Schon um sechs Uhr sehen wir die Sonne,
Wie sie hehr dem Schlafgemach entkeigt u. s. w.

Es ist wunderbar, wie stark im Herzen des Menschen, gewiß aber im deutschen Herzen am meisten, die Versuchung zum Dichten ist. Wir wollen mit keinem rechten, der dieser Versuchung nicht widersteht, aber wir möchten auch dem begabtesten Talente immer und immer wieder zurufen: Bedenke dich neunmal, ehe du den ersten Gang in die Dessenlichkeit hineingehst. Ungebrucht sind deine Lieder dein eigen, deine Lieblinge, die Blumen deines Gartens, farbig und duftig, die Fierde und Freude deiner stillern Feierstunden; gedruckt gibst du sie allen preis, sie sind nicht mehr dein, es sind die abgeschnittenen Blumen deines Gartens, sie sind hingeworfen, dem Winde zum Spiel. Möglich, daß die unvergänglichen zum schönsten Kranze vereint auf dein Haupt zurückkehren; aber ebenso leicht möglich, daß sie, der Erde zugeführt und vom Sande überschüttet oder auf den Markt des Lebens geworfen und im Schmutze vertreten dem Fluche des Sängers „vergessen und verschollen“ anheimfallen und nur

dir, dir allein als traurige Zeugen eines verfehlten Strebens fortleben.

Die „Aeolsharfe“ von Ernst Breysner (Nr. 5) gibt eine Auswahl von Gedichten, die künstlerisch höher stehen als die vorigen, gleich jenen gesunde Anschauungen und gute Gedanken enthalten, der echten Weihe der Poesie aber doch noch entbehren. Die Sammlung beginnt mit einigen Gelegenheitsgedichten politischen Inhalts, zum Geburtstag des Prinz-Regenten, zum dritten fünfzigjährigen Jubiläum der Krönung Friedrich's I. und ein paar Preussienliedern, von denen das eine, unter der Überschrift: „Ob Krieg, ob Frieden?“ mit den Zeilen

Wie sich die Wetterfahne dreh' und wende,
Der Prinz-Regent führt es zum guten Ende.

Hätten wir nur diese beiden Zeilen referirt, so könnte man denken, der Spottvogel stecke dahinter; aber nein, unser Dichter sucht den Wind, von dem die Schwankungen der Fahne ausgehen und diese selbst nicht innen im Reiche und in der unmittelbaren Nähe des Souveräns, sondern außen, und ist des Siegs unter allen Umständen gewiß:

Ob Krieg, ob Frieden? Wie die Würfel fallen,
Die läßt zu werfen schon die Hand sich heben? —
Das ist der Völkerfrage Widerhallen,
Und wie im Sturm der Delzweig zitternd bebt:
Nur Ein Volk fragt nicht.
Das Preussenvolk, es ist voll Zuversicht u. s. w.

Auch in der zweiten und dritten Strophe fährt dann der Dichter fort:

Nur Ein Volk jaget nicht,
Nur Ein Volk zweifelt nicht,
Schlagfertig steht das Heer,
Ihr Kriegesgespenk schreut seinen Preussen mehr!

Wir meinen, die Begeisterung ist recht gut; aber man soll den Sieg nicht eher besingen, als bis er errungen ist. Und einem Volke, dessen letzte militärische Thaten der Feldzug gegen Dänemark und die Schlacht bei Bornhöved, ziemt es nicht, sich das einzige zu nennen, das nicht jagt. Man senke die Fahnen, um die noch jene düstern Fäden hängen, bis sie durch eine wahrhaftige Großthat der vereinigten Staatsgewalten, gleichviel, ob es ein patriotischer Feldzug oder ein patriotischer Act ist, wieder zu Glanz gekommen sind.

Auf die politischen Gedichte folgt ein Cyclus rein geistlicher Lieder, die, an biblische Abschnitte anknüpfend, mit kurzen, recht praktischen Anwendungen schließen. Nur gegen eins haben wir unsern Tadel auszusprechen: „Abraham auf Moria.“ Auch hier ist noch immer Abraham's Versuch, das Kind zu opfern, als eine heilige That geschildert:

Da ruft es: „Abraham!“ wie aus der Höhe:
„Laß ab; dein frommes Thun ward offenbar;
Du hast des Sohnes nicht verschont, — ich sehe,
Du fürchtest Gott und bringst das Liebste dar.“

Wir fragen, hat man der fanatischen Kindesopfer, von denen die jüngste Zeit wieder mehrfache Belege aufzuweisen hat, noch nicht genug? Vor mehr als einem Men-

schalter schon rief es Ammon in die Christenwelt hinein: „Das Ansehen Noths könnte uns nicht hindern, einzelnen Verächtern seines ersten Buchs in dem Lichte der Christenheit eine ganz andere moralische Ansicht abzugewinnen, als die ist, welche uns die alte Urkunde selbst eröffnet. Mit großer Bestimmtheit stellt sie uns den Entschluß Abraham's, seinen einzigen Sohn zu opfern als eine göttliche Versuchung und als eine ausgezeichnet fromme Handlung des jüdischen Erzvaters dar. Aber mehrere selbstmörderische und Kindesmörderische Nachahmungsversuche unserer neuen Mystiker in der Schweiz und im Herzen von Deutschland beweisen es unübersehblich, wie gefährlich und gewissenlos es sei, der Handlung Abraham's eine objective Sittlichkeit und Götlichkeit und zuzuschreiben. Man muß es daher von den Dächern herabpredigen, daß Gott niemand zum Bösen versucht, daß er Menschenopfer zu allen Zeiten verboten hat und daß sich Abraham durch eine tadelnswürdige Nachahmung der Kananiter, die ihre Kinder dem Mars oder Saturn zu opfern pflegten, zu einem Entschlusse habe verleiten lassen, dessen Ausführung die Vorsehung mit sichtbarlicher Weisheit vereitelt hat.“ Aber der Ruf des weisen Mannes und großen Theologen bleibt ein Ruf in der Wüste. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemte es sich endlich, ihn zu beherzigen. Und wenn sich Kirche und Schule nicht entschließen können, nach dem Vorgange der erleuchteten Männer so zu lehren, so ist es Verfall der geistlichen Sänger, das neue Prophetenamt zu üben und der Kirche und Schule die Bahn zu ebnen und zu leuchten. Natürlich haben wir dabei nicht solche geistliche Sänger, die lieber Inquisition und Kerkerverbrennung wieder eingeführt, als nur Einen Buchstaben von der Heiligen Schrift aufgeben sehen möchten, sondern aufgeklärt christliche Sänger, zu denen die uns heute vorliegenden fast ohne Ausnahme gehören, im Auge. An diese aber die obige Aufforderung zu richten, glauben wir vollberechtigt zu sein.

Der entgegengesetzten Richtung ist in dem nun zu besprechenden Werkchen „Fremdes und Eigenes“ von Henriette von Byern (Nr. 6) ziemlich viel Boden eingeräumt, indeß ist die Auswahl im ganzen gut getroffen, wobei wir den überraschendsten Contrasten begegnen und z. B. Herder und Goethe, Pestalozzi, Schleiermacher, E. M. Arndt neben Hengstenberg, Tholuck und Barthel finden: Contraste, welche jedoch mehr in den Namen als in denjenigen Stücken, in denen sie hier repräsentirt sind, hervortreten. Die Sammlung besteht aus Gedichten, Sentenzen, Aphorismen, Betrachtungen und Predigten, und auch das, was der Verfasserin eigenthümlich angehört, zerfällt in Gedichte und prosaische Abhandlungen. Den letztern, durchweg erbaulicher Art, geben wir den Vorzug. Es ist gesunder Sinn darin in einfacher, klarer Darstellung; nur hier und da ist der Kern der Sache nicht getroffen, wie im Aufsatze: „Die Rothlügen“, wo die Verfasserin sich die Aufgabe ziemlich leicht gemacht und nur die Anstands- und Höflichkeitslügen gezeigelt, die eigentliche und wahre Rothlüge aber, d. h. wissenschaftliche

Behauptung unwahrer Angaben zu Abwendung augenblicklicher, unvermeidlicher, durch einen unberechtigten Angriff drohender Gefahr, ganz unberührt gelassen hat. Unter dem „Fremden“ findet sich auch manches hübsche Stück aus ältern Schriftstellern, so das treffliche Lied des Thomas von Kempen „Hier ist es“, das mit den kräftigen Worten schließt:

Wer sich nur halb an Gott will geben,
Der führt ein recht's Jammerleben.
Reich durch, es koste, was es will,
Sonst wird dein armes Herz nicht still.

Von den Predigten hat uns die Tholud'sche über die Gott wohlgefälligen guten Werke, als welche er diejenigen bezeichnet, wo Thun und Lassen gleichsam in unsere eigene Hand gestellt wird, am meisten angesprochen; sie ist anregend und kernig und hat den großen Vorzug energischer Kürze, der auf dem Gebiete der geistlichen Bredsamkeit ein äußerst seltener ist, wie z. B. die meisten der andern in der Sammlung enthaltenen Predigten, namentlich die von Hoffmann und Moll, die, was den Umfang anlangt, gerade das Gegenstück der Tholud'schen sind, schlagend beweisen. Man hält es für nothwendig, das Thema vollständig zu erschöpfen, aber man vergißt dabei das alte wahre Wort, daß die Kunst, langweilig zu sein, darin besteht, alles zu sagen. Durch diese mit zu großer Umsicht ausgeübte Kunst gehen oft die herrlichsten Anregungen wieder verloren. Und vermeidet auch der Redner durch Feuer und Lebendigkeit diese Klippe, so wird sicher doch häufig der Erfolg fehlen, wenn er zuviel in einem Athem sagt und den Zuhörer mit Gedanken so überschüttet, daß er nicht Zeit hat, auch nur den einen oder den andern annähernd zu fixiren.

Henriette von Byern hat sich, wie wir aus der Vorrede erfahren, auf dem Schmerzenslager während langwieriger, schwerer Krankheit, an der Poesie aufgerichtet und verfolgt mit Verdöstlichkeit der dabei liebgewonnenen und in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt fortgesetzten Arbeiten zugleich einen milden Zweck. Wir wünschen und gönnen ihr die besten Erfolge und wenden uns zu einer andern Abgeschlossenheit.

Die „Einsamen Stunden“ von Mathilde Veneta (Nr. 7) bringen uns die lyrischen Ergüsse einer verrathenen und betrogenen Liebe, die zur vollen Resignation durchgedrungen, im tiefsten Schmerze und in der Erniedrigung vor der Welt sich den Adel der Seele bewahrt hat, und warm, innig und poetisch fühlt. Wir rechten hier nicht mit einzelnen Mängeln in der Form und gestehen diesen Schmerzenshauchen volle, ja größere Berechtigung zu, als den tausend tändelnden Liebesliedchen, die in glänzender Hülle die Büchertische der Salons bedecken und oft mit Gefahren spielen, über deren drohenden Hintergrund sie der Phantasie lehren sich hinwegzuträumen, bis derselbe sich auf einmal schroff und kalt zu langem, vernichtendem Erwachen aufschließt. Die Welt verdammt dann nicht den Urheber, sondern das Opfer der Schuld, leider ganz folgerichtig, denn sie straft nicht die Sünde,

sondern nur die Offenbarung derselben mit Verachtung. Wohl der Armen, die dann noch den Halt in sich finden, der ihr von außen her grausam untergraben wird.

An deinem Herzen stille Einsamkeit,
Darf ungehört der Quell der Thränen fließen,
O nimm mich auf, da alle mich verlassen!
Du findest mich, den bleichen Gast, bereit,
Für kurzes Glück mit bitteren Tränenmalen
Die große Schuld der Liebe dir zu zahlen.

Möge das Buchlein wirken, wie es zu wirken geeignet ist: versöhnend, erhebend, mahnend.

In Nr. 8, den „Gedichten“ von Christian Friedrich Heinrich und Rudolf Sackse, lernen wir zwei leiblich und geistig verwandte Dichter, Vater und Sohn, eine reife und eine jugendliche Kraft kennen, beide aus innerm Berufe Dichter, ohne als solche öffentlich aufzutreten zu wollen, denn die Sammlung wird uns aus dem Nachlaß der Dichter durch Freunde dargeboten. Der Vater, der bekannte Consistorialrath und Hospitaller Dr. Sackse zu Altenburg, hat sich durch seine langjährige geistliche Wirksamkeit einen guten Namen erworben, und die hier vorliegende Auswahl seiner Gedichte ist nur geeignet, diesen wohlverdienten Ruf zu erhöhen. Sie zerfallen in geistliche Lieder und vermischte Gedichte. Die letztern sind durchgehends Gelegenheitsgedichte, aber der bessern Art, die aus dem Besondern allgemeine Gedanken herausbilden und dem Vorübergehenden eine Idee von bleibender Anregungskraft abzugewinnen wissen. Nur eins gehört der Kategorie des Gelegenheitsgedichts nicht an: „Gellas am Ostermorgen“, ein Gedicht von kerniger Kraft und edler Diction. Unter den geistlichen Liedern zeichnen sich besonders die Begräbnißlieder aus.

Die Gedichte des jüngern Sackse sind warm, innig und voll Empfindung. Seine religiösen Anschauungen scheinen nicht ganz so hell und klar gewesen zu sein wie die des Vaters; wenigstens tritt uns in dem Gedichte „Der ewige Hohepriester“ noch ganz die Rechtfertigungstheorie nach jüdischer Auffassung entgegen. Die Ahnung des frühen Todes blieb dem jugendlichen Dichter nicht fern. Schön ist die Schlussscene in dem Gedicht „Ruhe in Gott“. Auch in dem längern Gedichte: „Herz und Auge“, sind die Wechselbeziehungen zwischen beiden geistreich durchgeführt, nur hätten wir gewünscht, daß einzelne Abweichungen vom Grundgedanken fern geblieben wären, indem durch diese die harmonische Abrundung des Ganzen gehindert wird. Jedenfalls ist mit dem frühen Tode des Dichters ein schönes Talent zu Grabe gegangen.

Die „Blüten aus dem Pfarrgarten“ von Ferdinand Arndt (Nr. 9) sind von evangelisch-gläubigem Geiste durchweht, aber ohne Exklusivität, Polemik und Intoleranz. Der Geist führt zum Leben.

Ob es in andern Formen wird erkannt,
Als wie sie dir von oben sind gegeben,
Ist Liebe da und warmes echtes Streben,
Und Drang nach Christo hin, des Lebens Leben —
Dann zög're nicht und gib die Bruderhand.

Nach ergeht sich der Dichter nicht in verfluchten Dogen, sondern greift in Natur und Leben hinein und läßt manchen edel poetischen Ton anklängen, wie in „Nachtigall und Lerche“ mit den Schlusszeilen:

Erk flagt der Glaube mit der Nachtigall,
Um mit der Lerche dann verflucht zu loben —

und in dem Gedichte: „Zum einundzwanzigsten Geburtstage meines Emeritus“, in welchem uns ein treffliches kleines Genremal dargeboten wird. Weniger konnten wir uns mit den „Glockenklingen“ befremden, einer Art Travestie der Schiller'schen Glocke, in welcher der reflectirende Theil in mehr religiöser Beziehung durchgeführt wird. Man weiß nicht, ob Schiller's Glocke hier verbessert oder ob sie abgeschrieben werden sollte, denn an manchen Stellen ist der Gedankengang vollständig beibehalten, ja sogar die Worte finden wir wieder, nur daß hier und da etwas geistliche Salbung darüberhin gegossen ist. Das macht ein eigenthümlich unheimliches Gefühl. Die Schiller'sche Dichtung ist mit tausend Fäden so fest in unser innerstes Leben und Empfinden hineingewebt, daß wir jeden, auch den kleinsten veränderten Zug an der lieben Gestalt mit Befremden wahrnehmen müssen. Hier finden wir sie nun wieder, es sind noch dieselben Fäden, aber sie sind doch ganz anders geworden, gleichsam wie im Tode entstellt, wir haben eine Leiche vor uns.

Wenn ein Rafael eine Eizian'sche Venus zu einer Madonna umwandelte, wir würden den Stab über ihn brechen, denn es wäre die Negation eines Kunstwerks. Aber der Eindruck ist in unserm Falle noch viel peinlicher; denn hier steht nicht der Meister dem Meister, sondern der fernsten Jünger einer dem Meister gegenüber, und nebenbei ist das Schiller'sche Gedicht im wesentlichen doch auch so religiös, daß es auch von diesem Gesichtspunkte aus dem Unternehmern dieser Ilias post Homerum sein eigenes Gefühl hätte sagen sollen, daß er hier, klumpflüßig ausgebrüht, Wasser ins Meer trage. Wir betrachten daher diesen Versuch als einen völlig mißglückten und hätten ihn aus der vorliegenden Sammlung hinweggewünscht, aus der uns im übrigen ein wahrhaft religiöses Gemüth entgegentritt, das mit seinen Liedern sich und andere wol oft erhoben hat. Die Sammlung hat auch in vielen der aufgenommenen Gedichten einen poetischen Werth, und wir mögen daher diese Pfarrgartenblüten vor manchen andern, die gleich gemachten Blumen weber Leben noch Duft haben, und vor unzähligen geistlichen Liebeswerken, die nur den Namen, nicht das Wesen Christi verkünden, gern willkommen heißen.

Die Gesänge und Lieder von G. Sengelmann treten unter dem Motto auf: „Soli Deo Gloria“ (Mt. 10). Diese oft entweihten Worte könnten der Vermuthung Raum geben lassen, daß ein anderer unheimlicher Geist durch das vorliegende Werkchen gehe; aber es ist kein solcher, sondern ein guter, voll gesunder Religiosität. Wir haben es hier mit einem Dichter zu thun, der es recht ansieht und das heitere Panier der Freude, der reinen hohen Seelenfreude, mitten in den Tempel hineinträgt:

Es denken manche thöricht,
Das fröhlich solle sein,
Das könne nur beklagen
Die Liebe und den Wein.

Sie denken trüb' und düster,
Sei heil'ger Worte Sinn,
Drum schleiche schwer und langsam
Die Melodie dahin.

Wol wahr! So hört man singen.
Doch Schande über euch,
Die ihr das Reich der Erde
Entweicht und Gottes Reich!

Verleugnet nicht die Wahrheit!
Singt, wie die Seele spricht —
Und ist nicht frisch die Seele,
Wohlan, so singet nicht!

Ihr habt sie eingefangen,
Die Kirche, einst so reich
An frischen, frohen Weisen,
Doch nun der Wildniß gleich.

O, daß sich Gott erbarme
Der lieben Kirche mein!
Daß Luther's Wort und Weise
Noch einmal schlage dein!

O, daß der Hellsand läme
Und trieb' aus seinem Haus
Das schläfrige Gefolge,
Den Lagentraum, hinaus.

Froh ist des Christen Leben,
Und fröhlich ist sein Sang,
Er hat das Heil gefunden,
Das rühmt des Liebes Klang.

Auf, helfet, die ihr Idmet!
Die Fesseln schlägt entzwei
Und führt das Lied der Kirche
Aus seiner Sklaverei.

Der Dichter sagt auch anderwärts den Weltverschäthern die Wahrheit und bemerkt sehr richtig, daß die Frommen, die durch Gang, Gewand und Sitte ihre Weltverachtung zeigen wollen, in der That die Welt achten. Ihnen gilt sein Zuruf:

Willst du verleugnen im Ernst, was ringsum Welt in der Welt ist,

Oder verleugne die Welt, die in der eigenen Brust.

Die Sammlung enthält auch einige Gedichte in niederdeutscher Mundart, kleine gemüthliche, frische und lebenswahre Idyllen, die dem Herzen sein Recht unter jeder Hülle wahren. Es ist bei der Kritik der Vorgeschichten den beliebtesten Vertretern derselben so oft der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Helden und Heldinnen mit Gefühlen anstarrten, die dieser Sphäre nicht eigenthümlich seien. Das mag wol vorkommen; indeß behält unser Dichter doch auch recht, wenn er bemerkt:

O bild' bi jo nich in,
Du kloole Börgermann,
Dat uut den Buur sin Dog
De Leev nich spreken kann.

Wir schließen mit einigen Sprüchlein aus des Dichters A-B-C:

Das Bethaus ist uns abhanden gekommen,
Seitdem die Lehre den Vortritt genommen.

Das 'Christenthum ist keine Lehr',
Es ist ein Leben — das ist mehr.

Zum Helferamt gehören eigne Gaben,
Mehr als Berichte schreiben, Reden, Traben.

Zur Innern Mission bist du nur dann der Mann,
Wenn ihr die innerste recht gründlich ging voran.

Der letzte Spruch führt uns auf den folgenden Dichter, H. Weber, dessen religiöse Dichtungen schon im Titel „Lieder eines Suchenden“ (Nr. 11) andeuten, daß in ihnen das Princip des Protestantismus, die Forschung, gefeiert wird.

Wol Frieden such' ich, doch nicht leeres Träumen,
Rein dumpfes Brüten und kein trübes Säumen

Den Frieden möcht' ich, der aus ernsten Kämpfen
Ein Gotteslohn erbält, den Geist nicht dämpfen,
Rein! heben will, bis er sein Ziel erreicht.

Der Dichter knüpft seine Betrachtungen bald an einzelne Worte und Aussprüche Jesu oder evangelische Abschnitte in einfach klarer Auffassung an, bald versenkt er sich mit Wärme und Innigkeit in die Natur und entlehnt seine Bedruse unmittelbar aus dem in ihr sich entfaltenden Leben. Das begeisterte Lieb weilt er seinem schweizer Vaterlande: „O, Vaterland, wie bist du göttlich schön“ u. s. w.

Aus der weitem Sphäre, der unser höchstes Streben hienieden gewidmet ist, dem Vaterlande, treten wir mit Julius Sturm in die engere ein, von wo aus sich der Blick in jenes am klarsten aufschließt und das Herz für jenes am innigsten erwärmt, in das Haus. In der „Liebergabe für das Haus“ (Nr. 12) verdanken wir Sturm's reicher Productionskraft ein neues Werk, das sich seinen frühern auf das würdigste anschließt. Auch in ihm offenbart sich das tiefe innige Gemüth des Dichters, das im Bunde mit jener einfachen und doch künstlerisch verklärten Naturwahrheit, die so viel Zauber auf die Herzen ausübt, seine sämtlichen Productionen auszeichnet. Der Dichter helmt uns seinem ganzen Wesen nach an wie die schwäbischen Dichter, und wenn wir ihn mit diesen auf Eine Parallele stellen, so glauben wir seinen Werth nicht überschätzt zu haben. Die Lectüre der „Lieder für das Haus“, auf deren Beurtheilung wir uns gegenwärtig zu beschränken haben, machte uns fast durchgehend den Eindruck des Classischen. Läßt sich auch hier und da der originell schöpferische Gehalt vermissen, so vermißt man doch nicht die künstlerisch vollendete Gestaltung des behandelten Stoffes; es ist kein Zwißel und kein Zuwenig, fast jedes der Lieder und Liedchen hat seine geistreiche Pointe, und alle sind trefflich zum einheitsvollen, durch kein unnützes Beiwerk zersplitterten Ganzen abgerundet.

Die Gedichte des zweiten Abschnitts beschäftigen sich speciell mit dem häuslichen Herd und bilden jedenfalls den Clangpunkt der Sammlung, ohne daß dadurch die übrigen Abtheilungen: „I. Aus Feld und Wald“, „III. Aus der weiten Welt“, „IV. Aus der Stille“, in ein ungün-

stiges Licht gestellt würden. In der dritten Abtheilung lernen wir den Dichter von einer neuen Seite, als Balladen-dichter, kennen. Er zeigt sich auch auf diesem Gebiete als reich begabt. In Betreff der Ballade „Der Knabe im Sturm“ bemerken wir, daß wir dasselbe Thema schon früher in ausgeführterer und sehr trefflicher Weise von Charles Boner *) behandelt gefunden haben. Eine Vergleichung würde nicht uninteressant sein, indess legt uns der beschränkte Raum die Nothwendigkeit auf, hiervon abzugehen. Unter den übrigen heben wir hervor: „Kannst der Große“, „Psammenit und Cambyse“, „Der Sänger Gränenwald“, „Der Jubelpostillon“, „Der franke Schreiber“; alles Gedichte, in welchen die Handlung lebendig erfaßt, die Darstellung der Gesalten plastisch entwickelt und die Erzählung bei abgerundeter Form und edler Diction gefällig eingeleitet ist. In der vierten Abtheilung charakterisirt sich der Dichter besonders in den Gedichten „Wahnung“, „Guter Rath an viele“, „Immer ruhig, immer ruhig“ in seiner lebenswürdigen Toleranz, seinem Widerwillen gegen alle Polemik und seiner von praktischer Liebe getragenen Glaubenskraft. Ganz vortrefflich ist das Gedicht: „Das verfallene Crucifix.“

Die „Geistlichen Gedichte“ von G. C. W. Elfer (Nr. 13) verherrlichen in einer kurzen charakteristischen Rundschau die wichtigsten Phasen im Leben und Wirken Jesu und die bedeutungsvollsten Festtage der Kirche. Das Werkchen zeugt von gesunden religiösen Anschauungen und ist anerkennenswerth durch die Selbstkritik, mit dem es sich räumlich auf einen Umfang von nur zwei Bogen beschränkt und alles fern hielt, wodurch es unter das Niveau einer, wenn auch nicht hervorragenden, doch tüchtigen Geistespende hätte herabgedrückt werden können.

Auch der letzte der heute zu besprechenden Dichter, Georg Längin, zeigt sich in den Gedichten „Aus unserer Zeit“ (Nr. 14) als einen hellen Geist, namentlich in den Stücken: „Für Italien“, „Beim Abschluß des Concordats“, „Lessing's Nathan der Weise“, und wir mögen ihm unsere Anerkennung nicht versagen, obgleich wir manche recht störende Härten der Form aus seinen Productionen hinweggewünscht hätten. Die Sammlung bietet im kleinen ein Bild der letzten zwölf Jahre. Der Dichter beginnt mit bitterm Stosseufzern aus der Reactionszeit, wirft sich der Natur in die Arme, bekämpft den durch die Passivität, welche der allesbeherrschende Druck der Geister auserlegte, gewaltsam gehegten und gepflegten Materialismus, erhebt sich zu einem Hymnus auf Bunsen's „Gott in der Geschichte“ und feiert den Wendepunkt in der badischen Politik mit begeisterten Vaterlandsliedern. Doch mischen sich am Schlusse immer wieder Klageklänge ein, die in der Ränke auf Bunsen's Tod einen bestimmten Abschluß finden.

18.

*) Eine Uebersetzung des englischen Originals findet sich in den „Klängen“ von D. A. Geubner (Dresden 1859).

Schilderungen aus der Alpenwelt.

Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt von Otto Band. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Thlr.

Der Verfasser, mit einem hervorragenden feinen Sinn für Farben und Formen begabt, dabei ein beherzter Liebhaber der Jagd und geognostischen Studien nicht fremd, hat in diesem zweibändigen Werke, mit Hinzuthun vieler neuer Originalarbeiten, das Beste dessen zusammengestellt, was er nach und nach über viele Theile der Alpen in Journalen und andern periodischen Schriften früher veröffentlicht hatte. Durch jahrelange wiederholte Reisen hat er seinen Stoff gründlich kennen lernen, und an Wärme für den Stoff und an Mäße und Fleiß für die Fassung hat er es nicht fehlen lassen. Ersichtlich arbeitete er darauf hin, ein ruhiges sachliches Bild zu geben und gewisse, durch frühere Touristen in Umlauf gesetzte Irrthümer, Uebertreibungen und schiefe Parteilichkeiten zu berichtigen. Ein gewisser schelmischer und schalkhafter Ton kommt ihm dabei in Fällen, wo derselbe angebracht und von Wirkung ist, gar sehr zu Rathe. Der die Gegenden, welche der Verfasser schildert, früher bereist hat, wird durch die Lectüre dieses liebenswürdig geschriebenen Buchs seine Erinnerungen in bezüglicher und lebendiger Weise aufrufen können, wer sie bereisen will, dem wird das Buch ein trefflicher und freundlicher Wegweiser und in vielen Fällen von praktischem Nutzen sein, namentlich aber allen denen, welche beachtlichen, Bäder und Curorte jener Gegenden, z. B. Reichenhall, Bad Kreuzen, Heilbrunn, Idz, Meran, St. Moritz u. s. w. zu besuchen; denn diesen erteilt der Verfasser manche sehr praktische Winke und Warnungen. Endlich möchten wir noch speciell Malern und zumal Landschaftsmalern das Buch empfehlen, da sie in Bezug auf Formen- und Farbensauffassung, auf Empfänglichkeit für Luft- und Lichtwirkungen u. s. w. aus dem Buche sicherlich manche Anregungen schöpfen dürften, die ihnen bei ihren Darstellungen landschaftlicher Gegenstände zu Ratten kommen würden.

Im ersten Bande schildert der Verfasser seine Wanderungen vom Bodensee durch Graubünden nach Südtirol. Er nimmt seinen Ausgang von München, dessen Stadtcharakter, Volksleben und „monumentale Kunstwichtigkeit für ganz Europa“ geschilbert werden. Er klagt unter anderm über die Indifferenz gegen Kunst und Kunstwerke, welche sich bei dem „so sehr intelligenten“ deutschen Publikum in mehr oder minderm Grade noch überall finde, und bemerkt: „Obst es doch selbst in Berlin noch keine Leute, welche den Besuch öffentlicher Kunstinstitute verschmähen, wo sich freilich der Aristokrat vom reinsten Gebirgswasser durch das viele „ordnende Bürgerpaul und Bürgergestank“ bei der Theilung des Kunstgenusses mit diesen Plebejern in seinem angeborenen Strudelwitz irritirt fühlen muß.“ Das Schlimme ist, daß auf unsern Universitäten, diesen sogenannten „Musenstätten“, fortwährend so wenig für das Studium der Kunst gethan wird, obgleich es nichts so Vereidelndes gibt als dieses und im Grunde niemand ein wahrhaft gebildeter und durchgebildeter Mann genannt werden darf, der nicht für Kunst und Kunstgebilde einen empfänglichen Sinn besitzt und nicht bis zu einem gewissen Grade in die Theorie und Geschichte der Künste eingeweiht ist. Die Geschichtskenntnis wird immer nur eine höchst lückenhafte und einseitige sein, so lange sie sich auf die Kenntnis der politischen Begebenheiten beschränkt und sich nicht auch auf die Geschichte der Literatur und der verschiedenen Künste ausdehnt, in denen ja doch das geistige Leben einer Nation seine höchste Blüte erreicht. Die barbarischen Völkerschaften in Innerafrika haben auch ihre politische Geschichte, aber sie sind eine todte atomistische, gewissermaßen im fortwährenden Verwesungsproceß begriffene seelenlose Masse, weil sie ohne Literatur und Kunst animalisch fortvegetiren. Ein andermal bemerkt der Verfasser in Betreff der Münchener sehr mit Recht: „Wer sich über ihre Sonderbarkeiten und Schwächen einen tadelnden Scherz erlaubt, riskirt eine lakonische Antwort, in der zwar kein Scherz, wol

aber jedes Wort ein Knotenknäuel ist. Das Herz des echten Münchener zittert vor Zorn wie eine heiße Dampfmaul, wenn ein Fremder seine Gewohnheiten anfaßt. So geht es dem Bild allerseits schlecht: versteht man ihn nicht, so ist der Witz verloren, versteht man ihn aber, so ist der verloren, welcher ihn gemacht hat.“

Aber so ist es ziemlich überall in Deutschland. Jede Stadt hält die andere für ein Schilda und sich selbst für vollkommen. Auch in Leipzig z. B. wird jeder, der mit der Bevölkerung in Frieden leben will, namentlich aber wenn er Ausländer ist und auf Aufenthaltsorte lebt, alles vortrefflich finden müssen, vom Stadtverordneten bis zum Nachtwächter und vom Rathhaus bis zur Marktbude. Ebenso wenig wie in München darf ein „Fremder“ anderswo die Lieblingsgewohnheiten einer städtischen Bevölkerung antasten, und wenn sie die äbelsten und lächerlichsten von der Welt wären; für diese liebgewordenen Gewohnheiten stehen alle wie ein Mann auf Tod und Leben ein.

Der Verfasser schildert hierauf den Bodensee und seine Umgebungen und den Bregenzerwald mit farbenreichem Pinsel, sogar das dortige Hornvieh, diese „reißbypigen, hingängigen, in jeder Muskel wie für einen Bildhauer modellirten“ Stiere, Kühe und Kälber, welche der „schönsten grasideseften Rasse“, der vorarlberger angehören. Er bemerkt dabei: „Ich habe oft gewünscht, daß unsere mittel- und norddeutschen Viehhändler, Oekonomen und Hirten in Bezug auf die Behandlung des Viehs bei den Alpenjauern in die Lehre gehen möchten. Sie würden dann einsehen, wie man ohne klaffende Gunde, Peitschenhiebe und sonstige Rohheiten die lebhaftesten Thiere bändigen lernt. Nur Gewaltsamkeit und Rederei, bei uns schon jung von jedem Dorshuben eingeübt, machen ihren Charakter unwirsch, trotzig und boßhaft. Wenn man steht, mit welcher Güte und Langmuth ein Alpenbewohner ein Kalb von einem Ort zum andern treibt, so muß man sich im Namen unserer Bauern und Metzgernechte schämen. Die Kelyer behandeln ihr Rindvieh wie die Araber ihre Pferde, und beide haben denselben bewundernswürdigen Erfolg: das Thier vermenscht sich, wie sich der Mensch verthieren kann.“

Von dem Thiere zu dem Menschen ist ja auch nur ein und zwar sehr kleiner Schritt, und so lesen wir gleich auf den folgenden Seiten: „Die „Schmelgen“, das heißt die wälderischen Mädchen, sind in ihrer Wahl vollkommen frei, vorausgesetzt, daß die Vermögensverhältnisse des Burchen zu den ihrigen passen. Denn auch hier gilt die engherzige, aber unerbittliche deutsche Bauernregel: „Geld zu Gelde und Armuth zu Armuth!“ wenn der Segen der Aelter und der Kirche zu hoffen sein soll. Das Vorurtheil des hiebrn Landmanns hat ein noch unerträglicheres Artgefühl gegen Mesalliancen, als der höchste Adel, denn jener prüft die Frage mit dem Einmaleins, und sein „gemüthliches“ Herz ist selten menschlichen Toleranzen zugänglich. Ich habe dies in den verschiedensten Gegenden unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes, in der Ebene und im Hoch- und Mittelgebirge vielfach beobachtet, und sehe stets mit Behmuth die blaue Brille, welche die idealen Dorfgeschichtschreiber tragen. Man muß wünschen, das Dorfgeschichtstheben gekaltete sich so, wie sie es schildern, und sie schilderten es so, wie es ist.“

Der Grundsatz übrigens: „Geld zu Gelde!“ ist jetzt nicht mehr bloße Bauernregel, sondern auch Regel bei dem vornehmen und wohlhabenden Bürgerstande, der sicherlich jede Ausnahme davon gleichfalls als eine Mesalliance betrachtet. Hierauf schildert der Verfasser das Rheinthale vom Bodensee bis Ghr, wobei er auch auf die Romanen und Ladinern zu sprechen kommt, die allerdings im äußern Typus mehr Aehnlichkeit mit den Italienern als mit den Germanen haben, aber in ihrem Charakter sehr verschieden von den Italienern sind; der Verfasser nennt sie redlich, treu, ausdauernd, mit geistigen Anlagen aller Art reich begabt, und er versichert sogar, daß sie eine Antipathie gegen die italienischen Nachbarn und eine Sympathie für alles deutsche Element hätten. Weiter versichert der Verfasser, daß man in Ghr (Quira), welches jetzt ganz von Deutschen bewohnt werde, noch vor 200 Jahren durchaus romanisch gesprochen habe. Für

zwei einander gegenübergestellte Sprachproben, des Romanischen aus der „Gasetta Romancha“, und des Ladinischen aus der Zeitung „Fögl d'Engiadina“ wird man dem Verfasser nur dankbar sein können.

Die folgenden Kapitel tragen die Ueberschriften: „Charakter der romanischen Alpen“, „Besteigung des Piz Languard“, „Im Oberengadin“, „Aus dem Jagdleben im Engadin“, „Meran“, „Ausflug nach Verona“. Letzteres Kapitel mit der Schilderung des bunten und lauten, immer aber grazios-malerischen italienischen Gassenlebens, der sehr würdigen Gebäude und öffentlichen Gärten Veronas, der unter den jetzigen Verhältnissen vorherrschenden trüben und dumpfen Stimmung u. s. w. gehört zu den interessantesten des Buchs. Ueber den äußern Typus der Bevölkerung bemerkt der Verfasser: „Die Bewohner der venetianischen Lombardei erinnern in ihrem äußern Typus weit weniger an echte charakteristische Italiener, als manche aus andern Provinzen jenes schönen Landes. Es herrschen in diesem westlichen Theile Lombardiens nicht braune, sonnenverbrannte Gesichter und schwarze Haare, nicht mittelgroße, wohl proportionirte, muskelscharfe oder markirte Figuren vor. Im Gegentheil sieht man viel blondes Haar, viel große, mehr deutsche oder longobardische, weicher modellirte Gestalten, und wenn sich auch die salben, goldenen Lockenköpfe der Madonnaenbilder von Tizian, Paul Veronese oder Palma Vecchio und Paris Bordone nur noch selten in der Wirklichkeit vorfinden, so sieht man doch hin und wieder die Gattungsüberbleibsel dieser weiblichen Schönheiten.“

Der erste Band des Buchs schließt mit einer begeisterten, brennend colorirten Schilderung des Gardasees und seiner Umgebungen.

Im zweiten Band schildert der Verfasser die von ihm besuchten Lokalitäten in den bairischen Alpen und Nordtirol: Hohen Schwangau, Partenkirchen, das Solbad Reichenhall und Umgebungen, Berchtesgaden nebst dem Königssee, dem Chiemsee, Zell am See, den Starnbergersee, Tölz nebst Bad Krankenheil, Tegernsee und Wilddach Kreuth, den Achensee, das Zanzthal und Innsbruck u. s. w. Interessant ist, was der Verfasser von den tiroler Kaufmann oder Robblern erzählt. Bei diesen Robblern nahm, wie bei den nordischen Verserkern, die Haussucht die Form einer förmlichen Manie und Krankheit an. Es kam vor, daß solche Robbler, wenn sie unter die Soldaten gestellt und der strengen Militärdisciplin unterworfen wurden, in den Wald liefen und Bäume austriften, „um ihre Hige auszutoben“. Ein anderer, der in Pösch bei Innsbruck lebte und ein gefürchteter Käufer war, ging, da er nicht mehr kaufen konnte, zu gewissen Zeiten auf die Wiese hinaus, legte sich auf den Bauch, sing wie ein Pferd zu wiehern und zu zappeln an, fragte mit den Händen oder riß wie die Hunde mit den Zähnen Gras aus dem Erdboden und warf es dann hinter sich, wobei er mit den Füßen wie rasend auf- und abschlug. Dies trieb er so lange, bis er ermattet war; dann hatte er für einige Monate Ruhe. Geringermaßen gewundert hat es uns, daß der Verfasser, der doch ein so rüstiger, immer die verborgensten Gebirgsschönheiten aufsuchender Wanderer ist, unter den Hauptpartien bei Partenkirchen außer dem Eibsee nur noch die wenig entfernte Klam nennt; das einsame Gölhöf Hinter-Graßegg, die Aussicht von dem gegen 7000 Fuß hohen Krotentopf und ein Besuch des Hinterreintal, eines vier Stunden langen schluchtähnlichen Thales, welches von der unter einem Gletscher, der sogenannten Eisfapelle, zu Tage kommenden Partnach durchrauscht und auf beiden Seiten von schroffen, bis zu 7—8000 Fuß aufsteigenden Felsen gebildet ward, bieten, wie wir aus Autopsie wissen, Größeres und Erhabeneres. Namentlich die letztere Partie gilt für eine der zwar beschwerlichsten, aber auch interessantesten und belohnendsten im ganzen Gebirge.

Verweisen möchten wir noch auf einen von dem Verfasser gemachten interessanten Versuch, den malerischen Typus bei den verschiedenen Gebirgsformationen festzustellen. Wir geben hier des Verfassers Charakteristik der Kalk- und Dolomitformation als Probe: „Die Häupter ragen zwar nicht ganz

so hoch in den feinen Falten Reith der Adligen Schnerregion hinein, denn die reinen Kalkgebirge übersteigen selten das Niveau von 10000 Fuß; aber die erfindungsreichsten, classisch schönsten Formen erreichen in ihnen das Beste, was es irgendwo gibt. Auch hier ist die gerade Linie in mannichfachen Zusammenstellungen herrschend, die Gipfelung in spizen freiliegenden Pyramiden häufig, dagegen ein in schroffen Wänden aufsteigender, charakteristisch und malerisch abgeanteter langer Rücken eine individuelle Gesamterscheinung. Dazu kommt das edle Marmormaterial, welches mehr oder weniger reif und klar, von Hell- und Dunkelgrau in Chamoisgelb, Hochgelb und Rosenfarben mit allen Schattirungen gedämpfter Linten hindurchgeht und auf dem sich die Schneränder und Gletscher besonders leicht und blendend ausnehmen. Diese Gebirge scheinen im untergehenden Strahle wohlverwandte Gesossen der Sonne zu sein und ihr Schattenwurf übt magische Zauber. Mit ihren riesenhohen Worpöken gewöhnlich an die nördliche Ebene gestellt, blicken sie der scheidenden Sonne mit leuchtendem Antlitz nach und spiegeln sich in ihrem Licht, wie griechisch antike Marmordämonen, von einem Jupiter-Phidias in phantastischen Träumen gemeißelt.“

In dieser Weise sucht der Verfasser außerdem den landschaftlichen Charakter der Flüggebirge, der Sandsteinformation, der Melasse oder Nagelaupe, der Basaltgebirge, des Porphyres, der Gneisbildungen mit Granit, Syenit u. s. w. festzustellen. Dasselbe versichert, daß der Geograph Ritter und besonders Alexander von Humboldt, der noch in seinem letzten Lebensjahre die große Güte gehabt habe, sich mit ihm über seine Auffassung der landschaftlichen Bergformationen zu unterhalten, deren summarische Gesetze auch für andere Welttheile und Zonen zutreffend gefunden hätten.

Unter den Beilagen des Buchs befindet sich eine Betrachtung: „Das Verkennen der Heimatschöne“, worin der Verfasser in begeisterten Worten namentlich die ungeheuren „Stufenleiter des deutschen Terrains“ anschaulich zu machen sucht. Wenn der Verfasser an den Deutschen tadelt, daß sie Virtuosen darin seien, das Fremde groß und schön zu finden, während sie das Eigene unterschätzen, so ist dies allerdings richtig und eine alte Klage; aber es fehlt wahrlich und gerade gegenwärtig, am wenigsten auch nicht an solchen, welche in ihrem hyperbaischen Urteutonismus sich selbst und alles Einheimische überschätzen und zu ihrem und ihrer Nation Schaden alles Ausländische geringerschätzen und abweisen. Was für erschauernliche schwindelhafte Phrasen muß man nicht in dieser Hinsicht von Autoren und öffentlichen Rednern sich gefallen lassen! Was nun den Grundsatz landschaftlicher Reize betrifft, von dem hier zunächst doch wohl die Rede ist, so ist zu bemerken, daß gerade der Schönheitsfleck, zumal der für die Schönheiten der Natur, ein Recht hat, kosmopolitisch zu sein, ja daß er seiner innersten Natur nach kosmopolitisch ist. Im übrigen hört des Verfassers Werthschätzung des Heimatlischen sofort auf, wo er auf die deutsche Literatur der Gegenwart zu sprechen kommt; hier erblüht er nichts als Schriftsteller, welche hinter Publikum und Buchhändler einen „traurigen Gänsemarsch“ bilden. Mit solchen allgemeinen und oft gehörten Beschuldigungen wird nichts ausgerichtet; man discreditiert damit nur ohne Nutzen die Literatur, den Schriftstellerstand und schließlich sich selbst mit. Wenn der Verfasser sagt, daß das Publikum eigentlich sich nach dem Geschmack der Schriftsteller richten müsse, so ist dies ganz richtig, wenn er aber hinzusetzt, das Publikum thue dies auch gern, so ist dies eine Behauptung, die auf das jetzige hochmüthig und capriciöse geworden Publikum, von diesem im großen und ganzen gesprochen, nicht mehr recht paßen will.

Zwei interessante Beilagen sind dann noch: „Das Schwinden der Thierwelt und der Wildstand in den Alpen“ und „Ueber süd- und norddeutschen Volkscharakter“. Zwei Stellen können wir hier mittheilen und nicht enthalten. Von dem Berliner sagt der Verfasser: „Wesentlich ist es der Berliner, welcher über den Norddeutschen die Ansicht, im Süden gefärbt und

zugleich beschädigt hat. Er wurde oft zum Gattungsbegriff erhoben, was doch nur sehr modifizirt geschehen dürfte. Der Berliner ist vorwiegend ein weichgesimmter, mißthätiger Gemüths-mensch, der seine weiche Gefühlseite mit Sarkasmus, Satire, Selbstironie und Wig maskirt, ja bewaffnet. Sein innerer Humanismus genirt seine unbefangene Tourneur. Sein Wig aber, dessen Schule Markt und Straße sind, hat gewissermaßen eine akademische Methode; er ist im praktischen Leben gebildet und seine Formen sind überliefert und zur Manier geworden. Diese geht bei schwacher Geisteskraft der Ausübenden nur zu häufig in Maniertheit über. Maniertheit erregt schon an und für sich Widerwillen, um so mehr bei dem süddeutschen Volke, das etwas organisch Gesundes, aus dem Vollen Model- lirtes, Tolerautes hat und sich nicht gern mit unfruchtbaren Reflexionen und Analysen, die nur ein Turnen des Verstandes sind, zu schaffen macht."

Ueber den Süddeutschen im allgemeinen bemerkt der Ver- fasser: „Gleich dem deutschen Oesterreicher hat auch der gemeine Mann im ganzen Westen von Süddeutschland, trotz einer ge- wissen Rauheit, die man gern dem Baiern nachgesagt, für die tägliche Berührung mit seinesgleichen und andern mehr äußere Politer, mehr umfangene praktische Lebendstournüre, als der Norddeutsche. Der Feingebildete, selbst die Dame von Stande, braucht das Zusammenstehen mit dem niederen Volk von Stadt und Land nicht zu scheuen. Der Gasthof, die Wirthstafel, der öffentliche Vergnügungsort vereinen die verschiedensten Stände in Frieden und mit Manier. In vielen Gegenden des Nordens, wo noch nicht viel gereist wird, sind bei solcher Gelegenheit ge- gen den Gebildeten plumpe Sticheleien, Reibungen, sogar Thät- lichkeiten ein Lieblingsvergnügen des deutschen ouvrier und des «biedern» Landmanns."

Der Verfasser erblickt einen „hohen moralischen Zug" des Südens darin, daß, „Prellhotels für überspannte Reisende na- türlich nicht mit inbegriffen", von Wirthen oder Bedientenden irgendeiner Art ein ärmlicher Mann niemals geringschätzender als ein anderer behandelt würde; daß hier mit erfreulicher Hu- manität die Gleichberechtigung der Person und des Geldes gelte, gleichviel welche vornehme oder niedere, arme oder reiche Hände es für empfangene Dienste hinreichen. In Norddeutschland hat sich, was noch aus slavischen Zeiten her, allerdings ein bestem- mender Unterschied von Rang und Stand festgesetzt, der im deutschen Süden viel weniger hervortritt, mindestens nicht im öffentlichen Verkehr; der Mensch gilt hier, was er als Mensch ist; Titel Rang und Reichthum imponiren hier nicht in gleichem Grade wie im Norden; man lebt und läßt leben und kümmert sich sehr wenig um das Thun und Treiben des andern, insofern er nicht lästig wird und dadurch die Gemüthlichkeit stört.

A. M.

Zur deutschen Verslehre.

Das Wesen des deutschen Rhythmus. Beitrag zur deutschen Verslehre. Von Robert Benedix. Leipzig, Hartmann. 1862. Gr. 8. 20 Bgr.

Von unserm Lustspielichter, Robert Benedix, der sich, so- viel wir wissen, in der Praxis mit Versen wenig oder gar nicht befaßt hat, ein theoretisches Werk über die deutsche Verslehre zu erhalten, hat gewiß für nicht wenige etwas Ueberraschendes gehabt; und mancher mag geneigt sein, in demselben nur ein Product des Dilettantismus zu vermuten. Von seiten seiner Entstehung ist es ein solches wol auch, und einige Spuren da- von lassen sich auch in seinem Inhalt, sowie in der Darstellungs- weise nicht verkennen. Man fühlt aus demselben heraus, daß er mit dem, was die moderne Aesthetik überhaupt und die Poetik insbesondere auf diesem Gebiete geleistet hat, nicht gründlich ge- nug bekannt ist, um nicht Gedanken als neu zu bieten, die auch schon andere ausgesprochen haben, und umgekehrt manches zu bekämpfen, was als bereits überwunden betrachtet werden kann.

Auch, verräth sich hier und da, die Neigung des Antihistori- schen, einzelne Beobachtungen zu überschätzen, manches als allgemein- gültig auszusprechen, was nur innerhalb gewisser Grenzen an- nehmbar ist, und über Ansichten, die mit den eigenen in Wider- spruch stehen, gar zu rücksichtslos den Stab zu brechen. Abge- sehen von diesen Mängeln aber — an denen es übrigens auch in den Werken der eigentlichen Fachmänner nicht fehlt — trägt das Buch den Charakter einer ernsten und gründlichen Arbeit und verdient in mehrfacher Beziehung eine anerkennende Auf- nahme und entgegenkommende Berücksichtigung. Die Grundge- danken desselben sind im allgemeinen gesund und richtig und die Entwicklung klar und verständlich. Die darin aufgestellten rhyth- mischen Gesetze sind größtentheils kurz und scharf präcisiert, die Consequenzen in der Regel richtig gezogen, und an beweisenden Beispielen und Belegen für die Richtigkeit derselben ist eher eine zu große Fülle als Mangel vorhanden.

Die Hauptsätze, welche der Verfasser geltend zu machen sucht, scheinen nur in folgenden zu bestehen: „1) In der deutschen Sprache beruht der Rhythmus nicht wie in den alten Sprachen, auf einer Messung, sondern auf einer Wägung der Silben. Man hat daher bei ihm nicht lange, kurze und mittelzeitige, sondern schwere, leichte und schwankende Silben zu unterscheiden. 2) Schwer sind alle Stammsilben der Begriffswörter und die- jenigen Silben drei- und vierstelliger Verhältnißwörter, die den Hauptton haben; ferner in Zusammenfügungen alle Silben, die den Hauptton haben. Leicht sind alle Form- und Vorsilben, sowie die Sprossformen. Ferner alle einstelligigen Verhältnißwörter. Schwankend sind die meisten Anhängelsilben, mit denen Begriffswörter gebildet werden. Ferner die Silben der zweistil- ligen Verhältnißwörter, die den Hauptton haben. Schwankend werden außerdem in Zusammenfügungen diejenigen Stammsilben von Begriffswörtern, die den Hauptton nicht haben und von die- sem gedrückt sind; ebenso die Begriffswörter, wenn sie einen Ergänzungsbezug bei sich haben, wenn sie nur schmückend stehen, als Titel, Aneide u. s. w. und in einzelnen Fällen durch den Beziehungston; endlich auch die einstelligigen Verhältnißwörter, wenn sie zwischen leichten Silben stehen. Die schwankenden Silben neigen zur Schwere oder Leichtigkeit je nach dem Ein- fluß, den die benachbarten Silben auf sie ausüben. Der Be- ziehungston macht jede Silbe schwer, auf den sein Accent fällt. 3) Die gebundene Sprache kennt nur arsische oder thetische Silben. Arsisch sind alle an sich schweren Silben; thetisch an sich alle leichten und schwankenden; die letztern können aber durch Umgebung von leichten Silben arsisch werden. 4) Der ursprüngliche Rhythmus der Sprache zeigt sich nur in einfachen Wörtern; in Zusammenfügungen trübt sich derselbe oftmals. Daher sind der deutschen Sprache nur solche Versfüße natürlich, die als einfache Wörter vorkommen, nämlich: Trochäen, Jam- ben und Daktylen. 5) Die Nachbildung antiker Versformen ist im Deutschen unthunlich, da dieses nur sprachlichen (wägen- den), aber keinen musikalischen (messenden) Rhythmus kennt. Die für den musikalischen Rhythmus der alten Sprachen noth- wendige, verwickelte und weitläufige Verslehre ist daher für die deutsche Sprache gar nicht anwendbar."

Der erste dieser Sätze ist nicht so neu, wie der Verfasser anzunehmen scheint, denn man hat schon seit lange die alten Sprachen in rhythmischer Beziehung als quantificirende, die deut- sche dagegen als eine accentuierende Sprache bezeichnet und Min- derwiz sagt in seiner Metrik (§. 10) geradezu: „Dorum messen wir die Silben eigentlich nach ihrer Schwere und Leichtigkeit, und theilen sie in Haupt- und Nebensilben." Immer bleibt es verdienstlich, diese Wahrheit noch stärker als bisher hervorgero- ben und die Ausdrücke „lang" und „kurz" förmlich bereitgestellt zu haben.

Mehr Ursprüngliches befindet sich im Inhalt des zweiten Satzes; hauptsächlich eignet dem Verfasser die nachdrückliche und specielle Ausführung des Gedankens, daß der rhythmische Werth vieler Silben kein constanter, sondern ein in und mit der Bedeutung der Nachbarsilben wechselnder ist. In der Praxis

sind die Dichter schon seit lange demgemäß verfahren; die Theorie hat bisher zu wenig Notiz davon genommen.

Der dritte Satz folgt im wesentlichen den bisherigen Annahmen; der vierte hingegen möchte wol vom Verfasser zuerst so scharf und bestimmt ausgesprochen sein; ebenso der fünfte, mit dessen Durchführung sich nahezu ein Drittel des Buchs beschäftigt, und wenn nicht in allen, doch in sehr vielen Beziehungen von überzeugender Kraft ist.

Nachdem wir im Bisherigen dem Buche unsere Anerkennung gezollt haben, sei es uns erlaubt, auch einige von den Punkten hervorzuheben, in denen wir dem Verfasser nicht zustimmen. „Durch Spruch und Widerspruch kommt die Wahrheit zu Tage“, sagt der Verfasser selbst, und um diese ist es, wie ihm, so auch uns zu thun.

Das allgemeine ästhetische Princip, aus welchem der Verfasser das Wesen und die Gesetze des Rhythmus ableitet, bezeichnet er als „Gleichförmigkeit“, die er als solche der „Einförmigkeit“ gegenüberstellt, indem er behauptet, jene gefalle, diese misfalle. Was er hiermit sagen will, ist richtig; aber die Wahl der Ausdrücke und die Unterscheidung beider vermag nicht zu befriedigen. Er versteht unter Gleichförmigkeit, was man sonst „Einheit in der Mannichfaltigkeit“ genannt hat; die wirkliche Gleichförmigkeit schließt aber die Mannichfaltigkeit aus. Zwei gleichförmige Fenster müssen, was die Form betrifft, in jeder Beziehung einander gleich sein. Zwei gothische Fenster aber, die nur im großen und ganzen einander gleich, dagegen im Detail voneinander verschieden sind, lassen sich nicht mit Recht gleichförmig nennen. In Fällen wie dieser ist hätte der Autor für Gleichförmigkeit Ausdrücke wie „Harmonie“ oder „Analogie“ gebrauchen sollen; in andern Fällen wäre dafür „Verhältnismäßigkeit“ oder „Proportionalität“ am Platze gewesen. Die eigentlichen Grundbegriffe aber, in denen der Begriff des Rhythmus nach seiner ästhetischen Bedeutung wurzelt, sind einerseits der Begriff der Bewegung, andererseits der der Schönheit: denn Rhythmus überhaupt ist „Strömung“ oder „Bewegung als Wechsel von Hebungen und Senkungen“ und Rhythmus im ästhetischen Sinne (d. h. Eurhythmie) ist Wohlbewegung oder Schönheit im Wechsel von Hebungen und Senkungen. Es gibt keine Bewegung ohne einen Wechsel von Hebungen und Senkungen und keine Wohlbewegung ohne Schönheit, d. h. ohne Zusammengehörigkeit des Idealen und Realen, des Einen und des Vielen, des Ganzen und seiner Theile, des Grundgedankens und seiner Ausführung, des Gesetzes und seiner freien Bethätigung. Sowie man diese einfache Grundbestimmung hat, baut sich das ganze Lehrgebäude der Rhythmik gleichsam von selbst auf. Der Verfasser würde zu manchen seiner richtigen Sätze weit leichter gelangt sein und manche seiner Irrungen vermieden haben, wenn er hierüber von vornherein vollkommen mit sich im Klaren gewesen wäre.

Auf S. 13 behauptet der Verfasser unter anderm: „Die Melodie ist nur der Ruffst eigen, die Sprache hat sie gar nicht.“ Dies ist entschieden falsch. Selbst wenn in der Sprache nur insoweit eine Veränderung der Stimmhöhe stattfindet, als der Verfasser selbst zugibt, nämlich durch Senkung des Tons am Schluß eines behauptenden und durch Hebung am Schluß eines fragenden Satzes, würde sie schon Melodie besitzen. Aber hierauf beschränkt sie sich keineswegs, sie drückt vielmehr die ganze Gliederung der Satzgefüge durch Hebungen und Senkungen des Tons aus, indem sie z. B. jeden Vorderatz, ähnlich wie die Frageätze, mit einer Stimmerhöhung schließt, unwesentliche Nebenbestimmungen, Parenthesen u. dgl. mit gesenkten Stimmen spricht, und, wie der Verfasser späterhin selbst zugestehen muß, die accentuierende Verstärkung des Tons stets auch mit einer Tonerhöhung verbindet. So stark wie beim Gesang geschieht dies allerdings nicht, aber im lebendigen Vortrag doch stark genug, daß man zuweilen eine wirkliche Melodie heraus hören kann. Manche besonders charakteristische Melodien von Gesangstexten lassen sich geradezu als musikalische Ausprägungen der sich von selbst darbietenden Sprachmelodie erkennen. Man spreche z. B. Nozart's

„Reine Ruh' bei Tag und Nacht“ oder Becher's „Durch die Wälder, durch die Auen“ nur einigermaßen mit Ausdruck, so wird man unwillkürlich einen Tonwechsel eintreten lassen, der an die Melodien dieser Texte erinnert. Das melodische Sprechen erscheint daher auch, sofern es in den gehörigen Schranken bleibt, keineswegs als unschön. Das Unangenehme wirkt in den stargenden Dialekten beruht nicht darauf, daß sie melodisch überhaupt sind, sondern darauf, daß sie dabei nicht das rechte Maß innehalten oder sich eindring in immer wiederkehrenden Gaben bewegen, statt sich in leicht andeutender Weise der innern Bewegung des Gedankens anzuschmiegen. Hieraus folgt, daß der Verfasser auch darin nicht recht hat, wenn er das Wesen des Rhythmus bloß im Wechsel der Tonstärke erblickt und die Ausdrücke „Riss“ und „Theil“ zwar beibehält, aber sie nicht im Sinne von „Hebung“ und „Senkung“ genommen wissen will. Diese Ausdrücke sind nichts weniger als bloß bildlich, im Gegentheil ganz buchstäblich zu nehmen. Dem Rhythmus sind nur die in der Scala sich ausdrückenden Gradunterschiede der Höhe und Tiefe, keineswegs aber der Gegensatz von Hebung und Senkung überhaupt unbekannt.

Im Unrecht ist der Verfasser, wenn er Wörter wie „log, flucht, Wahl“ als lange, dagegen Wörter wie „Loch, flucht, Ball“ als kurze Silben bezeichnet. Die letztern sind vielmehr ebenso gut lang, wie die ersten. Man verwendet zu ihnen dasselbe Zeitmaß, wie zu jenen, nur daß man es nicht dem Vocal, sondern den ihm folgenden Consonanten zugute kommen läßt. Man hat in Fällen, wie diese sind, nicht lange und kurze Silben, sondern gedehnte und geschürzte Vocale zu unterscheiden. Als wirklich kurze Silben können nur solche gelten, wie die Endsilbe in „schlagen“, die Anfangsilbe in „Gemüth“ und ähnliche; denn zu ihrer Aussprache wird wirklich ein geringeres Zeitquantum verwendet.

Auf S. 30 stellt der Verfasser das Gesetz auf, daß Fremdwörter als solche durch Betonung der Endsilbe charakterisiert würden. Die Einbürgerung sei erst dann als vollzogen zu betrachten, wenn ein ursprünglich fremdes Wort im Munde des Volks einen deutschen Rhythmus erhalten habe, z. B. statt „Tabak“ „Tabad“, statt „Kaffee“ „Kasse“ u. s. w. gesagt werde. In vielen Fällen trifft dies zu, in andern aber auch nicht. Wir sagen z. B. „Lögig“, „Aesthetik“, „Rhetorik“ u. s. w., es läßt sich aber wol kaum behaupten, daß diese Wörter mehr bei uns eingebürgert seien, als Wörter wie „Ruffst“, „Kritik“ u. s. w., bei denen wir den Ton auf die Endsilbe legen.

Auf S. 64 und 74 polemisiert der Verfasser gegen die Annahme steigender, d. h. von der Thesis zur Antithese fortschreitender Rhythmen und will demgemäß Anapäst und aufsteigende Spondeen gar nicht gelten lassen, Jamben aber lieber als Trochäen mit einem Vorschlag, gleich dem Auftakt in der Musik, betrachtet wissen. Bekanntlich ist eine ähnliche Ansicht schon von Hermann aufgestellt, aber von spätern Metrikern nicht gutgeheißen worden. In der That existirt für eine solche gewaltsame Verleugnung der natürlichen Verhältnisse schlechterdings kein stichhaltiger Grund. Der Rhythmus enthält und die Gesetze der Bewegung. Die Bewegung kann aber ebenso wol von einem schwächeren Moment zu einem stärkeren, wie umgekehrt von einem stärkeren zum schwächeren fortschreiten, es gibt mithin ebenso wol zunehmende wie abnehmende Rhythmen, ja es bilden beide einen Gegensatz von sehr wesentlicher und ausdrucksvoller Bedeutung. Das treibende Motiv der Bewegung kann ebenso wol am Ziel, wie am Anfang derselben liegen. Eine Bewegung, die einem Ziele zustrebt, ist eine wesentlich andere als eine solche, welche bloß die natürliche Folge eines Anstoßes ist. Jene beginnt mit einem ideellen Impuls, ist anfangs schwach und steigert sich; diese dagegen beginnt mit einem physikalischen Anstoß, ist anfangs stark und schwächt sich allmählich ab; bei jener erscheint das vorschwebende Ziel, bei dieser die im Rücken liegende Kraft als die Hauptsache, jene ist eine strebende, diese eine verlaufende Bewegung. Was die Bewegung im ganzen charakterisirt, muß sich auch in jedem ihrer kleinsten Momente zeigen.

Siebt es daher steigende und fallende Rhythmen, muß es auch steigende und fallende Versfüße geben und die Theorie thut nicht wohl, diesen charakteristischen, thatsächlich wirklich bestehenden Gegensatz aus dem Bewußtsein verdrängen zu wollen. Sie macht sich damit nicht nur einer Willkür schuldig, sondern beraubt sich auch der Möglichkeit, die historische Anwendung der verschiedenen Rhythmen in ihrem tiefsten Grunde zu erfassen. Daß sich die epische Dichtung vorzugsweise daktylischer und trochäischer, also fallender, dagegen die dramatische Poesie hauptsächlich iambischer und anapästischer, also steigender Rhythmen bedient hat, ist sicherlich kein Zufall, sondern hat seinen ersten und natürlichsten Grund eben darin, daß sich für die Erzählung, die uns nur mit dem Verlauf irgendeiner Begebenheit besanzt zu machen sucht, die ruhig verlaufende, dagegen für das Drama, welches uns ein um irgendein Ziel mit widerstrebbenden Elementen kämpfendes Streben vergegenwärtigen will, die strebende Bewegung als die angemessenste erweist. Aus demselben Grunde liebt die elegische Lyrik mehr fallende, die lebensfrohe mehr steigende Rhythmen; aus demselben Grunde hat das vom neuen Standpunkt der Volkspoesie auf dem bewußten Standpunkt der Kunstichtung gelangte Epos auch für die mehr auf Spannung, als einfache Mittheilung ausgehende Erzählung den Jambus, und umgekehrt die moderne Schicksalstragödie, in welcher nur noch ein ohnmächtiges Streben mit einem naturalistisch fortschreitenden Fatum kämpft, naturgemäß den Trochäus angewandt; aus demselben Grunde endlich zeigt die Poesie der modernen Völker um so viel mehr Vorliebe für den Jambus, als überhaupt ein tendenziöses, selbstbewusstes, stilles Streben in neuerer Zeit weit stärker ausgeprägt ist, als in dem sich mehr naturalistisch entwickelnden Alterthum.

Schließlich können wir dem Autor in seinem Eifer gegen die Anwendung antiker Rhythmen und Versformen in der deutschen Sprache nicht ganz beistimmen. Auch wir sind der Ansicht, daß man den antiken Versbau nicht zum Gesetz für unsere Poesie machen darf, daß die alten Versmaße stets einen fremdartigen Beigeschmack für das deutsche Volk behalten werden und daß viele derselben dem Geist der deutschen Sprache geradezu widersprechen. Aber die Einführung derselben in die deutsche Poesie ist nun schon seit mehr als einem Jahrhundert eine vollendete Thatsache, die größten unserer Dichter und die ihnen dafür Anerkennung zollende Nation haben derselben ihre Sanction erteilt, und mit solchen historischen Erfolgen ist nicht zu rechten, selbst wenn dieselben beklagenswerth wären. Das sind sie aber keineswegs; im Gegentheil, es hat vielleicht nichts auf die Entwicklung der deutschen Sprache und Verskunst so vorthellhaft und segenerreich eingewirkt, als gerade die ihr im Wettkampf mit den Alten gewordene Disciplin. Erst in dieser Schule hat sie sich die Geschmeidigkeit und Bildungsfähigkeit, Gesetzmäßigkeit und Wohlgefälligkeit erworben, welche sie jetzt besitzt und durch welche sie mehr als jede andere der neuern Sprachen dazu befähigt ist, in ihrer Literatur den Goethe'schen Gedanken einer univervellen Weltliteratur zu verwirklichen. Uebersetzungen sind erst dann im Stande, einen Begriff vom Original zu verschaffen, wenn sie nicht bloß den Inhalt, sondern soweit als möglich auch die Form desselben wiedergeben. Schon um unserer trefflichen, charakteristischen Uebersetzungen willen haben wir uns also der Nachbildung der antiken Versformen zu erfreuen; und wer möchte leugnen, daß sich auch unter den Nachbildungen eine große Anzahl von Werken befinden, die zu den schönsten Ergänzungen unserer Literatur gehören und nicht entstanden sein würden, wenn nicht jener Einfluß bestanden hätte. Ja wir müssen eingestehen, daß wir selbst in der Gestaltung und Ausbildung unserer eigenen Rhythmen und Versmaße nicht zu solcher Vollkommenheit gelangt wären, wenn wir uns nicht an jenen in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und dem Taft für Wohlbewegung und Wohlklang geübt hätten. Jetzt, wo es solcher Uebungen nicht mehr in demselben Maße bedarf, ist es gerechtfertigt, mehr und mehr die Abhängigkeit von den fremden Einflüssen wieder abzuschütteln und sich der eigenen Natur ge-

mäß zu entwickeln; aber eine absolute Verwerfung und Ausmerzung der antiken Versmaße dürfte weder gerecht, noch erwünscht sein. 11.

Roman- und Dorfgeschichteliteratur.

1. Vaterländische Geschichten von Max Ring. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese gewandt und populär vorgetragenen kleinen Erzählungen illustriren größtentheils Begebenheiten aus dem Leben Friedrich's des Großen. Eine derselben: „Die Kunstfreunde“, schildert recht anschaulich die burlesk-grotesken Kunstbestrebungen des berühmten schlesischen Souderlings und Verschwenders Grafen von Gobitz auf seinem Gute Rosowald. „Das Räubersfeld“ und „General und Secretär“ sind gelungene Ausmalungen von bekannten Anekdoten aus dem Leben des gestrengen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Die der Chronik der Stadt Breslau entnommene „Schneiderrevolution“ spielt im Revolutionsjahr 1793. Ob der Denkmittel, den in der Erzählung: „Der Hofnarr des Kurfürsten“ (Joachim I. von Brandenburg), der berühmte Ablassträger Tezel im Jahre 1517 zwischen Berlin und Jüterbog von einem märkischen Ritter Namens Schenk von Barward erhält, auf einer thatsächlichen oder nur gut erfundenen Anekdote beruht, bleibe dahingestellt. Sehr zeitgemäß ist, angesichts der fünfzigjährigen Gedächtnisfeier der deutschen Erhebung und des Todestags (28. August 1813) eines ihrer begabtesten Kämpfer und Sänger, Theodor Körner's, dessen novellistisch behandelter Lebensabriß, unter dem Titel „Leber und Schwert“. Körner's bichterischer und durch seine Selbstbetheiligung am Kampfe auch moralischer Einfluß auf die damalige Regenerirung des deutschen Nationalgefühls wird hier mit Recht als ein bedeutungsvoller geschildert.

2. Drei Bücher vom Geiste. Roman von A. von Stifft. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die mancherlei Gedankengänge, philosophischen Deductionen, Beobachtungen des socialen Lebens, die, vermischt mit den verschiedenartigsten kritisch-ästhetischen Betrachtungen auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften, uns unter dem obigen, allerdings etwas prätentios erscheinenden Titel geboten werden, sind wol geeignet, Interesse und Anregung zu gewähren. Eine harmonische Befriedigung können wir jedoch aus ihnen nicht empfangen, weil dieser ganze buntschillernde, im Grunde nur felsam gesucht in die drei Bücher „Pathos“, „Tronie“ und „Palingenese“ eingehüllte Stoff nicht von einer leitenden und einheitlichen Idee klar und entschieden beherrscht wird. Diejenige, welche als solche am Schluß des Buchs aufgestellt wird: das Bedürfnis eines „neuen Geistes“, der gleichsam in künstlerischer Weise die menschliche Gesellschaft regeneriren und zu einem „Weltbürgertum“, als ihrem idealen Ziele, heranzubilden solle, scheint der abgehandelten Stoffmasse erst a posteriori octroyirt und läßt die zusammenhangslose, aphoristische und wirre Haltung des Ganzen nur noch mehr hervortreten.

Die gleiche Haltung zeigt das Romanelement dieses Buchs, welches nur zu dem Zweck componirt scheint, den Verbindungsstift zu jener bunten philosophisch-ästhetischen Mosaikarbeit abzugeben. Der Autor gibt sich hier als Romantiker. Fast alle seine Gestalten, Männer wie Frauen, sind weniger dem Leben als der Phantasie entnommen, und erscheinen mehr oder weniger von einem mythisch nebelhaften Dunkelkreis umgeben. Mitunter machen sie sogar jenen unheimlichen Eindruck, den wir wol in einem Wachsfigurencabinet zu empfangen pflegen, indem es uns plötzlich vorkommt, als wandelten wir zwischen prächtig aufgeputzten und schön geschminkten galvanisirten Leichen. Ueberall fehlt hier Leben und Bewegung, selbst in dem Stil, der sich übrigens — bei der Mehrzahl der österreichischen Belletristen, zu denen unser Autor zählt, eine Seltenheit — fast durch-

gänglich durch correcten, gewählten und nicht selten auch poetischen Ausdruck auszeichnet.

3. Ein Mädchen aus dem Volke. Sittenroman aus dem modernen Leben von Rudolf Neuburger. Berlin, Janke. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Wiedererzählung von berliner Begebenheiten, ohne genügende künstlerische Verarbeitung. Das sentimentale Element spielt hier die Hauptrolle. Einen beinahe komischen Eindruck macht die bei den jugendlichen Personen sich äussernde platt-natze, so gar nicht künstlerisch vermittelte große Elasticität des Herzens. Die Heldin der Erzählung, das Mädchen aus dem Volke, macht die Bekanntschaft eines weit über ihr stehenden jungen Mannes und nimmt dessen Bewerbung und Hand an, als er sich infolge eines Mißverständnisses von seiner bisherigen, ihm ebenbürtigen Braut verabschiedet sieht; bewirkt aber, als sie letztere zufällig persönlich kennen lernt, mit der Opferfähigkeit der innigsten Seelenliebe die Aufklärung dieses Mißverständnisses, versöhnt beide und entsagt feierlich zu Gunsten jener ersten Verbindung. Nun sollte man denken, bleibt ihr Herz und ihre Hand frei. Keineswegs; sie verlobt sich ganz kurz darauf mit einem jungen Kaufmann, tritt aber ebenfalls wieder zurück, weil sich dessen Bruder, der sie gleichfalls liebt, wegen dieser Verlobung erschießt. Glücklicherweise stirbt schon nach einem Jahre die junge Frau jenes ersten Geliebten, und kaum ein Jahr später führt das Geschick beide Liebende zur endlichen Vereinigung zusammen. Der junge Kaufmann hat sich inzwischen mit einem adelichen Fräulein getraut, und auch sein unglücklicher Bruder und Rival würde sicher mit deren Schwester dasselbe gethan haben, wäre nur leider nicht seine selbstmörderische Kugel tödlich gewesen; denn seine letzten, an diese voll Mit-leid um den Sterbenden bemühte, junge Dame gerichteten Seufzer lauten: „Wenn ich leben könnte, würde ich nur für Sie leben wollen!“

Nach so gänzlich ungenügenden Beweisen eines guten Geschmacks kann uns die am Schluß des Romans vom Verfasser in Aussicht gestellte „Fortsetzung“ desselben weit weniger mit Befriedigung erfüllen, als die gleichzeitige Bitte um Nachsicht für diese „erste größere Arbeit“. Hiernach scheint der Verfasser noch jung und bildungsfähig und kann sich vielleicht einst bessern Dank mit einem andern, selbsterfundnen Stoff erwerben, der nicht, wie diese, „auf Wahrheit beruhende“ triviale berliner Stadtgeschichte, seine Phantasie niederzieht, sondern sie zu einer idealern Auffassung des Lebens anregt. An Darstellungstalent fehlt es ihm keineswegs.

4. Gemäthliche Vorgeschichten von Th. Messerer. München, Fleischmann. 1862. 8. 18 Ngr.

Der allen Anzeichen nach dem geistlichen oder Lehrstande angehörende Verfasser bedenkt hier nachträglich auch noch das kindliche Alter mit einem Nothartikel der Literatur, dessen Geschäftigkeit bereits abgenommen zu haben scheint. Die fünf gut vorgetragenen Geschichten, deren eine, „Die Muttergottes-büchse“, durch ein in Farbendruck ausgeführtes Titelpupfer illustriert ist, haben das altbairische Dorf zum Schauplatz und eine entschieden realistische Haltung, die mitunter nur etwas zu nüch-tern und hausbacken wird. Durchgängig tritt die pädagogische Tendenz hervor, die sich in diesen, zunächst wol für das schulpflichtige Alter berechneten Erzählungen vorzugsweise die Erweckung und Stärkung des stillen Gefühls angelegen sein läßt.

Notizen.

Alfred Neumont und G. P. Vieusseux.

Der ausgezeichnete Kenner italienischer Geschichte und Lite-ratur, Alfred Neumont, gab bei Decker in Berlin heraus: „Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia.“ Der Verfasser hatte bereits im Jahre 1846 begon-

nen, in dem von Giovan Pietro Vieusseux herausgegebenen „Archivio storico italiano“ über solche deutsche Werke und Schriften, welche sich auf Italien bezogen, regelmäßig zu be-richten. Diese bibliographischen Notizen, die Neumont dann mit unendlichem Fleiße vervollständigte und verarbeitete, gaben die erste Grundlage zu vorliegendem Werke, welches zunächst und vorzugsweise für den Gebrauch italienischer Leser bestimmt und daher auch in italienischer Sprache verfaßt ist, aber auch an-fern heimischen Geschichtsforschern und allen Freunden der italia-nischen Literatur wie des italienischen Volks eine sehr willkom-mene Gabe sein wird. Das Ganze besteht aus zwei Abtheilun-gen, von denen die erste die Kirchen-, Staats- und Litera-turgeschichte, die zweite die Geschichte der schönen Künste um-faßt. Den Büchertiteln ist eine gedrängte Angabe des Inhalts, in vielen Fällen auch eine kritische Würdigung hinzugefügt. Die Italiener können aus diesem Werke besser als aus jedem andern in Erfahrung bringen, mit wie großer Vorliebe und mit wel-chem fast leidenschaftlich zu nennenden Eifer sich die Historiker, die Literatur- und Kunstgeschichtschreiber deutscher Nation fort-dauernd mit Italien, seiner Geschichte, seinen kirchlichen und religiösen Zuständen, seiner Literatur und seinen Leistungen auf dem Gebiete der Künste beschäftigt haben. Eine gleichartige bibliographische Uebersicht alles dessen, was Italiener in Bezug auf Deutschland geschrieben haben, würde sicherlich bei weitem nicht den Umfang des vorliegenden Werks erreichen. In beiden Abtheilungen des Werks nehmen übrigens die eigenen Arbeiten Neumont's über Italien einen beträchtlichen Platz ein. Gewid-met ist das Werk dem oben, als Herausgeber des „Archivio storico italiano“ genannten inzwischen (am 28. April) ver-storbenen G. P. Vieusseux, dem Bewohner des Palazzo Buon-delmonte am Dreifaltigkeitsplatz in Florenz, der den eigentlichen Mittelpunkt alles literarischen und geistigen Lebens in Florenz bildete. Aus einem jüngst in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ erschienenen, sehr wahrscheinlich aus Neumont's Feder herrührenden Nekrolog Vieusseux' erfahren wir, wie groß die Zahl berühmter oder verdienstvoller deutscher Gelehrten ist, welche im Palazzo Buonmonte freundliche Aufnahme fanden, dem Verstorbenen Rath, Unterstützung und Förderung jeder Art in wissenschaftlichen Angelegenheiten verankten oder mit ihm von Deutschland aus in mehr oder minder nahe Beziehung standen und ihm ein dankbares Andenken bewahrten. Vieusseux hatte zwar die deutsche Sprache nur unvollkommen gelernt, aber auf seinen Reisen in Deutschland und namentlich bei einem mehrtö-natigen Aufenthalt in Kiel sich mit deutschem Wesen befreundet. Aber wo werden wir gegenwärtig den deutschen Palazzo zu suchen haben, der infolge der Gastfreundschaft und der wissen-schaftlichen Gülsbereitschaft seines Bewohners wie der Palazzo Buonmonte in Florenz ein Mittelpunkt literarischer Bezie-hungen für ganz Europa und Nordamerika, eine Herberge der hervorragendsten Zeitgenossen wäre? H. M.

Künstlerstipendien in Deutschland.

Wenn die deutsche Kunst gewachsen und geblieben ist und so herrliche Blüten und Früchte getragen hat, so sind es gewiß unsere Regierungen am allerwenigsten gewesen, welche, sei es moralisch oder materiell, uns dazu verholfen haben; denn die wenigen Acte fürstlicher Liberalität können nichts gegen die Gleichgültigkeit des Staats in Bezug auf Literatur- und Kunst-interessen beweisen. Aber selbst die Zeiten der „Jahrgelbe“ scheinen uns immer mehr zu entrücken, die sogenannte feine Welt hat nach und nach das wenn auch vielfach bedenkliche, jedoch so wenig kostspielige Patronatsrecht an jedem Talente ganz freiwillig aufgegeben, und die Ständerversammlungen haben nach ihrer Meinung viel Nützlicheres zu thun, als sich um so nutzlose Dinge zu bekümmern. Einzelne regierende Fürzen ha-ben bei uns wol und bisweilen in sehr liberaler Weise die Künste unterstützt und gefördert, aber nur als zufällige Privat-liebhaber und nicht selten sehr zum Verdruss der administrativen

Staatsorgane, des Finanzministeriums, der Ständerversammlungen u. s. w. Die meiste Aufmerksamkeit hatte man immer noch den bildenden Künsten geschenkt; doch auch diesen gegenüber scheinen in gewissen Kreisen andere Anschauungen Geltung zu gewinnen. In einem Kunstberichte aus Berlin in der augsbürger „Allgemeinen Zeitung“ lasen wir neulich bei Erwähnung der Feldherrenandbilder auf dem Wilhelmshöhe: „Auch die Kunst leidet unter der Herrschaft feudaler Principien und einseitigen Militärhölzes, denn diesen beiden ist das künstlerische Ideal die Nachschaffung von Soldaten, bei denen die Montirungsfälle bis auf die Knopfszahl reglementmäßig ausgeführt sind. Schüler des Gewerbeinstituts sind die ausführenden Künstler der neuen Stradivari, im Gewerbeinstitute sind sie gegossen, und folglich ist die Herstellung billiger als auf jedem andern sonst möglichen Wege.“ Um so angenehmer überraschte die gleichzeitig von den Blättern gebrachte Nachricht, daß das infolge eines Reichsrathesbeschlusses, welcher alljährlich 10000 Gulden für Künstlerstipendien bewilligt hat, in Wien zusammengetretene Comité zur Durchführung derselben dem Kaiser demnächst seine Anträge zur Genehmigung vorlegen werde. Jüngst hat nun die officielle „Wiener Zeitung“ die Namen von 16 Künstlern gebracht, welchen zum ersten male in Oesterreich Staatsstipendien zugewiesen worden sind, und wir sind abermals enttäuscht worden; denn unter den Stipendiaten befinden sich ein einziger Dichter (Franz Rißel) und zwei Tonkünstler, die übrigen sind sämmtlich Maler oder Bildhauer. Man könnte sich in der That versucht fühlen, den Regierungen die Anschauungen eines Krämers unterzulegen, welcher für sein Geld „etwas Reelles“ haben will und dem daher ein bemaltes Stück Leinwand oder nun gar ein behauener Marmorblock natürlich weit mehr werth ist als ein Manuscript.

83.

Habent sua fata libelli.

Wie hoch der internationale Verkehr auch in Sachen dramatischer Sujeterfindung und Stofflieferung gestiegen, zeigt eine kleine Post, die wol den meisten Lesern d. Bl. schon einen vergnügten Abend bereitet: „Guten Morgen, Herr Fischer.“ John Drenford (geb. 1812 zu Gambertwell und soviel ich weiß noch am Leben), ein fruchtbarer englischer Dramatiker und zugleich Kenner der ausländischen Dikne, wie namentlich auch der deutschen Literatur, aus der er auch manches übersezt hat, hat eine Farce „Twice killed“ geschrieben, in welcher dieselbe Idee den Hebel der komischen Verwickelung abgibt, wie in dem deutschen Stück. Im einzelnen ist die Ausführung anders und insbesondere findet sich die komische Scene, welche zu dem deutschen Titel Anlaß gegeben hat, hier gar nicht. Sonst ist das Stück durchweg lustig und nicht ohne Witz, der bis zum Schluß anhält: „And now, ladies and gentlemen, that you 've seen my friend, Gecklers, «Twice Killed», let us hope, that you will, at length, allow him to live uninterruptedly — uninterruptedly, did I say? No; for if my innocent delinquencies did serve to amuse you, I shall feel the greatest pleasure in killing him twice more to-morrow.“ Das Stück gefiel in England und wurde ins Französische übersezt; einige Jahre darauf benutzte man den Stoff zu einer komischen Oper: „Bon soir, Monsieur Pantalón“, und diese komische Oper wurde, „in course of nature“, wie Lewis, dem wir hier folgen, in den „Modern British dramatists“ sagt, wiederum ins Englische übertragen. Endlich gibt es noch ein Stück desselben Stoffs: „Servus, Herr Stücker!“, welches ich 1854 auf dem Leopoldstädter Theater in Wien sah, das aber nur im austriakischen Namen und einigen andern österreichischen Nuancen von unserer norddeutschen Behandlung, deren Autor Friedrich ist, sich unterscheidet. So haben wir denn sechs Bearbeitungen desselben kleinen, allerdings sehr amüsanten Stoffs: zwei englische (die von Drenford und die rückübersezte Oper), zwei französische (die Uebersetzung von Drenford's Stück und die Oper) und zwei deutsche (die von Friedrich und die wienische).

81.

Bibliographie.

Aus Herz und Welt. Dichtungen in Original-Beiträgen, gesammelt und herausgegeben von der „Dresdener Dichterschule“. Dresden, Kern. 16. 1 Thlr.

Bed, J., J. Heintz von Bessenberg. Ein deutsches Lebensbild. Freiburg im Br., Wagner. 8. 14 Ngr.

Blunt, J. J., Eine Skizze der Reformation in England. Aus dem Englischen übersezt von F. Fied. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 17½ Ngr.

Deiters, R. F., Wider die Armuth. Anschauungen und Reflexionen. Schwerin, Hildebrand. Gr. 8. 15 Ngr.

Druffel, A. von, Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. Regensburg, Cöppenrath. 1862. Gr. 8. 16 Ngr.

Förstemann, E., Die deutschen Ortsnamen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Förster, C., Geschichte der neuen deutschen Kunst. Zwei Theile. Leipzig, L. D. Welgel. 8. 4 Thlr.

Goeschel, C. F., Vorträge und Studien über Dante Alighieri. Aus seinem Nachlass herausgegeben. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.

Gagen, R., Der Maler Johann Michael Volz von Nodding (1784—1859) und seine Beziehung zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nebst einem Verzeichnisse seiner Werke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 18 Ngr.

Gartmann, M., Novellen. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Köpert, H., Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhang über die Theorie und die Geschichte des Epigrammes. Bielefeld, Reichardt. 8. 20 Ngr.

Meyer, A., Shakespeares Verlesung der historischen und natürlichen Wahrheit. Ein Vortrag. Schwerin, Hildebrand. Gr. 8. 6 Ngr.

Paulig, F. C., Bisher aus dem Missionsleben. Nach Musterdarstellungen bearbeitet. Erster Band. Leipzig, Breit. Gr. 8. 1 Thlr.

Pölke, Elise, geb. Vogel, Notizen und Briefe über und von Dr. Carl Vogel, vormaligem Director der Bürger- und Realschule zu Leipzig. Nebst photographischem Titelbild. Leipzig, Schilde. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vogt, C., Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde. Erste Liefung. Sieben, Rieder. Gr. 8. 24 Ngr.

Zeller, J. P., genannt Vetter, D'r Vetter aus d'r Polz. Dichtungen in pfälzischer Mundart. Mit dem Bildnisse des Dichters. Mannheim, Köfler. 8. 22 Ngr.

Tagesliteratur.

Einhauser, J. C., Die Dr. Beder'sche Beleuchtung des Vortrags vom Professor Frohschammer über das Recht der neuen Philosophie gegenüber der Scholastik gewürdigt. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Die deutsch-königliche Frage. Eine Darstellung für die Mitglieder des englischen Parlaments. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Guber, B. A., Die Arbeiter und ihre Rathgeber. Berlin, Rauch. Gr. 8. 5 Ngr.

Hurter, H., Ueber die Rechte der Vernunft und des Glaubens. Rede gehalten am Restaurationsfeste der Innsbrucker Universität im Jahre 1863. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 8 Ngr.

Knoll, S., Dr. Ferdinand Ignaz Herdt als Convertit und katholischer Pfarrer. Ein Lebensbild. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Wenedy, J., Die Polenfrage vor dem preussischen Abgeordnetenhaus. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Bitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von Dr. J. E. Hübner und Dr. W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. A. Volpert.

Dreizehndreißigster Theil oder Dritte Folge neunter Theil.
12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Priebrich Karl Kalch. (Wien. 1862.) — Das Parlementsmitglied William Douglas. (Urlandsentdeckung. Betrug und Mord. London. 1862.) — Der Wäddenmörder Damsard. (von und Bourg. 1861—62.) — Ein Ketterhüder. (1862.) — Die Hugenot im Streitsfeld. (1714.) — Dr. Dabert, das Wädden'sche Religionsrecht und die Deutsche Union. (1789.) — Drei Weiber als Mörderinnen. (Hemmer. 1854.) — Vatermord eines Hugenots. (1840—44.) — Der Fuchsbinder Georg Heinrich Jacob. (Mord. Darmstadt. 1861—62.) — Eine Constanze. (Sachsen. 1841.)

Wie aus Vorstehendem ersichtlich, enthält dieser soeben erscheinende Theil wieder sehr merkwürdige, das mannichfache Interesse in Anspruch nehmende Criminalfälle.

Die Erste und Zweite Folge des „Bitaval“ erschienen in neuer Ausgabe zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. für jeden Theil.

Der Dritten Folge erster bis achter Theil kosten jeder 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von
Franz von Kemnersdorf.
Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung und Schilderung italienschen Lebens in dem Romane „Unter den Ruinen“ (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vortheilhaft bekannt, bietet mit diesem neuen größeren Romane ein Stiltengemälde aus der deutschen Gegenwart, reich an vifanten Scenen und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Privatsittlichkeit und Blafftheit der geaufrichtigen Welt von ihm ent-
schleiert, aber mit feinem Takt sind überall die Grenzen eines gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Soeben erschienen:

Dritte Lieferung. Bogen 17—24. Bäuerchen — Biss.
20 Ngr.

Das Deutsche Sprichwörter-Lexikon faßt den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterfchatz (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter) in alphabetischer Ordnung zusammen. Es wird nach dem Urtheil kompetenter Stimmen ein Werk, das der deutschen Literatur zu Ruh und Ehre gereicht und deshalb die werththätigste Unterstützung in allen Kreisen des Volks verdient. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwarz.

Soeben erschien:

Die Frau eines eiteln Mannes.

Eine Erzählung.

Aus dem Schwedischen von August Archsmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Am Schluß ihres so beifällig aufgenommenen Romane „Blätter aus dem Frauenleben“ versprach die Verfasserin, künftigher vielleicht eine Fortsetzung desselben zu liefern. Mit der Erzählung „Die Frau eines eiteln Mannes“ hat sie dies Versprechen in einer Weise erfüllt, welche das Interesse ihrer zahlreichen Leser in hohem Grade zu fesseln geeignet ist.

Von Marie Sophie Schwarz erschienen in demselben Verlage:

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Mann von Gehurt und das Weib aus dem Volke.

Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit abelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zigeuner

in ihrem Wesen und in ihrer Sprache.

Nach eigenen Beobachtungen

dargestellt von Dr. jur. Richard Liebig, Criminalrath.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Schrift, ein Seitenstück und eine wichtige Ergänzung zu H. v. Kallmann's berühmtem Werke „Das deutsche Gaunentum“, ist, wie dieses, nicht nur von praktischer Brauchbarkeit für Criminalisten und Polizeibeamte, sondern gewährt auch Ethnologen, Sprachforschern, Geschichtsforschern, und insbesondere Sprachforschern reiche Ausbeute. Einen Hauptbestandtheil bildet das Zigeunerisch-deutsche und Deutsch-zigeunerische Wörterbuch.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gynow.

8 Bände. Früherer Preis 19 Thlr. 22 Ngr.

Ermäßigter Preis 6 Thlr.; einzelne Bände 1 Thlr.

Die früheren Bände dieser interessanten und gebiegeuen Zeitschrift, einem Fleißlingsblatt des gebildeten Publikums, sind jetzt, um sie auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, zu obigem bedeutend ermäßigten Preise zu beziehen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 30. —

23. Juli 1863.

Inhalt: Sprichwörterliteratur. Von Franz Sandvoß. — Musikalische Literatur. — Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Von Emil Müller-Sandweggen. — Schiller im Lichte katholischer Auffassung. — Ein historisch-geographisches Gemälde der Niederlande. — Otto Müller's neuester Schauspielersroman. — Notizen. (Eine englische Stimme über Umland; Das Gebiet von den Haimonskindern; „Heinrich VIII.“ im Princeps-Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Sprichwörterliteratur.

Auf dem Gebiete des Sprichworts ist in unsern Tagen ein reger Eifer gezeigt worden; Forscher wie Simrock, Hoffmann von Fallersleben, Giselein, Jacher, in letzter Zeit Friedrich Latendorf und der unmittelbar an den Volksmund sich wendende Edmund Hofer setzten für die neuhochdeutsche Zeit und die Gegenwart ihre Jagd fort, die in seiner Arbeit über Freidank mit so ausgezeichnete Gründlichkeit und Sauberkeit Wilhelm Grimm für die im ganzen weniger volksthümliche höfische Poesie des Mittelalters angestellt hatte. Und wieviel bleibt noch stets zu bezeichnen, denn diese Jagdart begnügt sich, das Wild gefangen und aufgezeichnet zu haben, dann mag es wieder in seine Freiheit, in die weiten Gefilde unserer Sprache entlassen sein. Man könnte fragen, ob der gegenwärtige Stand dieser doch auch häufig recht dilettantisch betriebenen Literatur schon erlaube, ein wenn auch nur vorläufig abschließendes Sammelwerk, ein Sprichwörterbuch, zu unternehmen; ob außer der freilich leicht herzustellenden größern Reichhaltigkeit auch für kritische Sicherheit, die das wahrhaft volksthümliche von individueller Entstellung zu unterscheiden gestattet, ob für genügende Erklärung überall schon so vorgearbeitet ist, daß das Urtheil sich günstiger stellen müßte, als über die bisherigen drei größten Sammelwerke geschehen konnte. Denn mit gutem Fug sagt Latendorf in seiner Schrift über Agricola (S. 66): „Hier aber geht wol das einstimmige Urtheil dahin, daß unter den drei größten Sammlungen Abtheilungen unkritisch und unzuverlässig, Simrock und Giselein bei ungleich größerer Fülle und Verständniß doch unzureichend sind.“

Auch von der 1861 erschienenen zweiten Auflage der Abtheilungen Sammlung vernehmen wir leider nicht viel Eröfliches; unkritisch ist sie geblieben und viel Ungehöriges, moralisirende Excurse und Vergleichen bringt sie hinzu.

Doch wie dem auch sei, selbst eine rein compilatorische Arbeit ist ein Bedürfniß, und sie wird einem wissenschaftlich gearbeiteten Sprichwörterbuch die Bahn brechen. Wir rechnen dahin ein Werk das bereits vielseitig mit Freuden begrüßt wurde:

1863. 30.

Deutsches Sprichwörter-Verikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Brodhäus. 1863. 4. Jede Lieferung 20 Mgr.

Der Berichterstatte über die beiden vorliegenden Lieferungen, die Frucht dreißigjährigen und — das glaubt wol jeder, der Deutschlands literarische Zustände kennt — wahrhaftig wenig äußern Lohn abwerfenden Sammelns und Forschens ist hier in einer bedenklichen Lage; er wird im einzelnen vielerlei auszustellen haben und kann so leicht den Schein der Mißgunst oder kleinlichen Eklens am Zeuge auf sich ziehen, da er doch einer so kolossalen Arbeit gegenüber und so vielfach durch das Gebotene erfreut und belehrt sich der eigenen Unzulänglichkeit und aufrichtigen Dankes wohl bewußt bleibt. Er muß daran mahnen, begründeten Tadel für einen bessern Freundesdienst anzusehen, als bequem hingeworfenes Lob, dessen unsere Zeit, die sich über unverdiente Ordensverleihungen erheben mag, dennoch auch gute Dosen vertragen kann. Zudem hegen wir die Hoffnung, auf die folgenden Lieferungen einen ihnen und so dem Publikum nicht ganz nutzlosen Einfluß auszuüben. Ein Hausschatz in der That soll ein Sprichwörterchatz sein, denn im Sprichwort lebt und weht des Volkes eigenster Geist, dort schlägt sein Herz, seine Tugenden und seine Fehler liegen ausgebreitet da, die ganze Innigkeit seines Wesens, seine Frömmigkeit, die reine Gutherzigkeit bricht keusch und verschämt hervor; aber auch der feste Humor, der beißende Spott grinst herein oder sinnige Klugheit schaut mit klaren Augen heraus. Das Sprichwort ist kein Idealist, kein brausender Most der Jugend, es ist gleich wie Vater und Mutter des Volkes, wie die warnende verständige und heitere Mutter, wie der durch Erfahrung und Arbeit gereifte und ernste Vater, den kein Schein befehlt, eher pessimistisch gesinnt als optimistisch, eher menschenfeindlich als allzu bereit ihnen zu dienen, ja selbst egoistisch und hartherzig kann es scheinen.

Und dazu ist es der größte Psycholog und praktische Philosoph, ein trefflicher Wirth und löblicher Diätetiker, stets klar und nüchtern und doch selten unpoetisch oder trivial,

frei von mystischer Verschommenheit und theologischen wie philosophischen Nebeln. Scheint es manchmal auch hausbacken und spießbürgerlich, bringt es in entscheidungsvoller Lage und es ist des herrlichsten Heroismus fähig. Und wo lebt ein Sprachmeister, der diese Gewalt des Wortes hätte wie es! Man begreife, wo unsere geistigen Wortbeherrscher, ein Rückert, ein Goethe, wo der kernige Luther, wo unser Altmeister Jakob Grimm ihr Bestes erlauscht und erspäht haben.

Eine hübsche Anzahl von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Ausdrücken läßt sich schon jetzt übersehen. Woraus der ist nicht gerade wähllich; er verzeichnet auch offenbar Gemachtes, wie einzelne Sprichwörter von Mächtigkeitsvereinen, z. B.: „Alkohol macht die Leute toll.“ Das möchte des Guten fast zu viel sein, zumal das fremde Wort Alkohol eben nicht populär ist. Dagegen ist nichts einzunehmen gegen die Lebensart: „Seine Artien strigen“, oder ein modernes Sprichwort: „Die Amerikaner kochen auch nur mit Wasser.“ Wenn der Verfasser Spalte 74 aufführt: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!“ so glauben wir doch nicht, daß diesem aus der Selter'schen Fabel bekannten Worte sprichwörtliche Geltung zustehe; wenigstens hätte es als individuell durch das betreffende Citat bezeichnet sein sollen. Gemacht ist auch Spalte 87: „Den Angeln haben im Branntwein hält der Teufel an der Leine.“ Ganz be fremdlich war uns als angebliches Sprichwort aus den Nibelungen, ohne nähere Bezeichnung Spalte 102: „Es ist ein rother Anstrich, den er vom Fideibogen hat.“ Wer soll das auch nur so verstehen? Einmal war uns neu, daß die mizige Bezeichnung des Fideibogens für Volker's, des kühnen Fideibogens Schwert, sprichwörtlich geworden, und gern hätten wir einen Beleg dafür gehabt, dann aber heißt die Zeile (Lachmann, 1941, 4): „Es ist ein roter anstrich, den er zem (d. i. ze dem) videlbogen hat.“ Volker fideit mit den Heunen und der Strich seines Bogens macht rothe Wunden, daher doppelstinnig ein rother Anstrich geheißen. Dieser Witz ist so berechnet und individuell, daß schwerlich weder er volkstümliche Redeweise geworden, noch einer solchen seine Entstehung zu verdanken ist.

Wir möchten auch zu bedenken geben, daß die sogenannten Priameln nicht ohne weiteres ins Sprichwörterbuch — man lasse uns so sagen, Lexikon ist eine unangenehm klingende Bezeichnung — gehören. Sonst wäre jeder Reimspruch nicht bloß Goethe's, sonst wären Rückert's Merzeilen, des Abschaz Sprichwörter und wie vieles dergleichen nicht auszuschließen, und von Abschaz wäre z. B. unter „Alt“ einzustellen:

Junger Thaten,
Alter Thaten,
Geht von Thaten.

Oder unter „Affe“:

Je höher der Affe die Leiter ansteigt,
Je mehr er die Blöße des Hintersteins zeigt.

Oder das schöne Wort:

Alzu fetter Gerd
Selten lange währt.

Priameln bietet nun Wandel eine ganze Zahl und wir

könnten noch manche hinzufügen; sie sind nicht unbedingt als Sprichwörter anzusehen. Wir heben nur einige heraus (Spalte 23):

Ader und Flug,
Wein und Krug,
Festiger Bruder,
Leher und Luder,
Kettich und Ruben,
Guren und Buben,
Föhner und Föhnen,
Daren alle Geseenen.

Spalte 24:

Ein Ader ohne Getreid',
Eine Weis ohne Weis',
Ein Keller ohne Wein,
Ein Heil'ger ohne Schein,
Ein Stuch ohne Reben,
Ein Mensch ohne Leben,
Eine Mutter ohne Kind
Von geringem Werthe sind.

Spalte 43 in der Note der Sprach von der Alchemie aus Genisch', „Teutscher Sprach und Weisheit“. Spalte 117, Nr. 76, wo nur der erste Vers der letzte hätte sein sollen. Lessing hat sich verglichen unter dem Titel: „Alteutscher Witz und Verstand“, notirt, die dann von Eschenburg im fünften „Beitrage zur Geschichte und Literatur“ (S. 185) und in Gräter's „Bragur“ (II, 332 fg.) mitgetheilt wurden. Lessing hat sie also nicht als Sprichwörter genommen. Acht weitere stehen in Walpahn's Ausgabe (XI, 2, 310 — 313). Eine ganze Reihe von hübschen Sprüchen gab Hoffmann von Fallersleben in den „Spenden“ aus verschiedenen schlesischen Dichtern und vieles ist in Zeitschriften zerstreut.

Ist nun alles dies einer strengern Begrenzung des Sprichworts unangemessen, so lassen wir es uns in Wanders „Hauschatz“ recht wohl gefallen, nur die nöthigen Verweisungen durfte er nicht so oft fehlen lassen.

Da diese Bemerkung einen großen Theil des Gegebenen trifft, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß dem Verfasser ein Citatenverzeichnis — die Frucht jahrelanger Arbeit — abhanden gekommen ist. Das ist allerdings oft empfindlich; aber wie ist es möglich? Wir meinen doch, eine solche Arbeit müsse aus immer alphabetisch einzuordnenden Zetteln entstehen und dann müßte ja jede Stelle ihr zugehöriges Citat bei sich führen.

Doch ohne uns in die Methode der Redaction eines solchen Werks eindringen zu wollen, müssen wir hier unser Bedauern aussprechen, da dem wissenschaftlichen Gebrauch dadurch vielfach empfindlicher Mangel erwächst. Auch ungenügende Citate finden sich hier und da. Wer ist z. B. Wernher Spalte 134, Nr. 87? Das wäre dort gerade nöthig zu wissen, da uns der oft so wortreiche Verfasser über die Bedeutung des Wortes Fuore in Unwissenheit läßt. Es gibt einen Wernher der gartenäre, Wernher von Niederrhein, von Tegernsee, um nur einige der bekanntesten zu nennen, welcher soll es nun sein? Wir glauben nicht, daß der Leser sich sogleich orientiren wird, wenn er liest: „Ein Armer der ist wohlgeboren, der rechte Fuore in Tugenden hat.“ Doch davon bei der Erklärung.

Wir würden bei manchen Sprüchen ursprünglichere

Formen, wie sie die Ältern Sammler geben, vorgezogen haben, andere nur als Varianten. Um also eins herauszuheben, so war Spalte 148, Nr. 157 nicht mit Wander zu lesen:

Der kann sich der Armuth nicht erwehren,
Der mehr will verzehren,
Als sein Pflug kann ernähren —

weil dies eine ungehörige Modernisirung ist, der nur das Mißverstehen eines alten guten Wortes „ereren“ zu Grunde liegt. Melancthon („Explicatio sententiarum Theognidis“, Wittenberg 1560, S. 110) kannte die richtigere Form:

Wer da wil mehr verzehren,
Denn sein Pflug kan ereren,
Der muß zu leht verderben,
Und vielleicht am Galgen sterben.

Zu ereren steht noch die Note: „Diotum matris Philippi, Græcæ, ab ἀρῶμαι, id est, ererere.“ Dasselbe ereren würde Wander bei Sebastian Frank (II, 101) gefunden haben:

Wer mehr will verzehren
Denn sein Pflug mag ereren,
Wie kan sich der erwerben?
In muß der bettel oder fegtreif (d. i. Räuberet) neren.

Dieses Stammwort zu unserm „Ernte“ verstand Gottschub, wie er („Kritische Dichtkunst“, dritte Auflage, S. 227) گفته, nicht mehr. Hätte nun Wander die ältere Form hingesezt, seine Nr. 157 dazu, so wäre dem Leser klar, wie das verlorene Verständniß eines Ältern Wortes eine Umformung erzeugt, ein Vorgang, der wol die Aufmerksamkeit des Sprachforschers verdient.

So wäre Spalte 50 unter „Almosengeben“ doch die Form Agricola's, Sprichwort 295, wenn auch nicht vorzuziehen, doch wegen des eigenthümlichen Wortes „reihern“ mitzutheilen gewesen.

Brebig horen verseumet nicht,
Almus geben armet nicht,
Wel gut das reihert nicht.

Vorzuziehen und in erste Stelle zu setzen aber wäre, wie uns scheint, was Melancthon bietet und auch Wander's längerer Vers bewahrt (Melancthon, S. 33b):

Kirchen gehen seumet nicht,
Almusen geben armet nicht,
Unrecht Gut faselt nicht.

Auch Sebastian Frank hat dieses „faseln“ noch in dem Spruche: „Pfassengut faselt nicht.“ Man sieht nun, daß vielleicht schon Agricola das Wort faseln (d. i. fasel, Zunge bringen, also sich vermehren, wie man wol hört „sie kindert“) nicht mehr verstand. Wander durfte nicht zur Erklärung in Klammern setzen „gedeiht“, oder wenn dies bloß als Variante dasteht, so mußte für die Erklärung des Wortes eine Andeutung dasein.

Wir brauchen dem Leser nicht zu sagen, daß diese den gebotenen Stoff betreffenden Ausstellungen im Verhältniß zu der großen Fülle, die ja natürlich keine Vollständigkeit sein kann, von geringem Belang sind. Eine beträchtliche Anzahl von Redensarten stellt Wander zusammen (Spalte 2, Nr. 21) zur Bezeichnung „erfolgloser, vergeblicher, überflüssiger, unnöthiger, undankbarer u. dgl. Arbeiten“; das Wort Ader ist mit 68, Adam mit 34, Adel mit 39,

Affe mit 117, Alles mit 50, Aisch mit 98, Arzt mit 88, Auge gar mit 445 Nummern vertreten, wobei freilich dialektische Verschiedenheiten ein und desselben Wortes mitgezählt werden.

Für einen besondern Vorzug des Buchs halten wir diese reichhaltige Berücksichtigung der Mundarten, wozu Goefers, Firmenich, besonders auch das große niederländische „Spreekwoordenboek“ von Harrebomee, Frommann's Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ und anderes gehauert haben.

Wie ausgiebig das Plattdeutsche für Sprichwörter, vor allem für die humoristischen apologetischen, dann aber auch für Redensarten ist, ist dem Referenten bei Durchlesung des Dähnert'schen „Plattdeutschen Wörterbuch“ klar geworden (Straßburg 1781), aus dem allein sich eine ganz ansehnliche Bereicherung unsers Buchs ergäbe, weshalb wir Wander empfehlen, sich sorgfältige Auszüge für seine fernern Lieferungen zu verschaffen.

Ist erst der Schatz von Redensarten des Niederdeutschen annähernd erschöpft und steht er dem oft genau übereinstimmenden Hochdeutschen zur Seite, so wird sich auch die Frage nach dem Verhältniß beider, der etwalgigen Entlehnung oder dem gemeinsamen Besige mit einiger Sicherheit beantworten lassen.

Aus Frommann könnten wir noch zufügen:

Ammerlant. Da's hir'n wunderken Sant, sã de Welt van't Ammerlant, as se bi Rügenwãr dör'n Klei muß. (Klei: fette Schlammherde der Marschen.)

Alle s. All's mit Maten, sã de Sniber, do sloch he sin Fru mittn Mel.

Auder. Vader, wat is de Welt so grõt, sã de Jung, as he innen anner Loch (Dorf) kem.

Erheblichere Ausstellungen treffen indeß Wander's Erklärungen und Excurse. Wir wollen gern gestehen, daß wir hierüber bei der Lectüre oft unsern Aerger nicht verhalten konnten und hoffen bestimmt, daß Wander darauf Bedacht nehmen werde, sein Buch von Geschmacklosigkeiten und Uebereilungen dieser Art reiner zu machen. Er mag uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm sagen, seine persönliche Ansicht von einem Sprichworte, seine Bemängelung anderer oder kleinliche Polemik gegen ihm Mißliebige schenken wir ihm sammt und sonders. Aber auch sachlich ist vieles mangelhaft, und mit einer gewissen Aengstlichkeit sehen wir den Verfasser sich auf das Gebiet der alten Literatur wagen. Da heißt es z. B. unter „Apollo“: „Was hat dir Apollo gesungen? — Mit Bezug auf die Zither, welche die Dichter dem Apollo beilegen“, während doch jeder Mensch an den orakelgebenden Gott denken wird, der bekanntlich in Versen seine Antworten gab, bis man sich wunderte, daß der Gott der Dichtkunst so schlechte Hexameter mache. Oder man liest staunend (Spalte 162): „Nicht aufhören, bis einem die Weise aus dem Kermel fällt. — Die Römer nannten einen, der, wenn er etwas angefangen hatte, nicht damit aufhörte, einen arabischen Flötenspielers. Lat.: Arabicus tibicen. (Menan.) (Gramm., 345.)“ Abgesehen von der unmethodischen Art der Erklärung, die sich nicht streng an das zu Erklärende hält, welche wunderbare Gelehrsamkeit!

Sprichwörtlich war freilich ein Flistenspieler mit Namen Arabius, und Ἀράβιος ἄρρελος bezeichnete einen entsetzlichen Schwäger, aber „ein arabischer Flistenspieler“ — credat Judaeus Apella. Spalte 146, Nr. 45 steht mirabile dictum als Erläuterung: „Callipygi“, das dort wie die Faust aufs Auge paßt. Wir müssen die Leser bitten, selbst nachzusehen. Spalte 143, Nr. 146 muß gar Diestermweg herhalten, um zu dem an sich wunderbar klaren Worte „Armuth weithut“ eine höchst überflüssige Anmerkung zu geben.

Um eine Probe zu geben, wie Wander den neutralen Boden des Sprichworts zur Propaganda für allerlei gemeinnützige Ideen benützt, führen wir an (Spalte 138): „En Armhius en Armhius. (Westf.)“ Dies Sprichwort trifft besonders da zu, wo, wie noch sehr häufig der Fall, die Armenhäuser die elendesten und schmutzigsten Baracken im ganzen Dorfe sind, in welchen alles Gerinzel zusammengeperrt wird, das keine Arbeit bekommt, weil es nicht arbeiten mag, keine Herberge findet und das weder von der Landespolizei in Corrections-, noch von den Staatsanwälten in Strafanstalten aus formellen Gründen untergebracht werden kann. Das Armenwesen, besonders in den Landgemeinden, ist im allgemeinen noch im beklagenswerthesten Zustande.“ Das ist alles sehr schön und gut, aber was soll es hier? Lesen auch preussische Minister oder Landräthe Wander's „Sprichwörter-Lexikon“? Wir wollen den Leser nicht mit weitem Lesen ermüden, müssen aber fragen, wozu Erklärungen helfen, die für den Leser die nicht schmeichelhafte Voraussetzung enthalten, daß er ein Dummkopf sei, während doch an andern Stellen, wo er gern eine Erklärung hätte, altissimum silentium herrscht. So konnte das mittelhochdeutsche vuore = Fuhre, Hausen, Menge wol erklärt werden. Spalte 241 steht eine lange Geschichte über die Redensart: „Er weiß, wo Barthel Most holt“; wir können nur annehmen, daß Wander eine Pietätspflicht gegen den mittheilsamen Freund in Kamenz durch Mittheilung dieses Zeugs erfüllte, denn auf der andern Spalte schon, nur wenige Nummern weiter, steht das augenfällig richtige: „Es ist der Barthel (der heilige Bartholomäus, weil sein Tag maßgebend für den ganzen Herbst ist, s. Nr. 8), von dem eine gute Weinernie abhängt; der Barthel holt oder bringt den Most, er weiß, wo der Most zu holen ist.“ So Müdel bei Frommann.

Eine historisch beglaubigte oder sagenhafte Anwendung eines Wortes ist nicht seine Entstehung. So sollen wir (Spalte 181) an die schlechte Geschichte vom bestochenen Steuerbeamten denken als Entstehung der Redensart: „Ein Auge zudrücken.“ Dazu steht noch folgende Gelehrsamkeit: „Lat.: Connivere. (Cicero.)“ Scheint ein ἀπαξ εἰρημνόνος des Cicero zu sein, der wol auch unter „Tullius“ gemeint ist, wie er freilich früher familiärer citirt wurde. Auch Wurzbach's wunderliche Anmerkungen konnten füglich wegb bleiben.

Aber was ist dem Verfasser bei dem sehr verständlichen Sprichwort passiert: „Auf einer ungekehrten (ungekehrten) Bank ist gut finden.“ Dazu steht wörtlich: „Wenn eine Bank umfällt, so fallen auch die Sachen herunter; aber was man aufliest, ist nicht gefun-

den.“ Ich mag mich drehen und wenden wie ich will, ich sehe immer nur, daß Wander in unüberlegtem Eifer gelesen haben muß: „Auf umgekehrter Bank“; es ist ihm im Kopf herumgegangen, wie etwas auf umgekehrter Bank könne gefunden werden, und er zerhieb den gordischen Knoten, er läßt „die Sachen“ herunterfallen. Wer es besser weiß, belehre uns. Nun, das muß einem nicht passieren. Wollte Wander ja ein Uebrigcs thun, so hätte er schon hier die Anmerkung Agricola's zu diesem Spruche (104) hinsetzen sollen, die ihm zwei Spalten weiter (Nr. 34) bei derselben Redensart so hübsche Dienste leistete.

Für die Herbeiziehung sinnverwandter oder identischer Sprüche aus den alten Sprachen, wobei jedoch Wander die heutzutage unzulängliche alte Art der lateinischen Anführung griechischer Stellen aus Erasmus herübernimmt (nur ein halbbarbarisches Wort, βαρβαρολογος, hat sich verirrt Spalte 52, ist aber zu einem Femininum geworden, wie Lithonos zu einem Lithonios), ferner aus dem Französischen, Englischen, Ungarischen muß man dankbar sein, doch wäre eine tüchtige philologische Kraft hier nicht unnütz. Wander sagt darüber: „Die beigelegten sinnverwandten nichtdeutschen Sprichwörter haben die Aufgabe, die Idee eines vergleichenden Universal-Sprichwörterbuches zu nähren, zunächst aber einen Blick in die Anschauungsweise anderer Völker, wenn auch vorerst nur in einzelnen Punkten, thun zu lassen.“

Diese zuletzt angedeutete Aufgabe hat sich das in der Sprichwörterliteratur ausgezeichnete Ehepaar, der Baron Reinsberg und Ida von Düringsfeld gestellt. Aus vielen Blünderungen, denen die betreffende Schrift durch unsere Journale ausgesetzt war, ist allen Lesern „Die Frau im Sprichwort“ bekannt; man weiß also, welche enorme Ausstattung den Arbeiten des gelehrten Paares zu Gebote steht. Ist nun auch das hier noch zu erwähnende Büchlein:

Das Sprichwort als Kosmopolit. Erster Band. — A. u. d. T.: Das Sprichwort als Philosph. Von Ida von Düringsfeld. Leipzig, Fricke. 1868. 8. 15 Ngr.

kein Beweis für systematische Philosphie der Spruchweisheit der Völker, so beweist es doch unsern oben gethanen Ausspruch für die „praktische“ oder Lebensphilosphie vollkommen. Wir werden dem Leser einen Begriff von dem Umfang des Materials geben, wenn wir aus den beizunehmenden Sprachen nur die mit f anfangenden hersehen: serbisch, sardinisch, schottisch, schwedisch, schwäbisch, schweizerisch, sicilianisch, slowakisch, slowenisch (Kärnten), somogitisch (polnisch-litauisch), spanisch. Auf 160 kleinen Octavseiten erhalten wir eine nach Hauptfächer geordnete Ueberschau des Zusammengehörigen, wobei die oft vorkommenden Widersprüche nicht verschwiegen werden. Gemäß dem alten a Jove principium oder Ζεύς ἀρχή wird auch hier der Anfang mit Gott gemacht und mit „Ein Mensch ist des andern Gott“ auf den Menschen und sein Verhältniß zu aller Creatur und besonders zu den Nebenmenschen übergeleitet. Besonders von den bösen Eigenschaften des Menschen, dem Neide, der Splitterriterei, der Undankbarkeit und der Unversöhnlichkeit, vom Hochmuth weiß das Sprichwort zu erzählen. Die geschätzte

Verfasserin bemerkt sehr treffend: „Im ganzen ist die Meinung des Sprichworts dem Menschen nicht allzu günstig“, und an anderer Stelle, das Sprichwort sehr wohl zuwellsen, aber leider nicht immer, durch eine schwarze Brille. In der That, wenn es darauf ankäme, aus dem Sprichwort — und immer behält auch hier das deutsche den Vorrang — philosophische Systeme zu unterstützen, wir zweifeln nicht, die Schopenhauer'sche menschenverachtende Lebenslehre würde die weitaus größte Unterstützung für sich gewinnen.

Man weiß, daß Schopenhauer der vedischen Weisheit auch darum so zugethan war, weil sie Erbarmen mit der Thierwelt als dem in der That der Menschheit Verwandten fordert. Auch das Sprichwort empfiehlt solches Erbarmen. „Wer sich der Geschöpfe erbarmt, dessen erbarmt sich auch der Himmel.“ Der Engländer sagt: „Bist dem blinden Hunde über die Steige.“ Der Venetianer: „Wer die Thiere mißhandelt, mißhandelt auch die Christen.“ „Wer Hunde und Katzen todtschlägt, thut nie Gutes.“ Der Russe: „Wer die Fische schuppt der Gewohnheit wegen, der ist werth, daß er geschunden werde Spätes halber.“

Doch wir können hier keinen eingehenden Bericht liefern und beschränken uns schließlich auf Hervorhebung einiger der wichtigsten Hauptgesichtspunkte:

Wer nicht liebt, der hat kein Herz. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Man soll nicht auf eines Todten Schenke rechnen. Reid ist dem Menschen, was Rost dem Eisen. Wer beleidigt, schreibt's in Sand, wer beleidigt wird, in Marmor. Denn der Baum gefallen ist, so macht ein jeder Holz (die Verfasserin nennt die hier getadelte Eigenschaft das „Triumphiren“). Undank ist der Welt Lohn. Wahrheit bringt Gefahr, und wähle die Wahrheit, damit du selig werdest. Volkestimme, Gottesstimme. Art läßt nicht von Art (sehr reichhaltig und interessant). Wer Pech angreift, beschüttet sich. Gleich und gleich gesellt sich gern. Es gibt kein Händlein, es hat sein Kreuzlein. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Man mummelt so lange von einem Ding, bis daß es geschieht. Glück ist der Dummens Vorwand.

Die Verfasserin sagt:

Der Repräsentant des Glücks in der sichtbaren Welt ist das Geld, dieses Geldes Macht feiert es in wilden, gleichsam dithyrambischen Sprüchen.

Mit dem Gegenspiel der Armuth haben wir hier einen Vorrath von 20 Seiten (S. 103—123):

Heute mir, morgen dir. Der Weg zum Himmel geht durch Kreuzborn. Geduld überwindet alles. Die Hoffnung wird nach zwei Seiten betrachtet, sie macht sowohl zum Narren als auch läßt sie nicht zu Schanden werden, ist immer grün u. dgl. Kommt Zeit, kommt Rath. Leben ist eine Kunst.

Hier gibt nun das Sprichwort die verschiedensten Rathschläge, es mahnt zu resolutem Genuß und weiß des Frommen aufopfernde, auf eigenen Genuß verzichtende Liebe zu preisen; dabei wird die Plage des Lebens selbst vielfach beklagt und Lessing's Seufzer bestätigt: „Es ist ein Hundeleben!“ Den Schluß des Büchleins macht der Tod.

Wir bemerken noch, daß nach dem Plane der Verfasserin das Sprichwort in philosophisch-kosmopolitischer Auffassung zur Anschauung kommen soll und demgemäß

neben diesem ersten Bändchen noch der „Praktikus“ und der „Humorist“ in nächster Zeit zu erwarten sind.“ Für diesen Zweck wäre, wie die Verfasserin sagt, die Mittheilung von Originalen überflüssige literarische Rokerterie gewesen und ihren Uebersetzungen darf man bei der umfassenden Sprachenkenntniß trauen. Ein Quellenverzeichnis steht beim dritten Bande in Aussicht. Nicht überflüssig scheint endlich die Bemerkung, daß das als „Familienbuch“ beabsichtigte Werk sich durchaus alles dessen enthält, was es ungeeignet machte, von der Mutter in die Hand der Tochter gegeben zu werden. Ein geschickter Lehrer wird sehr anregenden Stoff zu stilistischen oder Disputationsübungen finden und wir denken dabei besonders an Mädchenschulen, wie man doch endlich statt des albernen „Lächterschulen“ sagen sollte. Man stelle sich nur eine „Söhneshule“ daneben!

Franz Sandvoß.

Musikalische Literatur.

Wir besprechen in den folgenden Zeilen drei Schriften der musikalischen Literatur, die ihre eigenthümlichen Vorzüge besitzen. Die eine derselben umfaßt mit dem Blick des Historikers das gesammte Musikleben der Erde von ältester Zeit bis auf unsere Gegenwart. Der Weg muß ein mühevoller gewesen sein und nur ein eiserner Fleiß konnte hier unerschrocken vorwärts gehen. Das Werk ist noch nicht bis zu Ende geführt. Das zweite Buch ist auf einem gewiß richtigen Gedanken aufgebaut, nämlich auf dem, daß die Stimme des Menschen durch einen Willensact entsteht, und wir haben hier sozusagen eine physio-psychologische Theorie der menschlichen Stimme erhalten. Das dritte endlich ist entstanden in der Seele eines für die Wiederherstellung wahren Gesangs eifrigst besorgten Mannes, der früher selbst geschätzter Sänger, seine vieljährigen Erfahrungen in kleinen, berechtigt geschriebenen Aufsätzen niedergelegt hat.

1. Geschichte der Musik. Von A. B. Ambros. Erster Band. Breslau, Leuckart. 1862. Gr. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser beabsichtigt mit dieser „Geschichte der Musik“ ein Ziel zu erreichen, das in neuerer Zeit auf verwandtem Gebiete das Werk von Rugler zu einem epochemachenden gestempelt hat. F. Rugler ist der erste gewesen, der in seinem „Handbuch der Kunstgeschichte“ die Schöpfungen der Menschheit in bildender Kunst, in Architektur und Malerei in einen historischen Zusammenhang zu bringen versucht hat, und er kam, obgleich er von der Misklichkeit eines solchen Unternehmens überzeugt war, damit doch einem vielseitigern Bedürfnisse entgegen. Es war der erste Versuch seiner Art, in einer umfassenden Weise die Erzeugnisse jener Künste bei allen Völkern zusammenzustellen und ihren Zusammenhang mit der geistigen Bildung des jedesmaligen Volks, sowie ihre Bedeutung vom Standpunkt der Kunst selbst aus zu erforschen. Rugler hat somit den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, deren Gebiet im Dienste der Geschichte

*) Diese beiden Bändchen sind inzwischen erschienen. D. Reb.

die mannichfaltigste Thätigkeit bedingt. Die Versuche, die seitdem gemacht worden sind, diesen Gedanken Kugler's auszubilden, zeugen für seine Lebensfähigkeit und jene genannten Künste sind als ein historisches Ganzes mehr und mehr in Zusammenhang untereinander gebracht worden und für uns zu einem organischen Ganzen geworden.

Die vorliegende Arbeit des Verfassers, der sein vielseitiges Wissen schon durch anderweitige Schriften bewiesen hat, soll nun für die Kunst der Musik etwas Aehnliches leisten wie Kugler's Werk für die bildenden und malenden Künste. Es ist die kritische, kunstphilosophische Richtung unserer Zeit, die auch dieses Unternehmen ins Leben gerufen hat. Der Verfasser gibt es selbst zu, daß der Historiograph der bildenden Kunst gegen den Musik im Vortheil ist. Das Bild eines Bauwerks ist ungleich belehrender als ein Musikstück, das uns in Notenschrift vorgelegt wird; dort kann das Auge genießen und entscheiden, während hier das Auge nur der zweite Richter sein darf und selbst das Ohr nicht einmal mit Sicherheit entscheiden kann, da die Musik zu sehr mit der augenblicklichen Stimmung und jedesmaligen Erregung der Seele dessen zusammenhängt, der sich in ihr künstlerisch äußert. Von einem altägyptischen Tempel kann ich mir mit Hilfe der wörtlichen Darstellung, wenn ich sie gegen das Bild halte, eine genügende Vorstellung machen; hingegen bleiben z. B. jene arabischen Melodien, die uns der Verfasser bietet und die nicht einmal ein besonders hohes Alter beanspruchen können, selbst wenn man sie sich öfter zu Gehör bringt, dunkle und fremdartige Wesen. Ihr Schlüssel liegt in der Ausführung derer, die sie geschaffen oder überkommen haben, wir hören sie immer nur mit unsern deutschen Musikerohren und begreifen sie nie recht. Daher kommt es, daß in diesem ersten Bande, bei aller anzuerkennender großer Mühe, die der Verfasser auf Darstellung und Erklärung der Consysteme asiatischer Völker verwendet hat, dennoch nach Lesung seines Buchs das Gefühl zurückbleibt, daß man weder die Condenkmäler der einzelnen Völker in klaren Umrissen, noch viel weniger ihre Gesamtheit in einer historischen Verkettung in sich aufnehmen kann. Wie anders, um nur ein Beispiel anzuführen, steht bei Kugler die Entwicklung der Säule da: als einzelner Bauteil wie als Glied eines größern Ganzen tritt sie klar vor die Augen des Lesers, und die Verwandtschaft der Gebilde ist anlehnbar. Wir meinen, es liegt eben in dem flüchtigen, an tragende Luftwellen gebundenen Wesen der Musik, daß ein solcher Zusammenhang unherstellbar sein muß. Unseres Erachtens ist eine organische Entwicklung der Musik als Kunst, unter einem so umfassenden Gesichtspunkte, als auf welchem sich der Verfasser stellt, nur ein Traum.

Eine Entwicklung hat auf dem Gebiete der Musik wol stattgefunden, aber sehr vereinzelt, nämlich bei uns und zwar zwischen kirchlicher und weltlicher Musik, und steht diese Entwicklung aufs engste mit den sonstigen Stufen der Cultur der hier in Frage kommenden Völker in Wechselwirkung; also zwischen Palästina und Bethoven liegt allerdings eine factische Entwicklung der Musik

einiger europäischer Völker vor, allein zwischen Arabern und Chinesen oder zwischen Beiden und den von den Fortschritten der Cultur sonst ausgeschlossenen Völkern anderer Erdtheile können wir keinen Zusammenhang entdecken. So interessant also als das hier Gegebene sein mag, das stüht nur durch einen rühmlichen Fleiß zusammengebracht werden konnte, den hohen allgemeinen Gesichtspunkt Kugler's dürfen wir wol nicht festhalten.

Die äußerliche Eintheilung des Stoffs anlangend, so haben wir in diesem ersten Bande ein erstes Buch, welches uns die Anfänge der Tonkunst, die Aeußerungen des Tonsinns bei Naturvölkern und die asiatische Musik vorführt. Unter letzterer ist die Musik Chinas, Indiens und Arabiens zu verstehen, deren sehr künstliche Consysteme hier mit weitläufiger Gelehrsamkeit behandelt werden und deren Studium der Verfasser durch einen ihm verliehenen Humor angenehmer gemacht hat.

Das zweite Buch schildert die Musik der antiken Welt, zunächst der vorhellensischen Cultur. Hier galt es zusammenzustellen, was über die Musik der alten Aegyptier, Assyrier, Babylonier, der Perser und Meder, Phönizier, Syrer, Phrygier und Hebräer mehr gemuthmaßt als getruht werden kann.

Das dritte Buch endlich, an Umfang den andern beiden gleich, bespricht mit besonderer Vorliebe die Musik der Griechen und der Römer. Dieser Theil der Arbeit ist angefüllt mit Citaten aus den alten griechischen Schriftstellern, die nachzulesen leider nur eine sehr große Ungenauigkeit in den Accenten unbequem macht. Die Griechen mögen in allen andern Künsten und in was sonst noch unsere ewig mustergültigen Vorbilder sein, in der Musik sind sie Anfänger geblieben, mag man sagen, was man will. Es fehlt dem classischen Alterthum jene Vertiefung in das eigene Gefühlleben, jene Befangenheit und Eingenommenheit der Seele in der und für die Region transcendenter Gefühle, die uns seit dem Christenthum aufgeschlossen wurden, und somit fehlte Griechen wie Römern der Impuls zur Musik. Soviel sei im allgemeinen über den Versuch gesagt, den Griechen überhaupt Musik, wenn auch nur annähernd, in unserm Sinne nachweisen zu wollen. Es fehlt aber auch jedes Mittelglied, einen Zusammenhang der altclassischen Musik mit der anderer Völker festzustellen. So muß nothwendig eine Untersuchung über diesen Gegenstand, von einem aprioristischen Standpunkte aus unternommen, unbefriedigend bleiben. Wir sehen daher mit größerer Spannung dem Verlauf dieser interessanten Arbeit entgegen, die sich später allerdings auf einem Felde bewegen wird, auf welchem der Gedanke einer organischen Entwicklung kein unstatthafter mehr sein wird.

2. *Physiologie der menschlichen Tonbildung nach den neuesten Forschungen gemeinfaßlich dargestellt von H. Grehl. Ein praktisches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und Sprache aller Menschen. Mit 38 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.*

Der Verfasser stellt eine neue, jedenfalls sehr zu beachtende Theorie der Stimmbildung und in deren Folge auch

eine neue Theorie der Ausbildung der menschlichen Stimme auf. Von den Erfolgen seiner wissenschaftlich begründeten Annahmen überhaupt behauptet er, es werde keinen Sänger, keinen Redner, keinen Schauspieler mehr geben, der, gebildet nach den Grundsätzen des Verfassers, nicht in allen Städten, in denen es auf eine ästhetische Verwendung der menschlichen Stimme ankomme, Vorzügliches leisten werde. Er hält es für gewiß, daß durch sein System der Stimmausbildung dieselbe überhaupt bei beiden Geschlechtern so bedeutend an Umfang gewinnen werde, daß der Componist nicht mehr wie bisher an die üblichen Stimmgrenzen gebunden sein werde, sondern ungehemmt mit seinen Tongebilden gleichsam über einer wahren Stimmklaviatur werde auf- und abfliegen können. Hiermit sei aber auch eine größere Wirkung des Gesangs möglich, indem die ungebundene in dem Gebiete der menschlichen Stimme umherstreichende Phantasie des Componisten „auch Schöneres“ zu schaffen vermöge werde. Lassen wir vorläufig diese etwas hochgespannten Erwartungen beiseite und gehen auf den dem Verfasser eigenthümlichen Gedanken zurück, auf welchen er seine Theorie baut, so ist es der, daß die menschliche Stimme ein Willensact sei und daß durch das von ihm vorgeschlagene methodische Verfahren einer künstlichen Stimmausbildung der Mensch in den Stand gesetzt werde vermöge seines Willens alle diejenigen Organe vollständig zu beherrschen, die die Natur zur Erzeugung der Stimme verliehen hat. Stimme ist eine Willensäußerung und als solche eine Bewegung, nicht etwa etwas Reelles, das man, wie z. B. eine schöne Gestalt besitzen könne. Allein ein jeder kann sich die Geschicklichkeit erwerben, seinem Willen diese Organe, deren Bewegung die Stimme erzeugen, unbedingt gehorchen zu machen. Dies ist der Grundgedanke des Verfassers.

Ohne nun auf die populäre Darstellung einzugehen, welche an dieser Stelle die Untersuchungen erfahren, die die Physiologie über den Zusammenhang zwischen Willen und Nerven festgestellt hat, wollen wir als eigenthümliche Behauptung nur die aufführen, daß jeder Wille von einer Vorstellung (die sich später in Begriffe consolidiren) begleitet sein muß, daß aber dem Gehirn (dies ist das centrale Organ, in welchem der Wille entsteht) keine angeborenen Begriffe oder Ideen zugeschrieben werden können. Alle Begriffe, fährt der Verfasser fort, sind zuerst Vorstellungen, die durch äußere Eindrücke hervorgerufen und durch die Nerven dem Gehirn mitgetheilt werden; bei fortschreitender Entwicklung des Menschen bedarf es aber später nicht allemal einer äußern Veranlassung, um einen Willensact auszuführen, sondern es genügt dazu die Stärke der gewonnenen und im Gehirn festgehaltenen Vorstellung.

Auf diese letztere Art von Thätigkeit begründet der Verfasser auch diejenige, welche den Gesang hervorbringt. Bei diesem scheinbar sehr ebenen und einleuchtenden Gedankengang stoßen wir aber sofort auf einen Begriff, der für uns an einer gewissen Dunkelheit leidet, die wir nicht beseitigen konnten. Er sagt, Stimme sei das Organ für das Gefühl, und Gefühl selbst sei gehemmter Wille, denn

nicht jede Willensanstrengung des Gehirns komme aus äußern und innern Ursachen immer bis zu ihrer vollständigen Aeußerung. Wir wollen aber das theoretische Bedenken beiseite lassen, das sich uns aus dem Gedanken ergab, von einem gehemmten Willen annehmen zu sollen, daß er gewisse Organe dennoch so in Bewegung setzen könne, um ein Resultat zu gewinnen, wie das einer schönen menschlichen Stimme ist. Die Behauptung erscheint richtig und ist zu beherzigen, daß die menschliche Stimme hauptsächlich durch die Geschicklichkeit bedingt wird, mit der der Wille die Gesangsorgane in Bewegung zu setzen gelernt hat, und daß die Stimme um so vollkommener werden wird, je deutlicher die Functionen aller hierzu nöthigen Organe dem Menschen bewußt worden sind.

Sollte der Verfasser aber nicht zu weit gehen, wenn er die anatomischen Untersuchungen der Stimmorgane am Leichnam, denen doch so bedeutende Männer ihre Thätigkeit zugewendet haben, als resultatlos verwirft? Er thut es aber, weil ihm die Stimme ein Werk des Willens, eine Bethätigung des Lebens ist. Es bleibt dahingestellt, wer hier in größere Versuchung geräth, Irrwege zu gehen, der Anatom oder der Physio-Physiolog. Der Verfasser scheint uns deshalb hier in größerer Gefahr zu sein, weil er sich auf Gergänge im seelischen Leben des Menschen stützt, die bis auf den heutigen Tag zu den unaufgehellten Punkten gehören. Von der merkwürdigen Erklärung dessen, was wir Gefühl nennen, war schon die Rede; S. 15 lesen wir eine noch auffälliger Erklärung dessen, was wir Idee nennen; sie bezeichne nämlich „einen Zustand im Gehirn, welchen die unendliche Mannichfaltigkeit der Wahrnehmungen erzeugt, zu denen uns die unendliche Mannichfaltigkeit der Außen Dinge nöthigt“. So erscheint zuletzt Gefühl als ein Zustand und auch Idee als ein Zustand desselben Organs, ohne nähere Bestimmung des Wie in dunkler Weise. Diese Schwierigkeiten lassen aber den Grundgedanken des Verfassers unberührt, daß eine wahrhaft schöne und vergeistigte Stimme nur auf der Grundlage einer harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur überhaupt möglich sei.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste außer jenen einleitenden Begriffen die Lehre von der Schulbildung, verbunden mit der physiologischen Anatomie der Stimm- und Sprachorgane, abhandelt; ferner unter der Aufschrift: „Physiologie der Stimme“, aus dem Stimmideale, die normale Stimme des Menschen, die Gelege der Tonbildung, unter beständiger Wechselwirkung des Willens und der vom Willen bewegten Organe entwickelt. Je ausgebildeter hier die Fähigkeit ist, um so größer wird die Geschicklichkeit des Singens erscheinen. Sollten aber auch hier die Resultate nicht einiges Bedenken in der musikalischen Welt erregen, wenn man liest, „daß ein normal gebautes und beschaffenes Organ einen Stimmumfang von wenigstens sechs Octaven zu bilden die physische Fähigkeit habe“. „Unsere Fähigkeiten“, sagt der Verfasser sehr richtig, „reichen weiter als unsere Bedürfnisse, und jeder wird seine Stimme seinen musikalischen Bedürfnissen entsprechen lassen“, allein bis vier Octaven und

darüber (das Minimum sind zwei Octaven) könne nach den Erfahrungen und Versuchen des Verfassers jeder gesunde Mensch seine Stimme bilden. Wir müssen sagen, daß selbst ein Umfang von vier Octaven als Norm Bedenken erregen muß.

Die zweite Abtheilung begründet nun die künstliche Stimmausbildung, deren erstes Kapitel die sicher bisher in Gesangslehren nicht vorgekommene Ueberschrift trägt: „Diagnostik physischer und cerebraler Zustände.“ Treffliche Regeln findet man übrigens hier über die Bildung des Tons und der Vocale niedergelegt, am Schluß auch eine Methode der Stimmbildung für die Sprache, mit interessanten Beobachtungen. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diesem Buche auch unter den Lehrern der Gesangkunst eine aufksamere Berücksichtigung zu vermitteln.

3. Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Hefen. Herausgegeben von M. H. Schmidt. Erstes und zweites Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. 1861. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Der Verfasser, ein mit der Kunst eng vertrauter Mann, unternimmt es, in der Absicht, die Kunst des Gesangs zu fördern, in einer Reihe zwangloser Hefen, von denen zwei vorliegen, das dritte und vierte zwar erschienen, aber bisher noch nicht zugegangen sind, und durch größere und kleinere Aufsätze seine Erfahrungen mitzutheilen, die er über den allmählichen Verfall der Gesangkunst und, Hand in Hand damit gehend, auch über den Verfall der Oper unter und gemacht hat. Wir können diesen in flüchtigen Umrissen, jedoch mit entschiedener Sachkenntniß und ohne Uebertreibung gebotenen Schilderungen einen weitem Wirkungskreis versprechen, als sonst der vereinzelter fliegender Blätter zu sein pflegt. Der Verfasser, ein Praktiker in der Kunst des Gesangs, macht im ersten Heft einige kritische Einwürfe gegen die Mängel des Kunstgesangs, die sich sogar nicht selten bei Gesangsnotabilitäten eingeschlichen haben, indem er als Ziel seiner Schilderungen das Bild eines kunstfertigen Bühnensängers im Auge behält. Alle diejenigen nun, die für Sänger gelten oder sich dafür halten, können hier von einem streng künstlerischen Standpunkt aus sich die nothwendigen Eigenschaften, welche ein Sänger sowohl von der Natur empfangen, als sich nachher durch Studium erworben haben muß, nachweisen lassen und danach bemessen, inwieweit sie dem Wille eines kunstgerechten Bühnensängers entsprechen. Die nothwendigen Eigenschaften, welche der Sänger von der Natur bekommen haben muß, sind: eine gesunde Klang- und umfangreiche Stimme, Musik- und Gesangtalent, ein wohlgeformter kräftiger Körper und ein edles, ausdrucksfähiges Gesicht; sein Verstand muß scharf und einbringlich, seine Empfindung leicht erregt, seine Phantasie lebhaft, seine Auffassungskraft und sein Darstellungsvermögen sicher sein. Erwerben aber muß sich der Sänger eine tiefergehende musikalische Bildung, er muß sich die Technik des Gesangs, zu denen tadellose Vocalisation, deutliche dialektfreie Aussprache, reine Intonation, die Kunst des Athemholens, ein schönes portamento und legato gehöre, durch Studium aneignen. Auf dieser Basis

wird alsdann eine lebhafte Phantasie, eine dramatische Gestaltungskraft und ein sicheres Darstellungsvermögen ihn auf die Höhe seiner Kunst bringen.

Mit Freimüthigkeit legt der Verfasser die Mängel anerkannter Größen des Gesangs unserer Tage bloß, z. B. eines Stodhausen und Roger. An das Komische grenzt die Darstellung des Masaniello eines vom Verfasser nicht namentlich genannten, aber bekannten Sängers, der in der Wiedergabe dieser Rolle sich gerade nicht als den der Künstler bewiesen hat. Doch versichert uns der Verfasser ausdrücklich, nach der Natur treu geschildert und nicht etwa übertrieben zu haben. Da der Sänger Stodhausen ein allgemeiner Liebling des deutschen Publikums geworden ist, dürfte es interessant sein, die freilich nur geringen Ausstellungen näher anzugeben, die der Verfasser an dem Gesange dieses anerkannten Sängers macht. Der Verfasser rühmt die Kunst des Athemholens an dem genannten trefflichen Sänger, und dennoch habe er diese Kunst an einer Stelle angewendet, wo sie zu einer psychologischen Unwahrheit geworden sei, nämlich in dem dritten und letzten Angstruf des Knaben aus Goethe's „Erlkönig“ in der Composition von F. Schubert. Weil der Sänger die Situation nicht mit ganzer Lebendigkeit empfunden habe, wol auch keine ausreichende dramatische Gestaltungskraft besitze, sei es erklärlich, daß er die Worte des geängsteten Kindes, dem der Tod ans Herz greift, mit ruhiger Gemüthlichkeit, aber als der anerkannte Liebling eines in einem glänzend erhellten Concertsaale sitzenden Publikums vorgetragen habe, mit einmaligem, zwar kunstvollem Athemholen, allein mit hartem Verstoß gegen die getreue Darstellung dieser nächtlichen Scene, die namentlich in der Todesangst des Kindes keine ruhige Langathmigkeit verträgt. Der Stolz eines Künstlers muß eine in sich gebiegene sorgsam durchdachte Leistung sein. Da aber eine Kunstleistung stets die vereinte Wirkung höherer geistiger Gaben voraussetzt, diese selbst aber nur auf der Grundlage einer höhern Bildung möglich sind, so wirft der Verfasser jenem bedeutenden Sänger mit kurzen Worten also eine mangelhafte Bildung vor. So viel dürfte feststehen, daß man ein ausgezeichnete Sänger sein kann, ohne gerade mit einer lebhaften Phantasie und einem dieser Begabung entsprechenden Darstellungsvermögen ausgerüstet zu sein. Es möge diese Stelle genügen, um zu beweisen, wie genau es der Verfasser mit den Anforderungen an den Sänger nimmt, und daß sein Musterbild eines Sängers in der That als Muster allen Sängern empfohlen werden kann.

Im Anhang bespricht der Verfasser einen Mißbrauch, der zwar nicht den Sänger, wol aber die Componisten trifft. Nicht selten findet sich nämlich in unserer Liedreliteratur der Mißbrauch, daß Componisten eigenmächtig an den Worten des Dichters nach ihrem Ermessen geändert haben. Der Verfasser ist wol zu hart, wenn er der gleichen allerdings zu mißbilligendes Verfahren einen Vandalismus nennt, wenigstens möchte Referent diesen harten Ausdruck nicht für die aus Mendelssohn's Duetten beigebrauchten Beispiele gelten lassen, indem die von Men-

bedelsohn beliebten Aenderungen und Auslassungen, auch wo sie sonst vorkommen, denn doch immer mit Geschmack und eines sinnvollen Ganzen zu Liebe vorgenommen werden. Uebrigens sind diese Beispiele bei Mendelssohn nicht die einzigen, wir machen z. B. noch auf ein vierstimmiges Herbstlied aufmerksam, dessen Pointe, sicher zum Vortheil des Nikolaus Lenau'schen Liedes, aus „welchem Laub“ „grünes Laub“ und „frisches Hossen“ gemacht hat. Von Vandalismus sind dergleichen mit zarter Hand und sicherem Takt unternommene Aenderungen, die ja doch nur für diese bestimmte musikalische Auffassung und Behandlung gelten sollen, sehr weit entfernt. Was sagt der Verfasser denn wol zu den Textumgestaltungen in Mendelssohn's geistlichen Compositionen? Ist einem Dichter doch sogar die Handhabung der Geschichte für seine poetischen Zwecke nachgesehen worden. Sind das auch poetische Vandalismen gewesen? Schiller's „Don Carlos“, Goethe's „Egmont“ dürften schwerlich unter diese Kategorie fallen.

Die Bedenken des Verfassers aber gegen die Untersuchungen der Herren Schwarz, Gysel u. a. über die Bildungsfähigkeit des menschlichen Stimmorgans theilen wir vom Standpunkt des Musikers aus vollkommen, indem jene Untersuchungen wol einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth haben mögen, jedoch weder dem Sänger noch dem Componisten mit einem so fabelhaften Stimmumfang, als er hier verheissen wird, jemals gedient sein kann.

Das zweite Heft dieser interessanten Aufsätze verbreitet sich über die Zustände unserer Oper. Der Verfasser gibt die Bedeutsamkeit Richard Wagner's zu, beschränkt sich aber in seiner Schilderung nur auf die Oper früherer Gattung, da der gegenwärtige Zustand des musikalischen Dramas durch Wagner's Bestrebungen ein durchaus zweifelhafter geworden sei und jüngere Talente durch das Vorgehen dieses Componisten zurückhaltend und bedenklich geworden, nicht mehr wüßten, welcher Richtung sie sich anschließen sollen. Die Hauptpotenzen zur Schaffung einer Oper sind: Dichter und Componist; die Darstellung bewerkstelligen der Musikdirector, der Regisseur, der Chordirector und die activen Mitglieder. Wozu haben diese Mächte noch nicht ein harmonisches Ganzes hervorbringen können.

Ein unleugbares Hauptübel, an welchem unsere Oper daniederliegt, ist das, daß unsere deutschen Dichter bis auf heute nicht im Stande waren, einen brauchbaren Operntext zu schreiben, Goethe und Heibel nicht ausgenommen, derer gar nicht zu gedenken, die, sonst bühnenkundige Dichter, als Verfasser von Operntexten sofort scheiterten. Schikaneder's „Faubert's“ bleibt immer noch der beste Text neuerer Zeit; wollte man seit Mozart allensfalls die erträglichsten deutschen Opernbücher nennen, so wäre man mit der „Schweizerfamilie“, „Fidelio“, „Jessonda“, „Freischütz“, „Hans Heiling“, „Adler's Horst“, „Zar und Zimmermann“ und „Strabella“ nach der Ansicht des Verfassers fertig. Die Rückwirkung dieses Mangels auf den Componisten ist nicht ausgeblieben; wo keine Begeisterung ist, wie kann da Großes entstehen? Dazu kommt, daß,

1863. 30.

wie der Verfasser vortrefflich nachweist, selbst große Meister wenig gesangsverständlich waren. Er thut dies an Weber dar, bei dem heimtückische Intervalle, Sänge, Passagen zu finden sind, die fast nie in vollkommener Reinheit zu Gehör kommen, weil sie eher dem Klavier als der Kehle abgelauscht sind, so unter anderm in der großen Arie des Hüon im ersten Act des „Oberon“. Ebenso richtige Beobachtungen finden wir über unsere andern namhaften Operncomponisten, deren Vorzüge und Schwächen gerechte Beurtheilung erfahren. Wohlthuend bleibt aber der musikalisch-ethische Unwille, der den Verfasser bei der Besprechung Meyerbeer's überkommt. Er wünscht, daß wir für die künstlerischen Tugenden, die uns über andere Nationen erheben, auch ein klares, kräftiges Selbstbewußtsein, eine willige Anerkennung, eine treubige Achtung haben möchten. Er hält es für eine große Schwäche der Deutschen, sich so gänzlich von dem Effect Meyerbeer's haben täuschen und einnehmen zu lassen. Von den „Hugenotten“ sagt er, sämmtliche Personen der Handlung seien moralisch defect, kein wohlthuender Lichtblick erhellte das düstere Gemälde von Unsitlichkeit, Verrath und Blut. Meyerbeer's Opern sind Phantasmagorien, aus denen uns alles unschön und fragenhaft angrinst. Der Effect hat aber seinen Fluch in sich, erst fiktelt er, das zweite mal muß er schon frozitten und zuletzt muß er schinden um zu wirken. Hat man doch im Lande des Effects daran gedacht, die Kreuzigung Christi auf die Bühne zu bringen; das ginge freilich noch über „Teufel“ und „Propheet“. Dennoch wünscht der Verfasser unsern talentvollen Componisten einen Theil von Meyerbeer's umfassender Bühnenpraxis, seiner wunderbaren Kenntniß der theatralischen Wirkung, seiner eminenten Sicherheit in Benützung aller vorhandenen Mittel. In dieser Rücksicht verdient Meyerbeer Bewunderung.

Den Schluß dieses zweiten Hefts macht das Bild eines Musikdirectors, speciell eines Operndirectors. Wir stimmen mit allen Forderungen des Verfassers hinsichtlich einer so wichtigen Person zusammen, und wie im ersten Heft das Bild eines echten Sängers gegeben wurde, so hier das eines Kapellmeisters, der diesen Namen in jedem Sinne verdient. Wenn Ueberzeugungen in so einfacher und klarer Weise, wie hier geschehen ist, ausgesprochen werden, so muß man annehmen, daß sie ihre reinigende Wirkung in ihren Kreisen nicht verfehlen werden. 14.

Bücher. Seine Zeit und sein Leben.

1. Bücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden. Von Johannes Scherr. Erster Band. Die Revolution. (1740—99.) Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vollsthümliche Persönlichkeiten zum Gegenstande geschichtlicher Darstellung zu machen hat stets kein Angenehmes. Im vorliegenden Werke des auf culturgeschichtlichem Boden außerordentlich bewanderten Verfassers erhalten wir ein Buch, das der Annehmlichkeit in edelster Weise entsprechen will. Es ist ein Buch, das uns in lebendiger Darstellung des betreffenden geschichtlichen Details mit bereiteter Gelehrsamkeit an die Quellen jener großen staatlichen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts führt, deren Nachwehen bis in unsere Tage hineinreichen, ja weit über

unsere Lage hinaustreten werden. An der gewandten Hand des Verfassers durchmustern wir die Kulturzustände des vorigen Jahrhunderts mit unermüdblichem Blicke; das Haltlose und Verrottete der damaligen Zustände bleibt unserm Auge nicht in einem Punkte verborgen. Es ist richtig, wir betrachten uns Bild auf Bild immer nur aus einer gewissen Vogelperspektive; eine Kritik üben wir, die als Kritik vorzüglich, eine Analyse, die fern dem Phrasenschwunne und dem Gelehrsamkeitsschwallen auf einbringlichste zu Werke geht: aber ob wir um dieser strengen Analyse willen sogleich sagen könnten, wie die Verhältnisse hätten sein müssen, damit sie bessere gewesen wären, ob uns überhaupt statt der starren politischen Theorie der Sinn für die politische Praxis zugänglich sei, wir glauben doch, daß aus der geschichtlichen Erkenntnis die Fähigkeit zur Besserung verrotteter Zustände fast von selbst fließe.

Wie ist nun die Darstellung des Verfassers? so fragen wir, ehe wir auf das, was er uns bietet, näher eingehen. Die Darstellung ist gestrichelt und sprudelnd, hier und da zu sprudelnd, das heißt die Sprache löst sich in sprachlose Ausrufungen auf. Immer aber fesselt sie durch den Glanz, mit dem sie die Gegenstände trifft, immer hebt sie aus der Masse des vorräthigen Materials das Beste, das Vikante heraus. Sehr wesentlich legt der Verfasser auf die Aussprüche großer Männer Gewicht. Er besetzt in seiner mit großem Fleiße gefüllten Schreibmappe eine solche Fülle dieser Aussprüche, daß er jede Handlung, jeden geschichtlichen Moment damit belegen und ausschmücken kann. Es ist vielleicht sehr verführerisch, nach solchen Worten großer Männer zu suchen. Aber nicht immer besigen sie geschichtlichen Werth. Und gerade wie viele einzelne Charaktere oder Geschichtsmomente illustrierende Worte großer Männer sind in der Aufwallung hingeworfen, wie viele sind nur von der Knebelate in Umlauf gesetzt. In der Anwendung solcher Ausrufungen geht der Verfasser vielleicht etwas zu weit.

Unsere zweite Frage ist: was bietet uns der Verfasser in diesem ersten, „Die Revolution“ betitelten Bande? Zunächst macht er uns historisch mit dem Gegensatz des aufgeklärten Despotismus zum absoluten Despotismus bekannt. An das Sterbetheate Friedrich Wilhelm's I. führt er uns und zeigt uns in diesem König-Corporal den sich mit seiner grotesken Weise fast selbst verklärten patriarchalischen Monarchen. Ginge es nach diesem Monarchen, so sähen wir seinen Herrn Sohn und Nachfolger für einen „Unmenschen“ an; doch dieser sein Herr Sohn tritt uns Anno 1740 am 1. Juni mit flammendem Blicke entgegen und ruft: „Monsieur, à présent je suis Roi!“ Und siehe da, wir lassen uns diesen „Roi“ herzlich gern gefallen, nachdem wir uns das kunterbunte Ding, so sich Deutsches Reich nannte, des Möhrn betrachtet. Während nun dieser „Roi“ Fräulein, selbst zwar noch ein gut Theil äußerlich wenigstens Jodf, auf deutsche Bypse weiblich losklopft, wird Anno 1742 am 16. December in Mecklenburg einer geboren, den man Gebhard Lebrecht taufte: ein Junge aus gesundem norddeutschen Geblüt. Und wahrlich, an der Wiege ward es ihm nicht gesungen, daß er ein Marschall Vorwärts heißen und daß sein Standbild am Opernplatze zu Berlin prangen sollte. So berühren sich die Contraste: hier unten in Mecklenburg wächst so ein später zum Obsthändler berufener Junge fast wild auf, und dort oben in der schönen Kaiserstadt Wien schallt die schöne Theresia, Mutter von 16 Kindern, als dürfte es ihren Sproßlingen nie im Leben fehlen, und doch sollte eine der Ihrigen, die Marie Antoinette, tief, sehr tief, bis aufs Schaffot fallen. Contraste wahrlich, nach keinem Bürgerverstande entsehlliche Contraste!

Schlecht kenne es mit dem Geschichtsforscher, wollte er über solche Contraste haltlos in das bürgerliche Lamento mit einklinken. Sein Blick soll nicht herlos, aber ruhig und kalt die Ursachen der Ereignisse ergreifen. Was steht der unparteiliche Geschichtsforscher, wenn er sich um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach den Ursachen späterer Schreckenszeiten in aller Herren Ländern umschaut? In Berlin wie in Wien, in England wie in Frankreich, selbst in Schweden und Rußland,

überall Versuche, den gewissen „aufgeklärten“ Despotismus an Stelle des absoluten zu setzen, überall Versuche der Herrscher, ihre Regierungsweise in eine mildere patriarchalische umzugestalten. Leider aber erhielt dieser aufgeklärte Despotismus nur so eine Art von Aufklärung. Ja wohl, so eine Art, eine Art, die hinfingestreut in ausgelebte Staatsformen, den Wirrwarr und den staatlichen Bantrast nur noch beschleunigen konnte. In Berlin und Wien, in Paris und London, in Kopenhagen, Stockholm, Petersburg, vom Rhein bis zur Tiber und bis zum Tajo, überall entdecken wir Ursachen, welche zunächst an einer Stelle mit der Revolution ihre Folgen kund geben mußten. Wir reissen die Folgen nicht von den Ursachen los; nein, auf die Ursachen zeigen wir als auf die Sünden der Väter, die an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied gerächt werden. Unselbstschuldig, dieses dritte oder vierte Glied zu sein und nur, wie es vielen der Revolutionskinder ging, trotz reblichem Willen im tiefsten Schlamm sozialer Umwälzung stehen zu müssen; aber nenne man es nun Vorsehung, Weltordnung, Schicksal oder sonstwie, diese Ordnung, diese Verknüpfung von Ursache und Wirkung, diese Wechselwirkung verschiedener, aus verschiedenen Ursachen entsprungener Folgen kennt kein weibliches Erbarmen, sie läßt ganzen Völkern wie dem Einzelindividuum Lohn und Strafe hier auf dem fleischigen Erbe, auf dem es steht, ganz sicher nachfolgen, nicht immer, ja meist nicht an ihm selbst, um so sicherer und schärfer aber an den Kindern und Enkelkindern. Wahrscheinlich wäre es nicht so, ein Conglomerat von Unsinne und Widersinn wäre die ganze Geschichte, kaum verlobte sich's dann, Geschichte anders zu schreiben, als sie für Unmündige geschrieben wird, das heißt in unmotivierter Aufeinanderfolge von so und so vielen Thatlichkeiten. Aber weil jenem so, und großartig schön, daß dem so, darum werden wir Zeilen des Schreckens nicht bloß mit einem Pharisäerbewußtsein gegenüberstehen, oder bloß über die böse Menschheit lamentieren, die Greuel auf Greuel häuft, sondern die Schuld, welche eine außer sich gerathene Gegenwart auf sich ladet, mit in das Schuldbuch der Vergangenheit eintragen.

In dieser Weise die französische Revolution betrachtend gelangt der Verfasser zu einer theilweisen Rechtfertigung derselben. In der zweiten Hälfte des ersten Bandes skizzirt er diese Revolution. Und wie skizzirt er? So daß durch eine scharfe Gruppierung und stellenweise Detaillierung des Stoffs einzelne Thatfachen und Persönlichkeiten scharf hervortreten. Da schilbert er uns den Zweifel, wie er sich tief, unendlich tief in die noble französische Gesellschaft der sechziger und achtziger Jahre eingestrichen hatte; da legt er uns die Dohnmacht der durch den Zweifel an aller positiven Sittlichkeit entnervten Großen und im Gegensatz die Begeisterung der ebenso vom Zweifel heimgegriffenen, sich aber auf die Kraft der Volksrechte stützenden Reformatoren der staatlichen Gesellschaft bloß. Der „heißgeliebte“ Ludwig XV. stirbt, „Vive le roi“, dieses „vive“, das bald in ein a das dem sechzehnten Ludwig umschlagen sollte. „O Gott, leite und schütze uns! Wir kommen zu jung auf den Thron“, sollen der zwanzigjährige Ludwig XVI. und die neunzehnjährige Marie Antoinette ausgerufen haben. Und beide wollten nichtbedenklicher Frankreich nach ihren Launen regieren! Wann wird die Welt einsehen, daß auf dem Throne zu sitzen ein viel zu ernstes Geschäft ist, als daß es von halben Kindern geleitet werden könnte? So war denn auch bei Marie Antoinette die erste Nahrung bald vorüber, und in dulci judio ging's weiter. Dieser Louis, ein braver Hausvater, vernarrt in seine Schloßerkunst, nebenbei auch dem edeln Jagdhandwerke ergeben, diesem Handwerke, das die Geschichte nun schon so oft an den Großen dieser Welt, freilich immer vergebens, als das Ergebnis geistiger Beschränktheit gerbrandmarkt hat, und die Marie Antoinette? Sie mußte nun gerade eine Deutsche sein, die durch Koketterie beim Volke dem letzten weiblichen Schimmer des Hoflebens gründlich verdrückte! Viel ist der Antoinette ungerecht angehängt; allein gleich nicht ihr ganzes Treiben dem einer vergognen Theaterprinzessin, über deren Minutierien, Leichtfertigkeiten, selbst Albernheiten junge

und alte Theaterarren vor **Bonne** schier das letzte blasse Verstand verlieren. Diese alten und jungen politischen Theaterarren, sie waren schuldiger als die spielende Königin.

Den Stoff dieser eigentlichen Revolutionsgeschichte theilt der Verfasser in die Kapitel: „Die Friedensgöttin und ihre Priesterherrschaft“, „Der Maitag und die Augustnacht“, „Der Todeskampf des Königthums“, „Allons, enfants de la patrie“, „Schrecken“, „Redeunt Saturnia regna“ und „Zwei Soldaten“. Er schließt diesen ersten Band mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, mit dem Consulat unter Bonaparte, Sieys und Roger-Ducos.

Mit welch geistvoller Schärfe ist uns Scene auf Scene geschildert! Theilweise mit welch ägender Beredsamkeit! Wol auch mit burschikos-humoristischen, hier und da fast zu burschikos Seitenhieben! Aber wo bleibt **Blücher**? Heißt denn nicht der Titel des Buchs „**Blücher**. Seine Zeit und sein Leben“? Dieser erste Band macht doch das volle Drittel des ganzen Werks aus, und in diesem ersten figurirt **Blücher** in nicht mehr als zwei Kapiteln! Einmal in „Einer aus Mecklenburg“, dann in „Zwei Soldaten“; dort gilt es seiner Jugendgeschichte, hier seiner Betheiligung an den Kämpfen gegen die Republik. Das ist denn doch wol zu wenig. Sollte der Verfasser für **Blücher** und seine Zeit zu weit zurückgegriffen haben! Er selbst scheint etwas davon zu fühlen. „Mit wesentlicher Betonung der cultur- und sitzungsgeschichtlichen Seite der Ereignisse“, sagt er, „bezieht es (das Werk) eine Darstellung der Zeit von 1740—1815. Als Mittelpunkt ist ein nationaler Held gewählt, **Blücher**; aber daß mein Buch auf mehr als eine Biographie im landläufigen Sinne abziele, bezeugt deutlich, sollt' ich meinen, schon der Titelbeisatz: „Seine Zeit und sein Leben.“ Als „Einleitung“ will also **Scherr** diesen ersten Band betrachtet wissen; allein unser starkes Bedenken wird dadurch nicht beschwichtigt. Denn in dem großen Drama, welches die Jahre 1740—1815 umfaßt, kann nie und nimmermehr ein **Blücher**, sondern immer nur **Napoleon** der Held sein. Daß **Blücher** den großen Imperator schließlich besiegte, kann in diesem Drama nicht maßgebend sein. Es sei denn, man schöbe **Blücher** und seiner Zeit Motive und Ideen unter, die dieser Zeit gar nicht zukommen, nur dann könnte **Blücher** den Mittelpunkt dieses großen Dramas bilden. Gerade weil **Scherr** ein so bedeutender Kulturhistoriker, darum müssen wir unser Bedenken scharf hervorheben. Zwar entgegnet er uns im voraus: „Insbesondere bin ich schon jetzt in den Stand gesetzt, in den folgenden Bänden auf Grund von Originaldocumenten den Beweis zu führen, wie so ganz schief und falsch die so ziemlich stereotyp gewordene Auffassung **Blücher's** als eines bloßen Haubegens ist, als eines kühnen höchsten Potenz, den Beweis, daß der „**Alte**“, der jugendfrischer war als alle die Jungen, wie der muthigste so auch einer der heftigsten Patrioten gewesen.“

Ei freilich, ein Patriot, das meinen auch wir, aber das betone der Verfasser scharf, ein spezifisch-preussischer Patriot. Seine Figur ist vollstündlich, **Blücher** ist ein vollstündlicher Held, aber beileibe kein deutsch-nationaler Held, **Blücher** war ein Patriot in anderm Sinne, als was wir Epigonen der Befreiungskriege unter dem Ausdruck Patriot verstehen und was der Verfasser, der auf seine republikanische Ueberzeugung troßt, darunter verstehen kann. Güten wir uns vor allem, in die Befreiungskriege etwas hineinzuheimlichen, was nicht in ihnen lag.

Wenn **Blücher** im „Greifenalter seine welthistorische Mission“ antrat und **Blücher's** Zeit an dieser welthistorischen Mission theilnahm, so können wir zu Ehren dieser Mission nicht hinter der Schlacht bei Waterloo einen großen breiten Graben ziehen. Wir werden die Folgen dieser Mission mit betrachten; nun und diese Folgen sind keineswegs glorreich gewesen. Die Folgen dieser Mission waren Zeiten der größten Stagnation, waren

die feierliche Wiebereinführung des patriarchalischen Regiments; es hilft nichts, diese Stagnation haben wir auch mit in **Blücher** und seiner Zeit zu suchen. Nicht als ob wir leugneten, daß ein großer Theil der Freiheitskämpfer mit noch andern größeren Ideen als nur mit der verhältnißmäßig sehr beschränkten Idee einer allgemeinen Nothwehr oder eines Nachzugs gegen **Napoleon** in den Kampf gezogen sei; aber nicht um diese handelt es sich, sondern um die maßgebenden Kreise, zu denen ein **Blücher** gehörte. Nun, und diese setzten dem **Cäsar Napoleon** nur das von größter Willkür gereinigte patriarchalische Königthum gegenüber. So ist denn auch das spezifische Preußenthum, das gleich darauf als drittes in den Bund der Heiligen Allianz eintraten konnte, der Sieger im Kampfe geblieben. Glaubt aber der Verfasser liberale Ansichten **Blücher's** auftrumpfen zu können, so bedenke er, wie spottbillig in Zeiten der Noth humanistische Ansichten sind; Noth lehrt beten und Noth lehrt human und liberal thun. Und das, was man vor und zur Zeit der Befreiungskriege von den Großen dieser Welt liberal thun sah und hörte, das verträgt sich noch sehr mit dem echten patriarchalischen Regimente. Wir bezweifeln also, daß **Blücher** und seine Zeit über das Cäsarenthum **Napoleon's** etwas anderes als das auf die Befreiungskriege wirklich folgende patriarchalische Regiment des spezifischen Preußenthums hat legen lassen wollen. Wenn das nun aber, so ist's klar, daß **Blücher** in dem großen Drama, das der Verfasser mit 1740 anheben und mit 1815 schließen läßt, nur die Rolle des Vollstreckers eines gewissen Gerichts beanspruchen kann. Der Verfasser muß über 1815 nothwendigerweise so weit hinausgreifen, wie er über das Jahr 1789 weit zurückgegriffen hat, will er nicht, daß mit dem tiefen Graben hinter **Blücher** und seiner Zeit die Bedeutung der Französischen Revolution bedenklicherweise annullirt werden soll.

Warum betonen wir dies? Weil sich der Verfasser mit Stolz einen Republikaner nennt. Weil er im übrigen auch von all und jeder Behandlung der Geschichte nach einem Schematismus frei ist. Eingangs des ersten Kapitels des vierten Buchs schildert er die Träumer, welche vergessen, „daß Interessen und Leidenschaften die Weltgeschichte machen, und sich deshalb der Hoffnung trösten, die Fortschrittsbahn der Gesellschaft werde in Zukunft nicht mehr durch Lachen von Blut und Thränen führen“. Ein Träumer ist also der Verfasser nicht, so wenig, daß er in seinem Buche das Wort Fortschritt sogar wie es scheint absichtlich vermeidet. Er sagt dafür fast durchgehendes Fortschritt. Wäre nun in den angeführten Worten Fortschritt mit Fortschritt im landläufigen Sinne gleichbedeutend, so enthielten jene Worte eine greulich sophistische Ansicht, die allenfalls einem geschichtlichen Phrasenmacher, nicht aber einem Kulturhistoriker gleich **Scherr** zustände. Denn „Fortschritt“ stände mit der Berechtigung der „Interessen“ und „Leidenschaften“ im schneidenden Gegensatz; nicht aber steht Fortschritt mit dieser Berechtigung im Widerspruche, da Fortschritt nur einfach Aenderung der socialen Verhältnisse bedeuten kann, nicht aber die notwendige Entwicklung des Bessern aus mangelhaften Zuständen. Ein Republikaner nach bloß theoretischem Zuschnitte ist also der Verfasser gewiß nicht. Ob er aber so gar recht thut, auf den Republikanismus den Accent zu legen? Ob, es verträgt sich mit der Idee des Republikanismus die Verherrlichung des patriarchalischen Regiments sehr, sehr gut. Namentlich wenn man dem verständigen deutschen Republikanismus nur fest auf den Zahn fühlt, wird man immer auf patriarchalische Höckerchen stoßen. Behüte, daß wir dem deutschen Republikanismus daraus einen schweren Vorwurf machen. Aber er soll die politische Confusion nicht noch größer machen, sondern das Ding beim rechten Namen nennen. Das ist gerade der aller schlimmste Fehler der Deutschen, daß sie mit dem Munde die freieste Regierungsweise wollen, in ihrem Handeln sich aber von den Kleinlichkeiten des patriarchalischen Regiments noch gar nicht trennen können. Also warum nicht lieber offen eingestehen, daß alle politischen guten Vorsätze und Ansätze bis jetzt zufolge jenes ange deuteten Widerspruchs immer wieder mit der Rückkehr zum

*) Ein zweiter Band ist inzwischen erschienen. Da im ersten Bande gar so wenig von **Blücher** selbst die Rede ist, so wird das Werk nach seiner Vollenbung wol jedenfalls noch einer weiteren Besprechung bedürfen. D. Reb.

freilich von Zeit zu Zeit etwas mobilisirten Patriarchalismus geendet haben.

Blücher und seine Zeit! Die größte persönliche Hochachtung vor diesem volksthümlichen Helden, die größte Hochachtung vor allen, die in den Jahren 1813—15 mitfochten, aber keine Ueberschwenglichkeit! Daß wir an dieser Ueberschwenglichkeit, mit der die Befreiungskriege zu den größten Thaten, die je ein Volk geleistet, gemacht werden, nicht Schaden leiden! Die Geschichte ist ein ernstes, unter Umständen aber auch malitioses Ding. Auf dem idealen Gebiete kommt man ohne ideales Streben davon, man braucht nur Schiller mit Worten recht zu fchern; auf dem rein realen, wie es ein Krieg immer ist, kann die überschwengliche Verherrlichung der von uns nicht geleisteten Großthaten zur reinen Losagung von Großthaten führen. Im Jahre 1806, wie ging alles schief, weil die Schlacht bei Jena nicht eine Schlacht bei Rossbach war; nun und jetzt, wie sind wir auf eine Schlacht bei Leipzig, eine bei Waterloo formlich eingestrichelt, wie können wir uns einen Sieg kaum denken, als wenn nicht die pommerische Landwehr die Flinten umkehrt und mit dem Kolben schlägt, und wie kann wieder alles schief gehen, weil die Geschichte in Zukunft von uns nicht eine Schlacht bei Leipzig, nicht eine bei Waterloo, sondern vielleicht viel größere Thaten als diese Schlachten verlangt. Das sprechen wir angeekelt der funfzigjährigen Jubeltage, die das Jahr 1863 bringt und fühlen uns mit dieser scheinbaren Rüsternheit einen ebenso guten Deutschen, als der, welcher — dies geht nicht auf den Verfasser — bei jeder Gelegenheit die Waden mit Phrasen füllt und sich um die Bildsäulen aller großen Männer drängt.

Blücher und seine Zeit! Dazu gehören doch wol auch ein Schill und andere Helden? Nun fehlen wird's nicht, daß man diese volksthümlichen Männer zu schroffen liberalen Gegensätzen gegen die Feudalen und Reactionäre macht! Und es kann doch im Grunde nichts Gewagteres geben. Denn Schill und andere Helden pflegen sehr oft aus solchen Kreisen hervorzugehen, die man volkfeindliche zu nennen pflegt. Und wenn Blücher und andere der damaligen Helden noch jetzt lebten, für uns ist's außer allem Zweifel, daß sie der Mehrzahl nach auf conservativem Standpunkte ständen. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo wir zu unserer Verwunderung einsehen werden, daß, um ein Blücher, ein Schill u. s. w. zu sein, und um solche Thaten wie diese Helden zu leisten, man ein strenger Gegner der national-liberalen Idee nach jetzt gangbarem Sinne sein kann. Blicke man einmal ins amerikanische Unionsheer. Dort kämpft ein gewiß sehr liberaler Deutscher als General und nicht weit von ihm ein preussischer Adelskaiser als Oberst. Beide kämpfen in einem Kampfe für die Freiheiten eines Volks. Ueber des letztern Heldenthaten sind ab und zu selbst liberale Zeitungen des Lobes voll. Wer möchte aber um deswillen behaupten, der Oberst müsse um jeden Preis ein Anhänger der Volksfreiheiten sein. O ja, nach 50 Jahren wird man debuciren, exemplum odiosa: der Oberst kämpfte in einem Freiheitskampfe für liberale Grundzüge mit, also mußte er ein Anhänger der Volksfreiheiten sein!

Doch die geehrte Redaction wird unruhig. Sie schiebt uns schnell ein neues Buch zwischen die Finger. Nun nun, wenn wir zu polemischen begannen, so nur, weil mit einem male alle politischen Parteien, sie seien so hochconservativ oder so radical wie nur möglich, hinsichtlich der Freiheitskriege auf den Tisch schlagen und mit dem Hinweis auf diese jede Partei die politischen Gegner treffen und beschämen will. Also ein neues Buch.

2. Fürst Blücher von Wahlstadt. Der Held der deutschen Freiheitskriege. Ein Lebensbild von H. Eduard Keller. Glogau, Flemming. 1862. 8. 15 Mgr.

„Möchte es (dies Buch) dazu beitragen, daß im deutschen Volke die Vaterlandsliebe immer lebendiger und der deutsche Geist, das schöne Erbe unserer Ahnen, der Geist der Religiosität, der Milderkeit, der Rechtlichkeit, der Wahrheit, der Kraft und der deutschen Treue, die sogar sprichwörtlich geworden ist, immer

reger werde, neue, schöne Blüten treibe und segensreiche Früchte bringe zum Heile des engern, wie des weitem Vaterlandes.“ Gegen diesen frommen Wunsch des Verfassers hätten wir gar nichts einzuwenden, wenn er nicht eine gewisse Zweifeltätigkeit enthielte. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte des ausgeprägtesten Preussenthums. Er kann aber nicht umhin, ab und zu mit dem Deutschtum schönduzuhun. Kennt er Blücher doch auch den „Helden der deutschen Freiheitskriege“. Kame man ihm nun mit dem Verlangen, aus diesem Begriffe „deutsch“ Konsequenzen zu ziehen, auch einzusehen, daß darin die Verechtigung des „schwarz-roth-gold“ über dem „schwarz-weiß“ eingeschlossen liege, so würde er sich vielleicht sehr gereizt zeigen. Denn was dieses „deutsch“ bedeutet, das mobilisirt er in den Schlussworten noch genauer: „Möge uns der Fürst Blücher von Wahlstadt ein leuchtendes Vorbild unerschütterlicher Treue und Liebe gegen den König und das theure Vaterland sein, daß wir, in Zeiten der Gefahr und Noth, entsammt von seinem «Vorsatze!» Mit Gott für König und Vaterland!» in begeisterter That Preussens Panier, Deutschlands Ehre hoch und heilig halten, mit Freuden Gut und Blut zum Heil und Segen des Vaterlandes opfern, das sich aus allen Stürmen mächtig mit Adlers Fittichen erheben wird, wenn ihm ein Held wie Blücher lebt.“

Daran zweifeln wir nicht, wenn es eben einmal wieder heraus gelten sollte. Nun und dieses Heraus hat uns der Verfasser ziemlich lebendig geschildert; er hält sich im Grunde nur an bereits bekanntes Material, er hat es aber sehr geschickt verarbeitet. Das Buch soll eben nicht viel mehr und weniger als eine panegyrische Biographie des volksthümlichen Helden sein. In dem Leben dieses Helden gibt's gar nichts, was nicht seinem Nimbus vermehrte. Selbst solche Kleinigkeiten wie Blücher's Worte gegen einen Offizier an der Ragbach, der die falsche Nachricht brachte, Napoleon stehe im Rücken Blücher's: „Nun dann kann er mich in den — —“; sein fettes Schimpfen auf die Diplomaten oder endlich seine Spielwuth: dies und anderes mehr hilft den Nimbus vergrößern. Wir nun aber müssen gerade nach der Lectüre dieses Buchs fast noch mehr ausrufen: „Keine Ueberschwenglichkeit!“ Zwar bei diesem Verfasser haben wir nicht nöthig, uns gegen den großen Graben zu erklären, dem man gewöhnlich hinter den Freiheitskriegen zieht, denn dieser Verfasser will ja nichts weiter zeigen, als wie das Teufelsgepenk, der Geist der Revolution, durch den Säbel eines Blücher mit Gottes Hülfe niedergeworfen ist. Er also faßt die Freiheitskriege von vornherein, wie die gut altpreussische Partei sie faßt, als die feierliche Wiedereinsetzung des patriarchalischen Monarchismus. Nun aber übertreibt er nach ebenderselben Seite, indem er verblümt auf den Erzengel Michael oder einem andern Abgesandten des Herrgotts zeigt, der mit flammendem Schwerte vorausgeschritten sei! Und im nächsten Augenblicke räuspert sich derselbe Verfasser dann wieder und flüstert so etwas von „deutschen Freiheitskriegen“. Als ob nach der Anschauung des guten Preussenthums das „deutsch“ nicht auch etwas Revolutionäres in sich schloße.

O es ist etwas großartig Herrliches um den Nimbus, der auf dem Helden Blücher ruht! Worauf basirt dieser Nimbus denn nun aber hauptsächlich? Nach unserm Dafürhalten darauf, daß in Blücher nur eine Seite des Außerordentlichen zur Entwicklung und Wirkung gelangte, welches sich bei den Genies Friedrich II. und Napoleon nach zwei Seiten bethätigte. Und es ist sein und wahrscheinlich auch unser aller Glück, daß dies der Fall war. Blücher war nur und nur Soldat, für die zweite Seite, für die Organisation und die Verwaltung eines Landes fehlte ihm seiner Bildung und seiner Natur nach nicht weniger als alles. Und daß ihm das fehlte, noch einmal sagen wir's, ist wahrscheinlich unser aller Glück. Blücher ist so sehr vom Glücke begünstigt gewesen, daß er eben nur in der einen Sphäre zu glänzen brauchte, in der das absolute Regime die höchste Tugend ist. Blücher war nur ein absoluter Charakter. Weil er Soldat war, ordnete er sich den Befehlen seines Monarchen unter; aber wie wettete und schimpfte er bei jedem Unternehmen,

das seinem absoluten Sinne entgegen war. Eine unendlich schwere Aufgabe hat Blücher mit seiner militärischen Zeit gelöst: er hat Napoleon niedergeschlagen; die unendlich schwerere Aufgabe aber, auf dem Continente gesunde Staatsverhältnisse zu begründen und entwicklungsfähige weiter zu bilden, diese hat er nicht lösen können, oder von der Lösung dieser, dürfen wir uns so ausdrücken, von dieser hat er sich brüden müssen. Nichts natürlicher, als daß nach dem Tage von Waterloo die große Zeit der großartigsten Stagnation begann, und zugleich nichts ungerechter als die verpfuschte Lösung dieser unendlich schwereren Aufgabe von den Freiheitskämpfern ab lediglich auf die Staatsmänner zu schieben. Das staatsmännische Genie Napoleons ist bei Leipzig nicht, nicht bei Waterloo besetzt; was wunder, daß man als Remedium gegen das Napoleonische staatsmännische Genie nur die Rückkehr zu den gemächlichen Patriarchalismus kannte. Auch bis auf den heutigen Tag ist Napoleons staatsmännisches Genie nicht besetzt. Wir warten des Staatsmannes noch, der auf dem Boden des Friedens das thäte, was Blücher auf dem des Kriegs gethan. Ob dieser Staatsmann nicht zugleich wie Napoleon und Friedrich der Große auch ein großer Feldherr sein müßte, es ist das eine offene Frage an die Zukunft. Wenn aber, nun so hätten sich auch in Blücher beide Seiten vereinigen finden müssen, damit der Freiheitskampf nach allen Richtungen hätte zum großartigen Ausstrag gelangen können. Doch wie, sagten wir nicht oben: es sei seine Einseitigkeit Blücher's eigenes und wahrscheinlich unser aller Glück gewesen? Ja, das sagen wir noch und sagen es gegen all die vielen Tausende, die herausbisteln, daß Blücher, lebte er heute noch, im Sinne des Fortschritts der nationalen Idee huldigen würde. Gut für diese, daß sie der alte Held nicht mehr anschnauzen kann. Für uns unterliegt es gar keinem Zweifel, daß Blücher bei größerer Intelligenz auch auf dem Gebiete der Staatskunst so absolut dictatorisch eingegriffen hätte, wie er's als Feldherr that und wollte. Ja, hätte sein staatsmännisches Talent seinem militärischen nur irgendwie die Wage halten können, kein Zweifel, es würden ihn Tausende verdammten, die ihn jetzt als liberalen Helden anbauen. Also gut für uns, daß Blücher seiner Einseitigkeit wegen nicht hat Napoleonische Wege wandeln können. Hätte er sie wandeln können, vielleicht wären wir auf deutschem Gebiete weiter, als wir sind; aber mit dem Liberalismus.... Doch die Redaction klopft uns zum zweiten male auf die Finger. Also enden wir.

Emil Müller-Samswegen.

Schiller im Lichte katholischer Auffassung.

1. Schiller und sein Verhältnis zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Von G. F. Daumer. Mainz, Kirchheim. 1862. 8. 15 Ngr.
2. Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod von J. Lukas. Landshut, Thomann. 1863. Gr. 12. 9 Ngr.

Aus einer ziemlich beträchtlichen Anzahl neu erschienener Schriften, welche sich mit Schiller beschäftigen, nehmen wir vorliegende zwei Schriften heraus, weil sie Schiller unter einem gemeinsamen, für manchen sicherlich überraschenden Gesichtspunkte auffassen, mehr pamphletartigen Charakters und offenbar dazu bestimmt sind, wie eine plötzliche Explosion eine augenblickliche Wirkung zu üben und der gerade jetzt mehr als je vorwaltenden Tendenz, Schiller als einen Dichter und Vorkämpfer der religiösen und politischen Freiheit aufzufassen und zu feiern, entgegenzuarbeiten. Kurz, Schiller wird hier vom ganz entgegengesetzten Parteistandpunkte als ein in spätern Jahren Bekannter, zu einem „poetischen Paulus“ geworbener Vorkämpfer katholischer und antidemokratischer Tendenzen geschildert, so daß man nun von Schiller mit Recht sagen kann, was der Dichter selbst von Wallenstein sagt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Was wird nun geschehen? Gerade jene augenblickliche Wir-

kung, auf welche die Verfasser vielleicht rechnen, werden beide übrigens hinlänglich merkwürdige Schriften, von denen die zweite als Fortsetzung und Ergänzung der ersten anzusehen ist, schwerlich haben. Diejenigen, welche einmal Schiller als den entschiedensten und glänzendsten Vertreter demokratischer Ideen in Deutschland betrachten und in diesem Sinne auch seinen Cultus öffentlich begehren, werden unter allen Umständen hierbei verharren; denn sie bedürfen gerade dieser Autorität; es ist ihr Interesse, darauf hinzuwirken, daß gerade der „Lieblingdichter der Nation“ vor allem Volk als einer der Ihrigen, als ihr leitender Genius erscheine, der genau dasselbe gewollt habe, was sie selbst wollen. Sie werden daher beide Schriften entweder systematisch ignoriren, „todtschweigen“ wie man es jetzt nennt, oder mit einer häßlichen wegwerfenden Bemerkung zu beseitigen suchen, ohne auf die von beiden Verfassern aufgestellten Behauptungen und beigebrachten Belegstellen irgend näher einzugehen.

Aber wenn es in dem aufgeregten und ausgewählten Europa und speciell in dem nicht bloß politisch sondern auch confessionell gespaltenen Deutschland in näherer oder fernerer Zeit je dahin kommen sollte, daß die Parteileidenchaften haben und drüben schweigen oder, da es doch wol immer Parteien geben wird, wenigstens doch nicht mehr gar so blind, so bitter und in so einseitigen Richtungen besangen sein sollten wie heutzutage, wenn namentlich aber die Kritik es aufgegeben haben wird, die dienstwillige Mayd politischer und confessioneller Parteien zu machen, dann wird wenigstens die Literaturgeschichte die von den Verfassern beider Schriften hervorgehobenen Standpunkte bei der Beurtheilung Schiller's nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfen, und unparteiischer und objectiver, als dies jetzt den meisten möglich zu sein scheint, die Ansprüche beider Parteien an Schiller auf ihr richtiges Maß zurückzuführen wissen. Denn verkennen dürfen wir nicht, daß Schiller's Ansichten sich im Laufe der Zeit allerdings wesentlich modificirt haben, daß der Mann, der in der „Glocke“ und andern Dichtungen gegen jede Störung der „heiligen“ Ordnung durch tumultuarische Massenbewegungen und Selbstauflöschung so entschieden protestirte, ein ganz anderer war als der Jüngling, der einem seiner Räuber die Phrase in den Mund legte, man müsse aus Deutschland eine Republik machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen. Verkennen dürfen wir ferner auch nicht, daß es allerdings in Schiller's spätern dramatischen Dichtungen und in einzelnen Balladen, z. B. im „Gang nach dem Eisenhammer“, Stellen genug gibt, welche bei dem ehemaligen Kantianer eine gewisse Hinneigung zu katholischer Symbolik und zum katholischen Ritus zu beweisen scheinen, und wenn man darin auch nicht viel mehr als einen bloßen poetischen Aufspruch erblicken wollte, der aber doch immer eine gewisse Sympathie mit dem darin verherrlichten katholischen Element voraussetzen lassen würde, so blieben denn doch immer noch andere bedeutungsvolle Ausprüche Schiller's übrig, die unzweideutigerer Art sind. Dahin gehört unter andern eine auch von Daumer angeführte Stelle in einem Briefe Schiller's an Zelter, worin es heißt: „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige; aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den andern Theologen und Akademiker dafür zu interessiren. Berlin hat in dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. In der Geist der Zeit verlangt es, daß sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantismus an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung.“

Im übrigen stellen beide Verfasser ihren Dichter in seiner „Konversionsperiode“ sehr hoch; bei Lukas kommen sogar einige nicht sehr zu billigende Seitenhiebe auf Goethe vor, z. B. wenn er sagt: „Dalberg war einer der ersten, der Schiller's aufstrebendes Genie würdigte und es bei Herrscher Goethe hoffähig zu machen suchte.“ Der das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller genauer kennt und in seiner tiefsten Bedeutung zu würdigen weiß, wird sich niemals unterfangen zu schreiben, daß Schiller durch Dalberg bei Goethe „hoffähig“ gemacht worden. Daß nun beide Schiller zu oberst stellen, ist bei ihnen ebenso selbstverständlich und wohlberechnet, wie bei denen auf der Gegenseite, die dasselbe thun. Beide Verfasser stellen Schiller gleich hoch als Dichter wie als Kryptokatholiken, und zwar in beiderlei Hinsicht so hoch, daß wir es vielleicht noch erleben, daß infolge der vorliegenden Schriften Schiller vom Papste kanonisiert und zu einem Heiligen der katholischen Kirche erclert wird, jener Kirche, von welcher Maria Stuart zu Melvoll sagt:

Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholische heißt sie,
Denn nur der Glaube aller stärkt den Glauben.

Der gläubigste Katholik kann seine Kirche schwerlich in wärmern Worten feiern, als dies hier und an andern Stellen der „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“ und „Braut von Messina“ von Schiller geschieht. In der That lassen sich den Stellen aus Schiller's frühern Werken, die zu Gunsten der Demokratie, des Protestantismus und der Konfessionslosen Naturreligion lauten, aus seinen spätern vielleicht ebenso viele gegenüberstellen, in denen der Royalismus und der Katholicismus verherrlicht werden. Wenn man es nun der einen Partei im Grunde nicht verdenken kann, daß sie sich jene zu Nuge macht, so wird man es sich doch auch gefallen lassen müssen, daß die Gegenpartei nun auch einmal sich alles desjenigen aus Schiller's Werken bemächtigt, was sich darin zu ihren Gunsten theils wirklich vorfindet, theils in ihrem Interesse ausgebeutet werden kann.

Daß sowohl Daumer wie Lukas in diesem Bestreben viel zu weit gehen und nicht selten Behauptungen aufstellen, die ins Lächerliche ausarten, läßt sich nach dem, woran uns die Panatist auf jener Seite gewöhnt haben, allerdings denken. Hören wir nur, was Daumer in der Vorrede in Betreff Schiller's und des Schiller-Cultus behauptet: „Ich unternehme es hier, zu zeigen, daß jener große Mann weit mehr als dem protestantischen und destructiven Kriegslager, von dem er zum Patrone gemacht wird, der angefochtenen glaubensreichen und conservativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloses, unhistorisches, geradezu betrügerisches Mandat ist, seinen großen Namen und seine vaterländische Popularität im entgegengesetzten Sinne in Anspruch zu nehmen und zu beliebten Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsepochen einzuleiten, so prangend, geräuschvoll, übermüthig, volksaufregend und demonstrationsfähig auszubenten.“

Nach einigen weitem Ausfällen gegen das Gebaren der „Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre“ fährt Daumer fort: „Es wird an dem Manne nur das geschätzt, gepriesen und gefeiert, was er selbst in reifern Jahren vollkommen abgestreift und verworfen hat, wogegen er sich aufs allerandrücklichste erklärt und verwahrt, wogegen er einen langen Zeitraum hindurch — von 1792—1805 — in zahlreichen Aufsätzen, Gedichten und Dramen angefeindet hat. Schiller war, als er auf der Höhe seiner geistigen Entwicklung stand, nicht nur der entschiedenste und erklärteste Gegner gewaltsamer Staatsumwälzungen und tumultuarischer Volksherrschaften, wie sie unsere Destructoren unaufhörlich hervorzubringen suchen; er war noch überdies seiner innersten, tiefsten Neigung, Gesinnung und Bestimmung nach Christ und Katholik. Das wird man in den nachstehenden Abhandlungen und Aufsätzen unabweisbarlich bargethan und nachgewiesen finden, und niemand wird es fortan mehr kraftlos wagen dürfen, Schiller in ein anderes Licht zu

stellen und ihn zum Vorfechter, Heiligen und Vorbilde der so-called und religionsfeindlichen, materialistischen und atheistischen Umkehrpartei zu machen. Der ganze in diesem Sinne und Geiste geschaffene und betriebene Cultus wird und muß in den Bruch zu fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben; es ist nicht besser, als wenn man die Befehrung und apokalyptische Thätigkeit eines Paulus ignoriren, diese Thatfache ohne weiteres aus dem Bache der Geschichte streichen und den großen Apostel nur als den erbitterten Gegner des Christenthums, wie er es zuvor gewesen, schildern, lobpreisen und verherrlichen wollte.“

Wenn Daumer hier geradezu behauptet, Schiller sei „seiner innersten tiefsten Neigung, Gesinnung und Bestimmung nach Christ und Katholik“ gewesen, so können wir ihm nur so viel zugeben, daß Schiller in der letzten Periode seines Schaffens Christ, natürlich nicht im Sinne irgendeines Dogma, gewesen, wie dies auch durch die Mittheilungen der Frau von Wolzogen ausdrücklich bestätigt wird („Ja, der Ruf des Herrn drang an sein Herz“ schreibt sie einmal); aber wir können ihm nicht zugeben, daß Schiller seiner „innersten tiefsten“ Gesinnung nach „Katholik“ gewesen. Äußerungen, welche der oder jener Person eines Dramas in den Mund gelegt werden, geradezu als Gesinnungsbezeugungen des Verfassers ausgegeben zu wollen, ist immer möglich; nicht immer werden solche Sentenzen durch anderweitige unzweifelhaftere Äußerungen des Verfassers so als sein eigentliches Glaubensbekenntnis bestätigt, wie Cäcilia's bekannte Ausrufung im „Demetrius“, daß die Mehrheit der „Unken“ sei, durch die vielleicht etwas weniger bekannte Renie:

Majestät der Menschennatur: dich soll ich beim Hasen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Narren; ihr leeres Gewähl hüllet die Treffer nur ein.

Im übrigen war Schiller ein so subjectiver Dichter, daß sicherlich alles, was er seinen dramatischen Personen im Munde des affirmativen Pathos in den Mund legt, wenigstens die Stimmung ausdrückt, die sich seiner im Augenblick, wo er es niederschrieb, bemächtigt hatte, und da sich unzweifelhaft durch eine ganze Reihe seiner spätern Dramen ein katholisches Element hindurchzieht, da er wesentlich Stoffe behandelte, welche ihm erlaubten, katholische Reminiscenzen anzubringen und selbst dem katholischen Wunderglauben Züge beizumischen, so werden wir daraus allerdings auf eine Vorliebe Schiller's für den katholischen Cultus in jener Periode seines Lebens schließen dürfen. Von dieser Hinneigung zu einer wirklichen Conversion ist jedoch noch ein weiterer Schritt. Nach Daumer, der bekanntlich selbst Convertit ist, hat man allerdings auf katholischer Seite sogar dem Gedanken einer Conversion, eines Umlaufs, der Welt unbekannter Uebertritts des großen Dichters zur katholischen Kirche Raum gegeben, und er fügt hinzu: „Sei es, daß ein solcher nicht stattgefunden, Schiller war dennoch Convertit, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks“ u. s. w. Ja, Lukas gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß Schiller noch auf dem Sterbelager sich bekehrt habe; er folgert dies aus den widersprechenden Berichten über Schiller's letzte Äußerungen und aus der Art seines Leidenbegängnisses und fragt: „Was muß doch unser Schiller auf seinem Sterbebette noch verborgen haben, daß sich seine Freunde in dem Maße von ihm wendeten!“ Nun, das ist einfach lächerlich! Schiller neigte sich im Gegensatz zu dem für seine Phantasie zu nüchternen Protestantismus, dem damals so seichten Rationalismus und unfruchtbar und ausdringlichen Unglauben in spätern Jahren dem Katholicismus einfach aus denselben ästhetischen Rücksichten zu, die ihn bestimmten, bei Zelter für eine Umgestaltung des Protestantismus mit Hinzuziehung der Hülfsmittel der Kunst das Wort zu führen. Ziemlich derselben Ansicht ist auch A. Kuhn in seinem bei anderer Gelegenheit noch zu besprechenden lehrwerthen Werke „Schiller's Geistesgang“; obgleich der Verfasser stark gegen die einseitig protestantische Tendenz in Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ eifert, so will doch auch er in den anscheinend katholischstrebenden Stücken Schiller's nur eine

Anerkennung der ästhetischen Seite des Katholicismus erblicken. Werthwürg ist übrigens doch, daß man, wie Döring erzählt, Schiller schon in Dresden theils für einen Freigeist, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten habe.

Daumer beschäftigt sich in seiner Schrift namentlich mit dem „Wallenstein“, der „Maria Stuart“ und der „Jungfrau von Orléans“. Er bemerkt unter anderm in Betreff des „Wallenstein“: „Mit diesem großen Werke, dieser echten Tragödie, trat Schiller in seine neue, von mir so genannte Conversionsperiode ein. Den frühern, von dem »Kühnen« bis zum »Carlos«, liegt der Glaube an die autonome, alles aus sich selbst zu schöpfen habende menschliche Natur und Gattung zu Grunde, welche sich durch kühne Selbsthilfe und partielle Selbstaufopferungen all ihrer Fesseln zu entledigen im Stande sei. Das ist das Revolutionsprincip, das sich ganz nur auf Mensch, Welt, Erde stützt. Im »Wallenstein« wird dies alles zu Boden geworfen und ein flossales Individuum mit seinem Glück und Glauben zermalmt und in Staub verwandelt.“ Ueberhaupt ist er der Ansicht, daß die tragische Poesie den großen Zweck und Beruf habe, alle die Illusionen zu zerstoren, „in welchen der Mensch über sich, seine Gattung, seine Kräfte, seine Geschichte befangen ist.“

Was „Maria Stuart“ und die „Jungfrau von Orléans“ betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß Schiller in jener Tragödie einseitig für die katholische Maria gegenüber der protestantischen Elisabeth und in dieser für die katholischen Franzosen gegenüber den protestantischen Engländern Partei ergreift; doch kann hieran auch eine gewisse Antipathie Schiller's gegen die Engländer überhaupt einen Antheil gehabt haben. Möglicherweise hat er diese Antipathie in Stuttgart eingelesen, insofern ein in Deutschland residirender Engländer recht hat, welcher jüngst im „Blackwood's Magazine“ erwähnte, daß in Stuttgart, wie wenigstens dort sich aufhaltende Briten klagen, eine Abneigung gegen die Engländer herrschend sei. Unter den Bemerkungen Daumer's fiel uns besonders eine über den Schwarzen Ritter auf; Daumer bemerkt: „Es ist des toeben gefallenen Talbot's Geist. Das ist ein dichterischer Meisterzug. Er, der als Aethist und Materialist dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch diese geistreiche Erscheinung nach dem Tode factisch sein aufgeklärtes antiromantisches Verstandesbestreben.“

Im ganzen erscheint dem Verfasser die „Jungfrau von Orléans“ ganz „in christlichem, in katholischem Sinn und Geiste“ entworfen und durchgeführt; denn, sagt er, „die Demuth ist die Haupt- und Grundforderung dieser Religion; ihren Principien und Anschauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienste ihren Werth, haben keine religiös-moralische Bedeutung mehr, sondern verwandeln sich vielmehr in Schuld und Sünde, sobald sich im Menschen das äufere Princip der Tugend erhebt; und es kommt ihnen zufolge Entfärbung, Rückkehr zur Unschuld und Vollenbung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöser Selbstaufopferung zu Stande.“

Dagegen will der oben erwähnte Verfasser des Werks „Schiller's Geistengang“ in dieser Tragödie eine Verherrlichung des Katholicismus nicht finden; ja er versichert sogar: „Der Katholik muß sogar eine solche Ehre feierlich ablehnen, weil in diese Zeichnung sich manche Farbentöne eingeschlichen haben, die gänzlich falsch sind.“ Eine sehr kühne Behauptung Daumer's in Betreff Schiller's ist noch folgende: „Der ihn jetzt in diesem Sinne vergötternden und bezeugenden Partei war er um die Zeit seines Todes soeben im Begriff, durch seinen »Demetrius« den Dolch ins Herz zu bohren, und es ist mir wahrscheinlich, daß er bereits den ganz bestimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch sie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern.“

Ueber die Schrift von Lukas, auf deren sonderbares Schlußkapitel „Tod und Begräbniß“ wir bereits oben angespielt haben, nur wenige Worte. Der Verfasser bemerkt, daß, da „Wallenstein“ und die „Jungfrau von Orléans“ bereits von Daumer eine „ebenso

geistvolle als originelle Zerlegung“ gefunden hätten, so wolle er sich „in beschreibender Anerkennung“ des Reges seiner Einsicht und Kraft jeder Erörterung hierüber enthalten und seine Ansicht über den Entwicklungsgang Schiller's auf die beiden letzten seiner Werke „Die Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“ baskren. In sehr wunderlicher Weise erblickt er in der „Braut von Messina“ eine bloße Allegorie: der ältere Bruder Manuel repräsentire nämlich die heutige römische Kirche, wie sie aus dem Feudalismus des Mittelalters hervorging, und Cäsar der jüngere Sohn sei der Träger des Protestantismus u. s. w. Was „Wilhelm Tell“ betrifft, so sind ihm Tell und die Eidgenossen nicht die Neuerer, nicht die Helden des Fortschritts, sondern die Altschweizer, die Partei der Conservativen; auf ihrer Fahne stehe: „Die alten Zeiten und die alte Schweiz!“ Mühsam sucht er alle katholischen Anklänge in dem Drama auf; er findet es unter anderm sehr bezeichnend, daß Tell dem Patriarchen den Rath gibt, nach Rom zu gehen, dem Papste sich zu Füßen zu werfen und das, was der Papst ihm thue, als von Gott empfangen zu betrachten. Dem Verfasser erscheinen Tell und die übrigen Eidgenossen als gläubige Katholiken, und mehrere Duzend Stellen werden angeführt, in denen sie sich, namentlich aber Tell, auf Gott als denjenigen berufen, der allein helfen könne und ohne dessen Beistand menschliches Wollen und Thun nichts sei. Der Verfasser bemerkt weiter: „Einzelne Stellen im Munde dramatischer Personen entscheiden nichts; wenn aber das ganze Drama auf christlicher Grundlage basirt, wenn der Zweck ein sittlicher ist, wenn der Hauptcharakter aus christlichem Stoffe gebildet, nach christlichen Normen denkt, spricht und handelt, wenn alle übrigen Gruppen dem analog sich formiren, wenn also der ganze Apparat den christlichen Stempel trägt, wenn gar kein Zeichen die Simulation andeutet, wenn der Dichter die christlichen Farben sogar höher aufträgt, als Zweck und Klugheit es wünschen lassen: dann ist seine Sympathie wahrlich nicht mehr in Zweifel zu ziehen, dann hat sein Herz sich entschieden.“

Wie viel Wunderliches sich auch in beiden Schriften finden möge, so enthalten sie doch manche Winke und Anregungen, die, wenn man sie unbefangen beachtet und benutzt, zur endlichen Feststellung der Wahrheit in Bezug auf Schiller's letzte Periode führen können. J. M.

Ein historisch-geographisches Gemälde der Niederlande.

Die Niederlande. Ihre Vergangenheit und Gegenwart von Albert Bild. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.

Hier haben wir Holland, wie es leibt und lebt, eine geographische und topographische, statistische und historische Beschreibung von dem Lande wie von dem Volke, der in national-ökonomischer Beziehung, commercieller und industrieller, finanzieller und landwirthschaftlicher, sowie in Betreff der Marine, der Armee, der Colonien, des Armen- und Stiftungswesens eine eingehende Darstellung mit übersichtlichen Tabellen beigelegt ist. Es fehlt gar nichts, man müßte denn etwa die eine deutlichere Anschauung beweckenden Illustrationen und Landkarten vermissen. Sonst wird uns nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit geboten. Das Land sehen wir vor unsern Augen entstehen, es dem Meere und den Flüssen durch die Deich- und Bolderanlagen abgewinnen, und das Volk wird uns von den ersten Anfängen seiner Geschichte bis in die Neuzeit vorgeführt. Dieser Abriss der Geschichte Hollands ist in dessen ich wenig gar zu einseitig gehalten. Der gelehrte Verfasser will für seine Behauptung, „daß eine großartige Natur (hier das Meer) auch den Wesen, die in ihr leben, ihr Gepräge ausdrückt, und daß es darum nicht Zufall sei, daß an der Quelle und an der Mündung des Rheins freie Völker wohnen“, überall in der Geschichte des holländischen Volks, die er darum nur von diesem Gesichtspunkte aus schreibt, bewahrheitet

sehen. Es ist allerdings nicht ohne Grund, wenn er sagt: „Ein Volk, dem der Sturm des Ozeans sein Wiegenlied singt; ein Volk, das, wenn es zu Bette geht, nicht weiß, ob morgen seine Häuser noch auf festem Grunde stehen; ein Volk, dessen Leben, Hab und Gut und Heimat einzig von der Stärke seiner Deiche und Schlußen abhängen: ein solches mit der Erfahrung vertrautes Volk wird immer frei sein. Republikanische Freiheit, Glaubensfreiheit, Handelsfreiheit, dieser Dreiklang hält durch die ganze holländische Geschichte wider.“

Aber auch die schlimmen Einwirkungen des engherzigen, kurzschichtigen, nur für seine Geldsacke besorgten Krämergeistes lassen sich bei gar vielen Gelegenheiten nicht verkennen. Es war gerade die antioranische oder lovensteinsche Partei, die sich die republikanische nannte, aber besser die platonische heißt, welche durch ihre allzu große Friedensliebe und Sparsamkeit dem Staate die tiefste Wunde schlug. So ehrenwerth auch sonst z. B. ein Johann de Witt erscheint, und so sehr auch sein schreckliches Ende mit seinen Irrthümern und Fehlern zu verzeihen geeignet ist, als Staatsmann und Diplomat erscheint er gewiß nicht lobenswerth, er muß zum mindesten sehr kurzschichtig genannt werden. Die Erzählung, wie Ludwig's XIV. Kriegsminister Louvois selbst verkleidet nach Holland reist, und den Holländern, welche sich über das gute Geschäft vergnügt die Hände reiben, ihre eigenen Waffen- und Munitionsvorräthe abkauft, um sie so gleichsam wehrlos überfallen zu können, zeigt die Regierung auf einer Stufe von politischer Unschuld und Naivität, die fast an Unzurechnungsfähigkeit grenzt.

Ihre Glorification des holländischen Volks tritt auch in der Schilderung der Gegenwart etwas allzu lebhaft hervor. Dem Verfasser scheint es fast schwer anzukommen, daß er dem Lande und den Leuten den Vorwurf der verklärten und idealisirenden Poesie und Romantik absprechen soll, und um so mehr läßt er es sich angelegen sein, die vielen guten Eigenschaften des Holländers, seine Ehrenhaftigkeit, Häuslichkeit, Ordnungsgewohnheit und Keuschheitsliebe, Sparsamkeit in das beste Licht zu stellen. Die Liebe indessen, mit welcher der Verfasser sein Thema behandelt, geräth am Ende seinem Buche doch nur zum Vortheil, er weiß selbst den Vorurtheilsvollen zu fesseln und ihm Achtung vor dieser allerdings nüchternen, prosaischen und schwerfälligen, aber doch durch und durch wackern, energischen und ausdauernden Nation einzuspielen; man fühlt, daß man in diesem Holland, über welches mancher, der es nur im Fluge gesehen, im stolzen Bewußtsein seines geldäberrichten, feinen Geschmacks für die pittoresken Schönheiten in Natur und Kunst, südlich die Nase räuspert, sich unter Umständen recht heimisch fühlen könnte.

Wie die Krute, so ist denn auch das Land; zwischen beiden besteht eine geheime Harmonie, und man muß sich gestehen, daß nur in solchem Lande ein solches Volk gedeihen konnte. Die Physiognomie des Landes aber erinnert weniger durch seine Windmühlen und Kanäle, als durch die abgegriffene Zierlichkeit an China und Japan, was zugleich sagen will, daß das Land, wenn schon so nahe an Deutschland, nicht viele Ähnlichkeit mit demselben hat, sondern ihm in vielen Beziehungen durchaus fremd gegenübersteht.

So finden wir gleich die Schauffeen und selbst die Feldwege und Fußpfade mit kleinen barten braunrothen Ziegelsteinen (Klinkers) gepflastert, was die Straßen sehr bequem und dauerhaft erscheinen läßt, aber auch höchst kostspielig, indem die Reile auf 20 - 30000 Gulden zu stehen kommt. Die holländischen Droschken sind gänzlich verschieden von denen im übrigen Europa, es sind zweifelhafte, olivengrün angestrichene und mit vergoldetem Schnitzwerke versehene Kuderwerke, die einer unförmlichen, auf zwei mächtig große Räder gestellten Muschel gleichen, welche mit einem ungebuehnen, schön geschweiften Schwanenhals versehen sind. Ein noch abenteuerlicheres Kuderwerk sind die „Eleaven“, ein Mittelstück zwischen Omnibus und unförmlichem Kufenchitten.

Die Keuschheit der Holländer ist allerdings durch das feuchte Klima eine Nothwendigkeit, aber mit der Zeit hat sich doch gar viel Bekantere eingeschlichen. Die Wuth, alles blank und glän-

zend zu sehen, ist so groß, daß das Kriegsministerium den Militärkapellen untersagen mußte, ihre Musikinstrumente zu rufen, da die Leute so lange an denselben schreien und weinen, daß sie zuletzt dann wie Zwielfelgaler und unbrauchbar werden. Hören wir weiter, was der Verfasser von dem reichen Dorfe Droet schreibt: „Die Fußwege des Dorfs (Fahrwege gibt es keine, der einzige vorhandene führt um das Dorf, und nur auf diesem, nicht durch das Dorf darf das Vieh getrieben werden) sind äußerst sorgfältig mit kleinen, auf die hohe Kante gestellten Backsteinen gepflastert, daß sie allerlei Figuren wie eine Art Mosaikboden bilden. Jeden Morgen werden sie mit Wasser und Bürsten gefegt, sie sind spiegelblank, nirgends ein Grasblümchen, ein Baumblatt, eine Vogelfeder, ein Staubhänfchen. Die Diensthoten müssen früh Morgens, Sommer und Winter, auf den angrenzenden Wiesen, hundert Schritte wenigstens vom Dorfe und unter dem Winde, die Kleider ausstopfen und die Schuhe putzen. Im Sommer sind Kinder aufgestellt und dafür bezahlt, jedes Baumblatt, das der Wind in die Gassen führt, aufzuschauben und sie in Löcher zu werfen, welche mit Brettern bedeckt sind, damit der lustige Wind sie nicht neuerdings fortblase.“

Der einzige Schmutzwinkel in Holland scheint das Judenquartier in Amsterdam zu sein, das außer den berühmten Diamantenschleifereien auch noch in der großen portugiesischen Synagoge die historisch merkwürdige Kangel aufzuweisen hat, von welcher der bekannte Bannfluch gegen Spinoza geschleudert wurde. Das Judenquartier selbst beschreibt der Verfasser folgendermaßen: „Dort lebt und wimmelt und erzeugt sich eine Bevölkerung, mager von Gestalt, blaß von Gesichtsfarbe, in löcherigen, übelduftenden Lumpen, in abgetretenen Schlappschuhen, in gequetschten Stuten. In den sinkenden Gassen breiten häßliche vergilbte Trüdelweiber ihren alten Blunder aus, Geräthschaften, Kleidungsstücke, aus allen Jahrhunderten und aus allen Ecken der Welt zusammengerafft, Röcke ohne Ärmel, Westen ohne Rücken, Hosen ohne Beinhülsen, alles nach feuchtem Moder riechend. In Pfannen brobelt ein ranziges Fett, das laut zischend die eingelegten Fische aufnimmt. Niemals gewaschene Kinder kalgen sich im Rehrich zwischen Salatstrünken und Heringsgräten. Fünf- bis sechsjährige zerlumpete Mädchen bieten mit heiserer Stimme Schwefelhölzchen und andern kleinen Kram zum Verkauf aus. Unter den Hausthüren sieht man halbnackte erwachsene Mädchen mit fliegenden Haaren, und manchmal leuchtend unter den Lumpen durch den fingerdicken Schmutz eine Schönheit durchfunkeln schwarze orientalische Augen! Zur Nachtzeit ist es nicht recht geheuer, im Judenviertel zu promeniren.“

Bei weitem der schönste Zug im Charakter der Holländer bildet ihre Wohlthätigkeit. In dem kleinen Lande, dessen Bevölkerung nicht einmal 4,000,000 Seelen zählt, finden sich gegen 6000 Wohlthätigkeitsanstalten, darunter man im Jahre 1857 allein 3708 für Hausarme zählte. Die Privatanstalten umfassen jedes Lebensalter: es gibt Krippen, Anstalten für die Geburt, die Jugend, das Alter, ja für die Verstorbenen, d. h. für Begräbniskosten. Es gibt Gesellschaften, welche für die Unbemittelten Häuser bauen und die Wohnungen zu dem für die dortigen Verhältnisse sehr geringem Preise von 50 Gents (30 Kreuzer) wöchentlich vermieten. Da man keine Bettler duldet, so hat man in den Heide- und Torfmoorgegenden Armencolonien angelegt, um diese Gegenden durch dieselben urbar machen zu lassen.

Uebrigens fängt infolge des stärkern und raschern Verkehrs mittels der Dampfboote und Eisenbahnen auch der jäh holländische Typus an sich immer mehr abzuschleifen und fremden Sitten und Gewohnheiten zugänglicher zu zeigen: „Erkennt und unwillig bemerken die alten Holländer, wie das neue fremde Element schäumend auf sie einbricht und einen Stein um den andern aus dem Gebäude ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten herauslöst: wie das neue fremde Element ihnen die weiße Nachtmüge vom Kopfe reißt, die Thonpfeife aus dem Munde, die Bibel aus der Hand schlägt; wie es ihre Tulpenbeete und Farne wände niedertritt und in den reinlichen Hausgang den Koff der Straße hereinschleppt.“

Dingelstedt prophezeit darum auch in muthwilliger Laune, daß der letzte Holländer, den fliegenden ausgenommen, sich mit seiner Thonpfeife im altrespektablen Feuerbecken wie eine indische Witwe verbrennt, oder in einer noch nationalern Urne, dem berühmten Quispeldoortje (Spucknapfchen), ertränkt. 80.

Otto Müller's neuester Schauspielerroman.

Edhof und seine Schüler. Roman von Otto Müller. Zwei Bände. Leipzig, Reil. 1863. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto Müller schöpft die Stoffe zu seinen Romanen mit unterschiedener Vorliebe aus dem Gebiet des um Literatur und Kunst sich bewegenden Lebens. Sein „Bürger“, seine „Charlotte Adersmann“, sein „Stadttschultheiß“, sein „Petrarca“ und sein „Klosterhof“ wenigstens theilweise sind sämmtlich dieser Lebensphäre entnommen, und der vorliegende schließt sich, wie schon sein Titel verräth, seinen Vorgängern mit Consequenz an. Von manchen Seiten her sind gegen die sogenannten Schriftsteller- und Künstlerromane Bedenken erhoben; man hat namentlich gegen sie geltend gemacht, der Roman habe es vor allem mit der Darstellung des unmittelbaren realen Lebens zu thun, das Leben der Künstler, Dichter und Gelehrten drehe sich aber hauptsächlich um geistige Interessen, um Fragen der Heiligkeit und Wissenschaft, verlaufe in der Regel ohne besonders interessante äußere Erlebnisse und biete daher dem Dichter mehr Gelegenheit zur Ausspinnung von Theorien und Reflexionen, als zur Erzählung spannender Konflikte und Zeichnung thatkräftiger Charaktere. Daß im allgemeinen hieran etwas Wahres ist, kann nicht geleugnet werden, und auch das muß man einräumen, daß nicht wenige Romane dieser Kategorie im Theoretischen zu weit gegangen sind und der Anregung realer Lebensinteressen nicht genug gethan haben. Aber darum die ganze Gattung in Mauth und Dogen beseitigt wissen zu wollen, ist jedenfalls eine höchst willkürliche, von einseitigem Standpunkt erhobene Forderung. Die Arbeiter auf geistigem Gebiet sind ja außerdem, daß sie Pfleger der Kunst, Poesie und Wissenschaft sind, auch leidenschaftliche Menschen und sind als solche den allgemein menschlichen Bedürfnissen, Trieben, Gefühlen, Bestrebungen und Kämpfen, wie den Leiden und Freuden des wechselnden Geschicks nicht um ein Haar breit minder unterworfen, als die Vertreter der mehr materiellen Erwerbsthätigkeit; und wenn sich ihre Konflikte auf der einen Seite vielleicht mehr innerlich und minder anschaulich gestalten, als die der übrigen Stände, so pflegen sie dafür auf der andern Seite auch tiefer, heißer und von weitergreifender Bedeutung zu sein. Es kommt daher nur darauf an, daß der Dichter das Leben solcher Persönlichkeiten gerade von dieser Seite zu packen und das allgemein Menschliche an ihnen zum eigentlichen Kern der Theilnahme und Spannung zu machen versteht, dann wird er aus einem solchen Stoff ganz ebenso lebensvolle, ereignisreiche und wirksame Romane herausarbeiten vermögen, als aus Stoffen anderer Art, und was er nothgedrungen von ästhetischen und wissenschaftlichen Interessen mit hereinziehen muß, wird richtig behandelt, mindestens nicht weniger geist- und gemüthunterhaltende, in und mit dem Genuß zugleich angenehme Belehrung gewährenden Momente enthalten, als solche Partien von Romanen, die sich mit Specialfragen des Landbaues, der Industrie, der Politik u. dgl. beschäftigen.

Unter den deutschen Autoren, die auf diesem Felde nicht nur mit Vorliebe, sondern auch mit ganz besonders glücklichem Erfolge gearbeitet haben, gehört Otto Müller unstreitig zu den hervorragendsten. Er versteht es wie wenig andere, das Künstler- und Schriftstellersleben gleich eingehend in denjenigen Rügen und Bezügen, die es mit dem Leben jedes andern Menschen gemein hat, wie in den ihm eigenartigen Bestrebungen und Erfahrungen zu erfassen und beide Elemente so miteinander zu verschmelzen, daß sie als unzertrennlich erscheinen und sich gegenseitig heben und beleben. Am glänzendsten hat er dies in dem Schauspielerromane „Charlotte Adersmann“ bewiesen, und auch dieser sein neuester, gleichfalls um einen unserer größten Bühnen-

künstler sich bewegende Roman läßt uns die Begabung und Bildung des Verfassers für das bezeichnete Genre in sehr vortheilhaftem Lichte erblicken.

Außer Edhof, welcher der Hauptheld desselben ist, werden uns in demselben noch dessen Schüler Iffland, Beil und Beck vorgeführt, jedoch nur der erste von diesen dreien mit solcher Hervorhebung, daß er neben Edhof als dem Heldenvater die Bedeutung des jugendlichen Helden beßigt. Der Inhalt des Romans ist also von der Art, daß er uns in seinen beiden Hauptfiguren gleichzeitig die Abendröthe eines absterbenden und die Morgenröthe eines neu aufblühenden Künstlerlebens vor Augen stellt. Schon dieser Umstand gibt dem Dichter Gelegenheit, uns von der Doppelmaste, welche das Treiben der dramatischen Mimik wie die Schöpfungen der dramatischen Muse charakterisirt, uns ebenso sehr die ernste und traurige, wie die heitere und lustige Seite erblicken zu lassen; aber auch in der Ausmalung der dem Roman sonst noch einverwebten Figuren, sowie in der Schilderung des örtlichen und zeitlichen Hintergrundes, in der Anknüpfung und Verschlingung der Fäden und in der ganzen Färbung und Fassung der Fabel läßt er es sich angelegen sein, uns in buntem Wechsel bald die erhebenden und tiefergreifenden Leistungen der Bühnenkunst, bald die Farcen und Misern des Theater- und Sistrionenslebens, und außerdem zugleich die achtungswerthen und lächerlichen Seiten des an die Breiterwelt sich heftenden Entkusasmus und Dilettantismus in Scene zu setzen.

Ganz besonders sind ihm hierbei die vorherrschend heitern und humoristischen Partien des ersten Bandes gelungen. Das erste zufällige Zusammentreffen des alten Edhof mit dem jugendlichen Iffland auf der Sundhauser Brücke bei Gotha, sodann Iffland's erstes Debut im Gasthaus zu den Drei Kronen, wobei er den von ihm unerkannt gebliebenen Edhof vor dessen Freunden so treffend nachahmt und caricirt, daß er dadurch ein allgemeines Entsetzen hervorrufft; ferner der erste Besuch in Edhof's Hause, sowie schon vorher die Schilderung der Stadt Gotha in ihrem damaligen Zustande, weiterhin Iffland's Zusammenkunft mit Beil, das daran sich anschließende Bild vom Komödiantenleben im vorigen Jahrhundert und die Mystification, welche sich Iffland mit dem Principal eines wohnverderbten Theatralen erlaubt — alles das ist mit so genauer Kenntniß der Culturzustände und Persönlichkeiten, mit so lebendigen und frischen Farben und mit so ergötzlicher Laune und Komik gezeichnet, daß man dem Erzähler auf diesen Wegen mit Reiz gleichem Behagen und Interesse folgt, und sich im ganzen ersten Bande nur durch einige allgemeine Erörterungen über Edhof's traurige Erfahrungen im Kreise seines Familienlebens und die galanten Beziehungen des Herrn von Hohenstein zu seiner leichtsinnigen Pflgetochter in minderm Grade befriedigt fühlt, theils weil sie an und für sich selbst von weniger erfreulicher Natur sind, theils weil der Autor sie mehr referirend und descriptiv, als anschaulich und drastisch behandelt hat.

Im zweiten Bande treten die heitern Partien merklich zurück, und dafür die Schilderungen der Leiden und Misern in den Vordergrund. Im allgemeinen erweist sich hier der Stoff weniger dankbar und gemüthansprechend. So bitter und schwer die Leiden und Schicksalsschläge sind, von denen Edhof im Kreise seines Privatlebens durch den Irrsinn seiner Frau und die Undankbarkeit seiner Pflgetochter getroffen wird, so hängen dieselben doch allzu eng mit den wirklichen Jämmerlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Komödiantenlebens zusammen, als daß sie in ihrem Gesamteindruck von wirklich eindringender Kraft wären. Sie machen daher im ganzen eine mehr beunruhigende und peinigende, als mächtig ergreifende oder gar erschütternde Wirkung. Ob es nicht möglich gewesen wäre, die in diesem Betracht von der Wirklichkeit gebotenen Momente ergiebiger und wirksamer auszubenten, darüber sind verschiedene Ansichten möglich. Wir unsererseits sind jedoch eher geneigt, diese Frage zu verneinen als zu bejahen, wenigstens würde sich nach unserm Dafürhalten eine reinere und tiefere ästhetische Wirkung nur

auf Kosten der Wahrheit haben erreichen lassen. Die Innehaltung dieser scheint uns aber in einem Roman von biographischem Charakter, wie der vorliegende ist, eine Bedingung von so prävalirender Wichtigkeit, daß ihr unbedenklich die Erzielung eines zugleich stärker packenden und mehr versöhnenden Effects zum Opfer gebracht werden durfte.

Uebrigens gilt das hier Gesagte vom Eindruck des zweiten Bandes nur im großen und allgemeinen. Im einzelnen ist auch er reich an interessanten und wirksamen Partien von theils ernstem, theils erheiterndem Charakter, ja auch an Momenten von wirklich ergreifender und tiefgründender Wirkung fehlt es nicht. Unter den Schilderungen von komischen und humoristischen Elementen sind besonders die des ästhetisirenden Treibens im Hause der „Muse von Gotha“ und der Wirkung des „Perpendikels“ im „Hamlet“ hervorzuheben, und als Szenen, die sich in ihrer Wirkung bis zum Tragischen vertiefen, sind Eckhof's Spiel des Choralen „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und sein letztes Auftreten als Geist im „Hamlet“ zu bezeichnen. „Aber welch ein Geist trat auch heute da einher!“ heißt es unter anderem in der Schilderung der letztgenannten Scene. „Keine Fieber an dem reichen Helmbusch schwankte, keine andere Bewegung seiner Glieder war sichtbar, als der tonlose Schritt des Sündboths der ewigen Gerechtigkeit, der die Marmorkisten seines Grabes gesprengt hat. Die ganze Gestalt vom Scheitel bis zur Sohle war die personifizierte, vom Tode gelähmte Heldenkraft, war die dem Mober der Todtengruft anheimgefallene Herrschermajestät, von der nichts übrig geblieben, als die starre, regungslose Maschine. Selbst die Lippen, als er jetzt zu reden begann, zeigten keine äußere Bewegung, und doch welch ein Klang voll unendlichen Wehs, welch ein dumpfer Remonoton des Grabes lag nicht in den einzigen zwei Worten: „Gör' an!“ Und am Schluß dieser Schilderung heißt es mit Beziehung auf das traurige Geschick, das den Künstler unmittelbar vor diesem Auftreten getroffen hatte: „Bei den Worten: „Ueberlaß sie dem Himmel und den Dornen, die im Busen ihr wohnen!“ war es den Anwesenden, als hörten sie statt des jammernden Königs die liebevolle, versöhnende Stimme des unglücklichen, von seinem eigenen Kinde verrathenen Vaters; ja gewiß, diese Worte galten ihr, die ihn heute verlassen, der Undankbaren, die ihm das Herz gebrochen; und auf einmal trat das Mitgefühl der Zuschauer mit dem trefflichen Menschen an die Stelle der Theilnahme für den unglücklichen Geist; viele seiner Freunde konnten ihr Schlußreden nicht länger mehr unterdrücken, Eckhof selber schien einen Augenblick dem Gefühl seines Schmerzes erliegen zu wollen; denn zum ersten mal bemerkte man an der seither regungslosen Gestalt des Königs ein leichtes Schwanke; aber noch einmal gewann er seine Kraft und sein Organ den alten mächtigen Vokallton wieder, höchst wirksam endete er seine Rede, und mit den rührenden, schon wie aus dem Jenseits herüberklingenden Worten: „Ade! Ade! Gedente mein!“ verschwand der Geist in der Versenkung. Es waren die letzten Worte, die der große Konrad Eckhof auf der Bühne gesprochen hat.“

Mit Eckhof's Tod und einer heitern Perspective in seines Schülers Iffland ruhmreiche Zukunft schließt der Roman, und auch wir brechen unsere Besprechung desselben hier ab, nur noch den frommen Wunsch hinzufügend, daß das interessante Buch durch Eckhof's Wiederbelebung auch für die Wiederbelebung der echten dramatischen Kunst von heilsamem Einfluß sein möge. 11.

Notizen.

Eine englische Stimme über Uhland.

Welche geachtete Stellung Uhland auch im Auslande einnahm, beweisen die mancherlei Nachrufe an ihn, welche französische und englische Zeitschriften ihm widmeten. Einen großen Aufschuß über ihn fanden wir noch jüngst im Maiheft des „Blackwood's Magazine“. Mit der politischen Laufbahn Uhland's beschäftigt sich der Verfasser nicht ausführlicher; er bemerkt in dieser Hinsicht: „Uhland war ein Mann des Volks,

ohne ein Radicaler zu sein. Seine Neigung zur mittelalterlichen Literatur erfüllte seinen Geist mit Ehrfurcht für erblichen Rang und Stand und erbliche Ehren, während seine Liebe zur Freiheit und seine optimistischen Ansichten in Betreff der Zukunft seines Vaterlandes wie der Menschheit im allgemeinen ihn zu einem unbegleiteten Opponenten machten, wenn es galt, irgendeinen Angriff auf das, was er das „gute alte Recht“ nannte, abzuwehren. In England dürfte er ein Tory oder ein conservativer Whig geworden sein.“ An seinen Poesien rühmt der Verfasser unter anderem die „internal melody“, die sie durchdringe, und er bemerkt weiter: „Einige seiner Dichtungen gleichen jenen ausgesuchten alten Miniaturbildern auf Goldgrund, die am besten von dem geschulten Kenner verstanden und gewürdigt werden, während andere in Gefühl und Ausdruck so einfach sind, daß sie in die Herzen des Volks gedrungen sind und von den Lippen desselben für immer als Nationalgesänge tönen werden.“ Hieraus läßt der Verfasser die englischen Nachbildungen einiger Uhland'schen Gedichte und Balladen, darunter „Der Wirthin Tochterlein“, „Des Goldschmieds Tochter“, „Die versunkene Krone“, „Des Sängers Fluch“, u. s. w. folgen, und entschuldigt die etwa darin vorhandenen Schwächen mit der Bemerkung: „Die Hauptschwierigkeit beim Uebersetzen englischer Gedichte ins Deutsche und umgekehrt, besteht darin, daß, ob schon beide Sprachen im wesentlichen nicht viel mehr als Dialekte derselben Stammsprache sind, das Deutsche im allgemeinen ebenso disyllabisch als das Englische monosyllabisch ist.“ Zugleich erwähnt er, daß schon früher Pratt und Longfellow einzelne Gedichte Uhland's durch sehr gute Uebersetzungen in England bekannt gemacht hätten. Von den Longfellow'schen freien Nachbildungen Uhland'scher Balladen (darunter das „Schloß am Meer“, „Der schwarze Ritter“, „Das Glück von Oberhall“) bemerkt der Verfasser, daß es Longfellow wunderbar gelungen sei, den Geist des Originals wiederzugeben. Von englischen Uebersetzungen der Ballade „Der Wirthin Tochterlein“ sind uns übrigens noch zwei bekannt, eine, welche im „London university Magazine“ (April 1856) erschien, und eine wie uns dankt sehr gute von William Allen Butler, die zuerst in der nordamerikanischen Zeitschrift „Democratic review“ veröffentlicht wurde. Beide sind seinerzeit von uns in d. Bl. mitgetheilt worden, die letztere in Nr. 48 f. 1855. Die auch in England beliebte Melodie mag zu diesen zahlreichen Uebersetzungen das Ihrige beigetragen haben, wie denn Uhland überhaupt seine Popularität zu einem nicht geringen Theil den sangbaren Compositionen vieler seiner Lieder und Balladen verdankt. H. M.

Das Gedicht von den „Gaimonskindern“.

Unter der reichen Anzahl unserer deutschen Volksbücher hat keine Erzählung außer dem „Gehörnten Siegfried“ eine so große Anziehungskraft auf Gemüth und Phantasie der lesenden Jugend ausgeübt wie „Die vier Gaimonskinder“. Das Volksbuch hat auch manchem Dichter zu Balladen und Romanzen willkommenen Stoff geboten, auch eine Oper ist eine Zeit lang über die deutschen Bühnen gegangen, welche an jene Tage lebendig erinnerte. Das ältere deutsche Volksbuch war eine Bearbeitung eines französischen Romans, welcher auch in viele andere Länder einwanderte. Wir finden Volksbücher von den „Gaimonskindern“ in Holland, Belgien, Italien und Spanien. Wenn in Deutschland, wo ebenso wenig wie in den andern Ländern das Volk und die lesende Jugend sich der fremden Abstammung der Erzählung bewußt sind, die „Gaimonskinder“ so viel Beifall und Bevorzugung fanden, so liegt dies ohne Zweifel in der anheimelnden deutschen Auffassung aller Personen und Verhältnisse, welche schon das Originalgebieth kennzeichnet. Unter den französischen Heldengedichten ist vielleicht keins, welches so wenig romantischen Charakter besitzt wie dieses. Während das französische Volksbuch, die prosaische Bearbeitung des ältern Gedichts, in den verschiedensten Ausgaben verbreitet ist, waren vom Original nur Bruchstücke bekannt. Erst vor kurzem wurde

eine vollständige Ausgabe veranfaßt und zwar in Deutschland; sie bildet den nebenunverfälschten Band der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart und führt den Titel: „Renaud de Montauban oder die Haimonskinder, altfranzösisches Gedicht, nach den Handschriften zum ersten mal herausgegeben von Heinrich Michelang“ (Stuttgart 1862). Die Ausgabe wird von den Kennern des Altfranzösischen wegen ihrer philologischen Vorzüglichkeit sehr gelobt. Ist sie so als eine Bereicherung der Wissenschaft anzuerkennen, so wird sie durch ihre fremde und alterthümliche Sprache doch dem größern Publikum nicht zugänglich sein. Wie unsere heimischen Gedichte älterer Zeit durch verdienstvolle Uebersetzungen zu einem Gemeingute der Gegenwart geworden, so dürfen wir gerade bei diesem französischen Gedicht von den Haimonskindern den Wunsch hegen, daß sich ein herausgeber finde möge, der das Original dem deutschen Volke zu eigen macht. 88.

„Heinrich VIII.“ im Princeß-Theater.

In einer der neuesten Nummern von „Ueber Land und Meer“ beschreibt Gackländer eine Darstellung von Shakespeares „Heinrich VIII.“ im Princeß-Theater in London. Er schildert den Glanz der Aufzüge, die Pracht der Decoration, das vollständige Ballet, welches bei dem Ballfest auftritt, eine Gerlichkeit, wie man sie in dem kleinen unansehnlichen Theater kaum erwartet. Aber die Schilderung Gackländer's ist sehr genau und zutreffend, und ich habe, der ich die Vorstellung gleichfalls mit angesehen, nichts zu derselben hinzuzufügen. Dagegen muß ich mich gegen den Schlusswunsch Gackländer's, daß auch bei uns in Deutschland solche Stücke so ausgekattelt werden möchten, alles Ernstes erklären. Es war eine thörichte Schwalbe Lied's, zu der Ballonbühne Shakespeares zurückzukehren und darin das einzige Heil sehen zu wollen, wenn die Phantasie des Zuschauers alle Illusion sich selbst allein hervorzaubern müsse. Aber noch viel schlimmer wäre es, wenn Shakespeare'sche Stücke auch bei uns zu Auskattungs- und Spectakelstücken würden, wo Ballet und Decorationskünste die Hauptanziehungskraft üben. Kann man im Ernst wünschen, daß die Poesie durch jene äußern Hülfsmittel ersetzt werde? Denn das wird sie. Wenn das lange Ballet während des Ballfestes mitten in die Handlung eingeschoben wird, wie kann man verlangen, daß nach Beendigung desselben die erhöhte Stimmung sofort wieder eintrete, welche ein Stück von Shakespeare vom Hörer verlangt. Der Engländer kann wie im Physischen so auch im Geistlichen viel verragen: er begeistert sich in der Nationalgalerie zugleich und bewundert in einem Athem Saffo's Madonna und Mr. Turner's Malereiverfuche; ein Engländer hat vielleicht die Aushärtung, die Freuden eines Shakespeare'schen Dramas mit allen Künsten des Dioramas und Ballets zusammen zu genießen. Wir Deutsche aber, die wir uns eines weniger robusten ästhetischen Geschmacks rühmen, wollen immerhin auch in dieser Beziehung an der Trennung der Kunstgattungen festhalten; lassen wir dem Circus, dem Ballet, dem Diorama, was ihnen gehört, und geben wir ein Shakespeare'sches Schauspiel anständig aber einfach, so daß die Poesie wirken kann, ohne von Illitterstücken erdrückt zu werden. 31.

Bibliographie.

- Alvensleben, L. v., Die Gefährlichen. Wiener Volksroman. Drei Theile. Leipzig, Häfse. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Bachmann, J. F., Paul Gerhardt. Ein Vortrag im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke gehalten. Nebst einem Anhang über die ersten Ausgaben der Praxis pietatis melica von J. Gröger sammt 18 darin enthaltenen Liedern P. Gerhardt. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 10 Ngr.
 Böhm's, G., sämtliche Gedichte. Original-Ausgabe. Altona. 8. 1 Thlr.
 Braddon, M. E., Lady Audley's Geheimniß. Roman.

Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichter und Prosaisken von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. 1te Abtheilung. Von G. Kurz. Mit 14 Porträts. Leipzig, Teubner. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frerichs, J. G., Geist und Herz. Norden. Gr. 16. 15 Ngr.

Friedrich von Iserlohn (F. Bücker), Der Held auf Capreta. Ein Heldengedicht. Berlin, Springer. Gr. 16. 10 Ngr.

Görting, A., Deutsche Turner und Studenten oder das Wartburgfest. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Häfse. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grace Dermott. Nach dem Englischen von L. Marejoll. Leipzig, Wiedemann. 8. 22 1/2 Ngr.

Jahn, C., Das Werk von Johann Adam Klein, Maler und Kupferstecher zu München. Mit dem Bildniß des Künstlers in Stahlstich. München, v. Montmorillon. Gr. 8. 2 Thlr.

Lebens-Wahrheiten auf dem Gebiete der Prosa und Poesie gesammelt. Jena, Nauck. 16. 10 Ngr.

Läbede, G., Die Kimmung. Gedicht in neun Gesängen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

Margarethe Browning. Nach dem Englischen von L. Marejoll. Leipzig, Wiedemann. 8. 15 Ngr.

Noorden, C. v., Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Ein Beitrag zur Staats- und Kirchengeschichte des westfränkischen Reiches in der 2ten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Peters, A., General Dieterich von Miltitz, sein Leben und sein Wohnsiß. Nebst vier noch ungedruckten Briefen an ihn von seinem Jugendfreunde Novalis und einem Facsimile von dessen Handschrift. Zu der 50jährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Weissen, Mosche. Gr. 4. 15 Ngr.

Sagau, G., Lorenz de Sahn. Eine Erzählung aus der Geschichte der Nordfriesen. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Schleiden, M. J., Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schlüter, J., Allgemeine Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung. Leipzig, Engelmann. Lex. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Schmieder, G. E., Karl Friedrich Göschel, Dr. jur. weiland Präsident des Conkloriums der Provinz Sachsen. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Erlebnisse eines kurheßischen Staatsdieners. Ein Streiflicht zu den Verfassungswirren in Kurheßen und ein Beitrag zu der Charakteristik der bei absolutistischen Regierungen so beliebten Disciplinar-Gerichte für Civil-Beamte. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurzgefaßte Geschichte der Schlacht bei Wauzen am 20. und 21. Mai 1813. Nach den besten älteren und neueren Quellen bearbeitet. Wauzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Meyer, K., Eine Festfahrt zu Heinrich Simon's Denkmal. Gensburg, Streit. 8. 7 Ngr.

Die Schlacht bei Wauzen, eine Niederlage und ein Sieg. Denkschrift an den 20. und 21. Mai 1813. Wauzen, Reichel. 8. 1 1/2 Ngr.

Die Trennung der Volksschule von der Kirche. Eine Forderung unserer Zeit. Vortrag in einer Pfarrconferenz. Nürnberg, Kiegel u. Wiesner. Gr. 8. 4 Ngr.

Neues Vogelwiesen-Buch. Leiden und Freuden und tragikomische Abenteuer auf der Vogelwiese gesammelt von Hilarius Jocusus. Mit gar schönen Bildern illustriert. Dresden, Breyer. 16. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Staat und Gesellschaft
vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit
und des Staates.
Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen
unserer Zeit.

Von **Joseph Held**,
Dr. philoa. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg.
In drei Theilen.

Erster Theil: **Grundanschauungen** über Staat und Gesellschaft. 8. Geh. 3 Thlr.

Zweiter Theil: **Volk und Regierung** mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland. 8. Geh. 4 Thlr.

Während der erste Theil dieses mit Auszeichnung aufgenommenen Werks vorherrschend philosophisch war, bewegt sich der soeben erschienene zweite Theil mehr auf historischem Boden und schliesst mit Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Europas und den Weltberuf Deutschlands gegenüber der Revolution. Der dritte und letzte Theil wird die Darstellung und Prüfung des wesentlichen Dogmas des modernen (verfassungsmässigen) Staats zur Hauptaufgabe haben.

Literarisches.

Briefe des deutschen Horik an Elisa. Novelle in Briefen. Herausgegeben von 8. Brosch.
Preis 10 Sgr. Jena, Verlag von A. Neuenhahn.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrierte Zeitung für die Jugend.

8 Jahrgänge. 4. 1846—53.
(16 Thlr.) Ermässigtster Preis 6 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.
Von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg**.
In 10 Lieferungen. 4. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die soeben erschienene siebente Lieferung enthält: **Goethe** (im Alter). **Ottile** (Wahlverwandschaften). **Carlos** (Clavigo). **Charlotte** (Wahlverwandschaften). **Maria** (Götz von Berlichingen).

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen auf dies, ein Seitenstück zur „Schiller-Galerie“ bildende Prachtwerk angenommen.

Bei **H. B. Unger** in Königsberg ist in zweiter Auflage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christliche Dogmatik

von
Johannes Heinrich August Ebrard,
Doktor der Theologie.

2 Bände. Geheftet 5 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser will keineswegs blos eine historische Darstellung der alten reformirten Dogmatik geben, noch auch eine Apologie derselben; er ist auch in dieser zweiten Auflage seinem Plane treu geblieben, eine auf selbständigen biblisch-theologischen Untersuchungen sich aufbauende, in dogmatischer Terminologie sich vollendende „christliche Dogmatik“ zu geben, welche nur in dem Sinne eine „reformirte“ ist, daß sie einen Theologen reformirten Bekenntnisses zum Autor hat, nicht aber in dem Sinne, daß derselbe darauf ausginge, die Sätze der altreformirten Dogmatiker als solche um jeden Preis rechtfertigen zu wollen. In einer Zeit, wo die confessionellen Differenzpunkte so viel besprochen werden, wird wol einem jeden, welcher Richtung er auch angehöre, ein Werk willkommen sein, worin er über die altreformirte Dogmatik eine treue, unparteiische und unentstellte Belehrung findet. Und diese findet er hier, da der Autor seine Kritik der altreformirten Dogmatik von seiner historischen Darstellung derselben überall scharf gesondert hält. Die zweite Auflage dürfte aber dadurch noch besonders das Interesse des theologischen Publikums auf sich ziehen, daß in ihr neuere Erscheinungen, wie z. B. Schenkel's Dogmatik, Rahnis' Dogmatik u. a., berücksichtigt sind. Auch die Fragen des Creationalismus sowie der Kindertaufe haben eine völlig neue Bearbeitung erfahren.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Militärwissenschaften.

Bülow (G. von). Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet aus dem Grundsatz einer Basis der Operationen, auch für Laien in der Kriegskunst faßlich vorgetragen. Dritte, vermehrte Auflage. 8. Hamburg 1835. (1 Thlr. 10 Ngr.) 12 Ngr.

Bülow (G. Dt. von). Militärische und vermischte Schriften. In einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung herausgegeben von R. Ed. Bülow und B. R. Row. Mit 60 in den Text eingedruckt Figuren. 8. 1853. (2 Thlr. 20 Ngr.) 24 Ngr.

Phull (Baron Charles Louis de). Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontenoy, en 1762. Original français publié pour la première fois par le baron F. de Batz. Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce additionnelle et deux planches. 8. 1853. (2 Thlr.) 20 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigtster Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 31. —

30. Juli 1863.

Inhalt: Zur Shakspeare-Literatur. — Naturwissenschaftliches. Von Heinrich Wernsdorff. — Der General Dietrich von Miltitz und der Dichter Novalis. — Ein Roman aus der Gegenwart von Robert Walzmüller. — Kottb. (Des Herzogs von Fegensac „Souvenirs militaires“) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Shakspeare. Von G. G. Servinus. Zwei Bände. Dritte Auflage. Leipzig, Engelmann. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt. Erster bis dritter Band. Berlin, Decker. 1858—60. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Studien über das englische Theater von Moriz Rapp. Erste und zweite Abtheilung. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. William Shakspeare's Sonette in deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Deutsch von Hermann von Plehwe. Hamburg, Boyes und Geisler. 1862. 8. 1 Thlr.
6. Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet nebst Widerlegung der Goethe'schen und Servinus'schen Ansicht über die Idee und den Haupthelden des Stücks. Von E. Schipper. Münster, Regensburg. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Die Composition von Shakspeare's Romeo und Julia. Drei Vorlesungen, gehalten zu Bonn von Theodor Sträter. Bonn, Marcus. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
8. Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann. Hamburg, Boyes u. Geisler. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in den neuen Band des „Bibliographischen Handbuch“ von Lowndes (editio Bohn) zu thun, der die Shakspeare-Literatur mittheilt, oder wer die ältern Bibliographien über Shakspeare von Sillig und Halliwell kennt, wird sich mit Schrecken eingestehen müssen, daß die Erklärer des Erklärens ebenso wenig jemals müde werden, als die Poeten des Dichtens. Schiller's Wort: „Wenn die Könige bauen, haben die Lärmer zu thun“, gilt von Shakspeare in vorzüglichem Maße, denn die Shakspeare-Literatur hat an Masse so ziemlich die zwei Jahrtausende ältere Homers-Literatur eingeholt. Sie ist ein Strom, der an Breite — ob auch an Tiefe? — mit jedem Jahre in wahrhaft bedrohlicher Weise zunimmt, und dessen Ende nicht abzusehen ist. Dieses Ueberfließen sollte uns an die Nothwendigkeit gemahnen, einen systematischen Ueberblick über die bisherigen Arbeiten zu gewinnen, und den innern Entwicklungsengang derselben klar zu machen, die Spreu vom Weizen zu scheiden und ein Facit nicht nur dessen zu

ziehen, was die Nachwelt bisher für Shakspeare geleistet, sondern auch dessen, was er bisher für die Nachwelt gethan hat. Nicht eine bloße Bibliographie, sondern nur eine wirkliche Geschichte der Shakspeare'schen Werke, eine Geschichte Shakspeare's nach seinem Tode, kann uns die vielfältig verschlungenen Wege aufzeigen, auf welchen seine unsterblichen Dichtungen zu der Stellung und Bedeutung gelangt sind, welche sie gegenwärtig in den Gedanken der Welt einnehmen.

Von Shakspeare's Ruhm und Einfluß gilt sein eigenes schönes Gleichniß in „König Heinrich VI.“ (Ahl. 1, Act 1, Scene 2):

Ein Cirkel in dem Wasser ist der Ruhm,
Der niemals aufhört, selbst sich zu erweitern,
Bis die Verbreitung ihn in nichts zerstreut.

Diese „Zerstreuung in nichts“ ist jedoch heute noch ebenso weit entfernt als sie es bei des Dichters Tode war und wird menschlicher Voraussicht nach nicht eher eintreten, als bis durch noch ungeahnte geschichtliche oder physische Sündfluten die Erde in ein neues Stadium ihrer Existenz eintritt. Zu einer solchen Geschichte, welche die Verbreitung der Shakspeare'schen Wassercirkel verfolgt, liegen bis jetzt nur spärliche, weniggleich an sich tüchtige Anfänge vor. Wir rechnen dazu unter anderm in Deutschland die bekannten Abhandlungen von Stahr („Shakspeare in Deutschland“), von Koberstein („Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland“) und Elze's Einleitung zu seiner Ausgabe des „Hamlet“, sowie in Frankreich das preisgekrönte Werk von Lacroix („Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français“). Für des Dichters eigenes Vaterland jedoch fehlt noch eine ähnliche historische Darstellung der Shakspeare-Literatur in ihren verschiedenen Beziehungen zur Poesie, zur Kunstlehre, zur Bühne, zur Alterthumsforschung u. s. w., mit einem Wort im Zusammenhange mit dem Bildungs gange der Nation überhaupt. Diese Specialgeschichten der Shakspeare'schen Dichtung bei den einzelnen Nationen hätte dann eine allgemeine Geschichte derselben zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen; sie hätte ihre fernsten und vereinzeltsten Ausstrahlungen zu verfolgen bis zu den

Moritz Rapp's „Studien über das englische Theater“ (Nr. 3), die sich zunächst an Bodenstedt anschließen, sind nichts als Notizen, welche sich der Verfasser beim Lesen gemacht hat; daß er sie Studien nennt, beruht auf einer Begriffsverwechselung. Er hat in der That sehr viel gelesen und hat es, nachdem er seit 40 Jahren Englisch treibt, seinem eigenen Geständniß zufolge (S. 283) bereits so weit gebracht, daß er Longfellow's „Spanischen Studenten“ ohne Wörterbuch liest, was er sich bei keinem andern englischen Schauspiel getraut. Auf S. 58 macht er sich indirecterweise sogar anheißig, fast auf den Vers hin zu sagen, wie viel und wie wenig an jedem einzelnen Stück Beaumont oder Fletcher angehört; denn was er von jedem Leser, der ihre Stücke nur zweimal hintereinander gelesen hat, voraussetzt, wird er doch nach vierzigjährigen „Studien“ vor allen Dingen selbst leisten. Darin dürfte es ihm aber kaum irgendetwas anderer englischer Philolog gleichthun. Für sein Buch wäre es besser gewesen, wenn er weniger gelesen und mehr darüber nachgedacht hätte. Von einem Plane ist bei ihm keine Rede. Alt-, mittel- und neuenglisches Drama, von den Cheestrom Miracle Plays bis auf Lord Byron läuft bunt durcheinander, wobei Wiederholungen unvermeidlich sind. Die erste Hälfte des Werks ist schon früher in Herrig's „Archiv“ erschienen. Die eigenthümliche Species der Kritik, welche Rapp übt, ist bereits aus seinem „Goldenen Alter der deutschen Poesie“ hinlänglich bekannt, sodaß wir nicht näher darauf einzugehen brauchen. Auch seine orthographischen Sonderbarkeiten (Hefse, Ghruch, Genbel, Diczion, Probuccion, Farse, Londner, rückwärts u. s. w.) werden den — schwerlich zahlreichen — Lesern des ebengenannten Werks nicht neu sein. Der literarische wie kritische Standpunkt des Verfassers hält mit dem Bodenstedt's, um von Servinus ganz zu schweigen, keinen Vergleich aus. Dryden bezeichnet er beispielsweise als „einen Welschreiber der Restaurationsperiode“

Von allen Dichtwerken Shakspeare's haben in den letzten Jahren vorzugsweise seine Sonette die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Freunde und Erklärer des großen Dichters sowol in England wie in Deutschland in Anspruch genommen, und es ist auch in Nr. 38 d. Bl. f. 1862 bereits ein kurzer Ueberblick über die einschlagenden Schriften gegeben worden. Wieweit auch die Erklärer in der Auffassung und Deutung der Sonette auseinandergehen, in der ästhetischen Würdigung derselben sind sie alle einig. Die Sonette allein würden hinreichen, Shakspeare die Unsterblichkeit zu sichern, denn sie beweisen, daß er als Lyriker auf nicht geringerer Höhe steht wie als Dramatiker; sie stempeln ihn zum englischen Petrarcha. In ihnen hören wir Shakspeare im eigenen Namen sprechen, und Wordsworth hat sie schön den Schlüssel zu seinem Herzen genannt. Es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, daß Friedrich Bodenstedt unter dem Titel „William Shakspeare's Sonette“ (Nr. 4) eine neue Verdeutschung geliefert hat, wenn wir auch über seine Vorgänger auf diesem Felde nicht ganz

so ungünstig denken möchten, als er selbst thut. Bodenstedt hat (wie unsers Wissens auch Bolton Cornes bereits gethan) eine neue Anordnung versucht, da bei der bekannten Unbestimmtheit Shakspeare's um den Druck seiner Werke die bisherige Reihenfolge schwerlich den Anspruch erheben kann, vom Dichter selbst herzuführen. Was die Grundsätze anbelangt, von welchen sich Bodenstedt bei der Uebersetzung hat leiten lassen, so können wir ihnen, wie gesagt, nicht unsere volle Zustimmung geben. In seinem ausführlichen Schlussworte sagt er nämlich S. 196, seine Absicht sei gewesen, die Sonette in „die poetische Sprache unserer Zeit“ zu übertragen. Ein anderer, meint er, könne sich die Aufgabe stellen, Shakspeare's Sonette „ganz im Tone der Zeit zu übersetzen, in welcher sie entstanden sind, von dem Grundsatz ausgehend, daß nur auf diese Weise eine treue Wiedergabe des Originals zu ermöglichen sei. Das höchste Ziel eines solchen Uebersetzers würde sein, seine Aufgabe so zu lösen, wie etwa Jakob Ayrer sie gelöst haben würde.“

Die Wahrheit dünkt uns hier, wie so oft, in der Mitte zu liegen. Wenn Bodenstedt's Ansicht ganz richtig wäre, so müßte sie ohne Zweifel auf Chaucer und Byron nicht minder anwendbar sein als auf Shakspeare. Dann aber würden wir dahin kommen, Chaucer, Shakspeare und Byron in Bodenstedt's Uebersetzung ein und dieselbe Sprache sprechen zu hören. Und da nicht abzusehen ist, warum derselbe Grundsatz nicht auch für die Dichter anderer Nationen Geltung haben soll, so müssen auch Pushkin, Legner und Lamartine in demselben Tone reden. Daß ein heutiger Uebersetzer sich nicht der alt- oder mittelhochdeutschen, sondern der neuhochdeutschen Sprache des 19. Jahrhunderts bedienen wird, ist so selbstverständlich, daß Bodenstedt das nicht meinen kann. Sollen seine Worte einen Sinn haben, so kann unter der „poetischen Sprache unserer Zeit“ nur der unserer gegenwärtigen Poesie eigenthümliche Stil verstanden werden. Und hier, meinen wir, est modus in rebus. Leider aber ist die Gegenwart sehr unbestimmt um die Besetze und Freiheiten des Stils. Was von der Poesie gilt, würde auch auf die Malerei Anwendung leiden. Muß nicht ein heutiger Maler die Gestalten der Nibelungen oder der Hohenstaufen in einem andern Stile zur Darstellung bringen als die Helben unsers Befreiungskriegs oder die Herren unserer Salons, ohne daß er darum ein Prärafaelit zu sein oder sklavisch im Stile eines Remling oder van Eyck zu malen braucht? Oder, um zur Poesie zurückzukehren, hat Bosc den Shakspeare in demselben Stile übersetzt wie den Homer? Und wenn er es gethan, wäre da nicht die Unrichtigkeit des Princip's mit Händen zu greifen? Durch ein solches Verfahren wird alles nivellirt; jede Lokale und persönliche Färbung wird verwischt, jede Besonderheit geht in der allgemeinen und unterschiedslosen Glätte unter. Uebrigens ist Bodenstedt's Praxis, wenigstens im vorliegenden Falle, nicht so schlimm als seine Theorie, und abgesehen von der principiellen Meinungsverschiedenheit können wir seiner Uebersetzung der Sonette nur Rühmliches nachsagen und müssen ausdrücklich sein Verständnis,

seine Treue und den Fluß seiner Sprache und Versification anerkennen.

Minder hohes Lob können wir der Uebersetzung von „Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark“ von Hermann von Pleshwe (Nr. 5) spenden. Auch hier ist zu viel verworfen und modernisiert. An Treue kommt der Uebersetzer Schlegel nicht gleich und gestattet sich namentlich das Uebergreifen aus einem Verse in den andern viel zu häufig und als etwas Selbstverständliches, während Schlegel es möglichst vermieden hat. Es erscheint überhaupt fraglich, ob es jetzt schon an der Zeit ist, die Schlegel-Türkische Uebersetzung durch eine andere zu ersetzen, oder ob ein solcher Versuch nicht vorläufig noch eine Ilias post Homerum ist. Das Richtige scheint uns vielmehr zu sein, dieses classische Werk durch fortgesetzte, sorgfältige Nachbesserung im Einklang mit den Fortschritten der Erklärung und Kritik zu erhalten, ein Verfahren, welches unser Wissen in der That von der Verlagshandlung eingeschlagen worden ist. Ob die Nachbesserung im rechten Sinne gemacht worden ist, wissen wir augenblicklich nicht zu sagen; möglicherweise ist dabei den bekannten Correctionen in Collier's zweiter Folioausgabe, welche sich schließlich doch mit ziemlicher Sicherheit als Fälschungen herausgestellt haben, zu viel Einfluß verstattet worden. Die auffallendste Eigenthümlichkeit an der Uebersetzung Pleshwe's ist die, daß er auch die prosaischen Partien in Versen übersetzt hat. Er rechtfertigt diese Abweichung mit folgenden Worten (S. 215):

Es schien mir angemessen, eine Freiheit, welche der geniale Dichter, der nur die Bühne im Auge hatte, sich unbedenklich nehmen durfte, in einer Uebersetzung, die vorzugsweise für einen Kreis von Lesern bestimmt ist, nicht peinlich nachzuahmen, sondern hierbei einige Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Sprachen zu nehmen. Das Englische hat einen ausgeprägten Accent, dagegen einen geringen Rhythmus, während beim Deutschen das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Daher kommt es, daß der Uebergang vom Versmaß zur Prosa und umgekehrt im Englischen weniger auffallend ist als im Deutschen, wo er meistens sehr störend wirkt. Ich habe es daher vorgezogen, das iambische Versmaß durchweg beizubehalten und war nur bestrebt, auch unter der einheitlichen Form der gebundenen Sprache die verschiedenartige Schattirung des Inhalts zu ihrem charakteristischen Ausdruck zu bringen. Außerdem ist darauf Bedacht genommen worden, daß die prosaischen Partien des Originals auch in der Uebersetzung, trotz des ungezwungen fortgehenden Rhythmus, sich wie gewöhnliche Prosa lesen lassen.

Die letzte Versicherung wird allerdings ängstlichen Shakespeare-Verehrern zum Trost gereichen. Der Uebersetzer hat dabei aber übersehen, daß der Wechsel zwischen gebundener und ungebundener Rede nicht bloß auf Nachgiebigkeit gegen die Bühne oder auf der Eigenthümlichkeit der englischen Sprache beruht, sondern in Shakespeare's Hand als ein außerordentlich wirksames Mittel zur Charakterisirung seiner Personen dient. Hätte es der „geniale Dichter“ für zweckmäßig gehalten, so wäre ihm sicherlich nichts leichter gewesen, als die prosaischen Scenen gleichfalls in Jamben zu schreiben. Das scheint uns also eine Verbesserung nach der Art Johann Ballhorn's. Noch einer ebenso wenig glücklichen Textverbesserung des Herrn

von Pleshwe möchten wir beiläufig gedenken, um so mehr, als sich auch Wischer in den „Kritischen Gängen“ (Neue Folge, II, xxv) gegen die allgemein angenommene Lesart erklärt hat. Es betrifft die bekannten Worte der Königin (Act 5, Scene 2): „He's fat and scant of breath“, statt deren Pleshwe vorschlägt zu lesen: „He's hot and scant of breath“, wobei er sich auf die frühern Worte des Königs (Act 4, Scene 7) beruft: „When in your motion you are hot and dry.“ Das ist aber nur eine scheinbare Unterstützung. Der König bezeichnet mit seinen Worten nur einen einmaligen, augenblicklichen Zustand Hamlet's, welcher während seiner Bewegung eintreten wird. Das „scant of breath“ hingegen kann unmöglich anders aufgefaßt werden, als wie ein bleibendes Merkmal in Hamlet's Leibesbeschaffenheit, und dazu stimmt hot keineswegs, wol aber fat. Wischer sagt, Collier habe nachgewiesen, daß die Worte ein auf Burbage (den ersten Darsteller des Hamlet) bezüglicher, eingeschobener Scherz seien, um Burbage mitten im Spiel zu necken. Und ist von einem solchen Nachweise nichts bekannt. Wie hätte überbies ein improvisirter Scherz, eine Rederei in jenes schwungvolle Klaggedicht auf Burbage's Tod gepaßt, wo es heißt:

No more young Hamlet, though but scant of breath,
Shall cry revenge for his dear father's death.

Äußere und innere Gründe sprechen unzweideutig für die Richtigkeit der gewöhnlichen Lesart. Soviel wir wissen, sind sämtliche Quart- und Folioausgaben einig, mit einziger Ausnahme der Quarto von 1603, in welcher der Vers fehlt. Der Dichter gibt mit diesen wenigen Worten einen wie uns dünkt richtigen Zug zur Charakteristik seines Helden, der in das hellste Licht tritt, wenn wir uns der entgegengesetzten Schilderung des Cassius in „Julius Cäsar“ (Act 1, Scene 2) erinnern. „Cassius ist dürr — wär' er nur fetter!“ sagt Cäsar, „und liebt weder Ruß noch Schauspiel.“ Der realistische Shakespeare weiß recht wohl, wie sehr der Charakter eines Menschen durch seine Körperlichkeit bedingt ist; er weiß, daß ein fetter Cassius ebenso ungefährlich wäre wie Hamlet. Wir dürfen bei einem belebten Hamlet natürlich nicht entfernt an die Ungestalt Falstaff denken und müssen überhaupt nicht vergessen, daß der Gebrauch des Beiworts „fat“ im Englischen viel ausgedehnter und häufiger ist als im Deutschen.

Es liegt uns jedoch nicht bloß eine Uebersetzung, sondern auch eine „ästhetische Erläuterung des Hamlet“ (Nr. 6) von L. Schipper vor, welche es sich ausdrücklich zur Aufgabe gestellt hat, die Goethe'sche und Gerwinus'sche Ansicht zu widerlegen. Nach dem Verfasser hat Shakespeare den Charakter des Hamlet so recht aus der Fülle und Tiefe seines Innern genommen wie Goethe den Faust (S. 45):

Unter seiner Hand ist Hamlet ein seltenes Muster von geistiger Größe und von tiefer Beobachtung, von seiner moralischen Natur (!), gebildeter Sitte und reichem Gemüth geworden. Er ist ebenso weit entfernt von der Eigenschaft eines „Zögerers“, eines „Schwächlings“, eines „Worthelben“, womit er nach Gerwinus und Kreyßig behaftet sein soll, als von der leidenschaft-

lichen und blinden Gass eines Fiskops, der sein Ziel durch Ueberstürzen gar nicht oder nur unvollkommen erreicht.

Er ist nicht schwach, nicht unentschlossen. Die Monologe Hamlet's werden aus seiner geistigen Größe erklärt. „Auf sich hauptsächlich beschränkt, ist er darauf angewiesen, in Selbstgesprächen seine erhabenen Gedanken und edeln Gefühle, welche die Zuhörer bezaubern, zu äußern und sich dadurch zu zeichnen.“ Die wichtigste Entdeckung, welche der „königliche Gymnasial-Oberlehrer“ im Gegensatz zu den bloß großherzoglichen Goethe und Gervinus gemacht hat, ist die, daß Hamlet die ihm gestellte Aufgabe aufs vollständigste löst. Er sagt S. 67 triumphirend:

Während sich also im Gange der Handlung unserer Tragödie nirgends Unentschlossenheit oder Zaudern zeigt, liefert auch die Erreichung des Ziels derselben keinen Beweis dafür. Es ist die Aufgabe, „die Welt wieder einzufügen“, d. h. den heuchlerischen Verführer und Mörder zu bestrafen; und die obige Darstellung oder vielmehr der Inhalt des Stücks thut unwiderleglich dar, daß diese Aufgabe vollständig gelöst ist, und daß sie nicht aus moralischem Gleichthum unerfüllt gelassen wird.

Die Bestrafung des Mörders bestand nach S. 59 darin, „daß er für seine Schleichtheit und Heuchelei, sozusagen öffentlich an den Schandpfahl gestellt wird, daß er für seine Verführung der Liebe der Verführten beraubt wurde, und daß er endlich für den Mord und Kronentraub mit seinem Leben die Krone und die davon gehofften Genüsse verlor“. Gelegenheit zur Bestrafung wird nach Herrn Schipper bis zur Schlussskatastrophe nicht eine einzige geboten und „gerade der Umstand, daß Shakespeare nicht einen einzigen derartigen Fall auführt, dürfte wol zum Beweise dienen, daß unser Stück nicht die aus Unentschlossenheit hervorgehende Verzögerung der Ermordung habe zeichnen wollen“. Der uns zugemessene Raum gestattet uns nicht, dem Verfasser noch weiter in die Irrgänge seiner Polemik zu folgen; das Gesagte wird hinreichen, den Ideengang und Werth seiner Abhandlung anzudeuten.

Wie Schipper's Erläuterung, so polemisierten auch die Theodor Sträter'schen Vorlesungen über „Romeo und Julia“ (Nr. 7) mit großer Heftigkeit gegen Gervinus. Es heißt im Vorwort S. 7:

Gervinus vernachlässigt den strengern Nachweis der künstlerischen Composition in der auffallendsten Weise, wie denn überhaupt die philosophische Bildung bei Gervinus in einem sehr mißlichen Verhältniß zu seinen historischen Kenntnissen steht.

Der Verfasser steht auf den Schultern der Hegel'schen Philosophie, namentlich Rötischer's, welchen er Gervinus als Muster gegenüberstellt, und Ulrici's. Der Hegel'schen Schule war es seiner Ansicht nach vorbehalten, ihr tiefes Verständniß des Organischen in Natur und Kunst auch an diesen (den Shakespeare'schen) größten Meisterwerken der dramatischen Literatur zu bewähren. Wir wollen die Verdienste der Hegel'schen Philosophie keineswegs schmälern, aber das hat sich zur Genüge erwiesen, daß eine philosophische Formel überhaupt nicht der Zauber Schlüssel ist, der ein Kunstwerk völlig und endgültig erschließt. Es wird stets ein irrationaler Bruch übrig bleiben, und

Shakespeare vor allen sollte die Herren Philosophen bedenklich machen, da er sie mit den weltberühmten Worten „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, Als eure Schulweisheit sich träumt —“

für alle Zeiten auf die Unzulänglichkeit ihrer Systeme hingewiesen hat. Gerade die größten Shakespeare-Kundigen, die Lessing, Goethe und Schlegel, waren ebenso wenig Philosophen von Profession als Shakespeare selbst. Die Sträter'schen Vorlesungen selbst enthalten übrigens viel weniger von philosophischer Untersuchung als die Vorrede erwarten läßt. Sie sind vielmehr eine ziemlich schönrednerische Paraphrase des Stücks, wie sie für ihren Zweck vielleicht ganz anregend und entsprechend gewesen sein mag. Ist denn aber jede Vorlesung auch bedeutend genug, um gleich in die weite Welt geschickt zu werden?

Es bleibt uns noch übrig, der kleinen namenlosen Schrift „Alter Ego“ (Nr. 8) mit einigen Worten zu gedenken. Ihr Verfasser hat die goldene Horazische Vorschrift „Nonum prematur in annum“ sogar überflüssig befolgt, denn er berichtet im Vorwort, daß bereits vor 10 Jahren Gervinus, „mit dessen Auffassung des „Kaufmanns“ die kleine Studie nicht übereinstimmt“, dessen ungeachtet freundlich die Hand zu ihrer Veröffentlichung geboten habe. Trotz dieser langen Schwangerschaft ist die Abhandlung kein Meisterstück geworden. Der Verfasser sucht darin nachzuweisen, daß Shakespeare in den beiden Charakteren Antonio und Bassanio sich selbst und seinen jungen, zärtlich geliebten Freund, den Grafen von Southampton, dargestellt habe und verweist dabei auf die Sonette und auf den Schiffskapitän Antonio in „Was ihr wollt“. „In dem „Kaufmann von Venedig“, sagt er S. ix, „lauschen wir, wo nicht alles trügt, einem anmuthigen, schmerzlich schmerzhaften Spiele des Dichters mit der eigenen Subjectivität.“ Das „Athenaeum“ (Nr. 1821, September 20, 1862) hat mit Recht die Umkehrung des Vermögensverhältnisses (in Wirklichkeit war ja Antonio = Shakespeare der Aermere und Niedrigere) als gewichtigen Gegengrund geltend gemacht. Gewiß ist auch zwischen Shakespeare's Zeilen einzelnes Autobiographische zu lesen, allein nach Shakespeare's ganzem Charakter enthielten weniger als bei andern Dichtern und zu diesem wenigen dürfte sich kaum noch der Schlüssel finden lassen. Unser Verfasser geht viel zu weit und verliert sich unter anderem in eine Namenspielerlei (Cesario und Sebastian, Olivia und Viola), welche dem Dichter, nach allem, was wir von ihm wissen, gewiß ganz fern gelegen hat. Daneben finden wir aber auch Andeutungen, welche von tieferen Nachenipfenden zeigen und uns abhalten, den unbekannten Verfasser in einen Topf mit Herrn Barnstorf zu werfen, welcher sich durch seine Erklärung der Sonette (sie sind nach ihm bekanntlich Mr. William Himselb gewidmet) in der Shakespeare-Literatur einen unvergänglichen Ehrenplatz neben, wo nicht über den größten Querköpfen gesichert hat. So sind wir, nachdem wir von Gervinus ausgegangen, decrescendo bei Barnstorf angelangt, welcher als ein echtes Nonplusultra unserer Besprechung ein Ende macht. 54.

Naturwissenschaftliches.

1. Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände von G. Hartwig. Mit Illustrationen. Wiesbaden, Kreidel. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich schon einen sehr beachteten Namen erworben. Auf dem Gebiete der populären Verarbeitung des Wissenswürdigsten aus der Natur- und Culturgeschichte der Erde ist er schon seit Jahren ebenso emsig als mit Geschick und Glück thätig gewesen. Und mit der vorliegenden Arbeit wird sein Ruhm sicher nicht geschmälert, sondern noch bedeutend erhöht. Sie zeichnet sich sowohl in der Auswahl als in der Bearbeitung des Stoffes vor vielen ähnlichen vortheilhafter aus. Die schwere Kunst des Magistralens behält sie überall in ihrer Gewalt, und sie bringt daher nur das, wofür sich jeder gebildete Leser lebhaft interessiert. Und in der Art des Vorführens ihrer Gegenstände weiß sie stets den richtigen Ton zu treffen, sie hütet sich vor jedem Gelehrtenjargon und weiß sich auch vor der widerlichen schwachhaften Oberflächlichkeit zu bewahren. Die Sprache ist natürlich, frisch und gerade; sie behält stets die Sache im Auge und kennt keinen andern Zweck als diese recht klar und verständlich ins beste Licht zu stellen. Auch weiß sie sehr geschickt alle Streitpunkte zu umgehen. Man merkt allerdings recht gut, daß hier und dort die Fachgelehrten noch miteinander im Kampfe liegen, doch hütet sich der Verfasser, selbst daran theilzunehmen. Und hierin kann man das Buch noch besonders loben, denn es ist ja für den großen Leserkreis bestimmt, und hat daher gar keinen Verus dazu, den Kampf der Gelehrten mit aufsuchen zu helfen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit den allgemeinen Grundzügen der Bildungsgeschichte unserer Erde, schließt daran ein übersichtliches Gemälde der vortweltlichen Thiere und Pflanzen, redet dann von den Wirkungen des unterirdischen Feuers, welche sich in den heißen Quellen, in den allmählichen Hebungen und Senkungen großer Ländermassen, in den vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben offenbaren, und kommt zuletzt auch auf die Theorie der Quellenbildung. Die Schilderungen gewinnen nach und nach einen immer speciellern Charakter, so werden die berühmtesten Höhlen, Vulkane, Erdbeben besonders besprochen, es ist ebenso in größerer Ausführlichkeit die Rede von der Gewinnung der Schätze, welche die Erde in ihrem Schoße verbirgt. Das Ganze zerfällt in 86 Kapitel, deren Inhalt ein sehr umfassender ist und daher hier nicht gut speciell gegeben werden kann.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das flebenste Kapitel, welches im allgemeinen von den Erdbeben handelt. Es wird auf die Ursachen dieses großartigen Phänomens hingewiesen und wahrscheinlich gemacht, daß zwischen den Vulkanen und Erdbeben eine Wechselbeziehung stattfindet. Dann ist von den verschiedenen Arten der Erschütterung die Rede, von dem Einflusse, welchen sie auf die Quellen der Flüsse, auf Menschen und Thiere auszuüben im Stande sind. Bei dem im Juni 1660 in den Pyrenäen ausbrechenden Erdbeben erkalten plötzlich alle warmen Quellen von Vagueres, so daß die gerade in dem Bädern befindlichen Gurgäste genöthigt waren, dieselben zu verlassen; man war sehr in Sorge, daß dies Unglück andauern würde, hatte aber die Freude, daß die Wärme bald wieder zurückkehrte. Bei einem Erdbeben auf Ischia 1828 steigerte sich sogar der Wärmegrad der heißen Quellen. Einige Beispiele beziehen sich auch auf die Wirkungen im Meere. „Bei den Molukken wurde das Schiff, auf welchem Gentil de la Harbinais seine Weltreise machte, von einem Meeresbeben dermaßen erschüttert, daß die Kanonen aufwärts sprangen und die Strickseilen zerrissen; und als die Stadt Valdivia am 7. November 1837 zerstört wurde, erhielt ein Ballfischfahrer unweit der Insel Oboe so heftige Stöße, daß er seine Rassen verlor. Als Lima am 28. October 1746 zerstört worden war, erhob sich am Abend desselben Tags in der nahen Bucht von Callao das Meer 80 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand, verschlang die

Stadt und vertilgte fast die ganze Bevölkerung. Von den gerade im Hafen liegenden 23 Schiffen versanken 19 auf der Stelle, während die vier übrigen fast eine Stunde weit jenseit der Stadt auf das Land geworfen wurden, und einzelne Menschen sollen sogar von der überstehenden Handlung zwei Stunden weit fortgeschwüpft sein. Mehrere Reisende haben erzählt, daß man bei heiterm Himmel und stiller See die alte Stadt auf dem Meeresgrunde ganz deutlich sehe, was jedoch Ischudi, obgleich die Bewohner von Callao es ihm oft wiederholten, für ein Märchen hält, da er unter den günstigen Umständen den bezeichneten Ort mehrmals besuchte, ohne eine Spur von versunkenen Gebäuden gesehen zu haben. Bei dem Erdbeben, welches am 20. Februar 1835 Chili so fürchterlich heimsuchte, brach das Meer mit solcher Gewalt in die Stadt Ilocahuano ein, daß sie bis auf die Grundmauern fast gänzlich weggeschwemmt wurde, und Darwin die ganze Küste mit so vielen fortgeschwüpften Balken, Hausgeräth bedeckt sah, als ob dort 1000 große Schiffe gestrandet und zerschellt wären.“ Das folgende Kapitel ist ausschließlich nur der Beschreibung des Erdbebens von Lissabon gewidmet.

Bei der Untersuchung der unterirdischen Gasquellen lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser auch auf das Todtenthal auf Java, von dem bekanntlich lange die wunderlichsten Fabeln verbreitet worden sind, bis Junghuhn darüber den eigentlichen Aufschluß gab. Dieser berühmte niederländische Naturforscher hat das Thal in den Jahren 1830, 1840, 1845 nicht weniger denn dreizehnmal besucht, aber nur viermal die giftige Dampfschicht über dem Boden ausgebreitet gefunden. „Nur selten mag sie höher als ein paar Fuß steigen, denn die Gehänge rings umher sind überall mit dichtem Gebüsch überwuchert. Bei seinem letzten Besuche sah Junghuhn die Leichen von sechs wilden Schweinen auf dem Boden liegen, doch die lebenden Raben, am üppigen Mahle sich weidend, sogar auf dem fahlen Mittelflecken munter umherhüpfen; sie gaben ihm die sichere Bürgschaft, daß er ohne Gefahr auf den Grund des Erdbodens hinabsteigen könne. Sogar wenn er sich platt hinlegte und in den Rissen und Spalten Athem holte, womit der Boden durchzogen war, konnte er keine Spur von Kohlensäure wahrnehmen. Bei einem früheren Besuche starb ein Hund, den er am Stricke mit sich führte, doch er selbst konnte aufrechtstehend auf dem fahlen Grunde herumspazieren ohne die geringste Unbequemlichkeit zu verspüren.“ Nach dieser wahrheitsgetreuen Schilderung sinkt das Ganze zu so bescheidenen Dimensionen und Eigenschaften zusammen, daß es kaum beträchtlicher als die bekannte Dampfhöhle von Byrmont bleibt. Die Eingeborenen nennen dieses Thal Pasamaron und sie haben sich nicht wenig gewundert über die Leichenrede, welche der fromme Doctor der Theologie S. A. Buddingh 1839 ihrem Erdtrichter gehalten hat. „Wir kamen an ein fleckchen Grund, über das die Natur ihren Fluch scheint ausgebrochen zu haben, und welches einen jeden, der es zum ersten male sieht, mit Schauer und Beängstigung erfüllt. Ich meine den unsaglichen Ort, der zwischen hohe Bergspitzen eingeschlossen ist, auf dem kein Strauch und keine Pflanze wachsen will, wo alles dbe und kahl ist und sich nur Vertilgung und Verwüstung zeigen, ich meine das sogenannte Stichtal oder besser das Todtenthal. Es ist der Tod, der da seine schwarzen Zelte aufgeschlagen und seine Trauerpaniere entrollt hat.“

In einer Reihe von mehreren Kapiteln werden die merkwürdigsten Höhlen und Grotten beschrieben. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nur auf die ebenso großartige als wunderbare Mammothhöhle im Staate Kentucky. Sie wurde 1801 von einem Wolfsjäger zuerst entdeckt, aber in ihrer gewaltigen Ausdehnung erst 1840 bekannt. Sie ist neun englische Meilen lang, durchschnittlich 80 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Ihr Eingang senkt sich beinahe bis zum Spiegel des Green- Rivers herab, mit dem auch ihre innern Gewässer in Verbindung stehen. Eine merkwürdige Luftbedingung hat man an der Deckung dieser Höhle entdeckt. Ist nämlich die äußere Lufttemperatur über 12° R. gestiegen, so bläst ganz ununter-

brochen ein kalter Luftstrom aus der Höhle hervor, während bei einer Temperatur von 12° nicht die geringste Luftbewegung zu verspüren ist. Professor Silliman hat die Sache sehr sorgfältig untersucht und gefunden, daß im Inneren der Höhle zu allen Jahreszeiten eine konstante Wärme von 12° herrsche, und daß die Luftbewegung sich einfach aus der Ausgleichung mit der äußern durch die wechselnde Wärme sehr verschieden dichte Luft erklären lasse. Der Verfasser theilt dann eine genaue Beschreibung der Höhle mit und folgt dabei Wagner und Scherzer, welche sie auf ihren Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 besucht haben. „Die Reinheit der Luft in der Mammothhöhle und die Gleichmäßigkeit derselben“, erzählt der Verfasser, „veranlaßte vor einigen Jahren einen amerikanischen Arzt, sie als einen ganz besonders günstigen Winteraufenthalt für Schwindsüchtige anzupfehlen. Er ließ ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle, in der sogenannten Hauptallee mehrere kleine Wohnhäuser von Ziegelfeinen aufführen, dieselben mit Thüren und sogar mit Fenstern, als ob ein Licht einbringen könnte, versehen, und anstatt eines Daches mit grober Leinwand zum Schutze gegen Staub überspannen. Das Innere dieser seltsamen Spitalräume wurde aufs bequemste eingerichtet und an der Spitze eines hinreichenden Krankenwärterpersonals erwartete Dr. Mitchell die Gäste, welche der gute Glaube oder die Verzweiflung eines letzten Versuchs dem unterirdischen Nizza zugeführt hatte. Es zeigte sich auch in diesem Falle, daß die tollsten Gedanken eines Arztes immer noch Leute finden, welche ihnen ein geneigtes Gehör schenken: denn jowie der Herbst anbrach, sah man eine bleiche Schar von 17 Lungenleidenden in die Mammothhöhle einziehen. Vier Monate lang blieben die Unglücklichen in diesem ferrenähnlichen Aufenthalte, und stark mußte ihre Liebe zum Leben sein, um dasselbe mit so langer Unterbrechung des Sonnenlichts und der frischen reinen Luft erkaufen zu wollen.“ Die Unglücklichen gefielen sich anfangs sehr wohl in ihrem beständigen Nachtleben. Man machte Verbesserungen zu den interessantesten Punkten der Höhle und unterhielt einen lebhaften Verkehr untereinander, auch ließen es die wenigen Kranken nicht an Musik, Gesang und Tanz fehlen. „Doch endlich starben mehrere in der Höhle, und als die Ueberlebenden den Tod auch durch die Fessengewölbe der Riesengrotte bringen sahen, da bemächtigte sich ihrer ein so panischer Schrecken, daß sie allen Betheruerungen, Versprechungen, Bitten und Mahnungen des guten Mitchell zum Trotz sammt und sonderb aus der Höhle auswichen. Zur Oberwelt zurückgekehrt starben sie rasch nacheinander und ihr Doctor mit ihnen. Friede seiner Asche und seiner Höhlencur, welche mit ihm zu Grabe ging und schwerlich wieder auflieben wird!“ Später ist die Grotte auch zu religiösen Zwecken benutzt worden. Die Methodisten hielten hier mehrere Jahre ihre pietistischen Versammlungen. Es muß einen zauberartigen, ergreifenden Eindruck gemacht haben, wenn in diesen mit Kerzenlicht erleuchteten weiten Räumen viele hundert Menschen versammelt waren, um sich mit ihrem Seelsorger zu einer aufrichtigen Gottesverehrung zu vereinigen. „So versammelten sich“, ruft der Verfasser aus, „die ersten Bekenner des Erlösers in den römischen Katafomben, so erschallten ihre Gesänge in der Unterwelt, während dort oben ein Nero oder ein Domitian nach dem kräftigen Ausbruch Juvenal's die „halbentseelte Welt zerfleischten.“

Den Bergwerken wird dann in ziemlich großer Ausführlichkeit die Aufmerksamkeit zugewandt. Um unsere Beschreibung nicht zu sehr auszudehnen, wollen wir sie hier nur noch auf die Quecksilberguben beschränken. Die Zinnberguben von Almaden sind schon sehr alt und sogar schon von den Römern gekannt. In den Jahren 1835—37 sah sich die Regierung genöthigt die Gruben an Rothschild zu verpachten; jetzt sind sie wieder in den Händen der Spanier. Sie erreichen eine Tiefe von 1140 Fuß in neun Stochwerken. Die Schachte sind weit, die Fahrten kurz und bequem, die Stollen sämmtlich so hoch, daß man in ihnen aufrecht gehen kann. Der Anblick des kolossalen Erzganges in seiner dunkelroth schillernden Farbe ist prach-

voll. Das gediegene Quecksilber zeigt sich bei dem Losbrechen des Erzes oft in der Größe eines Taubeneies. „In früherer Zeit verwendete man zu schwerer lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher als Arbeiter in diesen Gruben. Die Sträflinge wurden bei Tagesanbruch aus dem Gefängnißhause, welches noch existirt, durch einen unterirdischen Gang in das Bergwerk abgeführt, wo sie den ganzen Tag arbeiten mußten, und kehrten erst abends in ihre Gefängnisse zurück, sobald sie das Licht des Tags eigentlich niemals erblickten. Nach wenigen Jahren erkrankten und starben diese Unglücklichen, gewöhnlich in Folge der eingeathmeten giftigen Quecksilberdämpfe. Dies grausame Verfahren trieb sie endlich zu einem Schritte der Verzweiflung. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stellten sie die damals mit Holz ausgegitterten Bergwerke in Brand und machten sie dadurch viele Jahre lang unzugänglich. Durch den Schaden klug geworden, bedient man sich jetzt bloß freier und besoldeter Bergleute, die nicht länger als sechs Stunden täglich arbeiten dürfen. Dennoch sterben die meisten in einem Alter von 30—40 Jahren, und diejenigen, welche älter werden, befallen ein frampthastiges Zittern, sobald sie kein Glied ruhig halten können.“ Dann wird auch der Betrieb in den Hütten besprochen. In ähnlicher Weise kommt nun auch das reiche Quecksilbergewert Idrias in Krain an die Reihe. „Im Jahre 1497“, erzählt der Verfasser, „setzte ein kärntischer Bauer, welcher das damals ganz mit Waldung überwachsene Thal zu besuchen pflegte, um sich das Material für die hölzernen Gefäße zu sammeln, die er in seinen Museen aus schnitzte, einige Kübel über Nacht unter ein Bächlein. Als er sie am folgenden Morgen auf den Markt bringen und zuvor das Wasser ausgegossen wollte, fand er eine schwere, silberblinkende flüssige Masse auf dem Boden. Obgleich er den Werth seines Fundes nicht kannte, so war er doch klug genug, eine Probe daraus zu einem Goldschmied zu tragen und den Ort geheim zu halten, bis ihm endlich ein Landbesitzer, Namens Anderlein, durch Versprechung einer guten Belohnung das reiche Geheimniß ablockte und dadurch bald zu einem wohlhabenden Manne wurde, da er sofort sich mit mehreren vermögenden Leuten verband und das Bergwerk zu bauen anfieng.“ Ursprünglich arbeitete man hier nur auf gediegenen Quecksilber, später wurde es auch mit Hülfe von Hütten gewonnen. Jetzt ist dies Grubenwerk so umfangreich, daß alle Gänge zusammengekommen beinahe zehn Meilen lang sind. Es wird auch von den großen Feuern, welche 1803 und 1846 in den Gruben ausbrachen, gesprochen. Gegenwärtig arbeiten durchschnittlich 400 Arbeiter in den Gruben und 300 in den Hütten. Ein trauriges verfrühtes Alter ist das Los dieser armen Leute. Wer indess das fünf- und vierzigste Jahr überdauert, kann meistens noch bis zum sechzigsten, sechzigsten Jahre leben, aber wohl ein Leben mit zitternden Gliedern, triefenden Augen und unbrauchbarem Körper! Fast kein Thier lebt in den idrisianischen Gruben; selbst die Spinnen halten nicht lange darin aus. Ratten waren früher die einzigen Bewohner dieser Giftgruben, aber seit dem letzten Brande scheinen auch sie vertilgt zu sein. Die Gewinnung des Quecksilbers in den Hütten, seine Verpackung und Verfeinerung, sowie überhaupt seine mercantilen Verhältnisse bilden dann interessante Punkte der Beschreibung. In neuester Zeit tritt mit den eben besprochenen europäischen Quecksilberminen auch noch Neuallmaden in Californien in starke Konkurrenz, wodurch der Preis bedeutend herabgedrückt worden ist.

Damit wollen wir nun die Beschreibung dieses Buchs beschließen. Man sieht, es enthält vortreffliche Lesefrüchte aus den besten Werken über die Natur- und Culturgeschichte der Erde und ist ganz dazu geeignet, sich zum Liebling des gebildeten großen Publikums zu machen.

2. Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen von Louis Buchner. Leipzig, Thomas. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Mit geringer Ausnahme enthält dies Werk Aufsätze und Besprechungen, welche in verschiedenen Zeitschriften schon einmal

veröffentlicht worden sind. Der Verfasser führt sie hier neu bearbeitet einem größern Kreise von Lesern vor, damit das Interesse für den Kampf der Materialisten gegen die Idealisten immer mehr lebendig und zu einem allgemeinen werde. Die scharfe Art der Beurtheilung der Schriften, welche mit denen des Verfassers nicht auf gleicher Basis stehen, ist längst bekannt, auch weiß man, daß er ein vergnügtes großes Publikum hinter sich hat, welches mit ihm lacht und mit ihm höhnt. Für diesen Leserkreis wird das Buch eine sehr willkommene Erscheinung sein. Aber auch für die Männer von Fach beider Parteien gewährt das Ganze Interesse durch die geistreiche aberflächliche Vorführung der neuesten Kampfpunkte zwischen den Kämpfern für die Erfahrungsnaturkunde und denen für die speculative Naturphilosophie. Daß der Verfasser mit lobender Begeisterung von dem genialen Francis Bacon redet, wird ihm alle aufrichtigen Freunde der Naturwissenschaften gewinnen helfen, denn wer es ehrlich meint mit dem Erforschen der Wahrheit auf diesem Gebiete, dem steht das freie und selbständige Denken jenes großen Briten unendlich viel höher als das Anpassen und Einschmiegen in ein gewisses philosophisches Schulsystem. Doch so wie schon Bacon ganz entschieden darauf hingewiesen hat, daß die Erfahrungswissenschaft erst dann die vollendete Reife erhalten habe, wenn man sie bis zur Idee emporgehoben habe, so werden auch unsere heutigen Materialisten erst dann wahre Männer der Wissenschaft geworden sein, wenn sie im Bacon'schen Sinne auch vernünftige Idealisten geworden sind. Und wenn man die letzten Arbeiten des Verfassers mit seinen frühern in Vergleich bringt, so läßt es sich kaum bezweifeln, daß er auf dem geradesten Wege der Vereinigung beider Parteien ist. Er kann sich nur immer noch nicht ganz frei machen von der kleinlichen Sprache gekränkter Parteiliebe. So sagt er in vorliegendem Werke: „Ein einheitlicher, von der officiellen Heuchelei der Gegenwart noch nicht zerfressener Grundgedanke, über dessen Werth und Bedeutung die Zeit und die Zukunft wol anders urtheilen werden als das Parteigezänke und die Kurzsichtigkeit des Augenblicks, verbindet und eint diese Schriften untereinander.“ In solchen Auslassungen verräth sich eine stark verletzte Eitelkeit, wozu sich ein freier großer Geist eigentlich nie verleiten lassen sollte. Solche Persönlichkeiten, wenn sie auch noch so allgemein gehalten sind, bringen weiter keinen Gewinn, als ein lautes Gelächern von Leuten, welche eigentlich gar keinen Verstand zum Mitreden haben. Dieser Anhang ist nicht gerade geeignet, der betreffenden Partei einen ehrenden zuverlässigen Halt zu verleihen; der Verfasser thäte wohl, sich davon ganz frei zu machen.

Die vorliegende Schrift enthält 27 Aufsätze: über Licht und Leben, über Gottesbegriff und seine Bedeutung, über Unsterblichkeit der Kraft, über Erde und Ewigkeit u. s. w. Im Fall dieser Band beifällig aufgenommen werden sollte, hat der Verfasser die Absicht noch einen zweiten nachfolgen zu lassen, in welchem ähnliche Tagesfragen der physiologischen Naturkunde zur Sprache gebracht werden sollen. Soffentlich wird sich der Verfasser durch die Aufnahme in d. Bl. nicht von seiner guten Absicht abbringen lassen. Vielleicht entschließt er sich auch, bei der in Aussicht gestellten Fortsetzung einige bittere Säfselen wegzulassen, welche der Wissenschaft selbst nicht gerade zur Ehre gereichen, auch sicherlich keinen starken Beweis für ihre Wahrheitsgrundlage abgeben.

Der Aufsatz „Franz contra Schleiden“ ist schon 1857 unter dem Titel „Herr Professor Schleiden und die Theologen“ veröffentlicht. Er liefert einen Beleg dazu, wie unser Verfasser seine Gegner zu behandeln pflegt. Schleiden hatte in „Westermann's Illustrierten Monatsheften“ ein kräftiges Wort gegen die Materialisten mit ihren „Tertianerbeweisen“ veröffentlicht. „Er machte dabei die merkwürdige, wenn auch mit allen Erfahrungen der Neuzeit contrastirende Entdeckung, daß die Naturwissenschaften mit den Gegenständen der Philosophie oder des Geistes gar nichts zu thun und sich nur mit der Körperwelt zu beschäftigen haben.“ Die Stelle, worauf hier hingedeutet wird, heißt: „Alle diese Gebiete bewegen sich im Geistesleben der Men-

schen, und das wird von den Naturwissenschaften nicht berührt.“ „Wahrscheinlich so ist es“, ruft der Verfasser in Entrüstung aus, „es ist wirklich so, er hat es geschrieben, und wer es nicht glauben will, mag es selbst lesen auf S. 42 im Octoberhefte des Jahres 1856; und wenn er die Stelle gelesen hat, so mag er das Buch getrocknet wieder aus der Hand legen, denn das Uebrige sind nur Variationen über dieses eine Thema, untermischt mit einer Menge der bissigsten Ausfälle, bald gegen die Philosophie, bald gegen die Materialisten, bald gegen alle und alles.“ Der Verfasser redet in dieser gereizten Weise noch weiter, kommt dann aber auf sein Hauptthema, auf Franz' Schrift gegen Schleiden zu sprechen. Diesem frommen Manne ist Schleiden auch ein Materialist, sowie alle, welche der heutigen Naturforschung nur irgendwie das Wort geredet haben. Nach seiner Ansicht kann man das Egoenthum und den Molochdienst nicht durch logische oder naturwissenschaftliche Gründe austreiben, sondern durch religiöse Wissenschaft und religiöses Leben; dazu sei ein Elias nöthig, der das Feuer vom Herrn auf den Altar der heutigen Spötter zu Gasse ruft, damit es ihre Brandopfer, Holz, Steine und Erde frisst und das Wasser ausleckt in der Grube. Franz steht in Schleiden's Vermittelungsvorschlag, die Theologie von der Naturwissenschaft zu trennen, einen gar nicht zu rechtfertigenden Eingriff in die Rechte der wahrhaften Bildung des Menschen überhaupt; er eifert mit gewaltigen Worten dagegen. Er geht so weit, daß er sich sogar gegen die Kopernikanische Weltordnung erklärt, und meint, wer heutigen Tags noch an den geistlosen Mechanismus der Bewegung der Erde glauben könne, der sei ein gottloser Materialist. Das ist die Ansicht des Herrn Franz, eines Doctors der Theologie, Superintendenten und Oberpfarrers zu St. Jakob in Sangerhausen, der in unserm Jahrhunderte lebt und lehrt und wirkt. Man wird starr und kumm bei den Wuthausbrüchen eines Mannes, der nach Christi Vorbilde nur Liebe und Duldsamkeit predigen sollte. Der gütige Himmel mag uns in seinen gnädigen Schutz nehmen und uns vor solchen zelotischen Jorannaturen bewahren, welche ihren hohen Verstand so unwürdig verkennen und missbrauchen! Doch ist es noch besser, diese beschränkten Rhyse zu belächeln, als zu bekämpfen.

Von den Aufsätzen, welche bisher noch nicht an die Öffentlichkeit getreten sind, nennen wir nur „Materialismus und Spiritualismus“, „Ewigkeit und Entwicklung“, „Philosophie und Erfahrung“, „Zur Entstehung der Seele“, „Physiologische Erbschaft“, „Instinct und freier Wille“. Sie sind ziemlich alle durch irgendeine literarische Erscheinung der Gegenwart veranlaßt worden. Ueberall steht der Verfasser kampfergötzt auf seinem Posten und sieht mit Muth und Kraft für den sogenannten Materialismus oder richtiger gesagt für die Erfahrungsnaturkunde, und es ist wahrlich nicht zu leugnen, daß er dazu auch den gehörigen Geist und das erforderliche Wissen hat. Sein Standpunkt hat sich allmählich geklärt und zeigt nur noch hier und da die Ausbrüche einer unvollendeten Nachgärung. Er weiß seine Leser sehr interessant zu unterhalten und für sich zu gewinnen, selbst wenn er nur bei der Sache bleibt und alles Persönliche zur Seite schiebt; darum fehlt es uns nicht an gegribeter Hoffnung, daß er bald gar nicht mehr persönlich habern wird. Wir wollen zum Schluß nur noch etwas aus dem sehr belehrend geschriebenen Aufsatz über physiologische Erbschaften zur Mittheilung bringen. Der Verfasser ist mit Waig der Ansicht, daß unter günstigen Umständen eine regelmäßige Vererbung ursprünglich bloß individueller Eigenthümlichkeiten stattfindet, und daß diese Vererbung ebenso wol für viele erst erworbene als für angeborene Charaktere eintreten kann. So sah z. B. Williamson in Carolina Hunde, denen drei bis vier Generationen hindurch der Schwanz fehlte, weil eines der Stammältern ihn zufällig verloren hatte. „Eine dreijährige Kuh“, erzählt Thaer, „welche ihr linkes Horn durch einen Eimerungsproceß verloren hatte, warf drei Kälber, welche statt des linken Horns nur kleine Hautknollen hatte.“ Solche Beispiele werden in großer Menge vorgeführt. Der Verfasser ist der Ansicht, daß sich die Sache nicht durch eine Mangelhaftigkeit der dabei wirkenden

Naturgesetze erklären lasse, sondern bloß dafür spreche, daß wir hier die wahren Ursachen der Erfahrung gar noch nicht kennen gelernt haben; es sei dies ein Punkt, welcher der eigentlichen wissenschaftlichen Aufklärung erst noch bedürfe. Das ist ein ehrenwerthes ethisches Geständniß. Dann wird auch des wunderbaren Naivismus Erwähnung gethan, worüber besonders Lermes Beobachtungen eingesammelt hat. Es ist dies die That-sache, „daß eine Mutter, welche einmal geboren hat, nunmehr allen später mit einem andern Vater erzeugten Nachkommen etwas von den Eigenthümlichkeiten des ersten Erzeugers mittheilt. So bringt eine Stute, welche einmal von einem Esel besprungen wurde und ein Maulthier geboren hat, später bei der Begattung mit Hengsten hervor, welche etwas Esel-artiges an sich haben. Sir Overard Home hatte eine Stute reiner englischer Rasse, die im Jahre 1816 von einem Duaggahengst (geheißener afrikanischer Esel) besprungen wurde und einen Bakard zur Welt brachte, der ganz den Typus des Vaters wiederholte. Dieselbe Stute wurde 1817, 1818 und 1823 von edeln Hengsten besprungen, aber alle drei Küllen waren, obgleich die Stute den Duaggahengst seit 1816 nicht wieder gesehen hatte, mit den merkwürdigen Zeichnungen des Duaggahengstes versehen. . . . So sehen auch bisweilen bei dem Menschen Kinder der zweiten Ehe dem längst verstorbenen ersten Manne ähnlicher und sind im Physischen ihm mehr gleich als ihrem wirklichen Vater. Ebenso bringt eine Negerin, welche einmal mit einem Weißen ein Kind gezeugt hat, später bei der Begattung mit Weißen Kinder hervor, die immer heller und dem Vater ähnlicher werden, bei der Begattung mit Schwarzen aber nie mehr ganz schwarze, sondern braune Kinder, welche stets etwas vom Typus des Weißen an sich haben. Wenn daher ein Mann eine Witwe heirathen will, welche in einer fruchtbaren Ehe gelebt hat, oder ein Mädchen, das bereits geboren hat, so möge er wol danach fragen, wer der erste Mann oder der erste Vater gewesen ist, da die größte Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß seine eigenen Kinder von dem Typus des ersten Erzeugers etwas an sich haben, ja, möglicherweise Krankheitsanlagen und dergleichen von demselben ererben werden. Jedenfalls beweist die That-sache, so schwer sie auch zu deuten oder zu erklären sein mag, von neuem den mächtigen Einfluß der Erbllichkeit und ist ein interessantes Beispiel dafür, wie die in einem Organismus stattfindende Lebensbewegung durch fremde Einflüsse modificirt zu werden und diese einmal stabil gewordene Modifikation auch auf alle weiteren Descendenten zu übertragen vermag.“ Später wird auch die psychologische Seite dieses ebenso interessanten als bedeutungsvollen, aber doch vielleicht noch fraglichen Themas zur Sprache gebracht. Der Verfasser versichert allerdings, nur verbürgte That-sachen mitzutheilen und regt zum Einsammeln neuer Erfahrungen an. Zum Erklären sei der Gegenstand noch lange nicht reif genug, man sei noch nicht einmal zu einem durchweg geltenden Naturgesetze gelangt.

Wir haben allerdings nur wenig aus dem Buche zur speciellern Besprechung bringen können, indeß wird das Verührte doch schon zu der Ueberzeugung geführt haben, daß das Ganze eine ebenso anziehende als belehrende Lectüre für jeden ist, der sich für die gegenwärtigen Hauptfragen der Psychologie und Psychologie, der Naturkunde und Naturphilosophie, des Materialismus und Idealismus interessiert.

3. Kosmos. Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesamtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Für Gebildete aller Bekenntnisse. Von August Nathanael Böhrer. Erste Lieferung mit Titelbild von Edmund Kosen. Hannover, Rümpler. 1862. Lex. 8. 1 Thlr.

Dies Buch ist besonders den gartfühlenden Seelen und poetischen Herzen zu empfehlen, welche sich glücklich fühlen in einer heißen Liebe zur großen schönen Natur, und denen diese Liebe viel höher steht als alles Wissen und Können der Menschen auf Erden! Da übrigens in dieser beschaulichen Beschäftigung mit

der Natur nie die Beziehung der Menschen zum Schöpfer außer Acht gelassen wird, so krameln sie sich überall zu den Stunden der Andacht, zu einer Bibel der Natur. Das Ganze will eine Verehrung des Schöpfers durch die Einsicht in die Schöpfung sein, und wer mit diesem Princip einverstanden ist, der wird das Werk mit großer Befriedigung lesen.

Die vorliegende erste Lieferung enthält außer der Einleitung, welche sich über Zweck und Plan des ganzen Werks ausspricht, die Grundbegriffe von dem Bau des Himmels, also den astronomischen Theil. In ähnlicher Weise sollen die künftigen Lieferungen „Die Wunder des Lichts und der Atomwelt“, „Die Urwelt und das Weltmeer“, „Das Lustmeer und die neuere Meteorologie“, „Das Reich der Pflanzen“, „Die Künste und das Geistesleben der Thiere“, „Der Wunderbau des thierischen Organismus“, „Die staunenswürdige Harmonie in der Haushaltung Gottes“, „Der Mensch, als Krone der Schöpfung nach Leib, Seele und Geist“, „Die unermessliche Lebensfülle des Gottereichs“, „Die Unsterblichkeit des Menschengeistes und die Aussicht in die Ewigkeit“, besprechen.

„Das Erhabene“, sagt der Verfasser in der Einleitung, „was die gründlichsten Forscher entdeckt, was die Gelehrten mit Entzücken geschaut, gedacht und empfunden haben, diesen Reichtum in vollverständlicher Sprache zu veranschaulichen und zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen: dazu möchten diese Betrachtungen ein Sandkörnlein beitragen. Sie wollen aus dem überaus reichen Schatz des Naturwissens nur das Anziehendste und Lehrreichste herausheben, um im Leser die Liebe zum Selbstforschen zu wecken und ihm eine Einsicht in das Reich der Schöpfung zu öffnen, welche dem aufstrebenden Geiste den fruchtbaren Denstoff, dem Wahrheitsfreund die wichtigsten Aufschlüsse über den Zweck seines Daseins, dem Geschäftsmann eine erfrischende Quelle geistiger Erquickung, jedem Gebildeten ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis einen lebendigen Anschauungsunterricht über die Weisheit und Machtvollkommenheit des Schöpfers gewährt.“ Der Plan ist groß und die Absicht edel und praktisch. Schon aus diesem Grunde wünschen wir dem Unternehmen das beste Glück. Doch zeigt auch das bereits Gesagte die Möglichkeit, den Plan durchzuführen und die Absicht erreichen zu können. Der Verfasser ist seinem Thema ganz gewachsen, so oft es sich darum handelt, auf die Erhabenheit der Naturgesetze mit begeisterten Worten hinzudeuten; das ist aber auch schon das Wichtigste seiner großen Aufgabe, und wenn dann auch in dem Entwickeln und Nachweisen der Gesetze hin und wieder nicht alle Wünsche befriedigt werden sollten, so darf man nicht übersehen, daß hier von einem eigentlichen und wissenschaftlichen Begründen der einzelnen Naturfächer nicht die Rede sein soll. Wir wollen in letzter Beziehung nur einmal eine Stelle aus dem Buche hervorheben, welche sich auf die neuesten Beweise der Achsendrehung der Erde bezieht. „Bestreue das Wasser in einem großen runden Gefäß, welches an einem völlig ruhigen Orte steht, wo keinerlei Luftzug noch irgendeine Erschütterung das Gleichgewicht des Wassers stört, mit einer dünnen Schicht von Barlappsaamen, jedoch so, daß sie den Rand des Gefäßes nicht berührt. Dann streue einen Strich von Kohlenpulver über die Mitte der Barlappschicht und lege genau in der Richtung des schwarzen Strichs einen Stab diametral auf den Rand des offenen Gefäßes, der das Wasser nicht berührt. Nach einigen Tagen, während welcher das Gefäß ganz ruhig stehen bleibt, wirst du bemerken, daß der schwarze Strich auf dem Wasserpiegel seine Lage zu dem festliegenden Stab in dem Sinne geändert hat, als ob er sich von rechts nach links um den Mittelpunkt der Barlappschicht herumgedreht habe. Diese That-sache beweist uns unwiderprechlich, daß sich die Erdkugel von West nach Ost um ihre Achse dreht.“ Ohne weiter in die Erklärung dieses angebauten Phänomens einzugehen, führt der Verfasser seine Leser sogleich in das Gebiet der Pendelgesetze, und scheint es gar nicht zu ahnen, daß dieselben gar gern noch etwas mehr Befriedigung und Aufschluß über jenen Versuch haben möchten. Das flüchtig hingeworfene Wort über das Be-

harrungsvermögen wird er doch nicht für eine Erklärung ausgehen wollen? Dann möchten die Männer von Fach überhaupt dabei auch noch sehr bedenklich den Kopf schütteln und das ganze Phänomen als ein solches ansehen, welches der phantastische Verfasser sich sehr hübsch ausgesonnen hat, aber wofür ihm die Erfahrung sicher noch die Bewahrheitung schuldig geblieben ist. Das läßt sich wol kaum anders als eine wissenschaftliche Uebersetzung nennen. Daß er den großen Akademiker Richter, welcher zur Bewahrheitung der Tagesdrehung der Erde 1671 nach Cayenne gesandt war, Richter nennt, ist wahrscheinlich nur ein Druckfehler. Doch abgesehen von diesem und noch mehreren andern kleinen Ausstellungen, besißt das Werk sehr viel gute Eigenschaften besonders für contemplative Leser.

Heinrich Birnbaum.

Der General Dietrich von Miltitz und der Dichter Novalis.

General Dietrich von Miltitz, sein Leben und sein Wohnsitz. Nebst vier noch ungedruckten Briefen an ihn von seinem Jugendfreunde Novalis und einem Facsimile von dessen Handschrift. Von Adolf Peters. Zu der fünfzigjährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Meissen, Mosche. 1863. Gr. 4. 15 Ngr.

In der in Nr. 25 d. Bl. enthaltenen Notiz „Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft“ drücken wir unsere Verwunderung darüber aus, daß es noch niemand unternommen habe, die Verdienste des deutschen Adels um Kunst, Poesie und Wissenschaft in einem besondern Werke zusammenzustellen und zu beleuchten. Und zwar machten wir dabei vorzugsweise auf die Verdienste aufmerksam, welche sich der gebildete Theil des deutschen Adels in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dieser Richtung dadurch erwarb, daß er seine Freude daran hatte, hervorragende Talente in jeder Weise zu fördern und zu schützen. Gerade dies scheint uns eine Hauptaufgabe einer bevorrechteten und bevorzugten Menschenklasse zu sein, die das „Noblesse oblige“ zur Devise hat; gerade durch den Schutz und die Förderung, welche sie den Wissenschaften, den Künsten, den Bildungsanstalten aller Art, kurz allen Hauptfactoren nationaler Cultur angedeihen läßt, trägt sie vorzugsweise an die Nation den gebührenden Theil an, den ihr an Geburts- und Standesrechten zugesandenen Kapitals ab, und sie wirkt dadurch segensreicher und in wahrhaft adelichem Sinne, als wenn sie wie heutzutage das Mäcenatenthum ausübt und es vorzieht, selbst zu produciren und die ohnehin starke Concurrenz auf dem Gebiete der literarischen und künstlerischen Concurrenz zu vermehren, obgleich wir natürlich wirklichen Talenten aus dem Adelsstande das Recht des Selbstschaffens keineswegs verbieten oder verkümmern wollen. Man kann sagen, daß die höhere Gebildeten des Adelsstandes in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieses schöne Vorrecht, Patrone hervorragender Talente und ihnen für die Belehrung und den Genuß, den sie von diesen hatten, dankbar zu sein, im eminenten Sinne ausübten. Mit den Namen einiger unserer größten Dichter und Schriftsteller sind die Namen einiger deutscher Adelsgeschlechter aufs engste verflochten; so der Name des Grafen Stadion mit dem Namen Wieland's, der Name der Dalberg, Wolzogen, Bernstorff, Schimmelfmann u. s. w. mit demjenigen Schiller's, der Name des Grafen Stolberg mit demjenigen von Voß, der Name des Prinzen Peter Wilhelm von Holstein und der der vortrefflichen Gemahlin des Grafen Wilhelm von Bülow mit demjenigen Herder's. Allen voraus aber leuchtete, wie aller Welt bekannt, die Herzogin-Witwe von Sachsen-Weimar, Amalie, und deren Sohn Karl August. Wir nennen nur diese; aber wir könnten dieses Register von Namen adelicher Personen und regierender Herren, welche den Talenten der damaligen Zeit ihren Schutz angedeihen ließen, sehr ansehnlich vermehren, namentlich auch, wenn wir der vielen in gleicher Richtung wirkenden Frauen, einer Landgräfin Luise von Hessen-Darmstadt u. s. w., gedenken wollten.

Zu diesen Vorbemerkungen veranlaßte uns vorliegende Schrift über den General Dietrich von Miltitz. Sie ist von Adolf Peters, Professor am Gymnasium St. Afra in Meissen, verfaßt, demselben, dessen unter dem Titel „Natur und Gottheit“ jüngst in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Gedichte wegen ihrer tief religiösen Empfindung seinerzeit auch in d. Bl. belobt wurden. Der General Dietrich von Miltitz ist der Sohn jenes Ernst Haubold von Miltitz, dem wir es verdanken, daß der talentvolle Knabe Johann Gottlieb Fichte seiner Function als Rathjunge entrißen und in Stand gesetzt wurde, die Schule und die Universität zu besuchen. Ohne diesen Miltitz hätten wir wahrscheinlicherweise auch den Philosophen Fichte nicht, und es drängt sich hier der traurige Gedanke auf, wie so manches Individuum, in dem ein großer Dichter, Denker oder Künstler steckte, in ärmlischen und beschränkten Verhältnissen verkümmert sein mag, weil sein Miltitz da war, das Genie in ihm zu entdecken und die nöthigen Geldopfer zu bringen, die zu seiner Ausbildung erforderlich wurden. Mit Bezug auf des Freiherrn von Miltitz edelmüthige Handlung bemerken wir früher in d. Bl. in unserm Bericht über Immanuel Hermann Fichte's Biographie seines Vaters, des berühmten Philosophen: „Das Verdienst, ein vielversprechendes Talent zu erkennen, aus der Menge hervorzuziehen und für seine Entwicklung Sorge zu tragen, ist so groß wie irgendein anderes“, Worte, die wir nebst den ihnen vorhergehenden in der vorliegenden Schrift citirt fanden. Leider starb Ernst Haubold von Miltitz bereits am 5. März 1774 in den Wäldern von Pissa und wurde in Livorno „christlich beerdigt“. Er gehörte zu den vielen Adelichen damaliger Zeit, von welchen wir oben sprachen, die nach höhern Gütern trachteten als diejenigen sind, welche die Welt gewähren kann, die ihre Innenwelt auszubauen und zu bereichern suchten und zu diesem Zwecke mit an Geist und Humanität hervorragenden Männern innige Freundschaftsverhältnisse anzuknüpfen beflissen waren. Solch ein enges Seelenbündniß verknüpfte ihn auch mit Gellert. Der Verfasser erzählt: „Wie zu jener culturgeschichtlichen Begebenheit, so gab Ernst Haubold's frommer Sinn auch den Anstoß zu einem nahen persönlichen und brieflichen Verkehr mit Gellert, der öfter die Ferienzeit bei seinem Freund und Gönner in Oberau zubrachte und dort auf das herzlichste und sorgsamste gehegt und gepflegt wurde. Noch jetzt trägt ein tempelartiges Häuschen an den dortigen Höhen, wo der begeisterte Sänger der Schöpfung und des Schöpfers häufig der schönen Aussicht genoß, dessen Namen. Seine zuerst förmlichen, dann immer gemüthlicheren Briefe an Ernst Haubold, deren Originale sich im siebenzehner Archiv befinden, sind durch Frau von Sahr mit Erlaubniß des Kammerherrn von M. in der Schrift: „Gellert's Briefe an Fräulein Erdmuth von Schönfels“ (Leipzig 1861; als Manuscript gedruckt; zu haben beim Comité des Gellerthauses zu Gagnich), Anhang S. 264 fg., veröffentlicht worden. Sie malen Gellert's Wesen und Lebensart, aber auch Ernst Haubold's Fürsorge für ihn auf eine rührende Weise.“

Auf Verhältnisse dieser Art, die damals über ganz Deutschland verbreitet waren und sogar, was gewiß alles sagen will, zwischen Schriftstellern und Verlegern stattfanden (z. B. zwischen Herder und dem braven Hartknoch), hat man bisher in unsern Literaturgeschichten viel zu wenig Werth gelegt; und doch haben sie zur Entwicklung und zum Gedeihen unserer Literatur innerhalb jener Periode, die einen strahlenden Lichtpunkt im Culturleben der deutschen Nation bildet, sehr wesentlich beigetragen. Der Gegenstand ist auch wol zu gemüthlich und zu beschämend für unsere Generation.

Mit Bezug auf den Philosophen Fichte wollen wir an dieser Stelle nur noch bemerken, daß der Verfasser sich in Stand gesetzt sah, eine irthümliche Angabe zu berichtigen; die sich in J. G. Fichte's biographischem Werke vorfindet. Es wird hier nämlich berichtet, Fichte habe vor der Aufnahme in Schulpforta, noch die weissenburger Stadtschule besucht. Der jetzige Rector derselben, G. G. Rabenold, hatte auf des Verfassers Bitte die

Siehe, die „sehr genau geführten“ Schülerverzeichnisse aus den Jahren 1771–74 aufs sorgfältigste durchzusehen; aber Fichte's Name findet sich darin nicht.

Der Sohn Ernst Haubold's, der General Dietrich von Miltitz (geb. den 30. Januar 1769), dessen Leben und Verdienste in vorliegender Schrift geschildert werden, hat für d. M. namentlich wegen seines Freundschaftsverhältnisses mit dem Dichter Novalis (Friedrich von Hardenberg), wie durch seine deutsch-patriotischen Bestrebungen in schwerer Zeit Interesse und Bedeutung. Bevor wir jedoch hierauf und namentlich die bisher ungedruckten vier Briefe von Novalis an Miltitz zu sprechen kommen, wird es doch wol nöthig sein, einige Punkte aus Dietrich von Miltitz' Leben hervorzuheben und dieses wenigstens mit einigen Strichen zu skizziren.

In seinem zehnten Jahre wurde Dietrich, der bis dahin im Hause seines Vormundes, des Grafen von Einsiedel, mit dessen zwei Söhnen unter persönlicher Leitung des Grafen erzogen worden war, in das Herrnhuter-Gymnasium zu Riesa gethan, und gegen das Ende seiner Gymnasialzeit siedelte er nach Barbis über. Die Briefe der Mutter, einer geborenen Henriette Luise von Schönberg, an den Sohn geben den Beweis, daß dieselbe zu den ausgewählten Frauen jener Zeit gehörte, die mit großer Bildung und praktischem Verstand zugleich Gemüth und Herzengüte verbanden und auf ihre Umgebungen im wohlthätigsten Sinne wirkten. Das Emancipationsfeber hatte damals die Frauen noch nicht ergrißen; die Wittinnen und Mütter jener Zeit kannten und übten den eigentlichen Beruf des Weibes besser als gemeinhin die Wittinnen und Mütter in unserer Zeit. Dietrich hatte kleine Schulden gemacht. Daraus schreibt die Mutter an ihn: „Ich frage dich nicht, was du mit dem Taschengeld gemacht hast; denn Verlangen, alles zu haben, was man sieht, Unerfahrenheit und, wie ich hoffe, kleine Almosen können einen mit drei Thalern gespickten Beutel wol leer machen, und ich wundere mich also nicht, wenn ultimo nichts mehr im Sack ist. Aber Schuldenmachen ist eine andere Sache, bei der ich mich ein bißchen aufhalten muß.“

Und nun läßt sie eine kleine reizende Erzählung „Die kleine Schuldenmacherin“ folgen, worin sie schildert, wie sie selbst einmal als funfzehnjähriges Mädchen, durch Puffsucht verleitet, Schulden gemacht habe und in welche Verlegenheiten und Bedrängnisse sie dadurch gerathen sei. Ein andermal, nachdem Dietrich die Universität Wittenberg bezogen, schreibt sie an ihn: „Du mein guter lieber Dietrich, werde doch was Ganzes! Du magst werden, was du willst, sei nur das was du bist ganz, und ich bin aber dich ruhig.“ Michaelis 1787 ging er nach Leipzig, um seine Rechtsstudien fortzusetzen. Die Mutter erlebte die Freude, daß ein Professor dem Minister Löben erzählte, „wie sehr wenig die jungen Leute mit auf die Universitäten brächten, dort nicht applicirt wären, wie die Hasen auf den Gassen herumlaufen und daß die Bürgerlichen noch weniger lernten als die Adlichen und es in unmännlichem Wesen den Obelleuten zuvorthäten“; daß dagegen ein junger Miltitz sich unter den Studirenden sowohl in Abwartung seiner Collegien als in sittlicher und männlicher Aufführung ausgezeichnet habe und die Achtung der Universität mit zurücknehmen werde. Mit Bezug hierauf schreibt sie: „Löben empfing mich gleich mit dieser Nachricht und ob mir gleich mein Gedächtniß sagte, daß es nicht so ganz richtig mit der Abwartung der Collegien und mit der Application wäre und ich ein bißchen roth bei diesem Lobe ward, so richtete doch der Gedanke mich auf, daß doch mein Sohn als ein vernünftiger Mensch mit Wahrheit ästimirt werden könnte. Ich schreibe dir dies, weil ich weiß, daß du zu klug bist, um hochmüthig über das Lob der Menschen zu werden, aber auch vernünftig genug, um dich zu freuen, daß deine Reputation ohne Flecken von der Universität kommt. Der Wunsch, der mir dabei einfiel, ist, daß du doch ja auch nach dem Examen noch alle Collegia mit anhörst, die vor der Messe gelesen werden, damit Ende gut alles gut ist.“

Kurz, Dietrich erhielt beim juristischen Examen die Censur „Omnino dignus“ und es wurden ihm „summi utriusque juris honores“ übertragen, was um so höher anzuschlagen ist, da die Rechtsstudien eigentlich gegen seine Neigung gingen. Dietrich verfolgte deshalb diese Laufbahn auch nicht weiter, sondern trat in die sächsische Reiterei, zuerst unter die Dragoner, dann unter die Husaren, nahm aber den Abschied, nachdem er, auf einer Reise in der Schweiz begriffen, den Plan gefaßt hatte, im französischen Heere Dienste zu nehmen. Es sei ihm, schreibt er aus Lausanne am 26. Juni 1792, nach seiner Uebergangung unmöglich, seine Dienste zur Vermehrung und Fortpflanzung des Despotismus und der Tyrannei herzugeben, und das würde er, wenn er bei den gegen die französische Republik verbündeten Mächten Dienste nähme. „Ob ich gleich weiß“, fügte er hinzu, „daß unter den Franzosen eine große Menge schlechtbedenkender Menschen und lieberliches Gesindel ist, so ist nach meiner Ansicht doch ihre Sache die gute und die allgemeine der Menschheit.“ Dies machte der Mutter großen Kummer. Wir können uns nicht enthalten, einige bezeichnende Stellen aus einem ihrer Briefe mitzutheilen; sie schreibt am 28. April 1792: „Du hältst mich für eine Demokratin? Das ist komisch. Nein, mein Kind, weder Demokratin noch Aristokratin, noch alles, was and wie es noch heißt, ist weder in meinem Herzen noch in meinem Kopfe. Ich halte es mit der Mittelstraße und denke in der Politik wie in Religionsachen: die Simplicität und die Ordnung ist das Beste. Daß in Frankreich der Despotismus sende unglücklich machte, ist richtig, aber macht die jegige Ordnung nicht Millionen Menschen noch unglücklicher? Ist nicht Frankreich von jeher in Jaak mit sich gewesen? Bald war die Nation Sklave, bald die Könige. Der Fehler liegt unstreitig in der Regierungsform und in dem Charakter der Nation. Leichtsinzig und grausam, entomiasisch in ihrer Liebe für ihren König, vergüßten sie entweder den Mann oder morden ihn. Ausgeblasen von ihren Verdiensten haben sie weder Kraft in ihren Köpfen noch Standhaftigkeit in ihren Systemen. Der Wig steht bei ihnen statt der überdachten Vernunft, bald hab sie Kind, bald Mann, bald kriechend, bald Held. Alles ist in Widerspruch bei dieser Nation, und gleichwol ist aus ihr der König, die Gesetzgeber, die Minister, das Parlament und der General. Daß so ein Staat endlich in Ordnung kommt, ist kein Wunder, man muß sich wundern, daß es nicht eher geschah. Ich kann es den Fürsten nicht verdenken, daß sie sich bereinmischen.“

Weiter stellt sie ihm vor: „Ich bitte Gott, deinen armen Kopf und dein unruhig Herz in seine Sur zu nehmen. Sieh, mein Kind, da liegt der Knoten. Du läufst der Ruhe nach, du suchst etwas, das dich glücklich machen kann, du denkst es in deiner Situation zu finden, du träumst von diesem und dem und am Ende findest du's nicht. Dies macht dich misanthropisch, cynisch und launisch, und daraus entstehen Projecte über Projecte, die dich verhindern, den geraden Weg zu wahrer Erziehung zu finden. Ganz glücklich kann der Mensch nie auf dieser Welt werden, aber ruhig, gelassen und zufrieden kannst du werden, wenn du willst. Aber da mußt du auf dem simplen Weg der Vernunft bleiben und nicht verschmähen, den ordinären Gang, der für dich gebahnt ist, zu betreten. Dieser ist: zu reisen, die Kenntnisse zu sammeln, ein ehrlicher und gestitteter Mann zu bleiben, und dann wiederzukommen, deine Güter anzunehmen, der Versorger deiner Unterthanen zu werden, dein Herz einer vernünftigen Frau zu schenken, deine Kinder gut zu erziehen und dem allgemeinen Wesen nützlich zu sein, wo und wie du kannst. Dies ist deine Bestimmung und seine Bestimmung zu erfüllen ist Pflicht, und nur seine Pflicht erfüllen kann den ehrlichen Mann glücklich machen. Alles andere sind Spinnweben, die zerretzen bei dem kleinsten Winde. Dies macht sogar den Mann ohne Religion ruhig. Wenn nun das Herz dieses Mannes geändert wird, wenn er Liebe zu Gott, Dankbarkeit für seine Wohlthaten empfindet, wenn er gewiß wird, daß jenes Leben ihn ewig glücklich machen wird: alsdann

wird dieser Mann schon hier nicht allein ruhig, sondern auch vergnügt und glücklich."

Nach sein väterlicher Freund, der Salinendirector Hardenberg in Weissenfels, Vater des Dichters, suchte ihn über seinen Enthusiasmus für das französische Heer und die französische Republik aufzuklären und schrieb ihm in demselben Jahre: „Wir wollen über die iustitiam causae nicht urtheilen, aber wolltest du denn wol gerne für den Herzog von Orleans sechten? Denn daß der Hr. Egalité und nicht wahrer Patriotismus die Nationalversammlung beherrscht, kannst du das leugnen? Wenn Lafayette, Bailly, Tollenal und alle die rechtschaffenen Mitglieder der ersten Nationalversammlung ihren Plan hätten ausführen können, so sollte mir dein Eifer nicht wehe thun; allein wenn ich dich als einen Defensor des raseden Jacobinerclubs sehen sollte, das könnte mir unendlich gefallen. Wie lange wird es währen, so wird es Dumouriez und seinen Kollegen so wie Lafayette, Montesquieu und andern gehn!"

Miltiz kam auch, angezogen des Ganges, welchen die Dinge in Frankreich nahmen, mehr und mehr von seinem Enthusiasmus zurück, reiste zweimal nach England, lernte hier eine Dame von großer Schönheit, Miß Sarah Anna Constable kennen, mit der er sich 1796 vermählte und die ihm im Laufe der Zeit acht Kinder gebär, und lebte nun eine Reihe von Jahren ruhig und glücklich den Seinigen und den Wissenschaften auf Siebeneichen, „wo er vieler Trost und Hilfe ward". Zur Zeit der Herrschaft Napoleon's gesellte er sich den deutschen Patrioten zu, welche die Befreiung des Vaterlandes im Stillen vorbereiteten; Männer wie Fuesl, Kleist, Carlomag, Thielmann, Fichte, Riemanndegge, Körner, Vater und Sohn, Fouqué, Graf Wegler u. a. waren seine Freunde und fanden im Schlosse zu Siebeneichen ein Asyl für ihre geheime politische Thätigkeit gegen Napoleon, wogu wissenschaftliche, in Gemeinschaft betriebene Arbeiten den so nothigen Deckmantel herliefen. Noch im Jahre 1817 schrieb Stein über Miltiz an die Gräfinn Reben: „Er besitzt den edelsten Charakter, den er in dem verhängnißvollen Jahre 1813 bewährte, wo er im März und in den unmittelbar folgenden trüben Tagen Gut und Blut freudig für die gute Sache einsetzte, und 1814 sehr wohlthätig durch Einfluß und Beispiel auf sein Vaterland einwirkte, und er gehört zu denen sehr wenigen, die sich unverändert tüchtig, rein und edel bewährten. Verschern Sie ihn, meine vortreffliche Freundin, ich bitte Sie, meiner höchsten Achtung und Freundschaft."

Bergebens suchte Miltiz, jetzt Gouvernementsrath, im Jahre 1814 die Theilung Sachsens abzuwenden, zu welchem Zwecke er zweimal in Wien und 1815 einmal in Berlin war. Nach vollzogener Theilung trat er aus dem sächsischen Dienste in preussischen über, wurde zum Obersten der Infanterie ernannt, folgte dem General von Thielmann, diesem zu „besondern Aufträgen" beigegeben, auf seinen Zügen in Frankreich bis Paris, wo er Mitglied der sogenannten gemischten Militärcommission war, ging im Januar 1816 als Divisionscommandant nach Eiegny und rückte bereits 1817 zum Generalmajor auf. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich zum zweiten male mit Charlotte von Lehsten-Dingelstedt, die ihm noch sechs Kinder schenkte. Im Jahre 1830, in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahre schied er als Generalleutnant aus dem activen Dienst, um fortan auf seinen sächsischen Gütern sich, seiner Familie und den Wissenschaften, namentlich dem Studium der Theologie und Geschichte zu leben; doch war er auch öffentlich als Mitglied der ersten sächsischen Kammer thätig. Dietrich von Miltiz, der dem Tode mit „christlicher Sehnsucht und der Ruhe eines Philosophen" entgegenblickte, starb am 29. October 1853, hat also ein Alter von 85 Jahren erreicht. Seine letzten Worte waren: „Abhorrescit anima custodiam et adspirat libertatem."

Wir haben bereits seines freundschaftlichen Verhältnisses mit dem Dichter Novalis gedacht, dessen Vater Dietrich von Miltiz väterlicher Freund und Vormund war. Novalis besuchte bisweilen Miltiz auf Siebeneichen und wohnte dann gewöhnlich, manchmal auf Wochen, auf dem Miltiz'schen Gute Batsdorf,

eine halbe Stunde südlich von Siebeneichen, bei dem dortigen Pachter Agner. Werthvolle Reliquien sind die der Schrift beigegebenen, bisher ungedruckten vier Briefe von Novalis an Dietrich von Miltiz; doch beschränken wir uns hier nur auf den Abdruck einiger rührenden Stellen aus dem ersten Briefe des Dichters, der sich auf den Tod seiner Braut, der hochgefeierten Sophie von Kabin, und auf seinen dem Tode entgegenstehenden jüngern Bruder Erasmus bezieht. Novalis schreibt am 7. April 1797: „Die unerwartetsten Vorfälle haben meine Antwort auf deinen freundschaftlichen Brief bisher verzögert. Es thut mir sehr weh, daß ich deinem theilnehmenden Herzen durch ihre Erwähnung einige trübe Stunden machen soll. Aber du erfährst es ohnedem und wirkt es doch als einen Beweis meines Vertrauens zu dir ansehn, wenn ich es dir selbst schreibe. Seit dem 19. März ist das Mädchen, an dem ich mit ganzer Seele hing, seit dem 19. März ist meine Sophie todt. Nicht leicht lebte jemand sicherer der frohesten Zukunft entgegen. Sie war die Seele meines Lebens. Nicht leicht steht jemand jetzt eine ddere Aussicht vor sich. Meine Wünsche und Bedürfnisse waren, wie die ihrigen, so beschränkt — und auch diese Schranken fand das Schicksal noch zu groß und verbannte mich und sie auf den Raum, den ein Grab einnimmt. Mein Vater liebte sie innigst — er weinte seit mehreren Jahren die ersten Thränen, wie er ihren Tod empfand. Meinertwegen könnt' ich jetzt still sein — die bitterste Resignation sollte Platz in mir finden — aber kann ich aufhören zu klagen, wenn wir jetzt täglich die Auflösung unsers Erasmus erwarten müssen? Denke dir meine guten Aeltern, denen so ein Verlust so neu, so herb ist, die kaum sich vom Schrecken über mein trauriges Schicksal erholt haben. ... Der Gram über Sophies Abschied hat mich stumpf gemacht — ich leide weniger, als ich sonst gelitten haben würde. Wenn ihm auch vielleicht bald wohl ist, so sind doch meine Aeltern in der bedauernswürdigen Lage. Auch ich bin ihnen ein welkes Blatt, das vielleicht bald vom Stamme abfällt. Sechs Wochen haben zwei glückliche Familien unglücklich gemacht und unaussprechliche Hoffnungen in endlosen Kummer verwandelt. Gott schütze dich und die Deinigen. Wünsche Erasmus und mir baldige ewige Genesung und meinen Aeltern und Geschwistern Tröstungen von unsichtbaren Lippen."

Novalis unterzeichnet sich als „unglücklicher Freund". Erasmus starb nur sieben Tage später.

Die beiden letzten Briefe vom 31. Januar und 12. Februar 1800 beziehen sich hauptsächlich auf den Physiker J. W. Ritter, von Novalis „von Geist und Herz der herrlichste Mensch von der Welt" genannt. Der Dichter bittet für diesen im erstern Briefe bei Miltiz um eine Unterstützung, und im zweiten dankt er für die ihm von Miltiz überfandte Summe von 60 Thalern. Er bemerkt weiter: „Die Idee zu dir zu gehen hab' ich mit gutem Bedacht nicht bei Ritter rege gemacht, weil ich dir damit eine schwierigere Last aufgebürdet hätte, und du den armen Abbé noch hast, den ich doch aus einer sehr sorgenfreien Lage zu verdrängen Bedenken trug."

Dieser Abbé hieß Blanchard und mußte Frankreich meiden, weil er non sermenté war, d. h. die religiösen Satzungen der republikanischen Verfassung nicht hatte beschwören wollen, er war also vor den Folgen derselben Grundsätze geflohen, welche Miltiz einst in jugendlicher Leidenschaft mit dem Degen in der Hand schirmen wollte. Dieser Emigré suchte sich in mancherlei Weise nützlich zu machen und ertheilte J. W. den Miltiz'schen Kindern den ersten Unterricht im Französischen.

In den Anmerkungen zu diesen Briefen befinden sich dann noch zwei Stellen aus Briefen von Karl von Hardenberg, dem dritten Bruder Friedrich's, an Miltiz, welche über des Dichters Krankheit und Tod berichten. Karl von Hardenberg schreibt aus Weissenfels den 19. Februar 1801: „Mit uns geht es leider nicht zum besten, gerade so wie ich mir es lange erwartet und alle Aerzte es vorausgesagt hatten: die übeln Anzeichen vermehren sich und die Kräfte sinken. Doch er glaubt sich jetzt besser und Gott gebe, daß sich seine Leiden nur nicht vermehren;

denn diese sind doch noch erträglich, besonders da der Schlaf wenigstens nach Mitternacht leiblich ist. Daß unsere Hoffnungen sehr schwach sind, kannst du denken, besonders seitdem die Füße anfangen zu schwellen." Darauf schreibt derselbe ebendaser den 26. März 1801: „Du hast immer so herzlichen Antheil an uns genommen, mein guter Willig, daß du gewiß uns auch jetzt deine Thränen nicht verlagst wirst, da unser guter F. (Friedrich) nicht mehr ist. Gestern Mittag $\frac{1}{2}$ 1 Uhr entschlief er so sanft und ruhig als möglich. Er litt bis zuletzt wenig oder nichts, wurde besonders die letzten drei Wochen sehr heiter, aß aber nichts von seinem Tode noch gestern Morgen, schlummerte um 10 Uhr ein und erwachte nicht wieder.“

Dieser vielfach interessanten Schrift schließen sich in einem besondern Heft sechs Bildnisse an, der Mehrzahl nach photographische Copien nach meist schönen lebensgroßen Delbildern aus den siebziger und neunziger Jahren, welche das Schloß Liebenstein schmücken. Die Bildnisse Ernst von Haubold's, seiner Gattin, seines Sohnes Dietrich und Hardenberg's, Vaters des Dichters, sind nach lebensgroßen, von dem berühmten Porträtmaler Anton Graff in den Jahren 1770, 1793 und 1794 in Del gemalten Brustbildern; Sarah von Willig ist nach einem Pastellgemälde von Dora Stock, der Schwägerin G. G. Körner's, photographirt. Der Dichter Novalis ist nach dessen von E. von Bülow entworfenen und vor dem dritten Theile von Novalis' Schriften (Berlin 1846) veröffentlichtem Bildnisse dargestellt; doch scheint es keineswegs außer allem Zweifel zu sein, ob hier nicht einer seiner jüngern Brüder abgebildet ist. **G. M.**

Ein Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller.

Gehrt Hansen. Roman aus der Gegenwart. Von Robert Waldmüller. Vier Bände. Berlin, Jantke. 1862. 8. 4 Thlr.

Der Grundgedanke vorliegenden Romans ist im wesentlichen der, daß wer sich die Kunst zum Beruf wähle und etwas Bedeutendes in ihr leisten wolle, sich ihr mit ganzem und reinem Herzen hingeben müsse. Nicht bloß Genie fordere sie von dem Jünger, der nach ihrem Lorbeer ringe, sondern auch einen sittlichen Charakter und Harmonie der Seele; ohne diese letztern sei die Erfassung eines Ideals und seine künstlerische Verwirklichung nicht möglich. Diesen Grundgedanken hat unser Autor in dem Lebensgange eines deutschen Bildhauers durchzuführen gesucht. Leider nicht, müssen wir hinzufügen, mit hinlänglicher Consequenz, Zusammengekommenheit und Klarheit, um eine überwältigende Wirkung hervorzubringen.

Gehrt Hansen, der Bildhauer, tritt uns bereits von vorn herein als gewordener Künstler entgegen, und nur erst aus nachträglichen Andeutungen erfahren wir, daß er sich, als Werbenber, unmoralischer, selbst verbrecherischer Mittel bediente, um in der Hauptstadt Englands sein Talent auszubilden und mit speculariver Berechnung in den Sphären der höchsten Gesellschaft zur Geltung zu bringen, daß ihn deren Strudel aber allmählich und unmerklich von dem wahren und reinen Kunststreben abgezogen habe. Mit diesem Zeitpunkt beginnt die eigentliche Handlung des Romans. In der Absicht, seiner Künstlerschaft die letzte Weihe zu geben, geht Gehrt nach Rom, nachdem er zuvor mit dem crassesten Egoismus an seinem väterlichen Freund und Protector, einem reichen englischen Kunstmäcen, Verrath geübt, in seiner Vaterstadt Glückstadt, im Herzogthum Gosslein, mit Uebervortheilung seiner Brüder eine nicht unbedeutende mütterliche Erbschaft für sich allein eingezogen, sich selbst aber heimlich dem Dienst für die Befreiung seines Vaterlandes vom Dänenjoch (die Handlung spielt in den Bewegungsjahren 1848—50) entzogen und bei dieser Gelegenheit auch noch einen Todtschlag verübt hat. Zu Rom geräth er in die Schlingen einer intriguanten ultramontanen Parteigängerin des Königs Bomba, einer übrigens schon „sunzigjährigen“ Princesse, die ihn in allerlei unrühmliche Abenteuer verwickelt, in denen er, als bestochenes

Werkzeug, ja sogar als Spion und Bravo figurirend, durchgängig dem Leser den Eindruck eines moralischen Schwächlings und Feiglings macht. In diesen Verhältnissen verliert er nun seine Kunstwerke fast gänzlich aus den Augen, mit dem künstlerischen Triebe erlahmt auch die künstlerische Fähigkeit, und nach den bittersten Enttäuschungen und unter dem Eindruck eines immer schmückvoller auf ihm lastenden Bewußtseins verläßt er das Uborado der Künstler wie ein Flüchtling. Die mit der Belagerung Roms durch die Franzosen verflochtenen Abenteuer Gehrt's in Italien füllen den ganzen zweiten und dritten Band des Romans.

Dem guten Glauben des Lesers werden hier starke Dinge zugemutet, wie denn überhaupt das ganze Werk eine solidere realistische Unterlage und namentlich in den Motiven, diesen so wichtigen Theilen jedes poetischen Baues, mehr Sorgfalt wünschen läßt. Der letzte Band enthält die Wiedergeburt des Künstlers. Gehrt Hansen, in sein Vaterland zurückgekehrt, trägt nachträglich noch seine Schuld gegen dasselbe ab, indem er die unglückliche Schlacht bei Friedericia mitkämpft. Sein verwundeter Arm, dessen Heilung er in seinem einsamen väterlichen „Opheusaufe“ abwartet, das überhaupt eine bedeutende Rolle, und zwar eine sehr ansprechende, spielt, gibt ihm Gelegenheit zu einer eingehenden strengen Selbstschau. Er restituirt die übergeworbenen Brüder, verschönt den von ihm hingerangenen väterlichen Freund und gewinnt auch nach schwerem Kampfe die früher von ihm hochmüthig verschmähte Liebe seiner von der seligen treuen Mutter ihm zur Braut bestimmten Pflegeschwester, einer bisher nur in ihrer Bildung zurückgehaltenen, edlen und lauten Natur, wieder. Mit dieser Errungenschaft kehrt ihm auch der verlorene Frieden des Herzens, die Harmonie der Seele zurück und damit schließlich die künstlerische Schöpfungslust und Schöpfungskraft. Die Zukunft wird seine Stirn mit dem Lorbeer krönen.

Mit dieser Haupthandlung ist noch eine und die andere Nebenhandlung verknüpft, wie die Geschichte der Lady Bronton und ihrer Nichte Arabella. Letztere Partie ist vorzugsweise unsicher, unklar und schwach in den Motiven gearbeitet und läßt im Ausgang ohne alle Befriedigung.

Die Vorzüge vorliegenden Romans bestehen in einer lebendigen, scharfen und sorgfältigen, ein künstlerisches Auge befundenden Charakterzeichnung der Personen sowohl wie der Scenerie. Was letztere betrifft, so hat der Verfasser offenbar aus eigener Anschauung geschilbert; er ist an der Liber wie an der Niederelbe zu Hause. Auch der Stil ist lebendig, frisch, gedungen und macht selbst manche Breiten und Dehnungen in der Darstellung weniger bemerkbar. Alles in allem genommen, verdient Robert Waldmüller, dessen unlängst veröffentlichter Erstlingsroman „Unter dem Krummastab“ schon diese Vorzüge andeutete, auch als Prosaischer eine ehrenvolle Beachtung, wie er solche früher bereits allseitig als Lyriker gefunden.

62.

Notiz.

Des Herzogs von Fezensac „Souvenirs militaires“.

Die erste Julilieferung der „Revue des deux mondes“ enthielt einen Bericht über des Herzogs von Fezensac, der die Napoleonischen Feldzüge in Deutschland und Rußland mitmachte und zuletzt Brigadegeneral war, jüngst in Paris erschienene „Souvenirs militaires“. Man erkennt auch aus diesem Buche, daß die einseitige Verherrlichung Napoleon's und alles dessen, was er gethan, in Frankreich selbst immer mehr einer unbefangenen Kritik Platz macht, daß man gegen die von Napoleon begangenen Mißgriffe nicht mehr so blind wie früher die Augen verschließt und einzusehen anfängt, daß die Franzosen auch noch andere Niederlagen als die bei Leipzig erlitten haben und daß diese Niederlagen die Folge nicht des Zufalls oder der Uebermacht der Verbündeten, sondern Folge von Fehlern waren, die man französischerseits begangen hatte. Als einen Hauptfehler des von Napoleon befolgten militärischen Systems bezeichnet der Verfasser

gerade jene Schnelligkeit seiner Bewegungen, durch die er zwar den Feind in Schrecken und Verwirrung gesetzt, die es aber unmöglich gemacht habe, ein so zahlreiches Heer wie das französische genügend zu verproviantiren; mitten unter ihren Triumpphen seien die Sieger vor Hunger und Entbehrung umgekommen; man habe dadurch die Plünderung sanctionirt, unter denen denn auch die Landräthe, die man durchzog, schwer gelitten hätten; aber selbst das Plündern und Verwüsten habe nicht hinreichend, um die Verpflegungsmittel auf einen genügenden Status zu bringen. Der Verfasser behauptet, daß von den Millionen Menschen, welche die Napoleonischen Kriege verschlungen hätten, nur vielleicht ein Zehntel auf dem Schlachtfelde gefallen, die übrigen neun Zehntel dem Elend unterlegen seien. Das habe sich zuletzt schwer rächen müssen. Schauerlich ist die Beschreibung des Schlachtfeldes von Eylau, auf dem buchstäblich Ströme vom Blut über den Schnee sich ergossen hätten und das über und über mit Leichen bedeckt gewesen sei. Ney habe entsetzt gerufen: „Quel massacre! et sans résultat!“ Abgesehen von diesem menschenmörderischen System wird Napoleon auch wegen seiner, z. B. in Moskau bewiesenen persönlichen Hartnäckigkeit hart getadelt. Während sonst die meisten französischen Kriegshistoriker die Niederlagen der Franzosen bei Großbeeren, Zülpich (Dennenberg), Kulm und an der Rappbach kaum erwähnen, erwähnen doch durch sie erst die Schlacht bei Leipzig möglich gemacht wurde, berichtet Fegensack über sie „avec une franchise admirable, et sans en rien atténuer“. Die Generale, verkörpert Fegensack, hätten Napoleon getadelt, daß er nicht in Prag Frieden geschlossen habe, und hätten nur noch mit Widerwillen gebietet und nicht gehorcht; die Armee aber habe zumeist aus jungen Conscripten bestanden, welche zwar auf dem Schlachtfelde tapfer, aber nicht fähig gewesen seien, die Verwunden und Entbehrungen des Kriegs zu ertragen; insolge davon habe in den Reihen der Franzosen die Desorganisation immer mehr um sich gegriffen. Wodurch sich Fegensack von vielen Kriegsheuten unterscheidet, das ist sein wahrhaft frommer und humaner Sinn. Von letztem gab er ein Beispiel, als er den Auftrag erhielt, an der Stadt Stade, welche sich gegen die Franzosen aufgelehnt, ein schweres Strafgericht zu vollziehen. Der Verfasser erzählt: „Meine Instruktionen lauteten dahin, daß ich die Einwohner streng (sévérement) behandeln sollte. Zu jener Zeit war mit diesem Worte alles gesagt. Ich empfing die Magistratspersonen und die angesehensten Bürger und zeigte mich hart in Worten, um mich harter Handlungen enthalten zu können. Auf unserm Marsche seit Hamburg flüchteten die Einwohner der Ortschaften bei unserer Annäherung. Ich fühlte mich während des ganzen Marsches unbeschreiblich unglücklich. Die Schönheit des Geländes, der bezaubernde Anblick, welchen die Ufer der Elbe in dieser Jahreszeit gewähren, erweckten in mir die Vorstellung einer Vergnügungsreise. Wie gern hätte ich den Bewohnern der freundlichen Häuser, welche man längs dieser Straße auf jedem Schritt trifft, nur Gefühle des Wohlwollens einflößen mögen! Diese Eindrücke ließen mich den mir gewordenen strengen Auftrag nur noch schmerzlicher empfinden.“ J. M.

Bibliographie.

Daader, J., Der Reichsstadt Nürnberg letztes Schicksal und ihr Uebergang an Bayern. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Auflösung des deutschen Reichs. Nürnberg, Korn. 8. 8 Ngr.

Boden, A., Ueber die Echtheit und den Werth der „Zu Lessings Andenken“ durch Herrn Prof. Dr. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. Ein kritischer Beitrag zur Kenntniß Lessings, seines Lebens und Wirkens. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Prabbon, M. E., Aurora Floyd. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. 1fter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Buchrucker, W., Karl Gaddon Spurgeon. Lebensbild

aus neuester Zeit. Mit einem Anhang: Dessen Predigt über das größte Gebot. Aus und nach dem Englischen. Leipzig, Costenoble. 8. 12 Ngr.

Busch, G. F., Eva von Lauenburg und Abelbert von Stedtenburg. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Zwei Bände. Leipzig, Hefele. 8. 1 Thlr.

Fuchs, M., Novellen. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 12 Ngr.

Gallier, E., Nordseestudien. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 lithographirten Tafeln. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, A., Erzählungen aus der Schweiz. Mit 20 Illustrationen von F. Jenny. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirzel, J., Ueber das Wunder und was damit zusammenhängt. Ein apologetischer Beitrag zu den gegenwärtigen Verhandlungen über diesen Gegenstand. Zürich, Oehr. Gr. 8. 27 Ngr.

Victor Hugo, geschildert von einem Genossen seines Lebens. Mit noch ungedruckten Werken Victor Hugo's unter Anderm ein Drama in drei Acten: Inez de Castro. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Leipzig, Steinacker. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Humoristische Luftfahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Nach authentischen Quellen bearbeitet von F. A. W. 1fte Serie. Köln, Bollig. Gr. 12. 20 Ngr.

Hundt von Hafften, Ideelle Rechte und reelle Bedürfnisse. Humanistische und politische Studien. 1fter Theil. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, A., Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Schwerin, Hildebrand. Lex. 8. 16 Ngr.

Jenssen-Lusch, G. F. v., Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde von Dänemark, geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland, und die Grafen Struensée und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalakten und nach F. J. Flamaud in selbstständiger Bearbeitung. Leipzig, Costenoble. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwe, G., Phrenologische Reisebilder. Mit Holzschnitten und 1 Steindrucktafel. Göttingen, Schettler. 8. 24 Ngr.

Stein, J., und R. Krönig, Geschichte des deutschen Volkes vom Wiener Congreß bis auf unsere Zeit. 1stes Heft. Breslau, Ziegler. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, W., Thomas Overbury. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Nach dem Englischen des Rich. Savage. Berlin, Jauke. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, C., Das Lessingfest zu Kamenz am 1. Juni 1863. Eine Erinnerungsgabe an die Weihe der Lessingbüste und ihre Festreden. Camenz, Krausche. Gr. 8. 4 Ngr.

Behr, C. v., Otto von Kutenberg in paribus infidelium. Eine Entgegnung auf die bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienene Schrift: „Mecklenburg in Kurland.“ Mitau, Lucas. 8. 7½ Ngr.

Bollmann, R., Die deutsch-dänische Frage. Kopenhagen, Prior. Gr. 8. 5 Ngr.

Dullinger, A., Was ist Philosophie, was nicht? Offene Briefe an Herrn Prof. Dr. Frohschammer in München, als Antwort auf seine „Erwiderung“ in No. 130 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. München, Fleischmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Spieß, G. A., Ueber die Grenzen der Naturwissenschaft mit Beziehung auf Darwin's Lehre von der Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung. Festrede, gehalten bei der 40sten Jahresfeier der Sendenbergschen naturforschenden Gesellschaft am 31. Mai 1863. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 7½ Ngr.

U n z e i g e n.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,
bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Rechtswissenschaft und Staatswissenschaften.

Aderns (G.). Die Denunciation der Römer und ihr geschichtlicher Zusammenhang mit dem ersten proceßleitenden Decrete. 8. 1843. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Die Constitutionen Kurfürst August's von Sachsen vom Jahre 1572. Geschichte, Quellenkunde und dogmengeschichtliche Charakteristik. Nach größtentheils noch unbenuzten Quellen von G. L. Schletter. Mit einem Nachtrage von F. A. Dierker. 8. 1857. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Friedländer (M.). Der einheimische und ausländische Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung. 8. 1857. (1 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Gagern (G. G. E., Freiherr von). Kritik des Völkerrechts. 8. 1840. (1 Thlr. 25 Ngr.) **20 Ngr.**

Civilisation. 1ster Theil. 8. 1847. (2 Thlr. 8 Ngr.) **24 Ngr.**

Guplow (R.). Deutschland am Vorabend seines Falls und seiner Größe. 8. Frankfurt a. M., 1848. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Knabach der weltlichen Vererbbarkeit. Herausgegeben von D. E. B. Wolff. Mit dem Porträt Mirabeau's. 8. 1848. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Horn (J. E.). Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England etc. Erster Band. 8. 1854. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Martin (G.). Vorlesungen über die Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Proceßes, gehalten auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg und Jena. Herausgegeben unter dessen Mitwirkung von seinem Sohne L. Martin. Zwei Bände. 8. 1855—57. (5 Thlr.) **2 Thlr.**

Meißner (G. A.). Die Fabrikgerichte in Frankreich. 8. 1846. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe. 8. 1846. (28 Ngr.) **8 Ngr.**

Oskar (König von Schweden u.). Ueber Strafe und Strafanstalten. Uebersetzt von A. von Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von M. G. Julius. Mit 3 Tafeln. 8. 1841. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Platner (M.). Die Bürgerschaft. Eine germanistische Abhandlung. 8. 1857. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

Stieglitz (G. L., d. J.). Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland, von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. 8. 1832. (1 Thlr. 22 Ngr.) **20 Ngr.**

Thiersch (F. G.). De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. 2 volumes. 8. 1833. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Vico (G. B.). Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen von W. G. Weber. 8. 1822. (4 Thlr.) **1 Thlr. 20 Ngr.**

Woeniger (A. L.). Das Sacralsystem und das Proceßverfahren der Römer. 8. 1843. (1 Thlr. 24 Ngr.) **16 Ngr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher von H. A. Barnhagen von Ense.

Erster bis vierter Band. Zweite Auflage. 8. Geh.
Jeder Band 3 Thlr.

Barnhagen's Tagebücher schildern bekanntlich mit rückhaltloser Offenheit die preussischen und deutschen Zustände der jüngst vergangenen Periode, den Hof, die Minister, die sich bekämpfenden Parteien, das Leben in der Gesellschaft, in der Wissenschaft und Literatur. Sie bieten somit nicht nur den pikantesten Memoirenstoff, sondern behalten auch wegen der vielen wichtigen Aufschlüsse und nirgends sonst zu findenden Details für den Geschichtsforscher den Werth eines unersetzlichen Quellenwerks.

Tagebücher von Friedrich von Gentz.

Mit einem Vor- und Nachwort von Barnhagen von Ense.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die abwechselnd deutsch und französisch geschriebenen Tagebücher von Friedrich von Gentz, deren Führung bei einem Manne doppelt überrascht, der stets nur in der Gegenwart leben und die Vergangenheit wie die Zukunft vergessen wollte, liefern einen überaus merkwürdigen Beitrag zu seiner Charakteristik, wie für die Geschichte seiner Zeit, namentlich der Metternich'schen Periode. In letzterer Hinsicht sind besonders seine Aufzeichnungen vom Jahre 1809 und während des Wiener und Karlsbader Congresses (1814—15 und 1819) hervorzuheben.

In der Fr. Harter'schen Buchhandlung in Schaffhausen
erschieden soeben vollständig:

Simeon.

Wanderungen und Heimkehr

eines

christlichen Forschers.

Von

Rudwig Clarus.

Drei Bände. — Gleg. geh. 4 Thlr. 6 Ngr., oder 7 fl. 12 Kr.

Allen, die sich für die Fragen der Gegenwart interessieren, wird dieses Werk von hoher Bedeutung sein, enthält es doch nach dem Ausspruch eines bewährten Kenners „eine quintessenzierte Sitten- und Culturgeschichte Deutschlands in den letzten 50 Jahren, reflectirt im Leben des Verfassers“.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lloyd (E. H.) and G. H. Noohden. A new dictionary of the English and German language. In 2 parts. Part I. English and German. Part II. German and English. 2d edition, enlarged and corrected. 8. Hamburg, 1836. (2 Thlr. 20 Ngr.) Ermässigter Preis **24 Ngr.**

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 32. —

6. August 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aegyptisches Land und Volk. — Die neuesten Jahrgänge der „Bibliothek deutscher Originalromane.“ — Biographische Erinnerungen an Sukinus Kerner. — Eine Monographie über Arnob Winkelfried. Von Karl Stimmer. — Notizen. (Zur Signatur der Zeit; Renan's „Vie de Jesus“; Zur Pädagogik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aegyptisches Land und Volk.

Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes. Von Alfred von Kremer. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bei der Wichtigkeit, die Aegypten nach seinen eigenenthümlichen innern Verhältnissen und nach seiner äußern Stellung zum Orient und namentlich zum Mittelpunkt der osmanischen Macht in Europa hat, und die Aegypten für seine eigene Zukunft wie für die der Türkei eine einflussreiche Rolle zuweist, kann Recensent die vorliegenden „Forschungen“ der Beachtung aller werth, die für Aegypten theils um seiner selbst willen, theils namentlich in jenen besondern Beziehungen ein tiefergehendes Interesse empfinden, nicht dringend genug empfehlen. Der Verfasser, der bereits durch sein früheres Werk über Mittelassyrien und Damascus (Wien 1853) seine Bekanntschaft mit dem Orient bewährt hat, konnte auch zu seinem gegenwärtigen Werke über Aegypten seine Forschungen und Beobachtungen während eines mehr als zehnjährigen Aufenthaltes in diesem Lande benutzen, und er hat es zugleich unter verständiger Berücksichtigung alles dessen gethan, was schon von andern „zur Kenntniß des modernen Aegypten Werthvolles geleistet worden ist“. Denn nur das moderne Aegypten bildet, nach dem wesentlichen Zweck des Verfassers, den Gegenstand seines Buchs, und er fühlte sich zu diesem, wenn auch „schwierigen“ Unternehmen „um so lebhafter hingezogen“, je mehr dies „bei weitem seltener zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gemacht worden ist als das alte“. Dabei finden wir durch sein Buch selbst vollkommen befriedigt, was er in der Vorrede bemerkt, daß auch in Aegypten die nackte prosaische Gegenwart „des Wunderbaren und Anziehenden viel und Mannichfaltiges enthält“, nur müsse sie „mit scharfem, vorurtheilsfreiem und empfänglichem Auge betrachtet werden“.

Das vorliegende Buch sollte nach der Absicht des Ver-

fassers „keine Touristenflüge, sondern eine objectiv Darstellung der jetzigen Zustände Aegyptens, sowohl des Landes als des Volks sein“; es sollte „aus dem Leben und der Wirklichkeit durch eigene Forschung und Beobachtung geschöpft werden“; aber besonders für manche Partien, die den bisherigen Studien des Verfassers ferner lagen, wie die physische Geographie, die Agriculturnstände und die einschlagenden botanischen Fragen, fand er sich eben deshalb um so mehr bestimmt, die ihm zugänglichen Vorarbeiten „nicht unbenuzt zu lassen“. Von großem Vortheil war ihm bei seiner Arbeit die schöne Büchersammlung der Egyptian Society in Kairo, und auch sonst war diese kleine wissenschaftliche Gesellschaft und die reiche literarische Beihülfe, welche ihm deren Bibliothek gewährte, für seine ägyptischen Studien von solchem Einfluß, daß er sich veranlaßt gefunden hat, über diese Gesellschaft einiges in der Vorrede (S. ix fg.) mitzutheilen. Wir müssen uns hier damit begnügen, nur im allgemeinen auf diese Mittheilungen die Leser zu verweisen. Was dagegen das Sammeln von statistischen Angaben anlangt, welche zur Kenntniß des Landes so wichtig sind, so konnten hierbei keine Vorarbeiten zu Grunde gelegt werden, und „nur mit größter Schwierigkeit wurden zuverlässige Daten gewonnen“. Der Verfasser spricht sich über diesen Gegenstand S. xi fg. offen aus, und der Leser hat Veranlassung genug, die großen Schwierigkeiten hierbei im einzelnen zu erkennen und gehörig zu würdigen. Uebrigens bemerkt der Verfasser in dieser Hinsicht zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich, daß das Werk mit Ende des Jahres 1861 abgeschlossen worden ist.

Der gesammte Inhalt des vorliegenden Werks zerfällt in sieben Bücher: „Das Land in seiner physischen Beschaffenheit“, „Das Volk in seiner Entstehung und Zusammensetzung“, „Die Agriculturnstände“, „Die administrativen und staatlichen Verhältnisse“, „Der Handel von Aegypten“, „Die öffentlichen Arbeiten“, „Schulen und Volksunterricht, Literatur und Bildung“. Wenn sich

Schon aus dieser allgemeinen Inhaltsangabe die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der behandelten Gegenstände ergibt, so gewährt dagegen eine nähere Betrachtung des Inhalts im einzelnen Gelegenheit genug, den Reichthum an interessanten und vielfach anziehenden und lehrreichen Mittheilungen zu erkennen, den das Buch darbietet. Vielleicht dankt es uns der eine und andere Leser, wenn wir bei der nachstehenden Besprechung seines reichen und anziehenden Inhalts einzelnes besonders ausheben und auf anderes aufmerksam machen, namentlich auch insofern, als es dabei um allgemeinere Gesichtspunkte sich handelt, die in verschiedenen Beziehungen für die gegenwärtigen Zustände Aegyptens in Betracht kommen.

Die kürzesten Abschnitte des ganzen Werks sind das erste und sechste Buch, die sich mit dem Ueberblick der physischen Geographie Aegyptens und mit den dortigen öffentlichen Arbeiten beschäftigen, gleichwol aber mancherlei Anziehendes enthalten. Auch wird der eine und andere Gegenstand, der hierbei in Frage kommt, ausführlicher im dritten Buche: „Agriculturzustände“, besprochen, z. B. der Nil und die Bodenbewässerung, sowie der Mahmudijeh-Kanal. Von besonderm Interesse ist im ersten Buche namentlich das, was I, 20 fg. über die Libyische Wüste und die unter ägyptischer Botmäßigkeit stehenden verschiedenen Oasen derselben bemerkt wird, wogegen der Verfasser bei seiner Darstellung der Arabischen Wüste ausdrücklich (I, 28) hervorhebt, daß „dieses durch tiefe, mit Sand erfüllte Thäler getrennte wilde Gebirgsland, ein chaotisches Gewirr von Bergen und Felsmassen, ohne Ebenen von großer Ausdehnung“, auch ohne Oasen ist. Als etwas Bemerkenswerthes führt er von den Oasen der Libyischen Wüste auch noch an, daß man auf ihnen allen „Spuren des Christenthums“ findet. Mehrere dieser Oasen enthalten Seen, mitunter „von beträchtlichem Umfang und mit krassem Wasser, eine mit der Depression ihres Bodens natürlich verbundene Erscheinung“.

Im zweiten Buche: „Das Volk in seiner Entstehung und Zusammensetzung“, ist die Geschichte des Landes und der eigenthümlichen ethnographischen Zusammensetzung der Bewohner des Nilsthals eine ebenso mannichfaltige, wie dies auch von den Bildungsarten des Bodens „in den aufeinanderfolgenden Schichten seiner Ablagerung“ gilt, und dabei ist auch die Stetigkeit und Zähigkeit besonders bemerkenswerth, die sich in jenen eigenthümlichen ethnographischen Verhältnissen nicht trotz ihrer Mannichfaltigkeit, sondern neben ihr noch gegenwärtig in auffallender Weise kundgibt. Der Verfasser sagt (I, 40):

Nicht leicht hat die Bevölkerung eines Landes so viele fremde Elemente in sich aufgenommen, und auch bei seinem Volk lassen sich die Niederschläge und Ablagerungen, welche die hin- und herwogende Menschenflut im Verlauf der Geschichte von nahezu 4000 Jahren zurückließ, mit größerer Sicherheit nachweisen. Die Aegyptier sind das Monumentalvolk der Weltgeschichte; ihre Cultur, ihre Religion, ihre Geschichte, ja selbst ihr häusliches Leben und die Leichname ihrer Verstorbenen haben sie mit einer Sorgfalt der Ewigkeit zu überlieferten gesucht, als hätten sie den Verfall gefürchtet, spätern Geschlechtern als Wegweiser in dem Labyrinth der Urgeschichte der Menschheit zu dienen, und es gelang ihnen. Derselbe Volksstamm, welcher seit den Anfängen

der Geschichte das Nilsthal innehatte, bewohnt es noch jetzt, zwar nicht mehr rein und unvermischt, aber dennoch in seinen eigenthümlichen Merkmalen wesentlich verschieden von den umwohnenden Völkern, sowie von jenen, welche im Lauf der Zeiten Aegypten theils vorübergehend beherrschten, theils dasselbst sich niederließen und in der Folge mit den eigentlichen Aegyptern vermischten.

Und doch hat auch dies „Monumentalvolk der Geschichte“, trotz seiner Stetigkeit und Zähigkeit, die sich in den Zuständen und Verhältnissen des Landes und Volks vielfach offenbart, den Einflüssen der Zeit sich nicht entziehen können. Der Verfasser leitet das sechste Buch seines Werks über die öffentlichen Arbeiten also ein (II, 239):

Aegypten ist, seit es durch Mohammed-All's großen Griff aus einem tausendjährigen Schlafe aufgerüttelt ward, ein wichtiger Factor für den Handelsverkehr, sowie auch für die Politik Europas geworden. Durch seine ereignisvolle Regierung, durch seine Begünstigung der Europäer, durch Einführung der Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Lande, durch Niederhaltung des altägyptischen Fanatismus und ein aufgeklärtes Toleranzsystem, riß Mohammed-All die Schranken, welche früher der Entwicklung des europäischen Handels sich entgegenstellten, nieder, und gestattete so dem europäischen Unternehmungsgeist, in commercialen und politischen Dingen, ein immer fester und weiter sich ausdehnendes Reg. von wechselseitigen Beziehungen zwischen den Ländern Europas und Aegypten auszubilden, das jetzt Aegypten in tausendfachen Fäden umschlingt u. s. w.

Wir lesen hier (I, 45):

Trotz jener Zähigkeit ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während das Christenthum die Nationalität der Aegyptier, was ihre Sprache anbelangt, nicht der geringsten Änderung unterwarf, dieselbe Nation, welche mit so großer Zähigkeit, unter fortwährenden Einwanderungen semitischer Völker, durch die lange Epoche persischer und griechischer Herrschaft Sprache und Sitte der Vorfahren bewahrt hatte, dem Einfluß der Religion des Islam und der Herrschaft der Araber so vollständig erliegen mußte. Die alte Sprache Aegyptens wird jetzt im Nilsthal nicht mehr gesprochen und hat sich nur in den liturgischen Büchern der christlichen Kopten noch erhalten. Der entgegen gesetzte Charakter der beiden Religionen, des Christenthums und des Islam, erklärt genügend diesen Umstand. Das Christenthum ist die Religion der reinen echt menschlichen Entwicklung, die alle Völker mit gleicher Milde umfaßt, deren nationale Eigenthümlichkeiten schon und freieste Entwicklung auf nationaler Grundlage nicht ausschließt. Der Islam ist eine Religion des gewaltsamen Proselytismus, die den unterjochten Völkern die einzige Wahl läßt beim Festhalten am alten Glauben in der drückendsten Unterjochung das Leben als Gnadengeschenk aus der Hand der herrschenden Moslems zu empfangen oder mit Annahme des Islam zur vollen Gleichberechtigung mit den Oberen zu gelangen.

Im allgemeinen und dem Grundsatz nach mag diese Behauptung in allen ihren Punkten als wahr zugestanden werden müssen, aber sie dürfte doch im einzelnen manche ausnahmsweise Modifikation nöthig machen. So hat z. B. die osmanische Regierung den Griechen ausnahmsweise manche nationale Eigenthümlichkeiten gelassen und zugestanden, ihnen auch eine beschränkte Entwicklung auf nationaler Grundlage gewährt, freilich nur theils aus Unwissenheit, theils aus Klugheit.

Obgleich aber die heutigen Aegyptier — nachdem das Land von zahllosen arabischen Einwanderern überflutet worden war und die arabischen Ansdmalinge sich äußerst schnell mit den eingeborenen Kopten vermischten, deren

massenhafter Abfall zum Islam dazu wesentlich beitrug, so daß eine neue Generation entstand, welcher die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Nilthals angehört — als ein mohammedanisches Volk gelten müssen, das nur in dem einen Punkte mit allen übrigen mohammedanischen Völkern nicht übereinstimmt, daß der Aegyptier gegen Andersgläubige sehr tolerant ist, so verhartete doch in einigen Städten und Dörfern Oberägyptens die koptische Bevölkerung bei dem Christenthum, und sie hat sich hier unvermischt erhalten. „Die heutigen Aegyptier sind somit“, sagt der Verfasser I, 49, „noch immer eine selbständige Nation, die sich unmittelbar an die alten Einwohner anschließt und in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt.“ „Es ist“, bemerkt er I, 50 dabei ausdrücklich, „ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner Aegyptens Araber zu nennen, obgleich sie arabisch sprechen und stark mit arabischem Blut vermischt sind; das koptisch-ägyptische Element ist unleugbar bei weitem vorherrschend, und ein heutiger Aegyptier ist noch jetzt auf den ersten Blick von einem Araber leicht zu unterscheiden.“

Der Verfasser theilt die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Bevölkerung Aegyptens in drei große Klassen: Bewohner des flachen Landes, der Städte und der Wüste. Zu den erstern gehören vornehmlich die mit dem wegwerfenden Namen Fellah benannten freien, aber steuerpflichtigen Bauern, die „sicher drei Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen“, und auf welchen, obgleich sie eine durch tausendjährigen Druck zum großen Theil entwürdigte, vielfach mißhandelte und verachtete Klasse der Bevölkerung sind, doch „die Macht des Landes, der Wohlstand der Regierung und die Zukunft der Nation beruht“. Bei den Stadtern finden namentlich die Araber, Türken, Kopten, Griechen und Armenier eine besondere und zum Theil ausführliche Erwähnung; aber wir möchten doch meinen, daß die längere Auseinandersetzung über das Schicksal unter den christlichen Kopten und über deren Geschichte, auch wenn der unauslöschliche Haß, der sich damals zwischen den verschiedenen Sekten entwickelte, bis in die Gegenwart fortbesteht, sich nicht ganz mit dem angegebenen Zwecke des Verfassers vereinigen lasse, der nur mit den „gegenwärtigen“ Zuständen Aegyptens und mit den „lebenden“ Aegyptern sich hat beschäftigen wollen. Auch ist es nicht richtig, wenn von einer Trennung der orientallisch-griechischen Kirche vom römischen Stuhl die Rede ist; die orientallisch-griechische Kirche ist bekanntlich älter als der römische Stuhl, und dieser letztere hat sich aus bekannten Gründen von jener getrennt, weil sie sich gegenwärtigen dogmatischen Anschauungen und der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes nicht hatte unterwerfen wollen. Ebenso möchten wir bei dieser Gelegenheit das Bedenken aussprechen, ob es gerechtfertigt sei, die Neugriechen, auch wenn wir sie im allgemeinen für entartet ansehen müssen, als „mißrathene und verkommene Sprößlinge großer und edler Ahnen“ in eine Klasse mit den Hindus und Fellahs zu setzen, wie der Verfasser I, 52 thut.

Die Türken in Aegypten bilden zwar der Zahl nach das unbedeutendste, aber in Betreff der socialen Stellung das wichtigste Element unter der Bevölkerung der größern Städte Aegyptens. Sie sind im Besiz des größten Einflusses auf die Landes- und Regierungsangelegenheiten und scheinen auch auf die bedeutendsten Ämter sowohl im Civil- als im Militärdienst ein unbeschränktes Anrecht zu besitzen. Die Familie des Vicekönigs ist türkischer Abkunft, und türkisch ist auch die Hofsprache, deren sich der Vicekönig selbst — dasern nämlich der im Januar 1863 erfolgte Tod Said-Pascha's hierin nichts geändert hat — in seinen schriftlichen Erlassen an die Provinzialstatthalter mit Vorliebe bedient. Aber gleichwol „fehlt dem türkischen Element die Fähigkeit, im Contact mit dem arabischen Volke seine nationale Selbständigkeit zu behaupten“.

Von besonderm Interesse sind die Mittheilungen des Verfassers über den ägyptischen Volkscharakter in Beziehung auf die Städte, wobei wir manche ebenso eigenthümliche als liebenswürdige Seiten desselben — freilich neben widerlichen Auswüchsen — kennen lernen, und nicht minder erfreulich ist das, was wir I, 100 über die in Alexandrien und Kairo ansässigen und zum Theil schon im Lande geborenen Europäer (meistens Italiener und Griechen, namentlich Malteser und Ionier) lesen, die „einen wichtigen Theil der dortigen Bevölkerung bilden und deren Einfluß auf das Land und Volk sehr bedeutend ist“.

Unter den „Bewohnern der Wüste“ treten in den zahlreichen Beduinenstämmen dem Leser die naivsten und anziehendsten Bilder entgegen. Der bei weitem größte Theil dieser Stämme ist von reinem arabischem Blut und lebt wol noch „in demselben unveränderten Zustand wie in den Tagen der Patriarchen“; ihre Sitte, Sprache, selbst ihre Tracht ist „in dem Laufe von Jahrtausenden weniger berührt worden, als die irgendeines andern Volks“. Vielleicht sind auch diesem Umstande einzelne rührend einfache Züge in ihrem Charakter und ihrer Lebensweise zu erklären, die manche dieser Beduinenstämme als ein biederes Hirtenvolk voll der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten und selbst uralter religiöser Vorurtheile, aber mit poetischem Hintergrunde erscheinen lassen. Sogar der Sprache einzelner dieser Beduinenstämme schenkt der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit. In gleich echter Ursprünglichkeit haben sich auch die Zigeuner in Aegypten, diesem „classischen Boden des Orients“, erhalten, über welche die Notizen vielen um so willkommener sein werden, je weniger wir darüber bisher wußten. Neben dem Widerlichen, das sich an sie knüpft, und neben dem Geheimnißvollen, das sie umgibt, gewähren sie gleichwol in ihren Eigenthümlichkeiten ein gewisses Interesse, das sich auch hier um so sicherer geltend zu machen weiß, je mehr „den Zigeunern in Europa, außer Ungarn und Spanien, die alles mit gleichem Firnis überziehende Civilisation bald ein Ende zu machen droht und sie in Kürze nur noch als ethnographische Curiosa gelten werden“. Zur Beurtheilung der dortigen Zigeunersprache, die allen einzelnen Zigeunerstämmen Aegyptens eigenthümlich und eine

wahre Diebsprache ist, hat der Verfasser ein kleines Wörterverzeichnis mitgetheilt, daß er von verschiedenen Individuen gesammelt hat.

Das dritte Buch behandelt ziemlich ausführlich die „AgricULTURZustände“, und dabei werden besonders die Bodenbewässerung, der Feldbau und die Verschiedenheit der Sommer- und Winterfeldarbeiten, die vorzüglichsten Nahrungs- und Nutzpflanzen, die Hausthiere, welche dem Menschen bei seinen mannichfachen Arbeiten nützlich sind, der bürgerliche Zustand der ackerbautreibenden Klasse, der Fellabs, und die Art und Weise, wie vom politischen und administrativen Standpunkte aus die Culturgründe Aegyptens eingetheilt werden, mehr oder weniger eingehend besprochen. Die Mittheilungen des Verfassers gewähren ebenso mannichfaltige als lebendige Bilder von den hierbei in Betracht kommenden Boden- und Culturzuständen des Landes, die nicht bloß das wissenschaftliche Interesse des Fachmanns ansprechen und diesen über die einzelnen Punkte belehren, sondern auch andern Lesern über allgemein anziehende Gegenstände die interessantesten Aufschlüsse gewähren. Dies gilt besonders vom Nil und der regelmäßig durch ihn alljährlich stattfindenden Bodenbewässerung, sowie von dem Kanalsystem in Aegypten, wobei vorzüglich der großartige Kanalbau, der seit den Zeiten der Pharaonen in Aegypten vollendet ward, der im Jahre 1819 von Mohammed=Ali angefangene, auch von ihm vollendete und am 24. Januar 1820 eröffnete Mahmudijeh=Kanal in Betracht kommt, der Alexandrien wieder durch eine directe Wasserstraße mit dem Nil in Verbindung setzte und zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Stadt beitrug. Seitdem ist der Handel und Wohlstand Alexandriens in fortwährendem Steigen begriffen, obgleich, wie der Verfasser bemerkt, die jetzige Bedeutung des Kanals fast nur auf dem Exporthandel mit Landesproducten, nicht auch zugleich, wie im Alterthum, auf dem Transitthandel mit indischen Gütern beruht. Und doch sagte der Verfasser, daß der Mahmudijeh noch größere Wichtigkeit erlangt habe, seit der Ueberlandhandel und der Verkehr mit Indien seine alte Bahn über Aegypten wieder einschlug. Nicht bloß die Feldfrüchte, welche in ungeheurer Menge nach England exportirt werden, um dessen zu reichliche Bevölkerung zu ernähren, sondern auch die durch Mohammed=Ali ins Leben gerufene Baumwollencultur, die sich in großartiger Weise entwickelte, geben wichtige Exportartikel ab. Indes ließ sich die ägyptische Regierung zwar die vermehrten Einnahmen gefallen, welche ihr aus dem wachsenden Verkehr auf dem genannten Kanal zufließ, aber man unterließ es, ihn in entsprechender Weise in Stand zu halten, sodaß er mehr und mehr verschlammte, bis endlich unter Said=Pascha das nicht mehr aufschiebbare Werk der Kanalreinigung vorgenommen und mit nicht ungünstigem Erfolg zu Ende geführt ward.

An die Stelle des Kanals trat in der Zwischenzeit die Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo und Suez, die gerade zur rechten Zeit vollendet ward und nun den ganzen Verkehr an sich zog. Ueber diese Eisenbahn fin-

den wir später die Mittheilung, daß ihr Ertrag schwerlich ein günstiger sein würde, wenn nicht „die große Masse der englischen Reisenden nach und aus Ostindien außer den Betriebskosten einen ganz erheblichen Gewinn abgäbe, indem sie einen hohen Fahrpreis bezahlen und ihre Zahl jährlich zunimmt“. Für Aegypten selbst ist, abgesehen von dem Transitverkehr, die Suezisenbahn „von keiner großen Wichtigkeit“, außer zur Zeit der Pilgerreise nach Mekkah. Nach II, 37 wirft jene Eisenbahn jährlich 80—90000 Beutel (2—2½ Millionen Thaler) ab.

Auch der Abschnitt über Culturpflanzen enthält mancherlei Anziehendes und praktisch Lehrreiches, z. B. über die Baumwollencultur, das Zuckerrohr und den Weinbau in Aegypten, obgleich letzterer „jetzt sehr gesunken ist“, während Aegypten im Alterthum wegen seiner Weincultur berühmt war. Der Verfasser meint (I, 217), daß „der Islam mit seinem strengen Weinverbot zum Verfall des Weinbaues viel beigetragen haben möge“; nirgends gäbe es zusammenhängende größere Rebepflanzungen, und die Weinrebe, „welche eine mächtige Entwicklung erlangt und sich oft bis auf die Dächer der Häuser hinauf-raucht“, werde meistens verjagt und ihre Trauben werden nur selten zur Weinbereitung verwendet. Bei der gegenwärtigen Wichtigkeit der Baumwollenfrage in Europa macht Referent zu I, 206 fg. besonders auf die statistischen Notizen über den Baumwollenenexport in Aegypten (II, 142 fg.) aufmerksam, der einer der wichtigsten für Alexandrien ist und namentlich nach England geht. Auffallend wird es den Lesern sein, daß die Gärtnerei im europäischen Sinne des Wortes in Aegypten fast gar nicht gepflegt wird und Blumenzucht ganz vernachlässigt ist. Der einzige schöne Park ist der Garten von Schubra, jetzt dem Prinzen Salim=Pascha gehörig. Ein kleinerer, aber schöner Garten, wo auch auf Blumenzucht gesehen wird, ist der des verstorbenen Suleiman=Pascha (Colonel Stewes, eines französischen Renegaten) in Alkairo, der von einem österreichischen Gärtner sehr nett gehalten wird. In Alexandrien gibt es einige schöne Privatgärten, die jedoch dort, in sandigem Boden, nur mit großer Mühe und mit außerordentlichen Kosten herangezogen werden können, und außerdem thut der Verfasser auch noch der Rosencultur Erwähnung, die in der Provinz Fajum, dem „Land der Rosen“, einem der schönsten Theile Aegyptens, betrieben wird, wo „zum Behuf der Bereitung des Rosenwassers und Rosenöls ausgebreitete Rosenpflanzungen unterhalten werden“.

Nach manchen Seiten hin ist das vierte Buch: „Die administrativen und staatlichen Verhältnisse“, womit der zweite Theil beginnt, einer der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werks. Es ist im allgemeinen eine auffallende Erscheinung, daß, obgleich der mohammedanische Staat auf fremdartiger und von den europäischen Staatsbildungen vollkommen verschiedener Grundlage sich entwickelte, und alles, was man gemeinlich als die Grundpfeiler und festesten Stützen des Staats in Europa zu betrachten gewohnt ist, in der politischen Entwicklung des Islam fehlte, und weder Adel, noch Geistlichkeit, noch Bauernstand

in den Anfängen des mohammedanischen Staats und entgegengetreten, dennoch auf solchem Boden „feste und dauerhafte staatliche Organismen sich bilden, die einen für immer denkwürdigen Fortschritt in der Culturgeschichte der Menschheit bezeichnen“. Die Erscheinung selbst gibt Historikern und Staatsmännern gar mancherlei zu bedenken. In gleicher Weise entwickelte sich nun auch der politische Organismus Aegyptens, und das Land theilte, nachdem es im Jahre 1517 mit dem großen Osmanenreiche vereinigt worden war, mehr oder weniger auch dessen Schicksale, bis nach der französischen Besetzung „Mohammed-Ali's Herrschergerie die desselben bemächtigte und nach wechselvollen Kämpfen die Erblichkeit der Statthalterwürde in seiner Familie und die volle Unabhängigkeit Aegyptens von der Pforte in Betreff der innern Angelegenheiten gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs zu erringen mußte“.

Der Verfasser gibt abschließend eine ausführlichere Darstellung der jetzigen staatlichen Organisation Aegyptens, und es ist jedenfalls „nicht überflüssig, sie in weiteren Kreisen bekannt zu machen“. Und zwar ist dies um so weniger der Fall, je mehr er selbst der Meinung ist, daß bereits „ein Zerlegungsproceß der mohammedanischen Gesellschaft“ eingetreten ist, der „von oben herab tiefer und tiefer in dieselbe eindringt“; daß „der mohammedanische Staatskörper durch die Neuerungen der Gegenwart schon sehr geschwächt ist und diese ihn mehr und mehr zersehen“; daß aller Wahrscheinlichkeit nach „die mohammedanischen Völker kaum noch im Stande sein werden, sich zu lebenskräftigen staatlichen Verhältnissen zu erheben, wenn nicht überhaupt mit der ganzen Tendenz des Islam ein vollkommener Bruch stattfindet“. In einem solchen Falle aber, meint der Verfasser, sei „Aegypten sicher das Land, das am ersten dazu berufen ist“, indem „in keiner Provinz des osmanischen Reichs die mohammedanische eingeborene Bevölkerung unter günstigeren Bedingungen sich befindet“. In Aegypten wohnt, sagt er, „eine compacte mohammedanische Bevölkerung beisammen“, die der christlichen gegenüber die Mehrzahl bildet; dieselbe ist „intelligent, bildungsfähig, arbeitsam und ausdauernd“, und „es sind hiermit „die Elemente zu einer Degeneration des Volks im Geiste der Gegenwart hier in höherem Grade, als in jeder andern türkischen Provinz vorhanden“. „Ist überhaupt“, bemerkt der Verfasser am Schlusse dieses Abschnitts (II, 110), „eine Zukunft für mohammedanische Staaten möglich, so ist Aegypten zu den besten Erwartungen berechtigt.“

Es ist unbestritten, daß solche Erwägungen das Interesse an der Gegenwart Aegyptens erhöhen müssen, und besonders an seinem gegenwärtigen politischen Organismus. Der Verfasser bespricht in dieser Beziehung die administrative Einteilung des Landes, das Finanzwesen, Gesetzgebung und Rechtspflege, die bürgerliche Gesellschaft und die Bevölkerungsverhältnisse, und er weist dabei die gegenwärtigen Interessen des Landes mit der Rücksicht auf seine Zukunft geschickt zu vereinigen und beides dem Interesse des Lesers nahe zu bringen. So erwähnt er II, 53,

wo er von dem Koran und seiner Alleingültigkeit als Gesetzbuch im bürgerlichen Recht und als alleinige Quelle für richterliche Entscheidungen in Strafsachen spricht, ein von der Regierung Aegyptens vor einigen Jahren erlassenes Landesgesetz, wodurch eine eigens für Aegypten verfaßte Strafgesetzgebung veröffentlicht ward. Keine mohammedanische Regierung hatte es sich je beikommen lassen, zu einer Civil- und Criminalgesetzgebung zu schreiten, aber „durch dieses Gesetz ward in das starre mohammedanische Koranrecht die erste Bresche geschossen“. Es ist dies ein um so erheblicherer Fortschritt, als „gerade in Strafsachen der Koran kaum ein paar Bestimmungen enthält und somit alles der Willkür des Richters überlassen war“.

Auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens hatte schon Mohammed-Ali's erfolgreiche und energische Toleranzpolitik manches geändert. Lange vor dem gropherrlichen German von 1856 war die principielle bürgerliche Gleichstellung der Mohammedaner einerseits und der Christen und Juden andererseits in Aegypten eine vollendete Thatfache, es wurden dort in Folge dessen Neuerungen eingeführt, wodurch „das rein mohammedanische Staatsprincip eine sehr erhebliche Einbuße erlitt, und die socialen Verhältnisse haben sich mehr und mehr im europäischen Sinne gestaltet, unter stetem Zurücktretten des religiösen und allmählichem Hervordringen des weltlichen und bürgerlichen Elements“. Von besonderm Interesse ist in dieser Hinsicht, was der Verfasser II, 93 über die mohammedanischen Frauen in Aegypten und über ihre Stellung zum Koran, sowie im allgemeinen über den religiösen Sinn des ägyptischen Volks mittheilt:

Es herrscht bei den Frauen fast durchgängig der größte Indifferentismus; aber auch sonst ist Unglauben in religiösen Dingen ein ziemlich häufiger Zug der jetzigen gebildeten, höhern ägyptischen Gesellschaft. Wankend im Glauben an die Göttlichkeit des von Mohammed gepredigten Gesetzes, hat man sich nicht nach einer andern Ueberzeugung umgesehen, sondern ganz und gar dem leichtfertigen, frivolen, französisch oberflächlichen Scepticismus in die Arme geworfen, der nichts glaubt, weil er nichts gelernt hat und nichts lernen will. Es ist dies ein Symptom, das als bedeutungsvolles Zeichen der Zeit beachtet werden muß, und überhaupt dürfte es wenig Länder geben, wo die höchste Klasse der Gesellschaft, die meistens doch berufen ist, die Entwicklungsstufe des ganzen Volks zu vertreten, so sehr verkümmert ist als hier.

Von großer Wichtigkeit sind in diesem Zusammenhange die Mittheilungen über die Consulate und die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden europäischen Colonien. Der Verfasser bezeichnet zwar die Stellung, welche diese Consulate einnehmen, als eine „seltsame“, und er meint, daß sie noch seltsamer sei, als die Stellung der vom frühern Drucke nunmehr emancipirten andergläubigen Religionsgemeinden, die, dem mohammedanischen Staate gegenüber, von dem Verhältniß, in welchem anderswo solche Körperschaften zum Staat stehen, ganz verschoben ist; aber er bezeichnet zugleich diese Consulate mit ihren selbständigen, von drei Landesgesetzen ganz unabhängigen Colonien einerseits und die gedachten Religionsgemeinden andererseits als „scharfe Reile, die sich immer und tiefer in den durch die Neuerungen der Gegenwart

schon so sehr geschwächten mohammedanischen Staatskörper hineinschlefen und denselben mehr und mehr zersprengen". Weiter heißt es (II, 102):

Die langsame, aber unaufhaltsam fortschreitende sociale Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft im mohammedanischen Staate, getragen von den Europäern, sowie den unter deren Schutze sich hebenden und regsam sich entwickelnden eingeborenen Christen und Juden, broht bald alle jenen Institutionen, auf welchen die mohammedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft aufgebaut ist, zu vernichten. Durch fortwährende Concessionen im Sinn des Zeitgeistes sucht zwar die türkische Regierung ebenso wol als die ägyptische den morschen Bau zu befestigen, allein es ist sehr fraglich, ob damit nicht die Katastrophe eher herbeigerufen als abgewendet wird. Jede Concession im europäischen Sinne untergräbt eine andere Stütze des mohammedanischen Staates. Und indem die Regierung die Urgebrechen, an welchen die mohammedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft dahinsinkt, wegräumen will, vergiftet sie, daß diese Gebrechen unablässig mit den Grundprincipien der Gesetzgebung des Islam zusammenhängen. Eine Regeneration des mohammedanischen Staates ist eben nicht ohne vollständige Regeneration des Volks möglich; aber um diese zu erzielen, müßte eben das Volk aufhören, mohammedanisch zu sein. Der durch ein Jahrtausend in alle Aedern der Bevölkerung eingebrungene Islam mit seiner starren Theokratie, mit seinem unerschütterlichen Fatalismus, mit seiner das Familienleben vernichtenden Polygamie, setzt sich jeder freien geistigen Regung und jeder Weiterherausbildung des Volks aus sich selbst entgegen. Solch einem alten und grundsätzlich andersartigen Stamme wird sich nie die Blüte der europäischen Bildung einprägen lassen und höchstens nur eine Mißgeburt, nie aber gedeihliche Frucht hervorbringen.

Referent darf infolge seiner eigenen Studien des Orients, die er, freilich auf seine Weise und aus der Ferne, seit einer langen Reihe von Jahren gemacht hat, offen bekennen, daß er mit dem Verfasser in dem ganz übereinstimmt, was dieser über den immer mehr um sich greifenden Verfall der Türkei und über die Unmöglichkeit einer Wiebergeburt derselben, ohne Aufhören ihrer wesentlichen Grundbedingungen und solange die Türkei selbst bleibt, was sie ist, bemerkt hat, und er muß ebenso offen gestehen, daß er so verständige Ansichten über diesen Gegenstand seit langer Zeit nicht vernommen hat. Es ist vielleicht zum Theil dem Einflusse Hallmerayer's zuzuschreiben, der auch über diesen Punkt die Ansichten der Zeitgenossen nicht wenig verwirrte und irreleitete, daß man nur nach und nach zur Einsicht und Klarheit über diese Dinge gelangt, und daß man sie je länger je mehr nach der Wirklichkeit unbefangen und unparteilich ansieht und beurtheilt. Auch Frederike Bremer, die längere Zeit und an verschiedenen Orten des Orients Gelegenheit gehabt hat, die öffentlichen Zustände der Türkei kennen zu lernen, und die einen offenen und scharfen Blick und einen unbefangenen Sinn für diesen Gegenstand hat, kommt in ihrem „Leben in der Alten Welt“, obgleich zum Theil von einem andern Stand- und Gesichtspunkte aus, zu den nämlichen Ergebnissen und Ansichten, wie der Verfasser des vorliegenden Werks.

Ueber das fünfte und sechste Buch: „Der Handel von Aegypten“ und „Die öffentlichen Arbeiten“, können wir hier schneller hinweggehen, wie wichtig auch an und für sich und wie anziehend ihr Inhalt für viele Leser sein mag, da Aegypten „ein wichtiger Factor für den

Handelsverkehr und die Politik Europas geworden“. Von besonderem Interesse sind namentlich im fünften Buche die ausführlichen Mittheilungen über den Seehandel und die Hafenstädte Aegyptens (Alexandrien, Damiette, Suz und Koffeir), von welchen der Verfasser vorzüglich Alexandrien sehr ausführlich und in höchst anziehender Weise, auch in Betreff seiner frühern Geschichte behandelt, sowie die Bemerkungen über den Binnenhandel und die Binnenstädte (Kairo, Mansurah, Safazif, Tanta, Siut, Kaux, Assuan und Chartum), und nicht minder verdienstlich sind die in Ansehung des Export- und Importhandels der obengenannten Hafenstädte mitgetheilten statistischen Angaben. Dagegen heben wir aus dem sechsten Buche hier nur die, besonders dem Tagesinteresse entgegenkommende Mittheilung über das Unternehmen des Surkanals, über die Vortheile und Nachtheile desselben, sowie über die Bedenken des Verfassers hervor. Namentlich vom ägyptischen Standpunkte aus macht dieser gegen die Erpresslichkeit des Söhnmusunternehmens die „erheblichsten Einwendungen“, und er hat sich auch außerdem, gegenüber den mit so viel Selbstzufriedenheit ausgesprochenen Lobreden, welche das Söhnmusunternehmen „als einen neuen herrlichen Triumph der französischen Civilisation hinstellen wollen“, dringend veranlaßt gesehen und für eine „Pflicht“ erachtet, den wahren Sachverhalt darzulegen“.

Etwas länger müssen wir dagegen bei dem sechsten und letzten Buche „Schulen und Volksunterricht, Literatur und Bildung“ verweilen, indem dieser Gegenstand ebenso das allgemeine Interesse anspricht, als er für Aegypten von großer Wichtigkeit ist. Der Verfasser ist für seine Person der Ansicht, daß unter andern Mitteln, die „mit einiger, wenn auch sehr geringer Wahrscheinlichkeit von Erfolg angewendet werden könnten, um in den socialen und politischen Zuständen des mohammedanischen Staates etwas dem mehr und mehr um sich greifenden Verfall Einhalt zu thun“, auch die möglichst allgemeine Durchführung von Unterrichtsanstalten einen solchen Erfolg haben könnte. Wie freilich die Schulen der mohammedanischen Völker noch zur Zeit beschaffen sind, indem sie, wie alle ihre staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, einen vollkommen religiösen Charakter haben und ausschließlich in Religion und Glaubenslehre ihre einzige und ausschließliche Bestimmung ist, dienen diese Schulen nur den Interessen des Islam, aber nicht den Zwecken des Staats und einer gehofften Wiebergeburt des Volks. Der Verfasser sagt (II, 330):

Es ist ein bedauerliches Zeichen des noch immer nicht aus dem mittelalterlichen Schlummer erwachten Geisteslebens der Orientalen, daß die theologische Literatur nicht bloß auf Kosten aller andern Fächer sich breit macht, sondern daß dieselbe die fast ausschließliche Lectüre der gebildeten Klassen ist und der blinde Glaubenszeifer für die alleinseligmachende Religion des Islam dadurch noch immer genährt wird.

So ist es auch in Aegypten. Die dortigen Schulen bestehen ohne irgendeine Unterstützung und ohne Aufsicht des Staats als „rein religiöse Anstalten“ und haben nur den Unterricht in den Elementarbegriffen des Lesens und Schreibens oder den höhern Vortrag der Religion.

und Gesetzesvorschriften zum Gegenstand. Die Schulen, wie sie jetzt in Aegypten bestehen, sind theils Elementarschulen, theils höhere Unterrichtsanstalten. In den ersten erhalten die Kinder Unterricht im Lesen, Schreiben und Koran, allein diese Art von Schulen ist nur „eine Schöpfung des Islam“. So „kümmerlich“ daher diese Schulen auch sind und so traurig es dort im allgemeinen um die Bildung der untern Volksklassen steht, so ist es doch — im Gegensatz zu manchen christlichen Ländern Europas, z. B. dem angeblich an der Spitze der Civilisation andern vorangehenden Frankreich, auch selbst zu England — erfreulich, was wir II, 269 lesen, daß „die Kenntniß des Lesens und Schreibens allgemein und namentlich in Aegypten mehr verbreitet ist, als in den andern Provinzen des türkischen Reichs, vorzüglich jenen, wo türkisch die Landessprache ist“.

In den höhern Ständen geschieht für die Bildung etwas mehr, indem hier häufig ein eigener Hauslehrer gehalten wird, der auch Unterricht in der Religion erteilt. Für die Mädchen, die äußerst selten die Volksschulen besuchen, und auf deren religiöse Erziehung man fast gar keine Sorge verwendet, gibt es besondere Lehrerinnen. Aus dem eben Bemerkten ist es daher auch erklärlich, daß, wie schon oben erwähnt, „bei den Frauen Aegyptens fast durchgängig mit nur seltenen Ausnahmen der größte Indifferentismus in religiösen Dingen“ herrscht. Ebenso lesen wir II, 113, daß einige mohammedanische Gelehrte sogar den Grundsatz aufstellen, daß es „un erlaubt sei, den Mädchen Unterricht zu erteilen“; in einem arabischen Werke heißt es: Es ist dem Lehrer nicht erlaubt, eine Frau schreiben zu lehren, noch ein Mädchen, indem dies „die Weiber noch böser macht“. Ein bekanntes Sprichwort sei: „Ein Weib schreiben lehren, ist ebenso wie eine Schlange mit Gift tränken.“

Was die höhern wissenschaftlichen Anstalten (Medreses) in Aegypten anlangt, so ist jetzt für diese und für den höhern wissenschaftlichen Unterricht dort weniger gesorgt als früher. „Während draußen sich alles änderte“, heißt es II, 277, „hat sich in den Hochschulen und Lehrcollegien des Ostens noch kein freierer Luftzug Eingang verschaffen können, und es ist hier alles beim Alten geblieben.“ Auch die Hochschule des Islam, die mit der großen Moschee in Kairo verbunden ist und über welche der Verfasser II, 278 gar zu ausführlich sich verbreitet, hat keinen andern Zweck, als das Studium der Religions- und Gesetzeswissenschaften; die wenigen wissenschaftlichen Fächer, über die dort noch außerdem gegenwärtig Vorträge gehalten werden, sind kaum nennenswerth, denn nach II, 289 sind es nur Rhetorik und Eloquenz, Prosodie und die richtige rhythmische Lesung des Koran und die Aussprache der Buchstaben. „Der Geist des Mittelalters hat sich hier gewissermaßen verfeinert; der Islam, mit den ihm angehörigen Völkern Asiens und Afrikas, steht seit drei Jahrhunderten still und schreitet nicht über die Grenze geistiger Entwicklung hinaus, die er schon damals erreicht hatte. Der Glanz arabischer Wissenschaft erlosch, wie es scheint, für immer.“

Auch von Vorderasien gilt, was ein großer Kenner des Orients, der münchener Professor Reumann, vor mehreren Jahren treffend über den geistigen Standpunkt sagte, auf dem das Volk im äußersten Osten Asiens steht (II, 278): „Man lernt und studirt auch im Osten; man lernt eifrig und studirt viele Jahre lang, nicht aber um die Natur und den Geist, um Welt und Menschen kennen zu lernen, sondern um die Laute und Wörter, um die Einfälle und Gedanken, den Glauben und Aberglauben der Ahnen in sich aufzunehmen und sie mechanisch den künftigen Geschlechtern zuzuschleichen.“

Danach läßt sich denn auch schon im voraus der innere Gehalt und geistige Werth der Schriftstellerei und der Litteraten im Orient, der arabischen Litteratur und der Dichtkunst der modernen Aegypter beurtheilen und bemessen, worüber der Verfasser II, 290 einiges mittheilt, aber keineswegs läßt sich hiernach dieser Werth und Gehalt besonders hoch anschlagen. Der Verfall der wissenschaftlichen Cultur der arabischen Völker seit drei Jahrhunderten ist „nicht in der Masse, wol aber in dem innern Gehalt des Geleisteten zu bemerken“. Was der Verfasser aus jener Litteratur und Dichtkunst selbst mittheilt, macht nach mehreren derartigen „literarischen Lederbissen“ gerade nicht lüstern und begierig, und am wenigsten ist dies etwa wegen des französischen Einflusses der Fall, der in dergleichen auch dort sich geltend zu machen gewußt hat. Dagegen ist für die Zukunft Aegyptens das nicht wenig erfreulich und vielversprechend, was wir II, 329 von einer nicht unbedeutenden Anzahl junger Araber in Kairo lesen, die durch Erlernung europäischer Sprachen, meistens der französischen, in der Lage sind, sich mit den europäischen Ideen vertraut zu machen. „Viele dieser jungen Männer zeigen regen Sinn für das Studium und schnelle Auffassungsgabe. Sie werden hoffentlich ihrem Volk und Land nützliche Dienste erweisen, und dazu beitragen, die Reime europäischer Gesittung zu verbreiten.“

Auffallend ist es, bemerkt bei dieser Gelegenheit der Verfasser, daß von den vielen in Aegypten eingeborenen Türken nur ausnahmsweise in wissenschaftlicher oder literarischer Richtung etwas geleistet wird. Die geistige Ueberlegenheit des arabischen Volks in literarischer Beziehung tritt auch hier unverkennbar auf. Leider steht jedoch in Betreff der Ehrenhaftigkeit des Charakters, des geraden, biedern Sinns, der Verlässlichkeit des gegebenen Wortes der Araber nur zu oft hinter dem Türken zurück.

Eine kurze Notiz über die europäischen Schulen, die jetzt in den meisten orientalischen Staaten nach europäischem Vorbild als Reglerungsunternehmungen eingerichtet worden sind, dergleichen auch in Aegypten schon unter Mohammed-Alli viele ins Leben traten, beschließt das vorliegende Werk. Haben auch diese Schulen meist nur die militärische und medicinische Ausbildung zum Zweck, und wollte ihr Gründer dadurch, daß er jene Kenntnisse und Wissenschaften sich aneignete, denen der Europäer seine Macht und Ueberlegenheit verdankt, sein eigenes Volk nur von dem drückenden europäischen Einfluß befreien, so ist und bleibt doch unter allen Umständen der rechte, gesunde

und kräftige Einfluß Europas auch zugleich der einzige Weg für Aegypten und den gesammten Orient, sie „nach und nach zu heben“ und die Völker des Orients „zu regeneriren“. Mit diesem Eindruck wird sicher der eine und andere Leser das Buch des Verfassers aus der Hand legen, Referent aber gibt hier diesem Eindruck den gebührenden Ausdruck. Im übrigen ist er der Meinung, daß das dem Buche voranstehende Motto von Rückert:

Nicht allen alles, wenn nur einem eins gefällt

Und andern anderes, so ist es gut bestellt —

für den Verfasser und dessen reichhaltiges Buch ebenso bezeichnend ist, als es sich für den Standpunkt des Lesers selbst rechtfertigt. 17.

Die neuesten Jahrgänge der „Bibliothek deutscher Originalromane.“

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Funfzehnter, sechzehnter und siebenzehnter Jahrgang. Jeder Jahrgang 24 Bände. Prag, Rober und Marzgraf. 1860—62. 16. Jeder Band 10 Rgr.

Der funfzehnte Jahrgang des Albums, dessen wir noch in der früheren ausführlichen Weise gedenken wollen, enthält im ganzen elf verschiedene Romane, welche fast sämmtlich von Autoren herrühren, die sich schon seit Jahren an diesem Unternehmen betheiligt haben. Der allgemeine Charakter der Beiträge ist daher im wesentlichen derselbe, wie der der früheren Jahrgänge. Der historische Roman herrscht entschieden vor. Er nimmt von den 24 Bänden nicht weniger als 21 in Anspruch, und unter den drei Erzählungen, welche die übrigen Bände füllen, besitzt die eine wenigstens einen historischen Hintergrund. Einige von den geschichtlichen Erzählungen gehören noch jener Zwitnergattung an, die weder als Dichtung, noch als Geschichte zu betrachten vermögen; in der Mehrzahl aber gibt sich in erfreulicher Weise das Streben zu erkennen, den Anforderungen der Kunstform wieder mehr als bisher gerecht zu werden und sich, statt es bei einer industriellen Ausbeutung geschichtlicher und biographischer Werke bewenden zu lassen, eine wirklich organische Umgestaltung des aus ihnen geschöpften Stoffes zur Pflicht zu machen. Durchschnittlich erheben sich die verschiedenen Gaben nicht über das Niveau der Unterhaltungsliteratur; jedoch befinden sich auch einzelne von wirklich poetischem Werthe darunter. Zu den besten Gaben der Sammlung gehören unstreitig die von Johannes Scherr, Ernst Frege und Edmund Horser; ihnen schließen sich zunächst die von L. Mühlbach, Alfred von Laura und Verud von Gusek an; unüder befriedigend, besonders von Seiten der künstlerischen Totalform, sind die von Amely Bolte und Isidor Prescho; dagegen in ihnen namentlich die Erzählungen von Julius Mühlisch und F. Schregel den Eindruck von unausgereiften Früherzeugnissen. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wenden wir uns zu einer kurzen Charakteristik des einzelnen.

1. Rost Zursäch. Eine Geschichte aus den Alpen. Von Johannes Scherr.

Diese Gabe verdient es, an die Spitze der Sammlung gestellt zu sein. Von Seiten des poetischen Geistes, der sie durchweht, des einerseits tief rührenden, andererseits wohlthätig erheitelnden Eindrucks, den sie macht, und der künstlerischen Ausarbeitung, die ihr der Autor gegeben, ist sie unstreitig die vorzüglichste Gabe der Jahrgänge. Es ist eine Perle, die sich als solche dem Leser zu zeigen vermag, was unsere Literatur in dieser Dichtungsart uns geliefert hat. Der Verfasser hat seine Studien zu der eben naheliegenden Zeit, was wenig gemacht, jedoch mit Glück die abgelesenen Seiten eines sich allzu unverhüllt betenden Materialismus vermischt und eine im ganz-

ten recht wohlthuende Amalgamation realistischer und idealistischer Weltanschauung zu erzielen gewußt. Die Gestalten sind nicht absolut neu, aber doch von stark ausgeprägter Eigentümlichkeit; dabei lebenswahr, anschaulich, schon an sich von psychologischem und ästhetischem Interesse, und noch interessanter durch die Widerselungen, in denen sie sich vor uns entfalten. Der alte Zwickbauer mit seinem Harzopf und die ihn trotzdem durch Klugheit und Nachgiebigkeit für ihre Pläne gewinnende Zwickbäuerin sind in wenigen markigen Zügen trefflich gezeichnet. Nicht minder sind die ausgeführten Bilder der beiden Töchter dieses Paares, der sanftmüthigen, zur Dulderin erforenen Rost und der muntern, zum Glück berufenen Breneli gelungen. Beide haben sich in ihrer Verschiedenheit sehr wirksam voneinander ab und vereinigen sich zugleich zu einem wohlthuenden Gesamteindruck, indem sie sich gegenseitig theils vertiefen, theils beleben. Eine minder effectvolle, aber sehr fein angelegte Figur ist auch die des Pfarrers; die sensiblen und reflectirenden Elemente seines Wesens haben in den Zügen einer darüber schwebenden Ironie eine sehr glückliche Beimischung erhalten. Nicht in demselben Maße befriedigt die Figur des Kuodi. Abgesehen von der Hinsicht auf den künstlerischen Zug in seiner Natur ist sein späteres Verhalten so gut wie gar nicht motivirt. Die Möglichkeit eines solchen Umschlages hätte sich schon in einem früheren Zuge desselben leise ankündigen und auch der Rost zum Bewusstsein kommen müssen. Dies würde wesentlich dazu beigetragen haben, diesen Charakter minder willkürlich und die Entwicklung des Ganzen minder herb erscheinen lassen. Mehr phantastischen Gepräges ist die Figur der Schwarzelli, eines Mädchens von zigennerhaftem Blut und Wesen, das später die Rolle eines falschen Dämons spielt und den Sturbi zur Untrene gegen seine Rost verführt. Sie ist in mehrfacher Betracht eine Art „Grille“, jedoch von bleibend boshaftem Charakter. Das Bizarre und Abstoßende ihres Wesens erklärt durch die Naturwahrheit und Glacienität desselben eine Milderung. Eine recht scharf und fest dem Leben nachgezeichnete Figur ist endlich auch die Jungfer Bibbeli, die „Bytig (Zeitung) vo Windpellen“ genannt, weil sie sich zum Gespöck macht, die Neugierde, absonderlich die schlimmen, möglichst rasch von Hof zu Hof gelangen zu lassen.

Was in der Geschichte am mindesten befriedigt, ist, daß die Rost so ganz unschuldig leiden muß und daß umgekehrt die Schwarzelli ohne jede Züchtigung davonkommt. Zwar weiß es der Autor so zu machen, daß dem Leser Rost in ihrem Leiden immer noch beneidenswerther und glücklicher erscheint, als Schwarzelli in ihrem Fremdenleben; aber ganz wird dadurch der Eindruck der Dissonanz, den wir notwendig beim Aufhören eines ungerecht waltenden Schicksals empfinden, nicht überwunden. Im Leben geht's freilich oft genug so her, daß der Unschuldige leidet und der Schuldige triumphirt; aber die Dichtung soll uns eben diese düstern Partien des Lebens in einer mildern Beleuchtung zeigen. Wenn der Dichter in dem kleinen Kreise, den er sich nach Belieben schaffen und gestalten kann, keine poetische Gerechtigkeit übt, so wirkt das viel verlegendender, als wenn etwas Ähnliches im Leben geschieht; denn hier läßt es sich wenigstens als ein notwendiges Glied in der unendlichen Kette der Ursachen und Wirkungen denken, dort aber stellt es sich als eine durch nichts gebotene Willkür dar. Wenn unser Dichter den Pfarrer mit Hinblick auf die unschuldig leidende Rost anrufen läßt: „Du bist nur dazu da, ein neues trauriges Beispiel für die trostlosen Leser abzugeben, daß das Schöne bloß geschaffen sei, um in den Staub getreten zu werden, und daß die Guten nur in die Welt kommen, um zu leiden! O diese Welt, diese Welt! Es liegt in dem finsternen Glauben an ihre Verdorbenheit und Durchseufzung ein tieferer Sinn, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Dieser Glaube ist nur der wahrhaftige Ausdruck der Creatur über die schreckliche, zwischen Geburt und Tod sich bewegende Komödie, in welcher wir alle in dieser oder jener Rolle aufzutreten gezwungen sind. Wohl dem noch, der nur eine allerbeschreibendste Nebenrolle zu spielen hat! Er entgeht wenigstens jenem Martyrium, welches die bleichen, todesbanger

Stirnen seiner Opfer wie zum Hohn mit Lorbeer bekrönt. Der banausische Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Erde mit ihren Genüssen, während die Träger des Genius, die Verkündiger des Ideals, alle die Dichter und Denker, Seher und Propheten, alle die wirklichen Selbsten der Menschheit als unerkannt, ja verkannt, verlästert und verfolgte Fremdlinge darüber hinwandeln und zufrieden sein müssen, wenn ihnen die Drossamen vom Dankes des Lebens zufallen“, so sind dies in der That die Empfindungen, mit denen uns das Schicksal Rosi's erfüllt. Unstreitig liegt es unter den Aufgaben des Dichters, auch solche Empfindungen in uns wach zu rufen; aber ganz gewiss hat er daneben die Pflicht, uns wieder darüber hinauszuhoben, und das scheinbar Trostlose als etwas Heilsames oder wenigstens für die geistliche Entwicklung des großen Ganzen Unentbehrliches erscheinen zu lassen. Unser Autor hat diese Pflicht auch keineswegs ganz verabsäumt; aber einen völlig befriedigenden Schlußaccord scheint er uns nicht gefunden zu haben. Dies selber fühlend hat er zuletzt den Humor zu Hülfe genommen, und mit diesem „Herstellen des Gleichgewichts“, dem „alten und ewigen Tröster der Menschheit, der mit dem Munde zu lachen vermag, während ihm die Thräne im Auge steht“, ist es ihm in der That gelungen, auch den unaufgelösten Rest der von ihm aufgespielten Dissonanzen als wirksame Momente dem vorherrschend heiteren Finale einzuverleiben. Jedenfalls war es ein recht glücklicher Gedanke, nach dem *Larghetto doloroso* der vorangehenden Kapitel das lustige Scherzo „Freut euch des Lebens“ folgen zu lassen. Es ist von echt humoristischer Wirkung. Bezüglich der Diction verdient noch gerühmt zu werden, daß der Autor im hohen Grade die Geschicklichkeit besitzt, jede Person in ihrer Sprache reden zu lassen. In der Herbeziehung des Schweizerdialekts und des Rothwelschen ist er vielleicht für den Geschmack mancher Leser zu weit gegangen. Inzwischen findet man sich doch mit Hülfe der erläuternden Anmerkungen mit Leichtigkeit hinein, und man kann nicht leugnen, daß die Charakteristik nicht wenig dadurch belebt wird.

2. Im Strom der Zeit. Roman aus den Tagen Kaiser Leopold des Ersten. Von Bernd von Gusek. Vier Bände.

Unter den Romanen, die wir bis jetzt von Bernd von Gusek im „Album“ gefunden haben, ist dieser der beste. Er führt dem Leser eine Reihe sehr verschiedenartiger und wenn nicht gerade besonders tief aufgefaßter, doch interessanter und mit lebendigen Farben angemalter Gestalten vor, er bringt dieselbe in spannende Verwickelungen und beschäftigt außerdem die Phantasie durch frische Schilderungen von Jagden, Hoffesten, Gesellschaften, Kriegsscenen, Auftritten aus dem häuslichen Leben u. s. w. Schade ist, daß die Partien des Schlußes sehr fühlbar hinter den früheren Abtheilungen zurückbleiben. Der Autor hat es nicht verstanden, die allerdings sehr zahlreichen Fäden seines etwas verwickelten Gewebes zuletzt so zu vereinigen, daß man den Eindruck eines wohl in sich abgeschlossenen Bildes empfinde. Manche werden gewaltsam abgerissen, manche verzerrt, und manche die auf der Rehrseite verschwinden sollten, verunstalten durch ihre auslaufenden Enden die Außenseite. Zu den bestgezeichneten Figuren gehören Gajetana, Kathi, Herr und Frau Kiebel, Karl Fideles, Gräfin Königsberg, Graf Cronberg, Anna Niedau; minder gelungen sind Max Niedau, Trautson, Martin, Graf Colonna u. a. Aber unter jenen wie unter diesen befindet sich keine Figur, welche der Autor mit gleich frischen Farben bis zu Ende geführt hätte. Man merkt dem Verfasser an, daß er über die Art und Weise des Schlußes mit sich selbst nicht recht im Klaren gewesen ist. Er spinnt daher seine Geschichte noch fort, als er ihr und den Personen nichts wirklich Neues abzugewinnen weiß. Darüber geräth er ins Breite und Bedeutungslose und schwächt den guten Eindruck, den die ersten Bände des Romans machen, in bedauerlicher Weise ab. Sollte er Gelegenheit haben, denselben noch einmal zu überarbeiten, würden wir ihm raten, die beiden letzten Bände zu einem zu concentriren und sich eine Situation auszubedenken, in welcher die verschiedenen Verwickelungen

womöglich mit einem einzigen Schlage gelöst werden. Auch den Forderungen der Nemesis hätte er mehr Rechnung tragen sollen. Warum ein so hochhaftes Geschöpf, wie die Anna Niedau, ungestraft ans Ziel ihrer Wünsche gelangen muß, steht man nicht wol ein.

3. Polnische Mütter. Historische Novelle von Marie Roskowska.

Diese Erzählung hat die Ereignisse, welche unter Stanislaw II. August die zweite und dritte Theilung Polens und damit die Auflösung des polnischen Reichs herbeiführten, zum geschichtlichen Hintergrunde, spielt also in den Jahren von 1792—95. Den Titel „Polnische Mütter“ führt sie, weil in den novellistischen Partien derselben zwei an der Spitze mächtiger Familien stehende Polinnen, eine Gräfin Strzelno und eine Generalin Dzickonska, insofern die beiden Hauptfiguren bilden, als die erstere, im Wahn, dadurch ihren Sohn Severin auf den polnischen Thron bringen zu können, ihre Familie zum Anschluß an die russische Partei bewegt und hierdurch zur Hauptanklösterin des über ihr Haus und ihr Vaterland hereinbrechenden tragischen Schicksals wird, während die letztere mit den Ihrigen fest und beharrlich auf Seiten der polnischen Patrioten steht, aber trotzdem ebenfalls den Untergang ihrer Familie und ihrer Nation erleben muß. Die Verfasserin hat offenbar durch die Gegenüberstellung beider eine potenzierte Wirkung erzielen wollen; diese Absicht ist ihr aber nicht recht gelungen, denn sie hat es nicht verstanden, die Vertreterin des bessern Principes als eine ebenso energische und thatkräftig eingreifende Persönlichkeit zu zeichnen, wie die Repräsentantin der verwerflichen Richtung. Während die Gräfin, durch ihre falsche Mutterliebe getrieben, wirklich handelt und dadurch die unseligen Conflicte herbeiführt, bleibt die Generalin in ihrer reinen Vaterlandsliebe so gut wie völlig müßig und weicht dem Unglück mehr aus, als daß sie es abzuwehren sucht, ohne daß diese Passivität als ein charakteristischer Zug ihres Wesens hingestellt und als Motiv für ihr trauriges Schicksal benutzt wäre. Uebrigens ist die Anlage der Verwicklung in der ersten Hälfte der Novelle nicht übel und hat der Verfasserin zur lebendigen Ausmalung mehrerer effectvoller Scenen Gelegenheit gegeben, unter denen besonders die zwischen der Gräfin und ihren Kindern, Severin und Jadwiga, sowie zwischen dieser und ihrem Geliebten Stanislaw Dzickonski hervorzuheben zu werden verdienen. In der zweiten Hälfte sinkt die Anziehungskraft der Erzählung bedeutend. Die persönlichen, allgemein menschlichen Interessen werden immer mehr von den politischen, specifisch-polnischen verschlungen, die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse aber ist eine zu summarische, zu sehr im Tone trockener Berichterstattung gehaltene, als daß sie eine wärmere Theilnahme zu erwecken vermöchte. Dazu kommt, daß die Abwickelung der persönlichen wie der staatlichen Conflicte eine gleich traurige und trostlose ist. Von erhebenden oder belebenden Momenten findet sich keine Spur mehr, aber auch den Situationen von ergreifendem Charakter weiß die Verfasserin keine wirklich zu Herzen gehende Wirkung mehr abzugewinnen. Es ist, als ob die Lethargie, in welche sie Jadwiga versinken läßt, auch sie selbst ergriffen hätte, und so kann es nicht ausbleiben, daß auch der Leser davon angesteckt wird. Am wenigsten vermag der Schluß zu befriedigen; denn hier häufen sich eine Masse von Entwicklungsmomenten, welche mit der ursprünglichen Anlage geradezu in Widerspruch stehen. Die Verfasserin wendet hier das Uebergewicht der Sympathie gerade denjenigen Personen zu, gegen die sie bis dahin die Antipathie erweckt. Das mag sehr samaritisch sein; der Leser aber vermag ihr auf diesem Wege nicht zu folgen.

4. Eine Geschichte von damals. Von Edmund Hofer.

Wir haben schon in den einleitenden Bemerkungen gesagt, daß diese Erzählung zu den besten des vorliegenden Jahrgangs gehört. Sofern die darin auftretenden Personen sämtlich Bauern oder sonstige Landbewohner sind, fällt sie in die Kategorie der Dorfgeschichten; die Interessen aber, um die sie sich

vorzugsweise bewegt, sind allgemeinerer Natur. Von dieser Seite fällt sie in die Klasse derjenigen Erzählungen, bei denen die Spannung und Lösung auf beängstigenden Mystificationen und allmählichen Enthüllungen schauerlicher Antecedentien beruht, die sich um unheimliche, in irgendeine schwere Schuld verstrickte Personen bewegen und ihre Wirkung nicht sowohl durch Erscheinungen der Anmuth und Schönheit, als durch die geheime Anziehungskraft des Dunkeln und Verworrenen, des Spul- und Schreckhaften üben. In der gegenwärtigen Zeit findet sich für derartige Geschichten kaum noch irgendwo ein Grund und Boden; um so verbreiteter aber waren sie in den ersten Jahrzehnden unsers Jahrhunderts inmitten und im Gefolge der Napoleonischen Kriege, und in diese Zeit hat denn der Autor auch die uns hier vorliegende „Geschichte von damals“ verlegt. Sie spielt im Jahre 1813, in den Tagen, als sich allerorts in Deutschland das Verlangen regte, das schmähliche Joch der Fremdherrschaft wieder abzuschütteln, andererseits aber der Glaube an die Unbezwinglichkeit Napoleon's noch zu stark war, als daß sich nicht zu jenem Verlangen auch Scheu und Bangen gesellt hätten. Der Schauplatz der Handlung ist ein verborgener, vom Verkehr mit der übrigen Welt durch Lage und Bodenbeschaffenheit möglichst abgeschiedener Winkel im nordwestlichsten Deutschland; einer jener Landstriche, in denen sich der Widerstand gegen die französische Herrschaft hauptsächlich in der Unterhaltung eines der Continentsperre entgegenarbeitenden Schmuggelhandels betätigte. Auch der Buschbauer, der Held des Romans, hat als einer von den geheimen Leitern dieses Schmuggelhandels seinem Patriotismus Genüge gethan, aber sich gerade hierdurch bei seinen Landesleuten in den Verdacht gebracht, ein Spion der Franzosen zu sein. Dies und sein finsternes, unheimliches Wesen, noch mehr aber schauerliche Gerüchte über seine Vergangenheit, denen gegenüber er eine argwohnerweckende Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit zeigt, nähren den Glauben, daß er sich des Verbrechens des Brudermordes und anderer Frevelthaten schuldig gemacht habe, während andere Seiten seines Charakters und das Vertrauen, welches gerade die Bessern zu ihm hegen, die Vermuthung unterstützen, daß es nicht wirklich so sein könne, sondern daß er als ein im Grunde seines Wesens ehrenhafter Charakter weit mehr unsere Sympathie als unsere Verurtheilung verdiene. Die hierbei zu lösende Aufgabe, den Leser über den wahren Thatbestand solange wie möglich in der Schwebe zu erhalten und die entgegengesetzten Empfindungen der Scheu und der Theilnahme möglichst hoch zu spannen, ist dem Verfasser trefflich gelungen, und wenn auch die Mittel, welche er hierzu angewandt hat, keine wesentlich neuen sind, so hat er sie doch so lebendig und charakteristisch auszumalen gewußt, daß sie ihre Wirkung nicht leicht verfehlen werden. Minder glücklich zeigt sich die Kunst des Autors in den abwickelnden Partien der Geschichte und in der Charakteristik der Nebenpersonen. Hier zersplittert sich das Interesse zu sehr, und in Folge dessen wird auch die Darstellung matter und farbloser. Immerhin fehlt es auch hier nicht an effectvollen Situationen, besonders in denjenigen Partien, welche den Buschbauer unmittelbar betreffen. Dagegen erscheint alles, was sich auf Datlos, den Förster, Gertrud, Regina, Hans, Jochem, den Müller u. s. w. bezieht, zu fragmentarisch und stümpfisch, als daß man sich recht dafür zu erwärmen vermöchte. Auch die eingeflochtenen Kriegsscenen wollen nicht recht passen, obschon der Verfasser zeigt, daß er sich hier auf einem ihm vertrauten und gern von ihm cultivirten Gebiete bewegt. Um so unverkennbarer hat sich die darstellende Kunst des Autors in den descriptiven Theilen der Novelle bewährt. Ganz besonders verdient in dieser Beziehung die der Erzählung vorangeschickte Schilderung des ihr zum Schauplatz dienenden Terrains hervorgehoben zu werden.

5. Gefangen und befreit. Vaterländisches Gemälde aus den Jahren 1806—14. Von Julius Mühlfeld.

Wer Neigung hat, sich über eine Reihe von Ereignissen der im Titel genannten Jahre einen flüchtigen Ueberblick zu ver-

schaffen, kann dieselbe durch dieses Buch wenn nicht in völlig befriedigender, doch bequemer Weise befriedigen. Als Roman ist dasselbe ohne besondere Bedeutung.

6. Maria Antonia, oder Dresden vor hundert Jahren. Zeitbild von Amely Wölfe.

Die Verfasserin erklärt in einem kurzen Vorworte, daß sie zu dieser Arbeit durch die schmeichelhafte Anerkennung ermuntert sei, welche ihr biographischer Roman: „Frau von Staß“, gefunden habe, bemerkt aber zugleich, daß sie in diesem wie in jenem Werke nicht einen wirklichen Roman, ja nicht einmal eine Combination von Wahrheit und Dichtung, sondern nur einfache Geschichte, nur Wahrheit habe schreiben wollen. Sie hat daher die vorliegende Arbeit auch nur ein „Zeitbild“ genannt und demgemäß auf die Forderungen, die man an einen Roman zu machen berechtigt ist, bei ihr noch weniger als bei der ihr vorangegangenen Rücksicht genommen. Wir können dieser Erklärung nur unsern Beifall zollen; andererseits aber müssen wir doch bekennen, daß uns damit der zwitterhafte Charakter dieses Erzeugnisses noch nicht beseitigt erscheint. Hat sich auch die Verfasserin nicht blos vom Namen, sondern auch von der Innerehaltung der Geseze der Romandichtung losgerissen, so hat sie doch immer noch die allgemeine Form und Einkleidung des Romans beibehalten. Zwar componirt und construirt sie nicht wie ein Romandichter, aber sie spricht, sie stilisirt so; sie geht augenscheinlich darauf aus, daß sich das Buch so lesen soll, wie ein Roman, und gerade, indem sie dies im gewissen Sinne erreicht, bewirkt sie, daß man nun doch von ihm auch das verlangt, was ein Roman rückfichtlich seines innern Baues zu leisten hat, und sobald wir erkennen, daß dies Bedürfnis unbefriedigt bleibt, und andererseits auch nicht das entschiedene Gepräge eines biographischen oder Geschichtswerks zu entdecken vermögen, fühlen wir uns ihm gegenüber in der unbehaglichen Lage, die man einer Person gegenüber empfinden würde, von der man nicht wüßte, ob sie Mann oder Weib sei. Ein Werk, das sich nur Mittheilung der Wahrheit zur Aufgabe macht, soll sich eben nicht wie ein Roman lesen, es soll im Gegentheil alles vermeiden, was die Meinung auffommen läßt, als sei es dem Autor hoch eigentlich mehr um Unterhaltung und Zeitvertreib, als um einfache Darlegung des Thatsächlichen zu thun. Darum braucht ein solches Werk nicht um ein Haar breit minder interessant und spannend, auch nicht minder wohlgefällig in der Form und Darstellung zu sein als der vortrefflichste Roman; aber es muß diese Wirkung durch ganz andere Mittel und Eigenschaften erreichen als der Roman, es darf in Ton und Haltung nirgends die der Biographie oder Geschichtsschreibung charakteristische Form vermissen, nirgends durch geborgte Reize anlocken und fesseln wollen. Was sich für die Dichtung schickt, geziemt sich nicht für die Sprache der Wahrheit. Die Dichtung ist einmal im gewissen Sinne Illusion; sie darf sich daher, wo es ihren Zwecken dient, auch die Darstellungsweise der Wahrheit aneignen; aber für die Wahrheit existirt schlechterdings kein Grund, sich mit den Reizmitteln der Fiction herauszuputzen. Thut sie es dennoch, so erscheint sie als eine geschminkte Wahrheit, und eine solche ist keine Wahrheit mehr. Abgesehen von dem hier berührten Cardinalfehler des Buchs, den die weiblichen Leser desselben wahrscheinlich weniger empfinden werden als die männlichen, enthält dasselbe viele interessante Einzelheiten, indem es vor den Augen des Lesers theils eine große Anzahl historisch bedeutsamer Persönlichkeiten, (z. B. außer der geistreichen Fürstin, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, König August III., Kurfürst Friedrich Christian, Graf Brühl, Ismael und Raphael Mengs, der Kapellmeister Haff, dessen Frau Franzina, die Sängerin Mingotti, Herr und Frau Gottschck, Friedrich II., den Architekten Chiaveri, Rabener, Voltaire u. a.), theils charakteristische Züge und Schilderungen aus dem damaligen Hof- und Culturleben vorüberführt, manches freilich sehr apophoristisch und sporadisch, anderes aber auch in recht frisch und lebendig ausgemalten Bildern. Von gleicher Anziehungs-

Kraft wie ihre „Frau von Staël“ ist jedoch dieses Zeitbild nicht, schon darum nicht, weil sich sein Inhalt zu einer romanhaften Einkleidung weit weniger eignet, als das Leben jener interessanten Frau; außerdem aber hat sich die Verfasserin auch in der Darstellung hier mehr als dort gehen lassen.

7. Gertrud. Roman von Ernst Frige. Vier Bände.

Die Zeit, in welcher dieser Roman spielt, ist im allgemeinen dieselbe, wie die des eben besprochenen Zeitbildes, und auch der Schauplatz beider Geschichten fällt stellenweis zusammen. Selbstverständlich haben beide auch denselben historischen Hintergrund, nämlich die Zeiten vor und während des Siebenjährigen Kriegs, und zum Theil begegnen wir in ihnen auch denselben historischen Persönlichkeiten. Im übrigen aber besteht zwischen ihnen keinerlei Art von Ähnlichkeit. Zwar will auch dieser Roman nicht Erfindung, sondern eine aus Familienpapieren geschöpfte Wahrheit sein; aber gesetzt auch, daß dem so sei, trägt er dennoch in seiner ganzen Anlage und Ausführung das Gepräge eines wirklichen, im ganzen kunstgerecht gebauten Romans und erfüllt auch in der Art und Weise, wie er geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten seinem eigenen Verlaufe einverleiht, die Anforderungen, welche die Aesthetik an diese Kunstform zu machen berechtigt ist. Unter dem, was wir bis jetzt von Ernst Frige gelesen haben, ist diese Arbeit das weitest ausgereifte. Hasteten nicht an ihr, wie an fast allen Erzeugnissen der gegenwärtigen Romanliteratur, auch einige Spuren industrieller Technik, wäre namentlich den ersten Conclisten eine noch gründlichere, mehr in die Tiefe gehende Behandlung zu Theil geworden und besäße der Schluß dieselbe gedrungene und wohlgegliederte Form wie der treffliche Eingang, so würde sie nicht blos von Seiten ihres anziehenden Inhalts, sondern auch von Seiten ihrer künstlerischen Gestaltung und Durcharbeitung zu den werthvollsten Producten der heutigen Romanbildung gezählt werden dürfen. Aber auch so, wie sie ist, übertrifft sie von Seiten ihres Baues die große Mehrzahl der mit ihr concurrenzen Arbeiten, und man erfreut sich der planvollen Art und Weise, in welcher ein reicher, mannichfaltiger Stoff in ihr durcgearbeitet ist, um so mehr, je seltener man noch in unsern Tagen einem Sinne und Talent für einheitliche Composition und Organisation begegnet. Nicht minder befriedigt sie durch ihren Stoff, mag man dabei an das Ensemble der verschiedenen Persönlichkeiten oder an den Verlauf der Fabel mit ihren wechselnden Ereignissen und Situationen, oder an den darin sich abspiegelnden Gedankengehalt denken. Unter den Personen ist vor allem Gertrud, also die Haupt- und Titelheldin, eine durch Beweglichkeit, Anmuth und Schalkhaftigkeit reizende Gestalt, ebenso anziehend durch ihre Schwächen, wie durch ihre Vorzüge, in allen ihren Unarten und Verirrungen einen fernesunden Verstand und ein treues Gemüth bewahrend, von unerschöpflicher Geistesfrische und Liebenswürdigkeit, kurz ein Exemplar bezaubernder Weiblichkeit nicht von der idealsten, aber unwiderstehlichsten Gattung. Nicht in demselben Grade wie die allgemeine Anlage und Zeichnung ist dem Autor die Entwicklung derselben gelungen. Hier ist ihm der Fehler begegnet, daß sie eigentlich den höchsten Reiz im Anfang ausübt, indem ihr später nie wieder eine so gute Gelegenheit geboten wird, die Lichtseiten ihres Naturells zu entfalten, als in der Art und Weise, wie sie den Plänen der hyperidealistischen Frau von Wallbott entgegenwirkt. Inzwischen bleibt sie doch immer reizend genug, um uns bis zum Schluß dauernd zu fesseln, wenngleich man die Schlußkatastrophe selbst ein wenig anders zu haben wünscht. Auch die zahlreichen übrigen Personen sind größtentheils interessante, sich gut gegeneinander abhebende Figuren. Zu den bestausgeführten gehören die schon genannte Frau von Wallbott, deren Wese Alexander, Margaret, Herr und Frau von Brühl, der Domherr, der Feldmarschall, der Prinz im Fortshause u. s. w.; auch Nitberg und Elvire sind von wohlthuender Wirkung, nur treten sie zuletzt allzu sehr in den Hintergrund. Weniger haben uns die beiden Liebhaber, Graf Levin und Junker Wolf, zu befrie-

bigen vermocht. Ersterer ist allzu sehr vom Zuschnitt eines Romanhelden, wie ihn sich eine weibliche Phantasie auszumalen liebt; letzterer ist zu wenig Gelegenheit geboten, sich durch Activität auszuzeichnen. Ueber andere kleine Schwächen des Romans steht man bei seinen sonstigen Vorzügen gern hinweg. Wenn z. B. das Citat der Lichtwer'schen Moral: „Blinder Eifer schadet nur!“ eine Erinnerung an Gellert enthalten soll, oder wenn auch vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs von einem Krüppel erzählt wird, daß er seine beiden Beine in der Schlacht bei Kunersdorf verloren habe, so beruhen solche Irrungen jedenfalls nur auf augenblicklichen Gedächtniß fehlen.

8. Pugacëw. Geschichtlicher Roman von F. Isidor Proschko. Zwei Bände.

Wir gehören nicht zu denen, welche für ein Drama oder einen Roman die aristotelische Einheit des Orts und der Zeit fordern; aber der Verfasser des vorliegenden Romans gestattete doch der Willkür in dieser Beziehung ein gar zu freies Spiel. Nachdem das erste Kapitel desselben am Wolgagebirge, das zweite und dritte zu Petersburg gespielt hat, versetzt uns das vierte plötzlich in die Santa-Casa zu Lissabon und mit einem noch kühnern Sprunge in ein weißes Häuschen an den Ufern des Potomac in Nordamerika, um uns im fünften wieder in Lissabon das Erdbeben von 1755 miterleben und im sechsten an der Seite Kleit's die Schlacht von Kunersdorf mitemachen zu lassen. Erst im siebenten Kapitel gelangen wir wieder nach Petersburg, um von jetzt an wenigstens in den Grenzen des großen Russenreichs zu bleiben. Glimpflicher wird mit der Zeit umgegangen; gleichwohl steht man nicht wohl ein, warum, um zu Pugacëw zu gelangen, von den Ereignissen, die in den fünf ersten Kapiteln erzählt werden, ausgeholt werden muß. Alles dies ließe man sich jedoch gern gefallen; wenn wenigstens dabei eine wirkliche Einheit der Handlung bestände. Aber mit dieser steht es fast am allerschlimmsten aus. Die Ereignisse, die in dem ersten Viertel des Romans behandelt werden, nehmen jedes für sich ein so selbständiges Interesse in Anspruch, daß sie nichts weniger als geeignet erscheinen, uns auf die Geschichte Pugacëw's vorzubereiten. Im Gegentheil, wenn endlich der Verfasser dazu kommt, auch unser Interesse für den Helden des Romans in Anspruch zu nehmen, fühlt man sich bereits zu oft umsonst angeregt, als daß man Lust hätte, sich noch einmal in Spannung versetzen zu lassen, noch dazu für einen Menschen, wie Pugacëw nach der Zeichnung des Autors ist. Schon die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Helden einführt, ist die verfehlteste, die es geben kann; denn derselbe erscheint dabei nicht nur als eine brutale und gemeine, sondern auch als eine verschwindende, fast bedeutungslos nebenherlaufende Person, vermag also durch nichts eine erhöhte Theilnahme für sich zu erwecken, weder im guten noch im schlimmen Sinne. Aber auch im Fortgange des Romans gelangt Pugacëw nie zu derjenigen Bedeutung, die der Mittelpunkt einer Geschichte besitzen muß, und daher kommt es, daß es dem Roman an jeder Concentration und innern Einheit fehlt. Im einzelnen enthält er mehrere mit lebendigen Farben ausgemalte Scenen und Naturschilderungen und manches, was von ethnographischem oder culturhistorischem Interesse ist. Wenn es dem Autor gelänge, dem Vorrath an Kraft und Stoff, welcher ihm zur Verfügung steht, eine mehr centripetale als centrifugale Richtung zu geben, dann würde er gewiß im Gebiet des historischen Romans etwas recht Tüchtiges zu leisten vermögen. Er brauchte sich dann nicht mit dem Surrogat einer so künstlich-phantastischen Zusammenfassung, wie er sie in dieser Arbeit durch die Figuren des Grafen St.-Germain, Mazzarini's und Franklin's zu erreichen gesucht hat, zu behelfen.

9. Jäwis von Rosenberg, genannt von Falkenstein. Historischer Roman von E. Fried von Laura. Drei Bände.

Ein sehr reichhaltiger und in vielem Betracht durch neuen Stoff und geschickte Verarbeitung desselben anziehender Roman, dabei jedoch etwas breit in Anlage und Ausführung, stellen-

weise monoton und farbenmatt, und um einen Conflict sich bewegend, dem sich weder ein tragisch-erschütternder, noch ein harmonisch-versöhnlicher Ausgang geben ließ. János von Kolesberg ist eine im Grunde seines Herzens edle, patriotische, maßhaltende, nur das Rechte und Gute erstrebende Natur; aber trotzdem läßt er sich durch eine seltsame Verkettung von Umständen dazu verleiten, die Schuld der Bigamie auf sich zu laden. Die Motive, denen er dabei nachgibt, sind an sich keine schlechthin verwerflichen, ja vorherrschend anerkennungswerthe und Theilnahme erweckende. Darum würde es als eine Härte erscheinen, ihn dafür zu Grunde gehen zu lassen. Andererseits aber ist er dabei doch nicht ohne Schuld: denn er hat gehandelt, ohne sich die Folgen seiner Handlungsweise vollkommen klar zu machen, ohne sich zum Bewußtsein zu bringen, daß er damit nothwendig eine der beiden Frauen unglücklich machen und sich an dem herrschenden Sittengesetz veründigen mußte. Dafür durfte er nicht ungekraftet bleiben. Mit Rücksicht auf dieses Doppelverhältniß hat es der Verfasser für zweckmäßig gehalten, ihn nur dadurch zu strafen, daß er eine Zeit lang die Nemesis über seinem Haupte schweben, dann aber die von ihm verleugnete Gemahlin selbst seine Rettung bewirken läßt. Ob dieser Ausgang historisch oder vom Autor erfunden ist, wissen wir nicht; jedenfalls dürfte sich kaum ein den Vorgängen entsprechenderer ausfindig machen lassen. Trotzdem vermag er den Bedürfnissen des ästhetischen Gefühls nicht ganz zu genügen, denn er hat das Unangenehme, daß man weder recht kalt noch recht warm dabei werden. Außerdem beleidigt er auch noch dadurch, daß in ihm die Interessen des Herzens und der einfach natürlichen Empfindungen denen der conventionellen und politischen Verhältnisse geopfert werden, und dafür vermag man sich um so weniger zu erwärmen, als die damaligen Zustände Böhmens kaum eines solchen Opfers werth erscheinen. Unter den Figuren des Romans sind außer János besonders die Königin, Dalemis, Eliska, Jodok und Sezema von charakteristischer Ausprägung; auch dem Fräulein Eudmila und Werdthold von Emerberg fehlt dieselbe nicht; aber beide Figuren sind von einer fast widerwärtigen Wirkung; der Verfasser hat es nicht recht verstanden, dem bösen Princip diejenigen Seiten abzugewinnen, die es vorzugsweise für die Poesie interessant machen. Auch steht die Bedeutung, die diesen Personen zu Anfang des Romans beigelegt ist, mit derjenigen, die sie im weiteren Verlauf desselben haben, in keinem richtigen Verhältniß. Mit der Einführung farbloser Nebenfiguren hätte der Verfasser sparsamer sein sollen. In langen Registern böhmischer Namen liegt wahrlich nichts Anziehendes.

10. Der Fürstensohn. Erzählung von F. Schregel.

Der Verfasser erzählt in dieser Novelle die Erlebnisse eines jungen Fürstensohns, der als schlichter Wanderer in die Fremde geht, um unerkannt eine bessere Kenntniß der Menschen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen, und deutet sodann auf die guten Früchte, die dies Unternehmen trägt. Gewissermaßen soll also sein Buch eine Art Fürstenschule sein und der Grundgedanke desselben ist soweit ein ziemlich gewichtiger; dem entgegen aber erscheint die Auflösung überaus unzulänglich und schwächlich. Das Ganze schmeckt sehr nach dem Product eines schwächlichen theologischen Candidaten, der sich vorübergehend auch einmal mit der Aufgabe eines Prinzenenerziehers beschäftigt hat und dabei zu dem Resultat gekommen ist, daß es einem Prinzen gar nicht schaden könnte, wenn er einmal ähnliche Erfahrungen, wie er selbst, durchzumachen hätte. Innerhalb dieses Horizonts etwa bewegt sich die Weltanschauung des Verfassers.

11. Kaiser Leopold der Zweite und seine Zeit. Historischer Roman von E. Mühlbach. Drei Bände.

Von Seiten der unterhaltenden und spannenden Kraft seines Inhalts und einer pikanten und lebendig anschaulichen Charakteristik interessanter historischer Persönlichkeiten ist dieser Roman vielleicht der gelungenste des ganzen Jahrgangs. In erster Be-

ziehung zeichnen sich besonders die in Paris und Brüssel spielenden Scenen, welche sich um einen Blutschwuch der böhmisches Königsfamilie unter Mitwirkung der Amazonen Designe de Mericourt und die hieraus sich entwickelnden Abenteuer dieser Dame bewegen, und einzelne Auftritte in der Geschichte der Gräfin von Wolfenstein aus; in letzter Beziehung ist besonders das Bild des alten Fürsten von Kainitz, des sogenannten Kurfürsten der europaischen Politik, in ebenso scharfen wie ergöglichen Zügen ausgeführt; außer ihm sind aber auch Kaiser Leopold, Baron Thugut, Victoria von Boulat, Fürst von Liechtenstein, Barnave, General Bischofswerder a. a. mehr oder minder interessante und lebendig vergegenwärtigte Figuren, wenn auch nur wenige derselben eine tiefere Sympathie zu erwecken vermögen. Weit weniger leistet der Roman von seinen künstlerischen Composition und in der sprachlichen Form des Gedankenausdrucks, besonders innerhalb der Gespräche und Selbstgespräche. Als Ganzes betrachtet ist der Roman von einem äußerst lockern Bau. Seine Einheit besteht in der That kaum in etwas anderm als darin, daß er mit dem Regierungsantritt Leopold's II. beginnt und mit dem Tode desselben schließt. Danach scheint es, als werde der Kaiser der eigentliche Held und Mittelpunkt desselben sein. Dem ist aber nicht so. Die Ereignisse bewegen sich zwar größtentheils um ihn und werden theils von ihm angeregt, theils von ihm aufgehalten; aber trotzdem ist er nicht diejenige Person, die vorzugsweise unser Interesse zu erwecken im Stande wäre, weil er nicht mit Klarheit und Umschiedenheit irgendein wünschenswerthes oder fliehenwerthes Ziel erstrebt, sondern sich trotz hervorragender Eigenschaften der Gemüths und Verstandes schwach und unentschlossen zwischen entgegengesetzten Tendenzen hin- und herbewegt und von vornherein zu klar erkennen läßt, daß er den Keim des Todes in sich trägt. Unter solchen Umständen erhalten die persönlichen Elemente dem Centrum gegenüber ein gar zu großes Uebergewicht; diese selbst aber stehen zueinander in so losem Verhältniß, daß sie sich mehr nebeneinander her und zwischeneinander durch, als in organischen Wechselbeziehungen für- und gegeneinander bewegen. Jedes derselben hat einen ziemlich selbständigen Verlauf, und fast keins derselben gelangt zu einem befriedigenden Abschluß. Demgemäß befriedigt der Roman mehr während des Lesens, als nach demselben. Bei der Lectüre selbst aber empfindet man zuweilen recht unangenehm die der Verfasserin allzu bequem und leicht vom Munde fließende Diction. Die Nebenwelche sie ihre Personen mit sich und andern halten läßt, sind gar zu oft nichts weiter als Worte, Worte, Worte, die mehr aus dem Bedürfnis nach Bungenbewegung als wirklichen Empfindungen und Gedanken entsprungen zu sein scheinen. Wir zweifeln zwar nicht, daß ein großer Kreis der Leser gerade an dieser Ausdrucksweise Gefallen finden mag. Dennoch thut es uns leid, daß die Verfasserin diesem Geschmack allzu entgegenkommend huldigt. In nicht wenig Stellen beweist sie, daß sie sich auch gehaltvoller und conciser auszudrücken versteht. Sie sollte sich also anlegen sein lassen, in ihren Leistungen nirgends hinter ihren sehr achtungswerthen Kräften zurückzubleiben.

Nachdem wir eine Reihe von Jahren hindurch die Bestanden der vorliegenden Romanbibliothek und auch noch voranstehend den funfzehnten Jahrgang in mehr oder minder eingehender Weise besprochen haben, glauben wir uns in Betreff ihrer beiden letzten Jahrgänge, des sechzehnten und siebzehnten, mit einer summarischen Anzeige derselben begnügen zu dürfen. Nach denjenigen Gaben, die uns bis jetzt davon zugegangen sind, zu urtheilen, hat der allgemeine Charakter der Sammlung keine wesentliche Veränderung erlitten. Der historische und culturhistorische Roman spielt darin noch immer die Hauptrolle, doch sind daneben auch der sociale Roman, der Familienroman, der Tendenzroman und die Novelle vertreten. Die Stoffe zu den historischen Romanen sind aus sehr verschiedenen Gebieten geschöpft; in der Art und Weise, sie zu behandeln, der

gegen herrscht weniger Mannichfaltigkeit. Die meisten derselben tragen deutlich erkennbar das Gepräge von Producten, wie sie aus der Verbindung des Talents mit der Industrie hervorgehen pflegen. Phantasie und künstlerische Gestaltung sind dabei in der Regel nicht allzu sehr in Thätigkeit gesetzt. Man begnügt sich, Geschichtswerke, Biographien, Memoiren oder Ereignisse des täglichen Lebens auszubeuten und so zu verarbeiten, daß man damit im höhern oder niedern Grade das Bedürfnis nach Unterhaltung und Belehrung zu befriedigen vermag. Dieser ist selten der Ursprung, höher selten der Zweck dieser Erscheinungen. Das große Publikum unserer Zeit verlangt nicht mehr, und für das große Publikum arbeitet man.

Früher zerfiel das Publikum in verschiedene Schichten. Es gab unter ihm durchgebildete, halbgebildete, ungebildete Leser, und für jede dieser Bildungsstufen gab es verschiedene Schriftsteller. Wer für die Elite schrieb, verzichtete darauf, in die Masse zu dringen; und wer nach der Gunst der Massen strebte, dachte nicht daran, die Kenner zu befriedigen. An Gradunterschieden der Bildung fehlt es auch heute nicht; aber die Abkufungen sind so gering, die Uebergänge so unmerkliche, daß zwischen den Hochgebildeten und zwischen den Mindestgebildeten nirgends eine scharfgezogene Grenze zu entdecken ist, daß die Zahl derer, die überhaupt lesen, nur noch eine einzige, ungegliederte, unterchiedslos ineinander verschwimmende Gesamtheit bildet. Infolge dessen fehlt dem Schriftsteller eine klare, bestimmte Vorstellung von den Bedürfnissen und Ansprüchen derer, für die er eigentlich schafft. Soll er für die Durchgebildeten schreiben, die sich in keiner Weise als eine besondere Fraction der Gesellschaft mit bestimmten Reigungen und Forderungen von den übrigen abheben? Soll er für Halbgebildete oder Ungebildete schreiben, jetzt, wo keiner mehr als halb- oder ungebildet gelten mag, wo der Geschmack des Kammer- und Stubenmädchens mit dem Geschmack ihrer Herrin nicht bloß in Betreff der Grinoline und des Kleiderchnitts, sondern auch in Betreff der Lectüre und des Theaterbesuchs auf gleicher Höhe zu stehen strebt und nicht selten auch wirklich steht? Das eine würde so mißlich sein wie das andere; also bleibt ihm nichts übrig, als für alle zu schreiben. Es zwingt ihn hierzu die Beschaffenheit des heutigen Publikums, der vorherrschend industrielle Charakter des jetzigen Buchhandels und der ganze Zug unserer alles applaudirenden und nivellirenden, in jeder Beziehung nach Volksthümlichkeit ringenden Zeit; und die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß er sich, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht über eine gewisse mittlere, von allen gleich leicht zu erreichende Höhe erhebt, daß der Durchschnittswerth seiner Leistungen auch nur dem Durchschnittsmaß der gerade herrschenden Forderungen entspricht.

So betrachtet, erscheint das „Album“ als ein echtes Kind unserer Zeit. Zwischen den besten und den schwächsten seiner einzelnen Arbeiten besteht zwar, wie sich schon aus den Namen seiner verschiedenen Mitarbeiter entnehmen läßt, immer noch ein sehr beträchtlicher Unterschied; aber über die Höhen des Mittelgebirgs erheben sich nur sehr wenige derselben. Dies gilt, so weit sie uns bekannt geworden, von seinen neuesten, wie von seinen frühern Jahrgängen.

Wie der allgemeine Charakter seiner Gaben, so ist auch der Ursprungsstamm seiner Mitarbeiter derselbe geblieben. Wie vordem bezeugen wir auch neuerdings den Namen Levin Schücking, Edmund Hoeser, Ernst Frige, L. Mühlbach, Alfred von Lauria, Bernd von Gusek, Isidor Proschko, Luise Otto, Julie Burow u. s. w., und als neu hinzugekommene bieten sich nur Jakob Gorrinus, Marie Norden, Ernst Hellmuth, Haas und einige Newlinge, wie Rublad, Buch und Wachberg dar, deren Beiträge noch nicht bis zu uns gelangt sind.

Unter den Arbeiten der ältern Contribuenten entsprechen die meisten rücksichtlich ihrer allgemeinen Beschaffenheit den frühern Leistungen derselben Schriftsteller. Ernst Frige in „Ibaliun“ und „Die Erben von Wollun“ und Edmund Hoeser in der zweibändigen Erzählung „Der große Baron“, bringen wieder Familiengeschichten und bewahren dabei ihre gewohnte Gewandt-

heit in Auffassung und Reproduction von Personen und Zuständen; aber in der Wahl des Stoffes sind sie weniger glücklich als in ihren zuletzt von uns besprochenen Arbeiten gewesen. Darunter hat auch die Behandlung und Darstellung, namentlich die Composition des Ganzen gelitten. Frige bewegt sich mehr als sonst im Gebiet eines angekränkelten Gefühllebens, und hier weiß er weit weniger die interessanten Seiten hervorzuhoben als bei der Zeichnung praktischer und lebenslustiger Figuren. Sein „Ibaliun“ leidet außerdem an einer Zersplitterung des Interesses und an dem stets unangenehm wirkenden Umstände, daß sich seine Geschichte mehr um Ereignisse der Vergangenheit als der Gegenwart dreht. Das letztere ist auch bei Hoeser's „Großem Baron“ der Fall. Diesem schadet außerdem noch, daß der Titelheld des Romans anfangs weit bedeutender hingestellt wird, als er später erscheint, weil die Conflicte, die er durchzumachen hat, kaum Conflicte zu nennen sind.

L. Mühlbach gibt in dem zweibändigen Lebensbilde „Franz Kátóczy“ einen recht unterhaltenden Ueberblick über die Kämpfe der Kátóczy's mit dem Hause Oesterreich, jedoch nicht in Form eines Romans, sondern eines popularisirten Geschichtsbildes. Die Bedeutung, welche sie Kátóczy in der Einleitung beilegt, hat sie im Werke selbst nicht herauszuarbeiten vermocht. Ueberhaupt ist der Titel des Buchs dem Inhalt nicht ganz gemäß. Im ganzen ersten Bande ist von Franz Kátóczy II. kaum die Rede, und selbst im zweiten wird er erst nach und nach zur eigentlichen Hauptperson. Weit besser ist der Verfasserin die Zeichnung seiner Mutter und Großmutter gelungen.

Der historische Roman „Ein böhmischer Student“ von Isidor Proschko zeigt uns den Autor anfangs wieder in der ihm eigenthümlichen Neigung, sich in wunderlichen Sackadspürungen über Zeit und Raum hinwegzusetzen; gegen das Ende wird jedoch seine Darstellung gehaltener und regelrechter, und im ganzen dürfen wir dieser Composition vor seinem „Pugaczew“ entschieden den Vorzug geben.

Luise Otto's „Schultheigentöchter von Nürnberg“ sind, obwohl für sich verständlich, eine Fortsetzung ihres frühern Romans „Nürnberg“. Der Baubruher Ulrich ist auch hier wieder die Hauptfigur. Er erhält aufs neue mehrfach Gelegenheit, bedrohte Frauen und Jungfrauen in seinen Schutz zu nehmen, zugleich aber füllt die Verfasserin ein menschliches Können und läßt ihn schließlich auch selbst durch ein ihn aus seiner Verlassenheit erlösendes Wesen beglückt werden. Auch Albrecht Dürer, Willibald Pirckheimer u. a. kommen wieder vor, und dies gibt der Verfasserin wieder Anlaß zu einigen culturhistorischen Excursen. Im ganzen ist jedoch dieser Roman in diesem Betracht weniger ausgiebig als der vorige, dafür aber reicher an Handlungen und Ereignissen.

Der historische Roman „Ein Bürgermeister“ von Julie Burow und „Karl Gustav“ von Bernd von Gusek enthalten beide spannende Verwickelungen und gelungene Zeichnungen von Zeitverhältnissen und Persönlichkeiten, in ihrem Schluß aber sind sie sehr unbefriedigend.

Dem vierbändigen Roman von Julius Mühlfeld: „Ehre“, obgleich er gegen eine frühere Arbeit des Autors einen Fortschritt bekundet, wäre sehr zu wünschen, daß er von Seiten der Qualität ebenso viel leistete als in quantitativer Beziehung. Gar manches schmeckt darin noch nach einer unausgereiften Lebensanschauung. Aber es wird wol unter den Leserinnen auch solche geben, denen gerade dies am besten gefällt.

Die kleinste, aber nicht geringste unter den uns hier beschriftigten Gaben ist eine Novelle: „Junge Anfänger“, von Gustav Höcker. Sie erzählt in humoristischer Weise, wie ein paar junge Anfänger als Compagnons ein Tabacksgeschäft begründen, zu dem Leiblich das Geld, Druß das Talent hergibt, wie sich beide in eine und dieselbe reiche Erbin verlieben und Talent und Liebenswürdigkeit über Geld und Speculation den Sieg davontragen. Der Verfasser zeigt, daß er in dieser Sphäre wohl zu Hause ist, mit offenem Auge beobachtet und das Beobachtete mit Laune wiedergegeben versteht. Dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als diese kleine Gabe

auf dem Titel und im Verzeichniß gar nicht genannt ist, jedenfalls aber mehr Ergögliches bietet, als viele der bündelfällenden Romane. Der Sentimentalität und Ueberschwenglichkeit, an welcher ein früherer Roman des Autors litt, ist er hier mit richtigem Takt aus dem Wege gegangen.

Unter den uns zugegangenen Beiträgen von neuen Mitarbeitern sind uns „Der heilige Born“ von Jakob Corvinus, „Apoll von Syzang“ von Ernst Hellmuth und „Die Passauer in Prag“ von E. G. Haas als die unterhaltendsten erschienen. Die erste dieser Arbeiten schildert in theils ernster, theils scherzhafter Form das tolle und wunderliche Treiben um den Gesundbrunnen von Pyrmont um das Jahr 1556, wo dieser schon früher bekannte Heilquell dergestalt zu Ruhm und Ansehen gelangte, daß daselbst aus allen Ländern Europas über 10000 Menschen, Kranke und Gesunde, Krämer und Müßiggänger, Schwindler und Abenteuer, zusammenströmten und den Besitzer des Wunderquells, den Grafen von Pyrmont, in große Gefahr brachten, im allgemeinen Wirwar selbst verwirrt zu werden. Der Verfasser hat seinen Stoff aus alten Chroniken geschöpft und liefert uns demzufolge mehrere recht ergögliche Sittenbilder aus damaliger Zeit, zum Theil mit Beibehaltung des damaligen Chronikentils. Schade ist, daß er hierbei nicht das rechte Maß innegehalten und andere Partien dazwischen gebracht hat, deren Ton und Darstellung zu jenem Stil nicht recht stimmen will. Der Hellmuth'sche Roman behandelt das tragische Geschick des französischen Dichters André Chénier, der bekanntlich als Verfasser von Ludwig's XVI. Appellation an das Volk im Jahre 1794 der Guillotine verfiel. Die bewegte Zeit, der interessante Schauplatz und eine große Anzahl historisch wichtiger Persönlichkeiten verleihen dem Roman ein vorwiegend stoffliches Interesse. Bezüglich der Darstellung bewegt er sich auf der gewöhnlichen Heerstraße. Der Roman von Haas spielt zur Zeit des Kaisers Rudolf II. zu Prag und hat die Bewegungen zum Hintergrund, unter denen Rudolf seinem Bruder Matthias erlag. Auch ihm fehlt es nicht an interessanten Charakteren und Situationen, jedoch ist ihm nicht günstig, daß die Zeit Rudolf's von den Romanen des Albums schon allzu sehr ausgebeutet ist. Der Autor ist jedenfalls nicht ohne Talent; namentlich verräth er Neigung und Befähigung für das Romische.

Minder hoffnungserweckend und mehr einem früheren, als dem jetzigen Geschmack entsprechend ist „Columbus und seine Zeit“ von Marie Norden. Außer der Geschichte des Columbus werden darin auch die Kriege mit den Mauren in Scene gesetzt.

Die von uns unerwähnt gebliebenen Romane dieser beiden Jahrgänge sind uns entweder noch nicht zu Gesicht gekommen oder haben uns zu keinen besondern Bemerkungen Gelegenheit gegeben.

11.

Biographische Erinnerungen an Justinus Kerner.

Justinus Kerner und das Körnerhaus zu Weinsberg. Gedächtnisblätter aus des Dichters Leben. Von Aimé Reinhard. Mit drei artistischen Beilagen. Tübingen, Osnander. 1862. 8. 15 Ngr.

Schon mehrfach haben wir in unsern Besprechungen von Biographien neuerer deutscher Dichter darauf hingewiesen, daß sie meist das Interesse nicht gewähren, welches die Lebensläufe, der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts in uns erwecken. Das Leben der letztern, eines Lessing, Herder, Goethe, Schiller erscheint uns wie ein fast ununterbrochener Entwicklungsproceß, der zu immer größerer Läuterung und Vervollkommenung führt. Sie schufen, im schweren harten Kampfe, sich aus sich selbst; im Reiche der höhern sittlichen und humanen Ideen lebend, suchten sie sich klar zu machen über Fragen, die dem Menschen als die höchsten gelten müssen, und sich künstlerisch zu vollenden; täglich Buch über sich führend und sich über sich selbst Rechenschaft gebend, kannten sie keinen Stillstand, sondern nur unablässige Entwicklung. Wie sie mitten in der Idee der Menschheit lebten, so lebte auch die Menschheit selbst mit und

in ihnen eine ganze Epoche durch. Die Briefwechsel, die sie mit andern geistbegabten Männern und Frauen führten, zeigten alle dahin ab, sich über die wichtigsten Materien wie über sich selbst, ihre Fähigkeiten und ihre Mission Aufklärung zu verschaffen. Daher auch die Fülle von Ideen und instructiven Gesichtspunkten in Lessing's, Herder's, Goethe's und Schiller's Briefen, die für uns Nachlebende einen fast unerschöpflichen Bildungs- und Veredelungskstoff enthalten; daher die erstaunlichen Entwicklungen, welche zwischen den ersten Lustspielversuchen Lessing's und seinem „Nathan“, zwischen den „Räubern“ und „Wallenstein“ oder „Wilhelm Tell“, zwischen „Werther“ und „Wilhelm Meier“, zwischen „Edg von Werlichingen“ und „Torquato Tasso“ oder innerhalb nur der einen Dichtung, dem Goethe'schen „Faust“ liegen.

Anders verhält es sich in der Regel, wir wollen keineswegs sagen immer, bei den Dichtern neuerer und neuester Zeit. Diese empfangen meist die überlieferten Resultate der Bildung, begnügen sich mit ihnen und wirtschaften damit auf einer kleinen Parzelle, die als sogenannte „Specialität“ ihrer persönlichen Neigung am besten zusagt. Sie beherrschen einen gewissen individuell abgeschlossenen kleinen Kreis von Ideen und Empfindungen, streben aber über ihn nicht hinaus, um zu etwas Höherm und Allgemeinem zu gelangen; ja sie weisen, was sie in ihrer Individualität und Selbstgenügsamkeit zu fördern droht, meist ohne weiteres ab. Bei so von Haus aus mit sich selbst zufriedenen Menschen wird von einem wirklichen Streben nach immer höherer sittlicher und geistiger Vervollkommenung nicht wohl die Rede sein können. Sie sind gemeinhin schon fertig bei ihrem ersten Auftreten und bleiben meist auch so; ihre Grundanschauungen und Empfindungen erweitern oder modifizieren sich wenig oder gar nicht, und man muß schon zufrieden sein, wenn diese sich nicht im Laufe der Zeit sogar verengern und immer nur individueller und capriciöser werden. In ihren kleinen Gebieten bringen sie es wol bis zu einer oft blendenden Virtuosität, die aber nicht immer von Mäuer frei ist; sie haben auch wol Empfindungen, die zum Herzen sprechen, und melodische Töne, die schmelzend an das Ohr klingen; aber der große Stil fehlt meistens den Menschen, wie ihren Leistungen.

In Nr. 28 d. Bl. nahmen wir Gelegenheit, einige Schriften über Ludwig Uhland zu besprechen, und heute haben wir es mit einer biographischen Schrift über seinen Freund Justinus Kerner zu thun. Man sieht, die Schwaben halten etwas auf ihre dichtenden Landesleute, was wir ihnen übrigens nicht gerade zum Tadel anrechnen; kaum sinkt ein schwäbischer Dichter ins Grab, so findet sich auch alsbald ein gemüthlicher Landesmann, der ihn in das Leichentuch eines längern Nekrologs oder einer Biographie wickelt und so eingewickelt dem Publikum darreicht. Im Norden wenigstens findet man diese landmannschaftliche Gesinnung viel weniger, und es ist sehr die Frage, ob sich geeignete Augenblicke die Pommern für ihren Prug, die Lippe-Deumolder für ihren Freiligrath und die Lübecker für ihren Geitel in gleicher Weise erschaffen werden. Gemüthswärme und Erregbarkeit findet man eben im deutschen Süden mehr als im Norden, wo alles feiner und schärfer geschliffen, aber auch kälter und berechneter ist und jede Aufwallung unter Controle des nüchternen Verstandes steht. Mangel an Herzenswärme schließt freilich keineswegs immer die Phrase aus, die ja so häufig dazu dient und darauf berechnet ist, diesen Mangel zu verdecken.

Doch wir haben hier von Justinus Kerner zu sprechen. Wir stehen nicht an zu sagen, daß, wenn sein Freund Uhland als Künstler höher steht und namentlich in der Ballade Vollkommenes, zum Theil Vollkommenes und Vollkommenes geleistet hat, Justinus Kerner doch lyrisch tiefer und inniger, man möchte auch sagen kindlicher empfand. Durch Uhland's Leben geht, ehrlich gestanden, ein ziemlich prosaischer Zug, während Kerner's Leben von einem poetischen Hauche überweht ist. Uhland, der Gelehrte, welcher in Bibliotheken mühsam forschte, der Advocat, das württembergische Ständemitglied, hatte sich gewöhnt, das Leben kalt und objectiv anzufassen; Kerner übertrug seine ganze halb somnambule Innerlichkeit auf sein gesamtes Leben und

Treiben. Er wandelte fast wie ein immerhin liebenswürdiger Schemen unter andern Schattenbildern, und ein halb spukhafter Schein verbreitete sich über sein ganzes Wesen und theilte sich seinen Umgebungen mit. Er war ganz eigenartig, aber seine Eigenartigkeit war durchaus liebenswürdig, sein Charakter überhaupt grundgemüthlich. Es ist nicht nöthig, daß sich in eines Menschen Leben große Vorfälle und Katastrophen zusammendrängen, um seine Biographie interessant zu machen; ein reiches inneres Leben ist hierzu hinreichend. Und ein solches Leben führte Kerner, dessen Lebensbeschreibung daher nach dieser Seite hin viel anziehender ist als irgendeine Biographie Uhland's. Aber was wir oben von den modernen Dichtern im allgemeinen sagten, paßt auf Kerner erst recht. Er war vom ersten Augenblick an fertig in sich, er dichtete heute ebenso gut, aber nicht besser, zuweilen selbst schlechter als vor 20 oder 30 Jahren; seine Empfindungs- und Anschauungswelt war tief innerlich, aber eng begrenzt und in sich abgeschlossen; er hatte kein hohes künstlerisches Streben; er suchte seine Ideen nicht zu erweitern, sich nicht zu einem Gattungsmenschen zu verallgemeinern; alle Resultate der neuern wissenschaftlichen Forschung waren ihm gleichgültig; nur immer capriciöser spann er sich in seine sonnenbunten-magnetische Geistesfieber und in seine phantastischen Traumereien ein.

Wir wenden uns nun zu dem vorliegenden, mit drei „artistischen“ Beilagen, dem Porträt Kerner's (nach einer im Frühjahr 1861 aufgenommenen Photographie), der Ansicht des Kernerhauses in Weinsberg und einem Facsimile ausgestatteten und mit großer Pietät geschriebenen Büchlein. Ueber die Veranlassung zur Entstehung desselben bemerkt der Verfasser in der Vorrede: „Gleich nach Justinus Kerner's Tode hat es die Gemeinde Weinsberg für ihre Ehrenschuld erkannt, diesem ihrem berühmtesten Mitbürger, an der Stelle seines dreinundvierzigjährigen Wirkens, ein seines Namens als Dichter und Naturforscher, wie seiner Verdienste um Stadt und Amt als Arzt würdiges Denkmal zu errichten, und schon ist zur Verwirklichung dieses Gedankens ein günstiger Anfang gemacht.“

„Die Oskarver'sche Buchhandlung, in deren Verlag vor 50 Jahren der von Kerner mit Uhland, Schwab u. a. veranstaltete „Deutsche Dichterwahl“, sowie zum ersten male dessen erste medicinische Schrift, die Beschreibung des Willbades, erschienen, glaubte, in Uebereinstimmung mit dem Ausschuss für das Kerner-Denkmal in Weinsberg, das Unternehmen durch Herausgabe eines billigen Schriftchens, dessen Reinertrag dem bereits gesammelten Grundstock zusetze, befördern zu können. Den ehrenbaren, mir wenige Tage nach Kerner's Hinscheiden gemachten Antrag, ein diesem Zwecke entsprechendes Gedenkbüchlein abzufassen, konnte ich nur mit Freuden annehmen, da er mir die willkommene Gelegenheit bot, der Liebe und Verehrung für den edeln Sänger Ausdruck zu geben, und zugleich theilweise den frühern Wunsch zu verwirklichen: eine Skizze seines so reichen weinsberger Lebens zu versuchen, wozu er selbst, durch die für eine anderweitige Arbeit mit dem schönsten Vertrauen gewährte Benützung seiner brieflichen Schätze und das mir am Anfang des letzten Winters gewährte Glück, mehrere Wochen bei und mit ihm leben zu dürfen, die erste Anregung gegeben hatte.“

Auf den Inhalt der Schrift selbst glauben wir hier nicht näher eingehen zu sollen, da wir durch Auszüge unsern Lesern den Dichter doch nicht mehr bekannt machen könnten, als er ihnen schon vermuthlich bekannt sein wird. Denn über wenige neuere Dichter ist so viel in illustrierten und nichtillustrierten Zeitschriften veröffentlicht worden als über Kerner schon bei Lebzeiten und gleich nach seinem Tode, ganz ungerechnet seine eigenen Mittheilungen im „Vaterbuch“, der „Schriften“, „Billeggiatur in Weinsberg“ und „Lenau in Schwaben“ von Emma von Riendorff, die „Zwei friedlichen Blätter“ von David Strauß, und einzelne den Dichter betreffende Partien in Barnhagen's „Denkwürdigkeiten“. Ein liebenswürdiges Büchlein über ein so innerliches Dichterleben, wie Justinus Kerner es führte, läßt sich in der That auch nur am besten im Zusammenhange lesen.

Dem Kerner-Hause in Weinsberg ist begreiflicherweise ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch diese Dichterherberge und das etwas phantastische Treiben darin ist durch Abbildungen und Beschreibungen genugsam bekannt, obgleich der Verfasser sehr wahrscheinlich den frühern Beschreibungen manches weitere Detail hinzugefügt haben mag. Nur folgende den Dichter Nikolaus Lenau betreffende Stelle möge hier mitgetheilt sein: „Auch mit Kerner schloß Lenau den Bund der Freundschaft, und so oft er in den 13 folgenden Jahren nach Württemberg kam, weilte er als ein ersehnter Gast im „kleinen Haus“ und brachte daselbst viele der besten Tage seines so bewegten Lebens zu. Im Alexanderhäuschen war's, wo er sich im Frühjahr 1832 auf seine amerikanische Reise rüstete, sodas Kerner richtig sagen konnte, er habe sich von da aus zur Fahrt über den Ocean eingeschifft. Und als er 1833 zurückkehrte aus dem „furchtbar fremden“ Lande, das ihm, mit seinen „ausgebrannten Menschen in ihren ausgebrannten Wäldern“, als „das wahre Land des Untergangs, der Wesen der Menschheit“ erschienen war, eilte er zuerst zu Kerner, bei dem er mit dem bekannten Ausrufe eintrat: „Alter! Da bin ich halt wieder! Aber das sind keine vereinte Staaten, das sind verschwante Staaten!“ Gewöhnlich bewohnte er das Thurmzimmer, wo er z. B. im Februar und März 1834 einen großen Theil seines „Haust“ dichtete. Mit Alexander von Württemberg lebte er wie mit einem Bruder, und die beiden, die oft zur gleichen Zeit die „Sehnsucht nach Justinus“ fühlten, kamen meist auch zusammen nach Weinsberg. Kerner selbst hing mit sorgenvoller Liebe an „seinem Niembach“, als ob ihm frühe schon die Ahnung geworden wäre, daß ein düsteres Schicksal diesen Freund ereilen sollte; der Seher hatte dieses eine mal wirklich die Geister geschaut, die nacheinander in „Faust“, in „Evaronara“ und in den „Albigensern“ den verhängnißvollen Kampf auskämpfen um die Seele des melancholischen Sängers der „Schifflieder“.“

Ueber Kerner als Dichter bemerkt der Verfasser: „Von allen Meistern des Gesangs ist wol Justinus derjenige, bei welchem der Dichter und der Mensch am innigsten in eine Persönlichkeit zusammenfließen, dessen Poesie mithin ebenso sehr nur aus seinem eignen Wesen zu würdigen ist, als umgekehrt sein Charakter sich einzig aus seinen Dichtungen erkennen läßt. Denn ihm war die Poesie keine Kunstthätigkeit, die man als Haupt- oder Nebenberuf betreibt, sondern eine Naturnothwendigkeit, welche in sein geistiges Leben hineingehörte, wie das tägliche Brod zum leiblichen Gedeihen: Justinus dichtete nicht, weil er wollte, sondern weil er mußte, oder vielmehr, er dichtete eigentlich nicht, er sang, er sprach in natürlich sangbaren Worten aus, was in seinem Innern melodisch erklangen. Dies ist der Grundcharakter seiner Muse, und wenn wir der früher angeführten Andeutungen Barnhagen's gedenken, so erkennen wir, daß es ein ursprünglicher ist, und daß Kerner, wie als Mensch, so auch als Dichter, seine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abschwächen ließ. Er ist ein echter Naturforscher, dem die Laute des vollen Herzens höher gelten als alle regelrechte Kunstpoesie, durchaus subjectiv in Anschauung und Ausdruck: wie das Gefühl in ihm spricht, so strömt es auch aus ihm; daher ist er der Form weniger Meister als Uhland und Schwab; die Sprache ist ihm Nebensache, die Rücksicht auf Wohlklang des Versbaues bestimmt ihn nie. Härten und Unebenheiten im Rhythmus zu überwinden, weil sie für ihn in Wahrheit nicht da sind. Wenn aber Gebante und Ausdruck harmonisch ineinanderfließen, da ist das Gedicht ein Guß, „da gibt es einen guten Klang“. Darum sind auch Kerner's Lieder eine reiche Fundgrube für Componisten geworden.“

Diese Charakteristik scheint uns im ganzen treffend zu sein; sie bezeichnet ziemlich genau Kerner's Vorzüge als lyrischer Dichter wie seine Schwächen als Künstler und Denker, und wenn der Verfasser sagt, daß Kerner „seine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abschwächen ließ“, so will das eben nichts weiter sagen, als daß Kerner, wie schon angedeutet, jeden Einfluß höherer, klarerer und universellerer Naturen als

fremdbartig und für ihn störend abwieß, daß er seinem dunkeln Drange hingegeben sich im Grunde außerhalb der fortschreitenden Entwicklungen des menschlichen Geschlechts hielt und daß ihm aller Trieb oder der Wille fehlte, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seinen nebelhaften Blick zu klären und sich von Kunststufe zu Kunststufe emporzuarbeiten. Er theilte mit vielen andern neuern Dichtern, die aber nicht den gleichen Gemüthsfonds besaßen, das allerdings bequeme Vorurtheil, daß das Dichten durchaus keine Arbeit sein und durchaus keine Mühe machen dürfe. Solche Dichter wie Kerner können mit einzelnen sangbaren und empfindungsvollen Liedern, den Geburten eines günstigen Augenblicks, wol im Munde und Herzen des Volks fortleben; aber sie gehören nicht zu denen, deren Einfluß und Wirkung aus den kleinen Kreisen individuell gestimmter und gemüthlich angeregter Menschen in weitere Menschheitskreise hinübergreift. Daher auch Goethe's Wort: es könne aus jenen Regionen nichts „Menschheitsbezwingendes“ hervorgehen. Und doch, wenn man die in einen glänzenden Eispanzer eingeschnürten Gebirgsriesen, welche mit ihrem Haupt den Himmel zu stützen oder zu stürmen und mit ihrem breiten Fuß den Erdboden zu zerdrücken scheinen, lange genug angestaut hat, dann richtet man auch wol gern wieder einmal den Blick auf ein blauesüftiges Aillromantisches Thal mit seinem heimlich murrenden Nüßbach, mit dem saftigen, von Schlüsselblumen und Gedenken durchwirkten Wiesengrün und vielleicht einem ärmlichen aber materiellen Getrümmer auf niedrigem Bergesvorsprung.

A. M.

Eine Monographie über Arnold Winkelried.

Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Ein historisches Bild nach neuesten Forschungen. Von Hermann von Liebenau. Aarau, Sauerländer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Geist der Kritik, den Niebuhr zuerst auf dem Gebiete der altrömischen Geschichte ins Leben rief, drang bald auch hinüber in das Reich der Geschichten des neuern Europa. Und auch hier entwickelte er eine so ähndende und zersetzende Kraft nicht ohne Hinzutritt des gleichzeitigen Hegelianismus, daß sich nichts mehr vor ihm sicher fühlte, wenn es nicht von Stein und Eisen war, d. h. nicht auf dem Felsen Grunde der unantastbaren Glaubwürdigkeit ruhte. Die Reaction konnte nicht außen bleiben nach den Gesetzen, denen das Hin- und Herbogen des geistigen Lebens der Menschheit unterworfen ist, freuen wir uns dessen; wir dürfen die bekannten Worte des großen Dichters hier anwenden: „Es war uns zum Heil, es ist uns nach oben.“ Denn jener Geist hat uns sehnstüchtiger nach der historischen Wahrheit gemacht und empfänglicher für dieselbe, während die Reaction — und zwar nicht bloß die parteilose, auch die parteiische hat ihre Verdienste — durch ihre Forschungen und durch ihren Fleiß uns namentlich Urkundliches zu Tage gefördert hat in einem Umfange und in einem Werthe, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wie lange hätten wir sonst vielleicht noch darauf warten müssen? ja vielleicht es nimmer erhalten, weil die Gewinnung desselben eben nur durch jenen Zusammenstoß möglich war? Das Bestreben, ein wünschenswerthes Gleichgewicht herzustellen, ist in der neuesten Historiographie Deutschlands unverkennbar vorhanden. Und man kann ohne Bedenken unterschreiben, was der Verfasser obengenannter Monographie in der Vorrede, in der er eine Art Grundlegung für seine individuelle Anschauung der Geschichtsquellen und ihrer Thatfachen gibt, an einer Stelle bemerkt: „Das Leugnen historischer Thaten, selbst wenn sie nur durch geringe historische Stützen empor gehalten würden, wie durch Volksagen und Lieder, hat unserer Ansicht nach nur dann Verdienst, wenn man das Gegentheil historisch beglaubigt aufführt. Die neuere Geschichtsschule besteht nicht im Leugnen, sondern im positiven Beweise, daß es so und nicht anders konnte gewesen sein.“ Von diesem Standpunkte aus will auch der Verfasser die angezeigte historische Thatfache, mit der er es zu thun hat, betrachtet und behandelt wissen.

Die alemannisch-fränkische Schweiz ist dem eigentlichen Deutschland gegenüber eine deutsche Individualität wie einstens der hellenische Peloponnes dem eigentlichen Hellas gegenüber. So ist zwar der Grundton der schweizerischen Geschichtsschreibung leicht als ein deutscher zu erkennen, er heimelt uns, woran wir so sagen sollen, sofort an — wie hätte auch Johannes von Müller so lange als Ideal für die deutsche historische Kunst betrachtet werden können —; aber gleichwol springt dem aufmerksamen Beobachter mehr als ein Unterschied zwischen der deutschen und helvetischen Historiographie in die Augen. Außerdem hängt der Schweizer mit einer außerordentlichen Fähigkeit insbesondere an den Ueberlieferungen aus der Periode seiner Helvetenzeit; Feuer und Schwert drohte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem, der ihm den Wilhelm Tell rauben wollte, wie ihn Sage und Dichtung gestaltet hatten. Und Kopp in Luzern, der vor nicht viel länger als zehn Jahren seinen schweizerischen Ritzbürgern so gut wie alle Hoffnung nahm, daß der verehrte Nationalheld vor der Verfolgung der historischen Kritik je gerettet werden könne, mußte sich beinahe ebenso bedrohlich und schel von seinen Landsleuten ansehen lassen, wie 10 Jahre früher der berühmte Fragmentist Fallmerayer in Athen aus seiner fegeischen Meinung von dem Ursprunge der heutigen Hellenen. Raum aber hat man sich so ziemlich, wenn auch mit Widerstreben, in das Unvermeidliche gefügt, da erfolgt urplötzlich von Wien aus ein neuer Angriff auf ein Heiligenbild der Schweizergeschichte: auf Arnold von Winkelried, ein Bild, das auch uns Deutschen von der Schule her fast nicht weniger bekannt ist als der Tell.

Wie tief verwundend dieser Angriff sein mußte, geben die Worte unsers Verfassers, mit denen er sichtlich die schweizerische Meinung ausdrückt, zu erkennen: „Winkelried's Helvetentod, die reinste Selbstaufopferung fürs Vaterland, ragt wie das Alpenglüh eines Gletschers herrlich über alle Thäler empor; sie bleibt ewig das unvergeßliche, größte Ereigniß unserer Vaterlandsgeschichte; indem der Muth eines einsamen Landmanns aus Stans dadurch sein in höchster Noth schwebendes Vaterland rettete. Winkelried ist daher nicht umsonst in die Brust jedes Schweizers, wie die Spizen der Speere einst in der seinigen tief eingedrungen.“ Der so tief verwundende Streich ward geführt von Lorenz in einer Schrift: „Leopold III. und die Schweizerbünde“ (Wien 1860), die für das größte Publikum berechnet ist. In wenigen Worten ausgedrückt sagt diese Schrift: Die Erzählung von Arnold von Winkelried ist entweder völlig (S. 72 der genannten Schrift heißt es: „Es ist kein Titelchen Wahres daran“) in das Gebiet der Mythe zu verweisen oder es hat derselbe wenigstens keinen Einfluß auf die verhängnißvolle Entscheidung der Schlacht bei Sempach (1886) gehabt, wie Johannes von Müller nach dem Siegeslied vom Stritt zu Sempach willkürlich zusammengestoppelt hat. Schon diese Verunglimpfung des großen nationalen Geschichtsschreibers mußte zum Widerspruch herausfordern. Denn wenn auch seine Schonung des historischen Glaubens des Schweizervolks nirgends zu verkennen ist, so muß doch entschieden der Vorwurf zurückgewiesen werden, als habe der anerkannt treffliche Mann gegen besseres Wissen und gegen seine Ueberzeugung, nur um der Volksmeinung Rechnung zu tragen, etwas „zusammengestoppelt“. Ja man darf unbedingt behaupten, daß Johannes von Müller, wenn er die urkundlichen Schätze, welche der Fleiß der Schweizer seit einem Menschenalter zu Tage gefördert hat, bereits hätte benutzen können, er namentlich auch in dem vorliegenden Falle seine Meisterschaft in einem Grade bewährt haben würde, daß, sobald es nicht auf die schreiendste Ungerechtigkeit abgesehen wäre, der Vorwurf des „Zusammensstopplens“ sich gewiß nicht hätte vernehmen lassen.

Es konnte nun nicht fehlen, daß die Schweizergeschichtsschreibung in die lebhafteste Aufregung gerieth, um so mehr, als die Schlacht bei Sempach, worüber auch in Deutschland kein Zweifel obwaltet, einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Schweizervolks bildet. Und der ritterliche Mann, der Held, der diese Entscheidung herbeiführte, wie Volksage, Volkslied und Chroniken verkünden, sollte der Schatten einer Fabel sein oder

das Opfer einer hyperkritischen Zweifelsucht werden? Um keinen Preis. Es gebührt dem Patriotismus und der Wissenschaft zugleich, zur Rettung dieser Heldengestalt gegen tobsüchtige Hyperkritik in die Schranken zu treten. Und so ist's geschehen.

Hören wir diese Gesinnung! Doch zur Sache. Der erste Schweizer, der dem Wiener Gelehrten sehr bald entgegen trat, war der Rector der Cantonschule zu Aarau, der auch als Philolog nicht unbekannt Dr. Kauchenrein, in einem Programm, das mit ebenso viel Energie als Geschichtlichkeit und Sachkenntnis den Beweis zu führen sucht, daß die That des Arnold von Winkelried bei Sempach keine Fabel sei; das berühmte Sempachlied findet sich bereits um das Jahr 1540 aufgezeichnet. Ebenso erscheint bei dem luzerner Chronisten Melchior Rüf ein Lied von 15 Strophen, die von Habsburger's Lied unabhängig sind *); beide Lieder waren aber schon viele Jahre lang gesungen worden, ehe die Texte aus dem Munde der Sänger niedergeschrieben wurden. Und man darf in dieser Sache jedenfalls den Grundsatze zur Anwendung und Geltung bringen, den schon Rone ausgesprochen hat, daß die poetische Form alter Geschichtsquellen ihrer Glaubwürdigkeit weniger schadet als die Dichtung in der Prosa neuerer Denkwürdigkeiten. Kauchenrein's Programm hat nun außer seinem geschichtlichen Werthe auch noch das Verdienst, unserm Verfasser, der sich bereits durch seine anerkannt gründliche Abhandlung „Die Winkelriede von Stans bis auf Arnold Winkelried, den Helben von Sempach“ die Veranlassung in dieser wissenschaftlichen und patriotischen Angelegenheit ein Wort mitzusprechen erworben hatte, die Feder zur Ausarbeitung der vorliegenden ausführlicheren Monographie in die Hand gegeben zu haben. Der Verfasser hat dieselbe in fünf Abschnitte getheilt: der erste bringt Interessantes über die ältesten Zeiten von Luzern und den Landschaften am Vierwaldstättersee; der zweite handelt über die Winkelriede von Stans von ihrer ältesten historischen Zeit an — dem 13. Jahrhundert — bis zur Schlacht bei Bicocca (1515), wo ein jüngerer Arnold von Winkelried den Heldentod stirbt. Im dritten Abschnitte findet man Belehrung über die Veranlassung des Sempacher Kriegs und über die Entwicklung der Verhältnisse. Der vierte und längste Abschnitt schildert den Gang des Kriegs und Winkelried's Tod anschaulich und nach mehr als einer neuen Quelle; dem fünften Abschnitte sind zahlreiche beweiskührende Urkunden einverleibt. Dem Fleiße und der Gründlichkeit des Verfassers muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso auch seiner Unparteilichkeit: er läßt sich durch keine Anwandlung eines Hyperpatriotismus zur Beschönigung der Fehler der Eidgenossen oder der Misstände ihres damaligen politischen Wesens verleiten oder auch zur Misachtung der Habsburger, am allerwenigsten des anerkannt ritterlichen Leopold III., der bei Sempach fiel. Der letztere hatte den Krieg nicht gesucht, die Schuld lag im größern Maße bei den im jugendlichen Freiheitsmuth aufbrausenden Eidgenossen, obschon nicht in Abrede gestellt werden mag, daß die Verhältnisse, wie sie einmal zwischen der Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg lagen, eine lange Dauer des Friedens zur Unmöglichkeit machten. Als eine jedenfalls vollkommen berechtigte Bemerkung muß es angesehen werden, wenn der Verfasser sagt, daß man mit Unrecht die Eidgenossen jener Zeit als rohe Städter und Bauern sich denke; gar viele von ihnen hatten als Söldner Italiens, insbesondere Mailands, oder wol auch Konstantinopels Kriegeskunst kennen gelernt, und Arnold von Winkelried hatte unstreitig längere Zeit in fremden Diensten gestanden: er war höchst wahrscheinlich einer der Führer der Eidgenossen am Helbentage bei Sempach, obschon zur Zeit noch nicht hat bewiesen werden können, daß er Ritter war; auch der Verfasser hegt diesen Zweifel. Was nun noch seine sprachliche Darstellung betrifft, so finden wir auch bei ihm unsere obige Behauptung

bestätigt; sie beurkundet die schweizerisch-deutsche Individualität, die aber keineswegs unangenehm berührt; es liegt etwas Kernhaftes und Biederer in ihr, wenn auch das eine oder das andere Wort, die eine oder die andere Wendung uns anstrempet.

Fragen wir nun nach dem Resultat, welches der Verfasser durch seine Forschungen gewonnen hat, so läßt sich dasselbe in folgendes zusammenfassen: „Winkelried's Helbentod ist nicht bloß aus dem in einer Papierhandschrift *) des angehenden 16. Jahrhunderts enthaltenen Schlachtbericht und andern einheimischen Schlachtberichten späterer Zeit, aus den Schlachtliedern von Sempach in der zürcher Handschrift und bei Eschudi, sowie auch in der Tradition unsers Volks auf uns vererbt worden; sondern auch sein Tod ist bezeugt aus dem Jahrbuch und zwar dem alten von Stans, dem Eschudi die Namen der bei Sempach gefallenen Nidwaldner entnommen hat.“ Wir glauben, daß der Verfasser das Verdienst in Anspruch nehmen darf, ganz besonders dazu beigetragen zu haben, daß die Geschichtsschreibung in Arnold von Winkelried nicht ein mythisches Schattensbild, sondern eine historische Heldengestalt auch fernerhin anerkennen muß.

Der Verfasser hat aber, wie wir schließlich nicht unerwähnt lassen können, vor kurzem einen neuen Bundesgenossen erhalten und zwar keinen geringern als den ausgezeichneten Kenner der Schweizergeschichten von Wyß, von dessen Entwicklung drittens der Verfasser vorliegender Monographie keine Kenntniß haben konnte, da sie erst einige Monate nach der Veröffentlichung der letztern erfolgte. Wie hätte auch Wyß, dieser patriotisch gekannte Historiker der Schweiz bei dem Angriff auf den großen Nationalhelden seines Vaterlandes gleichgültig und unbewaffnet bleiben können? Er fand seine Waffe in der Stadtbibliothek zu Zürich. Sie besteht in einer handschriftlichen Chronik aus dem 15. Jahrhundert, welche die That Arnold's ebenfalls bestätigt, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Die Chronik erzählt nach einer ältern Quelle, die aber kaum ein Menschenalter jünger gewesen sein kann als die Schlacht bei Sempach. Es steht übrigens zu erwarten, daß die schweizerische Geschichtsschreibung bei ihrer anerkannten Thätigkeit, die ihre Wurzel nicht bloß in der Wissenschaftlichkeit, sondern auch in der Anhänglichkeit an das Vaterland und in dem Stolz auf seine große Vergangenheit hat, nichts unversucht lassen wird, um alles zu Tage zu fördern, was den Ruhm des Tags von Sempach ungetrübt zu erhalten geeignet ist.

Karl Zimmer.

Notizen.

Zur Signatur der Zeit.

Eine bei Mohr in Heidelberg erschienene Schrift von August Jäger: „Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts“, behandelt eine wichtige Frage der Gegenwart, indem der Verfasser nachzuweisen sucht, daß die gegenwärtige Lage der Dinge die meisten wider Willen zwänge, sich dem Dienste des Luxus, der Mobelforderungen und damit des Goldenen Kalbes hinzugeben. Manches in dieser Schrift ist wunderbarlich, z. B. wenn der Verfasser gegen das Bier eifert und dafür den Wein empfiehlt, der aber doch in Landstrichen, welche keinen Wein erzeugen, ein für die Massen fast unerschwinglicher Luxusartikel ist. Auch was der Verfasser mit seinen Betrachtungen über das, was unserer Generation in religiöser Hinsicht noth thue, eigentlich will, ist uns ziemlich unklar geblieben. Dagegen enthält die Schrift über die moderne Erziehung und das moderne Familienleben, über die Genußsucht der Zeit, über Luxus und Mobelforderungen, über die damit zusammenhängende, auf unsolider Basis ruhende Gewinn- und Bereicherungssucht

*) Der Verfasser dankt diese Mittheilung Herrn von Jenner in Bern; die Quelle beurkundet auch sonst eine gute Bekanntschaft mit der ältern Zeit und erzählt sehr einfach.

*) Hans Habsburger war Augenzeuge der Schlacht bei Sempach. Es ward sein Lied ein Volkslied; Rüf erinnerte sich noch 90 Jahre später einiger Stellen desselben.

vieles sehr Richtige und Beherzigenswerthe; wenn auch begreiflicherweise nicht immer Neues. Nicht neu, aber wahr ist es z. B., wenn der Verfasser bemerkt: „Angeheuere Summen verfrachtet der Kleiderluxus, besonders bei dem weiblichen Geschlecht. Und da heißt es oft mit dem wahren Volkspruchwort: Oben hui, unten psui! Bei den einen die prächtigsten Stoffe an den Gewändern in den bizarrsten, lächerlichsten und unschönsten Formen, und keine alte solide Wäsche mehr im Kasten“ u. s. w. In der That, je mehr die Gestalten in Folge unzulänglicher Nahrung verkümmern, um so mehr sucht man sie in prächtige und weißbauseigige Gewänder einzuhüllen, und je mehr die Gestalter von häßlichen Leidenschaften zerrissen werden, um so mehr sucht man ihnen mit kostspieligen Schönheitswassern aufzuhelfen. Ein andermal sagt der Verfasser: „Herrliche Mobilien werden angeschafft; die alten soliden, vielleicht achtbare Werkrüde der einst einfacher wohnenden Väter, werden verdrängt; sogenannte Salons förmlich ausmöblirt, in die man den Fuß nur setzt, wenn man sie den Fremden zur Schau aufschleift. Unterdeß sitzt in einem Schlupfwinkel des Hauses die Familie übereinander. Das ist das Wohnzimmer; währenddem der schönste heitere Raum, wie ein Heiligtum betrachtet, unbenutzt bleibt mit den kostbaren Herrlichkeiten.“ Verhält sich dies nicht aber auch ähnlich mit unsern modernen Städten, wo man auf irgendeinem dazu eigens ausgetheilen öffentlichen Plage in unorganischer, berechneter Weise die schönsten Gebäude wie in einem Salon und Buzzimmer zusammenhäuft? Wenn übrigens 99 Familien einen solchen Salon haben, so wird auch die hundertste, mag sie sich auch noch so lange dagegen gestraubt haben, zuletzt gezwungen sein, einen Salon einzurichten und fortan vielleicht gerade im ungesundesten und finsternen Schlupfwinkel der Wohnung zu hausen. Wunderliche Welt! Sie verlangt, daß jeder sich nach der Dede strecke, womöglich noch etwas sparen und sich und die Seinen in allen immer nur möglichen Lebensversicherungen versichern lassen solle, während er vielleicht infolge der dadurch ihm auferlegten Abdrückungen und Sorgen sein eigenes Leben verkürzt; aber dieselbe verlogene Welt zwingt den einzelnen, über seinen Etat hinauszuleben, um nicht „pauvre“ zu erscheinen; sie verlangt, daß man, wenn man nicht seinen Credit verlieren soll, elegant wohne und sich elegant kleide; sie verlangt eine möglichst kostspielige Kindererziehung, Gefangs- und Musikunterricht; sie bedrängt den Familienvater mit Ausgaben für Theater, Concerte, öffentliche Feste, gesellschaftliche und politische Vereine aller Art; sie gewährt einer Familie, die nicht gerade auf den Armenlisten steht, keinerlei Zuschuß, sondern sucht sie vielmehr in aller Weise auszusaugen und auszubeuten, und wenn sie eine Familie dadurch allmählich zu Grunde gerichtet hat, so entzieht sie ihr jeden Credit und klagt über schlechte Wirthschaft, während doch von der ganzen Gesellschaft, die überall verschuldeten Staaten voran, schlecht gewirtschaftet wird. Aber wozu diese Klagen, wird man fragen; sie helfen doch zu nichts. Würde es aber vielleicht nicht noch schlimmer stehen, wenn niemand gegen dieses Unwesen die Stimme erhöhe? Und wenn sie heute ungehört verhallt, wird sie nicht von einer künftigen vernünftiger gewordenen Generation beachtet werden? Freilich, wenn man erwägt, daß die Schriften der Weisesten aller Nationen und Zeiten mit den praktischsten Lebensmaximen angefüllt sind, daß sie als nachahmenswerth allgemein anerkannt und doch von niemand befolgt werden, dann möchte man oft die Feder müssig für immer aus der Hand legen.

Renan's „Vie de Jésus“.

Ein neu erschienenes Buch, Ernest Renan's „Vie de Jésus“, macht bekanntlich in Frankreich gegenwärtig ebenso vieles und wie es scheint noch größeres Aufsehen, als ehemals Strauß' „Leben Jesu“ in Deutschland. Die „Revue des deux mondes“ sagt darüber in ihrem „Bulletin bibliographique“ unter anderm: „Überall um uns her, in Deutschland, selbst in Eng-

land, streut man mit unermüdlichem Eifer. Nur Frankreich wagte sich bisher nur schüchtern auf dieses Gebiet, auf dem es bloß durch einige interessante aber vereinzelt gebliebene Versuche schlecht genug vertreten war. Das Werk Renan's scheint endlich den Anfang zu einer ganzen Reihe von Untersuchungen und Studien zu machen, durch die der französische Geist berufen ist, die Entdeckungen, die der germanische Geist auf diesem Gebiete gemacht, zu controliren und zu ergänzen. Es stellt jenen großen Gegenstand, das Leben Jesu, an welchem die allzu subtile Gelehrsamkeit des Dr. Strauß einige wesentliche Züge verzerrt hatte, in sein wahres Licht. Die menschliche Seite der evangelischen Erzählungen zum Beispiel ist mit einer Innerlichkeit und Zartheit aufgefaßt, welche den sonst so lobenswerthen Arbeiten der deutschen Schule fehlt.“ Wir Deutsche rühmen uns wol selbst gern, im Besitz des absoluten Gemüths zu sein, und sind sogar ungemüthlich genug, andern Nationen das Gemüth abzuspüren; aber in unsern gelehrten kritischen Arbeiten — schon Herder klagte hierüber — läßt sich, seit die Humanitätstendenzen einer früheren Periode so sehr in den Hintergrund getreten sind, meist sehr wenig Gemüthliches und Menschliches spüren, weshalb sie auch den Ausländern im allgemeinen zwar scharfsinnig, logisch und wegen des darin verarbeiteten Materials für weiteres Nachforschen nützlich, aber auch herb, kalt und spröde erscheinen. Es steht fast danach aus, als ob man bei uns, um als großer Gelehrter, kritischer Forscher und starker Geist zu erscheinen, zunächst darauf Bedacht nehmen müsse, allen mehr rein menschlichen Motiven und gemüthlichen Beziehungen aus dem Wege zu gehen, wie dies ja wol seit langem auch im geselligen Verkehr mehr und mehr geschieht. Uebrigens erscheint bereits von dem Renan'schen Werke in Berlin eine deutsche Uebersetzung von M. Gieseler lieferungsweise, so daß man nun auch in weitem Kreise Gelegenheit haben wird, Renan's Werk mit dem gleichnamigen von David Strauß vergleichen, was in dem Strauß'schen Werke vielleicht einseitig, zu riskirt und unhaltbar ist, an der sanftern Hand des Franzosen berichtigen, zugleich aber auch herausfinden zu können, was Renan, dieser Jüdling deutscher Philosophie und Kritik, von seinem deutschen Vorgänger entlehnt hat. Hoffen wir, daß die Gieseler'sche Uebersetzung keine übereilte Fabrikarbeit, nicht in tendenziöser Absicht verunklaltet, sondern in allem des ernstesten Gegenstandes würdig sei. Auch hat der deutsche Uebersetzer ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich. Denn wie man erfährt, ist Renan's Leben Jesu nur die erste Abtheilung einer ganzen Reihe von Untersuchungen über die Ursprünge des Christenthums. Eine zweite Abtheilung soll das Wirken der Apostel und ihrer unmittelbaren Schüler, eine dritte die Zeit der Antonine und des Verfalls der römischen Weltmonarchie und eine vierte die Zeit Konstantin's und den endlichen allgemeinen Sieg des Christenthums im Volks- und Staatsleben schildern. J. M.

Zur Pädagogik.

Als einen frischen Hauch inmitten der erschlaffenden Atmosphäre des gegenwärtigen pädagogischen Lebens begrüßen wir die 1863 in Leipzig bei D. Wigand erschienene Schrift: „Aus dem Leben eines preussischen Schulmannes der Pestalozzi'schen Schule“, von Ferdinand Schnell. Wer auf den deutschen Lehrerversammlungen den lebendigen, geistesfrischen Verfasser kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird etwas anderes auch gar nicht erwartet haben. Der Verfasser gibt in seiner Darstellung ein anziehendes Bild seiner Thätigkeit auf dem leider noch viel zu wenig angebauten Felde der Pädagogik. Zu statuen kommt ihm dabei seine Bekanntschaft mit den hervorragenden Größen auf seinem Gebiete: von Lark in Potsdam, Diesterweg in Berlin, Plato, Holz und Lindner in Leipzig u. a., sowie die in seinem Fache sehr seltene Hinnegung zu wissenschaftlich-pädagogischen Studien. Der Verfasser ist Anhänger der Schul-Schulpenstein'schen psychologischen Theorie. So wenig wir nun Veranlassung zu haben glauben, dieser Doctrin zu Liebe tiefer begründete psychologische Systeme aufzugeben, so muß doch anerkannt werden,

daß der Verfasser in seinen Consequenzen meist das Rechte trifft, und vielleicht wird ihn die Mittheilung freuen, daß Verheirathungen, welche jetzt auf Herbart'schem Boden in Leipzig erwachsen, mit dem feinen in vieler Beziehung zusammentreffen. Wir meinen vorzugweise die Concentration und die schon von Comenius betonte vorwiegende Verächtfügung des Sachunterrichts. Die Leipziger Lebrungsschule und ein nach den Grundsätzen derselben errichtetes Privatinstitut sind beifallen, die nach dieser Richtung von verschiedenen Theorien als richtig anerkannten Fragen der praktischen Lösung entgegenzuführen. 58.

Bibliographie.

Bach, L., Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk.“ Ein Gedenkblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preussens herausgegeben. Mit 1 Facsimile Th. G. von Hippel's. Breslau, C. Terwendt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Erzählungen. 2ter Band. — N. u. d. L.: Graß Bleibtren. München, Kieger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Briefe des deutschen Vorick an Eliza. Novelle in Briefen. Jena, Neuenhahn. 8. 10 Ngr.

Caballero, F., Neueste Schriften. Aus dem Spanischen überfetzt von Hedwig Wolf. Wien, Reichtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Caddell, M. C., Angelina, die Ungetaufte. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Wien. 8. 8 Ngr.

Charrel, Ein Vermächtniß. Roman. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Godin, Amélie, Der Ragdborn. Eine Sage aus dem Rheinthale. Bittenberg, Herroß. 16. 22 1/2 Ngr.

Gundinger, A., Ernst Graf von Kollonitsch. Wien, Reichtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 18 Ngr.

Hanka's, W., Lieder. Aus dem Böhmischen überfetzt von A. Waldau. Prag, Dominicus. Gr. 16. 28 Ngr.

Helvetia. Rufen-Almanach auf das Jahr 1863. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. St. Gallen, Somberegger u. Wuff. Gr. 16. 16 Ngr.

Hildebrandt, F. W., Karpatenbilder. Mit 1 Karte des Tatragebirges. Glogau, Flemming. 8. 22 1/2 Ngr.

Laßige Jagdgeschichten. Von F. Freil. v. Wiedersberg. F. Botgorschet u. m. A. Wien, Markgraf. 1864. 8. 5 Ngr.

Laverne-Peguthen, M. v., Sozialpolitische Studien. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Lomnitz, A., Hermann. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, Herrmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Mair, A., Des Teufels Toilette vor dem Spiegel der Welt. Humoristisch-satirische Originalien. Nordhausen, Bächting. 1864. 8. 10 Ngr.

Maßkam un Schnofes erzählt von e meschugenen Gochem. Jüdische Schnalen und Schnurren von Mair Dav. Putimspieler. Wien, Markgraf. 1864. 8. 6 Ngr.

Märzroth, Spottvögel. Eulenspiegelien, Fallkaßaden und demotrische Launen. Wien, Markgraf. 1864. 8. 5 Ngr.

Metzig, J., Die Polen-Frage im wahren Interesse Europa's im Geiste der Civilisation beantwortet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Morel, G., Cécilia. Religiöse Gedichte. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 16. 24 Ngr.

Reumeister, L., Geheimnisse des Forsthauses an der Elbe, oder die Nacht des bösen Gewissens. 1te und 2te Lieferung. Potschappel, Tittel. 8. à 2 Ngr.

— — König Benzel der Wibe von Böhmen, oder: Das Kind der Heimathlosen. Eine historische Erzählung. 1te und 2te Lieferung. Potschappel, Tittel. 8. à 2 Ngr.

Nilsson, S., Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie

und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Bronzealter. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Obilia. Nach einer alldentschen Legende von J. v. R. Regensburg, Buxet. 16. 16 Ngr.

Pax vobiscum! Die kirchliche Wiebervereinigung der Katholiken und Protestanten historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Peters, C. J. H., Das Land Swante-Buxrow oder das Fischland. Eine geschichtliche Darstellung. Buxrow. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Pilz, G., Maurische Märchen. Erzählungen, Reden und Gedichte aus dem Freimaurerleben. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 28 Ngr.

Raumer, A. v., Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Renan, G., Das Leben Jesu. Deutsch von L. Giehler. 1te Lieferung. Berlin, Schöningmann. 8. 7 1/2 Ngr.

Rottmann, P. J., Gedichte in Hundsrüder Mundart. 3te bedeutend vermehrte Auflage. Kreuznach, Voigtländer. 8. 25 Ngr.

Sad, R. H., Ausgewählte Psalmen metrisch nachgebildet. Neuwied, Neuser. 16. 10 Ngr.

Scheffel, J. W., Frau Aventure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Bell. Stuttgart, Nepler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, H., Die Geschichte des Pietismus. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Seeliger, F. J. D. A., Ferd. Freiligrath's the rose, thistle and shamrok, Rose, Distel und Kleeblatt. Eine Sammlung von Blüten britischer Lyrik, verpflanzt auf deutsches Gebiet. Zwei Theile. Gelnstadt. Gr. 8. 2 Thlr.

Spletmann, G., Leicht geschürzt. Bunte Skizzen. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strack, K., Bilder aus der Reformationgeschichte. 1ter Band. Wie ist ein Theil von Deutschland evangelisch geworden? Leipzig, Schöcke. 1864. Gr. 8. 26 Ngr.

Vigilantius, Die geheime Instruction der Jesuiten. Dem deutschen Volke vorgelegt. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Wall, G., Die elegante Fint. Parodie in drei Bildern und zwei Zwischenacten eines Schauspiels in vier Akten. Wien, Höfner u. Bartelmus. Gr. 8. 5 Ngr.

Wartmann, H., Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen. Auf Veranstaltung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich bearbeitet. 1ster Theil. Jahr 700—840. Zürich, Höhr. Gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Weberst, F., Königs- und Augustusplatz oder die Welfen und Ghibellinen in Leipzig. Lokalfeste in einem Aufzuge. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Wilmarhof, K., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 1te Abtheilung: Der ontologische Beweis. Leipzig, Amelang. 8. 15 Ngr.

Tageblitteratur.

Bliegel-Berg, C. v., Für das preussische Volk! Politische Deutschrift. Berlin, G. Müller. 8. 5 Ngr.

Ein Friedensblatt! An das preussische Volk gerichtet von einem alten Publicisten. Berlin, G. Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Politechnicum in Wien und Herr Prof. Winkler. Eine Entgegnung von F. R. Wien, Höfner u. Bartelmus. Gr. 8. 4 Ngr.

Märkert, L., Zwölf deutsche Worte. Dargebracht zum 3ten deutschen Turnfeste. Leipzig, Sturm u. Koppe. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften zur Geschichte des Befreiungskampfes.

- Böttch, G.** Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Mit Schill's Bildniß, 1 Karte und 4 Plänen. 2 Thlr.
Bernsch, A. G. v. Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde. Mit 2 Plänen. 10 Ngr.
Mauritius, Franz. Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde. 5 Ngr.
Joachim Neitelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgeschrieben. Dritte Auflage. 2 Theile. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Schneider, A. Das Kriegsjahr 1813. Mit Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr. Ermäßigter Preis 10 Ngr.
Stern, A. Stein und sein Zeitalter. 2 Thlr. Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Im Jubeljahr der Völkerschlacht bei Leipzig werden die vorstehenden populär-geschichtlichen Schriften über jene denkwürdige Zeit mit gesteigertem Interesse gelesen werden. Dieselben sind zu den beigegebenen billigen Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In der **C. F. Beck'schen** Buchhandlung in Rörblingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Pietismus

von

Heinrich Schmid,

Doctor und Professor der Theologie in Erlangen.

32 Bogen. Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rhn.

Nachdem der Rationalismus seinen Historiographen gefunden hat, ist im vorliegenden Werke der wichtigen Erscheinung des Pietismus eine eingehende Darstellung zu Theil geworden. Die Thätigkeit seiner Hauptvertreter, die Anforderungen, die er an die Kirche gestellt, die Ausartungen, die ihm zur Last fallen und die Angriffe, die er erfahren, werden in klarer Darstellung vorgeführt, Recht und Fehler der ganzen pietistischen Bewegung in sachlicher Würdigung gegeneinander abgewogen und falscher Betrachtungsweise gegenüber richtig gestellt. Der praktische Theologe nicht minder, wie der wissenschaftliche wird die Arbeit des Herrn Verfassers mit Vergnügen zur Hand nehmen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Psalmen,

nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von **Adolf Kamphausen.**

(Besonderer Abdruck aus Bunsen's Bibelwerk.) Gr. 8. Geh. 26 Ngr.

Obgleich ein Theil von Bunsen's „Bibelwerk für die Gemeinde“, bildet diese Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Professor Kamphausen doch ein Ganzes für sich. Mit Recht darf der Herausgeber von seiner Arbeit sagen, daß sie dem ungelehrten Leser ein treueres Bild des Urtextes gibt, als dies irgend einer bisher veröffentlichten deutschen Uebersetzung möglich war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Litterarische Neugier.

Verlag von **Eduard Trowendt** in Breslau.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Gottlieb von Hippel,

der Verfasser des Aufrufs: „An Mein Volk.“

Ein Gedenkblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preussens

herausgegeben von

Dr. Theodor Bach.

Mit einem Facsimile Hippel's. 8. Elegant broschirt.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Durch diese Arbeit, zu welcher der Verfasser seit geraumer Zeit mit liebevoller Sorgfalt den Stoff gesammelt hat, glaubt derselbe nicht nur einer allgemeinen Verpflichtung, die lebendigen Zeugnisse jener Tage preussischer Erhebung zu sammeln und zu sichern, zu genügen, sondern auch eine besondere Pflicht der Pietät gegen das Andenken dieses um das Vaterland wohlverdienten Mannes zu erfüllen.

Es ist um so mehr an der Zeit, Hippel's Verdienste zu erwähnen und anzuerkennen, als sogar noch neuerdings seine bedeutendste That, die Urheberschaft des Aufrufs: „An Mein Volk“, in öffentlichen Blättern einem andern, dem Philosophen Schopenhauer, wie früher Stagemann, zuerkannt worden ist. Aber Hippel ist es, der die erste Anregung dazu gegeben hat, daß König Friedrich Wilhelm III., da er den gewaltigen Kampf mit Napoleon aufnahm, sich einfach und vertrauensvoll an sein Volk wandte, statt eine diplomatische Rechtfertigungsschrift an die europäischen Höfe zu senden oder ein Kriegsmanifest an Frankreich zu erlassen, und Hippel ist es, der im Sinn und Geist seines Königs jenen Aufruf verfaßte.

Dem Verfasser stand außer den von Hippel selbst oder unter seiner Mitwirkung veröffentlichten Büchern und Aufsätzen, welche sich in seinem Nachlasse mit Randbemerkungen von seiner Hand zu Ergänzung von Namen und Daten versehen vorfinden, eine große Fülle handschriftlichen Materials nebst einer äußerst schätzenswerthen autobiographischen Skizze von Hippel's eigener Hand zu Gebote, und schließt sich seine Biographie Hippel's den Werken von Berg über Stein, von Droysen über York und ähnlichen an. — Sie ist also keine Gelegenheitschrift, um dem vorübergehenden Bedürfnis zu genügen, sondern sie ist für Männer geschrieben, welche eine tiefere Einsicht in das literarische und künstlerische Treiben in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts, namentlich aber in die Geschichte der Verwaltung des preussischen Staats erhalten wollen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon

12 Bände. 8. 1848—56.

Früherer Preis 25 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 12 Thlr.

Dieses bekannte Werk beginnt mit der auf alle Verhältnisse einwirkenden wichtigen Epoche von 1848 und gibt ein vollständig abgerundetes Bild der neuern Zeitgeschichte.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 33. —

13. August 1863.

Inhalt: Mundartliche Literatur. Von Reinhold Bechthold. — Ein moderner britischer Dante. Von Franz Broemel. — Melchior Meyr über die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung und die gegenwärtige Lage des Schriftstellerhandes. — Fromme Romane. — Notiz. (Oesterreichische und preussische Dichter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Mundartliche Literatur.

Eine Betrachtung einiger Erzeugnisse mundartlicher Literatur kann nicht beginnen, ohne des Verlustes eines Mannes zu gedenken, welcher das ganze Gebiet der Dialektforschung und der mundartlichen Production in ein bibliographisches System zusammenfasste. Am ersten Tage dieses Jahres verschied in der Blüte seiner Jahre Paul Trömel, auf dem Felde der Bibliographie einer der kenntnisreichsten und begabtesten Arbeiter. Zu seinen besten Leistungen gehört die zuerst in Bechthold's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft“ veröffentlichte, dann in einem besondern Abdrucke erschienene Zusammenstellung der „Literatur der deutschen Mundarten“ (Halle 1854). Vor ihm hatte schon Hoffmann von Fallersleben in seinem „Grundriß der deutschen Philologie“ die Dialektliteratur berücksichtigt, Trömel's Bestreben war dahin gerichtet, „die von jenem gezeichneten Umrisse dieser Literatur weiter auszuführen und den ganzen jetzt vorliegenden Stoff zu leichterm Ueberblick aneinandergzureihen“. Daß die schwierige Arbeit trotz aller Bemühung nur Versuch bleiben konnte, dessen war sich der Bibliograph am besten selbst bewußt. Die mundartliche Literatur ist so vielfach in Zeitschriften, Gelegenheitschriften u. dgl. zerstreut, bei localer Färbung des einzelnen kommt sie oft gar nicht auf den literarischen Markt, und so gesteht Trömel selbst, daß noch ein ziemlicher Rest geblieben sein werde, der späterer Ergänzung vorbehalten bleiben müsse. Diese Ergänzungen blieben nicht aus. Durch alle sechs Jahrgänge der von K. Frommann herausgegebenen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ wurden Nachträge zu Trömel gegeben, welche außer den neuen Erscheinungen namentlich auch die ältere, locale und zerstreute Literatur berücksichtigen. Wie wichtig von den Forschern Trömel's „Bibliographie“ gehalten wurde, zeigt sich schon äußerlich darin, daß man sich seiner Eintheilung, seiner Numerierung anschloß.

Frommann's Zeitschrift ist nun auch schon einige Jahre wegen Mangels an Theilnahme und Unterstützung eingegangen. Die mundartliche Literatur aber hat nach wie vor ihre Pflege, ja es scheint, als ob die Lust an der

Dialektdichtung gewachsen sei und die Erscheinungen sich nicht mehr wie früher in den engen Grenzen eines besondern Landstrichs hielten, sondern sich freier an die Dialektlichkeit wagten. Mit dem Eingehen jener Zeitschrift hat diese Literatur ein wichtiges Organ verloren. Denn nicht nur registrirt, sondern auch besprochen und beurtheilt wurden dort alle einschlagenden Veröffentlichungen. Die allgemeinen literarischen Blätter haben sich der mundartlichen Literatur bis jetzt nicht gerade sehr angenommen, und dies war sehr natürlich, da sie sich selbst so versteckt hielt. Seit die Dichter und Erzähler auf ein größeres Publikum zu rechnen haben, liegt auch die Verpflichtung nahe, der Dialektproduction allgemein literarische Beachtung zu schenken, wenn auch der Vollständigkeit in der Mittheilung, die ein für diese besondere Gattung der Literatur gegründetes Organ zu erstreben hatte, nicht genügt werden kann.

Eine kleine Anzahl mundartlicher Schriften aus neuerer und neuester Zeit liegen uns zur Besprechung vor. Die meisten gehören der Kunstdichtung, der subjectiven Dialektpoesie an. Die zweite Art der mundartlichen Literatur, gewissermaßen die unaufgeschriebene, welche das lebendige Volkslied, das Sprichwort, das Märchen, die Kinder- und Ammenreime u. dgl. umfaßt, ist indes auch vertreten.

Nur ein einziger Autor kommt einer Forderung nach, welche wir an jeden zu stellen berechtigt sind, der etwas Dialektisches, sei es Eigenes, sei es Volksthümliches, veröffentlicht. Früher, als die Anwendung der Mundart nur für die nächsten Freunde und Landsleute bestimmt war, hatte der Dichter nicht nöthig, für das Verständniß seiner Sprache zu sorgen, denn er konnte es voraussetzen. Jetzt ist dies anders geworden. Eine größere und allgemeinere Theilnahme hat sich der Dialektpoesie zugewendet, soll diese genährt und gefördert werden, so muß der fernere stehende Leser auch die Mittel geliefert erhalten, die Mundart kennen zu lernen. Wir verlangen keineswegs ganz gelehrte Erörterungen über die Laute und Formen, keine Wörterverzeichnisse mit wissenschaftlichen Verweisungen, wol aber einfache und kurzgefaßte Worterklärungen, am liebsten in einem alphabetisch geordneten Wörterbuche.

Ist der Verfasser im Stande, diesen sprachlichen Theil selbst zu fertigen, dann desto besser; hat er zu sich selbst nicht das Vertrauen, dann findet er gewiß einen Mann unter den gelehrten Leuten, der ihm hilft oder die ganze Arbeit abnimmt. Nicht alle werden freilich so glücklich sein, wie Klaus Groth, dessen Gedichte einer unserer bedeutendsten Sprachkennner, Müllenhoff, mit einem vorzüglichen Glossar verfaßt; aber wir werden schon befriedigt sein, wenn wenigstens einigermaßen das Verständniß erleichtert wird. Der Sprachkennner wird solche Hülfe noch am ehesten entbehren können, da ihm außer seiner Kenntnis gewöhnlich auch literarische Hilfsmittel zu Gebote stehen. Der nicht gelehrte Leser aber wird mit halbem Verständniß auch nur zu halbem Genuß gelangen. Die nähere Kenntnis der Mundarten führt zugleich zu einem rechten Erfassen der Sprache überhaupt und auch in dieser Hinsicht würden die erklärenden Zugaben zur Dialektpoesie gewinnenbringend und förderlich sein.

Ueber die culturhistorische Seite der Mundart mit ihren Schöpfungen wird eine ästhetische Kritik nicht zu Gericht zu sitzen haben. Desto mehr muß den Dialektkundschichtern, die doch dahin streben, „Volksdichter“ zu sein, immer aufs neue eingeschärft werden, welches die Grenzen sind, innerhalb welcher sich die mundartliche Poesie zu bewegen hat. Seit Klaus Groth sind namentlich viele norddeutsche Poeten aufgetreten, welche ihr heimisches Idiom zu dichterischer Geltung bringen wollen. Nicht alle aber besitzen den innern Beruf zur Dialektdichtung, manche würden besser thun, ganz zu schweigen oder ihre hoch- und schriftdeutsch gedachten Erzeugnisse in der allgemeinen literarischen Sprache abzufassen. Denn mit der mundartlichen Poesie ist es eine ganz eigene Sache. Unter allen, welche sich über Art und Weise dieser Dichtung, über ihre Mittel, Grenzen und Ziele ausgesprochen haben, hat sich keiner so trefflich und treffend geäußert wie Friedrich Hofmann, der in den weitesten Kreisen bekannte Herausgeber des „Weihnachtsbaum für arme Kinder“. Eine Zeitschrift, wie Frommann's „Mundarten“, hat immer nur einen kleinen bestimmten Leserkreis, schade genug, daß diese nicht einen größern gefunden! Möchte sie von keinem Dialektdichter unbeachtet bleiben! Jeder wird in ihr die beherzigenswerthesten Winke finden, deren Befolgung seiner Poesie zugute kommen wird, wenn anders er wirklichen Beruf zum Dichter hat. Es sei uns erlaubt, einige der bezeichnendsten Aussprüche Hofmann's hier zu entlehnen. Sie sind geeignet, uns gleichsam zur Einleitung für diese und etwaige künftige Besprechungen von mundartlichen Dichtwerken zu dienen, indem sie in bestimmtester und freischester Weise die Grundsätze darlegen, wie die Dialektdichtung gepflegt und wie sie beurtheilt werden muß.

In einem Aufsatze, betitelt „Volksdichtung in der Mundart. Schnaderhüpfeln und Schlumperliebe“ (im dritten Jahrgang der Frommann'schen Zeitschrift) schließt Hofmann eine einleitende Betrachtung voraus über die Beschaffenheit eines wahren Volksliedes in der Mundart. Er vergleicht die Waldbögel mit den Käfigvögeln und

spricht den Gedanken aus, daß es auch in der Volkspoesie Waldbögel und Käfigvögel gebe. „Woran erkennt man aber“, fährt er fort, „einen solchen Waldbogel, d. h. ein wahres Volkslied in der Volksmundart? Ganz einfach: der freie Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und das führt uns zum ersten Kennzeichen des Volksliedes hin; und der Vogel singt nur, solange er gesund ist, und Gesundheit ist das zweite Kennzeichen des wahren Volksliedes.“ Was den Schnabel betrifft, so unterscheidet Hofmann, was und wie er zu singen hat. Sehr richtig wird über das Was gesagt, daß der Gegenstand der Volksdichtung nur innerhalb des Gesichtskreises liegen dürfe, der nicht bloß dem Mann des Volks im allgemeinen, sondern insbesondere dem Volksstamm gezogen sei, dessen Dialekt oder dessen Mundart das Gedicht angehöre; ferner dürfe im Gedicht nichts anders ausgesprochen sein, als wie es im Geiste dieses Volksstammes gedacht werden könne. „Es verleiht nicht der Gebrauch irgendeiner Mundart allein dem Liede einen volkstümlichen Charakter, sondern der Charakter einer bestimmten Volkstümlichkeit muß im Liede sich darstellen.“

Damit will der Verfasser keineswegs für die Wahl des Stoffs eine geographische Schranke ziehen, er sagt nicht, daß in einem bestimmten Dialekt nur Gegenstände poetisch behandelt werden dürften, welche dem Boden angehören, auf welchem dieser Dialekt gesprochen wird. Dem Schwaben, dem Pfälzer, dem Tiroler soll nicht etwa geboten sein, nur Gegenstände aus der Natur und dem Leben Schwabens, der Pfalz, Tirols u. s. w. in einer schwäbischen, pfälzer, tiroler u. s. w. Mundart zu bearbeiten (obwol das Zynäthyllegende, das Heimatliche für die Volkspoesie immer den füsßsamsten Stoff liefern wird); „aber der Dichter soll in seiner Darstellung keinen Augenblick vergessen und vergessen lassen, wozu Volkes Kind er ist“. Weiterhin bespricht Hofmann das unzulässige Vermischen und Vermischen der Eigentümlichkeiten der einzelnen Volksstämme und bemerkt sehr treffend, daß in diesen Fehler besonders häufig gelehrte Dialektdichter verfallen, die durch ihre Studien vom Volke sich weiter entfernt haben, als sie selbst glauben, und die sich im Studierzimmer ein anderes Bild vom Volke zusammensetzen als es im Leben ist. „Alle Volksdichtung aber, die in der Luft schwebt, ist heimatlose Vagabundirei, deren Zeit auch in der Literatur einmal da war, die aber niemand nach Deutschland zurückwünschen wird. Die Producte solcher Poeten gehören zu den Käfigvögeln.“

Der Verfasser fügt nun seinen Regeln auch Beispiele an, wie die unechte Dialektpoesie beschaffen ist, um zu zeigen, wie nicht gedichtet werden soll:

Wir sehen den Schnabel aber auch darauf an, wie er zu singen hat. Der Vogel im Walde weiß das genau; streng nach der Regel desselben muß sich der Dialektdichter richten. Bei der Benutzung des Dialekts hat der Dichter keine andere Freiheit, als aus dem Vorrath der Sprache das Treffendste zu wählen; er darf nichts machen, nichts an der Sprache umbilden, nicht Wörter an eine andere Stelle setzen, als wohin das Volk sie beim Sprechen setzt; am wenigsten aber Wörter und Wendungen der Schriftsprache nach Belieben oder nach Reimesnothdurft ver-

mundarten wollen. Das versteht sich zwar so von selbst, daß diese Bemerkung als eine überflüssige erscheinen möchte. Sie ist es aber leider nicht. Mangel an Gewandtheit in der Behandlung der Sprache einerseits, andererseits Unkenntnis in den Eigentümlichkeiten des Dialekts und endlich der noch schlimmere Fehler, der aus der falschen Ansicht entsteht, daß ein Dialekt sich verbessern, veredeln lasse, alles dies arbeitet an der schriftlichen Verunkeltung der reinen Volkssprache. Belege dafür brauchen wir nicht weit zu suchen. Wir schlagen das erste (Bangthofer'sche) Heft unserer eigenen Zeitschrift auf (Frommann wurde erst nach Bangthofer's Tode Herausgeber) und finden S. 72:

Wenn mei Rettel hi ja'n Brunna
Obets mit der Stiga geat,
Sieh' i dort am Eck scho Schilbmach,
Lieb' mer aus en Herza weacht —

und zwei Strophen weiter:

Ja, sie is, i ha's verratha,
Und sie heugt si an mein Arm:
Schag, i ha der viel ze saga,
Gad, es schlägt mei Herz so warm —

und gleich auf der folgenden Seite:

Mei Schag hat mir a Ringla
No an mein Finger g'stedt,
An Ringla is a Strela,
Des hat mir Trost verweht.

Ich frage die ganze bairische Armee, die dem seligen Schmeller weiland bei seinen Dialektforschungen so gute Dienste geleistet hat, ob in ganz Baiern ein einziger Bursche lebt, dem „Liebe aus dem Herzen weacht!“ Kein einziges würzburger Mädchen der Volksklassen kann aus sich heraus sprechen: „Mir schlägt mein Herz so warm“, und noch weniger wird es auf den Ausdruck kommen, daß ihr „Trost erweckt“ worden sei, obwohl das felsenfest steht, daß alle bairischen Bursche verliebt sind, allen Mädchen das Herz warm schlägt und vielen Trost erweckt wird. Die bezeichneten Gefühle und Gedanken sind den Burschen und Mädchen allerdings eigen; aber, wenn sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so werden sie dieselben nie auf diese Weise äußern. Es ist jetzt, wo die Schriftsprache von der Schule bis zum Theater auf die Begriffsgehaltung des Volks einwirkt, beim Beobachten und Benutzen der Volkssprache schon sehr streng zu unterscheiden, was darin angelernt und was ursprünglich ist.

Obenjo vortrefflich und voll kernigen Humors spricht Hofmann über die Gesundheit, die von der Mundartdichtung zu verlangen ist. Die Gesundheit ist die innere Tüchtigkeit, die wir noch immer in Volke der freien Natur finden und die uns aus jedem Volksgebidht entgegen treten muß:

Die Volkspoesie muß frei sein von allen Krankheiten der Lebensverfeinerung, von allen krankhaften Gefühlen, allem süßen Jammer und jeder jämmerlichen Süßigkeit. Vor allem aber muß sie frei sein von jeder Heuchelei, von allen gemachten Schmerzen, von jedem falschen Entzücken, von jeder Schmeichelei. Einfach und ehrlich muß die Volksdichtung sein, ob sie jubelt oder klagt, ob sie Schnurren erzählt oder fromme und ernste Lehren gibt, oder schalkhaft spielt, oder unter Thränen lächelt; denn dies alles kann die Dichtung der Mundart und hat von allem die werthvollsten Proben. Daß aber auch Sentimentalität, Spielerei und Schmeichelei sich des Dialekts bedient hat, ist leider wahr, und daher ist es notwendig, auch diese Art Vögel einzufangen und in den Käfig zu sperren.

Hofmann's Bemerkungen erstrecken sich zunächst nur auf das Lieb, auf die lyrische Poesie; es leuchtet aber ein, daß das Gesagte auch auf die andern Dichtungs-

arten Anwendung findet. Wenn wir streng urtheilen wollen, so müssen wir auch in der Art des Metrums zunächst eine deutsche und dann eine volksthümliche verlangen. Der Gebrauch einer fremdländischen oder durch die classische Bildung übermittelten Versart wäre principieell auszuschließen, in der Praxis aber werden wir, wenn nicht allzu sehr gegen den guten Geschmack gesündigt wird, in dieser Richtung eine mildere Anschauung walten lassen. Durch Hebel's Vorgang ist der Hexameter in der Dialektpoesie gewissermaßen sanctionirt und wir werden sogar von einem Idyllendichter wünschen, daß er sich auch in der Mundart dieses Versmaßes bediene, weil dadurch des Gedichtes Inhalt sein charakteristisches Gewand erhält. Wir eröffnen unsere Rundschau mit einem Idyll in Hexametern.

1. De Herr Dokter. Herbstidyll usem Züripiet vom August Corrodi. Winterthur, Steiner. 1860. 16. 1 Thlr. 2 Agr.

August Corrodi hat schon zwei Idylle von ähnlicher Composition und selbst mit ähnlichem Titel verfaßt, nämlich: „De Herr Professor. Idyll aus dem Züripiet“ und „De Herr Wikari. Winteridyll usem Züripiet“, welche beide viel Beifall fanden. Auch in diesem Herbstidyll bewährt sich Corrodi als trefflicher Dichter überhaupt und als Dialektidichter insbesondere. Seine Gestalten sind naturwahr, frisch und kräftig, nur selten begegnet es ihm, daß er Anschauungen der höhern Dichtersprache in die Ausdrucksweise des Volks überträgt. Die Sprache des „Züripiet“ nimmt der Dichter Gelegenheit an passender Stelle zu feiern:

Züritütsch, dich grüezi wieder mit freudigem Herze,
Baden und schwadere wieder i dine stärkede Flute!
Züritütsch, du umhüllst mi wieder as gschmeibige Schlafrod,
Schmiegscht bi jedem Gedanken a, und schüttst es Füllhorn
Wort vormer us, für alles und jedes, und wäri en Sprachma,
Wetti vu dir e Grammatik schriibe, mer wettid dann luege,
Welli Sprach e rücheri hett, die griechisch nid usgnah! —
'E Imperfectum indicativi, das mangletis freili! —
Bischt an es bigeli ruuch und säged d'Nachbere vu der:
Seigisch en Flüchlichgratte, en ebige Gewitter mit Hagel,
Bliß und Lunder und gsterbenem Wäch und derige Swalte —
Mögeds ja recht ha echli — aber weisch, 's ischt luuter Ver-
geuschtig,

Gar nüt anders; vergänned die Chraft und die markige Sprach-
gwalt.

Schade, daß der Verfasser kein „Sprachmann“ ist, denn gerade die züricher Sprache hat noch keine grammatische Behandlung gefunden. Soviel aber hätte er für sein geliebtes „Züritütsch“ thun sollen, ein Glossar der Dichtung hinzuzufügen, wie er es in seinem ersten Idyll geboten, freilich wäre ein genaueres wie dieses zu wünschen gewesen. Die züricher Mundart enthält gar manche Eigentümlichkeiten, denen der Dichter nicht aus dem Wege gegangen ist. Nicht alle Stellen sind so leicht zu verstehen, wie die von uns mitgetheilte Probe.

Werden wir in Corrodi's Idyll durch Auffassung, Form und Sprache an Hebel erinnert, so nimmt das folgende Gedicht directen Bezug auf diesen Altmeister der Dialektpoesie:

2. En Ussich alte, reing'altne Martgröfler. Gespräch auf dem Wege zu Hebel's Säcularfest zu Hausen am 10. Mai 1860. Von Karl Rapp. Freiburg im Br., Wangler. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Auf dem Haupttitel gibt sich das Gedicht durch die Bemerkung „Zu Gunsten der Hebel-Stiftung“ als Fest- und Gelegenheitschrift in noch höherem Grade kund. Dieser Umstand verbietet uns, einen strengen Maßstab an des Dichters Leistung anzulegen. Das Büchlein wird eröffnet durch ein Widmungsgebidet „An Hebel's Muse“, welches gerade nicht den Verusssers zum Dialektbichter bezeugt. Wendungen wie: „Wer's vermag“, oder „Un i verehren, wie=n=e Stern“, haben so schriftdeutlichen Charakter, daß das sonst frisch gehaltene Gedicht keinen einheitlichen Eindruck hervorbringen kann. Die letzte Strophe ist am gelungensten. Das Gespräch selbst, in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt, ist sehr andegehnt und, um offen zu sein, manchmal recht langweilig, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß sich darin einzelnes Liebliche findet. Lebendiger wird der Schluß, wie die Wanderer — Frieder, Dokter, Apotheker und Altvogt — sich dem Festorte Hausen nähern und Hebel's Standbild durch das Fernrohr beschauen. Wären nur die hauptsächlichsten Stellen, in denen namentlich von Hebel, von seinem Leben und von seinen Dichtungen gehandelt wird, zum Abdruck gelangt, dann hätte die wohlgemeinte Festgabe an sich höheren Werth und würde auch vielleicht einen bessern Ertrag für die genannte Stiftung erzielt haben.

An Hebel's Säcularschrift wird ferner in einer mundartlichen Gebichtsammlung erinnert, welche mit einem Gedicht: „Dem Andenken Johann Peter Hebel's in dessen hundertsten Geburtsjahre 1860“, eröffnet wird. Diese Sammlung beitielt sich:

3. Us der Heimet. Ein neues Büscheli Wintermayeli von Theodor Meyer-Merian. Basel, Georg. 1861. Gr. 16. 10 Ngr.

Dieser Dichter ist ein echter und gesunder Waldbvogel. Theodor Meyer-Merian, auch als Historiker wohlbekannt, hat sich als Dialektbichter schon verdienten Beifall erworben. Im Jahre 1857 erschien zu Basel eine Gedichtsammlung, betitelt: „Wintermayeli“, in der uns vorliegenden haben wir ein „neues Büscheli Wintermayeli“ erhalten. Der Dichter beherrscht die Form vollkommen, seine Bilder sind treffend, die Ausdrucksweise gerade in ihrer Volksthümlichkeit von wirksamster Poesie. Dabei keine Spur von Sentimentalität, selbst in den ernstesten Gedichten blüht schalkhafter Humor hindurch. Das längere Eingangsgedicht, in welchem der Dichter eine Begegnung mit Hebel skilbert, ohne dessen Namen zu nennen, hat hinreißende Stellen. Die Gedichte sind zum Theil rein lyrisch, zum Theil erzählend; die letztern haben entweder Liedform oder sind in Reimpaaren abgefaßt. Die Stoffe gehören meist dem Naturleben an. Sämmtliche Lieder haben etwas Melodisches, man meint, wenn man sie liest, man müßte sie nur so singen können. Ihren volksthümlichen Charakter erhalten sie überdies noch dadurch, daß

sie kurz sind, im Gedankengang springen und meist epigrammatische Schlußpointe haben. Ganz besonders hat uns das folgende Stückchen gefallen:

Wie's überall goht.

Zug, ab em Dach wie g'schwind
Fliegt dort dā Spaz dervo,
Fliegt selbem Spägli noh,
G'schwind wie der Wind,
Kum g'flehch sie no!

U Fischli schwimmt am Grund,
Was fällt dem eismol p?
Es merkt, daß hintedry
En ander Fischli kunnt,
Dem wartet's gly.

Und 's sitzt im Schnedehus
U Schned und wyt e weg
G'sicht der en andre Schned,
Do streckt er b' Höruer us, —
Streck, Schnedli, streck!

Und b' Welt isch kugelrund,
Und 's kunnt e Bursch berhar,
Dā nimmt e Maibli g'wahr,
Do sehd sie j'sämme und —
Zwei gänd e Paar!

Die drei von uns betrachteten Schriften gehören alle der Mundart nach zum alemannischen Gebiete. Den Uebergang des Alemannischen zum bairischen Idiom vertritt das folgende Büchlein, welches Gedichte in altwürttembergischem Dialekt enthält:

4. Eine Liebergabe in schwäbischer Mundart für jedermann von Friedrich Richter. Rörblingen, Beck. 1862. 16. 6 Ngr.

Von diesem Dichter haben wir bisjezt noch nichts gewußt, freuen uns aber, seine Begabung in seiner Liebergabe kennen gelernt zu haben. Theodor Meyer-Merian kommt er freilich nicht gleich, bei ihm herrscht viel zu sehr der Lehrtön vor und eine gewisse Frömmigkeit, die der Poesie nicht immer zu ihrem Recht verhilft. Der Verfasser scheint uns nach den Worten der Vorrede: „Möge also das kleine Büchlein zur Ehre des Herrn der Welt ausgehen unter viele und durch seinen für alle passenden Inhalt nicht nur Ergößen, sondern auch Nutzen bereiten“, dem geistlichen Stande anzugehören. Die Lieder, in denen jene Elemente nicht hervortreten, sind offenbar die gelungensten. Recht frisch und volksthümlich ist unter anderem „Der alte Postillon“:

I bin a n alter Postilliau
Und diene vierzig Jährla schau,
Bin niemol no verlega
Im Sturm und Schnai und Rega.

Steif wär' i freile in de G'lent
Und wann i a mei Jugeb denk,
Do hent se Knia no boga,
Bin uf da Boß nauf g'floga.

Jetzt brauch i ebba n au mei Zeit
Und fahr net g'rad maih (mehr) sölle (sehr) weit,
Doch schmeiß i Koin in Graba
Und loß mei Kößla traba.

Ma kennt me vierzig Jährla schau
Uf unsrer nächsta Statlau;

Niemol bi i verlega

Im Sturm und Schnai und Rega.

Das Verständniß der Mundart hat der Verfasser durch einzelne Erklärungen unter dem Texte zu erleichtern gesucht.

Erhöhtes Interesse müssen uns die literarischen und mundartlichen Zeugnisse und Erzeugnisse der deutschen Sprachinseln erwecken. In Mähren an der Grenze von Schlessien und Galizien wohnt inmitten des slawischen Sprachgebiets eine deutschredende Bevölkerung, ohne Zweifel schlessischer Abkunft. Die folgende Gedichtsammlung ist ein lautes Zeugniß von der Kraft des deutschen Lebens in jener vereinsamten und vom Vaterland getrennten Colonie. Durch diese seine Veröffentlichung hat sich der Verfasser und Herausgeber ein Verdienst erworben, um so mehr die bieleger Mundart in der Grammatik wie in Sprachproben noch wenig vertreten ist.

5. Gedichte in der Mundart der deutschen schlessisch-galizischen Grenzbewohner, resp. von Bielitz-Biala. Von J. Bukowski. Bielitz, Zamarski. 1860. 18. 20 Rgr.

Zwei Arten von Gedichten sind in dieser Sammlung vereinigt, Kunstgedichte und Volksgedichte. Der Dichter will die ersten seinen Freunden und Landsleuten zur Rückerinnerung an die frohen Augenblicke vergangener Tage darbringen. „Das Thema derselben beschränkt sich größtentheils nur auf Gedichte und Liebesden, wie sie bei Familien- und Volksfesten, dem Sinne und den Gebräuchen der deutschen Population in unserer Heimat entsprechend, zu benutzen wären.“ Der Werth dieser Gedichte ist sehr ungleich, viele würden ohne Mühe ins Hochdeutsche übersetzt werden können und in dieser Form werthvoller und ansprechender sein; selbst in den mehr volksthümlich gehaltenen kommen Stellen vor, die zum Ganzen nicht passen, weil sie schriftdeutsch gedacht sind. Am gelungensten scheinen uns die erzählenden Gedichte zu sein, wie z. B.: „Ai Alja Ei de Botter gesalza“; „A Drühjok (Ein Säufer)“.

Im zweiten Theile findet sich eine „Sammlung einiger in unserer Gegend verbreiteter Volkslieder älterer und neuerer Zeit“, darunter ein Kirnmeslied, ein Weihnachtslied, drei Wiegenlieder. Ein „Anhang“ enthält „Glückliche Skizzen über Cultur, Gebräuche und Nationalfeste der deutschen Bewohner an der schlessisch-galizischen Grenze“; besonders interessant ist die Mittheilung über das „Maifest“, eine uralte germanische Sitte, die in unserm eigenen Vaterlande immer mehr verschwindet.

In den Städten wird von der Schuljugend alljährlich der sogenannte ziemlich allgemein verbreitete Majalis gefeiert, indem die Jugend mit Fahnen, Musik und Trommelspiel ins Freie zieht, und sich den ganzen Tag unter der Obhut ihrer Lehrer an Jugendspielen ergötzt und aufheitert. Am (österreichisch für „auf dem“) Lande setzen die lebigen jungen Leute ihren Geliebten und Verlobten einen hohen Tannen- oder Fichtenbaum, mit bunten Kränzen und Blumen geschmückt, in der Mitternacht vor ihr Wohnhaus. In einigen Ortschaften zogen in früherer Zeit junge Mädchen und Knaben an diesem Tage von Haus zu Haus mit den Wipfeln junger Fichten oder Tannen, welche sie wie Christbäume mit vergoldeten Äpfeln, bunten Bändern, gefärbten Papierstreifen schmückten und dabei Frühlingslieder und

Glückwünsche der Familie sangen und von dieser gewöhnlich eine kleine Gabe erhielten; z. B.:

Se hen do gor a scheines Haus,
'S steht a scheine Jongfer raus,
Se set sich wuld bedenta,
An wet ens aach wos 'schenka.

Solcher Reimverslein theilt der Herausgeber noch fünf mit. Den Schluß des Buchs bilden eine kurzgefaßte Darstellung der Laute, der Declination der Artikel und der Personalpronomina, der Conjugation der Hilfszeitwörter und ein „Idiotikon“ zur Erklärung der in den Gedichten vorkommenden Wörter und Ausdrücke. Daburg wird der Werth der Sammlung bedeutend erhöht. Wenn wir hier auch nicht die sprachliche Seite der Mundarten berühren können, so sei doch in Hinblick auf dieses Glossar bemerkt, daß sich im bieleger Dialekt, so deutsch er auch im allgemeinen ist, eine ziemliche Anzahl Worte findet, die dem Slawischen entlehnt sind.

Im mittlern Deutschland wird im Verhältniß zum Süden und zum Norden die Dialektprosa bei weitem weniger gepflegt. Die Gründe ergeben sich leicht. So liegen uns auch keine mitteldeutschen Mundartwerke vor, wol aber einige niederdeutsche.

6. Zwöschon Wiesel on Roacht. Plattdeutsche Gedichte von Robert Dorr. Elbing, Neumann-Hartmann. 1862. Gr. 8. 12 Rgr.

Dem Namen Robert Dorr entsinnen wir uns nicht in der plattdeutschen Literatur begegnet zu sein. Die kleine Gedichtsammlung ist ihrem Inhalte nach recht mannigfaltig; sie enthält nach zwei Eingangsgedichten „An de Leser“ und „Gooden Dacht“: „I. Vertellkes“ (Erzählungen), „II. Lieder“ (Lieder), eigene sowol wie freie Uebersetzungen „noa (nach) Burns“ und „noa Shakspeare“. Abtheilung III gehört der Volkspoesie an, sie bringt unter dem Titel „Wat dat Volk weet“ Lieder, Kinderreime, Wiegenlieder und „Roathselkes“ (Räthsel). Der Verfasser hat in Anmerkungen unter dem Texte Anleitung zur richtigen Aussprache sowie einzelne Worterklärungen gegeben. Die eigenen Gedichte Dorr's haben uns nicht alle gefallen. Die Erzählungen sind gar nicht in plattdeutschem Geiste abgefaßt, sie sind viel zu breit; viel höher stehen die Lieder, welche zum Theil ganz ausgezeichnet den volksthümlichen Ton treffen. Um so mehr stören einzelne der Schriftsprache entlehnte Bilder und Wendungen.

Alle von uns betrachteten Dialektwerke gehörten der Poesie an; wir freuen uns, über wenigstens eins bericheten zu können, welches in prosaischer Form geschrieben ist. Die Anwendung der ungebundenen Rede in der Mundart fällt dem Plattdeutschen besonders zu, das Plattdeutsche ist der eigentliche Dialekt für die Erzählung. Wer erinnert sich nicht mit Freuden der plattdeutschen Märchen in der Sammlung der Gebrüder Grimm? Schon im 15. Jahrhundert war die niederdeutsche Prosa der mittel- und oberdeutschen überlegen, was Gewandtheit, Leichtigkeit und Gedrungenheit des Ausdrucks und zutrauliche Lieblichkeit betrifft. Dafür besaß freilich die frühere hochdeutsche Prosa die Kraft der rhetorischen Wirksamkeit, wie

sie das Niederdeutsche schon aus formellen Gründen nicht haben kann. Neben der Befähigung der niederdeutschen Prosa zur gemüthlichen Plauderei kann dieses Idiom auch den Humor auf die glücklichste Weise zur Geltung bringen. Die meisten mundartlich geschriebenen Erzählungen sind heiterer und komischer Art. Die folgenden Geschichten geben sich schon auf dem Titel als spaßige zu erkennen:

7. Wat för'n Winter! Dre spaßige Geschichten von Th. Piening. Mit völe schoine Biller, teelen von G. Förster un in Holt sneeden von G. Fald. Hamburg, Richter. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein ganz köstliches Buch, dem wir viele Leser wünschen. Piening hat sich schon als humoristischer Erzähler in seinen „Snaa un Saurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in ditmarscher Mundart“ (Hamburg 1858) bekannt gemacht, und bewährt hier aufs neue seine Darstellungsgabe. Sein Stil ist wunderbar flüssig, er schreibt, wie ein jungensfertiger Mann spricht, natürlich und ungezwungen. Seine Erzählungskunst besteht hauptsächlich darin, daß er die Geschichten so einleitet und wendet, daß sie der Hauptheld in erster Person vorträgt und daß dramatisch lebendige Gespräche geführt werden.

Die erste und umfangreichste Erzählung „Jan Katun un de Katbaar“ (d. h. der Storch) ist außerordentlich drollig. Sie schildert ein verunglücktes Lotterieuunternehmen eines hamburger Krugwirths Jan Katun und seiner Stammgäste. Um die Nummer des großen Loses bei der Kopenhagenerziehung zeitig genug zu erfahren, ehe die Nachricht per Schiff und Wagen zu den hamburger Risikours gelangt, muß ein Katbaar das Geschäft einer Brieftaube übernehmen. Mit den größten Schwierigkeiten wird der Storch eingefangen, Jan Katun reist selbst nach Kopenhagen, hat aber unterwegs allerlei Abenteuer und Fährlichkeiten zu bestehen. Um keinen Verdacht zu erregen und unnützen Fragen vorzubeugen, läßt er den Storch mit Delfarbe bemalen und reist nun als Besitzer eines seltenen fremden Vogels. In Kopenhagen ist er der wichtigen Nachricht gewärtig, bindet dem Storch ein Zettelchen mit der betreffenden Gewinnnummer wohlverwahrt um den Hals und läßt ihn fliegen. Währenddem große Unruhe und banges Erwarten der Stammgäste. Der Storch kommt nicht zurück. Jan Katun erhält für seine Mühe bei seiner Rückkehr die bittersten Vorwürfe. Später sieht einer seiner Freunde den Katbaar bei einem Sammler ausgestopfter Vögel wieder, der das bemalte Thier für das werthvollste Stück seiner Sammlung hielt. Die Charakteristik der verschiedenen Personen, namentlich des Haupthelden Jan Katun ist dem Erzähler vortrefflich gelungen. Dabei ist das plattdeutsche Element, gewissermaßen das plattdeutsche Costüm in der lebendigsten Weise ausgeprägt. Die Leute sprechen nicht nur, sondern denken und fühlen auch so.

In noch höhern Grade hat uns die zweite Erzählung „Gründli kurreert“ befriedigt. Von geringerm Umfange, ohne reichen Inhalt, nur eine einfache Begeben-

heit schildernd, hat sie gerade in ihrer Beschränkung etwas ungemein Fesselndes. Ein junger Bauerbursche verliebt sich in ein Stadtmädchen, in die Tochter eines Schusters, und gesteht ihr endlich auch seine Neigung. Das Mädchen treibt nur Scherz und Spott mit ihm, der arme Junge kommt in die gefährlichsten Situationen, durch eine Kracht Prügel, die ihm sein Vater ertheilt, wird er schließlich von seiner Liebe „gründlich curirt“. „De Flickschöner“, die dritte Geschichte, steht den beiden ersten nach. Der Flickschöner, der von der Erhaltung seiner Reputation ganz erfüllt wird und sie schließlich doch einbüßt, ist eine mehr bemitleidenswerthe als Interesse erregende und komische Figur. Namentlich der Schluß der Erzählung läßt unbefriedigt.

Wir können uns nicht versagen, von Piening's Darstellungsweise eine kleine Probe zu geben. Wir wählen aus der zweiten Erzählung den Moment, in welchem der Bauerbursche Jakob seine Geliebte zum ersten male erblickt. Jakob verkauft Butter in der Stadt, der Schuster Drefoot bestellt bei ihm auf jeden Freitag drei Pfund. Jakob liegt zwar nichts am Auftrage, führt ihn aber doch aus.

In de anner Wälgung is denn oof toerst na den inden Kunden, wiel sin (des Schusters) Huus vöran in de Stadt wehr. Ik dach an gar nix, as ik in de Dör trä, un as jümmers gröl: „Dotter! Dotter!“ awers vör Schreck harr ik meist min Kopp fallen laaten, denn Fiesen Drefoot stunn vör mi un så fründli: „Gut Dag.“ Gott, o Gott, wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzess! en wahre Suckerpopp, so leut un farr, so'n föten Bummel, so wat schoins harr't min Dack noch ni sehn, ja ik funn se noch smucker as mi sülm, un dat wull wat seggn. Ik denn oof glets bet äwer de Dören in se weg. Se keel mi so fründli an un lach mi so bled to, dat ik roth worr as nächtern Kalwobloot. To allens, wat se mi vertell un så, nåd ik jümmers mit'n Kopp und så „ja“; ik harr för allens Gold in de Welt keen „nå“ to ehr seggn kunnt. Ik bleev dar wull en ganze Viertelstunn to klönen, dat heet, se dat dat fuaeden, un ik hör to. Gott, wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzess! Ik harr ehr allens to Gefallen dohn kunnt, wat se man verlang, un as se tonöst to mi så: „Jakob!“ denn min Namen harr se sik glets utbåden, wat mi gråß smeicheln då — „Jakob, nu mußt du wull gahn, min Jung, anners kummt du bi bin annern Kunden to laat!“ — da nehm ik min Kopp åwern Arm, maalt en schoinen Reverenz un full åwern Dråßel na de Straat ruut, allens bet Leew. Gott, wa wehr ik glåckli! Wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzess! In'n Draaw meist leep ik na min annern Kunden hen, um nåt noch en paar mal bi ehr Hus vorbigahn to kün. Dat då ik denn of, un as ik dar wull'n Stücker teinmal op un baal gahn wehr, da stunn Fiesen Drefoot vör't Finsler un lach un nåd mi to. Ik reet soorts min Klutt vun'n Kopp un maalt 'n beepen Reverenz; awers as ik ehr bi de Gelegenheit recht verleewt toplinken wull, da schien mi de Sünn in de Ogen, ik tröt de Nås gewalti frus un muß mal düchti prugen. Na, dabi mußt ik denn wull'n ganz brulli Gesicht maakt hebbn, denn sogar op de Straat kunn ik ehr hartli Lachen hören. Dat smeichel mi awers gråß, dat ik se to'n Lachen brocht harr.

Auf dem Titel werden „viele schöne Bilder“ versprochen. Allerdings sind es ihrer ziemlich viele, aber schön? — das ist wol nur ein Scherz.

Die von uns betrachteten Schriften haben alle zunächst ein literarisches, dann ein culturhistorisches Interesse. Dem Sprachforscher sind natürlich alle Äußerungen mundartlicher Redeweise willkommen, wenn er auch in solchen Veröffentlichungen wie die vorliegenden strenge Lautbezeichnungen hinsichtlich der Qualität und Quantität vermisst. Die sprachliche Bedeutung finden wir in einer Schrift vorherrschend, welche wir hier anreihen, obgleich sie mit den besprochenen Gedichten und Erzählungen nicht im mindesten verwandt ist. Gerade diese sprachliche Seite würde aber eine Berücksichtigung in d. Bl. verbieten, wenn nicht ein anderes Moment hinzukäme. Sie berührt eine Frage, welche politischer Natur ist und von allen mit inniger Theilnahme beachtet werden wird, denen die Muttersprache und das deutsche Volkthum am Herzen liegen.

8. Die deutsche Kirchen- und Schulsprache. Ein theueres Kleinod der Nordfriesen im Herzogthum Schleswig. Ein Beitrag zur nähern Kunde der schleswigschen Sprach- und Nationalitätsverhältnisse. Von einem Friesen. Weimar, Hahnel. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Gegenstand des schon lange andauernden Sprachstreits im Herzogthum Schleswig darf im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Partei der Elverdänen hat nicht nur die Regierung gegen die deutschredenden und deutschfühlenden Friesen aufgebracht, sogar unter dem Deckmantel der Wissenschaft wird für die Unterdrückung unserer Brüder agitirt. Die vorliegende Schrift ist hervorgerufen durch ein kenntnißloses und einseitiges Buch des dänischen Professors Allen über „Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig oder Südjütland“ (Schleswig 1858), in welchem dieser zu beweisen suchte, „daß die innere Verwandtschaft des Friesischen mit dem Dänischen so groß sei, daß es nur geringer Berührung und Wechselwirkung bedürfe, um eine Auflösung des Friesischen und einen Uebergang desselben ins Dänische herbeizuführen“. Schließlich meint er, daß, wenn die Regierung keine völlige Umwandlung der Verhältnisse wolle, „so müßte doch die Anbahnung eines Uebergangs zu bessern (!) Zuständen wünschenswerth erscheinen, und dieses ließe sich durch Einführung des Dänischen als Unterrichtsfach erreichen. Das Hochdeutsche würde dann binnen kurzer Zeit von selbst weichen, da es keinen Kampf mit dem überlegenen Gegner würde aushalten können.“ Solchen ungerechtfertigten Anschauungen, Forderungen und Zumuthungen tritt nun ein Friesen entgegen, indem er geschichtlich und sprachlich nachweist, daß seine Landsleute deutsch sind und ein Recht haben, gegen gewaltsame Dänisirung zu protestiren. Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber seine Schrift verräth einen sehr unterrichteten Mann, dessen Kenntnisse die seines Gegners bedeutend überragen. Wenn wir recht vermuthen, ist er ein Geistlicher, der für die deutsche Kirchensprache in die Schranken tritt. Die Wärme seiner Darstellung verleitet ihn nie zu herbem Ausdrucke, die Ueberzeugungskraft, die sie befeuert, wirkt unwiderstehlich auf den Leser. Der Gebanzenlang der Erörterung sei mit Hervorhebung wichtiger Einzelheiten hier dargelegt.

Im Eingange entwirft der Verfasser ein sehr anschauliches Bild von dem Lande, welches der urgermanische Stamm der Friesen bewohnt; es ist der Landstrich an der Westküste des Herzogthums Schleswig zwischen dem Herverstrom und der Widaa und dazu die Inseln und Halligen, „die sich dieser Küste gegenüber als Trümmer eines zerbrochenen Bollwerks aus den grauen Watten erheben“. Außer den dänischen Inseln Sylt, Amrum und Föhr gehört auch die jetzt unter großbritannischer Vormächtigkeith stehende Insel Helgoland zum nordfriesischen Dialektgebiete. Der Stamm der Friesen hat sein Land dem Meer abgewonnen und es im Kampfe mit dem Meer zu vertheiligen und zu behaupten verstanden. Dafür ist er aber auch dem heimathlichen Boden voll treuer Anhänglichkeit ergeben und ist sich selbst treu geblieben durch Bewahrung seines Volksthum. Wie das Land von Meereströmen und Seegaten durchschnitten ist, so ist auch die Sprache der Friesen in einzelne Dialekte zersplittert, hat aber in der Construction wie in der Wortbildung ihren urgermanischen Charakter bewahrt. Das Friesische war ehemals wie das Niederdeutsche eine gültige Schriftsprache, doch dieses gewann über jenes die Oberhand als Kirchensprache mit Einführung der Reformation, bis schließlich das Hochdeutsche als Sprache der höhern Bildung, der Kirche und der Schule siegend vordrang. Das Friesische ist jetzt ebenso wie das Platt zur Mundart allerdings herabgesunken, aber hat als solche noch Bedeutung, denn es ist die Familiensprache der Bewohner. Alle diese Vorgänge in der Sprachwandlung machten sich von selbst, waren nicht schroff und gewaltsam und wurden durch keinerlei Zwang durchgeführt.

Von der Schilderung der Einführung der Reformation wendet sich der Verfasser zu der segensreichen Einrichtung, welche diese im Gefolge hatte, zu der christlichen Volksschule und zu der Wirksamkeit der friesischen Volksschullehrer, unter denen es vortreffliche, namentlich als Navigationslehrer bewährte Männer gegeben hat. „Was alle diese und viele andere hervorragende Männer Nordfrieslands leisteten, verdankten sie nächst ihrem eigenen Bildungs- und Forschungstriebe hauptsächlich dem Studium deutscher, mit deutscher Gründlichkeit geschriebener Werke.“ Der Verfasser erzählt manche Züge von der Bildung des Volks auf geistigem Gebiete, schreiben doch auf der nördlichsten friesischen Insel Sylt nach dem Zeugnisse eines dortigen Predigers viele Männer aus dem Volk einen fehlerfreien deutschen Brief. Nach dieser historischen Einleitung gelangt der Verfasser zu den betrübenden gegenwärtigen Händeln:

So erfreuen sich die sämtlichen Bewohner Nordfrieslands mit Einschluß der Bewohner der Felseninsel Helgoland (hier nimmt der Verfasser Gelegenheit in einer Anmerkung der großbritannischen Regierung wegen ihrer Fürsorge für Kirche und Schule Helgolands namens aller Nordfriesen tiefgefühltesten Dank auszusprechen) bis auf den heutigen Tag ihrer deutschen Kirchen- und Schulsprache. . . Die Regierung (d. h. die dänische) hat den Friesen ihr theuerstes von den Vätern überkommenes Erbe nicht schmälern wollen, aber die Partei der Elverdänen, welche nichts Geringeres beabsichtigt, als die deutsche

Sprache und Nationalität . . . aus dem Herzogthum Schleswig zu verdrängen, ist sehr geschäftig, die Verhältnisse Nordfrieslands in einem falschen Lichte darzustellen, und möchte die Friesen nach und nach der Segnungen deutscher Kirchen- und Schulsprache berauben.

Nun wendet sich der Verfasser gegen die Behauptungen des Professors Allen. Er will nachweisen, wie man dänischerseits versucht hat darzutun, daß den Nordfriesen besser mit dänischer als mit deutscher Kirchen- und Schulsprache gedient wäre, und wie man namentlich bemüht gewesen ist, von den Sprachverhältnissen der im Königreich Dänemark enclavirten Theile des alten Nordfriesland ein unrichtiges Bild zu entwerfen. Er gedenkt die dänischerseits aufgestellten Ansichten widerlegen und auf ihr Nichts zurückführen zu können und setzt im Vertrauen auf seine gute Sache hinzu: „Der verständige und wahrheitsliebende Leser aber wird sich unschwer davon überzeugen, auf welcher Seite das Recht ist.“

Die Behauptungen Allen's, welche wir mitgetheilt haben, verrathen eine große Unkunde hinsichtlich der Sprache Nordfrieslands, die nach seiner Anschauung, trotzdem er sie „einen Dialekt des deutschen Sprachstammes“ nennt, mit dem Dänischen in vielen Worten übereinstimmen soll, während diese Worte doch dem Plattdeutschen viel ähnlicher sind. Niemals ist, wie er sagt, das Friesische Kirchen- und Schulsprache gewesen. Zur Zeit, als das Friesische als Schriftsprache galt, war Lateinisch die Kirchensprache Nordfrieslands. Die einzelnen Bemerkungen, mit welchen der Verfasser Allen's grammatische Darstellung widerlegt, mögen von denen, die sich für diese sprachlichen Dinge näher interessieren, in der Schrift selbst nachgelesen werden. Sie geben alle ein Zeugniß von des Verfassers Kenntnis aller drei Sprachen, die hier in Frage kommen.

Besondere Aufmerksamkeit richtete die eiderdänische Partei auf die Sprachverhältnisse der dem Königreich enclavirten Theile Nordfrieslands, Westerlandsföhr und Amrum, in denen noch fortwährend deutsch gepredigt und unterrichtet wird. Man nannte dies Verhältniß ein „unrichtiges“, man rieth, Veränderungen zu Gunsten der dänischen Sprache eintreten zu lassen und verhandelte die Sache im Folkething. Ein Däne, der seinem Verufe nach mit den Zuständen Nordfrieslands besser bekannt ist als die ganze Partei der Eiderdänen, erklärte sich gegen eine gewaltsame Einführung des Dänischen. Es war dies der hochwürdige Bischof des Stiftes Ripen, zu welchem Westerlandsföhr und Amrum gehören. Er wurde von den Gegnern wegen der Begünstigung des Deutschen heftig angegriffen, sodaß er sich in einem dänischen Blatte in einem längern Aufsatze vertheidigte. Hieraus hat der Verfasser die wichtigsten Stellen in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Namentlich der Schlusssatz beweist, daß der Bischof nur im Dienste der Wahrheit sein Urtheil abgegeben und ihm kein Mangel an dänischem Patriotismus vorgeworfen werden kann. Er sagt, daß eine Veränderung in der Sprache nur dann geboten sei, wenn sie als Nothwendigkeit von den Inselbewohnern selbst erkannt werde und fährt dann fort:

Man will wissen, daß deutliche Spuren eines Unterganges gegen unsere Muttersprache unter ihnen gefunden werden; nach meiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen bezweifle ich die Richtigkeit hiervon. Aber sobald die Föhringer und Amrumer von solcher Liebe befeelt werden — ich sage nicht zu dem dänischen Vaterlande, denn daß sie diese haben, obgleich sie sich ihres eigenen Idioms, des Friesischen, zum täglichen und der hochdeutschen Sprache zum Sonntagsgebrauch bedienen, bezweifle ich nicht — zu der dänischen Sprache, daß sie wünschen, daß diese bei ihnen oder bei ihren Kindern und Nachkommen die deutsche Sprache ablösen soll, so wird keiner dies mit größerer Freude erfahren als ich, und ich werde mit Freuden, wenn es mir vergönnt sein wird, die Zeit zu erleben, unsere gute dänische Sprache in ihren Kirchen sowol gebrauchen als auch hören.

Man sollte meinen, daß nach einem solchen Urtheile alle weiteren Versuche von Seiten der Eiderdänen unterlassen worden wären, aber mit nichten. Nun wollte man die Sache von anderer Seite angreifen und nahm hauptsächlich die Dienstbotenverhältnisse auf Föhr zu erwünschtem Anlasse zu neuen Agitationen. Auch von Untrieben dänischer Beamten in Nordfriesland wird mancherlei berichtet. Die Kirchen- und Schulsprachenfrage wurde später wieder einmal hervorgehoben und in dänischem Sinne ausgebeutet. Bei alledem richtet aber unter der friesischen Bevölkerung die dänische Propaganda gar nichts aus. „Je eifriger man bemüht ist, ihnen ihre deutsche Sprache zu nehmen, desto treuer bewahren sie dieses ihr von den Vätern überkommenes Erbe.“ Am Schlusse seiner Darlegung spricht der Verfasser das ernste und strenge Wort: „Die einer Regierung rathen können, dem Volke sein theuerstes Kleinod zu entreißen, sind schlechte Rathgeber, schlechte Volksvertreter, schlechte Staatsbürger.“

In einem „Anhang“ hat uns der Verfasser „Plattdeutsche und hochdeutsche Sprachproben aus Nordfriesland, größtentheils aus dem 16. und 17. Jahrhundert“ mitgetheilt, die uns ein lebendiges Bild der einstigen Sprachverhältnisse gewähren. Wer sich, ohne von vornherein sich mit der mundartlichen Literatur vertraut gemacht zu haben, durch diese deutsch-patriotische Schrift angeregt fühlen sollte, die nordfriesische Sprache unserer Gegenwart kennen zu lernen, der sei auf den ersten Band von Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ hingewiesen, welcher mit der Mundart der Inseln Sylt und Helgoland eröffnet wird. Der dritte, welcher die Nachträge enthält, beginnt mit der Mundart der Insel Amrum, welcher „Nordfriesische Lieder und Sprichwörter“ folgen. Unter den Texten finden sich die nöthigen Erläuterungen. Es gehört nur eine geringe Kenntniß des Niederdeutschen dazu, um alsogleich zu erkennen, daß das Nordfriesische zu unserm deutschen Sprachgebiete gehört.

Unsere Ueberschau hat uns aus dem Süden in den hohen Norden Deutschlands geführt. Das Gebiet des heimischen Idioms haben wir weiter ausgedehnt als die Grenzen des Deutschen Bundes reichen. Wir begannen mit der Schweiz und wandten unsere Aufmerksamkeit zuletzt einer Bevölkerung zu, die dem Königreich Dänemark in dem engern Wortbegriffe zugehört. Fern im Osten im fremden Lande hat sich das deutsche Sprachleben frisch erhalten, da es nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch

beim Volke zur Erscheinung gelangt. Solche Thatfachen können und wol mit Stolz erfüllen. Hoffentlich kommt auch noch die Zeit, in der der Deutsche nicht bloß in Literatur und Sprache seine theuersten Güter und seine äußere Macht erblickt.

Reinhold Schickel.

Ein moderner britischer Dante.

Sollte jemand, der seine deutschen Dichter gelesen und lieb gewonnen, sich je über das „Seelenheil“ unsers großen Volksgang Goethe Scrupel gemacht haben, den verweise ich auf ein eben erschienenenes Buch: „A new pantomime. By Edward Vaughan Kenealy“ (London, Reeves und Turner). Dort erhält er völlige Auskunft über Goethe's Befinden im Jenseiter und seine schließliche platonische Verehelichung mit Gretchen über den Sternen. Herr Kenealy tritt als ein neuer Dante mit einer neuen göttlichen Komödie auf in der Sprache Milton's. Nicht Goethe allein, auch andere groß an Ehre und Namen im 18. und 19. Jahrhundert werden bei ihrem interessanten Braudienst in der Unterwelt von dem britischen Dichter belauscht. Wäre das dramatische Gedicht, das einen größern Umfang hat als Milton's „Paradise lost“, nichts weiter als eine Burleske im Gassenhauerdialekt, es würde nicht die Mühe lohnen, seiner zu erwähnen; aber das Bedauernswerte ist, daß An — allerdings bisher noch unbekannt gewesener — Meister der Sprache und des Versbaues voll geistreicher Gedanken sich an ein so verschrobenes Thema gemacht und den Leser selbst da, wo die Schönheit der Strophen warmen Beifall hervorrufen könnte, nicht das Lächerliche der Situationen vergessen machen kann. Kenealy richtet als Einleitung eine Anekdote an den geneigten Leser, die unwillkürlich an die Tiraden eines gewissen unglücklichen und unbescheidenen Genies, des excentrischen Rainers Karl Hugo erinnert, dem d. Bl. in der Neujahrsnummer ein Denkmal voll Mitleids gesetzt haben. Kenealy schreibt: „Das folgende Gedicht ist ein Räthsel für die Menge und wird immer eins bleiben: für die Weisen und die Wahrhaftigen und Gelehrten ist es verfaßt und diese allein können es verstehen und schätzen. Niemand darf es kritisieren, der nicht wenigstens theilweise versteht, was es meint! Niemand soll den Autor schildern, ohne in seine Seele einbringen zu können.“ Das ist im hinreichenden Grade niederschlagend. Ein Räthsel ist wol amüsant, aber ein Räthsel, das einen dicken Band von 600 Seiten ausmacht und das im günstigsten Falle nur theilweise verstanden werden könnte, erscheint kaum der Mühe des Lesens werth. Das Lebenslicht ist nur ein kurzes, und man braucht es für wichtigere Dinge, als Räthsel zu tauchen. Kenealy hat indeß in dieser Vorrede seinem Buche unrecht gethan. Natürlich spreche ich mit gebührender Jaghaftigkeit, da ich nicht beanspruche, in des Autors Seele eingedrungen zu sein; aber ich bin dreist genug, zu versichern, daß ich in dem dicken räthselhaften Buche nichts gefunden habe, was so äußerst schwer zu verstehen wäre; im Gegentheil, es enthält eine Fülle gedankenreicher, angenehmer, leichter Strophen und zeugt von ganz bedeutender literarischer Befähigung, den Spleen beseite.

Die „Neue Pantomime“ ist ein Supernaturaldrama, darstellend den Kampf zwischen Gut und Böse über den Besitz der „schwankenden“ Seele Goethe's nach seinem Tode. Der „Schlüssel“ zum Buche wird in einem „moralisirenden“ Monologe Mephisto's gegeben. Ich übersehe einige Zeilen:

Die scharfen Glitze schwarzer Menschenlüste
Verfärbten ihre weiße Seele dunkel
Wie ihre eigne häßliche Natur.
Wenn Tod sie freit vom Leibe, strebt sie noch
Nach jenen Götzen, die sie angebetet.
So er, der in so langen Jahren weilt
Vollbegeistert bei weltlich schlimmen Dingen,
Wird noch im Tod verlockt, wie einst im Leben,
Hinweg vom Ideal zur Sinnlichkeit.

Kenealy verspricht dem „ungelehrten“ Leser mit zarter Berücksichtigung einiges „schwache Licht“ von der Dectäre folgen der Zeilen:

Das Leben

Das in den Werken der Natur sich äußert,
Lehrt, daß das Kleinste eine Seele birgt.
Nicht eine Rose und Ailie steht im Garten,
Kein Strom, kein Baum, kein köstliches Juwel,
Kein Windhauch, der am Himmel weht dahin,
Der nicht außerblich Leben nennt sein eigen.
Das All, das Unbegrenzte ist erfüllt
Mit Leben, Geist, mit unvergänglichen
Naturen, mit den Seelen, Geistern, ja
Mit den Dämonen dieser Erdenmenscheit,
Den vorgewesenen und den kommenden,
Auch denen aus der Engelwelt, mit Geistern,
Von allen den lebend'gen Dingen, allen,
Unzählbar, wie des Waldes Blätter, doch
Unschätzbar! All' unsterblich! Alles Wesen,
Die einst bewohnt die Erde und die kommen.
Die Elemente haben Geister: mächt'ge Wälder —
Sie hegen Theile dieses ew'gen Glanzes,
Als herrliche Geschöpfe hoher Götter.
Die Winde, Wasser, Seen, Waldgelände,
Des Feuers Glanzerscheinung, und die ganzen
Urelemente, jedes bietet Wohnung
Für Götter und für feenhafteste Geister.
Und andere Wesen wandelbarer Schönheit.
Der Himmel, Raum, die Luft, die uns umweht,
Ist voll von Geistern, manche klar wie Licht,
Und andre voller Dämonen; Menschenaugen
Gerschauen sie nicht, doch sie enthüllen sich
Der Seele in den tugendlichen Tritten
Und in den sünd'gen Küsten, je nach Fügung.
Der Böbel achtet ihrer nicht im Sclavenenthum
Der Sinnlichkeit, indeß die Geistigen
Sie zu Gesicht bekommen und emrücken.

Diese Passage dürfte schwierig zu beweisen sein, aber nicht schwierig zu verstehen, ausgenommen vielleicht jene Zeile, in welcher der Wind, der keine Substanz, sondern nur eine Bewegung ist, als eine Verkörperung von Geistern besprochen wird.

Hoffentlich weiß der Leser nun besser zu urtheilen über den Autor, da dieser ihn so großmüthig mit „Schlüssel“ und „schwachen Licht“ auf dem halbdunkeln Wege versehen hat.

Nach dem Prologe beginnt das Drama mit einem Zwiegespräch zwischen „alten“ und „neuen“ Jahren. Dieses ist wohlberechnet und spannt die „Reugler“ des Lesenden. Der Genius des neuen Jahres hört mit traurigem Erstaunen, daß die schöne Erde, über welche er seine Herrschaft eben antreten will, von dem „Anscheladenen Götzen des Goldes“ regiert werde, daß

Der heil'gen Wahrheit Stern
Verfaul in eine ungefüge Wolke
Und daß die Tugend, die da leuchten sollte,
Verschwunden von der Welt —

und daß

Die Mächte, in der bangen Stund' der Noth,
Der Menschen Stämme hätten überlassen
Den eigenen Wegen ihrer Willkür.

Das „Alte Jahr“ spricht von Goethe, der im Sterben liegt:

Dort ist ein Geist auf Erden, dessen Bahn
Beinah' zu End'. Du sollst ihn sterben sehen,
Ihn, dessen Seele hoch erlesener war
Vom unerschöpflichen Licht aus reinster Quelle.
Aber die herrlichen Gottesgaben
Hat er in den Noth der Luft getreten!
Er lebte nur, sich selbst zu dienen

Und Journe ein Slave truglicher Elfen;
Er machte und wurde Hart in Stolz,
Er sagte, er lockte, er log.
Sein Herz war so todt und kalt
Wie einstens Judas Herz!
Er that nie eine gute That
Für eine bedürftige Seele.

Und wenig war, was er lehrte der Menschheit,
Und seine der Lehren war gut und wahr.*)

Das heißt eine hinterpommersche Kanzelpredigt in englische Verse gebracht. Um den Effect zu erhöhen, donnert noch „die Stimme der heiligen Vergangenheit das Echo schwerer Verdammnis“.

Goethe stirbt, während seine Gedanken zu den Freuden seiner Jugend zurückwandern und die Gespenster derer, die er einst geliebt und „betrogen“ hat, vor seinen brechenden Augen vorbeischnellen. An seinem Lager stehen Mephistopheles und Mercur! Sie beobachten sein Sterben, der erkore voll spöttischer Bemerkungen über die Qualen des Verschwindenden. Außerdem singt sein Schutengel, „den seine Verbrechen von seiner Seite getrieben hatten“, eine Hymne an Gott.

Nun erscheint Gretchen im Drama. Gretchen, mit „göttlicher Permission“, bittet für Goethe vor dem Richter der Unterwelt Mino, und sie ist ein so guter Advocat; daß der grimmige Mino einen Aufschub seiner Verurtheilung vergönnt, unter der Bedingung, daß Goethe in der Zwischenzeit neuen Versuchungen unter dem gefälligen Beistande von Mephistopheles unterworfen werde. Mephistopheles macht seine Umstände und zeigt der Seele Goethe's das „Paradies der Liebe“ in orientalischer Auflage. Unbekleidete Cupidos werfen einander mit Rosen; Paris freit um Helena und gewinnt sie in seine Umarmung; liebliche Nymphen schweben umher mit Gesängen voll süßer Leidenschaft, und Goethe versucht Paris ins Handwerk, indem er die Schönste unter den drei Göttinnen, die Aphrodite, für sich erwählt und der Minne Gold genießt. Er ist indessen doch kein so verführter Sünder, um vor dem verführerischen Dämon niederzuknien und „anzubeten“, obwohl ihm als Lohn die Unendlichkeit sinnlicher Freuden verheißen wird. Deshalb führt ihn Mephistopheles aus dieser angenehmen Gesellschaft hinaus zur Hölle, wo er ihm die merkwürdigsten unter den Schenswürdigkeiten in mehreren „berühmten Verdammten“ zeigt. Das Gedicht gibt einen Katalog von Verdammten auf nicht weniger als 140 Seiten und Mephistopheles entwickelt umfangreiche historische und literarische Kenntnisse curioser Natur, wie ein berliner Theaterjude.

Jetzt fühlt sich der „Engländer“ im Autor äußerst wohl und in seinem Elemente. Er censtirt die Verdammten sehr bitter, namentlich König Jakob I., und Mephisto erzählt uns, daß er seinen Sohn „ermordete“ und dann „an sich selbst Hand anlegte“. Dann kommt Admiral Nelson und der Kaiser Giffon an die Reihe, auch Wilhelm von Draxien, St.-Augustin, Irenäus und Lord Chesterfield, Horace Walpole und Lady Byron, die er einen „frostigen Humbug“ heißt, „aus

*) In diesen völlig unsinnigen Zeilen können wir nur ein kühles britisches Echo der in Deutschland selbst gegen Goethe erhobenen Verleumdungen erblicken. Kennte Kenealy die Schöpfungen Goethe's, darunter „Iphigenia“, „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“, sein Gedicht auf Johanna Sebus, seinen Epilog auf Schiller, seine Hymne mit dem Anfange „Hilffreich sei der Mensch, edel und gut“ und so viele andere von höchster Humanität und Weisheit zeigende Ergüsse des Goethe'schen Geistes, so wie er sie kennen sollte, wäre er in Goethe's Leben und Wirken so eingeweiht, wie diejenigen, welche sich aus actenmäßigen Darstellungen genauer darüber unterrichtet haben, so würde er so enorme Lügen wie die, „Goethe's Herz sei so kalt und todt gewesen wie einstens Judas Herz“, er habe „nie eine gute That für eine bedürftige Seele“ gethan und „keine der (Goethe'schen) Lehren war gut und wahr“ unmöglich haben niederschreiben können. Sollte Kenealy nicht einmal die Biographie Goethe's von seinem Landsmann Lewes gelesen haben?

D. Reb.

Stahl gemacht oder aus Mathematik zusammengesetzt“, dann Arter der Gremet, Cardinal Bellarmine, St.-Franciscus, George Mont, Julius Cäsar und der berühmte Epikureer Iad Sheppard, Caslercagh (vielleicht wegen seiner Sünden dem Wiener Congreß?) und König Karl I., der Antihaupter. Dieser unglückliche Stuart muß dort seinen eigenen Kopf einen Hügel hinaufrollen und dieser Kopf ist bewohnt von den Seelen Wentworth's, Lang's und Bacon's. Die literarischen Größen Johnson und Goldsmith, sowie die Boswell, Hunt und Paoli werden in einer Linie abgefertigt, um Raum zu sparen im Kataloge, der auch die unselige Maria Stuart amschließt, über deren Charakter der böse Feind Mephistopheles nicht ganz mit sich einig ist. Die Himmels muß 500 Jahre im Fegfeuer ausdauern wegen ihrer Theilhaberschaft an der Ermordung Darnley's:

Hätt' sie gelebt, bis daß der Lebenssaft
Ganz aufgeronnen, ihrer Sünden Schaub
Wär' doppelt worden; aber Bessie's Art
Schnitt ab fünfshundert Jahr von ihrer Duse.

Gegen Byron ist der Dichter noch gnädiger. Byron ist ohne Fegfeuer sogleich ins Paradies gekommen, weil er „ohne hin sein ganzes Leben hindurch gemartert worden“.

Der Richter sprach: „Der hat genug gehabt
Auf Erden schon zu tragen und zu leiden,
Er, ein so glanzvoll heller Geist!“

Diese Episode setzt den Leser in einige Verlegenheit. Fast alles deutet auf den bitteren Aeseten der Orthoborie im Dichter hin, und doch behandelt er den mit dem Himmel großenden Skeptiker Byron mit so auszeichnender Verschönllichkeit und schmeichelt, wie oben, das ganze Gewicht seines Jornes auf den „frostigen Humbug“ der fashionablen Lady Byron, die dahinschlief, als Byron aus der englischen Gesellschaft gleichsam erlöst wurde.

Mephistopheles wird auch Prophet in eigenthümlichen Worten über das Buch der Genese, den Pentateuch, mit einem Worte über den jetzt die Gemüther Englands bewegenden Lessenstoff. Dies ist das schlechteste Tendenzstück des Märchelbuchs. Man höre:

Ich blide über die Zeiten hinaus und sehe
Einen hochhehrwürdigen Bischof, der beschworen
Die Pflichten seines Amtes, dem Pöbel schmeicheln,
Ihm lehrend, daß das heil'ge Buch gefälscht.
Golosio! Könnt Ihr bringen Aergerniß
So unter alle gottgelehrten Menschen?
Ich hoffe doch vom Himmel, daß der Erzbischof
Von Canterbury Euch auf Blasphemie
Belangen wird im strafenden Gerichte.
Zu Gott auch hoff ich, daß Euch Luffington
Berufen wird für Eure schlimmen Pläne,
Euer gottlos Selbst, und hoffen will ich endlich,
Obgleich ich Euer Hochwürden nicht vernichten will,
Wie laut auch Euer unsinniges Gelärme.
Daß sie Euch widerrufen machen können
Und eingestehen, daß das heil'ge Buch
Der Genese von Gott allein gekommen.

Hiermit hat Kenealy ein großes Loch in sein Buch gebrannt. Der Gegenstand ist ein sehr gefährlicher für einen Versmacher, und Kenealy steht ein gutes Theil unter Dante dem Unerschlichen. Ueberhaupt scheint im Verlaufe des Dramas die Poesie sich zuweilen in tollgewordene Prosa zu verlaufen und der Fanatismus sich nicht mehr die Mühe zu gönnen, die Worte nur zu wägen und zu feilen. Noch unverantwortlicher sind die Schimpfnamen, die er andern anhängt, wie: „Schurken wie Southey, Buben wie Milman, Reichher wie Hunt“, und wo er mit persönlicher Malice den ehrwürdigen Namen von Peter Cunningham begeistert.

Doch kehren wir zurück zu Goethe. Er läßt sich nicht einschüchtern durch den Anblick aller dieser in katalogischer Ordnung ausgestellten Torturen der Hölle, darum führt ihn Mephi-

Kophkeles nach der Höhle der Hecate von Endor, wo er zwar nicht einen Samuel zu sehen bekommt, aber den Verführungsfüßler dreier Schönen ausgelegt wird, denen der Kalyppo, Armida und Alcina. Moderne Operntexte hätten noch viele ähnliche schmelzende Namen liefern können, meine ich. Auch andere classische Schönheiten gleiten als Phantome vorüber, aber Goethe verweilt mit seinem Auge vorliebevoll auf Kalyppo. Aber diese ist spröde und will sich nicht früher ergeben, als bis er das Räthsel der Sphinx gelöst habe; dieses angenehme Ungeheuer erscheint sogleich auf den Wink des Theatermaschinisten Keneath und richtet an Goethe ihre geheimnißvollen Fragen. • Goethe kann die Antwort nicht finden und zur Strafe für diesen unterschiedenen Mangel an Geist, wird er — und der gefällige Mephisto dazu — in einen tiefen Zauberschlaf für die Dauer von 21 Jahren versenkt. Es wird nicht gesagt, ob in Abwesenheit des Herrn der Ratten und der Mäuse die Hölle sich als Republik konstituiert hat.

In diesen 21 Jahren wird Gretchen über ihren Geliebten beunruhigt, fängt an, nach ihm zu forschen und empfängt von der Sibylle den goldenen Zweig, mit dessen Hülfe „die Welt erschaffen wurde“. Dieser Zweig erfüllt jeden Wunsch, aber verläßt dann sofort die Hand des Wünschenden und kehrt in die Kumpfkammer der Sibylle zurück. Jetzt erscheint einer der Gebrüder „Satan“ und beschwagt Gretchen, ihm den wundervollen Zweig anzuvertrauen, weist aber dann die gleichnerische Hölle mit der gebieterischen Forderung ab, ihn anzubieten. Verzweiflungsvoll steht sie ihn an „ihre Seele als ein Lösegeld für Goethe“ anzunehmen, aber Satan ist ein Cavalier und lehnt dieses Selbstopfer ab, was ihn jedoch nicht zu jenem Greis von Großmuth verleitet, den kostbaren Zauberschlaf zurückzuerkatten.

Mit „Uriel's Speer bewaffnet“ tritt nun der „Poet“ auf die Bühne, ein geschäpter Anonymus ohne Zweifel, der mit seltenem Scharfsinn Goethe aufspürt und ihn aus den Banden der Verzauberung befreit, natürlich den mitleidenden Mephistopheles nicht vergessend. Auch der diebische „Satan“, dessen Name Amodeus, erscheint in diesem wichtigen Momente mit dem Zweige, aber dessen Zauberkraft vergebens, äußert er harmlosweise den Wunsch, Fräulein Gretchen zu sehen. Sie erscheint im Momente und im selben Augenblick fliegt der Zweig durch die Luft, um zu seiner ursprünglichen Eigenthümerin, der Sibylle, zurückzukehren. Von dieser Stunde an sind Goethe und Gretchen für immer im Paradiese des Poeten vereinigt. Mit einem Worte, wie der berliner Volksdialekt sagt: „Sie kriegen sich.“ Wir hören noch ihre Zwiegespräche über Purpurwagen, kryallene Rachen und äpfeltragende Obhgärten, sowie über idyllische Tänze von Jünglingen und Jungfrauen im glücklichen Elysium. Statt mit bengalischem Feuerwerk beschließt der Dichter sein dramatisches Räthsel mit räthselhaften Geisteserscheinungen aus alter und neuer Zeit, einer stockenglischen Walpurgisnacht voll Feen, Unbinnen, Sylphen, Elfen, Wichtelmännchen, reizenden Gerleinen, Phantomen getäuschter Mädchen und ähnlichen Schattenbildern der Laterna magica. Sie unterhalten sich indeß in sehr anständigem Conversationston und erscheinen sehr unnöthig, so unnöthig wie das ganze Poem. Eine Ode an die Mailäfer würde einen ebenso effectreichen Schluß abgegeben haben.

Die Wirkung der Lectüre dieses Poems ist eine tragikomische, und zwar Mitleid in ganz besonderem Sinne. Der äreßsame britische Marcus hat sich die Flügel an Dante's schrecklichen Flegenten versengt und ist nach 600 Flügelschlägen — so viele Seiten zählt das Buch — auf den Sumpf unter die andern poetisirenden Störche der Heimat zurückgekehrt. Und doch kann ich nur mein Bedauern wiederholen, daß so viel schöne Sprache in manchen Episoden an ein so verzwicktes pölnisches Thema vergeudet worden. Dies Räthsel bleibt jedenfalls ungelöst, wie der Dichter vielleicht in der Vorrede richtig vorausgesehen. Viele seiner Schilderungen, namentlich auf lyrischem Gebiete, sind tabellos schön, wenn auch „neue“ Gedanken nicht eben den Leser fesseln. Die meisten haben schon öfters „ge-

dient“. Dieser Stimmung voll ist das „Farewell“ von Goethe's Schutzengel; dessen Schlußstrophen lauten:

Oh! Weh um dich! Tief war dein Irren,
Verhängnißvoll, von Wahrheit zu dem Truge,
Seit dich die Finsterniß des Schreckens, wohlbekannt
Nur Längstgefallenen, sich um dich wot.
Mannheit gekant's — das Alter stel in Trauer,
Bewältigt von der Schen vor Tod und Grab.
Jetzt, wo du stirbst und deinen Wahn gekant,
Wirt' ich dich gern gewinnen, gern erretten.

Doch des All-Einigen mächt'ge Stimme wehrt es.
Ich muß hinweg; auch du, auch du mußt scheiden
Et diese Stunde um; das Räthsel, das verborgen
In tiefen Himmeln ruht, wird bald dir leuchten.
Oh! Weh um dich! Doch ob verkannt für immer,
Ein Strahl von Glück wird dennoch auf dir weilen,
Ich, dein getreuer Engel, lieb' dich doch, und nimmer
Sprach ich ein mehr verzweifelndes Farewell.

Auch die Schilderung der Persönlichkeit Gretchen's hat viele schöne Momente:

Suß und doch traurig war ihr Lächeln, so wie die Muth
Gedrückt alter Völker, die so oft verrath
Die Seel' voll Sorge in dem frohesten Gange.

Wünschen wir dem Dichter einen Tag von Damascus voll dichterisch leuchtender Erleuchtung, und wir werden ihn mit andern Worten begrüßen können, als im Singang gesehen.

Franz Broemel.

Melchior Meyr über die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung und die gegenwärtige Lage des Schriftstellerstandes.

Als es sich darum handelte, ob überhaupt die deutsche Schiller-Stiftung geboren werden und existiren sollte oder nicht, und in welcher Form, in welchem Umfange, auf welchen Grundlagen sie ins Leben zu treten habe, als es namentlich darauf ankam, sie gegen ihre nicht wenig zahlreichen Gegner, Verdächtiger und Verleumder in Schutz zu nehmen, und später der drohenden Spaltung in zwei voneinander getrennte Verwaltungsbehörden des Gesamtkapitals entgegenzuarbeiten, damals haben wir uns als langjähriger Anwalt einer Stiftung wie diese für berufen und verpflichtet gehalten, uns ihrer auch in d. W. wiederholt anzunehmen. Seitdem sie aber consolidirt und in stiller segensreicher Thätigkeit begriffen ist, haben wir nicht mehr für nöthig gehalten, auf sie zurückzukommen, zumal wir uns an verschiedenen uns bekannt gewordenen Beispielen überzeugt hatten, daß der gegenwärtige Verwaltungsrath in einer Weise thätig ist, die uns Schriftsteller wie das Publikum berechtigt, ihm volles Vertrauen zu schenken. Die oft ausgesprochene Befürchtung, daß persönliche und andere nicht das wirkliche Verdienst betreffende Rücksichten genommen werden könnten, braucht, wir sind davon überzeugt, niemand mehr in seinem Schlafe zu hören. Außerdem sind alle Formeln und Formen, die an ein bureaukratisches Wesen erinnern könnten, mit Recht aus dem brieflichen Verkehr des Verwaltungsraths mit den betreffenden Dichtern und Autoren verbannt, und wir schlagen gerade dies um so höher an, da sich der Deutsche insofern alter Gewohnheit nur schwer von solchen Formen freizuhalten weiß. Die Manuscripte an die durch Unterstüßung Auszuzeichnenden haben daher auch nichts, was für sie irgend peinlich sein könnte, im Gegentheil können sie nur dazu dienen, ihr Ehrgefühl zu erhöhen und sie zum Weiterstreben aufzumuntern.

Wenn wir heute nach langer Unterbrechung wieder einmal auf die Schiller-Stiftung zu sprechen kommen, so geschieht dies auf Grund eines im Feuilleton der „Neuen Frankfurter Zeitung“ (Nr. 164—167) erschienenen Aufsatzes von Melchior Meyr „Ueber die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung“. Der Verfasser hat uns den Aufsatz übersandt, ohne Zweifel in der

Erwartung, daß gerade wir nicht umhin können würden, ihm unsere Beachtung auch in d. Bl. zu schenken, und wir beabsichtigen nicht, daß sich der Verfasser in dieser Erwartung getäuscht sehe. Der Verfasser beschäftigt sich übrigens in seinem Amtseize mehr noch mit der allgemeinen Lage des deutschen Schriftstellerstandes als mit dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande; und in der That hat er die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche heutzutage gerade den Schriftstellern zu bezeugen obliegen, die höhern Zielen nachstreben, sich klar vor Augen gestellt und sie in präciser Form auch seinen Lesern klar vor Augen zu stellen verstanden. Wir freuen uns, daß sich des Verfassers Ansichten mit den von uns ausgesprochenen sehr häufig begegnen, daß sich überhaupt die Meinungen in Betreff dieses Gegenstandes zu klären und feste Gestalt zu gewinnen anfangen. Wie sicher, bestimmt und affirmativ kann der Verfasser in seinen Betrachtungen über dieses Thema auftreten, und wie vorsichtig und verlaßlich mußten wir, anfangs fast nur angefeindet und verächtelt, später von wenigen doch in immer wachsender Zahl unterstützt, uns in unsern denselben Gegenstand betreffenden Aufsätzen winden und brechen, um plausibel zu machen und als notwendig erscheinen zu lassen, was nun in der deutschen Schiller-Stiftung feste und bleibende Gestalt angenommen hat. Freilich, die vollendete Thatsache gebietet immer Respekt und „vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathe“.

Der Verfasser leitet seine Betrachtung mit den Worten ein: „Wenige Schöpfungen unserer Zeit erwecken in dem humanen Betrachter eine so reine Freude wie die Schiller-Stiftung. Die Literatur hat damit für sich einen Boden erhalten und dieser ist ihr gewährt worden von der Nation, die zum ersten male als solche der lebenden ihre Achtung bezeugt hat. Zu der Stiftung ist das Mittel gewonnen zu einer Förderung des Geistes, die in keiner Art eine Fesselung einschließt. Der Zufall, der die bewährte Kraft lähmen und der Noth preisgeben kann, ist dadurch eingeschränkt. Das Wagniß, das unter allen Umständen eines ist: der Literatur sich zu widmen, hat einen minder drohenden Charakter erhalten, und der Schriftsteller kann auf seiner fragwürdigen Bahn mit einem Trost vorwärts gehen, der um so ermutigender wirkt, je ehrenvoller er ist. Die erste, von selbst sich ergebende Aufgabe der Stiftung ist es: die wirkliche materielle Noth verbiedener Schriftsteller und ihrer Angehörigen zu heben. Hierüber kann keine Frage sein: es ist dies der Hauptzweck der Gründung gewesen und wird es immer bleiben müssen. Dabei wird das Institut nicht umhin können, die wirkliche Verdrängnis auch solcher Autoren lindern zu helfen, deren Verdienste weniger einleuchtend oder erst noch zu erwarten sind. Der Schrei der Noth wird an die Vorstände gelangen, und diese werden sich ihm nicht immer verschließen wollen. Freilich ist darin ein gewisses Maß einzubalten. Heutzutage drängen sich zur Literatur auch viele Unberufene, deren Zahl wachsen dürfte. Den so entsetzenden Mühen zu Hülfe kommen, hieße das unzureichende Talent auf der Bahn erhalten, die es nie hätte betreten sollen und in seinem eigenen Interesse baldmöglichst wieder verlassen müßte; und das gehört nicht zu den Obliegenheiten der Stiftung.“

Damit seien aber, bemerkt der Verfasser weiter, die Aufgaben der Schiller-Stiftung nicht erschöpft; neben jenen beiden sei offenbar noch eine dritte ins Auge zu fassen, deren Lösung am fruchtbarsten zu werden verspreche; es sei die: verbundene Schriftsteller zu unterstützen, die nichts weniger als arbeitsunfähig geworden seien, deren Thätigkeit sich aber zunächst um so weniger lohne, je nützlicher sie sei und werden müsse. Wir für unsere Person glauben überzeugt sein zu dürfen, daß der gegenwärtige Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung gerade diesen vom Verfasser hier hervorgehobenen Punkt vornehmlich ins Auge gefaßt habe.

Sehr richtig übrigens fährt der Verfasser, um seine Forderung zu motiviren, weiter fort: „Es ist ein großes, durch die Geschichte erwiesenes Gesetz, daß alles Tiefere, alles, was den Standpunkt des Tages überschreitet, daß eben das wahrhaft Bildende, ja das wahrhaft Schöne, seiner Zeit harren muß. Das

Publikum will zunächst genügen, und zwar ohne Anstrengung des Geistes. Das Bildende aber, das Schöne, das in Wahrheit bilden soll, kann seine Wirkung nicht thun ohne Mitwirkung, also nicht ohne eigene Anstrengung des Empfängers. Zudem das Bildende nun dem Publikum etwas zumuthet, was es vorerst nicht gewähren mag, so wendet man sich von ihm ab, um dem Genuß nachzugehen, der ohne Mühe zu gewinnen ist... Die Ausgleichung dieser Ungerechtigkeit erfolgt in der Regel nur im Laufe der Zeit. Der Autor, der geistig weiter gegangen ist, während die große Mehrzahl der Mitlebenden stehen blieb, gewinnt mehr und mehr Freunde in der folgenden Generation, die sich naturgemäß dahin entwickelt, seine Gaben zu wünschen und empfangen zu können. Denn die Menschheit geht vorwärts und aufwärts, und wer seiner Zeit vorausgeeilt ist, der wird endlich von denen erkannt, die mit der Zeit ihm nachkommen. Aber für den Autor selber wird dies in der Regel zu spät sein.“

Es gäbe zwar, fährt der Verfasser fort, einzelne höchst glücklich organisirte Naturen, die das zugleich Erhebende und unmittelbar Ansprechende hervorbringen und eine seiner gebildeten Nachwelt gewinnen, indem sie auch der Mitwelt Bewunderung einflößen; das seien jedoch Ausnahmen. Für gewöhnlich müsse der höher und weiter Strebende kämpfen und nicht nur Theilnahmlosigkeit, sondern auch Feindseligkeit erdulden. Der begabte Strebende werde allerdings der Anerkennung und der Freude nicht entbehren, die ihn auf seinem Wege ermutigen, aber jener Freude würden nicht so viele sein, um dem Kämpfer schon bei Lebzeiten den ihm gebührenden Triumph zu verschaffen. Für einen der glücklichsten unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern halte man Goethe; „hätte aber seine Befriedigung und sein äußeres Lebensglück bloß vom Publikum abgehängt, bloß Frucht seiner literarischen Leistungen sein müssen, so würde man ihn zu den Unglücklichen zählen, eber er hätte uns nicht gegeben, was wir von ihm besitzen“.

Auch sein großer Mitstreber, von dem die Stiftung den Namen trage, hätte ohne die Hülfe seiner Freunde, ohne den Boden, der auch ihm in Weimar bereitet wurde, die Werke nicht vollenden können, denen wir einen andern ergänzenden Theil unserer Bildung verdanken. Der Verfasser weist dann noch auf den unglücklichen Heinrich von Kleist hin. Bei urtheilsfähigen Zeitgenossen habe zwar über seine Genialität kein Zweifel bestanden; aber seitens des Publikums habe ihm alle Unterstützung und Ermunterung gefehlt, und erst jetzt habe er im deutschen Publikum, welches darin freilich einzig in seiner Art sei, Aussicht, allgemeiner bekannt zu werden.

„Will man den angeführten Beispielen gegenüber“, fährt der Verfasser fort, „und vielleicht einwenden: die Zeiten, in denen so etwas möglich gewesen, seien vorüber? In unsern Tagen hätten sich die Verhältnisse anders, für den Schriftsteller durchaus günstiger gestaltet? Ich behaupte: noch keine Zeit hat es einer literarischen Kraft schwerer gemacht, sich selber treu zu bleiben und an den Zwecken der Kunst festzuhalten, als eben die gegenwärtige.“

Man weise, wenn man die Vortheile des jetztlebenden Schriftstellers bezeichnen wolle, auf die Honorare der Zeitschriften, auf Honorar und Tantieme des Theaters hin. Aber die Zeitschriften, die hier in Betracht kämen, verlangten populäre, pikante Erzählungen, voller spannender Handlung, von Gedankeninhalt möglichst frei und von möglichst grobmateriellistischer Wirkung. Wer also auch auf diesem Gebiete einem höhern Ziele nachstrebe, dürfe auf ein lohnendes Entgegenkommen seitens der Zeitschriften sich nicht Rechnung machen. Was die Tantieme betreffe, die ohnehin zur Zeit nur bei vier Hofbühnen bestünde, so komme diese nicht den Stücken zugute, welche sich durch Tiefe des Gehalts, Höhe oder Feinheit der Behandlung auszeichneten, sondern nur denjenigen, welche auf bloßes flaches Amusement der Zuschauer berechnet seien. Scheine doch gerade in diesem Bereiche auf dem Grassen und Tiefen ein Wahn zu liegen, sei doch die Tragödie beim Publikum nahezu verpönt! Ähnliche Ansichten über das, was von der Tantieme bei der jetzigen Geschmacksrichtung zu

erwarten ist, haben wir selbst schon früher in d. Bl. ausgesprochen. Wie die Dinge stehen, kommt die Lantime, die sonst im Princip ganz richtig ist, in der That zumeist nur den Fabrikanten, die wie Frau Birch-Pfeiffer mit virtuosem Geschick Romane und Romane zu Bühnenstücken zurechtmachen, den betriebsamen Verfassern pikanter Bluetten und den Pöbel- und Coupletdichtern zugute.

Der Verfasser bemerkt weiter sehr richtig: „Vergessen wir nicht die eigenthümliche Concurrenz, die dem heutigen berufenen Schriftsteller in der Klasse erwachsen ist, die sonst mehr ihre Ehre dargelegt hat, Bücher zu kaufen, jetzt aber dem Ehrgeiz nachgibt, selbst welche zu liefern. Die kritische Prüfung eines Verlegers haben ihre Producte nicht zu bestehen: sie sind im Stand ihren Ruhm zu bezahlen! Der schon überführte Markt erhält durch sie eine neue Bereicherung, und stützliche Zeitungsartikler sorgen dafür, sie als großen Gewinn darzustellen.“

Hieran knüpft sich nun die weitere sehr richtige Bemerkung: „Dichter haben sonst Mäcene gefunden, die sie in der zu ihrer Kunst nöthigen Freiheit und Freudigkeit erhielten. Fürsten haben ihre Ehre dargelegt, an edeln Werken durch Förderung erwiesener Talente Miturheber zu werden. In Deutschland ist hier noch in den letzten Zeiten Nämliches geschehen, der Versuch aber nicht fortgesetzt worden. Gegenwärtig dürfte aus mehreren Gründen von dieser Seite wenig mehr zu hoffen sein. Und doch ist eben gegenwärtig der Beruf eines Schriftstellers ein Amt geworden, das alle Kraft eines Mannes und ein ganzes Leben in Anspruch nimmt! Doch ist es weniger als je möglich, die Ausgaben der Literatur in Aufsehung zu erfüllen, die eine anderweitige eintägliche Beschäftigung übrig läßt!“

Auch das Folgende ist so richtig gedacht und ausgedrückt, wie man es wol nicht leicht richtiger denken und ausdrücken kann: „Zu den Unkisten, die bei uns im Schwange sind, gehört auch die, geschiedene Autoren zu vergöttern, von den lebenden aber so klein als möglich zu denken. Manche glauben, die Trefflichkeit ihres Geschmacks durch nichts besser darthun zu können, als wenn ihnen keine von den Arbeiten der Lebenden gut genug ist, hauptsächlich aber keine dauersfähig erscheint. So einer entgegen ist vielleicht: „Die Unterstützung thätiger Schriftsteller wäre freilich eine Ehrensache für die Nation, wenn jetzt Genien existirten wie Schiller und die andern großen Namen unserer klassischen Literaturperiode, Geister, welche für die Gaben der Nation durch klassische Leistungen zu danken vermöchten. Aber wo sind dergleichen?“ Mit Weissen dieses Schlages ist nicht zu streiten. Sie bilden sich alles Ernstes ein, daß sie gegen den lebenden und strebenden Schiller dieselben Gefinnungen hegen, wie gegen den in Glorie strahlenden, während für sie doch schon die Noth des lebenden Grund genug wäre, auch von seinem Geiste möglichst wenig zu halten! Meine Erwiderung ist einfach: wenn es jetzt keine Talente ersten Ranges gibt, vielleicht nicht einmal Talente zweiten Ranges gäbe, so begäbe man eben die Würdigsten von denen, die da sind! Die Köpfe besser zu machen, als unser Herrgott sie geschaffen hat, ist die Schiller-Stiftung nicht verpflichtet. Fördert sie diejenigen, die sie nach reiflicher Prüfung für die bewährtesten und versprechendsten halten muß, dann kann sie ihre Hände in Unschuld waschen.“

Sicherlich kommt eine solche Anerkennung der deutschen Schiller-Stiftung noch nicht zu spät; denn wenn auch öffentliche Gegenstimmen augenblicklich sich nicht mehr laut zu machen wagen, so herrzt gegen sie doch im Stillen noch sicherlich theils große Gleichgültigkeit theils wirkliche Mißgunst, namentlich unter den Kunstgelehrten, welche nicht müde werden, der deutschen Nation das Schmahwort ins Gesicht zu schleudern, daß in ihr alles dichterische Vermögen erloschen sei. Ueber diese Erscheinung, die doch eine höchst schmerzliche, der Nation wenig zu Ehren gereichende sein würde, wenn sie wirklich eine Wahrheit wäre, scheinen diese Herren eine fast natürliche Freude zu empfinden. Ein großer deutscher Gelehrter hat bei feierlicher Gelegenheit gegen die Schiller-Stiftung in einer Weise geäußert, daß man fast glauben sollte, die deutsche Gemüthlichkeit bestche nur noch in der Gedröber

Grimm „Volls- und Hausmärchen“. Dank dieser wohlthätigen Stiftung hat man nun doch Aussicht, nicht mehr wie früher so oft zur Schmach der deutschen Nation von talentvollen Dichtern und Schriftstellern zu lesen, die mitten in ihrer Laufbahn in einen Abgrund materiellen Glends versanken, der auch ihre geistigen Kräfte verschlang, nicht mehr wie früher so oft von Angehörigen verbienter Autoren, die nach dessen Ableben im Zustande absoluter Entblößung vielleicht zwangsweise in ihre Heimat zurückgeschafft und dem Zufall preisgegeben wurden. Statt sich über die jetzt gegönnte Aussicht auf Besserung so schmachvoller Zustände zu freuen, ärgerte man sich und sprach sogar seinen Aerger öffentlich aus. Hoffentlich wird man dies zu thun fortan nicht mehr so dreist sein dürfen, ohne den Unwillen des edler und gemüthvoller fühlenden Theils der Nation hervorzurufen.

Aber auch auf eine moralische Hebung aus sich selbst heraus, zu der das Walten der deutschen Schiller-Stiftung übrigens auch das Seinige beitragen wird, muß der Schriftstellerstand mehr als bisher Bedacht nehmen. Solange es noch möglich ist, daß ein Schriftsteller gegen den andern, der vielleicht so gut wie jener sein eigenthümliches Verdienst hat, mit ehrenrührigen Schimpfworten statt mit billigem, in urbane oder auch nur anständliche Formen gekleidetem Tadel loszieht, solange es noch vorkommen kann, daß ein namhafter Schriftsteller einen andern vielleicht ebenso namhaften noch tief unter die Sadträger und Aufläder stellt, ohne zu merken, daß er dadurch sich selbst mitschändet, solange werden die Autoren nicht verlangen dürfen, daß das Publikum der geistigen Arbeit den Respect zolle, der ihr im allgemeinen gebührt. Auch das Schmähen und Schimpfen auf den Schriftstellerstand im allgemeinen, worin sich manche Autoren zu gefallen scheinen, gerade als ob, wenn sie es thäten, das Publikum sie als die einzigen ehrenvollen Ausnahmen gelten lassen würde, muß oder sollte endlich einmal ein Ende haben. Wir wissen, wie viele Undernuse, wie viele unreine Elemente sich bei dem gegenwärtigen Betrieb des Buchhandels in den niederen Regionen an den Schriftstellerstand anhängen; aber gerade diese werden durch solche allgemeine Ausfälle und Insurien nicht gebessert und abgeschreckt; sie kümmern sich entweder darum gar nicht, oder empfinden sogar eine gewisse Genugthuung und Schadenfreude darüber, wenn so alles, um trivial zu sprechen, mit ihnen über einen Leisten geschlagen und als Canaille behandelt wird. Nur gerade die nach etwas Höherem Strebenden, meist reizbaren Naturen werden dadurch empfindlich und störend berührt, fühlen sich vor sich selbst erniedrigt und werden nicht selten vielleicht durch solche allgemeine Begeiferungen sogar an ihrer eigenen Mission irre gemacht. H. M.

Fromme Romane.

1. Gott ist mein Heil. Eine Erzählung aus der Gegenwart bevorwortet von G. Steffann. Halle, Verlag. 1862. 8. 1 Thlr.
2. Tante Sarah oder Lebenserfahrungen von G. Sewell. Eingeleitet von G. H. von Schubert. Stuttgart, Steinskopf. 1860. 8. 1 Thlr.

Wir stellen vorstehende Bücher nicht blos deswegen, weil sie etwa ihre Entstehung Frauenhänden und Herzen verdanken, zusammen, sondern weil sie beide aus gleicher religiöser Anschauung entsprungen sind und nur dadurch die Berlinerinnen vor unsern gemüthlicheren Süddeutschen den Vorprung hat, daß sie fest auch auf das Gebiet des politischen Lebens hinüberspringt und sich als die Anhängerin und Verehrerin eines Systems bekennt, das Preußen und mit ihm Deutschland auch jetzt wieder in die bedenklichsten Verhältnisse hineinzuziehen droht. Der ehrwürdige Pastor zu St. Bartholomäi zu Berlin hat die Pathenstelle dieses Büchleins übernommen; er nennt diese Erzählungen zwölf Blüten, welche fröhlich zum Strauß verbunden seien; Gott ist mein Heil, sagt er, diese Wahrheit sei die heilige

Lust, den der Strauß dieser zwölf Blüten spende. Die Erzählung bewegt sich in den Lebenskreisen, denen die Verfasserin angehört; es bedarf nicht der Versicherung, daß es „wirklich ein Stück aus der Gegenwart“ sei, denn allen diesen Anschauungen, wie sie in der Vorrede sowohl als wie in dem Buche selbst an uns vorübergehen, begegnen wir noch jeden Tag in Organen jener bekannnten „kleinen aber mächtigen Partei“. Die Erzählung beginnt mit der Schilderung der Bewegungen des Jahres 1848 in Berlin, soweit davon eine bortige Offiziers- und Beamtenfamilie sich betroffen fühlte; der Gesichtspunkt, von dem diese Ereignisse dargestellt sind, ist denn auch der kleine, den Horizont dieser Familie und ihrer Vorurtheile nicht überschreitende; es wird alles mehr auf persönliche Motive zurückgeführt und nirgends ist eine auch nur leise Ahnung zu spüren, daß alle diese Bewegungen nur die Zuckungen des neuen Volksgeistes sind, der sich in der Umgestaltung des Staatslebens auf andern Grundlagen als die feudale Adelsheerrschaft oder das kopfhängerische Ackerthum darboten, sich nur zu gestalten sucht. Freilich bedauert der ehrenwerthe Pastor zu St. Bartholomäi in seiner Vorrede sehr, „daß das heilige Schwertrecht der Obrigkeit nicht bis zum völligen Siege, nicht bis zur Niederschmetterung der Revolution zur Ausführung kam“; er fürchtet, daß durch ähnliche Versäumnisse wiederum Zeiten kommen könnten, über die Frauen, die ihren König und Herrn lieb haben, im Schmerz klagen müssen, weil die Männer das Banner eines königlichen Regiments von Gottes Gnaden sinken lassen. Bedarf es angesichts dieser Parteischlagwörter noch weiterer Auseinandersetzungen, in welchem Geiste dieses Buch geschrieben ist? Die Erzählung knüpft an eine Inschrift eines Baums aus dem Jahre 1806 an; wol wünschte man, daß man jenes verhängnisvolle Jahr nie außer Acht ließe! Die Verfasserin verräth bei ihrer gesammten Darstellung ein außerordentlich fremdes Gemüth; wir haben darüber mit ihr nicht zu rechten, sondern nur insoweit uns ablehnend zu verhalten, als diese religiöse Empfindlichkeit sich auf politische und literarische Gebiete festsetzen wollen. Bibelsprüche, Gesangbuchverse, fromme Betrachtungen durchweben die ganze Darstellung, an deren Ende die Verfasserin meint, daß durch das dunkle Gewölk, welches damals noch Preußens politischen Horizont verfinstert habe, manche Strahlen der göttlichen Gnadenlilie gebrochen seien, daß alte Ordnung und Treue wieder zu Recht gekommen seien, daß das Ministerium viel Vertrauen im Lande genieße u. s. w. Und heute?!

Mehr auf religiösem Gebiete bleiben die Lebenserfahrungen der Tante Sarah; der selige Schubert führte dieses Buch darum in den Kreis seiner Freunde ein, weil er wisse, welchen Segen es allen Lesern, die den wahren Frieden des Herzens kennen und lieben, bringen werde. Er und seine Freunde empfanden aus diesem Buche „eine gottgeheilte Einsamkeit“, als käme sie aus der Thüre eines Tempels hervor, da man Gott lobet in der Stille, und als begrüßte sie uns mit dem Grusse des ewigen Friedens, der ohne Aufhören in diesem Tempel wohnt. Die Verfasserin hat sich zur Aufgabe gestellt, an dem Lebenslaufe einer Familie zu zeigen, welchen Versuchungen wir überhaupt unterliege und welches Erbarmen uns getragen hat. Sie will dabei schildern, wie gefährlich für denjenigen die Wege des Lebens seien, der aus eigener Vernunft und Kraft sich darin zurechtfinden will. Die Gesinnung ist überall recht sanft und fromm, aber die Darstellung sehr breit durch Dialoge ausgesprochen, daß man Mühe hat, sich hindurchzuarbeiten.

23.

Notiz.

Oesterreichische und preussische Dichter.

Die in Wien erscheinende „Presse“ enthielt in ihrem Feuilleton vom 26. Juli einen Aufsatz „Die österreichischen Dichter vor dem Tribunal Julian Schmidts“, dadurch veranlaßt, daß, nach des Verfassers Versicherung, der „kleindeutsche“ Literaturhistoriker Julian Schmidt bei Gelegenheit des Gastspiels der wienerschauspieler in Berlin eine „Neute nichtsnutziger Ver-

hauptungen und geistlicher Gehässigkeiten“ auf die österreichischen Dichter überhaupt losgelassen habe. Wir haben, wie unsere Leser wissen werden, keinerlei Grund, weder einen persönlichen noch principiellen, um uns zu einem freiwilligen Bertheiliger Schmidts in dieser Sache aufzuwerfen; wir sind kein Freund einer arrogant auftretenden Kritik, die zunächst nach Lebendgründlichkeit, zuweilen vielleicht auch nach rein persönlichen Motiven ignoriert, lobt oder tadeln und den Tadel nur zu häufig in eine Form kleidet, die ihn eher einer Injurie als einem kritischen Urtheil ähnlich erscheinen läßt. Wir können es auch keineswegs billigen, wenn die „Berliner Allgemeine Zeitung“, die auch Laube kurzweg zu den österreichischen Dichtern zählt, in einem Artikel, den wir erst aus der „Presse“ kennen lernten, die „Götter“ ansieht, daß dieselben uns von den Erzeugnissen der österreichischen Dichter, den Bauernfeld, Eschenbach, Grillparzer, Laube, Ernst Ritter und Friedrich Halz besetzen möchten; es scheint uns nicht recht passend, Eschenbach und Ernst Ritter, deren Stücke von der berliner Kritik als sehr mittelmäßig bezeichnet werden, mit dem Verfasser der „Medea“ auf eine Linie zu stellen. Letztere hat zwar ihre großen Mängel, die von Karl Frenzel, dem geistreichen Referenten der „National-Zeitung“, gebührend ans Licht gestellt wurden; sie hat aber auch ihre Schönheiten, und dann hat Grillparzer, wie der Verfasser des Artikels in der „Presse“ hervorhebt, außerdem noch so manches geschrieben, was sich den besten Leistungen im Gebiete des modernen deutschen Dramas anreicht. Aber der wiener Feuilletonist geht auf dem Repressalienwege zu weit, wenn er sagt: „Wo sind sie denn, die massenhaften poetischen Leistungen vom ersten Rang, die in Preußen und speciell in Berlin aufgingen, um ihren Verklärungsstimm über das ganze deutsche Reich zu verbreiten? Wie heißen sie denn, die unzähligen Dichter im Lande Friedrichs des Großen, vor denen an gestaltender Fülle, an Schönheit der Darstellung und Wohlklang der Sprache die Poeten Oesterreichs verschwinden müssen!? Das unermeßliche Heer besteht aus: Ludwig Tieck und Heinrich von Kleist. . . Alle übrigen Dichter von Königsberg bis Magdeburg, von Rügen bis Rastatt, die sich in der Eigenschaft als „Romantiker“ bemerkbar gemacht, waren, ihre Verdienste und Vorzüge in Ehren, in letzter Hinsicht doch nichts anderes als Klunfertalente, die nur in der Literaturgeschichte leben und dort ein Gespensterturnier aufführen.“ Wie, sind nicht auch Zacharias Werner, Adam von Arnim, Joseph von Eichendorff, Max von Schenkendorf, Stagemann, Arndt, Chamisso, Immermann, L. Scheyer, Gaudy, und um nicht bei den Verstorbenen stehen zu bleiben, Guckow, Prutz, G. Freytag, Paul Herse u. s. w. Dichter, welche sich neben den österreichischen recht gut sehen lassen können? Waren oder sind diese nur „Klunfertalente“? Und warum Scherenberg mit dem spöttischen Beinamen „Widelhaubendichter“ abfertigen? Der Tadel der berliner Blätter mag zu scharf ausgefallen sein; vielleicht aber war er nur die notwendige Reaction gegen den vielleicht allzu übertriebenen Mobe-enthusiasmus, womit seinerzeit in Norddeutschland mit Zurücksetzung der eigenen Dichter so manche Erzeugnisse der neueren österreichischen Poeten aufgenommen wurden. Uebrigens hat die berliner Kritik wenigstens den wiener Schauspielern einstimmige Anerkennung gezollt; der Verfasser des wiener Feuilletonartikels dagegen bemerkt: „Wir haben die Oer nach den berliner Bühnenkünstlern und Künstlerinnen tapfer in uns niedergekämpft.“ So geht der eifersüchtige Haber, der es zu keiner billigen Anerkennung der beiderseitigen Vorzüge kommen läßt, in Deutschland immer hin und her, und leider ist der Deutsche nie unliebenswürdiger, als wenn er polemisiert, weil er dann nur zu leicht höhnisch und hämisch wird und in einen beleidigenden Ton verfällt. Verweisen möchten wir schließlich bei dieser Gelegenheit auf einen sehr vernünftigen Artikel im Feuilleton des „Wanderer“, worin der Mangel an eigentlich wissenschaftlicher Kritik in Oesterreich auf das Vorhandensein so vielen wissenschaftlichen Dilettantenthums zurückgeführt wurde, das geschont sein wolte.

H. M.

Bibliographie.

Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828. Zwei Bände. Weimar. Gr. 8. 6 Thlr.

Die lustigen Bürger von Gnanben oder: Die Zerstörung von Wildenstein. Eine vaterländische Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Wels, Haas. 1864. 8. 6 Ngr.

Carlén, Rosa, Lupa das Findelkind. Eine Liebesgeschichte. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 15 Ngr.

Carus, C. G., Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Fabel 15 kurze, früher gänzlich unbekannte und ungedruckte Parabeln Goethe's aus den ersten siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wien, Braunmüller. 8. 1 Thlr.

Cörner, C. A., Dialogisirte lebende Bilder. 1. Die Geistesvermittlung. 2. Die drei Ruffanten ihre Zechen bezahlen. Breslau, Korn. 8. 10 Ngr.

— Des Herrn Magisters Perrücke. Lustspiel in einem Aufzuge. Breslau, Korn. 8. 10 Ngr.

— Schwarzer Peter. Schwanke in einem Aufzuge. Breslau, Korn. 8. 10 Ngr.

— Vor dem Balle. Ein Scherz mit Gesang. Breslau, Korn. 8. 5 Ngr.

Healey, J. L., Die große Rebellion. Eine Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten. Illustriert mit zahlreichen seinen Stahlstichen nach Original-Zeichnungen tüchtiger Künstler. 1ster Band. Hartford, Conn. Ver. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Klein, L., Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Rebst Nachträgen zu seinen Werken. Gotha, J. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Knauer, W., Die Könige Shakespeares. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Wien, Grischek. Gr. 8. 4 Ngr.

J. G. Koppe, sein Leben und Wirken. Mit dem Porträt Koppe's. Wittenberg, Reichenbach. Ver. 8. 6 Ngr.

Kogebue, A. v., Ausgewählte Lustspiele. Leipzig, Kammer. 8. 1 Thlr.

Reizner, A., Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. 3te Abtheilung. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.

Moltke, M., Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten des Verfassers. Berlin, Moltke's Selbstverlag. 32. 6 Ngr.

Montalembert, Graf v., Der falsche Liberalismus in der Frage über den Kirchenstaat. Zweites Sendschreiben an den Grafen von Cavour. Deutsch mit einem Vorworte von G. Brandes. Schwyz. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Mores, G., Das Leben des Johann Joseph Müller, Nationalrath, Kantonsrath und Kassationsrichter in St. Gallen, mit einer Zugabe aus dem Leben seines Bruders Johann Baptist Müller. Mit dem Porträt J. J. Müllers. St. Gallen, Köppl. Gr. 8. 1 Thlr.

Benieroso's sämtliche Schriften. 1ster Band. Philadelphia, Schäfer. 1864. 8. 10 Ngr.

Probst, J., Eusebia. Ernst Betrachtungen über tiefe Wahrheiten der christlichen Religion. 1ster Theil. Augsburg, Schloffer. 8. 1 Thlr.

Renan, G., Das Leben Jesu. 1ste Lieferung. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 8 Ngr.

Richter, F., Lieder heiliger Liebe. Stuttgart, Schöber. Gr. 16. 10 Ngr.

Schillerkeller 1859. Verzeichniß der zum 100jährigen Geburtsstage Schiller's seiner Tochter eingesandten Festgaben. Stuttgart, Cotta. Ver. 8. 15 Ngr.

Semmig, H., Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Scuoli, L., Der geistige Kampf. Mit einigen Beigab-

den bewahrter Genesmännen von L. Douin. Wien, Grischek. 12. 16 Ngr.

Severus, Licht in's Dunkel der Verhüllung: Das wahre Lebens- und Charakterbild der Gräfin von Rietmanns-Edge-Schönberg. Mit Abdruck von ihr selbst geschriebener Briefe. Als ganz zuverlässigen Quellen. Dresden, E. Wolf. Ver. 8. 8 Ngr.

Sonnenfeld, F. v. (J. Ghr), Zwölfen braunen und schwarzen Ruten. Roman aus der Zeitgeschichte. Stuttgart, Schöber. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sudow, H. v., Neber zweckmäßige Buchlenleitung. Kottok, Stiller. 16. 7 1/2 Ngr.

Warrens, Rosa, Zwei Nelder der Edda. In der Mit- teration des Originals übertragen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 10 Ngr.

Weiß, G., Aus dem Volksthum. Autobiographie. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 10 Ngr.

Windischmann, F., Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagen Geschichte des alten Iran. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. Spiegel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wirmesberger, F., Beiträge zur Genalogie der Dynastien von Volkensdorf, Blut- und Dammrichter in Oesterreich, Stifter des Klosters Gleink u. s. w. In urkundlich begründeter Darstellung. Wels, Haas. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wohlthat, H., Berlin und die Vorbarmer im Spätkommer des Jahres 1813. Zur Erinnerung an die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz bei deren Jubelfeier 1863. Mit zwei Plänen der Schlachtfelder und einer Holzschnitttafel. Berlin, Voettker. 8. 10 Ngr.

Lagesliteratur.

Gajchte, G., Schulze und Müller auf dem 1ten deutschen Turnfest zu Leipzig. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Purfürst. 8. 10 Ngr.

Dirkind-Holmsfeld, Baron G., Freie Religionsübung in Holstein. Kritik der Verhandlung, in der letzten Diät der Stände und der Stimme eines Katholiken. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 6 Ngr.

Giese und Beisele auf dem Leipziger Turnfeste. Humoristische Fahrten und Abenteuer. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Pönicke. Gr. 16. 8 Ngr.

Carl Theodor Körner. Sein Leben, sein Tod im Gefechte bei Rosenberg und sein Grab bei Wöbbelin in Mecklenburg-Schwerin. Eine Erinnerung an den 26. August 1813, zur 50jährigen Wiederkehr dieses Tages am 26. August 1863, dem deutschen Volke gewidmet. Schwerin, Dörger u. Comp. 16. 6 Ngr.

Leonhardt, K. G., Merkwürdige Ereignisse und denkwürdige Ausfahrten aus der Zeit vor, während und nach der Leipziger Völkerschlacht. Jubiläumsgabe. Leipzig, Wengler. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Pfeiffer, C., Ueber Genossenschaftswesen. Was ist der Arbeiterstand in der heutigen Gesellschaft? Und was kann er werden? Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Reichenbach, B. Graf, Die Krisis in Nord-Amerika. Auf Grund eines im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke am 23. März 1863 gehaltenen Vortrags. Berlin, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Schaffrath, Gehört auch die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zum Bereich der richterlichen Entscheidung? Ein Vortrag. Dresden, Zeh. Gr. 8. 5 Ngr.

Scholl, G., Aus dem Leben einer freien Gemeinde. Denkschrift über die neuesten Vorgänge in der freireligiösen Gemeinde zu Mannheim. Im Auftrage des Vorstandes verfaßt. Mannheim, Köfler. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogeler, F. W., Theodor Körner. Eine Denkschrift zu dem 50jährigen Todestage des Dichters am 26. August 1863. Mit dem Porträt Körner's. Berlin, Voettker. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,
bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vorgütet.

- Classische Philologie und Alterthumswissenschaft.**
Aristophanes. Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von G. Müller. 3 Bände. 8. 1843—46. (5 Thlr. 12 Ngr.) **3 Thlr.**
Antiquarische Briefe von A. Bösch, J. W. Loebell, T. Passoffa, F. von Raumer und G. Ritter. Herausgegeben von F. von Raumer. 12. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**
Catull. Gedichte, übersetzt von Th. Stromberg. 8. 1858. (20 Ngr.) **8 Ngr.**
Centipides. Iphigenia in Tauris. Schauspiel. Deutsch von G. Kobenzl. 8. 1857. (18 Ngr.) **10 Ngr.**
Lucianus ab Immanuele Bekkero recognitus. 2 tomi. 8. 1853. (6 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**
Antike Marmorwerke. Zum ersten male bekannt gemacht von E. Braun. 1ste und 2te Decade. Mit 24 Kupfertafeln. Folio. 1843. (8 Thlr.) **3 Thlr.**
Müller (W.). Homerische Vorstudien. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen von Dtl. R. W. Baumgarten-Crusius. 8. 1836. (25 Ngr.) **8 Ngr.**
Ovidius. Die Liebeskunst. Drei Bücher. Dem Publius Ovidius Naso nachgedichtet von G. F. Adler. 12. 1843. (1 Thlr. 6 Ngr.) **15 Ngr.**
Philostratus. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit J. F. Boissonade. 8. Paris et Leipsic, 1842. (1 Thlr. 15 Ngr.) **10 Ngr.**
Ross (L.). Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. I—III. 4. 1834—45. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**
Sophocles. Antigone. Tragödie. Deutsch von G. Kobenzl. 8. 1855. (24 Ngr.) **6 Ngr.**
Zestermann (A. C. A.). De Basilicis libri tres. (Mit 7 Tafeln.) 4. Brüssel, 1847. (3 Thlr.) **1 Thlr.**
 — Die antiken und die christlichen Basiliken nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Mit 7 Tafeln. 4. 1847. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigten Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Eduard Neumann.

Miniatúrausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tiefe des Gefühls und Klarheit des Gedankens in gewandter, durchgebildeter Form erheben diese Poesien, deren mehrere durch ansprechende Wiedercompositionen dem Publikum bereits bekannt und lieb geworden sind, weit über das Gewöhnliche. Das elegant ausgestattete Bändchen wird besonders der Frauenwelt eine angenehme Gabe sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel.

Von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte.

Zweite sehr vermehrte Auflage mit dem Bildnis J. G. Fichte's.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der hundertjährige Geburtstag Fichte's ward in ganz Deutschland als ein nationaler Festtag gefeiert, weil Fichte nicht bloss einer unserer größten Philosophen, sondern auch vor allem ein politischer Charakter, einer der edelsten deutschen Patrioten war. Wenigen unter dem gegenwärtigen Geschlecht sind aber die näheren Lebensumstände, ist das persönliche Wirken des Mannes hinreichend bekannt, der durch seine „Reben an die deutsche Nation“ das Volk zum Befreiungskampf vom Joch der Fremdherrschaft erjogen hat.

Diese neue Auflage der von seinem Sohne, Professor der Philosophie in Jübingen, verfaßten Biographie nebst dem höchst interessanten literarischen Briefwechsel Fichte's mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit und den auf sein Leben Bezug habenden wichtigen Actenstücken ist daher eine zeitgemäße und höchst willkommene Erscheinung.

Das beigegebene Bildnis Fichte's in Stahlstich, nach dem Bronzemedailon auf seinem Grabdenkmal zu Berlin, ist auch einzeln in vergrößerter Form auf chineesem Papier für 10 Ngr. zu haben.

Johann Gottlieb Fichte.

Ausstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.

Von Eduard Fichte.

Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Denker auch weitem Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheitsinn in sein Inneres einzutreten liebt.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

J. C. Hübner und G. W. H. Häring (Wilibald Alexis).

12. Erste Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1857—59. (23 Thlr. 24 Ngr.) **12 Thlr.**

3. zweite Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1860—61. (24 Thlr.) **12 Thlr.**

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 34. —

20. August 1863.

Inhalt: Eine allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte von M. Carrière. — Friedrich Rohlfrausch. — Zur deutschen Theatergeschichte. — Aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. — Schauerliteratur. — Notizen. (Jean Paul in Meiningen; Zur hebräischen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte von M. Carrière.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Von Moriz Carrière. Erster Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr.

Der Gedanke zur Abfassung des Werks, von dem uns hier der erste Band vorliegt, darf als ein entschieden glücklicher bezeichnet werden. Die Masse dessen, was in den letzten Decennien durch Specialforschungen für eine gründlichere und reichere Erkenntniß der Culturentwicklung überhaupt und der Kunstgeschichte insbesondere geschehen ist, hat durch Umfang und Gehalt einen so begründeten Anspruch auf Verbreitung in weitem Kreise, daß sicherlich schon in vielen Gebildeten, welche den Einzeluntersuchungen nicht in allen Richtungen zu folgen vermochten, der Wunsch entstanden ist, ein Werk zu besitzen, durch welches sie sich über alles Wesentliche der auf diesem Gebiet von der Wissenschaft der Neuzeit gewonnenen Resultate im Zusammenhange und zugleich in einer dem allgemeinen Bildungsbedürfnis entsprechenden Weise zu unterrichten vermögen, und diesem Wunsche kommt dieses Buch, wie bisher kein anderes, entgegen. An zusammenfassenden und popularisirenden Arbeiten für einzelne Cultur- und Kunstzweige ist allerdings kein Mangel; noch aber fehlt uns, wie Carrière richtig sagt, ein „Geschichtswerk, welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhange untereinander und mit der Culturentwicklung behandelt, welches darthut, wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jeht die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, und in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist“; und wenn er nicht minder recht hat, zu sagen, daß eine völlig befriedigende Erkenntniß und gerechte Würdigung der Kunstleistungen nicht möglich sei, solange man sie nicht in Verbindung mit den religiösen Ideen, politischen Zuständen und allgemeinen Lebensverhältnissen betrachte, so wird

man nicht leugnen können, daß sein Entschluß, sich der Ausfüllung dieser Lücke zu unterziehen, Dank und Anerkennung verdient.

Die Bedenken, die sich gegen ein derartiges Werk erheben lassen, hat der Verfasser selbst nicht verkannt, aber gleichwol an seinem Gedanken festgehalten. Denen, die etwa behaupten, eine Geschichte sämmtlicher Künste nach ihrem innern Entwicklungsgange und innern Zusammenhange zu geben, sei selbst für Griechenland oder Deutschland noch zu früh, geschweige für fremdere Nationen oder für die weltgeschichtliche Darstellung, entgegnet er, wenn stets erst die Einzelforschung fertig und zu Ende sein solle, ehe man Hand an die Zusammenordnung legen dürfe, dann würde eine allgemein-wissenschaftliche Behandlung der Erkenntnißobjecte stets zu früh sein. Und in der That ist es so. Zwar ist es begreiflich, wenn der Detailforscher im Bewußtsein der unermesslichen Zweifel und Schwierigkeiten, denen er selbst auf seinem kleinen Gebiete noch begegnet, jeden Versuch, größere und weitere Gebiete umspannen zu wollen, für ein verwegenes und erfolgloses Unterfangen hält, ja in demjenigen, welcher dergleichen unternimmt, wol gar einen berechtigten Eindringling erblickt, der da zu ernten suche, wo er gesäet habe. Aber im Recht ist er darum doch mit seiner Ansicht nicht. Das Bedürfnis nach einem in sich einheitlichen und zusammenhängenden Wissen ist der Menschheit ein ebenso natürliches und unabweisbares, wie das nach einer immer gründlicheren und genaueren Erkenntniß dieses oder jenes Einzelnen, und jede Zeit hat das Recht, das eine wie das andere dieser Bedürfnisse dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaft gemäß zu befriedigen. Einzelforschung und zusammenfassende Erkenntniß können nicht aufeinander warten, sondern sie müssen gleichzeitig miteinander fortschreiten. Weil aber für jede dieser beiden Thätigkeiten sehr verschiedene Fähigkeiten und Willensrichtungen nothwendig sind, welche sich selten in einer und derselben Persönlichkeit vereinigt finden, und außerdem Studien dazu erfordert werden, für welche die Zeit eines einzelnen Menschen nicht auszureichen pflegt, so ist es ebenso natürlich

wie zweckgemäß, daß hier, wie in andern Gebieten des menschlichen Schaffens und Wirkens, eine Theilung der Arbeit stattfindet, dergestalt, daß sich gewisse Individuen vorzugsweise mit Specialuntersuchungen, andere dagegen hauptsächlich mit einer generalisirenden Zusammenfassung der durch sie erzielten Resultate beschäftigen, und wenn hierbei die letztern in der Lage sind, sich das eigentlich Sachliche und Reale von den erstern liefern lassen zu müssen, so haben sie darum eine nicht minder Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Thätigkeit als ihre Vorarbeiter daranzusetzen, denn sie müssen die Ergebnisse der Einzelforschung nicht nur mit möglichster Vollständigkeit aus oft weit auseinanderliegenden und schwer aufzufindbaren Fundgruben zusammentragen und sammeln, sondern sie auch prüfen und vergleichen, sichten und ordnen, nach ihrer gedanklichen, innern Bedeutung, nach ihrem Verhältniß zueinander und nach ihrem Werth für das Ganze und Allgemeine auffassen und bestimmen. Was sie also aus den Händen und Werkstätten der Detailforschung empfangen, ist für sie doch immer nur Rohmaterial, welches einer neuen Umschmelzung und Läuterung, Verarbeitung und Neugestaltung bedarf, wenn es wirklich seine höchsten und letzten Zwecke erreichen und dem allgemeinen Fortschritt der Cultur zugute kommen soll; und wenn sie ihm durch sachgemäße Behandlung hierzu verhelfen, machen sie sich dadurch um die Wissenschaft nicht minder verdient, wie diejenigen, die ihnen zu ihren Arbeiten den äußern Stoff geliefert haben.

Aus diesen Gründen hat das vorliegende Werk schon von seinen ersten allgemeinen Charakteren auf Anerkennung Anspruch; es verdient eine solche aber auch von seinen seiner Ausführung. Der Verfasser desselben vereinigt in sich gerade einen Complex von Eigenschaften, die für ein Werk wie dieses besonders geeignet erscheinen. Er besitzt einerseits ein stark ausgeprägtes Receptionsvermögen und glückliches Gedächtniß, eignet sich also mit Leichtigkeit einen großen Umfang von Kenntnissen aus den Gebieten der Einzelforschung an und weiß sich dieselben an der rechten Stelle und im rechten Augenblicke zu vergegenwärtigen. Andererseits hat er einen allerdings mehr ungezwungen als streng wissenschaftlich sich kundgebenden Tact für die Erkenntniß des Zueinandergehörigen und Zusammenstimmenden, er findet also leicht, was einander ähnlich und verwandt ist, und bringt es ohne Schwierigkeit unter gemeinsame Gesichtspunkte. Außerdem gereicht ihm zum Vortheil, daß er in seinem, den Theismus und Pantheismus vermittelnden Theismus eine Weltanschauung besitzt, die mehr als jede exclusive geeignet ist, nach allen Seiten hin gerecht zu werden und selbst das einander Entgegengesetzte, ja Widersprechende dadurch in ein einheitliches Verhältniß zueinander zu bringen, daß er jedes derselben als ein gleich nothwendiges Moment des Ganzen betrachtet. Endlich ist auch seine Methode und Darstellung von der Art, daß es ihm keinen Zwang auflegt, einen massenhaften und verschiedenartigen Stoff überschaulich zu ordnen, dem Einheitsbedürfniß nicht weiter nachzugeben, als es sich mit einer

leichten Subsumirung des einzelnen unter allgemein bekannte Kategorien und den Forderungen des populären Bewußtseins verträgt, und auch für die Mittheilung tieferer Ideen und verwickelterer Vorstellungsdreihen eine im ganzen leichtfaßliche und wohlgefällige Form zu finden. Wünscht man hierzu da, wo es sich um die eigentliche Lösung tiefliegender philosophischer Probleme, um Feststellung und Umgrenzung der Begriffe, um überzeugende Begründungen und Folgerungen handelt, eine größere Strenge, Consequenz und Präcision, so ist ihm die minder hervortragende Ausprägung dieser Qualitäten bei Arbeiten, bei denen es sich hauptsächlich um eine zusammenfassende Darstellung der positiven Resultate von Einzelforschungen handelt, gerade günstig, denn er ist infolge dessen weniger leicht der Versuchung ausgesetzt, sich die Ergebnisse der Empirie nach rein logischen oder metaphysischen Principien zurechtzulegen und dadurch dem factischen Gewalt anzuthun.

Demzufolge hat denn auch Carriere die Aufgabe, welche er sich für das vorliegende Werk gestellt, in stofflicher wie in formeller Beziehung mit glücklichem Erfolg gelöst; wenigstens läßt der uns hier beschäftigende erste Band desselben keinen Zweifel darüber zu, daß es ihm wirklich gelungen ist, in demselben die Summe dessen zu ziehen und niederzulegen, was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte, soweit sie die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum betrifft, für ausgemacht gelten kann, und von dem Ganzen derselben nach seinem Entwicklungsengang und innern Zusammenhang eine anschauliche Schilderung zu geben. Es faßt in sich einen überaus reichen und mannichfaltigen Stoff zusammen, so daß der Leser, von dem, was durch die umfassenden und erfolgreichen Forschungen der Neuzeit über die älteste Entwicklung der Kunst und Cultur bekannt geworden ist, nicht leicht irgend etwas Wesentliches und für die Gesamtaufassung Bedeutsames vermissen wird. Diesen Stoff bietet der Verfasser in vorherrschend sachlicher, gegenständlicher Darstellung, jedoch geklärt und durchleuchtet von einer philosophischen Auffassung, die sich nicht mit der Erkenntniß des einzelnen als solchem begnügt, sondern zugleich die durch alle Entwicklungsformen hindurchgehende Einheit, nämlich die successiv fortschreitende Verwirklichung und Ausbildung des der Menschheit vorzuschwebenden Ideals, zu begreifen sucht. Auf breitere philosophische Untersuchungen und Deductionen läßt er sich hierbei nicht ein. Er knüpft, was er in dieser Hinsicht zu sagen hat, lieber gelegentlich an das einzelne an oder setzt es als bereits erwiesen voraus, als daß er sich in allgemeine Erörterungen und Begründungen vertieft, und er durfte dies um so eher, als der mitzutheilende Stoff zum großen Theil selbst von der Art war, daß er in und mit den realen Entwicklungsmomenten zugleich klar und deutlich das Walten der leitenden Idee erkennen läßt. Kaum auf einem andern Gebiete als dem hier betretenen, konnte der Autor einer mit seiner Welt- und Weltanschauung gleich nahe verwandten Vorstellungsmasse begegnen. Darum durfte er hier mehr als sonstwo den Stoff für sich selbst reden lassen, und aus der Art und

Weise, wie er es gethan, fühlt man heraus, daß er damit zugleich einem innern Bedürfnis Genüge geleistet hat.

Außer der Einleitung umfaßt der vorliegende Band folgende Abtheilungen: „Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache“; „Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos“; „Die Schrift“; „Die Naturvölker“; „China“; „Aegypten“; „Das Semitentum“ mit den Unterabtheilungen: „Die Semiten im Vergleich mit den Ariern“, „Das alte Babylon“, „Ninive und Assyrien“, „Neubabylon“, „Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer“ und „Israel“; endlich „Die Arier“ mit den Abschnitten: „Die Arier in der gemeinsamen Urzeit“, „Indien“ und „Iran“.

Daß der Verfasser auch die Geschichte der Sprach-, Mythen- und Schriftbildung mit in den Kreis seiner Erörterung gezogen, vermögen wir nur zu billigen, nicht bloß, weil sich ohne einen Einblick in dieselbe keine klare und vollständige Erkenntnis der Entwicklung der eigentlichen Künste gewinnen läßt, sondern noch mehr deshalb, weil sie wirklich, wie Carriere richtig hervorgehoben hat, die ältesten Erzeugnisse der menschlichen Phantasie- und Kunstthätigkeit sind. Der Autor spricht sich hierüber in der Einleitung selbst folgendermaßen aus. Er sagt:

Ich bin weiter in die Vorwelt zurückgegangen, als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt eine große Periode menschheitlicher Entwicklung, ehe sie durch Danten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugnis ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode, in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der Sprach- und Mythenbildung. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Wortes zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachenden Gedankens eine Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufstimmenden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig ward, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythos durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschleichen, was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der Sprache hat seine aufsteigende Entwicklung und seine Blüte in der vorgeschichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künstlerische Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anschaulichkeit und sinnlicher Fülle verwirklicht sie einen Organismus des Geistes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wissenschaft, aber das Wurzelbewußtsein erlischt, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der frische Reichtum der Formen verwelkt und fällt ab; es wird Aufgabe der Kunst, in der Poesie für das ursprüngliche Leben der Sprache einen Ersatz zu bieten.

Diesen allgemeinen Ideen entspricht die Ausführung. Der Abschnitt über die Sprache bildet zu dem Ganzen eine ebenso interessante wie zweckgemäße Introduction. Der Autor hat darin aus der Masse dessen, was Wilhelm von Humboldt, Bopp, Grimm, Bunsen, Max Müller, Lazarus, Steinthal u. a. für die richtige Erfassung der Sprache im ganzen und einzelnen gethan haben, mit Einsicht und Takt alles dasjenige vereinigt und in Zu-

sammenhang gebracht, was vorzugsweise geeignet ist, über Entstehung und Entwicklung der Sprache Klarheit und Licht zu verbreiten und zugleich die menschliche Phantasie- und Gestaltungsthätigkeit in ihrer ursprünglichsten und instinctivsten Form erkennen zu lassen. Man findet unter den hier ausgesprochenen Ansichten nicht leicht eine, der man sich nicht anzuschließen vermöchte. Kleine Irrungen im einzelnen, z. B. die Annahme, die enge Zusammengehörigkeit der Vernunft und der Sprache auch dadurch belegen zu können, daß der Lateiner die Vernunft *ratio*, die Rede dagegen *oratio* nennt, während doch das ähnliche Auslauten dieser Wörter nur in den Endungen, nicht in den Wurzeln seinen Grund hat, oder die Witaufführung von *ῥῶννυ* und *ῥοσ* unter Wörtern, die von einer Wurzel abstammen sollen, welche eine sich drehende, rasche Bewegung ausdrückt, können die Wahrheit der allgemeinen Ansichten als solcher nicht erschüttern.

Nicht in demselben Grade überzeugend und befriedigend wirkt der Abschnitt über den „Mythos“. Zwar die Grundansicht desselben, daß sich das ganze, vielverzweigte Gewebe der Mythen aus einer ursprünglich einheitlichen, aber dunkeln und unausgebildeten Gottesidee entwickelt und diese ihre erste anschauliche Form in der Vorstellung des unendlichen, allumfassenden Himmels und des alles durchleuchtenden Lichts erhalten habe, ist sachlich wie gedanklich wol dargethan; aber bei der weitern Ausführung hat er der Massenhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des zu bewältigenden Stoffs gegenüber nicht genug das Principielle und Fundamentale zur Geltung gebracht, in bloß andeutender Weise schon zu viel Einzelnes in den Kreis der Betrachtung gezogen und insbesondere mehr als sonst in diesem Buche der Neigung nachgegeben, Aussprüche seiner Vorarbeiter in seine Darstellung zu verweben.

Concentrirter und maßvoller ist der Abschnitt über die „Schrift“. Er geht hier wie Kugler vom Begriff des Monumentalen aus. Wenn er hierauf sagt:

Von diesem einigen Grund führen zwei Wege der Entwicklung weiter. Entweder wird das Wort für die Anschauung als solche möglichst befriedigend ausgebildet, so daß sein Anblick dem Geiste genügt und die äußere Erscheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entsteht die bildende Kunst, welche in der räumlichen Form das Wesen der Dinge und die Ideale der Seele darstellt. Oder der im Wort gefasste Gedanke ist die Hauptsache, ihn mitzuthellen wird beabsichtigt, das Wort ist nur ein Zeichen für denselben und wir haben den Anfang der Schrift —

so erwartet man, er werde im Folgenden vom Gange einer jeden dieser beiden Entwicklungsformen ein allgemeines Bild entwerfen, er thut es aber nur in Betreff der Schrift, was insofern zu beklagen ist, als insofern dieses Verfahrens die geschichtliche Entwicklung der drei bildenden Künste um eine ihnen gemeinsame grundlegende Basis gekommen ist. Wir halten eine solche zwar nicht für absolut nothwendig, jedoch würde durch sie jedenfalls eine Lücke im Plan des Verfassers ausgefüllt werden.

Mit dem folgenden Abschnitt: „Die Naturvölker“, geht der Autor zur speciellen Darlegung dessen über, was die einzelnen Nationen und Völkerschaften zur Entwicklung

der Cultur und Kunst beigetragen haben. Er faßt in ihm ohne besondere Rücksichtnahme auf die Zeitunterschiede alle diejenigen Völker zusammen, welche sich nicht merklich über die ersten rohen Anfänge des Culturlebens erhoben oder wenigstens in der organischen Entwicklung derselben keine wirksam eingreifende Rolle gespielt haben. Es kommen hier nacheinander die ersten Regungen und Keime des Kunsttriebes bei den wilden Jäger- und Fischer-völkern, den WalbIndianern, den Negeren in Afrika, den Polarmenschen, den Mongolen, den lichten Südeinsulanern, und zuletzt die zwar höhern, aber isolirten und unausgebildet gebliebenen Culturansätze der Inkas in Peru und der Azteken in Mexico zur Sprache. Selbstverständlich konnte hier nicht alles, was durch die Berichte der Reisenden und durch ethnographische Forschungen auf diesem Gebiete ermittelt ist, berücksichtigt werden; aber in der Auswahl ist der Verfasser mit Geschick und Takt verfahren, so daß man in seinem Werke nicht leicht einen der besonders charakteristischen Züge vermissen wird.

In den folgenden Abschnitten, welche den asiatischen und afrikanischen Culturvölkern gewidmet sind, hält der Verfasser im allgemeinen einen vom Generellen zum Speciellen, vom Geistigen zum Sinnlichen fortschreitenden Gang inne. Er beginnt in der Regel mit einer allgemeinen Charakteristik des gerade zu besprechenden Volks und einer Hervorhebung derjenigen Region des Culturlebens, in welcher sich die Thätigkeit dieses Volks hauptsächlich ausgezeichnet hat. Dann gibt er eine mehr oder minder ausgeführte Skizze von seinem Lande und seiner Geschichte, seinem politischen und häuslichen Leben. Darauf behandelt er in eingehenderer Weise seine Sprache, seine Schrift, seine Religion, seinen Cultus, seine Mythen und die darin sich kundgebenden Anfänge der Philosophie und Wissenschaft; und dann erst wendet er sich zu den einzelnen Künsten, in der Regel mit der Poesie und Musik beginnend und mit der Architektur, Plastik und Malerei, soweit davon die Rede sein kann, schließend. Man erkennt hieraus, daß er eigentlich keinen Zweig der Cultur ganz unberücksichtigt läßt und kaum zu viel gesagt haben würde, wenn er sein Buch eine „Allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte“ genannt hätte. Zwar werden darin die staatlichen und socialen Einrichtungen, die außer den Gebieten der Poesie und Philosophie sich bewegenden Literaturzeugnisse und alles, was wie Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erwerbsthätigkeit, Handel u. s. w. mit dem gewöhnlichen Leben zusammenhängt, nur summarisch und beiläufig berührt, aber doch immerhin so weit berücksichtigt, als in einem Werk von so allgemeinem Charakter, wie das vorliegende ist, auskömmlich erscheint. Jedenfalls geht der Inhalt unsers Buchs ebenso weit über die Grenzen einer allgemeinen Kunstgeschichte im bisher üblichen Sinne des Wortes hinaus, als er hinter denen einer allgemeinen Culturgeschichte zurückbleibt. Die Grenzen, welche sich der Verfasser gezogen, umschließen ein in der That innig zusammengehöriges, die Gesamthätigkeit der dichtenden und bildenden Phantasie in sich begreifendes Gebiet, aber sie fallen

mit keiner der Umgrenzungen zusammen, durch welche sich die zeitlich gebräuchlichen Disciplinen voneinander gescheiden haben, und hierdurch ward er genöthigt, sich für sein Buch einen mehr sachlich als formell befriedigenden Titel zu suchen.

Auf den reichen Inhalt der den einzelnen Völkerschaften gewidmeten Abschnitte näher einzugehen, ist uns hier nicht gestattet. Wir bemerken daher nur im allgemeinen, daß der Leser darin nicht nur eine Zusammenstellung aller Wesentlichen, was frühere Werke von speciellerem Charakter bieten, sondern auch sehr viel Neues und Ursprüngliches finden wird; neu nicht bloß von Seiten der Auffassung und Subjuntion unter allgemeinere und höhere Gesichtspunkte, sondern auch in Betreff des Thatsächlichen selbst, indem der Verfasser eine beträchtliche Anzahl von Resultaten der Einzelforschung, die bisher in Monographien, Zeitschriften oder fachwissenschaftlichen Werken begraben lagen, zuerst dem größern Publikum zugänglich gemacht hat, wozu ganz insbesondere seine aus den Arbeiten von Brugsch, Rougé und Birch geschöpften Mittheilungen über altägyptische Poesie gehören. Welche Grundanschauung er von jeder der verschiedenen Nationen hegt und wie er ihr Verhältniß zueinander und zur Cultur- und Kunstgeschichte überhaupt bestimmt, hören wir am besten aus dem Résumé, das er in der Einleitung selbst darüber gibt. Er sagt:

Zwischen den Naturvölkern und den eigentlichen Trägern der menschheitlichen Entwicklung liegt China als eine Welt für sich. Denn es ist die erste Lebensstufe der patriarchalischen Zeit, welche dort nicht überschritten, innerhalb welcher aber und mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeschichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, seine Bauren sind nicht bloß die ältesten Denkmale, die Marksteine und Zeitmesser der Geschichte, das Aegyptertum selbst ist eine architektonische Grundlage für die Fortgestaltung des Geistes in feineren und schöneren Formen. In Aegypten heißt Gott bereits der eine unsichtbare ewige Schöpfer aller Dinge, der sich offenbart im Sonnenlicht. Semiten und Arier scheiden sich, um besondere Richtungen des Geistes scharf auszubilden, dann aber ihre besten Errungenschaften auszutauschen, wie Zettel und Einschlag das Gewebe der Weltgeschichte zu wirken. Die religiöse Idee ist das Vorwaltende im Semitentum. Hier wird die Wiege des Christenthums und des Islams stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne, welche seit ihrem Aufgange in immer weiteren Kreisen die Welt erleuchten; durch Abraham sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Innerlichkeit des Gemüths und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken im rhythmischen Wort, ist das menschlich Bedeutende. Der Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine erklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft ist die Aufgabe der Arier. Im Orient sind unter ihnen die Indier das Phantasevolk, und darum mußte in einem dem Phantaseleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt sein. Von den Hebräern an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken lassen und die älteste Form der Poesie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchalischen in das heroische Alter über, und haben dessen Abbild im Epos; wir kommen in ein Mittelalter, wo die Stände sich scheiden unter der Oberherrschaft der Priester; wir lernen die Keime der Philosophie und im Anschluß an dieselbe die Reformation Buddhas kennen, sehen bauende, bildende Kunst mit

ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergestalten auf neue Weise Form und Ausbreitung gewinnen, Lyrik und Drama sich entwickeln, und endlich eine künstelnde Verschönerung eintreten, die das Ende des Original-Indischen bezeichnet; wenn Indien fortbestehen soll, wird die Einwirkung des christlich-europäischen Geistes für einen neuen Lebensstadium notwendig sein. Minder überschwänglich, minder reich sind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit zu Zarathustra berufen und auf die ästhetischen Ideen hingewiesen. Eine eigenthümliche Heldensage, aber in der bildenden Kunst bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptischer, assyrischer, griechischer Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anschauungen, dann die Aufnahme griechischer Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgestaltung der Lichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns schon im Alterthum und in Allen ein Zusammenwirken der Völker, und dazu wird die persische Kunst ihre Blüte erst erreichen, wenn nach der Annahme des Islam Hirud, Hafez, Dschelaleddin Rumi ihre melodische Stimme erheben.

Man wird hieraus erkennen, wie der Verfasser bemüht ist, jeder der Nationen nach Maßgabe ihrer eigenthümlichen Natur und Mitwirkung im großen Concert der Culturentwicklung gerecht zu werden, zugleich aber auch herauszufühlen, welche von ihnen auf seine Subjectivität die stärkste Anziehungskraft geübt haben. Es sind unter den Semiten die Israeliten, unter den Ariern die Inder; unter ihnen verweilt er daher am längsten und liebsten; ja da, wo es auf Reproduction ihrer religiösen und religionsphilosophischen Ideen ankommt, hält er sich vielleicht länger bei ihnen auf, als der jetzt dominirenden Geschmacksrichtung zusagend ist. Zeigt er der phantasie- und schwungvollen theosophischen Lyrik dieser Nationen eine fast zu hingebungsvolle Sympathie, so hat er für die allerdings einseitige und nicht über eine gewisse Mittelmaßigkeit hinausgehende Verständigkeit und Sinnigkeit der Chinesen eine fast zu kühle Anerkennung. Neben den Extravaganzen einer zügellosen Einbildungskraft, denen wir unter den Indern nur allzu oft begegnen, liegt doch in der ruhigen Klarheit und Maßhaltung der Chinesen etwas recht Wohlthuendes und Erquickliches; ja selbst in dem Philistösen und Jopfigen verräth sich nicht selten ein charakteristischer Fein- und Tiefinn. Dann muß man sie wol auch nicht bloß nach den Zuständen beurtheilen, die uns von ihnen durch die historischen Ueberlieferungen bekannt geworden sind, sondern nach denen, die sie durchgemacht haben mögen, ehe sie den Höhepunkt ihrer Bildung erreicht haben. Auch sie haben sich jedenfalls die ihnen eigenthümliche Lebensweisheit und Cultur erkämpfen müssen und in der Zeit der Entwicklung und Consolidirung wird es schwerlich an kühnern Bethätigungen des Geistes, als sich jetzt noch auffinden lassen, gefehlt haben. Und abgesehen von allem einzelnen bleibt schon das eine der höchsten Bewunderung würdige That der Cultur, daß es ihnen gelungen ist, sich zu einer Weltanschauung zu erheben, bei der sie nun schon so lange auszuhalten vermocht haben. Freilich liefern sie zugleich den Beleg, daß die höchste und vollkommenste Bethätigung des Menschenwesens nicht in der Erreichung eines wirklich erreichbaren, sondern in der unermüßlichen Erstrebung eines nur von der vorausschauenden Idee zu erfassenden Ziels liegt.

Sich hiervon zu überzeugen, wird wahrscheinlich auch den Chinesen selbst nicht lange mehr erspart bleiben.

Bezüglich der Darstellung haben wir unsere Anerkennung bereits ausgesprochen. Nur zweierlei möchten wir dagegen erinnern. Es gibt Partien im Buche, in denen das Leicht- und Fliehende derselben auch unvortheilhaft wirkt. Der Verfasser gibt alles in zu applanirter, geglätteter Form. Was der Wissenschaft unsagliche Mühe und Anstrengung gekostet hat, nach und nach aus dem Dunkel an das Licht zu ziehen, ja was zum großen Theil noch jetzt Gegenstand schwieriger Untersuchungen und heftiger Streitigkeiten ist, das bietet er seinen Lesern wie selbstverständliche, mit Händen zu greifende Wahrheiten, wie fertige, zum sofortigen Genuß bereitstehende Speisen. Daß nicht wenige sind, welche die wissenschaftliche Belehrung gerade so und nicht anders zu empfangen wünschen, unterliegt keinem Zweifel; trotzdem hätten wir im Interesse solcher Leser, die sich derartige Kenntnisse bleibend zu eigen zu machen wünschen, eine es ihnen minder bequem machende Darstellung für zweckgemäßer gehalten. Der Verfasser sagt selbst einmal sehr wahr und gut: „Alle geistige Gabe ist eine Aufgabe, wir müssen sie uns aneignen, wir müssen sie für uns erarbeiten und sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch, daß wir ihn selbst denken, das ist seine Natur und Wesenheit. Kein anderer kann ihn uns in den Kopf stecken, wie den Apfel in die Tasche“ u. s. w. Demgemäß hätte der Verfasser mehr als er gethan seinen Lesern auch die Gabe seines Buchs zu einer auch von ihnen zu lösenden Aufgabe machen, ihnen nicht bloß die Lösungen, sondern auch die Probleme als solche vorlegen und zumuthen sollen, sich mit den Arbeiten der Vordenker wenigstens als Nachdenker bekannt zu machen. Der hierzu nöthige Raum hätte leicht durch eine Vereinfachung des Materials gewonnen werden können.

Eng hiermit zusammen hängt ein zweiter Wunsch, der sich uns bei der Lectüre dieses Buchs aufgedrängt hat. Er betrifft die Art und Weise, wie der Autor seiner Vorarbeiter gedenkt. Man kann ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er denselben die gebührende Anerkennung versagte, oder sie benutzte, ohne sie zu nennen. Aber er verfährt hierbei nicht exact genug. Bei einem Werk, wie das vorliegende ist, genügt es nicht, daß er die Namen der von ihm benutzten Schriftsteller in der Einleitung ganz im allgemeinen aufführt, auch nicht, daß er gelegentlich Stellen von ihnen anführt und dabei seine zustimmende oder abweichende Ansicht ausdrückt, sondern man will möglichst genau wissen, aus was für Quellen die einzelnen Erkenntnisse geflossen sind, man will insbesondere darüber vollkommen ins Klare gesetzt sein, was Resultat exacter Forschungen oder was bloß Ergebniß von Folgerungen und Combinationen, was vorgefundenes Material oder was That des Verfassers, Product der Verarbeitung ist. Diesem Bedürfnis genügt aber der Autor nicht. Er bringt Eigenes und Fremdes, Gefundenes und Selbsthinzugehantes, Thatächliches und Erschlossenes, Festgestelltes und Problematisches allzu unge-

sondert durcheinander und entzieht dadurch dem Leser wenigstens theilweise die Möglichkeit, sich über die ihm vorgetragenen Ansichten selbst ein Urtheil zu bilden oder die vom Buch empfangenen Anregungen auf einzelnen Gebieten specieller weiter zu verfolgen. Der Verfasser wird hiergegen vielleicht einwenden, ein Verfahren, wie es hier gewünscht wird, sei nur von einem streng gelehrten, aber nicht von einem zugleich für weitere Kreise bestimmten Werke zu fordern; und bis zu einem gewissen Grade geben wir ihm hierin recht. Aber wir erinnern, auch im größern Publikum ist die Zahl derer nicht gering, die sich erst dann in einem Stoff wirklich heimisch fühlen, wenn sie auch mit dem Gang und Standpunkt der Wissenschaft, die sich mit diesem Stoff beschäftigt, einigermaßen bekannt sind. Der Autor scheint dies während seiner Arbeit selbst empfunden zu haben, denn je weiter er in derselben vorschreitet, um so mehr hat er sich bewogen gefühlt, dem hier beregten Bedürfnis entgegenzukommen. Was noch zu wünschen übrig bleibt, ließe sich vielleicht in Form von Anmerkungen am Schluß des Werks mit möglichst vollständiger Angabe der benutzten Quellen und Hülfsmittel nachtragen.

Reichhaltig und gebiegen ist die Auswahl von Proben aus dem Schatz der Poesie der verschiedenen Völkern. Als Schluß unserer Besprechung seien einige derselben mitgetheilt. Den Anfang macht ein Kriegs- gesang amerikanischer Menschenfreier. Er lautet:

Erheben wir den Speer
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Lobten ergötzen;
Sie sollen gerächt werden!

Chor:

Läßt uns trinken das Blut,
Läßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Wie gestittet klingt dagegen schon ein Spruch der Mongolen:

Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,
Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath!

Unter den Proben chinesischer Dichtkunst findet sich besonders viel Sinniges und Piktantes, z. B. folgender Reim über die Frauen:

Oh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen,
Sind dem Falle nah' die Frau'n.

Und folgende politische Klage über das Sinken des Reichs:

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit;
Mich erschreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entstellten Zeit.

Vorherrschend religiösen und erhabenen Charakters sind die Mittheilungen aus Aegypten, z. B. der Hymnus an die Sonne vom heiligen Schreiber Lapherumnes:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Horos beider Welten,
Du Gott, der einzig und in Wahrheit lebst!
Erschaffen hast du alles was da ist,
Im Sonnenauge offenbart du dich.

Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmt,
Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jabelnd auf.

Derselbe Grundton herrscht in den Proben der Semiten und Iranier; von höchster Mannichfaltigkeit dagegen sind die der Indier aus den Vedem, den Volksepen und Helvendichtungen, den Poesien des Brahmanen- und Buddhistenthums, den Lehrdichtungen, Fabeln und Märchen, und endlich aus dem Gebiet der Sprachdichtung, Kunstlyrik und Dramatik. Eine der merkwürdigsten unter ihnen ist jenes wunderbare metaphysische Gedicht über den Urgrund des Alls, welches beginnt:

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewohnte Himmelsgelt da brohen —
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne?
War's wol die Wasserflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Anders als dies ist fürder nicht gewesen —

und zuletzt mit den ewig unbeantwortbaren Fragen schließt:

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol, von wannen sie gekommen?

Nur er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Sel's, daß er selbst sie schuf, sei's, daß er's nicht that,
Er, der vom hohen Himmel her herabschaute —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

11.

Friedrich Koblrausch.

Erinnerungen aus meinem Leben von F. Koblrausch. Mit dem Porträt des Verfassers. Hannover, Hahn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter einem vor mehreren Jahren erschienenen Bilde des Mannes, von dem das hier zu besprechende Buch handelt, stehen, als Facsimile, die von dem Manne selbst für das Bild gewählten Worte: „Des Lehrers wahrhaft bildende und belebende Kraft, dem Schüler gegenüber, liegt in seinem Charakter.“

In dem Buche lesen wir (S. 333): „Ich rechne bei dem Niederschreiben meiner Lebenserinnerungen auf solche wohlwollende Leser, die nicht allein den Oberschulrath in seinem Amtskleide, sondern auch den Menschen und Familienvater kennen lernen wollen.“

Aus diesen Gesichtspunkten muß man das Buch betrachten. Man muß während der Lectüre die erlangten Worte in Gedanken haben und erwägen, daß, wenn sie für den Lehrer von Bedeutung sind, sie dies in höhern Grade für den sein müssen, der als Vorstand, Ordner und Lenker des höhern Schulwesens eines Landes auf eine große Zahl von Lehrern Einfluß haben soll.

Koblrausch, geboren im Jahre 1780 in dem Dorfe

Randolfshausen in der Nähe Göttingens, wo sein Vater Prediger war, wuchs in den einfachsten natürlichsten Verhältnissen, unter den Augen einer wackern Mutter, die den Gatten früh verloren, auf. Sie hatte denselben zu dem Sohne eine Tochter geboren; er starb, da der erstere drittehalb Jahre zählte. In einer Dorfschule genoss dieser den ersten Unterricht. Bauernknaben waren sein früherer Umgang; großen Einfluß aber hatte auf ihn der Sohn des dem Pfarrhause gegenüberliegenden Krugs, Konrad Günther, der mit Gärtnerei und andern ländlichen Arbeiten sich beschäftigte. Dieser Mann hatte eine besondere Gabe, Fabeln, Märchen und Geschichten zu erzählen, in einer Weise, die der Verfasser unsers Buchs eine homerische nennen möchte; da denn der Knabe an seinem Rande hing, wenn er sich mit ihm abends nach vollbrachter Arbeit vor die Hausthür setzte und zu erzählen anfang. Wir irren gewiß nicht in der Annahme, daß durch diesen Mann — auch abgesehen von der Gabe des Erzählens, die unserm Kohlrausch selbst in hohem Grade eigen ist — seine Phantasie eine eigenthümliche, nicht gemeine Richtung gewann. Auch in spätern Jahren, da Konrad Günther von Dingen, die er als gemeiner Soldat in den Jahren 1792—95 erlebt, zu erzählen mußte, hing er mit großer Liebe an ihm. Alles, die ländliche Gegend, die Menschen, die ihn umgaben, das Pfarrwitwenhaus, das noch jetzt, nachdem es fast achtzig Jahre hindurch von Mutter und Tochter bewohnt worden, von der letztern, der einundachtzigjährigen einzigen Schwester Kohlrausch's, bewohnt wird, das alles gab dem Charakter des Mannes, von dem unser Buch handelt, die Grundlagen, den Boden, dessen Früchte sich durch das ganze lange Leben desselben fund geben. Wir können uns hier nicht auf einzelne Züge einlassen, wie verlockend sie auch sind, unter anderm die mit ergötzlichem Humor geschilderte „Brautfahrt“ der Mutter; doch können wir uns nicht ver sagen, eins hier mitzutheilen, was uns die einfache Weise, in der Kohlrausch heranwuchs, lebendig vor die Seele bringt. Jene noch lebende Schwester, Witwe des Pastors Eberwein in Randolfshausen, besuchte in späterer Zeit, da der Bruder einen so hohen Posten bekleidete, diesen in Hannover. Wiewol derselbe immerfort einfach lebte, war ihr doch die Königsstadt mit ihrem Luxus äußerst zuwider. Sie hielt die dem Besuche bestimmte Zeit nicht inne. „Fritz“, rief sie, zu dem Bruder in die Stube tretend, „ich kann es hier nicht länger aushalten; ich komme mir hier vor wie in Sodom und Gomorra; ich muß wieder zu meinen armen Leuten in Randolfshausen.“ Und diesen armen Leuten war sie wirklich in Rath und That, was man von der Gattin eines Predigers wünscht. Wenn diese schlichte einfache Frau sich in ihrer Einsalt bis in das höchste Alter hielt, so erfreut uns die Wahrnehmung, die sich das ganze Buch hindurch uns aufdrängt, daß der Mann, von dem es erzählt, ein gleich langes Leben hindurch in allen Verhältnissen, in hoher Stellung, in Verbindung mit durch Rang und Amt ausgezeichneten Personen, jene in früherer Zeit eingesogene und gewonnene Einsalt nie verlor.

Von welcher Bedeutung dies für den Wirkungskreis war, den Kohlrausch als Mann in immer gesteigertem Umfange gewann, das ist klar. Goethe sagt in einem Briefe an seinen Freund Zelter vom Jahre 1825:

Von wahrer Einsalt kann (in dieser Zeit) nicht die Rede sein. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitirudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Laß uns an der Gefinnung halten, in der wir herangekommen sind.

Aufhalten konnte Kohlrausch die Zeit nicht in ihrem Fortrasen. Aber jeder gesund Denkende wird einsehen, von welcher Bedeutung, welchem Werthe ein Mann ist, der, an die Spitze des höhern Unterrichts- und Bildungswesens eines Landes gestellt, in jener Einsalt für sie wirkt, ein Mann, um dessen Beifall sich eine große Zahl von Lehrern zu bewerben hat, der jedem unter diesen Dankbarkeit und Achtung abnötigt.

Wir verfolgen den Lebenslauf Kohlrausch's, wie das Buch uns denselben darstellt; von dem Gedanken geleitet, daß wir in ihm das Bild eines Mannes haben, dessen Leben die höhere Leitung und die eingreifende eigene freie Thätigkeit zu einem wahren gesegneten machen; eines Mannes, dessen Erscheinung im Bilde um so wohlthätiger wirken muß, je seltener in unsern Tagen im allgemeinen jene „wahre Einsalt“ ist, deren Einbuße Goethe in dem oben erwähnten Briefe beklagt.

Es zeigte sich bald, daß der Knabe mit seinen guten Fähigkeiten in eine wissenschaftliche Laufbahn gebracht werden müsse; und so war es ein günstiger Umstand, daß die Mutter Verwandte in Hannover hatte, unter deren Schutz und mit deren Hülfe er einer höhern Bildung als die, welche das Dorf bot, theilhaftig werden konnte. Er wurde im Jahre 1789 nach Hannover geschickt; wo er, nach einem verfehlten Versuche mit einer untern Klasse des Lyceums, der Hofschule übergeben ward, die unter der Leitung des würdigen Abtes Salsfeld stand, des Mannes, der auch weiterhin einen großen Einfluß auf Kohlrausch haben sollte, dessen Andenken wiederholt in unserm Buche dankbar gefeiert wird.

Daß in jener Schule vormalende realistische Element entsprach der Neigung des Knaben, der, wie sehr er auch als Mann dem Humanistischen huldigte, ja dem Studium der Philosophie mit Interesse und Kraft oblag, doch stets das dem Realen zugewandte Bedürfnis der Zeit im Auge behielt und denselben in seinem Wirkungskreise auf eine gesunde Weise Geltung verschaffte. Daß der Knabe bald aus dem engern Kreise der Verwandten in eine weitere Sphäre geführt wurde, konnte auf den, der gleich nach den akademischen Jahren in ein vornehmeres Haus, in vornehmeren Verbindungen kommen sollte, nicht ohne Einfluß bleiben. Er hatte in der Schule mit zwei Söhnen des Oberjägermeisters von Beaulieu Bekanntschaft gemacht, was Anlaß gab, daß die Aeltern, einen anregenden Gespielen in dem lebhaftesten, kräftigsten Knaben erkennend,

ihn in ihr Haus aufnehmen, wo die Mutter namentlich, „eine feine, wahrhaft adeliche Gestalt“, bei aller Weiblichkeit ihn den Anstand, das echt vornehme Wesen kennen lehrte. Doch ward er dadurch nicht den minder vornehmen Verwandten entfremdet, in deren Haus er auch nach anderthalb Jahren, da Frau von Beaulieu gestorben war, zurückkehrte.

Dem Verhältniß zu denselben, namentlich zu dem Onkel, dem Kriegskassirer Detmering, verdanken wir eine lebendige Schilderung eines echten, dienst- und pflichttreuen Hannoveraners mittlern Ranges aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, eines Mannes, den wir, wie er lebte und lebte, in seinem wenn auch im einzelnen an das Römische grenzenden Pedantismus vor uns sehen. Keinen Abschnitt des Buchs finden wir ohne eine ähnliche humoristische Würze; und diese, wie sie demselben den Reiz der Mannichfaltigkeit und Abwechslung gibt, wird ihm viele Leser zuführen, die auch nicht durch das hohe Interesse des hauptsächlichlichen Inhalts angezogen werden; wir meinen Schulmänner, für die hauptsächlich die spätern Abschnitte geschrieben sind. Zu ernstern Betrachtungen aber gibt auch der Abschnitt, bei dem wir eben stehen, Anlaß, vor allem die Confirmation durch den ehrwürdigen, bejahrten Pater, der in dem Confirmationen den Anregungen des geistlosen Nationalismus, wie den Verlockungen des geistvollern Pantheismus vorbeute. Kommt der Leser zu dem Leben des Mannes und des Greises, so wird er in der frühern Führung des Lebens den Keim des spätern erkennen.

Die göttinger Universitätsjahre von Ostern 1799 bis dahin 1802 gehören nicht zu den bedeutendern Abschnitten des Buchs. Kohlrausch studirte Theologie, die gerade damals in Göttingen auf jugendliche, Auf- und Anregung bedürftige Gemüther keine anziehende Kraft haben konnte. Die Universität hielt sich abgeschlossen gegen die Philosophie, die damals in Jena die Jugend entzündete und auch auf die Theologie Studirenden mächtig wirkte. Kohlrausch selbst nennt seinen damaligen Standpunkt einen engen; er war mit der deutschen schönen Literatur wenig vertraut, dem Studium der Alten blieb er fern. So war er auf dem Wege, ein gewöhnlicher Theolog im Sinne der damaligen Zeit zu werden, ohne warme, von innen her austreibende Begeisterung. Die Kanzel wurde indeß von ihm als von einem Mitgließe des homiletischen Seminars bestiegen, und die Mutter hatte die Freude, den Sohn von der Stätte herab, an der ihr verstorbener Vater gepredigt, zu hören. Auch das erste theologische Examen wurde in Hannover bestanden.

Kohlrausch bedurfte einer andern, einer kräftigern Anregung. Die Philosophie, die man das Salz der Erde genannt hatte, sollte auf ihn wirken, und „wenn er auch nicht eigentlich Philosoph wurde, den Blick auf die Welt erweitern, den in das eigene Innere schärfen und dessen Kräfte ihm enthüllen“. Eine solche Anregung wurde ihm bald. Durch den Abt Salsfeld wurde er dem dänischen General Grafen Vaudissin zum Lehrer der beiden ältesten Söhne desselben empfohlen. Er wurde angenommen;

und da der General eben Gesandter am preussischen Hofe war, kam Kohlrausch, nach einem kurzen Aufenthalte auf dem holsteinischen Gute des Grafen Ranzau, nach Berlin, welche Stadt man damals wol den Sitz der deutschen Intelligenz nennen konnte. Was aber auch alles ihn aus der bisherigen beschränkten Geistesphäre erhob, Literatur, Kunst, Theater, geselliges Leben, vor allem wirkte auf ihn Fichte, dessen streng philosophische Vorlesungen er hörte, und zwar mit solcher Anstrengung und solchem Erfolg, daß Fichte ihn als seinen Schüler besonders schätzte und ihn in seinen nähern Umgang zog. Die Kritik, die Kohlrausch erfuhr, war aber nicht eine solche, wie sie auch die empfanden, die nur oberflächlich von der Philosophie und ihrer mehr die Phantasie aufregenden Kraft berührt und hingerissen wurden; es war Kohlrausch Ernst mit ihr; wie sehr, das lehrt uns die Bemerkung, die der Mann machte, da er eine ernste feste Richtung in Hinsicht auf Christenthum, auf Erziehung und sociale Verhältnisse gewonnen hatte (§. 71): „Es erfüllt mich immer mit Betrübnis, daß die jetzige Jugend so wenig Trieb zu philosophischen Studien zeigt. Sie entbehrt nicht nur eine geistige Gymnastik, sondern auch den weitem und freiem Blick, der sich von blendenden Sophismen, die in allen Regionen des Lebens jetzt sich breit machen, nicht täuschen läßt.“

Kohlrausch hatte das Glück gehabt, in eine sehr gebildete und liberale Familie einzutreten, die ihm in Unterricht und Behandlung der Söhne volle Freiheit ließ; und bessere Zöglinge hätte er sich nicht wünschen können. Wenn der ältere vierzehnjährige ihn durch einen feinen Sinn, durch sein ausgezeichnetes Talent für die schönen Künste, durch seine Lernbegier anzog, so war der jüngere, durch seine mehr auf das Praktische gerichtete Neigung, durch eine natürliche Niederkeit ihm theuer. Beiden kam die gehobene Bildung des Lehrers zugute. Man muß in dem Buche selbst lesen, wie diese Knaben beschäftigt, wie sie, besonders der älteste, Graf Wolf Vaudissin, der später die diplomatische Carrière betrat*), dann in der Literatur als Mitarbeiter an der Tiedtschen Uebersetzung des Shakespears sich bemerkbar machte, sich selbst zu beschäftigen angeleitet wurden.

Man wird auch hier den guten Genius erkennen, der unsern Freund leitete und sein Leben zu einem glücklichen machte. Auch außer dem gräflichen Hause war es ein solches. Durch einen Freund aus der hannoverschen Schulzeit, den Dr. Bischof, nachmaligen Professor in Bonn, war er in das Haus des Staatsraths Huseland eingeführt, das zu jener Zeit ein Sammelplatz aller bedeutenden Männer Berlins und solcher war, die sich als Reisende oder sonst zeitweilig daselbst aufhielten. Welche Namen sind es, auf die wir hier in dem Buche stoßen! Welche Männer, die Kohlrausch in diesem Hause sah, und nicht bloß sah, die er dort in Ernst und Heiterkeit sich ergötzen hörte, in deren Gesprächen er selbst sich

*) Ein das Leben des jungen Diplomaten betreffendes, denselben in einem schönen Lichte zeigendes Ereigniß finden wir S. 180 fg. unser Buchs.

mischen durfte! Außer dem gastfreien Staatsrath Hufeland selbst, Fichte, Alexander von Humboldt, Johannes Müller, Zelter, der durch Ueber seiner Singakademie der Gesellschaft manchen Herzerhebenden und erfreuenden Genuß bereitere, A. W. Schlegel, dessen Vorlesungen über Literatur Kohlrausch mit hohem Interesse hörte, Jffland, der Schauspieler, Woltmann; auch Koberue darf nicht vergessen werden. Von Fremden sei nur Schiller und J. G. Jacobi genannt; und damit auch die Naturwissenschaft nicht leer ausgehe, Gall und Glabni. Man sieht in dem Buche, wie diese Männer das damalige Leben unsers Freundes erhöhten, das spätere in Erinnerung beglückten.

Waren jene Männer an Alter, Rang, Wissenschaft ihm voraus, so fehlte es dem täglichen Leben nicht an gleichalterigen, über das Gemeine hinausstrebenden, gleichgesinnten Freunden, von denen ich hier nur Solger, Kessler, Ruden, Abeken, Becker und Rahmann nenne.

Das Schönste aber, das für das ganze künftige Leben Bedeutungsvollste war eine Bekanntschaft, die er gleich bei seinem Eintritt in das Baubisffn'sche Haus machte. Dorothea Holm, in Kopenhagen geboren, damals in der Blüte jugendlicher Anmuth, lebte in dem gräflichen Hause, mit der Sorge für die jüngern Kinder betraut, von der Gräfin wegen ihres Charakters geschätzt und geliebt. Wie sie sofort die Augen unsers Freundes auf sich zog, gewann sie auch bald sein Herz, und er hatte das Glück, nach wenigen Jahren sie als Gattin die Seine zu nennen und mit ihr, die er im Jahre 1802 zum ersten male sah, 1857, nach einer durchaus glücklichen und gesegneten Ehe, die goldene Hochzeit feiern zu können.

Nachdem Kohlrausch die Erziehung seiner Zöglinge im väterlichen Hause vollendet hatte, mußte er den ältern, Wolf — der jüngere, Otto, hatte sich dem Militär bestimmt — auf die Universität begleiten, zunächst nach Kiel (1805), dann nach Göttingen. Beide Orte wurden für ihn bedeutend, theils durch die Collegien, die er zugleich mit seinem Zögling hörte, theils durch die trefflichen Menschen der gelehrten und vornehmen Welt, die er, und nicht oberflächlich, kennen lernte. Der Philosophie blieb er treu; in Kiel wurde der Plato durchgearbeitet.

Der Uebergang nach Göttingen fiel in den Herbst des Jahres 1806, bald nach der unglaublichen, Deutschland so vielfach umgestaltenden und namentlich auch Göttingen treffenden Schlacht von Jena.

Eine Bemerkung des Verfassers können wir hier nicht unerwähnt lassen. Er sagt (S. 95): „Mein und meiner Altersgenossen Theilnahme an den politischen Begebenheiten war damals noch so wenig lebhaft, daß der weitere Verlauf des Kriegs uns nicht sehr berührte.“ So war es damals unter der auch über das Gemeine sich erhebenden Jugend. Die Philosophie, die Aesthetik, die in ihrer Blüte stehende Romantik verslang ihr Interesse. Es bedurfte eines gewaltigen Weckers. Wie anders finden wir unsern Kohlrausch nach wenigen Jahren in Warmen, in Düsseldorf! Er hat sehr recht, wenn er bei einer spätern Gelegenheit von der Gefahr spricht, die in einer

überwiegenden ästhetischen Richtung liegt, wenn nicht das Gegengewicht eines religiösen Ernstes (und bei Kohlrausch kam der philosophische, durch Fichte gewonnene Ernst dazu) dem Charakter die Festigkeit gibt, die an alles Irdische den höhern Maßstab legt.

Wir berühren nur in Kürze den zweimaligen, durch ein halbes Jahr in Heidelberg unterbrochenen Aufenthalt in Göttingen (1806—10). Beide Universitäten wurden von Kohlrausch zur eigenen Bildung benutzt; das Bedeutendste in dieser Hinsicht ist, daß er durch Verbindung mit dem Philosophen Herbart und dem Philologen Dissen auf sein eigentliches Feld, das pädagogische, geführt wurde. Das Glück, welches ihn sein ganzes Leben hindurch auch insofern begünstigte, daß er mit mehreren der bedeutendsten deutschen Männer seiner Zeit in Berührung kam, fügte es ferner, daß er, außer mit den eben genannten Gelehrten in Göttingen, auch während seines Aufenthalts in Heidelberg mit dem ehrwürdigen Altvater J. G. Voss und dessen liebenswürdigem Sohne Heinrich Voss näher bekannt wurde, und während seines dritten Aufenthalts in Göttingen, bei Gelegenheit einer Reise nach Weimar und Jena im Jahre 1809 mit dem berühmten göttinger Juristen Hugo, dem auch von ihm hochverehrten Goethe näher treten durfte, und zwar so, daß er den großen Mann von seiner liebenswürdigen Seite kennen lernte und mit seinem Gelehen viele Freundlichkeit von ihm erfuhr. Diese interessante Begegnung ist in dem Buche lebhaft geschildert.

Der dritte Aufenthalt in Göttingen führte ihn auch mit der ihm verlobten und noch vor der Reise nach Heidelberg ehelich verbundenen Dorothea wieder zusammen. Sie war bald nach der Hochzeit zu ihrer Mutter nach Kopenhagen gereist, wo sie eine Zeit lang verweilte. Nun richteten sie ihren Haushalt ein und sein Zögling und Freund, Wolf Baubisffn, blieb ein Mitglied desselben bis zur Vollendung seiner akademischen Studien. Die ungetrübte Freude des Zusammenlebens dauerte aber nur ein Jahr. Ihr in Kopenhagen geborenes erstes Kind, eine Tochter, die früh sich entwickelnd zu den schönsten Hoffnungen Anlaß gab, starb, zur tiefen Trauer des Vaters, zu unendlichem Schmerz der Mutter. Da nahm sich eine eble Frau, die Witwe des Ministers von Grote, die mit ihren Töchtern in Göttingen lebte und die Frau unsers Freundes besonders lieb gewonnen hatte, der Trauernden so an, daß Kohlrausch, nachdem er davon berichtet, sein Herz in den Worten ergießt:

Wenn ich an diese Familie und andere, die als Wohlthäter in mein Leben eingegriffen haben, ohne durch verwandtschaftliche Pflichten dazu aufgefordert zu sein, zurückdenke, so erfüllt mich nicht nur die wärmste Dankbarkeit, sondern ich rechne diese Erfahrungen auch insofern zu den wohlthätigsten meines ganzen Lebens, daß sie zeigen, wie hoch noch immer, bei allem die große Masse beherrschenden Egoismus unserer Zeit, solche edle, sich selbst vergessende, an dem Schicksale anderer theilnehmende Menschenliebe ihren Platz findet.

Nicht ohne Absicht führen wir diese Stelle aus Kohlrausch's Buche auf; sie läßt uns eine Färbung gewahren, die des Verfassers ganzes Leben trägt.

Die Jahre, die Kohlrausch dem Baubislin'schen Hause zu widmen sich verpflichtet hatte, waren verfloßen. Nun mußte an einen Platz, an eine Stellung gedacht werden, in der er selbst mit einer Familie — in Göttingen war ihm ein Sohn geboren — sich erhalten konnte. Lange hatte er den Gedanken an eine akademische Laufbahn gehegt; auch hatte er für eine solche Schritte gethan; aber die Zeit war nicht günstig, und Johannes Müller, damals Generalinspector des öffentlichen Unterrichts des Königreichs Westfalen, der sich ihm geneigt erwiesen, war gestorben, und mit ihm die Hauptstütze seiner Hoffnungen. Da kam eine Aufforderung von dem Schul- und berliner Freunde Bischof, sich nach Barmen bei Elberfeld zu begeben und dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu gründen. Kohlrausch folgte ihr und zog im Frühjahr 1810 in ein ihm unbekanntes Land, zu unbekannten Menschen, zu neuen Verhältnissen und Aufgaben.

Aus einer Welt, deren Element Gelehrsamkeit, Wissenschaft war, in einen Kreis überzugehen, für denselben zu wirken, in welchem Handel und Fabrikwesen herrschten, einen Unterricht zu übernehmen und zu leiten, der für die Verhältnisse der Stadt paßte: es war kein Kleines und konnte wol Bedenken erregen. „Aber“, sagt Kohlrausch, „Mühsamkeit und Verzagen konnten nichts helfen; das Werk mußte mit gutem Muthe angegriffen werden.“ Er bestand die Probe. Eine ungemeine Thätigkeit trat ein. Er gründete eine Privatschule, in der Knaben und Mädchen und zwar — so wollte es die bortige Gewohnheit — zusammen unterrichtet wurden; er hatte Schüler von dem Alter der ersten Schulbildung bis zu dem der Confirmation; er nahm Pensionäre in das Haus, für deren Unterricht, Erziehung und körperliche Bedürfnisse beide Gatten zu sorgen hatten. Ein Plan nach Herbart's pädagogischen Ideen war freilich nur in einem sehr beschränkten Sinne in Anwendung zu bringen.

Was sich indeß bei Kohlrausch's Thätigkeit, bei der Leichtigkeit, womit er sich in Menschen und Verhältnisse fand, erwarten ließ, er erwartete sich Achtung und Freunde; wie er denn auch, trotz seinen hauptsächlichlichen Arbeiten, noch Zeit gewann für Frauen und erwachsene Jungfrauen Vorträge über die schöne Literatur zu halten; wodurch in dem gewerblichen Barmen auch für Bedeckung eines feinern Sinns gesorgt wurde. Die eigene weitere Bildung förderten regelmäßige Zusammenkünfte mit gebildeten, strebenden Freunden in der Nachbarschaft, mit denen eine Platonische Gesellschaft gebildet wurde. Selbst für literarische Arbeiten wurde Zeit gewonnen. Im Jahre 1811 erschienen die „Biblischen Geschichten“, von denen vor zwei Jahren die dreißigste Ausgabe erschienen ist, mit einer Vorrede des Kanzlers Niemeyer in Halle; zugleich eine besonders gedruckte Anweisung über die Weise, in welcher die Bibel beim Unterrichte zu gebrauchen sei; und bald darauf erschien ein „Chronologischer Abriss der Weltgeschichte“.

Je näher Kohlrausch dem Rheine kam, desto lebendiger wurde sein Interesse an der Politik, der sich ein deutsches Herz, wie es in seinem Busen schlug, nicht ent-

ziehen konnte. In welche Flamme dieses ausbrach, werden wir gleich sehen, nachdem wir angeführt, daß er im November 1811 den auf dem Gipfel seiner Macht stehenden welthistorischen Mann, der nach einem Jahre als Flüchtling über die Eisfelder Rußlands zurückzukehren sollte, mit Augen sah, und nicht lange darauf Zeuge der Aufregung war, in welcher das Volk den dem Rheine zufliehenden König von Westfalen betrachtete.

Vier Jahre hatte Kohlrausch in Barmen verlebt; da erfuhr auch er den durch Napoleon's Sturz erzeugten Umschlag der Dinge. Die Platonische Gesellschaft war auch Ursache, daß er mit Kortüm, dem Director des Lyceums in Düsseldorf, bekannt wurde. Dieser sechsundzwanzigjährige Mann war von dem bergischen Minister Resselrode beauftragt worden, die unter der französischen Herrschaft ganz in Verfall gerathene Anstalt durch Sorge für neue Lehrer emporzubringen. Er wandte sich an Kohlrausch, der, aufgeregt durch die nach den frühern Siegen des Jahres 1813 begründete Hoffnung auf die Befreiung Deutschlands, sich entschloß, der Aufforderung zu folgen. Ihm ahnte, daß er einem Staate dienen werde, der bestimmt sei, nach schwerem Druck und großen Leiden neu belebt, Großes zu schaffen und für Deutschland wichtig zu werden. Als nach der Schlacht bei Leipzig die Franzosen über den Rhein getrieben waren, und Justus Gruner die Verwaltung des bergischen Landes ordnete, kam auch die Angelegenheit der Schulen in eine kräftige Hand.

Ob er Barmen verließ, fühlte er sich gedrungen, seinem Gefühle für den Ort, in welchem er Liebe und Achtung genossen, einen Ausdruck zu geben. Um dieselbe Zeit (im Herbst 1813) hatte er vielfach darüber gesonnen, wie er thätig eingreifen könne in die Bewegung Deutschlands; es fand sich, auch in Berathung mit hochgestellten Männern, kein Punkt, von welchem er ausgehen könnte; und auch Gerathewohl durfte er Weib und Kinder nicht verlassen. (Gleich bei seinem Eintritt in Düsseldorf wurde ihm der vierte Sohn geboren.) Da beschloß er, durch Wort und Rath dem Vaterlande seinen Zoll abzutragen. So entstanden die sechs „Reden über Deutschlands Zukunft“, mit denen er, dankend und Heil und Glück wünschend, Barmen verließ.

Wollen wir diese Reden beurtheilen, dann müssen wir das beherzigen, was der Verfasser über die Zeit sagt, in der sie gehalten wurden (S. 135): „Da war kein Leben mit sechs Alttagen und einem Sonntage, sondern ein Leben in fast ununterbrochener festlicher Stimmung. Die Zukunft schmückte sich mit Bildern von Vermittlung der edelsten und tiefsten Gedanken über würdige menschliche und staatliche Zustände, und jeder Wohlmeinende fühlte sich berufen, zu dieser Vermittlung mit Hand anzulegen.“ Nur eine Stimmung wie die, welche diese Worte ausdrücken, erklärt die kühnen Hoffnungen, in denen der Redner sich wiegte. Er selbst wird jetzt wol lächeln über die „olympischen Spiele“, die er als bald in Deutschland zu feiernde sich dachte. Aber der Mittheilung werth war in dieser Biographie gewiß manches aus den

Neben, was uns noch bedeutender wird, wenn wir nach dem Lesen desselben eine Rahe und einen Senz, so verschiedene Naturen, über das Ganze urtheilen hören.

Werfen wir, ehe wir Kohlrausch in den neuen Wirkungskreis begleiten, einen Rückblick auf sein bisheriges Leben, dann haben wir die wohlthuernde Erscheinung eines Mannes, der Schritt vor Schritt dem Ziele näher geführt wurde, das seine Natur ihm steckte. Der in den einfachsten Verhältnissen Erwachsene, die Jugendjahre in voller Reinheit Verlebende, kommt bald in eine Lage, wo das Lehren und Bilden ihm Pflicht wird; er übt diese unter den angenehmsten Umständen; und er kommt an einen Ort, wo die in ihm schlummernden geistigen Kräfte lebendig angeregt werden, wo höhere Naturen als Führer und Vorbilder ihm sich kund geben; eine reine Liebe zu einem gleichgesinnten Wesen spornet ihn zur Thätigkeit; er beginnt in der einfachsten Weise die, zu der er sich berufen fühlt; in einer Zeit großartiger Begeisterung tritt er ein in einen Staat, in welchem seine Kräfte zu entfalten ihm eine Lust war; und er, der später in einem weiten Kreise im Erziehungswesen wirken sollte, übt sich in Verbindung mit trefflichen, für ihren Beruf begeisterten Männern als Lehrer, er, der einst der Lehrer Lehrer werden sollte.

Von großem Interesse ist der „Das Leben in Düsseldorf während der Jahre 1814—18“ schildernde Abschnitt des Buchs. Unter der Verwaltung des thätigen, wohlgefinnten, für die Hebung Deutschlands begeisterten Generalgouverneurs der Rheinlande, Justus Gruner, in Verbindung mit dem trefflichen, innig befreundeten Director des Gymnasiums Kortüm und mit dem gleichgesinnten Straß, hob sich bald das Gymnasium, sodas ein Kundiger sagen konnte: „Durch ein Lehrercollegium, wie das genannte, wissenschaftlich gebildet und gehoben durch das wiedererwachende Vaterlandsgefühl, sei eine Blüte des Gymnasiums erwachsen, dessen Andenken fast nach einem halben Jahrhundert frisch in den Seelen derjenigen lebe, welche einst ihm angehörten.“ (Vergleiche in der Biographie Kortüm's.)

Kohlrausch wurde bald in den von Gruner provisorisch errichteten Schulrath gezogen, und hatte so die schönste Gelegenheit, sich für das Organisiren zu bilden, was er später in weitem Umfang üben sollte. Auch das aus argem Verfall neuerstandene Gymnasium von einer großen Zahl katholischer Schüler besucht wurde, war ein Umstand von Bedeutung für Kohlrausch, der nach wenigen Jahren in dem katholischen Münster als Vorstand so mancher katholischen Anstalten zu wirken hatte. Es kommt uns in dieser Hinsicht als ein gutes Omen vor, daß er den jetzt an der Spitze des ganzen katholischen Gymnasialwesens im Königreich Preußen stehenden Brügge-mann zum Kollegen bekam und sich der rasch zunehmenden Bildung und Tüchtigkeit des damals noch ganz jungen Mannes freuen konnte.

Aber auch abgesehen von der Bedeutung, die das Leben und Wirken in Düsseldorf für den künftigen Schulrath Münsters und den General-Schuldirector Hannovers

hatte, ist dieser Abschnitt einer der interessantesten im ganzen Buche. Wir nennen hier nur die lebendige Schilderung der durch die Nachricht von dem Siege bei Waterloo herbeigeführten Scene. Man muß solchen Scenen beigewohnt haben, um zu fühlen, welche Wahrheit, welches Gefühl sich in dieser Schilderung offenbart. Gar mancher Name bedeutender Männer zielt, außer den genannten, die düsseldorfer Periode. Wer findet hier nicht gern die Namen Jacobi, Arndt, Jahn, Görres, Steffens? Und alle diese Männer verbunden im edeln Wirken für die neue Zeit, für das wiedergewonnene Vaterland.

Nachholend müssen wir hier der „Deutschen Geschichte“ gedenken, die auszuarbeiten Kohlrausch durch den von ihm auf dem Gymnasium zu ertheilenden Unterricht veranlaßt wurde. Was den Werth derselben betrifft, muß man die erste im Jahre 1816 erschienene Ausgabe nicht gegen die im Jahre 1858 erschienene vierzehnte halten, die an Gehalt fast ein anderes Werk geworden ist. Aber der Ton, der sich durch das ganze Buch zieht, die Lebhaftigkeit der Darstellung war ganz für die Jugend, namentlich der damaligen Zeit, geeignet, und diesem, abgesehen von dem bei jeder neuen Auflage reichern und reichern Inhalt, verdankt das Buch den Beifall, den es fand und immerfort findet.

Die Aufgabe für Düsseldorf war gelöst; das Gymnasium stand wohlgegründet da, der Hauptgründer desselben blieb an der Spitze desselben zurück und bürgte für das fernere Gedeihen. Unter diesen Umständen folgte Kohlrausch im Jahre 1818 einem durch einen alten berliner Freund, den Regierungsdirector Kessler in Münster, an ihn vermittelten Rufe des vortrefflichen Oberpräsidenten von Vincke, der ihm, der bisher Lehrer war, nun ein weites Feld für organisirende Thätigkeit öffnete. Als Consistorial- und Schulrath für die Provinz Westfalen hatte er die Inspection und Sorge für sechs protestantische und drei katholische Gymnasien, deren Einrichtung sehr verschiedenartig, deren Lehrercollegium zum Theil unvollständig war; dazu kamen neue Anstalten kleinerer Städte, die man als Progymnasien betrachten konnte.

Kohlrausch begann seine amtliche Wirksamkeit mit einer Inspectionreise zu allen Gymnasien; denn die persönliche Bekanntschaft mit allen Directoren und Lehrern hielt er für die Grundlage und einen wesentlichen Bestandtheil seines Wirkens, und dieser Grundsatz hat sich in dem langen Zeitraume, von dem Jahre, bei welchem wir stehen, bis auf die gegenwärtige Zeit bewährt. Nicht allein, daß er durch eigenes Sehen erkannte, wo Lücken auszufüllen, Vorhandenes gepflegt, Neues geschaffen werden mußte: durch Verständigung mit den Directoren, durch Besprechung mit den Lehrern, wurde ein Geist geweckt oder gepflegt, ein Gemeingeist, der von hoher Bedeutung und Wirkung für das ganze Gymnasialwesen der Provinz war. Kohlrausch, sagte nach einigen Jahren der einsichtsvolle, ehrwürdige Consistorialrath Möller, hat überall, wo auch nur Ruinen waren, Tempel errichtet.

Viel liegt in diesem Worte, wozu wir, wenn der

einer Anzeige wie der vorliegenden angewiesene Raum es gestattete, aus dem Buche einen reichen Commentar geben könnten. Wir würden alsdann von den durch Kohlrausch eingeführten höchst wirksamen Directorenconferenzen, den Versammlungen und Versetzungen von Lehrern, der Pensionirung alter, Hervorziehung und Erziehung jüngerer zu sprechen haben. Doch eins dürfen wir nicht übergehen: das tolerante, wahrhaft humane Benehmen unsers Freundes in Beziehung auf die Katholiken. Dadurch erwarb er sich in einem Lande, in einer Stadt, die als erzkatholisch betrachtet wird, so viele wackere, einflußreiche Männer dieses Glaubens, ja man kann sagen allgemeine Achtung und Liebe, sodaß von seiten der Kirche ihm keine Schwierigkeit in Durchführung seiner Pläne und Absichten hinderlich war. Die edle Wirksamkeit und Thätigkeit des Oberpräsidenten, zu dem Kohlrausch in ein freundlich-vertrauliches Verhältniß trat, waren ihm hier förderlich; auch dürfen wir den Umstand nicht übersehen, daß der Graf F. L. Stolberg, der vor 18 Jahren in Münster zur katholischen Kirche übergetreten war, dann eine geraume Zeit daselbst lebte, sich über den humanen und unparteiischen Geist, der in Kohlrausch's „Deutsche Geschichte“ walte, sehr vorthellhaft geäußert hatte. Doch wichtiger war, daß die Lehrer an den katholischen Anstalten bald erkannten, wie sich Kohlrausch ihrer Schulen und ihrer Personen ebenso thätig annahm als der protestantischen.

Die Weise, in welcher Kohlrausch im Namen des abwesenden Oberpräsidenten gegen den Generalvicar Drost-Bischoff, nachmaligem Erzbischof von Köln, vorgehen mußte, die S. 214 fg. ausführlich erzählt wird, entzog ihm weder das Vertrauen der katholischen Schuldirektoren und Lehrer, noch das anderer hochgestellter katholischen Geistlichen und Beamten.

Die amtlichen Verhältnisse unsers Freundes waren die erfreulichsten. Des Oberpräsidenten von Vinde, dem in dem Buche eine aus Erfahrung hervorgehende Schilderung gewidmet ist, ist schon gedacht; ebenso des Regierungsdirectors Kessler, mit dem Kohlrausch in herzlichster Freundschaft verbunden war. Auf dem religiösen und geistlichen Gebiete standen ihm die ebenfalls zur Regierung gehörenden Oberconsistorialrath Ratorp, ausgezeichnet als Theolog, als Prediger und Geschäftsmann, und der gelehrte, durch Gemüthlichkeit und Naivetät die Herzen gewinnende Consistorialrath Möller nahe. Mit beiden stand Kohlrausch nicht nur in amtlichem, sondern auch freundschaftlichem Verhältniß.

Münster versammelte damals ausgezeichnete militärische Persönlichkeiten, unter denen Kohlrausch die Generale Thielmann und Horn, dann den Obersten Wolzogen nennt. Die Bekanntschaft, die Unterhaltung mit ihnen war ihm höchst interessant, wie denn die Freude an militärischen Dingen ihm vom Vater angeerbt schien. Er hörte mit Aufmerksamkeit und Lust ihre Erzählungen aus den Freiheitskriegen, und namentlich Wolzogen gab ihm aus diesen die anziehendsten Details, an denen er selbst theilgehabt. Manches von diesem ist in die Beschreibung

dieses Kriegs in die „Deutsche Geschichte“ übergegangen, wie es der vorliegenden Biographie einen eigenen Reiz gibt. In genauerem Verhältniß stand Kohlrausch zu dem General Lützow, dem Führer der kühnen Schar, der Theodor Körner angehörte, und zu dessen Gemahlin, der frühern und spätern Gräfin Ahlefeldt. Mit ihm, namentlich mit der letztern, stand der Dichter Immermann, damals Auditor des in Münster garnisonirenden Regiments, in innigster Verbindung, und so ward dieser auch Hausfreund unsers Freundes, und ein Hausfreund im schärfsten Sinne des Wortes, der der Neigung jenes, der Liebe zur Dichtkunst und schönen Literatur, die reichste, beste Nahrung gab, der durch sein großes Talent des Vorlesens, durch Mittheilung eigener dichterischer Productionen die Abende in dem Lützow'schen und Kohlrausch'schen Hause zu den angenehmsten und belehrendsten machte. Unserer Biographie verdanken wir auch eine erwünschte Aufklärung über das Verhältniß beider Lützow'schen Gatten zu Immermann, das von Ludmilla Affing in ihrem Buche „Gräfin Elisa von Ahlefeldt“ nicht durchweg in voller Wahrheit dargestellt ist.

Der Verfasser unsers Buchs wollte, wie wir oben bemerkten, in demselben nicht bloß im Amtrock, sondern auch als Mensch und Familienvater erscheinen. Und als letzterer erscheint er auch in der That höchst liebens- und ehrwürdig. Sehen wir auf die Weise, in der er seine Knaben zu rüstigen Turnern und Fußgängern zieht, wie er sie in die Natur einführt, zu der die Knaben schon durch eigene Neigung gezogen wurden, wie er, in Verbindung mit der Mutter, Anlaß gibt, daß die Kinder mit Menschen auch der niedern Stände, in denen sich die Menschennatur am reinsten auszubilden und zu erhalten pflegt, bekannt wurden; sehen wir auf dieses alles, dann erkennen wir, welch ein Familienvater Kohlrausch war, und wie wohl er that, sich als solchen auch in seinem Buche kund zu geben, das ja bestimmt war, den Pädagogen in jeglicher Beziehung darzustellen. Die Partie des Buchs, die „Haus-Geschichten“ überschrieben ist, gibt uns eine echt westfälische Idylle, an das sich eine Charakterisirung Westfalens anschließt, die nicht nur dem Sohne des Landes, die jedem Deutschen willkommen und anziehend sein wird.

Wie glücklich das Leben in Münster durch zusagende und gesegnete Amtsthätigkeit, durch amtliche und gesellige Verhältnisse, durch inniges Familienleben auch war, so fehlte doch gegen Ende desselben auch der Schatten, ja zum Theil ein recht düsterer nicht, namentlich der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der im Alter von 14 Jahren im Jahre 1828 starb. Wenn es etwas gibt, das Gatten, die in inniger Liebe verbunden sind, noch inniger aneinander schließt, so ist es ein solcher Verlust, nach einer Krankheit, die die vollste Liebe und Aufopferung der Mutter in Anspruch nimmt — und Kohlrausch's Gattin erwies sich in dieser Hinsicht musterhaft —, die der Vater durch Anerkennung und Dankbarkeit vergilt.

Zwölf Jahre hatte das Leben und die Thätigkeit in Münster gedauert, da erhielt Kohlrausch einen Ruf nach

Hannover, wo das Ministerium des Cultus mit Consolidirung und Reorganisation des höchsten Schulwesens umging. Da entstand in ihm ein harter Kampf. Er sollte eine Provinz verlassen, der er eine solche Thätigkeit gewidmet hatte, die ihm lieb geworden war; er sollte aus Verhältnissen scheiden, die ihm das Leben angenehm gemacht hatten, und nicht längst hatte er auf Kosten der Regierung eine Reise gemacht, auf der er mehrere der vornehmsten Gymnasien des Reichs kennen lernen sollte; eine Reise, in der ihm die Rührigkeit des Staats für das Schulwesen lebendig vor Augen trat.^{*)} Dazu war die ihm in Hannover gestellte Aufgabe keine leichte. Es war wol natürlich, daß dieser Kampf besonders es war, was ihm eine langwierige Krankheit, die sich vorzüglich in angegriffenen Nerven und Nierengeschlagenheit zeigte, zuzog. Aber die Liebe zu seiner hannoverschen Heimat, die Freude am Organisiren — in Westfalen war er damit fertig — und die Aussicht auf angenehme Verhältnisse siegten. Kohlrausch entschloß sich, in die Dienste seines Vaterlandes zu treten. Im Juni 1830 trat er das neue Amt an. Es war in Hannover ein Oberschulcollegium errichtet, an dessen Spitze er gestellt wurde.

Was Kohlrausch in der Provinz Westfalen zu thun, zu ordnen, zu schaffen hatte, das wiederholte sich in dem Königreich Hannover. Da war eine große Zahl von Gymnasien mehr oder minder neu zu organisiren; da waren für die königlichen Gymnasien Mittel von selten des Staats zu schaffen, und Magistrate zu stimmen, daß sie die in ihrer Pflege stehenden Anstalten auf gleiche Linie mit jenen brächten; da waren Lehrer heranzuziehen, oder solche, die in die neue Ordnung nicht eingzugreifen vermochten, zu beseitigen; da waren anständige Lokale statt verfallene zu schaffen, Unordnungen, die in die Schülerswelt eingerissen waren, zu steuern; kurz, Kohlrausch fand ein weites Feld für seine Thätigkeit, ein Feld, auf dem er das, was er in Münster mit solchem Erfolge geübt, dieselbe Wachsamkeit, Humanität, Toleranz — denn es waren auch katholische Gymnasien seiner Pflege anvertraut — zu beweisen hatte.

Er machte sich nach wiederhergestellter Gesundheit muthig an die Aufgabe. Bessere Männer, die man ihm als Kollegen zugesellt, standen ihm bei; es ist zu verwundern, was in wenigen Jahren für das Schulwesen Hannovers geschah. Seinem Grundsatz, persönlich zu wirken, getreu, war das erste, daß er eine Rundreise zu allen in seiner Pflege stehenden Anstalten machte. Es wurden nun dieselben in vollständige, zur Entlassung auf die Akademie berechnete, und in vorbereitende getheilt, so daß 17 der höhern Ordnung, 12 der niedern, den Wirkungskreis des Oberschulcollegiums bildeten. Eine Ordnung für die früher entworfene Maturitätsprüfung trat, nach Kohlrausch's Einsicht und Erfahrung modificirt, ins Leben; eine Prüfungskommission wurde für die, die sich dem Schulfach widmeten, in Göttingen eingerich-

tet. Diese Organisation war für Kohlrausch der Grund, auf dem weiter gebaut wurde; die persönliche Einwirkung erhielt das Ganze in Leben und Wirksamkeit und nirgends fehlte die bessernde Hand.

Das in unsern Tagen so bedeutungsvolle Wort Fortschritt war von Kohlrausch wohl beherzigt worden; es war auch seine Lösung, jedoch in einer Weise, die das schwierige Eile mit Weile in all seinem Thun erkennen ließ. Vor allem beherzigte er das Drängen der Zeit auf den Realunterricht; und er kam diesem dadurch entgegen, daß er theils neben der humanistischen Abtheilung der Gymnasien eine realistische schuf, theils Sorge trug, daß, wo solches nicht geschehen konnte, durch ein humanistisches Element dem Zurückgreifen des realistischen gewehrt wurde. Im Verlauf der Zeit wurde sein Wirkungskreis auf eigentliche Real- und Gewerbeschulen ausgedehnt.

Bei der großen Thätigkeit, die das Genannte forderte, ist es zu bewundern, daß er noch Zeit für literarische Arbeiten gewann. Die „Deutsche Geschichte“ erschien im Jahre 1858 in der vierzehnten Auflage; und welchen Fleiß er auf jede neue verwandte, ist schon oben bemerkt worden. Außerdem gab er einen Text zu den Bildnissen der deutschen Kaiser, welches Werk aber mit Maximilian I. geschlossen wurde. Wir erwähnen hier noch des thätigen Antheils, den Kohlrausch an dem Niedersächsischen historischen Vereine nahm.

Als das Oberschulcollegium im Jahre 1855 sein fünf- undzwanzigjähriges Bestehen feierte, konnte Kohlrausch statistisch folgende Uebersicht geben: An den Gymnasien und Progymnasien arbeiteten im Jahre 1830 117 Hauptlehrer und 34 Hülflehrer; im Jahre 1855 227 Hauptlehrer und 49 Hülflehrer, im Jahre 1830 waren vorhanden 2684 Schüler in 124 Klassen, im Jahre 1855 waren vorhanden 4300 Schüler in 194 Klassen.

In dem abgelaufenen Zeitraume hatte er 76 Dienstreisen gemacht, welche größtentheils mehrere Anstalten besaßen, so daß, wenn die Besuche der einzelnen Anstalten gerechnet werden, 290 Inspectionen herauskommen.

War diese Thätigkeit, diese liebevolle Sorgfalt dem ganzen Lande ersprießlich, so lesen wir in dem Buche mit Freuden, welche Anerkennung diese an höchster Stelle fand; wie dieselbe sich bei der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes in Lingen, die der König durch seine Gegenwart beehrte, kund gab. Kohlrausch wurde an seinem bald darauf eintretenden achtzigsten Geburtstag mit einem höhern Orden und dem Titel General-Schuldirector beschenkt.

Sehen wir zu dem Privatleben unsers Freundes über. Kohlrausch stand da, im hohen Alter noch rüftig und mit dem Vermögen geistiger, anstrengender Thätigkeit; er sah die Frucht derselben; er war überall anerkannt und geehrt, ein wohlervorbener Wohlstand überhob ihn der Sorgen des Lebens, er war umgeben von einer liebenden Familie, neben Gattin und Schwester, von drei Söhnen, vier Töchtern und einer großen Zahl von Enkeln. Da sollte er im vollen Maße die Worte: „Prüfungen erwartet bis zuletzt“, wie Goethe das minder bedeutende ante obitum

^{*)} Die Schilderung dieser Reise, auch abgesehen von dem, was das Schulwesen betrifft, bildet ein sehr interessantes und unterhaltendes Kapitel des Buchs.

nemo beatus umgestaltet, an sich erfahren. Im Jahre 1854 starb unter schweren Leiden, im vierundvierzigsten Lebensjahre, der zweite seiner Söhne, Otto, der als Arzt in Hannover durch Talent, Thätigkeit und Charakter zu einer bedeutenden Stellung gelangt war; zwei Jahre darauf der Gatte der dritten in Berlin vermählten Tochter, der der ältesten war schon früher abgestorben; und Kohlrausch hatte nun zwei verwitwete Töchter zu einer unvermählten in seinem Hause. Doch wurde im Jahre 1857 die goldene Hochzeit mit gerührtem und dankbarem Rückblick auf 50 Jahre, in denen die innigste Gemeinschaft und Uebereinstimmung das Glück verschönernte, das Unglück linderte, gefeiert. Es war ein schönes Fest, an dem sich alles des noch rüstigen Ehepaars freute. Aber bald sollten neue Verluste folgen; alt werden, sagt man, heißt viele vor sich hinscheiden sehen. Noch in demselben Jahre starb die treue Gattin, und ihr folgte im nächsten der älteste Sohn, der als Professor in Marburg, dann in Erlangen sich im Gebiete der Physik einen Namen gemacht und Anerkennung erworben hatte. Er wurde aus großer Thätigkeit abgerufen, nachdem ihm noch eben ein von dem König von Bayern für wissenschaftliche Leistungen ausgesetzter Preis zu Theil geworden war. Noch hatte Kohlrausch den Schmerz, eine sehr geliebte Enkelin, die Tochter jenes ältesten Sohnes zu verlieren, nachdem sie ihm einen Urenkel geboren. Kohlrausch fragt, nachdem er uns diese Reihe von schweren Schicksalen angeführt:

Warum schilbere ich dieselben? Erstlich, weil sie in mein Leben als Mensch und Familienvater so innig verflochten sind, daß ich lieber ganz schweigen, als ohne sie nur von meinem amtlichen Leben und Wirken reden würde. Zweitens aber mag die jüngere Welt erfahren, daß keiner, auch der vom Schicksal Begünstigte — und ich rechne mich zu diesen — erwarten darf, auf Rosen gebettet zu werden, und daß es rathsam ist, sich für die schweren Zeiten, die nicht ausbleiben werden, durch innere Mittel zu stärken. Ohne unerschütterliches Gottvertrauen ist selbst im Glück das Leben leer und dürr, im Unglück aber oft zermalmend. Da liegt der Kern des Ganzen. Aber es gibt auch äußere Hülfsmittel, und da ist das erste und sicherste Arbeit.

Kohlrausch hat mit Hülfe dieser Mittel jene Prüfungen bestanden, die ihn zum Theil im höchsten Alter trafen; er bittet seine Leser, ihr wohlgemeintes Mitleid für trübere Fälle von Alterszuständen zu sparen und das Bild seines Alters in einem freundlichen Lichte zu sehen.

Es ist in der That rührend und erfreuend zugleich, den zweiundachtzigjährigen, in seinem Berufe noch immer thätigen Greis unter den Seinigen dastehen zu sehen. Drei Töchter hat er in seinem Hause, von denen die eine verwitwete zwar seit fünf Jahren an ihr Bett gefesselt ist, aber als ein seltenes Beispiel der Geduld, Ergebung und geistiger Erhebung den Vater erbaut; eine Tochter, in glücklicher Ehe ganz in seiner Nähe (der jüngste Sohn lebt als Lehrer am Johannaum in Lüneburg, durch Weib und Kinder beglückt). Außer den Töchtern hat er zwei Schwiegertöchter, einen Schwiegersohn und acht Enkel und Enkelinnen in seiner unmittelbaren Nähe, sodaß die Familie von 15 Gliedern dem gemeinsamen Haupte Abwechslung von Freude und Sorge genug bereiten kann; „denn“, sagt das Familienhaupt,

„auch die Sorge gehört nothwendig zu der Würze des Lebens.“

Kohlrausch stellt am Ende seines Berichts Betrachtungen an, die er allgemeine nennt. Denn das Allgemeine, namentlich das geliebte Vaterland, ließ er nie, auch als Greis nicht, aus den Augen und aus dem Herzen. Er gedenkt der Zerrissenheit, der Parteibestrebungen, die fast überall in Deutschland herrschen; aber er beruhigt sich durch den „innern Lebenstrieb“, den das deutsche Volk auch in der gegenwärtigen Störung in so vielfacher Weise zeigt, und schließt mit den Worten: „So will ich, dem Charakter meines ganzen Lebens treu, den Glauben an den Sieg des Guten auch für das geliebte deutsche Vaterland festhalten, bis an mein Ende.“

Jedes gute Buch soll und wird, geistig oder sittlich, bildend wirken. Wenn die Worte des Mannes, dem diese Anzeige gewidmet ist, die wir an die Spitze derselben stellen: „Die wahrhaft blühende Kraft des Lehrers liegt in seinem Charakter“, sich speciell auf den Lehrer beziehen, so dürfen wir sie doch im weitern Sinne auf unser Buch anwenden. Es gibt uns das Bild eines Mannes, dessen Schilderung einen sittlichen Eindruck auf den Leser zu machen nicht verfehlen wird, eines Mannes, wie solche unserer Zeit noth thun, der unermüdlige Thätigkeit in dem Beruf, Frömmigkeit, Ergebung, Treue zum echten Sohne des von ihm so geliebten Vaterlandes machen.

20.

Zur deutschen Theatergeschichte.

Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt von Ernst Pasqué. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1863. 8. 3 Thlr.

Aus einem reichen Vorrath sogenannter Goethe-Literatur, der demnächst zur Besprechung kommen soll, greifen wir vorliegenden, zahlreiche und nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters enthaltende Werk heraus, weil Goethe in diesem Buche mehr nur als verborgener Leiter hinter den Coulissen steht, während ganz andere Personen, freilich meist seine Werkzeuge, den Vorbergründ der Bühne beherrschen. Dabei gestalten, wie der Verfasser im Vorwort ganz richtig hervorhebt, die hier geschilderten Episoden dem Leser allerdings, „einen Blick hinter den Vorhang der von Goethe geleiteten Bühne zu werfen, den Dichter-Director in seinem besessenen stillen und geheimen Thun und Lassen zu belauschen“. Und bei diesem Belauschen wird Goethe sicherlich bei denen, die sich auch sonst schon unbefangen und ernst mit seinem Leben und Wirken beschäftigt haben, nichts verlieren. Zahlreich sind die vom Verfasser beigebrachten Daten, welche beweisen, wie human und lebenswürdig Goethe sich auch als Theaterdirector benommen hat. Er verkehrte mit seinen Schauspielern auf die menschlichste Weise, kam ihnen, wenn sie in Noth geriethen, durch reichliche Vorschüsse und andere Vergünstigungen zu Hülfe, suchte Differenzen auszugleichen, thätig Strebende, wenn sie nutzlos wurden, aufzumuntern, und selbst solche Subjecte, die sich nach einigen mit ihnen angestellten Versuchen als unbrauchbar erwiesen, hatten sich über seine Liberalität nicht zu beklagen. Die Rescripte, soweit sie von ihm herrührten, hatten nicht das herb Bureaucratische, was, wie es scheint, nach seinem Zurücktitt von der Bühnenleitung mehr und mehr platzgriff. Dies sei freilich in jene Zeit nach den Befreiungskriegen, wo das bürocratische, solbatisch-regulirte Wesen überhaupt in Deutschland wieder die Oberhand gewann; es war die Zeit der auf

dem europäischen Continent nach einem systematischen Plane betriebenen Reaction gegen den erwachten Volksgeist, den man in äußerster Noth zu Hülfe gerufen hatte, um ihm, nachdem er sie gelehrt, selbst die Stimme zu verbieten. Da kam auch das freche Spectakelwesen aller Art und Form auf, und ein vierbeiniges Geschöpf, ein zu Theaterkunststücken dressirter Hund (Goethe in seiner mitunter schlaun Weise berief sich bekanntlich gegen ihn auf einen in den Theatergepfen vorkommenden Paragrapphen, wonach man seine Hunde in das Theater mitbringen dürfe) biß im Bunde mit der intriguanen Frau von Seygendorf (Jagemann) Goethe vom Kunsttempel hinweg, weil man so menschliche, nur die Kunst als solche im Auge habende Theaterdirectoren wie Goethe fortan nicht mehr brauchen konnte.

Der Verfasser, der von 1856—59 in Weimar als Mitglied des dortigen Hoftheaters und Regisseur der Oper weilte und wirkte, beschäftigt sich im ersten Bande zunächst mit der Vorgeschichte des weimarschen Hoftheaters, mit den „weimarschen Hofkommodianten“ (1738), der Döbbelin'schen, Koch'schen und Sepler'schen Gesellschaft; theilt die bisher unbekannte Thatsache mit, daß in Weimar schon einmal, 1757—58, ein Hoftheater ganz im heutigen Sinne bestanden hat, das aber mit dem frühen Tode des Herzogs Ernst August Konstantin ein Ende nahm, berührt dann nur flüchtig die geniale Epoche der fürstlichen Liebhaberbühne (1775—83), bei der bekanntlich Goethe auf das lebhafteste mitwirkte, wirft dann einen Blick auf das Personal der Bellomo'schen Gesellschaft, die von 1783—91 in Weimar spielte, und geht hierauf zu der Goethe'schen Theaterverwaltung über. Einen wohl glänzenden Standpunkt trotz der verhältnißmäßig sehr beschränkten Geldmittel die weimarsche Bühne unter Goethe's Oberleitung erreichte, ist dem Kundigen bekannt; im allgemeinen ist man ihm aber so wenig dankbar dafür, daß selbst die deutschen Theater Goethe's Geburtstag meist unbemerkt vorübergehen lassen, und man es schon hoch anerkennen muß, wenn eins oder das andere sich auch nur dazu versteht, an jedem 28. August wenigstens ein Goethe'sches Stück zur Aufführung zu bringen. Wenn Goethe nicht eine höhere Richtung eingeschlagen und gefördert hätte, so würde die deutsche Schauspielkunst ganz jenem rein bürgerlichen, höchstens sich zu einiger schwächlichen Sentimentalität erhebenden prosaischen Charakter verfallen sein, wie er in Ifland's und Kogebue's Stücken und auch in den eigenen schauspielerischen Leistungen des ersten, zum Theil auch Schröder's vormaligte. Weimar wurde die hohe Schule für den richtigen rhythmischen Vortrag des fünffüßigen Iambus, den man bis dahin nur raddachte, und für gehaltene ideale Plastik. Mag man in dieser Richtung auch zu weit gegangen und namentlich das rein declamatorische Element zu sehr gefördert worden sein, so war diese Richtung als corrigirender Gegensatz gegen das kleinbürgerliche Genre doch nöthig, und nun erst wurde die Darstellung des Lessing'schen „Nathan“, der iambischen Dramen Goethe's, Schiller's, Zacharias Werner's u. s. w. und der Shakspeare'schen Tragödien in ihrer reinen Gestalt (früher gab man sie nur in prosaischen Bearbeitungen) auf deutschen Bühnen möglich und genießbar.

Ein weiterer Abschnitt des ersten Bandes betrifft das Verhältniß zwischen Schröder und Goethe, eine andere die hochgefeierte Neumann-Besser, die Lieblingschauspielerin Goethe's, die er nach ihrem frühen Tode in seiner Elegie „Euphrosine“ verherrlichte. Dann werden uns zwei abenteuerliche Gestalten, Herr und Madame Burgdorf vorgeführt, die 1798 nach Weimar kamen und um ein Engagement nachsuchten, welches wenigstens die sogenannte Madame Burgdorf-erzielte, obgleich Goethe gleich nach den ersten ihm aus Eifer nach über das Paar gemachten vorläufigen Mittheilungen bemerkte: „Ich wollte weiten, die Frau ist noch auf keinem Theater gewesen und er ist ein Hasenfuß.“ Goethe hatte recht, aber die Leute hatten Fürsprache, und so machte man wenigstens mit der Frau einen Versuch. Die Person, eine schlaue Gaullerin und Abenteurerin, muß manche förperliche Reize und ein verführerisches Wesen besessen haben; in ihren Briefen zeigt sich viel Schlaueit, Gewandtheit und eine

Schreibfertigkeit, wie sie damals im Schauspielerstande noch selten war; kurz, sie war eine schlechte Schauspielerin auf der Bühne, aber eine sehr gewandte im Leben. Mit diesen Gaben wußte sie alles um sich her zu mystificiren und, da sie wenigstens ein „besonders gutes Organ“ besaß, zum Zwecke weiterer Ausbildung die Verlängerung ihres Engagements selbst dann noch zu ersuchen, oder zu ertragen, nachdem sie in ihrer ersten Proberolle, zu welcher sie sich durch geistige Getränke „entvagrirt“ hatte, gänzlich durchgefallen war. Zuletzt erkannte man ihre totale Unbrauchbarkeit und grenzenlose Unverschämtheit und schickte sie mit einem Zehr- und Reisegelde fort. Im übrigen waren beide Personen gar nicht verheirathet, und ihr angeblicher Mann hieß nicht Burgdorf, sondern war ein mit seiner Familie zerfallener Adlicher, Namens Ludwig von Wedell, wie dieser selbst im Verlaufe dieser Tragikomödie brieflich geklagt. Der Verfasser bemerkt zum Schluß: „Was aus Herrn und Madame Burgdorf geworden, ich vermag es nicht zu sagen; ihre Namen finden sich in der damaligen Theaterwelt nicht mehr vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie zu Grunde gegangen, verdorben und gestorben, verschollen und vergessen.“ Das Ganze liest sich wie ein kleiner Roman, und man fragt sich unwillkürlich am Schluß, wer war diese angebliche Minna Burgdorf? Wo hatte diese abgefeimte Abenteurerin ihre nicht gewöhnliche, sich in ihren Briefen verrathende geistige Bildung erhalten? Wo hat sie ihr adelicher Liebhaber aufgefunden? Und wo haben ihre Schweinbeiden und sie mit ihnen ein Ende genommen? Ein späterer Brief des Liebhabers aus Erfurt, worin er dafür dankt, daß man seine Geliebte „mit so vieler Großmuth“ entlassen habe, scheint die Andeutung zu enthalten, daß auch ihm endlich die Augen über diese Person aufgegangen seien.

Die letzte Skizze des ersten Bandes, „Ifland und Weimar. 1796—1812“ enthält die urkundlichen Beweise dafür, daß Ifland, für den Fall seines Kostommens von Mannheim, bereits als Regisseur förmlich für Weimar gewonnen war, indem der Herzog selbst alle von ihm gestellten Bedingungen acceptirt hatte, daß er aber trotzdem jene Verhandlungen mit Berlin anknüpfte, deren Abschluß ihn an die Spitze des dortigen Theaters stellte. Daß er dies that, daß er eine in jeder Hinsicht so glänzende und unabhängige Stellung der eines Regisseurs in Weimar vorzog, ist ihm nicht zu verargen; aber die wenig offene Art, womit er seine weimarschen Freunde zu einer Zeit, als er sicherlich zur Annahme der berliner Stellung schon fest entschlossen war, wie fast gleichzeitig auch Herrn von Dalberg in Mannheim im Unbestimmten zu halten und durch leere Ausflüchte zu vertrösten suchte, und die erkünstelte Sentimentalität, die er dabei zur Schau trug, lassen ihn in dieser Angelegenheit nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheinen. Er schreibt an den Hofkammerrath Kirms in Weimar: „Nelu theurer, werther, immer gleichgeliebter Freund! Eine tödliche Krankheit, mit deren Schwäche ich hierher von Hamburg kam, läßt mich auf Ihren Brief, dies Denkmahl Ihres Herzens, den ich mit Thränen der Erkenntlichkeit las, den ich empfinde, erst heute antworten.“ Und weiter bemerkt er, sich wunderlich hin- und herwindend: „Kann ich denn wol sagen, ich will nicht nach Weimar kommen? So spräche ich gegen mein Herz. Kann ich, eben vor dem letzten Zuge meines Lottos, heut' sagen, ich komme gewiß? so würden Sie mich unvernünftig nennen. So ist es jetzt. Mitte November gehe ich hier ab; in vierzehn Tagen muß alles entschieden sein, ob Ruhe und Reichthum für hier entscheiden sollen. Ohne Ruhe will ich kein Geld, also glaube ich, es wird nichts. Soll ich dadurch, daß ich diese Wahrheit sage, Weimar verloren haben? Es wäre hart! Gott sei mit Ihnen, und wenn mir der Hof verloren geht, bleibt mir der Freund! Berlin den 21. October 1796. Ifland.“

Nachdem er das Engagement als Director des berliner Nationaltheaters angenommen, schreibt er an Kirms:

„Berlin, den 21. November 1796. Mein Freund! Mein Bruder! Denn so handelt nur ein Bruder am andern. Da sitzen meine Frau und ich, und reden mit der Perle des Dankes im

Kuge von Weimar und, mehr als von Weimar, von dem eben Kirms, dessen Hand ich an mein Herz lege, den ich liebe und verehere! Wahrscheinlich habe ich den Frieden meiner Seele verkauft — Se. Majestät bezahlen meine Schulden! — habe die Kuge gegen Geld getauscht, denn ich erhalte 3000 Thaler Solb, ein jährliches Beneß und 1200 Thaler Pension, wenn ich bleibe — denn auf ewig habe ich mich nicht engagirt! — Freund, die Schulden haben entschieden. Nur diese! das glauben Sie ja wol, wenn Sie von den ehrlichen, geliebten Beden mich getrennt wissen! — O Gott! da sage ich, man wünscht mir Glück, mein Kopf hängt, und ich weine über mein Glück, bin kalt bei Ehre und Geld, und schlafe wenig, denn mein armes Herz ist zerrissen. — Eben kommt Ihr Brief, und das bekannte Couvert versteht mich gleich nach dem friedlichen Belvedere, unter treue Freundschaft und dann sehe ich hier in Pracht und Leere! — Es ist geschehen. — Ich werde hier nicht ausdauern! — In drei Jahren kann ich ebenfalls hier zurückgehen. Ich will sparen — dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen! Diese letzte hoffnungsvolle Stelle, diese liebe Stelle, für die ich Sie segne und an mein Herz drücke — zeigt mir Licht in der Nacht!

„Machen Sie dem verehrten gnädigen Herzog meinen mündlichen Bericht, drücken Sie meinem Vötticher die Hand — ich kann heute nicht — ich sehe vor Wasser die Buchstaben nicht.“

„Ihr dankbarer, wärmster, innigster Freund Iffland.“

Jeder Leser wird von selbst fühlen, daß dies nicht die Sprache der wahren Empfindung, daß sie widerlich erkünstelt ist, daß dem großen Schauspieler während des Schreibens ebenso wenig die Thränen flossen, als bei der Darstellung irgendeiner sentimentalen Rolle in einem seiner Stücke. Goethe aber, obwohl er sich verletzt fühlen konnte, benahm sich gegen ihn mit gewohnter Nachsicht und Großmuth, lud ihn wiederholt zu Gastspielen ein und drückte für ihn auch öffentlich die unbedingteste Bewunderung aus.

Der zweite Band enthält zum Theil ganz interessante Mittheilungen über die Schauspieler und Schauspielerinnen: Krato, genannt Einer, August Leßring (der „lange Peter von Iphoe“), Sophie Ademann, Karl Krüger und Madame Keller, Wols und seine Gattin (nachherige Werby), Friedrich Haide, J. B. Spigeder (Vater des berühmten Bassisten Joseph Spigeder), Karoline Jagemann, nachherige Frau von Heygendorf, dieselbe herrschsüchtige Intrigant, die auf ihren Einfluß bei Karl August sich stützend, fortbauern bald offen bald versteckt auch gegen Goethe wie gegen alle, die ihr im Wege standen, intriguirte und seit Goethe's Rücktritt bis 1828, dem Todesjahre Karl August's, durch Vermittelung ihres treuen Anhängers und Collegen Strohmeyer die Schicksale der weimarer Bühne so ziemlich allein und selbständig leitete, J. J. Graß, Corona Schroeter, Pius Alexander und Amalia Wolff. Die letztern beiden benahmen sich bei ihren hinter Goethe's Rücken geführten Verhandlungen mit Berlin in ähnlicher Weise zweideutig wie Iffland und dabei im hohen Grade undankbar gegen Goethe, dem sie so viel verdankten, weshalb auch der Verfasser bemerkt: „Gewiß überkam ihn ein bitteres Gefühl über den Undank der Menschen im allgemeinen und der Schauspieler insbesondere, und die «eisernen Reifen», womit sein Herz eingefaßt war (wie er schon lange, lange Jahre vorher der Frau von Stein beschrieben), trieben sich wol fester und fester an, nur Unmuth und Bitterkeit durchlassend.“

Dennoch war die officielle Antwort auf den ihn so plötzlich überraschenden Kündigungsbrief der beiden Wolff, den Goethe seinem damaligen Secretär Kratoer dictirte, ohne Bitterkeit, im Gegentheil recht liebevollen Ausdrucks; ja einen ihm zu kaltgeschäftlich klingenden Passus milberte er eigenhändig. Es entspann sich übrigens wenige Monate später ein sehr kleinlicher und peinigender Streit, eine echte querelle allemande zwischen den beiden Wolffs und der weimarischen Theaterdirection, indem erstere durch Goethe's Mittdirector Kirms beschuldigt wurden, einige Garderobestücke mitgenommen zu haben, welche dem Inventar des weimarischen Theaters angehörten. Wolff antwortete aufs

heftigste, glaubte sich aufs „größlichste“ beleidigt und eines „Diebstahls“ beschuldigt; seine Frau erklärte sich bereit, auf der Neglerung einen Schwur abzulegen, daß sie kein Kleid besäße, worauf die großherzogliche Commission Anspruch habe, während Kirms Goethe gegenüber dabei blieb: „Sie kann es nicht leugnen!“ Da nun die Sache, bei der es sich nur um zwei Kleidungsstücke handelte, eine so unangenehme Wendung zu nehmen drohte, daß möglicherweise Wolff's Frau etwas beschwor, was sie mit gutem Gewissen nicht beschwören konnte, so ließ man, hauptsächlich wol auf Goethe's Betrieb, die ärgerliche Sache fallen. Ein nicht uninteressanter Brief des Grafen Brühl an Goethe vom 23. September 1812 ist gelegentlich der Verhandlungen des Wolff'schen Ehepaars mit der berliner Intendantin mitgetheilt. Brühl empfiehlt darin den jungen Schauspieler Durand, der die feste Ueberzeugung habe, „daß man nur auf dem weimarischen Theater, unter der Leitung eines Mannes, der wie Sie, verehrter Herr Schreierath, alles umfaßt, was die Kunst in allen Fächern Hohes und Vortreffliches liefert, zum eigentlichen Künstler gebildet werden kann. Natürlich konnte ich ihn in dieser Meinung nur bestätigen, ihm auch nicht rathen seine Laufbahn auf dem berliner Theater anzufangen, da es leidet durch Iffland's Einseitigkeit, zunehmende physische und vorzüglich moralische Schwäche und sehr prosaische Meinung für das eigentliche Studium der Kunst von Jahr zu Jahr schlechter wird.“

Bekanntlich war derselbe Graf Brühl Iffland's Nachfolger. Von Werth sind auch die Mittheilungen über die von Goethe hochgeehrte und besungene Corona Schroeter, die nach einer kurzen aber glänzenden Theaterlaufbahn sich im Dunkel eines bescheidenen Privatlebens so verlor, „daß die Begebenheiten ihrer letzten Lebensjahre und Tage vollständig verschwunden sind.“ Es ist dem Verfasser gelungen, zwei Briefe der Corona Schroeter zum Abdruck zu bringen, die wenigstens als die bis jetzt einzigen Schriftstücke derselben einiges Interesse haben. Sie sind an eine verheirathete Schwester derselben gerichtet und tragen das Datum „Weimar, den 9. Juli 1788“ und „Weimar, den 20. Juli 1794“. Im letztern heißt es einmal: „Ihr habt doch, wie ich höre, seither ruhig in euren Gegenden vor den bösen Franzosen gelebt? Wenn sie doch der Himmel nur einmal ganz aus Deutschland verbannt wolle!“ Corona Schroeter starb in tiefster Zurückgezogenheit zu Ilmenau im Jahre 1802. Das ist das Los so vieler Bühnennotabilitäten gewesen, daß man sie kaum zählen kann. Und glücklich, wenn sie nur in ihrem Alter insolge besonders günstiger Verhältnisse nicht darben und betteln mußten. Aber wie oft muß man in diesem Buche von Schauspielern und Schauspielerinnen lesen, die von Stadt zu Stadt getrieben, immer in Vorkämpfen, immer in Schulden, zuletzt nach verbrauchten physischen wie geistigen Mitteln ohne alles Engagement im hohen Alter nicht wußten, wo sie ihr müdes krankes Haupt hinlegen sollten, und dann reuevoll bekennen mußten, daß ihr Leben doch ein verfehltes gewesen.

Interessant sind auch die Mittheilungen über die Ungelegenheiten, welche sich im Juli 1799 eine Rote hallescher Studenten, der „Auswurf der Universität“, im lauchstädter Theater herausnahm; die über Vulpius, den Verfasser des „Rinaldo Rinalbini“, der trotz des nahen persönlichen Verhältnisses, in welchem er durch seine Schwester zu Goethe stand, für seine Bearbeitungen von Operntexten äußerst erbärmlich bezahlt wurde, worüber er bisweilen bittere Klage führt; und über den unsterblichen Major Franz Anton von Weber, den Vater des berühmten Karl Maria von Weber, der für Kirms die Anschaffung von Partituren neuer Opern und andere Geschäfte besorgte. In einem seiner ziemlich schlecht stilisirten Briefe bietet er Kirms auch die erste Oper seines damals erst dreizehnjährigen Sohnes, „Das stumme Waldmädchen“, mit dem Bemerken an: „Da mir mehr um die Bekanntmachung dieses jungen Menschen als um Gewinn gegenwärtig zu thun ist, so wird er auch mit dem geringsten Douceur, und wenn es auch nicht mehr als die copiale Gebühren trafe, schon zufrieden sein.“

Dieser zweite Band enthält ferner ein Kapitel „Die Vertreter der Kunst am Hofe zu Weimar, von Ernst August Konstantin bis zu Goethe's Tode, in kurzen biographischen Notizen. 1756—1832“; einen Abschnitt „Personalbestand und Gasse des weimarer Hoftheaters“, der freilich nur für den ganz speziellen Theaterfreund von Interesse ist, und einen interessanten Aufsatz „Alte von Wieland und Schweizer“, in welchem der Verfasser für diese Oper den Anspruch begründet, die erste deutsche feridste Oper der neuern Zeit gewesen zu sein. Die Brauchbarkeit des Werks, welches allerdings als Quellenwerk für diese bedeutungsvolle Epoche deutscher Theatergeschichte gelten darf, wird noch wesentlich durch ein Personen- und Sachregister erhöht, welches bei Werken dieser Art überhaupt niemals fehlen sollte.

M. M.

Aus dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften von Andreas Wagner. Mit einer Tafel. Leipzig, Voss. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegenden sechs Abhandlungen, vom Verfasser in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1860 und 1861 gelesen, sind zur Hälfte rein paläontologischen Inhalts, zur Hälfte aber beziehen sie sich auf Fragen von allgemeinem Interesse. So bespricht der erste Vortrag die Theorien der Erdbildung und macht entsetzliche Fronte gegen die Lehren der Vulkanisten und Platonisten, und man muß gestehen, daß der Verfasser, der schon in seiner religiös-dogmatisch gefärbten „Geschichte der Umwelt“ für den Neptunismus kräftig eine Fange gebrochen, hier aufs neue mit vielem Geschick alles zusammenstellt, was gegen die von Laplace aufgestellte, von Humboldt und Buch weiter ausgebildete Theorie der Erdbildung, gegen die Lehre vom Centralfeuer und dessen möglichen Zusammenhang mit den Ergüssen der Vulkane — „Reaction des Innern der Erde gegen ihre Rinde“, nach Humboldt — gesagt werden kann. Der Leser bekommt dadurch wenigstens ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen der Geologe zu kämpfen hat, sobald er von der Beobachtung des speciellen Falls sich zur Aufstellung allgemeiner Principien erheben will. Die Verfasser unserer wie eine Sturmflut uns überflutenden populären Vorstellungen der Geologie und physischen Geographie lassen freilich von diesen Schwierigkeiten wenig ahnen, und ihre Leser suchen sich mit einem gewissen wohlthätigen Grausen die sichtbaren Katastrophen auszumalen, denen die Erde unterlegen haben soll, und geben sich der anhängigen Bewunderung hin, wie herrlich weit die Wissenschaft doch gekommen sei; aber für wirkliche Ausbildung ihres Geistes, für wahre Vermehrung ihrer Erkenntnisse geschieht dadurch nichts. Der wahre Volkschriftsteller sollte es als sein höchstes Ziel betrachten, eine Einsicht in die Methoden der Beobachtung und Forschung zu geben, durch welche die Naturforscher so Großes leisten. Das ist freilich sehr schwer, aber doch nicht unmöglich, wie der berühmte populäre Aufsatz von Gauss über den Erdmagnetismus in dem Schumacher'schen Jahrbuche von 1837 beweist. Solche Schriften wollen denn allerdings auch kurz sein, eine Anforderung, die unser nach Neuem haschendes Lesepublikum nicht erfüllen will. Von gleichem Interesse sind der zweite und dritte Vortrag, in denen Wagner die heutigen Nebethemen der Geologie behandelt, die Frage nach der Konstanz der Art (Species) im Thier- und Pflanzenreiche, sowie die nach dem Alter des Menschengeschlechts. Auch in Beziehung auf diese Fragen steht Wagner auf Seiten der Minorität; aber er vertheidigt seine Ansichten mit großem Geschick und einer Würde, die sehr zu Gunsten einnimmt und erfreulich gegen das petulante Wesen abklärt, mit dem unsere naturwissenschaftliche Linke, Vogt und Genossen, aufzutreten liebt, besonders da, wo es Fragen gilt, die mit christlicher Dogmatik eine Verärgerung haben, wie es z. B. bei der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts der Fall ist.

91.

Schauerliteratur.

1. Schwarzort. Originalroman von J. D. F. Lemme. Drei Bände. Berlin, Verfel. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schwarzort ist eine Herrschaft nicht weit von Remel am Meere gelegen und in zwei Gäter getheilt, deren eines dem ältern Bruder Marlot, Charles, das andere dem jüngern, James, durch Erbschaft zugefallen. Der letztere und seine Gattin Emilie sind ein Verbrecherpaar, wie wir deren in den Lemme'schen Geschichten häufig begegnen. Durch einen Mord, Brandstiftungen u. s. w. haben sie ihren Wohlstand begründet und gesichert. Zuletzt will James Marlot noch einen Mord an dem Sohne des von ihm vermeintlich zuerst Ermordeten begehen; dieser aber erscheint ihm und verhindert dadurch die wirkliche Mordthat; das greise Sündenpaar stürzt sich ins Meer. Das ist die kurze Fabel der drei Bände langen Criminalgeschichte, die an allen den Mängeln, die wir schon früher an diesem Schriftsteller zu rügen fanden, im Uebermaße leidet.

2. Dunkle Fügungen. Ein Roman von L. Reinwald. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Roman voll Abenteuer und Ungeheuerlichkeiten aus der Nachseite des Lebens. Zwei deutsche gräfliche Brüder, Eduard und Arthur von Melwil, Besitzer des Schlosses Birkensee — der älteste Majoratsherr Eduard, vom Vater geliebt, der jüngere, Arthur, kaum gebildet, ohne daß sie wissen warum — leben in Italien, wo Eduard durch Julie, eine köstliche Schöne, gefesselt wird, die ihn aber nicht ehört. Noch weniger Glück hat ein anderer Anbeter derselben, der Kapitän Wilsfort, der sich aber an beiden rächt, indem er ihnen durch einen Banditen Gift geben läßt, das ihnen noch Zeit gestattet zu einer gemeinschaftlichen Wasserfahrt. Eduard fällt schwindelnd ins Wasser und Wilsfort gibt sich den Anschein ihn zu retten, taucht ihn aber nur tiefer unter. Julie stirbt. Arthur und alle glauben, daß Eduard den Tod nur durch Zufall in den Fluten gefunden und eilt mit der Trauerbotschaft nach Birkensee; der Vater aber verfolgt ihn und stirbt. Nach langer Krankheit und Abgeschlossenheit wird Arthur endlich mit seinem Gutsnachbar, dem Oberst von Hofenstetten, und dessen Töchtern Isabella und Gabriele bekannt, sowie mit einem jungen kränklichen Maler, Alfred Winter, den der Oberst hat erziehen lassen. Arthur liebt Gabriele, diese aber Alfred Winter, der Oberst erkennt das mit Schrecken und muß endlich gestehen, daß Alfred sein Sohn — von Arthur's Mutter — ist. Dem liebenden Paare bleibt nun nichts übrig als ebenfalls zu sterben. Vorher hat noch ein Fremder, Baron Belton, das nahe Schloß gekauft und verfolgt Isabella, wird jedoch später als der Mörder seines Bruders und als jener Kapitän Wilsfort erkannt, der einst Eduard und Julie ermordete, welche That durch die Banditen an Licht kommt, die er dazu gebraucht, und die er nun als Diener bei sich hat. Wilsfort und der eine Bandit ermordet sich nun gegenseitig. Das sind die „dunkeln Fügungen“, welche der Verfasser mit einer Gewandtheit erzählt, die eines bessern Vorwurfs würdig wäre. Nach einem höhern leitenden Motiv sucht man bei diesen haarsträubenden Geschichten vergebens.

3. Eine Katastrophe und ihre Folgen. Roman von A. Godyn. Breslau, Trevenbdt. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begegnen dem Verfasser zum ersten mal. Er weiß angenehm und spannend zu erzählen, seinen Gestalten Leben einzuhauchen und sein zu charakterisiren. Clara von Werthern und Hauptmann von Walter sind ein glückliches Brautpaar, nur ist der letztere immer ein wenig ernst und verbirgt trübe Erinnerungen. Clara ist von ihrer Mutter Hedwig erzogen, deren Mann jahrelang krank und im unzurechnungsfähigen Zustande war. Der herzogliche Hof von B. hat die Familie begünstigt; insbesondere ist Prinz Dagobert während der Krankheit des Vaters bei ihr auf- und eingegangen. Auch am Hochzeitstage erscheint

87

derselbe einen Augenblick und läßt Clara einen kostbaren Schmuck überreichen. An demselben Tage wird der Bräutigam einen Augenblick abgerufen und empfängt einen Brief, nach dessen Lesung er vergeblich seine Aufregung zu bekämpfen sucht. Der Adert tritt die Hochzeitreise an; im Hotel, wo das Paar abends absteigt, erschießt er sich. Weder die verzweifelte Clara, die ihre Mutter kommen läßt, noch deren und Walter's Freund Horned begreifen diese That. Clara kehrt wieder ins Mütterchenhaus zurück. In der Residenz aber läßt man ihre Mutter empfinden, wie man Walter's Selbstmord auslegt: dieser habe am Hochzeitstage erfahren, daß Clara die Maitresse des Prinzen sei. Um die unschuldige Tochter vor den Folgen dieses Verdicts zu bewahren, verbannt sie dieselbe, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen, von sich und schickt sie zu einer Tante. Nach Jahren endlich empfängt Clara, die ihren Mädchennamen fortgeführt, wieder Liebe für Karl von Mengersdorf, der um sie wirbt. Sie erzählt ihm, was auf ihrer Vergangenheit lastet, und eilt zur Mutter, ehe diese sie gerufen. Dort erst verräth ihr ein Zufall die schmachvolle Deutung, die man Walter's Selbstmord gegeben und sie will nun Mengersdorf um seinen Preis angehören. Erst später vereinigt sich das Paar, als es gelungen zu entdecken, daß Walter schon früher heimlich mit Käthchen Albenhofen getraut gewesen; daß ihr Vater, ein Freischarenkämpfer der babilischen Revolution, mit ihr nach London geschickt und sie für todt habe ausgegeben lassen, um sie von dem Offizier zu trennen; erst nach Jahren, an seinem Hochzeitstage mit Clara, erhält Walter einen Brief von ihr, der Lebenden, und löst den Conflict durch den Selbstmord.

4. Etalaktiten. Erzählungen im gebrochenen Licht von Ernst Willkomm. Erster und zweiter Band. Gotha, Dyp. 1863. 8. Jeder Band 22 1/2 Ngr.

Wo sich der bekannte Verfasser auf jenen nordischen Inseln, am Meeresstrand u. s. w. bewegt, deren Eigenthümlichkeiten er durch langjährigen Aufenthalt, Reisen und Verkehr mit den Einwohnern kennen gelernt hat, zeigt sich sein Erzählertalent im vortheilhaftesten Licht. Es ist die charakteristische Wiedergabe der Strandszenen, der Gegend und des eigenthümlichen Menschenschlags, was uns fesselt; wir sehen alles Geschilderte lebendig vor uns, und fangen sofort selbst an inmitten dieser und erst so fremd erscheinenden Scenerie heimisch zu fühlen. Im ersten Band ist „Der Lobtenader am Skagerhorn“, im zweiten „Der Gierkönig von Liss“ in das gebachte Genre gehörig. Beide sind vortreffliche, spannende Erzählungen aus dem nordischen Seemannsleben. Die Schilderungen, namentlich schauerlicher Nachtszenen, sind voll poetischer Schönheit und drastischer Wirkung. Wo aber der Verfasser humoristisch und gemüthlich sein will, wie in den „Studien in einem Logirhaus“ und „Erlaubte und unerlaubte Scherze“, ist er nur zu lange weilig und trivial, so daß man kaum begreift, wie ein sonst so geistreicher Mann es nur über sich gewinnen konnte, dergleichen inhaltsloses Zeug zu schreiben, das wol auch die gewöhnlichsten Leser kaum zu lesen im Stande sein werden.

5. Unheimliche Geschichten. Von Feodor Wehl. Dresden, Reinhold und Schöne. 1862. 8. 22 1/2 Ngr.

Trotzdem daß der Verfasser in der Vorrede sich dagegen versichert, können wir ihn nicht freisprechen, daß es ihm darum zu thun war, durch Grausen zu fesseln und seinen Novellen den Stempel des Schauerlichen aufzudrücken, um sie dadurch pikant zu machen. Wo das Schauerliche nur auf Ahnungen und dem Zusammentreffen einer aufgeregten Phantasie mit natürlichen Ereignissen u. s. w. beruht, wie in der sinnigen, voll feiner Charakteristik und Lebenswahrheit geschriebenen Novelle „Der Schawl der Todten“, dem Glanzpunkt des Buchs, da lassen wir es gern gelten; einige der übrigen Erzählungen aber sind wirkliche Geistergeschichten, die wol das geistreiche Erzählertalent des Verfassers bekräftigen, an sich aber sehr unerquicklich sind.

Notizen.

Jean Paul in Meiningen.

Einen nicht uninteressanten Beitrag zur Lebensgeschichte Jean Paul's liefert August Henneberger in der Schrift: „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen“ (Meiningen, von Eyr. 1863), die auf dem Titelblatte als ein Separatabdruck aus dem Osterprogramm des Gymnasiums Bernhardsinum in Meiningen bezeichnet ist. Besonders interessant waren uns darin die Mittheilungen über Jean Paul's Verhältniß zu Herzog Georg. Der Verfasser erzählt: „Noch als Jean Paul in Berlin weilte, hatte ihm Herzog Georg seine Grüße zugesandt. Als er nun nach Meiningen selbst kam, bildete sich zwischen den beiden ebenbürtigen Geistern eine lebendige und erfreuliche Verbindung. Georg war an die Spitze eines kleinen Ländchens gestellt, aber ein bedeutender Mann, voll regen Eifers und frischer Thätigkeit. Er freute sich, in Jean Paul eine geistige Macht für seine Residenz gewonnen zu haben und war glücklich im täglichen Umgang mit demselben. Oft besuchte er den Dichter in seinem Hause und nahm bei demselben das Mittagewahl ein, was er denn freilich, wenn er unvermuthet überraschte, auch aus dem Schloß herbeiholen ließ. Deinahe täglich lud er denselben zu sich zum Abend ein; aber er nahm es nicht übel, wenn der Eingeladene ablehnte, weil er etwa mit Frau und Freundinnen der Frau das Concert der Gastgesellschaft (einer von dem Herzog selbst gestifteten, damals in dem zweiten Stock des Landhofsgebäudes auf dem Markt hausenden Vereinigung) zu besuchen vorzog.“ Als Jean Paul eine Tochter geboren wurde, war der Herzog unter den Pächtern und verließ dem Ländling den Namen Georgina. Am liebsten hätte er Jean Paul für immer an Meiningen gefesselt, einzig zu dem Zwecke, seines geistig belebenden Umgangs genießen zu können; er erbot sich sogar, ihm ein Haus zu erbauen, um ihm den Aufenthalt angenehmer und heimlicher zu machen. Aber der Dichter ließ sich nicht halten; da schrieb der Herzog an ihn am 15. November 1802: „Nicht Naturforscher genug, um die Art von Wanderratten genau zu kennen, die man Genies nennt, glaubte ich doch ein Genie oder einen Geist genau genug zu kennen, um ihn meinen Freund nennen zu können. Diesem Glauben nach, welcher sich auf eine gewisse Festigkeit auf meiner Seite gründet, ist es mir erlaubt, meinen Freund zu fragen: Was treibt Sie von hier?“ u. s. w. Gibt es jetzt keinen Jean Paul mehr, so gibt es auch schwerlich einen Fürsten mehr, welcher seine Standesvorurtheile und Lebensgewohnheiten so weit überwände, um wie die Herzoge Georg und Karl August mit einem Dichter und Schriftsteller ganz so wie mit einem Freunde zu verkehren. Aber traulicher und ungezwungener war doch wol der Umgang Jean Paul's mit dem Constitorialpräsidenten J. L. Heim, dem Bruder des berühmten Arztes, des „alten Heim“ in Berlin. Der Verfasser bemerkt: „Wenn Heim bei seiner Lectüre oder seinen Studien eine interessante Frage oder Notiz aufstieg, so ließ er ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Regligé-Gamisol über die Straße zu Jean Paul, um diesem Mittheilung von dem Funde zu machen. Weder die Convenienz der Residenzstadt fand an dieser Ungenirtheit etwas auszusetzen, noch Jean Paul. Denn diesen selbst traf man in einen Schlafrock gehüllt, dessen bessere Tage längst zu den gewesenen zählten, und selbst der Unmuth der geliebten Frau, die längst für einen neuen und elegantern gesorgt, konnte ihn nicht bewegen, den altgewohnten in dem wohlverdienten Ruhestand zu verlassen und sich selbst mit der Pracht des neuangeschafften zu schmücken. In dieser Hülle saß er entweder schreibend an seinem Tisch oder durchfließ mit hastigen Schritten sein Zimmer.“ Von Meiningen aus begleitete Jean Paul den Herzog einmal auf einem Auszuge nach Weimar, und hier mag es gewesen sein, wo Schiller, wie Jean Paul selbst später berichtete, auf die Frage Jean Paul's, ob er seinen „Titan“ gelesen, nicht gerade sehr höflich erwiderte: Der Teufel solle ihn holen, wenn er das thue. Zum Schluß der Schrift sind endlich drei Briefe Jean Paul's aus Baireuth an

den Präsidenten Heim abgedruckt, welche der Verfasser der Freundschaft der Tochter Heim's, der Stiftdame Luise Heim verdankt. In dem letzten derselben, vom 12. Februar 1827, heißt es unter anderm: „Mein geliebter und geehrter Präsident! Ich bin ordentlich froh, daß ich eine Bitte an Sie in einer Zeit zu thun habe, wo ich nicht einmal mehr Ihr Jüdling, geschweige den, der darin über die Gasse zu mir hinüber sprang, zu sehen bekomme. Meine Emma bedarf nämlich am 1. März, um unter die Communicanten eingeschrieben zu werden, einen Taufschein von dem Geistlichen, der sie 1802 im September getauft, und dessen Namen ich rein vergessen habe. Sogar einen Taufschein — diesen körperlichen Taufschein — hab' ich vom Chirurg Mar-schall nötig. So viele Scheine brauchten die Apostel bei dem ersten Abendmahle nicht.“ Nun, wenn die Apostel solche Klein-misern des deutschen Lebens zu bestehen gehabt hätten, so wür-den sie schwerlich Apostel, sondern vielleicht auch Humoristen geworden sein wie Jean Paul. **H. M.**

Zur hebräischen Literatur.

Die außerordentlich reichhaltige Bibliothek des sel. Dr. B. Beer in Dresden ist bekanntlich von dessen Witwe zum Theil dem jüdisch-theologischen Seminar in Breslau und zum Theil der Leipziger Universitätsbibliothek übermacht worden. Nachdem die werthvolle und seltene Sammlung so nach zwei verschiedenen Orten hin gestreut worden, schien es erwünscht, der gelehrten Welt wenigstens auf andere Weise einen Gesamtüberblick zu verschaffen und zu erhalten, besonders da die Forscher auf dem Gebiete, welches in der gedachten Bibliothek am zahlreichsten vertreten ist, meist der unermittelten Klasse angehören und die betreffenden Werke auf öffentlichen Bibliotheken in Deutschland höchst selten, wenn überhaupt anzutreffen sind; denn sowohl die Oppenheim'sche wie die Heymann Michael'sche Bibliothek sind bekanntlich nach England ausgewandert, und zwar erstere nach Oxford, letztere nach London ins Britische Museum. Man wird daher mit Freuden den soeben bei Asher u. Comp. in Berlin erschienenen „Katalog der Bibliothek des sel. Herrn Dr. Bernhard Beer in Dresden“ begrüßen und dem Herausgeber, G. Wolf in Wien, für die sorgfältige Zusammenstellung Dank wissen. Der Katalog besteht aus drei Abtheilungen, von denen die erste die nicht hebräischen Werke, deren Zahl sich auf 863 beläuft, umfaßt; die zweite enthält das Autorenverzeichnis der im hebräischen Katalog angeführten Bücher, und die dritte die Titel der hebräischen Werke selbst, die sich auf nicht weniger als 2530 belaufen. Die nach Leipzig gekommenen Bücher sind mit (L.) bezeichnet und die ohne Bezeichnung befindlichen sich im Breslauer Seminar. In der hebräischen Bibliographie von Steinschneider in Berlin (Mai bis Juni 1863) heißt es: „Selt dem Michael'schen Katalog ist keiner von solcher Bedeutung erschienen.“ Das Vorwort bringt zugleich eine vom Herausgeber verfaßte biographische Skizze des verstorbenen Besizers, der sich durch seine mit großer Ausdauer, Umficht und wahrhafter Munificenz gesammelte Bibliothek ein so schönes Denkmal errichtet hat. Da vom Katalog selbst nur eine geringe Anzahl Exemplare abgezogen worden sind, so ist die biographische Skizze auch in einer Separatausgabe erschienen, welche allen Freunden des Verstorbenen bestens empfohlen zu werden verdient. 86.

Bibliographie.

Arthur, L. C., Bell Martin. Ein Sittengemälde aus dem Leben der vornehmen Welt in Nord-Amerika. Aus dem Englischen überfetzt von J. G. Reichmann. Allentown. 1862. 8. 16 Ngr.

Benjamin H., J. J., Drei Jahre in Amerika 1859—1862. Drei Theile. Hannover. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.

Blume, W., Die Arme und die Revolution in Frankreich von 1789—1793. Brandenburg, Bieleke. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von L. Gurge. Leipzig, Dyl. 8. 12 1/2 Ngr.

Cooper, J. L., Der Orden der Odd-Fellows oder son-derbaren Brüder untersucht im Lichte der heiligen Schrift und der Vernunft. Herausgegeben von A. Schlitt. Aus dem Englischen überfetzt von J. A. Darmstädter. Baltimore. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dörpfeld, F. W., Die freie Schulgemeinde und ihre An-sprüche auf dem Boden der freien Kirche im freien Staat. Beiträge zur Theorie des Schulwesens. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duyndinck, E. A., Geschichte des Krieges für die Union, politisch und militärisch nach offiziellen und andern authentischen Dokumenten beschrieben. Deutsch bearbeitet von F. Kapp. Mit feinen Stahlstichen von See- und Landkämpfen und Por-träts berühmter Generale und Seehelden nach Original-Gemälden. Von Alonzo Chappel. 1ste bis 4te Lieferung. New-York. Gr. 4. à 12 Ngr.

Das Feld-Bataillon Lauenburg. Aus dem Papieren eines Offiziers desselben. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, J. G., Friedrich der Zweite von Hohenzhausen. Historische Tragedie. Stuttgart, Cotta. 8. 18 Ngr.

Fifel, J., gen. C. — Tilekus, Leben des preussischen Generals Freiherrn von Hallberg, Droick, gen. Eremit von Manting. Mit Hallberg's Bildniß. Berlin, Thieme. 8. 22 1/2 Ngr.

Forryánaszky, W., Beiträge zur Geschichte evangelischer Gemeinden in Ungarn. Pest, Osterlamm. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kämpfen, P. J., Blüthen und Blätter vom Rhonestrand. Dichtungen. Schwyz. 1862. 16. 24 Ngr.

Laienblüthen. Eine Sammlung religiöser Gedichte und Pie-der von den Jahren 1859 bis 1862. New-York. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Liebig, J. v., Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. München, Literarisch-artisti-sche Anstalt. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, M. J., Die letzten Zeiten von Granada. Mün-chen, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peter, C., Studien zur römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsen's römischer Ge-schichte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 5te Folge. Leipzig, Schilde. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rau, G., Theodor Körner. Vaterländischer Roman in zwei Theilen. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 an deren 50stem Jubiläum. Leipzig, Thoma. 8. 3 Thlr.

Reising, A., Hanse und Baife. Ein Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Berlin, Sanke. 1864. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Regibl, L. R., Das Verhältniß der Turner und Larn-vereine zur Politik. Hamburg, Boyss u. Geiseler. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Rasmann, G. F., Der 2. April 1813 und Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg. Zur 50jährigen Jubel-feier in's Gedächtniß gerufen. Ein Buch für das gesammte deutsche Volk! Mit Bild. Lüneburg, Gerold u. Wahlfab. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Ministerium Polignac vor dem Paarsgerichtshofe. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Ngr.

Scholz, G. G., Sehn pädagogische Federzeichnungen ent-worfen vor, während und nach der allgemeinen deutschen Lehr-ersammlung in Mannheim in der Pfingstwoche 1863. Dres-lau, Maruschke u. Berendt. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraf.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,
bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Technologie und Baukunst.

Emy (A. R.). Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst. Aus dem Französischen von E. Hoffmann. Neue Ausgabe. 2 Bände. 8. Mit Atlas von 157 Tafeln in Folio. 1860. (24 Thlr.) 16 Thlr.

Hartmann (R. F. A.). Praktisches Handbuch der Holz- und Stabeisen-Fabrikation in leichtfaßlichem Vortrage. Mit 9 Tafeln. Zweite Auflage. 8. 1857. (4 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Ergänzungen dieser zweiten Auflage erschienen als Nachtrag zur ersten Auflage dieses Werks unter dem Titel:

Die neuesten Fortschritte der Holz- und Stabeisen-Fabrikation. Ein Supplement zu: „Praktisches Handbuch der Holz- und Stabeisen-Fabrikation in leichtfaßlichem Vortrage. Mit 1 Tafel. 8. 1857. (20 Ngr.) 8 Ngr.“

Müller (G.). Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Umfange. Neue Ausgabe. 4 Abtheilungen. Mit einem Atlas von 98 Tafeln in Fol. 1850—53. 8. (14 Thlr.) 8 Thlr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Ludwig Stenb's schwarzer Gast. Dritte Auflage.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen:

Der schwarze Gast.

Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage von Ludwig Stenb.

Jam jam clarescent puris aquilonibus alpes.

Dritte veränderte Auflage. Broschirt 48 Kr. = 15 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

B. Lütgen. Dialogues français et allemands accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. Deuxième édition, revue et augmentée. — Deutsche und französische Gespräche mit französischer und deutscher Interlinear-Üebersetzung zum Gebrauche beider Nationen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Interlinear-Methode ist hier mit bestem Erfolge angewandt. Indem sie Wort für Wort eine genaue Vergleichung der beiden Sprachen gestattet, bringt sie die Eigenthümlichkeiten einer jeden so klar zur Anschauung, daß sich die abweichenden Lebensarten schnell und sicher dem Gedächtniß einprägen. Durch eine Anzahl neu hinzugekommener, besonders auf Reisen brauchbarer Gespräche ist die zweite Auflage wesentlich bereichert worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Erste und zweite Sammlung.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Die erste Sammlung von Predigten des berühmten, wegen seiner freisinnigen theologischen Richtung ebenso gefeierten als vielfach angefeindeten Kanzelredners erregte bekanntlich nicht geringeres Aufsehen als die vorhergegangene Berufung desselben in sein gegenwärtiges wichtiges Amt. Nach Jahresfrist war deshalb bereits eine neue Auflage derselben nöthig. Ebenso rasch hat die kürzlich erschienene zweite Sammlung den Weg gefunden in die Wohnungen und in die Herzen der Menschen.

Im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg erschienen:

Die vier Bücher der Könige. In niedersächsischer Bearbeitung aus einer Handschrift der Oldenburg. öffentlichen Bibliothek herausgegeben von Dr. Merzdorf. Gr. 8. 1857. 2 Thlr.

Karolellus. Beitrag zum Karlsagenkreis. Aus dem einzigen Pariser Druck herausgegeben von Dr. Merzdorf. 1855. 1 Thlr.

Merzdorf, Dr., Die Denkmünzen der Freimaurer-Bruderschaft, verzeichnet und beschrieben. Mit 1 lith. Tafel. 1852. 1 1/2 Thlr.

„Oldenburgs Münzen und Medaillen auf Grund der Münzsammlung Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg historisch-kritisch beschrieben. 1860. 1 Thlr.

„Die Münzen und Medaillen Jeverland's, auf Grund verschiedener Münzsammlungen, namentlich Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg historisch-kritisch beschrieben. 1862. 20 Sgr.

Shakespeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes mit vollständiger Varia Lectio bis auf Rowe. Nebst einer Einleitung über den Werth der Textquellen und den Versbau Shakespeare's. Von Tycho Mommsen. Lex.-8. 1859. 3 1/2 Thlr.

Wilkins, G., Pericles Prince of Tyre. A novel, printed in 1608, and founded upon Shakespeare's play. Edited by Tycho Mommsen. With a preface including a brief account of some original Shakespeare-editions etc. extant in Germany and Switzerland, and a few remarks on the latin romance of Appollonius King of Tyre by the editor; and an introduction by J. Payne Collier. Gr. 8. 1857. 1 Thlr.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von Peregrinus Syntax.

2 Bände. 8. 1826. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 35. —

27. August 1863.

Inhalt: Neuere Literatur über Goethe. Erster Artikel: Goethe und Karl August. Von Hermann Marggraf. — Industrielle und sociale Bilder aus England. Von Emil Müller-Sandweg. — Biographisches. — Zur Erzählliteratur. — Wetzgen. (Populäre kritische Blätter: Ein Brief über die literarische Bedeutung Heinrich Heine's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Literatur über Goethe.

Erster Artikel:

Goethe und Karl August.

1. Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. Zwei Bände. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1863. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Goethe und Karl August während der ersten funfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Dünker. Leipzig, Dpf. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Je seltener es auf Erden vorkommt, daß ein regierender Fürst einen jungen Dichter zu seinem ersten Staatsdiener erhebt und ihm dann eine persönliche Freundschaft widmet, die bis zu seinem Lebensende ohne irgendeine wesentliche Störung in gleicher Stärke anhält, um so mehr darf man der deutschen Nation dazu Glück wünschen, daß in ihren Jahrbüchern ein so seltener Fall verzeichnet und verewigt ist. Karl August und Goethe sind es, die dieses so ungewöhnliche und glänzende Beispiel gegeben haben. Freilich war dies nur zu einer Zeit möglich, wo der Freundschaftscultus überhaupt in Deutschland in höchster Blüte stand und die Bessern in ihrem Oranqe, sich in rein menschlicher Weise auszubilden, das Bedürfnis fühlten, sich wie Glieder eines gemeinsamen Bundes aneinander zu schließen und die Barbarei, die noch von alten Zeiten her auf Deutschland lastete, womöglich bis auf die letzte Spur auszutilgen. Die Standesschranken bestanden wol fort, aber die genialen Geister übersprangen sie, um sich die Hände zu reichen, und die guten Herzen erkannten sie nur so weit an, als sie die menschlichen Beziehungen nicht beengten. So nur allein wurde die größte und glänzendste Literatur- und Bildungsperiode Deutschlands möglich, und wenn wir von dieser Höhe bereits herabgesunken sind, so liegt dies nicht an dem Mangel an Talenten, sondern in ganz andern Ursachen. Bleiben wir z. B. nur bei der Freundschaft stehen, so werden wir sagen müssen, daß wir jetzt keine Gemüthsfreundschaften, sondern höchstens nur Interessenfreundschaften haben, die wie die Interessen wandelbar sind.

Senen humanen Geist bekundet auch der seit längerer Zeit erwartete, in zwei Bänden vor uns liegende Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August, namentlich in denjenigen Briefen des ersten Bandes, die in die eigentliche Humanitätsperiode fallen, während in den Briefen einer spätern Periode, wenigstens den Goethe'schen, zum Theil allerdings ein etwas anderer Geist weht, mindestens ein förmlicheres Wesen herrscht. Freilich waren die Erwartungen auf diesen Briefwechsel von vornherein so hoch gespannt, daß mancher, der darin die Enthüllung der Himmel weiß welcher Geheimnisse oder gar Mittheilungen aus der weimarischen Skandalchronik zu finden gehofft haben mag, sich sehr enttäuscht sehen wird. Auffallend mager sind die Briefe besonders in Betreff der politischen Ereignisse, z. B. in den Jahren 1806—7 und in den Jahren 1813—15. Sollte davon in den Briefen Karl August's und Goethe's, namentlich des erstern gar so wenig die Rede gewesen sein? Das ist schwer zu glauben. Vielleicht haben die Empfänger die Briefe mit wichtigern politischen und diplomatischen Mittheilungen sofort nach dem Empfange den Flammen übergeben. Goethe selbst bittet im vierzigsten Briefe (aus Rom vom 17. November 1787): „Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß sie von niemand gelesen werden; ich kann in dieser Hoffnung desto freier schreiben“; der Herausgeber, Dr. Vogel, einer der wenigen Ueberlebenden aus jener Periode, hatte selbst oft Gelegenheit zu beobachten, daß Karl August empfangene Briefe den Flammen übergab, und Goethe verbrannte, wie er selbst einmal bemerkt, 1797 „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung“ die seit 1772 an ihn gesendeten Briefe, was gethan zu haben er später selbst bedauerte; manches entging jedoch glücklicherweise der Vernichtung. Der Herausgeber versichert im Vorwort — und dieser Versicherung muß man doch glauben —, daß man sich auf die Unterdrückung solcher Stellen, „durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Zeitlebender hätte verletzt fühlen können“, beschränkt habe; es sei im ganzen nur wenig ausgeschieden worden. Er fügt dann noch hinzu:

Ohne Zweifel ruht noch eine beträchtliche Zahl von Briefen des einen wie des andern Correspondenten theils unentdeckt in oder unter amtlichen Acten, theils in Privathänden und kommt hoffentlich für eine neue Ausgabe zum Vorschein. Wahrscheinlich wird man sich aber selbst dann noch bei Beurtheilung der Anzahl und des Inhaltes der Briefe immer zu vergegenwärtigen haben, daß beide Correspondenten meist in der Eile waren, ihre Gedanken persönlich auszusprechen, und daß solches gewiß in der Regel und, aus leicht zu findenden Gründen, vorzugsweise gerade bei wichtigeren und insbesondere bei solchen Angelegenheiten geschah, welche später förmlich in Dienstaften verhandelt wurden.

Aber der Briefwechsel ist auch keineswegs so unbedeutend und inhaltslos, als es nach der oder jener bereits laut gewordenen Journalstimme oder unsern eigenen obigen Bemerkungen scheinen könnte. Wir unterschreiben ganz, was in dem Bericht in der Beilage zu Nr. 172 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, dem frühesten, den wir über denselben gelesen zu haben und erinnern, über den Eindruck des Ganzen gesagt war:

Versuchen wir zuerst, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, den die Lesung dieses Briefwechsels auf uns gemacht hat, so ist es ein durchaus erfreulicher und wohlthuernder, insofern sich darin das Verhältniß der beiden hohen Freunde als ein äußerst würdiges, beide in gleichem Maße ehrendes, dabei sich durchgängig gleichbleibendes, in jedem Moment durchsichtiges und klares darstellt. Selbst unter Privaten und einander völlig Gleichgestellten dürfte selten ein so langandauerndes und doch so wandellofes und ungetrübtes Herz- und Geistesbündniß zu finden sein, wie hier zwischen dem äußerlich Höhergestellten und Gebietenden und dem geistig Uebertragenden, seiner Lebensstellung nach aber Untergeordneten und sich willig Unterordnenden. Eine so rückhaltlose und freudige Anerkennung der vollen Gleichberechtigung, ja in gewissem Sinne Höherberechtigung des wohlverwandten Genies seitens des fürstlichen Freundes war eben nur einem Geist möglich, der selbst auf den Höhen des Lebens, im freien Aether edelsten Strebens sich bewegte, der das Große und Schöne zu würdigen wußte, weil er selbst es aus innerstem Triebe liebte und suchte.

Wenden wir uns zunächst zu den Goethe'schen Briefen, so ist es allein schon von Interesse, die darin stattfindenden allmählichen Veränderungen im Goethe'schen Stil und in der Goethe'schen Ausdrucksweise zu verfolgen. Selbst schon in den Anreden zeigen sich diese Uebergänge aus dem vertraulichen Tone in den conventionellen und ceremoniellen. Habet Goethe seinen Fürsten in den frühesten Briefen mit „Lieber Herr“, „Liebster, gnädigster Herr“ oder höchstens „Gnädigster Herr“ an, so tritt dafür in den spätern „Euer Durchlaucht“ und zuletzt „Euer königliche Hoheit“ an die Stelle, und Ausdrücke wie „submissiv“, „unterthänigst“ u. s. w., die in den frühern nie vorkommen, werden immer häufiger. In den frühesten Briefen, freilich nur wenigen, herrscht ganz der übermüthig sprudelnde, wortverderbliche und dabei etwas liederliche Stil der Genieperiode, wie gleich in dem ersten aus Leipzig vom 25. März 1776, den wir als charakteristische und in mehrfacher Hinsicht interessante Probe hier ganz mittheilen wollen:

Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifköpfigen, krummbeinigen, verrückengestalteten, Degenschwänzlichen Magisters gegen die Feiertagsberockte, als

modische, schlankliche, vielbäukliche Studenten haben, gegen die zuckende, kriechende, schnäbelnde und schwämelnde Rägler und gegen die hurenhafte, tragliche, schwänzliche und fingliche Jang-Räde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore als am Marienfesttage entgegnet sind. Dagegen präsentirt mein Kneiferes und Inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen. Sie grüßt und Steinamer nach Raasgabe ihres Betittels über Hochberro Ausenbleiben und so weiter. Ich bin seit 24 Stunden (denn es ist netto Abends Achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und un-sinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Jörn auf- und abgewickelt; diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade, lieber gnädiger Herr! Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe.

Auch der zweite aus Jena, vom 4. Mai 1776, ist nicht minder charakteristisch, weshalb wir auch diesen mit Auslassung einer längern Stelle in der Mitte hier mittheilen:

Wie mir's gangen ist, müssen Sie gleich wissen; Sonnabend früh 11 Uhr schrieb ich dem Jenaer im Amtshaus. Ich bin keine sechs Stunden geritten, also wie ich gehört; des Harsars Pferd wollte nicht mehr fort gegen das Ende und hinter Bücheloh auch meines nicht mehr. Da kam ich in ein sehr spitziges Nachtriefeln, das gerade vom Wald kam, und traf endlich glücklich bedruckt ein. . . . Hiernach hab' ich noch eine Exortion für Sie! Da ich so auf dem Wege über Ihre allzu große Güte bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes, doch was Unnütziges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuklammern. Seyen Sie hübsch ruhig, soviel's seyn kann, leben Sie als homme des lettres und Privatmann, schonen Sie die Güte bei dem Wetter; hier ist schon den ganzen Morgen Schnee. Adieu. Mein Andenken der Chöre Mama. Seyn Sie mir lieb. G.

Man sieht, daß Goethe damals noch wagte, dem Herzog „Lectoren“ zu erteilen, was später nur selten und in vorsichtigerem Tone, zuletzt aber gar nicht mehr geschieht. Der Stil geht mehr und mehr in einen künstlerisch gemesselten, zuletzt ganz in einen ceremoniösen, diplomatisch abgezuriffelten oder ruhig und kalt geschäftsmäßigen über. Hierin spiegeln sich nicht nur die Veränderungen, die in Goethe's Wesen vorgingen, sondern zugleich auch die Veränderungen, welche überhaupt in dieser langen Periode bis zu Karl August's Tode stattfanden. Die spätere militärisch-bureaucratisch-diplomatische Periode vertritt keine solchen Genialitäten mehr, wie sie in den siebziger Jahren an der Tagesordnung waren. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß dem Herzog der burleskogeniale Ton, welcher in den beiden oben mitgetheilten Briefen herrscht, denn doch zu unceremoniös war und daß er Gelegenheit nahm, Goethe mündlich oder schriftlich einen Wink zu erteilen, wodurch dieser verstehen lernte, daß ein Herzog an einen Staatsdiener doch in anderm Tone schreiben dürfe, als ein Staatsdiener an den Herzog, auf wie freundschaftlichem Fuße sie sonst auch stehen möchten. Wäre es dem Herzog und Großherzog nicht ganz recht gewesen, wenn Goethe später immer mehr in einen ceremoniösen und feilen Ton überging, ihn mit „Euer Durchlaucht“ und den Großherzog mit „Euer königliche Hoheit“ anredete und sich als „unterthänigst“ unterzeichnete, so würde er gewiß einmal an Goethe geschrieben

haben: „Lieber Alter! Was treibst du für Dinge? Laß doch solche Narreteien!“ oder dergleichen.

In der ersten Hälfte des ersten Bandes bilden die Briefe an Goethe bei weitem die Mehrzahl, was sich durch den oben erwähnten Umstand, daß Goethe vor seiner Abreise 1797 die von ihm seit 1772 empfangenen Briefe verbrannte, von selbst erklärt. Ein Brief Goethe's, ohne Datum, aus der „Einsamkeit“ geschrieben („wo ich bin, verschweige ich noch eine kleine Zeit“, heißt es darin), ist deshalb erwähnenswerth, weil er einen gewissen Antheil Herder's an der Ausarbeitung der „Iphigenie“ constatirt. Goethe schreibt: „Ich bin fleißig und arbeite die „Iphigenie“ durch. Sie quillt auf, das stöckende Silbenmaß wird in fortbauende Harmonie verwandelt. Herder hat mir dazu mit wunderbarer Geduld die Ohren geräumt. Ich hoffe, glücklich zu sein.“ Goethe arbeitete damals mächtig daran, seinen innern Menschen zur Harmonie zu stimmen und sich künstlerisch zu läutern: „Schon fühl' ich“, schreibt er, „in meinem Gemüth, in meiner Vorstellungsart gar merklichen Unterschied, und ich habe Hoffnung, einen wohlausgewaschenen, wohlaußgessigten Menschen wieder zurückzubringen.“

Dann folgt, von Nr. 30—48, eine Reihe von Briefen aus Italien, meist aus Rom, einer aus Neapel, einer aus Florenz und einer aus Mailand. Diese Briefe, ein interessantes Supplement zu seiner „Italienischen Reise“, bilden eine der werthvollsten Partien des Ganzen. Man kann sich nur Glück dazu wünschen, daß der Herzog Goethe's Wunsch, seine italienischen Briefe zu verbrennen, nicht erfüllte, sondern in richtiger Erkenntniß ihres Werthes sie als köstlichen Schatz aufbewahrte. Goethe unterrichtet darin in gedrängter Kürze seinen herzoglichen Freund von seinen Studien, von allem, was er sieht, hört und erlebt, und manches in seiner „Italienischen Reise“ nur Angebeutete wird dadurch in ein klareres Licht gestellt, manches um einen neuen Zug vervollständigt, mancher neue Blick in Goethe's rastloses Denken und Schaffen eröffnet. Er schreibt am 3. Februar 1787 aus Rom:

Von interessanten Männern hab' ich manchen, von Weibern außer Angelica nur eine kennen gelernt. Mit dem schönen Geschlecht kann man sich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverlust einlassen. Vom Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt.

In einem Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787 heißt es:

Diese Stadt ist für einen Fremden sehr reizend; man kann einsam und für sich leben und doch unter dem schönsten Himmel von den mannichfaltig zubereiteten Ergötzlichkeiten sein Theil wegnehmen. Ich bin begierig, wie mir sein wird, wenn ich kein Meer künftig sehe, das ich nun anhaltend drei Monate und aus so vielen Gesichtspunkten im Auge gehabt habe. Das ist an Sicilien so lustig, daß man kaum eine Strecke in das Land hinein ist, gleich auf der andern Seite das Meer wieder erscheint und eine neue Küste aus entgegenläßt. Auf alle Weise seh' ich aber, wie schwer es ist, ein Land zu beurtheilen; der Fremde kann es nicht, und der Einwohner schwer. Und dann

ist der Mensch so einseitig, daß ein so großer und mannichfaltiger Gegenstand nicht von ihm begriffen werden kann. Diejenigen, die ich über Neapel und Sicilien gesprochen habe, haben im einzelnen fast alle Recht, im ganzen, wie mir scheint, fast keiner.

Und ist nicht, fragen wir hier beiläufig, auch Deutschland ein „so großer und mannichfaltiger“ Gegenstand, daß er von einem einzelnen schwer begriffen, jedenfalls aber nicht in das ungebrochene Licht eines Gesamturtheils gestellt werden kann? Wenn wir Deutsche uns z. B. rühmen, ein Gemüthsvolk zu sein, so paßt dies doch nur auf die Bevölkerungen gewisser Landstriche, und rühmen wir uns, ein Volk von Denkern zu sein, so gilt dies doch immer nur von einzelnen hervorragenden Geistern, denn es gibt Tausende und Millionen von Deutschen, welche sich zwar sehr klug dünken mögen, aber doch in der That so gut wie gar nichts denken. Jedenfalls erkennt man aus der angeführten Stelle, wie vorzüglich und gewissenhaft Goethe zu Werke ging, wenn es galt, über irgendeinen Gegenstand zu urtheilen, der in sich so mannichfaltiger Art ist wie ein großes Land. Auch in dieser Hinsicht sollte uns Goethe ein nachahmenswerthes Vorbild sein, da der Deutsche nur zu sehr zu absprechenden und einseitigen Urtheilen aufgelegt ist. Goethe selbst ist auch ein „so großer und mannichfaltiger Gegenstand“, und wie einseitig hat man nicht oft in Deutschland selbst über ihn abgesprochen, weil man ihn nur nach einem einzigen vorübergehenden Moment seines Lebens oder Schaffens oder nur nach einem einzelnen Stuck seines so wunderbar und mannichfaltig zusammengesetzten Organismus beurtheilte. Und zwar nahm man dabei meist nur einen äußern subjectiven Tendenzstandpunkt, der gerade einer Urtheilung wie Goethe gegenüber am übelsten angebracht ist.

Als den Hauptzweck seiner Reise nach Italien bezeichnet er in einem Briefe aus Rom vom 25. Januar 1788, der einer der längsten und gehaltreichsten ist: er sei dahin gereist, um sich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die ihn in Deutschland gequält und ihn zuletzt unbrauchbar gemacht hätten, sodann „den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen“. Das erste sei ihm ziemlich, das letzte ganz geglückt. Weiter bemerkt er:

Bisher habe ich allen widerstanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am ersten um meine Hauptsachen zu thun war, weil die Welt nicht gibt, sondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, etwas halb zu thun. Nun aber werde ich mich equipiren, einen Bedienten anschaffen, mein Quartier besser bestellen, genug mich so einrichten, daß ich als der Ibrige auftreten kann und am Anständigen nichts fehlt u. s. w.

In demselben Briefe gibt er Rechenschaft über seine Kunststudien, wie namentlich im vorhergehenden über seine literarischen Arbeiten. Zu seiner Verwunderung erfährt man aus diesen Briefen auch, daß sich Goethe zu gleicher Zeit sogar mit Politik beschäftigte, was ihm schwer genug angekommen sein mag. Er schreibt einmal:

Ich lese fleißig die Zeitungen, und da neuerdings sich alles bald andeckt und entwickelt, so kann man mit einer freien Vorstellungsbildung die Lage der Sache ziemlich übersehen. Mir scheint es für Freund und Feind bedenklich, daß Frankreich so weit herantretet u. s. w.

Und nun folgt eine Betrachtung über die preussisch-englisch-oranischen Absichten, über Rußlands Ab- und Aussichten auf Konstantinopel u. s. w. Goethe fährt so dann fort:

So viel ist gewiß, daß der Kirchenstaat und beide Sicilien ohne Schwertreich, wie Holland, wegzunehmen wären. Man legte sich mit ein paar Linien Schiffen in den Golf von Neapel und bäte sich zwei Thore von Rom aus; so wäre die Sache gethan. Aus verschiedenen Bewegungen glaube ich, daß der päpstliche und neapolitanische Hof auf einer solchen Spur sind, obgleich das allgemeine Publikum sich nichts davon träumen läßt. Das Volk ist misvergnügt, die Geistlichkeit besonders, die Mönche sind kaiserlich gesinnt. Noch gestern sagte ein fleißiger jähriger Mönch: wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben sollte, daß der Kaiser käme und uns alle aus den Klöstern jagte, selbst die Religion würde dabei gewinnen u. s. w.

Wir führen diese Stelle an, weil sie eine Art Unicum, fast die einzige und bekannte Stelle ist, in welcher Goethe sich so eingehend in die Details der politischen Tagesgeschichte verliert. Es scheint ihm freilich selbst dabei ein wenig Angst geworden zu sein, denn er läßt gleich darauf seinen schon erwähnten Wunsch folgen, der Herzog möge doch ja gleich seine Briefe verbrennen, damit er „desto freier“ schreiben könne. Der Herzog schickt ihm darauf ein „tableau politique“ zu, und Goethe dankt für diese „Ausfüllung und Bestimmung“ seiner allgemeinen Ideen. Leider mag dieses „tableau politique“ zu denjenigen Schriftstücken gehören, welche Goethe später verbrannte, so auch die übrigen Briefe des Herzogs, auf deren einen sich Goethe ausdrücklich bezieht, indem er sein Schreiben aus Rom vom 17. März 1788 mit den Worten beginnt: „Ihren freundlichen herzlischen Brief beantwortete ich sogleich mit einem fröhlichen: Ich komme!“

Seine zarte Sorgfalt für die daheim Zurückgebliebenen zeigt sich oft im schönsten Lichte. Er schreibt z. B. in seinem erwähnten längern Briefe vom 25. Januar 1788:

Meine größte Sorge, die ich zu Hause habe, ist Fritz (von Stein). Er tritt in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfängt und wo leicht sein übriges Leben verdorben werden kann. Sehen Sie doch auch ein wenig auf ihn. Sehen Sie mit sich selbst so gelind als möglich um. Ihre physischen Uebel lassen mich nicht ohne Sorge und es muß auch Ihr Gemüth in einem immer geschäftigen, doch meist genußlosen Leben leiden.

In einem spätern Briefe dankt er dem Herzog dafür, daß er für Herder und Voigt Sorge und allen seinen Bitten und Wünschen zuvorkomme. Seinem Dankgefühl und seiner Ergebenheit gegen den Herzog gibt er wiederholt den lebhaftesten und zartesten Ausdruck. „Genießen Sie“, schreibt er einmal, „wenigstens des Gedankens: daß Sie einen Menschen, der Ihnen noch angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachsicht ganz glücklich machen.“ Ein andermal schreibt er:

Nur zu sehr spüre ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser, meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt und dort ist auch mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die Waagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren.

Und in dem öfter von uns erwähnten Briefe vom 25. Januar 1788 bemerkt er: „Oar manches macht mir

den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, ohne den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merkt ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist.“ Nur ein auffallendes Urtheil über den mailänder Dom gestatten wir uns aus diesen italienischen Briefen hier noch anzuführen. Goethe schreibt vom 23. Mai 1788 aus Mailand: „Gestern war ich auf dem Dom, welchen zu erbauen man ein ganzes Marmorgebirge in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält, denn der Unsinn oder vielmehr der Arnsinn ist noch lange nicht zu Stande.“

Die übrigen in der deutschen Heimat geschriebenen Briefe Goethe's im ersten Bande bieten weniger Interesse. In einem Weimar den 1. October 1788 datirten Schreiben beschäftigt er sich mit dem ilmenauer Bergbau, wobei er einige bei einem Dichter auffallende technische Kenntnisse des Stollenbaues austrant; springt aber sehr bald von diesem Gegenstande auf die bekannte Schiller'sche Recension des „Egmont“ in der „Literaturzeitung“ über, von der er bemerkt, daß sie den sittlichen Theil „gar gut“ vergliedere; was aber den poetischen Theil betreffe, „so möchte Recensent andern noch etwas zurückgelassen haben“. Herder's Schicksal beschäftigt den edeln Mann fortwährend um diese Zeit. Sehr schön schreibt er am 12. Mai 1789:

Eine meiner vorzüglichsten Sorgen ist nun Herder's Schicksal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen sage. Es wird einem Fürsten, der so mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von manchem, besonders dem Nächsten zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach, und immer so fort, wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Mensch, dem nachgeholfen wird, von sich selber wachsen. Und am Ende von allem: was unerschreibet den Mächtigen, als daß er das Schicksal der Seinigen macht, es bequem, mannichfaltig und im großen machen kann, anstatt daß ein Particulier sein ganzes Leben sich durchdrücken muß, um ein paar Kinder oder Verwandte in einige Aisance zu versetzen.

So bemühte sich Goethe — und die Beispiele davon sind zahlreich — fortbauend um seine Freunde; so suchte er unablässig auf seinen fürstlichen Freund im besten und edelsten Sinne zu wirken und ihm die höchsten Aufgaben eines regierenden Fürsten klar zu machen; und doch hat man gewagt, ihn des schönbesten Egoismus zu zeihen, und auf diese Verleumdungen deutscher Reider gestützt, hat der Britte Kenealy in seiner jüngst in d. Bl. besprochenen halbverrückten Dichtung „A new pantomime“, kurzweg Goethe beschuldigt: er habe „nie eine gute That für eine bedürftige Seele gethan“.

Vom Jahre 1792 an werden die Goethe'schen Briefe an Zahl immer weniger, sodaß man sich der Annahme kaum verschließen kann, der Herzog und Großherzog habe später mehr als früher der Gewohnheit gehuldigt, von ihm empfangene Briefe, darunter auch die Goethe'schen, zu vernichten. Man muß zu dieser Annahme um so mehr geneigt sein, da in Karl August's so zahlreichen Handschriften und Billetten nicht selten von Briefen die

Rede ist, welche er von Goethe empfing, die aber hier nicht abgedruckt sind. So heißt es in einem Briefe Karl August's aus Eisenach vom 9. August 1795, der auf einen vom 4. Juni folgt: „Soeben erhalte ich deinen Brief“; am 9. Januar 1818 schreibt er: „Mit dem größten Vergnügen habe ich deinen muntern Brief bekommen, der mir für dein Wohlsein zeugt“; am 31. Mai 1820: „Deine zwei sehr angenehmen Briefe habe ich erhalten.“ Aber man sucht nach den Briefen, auf die Karl August sich hier bezieht, vergebens. Möglicherweise gehören sie auch zu denen, welche, laut dem Vorwort, deshalb ausgeschieden wurden, weil sie Stellen enthielten, „durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Zeitlebender verletzt fühlen können“. Karl August nennt den einen dieser Briefe, den er mit dem „größten Vergnügen“ bekommen zu haben bekundet, „munter“ und die beiden andern „sehr angenehm“; sie scheinen also sein besonderes Wohlgefallen erregt zu haben und gehörten demnach wahrscheinlich zu den interessantesten der Goethe'schen Briefe; um so schmerzlicher vermißt man sie. Vertrauliche Reiseberichte reichen Inhalts waren wol auch die „Relationen“, von denen Karl August in einem Briefe, datirt Weimar, den 23. August 1797, spricht und die er „gar interessant“ nennt, mit dem Hinzufügen: „Es ist recht löblich, daß du dich unserer hier Erinnerst.“ Wir vermuthen, daß diese hier nicht zum Abdruck gekommenen „Relationen“ sich auf die Ende Juli 1797 von Goethe angetretene Reise nach Süddeutschland und der Schweiz beziehen und zwar zumeist auf seinen Aufenthalt in Frankfurt. Hierher begleiteten ihn auch Christiane und ihr Sohn, die bekanntlich von Goethe's Mutter sehr liebevoll aufgenommen wurden. Abgedruckt finden wir dagegen eine weitere Relation, datirt Tübingen, den 11. September 1797, die mit den Worten beginnt: „Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen.“ Dieser ziemlich umfangreiche Bericht behandelt Goethe's Reise über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart und Tübingen und ist nicht ohne Interesse. Ueber die Gegend von Heidelberg bemerkt Goethe:

Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wol sagen mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet.

Bei Gelegenheit der Stuttgarter Kunstankalten bemerkt Goethe, wahrscheinlich um auch seinen Herzog nach dieser Seite hin anzusporren:

Wie schade ist es, daß man gegenwärtig nicht einseht, welch ein großes Kapital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei. Aber es scheint niemand einzusehen, welchen hohen Erdb von Wirkung die Künste, in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Ueber den damaligen Zustand der Universität Tübingen lautet sein Urtheil nicht sehr günstig: die alte Form widerspreche jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen

griffen nicht ineinander u. s. w. Dieser „Relation“ folgt eine minder bedeutende aus Stäfa vom 17. October 1797.

Der zweite Band, der mit einem Billet Karl August's vom 28. Mai 1809 beginnt, besteht größtentheils aus Briefen des Herzogs, spätern Großherzogs. Von Goethe enthält er nur wenig, darunter aber ein interessantes Actenstück, ein Gutachten Goethe's vom 5. October 1816 in der Angelegenheit der Oken'schen „Iffis“. Die Landesdirection hatte folgende Vorschläge gemacht: man solle dem Herausgeber der „Iffis“ seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen oder ganze Stände sein Blatt sogleich verboten werden solle. Hierzu kam noch der Vorschlag, daß man den Fiscal gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtsens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge. Goethe, um seine Meinung vom Großherzog befragt, sprach sich gegen diese Vorschläge aus und verlangte: „Die anfangs versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.“ Seine Ansicht motivirte er mit folgenden Gründen:

Oken ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunterzumachen, ziemt sich nicht; hat er aber bei allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen, und die Sache ist mit Ehren gethan. Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus was wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der „Iffis“ wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Wein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben. Wenn ich nun aber diesen chirurgischen Schritt anrathe, so kann ich dagegen keineswegs rathlich finden, fiscalische Klage gegen ihn zu erheben; hierdurch würde eine Sache, die abgethan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Auch einige weitere Bemerkungen Goethe's sind interessant. Er tadelt es, daß in den votis über diese Sache das Wort „Hochverrath“ vorgekommen sei, denn wie könne das Verrath sein, was öffentlich geschähe? Ferner sei in den Acten und Blättern, die zu ihm gekommen seien, als etwas Bekanntes angenommen worden, daß dieser Zustand auf Selbststrafe hinführe. Goethe bemerkt nun:

Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Die Regierung, die sich das sagt oder sagen läßt, ist aufgelöst und ich will jetzt für Oken sprechen, gegen den ich gesprochen habe. Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmächtigster Behandlung von ihm ablenken. . . . Wer will dann diesem Oken, der noch immer verbient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn junge Medlenburger überraschend auf gräßlichste mißhandeln? Und wie kann ein Staat solche Handlungen bestrafen, der sie hervorruft, indem er sich selbst in den Naturzustand erklärt und den Krieg aller gegen alle verfassungsmäßig macht?

Mit Vergnügen führen wir hier ein Urtheil über Goethe's Gutachten aus dem Feuilleton der „Befreiung“ an:

Der ganze Aufsatz verdient von unsern heutigen Staatsmännern nachgelesen und beherzigt zu werden. Sie würden manches daraus lernen können, vor allem die Haltung vor dem Geist und vor der Wissenschaft, welche Goethe auch da noch zeigte, wo er als Minister sich gezwungen sah, gegen ein wirkliches oder nur vermeintliches Uebel mit der größten Strenge und nachsichtloser Energie zu verfahren. Er strafte, aber er entwürdigte nicht den Menschen und Schriftsteller; er faste das Verbot einer Zeitschrift als eine traurige Nothwendigkeit, aber nicht als einen Act gemeiner Rache und kleinlicher Verfolgungssucht auf.

Ein durch einen äußern Umstand veranlaßtes Schreiben Goethe's an den Herzog, nunmehr Großherzog, betrifft die weimarische Subscription für die von Bürger projectirte Uebersetzung des Homer, eine Angelegenheit also, bei der sich ebenfalls Goethe's Edelmuth manifestirte. Goethe bemerkt, daß man die Summe von 65 Louisd'or in seine Hände niedergelegt habe und fährt dann fort:

Allein weder die Theilnahme des Publikums, noch Bürger's Beharrlichkeit stimmten in den wohlgemeinten Voratz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb. Da aber einmal das Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt worden, der sich aus kümmerlichen Umständen nie zu erholen wußte, so beschloß die ansehnliche Gesellschaft, ihm diese bedeutende Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich sendete ihm das Geld, erhielt seinen Dank und richtete ihn aus.

Man weiß, wie unedel sich Bürger durch ein bekanntes Epigramm an seinem Gönner und Wohlthäter gerächt hat.

Die etwa von der Mitte des ersten Bandes an in überwiegender Zahl auftretenden Briefe Karl August's tragen einen ganz andern Charakter. Sie sind im Tone eines familiären, nicht selten geistreich, bisweilen etwas leichtfertig witzelnden Geplauders gehalten, verrathen die Wißbegier eines Hochgestellten, sich über alles im Fluge zu unterrichten, und tragen, bei aller Aufgelegttheit des Fürsten zu scharfen Urtheilen, den Stempel einer lebenswürdigen Bonhomie. In diesem Tone bleiben sie vom Anfang bis zu Ende des Bandes ziemlich gleich, und selbst wenn Karl August über ernste und tragische Vorfälle zu berichten hat, so beeilt er sich doch sobald als möglich, mit irgendeiner leichten Causerie den schweren Gegenstand hinwegzuschwelen. Feierliche Ausdrücke liebt er nicht; er sagt z. B. nicht: Schiller's Ueberreste oder sterbliche Reste, sondern Schiller's „Ueberbleibsel“, und zuweilen braucht er die bequemsten und vulgärsten Ausdrücke, weil er jedes Ding immer beim rechten Namen zu nennen liebt; er schreibt z. B. am 9. Januar 1796: „Wenn du aufs Frühjahr weggehen solltest, wie du es im Willen zu sein schienst, so ist freilich unser Theater im A—“; oder ein andermal: „vier Paar A—backen“; er spricht von einer „Pille“ zu verschlucken geben, wenn es sich darum handelt, jemand eine Todesnachricht beizubringen. Am 3. September 1800 schreibt er aus Dresden: „Eben komme ich von der kleinen Lwowow, die sich dir bestens empfiehlt. Das arme Kolibri ist sehr krank, steht erbärmlich, grün, gelb und blau aus und hustet ihr armes Lüngelchen weg.“ Von der Art, wie er Personen charakterisirt, hier nur ein kleines Beispiel. Von der bekannten, von andern

wegen ihrer Schönheit gerühmten Henriette Herz schreibt er aus Pyrmont vom 9. August 1802: „Der Dr. Herz von Berlin ist hier, ein kluger, artiger kleiner Jude; sie groß, dicke, gebildet, aber schrecklich empfindsam.“ Goethe wird wohl ihm, außer in einem oder dem andern officiellen und zugleich für die Deffentlichkeit berechneten Schreiben, immer geduzt und mit „Mein Lieber!“ „Lieber Freund!“ „Mein lieber Meccanus!“ „Quer Meccanische Hoheit!“ „Lieber Alter!“ u. s. w., auch wol scherzhafterweise „Hochgeehrteste Excellenz!“ angeredet.

Zu dem Bemerkenswerthesten, was sich in Karl August's Briefen vorfindet, gehören wol seine auffallend scharfen Urtheile über Schiller's Dramen. Er schreibt z. B. über „Wallenstein“ am 31. Januar 1799:

Ueber den gestrigen „Wallenstein“ — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortreflich ist — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indeß muß man erst den zweiten Theil abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze skizziert ausgeschlossen werden; es müßte aber mit vieler Hastigkeit davon abgelöst und anderes eingestrichen werden. Der Charakter des Helben, der meiner Meinung nach auch einer Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden.

In Betreff der „Maria Stuart“ schreibt er (ohne Datum):

Es ist mir gestern Abend erzählt worden, daß in der „Maria Stuart“ eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch sein und sich vielleicht mit der der „Jesuiten“ entschuldigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der „Jesuiten“ die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Crucifix, das wol auch hätte wegleiben können, nichts sehr Ausstößiges vorkam. Ich erinnere dich daran, weil ich der *prodentia mimica externa* Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonst ist, so ist doch leider die göuliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit, nach Schlegel'scher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neuern Dichtungen darauf ankommt, einen „Effect“, wenigstens „einen sogenannten“ hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuschauers zu rühren.

Wenn auch kein directer Tadel, so liegt doch etwas Spöttisches und zugleich Frivoles in einer Bemerkung vom 16. März 1802:

Schiller will den „Don Carlos“ und die „Jeanne d'Arc“ für unsern lauchstädt'schen Bedarf zusammenschneiden. Letztere muß aber hier einstudirt werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß diese Jungfernschaft hier einmal vor dem Abgang der Gesellschaft untersucht werde, unter der Bedingung aber, daß jede andere als die Jagemann die d'Arc spiele.

Man weiß wol, warum Karl August wollte, daß gerade die Jagemann, später Frau von Hengendorff, die Jungfrau nicht spielen solle.

Ein sehr merkwürdiges Urtheil von größter Schärfe ist das über Schiller's „Braut von Messina“; Karl August schreibt über sie am 2. November 1803:

Schiller hat mir sein Stück Arbeit gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit, aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle gelesen; indeß verschleße ich meinen Mund wohlbedachtig darüber. Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Steckpferde, von dem ihm nur die Gasse,

zung wird abhelfen helfen; aber eins sollte man ihm doch einzu-
reden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine
Verse geschrieben hat; denn hier und da kommen mitten im
Pathos komische Rittelverse vor, dann unaussprechliche Härten,
undeutliche Worte und endlich solche Wortverfälschungen, die poe-
tische Formelchen bilden, deren Niederschreibung auf Pulver-
hörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Verschiedenes derglei-
chen habe ich extrahirt, ich werde es dir gelegentlich mündlich
einmal vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publi-
kum nicht entgehen. Die eigentlichen Hauptpersonen des Stücks
sind Stockatholiken, das Ghor aber Heiden; letztere sprechen von
allen Göttern des Alterthums, erstere von der Muttergottes,
den Heiligen u. s. w. Da nun das Ghor eigentlich ein Corps
unter den Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben
für nichts als für bewaffnete Poeten ansprechen; eine neue
Maske für die Bühne; denn die meistens ganz unnütze bildere-
iche Schwulstigkeit, in der dieses Corps den Zuschauer von
einer Scene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam,
kann unmöglich für Kriegesrhythmen passen, da die Bringen, zu
denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken.

Indessen bemerkt der Herzog weiter, wolle er sich wol
hüten, etwas der Ausführung dieses Stücks entgegenzusetzen,
die Praktik werde das beste Gegenmittel für die Folgen wer-
den, und er fügt die sehr richtige Bemerkung hinzu: „Das
Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachmeister des
Corps habe ich schon gesucht, Schiller auszureiben, weil
man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß.“

Man glaube aber nicht, daß der Herzog seinen Goethe,
mit dem er offenbar unvergleichlich mehr als mit Schiller
sympathisirte, durch allzu reichliches Lob verhöhnt habe.
Ueber den „Egmont“ z. B. muß der Herzog kein durch-
aus günstiges Urtheil gefällt haben; denn Goethe schreibt
aus Rom den 28. März 1788:

Bemerkungen wie die, welche Sie mir schreiben, sind zwar
für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Men-
schen äußerst wichtig, und wer beide in sich nie getrennt hat,
weiß solche Erinnerungen zu schätzen und zu nugen.

Und er bemerkt weiter:

Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leser für das Stück
sein als Sie. Wer selbst auf dem Punkte der Erikenz steht,
um welchen der Dichter sich spielend dreht, dem können die
Gaukeleien der Poesie, welche aus dem Gebiet der Wahrheit
ins Gebiet der Lüge schwanzt, weder genügen, weil er es
besser weiß, noch können sie ihn ergötzen, weil er zu nahe steht
und es vor seinem Auge kein Ganzes wird.

Den Mißerfolg des Goethe'schen „Großfophta“ bei
der Aufführung erklärt sich Karl August zumeist aus fol-
gendem Grunde:

Sollte nicht der Genre — fragt der geistreiche Fürst —, in
welchem dieses Stück geschrieben ist, daran Schuld sein, daß die
Zuschauer dabei lau bleiben? Eigentlich gehört es, seiner Be-
handlung nach, in die Klasse des Dramas, während der Cha-
rakter des Sujets es entweder zu einer Posse oder zu einer
Tragödie stempeln möchte.

Goethe gab auf das Urtheil des geistreichen Fürsten, der
für die innern Mängel und äußern Formschwächen eines Werks
einen äußerst scharfen Blick, für gewisse pathetische Schönhei-
ten aber vielleicht keine sehr große Empfänglichkeit hatte, mit
Recht sehr viel, und so mag ihn das tadelnde Votum
Karl August's über seinen „Egmont“ vielleicht ebenso
bestürzt gemacht haben, als ihn später die Nachricht, daß
sein fürstlicher Freund an den ersten Scenen des „Tor-

quato Tasso“ sein Wohlgefallen gehabt, erfreute und er-
munterte. Im ganzen war freilich Karl August, wie die
meisten der damals regierenden Herren, von Haus aus
mehr für die Formen des französischen Dramas eingenom-
men, doch hinderte ihn dies nicht, am 31. Januar 1799
an Goethe zu schreiben: „Hier schicke ich dir französische
Comédien. Du wirst dich verwundern, wie dorten den
Geschmack fällt und wie sehr sich dorten alles dem Bar-
barismus nähert.“

Wir finden in Karl August's Briefen aber auch sehr
anerkennende Urtheile über Goethe. Er schreibt z. B.
am 4. April 1798:

Zum Unternehmen wünsche ich recht herzlich Glück! Da-
„Hermanu und Dorothea“ einen so guten Begriff von deiner
epischen Muse gegeben hat, so bin ich überzeugt, daß dir dein
Werk im griechischen Stil“) wohl gerathen wird. Das von
dir gewählte Feld ist neu und gibt dir daher einen rechten be-
quemen weiten Spielraum, um dich auszulassen.

Am Neujahrstage 1804 schreibt Karl August:

Tausend Dank, lieber Alter, für das mancherlei Schöne und
Gute, was du mir diesen Morgen überschickt hast. Du weißt
selbst, wie vielen Theil du an allem dem, was seit etlichen
20 Jahren bei uns zum Guten geblieben ist, dir zuschreiben
kannst, als daß ich nöthig hätte, dir zu sagen, daß ich es lebe-
haft erkannt, indem du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit
zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz bei
den seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt.

Wir erinnern: noch gleich hier an das schon früher
veröffentlichte Schreiben, womit am 7. November 1828
Karl August seinem Freunde zu seinem fünfzigjährigen
Anniversarium seinen Glückwunsch und seine Anerkennung
für geleistete Dienste ansprach.

Hier noch ein paar scharfe Urtheile Karl August's.
Er schreibt am 16. März 1802 über H. von Collin's
„Regulus“:

Das Werk kommt mir leicht und lau, auch langweilig vor,
indessen hat es doch einigen Verdienst. Bestärkt bin ich durch
diese Schrift in meiner Meinung worden, welches gefährliche
Instrument die neubellebten Jamben in der Feder eines Lehr-
lings oder Stümpers sind. Gleich werden sie nachlässig, höckerig,
pedantische Prosa.

Ueber Heinrich von Kleist schreibt er am 4. März 1808:

Der Kleist des zerbrochenen Topfes hat, nach Lavater'schem
Stil, eine Art Abgeschliffenheit, indem er mit vielem Witz, Ver-
stand und etwas Talent sich mit sich selbst amüsiert, ohne die
mindeste Ahnung zu haben, wie es andern Leuten dabei zu-
Muthe ist.

Eine Partie der Briefe Karl August's im ersten Bande,
um mit diesem gleich hier fertig zu werden, betrifft die
Rheincampagne vom Jahre 1793. Am 13. September
beklagt er sich, daß der plan de campagne, den man
von Wien erwarte, noch immer außenbleibe; eine Expedi-
tion des Generals Bejacevich nennt er eine wahre „Wurm-
seriade“, und er fährt fort: „Nur gegen einen so äußerst
schlechten Feind, wie der jetzige Republikaner, ist es mög-
lich, daß dergleichen Dinge nicht äußerst schlecht ablaufen.“
Man sieht, wie wenig man selbst damals noch über die
militärische Leistungsfähigkeit der Republikaner im Mar-
war. Auch trug man sich immer noch zu sehr mit der:

*) „Achilleis“.

Hoffnung auf eine baldige Reaction in Frankreich. „Der Mangel an Lebensmitteln“, schreibt er am 17. September aus Wirmasens, „und die Unzufriedenheit in Frankreich soll täglich zunehmen. Ein jeder Kenner, Nichtkenner, aber Wünscher hofft auf eine baldige Umwälzung.“ Ein interessantes Urtheil Karl August's über die in Eisenach im Jahre 1795 versammelten vornehmen französischen Emigrés ist noch anzuführen. Karl August schreibt über sie aus Eisenach den 28. August 1795:

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher cultivirten Bescheidenheit diese Leute sich in ihr Schicksal zu finden und mit welcher Feinheit und Bequemlichkeit sie sich einzuschränken wissen und sich darüber herauslassen. Mit dem zartesten Gefühl bewiesen sie die mindeste Gefälligkeit, die man ihnen bezeugt, bewiesen eine Dankbarkeit sondergleichen, und dieses auf die pikanteste Art, und wissen jedes Anerbieten mit einer ganz besondern Gefälligkeit von sich zu weisen, das ihrer Meinung nach nicht in ihren Zustand paßt. Man kann sehr viel bei ihnen lernen.

Nun, unsere deutschen Emigrirten, die sich bekanntlich im Auslande nicht sehr liebenswürdig zu machen wissen, sollten hiervon zu lernen nicht unterlassen.

Die Briefe Karl August's im zweiten Bande enthalten, so zahlreich sie sind, für die Zwecke d. Bl. viel weniger Stoff. Gegenstände wie Meteorologie, Botanik, Osteologie, Mittheilungen über Kunstgegenstände, Kunstsammlungen u. s. w. treten mehr in den Vordergrund; viel weniger findet man dagegen Bemerkungen von allgemeinerem Interesse und literarische Urtheile. Genau so wie die lebendige Theilnahme an den höhern Literaturtendenzen während dieser Periode fast von Jahr zu Jahr mehr in Abnahme kam, genau so nahm sie auch bei Karl August ab; unter den geheimen und später immer offener hervortretenden Einflüssen und Gabalen der Circe Frau von Hengendorff, welche auch den Geschmack Karl August's umgarnte, verlor das weimarische Theater immer mehr den Charakter einer Kunst- und Bildungsanstalt, den Goethe ihm verschafft und gewahrt hatte, und Dichtungen im großen Stil, welche geeignet gewesen wären, das erlahmende Interesse immer neu zu beleben, wurden kaum noch geschaffen. Nur zwei Urtheile, die uns bemerkenswerth erschienen, mögen hier mitgetheilt sein. Karl August schreibt am 25. März 1824, daß er Michael Beer's „Maria“ gelesen; er sei „wirklich ein schändes Nachwerk“; dann aber meint er, es möchte demselben wol vorzuziehen sein,

woher der Held des Stücks, von dem man nichts anderes weiß, als daß er zur Klasse der indischen Lumpen gehöre, die ausgezeichnete Bildung, die er überall aus sich blitzen läßt, herkommen habe? Indessen (fährt der Großherzog fort) über allzu crude Wahrheit muß man sich wegsetzen, wenn man nicht alle Poesie von der Bühne verbannen will und nicht die ganz geschmacklose Oskade'sche gewissenhafte Platttheit wieder auf die Bretter zu rufen gedenkt, auf welchen, zu unserm größten Jammer, das sogenannte Alles-Ins-Leben-treten lassen uns schon so lange gequält hat.

Man erkennt aus dieser Stelle, daß es wenigstens auch später noch Zeiten gab, wo Karl August die Aufgabe des Theaters in der ihm früher von Goethe angewiesenen mehr idealen Richtung erblickte. Ueber das moderne französische Theater schreibt er am 30. October 1826:

Mit Talma möchte wol das Buch der großen Talente dieser Art geschlossen worden sein und das Jahrhundert scheint auch nicht gemacht zu sein, am Dichter in Frankreich zu erwecken, welche für dies eigentliche ausschließliche Talent der Schauspieler zu arbeiten im Stande wären. Die ältern französischen Dichter haben gewiß, bei Dichtung ihrer Stücke, mehr an die Aufführer derselben, als wie an ihr eigen Vergnügen gedacht. Mir scheint es wenigstens so.

In einem Schreiben vom 22. October 1817 flossen wir auf die abrupt und ohne allen Zusammenhang da- stehende Zeile: „Der Schwabe Kerner ist ganz verrückt.“ Hervorzuheben sind dann noch Karl August's Bemerkungen über den gesunkenen Zustand der Universität Jena im Jahre 1810, über seinen Aufenthalt in England im Jahre 1814, die übrigens schon bekannten Briefe, welche Goethe's Theaterabdication betreffen, eine interessante Parallele zwischen der serbischen und schottischen Volksdichtung u. s. w.

Am 13. Mai 1828 schreibt Karl August: „Den 23. oder 24. denke ich einen Absteher nach Berlin zu machen und alles dort Neuentstandene und Hingugekommene zu beleuchten und so zu sagen, von der Außenseite bei dieser Gelegenheit Abschied zu nehmen.“ Dieses in einer Antwortung wir wissen nicht welcher dumpfen Empfindung hingeworfene Wort sollte ein prophetisches sein und sich erfüllen; nur die sterbliche Hülle des bei allen Schwächen seltenen und großen Mannes sollte zurückkehren.

Eine Hinweisung auf das Buch „Goethe und Karl August“ von Heinrich Dünker kommt zwar nicht sehr zeitig, aber doch gerade rechtzeitig, nämlich in einem Augenblick, wo das Erscheinen des Briefwechsels auch diesem Buche eine Theilnahme zuwenden könnte, die es vielleicht bisher nicht gefunden hat. Der Verfasser erkennt es selbst im Vorwort als einen bedenklichen Versuch, das so höchst bedeutende Verhältniß zwischen Goethe und Karl August in genau eingehender Weise darzustellen, ehe noch der betreffende Briefwechsel erschienen sei. Da aber — der Verfasser schreibt dies noch im December 1859 — selbst das Jubeljahr Karl August's die Hebung des Schatzes noch nicht gebracht, man vielmehr die Veröffentlichung zur Zeit noch unangemessen gefunden habe, so erhebe sich die dringende Forderung, aus dem zahlreichen, von andern Seiten gemachten urkundlichen Mittheilungen ein möglichst getreues Bild der Stellung Goethe's zum Herzog und dem weimarer Hofe zu entwerfen. Nachdem der Verfasser gegen einige, die ihm auf diesem Gebiete vorgearbeitet, seine Bedenken erhoben hat, namentlich gegen Viehoff, dessen „roh zusammengestoppelter, des Geistes der Forschung, Wachsamkeit und Gewissenhaftigkeit ermangelndes, sogenanntes Leben Goethe's“ eigentlich gar nicht in Betracht komme, und gegen Goedeke, der auf seine „vornehm leichtfertige“ Weise auch hier „entstellt und verdreht“ habe, fährt der Verfasser fort:

Es ist eine leidige Erfahrung, daß selbst diejenigen, welche sonst gründliche Forschung zu würdigen wissen, mit vornehmer Miene gleich von Pedantismus sprechen, wenn eine solche bei der Darstellung Goethe's dem leichtem Dilettantismus entgegentritt und einen sichern Bau aufzuführen oder wenigstens vorzu-

bereiten unternimmt. Stellt man an den Geschichtsschreiber mit Recht die Forderung, daß er bis ins einzelne alles genau untersuche und kein Zeugniß, keine Thatsache unbesehen hinnehme, so scheint man den größten und edelsten deutschen Dichter für zu leicht zu halten, als daß man seinem Leben eine solche Sorgfalt zuwenden sollte, und man läßt sich hier zu dem leerrsten Vorwürfen, ja zu höhrender Verachtung einer solchen Thätigkeit hinreißen. Goethe ist eine so große und einzige Erscheinung, daß eine aus vollständiger Kenntniß seines ganzen Lebens hervorgegangene Schilderung zu den dankenswertheften Gaben gehört, welche man allen denjenigen zu bringen vermag, welche für die Erfassung einer der großartigsten menschlichen Entwicklungen Herz und Sinn haben. Aber eine solche Darstellung ist zugleich eine der schwierigsten, nicht allein wegen der Größe, Tiefe und Vielseitigkeit des Mannes und der manchen in seinem Leben sich durchkreuzenden Fäden, sondern auch und ganz besonders wegen der Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Quellen.

Ein werthvoller Beitrag zu einer umfassenden und gründlichen Biographie Goethe's ist sicherlich dieses Dünker'sche Werk, in dessen bevorwortendem Theile es weiter heißt, es sei eine der vielen Fälschungen Goethe's, „wenn wir ihn behaupten hören, es sei Goethe selbst in Italien zweifellos deutlich geworden, daß sein Leben in Weimar kein Schritt auf der geraden Bahn, allenkfalls auf einem Umwege gewesen und daß das Verlorene nur mit Mühe einzubringen sei“. Dieser allerdings weit verbreiteten Ansicht entgegenzuwirken ist das Dünker'sche Buch wohl geeignet. Sehr wahr und treffend bemerkt der Verfasser im Eingang desselben:

Manche verfolgt ein unerbittliches Geschick, das sie von dem Wege mit grausamer Hartnäckigkeit zurückstößt, worauf ihnen ein erfreuliches, erfolgreiches Wirken gesichert wäre, und es verweist sie auf andere Bahnen, wo sie freilich mit Aufwendung aller ihrer Kräfte sich auch durcharbeiten, aber um den holden, sonnigen Glanz froher, das erwünschte Ziel vor sich schauender Thätigkeit ist ihr Leben betrogen, vor dem jedes Förderniß höhnisch zu stehen oder sich in sein Gegentheil umzuwandeln scheint. Ein günstiges Schicksal bereite unserm Goethe die Wege, auf welchem er ohne ablenkende Hindernisse zur schönsten Entwicklung heranreifen und zugleich in weiten Kreisen, abgesehen von den freien Blüten edelster Dichtung und Wissenschaft, womit er Deutschland und die Welt bereicherte, die segnerreichste Wirksamkeit üben sollte. Die schönste Fügung war es, die ihn gerade nach Weimar führte, ihm dort eine Thätigkeit eröffnete, welche ihn in enge Verbindung mit dem wirklichen Leben brachte, welche seine Kräfte ansprangte, ohne sie zu überspannen und ihm die Muße zu eigener Sammlung und Bildung zu rauben u. s. w.

Auf Einzelheiten des Buchs können wir hier nicht weiter eingehen; wir erwähnen nur, daß der Verfasser wol ein Recht hat im Vorwort von sich auszusagen, er sei sich der gewissenhaftesten Untersuchung, der genauesten Erwägung aller Punkte und Benützung aller ihm erreichbaren Quellen und Aufschlüsse bewußt; dieses seines Fleißes dürfe er sich nach Lessing's treffendem Ausdruck rühmen, wenn er auch die Möglichkeit einzelner Versehen gern zugestehen. Der Verfasser hat seine Schilderung auf die ersten 15 Jahre des so einzigen Bundes zwischen dem Fürsten und dem Dichter beschränkt, „da diese für sich ein selbstständiges Ganzes bilden“; die weitere Darstellung dieser ununterbrochen bis zum Tode Karl August's fortgesetzten innigen Verbindung hat Dünker, laut der Vorrede, einem zweiten Werke vorbehalten, und wie wir er-

1863. 35.

fahren, dürfte dieses weitere Werk oder dieser zweite Band nun nach dem Erscheinen des Briefwechsels, bereits im nächsten Jahre in die Öffentlichkeit treten.

Hermann Marggraff.

Industrielle und sociale Bilder aus England.

1. Die londoner Industrieausstellung von 1862. — A. u. d. T.: Bilder aus der Fremde. Für die Heimat gezeichnet von Eothar Bucher. Zweiter Band. Berlin, Verlag. 1863. 8. 2 Thlr.

Auf den ersten Band seiner „Bilder aus der Fremde“, den wir in Nr. 28 d. Bl. f. 1862 besprochen haben, hat Bucher den zweiten folgen lassen. Er hat diesen zweiten, wie er sich selbst ausdrückt, eingeschaltet. Wie ziemlich bekannt sein wird, schrieb Bucher im Laufe des vorigen Sommers über die londoner Ausstellung für die „Nationalzeitung“. Er that das mit derselben gewandten Feder, mit der er sämtliche Skizzen des ersten Bandes niederzuschreiben verstand. Und es ist nichts Kleines, über ein Thema, wie die londoner Industrieausstellung ein ganzes Buch zu schreiben, ohne nicht zu ermüden. Um so weniger zu ermüden, als Bucher an mehr denn einer Stelle ein gewisses Mißbehagen durchschimmern läßt, Mißbehagen darüber, daß auf die erste glänzende londoner Industrieausstellung von 1851 diese zweite doch eigentlich zu früh gefolgt sei, als daß sie einen dem Eindruck der ersten ganz gleichen Eindruck hervorrufen könnte. Er hat den gesammten Stoff in 30 Abschnitte vertheilt. Er bespricht nacheinander die ausgekleideten Mineralien, Götter, Fauna, Nahrungsmittel, Krafmaschinen, Maschinen für Acker- und Gartenbau, Spinn- und Webmaschinen, Arbeitsmaschinen, Maschinen und Geräte fürs Haus, Werkzeuge, die der Wissenschaft dienen, Kalender und Uhren, den Hausrath, das Baumwesen, die Töpferei, soweit sie vertreten ist, das Metall, Gewebe, Leder, Gummi und das Papier, mit dem was darauffolgt. Dazwischen gibt es einige Abstecker, wie in den Abschnitten „In Ghidwid“, „In Ephenham“, „In Hatfield“, „In Guildhall“. Wenn man nicht eben selbst Industrieller ist, um sich für einen dieser Abschnitte aus Sonderinteresse ganz besonders zu interessieren, so wird man wol am liebsten bei dem Artikel „Europäische Cultur im Contact mit fremder“ verweilen. Bucher zeigt sich nicht für die europäische durchaus voreingenommen; wie in der Politik so auch in seinen Cultur- und Kunstanschauungen läßt er sich durch Parteischlagwörter nicht ohne weiteres bestechen. Er macht es daher den Europäern und uns all den Fortgeschrittenen oft zum Vorwurfe, daß wir den sogenannten Barbaren gegenüber den einfachen Sinn für das Natürlich-Schöne gar zu leicht einbüßen und durch Fetzbilder ersetzen. So tabelt er bei den Europäern oft den mangelhaften Geschmack in der Auswahl und Gegeneinanderstellung der Farben, das Ueberladene und Unsichere in den Mustern auf Geweben, Geschirren u. s. w. Und wenn wir etwa auf unsere Papierfabrikation stolz sein sollten, nun so belehrt uns ein Blick auf das japanische Papier, daß eben die Leute, die weitab von der Hemse wohnen, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Wol interessant genug, dieses japanische Papier, um es uns ein wenig näher anzuschauen. Freilich über die Verfertigung desselben wird uns kein Wörtchen verrathen, auch von dem Material, aus dem dies Papier gemacht wird, erfahren wir nichts weiter, als daß dazu die Rinde eines Strauchs, vielleicht von Daphne Laureola verwandt wird. Dies Papier selbst in den feinsten Sorten besteht aus einem Filze, aus dem sich Fasern bis zur Länge eines halben Zolls herausziehen lassen. Der Verfasser bemerkt:

„Die Proben belaufen sich auf 92 Sorten. Acht Nummern Briefpapier, eine für Damen, drei Nummern zu Correspondenz, zwei um Verse darauf zu schreiben, weißer Grund mit Rosa und grauen Verzierungen, viel belacht von den Besuchern, die nicht merken, daß sie in ihren Valentinen und Neujahrs-

wünschen dasselbe Ding haben, eine zu Notizbüchern, vier zu Ginnssprüchen, die unter Glas und Rahmen aufgehängt werden, vier um Geschenke und das Stückchen Seegras einzuwickeln, das alle Geschenke begleitet zum Zeichen, daß sie von einem Geschlechte armer Kitter kommen, eine zu Papilloten galanter Damen, drei zu Dickschnitten, neun zu Schulbüchern, sieben zum Einwickeln der Jagdpistole, von Meiseln, von Eisäufen, zwei zu Taschentüchern für Herren und für Damen, sehr dünn mit einem Rande von hervortretenden sauberen Arabesken (diese Tücher werden wahrscheinlich weggeworfen, sobald sie einmal benutzt sind; der Europäer lacht über den Türken, der sich des Daumens und Zeigefingers bedient, der Türke eifelt sich vor dem Europäer, der den Unrath in der Tasche bei sich trägt), eine für Damen von Rang zu verschiedenen Zwecken, eine Sorte zu wasserdichten Röcken, eine durchsichtige zu Thürfenstern (sie gleicht einer Tafel feiner Hausenblase und ist, da die Faser gänzlich verschwunden ist, wahrscheinlich einem ähnlichen Proceß unterworfen worden wie unser vegetabilisches Pergament), elf Sorten und außerdem ein ganzes Musterbuch von Tapeten, einige mit vortrefflichen Mustern, drei zu Laternen, Neben Nachahmungen von Leder, endlich eine Menge von Gegenständen aus Papier, Stühle, Regenschirme, Sonnenschirme, Gu-tout-à-cas, Fächer, Laternen u. s. w. So mannichfaltig wie die Arten von Schreib- und Briefpapier sind die Geräte für den Schriftisch; Tintenfass (die japanische Tinte besteht aus einer Auflösung von schwarzer Asche), Federhalter, Briefbeschwerer und allerley kleine Kohlenfasern, die man im Frühjahr und Herbst auf den Schreibtisch stellt."

Ein nicht minderes Interesse möchten wir auch dem Abschnitt "Colonien" widmen, hauptsächlich der zahlreichen Pflanzen und Bäume wegen, die sich bei uns acclimatistren ließen. Namentlich wären folgende Bäume aus Obercanada zu empfehlen: der Tulpenbaum, 130 Fuß hoch, 70 bis zum ersten Zweige; die Linde (*Tilia Americana*), das Holz spaltet nicht, daher gut für den Drechsel; der Zuckerahorn; der weiße Ahorn; der Grabsapfel; die canadische Eberesche; das Lederholz; zwei Arten Ulmen; die Butternuß; mehrere Birkenarten und eine Reihe von Kiefern, dazu die rothe Eiche, auch Bleistifteder genannt.

Uebersichten wir das ganze Buch, so kommt uns allerdings eine große Achtung vor der menschlichen Thätigkeit und dem menschlichen Schaffenstrieb, allein oft und sehr oft, wenn wir auf die verwickelten Erfindungen und gerühmten Neuerungen und Verbesserungen blicken, wird uns ganz mephistophelisch, daß wir rufen: „Sie haben die Theile in ihrer Hand, es fehlt leider nur das geistige Band.“ Auch dem Verfasser wird bei der Betrachtung wol oft so geworden sein und nicht allein im Schlusabschnitte „Moral“, in dem uns Bucher die persönlichen Reibereien mit Professor Karl Vogt in Genf hätte ersparen können. Dafür möchten wir auf die Schlusbetrachtung, weshalb diese Ausstellung weniger gelungen war, als die von 1851, nicht gern verzichten. Es ist das alles gut und schön, was man im Hausrathe, in der Töpferei in der Porzellanmanufaktur u. s. w. immer mehr zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens erfindet und ausbistelt, allein schließlich steht das Lucullische Pfauenzungenragout mit seiner pikanten Sauce von unserm Culturfortschritte auch nicht mehr weit ab. Und wenn sich nun gar Herr Armstrong mit seinen Kanonen großspurig hinstellt, o du große Zeit der Humanität und des Culturfortschritts, Herrn Lucull's Leibkoch verdient für eine noch pikantere Sauce gerade so gut eine Preismedaille wie Herr Armstrong für einen noch effern Hundertzwanzigstunder. Immerhin sei man entzückt von unserm Culturfortschritten, die auf Wegen und Siegen mit Dampf getrieben werden, aber man täusche sich nicht darüber, wo Herr Lucull mit seinen Herren Köchen, seinen Saucen und Pfauenzungenragouts geblieben ist.

2. *Sociale Bilder aus England.* Von Julius Althaus. Zwei Bände. Hamburg, Neßler und Nöle. 1863. 8. 3 Thlr.

Uns fehlt der Maßstab zur Beurtheilung, inwiefern diese socialen Bilder aus England Originalartikel, oder nach vorhandenen Quellen bearbeitet, vielleicht stellenweise nur Uebersetzungen sind. Durch den Vermerk, daß er sich das Uebersetzungsrecht ins Englische vorbehalte, scheint indes der Verfasser die Originalität seiner Bilder für sich vollständig in Anspruch zu nehmen. Wie dem auch sei, wir haben die beiden Bände mit der regsten Theilnahme durchgesehen und glauben sie mit gutem Rechte um so mehr empfehlen zu können, als die Lebendigkeit der Darstellung in ihnen höchst anziehend wirkt. Die Lebensbilder englischer Koryphäen werden der größeren Masse und gebildeteren Welt in deutscher Sprache noch zu wenig geboten. Und gerade für uns Deutsche ist die Lectüre derartiger Bilder eine heilsame Arznei. Eine Arznei gegen den schematisierenden Idealismus, womit wir die eigentlich praktische Thätigkeit z. B. bei Männern wie Schiller, Fichte u. s. w. am liebsten gleich in ein Nebelreich hineinheben. Der gesunde praktische Zweck ihres ausdauernden Strebens, der gerade macht für uns diese socialen Bilder von besonderem Werthe.

Althaus hat seine Männer sämmtlich aus der jüngstvergangenen Neuzeit gewählt, zugleich aus sehr verschiedenen Berufsphären. Es sind ihrer an Zahl sieben. Nennen wir sie in der Reihenfolge, wie er sie geboten, so sind es: der Seefahrer „Cochrane“, der Soldat „Havelock“, der Fabrikant und Socialist „Robert Owen“, der Literat „Thomas de Quincey“, der Geistliche „Sydney Smith“, der Agitator für die Abschaffung des Sklavenhandels „Barnabas Macaulay“ und der Historiker und Staatsmann „Thomas Babington Macaulay“. Wir halten die Bilder nicht gleich an Werth. Indem wir von unten nach oben aufsteigen, verzeichnen wir zunächst das Bild des 1771 in Woodford in Essex geborenen Sydney Smith, des größten englischen Humoristen seit Swift, als das nach unserer Meinung nicht sehr gelungene. Die Bedeutung des Geistlichen liegt, wie uns scheint, darin etwas sehr mit der des Humoristen im Widerspruch. Den Humoristen Smith nehmen wir auf Treu und Glauben hin, was uns aber der Verfasser als Beleg für dessen humoristische Größe anführt, halten wir theilweise für sehr schwach. So liegt z. B. in dem, was Smith über eine äußerst starke Dame sagte, die einer seiner Freunde heirathen wollte, nur ein sehr forcirter Humor: „Was? er will sie heirathen! Unmöglich! Sie meinen einen Theil von ihr; ganz könnte er sie nicht heirathen. Dies wäre nicht ein Fall von Bigamie sondern Trigamie; die Nachbarschaft oder die Obrigkeit sollte sich ins Mittel legen. An ihr ist genug, um die ganze Gemeinde mit Frauen zu versehen. Daß Ein Mann sie heirathen soll, ist monströs. Man könnte eine Colonie mit ihr bevölkern, oder eine Gesellschaft mit ihr geben, oder vielleicht einen Morgenspaziergang um sie herum machen, natürlich vorausgesetzt, daß hin und wieder Sige angebracht wären, um sich auszuruhen und man in robuster Gesundheit wäre u. s. w.“ Das ist wol mehr denn undelicates Plaudern. Von großer Bedeutung ist Smith als Mitbegründer der „Edinburgh Review“, welche zuerst am 10. October 1802 erschien, eines kritischen Organs von solchem Aufschwunge, daß die Mitarbeiter bald 140—160 Thaler Honorar für den Bogen erhielten. Glückliches England! Armseeliges Deutschland! Wie würde einem deutschen Schriftsteller wol zu Muth werden, wenn er einmal für einen kritischen Artikel von Bogenlänge 140 Thaler erhielte!

Von ganz besonderm Nutzen halten wir einige Andeutungen über die politischen Zustände Englands zu Anfang dieses Jahrhunderts, Andeutungen, die unsern Schwärmern für englische Zustände gewiß höchst unbequem sind. Es heißt auf S. 119: „Vom Ausbruche der Französischen Revolution an bis in die zwanziger Jahre hinein, bevor Canning der englischen Politik eine liberalere Wendung gab, war eine schreckliche Zeit für diejenigen, welche zu ehrlich waren, ihre Ansichten für Stellen und Würden an die Regierung zu verkaufen. Im England unserer Tage wird es noch für impertinent gehalten, wenn ein Mensch, der nicht wenigstens 2—3000 Pf. St. jährliche

Einflüsse hat, überhaupt Ansichten über Gegenstände von allgemeinem Interesse hat; damals aber war es weit schlimmer und wurde jeder, der nur eine Silbe gegen die sinnlose Bigotterie der beiden George oder die abentheuerliche Tyrannei sagte, welche man gegen das katholische Irland ausübte, mit dem Fischweiberjargon der französischen Revolutionszeit als Atheist, Jakobiner, Brandstifter und Königsmörder verfolgt und zugleich wie die Pest gemieden."

Es ist nicht überflüssig, dies den großspurigen Herren Engländern einmal vorzuhalten, oder je nachdem nicht einmal, sondern recht sehr oft.

Gleichfalls im Jahre 1771, wie Smith, wurde Robert Owen geboren als Sohn eines Sattlers in Montgomeryshire. Schon mit 19 Jahren ward Robert Owen der Verwalter einer großen Mühle, die ein ausländischer Kaufmann, Namens Drinwater, angelegt hatte. Später übernahm er die große Fabrik zu New Lanark an den Fäßen des Clyde und hier begann er seine socialistischen Ideen auszubilden und zu verwirklichen. In New Lanark gelang ihm, was noch keinem Menschen vor ihm in demselben Maße gelungen war, nämlich eine Horde trunksüchtiger und lieberlicher Galanten in verhältnismäßig kurzer Zeit in fleißige, zufriedene und glückliche Arbeiter umzuwandeln. Hin und her, her und hin sehen wir Owen später seine socialen Ideen von Rußerbörsen verwirklichen, bald in England, bald in Amerika. Mehrmal geschlagen, zehnmal verpöthet, steht er immer wieder obenauf, an der einmal gefaßten Idee festhaltend; er ist ein Schematiker, aber kein Idealistischer; wo er eingreift, da greift er mit größter Fähigkeit praktisch ein, bis er am 17. November 1868 von unserm Planeten abgerufen ward. Ein schlichtes Bild ist das des Zacharias Macaulay, des Parteigängers von dem vielleicht noch berühmteren Wilberforce, beide glühende Agitatoren für Abschaffung des Sklavenhandels. Weit farbenvoller indes erscheint das Bild seines Sohnes, des berühmten Historikers Thomas Babington Macaulay, selbst wenn wir so malitios sind, das Urtheil, welches Professor Wilson in Edinburgh in seinen „Noctes Ambrosianae“ über ihn abgibt, hier nachzusprechen: „Ein sehr hübscher, schiefer, plattfüßiger, ungekalteter kleiner Klotz mit einem Gesicht ohne Züge, ausgenommen eine gute, große Stirn, glattem, puritanischem, sandigem Haare, großen glimmernden Augen und einem Munde, der von einem Ohre zum andern reicht, so steht er da und liselt und summt und spricht die und belegt mehrere Minuten lang, bevor er in den Schwung seiner Rede hineinkommt; aber weiterhin kann nichts blenbender sein als seine ganze Ausföhrung. Was er sagt, ist dem Inhalte nach reiner Unföhn und Dummheit; aber es ist so wohl gesagt und fließend vorgetragen, es gibt eine solche endlose Kette von Epigrammen und Antithesen, ein solches Blitzen von Epitheten, eine solche Anhäufung von Bildern, und dabei ist die Stimme so trompetenhaft und der Vortrag so grotesk, daß man eine Nabel im Unterhause könnte fallen hören. Es ist ganz klar, daß er wenigstens die Haupttheile der Rede anwendig weiß, aber dafür lobt und preist ich ihn noch mehr. Durchweg war der Eindruck, den er auf mich machte, weit mehr als ich erwartet hatte, sodaß ich ganz ehrlich und aufrichtig sagen kann, er that mir sehr leid, als Beel ihn den Abend darauf bei lebendigem Leibe schund, und der Angschweiß seine gebräunten Wangen bei der erbarmungslosen Strafe hinabtroff.“ Wer wüßte nicht, daß sich die Engländer auf derartige Strohbriefe verstehen, obgleich sie glücklicherweise mehr und mehr in Abnahme kommen.

Wandern wir zu Thomas de Quincy. Wir stehen vor einem Manne, von dem es ungewiß, ob er mehr als Dilettant oder als literarischer Bohémien berühmt geworden. In die Klasse der letztern wirkt Althaus den Schriftsteller de Quincy. Es sei nämlich ein großer Irrthum, daß Bohémiens nur in Paris existiren sollten. Auch im fähleren England würden deren geboren und gebildet. Ihr Leben sei ein unedles Wandern, heute seien sie da, morgen aber schon wieder fort. Die Welt dieser Leute sei auf allen Stimmelslegenden von der Noth begrenzt und

unter allen Breitengraden der Hoffnung gelegen. Nun ja, denn sie frühstücken selten und essen fast nie zu Mittag, sie wohnen ziemlich überall, bald hier, bald dort, aber selten in einem eigenen Hause; wie Karl II. von England sagen sie nie etwas Dummes und thun nie etwas Kluges. Gewöhnlich betrachte man sie mit Mißtrauen, zugleich aber auch mit Interesse, sie gefallen uns, aber man fühle, daß man sich auf sie nicht verlassen könne; es sei durchaus nicht sicher, ob sie ihre Rechnungen bezahlen würden, und man wundere sich gar nicht darüber, wenn sie es unterließen. Dieser Ruhm ist allerdings nicht sehr fein, aber daß sie die Literatur um ihrer selbst willen treiben und weder ganz Dichter, noch Historiker, noch Metaphysiker, noch Essayisten, noch Romanschreiber, doch von all dem ein bisschen sind, das macht sie zu Allweltschmeicheln; nun und warum soll es in unsern civilisirten Verhältnissen nicht auch solche Käuze geben!

Mit Macaulay theilt Quincy dasselbe Todesjahr, denselben Todesmonat, sonst liegen beider Bahnen wol etwas weit auseinander. Zur Charakteristik der schriftstellerischen Bedeutung Quincey's möge dienen, was er selbst über den englischen Essayisten Charles Lamb ausspricht: „Es klingt paradox, aber es ist nicht so in der schlechten Bedeutung des Wortes, daß in jeder umfangreichen Literatur einige Autoren viel von dem Interesse, das sie umgibt, ihrer Nichtpopularität zu danken haben. Sie sind gut, eben weil sie mit dem gewöhnlichen Geschmacks nicht übereinstimmen. Sie interessieren uns, weil sie der Welt im großen und ganzen uninteressant sind. Sie ziehen an, weil sie zurückstoßen.... Wenn ein Buch den Leser ohne Eindruck verlassen hat, so ist das an und für sich ein neutrales Resultat, woraus man nur einen zweifelhaften Schluß ziehen kann. Aber selbst dies, selbst das bloße Nichteindrucken kann mitunter das Resultat positiver Kraft in einem Schriftsteller sein und von einer eigenthümlichen Originalität herrühren, wie sie sich selten in dem Spiegel des gewöhnlichen Verstandes reflectirt. Es gibt gewisse Eigenschaften, welche für die Welt und die Gedankenseelen unangenehm sind, aber doch in jeder Generation einen auserwählten Kreis finden, und die Eigenthümlichkeit, welche sie den wenigen empfiehlt, besteht in der Combination des persönlichen Charakters mit seinen Ansichten, indem beide sich gegenseitig erklären und fördern. In der neuern Zeit waren Männer dieser Art Montaigne, La Fontaine, Swift, Sterne, Hamann, Hippel und Jean Paul.“

Die beiden Cabinetstücke der „Socialen Bilder“ gehören den Militärkreisen an, es sind Lord Cochrane und Sir Henry Darnley. Die Biographie des letztern ist nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten das Herkuld der beiden Bände. Jener, der Cochrane, ein Seeheld, der schon in den Napoleonischen Kriegen durch seine Unerschrockenheit und Kühnheit hervorglänzte, aber es vor allen seinen Reibern und bei seiner Parteigängernatur in englischen Diensten lange Zeit zu nichts recht Geseheitem bringen konnte. Eine gefährliche Natur, die Natur eines Cochrane, nur gut da, wo es zu schiefen und zu zerstören, zu bombardiren und zu erobern gilt, heute dienbar dem eigenen Vaterlande, morgen aber, da doch eines Cochrane wegen nicht jahreins jahreins bombardirt und minirt werden kann, lustig nach Chile segelnd, dann in Brasilien und noch später in Griechenland als Admiral thätig; ein bedenklicher Nimbus, dieser Nimbus eines Cochrane, gemäht hier wie dort von verstämmelten Leichen, von Flüssen der Verwundeten und dem Weherufe der Zertretenen! Und es will wenig bedeuten, daß er die Schiffe stets führte in einem sogenannten Freiheitskampfe gegen die Unterdrücker. Es konnte auch umgekehrt sein, und der Schritt von einem Parteigänger gleich Cochrane bis zu einem menschenwürgenden Piraten, der Schritt dürfte unter Umständen sehr klein sein. Daß er kein Pirat wurde, daran hinderte vielleicht seine derbe, schlichte, einfache Natur; allein es bleibt dabei, daß wo er Gutes gethan, da hat er es mit Bomben und Granaten, mit Unterhaken und ExploSIONsschiffen gethan: seine Werke waren Werke der Zerstörung.

Was wir von Havelock hören, auch das ist bloß Blut Pulver, Blei; Havelock war bekanntlich der Unterdrücker des indischen Aufstandes im Jahre 1857. Aber wie hat dies der Verfasser erzählt! Mit einer solchen Wärme für seinen Helden, daß wir ohne Widerstand mit fortgerissen werden, daß wir gar nicht reflectiren, wie doch eigentlich Havelock's Heldenthaten, obgleich im Dienste des Vaterlandes gethan, vor dem höchsten moralischen Gerichtshofe sehr zusammenschrumpfen, ja daß, mag sich das stolze Albion noch so sehr mit seinen Civilisationszwecken in Asien brüsten, die Art der Unterdrückung des letzten indischen Aufstandes mit ihrer nur schlecht verschleierten Hier nach immer größerm Lächerlichkeit unendlich viele Züge von Vandalismus und Hunnenthum in sich trägt. Und darum wünschten wir, daß sich Havelock die Lorbern auf einem andern Schlachtfelde der Ehre als gerade auf dem indischen erworben hätte; er, der als armer Offizier immer zurückgesetzt es im höchsten Glanze seiner Heldenlaufbahn nicht weiter denn bis zum Obersten gebracht hatte und in jedem Augenblicke fürchten mußte, sich doch wieder andern nachgesetzt zu sehen. Aber wie gesagt, dies Bedenken, daß Havelock seine Kräfte eigentlich einer sehr inhumanen Sache gewidmet, kommt uns nicht bei der Lectüre, es kommt erst bei ruhigerem Nachdenken. Wenn wir ihn nach der Einnahme von Lucknow schnell dem Tode zuweilen sehen, so kommt uns eine Wehmuth, als hätten wir einen lieben Angehörigen zu betrauern, und wir schauen wol mit feuchtem Auge auf das schlichte H in der Rinde des Baumes, unter dem er nicht allzu fern seiner bedeutendsten Heldenlaufbahnstätte den ewigen Schlaf eines Gerechten schlafen mag; er, der erst 63 Jahre alt und kurz zuvor zum Generalmajor befördert, sowie zum Commandeur des Bathordens erhoben, am 24. November 1857 sein Leben in die Hände des höchsten Richters, dem er mit puritanischer Glaubensstrenge angehangen, zurückgab.

Emil Müller-Samswegen.

Biographisches.

1. Selbstbiographie von Gotthold Salomon. Leipzig, D. Wiganb. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Geschichte eines Ercommunicirten. Eine Selbstbiographie von Augustin Smetana. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von Alfred Meißner. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die beiden Männer, deren Selbstbiographien uns hier vorliegen, waren zwar von sehr verschiedener Abstammung, Rationalität und Confection, und ihr Schicksal und Ausgang nahm eine entgegengesetzte Richtung; in geistiger Beziehung jedoch und in ihrem Charakter hatten sie mehr Verwandtes, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Beide waren strebsame, unabhängige Geister, von reinen Sitten, von Unbulksamkeit fern, gläubende Freunde der Wahrheit, für das Wohl ihres Volks begeistert, beide begrüßten das Jahr 1848 mit Freude. Aber wenn die unmittelbaren Folgen dieses Jahres den durch Kämpfe und Verfolgungen aufgeriebenen Körper des einen in ein frühes Grab brachte, entschlief der andere, durch seine Stellung gesichert, im hohen und geehrten Greisenalter in der Mitte der Seinigen. Gemeinsam war wieder beiden die Theilnahme, welche ihr Ende weit über den Kreis ihres Volks und ihrer Heimat hervorrief.

Gotthold Salomon, fast 40 Jahre lang Prediger an dem neuen israelitischen Tempel in Hamburg, schrieb seine Biographie zunächst nur für seine Kinder und Enkel, es diesen überlassend, ob sie dieselbe nach seinem Tode vor die Öffentlichkeit bringen wollten. Dieser nächste Zweck mag es rechtfertigen, wenn der Verfasser mit besonderm Wohlgefallen bei den Erfolgen verweilt, die er durch seine natürlichen Anlagen und durch seinen Fleiß erringt, bei den Siegen, die er in seinen literarischen Kämpfen über Feinde des Judenthums gewinnt, bei der oft wiederholten Anerkennung seines Wirkens als Kanzelredner und Lehrer seiner Gemeinde.

Er war am 1. November 1784 in Sandersleben, einem

kleinen Marktflecken in Anhalt-Deßau, geboren. Der Beifall der Lehrer, den sich der fähige Knabe bei seinen hebräischen Studien erwarb, ließ ihn sehr früh den Entschluß fassen, sich dem gelehrten Fache zu widmen, d. h. ein Rabbiner zu werden, und diesen Entschluß führte er unter vielfach drückenden äußern Verhältnissen männlich und ehrenvoll aus. Durch angelegten Fleiß machte er sich nicht nur die den Rabbinern gewöhnlichen Kenntnisse zu eigen, seine Forschungen erstreckten sich über das gesammte Feld des für einen Rabbinen und Prediger notwendigen Wissens, und seine Schriften sowie seine Opposition gegen das starre, einseitige Judenthum bewirkten nach längerer Thätigkeit als Lehrer im Jahre 1818 seine Berufung als Prediger bei dem „neuen israelitischen Tempelverein in Hamburg“. Hier war der neue Tempelbau durch eine Spaltung unter den Israeliten zu Stande gekommen, über deren eigentliches Wesen wir kein Urtheil abzugeben wagen, über welche aber der jenen durch seine Geburt nahestehende Heinrich Heine in seiner Weise sagt:

Die Juden Hamburgs theilen sich in
In zwei verschiedene Parteien,
Die Alten gehn in die Synagoge,
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuerer essen Schweinefleisch,
Zeigen sich widersezig,
Sind Demokraten, die Alten sind
Vielmehr aristokrätzig.

Heinrich Heine mag recht oder unrecht haben, die Berufung Salomon's zeugt jedenfalls von der Freikannigkeit seiner Denkungsweise. Seine Thätigkeit als Prediger und als Schriftsteller war eine sehr umfassende, sein Ansehen, wie das jeder Hamburger weiß, auch außerhalb seiner Gemeinde groß, seine Ansichten so liberal, daß seine Amtshandlungen wiederholt von unparthisch gekannten Collegen als gesetzwidrig bezeichnet wurden. In den Jahren 1848 und 1849 nahm er an den politischen Bewegungen theil, doch nicht insoweit, daß die folgenden Jahre seine Stellung irgend gefährden konnten. Nachdem er sich 1857 von seinem Amte zurückgezogen hatte, starb er am 17. November 1862, umgeben von seinen Kindern und Enkeln. Christliche und jüdische Blätter in und außerhalb Hamburg widmen ihm einen ehrenvollen und wohlverdienten Nachruf.

Wie so ganz anders war das Schicksal des Gesehen Augustin Smetana, geboren zu Prag am 15. Juni 1814 und Sohn des Kirchenbauers an der St.-Geinrichskirche daselbst! Hier eröffnet sich unserm Blick der innere Entwicklungsengang eines edeln, furchtlosen, zur Heuchelei gänzlich unfähigen Forschers, dessen Studien ihn zu einer Ueberzeugung führten, die ihn aus einer behaglichen, sorgenfreien Stellung in ein mit männlichem Muth getragenes Glend brachte. Auch er entschloß sich früh, ein Diener der Kirche zu werden, in der er erzogen war. Der die österreichischen Gymnasien kennt, wie sie wenigstens noch vor wenigen Jahrzehnten waren, der wird es begreiflich finden, daß der sechzehnjährige Jüngling, als er 1830 das Gymnasium absolvirte, die Protestanten als böse Menschen haßte und fürchtete, und die Juden haßte und verachtete, daß er nicht begreifen konnte, wie die Protestanten so verhärtet und die Juden so widerspenstig sein konnten und daß nie der geringste Zweifel an der Wahrheit der katholischen Religion in ihm aufstieg. Er wurde in das Kloster des Kreuzordens mit dem rothen Sterne aufgenommen, und wenn auch im Verlaufe seiner philosophischen Studien einige Zweifel über die Richtigkeit gewisser katholischer Dogmen in ihm aufstiegen, so wurden diese doch insoweit gehoben, daß er mit Ruhe und Resignation das Gelübde ablegte und zum Priester geweiht wurde.

Aber die Zweifel mehrten sich. Noch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ein philosophisches Lehramt, zu dem er sich mit Recht für befähigt hielt, ihn in keine Collision bringen werde, und daß nach dem Aussprüche Baco's von Verulam:

„Die Philosophie gekostet, fährt von Gott ab, gründlich Andirt fährt sie wieder zu Gott zurück“, ein eifriges Studium der Philosophie jedem Zweifel ein Ende machen werde. Indes hatte er sich, wie dies bei seinem Charakter sehr erklärlich war, viele warme Freunde, aber auch die bittere Abneigung mancher seiner Obern zugezogen. Er verstand weder zu hemseln noch zu schmeicheln. Die Behandlung, welcher die jüngern Insassen des Klosters häufig von seinen Vorgesetzten angesetzt waren, empörte ihn. Wiederholt wurde er seinen philosophischen Studien entzissen und als Kaplan in entfernte Orte gesandt. Was er uns dort von dem Leben der Geistlichen und von dem Unterricht der Jugend erzählt, ist freilich nicht neu, liefert aber weitere Beiträge zur Culturgeschichte unsers Jahrhunderts. Endlich konnte er nach dem Tode des ihm hauptsächlich feindseligen Vorgesetzten nach Prag zurückkehren, promoviren und eine philosophische Lehrstühle annehmen. Seine Vertheiligung bei den Vorgängen des Jahres 1848 war zwar nicht der Art, daß sie in einem protestantischen Lande der akademischen Thätigkeit ein Ziel gesetzt hätte, aber in Prag führte sie zum offenen Bruche. Smetana erklärte, nachdem er, vom Lehrfache ausgeschlossen, Redacteur geworden war, öffentlich seinen Austritt als Priester und Mitglied des ritterlichen Kreuzherrnordens „zufolge seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffs“.

Diese Erklärung erregte ungeheures Aufsehen. Man versuchte zwar schonend gegen ihn, weit schonender als gegenwärtig die hohe Geistlichkeit in Oberitalien gegen heterodoxe Priester verfährt. Als er aber die Rückkehr kaudhaft verweigerte, wurde der Kirchenbau über den Abtrünnigen ausgesprochen, ein Vorgang, dessen Eindruck auf die Bevölkerung Prags die Geistlichkeit belehren konnte, daß das Mittelalter vorüber ist. Eine Reihe von Verfolgungen und Kränkungen verbittern ihm die letzten Jahre seines Lebens, eine unheilbare Krankheit, die in den Augen seiner frühern Ordensbrüder nur die natürliche Strafe seines Abfalls war, führte ihn rasch seinem Ende zu. Am 30. Januar 1861 verschied er, noch in seinen letzten Stunden die ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Bekehrungsversuche abweisend.

Wir haben in dieser künftigen Skizze das Leben dieses unglücklichen Apostaten, natürlich nicht seine innere Lebensgeschichte wiedergeben können, und diese ist es, welche dem Buche das eigentliche Interesse verleiht. Wenn Alfred Meißner in seinem Vorworte sagt, daß ihm diese anspruchsvollen Blätter in ihrer Fassung zuweilen die Wirkung des besten Romans zu überbieten scheinen, so unterschreiben wir dies Urtheil mit voller Ueberzeugung. Die Geschichte des einsamen Märtyrers, welcher durchbrungen von seinen Pflichten gegen Gott und Menschen und von der Wahrheit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, sich weigerte zu lehren, was er nicht für wahr halten konnte und zu jedem Opfer bereit war, hat etwas Ergreifendes, wie es Lebensbeschreibungen von Tausenden berühmter Männer nicht bieten.

87.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Alte und neue Geschichten aus Baiern von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Kleine Geschichten aus der großen Welt von W. von R. Dresden, Reinhold und Söhne. 1862. 8. 18 Ngr.
3. Alte Jungfern. Stille Geschichten von Marie von Rosowska. Bromberg, Rosowski. 1862. 12. 24 Ngr.

Der Verfasser von Nr. 1: „Alte und neue Geschichten aus Baiern“, H. Schmid, bietet uns hier in einem 27 Bogen umfassenden Bande sieben Erzählungen dar, deren einer, „Unverhofft“, wir bereits früher in den „Hausblättern“ von Gaaländer begegnet sind. Diese Erzählungen sind von verschiedener Ausdehnung und verschiedenem Werth. Einige derselben sind mehr skizzenartig gehalten, während die andern weiter ausgepouen sind. Alle haben sie zum Hintergrunde das bairische Volksleben, bei dessen Schilderung der Verfasser mit

Liebe und Eud verweilt und darum denselben auch eine gewisse wohlthunende Wärme einhaucht. Namentlich ist die Erzählung „Eigner Herd“ ein gutes treuherziges Stück bairischen Volkslebens, das sich da in einem kleinen netten Rahmen vor uns abspiegelt. Wer tiefe Konflikte, großartige Leidenschaften, dramatische Charaktere sucht, der wird diese Erzählungen wol vergeblich durchblättern; dazu sind sie übrigens auch nicht bestimmt; theilweise sind dem vortgeschichtlichen Genre auch Sagen des bairischen Landes zugesellt, und theilweise schweift die Erzählung aus den engen Marken des heimischen Dorfs hinaus in die Welt, in den Krieg, auf die Schlachtfelder oder auch in den kleinen Kampf auf den Bretern, welche die Welt bedeuten. In der „Habenbäuerin“ treffen wir jedoch den Verfasser auf einem Pfade, auf dem wir ihm lieber nicht begegnet wären. Sichtbar dahin strebend, die Erzählung spannender und pikanter zu machen, läßt der Verfasser sich zur Anwendung von Motiven hinreißen, um daraus die Handlungen seiner Personen zu erklären, die viel eher in einen Dumas'schen Roman als in die einfachen Grenzen einer deutschen Dorfgeschichte gehören. Diese geheimnißvollen Thüren im Wohnhause der Habenbäuerin, dieses Anbringen von Klinken an den Treppen, die in den Stuben anzeigen sollen, daß jemand auf der Treppe geht, dieser eigenenthümliche romantische Aufzug des Charakters der Habenbäuerin selbst, sowie ihr nächtliches Treiben und das ihrer Gesellen: alles das schmeckt sehr stark nach fremdländischer Effecthascherei, und die Dorfgeschichte fällt vollends aus ihrer Rolle, wenn der Knecht die Bäuerin anredet: „Du bist nicht guten Humors.“ Dagegen bietet die letzte Novelle, „Das Mohrenfranzel“, abgesehen auch hier von einigen jedoch nicht gell hervortretenden romantischen Zuthaten, in der Schilderung der eigenthümlichen Verhältnisse der Schiffergilde, in ihren rein persönlichen Beziehungen, namentlich in der Darstellung und Entwicklung des Charakters und der Liebe zwischen Hannry und dem Mohrenfranzel eine Fülle psychologischer Beobachtungen dar, die nicht verfehlen, in ihrer natürlichen Einfachheit und Geradheit auf das Herz des Lesers zu wirken und es mit jenem wohlthunenden warmen Gefühle zu erfüllen, das stets nur die Wirkung einer echten poetischen Darstellung ist.

Der Verfasser von Nr. 2, W. von R., theilt uns sieben „Kleine Geschichten aus der großen Welt“ mit, welche folgende Ueberschriften führen: „Eine langweilige Geschichte“, „Ein Gespräch auf der Eisenbahn“, „Die Diplomatie im alltäglichen Leben“, „Eine literarische Theegesellschaft“, „Der Schneidbergesell“, „Zwei Freundinnen“ und „Mehr Wahrheit als Dichtung“. Der Verfasser oder wol richtiger die Verfasserin tritt uns mit großer Bescheidenheit entgegen; sie meint, es würde in Deutschland so vieles gedruckt, was weder die Sprache noch auch die Literatur um einen Schritt vorwärts brächte, darum könne man ja wol auch vorliegende Sammlung dulden, die ja nur ein einzelner Tropfen in der Ueberschwemmung sein solle. Nehmen wir darum die Sache so wie es die Verfasserin meint. Sie bietet uns in den Erzählungen einige niedliche Bäume aus dem Gesellschaftsleben, die wir mit Interesse durchblättern; hier und da erhebt sich die Darstellung zu einem leichten Humor, aber die ganze Anlage kommt nicht weit über das skizzenartige Fragment hinaus; die Farben spielen oft grau in grau, in leichter verschwimmender Farbbegebung, die mit den Darstellungen menschlicher Leiden und Empfindungen spielt, wie die Verfasserin mit den glänzenden Zierathen ihres Nipptisches. Insbesondere ist die letzte Erzählung in Form und Inhalt theils sehr oberflächlich, theils gar zu tendenziös.

Die Schrift „Alte Jungfrauen“, von Marie von Rosowska (Nr. 3) enthält vier Erzählungen: „Ein Mädchenherz“, „Nur eine Puzmacherin“, „Henriette“ und „Eine Todte“. Einzelne Bäume dieser Erzählungen sind nicht ohne Wärme, so namentlich in der Erzählung „Ein Mädchenherz“, welche die Geschichte einer Sängerin behandelt, deren Charakter aber so capriciös und

unbegreiflich erscheint, daß man sich wiederholt die Frage vorlegen muß, warum kommt das so? Mußte das nicht nach den ewigen Gesetzen des Lebens und der Poesie sich anders machen? Und da man sich stets diese Frage bejahen muß, so will keine rechte Freude an diesen Charakteren festhalten, die alle mehr oder weniger krankhaft gereizte, empfindsame Gestalten sind und wie Schatten in der wirklichen frischen Lebensluft umherwandeln. Die Erzählung „Gharitte“ handelt von einer Näherin, welche, durch ein Theater veranlaßt, Schriftstellerin wird; wir möchten an dem Erfolge solcher Wandlungen einige bescheidene Zweifel erheben, doch wollen wir mit der Verfasserin darüber nicht weiter rechten, da dieselbe hierin vielleicht kompetenter ist als wir. Ueberhaupt werden sich diese Erzählungen, in denen rein weibliche Beobachtungen und Lebenserfahrungen verarbeitet sind, mehr dem weiblichen als dem männlichen Geschlecht zur Lectüre empfehlen lassen. 23.

Notizen.

Populäre kritische Blätter.

Von mehreren seit längerer oder kürzerer Zeit entstandenen kritischen Blättern, die durch ihre Haltung und ihren wohlfeilen Preis auf populäre Wirkung berechnet sind, liegt uns eine Reihe von Nummern vor, von den von W. Levysohn in Grünberg herausgegebenen und von Dr. F. W. Levysohn redigirten „Kritischen Blättern“ sogar ein ganzer Jahrgang, der von 1862 und die sieben ersten Nummern des neuesten. Für den Abonnementspreis von nur 5 Sgr. vierteljährlich bringt das alle 14 Tage erscheinende Blatt eine Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen und kurzgefaßte Recensionen, unter denen besonders die mit 15 unterzeichneten (soviel wir wissen verbirgt sich darunter ein Sohn des Eigentümers) mit Geist und Verstand geschrieben sind und ein nicht gewöhnliches Talent für präcise Fassung und Zusammendrängung des Urtheils verrathen. Besonders anerkennenswerth, aber bei einem für populäre Zwecke bestimmten Blatte unerlässlich und nothwendig ist die Unabhängigkeit, in der sich die betreffenden Recensenten von allen literarischen Cliquen einflüssen zu halten wissen. Die Rubrik „Schöne Wissenschaften und Künste“ waltet begreiflicherweise vor; doch werden auch Biographien und Reiseberichte, theologische, pädagogische, mitunter auch medicinische und landwirthschaftliche Schriften, namentlich aber auch die politische Tagesliteratur besprochen. — Haben es diese „Kritischen Blätter“ bereits zu einem dritten Jahrgang gebracht, so ist ein anderes populäres kritisches Blatt, welches in München bei Theißing erscheint, von F. Hülsamp und F. Kump redigirt wird und sich „Literarischer Wegweiser“ zunächst für das katholische Deutschland“ nennt, mit Anfang dieses Jahres in seinem zweiten Jahrgang getreten. Es bringt ein Novitätenverzeichnis, sodann „Uebersichten“, weiter eigentliche Referate aus allen Fächern, eine reiche Auswahl von Notizen, eine Angabe des Inhalts von Zeitschriften, Schriften gelehrter Gesellschaften u. s. w. Vergessen darf man dabei freilich nicht, daß das Blatt „zunächst“ für das katholische Deutschland bestimmt ist; doch wird es, von dieser confessionellen Färbung abgesehen, wegen seines reichen Inhalts auch den Literaturfreunden unter den Protestanten gute Dienste leisten. — Das seit kurzem erscheinende, von Ludwig Seeger redigirte „Stuttgarter literarische Wochenblatt“ ist eine Gratisbeilage zu dem illustrierten Witzblatt „Eulenspiegel“ (Stuttgart, Ebner), beschränkt sich aber nicht auf Bücheranzeigen, sondern bringt auch Notizen bunten Inhalts und allgemeine Aufsätze populären Charakters, in den letzten Nummern z. B. einen Aufsatz „Zur Culturgeschichte der deutschen Menschen in Amerika“ von einem schon seit mehreren Jahren im Staate Missouri angesiedelten Deutschen aus Offen, der den Lesern deutsch-amerikanischer Blätter, namentlich des Westens, unter dem Namen Jar West bekannt ist. Was er über den unter den Deutschen hervortretenden Mangel an landmannschaftlichem Gefühl sagt, berührt, wie die Redaction bemerkt, nicht bloß die Deutschen jenseit des gro-

ßen Wassers. „sondern wird wol auch in unsern Kreisen zwar als bittere, aber nun einmal unbestreitbare Wahrheit, als ledige Thatsache der Erfahrung anerkannt werden, die jeder, der im Auslande mit Landvolken zusammengelebt hat oder zusammengetroffen ist, schon hat machen müssen“. Unter den Notizen in Nr. 5 fanden wir folgendes herbe Urtheil eines „bekannten“ deutschen Dichters über die neueste Lyrik: „Für mich ist unsere lyrische Poesie überwiegend eine Krankheit. Ich kann nicht leugnen, daß ich auch zuweilen an ihr gelitten. ... Lyrisches hat mit vorkommenden aber sehr seltenen Ausnahmen Werth und berechtigt zur Öffentlichkeit nur als biographisches Document eines bedeutenden Lebenslaufs, als Illustration anderweitiger wirklicher poetischer Leistungen.“ Das ist im gewissen Sinne richtig, wie es auch richtig ist, daß in Deutschland viel zu viel Lyrik und zwar von Unberufenen producirt wird; aber wo soll, bei der bloßen Verstandesmäßigkeit der deutschen wissenschaftlichen Forschung, das deutsche Gemüth sich noch fortpflanzen, wenn nicht in der Poesie und namentlich der Lyrik? Wer aber was gewährt und in der Gönne des 17. Jahrhunderts Trost, wenn es nicht unsere Lyriker Paul Flemming, F. Speer, Simon Dach, Paul Gerhard u. s. w. sind? Und gegenüber dem prosaischen Materialismus unserer Zeit kann man vielleicht dreißig behaupten, daß es unter unsern Dichtern manche gibt, die immer noch zu gut, und wenige, die zu schlecht für unsere Zeit dichten.

Ein Dritte über die literarische Bedeutung Heinrich Heine's.

Das „Cornhill Magazine“ enthielt in seiner Augustheftung einen Aufsatz über Heinrich Heine von Mathew Arnold, worin Heine sehr hoch gestellt und unter anderem gesagt wird, daß die von Goethe in die deutsche Literatur gebrachte Hauptströmung, die man von den Rekenströmungen wohl unterscheiden müsse, hauptsächlich sich in Heinrich Heine fortgepflanzt habe. Goethe habe sich selbst einmal einen Befreier der Deutschen und besonders der deutschen Dichter genannt, und in der That seien seine Individuen so den allzuynigen Zuständen Europas entzogen, so „thoroughly modern“, wie diejenigen, welche Goethe's Einfluß aufs tiefste gefühlt hätten. Auch Heine habe einen ähnlichen Krieg geführt, einen Krieg auf Tod und Leben mit den modernen Philistern; ein Wort, nebenbei gesagt, welches dem Verfasser den damit gemeinten Gegenstand viel treffender zu bezeichnen scheint als das französische epicien. Wenn ein französischer Kritiker gesagt habe, fährt der Verfasser fort, daß Heine unter Trommelschlag nur die Ideen von 1789 in Deutschland ausgerufen habe, so sei dies eine zu französische Ansicht; Deutschland, diese „vast mine of ideas“, habe keine Zufuhr von Ideen aus dem Auslande nöthig, und wenn Heine nichts zu thun beabsichtigt hätte, als Ideen aus Frankreich nach Deutschland zu verpflanzen, so würde dies nur geheißen haben, Kohlen nach Newcastle zu tragen. Heine's Bedeutung sei, daß er eine Verbindung zwischen dem französischen Geist einerseits und deutschen Ideen und deutscher Bildung andererseits angestrebt und dadurch eine neue Periode eröffnet habe. In England hätten zwei Mitglieder der aristokratischen Klasse den Versuch gemacht, den eigentlich modernen Geist in der englischen Literatur und Gesellschaft zur Geltung zu bringen: Byron und Shelley; aber was sie geschaffen, sei ein Fehlschlag im Vergleich zu dem literarischen Schöpfungswerke Shakespeare's und Emerson's, Goethe's und Heine's. Sie bezeichneten zwar die große Erndung der modernen Literatur; aber einige andere, die man als die „minor currents“ betrachten könne, Wordsworth, Scott und Keats hätten bei weitem solidere, in sich fertigere Schöpfungen hinterlassen als Byron und Shelley. Dann geht der Verfasser wieder zu Heine über, spricht von seiner poetischen Form, der „incomparable“ findet, von seinen Balladen, welche größere Rapidität und Anmuth hätten als irgendeine englische, von der in seinen Dichtungen wahrnehmbaren, für ihn charakteristischen Verschmelzung französischer Klacht und Modernität mit deutscher Empfindung und deutscher Fülle, und er bemerkt

dann, Heine sei zwar ein „brillant soldier in the war of liberation of humanity“ und als solcher sei Goethe's Tode die unvergleichlich bedeutendste Gestalt in der europäischen Literatur; aber doch habe er einen gebrandmarkten Namen hinterlassen, und das habe bei seinen schreienden Fehlern, seiner masslosen Reizbarkeit, seiner Gewissenlosigkeit, wenn es seine Leidenschaft zu befriedigen galt, seinen unbegreiflichen Angriffen auf seine Feinde und seinen noch unbegreiflicheren auf seine Freunde, seinem Mangel an Edelmut, seiner sinnlichen Natur, seiner unablässigen Spottsucht nicht anders sein können. Byron sei nur durch seinen Genius, sein inneres Feuer und seine ihm angeborene Kraft groß gewesen; aber er sei nicht mit den intellectuellen Erfordernissen eines modernen Dichters höchster Ordnung ausgerüstet, er sei, abgesehen von seinem Genius, ein gewöhnlicher britischer Edelmann des 19. Jahrhunderts gewesen, mit wenig Bildung und ohne Ideen. Heine habe über die ganze Bildung Deutschlands verfaßt; in seinem Kopfe seien alle Ideen des modernen Europa in Bewegung gewesen. Und was habe man von Heine? einen Halbserfolg wegen Mangels an stillichem Gleichgewicht, an Adel der Seele und des Charakters. Leider müssen wir sagen, daß die Zeit, in welcher Heine lebte, dichtet, und spätelte, sich von der Zeit, in welcher Goethe sich entwickelte und groß wurde, in dieser Hinsicht ebenso sehr unterscheidet, als sich der Dichter des „Romancero“ von dem Dichter der „Iphigenie“, des „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w. unterscheidet. Und doch fehlt es uns in diesen Tagen an einem Heine, einem von seinen vielen Schladern gereinigten Heine, der die Philisterei auch unserer Zeit mit dem Sprühfeuer desselben Geistes und Wises beleuchtete. J. M.

Bibliographie.

- Wiermann, G., Geschichte des Herzogthums Teschen. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 2 Thlr.
- Bornhak, G., Geschichte der Franken unter den Merowingern. 1ster Theil: Von den ältesten Zeiten bis auf Chlothar's I. Tod. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Freimann, G., 1813. Ein Gedicht in 17 Gefängen. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.
- Haideblumen. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 12 1/2 Ngr.
- Heuser: Schweizer, Meta, Gedichte. Mit einem Vorwort von A. Knapp. Der „Lieder einer Verborgenen“ 2te, vermehrte Auflage. Leipzig, Golpe. 8. 24 Ngr.
- Höcker, G., Dunkles Spiel. Eine Geschichte aus der großen und kleinen Welt. Drei Bände. Dresden, Runge. 8. 3 Thlr.
- Hunsold, B., Wache Träume. Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Jannbrud. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.
- Huxley, T. H., Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Drei Abhandlungen: Ueber die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen. Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächst-niederen Thieren. Ueber einige fossile menschliche Ueberreste. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Allein berechnete deutsche Ausgabe. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.
- Karup, W. J., Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark vom Beginn bis zur Gegenwart. Aus dem Dänischen übersetzt. Münster, Aschenborn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Leonhardt, G., Ritter Johannes Euler von Weined. Lebensbild eines Kriegers aus dem 17. Jahrhundert. Bern, Fieberger. Gr. 16. 12 Ngr.
- Lorenz, Amüant-schauerliches und schauerlich-amüantes Liebesabenteuer eines russischen Offiziers an den Gestaden des asowschen Meeres oder Nino Rusalka. Wien, Gotschek. 1864. 8. 8 Ngr.

Maxarster, Der schwarze Roland und seine Tochter. Ein Gedicht. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 16. 15 Ngr.

Putzig, G. zu, Der Brockenstrauß. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 10 Ngr.

Renouard, C., Geschichte des Krieges in Hannover, Gessen und Westfalen von 1757 bis 1763. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalen und andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet. 1ter Band. 1te Hälfte. Cassel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roth, P., Feudalität und Unterthanverband. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Schönberg, G. F. J. v., Kinder der Laune. 1ter Band. Leipzig, Lappo. 16. 25 Ngr.

Schirreff, C., Die intellectuelle Erziehung und ihr Einfluß auf Charakter und Glück der Frauen. Nach der 2ten Auflage des englischen Originals von A. von Meisch. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Simrod, K., Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ulrichs, L., Stupas Leben und Werke. Mit 1 lithographirten Tafel. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Walter, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Thlr.

Winterfeld, A. v., Das Käthchen aus der Kirchgasse. Hamoreste. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.

Wirth, G., Jean Paul Friedrich Richter als Pädagoge, nebst einer Auswahl pädagogischer Kernstellen aus Jean Paul's Werken. Lehrern und Erziehern dargeboten. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Wislicenus, G. A., Die Bibel. Für denkende Leser betrachtet. 1tes Heft. Leipzig, Reil. Ter.-8. 7 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmaier, M., Frohschammer und die katholische Wissenschaft. Passau. Gr. 8. 4 Ngr.

Edardt, L., Für Schleswig-Holstein und zur deutschen Lage. Öffentlicher Vortrag in der Volksversammlung vom 13. Juni 1863 zu Mannheim. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Essellen, M. F., Ueber den Ort der Varusschlacht. Eine Zusammenstellung der wesentlicheren Gründe für die Annahme des Schlachtfeldes im südlichen Theile des Kreises Bedum. Mit 1 Karte. Hamm, Grote. 4. 6 Ngr.

Hermanns-Denkmal. Dem Cherusker-Fürsten Hermann, dem Befreier Deutschlands errichtet vom deutschen Volke. Hannover. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Köhn von Jaszi, W., Die Schlacht von Groß-Beerem am 23. August 1813. Zur 50jährigen Jubelfeier. Mit 1 Schlacht-Plan. Berlin, F. Schulze. 8. 6 Ngr.

— — Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. Zur 50jährigen Jubelfeier. Berlin, F. Schulze. 8. 3 Ngr.

Luther, C., Wie können Preussen und andere deutsche Staaten zur See mächtig werden? Ein rhapsodischer Beitrag zur preussischen resp. deutschen Flottenfrage. Dessau, Baumgarten u. Comp. Lex.-8. 7 1/2 Ngr.

Die nationalen Parteien Deutschlands. Vom Verfasser der „Vereinigten Staaten von Deutschland“. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schilling, G., Die verschiedenen Grundansichten über das Wesen des Geistes. Akademische Festrede zur Feier des hohen Geburtsfestes Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Ludwig's III. am 9. Juni 1863 gehalten. Gießen. Gr. 4. 6 Ngr.

Woldemar, G., Die Seeschulen Norddeutschlands. St. Petersburg. 1862. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Zur Erinnerung an das 50jährige Jubelfest des Aufrufs Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz vom 30. März 1813. Neu-Strelitz, Barnow. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

- Bibliographie, Literatur- und Sprachwissenschaft.**
Ebert (F. A.). Allgemeines bibliographisches Lexikon. 2 Bände. 4. 1821—27. Druckpapier (20 Thlr.) 4 Thlr. Schreibpapier (26 Thlr. 20 Ngr.) 5 Thlr.
(Eichenburg, J. J.) Manuel de littérature ancienne. Ouvrage traduit de l'allemand par H. Jouffroy. 8. 1842. (3 Thlr.) 20 Ngr.
Gabelentz (G. G. von der). Grammatik der Dajak-Sprache. (24 Ngr.) 8 Ngr.
 — Grammatik der Dafota-Sprache. (24 Ngr.) 8 Ngr.
 — Grammatik der Kiriri-Sprache. (24 Ngr.) 8 Ngr.
Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet von C. A. Geissler. Dritte Auflage. 8. 1845. (3 Thlr.) 20 Ngr.
Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch etc. von C. A. Geissler. Dritte Auflage. 8. 1850. (1 Thlr.) 8 Ngr.
Heinfuss (W.). Allgemeines deutsches Bücherlexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß der von 1828 bis zu Ende 1856 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den angrenzenden mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. 1. bis 5. Band. 4. 1836—58. (56 Thlr. 20 Ngr.) 25 Thlr.
 — 1. Band (Die Literatur von 1828—34.) 5 Thlr. 10 Ngr.
 — 2. Band (Die Literatur von 1835—41.) 5 Thlr. 10 Ngr.
 — 3. Band (Die Literatur von 1842—46.) 5 Thlr. 10 Ngr.
 — 4. Band (Die Literatur von 1847—51.) 6 Thlr. 20 Ngr.
 — 5. Band (Die Literatur von 1852—56.) 12 Thlr.
Falsch. Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder auferuropäischer Völkerschaften. 8. 1840. (3 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr.
Zacher (J.). Das gothische Alphabet Vulflas und das Runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Schrifttafel. 8. 1855. (1 Thlr. 10 Ngr.) 20 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniß im Preise ermässiger Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

C. A. Fleischmann's Verlag (August Rohsolt) in München.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkwürdigkeiten aus dem Leben

von Jean Paul Friedrich Richter.

Zur Frier seines hundertjährigen Geburtstages

herausgegeben von

Ernst Förster.

Vierter Band. Buch der Gedanken.

Brochirt Preis 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 fl.

In der Fr. Harter'schen Buchhandlung in Schaffhausen
erschienen soeben:

Gedächtnisse aus meinem Leben.

Von

Wilhelm Chzy.

Erstes Buch:

Helmina und ihre Söhne.

Zwei Bände.

fl. 4. — Thlr. 2. 12. — 2. 8. 20.

Diese erste Abtheilung erzählt in anmuthiger Weise die wechselvollen Lebensschicksale der bekannten Dichterin Helmina von Chzy. Bruchstücke daraus, die vor einigen Jahren im „Morgenblatt“ abgedruckt waren, wurden mit jener Theilnahme gelesen und von allen Seiten ergingen Aufforderungen an den Verfasser, sie zu einem Ganzen zu verarbeiten, denen er nun mit diesen Bänden nachkommt.

Clarinetten.

Von

August Lewald.

Drei Bände.

fl. 5. 36. — Thlr. 3. 7 1/2.

Dieses mit reichem Detail verfehene Spiegelbild moderner Zustände, in welchem mit dramatischer Lebendigkeit Typen der Gesellschaft sich bewegen, sich bekämpfen und bekriegen, wird mit dem lebhaftesten Interesse gelesen werden.

Preisermäßigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung

für die Jugend.

8 Jahrgänge. 4. 1846—53.

(16 Thlr.) Ermäßigter Preis 6 Thlr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Tag und Nacht in London.

Eine Wanderung

durch die Weltstadt

von

Julius Rodenberg.

Vierte, neu durchgesehene Auflage.

Eleg. gebunden in Duntdruck-Garton. Preis 1 Thlr.

Vier Auflagen binnen Jahresfrist! — Dieser außer gewöhnliche Erfolg ist wol die beste Empfehlung für dies interessante Buch. Der auch jenseit des Kanals mit Recht geschätzte Autor gibt damit einen ebenso nützlichen und interessanten Führer für die Besucher Londons, als eine poetische, farbenreiche und unterhaltende Schilderung des großartigen Lebens und Trebens der Weltstadt.

Verlag von Oswald Seebohm in Berlin.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 36. —

3. September 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Reiseliteratur über Afrika. — Novellen und Erzählungen. Von Sakas Gaus. — Geologische Studien. Von Heinrich Strabmann. — Die Schauspielerinnen Rachel. — Aus der alten Geschichte. Von Thaddäus Zan. — Notizen. (Goethe von einem Franzosen des Plagiats beschuldigt; Gedicht auf König Ludwig von Baiern; Eine Schrift zum Nachdenken über sich selbst.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Reiseliteratur über Afrika.

1. Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Von Max Hirsch. Mit drei Ansichten und einer Karte. Berlin, M. Hirsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Nach Marokko. Reise- und Kriegsmemoiren. Von August von Baeumgen. Mit einer Zeichnung der Stadt Tetuan und dem Bildnisse des Generals Prim. Berlin, Springer. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Westafrika geographisch und historisch geschildert von J. Leigh-ton Wilson. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Leipzig, Fock. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Paul du Chaillu's Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. Berlin, Haffelberg. 1862. Gr. 16. 8 Ngr.
5. Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57. Von Laszlaus Magyar. Aus dem Ungarischen von J. Hunfalvy. Erster Band. Mit einer Landkarte und acht Lithographien. Pesth, Kauffer und Stolp. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.
6. Erinnerungen aus Aegypten von Isfordink-Rosini. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Ueber die Entdeckungsreisen im mittlern Afrika von Rungo Park bis auf Dr. Vogel. Ein Vortrag, gehalten an mehreren Orten von Rudolf Nagel. Mit zwei Karten. Remscheid, Krumm. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

„Zahlreiche Reisebeschreibungen werden alljährlich veröffentlicht; aber ein Geograph muß auch viel Bücher haben, gute und schlechte; denn auch in den schlechten findet sich manche brauchbare Notiz.“ So sprach der große, sich gerade damals vorzugsweise mit Studien über Afrika beschäftigende, verehrungswürdige Geograph Karl Ritter zu mir, als ich ihm in Berlin einen Besuch abstattete und beim Anblick seiner großen Bibliothek in Worte der Verwunderung ausbrach. Die Wände dreier Zimmer waren vier- und fünffach mit Büchern besetzt, und wohin man sich wendete, stieß man auf Folianten, Quartanten, Octav- und Duodezgebände, unter denen der weltberühmte Gelehrte von morgens bis in die späte Nacht verweilte, denn die Bibliothek war auch seine Arbeitsstätte.

An die oben angeführten Worte des großen Gelehrten und edeln Mannes wurden wir erinnert, als wir die 1863. 26.

uns vorliegenden Schriften über Afrika zur Prüfung und Berichterstattung erhielten. Sie lassen sich eben nicht in gute und schlechte Bücher klassifizieren, wol aber in skizzenhaft schildernde und in ausführliche Detailbeschreibungen. Die erstern sind von solchen Touristen verfaßt, welche die Länder nur durchkreuzten, ohne sich längere Zeit darin aufzuhalten, während die ausführlichen Werke von Männern geschrieben wurden, die, wie Magyar und Wilson, viele Jahre in Afrika lebten, mit zahlreichen Stämmen dieses Welttheils täglich verkehrten und sowol die furchtbarsten Todeschrecken und Gefahren, als auch die schönsten Freuden einer blühenden und fruchtbarsten Tropenzone mit ihnen gemeinschaftlich theilten und in brüderlicher Eintracht sich an den Wundern der Welt erfreuten.

Wandern wir zuerst mit Max Hirsch, dem Verfasser der Schrift: „Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara“ (Nr. 1), nach Algerien. Im December 1855 reiste er mit einem Gutsbesitzer und einem Offizier aus Mecklenburg von Algier aus nach Numale. Diese vom Herzog von Numale 1845 gegründete Stadt ist auf vielen Karten gar nicht verzeichnet; sie liegt zwischen 36 und 37° nördl. Br. und 1—2 Längengrade von Paris, südöstlich 17½ Meilen von Algier. Die Römer haben ehemals hier die Stadt Auzia erbaut, welche etwa 50—60000 Einwohner gehabt haben soll. Zahlreiche massive Grundbauten, Denksteine, Statuen und Geräthe bekunden noch heute das Dasein und die überraschende Blüte des alten Auzia. Die jetzige Stadt Numale enthält etwa 1000 Einwohner und ist ganz nach französischer Art gebaut. Der Weg dahin bietet wenig Naturschönheiten, wol aber zahlreiche Beschwerden auf schlechten, ungebahnten Straßen. Und naht sich der Abend, so darf man nicht etwa auf ein angenehmes Gasthaus hoffen, sondern man muß in elenden Hütten auf der Erde oder, wenn das Glück gut ist, auf Bretterbänken die Mühsal des Tages verschlafen. Die Küstengegend von

Algerien ist zwar sehr schön, denn sie vereinigt die Vegetation des südlichen Europa mit der tropischen Pflanzenpracht, aber in den Gebirgen des Atlas, wo im Winter der Schnee nicht selten liegen bleibt, stößt man überall auf Gindöden ohne Vegetation, dort trifft man nur selten ein lebendes Wesen. Obgleich der Verfasser nicht lange in dieser Gegend verweilte, so gibt er uns doch sehr gute Schilderungen der socialen Zustände und Naturszenen.

Um ganz sicher durch das algerische Gebiet in die Wüste reisen zu können, erbittet sich der Autor nebst seiner Begleitung militärischen Schutz von den französischen Commandanten der Districte. Empfehlungsbriefe an die obersten Befehlshaber bewirken nicht nur die erbetene militärische Begleitung, sondern haben auch zahlreiche Einladungen in die Offiziercirkel zur Folge, wodurch er die Stellung der französischen Arme in Algerien und deren Organisation genauer kennen lernt. Er beschreibt uns das Regiment der Turcos — 3000 Mann stark — und die andern Truppen. Ganz besonders bewundert er den Geist der Soldaten und das freundliche und leutselige Verhältniß zwischen Offizieren und Gemeinen. Er sagt:

Die Geschichte der französischen Armee seit der großen Revolution mit ihren wunderbaren Feldzügen und unsterblichen Siegen beweist eben, daß die Ansichten von Mannszucht und Respekt, wie sie noch heute in dem preussischen „Volksheere“ herrschen, ganz aus der Luft gegriffen sind. Der Franzose kennt keine unübersteigliche Kluft zwischen Befehlenden und Gehorchenden, jeder Gemeine kann es durch Tapferkeit und Tüchtigkeit bis zum Marschall bringen, und dieses Bewußtsein, dieses Streben allein nützt einem Heere zehnmal so viel als aller Camaschensdienst und blinde Gehorsam.

Daß der Verfasser sich aber nicht als beständiger Ruhmprediger der französischen Armee zeigt, beweist uns folgende Kritik der Verwaltung und Justiz:

Das „Bureau arabe“ ist die Specialbehörde für die Angelegenheiten der Araber, oder vielmehr aller Eingeborenen. Es besteht aus einem oder mehreren französischen Offizieren — je nach der Größe des Verwaltungsbezirks —, welche des Arabischen mächtig sind; doch erlernen sie die Sprache, sowie das Recht, die Gewohnheiten und Zustände der Einheimischen wol meistens nur durch praktische Uebung selbst, d. h. ziemlich unvollkommen. Bedenkt man nun die Fülle und Mannichfaltigkeit der Geschäfte, die ihnen obliegen und zu denen sie selbst in den wohlbekannten Verhältnissen der Heimat höchst unfähig wären, so wird man den Versicherungen eines dort stationirten Regimentsarztes Glauben schenken, daß sehr viele Fehlgriiffe in dieser Verwaltung vorkommen. Junge Leute, kaum der Schule entwachsen, werden plötzlich zu Richtern in Criminal- und Civilsachen, zu Steuer- und Polizeibeamten, zu Ordnern der ganzen einheimischen Verwaltung. Graubärtige Raids aus den ältesten Adelsfamilien sind ihnen untergeben, jedermann kann von seinem ordentlichen Richter an sie appelliren. Wie höchst anständig muß nicht dies einem Volke sein, das Religion, Alter und Geschlechtsadel als notwendige Bedingung jeder Würde betrachtet! Dennoch versicherten mir die Offiziere, daß sehr viel an sie appellirt würde, sodaß sie eine Menge Sachen zurückweisen mußten. Warum hat man nicht schon vor 30 Jahren eine Anstalt zur Ausbildung von Beamten für Algerien gegründet? An der Besteuerung erkannte ich recht deutlich die unfähige Hand des Soldaten. Man hat sich zur Eingiehung der Abgabe vom Korn an dasjenige gehalten, was sich allerdings am leichtesten beobachten läßt, nämlich an die Zahl der Pflüge. Jeder Pflug entrichtet 30 Francs das Jahr im Bezirk von Numale, 60 Francs in dem von Bu-

Säda (Sahara), wo ein Pflug wegen des leichten, ganz ebenen Bodens weit mehr Acker bestellt und daher auch weit mehr Ertrag zu Wege bringt.

Auch werden Abgaben von den Palmbäumen erhoben, aber sehr ungleichmäßig, wie uns folgende Angabe beweist: Biscara, mit 120000 Palmen, zahlt 23000 Francs; Schemata, mit 6000 Palmen, zahlt 20094 1/2 Francs; El-Bordesch, mit 33000 Palmen, 10630 Francs; El-Mlaja, mit 0 Palmen, zahlt 1500 Francs. Es ist also sehr zu wünschen, daß der französische Kaiser diesen Zuständen einlge Beachtung widmet, denn die dortigen Verhältnisse sind zu groß.

Ueber die Kabylen sagt der Verfasser:

Sie sind weit wirtschaftlicher, arbeitsamer und geschickter als die Araber und beschäftigen sich nicht mit nomadischer Viehzucht, sondern vornehmlich mit Spaten- und Obstcultivir, vielfach auch mit Industrie und Handel. Ihre Arbeiten in Holz, Eisen, Wolle und andern Stoffen sind verhältnißmäßig sehr bedeutend, und werden durch einen großen Theil Algeriens verhandelt. Auch die Kabylen haben im Mittelalter, unter ihren Dynastien der Almohaden und Hohenhaden, wahre Tatkraft vollbracht. Unter einem einzigen Herrscher, dem Inass ben-Taschfin, unterwarfen sie ganz Afrika von Egypten bis an den Ocean und den größten Theil der Iberischen Halbinsel. Der grausame Abd-el-Rumen, Fürst der Almohaden, ward ebenso mächtig; aber er zerstörte, was der große Inass geschaffen. Marokko, Tlemcen und Tunis sahen ihre Trümmer mit dem Blute fast aller ihrer Bewohner überschwemmt. In heutiger Zeit herrschen aber dort noch zahlreiche Bürgerkriege. Nicht nur Stamm sich gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, sondern häufig stehen sich zwei feindliche Parteien in demselben Dorfe gegenüber. Dann wird eine Mauer mittendurch gebaut, Wachtürme auf beiden Seiten errichtet und die eine Hälfte überfällt die andere, wenn sie im Vortheil zu sein glaubt oder ein besonderer Anlaß den schlummernden Groll aufkürt.

Das Wanderleben der afrikanischen Stämme erklärt der Verfasser aus Gesundheitsrückichten. In den heißen, feuchten Thälern gedeihen alle Früchte sehr gut, aber sie entwickeln eine tobringende Pestluft. Deshalb verweilen die Bewohner nur während des Säens und Erntens ihrer Producte darin und ziehen sich dann in die gesunde Gebirgsluft zurück. Von Numale geht die Reise in die große Kabylien, nach Biban und Medschana, Mäla und Bu-Säda, in das südliche Hedna, nach Biscara und in die Wüste. Von da aus kehrt er über Konstantine, durch die Provence in die deutsche Heimat zurück. Referent kann das Buch als ein beachtungswürdiges, lesenswerthes Werkchen empfehlen, denn es gewährt uns eine ziemlich ausführliche Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse von Algerien und bereichert Geographie und Statistik.

Wandern wir von Algerien südwestwärts, so gelangen wir nach Marokko. Um dieses Land kennen zu lernen, nehmen wir das Buch „Nach Marokko“ (Nr. 2), von August von Baeumen, zur Hand. Der Verfasser, ein holländischer Offizier, ist des ewigen Friedens müde und satt, denn 26 Jahre Offizier zu sein, ohne auch nur eine einzige Schlacht mit durchkämpft zu haben, verursacht das drückendste Gefühl in einer echten Soldatenbrust. Darum benutzte er den Krieg der Spanier gegen Marokko,

verläßt im Februar 1860 seine Garnison und reist über Strassburg, Lyon, Madrid nach Tetuan. Leider schilbert er uns auf den ersten sechs Bogen nur Alltäglichkeiten aus Frankreich und Spanien. Interessanter wird das Buch, wo er im spanischen Heerlager und in Tetuan ankommt; da er mit allen höhern Offizieren intim bekannt wird, so vermag er uns getreue Charakteristiken der berühmten Heerführer zu geben. Er schreibt:

Der Kriegominister und Ministerpräsident, General-ens Chef der afrikanischen Armee, Don Leopoldo O'Donnell, Herzog von Tetuan (das er eroberte) und Graf von Lucena, zählt 56 Lebensjahre, er ist von mehr als gewöhnlicher Größe und ein kühner Herr. Sein flares, tiefblaues Auge spiegelt ebenso sehr die Fähigkeit eines klaren Empfindens, als eine durchdringende und scharfe Auffassungsgabe wider; der stolz getragene Kopf ist mit grauen, glatt niedergekämmten Haaren spärlich besetzt. Er stammt aus einer irischen Familie, die sich schon unter Ferdinand VI. in Spanien niederließ. Mit einem tiefen Grame auf seinem immer ruhigen Gesichte, allein gleichwohl mit theilnehmendem und wohlwollendem Ausdruck im Tone und in französischer Sprache, hieß er mich willkommen, erwähnte der huldvollen Empfehlung Sr. königlichen Hoheit, des Prinzen Alabert zu Gunsten der bairischen Offiziere und beendigte die Vorstellung mit einer ebenso gnädigen als sehr graziösen Handbewegung. O'Donnell hat mir nur einmal die Hand geboten, und dies war einige Monate später im königlichen Schlosse zu Aranjuez, kurz vor meiner Audienz bei Ihrer Majestät der Königin, wo er mir die Hand zum Abschied unter Worten reichte, daß ich vor innerer, seliger Bewegung zitterte und mich geraume Zeit sammeln mußte, ehe ich der Königin gegenübertrat.

Der Autor wird überhaupt sehr leicht entzückt durch einen gnädigen Blick und ein freundliches Wort derjenigen Persönlichkeiten, mit denen er auf seiner Kriegsfahrt in Berührung kommt. Sein Heldendideal ist Prim, den er in folgenden Worten schildert:

Generalileutenant Don Juan Prim, Graf von Reus, Marquis von Castillejos ist 46 Jahre alt, von mittlerer Größe, schöner und edler Haltung. Die bis zur Untermüßigkeit gehende Ergebenheit, das blinde Vertrauen all seiner höhern und niedern Offiziere und Truppen gründet sich einzig auf sein strategisches Talent, sein soldatisches Uebergewicht. Trotz dieses Nimbus, vielleicht gerade durch ihn, war Prim's Art des Verkehrs mit seinen Untergebenen nie hochschwebend und wegwerfend, sondern leutselig und gütig, und sein Wort, wenn auch in kurz abgefohlenem Tone, treuherzig und zur Annäherung einladend. Seine Stimme klingt hell und kräftig, und die Schönheit der spanischen Sprache gewinnt in seinem Munde an unermesslichem Wohlklang. Sein tiefgebräuntes, echt spanisches Gesicht ist gewöhnlich ernst und tiefgründend, doch habe ich ihn auch recht heiter und hinwiederum seinem überwiegenden Gefühle bis zur Trauer, ja einmal selbst bis zu Thränen nachgeben gesehen. Die Scenen des Blutvergießens, an denen er gar zu gern und mitten im Kampfgewühle sich betheiligte, haben sein Herz für die Regungen der tiefsten Theilnahme keineswegs abgestumpft. Die Art, wie dieser Mann den persönlichen Muth bis zur höchsten Todesverachtung treibt, die Kaltblütigkeit, mit welcher er inmitten der größten Gefahr, die immer wechselnden Chancen des Schlachtfeldes verfolgt und beherrscht: diese Vorzüge einer echten Heldenseele sind es, die diesem großen Manne eine an Cultus grenzende Verehrung durch ganz Spanien gesichert haben. Das ist der Mann, welchen O'Donnell, sein politischer Gegner, am 4. Februar auf dem Schlachtfelde vor der ganzen Armee umarmt hat; dies der Mann, von dem der Spanier sagt, daß er mit dem Muth eines Löwen die Seele eines Kindes verbindet. General Prim ist ein wissenschaftlich unterrichteter Offizier. Er war vor Ausbruch des Bürgerkriegs noch Student, hat unter

den Christinos ein Freicorps gebildet und geführt, durch seine Bravour bald die Augen auf sich gezogen und wurde wegen einer fähigen, glänzenden Waffenthat, indem er die Feinde der Königin bei seiner Vaterstadt Reus in Catalonien geschlagen hatte, von der Monarchin zum Grafen von Reus erhoben.

Herr von Baerum wird Prim's Generalstabe attached, wodurch er die spanische Heeresorganisation und das Kriegerleben der Soldaten hinreichend kennen lernt, um uns treue Charakteristiken geben zu können. Er schildert, freilich wol, wie uns bedünken will, in etwas stark aufgetragenen Farben, das Gesecht bei Camisa und die mörderische Schlacht von Baldras. Nach Beschreibung der Märsche und Truppeneinstellungen sagt er:

Das Pfeifen der Kugeln, der stürmische Viva la Reina-Muth der angreifenden Spanier, das Zischen der Raketen und Blasen der Granaten, das Dröhnen ankündender Cavalerieregimenter, der Kanonendonner, das Knattern der Infanteriesalven, hierzu das vieltausendstimmige Geheul der Mauren: all dies bebt wie Gewitterbrausen durch die Luft, es verschlang Trompetenschall und Commandoruf! O hätte es doch auch den Jammerruf der Gefallenen übertäubt, die ringsum den Boden deckten! Angriff auf Angriff folgt, die schwarze Garde des Kaisers von Maroffa erscheint! Mörderischer wird der Kampf. Die Kürassiere wurden zurückgeschlagen, auch die Infanteriebataillone sängen, nachdem sie dreimal das Dorf genommen und neuerlings verloren hatten, zu sagen an, ja, ein Theil derselben wandte sich zur Flucht. Nun bot sich ein Anblick, der mir heute noch das Blut zu Eis erstarren macht, denn gräßlich war es, Zeuge zu sein, wie die Unholde die Stiehenden hauchten, wie deren Messer durch die Kehlen der Unglücklichen zischen und der rothe Blutquell aufsprang, wie sie die fruchtlos um Hüfte Stiehenden mit sich fortführten und in die Flammen warfen. Zwar rissen die Salven der im Sturmschritt anrückenden Reserve breite Lücken in die Reihen der fanatisch wüthenden Kannibalen, allein der panische Schrecken drohte sich auf der ganzen diesseitigen Linie fortzupflanzen: da zog Prim den Degen und in kürzerer Zeit, als ich hier einige Zeilen schreibe, standen wir alle mitten auf dem Schauplatz dieses blutigen Dramas, umleuchtet vom Feuer des an allen Enden brennenden Dorfs.

Die Regimenter folgen dem Abgott der Armee und das fürchterliche Nordren beginnt noch kanniballischer; 10 Stunden dauert das blutige Donnergetöse; aber nachdem die beiden Stützpunkte des Feindes am rechten und linken Flügel genommen waren, drängte derselbe in voller Auflösung nach der Mitte, um den Eingang in den Fondastengpaß zu gewinnen und sich dort festzusetzen. Der spanische Oberfeldherr kam ihm jedoch zuvor, indem er den General Chague eine Diverfion zur Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie nach der Fondastrichtung nehmen ließ, er selbst aber mit dem Centrum sich auf die feindliche Fronte warf, diese durchbrach und durch gänzliche Zersprengung der maurischen Linie die Schlacht entschied. Das maroffanische Heer zerfloh in wilder Flucht. Der Friede ward geschlossen und unser Autor erhielt den „Militärorden vom heiligen Ferdinand“, Prim selbst beglückwünschte ihn und bestete das Band dieses Ordens an seine Uniform. Jetzt verließ er Afrika, segelte wieder nach Spanien und hatte bald darauf Gelegenheit, den unermeßlichen Jubel und die stürmische Begeisterung des spanischen Volks bei der Truppenrückkehr zu bewundern. Dabei schildert er uns spanische Zustände, Andalusien's Frauen und großartige Gebäude, wie die Kathedrale von

Sevilla, die Moschee von Cordova u. s. w. Die spanische Nation findet er im allgemeinen sehr liebenswürdig. Während seiner Anwesenheit finden auch einige Stiergefechte statt, die er ganz ausführlich beschreibt. Die spanischen Stiergefechte und die Verurtheilungen der Bibelleser und Protestanten zu sechsjähriger Galerenstrafe geben uns jedoch den evidentesten Beweis, daß das Sittlichkeitsgefühl der Spanier noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Specielle geographische, statistische Schilderungen und Beschreibungen von Naturproducten u. s. w. gibt der Verfasser nicht; der Krieg war sein Hauptziel, und alles, was sich darauf bezieht, berichtet er in gewandter wenn auch wol bisweilen übertreibender Darstellung. Demzufolge wird seine Schrift auch allen Militärs eine höchst willkommene Gabe sein.

Wenden wir uns von Marokko längs des Atlantischen Oceans nach Süden, so gelangen wir nach Senegambien und Guinea. Eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Länder und deren Bewohner gibt uns das höchst schätzbare Werk: „Westafrika geographisch und historisch geschildert“, von J. Leighton Wilson (Nr. 3). Wilson hat ziemlich 20 Jahre als amerikanischer Missionar in Westafrika gelebt; er hat Gelegenheit gehabt, alle wichtigen Punkte längs der Küste zu besuchen und ausgedehnte Ausflüge in die der Küste zunächst gelegenen Districte zu unternehmen, hat endlich zwei der Hauptsprachen des Landes gründlich studirt und schreiben gelernt und sich somit mehr als gewöhnlicher Vortheile erfreut, sich mit dem wirklichen Zustande des Landes bekannt zu machen.

Im ersten Kapitel gibt er einige Andeutungen über drei Urstämme, welche Afrika in frühern Jahrhunderten bewohnten; dann bespricht er die Versuche der Phönizier, das afrikanische Festland zu umschiffen, erwähnt Hanno's Reise längs der Küste und die ersten Ansiedelungen der Negerrasse in Westafrika. Diese Facta gehören aber einer dunkeln Zeitperiode an und lassen sich nicht mit Gewißheit feststellen.

Werthvoller wird das zweite Kapitel, worin er aus eigener Anschauung Westafrika geographisch beschreibt, die Bodenbeschaffenheit, Flüsse, Lagunen, Jahreszeiten, Temperatur und die Bewohner Senegambiens, Nordguineas und Südguineas schildert. Die Bewohner des westlichen Afrika lassen sich in drei große Familien theilen. Diese Familien gehören sämmtlich zu derselben Rasse, die als die Neger- oder afrikanische Rasse bekannt ist; aber es gibt unter ihnen scharfe und wesentliche Unterschiede, die man nicht übersehen wird, wenn man sich einen richtigen Begriff von dem wahren Zustande des Landes machen will. In Senegambien findet man drei Hauptstämme: die Solos, die Mandingos und die Fulas. Viele wollen diese Stämme nicht für reine Neger halten. Die Fulas zeigen auffallende Merkmale einer gemischten Rasse. Von den Bewohnern des nördlichen und südlichen Guinea unterscheiden sich diese Familien ferner auch dadurch, daß sie sich zum mohammedanischen Glauben bekennen, während die andern hauptsächlich Heiden sind. Die Be-

wohner des nördlichen Guinea sind als der nigrithische Stamm bekannt, weil sie, wie man vermutet, von dem im Nigertale wohnenden großen Negerfamilien abstammen. Man kann die im nördlichen Guinea wohnenden Stammesgenossen dieser Art in sechs oder sieben verschiedene Familien theilen. Der Verfasser charakterisirt dann die verschiedenen Rassen.

Hinsichtlich der Hautfarbe, der Gesichtszüge und anderer physischer Eigenthümlichkeiten findet sich unter den Bewohnern des nördlichen Guinea weit mehr Uebereinstimmung als bei den Stämmen der beiden andern allgemeinen Abtheilungen, und dies mag seinen Grund in dem Umstande haben, daß diese Familie, obgleich über ein ungeheures Gebiet von Ost nach West sich verbreitend, trotzdem nur auf sehr wenige Breitengrade beschränkt ist, während die beiden andern über eine weit größere Anzahl von Breitengraden sich ausdehnen und daher einer weit größern Verschiedenheit des Klimas unterworfen sind.

Die Bewohner des südlichen Guinea sind als äthiopische oder nilotische Familie bekannt, deren Namen die mutmaßliche Abstammung von den alten Nationen des Nil bezeichnet. Es verbreitet sich diese Familie über die ganze südliche Hälfte des afrikanischen Festlandes vom Nordgebirge bis zum Cap der guten Hoffnung, und man hält dafür, daß sie eine Rasse bilde, die von dem großen nigrithischen Stamme, welcher das ganze Land zwischen demselben Gebirge und den südlichen Grenzen der großen Wüste bewohnt, wesentlich unterschieden sei. Die Bewohner Nordguineas sind nicht so kräftig und energisch wie der nigrithische Stamm; sie haben schlankere oder zartere Gestalten, bessere Züge und zeichnen sich durch größere Scharfsinnigkeit und Charaktergeschmeidigkeit aus. Es gibt nirgends im westlichen Afrika ausgebreitete politische Organisationen, die Fulas in Senegambien und die königliche Aschanti und Dahomeh in Nordguinea ausgenommen, von welchen aber keins größer oder mächtiger ist als irgendein europäisches Königreich zweiter Klasse. Das Volk gruppirt sich meistens in kleine unabhängige Gemeinden von ein- und zwei- bis zu zwanzig- und dreißigtausend Seelen.

Die Regierungsform ist überall eine nominelle Monarchie, die aber, genauer betrachtet, weit mehr volksthümliches und patriarchalisches als monarchisches Element in sich trägt. Obgleich durch die bei ihnen vorkommenden mannichfaltigen Formen des Heidenthums bedeutend verderbt, gehören die Bewohner des westlichen Afrika noch keineswegs zu der niedrigsten Klasse des Menschengeschlechts. Vergleicht man sie mit den civilisirten Völkern der Erde, so sind ihre Mängel und Gebrechen allerdings wahrnehmbar genug; aber sie würden, wenn man sie mit andern uncultivirten Menschengruppen in Vergleich bringen wollte, immer noch eine sehr achtbare Mittelstelle einnehmen. Sie haben feste Wohnplätze, bauen das Land, um die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalt zu gewinnen, treiben Viehzucht, sorgen wie irgendein anderes Volk für zukünftige Bedürfnisse, haben in den meisten mechanischen Kün-

sten bedeutende Fortschritte gemacht und bekunden gleichzeitig, daß sie für Handelsbetriebsamkeit entschiedene Neigung und ebenso große Befähigung haben. Sie haben — diejenigen von ihnen ausgenommen, welche der Einfluß der mohammedanischen Religion berührt hat — weder eine geschriebene Literatur, noch ein Erziehungssystem, aber es fehlt ihnen deshalb nicht an ungeschriebener Lehre in der Form von Fabeln, Allegorien, traditionellen Erzählungen und Sprichwörtern, in welchen sich kein geringer Schatz von gesunder Beobachtungsgabe, lebhafter Phantasie und Schärfe des Verstandes fund gibt.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik gibt der Autor eine sehr specielle Geschichte der portugiesischen Entdeckungen im westlichen Afrika und eine Abhandlung über die Niederlassungen der Engländer, Franzosen und Niederländer, auf die wir hier nicht eingehen können, so instructiv dieser Abschnitt auch ist.

Von besonderm Interesse sind nun die sehr gründlichen Specialschilderungen der drei Länder und ihrer Producte. Wir erhalten geographische Umriffe über Senegambien und die beiden großen Flüsse Senegal und Gambia. Dann schildert er uns die Solofs, ihr Land, ihre Sitten, ihre Religion und Gebräuche; ebenso die Mandingos und Fulahs. Wir wandern dann nach Nordguinea und lernen dessen Beschaffenheit und Bewohner kennen. Auf der Sierra-Leona-Küste machen wir die Bekanntschaft der Timants, Susus und Weyss; dabei erfahren wir, daß die Weyss eine Schriftsprache erfunden haben. Hierauf führt uns der Verfasser an die Pfefferküste, schildert Land und Leute, Gebräuche, Ackerbau, die Vielweiberei, die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Mutter und bemerkt, warum sich die Krus — ein Volksstamm — niemals am Sklavenhandel betheiligt haben. Wir lernen die Erzeugnisse der Pfefferküste kennen, das Palmöl und dessen Bereitung, das Gamwood und den Malaghetapfeffer, das häusliche Leben der Krus-Frauen, ihre Kleidung und Schmuckfachen. Dann bespricht er die Regierung und die Einteilung des Volks in vier Klassen: die Gnafbad als erste Klasse haben den Rang wie die jüdischen Aeltesten in den Versammlungen; die zweite und zugleich mächtigste Klasse bilden die Sedibo, das Kriegsvolk; die dritte Klasse besteht aus den jungen Männern, Kediho genannt, welche die Vorstufe zur Klasse der Sedibo bilden; die Dvabo oder Aerzte bilden die vierte Klasse; diese haben mit den politischen Angelegenheiten wenig zu thun und nehmen auch nur in seltenen Fällen an den beratenden Versammlungen theil.

Nach dieser Darstellung gelangen wir zur Elfenbeinküste, erhalten geographische Beschreibungen und unterrichten uns über den Handel mit Palmöl und Goldstaub. Hierauf werden Schilderungen der Goldküste und der europäischen Forts gegeben und die Schwierigkeiten der Landung besprochen. Dann lernen wir das Königreich Aschanti kennen, dessen Könige und deren Eroberungen, ihre Kriege mit den Engländern und Einfälle in Fanti. Die Regierung ist despotisch; Vielweiberei, Sklaverei und Menschenopfer sind gebräuchlich. Die Ackerbauerzeugnisse, Manufacturen und Goldminen gewähren Reichthum. Von hier aus kommen

wir zur Sklavenküste und lesen des Verfassers treffende Bemerkungen über den Verfall der afrikanischen Reiche. In Benin wird das Volk zum Christenthum bekehrt infolge der Verbindung des Königs mit einer Weißen. Das Königreich Dahomeh und sein schandbarer Militärdespotismus erregen in uns den größten Abscheu.

Ebenso ausführlich wie die vorhergenannten Länder schildert der Autor alle Regionen, Volksstämme und Producte von Südguinea. Jedermann ersieht aus den gegebenen Citaten und kurzen Inhaltsandeutungen, daß wir an diesem Buche eins der gründlichsten und besten Werke über Westafrika erhalten haben. Klimatische Verhältnisse, Naturproducte, die verschiedenen Menschenrassen und deren Sitten, Charakter, Geistesfähigkeiten, ihre Religion, Aberglaube und Unglaube, überhaupt alle Lebensverhältnisse werden stets mit pragmatischer Treue und speciemeller Ausführlichkeit besprochen. Kein zweites Werk gewährt uns so viel Detailkenntnisse über jene Länder und Völker als das Buch von Wilson.

Wir kommen nun zu Paul du Chaillu's „Reisen in Centralafrika“ (Nr. 4), einem Werke, das uns in dieselben Landstriche führt, dessen Titel mitthin falsch gewählt ist; denn da der Verfasser seine Jagdpartien nur an der Westküste unterm Aequator macht und nur bis zum Serra do Cristal gelangt, also Innerafrika gar nicht berührt, so müßte es auch nur heißen: Reisen in Westafrika. Schon der Vater des Reisenden lebte längere Zeit in den Gegenden des großen Flusses, welcher unter dem Aequator in den Ocean mündet und als Gaboon oder Gabun auf den Karten verzeichnet ist. Hierdurch lernte der jüngere Chaillu die Sprache der dort wohnenden Mpongwe und gewöhnte sich an das heiße Klima. Im Jahre 1855 verließ er seine Heimat Amerika, hielt sich einige Monate am Gaboon auf und wandte sich dann nach dem nördlichen Flusse Muni, welcher 1 Grad nördl. Br. in die Coriscobai mündet. Auf der Insel Corisco genoß er die Gastfreundschaft der Missionare und rüstete sich zu der Reise, in welcher er den Muni bis zu seinen Quellen erforschen wollte, womöglich auch die Krystallberge zu übersteigen wünschte, um die dort wohnenden Völker kennen zu lernen, namentlich die Kannibalenstämme an dieser Bergkette, und zu erforschen, ob hinter derselben der Congo fließt. Am 27. Juli 1856 verließ er die Insel auf einem Canot der Neger, aus einem einfachen Baumstamm gehauen; zwölf schwarze Burschen, alle mit Flinten bewaffnet, begleiteten ihn. Die Fieberanfalle curirt er stets durch eine starke Dosis China, und so geht die Reise weiter zu den Krystallgebirgen, in das Land der kannibalischen Fanti. Er schildert in stizzenhafter Manier die Sitten und Gebräuche der Völker und schließt mit ihren Königen Freundschaft. Chaillu spricht überhaupt gern von Königen, Königinnen und Prinzessinnen, während er doch nur von Häuptlingen und Rebsweibern reden sollte; denn als König kann man doch einen solchen wilden Negerhäuptling nicht wol nennen. Die tägliche Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd auf Vögel,

Elefanten und Gorillas. Die Begegnung mit dieser Affenart zeichnet er in folgenden Worten:

Endlich erblickten wir durch das Gekräch den Urheber jenes Geräusches und auf einmal füllte sich das Gehörg mit dem fürchterlichen Gebrüll des Gorilla. Dieser war auf allen vieren herangestrichen, allein, sobald er uns erblickte, richtete er sich auf und schaute uns kühn ins Gesicht. Er stand ungefähr zwanzig Schritt vor uns, ein Anblick, den ich nie vergessen werde, fast sechs Fuß hoch, von ungeheuerm Körper und großen muskulösen Armen; graue, wildblitzende Augen mit einem so höllischen Ausdruck, wie man sich den Alp vorstellt; verriethen seine Bosheit. So stand er vor uns, dieser König des afrikanischen Waldes, ohne Furcht zu zeigen, und schlug mit seinen Fäusten auf die Brust, daß es wie eine große Dagtrommel ertönte, was seine Art der Herausforderung zu sein scheint. Hierbei rief er das dieser Affenart so eigenthümliche Gebrüll aus, welches mit einem scharfen Geheul, wie das eines bösen Hundes, beginnt und dann in ein tiefes Rollen übergeht, gleich einem Donner, so tief, daß es weniger aus dem Munde und der Brust als aus dem Wank zu kommen scheint. Seine Augen starrten noch wilder an zu strahlen, als wir unbeweglich vor ihm auf dem Anstand lagen und die Haare an seinem Vorderkopfe bewegten sich rasch auf und nieder. Noch nie konnte ich mich erinnern, ein so höllisches Wesen so gräßlicher Art, halb Mensch, halb Bestie gesehen zu haben, etwa so wie alte Künstler in Höllenscenen es dargestellt haben, ein Scheusal, wie wir uns den Teufel vorstellen. Er trat einige Schritte vor, rief von neuem das erschütternde Gebrüll aus, und dann weiter, bis er ganz zehn Schritte vor uns stand, und eben als er wieder krallen wollte und sich wüthend auf die Brust schlug, feuerten wir und tödteten ihn.

Fabelhaft sind die Erzählungen über seine Stärke und Kraft der Arme und Zähne; auch Wilson stimmt in dieser Schilderung mit Chailu überein. Beim Schuß, sagt der letztere, fiel er mit einem Stöhnen nieder, das gewissermaßen etwas Menschliches an sich hatte, aber doch noch voll Brutalität war. Chailu's schwarze Begleiter verzehrten den Affen bis aufs Gehirn, woraus sie Zaubermittel bereiteten, um sowohl bei den Frauen als auch im Kriege zu siegen. Nach verschiedenen andern Abenteuern gelangt unser Reisender in die Dörfer der Fana und findet, daß man dort die Menschenknochen so verspeist wie bei uns die Kalbsbraten. Chailu hält man aber für einen großen Geist und ihm zu Ehren werden Feste veranstaltet.

Referent möchte für die Wahrheit aller Facta, die uns dieser Tourist berichtet, nicht einstehen, denn es liegt gar zu sehr in der Manier aller Jagdfreunde, ihre Jagdabenteuer zu vergrößern und romantisch auszumalen; aber es muß bemerkt werden, daß seine Schilderungen mit denen von Wilson oft so genau übereinstimmen, daß man glauben könnte, einer habe den andern abgeschrieben. Bei näherer Prüfung findet sich, daß dies nicht der Fall ist. Chailu, als flüchtiger Reisender, erzählt Gesehenes und Erlebtes auch nur flüchtig, ohne es tiefer erforscht zu haben; während Wilson dieselben Thatfachen viele Jahre hindurch beobachten konnte und sie demzufolge auch genauer und ausführlicher zu beschreiben vermochte. Der erstere spricht von einem geheimen Gottesdienst der Frauen, weiß aber nichts weiter, denn er wurde verfolgt, als er ihn einmal beobachten wollte. Wilson ergänzt dieses Factum, indem er uns erzählt, daß die Frauen

Orden gegründet haben, ähnlich dem Freimaurerorden, und daß sie ihr ganzes Ceremoniell sehr geheim halten. Auch die Beobachtungen Chailu's im Thierreich über die merkwürdigen Heerzüge der Ameisen u. s. w. harmoniren mit denen von Wilson.

Nach der glücklichen Erlegung verschiedener Vögel, Eber, Affen, Leoparden, Büffel u. s. w. kehrt der Verfasser wieder zum Gaboon zurück, um von da aus eine Reise nach dem Cap Lopez zu beginnen und später die Gegenden des Cameroons zu besuchen. Dann berührt er die Länder der Aschira und Avingi. Die Avingis erwählen ihn zum König, sie sagen:

Du bist der Geist, den wir noch nie vorher gesehen haben. Wir sind nur ein armes Volk, im Vergleich zu dir. Du bist unser König und Herrscher; bleibe stets bei uns. Wir lieben dich und wollen thun, was du wünschst. (Hierauf ward er gekrönt und es fanden große Festlichkeiten statt.) Von diesem Tage an — sagt Chailu — kann ich mich also Du Chailu den Ersten, König von Avingi nennen, und darf mich rühmen, daß wenige Herrscher ihren Scepter mit so allgemeiner Zustimmung ihrer Unterthanen ergriffen haben als ich.

Ob wahr oder nicht — wir beneiden ihn nicht um seinen Königsstern. Sr. Majestät von Avingi fanden sich auch sehr bald wieder bemogen, ihr Königreich zu verlassen und in ihre republikanische Heimat, nach Nordamerika zu reisen.

Für den Geographen hat dies Werkchen kein großes Interesse, wol aber für den Ethnographen; denn die Schilderungen der Sitten und Gebräuche sind belehrend und unterhaltend. Aber eine der höchst willkommensten Gaben wird es allen Jagdfreunden sein. Denn die Jagd auf merkwürdige Thiere war das Hauptziel des Reisenden.

Viel weiter nach Süden führt uns Ladislaus Magyar's Werk: „Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57“ (Nr. 5), von dem uns der erste Band vorliegt. Das Buch von Chailu befriedigte uns deshalb in wissenschaftlicher Hinsicht nicht, weil niemals angegeben wird, unter welchen Breiten- und Längengraden die beschriebenen Länder liegen; ebenso wenig erhalten wir Aufschluß über die Sprachen jener Völker; auch Botanik und Zoologie werden nicht bereichert, denn er nennt zwar mehrere Pflanzen und Thiere, beschreibt und klassificirt sie aber nicht in systematischer Darstellung. Dagegen thut Magyar keinen Schritt, ohne nicht zu sagen, unter welchen Breiten- und Längengraden die von ihm geschilderten Länder liegen. Auch gibt er uns eine treue Charakteristik nebst einigen Beispielen der Kimbundasprache; nur die Pflanzen- und Thierkunde wird durch sein Werk nicht wesentlich bereichert. Aber in geographischer, statistischer und ethnographischer Darstellung der Kimbundaländer steht es einzig da, denn der Verfasser wohnte neun Jahre in jenen Zonen, verheirathete sich mit der Tochter eines Fürsten und hatte nun Gelegenheit, die ganze Umgegend zu bereisen und hierdurch die speciellste Detailkenntnis zu erlangen. Der erste Band beschreibt die Länder zwischen dem 8—15° südl. Br. und 11—19° östl. Länge. Auf der beigegebenen sehr vollständigen Karte kann man jedem

seiner Schritte verfolgen, denn alle großen und kleinen Ortschaften, Flüsse und Gebirge sind darauf verzeichnet. Nach ihr sollten alle Karten, die hier nur leere Stellen zeigen, ausgefüllt werden. Der Autor wurde in Szabadta (Herfiopol) in Ungarn geboren, bildete sich zum Marineoffizier und trat dann in Dienst der argentinischen Union. Als aber die Flotte der Union, in welcher er als Lieutenant stand, im Kriege gegen die Republik Banda Oriental d'Uruguay, mit Hilfe auswärtiger Mächte, in den Gewässern des La-Plata-Stroms vernichtet worden war, begab er sich nach Brasilien und später nach Westafrika, am 9. December 1848 landete er in der Bucht von Benguela. Schon längst befeuerte ihn der Wunsch, Innerafrika zu durchforschen, demzufolge benutzte er die Reise einer Karavane nach Wike; dort ließ er sich häuslich nieder und bereiste von da aus die Nachbarländer. Ueber den Plan seines Werks spricht er sich dahin aus:

Der erste Theil enthält nebst dem Tagebuche meiner Reise nach Wike die physische, politische und sociale Beschreibung der verschiedenen Kimbundaländer. Der zweite Theil behandelt die verschiedenen Nunguanelaländer zwischen dem 3 und 11° südl. Br. und zwischen dem 19 und 27° östl. Länge; der dritte Theil beschreibt die Nombuallaländer, welche sich zwischen den erwähnten Längengraden bis jenseit des 20° südl. Br. erstrecken.

Die Stadt Benguela, wo sich Maghar zur Reise vorbereitete, wurde 1617 von dem portugiesischen Commandanten Emanuel da Cerveira Pereira gegründet und liegt unter 12° 36' 0" südl. Br. und 13° 22' 0" östl. Länge am Atlantischen Ocean. Sie ist die Hauptstadt des Districts gleichen Namens und der Sitz des portugiesischen Gouverneurs, der dem Generalgouverneur von Loanda untergeordnet ist. Von hier aus ging die Reise durch die Länder Kiassa, Hambo nach Wike. Die Charakteristiken der an der Küste liegenden Länder und deren Bewohner übergehe ich und citire nur einige Notizen über die im Innern wohnenden Völker. Das Kimbundavolk ist eins der ausgezeichnetesten und mächtigsten Völker in Südafrika, nicht sowohl durch seine Zahl und durch die Ausdehnung seiner Länder, als vielmehr durch seine geistigen Fähigkeiten. Die Kimbunda sind tapfer und kriegerisch, in blutigen Schlachten haben sie über ihre Nachbarnvölker gesiegt. Sie treiben einen im Innern weit ausgebreiteten Handel, dringen zu den entlegensten Völkern und kaufen für die von denselben eingetauschten Producte bedeutende Quantitäten von europäischen Waaren. Sie halten einen innerhalb 5½ Breitengraden und 5 Längengraden sich ausdehnenden Landstrich besetzt und bilden viele voneinander unabhängige, kleinere und größere Staaten. Sie heißen Kiffama, Mupinda, Sumbe, Ganda, Selles, Ambuin oder Ombe, Libelle, Hako oder Dako, Kibala, Bailundo, Gacenda, Galangue, Sambos, Kasingi oder Kibaba, Kiffendi oder Massongo und Andulo. Der Verfasser schildert sie ausführlich. Ihren Traditionen zufolge sind ihre Vorfahren vor etwa 300 Jahren aus dem fernsten Nordosten, aus dem Lande der Moropu nach Westen gewandert.

Schauerhaft klingen die Berichte über die zahlreichen Menschenopfer, Menschenfresserei und andere barbarische

Gebräuche. Und dabei sagt der Verfasser, daß er viele mit Stillschweigen übergehe. Der Fürst und die Kriegshäupter mischen das erhaltene Menschenfleisch mit Hund- und Rindfleisch, kochen es an den vielen Feuern, essen es, und glauben, daß sie in Folge dessen eine solche Kraft erlangen, daß sie immer mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen werden.

In diesen Regionen von Südafrika hat die Bunda- oder Abundaprasche die größte Verbreitung. Diese Sprache oder die voneinander mehr oder weniger abweichenden Dialekte derselben herrschen auf einem Raume von 20 Breiten- und fast ebenso viel Längengraden. Die wichtigsten sind: Die Kimbunda- oder Nánosprache, die Kovar- oder Kobale-sprache, die Lunda- oder Moropusprache, die Nunguanelä- oder Humbesprache und die Kanyama- oder Ovangosprache. Die Kimbundaprasche ist mit der Hererosprache verwandt. Die von Maghar verzeichneten Haupt- und Zahlwörter sind fast gleichlautend mit den Hererowörtern in Hahn's Grammatik. Auch die persönlichen Fürwörter sind fast dieselben, z. B. ame ich, ove du, eje er, etu wir, enu ihr, ovo sie. Die Zahlwörter lauten: moschi 1, vääri 2, táatu 3, kuána 4, tánu 5, epándu 6, panduvääri 7, kirána 8, tyiéra 9, ekunyi 10, ekunyi-ai-moschi 11, ekunyi-ai-vivári 12, ekunyi-ai-táatu 13, ekunyi-ai-kuána 14, ekunyi-ai-tánu 15 u. s. w. Ihre Denkungsart wird durch folgende Sprichwörter charakterisirt: „Der Krug geht so lange zum Fluß, bis er dort bleibt“; „Wer ohne Flügel fliegt, wird seine That beteuern“; „Am Morgen Freud, am Abend Leid“; „Verstehe, siehe, schweige, willst du friedlich leben“; „Ein Freund ist mehr werth als hundert Verwandte“; „Die siegenden Krieger brauchen keinen Weg, sie gehen über Berg und Thal“.

Daß auch bei diesen Volksstämmen die Polygamie herrscht, läßt sich denken; je mehr Frauen, je mehr Schwiegerväter ein Mann hat, desto größer ist sein Ansehen und seine Macht. Selbst der Sklave trachtet wenigstens zwei Frauen zu erlangen, während die Wohlhabenden sich zehn und mehr Weiber nehmen, ohne die Sklavinnen mitzurechnen, die sie ebenfalls als Weiskläferinnen benutzen. Der segensreiche Ackerbau ist bei diesen Völkern sehr beschränkt, denn die Männer halten die Feldarbeit für erniedrigend und überlassen sie den Frauen. Mais, Maniok, Bohnen, Erbsen, Kürbisse, Kartoffeln, Süßwurz (Kara), Delgewächse und gute Sorten Tabak werden angebaut. Im Essen sind sie nicht wählerisch: Löwen, Leoparden, Schakale, Unzen, Hyänen, viele Käfer wie die Pferdelaus, Raupen, Heuschrecken, Eidechsen, Schlangen, Krokodile, Frösche u. s. w. verschlucken sie alle mit gleich gutem Appetit. Empörend ist ihr crasser Aberglaube in Betreff der Bauberei, schauerhaft ihre Blutrache und schmutzig roh sind ihre Vergnügungen. Aber wie und wodurch sollen jene Menschen auf eine höhere Culturstufe geführt werden? Nur durch das Postoffen einer europäischen Großmacht, die alljährlich zahlreiche Colonien hinzusetzen und mit einer starken Waffenmacht zu unterstützen vermag. Das schwache Portugal hat sich in neuerer Zeit nicht dazu fähig gezeigt. Daß fast alle jene

Völkstämme geistig begabt und einer höhern Geistesbildung fähig sind, bestreitet heutzutage wol kaum ein Vernünftiger mehr; diese können sie aber nur in geordneten Staatsverhältnissen unter civilisirten Menschen erlangen, aber nicht als Sklaven, sondern als freie Brüder mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten.

Magyar's Reisewerk gehört unter die Bücher ersten Ranges. Es behandelt Regionen, die bisher am wenigsten besucht wurden und gibt uns die speciellsten Detailkenntnisse über alles Wissenswürdige. Die ungarische Akademie der Wissenschaften, die hohe Vorzüglichkeit dieses Werks erkennend, hat diesen ersten Band veröffentlicht, und ein Mitglied derselben ihn ins Deutsche übersetzt und dem Begründer der vergleichenden Geographie, Karl Ritter, gewidmet. Der Uebersetzer hat einige ungewöhnliche Wörter gebraucht, die wahrscheinlich auf Rechnung des schlechten österrösischen Dialekts kommen. Das Objectiv „schüttern“ — nicht von erschüttern — ist in Mitteldeutschland ganz unbekannt; „der Bart ist schüttern“, „schütterne Blätter“ schreibt der Uebersetzer. Auch gebrauchen Hunfalvy und Baeumen die grammatisch falsche Präposition „ober“ statt „über“; es ist unrichtig und klingt auch schlecht, wenn man lesen muß „ober der Thür“, „ober dem Thore“.

Von den Kimbundaländern nordöstlich wandernd, erreichen wir das alte Wunderland Aegypten. Die kleine Broschüre „Erinnerungen aus Aegypten“ von Isfordin-Rostniz (Nr. 6) gibt uns einen Ueberblick über das Land, dessen Bewohner und Denkmäler. Kalt wehte der Wind aus Nordens Schöße, fußhoch lag schon im November 1860 der Schnee in Wien; da froh der Verfasser gewaltig und es erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem milden Süden. Er reiste von Wien aus über Korfu nach Alexandrien, Kairo, den Nil hinauf nach Theben und Syene, und kehrte nach einigen Monaten wieder über Triest in die Heimat zurück. Der Verfasser schildert in angenehmer Sprache, was er sah und erlebte, gibt Notizen über Land und Leute der Gegenwart, sowie über Religion, Geschichte und Hieroglyphen der alten Aegypter. Das Büchlein kann als Vorstudie zu größern Werken und als Reiseführer bestens empfohlen werden.

Nach dieser Besprechung der sechs Werke über Afrika, kommt uns eine Abhandlung sehr erwünscht, welche einen historischen Ueberblick der Entdeckungreisen in diesem Welttheile gibt. Es ist der von Rudolf Nagel gehaltene Vortrag „Ueber die Entdeckungreisen im mittlern Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel“ (Nr. 7). Auf wenigen Bogen zeichnet uns hier der Verfasser in kurzen Zügen, aber doch in lebendigen Farben den ganzen bisherigen Gang der Erforschung des Niger- und Niltaufs, sowie des dazwischen gelegenen Tschadsee- und Benuesystems. Es werden uns die Fahrten aller jener Männer vorgeführt, welche Leben und Gesundheit auf das Spiel setzten und sich weder vor tropischer Hitze, noch

vor den menschenfressenden Schwarzen fürchteten, sondern unter täglichen Mühsalen und Beschwerden rastlos ihr Ziel verfolgten. Wir erkennen, daß das, was man früher für eine Unmöglichkeit hielt, nämlich in die Wüste und in das glühende Sandmeer dieses Welttheils einzudringen, in neuester Zeit realisiert wurde und daß jene schwarzen Barbaren doch in eine höhere Geisteskultur eingeführt werden können. Das ist nun der sichtbarste Beweis, daß kein Lebensverhältniß, kein Land, kein Ort so verbohrt, so verdummt, so verbarrikadirt sein kann, daß es sich nicht dem Geist des Lebens, der Freiheit, der Humanität, der durch das Zeitalter geht, zuletzt aufschließen muß.

In der Beigabe der Karten, von denen die eine die Vorstellung von Afrika, wie man sie vor dem Beginn der neuern Entdeckungen bis ins letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hatte, die andere die seitdem gewonnene Kenntniß zu veranschaulichen sucht, ist wahrcheinlich ein Irrthum geschehen, denn es sind zwei gleiche Exemplare der Karte von Nord- und Mittelafrika nach der Kenntniß, die man seit dem Jahre 1790 gewonnen.

Ein reicher Schatz des Wissens ist uns durch die besprochenen Werke gewährt, viele Länder und Naturproducte, zahlreiche Menschengenossen nebst deren Sitten und Gebräuchen sind uns geschildert, aber immer noch ist uns ein großer Theil Afrikas gänzlich unbekannt; doch die alles durchforschenden Geister des 19. Jahrhunderts werden auch noch die letzten unbekannten Regionen zu entschlüsseln vermögen. Weisheit und rastlose Thätigkeit erreichen das ersehnte Ziel.

38.

Novellen und Erzählungen.

Von den zwölf Bänden Novellen und Erzählungen, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen, sind nicht weniger als sieben von Frauen verfaßt. Kein Wunder; denn allein in der Stadt Dresden wohnen, wie wir in Amely Bölte's „Robinson Charakterköpfe“ lesen, 24, nach einigen sogar 48 schreibende Damen. In der zweiten großen Literaturperiode unseres Volks wurden auch Novellen und Romane von Damen geliefert, doch im Vergleich mit der Gegenwart selten. Frauen, wie Goethe's Freundin von Stein, die Gattinnen Schiller's, Herder's und anderer bedeutender Männer, denen gewiß an Geist und Talent wenige Frauen der Gegenwart gleichkommen, zogen es vor, mit geistigen Größen auf dem Wege des Briefwechsels in eine lebendige Beziehung zu treten, und dieser Briefwechsel war nicht vorzugsweise literarisch-kritischer Art, sondern knüpfte sich im tiefsten Grunde an Erlebtes und Erfahrenes an. Auch Rachel ist hauptsächlich durch Briefe berühmt geworden. Wenn nun in unserer Zeit Frauen auf dem Gebiet der Novellistik mit den Männern wetteifern, so gehört dies eben auch zum Charakter unserer Zeit, und wollen wir diese „Luft zum Fabuliren“, die im weiblichen Wesen liegt, keineswegs tadeln. Obnedies haben wir keine Goethe, Schiller, Herder mehr, deren Orakelsprüche ein weibliches Ohr lauschen könnte, und so erklärt es sich von selbst, daß schriftstellende Frauen sich im vollen Bewußtsein ihrer Würde neben ihre männlichen Fachgenossen stellen. Wir bemerken dies sogleich bei

1. Photographien des Herzens. Novellen und Erzählungen von Sophie Berena. Drei Bände. Berlin, Janke. 1863. Gr. 16. 2 Thlr.

Hier wird, um in unserm Thema fortzufahren, in der Erzählung: „Der Besuch bei der Kartenlegerin“, die offenbar ein

Strick Selbsterlebens enthält, der humoristische Doctor von seinem Vorurtheil gegen Schriftstellernde Damen geheilt und schafft sich selbst von Frauenhand geschriebene Bücher an mit der Bemerkung: „Die Bücher sind zuweilen so übel nicht, oft nicht schlechter, als die von Männern.“ Die Dame, mit der er spricht, antwortet: „Ich schreibe nicht um meines Namens willen; ich schreibe, weil ich schreiben muß, weil es um mich gegangen und gestungen von Kindheit an und mir keine Ruhe ließ, bis die Träume Bilder, die Gedanken Worte wurden. Und dann hoffe ich dennoch mit Gottes Hilfe einst etwas Gutes zu leisten, wenigstens habe ich den seeligen Willen dazu, und gelingt es mir nur, manchem armen Herzen, mancher tiefbetrübten Seele ein Wort des Trostes, eine frohe Stunde damit zu geben, so will ich mein Thun schon als gesegnet und nicht als nutzlos betrachten. Oft wenn ich auf die großen Vorbilder blicke, da wird mir freilich bange, und ich möchte still und leise die Feder niederlegen, aber dann denke ich wieder, die schöne, prächtige Rose und die kleine Waldmaiblume sind beide Blumen, und mancher schlichte, einfache Sinn findet auch an der Feldblume Gefallen.“ Und so tritt Valentine, die diese Worte spricht, nicht blos im humoristischen Briefwechsel mit ihrem Freunde, dem Doctor, auf, sondern auch als Verfasserin des Romans, der auf dem Büchertische des Lesers prangt.

Ähnlich wird in „Streit und Liebe“ in einer Abendgesellschaft von Seiten der Frauen gegen den Helden der Novelle, den Candidaten der Theologie Eberhard, die Ansicht verteidigt, daß Frauen nicht nur die Verehrung, sondern auch die Pflicht zu schreiben haben, „denn es gibt Gegenstände und Gefühle, welche der Mann nicht so ergründen und erfassen kann, trotz seiner größern Kenntnisse, denen seine Feder nicht so gewachsen ist, trotz seiner weiterreichenden Erfahrung. Wenn die Frauen sich stets des Materials bebienen, das ihnen zu Gebote steht, wenn sie keine Uebergriße thun, so sind sie im Stande, sehr Merkwürdiges zu liefern. Wer den Büchern von Frauenhand, weil es auch weniger tüchtige, ja erbärmliche unter ihnen gibt, allen Werth absprechen will, wer einen Maßstab für alle anlegt, der handelt nach einem engherzigen Vorurtheil, der will die Augen schließen für das Gute, welches auf diesem Felde schon geleistet ist. Steht es mit den Schöpfungen der Schriftsteller etwa besser? Wächst die Flut der mittelmäßigen, schlechten und gefährlichen Bücher nicht täglich, und sollte man da nicht mit noch größern Rechte fragen, ob Männer nicht ihre Zeit vorthellhafter anwenden könnten, als solche unnütze Nachwerke zu liefern? Möchte nicht auch hier die Ehren den Weibern überwiegen?“ Um den thatsächlichen Beweis zu liefern, zeigt sich die Heldin der Novelle, Regina, selbst als Verfasserin eines beliebten Romans und verfolgt die eingeschlagene Laufbahn mit Glück, zum Zeichen, daß Schriftstellerei den Damen nicht allein in England, wo man das Weib so hoch stellt, so große Ansprüche an Ehe und Familie macht, den eigenen Herd über alles werth hält, sondern auch in Deutschland in ihrer gesellschaftlichen Stellung und Achtung keinen Eintrag zu thun vermag. Unserer Verfasserin müssen wir nun allerdings schriftstellerisches Talent zuerkennen. Sie hat Geist und Gemüth und zugleich eine seltene Gabe der Sprache und Herrschaft über das Wort. Ein frischer, lebender Hauch weht in diesen Erzählungen; zugleich hat die Verfasserin es am nöthigen Fleiß nicht fehlen lassen und ihre Themen sorgfältig und genau ausgeführt. Das der Titel sagt, das gibt der Inhalt: Gemälde des Herzens, namentlich des weiblichen Herzens in seinen verschiedenen Verhältnissen zu Welt und Leben. Wir bekommen ferner Lichtbilder und nicht trübe Schattenrisse; die Verfasserin weiß uns, wie des Goethe von der Dichtkunst überhaupt verlangt, auf der Grundlage des Lebens und der Wirklichkeit in das Gebiet eines ideellen Behagens zu erheben.

Am gelungensten ist die Erzählung: „Der Besuch bei der Kartenlegerin“; dann kommen „Streit und Liebe“ und „Aus den Papieren eines Ruffers“. In andern Novellen weicht

Sophie Berena manchmal zu sehr von dem Gesez der Natürlichkeit und Einfalt ab. Obgleich sie den Volkston zu treffen weiß, legt sie doch in der „Grauenburg“ der alten Dienerin Gertrud eine Sprache in den Mund, die sich manierirt ausnimmt. Sie sucht zwar diese Darstellung zu entschuldigen, wenn sie sagt: „War es die Begebenheit selbst und daß ich in den Räumen weilte, wo sie sich zugetragen, war es die Erzählungsart der alten Gertrud, welche solchen tiefen, unaussprechlichen Eindruck auf mich machte, daß die Erinnerung daran noch in spätern Tagen gleich einer frischen, wunderbaren Blume auf mich blickte? Obgleich die Redeweise einfach und schlicht an manchen Stellen, so war sie an andern von einem Zauber der Poesie durchweht, die aus der Jugendzeit einer ungewöhnlichen, warmen Natur herüberzuklingen schien, von einer Lebendigkeit, einem Feuer durchglüht, welche deutlich kündeten, wie die Vorgänge in mehr als einer Beziehung in das Mark des eigenen Lebens der Erzählenden eingeschnitten hatten.“ Ungeachtet dieser Versicherung wird uns Sophie Berena nicht glauben machen, daß die alte Dienerin sich in so gewählter Sprache, in so ausgefeilten Bildern und Vergleichen ausgedrückt habe, wie wir sie nun gleich zu lesen bekommen. Wir haben nun schon in zwei Stellen das Bild von Blumen gefunden; hätten wir in dem Auszug aus „Streit und Liebe“ fortfahren wollen, so wären wir zu der Stelle gekommen: „Wenn nun neben der hohen, markigen Eiche, neben dem edeln Lorbeerbaume auch das Waldbreitlein, die kleine, rothe Heidenelle ihr Haupt zu erheben wagen und ihre Verehrung zum Blähen fordern, wer will es ihnen wehren, wer mit grausamer Hand ein Gebilde zerstören?“ u. f. w. Die Darstellung ist zu blumenreich, blumenreich im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Vergleichung von Mädchen mit Blumen, Rosenknospen, Lilien kommt gar zu oft; aber auch sonst werden wir in einem ganz andern Zusammenhang förmlich mit einem Blumenregen überschüttet. In dem „Besuch bei der Kartenlegerin“ übt Sophie Berena in diesem Punkt Selbstkritik, sofern der humoristische Doctor seiner Valentine schreibt (I, 203): „Schöne, frische Blumen sollst du auch in Fülle haben, wenn du dich einschleiffest, meiner alten Tage blühende, schmückende Blume zu sein. Das ist wol so ein Satz nach deinem Geschmack? Hand ihn wieder aus der Kumpfkammer meiner poetischen Jahre.“ Ueberhaupt ist die Verfasserin mehr Meisterin in der verteilenden Schilderung, als in der fortsetzenden Erzählung; sie berichtet oft „etwas breit nach Art der lieben Jugend“, wie Wieland sagt, und der Frauen, sehe ich hinzu. Ferner sind einige Flüchtigkeiten im Ausdruck zu tabeln wie: eine Grenze innehalten, statt einhalten; II, 99: jezt wieder wie taucht alles so lebhaft empor, wie erstigt alles von neuem (kann steigt hervor); II, 40 lesen wir von einem springenden Schmerz. Endlich vermiffen wir ein Inhaltsverzeichnis. Indessen „Lob und Tadel muß ja sein“, aber das Lob überwiegt, und wir wünschen der Verfasserin zum Schluß nur, daß die Bemerkung auf dem Titel, in der sich ein gerechtes Bewußtsein bestimmt ausdrückt: „Das Uebersetzungsrecht wird vorbehalten“, nicht vergeblich dastehen möge.

2. Moberne Charakterköpfe von Amely Wölke. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein sehr gesuchter, offenbar nach Niehl's „Ruffalkischen Charakterköpfen“ gewählter, aber dem Inhalt des Buchs keineswegs entsprechender Titel. Und doch ist der Titel eines Buchs keineswegs gleichgültig, wenigstens darf er mit dem Inhalt nicht im Widerspruch stehen. Wir lachen über die langen Titel der Romane aus dem 17. Jahrhundert, die oft mehr eine Inhaltsanzeige sind; aber diese langen Titel führten den Leser wenigstens nicht irre. Im vorliegenden Buch haben wir, obgleich, oder vielleicht richtiger: weil diese Erzählungen alle im modernen Gesellschaftsleben spielen, keinen einzigen Charakter — das Wort im strengen Verstande genommen — zu finden vermocht. Oder soll der Titel eine Ironie auf die Gegenwart enthalten?

Allerdings findet sich hier und da Spott über Abelsvorurtheile oder wird eine relative Emancipation der Weiber angedeutet und wie im „Carnaval in Dresden“ am Schluss in ihrer Ausartung durchgehehelt. Aber zu wirklichem Witz und wahrer Ironie kommt es bei allem Behagen, mit dem Amely Böhle sich gehen läßt, nirgends. Sie ist selbst viel zu sehr in den oberflächlichen Anschauungen der Gegenwart befangen, als daß sie sich mit freiem Geiste darüber erheben könnte. Unklarheit und Flüchtigkeit sind nur zu oft wahrnehmbar; von tieferer Originalität findet sich kaum eine Spur. In jeder Hinsicht steht Amely Böhle hinter Sophie Berena zurück; auch in der Sprache und Darstellung erhebt sie sich nicht über das Gewöhnliche. In Berena's Erzählungen weht ein frischer, kräftiger Hauch, der die Nerven angenehm erregt; bei Amely Böhle ist alles verwässert, matt und verschwommen. Hier und da kommt ihr ein guter Gedanke, den sie aber nicht ausführt.

In der Erzählung „Ein edler Buchhändler“ erinnert sie selbst, aber sehr zu ihrem Nachtheil, an den Engländer Hog. Hier hatte sie einen dankbaren Stoff, mit dem ein Bogen etwas Leichtes angefangen hätte; Amely Böhle aber verdirbt durch leichte Verwässerung und ungründliche Auflösung alles. Und worin besteht denn der „Edelmuth“ dieses Buchhändlers? Darin, daß er einer deutschen Erzieherin in London, die in seinem Laden erscheint und einen vortheilhaften Eindruck auf ihn macht, auf ihre Bitte und die Angabe ihrer Adresse die Hälfte des Geldes, die sie ihm einstweilen geben will, zurückgibt mit den Worten: „Wir geben oft auf Rechnung, und wenn Sie wirklich zu Rath Ginz gehen, so sind Sie uns sicher.“ In dem Fall ziehen wir es vor, zu Neujahr den ganzen Betrag der Rechnung zu empfangen, da das Waschen der Hälfte uns Mühe verursacht.“ Welcher interessante Charakterkopf! Am Valentinstag hält er um ihre Hand an und bekommt sie. Diese Erzieherin muß jedoch bei aller Naivität und Harmlosigkeit, die ihr beigelagt wird, doch einigen Emancipationsdrang verspürt haben; sonst hätte sie wol nicht Lord Byron zu ihrem Lieblingsdichter erwählt, seine sämtlichen Werke in einem Band aus dem Buchladen mitgenommen und zur Unterhaltung Stücke daraus übersezt. Wir fürchten, der Buchhändler, der nicht gerade vermögend ist, werde seine Wahl bereuen, wenn er erfährt, daß seine Auserwählte weder in Deutschland noch in England das Kochen und die Geschäfte der Haushaltung gelernt hat. Offenbar hat Amely Böhle in dieser Novelle den im Anfang entworfenen Plan, die Geschehnisse eines träumerischen Hindämmerns in der Jugend zu schildern, nachher wieder fallen lassen und ihre Heldin als eine Art Sonntagskind behandelt; im Grunde aber ist sie nur ein ganz verzwirktes Geschöpf geworden.

Noch mehr emancipiert ist freilich „Die neue Lehrerin“, die nach einem Zeugniß, das sie mitbringt, bei Professor Rod in Leipzig die Anatomie studirt und bei Fröbel den Cursus einer Kindergärtnerin durchgemacht hat. Sie führt in dem Städtchen, in dem die Erzählung spielt, das weibliche Turnen und die Fröbel'schen Spiele ein, hat aber mit der Dummheit und Klatschsucht der Leute zu kämpfen, weil die Liebe des Arztes, der sie in das Städtchen gerufen hat, aus Grundfaß zurück, und geht nach Hamburg, um dort ihre Zwecke eher zu erreichen. Diese Dame ist der ausgeprägte Charakterkopf in den drei Bänden; denn sie haßt die Abhängigkeit, sie will frei sein, sie will niemand etwas verdanken. Ihre Ketterei wollten ihr nicht gestatten, dem Manne anzugehören, welchen ihr Herz gewählt; sie enterbten ihre Tochter und er verließ sie. Da schwor sie sich hoch und theuer, nie wieder auf die Liebe eines Mannes zu bauen, sie schüttelte den Staub von ihren Füßen und zog unbekannt in die Welt hinaus, um sich durch eigenen Fleiß eine unabhängige, ehrenvolle Existenz zu gründen. Ihr Zweck ist, Mädchen zu bilden, welchen ihre Selbstständigkeit über das Joch einer Ehe geht, welche die Männer entbehren können. „Ich achte die Männer nicht, weil sie die Sklaven ihrer Sinne sind; ich achte die Frauen nicht, weil sie sich von ihnen täuschen lassen.“

In der Erzählung: „Ein Carnival in Dresden“, knüpft die Frau Berena zur Lahe aus dem Busch, geboren an Lindenbaum - Pögeß, eine Anstellung am Theater als Dramaturgin, fällt aber natürlich durch. Ein Fräulein Rosengarten wird von ihrem Liebhaber, den ein corpulenteres Weib gefesselt ist, entgegengenommen und ertränkt sich. Auf die Nachricht davon plant die Gattin der Erzählerin ihre Hände, blickt andächtig zum Himmel und sagt: „Gott, welch ein Stoff! Ich danke dir von Herzen dafür!“ Als Satire läßt sie diese sehr lange „Erzählung aus dem Tagebuche einer fleißigstehenden Dame“ ger nicht ab; aber, wenn irgendwo, so ist hier die Darstellung ganz vornehm. In andern Erzählungen, wie „Die Auenprobe“ und die „Drei Grafen“, steht Amely Böhle gegen Abelsvorurtheile zu. Die drei Grafen in der ersten Erzählung haben das Charakteristische, daß sie miteinander nur einen Noth beßten, woran mehrere komische Verwicklungen entstehen, die nicht ohne Bild geschildert sind. In der „Auenprobe“ vermischt sich ein Mann ohne Liebe bloß aus Abelsrückichten mit einer neuen Braut; die Kinder aus dieser Ehe werden Gretins. Die Erzählungen „Die Hansstadt“ und „Die Eiferfüchtige“ behandeln das Thema der Eifersucht, deren Aufklärung zuerst an einem Mißverständnis erklärt wird. Wie sich aber der Titel „Die Hansstadt“ zum Inhalt verhält, ist mir ein Räthsel geblieben. Am gelungensten, d. h. am wenigsten mißlungen, sind die zwei Erzählungen, „Tagebuch einer Wälerin“ und „Selbstmord“ im dritten Band, einfache, anspruchslose Geschichten. Wir müssen hier dieselbe Bemerkung machen, wie bei Sophie Berena. Je einfacher, anspruchsloser, nachlässiger eine Frau schreibt, desto mehr wird sie gefallen. Und wie bei den Männern dafür gefordert ist, daß die Dämme nicht in den Himmel wachsen, ebenso ist es der Blumenwelt der Frauen, um in Sophie Berena's Bilderprache zu reden, unmöglich, sich zur Höhe einer Tanne emporzurücken, oder zur Breite einer riesigen Eiche zu entfalten, oder ihre Wurzeln so tief und tief wie eine Eiche in den Boden der Wirklichkeit und des Lebens einzusteuern. Um nicht hundertmal Gefagtes zu wiederholen, ist mein Rath Schweigen.

3. Kunst und Künstlerleben. Novellen von Luise Otto. Bromberg, Koskowsk. 1863. 8. 22 1/2 Ngr.

Luise Otto zeigt mehr Talent und Fleiß als Amely Böhle. Die drei Erzählungen „Zwei Oesterreicher“, „Zwei Cantoren“ und „Ein weiblicher Phasover“ sind wirklich wohlgefangen, mit Geist und Gemüth gezeichnete Bilder aus dem Leben und Lieben und Leiden musikalischer Talente; denn nicht um ästhetische Erörterungen, sondern um das Verhältniß dieser Kunst und ihrer Vertreter zum äußeren Leben und zur inneren Welt des Herzens handelt es sich hier, und dies ist denn im hohen Grade zu loben, namentlich weil sich Luise Otto von den unklaren und halbweisen Emancipationsströmungen einer Amely Böhle ganz frei hält. Hingegen ist „Ein Bild: Die glücklich die Canallien sind, sie haben Appetit.“ Vollenovelle, viel mehr als eine herzerweichende Proletariatsnovelle zu bezeichnen. In der Skizze „Paul Flemming. Literarhistorische Skizze aus dem 17. Jahrhundert“ hat sich übrigens die Verfasserin eine ebenso auffallende als unndthige Abweichung von der Geschichte erlaubt. Hier wird nämlich die Entstehung von Flemming's bekanntem Lied: „In allen meinen Thaten“, in die Zeit seines Aufenthalts in der Schule zu St. Afra in Meissen verlegt und mit einer unglücklichen Liebe zu der Tochter des Rectors dieser Schule in Verbindung gebracht, während doch, wie allbekannt ist, Flemming dieses Lied unmittelbar vor seiner Reise nach Rußland und Persien gedichtet hat. Wenn ja doch überall die Liebe in den Mittelpunkt treten soll, so bietet bei Flemming die Liebe des leipziger Studenten zu seiner Rubella und die Reise nach Persien mit ihrem phantastischen Zweck einer Brautwerbung für den Herzog von Holstein (vgl. D. 8. Gruppe, „Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten“, 1863, I, 83) Anhaltspunkte genug zu einer Darstellung,

welche sich innerhalb der von der Gesellschaft gezogenen Grenzen bewegt und doch auch der frei erkundenden Phantasie ihr Recht einräumt. Offenbar ist die Entfaltung dieses geistlichen Liebes durch den Eintritt einer so gefährvollen Reise besser motiviert, als durch die „reinen und schönen Empfindungen, die Siberia, des Doctors Tochter, dem achtzehnjährigen Fleming eingebläht hatten“, oder durch die Noth des ungerechtfertigten im Carcer sitzenden Schülers.

Gehen wir nun von den Schriftstellerinnen zu den Schriftstellern über, so begegnet uns hier zuerst

1. Der Lieutenant Falkass und wie es ihm bei den Damen erging. Soldatenhumoreske von A. von Winterfeld. Berlin, Gerschel. 1868. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Schrift trägt das Motto: „Du flehst, ich habe mehr Fleiß als andere Menschen, und also auch mehr Schwachheit.“ (Schalkpeare.) Mit dem besten Willen habe ich in den herzlichsten Abenteuern des Lieutenants von Paderow mit der rothen, biden und schwarzen Dame, mit der Jungfrau von Orleans und der Hohenstaube, keine Spur von Falkass'schem Humor finden können. „Die lustigen Weiber von Windsor“ haben Witz und Humor; aber diese Damen, sowie die Selbstverlegenheiten des Paderowers und die Gemeinheiten seines Freundes von Rosenzweig hätten der Königin Elisabeth schwerlich ein Lächeln abgerockt, und was des Verfassers Namensbruder, einer der tapfersten Feldherren Friedrich's des Großen, wenn ihm dieses Büchlein im Gypsarm in die Hände fiele, über den Geist und die Weltanschauung, die sich darin ausdrückt, urtheilen würde, läßt sich errathen. Da ist kein Welterleuchten des Geistes aus der Masse des Fleisches, sondern nur eine trübe Kaserne und Nachtstubenatmosphäre. Dieser Paderower, würde ein Engländer sagen, verhält sich zu Falkass wie Dänubier zu Porter. Die deutsche Sprache wird mit Ausdrücken bereichert, wie z. B. zackig = plaudern, geschwäpzig; schwabbeln = schwanken; einen Knupp thun = knippen, zwicken. Einem in die Geheimnisse des Lieutenantslebens so tief eingeweihten Mann, wie Herrn von Winterfeld, kann man auch nicht zumuthen, den Namen der griechischen Nachgöttinnen richtig zu schreiben. So lesen wir denn S. 87 von Damen vornehmen Standes; die von den Gymnasten umgetrieben werden. Richtig schreibt dagegen Luise Otto S. 208 Erinyen. Doch kann sich A. von Winterfeld mit dem geleiteten Literarhistoriker Rinne trösten, der in seinem Werkchen „Goethe's Iphigenie auf Tauris 1859“ beharrlich Erinyen schreibt. Diese falsche Schreibart findet sich auch bei Balloke, „Leben Schiller's“ (II, 374). Noch richtiger als Erinyen wäre Erinnen mit einem n. Da jedoch in unserer Zeit der Geschmack vielfach gesunken ist und viele Leute einen plumpen Spas von einem fernigen Witz nicht unterscheiden können, so zweifle ich nicht, daß unser Pseudo-Falkass in Kreisen, in denen des Verfassers auf der Rückseite des Umschlages angeführte Humoreske „Das Mannes P. s von Brüssel“ die zweite Auflage erlebt hat, nicht wenige Freunde und Bewunderer finden wird.

5. Aus dem Hasgau. Erzählungen, Novellen und Humoresken von Christian Wieduwilt. Erstes Bändchen. *) Koburg, C. Neumann jun. 1863. 8. 15 Ngr.

Diese Erzählungen aus dem Hasgau, jenem „bescheidenen Gebirge, das in seinem Versuch, den Steigerwald mit der Rhön zu verbinden, ein bißchen bald ermattet ist, denn es ist Summa Summarum drei Meilen lang und eine Meile breit“, wollen nach der Vorrede keineswegs bloß eine amüsante Unterhaltungsl lecture darbieten. Der Verfasser verfolgt vielmehr höhere Zwecke und hat gerade diese Publicirungsformen aus keinem andern Grund gewählt, als weil sie den größten Leserkreis zu gewinnen

versprochen. Jedes Stück hat seine Tendenz, wenn diese auch nicht immer auffällig hervortritt. Insbesondere sind es die pädagogischen Stunden unserer Tage, gegen welche der Verfasser auch hier ankämpft, und unter ihnen wieder die Kapitalsünde: „die Passivität so vieler Kelter und Lehrer, wo es aufmerken, nachdenken und handeln gilt, um der Jugend zu einem tüchtigen Charakter und einem unverschrobenen, normalen Wesen zu verhelfen“ u. s. w. Eine sehr löbliche, aber höchst unbestimmt und allgemein gehaltene Absicht. Der Verfasser hat seine Hauptstärke im heitern Schwanke, und gerade der Schwanke schließt die Tendenz am bestimmtesten aus und ist nur mit des Verfassers ganz allgemein gehaltenem Streben, zu bessern und zu belehren, in weitester Linie vereinbar. Die erste Erzählung „Bernhard und Martha“ ist nicht die beste; denn das Humoristische tritt gegen das Sentimentale gar zu sehr zurück. Auf einem andern Gebiet als dem obengenannten, bewegt sich der Verfasser nicht frei, und macht schon in Hinsicht auf Sprache und Stil den Eindruck eines Menschen, der auf glattem Parketboden herb und fest tritt, um nicht zu fallen. Unsere Erzählung hat zum Thema das Wort, das Klopstock im Anschluß an den Prediger Salomo dem deutschen Volk zuruft: „Sei nicht allzu gerecht! Sie (die Fremden) wissen nicht, wie schön dein Fehler ist.“ Dieser Bernhard, der aus lauter Aufopferungstrieb zu Gunsten eines im Vergleich mit ihm höchst unbedeutenden Menschen seiner Liebe zu Martha entsagt, ist ein echt deutscher Charakter. „Die Wolfssjagd am trummen Mittwoch“ ist ein höchst ergötzlicher Schwanke, frisch, kräftig und herb erzählt. Aber die Moral? Verkaufe das Fell des Bären nicht, ehe du ihn hast? Dies soll kein Tadel sein. Ein Schwanke braucht keine bestimmte Moral zu haben; es ist genug, wenn er nicht unmoralisch ist. Die zwei folgenden Erzählungen verdienen in derselben Hinsicht Lob. Es sind Humoresken, Schwänke, Bambocciaden. Darum entsage der Verfasser seiner moralisirenden Tendenz und folge fröhlich dem Zuge seiner komisch-humoristischen Natur, nehme aber diese noch mehr in die Zucht des Geistes, als bisher geschehen ist, damit wir nicht andrufen müssen: Natur, du bist doch gar zu natürlich! Gustav Hauff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geologische Studien.

1. Der Boden der Stadt Wien nach seiner Bildungsweise, Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben. Eine geologische Studie von Eduard Sueß. Mit 21 Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck. Wien, Braumüller. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Werke, welche sich wie das vorliegende an die Lösung einer ganz speziellen Aufgabe machen, können eigentlich ihren Hauptwerth nur in einer recht gewissenhaften detaillirten Durchführung des Ganzen haben. Das hat der Verfasser auch sehr genau erkannt, seine ganze Arbeit liefert davon den treffendsten Beweis. Er hat es wahrlich nicht an Fleiß fehlen lassen, um das große Material herbeizuschaffen und dafür zu sorgen, daß dasselbe erst nach einer streng gehandhabten Kritik zur Geltung gekommen ist. Nach einer flüchtigen Deutung des Titels könnte man übrigens leicht der Meinung sein, daß ein solches Buch eigentlich nur für die Wiener und überhaupt nur für einen sehr kleinen Kreis von Lesern Interesse haben könne, indessen ändert sich diese Ansicht doch wesentlich, sobald man sich den Inhalt desselben etwas näher ansieht. Es wird allerdings Wien immer fest im Auge behalten, aber es kommen dabei doch ganz außerordentlich viele Resultate zum Vorschein, welche einer ganz allgemeinen Beherzigung werth sind. Man lernt daraus, wie die Beziehungen der Bevölkerung einer jeden Stadt zu einer genauen geologischen Erforschung des Untergrundes von der allergrößten Bedeutung sind, daß in dieser Erforschung die wichtigsten Fragen über das Ausblühen der Gewerbe, über den Wohlstand und über die Gesundheitspflege der Einwohner erst eine klare befriedigende Antwort erhalten können. Daher verdient das

*) Inzwischen ist ein zweites Bändchen unter dem Titel „Regio montana. Auch ein Beitrag zurilly- Frage“ ausgegeben worden. D. Red.

Buch auch in weitem Kreise mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Für die denkenden Freunde des Wohlstandes und des Wohlbestehens der Bevölkerung einer jeden Stadt liefert das Buch praktische Fingerzeige, welche sicher nicht ohne Berücksichtigung bleiben werden. Aus diesem Grunde halten wir es für unsere Pflicht, die hochgestellten Männer und Behörden, welche das Wohl der Gewerbe und der Gesundheit der Einwohner einer Stadt oder eines Staats zu überwachen und zu fördern haben, ganz besonders auf diese Schrift aufmerksam zu machen. Für das gebildete große Publikum ist das Buch allerdings keine durchweg fesselnde Lectüre; aber dennoch enthält es reiche Schätze, wofür sich ohne Ausnahme jeder lebhaft interessiert. Unsere weitere Besprechung wird dies bestätigen.

In London, Paris, München und andern stark bevölkerten großen Städten hat man schon lange die geologische Erforschung des Untergrundes durchgeführt, und gefunden, daß daraus sehr wichtige gewerbliche, hygienische und culturhistorische Resultate gefolgert werden konnten. Man darf nur daran erinnern, wie viele Krankheiten von dem Boden abhängig sind, auf dem die Menschen wohnen, so wird man sogleich das Gegenseitige einer solchen Erforschung erkennen. Darin liegt denn auch der Grund, warum in London und Paris diese Nachforschung jetzt ununterbrochen auf Gemeindefosten durchgeführt wird. Es kommen sehr viele Punkte dabei vor, welche einer beständigen Wandelung unterworfen sind. Die hohe Bedeutung der Sache ist bereits erkannt, und wenn sie jetzt auch nur erst für die beiden größten Städte Europas eine praktische Richtung genommen zu haben scheint, so wird es doch sehr wahrscheinlich, daß allmählich auch den kleinern und kleinern Orten diese Nutzenanwendung zu Theil werden dürfte.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf das Einzelne des Buchs. Der Inhalt zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste sich auf die Veranlassung und den Plan des Werks, auf die Würdigung anderer ähnlichen Arbeiten, auf die geographische Lage Wiens und auf die oro- und hydrographische Berücksichtigung des Terrains bezieht. Der zweite und dritte Abschnitt sind ausschließlich geologischen Inhalts. Der vierte Abschnitt bildet eine eigentliche Anwendung des vorhergehenden; es wird hier der Boden in Beziehung zum bürgerlichen Leben gebracht, es werden die Brunnen und Grundwasser untersucht, auch wird das Auftreten und Verbreiten der Cholera von 1855 mit der Beschaffenheit des Bodens in eine Causalbeziehung gestellt, woran sich dann noch ein beherzigenswerthes Schlusswort schließt.

Ursprünglich wurde der Verfasser bloß von dem allgemeinen Interesse geleitet, welches der Geognost für die Scholle Erde besitzt, die er bewohnt oder bereist. Seine Studien führten ihn aber bald auf die Zeichen des hohen Alters dieser ehrwürdigen vielumkämpften Stadt, er kam auf Spuren früherer Schöpfungsepochen, fand die Ueberreste ehemaliger riesiger Landthiere, er erkannte die Abhängigkeit der Lebensverhältnisse von dem Untergrunde der Stadt. Als nun im Jahre 1857 durch das denkwürdige kaiserliche Wort der Stadt Wien so bedeutende wohlthätige Veränderungen verheissen wurden, als die Wälle, welche einem Kara Mustafa widerstanden hatten, dem Fortschritte der Civilisation weichen mußten, da erhielt der Verfasser sehr reiche neue Gelegenheit, seine Studien fortsetzen zu können, und er entschloß sich 1858 dazu, in drei Vorträgen die Früchte seiner Forschungen zur Mittheilung zu bringen. Es wurde dazu das Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften benützt. Man legte auf diese Studien so viel Gewicht, daß man das Wesentlichste davon in der „Wiener Zeitung“ veröffentlichte. Reisen und vielfache andere Beschäftigungen führten den Verfasser dann von der weitem Verarbeitung seiner Studien ab; aber immer kam wieder eine neue Veranlassung zum Wiederaufnehmen des Plans, bis das Werk zur Veröffentlichung herangereift war. Der Verfasser macht dann auf die vielfachen Hülfsmittel aufmerksam, welche er benutzen konnte, um seinem Werke eine größere Vollendung geben zu können, und greift dann die wirkliche Durchführung seiner Arbeit an.

Die Untersuchung der Alluvialbildung des Bodens leitet den Verfasser auf eine höchst interessante Thatsache, welche sich zugleich als eine Folge der täglichen Umkehrung der Erde um ihre Achse erweist. Da dies ein vielfach auch von andern Seiten angerührter Punkt wissenschaftlicher Forschung ist, so wollen wir einen Augenblick dabei verweilen. „Die Donau“, sagt der Verfasser, „strebt in der Nähe unserer Stadt unangesehrt ihrem rechten Ufer zu. Mit Mühe sehen wir sie im Dichtenthal, in der Kothau und in Erdberg durch Menschenhand von ihrem rechten Steilufer abgelenkt, aber von Fischament bis Deutsch-Wilburg nagt sie noch fortwährend an dem Fuße desselben und reißt sie von Zeit zu Zeit so große Erdstücke ab, daß im Laufe der letzten Decennien die Poststraße nach Pressburg zu wiederholten malen landeinwärts verlegt werden mußte. Das tieferes Flußwasser für die Dampfboote liegt rechts und man kann daher bei einer Fahrt nach Pressburg nicht nur diese Abrisse in ziemlicher Nähe beobachten, sondern sich auch davon überzeugen, wie eben durch den starken Wellenschlag der Dampfboote die Vermächtigungen des Stroms nicht wenig unterküpft werden. Der ganze Lauf der Donau von der Felsenenge bei Klosterneuburg bis zu jener bei Hainburg bildet einen starken nach rechts convergen Bogen, der sich nirgends weit von dem Steilrande der rechten Seite entfernt, während ein bis zwei Meilen breiter, ebener Alluvialboden die concav-linke Seite von dem andern Steilrande trennt, welcher, nicht minder deutlich als der in Wien sichtbare, sich jenseits Ragran und Leopoldsdorf durch das Marchfeld zieht.“ Dieses starke Hinneigen der Donau nach rechts hat schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen; man war sogar schon der Ansicht, als käme dabei auf der linken Uferseite ein allmähliches Emporheben des Bodens vor. Man überzeugte sich aber, daß auch der Marchfluß bei Drösing, Dürst, Stillsried und andern Orten einen rechtseitigen Steilrand gebildet hat. Und wenn die Donau auf ihrem ganzen Laufe verfolgt wird, so zeigt sich überall, wo sie einen gen Norden oder gen Süden gerichteten Weg einschlägt, daß sie dann jedesmal den Steilrand und das Tiefwasser auf der rechten Seite besitzt. Das konnte unmöglich durch locale Niveauveränderung des Bodens veranlaßt sein. Die wahre Ursache liegt aber in der Rotation der Erde. Man erklärte mit ihrer Hilfe auch die großen Golfströmungen im Atlantischen und Stillen Ocean; dann machte Maury darauf aufmerksam, daß der Mississipi seine Wasser immer an die rechte Seite der Ufer dränge, wozu ebenfalls die Rotation der Erde die Veranlassung sei. Später erkannte man auch bei den Eisenbahnen die Spuren der Hemisphärenrotation der Erde; war ein solche Bahn aus unserer nördlichen Hemisphäre von Nord und Süd gerichtet, so zeigte sich überall, daß die rechte Schienenlinie mehr lilt als die linke. Der Verfasser macht dann auf die Werke von Solikow, von Baer, Dulles, von Streffleur aufmerksam, welche alle diese Art geologischer Phänomene durch die Rotation der Erde zu erklären suchen. „Die Ursache“, schließt der Verfasser seine Untersuchung, „weilhalb die Donau nach rechts drängt, ist also dieselbe, welche in unserer Hemisphäre die Abweichung der Geschützgelen nach rechts und in schnell nach Nord oder nach Süd sich bewegenden Eisenbahnzügen die Tendenz veranlaßt, nach rechts aus dem Schienen zu springen; sie ist dieselbe, welcher die Passatwinde ihre Richtung verdanken. So gering diese Kraft auch sein mag, so ist doch kaum zu verkennen, daß die häufige Ablenkung der Ströme in ihrer Richtung eben das Werk ihres unangesehnen Strebens sei. Wenn sie auch in der Regel, wie von Baer richtig bemerkt, sich nur als ein vermehrter Druck des Wassers gegen das eine Ufer nur gibt, so wird sie doch sehr wirksam, sobald durch Hochwässer der Stromtrieb noch näher an das Ufer geworfen ist und feste Körper, namentlich Eisdümpfen, in langem Zuge den Steilrand abnagen.“ Der Verfasser gibt zugleich eine sehr befriedigende Erklärung dieses interessanten Phänomens und untersucht dann die Alluvialschichten der linken Uferseite, wodurch die Sache auch hier ihre Befestigung erhält.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun einem andern Ge-

genstände zu. Die Baumaterialien, welche in Wien verwendet sind, gehören sehr verschiedenen geologischen Epochen an. Es werden sogar Sande zur Mörtelbereitung und Thon zum Ziegelbrennen aus Ablagerungen desselben Alters, aus ein und demselben Schicht-complex genommen. Diese Thatsache erklärt der Verfasser aus der natürlichen Schichtung der Sedimente des Meeres; er bemerkt: „Die Sande kommen dann aber aus den Ablagerungen der höhern euklastischen Zonen, und der Tegel aus den Tiefenbildungen. Man gewinnt in und um Wien den Bauand aus den verschiedensten Abtheilungen der Ausfällung des Beckens; so wird, um nur einige Beispiele anzuführen, mariner Sand in Speising und Pöchlendorfer, Gerthienand auf der Türkenchanze, Belvedere-sand in den vielen Gruben von der Raxer Linie bis über den wappendorfer Bahnhof hinaus, Illuvialsand durch Berken des Illuvialhotters in Wapleindorf, Illuvialsand an vielen Stellen des Wienthals gewonnen.“ Es werden dann diese verschiedenen Sandarten ihren charakteristischen äußern Merkmalen nach besprochen. In ähnlicher Weise wird dann der Kalk untersucht. Die Ziegel bereitet man aus dem marinen, dem brackischen und dem Congerietegel aus Gemengen von Eß und Tegel, aus Eß und Silt. „In den römischen Mauernwerken hat man am Peter (am Fuß des Rähfußgäßchens) und in der untern Bräunerstraße Ziegel gefunden, welche ihrem Stempel zufolge aus einer Werkstätte in Carnunt stammen und welche beweisen, daß damals wenigstens zuweilen dieses wichtige Baumaterial aus der Gegend von Petronell herbeigeführt wurde. Als im Jahre 1451 die Säule zur Spinnerin am Kreuz fundirt wurde, führte man die Ziegel zu diesem Zwecke von der Stadt hinaus, gerade auf jene Höhe, von welcher heute Millionen von Ziegeln alljährlich in die Stadt herabwandern.“ Diesen Gegenstand verfolgt der Verfasser dann immer weiter bis in die feinsten geologischen und historischen Verzweigungen.

Der vierte Abschnitt enthält die praktische Anwendung der drei vorhergehenden. Daffir ist das Interesse ein viel allgemeineres. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die unterirdische Vertheilung und die chemische Zusammensetzung der Brunnenwasser stets von der Structur und der Beschaffenheit des Bodens abhängig seien. Jedes Gestein, von der losen Sand-schicht und dem Thon bis zum harten Fels, besitzt bei dem Herausheben aus dem Boden einen gewissen Grad von Feuchtigkeit. Man nennt dies die Gebirgsfeuchtigkeit. Die Stein-mechaniker wissen recht gut, daß sich das Gestein mit dieser Gebirgsfeuchtigkeit leichter verarbeiten läßt als später. Die verschiedenen Bodenbestandtheile haben aber eine sehr verschiedene Befähigung Wasser aufzunehmen, durchzulassen und festzuhalten. Es werden dann wasserdurchlässende Schichten von den wasser-dichten unterschieden. In der letztern Schicht gehört der Tegel, dessen Formation genau untersucht wird. Das Niveau des Wassers in den Brunnen des Donaubezirks ist von dieser Boden-schichtung abhängig, die Schwankungen hängen von vielen Umständen ab. „Der erste dieser Einküsse besteht in dem wechselnden Stande des Flusses selbst. Steigt die Wassermasse desselben, so ist die Oberfläche des eingekerkerten Wassers nicht im Stande, sofort in ihrer ganzen Ausdehnung dieses höhere Niveau einzunehmen. Wir können es bei jedem Hochwasser bemerken, wie die Trübung der Brunnen z. B. in der Leopoldstadt allmählich in weiter und weiter von dem Flusse entfernten Häusern bemerkbar wird, und wie in allmählich immer entfernten Straßen sich die Kellerräume mit Wasser in dem Maße füllen, als das Niveau des Einküderungswassers sich in das Niveau des angedrückten Flusses stellt. Um diese Zeit bildet die Oberfläche des Einküderungswassers in der Leopoldstadt eine concave Fläche, welche einerseits gegen das Kaiserwasser und andererseits gegen den wiener Donararm ansteigt, und unter der innern Stadt bildet es ebenfalls eine von dem Strome abfallende Fläche. Sinkt im Gegentheil die Wassermasse des Flusses rasch hinab, so wird diese Oberfläche in der Leopoldstadt zu einer convexen, nur unter der innern Stadt neigt sie sich dem Flusse zu, weil das Abfließen des Wassers ebenso wenig ein augenblickliches ist

als das Zufahren.“ Dann wird der atmosphärischen Niederschläge auf dieselbe Weise Rechnung getragen. Darauf ist von der chemischen Beschaffenheit der Brunnenwasser ausführlich die Rede. Die sogenannte Härte des Wassers wird nach dem Gehalt und Kalk, Magnesia und Eisenoxydhydrat beurtheilt. Die Commission, welche zur Prüfung der wiener Brunnen bestimmt war, adoptirte eine Scala, in welcher jeder Theil an Kalk u. s. w., der in 100000 Theilen Wasser enthalten ist, als ein Härtegrad bezeichnet wurde. Das Mittel der Härte des wiener Donauarmes betrug 7,5 Grad. Die geringste Härte der davon abhängigen Brunnen betrug 16,9 Grad, die größte dagegen 38,3 Grad. Einzelne Brunnen besaßen die enorme Härte von 101, 126,1, 142,1 und 172,1 Grad. Sie gehören zu einem besondern System und werden für sich betrachtet. Es wird dann auch die wahrscheinliche Ursache der geringern oder größern Härte bestimmt.

Von der Cholera, welche 1855 die Stadt Wien so verheerend heimsuchte, ist in dem Werke um so ausführlicher die Rede, als die neuesten Forschungen es ganz außer Zweifel gestellt haben, daß diese heimtückische Krankheit von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem die Menschen wohnen, abhängig ist. Allerdings ist es auch wahr, daß die ärmern Stadttheile, in welchen die Bevölkerung dichter aneinander gedrängt lebt, mehr zu leiden hatten als die andern, indes schließt es doch auch nicht an vielfachen Erfahrungen, wo gewöhnlich die wohlhabenden Stadttheile am stärksten mitgenommen worden sind. In England war man der Meinung, daß gerade die höher gelegenen Stadtviertel mehr als die niedrigen verschont blieben. „Aber gerade Wien gibt einen schlagenden Beweis, daß die absolute Höhe nicht das erste, entscheidende Moment sei, indem hier die höchstgelegenen Vorstädte, wie Schlottensfeld und Hangelbrunn, sehr große Verluste erlitten haben. So bleibt kaum ein anderer Ausweg übrig, als in dem Boden und der größern oder geringern Menge von Feuchtigkeit, die er enthält, jene Bedingungen zu suchen, welche das Auftreten der Cholera begünstigen oder hemmen. Die Frage auf diese Bahn gelenkt zu haben, ist wesentlich das Verdienst des Professors R. Pettenkofer in München, der hierdurch ein weites Feld für neue Beobachtungen geöffnet hat, welche diese Ansicht prüfen und feststellen oder nach Maßgabe der neu hervortretenden Thatsachen modificiren werden.“ Damit ist also die Untersuchung ganz vorzugsweise in die Hand des Geologen gelegt. Der Verfasser greift die Sache nun auch mit der gehörigen Umsicht und Ruhe an. Er beschränkt sich ausschließlich auf das Jahr 1855, weil ihm hiervon die detaillirten Tabellen zu Gebote stehen, welche der damalige Stadtphysikus Dr. Stuhlberger sehr gewissenhaft angefertigt hat. Die zweite nicht weniger wesentliche Grundlage der Untersuchung war neben der geologischen und hydrographischen Angabe auch eine Aufzeichnung der Cloaken und Senkgruben der Stadt, wozu er das erforderliche Material in dem städtischen Bauamte erhielt. Das Resultat dieser ganzen Untersuchung führt zuletzt zu folgendem Ausspruch: „Feuchtigkeit des Bodens und die Temperatur der Sommermonate sind nicht allein im Stande eine so schreckliche Krankheit zu veranlassen; und deuten in der That die Art der Fortpflanzung längs der Cloaken, namentlich im untern Werde, das Auftreten der Seuche unterhalb der Wegringer Gasse, die große Zahl der Sterbefälle in einzelnen Senkgrubenhäusern, die schlagenden Beispiele an in Senkgruben beschäftigten Personen, welche Dr. Haller mitgetheilt hat, dann die von den Aerzten so häufig wiederholte Bemerkung, daß die Erkrankung in großen Häusern dem Zusammenhange der Aborte folgen, neben Feuchtigkeit und Wärme auf ein drittes Moment, den Abwurf der Bevölkerung hin. Wir können sagen, daß die Cholera dort einen günstigen Ort für ihre Entwicklung finde und mit großer Beharrlichkeit in verschiedenen durch ziemlich lange Zeiträume getrennten Epidemien gerade jene Stellen auszeichne, an denen wir einen höhern Grad von Durchfeuchtung des Bodens und in demselben in der Zersetzung befindliche organische Substanzen vermuthen dürfen.“

In dem Schlussworte macht der Verfasser noch auf sehr viele Punkte aufmerksam, welche in Betreff der Gesundheitspflege besonders ins Auge zu fassen sind. Wir wollen davon nur eins hervorheben. Die geologische Untersuchung hat ergeben, daß die Orte, wo der Boden längere Zeit von Menschen bewohnt gewesen und von Cloaken durchzogen ist, sehr viele der Gesundheit nachtheilige Zeretzungsproducte enthalten. „Ich habe bereits die schwärzlichen Flecken erwähnt, welche sich auf der Oberfläche der Geschiebe des Diluvialschlitters unter der innern Stadt finden, und welche die jetzt unschädlichen Ueberreste einer durch lange Jahre fortgesetzten Zeretzung organischer Stoffe sind. In ähnlicher Weise ist z. B. in gewissen Theilen von London, wo Gruben in durchlassendem Sande angelegt sind, der ganze Boden geschwängert und so mit Leuchtgas und organischer Flüssigkeit gesättigt, daß bei jedem Aufsteigen des Pflasters der übrige Geruch heraustritt. Diese Stoffe sind es nun, welche, wenn sie z. B. durch einen Gussregen in Bewegung gesetzt werden, wol die eigentlichen Beförderer gewisser Seuchen sind, und welche, wenn man sie durch ausgedehnte Aufgrabungen frei macht, ihre tödliche Wirkung äußern. Man hat nicht wenige Beispiele, daß Arbeiter auf Bauplätzen von der Cholera zuerst und mit besonderer Heftigkeit ergriffen wurden; namentlich aber scheint es der Typhus zu sein, welcher sich unter solchen Verhältnissen einstellt. So ist z. B. eine Typhusepidemie, welche vor mehreren Jahren in Regensburg herrschte, genau einer Aufgrabung der Cloaken gefolgt, und man hat sich besonders in London in den letzten Jahren daran gewöhnt, nur möglichst selten und nur mit großer Vorsicht den Boden dichtbewohnter Stadttheile aufzugraben. Es ist im Interesse der Bevölkerung zu wünschen, daß, wo im Laufe der nächsten Jahre solche umfangreiche Aufgrabungen nöthig werden, diese möglichst rasch und soweit als thunlich in Jahreszeiten durchgeführt werden, welche den genannten Krankheiten ungünstig sind.“

Diese Mittheilungen werden genügen, unser oben ausgesprochenes Urtheil über das Werk zu rechtfertigen. Das Buch ist vortreflich und verdient recht vielseitig und gründlich beachtet zu werden.

Schließlich machen wir unsere Leser noch auf eine dem Buche beigegebene Bodenkarte der Stadt Wien aufmerksam, welche als ein wahres Meisterwerk in Hinsicht der Klarheit und detaillirten Durchführung anzusehen ist. Sie trägt sehr viel dazu bei, den Inhalt des Buchs anschaulich und übersichtlich zu machen.

2. Geogenische und geognostische Studien auf einer Reise durch Rußland und den Ural angefertigt von Rudolf Ludwig. Mit 3 Holzschnitten und 15 Tafeln in Lithographie und Farbendruck. Darmstadt, Jonghaus. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Reise, welche zu diesen Studien die Veranlassung gegeben hat, wurde im Sommer 1860 von dem Verfasser in Verbindung mit Hermann Goldschmidt aus Frankfurt und Adolf Wicome le Hardy de Beaulieu aus Brüssel ausgeführt; sie hatte den Zweck, die Landbesitzungen, Waldungen, Berg- und Hüttenwerke, welche dem russischen Staatsrath Nikita von Wiswoloski zu Petersburg angehören, gründlich zu untersuchen. Der geologische Theil der Durchforschung fiel unserm Verfasser allein zu, und das vorliegende Werk kann als die Frucht davon angesehen werden. Als Vermittelung bezieht sich auf die Kohlenstoffanhäufungen in den Torfmooren. Die dritte behandelt die Entwicklung von Erzlagern. Die vierte beschäftigt sich eingehender mit der Untersuchung der uralischen Steinkohlenformation.

Das Werk zerfällt in vier Abhandlungen. In der ersten hat der Verfasser eine kurze Uebersicht seiner in Rußland angestellten geologischen Studien gegeben und darauf hingewiesen, wie dazu gute Karten angefertigt werden könnten. Die zweite Abhandlung bezieht sich auf die Kohlenstoffanhäufungen in den Torfmooren. Die dritte behandelt die Entwicklung von Erzlagern. Die vierte beschäftigt sich eingehender mit der Untersuchung der uralischen Steinkohlenformation.

Die ganze Arbeit deutet überall auf Fleiß und gründliche Sachkenntnis des rühmlich bekannten Verfassers hin, beßte aber im ganzen genommen nur ein sehr specielles Interesse für die betreffenden Fachmänner; wir werden daher unsere Besprechung nur auf wenige Punkte beschränken, die allgemein interessieren.

In der Entwicklungsgeographie der Kohlenflöze nimmt der Verfasser, auch wie dies jetzt allgemein geschieht, den Torf als die Hauptgrundlage an, und er weist nach, daß dunnwüdrige Kohlenflöze niemals durch Treibholzanhäufungen entstehen können, weil sich stets zwischen die noch festen, mit sperrigen Nadeln und Wurzeln versehenen Bäume Sand, Schlamm und Thon anlegen werden. Der Verfasser hatte vielfach Gelegenheit, in dem Uralgebirge und an den mächtigen Strömen des nordöstlichen Rußland über diesen Gegenstand Erfahrungen einzusammeln. Die russischen Ströme durchschneiden große dichtbewaldete Länderstrecken. Vor Jahrhunderten, ja sogar vor Jahrtausenden waren die Wälder weit weniger durchlichtet als jetzt, wo die vielen Erzlager berg- und hüftenmännlich ausgebeutet werden. Haben nun auch die Menschen hier schon viel zur Enträumung der Flußbetten, zur Regulirung der Ufer beigetragen, so findet man doch noch viele Punkte, wo die Natur seit Jahrtausenden ganz allein und ungehindert gewaltet hat. Bei dieser Untersuchung macht der Verfasser folgende interessante Bemerkung: „Die Ufer der russischen Ströme sind in eigenthümlicher Weise auf der einen Seite höher als auf der andern, so daß sie z. B. an der Wolga rechts, steil gegen den Fluß abfallende Hügel von 2–300 Fuß Höhe, links weit ausgedehnte sumpfige Ebenen bilden. An der Dna, Rama und andern großen Strömen findet Kehalteses statt.“

Offenbar spricht diese Erscheinung wieder für den Einfluß der Rotation der Erde, wovon wir bei der Besprechung des vorigen Werks schon einiges mitgetheilt haben. Die hohen Ufer der Wolga bestehen aus lockerm Gemischtem Sandstein, der schon beim Anfaßen in Sand zerfällt, zum Theil auch aus Mergel und Lehm, worin das Regenwasser tiefe Schranken eingefressen hat. Diese mit Wasserrißen durchfurchten Ufer sind meist so steil, daß sie dem Baumwuchs keinen Halt gewähren, kaum gestatten sie hier und da etwas Graswuchs. Oben auf der horizontalen Höhe dieser Ufer wachsen gemischte Waldungen aus Birken, Lärchen, Weiden. „Sobald die von einem Hauptwasserriß ablaufenden Nebenthälchen sich weiter verzweigen, spaltet sich der weiche Boden durch Frost und Grollen in größere und kleinere Bruchstücke, welche sich lockern und in die Fluten der Ströme herabstürzen. Weil die Schichten abwechselnd mehr thonige und mehr sandige sind, so entbringen in allen Wasserrißen auf den wasserbedachten Thonmergellagern Quellen. Man erkennt diese Wasserflüsse vom Fluße aus schon von weitem an ihrer frischen Farbe, an ihrer Eigenschaft die Sonnenstrahlen zu reflectiren und selbst an den aus ihnen entspringenden Wasserstrahlen. In der Nähe der Städte und Dörfer, die fast ohne Ausnahme auf die Hochufer erbaut sind, dienen sie ausschließlich als Brunnen. Reigen sich die Schichten auch nur um ein Geringes dem Fluße zu, so entstehen, sobald die durch Wasserriße losgelöste Erdmasse sich mit Wasser gesättigt hat, also vorzugsweise im Frühjahr nach dem Thauen des mächtigen Schnees und bei den außerordentlichen Hochwässern der Ströme, zahlreiche Erdschlipse, indem die schwere jene Erdmassen auf der schlüpfrig gewordenen Quellschicht abwärts drängt. Es gelangen dadurch unzählige Baumstämme und Holzmassen in den Strom.“

Alle Nebenflüsse und Bäche besitzen ähnliche Ufer und liefern daher auf gleiche Weise ihren Beitrag. Kommt nun der Strom zu Ebenen, so breitet er sich aus, bildet Sümpfe, die dann mit den Baumstämmen und Holzmassen ausgefüllt werden. Die Wälder auf diesen Sumpfebenen sind fast undurchdringlich. In ihnen bilden sich die berühmten Treibholzablagerungen. Die Unterlage ist gewöhnlich Sand und blaugrauer Lehm. „Die Holzmasse bildet immer nur einen verhältnismäßig geringen Theil der Lager, die Zwischenräume, welche die Reifen, sperr-

rigen Keste und Wurzeln zwischen sich und den Stämmen liege sind mit Sand, Thon, Schlamm erfüllt, niemals aber von jenem schwarzen Moder, den wir in den Torf- und Braunkohlenlagern finden. An sehr vielen Punkten können Holzanschwemmungen bemerkt werden, welche durch neuere Einbrüche des Stroms in seine Ufer bloßgelegt worden sind. Die schwarzen, halbvermoderten Baumleichen stehen zum Theil aus den Lagern hervor, sie ragen mit ihren Astkämpfen aus dem Wasser heraus und werden hier auf neuer Lagerstelle abermals in Schlamm eingebettet."

Der Verfasser macht dann auch noch darauf aufmerksam, daß er auch in Deutschland ähnliche Treibholzablagerungen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. In Rheinbatera, in der Nähe von Jockgrim bei Germersheim, hatte man vor einigen Jahren, verleitet durch das Vorkommen von braunkohlenähnlichen Torfschichten im Alluvium, einen Versuchsbau auf Braunkohlen eröffnet. An einem Punkte fand man drei braunkohlenartige Torflager aus Conserven, Schilf und Moos gebildet unter Thon mit *Succina oblonga*, *Planorbis marginalis* und andern jetzt lebenden Schnecken, an einem andern bituminöses Holz als sperrige Masse im Schlamm liegend, auf einem Sandlager mit *Unio pictorum*. Der Verfasser hält diese Treibholzlager mit denen in Rußland beobachteten ganz gleich. Auch da, wo die Aahr in den Rhein mündet, hat man ähnliche Lager von Treibholz aufgefunden. Es fehlt hierbei stets der schwarze kohlige Moder, welcher die Braunkohlenlager charakterisirt. Man sieht, der Verfasser weiß seine Ansicht mit triftigen Gründen zu unterlegen.

Damit wollen wir die Besprechung dieses Werks beschließen. Die Männer von Fach kennen den Verfasser und werden es nicht unterlassen, seine Arbeit zu rubricen; für das gebildete große Publikum enthält sie zu wenig, was allgemein interessiert.

Hietrich Birnbaum.

Die Schauspielerin Rachel.

Eine uns vorliegende, von Paul Lindau verfaßte Schrift: „Rachel Felix“ (Düsseldorf 1868), ist zwar nur klein an Umfang, aber doch von mannichfacher Interesse, theils weil sie eine Person betrifft, die sich aus dunkler Lage zu einer europäischen Berühmtheit und Millionärin emporarbeitete, theils weil es darin zugleich nicht an culturhistorischen Streiflichtern fehlt, die für unsere Zeit und namentlich das pariser Leben bezeichnend sind. Im ersten Abschnitt „Die Künstlerin und die Tragödie“ beschäftigt sich der Verfasser mit dem Einfluß der berühmten Künstlerin auf die dramatische Kunst und das moderne Schauspiel. Er bemerkt in dieser Hinsicht: „Welche Bedeutung hat Fräulein Mars, die ein halbes Jahrhundert lang das kunstsinnige Auditorium des Théâtre français entzückte, in der Kunstgeschichte erlangt? Wer keine. Der Forscher wird dieses erloschenen Sterns gar nicht mehr gewahr, bei Rachel hingegen muß er verweilen: ein jeder Schritt, den sie gethan, hat seine deutliche Spur hinterlassen, ihr Einfluß auf das französische Theater der Neuzeit ist unberechenbar (wir sagen nicht, daß dieser Einfluß nur gedeihlich war), die ganze Schule der sogenannten Neoclassiker, mit dem langweiligen perorirenden Herrn Ponsard an der Spitze, ist nur ihr und ihrem gewaltigen Talente zuzuschreiben. Sie hat den Geschmack eines ganzen Volks umzuprägen gewußt."

Wir glauben, daß hier der Verfasser den Einfluß der Künstlerin zu hoch anschlägt. Eine einzelne Schauspielerin, wie groß sie auch sei, wird niemals im Stande sein, den Geschmack eines ganzen Volks umzuprägen. Die Neoclassiker wie Ponsard u. s. w. mögen auf Fräulein Rachel gerechnet haben, aber es ist doch fraglich, ob sie ihre Stücke ungeschrieben gelassen hätten, wenn Rachel Felix nicht gewesen wäre. Jedenfalls sind sie eine nur vorübergehende Erscheinung; der bleibende französische Geschmack spricht sich viel mehr in den Demi-Monde-Stücken als in den Producten der sogenannten Neoclassiker aus; auch gibt der Verfasser selbst zu, daß die Rachel in keiner der für sie ausdrücklichen

geschriebenen Rollen „jene überwältigende Darstellungsgabe“ gezeigt habe, „die wir bei ihr in den alten Rollen mit jedem Tage mehr bewundern mußten“, und er fügt hinzu: „In den in der klassischen Manier geschriebenen neuern Tragödien von Racour, R. Dbars, Ponsard und Augier war sie nur mittelmäßig, in den romantischen geradezu unbedeutend.“ Sie war also nur eine Stütze für eine jetzt selbst in Frankreich ziemlich abgelebte Gattung, für die alte, dem keifen Hofgeschmack angepaßte Tragödie der Franzosen. Aber auch dies war sie nur vorübergehend, nur solange sie lebte und wirkte. Sie war, wie der Verfasser selbst zugibt, kein „selbstschaffendes“ Talent, sondern eine geniale Virtuofin, die dem traditionell Gewordenen einige blüthartig wirkende Züge beizumischen wußte, die eine nur ihr eigene frapante Manier, aber keinen Stil besaß, der zu einer allgemein gültigen Regel erhoben werden könnte; sie hat daher keine Schule hinterlassen; sie streifte wie ein angehauntes Meteor über den Horizont Europas hin, aber als dieses Meteor erlosch, blieb kein segensreich fortwirkendes Licht von ihm zurück. Der Verfasser selbst bemerkt einmal: „Rachel ist die leuchtende ideale und idealisirende Vertreterin der mit ihr dahinsinkenden und mit ihr begrabenen sogenannten klassischen Tragödie, sie ist die personifizierte Reaction gegen den alles absorbirenden Einfluß der sogenannten romantischen Schule, sie hat eine besetzte und zum ewigen Lobe verdamnte Sache, die keife Hoftragödie, solange sie lebte und wirkte, zur legenden Kunst zu machen, sie hat ihr den göttlichen Hauch des Genies, den Lebensfunken einzusößen gewußt — was wunder, daß der Kurzsichtige glaubte, die Tragödie selbst legte und sie besäße die Lebenskraft?"

Rachfolgerinnen, die ihre Manier auf der Bühne fortplanten, hat Rachel unsers Wissens nicht hinterlassen; zu neuen bleibenden Schöpfungen auf dramatischem Gebiete hat sie nicht Anlaß gegeben; die sogenannte klassische Tragödie ist, wie der Verfasser selbst gesteht, mit ihr dahingeflohen und begraben; was also hat sie genützt und gewirkt? Und wie stimmen dazu die Worte des Verfassers, daß „jeder Schritt, den sie gethan, eine deutliche Spur hinterlassen habe“ und daß ihr Einfluß auf das französische Theater der Neuzeit „unberechenbar“ gewesen? Der Verfasser bemerkt, daß die einschläfernde Wirkung der Alexandriner mit der Götter in der Mitte nur für denjenigen zu ermessen sei, der in der neuern Zeit eine Tragödie ohne Rachel habe aufführen sehen; selbst die Claque schlafe dabei ein. Insofern ist Fräulein Rachel der sogenannten klassischen Tragödie nur schädlich gewesen; sie galvanisirte einen Leichnam, der nun Leben zu erhalten schien, und gewöhnte das Publikum an allerlei pikante Effectmittel, ohne die man jetzt die Tragödie unerträglich findet. Cornelle und Racine haben sich also bei der Rachel durchaus nicht zu bedanken.

In einem zweiten Abschnitt berichtet der Verfasser über ihre Kindheit, ihr erstes Auftreten und ihren ersten Triumph. Der Verfasser erzählt: „Rachel wurde am 28. Februar 1820 zu Muns, einem Dorfe im schweizer Cantone Argau, geboren. Ihren Aeltern ging es herzlich schlecht. Der alte Felix war Hausirer, zog mit dem Sack auf dem Rücken von Bauerhof zu Bauerhof, bot die interessantesten Nord- und Räubergeschichten feil, die probatesten Wunderrecepte für Menschen und Thiere, Prophezeiungen für die Bitterung, allerhand; ihre Mutter Esther, eine geborene Goya, hatte ihre Wohnung zu einem kleinen erbärmlichen Trüdel hergerichtet, und schwärzte mit allem Möglichen. Aber die Familie war stark; fünf Mädchen und ein Knabe waren da und die junge Brut entwickelte einen Appetit, den die Aerzte „gesund“ zu nennen pflegen. Rafael, Rachel, Sarah, Lia, Rebekka und Dinah lebten nicht von der Luft — der Hausirerhandel und das Schachern brachte wenig oder nichts ein. Den mosaikischen Ueberlieferungen getreu, zogen sie in ein anderes Land. Von mitleidigen Glaubensgenossen unterstützt, kam die wandernde Judenfamilie bis Lyon. Rachel mochte damals 10 Jahre alt sein; Sarah vielleicht 11; der alte Felix, dessen Biographie wir gottlob nicht zu schreiben haben, erklärte ihnen, sie seien erwachsen und müßten von nun ab selbst für

ihrer Lebensunterhalt sorgen. Damit setzte er die armen Wärmer auf das Pflaster der großen Stadt, wo sie, wie junge Adler, die, bevor sie flügge, aus dem Neste geworfen werden, unwillkürlich den Schnabel aufsperrten — und sangen. Ein Jahr lang trieben sich die beiden Kleinen in den Straßen von Lyon umher, sangen in Wirthschaften und Kaffeehäusern und brachten die erbettelten Sous dem ökonomischen Herrn Papa, der, wie Papereau versichert, zu jener Zeit gar kein anderes Geschäft bekleidete, als Familienvater zu sein, und keinen andern Erwerb besaß, als den Gesang seiner ältesten Töchter. Wahrscheinlich hat man nun an den zerlumpten kleinen Tüchlingen mit den ausdrucksvollen, schwarzen Augen ein ganz besonderes Interesse genommen, denn ein Jahr später (1831) finden wir die ganze Stipperschaft wohlgemuth in Paris, den Vater als Erbbler, die Mutter als Toilettenhändlerin, häuslich, wenn auch noch immer sehr dürftig eingerichtet.“

Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser ihre Glanzperiode. Man weiß nicht, welcher Dämon sie mehr beherrschte, der Dämon der Ruhm- oder der der Gewinnsucht. Sie steigerte ihre Ansprüche immer höher und erhielt zuletzt beim Théâtre français 42000 Francs festes Gehalt, außerdem jedesmal, wenn sie mehr als zweimal in der Woche auftrat, ein sogenanntes Spielhonorar im Betrage von 500 Francs, während ihr ihre Gastvorstellungen in der Provinz und im Auslande, im Verlaufe einer einzigen Urlaubszeit, niedrig gegriffen, 200000 Francs und allmählich leider auch die Schwindfucht eintrugen. Sie ruinierte sich durch das viele Gastspielen oder wie der Verfasser sich ausdrückt: „Die nach Reichtum lechzende Natur der Künstlerin hat sie erdroffelt“; manche aufreibende Passionen scheinen hinzugekommen zu sein und ihre Gesundheit schon früh untergraben zu haben. Während ihres Urlaubs im Jahre 1849 gab sie innerhalb 90 Tagen in 34 verschiedenen Städten nicht weniger als 74 fünftägige Tragödien! Wenn man sie auf die unaussprechlichen schädlichen Folgen dieser Gastspielrafferei aufmerksam machte, so pflegte sie wol zu erwidern: „Auf Reisen erhole ich mich mehr, als ich mich ermüde; die Bewegung, die Aufregung verjagen die schlechte Stimmung, die bösen Gedanken und niedere Triebe.“

Im Jahre 1853 brachte sie ihren Urlaub in Rußland zu, wofür ihr die petersburger Intendanz 400000 Francs und der sie begleitenden Gesellschaft 100000 Francs bewilligte. Aber ein Versuch, auch die Danks auszubenten, mißglückte; ihre Expedition dorthin im Jahre 1855 scheiterte gänzlich. Dagegen gelang ihr eine frühere Speculation um so besser; nachdem sie mit der Declamation der Marseillaise auf dem Theater der Republika, früherm Théâtre français, einen ungeheuren Erfolg gehabt, erhielt sie unterm 23. April 1849 von Regierung wegen der Mission, durch den Vortrag der Marseillaise „die Republik in der Provinz zu popularisiren“, was ihr abermals ebenso vielen Applaus als ein schönes Stück Geld einbrachte. Dieselbe Rachel, welche sich früher in dem Glanz der europäischen Höfe gesonnt und von regierenden Fürsten die wohlfeilsten Schmeicheleien und die kostbarsten Geschenke mit Begierde in Empfang genommen hatte, setzte nun zum Dank dafür die phrygische Mütze auf und kokettirte mit den rothen Republikanern, beutete sie aber auch, und das war die Hauptsache, nebenbei weiblich aus. Was sie zusammengescharrt hatte, wußte sie mit Hülfe ihres speculativen Vaters so gut zusammenzuhalten und so gut zu vermehren, daß sie ihren beiden Söhnen die Summe von nicht weniger als zwei Millionen hinterließ.

Im vierten Abschnitt schildert der Verfasser ihre letzten Tage und ihren Tod, und im fünften ihr Leben und Treiben außer der Bühne, wobei auch ein und der andere Zug ihres Geistes (sie mietete z. B. einmal zu einem Diner eine Ananas, statt sie zu kaufen) zu Tage kommt. Angehängt ist eine Reihe von Briefen, von denen der Verfasser im allgemeinen bemerkt: „Es hat uns Mühe gekostet, die französischen Briefe zu übersetzen. Sie sind sammt und sonders in einem wenig correcten, mit Barbarismen und orthographischen Fehlern reich verzierten, aber

sehr lebhaften, geistreichen und witzigen Französisch geschrieben. Es ist das Bühnen-Künstlerjargon einer berühmten und bewunderten Frau; sie wußte übrigens sehr wohl, daß sie der Akademie keine Concurrenz machte, und war sogar mit Recht stolz auf ihre unfranzösische Originalität.“

Die ersten fünf Briefe, die an Gálvay gerichtet zu sein scheinen, bilden einen kleinen Roman; der erste lautet: „Paris, 19. October 1841. Ja, Sie haben ganz recht, nicht auf brieflichem Wege kann ich mich mit Ihnen aussprechen. Wo kann ich Sie sehen? Den ersten Theil meines Lebens habe ich mit leichtsinnigen Jugendfreuden verborhen; aber es ist noch Zeit, den Schaden wieder gut zu machen, und ich bitte Sie, stehen Sie mir in meinem zweiten Leben bei, das ich immer geträumt und nach dem ich mich immer gesehnt habe. Rachel.“

In dem folgenden Briefe heißt es unter anderm: „Um 1/2 Uhr habe ich Probe vom Cid, von da gehe ich zu Samson *), um die ganze Rolle der Chimene mit ihm durchzugehen. Für die Königin von Cypern bin ich ziemlich gut aufgelegt. Muß man eine hübsche Toilette haben? Es ist sehr leicht möglich; aber hübsch ohne Kunst wäre unmöglich. Die Herren von Montguyon, Morley und E... Gentlemen's, haben mit uns Vingt-et-un gespielt. Ich wage Ihnen gar nicht zu sagen, was ich verloren habe. Mein einziger Trost ist, daß mein Geld in die Hände eines ruinirten E... übergegangen ist.“

Der nächste vom 4. Januar 1842, 1 Uhr morgens, lautet: „Mitternacht ist schon vorbei. Ich will Ihnen sagen, daß ich Ihnen allein die gute Haltung, die ich heute den ganzen Abend in der Oper bewahrt, zu verdanken habe. Hören Sie, mein lieber Gálvay, nehmen Sie mir das nicht übel, es hat mich große Anstrengung gekostet, einen Act zu consumiren. Ich finde dieses Meisterwerk **) unaussprechlich langweilig. Meine Familie hat Ihre Beharrlichkeit, mich zu lorgniren, sehr wohl bemerkt, ohne sich darüber im geringsten zu beklagen. Sie haben auch einmal Ihren Kopf auf Ihre Hand gestützt, und Sarah hat mich sofort darauf aufmerksam gemacht, daß der Ring immer noch da war. Sie wollte gewiß meiner kleinen Eigenliebe etwas schmeicheln.“

In den beiden folgenden Billetten beklagt sie sich über die auf der andern Seite eingetretene Gleichgültigkeit oder Verstimmung. Gemüthlicher und weniger diffus als die weiter folgenden an verschiedene Personen gerichteten Billette ist ein Brief an ihren Bruder Rafael, datirt Lyon, den 7. Juli 1843, worin sie ihn mit folgenden Worten dazu mahnt, sich Bildung zu erwerben: „Eine Frau kann zu einer ehrenwerthen, geschätzten und achtbaren Stellung gelangen, ohne vielleicht jenen Füzis, den die Welt Erziehung nennt, zu besitzen. Und weißt du auch weshalb? Weil eine Frau nichts von ihrem Reize verliert, im Gegentheil, wenn sie in ihrem ganzen Benehmen und in ihrer Sprache eine große Zurückhaltung an den Tag legt; eine Frau antwortet und fragt nicht, sie eröffnet niemals das Gespräch, sondern sie hört ihm zu. Ihre natürliche Koketterie gibt ihr den Wunsch, sich zu belehren, sie behält auch hier und da etwas, und ohne einen festen Stützpunkt von Haus aus gehabt zu haben, nimmt sie doch bisweilen mit der Zeit jenen Lack an, der für Gebildetesin gehalten werden kann. Bei einem Manne hingegen ist dies ganz etwas anderes. Alles was die Frau nicht wissen kann, wird die erste Sprache des Mannes, sein tägliches Bedürfnis. Mit diesem Bedürfnis vermehrt er seine Vergnügungen und vermindert seine Sorgen. Er vervielfältigt seine Freuden und wird außerdem noch für einen geistreichen Menschen gehalten. Siehst du Kleiner, mein Rath ist gar nicht so verächtlich. Denke darüber nach, und wenn die Zeit dir etwas hart erscheint, so erinnere dich an deine Schwester, die glücklich und stolz über deine Erfolge sein und dich von ganzer Seele lieben wird. Hoffentlich hast du diesen Brief nicht zu

*) Der berühmte Schauspieler und Professor am Conservatorium, Rachel's Lehrer.

**) „Die Königin von Cypern“, Oper von Gálvay.

lang gefunden und wirft ihn zu deinem Vergnügen oft wieder lesen, wenn nicht oft, so einige male. Rachel."

Dann folgt ein Brief an ihren Sohn Alexander und ein anderer an ihren zweiten Sohn Gabriel. Der letztere ist datirt: Auf dem Nil bei Kemech 21. December 1856 und enthält folgende Stelle: „Ich befinde mich immer besser, dank der fortwährenden Hitze dieses wohlthätigen Klimas. Denke dir, du kleiner Kerl, ich bin hier auf einem kleinen, reizenden Schiffe, wo ich alles, was ich brauche, habe. Es ist so bequem, daß ich mitunter denke, ich wäre zu Hause, in der Rue Trudon. Heute ist es Windstille. Seit heute Morgen stehen wir still auf dem schönen Flusse, den man den Nil nennt. Wir sind mitten im Winter, und dabei haben wir so schönes Wetter, daß ich mein Kleid habe ausziehen müssen, um dir bequem schreiben zu können. Mein ganzer Anzug besteht aus einem Nachtleide und einem leichten Unterrock. So sitze ich auf meinem Bettchen, in meinem Zimmerchen, bei offenem Fenster. Der Nil ist wie ein See, sein Windzug kränzelt seinen Spiegel; die Sonne, der es gewaltig heiß zu sein scheint, badet ihre Strahlen im Flusse. Das gibt dem unermesslichen Wasseresspich tausend bunte Farben. Es ist ein herrliches Bild der Natur. Ich athme mit voller Lunge die belebende Luft von Aegypten ein, ich huste freilich noch immer; aber anstatt es mich schwächen sollte, werde ich stark dabei."

Diese Stelle beweist, daß die geniale Künstlerin, welche nach Art dieser Kranken jede momentane Erleichterung als einen wesentlichen Fortschritt zur Besserung ansah, vermöge ihres glücklichen Instincts ebenso gut und lebendig aufzufassen als darzustellen wußte, trotz aller orthographischen Fehler. H. M.

Aus der alten Geschichte.

Die persische Politik gegen die Griechen seit dem Ende der Perserkriege. Die politischen Beziehungen der Römer zu Aegypten bis zu seiner Unterwerfung. Von J. G. Schneiderwirth. Heiligenstadt, Delion. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Man fühlt sich eigenthümlich berührt, wenn in einem Augenblicke, wo Gambiolen für den ererbigten Königsstern von Griechenland wie die Pilze aus der Erde schießen, eine Schrift zur Lectüre laßt, die uns in eine weit entlegene Vorzeit eben dieses Landes versetzt. Der Titel der Abhandlung ist verlockend genug, sehr vielversprechend. Gerade über die von Schneiderwirth behandelte Epoche herrscht viel Dunkelheit. Ein gründliches Verständniß der so bedeutungsvollen Politik Persiens gegen Hellas um die bezeichnete Zeit ist uns ver sagt, da die Bücher des Ktesias, Diodor, Ktesias, Heraklides von Kyne, Theopompus, des Ephorus, vor allem aber die Politien des Aristoteles fehlen. In Anbetracht dessen muß es doppelt willkommen sein, wenn diese Periode eine neue Durcharbeitung nach den vorhandenen, allerdings sehr beschränkten Quellen erfährt. Schneiderwirth hat sich seiner Aufgabe mit rühmlichem Fleiße und großer Sorgfalt unterzogen. Hier und dort hätten wir in der Darstellung das Colorit lebhafter gefärbt gewünscht; das Ganze lieft sich etwas trocken. Alle Anerkennung verdient dagegen die gewissenhafte Treue, die strenge Objectivität, mit welcher der Verfasser schildert. Sein Vorgehen ist etwa der folgende. Seit der Vornichtung der sogenannten Perserkriege — Schneiderwirth nimmt das Jahr 449, den Tod Simon's, als Ruhepunkt — wurden die persischen Eroberungsversuche gegen Hellas nicht wieder erneuert. Trotzdem griff die persische Politik vielfältig und folgenreich in die Angelegenheiten der Griechen ein. Sie reizte die athenischen Bundesgenossen zum Abfall, sie bestimmte wiederholt in den letzten Jahren den Gang des Peloponnesischen Kriegs. Persisches Gold machte die Spartaner zu Herren von Griechenland und auf den nämlichen mächtigen Hebel ist der Abschluß des Antalkidischen Friedens zurückzuführen, jener Frieden, der dem Großkönig die allein asiatischen Hellenen wieder unterwarf, die Griechen vom Meere verdrängte und Fehden und Kriege in Griechenland verewigte. Seit dem

1863. 36.

Jahre 387 übte Persien bis zum Auftreten Philipp's von Makedonien das Schiedsamt in den innern griechischen Angelegenheiten. Diese Verührungen zwischen Persien und Griechenland haben eine weltgeschichtliche Bedeutung. Sie schwächten den frühern Gegensatz beider und bereiteten den Tag vor, welchen Alexander im Jahre 324 in Susa feierte, den Tag der Vereinigung der griechischen Welt mit dem Morgenlande.

Völlig zurechtend und mit Schärfe wird die Art und Weise der schiedsrichterlichen Intervention, wie Persien sie in Griechenland nach dem Antalkidischen Frieden übte, von Schneiderwirth dahin charakterisirt, daß der Großkönig dieses Amt ungern übte, ohne Nachdruck, weit weniger aus eigenem Antriebe, als weil er von den griechischen Staaten zu jener Vermittlerrolle herangezogen wurde. Seine Entscheidungen und Bestimmungen finden nicht immer Anerkennung, kommen nicht immer zur Ausführung, es ist ihm gleichgültig. Nur dadurch sucht er seinen Worten Gewicht zu verleihen, daß er sich stets auf die Seite des Mächtigern stellt. Die fortwährenden Empörungen der Satrapen ermöglichte an dem König eben keine andere Politik. Beides, das Schiedsamt Persiens wie die Kriegslust einzelner Satrapen, die wiederholt Eroberungslustige Blicke auf die schönen Inseln an der Westküste Kleasiens geworfen hatten, erreichte ein Ende, sobald der Makedonier Philipp immer weiter um sich griff. Der Hof von Susa war nunmehr darauf bedacht, Griechenland in den gemeinsamen Kampf gegen Makedonien zu treiben, in diesem Kampfe zu unterstützen und durch griechische Waffen das sinkende Reich zu halten.

Recht übersichtlich und geschickt ist die Anordnung und Vertheilung des Stoffs auf die einzelnen Kapitel bewerkstelligt. Der erste Abschnitt, von 449—412 reichend, zeigt Persien in seiner feindschaftlichen Stellung zu Athen und bespricht die Versuche des Großkönigs, mit Sparta in ein Bundesverhältniß zu treten. Im zweiten, von 412—404, sehen wir Persien im Bunde mit Sparta und im Kampfe mit Athen. Das dritte Kapitel, die Jahre 400—387 umfassend, erzählt von den Kämpfen, welche Persien zuerst allein gegen Sparta führte, sodann im Bunde mit Athen und den andern Theilnehmern des sogenannten Korinthischen Kriegs. Im vierten Abschnitt, von 387—380, erblicken wir Persien in friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den griechischen Staaten. Der Großkönig übte das Vermittler- und Richteramt in den innern griechischen Angelegenheiten bis zum Auftreten Philipp's von Makedonien. Einzelne Satrapen unternahmen vereinzelte Eroberungsversuche. Persien vereinigt sich schließlich mit den Griechen zum Kampfe gegen Makedonien.

Die nämlichen Vorgänge wie dem ersten Essay können wir dem zweiten nachrühmen, der uns in das Reich der Lagiden einführt. Auch dieser Artikel ist sehr sorgsam, sehr fleißig gearbeitet. Die Darstellung bestrebt sich durchgehend einer großen Knappheit, auch da, wo eine weitere Detaillirung wol am Orte gewesen wäre. Um kurz über den Inhalt zu referiren: unter den ersten Ptolemäern war Aegypten ein mächtiges und blühendes Reich. Reiche Landstriche bildeten die Territorien; noch gewaltiger als das gewaltige Landheer war die gewaltige Seemacht. Eine ausgezeichnete Stütze der Monarchie waren ihre stets reichlichen Geldmittel. Die königliche Schatzkammer der ersten Ptolemäer war überreich gefüllt; eine gefülltere Kasse, als die ersten Lagiden, hat kein Herrscher gehabt. Es war vorzüglich der Handel, der den Bewohnern des Landes viel Geld einbrachte, der es ihnen möglich machte, hohe Steuern zu zahlen, der somit den Königen die Mittel gab, gewaltige Heere und Flotten zu unterhalten. Der Hauptort, der Mittelpunkt des damaligen Welt Handels, des Verkehrs zwischen dem fernem Osten und Westen war Aegypten, war Alexandria, die schöne, goldene, üppige Hauptstadt des Landes, wo überdies Kunst und Wissenschaft eine erfreuliche Blüte gewannen. Der schmachvolle Untergang dieses blühenden Reichs hat sein Bestrebendes. Woltrugen die unfähigen und nichtswürdigen Könige, die mit Daulerinnen und Günstlingen die Summen des Landes verprassten, die nicht im Stande waren, eine kluge kräftige Politik nach

aufen zu verfolgen, die das Volk durch arge Bedrückung zu Empörungen trieben oder in Streitigkeiten mit Gliedern ihrer Familie die Kräfte des Landes aufleben; wol trugen sie die Hauptschuld. Es liefert die Geschichte des Ptolemäerreichs wie die seines andern in alter und neuer Zeit den Beweis, daß eine Reihe schwacher Regenten das größte Unglück für ein Land ist. Allein sehr bedeutend hat auch die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die im Jahre 273 geschlossen und bis zum Untergang des Staates im Jahre 30 festgehalten wurde, die unredliche Politik, welche Rom gegen Aegypten beobachtete, das Reich der Ptolemäer geschwächt und zerrüttet. In den Jahren 273—200 hat Aegypten Rom gegenüber eine selbständige Stellung. In den Jahren 200—81 steht Aegypten Rom gegenüber halb abhängig, halb selbständig, in der Zeit von 81—30 dagegen befindet sich Aegypten in vollständiger Abhängigkeit von Rom. Nach diesen Gesichtspunkten, nach diesen innern Eintheilungsgründen, die sich aus der Natur der behandelten Materie ergeben, hat der Verfasser seinen Stoff in drei Kapitel gegliedert.

Beide Abhandlungen machen den Eindruck, als wären sie für das Programm einer höhern Schule geschrieben. Wahrscheinlich wirkt Schneiderwirth an einer solchen als Lehrer.

Thaddäus Kan.

Notizen.

Goethe von einem Franzosen des Plagiats beschuldigt.

In der Julilieferung der in Paris erscheinenden freimaureischen Zeitschrift „Le monde maçonnique“, in der man wol kaum eine literarische Mittheilung wie die gleich zu besprechende suchen würde, lesen wir jüngst einen Aufsatz von A. Hébonin unter der auffallenden Ueberschrift: „Goethe plagiaire des Sterne.“ Ehe wir jedoch auf den eigentlichen Gegenstand des Aufsatzes zu sprechen kommen, müssen wir mit dem Verfasser etwas weiter ausholen. Er erwähnt im Eingange, daß, als er im Jahre 1850 eine französische Uebersetzung der posthumen Sterne'schen Schrift „The Koran or the life“ veröffentlicht, Barbey d'Aurevilly in der „Patrie“ erklärt habe, daß Sterne unmöglich der Verfasser eines so unfrommen und muthwilligen Buchs wie der „Koran“ sein könne. Hébonin bemerkt dann, daß er, wie er schon früher in der „Patrie“ in seiner Erklärung gegen Barbey d'Aurevilly mitgetheilt, seine Uebersetzung nach einem Exemplare des Sterne'schen „Koran“ gearbeitet habe, welches im Besitze Walter Scott's gewesen und nach dessen Tode von Lloyd, dem bekannten Reisenden und hervorragenden Schriftsteller, gekauft worden sei, und beruft sich weiter auf Jules Janin, Balzac und Jean Paul, welche, der erstere in seinem „Essai sur la vie et les ouvrages de Sterne“, der zweite in seiner „Physiologie du mariage“, der dritte in seiner „Vorschule der Aesthetik“ (I, 816 der französischen Uebersetzung von A. Büchner und E. Dumont) Sterne als Verfasser des „Koran“ genannt und sich auf ihn als Autor des Buchs bezogen hätten. Hierzu komme, daß Goethe sich einer Anzahl der im „Koran“ enthaltenen Gedanken bemächtigt und sie in mehr oder weniger wortgetreuer Uebersetzung, aber ohne Angabe der Quelle, seinen „Maximen und Reflexionen“ einverleibt habe, woraus wenigstens hervorgehe, in wie hoher Achtung das Buch bei Goethe gestanden habe. Zum Beweise stellt Hébonin sodann die betreffenden Sentenzen nach seiner französischen Uebersetzung des Sterne'schen Buchs und der Pöschel'schen Uebersetzung der Werke Goethe's gegenüber; es sind, wenn wir recht gezählt haben, 19, von denen die ersten 17 im deutschen Original (XLIX, 119 fg. der Ausgabe von 1833) genau aufeinander folgen und, was wohl zu beachten ist, zwischen zwei ausgezeichneten Lobsprüchen auf Lorenz Sterne eingeschachtelt sind. Der erste dieser Lobsprüche lautet: „Dorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liebt, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele“; und der jene Reihensfolge von Senten-

zen schließende: „Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit das 19. Jahrhundert erfahre, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.“ Weitere interessante Bemerkungen über Lorenz Sterne finden sich bei Goethe bald darauf. Goethe hat also Sterne die Ehre gegönnt, die ihm gebührt, und er hat auch schwerlich das von Sterne, einem ja ohnehin so bekannten Autor Entschelte absichtlich unterschlagen und als sein Eigenes geben wollen. Hébonin, der schon früher in der pariser „Illustration“ sich Goethe's als Menschen gegen seine Widersacher aufs wärmste angenommen, protestirt gegen jeden Verdacht, dem Andenken Goethe's schaden zu wollen, und erklärt sich die Sache so, daß diese Sentenzen unter Goethe's Papiere als bloße Auszüge gefunden und von seinem Herausgeber ihm zugeschrieben und in seine Werke aufgenommen worden seien. In der That erschienen die „Maximen und Reflexionen“, soviel wir wissen, erst nach Goethe's Tode, in der vollständigen Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1833. Möglicherweise hat Goethe bei der Anordnung seiner Papiere im hohen Alter selbst nicht mehr recht gewußt, was ursprünglich sein und was andern entlehnt war; denn darüber, daß die „Maximen und Reflexionen“ zu einem guten Theile aus Excerpten, aus Gedächtniß- und Befruchten be stehen, dürfte wol kein Zweifel sein; man findet darunter französische, lateinische, italienische Sentenzen, ferner deutliche, die mit Anführungsstrichen bezeichnet sind, eine Sentenz aus Aeschylus, einen Ausspruch von Hamann mit dem bloßen Zusatz „Dort!“ u. s. w. Goethe, unablässig thätig, notirte sich eben alles, was er in Büchern oder Zeitblättern ihn Anregendes und zum Weiterdenken Veranlassendes las, und warf Eigenes dazwischen. So mögen die „Maximen und Reflexionen“ entstanden sein.

A. M.

Lobgedicht auf König Ludwig den Baiern.

Im ersten Hefte eines neuen sehr dankenswerthen Unternehmens: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums“, theilt Franz Pfeiffer in Wien ein bisher unbekanntes Lobgedicht auf König Ludwig den Baiern aus einer Anzahl Pergamentblättern mit, welche ehemals zu Einbänden von Büchern der billinger Jesuitenbibliothek dienten. Leider konnte das Gedicht durch die Abfälschung nur in Bruchstücken gewonnen werden; da aber eine Spur einmal gefunden ist, so kann man die Hoffnung hegen, daß noch einige weitere Blätter zum Vorschein kommen. Die Handschrift gehört wie das Gedicht dem 14. Jahrhundert an. Das Lobgedicht selbst preist in allegorischer Einleitung die Tugenden und die Verdienste des Königs Ludwig und hat neben trockenen Stellen auch schwungvolle Ergüsse. Pfeiffer macht es sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser, der sich selbst einen Schreiber nennt und sich durchwegs als eifrigen Diener und Anhänger des Königs zu erkennen gibt, jener bekannte Meister Ulrich von Augsburg gewesen sei, welcher öfter mit diplomatischen Sendungen an den päpstlichen Hof zu Avignon betraut wurde. Der Herausgeber hat dem urkundlichen Abdrucke Anmerkungen und diesen ein Verzeichniß der erklärten Wörter hinzugefügt. Wenn das Gedicht auch nicht zu den ersten Meisterwerken der Poesie gehört, so ist doch die Bekanntmachung als eine Bereicherung unserer ältern Literatur höchst verdienstvoll und wird künftig von der Literaturgeschichte gebührend zu berücksichtigen sein.

88.

Eine Schrift zum Nachdenken über sich selbst.

Den menschlichen Leidenschaften hat der durch anderweitige Schriften in weitem Kreise bekannte H. Kleucke in einer Schrift „Die menschlichen Leidenschaften“ eine Reihe eingehender und ansprechender Betrachtungen gewidmet. Dieselbe macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern hat den Zweck, das gebildete Publikum zum Nachdenken über sich selbst anzuregen. Zu diesem Zwecke hat es denn auch der Verfasser für nöthig erachtet, den Kreis seiner Betrachtung

weiter, als der Titel besagt, auszudehnen, indem er alle hervorragenden Erscheinungen des Menschenherzens in den Bereich seiner Besprechung gezogen hat. Die Schrift gibt ein sprechendes Zeugniß von des Verfassers trefflicher Beobachtungsgabe, wenn auch manche Stellen die in naturwissenschaftlichen Kreisen sehr überhand genommene Hinaussetzung philosophischer Studien deutlich bekunden. 58.

Bibliographie.

About, G., Die schöne Nabeln. Eine Zeit- und Sittenbild aus der Zeit Louis Philippe's. Aus dem Französischen überf. von A. Scarnes. Zwei Bände. Wien, Kartgraf. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bone, F., Buch der Altväter. Ober Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler. Paderborn, Schöningh. 8. 22 1/2 Ngr.

Brechm, A. C., Ergebnisse einer Reise nach Habesch im Gefolge Sr. Hoh. des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha Ernst II. Hamburg, D. Reischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Brückmann, D. F., Altes und Neues aus dem Rünsterland und seinen Grenzbezirken. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens. Paderborn, Schöningh. 8. 21 Ngr.

Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft, deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. Huberwald, herausgegeben von C. Adler. Mit einem Vorworte von Max Wirth. 1ster Band. München, Fleischmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Chezy, B., Erinnerungen aus meinem Leben. 1stes Buch. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Czigiér von Gay-Beffe, Germinie, Pöckelgekalten. Gedichte. Zwei Bände. Pest. 8. 3 Thlr.

Döllinger, J. J. I. v., Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 22 Ngr.

Eichenfeld, F. v., Das Erbischloß. Roman. Drei Bände. Leipzig, Cötenoble. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Fellingner, J. G., Inguo. Dramatisches Gedicht in vier Akten. Herausgegeben von C. M. Mayer. Klagenfurt, Leon. Gr. 16. 12 Ngr.

Fuch, J. G., Das nützliche und vernichtende Wesen des Bösen, eine Theologie, durch Widerlegung der Julius Möllerschen Schrift vom Wesen und Grunde der Sünde dargestellt. Leipzig, Fuch. Gr. 8. 1 Thlr.

Kosar, F., Anton Martin Ramöel, Fürst-Bischof von Lavant, dargestellt in seinem Leben und Wirken. Marburg a/D. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Kübler, J., Neue Gedichte. Winterthur, Steiner. 16. 10 Ngr.

Lewald, A., Clarinette. Drei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 3 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Luthardt, G. C., Die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Märtyrer von Carthago. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Brecht. 8. 12 Ngr.

Oertel, J. R., Gades. Oegetisch-dogmatische Abhandlung über den Zustand der abgelebten Seelen. Leipzig, Brecht. Gr. 8. 28 Ngr.

Pfeiffer, F., Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. I. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Reid, M., Der Marone oder: Pflanzenerleben auf Jamaica. Vom Verfasser einzig rechtmäßig autorisierte Uebersetzung für Deutschland von Anna Sievers. Drei Bände. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Thlr.

Robiano, Louise v., Ende gut, Alles gut! Eine Erinnerung an Rauheim. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 22 Ngr.

Rönnfahr, J. G., Lessing's dramatisches Gedicht Nathan der Weise. Aus seinem Inhalte erklärt. Stenbal, Franzen u. Grope. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheibe, L., Das Wiener Irrenhaus. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Kartgraf. 8. 1 Thlr.

Sivers, J. v., Das Buch der Güter Livlands und Desele. Riga. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahl, A., Ein weiblicher Arzt. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Cötenoble. 8. 2 Thlr.

Stieglitz, F., Erinnerungen an Charlotte. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von E. Gurge. Marburg, Elwert. 8. 20 Ngr.

Vacano, G. M., Die Töchter der Schminke. Abenteuer-Roman. 1ster Band: Mondschein-Cavaliere. Berlin, Cassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Veitheim, F. v., Vicomte von Martigny. Erzählung, nach dem Französischen des Elie Berthet frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Gottes Gnaden oder: die Majestät des Volkes. Ein Zeitgemälde der Gegenwart aus den Papieren eines Verbannten. 1tes bis 13tes Heft. Berlin, Köhling. Gr. 8. 2 3 Ngr.

Wachenhufen, D., Die Volkswirtschaftslehre. Für das deutsche Volk. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 27 Ngr.

Wolf, G., Judentaufen in Oesterreich. Nach Archivalien des k. k. Ministeriums des Aeußern, der k. k. Staats-, Finanz- und Justizministerien, der k. ungarischen Hofkanzlei etc. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 24 Ngr.

Wuttke, F., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin, Brühl. Gr. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, C., Der Glaubensieb. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bach, F. L., Oesterreich und die polnische Frage. Wien, Kartgraf. Gr. 8. 6 Ngr.

Betrachtungen über Professor Frohschammer und Bayerisches Unterrichtsweisen vom Standpunkte des bayerischen Staatsbürgers. Nürnberg, Kiegel u. Wiesner. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Grün, L., Kunst und Kultur. Festschrift zur Jubelfeier der Mozart-Stiftung. (25. Juni 1863.) Frankfurt a. M., Aufsarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Herzengergießungen des Barons von Prudelwitz an den Baron von Strudelwitz über das 3te Nationalturnfest zu Leipzig. Borna, Schulze. 8. 3 Ngr.

Kampadius, B. A., Des Christenvolkes Wettlauf nach einer unvergänglichen Krone. Predigt über 1. Cor. 9, V. 24—27 am ersten Tage des 8ten allgemeinen deutschen Turnfestes Sonntag den 2. August 1863 gehalten in der Nikolaiskirche zu Leipzig. Leipzig, Vernisch. Gr. 8. 2 Ngr.

Schacht, L., Festschrift zur 50jährigen Gedächtnisfeier des 17. März 1813, gehalten bei der öffentlichen Schulfest der Realschule 1ste Ordnung am 17. März 1863. Elberfeld, Rebus u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schoene, G., Das Herzogthum Berg. Elberfeld. 1862. 8. 5 Ngr.

— Ueber Elberfelder Familien-Namen. Vorlesung. Elberfeld. 1861. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Sybel, F. v., Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen. Rede, gehalten am 3. August 1863 in der Kaiser-Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 7 1/2 Ngr.

Verleumdungs-Prozess Dr. Thaddäus Lau gegen Wilhelm Wackernagel und Ludwig Walestrode. Elberfeld, Wabeker. Folio. 1 Ngr.

Vollert, A., Die Erhebung Deutschlands gegen den Kaiser Napoleon. Ein Vortrag zur Erinnerung an die 50jährige Jubelfeier. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Orientalia.

Bensley (T.). Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. (2 Thlr.) 16 Ngr.

— Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. 1852. (5 Thlr.) 3 Thlr. 20 Ngr.

— Chrestomathie aus Sanskritwerken. 2 Theile. 8. 1853—54. (9 Thlr.) 5 Thlr.

Bhartrihari. Die Sprüche des Bhartrihari. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. von Böhlen. 8. 1835. (1 Thlr.) 10 Ngr.

Dishami (Abdurrahman bin Achmed). Liebe, Wein und Man-
cherlei. Persische Lieder zum ersten mal deutsch gegeben von
M. Wierthhauser. 8. 1855. (24 Ngr.) 10 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von A. Goer-
fer. 2 Theile. 12. 1844. (2 Thlr.) 20 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sans-
krit zum ersten mal übersetzt von M. Müller. 12. 1844.
(20 Ngr.) 10 Ngr.

Ibrahim (Mirza Mohammed). Grammatik der lebenden
persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt,
zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen ver-
sehen, von H. L. Fleischer. 8. 1847. (3 Thlr.) 1 Thlr.
20 Ngr.

Sadi. Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen
Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit An-
merkungen und Zugaben von R. S. Graf. 12. 1846.
(1 Thlr. 6 Ngr.) 10 Ngr.

Säma-Veda. Die Hymnen der Säma-Veda, herausgegeben
von T. Bensley. 4. 1848. (6 Thlr.) 3 Thlr.

Somadeva. Märchenammlung. Aus dem Sanskrit übersetzt
von F. Brockhaus. 2 Theile. 12. 1843. (1 Thlr.
18 Ngr.) 20 Ngr.

Stickel (J. G.). Das grossherzogliche orientalische Münz-
cabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. 1stes Heft:
Omajjaden- und Abbasidenmünzen. Mit lithographirter
Tafel. 4. 1845. (2 Thlr.) 30 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise er-
mässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Encyclopädische Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

**Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas —
Kleineres Conversations-Lexikon — Illustriertes Hand- und
Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,**
ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorrätzig; Unterzeichnungen
zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue billige Wörterbücher

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-französisch-englisch.

**Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und
englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum
Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Sie-
bente Auflage. 8. Geb. in einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Französisch-deutsch und Deutsch-französisch.

Kaltschmidt, J. H. Petit Dictionnaire complet français-
allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschen-
wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Sie-
bente Auflage. 8. Geb. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Englisch-deutsch und Deutsch-englisch.

Albert, L. A complete Pocket-Dictionary of the En-
glish and German languages. — Vollständiges Taschen-
wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Dritte Auf-
lage. 8. Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Italienisch-deutsch und Deutsch-italienisch.

Valentini, F. Dizionario portatile italiano-tedesco e
tedesco-italiano. — Taschenwörterbuch der italienischen
und deutschen Sprache. Vierte Original-Auflage. Zwei
Theile. 8. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Fremdwörterbuch.

Kaltschmidt, J. H. Neues und vollständiges Fremdwörter-
buch. Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten
Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wisen-
schaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeich-
nung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigen-
namen. Sechste Auflage. (52 1/2 Bogen.) 8. Geb.
1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Synonymen.

Reyer, Ch. F. Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Aus-
drücke. Fünfte Auflage. 8. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb.
1 Thlr. 15 Ngr.

C. A. Fleischmann's Verlag (August Hoffold) in München.

Es geben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen
vorrätzig:

Pälzische Geschichte.

In der Mundart erzählt

von

Franz von Kobell.

Elegant broschirt. Preis: 1 Thlr., oder 1 fl. 36 Kr.

Inhalt: 'S Photographien-Lische. 'S Gorges Philippin'.
Die G'schicht vom Frig Bohrer. 'S schlopfnde Lottge'.
Die Käfer's. Freund Grogmann. Die Rosate. 'S Lische von
Erbach. Drei Freier.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 37. —

10. September 1863.

Inhalt: Zur Literatur des Dreißigjährigen Kriegs. Von Karl Immer. — Novellen und Erzählungen. Von Gustav Hauff. (Beschluß.) — Deutsche Polemik in älterer und neuerer Zeit. — Karl Ritter's Vorlesungen. — Biographisches. — Notizen. (Schriftstellerlagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; Wieland's „Abderiten“ französisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur des Dreißigjährigen Kriegs.

1. Tilly oder der Dreißigjährige Krieg von 1618—32 von Graf von Bismarck. Aus dem Französischen überf. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs von Otto von Guericke. Aus der Handschrift zum ersten male veröffentlicht von Friedrich Wilhelm Hoffmann. Magdeburg, G. Baensch. 1860. Gr. 8. 20 Mgr.
3. Tilly im Dreißigjährigen Kriege von Lene Kloppe. Zwei Bände. Stuttgart, Gotta. 1861. Gr. 8. 5 Thlr. 24 Mgr.
4. Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs von Bernhard Erdmannsdorfer. Leipzig, Veit und Comp. 1862. Gr. 8. 20 Mgr.
5. Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Dargestellt in politischer, materieller und sozialer Beziehung und mit Rücksicht auf die Entwicklung des europäischen Staatensystems seit der Reformation von Karl Friedrich Hanfer. Leipzig, G. F. Winter. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Mgr.
6. Wallenstein's vier letzte Lebensjahre. Von Friedrich von Hurter. Wien, Braumüller. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Mgr.

Obgleich die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs seit ungefähr zwei Jahrhunderten niemals längere Zeit von der Tagesordnung der historischen Literatur verschwunden ist, so hat sie doch unleugbar theils durch Förster's Schriften über Wallenstein, theils durch die geöffneten Staats- und Privatarchive nicht bloß einen neuen Impuls zu einer gründlichen und umfassenden Durchforschung und Benützung der Quellen erhalten, sondern auch einen Reinigungsprozess durchgemacht, der, wenn auch seine Erscheinungen überlieferten Glauben oder kirchlich-religiös befangene Gemüther in dem einen oder dem andern Falle empfindlich berührten, gleichwol der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht unerhebliche Dienste geleistet hat. Der eingreifendste Einfluß dieser Erscheinung zeigt sich zuerst in dem bekannten Werke Adolf Menzel's „Neuere Geschichte der Deutschen“. Abgesehen von der objectivern Auffassung der Reformationsgeschichte, die dem Verfasser in heftige Kämpfe, insbesondere mit Marheineke, verwickelte, tritt auch bereits Tilly in einer Gestalt auf, die sich nicht

unwesentlich, wenn wir so sagen sollen, von der volksthümlichen, namentlich aber von der Schiller'schen unterscheidet.*)

Ueberhaupt aber erhob sich eine immer lebhaftere Opposition gegen die bisher überwiegend protestantische Auffassung und Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs, sowie der hervorragenden Persönlichkeiten und Helden dieser so unglückseligen Zeit; selbst Protestanten standen zuvörderst in der Reihe dieser Opposition: Gfrörer, als er noch äußerlich Protestant war, und der ultranationale, fast immer infolge äußerer Verhältnisse verbissene Barthold; ihnen schlossen sich nun katholischerseits mit schärferer Ausprägung von Armin, von Freyberg und namentlich Hurter an. Die Wandelung ist in der That merkwürdig: der zum dramatischen Helden emporgehobene, von Förster als Opfer eines Justizmords bezeichnete und allerdings mit mehr Scharfsinn und Ritterlichkeit als rein historischer Glaubhaftigkeit verteidigte Wallenstein wird die schauerlichste Gestalt des Dreißigjährigen Kriegs, während Tilly, den der größere Theil der Geschichtschreibung und der Volksglaube nur als religiösen Fanatiker und blutbesudelten Reinger der Protestanten kannte, der nicht ohne symbolische Bedeutung die bekannte rothe Feder trug und in seiner ganzen äußern Erscheinung an Alba erinnerte, in eine Region von Heiligen versetzt wird, wo man wol den Mönch, aber nicht den Krieger, am allerwenigsten den des Dreißigjährigen Kriegs zu suchen gewohnt ist. Wer trägt denn nun aber die Schuld an dem Jammer, an den Barbareien, die schon in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs das unglückliche Deutschland fast zur Verzweiflung treiben? Außer Wallenstein ist es der Mansfelder, der Braunschweiger, der Badener, der Däne und der Schwede Gustav Adolf. Tilly, obgleich Jüngerling der Jesuiten, ist tolerant, leutselig, vergießt frommweise Thränen über die Greuel, die er sieht, aber nicht verhüten kann, und hält seine Hände rein vom

*) Daß an Schiller's Charakteristiken das allerdings nicht völlig unparteiische Buch „Soldat suédois“ einigen Antheil hat, darf nicht in Abrede gestellt werden. Wir werden weiter unten auf die Sache zurückkommen.

Kraube, mit dem sich Freund und Feind, Hohe und Niedere bereichern.

Von diesem Standpunkte aus will unstreitig das Werk betrachtet und beurtheilt sein, das wir oben unter dem Titel: „Lilly über den Dreißigjährigen Krieg von 1618–32“, von Graf von Willemont (Nr. 1), angeführt haben. Indem wir nur kurz bemerken, daß der Verfasser in seinen Darstellungen und Urtheilen die Gegenpartei weniger verlegend auftritt, als manche andere seiner historischen Richtung, daß er dem Bestreben unparteiisch zu sein sich nicht gänzlich entzogen hat, daß ihm aber allerdings sehr vieles, was der protestantische Standpunkt infolge beglaubigter Forschungen und Schriften für sich in Anspruch nehmen darf, unbekannt ist; dies also nur kurz andeutend, fassen wir folgende Fragen besonders ins Auge: Wer war nach des Verfassers Meinung Lilly? Wer trägt die Schuld der Zerstörung Magdeburgs? Wer hat endlich das Grauenhafte, welches mit dieser Zerstörung verbunden war, verschuldet? Was die erste Frage betrifft, so müssen wir, da sich kein Gesamturnrtheil im Werke findet, einzelne Stellen miteinander hier verbinden, um das von der gewöhnlichen Vorstellung abweichende Bild zu gewinnen, wie es sich der Verfasser zeichnen zu müssen geglaubt hat. So lesen wir S. 414:

Der tapferere Krieger vereinigte mit der Gabe des Besiegten die Fügsamkeit eines Königs, gewandt mit kindlicher Herzlichkeit. Sicher, auf dem rechten Wege zu wandeln, wenn er Gehorsam übte, frei von jeder weltlichen Eitelkeit und von jeder Rücksicht der Eigenliebe, suchte er keine andere Befriedigung als die seines Gewissens und keine andere als Gottes Ehre.

Und S. 618 heißt es:

Lilly, der von zarter andächtiger Verehrung für die unbefleckte Jungfrau durchdrungen war, deren Bildniß er auf alle seine Fahnen hatte malen lassen, hatte immer den Wunsch genährt, in dem schützenden Schatten ihrer Altäre zu ruhen. Zur Zeit seiner letzten Wallfahrt nach Altdorf hatte er sich daher in der Nähe des der Muttergottes geweihten Heiligtums seine Grabstätte gewählt. Er widmete 6000 Gulden zur Stiftung eines Beneficiums mit der Bedingung, daß für ihn wöchentlich drei Messen gelesen würden. Bei derselben Gelegenheit schenkte er auch der Muttergottes von Altdorf ein großes Crucifix von Lapis lazuli, das von überaus kostbarer Arbeit und mit Diamanten verziert war, ferner eine prachtvolle Kette mit sehr werthvollen Brillanten geschmückt. Als er diese Geschenke erhielt, soll er zu seiner Umgebung geäußert haben: diese Kette widme ich fogleich der Freude meines Herzens, meiner lieben Frau und Gebieterin, der heiligen Maria.

Erkennt man an diesen Worten nicht sofort den Zögling einer den Protestantismus tödtlich hassenden Schule, aus der Lilly's beide Oberherren, der Kaiser Ferdinand II. und der Kurfürst Max von Bayern, hervorgegangen waren? Salbungsvoll, wenn auch nicht ohne einige allgemeine Wahrheit schließt der Verfasser sein Werk mit folgenden Worten:

Der Name Lilly ist einer von jenen, welche dazu bestimmt sind, mit jedem auf der Bahn der Wahrheit gemachten Fortschritte der Geschichte in vollern und hellerem Lichte zu glänzen. Die Natur des Menschen spiegelt sich in seinen Urtheilen: sie sind überreizt, unbeständig und voll von Irrthümern. Die von der blinden Begeisterung der Leidenschaften leichtsinnig gewährte

Popularität hat nichts mit dem Verdienste gemein. Nur Gott allein ist gerecht und wahr in seinem Urtheil. Die Zeit ist sein großer Richter auf Erden; mit der Zeit schwindet der an Parteilichkeit gegründete eitle Ruhm; die Zeit verbessert die ungerechten Ausprüche menschlichen Vorurtheils; sie berichtigt der Unwissenheit anmaßendes Verdammungsurtheil; allmählich verachtet sie die Einschränkungen der Wahrheit und offenbart uns schon von nieden die unerschöpfbare Kraft der ewigen Gerechtigkeit.

Darum darf es aber auch nicht wunder nehmen, wenn wir S. 620 folgende Stelle finden:

Zwei Jahrhunderte waren verfloßen, zwei Jahrhunderte durch aufgeregte Leidenschaften und hartnäckige Unwissenheit geübter geschichtlicher Verschönerungen; da trat König Ludwig I. kühn der classisch gewordenen Unwahrheit entgegen und vertauschte mit einem der gekrönten Häupter selten gewordenen Muth, daß man der Wahrheit ihr Recht werden sollte. Bei der Erwählung der durch seine Fürsorge errichteten Lilly-Statue sprach der Kaiser Maximilian I. die erhabenen Worte: „Dieses Standbild ist ein Beweis, daß wir die Dämonen Lilly's nicht vergessen. Arg verleumdet war er zwei Jahrhunderte lang; aber durch des Mordeus's Muth trangen der Wahrheit Strafen.“ Diese erste öffentliche Halbierung blieb indeß nicht vereinzelte. Ludwig I. hat Johann Tserclaes von Lilly einen Platz in seiner herrlichen Wallhalla angewiesen. Bayern hat seinerseits Lilly ein Monument errichtet, das noch militärischer und bedeutungsvoller ist. Der Reisende, der donauabwärts schiffend Ingolstadt berührt, erblickt zu seiner Rechten imposante Bauwerke, in welchen nach den Erfordernissen unserer jetzigen militärischen Architektur sorgfältiger Eurus mit der männlichen Einfachheit der Linien gepaart ist. Unter der Plattform sieht man in solonischen Buchstaben: Fort Lilly. Welche erhabenen und zugleich schmerzlichen Gefühle müssen nicht durch diese zwei kleinen Worte in der Brust des Katholiken oder des von wahrer Vaterlandsliebe erfüllten Deutschen hervortreten.

Das ist in seinen Grundzügen das historische Standbild, welches die katholische Geschichtsschreibung der Neuzeit der protestantischen Historiographie und dem Volksglauben gegenüber aufzustellen sich für berechtigt anseht.

Kommen wir jetzt zur zweiten Frage, wer die Schuld der Zerstörung Magdeburgs trage, so kann dem in der niederländischen Kriegsschule gebildeten General Lilly eine beabsichtigte Vernichtung Magdeburgs als einer so festen Position an der Elbe gegen den heranrückenden schwedischen Feind kaum zugetraut werden, ebenso wenig Bapheheim, wie Hoffmann in seiner „Geschichte Magdeburgs“ ausdrücklich bemerkt hat, um so weniger, da die Stelle des brandenburgischen Administrators einem österreichischen Erzherzoge zugesichert war. Auch unser Verfasser sagt, freilich nicht ohne Salbung, die ihm stets bei Lilly's Namen auf der Zunge schreibt (S. 468):

Als General wußte Lilly alle Vortheile, welche ihm der Besitz einer unversetzten, an Hülfquellen so reichen Stadt gewähren würde, vollkommen zu würdigen; als Mensch war er von innigstem Mitleid gegen die schwachen und unschuldigen Opfer eines blinden Sturzes durchdrungen.

Und S. 494 heißt es:

Lilly sah mit namenlosem Schmerz das unabwehrbringliche Verberben der großen, schönen Stadt, die er zu seinem unein-

*) Sie ist veranlaßt durch die Aeußerung, welche dem König Gustav Adolf bei der Nachricht von Lilly's Tode in den Mund gelegt wird: „Erat barbarus, erat tyrannus.“ Auch Knapp hat diese Uebersetzung: „sehr verdächtige Quelle ist Somayr's „Historisches Taschenbuch“ (Jahrgang 1839).“

nehmbarer Waffenplatz gegen Gustav Adolf und zum Ausgangspunkte seiner künftigen Triumphe zu machen gehofft hatte; sein Herz blutete beim Anblick der gottlosen und vatermörderischen Plünderung, deren Verantwortlichkeit ungerechte Geschichtsschreiber (das ist leere Redensart, daran hat Tilly sicherlich nicht gedacht) ihm aufbürden würden. Die Trophäen seines Sieges sollten Blut und Asche, Verleumdungen sollten seine Lorbern sein.

Uebrigens hatten die Festungswerke nur wenig gelitten, nur über die Häuser und deren Bewohner war das gräßliche Verderben hereingebrochen. Wer, fragen wir jetzt, hat dieses Verderben verschuldet? Die Frage läßt sich in eine Doppelfrage auflösen: war Tilly oder Wappenheim gleich von vornherein entschlossen, ein furchtbares Strafgericht über die renitente und keiserliche Stadt zum Schrecken für andere ergehen zu lassen, oder war die entsetzliche Katastrophe am Ende doch nur eine gräßliche Ermahnung, die sich aus der Vermilderung einer gereizten und raublustigen Soldateska der damaligen Zeit erklären läßt? Ein Beweis für einen vorgesetzten Plan läßt sich weder aus den Unterhandlungen Tilly's mit den magdeburger Behörden, noch aus den verschiedenen Berichten über die Katastrophe an den Kaiser, an den Kurfürsten von Baiern und an die Regentin der Niederlande herausfinden: Tilly warnt, droht und macht auf die natürlichen schrecklichen Folgen eines Sturms aufmerksam und in den Berichten wird allerdings die Zerstörung als ein Strafgericht Gottes und als ein herrlicher Sieg der kaiserlich-ligulistischen Waffen über die Ungehorsamen dargestellt, und Tilly gibt insofern dessen dem Kaiser den Rath, den Schrecken zu benutzen, theils die offenen Gegner, theils die Zweideutigen, jedoch nicht ohne verstärkte Heeremacht, vollends zu Vaaren zu treiben; aber davon ist keine Spur, daß man sich des Gelingens einer beabsichtigten Zerstörung freue, wol aber blickt hier und da in den verschiedenen Berichten ein mehr oder minder stichtbarer Anflug des Bedauerns durch. Sieht man jedoch Wappenheim's ganzen Charakter, insbesondere auch den religiösen in Betracht, erwägt man ferner die hinlänglich beglaubigte Thatsache, daß ihm hauptsächlich die Aufgabe des Sturms zugefallen war, daß er vorerst im Straßenkampfe große Verluste erlitt, wie sein eigener Bericht zu erkennen gibt, wodurch die ohnehin rohe Soldateska in teuflische Wuth versetzt ward: daß endlich das ausgebrochene Feuer um so verderblicher werden mußte, weil in den meisten Häusern Munition sich befand; so wird man es wol nicht für etwas Unwahrscheinliches ansehen dürfen, daß auch, ohne bei dem Oberbefehlshaber Tilly Plan oder Befehl vorauszusetzen, dennoch alles der Raublust und der Mordgier der Eroberer zum Opfer zu fallen in Gefahr gerieth. Wappenheim und seine Soldateska sind sonder Zweifel vorzugsweise bei den Greuel-scenen Magdeburgs theilhaftig gewesen.*)

Allein deßungeachtet wird die Erinnerung an das Gescheh'n Magdeburgs am 20. Mai 1631 an den Namen Tilly's für immer geknüpft bleiben, was auch Heiling, Wenzel, Kloppe und unser Verfasser dagegen sagen mögen. War Tilly nicht Oberbefehlshaber, auf den Ruhm und Schimpf und alle Verantwortlichkeit fällt? Schildern nicht Tilly's Wertheidiger und Lobredner ihn als einen General von größter Energie, der, wenn es galt, mit dem Degen in der Faust, unter die zügellose Soldateska einströmte und die Widerspenstigen niederstach, um sich Gehorsam zu erzwingen? Wissen dieselben nicht Weisheit zu erzählen, wo Tilly mildherzig, bis zu Thränen gerührt über den Jammer, ja sogar tolerant erscheint? Wie kommt es aber, daß derselbe General, bei dem Verderben Magdeburgs so gut wie keine dieser anerkennenswerthen Eigenschaften oder doch erst ziemlich spät bewährt? Das erklärt sich sehr wohl: Tilly besaß insbesondere die letztern Eigenschaften in dem Maße gewiß nicht, als sie ihm von seinen Lobrednern beigelegt werden. Das Resultat ist: allerdings all das Grauensvolle und das menschliche Gefühl Empörende, was in Magdeburg geschah, hat Tilly weder befohlen, noch auch gewollt; aber die Thatsache im allgemeinen war sein Werk, war dem Jesuitenjögling und dem treuen Volkstreuher der Befehle seiner beiden fürstlichen Gebieter erwünscht; die ungehorsame, die keiserliche Stadt, die schon einmal im 16. Jahrhundert und zwar mit Erfolg dem Kaiser getrogt, war jetzt völlig gebrochen, und der kleine Ueberrest der begnadigten oder wieder frei eingelassenen Bewohner war auf der einen Seite unschädlich, auf der andern nothwendig, um die Wiedergeburt „des unglücklichen Jerusalem der Neuzeit“ möglich zu machen, einer Stadt, die als Festung ihre Bedeutung für den Kaiser keineswegs verloren hatte.

Daß übrigens Tilly an politischer Einsicht und Besonnenheit weit über Wallenstein und Wappenheim stand, dafür sind der Beweise genug vorhanden; er, der ruhmgekrönte Feldherr war doch, das Unglückselige fremder Einmischung richtig erkennend und die Wechselfälle des Kriegs nach Gebühr würdigend, selbst damals noch für den Frieden, als des Kaisers und der Ligen Waffen ihre größten Triumphe feierten: er hat mit prophetischem Geiste in die Zukunft des damaligen Deutschland gesehen.

Wir brechen hier ab, indem uns das Eingehen auf die zahlreichen Stellen, denen wir Widerspruch entgegensetzen müßten, der Raum verbietet.

Der Herausgeber von Otto von Guericke's „Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs“ (Nr. 2), F. W. Hoffmann, durch seine gründliche Geschichte der Stadt Magdeburg bekannt und in den vorliegenden historischen Fragen mit Recht als eine Autorität anerkannt, hat sich unlenkbar ein Ver-

*) Höchst charakteristisch ist Wappenheim's Bericht an den Kaiser, den unser Verfasser aus Götzler's „Wallenstein's Briefe“ entlehnt hat. Abgesehen von der Eiferfucht, die fast in Anklage übergeht, auf Tilly — beide Panden ähnlich zusammen wie 1813 Dörfler und Blücher —, spricht sich insbesondere ein großer Aerger über die Zügellosigkeit aus,

„die selten die Wahrheit schreiben, sonderlich was Gm. Kay. May. Dienst zum besten geschieht“; daß die Zeitungen auch über Magdeburgs Zerstörung gar manches Falsche, mit Parteiliebe ausgekattete in die Welt geschickt haben, dann als in der Natur der Sache liegend nicht abgelehnt werden.

dienst erworben, daß er Guericke's Manuscript zum ersten male der Oeffentlichkeit übergibt. Guericke war Augenzeuge der Ereignisse, die er schildert, und vermöge seiner amtlichen Stellung als Rathmann und Bauherr der Stadt sehr genau davon unterrichtet und überdies ein Mann von so anerkannter Ehrenhaftigkeit, daß wol nicht im entferntesten von irgendeiner absichtlichen Entstellung der Wahrheit in seiner Erzählung die Rede sein kann. Uebrigens bildet eigentlich das hier gegebene Manuscript den dritten Theil der von Guericke hinterlassenen Geschichte der Stadt Magdeburg; diese letztere ist leider nicht mehr vorhanden. Wie werthvoll demnach die in Rede stehende Urkunde sei, liegt auf der Hand. Auch hat Willermont einen Theil derselben, soweit er für ihn von Interesse war, in das oben besprochene Werk aufgenommen. Was erfahren wir nun aber aus Guericke's urkundlicher Aufzeichnung? Im wesentlichen Folgendes:

1) Es gab zwei Parteien in Rath und Bürgerschaft. Die eine, man kann sie die gemäßigtere nennen, stimmte unter guten Bedingungen für Unterwerfung unter Tilly's Forderungen, insbesondere dann, wenn die Freiheit des religiösen Bekenntnisses möglichst gesichert werde. Die andere Partei dagegen, die man nicht unpassend mit dem Namen der exaltirten bezeichnen kann, unter dem Einflusse mehrerer Geistlichen, einiger Volksmänner, des Administrators und des schwedischen Generals von Falkenberg stehend, wollten von einer Unterwerfung nichts hören, vielmehr im Vertrauen auf Gott und ihre heilige Sache die Entscheidung einem Kampfe auf Leben und Tod überlassen; dem Tilly sei nicht zu trauen, der König von Schweden zu endlicher Rettung in der Nähe und die Verteidigungsmittel seien noch stark genug, um dem Feinde im Falle des Eindringens in die Stadt einen gehörigen Empfang zu bereiten. Die Zwietracht dieser beiden Parteien lähmte den Widerstand und ward zuletzt verhängnißvoll.

2) Als durch den General Wappenheim eine ziemliche Anzahl Volks auf den Wall bei der Neustadt und da herum in die Gassen der Stadt gebracht, auch der von Falkenberg erschossen, und das „Feuer an allen Enden eingelegt worden“, da ist es mit der Stadt geschehen und alle Resistenz zu spät und vergebens gewesen. „Da ist nun bald nichts als Morden, Brennen, Plündern, Weinigen, Prügeln gewesen. Insonderheit hat ein jeder von den Feinden nach vieler und großer Beute gefragt. Wenn da eine solche Partei in ein Haus gekommen und der Herr etwas zu geben vermocht gehabt, hat er sich und die Seinigen so lang salviren und erhalten können, bis eine andere, die auch was haben wollten, wieder angekommen. Endlich aber, wenn er alles hingegeben und nichts mehr vorhanden gewesen, alsdann ist die Noth erst angegangen. Da haben sie angefangen zu prügeln, ängstigen, gedrohet zu erschießen, spießen, hängen u. s. w., daß wenn's gleich unter die Erde vergraben oder in tausend Schlössern verschlossen gewesen, die Leute dennoch hervorsuchen und herausgeben müssen. Unter welcher wärenden Wütherei dann, und da diese

so herrliche, große Stadt, die gleichsam eine Fürstin im ganzen Lande war, in voller brennender Glut und solchem großen Jammer und unaussprechlicher Noth und Hetze-leid gestanden, sind mit greulichem ängstlichen Mord- und Zetergeschrei viel tausend unschuldige Menschen, Weiber und Kinder kläglich ermordet und auf vielerhand Weise erbärmlich hingerichtet worden, also, daß es mit Worten nicht genugsam kann beschrieben und mit Thränen beweint werden. Es hat aber diese trübselige Zeit nicht viel über zwei Stunden lang in der Stadt gewährt, indem durch den unversehens zufließenden Wind das Feuer, so zwar anfangs der Graf von Wappenheim, den Bürgern und Einwohnern zur Verturbation und Schrecken einzulegen sollte befohlen, nachmals aber die gemeine Soldateska hierin keine Discretion und Aufhören gewußt haben, dergestalt überhandgenommen, daß um 10 Uhr gegen die Nacht die ganze Stadt völlig in der Aschen und Steinhäufen gelegen.“

Der Brand und das Verderben ging also doch zunächst von Wappenheim und seiner Soldateska aus. Wo blieb aber Tilly, der mildherzige, der Raubluft so abholdes Obergeneral?

3) Beispiele der Menschlichkeit und soldatischer Ehrliche sind „ohne Zuthun des Feldherrn“ mehrfach vorgekommen.

4) Von Verrath ist in Guericke's Bericht keine Spur, wol aber spricht er von Verführung des gemeinen Mannes.

5) Der Beschuldigung Gustav Adolf's, daß die „Bürger auf die neuen Werbungen und dergleichen Kriegsnöthwendigkeiten keine ersiedlichen Geldposten auszahlen wollen u. s. w.“, widerspricht Guericke nicht; fehlte es nicht zuletzt z. B. vorzüglich an Pulver? Wer erinnert sich übrigens dabei nicht Antwerpens, dem der Mangel an Opferbereitschaft eines Theils seiner Bürger, z. B. der Fleischer, die eine Viehweide trotz ihrer Wichtigkeit als militärische Position nicht opfern mochten, so verderblich ward?

Unter den Werken, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen, nimmt das von *Onno Klopp*: „Tilly im Dreißigjährigen Kriege“ (Nr. 3), unlegbar den ersten Rang ein. Nicht als ob wir damit eine Billigung der wissenschaftlichen Methode, der historischen Anschauungen und der Endresultate des Werks ausgesprochen haben wollten; keineswegs; sondern darum glauben wir demselben einen höhern Rang einräumen zu müssen, weil es über die Persönlichkeit Tilly's weit hinausgreift und historische Fragen nicht nur berührt, sondern zur Entscheidung zu bringen sucht, welche mit dem Wesen des Protestantismus und der protestantischen Historiographie in engster Verbindung stehen. Dazu kommt, daß der Verfasser, obgleich Hurter's Schule angehörig, dem Führer derselben doch bei weitem an künstlerischer Darstellung und Sprachweise, an dialektischer Gewandtheit, sowie an Leichtigkeit, die geschichtlichen Thatfachen dem Parteistandpunkte entsprechend zu gruppieren, übertrifft, abgesehen von der umfassenden Bekanntheit mit der einschlagenden

Literatur. Kurz, man kann, ja man muß das Werk seinem Geiste, seiner Tendenz nach verurtheilen, als Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft ist es gleichwol geeignet, große Aufmerksamkeit zu erregen und insbesondere der protestantischen Historiographie ein „Hört“ abjundthigen.

Hören wir den Verfasser selbst, wie er sich über seine Aufgabe vernehmen läßt. Nachdem er gesagt, daß Tilly nach seinem Tode der Parteilidenchaft und der Unkenntniß anheimgefallen, die ihm das Kainszeichen des Mörders und Bürgers aufgeprägt habe, und dann die Wahrnehmung ausgesprochen hat, daß die geschichtliche Literatur der Deutschen und der Belgier seit einigen Jahrzehnten bemüht gewesen sei, das Bild Tilly's rein von den trüben Schatten und Verdunkelungen der Parteilidenchaft herzustellen, fährt er folgendermaßen fort:

„Wol aber fehlte noch auf deutschem Boden eine Gesamtaufassung seines Wirkens. Es fehlte vor allen Dingen für das Ganze aus unmittelbaren, unzweifelhaften Quellen der Nachweis, wie Tilly in seiner Stellung sich verhielt zu den Menschen, zu den Deutschen, zu den Gelehen und Rechten der Corporationen und der einzelnen. Nicht das Gewühl der Schlachten, nicht das Ringen physischer Kräfte, nicht die Operationen der Strategik stehen für unsern Zweck in erster Linie, sondern die Kenntniß, die Erforschung und Durchbringung der moralischen Motive. Es ist nicht blos der General Tilly, den wir kennen zu lernen haben, sondern der Mensch und der Christ. Wir haben ferner zu lauschen nicht blos auf die Kundgebungen derer, die den Krieg machten, sondern auch derer, die ihn erlitten. Wir haben die allzu oft verklangenen Aeußerungen der Schwachen ans Licht zu ziehen, damit sie unmittelbar selbst Kunde geben von den schrecklichen Tagen, damit sie namentlich uns Kunde geben von dem Wollen und Wirken eines Mannes, den die Nachkommen der Vorfahren, welche er schützte und rettete, misleitet und beihört ihren Dränger und Unterdrücker genannt haben. Wir haben dann ferner zu sagen, wie es möglich war, daß eine solche Dunkelheit sich legen konnte über das Bild dieses Mannes. Wir haben endlich zu untersuchen, von woher diese Dunkelheit ihren Ursprung nahm, wie sie sich ausbreitete, wie sie zu haften vermag bis auf unsere Tage.“

Dem verunglimpften Tilly soll also, wie von Villermont so auch durch unsern Verfasser, eine historische restitution in integrum zu Theil werden. Und wer möchte an sich diese Absicht mißbilligen, da es ja die höchste Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist, nach allen Seiten hin Wahrheit und Gerechtigkeit walten zu lassen? Allein gegen das Verfahren, welches der Verfasser eingeschlagen hat, um seine Absicht zu erreichen, muß mit Entschiedenheit protestirt werden, um so mehr, da theils Motive sich kund geben, theils Verschweigungen, die unter keiner Bedingung ungerügt bleiben können. Tilly wird auf ein Piedestal gehoben, das ihn Kopf größer macht als alle seine Zeitgenossen — natürlich Ferdinand II. und Max von Baiern ausgenommen. Und dieses Piedestal wird errichtet aus den historischen Reichtum, die der Verfasser durch die Mordwaffe seiner Dialektik und Auslegungskunst dem Tilly zu seiner Erhebung unter die Füße wirft. Wer nicht des Kaisers oder der Ligue ist, findet keine Gnade vor den Augen des Verfassers, und alle Fürsten und Stände, die Widerpart halten, sind ohne Ausnahme Rebellen gegen Kaiser und Reich, denen, wenn sie nieder-

geworfen oder gemißhandelt werden, nur die verdiente Strafe zu Theil wird. Dem Scharfsinn des Verfassers konnte es aber nicht entgehen, daß eine derartige historische Interpretation einer besondern Grundlage bedürfe, und diese fand sich in der Behauptung: der Dreißigjährige Krieg war kein Religionskrieg und die Entwicklung der Reformation wuchs zu einem Raubsystem gegen die katholische Kirche heran, deren Beschützung in ihrem Rechtsbestande unbedingt dem Kaiser zufiel. Es ist zwar diese Behauptung wohlweislich mit dürren Worten nicht ausgesprochen, aber ihr Sinn zieht sich durch das ganze Werk wie ein rother Faden hindurch. Ebenso wenig ist der erste Theil dieser Behauptung auch ganz neu — selbst protestantische Historiker haben dem Dreißigjährigen Kriege vollständig allen religiösen Charakter abgesprochen —, aber der Verfasser hat im Hurter'schen Geiste von dem Ganzen der obigen Behauptung den eingreifendsten Partgebrauch gemacht.

Indem nun der Verfasser von den so tief im Wesen der germanischen Völker liegenden Ursachen der Reformation, ihrer geistigen Bedeutung und Berechtigung, sowie von dem Umstande keine Notiz nimmt, daß das neue Glaubensbekenntniß, sowol lutherischen als calvinistischen Charakters, bereits ein Heiligthum für viele Millionen innerhalb und außerhalb Deutschlands geworden war, und endlich in den Reformationsgenossen im Sinne der Hurter'schen Schule nur Feinde von Kaiser und Reich und Einbrecher in die Besitzthümer der alten Kirche erkennt, denen man im Passauer Vertrag aber mit Ausschluß der Calvinisten, weil man gezwungen war, einen gewissen Rechtszustand bewilligte, so ergibt sich für denselben folgende Geschichtsanschauung: der Kaiser als „allzeit Mehrer des Reichs und Schirmherr der Kirche bekämpft“) seit dem Jahre 1618 in Verbindung mit der Ligue, weil er allein zu schwach ist, die Protestanten als Renitenten gegen Kaiser und Reich“; Fürsten und Stände jedes edlern Beweggrunds zum Widerstande har und ledig lechzen nur nach den Besitz- und Reichthümern der Kirche; der König von Schweden denkt nur, unberührt von dem Geiste des Protestantismus, an Eroberung und Kriegsrühm; die Holländer, auf welche der Verfasser seinen besondern Zorn geworfen zu haben scheint, sind echte Revolutionsmänner und ein Verderben für Deutschland; die Union, die allbekannte schwächliche Wiedergeburt des Schmalkaldischen Bundes, durch Maximilian's von Baiern wahrhaft schändes Verfahren gegen Donauidrth ins Leben gerufen und mit auswärtigen Mächten in Verkehr tretend, muß natürlich für reichsfeindlich und verrätherisch angesehen werden, während die unmittelbar darauf ins Leben gerufene Ligue, mit Madrid und Rom im lebhaftesten Verkehr sich befindend, ganz als zu Recht bestehend

*) Wie sehr es dem Kaiser um eine absolute Herrschaft in Deutschland zu thun war, sieht man recht deutlich wieder aus Glumecky's Regeken, denen ein Briefwechsel zwischen Ferdinand II., Wallenstein und Goltz beigedruckt ist. Die Anknüpfung an die spanische Politik Karl's V. in Deutschland ist ebenso unverkennbar als ersichtlich durch den Einfluß des madrid'schen Cabinets in Wien.

angesehen wird; die Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Darmstadt halten trotz ihres Protestantismus am liebsten zum Kaiser; die Parteilgänger Friedrich's von der Pfalz erblich, abgesehen von Wallenstein und seinem Heere, brandschagen, plündern und verheeren katholisches und protestantisches Land: dies alles zusammengekommen, ist das nicht gerühmt, jede Spur eines religiösen Moments aus dem Dreißigjährigen Krieg hinwegzuleugnen? Allerdings, sobald man mit dem Verfasser unhistorisch genug jede Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit zerreiht oder ignoriert, oder was hier dem Verfasser gegenüber auf dasselbe hinausläuft, in den Segnern nur aller edlern Gefühle entbehrende Sünden wahrnimmt, während die Freunde eo ipso für Lügendselben erklärt werden.

In diesem glücklichen Falle ist bei dem Verfasser der Jesuitenzögling Tilly. Villermont zeigt sich bei weitem weniger kenntnisreich und geschickt, das entweder hinwegzubisputiren oder in mildern Lichte erscheinen zu lassen, was Unliebsames über Tilly in Urkunden oder Geschichtsbüchern steht. Ein wahrhaft überraschendes Meisterstück aber hat Kloppe versucht, indem er Tilly von der Schmach der Zerstörung Magdeburgs, die so tief in den Volksglauben und in die Literatur bekanntlich eingebracht ist, auf folgende Weise vollständig rein zu waschen sucht:

Nicht Tilly, nicht Pappenheim, nicht die wilde aus allen Nationen bestehende Soldateska haben den Untergang Magdeburgs vor dem Gerichte der Weltgeschichte zu verantworten, nein, im Gegentheil, Gustav Adolf, Falkenberg — er ist der Heldenheld Magdeburgs — und die eifrigen Protestanten haben diese Schuld auf sich geladen. Der Schwedenkönig hat den Untergang Magdeburgs beabsichtigt, beschlossen und befohlen; Falkenberg hat die Stadt absichtlich und auf Befehl seines Königs an Tilly überliefert; Falkenberg und seine Anhänger haben die unglückliche Stadt kalten Bluts auf Gustav Adolf's Geheiß in Brand gesteckt, um die Verantwortung dafür auf Tilly zu wälzen.

Die Beweisführung macht der dialektischen Gewandtheit des Verfassers alle Ehre, schade, daß selbst die officiellen Berichte der Kaiserlichen dieser Beweisführung den Grund und Boden völlig entziehen.

Wir bedauern um des Raums willen nicht ins einzelne eingehen zu können, wir dürfen aber unsern Lesern versichern, daß trotz der schlaun Anwaltschaft Kloppe's Tilly noch der Zerstörer Magdeburgs bleibt, wenn derselbe auch am Schlusse seines Werks, sein vermeintliches Geschichtsergebnis verwerthend, in folgende Lobpreisung ausbricht:

In Magdeburg ragt bis auf den heutigen Tag der herrliche Dom, den einst vor vielen hundert Jahren die Väter gebaut. Auch diesen Dom hätte der Zerstörungsplan der Schweden mit hineingezogen in das rundum wogende Flammenmeer, wenn nicht der große Tilly mit übermenschlicher Anstrengung seine schützende Hand darübergebreitet. Den Dom von Magdeburg hat Tilly geschützt und errettet vor dem Schweden, der Dom von Magdeburg verkündet Tilly's Namen und Tilly's Ehre. Das ist sein Denkmal von Stein auf deutscher Erde.

Von besonderm Interesse wird es aber gewiß für unsere Leser sein, zu hören, was unser Verfasser über Schiller als Geschichtsschreiber des Dreißigjährigen Kriegs urtheilt und welchen Weg derselbe bei dieser Gelegenheit

einschlägt, um Gustav Adolf's Bild, wie es uns Schiller gezeichnet hat, aus unserer Seele zu tilgen. Nachdem er sich ziemlich herb über die Philosophie des 18. Jahrhunderts ausgesprochen, fährt er also fort:

Schiller verzichtete auf die erste und heiligste Pflicht des Geschichtsschreibers, nach bestem Wissen und Willen die Wahrheit zu sagen.^{*)} Sein Standpunkt war ein anderer. Die geschichtlichen Personen, sagte er, müssen sich gefallen lassen, was sie unter meiner Hand werden. Man dürfte das dem Dichter nicht verargen, wenn er dabei einerseits innerhalb der ethischen Grenzlinien, die auch für die Kunst gelten, wenn er dabei andererseits bleibt in der Sphäre auch der poetischen Form. Schiller hat weder das eine gethan, noch auch das andere. Der Tilly, den er uns in Magdeburg zeichnet, ist nicht mehr ein Mensch mit menschlichen Tugenden: er ist ein Teufel. Und ferner hat Schiller diese Arbeit geschrieben in der Form und mit dem Namen eines Geschichtswerks. Die doppelte Anklage müssen wir auf den deutschen Dichter bringen. Das bunte Gewand dieser Schiller'schen Rhetorik errang den Sieg über den allerschüchternen Protest, z. B. Beckenrieder's. Der große Haufe, den das Visante lockt, folgte nur seiner Spur. Wir meinen nicht bloß die Ungelehrten. Die Frage, ob Schiller im eigentlichen Sinne als Geschichtsschreiber anzusehen sei, wird unbedingt von vielen verneint, die in ihrer eigenen Auffassung der Geschichte sowohl des Abfalls der Niederlande von Spanien als des Dreißigjährigen Kriegs wesentlich von den Phantasien Schiller's abhängig sind. Das Wort, welches der Schiller'sche Tilly im Anbilde des brennenden Magdeburg spricht, ist fast wie ein Gemeingut der sogenannten Bildung vieler Deutschen geworden. Man glaubt daran. Man spricht, man schreibt, man bruch es nach. Man verkündet es vom Lehrstuhl und Katheder. So viele auch seit zwanzig Jahren aufgetreten sind für das Recht und die Wahrheit; ihre Beweisführung ist von wenigen halb widerwillig vernommen: die Mehrzahl davon hat nichts gehört. Also ist die Frucht der langen Verblendung. Der fremde König, der ungerecht und ungefränkt, nur aus Lust zu kriegen und zu erobern, unserer Nation das unendliche Wehe anthat, der unsere Städte plünderte, unsere Kultur vernichtete, uns politisch zerriss und zersplitterte, uns zum Spielball der Fremden machte, der uns zurückschleuderte um Jahrhunderte, der, um alles dies zu thun, sich umgab mit dem Heiligenscheine der Heuchelei und der Lüge bis in seine Seele hinein; dieser Barbar des Nordens, der zugleich sein Volk zerrat wie das unserige; dieser kalblütige, fast übermenschlich treulose Mörder und Vernichter von Magdeburg — ist in den Augen vieler Deutschen wie ein Heiland und Erretter. Tilly, der fromme alte Feld, der sprach wie er dachte, und dachte wie er handelte, der treue, christliche Mann, der fest und unwandelbar in seinem eigenen Glauben jede fremde Gottesverehrung schlugte, wie niemand sonst in seiner Zeit; der Mann, dem seine Mitwelt ein Zeugnis zuerkannte, wie es niemals einem Feldherrn zuerkannt ist, zugleich der Vater zu sein der wilden Krieger, die in ihm das Vorbild und das Muster ihrer Pflicht verehrten und zugleich die Zuflucht der Schwachen und Gekückten; dieser Mann, eine der edelsten Helden unserer Nation (!), die letzte Säule des einstigen alten deutschen Reichs voll Kraft und Herrlichkeit, ist in den Augen eines großen Theils der deutschen Nation, für die er handelte und litt bis zum letzten Athemzuge, ein Verlorener, ein Schandf.

Diese Stelle bezeichnet schlagend die Dreifigkeit, mit der der Verfasser die Wahrheit seiner Behauptungen

^{*)} Gegen diesen Vorwurf muß der Geschichtsschreiber Schiller denn doch wohl in Schutz genommen werden. Der Charakter oder wenn man will die Mangelhaftigkeit des Schiller'schen Geschichtswerks erklärt sich theils und besonders aus der damaligen Beschränktheit der Quellen, theils allerdings auch aus bestimmten Mängeln der damals vorliegenden urkundlichen Hülfsmittel. Würde Kloppe in Schiller's Zeit seine Apothekose Tilly's haben schreiben können?

und Urtheile in Anspruch nimmt. Wie es aber mit diesen Behauptungen und Urtheilen nicht selten ausfällt, glauben wir wenigstens an einigen Beispielen zeigen zu müssen. Daß die Gegenreformation in Steiermark von Ferdinand unblutig durchgeführt worden sei, behauptet Kloppe wie Schiller. Der letztere konnte allerdings das Leben Kepler's von Breisnau nicht kennen, der aus Kepler's Briefen gerade das Gegentheil nachgewiesen hat. Unser unfehlbar sehr belesene Verfasser sollte dies nicht gemerkt haben? Ohne Zweifel; freilich paßt das Bekenntniß dieses Wissens nicht zu seiner Parteilichkeit.

Die Besetzung eines Theils der kurpfälzischen Länder, also eines deutschen Reichsgebietes durch spanische Truppen, war unzweifelhaft eine Rechtswidrigkeit arger Art; das fühlte auch unser Verfasser. Allein er weiß sich zu helfen: die Spanier erschienen als burgundische Truppen, und Burgund gehörte ja zum deutschen Reichsgebiet. Allein Burgund war factisch schon längst dem Deutschen Reich entzogen und von ihm abgelöst. Und was würde das spanische Cabinet gethan haben, wenn es der deutschen Reichsgewalt eingefallen wäre, in den Fällen zu interveniren, wo Spanien seine Gewaltthaten gegen die burgundisch-niederländischen Städte führte? Daß Tilly kein raubgieriger Wallenstein war, mag nicht bezweifelt werden. Indes so rein, wie seine Lobredner ihn zu waschen eifrig bemüht sind, war er gleichwol nicht. Der nimmersatte Wallenstein wollte, besorgt um sein Medlenburg, auch die bairischen Generale Tilly und Wappenheim in sein Raubsystem durch eine Intrigue verwickeln: Tilly sollte einen Theil von Herzog Friedrich Ulrich's von Braunschweig Lande nebst einer bedeutenden Summe Geldes erhalten. Allein der Baiernherzog insbesondere widersetzte sich diesem Gebahren, weil er nicht gewillt war, bloße Edelleute auf die Stühle der alten Fürstengeschlechter setzen zu lassen. Auch Tilly war damit einverstanden, ließ aber den Raub doch nicht ganz fahren: er verglich sich mit dem Herzog Ulrich dahin, daß ihm 20000 Gulden baar von den Landesherrschaften in Kalenberg und Wolfenbüttel bezahlt werden sollten und für den Rückstand gewisse Aemter verpfändet blieben. Ganz besonders zärlisch und theilnehmend ist der Verfasser gegen die Jesuiten gesinnt. Als Christian von Braunschweig sich an ein paar Jesuiten vergreift, sagt Kloppe: „Man wolle nicht vergessen, daß der Jesuitenorden eben damals ein Mitglied zählte, welchem unter den Wohlthätern der deutschen Nation einer der ersten Plätze von keiner Seite verweigert werden darf.“ Wir sind nicht gemeint, dem genannten Jesuiten seinen Ehrenplatz neben Thomasius zu verweigern, nur möge uns der Verfasser erlauben zu bemerken, daß Christian von dem Schüngling noch nichts wissen konnte; denn seine „Cautio criminalis“ erschien erst 1691, während das vom Verfasser erzählte Factum ins Jahr 1621 fällt. Er nimmt das eben nicht so genau, wenn nur der Juvet erreicht wird. Der von Gleditsch vertheidigte Adam Schwarzenberg gilt natürlich dem Verfasser als redlicher Diener des Markgrafen von Brandenburg.

Daß er es aber nicht war, hat Hellwing in seiner „Geschichte des preussischen Staats“ klar nachgewiesen. Der Große Kurfürst entließ ihn sofort.

Das hier Gegebene möge genügen, zur speciellen Charakteristik der Art, wie der Verfasser die historischen Thatsachen aufsaßt, darstellt und für seine Zwecke zu verwerthen sucht. Zum Schluß aber noch Folgendes. Das Werk des Verfassers, das an sich, wie wir schon oben zugestanden, keineswegs in eine niedrige Klasse von schriftstellerischen Erscheinungen geworfen werden darf, wird ganz gewiß die Frucht tragen, daß man sich immer mehr überzeugt, wie man von einer gewissen Seite her durch Deutungen und Verdrehungen der Geschichte das protestantische Princip in seiner Bedeutung und Berechtigung anzugreifen beflissen ist, und wie nothwendig es in der That ist, eine unparteiliche Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu schaffen. Hossentlich sind wir nicht gar zu weit mehr von der Lösung dieser allerdings schwierigen Aufgabe entfernt. Unzweifelhaft rücken wir diesem Ziele näher, wenn uns Gindels's überaus reichhaltige Forschungen in fremden und einheimischen Archiven in ihrer ganzen Ausdehnung vorliegen werden.

Daß dem soeben besprochenen Werke nicht unwichtige archivalische Mittheilungen, sowie ein recht brauchbares Register beigegeben sind, darf ihm zur Empfehlung dienen.

Die Monographie „Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619“, von Bernhard Erdmannsdorffer (Nr. 4), veranlaßt uns sogleich zu fragen: Wer hätte sich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs nicht in die Angelegenheiten des unglücklichen Deutschland gemischt oder wer wäre nicht zu dieser Einmischung eingeladen worden? Es fehlte nur noch an den Hunden, d. h. damals den Russen! Denn die Türken hatten deutsche Visitenkarten von Prag aus erhalten. Was wunder, wenn wir unter den Geladenen auch den Herzog von Savoyen sehen? Wie kam dieser aber dazu? Bekanntlich stellte die böhmische Nationalpartei, die ein unbedingtes Wahlrecht dem Hause Habsburg gegenüber in Anspruch nahm, nach des Kaisers Matthias Tode und infolge ihres Widerwillens gegen Ferdinand II. vier Throncandidaten auf: den Kurfürsten von der Pfalz, den Kurfürsten von Sachsen, den König von Dänemark und Karl Emanuel von Savoyen. Dieser letztere, dem sein tüchtiger Vater Emanuel Filibert eine nicht unbeachtende Hausmacht hinterlassen hatte, war ebenso wol ritterlichen Muths als befähigter Geist, sodaß einer der venetianischen Gesandten von ihm sagte: „Alles an ihm ist Muskel und Geist.“ Und wie hätte man in einer Zeit, die ganz dazu angethan war, ihre höchsten Interessen der Entscheidung des Schwerts anzuvertrauen, seine Wille nicht auf einen Fürsten richten sollen, dem, zumal in seiner Jugend, bei seiner sonstigen Tüchtigkeit auch der Muth, der Ehrgeiz nicht fehlte, sich in die kühnsten Unternehmungen zu stürzen? Und die deutsch-böhmischen Angelegenheiten standen ihm gar nicht so fern, als es beim ersten Anblick erscheinen möchte. War er nicht deutscher

Reichsfürst? War nicht sein Ahnherr Karl III. noch 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen? Mußte ihm aber auch nicht die politische Klugheit gebieten, durch Gewinnung einer mächtigen Krone womöglich aus der Enge sich herauszuarbeiten, in der ihn Frankreich, Oesterreich und Spanien in natürlicher Folge der geographischen Lage seines Landes gleichsam eingeschnürt hielten? Die Mittelsperson, welche den jungen Herzog von Savoyen zunächst mit der Union und dann mit der böhmischen Nationalpartei zuerst in Berührung und dann in nähere Verbindung brachte, war der immer abenteuernde Graf von Mansfeld; er trat sogar förmlich in die Dienste des Herzogs.

Wie kühn aber die Pläne des letztern waren, mögen einige Stellen aus einem Mémoire beweisen, das derselbe an Mansfeld richtete:

Kaiser heißt nichts anderes, als General der Armeen der Christenheit; er hat zwar Steuern und Gefälle, um die kaiserliche Würde zu verherrlichen und um den großen Hofstaat zu bezahlen, den er halten muß; aber er hat keine Domäne, keine Erblande, die er als zur kaiserlichen Krone gehörig auf seinen Sohn oder sein Haus vererben kann. Ein König wird geboren, ein Kaiser wird gewählt. Vor Zeiten freilich hat man die österreichischen Fürsten um ihrer trefflichen Eigenschaften willen gewählt und wiedergewählt; aber das ist jetzt anders geworden; die gegenwärtig lebenden haben von den Tugenden ihrer Vorfahren fast nichts mehr bewahrt und in der öffentlichen Meinung sind sie schon gerichtet. Es kommt jetzt darauf an, wer an die Stelle Ferdinand's von Steiermark zu wählen ist: an einen Protestanten ist für jetzt nicht zu denken; der Herzog von Baiern, der allein unter den Katholischen in Betracht kommt, wird den Muth nicht haben, offen mit Oesterreich zu brechen, dann ist er auch ganz in den Händen der Jesuiten. So bleibt also nur der Herzog von Savoyen.

Daß des Herzogs hochfliegende Pläne keines Erfolgs sich zu erfreuen hatten, ist bekannt; in Böhmen trug Friedrich von der Pfalz zunächst den Sieg davon und die Kaiserkrone gewann und behielt das Haus Habsburg.

Wir verlassen hiermit die recht gut geschriebene und verdienstliche Monographie, um noch Raum für das Werk von Karl Friedrich Hanfer: „Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege“ (Nr. 5), uns zu sparen. Der Westfälische Friede, der erste Friede, der den Namen eines europäischen verdient und gleichsam den Embryo des spätern europäischen Staatensystems bildet, hatte allerdings der Kriegsfurie die verheerende Brandfackel ausgelöscht; aber wie entsetzlich war das Bild, welches der Kriegsschauplatz darbot. Der Dreißigjährige Krieg von dem furchtbaren Grundsatz genährt, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, ward namentlich in der letzten Hälfte darum so verderblich für Deutschland, weil eine Menge kleiner Heere sich an den verschiedensten Punkten desselben schlugen und Generale *) wie Soldaten, von Raub und Plünderung lebend und sich bereichernd, dem deutschen

Volke das letzte Mark auspreßten. Die Langwierigkeit des Kampfes und seine verheerende Wuth — die Armeen waren ja zum Theil aus dem Abschraum der europäischen Menschheit zusammengeworben — mußte mit Nothwendigkeit Theuerung, Hungersnoth und pestartige Krankheiten erzeugen, die nebst dem Schwerte Millionen Bewohner unsers Vaterlandes dahintrassen, so daß man, wie Horrmayr 1836 in seinem „Taschenbuch“ urkundlich nachgewiesen, 1650 auf einem Kreistage zu Nürnberg unter Bedingungen die Priesterehe und Vielweiberei zu gestatten beschloß, um der Entvölkerung möglichst abzuhelfen. Die Moralität sank in nothwendiger Folge tief herab, die Bande der socialen Ordnung waren nach allen Richtungen hin gelockert und das Nationalbewußtsein ward so tief und so gewaltig erschüttert, daß die Deutschen sich fremder Willkür preisgaben und von ausländischen Mächten mit Zittern oder kleinmüthiger Freude das über ihr Los entscheidende Wort vernahmen. *)

Ebenso bedrohlich als schmachvoll war es für die Deutschen, daß sie ihr eigenes ursprüngliches Wesen, das sie doch im Bewußtsein ihrer Nationallehre und alten Ruhms hätten ehren und hochhalten sollen, verachtend, französischen Sitten jeglicher Art ausschließlich zu huldigen anfangen; ja ihre eigene Muttersprache, das tiefinnerste Gut, was eine Nation besitzen kann, ward dem Französischen zu Liebe in den Staub getreten, in den Dienst der Gemeinheit verwiesen. Die Bildungsanstalten waren entweder gänzlich zu Grunde gegangen oder sie hatten, insbesondere die Universitäten, den wild-rohen Charakter des soldatischen Zeitalters angenommen. Anstatt aber auf den nationalen Weg, den das 16. Jahrhundert in wissenschaftlicher und überhaupt in geistiger Beziehung so glücklich betreten hatte, wiederum zurückzukehren, wurde das Ausländische zum Beispiel und Muster genommen, oder der Geist verkümmerte unter der Formellast eines verknöcherten Dogmatismus.

Sowol die rein politischen als staatsrechtlichen Bestimmungen des Westfälischen Friedens lösten die ohnehin schon längst gelockerten Bande von dem Mittelpunkt des Deutschen Reichs, dem Kaisertum, so gut wie gänzlich los, zerbröckelten aber auch zugleich das Ganze dieses Reichs in eine Menge selbständiger und durch kein gemeinsames Band zusammengehaltener Staaten, eine Zerbröckelung, die im Laufe der Zeit geradezu verhängnißvoll ward, weil das Gefühl für Nationallehre und für die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns fast überall erloschen war.

Der schon längst angebahnte Absolutismus des fürst-

*) Der Vater des schwedischen Generals Wrangel schrieb seinem Sohne nach Deutschland: „Bleib bei der Armee und bring, wie auch die andern thun, soviel du kannst, zusammen. Denn wer was nimmt, der hat auch was.“ Die österreichischen Generale legten ihren Raub theils in die Bank zu Venedig, theils kauften sie Güter.

*) Es fehlte nicht an einzelnen Zeitgenossen, die diese Schmach fühlend ihrem Herzen entweder durch Spott oder durch bitteren Genuß Luft machten. Als ein instar omnium möge eine Stelle aus Wessenberg's „Parænesis ad Germanos“ vom Jahre 1647 hier stehen: „Die Ausländer rufen und wir erscheinen, sie reden und wir horchen ihren Worten wie Osele; sie versprechen und wir trauen ihren Zusicherungen, als wären sie göttlichen gleich; sie brohen und wir zittern wie Knechte: vor uns, über uns verhandeln sie, in Deutschland über Deutschland, und entscheiden in letzter Stelle, was sie uns nehmen, was sie uns lassen wollen.“

lischen Regiments verschaffte sich durch stehende Heere nicht nur Festigkeit, sondern sogar Durchbarkeit. Die freien Reichsstädte und die der Hanse wurden bis auf wenige eine Beute der fürstlichen Territorialherren.

Obgleich nun einzelne Fürsten — z. B. der treffliche Ernst der Fromme von Gotha — durch Anstalten mancherlei Art dem geistigen und materiellen Nothstand abzuhelfen bemüht waren, so wurde doch im allgemeinen insbesondere der Bürger- und Bauernstand mit Steuern zur Bestreitung der Bedürfnisse für Militär und Hofhaltung willkürlich und drückend belastet. Und überhaupt mangelte es so gut wie gänzlich noch an richtigen Grundsätzen über Verwertung der Landeskkräfte, über Volkswirtschaft und Finanzsystem: Herkommen und Privilegien vertraten die Stelle rationeller Grundsätze für die Besteuerung. Dessenungeachtet mürkten die Belasteten nicht: der Friede gewährte ihnen Ruhe, Sicherheit und bessere Aussicht in die Zukunft. Und in der That wuchs mit diesem wohlthunenden Gefühl ihr Fleiß, ihre Thätigkeit. Nach verhältnismäßig wenigen Jahren hatten die Deutschen so viel Leben und Blüte wiederum in ihr verödetes Vaterland gebracht, daß die benachbarten Völker darüber erstaunten.

Das allgemeine Unglück hatte aber unter den Deutschen eine größere religiöse Duldsamkeit zu ihrem Glück erzeugt; besonders waren die Lutheraner und Reformirten (Calvinisten) einander um vieles näher gerückt, eine Annäherung, die durch gemeinschaftliche Rechtsgleichheit nach einer Bestimmung des Westfälischen Friedens nicht wenig gefördert ward. Die Christlichkeit bewährte im allgemeinen nicht nur während des Kriegs, sondern auch nach demselben einen ihres Hirtenamts würdigen Sinn, der sich durch Wort und Beispiel kund gab; aber auch die Freimüthigkeit ihrer Rede offenbart sich so gewaltig Sünden und Gebrechen gegenüber, daß wir in der Gegenwart kaum daran glauben würden, wenn es uns nicht vergönnt wäre, die Originale zu lesen. Die Hauptsache aber war und ist: die Reformation hatte ihre gefährvollste Probe glücklich bestanden; keine Waffengewalt, keine jesuitischen Künste waren vermögend gewesen, sie zu vernichten: sie war keine „That eines sündigen Abfalls“ und ihre Vorkämpfer wurden von edlern Gefühlen bewegt als vom Lechzen nach den Gütern der Kirche; sie hatte bewährt, daß sie die Frage der Emancipation des menschlichen Geistes in sich trage, und es ist ihr endlich die Ueberzeugung daraus hervorgegangen, daß sie die Befähigung besitze, einen Strom zu bilden, der sich ein breites und tiefes Bett durch einen großen Theil der Menschheit hindurch zu schaffen vermöge!

Auf diesem Gebiete, das wir soeben gezeichnet haben, bewegt sich im wesentlichen das vorliegende Werk mit einer solchen Geschicklichkeit und Sachkenntnis, daß wir den Wunsch ausdrücken und gedrungen fühlen, es möge der Verfasser diesen Studien nicht untreu werden und seinem Werke in einer neuen Auflage unbeirrt von der Schwierigkeit der Aufgabe diejenige Vollenendung geben, wie sie ihm vor der Seele schwebt. Uebrigens mögen

1863. 37.

Leser, die sich für den vorliegenden geschichtlichen Stoff besonders interessieren, von Raumer's „Historisches Taschenbuch“ (Jahrgang 1832) mit dem hier Gebotenen vergleichen.

Obgleich die Schrift: „Wallenstein's vier letzte Lebensjahre“ von Friedrich von Hurter (Nr. 6) mit den zuvorgenannten Werken nicht unmittelbar zusammenhängt, so glaubten wir es doch aus sehr naheliegenden Gründen hier nicht unbeachtet lassen zu dürfen; liefert es doch abermals einen sprechenden Beweis für die Reichhaltigkeit der bis dahin noch unbenutzten archivalischen Quellen über Ereignisse und Persönlichkeiten des Zeitalters des Dreißigjährigen Kriegs und über den Eifer, mit denen man dieselben besonders von katholischer Seite durchforscht. Sollen wir den Zweck dieses neuen Hurter'schen Werks über Wallenstein, das sich an das von 1855 eng anschließt, mit kurzen Worten bezeichnen, so können wir sagen: es ist der letzte aber entscheidende Streich, der gegen Förster's Vertheidigung Wallenstein's geführt wird, sowie eine Beweisführung, daß der Kaiser gegen Wallenstein und seine Mitschuldigen nach Recht und Gerechtigkeit, doch nicht ohne Milde verfuhr, und daß Wallenstein in Wahrheit das Gegenbild von Tilly war. Welchen Werth der Verfasser seinem Werke beilegt, mögen folgende Worte von ihm beweisen:

Das ganze vorliegende Werk beruht weit mehr auf archivalischen Forschungen als auf dem Zusammenfassen gedruckter Mittheilungen. Schwerlich werden jene, insofern sie in den Archiven von Wien enthalten sind, je wieder in so umfassender Weise und mit solcher unverwandten Berücksichtigung zu einer einlässlichen Darstellung von Wallenstein's ganzem Thun und Lassen benutzt werden, wie hier geschehen ist.

Zugleich hat der Verfasser aber auch mit dem neuen Werke eine Vervollständigung seines „Ferdinand II.“ gegeben, insofern als z. B. im neunten und zehnten Buche „Wallenstein und der Kurfürst von Baiern“ und „Wallenstein als Herr ausgedehnter Gebiete“, der überreiche Stoff nicht gut und zweckmäßig dort untergebracht werden konnte. Recht interessant ist der Anhang mit der Ueberschrift: „Extract aus der bei hiesiger königlichen Stadt Eger verwahrlich aufbehaltenen Chronica Wallenstein's Revolte und dessen Tod.“ Uebrigens erscheint uns der Ton des Verfassers in dem vorliegenden Werke weniger herb und die sprachliche Darstellungswiese etwas ansprechender.

Karl Zimmer.

Novellen und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 36.)

6. Mittel und Zwecke. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte von Julius Mühsfeld. Anklam, Diege. 1863. Br. 8. 25 Ngr.

Auch hier verfolgt uns das Gespenst der Tendenz. Das Werk ist ein politisch-religiöser Tendenzroman. „Es soll eine Waffe sein gegen das Dunkel und Verbunkelthum und seine eifrigen und gefährlichsten Vertreter bekämpfen durch das Licht.“ In verschiedenen versteckten Wendungen wird das Herzogthum Anhalt als der Schauplatz der Erzählung angedeutet (vgl. den Schluß des Vorworts: „Vater Beder mußte auf seinem Todsbette erkennen, daß dieses gesegnete Ländchen allen seinen

Bemühungen entschlüpft war und sein Anhalt für seinen Ehrgeiz hatte werden wollen"; ferner S. 50: „Pater Bernhard [ist mit obigem Becker eine Person] sah wiederum die Stunde nahe, in welcher die jesuitische Propaganda das schöne Ländchen als einen sichern Anhalt für ihre Bestrebungen bezeichnen durfte"; S. 178 unten sagt derselbe B. Becker: „Es wird eine Lebensaufgabe für mich bleiben, unsern heiligen Glauben mitten in den Kegerlanden einen Anhalt aufzurichten". Ob der Verfasser seinen edeln Zweck mit einem solchen Tendenzroman erreicht, ist die Frage. Unsere Zeit verlangt Deffentlichkeit und der guten Sache ist mit einer romanhaften Verbrämung wahrer Thatsachen wenig gebient. Wenn nach der Widmung an Alfred Meißner „der Verfasser der Dichtung nur die nothwendigsten Concessionen gemacht und dadurch sich in vielen Stücken selbst die Hand gebunden hat", warum hat er nicht den leichten Schleier des Romans vollends abgeworfen und ist mit der nackten, geschichtlichen Wahrheit vor das Publikum getreten? Wenn der Verfasser dazu persönliche Gründe hatte, so hat er diese wenigstens nicht angegeben. Aber auch unser Verfasser denkt: der Zweck heiligt die Mittel, nur mit dem Unterschied von dem Streben der Jesuiten, daß er einen edeln, humanen Zweck verfolgt. So wird denn zu dem an sich ganz außerhalb des ästhetischen Gebiets liegenden Zweck der Bekämpfung der Jesuiten das ästhetische Mittel der Novellenform gewählt. Dieses Mittel entspricht aber dem Zweck nicht, und zwar deswegen nicht, weil man eine Partei, die sich, wie der Volkstheoretiker Wolf in unserm Buch sagt, die größten Geschichtsfälschungen erlaubt, nur mit der offenkundigen, klaren geschichtlichen Darstellung, mit Zahlen, Namen und Thatsachen bekämpfen kann. Vorliegendes Werk ist ein Zwitterding von Roman und Geschichte; wir wissen nie, wo der Roman aufhört und die Geschichte anfängt. Wer ist die Fürstin Ida? Wer Esperance? Wer der durch vergiftete Kerzen gemordete Prinz Emil? Wer ist namentlich der Pater Bernhard Becker? Auf alle diese Fragen, die sich von selbst aufdrängen, bekommen wir keine Antwort.

Der geschichtliche Roman hat sein relatives Recht; aber unser Werk ist kein rein geschichtlicher Roman; denn die Bewegung von 1848 (Mühlfeld schreibt mit unnötiger Vorsicht beharrlich 1. . 8), die den Mittelpunkt der Erzählung bildet, zittert noch in uns nach, die Bestrebungen der kirchlichen und politischen Reaction aus dieser Zeit liegen noch nicht wie eine, wenn auch nur beziehungsweise, abgeschlossene geschichtliche Erscheinung vor dem Auge des Beschauers da, sie sind noch nicht reif, nicht gereift und gezeitigt, weder für die geschichtliche, noch für die ästhetische Bearbeitung. Unser Roman ist recht geeignet, das Halbshürige des Tendenzromans aus der jüngsten Zeit nachzuweisen. Ich habe schon mehrere Tendenzromane dieser Art gelesen; aber nicht einmal in dem widerwärtigen, aus einer weiblichen Feder geflossenen pietistischen Tendenzroman: „Eritis sicut Deus" tritt das Ich des Verfassers mit der Tendenz, die er ausschreit, so auffallend in den Vordergrund wie hier. Wo das bewußte Einwirken auf die Veränderung gewisser Zustände so unumwunden sich ausdrückt, wo der Gang der Erzählung durch rhetorisch-pathetische Herzensergießungen des Verfassers so häufig unterbrochen wird, wo nach einer Bravourstelle eine, ja zwei Linien à la Eugène Sue mit lauter Gedankenstrichen ausgefüllt werden, wo alle Augenblicke ein neuer Anlauf gemacht wird und eine neue Zeile beginnt, wo wir zwischen allen möglichen Kreuz- und Quer- und Wüstsprängen hin- und hergezerrt werden, da kann doch — dies gehört ja zum Wesen der Aesthetik — von der Objectivität, der Ruhe und Klarheit des Romans, den man das moderne Epos genannt hat, nicht mehr die Rede sein. Der salbungsvolle Predigtton, die vielen Ausrufungen, die moralischen Betrachtungen sind schon der gewöhnlichen geschichtlichen Darstellung geschweige dem Roman fremd. Die häufigsten Wiederholungen sind doppelt unangenehm in einer Erzählung, die sich durch eine Reihe von Jahren hindurchzieht, hängen aber zusammen mit der Effecthascherei, zu deren Wesen es gehört, die erschütternde Wirkung vor den sie

bedingenden Umständen zu schildern und nachher bei jedem halbwegs passend scheinenden Anlaß aufs neue mit ihr zu parodiren. Dabei findet sich doch, einmal wenigstens, eine unangefüllte Lücke. Es ist nirgends gesagt, wie es zugeht, daß die Fürstin Ida mit einem „Kropf", einem furchtbaren Gewächs am Hals heimgesucht wurde. Schade, daß sich der Verfasser hier um eine Kraftpartie gebracht hat.

Spinoza hat gesagt, man solle mores hominum neque laudare, neque vituperare, sed intelligere, und sein Geistesverwandter Goethe bemerkt, indem er diesen ethischen Satz in einen ästhetischen verwandelt, aus Anlaß von „Werther's Leiden" in „Wahrheit und Dichtung": „Es trat das alte Ururtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie." Eine Fülle von Wahrheiten liegt in diesem Satz. Namentlich sind Religion und Politik, als solche in den Vorbergrund gedrängt und zum Hauptthema der Erzählung gemacht, mit allem Widrigen und Polemischen, das sich daranhängt, mit directen Zeitbeziehungen und Zeitbestrebungen verquickt, sein Gegenstand für die Poesie. Nur sofern solche Gegenstände in das Gebiet des allgemein Menschlichen aufgenommen werden und sich in einer gewissen Allgemeinheit, in einer relativen Freiheit von bestimmtem gegebenen Verhältnissen halten, wird die Poesie ihre von Goethe gestellte Aufgabe erfüllen, und wie in einem Luftballon über die gemeine Nothdurft des Lebens in das Reich eines idealen Beschauens erheben. Wer dies nicht einsehen kann, verwechselt die Aufgabe der Aesthetik mit der Moral, Dogmatik, Politik, und zwar mit seiner eigenen jeweiligen Richtung in diesen Gebieten. Man denke nur an Uhländ. Je mehr seine politische Poesie sich im Allgemeinen hält und bloß für Vaterland und Freiheit kämpft, um so größeren poetischen Werth hat sie; wo sie aber für das sogenannte gute alte Recht der Würtemberger steht, nimmt sie leicht eine prosaische Färbung an. Aesthetisch verhält es sich mit den religiösen Romanen. Religiös angehaucht muß jeder wahre Roman sein. Aber die religiösen Tendenzromane eines Bretschneider, Wilhelm Meinhold, einer B. C. die bald den Katholicismus, bald die moderne Gläubigkeit, bald die Reformation, bald die Speculation angreifen, erregen nur in der ersten Zeit ein stoffartiges Interesse der Neugier, werden aber bald vergessen. Wie sehr Mühlfeld von seiner Tendenz erfüllt ist, zeigt klar die Stelle S. 108: „Frei und offen schaute Pfarrer Milde mit seinen klaren Augen in die Welt — und das können die wenigsten Katholiken und die katholischen Geistlichen am allerwenigsten." Hier verwechselt der Verfasser den Katholicismus mit dem Jesuitismus, zu dessen Regeln allerdings eine gebückte Haltung und ein gesenkter Blick im Verkehr mit Vorgesetzten namentlich gehört. Im übrigen verdient Mühlfeld's Talent der ergreifenden Schilderung und fesselnden Erzählung alles Lob.

Wie andere Verirrungen, so findet auch der Tendenzroman sein Correctiv in unsern Classikern. Man vergleiche einmal mit Mühlfeld's Jesuitengeschichte Schiller's „Geisterjäger". Auch hier handelt es sich, wie Schiller selbst im Anfang sagt, um seltsame Mittel zur Erreichung von süßen Zwecken; aber der Zweck, der bei Mühlfeld immer voransteht, tritt bei Schiller nur gerettet und ganz bestimmt erst am Schluß auf; er fällt damit nicht ins Haus, sondern läßt ihn den Leser nur von Zeit zu Zeit ahnen. Das Confessionelle tritt bei Schiller nirgends störend hervor, sondern es ist in das Gebiet des allgemein Menschlichen aufgenommen; er will einen Beitrag geben zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, er stellt sich also auf den psychologischen Standpunkt und will ein Seelenräthsel lösen. Zu dem Ende führt er seinenelden durch eine Reihe von äußern Verwickelungen und innern Umwickelungen hindurch und lehrt uns seinen Uebertritt zur katholischen Kirche aus seinem Charakter verstehen. Mühlfeld ver-

dammt den Jesuitenorden schlechthin; aber wie er entstehen und eine so große Macht erlangen konnte, wie er bei aller Verwerflichkeit im großen und ganzen doch eine relative geschichtliche Berechtigung hatte, ist nirgends angegeben. Auch Schiller steht auf der Seite des Fortschritts und der Freiheit; aber er hält sich von allen tendenziösen Geschäftigkeit frei und statt dogmatischer Fäulereien gibt er uns lieber ein philosophirendes Gespräch. Schiller's Darstellung geht zwar durch die zahlreichen Zwiegespräche hier und da ins Dramatische über; aber im Vergleich mit Mühlfeld's unruhig leidenschaftlicher Darstellung fließt der Roman in epischer Breite und Behaglichkeit dahin; namentlich tritt Schiller nicht mit seinem eigenen Ich hervor, sondern legt die Erzählung andern in den Mund. Mühlfeld's Novelle spielt in der jüngsten Zeitgeschichte und in einem deutschen Ländchen, Schiller's Roman in einer unbestimmten Zeit und in einem fernen Lande. Indessen arbeitete Schiller selten mit Lust und Liebe an diesem Werk und unterließ die Fortsetzung, und zwar nicht blos, wie Goedeke meint, weil die Zurückführung der Wunder auf ihre nüchterne Wirklichkeit dem Roman alles Interesse genommen hätten — die meisten Wunder werden ja schon im Bruchstück, das wir haben, bestimmt oder andeutungsweise natürlich erklärt — sondern, wie Schiller selbst in einem Brief andeutet, um nicht die Erbärmlichkeit der Menschen, namentlich des Prinzen, schildern zu müssen. Ich müßte mich tief verachten, pflöge er zu sagen, wenn ich den „Geisterseher“ fortsetzen wollte. Er hätte nämlich die Menschheit im Verlauf des Romans verächtlich darstellen müssen, von der man nach seinen Worten nie groß genug denken kann. Welche Versuchung freilich für einen Tendenzromanschreiber, den Armenier, einen Diener der Inquisition, in seiner ganzen Verworfenheit darzustellen! Aber Schiller sagt ja in zwei Distichen: daß der Mensch ein verächtlicher Wurm sei, wolle man in der Poesie vergessen, und (mit Beziehung auf Klopstock's „Messias“) es sei seine Poesie, daß Gott die Menschen erbärmlich fand.

7. In Sünden. Eine Familiengeschichte von Edmund Hoefler. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 1863. 16. 20 Ngr.

„Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister“ lautet Lessing's kritischer Kanon, den wir auf den vorliegenden Roman anzuwenden und gedrungen fühlen. Bewunderung verdient die durchdachte Anlage und folgerichtige Durchführung des Plans, die objective Haltung, die, was ja erlaubt ist und wovon sich auch im Epos Beispiele finden, bisweilen bei einem Wendepunkt oder einem tieferen Einschnitt ins Ganze von einer der Sache entsprechenden Betrachtung unterbrochen wird; Bewunderung die Kunst, mit der die verschiedensten Fäden, wenn sie noch so weit auseinanderliefen, zur Einheit des Ganzen zusammengeschlungen werden, die Feinheit, mit der die Hauptintrigue, diejenige Charlottens und Goldenaar's, nicht von Anfang an vor dem Leser enthüllt, sondern im Verlauf der Erzählung da und dort angedeutet und doch erst am Ende in ihrem ganzen Zusammenhang offenbar wird; Bewunderung die psychologische Wahrheit in der Schilderung der verschiedensten Charaktere, die nicht als fertige vor uns stehen, sondern nach und nach sich vor uns entwickeln; Bewunderung namentlich die Herrschaft über die Sprache und die Anschaulichkeit und, um einen Ausdruck des Verfassers in der Charakteristik Anna's zu gebrauchen, die Sinnlichkeit der Charakterisierung, die Kunst, aus Einzelheiten der sinnlichen Erscheinung, der Haltung, Bewegung, Ruhe die geistige Eigentümlichkeit hervorleuchten zu lassen. Der Inhalt erinnert an Goethe's „Wahlverwandtschaften“; aber — um gleich den Hauptzweifel zu bringen — er hat fast blos Schatten und kein Licht. Es ist ein düsteres Nachgemälde, das sich vor uns aufröhrt; ehelicher Streit, doppelter Ehebruch, Wahrschämlichkeit einer Vergiftung, Gefängnis und Verhör, Tod an gebrochenem Herzen, teuflische Ränke, angesponnen von der Schwester gegen den Bruder aus Aerger über seine Verbindung mit einer Bürgerlichen. Mit großer Kunst werden wir von einem Schauplatz zum andern geführt und bis

zum Schluß in Spannung erhalten; aber zu eigentlicher Ruhe und Befriedigung kommen wir erst am Schluß, wo wir die begründete Versicherung erhalten, daß die Familie, die vorher in einem Chaos von Sünde lebte, jetzt im Frieden lebe. Zwei Hauptcharaktere, Arthur und Anna, sind sich über sich selbst unklar und haltungslos. Arthur ist, wie ihn Charlotte betrifft, eine Marionette, glaubte seine Frau zu lieben, steht aber nach sechs Jahren ein, daß diese Liebe und Ehe eine Lüge war. Schwer begreiflich bei einem Manne, der als Verstandesmensch geschildert wird. Eigentlich war er auf seine nachherige Schwägerin Luise vom Schicksal angewiesen, kannte sie auch so weit, daß er bei der Wahl seines Schwagers gleich anfangs den Kopf schüttelte, wählte aber doch nicht Luise, sondern Anna, die er zu lieben wählte, bis nachher das Mißverhältnis und Mißverständnis, sowie Luise's Liebe zu dem wahlverwandten Arthur sich herausstellt. Anna selbst ist in geistiger Hinsicht höchst unbedeutend; sie bekümmert sich weder um ihre Kinder, noch um die Wirtschaft, noch um Kunst und Lectüre, und ihr Gemahl, obwohl ein moralisirender Verstandesmensch, hält sie nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht an, denn er sieht sie gern den ganzen Tag in eleganter Kleidung. Hierher gehört namentlich der Zug, daß sie die Handschuhe nie auszieht. Ob die Charakteristik Anna's mit der Angabe des Werdens ihrer Sünde am Schluß des Buchs ohne weiteres vereinbar ist, weiß ich nicht. „Gewissenlos und frivol“, wie seine Tante Charlotte, ist der Offizier Casar, der mit seiner andern Tante Anna, während Arthur in ein Bad gelockt ist, in Ehebruch verwickelt wird und sie zuletzt verläßt. Andere Charaktere, die sich von der Sünde freihalten, haben doch zu wenig positiven Kern, um uns aus der dumpfen Schwüle herauszureißen. Der Verfasser selbst weist darauf hin, daß „der Dichter von schlimmen, traurigen und qualvollen Tagen nicht eingehend erzählen solle. Vom Schönen und Frohen redet der Dichter selber frohlich; er kann die Menschen auch mit ihren Schwächen, Fehlern und Sünden darstellen und in dem, was sie ziert und was uns zu ihnen zieht.“ Aber außer Luise's rührendem Verhältnis zu Arthur finden wir nichts, was einen Menschen ziert und eine Anziehungskraft auf uns ausübt. Hoefler als Kenner und Verehrer Goethe's vergleiche einmal die „Wahlverwandtschaften“ mit seinem Roman. Bei Goethe ist Licht und Schatten in den Schicksalen und Charakteren der Menschen gemischt, Ottilie übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; auch schwache Charaktere, wie Edward, haben manche Seiten, wodurch sie unsere Theilnahme und Achtung gewinnen. Dazu nehme man die Schilderungen aus der Kunst und noch mehr aus dem Leben der Natur in ihrer doppelten Wirkung einerseits der Ruhe, andererseits des Gegensatzes zu dem bewegten Leben der Menschen. Ich verlange nicht, man solle sich nur wie ein Nachahmer zu solchen classischen Werken verhalten; wir wollen Freiheit und Mannichfaltigkeit; aber gut ist's immerhin, wenn man sich an ihnen zurechtfindet und stärkt. Wir müssen schließen; aber, um zum Anfang zurückzukehren, es wäre uns lieber gewesen, Anna wäre als der blaueste Blauschmuck geschildert worden, denn als behandschuhte Null.

Emil Hauff.

Deutsche Polemik in älterer und neuerer Zeit.

Schon öfter haben wir in d. Bl. hervorgehoben, daß, wenn man jene Gemüthlichkeit, deren wir Deutsche uns so gern rühmen, nur nach der Art, wie so oft Kritik, Antikritik und Polemik bei uns geübt werden, beurtheilen und abschätzen wollte, die übrigen Völker eine sehr traurige Vorstellung von diesem deutschen Gemüth erhalten würden. Wenn man eine mittelmäßige Leistung tabeln muß, so ist dies kein Vergnügen, sondern eine unangenehme Pflicht; es gibt aber in der That in Deutschland Leute, denen es wirklich eine aufrichtige Freude zu machen scheint, jemand, den sie verbittert oder unverständlichermaßen tabeln wollen, in raffinirter oder grob beleidigender Weise persönlich wehe zu thun. Es ist dann dem Verlegten

nicht immer zu verdenken, wenn er sich in Fällen dringender Art seiner Haut wehrt, in Fällen nämlich, wo die Kritik den rein objectiven Standpunkt aufgibt, die Thatsachen verbrennt, dem Autor Motive andichtet, die er nicht gehabt hat, und ihn vielleicht gar mit persönlichen Injurien und Verdächtigungen überschüttet, für die man, wären sie mündlich vor Zeugen geschehen, das Einschreiten der Rechtshülfe in Anspruch nehmen würde. Selten aber wissen bei uns die Entgegennenden das richtige Maß zu wahren und ihre Würde zu behaupten, und nur zu häufig überbieten sie die Grobheit mit noch plumperer Grobheit, die Injurie mit noch verletzenderer Injurie, weil sie meinen, ihre Gegner durch Brutalität stumm machen zu können. Viele Anbieter der allerdings bequemen, aber bei andern Völkern berechtigten deutschen Grobheit glauben um so härteren Eindruck zu machen, je härtere Ausdrücke sie wählen; aber bei wirklicher Gebildeten finden sie nicht ihre Rechnung. Personen von wahrhaftem Geist und Gemüthsadel werden sich selten eine Kränkung gefallen, die einer Grobheit ähnlich sieht, niemals aber ein Schmähs- und Schimpfswort.

Noch einer deutschen Unart möchten wir gedenken; wir meinen die oft so trivialen, gehässigen und herkömmlichen Ausfälle, die sich Dichter und Autoren in ihren Schriften so oft gegen die Recensenten zu Schulden kommen lassen. Es kommt vor, daß junge Dichter gleich in ihrer Erstlingsarbeit, ehe sie noch irgendeine Unbill von der Kritik erfahren haben, gegen die Recensenten ihre plumpen Einfälle und Stachelverse loslassen und sie von vornherein ihrer tiefsten Verachtung versichern. Nichtsdestoweniger haben sie doch die Dreistigkeit, Exemplare ihrer Gedichtbündlein an die Beleidigten einzuschicken und von ihnen zu verlangen, daß sie ein Buch, worin man sie an den Pranger gestellt hat, besprechen, möglichst herausstreichen und dadurch zu seiner Verbreitung beitragen. Dadurch beweist man doch wieder, daß man die verhassten Recensenten für edelmüthige Menschen hält, die der Rache unfähig und nach christlichem Grundsatz gewohnt sind, Böses mit Gutem zu vergelten. Niemand pflegt in seinen Schriften so viele ehrenrührige und inhumane Beschuldigungen gegen die Recensenten zu häufen, als z. B. Bogumil Goltz; nach ihm stehen sie, wie freilich die „Literaten“ überhaupt (es folgerichtig mit ihnen auch Goltz selbst), unter denen es freilich manche inhumane und böswillige oder leichtfertige und charakterlose Gesellen gegeben hat und gibt, auf der tiefsten Stufe der Geistes- und Herzensbildung; sie sind nach ihm Halb- wenn nicht gar Unmenschen, die nichts wissen und nichts fühlen, und mit denen zu verkehren jeder ehrliche Mann sich schämen sollte. Wir begreifen nun die Inconsequenz nicht, die darin liegt, wenn ein solcher fanatischer Recensentenobtschläger dafür sorgt oder es auch nur duldet, daß Exemplare seiner Schriften den Recensenten zum Besprechen zugesandt werden. Ehrgefühl, aber auch das beschämende Gefühl, daß er sich durch solche herzlose Ausfälle den als gemüth- und geistlos gescholtenen Recensenten ja gleichstellt, sollten ihn abhalten, sich so weit vor den Recensenten zu demüthigen, wie er dies thut, wenn er trotzdem sich ihrem Richterspruch unterwirft. O ja, das thun auch jene stolzen Theaterprinzen und Theaterprinzessinnen, die in ihre Auffassung der betreffenden Rollen selbst von Schaffpeare, Lessing, Goethe und Schiller keine Einrede dulden würden; sie sind davon überzeugt, daß der Theaterreferent von ihrer Kunst und ihren Leistungen gar nichts versteht; nichtsdestoweniger machen sie ihm den Hof und lassen ihm die Hand, wenn er, der Nichtwissende, sie lobt, ohne zu merken, daß das Lob eines Nichtwissenden bei Licht besehen ja eigentlich nur ein Label sei. Aber es ist ja auch nur Neclame, nicht Kritik, was sie verlangen.

Thatsache, um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, unbestrittene Thatsache ist es, daß die deutschen Theologen und sonstigen Gelehrten, die einmal an den rohen und cynischen studentischen Disputirton gewöhnt waren, vordem für die größten und ungefeitetsten literarischen Klopffechter galten, und deshalb in Europa ziemlich allgemein verabscheut waren. Was

zur Zeit der Reformation die theologischen Kämpfbühnen haben und drüben auf diesem Gebiete geleistet haben, ist wol das Schamloseste und zum Theil Unästhetische, was, solange die Menschen einander anfeindeten, zu Tage gefördert worden ist. Der neuern Entwicklung unserer Literatur gingen ähnliche Kämpfe voran; Raß und Last wurden dabei von wenigen beobachtet. Mit der Zunahme der idealen und humanistischen Tendenzen in der Literatur wie in der gesellschaftlichen Bildung überhaupt wurde auch der Ton der Kritik und Polemik anständiger; daß es aber an Rückfällen in die alte Grobheit und Ungeschlachtheit nicht fehlte, beweist der von Goethe und Schiller ziemlich muthwillig hervorgerufene Zeniensandal, der die frechen Ausfälle gegen die beiden „Subelische von Weimar“ zur Folge hatte, beweisen ferner die literarischen Fehden der Romantiker mit Kogebue und Merkel u. s. w. Auch einzelne Gelehrten und Universitätsprofessoren, obschon unter ihnen im allgemeinen mehr Bewußtsein von Standesehre und damit auch wenigstens äußerlich ein größeres Anstandsgefühl herrschend zu werden begann, beweisen, namentlich in Streitfragen confessioneller Art, noch immer und bis auf unsere Tage, was deutsche Ungezogenheit und Böswilligkeit zu leisten vermögen. Besonders aber ließen die Vertreter der Journalistik, die nur vorübergehend einen decentern Ton angenommen hatten, ungefähr seit den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts es sich angelegen sein, die alte göttliche Grobheit der Deutschen wieder zu Ehren und Ueheren zu bringen. Die literarischen Klopffechtereien A. Müllers, Saphir's, Heine's, Börne's, Menzel's u. s. w. sind bekannt und übel berüchtigt. Namentlich die Feuilletons der kleinen, für den bloßen Tagesbedarf geschriebenen Journale stellten ein Gewühl der gehässigen und unverschämtesten Ausfälle dar, und kein Schriftsteller war in den dreißiger und vierziger Jahren sicher, auch ohne irgendwelche von ihm gegebene Veranlassung plötzlich in einem dieser Journale aufs brutalste mißhandelt zu werden. Schauspieler und andern öffentlichen Personen ging es nicht besser. Theils wollte man dadurch seine eigene Schadenfreude oder Nachsucht, theils die Standsassucht des Publikums befriedigen und die Blättchen pikant machen, theils auch nur in möglichst wohlfeiler und vulgärer Weise Aufsehen erregen. Damals kamen die politischen Sturm- und Orangebühnen, in denen sich die Gehässigkeit in anderer Richtung gehörig austoben konnte. Seitdem wurden die literarischen Scandale für eine Reihe von Jahren seltener. Aber manche neuere Erscheinungen, namentlich gewisse Remotoren und Aufzeichnungen, die von klatschhaften Mittheilungen und gehässigen Ausfällen auf Personen wimmeln, beweisen leider zur Genüge, daß die in dieser Hinsicht eingetretene Besserung nur eine scheinbare war.

Zunächst Anlaß zu dieser kurzen Betrachtung gab uns eine Antikritik, welche der geistreiche Vischer, dem wir so manche dankenswerthe Lichtlegungen, um sie so zu nennen, auf ästhetischem Gebiete verdanken, im vierten Heft seiner „Kritischen Gänge“ unter der Ueberschrift „Pro domo“ gegen diejenigen gerichtet hat, welche seine Parodie des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust“ zu tabeln sich unterfingen. Er bemerkt, er habe mit seinem Schwanke nichts weiter beabsichtigt, als harmlosen Menschen ein fröhliches Lachen zu bereiten; wo sie sich sonst den Kopf zerbrochen; sein Unwille habe mehr dem unfreisthlichen Cultus des Goethe'schen „wunderlichen Nachwerks“, mehr der „wohlweisen Geschäftigkeit der Deutungswürter“, die sich von ihm an der Nase herumziehen lassen“, als Goethe selbst gegolten, und auf mehreren Seiten erörtert er Sinn und Tendenz seiner Parodie. Dies ist der positive Theil seiner Arbeit. Der polemische richtet sich hauptsächlich gegen Bruch und dessen abfällige Recension der Parodie im „Deutschen Museum“. Bruch hatte behauptet, die Ader des Humors fließe dem Verfasser nicht freiwillig, sondern der Verfasser müsse erst pressen und pumpen, bevor sie wenige dürftige Tropfen hergäbe. Hieran knüpft Vischer die Frage: „Ich möchte Herrn Bruch doch fragen, warum ihm denn auch gar so schnell das Pumpen einfällt?“ Wenn wir den Verfasser recht verstehen, so enthalten diese Worte

eine unwürdige Anspielung, deren Quell auf jenen erbärmlichen Klatsch zurückzuführen sein dürfte, wie er unter Literaten üblich ist. Persönliche Anspielungen dieser Art wird sich kein Franzose und, in unsern Tagen, auch kein Engländer, der wirklicher Gentleman ist, seinem Kritiker gegenüber erlauben. Einem andern seiner Recensenten, Julian Schmidt, wirft Vischer vor, er habe sich mit einem „kurzen, herausgebrückten, vornehm-verächtlichen Rülpfen“ über seinen Scherz ausgelassen. Wir finden diesen vulgären Ausdruck „Rülpfen“ im Munde eines Aesthetikers ziemlich ebenso unpassend, als wenn Vischer einmal in Betreff einer Stelle bei Goethe sagt: „Goethe in seiner guten Zeit hätte sich lieber selbst ins Gesicht gespußt, als daß er so etwas geschrieben hätte.“ Vergleichlich beweist, wie leicht der Deutsche seine Haltung verliert, wenn der polemische Geist über ihn kommt. Im übrigen sollte Vischer doch bedenken, daß, wenn die Recensenten seiner Parodie seinen Geschmac abgewinnen konnten, dies ebenso wenig und noch weniger ein Majestätsverbrechen ist, als wenn er dem zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ keinen Geschmac abzugewinnen vermag, und es hilft ihm nichts, wenn er naiv verkürrt: „Mir selbst hatten die Späße, wie sie mir einfelen, das Zwischfell erschüttert.“

Einer im verwerflichen Stile deutscher Polemik gehaltenen Flugschrift von E. Löwenthal „Deutsche Kritik vom neuesten Datum“ (Berlin, Verlag des kritisch-literarischen Instituts für Deutschland, 1863), würden wir hier gar nicht gedenken, wenn sie nicht im bedauerlichsten Grade dazu diene, unsere oben ausgesprochenen Ansichten über den Charakter deutscher Polemik zu bestätigen. Der Verfasser, der nicht wie Vischer pro domo, sondern sogar pro patria zu schreiben versichert und sich seinen Tablern gegenüber darauf beruft, daß Professor Roack den in seiner, des Verfassers „Geschichte des Naturalismus“ waltenden Humor als einen „köstlichen“ und als „Muker“ bezeichnet habe, zieht hauptsächlich gegen das „Deutsche Museum“ und die „Blätter für literarische Unterhaltung“, die er den „Brockhaus'schen Moniteur universel“ zu nennen beliebt, in seiner naturalistischen Weise zu Felde. Namentlich hat er auch auf uns, den gegenwärtigen Herausgeber d. Bl., persönlich einen tiefen Groll geworfen, weil — nun, was meint der Leser? — weil die betreffenden Referenten Löwenthal's Gedichte und seine Broschüre „Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts“ nicht preiswürdig finden konnten. Von Löwenthal's Schriften kennen wir nicht eine einzige; unsere Berichterstatter arbeiten nicht nach Vorschrift und seiner derselben wird aufstehen können und sagen, daß die Redaction auf sein Urtheil Einfluß zu üben sich unterlinge; ihr Urtheil steht ihnen vollkommen frei und ihre abgegebenen Vota umzuwerfen fällt uns nicht ein; wir haben auch kein Recht dazu, und am wenigsten, wenn wir das betreffende Buch nicht gelesen haben. Professor Fortlage ist seit langen Jahren Berichterstatter über alle Schriften, welche Physiologie und verwandte Wissenschaften betreffen, und war dies schon, bevor der gegenwärtige Herausgeber d. Bl. seine Function antrat; er steht allerdings nicht auf dem Standpunkt Löwenthal's; aber wie kann nun Löwenthal verlangen, daß er zu Gunsten von dessen Broschüre diesen Standpunkt aufgäbe? Und wie kann er einem allgemein geachteten und achtenswerthen Gelehrten wie Fortlage die Worte ins Gesicht sagen: daß „in dem Aetherleib des Kämpen Fortlage mehr auf Fusel als auf Cöprit“ zu schließen sei? Was enthält aber dann diese Löwenthal'sche Flugschrift, die freilich kein „Aetherleib“ ist? Wenn der Verfasser uns und Prug „zwei mondsüchtige Durschenschaftler sel. Andenkens“ nennt, so müssen wir für unsere Person die Ehre, der Durschenschaft zugehört zu haben, ablehnen; in Berlin bestand, als wir dort hiebrten (1829 — 33) gar keine Durschenschaft. Daß Vischer sowol als Löwenthal den Namen der von ihnen Angegriffenen ein „Herr“ vorzuziehen pflegen, ist auch eine alte Gewohnheit der deutschen Polemik, und für diese bezeichnend; der Franzose braucht kein „Monsieur“ aus Artigkeit, der Deutsche kein „Herr“ des Spotts wegen!

Im übrigen ist nicht wol einzusehen, wie gerade Anhänger

und Verkünder der materialistischen Lehre sich über ihre Gegner erbohen können, da ja die Ansichten derselben nach dieser Lehre selbst nichts weiter als Ausscheidungen des Gehirns und ebenso naturnothwendig sind wie gewisse Ausscheidungen der Nieren.

Auf der letzten Seite (S. 8) der Löwenthal'schen Flugschrift stoßen wir auf eine von der „Direction des kritisch-literarischen Instituts“ unterzeichnete Ankündigung, wonach dieses in Berlin projectirte oder möglicherweise wirklich schon eröffnete Institut „aus der Feder namhafter und bewährter Fachmänner eingehende und sachlich gehaltene Beurtheilungen von wissenschaftlichen und künstlerischen Producten des Gebiets, von Druckwerken sowol, wie von Manuscripten liefert. Die Besprechungen werden den Verfassern zunächst lithographirt, mit dem Siegel des Instituts versehen, zugestellt, ohnebies aber in einer gedruckten Sammlung periodisch veröffentlicht.“

Jetzt kommt aber das Beste; es heißt weiter: „In diesem Ende sind bei Einfindung der Werke für jeden Band oder je 20 Schriftbogen 2 Thaler zu entrichten.“

Nun wird wol endlich die deutsche Kritik das Ideal von Unparteilichkeit erreichen und auf einen grünen Zweig kommen, da sie sich für ihre Recommandationen vorausbezahlen läßt! Und wie einladend, für nur 2 Thaler als Stillvergünstiger privatum ein lithographirtes Lob lesen zu können; denn die gedruckte Sammlung dieser bezahlten Besprechungen dürfte wol auf sich warten lassen.

J. M.

Karl Ritter's Vorlesungen.

Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Karl Ritter. Herausgegeben von S. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ein wehmüthiges Gefühl überschlich den Referenten, als er das vorliegende Buch zur Hand nahm, weil es ihm lebhaft das Andenken an die Zeit zurückrief, in der er zu den Füßen des verstorbenen Meisters sitzend denselben Vorträgen folgte, die hier als eine theuere Reliquie vor uns liegen und doch nur ein schwaches Abbild von dem sind, was die zahlreichen Schüler des Verstorbenen so entzückte; denn in der That vereinigten sich bei Ritter alle Eigenschaften, welche dem akademischen Dozenten dauernde Erfolge sichern. Mit hohem sittlichen Ernst, der bei aller Frömmigkeit doch nie in Kopfhängerei ausartete, vielmehr an den Fortschritt des Guten in der Welt glaubte und denselben begeistert pries, verband sich die Kunst klarster und lebenswarmer Darstellung, die in passend ausgewählten Einzelheiten, welche ihm seine umfassende Gelehrsamkeit ungesucht an die Hand gab, die allgemeinen Verhältnisse erläuterte. Dabei wurde jeder Brunk mit Gelehrsamkeit gemieden, und der Citatenschwall, den namentlich die Philologen, auch in Vorträgen allgemeiner Inhalts, nicht entbehren zu können glauben, machte uns bei Ritter wenig zu schaffen. Dafür glaubten wir aber auch nicht, im Hefte schon alles zu haben, und wurden zu Privatstudien nach den verschiedensten Richtungen hin mächtig angeregt. Daß Ritter mehr durch diese Vorträge als durch seine bänderreiche Erdkunde von Asien, bei der es ihm im Verlauf der Arbeit immer schwerer wurde, das massenhaft auf ihn einströmende Detail zu beherrschen und zu verarbeiten, für die Reform des geographischen Studiums und des geographischen Unterrichts bis zur Volksschule hinunter gewirkt hat, ist bekannt, und darum müssen wir es der Verlagshandlung und dem sorgsamen Herausgeber danken, daß sie, wie früher Ritter's Vorträge über die Geschichte der geographischen Entdeckungen, so auch diese, welche er mit den ersten zusammen in einem Semestre zu absolviren pflegte, zum Allgemeingut gemacht haben.

Was nun den Inhalt der Vorträge anbelangt, die wir mit unsern eigenen Heften verglichen haben, so fällt es uns auf, daß der Herausgeber einen ganzen, sehr wichtigen Abschnitt überschlagen hat. Ritter pflegte nämlich nach einer kurzen Einleitung eine

allgemeine Betrachtung der Erde nach ihren allgemeinsten Oberflächungsverhältnissen zu geben, welche mit einer Darlegung des Einflusses des historischen Elements in der geographischen Wissenschaft schloß. Darauf folgte eine Schilderung des Oceans, seiner Strömungen und seiner Küstenverhältnisse und deren Einfluß auf den Verkehr der Völker, und zum Schluß eine genauere Betrachtung der Oberflüche des Festlandes, nach den Kategorien der Naturformen (Plateaux, Gebirgsländer, Tiefländer u. s. w.) geordnet. Es ist nun um so mehr zu beklagen, daß der die Océane betreffende Abschnitt vollständig übergegangen ist, weil in ihm Verhältnisse zur Sprache kamen, die auf die Entwicklung des Völkerverkehrs und die Geschichte der Menschheit den größten Einfluß ausgeübt haben und noch ausüben. 91.

Biographisches.

Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. Leipzig, D. Wigand, 1868. Gr. 16. 15 Mgr.

Der Verfasser dieses Werthens hat sich nicht genannt, es ist aber offenbar ein Ungar in höherer Lebensstellung, der, wie wir aus den wenigen Zeilen des Vorworts erfahren, in London am gebrochenen Herzen gestorben ist. Gerichtet sind diese Bruchstücke an einen österreichischen Staatsmann W., den Baron Bach, wie die Ausführung zeigt. Sie sind der bittere Ausdruck des Schmerzes, den die Sehnsucht nach dem Vaterlande einem Verbannten auspreßt. Es versteht sich, daß die Klage über Oesterreichs Verhalten gegen Ungarn den Hauptinhalt des Buchs ausmacht. Von einem logischen Zusammenhang ist hier keine Rede, ebenso wenig von einer eigentlichen historischen Begründung der Rechte der Ungarn, der Verfasser läßt sich in zwangloser Weise gehen und entschädigt uns für die fehlende Rechtsdeduction durch eine Zusammenstellung der wesentlichen Verfassungsurkunden der Ungarn im Anhang. Der Stil ist bei aller Bitterkeit niemals den Anstand verlegend, und wird er für den Deutschen beinahe beleidigend durch die Masse der hineingestrenten Fremdwörter, wo ein gutes deutsches Wort ganz ebenso nahe lag, und obwohl der Verfasser hindänglich zeigt, daß er unserer Sprache vollständig mächtig ist. Worte wie petillant, superficiel, genuin, saturiren, consoliren, äquipariren, digeriren, taquintiren, instoriren u. s. w. verzehrt man wol in der Unterhaltung oder wo durch deren Anwendung eine besondere Wirkung hervorgebracht werden soll, aber man braucht kein Sprachpurist zu sein, um durch deren beständige zwecklose Wiederkehr unangenehm berührt zu werden.

Die Rechte der Ungarn sind dem warmen Vaterlandsfreunde natürlich über jeden Zweifel erhaben, und wahrscheinlich wird er viele finden, die mit ihm in dieser Beziehung übereinstimmen; bei seinen Urtheilen im einzelnen aber dürfte er auf mannichfachen Widerspruch stoßen, sowohl was die Personen, als was die Begebenheiten betrifft. Auf jeder Seite blüht der altungarische Aristokrat durch, nicht etwa ein Aristokrat, der starr sich jedem Fortschritt entgegenstemmt und der den Bürger für nichts achtet, aber der weiland einflußreiche, gebildete ungarische Gekelmann, der in der Fortentwicklung seiner Constitution das einzige Heil für den ungarischen Staat und überhaupt für die österreichische Monarchie erblickt. Mit Unwillen wendet er sich daher von der in den Jahren 1847—48 „aufgetauchten Cohorte von unzeitigen Stublosen und impertinenten Volkslehrern, die über den vormärzlichen Pöpel gar geniale Wege zu machen wissen“; der „hochhehrbare“ Fürst Clemens Metternich ist in seinen Augen ein „Ehrenmann und wahrer Patriot“, während Fürst Felix Schwarzenberg als derjenige bezeichnet wird, „dessen lasterhafte Seelenlosigkeit alles das Elend über den österreichischen Staat gebracht, oder eigentlich auf das höchste potenzierte, welches indigeste Conceptionen und fieberhafte Träume entwickelte und durch Weisheit und wahre Seelengröße so leicht hätte beschwichtigt werden können“. Die Erhebung von 1848—49 ist

nur eine „unglückliche Misverständempörung“, es gibt noch jetzt „weder conservative, noch liberale, noch reactionäre Unterthanen im Reiche des heiligen Stephan, sondern nur seelenvolle, treue Ungarn“.

Namentlich das letzte Urtheil ist sicher von dem gewöhnlichen sehr abweichend. In Ungarn, wo jede Rationalität in der Minorität ist, wo die Parteilungen so stark und bitter sich geäußert haben, wie kaum in irgendeinem andern Lande, wo Deutsche und Rumänen, Serben und Kroaten zur Zeit der Herrschaft der Magyaren schwere Klage über die Tyrannei der Letztern führten, sollte mit einem Schlage alles verändert sein? Wer sollte nicht wünschen, daß die verschiedenen Völkerstämme, die in dem weiten Ungarlande beisammenwohnen, sich friedlich einigen? Aber dazu bedarf es der Zeit, und wir können in solchen Urtheilen nur eine Verwahrung des alten Sages finden, daß dem Urtheile von Verbannten über ihr eigenes Vaterland oft am wenigsten zu trauen ist. 87.

Notizen.

Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

In M. Christian Heinrich Schmid's „Zusätze zur Theorie der Poesie und Nachrichten von den besten Dichtern“ (erste bis dritte Sammlung; Leipzig, 1767—69) stehen wir in einer Anzeige der 1768 von Lessing herausgegebenen und beworbenen Tragödien von J. W. von Brame auf die sehr richtige Bemerkung: „Obgleich die Ausgabe von seinen (Brame's) sämtlichen Trauerspielen nur unsern Schmerz über seinen Verlust erneuert, so mußte doch seinen Verdiensten dies Denkmahl gesetzt werden, sonst möchte der vergessliche Deutsche, der nur gar zu oft das Verdienst nach der Dürde des Bandes mißt, bald auch seinen Namen vergessen haben.“ Dieser Respect vor recht biden Büchern besteht im Grunde auch noch jetzt; man schreibe das geistreichste Buch über Shakspeare, concentrirte aber seine Ansichten in einem dünnen Bande, und die Schrift wird wahrscheinlich wenig Beachtung finden; man behne es aber zu drei oder vier starken Bänden aus, und das gelehrte und halbgelehrte Publikum wird bewundernd davor still stehen wie vor einer der ägyptischen Pyramiden, an denen man im Grunde vorzugsweise doch nur die Masse ankaunt. Auch daß der Deutsche gegen verdienstvolle Männer vergesslich sei — Brame hatte wenigstens das Verdienst, daß er zuerst den reimlosen fünffüßigen Jambus in Tragödien anwandte — ist eine Klage, die auf die heutige Generation noch ebenso gut paßt wie auf die der sechziger Jahre. Was man an einem Dichter und Autor heutzutage etwa noch öffentlich feiert, ist die politische Tendenz; wer nicht in politischen Tendenzen „gemacht“ hat, den sucht man tot zu schweigen und aus der Erinnerung der Menschen womöglich gänzlich zu verdrängen, wie groß auch sonst seine Verdienste um Förderung der nationalen Cultur und Literatur gewesen sein mögen. Dieselbe Anzeige der Gesamtausgabe Brame'scher Schriften schließt mit einer in Anführungsstriche gefassten Stelle, die ohne Zweifel dem Lessing'schen Vorwort zu Brame's Schriften entnommen ist, und in der es unter anderm heißt: „Solange man in Deutschland nur dem Maler, dem Tonkünstler, dem Baumeister erlaubt, seiner einzelnen Kunst treu zu bleiben, dem Dichter aber, der die schwerste und weitläufigste unter allen Künsten treibt, noch andere Geschäfte aufzuleben, die ihn ernähren sollen, und ihm nur erlaubt, wenn er bereits ermüdet ist, sich noch einmal durch Verfertigung poetischer Meisterstücke zu ermüden, was kann man da anders erwarten, als daß er seine Kunst zuletzt vernachlässigt oder in seinen besten Jahren stirbt?“ Lessing, der alle Leiden eines deutschen Dichters redlich durchgelitten hat, war also derselben Ansicht wie Graf Platen, welcher in einigen berühmten Versen sich dahin ausdrückte, daß, wer einen Lorbeer davontragen wolle, nicht morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon gehen dürfe, daß sich die Kunst nur dem völlig ergäbe, der völlig sich ihr ergäbe u. s. w. Die entge-

gengefetzte Ansicht ist bekanntlich, trotz der eben angeführten Autoritäten, in Deutschland bei weitem mehr verbreitet, und wir finden sie auch von F. Jacobs in dessen eben erschienenem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz aufs entschiedenste ausgesprochen. In unsern Tagen materieller Prosa und peinlicher Grifflenz und Arbeitsnoth mag diese Ansicht manches für sich haben; nur muß das Amt, das ein Dichter sonst noch bekleidet, mit seinem Beruf als Dichter nicht gar zu sehr im Widerspruch stehen. Schon das Amt eines Universitätsprofessors muß derjenige, welcher den unter den deutschen Universitätsprofessoren vorwaltenden Geist etwas genauer kennt, einem Dichter für nicht sehr zuträglich halten. Ministerposten in einem der kleinern Staaten, mit denen nicht allzu umfangreiche Geschäfte verbunden sind, wird heutzutage freilich so leicht kein regierender Herr einem Dichter anzutragen sich herbeilassen, obgleich das Beispiel Goethe's, der auch ein ganz trefflicher Minister war, eher ermutigend wirken sollte; aber wie mancher Dichter ließe sich nicht als Dramaturg oder Theatersecretär bei einem der nicht wenig zahlreichen, oft so reich dotirten deutschen Theater unterbringen, und wie manches Repertoirestück mehr würde die deutsche Bühne besitzen, wenn Lessing in dieser Weise verwendet worden wäre, statt daß man ihn als Bibliothekar in dem kleinen schläfrigen Wolfenbüttel langsam vermodern ließ.

Wieland's „Abderiten“ französisch.

Von einem unserer Leser in Graz erhielten wir folgende von uns dankbar entgegengenommene Mittheilung: „Seit Jahren ein aufmerksamer Leser Ihrer Blätter entging es mir nicht, daß Sie alle Uebersetzungen deutscher Dichterverke in fremde Sprachen theils eingehend besprechen, theils kurz erwähnen. Ich bin nun in der Lage, Sie auf eine solche Uebersetzung einer ältern deutschen Dichtung aufmerksam machen zu können, welche, wenn mir nichts entgangen ist, in Ihren Blättern noch nicht erwähnt wurde. Im verfloßenen Jahre bildete sich zu Marseille eine Gesellschaft, Union des arts, welche Concerte, Gemäldeausstellungen, literarische Vorlesungen u. s. w. veranstaltet und in monatlich zwei Hefen ein „Bulletin de l'Union des arts“ herausgibt. Im fünften Hefte des ersten Bandes (S. 146—147) dieses Bulletin lese ich nun, daß in der literarischen Soirée dieser Union am 19. Mai d. J. der Vicepräsident der Section des belles lettres dieser Gesellschaft, Herr Dwyer de Blowitz (ohne Zweifel einer der vielen in Frankreich ansässigen Deutschen) eine noch unveröffentlichte Uebersetzung von Wieland's „Abderiten“ vorgelesen habe (la traduction inédite d'une satire de Wieland, le Voltaire de l'Allemagne, intitulée: Les habitants d'Abdère). Daß an jenem Abende nicht das ganze Werk, sondern nur ein oder das andere Kapitel aus demselben vorgelesen werden konnte, ist klar. Der Bericht schließt mit den Worten: „Quelques Abderitains se trouvaient sans doute ce soir là égarés à l'Union des arts. On prétend que le tableau tracé par Wieland des goûts artistiques de leur chère patrie, leur arraché des signes non équivoques d'approbation . . . nous n'osons dire . . . de satisfaction.“ Da gerade Wieland zu denjenigen der großen Classiker des 18. Jahrhunderts gehört, dessen Werke, etwa „Oberon“ ausgenommen, jetzt selbst von Deutschen wenig mehr gelesen werden, so ist es gewiß bemerkenswerth, daß seine „Geschichte der Abderiten“ oder wenigstens Bruchstücke aus derselben ins Französische übersetzt in einer literarischen Soirée zu Marseille vorgelesen wurden.“ Von den „Abderiten“ ist übrigens schon früher eine französische Uebersetzung unter dem Titel: „Les Abderites, suivi de la Salamandre“ erschienen, die wir, jedoch ohne Angabe der Jahreszahl, im fünften Bande der „Biographie universelle“ (Paris 1827) unter dem Artikel Wieland in einer Note angeführten französischen und englischen Uebersetzungen Wieland'scher Werke miterwähnt fanden.

A. M.

Bibliographie.

- Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 1ster und 2ter Band. Köln, Bachem. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Breier, C., Die Geheimnisse von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 1ste Abtheilung. Wien. 1862. 8. 24 Ngr.
- Die beiden Grafen. Historischer Roman. Vier Theile. Wien. 1861. 8. 24 Ngr.
- Der Kneisfänger. Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Vier Theile. Wien. 1862. 8. 26 Ngr.
- Eine Maria Magdalena in Wien. Sitten-Roman aus unserer Zeit. Drei Theile. Wien. 1862. 8. 1 Thlr.
- Wien und Rom. Sitten-Roman aus der Zeit Kaiser Josef II. Vier Theile. Wien. 1862. 8. 1 Thlr.
- Dankwardt, G., Psychologie und Criminalrecht. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 24 Ngr.
- Kessel, J. G., St. Ursula und ihre Gesellschaft. Eine kritisch-historische Monographie. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Knoblich, A., Chronik von Lahn und Burg Lahnhaus am Dober. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Städte, Ritterburgen, Fürsten und Adelsgeschlechter Schlesiens. Mit Illustrationen. Breslau, Aderholz. Br. 8. 15 Ngr.
- Perty, M., Anthropologische Vorträge gehalten im Winter 1862—1863 in der Aula zu Bern. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Ritter, J., Die Lüge nach ihrem Wesen und ihrer pädagogischen Behandlung. Eine Abhandlung. Leer, Meyer. Gr. 8. 12½ Ngr.
- Schuh, B., Die Mission auf der Insel Java oder Schilderungen aus meinem Leben. Straßburg, Witwe Bergers-Levrault u. Sohn. 12. 8 Ngr.
- Stettenheim, J., Die Hamburger Wespen im zoologischen Garten. Illustrirt von Chr. Foerster. Hamburg, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.
- Thaulow, G., Ueber ein bedenklich gestörtes Gleichgewicht auf deutschen Universitäten seit den letzten 30 Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der letzten 30 Jahre. Kiel, Akademische Buchhandlung: Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

- Bunge, A., 1813. Historisches Festgedicht mit vaterländischen Gesängen und lebenden Bildern. Zur Feier des Jubeljahres, besonders des 18. Octobers den deutschen Männer-Gesang-Vereinen gewidmet. Leipzig, C. Schäfer. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Niederhöffer, A., Zur Erinnerung an Theodor Körners 50jährigen Todestag — 26. August 1863. — Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.
- Bachmayer, J., Jean Pauls Haus in Hof. Gedicht. Coburg. Gr. 4. 1½ Ngr.
- Politz, M., Die orientalische Frage und ihre organische Lösung. Wien, Leo. 1862. Gr. 8. 8 Ngr.
- Pröhle, G., Kriegsbilder des 7jährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag. Jubelausgabe zur Körnerfeier. Altona, Mayer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Soldan, W. G., Die Klosterfrage in der 2ten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen. Antwort auf die „Offene Epistel an die klosterfeindlichen Herren Abgeordneten der 2ten Kammer in Darmstadt von einem Priester der Diocese Mainz.“ Darmstadt, Diehl. 8. 6 Ngr.
- Trost und Rath aus Erfahrung, für Leidende und Betrübte. Aus dem Tagebuch eines Betrübten. Straßburg, Wwe. Bergers-Levrault u. Sohn. 16. 8 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Naturwissenschaften.

Bratracel (F. T.). Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt. 8. 1853. (2 Thlr. 8 Ngr.) **20 Ngr.**

Brühl (B. K.). Zur Kenntniss des Orangkopfes und der Orangarten. Mit 2 Tafeln vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. Wien, 1856. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

— Osteologisches aus dem Pariser Pflanzengarten. Mit 11 Tafeln, vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. Wien, 1856. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Corda (A. J. C.). Prachtflora europäischer Schimmelbildungen. Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. Leipzig und Dresden, 1839. (15 Thlr.) **7 Thlr. 15 Ngr.**

— Flore illustrée des mucédinées d'Europe. Avec 25 planches coloriées. Folio. 1840. (15 Thlr.) **7 Thlr. 15 Ngr.**

Cuvier (Baron von). Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Nach der zweiten Ausgabe übersezt und durch Zufüge erweitert von F. S. Boigt. 6 Bände. 8. 1831—43. (18 Thlr.) **4 Thlr.**

Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. 1856. (1 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

Enemöser (J.). Geschichte des thierischen Magnetismus. Zweite Auflage. 1ter Theil. — N. u. d. L.: Geschichte der Magie. 8. 1844. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Frauenstädt (J.). Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1855. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

— Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erweiterung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff“. 8. 1856. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Kützing (F. T.). Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Sytemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1844. (40 Thlr.) **25 Thlr.**

— Species algarum. 8. 1849. (7 Thlr.) **3 Thlr.**

— Grundzüge der philosophischen Botanik. 2 Bände. 8. 1851—52. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Mays (Herbert). Wahrheiten im Volksaberglauben, nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus. In Briefen. Nach der dritten englischen Original-Ausgabe deutsch von Hg. Hartmann. Mit 1 Tafel. 8. 1854. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Meier-Ahrens (Rr.). Die Bergkrankheit oder der Einfluss des Erkeigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. 8. 1854. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

Naumann (K. F.). Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. 2 Bände. Mit 39 Kupfertafeln. 8. 1830. (7 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Pfeiffer (L.). Monographia heliceorum viventium. 4 volumina. 8. 1848—59. (22 Thlr. 15 Ngr.) **10 Thlr.**

Pritzol (G. A.). Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Druckpapier (14 Thlr.) **8 Thlr.** Schreibpapier (21 Thlr.) **12 Thlr.**

Rhen. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Herausgegeben von F. A. L. Thienemann. Erstes und zweites Heft. 8. 1846—49. (3 Thlr. 22 Ngr.) **24 Ngr.**

Strube (W. von). Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lithographirten Tafeln und Textabbildungen. 8. 1845. (2 Thlr. 8 Ngr.) **16 Ngr.**

Thienemann (F. A. L.). Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. 1stes bis 10tes Heft. 4. 1845—56. (40 Thlr.) **20 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohsolt) in München.

Sowen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bayern's Hochland

zwischen Isch und Isar.

Von J. R. Ingerle.

Gleg. broch. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr.

In Erst. gebunden 1 Thlr. 25 Ngr., oder 3 Fl.

Inhalt: Von München nach Starnberg: der Starnberger See und Umgebung. Von Starnberg über Seeshaupt und Murnau nach Partenkirchen. Partenkirchen. Garmisch und Umgebung. Nach Ettal. Das Parswangthal, Ammergau, Peiting und Schongau. Von Partenkirchen nach Mittenwald. Die Landesgrenze. Zum Walchensee. Durch die Ischenau nach Länggries. Vom Walchensee nach Benediktbeuern. Bad Heilsbrunn. Nach Tölz. Von Benediktbeuern über Wolfrathshausen nach München. Von München über Bruck, Grafrath, Greifenberg, Dieffen und Wessobrunn auf den Reichenberg. Von Grafrath über Seefeld, Andechs und Weilheim auf den Reichenberg, Steingaden und Hohen Schwangau.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Eduard Neumann.

Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tiefe des Gefühls und Klarheit des Gedankens in gewandter, durchgebildeter Form erheben diese Poesien, deren mehrere durch ansprechende Liedercompositionen dem Publikum bereits bekannt und lieb geworden sind, weit über das Gewöhnliche. Das elegant ausgestattete Bändchen wird besonders der Frauenwelt eine angenehme Gabe sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 38. —

17. September 1863.

Inhalt: Romane und Erzählungen. Von H. Freiherrn von Voß. — Lebensphilosophie und Glückseligkeitslehre. Von Emil Müller-Samowegen. — Zur Geschichte der Tataren und Mongolen. Von Karl Stimmer. — Eine französische Kritik des modernen deutschen Nationalismus. — Zur Ornithologie. — Notizen. (Die ersten und einzigen Verse von Jean Paul; Eine Erzählung Hoffmann's von George Sand dramatisirt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Erzählungen.

Der Roman ist der weite und bequeme Rahmen, in den alle Bilder hineingespannt werden können. Der ausgelassenste Humor und die trübste Sentimentalität finden dort ihren Platz neben Naturschilderungen und belehrenden und fördernden Unterhaltungen. Die Vielseitigkeit der Aufgabe erhöht den Reiz, auch auf diesem Gebiete zu schaffen. Ueberall ist daher auch hier die Klage der Uebersättigung; Erscheinungen in der Romanliteratur tauchen auf und verschwinden ebenso schnell wieder, gefeierte Namen werden vergessen, wenn sie nicht durch immer Neues das Interesse noch zu erhalten verstehen, und Bücher, die in diesem Jahre eifrig gelesen und empfohlen wurden, verkaufen schon im nächsten in den Leihbibliotheken. Der Roman hat sich in Deutschland ziemlich schwer entwickelt; hindernd war die Verlehnung seiner Aufgabe, das Widersprechen seiner Bedeutung, vor allem die unentwickelte Sprache. Meinem Urgroßvater, J. W. von Voß, gebührt der Ruhm, gerade vor hundert Jahren den ersten modernen Socialroman geschrieben zu haben („Begebenheiten des Grafen von Rivera“). Er wurde vielfach angegriffen, weil er in Deutschland zuerst wichtige Wahrheiten in dieser Form vortrug und „geistliche Dinge mit weltlicher Kurzweil“ vermischte. Aber der Roman wurde viel verbreitet und auch Goethe schildert in „Wahrheit und Dichtung“ den Einfluß, den die Dichtung seines Oheims hatte. Heinrich Kurz rühmt an diesem Roman Freimüthigkeit, tüchtige Gesinnung und edle Absicht und erwähnt auch seiner als den Uebergang bildend von den frühern zu den neuern „politischen“ Romanen („Literaturgeschichte“, II, 654).

Das Muster aber des deutschen Socialromans hat Goethe gegeben; nach allen Richtungen hin hat er die Emanzipation der Individualität gezeigt. Seit seiner Zeit, namentlich aber seit seinem Tode, hat der Roman schon durch verallgemeinertes Interesse an Philosophie und Politik an Ausdehnung gewonnen. Nach und nach tritt auch hier Virtuosität der Behandlung hervor; verursacht wird diese durch Lectüre und Schule, unversellerte Bil-

dung, Fortschritt im Erzählungstalent, Ausbildung der Sprache und des Stils. Jeder glaubt sich befähigt, einen Roman schreiben zu können, eben weil es so leicht ist, da hinein alles Mögliche zu verlegen; dabei sind die wenigsten sich klar über die Bedingungen, Grundsätze und Gesetze des Romans. Auch hier, wie fast überall, bewußt oder aus Unkenntniß, wird durch Erweiterung der Grenzen des Kunstgebiets ein mehr scheinbarer als wirklicher Vortheil erlangt. Mitten in der electischen unversellerten Periode treffen wir Erscheinungen, die der genialsten und schönsten anzugehören scheinen; dabei ist in der Prosabildung wie in der dramatischen Literatur ein Zustand der Ausgleichung bemerkbar, bei vorherrschendem Mangel an ausgesprochenem Charakter. Der Einfluß des Publikums und seine Geschmacksrichtung ist auch hier nicht zu verkennen; eigentlich höhere, ästhetische Anforderungen werden selten gestellt. Dazu herrscht, hervorgebracht durch die absichtliche Vernichtung der Grenzen, eine oft wunderbare Unklarheit in Betreff der Unterscheidung der verschiedenen Prosabildungen; freilich nicht mehr in dem Maße, wie vor noch nicht fünfzehn Jahren, wo Gutzkow in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ von der „Verworrenheit und Geseßlosigkeit“ auf diesem Gebiete sprach.

Der Unterschied des Romans vom Drama steht fest. Nach „Wilhelm Meister“ soll der Romanheld lebend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein. Im Roman werden die Begebenheiten aufgehalten durch den Helden, „alle gewissermaßen nach seiner Gesinnung gemodelt“, während umgekehrt der Held des Dramas durch die Begebenheiten aufgehalten wird. Das Epos will Thaten, der Roman Begebenheiten.

Die eigentliche Aufgabe des Romans bleibt die stufenweise sittliche und ästhetische Entwicklung eines Charakters, vorgeführt in der Richtung eines ganzen Lebens, oder doch in einer ganzen Reihe von Verhältnissen, und weiter das Zeigen des Einflusses der menschlichen Natur auf die Handlung. Goethe nennt ihn ziemlich erschöpfend eine subjective Epopöe. Die Novelle hat es mit einer Idee zu thun oder mit einem bestimmt gegebenen, in sich

geschlossenen Verhältniß, das sie bis zu seiner Entscheidung und Auflösung bringt. Die Erzählung stellt das Verhältniß der Person zur Situation dar.

Wie unsere ganze Dichtung so hat auch die in Prosa eine vorherrschend idealistische Richtung. Der Roman ist besonders geeignet als socialer Leitfaden. Goethe wählte ihn auf diesen Weg; nur kurze Zeit seit ihm ertriente man sich an dem Idealen ohne reale Basis, ja selbst ohne Gegensätze des wirklichen Lebens; der Roman wurde dann rein materiell und führte endlich auf die verlassene Bahn zurück. Die Weltseligkeit und das Allumfassende des Socialromans erkennt man aus dem Fact, das Rosenfranz aus Goethe's Meisterwerk zieht. Die Person wird danach geschübert in Bezug auf ihre natürlichen Fähigkeiten, aus denen der Beruf entspringt; in Ansehung der Liebe die Ehe, und in Ansehung des Bestes unsere Erziehung, Mittel unserer Bildung; Werthstellung mit andern, trakt-Vermittlung in das allgemeine Weltgetriebe.

Nach in den Romanbüchungen stehen sich Idealismus und Realismus schroff gegenüber; aber gerade hier zeigen die feindlichen Parteien, wie viel Berührungspunkte sie haben und wie eine ohne die andere nicht leben, nichts schaffen kann. In einseitiger Verfolgung einer dieser Richtungen ist nie etwas Schönes erreicht; der wahre Künstler verbindet beide, nur dadurch erscheinen die Gegenheiten wahrscheinlich oder wirklich, nur dadurch wird eine der ersten Anforderungen an den Roman überhaupt erfüllt.

1. Die Straßenfängerin von London. Ein Roman in drei Büchern von Julina Rodenberg. Berlin, Gehagen. 1863. 8. 4 Thlr.

Die Reisen Julius Robenbergs, namentlich sein längerer Aufenthalt in Großbritannien, sind für ihn ein Kapital geworden, aus dem er trefflich verflocht Stoffen zu ziehen. Mit großem Geschick hat er beobachtet, Notizen gesammelt und eine Anzahl Details aufgeschäuft, die er in seine Berichte und Erzählungen lebendig und interessant einfügt. Dabei besitzt Robenberg eine Virtuosität der Sprache, die es ihm möglich macht, etwas, was er selbst schon mehrmals sagte, so zu wiederholen, daß man es für etwas Neues halten könnte (vgl. z. B. seine Bemerkungen über die „Times“ in „Tag und Nacht in London“ und hier, 1, 186).

Der vorliegende dreibändige Roman erschien zuerst in dem Koblenbergischen „Deutschen Magazin“, das jetzt, nach der Verheirathung und Uebersiedelung des Dichters nach Teilest, von L. Fabst regirt wird. In dem Roman, der während der Zeit auch ins Englische, Französische und Dänische übersezt worden ist, finden wir vor allem eine lebendige und fassende Schilderung des englischen Lebens; wie in seinen Skizzen führt der Verfasser uns London in seinen wechselnden Gesalten von Reichthum und Elend, von Faulheit und Unmoralität in den höhern und niedern Ständen, gar anschaulich vor. Er zeigt uns das Leben der Vornehmen in ihren Stadthäusern und auf ihren Besitzungen; wir lernen Lord Hazlewood kennen in seinem

Palaste von Belgravia, den er gemeinsam mit seinem Sohne, Mr. George, bewohnt; wir nehmen Theil an dem Einzuge der Garden nach dem Krimkriege und lernen den Kapitän Fitzroy kennen, der in Beziehung steht zu einem Weibe in Zimmern, der Großmutter der Singsängerin, und der wieder in anderer Verbindung mit der Gazerwoods tritt, durch die Tochter des Lords, Jane Laß Caslemere. Und diese Personen in ihren verschiedenen Lebensbeziehungen gestatten dem Dichter, und bald in die Palais der Aristokratie, in die Gasse, „die National-Institute für den brittischen Junggesellen“, in das *Wohnthum Males auf die Barone Trennour zu verlegen*; dann aber wieder in die Magazine des Londoner Lebens in ihrer erhellenden und abstrahirenden Natur zu zeigen. Die Schilderungen aber sind nach beiden Seiten hin gleich lebendig und naturwahr.

Der Stoff des Romans ist etwa folgender: Dr. George findet beim Nachhausegehen in der Nacht ein Mädchen, das durch ein altes Weib gezwungen wird, auf der Straße zu hängen, um Männer anzulocken; er sieht, wie es sich dagegen sträubt und benutzt die augenblickliche Unvorsichtigkeit der Alten, um es mit sich nach Seelenweidenhause zu nehmen. Mit Erlaubnis seines Vaters reist er nach dem Continent, heimlich nimmt er die Sängerin mit sich, die er nach dem jenseitigen Tode, das sie in der Nacht sang, Annie Laurie nennt. Im ersten Bande erhalten wir noch eine Schilderung von Mr. George's Schwester, der Lady Capleton, eine Witwe mit ihrer Tochter Gemina, die sie unerbötlich haßt, weil sie daß Hinderniß einer zweiten Ehezeit ist, die sie von sich entfernt in eine Pension, wo das Kind so lange fälsch behandelt wird, bis es endlich versucht zu fliehen, dabei ausgleitet und bei dem heftigen Sturz den Hinterkopf zertrümmert. Dort ist Lady Jane frei und unabhängig, sie kann ihre Hand dem noch immer schönen Capitän Fitzroy reichen, dessen Kameradschaft den Offizieren der Goldstreame eben nicht zur Ehre gereicht. Zwar hat er sich tapfer geschlagen; aber herabgeworfen ober beschädigt ist er durch seine Wunde über das schöne Geschlecht, „von denen einige sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, andere mindestens sehr schlecht wegen“. Jedenfalls befaß er die große Geschicklichkeit, sich nützlich zu machen, wenn seine Geliebten begierlicher oder seine Gläubiger dringender wurden. Mitin Hauptzug aus seinem Leben lernen wir kennen in den Briefen, die er wiederholend in dem Haushalte von New-Abod, in das er sich einmischen will; vor 18 Jahren hatte er ein Mädchen verheiratet und es verlassen. Es starb am zweiten Tage nach dem Empfang des Absagebriefs, eine Tochter blieb am Leben und ward von der Großmutter, der schwarzen Sarah, aufgezogen unter Dicken und Dünken, bis Dr. George sie aus ihren Händen befreit.

Der zweite Band führt uns nach Marburg; auch hier finden wir wieder die lobenswerte und sichere Darstellungsweise, eine fesselnde Schilderung des Studentenlebens, des *Altenburschens*, der *Sozietät*. Neue Personen treten auf, mit welchen Jäger treffend gezeichnet; vor allem

der Brunnennur, der noch aus Diebstahlsel den Schwert
tot aufspielt, aus Neigung zunächst für ihr freies
Treiben und besonders für das Ansehenleben. Seine Frau
ist eine reiche Mutter, die vor Allen dem Fieber
schwere und nun mit der Tochter Gertrud die Wirthschaft
führt, während der Mann mit seiner Kapelle, deren
erstes Mitglied sein Lehnswort Walter Grün ist, Musik
macht. Walter hat Talent, eine Dame hat ihn auszu-
wählen lassen; sein Stolz empört sich, daß er den Launen
der Studenten leben soll. Arg von ihnen behandelt geht
er hinaus nach den Randhäusern links vom Abhange
des Schloßbergs; dort wohnt seit einiger Zeit ein frem-
des Paar, dort sah er ein hübsches, schönes Weib, er
hörte den Anfang eines unbekannten, süßlichen Gesangs;
und als er wieder hinkommt, ist das Haus verlassen, er
weiß, das Paar sei nach London, und nun erträgt er
nicht länger Druck und Zwang. Dem Phantome
folgt er, das ihn lockt, er verläßt Gertrud, deren Herz
„gut und treu und voll von Liebe und Unschuld war“.
Jetzt aber tritt Walter als der eigentliche Held hervor,
sein Leben ausfinden; seine Wünsche und Verirrungen,
die ganze Kunde seiner Unwissenheit wirts und ent-
hält, bis er endlich zu der Einsicht gelangt, daß es allein
der Glaube an das Menschenberg, an das treue und le-
benswichtige Wollen der Liebe ist, welches uns an das
Besten bindet und in die Heimat zurückruft. Um den
Glauben an diese Wahrheit zu erlangen, mußte er nach
London fliehen, dort Annie Laurie verlassen und elend
stehen, Bekanntheit machen mit den Elenden des Glens
und Lastris; sein Talent verschafft ihm endlich eine Stelle
als Klavierspieler in Liverpool, dort findet er George
elend; gebrochen, geküßt. Dies Zusammenreffen,
der Aufenthalt auf dem Schiffe ist trefflich geschildert.

Walter erzählt vom Unglücklichen, was aus Annie
Laurie geworden, er erzählt, daß die Schwester die Die-
ben trennte; jetzt ruft er die Annie hinauf, sie starrt
George sterbend, schmerzhaft wirts sie aus dem Hause ge-
jagt durch Sigroy, der an einem Ringe, den er ihr ent-
wandt, zu spät entdeckt, daß sie seine Tochter ist. Und
dann folgt schnell das tragische Ende. Annie sucht den
Tod in der Ehe; an der London-Brücke steht man
ihre Leiche zu derselben Zeit aus dem Wasser, als oben
ein Reiswagen verunglückt, eine Frau wird herausge-
schleudert, Sigroy findet Baby Jane, seine Gattin; zer-
schellt, Sarah erscheint und geht ihn zu Annie, er selbst
erkrankt unter dem Einflusse der selbsterlösenden Er-
eignisse. Und man erzählt Walter, von dem nur einmal
nebenbei gesagt ist: „Er dachte an eine, die in Deutsch-
land wohnte“, die Schicksale nach der Heimat, nur kehrt
er zurück, hinter sich läßt er seine Illusionen, seine leben-
sfähigen Kämpfe, aber auch seine Jugend. Dafür findet
er ein Herz, das sich ihm liebend hingibt, seine Gertrud,
und damit Glück und Frieden.

Wir hören zum Schluß, daß Walter Gertrud wie
einen Engel betrachtet, der ihn aus seinen Verirrungen
zu der verlorenen Heimat zurückführt; wir müssen dem
Verfasser aus Wort glauben, aber es wäre und das

leichter geworden, wenn Walter bei seinen Wanderungen
den Blick öfter nach der Heimat gewendet hätte; so er-
scheint es uns, als ob er gestochen und mit dem Bewußt-
sein zurückkehrt, daß weder sein Charakter noch sein Ta-
lent groß genug war, um sich zu verhalten in den
neuen Verhältnissen; aber und verlassen ergreift er die
glatte Hand Gertruds, und nicht nur das Gefühl einer
Person wardebar sein zu müssen, die er früher in Unbet-
muth und in Verwirrung seiner Kraft von sich ließ,
muß ihn bestricken; auch das Wort Franz Michel's sein
Abschied ist für ihn eine Wahrheit: „Eins ist unabweis-
lich, in dem frühsten Zustand der Unschuld und der ehelichen
Verpflichtung des Glücks zurückzuführen.“ Diesen
Bedanken hätte vorgebeugt, diesen Misslingen begegnet
werden können.

Die Erzählung aber ist, neben den schon erwähnten
Vorzügen, nicht und gefällig, der Stil glänzend, die
Verwicklungen sind vielfach und gewaltig, nur hier und
da ist das Zusammentreffen der Personen und Vorfälle
etwas unwahrscheinlich, romanhaft. Den Hauptcharakter
entwickelt Rodenberg in einer ganzen Reihe von mannich-
faltigen, immer anregenden und lebhaft geschilderten Ver-
hältnissen. Neben den Begebenheiten aber hätten wir die
verschiedenen Personen gern durch eine über verbundene
genutzt; ihr Zusammenhang wäre dadurch künstlicher,
inniger und erstärkter gewesen. Solche verbindende Ideen
finden sich III, 218 und 234; es bedurfte nur, daß man
außer Walter auch die andern Hauptpersonen von ihnen
abhängig zeigte.

Dagegen sind die Charaktere gut durchgeführt und
namentlich auch auf die Zeichnung der Nebenfiguren eine
Bergfakt vorhanden, ähnlich wie dies in den englischen
Romanen geschieht. Vorzüglich in dieser Hinsicht ist der
alte Will, sein Gegner Jacques Baturat, die Familie
Goyles, der Musikmeister Franz Michel u. s. w. Das
Kind der Annie Laurie aber hätten wir gern unerwähnt
gesehen; es steht so wehrlos in der Welt, als sei es
bestimmt, derelast auch Straßenfängerin zu werden.

2. Stilleben auf Sylt. Tagebuchblätter von Julius Ro-
denberg. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Sprin-
ger. 1861. 16. 16 Ngr.

Wie Julius Rodenberg das causer der Franzosen ver-
steht, zeigt er uns in den vorliegenden Tagebuchblättern, in
denen er uns das Stilleben auf der kleinen Nordseeinsel
Sylt schildert, die mit ihren wenigen Bewohnern, ihrer
unabsehbaren Ebbe und dem aufgeschwemmten Dünenstrand
wenig Stoff zur Beschreibung zu geben scheint. Der Ver-
fasser versteht aber auch das feine und Unbedeutende zu
verklären, wie ja das sein empfindende Menschentum überall
vorfindet. Wir fühlen uns angeheimelt durch den
einfachen Lebenslauf und das gleichmäßige Tageswerk; wir
werden selber Kinder auf Meeresstrand und es scheint
uns, als könne man hier ein Leben voll schweigen-
der Glückseligkeit beginnen. Je weiter wir lesen, desto mehr
interessiren wir uns für das feine und Unbedeutende.
Besonders und zunächst das Meer und die Geschichte der
früheren Inselbewohner, die Vorfahren der jetzigen; hörten

wir gern den Bericht von dem gefährvollen Leben der Männer, die früh hinausfahren in das Meer und nicht eher zurückkehren, als bis sie auf der Simatsinsel eine Ruhestätte sich gründen können, oder von den Frauen, die durch Treue, Keuschheit, Häuslichkeit und thätige Liebe für die Insel sich auszeichnen — sie besonders sind thätig, um die immer mehr verschwindende zu erhalten —; jetzt nehmen wir schon theil an den kleinsten Vorkommnissen, und bei der Einfachheit und Natürlichkeit der geschilderten Verhältnisse scheinen uns die alte Jungfer Brigitte, deren Verlobter auf dem Meere starb, der Stranbvogt, der Schiffskapitän mit seinen Töchtern, die Marrat und ihre Tante ganz beachtungswerthe Personen. Es sind in dem kleinen Buche wieder treffliche Schilderungen, vorzügliche Stimmungsbilder; alles erscheint naturwahr und der Leser wird befreit durch die lebendige Zeichnung des idyllischen Lebens. Unzufrieden sollen allein die Ehyler sein, die es dem Verfasser verdenken, daß er ihre Porträts in die weite Welt gesandt hat.

3. Die Kunstreiter. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker führt uns einen Grafen Georg Geyerstein vor, der durch die Folgen einer in Leichtsinne verlebten Jugend gezwungen ist, mit seinen frühern Verhältnissen zu brechen, und endlich in Frankreich unter dem Namen Bertrand Kunstreiter und Seiltänzer wurde. Er verheirathet sich mit der schönen Georgine, der Tochter des Hanswursts. Mit der Truppe, deren höchste Zierden seine Frau und seine Tochter sind, zieht er durch die Welt. In einer Residenzstadt findet ihn endlich sein Bruder Wolf, der während der Zeit Adjutant des Fürsten geworden ist. Wolf sucht ihn auf und die Beziehung, in die er damit zu den Kunstreitern tritt, gibt Veranlassung zu allerlei Gerüchten, die ihm auch ein geliebtes Mädchen, Melanie von Ralphen, entfremden; vorläufig darf und will er die wahren Beziehungen nicht erkennen lassen. Endlich bewegt er Georg, seine Laufbahn aufzugeben, gegen den Willen der Frau, die nur ungern in die Stille des mecklenburgischen Gutes folgt, wohin Wolf den Bruder unter fremdem Namen schickt. Immerfort schweben sie dort in der Gefahr erkannt oder durch das auffallende Benehmen des Alten verrathen zu werden. Zufällig kommt ein Herr von Bübzig aus der Residenz in die Gegend des Gutes, er findet dort alle die Personen wieder, die er früher als Kunstreiter sah; nach seiner Rückkehr hat er nichts Eiligeres zu thun, als die Entdeckung zu erzählen, und die bekanntlich immer liebevoll deutende Gesellschaft erklärt das Unerwartete dahin, sie lebten auf dem Gute des Grafen, der Kunstreiter sei ein philosophischer Ghemann. Einem baronisierten jungen Bankier wird zum Ueberflus noch angedeutet, Madame Bertrand sehne sich nach ihm; er ist eitel genug, es zu glauben und sie in ihrer Einsamkeit aufzusuchen. Er findet Georgine allein, überdrüssiger denn je hier so fortzuleben, sich nach ihren frühern Triumphen zurücksehnd. Sie benutzt den Baron, er muß sie mit der Tochter bis

Hamburg bringen, dort schüttet sie ihn ab und tritt mit der Kleinen in ein Engagement bei Royazet in Altona. Georg, von der Reise zurückgekehrt, findet die Seinen entflohen, er eilt ihnen nach, erfährt durch den Baron, den er in Hamburg trifft, den Aufenthalt und holt sich nun seine Tochter auf eine etwas abenteuerliche Weise wieder. Von der Frau scheidet er sich, heirathet seine Gouvernante (die, wie uns scheint, unnöthigerweise als eine vornehme, aber arme emigrierte Französin sich auspumpt) und zieht mit ihnen und seiner Mutter nach Magern. Das Mißverständniß zwischen Wolf und Melanie löst sich schließlich glücklich.

Die Erfindung ist eben nicht neu, ebenso wenig der Conflict, herbeigeführt durch frühere Lebensverhältnisse, die man gezwungen ist zu verschweigen und deren Entdeckung man fürchtet. Gerade die Kunstreiterstellung ist in dieser Hinsicht schon vielfach behandelt worden. Gleich von vorn herein müssen wir gestehen, daß es hinreichend war, Georg als Reiter vorzuführen; dadurch hing er wenigstens mit frühern Gewohnheiten zusammen, während er als Seiltänzer ganz unter die Klasse der „Wagabunden“ tritt, für die man eher Mitleid als Bewunderung hat. Gerstäcker hat das selbst richtig gefühlt; er versucht durch ein Gespräch über gefährliche und weniger gefährliche Künste dem Vorwurf zu begegnen, den er nach unserer Ansicht besser gethan hätte gar nicht aufkommen zu lassen. Georg hat, um mit allen Lebensbezügen zu brechen, um „ganz frei zu sein“, eine Seiltänzerin geheirathet; sie ist es, die sich nicht gewöhnen kann an das einsame Leben in der Familie und auf dem Lande; der Weisfall der Menge ist ihr Ziel, ihr einziger Wunsch. Diesen dadurch herbeigeführten Conflict hat Gerstäcker vorzüglich zu schildern verstanden; das Verhältniß der Personen zur Situation versteht er meisterhaft vorzuführen. Sowol in großen Zügen als in kleinen Details gibt er in dieser Hinsicht wieder Beweise von glücklicher Beobachtung und geschickter Darstellung. Der alte Hanswurst und dessen Kesse, die nicht lange sich ehrbar zeigen können und immer wieder von dem Wagabundenleben ergriffen werden, das ehrgeizige Weib sind trefflich gezeichnete Figuren aus diesen Lebenskreisen; aber auch aus der Gesellschaft führt er uns naturwahr geschilderte Personen vor im Intendanten, in dem eiteln und feigen Silberglanz, in dem klatschsuchtigen Fräulein von Jähbern u. s. w.

Durch alle diese Vorzüge, verbunden mit einem spannenden Dialog, guten Schilderungen, hier und da hübschen Reflexionen — wir nennen die des Fortwands — kommt Leben und Bewegung in die an und für sich einfach erfundene Erzählung. Jedenfalls ist sie als unterhaltende Lectüre sehr zu empfehlen.

4. Ein neuer Falstaff. Roman in drei Bänden von H. G. Brachvogel. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel hat ein entschiedenes Talent, durch Charakteristik und Darstellung die Leser für Personen zu interessieren, die durch ihre Eigenthümlichkeiten außerhalb der Gesellschaft sich stellen oder durch eigenes Verschulden mit

ihr in Conflict gerathen sind. Der Verfasser gesteht es selbst ein, daß der Titel des vorliegenden Romans etwas gewagt ist; „sein Geld ist dick, nicht mehr zu jung und sein Motto stets das nihil sine gaudio, der absolute Humor, in ihm kommt der Egoismus als komische Idee zur Geltung“. Das genügt ihm, um die Familiendehnlichkeit mit Sir John Falstaff zu entdecken. Wir lassen uns an diesem Vergleiche, der allerdings etwas leicht ist, genügen und erklären im voraus, daß der neue Falstaff eine viel achtungswerthere, liebenswürdigere Persönlichkeit ist als Sir John, ohne freilich damit sagen zu wollen, daß es Brachvogel gelungen wäre, einen so einzig abgeschlossenen, unübertrefflichen humoristischen Charakter darzustellen, wie sein Vorbild es ist.

Der Geld ist eben, wie ihn der Dichter selber nennt (III, 188), ein Mann mit einem Zwittrcharakter, mit einer zerrissenen Seele, der 18 Jahre versuchte, seinen Gram durch Lebensgenuss zu betäuben, bis er auf einmal wieder auftaucht. Er ist aus einer kleinen Stadt, beschränkt erzogen, häßlich, linksch, lächerlich und heißt zum Ueberflus Karl Pempel; aber er ist ein guter Sohn, prächtiger Freund, hat ein treues Herz und ein großes Maler-talent. Dennoch, oder gerade deswegen verläßt man ihn in seinem Krähwinkel, nur ein liebes Mädchen nimmt ihn in Schutz, ihr Vater richtet ihm auf seiner Villa ein Atelier ein, sie nimmt theil an seinen Arbeiten, ist so gut und freundlich gegen ihn und da — die Situation gibt es wie von selbst — vergiftet er sich, spricht dem Mädchen von Liebe und wird gebührend ausgelacht, der arme, dicke, junge Mensch. Er wird krank und wieder gesund; aber die Mutter stirbt und nun flieht er hinaus in die Welt und verschwindet, bis wir ihn wiederfinden, äußerlich immer voll Humor, übermüthig, ausgelassen, hier und da frech. Und dadurch wie durch seine Selbstironisirung imponirt er der Menge, er lebt nur mit Genossen, die ihn an Cynismus überbieten und „gleich den Affen seine Streiche copiren oder beklatschen“. Aber das alles ist nur Maske; er verspottet Thätigkeit, tüchtiges Schaffen, jeden Idealismus, und heimlich malt er unter dem Namen Bohrer Bilder, die überall Aufsehen machen; er stellt sich herzlos, und doch, als er erfährt, daß seine frühere Liebe als arme Witwe sich kümmerlich mit ihrer Tochter durchschlägt, schickt er ihr heimlich reiche Geschenke, sorgt unbemerkt für ihre Existenz und nähert sich ihr zuletzt auf eine zarte Weise wieder, verheirathet ihre Tochter und schließt endlich mit ihr den Ehebund. Dem übermäßigen Idealismus seiner Jugend hatte er voll Schmerz entsagt, im Gegentheil sein Glück gesucht und zuletzt das Resultat gewonnen, daß das Schöne, Wahre und Gute nur da erreicht wird, wo Idealität und Realität sich gegenseitig durchdringen. Diese Idee ist vorzüglich durchgeführt, und hätten wir nur gewünscht, daß sie auch an der Entwicklung seiner Kunstrichtung gezeigt wäre.

Weiter finden wir die Gedanken entwickelt, daß einem Manne der Zwiespalt seines Innern und Aeußern die Klippe wird, an der sein Charakter scheitert; absichtlich

lebt er sich in die Lächerlichkeit hinein und allein würde es ihm nicht gelingen, zu seinem eigenen, edlern Wesen Glauben und Vertrauen zu gewinnen, wenn nicht die Liebe ihn erhöhe.

Wir müssen aussprechen, daß wir in diesem neuen Romane einen wesentlichen Fortschritt Brachvogel's finden. Die Charakteristik ist innerlicher geworden, die Handlung ist in sich einig, die Erfindung geschickt, die Ausführung leicht und gefällig, auch die Reflexionen haben an Tiefe und Gehalt gewonnen, während sie in früheren Romanen oft zu sehr in die Ferne schweiften; nur selten spricht hier der Dichter etwas aus, was den Eindruck des Alltäglichen macht, wie die Reflexion über das Weib. Stillförmig ist auch dieser Roman mit dem Schwünge geschrieben, der das Erfüllte von der Idee und den Wunsch ausdrückt, für diese Anhänger zu gewinnen. Bei der so gehobenen Stimmung kommen einige ungerechtfertigte Ausdrücke vor, die wol nur durch den Rhythmus der Sprache entstanden sind, z. B.: „Auch Karl's Herz war höher unaustilgbarer in Liebe ergläht“; wenige Seiten nachher lesen wir von den Aeltern Trenens, daß sie von aristokratischer Noblesse geschwellt waren; anderswo spricht der Verfasser von Residenzbrimborians, von selbstquälerischen Stunden u. dgl. — an und für sich Unbedeutendes, den wohlthuenden Eindruck des Ganzen durchaus nicht Beeinträchtigendes. Etwas delikater hätten wir noch einige Situationen behandelt gewünscht, z. B. die decolletirte Elise und ihr schwaches Sträuben beim Kuß überschreitet doch etwas die Grenze des Anständigen; die Einnahme der Wahrheit, die der Dichter in der Vorrede macht, wollen wir immer gelten lassen; nur geben wir zu bedenken, daß die Wahrheit und Schönheit des Gedankens dem Dichter immer höher stehen muß als die der Thatfache.

5. Otto Ludwig Droof. Erzählung von Robert Elise. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Bde.

Mit größerm Rechte als mehrere der bisher besprochenen Schriften kann die vorliegende ein Roman genannt werden. Wenigstens haben wir hier eine Persönlichkeit, die sich freimachen will von den socialen Hemmnissen, welche ihn jeden Augenblick seine Abhängigkeit von der Allgemeinheit, sein Gebundensein durch Beruf, Ehe und durch den Zusammenhang mit der Welt überhaupt fühlbar machen. Wir verfolgen mit Interesse diesen Kampf, der von vornherein von der Hauptperson mit unzureichenden Mitteln und dagegen mit Fehlern geführt wird, die scheinbar das Herz, im Grunde aber der Mangel an gesellschaftlichem Takt verschuldet, die aber jedesmal trefflich von seinen Feinden benutzt und ausgebeutet werden. Droof ist ein Schlossergesell, der durch eigenes Geschick, durch Arbeit und Glück sich zu einem der ersten Fabrikbesitzer der Provinz aufschwingt; aber während er von Stufe zu Stufe mühsam heraufklettert, bis er sein Ziel erreicht, macht er in jeder Phase seines Lebens bittere Erfahrungen, und so zwingt er sich mißtrauisch zu werden; er verbittert sich zumeist gegen die Leute, die es gut mit ihm meinen, und in dem Bestreben sich freizumachen von fremden Einflüssen, verbannt er von sich alle und alles,

was ihm Lebensglück sichern konnte. Dabei steht er doch unter dem immerwährenden Leitung eines Schwagers, der gegen ihn arbeitet, ihn immer mehr vereinsamt, jede Versöhnung unmöglich macht, um sich mit feindlichen Rindern die reiche Erbschaft zu sichern. Arg und übel wird dem armen Brod mitgeteilt, der empfindsame Leser wird hier und da meinen, das ist zu viel; aber desto mehr und an der consequenten, psychologisch: sowohl als ästhetisch gearbeiteten Zeichnung des Charakters. Denn auch seine Anschauungen liegt klar vor uns. Die Arbeit ist ihm keine eigentliche Lust; sie, wie sein erstrebter Reichthum sollen ihm nur Mittel gegen seine Feinde sein; seine größte Schwachheit ist, daß er glaubt leben zu können auf sich allein angewiesen, daß er in diesem Sinne, wie er es selbst II, 218 ausdrückt, von Jugend auf sich bemüht, den Menschen an die Menschen und der Seele zu thun, und daß er gerade da am meisten zweifelt, wo der ungetrübte Blick wahrer Liebe erkennen mußte. Als er aber zum Bewußtsein der Wahrheit kam, war es zu spät, „denn das Schicksal gleicht nicht, wie die Erfindung in den Romanen es vermag, durch Glückfügungen die Unbill aus, die es zugefügt“; was ihm als letzter Wunsch erschien, die Verbindung mit einer Gräfin Clementine, die er vor Jahren in Rom hatte kennen lernen und die im stillen bemerkt war, sein heftiges Schicksal zu mildern, auch das ward ihm nicht gewährt. Wir meinen, zu seinem Glück; denn nach der ganzen Anlage des Charakters konnte die Erreichung seines Zieles ihm nicht befriedigen; nur das Streben danach und die Verthung seiner Kraft im Kampfe mit den entgegenstehenden Widerwärtigkeiten, ist sein eigentliches Lebenselement; ein ihn vollständig erfüllendes Glück dürfte nicht als Preis des Sieges ihm erscheinen, sondern mußte unvorhergesehen wie ein Gnadenblick auf ihn herabstrahlen. Im Alter fand er denn auch, freundlich ihm entgegenkommend, wahre Freundschaft, eine liebe Verwandtschaft, vielfache Anerkennung. Die Arbeit aber gab ihm körperliche Frische und geistige Kraft wieder. Nur ein Glück gibt es, das lernte er nun verstehen, und das ist nicht der Genuß, nicht die Freude, nicht der Besitz, sondern die Thätigkeit. Das ist die Erfahrung, die Brod macht in dem Kampfe gegen die socialen Hemmnisse, immer wieder erkennt er, daß wir mit unzähligen Jähren zusammenhängen mit der Allgemeinheit, und daß wir, wenn wir auch bestrebt sein müssen, unsere Individualität zu emancipiren, doch nie ungestraft die fortbauende Wechselwirkung mit ihr einseitig verweigern können.

Der vor uns liegende Roman gibt reichen Stoff zum Denken und Erwägen; ein gewaltiges Lebensbild ist vor uns aufgerollt, die künstlerische Anordnung sowohl wie die psychologische und stilistische Ausführung ist lobend hervorzuheben. Freilich, mit erhöhter Seele wird man kaum schreiben, und so möchten wir allen den Lesern, denen es nur um das Lesen zu thun ist, rathen ihn nicht erst zu beginnen, denn es ist schwer aufzuhören und des Spannung gibt es so viel, daß sie immerfort wieder angezogen werden und weiter lesen müssen, bis sie doch „unbefriedigt“ zum Schluß kommen, der nur wahr und nicht

romantisch ist. Wer aber Sinn hat für künstlerische Gestaltung, Verarbeitung und Entwicklung, wer charakteristische Feinheit der Composition zu würdigen versteht, der wird mit uns der bedeutenden Wirkung sich erinnern, welche die Dichtung durch einfache und natürliche Mittel hervorzubringen versteht.

6. Germanisches Mut. Lebensbild aus dem Jüdischen Reichthum von Hermann Breusing. Zwei Theile. Hannover, Hämpel. 1868. 8. 2 Thlr.

In der „Europa“ lesen wir eine kurze Notiz über dies „Lebensbild“, ungefähr des Inhalts, es sei schwer oder unmöglich zu beurtheilen, wie weit der Verfasser wahre Zustände schildere. Aber wir meinen, daß man auch das anerkennen kann, was uns fremdartig erscheint, und der Beurtheilung solcher Zustände gegenüber hat man nur zu fragen, ob die Schilderung in sich harmonisch und naturwahr ist. Utn. Deutscher ist der Hauptcharakter, für dessen Wollen und Denken die Heimat zu klein war, ein Mann, der seine vaterländischen Verhältnisse allein nach der Rolle beurtheilt, die er selbst darin spielte und der, trotzdem er selbst meint, ganz objectiv zu denken, doch mit jeder Faser seines Herzens mit dem Vaterlande zusammenhängt. Er war in sich voller Widersprüche, ihnen entflieht er, während er den heimathlichen Zuständen zu entfliehen meint; er ist krank an unverständlicher Begeisterung, und mehr als einmal erinnerte er uns an Heine's Ausspruch gegen Moser: „Ich bewunderte, wie die Menschen das Salzbegehrte, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene im Kopf behalten und treuherrlich wiederzählen können.“ Unser Held, den wir als einen Hämpling im Innern Wörners kennen lernen, ist doch ein Genie. Er ist von Jugend auf falsch genommen, seine Erziehung ist verkehrt, der wahre Stoff in ihm ist verrenkt und verflümmert. Zu spät tritt eine Besserung ein, jetzt aber schließt er sich ab zur Selbstbildung, lernt kriechen, die Schule des Lebens will er durchmachen und „dann mein Vaterland zum Siege für mich“. Er wird Beamter und die Beschäftigung eilt ihn an; er ärgert sich, daß Deutschland ein stilles, ein regerloses Land ist, daß sich Schiller in Redebarten hören läßt und Goethe bildet mischte, an denen das wohlgeordnete Volk sich erfreut; die Dichtung hatte längst ihren Reiz für ihn verloren; die Kunst verabscheute er nur noch etwas weniger wie die Künstler. „Seinem innersten Wesen nach war er Neugiergelehrter.“ Er kommt zu der Ueberzeugung, „daß die Freiheit löst, das Recht aber blind und vereint“. Aber trotz aller dieser Ansichten und mit ihnen bleibt er unklar und unwahr; die Frau sucht bemächtigt sich seiner, seine innere Herrschensucht, hervorgerufen wesentlich durch maßlose Ueberschätzung seiner unbedeutenden Persönlichkeit spielt sich überall aus. Er liebt und seine Geliebte ist untreu und der wilde und unabhängige Geist in seinem Innern spricht: du sollst keine andere Götter haben neben mir. Nur der Geist ist es, der zu ihm redet, nicht, wie er sich einredet, die durchgebildete Individualität, die Mannheit in ihrer schönsten Erscheinung, aber gar das vollendete Selbstbewußtsein. Denn was ist

in seiner Einbildung groß macht, seine durchsichtlichen Ideen von Keuschheit und sein ganzes philosophisches Gebäude sind im Grunde nur Whirren, mit denen er den Widerstand seines Bewusstseins mit seiner Thätigkeit, mit seinem Leben verdrängen will. Seine Urtheile sind, gelinde gesagt, arrogant, sie erscheinen als der Ausruf einer unklaren, krankhaften Phantasie.

Wir haben schon die Ansichten des Dichters über Goethe und Schiller, über Recht und Strafrecht gehört; die deutsche Dichtung im allgemeinen hält er für eine Frucht des Beantwortens und der Anschauung für Wärme und Macht, die Zweifel, „an denen Faust lieber zu Grunde geht, sind nur für Schulmeister und Staatsdiener gefährlich“, die ganze Dichtung und die Kunst wünscht er „zu den Welken“. Sein philosophisches Glaubensbekenntnis (II, 73—90) mit der Endphrase: „Glaube, Liebe, Recht in Wechselwirkung untereinander und mit der wissenschaftlichen, thatkräftig auf die Natur angewendeten Erkenntnis der Natur werden die Zukunft gestalten, die Menschheit erlösen“, sind im Grunde nur Paradoxen, die den Verstand erheben sollen auf Kosten des Herzens und die Hoffnung verdrängen möchten, weil die Wirklichkeit beginnt. Sie zeigen aber in Bezug auf den Dichter, daß er geheilt von der Traumsucht nun in eine andere Krankheit, in eine unpraktische philosophische Schulmeisteri verfallen ist. Auch seine politischen Urtheile, z. B. über die Massen, sind zum Theil ungerathen, namentlich über die Slaven, die er urtheilslos alle in einen Topf wirft, während die Sklaven unabhängig eine Zukunft haben. Sein Rechtsbewußtsein endlich beweist sich praktisch etwas zweideutig in der Art, wie er die Malaien nichtermahnen läßt, die um so mehr unser Mitleid in Anspruch nehmen, da der Held ihnen nur seine Herrschaft fühlen läßt, so gut aber wie nichts gethan hat, um ihre Sitten zu mildern und zu veredeln. Die zu Ehren des Rechts hingehörten Klagen gegen den Dichter und sein ganzes System. Die Nebenpersonen, die in das Leben des abenteuerlichen Deutschen eintreten, lehren zu ihren Handlungen zurück; das Mädchen, das sich ihm mit mehr Sinnlichkeit als Liebe angeboten hat, stirbt in der Schlacht; von dem Helben erhalten wir weiter keine Kunde, er scheint noch wie vor Gänzlich auf Dornen zu sein.

Fragen wir nach den Vorzügen dieses Romans, so finden wir es überhaupt schon anerkennungswerth, daß der Dichter zwar in sich abgeschlossenen, eigenhändig entwickelten Charakter hat darstellten und schaffen wollen. Den Widerspruch, den er in seiner Originalität hervorruft, wird der Verfasser nicht unbedingt als Tadel aufzufassen haben. Der Stil hat wie der Held etwas Gefährliches, aber wir erkennen gern an, daß in der Sprache sowohl wie in den Schilderungen viel Eigenthümliches und mannichfaches Schönes zu entdecken ist. Da wird die Sprache rhythmisch und dann knapp, gebrungen, ungewöhnlich, wie z. B.: „Rundum urgemüthiger Mächte ingrimmigst Klagen; in düstergrauen Häufen der Wölfe lauscht; wehgeschmacht, mitgerückt, Schwall auf Schwall zur stürzenden Wanden gemüht: immerhin, ruhig arbeitet das

Müder u. s. w.“ Aber gerade die Naturbeschreibungen sind meist vorzüglich, oft Parthei in ungenügender Form; z. B. II, 133.

7. Erzählungen und Skizzen von Adelbert Graf v. Baubiffin: Zwei Theile. Hannover, Händel. 1868. 8. 2. Abth. 15 Mor.

Baubiffin hat schnell einen Kreis von Lesern gewonnen, die sich angezogen fühlen durch die Lebhaftigkeit seiner Erzählung, durch seine gute Beobachtung, zutreffenden Bemerkungen, vor allem aber durch einen sehr wohlgefalligen Humor. Besonders Auffallen machte sein „Peter Tint“, in welchem er mit Schärfe, Witz und rücksichtsloser Offenheit die amerikanischen Zustände schildert. Et ist von seinem dortigen Aufenthalte eben nicht entzückt zurückgekommen; die Menschheit hat er wenigstens mitgetheilt, daß Amerika kein Eldorado ist. In der kleinen Skizze „Hunderttausend Dollars“, namentlich aber in der einen langen Erzählung, die über den ersten Abfall hinausgeht, „Die Waffensagerin“, behandelt er wieder dasselbe Thema. Baubiffin erwähnt dabei selbst, daß er mit den Verhältnissen Amerikas unbekannt sei, behaupten möchte, „er mache sich einer gewissen Uebertreibung schuldig“, und allerdings sind die geschilderten Zustände derart, daß sie fähig sind, Entsetzen hervorzurufen über einen solchen Zustand sittlicher Fortschritt und Verkommenheit.

Wir müssen dem Verfasser aufs Wort glauben, daß er nirgends übertrieben habe und die Gesichte der Waffensagerin auf Wahrheit beruhe. Die Erzählung selbst ist lebendig, die Situationen sind, sehr geschickt in Zusammenhang gebracht; die Schilderung von dem Leben und Treiben, von den Verhältnissen in St. Louis in das Ganze durchaus natürlich eingewoben. Die Charaktere sind etwas kräftig gezeichnet; nach der ganzen realistischen Richtung Baubiffins, die sich auch in seinem Stile ausdrückt, gelingt ihm die Schilderung der hohen oder lächerlichen Verwickelungen am besten. Die Schwächen der Menschen und die äußere Erscheinung derselben hat er fleißig beobachtet und versteht sie sehr gut; oft mit wenigen Zügen vorzuführen. Die Zeichnung der Rosa, eines idealen Charakters, ist am wenigsten zu loben. Hinsichtlich des poetischen Wortschatzes wird den Vorleser wol zunächst der Vorwurf „der crassen Uebertreibung“ treffen; Baubiffin hätte unserer Ansicht nach gut gethan, hier und da zu mildern, dagegen hätte er ihn am Ende weniger schonend behandeln sollen; an eine wirkliche Befreiung kann man nach seiner Vergangenheit doch nicht glauben.

Unter den nun folgenden Skizzen haben wir viel Vortreffliches gefunden; die theils gemüthliche, theils humoristische, dann wieder so ehrenwerthe und ernste Darstellung wird auch diesen neuen Dichtungen gewiß Freunde erwerben. Als besonders gelungen haben wir die ebenso heitere als gemüthreiche Beschreibung eines dreitägigen Aufenthalts in Schweden und die Skizzen hervor, die oft mit kurzen Strichen, aber sehr ansprechend Episoden aus dem Kriege gegen Dänemark schildern; auch hier

wechseln Humor und Ernst in angemessener Weise. Eine prächtige Naturschilderung enthält die Skizze „Der Niagara-Fall“. Am wenigsten befriedigt hat uns „Das Kaiserthum“. Wenn wir auch gern anerkennen, daß diese Skizze mit warmer Begeisterung und aus einem patriotischen Herzen geschrieben ist, so halten wir es doch nicht dem Ernst der Situation für angemessen, die an und für sich leider unklaren Einheitsgedanken so traumhaft zu behandeln, wie es hier geschieht.

8. Abenteuerliche Gesellen von George Geseke. Zwei Bände. Berlin, Geseke. 8. 2 Bde. 20 Mgr.

Bei dem Interesse, mit dem man heutzutage die Nachseiten des menschlichen Lebens sowol, als die Thaten und Leiden der Abenteuerer und Vagabunden betrachtet, wird auch die vorliegende Sammlung nicht verschlen, Aufsehen zu machen. Geseke führt uns in eine bunte und sehr gemischte Gesellschaft ein; theils sind es wirkliche Abenteuerer, die durch Schwindeleien sich ein gewisses Ansehen verschaffen und durch Täuschungen eine Zeit lang eine Rolle spielen, theils auch Persönlichkeiten, „die ihre Aufnahme in die Sammlung nur den abenteuerlichen Umständen verdanken, welche sich mit ihrem Leben oder ihrem Ende verknüpfen“. In bunter Abwechslung, unterschieden durch ihre Bestrebungen, Glücksfälle und Tendenzen, zeichnet Geseke mit frischen und lebendigen Farben und in anschaulichster Weise abenteuerliche Gesellen der letzten drei Jahrhunderte. Einzelne sind allgemeiner bekannt, über einige besitzen wir schon eine förmliche Literatur (St.-Germain, Tagliostro, Kaspar Hauser, die eiserne Maske), andere haben erst wieder in neuester Zeit ihre Biographen gefunden (Neuhoff, Königsmarck, Kungau). Immerhin aber erzählt Geseke so fesselnd, so übersichtlich und in gedrängter Kürze trotz der Ausführlichkeit, daß wir auch gern mit diesen die Bekanntschaft erneuern; hier und da findet er auch für sie neue Gesichtspunkte, wie er denn z. B. nicht ohne Glück und Glaubwürdigkeit die Identität des Grafen St.-Germain mit einem Prinzen Racozi nachweist.

Am interessantesten bleiben immer die Abenteuerer, die lebendig und entscheidend eingreifen in den Gang der Geschichte; besonders gedenken wir hierbei lobend die Erzählung von den Schicksalen des Herzogs von Ripperda, der 1724 versuchte, die spanischen Bourbonen von den französischen durch ein Bündniß der ersten mit Oesterreich zu trennen. Mit Vorliebe behandelt Geseke die abenteuerlichen Gesellen, die mit der französischen Revolution zusammenhängen, namentlich diejenigen, die durch Anhänglichkeit an die legitime Sache sich auszeichnen; so den Wahrsager Capotte, den Dichter der Faubourg St.-Germain Brisaut, den Freund der Königin Marie Antoinette, Graf Axel Fersen, das unglückliche Opfer einer schändlichen Volksjustiz. Mit verdienter Schärfe kritisiert er Anacharsis Cloots und den Juden Deug, den Verräther der Herzogin von Berry. In Bezug auf das Benehmen Ludwig Philipp's gegen die Herzogin nennt er jenen „den elendesten aller Menschen, welche je auf einem Thron gesessen“.

Der Leser wird sich schon aus dem hier Angeführten von der Reichhaltigkeit des Stoffs überzeugen; die Rete Abwechslung in der Handlung und Darstellung gereicht dem Verfasser um so mehr zum Lobe. Ernst und kritischer Sammelgeist sind unverkennbar, hier und da erfreut uns auch eine humoristische Auffassung wie in dem Leben von Ehrenkrohn. In seiner Geschichte, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielt, finden wir ein Beispiel von der damaligen Deutlichkeit in der Kritik. Ein Licentiat hatte Krohn's „Adels-Lexikon“ schonungslos aber verdient beurtheilt und der dadurch Beleidigte antwortete:

Der Licentiat Albrecht Wittenberg ist ein Schenkel der menschlichen Gesellschaft, ein Calumniant, Schabrackenreiter und Bösewicht, der auf Zeiten seines Lebens ins Juchhaus gehörte, wo er des Morgens die alten Weiber latschen, nachmittags aber zur wohlverdienten Strafe die Extremitäten eines paratenden Esels mit seiner Zunge reinigen kann, und zwar von Rechts wegen!

Wir sind mit Geseke einverstanden, daß man unmöglich mehr verlangen kann.

Wir empfehlen gern die beiden Bände den Lesern, die zunächst angenehm unterhalten und belehren sein wollen; werthvoll sind sie schon dadurch, daß hier eine Menge geschichtlich und culturhistorisch interessanter Thatfachen, die man sonst vielfach zerstreut findet, gesammelt erscheinen.

9. Kleine Romane und Erzählungen von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Göschen. 1862. 8. 3 Bde. 15 Mgr.

Sternberg erzählt (wir lassen zunächst den Inhalt außer Augen), als habe er eine vertrautere Gesellschaft am Theisch versammelt, die ihm ein freieres Wort gestattet und die namentlich in Bezug auf gesellschaftliche Fragen ihm manches nachsieht, weil er sie geistreich, sicher und ohne Leidenschaft behandelt. Gleich in der ersten Geschichte bringt er eine solche Streitfrage zur Erörterung: ob nämlich die Frauen der Freundschaft fähig sind und ob ein Freundschaftsbund zwischen einem Manne und einer Frau von 25—40 Jahren möglich ist. Er erklärt sich dahin, daß jede solche Freundschaft das Wort Liebe zu führen verdiene und beweist dies seiner Freundin durch die Erzählung von dem neuen Kammer, die jene sehr richtig für „eine schmutzige Thatfache“ erklärt. In einer andern Geschichte, „Der Tod von Lübeck“, wird ganz ernsthaft die Frage von der Gabe des Zweiten Geschlechts behandelt und eine Menge Wunderbares und Spukhaftes, Erscheinungen, Hellschereien, Vorbedeutungen und Ahnungen ganz überzeugt und glaubwürdig erzählt. Aber das alles geschieht so einfach, so ohne jedes Verlangen, den Leser dadurch zur selben Ansicht bekehren zu wollen, daß der Eindruck, den man empfängt, ein verhältnißmäßig leichter, fast unbedeutender ist. Darin ist Sternberg unbedingt Meister des Gesellschaftstons, daß er immer spricht als referire er, als seien ihm zwar die Thatfachen interessant, aber nicht der Schluß, der aus ihnen gezogen werden könnte; ruhig, glatt, kühl, leidenschaftslos und ohne Begeisterung berichtet er und läßt die Leidenschaften durch sich selbst wirken. Welche Bedeutung

hätte Sternberg haben können, wenn er mit mehr Tiefe und ernster Anschauungen schrieb.

Am ausgesprochensten erscheint seine Eigenthümlichkeit in der Erzählung „Eine interessante Dame“. Sie behandelt das Schicksal der Gräfin Stolberg, die sich mit dem Kronpräsidenten von England, Karl Stuart, vermählte und endlich nach einer unglücklichen Ehe die Geliebte Alfieri's wurde. Alles, was nur irgend in Zusammenhang mit dieser Begebenheit gebracht werden kann, verbindet er mit ihr und zwar in immer natürlicher, leichter Weise, so daß uns die fremdartigen Elemente fast wie ein notwendiger Zusatz erscheinen. Er erzählt, wie man in der Gesellschaft sprechen würde, ruhig, einfach, klar; aber er unterbricht sich selbst öfters; er weiß, was den Kreis seiner Zuhörer noch nebenbei interessieren kann, er setzt bei ihnen keine großen Kenntnisse voraus, und selbst die Wissenden erfreut er durch die Feinheit, mit der er die Absicht belehren zu wollen versteckt. Da kommt zunächst ein kurzer Abriss von der Geschichte der Stolberge, dann etwas Romantik über den Harz und die Wartburg, weiteres über die Brüder Stolberg; das Schicksal der vertriebenen Stuaris wird uns erzählt, Alfieri und Byron verglichen u. dgl. Sternberg, dessen Sache psychologische Interessen eben nicht sind, findet die Thatsache, daß Stolberg katholisch wurde, „eben nicht wichtig“, er nennt Jizendorf „einen berühmten Frommen“ u. s. w.

Das sind abschreckende, oberflächliche Urtheile, über die man mit dem Verfasser aber nicht rechten mag; es sind vielleicht nur Themas zu einer Erörterung, und wir werden schon gefangen genommen durch eine neue Wendung, durch einen hübschen Gedanken, oder durch den Bericht von Alfieri's „viertem Herzensfehler“, von einer andern Liebe des Dichters, die so stürmisch war, daß er davon Erbrechen und einen gewaltigen Krampf in die Gurgel bekam.

Weniger nachsichtig urtheilen wir über das entschiedene Verweilen Sternberg's bei dem Ausmalen des Sinnlichen. Gleich in der ersten Erzählung „Das Kästchen“ finden wir diesen Fehler, aber es geschieht doch hier in einer sittlich begrenzten und deshalb nicht so verlegenden Weise. In der altörmischen Novelle „Claudia“ wie in der Erzählung „Die goldene Maske“, endlich auch in „Anna Luise Karisch“ geschieht dies aber mit unverkennbarem Interesse; die Erzählung des Märchens von der Kaiserin Elisabeth wirkt um so widerlicher, da Sternberg erzählt, „sämmliche Frauen hätten sich bei dieser Art der Unterhaltung trefflich amüsiert“. Gerade weil Sternberg den Aufsat hat und in vieler Hinsicht ihn auch verdient, ein Meißer in der Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse zu sein, müssen wir mit Entschiedenheit dagegen protestiren, daß diese Art der Conversation zwischen den beiden Geschlechtern, oder die Vorliebe für „schmutzige Thatsachen“ in den gebildeten Kreisen bestände oder gern gesehen würde. Junge Leute mögen so sprechen mit ihren Maitressen und alte Lustlinge mit emancipirten Frauenzimmer, aber die große Mehrzahl der gebildeten Frauen

hat Tact genug, als daß überhaupt ein Herr es wagen dürfte, so mit ihnen zu reden oder ihnen dergleichen zu erzählen.

A. Freiherr von Löw.)

Lebensphilosophie und Glückseligkeitslehre.

Die Materie, nichts als die Materie, Industrie und Cultur, nichts als Industrie und Cultur — wie unendlich viel ist in der Gegenwart nicht darüber gepredigt! Unsere Materialisten, sie haben es bis auf ein Haar, wie und wo es steht im körperlichen und geistigen Organismus, an der Theorie fehlt fast nichts mehr, um den Menschen von einem außerhalb seines Erdenlebens liegenden Zwecke loszulösen; unsere Volksbeglucker, auch sie haben es ganz genau, wie das alles in den Gebieten der Industrie, Kunst und Wissenschaft sein müsse, damit ein größter Staatsorganismus geschaffen werde. Aber wie unendlich auch die Entdeckungen auf allen Gebieten, wie angenehm und angenehmer auch das Leben durch alle Hülfsmittel der Industrie und Kunst gemacht werden kann, es muß das alles doch wol an einem kleinen Aber hängen, mit dem unsere Modernen nicht fertig werden können. Es ist das bescheidene Wort „Zufriedenheit“, was ihnen unsäglich Kopfschmerzen verursacht. Alle unsere Materialisten müssen die Welt mit diesem Wörtchen, das den Inbegriff jeder Glückseligkeit ausmacht, zu beglücken nicht im Stande sein, sonst würden Bücher wie die nachfolgenden, die das Wohl der Menschheit in der vollständigen seelischen Durchbildung und Erhebung suchen, mit ihrem Bezug auf das Ueberflüssige gänzlich überflüssig sein. Ueberflüssig aber sind sie gewiß schon um deswillen nicht, weil sie sich an den Theil des Menschen wenden, der überhaupt das Individuelle der einzelnen Natur bedingt. Wir meinen das seelische Element, durch dessen Ausbildung wir die Erhebung des einzelnen Menschen über die sociale Bestimmung, im socialen Organismus nur der Zahn eines kleinen Rades der Staatsmaschine zu sein, erhoffen dürfen.

1. Durch Einsicht zur Geduld. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens. Von Max Karl von Crepelschuber. München, Franz. 1868. 16. 18 Mgr.

Zwar dünn ist das Buch, nur 126 Seiten enthält es, aber um so vortrefflicher ist es. Führe man's in der Tasche bei sich, oder lege man's unter das Kopfkissen, wie man wolle, nur lese man's. Der Verfasser huldigt der stoischen Lebensanschauung und sucht sie uns in aller Kürze ans Herz zu legen. Er geht aus von den Anfechtungen des Erdenlebens und empfiehlt dagegen den Gebrauch der Vernunft. Weiter gibt er eine „philosophische Anschauung und Würdigung der Dinge“; er erörtert Ursache und Wirkung als eine notwendige Kette, geht über zum Umgang mit Menschen und zur Beurtheilung ihrer Eigenschaften, gelangt zum „Kampfe der Vernunft mit den Empfindungen“, spricht über die speciellen Ursachen der Unzufriedenheit (über Geldmangel, Entbehrung, Stand, Rang, Beleidigungen, Unbath, empfindliche Verletzungen des Egoismus). „Die Vergänglichkeit alles Irdischen“, das ist ein Cardinalpunkt; aus dem die stoische Anschauung die größte Kraft saugt. Wie empfehlenswerth ist nicht die „Lehre der Alten (wie wenig sie auch den meisten Menschen zu Sinne stehen mag): jeden Besitz, Gutes wie Schlimmes, angenehme wie traurige Verhältnisse, kurz, alles nur als ein Lehn des Schicksals, niemals als ein festes, unverlierbares Eigenthum zu betrachten.“ — „Dies ist

*) Der Unterzeichnete ist seit dem Jahre 1856 Mitarbeiter an d. Bl. und hat unter der Chiffre 3 in der Zeit von 1856—62 mehr als 200 lyrische, epische und dramatische Erscheinungen hier besprochen. Wenn er sich jetzt nennt, so geschieht dies hauptsächlich, weil er einen Roman zum Druck vorbereitet hat und Bedenken trug, ihn mit seinem Namen in die Welt zu schicken, ohne sich auch hier zu erkennen zu geben.

allerdings für diejenigen, welche den Reiz und den Genuß des Lebens ausschließlich in den Besitz und den Genuß der äußeren Lebensgüter setzen, eine wenig tröstliche Anschauung, um so mehr aber ersichtlich, je man mehr des Klagen, erhebt den Menschen über das Niveau gewöhnlicher Beurtheilung, wenn sie ihm klar macht, welche ein Widerspruch darin liegt, zu wissen, daß alles Künftliche bestimmt ist, sich zu verändern und dann, wenn eine solche Veränderung wirklich eintritt, sich darüber zu verwundern und zu betrüben!

Das Wort „resignare“ ist nun freilich nicht jedermanns Wort. Nein, von sehr vielen dürften wir einer verworrenen Schwäche beschuldigt werden, wenn wir die „Resignation“ überhaupt nur empfehlen. Für ebenso viele ist die Resignation ein total unverständliches Wort, sie lachen darüber. Und wenn wir mit dem Verfasser weitergehend aus der Vergänglichkeit des Daseins die Nothwendigkeit einer höheren Anschauung der Dinge, die Nothwendigkeit und den Reiz der stoischen Anschauung ableiten: wir wissen nicht, ob wir nicht bei diesem milden Versuch von andern ebenso vielen schon der Vorliebe für Verbummung und Übergläubigkeit begünstigt werden! Und doch, ist es denn ein gefährliches, ist es nicht vielmehr ein schönes, ein herrliches, ein alle Widerwärtigkeiten besiegendes Gut, das wir jedem Menschen mit dem Hinweis auf die vollste „Seelenruhe“, auf die „Ruhe in dir selbst“ in die Brust legen! Resignation soll keine Passivität sein. Resignation soll das männlich thatkräftige Schaffen nicht ausschließen. Sie ist auch nicht etwa für die Schwächlinge allein, nein für die Kräftigen soll sie erst recht vorhanden sein als der Schutz aller Schätze, der uns da trübt, wo und alle andern Schätze unter den Händen schwinden.

Es tröste dich der Gedanke, das die Welt sowohl als das Menschenleben offenbar noch weitere und größere Zwecke haben müsse, als sie innerhalb der Schranken unserer jetzigen Erkenntnis vermögens deutlich werden, weiß ohne jene aus der Schwärzung und dem Umwälzungsgeange der Menschen gar kein Sinn entziffern werden kann. . . . Diese Erkenntnis wird den dankbaren Menschen zum Bewußtsein seiner eigenen Schwäche führen und ihn nur scheinbaren Widerspruch damit ihm dennoch Kraft genug verleihen, etwa einem Spötter, der seine Philosophie verkündet und ihm vielleicht geradezu ins Gesicht sagt, daß er eigentlich nichts wisse, nach der Anweisung Epictet's zu antworten, d. i. ihm gelassen und ohne das Gefühl der Empfindlichkeit, im Gegentheil mit der eigenen Ueberzeugung menschlicher Unzulänglichkeit zu erwidern, daß er vollkommen recht habe. Kann er das, meint der Weltweise, dann solle er sich Glück wünschen, denn er habe damit den ersten Schritt in der Philosophie vorwärts gethan. Auf solch überhöhter Höhe der Erkenntnis, der Beurtheilung menschlichen Wissens und der Würdigung irdischer Lebensverhältnisse überhaupt wird der Ausdruck klar, den König Salomo schon vor nahezu 3000 Jahren gethan: „Es ist alles eitel!“

Sowie der Verfasser kein crasser Moralprediger ist, denn seine Anweisungen gründen sich auf die stoischen Lebensanschauungen, wie sie z. B. Kaiser Marc Aurel, Seneca, der römische Philosoph Epictet, und andere niedergelegt haben: so soll das „alles ist eitel“ nicht ein zelotisches Donnern und Verkegeln sein. Nein im Gegentheil, „vanitas vanitatum vanitas“, es soll das milde Lächeln des wahren Weltweisen sein, der ruhig jeden Menschen gewähren läßt, ein mildes Lächeln allen Hoffnungen und Wünschen, dem ganzen Treiben der complicirten modernen Gesellschaft gegenüber, ein mildes Lächeln der Regesgewissen Junglinge gegenüber, der du die Früchte des Lebensglücks auf allen Wegen glänzend vorführen zu können, ein mildes Lächeln dir, der du bald zur Einsicht gelangst, wie doch das höchste Glück in der Einsicht in dich selbst, im Erleben in dir selbst besteht.

2. Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi. Von G. C. Garus. Dresden, Lark. 1863. 16. 24 Ngr.

Du schon ist die Frage aufgeworfen und an jeden Denkenden tritt sie mit immer neuer Gewalt heran: welcher Zeit

gleichet unsere Zeit? Da sind nun viele, die meinen, ganz und gar der römischen Kaiserzeit. Sie müssen doch gute Gründe haben, unserer Zeit solchen Radel anzuhängen. Wie es bekanntlich mit der Kunst anfängt bedenklich zu stehen, sobald die Künstler die Kunst in der Kunstlei, wie meinen in der reflectirenden Productionen suchen, so kann es auch mit der Lebenskunst überhaupt schlecht bestellt sein, sobald man in Delphi über die Lebenskunst zu reflectiren beginnt. Eine gesunde Kunst bedarf nicht der Selbstkritik, nicht des Eilenwassers, nicht des Pöbels, nicht des Kuchens, nicht der Haar- und Bartwische, oben in einer fremden oder heimischen Welt schließt das alles und noch hundert andere Geschichten der Romantik wie Hülle auf. Auch der Lebenskunst bedarf die durchaus gesunde Welt wenig, die Kunst wohnt ihr vielmehr instinctiv inne.

Haben wir damit dem Pessimismus das Wort, so wollen wir doch auch dem Optimismus sein Recht nicht bestreiten. Sagen wir also, die Gegenwart bietet sehr viele Elemente des stillosen Verfalls, gut, wenn, wie die Optimisten zuversichtlich meinen, die erfrischenden Elemente den zerfallenden die Wege zu halten, noch mehr sie zu paralysiren vermögen. Der Pessimist könnte gerade aus dem vorhin besprochenen Krempelhügel schon heute eine Reklamation unserer Zeit mit der römischen Kaiserzeit heranziehen. Auf den Hand liegt es, welche Bedeutung für eine verfallende Welt, wie es die christliche Kaiserzeit war, die vollständig stoische Lebensanschauung besaß. Selbst die tiefsten Geister können in Epochen des Verfalls nur vorübergehend auf die Zeitgenossen bestimmen einwirken, in dieser Erkenntnis — und ein Seneca, ein Marc Aurel, vielleicht auch ein Titus u. s. w. wird diese Erkenntnis befehlen haben — müssen sie resigniren. Unsere Gelehrten, machen es oft mit großartig sonorer Kritik dem Tacitus zum Vorwurf, daß er nicht mehr so classisch einfach schreiben konnte als ein Livius. Die wenigsten haben, daß es ihm überhaupt nicht mehr möglich war. Tacitus war abhängig von seiner Zeit, und wenn er Selbstkritik an sich übte, mußte er resigniren, es eigne aus der goldenen Zeit gleich zu thun.

Garus nun geht in seiner Lebenskunst zurück auf die Inschriften des Tempels zu Delphi. Dieser Inschriften, von denen eine wenigstens fast in jedermanns Munde ist, waren drei. Sie lauten (der Kürze wegen geben wir sie gleich in der deutschen Uebersetzung): „Erkenne dich selbst“, „Nichts zuviel (nichts über das Maß)“, „Du bist“.

Unächst erörtert Garus die unendlich große Bedeutung des „Erkenne dich selbst“. Ohne Selbstkenntnis ist überhaupt die Lebenskunst eine trügerische. Die Selbstkenntnis hat sich sowohl auf das Körperliche wie auf das Seelische zu erstrecken. Die Selbstkenntnis darf natürlich nicht in eine Selbstbespiegelung, wozu sie namentlich bei grübelnden (hamlet) Naturen leicht führen kann, ausarten. Gegen diese Selbstbespiegelung nur hat Goethe's Worte klar gerichtet, wenn er an mehreren Stellen gegen das „Erkenne dich selbst“ spricht. „Es entsteht leicht in ihnen (in Naturen, wie Goethe) eine Art von Scherz vor der Tiefe, in welche man hier hinabzuheilen sich veranlaßt findet, eine Scheu, welche dann allein schon im Stande wäre, die seltsamen Geister „besonders unentbehrliche Thätigkeit nach außen hin zu führen, ja fast zu vernichten“. Uebrigens waren gewiß die Griechen derjenige Nation, welche stets am weitesten davon entfernt blieb, in dem „Erkenne dich selbst“ nur ein müßiges, selbstquälerisches Gespinnst auf die eigene Individualität, gleichsam nach Art jenes hübschen Hindu, der sein Leben in Betrachtung der eigenen Nasenspitze verbrachte, haben zu wollen. Dies große, durch und durch zugleich praktische Volk nahm diesen Satz unbedingt mehr in der Weise, wie Goethe selbst ihn einmal erklärt, wenn er sagt: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wol aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du wirst gleich, was an dir ist.“

Die richtige Selbstkenntnis ist für jeden Menschen das tiefste Bedürfnis. Nur durch die Erkenntnis seiner eigenen

Individualität kann der Mensch auf dem einzig richtigen Weg gelehrt werden, auf dem sein Ziel liegt. „Abgesehen von der Gemeinheit, in welcher täglich Kaufleute durch Unwissenheit und Ungläubigkeit selbst und stetig in Grunde gehen; zeigen die Biographien bedeutender Männer handeltätige Beispiele einer weitestgehenden Lebenswirkung und eines darauf folgenden ganz trübenden Schicksals, und dies zwar hauptsächlich aus Mangel am Wissen, sowie aus Unachtsamkeit auf sich selbst und auf irgendein Vergrößen dessen, was gerade diese Individualität vorausgesetzt und erfordert hätte. Ich will hier übrigens wirklich nicht einmal der traurigen Lebenswege eines Reine oder Renuu gedenken, aber war nicht selbst Schüler, dieser Ruhm Deutschlands, einer von denen, die nicht wußten, was gerade ihm in der Leitung seines kühnlichen Lebens das eigentlich Angenehme genannt werden durfte?“

Ueber den Werth des „Nichts zuviel“ (nichts über das Maß) bedarf es wol keiner empfehlenden Worte. Der Werth des Maßhaltens lebt, wenn er im übrigen auch von der stürzenden Jugend und der dahinsinkenden Manneskraft oft genug getrübt wird, in der Masse des Volks. Dieses „Nichts zuviel“ hat sich natürlich ebenso gut auf die Ernährung, wie auf alle übrigen Funktionen, wie besonders auch auf das Geistesleben zu erstrecken. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, wie ein bloßes Abrichten des Kindes zu so und so vielen Fertigkeiten, wie ein Strapaziren des Geisteslebens eine Störung des ganzen feingegliederten Organismus jedes einzelnen herbeiführt. Besonders erwähnen wir, daß sich der Verfasser scharf gegen die herrschende Musikmanie, gegen das unmaßig viel Musikmachen erklärt. Und mit Recht. Wenn irgendwas, so beweist dies endlose Musikmachen, daß wir nicht in einer starken, sondern in einer schwachen, sentimentalen (vielleicht politisch-sentimentalen) Zeit stehen.

Schwieriger macht es sich mit dem dritten Sainspruch, mit dem „Du bist“. Doch gehen wir gleich zur Erklärung. Jeden, der dem delphischen Gott naht, begrüßt dieser Gott mit den Worten: „Erkenne dich selbst“. Darauf erwidert der Mensch, als Gegengruß gleichsam, „Du bist“, nämlich, „du Gott bist, du bist ein Etwas, ein Einziges“. In dem „Du bist“ liegt also die vollständige Anerkennung des Ewigen, des Göttlichen. Es liegt darin das Eingeständniß der menschlichen Abhängigkeit von dem ewig Göttlichen, es liegt darin die Versicherung der menschlichen Unterordnung unter das ewig Göttliche. Daß man nun auf dem Boden des classisch-philosophischen Nihilismus steht, oder ob man sich an das Wesen der christlichen Erkenntnis hält, nichts hindert, daß nicht der wie jener das „Du bist“ als die Krone der ganzen Lebenskunst anerkennen sollte. Es ergibt sich aber auch weiter, wie sich rückwärts das „Du bist“ über die Nothwendigkeit des „Erkenne dich selbst“ und des „Nichts zuviel“ verklärend ausbreitet.

Der Verfasser spricht weiterhin noch über die Beförderung der Selbsterkenntnis und über die Sorge für das „Nichts zuviel“, wie sie beim Kinde in der ersten Jugend und wie sie für die „Maffen“ beschaffen sein solle. Dann geht er zum „Aufblick zum Höchsten“ über. Auch hier theilt er, wie dieser Aufblick im Kinde anzuregen sei und was im Volke für diesen Zweck gethan werden könne.

Sollen wir dieses Büchlein nun noch besonders empfehlen? Nein! Doch ja, wir wollen es mit einigen Worten aus dem Schlosse, damit man einsehe, mit welcher wahren Liebe zu seinem Mitmenschen das Buch von Carus geschrieben ist: „So ist denn diese kleine Schrift ganz in dem Gedanken von mir vollendet worden, dadurch mit beizutragen zur Verbreitung der Erkenntnis dessen, was dem eigentlichen Gehalt des Lebens bildet, und zu zeigen, wie in jeder, nach den verschiedenen Vermögen und Stellungen des Menschen verschiedenen Individualität doch stets die Erhebung der Seele gegen das Göttliche als der Mittelpunkt erfunden werden soll, von welchem aus dann alle Abzügen zu gehen haben, um das einzelne der Lebensführung auf das angemessenste zu bestimmen. ... Ist daher in diesen Blättern

irgendwas gethan und erreicht worden, um diesen höchsten Zweck zu fördern und Erhebende solchen Ziele wirklich näher zu führen, so achte der Verfasser dies für den schönsten und besten Gewinn seiner Arbeit.“

3. Die Kunst des Lebens froh zu werden. Ein Beitrag zur Diätetik der Seele. Allen Unglücklichen empfohlen von Karl Stugan. Wien, Tendler u. Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

„Wer ist glücklich? Ein Mädchen, das auf dem letzten Ball geht; ein junger Offizier am Tage seiner Ernennung; ein Schriftsteller, der sein erstes Buch gedruckt vor sich sieht; ein Künstler, der den letzten Strich an ein gelungenes Kunstwerk legt; ein Gelehrter, der eine neue Wahrheit entdeckt; ein Liebender, der zum ersten male aus seinem Mund das süße Geständniß der Gegenliebe vernimmt; ein Vater, eine Mutter, welche zum ersten male ihr Neugeborenes ans Herz drücken; ein Feldherr am Tage einer gewonnenen Schlacht; Verwandte, Freunde in der Stunde des Wiedersehens nach langer Trennung; entzweite Gatten im Momente der Versöhnung. Kurz in allen jenen Momenten sind wir glücklich, wo wir begeistert ausrufen möchten: „Das Leben ist doch schön“, mithin also im Augenblicke lebhafter Freude.“ — „Der glücklichste Mensch ist der“, erörtert der Verfasser weiterhin, „der in seinem Leben die meisten frohen und die wenigsten trüben Stunden zählen kann.“ Wir es anfangen, daß man die meisten frohen Stunden zähle? „Genieße, sagen die einen, das Glück liegt im Genuß.“ — „Entbehre, sagen die andern, das Glück liegt in der Tugend.“ — „Wer hat recht? Jeder und keiner, denn die Wahrheit liegt in der Mitte. Diese Mitte zu finden, also das Leben auf menschenwürdige Weise froh zu werden, ist nicht leicht, es ist eine Kunst. Diese Kunst hat, wie jede andere, ihre Theorie und ihre Praxis.“

Der Verfasser sucht also das Glück zwischen dem „Genießen“ und dem „Entbehren“. Wir glauben ihn auf das Verweisen zu müssen, was wir bei den Büchern Nr. 1 und Nr. 2 gesagt haben. Das höchste Glück ist die harmonische, ruhig heitere Lebensanschauung, wie wir sie einem Weisen zusprechen. Und auch Stugan's Theorie und Praxis kann nur auf eine solche abzielen. Den Sag, daß das Glück nur im Augenblicke lebhafter Freude besteht, den Sag müssen wir als einseitig theilweis wenigstens verwerfen. O ja, für einen Augenblick, für eine Minute, für eine Stunde, allenfalls für einen ganzen Tag kann die lebhafteste Freude das Glück selbst sein. Aber bei der Lebenskunst handelt es sich doch um mehr, um mehr als bloß einen Tag, um eines jeden Menschen ganzes Leben. Viele von den oben gegebenen Beispielen glücklicher Menschen beziehen sich auch gar nicht mehr auf „lebhafteste Freude“, sondern auf einen Hauch, auf ein Auserstehen. Und in diesem Hauche, in diesem Auserstehen liegt schon nichts mehr von dem weisen Maße, mit dem das wahre Lebensglück zu thun hat.

Nun, der Verfasser ist auch wol nicht gewillt, gerade diesen etwas einseitigen Sag, daß Momente lebhafter Freude das Glück ausmachen, auf die ganze Lebenskunst zu übertragen. Welches die hauptsächlichsten Hindernisse seien, die wir in der Kunst, das Leben froh zu werden, zu überwinden haben, und wie dieselben mittels des divide et impera überwunden werden können, das soll Gegenstand seines Buchs sein.

Die Fragen nach der wahren Lebenskunst erledigt er in folgenden Kapiteln: „Gesundheit“; „Jeder Tag gehört zum Leben“; „Arbeit und Erholung“; „Nimm's kaltblütig“ (wenn's nicht so geht, als man es wünscht); „Vorfreude, Nachfreude, Nachleid“; „Saunen“; „Lebensschaffen“; „Sorge“; „Kummer, Leid, Schmerz, Unglück“; „Verzweiflung, Selbstmord“; „Friede“; „Tod, Unsterblichkeit, Gottvertrauen“. Da er nicht bloß Theorie bieten will, sondern die Praxis mit der Theorie verbinden, so schlägt der Verfasser fortwährend Uebungen in der schwer zu erlernenden Kunst, das Leben froh zu werden, vor. Das praktische Verdienst haben wir bei dem Buche gern hervor, wenn wir an

den Axiomen, die der Verfasser in verschiedenen Kapiteln als unumstößliche Fundamentalsätze aufstellt, auch wol hier und da rütteln möchten. So in dem Kapitel über Unsterblichkeit erscheint uns die Zusammenfassung in die fünf Hauptsätze: 1) „Das, was in uns den Tod fürchtet, ist nicht die Vernunft, für welche es keinen Tod gibt, sondern die Leiblichkeit.“ 2) „Die Unsterblichkeit der Seele kann nicht bewiesen werden.“ 3) „Sie darf nicht bewiesen werden können, weil sonst die Tugend nicht mehr Tugend sein würde.“ 4) „Nicht wissen können wir die Unsterblichkeit, glauben müssen wir sie.“ 5) „Alles wird gut werden.“ Wir meinen sie erscheine uns für ein der Praxis der Lebenskunst dienendes Buch zu kathedermäßig, den Widerspruch und die Streitsucht unnötigerweise herausfordernd. Zum Schluß bittet der Verfasser, der seinen Mitbrüdern und Mitschwägern in Wahrheit nützen will, seine Leser, sich in Betreff speciellen Rathes und specieller Auskunft direct an ihn zu wenden und zwar unter Adresse der Verlagsbuchhandlung des besprochenen Buchs, Lendler und Comp. in Wien.

Auch die Damen philosophiren. Auch sie begeben sich auf das social-philosophische Gebiet. Haben wir das zu billigen, oder nicht? Haben wir daraus der schreibenden Männerwelt einen Vorwurf zu machen, gerade wie den Männern, die in ihrer Häuslichkeit die Herrschaft an die Frau abtreten? Darf sich eine Dame, noch mehr: wird sich eine Dame auf das philosophische Gebiet wagen, wenn sie sich nicht überzeugt hält, daß gewisse sociale Gebiete von der schreibenden Männerwelt nicht mehr vollauf beherrscht werden? Doch wir wollen auf den Vorwurf gegen die Männer nicht weiter eingehen. Lieber die Bücher zur Hand. Da ist nun zuerst das sehr harmlose:

4. Gedanken von Adele Gräfin von Brebow-Schrne. Dritte Auflage. Berlin, Rauch. 1862. 16. 15 Agr.

Diese Gedanken scheinen großen Anklang gefunden zu haben. Uns liegen sie schon in dritter Auflage vor. Wir dürfen uns nur darüber freuen, wenn die feine Welt der Salons und Bouvoirs, für die das goldschnittgezierte Bändchen doch jedenfalls bestimmt ist, auch einmal etwas Besseres als bloß Gedankenloses treibt. Diese Gräfin Brebow'schen Gedanken sind größtentheils ganz kurze Sentenzen, Sinnsprüche, hier und da auch wol Wortspiele. Auf Originalität dürfen sie nicht durchans Anspruch machen. Sie sind vielmehr zu nicht geringem Theile gewissermaßen Gemeingut, das Gräfin Brebow unter ihrem Wappen zu ihrem Gedankenut umkempelte. Aber das thut nichts. Die Gedanken sollen ja auch nicht eine originale Urweisheit repräsentiren. Ganz abgesehen, auf den Zufall hin, wollen wir einige herausgreifen: 1) „Das nenne ich Klugheit, die Gedanken der Menschen nicht zu errathen, sondern sie zu verstehen, ehe sie ausgesprochen sind.“ 2) „Fehler schaden in der Regel mehr und selbst als andern.“ 3) „Der Mensch wird wie seine Umgebung.“ 4) „Das Leben ist ein wahrer Traum.“ 5) „Warum müssen wir sterben? Um aufzuwachen.“ 6) „Wenn man erst den irdischen und lebhaften Jugendhoffnungen entsagt hat, so gewinnt Welt und Leben eine zwar dunkle, aber klare und ruhige Färbung. Trotz dieser Dunkelheit erkennt man vieles, was im Sonnenschein erster Jugend dem Blick entwand.“ Nicht wahr, in gewisser Hinsicht ist all das Gemeingut, wie es fast jeder Schriftsteller in Romanen und Novellen als eigene Münze ausgibt. Den religiösen Ernst, mit dem Gräfin Brebow ihre Gedanken sammelte, loben wir. Jungen Damen, die um Stammbuchsprüche verlegen sind, werden diese Brebow'schen Gedanken sicher aus der Verlegenheit helfen.

5. Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Danzig, Rasemann. 1863. 16. 1 Thlr.

Ihr Buch, hochgeehrte Frau, hat auf uns einen so überwiegend günstigen, freudigen Eindruck gemacht, zugleich aber einige Bemerkungen angeregt, die nur durch ein directes Aus-

sprechen Ihnen gegenüber Werth erhalten möchten, das Sie entschuldigen werden, wenn wir, von der gebräuchlichen Form der Kritik absehend, Ihnen diese Anregungen in der Form eines offenen Schreibens zugehen lassen. Wir freuen uns, daß gerade Sie es sind, die es unternimmt, über ein Thema zu schreiben, über das von einseitig confessionellem Standpunkte so unendlich viel Trostloses oder Schwülstiges geschrieben werden kann. Sie, die liebende Mutter, Sie, die glückliche Großmutter — wer sollte Ihnen nicht das Recht zusprechen, ein Buch über die „Liebe“ zu schreiben. Sieht man nur auf den Titel Ihres Buchs, man könnte ein doctrinär gehaltenes Werk vermuthen, sogar befürchten. Aber das ist das Schöne an Ihrem Werke, daß es so gar nicht doctrinär ist. Es strömt Ihnen eben aus vollem Herzen, was Sie darin angesammelt haben, und Sie sind eben weder ein romantischer Jüngling, noch eine süßselige junge Dame, um über die Liebe nur phantastisch in den Himmel hineinzujauchzen. Nein, die liebende Mutter verleugnet sich in Ihnen auf keiner Seite in dem nützlichen Rath und der Fürsorglichkeit, womit Sie die irdischen Bejaher des Ehelebens bedenken. Wer wollte es einer liebenden Mutter verdenken, wenn sie, durch die Wärme ihres Gefühls hingerrissen, das Thema mit doppelter Ausführlichkeit bespricht, wenn sie über das schöne Thema zu sprechen lieber gar nicht aufhört, möchte: einer liebevollen Mutter wird jeder gern zuhören. Und Sie zeigen gewiß auch nicht bloß um den Ruhm, über ein Thema, wie es die Liebe ist, so geistreich zu schreiben, wie dies ein geistreicher Franzose, z. B. Michelet, im Stande ist durch dessen Buch sicher das Ihre angeregt wurde. Sie setzen dem Franzosen, der dem weiblichen Geschlecht große Concessionen macht und das männliche ernstlich zu liebevoller großmüthiger Pflichterfüllung auffordert, die Anknüpfungen einer deutschen Frau entgegen. Nur weibliche Interessen seien es, die Sie in Ihrem Buche zu vertreten versuchen, wie es nur der Kreis des weiblichen Lebens sei, den Sie zu überschauen vermöchten. Sei die Liebe recht eigentlich das Lebenselement des Weibes, so werde es Ihnen erlaubt sein, die Liebe vom weiblichen Standpunkte aus zu besprechen. Sie finden nun, daß Michelet den Standpunkt des weiblichen Geschlechts sehr niedrig angeschlagen habe. Wie untergeordnet auch die Frau dem Manne in Körperkraft und Geistesfähigkeiten sein möge, vollständig ebenbürtig sei sie ihm in der Kraft der Selbstverwinung, in der Fähigkeit ihre Pflichten zu erkennen und auszuüben, ja sie stehe zweifellos über ihm in Bezug auf Herzengröße, Selbstergebenheit und Ausdauer im Streben nach dem Guten, im Ertragen von körperlichen und Seelenleiden.

Sie treten für das weibliche Geschlecht voll und ganz ein, hochgeehrte Frau, Sie treten zum Heile des männlichen Geschlechts für dasselbe ein, wir haben Ihnen für die Betonung des ewig Weiblichen, das den Menschen hinauzieht, aufrichtig zu danken und nicht im entferntesten daran zu denken, wenn Sie Ihr Geschlecht wegen des Gefühls der Mutterliebe hier und da als das von der Vorsehung bevorzugtere hinstellen. Mit allem, was Sie in herzlich inniger Weise über das Liebesbedürfniß jugendlicher Herzen sagen, wie Sie die Gegenseitigkeit der Junglinge zu den Jungfrauen und umgekehrt auffassen, wie Sie die Ehe als ein heiliges Palladium der bürgerlichen Gesellschaft hinstellen, mit all dem stimmen wir aus vollem Herzen überein. Was nügen uns alle noch so vollkommenen Gesetzbücher, aller noch so politischer Aufschwung, aller Gewinn aus noch glänzenderer Industrie und Kunst, wenn einmal von den Beziehungen der Gatten untereinander und den Beziehungen der Aeltern zu den Kindern, wie der Kinder zu den Aeltern der ideale Hauch, noch mehr der tiefstiltliche Hauch abgekreift sein sollte! Wie gesagt, geehrteste Frau, wir stimmen dem vollaus bei. Nur zwei Punkte sind es, auf die wir etwas specieller eingehen müssen. Sie berühren an einer Stelle den Ehebruch und an mehreren andern lassen Sie sich ziemlich ausführlich über den jetzigen Widerwillen der jungen Männer gegen die Ehe aus.

Zunächst also den Ehebruch. Sie können ihn natürlich nicht

im geringsten entschuldigen, Sie mögen ihm nicht im geringsten das Wort reden, und doch, da nun einmal unsere ehelichen Sitten anfangen lax zu werden, so wollen Sie nach einer Seite hin eine mildere Praxis eingeführt wissen. Für die Frau halten Sie die eheliche Treue mit der ganzen Strenge fest, dem Manne wollen Sie in der Beziehung etwas durch die Finger sehen. Sie meinen: „Die Frau kann die Untreue ihres Gatten vergeben und noch auf Glück in der Ehe mit ihm hoffen, noch einen braven, liebevollen Vater für ihre Kinder in ihm besitzen.“ Und weiter: „Die Untreue einer Frau ist naturgemäß Ehebruch, die Untreue des Mannes ist es nur vor dem bürgerlichen Gesetze oder vor dem Herzen des Weibes, das unerfahren und streng der männlichen Schwachheit nicht Rechnung tragen kann.“ Wenn Sie nur, Hochgeehrte, mit dem Zugeständnisse an das männliche Geschlecht Ihren Zweck erreichen! Wir fürchten, nein. Sie, die Sie die Ehe in ihrer ganzen Reinheit als ein Sakrament auffassen (auch wir thun es), Sie müssen doch eigentlich vor dem Zugeständnisse erschrecken. Aber Sie verstehen es auch wol anders. Sie wollen gewiß den Mann beim Ehrenpunkte fassen, daß er jenes Zugeständniß als ein unanständiges Geschenk von sich weisen und anrufen soll: auch ich muß die eheliche Treue voll und rein bewahren. Das anrufen wird indeß nur der Mann, welcher seinerseits von der Nothwendigkeit der gegenseitigen ehelichen Treue schon ohnedies überzeugt ist; die andern Männer, die werden sich der immer laxeren Moral freuen und es einen Fortschritt heißen, daß auch eine so ehrenwerthe Dame wie Sie, Hochgeehrte, Ohr für eine sogenannte mildere Praxis besitzt. Auch dürfen wir bei Mann und Frau nicht stehen bleiben. Wenn schon im Verhältniß des Mannes zur Frau ein gewisses Abschweifen von der ehelichen Bahn mit dem Mantel der Liebe zu bedecken ist, was alles ist nicht erst in den interessantesten Verhältnissen der Unverheiratheten zu bedecken. Im Grunde gibt es da wol gar kein Maß für die Sittlichkeit. Und der, welcher kühn hintritt: „Ich heirathe nie“, darf wol von vornherein alle gesellschaftlichen Scrupel gegen seine Sittlichkeit niederzuschlagen! Sie sehen, wie die Pariser mit diesen sozialen Fragen ringen, wie französische Schriftsteller sich mit ihnen beschäftigen, so daß wir ihnen vorwerfen, sie wählten im Schmutze. Noch sind wir nicht so weit, denn die Heiligkeit der Ehe, obschon ihr gerade die deutsche Reformation absichtslos, wir sagen absichtslos, einen tiefen Stoß versetzte, liegt als edelstes Kleinod im Herzen jeder wahren deutschen Frau und jeder deutschen Maid eingeschlossen. Aber auch an uns tritt die Nothwendigkeit immer mahnender heran, uns zwischen ehelichen und außerehelichen Verhältnissen abzumäßen, die großen Städte, Berlin u. s. w., erfordern das. Bald werden auch wir uns mit Fingelhäusern, mit der Stellung der Korette in der Gesellschaft und mit wer weiß welchen andern delikaten Fragen herumzuschlagen haben. Und ganz unfehlbar wird dies „Sichabfinden“ immer mehr zur Begünstigung und Gewöhnung an die außerehelichen Verhältnisse führen. Das ist so, und wer die patriarchalische Regierungsform überhaupt nicht mehr mag, muß sich auch daran gewöhnen, nicht allein daß die patriarchalische Bedeutung der Familie als Basis des Staats ganz aufgehoben, sondern daß die Stellung der Korette z. B., oder das uneheliche Kind vom Staate geradezu sanctionirt wird.

Denn, wir gehen zum zweiten Punkte über, liegt nicht gerade in der Ehe der jungen Männerwelt vor der Ehe die Bestätigung, daß die Ehe in der Gegenwart das nicht mehr ist, was sie sein sollte? Der Staat erkennt in der Ehe nur ein Abkommen; der sakramentale Charakter ist ihr durch die Reformation genommen, obschon die evangelische Kirche von diesem sakramentalen Charakter noch immer zehrt: was ist den Männern, die nicht gerade vom Verkommen und der Sitte oder ihrer idealen moralischen Ueberzeugung abhängig sind, die Ehe! Was die Freude, in ihren aus der Ehe gesprossenen Kindern fortzuleben! Wir können diese Ehen, diesen Widerwillen gegen die Ehe natürlich statistisch nicht belegen. Sie muß aber doch wol existiren, da die Klage, daß immer mehr Mädchen, um populär

zu sprechen, sitzen bleiben, allgemein ist und ja auch von Ihnen, Hochgeehrte, adoptirt wird. Der Erklärung für diese Thatsache gibt es manche. Einen Grund, den, daß die Ehe in unserm vorgeschrittenen Jahrhundert überhaupt an Reiz verloren, deuteten wir schon an. Unsere Jugend altert zu schnell und andererseits kostet eine geordnete Haushaltung zu viel; denn die Zeit, in der man wie weiland Papa Claudius den Hausstand mit einem Schraute, und was war es noch, ein Tisch oder eine Commode, beginnen konnte, diese harmlose Zeit ist leider vorüber. Aber die physiologischen Statistiker suchen die Erklärung noch wo ganz anders. Sie sagen einfach: während in den untern Volksschichten meist mehr Knaben als Mädchen, werden in den höhern durchschnittlich mehr Mädchen als Knaben geboren. Der Moralist hinwiederum möchte sich auf die Bemerkung stützen, daß sich während der letzten 10—12 Jahre eine gewisse laxere Moral, die Sucht zu kokettiren, in die mittlern Bürgerklassen, bei denen das Eignungsverheirathen der Töchter am empfindlichsten empfunden wird, eingeschlichen habe, während sich ein großer Theil der höhern Damenwelt wieder mehr und mehr in den Nimbus der echten Weiblichkeit zurückziehe. Wir gehen in der Untersuchung nicht weiter, ob hiermit vielleicht auch das wirklich auffällige Verschwinden der weiblichen Schönheiten in den Mittelklassen, das frühe Abblühen in diesen Kreisen und dafür das Hervorstreten der massenhaften Schönheiten der höhern Gesellschaft in Verbindung stehe?

Wie dem nun abhelfen? so fragen Sie. Leider Gottes liegt ein gewisser Schimpf auf dem Altsungferenthum. Sie wollen diesen Schimpf heben. Sie verlangen, das weibliche Geschlecht müsse sich mehr und mehr selbst ernähren lernen, damit es das Brot eines Mannes entbehren könne. Es gäbe noch genug Handtierungen, zu denen das weibliche Geschlecht tauglich sei, z. B. zur Uhrmacher-, zur Schriftsegerkunst u. s. w. Das wol, Hochgeehrte. Indes arbeiten nicht unsere Mädchen schon genug? Haben wir nicht zahllose Dienstmädchen, Schankmädchen, Näherinnen, Directricen, Erzieherrinnen? Concurriren in der Arbeit dürfen sie mit der Männerwelt zu viel nicht; es hängt sich in großen Städten schon ohnedies an alle von der Handarbeit lebende Mädchen leider, leider meist aus Frivolität der Männerwelt, ein stilloselcher Makel. Wäre dieser Makel vernichtet, wenn dem weiblichen Geschlechte noch mehr Handtierungen erschlossen würden? Bedenklich schütteln wir den Kopf. Nun, so sehen Sie weiter und fordern für alle unverheirathete bleibende Mädchen vom Staate zu schätzende Stifter. Ihr Wunsch ist edel und großartig schön, denn Sie geben der Ansicht Raum, daß mit der Aufhebung der Klöster erst das Ledigbleiben der jungen Mädchen um sich gegriffen habe. Dürfen wir Ihnen etwas zusätern: nicht seit Aufhebung der Klöster, sondern seit Beginn der Reformation. Es ist der evangelischen Kirche, auch der große Luther hat dies versehen, nicht gelungen, an Stelle des Eölibats und des damit zusammenhängenden sakramentalen Charakters der Ehe in den Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander etwas Weishevolleres zu setzen, als im Grunde das gute Herkommen, die gute Sitte. Wer die gute Sitte achtet, dem ist die kirchliche Einsegnung der Ehe noch etwas; wer sie nun aber nicht achtet? Der würde auch einen Luther auslachen, wenn dieser käme und behauptete, die Ehe müsse priesterlich eingeweiht werden. Und weiter sollen wir Ihnen andeuten, wie aus der absoluten Verwerfung des Eölibats der Spott über das Altsungferenthum flossen mußte?

Nein, nein, denn wenn man so spricht, wie wir eben, so schreien gleich zehn und mehr: „Ein verflappter Ultramontaner.“ Also lassen wir lieber die Welt gehen, wie sie geht. Eubendes halbs zweifeln wir auch an der Erfüllung Ihrer frommen Wünsche, Hochgeehrte. Die Gegenwart zielt nun einmal auf eine vollständige Ablösung der menschlichen Natur von dem Ueberfinnlichen hin. Die Gegenwart ringt mit diesem Problem furchtbar. Kann sie es lösen, wohl ihr. Kann sie es nicht, und bis jetzt hat sie es nicht gekonnt, nun so wäre es von ihr crasser Hochmuth, wollte sie sich vor einem Duche, wie Sie es, Hoch-

geehrteste, geliefert haben, nicht verbeugen. Denn daß man tiefste Ansichten aussprechen kann, ohne am deswillen dem *Physikern* verfallen zu müssen, das haben Sie auf neue bräutig. Mit dieser Zuversicht schließen wir das offene Schreiben.
Emil Müller-Baumgarten.

Zur Geschichte der Tataren und Mongolen.

Leitfaden der Unerforschlichkeit. Nebst einer geographisch-ethnographischen Einleitung und den erforderlichen besondern Anmerkungen und Beilagen. Von Franz von Erdmann. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Hft. 20 Mgr.

Die europäischen Gelehrten haben sich allmählich seit einem Jahrhundert — Anquetil du Perron bildet mit seiner „Zend Avesta“ eine neue Ära in der Geschichte der orientalischen Studien — in die vielfach gegliederte Arbeit auf dem Gebiete des Orientalismus getheilt. Im allgemeinen läßt sich in dieser Beziehung Folgendes behaupten. Engländer, Franzosen und Deutsche haben über China, Hindien, über die Völker Irans, über die Semiten, über Ägypten sowie über Kleinasien in ethnographischer, linguistischer und geschichtlicher Beziehung bei weitem die umfangreichsten und gründlichsten Werke geliefert. Den Wissenschaftlern und Fachgelehrten verdankt der größere Teil des Orients die vielfachste Beleuchtung des Dunkels seiner Vergangenheit, das mit rastloser Mühe und von vielen Händen in Thätigkeit gesetzte Grablicht ihres Forschungslebens hat Ueberreste zu Tage gefördert, die nicht bloß Staunen zu erregen geeignet gewesen sind, sondern auch ganz neue Lichtkreise über die orientalische Geschichte und über deren Zusammenhang mit dem ältesten Völkerleben Europas verbreitet haben. Die Russen dagegen, insbesondere die Mitglieder ihrer Akademie zu Petersburg, haben ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den Völkerstämmen von Turan, d. h. den Türken, den Mongolen und Tataren, sowie den einst auch im nördlichen Europa mächtigen Finnen zugewendet; daß dabei geographische, geschichtliche und politische Verhältnisse maßgebend gewesen sind und noch sind, bedarf keines besondern Beweises. Mögen nun aber auch immerhin die Völker von Turan weder den Bildungsgrad der Iraniden je erlangt haben, noch auch dessen vielleicht überhaupt fähig sein — selbst ihr Sprachidiom scheint diesen Beweis zu liefern, wie ihn denn auch der deutsche Professor Müller in Oxford in seiner kleinen aber vortrefflichen Schrift: „Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East“ (London 1854) geistvoll zu führen versucht hat —, so sind sie doch für die Geschichte Asiens und Europas mehr als einmal verhängnisvoll gewesen. Und für welches Land, für welches Volk mehr als für das russische? Was Leinwand durch den für die Russen so schrecklichen 16. Juni des Jahres 1223 am Flusse Kalka (jetzt Kalez nahe bei Mariupol) angebahnt, das vollendete Data 1238. Länger als zwei Jahrhunderte (bis 1477) lastete das Joch der Mongolen auf dem süblichen Rußland. Ja man kann behaupten, daß die mitteilbaren Folgen jenes Verhängnisses, welches über das russische Volk kam, bis auf diese Tage sich wahrnehmbar gemacht haben.

Es liegt nun auf der Hand, daß ein historisches Thema, wie es hier vorliegt, für einen russischen Professor an der Universität Kasan einen um so größern Reiz haben mußte. Und wie lange und andauernd er sich mit diesen Studien beschäftigt habe, dafür legt der Umstand ein sprechendes Zeugnis ab, daß er bereits 1841 zu Kasan ein Werk unter dem Titel herausgab: „Vollständige Uebersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerstämme nach Raschid-ud-Din's Vorgange bearbeitet.“ Ebenso darf es unbedingt als eine Empfehlung der Beschäftigung zur Lösung einer historischen Aufgabe, wie die vorliegende ist, betrachtet werden, daß Alexander von Humboldt Herrn von Erdmann zu seinem Begleiter auf der asiatischen Reise wählte. Uebrigens bekräftigt das in Rede stehende Werk des Verfassers eine so gründliche Bekanntschaft mit der einschlagenden orientalischen und occidentalischen Literatur, wie

unseres Wissens kein anderes vorhanden ist. Selbst diese Eigenschaft berechtigt das Werk einen ehrenhaften Platz im Bereiche der Historiographie im Anspruch zu nehmen.

Sehen wir uns jetzt dasselbe etwas näher an, jedoch unter dem Vorbehalte, daß diese Blätter die spezifische Gelehrsamkeit und deren Auseinandersetzungen den betreffenden Organen überlassen müssen. Der Verfasser erkannte mit vollem Recht, daß, wenn Licht in die große Völkerbewegung, deren Mittelpunkt „der Unerforschliche“ ward, kommen sollte, eine geographisch-ethnographische Einleitung, als Grundlegung für das Ganze, erforderlich sei. Die Schwierigkeit aber, mit welcher eine solche Aufgabe verbunden ist, konnte niemand besser zu würdigen im Stande sein als der Verfasser selbst; und er gesteht deshalb auch offen, daß ihm manches Resultat trotz der langen und sorgfältigen Pflege seiner Arbeit zweifelhaft geblieben sei. Und wie darf dies auch anders erwartet werden, wenn man bedenkt, daß die geographisch-ethnographische Forschung sich über das ungeheure Gebiet erstreckt, auf dem die Geschichte Scythen, Sarmaten, Kimmerier, Hunnen, Türken, Mongolen, Tataren und Finnen sich bewegen läßt, auf ein Gebiet, über dessen Umfang, innere Gestaltung und Völkerwesen die Alten nur sehr mangelhaft oder gar nicht unterrichtet waren, das Mittelalter durch Araber und abendländische Reisende (Marco Polo) nur beschränkt und ansehnlich, und wo sie sicher war, nicht geäußerte Kunde erhielt, und selbst die Neuzeit trotz der Kühnheit oder, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, trotz der Unerfahrenheit ihrer Wissenschaft und der relativen Leichtigkeit, mit der sie jetzt ihre Pläne auszuführen im Stande ist, keineswegs noch vollständig unterrichtet und im Klaren ist. Um aber auf diesen unübersichtlichen Gesetzen der Geschichte mit ihrem wilden und wechselvollen Durchwandern der Völker die nöthige Orientierung zu gewinnen, bedarf es eines Kompasses, und dieser hat seine Elemente aus dem Bereiche der Geographie, Ethnographie und Linguistik zu entnehmen. Unsere Zeit hat nun in diesen Wissenschaften im Vergleich mit jeder Vergangenheit die eminentesten Fortschritte gemacht, und den Verfasser sehen wir im Besitz eines Wissens, wie es nur durch ein langjähriges Studium dieser Wissenschaften erworben werden kann. Dadurch ist es denn möglich geworden, ein historisches Bild von dem weitherstreckten mongolischen Sturm, dessen Lenker der große Khan (Dschingis-Khan, d. i. nach des Verfassers Deutung: der unerforschliche Herr) war, zu erhalten, wie wir es unseres Wissens noch nicht in unserer Geschichtsliteratur besitzen. Wir irren wol nicht in der Behauptung, daß wir seit des Franzosen Deguignes Werk, welches Dähnert übersetzte unter dem Titel „Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken“ (5 Bde., Greifswald 1768–71), keine ausführlichere Arbeit über die Völker und deren Gebiete in Asien besitzen, als die von unserm Verfasser gelieferte ist.

Da wir den Gang der Untersuchungen, welche der Verfasser gleichsam unter den Augen seiner Leser ausführt, Schritt vor Schritt nicht zu verfolgen vermögen, so möge Folgendes wenigstens als Beweis dienen, daß wir demselben nicht ohne Aufmerksamkeit gefolgt sind. Obgleich der Verfasser keineswegs in der Nähe von Claus Rubbed steht, von dem der bekannte Schilder in seiner fast immer treffenden aber etwas berben Sprache sagt, „er quäle jeden hebräischen Buchstaben so lange, bis er einen gotischen Laut von sich gäbe“, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß derselbe etwas vorsichtiger mit Etymologien umgehen sollte. So ist z. B. der Name „Amazonen“ gewiß nicht von *ama* und *zow* abzuleiten, ebenso wenig möchte seine Ableitung des Namens der Hunnen von *hün* oder dem abgeleiteten *Un-Ughur* den Ableitungen vorzuziehen sein, die *Gimmar*, *Kollar* und *Klaproth*, gegen den der Verfasser überhaupt mehrfach polemisiert, angeben. Wir sind überzeugt, daß der sprachkundige Verfasser bei einer Revision seines Werks die eine und andere etymologische Behauptung entweder zurückziehen oder modifizieren wird. Der Pfad der Etymologie ist bekanntlich sehr schlüpfrig oder auch verführerisch, weil sie sich zur Sprachwissenschaft ebenso verhält wie die Astronomie zur Mathematik; beide Wissenschaften

lassen der Phantasie trotz der strengen Beschränkung, denen ihre Grundwissenschaften unterworfen sind, dennoch einen gewissen Spielraum oder nahmen ihn sehr gern in Anspruch. Was sich sprachlich auf diese Weise leisten läßt, das hat z. B. vor noch nicht sehr langer Zeit H. Mark in seinen „Entwürfen eines Systems der Mythologie“ (Leipzig 1850) recht schlagend bewiesen. Doch glauben wir aber zu einer andern Bemerkung uns veranlaßt zu finden. Der Verfasser stützt natürlich bei seinen geographischen und ethnographischen Untersuchungen auf die Geographie der Griechen und Römer, selbstverständlich zumoist auf die der ersten, indem bekanntlich die letztern für die Wissenschaft der Geographie und Ethnographie selbständig so gut wie nichts beigetragen haben. Allein bei allen Kenntnissen und Darstellungen geschäuen, bezogener er natürlich mehr als einmal Völkernamen, mit denen nach seinem eigenen Gesändnisse entweder gar nichts anfangen ist oder an deren Namensbedeutung und geographischen Unterbringung fast verpfeifelt werden muß. Hätte der Verfasser das Verhältniß der Kenntnisse und der Darstellungen der alten Geographen zu seiner geographisch-ethnographischen Grundlegung in einem besondern Abschnitt unter sucht — die Befähigung dazu geht ihm gewiß nicht ab —, so würde er nicht nur der Wissenschaft überhaupt, sondern im besondern auch der speciell vorliegenden Sache einen recht erwünschten Dienst geleistet haben. Vielleicht entschließt sich der Verfasser bei einer neuen Auflage seines „Zemudschin“, sich dieses Verdienst zu erwerben.

Theilen wir jetzt unsern Lesern einiges über die Resultate mit, zu denen der Verfasser gelangt ist. 1) Lataren und Mongolen sind Beinamen ersterer für die wieder in den frühern Zustand der Sklaverei oder Unterthömen zurückgeführten Herrscher-türken, welche den Chinesen so viel zu schaffen machten. Die Beschreibung dieser Türken nach den chinesischen Schriftstellern, verglichen mit der Beschreibung der Lataren nach Maschid-ab-Din, stimmt im allgemeinen ganz miteinander überein. Später ward er auf alle ändern ausgekehrt oder ward eine so allgemeine Benennung wie die der Türken. Der Name Mongolen entstand vielleicht anfangs daher, weil sie sich nicht als Herrscher ansahen, zu erheben vermochten, sondern in ihr Vaterland zurückkehrten, oder er ward durch den Untergang derselben, oder endlich auch durch die Einfachheit ihrer nomadischen Sitten bedingt. Sie nahmen ihn aber später, als Herrscher aufzutreten, in einer andern ehrenvollen Bedeutung wieder auf. 2) Mongolische Stämme treffen wir noch heute auf dem ihnen heiligen Boden am Balkan an. 3) Die Sprache der Lataren ist, wie wir aus den noch heute zu Tage liegenden Erscheinungen wissen, die der übrigen Türken. Der Tatar nennt sie selbst die türkische und liebt den Namen Tatar als den seinigen nicht. Die mongolische mußte ursprünglich allerdings davon verschieden sein; allein sie ward durch die unzähligen im Verlaufe vieler Jahrhunderte beständig stattgehabten Mischungen mit andern mannichfaltigen Völkern in die türkische verwandelt; diese Wandlung war bereits zu Zemudschin's Zeit vor sich gegangen. 4) Maschid-ab-Din konnte mit vollem Rechte sagen, daß in den ältesten Zeiten alle Türken, Lataren und Mongolen, an Sprache und Verfassungbildung sich ähnlich gewesen seien. Recht verdienstlich und die Orientirung erleichternd ist eine Tabelle, welche die türkischen Völkerschaften unter drei Rubriken vertheilt: Die erste enthält die türkischen Völkerschaften, welche später Mongolen genannt wurden, die zweite die, welche früher den Namen Mongolen führten, während in der dritten die türkischen Stämme namhaft gemacht sind, welche in eigenen Reichen von Erbprinzen regiert wurden. Mit großer Sachkenntnis werden dann die einzelnen geschichtlich bekannten Reiche und Dynastien namhaft gemacht und eine kurze historische Skizze von ihnen gegeben unter vielfacher Hinweisung auf die ebenso zahlreichen als werthvollen besondern Anmerkungen und Beilagen. Zuletzt aber heißt es: „Wenn wir noch einmal einen Rückblick auf diese von uns gegebene geographisch-ethnographische Einleitung werfen, so wird es gewiß keiner zu leugnen vermögen, daß wir

ohne den Tur, d. h. den Stier, oder wollen wir lieber, den Ochsenkopf, weder in die älteste europäische noch älteste asiatische Geschichte und Mythologie das erforderliche Licht gebracht haben würden. Denn ohne ihn würden wir nicht wissen, warum bei den alten Scythen nach den occidentalischem Schriftstellern Ares als die echt nationale Gottheit verehrt werden sei; ohne ihn würden wir vergeblich nach der Entstehung der Benennungen Turan, Turchan, Turk und so unendlich vieler anderer aus ihm hervorgegangenen uns umsehen; ohne ihn uns über die Einführung des Gebrauchs des Turks und der türkischen Kosscheweise sowie der Stierkämpfe und der Turniere keine Aufschlüsse zu erteilen vermögen, ohne ihn des Urgrundes ermangeln, warum Türken“) und andere Völker sich des wölfschen Ursprungs rühmen, und überhaupt sowohl in dem Labyrinth der westlichen und östlichen Mythologie, als endlich auch in den weit und breit sich in den entlegensten Westen hineinziehenden Verzweigungen der Ueberbevölkerung asiatischer Völker des und so nützigen Fadens der Ariadne entbehren und die für diese weiten Gewässer so nöthigen Anhaltspunkte vermissen. Es war uns bei unserm über alle abgehandelten Gegenstände unternommenen Untersuchungen, um das Vorwärts zu thun, und diese Fortschritte glauben wir in der vorstehenden Einleitung geliefert zu haben.“ Von dem Vorwärts werden die Leser des Werks sich vollkommen überzeugen fühlen, aber auch von einer gewissen Rühnheit insbesondere in sprachlichen Dingen, wie wir dies oben bereits angedeutet haben.

Zemudschin empfing nach einem großen Siege bei seiner feierlichen Thronbesteigung im zweiundfunfzigsten Lebensjahre den weitberühmten Namen Dschingis-Khan, wie ja überhaupt die mächtigen asiatischen Herrscher keine Familiennamen, sondern stolze Ehrennamen, schon in den frühesten Zeiten führten: Cyrus, Artaxerxes sind ebenso wenig Namen, die ihre Person als solche bezeichnen, wie Nebukadnezar. Er war unverkennbar ein gewaltiger Charakter, der tüchtigste Führer von Steppenvölkern, deren Reiterheeren China's Mauern durchbrachen und Centralasien in Schrecken setzten; er war ein echt asiatischer Despot, den Eroberungslust oder Rachsucht an Strömen von Blut sich weihen ließ, während er gleichzeitig, edle Thaten belohnte oder selbst Charakterzüge offenbart, die das menschliche Gemüth geneigt machen möchten sich mit ihm auszuheben. Daß er nicht ohne praktischen Verstand und ohne Organisations-talent war, beweist seine Heeresorganisation und sein Gesetzbuch. Von großer Klugheit zeigt es sogar, daß er keinem religiösen Bekenntnisse einen Vorzug zugeband, schon nach ihm konnte jeder nach seiner Fäcön selbigen werden. Unser Verfasser läßt ihn freilich eine höhere Stellung einnehmen. Die weisheit stürmenden Herrscher der Assyrier, Babylonier, Perser und Araber haben Pflanzstätten der Cultur geschaffen; Zemudschin ist kein solcher Schöpfer gewesen, und so massenhaft auch die buddhistische Literatur der Mongolen später geworden ist, so kann sie sich doch nicht im entferntesten messen mit dem weltgeschichtlichen Bildungseinflusse der Araber, nicht auch nur einigen wahrhaft lohnenden Ersatz bieten für die mongolische Verwüstung, von welcher die Geschichte zu erzählen weiß; die Völkerschaften von Turan sind den Beweis bis jetzt wenigstens schuldig geblieben, daß sie an Geist, an Befähigung und Lust, wahrhaft Menschliches zu schaffen, und an weltgeschichtlicher Bestimmung den Iraniden oder Aeriern ebenbürtig seien.

Der Verfasser hat Zemudschin's Biographie in vier Abschnitte getheilt: 1) vom Antritte seiner Herrschaft 1167—96. 2) von seinem ersten Siege über die Merkiten 1196 bis zu seiner feierlichen Thronbesteigung 1205; 3) vom Jahre 1205—17 und 4) von dieser Zeit bis zu seinem Tode 1227. Wir heben aus dem Ganzen der Darstellung, die ebenso klar als anziehend gehalten ist, nur Folgendes hervor: Die russische Mohr-

*) Daß der Verfasser diesen Volksebegriff im viel weitern Sinne nimmt, als wir unter Selbststäuden und Osmanen zu verstehen gewohnt sind, braucht bloß beiläufig angedeutet zu werden.

kraft war schon 1223 am Flusse Kaley gebrochen worden; als 15 Jahre später Batu kam, ward der völlig vernichtende Streich mit um so rascherem Erfolge geführt. Es war in der That aber auch nicht leicht, den Heeresmassen Temubschin's Widerstand zu leisten. Denn kein Regent vor ihm hatte sich so eifrig bemüht, die gehörige Ordnung und Disciplin in sein Heer einzuführen. Er hielt seine Soldaten sehr streng, so daß sie sich größtentheils in Noth und Dürftigkeit befanden, weil Löwen nur dann, wenn sie hungrig seien, ein Thier anfallen und auf dasselbe Jagd machen, nach einem persischen Sprichworte, daß „ein fetter Hund zur Jagd nicht taugt“, nach einem arabischen „man den Hund hungern lassen müsse, der einem folgen solle“, und weil ein zwar tapferer Soldat aber zugleich ungehorsamer Unterthan den zerrüttetsten Zustand für Kaiser und Reich herbeiführte. Daher lebten seine Krieger im Frieden nach Art der übrigen Unterthanen, trugen gemeinschaftlich die Lasten und Abgaben derselben, waren von dem Tribute der Kopfsteuer und der Unterhaltung der Stationen nicht befreit und entsagten den irdischen von dem Fleische, der Milch, der Wolle und dem Fette der Herden zu ziehenden Vortheilen; traten zur Kriegszeit klein und groß, jung und alt, Herr und Sklave insgesamt mit Schwertern, Bogen, Pfeilen und Spießen bewaffnet auf, unterwarfen sich in Freude und Leid, in Trübsal und Bequemlichkeit den Befehlen ihrer Geliebten und Anführer, ohne dafür Würden, Einkommen und Erhöhung zu erwarten, lieferten sofort alles, was die Zeit und die Umstände den Befehlen ihres Gebieters zufolge erforderten, führten alle Kriegsgeräthschaften und sonstige Instrumente bis zum Pfriemen und zum Nadel mit sich und unterzogen sich oft selbst der Bestrafung im Falle, daß sie etwas sich hatten zu Schulden kommen lassen. Da die Mongolen und Tataren der Jagd leidenschaftlich ergeben waren, so war die Jagd auf wilde Thiere einem Heeresobersten als Hauptverpflichtung übergeben. Dieser hatte im Anfang des Winters Jäger auszusenden, welche die geringere oder größere Anzahl des Wildes erforschen mußten. Nach eingezogener Erkundigung waren die Krieger darüber in Kenntniß zu setzen durch besondere Herolde; die Aufgebotenen wurden nach den gesetzlichen Vorschriften in die rechte und linke Flanke, in das Centrum und die Flügel vertheilt. Alle mußten nun um eine Ebene oder ein Gebirge einen Kreis schließen, die zur Dauer der Jagd nöthigen Geware und Getränke mit sich nehmen, allmählich und ohne Geräusch vorrücken und besonders darauf Acht haben, daß das Wild sich nicht von dem Jagdrevier verlaufe, oder wenn Bataillons- oder Compagniechefes oder Unterofficiere untereinander handgemein wurden und sich prügeln, oder wenn sie die für das Jagdrevier vorgeschriebene Ordnung nicht beachteten und nur einen Schritt vor- oder rückwärts gingen, so wurden die Schuldigen bestraft. Wenn das Jagdrevier sich verengte, so hatte jeder sich die Hand zu geben, Schulter an Schulter, Knie an Knie zu stehen; wenn dann verschleuderte wilde Thiere in Aufruhr und Bewegung geriethen, so hatte zuvor der Khan Waschi einige aus seinem Gefolge gegen diese zu senden, um die Jagd auf sie mit Pfeilen zu beginnen. Gewann die Jagd ein gefährliches Ansehen, so hatte das Gefolge sich auf einen höhern Ort zu begeben, damit die Prinzen, die Emire, sowie die gemeinen Soldaten hintereinander her das Wild erlegten, während der Khan dem Schauspiele zusah. blieb von dem Wilde noch etwas übrig, so verfügten sich die Greise und Bejahrten zum Khan, mit der Bitte, daß er ihnen den Ueberrest zur Verfügung stellen möge.

Bemerkenswerth erscheint uns noch Folgendes. Als Temubschin im Traume die Vorzeichen seines nahe bevorstehenden Todes sah und selbst seine nicht mehr ferne Auflösung fühlte, bezieht er seine Söhne und Enkel zu sich und rebete sie also an: „Geliebte Kinder! Die Kraft meiner Jugend hat sich in die Schwäche des Greisenalters umgewandelt, und der feste Gang des Jünglings hat dem Schwanken des Greises Platz gemacht. Die letzte Reise, deren Gebot unübertretlich ist, sowie der Eingang zum Tode ist nahe vor meiner Thür. Durch die Nacht Gottes und den Beistand des Himmels habe ich dieses große

und ausgedehnte Reich, das sich von seiner Mitte aus nach allen Seiten hin eine Jahresreise weit ausdehnt, für euch, meine theuern Kinder, erworben und in die gehörige Ordnung gebracht. Mein letzter unmaßgeblicher Wille besteht jetzt darin, daß ihr in der Bekämpfung eurer Feinde und der Erhöhung eurer Freunde eines Sinnes und einer Stirn seid, damit ihr ein langes und glückliches Leben führet und von dem Reiche Genuß und Vortheil ziehen könnt. Wenn ihr im guten Einverständniß miteinander auch ferner die Verwaltung des Reichs vollführen werdet, so werdet ihr gewiß im Stande sein, euer Feinde zu besiegen, euer Widersacher zu bezwingen und in Frieden zu regieren; wenn ihr jedoch den Weg der Zwietracht und Uneinigkeit wandelt, so werdet ihr den Mantel des Reichs zerreißen und selbst untergehen.“ Wer erinnert sich hierbei nicht der Scene, wie sie Xenophon in der „Cyropädie“ am Sterbette des Cyrus schildert, und der Rede, welche Xenophon dem Perserkönig in den Mund legt? Die Urheberschaft des nachher berühmten Gleichnisses von dem Pfeilenbündel zur Veranschaulichung der Stärke der Eintracht wird nach orientalischen Quellen und nach Petis de la Croix bei dieser Gelegenheit dem Dschingis Khan zugesprochen. Uebrigens ward dieser merkwürdige Mongolenkhan, der nach der Annahme des Verfassers am 18. August 1227 starb, am Fuße eines Baums zur Erde bestattet, der ihm einst bei einer Jagd so sehr gefallen und den er selbst zu seinem Grabmale sich erkoren hatte. Von seinen 500 Gemahlinnen und Weiscläferinnen, unter denen jedoch nur fünf für Großgemahlinnen galten, hinterließ er eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft.

Schließlich sei hier noch beiläufig bemerkt, daß uns des Verfassers Wert in der Uebersetzung noch ganz besonders bekräftigt hat — eine Uebersetzung, die wir dem Hrn. von Wittersheim gegenüber in d. Bl. geltend zu machen gesucht haben — wie zu einer genetischen Darstellung der Völkerverwanderung die Bekanntschaft mit den orientalischen Quellen und den Völkerveränderungen in den entferntesten Theilen des asiatischen Continents schlechterdings erforderlich sei.

Karl Zimmer.

Eine französische Kritik des modernen deutschen Materialismus.

Die in Deutschland fortschreitende materialistische Bewegung fängt mit Recht an, die Aufmerksamkeit des Auslandes immer mehr auf sich zu ziehen; denn Deutschland ist gegenwärtig der Sitz des systematisch betriebenen Materialismus, und muß als solcher vom Auslande besonders beachtet werden, und wird es auch. Hiernach werden wir wol unsern Anspruch, ein vorzugsweise religiöses Volk zu sein, angesichts des ganzen, darüber richtiger urtheilenden Europa aufgeben müssen, insofern man nicht etwa darin einen Zug religiösen Gefühls erblicken will, daß die deutschen Materialisten ihre Aufgabe in der That mit einer Art von religiösem oder doch wissenschaftlichem Fanatismus und Zelotismus betreiben, während die französischen von jeher die Sache leicht und etwas frivol genommen haben, etwa wie einen Gegenstand bloßer pikanter Belustigung.

Unter andern behandelt Paul Janet diese Erscheinung in der „Revue des deux mondes“ unter der Ueberschrift „Le matérialisme contemporain en Allemagne“ und zwar in einem umfangreichen, im zweiten Augustheft enthaltenen ersten Aufsatz die „Ecole naturaliste“, in welchem Molchott's, Büchner's, Vogt's, Löwenthal's, Engel's und anderer Schriften beleuchtet werden. Der Verfasser bemerkt zudoberst, daß Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, die man in Frankreich als Muster des freien und kühnen Denkens ausgegeben habe, in Deutschland fast veraltet und von dem „sombre et pessimiste“ Schopenhauer Sophisten genannt worden seien. Dann kommt er auf die Hegelianer zu sprechen, auf Ruge, welcher gesagt habe, daß man nicht gegen die Religion kämpfen, sondern sie vergessen müsse, auf Max Stirner, der den Humanitätscultus Feuerbach's als einen Aberglauben und zwar den letzten

bezeichnet und die Autolatrie, dem Cultus des Ich geprebiert habe. Solche, um das höchste Wort zu brauchen, überdrehte Doctrinen sind freilich nicht immer so schlimm gemeint, sondern oft nur darauf berechnet, Genetionen demüth zu machen, ob schon allerdings einer Zeit schwerlich Glück zu wünschen ist, in welcher Worte wie das *Genetion* oder, wie das *Genetion* des absoluten Egoismus ganz offen verstanden, überhaupt nur auf tauchen können. Ginge nicht ein verwandter Zug durch diese Zeit, rechnete man nicht auf eine Zahl Gleichgesinnter, so würde ja niemand wagen, mit solchen Ansichten und Doctrinen aufzutreten.

Janet bemerkt weiter, daß, wenn man sich von dieser Art Wuth gegen die Religion, von welcher die Hegelianer sich befreien gezeigt, eine Idee machen wolle, man die französischen Altheisten des 18. Jahrhunderts, einen *Raisson*, *Palan*, *Epl*, *de* *Marchal* lesen müsse. Ausführlicher spricht er dann über *Schopenhauer*, dem er unter andern einen *Ein* „*plein de couleur et d'animation, d'une netteté peu commune en Allemagne*“ nachrühmt. Dann erst, und nachdem er noch *Oken*, *Burdach*, *Carus* u. s. w. genannt, welche mehr oder weniger noch einem gewissen Idealismus geneigt, kommt er auf die jetzige „*école naturaliste*“ zu sprechen und verweilt begreiflicherweise namentlich bei den Koryphäen: *Roskoff*, *Büchner*, *Bogt*. Was *Spencer*'s Schrift „*System und Geschichte des Naturalismus*“ betrifft, so scheint sie, meint der Verfasser, nichts weiter als das „*vieux système atomistique*“ zu enthalten, nur daß der Verfasser noch weiter gegangen sei als *Roskoff* und *Büchner*. Er gedankt aber auch der Philosophie und Physiologen auf der Gegenseite, mögen sie sich nun in die Streitfrage über den Materialismus unmittelbar eingemischt haben oder nicht: *S. S. Hütten*, „*qui porte avec honneur un nom célèbre dans la science*“, *Miriel*, *Jeising*, der in der „*Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*“ den Materialismus „*avec beaucoup de force*“ bekämpft habe, *Troschky*, *Erndelensburg*, *Ritter*, des „*grand historien de la philosophie*“, *Julius Schaller*, *Troschky*, *Schellwien*, *Littmann*, *Roge*, des „*physiologiste éminent*“, *Rudolf Wagner* („*un des premiers physiologistes de l'Allemagne*“) u. s. w. Nach dem Namen *Hortlage*'s dagegen suchten wir vergebens.

Auf Janet's sehr ausführliche Kritik des deutschen wissenschaftlichen Materialismus können wir hier nicht weiter eingehen; wir erwähnen nur, daß er *Büchner* vorwirft, die Coerthung von *Kraft* und *Stoff* als Princip hingestellt zu haben, ohne weder von jeher noch von diesem eine Definition zu geben und ohne zu zeigen, durch welche Wege sie sich in eine bilden. Dieses sei der Hauptmangel, der sich in allen Folgerungen geltend mache. Er ruft aus: „*Welche Schwachheit und Unwissenheit, daß wahre Sein der Dinge auf diese künftigen Erklärungen zu beschränken, welche unsere Sinne davon auffassen, und wie diese neuere Materialismus nicht einmal das Wort, welches doch wenigstens einen Hauch von Geistigkeit hatte, sondern ein etwas, ich weiß nicht was, anzudeuten, was noch in keiner Sprache einen Namen hat und was man den unendlichen Stand (la possession infinie) nennen könnte!*“

Am ganzen, kann man sagen, verräth die Janet'sche Darstellung eine bei einem Franzosen erkennliche Bekanntschaft mit der hiesigen literarischen Literatur der Deutschen, wie dies unsere Leser auch aus dem ganzen Inhalte des oben angeführten *Revue*, auf die sich der Franzose bezieht, erkennen haben werden. Aberhaupt sollte man bei der Beurtheilung der Franzosen, wenn man ihnen nicht gar sehr unrecht thun will, nicht los die solche französischen *Revue* literarischen, wie *Revue* literarische Literatur oder die irgend geschriebenen aber schlüpfrigen *Romane* *G. Feydeau*'s im Auge behalten. Es gibt auch Franzosen genug, und zu ihnen gehören auch meist die mit deutscher Literatur Vertrauten, welche nicht eher über einen Gegenstand schreiben, als bis sie ihren Gegenstand gründlich kennen gelernt haben; aber freilich hätten sie sich nicht vor deutscher Vollständigkeit und Schwere fälligkeit.

1863. 38.

Wir erwähnen hierbei, daß von *L. Büchner*'s berühmter Schrift eine Uebersetzung unter dem Titel erschienen: „*Revue des sciences philosophiques et empiriques des sciences naturelles. Mises à la portée de tout le monde par Louis Büchner*“. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la septième édition avec l'approbation de l'auteur par *L. F. Gumpert*“ (Paris, Brüssel, Leipzig 1863). Der Uebersetzer mit dem deutschen Namen ruft in der Vorrede unter andern auch „*L'âme transcendante du naturalisme est irrésistible!*“ und schließt dann fort: „*Der Erfolg des Werks beweist unbestreitbar sein Verdienst; denn in der kurzen Zeit von nur fünf Jahren haben kaum sieben Auflagen vergriffen und es ist in mehrere Sprachen übersezt worden. Unsere Uebersetzung ist nach der vollständigen, der lebenden, angefertigt und mit noch nicht veröffentlichten Notizen, die wir der Freundschaft des Autors verdanken, bereichert worden.*“ *Paul Janet* geräth in dem oben erwähnten Aufsatz dieser Uebersetzung, bedauert aber, daß der Uebersetzer, ein Freund und Landsmann des Verfassers, seine Arbeit nicht jemand, „*qui sût la française*“, zur Durchsicht gegeben habe. Im übrigen nennt Janet, eifrig er, wie wir gesehen haben, die Mängel, die *Kraft* und *Coerthung* des Systems bekämpft, es ein an *Thatsachen* reiches Buch, ein „*livre nerveux et concis, écrit avec rapidité et clarté, qualifiant toutes nouvelles dans un livre allemand*“; es enthält auf wenigen Bogen den ganzen Geist der materialistischen Lehre und könne als das wahre Handbuch des neuen Materialismus angesehen werden.

Als auf eine Art Curiosum möchten wir hier darauf hinweisen, daß schon *Roskoff* die Hauptsätze der neuen materialistischen Lehre im Werke gebracht hat, und zwar in einer der letzten Stellen seines Gedichts „*Verzweiflung*“, welches sich in gewissen Schichten, deren rohe und verzweifelte Lebensanschauungen in jenem Gedicht ihren Ausdruck finden, noch immer einer großen Beliebtheit erfreut. Der Materialismus kann eben nur sich in Verse bringen; in der reinen Kette der Poesie und Kunst vermag er sich nicht zu erheben, wie dies in der Natur der Sache selbst liegt. Mit dem Materialismus und mit dem aller Moral in das Gesicht schlagenden Grundsatze *Büchner*'s, daß dem Begriffe Gut jeder absolute zwingende Werth obgehe und daß wir alle Epikuräer und Egoisten seien — mit solchen grob sinnlichen Anschauungen kann man eben höchstens ein *Rage* werden, aber nie ein *Shakespeare*. Dieser erhabene Dichter, vor dessen geistiger und stülicher Größe hoffentlich auch *Büchner* sein Haupt in Ehrfurcht beugen wird, spricht in „*Ende gut Alles gut*“ die gewichtigen Worte: „*Man sagt, mit den Wunden der Zeit sei es jetzt vorbei, und es gibt unter uns eine Race Philosophen, welche übernatürliche und unerklärliche Dinge zu alltäglichen und gemeinen machen.*“ Diese Stelle, in der sich der Dichter weiter gegen die „*scheinbare Wissenschaftlichkeit*“ erklärt, steht nicht allein; wer denkt nicht an *Hamlet*'s Wort, daß es im Himmel und auf Erden mehr Dinge gäbe, als unsere *Schmerz* weisheit sich träumen laßt?

H. M.

Zur Ornithologie.

Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze von *J. G. Pfaff*. Leipzig, Brandstetter. 1863. 8. 10 Rgr.

Der Verfasser schildert mit liebenswürdigen Innigkeit seine Beobachtungen aus dem Leben, den Vögel seiner schwäbischen Heimat in der Absicht, einen neuerdings Mode gewordenen mechanischen Auffassung des Innern der Thiere entgegenzutreten. Wir finden aber, daß demselben sehr leicht der Vorwurf werde gemacht werden können, er habe in die Natur hineingetragen, was nicht ihr, sondern nur seiner Phantasie angehört. Soll die Frage nach dem Seelenleben der Thiere einen Schritt vorwärts kommen, so darf man offenbar nicht nach den seelischen Eigenschaften der Gattung als Ganzem fragen, wie es der Verfasser thut, wenn er z. B. S. 20 vom melancholischen Gimpel,

97

vom philosophischen Storch, vom leichtfertigen Esch, vom kriegsbelen Staat, dem vornehmen Pöbel u. s. w. spricht, sondern man muß vielmehr die einzelnen Individualitäten studiren. Es kommt in der That, namentlich bei Vögeln, oft vor, daß ein Individuum durch irgendeine äußere Veranlassung dazu gebracht, von seiner gewöhnlichen Lebensweise einmal abzulassen, nunmehr aus freien Stücken sich an die neue gewöhnt, und auch die selbstgewählte Lebensweise seinen Jungen anerzucht, obwohl ihm der Rückfall in die alte vollkommen freisteht. Beobachtungen dieser Art sollten nur an wilden Thieren angestellt werden, weil man nicht wissen kann, wie viel bei Hausthieren auf den Einfluß des Menschen zu geben ist. In der neuern Zeit ist in dieser Hinsicht manches geschehen, was der Verfasser sich hätte zu Nutzen machen können, wenn er — man steht dem Grund davon nicht ein — sich nicht auf seine eigenen Beobachtungen hätte beschränken wollen, die nach dieser Richtung hin nicht eben zahlreich sind.

Dem Gesamteindruck des Werks würde es ferner offenbar färblich gewesen sein, wenn der Verfasser sich gewisser Ueberschwenglichkeiten hätte enthalten können, bei denen wir uns nichts Reelles zu denken vermögen, wie z. B. bei folgendem Ausspruch: „Galla- und Oleantherblüte haben etwas heimlich Gemüthig-Loisliches in ihrem Duft, obwohl sie von fernher stammen, und unsere heimische, wenigstens längst vollständig bei uns acclimatirte und verwilderte Jerichorose kann bei aller Fülle und Güte ihres Geruchs einen Stich ins süßlich Schwüle, Tropische nie verbergen.“ Wird aus solchen Sätzen je eine Erweiterung unserer Erkenntnisse sich entwickeln können? Und wie viel mehr leistet in dieser Beziehung nicht der Chemiker, der, ohne geistreich sein zu wollen, uns lehrt, daß die Birnen ihren Geruch dem buttersauren Acetyloryd verdanken, oder Chenopodium vulvaria den seinen dem Trimethylamin.

91.

Notizen.

Die ersten und einzigen Verse von Jean Paul.

Wol nur sehr wenigen dürfte es bekannt sein, daß auch Jean Paul einmal Verse gemacht hat. Bei einer Durchsicht des Jahrgangs 1808 des „Morgenblatt“ trafen wir nämlich zu unserer Verwunderung auf einen von Jean Paul unterzeichneten Aufsatz mit der Ueberschrift „Meine ersten Verse“, den wir nicht ungelesen lassen durften. In der Einleitung erzählt Jean Paul in ziemlich devoten Worten, deren sich zu jener harmlosen Zeit auch ein sonst freikanniger Autor gegen fürstliche Häupter bedienen dürfte, ohne sofort als „Fürstentnecht“ ausgeschrieben und gesteinigt zu werden, wie der König von Preußen 1806 mit seiner Gemahlin das Alexandersbad bei Wunstedel besucht habe und wie hier die fürstlichen Personen mit einem aus einer Felsengrotte erdrendenden Wechselgesang begrüßt worden seien, zu dem er, Jean Paul, den Text gedichtet und ein Arzt die Musik componirt habe. Da vielleicht mancher darauf neugierig sein dürfte, wie sich Jean Paul als Versmacher ausnimmt, und die ganze Dichtung nur geringen Umfangs ist, so wollen wir sie ganz hierhersetzen:

Wechselgesang der Dreaden und Rajaden.

Chor der Dreaden und Rajaden.

Seid gegrüßt den Göttern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor euch,
Blumen opfert das Gebirg.
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olymp durch Sie.

Dreaden.

Deinem Adler gebührt die Götter,
Unser Vater verließ dir ihn
Mit Klauen voll Frühlingsgewitter,
Um die Fluren zu segnen,
Um die Felsne zu treffen.

Rajaden.

Wir bewohnen nur vier kleine Flüsse.
Denn das Meer gebirgt die schönste Göttin;
Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen.
Doch auch die Welle schafft die Göttin; und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild;
Unsre vier Ströme spiegeln Anadyomenen
Als vier Schwertern zurad.

Eine Dreade.

Ich besetze die Nymphen der Berge und Flüsse; ich sende aus
der Tiefe statt Goldes die Heilquelle ins Thal; und die Erhebener
weilen am längsten bei ihr.

Die Rajade der Galla.

Ich besetze dich; ich begleite Sie am längsten in Ihr Reich;
dann eilet meine Götterschwärmer mit von Einem Riesengebirg ent-
gen, und umarmend tragen wir des deutschen Königs Schiffe in das
deutsche Meer.

Chor der Dreaden und Rajaden.

Wir sind alle gleich,
Denn sie sind bei uns.

Diese Verse, insofern man sie in ihrer Annäherung an die Prosa und in ihrer Untermengung mit Prosa für Verse gelten lassen will, zeigen, daß sich Jean Paul auf die Kunst verstand, fürstlichen Häuptern Weisheit zu streuen, wenn schon der Umstand, daß darin nirgends das Epitheton „preussisch“ vorkommt und der König von Preußen einfach ein deutscher König genannt wird, von des Verfassers deutscher Gesinnung zeugt und vielleicht von dem königlichen Ehepaar nicht gerade sehr wohlgefällig aufgenommen worden sein dürfte. Trotzdem würde sich in unserer Zeit ein Dichter mit solchen Versen, in deren Veröffentlichung ohne Zweifel ein gewisser Stolz darauf, doch auch einmal Verse gemacht zu haben, sich ausspricht, beim Publikum wie bei den speciellen Freunden der Poesie nicht sehr empfehlen.

Eine Erzählung Hoffmann's von George Sand dramatisirt.

Während bei uns die realistische kritische Schule, welche der jetzt aufstrebenden materialistischen tüchtig vorgearbeitet hat und dieser vielleicht bald die Herrschaft wird abtreten müssen, es sich vor allem angelegen sein läßt, gegen unsere romantischen und phantastischen Dichter einen Vernichtungskrieg zu führen, gehören gerade einige aus dieser Richtung hervorgegangene Erzählungen im Auslande zu den beliebtesten Büchern, so Fouquet's „Undine“ in England und G. E. A. Hoffmann's Erzählungen in Frankreich. Eben erst hat George Sand eine Episode aus des Letztern „Reisler Floh“ unter dem Titel „La nuit de Noël. Fantaisie d'après Hoffmann“ dramatisirt, das kleine Drama im zweiten Augustheft der „Revue des deux mondes“ veröffentlicht und ihm einige einleitende Worte vorgeschiedt. Nachdem die Bearbeiterin bemerkt, daß, wie es heiße, Hoffmann in Deutschland selbst aus der Mode gekommen sei, fährt sie fort: „Mich kümmert das wenig. Zwar weiß ich unglücklicherweise kein Sterbenswörtchen deutsch, und ich weiß auch nicht, ob die Uebersetzung von Loebe-Weimars den Text verschönert hat; aber diese „Contes fantastiques d'Hoffmann“ haben mich in meiner Jugend hingerissen, und ich kann sie auch noch jetzt nicht lesen, ohne mich in eine Region berauscher Poesie erheben zu fühlen.“ Sie bemerkt weiter, die „puissance fascinatrice du génie d'Hoffmann“ sei so groß, daß man auf den Flügeln seiner Phantasie sich mit Vergnügen in unbekanntes Gebiet tragen lasse, ohne zu wissen, welche vergaube oder bursche Welten man unterwegs durchzogen habe, und sie rühmt an Hoffmann's Erzählungen endlich auch die menschliche Seite, die, Scherz und Ernst miteinander mischend, diese Erzählungen nicht als bloße Capricen der Ein-

bildungskraft erscheinen lasse. Das Sand-Hoffmann'sche Drama spielt in Frankfurt a. M., und es treten darin nur vier Personen auf: Peregrinus Lys, Mar, Ranni und das Gespenst, weshalb es auch von der Verfasserin eine „humble fantaisie à quatre personnages“ genannt wird. Es ist auf ihrem Privattheater von Rohaut am 31. August 1862 und 8. Februar 1863 aufgeführt worden, und die Verfasserin nimmt davon Anlaß, gegen die großen Theater der neuern Zeit überhaupt zu eifern, weil sie die Stimmen und die körperlichen Kräfte der Schauspieler in kurzer Zeit zu Grunde zu richten pflegten. „Les vraies individualités ont besoin du petit temple grec et périssent dans le vaste cirque byzantin“, sagt sie. Man erfährt übrigens aus der Einleitung, daß schon vor einigen Jahren im Theaterviertel ein phantastisches Stück unter dem Titel „Les contes d'Hoffmann“ zur Aufführung kam, worin die originellsten Einfälle und Gebilde des Dichters, wie George Sand verflochten, kunreich zusammengestellt waren. Wir glauben in der That, daß das deutsche Publikum neuerungsfähiger ist als jedes andere, und daß Hoffmann, der eine Species für sich bildet, zu den vielen Autoren gehört, welche, weil sie in ihren Dichtungen keine eigentliche Politik trieben, von unserm Publikum mit Unbill belohnt und von der Kritik ungebührlich behandelt worden sind. Glücklicherweise gibt es außer dem deutschen noch als höhere Instanz, ein europäisches Publikum, welches die von jenem begangenen Ungerechtigkeiten auszugleichen sich keineswegs läßig finden läßt. H. M.

Bibliographie.

- Bacmeister, A., Die Geschichte von Walther und Hildegund, wie Walther durch die Nagelprobe seine Braut gewinnt und aus Hunnenland entführt, nebst dem großen Kampf im Baskenwald. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 1864. 8. 2 Ngr.
- Benebir, G., Artemia. Leipzig, Dedmann. 8. 20 Ngr.
- — — Gebichte. Leipzig, Dedmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- — — Die heilige Eraphica. Leipzig, Dedmann. 8. 1 Thlr.
- Berchtold, J., Die Entwicklung der Landeshoheit in Deutschland in der Periode von Friedrich II. bis einschließig zum Tode Rudolfs von Habsburg. Staatsrechtlich erörtert. 1ster Theil. München, Neiger. Gr. 8. 1 Thlr.
- Briffault, G., Die Geheimnisse Roms im 19. Jahrhundert. Deutsch von L. von Alvensleben. 1ste Lieferung. Braun, Karastat. Lex. 8. 7½ Ngr.
- Brunner, G., Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Klerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst. Biographien und Skizzen. Zwei Theile. Wien, Braumüller. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Bryant, W. C., Amerikanische Gedichte, in deutscher Nachbildung, nebst Einleitung von A. Lann. Vom Dichter autorisirte Ausgabe. Bremen, Henze. 8. 1 Thlr.
- La Chanson de Roland: Nach der Oxford'schen Handschrift von Neuem herausgegeben, erläutert und mit einem vollständigen Glossar versehen von T. Müller. 1ste Hälfte. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.
- Dante's Album. 1stes Heft. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr.
- Freimuth, G., Gebichte. Leipzig, Wengler. 16. 22½ Ngr.
- Gebler, W. Edler v., Das k. k. österreichische Auxiliär-corps im russischen Feldzuge 1812. Nach Originalquellen bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.
- Genast, W., Der Deutschen Fort. Festspiel zur Veranstaltung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 6 Ngr.
- Gerßäcker, F., Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.
- — — Der Wilderer. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Costenoble. 1864. 16. 27 Ngr.

La Garde, M., Der letzte Tag von Clairefontaine. Historische Novelle. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Französischen überseht und mit einer Einleitung versehen von R. Müldener. Gotha, Drey. 16. 6 Ngr.

Langel, A., Der Mensch der Vorwelt. Eine Darstellung für gebildete Laien. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Darwin, Lyell, Huxley, Owen u. A. bearbeitet. Deutsch und mit Zusätzen versehen von G. Hartmann. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 18 Ngr.

Leindner, C., Liegende Blätter in Zipser Mundart. 1ste Lieferung. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Mafsan, G. Freih. v., Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko. Vier Bände. Leipzig, Darr. 8. 4 Thlr.

— — — Pilgermuscheln. Gedichte eines Touristen. Leipzig, Darr. 8. 27 Ngr.

Mühlfeld, J., Unversöhnt. Zwei Zeitgeschichten. Leipzig, Häfse. 1864. 8. 24 Ngr.

Rönig Ottomar. Trauerspiel in fünf Aufzügen vom Verfasser der Reichchronik „Das belagerte Wien.“ Berlin, Cassar. 8. 20 Ngr.

Reisen deutscher Lyrik. Eine Anthologie der neueren Dichtungen. Regensburg, Manz. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die nächsten Rächer und die unsichtbare Regierung. Scenen und Skizzen aus den Geheimnissen der jüngsten politischen Revolution. Von C. W. J. 1ste und 2te Lieferung. Deberan, Schleifinger. Gr. 8. à 3 Ngr.

Ruperti, F., Einfache Geschichten. Bremen, Henze. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stein, P., Albrecht von Brandenburg. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. Leipzig, Grurow. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

An Deutschland im August 1863. Leipzig, Fries. 8. 3 Ngr.

Beschorner, Die Beurtheilung der Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen gehört nicht zum Bereich der richterlichen Entscheidung. Ein Votum gerichtet gegen die Schrift des Herrn Dr. Schaffrath: „Gehört auch die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zum Bereich der richterlichen Entscheidung?“ Leipzig, B. Lauchnitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Driesen, L., Die Staatsregierung, die Preßverordnung und die Stadtverordneten. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Edardt, L., Deutschösterreich in seinen Beziehungen zu Deutschland. Eine den Führern der deutschen Bewegung gewidmete Denkschrift. Herausgegeben und bevorwortet von F. Lang. Wiesbaden, Limbarch. 8. 3¾ Ngr.

Einhauser, J. C., und M. J. J., Dr. D. Veder und A. Bullinger, die beiden Würdiger der Frahschammer'schen Philosophie, selbstgewürdigt. München, Neiger. 8. 10 Ngr.

Günzel, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Wie es dazu gekommen, wie sie verlaufen, und was sie Deutschlands Fürsten und Völkern predigt. Eine Gedächtnisschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Befreiung Deutschlands. Zwickau, Buchhandlung des Volkschriften-Vereins. 8. 9 Ngr.

Häuffer, L., Die Reform des deutschen Bundestags. Eine Berichterstattung an die in Frankfurt a. M. versammelten Abgeordneten. Frankfurt a. M., Bockell. Gr. 8. 4 Ngr.

Theodor Körner. Eine Gedächtnisschrift zur 50jährigen Lebensfeier des Dichters am 26. August 1863. Dresden, Meinholt u. Söhne. Hoch 4. 2 Ngr.

Lustkandl, W., Theodor Körner. Helbengedicht in 16 Liedern. Hamburg. 32. 6 Ngr.

Welcker, R., Der preussische Verfassungskampf. Denkschrift zu der Heibelberger Petition an die 2te bairische Kammer. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermäßigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Theologie, Erbauungsschriften u. s. w.

Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres. Herausgegeben von G. Friederich. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. 1856. (2 Thlr. 12 Ngr.) 24 Ngr.
Die Bekenntnisschriften der evangelisch-reformirten Kirche. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von G. O. A. Bödel. 8. 1847. (2 Thlr. 20 Ngr.) 24 Ngr.
Barnes (G. A. J.). Die Reichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 2 Bändchen. Dritte Auflage. 8. (2 Thlr. 20 Ngr.) 20 Ngr.

Codex Clavementanus sive Epistolae Pauli omnes graeco et latine ex codicis Parisiensi celeberrimo nomine Clavementani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit L. F. C. Tischendorf. (Mit 2 Tafeln.) 4. 1852. (24 Thlr.) 8 Thlr.

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von F. A. Roethe. 8. 1830. (1 Thlr. 15 Ngr.) 24 Ngr.

Evangelium Palatinum ineditum, sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit L. F. C. Tischendorf. (Mit Tafel.) 4. 1847. (18 Thlr.) 6 Thlr.

Hahn (A.). Das Bekenntnis der evangelischen Kirche in seinem Verhältnis zu dem der Römischen und Griechischen. 8. 1853. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit. Herausgegeben von D. F. P. Wolff. Mit dem Portrait Martin Luthers. 8. 1849. (1 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Holshausen (F. A.). Der Protestantismus in seiner geistlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. 3 Bände. 8. 1846—52. (10 Thlr. 15 Ngr.) 3 Thlr.

Jürgens (R.). Luther's Leben. Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite. 1483—1517. 3 Bände. 8. 1846—47. (7 Thlr. 15 Ngr.) 2 Thlr. 20 Ngr.

Laemmer (H.). Clementis Alexandrini de $\Delta\Omega\Gamma\Omega$ doctrina. Commentatio historica-theologica. 8. 1855. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Leub (A. G. G.). Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. 8. 1849. (1 Thlr. 24 Ngr.) 10 Ngr.

Lipsius (R. A.). De Clementis Romani epistola ad Corinthios prioris disquisitione. 8. 1855. (1 Thlr.) 10 Ngr.

Melanchthon's (M.). Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Roethe. 6 Theile. 8. 1829—30. (2 Thlr. 10 Ngr.) 1 Thlr.

Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner. Herausgegeben von G. Daurer. 3 Bände. 8. 1841—44. (6 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller (R. J.). Das Abendmahl. Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. 8. 1854. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr.

Schaaf (C. F. L.). Die evangelische Brüdergemeine. Geschichtlich dargestellt. 8. 1825. (1 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Schäfer (W. G.). Fünfzig Jahre des Protestantismus in Sachsen und Bismarck. Mit einer Einleitung. 8. 1856. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.

Wilhelm. Veteris et Novi Testamenti versiois gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis caris ediderunt H. C. de Gabelentz et J. Loebe. 2 vol. 4. Cum 8 tab. 1843—46. (16 Thlr.) 8 Thlr. Velin. (19 Thlr.) 8 Thlr.

Wibers (R.). Versuch über den Geist und den Einfluss der Reformation Luthers. Aus dem Französischen übersetzt von G. F. Gramer; mit einer Vorrede von F. B. R. Gendz. Eine gekürzte Preisschrift. Zweite Auflage. 8. Hamburg, 1826. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Wilmann (G.). Die Religion Jesu und ihre erste Entwicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. 8. 1857. (2 Thlr. 15 Ngr.) 24 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermäßigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage destiné aux maisons d'éducation des deux sexes

par Louis Grangier, professeur.

Seconde édition revue et augmentée. In-8. Geh. 1 Thlr.

Der Verfasser, Lehrer der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, wollte mit seiner Literaturgeschichte den Erziehungsinstituten, vornehmlich Deutschlands, ein brauchbares Unterrichtsmittel liefern. Seine Absicht ist vollkommen erreicht worden. Denn das Buch wurde sofort von den Directoren mehrerer der angesehensten Institute eingeführt und fand so rasche Verbreitung, dass bereits eine zweite Auflage sich nöthig gemacht hat, welche, aufs sorgfältigste durchgesehen und verbessert, alle Ergänzungen bis auf die neueste Zeit enthält.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen angenommen.

Wöchentlich in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.
Preis des Heftes 7 1/2 Ngr., des Bandes gehalten 2 Thlr. 12 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Er scheint wöchentlich.

— Nr. 39. —

24. September 1863.

Inhalt: Heinrich Stieglitz' Tagebücher und Briefwechsel mit Friedrich Jacobs. Von Hermann Marggraf. — Bunsen's Bibelwerk. — Neue Romane. Von Rudolf Sonnenburg. — Anderson's Entdeckungstreifen in Südwestafrika. Von Johann Schucht. — Deutsche Geschichtsschreibung. Von Aurelio Suddens. — Notizen. (Aus Wolffsohn's „Russischer Revue“; Johann Major, der Wittenberger Poet.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Stieglitz' Tagebücher und Briefwechsel mit Friedrich Jacobs.

1. Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von Ludwig Gurge. Leipzig. Dyt. 1863. 8. 12 1/2 Mgr.
2. Erinnerungen an Charlotte. Von Heinrich Stieglitz. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von Louis Gurge. Marburg, Cramer. 1863. 8. 20 Mgr.

Unsere tumultuariöse und sich in Festivitäten aller Art betäubende Generation ist sehr vergesslich und in ihren Empfindungen nicht sehr zart. In vollster aber unruhigster Thätigkeit nach außen begriffen, hat sie wenig Zeit und Neigung, sich um seelische Vorgänge und psychologische Probleme zu kümmern, und obgleich die Individuen jedes für sich vielleicht zu keiner Zeit so viel Präntationen gemacht haben als gerade jetzt, so lassen doch individuelle Schicksale diejenigen, die nicht von ihnen unmittelbar betroffen werden, meist sehr gleichgültig. Daher glauben wir, daß vorliegende, aus Stieglitz' Tagebüchern und dem Briefwechsel mit F. Jacobs ausgezogenen Schriften für den Augenblick wol nur von wenigen beachtet werden dürften. Und doch ist es gewiß von eigenthümlichem Interesse, die Stimmungen eines Mannes nach dem Tode seiner Gattin kennen zu lernen, die sich selbst entleibte, um durch einen realen furchtbaren Schmerz seinen eingebildeten Schmerzen ein Ende zu machen und ihn aus einer Hypochondrie zu retten, die, wie sie geglaubt zu haben scheint, ihn daran hinderte, von seinen dichterischen Kräften vollen Gebrauch zu machen!

Wir begreifen, wie ein Weib in ein brennendes Haus stürzen kann, um ihren geliebten Gatten aus den Flammen zu retten oder mit ihm unterzugehen; aber ein Motiv, wie dasjenige, welches Charlotte Stieglitz zum Selbstmord trieb, entzieht sich unserm vollen Verständnis und, sagen wir es offen, auch unserer vollen Zustimmung. Der Fall ist so einzig in seiner Art, daß die gesammte berliner Bevölkerung auch in denjenigen Schichten, die erst

1863. 29.

jetzt erfahren, daß es einen Dichter Heinrich Stieglitz gab, durch die Kunde von Charlottens Tod wie durch eine furchtbare Katastrophe aufgeschreckt wurde, und daß die Zeitungen fast aller Länder, auch spanische und italienische, davon wie von einem so noch nicht dagewesenen Ereigniß Kenntniß nahmen und darüber Betrachtungen anstellten. Ein englisches Blatt, wie Stieglitz selbst anführt, sagte gleich darauf, daß die Geschichte „would make the tour all over Europe“, und es hatte wahr gesagt. Auch in künftigen Jahrhunderten wird man der That Charlottens, die keineswegs ohne Zusammenhang mit den geistigen Stimmungen, den socialen Zuständen und literarischen Tendenzen jener Zeit steht, vom psychologischen und culturhistorischen Standpunkte Beachtung schenken, größere vielleicht, als dies gerade jetzt der Fall ist; man wird in ihr vielleicht eine unbegreifliche grandiose Verirrung und Verrechnung erblicken, aber doch der unglücklichen und dabei so edeln Frau sein Bedauern und seine Anerkennung für ihren Muth, ihre Energie, ihre Aufopferungsfähigkeit nicht versagen. Erleichtert, daß darf man denn doch auch nicht vergessen, mochte ihr freilich ihr Entschluß dadurch werden, daß ihr selbst das Leben an der Seite eines so innerlich zerrissenen Mannes, wie Stieglitz damals war, keine Freuden mehr bot und auch keine Möglichkeit einer Wendung zum Bessern zu bieten schien. Hiermit verband sich dann noch bei ihr die merkwürdige und trügerische Vorstellung, daß Stieglitz nur durch eine Katastrophe wie diese aus seiner Versunkenheit gerettet werden könne, und mit dieser Vorstellung rechtfertigte sie ihr unseliges Vorhaben vor sich selbst und ertheilte ihm die Weihe. Ob sie in dem Augenblick, wo sie den Entschluß faßte, wie bei der Ausführung desselben, trotz der energischen Besonnenheit, mit der sie dabei zu Werke ging, vollkommen zurechnungsfähig war, ist immerhin fraglich; Stieglitz selbst, wie wir noch sehen werden, zweifelte daran. Es ist anzunehmen, daß der Trübfinn ihres Gatten sich bis zu einem gewissen Grade allmählich auch auf ihren Geist übertragen und ihn umnachtet hatte. Bei einem ursprünglich so klar, zartverständlich und echt weiblich

gearteten Wesen muß man sogar eine solche Einwirkung annehmen.

Zunächst wenden wir uns zu dem „Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz“ (Nr. 1), der zugleich manche bemerkenswerthe Blige zu der nähern Kenntnis eines Mannes enthält, für den sich manche unserer Leser vielleicht lebhafter interessieren dürften als für den Dichter. Wir meinen hiermit Friedrich Jacobs, mit dem Stieglitz als junger Mann im letzten Jahre seines gothaer Aufenthaltes (1819—20) in persönlichem Verkehr stand und bis dann auch später brieflich blieb. Stieglitz hatte sich in einem Schreiben vertrauensvoll an ihn gewendet, mit dem Wunsche, seiner belehrenden Leitung theilhaftig zu werden. Jacobs gewährte ihm die Bitte und corrigirte die von Stieglitz angefertigte metrische Uebersetzung des Aeschylus aufs sorgfältigste. Stieglitz gesteht in seinen noch nicht gedruckten Grundzügen zu seinem Leben, die er im Jahre 1846 aufgesetzt hat, daß jene abermaligen Unterrichtsstunden, an denen auch Eduard Forberg theilnahm, ihm unvergeßlich geblieben seien, und daß er der Anweisung seines trefflichen Lehrers die später ihn überall begleitende Liebe für das Alterthum verdanke. Stieglitz fährt dann fort:

Der geringste Gewinn aus diesem geistigen Umgang war vielleicht der philologische, den konnten auch allenfalls Bücher gewähren; aber solch ein echter Seelenschatz, verbunden mit tiefem, gründlichem Wissen, wird von unberechenbarem Einfluß auf den Strebenden. Auch späterhin, wo der treffliche Mann mir fortwährenden Briefaustausch vergönnte, hat sein väterlich beratendes Wort mich aus der Ferne begleitet, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn die wiederholt von ihm empfohlene Festigung und Bändigung schweifender Geistesgelüste zu Stetigkeit und Ausbau in Einer Richtung nicht eher zu Stande kam. Mit inniger Verehrung ist mein Herz durch alle Lebensphasen ihm treu anhängig geblieben.

Der Herausgeber, L. Gurler, ein persönlicher Freund des Dichters, der diesem unwandelbar treu geblieben ist, bemerkt im Vorwort in Betreff der Jacobs'schen Briefe:

Verehrt Deutschland in Jacobs auch schon längst eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem weiten Gebiete des classischen Alterthums und der Schulbildung, so gewährt es doch einen ganz eigenthümlichen Reiz, den Charakter dieses Mannes, den wir schon aus seinen Werken schäßen lernten, nach seinem tiefsteigensten Wesen eben aus Briefen — aus denen bekanntlich der innerste Mensch stets am sichersten erkannt werden kann — immer noch klarer hervortreten zu sehen. Haben wir nun auch in dem vor Jahresfrist durch Dünker herausgegebenen „Briefwechsel zwischen F. Jacobs und Franz Gölter“ (Leipzig 1862) und in den durch Gelzer („Protestantische Monatsblätter“, 1862) mitgetheilten Briefen von Jacobs an F. Thiersch ein sehr schätzbares Vermächtniß erhalten, so dienen die an Stieglitz geschriebenen doch im einzelnen zur Ergänzung, tragen aber dabei, durch die Natur des Empfängers bedingt, einen individuellen und zwar, wie mir dünkt, allgemeiner ansprechenden Charakter. Und wenn der Briefwechsel zwischen Jacobs und Gölter, was Dünker mit Recht bemerkt, besonders anziehend erscheint, weil er die unmittelbare Wirkung des trefflichen Lehrers auf begabte, von seinem Geiste angewehte Schüler und die herzliche Liebe zur Anschauung bringt, mit der er solche väterlich rathend, milde mahnend, freundlich theilnehmend, rürend und hebend auf ihrem Lebensgange begleitet, so legt davon auch

dieser Briefwechsel mit Stieglitz auf jedem Blatte ein erhebendes, wahrhaft wohlthuendes Zeugniß ab.

In dem ersten der hier mitgetheilten Briefe, vom 15. August 1820, klagt Jacobs über die Verwirrentheit unsers modernen Lebens, „das sich durch lauter Zufälligkeiten so wunderlich gestaltet hat“, über das „wüste Gedränge dessen, was das äußere Bedürfniß heischt“, und er fährt dann fort:

Wie anders war das in der alten Welt, wo die Deutlichkeit des Lebens von Kunst und Wissenschaft durchdrungen war, und Kunst und Wissenschaft ihrerseits an dem öffentlichen Leben eine feste Grundlage hatten. Die Kunst war da ihrer Stelle gewiß, und ihr enger Zusammenhang mit der Wirklichkeit hinderte jeden Ausflug in das phantastische und unwahre Rebelland, in das sich die neuere, von dem Leben und der Wahrheit losgerissene Poesie nur allzu oft verloren hat. Diese Verhältnisse sind nun freilich nicht zu ändern; sie sind auch ganz gewiß die Ursache, daß manches große und schöne Talent in den wüsten Trümmern unserer Bildung und dem harten Gestein, das sie umringt, ersticht und angetödtet worden; und die zahlreichen Mängel, welche der neuern Dichtkunst anhängen — das oft Mißseltsame, die Ungleichartigkeit, das Ueberspannte und Unwahre, die Unklarheit und Dürftigkeit bei so vielem entschiedenen Großen, Genialen und Herrlichen — sind, wenn wir die alten so leicht entwickelten Werte danebenstellen, gewiß den höchst ungünstigen Verhältnissen zuzuschreiben.

Man sieht hieraus, daß Jacobs, der andererseits doch so besorgt war, den jungen Freunden angestammten Brausen des Gemüths zu beschwichtigen und zur Klarheit zurückzuführen, doch auch durch solche Anschauungen das Seinige dazu beitrug, Stieglitz unruhig zu stimmen und seiner Unzufriedenheit mit der umgebenden Welt immer nur neue Nahrung zu geben. Das haben die Hellenisten und Verehrer des hellenischen Alterthums in Bezug auf einen großen Theil der deutschen studirenden Jugend überhaupt gethan. Wir wollen und können sie nicht darum tadeln, wenn sie dem althellenischen Leben vor dem modernen den Vorzug einräumten, den jenes in der That verdient; aber man läutert und härt die von Jacobs beklagte „Verwirrentheit“ und das „wüste Gedränge“ unsers Lebens nicht damit, daß man die studirende Jugend von vornherein in Irthumspast mit diesem setzt und sie auf ein Ideal verweist, das nun einmal für uns unerreichbar auf ewig hinter uns liegt. Das führt nur zum unfruchtbaren Schmolken und zum Quietismus. Man sahre ja fort, die Gemüther der deutschen Jugend mit den aus hellenischer Kunst und Literatur zu schöpfenden Anschauungen des Guten, Schönen und Humanen zu nähren; aber man zeige ihr auch, was wir davon brauchen können und was nicht, man weise auch darauf hin, was Großes und Schönes auch in unsern Tagen geleistet worden ist und noch wird; man suche die Jünglinge, die doch einmal nicht in althellenische verwandelt werden können, zu tüchtigen Menschen auszubilden, die in deutschem Sinne und Geiste wirken und in praktischer Weise an die Verbesserung unserer Zustände Hand anlegen, statt immer nur ihre träumerische Phantasie in den Straßen Athens und Korinths oder an den Ufern Joniens spazieren zu führen. Wir glauben, daß, wenn man auf unsern Gelehrtenhöfen englische Sprache und Literatur mit demselben Eifer triebe

wie griechisch oder auch nur französisch, unsere Jugend einen großen Gewinn davon haben würde, und wir getrauen uns zu sagen, daß in einer echt staatsmännischen Rede eines hervorragenden englischen Parlamentsmitglieds unserer Zeit mehr für uns brauchbarer Stoff vorhanden ist als in einer Rede des Lyfias oder Isokrates, und daß Schaffpeare's Dichtungen im Original lesen zu können mehr erhebenden, Geist und Herz bildenden und Menschenkenntniß weckenden Genuß gewährt, als im Stande zu sein, Windar's und dem Gegenstande wie der Verhandlung nach so fern liegende Symmen im Original zu lesen.

Im übrigen darf nicht unerwähnt bleiben, daß Jacobs selbst von seinen hellenistischen Studien nur die wohlthätigsten, humanisirenden Anregungen erhielt, die seiner auch in diesen Briefen hervortretenden echt deutschen Gesinnung keinen Abbruch thaten. Jacobs war vor allem Mensch, nicht bloßer Gelehrter, und jeder Gelehrtendümel blieb ihm fern. Wenn sein Jüdling ihm einmal widerspricht, so geräth er niemals dem jüngern Manne gegenüber in jene den Widersprechenden kurz und verlegend abfertigende Gereiztheit, welcher die Gelehrten und namentlich die Sprachgelehrten in gleichen Fällen so leicht sich hingeben. Jacobs' Bildungsperiode fiel freilich in eine Zeit, wo namentlich unter Herder's Einfluß („unter nichts erliegt die wahre Empfindung und Auszubildung und Geschmaek und lebendige menschliche Wirkksamkeit so sehr, als eben unter Gelehrsamkeit“, schrieb dieser einmal am 22. September 1770 an seine Braut Karoline) die Wissenschaft ihre höhere Mission wieder begriff, auch humanen Tendenzen dienlich zu sein; erst später sagte sie sich von dieser Aufgabe wieder mehr und mehr los und zog sich wieder hoffärtig auf sich selbst zurück. Daß dies auch in späterer Zeit bei Jacobs nie der Fall gewesen, und daß, bis wohin seine Einflüsse reichten, diese bis zuletzt humanisirender Art waren, brauchen wir nicht erst wiederholt zu versichern. Im nächsten Jahre, am 6. October, wird es 100 Jahre, daß Jacobs geboren ward. Werden die deutschen Philologen und Pädagogen seinen Säkulartag unbemerkt vorübergehen lassen?

Auf den letzterwähnten Brief von Jacobs schrieb Heinrich Stieglitz, der sich als „Ihr Eie kindlich liebender“ unterzeichnet, eine Antwort zurück, worin er erklärt, daß, so hoch er die Alten auch achte, er doch jene Fülle des Gemüths, jene Glut der Phantasie, jenes Sehnen nach einem Unendlichen, jene himmlische Liebe, die mit Zauberhauch unsere neuere Poesie durchwehe, in der alten gänzlich vermisst; er versichert sogar, daß ihm Schiller unendlich höher stehe als Sophokles und Aeschylus. Jacobs gibt dies in seinem Antwortschreiben vom 4. Decem- ber 1822 auch zum Theil zu; er schreibt:

Es wäre auch wol ein Wunder, wenn so viele Jahr- hundert uns nicht reicher gemacht hätten; noch ein größeres, wenn die Verschiedenheit der Religion und der bürgerlichen Verhält- nisse ohne Wirkung geblieben wäre; das allergrößte endlich, wenn das, was uns in jeder Rücksicht nahe liegt und aus unsern Ver- hältnissen und Ansichten erwachsen ist, uns nicht mehr inter- essirte und stärker anjog, als das, was sich aus einer unter- gegangenen Welt als Bruchstück herübergerettet hat.

Jacobs fährt dann fort:

Der Reiz des Alterthümlichen und Fremdbartigen kann mit dem Gefühl gar nicht verglichen werden, das aus einem und lebendig ansprechenden Werke auf uns übergeht; und ich will Ihnen gern gestehen, daß das Interesse, welches viele an dem Alten nehmen, wenig mehr als ein Interesse der Curiosität und Mittelkeit ist. Der rechte Sinn dafür kann einem nur dann auf- gehen, wenn es einem gelingt, die Werke der Alten in Gedan- ken wieder an ihre Stelle zu rücken, die alte Welt gleichsam von neuem zu schaffen, und das ganze höchst eigenthümliche Ge- wächs der alten Kunst aus seinem ursprünglichen Boden erwach- sen zu lassen. Wenn man sich mit den Tempeln und Gainen, den Märkten und Hallen umgibt, in denen die Bürger der alten Städte — im vollen Genuße der Freiheit und Gleichheit — be- teten, den Staat verwalteten, ihre Geschäfte trieben, philoso- phirten oder dem Müßiggange fröhnten; wenn man alle diese heiligen und profanen Plätze mit den Standbildern der Götter, der Heroen und großen Bürger erfüllt, wie sie wirklich damit erfüllt waren; wenn man sich das ganze öffentliche Leben ver- sinnlicht, und dann in diesen Umgebungen, vor diesem Volke eine Tragödie von Schiller sich auführte — was meinen Sie? würde das nicht, mit aller Fülle der Gedanken und Sentimen- talität, eine geist- und farbenlose Erscheinung sein?

In demselben Briefe stoßen wir aber auf einen be- merkenswerthen Widerspruch; Jacobs möchte das deutsche Leben wol gern dem hellenischen etwas näher gebracht sehen; aber wie sehr doch auch ihm die Prosa des deut- schen Lebens im Blute lag, geht wieder aus dem Um- stande hervor, daß er es zwar sehr begreiflich findet, wenn ein Grieche die Vorse „zum Geschäfte des Lebens“ machen konnte, dagegen aber die Uebersetzung auspricht, daß ein Amt „mit aller daranhängenden Prosa“ einem Dich- ter neuerer Zeit ebenso nothwendig sei, als „Holz, Haare und Wärme“ zu einer cremoneser Geige gehörten. Wir haben bereits in einer frühern Nummer in der Notiz „Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts“ hervorgehoben, daß wenigstens Lessing und Platen anderer Meinung waren, daß es Aemter gäbe, die nicht sehr geeignet seien, dem Dichter zur vollen Ent- faltung seines Talents die nöthige Zeit und Stimmung übrig zu lassen, und daß namentlich ein akademisches Lehramt, welches Jacobs hier im Sinne gehabt haben mag, der Muse nicht sehr günstig zu sein scheint. Wenig- stens werden wir gegenwärtig unter den Hunderten deut- scher Professoren und Docenten schwerlich ein halb Duzend solcher namhaft machen können, welche auch poetisch pro- ductiv wären oder gar als Dichter einen ersten Rang in Anspruch nehmen dürften. Die Kathedratmosphäre ist eine viel zu trockene, um durch ihren Hauch einen dichter- rischen Genius zu befruchten.

In einem Briefe von Jacobs vom 8. Juni 1823 begegnen wir folgender bemerkenswerthen Stelle:

Wie haben seit langer Zeit freie Gesinnungen eine solche Ungunst erfahren als jetzt, wo die höhere Klasse alles Verdienst wieder zu gewinnen, alles Gekühnere zu sichern strebt. Was kann davon die Folge sein? Unterdrückung der freien Gesinnung? Schwerlich. Man bannt sie nur noch gewaltiger in die Mittel- klasse und diese wird eben dadurch noch stärker und freigericher.

Dagegen schreibt Jacobs, nachdem ihm Stieglitz seine „Stimmen der Zeit“ übersandt, am 30. Mai 1824:

Von dem, was mich darin anpricht, ist es eben die polli- tische Richtung nicht, die mir in ihm zusagt. Ihr Glaube steht,

wenn ich Ihre Lieder recht fasse, auf den Grundartikeln der politischen Dogmatik unserer Zeit; dieser Glaube ist aber nicht der meinige. Halten Sie mir das zugute, um der Liebe willen; die ich zu Ihnen hege, und die mit unsern politischen Ansichten nichts gemein hat. Sie stehen auf der Höhe der Jugend und der heitern Hoffnung, die Ihnen in dem Chaos, das die Welt zerrütet, die Aussicht auf ein Paradies zeigt; und der Bewegung hingegeben, scheuen Sie auch die gefährlichen Versuche nicht, die, wie ein heftiges Ungewitter, den Ländern Gedeihen oder Verheerung bringen können. Daß ein siebzjähriger Mann das Letztere mehr fürchtet, als er jenes hofft — denn die Verwüstung kommt schnell, das Ausblühen des Bessern aber folgt spät —, ist der Natur der Dinge und des Alters gemäß, und ich schone mich nicht, meinen Unglauben an die Kraft der jetzt beliebten Mittel, die Menschheit in Masse gesund und glücklich zu machen, öffentlich zu bekennen.

Das Trostschreiben, welches der für den Dichter väterlich besorgte edle Mann nach Charlottens Tode an Stieglitz richtete, beginnt mit den Worten:

Mein theurer, vielgeliebter, unglücklicher Freund! Die Feder wird mir schwer in der Hand; ich suche umsonst nach Worten, um den Schmerz auch nur anzudeuten, mit dem mich der Gedanke an Ihr Unglück erfüllt.

Nach einigen Worten über Charlotte, diese „edelste und liebenswürdigste der Frauen“, dieses „Bild holder Anmuth und Güte“, fährt Jacobs fort:

Sie hat sich geestigt durch diese That, durch dieses Opfer, das auf diese Weise, aus solchen Gründen dargebracht, ohne Beispiel ist. Hierinnen, mein geliebter Freund, liegt die Heilung Ihrer Wunde; aus dem Meere des unendlichen Schmerzes wird Ihnen die Hülfe kommen, die Sie bedürfen. Ich höre, daß Sie die letzte Bitte der geliebten Freundin zu erfüllen suchen. Das ist von jetzt an Ihre erste und heiligste Pflicht. Zürnend würde sich der edle Schatten der Todten von Ihnen wenden, wenn Sie sich der Verzweiflung des Schmerzes hingäben; haben Sie aber den Muth, ihn zu ertragen, so werden Sie den theuern Schatten an sich fesseln; er wird Ihr Schutzeis sein und jeder Bestrebung der Kraft freundlich und liebend zulächeln. Die Hoffnung, mit der Sie sich den Tod gab, darf nicht getäuscht werden. Gott gebe Ihnen den Muth dazu; aber bei jedem Schimmer von Heiterkeit, der das Dunkel Ihres unbüßerten Lebens durchdringt, glauben Sie fest, daß es ein Strahl der Zufriedenheit ist, den Ihnen die Geliebte aus der Hölle ihrer Seligkeit zusendet.

In dem folgenden Briefe, vom 22. April 1835, wünscht er dem Dichter Glück, daß er lebe, daß er den Muth habe, noch ferner zu leben, und empfiehlt ihm, das sicherste Heilmittel seiner Schmerzen in der Arbeit zu finden, dieses Mittel aber nicht bloß auf den Gefilden der Phantasie zu suchen:

An den Grenzen der Poesie liegen noch manche Gebiete, die, minder reizend zwar, durch die Anstrengung, mit der sie durchwandert werden müssen, eine wohlthätige Stärkung verleihen.

Dieser Rath war in Anbetracht der individuellen Situation und der Gemüthsverfassung des Dichters der zweckmäßigste, der ihm ertheilt werden konnte; leider hat aber Stieglitz ihn wenig befolgt; er hat sich fast immer nur auf den Gefilden der Phantasie herumgetummelt, ja diese strapazirt, selbst wenn sie ihm ihre Gunst versagte.

Der letzte Brief von Jacobs trägt das Datum vom 20. Mai 1836 und bezieht sich namentlich auf den Tod seiner Gattin. Man wird ihn mit Rührung lesen, ebenso einen Brief vom 17. Juli 1830, worin er klagt, daß

ihm das ganze Jahr ein „kaltes, arbeitsvolles, zum Theil peinliches“ gewesen, daß sein ältester Sohn durch eine allen Mitteln trogende Krankheit „zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt, nur ein Bild des Leidens und mir eine Quelle des tiefsten Jammers ist“.

Ueber die Briefe von Heinrich Stieglitz, deren erster aus „Stuttgart, den 29. August 1820“, der letzte „Wien, den 9. September 1840“ datirt ist, werden wir uns kurz fassen, zumal da sie der Mehrzahl nach in die Jugendperiode des Dichters und zwar in das erste Lustjahr der zwanziger Jahre fallen. Nach dem Todesjahre Charlottens finden sich von Stieglitz nur noch drei Briefe vor, aus den Jahren 1836, 1838 und 1840. Der Herausgeber bemerkt im Vorwort über diese Briefe mit Recht:

Der Dichter Stieglitz erscheint seiner Begabung, seines rastlosen Strebens nach Ausbildung, seines edeln Charakters und seiner Gesinnung wegen gleichfalls der Aufmerksamkeit werth. Freilich erweckt dabei die unruhige Ueberfülle seines Gemüths, seine qualvolle Ungebuld, in der Poesie das Höchste zu bilden, sein Wollen, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht, worin, nach Eckermann's schriftlicher Mittheilung an Stieglitz, Goethe die wahre Modernität findet, mehrfach auch hier, man möchte sagen, wehmüthige Theilnahme.

Für beide hier hervorgehobene Seiten seines Charakters könnten aus diesen Briefen mehrfache Belege beigebracht werden, und nach beiden Seiten hin vervollständigen sie das Bild des Dichters, wie es uns aus den ebenfalls von L. Garbe herausgegebenen „Briefen von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte“ (Leipzig, Brodhaus 1859) entgegentritt. Wenn, wie der Herausgeber in der oben angeführten Stelle hervorhebt, Goethe in dem über die Kräfte des Individuums hinausgehenden Wollen die wahre Modernität findet — was auch sehr richtig ist und nicht bloß auf poetische Talente seine Anwendung erleidet —, so paßt dieses Merkmal der Modernität auf Stieglitz ganz besonders. Welch ein unbegreiflich verwegenes Unternehmen, noch vor dem siebzehnten Lebensjahre die Tragödien des Aeschylus metrisch zu übersetzen! Das ist ja für einen so jungen Menschen, und wenn er das größte Genie wäre, eine reine Unmöglichkeit. Aber dergleichen hängt zum Theil auch mit der auf unsern meisten Gymnasien betriebenen Treibhauscultur zusammen, und es ist sehr zu fürchten, daß der humane Jacobs diesem ohne Zweifel von ihm sehr bald als stümperhaft erkannten Versuche des Dichters, weil sich in Sprache und Versification vielleicht einige Gewandtheit verrieth, allzu viel Beachtung geschenkt und dadurch dem Selbstgefühl des jungen Aeschylus-Übersetzers nur neue Nahrung gegeben habe. Das excentrische, in das unbestimmte Maßlose hinauszuweisende Wesen des Jünglings zeigt sich in Stellen wie folgende: „Oft ergreift mich eine zerfolternde Ungebuld und ich möchte hinaus, hinaus, und ich kann doch nicht fort aus den engen Schranken meiner selbst; könnt' ich dann durch das Aufbieten aller Kräfte das himmlische Gut erreichen, o wie gern wollt' ich mich selbst vergessen!“ Im Sommer 1821 muß Stieglitz in einem Briefe, der in der Sammlung fehlt, Selbstmordgedanken ausgedrückt haben; denn am 11. Juni 1821 schreibt Jacobs:

In Ihrem Briefe hat mich vieles erfreut, einiges erschreckt und beunruhigt. Gibt es denn kein Mittel, dem Strome Ihres brausenden Bluts ein etwas breiteres Bett zu geben, in dem es sich weniger stürmisch bewegen könnte? Sowie es jetzt schäumt, zerfällt eine Welle an der andern und kehrt ihre Gewalt verberlich gegen Sie selbst. Es hat mich erschreckt, daß Sie dem Gedanken haben nachhängen können, das Gefäß des Geistes zu zerstören, um den Geist zu befreien, als ob wir wüßten, was auf diese Zerstörung folgt! Glauben Sie mir, solche Gedanken sind böse Geister, die sich herbeizuschmeicheln wissen, um dann wie die Vampyre oder Empusen mit dem Herzenblute der Getändelten ihnen jede Kraft auszusaugen.

Ohne Zweifel hat Stieglitz in seiner finsternen Zeit solche Absichten gegen seine Gattin öfters ausgesprochen und sie dadurch mit dem gleichen Gedanken vertraut gemacht. Einmal sagte sie zu ihm, wie Stieglitz selbst in den „Erinnerungen“ berichtet: „Einer von uns wird doch einmal ein Opfer dieser fürchterlichen Mächte — aber dann ist auch der andere gerettet. Du mußt der Gerettete sein, mein Seelenfreund!“ So ging sie ihm, das Weib dem Manne voran, weil er nicht den Muth hatte auszuführen, was seine maßlose Phantasie ihm als Rettungsmittel vorgaukelte.

Angehängt sind einige bisher ungedruckte Gedichte von Stieglitz, meist Griechenlieder, außerdem aber auch ein in Öttingen verfaßtes Gedicht: „Den scheidenben Freunden gewidmet zum Abschiedscommer, den 9. März 1822“, welches dem Drucker des Gedichts eine Strafe von 50 Thalern, ihm selbst aber strenge Untersuchung, mehrwöchentliche Gefangenschaft und das consilium abeundi zuzog. Man bezeichnete in dem Gedicht als „unziemliche Ausdrücke“, was doch nur sehr harmlose, schon tausendmal dagewesene vaterländische Phrasen sind. Solcher „unziemlichen Ausdrücke“ haben sich ja auch die Mitglieder des frankfurter Fürstentags bedient, ohne vom deutschen Volke das consilium abeundi zu erhalten.

Auf die Kunde hiervon schrieb Jacobs am 17. April 1822:

Aber wo denken Sie auch hin, Ihre besten Gefühle dem Vaterlande selbst trotz der Tyrannei widmen zu wollen.

Und nach einigen weiteren Worten fährt er fort:

Es ist schmerzlich, so schreiben zu müssen, wenn man die schönen Tage von 1813 gesehen und sich mit der Hoffnung begeistert hat, das Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit mit allen den großen und edeln Gefühlen, die in einem solchen Reiche geüben, ausblühen zu sehen. Denn diese Hoffnung war es, die uns damals erfüllte, die unsere Kinder gegen den Feind trieb, und uns jedes Opfer leicht machte; und wir waren gutmüthig genug, uns einzubilden, daß unsere Nachhaber nur den Augenblick der Befreiung von dem fremden Joch erwarteten, um ihre Völker durch die Erfüllung ihrer — auf hohe Verheißungen hin erregten Hoffnungen zu beglücken. Statt dessen — doch ich verlasse mich! Ich wollte nur sagen, daß es schmerzlich sei, die jämmerliche Entzweiung in allen Ländern zu sehen, die so lange wachsen wird, als man die Gestalt der Freiheit fürchtet.

Wir haben freilich oben gesehen, daß Jacobs im Jahre 1834 von den seitdem aufgetauchten „Grundartikeln der politischen Dogmatik unserer Zeit“ nichts wissen wollte.

Es ist, wie schon bemerkt, von eigenthümlichem Interesse, aus des Dichters „Erinnerungen an Charlotte“ (Nr. 2)

die Stimmungen des Unglücklichen unmittelbar nach dem Tode Charlottens wie später kennen zu lernen. Leider geht aus diesen Tagebuchblättern nur zu deutlich hervor, wie sehr sich Charlotte verrechnet hatte und verrechnen mußte. Stieglitz schleppte an seinem Leben wie ein Gefangener an schwerer Kette mühsam weiter, und der ihm von seiner Gattin leibwillig gewordene Auftrag machte es ihm, wenn er selbst nicht seiner Frau vor der Welt unrecht geben wollte, unmöglich, diesem gequälten Leben ein Ende zu machen. Er sollte geheilt werden (wie Stieglitz selbst sich in seiner excentrischen Weise ausdrückt, „durch die übergewaltige Blutung“), er sollte nun erst etwas Großes schaffen, und er war nicht geheilt und vermochte nichts eigentlich Großes zu schaffen, nichts Großes wenigstens, was auch die Welt als solches anerkannte. Im vergebliehen Ringen danach rieb er sich auf; die Last der Erinnerungen erdrückte ihn; die That Charlottens begleitete ihn auf seinen unablässigen Wanderzügen wie ein dunkles Gespenst Schritt für Schritt; er durfte nicht einmal wagen, sich der Täuschung hinzugeben, als ob die Welt ihn für würdig halte, daß das Opfer für ihn geblutet habe. Im Gegentheil, er nennt sich selbst einen „Gequälten, Ruhelosen“, einen „dunkel Gezeichneten“, dessen Schatten ihm schon „den Frager ins Garn schleppe“; er schreibt 1836 in Salzbrunn ähnlich: „Ja, ein dunkler Schatten schleppt dir nach, du Gezeichnete!“ Er steht zu dem „Gott des Lichts“, daß er nur eins nicht über ihn verhängen wolle, „nur nicht die Verdunkelung meiner selbst und darin die Unmöglichkeit der Erfüllung meiner Aufgabe“; er spricht von dem „ungeheuern Fluch“, der immer schwerer auf ihn drücke — und dieser Fluch sei die Erkenntniß nach verlorenem Paradiese. Ein andermal schreibt er an seiner Aufgabe irre Gewordene: „Mein ganzes Leben fortan ist ein ungeheueres Fragezeichen“, und dann wieder:

D ich bin ein armer, armer Mensch geworden! Das fühl' ich erst recht in der Nähe meiner alten Freundin, der Natur. Ein armer, armer Mensch bin ich geworden — hab' ich denn nicht alles, mein Alles verloren? Und nur durch letztes völliges Aufgeben meiner selbst gewinn' ich's wieder.

Charakteristisch und von tieffter Wahrheit, die jeder dem Unglücklichen nachfühlen wird, ist besonders auch folgende Stelle:

Daß durch das Ungeheure ihres Schmerzes, durch den in maßloser Liebe gethanen gewaltsamen Schritt mir soll neue Kraft und neue Lebensregung zur Bethätigung geworden sein, der Gedanke, wenn er in das bebende Gefühl tritt, kann mich manchmal so überwältigen, daß momentan alle Kraft erlahmt und ich mir mit all meinem Thun nur wie ein schales Nichts im Vergleich zu ihrer Herrlichkeit vorkomme —

Worte, welche die schärfste Kritik ihrer That enthalten. Es läßt sich auch denken, daß, wie innig er auch Charlotte verehrte und ihr gleich einer Heiligen einen fast religiösen Cultus widmete, in der That doch auch Momente eintraten, wo er ernstlich mit ihr zürnen konnte. „Charlotte, Grausamste und Liebendste“, schreibt er einmal; „gab's denn kein anderes Mittel als das herzzerfleischendste? Du Lichtes-, Hoffnungsvolle, war denn gar kein anderer Hoffnungsstrahl?“ So wechseln sogar Vorwürfe gegen seine Gattin mit den noch gerechtfertigten

gegen sich selbst. Er nennt sich einen „Wahnwitzigen, Verblendeten“, der, sein höchstes Glück verkennend, sich „düstern Träumereien, wilden Selbstzerfleischungen des Innersten“ hinzugeben gewagt habe. So treibt es ihn weiter von Ort zu Ort; er möchte vergessen, aber er kann es nicht. „Ob man hier in diesem großartigen Bergesvier, wo die Natur in grandiosen Stil gearbeitet“, schreibt er einmal in einem Karpatenthal, „sich ansiedeln und die Vergangenheit vergessen und ein neues Leben anfangen könnte? Wer kann vergessen? Wer kann vergessen wollen?“ Und ein andermal: „Ob sich wol vergessen ließe? Und wenn alles schweige, was sie wol anfinge, die Phantasie in den Karpaten?“ Dann flieht er wieder die Einsamkeit und stürzt sich in das Getümmel der Welt, besucht vorzugsweise große Städte und Badeorte oder deren Promenaden, wo er sich aber wiederum als „Gezeichner“ unglücklich fühlt und vielleicht abermals auf kurze Zeit in die Einsamkeit eines Gebirgsthals flüchtet. Aber im Schlafe wenigstens kann er vergessen, und darum erscheint ihm der Schlaf als das köstlichste Gut. „Nächst der zum Flug gespannten ungehemmten Geistesbewegung ist der Schlaf das höchste Gut der Erde“, schreibt er; und dann wieder, nach dem tiefsten Schlaf, dem Todes-schlaf, sich sehnend: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles aus.“ Aber auch der Schlaf flieht ihn nur zu oft: „Solch schlaflose Nächte mahnen dich“, schreibt er am 26. Mai 1836 nachts, „daß du dem Himmel danken sollst, wenn du nur ruhen kannst und deine ungestümen Wünsche zügeln; denn es gibt ein Maß des Glücks, daran du doch noch nicht hingereicht.“ Diese Bemerkung folgt gleich auf die nachstehende: „Aber sich nicht beschränken mag, der fällt der Nemesis anheim.“ (Görres.) Da, da liegt's!“

Daß dies so und nicht anders kommen werde, hätte Charlotte, wenn ihr Geist nicht auch umschleiert gewesen wäre, voraussehen müssen. Und zwar finden sich diese Ausbrüche trostloser Verzweiflung nicht unmittelbar, sondern erst einige Zeit nach der Katastrophe ein; der Eindruck war im Anfang noch zu neu, zu überwältigend; Stieglitz fühlte nur die Größe des Opfers, nicht das Unzureichende seiner eigenen Mittel, um der ihm von Charlotte gestellten Aufgabe gründen zu können; er glaubte noch an eine Zukunft („Ich mag lieber Resultate geben als Versprechen. Die Zukunft möge ausweisen, ob ich solchen Opfers würdig war“, schreibt er noch am 16. Januar 1835 seiner Schwester); von allen Seiten beileite man sich, ihm Trost, Theilnahme und Aufmunterung zu spenden, und Borch, der Charlottens That wie Jacobs im antiken Sinne auffaßte, dichtete auf Charlotte ein griechisches Distichon, welches hier im griechischen Text wie in einer wahrscheinlich von Stieglitz verfaßten deutschen Uebersetzung mitgetheilt wird und in letzterer lautet:

Sie, die aus Liebe zum Gatten freiwillig dem Tode sich hingab,
Würdig wol ist sie fürwahr, ehrt ihr Altesen sie gleich.

So befand sich Stieglitz in der ersten Zeit wie in einer Art Rausch, obgleich er doch mitten in diesem Rausch die uns unbegreifliche Ruhe fand, schon in der Nacht,

welche auf die Katastrophe folgte, Reflexionen über die Situation, in welche er sich durch sie versetzt sah, niederzuschreiben, und während Charlottens sterbliche Hülle abgeholt wurde, Betrachtungen anzustellen wie folgende:

Ich glaube, sie kommen jetzt mit dem Wogen, der sie im hölzernen Bett zur Ruhe führen soll. Ich begleite sie nun den letzten irdischen Gang. Dann ist mir ihre Seele ganz frei, nachdem die schöne Hülle überdeckt ist. Der Ruß auf deine kalte Stirn, du schöne weiße Taube, den ich dir zum Neujahresfrühstück gab, brennt ein heilig Opferfeuer durch die Lippen in mein Herz.

In der That dünken uns die unmittelbar nach Charlottens Tode niedergeschriebenen Reflexionen etwas phrasenhaft. Erst später fand sich der wahre tiefere Schmerz ein. Die vielen Freunde und Trostprediger, die anfangs um ihn gewesen waren, begannen ihm auszuweichen (nur sein Freund Wape hartete getreulich bei ihm aus, wie er selbst im April 1835 bemerkt); er sah Gesichter, er hörte Andeutungen, er las Bemerkungen, welche ihm deutlich manches sagten, was ihn demüthigen mußte. Es kamen düstere Abende und Nächte, wo ihn eine „ungeheuerer Angst“ ergriff, wo Charlottens That ihre grauenhafte Seite gegen ihn herauskehrte, wo er sich verzweiflungsvolle Vorwürfe machte, wo er mit seinem Gewissen zu Rathe ging und zu fühlen begann, daß er den Forderungen, zu denen Charlottens Opfertod ihn berief, doch nicht gewachsen sein werde. Immer mehr verlor jetzt sein Schmerz das Phrasenhafte und fand mit dem tieferen Gehalt auch den tieferen Ausdruck. Hat er ihn auch nicht in großen überragenden poetischen Schöpfungen ausgedrückt, so hat er ihm doch in diesen Tagebuchblättern einen oft wahrhaft rührenden Ausdruck gegeben, der für den Unglücklichen, Ruhelosen nur Theilnahme und tiefes Behauern erwecken kann. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber im Vorwort:

Auch das ist echt menschlich und der schmerzvollen unglücklichen Lage des Dichters durchaus entsprechend, Trost in dem Worte der Heiligen Schrift zu suchen, der Vorsatz, der Vergebung in seinem unenträthselten Gesichte gläubig Vertrauen zu schenken, seine Gebete, an Gott nicht irre werden zu mögen. Und wer hebt einen Stein auf gegen den Schwergewichten, wenn einmal Momente der Verzweiflung hervorbrechen, da doch auch andere dagegen eintreten, in denen er stehen kann, es sei ein stiller Friede über ihn gekommen! Und eben dieses Ringens wegen nach diesem Frieden können diese Blätter in vieler Beziehung ein Trostbuch für Leidende werden. Wie oft begegnet uns doch für unsere eigensten schmerzlichen, tren abgepiegelten Empfindungen und Gefühle auf dem einen oder andern Blatte irgendwie ein besänftigendes oder milderndes Wort, das der brennenden Wunde Balsam wird!

Es gewähre ein hohes psychologisches Interesse, bemerkt der Herausgeber weiter, „Stieglitz hier nun auch insbesondere einmal selbst über die Motive der That Charlottens urtheilen zu hören“. Dahin gehören Stellen wie folgende:

Daß sie mein fürchterliches Innichversinken (was ihr stets als das Gefährlichste in meiner Natur erschien) und meine in den letzten Tagen mich widerstandslos überwachsende Theilnahmslosigkeit am Leben bei zunehmender Unklarheit der Vorstellungen nicht mehr körperlich nahm, und somit auf andere Mittel sann, mag manchem als gütiger Vorwurf gegen ihre kühne rasche That erscheinen und zur entschuldbaren Annahme eines geistigen Strichthums verleiten; aber es hatte sich eben die Strömung ihres

innern Seins nun einmal auf dieses eine anerkannte Ziel gewendet, gegen das ihr bei ihrer *flüchtigen* in sich vertiefenden, in diesem einen sich verschließenden Natur nunmehr nirgendher ein Einwand zu machen war.

Berner folgender schon angedeutete, worin er bei Charlotte, deren That mithin auch ihm ein psychologisches Räthsel blieb, ein getrübt und gestörtes Bewußtsein annimmt:

Wo war dein fähiger Lebensmuth, du allzeit Hoffende, du über den Moment dich läßt und frei Erhebende? O, bei aller Heiterkeit, allem heiligen Wollen deines mächtigen Gemüths, es war dennoch ein getrübt Moment, physisch getrübt und geistig über sich selbst hinaus gesteigert. Das fühlte wohl niemand so als ich im ungeheuren Kampf des Bleibens.

Wahlich ist auch folgendes Tagebuchblatt beachtenswerth:

Ich habe sie doch so geliebt, wie nur ein Mensch den Menschen lieben kann; ich hätte nie geglaubt, daß man sich höher, tiefer lieben könnte; ihr Körper, die Wohnung dieses edeln herrlichen Geistes, wurde mir gewissermaßen immer mehr zu heilig; wir strebten beide innig und mit allen Kräften nach Herbeiführung, nur geistigem Angehörigen gegenständig (dies, als vielleicht dem Urgebornen hier nicht zukommende, denn ich mir, nicht der von ihr benannten „Vollständigkeit des Gefühls“ zum Theil als das „eine Leben, woran wir beide litten“).

Wir erinnern uns ähnliche Andeutungen aus Stieglitz' Munde selbst vernommen zu haben. Die Stieglitz'sche Ehe war, wie man weiß, mit Kindern nicht gesegnet, und leider widersetzte sich Stieglitz, wie er einmal selbst hier erzählt, dem gegen ihn von Charlotte ausgesprochenen Wunsch, ein Kind zu sich zu nehmen, mit den Worten: er habe gar keine Liebe neben ihr für ein anderes Wesen übrig. Nicht mit Unrecht bemerkt übrigens der Herausgeber im Vorwort, daß nach diesem „so merkwürdigen Denkmal der höchsten, seltensten Liebe“ von jetzt an wohl niemand noch mit St.-René Taillandier zu behaupten wagen würde, Stieglitz habe Charlotte nicht wahrhaft geliebt, niemand mehr mit dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ nun die Vermuthung aussprechen würde, ein geistig vielbegabter Freund habe der Charlotte nicht mehr fern genug, nicht mehr hinter dem eigenen Gatten gestanden, und das habe ihr Pflichtgefühl nicht zu tragen vermocht.

Mitunter floßen wir auch auf Sentenzen mehr allgemeiner Art, welche gut und tüchtig gedacht und treffend ausgedrückt sind und von denen wir hier folgende hervorheben:

Von einer großartigen und aus dem gewöhnlichen Gleise herantretenden Handlung macht sich zu seinem und seinesgleichen bessern Verständnis alsbald jeder eine Taschenausgabe je nach dem Format eigener Fassungskraft zurecht.

Nicht allein in der Demuth ist Kraft, Demuth ist selber Kraft, diese Stärke der Identifizierung, das Höchste, wozu die Tapferkeit der Seele sich aufschwingen kann — Kraft ist die Blüte der Demuth, der echten, gleichwie sie ihr Grund und Boden und ihre Wurzel ist. In der Demuth findest du alles, Gott und Welt und dich, in ungetrübtem Spiegel.

Das Unglück verspotten ist leicht, ist Bößesache, dem dergleichen Regung nahe liegt. Schwieriger ist die Aufgabe, seinen geheimen Fäden nachspüren und sie für den Blick des Wahrheits- und Seelenforschers festzuhalten — nur den Uebeln und Degabtesten kommt solches zu.

Für solche Stellen wird man gern bizarre Uebersetzungen benützen wie folgende in den Kauf geben:

Ich mag nicht immer mit Blut schreiben und habe doch ein flutend Meer voll in der Brust — Herz, großes, blutiges Lintensaß!

Mit literarischen Angelegenheiten und seiner Stellung zu zeitgenössischen Schriftstellern beschäftigt sich Stieglitz in diesen Tagebuchblättern nur selten. Einmal, im Mai 1836, gedenkt er eines Kreises jüngerer berliner Schriftsteller, dem auch wir angehörten, mit nachstehenden liebevollen Worten:

War wohlthuend wirkt auf mich das zutrauensvolle Wandern eines Kreises junger heranastrebender Literaten, die sich in der letzten Zeit mir liebend angenähert. Solcher Umgang wirkt verjüngend und belebend auf mich, den seinen Jahren nach noch so Jungen, der Lebenserfahrung nach so furchtbar Gereiften, aber, so Gott will! niemals Alternen. Müd' euch werden und bleiben, was euch beglücken kann und Unerschütterliches sich mindern und mildern, so viel es dies Chamäleonische in Schmerz und Lust spiegelnde Dasein irgend zuläßt.

Im Juli 1835 bemerkt er, daß Charlotte zwar in der letzten Zeit durchaus und entschieden der Ansicht gewesen, Mundt rette und löse ihn aus den unnachtenden und störenden Wirren der Gegenwart; aber, fährt er fort, wie sie auch den lebendig wirkenden Zeitideen anhing, wo diese echten Kern bargen, so lebhaft und innig war ihr Seelenleben gegen die zernichtende Weise dieser modernen Himmelsstürmeri. In ihrem Wesen war, bei entschiedener Antipathie gegen allen Autoritätsglauben, eine „unendliche Pietät“. Hierin unterschied sie sich wesentlich von dem sogenannten Jungen Deutschland. Während sie mein periodisches Unnachtfest tief betrauerte — ihr lebhaftester, fast einziger Schmerz; denn war ich nur einigermaßen klar und wohlant, gleich war sie heiter, ja edelmuthig willig —, so liebte und ehrte sie doch selbst meinen dunkeln Jörn und mein Abwenden von dieser Sturmarmut gegen verehrte Häupter, an deren Licht wir uns groß gezogen.

Der Herausgeber bemerkt im Vorwort mit großem Recht, daß ihm die Veröffentlichung dieser Tagebücher schon dadurch gerechtfertigt erscheine, weil sie „die eigenthümlich seltenen Seelenzustände des unglücklichen Dichters bei einer Katastrophe, die in ihrer Art einzig dasteht, vollständig und wahr vor Augen stellen“. Nähmen wir an, daß ein Autor einen Roman erfunden hätte, worin eine Opferthat wie die Charlottens sammt denselben Motiven und zu demselben Zwecke den Kernpunkt bildete, so würde gewiß jeder denkende Leser darauf gespannt sein, wie der Autor diese Katastrophe auf das Leben und die Stimmung des übriggebliebenen Gatten wirken lassen würde; und nähmen wir weiter an, der Autor spanne sein Thema ganz in derselben Weise fort, wie Stieglitz in seinen Tagebüchern, so würde man die Erfindung gewiß originell, die Auffassung dichterisch und zugleich psychologisch interessant und die Ausführung meist geistreich und schwungvoll finden. Will man nun diesen Tagebuchblättern weniger Theilnahme schenken, weil sie wahr, weil sie durchlebt und nicht erfunden sind? Bedenken sie doch außerdem denjenigen, welche an der modernen Krankheit, an der Ueberschätzung ihrer geistigen Kräfte und ihres Talents leiden, die große Görres'sche Lehre, daß wer sich nicht beschränken mag, der Nemesis anheimfällt.

Gerhard Marggraff.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. — Dritter Band. Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Dritter Theil: Die Schriften. (Fünfter Halbband. Erste Hälfte: Die Psalmen. Herausgegeben von A. Rapphauseu.) — Vierter Band. Vierter Theil. (Siebenter Halbband: Die vier Evangelien. Herausgegeben von H. Holzmann.) Leipzig, Brodhans. 1862—63. Gr. 8. à 26 Ngr.

Bunsen's Bibelwerk, über welches in diesen Blättern schon früher ausführlich berichtet wurde, schreitet seinem Abschlusse rüstig entgegen.

War bei Bunsen's Tode der Fortgang seines Werks dadurch gesichert, daß ein großer Theil desselben bereits druckfertig vorlag, ein anderer nur noch der Zusammenstellung und Durchsicht bedurfte, so ist derselbe durch die Sorgfalt seinesverwandter namhafter Theologen, wie Lipsius in Wien, die zum Theil von Anfang bei der Bearbeitung theilhaftig waren, verwirklicht worden. Bunsen selbst hatte mit der weitem Oberleitung des Werks seine beiden Söhne betraut, von denen der eine in Bonn, der andere in England lebt, von welchem letztern die vorliegende Bearbeitung des Johannevangeliums herrührt, und jenen Theologen ist es zu verdanken, daß für die Texteskritik auch die von Tischendorf aufgefundenen Sinaitische Handschrift benutzt wurde, die übrigens meist nur die bisherigen Resultate bestätigend zu entscheiden scheint. Daß auch die sonstigen neuern Forschungen auf dem Gebiete der Exegese berücksichtigt worden sind, versteht sich von selbst.

Für das gegenwärtige Referat liegen zwei neue Halbbände vor, die Uebersetzung der Evangelien und der Psalmen enthaltend.

Es ist bereits früher auf die großen Vorzüge der Bunsen'schen Uebersetzung hingewiesen worden, und Bunsen selbst hat sich in dem Vorworte zum Bibelwerk über die dabei leitend gewesenen Grundsätze ausgesprochen. Diese Grundsätze finden wir auch in den vorliegenden Theilen befolgt, und es resultiren daraus dieselben Vorzüge, nämlich Richtigkeit, Anbequemung an die Sprache der Gegenwart, Emancipation von undeutschen Ausdrücken und Perioden, die, wie Bunsen selbst einmal sagt, wol Judendeutsch, aber nicht wirkliches Deutsch bewirken, und endlich, was daraus hervorgeht, größere Verständlichkeit. Die unter dem Texte fortlaufenden Erklärungen sind in weiser Beschränkung geboten, während hier die Gefahr nahe lag, zu viel zu geben oder auf das Gebiet der gelehrten Exegese zu gerathen.

Indessen für eine neue Bibelübersetzung wären diese Vorzüge, so gewichtig sie sind, doch noch nicht ausreichend. Ein Bunsen war aber auch tief genug in das Wesen der Schrift eingedrungen, um ihren Geist zu erfassen, ihn in der Uebersetzung wiederzugeben und ebenso wol den hohen Schwung der Begeisterung, wie wir ihn in den Psalmen finden, als den kindlich einfachen Ton zu treffen, der den meisten evangelischen Erzählungen eigenthümlich ist. Allerdings muß zugegeben werden, daß die großen Schwierigkeiten einer neuen Bibelübersetzung, welche schon das frühere Referat anerkannte, sich bei dem Neuen Testamente noch häufen. Nicht die dreißigtausend Varianten desselben, nicht der Umfang und die Fortschritte der gegenwärtigen Schriftforschung, wol aber der Umstand, daß gerade das Neue Testament in der Luther'schen Uebersetzung Eigenthum des evangelischen Deutschland in höherm Grade geworden und geblieben ist, als dies vom Alten Testamente gilt, steht hier jeder andern Uebersetzung hinderlich entgegen. Unzählige Erinnerungen an die Kindheit, an den ersten Unterricht, an die häusliche Lectüre und den kirchlichen Gebrauch der Luther'schen Uebersetzung lassen selbst an entschiedenen Unrichtigkeiten derselben, eben weil sie sich eingebürgert haben, mit Hartnäckigkeit festhalten, und ein nicht unberechtigtes Gefühl widersteht sich jeder Verbesserung, eben weil es eine Verberung ist. Es mag immerhin im Vaterunser heißen: unser „morgendes“ Brod gib uns heute! Die Pietät wird den-

noch an der gewohnten Bitte um das „tägliche“ Brod festhalten, und ebenso werden gar manche unrichtig übersezte Stellen der apostolischen Briefe, die im Volksunterrichte als Beweismittel für Glaubenssätze benutzt werden und deren Verständnis nur durch Vergleichung des griechischen Urtextes zu ermöglichen ist, nicht so leicht der richtigen Uebersetzung überall weichen, da man von Jugend auf sich gewöhnt hat, mit Luther's unrichtiger Uebersetzung den richtigen Sinn zu verbinden, selbst wenn dabei den deutschen Worten Gewalt angethan werden muß.

Und ähnlich verhält es sich mit den Psalmen und überhaupt mit den poetischen Büchern des Alten Testaments, wo die poetische Kraft und Schönheit vieler Stellen in der Luther'schen Uebersetzung offenbare Unrichtigkeiten nichtbedenklicher zum Eigenthum des evangelischen Deutschland gemacht hat. Wenn es im 118. Psalm eigentlich heißt: „Bindet das Festopfer — das Opferthier, den Stier — mit Seilen an die Hörner des Mares!“ Luther's Uebersetzung: „Schmückt das Fest mit Raisen!“ ist als beliebter Text zu kirchlichen Festreden gesucht und gesannt; nicht ohne weiteres wird man hier das poetisch Schöner für das Richtiger hingeben. Wenn Luther im Buche Hiob überlegt hat: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken“, so mag immerhin verständigigt werden, daß Hiob nur von seiner baldigen Genesung redet und keineswegs von seiner Auferstehung oder Erlösung, jene falsche Uebersetzung ist uns schon durch das herrliche Kirchenlied bekannt und theuer. Und so ließe sich wol eine ziemliche Anzahl ähnlicher Fälle anführen, in denen der Einführung des Richtigen Schwierigkeiten entgegenstehen. Dazu kommt, daß in den Psalmen zufolge der Eigenthümlichkeit der hebräischen Sprache in nicht allzu wenig offenbar corruptirten Stellen, die in der vorliegenden Textrecension völlig unverständlich sind, die Veränderung eines einzigen Buchstaben einen ganz andern Sinn gewährt, wovon die Erläuterungen unter dem Texte des Bibelwerks Beispiele anführen, sodas die Entscheidung hier unendlich schwer wird.

Indessen mag doch ja nicht vergessen werden, daß diese ganze philologische Seite, so wichtig sie an sich sein mag, doch nur eine ziemlich untergeordnete ist. Man wird allerdings wol nicht unterlassen, gerade aus diesen scheinbar kleinlichen oder gleichgültigen Correcturen ein Argument gegen das ganze Unternehmen herzuleiten, indessen trifft das nicht den Kern der Sache. Bunsen hatte sich vielmehr mit seinem Bibelwerke eine ganz andere und bei weitem höhere und edlere Aufgabe gestellt, als einzelne Irrthümer der Luther'schen Uebersetzung zu berichtigen. Er wollte durch eine richtige, mit dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache übereinstimmende und daher verständliche neue Uebersetzung die unseugbar vorhandene Entfremdung und Gleichgültigkeit des evangelischen Deutschland gegen das Bibelwort überwinden und so an seinem Theil zu einer erneuten Vertiefung in die Schrift, zu einer reichern und allgemeineren Erkenntnis ihrer Schätze, zu einer evangelischen Wiedergeburt des dem Evangelium so fremd gewordenen evangelischen Deutschland beitragen. Von dieser Vertiefung hoffte er eine Verstillung des gesammten Volks, ein erneutes Aufleben des religiösen Sinnes, eine gewichtige Waffe gegen den materialistischen Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit der Gegenwart. In dieser reichern Erkenntnis biblischer Wahrheit fand er das beste Mittel, in dem gehässigen Gekänke theologischer Schulweisheit weder den religiösen Kern zu verlieren, noch mit fanatischer Unbulsamkeit erfüllt zu werden, ja vielleicht glaubte er mit seinem Bibelwerk einen Stein zum Aufbau der großen Kirche zu bieten, die als wie immer gestaltete Union die getrennten Glieder der christlichen Menschheit auf dem Boden der Schrift umfasse.

Die Gemeinde, welcher er sein Werk bestimmte und der er die Aufgabe gestellt sah, in den großen Entscheidungsfampf der Gegenwart einzutreten, besteht in Wirklichkeit ohne allen Zweifel. Sie wird gebildet von den vielen ernsten Gemüthern gerade des deutschen Volks, das mehr als einmal schon in schwerer Zeit seinen Beruf für sittliche Aufgaben und religiöse Interessen

bewiesen; sie wird gebildet von den gewissenhaften Forschern, die auf religiösem Gebiete so wenig wie auf dem des reinen Denkens ihre Freiheit und ihr selbständiges Urtheil aufgeben mögen, endlich von den gläubigen Herzen, denen weder die Arbeit noch der Genuß des Lebens, weder der Streit der Theologen noch die materialistische Zeitrichtung die Empfänglichkeit für das Gotteswort und die Sehnsucht nach religiöser Wahrheit hat rauben können. Alle diese Elemente sind trotz aller Untergangspropheten und trotz allen Jeterrens über unsere Zeit im deutschen Volke ebenso noch vorhanden, wie damals, als das Eintreten germanischer Völkerschaften der Weltgeschichte eine neue Richtung gab, oder als das muthige Gottvertrauen eines deutschen Mannes Gewissen und Völker vom römischen Joch befreite, oder endlich als unsere Väter in Gottes Namen das Schwert ergriffen, um die fränkische Gewalt Herrschaft zu enden.

An diese Gemeinde hat sich Bausen wie mit allen seinen Schriften, so auch mit dem Bibelwerke gewendet, ihr hat er es bestimmt, ihrem Dienste sein Leben und seine Kraft gewidmet. Den Ernst und die Heiligkeit seiner Aufgabe hat er gefühlt zeitlebens und darum in diesem Werke das eigentliche Ziel seines Lebens gefunden. Mag denn diese Gemeinde die Gabe würdigen und verstehen, mag auch nach Bausen's Tode sein Werk fortgehen, und mag das deutsche Volk, die evangelische Gemeinde das Gedächtniß des wackern Kämpfers in Ehren halten, der für die höchsten Güter der Menschheit eingestanden bis zuletzt!

38.

Neue Romane.

Es ist mit Recht von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß in unserer Romanliteratur sich ein Fortschritt geltend macht. Freilich erscheinen noch immer Producte genug, welche in Bezug auf Sprache und Stil nicht den allerersten Anforderungen der Grammatik und Stilistik genügen, und in denen eine Lust herrscht verpestet wie die in der Hundsgrotte bei Neapel, um den bezeichnenden Ausdruck eines neuern Literaturhistorikers zu gebrauchen. Wenn man indes das Schlechte und Gute gegeneinander abwägt und ein Gesamtergebnis ziehen soll, so ist nicht zu verkennen, daß allmählich immer mehr gesunde Elemente in dem Roman auftauchen, und daß das Gute wenigstens auf dem Wege ist die Oberhand zu gewinnen. Wenden wir einige Jahrzehnte in der Romanliteratur zurück, so finden wir, daß in den zwanziger Jahren der Roman anfing in der klüglichen Weise immer tiefer zu sinken. Es blühte zwar zu jener Zeit diejenige Art des historischen Romans, welche eine Nachahmung des Walter Scott'schen war; da aber infolge der Karlsbader Beschlüsse im Jahre 1819 unter dem damals allmächtigen Einflusse Rußlands alles Patriotische und Nationale, alle edle Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit für verbrecherisch und polizeiwidrig im eigentlichen Sinne des Wortes erklärt wurde, so war es natürlich, daß auch aus der Literatur und vorzüglich aus der belletristischen alle ideenhaltigen Stoffe und höhern Anschauungen immer mehr schwanben, und daß eine fade und abstracte Romantik, eine niedrige Witzerei und eine grobe oder unzüchtig verschleierte Sinnlichkeit alles Bessere überwucherten. Auch in den Geisteserzeugnissen des sogenannten Jungen Deutschland in den dreißiger und vierziger Jahren herrscht noch im ganzen der Krankheitsstoff vor; ja gerade hier erreichte er zum Theil erst die höchste und damit zugleich die Krise verkündende Spitze, denn je gesunder und kräftiger an sich manche der hierher gehörenden Charaktere waren, desto monströserer Auswüchse mußten sie in dem ungesunden Boden und in der verdorbenen Atmosphäre, worin sie einmal verdammt waren zu vegetiren, hervortreiben. Der Aufschwung im Jahre 1848 ist zu rasch verlaufen, als daß heilsame und fruchtbringende Folgen und Resultate in der Literatur sich hätten geltend machen können; die Ergebnisse der ganzen Bewegung waren überhaupt mehr negativ als positiv, und so war es ganz unvermeidlich, daß in den fünfziger Jahren die Reaction noch einmal triumphirte, womit 1863. 39.

dann zugleich auch in der belletristischen Literatur viele schlechte und niedrige Elemente augenblicklich wieder zum Vorschein kamen und die Strömung der Zeit zu beherrschen strebten. Jetzt, in den sechziger Jahren, gewinnt es trotz aller ungünstigen Verhältnisse, die zur Stunde noch herrschen, doch immer mehr den Anschein, daß ein frischer und kräftiger Zug in das nationale Leben und in alle Zweige der Literatur bringt. In der Romanliteratur möchten wir vorzüglich den Umstand für ein ganz besonders günstiges Vorzeichen einer bessern Zeit halten, daß man anfängt sociale und politische Fragen in der freimüthigsten Weise darin zu erörtern. Viele von den jetzt erscheinenden Romanen würden früher ohne Zweifel von der Censur unterdrückt worden sein; oder wären sie gedruckt worden, so würden die Verfasser alsbald auf die Festung geschickt worden sein. Jetzt bringen gesunde und freie politische Vorstellungen so massenhaft in alle Kreise der Gesellschaft, politische Fragen werden überall mit solchem Interesse und Eifer erörtert, daß die vereinzelt anklingenden, welche die Polizei macht, um den Strom aufzuhalten oder in eine vorchriftsmäßige und ihr genehme Richtung zu leiten, fast komisch erscheinen. Die Kritik muß jedenfalls ganz besonders darauf achten und darauf aufmerksam machen, wenn solche neue Strömungen in irgendeinem Zweige der Literatur hervortreten, wie es jetzt mit dem politischen Element in den Romanen der Fall ist. In der Art und Weise und in der Form, in welcher es jetzt hier erscheint, ist es neu und ein charakteristisches und bedeutungsvolles Zeichen der Zeit.

Nach diesen kurzen Bemerkungen unterziehen wir folgende vier Romane einer nähern Beurtheilung.

1. Ein Roman in Norderney. Von Emmi von Nothenfels. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Graf Falkenhof, ein preussischer Offizier, macht eine Bade-reise nach Norderney. Er lernt hier die Tochter eines Geheimen Raths aus Berlin kennen. Sie ist nicht von auffallender und blendender, aber von seelischer Schönheit, und er faßt eine tiefe Zuneigung zu ihr. Da erscheint in Norderney eine junge Dame, die einzige Tochter eines sehr reichen Bankiers, die von bestechender Schönheit und von sehr feurigem Temperament ist. Graf Falkenhof kommt häufig mit ihr zusammen, und er wird, halb gegen seinen Willen, von ihrem Zauber so gebannt, daß er sich zuletzt mit ihr verlobt. Doch bald nachher treten allerlei verhängnisvolle und unglückliche Ereignisse für seine Braut ein, und zuletzt wird das Band gelöst. Falkenhof heirathet die Tochter des Geheimen Raths und geht mit ihr auf ein Gut in Posen, welches er von einem Dunkel geerbt hat. Dies ist die Haupthandlung.

Der Roman hält sich auf der Stufe der bessern Mittelmäßigkeit, und einem erheblichen Tadel unterliegt er gerade nicht; aussetzen daran könnte man etwa, daß manche Lebensumstände zu romanhaft und zu unwahrscheinlich sind, und daß manche Reflexionen und Schilderungen zu breit und zu wenig original sind; doch sind die letztern nie geradezu langweilig. Die Sprache ist sehr gebildet und correct, und das Ganze überhaupt lesbar. Eine Seite verdient besonders lobend hervorgehoben zu werden: die Unterhaltung und die Reflexionen streifen zuweilen, wenn auch in etwas zurückhaltender Weise, auf das Gebiet der Politik und des socialen Lebens, und die Ansichten, welche hier geäußert werden, sind, vom Standpunkte der Verfasserin aus beurtheilt, ganz gut und vernünftig. Wir halten dies deshalb für einen besondern Vorzug, weil, wie wir oben schon andeuteten, es ein deutlicher Beweis ist, wie sich das Interesse an der Politik und an den socialen Problemen in immer größere und weitere Kreise verbreitet. Sowie die Frauen in dem Freiheitskriege gegen die Franzosen einen großen Enthusiasmus zeigten und dadurch die gute Sache nicht wenig förderten, so muß es auch jetzt erst dahin kommen, daß die Frauen sich für den politischen Fortschritt erklären und begeistern und den Männern

die Rolle des Movers abnehmen, damit die letztern Zeit gewinnen zu einem energischeren Handeln.

2. Eine Actiengesellschaft. Erzählung von Levin Schücking. Drei Bände. Hannover, Kämpfer. 1868. 8. 3 Thlr.

Ein Herr Herbsheim hat durch Kinderraub ein bedeutendes Vermögen erschlichen, und ist dann Bankier geworden. Er hat ein sehr großartiges Geschäft und theilte sich besonders auch an Actienunternehmungen. Das geraubte Kind, ein Mädchen, ist einem alten Franzosen, welcher Sprachlehrer ist, übergeben worden und gilt als dessen Tochter. Als sie herangewachsen ist, bewirbt sich Herbsheim um ihre Liebe, um durch die Verheirathung mit ihr in den rechtmäßigen Besitz des Vermögens zu kommen und so gegen alles gekümmert zu sein. Doch sein wohlberechneter Plan scheitert. Graf Kosmuth, ein junger Jurist, weiß die Liebe der Antonie, des geraubten Kindes, zu gewinnen; zu gleicher Zeit wird das Verbrechen Herbsheim's entdekt, theils infolge von Aussagen, die sein Hauptmitschuldiger macht, theils dadurch, daß ein Freund des Grafen Kosmuth, Namens Wallgart, Literat und Zeitungsbereiter, eine Novelle veröffentlicht, deren Gegenstand ein Kinderraub ist. Den Stoff hierzu hat er einer Erzählung entnommen, welche ihm ein junges Mädchen seiner Bekanntschaft mitgetheilt hat; das letztere wiederum hat die Geschichte von ihrer Mutter gehört, diese aber hat gerade den von Herbsheim verübten Kinderraub miterlebt und denselben ihrer Tochter als eins ihrer besondern Erlebnisse mitgetheilt, so daß nun natürlich Wallgart's Novelle die Erzählung von dem in Wahrheit begangenen Kinderraub ist. Herbsheim entflieht mit einer großen Summe Geldes; ein Theil von dem Vermögen wird der Antonie zurückerhalten, und diese verheirathet sich dann mit dem Grafen Kosmuth.

Dies ist in einigen groben Strichen der Hauptinhalt. Das Lob, welches Robert Prutz in seinem Werke „Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848—56“ Levin Schücking spendet, den er den Walter Scott Westfalens nennt, wollen wir in seiner Weise beeinträchtigen, wenn wir das vorliegende Werk des Verfassers nicht sehr günstig beurtheilen; der Tadel bleibt natürlich auf dies einzelne Werk beschränkt. Die Novelle, welche Wallgart, der Literat, veröffentlicht, und welche in der Entwicklung des Romans ein besonderes Moment bildet, wird von ihm seinen Freunden vorgelesen, und er fragt sie dann nach ihrem Urtheile. Der eine meint: „Der Stoff, ein gestohlenes Kind, ein Erbschleicher, das alles ist eusephisch abgenutzt und nicht ein wenig neu! Ich sage dir, die Geschichte ist die flüchtige Arbeit eines Routiniers und nicht die eines Dichters!“ Wallgart erwidert: „Ach, läßere meine Arbeit soviel du willst, sie wird doch ihre Wirkung machen, du wirst sehen.“ Was hier Wallgart und sein Freund über die eingeschobene Novelle urtheilen, möchten wir über den ganzen Roman urtheilen. Freilich, hätte ein anderer, der noch nichts Bedeutendes geleistet hätte, diesen Roman geschrieben, so würde er zu loben sein; Levin Schücking hat uns berechtigt mehr zu erwarten, als dieser Roman bietet, und von dem Standpunkt aus müssen wir ihn eine schwache, flüchtige Arbeit nennen, insofern wird er wol keine Wirkung thun und viel gelesen werden, am meisten wahrscheinlich von der Damenwelt. Ein höheres Interesse kann der Roman nicht in Anspruch nehmen; es ist kein einziger Charakter darin, der besonders anziehend wäre; sie lassen uns alle ziemlich kalt. Wallgart, der Literat, nimmt zuweilen einen Anlauf zum Humor, doch geht es schwach damit. Wie gekümmert und humorlos ist es z. B., wenn er seine Lebensgeschichte, von der er seinen Freunden etwas erzählen will, in folgender Weise beginnt: „Ich bin geboren als Plebejer, habe Vater und Mutter und die andern üblichen Kinderkrankheiten gehabt und bin fleißig zur Schule angehalten worden.“

3. Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 1868. 8. 5 Thlr.

In einer größern Residenzstadt leben ein alter unverheiratheter Polizeischreiber, Diebiger, ferner ein Gelehrter, Alex, ebenfalls schon alt und unverheirathet, und ein Freirädeln von Poppo, welche alle drei aus derselben Gegend, Poppo'shof im Wangelwalde, kommen und durch intime Freundschaft verbunden sind. Das Freirädeln, deren Vermögensverhältnisse ziemlich gerätet sind, ist Erzieherin bei einem Bankier, Wienand, welcher eine Tochter hat, Helene. Der Hauptheld ist Robert Wolf, Sohn eines Händlers aus dem Wangelwalde. Er kommt als ganz junger Mensch in die Residenz, und fällt hier eines großen von ihm verübten Auftrags halber der Polizei in die Hände. Auf diese Weise lernt der Polizeischreiber ihn kennen. Dieser, der sich für den ganz hilflosen Jüngling aus dem Wangelwalde interessiert, nimmt ihn bei sich auf und erzieht ihn gemeinlich mit seinem Freunde Alex. Der junge Robert macht rasche Fortschritte in den Wissenschaften und widmet sich nachher der Medizin. Gerade als er seine Studien beendet hat, erhält er die Nachricht, daß sein Bruder, ein Kaufmann, der vor Jahren nach Amerika gegangen ist, in Californien gestorben ist, und daß dessen Frau, eine kühnliche Jünglingsfrau Robert's, an einem gefährlichen Fieber verstorben ist. Er reist nach Californien; die Frau seines Bruders stirbt nach einigen Monaten, und er kehrt nach Deutschland zurück. In Californien hat er die Gelegenheit wahrgenommen und so viel Geld gegraben, daß er im Besitze eines Vermögens ist. Mit diesem Gelde kauft er den Poppo'shof und heirathet Helene Wienand. Diese liebt er bereits seit mehreren Jahren, und auch sie, obgleich sie auf Befehl ihres Vaters den Baron von Poppo heirathen sollte, ist ihm zugethan und treu geblieben. Gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes in der Residenz, als er von der Polizei entlassen war, und er in wider'stand durch die Straßen führte, war er von dem Wagen des Bankiers Wienand überfahren worden, und bei der Veranlassung hatten sich Robert und Helene gesehen und sich einander verlobt — natürlich! Wenn ein junger Mann von einem Wagen überfahren wird, in welchem eine schöne junge Dame sitzt, so würde es ein großer Fehler gegen alle Romantik sein, wenn sie sich nicht ineinander verliebt und sich heiratheten. Dieses letztere Ereigniß, das Ueberfahren, ist in der Anlage des Ganzen sehr köstlich und überflüssig; es tritt bereits S. 70 im ersten Theile ein, und man steht nun gleich, wie alles kommen wird.

Der Roman bietet manche gute und glückliche Einzelheiten; aber einige Fehler thun der Wirkung des Ganzen großen Abbruch. Die Charaktere haben auf der einen Seite in ihrem Handeln und in ihrem Wesen etwas eigenthümlich Kufeloses und unnatürlich Aufgerregtes, auf der andern Seite stellen sie so breite und zuweilen gefasste und gezwungene Reflexionen über sich und die ganze Welt an, daß die Wirkung davon zuletzt eine etwas erdrückende ist. Dazu kommt eine höchst sonderbare Incorrectheit in der Sprache: der Verfasser macht fortwährend Inversionen mit der Objectbestimmung, wo dieselben ganz falsch sind, z. B. „den Kopf schüttelte Juliane von Poppo“, statt Juliane von Poppo schüttelte den Kopf. „Die Universität besuchte Friedrich Alex, Friedrich Diebiger erhielt bald die Stelle als Polizeischreiber.“ (Das letztere Beispiel würde im Lateinischen und Griechischen einen ganz richtigen Chiasmus abgeben, doch im Deutschen ist diese Stellung in diesem Falle entschieden falsch.) „Die heiße Stirn hielt er mit der Hand.“ Das rhetorische Wortstellung mit der Objectbestimmung zuweilen geradezu geboten ist, versteht sich von selbst; Wilhelm Raabe merkt sie aber immer da an, wo sie ganz und gar nicht paßt, und da dies sich sehr häufig wiederholt, bekommt der Stil dadurch eine eigenthümliche Unebenheit, die höchst störend ist; es ist, möchte ich sagen, wie wenn man auf einer sonst guten Straße fährt, auf der aber in kurzen Zwischenräumen große Steine liegen, über die man fahren muß, und die dann jedesmal einen sehr unsanften Stoß verursachen. Der Humor, welchen der Verfasser in dem Roman entwickelt, ist zuweilen glücklich und treffend, zuweilen insofern etwas gezwungen und, wie es

scheint, eine nicht immer glückliche Nachahmung desjenigen Hymers, wie wir ihn bei manchen neuern englischen Romanschriftstellern finden. Doch kann es auch nur eine Verwandtschaft ohne Nachahmung sein. Unserer Ansicht nach würde der Verfasser gut daran thun, wenn er im ganzen einfacher und natürlicher schriebe; seiner Befähigung nach kann er jedenfalls Besseres produciren.

4. *Verirrte Herzen.* Roman von P. J. Wilken. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1863. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Von den vorliegenden Romanen ist dieser bei weitem der beste. Es herrscht darin eine edle, kräftige, durchaus männliche Gesinnung und Anschauung; die Charaktere haben Wärme des Colorits und innere Wahrheit; der Stil ist leicht und fließend und dabei doch markig. Der Roman ist sehr zu empfehlen. Ein junger Landwirth im Lauenburgischen hat seit seinen Jünglingsjahren ein Mädchen geliebt, mit dem er in einer kleinen Stadt erzogen worden ist. Nachdem er mehrere Jahre von seiner Heimat entfernt gewesen ist und es so weit gebracht hat, daß er eine Pachtung hat übernehmen können, hält er um ihre Hand an. Im Grunde liebt sie ihn auch; doch in den Jahren seiner Abwesenheit hat sie eine etwas abenteuerliche und unklare Neigung zu einem jungen interessanten Gymnasiallehrer gefaßt, der zugleich Lehrer an der höheren Mädchenschule ist, welche sie besucht hat. Sie hat sich mit diesem heimlich verlobt, und ist nun zu ihrem eigenen Schmerz undummer gezwungen, ihrem frühern Geliebten eine abschlägige Antwort zu geben, da sie unter seiner Bedingung ihr Wort brechen will. Sie heirathet den Lehrer, wird aber durchaus nicht glücklich. Der Landwirth macht, nachdem er seine schönste Hoffnung vereitelt steht, auf Anrathen seiner Schwester eine kleine Reise, um sich zu zerstreuen. Auf dem Wege nach Lübeck lernt er die überaus reizende und interessante Tochter eines reichen Kaufmanns kennen. Er geht mit dieser Familie nach Travemünde und verlobt sich mit der Tochter. Doch auch er wird nicht recht glücklich; seine Frau paßt nicht recht für ihn, und er nicht recht für sie; es ist eine Verirrung des Herzens. Der Schluß ist etwas gezwungen: der Lehrer stirbt, ebenso die Frau des Landwirths; letzterer heirathet dann seine alte Geliebte, und beide sind glücklich.

Der Roman spielt zum Theil in den Jahren 1848 und in den folgenden, und dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, das Gebiet der Politik in den Roman hineinzuziehen. Ebenso benützt er den Umstand, daß der Held des Romans ein Lauenburger ist, dazu, die schleswig-holsteinische Angelegenheit mehrfach zu berühren. Die Art und Weise, wie politische Fragen erörtert werden, ist sehr zu loben; namentlich unter den jetzigen Verhältnissen ist es gut, wenn in Romanen auch einmal von ernsthaften Dingen und von der Wirklichkeit, in der wir leben, die Rede ist. Man hat die Deutschen immer ein unpolitisches Volk genannt, und sie haben in der That bis zum Jahre 1848 dies Beiwort verdient, weil sie sich mit innerer Politik als Volk bis dahin nie beschäftigt hatten; doch da sie sich nun einmal auf das Gebiet der Politik begeben haben, so steht zu hoffen, daß sie, nicht entmutigt durch die Fehlschläge, die 1848 gemacht worden sind, nicht zurückgeschreckt durch die Niederlage, welche die nationale Sache damals erlitten hat, muthig vorwärts schreiten und eben als gründliche Deutsche nicht auf halbem Wege stehen bleiben werden. Folgende kleine Probe mag dazu dienen, um zu zeigen, welcher Art die politischen Ansichten Wilken's sind. Ueber die zwanziger Jahre sagt er: „Von Nationalgefühl war keine Rede; es war dies sogar ein verpöndetes Wort, denn es sollte und durfte nur Fürsten und Unterthanen geben. Ja, das Unerhörte konnte sich ereignen, daß, nachdem die Nation, das Volk, trotz aller früheren Mißhandlungen sich aufgeschwungen und den Todfeind zum Lande hinausgeschlagen hatte, wiederum die Verurteilung auf das Nationalgefühl als Hochverrath gebrandmarkt wurde. Wer denkt hierbei nicht an die Demagogenverfolgungen in den zwanziger Jahren unter der Re-

gierung eines Fürsten, dem die Schranken so gern für die Geschichte den Namen des Gerechten ocyroyen mochten! Er hatte, zum Dank für die Opferfreudigkeit seines Volks, die fast ohne Beispiel in der Geschichte tastet, mit heiligem Wort eine Verfassung zugesagt und hat sein Wort — gebrochen. Es liegt ein eigenes Verhängniß in dieser Familie, daß kein einziger Herrscher aus derselben, seit 100 Jahren, von seinem Volk aufrichtig betrauert zu seinen Vätern versammelt werden konnte. Wir dürfen fragen, wie das möglich sei, in einem Lande, wo doch das Volk so treu an seinem angekommenen Fürsten zu hängen gewohnt ist? Aber es bedarf noch unserer Meinung dieser Frage kaum, denn die Beantwortung derselben ergibt sich von selbst beim Nachdenken des unbefangenen Geistes. Keiner von allen diesen Fürsten hat sein Volk gekannt, verstanden. Alle wurden sie mit Jubel begrüßt, wenn der Vorgänger gestorben war, denn man hoffte immer auf eine neue, bessere, heiterere Aera — doch vergebens!“

Rudolf Sonnenburg.

Andersson's Entdeckungstreifen in Südwestafrika.

Der Okavango-Strom. Entdeckungstreifen und Jagdabenteuer in Südwestafrika. Von Charles John Andersson. Deutsch von Hugo Hartmann. Mit 16 großen Originalillustrationen. Leipzig, Gerhard. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Küstenländer Afrikas sind rundum so genau erforscht und werden noch durch die alljährlichen Reisen so speciell beschrieben, daß uns bis jetzt nur noch wenige Gegenden unbekannt sind. Aber welcher Sterbliche wagt sich in das Innere dieses Wunderlandes, in die Regionen des Aequators? Dort werden unermessliche Sandfelder und die glühende Sonnenhitze jede Entdeckungstreife so beschwerlich machen, daß wahrscheinlich kein Europäer diese klimatischen Schwierigkeiten zu überwinden vermag. Die weißen Stellen unter der Linie werden demzufolge wol noch lange Zeit auf allen Karten unausgefüllt bleiben. Der Verfasser dieses Buchs wohnt zwar auf dem Cap der guten Hoffnung und beginnt seine Reise von der Capstadt aus, beschränkt sich aber doch auch mehr auf die Küstenländer und läßt die gefahrvolle Sonnenlinie unberührt. Die hohen Ansprüche, welche man heutzutage an jeden Touristen stellt, kennt er vollkommen, denn er sagt: „Man setzt bei ihm Kenntnisse in der Astronomie und Geodäsie, in der Meteorologie und Hydrologie voraus; er soll geologische Untersuchungen anstellen und Stufen von Mineralien, Gesteinen und Fossilien sammeln; er soll politische und commercielle Notizen zusammentragen und die weitere Entwicklung der noch jugendlichen Ethnologie fördern; soll Schizzen von Landschaften aufnehmen und Vorfürer und Vögel skizziren und abmalen u. s. w., soll Käfer und Schmetterlinge sammeln und Vocabularen und Sprachlehren zusammenstellen u. a. m.“ Der Verfasser ist auch nicht ganz unbewandert in diesen Wissenschaften und macht auf seiner Wanderung astronomische, geographische und andere wissenschaftliche Beobachtungen, gibt uns aber davon gar keine Resultate, sondern ehen nur die Nachricht, daß er sich, nebst der Jagd, damit beschäftigt. Wahrscheinlich wird er den wissenschaftlichen Theil in einem besondern Werke veröffentlichen. In dem vorliegenden Bande erhalten wir nur Schilderungen von Landschaften und Thieren; er bemerkt, daß er in den von ihm besuchten Ländern Afrikas die herrlichste Gelegenheit hatte, das Thierleben in seiner vollkommensten und freiesten, reinsten Entwicklung zu beobachten. Als großer Jagdfreund hat er viele interessante, aber auch gefahrvolle Abenteuer zu bestehen, denn Afrika ist im wahren Wortsinne ein zoologischer Garten im großartigsten Maßstabe und zugleich ein Jagdgrund von ungeheurer Ausdehnung. Aber zu bedauern ist es, daß wir gar zu wenig wissenschaftliche Notizen erhalten. Er ist mit der Sprache jener Volksstämme bekannt und gibt uns doch keine einzige Bemerkung darüber. Ja selbst seine Ortsbeschreibungen werden nicht einmal nach mathematischer Geographie festgestellt. Aber trotz dieser Mängel muß doch auch dennoch als ein höchst lesenswürdiges Werk empfohlen werden, denn wir

erhalten darin eine Charakteristik jener von europäischen Touristen weniger besuchten Länder.

Um die Leitung einer Bergbauunternehmung an der Grenze des großen Namaqua- und Damaralandes zu übernehmen, reiste Anderson von der Capstadt nach der Walwischbai (Walvischbai). Aber nach Ablauf des Contracts trieb ihn die Neugier in das Innere Afrikas und so begann er seine Wanderung von Otjombingui durch das gefährvolle Damaraland. Große Landstriche ohne Wege, brennende Sonnenhitze und sogar Steppenbrände ohne Wasser, zahlreiche Elefanten, Löwen, Straffen, Antilopen, Rhinocerosse, schöne Landschaften mit aromatischen Pflanzen, zahlreiche Vögel und Insekten, dumme und schlechte Menschen sind die Begegnisse unser Reisenden und machen die Tour interessant, aber auch oft sehr lebensgefährlich. Charakteristisch für das ganze West-Damaraland ist das Vorherrschen von platonischen Gesteinen, namentlich von Granit, sowie von Kalkstein- und Sandsteinebildungen. Die wesentlich aus den erwähnten Felsarten bestehende Gebirgskette streicht parallel mit der Küste, also ziemlich nord-südlich; an mehreren Punkten zweigen sich aber einzelne Ausläufer in das Innere ab. Die Granitbildung tritt — ausgenommen unmittelbar an der Seelküste, wo sie eine fortlaufende, fast 400 geographische Meilen lange Kette bildet — in isolirten Bergmassen auf, deren Höhe zwischen 1000 und 3000 Fuß schwankt, und deren Gipfel zuweilen in der Form von gewaltigen Haufen zusammengebrochener riesiger Blöcke, häufiger in der von hohen Pico erscheinen. Aus Granit bestehen die wichtigsten und interessantesten Charakterzüge in der Gebirgsbildung dieses Landes. Sehr schöne und ausgezeichnete Varietäten dieses Gesteins kommen an den herrlichen Regelsbergen Donyepapa und Omatako, sowie an den gewaltigen Felsen von Grongo, Dounka, Otjomboama vor. An den Ufern des Damarabonds tritt Sandstein in Verbindung mit Kalkstein auf, weiterhin aber verschwindet der erstere, indem er von letzterem, welcher in einem von Osten nach Süden streichenden Bogen auftritt, überlagert wird; doch tritt diese Formation nur an wenigen Punkten zu größerer Höhe über das Niveau der umliegenden Gegend hervor. Granit und Sandsteine, an manchen Punkten auch Kalksteine, sind stark mit Eisenoxyd durchdrungen, wodurch die Gesteine eine rötliche Färbung erhalten. Südlich vom Damarabond kommen Eisen- und Kupfererze in bedeutenden Mengen vor. Die letztern gaben mehrmals zu Bergbauunternehmungen Veranlassung, welche indeß bald wieder aufgegeben wurden. Die gewonnenen Erze waren im allgemeinen sehr reich, allein der Transport in diesen Ländern, sowohl zu Land als zu Wasser, ist so kostspielig, daß bis jetzt noch jede Bergbauproduction fast gescheitert ist. Spuren von Gold sind gleichfalls gefunden worden.

Was nun des Verfassers Entdeckung eines den Europäern noch unbekannten Stroms in diesen Regionen betrifft, so ist auch hierbei wieder sehr zu bedauern, daß er uns keine speciellere Beschreibung desselben gibt. Die Eingeborenen nannten den Fluß Otavango; er fließt nicht in den Atlantischen Ocean, sondern nach Osten in das Innere des Continents. Obgleich der Verfasser den Titel seines Buchs mit dem Namen dieses Flusses schmückt, so erhalten wir dennoch nur folgende dürftigen Notizen: „Livingstone gibt in einer seiner Karten einen Fluß an, welcher von Libebe nach Seleketusfließt zufließt, und ich selbst hörte, als ich am Ngamiser war, daß zwischen diesen beiden Plätzen eine Wasser Verbindung stattfindet. Da aber der Liounghe eine bedeutende Strecke unterhalb Libebe, d. h. südlich von diesem Orte, einen Arm, den Djo, an den Chobe abgibt, so ist es sehr möglich, daß gerade dieser der von den Eingeborenen gemeinte Fluß ist. Da ferner die Gegend um Libebe bekanntlich auf weitere Erstreckung sehr reich ist an ausgedehnten Sümpfen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Otavango, ungeachtet seiner Größe, an diese mächtigen Sümpfe den größten Theil seines Wassers abgibt, und nur so viel von letzterem behält, als zur Bildung des Liounghe mit seinen sumpfigen Umgebungen erforderlich ist.“

Die Bewohner dieser Gegenden schätzt der Verfasser sehr gering und spricht ihnen alle Bildungsfähigkeit ab. Die Bemerkungen vieler Missionare und anderer Reisenden beweisen aber doch das Gegentheil, nur darf man nicht Gelehrte, Künstler und Staatsmänner aus ihnen bilden wollen. Ihr Klima und ihre gegenwärtigen socialen Verhältnisse verhindern allerdings jede Civilisation; bringt diese Schwarzhäute aber in geordnete Staatsverhältnisse und gibt ihnen angemessenen Unterricht, so werden auch sie aus der thierischen Kette befreit werden und ein sittliches Leben zu führen vermögen.

Die wichtigste Partie dieses Reiseberichts sind die vier letzten Kapitel, worin wir eine speciellere Beschreibung der Südküste von Afrika erhalten, welche uns die gründlichste geographische Belehrung über jene uns noch so wenig bekannte Region gewährt. Sie gibt uns hinreichende Aufschlüsse nach den vielen graufigen Jagdgeschichten. Geschildert werden die Saldanahabai, St. Helenabai, der Elefantenstrom, die Hondelippabai, der Drangestrom, das Cap Groß, Cap Frio, der Gannet oder Kourseestrom, die große Fischbai und noch viele andere Baien, Ströme und Landschaften. Auch über Handel und Wandel jener Gegenden erhalten wir Auskunft, und trotz mancher ungünstiger Verhältnisse hält er europäische Niederlassungen für sehr vortheilhaft und beweist es, indem er die holländischen Aufseherungen am Kynsnaflusse — 250 englische Meilen von der Tafelbai entfernt — erwähnt und deren steigenden Wohlstand schildert.

Im letzten Kapitel erhalten wir noch eine sehr werthvolle Beschreibung der Insel Ihaboe. Wer kennt sie? Ich suche sie auf meinen Karten vergebens, und doch ist sie wegen ihres Guanohandels berühmt. Obgleich von mehreren der an der Westküste von Südafrika liegenden Felseninseln Guano importirt wurde, so namentlich von den an der Rindung von Angra Pequena gelegenen Mercury-Inseln, Gollam's Birds-Isole u. s. w., so wurde die Hauptmasse dieser werthvollen Ablagerung doch hauptsächlich von Ihaboe, unter 26° 18' südl. Br., 14° 58' östl. L. geholt, und deshalb ist es vorzüglich der Guanohandel dieser Insel, wodurch sie in England näher bekannt wurde. Ihaboe (sagt Anderson), ein Felsen vulkanischer Entstehung, hat etwa dreiviertel Meilen im Umfange und erhebt sich an seinem höchsten Punkte nicht über 30 Fuß über die Meeresfläche. Sie ist im Norden und Südwesten von Felsen umgeben, welche sich an manchen Stellen bis auf eine Viertelmeile Entfernung von der Küste fortsetzen, und liegt etwa dreiviertel Meile von dem gegenüberliegenden Festlande entfernt, und ungefähr fünf Meilen von dem äußersten Theile eines gefährlichen Riffs, welches sich von einer Landzunge nach dem südöstlichen Theile der Insel zu erstreckt. Dieses Riff, welches zum Theil unter dem Wasserpiegel liegt, und an solchen Stellen bei ruhiger See nicht wahrgenommen werden kann, erstreckt sich sehr weit und ist sehr gefährlich. Es existirt zwar eine enge Durchfahrt in demselben, allein diese ist auch sehr gefährlich und wird nur im Nothfalle von Schiffen benutzt, welche das sicherere Fahrwasser nicht kennen. Ihaboe hat gar keinen Hafen; selbst der Ankerplatz, welcher den ganzen Raum zwischen der Insel und dem Festlande einnimmt, ist allen Winden sehr ausgesetzt. Die Wassertiefe schwankt zwischen drei und neun Faden und das Steigen und Fallen der See zur Springfluthzeit beträgt nicht über sechs Fuß. Der Meeresboden ist durchgängig felsig, uneben und mit Tang bewachsen, der Ankergrund ist somit ganz schlecht, und es sind gewöhnlich zwei Anker mit gehörig langen Ketten erforderlich, wenn ein Schiff bei hartem Südwinde sicher liegen soll. Als man die Insel zuerst besuchte, war sie ganz mit Guano bedeckt; viele hunderttausend Tonnen wurden geholt und dennoch ist er auch jetzt noch in großen Quantitäten vorhanden. Die zahlreichen dort hausenden Vögel bedecken oft die ganze Insel und sind so dicht, daß man sie mit Händen greifen kann.

Die Verlagsabhandlung dieses Werks hat nebst vielen andern schätzenswerthen Abbildungen auch eine Ansicht dieses kleinen Eilandes gegeben; eine hinzugefügte Karte von Südafrika würde

das schön ausgestattete Buch noch werthvoller gemacht haben. Indem ich es allen Freunden der Länderkunde bestens empfehle, spreche ich nur noch den Wunsch aus, daß der Verfasser auch seine wissenschaftlichen Beobachtungen recht bald veröffentlichten möge; denn sie würden eine wesentliche Ergänzung bilden und gewiß allen Geographen und Naturforschern sehr erwünscht kommen.

Johann Schuchl.

Deutsche Geschichtschreibung.

Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von C. F. Souchay. Dritter Band: Geschichte des Wahlreichs und der Luxemburger. Vierter Band: Geschichte der Habsburger bis auf Karl V. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben eine Schuld abzutragen, indem wir die beiden Schlussbände des in der Ueberschrift genannten Werks anzeigen, nachdem die ausführlichere Besprechung des ersten und zweiten Bandes bereits in Nr. 38 b. Bl. f. 1862 erfolgt ist. Die lebhafteste Befriedigung, welche die ersten beiden Bände gewährten, und die Erwartungen, welche sich an die Weiterführung des Werks knüpften, werden nach unserm Dafürhalten im dritten und vierten Bande nicht nur erreicht, sondern glänzend übertroffen. Unseres Erachtens dürfte es sehr schwer sein, in der modernen historischen Literatur eine Geschichtsdarstellung dieser Periode zu finden, welche sich der Souchay'schen Arbeit namentlich im weiteren Fortschreiten der Aufgabe, hinsichtlich der formellen Lösung, sowie der mit scharfem Blick und treffendem Urtheile vereinigten Gründlichkeit der Forschung an die Seite zu stellen vermöchte. Wuchse bereits im zweiten Bande mit der Größe der Aufgabe die Darstellungskraft und die Weite der Gesichtspunkte, mit ihr die harmonische Abklärung der Anschauungen, so gilt das alles von den vorliegenden Schlussbänden in noch erhöhtem Maße. Dabei bleibt das ganze Werk fortwährend von jenem Programm beherrscht, welches der Verfasser in der Einleitung zum ersten Bande aufstellte. Er schreibt nicht in der ausgesprochenen Tendenz, sich an einen abgeschlossenen Kreis von Fachmännern zu wenden, sondern indem er den gelehrten Anforderungen soweit nöthig gerecht wird, sucht er sein eigentliches Publikum in den Sphären jener höhern Allgemeinbildung, welche bei vielen Lesenden die Fähigkeit voraussetzt, den innern Gehalt eines geschichtlichen Werks zu prüfen, anzuerkennen oder zu verwerfen, und hierin im Ganzen nicht zu irren, selbst wenn nicht alle Einzelheiten der Darstellungen richtig erzählt oder richtig gewürdigt werden sollten.

Die Geschichte der Karolinger und Ottonen hatte uns die deutsche Monarchie auf ihrem strahlenden Gipfelpunkte dargestellt, dessen Glanz auch noch, trotz mancher schweren Wolken, die Zeit der Salier und Hohenstaufen mit vollem Lichte überstrahlt. Der Verfasser bemerkt: „Deutschland ragte von den Karolingern bis zu dem Sturz der Hohenstaufen vor allen andern Staaten der Welt hervor, hatte den Süden Europas Jahrhunderte hindurch beherrscht oder bewegt, die christliche Religion, deutsche Cultur, Sitte und Sprache im Norden und Osten, an den Küsten der Meere, an den Ufern der Elbe, Oder und Weichsel durch seine wagenden Kaufleute, fleißigen Landbauern und tapfern Ritter verbreitet, und konnte auf diesem Weg fortschreiten, wenn es sich wieder zu einer besser geeinigten Macht erhob.“ Mit Konrad IV. war der letzte König aus dem Geschlechte der Karolinger, der Salier und Hohenstaufen, „welche sämmtlich von weiblicher Seite verwandt waren“, und durch ununterbrochene kaiserliche Traditionen, trotz des Wahlreichs, wenigstens eine Art von dynastischer Folge gebildet, in das Grab gesunken. In der Zeit des sogenannten Zwischenreichs waren die deutschen Zustände ein Chaos geworden, in welchem es nicht fehlen konnte, daß die Sehnsucht nach einem kräftigen Königthume in der deutschen Nation erwachte. Allein in seinem der vier deutschen Volksstämme ließ sich ein mächtiger König finden, nachdem

beinahe sämmtliche Reichslande an die Hierarchie vergeben und die Reichsrechte wesentlich vermindert worden waren. In dem Wahlreich von Rudolf von Habsburg bis auf die Luxemburger herab sieht der Verfasser vorzugsweise das Bestreben, denjenigen nicht zum Nachfolger des Königs zu wählen, der von einem deutschen König abstammt. Deshalb nannte er diese Periode vorzugsweise „das Wahlreich“, indem er beifügt, daß man sie ebenso gut als „Aufhebung der deutschen Monarchie“ bezeichnen könnte, da die Kurfürsten offenbar absichtlich nicht nur die Königsgewalt aufheben wollten, sondern auch mit Bewußtsein durch die in verschiedenen Geschlechtern herumspirgenden Wahlen die Anhänglichkeit und Treue des Volks für ein bestimmtes Herrscherhaus zerstörten. „Sie haben sich für diesen schlechten Dienst gegen ihr Vaterland bei jeder Wahl reichlich bezahlt lassen, und es ruht darum auf ihrem Gedächtniß der unauflösliche Schandfleck des Verraths am Vaterlande.“ Das Streben der Einzelfürsten nach Freiheit zerstörte die Einheit Deutschlands. Bei den Kaisern aber mußten die alten Ideen und Traditionen verschwinden, um dem nächstern praktischen Verstande, dem Wahrnehmen des eigenen Vortheils und der Sorge für die erbliche Hausmacht Platz zu machen. Das ganze Verhältnis zwischen Kaiser und Reich bewegte sich in dem Widerspruch, daß die Fürsten dem Kaiser nur dann das Reich erhalten helfen wollten, wenn er zuvor dessen innere Zustände geordnet haben würde, während man dem Kaiser wiederum nicht die Mittel gewährte, nach innen Macht und Ansehen zu erwerben, sodas es demselben natürlich unmöglich blieb, nach außen Macht und Ansehen des Reichs geltend zu machen. So wich das Reich im Innern immer mehr aus seinen Fugen, und die Abdrückung seines alten Bestandes nach außen war die natürliche Folge. Ja, die romanischen Völkerschaften jenseit der Alpen und des Juragebirgs dem deutschen Reichsverband verloren gingen, ist nach des Verfassers Ansicht nicht zu bebauern; allein die Franken, Bavier und Sachsen in den Niederlanden, die Schwaben des Landes Schweiz, die Alpen und ihre Pässe, die Mündungen des Rhein, der Maas und der Elbe, die alle auf diese Weise nacheinander verloren gingen — das waren unersehbliche Verluste für Deutschland. Daran knüpft der Verfasser, im Reueften die Analogie des Alten findend, die sehr richtige Bemerkung: „Ob ein größeres oder kleineres Stück von Luxemburg einem fremden König von Holland oder Belgien gehorche? Im Grunde ebenso, ob die Lombardei von Oesterreich besetzt oder Italien einverleibt sei? das ist für Deutschland keine Lebensfrage; aber darüber durchzuckte die Deutschen ein edler Unwille, und zeigte sich Lust und Muth zum Kampfe, daß so wichtige und große Dinge von Frankreich 1832 und 1859 einseitig entschieden wurden, als wenn Deutschland nicht in Europa läge und nicht von der Entscheidung mit berührt würde; darüber vermögen die Deutschen nicht hinwegzusehen, daß ähnliche Fälle sich fernerhin gar leicht ereignen können.“

Wir können natürlich dem geistreichen, anregenden und tief begründeten Werke nicht in seine Einzelheiten folgen. Der vierte Band enthält die Geschichte der Habsburger, und Maximilian I. ist die zuletzt abschließende Gestalt, mit welcher sich der Verfasser offenbar auch in besonderer Vorliebe beschäftigt hat. Dieser „letzte Ritter“, in welchem sich der ganze Geist des deutschen Königthums in neuem Aufschwunge abermals verkörpert zu wollen schien, ist in seiner poetisch-idealen und doch zugleich dem Praktischen zugewendeten Erscheinung ein wirklich monumentaler Abschluß des Werks, wie seine Periode das entscheidende Moment in der deutschen Nationalgeschichte. Namentlich in dem bekannten Streite des Kaisers mit dem Bischof Berthold von Mainz gewinnt man durch das Souchay'sche Werk neue und richtigere Anschauungen, welche um so überzeugender wirken, als der Verfasser bei seinen Untersuchungen mit größter Unbefangenheit zu Werke geht. Sein Endurtheil schließt in jeder Beziehung günstig für Maximilian; Berthold's angekrebtene Neuerungen im Reich erscheinen ihm so bedenklich, daß er die Ueberzeugung nicht unterdrücken kann, es „wäre der König am

besten ein Kurfürst geworden, um doch etwas im Reiche bewirken zu können."

Gegenwärtig, bemerkt Goudy, sei man in diesem Conflict jener hervorragenden Männer mehr geneigt, auf Verhols's Seite zu treten, und man könnte durch gewichtige Autoritäten für diese Ansicht sich leicht gewinnen lassen, oder doch sehr zweifelhaft werden. Allein, fährt er fort, „wenn man lesen muß, daß schon zur Zeit Friedrich's III. der schlaue Erzbischof von Trier, Jakob von Kirs, der habgierige Verschwenker, Erzbischof Dietrich von Köln, und andere Fürsten, deren eigennützig und gewaltthätige Absichten ganz offenkundig sind, durch lauter angeblich patriotische Gründe geleitet wurden, so muß man freilich auf den Gedanken kommen, daß die Anschauungsweise der Geschichte mehr aus einem System erwachsen ist, als daß sie sich auf Thatfachen zu gründen vermöchte, man müßte denn Worte und Thaten für identisch halten."

Wenn auch bei Maximilian's Tode durch die begonnene Reformation und die neuen Zeitrichtungen die Macht des Reichs tief baniederlag, wenn er auch infolge des Mangels an Unterstützung in der Wahrung der Reichslehre durch die Fürsten ein großes Schwergewicht auf die Vermehrung seiner Hausmacht gelegt hatte, so wäre doch eben mit dieser Grundlage, da in dieser Hinsicht von Deutschland nichts zu erwarten war, der Reichsbau sehr wohl zu erhalten und wieder zu befestigen gewesen, wenn Maximilian einen ihm ähnlichen Nachfolger gefunden hätte, wenn der Friede zu erhalten gewesen wäre. Denn „Städte und Ritterschaft mußten sich an den Kaiser halten, um ihre Selbstständigkeit gegen die Fürsten zu bewahren; auch die kleinern Fürsten fühlten damals schon, daß die Herrschaft eines Königs einer kurfürstlichen Regierung vorzuziehen sei; es gab eine kaiserliche Partei im Reich und die Kräfte dieser Partei mußten durch Rechtschutz und Frieden wachsen". Alles kam darauf an, wie sich Karl V. zu den neuen Zeitrichtungen stellte. Aber sein methodischer Geist widerstrebte allen Neuerungen, „er verwendete alle seine Kraft, um sie niederzutreten", was er doch nicht durchführen konnte. So vereinte sich die von der katholischen Kirche abgetretene Partei nebst den machtvollen Städten „zu einem festen und feindlichen Verhältnis gegen den katholischen Kaiser — und nun war die deutsche Monarchie entschieden dem Untergange geweiht".

Aurelio Suddens.

Notizen.

Aus Wolffsohn's „Russischer Revue“.

Von dem zweiten Bande der von W. Wolffsohn herausgegebenen, bereits früher in d. Bl. erwähnten „Russischen Revue“ liegt uns das Fünftste vor. Es enthält unter anderem einen Aufsatz von R. Rulmann: „Demetrius und Boris Godunow, historisch und poetisch“, der dadurch veranlaßt war, daß der Professor F. Lorenz in einem im Donnerstagsverein zu Bonn gehaltenen und später gedruckten Vortrag über den falschen Demetrius sich bezüglich der Schiller'schen Tragödie folgendermaßen geäußert hatte: „Wie bei allen historischen Stoffen hat Schiller sich auch bei diesem erlaubt, mit der geschichtlichen Wahrheit frei umzuspringen, und es wird daher nicht uninteressant sein, den Helden des Dichters in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen.“ Rulmann hält dafür, daß der dramatische Dichter, welcher historische Stoffe behandelt, mit diesen ganz nach Belieben verfahren dürfe, weil im Drama andere Gesetze obwalten, als in der Darstellung des thatsächlich Gegebenen. Das letztere geben wir ihm zu, das erstere nicht unbedingt. So viel Respect für die geschichtliche Wahrheit fordern wir vom Dichter, daß er wenigstens den Charakter seines Helden, wie er in der Geschichte hervortritt, nicht etwa in sein Gegentheil verwanke. Die Geschichte ist zu heilig, um als bloßer Teig für Wahnträume nach Belieben geknetet zu werden, und wenn ein geschichtlicher Held nicht anders für ein Drama verwerthet werden kann, als daß man ihn gründlich verfälscht, so soll man lieber die Hand von ihm lassen. Eine Entschuldigung finden freilich dies-

jenigen dramatischen Dichter, welche in ihren Stücken die Geschichte verfälschen, durch den Umstand, daß auch selbst unter den Geschichtsschreibern diejenigen selten sind, welche, unberührt von Partisanen und individuellen Neigungen, historische Charaktere durchweg rein objectiv aufzufassen und darzustellen wissen. Ferner bringt vorliegendes Heft Friedrich Rückert's in Ditschen gefaßte Antwort auf ein Gratulationsgedicht, welches mehrere Deutsche in Petersburg, darunter der Akademiker von Dorn, an ihn zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage gerichtet hatten; eine Correspondenz aus Odesa; Mittheilungen über die Juden in Kowno, wonach sich unter denselben der Einfluß deutscher Sitte und Sprache außerordentlich geltend macht; einen Bericht über die neuen Reglementsentwürfe zur Reform des Unterrichtswesens in Rußland, die laut Auftrag des Ministeriums der Volksaufklärung von dem kaiserl. russischen Staatssecretär S. von Tanjew auswärtigen Gelehrten zur Begutachtung vorgelegt worden waren u. s. w. In einer Note zu dem letztern wird erwähnt, daß auffallenderweise selbst B. Nacrbach unter denjenigen deutschen Begutachtern des Entwurfs genannt werde, welche theils unbedingt, theils bedingungsweise die Abschaffung der Prügelstrafe verwerfen. „Es stünde traurig um alle Pädagogik“, setzt die Redaction hinzu, „wenn sie die Erziehung des Menschen nur auf die Verbesserung des Körpers und nicht der Seele stützte.“ Unter den kleinern Notizen finden wir besonders folgende über den Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten zu Petersburg mittheilenswerth: „Das Comité dieses Vereins hielt vom 24. Februar bis zum 24. Mai d. J. 13 Sitzungen; innerhalb dieser Zeit liefen 54 Unterstützungsgesuche ein, von denen 32 gewährt, die übrigen theils abgelehnt wurden, theils noch der Prüfung auf Grund von Erkundigungen außerhalb Petersburgs unterliegen. Ertheilt wurden während dieser Zeit an einmaligen Unterstützungen: 2163 R. 45 K., an Pensionen 952 R., insgesammt 3115 R. 45 K.“ Man erfährt ferner aus dieser Notiz, daß auch der Kaiser, auf Vorstellung des Unterrichtsministeriums, einen Beitrag von 1000 Rubel beigezeichnet hat. Jedenfalls ist diese russische Stiftung nicht auf so vielen Widerstand oder Widerspruch gestoßen als — wie wir als erster Anreger am besten wissen müssen — der erste Gedanke zu einer Stiftung dieser Art in Deutschland.

J. M.

Johann Major, der Wittenberger Poet.

Unsere deutsche Literaturgeschichte, die bisher fast nur in schöngeliger Beziehung und Richtung dargestellt zu werden pflegte, befreit sich neuerdings, auch die culturhistorische Seite der dichterischen Schöpfungen zu beachten. Wenn der Natur der Sache nach die nationale Sprache als das erste Bedingniß der nationalen Bedeutung eines Literaturerzeugnisses anerkannt werden muß, so wird in gewissen Fällen eine historische Darstellung einzelner Literatoren deshalb nicht übergehen dürfen, weil sie nicht in heimischer Sprache zu uns reden. Gutten gehört ohne Zweifel unserer Nationalliteratur an, und doch schrieb er nach der Sitte seiner Zeit lateinisch. Für alle diejenigen humanistischen Dichter des Reformationszeitalters werden wir uns interessieren dürfen, welche von den Kämpfen ihrer Gegenwart berührt wurden und im Dienste einer bestimmten Meinung ihre Feder führten. Während der Humanismus in seinen großen Repräsentanten, Meuschen und Erasmus, sich ohne Verhältniß für die großen religiösen Ideen zurückzog, in anglischer Beförderung für seine literarische Ruhe, sehen wir in Melancthon beide Richtungen vereint, in ihm wird der Humanismus evangelisch. Drei humanistische Dichter sind seinem Beispiel gefolgt: Nikolaus Frischlin, Johann Stigel und Johann Major. Die beiden ersten haben in neuerer Zeit ihre Biographien erhalten, Frischlin an Strauß, Stigel an Götting. Major dagegen, obwohl eine der pikantesten Figuren seiner Zeit und am meisten unter den dreien in die theologischen Händel verflochten, ist viel weniger bekannt. Licentiat G. Frank unternahm es, in

einer kleinen Schrift „Johann Major, der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie und des Humanismus im 16. Jahrhundert“ (Halle, Pfeffer, 1863) des Vortens Gedächtnis in etwas wieder aufzufrischen. Neben der Darlegung von Major's Lebensgange und seiner Bethätigung an den Streitigkeiten der Theologen war der Verfasser darauf bedacht, die höchst schwierigen allegorischen Poesien dieses Dichters zu entziffern und zu deuten, die sämtlich große Schärfe des Geistes, glänzende Satire und Schönheit der Form bekunden. Wenn Franke's biographische Schrift wegen ihres sachlichen Inhalts auch zunächst den Theologen von Interesse sein wird, so schien es uns doch angemessen, sie hier wegen ihrer literarischen und literaturhistorischen Bedeutung zu erwähnen. Von Einzelheiten sei nur das eine mitgeteilt, daß Johann Major auch der Verfasser jenes deutschen Spottgedichts gegen Polykarp Kypser ist, welches Kypser in seinem ersten „Beitrag zur Geschichte und Literatur“ veröffentlichte. 88.

Bibliographie.

- Des seligen Amandus, genannt Heinrich Suso, Leben und Schriften. Ite bis 3te Lieferung. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.
- Band D. Worte für Welt und Haus. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 16. 1 Thlr.
- Corrodi, A., Shakespears Lebensweisheit aus seinen Werken gesammelt. Winterthur, Lüdke. 16. 12 Ngr.
- Derichsweiler, S., Geschichte der Burgunden bis zu ihrer Einverleibung in's fränkische Reich. Münster, Coppersath. Gr. 8. 25 Ngr.
- Gelling, M. v., Die deutschen Hälftstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege, 1776 bis 1783. Zwei Theile. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 Thlr.
- Ködn, B., Kriegsbilder aus Amerika. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Fock, D., Schleswig-Holsteinische Erinnerungen besonders aus den Jahren 1848—1851. Leipzig, Weitz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Göbker, J. P., Land und Leute Württembergs in geographischen Bildern dargestellt. Drei Bände. Stuttgart. 1861, 1863. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
- Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert. 4ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
- Guttmann, O., Talent und Schule in der Darstellung dramatischer Kunst. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Guskow, K., Die Gurestenden. Novelle. Leipzig, Brockhaus. 1864. 16. 12 Ngr.
- Galm, Elise, Helen und Dornow aus einem Mädchenleben. Berlin, Springer. Gr. 8. 24 Ngr.
- Guse, C. A., Vier akademisch-protestantische Reden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 20 Ngr.
- Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Hermann, C., Die Theorie des Denkvermögens. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 15 Ngr.
- Guber, M. A., Sociale Fragen. I. Das Genossenschaftswesen und die ländlichen Tagelöhner. Nordhausen, Forstmann. Gr. 8. 4 Ngr.
- Gürte, H., Die weiße Frau. Eine romantische Volksage aus dem schwedischen Hochlande. Mit schönen Vignetten. Für die Volksbuchreihe auf Neue niedergeschrieben. Neutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.
- Der Pariser Laugenschwanz. Eine Volks- und Sittengeschichte aus der Hauptstadt Frankreichs. Für's Volk neu erzählt. Neutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.
- Zampa oder die Marmorbaut. Eine Gervassengeschichte von der Insel Sicilien. Neutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

Opfel, F. C., Das Theater in Nürnberg von 1612 bis 1863 nebst einem Anhang über das Theater in Fürth. Ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Nürnberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Orskowski, F., Geschichte der Stadt Oppeln. Oppeln, Glar. Gr. 8. 2 Thlr.

Judeich, A., Die Grundentlastung in Deutschland. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lebensbilder aus Rußland und was ich sonst erlebte und beobachtete. Von einem alten Veteranen. Mit 3 Ansichten aus Petersburg in Buntdruck. Riga, Rymmel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebes-Schwänke. Erzählungen der Königin Margarethe von Navarra und Novellen Ludwig's XI. von Frankreich. Berlin, Schillingmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lüders, F., Beiträge zur Erklärung von Shakespeares Othello. Hamburg, O. Meissner. 8. 15 Ngr.

Markbach, J., Enlamiit. Das schönste Lied der Liebe, neu überfetzt und erklärt. Freunden der Poesie und Liebe gewidmet. Frankfurt a. M., Bauerländer. 16. 15 Ngr.

Matte, F., Urbantische Blätter aus den Jahrzehnen der Franziskaner in der mittleren Ordenszeit (1400—1600). Mit 1 Stichbild. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Miel, K., Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder. Einleitung. — N. u. d. L.: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Noos, F., Das Verhältniß der Philosophie zur Offenbarung oder ihre Bedeutung für die Theologie, nach den wesentlichen Beziehungen vom philosophischen und theologischen Standpunkt aus betrachtet. Basel, Bäumliet. Gr. 8. 26 Ngr.

Schulz-Schulzenstein, C. S., Leben — Gesundheit — Krankheit — Heilung. Ein Trieb zum Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege des Lebens. Berlin, Reimack. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Aus dem Schwedischen von A. Kresschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schasmuth, W., Geschichte von Hochstift und Stadt Gilsbheim. Gilsbheim, Gilsbheim. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tageliteratur.

Erinnerungen aus dem Leben eines Veteranen der Freiheitskriege. Berlin, Beck. 16. 3 Ngr.

Kurtz, J. H., Recensentenunfug. Eine Appellation von der Redaction der Dieckhoff-Kießoth'schen theologischen Zeitschrift an die Leser derselben. Mitau, Neumann. Lex.-8. Gratis.

Levinstein, L. J., Ueber die vornehmsten Ursachen der zeitigen politischen Störungen. Berlin, Schillingmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Migelnadel, F. A., Die Völkerverschacht bei Leipzig. Ein Gedenkblatt aus der Geschichte der deutschen Freiheitskriege für das deutsche Volk in Schule und Haus. Carlseid, Riese. 8. 2½ Ngr.

Schanza, F. S., Die Stunde Deutschlands oder zwei Blicke in die Zeit. Ein Gedenkblatt an die Kaiserfahrt nach Frankfurt. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Lischendorf, C., Waffen der Fiktion wider die Engherzigkeit. Zunächst an die Leser der sächsischen „Rathen“ und „Schulblatt“. Leipzig, A. Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Wetznig, W., Theodor Körner. Ein Vorbild für Deutschlands Männer und Jünglinge. Festgabe zur National-Körnerfeier am 20. August 1863. Bayreuth, Weinig. 8. 2 Ngr.

Zur Beurtheilung der österreichischen Bundesreform. Von deutschen und preussischen Standpunkt. Berlin, Dittsch. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October übernimmt Professor Dr. **Karl Biedermann**, einer der bewährtesten deutschen Publicisten, der schon seit längerer Zeit ein Hauptmitarbeiter der Deutschen Allgemeinen Zeitung war, die Leitung derselben. Die Richtung der Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch ferner den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen suchen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die bisherigen und neu eintretende auswärtige Abonnenten der Deutschen Allgemeinen Zeitung werden aufgefordert, ihre Bestellungen für das mit dem 1. October beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10 % Rabatt vergütet.

- Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.
- Brugsch** (H.). Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Niltale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. 1855. (2 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**
- Goebel** (F.). Reise in die Steppen des südlichen Russlands, in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann unternommen. 2 Theile. Mit 18 Ansichten und einer Karte der transwolgaischen Steppe. 4. Dorpat, 1838. (15 Thlr.) **3 Thlr.**
- Goldmann** (E.). Aesthetische Wanderungen in Sicilien. 8. 1855. (2 Thlr.) **20 Ngr.**
- Sohn-Sohn** (Jba, Gräfin). Jenseits der Berge. Zweite, vermehrte Auflage. 2 Theile. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**
- Handbuch** für Reisende in Griechenland, von J. F. Reigebaur und F. Albenhoven. 2 Theile. 12. 1860. (4 Thlr.) **2 Thlr.**
- Harthausen** (A., Freih. von). Transkaukasien. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen Meere. 2 Theile. Mit Abbildungen und einer Karte. 8. 1856. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**
- Julius** (M. G.). Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bände. Mit Karte von Nordamerika, 2 Russbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. 8. 1839. (6 Thlr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**
- Rapper** (E.). Christen und Türken. Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Eisernen Thor. 2 Theile. 8. 1854. (2 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**
- Ritter** (A.). Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 12. 1851. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**
- Rohlf** (J. G.). Reisen in Dänemark und in Herzogthümern Schleswig und Holstein. 2 Bände. 12. 1846. (6 Thlr.) **1 Thlr.**
- Der Rhein. 2 Bände. 12. 1851. (5 Thlr.) **1 Thlr.**

- Nummer** (J. L. G. v.). England. Zweite Auflage. 3 Bände. 12. 1842. (6 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**
- Italien. Beiträge zur Kenntniss dieses Landes. 2 Theile. 12. 1840. (4 Thlr.) **1 Thlr.**
- Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Theile. 12. 1845. (5 Thlr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**
- Neumann** (A. von.). Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. 2 Theile. 12. 1840. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**
- Neue römische Briefe etc. 2 Theile. 12. 1844. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**
- Schönberg** (G. von). Patmafabrika. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. 2 Bände. 8. 1852. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Sieub** (E.). Bilder aus Griechenland. 2 Theile. 12. 1841. (2 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**
- Stieglitz** (G.). Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. 12. 1848. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**
- Wendebach** (J.). Irland. 2 Theile. 12. 1844. (4 Thlr.) **24 Ngr.**
- England. 3 Theile. 12. 1845. (6 Thlr.) **1 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigtster Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 40. —

1. October 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ernst Rietschel. Von Hermann Neumann. — Georg Berna's Nordfahrt. — Die Schweizerische patriotische Gesellschaft Helvetia. — Culturgeschichtliche Erzählungen und Romane. Von Gustav Faust. — Internationale französische Reviews. — Notizen. (Ein Trauerspiel von Charlotte von Stein; Das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland“; Spinoza in England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ernst Rietschel.

Ernst Rietschel. Von Andreas Oppermann. Leipzig, Brochhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Aus den untersten Schichten des Volks sind die großen Männer zumeist hervorgegangen und diese Wahrnehmung hat eine weitverbreitete irrthümliche Meinung erzeugt, wonach zur entschiedenen Durch- und Auszubildung eines Talents die Armuth bis zum Hungern gehöre. Halbwahrheiten haben die zäheste Lebenskraft, besonders wenn sie wie oft ebenso übertrieben verteidigt wie angegriffen werden. Brachte doch jüngst das verbreitetste Unterhaltungsblatt einen Artikel — irre ich nicht, so haben wir nur seine Einleitung erhalten —, welcher talentvollen Menschen alle Berechtigung auf Eigenthümlichkeit und Ungewöhnlichkeit absprechen wollte, während doch nur feststeht, daß Sonderbarkeiten und anderweitige Extravaganzen, die über Sitte und Anstand hinausgehen, ein Genie nicht documentiren. Dagegen aber muß auch ebenso entschieden anerkannt werden, daß geniale Menschen in ihrer Erscheinung, Lebensweise und ihren Gewohnheiten von dem allgemein Geltenden durchschnittlich abzuweichen lieben. Und so sind auch Noth und Leid nicht unbedingt erforderlich, um ein Talent auszubilden, gewiß aber ist, daß auf bevorzugte Geister die Armuth mit allen ihren Tugenden, Schwächen, Gebrechen, ja selbst Lasten und mit ihren demüthigenden Schmerzen besonders befruchtend wirkt, indem die Kraft des Genies daran zu Tage kommt, wie die Echtheit des Goldes am Probirstein. Dem gegenüber halte man aber auch die Wahrheit fest, daß auch das kräftigste Talent niemals zur vollen Blüte und zum fruchtbaren Baum sich entwickeln kann, wenn es nicht endlich im vollen Sonnenglanze des Glücks, der sorgenfreien, ja reichen Gewohnheit dieses dann so süßen Daseins gestanden und in dem Schatten der Anerkennung behagliche Ruhe und achtungsvolle For-

derung gefunden hat. Jedes Talent, mag es auch trotz ungünstiger Umstände Erfreuliches und selbst Ungewöhnliches geleistet haben, geht wenigstens insofern in der Armuth und dem Leide unter, als nur die Wärme der Zufriedenheit und des materiellen Wohlseins ein Genie allmählich großziehen kann, bis es seinen ganzen Reichtum in Höhe, Tiefe und Breite entfaltet hat.

Das Lebensbild, welches Oppermann in vorliegendem Buche bietet, gewährt gerade dadurch einen seltenen beruhigenden Genuß, daß es uns eine besondere Begabtheit vorführt, die alle diejenigen Stadien im angemessenen Alter und in passender Dauer zur Vollendung durchlitten, durchstrebt, durchkämpft und endlich genießend durchlebt hat, die einmal für das Höchsterreichbare bedingt sind.

Hiernach läßt sich zweifelsohne behaupten, daß das Schicksal darum dem genialen Rietschel günstig gewesen, weil es in seiner Härte selbst nur so lange ausdauernde, als nöthig war, um im Kampfe mit der Armuth und Abhängigkeit die Energie des Geistes zu kräftigen und daneben die Blüte des Gemüths zu zeichnen.

Schmerzlich freilich empfinden wir, daß dadurch die leiblichen Kräfte bis fast zur Erschöpfung litten und dies herrliche Künstlerleben wahrscheinlich um Jahre verkürzt worden ist. Die Frage aber, warum dies gerade sein mußte, kann hier ihre Beantwortung nicht finden; genug schon, daß wir dankbar und zufrieden sein müssen, wenn durch das verkürzte Leben eines seltenen Menschen das Schicksal uns so reich macht, wie dies bei Rietschel der Fall ist.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte: Rietschel's Selbstbiographie und deren Ergänzungen durch Oppermann. Im ersten sehen wir den großen Bildhauer als Menschen, im zweiten als Künstler. Wenn man heute in richtiger Erwägung, was für das Wohl der unbegüterten Klassen zu thun ist, gute Volksbücher

hervorzurufen und zu verbreiten sucht, so glaube ich diese Selbstbiographie als eine der besten Belehrungen und Unterhaltungen fürs Volk nicht dringend genug empfehlen zu können. Ein kurzer Anhang wäre ausreichend, um diese gelungene Darstellung eines Lebens voll Reichtum an allen Gütern eines deutschen Gemüths für den erwählten Leserkreis zum fastlichen Abschluß zu bringen. Rietschel gehört nicht allein als Sohn eines armen braven Arbeiters, sondern auch durch das Ideal, dem er auf seiner anfangs so dornenvollen Laufbahn rastlos und unausgesetzt treu geblieben, dem Volke recht eigentlich an. Er wollte durch seine Werke vor allem dem deutschen Volke verständlich werden, es erheitern, begeistern und thatkräftig erheben. Dies ist ihm denn auch bis zu einer Vollendung gelungen, in welcher er gerade nach dieser Seite in seiner Kunst nahezu einzig und schwer erreichbar dasteht.

Rietschel's Selbstbiographie ist ein herrliches Werk, nicht gerade, weil sie Bedeutendes zu sagen weiß, als vielmehr weil sie die Leser anregt, bei und nach dem Genuße dieser Erzählung Bedeutendes zu fühlen, zu denken, ja auch auszusprechen. Der Kern dieses seltenen Mannes tritt hier in reizender Beschaulichkeit und ungeschuchter Klarheit hervor; es ist die Natvetät, die reinste Kindlichkeit, wie sie auch noch ein greises Haupt rosig verklärt und die Genusfähigkeit, d. h. die Freude am Kleinen und Unscheinbaren, wie sie nur die wahre Häuslichkeit bietet, mit ihrer Weihe zu Entzückungen erhöht, die keine Macht der Erde, keine Herrschaft über Millionen Menschen oder Thaler zu schaffen vermag; es ist mit einem Wort die kristallreine Deutschthümlichkeit, welche diese Bekenntnisse eines großen Künstlers so allgemein verständlich machen.

Ich habe bei der Besprechung der Biographie Rietschel's (in Nr. 26 d. Bl. f. 1862) die Behauptung gewagt, daß ein Künstler auch ein ganzer, d. h. ein guter Mensch sein müsse. Hier ist der Beweis für diese Wahrheit in einer Weise geführt, die ein Herz von Stein selbst zum Mitgefühl und zur Bewunderung hinreißen muß. Der Künstler hat sein Leben zwar nur zunächst für seine Kinder geschrieben, aber eben deshalb sind diese Blätter ein echtes Volksbuch und wahrlich auch eins der schönsten Werke des treuinnigen Meisters. Er bemerkt:

Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist; freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Noth oder der Härte, oder mitleidiger Herablassung der Menschen der Keim zu bessern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Aeltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht; doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme Mahnung wird und im Wege steht, war es nie gekommen. Meine Aeltern standen immerhin ihren Mitbürgern und Nachbarn, mochten diese es auch besser haben, nicht nach, ja sie sahen sich oft vorgezogen und geschätzt, und ich selbst erfuhr überall freundliches Begegnen, war es vielleicht auch oft nur um meiner zu leistenden Dienste willen und meiner Art und Weise zu nützen. Genug, ich blieb fern von allen Ansprüchen und empfänglich für jede Kleinigkeit.

Und doch hielt es immer schwer, daß seine Aeltern sich nur ein neues Stück Kleidung für den täglichen Gebrauch anschaffen konnten. Für die Feiertage mußte durch das ganze Leben der eine Sonntagsputz ausdauern, der in bessern Zeiten, gewöhnlich mit der Verheirathung, hergerichtet wird. Ja selbst von diesem mußte, als die Noth grüßte, die kleine goldene Halskette der Mutter, im Werthe von 10—12 Thalern, veräußert werden, was die gute Frau als ein so bedeutendes Unglück fühlte, daß sie nicht mehr in die Kirche zu gehen wagte, weil andere Frauen diese Kette an ihr gesehen und nun voraussetzen konnten, daß sie verkauft oder verlegt sei.

Rietschel's Vater war der Sohn eines Schreinermeisters im Pustthum, der ihn, obgleich er große Lust zum Studiren hatte, weil dazu die Mittel fehlten, zu einem Drechsler oder Handschuhmacher in die Lehre gab. Als solcher verheirathete er sich mit der Tochter eines benachbarten Schullehrers und ernährte sich, da Handschuhe in dem kleinen Orte nicht viel verlangt wurden, durch Anfertigen der Weinstirker aus Leder, wie sie die Landleute zu tragen pflegen. Am 15. December 1804 wurde Ernst Rietschel geboren. Er fand zwei Schwestern im Alter von neun und vier Jahren vor.

Vater Rietschel hatte nicht die Lust an Büchern verloren und in der ersten Zeit seiner Verheirathung eine kleine Leihbibliothek — natürlich meist Romane, die er alt kaufte — sich angelegt. Im Laufe des Krieges ging dieser Schatz verloren. Der Sohn erzählt:

Matratur bei Kaufleuten ließ er gern nachsehen, ob auch darunter etwas zu finden sein möchte, was ihm nützlich werden könnte. Bei seinem Interesse an Astronomie mußte er sich durch Bücher, die er sich zu borgen suchte, ein Bild vom Planetensystem, Sonnen- und Mondphasen, den Sternbildern u. s. w. zu verschaffen. Seine drei Landkarten von der Erde, Europa und Deutschland konnte er auswendig, neue Karten konnte er sich nicht kaufen. Den Nachbarn war er ein Rathgeber und Erklärer von manchen Dingen, die über ihren Horizont gingen; sie wandten sich an ihn, daß er ihnen Briefe oder Aufträge concipirte; stillschweigend und wie von selbst verständlich erkannte sie seine Bildung als über der ihrigen stehend an. Er machte sich meist Auszüge aus Büchern, und während ist es, daß, als er einst Bode's „Betrachtung des Weltgebäudes“ geliehen erhielt, und da er sich das Buch nicht kaufen konnte — für 1 bis 1½ Thaler wäre dies möglich gewesen — er fast alle Abende eines Winters hindurch saß, um beinahe das ganze Buch abzuschreiben.

Rietschel fährt fort:

Ich habe es nicht vergessen, wie er ein altes Weihnachtsverzeichnis von Büchern hervorholte, das er wol drei Jahre hintereinander jede Weihnachten durchlas, mich immer dazwies, und wenn der Titel „Mit sauber illuminirten Kupfern“ angekündigt war, sagte: „Sieh, Ernst, wenn wir das kaufen könnten!“ und nun mit mir besprach, wie dies und jenes schon sein möchte. Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichniß wieder hingelegt; aber es war eine glückliche halbe Stunde für beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können.

Der kleine Ernst lief barfuß und seine Bekleidung bestand aus geschnitten oder vom Erdbler gefausten und für ihn passend gemachten Stücken. Alles ging auf Brot,

Butter, Del und Holz darauf. Letzteres holte die Mutter, wenn das Kaffholz, das die Kinder aus dem Walde gebracht, nicht ausreichte, oft fortwaise beim Händler, doch stets des Abends, damit niemand sehen sollte, daß es auf diese Weise gekauft werde. Es fortwaise beim Händler holen, das war wirkliche Armuth. Nitschel berichtet:

Wir gingen auch Mehren lesen, die dann gedroschen wurden und den Aeltern mehrere Megen Korn einbrachten. Der Gausmen wurde nicht verwöhnt, Kartoffeln und Wasserpuppen in dieser und jener Form war der durchschnittliche Mittags- und Abendessen und Sonntags 1—1½ Pfund Fleisch mit Gemüse für die ganze Familie. An den drei Hauptessen wurde ein Braten ermöglicht, doch nicht immer. Das Häuschen meines Vaters war häufig, vielleicht, wenn es hätte verkauft werden sollen, 500 Thaler werth, die aber auch als zwei Hypotheken auf demselben haften. Die beiden Hauptgläubiger ließen es an harten Worten nicht fehlen. Eine wohlhabende Witwe, welche einem Kaufmann gegenüber wohnte, bei dem ich für meinen Vater den Schnupftabak holte, erblickte mich bisweilen, wenn ich in den Laden ging, so geschwind ich auch zu laufen suchte, und rief mir dann laut über die Straße die Worte zu: „Du, sag's deinem Vater, daß er mich bald bezahlt, sonst würde ich ihn verklagen.“ Mit Angst und Schmerz theilte ich es dem Vater mit, der dann mit kummervollem Gesicht von seiner Arbeit aufsprang und durch Hin- und Hergehen in der Stube Ruhe zu gewinnen suchte.

Ferner erzählt Nitschel:

Jede noch so dürftige Familie suchte zum Weihnachtsfeste einige Stollen und Kuchen zu backen. Es war dies das eine mal im Jahre, wo jeder glaubte ein Recht zu haben, sich einen Genuß zu verschaffen, gleich andern Menschen von nur einigermaßen bessern Verhältnissen. Jeder hatte durch den lebhaften Verkehr mehr Arbeit und Verdienst, und so fehlte es auch bei meinen Aeltern nicht, daß die Mutter einige Stollen und Kuchen backen, daß ein Braten gekauft und daß sogar einmal für die Mutter vom Vater ein Tuch oder ein kleiner Vorrath von Kaffee, Zucker, Reis u. dgl. als Christgeschenk angeschafft werden konnte. Wir Kinder hatten nur in den frühesten Jahren ein kleines Christbäumchen mit einigem billigen Spielzeug angeputzt erhalten. Ich erinnere mich auch eines kleinen Schattenspiels, das mein Vater gemacht hatte. Vom achten Jahre an kam es zu keiner Befahrung mehr. Die ahnungsvolle glückliche Stimmung für das Fest hatte in der frühesten Jugend, wo ich noch durch die billigen Kleinigkeiten befriedigt werden konnte, Platz in mir gewonnen. Daß Geschenke und Christbäume später fehlten, vermisse ich nicht. Meine ganze Glückseligkeit concentrirte sich in den Stollen, die am Heiligen Abend gebacken wurden; vorher hatte ich die im Jahre gesammelten Pflaumenkerne aufzuklopfen, die statt bitterer Mandeln benutzt wurden. Ueber die Behaglichkeit dieser Arbeit ging nichts. Erst spät in der Nacht kehrte die Mutter mit dem Backwerk vom Bäcker nach Hause zurück; die Wohnung wurde mit süßem Duft erfüllt. Ich hatte keinen Schlaf empfunden und wachte mit dem Vater, der das Spätaufbleiben erlaubt hatte. Als die Stollen glücklich in die Wohnung gebracht waren, ging ich ruhig zu Bett und erwachte um 6 Uhr früh, wo das Fest mit den Glocken eingeweiht wurde, in erhobener Stimmung, die der Geburt des Christkindes galt und im Hintergrunde der Aussicht auf köstliche Stollen zum Kaffee und schulfreie Festtage.

Die Lust am Zeichnen und Malen trat bei dem beschwerlichen, sinnigen und thätigen Ernst früh und entschlossen hervor, und da der Vater seine Freude daran hatte, so brachte er dem Sohne stets, wenn er nur ein paar Groschen entbehren konnte, einige nürnbergter Kupferstiche nach damaliger Art mit.

Endlich nahte der Zeitpunkt, wo es den armen Aeltern besser gehen sollte, denn Vater Nitschel erhielt die Stelle als Kirchner oder Rüster mit 100 Thalern jährlicher Einnahme, und weil er dabei eine Winkelschule einrichtete, wo er kleinen Kindern die ersten Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibrachte, wodurch er neben seinem Handwerksbetriebe je 25 Thaler verdiente, so stieg das Budget der braven Familie auf ganze 150 Thaler.

Die beiden Schwestern des strebsamen Knaben waren bereits in Dienst getreten und Ernst wußte sich auch dadurch nützlich zu machen, daß er sich in den geistlichen Häusern zum Factotum aufschwang und sich als Botenläufer gebrauchen ließ, wofür er denn immer einen Groschen und von den Pfarrfrauen auf dem Lande ein fettgestrichenes Butterbrot und ein Glas Bier erhielt. Er berichtet über dies Verhältniß:

Einst äußerte zu mir der Sohn des Diaconus: „Du, wir gehen morgen nach Birscheim zu Pächters“ — wohin eine Anzahl Honoratioren eingeladen waren — „und du sollst mitgehen.“ Ich war sehr glücklich über diese Neugier, zog mich des andern Tages an, so gut wie ich's hatte und erwartete des Abganges, da ich mich nun auch eingeladen glaubte. Da wurden mir Mäntel und Taschen zum Tragen übergeben. Ich hatte keine Ahnung, daß dies der Zweck meines Mitgehens war, ich glaubte, daß ich zur Gesellschaft gehörte, wie die andern, und trug fröhlich meine Last. Angelommen traten die Gäste in das geschmückte Zimmer ein, wo auf weißgedeckten Tischen Kaffeetassen und hohe Thürme von Kuchen mich freundlich durch die geöffnete Thür anblickten. Ich war ganz Erwartung und wußte nicht, was ich denken sollte, als es hieß: „Meib du draußen und warte ein wenig.“ Bald erhielt ich den Auftrag, in ein dreiviertel Stunden entferntes Dorf zu gehen und den dortigen Gutsherrn aufzufordern, baldigt einzutreffen. Ich eilte davon und war in einer Stunde zurück; ich hoffte, nach überstandener Anstrengung nun an Kaffee und Kuchen theilnehmen zu können; allein ein Butterbrot und ein Glas Bier zeigten mir den Unterschied meiner Stellung zu den Gästen, und gewohnt, diesen, wie wir's damals schien, hohen Sphären fern zu stehen, gewann das Butterbrot durch den Hunger den Werth des Kuchens, und ohne Bedruss über die verfehlten Hoffnungen nahm ich die Weisung, nun nach Hause zu gehen, bereitwillig auf.

Raum ist der gute Knabe einige Schritte gegangen, so fällt ihm ein, daß sein „von ihm sehr geliebter Lehrer, Rector Fiedler“, einst zu ihm sagte: „Wenn du einmal nach Birscheim zum Pastor kommst, so sei so gut und bringe mir die Löwenzahnpresse, die er besitzt, mit“ — er war brustkrank und sollte den Saft dieses Krautes trinken. Flugs kehrt Ernst um, läßt den Pastor herausbitten und erhält von dem guten unverständigen Manne die 40 Pfund schwere Presse aufgeladen. Raum 50 Schritt vom Hause mußte er sie ins Gras niederlegen. Seine Gutmüthigkeit aber trieb ihn an, das Möglichste zu versuchen, er schleppte sie mit der Last nach Kaffhausen mühsam weiter, mußte sie aber endlich doch unterwegs bei einem Bauer, von dem sie später abgeholt wurde, einstellen.

Die Verdienste des fleißigen Zeichners wuchsen bald nicht unbedeutend, denn der alte Maler Köhler, dem er bei seiner Beschäftigung half, ließ die Leute an den kleinen Nitschel. Er sagt:

Da gab es unaufhörlich Mobelrührer zum Stücken vorzeichnen, dergleichen Wäsche, kleine Transparente mit Tempel

und Orferkämme zu Geburtstagesgeschenken, Kirchennummern mit Oelfarben zu schreiben, dergleichen malte ich ein Hutmacherschilde, einige Grabkreuze, und bei einem Tischler mußte ich einst zwei Bettstellen für ein junges bäuerliches Ehepaar mit Blumenquirlen in Oelfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Orte circulirten, gingen durch meine Hand u. s. w.

Ernst malte bereits für das kommende Neujahr voraus und hatte oft 30—40 Wünsche, zu 6 Pfennigen bis 4 gute Groschen vorrätzig. Auch fungirte der zwölfjährige Knabe bereits als Lehrer. Biswellen wurde er vom Spielplage zur Ausübung seiner Pflichten und Würden geholt; er präsentirte sich dann in einem Gostüm, welches der Achtung bei seinen Schülern keinen Eintrag that, nämlich einer grünkattunen, kleingeblühten Jacke und einer Lederhose. Mütze und Stiefel waren im Sommer nicht nöthig. Er lief daher barfuß, Stiefel wurden nur Sonntags angezogen. Auch dem Gerichtsdirector diente er als Schreiber. Er berichtet:

In demselben Gostüm gab ich auch der jüngsten Tochter des Pastors, sobald meine Schule aus war, täglich eine Stunde Unterricht in den Anfangsgründen des Schreibens und Lesens, und ich verstand alle Mittel des Lobes und der Strenge, sogar mit dem Lineal auf die Finger, dabei anzuwenden.

Obgleich Ernst das so gewonnene Geld an den Vater gab, konnte er doch mit dessen Erlaubniß nur in dem letzten Jahre vor seiner Confirmation sich zu einem neuen Kleide sparen, und wirklich erwarb er sich den ersten neuen Anzug, für den das Zeug mit großem Ernst und einer gewissen Feierlichkeit bei bedächtiger vielfacher Vergleichung und Abwägung ausgewählt wurde und den die Verlmutterndspfe vom Bräutigamsrocke des Vaters, die von ihm dazu besonders aufbewahrt worden, nicht wenig schmückten.

Nun wurde aber auch sofort überlegt, auf welche Weise der brave Ernst am schnellsten und ohne Kosten selbständig werden könne. Der strebsame Knabe ward einem pulsnitzer Krämer übergeben und hiermit begannen gar schlimme Leidensstage.

„Junge, du hast keinen Kaufmannsgeist; aus dir wird in deinem Leben nichts; du bist ein Strohkopf!“ — polterte der Principal, wenn es nun ganz und gar nicht mit dem Rechnen bei Ernst etwas werden wollte. — „Hör' Er, Er sollte Maler werden“, bemerkte dann der Commis, ein kleines, strolchendes Männchen, mit dicker, rother Nase und schielend; „zum Kaufmann taugt Er nichts; in Dresden ist eine Akademie, wo man unentgeltlich studiren kann, sprich' Er doch mit Seinem Vater.“

Auch Sonntags selbst durfte der geplagte Lehrling nicht seine Aeltern besuchen, er mußte sich dann im Rechnen üben, dem er gar nicht beikommen konnte. Nach acht Wochen wurde er krank, kehrte ins Aelternhaus zurück und ging einer neuen Wendung seines Schicksals entgegen.

Erfundigungen über die Akademie in Dresden wurden eingejogen, endlich selbst nachgefragt, der Knabe dem Professor Seifert vorgestellt, um endlich mit 6 Thalern in der Tasche die zweite Wanderung nach der schönen Residenz anzutreten und dort — Maler zu werden. Wie der sechzehnjährige Rietschel vom Jahre 1820 ab gedacht, gearbeitet und dabei froh und fromm geblieben, erzählt

die Biographie unübertrefflich. Thränen der Begeisterung und des tiefsten Herzensleidens treten dem Leser dabei in die Augen.

Wenn der junge Künstler, der die meisten Tage von Butterbrot und Obst lebt, um Geld bat, sandte ihm der Vater höchstens einen Gulden, oft nur 8 oder 4 Pfennigen, ja er bemerkte einst: es sei nicht nöthig, daß der Sohn früh und mittags Obst zu seinem Brote äße, wie bald seien 6 Pfennige ausgegeben, und täglich 6 Pfennige mache jährlich gegen 8 Thaler. „Oft war meine mädere ältere Schwester“, setzt Rietschel hinzu, „die als braver Diensthote stets von ihrem mäßigen Lohn dem Sparpfennig erübrigte, meine Füße und gab mir etwas, wenn es an allem fehlte.“

Zu den tüchtigen Naturen finden sich indeß auch die Elemente sowohl des innern als des äußern Lebens hinzu, welche stärken und ertragen helfen. Zu dem bescheidenen Akademiker trat ein Freund als tröstendes und bildendes Mittel. Wer bedarf heute noch einen Freund? Aber außerordentliche Leute befolgen die ewigen Naturgesetze genauer als die gewöhnliche Menge. Erst Austausch der Aeltern- und Kindesliebe in dem Eden der Heimat und dem Paradies des Vaterhauses; dann schwere Wahl des Berufs, wechselvolle Lagen und entschiedener Drang nach dem seelisch Bestimmten; dann Freundschaft mit seinen Idealen; dann Liebe und endlich mit ihr Erhöhung über sich selbst. Rietschel sagt:

Thäter und ich, wir schlossen uns beide aneinander an mit freundschaftlicher Hingebung und dem Gefühl enger Zusammengehörigkeit. Er war womöglich noch ärmer als ich, hatte eine schwere Kindheit in Druck und liebloser Behandlung unter fremden Menschen durchlebt, dienend, Dinge zum Verkauf herumtragend, irgendetwas feilbietend, um seiner armen, vortrefflichen und gebildeten Mutter die Sorge für seine eigene Erziehung abzunehmen. Thäter war etwas in sich gefehrt, oft mütterlich gegen andere Mitschüler, unfreundlich; die Noth, die er früh kennen lernte, hatte ihn hier und da etwas bitter gemacht. Sein treffliches Herz, sein klarer Verstand, seine rechtschaffene Gesinnung, sein eiserner Fleiß und Eifer fesselten mich an ihn; ich konnte nicht mehr ohne ihn sein, wir wurden innige Freunde und sind es fürs Leben geblieben. Er hatte schwere Lebenskämpfe durchzumachen gehabt, ist aber stets als reines Gold bezuhaben worden; er gehört zu den edelsten und vortrefflichsten Menschen, die ich kenne; seine echte Religiosität hat sich in Freud und Leid bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in energischem Muth bei jeder Noth, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert ward. Ein solcher war und ist noch mein Freund.

Und ein solcher, setze ich hinzu, war nun auch Rietschel, d. h. wie er dem tiefer eindringenden Leser in dieser begeisterten und doch schlichten Schilderung seines Freundes erscheint, wahrhaft, hingebend, anspruchslos und von einer Stärke der Empfindung, wie sie zur Freundschaft vor allem nöthig ist, um auch in jedem Leid und besonders in jedem Glück treu darin auszubauern.

Mit der Prämie von 25 Thalern für seine Preisarbeit in der untersten Klasse, besuchte der fleißige Sohn seine beglückten Aeltern, und als der Gerichtsherr und Gutsbesitzer Rittmeister von Posern ihm noch einen Dukaten schenkte, berichtet unser Künstler:

Da kam mir der Gedanke an, ob ich mir nicht auch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehause zu essen. Es erschien mir beneidenswerth, sich die Speisen aussuchen zu können, die man vorzugsweise gern esse; ich betrachtete die, welche solches vermochten, als reiche und bevorzugte Menschen. Dabei kam es mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir dies so gut gehöre wie jedem andern, daß es eine Ungerechtigkeit sei Gottes oder der socialen Verhältnisse, daß ich und nur wenige (?) mit mir auf das Allernothdürftigste beschränkt blieben, während alle andern das, was sie hatten und genossen, als selbstverständlich in Anspruch nahmen. ... Ich ging daher zeitig als die Mittagsstunde in das der Akademie nahe gelegene Goldene Faß, um womöglich allein zu sein, wählte mir irgendwelche Speise ohne alle Wahl, aß so geschwind, daß ich mir die Zunge verbrannte, und war froh, ungesehen wieder hinauszu eilen zu können, ehe jemand eintrat.

Wenn hier der junge Mann seiner Neigung nachgab, so erscheint er als wahrer Held und Sieger über sich selbst, als er sich einen unbedeutenden Genuß — für ihn ein Paradiesappfel — versagte. Was meinen die nobeln Cavaliers, die eiskühn sich vor Kranzler's prächtiger Conditorei unter den Linden in Berlin in bequemer Selbstsucht lagern, von nachfolgendem Triumph über das heftigste Begehren, wie es einmal seine Selbstschau vermerkt? Nietzsche erzählt:

Dem Genuß des Appetits genügte ich nie. Als ich während des Fastenabends meine Mitschüler kuffenden Pfannkuchen essen sah, nahm ich mir vor, des Abends, wenn ich nach Hause ging, bei einem Bäcker, wo diese Kuchen als besonders gut gerühmt wurden, einige zu kaufen. Ich kämpfte mit meiner Neigung als einem Unrecht, das ich an meinen Aeltern verübte, indem ich das Geld, das sie sich abdarbten, so wenig es auch sein möchte, für eine Mätherei ausgäbe; doch die Entschuldigung, daß es ja nur diesmal geschehe, blieb nicht aus. Ich ging also nach Schluß der Stunde den von meiner Wohnung abführenden Weg zum Bäcker, meinend, ich habe bis dahin noch Zeit, zum Entschluß der Entsagung zu kommen. Allein in die Nähe des Bäckerhauses gekommen, machte ich dem kindischen Begehre dadurch ein Ende, daß ich anfangs heftig zu laufen, so daß ich bald vorüber war. Wieder umkehren war nicht möglich, ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen. Der Appetit war weg und ich ging vergnügt nach Hause.

Gibt dem stehenden Sieger die Fahne des Triumphs und lohnt ihn mindestens mit der Rettungsmedaille am Bande!

Den folgenden Winter, arbeitete Nietzsche in einem Stübchen, das keinen Ofen hatte. „Glücklicherweise“, tröstet er sich, kam mir der Winter — es war 1821 — zu statten, dessen wunderbarer Milde kein anderer gleichkam.“ Endlich erhielt Nietzsche im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Dresden von einigen guten ihm wohlwollenden Leuten mehrere Mittagstische, wodurch sein entkräfteter Körper gehoben wurde und das Studium besser vorwanden konnte, bei dem der junge Künstler ganz auf sich selbst angewiesen war; denn die Akademie bot damals kein erquickliches Bild dar. Oppermann sagt ergänzend:

Die Zeit der Freiheitskämpfe war auch hier bald vergessen. Ein knappes, keises Beamtensregiment machte sich überall geltend; in der Gesellschaft wie im öffentlichen Leben merkte man mehr wie in andern größern Städten Deutschlands von den letzten Ueberresten des vergangenen Jahrhunderts. Die wenigen Kreise, in denen sich geistiges Leben fund gab, huldigten ausschließlich literarischen und zwar speciell romantischen Beschäf-

tungen. Auch die dresdener Akademie nahm eine diesem allgemeinen Gepräge entsprechende Stellung ein. Gleichsam als wolle der Imperialismus, der so lange Hof und Staat beherrscht, noch in der Kunst seine Nachwirkung geltend machen, war der bedeutendste Meister daselbst — Johann Friedrich Matthäi — ganzlich bei der von David eingeschlagenen Richtung stehen geblieben. Fleiß und Gewissenhaftigkeit, tüchtige Kenntniß der Form, welche freilich von keiner tiefen, idealen Intention befeelt wurde, waren Eigenschaften, welche Matthäi zum Lehrer an einer Akademie der damaligen Zeit besonders geschickt machten. Wenn man seine correcten, völlig theatralisch angeordneten, mit fleißigem Studium gleichsam angefüllten Bilder sieht, zu welchen er fast ausschließlich antike Stoffe verwendet hat, so kann man sich bei dem Mangel aller innern Wahrheit, bei der Trockenheit und Gespitztheit der Darstellung leicht denken, wie wenig ein solcher Meister auf Gemüther einzuwirken vermochte, in denen der Keim der neuerwachten deutschen Kunst, wenn auch ihnen selbst unbekannt, bereits lebendig war und sich nach Entfaltung sehnste. Solchem Lebensbrange konnte ein akademischer Lehrer, selbst von Matthäi's Tüchtigkeit, kein Genüge leisten.

Dagegen lebte und webte in dem Nietzsche'schen Freundeskreise eine rege Werbelust. „Laßt euch nicht von der Meinung der Leute hintersitzen“, mahnt ein Strebender (S. 106), „die da glauben, die Kunst sei ein Ding, die Phantasie zu ergötzen und zu beschäftigen — eine bloße Augenweide! Nein, sie ist etwas Höheres als dies.“ Und ein anderer schreibt in zu weit gehendem Eifer: „Es ist recht, daß du die Langkutenen aufgegeben hast, der Beruf des Künstlers ist zu heilig, als daß er sich den Vergnügungen des Volks überlassen könnte.“

Nietzsche hielt auch hier wie durch sein ganzes Leben im Denken und Schaffen die rechte Mitte: Natur und Ideal, Wahrheit und Phantasie, kurz die echte Realität, die Leib und Seele erfrischt, ließen ihn nicht abirren, weder in der Kunst noch im Meinen und Glauben; denn auch seine Frömmigkeit, die ihm von seinem Vater überkommen, kannte nichts Nietzschensches und Ausschließendes. Sie diente ihm zur kräftigen Herzstärkung, denn sein Gott war der Allvater, wenn auch dabei der Protestant sich geltend machte, wo Formenzwang und Orthodoxie herrschen wollten.

Ein durch und durch gesundes Seelenleben tritt erquicklich überall hervor, wo Nietzsche sein Ich einsetzt, und gewiß trug er nicht wenig dazu bei, den Freundeskreis vor jenen Extravaganzen zu bewahren, denen damals die „Nazarenen“ in Rom sich hingaben und nachher besonders nach Düsseldorf übertrugen. Trotz ihrer Schwächen freilich, der Impuls zur Wiedergeburt einer frischen lebensvollen Kunst!

Den neuen Gott in seiner Brust, gestaltete Nietzsche im dritten Jahre des dresdener Lebens die freundschaftlichen und künstlerischen Beziehungen besonders angenehm und lehrreich. Er berichtet:

Milde, Thäer und ich wurden bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Wir gingen stets miteinander um. Milde's Charakter war, wie sein Name, mild und tren, sittlich rein und fromm. Seine Bildung kam uns zu statten, er regte vielfach an, ordnete mehr die Wahl unserer Lectüre und schwärmte mit Enthusiasmus für seinen Erwin, von dessen Leben, Denken und Thun wir durch seine Mittheilungen ein solch lebendiges Bild bekamen, als lebten wir mit ihm. Da auch seine Briefe gemeinschäftlich gelesen und wir oft in denen an Erwin erwähnt

wurden, so ward denn bald auch von uns ein Brief mit ihm gewechselt und Bräderschaft getrunken, indem wir zu einer bestimmten Stunde von fünf zu fünf Minuten anriefen.

Rietschel wohnte damals bei einer hochbetagten würdigen Frau und ihrer bejahrten Tochter in der Dachstube eines Hinterhauses der Wildstruffer Gasse, vier Treppen hoch. Besonders treffend wird dieser Kreis charakterisiert, als die sechzehnjährige blühend schöne Enkelin der „Großmutter-Wirthin“ hinzutritt, was zwischen dieser und den jungen Leuten erst ernst erwogen wird, und zwar mit der Frage: ob sie, die Enkelin, unter den ohnaltenden Verhältnissen dies wol könne und dürfe. Rietschel erzählt:

Wir bejahten es mit der unbefangenen Ueberzeugung und dem Bewußtsein unserer reinen Gesinnung. Wir Freunde gaben uns gegenseitig das Wort, über das junge, völlig unschuldige Wesen zu wachen, auf daß ihm nichts nahe trete, was irgend verderblich wirken könne. Sie hat daher von uns auch nie eine Schmeichelei gehört oder galante Aufmerksamkeiten erfahren, wie ein Jüngling einem jungen Mädchen wol gern erzeigt; durch Unterricht wurde ihren mangelhaften Schulkenntnissen nachgeholfen, und eifrig wachten wir, wenn uns Besannte und Freunde besuchten; wir beobachteten sie, ob sie uns gleichdächten, und sie wurden durch irgendeinen Vorwand von Wiederholung ihres Besuchs abgehalten, wenn wir das Gegenteil bemerkten. So war nun der Charakter des Familienlebens noch entschiedener abgerundet, und es waren die beglücktesten Stunden, wenn wir vereint am großen Tische saßen, der eine vorlas, die andern vielleicht nachschrieben oder zeichneten, während der weibliche Theil der Zuhörer mit Arbeiten beschäftigt war.

Ein Antrag des Ministers Grafen von Einsiedel sollte entscheidend für Rietschel's Künstlerlaufbahn sein. Nicht, weil er den jungen Mann als Modelleur für das Eisenwerk zu Lauchhammer ausbilden lassen wollte, sondern weil diese Ausbildung, wenn sie in Dresden eingeleitet worden, in Stuttgart bei Danner oder in Berlin bei Rauch vollendet werden sollte. Rietschel gewann dabei fürs erste eine monatliche Unterstützung von drei Thalern.

Die Qualen, welche er bei dem Modelliren eines Neptuns für den Brunnen zu Lauchhammer dulden sollte und die, ohne den erfahrenen Rath bewährter Meister, ein Jahr hindurch währten, waren vergessen, als im November 1826 die Reise nach Berlin angetreten wurde. Zu Fuß und mit Fußgelegenheit erreichte er arm und arg durchgefroren die Hauptstadt, trat glitzernd vor Rauch und übergab ihm die schriftlichen Empfehlungen. Rietschel bemerkt:

Er erinnerte sich meiner von Dresden, war nicht unfreundlich, aber ernst, und als er gelesen, sagte er: „Ich zweifle, daß Sie hierbleiben können, da ich wenig Platz habe; halten Sie sich aber vier Wochen hier auf, da steht diese große Statue — er meinte die Friedrich Wilhelm's I. — aufgebaut wird, damit Sie sehen, wie man das macht!“ Er hatte in Dresden von meiner Noth, den Neptun aufzubauen, gehört.

Bei Rauch fühlte der angehende Bildhauer nun erst recht tief, wie viel ihm noch fehlte. Schon früher bei der Sisyphusarbeit am Neptun äußert er sich:

Drei Jahre, die ich bei Pettrich und mit dieser Arbeit zugebracht, waren verloren! Kein Künstler oder Lehrer jener Zeit, der sich um einen jungen Mann bekümmerte, ihm Rath erteilte; und wenn sie es gewollt hätten, würden wir den Rath haben annehmen können? Wir fühlten alle zu sehr, daß diese Männer einer abgelebten Kunstperiode angehörten, Seidelmann, Schu-

bert, Köhler, Bachmann u. s. w. Kein Schüler hegte vor ihrer Correctur Achtung, man suchte sich ihr auf alle mögliche Weise zu entziehen. Hartmann's Persönlichkeit schloß zwar mehr Respekt ein, er war ein sehr gebildeter, feiner und wohlwollender Mann, seine Correctur war gewissenhaft, aber auch er hatte nichts Anregendes.

Ihr Lehrer — alle — steht es jetzt bei den neuen Akademien und Unterrichtsanstalten etwa besser? Schaubert ihr nicht selbst über die vielen vielen Jahre, die ihr bei einem trostlosen Unterricht verloren habt, wie ihr heute noch z. B. auf den Gymnasien erteilt wird, wo die kleinen Kinder schon mit Latein und Griechisch gefüttert werden, fort und fort, ohne die Reife des Verstandes zu annähernd zu besitzen, die für das Eingehen in eine Sprache unbedingt nöthig ist? Aber ihr laßt neue Schüler in dieselbe Treitmühle sperren, dort in ihrer Blüte verkümmern, und die phantasiereichen und feuriger begabten könnt und wollt ihr in ihrem Elend an einer Speise, für die ihr Geist noch keine Organe der Verdauung erhalten hat, nicht verstehen, bis sie oft davonlaufen und alle Studien verlassen; denn nur wenige haben die Fähigkeit des Talents, das, wie ich früher bemerkt habe, gerade in der Consequenz besteht, trotz alledem und alledem sich allein auszubilden.

Die Strenge des tiefsinnerlichen Rauch verwandelte sich bald in Wohlwollen, das sich in einer stets gleichen treuen Freundschaft gegen Rietschel bewährte. Einen neuen jüngern Freund gewann dieser in Neuber, der damals Student war. Dann erfreute sich der Lehrling des berühmten Meisters an dem Glück, in den Familien Hitzig und Chamisso eingeführt zu werden. Auch erhielt er vom Grafen von Einsiedel eine jährliche Unterstützung von 200 Thalern, endlich wurde ihm der seltene Vorzug zu Theil, insolge einer Reise nach Dresden vor dem Dichterheros Goethe zu erscheinen, der wol nicht ahnte, daß dieser junge Mann seine größte Verherrlichung erringen werde. Beglückt kehrte Rietschel nach Berlin zurück, „wo aber“, klagt er, „meine frohe Stimmung alsbald eine Niedergelage erlitt“.

Er fand einen Brief seines Vaters vor, der ihn in tiefe Traurigkeit und Sorge versetzte. Das Häuschen sollte verkauft werden. Es waren 300 Thaler nöthig, die Gläubiger zu befriedigen und die Wohnung der geliebten Aeltern vor dem Einsturz durch Reparaturen zu bewahren. Mit dem Hause ging auch der Küsterposten verloren. Wo aber die Summe hernehmen? Der bedrängte Sohn berichtete:

Ich sann hin und her und erschloß mich endlich mit gedrücktem Herzen meinem Freunde Neuber, den ich für wohlhabend kannte. Ich vermochte freilich gar keine Garantie zu bieten als meinen redlichen Willen, ihm das Geld zurückzahlen, sobald ich vermöchte. Der liebe treffliche Mensch war ohne einen Augenblick Zögerung mit Freuden bereit, schrieb an seine Mutter und handigte mir bald 300 Thaler ein — natürlich ohne Zinsen (zu fordern) und mit der Hinzufügung, daß ich das Kapital zurückzahlen könne, wenn es mir möglich sein werde.

Trotz der großen Freude, die diese dem Vater gewährte Hilfe dem treuen Sohn brachte, versank er in eine melancholische Stimmung, weil seine schöpferische

Kraft noch mit der Gestalt rank, und Rauch, der immer auf sich selbst Angewiesene, ihm verschlossen blieb. Mit 200 Thaler lebte und strebte indes der junge Mann emsig fort, und erst als Graf von Einsiedel ihm 300 Thaler jährlich aussetzte, wagte Nietzsche etwas, worüber er nato in folgenden Worten berichtet:

Ich ließ mir nun einen Mantel, den ich bis dahin nicht gehabt hatte, machen: ein nie genossenes Behagen im kalten Winter! Ich kam mir so curios darin vor, daß ich ihn das erste mal abends anzog, um mich einzugewöhnen: ich hatte das Gefühl, als müßte ich jedem auffallen.

Neue Anregung brachte die Preisbewerbung und das akademische Reisestipendium. Er hatte rastlos die neun Wochen Arbeitszeit durch Tag und Nacht gearbeitet und er berichtet:

Ich sah von weitem Rauch nach der Akademie gehen, das Herz schlug mir hoch; in einer halben Stunde vielleicht hatte er über mich entschieden. Ich ging ihm weit aus dem Wege und erst nach Stunden kam ich in meine Wohnung zurück. Da sah ich meinen Freund Thäter (er war als Kupferstecher nach Berlin gekommen, um Rauch's Werke zu stechen) in seinen sonntäglichen Kleidern. Erkaunt fragte ich, warum? „Weil heute ein Feiertag für mich, und weil dein Ehrentag ist; du hast den Preis!“

Unter Jubel, Lachen und Thränen umarmten sich die Freunde. Das Stipendium betrug 1200 Thaler und Graf von Einsiedel war so edel, dem Modeller zu entschaffen, damit die Welt den Bildhauer um so schneller gewinnen könne.

In gehobener Stimmung besuchte Nietzsche seine Aeltern. Es waren schöne Tage, in denen er seinen Vater zum letzten male sah. Am 2. December 1828 starb er. Sein Tod begeisterte den Sohn zu der vortrefflichen Composition des Wiedersehens Josephs mit seinem Vater Jakob, der mit den Söhnen nach Aegypten kam.

Nach der Beschreibung der Reise mit Rauch nach München und des Lebens dort endet die Selbstbiographie, welcher wir einen immer schönen und vollen Beisatz verdanken: Nietzsche der Mensch.

Obgleich der zweite Haupttheil des Werks drei Viertel des Ganzen umfaßt, glaube ich darüber kürzer berichten zu dürfen in der Voraussetzung, daß einmal jeder Kunstkenner und Kunstliebhaber Nietzsche den Künstler aus seinen Werken zum würdigen Verständnis zu bringen weiß; dann aber auch, weil man die unüberwindlichen Schwierigkeiten anerkennen wird, eine gelungene Darstellung, wie sie uns Oppermann bringt und die durch historische Treue sich auszeichnet, nur annähernd zu würdigen, indem ich einzelnes wiedergebe. Soweit der beschränkte Raum gestattet, werde ich dem schätzbaren Buche gerecht werden, muß aber hervorheben, daß nur durch ein ruhiges Lesen, wie es dem kunstliebenden Völkler gestattet ist, der reiche Inhalt der Oppermann'schen Arbeit erst seine ganze Fülle entfalten kann.

Daß Nietzsche nicht zu Dandeker, sondern zu Rauch ging, war für ihn von höchster, entscheidend wohlthätiger Wirkung, und der Meister erkannte bald an den Compositionen, wie sie der fleißige Schüler, bedeutend nach Zahl und Werth, ihm vorlegen konnte, dies nach plastisch

icher Vollendung strebende Genie. An die Preisarbeit schloß sich die Zeichnung eines Briefes, „Gingung Christi in Jerusalem“, würdig an. Oppermann sagt:

Daß Nietzsche nie im Leben einem flachen Rationalismus gehuldigt, das lag in seiner reichen, tiefen Empfindung. In seinem Leben hatte er sich diejenige Frömmigkeit und Eingabe an die heiligen Dinge bewahrt, welche jederzeit der Schmelze einer männlichen Seele gewesen ist. Er hatte sich durch Leiden und Prüfungen schwerster Art hindurch zu jener Höhe inneren Lebens emporgeschwungen, auf welcher eine Ansehung durch gemeine Leidenschaften nicht mehr möglich ist, er besaß mit einem Worte diejenige Frömmigkeit, wie sie die innere Ruhe und Harmonie des Guten bedingt. Durch rastloses energisches Streben war dafür gesorgt, daß sie eine schwächende Wirkung auf seine Kunst nicht auszuüben vermochte.

In München erweiterte er den Kreis seiner Freunde. Oppermann sagt bei dieser Gelegenheit am Schluß seiner Vobsprüche über König Ludwig: „Durch alle seine Unternehmungen hindurch ging ein großer patriotisch-deutscher Zug, der ihn zum Liebling des deutschen Volks gemacht hat“, und wenn später sehr wahr behauptet wird, „daß in unserm Volksleben die Formen eines gesunden und lebensfrischen Realismus tief eingewurzelt, daß sie das innerste Wesen desselben zu ergreifen im Stande sind“, so muß ich mir erlauben, im Namen des deutschen Volks die erste Behauptung auf ein beschränkendes Maß zurückzuführen. Wenn die Künstler die große Regsamkeit dieses Fürsten zum Nutzen der bildenden Künste gern und lobend anerkennen, so ist damit so ziemlich ausgesprochen, was zu Gunsten dieses Königs gesagt werden kann. Von einem Liebling seines Herzens aber verlangt das deutsche Volk mehr und vor allem, daß er das Seinige dazu beitrage, Deutschland einig und frei zu machen, nicht vor seinem Bilde, wie schon dies auch gemalt sei, Abbitte thun lasse, und nicht die Jesuiten ins Land rufe, sondern uns vom Druck privilegierter Kasten befreie. Solchen Realismus wird das deutsche Volk einst krönen.

In das beginnende Leben der Bildhauer in München griff Nietzsche selbstthätig ein, doch kam keine Befriedigung über ihn und in einem Briefe an Rauch klagt er einmal:

Es fehlt mir bis jetzt eine bedeutende Arbeit, die Kopf und Herz in Anspruch nimmt, bei der ich meine paar Kräfte recht zusammennehmen muß. Ich sehne mich ordentlich einmal was zu componiren, aber ich komme so schwer zur Wahl; habe ich einen Gegenstand, gleich fällt mir ein, ein anderer sei noch schöner. Ich weiß wohl, woran es liegt, es fehlt der Zweck, die Bestimmung der Sache, die den Ernst gibt. Andere können es aber doch, ohne sonst bestimmte Zwecke bei ihren Ideen zu haben, als nur den, sich auszupressen, warum will's bei mir nicht gehen? Da kommen immer wieder die dämonischen Quälgeister, die bösen Zweifel an sich und seinem Talent, welche die innerste Lebenskraft zu zerstören und zu untergraben drohen.

Man sieht hieraus, Nietzsche wächst langsam, eine deutsche Giche, die dem Volke einst zum Schattendach dienen wollte; erst nachdem er dafür arbeiten konnte, trat seine ganze Kraft hervor.

Thormaldsen's Aufenthalt in München, den Nietzsche für Rauch in dessen Wohnung willkommen heißt, gehört

zu den Glanzpunkten dieser Zeit. Auch erhielt er endlich im August 1830 die Zustimmung für die Ausführung des Denkmals Friedrich August des Verruchten. Nun trat er zu Fuß die Reise nach Italien an. Oppermann bemerkt:

Als Rietschel Italien, seit Dücker für die deutschen Künstler das Land der Schule und Erholung, betrat, war die Zeit vorüber, wo Overbeck, ein neuer Fra Beato Angelico, in stiller Abgeschiedenheit mit seinen deutschen Freunden im Kloster S. Abdoro „ein durch Freundschaft, Religion und heilige Begelung verbundenes gemeinsames Leben“ führte; vorüber die Zeiten, wo Cornelius, Weit und Schadow, die maestri della maniera secca, in der Casa Bartholbi die Geschichte Joseph's „in jugendlicher Hergensluft“ mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten malten; verschwunden die Zeit, wo jener Verein von Talenten und Charakteren, getragen von allem, was das Vaterland und Italien Großes und Schönes bot, den Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität und gegen die Beschränktheit deutschen Kleinwefens aufnahm; verschwunden die Zeit, wo der vom Feuer edler Kunstbegeisterung erfüllte Schnorr mit Cornelius, Overbeck und Weit jenes unsterbliche Leben in der Villa Massimo sich entfalten ließ, das wie ein blühender Baum über die deutsche Kunst sich ausbreitete, dem verödeten, sonnenverbrannten Boden Labung und Kühle gewährend; verschwunden die Zeit, wo Thorwaldsen mit den Kunstgenossen in der römischen Osteria bei Cefano und Wein in unbefangener Gespräche plauderte und im Leben um ihn herum die schönsten Motive zu seinen Göttern und Helden fand; verschwunden die Zeit, wo der geistvolle Kronprinz Ludwig inmitten edler Künstler, das Haupt mit dem Lorbeer der Mediceer geschmückt, echt königliches Leben um sich verbreitete.

Trotzdem fand Rietschel reiche Ausbeute für seine Schöpferkraft und reichen Genuß für seine bescheidene Neigung. Er konnte sich dem Künstlerkreis nicht hingeben, welcher dort im ersten Glanz seines Ruhms und der von Düsseldorf ausgehenden neuen Kunst sich um seinen frommen Meister Schadow und dessen Familie sammelte. Ihre Richtung war wol zu katholisch und romantisch. Das begüterte Wendemann'sche und Hübner'sche Haus, wo Sohn, Silberrandt und der geniale Componist Felix Mendelssohn glänzten, standen auch Rietschel offen, aber Rietschel konnte darin nicht recht heimisch werden. Es heißt:

Er hatte in seiner Vergangenheit andere Voraussetzungen. Eine harte, engbegrenzte Jugend mit manchem Kummer der Seele, der keinem Armen ausbleibt, lag hinter ihm. Er hatte das Leben — bei seiner natürlichen Anlage zur Sorge und Unruhe — von schwerer Seite kennen gelernt, und wenn ihm auch auf seiner künstlerischen Laufbahn das Glück nicht abhold gewesen, so war er doch nicht allgemein anerkannt und erfreute sich nur in den nähern Kreisen seiner künstlerischen Umgebung der Hochschätzung. Er — seine schönsten Freuden, seine tiefsten Leiden in seinem eigenen beweglichen Seelenleben findend, sich nie genügend, oft nicht voll vertrauend, und auf dem Wege des Ruhms und Ringens, mit dem Drange, sein innerstes Wesen in künstlerischen Gebilden auszudrücken — konnte sich mit solcher genügsamen Unbefangenheit jenem Glücksbegehren nicht hingeben.

Die politischen Unruhen scheuchten ihn nach Deutschland zurück. Dort empfing ihn die Achtung, der er bedurfte. „Ich soll“, schrieb er an Rauch, „eine Büste für die Walhalla machen, und rathen Sie, welchen Kopf! — Luther! — Ich bin so glücklich darüber, daß ich es nicht aussprechen kann.“ Diese Büste war Rietschel's erstes epochemachendes Werk, und sein letztes Werk sollte Luther's großes Denkmal sein! Er ließ sich nun in Berlin

nieder, nachdem er sich mit der Tochter des Oberfactors Trautschold in Lauchhammer verlobt hatte, doch ging er im October 1832 nach Dresden, wo er als Professor der Akademie seinen Hausstand gründete.

Eine eingreifende Wirksamkeit entfaltend, trug er zur Hebung des Instituts bei und genoß mit ganzem Herzen das Glück der Häuslichkeit, das durch die Geburt seiner ältesten Tochter erhöht wurde. Reiche Befriedigung gewann er durch die Modelle der vier Regententugenden für das Friedrich-August-Denkmal. Mit ihnen trat er in ein höheres Stadium ein. Im Jahre 1834 wurde er nach München berufen, er wählte aber das Verbleiben in Dresden. „Vor mir“, schrieb er an Rauch, „war nichts von meiner Kunst hier, ich habe wenigstens einen kleinen Grund gelegt; wenn ich fortgehe, könnte auch darüber Gras wachsen.“ Auch hätte die Ungeduld des Königs auf Rietschel verstimmend gewirkt, und da derselbe widerstanden hätte, sei sein Verhältniß zu dem hohen Auftraggeber gefährdet worden. Dieser wollte seine Pläne schnell ausgeführt sehen und der Bildhauer darf nicht gedrängt werden.

Mitten in beglückender Thätigkeit traf ihn der harte Schlag durch den Tod seiner Gattin, nachdem sie ihm noch ein zweites Kind geschenkt hatte. Nachdem er im Herbst 1835 der Enthüllung des König-Max-Denkmal's in München beigewohnt und 1836 zum Ehrenmitglied der berliner Akademie ernannt worden war, schrieb er, der bescheidene Meister, an einen Freund:

Es vereinigt sich alles, mir meine Stellung angenehmer zu machen, überall begegne ich so vielen unverdienten Bevorzugungen, die mich, ich hoffe es, nie von dem Wege abbringen sollen, auf welchem man dem Ziele seiner künstlerischen und persönlichen Ausbildung zustreben soll. Wenn sich manchmal solche Beweise von des Glückes Günstigkeit häufen, da wird mir Angst, ich erblicke nur des Glückes Laune, und Launen ändern sich, denn sie gehen oft nur nach dem Scheine. Ich werde thun, was ich kann — nämlich meine Pflicht, und dankbar annehmen, wenn mir Gutes wird, nie meinen, daß damit etwas Besonderes errungen sei.

Durch die Verheirathung mit Charlotte Carus trat zu den Ehren auch die sanfte Hüterin des häuslichen Wohlbehagens, das der sinnige Mann so schwer vermisse. Leider sollte ihm nur kurze Zeit dies zu theil werden; schon nach anderthalb Jahren verlor er auch diese Gattin. Die friessartige Zeichnung Charon nach dem Goethe'schen Gedicht verewigte seinen schönen Schmerz.

Wendemann's Ueberfiedelung nach Dresden und später des Baumeisters Semper richtige Auffassung, wonach bei Entwürfen großer Bauwerke die Mithilfe des Bildners und Malers ins Auge gefaßt werden müsse, gaben Rietschel neue erfrischende Anregung. Vermehrt wurde diese und dehnte sich über alle bildende Künste mehr und mehr aus, als Schnorr von Carolsfeld gleichfalls Dresden zum Wohnsitz wählte. Endlich war das innige Verhältniß zu Carus auf den noch immer nach Klarheit ringenden Meister von gewaltig läuterndem Einfluß. Rietschel selbst schildert Karl Gustav Carus, seinen treuen väterlichen Freund, mit folgenden Worten:

Ein Mann, der so befähigt ist, mittels der feinen Fäden seiner Seele die wunden Saiten einer andern Seele herauszufühlen, der, wenn er zu einem Menschen in ein Verhältnis tritt, ihm dann völlig und mit einer das Gemüth fesselnden Treue, Hingebung und Zartheit angehört.

Auch Rauch's Denkmal Friedrich's des Großen befestigte Rietschel in seinen Ansichten und erweiterte diese. Er äußert darüber:

Das ist ein Werk das ewig ist, und es kann keine Zeit kommen, in der es geringer geachtet werden könnte, denn es ist keinem Bösen dabei geopfert worden, weder dem Ziel, oder Geschwindmachen, noch dem lobhabelnden oder tadelnden Geschrei der Kritiker, weder dem leeren Idealismus noch dem Naturalismus. Es ist ein Werk der Begeisterung, der echten Liebe, der Gewissenhaftigkeit, reicher Erfahrungen, einem männlich starken Künstlergeiste allein angehörig.

Gewiß die richtige Ansicht und jeder Kunst gerecht. Hat die Antike, die Romantik, das Pathos u. s. w. je zu einer Zeit und darum auch durch alle Zeiten Berechtigung, so darf nicht übersehen werden, daß unsere Zeit der realistischen Richtung huldigt. Noch kämpft unter andern das Drama gegen Vorurtheile. Das Publikum trägt die Neigung zur Antike oder, besser gesagt, die Hochachtung davor mit dem noch nicht erloschenen Sinn für romantische und pathetische Darstellungen ins Theater — machte doch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mehrere Versuche, die Antike der modernen Zeit zuzugestatten —, und nun kämpfen die neuern dramatischen Dichter gegen diese verschiedenen Vorurtheile, Neigungen durch Uebertreibungen und Knalleffekte an, statt sich mit vollem Bewußtsein der realistischen Richtung hinzugeben. Freilich gehört dazu Begeisterung, und leider fehlt diese auf beiden Seiten, und so wuchert die Pöffe neben der Oper. Die realistische Richtung, wie wir sie verstehen, bedingt für wahr nicht das Aufgeben der idealistischen, im Gegentheil kann und soll uns dabei Naturalismus und Idealismus vereint dem höchsten Ziele entgegenführen und dies ist wieder: jedes Kunstwerk sei wahr für seine Zeit und es ist wahr für alle Zeiten durch die Wahrheit in den Tagen seines Entstehens.

Rietschel's Reise nach Belgien und Frankreich werde hier nur in Bezug auf letzteres mit seinen Worten (S. 222) bezeichnet: „Die deutsche Kunst darf überall kühn in die Schranken treten!“ Und nun (1844) führte er ein Werk, großes Hochrelief für das Giebelfeld des Opernhauses in Berlin, aus, von dem Rauch rühmte (S. 228):

Ueberall ist das rechte Princip der Natur in großartigen Formen harmonisch in allen Theilen durchgeführt. Hier muß es dem Bildhauer klar werden, daß mit der größten göttlichen Befähigung ohne die feste Grundlage der Kenntniß organisch lebendiger Natur kein dauernder Werth des Geschaffenen, noch weniger aber ein Fortbilden entsprechender Kunst möglich ist.

Dem Giebelfeldbild folgte die Statue Thäer's in Leipzig, die Composition der Niobiden und mit vollendeter Meisterschaft die Pietà, als die dritte Gattin ihm durch den Tod geraubt wurde. Er hatte sich mit ihr

1841 vermählt und fand in diesem Kunstwerk Beruhigung für seine tieferkrankte Seele. Dann vollendete Rietschel das Denkmal Lessing's. Der Meister sagte davon:

Ich will ihn ohne Mantel machen. Lessing sucht im Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen. Ich denke, das Göttern wird sich machen, und wäre es meines Wissens das erste der neuern Monumente, welches ohne dies gepreßte Hülfsmittel dargestellt würde.

Rietschel haßte alle Reclamen in Journalen. Hierin wie in vielem andern ist ihm ein jüngerer Schüler Rauch's, der Bildhauer Klinger ähnlich. Trotzdem dieser aber, als er mir die Photographie seiner Statue des alten Arndt für Bonn sandte, mich bat, zwar jedem Freunde das Bild zu zeigen, es aber keinem zu überlassen, damit die Silberjäger für illustrierte Zeitschriften es nicht erwischten, fand sich bald darauf in der „Gartenlaube“ eine wirklich entstellende Abbildung dieses in Rietschel's realistischer Auffassung wahrhaft gelungenen Kunstwerks mit einigen wunderlichen Worten, die Lob und Tadel zugleich enthielten. Klinger, erlaube ich mir hierbei zu bemerken, war Klemperer's Gefell, als er nach Berlin kam und durch Modellirversuche, die er nebenbei trieb, Rauch's Aufmerksamkeit weckte. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Welt von diesem ernststrebenden Künstler noch Größeres empfangen sollte.

Das Lessing-Denkmal war eine Erholung Rietschel's in den bewegten Zeiten des Jahres 1848. Oppermann bemerkt (S. 250):

Der Triumph der Lüge, der Heuchelei und des Fanatismus, der immer drohender hervortrat, verstimte seine Seele so, daß er an dem guten Ausgange der Bewegung, an der er lebhaften Antheil genommen, verzweifelte und sich nach stiller Abgeschlossenheit sehnte. Da trat ihm bei der Arbeit Lessing's glaubensmuthige reine Persönlichkeit lebendig entgegen. An ihrer Verrherrlichung im plastischen Gebilde erfrischte sich sein eigenes Herz und er meinte selbst: „Bin ich mit ihm zusammen, verjett ich alle Aufregung.“

Der Verfasser bemerkt später:

Als die dresdener Maitage kurz hierauf das Haltlose der politischen Bewegung, deren Ziele ins Weite, Blaue hinausgingen, darlegten, als der Kanonendonner über die friedliche Stadt erdröhnte, die mehr zum Wohlleben (sic!) und zum Genuß in Natur und Kunst bestimmt scheint, und Kartätschen Feuer von Dächern und Barricaden knatterte, da war auch Lessing nicht ohne Gefahr, indem dessen einzelne große Formstücke sehr wohlgezeichnete Barricadentheile hätten abgeben können.

Ein Benvenuto Cellini hätte vielleicht die Stücke selbst hinausgetragen und sich mit seinen Schülern bewaffnet dahinter aufgestellt. Ich bin weit entfernt, dergleichen von unsern Bildhauern zu verlangen, dagegen möchte ich wol wissen, auf welcher Seite Oppermann in jenen Jahren gerungen und gelitten. Wenn er nur wirklich auf einer war, so genügt mir dies. Ich achte jeden tüchtigen Kämpfer, der sein Leben für eine Idee einsetzt, kämpfe ich selbst vielleicht auch für die entgegengesetzte. Im übrigen habe ich zwar stets gefunden, daß Maler und Bildhauer zumeist sehr ruhige Bürger sind, aus denen bei passendster Gelegenheit

die reactionärsten Leute werden; aber der Kampf zertrat ja auch die Kreise eines Archimedes.

Nachdem Rietchel mit seinem Leßing neue Wege gebahnt, wuchs seine Popularität, besonders als er im Jahre 1850 mit seinen jüngst vollendeten Werken in der Berliner Ausstellung auftrat. Nochmals begründete der gemüthvolle Meister das Glück der Häuslichkeit durch seine Verheirathung mit Friederike Oppermann, und trat 1851 eine Reise nach Palermo an, um seine geschwächte Gesundheit zu stärken.

Erfrißt kehrte er nach Deutschland zurück, von der geliebten Frau begrüßt und der Nachricht erhoben, daß er berufen sei, die Ehrenstatuen der beiden größten deutschen Dichter, Goethe's und Schiller's, zu bilden. „Das Herrliche, was Deutschlands Neuzeit“, ruft ihm Ernst Förster zu, „der Geschichte dargebracht, ist die Erscheinung Goethe's und Schiller's. Mit dem Rufe, dies Herrliche zu verherrlichen, begrüße ich dich im Vaterlande.“

Was Rietchel in diesem Kunstwerk geleistet, lebt noch so frisch in den Entzückungen des ganzen Volkes, daß es ein Wagniß erscheint, darüber berichten zu wollen. Man lese die begeisterte Darstellung dieses Triumphs in dem Werke selbst nach. Rietchel sagte darüber:

Meine Dichtergruppe ist fertig, ich bin aber auch mit meinen Kräften zu Ende, nervös erregt, abgesspannt, von steter Anspannung körperlich geplagt — oft bis zum Zusammenstürzen. Da habe ich über drei Jahre daran gearbeitet, zwei und ein halbes Jahr ununterbrochen; dafür erhalte ich 5500 Thaler — Auslagen habe ich 1600 Thaler, kommt also Jahr 1300 Thaler Verdienst. Wenn ein Mann wie Biotte in Brüssel für eine Skizze 1—200 Louisdor verlangt und erhält, der sich doch mit Gallait nicht im entferntesten messen kann, wenn er vom König von Preußen für ein großes Bild, das er in einem Jahre zusammenwirft, 10000 Thaler erhält, so treten dem deutschen Künstler bei den angegebenen Verhältnissen eigene Empfindungen entgegen. Doch das ist's nicht, was mich glücklich machen würde, obgleich es schon zu schätzen ist — wird aber die Wirkung im Freien die rechte sein? Ich kann es im Atelier nicht beurtheilen und lebe so lange in Spannung, bis der Moment da ist, um die Freude — statt des Geldes zu genießen — oder in meiner künstlerischen Thätigkeit für — ich fürchte — immer geknickt zu sein. Es liegt ein Lebensaccent für mich in dieser Arbeit; es ist viel, dazu viel Unberufenes darüber gesagt worden; die Spannung ist erregt für den Gegenstand, der jeden Deutschen interessiert. Helfe Gott zum guten Ausgang!

Nachdem der Meister mit Hähnel ein reiches Gestaltenleben, jeder in seiner eigenthümlichen, auf den andern nur wohlthätig einwirkenden Art entwickelte, traf Rietchel wieder ein harter Schlag durch den Tod seines Lehrers und Freundes Rauch, am 3. December 1857. Glücklicherweise war in demselben Jahre die Büste dieses großen Bildhauers von Rietchel in hoher Vollendung angefertigt worden. Als Rauch zur Ansicht derselben Alexander von Humboldt einlud, sagte er: „Sie werden sehen, was Sie noch nie gesehen; diese Büste ist das Vollendetste, was wir uns nur erträumen können!“ Und der berühmte Naturforscher bemerkte, daß man es jenen beiden Meistern verdanke, daß die deutsche Sculptur die aller Zeitgenossen hoch überflügelt habe.

Die genaue Ausführung aller Werke Rietchel's, mit welcher der so wohl unterrichtete begabte Verfaßer alle Kunstfreunde erfreut, überhebt mich weiter daran einzugehen. Staunend und bewundernd bleibe ich am Schluß der langen Reihe hoher Gestalten und gelungener Schilde vor dem Luther-Denkmal stehen, hingerissen von der glänzlichen Idee des nun verklärten Meisters, ja begeistert mit dem „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“, das sich gewählig fühlte, dagegen aufzutreten und die Theilnahme der sächsischen Geistlichen am Sammeln dafür abzuermessen. Ginst freilich erregt auch mein Bedenken, daß Savonarola, der an sich treffliche, den Deutschen aber ganz fremde Märtyrer, statt Gutton, den Bunsen vermischt, als eins der Standbilder gewählt wurde. Es sei hier mindestens von einem Deutschen gesagt, daß das eine einzige, große, freie Deutschland auszusuchen wird, daß wir, statt Gutton, den Italiener Savonarola verewigt. Denn ihn der freikünige Papst Julius II. durch Rafael in der Disputa wieder neben Dante stellen ließ, so sollten wir denn doch, nachdem uns Jahrhunderte aufgeklärt — wenn sie es doch gethan hätten! — Gutton verherrlichen dürfen. Daß die Katholiken selbst Savonarola beanspruchen, legt dieser protestantischen Verirrung die Krone auf. Noch ist es Zeit, bekenne dich einmal, deutsches Volk!

Alle Ehren dieser Welt hatte der bescheidene Meister bereits empfangen und das Leben konnte ihm nur die ungestörte Ausübung seiner Kunst und die stillen Freuden der Häuslichkeit und Freundschaft bieten. Er hatte diese Wohlthaten wie je einer verdient, und doch sollte er nicht länger wirken und sich und andere erfreuen. Ueber seinen Hingang berichtet Oppermann:

Am seinem sechsundfunfzigsten Geburtstag, den 15. December 1860, war er schon überaus hinfällig. Doch traufelte am Morgen der herrliche Palm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt“. Erquickung in seine Seele. Unaufhaltsam ging das Leiden seinen Weg: matter und matter wurde sein Körper.... Geduld aber vor allem hat er in seinem Leiden bewährt auf eine seltene Weise. Kein Laut unwilliger Klage kam über seine Lippen, nur von Dankgefühl gegen die treue Pflege der Seinigen war er erfüllt. Auch die schwerste Prüfung, die ihm als Künstler werden sollte, die Befürchtung, daß er sein letztes, sein höchstes Werk, an dem seine ganze Seele hing, nicht mehr vollenden könne, überhand er und legte das Schicksal desselben in Gottes Hand. Wenige Tage vor seinem Tode ließ er das große Gipsmodell seines Luther aus dem Atelier in den Garten rücken. Von seinem Krankenzimmer aus betrachtete er, im Lehnstuhl ruhend, dieses sein letztes Werk. Er ordnete zwar noch einiges an, doch schien er sonst befriedigt. Am 21. Februar 1861 sollte es ausgestellt werden, am Morgen desselben Tages, in der Frühe um 6 Uhr, entschlief der Meister sanft und schmerzlos. Das Haupt mit dem Lorbeerkranz geschmückt, unter Palmen ruhend — so lag die friedliche Leiche in der Werkstätte des Künstlers. In zu Häupten erhob sich die siegesgewisse Gestalt des gewaltigen Reformators, machtvoll lebendig neben dem toben Weister, der sie geschaffen, von dessen bis ans Ende unverfälschter Geisteskraft sie Zeugnis ablegte. Ein Bild, nicht trauriger Art, sondern voll Weisheit und erhebender Kraft.

Hermann Henmann.

Georg Berna's Nordfahrt.

Nordfahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordeap, den Inseln Jan Mayen und Island auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von Georg Berna, in Begleitung von K. Vogt, H. Hasselhorst, A. Gressly und K. Bergen. Erzählt von Karl Vogt. Mit einem wissenschaftlichen Anhang, 3 Karten und 50 theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselhorst. Frankfurt a. M., Vogel. 1863. 8. 8 Thlr.

Das ist ein merkwürdiges Werk, durch welches das alte Sprichwort, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, über den Haufen geworfen wird. Wenn wir mit Hamlet „nach der Schnur sprechen“ müssen, so ist es freilich nicht das Buch selbst, sondern vielmehr seine Veranlassung, welche diesen Sieg davonträgt. Es verdankt nämlich seine Entstehung einer von fünf Landratten unter deutscher Führung und auf deutsche Kosten unternommenen Zachtreise. Eine solche Verbindung des Reichthums mit Wissenschaft und Kunst — ohne Regierungsunterstützung — zu einem großartigen Reiseunternehmen ist in Deutschland allerdings etwas Neues und gehörte bisher zu den schönen Vorrechten der Engländer und Amerikaner. Wir können über diese Racheiferung unserer überseefischen Vetter nur unsere aufrichtige Freude aussprechen und dem gelungenen Anfange recht zahlreiche Nachfolge wünschen. Das Hauptverdienst dabei gebührt Georg Berna in Büdesheim bei Frankfurt a. M., insofern er die Anregung gegeben und die Reiseausrüstung übernommen hat.

Von dem lebhaften Wunsche getrieben, noch einmal die rasch entschwindende Jugendzeit zu genießen, „noch einmal aus den gegebenen Verhältnissen herauszutreten und die Welt von einer ganz andern Seite anzusehen, als von der, die ihm sein Schicksal bestimmt“, wandte er sich an seinen Freund Vogt als an den zuverlässigsten Berater und Helfer bei der Ausführung dieses Wunsches. Beide kamen überein, ihren Himmelsstrich gänzlich zu verlassen und sich dem hohen Norden zuzuwenden. Als Geolog wurde Gressly, als Maler Hasselhorst und als Arzt Bergen jun. zur Theilnahme eingeladen. Berna miethete den blanken Schooner Joachim Hinrich, Kapitän Hans Stahr, der leider unter dänischer Flagge segelte und dessen tiefeingebrannte dänische Kreuze und Kronen selbst durch den dicken Delfarbenüberzug nicht völlig verdeckt werden konnten. Unsere fünf Republikaner — theils durch Geburt, theils durch Einbürgerung gehörten nämlich merkwürdigerweise sämmtliche fünf Nordmeerfahrer den beiden einzigen europäischen Binnenrepubliken an — wurden über diese Fatalität einigermaßen durch die Erzählung ihres Kapitäns getröstet, daß er 1848 unter der schwarz-roth-goldenen Flagge gefahren sei und ließen zu ihrer besondern Augenweide bei feierlichen Gelegenheiten auch ihre republikanischen Banner am Mast aufziehen. Am 29. Mai 1861 lichtete man zu Hamburg den Anker und steuerte der norwegischen Küste zu, wo man zuerst in Stavanger und am 9. Juni

in Bergen ans Land ging. Bergen kommt in Vogt's Schilderung nicht zum besten weg, wie er später auch von Norwegen überhaupt nicht mit den günstigsten Eindrücken scheidet. Im Gegentheil herrschte bei der ganzen Reisegesellschaft das Gefühl des Bedauerns vor, so viel Zeit auf die norwegische Küste verwendet zu haben. Vom Innern sahen sie freilich so gut wie nichts, und da sie alle mehr oder minder den Naturwissenschaften zugethan waren, gingen sie viel zu wenig auf die politische wie gesellschaftliche Seite des Landes, auf seine historischen Erinnerungen, seine Verwaltung, seine Sitten und Gebräuche ein. Hierfür fehlten ihnen, um zoologisch zu sprechen, die geistigen Fühlfäden. Vogt stellt entschieden in Abrede, daß Norwegen je für das nördliche Europa das werden könne, was die Schweiz für das mittlere ist —

ein Sammelplatz der gebildeten Welt, die während einiger Monate den Staub des Alltagslebens von sich abschütteln, neue Eindrücke und Genüsse in sich aufnehmen, das Auge an schönen Gegenden oder interessanten Denkmälern der Civilisation ergötzen, im übrigen aber nicht denjenigen Bequemlichkeiten und Genüssen entsagen will, an welche das Leben zu Hause gewöhnt ist. Man will mit einem Worte schöne, interessante Gegenden, gute Unterhaltung, gute Wege und gute Wirthshäuser. Alles dieses findet man in Norwegen entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen und man darf auch nicht verhehlen, daß es unmöglich ist, das Meiste zu schaffen.

Fjorde, Seen und Fjelde sind monoton und düster, und nur in Beziehung auf die Wasserfälle „kann Norwegen sich allen andern Gebirgsländern kühn an die Seite stellen“. Was die Gebirgsformen mit ihren steil abgerissenen Felsmauern und abschüssigen Halben anlangt, so rief Gressly, „der sein Leben der genauern Erforschung des Jura gewidmet hat“, mit zum Himmel erhobenen Händen begeistert aus: „Es ist byggsøgt grad wie der Jura by Olte!“ und wurde nicht müde, diese Uebereinstimmung immer wieder aufs neue zu betheuern. „Jenseit des Polarkreises ändert sich freilich die Scene, und dort würden sich gewiß Scharen von Reisenden jeder Art sammeln, wäre das Land wirthlicher und die Reise nicht allzu beschwerlich.“ Als ganz specielle Unannehmlichkeiten werden dem Lande scharfe Witterungswechsel, unaufhörliche Regen, unsaubere Gasthäuser (die Gastfreundschaft findet Vogt unbequem) und furchtbare Schwärme erbarmungsloser Mücken und Schnaken zur Last gelegt, welche letztere jedoch an sich nicht mehr gegen Norwegen beweisen möchten als die Flöhe gegen Italien.

Von dem in Thrangeruch schwimmenden Bergen, wo es nur ein einziges — abschreckendes — Gasthaus gibt, wo von Vergnügungsortern keine Rede ist und in den Läden nichts als hamburger Andschuß zu unerhörten Preisen verkauft wird, ging die Reise theilweise zu Lande nach Drontheim. Diese Landreise in den zweirädrigen Carriolen wird vollends furchterlich geschildert. In Drontheim finden die lieblichen Ufer und Inseln des Fjords ausnahmsweise Anerkennung, auch eine Spazierfahrt bei Mitternachtssonnenchein nach den Wasserfällen des Rib-Elf (Leet Vossen) wird zu Gnaben aufgenommen. Dann werden Dom und Museum besucht, und ein Blatt von

der nördlichsten Ecke Europas wird in das Taschenbuch gelegt. Von Drontheim nach Hammerfest. Unterwegs wird in Børd dem Weidwerk nachgegangen und in Tromsø die Bekanntschaft der Lappen gemacht und dem Welfen einer Renthierheerde beigezogen. Hammerfest ist ein Hauptstätt des russischen Handels und ein Knotenpunkt für den Zusammenfluß vieler Völkerschaften, namentlich Russen, Normannen, Lappen und Finnen oder, wie man sie dort nennt, Quäner. Der Berichterstatter bemerkt:

Sämmtliche russische Kapitäne kamen nach und nach, um Herzen ihren Besuch abzustatten, ihn auf ihre Schiffe einzuladen und ihm in jeder Weise die Hochachtung zu bezeugen, die sie dem Redactor des „Kolokol“ (seinem Vater) schuldig zu sein glaubten. Viele unter den Matrosen waren freilich so unwissend, daß ihnen nicht einmal die Schritte der Regierung hinsichtlich der Emancipation der Leibeigenen bekannt waren; allein unter den Kapitänen fanden sich einige Männer, die sich wohl unterrichtet über die Zustände ihres Vaterlandes zeigten. Sie seien jetzt zwar mit dem Kaiser zufrieden, meinten sie, da dieser sich wohlwollend für das Volk zeige; allein auch die Gefinnung Herzen's müßten sie anerkennen, der sich in seinen Schriften überall als wahrer Russe gezeigt habe.

Wir wollen hoffen, daß die „Nordfahrt“ nicht ins Russische überseht wird, damit die russische Regierung nicht Veranlassung erhält, eine Nachforschung nach diesen republikanisch gesinnten Kapitänen anzustellen und sie criminell oder disciplinär zu bestrafen. Die Armen möchten sonst am Ende das gastliche Hammerfest „im Interesse des Dienstes“ mit dem kantschadalschen Petropaulowsk vertauschen müssen. Ein sehr anschauliches und interessantes Bild des polarischen Handelslebens rollt der Verfasser nach den Mittheilungen eines in Hammerfest und Kautokeino ansässigen Kaufmanns vor uns auf. Nachdem man sich in Hammerfest einen jungen Bären als Spielzeug mitgenommen, unternahm man einen Absteher nach dem Nordeap. Hier ist es, „als ob die Natur mit deutlichen Zügen in die nördlichsten Blätter des europäischen Steinbuchs die Metamorphose der Gesteine hätte eingegraben wollen.“ Voll Freude über diese Entdeckung leerte man eine Flasche Champagner, steckte die leere Flasche mit den Namen der Reisenden und einigen Fremdenbuchversen versehen auf die Signalfänge und eilte nach Hammerfest zurück, von wo der Joachim Hinrich alsbald nach Jan Mayen unter Segel ging.

Bei Jan Mayen, das am 19. August in Sicht kam, zeigte sich durch eine seltene Gunst der Witterungsverhältnisse das Meer ringsum vollkommen eisfrei, sodaß ohne die geringste Gefahr eine zweimalige Landung unternommen werden konnte. Ein Krater wird untersucht, alle Taschen werden mit Lavafäden vollgestopft, das Treibholz und die angespülten Schiffstrümmern werden betrachtet, unter den zahllosen Sturmvoßeln wird etwas aufgeräumt, der Jäger erlegt eine Bartrobbe und sieht zwei oder drei Polarschiffe, man macht eine Variation auf das Thema der obligaten Champagnerflasche und sagt dann dem in kristallener Pracht aus dem Nebel hervorbrechenden Beerrenberge Valet. Damit auch diese Würze der Reise nicht fehlen solle, macht sich ein „rechtschaffener Sturm aus

dem ff“ auf, von welchem selbst der Kapitän gestehen muß, daß es „fürchterlich weht“ und er es noch nie so stark gehabt habe. Das große Segel und beide Boote gehen verloren, und unsere fünf Binnentrepublikaner leiden außerordentlich von der Seekrankheit, welche den „Commodore“ Berna überhaupt während der ganzen Reise wenig verläßt. Olim meminisse juvabit ist in solchen Tagen der einzige Trost. Am 1. September ging der Joachim Hinrich glücklich in der Bucht von Repsjaw vor Anker und besserte seine Schäden aus, während die Reisenden ihre Vorbereitungen zu einem Ausfluge ins Innere trafen. Dieser war jedoch von geringer Ausdehnung — die Jahreszeit war für eine solche Reise schon etwas vorgerückt — und beschränkte sich streng genommen auf die Geistre und Thingvalla. Auf der Heimreise von Island, das man am 16. September wieder verließ, war es die Absicht der Reisenden, die Färder nebst den Schetland- und Orkneyinseln anzufegeln. Allein widriges Wetter und ein abermaliger Sturm in dieser stürmischen Meeresgegend vereitelten diesen Wunsch, und man war endlich froh, am 1. October die irische Küste bei Londonderry zu erblicken. In Greenock trennte sich die Reisegesellschaft; der leidende Greßly ging als Aufseher der gemachten Sammlungen mit dem Schooner nach Hamburg zurück, Herzen eilte so schnell als möglich nach Hause, und die übrigen drei durchstreiften noch Schottland, England und Wales, ehe sie sich wiederum der Heimat zuwandten.

Das ist die species facti. Es fragt sich jetzt, wie die wissenschaftliche Ausbeute der Reise beschaffen ist und welche literarische Stellung die Erzählung derselben in Anspruch nimmt. Wir möchten die Reise mit einem Worte als eine wissenschaftliche Vergnügungsreise charakterisiren: eine Gattung, welche auf dem Gebiete der Reiseliteratur etwa der populär-wissenschaftlichen Vorlesung entsprechen möchte. Die von unsern Reisenden besuchten Gegenden sind in den letzten Jahren mehrfach untersucht und, wir können es nicht verhehlen, theilweise gründlicher untersucht worden als von der Berna'schen Expedition. Von diesem Gesichtspunkte aus bedauern wir, daß die Fahrt nicht lieber nach weniger bekannten Regionen gerichtet worden, und daß nicht z. B. der Bäreninsel ein Besuch gemacht worden ist, auf welcher, wenn wir uns recht erinnern, Lord Dufferin nicht landen konnte. Ueber Lord Dufferin's Besuch auf Jan Mayen urtheilt Vogt, daß derselbe unsere Kenntniß der Insel nicht wesentlich gefördert habe. Wir wollen uns nicht anmaßen, zu prophezeien, was Spätere von ihm selbst urtheilen und ob sie in seiner „Turnbucht“, seinem „Katankrater“, seinem Felsen „Präsident“ und ähnlichen Scherzen eine wesentliche Bereicherung der geographischen oder geologischen Wissenschaft erkennen werden. Lord Dufferin kann mit noch größerm Rechte als Vogt zu seiner Rechtfertigung geltend machen, daß er zu seinem Vergnügen und nicht zu wissenschaftlichen Zwecken gereist ist. Nach Vogt's eigenem Urtheil ist Scoresby's Beschreibung noch immer das Beste und Vollständigste, was wir über Jan

Mayen besitzen, und auch Vogt's Karte ist in der Hauptsache von Scoresby entlehnt. Hinsichtlich Islands verdanken wir namentlich Breyer und Zirkel viel umfangreichere und eindringendere Forschungen als der Berna'schen Expedition. In der Theorie der Geißire schließt sich Vogt durchaus an Bunfen an, „gegen den keine Anwendungen mehr gemacht werden können“, und bekennt ausdrücklich, daß danach „auf diesem Felde nichts mehr für ihn zu holen war“. Er wendet sich daher (mit Grefly's Beihilfe?) sowohl im Werke selbst wie in dem Anhange anderweitigen geologischen Betrachtungen zu. Im übrigen sehen wir durch Vogt vollständig bestätigt, was wir bereits bei Besprechung des Breyer und Zirkel'schen Werks in Nr. 43 d. Bl. f. 1862 hervorgehoben haben, daß nämlich die Isländer zu phlegmatisch am Alten hängen, als daß sie die Cultur ihrer Insel zu der wünschenswerthen und möglichen Höhe erheben sollten. Er sagt:

Die ganze Kraft der Erziehung und Belehrung wird neben der isländischen Sprache und Geschichte einzig und allein auf das klassische Alterthum verwendet. Es macht in der That einen sonderbaren Eindruck, wenn man in Erdhöhlen, die kaum den Namen von Häusern verdienen, in niedrigen Gassen, die nur dürftig mittels eines Quadratus Fensters erhellt sind, Knaben findet, die sich mit Hannibal und Scipio herumschlagen und besser im Livius bewandert sind, als in der Geographie ihres eigenen Landes. Man sollte erwarten, daß in einem Lande, welches von der Natur nur so farge Gaben erhalten hat, alles Dichten und Trachten einzig darauf gerichtet sein sollte, die vorhandenen Hülfsmittel möglichst zu entwickeln, zu vermehren und nutzbar zu machen; man sollte erwarten, daß gerade die Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf Ackerbau, Industrie und Viehzucht hier begeisterte Verehrer finden müßten, welche die erworbenen Kenntnisse in dem Lande praktisch zu verwerthen und dadurch der armen Bevölkerung neue Erwerbsquellen zuzuführen suchten. . . . Nirgends sieht man das Bestreben, die durch das Vieh getretenen Pfade zu ebnen oder die moorigen Gründe mehr auszutrocknen und statt sauren Sumpfs und Niedgrases, das höchstens zum Belegen der Dächer und Mauern dienen kann, saftige Futterfräuter zu erzielen. Die Ausdehnung der Sumpf- und Moorgründe in den wirklich bewohnten Theilen der Insel ist anzunehmlich groß, und gewiß bedürfte es an den meisten Stellen nur geringer Mühe, um die ungesunden sumpfigen Gründe zu entwässern und so große Strecken einer ordentlichen Graswirthschaft wieder zuzuführen. Zu den meisten Meierhöfen und größern Ansiedelungen, die gewöhnlich auf Hügeln liegen, muß man sich auf halabrechenden Dämmen oder nur den Bewohnern bekannten Pfaden durch entsehlige Sümpfe hindurchwinden, wo bei dem geringsten Fehltritt die Kasse bis an den Bauch in jähen Schlamm versinken. Wie oft arbeiteten wir uns mühselig stundenlang durch Quadratmeilen sumpfigen Landes, in dessen unmittelbarer Nähe zwischen tiefeingeschnittenen Ufern muntere Bäche und Flüsse rieselten, welche ein Entwässerungsgraben leicht hätte erreichen können. Betrachtet man übrigens das Land, seine Lage und klimatischen Verhältnisse, so sollte man meinen, daß auch andere Futterfräuter mit Erfolg müßten gebaut werden können. Nicht minder kläglich steht es mit der freilich beschränkten Industrie aus, welche das Land üben kann, und die sich hauptsächlich nur auf Wolle beschränkt. Ließt man von den Versahrungsweisen zum Reinigen, Walken, Zubereiten, Bleichen und Weben der Wolle, welche heute noch in Island gäng und gebe sind, so stehen einem in der That die Haare zu Berge über die Ursprünglichkeit dieser Verfahrenswesen, die aus längst verschollenen Jahrhunderten sich fortgepflanzt und bewahrt haben.

So urtheilt also der Mann der Naturwissenschaft, und wenn wir ihm auch unsere Bestimmung nicht verzeihen können, so möchten wir doch nicht, daß die Isländer über der Pflege und Anwendung der Naturwissenschaften ihre klassischen Studien vernachlässigen sollen; man soll das eine thun und das andere nicht lassen. Den isländischen Ponies singt der Verfasser ein großes Loblied und meint, die schweizer Regierung könnte ihrem Lande keine größere Wohlthat erweisen, als durch die Einführung von einem Hundert dieser Thiere im Alpenlande. Vielleicht möchte überhaupt den Isländern die Pferdebezug und Pferdeausfuhr sich als ein vortheilhafter Erwerbszweig empfehlen. Beiläufig hat uns die Notiz interessiert, daß nach der Meinung der Isländer Lord Dufferin von der englischen Regierung vertraulichweise mit der Beaufsichtigung des Gebarens des Prinzen Napoleon beauftragt gewesen sei, welchem man insofern politische Zwecke unterstellen konnte, als die Franzosen seit langer Zeit gewohnt sind, in der Nähe Islands zu fischen.

Von den Vorzügen des Buchs brauchen wir denjenigen unserer Leser — und wir zweifeln nicht, daß es die Mehrzahl ist —, die bereits eins von Vogt's frühern Werken in Händen gehabt haben, nichts zu sagen. Obenan steht darunter eine frische und scharfe Auffassungsgabe, welcher eine ebenso frische und scharfe Darstellungsgabe entspricht. Die Schilderung des Heringesfanges, das Gastmahl in Bergen, obwohl es hinter dem Lord Dufferin's in Reykjavik zurückbleibt, das Leben der Lappen, die Berna'sche Adlerjagd u. a. gehören in dieser Hinsicht zu den gelungensten Partien des Werks. Laien möchten jedoch stellenweise etwas weniger Qualle und etwas weniger geöffenes Gestein wünschen. Wenngleich nach allem Vogt's „Nordfahrt“ sich an wissenschaftlichem Gehalt nicht mit Breyer's und Zirkel's „Island“, an Abwechslung und sprudelndem Humor nicht mit Lord Dufferin's „Briefen aus hohen Breitengraden“, und an Glanz der Ausstattung nicht mit Hochstetter's seitdem erschienenem „Neuseeland“ messen kann, so ist es nichtsdestoweniger eine lehrreiche, anziehend geschriebene und sehr hübsch ausgestattete Reisebeschreibung, welche wir der Beachtung der Leser durchaus empfehlen können. Wir sind überzeugt, daß niemand diese polarische Seereise der fünf republikanischen Landratten unbefriedigt aus der Hand legen wird. 54.

Die schweizerische patriotische Gesellschaft Helvetia.

Die Helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt von Karl Morell. Winterthur, Lücke. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Rgr.

Der Verfasser gab schon vor zwei Jahren in demselben Verlage eine Monographie heraus: „Karl von Bonstetten. Ein Zeit- und Lebensbild“, in welchem die klagenden Zustände der Schweiz, namentlich Berns, im vorigen Jahrhunderte jenem geistesfrischen Manne gegenüber erschienen, der schon zu den Aposteln einer besseren Zukunft zählte. In der kürzlich erschienenen Schrift hat sich der Verfasser, ein sanct-galler Gelehrter, gegenwärtig Privatdocent für Geschichte in Zürich, ein weiteres Ziel gestellt, und

gibt ein äußerst treues, aus sorgfältigen Studien hervorgegangenes Bild der Entwicklung der Ideen, welche die Schweiz in neuerer Zeit einzig, frei und stark gemacht haben und deren Träger die Gründer und Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft waren. Der Verfasser selbst gehörte zu den eifrigsten Mitgliedern der seit der sauvoyer Angelegenheit in der Schweiz, namentlich in Bern, St. Gallen und Genf, bestehenden Helvetia, einem politischen Verein, unter der Regide des gegenwärtigen Bundespräsidenten Stämpfli entstanden, welcher der Schweiz mehr innere Bewegung und namentlich größere Unabhängigkeit von außen — ob mit oder ohne bringende Gründe, bleibe dahingestellt — geben möchte. Mit besonderer Vorliebe hat sich daher der Verfasser jenes Stoffes bemächtigt und denselben in weitläufiger und anziehender Weise, zuweilen vielleicht etwas zu breit verarbeitet und wiedergegeben. Das erste, für unsere gedrängte Darstellung des Hauptinhalts leider zu reichhaltige Buch, enthält eine sehr lebendige und fesselnde Schilderung der Vorkämpfe jener Gesellschaft, d. h. der geistreichen Schriftsteller, welche über ihrer corrumpten Zeit standen und die Gefahren wie das Mistris ihres Vaterlandes erkannten und bekämpften. Den Ursprung der Grundidee, welche die Helvetische Gesellschaft durchdrang und sich wie ein rother Faden durch ihre Verhandlungen hindurchzog, finden wir in der Flugschrift: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen.“ Dieselbe, im Jahre 1758 in Basel gedruckt, erschien unter fingirter Psema und hatte zum Verfasser den greisen Franz Urs Balthasar, Mitglied der Regierung von Luzern, der sie schon 1744 nur „zu seiner Freunde Vergnügen“ geschrieben hatte. Isaak Iselin, Rathschreiber von Basel, aber einer der eifrigsten Patrioten, ließ sie drucken und versendete sie an seine Freunde. Die Schrift verräth ein ganz reifes Urtheil über die verworrenen und verrotteten Zustände der damaligen Schweiz, und schlägt als Verbesserungsmittel eine Erziehungsanstalt vor, in welcher die jungen Patricier zu tüchtigen Bürgern und Staatsmännern herangezogen werden sollen. Sie sollten lernen die eidgenössischen Bünde genau beobachten, von deren Aufrechterhaltung einzig und allein das Heil und der Bestand aller schweizerischen Staaten abhängen; ferner sollten sie lernen in richterlichen und Rathsoversammlungen ehrerbietige doch unerschrockene Vorträge zu thun und sich der Unparteilichkeit und des freundlichen liebevollen Betragens gegen jedermann zu befleißigen. Mit dem wissenschaftlichen sollte ein militärischer Unterricht verbunden werden, der fremde Soldatendienst aber und mit ihm die Abhängigkeit vom Auslande durch das herrschende Verfassungssystem aufheben. Diese Staatsschule würde dann bewirken, daß die dadurch miteinander befreundeten Staatsmänner wie die andern Bürger füreinander leben und sterben, und so die erstarnte Liebe und Einigkeit wieder erwärmt in aufrichtigem Freundschaftseifer auflodern werde.

Die einzelnen, wenigen Patrioten, welche damals schon der Reform huldigten, standen aber, obwohl meist selbst Patricier, so unter dem Drucke der einzelnen Regierungen und deren Censurbehörden, daß sie ihre Meinungen nicht öffentlich austauschen, sondern nur brieflich einander eröffnen konnten. In diesen uns erhaltenen Correspondenzen bildete der zürcher Dichter Bodmer den Mittelpunkt; besonders interessant aber ist der Briefwechsel zwischen ihm und Lauranz Zellweger, einem auch um sein engeres Vaterland verdienten Appenzeller. Im Jahre 1763 schreibt dieser unter anderem in prophetischem Geiste an Bodmer: „In unserer Schweiz scheint mir die Corruption allgemein geworden zu sein. Wir sind auf dem geraden Wege zum Untergange. Die Republiken des Alterthums bieten uns ein deutliches Beispiel, wir kennen ihr Schicksal, wir sehen den abschüssigen Weg und lassen uns nicht von ihm ablenken, sondern werfen uns lachend in den gleichen Abgrund. Mit Gottes Willen wird indeß immer noch einige Zeit vergehen, bis die Katastrophe hereinbricht.“ Als Heilmittel wird auch von ihnen ein Erziehungsinstitut für angehende schweizerische Staatsmänner bezeichnet, dessen Generaldirector „ein überlegenes und univer-

selles Genie und sogar ein Fremder wäre“. Dazu sollte man Wieland (damals in Zürich) wählen, „den man einbürgern und der Tagelohn und Eidgenossenschaft einen Eid schenken ablegen lassen“. Eine hervorragende Stelle im Laufe dieser patriotischen Freunde nimmt ferner jener Isaak Iselin von Basel ein. Von seinen Gedichten ist zwar besser zu schweigen, aber mit seinen „Philosophischen und patriotischen Träumen eines Schweizerfreundes“ (1755) trat er in die erste Reihe der Reformfreunde. Sein Ideal war jedoch immer noch eine tugendhafte und gebildete, auf Erbgütern gegründete Aristokratie. Für die ganze Schweiz aber schlug er eine Verfassungsform vor, die von der gegenwärtigen Repräsentativ-Demokratie nicht stark abweicht. Im Jahre 1760 feierte die Hochschule Basel ihr dreihundertjähriges Jubiläum. Iselin hatte dazu auch seinen Gesannungsgegnen, den Rathschreiber Salomon Hirzel von Zürich eingeladen, der den Jhdendichter Salomon Gessner mitbrachte. Als viertes Freund erschien Obmann Schinz von Zürich. Nach traulichem Beisammensein ward allen die Trennung schwer; da riefte der Gedanke auf, man solle sich zuweilen an einem Mittelpunkte der Schweiz begegnen und dazu auch die Freunde von andern Orten einladen. „Die Herzen überströmten von Freude über diese freundschaftliche Tagelohn und man schied mit wehmüthiger Zärtlichkeit voneinander.“

Iselin aber verfolgte diesen Gedanken am eifrigsten, aus dem unter dem Schein einer Ergöglichkeit dem Vaterlande große künftige und politische Vortheile erworben werden könnten: die Einigkeit der Stände und die Tugend und Glückseligkeit ihrer Bürger solle das Ziel sein. Hirzel in Zürich ging, wiewol mit etwas weniger Sanguinität, auf den Plan ein. Endlich, am 3. Mai 1761 kamen die Freunde in Schinznach zusammen. Es waren Hirzel, Schinz, Keller und der Jhdendichter Salomon Gessner von Zürich; Iselin, Frei und Dr. Zimmermann von Basel und zwei Domherren von Beroldingen aus Speyer in Uri. Man hatte jenes Schinznach, ein Dorf mit altherkömmlichem Bade in reizender Lage des Aargaus erwählt, weil es ziemlich im Mittelpunkte des Niederlandes der Schweiz liegt und man sich dort frei und unbeobachtet bewegen konnte. Dieses Beisammensein war ein gemüthliches, rein freundschaftliches und geselliges. Im März des folgenden Jahres trafen von den Begründern des Bundes wieder sechs zusammen, zu denen acht neue hinzukamen, der jüngere Balthasar, der Stadtschreiber Mayer und Gerichtsschreiber Pfister von Luzern, Professoren Wilhelm und Ischiffli von Bern, die Förderer der Landwirthschaft, Legationsrath Schmid von Weimar und zwei Züricher. Der letztere war es der Stadtarzt Hirzel, welcher mit dem Entwurfe einer Organisation des Bundes hervortrat. Die Helvetische Gesellschaft, wie sie sich nun nannte, aus durch die Liebe des Vaterlandes vereinigten Freunden bestehend, setzte sich vor, „die Geseze und Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft, die Sitten und Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeiten nach den Grundsätzen der Geschichtsfunde zu beleuchten und ihre Bemühungen zum Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen.“ Die Gesellschaft erweiterte sich durch die Aufnahme von 22 neuen Mitgliedern aus verschiedenen auch den urkatholischen Cantonen. Bei der Versammlung des folgenden Jahres herrschte eine hohe, patriotische Begeisterung, angesacht vom Präsidenten Hirzel und Balthasar Sohn von Luzern, welcher der Gesellschaft eine rührende Apostrophe seines greisen, damals schon dem Tode nahen Vaters, des Verfassers der „Patriotischen Träume“ mittheilte. Ebenso, wiewol in entgegengesetzter Absicht, begrüßte in einem Schreiben der französische Gesandte in der Schweiz die Versammlung, indem er sich als Vermittler zwischen ihr und einer neuen gelehrten Zeitung anbot, die in Paris erscheinen sollte. Die Helvetische Gesellschaft aber witterte Unrath und beschloß eine höfliche Ablehnung dieser wessenen Verlockung. Zuerst tauchten in dieser Versammlung Erziehungsreformpläne auf, deren Beleuchtungen und Erwägungen jedoch lange dauerten und zu keinem praktischen Resultate führten. Den Culminationspunkt der Blüte der Gesellschaft bildete die Versammlung von

1765, in welcher sich auch der bekannte Philanthrop, Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, und der Bauer und Philosoph Gujer von Zürich, genannt Kleinjogg, einfanden, welche lebhaft miteinander ambulirten und philosophirten.

Der vom Dichter Bodmer entworfene Plan, ein helvetisches Seminar auf Aktien zu begründen, scheiterte an verschiedenen Bedenken der Mitglieder, hauptsächlich aber am Kostenpunkte; ebenso ein anderer Vorschlag von Bern. Inzwischen war aber ein Unternehmen im Canton Graubünden ins Leben getreten, eine Erziehungsanstalt, welche der Professor von Planta im Verein mit einem ausgezeichneten deutschen Pädagogen, Resemann aus Magdeburg, im Jahre 1761 gründete, welche sich als lebensfähig bewies und als die eigentliche Pflanzschule der gebildeten und freilebenden Männer zu betrachten ist, die am Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts in staatsmännischer und humaner Weise auf die Reform der Schweiz und deren Neugestaltung hinarbeiteten. Inzwischen waren bei dem stark zunehmenden Besuche dieser Anstalt deren Mittel bald erschöpft, sodaß man schon im Jahre 1765 eine Staatshülfe in Anspruch nehmen mußte. Die Tendenz des Instituts war, die jungen Leute zum Christenthum gemäßigt rationalistischer Färbung und bei voller Toleranz heranzubilden, und zu dem politischen, ökonomischen, militärischen und kaufmännischen Berufe vorzubereiten. Das Ganze war und blieb aber nur eine Pflanzstätte für junge Patrioten, und die Lehrmethode die Baseldorfsche, indem man den Sinn für menschliche und patriotische Tugend in die jungen Gemüther zu pflanzen suchte, wohn eine Art originelle republikanische Selbstregierung der Schulen wirken sollte. Die Helvetische Gesellschaft übernahm nun das Protectorat über das Institut, die Mitglieder schickten ihre Söhne dahin und es blühte immer mehr auf, nachdem Ulysses von Salts die weiten Räume seines so romantisch gelegenen Schlosses Marschlins im Brättigau demselben eingeräumt hatte. Später siedelte die Anstalt nach Reichenau über, wo H. J. Schokke, der flüchtige Student, und später Ludwig Philipp, der flüchtige Prinz, als Lehrer fungirten.

Die politische Gefinnung der Mitglieder hatte lange nur die Reform der schweizerischen Zustände innerhalb jenes gemäßigten Aristokratismus zum Ziele, sodaß selbst die Anfänge der Französischen Revolution an ihnen ziemlich eindrucklos vorübergingen. Noch im Jahre 1795 durfte sich Carrafin von Basel als Präsident über den Zweck der Gesellschaft äußern: „Ist es Politik? Da sei Gott vor! Nie müßte Parteigeist noch Grübeleien Nahrung bei uns finden.“ Inzwischen hatten sich doch auch schon früher viele Stimmen im Schoße der Gesellschaft gegen die größten herrschenden Mißbräuche erhoben und mit großer Entschiedenheit erklärt: gegen das Schimpfliche der Unterthänigkeit einzelner Landschaften unter den Cantonen (Testin, Waadiland u. s. w.), gegen den Dienst der Schweizer in ausländischem Solde, gegen die Polizeimaßregelung und den Beamtenhohn, gegen die herrschende Beschränktheit, die Vernachlässigung des Schulwesens, die mangelnde Einheit der militärischen Verfassung und Landesverteidigung der Schweiz. Aber alles das waren nur fromme Wünsche gewesen, die zu keinen Beschlüssen führten und nur das Resultat hatten, daß die aristokratischen Willkürregierungen vieler Cantone, namentlich Berns, die Gesellschaft und deren Mitglieder auf das mitrankschende beobachteten und überwachten. Mit tieferer Einsicht und großer Wärme nahm jedoch zuerst Albrecht Rengger, 1793, für die Ideen und Ziele der Französischen Revolution das Wort, und in gleicher Auffassung, in demselben Geiste sprachen sich nach ihm Paul Usteri und Escher (später von der Linth) von Zürich aus. So bildete sich allmählich eine Linke des raschern Fortschritts in der Gesellschaft, ohne daß jedoch das gute Einverständnis der Mitglieder untereinander gestört ward.

Gleichwohl gebot der mächtig einbrechende Strom der Revolution der weitem Thätigkeit der Gesellschaft einen Stillstand: im Jahre 1797 fand die letzte Versammlung in Aarau statt. In der nun folgenden gährenden Zeit der Helvetischen Republik

nach französischem Zuschnitt kamen viele der demokratisch gesinnten Mitglieder in den gesetzgebenden Rath, ja Rengger sogar in das Ministerium, Ochs und Eggrand von Basel in das Directorium. Inzwischen wurden die Andersgläubigen früherer Genossen nicht verfolgt. Die eifrigen Demokraten zerfielen bald wieder in die zwei Parteien der Centralisten und Föderalisten und der Wirren wollte kein Ende werden. Endlich kam es mit Napoleon zur Vermittelung. Im Jahre 1807 traten denn endlich auch wieder auf wiederholte Anregungen in öffentlichen Blättern manche früheren Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft nebst vielen neu Eintretenden in Fesseln zusammen. Man organisirte die Gesellschaft aufs neue; sie hielt nun ihre weiteren jährlichen Zusammenkünfte regelmäßig bis ins Jahr 1818. In denselben sprach sich durchweg eine große Anhänglichkeit an die Mediationsverfassung aus, indem man unter dem Schutze dieser Schöpfung des allmächtigen Kaisers den Frieden und das Gedeihen der Schweiz sich besessigen und ausblühen zu sehen hoffte, da man die Narben noch schmerzlich fühlte, welche die innern und äußern Kriege der demokratischen Periode dem Vaterlande geschlagen hatten. Die mit dem Danaergeschenk der Mediationsacte Unzufriedenen waren jetzt in der Minorität und hielten sich ganz von der Gesellschaft fern.

Bald aber folgte die Zeit der Reaction, die sogenannte Restauration, welche die Gesellschaft nochmals auseinander trieb. Endlich kam im Jahre 1819 wieder eine Versammlung zu Stande, zu welcher sich aber nur 21 Theilnehmer einfanden. Im folgenden Jahre ermannte man sich aber zu einem kräftigen Protest gegen die Restaurationspolitik und den engherzigen Cantonalgeist. Hier sind die Namen eines Gottinger und Schinz von Zürich, Stalder von Escholzmatt (Luzern) und Heinrich J. Schokke zu nennen. Später trat der große Philolog Drelli von Zürich ebenfalls entschieden hervor und für die Opposition in die Schranken. Die Zahl der Theilnehmer überstieg in der Versammlung von 1824 schon die Hundert; als fremde Gäste fanden sich der deutsche Demokrat Follen, Friedrich Eiß, der dänische Dichter Baggesen, ein Pole und ein Grieche ein. Die Wiebergeburt der Gesellschaft war vollendet: das intensive Leben in derselben ward immer stärker und das Hindrängen nach dem Endziele ihrer edelsten Mitglieder von ehedem und jetzt immer gewaltiger. In der Versammlung von 1829 war J. Schokke der Hauptredner und sein Wort ward das zündende: „Die Untrennbarkeit der Eidgenossenschaft steht unausrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagelagen verschwinden könnte.“ Mit dem auf seinen Antrag gestellten Beschlusse: „die Hauptaufgabe der Gesellschaft solle sein, auf die festere nationale Einigung der Schweiz hinzuwirken“, verwandelte sich die erstere erst in einen politischen Tendenzverein.

Inzwischen begann sich das Freiheitsgefühl und der Fortschrittsdrang in mehreren Cantonen der Schweiz zu regen und nach der pariser Julirevolution von 1830 immer energischer zu werden. Die Anregungen geschahen überall durch größere Volksversammlungen. So nahmen auch die Zusammenkünfte der Helvetischen Gesellschaft ähnliche Dimensionen an, und es kamen in den dreißiger Jahren 400 Männer und mehr, Mitglieder und Gäste, zusammen. Diese Versammlungen fanden im Freien statt. Die Aufnahme in die Gesellschaft ward äußerst erleichtert. Endlich erklärten die Leiter der Gesellschaft, ein Kasimir Wysser von Luzern, Bürgermeister Hirtzel von Zürich, Heinrich J. Schokke fest und bestimmt die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Centralgewalt der Gesamtschweiz, und man einigte sich, eine Bundesverfassung und Bundesverwaltung als das eine, was noth thue, zu verlangen. Im Jahre 1847 fand in Baden im Aargau die letzte Versammlung statt, welcher Dr. Steiger von Luzern präsidiren mußte, der soeben dem Lobesurtheile des Sonderbundes entflohen war. Derselbe sprach für die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und Aufhebung des Sonderbundes, die Tagessagung ermannte sich und erhob beide Wünsche zu ihren Beschlüssen. Nachdem die Schlangen getödtet, welche im Innern der Schweiz noch nisteten, blieb nichts mehr

übrig, als das neue, einheitliche Freiheitsgebäude zu begründen, das als Bundesverfassung seit 1848 die ganze Schweiz als schirmender Hort in so geistlicher und fördernder Weise überragt.

Die Mission der Gründer der Helvetischen Gesellschaft und ihrer Nachfolger ist erfüllt und die Gesellschaft als aufgelöst zu betrachten, wie sie selbst in einer vereinigten Zusammenkunft im Jahre 1858 angedeutet hat. 92.

Culturgegeschichtliche Erzählungen und Romane.

Wenn eine Erzählung ihren Stoff aus der Geschichte nehmen soll, so eignet sich die Culturgegeschichte und als Zweig derselben die Literaturgeschichte weit mehr zu novellistischer Bearbeitung als die spezifisch politische oder die Kirchengeschichte. In der Culturgegeschichte tritt nämlich das allgemein Menschliche, das naturwüchsig Gewordene, das Gefühl und Gemüth vorzugsweise in seine Rechte ein, während auf den zwei andern Gebieten die Tendenz des Tags und die Beziehung auf die Gegenwart leicht den gesunden Blick beirrt und verwirrt. Ferner ist bei politischen und kirchlichen (religiösen) Novellen die Macht der geschichtlich feststehenden Thatfachen und Lehren und der bewusste Pragmatismus der handelnden Personen der Unbefangenheit der Darstellung und der freien Erkundung nachtheilig. Dessenungeachtet müssen auch culturgegeschichtliche Erzählungen sich innerhalb gewisser von der Geschichte oder Sage selbst gezogener Grenzlinien halten, wenn sie sich auch auf diesem abgegrenzten Gebiet noch so frei ergehen dürfen. Ein Muster eines solchen Romans ist das Werk von G. Pfarrus, in dem Politik und Zeitdogmatik nur den Einschlag ins Gewebe bilden.

1. Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. München, Rieger. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vier wohlgeordnete Erzählungen aus dem russischen Culturleben der Gegenwart und Vergangenheit, namentlich unter Kaiser Nikolaus. Der Verfasser wurde nach dem Vorwort in befreundeten Kreisen öfters aufgefordert, etwas zu erzählen. „Da griff ich denn gewöhnlich in die Vergangenheit zurück, und Einbrüche, die ich früher unbefangen auf mich hatte wirken lassen, tauchten plötzlich, gleich als ob sie mir unbewußt in meinem Geist gereift wären, in bestimmten Charakteren, Bildern und Begebenheiten vor mir auf, durch das Erzählen Einheit und künstlerischen Zusammenhang gewinnend.“ Die Erzählungen, die den Hörern am besten gefallen, theilt der Verfasser hier mit. „Ich machte so wiederholt die Erfahrung, daß alles Störende und Zufällige, was dem Künstler beunruhigend entgegentritt, wenn er unmittelbar aus dem Leben schöpfen will, sich als unwesentlich von selbst verliert, wenn Zeit und Ferne lüthend auf den Stoff eingewirkt haben.“ In diesen Worten liegt eine unbefangene, unbeabsichtigte Selbstkritik des Werks. Es ist mit Goethe'scher Ruhe, Klarheit und Objectivität, in einer wahrhaft dichterischen Gemüthsstimmung empfangen und geboren. Ein besonders köstliches Bild ist „Ein Mißverständniß“. Die wohlthuend wirkt hier der reine, künstlerische Humor des Verfassers, während mancher andere mit dem Pathos der Enttäuschung gedonnert hätte!

2. Eine Menschenseele. Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert. Von A. von Oye. Nordlingen, Beck. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der etwas sentimentale Titel läßt uns im Ungewissen, wer der Held der Geschichte ist. Wir bekommen hier eine romanhafte Bearbeitung des Lebens Johann Christian Günther's, des bekannten schlesischen Dichters 1695—1723. Zwar sagt der Verfasser, der sein Werk Bogumil Wolz, dem „rechten Herzens- und Seelenkündiger der Gegenwart“, gewidmet hat, der Verbacht, er hätte einen Roman schreiben wollen, werde hoffentlich durch sein Büchlein selbst widerlegt werden. „Ich habe nur die Wirklichkeit schmucklos und entkleidet von unnützigem

Beiwerke, vorgetragen, doch, wie ich denke, mit Begründung der wahrhaften Ansprüche, welche eben die Wirklichkeit zu sich enthält. Ich durfte um so weniger fürchten, meinen Zweck zu verlieren, indem ich einen Griff in die Vergangenheit that, da ja die Geschichte, die geistig-sittliche Entwicklung eines Volks und eines Menschen auf denselben Gründen beruhen und nach dieselben ökonomischen Mittel, welche die Vorsehung uns vorbehalten, befördert werden.“ Ganz gewiß, ein Griff in die Vergangenheit wird hier um so mehr erlaubt sein, da manche Erscheinung aus der Gegenwart und aus der jüngsten Vergangenheit für eine ruhige, unparteiische Darstellung noch nicht auf ist. Und so ist es dem Verfasser gar nicht übel zu nehmen, wenn er aus seiner reichen Kenntniß der deutschen Vergangenheit manches culturgegeschichtliche Bild hervorholt und mit ebenem Fleiß und Talent vor unsern Augen aufs neue erheben läßt, um das Leben seines Helten farbenreicher zu gestalten und es im Verhältnis zu der Zeit, in die es fiel, hervortreten zu lassen. In dieser Hinsicht hat A. von Oye's Werk sein unläugbares Verdienst. Hierher rechnen wir die Schilderung des Universitätslebens jener Zeit, der Festlichkeiten am Hofe August's II. von Sachsen, des Zustandes der Dichtkunst, die ganze Charakteristik des Zeitraums. Aber wenn A. von Oye ausdrücklich sagt, er habe seinen Roman schreiben wollen, so hätte er sich wenigstens in der Hauptsache strenger an die Geschichte halten sollen. Von dieser hat er sich jedoch im Streben, seinen Helten zu idealisieren, und für seine wahre Menschen- und Dichterseele unier Sympathie zu erwecken, so starke Abweichungen erlaubt, daß sein Werk nur als ein Zwitterding zwischen Roman und Lebensbeschreibung bezeichnet werden kann.

Ich will nicht mit ihm darüber rechten, daß das Werk mit dem Abgang Günther's auf die Hochschule zu Wittenberg anfängt; die Jugendzeit Günther's wird im Verlauf der Erzählung nachträglich ins Ganze verflochten. Warum aber übergeht er Günther's Leben in Breslau vom Herbst 1719 bis Herbst 1720? Warum erzählt er nicht, was man doch in jeder Literaturgeschichte findet, daß Günther hier durch eigene Schuld sein Lebensglück verscherzt hat? „Der Rath Bresler in Breslau“, berichtet Roquette, „war bemüht, Günther irgendeine höhere Lebensstellung zu verschaffen. Und zwar wollte er ihn, da sich die Gelegenheit bot, zum Pädagogen machen! Ein Graf Schaffgotsch suchte einen Informator für seine Söhne, und Bresler empfahl ihm seinen Schützling. Es war dies einer jener Fälle, die sich in Günther's Leben häufig wiederholen, daß er durch die Mißgriffe seiner Vöner in unangenehme Verwicklungen gebracht wurde. Der Graf war, ohne Günther zu kennen, bereit, auf Bresler's Wahl einzugehen. Eines Tags ist große Tafel im Bresler'schen Hause, sowohl der Graf Schaffgotsch wie auch Günther ist anwesend. Als sich die Gesellschaft vom Tisch erhebt, fällt es dem Hausherrn ein, dem Grafen den zukünftigen Hauslehrer zu präsentieren. Das war nun gar der allerungünstigste Moment. Günther hatte dem Weine hart zugesprochen, und erwies sich bei der Vorstellung so betrunken, daß der Graf für einen solchen Informator danken mußte. Bresler hätte, mit größerer Voracht, sowohl Günther wie sich selbst in seinem Hause eine ärgerliche Scene ersparen können.“ Indessen hat Roquette ebenso wenig ein Recht, Günther's Schuld zu mildern als der Verfasser, den Auftritt zu übergeben. Was wollte denn Günther überhaupt anfangen? Roquette sagt: „So leicht er in der Poesie jeden Gedanken durchzuführen vermochte, so unausführbar war es ihm, im Leben einem Plane nachzugehen, einen Entschluß zum Ziele zu bringen. Ziel zu zerstreut, von jedem sinnlichen Reiz verlockt, viel zu unket zu einem energischen Handeln mußte er es seinen Vönnern überlassen, für ihn zu denken und zu schaffen.“ Es bedarf keines weiteren Beweises, daß Bresler's Vorschlag nicht so unpraktisch war, wie Roquette meint. Natürlich konnte die Informatorstelle nur einige Jahre dauern; sie hätte aber, wenn Günther den Studentenrod ausgezogen hätte, die Brücke zu einer andern nachhaltigen Aufstellung werden können.

Andere Abweichungen von der Geschichte sind, daß Günther's Geliebte, Leonore Jachmann, nach des Verfassers Darstellung die Tochter eines wittenberger Professors ist, während in der geschichtlichen Wirklichkeit Günther's Liebe nicht erst in die Zeit seines wittenberger Aufenthalts, sondern schon in das letzte Jahr seines Lebens in Schweidnitz fällt. Damit hängt nun zusammen, daß bei Epe auf einen namhaften Abschnitt seines Lebens in Wittenberg ein verklärter, idealer Schein fällt, während nach Roquette, dessen Werk den Werth einer wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung hat, Günther schon vor Leonore's Untreue „anfang als ein schlechter Wirth zu hause, sorglos, wo die fernern Mittel herkommen sollten“, wenigleich auch nach Roquette eben durch Leonore's Untreue das Niedrige und Gemeine, das neben dem Edelsten in Günther's Natur lag, um so rascher zum Ausbruch gedrängt wurde. Ueber Günther's nachheriges Leben in Wittenberg geht Epe ziemlich rasch hinweg; namentlich ist von seinen vielfachen Verfehlungen gegen das höchste Gebot, von seiner Don-Juan-Phantastie, der ein Don-Juan-Leben entsprach, nur in allgemeinen, andeutenden Bemerkungen die Rede. Am Hofe August's II. hielt sich Günther nur vom Juni bis October 1719 auf; der Verfasser, der von diesem Zeitpunkt an keine bestimmte Zeitangaben mehr bringt, macht daraus einen längeren Aufenthalt mit einer festen Anstellung am Hofe, und die bekannte Anekdote bei dem König fand nach ihm deswegen statt, damit sich Günther wegen gewisser nachtheiliger, absichtlich ausgebreiteter Gerüchte reinigen sollte. Das Richtige findet man nicht nur bei Roquette, sondern schon bei Goethe in „Wahrheit und Dichtung“. „Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verschert, an dem Hofe August's II. angestellt zu werden.“ In der Ansicht über das Räufspiel, dem Günther zum Opfer fiel, stimmen beide überein.

Daß endlich der Dichter von seinem Vater fünfmal trotz alles Bittens und Flehens zurückgewiesen, ja bei Androhung des Vaterfluchs aus dem Hause gestossen wurde, ist an und für sich schon stark genug; Epe hat das Gewicht der Schuld, die auf den hartherzigen Vater fällt, dadurch verstärkt, daß er eine Feuersbrunst in Striegau, Günther's Geburtsort, die in den leipziger Aufenthalt unsers Dichters fiel und ihn veranlaßte, schriftlich seinen Vater, dessen Haus selbst ein Raub der Flammen geworden war, um Veröhnung zu bitten, in die Zeit nach dem dreizehner Aufenthalt verlegt, in der Weise, daß Günther das Feuer entdeckt, das Wichtigste in seines Vaters Hause retten hilft, und als er sich bald darauf zu erkennen gibt, mit Ausstoßung und Fluch belohnt wird. Wozu nun diese romanhafte, idealisirende, von der beglaubigten Geschichte so stark abweichende Darstellung? Der Verfasser sagt in der Widmung, in einer Puppenkomödie in Wien habe sich Faust's Kamulus, Wagner, dem Teufel verschrieben; als aber die Zeit kam, wo der Schwarze Wagnern holen wollte, habe sich bei diesem gar keine Seele gefunden und der Teufel sei nun leer mit seinem Grimm abgezogen. „Als ich später“, fährt der Verfasser fort, „in der Puppenkomödie des Lebens mit mehr Beobachtung zuzuschauen anfang, wollte mich's oft bedünken, als könnten manche Menschen ohne Gefahr sich dem Teufel verschwören. In der Noth und dem Drange der letzten Jahre aber kam mir's bisweilen gar vor, als beginne mir selber auch die Seele zu mangeln, und im innerlichen Wanken fühlte ich mich endlich gedrungen, Untersuchung anzustellen. Diesen Bemühungen verdanken die nachfolgenden Kapitel ihre Entstehung. Die Fähigkeit, fremdes Leid nachzuempfinden, bürgt wol am ersten für den Verfall der Himmelskraft, durch Empfindung des eigenen sich über dasselbe hinaus zu retten.“ Diese Himmelskraft erwachte im Verfasser besonders stark in dem paradiesischen Oberitalien, wie denn die Widmung von der Villa Serbelloni am Comersee datirt ist.

Die Frage ist nun nicht die, ob Epe sich durch diese Arbeit von dem trennen Verharren seiner eigenen Seele überzeugt hat, sondern ob für die psychologische Betrachtung seines Selbsten etwas Neues zu Tage gefördert worden ist, und diese Frage

müssen wir verneinen. Günther braucht keinen Apologeten, sowenig als seine Geistesverwandten Bürger und Schubart. Ihm selbst wäre bei seiner Offenheit und Wahrheitsliebe jede beschönigende, idealisirende Auffassung seines Lebens zuwider gewesen. Seine Gedichte sind Selbstbekenntnisse; mit der größten Aufrichtigkeit zeichnet er sich nach seiner Licht- und Schattenseite. Das Beste, was über ihn gesagt worden ist, findet sich in den wenigen Zeilen, in denen Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ Günther's gedenkt. Lob und Tadel sind hier mit der größten Unparteilichkeit ausgesprochen. Mangel an Raum verbietet uns die ganze Stelle abzuschreiben. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Ihm fehlte der feste Charakter von Haus aus, und schlechte Gesellschaft, niedriges Räufspiel, anpraktisches Wesen, und, um die Hauptsache nicht zu vergessen, der Familienfluch eines unnatürlichen Vaters und einer eigenkinnig in sein Geschick eingreifenden Schwester vollendeten sein Unglück. „Dichter lieben insgemein Wahrheit, Weiber, Wig und Wein“: ein Spruch, der Günther's Geistesgenossen, Schubart, zugeschrieben wird, trifft bei Günther vollkommen zu. Wer von diesem dichterischen Temperament gar keine Aber in sich spürt und sich keine entfernte Vorstellung davon machen kann, bei dem werden alle apologetischen Darstellungen ebenso vergeblich sein, wie Günther's poetische Reuebriefe an seinen prosaisch-pedantischen Vater. D. Strauß hat durch Herausgabe der Briefe Schubart's und eine kurze Charakteristik des Dichters der Literatur einen viel wesentlicheren Dienst geleistet, als wenn er mit Verleugung der geschichtlichen Wahrheit den rührendsten Roman geschrieben hätte.

Wenn unser Verfasser in der Widmung bemerkt: „Was ich indeß diesmal, in einer «Menschenfeelen», nur kurz und schüchtern angedeutet, denke ich später, wenn der Himmel mir Zeit und Athem läßt, in einem «Menschenleben» ausführlicher zu behandeln“, so liegt der Gedanke nahe, der Verfasser wolle in einem zweiten Werk eine geschichtlich treue Lebensbeschreibung Günther's geben. Aber dafür ist ja schon gesorgt: in der neuesten Zeit hauptsächlich durch Hoffmann von Fallersleben und Otto Roquette's „Leben und Dichten Johann Christian Günther's“ (Stuttgart, Gotta, 1860), Werke, die Epe mit keiner Silbe erwähnt. Servinus' ungünstiges Urtheil über Günther hat, wie Roquette mit Recht bemerkt, längst ein Gegengewicht erhalten in den günstigeren von R. Prug und Koberstein. Wenn nun die Elemente sich in Günther ungünstig mischten, so daß man nicht sagen kann: er war ein Mann, so war er doch ein Dichter und zwar ein Lyriker im vollen Sinne des Wortes, ein verunglücktes Genie, ein Vorläufer Bürger's und Goethe's, und wie bei diesem im Vergleich mit Schiller namentlich, so überwog auch bei Günther die Seele, das reine, natürliche Ausströmen der Gemüthszustände, den Geist, die Betrachtung und Reflexion. Schiller hat ihn in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst übergangen; er hätte ihn unter den naiven Dichtern nennen müssen. Goethe dagegen hat ihn in „Wahrheit und Dichtung“ zu Ehren gebracht und neidlos, wie er war, einen Geistesverwandten in ihm erkannt. Günther steht in der Mitte zwischen Bürger und Goethe, doch näher bei Goethe. Seine Gedichte haben, wie Prug bemerkt, manchmal schon im Titel Aehnlichkeit mit den Goethe'schen. Wie Goethe's Gedichte, so sind auch Günther's Gelegenheitsgedichte leider oft auch bestellte und gemachte im Unterschied von den wahren und gewordenen. Wir wollen nicht hoffen, es werde sich eine Günther-Literatur bilden, ehe, was hauptsächlich noth thut, eine kritische Auswahl seiner Gedichte erschienen ist, in der die üppigen Auswüchse seiner Phantastie weggeschnitten wären, das Wahre und Bleibende aber unserer Zeit mit möglichster Beibehaltung des Tons seines Zeitalters gerettet würde; denn die Auswahl, die Roquette gibt, genügt nicht. Wir wollen Epe's Schrift, die mit großem Fleiß und feiner, tiefer Geschichtkenntnis abgefaßt ist, ihren Werth nicht absprechen; wir müssen aber auch wünschen, daß man sich vor dem deutschen Fehler hüte, Literaturgeschichte zu schreiben,

ehe die betreffenden Werke selbst vom ganzen Volk, wie von seinen denkenden Köpfen gelesen und gekannt worden sind.

3. Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von Gustav Pfarrinus. Braunschweig, Bessermann. 1863. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gustav Pfarrinus behandelt hier die Sage vom Zauberer Faust romanhaft. Früher schon hat Achim von Arnim in seinem bei allen Vorzügen ziemlich phantastischen und überschweiflichen Roman „Die Kronenwächter oder Werthold's erstes und zweites Leben“, den Schwarzkünzler als einen ziellos him- und herschweifenden, renomistischen und sittenlosen Wunderdoctor geschildert, der dem vollblütigen Knaben Anton eine Portion Blut abzapft und sie in den Leib des durch selbstige Arbeiten vor der Zeit gealterten Hohenstaufenseels Werthold hinüberleitet und diesem dadurch eine zweite Jugend verschafft. Nur ist dieses zweite Leben nicht von langer Dauer; Werthold stirbt unvermuthet an der durch eine unglückliche Verführung herbeigeführten Ergießung seines Bluts in der Klosterkirche zu Lorch, dem Erbegräbnis der Hohenstaufen. Im Unterschied von dem Romanist hat Gustav Pfarrinus den Zauberer der Volksage idealisirt, den Glauben an seine Zaubereien aus Faust's Auftreten und dem Charakter seiner Zeit natürlich erklärt und ihn zur Hauptperson seiner Erzählung gemacht. Bei einem halb geschichtlichen, halb fabelhaften Helden, wie Dertorf Faust, konnte sich der Verfasser weit mehr dem Kluge seiner erfindenden Phantasie überlassen, als dies etwa bei einem Sühner der Fall ist, dessen geschichtliche Verhältnisse wir genau kennen. Zugleich sind andere geschichtliche Persönlichkeiten, wie Sickingen und Gutesen, auf kunstvolle Weise in den Roman verflochten. Der Verfasser hat seine Aufgabe begriffen und nach allen Seiten mit Geschick gelöst; sein Roman ist einer von den wenigen, denen man eine längere Dauer wünschen und weisagen kann. Nur die Aufschrift „Schein und Sein“ ist zu bescheiden und zugleich zu abstract. Der Grundton des Werks ist gebiegene Weisheit, Welt- und Menschenkenntnis, welche die rechte Mitte zu halten sucht — ob sie auch immer gefunden sei, ist eine andere Frage — zwischen jugendlichem Weltverbesserungsdrang und greisenhaftem Verzagen an der Sache der Menschheit. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Verfassers, anstatt seinen Helden mit allen möglichen Schaulustigkeiten in den verschiedensten Gegenden aufstreiten zu lassen, ihn nach einem bewegten und abenteuerlichen, auch von Schuld und Verirrungen nicht freien Wanderleben ins Thal seiner Heimat zurückzuführen, wo er mit den reichen Schätzen seines Wissens und seiner gesammelten Erfahrungen zum Nutzen der Seinigen und der Umgegend zu wirken sich bestrebt. Pfarrinus hat den Landstreicher Georgius Sabellicus, der auf Sickingen's Fürsprache eine Stelle an der Schule zu Kreuznach bekam, die er aber, eines unnatürlichen Lehrers beschuldigt, bald wieder aufgeben mußte, und den Bekannten und Landmann Melanchthon's, Johann Faust aus Knittlingen, den eigentlichen Träger der Zaubersage, den Helden des Volksbuchs und des Puppenspiels, zu Einer Persönlichkeit verschmelzen, vergleiche namentlich S. 66. Wir werden mit dem Geiste jener gährenden Zeit und mit den verschiedenen Richtungen, die sich auf den drei Hauptgebieten, der Religion, der humanistischen Bildung und der Politik kund gaben, bekannt gemacht, ohne daß, wozu die Versuchung nahe lag, der Verfasser durch Ausströmung von gelehrten Bemerkungen den Leser verwirrt und der Einheit und Einfachheit der Erzählung schadet. Der Roman ist bei allem Reichthum an Scenen und Charakteren in Anlage und Verlauf klar und übersichtlich. Sprache und Darstellung sind frisch, belebt und gewandt, den jeweiligen Personen und Verhältnissen angemessen, wenngleich hier und da vielleicht mehr Natvetät und ursprüngliche Verbhelt (ich meine nicht grobianische Rohheit) im Sinne des 16. Jahrhunderts zu wünschen gewesen wäre. Goethe in seinem „Faust“, der in diesem Werk alle Edele der Sprache vom höchsten bis zum niedrigsten anzuschlagen weiß, ist hierin ein unerreichtes Vorbild. Ueberhaupt drängt sich die

Vergleichung mit Goethe's Tragödie von selbst auf im Verhöl selbst spricht hier und da von seiner künftigen höchsten Verherrlichung. Im ganzen spricht Pfarrinus durch Werthold (dies ist Faust's angenommener Name) die Lebensaufgabe des alternden Goethe aus. Der Dominikaner Bruno hingegen läuft im Geiste der Sturm- und Drangperiode abstract-nakst in die Befreiung der Menschheit von den Fesseln des Aberglaubens und fällt zuletzt als Opfer seines eblen, aber die gegebenen Schranken planlos überspringenden Strebens. Bruno erinnert an manchen Wort glühender Begeisterung im ersten Theil des „Faust“, Werthold hingegen an so manches andere Wort im zweiten und schon im ersten Theil. So muß Bruno die Worte: „Ja, du mußt so erkennen heist, wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?“ u. s. w. an sich selbst erfahren. Faust hat nach S. 118 in der ersten Periode seines Lebens den Wahn bekämpft im jugendlichem Eifer und unglücklichen Opfern; da er ihn aber überwunden fand, so hat er ihn in der zweiten gegen zu seinem und seiner Freunde Vertheil. Des erinnert an den Will der Aufzählung, der sich in Goethe's „Wahrheit und Dichtung“, in „Wilhelm Meister's Wanderjahren“ und sonst bei ihm anfindet. Hier und da finden wir wörtliche Ankänge an Goethe's „Faust“, z. B. S. 127, wo Werthold sagt: „Ich bilde mir nicht an, die Menschheit zu bessern und zu bekehren. Glaubt mir, das Beste, was wir wissen, das taugt für die Menge nicht; gegen nichts mehr wehrt sich der verblendete Haufen, als gegen die Wahrheit und ihre Verkündiger.“ Die Parallelen mit Goethe's Faust liegen auf der Hand. S. 180 sagt Werthold: „Seht hier die Welle des Wahnes, wie sie am Steinbühl anstößt und einen Augenblick hell leuchtet im Strahl des Mondes, dann wieder zurückstürzt in den dunkeln Schwall ihrer Genossen und mit ihnen dahinsinkt! So wölgt die Menschheit durch Licht und Schatten ihren Strom in das Meer der Ewigkeit.“ Damit vergleiche man die Stelle in „Wahrheit und Dichtung“, Theil 3: „In allen irdischen Dingen kann selten von Wahn die Rede sein; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenkürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn heissen getrieben und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.“ Goethe's Widerwillen gegen Krieg, Revolution, Majoritäten, Lutherthum (und Franzthum), vornehm ruhige Bildung zurückgebrängt wird, spricht sich in Werthold's Worten bestimmt aus, und daß Werthold-Faust die Aufklärung des Verfassers selbst verkündet, haben wir schon bemerkt. „Bildung, ja nur Bildung ebnet die Wege, sie aber verträgt nicht Stöße noch Sprünge; langsam unter dem Einfluß des Heils und der Lehre währt sie und verbreitet sich nach unentsetzlichen Gefahren“, sagt Werthold-Faust in seinem letzten Gespräch mit dem Heilsporn Bruno.

So wird denn auch Sickingen's Unternehmung und die fernere politische Entwicklung Deutschlands möglichst kühl und gemäßigt aufgefaßt, und wenn solche Aeußerungen theilweise als Weissagungen nach dem Erfolg erscheinen könnten, so werfen sie doch ein bedeutungsvolles Licht auf die Weltanschauung des Verfassers überhaupt und auf seine Hoffnungen für unsere nächste Zukunft. „Se trostloser drang das Sein, desto mächtiger der Drang nach dem Schein“, sagt Werthold-Faust am Schluß (vgl. die Aufschrift des Buchs), nachdem er noch bei Lebetzen eine mythische Person, ein Verschwoener des Teufels und ein Opfer der Hölle im Munde der Mitwelt geworden ist; denn, solange der Aberglaube unter den Menschen eine Pflanze frucht, wird auch sein Name genannt werden“, und der Aberglaube liegt ja, wie Goethe sagt, im Wesen des Menschen, und wie unser Verfasser bemerkt, es gibt keinen Glauben ohne Aberglauben.

Indessen ist Werthold-Faust kein Bestimmter; er glaubt an einen Fortschritt der Menschheit, „aber nur langsam geht es zum Bessern“. Indessen muß ich gestehen, daß mir doch Goethe's sterbender Faust, in dem noch einmal das Feuer und die Begeisterung der Jugend für Freiheit und volksthümliche Thätigkeit aufklimmt, daß mir auch die Beschäftigungen des alternden

faßt bei Goethe großartiger, dichterischer, erhebender zu sein scheinen, als das Mühlwerk und die Schmehosen, die Faust bei Marrius einrichtet. Bei allen diesen Anlehnungen an Goethe jedoch bewahrt der Verfasser seine Selbstständigkeit durch die originelle Erfindung und Verwickelung der Begebenheiten, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Charakteristik und namentlich dadurch, daß er die verschiedensten Bestrebungen des Reformationszeitalters in ihrem Zusammenhang mit der Faustsage dargestellt hat. Sein Werk kann uns über den letztern Punkt reichern Aufschluß geben als mancher gepriesene Commentar. Auch die Kirchenverbesserung kommt zur Sprache; es wird aber ihre Halbheit, ihre Scheu vor der Kenntniß der Natur und der freien Wissenschaft, ihr Glaube an Hexerei und Zauberei, dem Tausende als Opfer fielen, ihre Neigung zu dogmatischer Erklärung scharf hervorgehoben. Religion und Politik sind ihm nur ein Einschlag ins Gewebe der Bildung, nur Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck. Der Raum verbietet uns, auf das Nähere einzugehen. Zum Schluß aber müssen wir, namentlich im Rückblick auf so manche Schriftsteller, die an unsern klassischen Mustern gleichgültig vorübergehen, wenn auch die Aehnlichkeit des Stoffs auf sie hinweist, dem Verfasser dafür danken, daß er das Räthsel gelöst hat, wie man mit liebevoller Hingabe und tiefer Aneignung jener Werke die reinste Originalität und Selbstständigkeit verbinden kann.

Eustav Hauff.

Internationale französische Reviews.

Zwar im Auslande, aber auf ursprünglich deutschem Grund und Boden und unter einer gemischt sprechenden Bevölkerung sind in der neuesten Zeit zwei periodische Unternehmungen in französischer Sprache entstanden, die vorzugsweise dazu bestimmt sind, als Vermittelungs- und Austauschstätten für die geistigen Arbeiten und Literaturen der verschiedenen Völker zu dienen. Es sind dies die in Gent erscheinende trimestrielle „Revue continentale. Sciences morales, histoire, littérature, beaux-arts“, unter der Oberleitung M. Batjins, Verfassers einer „Histoire complète de la noblesse de France depuis 1789 jusque vers l'année 1862“, von einer Gesellschaft belgischer, französischer, deutscher, englischer und italienischer Gelehrten redigirt, und das „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“. Von der ersten liegen uns die drei ersten Bände des Jahrgangs 1863 vor, von dem letztern nur die erste Lieferung des ersten Bandes (Paris und Strasbourg 1862).

Im Vorwort der „Revue continentale“ ober in der „Allocation aux amis lecteurs et aux amis auteurs“ wird bemerkt, daß man die Stadt Gent als eine gelehrte Stadt, als eine Universitätsstadt, als die „ville intermédiaire“ der Aufenthaltsorte der in Frankreich, England, Deutschland und Italien lebenden Mitarbeiter zum Centralort der Redaction gewählt habe; man habe Belgien gewählt, weil dies in Folge seiner geographischen Lage und der Achtung, die es in Europa genieße, der Redaction gestatte, dieser Revue jenen internationalen Charakter zu verleihen, welcher geeignet sei, sie noch werthvoller und nützlicher zu machen und ihr einen beträchtlichen Einfluß in allen gebildeten Ländern der Welt zu verschaffen. Das Programm verspricht sehr viel: Berichte über die wissenschaftlichen, literarischen und nationalökonomischen Congresse und ihren Einfluß auf die Geschichte der Völker in Folge der friedlichen Gefühle, die von ihnen genährt und verbreitet werden, Berichte über die Arbeiten der Akademien und der gelehrten Gesellschaften, Berichte über die Kunstausstellungen, Kritiken über die wichtigsten neu erschienenen Bücher mit Einschluß der poetischen Erzeugnisse, biographische Artikel u. s. w. Ganz besondere Aufmerksamkeit soll aber den wissenschaftlichen Congressen gewidmet werden, und es wird in dieser Beziehung die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn die Vereinigten Staaten, die man als Palladium der Freiheit anzusehen gewohnt gewesen sei, gegenwärtig durch einen Bürgerkrieg verwüthet würden und sich unfähig gezeigt hätten, ihren

schönen Namen zu behaupten, der Grund davon in dem Umstande zu suchen sei, daß sie zu einseitig die rein materiellen Interessen angebaut und die Künste und schönen Wissenschaften zu sehr vernachlässigt hätten; es sei kein Zweifel, daß, wenn es in der Neuen Welt wissenschaftliche, literarische und nationalökonomische Congresse gegeben hätte, dort die aggressiven Gelüste weniger verbreitet und die Friedensideen fester sein würden. Es fällt uns, nebenbei bemerkt, bei dem Worte „Neue Welt“ ein, daß die Vereinigten Staaten eigentlich diesen Namen gar nicht mehr verdienen, seit sie in ihre martialische Periode eingetreten sind und nun dasselbe barbarische, aus Kriegesgetöse, Säbelgerassel, Kartätschenhagel, Blutvergießen, Plünderungen, Einschüchterungen und soldatischen Gewaltthaten aller Art zusammengesetzte Schauspiel bieten, wie seit Jahrhunderten das alte Europa, das aber auf der andern Seite wenigstens die großartige Entwicklung der Wissenschaften und Künste voraussetzt. Man gibt vor, für die Emancipation der Negerflaven zu kämpfen, und auf beiden Seiten verfallen inzwischen die freien Weissen immer mehr dem Militärdespotismus, der Kriegsmanie und der Dictatur.“)

Im ersten Bande der „Revue continentale“ finden wir unter anderm ausführliche Berichte über den Congreß der Association internationale pour le progrès des sciences sociales zu Brüssel (September 1862), über den Congreß der National association for the promotion of social science zu London (Juni 1862), über den Congreß der British association for the advancement of science zu Cambridge (October 1862), über den Wohltätigkeitscongreß zu London (Juni 1862), über den Congreß deutscher Nationalökonomien zu Weimar (September 1862), über den linguistischen und literarischen (slawischen) Congreß zu Brügge (September 1862) u. s. w.; im zweiten Bande über den Congrès scientifique de France zu Bordeaux (September 1861) und über den Congrès des délégués des académies des départements de France zu Paris (April 1862); im dritten Bande über die Réunion générale des sociétés des départements zu Paris (April 1863) u. s. w.

Von besonderm Interesse wegen der Mannichfaltigkeit und theilweise Wichtigkeit der dabei zur Verhandlung gekommenen Gegenstände war uns der Bericht über den internationalen brüsseler Septembercongreß von 1862. Da nächst den Belgiern in besonders großer Zahl Franzosen anwesend waren und diese sich gern vordrängen, was ihnen hier um so leichter war, da die Discussion in französischer Sprache geführt wurde, so fehlte es den Verhandlungen natürlich auch nicht an Lebhaftigkeit und an festen und parabolischen Behauptungen, die freilich sehr oft nur darauf berechnet sein mochten, Aufsehen damit zu erregen. So stellte Emile de Girardin, obgleich selbst Journalist, vollkommen in Abrede, daß die Presse irgendeinen Einfluß habe; sie könne nicht bewirken, daß eine Regierung gut oder schlecht, eine hässliche Schauspielerin schön, ein ehrenhafter Mann ein Schurke,

*) Der Nordamerikaner G. Benson, der in der „New York Times“ eine Reihenfolge von Artikeln über die „Wohltaten und Lehren des jetzigen Kriegs“ veröffentlichte, bemerkt darin unter anderm: „Es verbreitet sich mehr und mehr die Ueberzeugung in unserm Lande sowohl als im Auslande, daß der gemeine Meib auf überlegene Eigenschaften der Menschen und ihre Verdienste ein Grundübel sei, das unsern demokratischen Einrichtungen anhaftet. Unsere Bevorzugung des Mittelmaßigen, das Mißtrauen, mit dem wir auf jede Art geistiger Ueberlegenheit blicken, unser Wunsch, überall das «Durchschnittliche» zu ermitteln und vorzuziehen, beschränkt sich nicht auf die Politik allein, sondern macht sich auch in allen socialen Verhältnissen geltend, und wenn es uns in Folge dessen nicht auch gelungen ist, Kunst, Wissenschaft und Literatur den Vorrang zu machen, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern zum Theil daran, daß das Verdict in Sachen von Kunst, Wissenschaft und Literatur eben nicht von der Demokratie abgegeben wird, zum Theil aber auch daran, daß nicht in unserm Lande, sondern in Europa, und für uns speciell in England das entscheidende Urtheil in diesen Sachen gesprochen wird.“

eine falsche Nachricht wahr sei u. s. w. Er begründete hierauf seine Ansicht, daß die Gesetzgebung mit der Presse sich gar nicht befassen dürfe, daß es gar kein Pressvergehen gäbe, daß alle Pressverbrechen rein imaginärer Natur seien und daß, wenn die Regierungen ihre Verfolgungen gegen Journalisten richteten, sie sich ebenso lächerlich machten, als die Regierungen des Mittelalters, welche die Hexen und Zauberer verfolgten. Gegen die Behauptung, daß die Presse ohne Einfluß sei, erhoben sich mit besonderer Energie Eugène Pelletan, E. Desmarests (aus Paris) und Bérardi (aus Brüssel). Pelletan nahm für die Presse, so lange sie sich auf dem Gebiete der Doctrin und der Ideen bewege, unbegrenzte Freiheit in Anspruch; etwas anderes sei es in Bezug auf Thatfachen, hier könne die Presse viel Schlimmes anrichten. Bérardi sagte: „Rein, die Presse ist nicht ohnmächtig; sie kann viel Böses thun, weil sie viel Gutes thun kann.“ E. Girardin beharrte in seiner Entgegnung auf der Ansicht, daß die Presse weder die Meinung des Publikums aufklären noch irre führen könne, und daß man biscoitire, ohne jemals seinen Gegner zu überzeugen, und er ging sogar so weit zu fragen: was nützt überhaupt das Wort? Und als J. Buse (aus Gent) ihm die Frage zurief: „Warum sprechen Sie dann?“ antwortete Girardin: „Um zu sprechen. Warum verfertigt ein Maler ein Bild? Um zu malen!“ — „Rein“, erwiderte hierauf das „Journal de Gand“ in seinem Bericht über diese Sitzung treffend, „um das Schöne auszudrücken, wie man spricht und schreibt, um das Rechte und Wahre auszudrücken.“

Eine andere bewegte Discussion rief die Frage hervor, ob der Schulzwang mit der Freiheit des Unterrichts vereinbar sei? Die Frage ist wichtig; denn wenn auch die Ansicht, daß man durch eine gewisse Nöthigung zum Unterricht der Ignoranz der Massen vorzubeugen habe, sicherlich sehr vieles für sich hat, so ist es doch eben so richtig, daß namentlich in Deutschland der Schulzwang mit zu rückichtsloser, die individuelle Freiheit der Familienhäupter zu sehr beschränkender Strenge geübt wird und in Folge davon die Leiden und Sorgen unzähliger Familien beträchtlich vermehrt werden. Die Mehrzahl der Anwesenden war wol der Meinung Jules Simon's, daß der Unterrichtszwang nur da bestehen könne und dürfe, wo der Unterricht vollkommen freigegeben und der Familienvater in der Wahl der Lehrer seiner Kinder unbeschränkt sei. Jules Simon behauptete, was er und seine Freunde forderten, sei nicht, daß jedes Kind die öffentliche Schule besuche, sondern daß es überhaupt Unterricht und die ersten Elementarkenntnisse empfangen, gleichgültig woher. In reifen Jahren werde der Mensch sie schon anzuwenden und zu entwickeln wissen. Bouvier-Parvilliez erklärte, er fürchte den Staat überall; lieber als die Eingriffe des Staats wolle er die Freiheit der Ignoranz; diese sei ein Uebel, aber eins derjenigen Uebel, die man wie so viele andere ertragen müsse, um nicht größere Uebel herbeizuführen. Eine Seitenfrage war die, worin der Elementarunterricht hauptsächlich zu bestehen habe. Einige waren der Meinung, daß auf die Beibringung von Kenntnissen, andere der Ansicht, daß auf die religiöse oder die ethische Seite des Unterrichts der Hauptwerth gelegt werden müsse. Es sei hinlänglich, meinte ein Sprecher, Kinder, welche die Volksschulen besuchen, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten; damit könnten sie später alle übrigen Kenntnisse erlangen. Foncher de Careil erklärte, daß Frankreich und Belgien nicht dahin arbeiten sollten, ein großes offenes Gehirn, sondern zugleich ein großes tiefes Herz zu sein. Man solle die stillen Gefühle und die Begierbe nach Wissen erwecken. Das den Unterrichtszwang betreffende Gesetz sei wol zweckmäßig, aber nur, wenn es in beschränkten Grenzen ausgeübt werde. Nicht die 800000 unwissenden Kinder Frankreichs seien die Schwäche dieses Landes; das Uebel liege tiefer, es habe in den Wurzeln des Herzens, in der mechanischen Abplattung des Individuums, in dem Mangel an Charakteren, und gegen diesen beklagenswerthen Zustand sei der Unterrichtszwang kein genügendes Schutzmittel.

Auch rein literarische und artistische Fragen wurden in das

Bereich der Verhandlungen gezogen; es wurde unter andern in der dritten Section von Potvin die Frage gestellt, welches die Ursachen seien, wodurch ein Werk, trotz der guten Absichten des Verfassers, ein unmoralisches werde? Urbach behauptete, das schlechteste Werk sei auch das unmoralischste; unter den großen patriotischen Autoren gäbe es keinen, der beschuldigt werden könne, die Gesellschaft demoralisirt zu haben, niemals könne ein Meisterwerk unmoralisch sein. Rondelet nannte dennoch ein solches Werk, der Leser rathe, welches? Kein anderes als Goethe's „Werther“, das er als ein in bezaubernder Sprache geschriebenes, aber verderbliches Buch bezeichnete. Verden unternahm es, Goethe in Schutz zu nehmen, und Urbach verteidigte hierauf ausführlicher seine Ueberzeugung, daß Meisterwerke niemals unmoralisch wirken könnten; etwas schlechtes Unstilles vermöge nicht Bewunderung einzuschleichen; alles was Begeisterung erzeuge, erhöhe die Seele und wirke dadurch stilsch. Die Hauptsache sei, daß der Künstler oder Dichter ein ehrenhafter Mensch sei, der die Bewegungen und Schmerzen seiner Zeit oder seine eigenen unverfälscht zum Ausdruck bringe. A. Weill, der sich in paradoxen Aussprüchen nicht wenig zu gefallen scheint, warf die Behauptung dazwischen, daß, wie er glaube, seit Rousseau kein einziger Autor dagewesen sei, welcher nach Wahrheit geforscht habe, bevor er sich hingesetzt zu schreiben. Früher habe man sich mit der Theorie der Kunst als Kunst beschäftigt, heutzutage kenne man nur die Theorie der Kunst, Geld zu machen. Rondelet verbreitete sich sodann über den Realismus und Idealismus in Kunst und Poesie; jenen, der nur die Wirklichkeit in all ihrer Hässlichkeit abschreibe, verwarf er als verderblich; diesem erkannte er einen civilisirenden Einfluß zu, insofern er nicht laienhafte Geistes und Gelbdeyen als Ideal aufstelle. Auch die Frage, welche Rolle in Bezug auf die Formation eines literarischen Publikums der Staat zu übernehmen habe, kam zur Verhandlung. Stecher nannte unter den Mitteln, die dazu dienen könnten, auch die Belohnung und Unterstützung solcher Schriftsteller, welche sich ihrer Mission würdig gezeigt, seitens des Staats, die Stiftung von Volksbibliotheken u. s. w. Ja, er forderte sogar, daß bei allen Prüfungen wenigstens ein Minimum an literarischen Kenntnissen von den zu Prüfenden verlangt werde.

Auf wie viel Paradoxes, Schiefes und Unhaltbares man auch in den Verhandlungen dieses brüskler Congresses stoßen mag, so wird man doch sagen müssen, daß sie wenigstens nicht das Langweilige, Ermüdende und Schwermüthige hatten, welches den Congressen anderer Völker und namentlich auch des deutschen eigen zu sein pflegt. Man plauderte, man unterhielt sich, aber man docirte nicht. Es waren ja zumeist Franzosen und in französischer Sprache und Bildung Aufgewachsene, die sich dabei betheiligten.

Im dritten Bande erregte besonders ein Aperçu über den pariser Schriftstellerverein, die Société des gens de lettres unsere Theilnahme. In der Einleitung zu diesem Aperçu wird mit Recht bemerkt: „In der That finden persönliche Beziehungen zwischen den Schriftstellern und dem Publikum nur selten statt; man kauft ihre Bücher mehr oder weniger bei den Verlegern; darauf beschränkt sich beider Verkehr. So geschieht es, daß die literarische Republik in ihrem Schoße verschiedene Gesellschaften einschließt, von denen man wenig weiß. Heute wollen wir von der Société des gens de lettres sprechen.“ Der Verfasser des Aperçu läßt nun die Statuten folgen: „Der Zweck dieses Vereins ist es, an Stelle der durch Isolirung herbeigeführten Schwäche die Kraft der Association zu setzen, um durch gemeinsame Macht die Rechte und Interessen, sowohl die moralischen als materiellen aller Mitglieder und jedes einzelnen von ihnen zu vertheidigen und zur Geltung zu bringen. Also: in Betreff der moralischen Interessen den Literaten die Rechte und Vortheile zu sichern, welche der Intelligenz und der Arbeit gebühren; in Betreff der materiellen Interessen alle nur immer möglichen geselligen Verbesserungen in der äußern Lage der Arbeiter zu veranlassen“ u. s. w. Dieser Verein tritt auch als Rechtskörper

auf, z. B. in Differenzfällen, die zwischen Autoren und Verlegern stattfinden. Der Verfasser rühmt an dieser Gesellschaft, daß unter ihren Mitgliedern die vollkommenste Harmonie herrsche, daß das gegenseitige Gefühl wahrer Brüderlichkeit die Seele des Vereins sei, daß jeder seinen Glauben bewahre und den des andern respectire, daß, dank der Organisation des Vereins, dem Parteigeist nicht gestattet sei, Unfrieden und Zwiespalt unter den Mitgliedern anzurichten. Wie ganz anders in Deutschland, wo jeder recht haben will, jeder seinen literarischen Animositäten gelegentlich Luft macht oder sein politisches Parteiinteresse zur Geltung zu bringen sucht. Die deutschen Schriftsteller klagen fortwährend über das Unerfreuliche ihrer Lage, aber in ihren Vereinen treiben sie meist hohe Politik, statt ausschließlich ihre genossenschaftlichen Interessen wahrzunehmen. Ihr Stand erleidet darunter ebenso viel Einbuße, als wie es und scheint das Vaterland dabei wenig oder nichts gewinnt. Wie verschieden der deutsche Geist von dem französischen ist, dafür ist auch dies ein Beweis, daß auch gegen 30 Schriftstellerinnen, darunter die Gräfin Dash, die Baronesse Decazes, Marie Duval, Adèle Esquiros, George Sand, Melanie Walbro u. s. w. Mitglieder des Vereins sind.

Zum Schluß gibt der Verfasser des Aperçu, der dabei den „Extrait du rapport sur les travaux du comité de la société des gens de lettres, par M. Henri Celliez, rapporteur; approuvé par l'assemblée générale du 8 février 1863“ benutzt, einige Daten über die Hülfskasse des Vereins und der aus ihr seit 1843 geflossenen Unterstügungen. Man erfährt daraus unter anderm, daß seit dem Jahre 1857 der Kasse seitens des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, gegenwärtig des „ministère d'Etat“, ein jährlicher Beitrag von 5000 Francs, und seit 1862 auch seitens des Ministeriums des Innern ein gleich großer Beitrag zufließt. Auch hieraus ersieht man, daß sich die französische Regierung gegenüber den Schriftstellern in eine vorteilhaftere Stellung zu setzen sucht und weiß, als dies in der Regel die deutschen Regierungen zu thun pflegen, die im Gegenteil, von einzelnen regierenden Herren abgesehen, meist nicht sehr klugerweise die Schriftsteller ihre Misachtung fühlen zu lassen fortfahren. Den ansehnlichen Privatbeitrag, eine Summe von nicht weniger als 20000 Francs, steuerten die Herren Allez und Labor, Chefs eines Compagnongeschäfts bei. Das Meiste jedoch brachten die freiwillig besser als ihre deutschen Kollegen gestellten französischen Schriftsteller unter sich auf. Die deutsche Schiller-Stiftung verfügt allerdings über größere Mittel, aber wie man weiß, zumeist infolge der Serre'schen sogenannten Nationallotterie und des künftigen Kaufes bei der Säkularfeier Schiller's. Wenn wir bedenken, wie wenig Theilnahme für die Geschichte seiner Schriftsteller und Dichter bisher in Deutschland vorhanden war, ja wie die deutschen Schriftsteller selbst bisher jeder dem andern möglichst viel Uebles gönnten und möglichenfalls auch wol thaten, dann erscheint uns diese deutsche Schiller-Stiftung fast wie ein märchenhafter Traum, wie ein aus dem Himmel gefallenes Frengeschenk, obschon wir in ihr fortwährend nur die Realisirung einer von uns nicht erst im Jahre 1845 und den folgenden Jahren in den Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, sondern bereits 1836 angeregten Lieblingsidee erblicken können.*)

Unter den übrigen Aufsätzen der „Revue continentale“ dürfte für uns Deutsche zunächst der im dritten Bande enthaltene längere Aufsatz „Les Welser d'Augsbourg. Episode historique“ das größte Interesse haben, namentlich aber die Partie desselben, welche die merkwürdige Geschichte der kurzen

Welser'schen Herrschaft über Venezuela und die Kriegs- oder besser Raub- und Mordthaten der zur Aufrechterhaltung der Welser'schen Herrschaft dorthin geschickten Soldateska unter dem zum Adelantado ernannten Ambrosius Alfinger und seinen Nachfolgern betrifft. Die von diesen Abenteurern und heutzutageigen Kriegsgefehen verübten Gewaltthaten waren der Art, daß Las Casas in seiner unter dem Titel: „Histoire admirable des horribles insolences et tyrannies exercées aux Indes occidentales“ dem Sohne Karl's V. eingereichten Bitt- und Beschwerbeschrist sie nur die „Tyranen allemands“ nennt. Diese Episode voll der merkwürdigsten Einzelheiten verdient wol in deutscher Uebersetzung als Einzelschrift zu erscheinen. Der Verfasser des Aufsatzes entnahm seine Angaben dem achten Kapitel des Werks, welches Rafael Maria Baralt unter dem Titel: „Resumen de la historia de Venezuela“ nach Arreglo á Munoz, Navarrete, Herrera, Irving, Robertson, Humboldt u. s. w. veröffentlicht hat.

Das „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“ ist recht eigentlich dazu bestimmt, der Vermittler der deutschen Literatur und Cultur einerseits und der französischen andererseits zu sein; auch befinden sich unter den Namen der Mitglieder der Societät, unter denen die deutschen allerdings die überwiegenen sind, auch eine gute Anzahl französische. Die erste Sitzung der Gesellschaft fand am 26. Februar 1861 statt, unter dem vorläufigen Vorsitz Ereboullet's, der in seiner Eröffnungsrede unter anderm bemerkte, daß man schon seit langer Zeit die Errichtung einer literarischen Gesellschaft in Strasbourg vermist und gewünscht habe; man habe sich gewundert, daß die Literatur, dieser so schöne und nützliche Zweig menschlicher Kenntnisse, unter den zahlreichen Gesellschaften, welche diese Stadt bereits besitze, noch keine Stelle gefunden habe. Strasbourg besitze eine blühende Universität, reiche Bibliotheken, fleißige und intelligente Bewohner; sie sei eine Grenzstadt, in der sich deutsche und französische Sprache und Literatur die Hand reichen. Sie sei daher gewissermaßen verpflichtet, die literarischen Erzeugnisse Deutschlands unter den Franzosen bekannt zu machen. Das Studium und die Kritik dieser Erzeugnisse, die raisonnirende Analyse der wichtigsten Werke, die Uebersetzung einiger dieser Schriften in französischer Sprache könnten der Gegenstand zahlreicher, ebenso interessanter als nützlicher Mittheilungen werden u. s. w.

Die erste Abtheilung der vorliegenden ersten Lieferung des „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“ bringt die Berichte über die bis dahin stattgefundenen Sitzungen, die zweite, die den Titel „Mémoires“ führt, selbständige Abhandlungen, darunter einen sehr detaillirten Bericht über neuere in Deutschland erschienene Reiseverke, eine ausführliche Abhandlung von L. Spach über „Meister Gotfrid von Strassburg“, auf die wir deutsche Literaturgeschichtschreiber aufmerksam machen, einen Vortrag über die Mission einer solchen strasburger literarischen Gesellschaft u. s. w. Der Verfasser des letztern geht bis auf die ältesten Zeiten zurück; er erinnert an den obengenannten Minnesänger Gottfried von Strassburg; an Adalrich oder Ulrich von Strassburg, der in Paris den Titel eines Doctors der Philosophie erworben habe; an den strasburger Mönch Hugo, der sich auf den Lehrstühlen in Paris ausgezeichnet und in seinen Predigten und Werken den Ruf immenser Gelehrsamkeit hinterlassen habe; an Johann Wimpfeling, den Freund des Erasmus; an Sebastian Brandt, den „précurseur de Rabelais“, dessen in alle Sprachen Europas übersezte satirische Dichtung „Das Narrenschiff“ ohne Zweifel dem Verfasser des „Gargantua und Pantagruel“ bekannt geworden sein müsse. Während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts habe der Kriegslärm an den Ufern des Rhein fast jede Regung der Poesie und Gelehrsamkeit erstickt; doch habe mitten unter dem Tumult der Pater Balbe versucht, die Rechte der Muses aufrechtzuhalten, und Moscherosch sei aus Deutschland nach Strasbourg geküchelt. Mit der Vereinigung des Elsas mit Frankreich beginne eine neue und fruchtbare Epoche, die der Verschmelzung der deutschen und franzö-

*) Beim Durchblättern des Jahrgangs 1836 des von uns damals redigirten „Berliner Conversationsblatt“ stießen wir in Nr. 78 unter den Notizen auch auf die folgende: „Wir erfahren, daß es unter dem Namen Literary-Fund-Society und dem Vorstehe des Herzogs von Somerset einen Verein zur Unterstützung dürftiger britischer Literaten gibt. Es wäre nöthig, alles Mögliche zu thun, um in unsern literarischen Deutschland eine ähnliche Einrichtung ins Werk zu setzen.“

fischen Nationalität, als deren charakteristischster Repräsentant Schöpplin zu betrachten sei. Um Goethe, auf dessen klaren Stil sicherlich die Lectüre französischer Schriften Einfluß gehabt, habe sich eine ganze junge Schar deutscher Talente gruppiert. Er kommt dann auf den Straßburger Maire Friedrich von Dietrich zu sprechen, der das Französische mit vollkommener Reinheit geschrieben habe, auf Schweighäuser, auf den volksthümlichen Präfekten Peyssier-Marnéfi, welcher der glückliche Zögling Frankreichs und Deutschlands und einer der ersten Interpreten Schiller's gewesen sei. Weiter gedenkt er Goussin's und Bantain's, welcher letzterer auf dem Straßburger Rathes-der seine schönsten Erfolge erzielt habe und sicherlich gleichfalls dieser Verührung mit dem philosophischen Deutschland vieles verdanke. Der Verfasser erwähnt weiter die „Revue germanique“, die in Straßburg von 1827—34, unter der Direction Willm's und der Mitarbeiterchaft Marmier's und Eouard Berny's, erschienen sei, und auch die „Encyclopédie des gens du monde“ (1833—45) sei, obgleich in Paris herausgegeben, ein wesentlich elsfässisches Unternehmen gewesen, an dem vorzugsweise elsfässische Schriftsteller mitgearbeitet hätten. Doch wir brechen hier ab, und sprechen zum Schluß nur noch unsere besten Wünsche für das Gedeihen der Arbeiten dieser deutschfreundlichen Straßburger Gesellschaft aus. **H. M.**

Notizen.

Ein Trauerspiel von Charlotte von Stein.

Die ausburger „Allgemeine Zeitung“ enthielt kürzlich (Beilage zu Nr. 246) eine interessante Mittheilung über eine von Frau Charlotte von Stein im Jahre 1794 vollendete Tragödie „Dido“, die sich bis auf ein kleines Stück in einer reinlichen Abschrift unter den Papieren ihrer jüngern Freundin Charlotte von Schiller mit der Notiz „von einer ungenannt sein wollenden Freundin nicht zum Druck bestimmt 1803“ erhalten hat. Die Frauen lieben das Persönliche und sind nur zu geneigt, auch in ihren literarischen Erzeugnissen ihren Sympathien oder Antipathien gegen Personen ihrer Bekanntschaft Ausdruck zu geben. So auch Frau von Stein, die in Jarbas den Herzog Karl August, in dem Dichter Dgon ihren frühern, von ihr abgespalenen Freund Goethe, in Aratus Vertuch, in dem Philosophen Dodus Knebel, in Elissa sich selbst, die von Goethe Verlassene schildert. Die „Gelehrten“ kommen in der in Prosa abgefaßten Tragödie übel weg; sie werden schließlich von der Königin Dido verbannt: „Es ist die letzte Wohlthat, die sie ihrem Volke erweist.“ Am schlimmsten aber ergeht es Goethe. „Hör, Aratus“, läßt die Verfasserin diesen (Dgon) einmal äußern, „ich will dir nur die Wahrheit sagen. Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe gestrebt; ich glaubte oder wollte das erlebte Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei: jezt seht mein Unterfian, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengekrümpften Magen; also was ich dir vorher sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jezt auch unter's Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr.“ In einem Zwiegespräch zwischen Dgon und Elissa stoßen wir auf folgende Stelle: „Dgon (der sich im Zimmer überall umflieht). Du bist ein gleichförmiges Wesen; jahrelang sah ich dies Zimmer nicht, und noch ist alles auf dem alten Fied. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen. Elissa. Sage lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Ersatz für das, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten. Dgon. Und das machst du wol zu Tugend? Elissa. Nicht so wie du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist. Dgon. Du betrügst dich. Elissa. Einmal betrog ich mich in dir, jezt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammtrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuße, dennoch die Bockhörnchen, Büscheln und dergleichen

Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig.“ Wir wußten hiernach glauben, daß das Gefühl, welches Frau von Stein für Goethe hegte, in seinem Augenblick eigentliche Liebe gewesen. Wir begreifen, daß ein verlassenes Weib im Stande sein kann, den geliebten Mann von dem Augenblick an, wo sie sich nur einer andern willen von ihm verlassen sieht, grimmig zu hassen; aber wenn ihre Liebe rein, echt und innig war, wird sie sich sicherlich in ihrem Haffe nicht so weit erwidern, ihn so gemein darzustellen, sich über sein Unterfian, seinen wohlgerundeten Bauch, seine Waden, den schönen Kammtrich seiner Haare u. s. w. lustig zu machen, wie hier von Frau von Stein geschieht; sie wird ihn hassen oder ihm jähnen, aber sie wird ihn nicht als eine unliebenswürdige, moralisch verächtliche Persönlichkeit hinstellen, weil sie damit ja über ihre eigene Zuneigung den Stab bräche. Und nicht einmal der Gedanke an die zarte Sorgfalt, welche Goethe ihrem Sohne Fritz gewidmet hatte, konnte ihren Groll lindern und sie verzeihlicher stimmen oder sie davon abhalten, noch später mit erschütterlicher aber kleinlicher Schadenfreude zu erzählen, daß sein Sohn bei einem Balle so und so viele Gläser Champagner hinuntergestürzt und sich dadurch seiner Mutter, der geheiratheten Christiane Vulpius, würdig gezeigt habe! Bezeichnend ist es, daß Frau von Stein ihre Tragödie im Jahre 1794 verfaßte, einige Monate oder doch höchstens ein Jahr nach ihres Gatten Tode, also in einem Augenblick, wo ihre Hand frei war. Aus solcher Quelle nun stammen viele jener mißgünstigen Urtheile, welche im geheimen über Goethe in Umlauf gesetzt wurden. Zugleich haben wir an dem Trauerspiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars „goldene Tage“ für Weimar selbst doch nicht lauterer Gold waren, und daß Knebel, Herder und Karoline von Herder schwerlich so unecht hatten, wenn sie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des weimariſchen Lebens bittere Klage führten.

Das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland“.

Von einem „Mitglied des Kritisch-literarischen Instituts für Deutschland“ erhielten wir soeben nachstehende Zuschrift, die wir der Curioſität wegen hier mittheilen:

„In der letzten Nummer Ihrer „Blätter für literarische Unterhaltung“ kommen Sie auf unser Institut in einer Weise zu sprechen, die offenbar eine gehässige und böswillige genannt werden muß. Es ist in unserm Prospecte genügend angedeutet, daß von bloß qualificirenden und prädicirenden Kritiken bei uns eben nicht die Rede sein kann, geschweige denn von Recommendations. Wir geben nur kritische Analysen. Und was die 2 Thlr. anbelangt, so ist damit der Einsender zugleich Abonnent der periodischen Sammlungen eines Quartals, und diese Sammlungen hinwiederum werden nicht nur nicht vergebens auf sich warten lassen, sondern vom 1. Januar 1864 an sogar alle 14 Tage als regelmäßige Zeitschrift erscheinen. Wenn Sie ein in vier Auflagen erschienenes Buch, wie das „System und Geschichte des Naturalismus“ von Eouard Löwenthal auf Ihrem kritischen Richterſtuhle noch nicht kennen gelernt haben, womit Sie wol dasselbe despiciere wollen, so erreichen Sie damit nicht das, was Sie bezwecken. Das Buch erscheint darum nicht respectirt, weil eher der Literarhistoriker, der mit dieser Suffisance prunkt.“

Hierauf nur wenige Worte der Erwiderung. Was den ersten Punkt betrifft, so war ja, nach der Theorie der Materialisten selbst, und vorausgesetzt, daß es mit dieser seine Richtigkeit hat, die von uns ausgesprochene Ansicht über die zu erwartende Wirksamkeit des „Kritisch-literarischen Instituts für Deutschland“ nur eine unfreiwillige Secretion unsers Gehirns, und es kann mithin dabei von irgendbeiner selbstbewußten, moralischen oder unmoralischen Absicht nicht die Rede sein, insofern man nicht etwa annehmen will, daß nur bei den Materialisten selbst die Gedanken in bloß mechanischen, jede moralische Zurechnungs-fähigkeit ausschließenden Secretionen des Gehirns bestehen. Was den zweiten Punkt, die Zweifelsfrage betrifft, so geben wir zu,

daß diese Speculation bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit gelingen kann, da sie auf die Eitelkeit und den Selbstentwurf wissenschaftlicher Dilettanten, angehend junger Dichter u. s. w. berechnet scheint, während Autoren von Ruf, die sich ihrer Würde und tüchtiger Leistungen bewußt sind, es sicherlich verschmähen werden, für eine Bräunmeranbogahlung von 2 Thalern ihre Werke oder Manuscripte dem Urtheil des berliner „Kritisch-literarischen Instituts“ zu unterwerfen. Was endlich den dritten Punkt betrifft, so muß man die betreffende Stelle mit dem Auge eines Materialisten gelesen haben, um darin die Absicht zu erblicken, daß wir mit unserer Versicherung, keine der Schriften Edward Brentan's gelesen zu haben, hätten prunken wollen. Man prunkt damit nicht, wenn man versichert, daß man von den Gehirn- oder andern Secretionen eines Verfassers der materialistischen Lehre keine Notiz genommen habe. Im übrigen möge das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland“ uns in Ruhe lassen, und wir versprechen, uns um seine in Aussicht gestellte Wirksamkeit ferner so wenig als möglich zu kümmern. *J. M.*

Spinoza in England.

Als vor einiger Zeit (etwa ums Ende vorigen Jahres) eine anonyme englische Uebersetzung des berühmten theologisch-politischen Tractats von Spinoza erschien, glaubte man so ziemlich allgemein, es sei das erste mal, daß Spinoza und Spinozismus auf den englischen Boden verpflanzt worden sei, und brachte man die jedenfalls beachtenswerthe Erscheinung mit der seit der Veröffentlichung der „Essays and Reviews“ auf theologischem Gebiete in England entstandenen Bewegung, die vor der Hand bis zu Colenso's biblischen Untersuchungen geführt hat, in Verbindung. Diese Annahme dürfte auch vollständig begründet sein, obgleich Lewes, der bekannte Biograph Goethe's und Verfasser einer „Geschichte der Philosophie“, bereits im Jahre 1856 von Bohn beauftragt worden, eine complete Ausgabe der Werke Spinoza's für ihn zu besorgen. Die aber aus dem „Reader“ vom 1. August jetzt erhellt, war schon im Jahre 1689 eine Uebersetzung jenes Tractats erschienen, und befindet sich ein Exemplar derselben in der Bibliothek des Herrn Samuel Neil, Verfasser des „The Art of Reasoning“, der die englischen Rezensenten der Unwissenheit zeigt und sie somit eines Bessern belehrt. Lewes selbst jedoch habe die Uebersetzung schon früher gekannt. Ob wol einer der Besten jener Zeit sie angefordert haben mag? 36.

Bibliographie.

- Arany, J., Gedichte. Aus dem Ungarischen von E. Károlyi. Kronstadt, Haberl u. Sindel. 16. 12 Ngr.
 Born, Ida, Clara oder die Führung zum Licht. Berlin, Beck. 8. 22 1/2 Ngr.
 Büchlin, A., Toni und Madlein. Eine Erzählung. Lehr, Schauenburg u. Comp. 8. 24 Ngr.
 Diez, Katharina, Stephanie, Königin von Portugal. Lebensbild einer deutschen Fürstentochter aus unserer Zeit. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1864. 8. 15 Ngr.
 Eins! Beiträge zur Erziehung im Hause. Für Eltern und Lehrer. Mit Vorwort von R. Bornmann. Berlin, Rauch. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
 Engländer, S., Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Erinnerungen an Eugen und Moriz von Hirschfeld aus Deutschland und Spanien. Zusammengefaßt von einem 80jährigen Veteranen des Vorkriegs Corps vom Leib-Regimente. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.
 Flugmann, F., Die Geschichte des 3ten Brandenburg'schen Infanterie-Regiments Nr. 20. Luxemburg. Gr. 8. 26 Ngr.
 Merguet, A., Geistliche Lieder. Berlin, Beck. 8. 18 Ngr.

- Mirus, R., Das Treffen bei Bartenburg, am 3. October 1813. Mit 1 Plane. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.
 Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ster Band. Die Gründung der Kolonien bis zur Präsidentschaft des Thomas Jefferson. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 Thlr.
 Norden, F., Die Kreuzfahrer oder der Alte vom Berge. Auf's Neue für das Volk erzählt. Neutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 4 Ngr.
 Oginski, Graf v., Das Phantom Polens oder die Trauerspiele in Warschau. Roman. Mit Illustrationen. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Moser u. Scherl. Lex.-8. à 4 Ngr.
 Poloff, D., Ein Feenkuss. Poesie und Prosa. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 12 1/2 Ngr.
 Rosen, R. v., Rügen'sche Lieder. Straßund, Bremer. 8. 22 1/2 Ngr.
 Roth, A., und E. von Fellenberg, Doldenhorn und Weisses Frau. Zum ersten Mal erstiegen und geschildert. Mit 11 Farbendruckbildern nach Skizzen Ph. Gosset's und E. von Fellenberg's, 4 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte in Farbendruck im Maassstabe von 1:50,000 nach J. R. Stengel. Coblenz, Baedeker. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Rückblick auf Tirols Kämpfe von 1863 bis zum heutigen Tage. Eine Festgabe zu den Jubeltagen 1863. Wien, Geitler. Lex.-8. 16 Ngr.
 Ruffel, B. G., Tagebuch meiner Reise im Norden und Süden. Aus dem Englischen. 1ste Lieferung. Altona, Rengel. Gr. 8. 10 Ngr.
 Schleiden, M. J., Das Alter des Menschengeschlechts, die Entstehung der Arten und die Stellung des Menschen in der Natur. Drei Vorträge für gebildete Laien. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.
 Schletter, G., Maurerische Lebensanschauungen. Vorträge. Leipzig, Fries. 8. 15 Ngr.
 Struve, G., Diesseits und Jenseits des Oceans. Coburg, Streit. Lex.-8. 20 Ngr.
 Willer, F. F., Mythologie und Naturanschauung. Beiträge zur vergleichenden Mythenforschung und zur kulturgeschichtlichen Auffassung der Mythologie. Leipzig, Teubner. 8. 18 Ngr.
- Tagesliteratur.**
- George, J. F. L., Ueber Fichte's Vorlesungen, betreffend die Bestimmung der Gelehrten. Greifswald. 1862. Gr. 4. 3 Ngr.
 Hoff, v., Die deutschen Gelehrten, Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner in England, Schottland und Irland, mit ihren Institutionen, in ihrem Leben und Treiben. Mannheim, Köfler. Gr. 8. 3 Ngr.
 Huhn, C. F. L., Die Arbeiter-Verführer der Gegenwart. Standrede an die deutschen Arbeiter jeden Standes. Frankfurt a. M., Hess. Gr. 8. 5 Ngr.
 Knauth, F., Der Tag des Volkes. Musikalisch-dramatische Festgabe zur Halbjahrhundertfeier der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. October 1813. Alt und Jung im lieben Vaterlande dargeboten. Leipzig, Merseburger. 8. 3 Ngr.
 Leipzig vor 50 Jahren. Schilderung der Ereignisse vor und während der Völkerschlacht nach Berichten von Augenzeugen. Leipzig, Bardubis. 8. 2 1/2 Ngr.
 Meyer, F., Anti-Fidelbey. Ein offenes Schreiben an den Verfasser der „Jesuitenhege in Bremen“. Bremen, Straß. 8. 4 Ngr.
 Reigebaur, J. F., Der italienische Bund und der deutsche Fürstentag. Leipzig, Bergson-Sonnenberg. Gr. 8. 6 Ngr.
 Rißch, D., Aus dem jonischen Städteleben. Ein Vortrag gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Greifswald. Greifswald. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.
 Die preussische Volksvertretung im Jahre 1863. 1ste bis 3te Auflage. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Dramatisches.

- Bachmayr** (J. M.). Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in fünf Aufzügen. 8. 1861. (1 Thlr. 10 Ngr.) **6 Ngr.**
- Beer** (Mch.). Die Bräute von Tragonien. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1823. (25 Ngr.) **6 Ngr.**
- Deinhardtstein** (K. L.). Künstler-Dramen. 2 Bändchen. 8. 1845. (2 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**
- Gigant Lebrun. Lustspiel in fünf Acten. 8. 1845. (18 Ngr.) **6 Ngr.**
- Eichholz** (Fr. von). Schauspiele. 3 Theile. (1. und 2. Theil. Zweite, vermehrte und mit Goethe's Briefen über „Die Hofdame“ versehene Ausgabe. 3. Theil.) 8. 1835—54. (8 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**
- Harring** (Harro). Die Mainotten. — Der Corsar. Dramatische Gedichte. 8. Luzern, 1825. (22 1/2 Ngr.) **6 Ngr.**
- Der Student von Salamanca. Ein dramatisches Gedicht. 8. Luzern, 1825. (20 Ngr.) **6 Ngr.**
- Der Wildschütz. Ein Trauerspiel. 8. Luzern, 1825. (15 Ngr.) **6 Ngr.**
- Kirner** (Kof.). Gola di Menzi. Trauerspiel. 12. 1845. (21 Ngr.) **6 Ngr.**
- Mosen** (Jul.). Herzog Bernhard. Historische Tragödie. 8. 1855. (16 Ngr.) **6 Ngr.**
- Nienstädt** (W.). Karl der Fünfte. Tragödie in vier Acten. 8. 1826. (20 Ngr.) **6 Ngr.**
- Nuge** (Arn.). Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. 8. 1856. (20 Ngr.) **6 Ngr.**
- Rudolph** (Fr.). Thomas Thyrnau. Schauspiel in sechs Acten. Nach dem Roman gleichen Namens. 8. Bismar, 1844. (1 Thlr.) **6 Ngr.**
- Sermann** (D. S.). Der letzte König. Politisches Drama in fünf Aufzügen. 8. 1842. (24 Ngr.) **6 Ngr.**
- Taschenbuch dramatischer Originalien.** Jahrgang 1839. Herausgegeben von Jos. Brand. 1839. 8. (2 Thlr. 15 Ngr.) **10 Ngr.**
- Tweßen** (R.). Ein Patricier. Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1848. (20 Ngr.) **6 Ngr.**
- Werner** (K. L. J.). Der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Act. Zweite Auflage. 8. 1819. (1 Thlr.) **6 Ngr.**
- Wiese** (Gm.). Don Juan. Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1840. (1 Thlr. 8 Ngr.) **6 Ngr.**
- Drei Trauerspiele. 8. 1835. (1 Thlr. 15 Ngr.) **6 Ngr.**
- Drei Dramen. 8. 1836. (1 Thlr. 8 Ngr.) **6 Ngr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Mit Erläuterungen von **Friedrich Pecht.**

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. „die „Schiller-Galerie“ auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erliegen und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Verschwörung

gegen

die Königin Caroline Mathilde

und die Grafen

Struensee und Brandt.

Nach bisher ungedruckten Originalacten und nach P. J. Flamand in selbstständiger Bearbeitung von

G. J. von Janssen-Tusch,

Schleswig-holsteinischem Oberstlieutenant u. d.

Gr. 8. Ein starker Band. Broschirt 2 1/2 Thlr.

Ueber die kopenhagener Palastrevolution von 1772 hat bis auf den heutigen Tag kein Schriftsteller volle Wahrheit zu verbreiten vermocht, weil die dänische Regierung alles, was diese blutige und als einzig in der Geschichte dastehende Katastrophe betrifft, sorgfältig in ihren geheimen Archiven verborgen hielt. Erst jetzt hat die freiere Verfassung Dänemarks gestattet, auch dieses Dunkel aufzuklären, und es erhebt sich aus den Archiven entnommenen Originalacten zum ersten male obige wahrheitsgetreue Darstellung jener grausamen Revolution.

Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß diese Schrift in unmittelbarem Zusammenhange mit der jetzt neu hervortretenden Schleswig-holsteinischen Frage steht. Caroline Mathilde war die Großmutter des in den deutschen Herzogthümern allein erbberechtigten Throncandidaten, des Herzogs von Augustenburg.

Preisermässigung.

Verlag von **S. A. Brockhaus in Leipzig.**

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von **Peregrinus Syntax.**

2 Bände. 8. 1826. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 41. —

8. October 1863.

Inhalt: Naturseele, Menschenseele und Weltseele. Von Karl Fortlage. Dritter Artikel. — Graf A. Baumbach über den schleswig-holsteinischen Krieg. Von Karl Gustav von Berned. — Ein Roman aus der dreidecker Schriftstellerwelt. Von Arthur Leypsohn. — Michel Angelo's Bedeutung als Dichter. Von Otto Speyer. — W. Bachsmuth über die deutschen Volksstämme. — Literatur über das deutsche Kirchenlied. Von Heinrich Rückert. — Notizen. (Zur modernen Kunstfrage; Eine englische Stimme über das frankfurter Parlament.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Naturseele, Menschenseele und Weltseele.

Dritter Artikel. *)

Durch die Stellung, welche die sinnliche Seele einnimmt zwischen reiner Vernunft einerseits und physikalischer Materie andererseits, ist der Wissenschaft der Psychologie ihr eigenthümlicher Charakter gegeben. Der bloße speculative Weg reicht in ihr nicht aus, und ebenso wenig die Combination speculativer Ideen mit physikalischen Thatfachen. Das in der Mitte liegenbleibende Feld gehört nicht dem Apriori, sondern der Erfahrung, aber seine Erfahrungen sind nicht Erfahrungen des äußern, sondern des innern Sinns. Dieses ist die Ursache, warum wir die Gegenwart so vielfach beschäftigt sehen, nach Mittelwegen zu suchen, auf denen wir uns weder in den Niederungen der Physik, noch auf den Sonnenhöhen der Speculation bewegen, sondern zwischen beiden wie in anmuthigen Waldungen umherschweifen, und dort nach den versteckten Pfaden suchen, auf denen das Seelenwesen in Gestalt wuchernder Lebenstriebe sich den Abgründen des physikalischen Daseins entringt.

1. Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele. Psychologisches Fragment aus dem Nachlaß des Universitäts-Professors und Akademikers Emil Harleß. Herausgegeben von A. von Harleß. München, Fleischmann. 1862. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Das Seelenleben des Menschen. Unter dem Gesichtspunkte seiner organischen Entwicklung, Verjüngung und Gesundheit nach dem „Neuen System der Psychologie“ des Professors Dr. Schulz-Schulzenstein im Grundrisse bearbeitet. Von Ferdinand Schnell. Leipzig, F. Fleischer. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Genesiß des Denkens oder über das Sichselbst im Menschen. Von Reinhold Brohm. Leipzig, F. Fleischer. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.
4. Zur Entstehung der Seele. Eine psychologische Untersuchung von Heinrich von Struve. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 5 und Nr. 27 d. Bl. D. Red.

Die Schrift, „Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele“, von Emil Harleß (Nr. 1), beschäftigt sich mit einer sorgfältigen Exploration des angegebenen wissenschaftlichen Terrains im allgemeinen. Der der Wissenschaft zu früh entrißene Verfasser, bekannt durch anatomische Arbeiten, sowie auch durch populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie, hatte sich einen Plan gemacht, ein psychologisches System auf der Grundlage physiologischer Forschung auszuarbeiten, in welchem sich an die elementaren Untersuchungen auch die ethischen und metaphysischen Folgerungen anreihen sollten. Aber er starb darüber hin, und hinterließ zum Abschluß gebracht nur die vorliegende Voruntersuchung, welche sich auf kritische Art mit den verschiedenen Forschungswegen beschäftigt, die auf diesem Felde eingeschlagen werden können.

Seine Methode ist eine durch Ausschließung segnende, durch Negation pontrende. Ausgeschlossen wird von der einen Seite der Materialismus, wonach die Denkbareit einer realen und concreten Seele ganz aufhört, von der andern der Idealismus, nach welchem die Seele das allein Substantielle ist, und die Materie nur in einer Scheinwelt besteht, welche die Seele sich aus den Wechselbeziehungen ihrer eigenen Elemente construirt. Angenommen hingegen wird der in der Mitte zwischen beiden Extremen liegende Fall, daß das substantiell Psychische neben dem Materiellen ein Reich für sich bilde, bestehend aus einzelnen qualitativ differenten Elementen, welche zwar nicht unverbrüchlich gebunden seien an die bestimmten einzelnen Elemente des Materiellen, jedoch auch ebenso wenig beziehungslos ihnen gegenüberständen; sondern ebenso beziehungslos, wie alle materiellen Substrate untereinander zusammenhängen, sollen auch die psychischen Grundkräfte und Vermögen mit ihnen wiederum in Verknüpfung stehen. Man bekommt hierdurch für das Reich der Natur eine zwiefache substantielle Grundlage, gleichsam zwei Stockwerke oder Grundböden, einen niedern materiellen und einen höhern psychischen, von gleicher Realität und Selbständigkeit, auch von gleich engen und starken Causalzusammenhängen in sich und untereinander, obwohl von

verschiedener Qualität, und zwar so, daß im psychischen Gebiete ebenso wol als im materiellen eine große Mannichfaltigkeit qualitativ verschiedener Elemente zum Grunde liegen soll.

Daß nicht das Psychische in der Mannichfaltigkeit seiner substantiellen Elemente gleich sehr im Unbestimmten verbreitet angenommen, als wie die raumerfüllende Substanz des Materiellen darin verbreitet ist. Die Coexistenz beider das All erfüllenden Substanzen ist weder vermöge einer Juxtaposition der einen neben die andere, noch vermöge einer substantiellen Durchdringung des Materiellen vom Psychischen, sondern allein vermöge einer dynamischen Durchdringung denkbar, aber so, daß die einander dynamisch Durchdringenden dabei immer als zwei vollkommen Selbständige einander gegenüberstehen. Das substantielle Substrat des Psychischen darf sich nicht verflüchtigen zum Abstractum einer bloßen Kraft des Materiellen. Und das Materielle darf sich ebenso wenig verflüchtigen zur bloßen einfachen Explication des psychisch Substantiellen oder zur bloßen extensiven Ausdrucksweise des Intensiven. Folglich darf die dynamistische Durchdringung des Psychischen und Materiellen nicht für eine absolute, sondern nur für eine relative gelten, so daß unbeschadet derselben jedes der einander Durchdringenden doch dabei seine eigenthümliche Selbständigkeit behauptet.

Ueber die empirische Tragweite dieser Theorie, welche in der Mitte zwischen Speculation und Naturwissenschaft ihren eigenthümlichen psychischen Erfahrungsboden zu begründen strebt, ließe sich erst dann Bestimmteres sagen, wenn Proben ihrer nähern Anwendung vorlägen. Als besonders charakteristisch springt ihre entschiedene Polemik gegen den Idealismus ins Auge. Dieselbe tritt hier auf als eine unausweichliche Folge von der Annahme einer selbständigen Realität der Materie, welche sich mit der idealistischen Ansicht der Dinge schlechthin nicht verträgt. Zwar ist dem Idealisten die materielle Welt keineswegs eine bloße subjective Scheinwelt, vielmehr eine objective Erscheinungswelt. Der Unterschied zwischen beiden ist so groß, als der Unterschied zwischen Traumbildern, welche nur mir allein gehören, und Erscheinungsbildern, welche an den Orten des allen gemeinsamen Weltraums von jedermann unvermeidlich und mit mathematischer Gesetzmäßigkeit hervorgebracht werden. Aber so groß dieser Unterschied auch ist, so reicht er doch lange nicht aus, um das Vorurtheil des gemeinen Lebens, daß hinter den objectiven Erscheinungsbildern unserer fünf Sinne Dinge an sich ständen, zu bestätigen. Daher ist derselbe in Beziehung auf eine fälschlich geforderte und vorausgesetzte selbständige Realität der Materie auch nur von geringer Greifbarkeit. Und so hat ihn auch der Verfasser, welchem es hauptsächlich auf diesen Punkt ankam, nicht mit Unrecht gefaßt. Wer der Materie als solcher eine völlige Realität zuschreibt, der ist immer dadurch zu einem bedenklichen Bruche mit der idealistischen Denkweise genöthigt, und es ist nur ein Zeichen von klarem Denken, wenn er dieses deutlich einsieht, und mit vollem Bewußtsein danach verfährt.

„Das Seelenleben des Menschen“, von Ferdinand Schnell (Nr. 2), stellt nach dem Vorgange bei uns die Wissenschaft der Botanik verdienten Professors Schulz-Schulzenstein die psychischen Vorgänge im Menschen unter den Gesichtspunkt eines allgemeinen Gesetzes der organischen Entwicklung. Es bewirkt dasselbe eine in allem organischen Leben bemerkbare unaufhörliche Erneuerung und Verjüngung seiner Organe, zufolge deren das spätere Erzeugniß sich immer dergestalt innerhalb eines früheren oder an demselben entwickelt und aufbaut, daß das letztere dem erstern zur Hülle oder Unterlage dient, welche in dem Grade, als das spätere zu größerer Selbständigkeit gelangt, immer mehr entbehrlich gemacht und zuletzt ausgeschieden oder abgeworfen wird. Weil ein solcher Entwicklungs Vorgang besonders augenfällig bei den Wägen in der Kauter hervortritt, so wird er hier auch gern vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet. Man könnte ihn übrigens ebenso gut nach der Analogie des Schlangenebens einen Häutungsproceß, nach der Analogie des Schmetterlingslebens einen Verpuppungsproceß, nach der Analogie einer steten Erneuerung der Familien beim Absterben oder Abwelken der alten Glieder einen Erzeugungsproceß nennen. Es ist derselbe Proceß, welchen Sokrates im Platonischen Gastmahl als den Vorgang einer Theilnahme des Sterblichen am Unsterblichen schildert, die dadurch zu Stande kommt, daß beim Abgange der alten Theile und Organe immer neue von derselben Art in die Stelle treten, und dadurch beim Wechsel und Untergange der hinwegziehenden stofflichen Unterlage die Formen als selbständige und unsterbliche sich ewig erhalten. Aber auch ein Assimilationsgesetz kann man dieses nennen. Denn alle Organismen erzeugen ihre neuen Gewebe und Gebilde durch eine Assimilation homogener Bestandtheile aus den Nahrungsmitteln, welche in demselben Maße erfolgt, worin die alten Gebilde dem stofflichen Strome des Lebens entzogen und in Folge dessen secernirt werden.

Daß in diesem fundamentalen Lebensgesetze ein Quell fruchtbarer Nachforschungen für das ganze Gebiet des organischen Lebens fließt, darf mit Sicherheit angenommen werden. Es kommt nun aber weiter darauf an, ob sich das Gesetz der Verjüngung auch in Beobachtung der Vorgänge innerer Erfahrung weiter verfolgen lasse. Den ersten Versuch hierzu verdanken wir ebenfalls schon dem Platonischen Sokrates, welcher im Gastmahl über das Werk des Gros sich folgenderweise ausdrückt:

Auch in Beziehung auf die einzelnen Personen findet etwas Aehnliches statt, indem sie genau genommen niemals dieselben bleiben, sondern immer neue Theile hinzugewinnen, während sie die alten verlieren, in Hinsicht auf die Haare und das Fleisch und die Knochen und das Blut und den ganzen Leib. Aber auch was die Seele betrifft, so bleibt von den Sitten und Manieren, Meinungen, Begierden, Freuden, Betrübissen und Beforgnissen keine jemals immer dieselbe bei einem jeden, sondern einiges davon entsteht, anderes vergeht. Noch merkwürdiger ist, daß selbst die Wahrnehmung oder das Bewußtsein dem Entstehen und Vergehen unterworfen ist. Das Verschwinden der Wahrnehmung ist das Vergessen, ihr Wiederentstehen die Erinnerung. Auf diese Art geht in allem Sterblichen die Selbsterhaltung vor, nicht dadurch, daß es überhaupt immer dasselbe bleibt, wie das

Göttliche, sondern dadurch, daß es an die Stelle des Veraltenden ein Neues von derselben Art setzt.

Nach eben diesem Maßstabe ist das „Neue System der Psychologie“ (Berlin 1855) des Professors Schulz-Schulzenstein erbaut, worin „die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation“ beschrieben wird. Um den psychologischen Kunden dieses umfangreichen Werks (es enthält in drei Theilen 1000 Seiten) im Publikum eine größere Ausbreitung zu verschaffen, hat Schnell in obiger Schrift es unternommen, im Einverständnisse mit dem Erbauer dieses Systems die darin dargelegte organische Entwicklung des menschlichen Geistes ins Kürzere zusammenzufassen.

Der Verfasser unterscheidet eine todte und eine lebendige Naturanschauung, sowie Gesetze der todtten und der lebendigen Natur. Die ersten bilden den Mechanismus, die zweiten den Organismus. Das Organische trägt den Grund seines Lebens, seiner Thätigkeit und Entwicklung in sich selbst als einen Grund der Erneuerung und Verjüngung, indem es die Kraft besitzt, das Abgelebte von sich zu werfen, sich zu reinigen und von innen heraus neu auszugestalten. Wer das Leben nach diesem Gesetze beurtheilt, der steht in der lebendigen Naturanschauung, wogegen dem Materialismus sowol als dem Idealismus eine todte Naturanschauung zugeschrieben wird. Nach diesem Gesetze des Lebens und der Verjüngung entwickelt sich der Seelenorganismus von der Sinnlichkeit zum Gemüth und vom Gemüth zum Geiste, so daß der Geist nicht in einem Gegensatz mit den Gefühlen und Trieben sich befindet, sondern gleichsam der Schmetterling aus der Seelenpuppe ist. Der Grundproceß aber in diesen Entwicklungen ist der Assimilationsproceß. Denn wie der leibliche Organismus von Speisen und Getränken, so lebt der Seelenorganismus von Anschauungen und Empfindungen, aus denen der Bau von Kenntnissen und Gewohnheiten zusammenwächst, welcher unserer Person ihre innenbüge Physiognomie erteilt.

Die Sinne des Menschen sind der „Geistesmagen“, in den alles gebracht werden muß, was die Seele als Speise und Lebensmittel empfangen soll, worauf dann weiter eine geistige Verdaulichkeit und Verarbeitung zum Gefühl und Bewußtsein erfolgt. Die Verwertung von geschmackvollen Sinnbildern für die Gemüthsernährung, diese „Gefühlskostung“ ist besonders Gegenstand der zum Gefühl sprechenden Poesie. Die Sprache ist überhaupt für den Geist ein ebenso wichtiges Genusmittel, wie Wein und Brot für den Körper, und wie der Körper gesunder, unverdorbenen Nahrungsmittel, so bedarf der Geist einer verständlichen gesunden Sprache zu seiner Bildung und Erhaltung. Es gibt eine todte Sprache des Kopfbrechens, es gibt aber auch eine lebendige Sprache des Gemüths und Herzens. Bei unverdaulichem Geistesnahrung wird die Seele nicht gestärkt, sondern ermattet. Die Empfänglichkeit und der Seelenhunger verlieren sich und gehen in Gleichgültigkeit und Abneigung über, wobei die Eindrücke an der Seele spurlos vorübergehen. Dieses

ist die Langeweile, welche bei fader Geistesnahrung entspringt.

Die Verjüngungsacte des Gemüthslebens hängen ab von einer dauernden Kultur der „Gemüthsmauser“, wodurch die abgelebten Residuen alter Gefühle und Triebe zur rechten Zeit vollständig zum Absterben gebracht und die dadurch gebildeten „Seelenhüllen“ von den Knospen der Neubildungsacte abgestreift werden, um den jungen Trieben Freiheit und Leben zu schaffen. Die größte Menge von „Gemüthsmauser-Stoffen“ bildet sich in den stärksten Aufregungen, bei Affecten und Leidenschaften, während in dem ruhigen Verlaufe der Gefühle und Triebe die Mausern, den Neubildungen entsprechend, nur gering sind. Manche sogenannte Triebe sind aber nichts weiter als kranke „Seelenverstopfungen“ durch Stockung der Mauseracte, wie der Verheimlichungstrieb, der Diebstahl, der Hochmuth und Ehrgeiz. Die Aufregung des Gemüths gegen solche „Mausergebilde“, von welchen es sich nicht reinigen und befreien kann, bildet das Dämonische in den Leidenschaften, wodurch die Seele sich in sich selbst aufreibt, indem die Abwurfsacte sich steigern und erschöpfen, weil das Gemüth die zählebigen Mausergebilde, die Gemüthsunreinigkeiten, nicht los werden kann. Dagegen gehen aus den wohlgelingenden Neubildungen im Gemüthsleben die guten Leidenschaften, wie Fleiß, Muth, Geselligkeit, Freundschaft und Menschenliebe hervor.

Die Verjüngungsacte der Erkenntniß befolgen dasselbe Gesetz. Je nach der Sonderung der Vorstellungen von fremden Elementen und der Vereinigung des natürlich Verwandten zeigt sich in ihnen eine geringere oder größere Reinheit und Klarheit. Dagegen bildet ihr Stehenbleiben auf den niedern Entwicklungsstufen der Verjüngung die Irrthümer, welche ebenfalls Lebensstockungen sind, wobei der Ideen-Embryo nicht aus dem Ei kommt. Daß die Trennung von alten Vorstellungen oft so schwer ist wie die Trennung von geliebten Gegenständen, hat seinen Grund darin, daß sie als zählebige „Mausergebilde“ noch nicht ganz abgestorben und mit den lebenden Neubildungen noch innig verwachsen sind. Die abgelebten Vorstellungen müssen von der Seele ebenso abnarben und abwaschen, wie die Blätter, ehe sie vom Baum fallen, oder wie der Haarpelz eines Thiers, bevor er abgeworfen werden kann. Und wie das Vergessen der Irrthümer den Mauserproceß auf dem Gebiete der Erkenntniß bildet, so ist das Gewissen der selbstbewußte Reinigungsact der sittlichen Handlungen und Werke im Gebiete des freien Willens, welcher sich in enger Verbindung mit der Erkenntniß der Wahrheit und des Guten stufenweise entwickelt.

Daß eine solche Betrachtungsweise unsern Seelenlebens, abgesehen von dem barocken Zuschnitt ihrer affectirten Terminologie, für praktische Nutzenwendung einen überaus fruchtbaren und ergiebigen Gesichtspunkt bietet, leuchtet von selbst ein. Das ist freilich zur wissenschaftlichen Begründung derselben noch lange nicht hinreichend. Denn man fragt hier vor allem zuvor: Woraus bestehen Mauserstoffe der Seele? Wie verhalten sie sich zu den phy-

alkalischen Stoffen? Woher empfängt die Seele die Stoffe ihrer Neubildungen? Von innen oder von außen? Und in welche Stoffe lösen sich die Gebilde der Seele auf, wenn sie zu Grunde gehen? In materielle oder immaterielle Stoffe? Auf keine dieser Grundfragen gibt diese Theorie auch nur irgendeinen Bescheid, und läßt daher ihre eigenen Grundbegriffe überall aufs höchste im Unklaren. Handelte es sich daher hier von einem speculativen System, so würden solche Unklarheiten hinreichen, den Stab über dasselbe zu brechen. Aber wir stehen hier auf dem Boden der empirischen Forschung, und da gestalten sich die Sachen doch ein wenig anders. Die rein empirische Forschung kann es zuweilen wirklich weit bringen bei unklar gelassenen Grundbegriffen. Wir haben ein Beispiel an der Physik, welche die Festigkeit ihrer Resultate keineswegs der Klarheit in ihren Grundbegriffen zu verdanken hat. Der Beweis hiervon ist, daß in den Begriffen des Lichts, der Wärme, der Electricität u. s. w. noch immer von Jahr zu Jahr Umwälzungen und Veränderungen vor sich gehen, während die durch Rechnung und Experiment einmal festgestellten Resultate niemals mehr den geringsten Schwankungen unterworfen sind. Die in der Praxis anwendbaren Resultate sind hier das Feste, die Grundbegriffe hingegen das Schwankende. Jene ergeben sich zu Anfang und auf einfachem Wege, diese erst zu Ende der Forschung und schwer. Sollte es sich in der empirischen Psychologie vielleicht ebenso verhalten? Sollten auch hier die Combinationen der Augen-anwendung das zu Tage Liegende, die Grundbegriffe das Versteckte sein? In diesem Falle wäre die Schulz-Schulzenstein'sche Theorie nicht dafür zu tadeln, sondern eher wol zu loben, daß sie die Grundbegriffe soviel als möglich in ihrer verborgenen Tiefe läßt, hingegen die letzten Resultate derselben als das jedermann offen vor Augen liegende Wesen an die Oberfläche drängt.

Um daher der Schulz-Schulzenstein'schen Theorie als einer praktisch brauchbaren Vorstellungsweise die ihr gebührende bedingte Verehrung zuzugesuchen, bedarf es nichts weiter, als daß man ihre allegorischen Bilder in den abstracten Inhalt des Platonischen Gedankens übersetzt, mit welchem sie übereinstimmen. Dann gewinnt man als Resultat den Begriff einer Seele, welche nicht eine in sich abgeschlossene Monade, sondern ein Recipient der Thätigkeiten allgemeiner Vernunft ist, daher aus dem höhern Lebensquell beständig Aufschüsse (Nahrungsmittel) empfängt, wodurch ein stetiges Wachsthum, verbunden mit steter Erfrischung und Erneuerung (Mauferung), eingeleitet wird. In dieser Weise angesehen, arbeitet die Schulz-Schulzenstein'sche Theorie, wenngleich mit trüben Mitteln, dem Idealismus in die Hände, und wenn sie selbst den Idealismus ebenso sehr als den Materialismus für eine „tobte“ Naturanschauung erklärt, so legt sie dadurch nur an den Tag, wie wenig Klarheit sie noch gewonnen hat über ihre eigene Stellung innerhalb der heutigen Wissenschaft und über das Große, was sie leisten könnte, wenn sie ihre Grundbegriffe zu klären und ihre unklaren Bilder in klare Anschauungen umzuwandeln verstände.

Einen andern allegorischen Weg, um dem zu Vernunft mit der Körperwelt in Verbindung stehenden zweideutigen Wesen näher zu kommen, finden wir eingeschlagen in der „Genese des Denkens“ von Reinhold Grohmann (Nr. 3). Diese Schrift geht von der Voraussetzung aus, daß das Denken als die Thätigkeit, welche den Menschen zur Person macht, in der Structur seines ganzen Organismus von Grund aus angelegt und vorbereitet sein müsse, und daß daher, wenn wir in den Grundnormen der Denkfunktion einerseits, in den Grundnormen des menschlichen Organismus andererseits Ähnlichkeiten entdecken, diese von uns als Fingerzeige zur gegenseitigen Erklärung des einen durch das andere benutzt werden dürfen.

Im Bewußtsein als der Selbsterkenntniß des Menschen geht eine Selbstunterscheidung vor. Denn die Person ist zugleich die Erkennende und die Erkannte, die Erkannte in Gestalt des Bildes, welches sie von sich selbst gewinnt, die Erkennende in Gestalt der dieses Bild hervorbringenden Kraft oder Thätigkeit. Wer sich nun zur nähern Veranschaulichung dieser unserer Doppelnatur nach allegorischen Bildern derselben in unserm leblichen Organismus umsieht, der findet, daß der Nervenbau derselben eine Selbstunterscheidung von ähnlicher Art enthält, wonach er zerfällt in periphere Organe, welche immer neuen Bildinhalt ihrer Anschauungen hervorbringen (Sinnorgane), und ein centrales Organ, welches den Anschauungsinhalt jener in sich sammelt, aufbewahrt und in ein Gesamtbild vereinigt (Gehirn). Wollen wir diese Symbolik weiter aus, so wird uns das Centralorgan zum Objectorgan des Ich, die periphere Organe zu Subjectorganen desselben, jenes als der Bildträger, diese als die Bildererzeuger, und zwar so, daß sich die Erzeuger der Bilder in symmetrischer Ordnung von je zwei einander entsprechenden Nervenpaaren um den centralen Stamm des Bildträgers herumlagern.

Es steht daher nach Grohmann's Ansicht mit den Vorgängen des Bewußtseins in einer engen Verbindung die Architektur des Organismus, vermöge welcher in den höherstehenden Thierklassen und dem Menschen theils einreihige Organe mit einem Einsystem, theils doppelreihige Systeme und Organe angelegt sind. So sind einerseits doppelte Sinnorgane des Sehens, Hörens, Riechens, und paarige Nerven, eine linke und rechte Seite, doppelte Lungen, ein doppeltes durchs Septum geschiedenes Herz, doppelte Gefäßsysteme, doppelte Gehirnhemisphären, doppelte Nervensysteme links und rechts, doppelte Rückenmarkshälften u. s. w. vorhanden, während von ihnen ein einreihiges, einpaariges Organsystem eingeschlossen ist, wie dieses deutlich durch die die Gehirnhemisphären verbindenden Mitteltheile, durch ein vegetatives Nervensystem, einen tractus intestinalis, ein Lymphsystem u. s. w. sich herausstellt.

Und so wie das Selbstbewußtsein dadurch entsteht, daß die Doppelfühlungen der paarigen Organe der Peripherie sich in einer centralen Mitte vereinigen, in ähnlicher Art soll auch die menschliche Person selbst entstehen

vermittelt einer Vereinigung der Lebendthätigkeiten männlicher und weiblicher Zeugungsstoffe, welche, indem sie sich zueinander verhalten wie die rechte und linke Seite des cerebrospinalen Nervensystems, einen neuen centralen Gehirnsraum nebst einem vegetativen Centralsystem, damit aber auch ein neues Selbstbewußtsein aus sich hervorzurufen fähig sein sollen. Das Denken oder Selbstbewußtsein ist, so aufgefaßt, ein ideelles Sichselbstentstehen der menschlichen Person, und das reelle Entstehen der menschlichen Person ein Bildungsproceß der Organe für ein neues Selbstbewußtsein oder für ein neues ideelles Sichselbstentstehen derselben. Was aber die Bestandtheile anbelangt, welche das Kind von Vater und Mutter her in sich trägt, so gehören dieselben ihrem Charakter nach weder den psychischen Individuen, noch den bloßen chemischen Producten an, sondern nehmen als in der Mitte zwischen beiden stehende Halbindividuen, den Rang von untergeordneten Lebensorganen in Anspruch, aus deren Durchbringung ein neues Centralorgan mit dem Charakter eines neuen psychischen Individuums zu entstehen die Fähigkeit hat.

Wir begegnen, unabhängig hiervon, fast derselben Theorie in der psychologischen Untersuchung „Zur Entfaltung der Seele“ von Heinrich von Struve (Nr. 4), und zwar so, daß dieser noch näher in die halbindividuellen Bestandtheile, an denen das menschliche Individuum sein neues Leben entzündet, einzubringen wagt. Ihm ist der männliche psychisch-genetische Factor das subjectliche Ich als vorherrschende Denkhätigkeit; der weibliche dagegen das objectliche Ich als vorherrschende Gefühlshätigkeit. Beide zusammen in organischer Einheit erzeugen wieder ein neues empirisches Ich. Jedes psychische Individuum bildet daher in sich selbst schon gleichsam eine Doppelperson oder eine Ehe, nur beim männlichen mit Ueberwiegen des einen, beim weiblichen mit Ueberwiegen des andern Charakters. Der männliche Factor der psychisch-genetischen Entwicklung ist ein psychischer Organismus mit vorherrschender Denkkraft als dem Ausdruck seiner Selbstständigkeit, dessen Betheiligung bei der psychischen Entwicklung wesentlich activer Natur ist; der weibliche Factor der psychisch-genetischen Entwicklung ist ein psychischer Organismus, dessen Eigenthümlichkeit in der Gefühlskraft als einer einenden Zusammenfassung besteht, und dessen Mitwirkung bei der psychischen Entwicklung wesentlich receptiver Natur ist.

Solche Theorien, wie diese, sind treffliche Mittel, um das Nachdenken anzuregen, aber nicht um über die Natur der Seele etwas Bestimmtes auszumachen. Sie theilen mit der Schulz-Schulgenstein'schen die Eigenschaft, daß ihre Grundlage die naturwissenschaftliche Analogie ist. Diese muß als hypogetisches Mittel der Forschung hoch angeschlagen werden, doch kann sie immer nur Wege weisen und Ausichten eröffnen, niemals für sich allein Wissenschaft begründen. Wo das Denken in bloßen Analogien stecken bleibt, wird zuletzt die Analogie zur Allegorie, und Wirklichkeit und Traum verweben sich unentwirrbar. Doch behalten solche Versuche, die Psychologie näher an die

Naturwissenschaft zu knüpfen, immer zum wenigsten das Verdienst, daß sie in irgendeiner Weise verdeutlichende Streiflichter auf das Mittelglied werfen, welches die große Kluft zwischen dem speculativen Begriff und dem physikalischen Experiment ausfüllt. Es ist die große Kluft, innerhalb deren die äußere Erfahrung allmählich in innere Erfahrung, diese allmählich in Speculation übergeht. Die Methode der Analogien läßt das Eigenthümliche ihres Inhalts wenigstens aus der Ferne erblicken, und gewährt hierdurch eine nicht zu verachtende Aufmunterung allen denen, welche bestrebt sind, die wirklich gangbaren Wege und Pfade ausfindig zu machen, auf denen in das Innere derselben zu gelangen ist.

5. Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung von Joseph W. Nahlowsky. Leipzig, Bernigsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Ist Beneke Materialist? Ein Beitrag zur Orientirung über Beneke's System der Psychologie, mit Rücksicht auf verschiedene Einwurfe gegen dasselbe. Zunächst als Abwehr eines Angriffes des Herrn Pfarrers Gieseler. Von J. G. Dreßler. Berlin, Mittler und Sohn. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Sterben und Unsterblichkeit. Eine Studie von Egmund Schott. Stuttgart, Gdchel. 1861. 8. 18 Ngr.
8. Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele. Erstes Buch. — A. u. d. T.: Das Leben des Traums. Von Karl Albert Scherner. Berlin, Schindler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.
9. Die Symbolik des Traums. Von Gottlieb Heinrich von Schubert. Mit einem Anhang: „Die Sprache des Wachens. Ein Fragment.“ Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. J. Ranke. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
10. Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunctionen. Zehnte Reihe. Ueber das Gedächtniß in den Sinnen, die phantastischen Gesichtserscheinungen, Traumbilder, Fieberdelirien u. s. w. Von Rudolf Wagner. In den „Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ vom 25. Juni 1862.

„Das Gefühlsleben“ von Joseph W. Nahlowsky (Nr. 5) ist eine feine Arbeit aus der Herbart'schen Schule, ein Muster von Zergliederung innerer Thatfachen, welches nichts zu wünschen übrig läßt, sobald man das speculative Postulat dieser Schule, daß es innerhalb der Seele nichts geben könne, was nicht aus Proceßes des bloßen Vorstellens erklärbar sei, gelten läßt. Aber auch für den, welcher an dieser Voraussetzung zweifelt, legen solche Proben den Beweis ab, wie weit man innerhalb eines kleinen Raums der Beobachtung durch eine sorgfältige Zergliederung der Thatfachen kommt.

Der Verfasser nimmt hier das Gefühlsleben im engsten Sinne dieses Wortes. Er schließt alle sinnlichen Gefühle gänzlich aus, so daß nur allein die höhern Gefühle oder Vernunftgefühle übrig bleiben, welche er als Resultate gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffender Vorstellungen beschreibt. Dagegen rechnet er alle, wenn auch noch so allgemeinen Gefühle und Stimmungen, welche auf der bloßen Perception organischer Reize beruhen, zu den Empfindungen von somatischer Natur, und schließt sie als solche entweder ganz von den Gefühlen aus, oder

hält doch nur allein dasjenige an ihnen als Gefühlsinhalt fest, was sich entschieden als ein aus bloßen Vorstellungen entspringendes Resultat zu erkennen gibt. Man beachtet den Unterschied zwischen sinnlichen Gefühlen und Vorstellungsgefühlen häufig viel zu wenig. Der Materialist insbesondere hat ein Interesse daran, denselben zu ignoriren und zu verwischen. Aber vergebens. Unter der Lupe geduldiger Selbstbeobachtung ziehen sich die Grenzen hier ebenso genau und sicher, wie auf einer feinen Landkarte. Die Vorstellungsgefühle bilden eine Mittelregion zwischen dem Vorstellen und Streben in der Seele. Selber in den Vorstellungen wurzelnd oder durch die Form des Gedankenlaufs erzeugt, treiben sie ihrerseits wieder vielfache Strebungen hervor, durch welche sie dann auch wiederum eigenen Zuwachs erhalten, indem befriedigtes Streben Lustgefühle, unbefriedigtes Streben Unlustgefühle in seinem Gefolge zu führen pflegt.

Der Verfasser läßt die Gefühle in zwei Hauptgruppen zerfallen, eine formelle und eine qualitative Gruppe. Unter formellen Gefühlen versteht er diejenigen, welche durch die bloße Form des Vorstellungslaufs bedingt sind, abgesehen davon, was der Inhalt der einzelnen Vorstellungen sei. Dahin gehören die Gefühle der Beklemmung und Erleichterung; des Gelingens und Mislingens; des Vermissens, Suchens und Findens; der Klarheit und Verwirrenheit; der Coincidenz der Vorstellungselemente und ihres Contrastes; des Kraftüberschusses und Kraftdeficits; der Erwartung, Hoffnung, Besorgniß, Ueberaschung; des Zweifels, der Langenweile und der Unterhaltung. Unter qualitativen Gefühlen versteht er diejenigen, welche durch den Vorstellungsinhalt bedingt sind, mithin an einer bestimmten Qualität des Vorgestellten haften. Dahin gehören die intellectuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle, wie z. B. Reue, Rechtsgefühl, Andacht; dann auch die aus der subjectiven Wirkung der einzelnen Töne und Farben entspringenden, welche man mit zu den ästhetischen zählen darf. Die Charakteristiken und Zeichnungen dieser Gruppen, besonders der ersten, sind fein und voll treffender Bemerkungen, wobei der praktische Psycholog Shakespeare am häufigsten nebst andern als Zeuge und Gewährsmann in Anspruch genommen wird. Wo die Rede ist von den aus der subjectiven Wirkung der einzelnen Töne und Farben entspringenden Gefühle, ist Goethe in seiner Farbenlehre mit eben dem Rechte als classische Autorität herbeigezogen worden.

Es sind nach Nahlowsky's Theorie zuletzt immer nur zwei einfache Bestandtheile, nämlich Lust und Unlust, welche in allen Gefühlen als ihre Elemente angetroffen werden. Förderung der Vorstellungen bewirkt Lust, Hemmung derselben Unlust. Denn das Leben der Seele ist Vorstellen. Dieses Leben ist intensiver, voller und rascher pulsend, wenn starke, viele und bewegtere Vorstellungen da sind; es scheint in sich zusammenzusinken, wenn schwache, wenige, langsam dahinschiebende Vorstellungen am geistigen Horizonte vorüberziehen. Deshalb gewährt alles, was momentane Steigerung und

Erweiterung des Bewußtseins, sowie eine bis zu einem gewissen Grade gehende Beschleunigung des Gedankenlaufs verursacht, Lust; Verminderung der Intensität des Vorstellens, Verengung des geistigen Horizonts, endlich unnatürliche Verlangsamung des Gedankenlaufs wirkt dagegen Unlust. Da nun das Gefühl das unmittelbare Bewußtsein der momentanen Steigerung oder Herabstimmung der eigenen psychischen Lebensfähigkeit enthält, die Steigerung derselben aber Lust, die Herabstimmung derselben Unlust verursacht, so bilden Lust und Unlust die einfachen in allen Gefühlen vorkommenden Bestandtheile.

Untersuchungen, wie sie hier angestellt werden, gehören einem wirklich empirischen Wege reiner Selbstbeobachtung an, wie er hauptsächlich durch die Herbart'sche Schule gegenwärtig im Gange erhalten wird. Er unterscheidet sich von den ältern Wegen der empirischen Psychologie vorzüglich dadurch, daß die Vorgänge im Vorstellungslaufen nicht aus untergelegten Kräften oder Vermögen, sondern aus den Gesetzen der Anziehung und Abstoßung unter den Vorstellungsbildern selbst abgeleitet werden, freilich wiederum unter Voraussetzungen anderer Art, ohne welche man nun einmal eine solche Arbeit schwerlich beginnen kann. Es genügt aber auch vollständig, wenn man es ernstlich von allen möglichen Seiten versucht, indem ich dann das Schiefe und Einseitige in den unwillkürlichen und unbehutsamen Voraussetzungen allmählich immer mehr an der Hand der Erfahrung durch eine Vergleichung der verschiedenen Wege und Methoden untereinander corrigiren wird. So ist z. B. in den Herbart'schen Untersuchungen über das Gefühlleben bei all ihrer relativen Genauigkeit immer noch ein Punkt übrig gelassen, welcher offenbar einer Correctur bedarf, und zwar einer recht radicalen. Der schwache Punkt ist dieser, daß nur allein die Lust bei ihm als positive Qualität, der Schmerz hingegen als bloße Negation, nämlich als eine bloße Herabstimmung jener, auftritt, während doch in der Erfahrung Mangel an Lust noch lange nicht Schmerz ist, und dabei der Schmerz, körperlicher nicht minder wie Seelenschmerz, häufig eine solche positive Energie entfaltet, daß wir oft versucht sein könnten, ihn für das positive Grundgefühl unsers psychischen Individuums, und die Lust für die bloße Erlösung von ihm zu halten. Daher wird in diesem Punkte wol das Richtige durch Kant getroffen sein, welcher in der Unlust nicht einen bloßen Mangel an Lust erregenden Vorstellungen, sondern eine ihnen widerstrebende Ueberfülle von entgegengesetzten und feindseligen Vorstellungen erkannte, und damit lange Zeit vor Herbart den schönen Grund zu einer vollkommenern Theorie des Gefühls legte, welchen Herbart nicht so benutzt hat, wie er ihn wol hätte benutzen können und sollen. Kant drückt sich über das Verhältniß von Lust und Schmerz unter andern folgendermaßen aus^{*)}:

Daß die Unlust sowohl etwas Positives, als auch der Lust real entgegengesetzt sei, erhellt am deutlichsten auf folgende Art. Man bringt einer Spartanischen Mutter die Nachricht, daß ihr

^{*)} „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen“ (Abschnitt 2, §. 2).

Sohn im Treffen für das Vaterland heldenmüthig gefochten habe. Das angenehme Gefühl der Lust bemächtigt sich ihrer Seele. Es wird hinzugefügt, er habe hierbei einen rühmlichen Tod erlitten. Dieses vermindert gar sehr jene Lust und setzt sie auf einen geringern Grad. Nennt die Grade der Lust aus dem ersten Grunde allein $4a$ und die Unlust sei bloß eine Verneinung $= 0$, so ist, nachdem beides zusammengekommen worden, der Werth des Vergnügens $4a + 0 = 4a$, und also wäre die Lust durch die Nachricht des Todes nicht vermindert worden, welches falsch ist. Es sei demnach die Lust aus seiner bewiesenen Tapferkeit $= 4a$, und was da übrig bleibt, nachdem aus der andern Ursache die Unlust mitgewirkt hat, $= 3a$, so ist die Unlust $= a$, und sie ist die Negative der Lust, nämlich $-a$ und daher $4a - a = 3a$.

Nun kann man aber in diesem Punkte recht wohl der richtigern Kant'schen Annahme huldigen, ohne darum noch der Herbart'schen Methode, die Vorstellungsprocesse aus sich selber erklären zu wollen, den Rücken zu drehen. Diese Methode bewährt sich nur um so glänzender, je entschlossener man den metaphysischen Vorurtheilen der Schule, namentlich ihrer Monadologie, den Abschied gibt. Den besten Beweis hiervon haben die psychologischen Arbeiten Bencke's geliefert. Bencke hat es gezeigt, daß man der psychologischen Methode nach Herbartianer sein kann, ohne an der Monadologie den mindesten Antheil zu nehmen. Bencke hat hierdurch, wenigstens auf indirecte Art, die Herbart'sche Psychologie dem Idealismus zugänglich und benutzbar gemacht. Denn sobald erst die Monadologie beseitigt ist, findet sich das Uebrige von selbst. Dabei ist auch das metaphysische System des Bencke, obgleich Sensualismus seiend, doch dem Idealismus in ähnlichem Grade verwandt, wie etwa der Sensualismus des Berkeley der Fichte'schen Wissenschaftslehre.

Die von Bencke's treuen Schüler und Anhänger J. G. Dreßler behandelte Frage: „Ist Bencke Materialist?“ (Nr. 6), hat daher nur einen humoristischen Klang. Man kann sie sich nur durch eine Verwechslung der Begriffe von Materialismus und Sensualismus erklären, welche doch gerade in diesem Falle einen starken Gegensatz untereinander bilden. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß der blinde und oberflächliche Sensualismus dem Materialismus, hingegen der durchdachte und consequente dem Idealismus entgegenführt. So geschah es bei Bencke, und so geschah es in einer ganz ähnlichen Weise vor fast 200 Jahren beim Bischof Berkeley, mit dessen Lebensansicht die des Bencke auch in Hinsicht auf den hindurchgehenden tiefreligiösen Zug eine große Aehnlichkeit hat.

Denn bei Bencke ist alles in der Welt Seele oder psychische Function. Auch der Leib ist ein System von psychischen Functionen einer niedern Ordnung. Aehnlich wie aus dem Leibe die Seele empornwächst, wachsen aus den niedern psychischen Systemen der Phantasie, des Gedächtnisses und der unbewußten Erebungen die höhern Systeme des selbstbewußten und vernünftigen Lebens empor. Sie verhalten sich zu den niedern psychischen Systemen, wie diese sich zu den leiblichen verhalten. Zwischen den höhern und niedern Kraftsystemen findet das Verhältniß eines stetigen Austausches und lebendigen Umsatzes ihrer

Kräfte statt durch wechselseitige Zuschüsse und Hülfleistungen untereinander. Wenn nun die Seele durch den Tod ihrer stofflichen Organe beraubt wird, so kann nach Bencke's System die Folge davon keine andere sein, als daß der Seelenorganismus um eine Stufe in die Höhe rückt, indem dann anstatt der leiblichen Systeme die psychischen die tiefste Unterlage des Lebens zu bilden anfangen. Dann können nur vollkommen innerliche und selbstbewußte, aus der Vernunft oder dem Geiste entwickelbare Systeme diejenige Stelle des innerlichen Lebens einnehmen, welche gegenwärtig von der Seele eingenommen wird.

Wie schlecht unterrichtet oder wie gedankenlos nun müssen wol diejenigen sein, welche ein solches System mit dem Namen des Materialismus zu belegen vermögen! Mit größerm Anschein möchte dasselbe sich wol in den Augen der Nüchternen und Baghaften den Vorwurf der Schwärmerei zuziehen. Aber auch diesen dürfen wir ebenso entschieden als den des Materialismus hier abweisen. Der Schwärmer reißt uns fort durch seinen ungebändigten Phantasieschwung. Bencke's Theorie im Gegentheil gewinnt sich die denkenden Geister durch die einfache und natürliche Folgerichtigkeit, womit dieselbe aus seinen auf inductivem Wege begründeten Gesetzen der Seelenthätigkeit hervorzieht als ein Resultat, welches ebenso wol mit den Forderungen speculativer Vernunft, als mit dem natürlichen Wahrheitsfinn eines gesunden und unbefangenen Gefühls übereinstimmt.

Wol wäre daher Sigmund Schott, welcher in seiner Studie über „Sterben und Unsterblichkeit“ (Nr. 7) eine bunte Menge geistreicher und zerstreuter Gedankenfäden zusammenwebt, ohne dadurch irgendeine lebendige Ueberzeugung zu wecken, das Studium Bencke's anzupfehlen.

Kühn und voll Zuversicht tritt Karl Albert Scherner in seinem Werke „Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele“ (Nr. 8) dazwischen. Er verheißt auf dem Gebiete der Seele eine durchgreifende Realwissenschaft, worin sich die Seele in realster Behandlung von innen und außen als ein wirkliches, wesenhaftes und überaus reiches, prächtiges und wunderbares Sein präsentire. Er ruft aus:

Wohlan denn, wer da will, daß eine starke Seelenwissenschaft erwache, daß das Seelenleben im Menschen wieder kräftig und gesund werde, daß alle idealen Factoren des Menschenthums wieder wirksam eingreifen, und daß Kraft komme in die Abersung des Geistes: der trete auf für den Geist, baue kräftige Seelenforschung an, und setze größere Werke hin für die Seele als meine Anfänge.

Gut das! Wir sind dabei. Er betrachtet das Feld der empirischen Psychologie als ein für die Wissenschaft frisch zu eroberndes Terrain, und gibt die Schrift über „Das Leben des Traums“ als den ersten Theil neuer Entdeckungen, welche in folgender weiterer Reihenfolge dem Publikum vorgeführt werden sollen: 2) „Die Seele im somnambulen Zustande“; 3) „Die Seele in vollausgeprägter Individualität (insbesondere die Seele Friedrich's

des Großen“); 4) „Die Formation der Menschenseele nach Mann und Weib“; 5) „Die Lebensorganisation in der Seele (Physiologie der Seele)“; 6) „Die Seele in ihren Vermögen und Kräften“; 7) „Das Sein der Seele in seiner universalen Natur“; 8) „Die Fortdauer der Seele“.

Die Absicht ist vortrefflich. Stände nur nicht die Ausführung so sehr dagegen zurück! Es ist ein oft gehegtes Vorurtheil, daß eine empirische Wissenschaft sich durch bloßes Beobachten gewinnen lasse, durch bloßes Anhäufen von Material. In dieses Vorurtheil ist Scherner verfallen. Er schaut in die Vorstellungsspiele der Seele hinein, wie in einen unterhaltenden Suckkasten, worin die Erscheinungen der Association und Combination amüsant durcheinander wimmeln und den, welcher wirklich etwas davon begreifen möchte, in eine vollkommene Verzweiflung stürzen. Auf diesem Wege entsteht keine Wissenschaft. Auch in der Physik wimmelten in ähnlicher Ambiguität die Thatfachen durcheinander, ehe man gelernt hatte, durch Festsetzung durchgreifender Grundgesetze der Schwere, des Stoffs u. s. w. dieselben präcis und exact zu machen. Um wie viel mehr hier! So ist denn durch eine naturgetreue Abzeichnung eines erdrückenden Wustes von Träumen auch nur wieder entstanden ein Buch der Träume, erträumte Erklärungen geträumter Visionen, lauter Dunst und Nebel, aus dem wenig zu machen und wenig zu lernen ist, Sinnesträume, Phantasieträume, Denksräume, Willensräume, Ahnungsträume, Associationsträume, Nervenreizräume, Spannungreizräume, Streckreizräume, Lungenreizräume, Zahnreizräume, Kopfschmerzräume, Rückenschmerzräume u. s. w.

Dies ist die schwache Seite der Sache, durch welche ihre starke Seite nur gar zu sehr hinters Licht gestellt wird. Aber es wäre unrecht, die letztere über der ersten ganz zu vergessen, und dieses Unrecht soll hier nicht begangen werden. Es dienen so detaillirte Selbstbeobachtungen, an eigener Person angestellt oder von andern auf glaubwürdige Art mitgetheilt, auch selbst in ihrer rohesten Form noch immer dazu, sowol es unermeßlichen Reichthum als auch den ganz besondern und mit nichts andern irgend vergleichbaren Charakter unserer subjectiven Erfahrungswelt zur lebhaften Anschauung und Ueberzeugung zu bringen, und dadurch das noch gar zu weit verbreitete Vorurtheil zu bekämpfen, als ob das Gebiet der möglichen Erfahrung sich auf die Welt der äußerlichen Sinne beschränke. Zur Aufdeckung jenes unermeßlichen Reichthums möglicher innerer Erfahrungen dient eine detaillirte Beschreibung des Traumlebens in vorzüglichem Grade. Denn die wache Function unserer Seele verbirgt diesen Reichthum mit seiner alle Begriffe übersteigenden Beweglichkeit ebenso sehr, als sie ihn ahnen läßt. Scherner beschreibt die wache Function der Seele als die scharfschneidende, scharfvordringende Aufmerksamkeit, deren Geschäft es ist, die schaukelnden Vorstellungsspiele der träumenden Seele durch ein grelles Licht zu unterbrechen und zu befestigen. Daher zeigen erst dann, wenn jener schneidende und in die Zukunft treibende Strahl

des Aufmerksens sich bis zu geringen Graden abkämpft, die Vorstellungen die ganze Beweglichkeit ihrer Associationen, worin eben das Phantasiren und Träumen besteht. Es verfliegen unter dem sanften Schimmer des träumenden Bewußtseins alle Vorstellungsbewegungen mehr sanft und wellenartig, wie mit leisen und gehauchten Umrissen, wogegen die Bewegungen der wachen Aufmerksamkeit durch ihre Willkür immer etwas Schroffes und Gewaltthätiges an sich haben. Wer diesen Unterschied genau an sich selbst beobachtet, der bekommt dadurch wenn auch noch lange keine wissenschaftliche Einsicht, doch gewiß eine feste subjective Ueberzeugung davon, daß zwischen dem Princip des vernünftigen Bewußtseins und dem der physikalischen Materie ein drittes Wesen in der Mitte liegt, welches mit der Materie gemein hat, daß es ein unbewußtes, mit dem Bewußtsein hingegen, daß es nicht ein äußerliches oder objectives, sondern ein innerliches oder subjectives Wesen ist. Diese unbewußte Innerlichkeit oder subjective Stofflichkeit, welche ebenso wol wie die Welt der objectiven Stoffe ihre eigenthümlichen chemischen Mischungen und Krystallisationsvorgänge von anderer Art hat, ist das Gebiet der Naturseele oder des blinden Trieblebens, für dessen Anerkennung als einer eigenthümlichen Welt für sich der Verfaßter mit lobenswerthem Eifer sich bemüht.

Aber hierbei ist auch die Grenze. Daß der bloße Erfahrungreichthum in seiner Breite auf diesem Gebiete am wenigsten weiter fördert, springt ebenso sehr in die Augen. Träume verglichen mit Träumen entwickeln hier nur immer neue Träume. Und die oberflächliche und eben darum allezeit fertige Anwendung aller möglichen Associationenregeln zur Erklärung derselben verschlimmert nur die Sache. Denn nun geht es hier zu wie in der Astrologie oder bei den obdachten Experimenten. Man ist nie um eine Erklärung in Verlegenheit, kann aber mit ein wenig Gewandtheit auch alles auslegen, wie man will und mag. Die Gründe sind hier wohlfeil wie Brombeeren. Weit sinniger, als sich in dieses Chaos Hals über Kopf zu stürzen, war es daher schon von Gott-hilf Heinrich von Schubert, wenn er in seiner bekannten „Symbolik des Traums“ (Nr. 9), deren erneuerte Auflagen sich immer neue Leser suchen und immer neue Leser finden, einzelne hervorragende und bedeutungsschwere Traumsymbole als merkwürdig hervorhob und ihren poetischen Sinn zu entwickeln versuchte, wie z. B. Heimat für Tod, Leichenbegängniß für Hochzeit, Vermählung für Krankheit u. dgl. Auch aus dem Scherner'schen Traummagazin ließe sich wol manches dahin schlagende Interessante zusammenfinden. Nur sind solche Goldkörner hier ganz verschwemmt im Schlamm des Unbedeutenden. Wer mag sie herauswaschen?

Ueber das Verhältniß der Traumbilder und ihnen verwandten Erscheinungen, namentlich der Fieberdelirien zum Gehirnleben, theilt der Physiolog Rudolf Wagner in einem Bericht an die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Nr. 10 „Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunctionen“) theils neue

Thatsachen, theils Vermuthungen mit. Er betrachtet als den anatomischen Centralherd für die Functionen der Phantastie ausschließlich das große Gehirn, insbesondere dessen Rindensubstanz, und betont für die Fieberdelirien als besonders wichtig den Umstand einer erhöhten Wärmeentbindung in den Centraltheilen des Organismus, weil die erhöhte Temperatur des dem großen Gehirn zugeführten fieberhaft pulsirenden Bluts in wahrscheinlichem genetischen Zusammenhange steht mit den Steigerungen der Traumthätigkeit und der Ireneskucht, wie sie sich in fieberhaften Zuständen durch Irretheden und unwillkürlich gesprochene Worte zu erkennen geben. Der höchste bis jetzt beobachtete Fiebergrad, bei welchem das Leben noch erhalten blieb, war 41,75 C. Beim Eintritt des Todes steigt sich die Temperatur beträchtlich; beim Typhus, abdominalis betrug sie einmal 43,2; beim Spontanen, Letanuss 44,25 und stieg bis 55 Minuten nach dem Tode noch um einen halben Grad. Die gewöhnlichen Todestemperaturen gehen (nach Uhle und Ernst Wagner) bis 42,5 C., während die Normaltemperatur bei gesunden Menschen zwischen 37,0 und 37,5 schwankt. Bei Krankheiten kommen Schwankungen von 35—41,9 vor. Die Thatsachen aus dem gemeinen Leben, daß alles lebhaft Dichten und Phantasiren einen heißen Kopf macht, und ferner, daß die entweder bei Schreck oder in der Freude exaltirte Phantastie einen plötzlichen Tod herbeiführen kann, empfangen durch solche Thermometerbeobachtungen ein verdeutlichendes Licht.

Interessant ist die hierbei von Wagner nach eigener Selbstbeobachtung gegebene Beschreibung eines Fieberzustandes, in welchem der Kranke sich abgerissene und zusammenhanglose Worte, z. B. Haus, Dach, Hammer, Hand, Kopf, Stuhl u. s. w. durch eine starke und grelle Stimme gellend in die Ohren gerufen hört, gleich einem Wasserfall von überaus rasch gesprochenen Worten, stundenlang, unter fürchterlicher Qual und heftig ausbrechenden Schweiß. Die Sache klingt seltsam, gehört aber zu den Fällen, welche nach dem Gesetze der Verschmelzung des Homogenen in den Vorstellungen erklärbar sind. Der einfache Empfindungsinhalt, wie ihn in diesem Falle die rhythmische Affection des Hörnerven durch das pulsirende Blut erzeugt, ist als solcher ein unartificulirtes, in überaus raschen Stößen erfolgendes Dröhnen. Es artikulirt sich dasselbe durch Verschmelzung mit gewissen ihm ähnlichen Wortklängen, deren Spuren das Gedächtniß bewahrt, und die Verschmelzung erfolgt um so völliger und untrennbarer, je mehr die wache Unterscheidungsfähigkeit erlahmt ist. So z. B. gehen nicht beim aufmerksamen, sondern beim unaufmerksamen Selbsthören die Verwechslungen der falschen Stücke mit richtigen vor. Nicht beim hellen Tageslicht, wol aber in der Dämmerung steht das Handtuch wie ein Gespenst aus. Nicht der nüchterne, wol aber der Berauschte verwechselt Personen und Sachen, die einander ähnlich sind. Nicht der Wache, wol aber der Schlafwandler ergreift die Weinflasche statt des Leuchters, und schnupft gemahlenen Kaffee für Taback. In

1863. 41.

derselben Weise hört, wenn die Arterien klopfen und die Ohren brausen, zwar nicht die ruhige Aufmerksamkeit des Gesunden, wol aber die abgehegte des Fieberkranken statt der unartificulirten Geräusche die verwandten artificulirten erschallen. Wenn dem durch Hitze gequälten Gehirn des Wüstenreisenden an der Stelle der trüben Umrisse staubverhüllter Umgebungen das Wüstengespenst erscheint, oder wenn wir in träumerischem Hinbrüten in unbestimmte Wolkenumrisse höchst bestimmte Gestalten entweder von menschlichen Figuren oder Landschaften hineinschauen, so geschieht dieses nach demselben Gesetze der Verschmelzung des Homogenen. Und wenn des Abends im Bette bei verschlossenen Augen die an sich selbst unbestimmten Farbenflecke der überreizten Retina zu höchst bestimmten Zeichnungen von Blumen oder Laubwerk oder allerhand Tragengesichtern emporblühen, so ist auch dieses nichts anderes als ein Phänomen einschmelzender Gedächtnisspuren, welches jener seltsamen Erscheinung der zusammenhanglos hervorgepölkerten Wortklänge wol als ähnlich und entsprechend zur Seite gestellt werden darf, wie dieses auch mit Recht von Rudolf Wagner geschehen ist.

Karl Fortlage.

Graf A. Vaudissin über den schleswig-holsteinischen Krieg.

Geschichte des schleswig-holsteinischen Kriegs. Von Graf Adelbert Vaudissin. Hannover, Kümpler. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Mit wahrer Freude begehen wir dem Grafen Vaudissin hies auf dem Gebiete humoristischer Darstellungen, wo er durch sein frisches Talent und seine geistvolle Schilderung die Leser zu unterhalten und zu fesseln weiß. Weil wir Antheil an seiner schriftstellerischen Laufbahn nehmen, hätten wir aber gewünscht, daß er eine Geschichte des schleswig-holsteinischen Kriegs erst nach zehn Jahren und noch später geschrieben hätte. Wir erkennen den glühenden Patriotismus und die Begeisterung für die Sache, welche ihn dazu vermocht haben, ehrend an, müssen aber doch bemerken, daß an eine Kriegsgeschichte höhere Ansprüche zu machen sind, als dies Werk sie erfüllt. Kriegsgeschichte zu schreiben, ist überhaupt eine der schwierigsten Aufgaben. Es gehört dazu mehr, als den Krieg selbst, wenn auch in noch so begeisterter Kampflust, doch in untergeordneter Stellung mit beschränktem Wirkungskreise mitgemacht zu haben, mehr als eine bloß allgemeine oder selbst publicistische Bildung: sie verlangt vorzüglich die gründlichsten Kenntnisse in den Kriegswissenschaften, welche allein das Verständniß der Thatsachen, ihre Ursachen und Wirkungen eröffnen; sie fordert staatsmännische Einsicht, politische Reife und ein tiefes, möglichst unparteiisches Quellenstudium. Was sonst noch an eigener Begabung nöthig ist, um im Fache der Kriegsgeschichte etwas Tüchtiges zu leisten, wollen wir hier unerörtert lassen, da wir bei einer langen Reihe von betreffenden Werken in d. Bl. oft genug Gelegenheit gefunden haben, uns darüber zu äußern.

Stellen wir uns aber, wie wir gewohnt sind, ganz auf den Standpunkt des Verfassers, den uns die Vorrede angibt. In dem Werke soll eine treue Schilderung entworfen werden 1) von den Rechten und der staatsrechtlichen Stellung Schleswig-Holsteins, 2) von den Uebergriffen der dänischen Regierung und dem Entstehen der dänischen Propaganda gegen die wohlbegründeten Rechte der Herzogthümer, und 3) von dem

104

Kämpfe, den Schleswig-Holstein und mit ihm ganz Deutschland zur Wahrung der angefochtenen Selbständigkeit befaßten hat. Um unser Urtheil gleich summarisch zu geben, so freuen wir uns, die beiden ersten Aufgaben, die sich der Verfasser gestellt hat, also den politischen Theil des Werks, als gelungen bezeichnen zu können. Schwer ist es gewiß, in einer so brennenden Frage der eigenen geliebten Heimat auch dem Feinde von seinem Standpunkt aus gerecht zu werden, und wir hätten deshalb gewünscht, unter den Quellen, welche der Verfasser benutzt hat, auch noch mehr dänische Schriften zu finden, die Darstellung würde dadurch an objectiver Klarheit gewonnen haben; aber in der Sache selbst wird ihm wol jeder Deutsche, der ein Gefühl für das gemeinsame Band unserer Stämme hat, von Herzen recht geben. Den militärischen Theil dagegen müssen wir unbedingt eine Arbeit nennen, über welche der Verfasser nach Jahren reiferer Erkenntnis gewiß selbst die strengste Kritik üben wird. Für diesen Theil haben ihm alle Quellen der beiden kriegführenden Parteien, aus welchen allein eine richtige Darstellung zu schöpfen ist, wir meinen die Kriegsarchive, nicht zu Gebote gestanden, und die öffentlichen hat er nicht benutzt. In einem kriegsgeschichtlichen Werke hofft man doch vor allem die Streitkräfte und ihre Organisation, die Ordre-de-Bataille, wenigstens richtige Angaben über Truppenstärke zu finden, die aus jedem gedruckten Bericht zu entnehmen waren. Die militärischen Quellen, aus denen der Verfasser seine Schilderung der eigentlichen Kriegsbegebenheiten zusammengestellt hat, sind leider nicht angegeben; wir erfahren aber aus der Schilderung selbst, daß ihm die zuverlässigsten, jedermann zugänglichen entweder nicht bekannt gewesen oder von ihm verschmäht worden sind, so für die Ordnung des Kriegs die leider nicht fortgesetzte Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs von dem jetzigen großherzoglich oldenburgischen General von Fransecky. Das Werk des Prinzen von Roer scheint dem Verfasser als einzig sicherer Führer gedient zu haben, da wir demselben fast wörtlich manches entnommen finden. Mag man über jenen Krieg und seine Führung urtheilen wie man will, so geben wir doch vor allem zu beherzigen, was der berühmte Clausewitz über militärische Kritik im allgemeinen gesagt hat, und sind der Meinung, daß man sich erst dann ein richtiges Urtheil bilden kann, wenn man bei detaillirtester Kenntniß der Thatfachen auch die Verhältnisse ganz genau kennt und einen sichern Einblick in die Motive der Operationen und die bestimmenden Einflüsse gewonnen hat. Der Standpunkt des Verfassers ist aber außerdem der einer leidenschaftlichen Erbitterung gegen Preußen und die preussischen Offiziere im allgemeinen, während er doch selbst anerkennt, daß die junge Schleswig-Holsteinische Armee von ihnen gebildet worden ist. Wir geben ihm manches, auch manche Persönlichkeiten preis, aber daß ihn sein Parteistandpunkt, welchen die Schlagwörter des „Völklerfrühlings“ kennzeichnen, ungerecht macht, werden selbst Gegner Preußens in seinem Werke finden.

Neues, wie er selbst sagt, bietet er dem Leser nicht; wir können also auch den Gang des Kriegs — bei welchem sich in manchem Geiste das Insandum jubens, regina wiederholen wird — als bekannt voraussetzen. Auf den politischen Theil kommen wir nicht mehr zurück, er bildet den Eingang des Werks und enthält die vortrefflichsten Charakteristiken. Ueber die allgemeine strategische Behandlung des Stoffs haben wir unsere Bedenken ausgesprochen. Der Darstellung der einzelnen Kriegsbegebenheiten aus dem taktischen Gesichtspunkte folgen wir jedoch mit Interesse, hier bekundet sich auch das Talent des Verfassers in lebendiger Schilderung und manche richtige Bemerkung wird an die Thatfachen geknüpft. Die erste Waffenthat des Schleswig-Holsteinischen Hausleins, welches etwas euphemistisch eine „Armee“ genannt wird, obwohl nur 500 Mann stark, bekundete schon die Unfähigkeit des Generals Krohn, der sie führen sollte: er ließ einen Kriegsdampfer, der unter dänischer Kriegsflagge in den Hafen von Flensburg einlief, mit Flintenkugeln begrüßen. Der Verfasser nennt es mehr als einen Fehler, eine Thorheit, weil er, abgesehen davon, daß er dem Schiffe nichts anhaben konnte, den Dänen Ge-

legenheit gab, die Herzogthümer, die sich nur zur Wahrung ihrer Rechte und keineswegs revolutionär erhoben hatten, als Angreifer zu bezeichnen. Ein viel größerer militärischer Fehler war, daß er die unhaltbare Erklärung bei Dan gegen die dänische Uebermacht behaupten wollte und dadurch die Niederlage effizient, wobei fast das ganze Studentencorps gefangen wurde. Dieser Verlust war um so schwerer zu verschmerzen, weil mit ihm die Elemente zu einem eingeborenen Offiziercorps für eine ganz Campagne verloren gingen. Das an sich unbedeutende Schicksal entschied aber zugleich über das Schicksal der Herzogthümer, es benahm die Hoffnung auf ein eigenes selbständiges Königthum der Sache; das Schicksal Schleswig-Holsteins wurde der Diplomatie in die Hände gegeben, preussische Generale übernahmen die Leitung des Kriegs, die provisorische Regierung fast zu einer einfachen Verwaltungsbehörde herab.

Die Kritik der Kriegsführung in ihrer ganzen Geschäftigkeit, welche sich in dem bekannten „Was jeder Narbenkranke Mensch als das einzig Richtige anerkennen muß“ die Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, übergehen wir hier; sie ist in ihrer Form außerdem nur Copie eines auf soliderer Grundlage ruhenden Originals. Wir fassen uns nicht, am wenigsten unsern weiteren Befreiung gegenüber, zu einer militärischen Widerlegung der Angriffe auf den Oberfeldherrn heraus, sie werden auch wol von kompetenterer Seite nicht beachtet werden. Nur als Probe der Kritik geben wir, daß ihm untergelegt wird, er habe in der Schlacht von Schleswig eine Stunde Rast befohlen, „weil er in Ruhe zu Mittag essen wollte“. Wenig Gnade findet die provisorische Regierung, die deutsche Centralgewalt, der Reichs-Kriegsminister. Was indeß über die Erklärung der Parteien in der frankfurter Nationalversammlung zu dem Waffenstillstande von Ralmö, ja zu der ganzen Sache der Herzogthümer gesagt ist, verdient alle Beachtung; der Verfasser hebt hervor, daß die demokratische und republikanische Partei die Herzogthümer nur zu ihren Zwecken benutzte, wie sie im folgenden Jahre die Reichsverfassung dazu benutzen wollte. Damals wie heute! Einer der Hauptführer dieser Partei, Dr. Vogt, erklärte die ganze Erhebung der Herzogthümer für das Werk einiger Professoren.

Die weitere Entwicklung der Schleswig-Holsteinischen Frage unter der gemeinsamen Regierung, welche infolge des Waffenstillstandes an Stelle der provisorischen Regierung getreten war, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu zeigen, wie durch eine kluge Politik dieselbe den Herzogthümern eine gesicherte Stellung hätte schaffen können. Er mißt dieser Regierung die Schuld bei, daß die Diplomatie zu dem Glauben kam, die Herzogthümer hätten das unbedingte Verlangen, in Verbindung mit Dänemark zu bleiben und es handle sich nur um die Form dieser Verbindung, statt daß es galt, ihre legitime Erbfolge aufrecht zu erhalten und mit Hilfe derselben von Dänemark getrennt und selbständig zu werden. „In dieser Annahme liegt der Schlüssel zu allen diplomatischen Verhandlungen seit dem Jahre 1849, zu dem Abkommen Dänemarks mit Deutschland im Jahre 1858 und zu dem Abschluß des londoner Protokolls.“ Es liegt aber in dem für die Herzogthümer aufgestellten Ziele zugleich das Programm unsers Werks, und wäre es durchzusetzen, so könnte Deutschland damit wol zufrieden sein.

Wie der Staatshalter und der Fortsetzung des Kriegs tritt das militärische Interesse wieder in den Vordergrund. Hier lesen wir nun zwar die Batailloneintheilung der Schleswig-Holsteinischen Armee unter Donin, aber von der Stärke, Formation und Ordre-de-Bataille der deutschen Armee wie der dänischen Streikräfte wiederum kein Wort! Die einzelnen Gefechte sind gut erzählt, aber der Zusammenhang der Operationen und die Gruppierung fehlt, und der militärische Leser kann sich daraus nicht befriedigt fühlen. Mag sein, daß der Verfasser solche weniger im Auge gehabt hat als das größere Publikum, aber es läßt sich beides sehr wohl verbinden. Die Kriegsführung des Generals von Bittwisch wird ebenso heftig getadelt als die seines Vorgängers; auch er „spricht ruhig zu Mittag“ statt zu schlagen;

„Indessen gesteht der Verfasser wenigstens ein, daß er die Motive seiner Fereileitung und die ihm erteilten Befehle nicht kennt, während er bei dem General von Brangel nur die Alternative läßt: Planlosigkeit oder böswillige Absicht! Thatsächlich wolle wir nur einen Irrthum berichtigen, welcher 26 preussische Bataillone, fast ausschließlich Landwehr, in Jütland einrücken läßt; es waren nur 18, nämlich 6 Linien-, 1 Jäger- und 6 Landwehrbataillone. Unter den Kampf- und Schlachtbildern heben wir als vorzüglich gelungen das Gefecht von Ederstedt, die Schlacht von Kolbing, an welchem Siege der Vater des Verfassers einen vorzüglichen Antheil hatte, und die Kämpfe der einzelnen Bataillone bei Friedriels hervor. Da diese Schlacht nur aus einer Reihe größerer und kleinerer Begeleien bestand, so erklärt es der Verfasser für unmöglich, eine Uebersicht des Ganges zu geben. Der Verlauf derselben wird nur Donin's Eigenstun zugeschrieben, der „die Rathschläge, welche Zastrow ihm erteilte und die jeder Soldat seiner Armee ihm hätte geben können, nicht befolgte“. Damit schloß der Feldzug von 1849; es kam der Waffenstillstand von Berlin, die Friedensunterhandlung, die Abberufung der preussischen Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Armee. Der Verfasser macht den beiden einander gefolgten Regierungen und der letzten Statthaltertschaft den schwersten Vorwurf, daß jene nicht daran gedacht, sich diese Offiziere zu sichern, und die Statthaltertschaft sie scheiden ließ, wo sie acht Millionen Mark in der Kasse hatte und das Land bereit war, diese Summe zu verdoppeln; ja, daß aus schneider Sparsamkeit die Anstellung neuer Offiziere unterließ, obgleich an 200 fehlten. Er weist darauf hin, wie nun in der höchsten Gefahr die Armee, sich selbst überlassen, fast ohne Führer sich befand, wo eine gewonnene Schlacht, noch bei Idstedt, die Freiheit der Herzogthümer sichern konnte. Fürst Schwarzenberg hat das freilich im Jahre 1861 zum Grafen Otto v. Daudiffen gesagt — hinterher!

Es freut uns, daß der Verfasser nun den preussischen Offizieren im einzelnen die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die er ihnen im ganzen versagt, daß er die Verdienste von Donin, Delius („des Landes guter Genius“), Zastrow, Stüdradt, Gersdorff, Krensch, bei vielen Gelegenheiten hervorhebt und sich mit Thränen der Abschiedscenen erinnert, deren Zeuge er gewesen ist: warum also die früheren Vorwürfe? Die letzte traurige Periode des Kriegs wird mit schärfer Charakteristik des von der Statthaltertschaft berufenen Feldherrn und seines Generalsstabes eingeleitet. Die großen Fehler, welche General von Willisen durch eine veränderte Formation, ein neues Exercierreglement und Gefechtsystem im Augenblick des ausbrechenden Kriegs begangen hat, sind bekannt; die Schlacht von Idstedt ist in der Militärliteratur satfam beleuchtet worden. Möge man aber auch Willisen's Rechtfertigung, die er in den „Grenzboten“ versucht hat, nicht übersehen!

Der letzte Abschnitt uners Werks führt uns die folgenden Kriegebegebenheiten bis zur Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee vor; ein langes Sündenregister (S. 688) wird dem „Urheber all des entsetzlichen Unglücks“ nachgesagt, zugleich aber auch denen, „welche in der Nacht deutscher Schande wie heilverkündende Wahrzeichen erschienen sind“, ein schönes Ehrengedächtniß ausgesprochen. Erschütternd ist der Schluß, von heißer Vaterlandsliebe durchweht! Die schleswig-holsteinische Frage harret noch immer, nach 13 Jahren, der Lösung am Deutschen Bunde, „das Grab ist geöffnet, in welches die Dänen Schleswig zu versenken streben“ — werden die deutschen Fürsten noch länger mit ihrer Hülfe zaudern?

Karl Gustav von Bernck.

Ein Roman aus der dresdener Schriftstellerwelt,
Die Literaten. Socialer Roman von Ida von Düringsfeld. Zwei Bände. Wien, Kartgraf und Comp. 1868.
8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Das ist einfach ein Pasquill“, sagte Cäcilie. „Ein Pasquill pflegt sonst schlanker im Durchmesser zu sein“, meinte Brunow. „Nun, so ist es einmal ein Pasquill, welches bieder ist“, versetzte Cäcilie. — Wären bei uns so kühn absprechende Urtheile Sitte, wir hätten auf vorliegendes Opus der Verfasserin diese nämlich Worte angewendet, welche sie selbst in obigem Romane ihrer Helbin in den Mund legt, als sie mit dem Verfasser „zehnbandiger Romane“, dem gefeierten Dramatiker Doctor Brunow (Guglow) über Julian Schmitt's Literaturgeschichte spricht, die für sie „der gesäuberte deutsche Mufenberg“ heißt.

Uns scheint indeß der Roman weniger seiner Individualität wegen einer eingehenden Besprechung werth, als deshalb, weil es uns auf diese Weise vielleicht gestattet ist, an diesem Exempel eine ganze Gattung zu kennzeichnen, die leider jetzt von Jahr zu Jahr immer weniger zu den seltenen zählt.

Dieser Ab- oder Spielart des modernen Romans, die wie ihrem Charakter nach gern als die „absolut-bisfigerpersönliche“ bezeichnen möchten, und die ihrem künstlerischen Gehalt nach auf die Productionen gewisser Brandbriefschreiber hinauslaufen mag, dieser Species entgegenzutreten, wird dem Unterzeichneten wol um so eher gestattet sein dürfen, als er dieser Art Literatur völlig als homo novus gegenübersteht.

Es ist eigenthümlich, zu welchen Kunststücken gewisse hoch- und hochwohlgeborene Autoren ihre Zukunft nehmen, wenn sie ihre intellektuellen Fähigkeiten schwinden fühlend, doch von der Ränke nicht lassen können, den Literaturmarkt mit ihren Producten zu überschwemmen. So sahen wir den so begabten Freiherrn von Sternberg, als er seiner schriftstellerischen Thätigkeit kein Halt zurufen mochte oder konnte, rasch von Stufe zu Stufe sinken, sodaß er jetzt längst die Grenzlinie überschritten, die den Autor von Gewissen und Anstandsgefühl von jenen Autoren trennt, die eben nur noch Aufregungselefutter für die verderbte Phantastie unreifer Jünglinge oder abgelebter Greise zu liefern im Stande sind.“ Während nach dieser Seite hin der Freiherr die äppigen Spargelkeime seiner Phantastie wild in die Höhe schleßen ließ, entwickelte sich das Talent der Frau Baronin Ida von Düringsfeld in ähnlicher Weise nach anderer Richtung hin, indem sie ihren Roman nur zu Ruh und Frommen ehrenwerther Kaffeegesellschaften schrieb, deren Princip es ja bekanntlich ist, den Ruf des Mitmenschen mit möglichst geringer Berücksichtigung von Nächsten- und Wahrheitsliebe auf das grünlichste zu ruiniren.

Freilich, indem sich die Verfasserin bei der Kaffeetasse herabließ, auf die bürgerlichen Schwächen ihrer namentlich bezeichneten Kollegen und Kolleginnen von der Feder das scharfe Licht ihrer Krallampe fallen zu lassen, vergaß sie — scheint uns — den alten Satz, dem auch sie die nöthige Berücksichtigung hätte angedeihen lassen sollen: „Nam fabula de to narratur!“

Indessen sei es uns gestattet, den Gang der Fabel des als Roman ziemlich inhaltslosen Buchs hier kurz anzugeben.

Ein junges adellches Mädchen von 24 Jahren, das bereits ein Buch über Frankreich auf dem Gewissen hat, wird, unter engherzigen Verhältnissen in ihrem Aelternhause aufgewachsen, von der unbezähmbaren Lust gebeizt — „man weiß nicht, von wannen sie kommt und geht“ —, sich zu emancipiren. Gut. Sie thut dies, indem sie nach Dresden geht, um dort in der

*) Sternberg's neueste Künkleinovellet trifft dieser Vorwurf jedoch weniger; namentlich sind seine of so reizend geschriebenen narvelistischen Phantasien über Meisterwerke der dresdener Galerie in dieser Hinsicht ziemlich reinlich gehalten.

anständigen Schriftsteller-Vohime, in der die dortige Schriftstellerinnencolonie seinen geringen Platz einnimmt, von „ihren Renten“ lebend, das „freie Weib“ mit möglichst moralischen Grundfragen zu spielen. Später geht sie nach Berlin und verlegt sich in den Buchhändler, der ihr Werk verlegt und ihr auch fernerhin Beschäftigung für die Feder zugewiesen, heirathet ihn jedoch erst, nachdem sie in ihrer sonderbaren Tannenhäufigkeit den armen Mann bis aufs Blut gequält und blaß und blau gedregert hat. Ueber ein Mehr hatte die militär-fromme Phantasie der Verfasserin nicht zu verfügen. Nun aber kommt das Weibwerk, das stark mit allerlei Capanne-Pfefferance gemischt werden mußte, damit es dem schwachen geistigen Gehalt des Gesamtwerks bei einem hohen Adel und verehrlichen Publikum zur gebührenden Folie dienen konnte.

Als vor kurzem von dem bekannten mysteriösen Emil Bacano von Martin Perels' Gnaden ein Romänchen: „Moderne Wagnabunden“, erschien, das sich selbst ziemlich unverhüllt für eine Art von Humbug ausgab, da erhielten gewisse darin mitgenommene Bühnenkünstler u. s. w. von unbekannter Hand aus Potsdam Briefe, in denen sie auf jene „Wagnabunden“ aufmerksam gemacht wurden, und zwar anscheinend im Tone des feierlichen Unwillens über die dem Adressaten in diesem Werke verleiherisch nachgesagten bösen Dinge. Versicherte auch schließlich der unbekannte Potsdamer, daß sein Motiv nicht „Rache“ sei, so wurde die Wahrheit dieses Wortes in seiner ganzen Größe erkannt, als die Betreffenden nur zu richtig annahmen, diese Briefe seien nichts, als eine hochmoderne Reclame des Verfassers, um seinem Buche Käufer, sich selbst aber ein, gleichwohl was für ein Renommée zu schaffen. Kommt es doch heutzutage gewissen Renten nur zu häufig bloß darauf an, überhaupt von sich reden zu machen. Mutatis mutandis ließe sich vielleicht aus diesem Geschichtchen auch eine Anwendung auf den neuesten Roman unserer Verfasserin finden. Bereits vor zwei Jahren hat sie in ähnlicher Art in „Robert Dujardin“ den ehrenwerthen ezechischen Alterthumsforscher Mikoweh und den Namen der bekannten Sängerin Fischer von Liesensee (de Lago) benutzt, um ihre pikant-romantischen Schmarozger-Schlümpfplanzen daranzuknüpfen. Der Appetit scheint ihr beim Essen gekommen, und so führt sie denn im „socialen Roman“ „Die Literaten“ ihre vollblättrige Heldin in den literarischen Salon Dr. Grunow-Guplow's, in welchem sie den berühmten Nimen Emil Devries (Devrient), die Schriftstellerinnen Fräulein Emily Ulrich (Emily Wölke), „die sich Emily nennt, wie Fanny sich James, und deren Roman „Lady Montague“ (Frau von Staël's) gekannt ist“, Fräulein von Wartenleben (Ulfriede von Wahlenfeld), die Herausgeberin von „Albums zu wohlthätigen Zwecken“ und Dr. Wiesner (Robert Gieseke), den Verfasser der „Modernen Giganten“ („Titanen“) und des „Schmiede-Weilchen“ („Pfarr-Köschchen“) antrifft. Hier fängt nun sofort die Mißhance an (Verleumdung wäre wol zu plebejisch-deutsch?), indem sie Guplow ohne weiteres über „Robinson's Activa und Passiva“ (Freitag's „Soll und Haben“) wohlwollend sagen läßt: „Es sei dem Autor damit doch ein recht hübscher Griff geglückt!“, worauf Wiesner-Gieseke den Roman einen „Griff an die Seelen der Labendienen“ nennt. Gieseke, „trotz seiner 30 Jahre ein knabenhaftes Individuum“, hat seiner Versicherung nach nicht einmal Immermann's „Münchhausen“ gelesen, und seinen Ruf verdankt er nur dem Verleger dieser Blätter, der zu den Autokraten gehöre, die durch ihren Verlag Talent- und Clafficitätsdiplome erteilen. Fräulein Wölke's und Gieseke's Vergangenheit wird nun mit genauer Specialisirung durchgegangen und über alle Theile derselben gießt die Verfasserin mit geübter Hand die bitterste Lauge hämischer Klatschsucht aus vollen Kübeln aus. Unsere Baronin geht noch weiter, sie erdreißt sich, es Julie Burow (Junia Hopfenstiel, „die schreibende Familienmutter“) zum Vorwurf zu machen, daß sie die Erziehung ihrer Kinder von ihrem ehrlichen Erwerb mit der Feder befreit, „denn sobald ein Sohn zur Universität oder eine Tochter zur Aussteuer ein Duzend neuer Hemden braucht, schreibt die gute Mutter eins ihrer schlechten Bücher“!

Hofrath Klemm und die Majorin Berre kommen zwar etwas besser weg, aber die erwähnten und noch andere Personen (von Gieseke und Fräulein Wölke wird unter anderem erzählt, sie hätten sich thätlich aneinander verggrißen und sich hinterrück geschmeißt?) werden das Opfer eines systematischen Verleumdungsorgans, das weder Anstand noch Güte mehr zu kennen scheint. Indem das hier Erzählte — obwohl wir gewichtige Gründe haben, daran zu zweifeln — könnte vielleicht in Einzelheiten wahr sein und nur die Zusammenstellung und Brillantirung wäre das dichterische (!) Verdienst der Frau Verfasserin; was aber soll man sagen, wenn vom Verfasser einer „Literaturgeschichte“, dem Dr. Schaller (Gottschall) wörtlich folgendes gesagt wird: „Erstens war er roth gewesen („Gedichte“) und jetzt sogar bis zu vaterländischen Dramen („Schill“) gekommen; zweitens hatte er, dessen erstes Ideal Luise Dalton (Luise Wron, die auch im Romane eine Rolle hat) gewesen war („Ein hohes Lied vom Weibe“), ganz leicht ein Fräulein (?) aus alter Familie geheirathet; drittens ist er förmlich melancholisch geworden. Seit ein ebenfalls der Revolution abtrünnig gewordener Schriftsteller einen Orden erhalten habe, während Dr. Schaller noch immer kein Band ins Knopfloch knöpfen könne. Kurz der Mensch (!) hat so viel Befehrungen durchgemacht, daß er ganz und gar umgewandelt sein muß!“ Und warum dies alles, wir fragen, warum? „Und ein Herr wartet auf Antwort“, noch heute, wenn sich der Frage nicht die Frage genommen hätte, in Rudolf Gottschall's „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ den kleinen Genilletonartikel nachzulesen, der den literarischen Reissungen „der gnädigen Frau“ gewidmet ist. „Hinc illos lacrimas!“ würde Cicero gesagt haben, wenn man ihn darum gefragt hätte. Daneben wird Herman Grimm, wie es scheint dabei noch in besser Absicht, „der Essayist“, als kindisch-hochmüthiger Ausbund des Berlinerthums par préférence hingestellt, und Guplow muß es sich gefallen lassen, gleichsam als Supplicand zu erscheinen, um die Aufnahme eines zweibändigen Romans in das Journal seines einstigen Schüglings zu erbitten. Et caetera, et caetera in infinitum, aber nicht „mit Grazie“.

Der Stil, in dem diese „schlechten Dinge“ vorgetragen werden, ist nicht ohne eine gewisse Glätte und Lebhaftigkeit, wenngleich für deutsche Ohren das Rauberwelsch des englischen Sighills eine zu große Rolle darin spielt.

Der Herausgeber d. Bl. hat es sich oft genug angelegen sein lassen, von Deutschlands Literaten, wenn sie von- und miteinander reden, einen anständigen Ton zu verlangen. Wir persönlich sind mit dieser Anforderung nur zu sehr einverstanden; um so schmerzlicher mußte es uns berühren, von weiblicher Seite ein so gänzlich Verlieren des echt künstlerischen und sittlichen Standpunktes gewahren zu müssen. Weshalb, da sind uns Geschichtsklitterungen à la Wühlbad bei weitem lieber, als dergleichen aufgewärmter literarischer Kaffeekattisch-Abhub, dargebracht unter der lägenhaften Scheinglorie des „socialen Romans“. Vielleicht aber hat die Verfasserin wirklich geglaubt, Randglossen zur Socialgeschichte des modernen Literaturthums zu bringen; dann jedoch müßten wir ein so totales Fernsehen der zweckentsprechenden Mittel nur auf das höchste bedauern.

Waren wir zu herb im Ausdruck unsers Urtheils, so möge man dies der stilllichen Entrüstung zugute halten, die uns bei der offensbaren Trivialisität überkam, mit der die Verfasserin Personen und Sachen behandelt. Päßt sie doch, was letztere anlangt, ihre Heldin, den Typus eines gewissenhaften Kritikers in ihrem Sinne, die vier Bände der „Käthelhaften Wesenheiten“ (Spielhagen's „Problematische Naturen“) in einem Vormittag durchlesen und gleich ihr Urtheil fix und fertig gebildet haben. Freilich, wir haben ja Seg- und Componirmaschinen, warum da nicht auch weibliche Maschinen zur Dausch- und Bogensbeurtheilung vielbändiger Werke, die ihre Verfasser mit ihrem wärmsten Herzblut geschrieben?

Wir hoffen uns der Zustimmung der Leser d. Bl. ver-

schert hatten zu dürfen, wenn wir es nicht ruhig zugeben wollten, daß die Kunst, die hehre, ewig-heilige, zur Küchenmagd bloßer Standallmacht herabgewürdigt werde. Die Verfasserin darf aber überzeugt sein, daß es noch eine Mehrheit in deutschen Landen gibt, welche gleich uns über die freilich etwas plebejischen Anforderungen des achten Gebots „bürgerlich, sehr bürgerlich“ denken.“)

Arthur Keyfsohn.

Michel Angelo's Bedeutung als Dichter.

Michel Angelo Buonarroti als Dichter. Von Wilhelm Lang. Stuttgart, Waden. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Kaum ein Jahrhundert ist verfloßen, seit Windelmann den Grundstein zur Kunstgeschichte legte, und schon hat sich diese Wissenschaft ihren älteren Schwärmern ebenbürtig zur Seite gestellt. Das Bild der menschheitlichen Entwicklung nach dieser Richtung hin ist in seinen großen Grundzügen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart vollständig entworfen. So beginnt man auch hier, wie auf allen andern Gebieten der Wissenschaft, nachdem das Material zu ungeheurer angewachsen, als daß die Kräfte eines einzelnen es ferner vollständig zu bewältigen vermöchten, sich bald auf die Bearbeitung einer einzelnen Kunst, bald einer besondern Richtung oder Periode zu beschränken. Summa, hat man in neuerer Zeit angefangen, die Helden der Kunst selbst, in denen eine ganze Richtung oder Periode gipfelt, oder von denen sie ausgeht, in ausführlichen Monographien darzustellen. Indem die Theilung der Arbeit noch weiter fortschreitet, gelangen wir zu Werken, deren Vorwurf bald nur einzelne Lebensepochen, bald einzelne Seiten eines dieser Helden bilden. Ein solches Werk ist das vor uns liegende: es will die Gedichte Michel Angelo's verstehen im Zusammenhang mit seinem ganzen Leben, und in der Darstellung seiner poetischen Thätigkeit zugleich den innern Entwicklungsengang des denkenden Künstlers, des reifenden Mannes verfolgen. Und diese Aufgabe hat der Verfasser trefflich gelöst. Der Beitrag, den er damit zum Verständnis des großen Mannes geleistet, ist durch John Harford's und S. Grimm's Biographien keineswegs entbehrlieh gemacht, und wird wesentlich dazu helfen, das Totalbild des mächtigen Geistes, an dem die Nachwelt kühnend emporblickt wie sein Jahrhundert, das „Michel, più che mortal, Angiol divino“ endlich in allen seinen Zügen vollständig vor uns zu entfalten.

*) Da wir Frau von Düringsfeld wegen mancher ihrer literarischen Leistungen und Studien und zugleich auch persönlich schätzen, bekauern wir aufrichtig, daß wir uns im Interesse der Sache verpflichtet fühlen, das verdienstvolle Urtheil Arthur Keyfsohn's über ihr jüngstes literarisches Ereigniß zum Abdruck zu bringen; aber noch mehr bekauern wir, daß die Verfasserin in einer nicht sehr glücklichen Stunde überhaupt darauf kam, einen Roman wie diesen zu schreiben. Wir deutschen Schriftsteller stehen in der Achtung des großen, ebenso viel als nichtdenkenden Publikums nicht so hoch, als daß wir nöthig hätten, das bische Achtung durch solche Ausplaudereien noch mehr zu verschärfen. Da nun aber einmal der Roman dem Publikum oder besser dem Litteratenpublikum vorliegt, so kann er in den Kreisen der schriftstellerischen Welt selbst doch einiges Gutes stiften, falls man gewisse darin zwischen den Zeilen zu lesende Sectionen sich gesagt sein läßt. Außerhalb des engeren Kreises der Schriftstellerwelt dürfte der Roman, der übrigens auch ein paar gute, vielleicht ein andermal zu erwähnende allgemeine Bemerkungen über schriftstellerische Fragen enthält, wegen großen Mangels an anziehender und spannender Handlung wol nur geringe Beachtung finden. Wir bemerken schließlich, daß Arthur Keyfsohn, der gegenwärtig abgesondert von den literarischen Alienen Deutschlands in Paris lebt, schon durch seine zahlreichen Recensionen in den in Grünberg erscheinenden „Kritischen Blättern“ seine kritische Unparteilichkeit und Unabhängigkeit dargelegt hat, weshalb von irgendeiner persönlichen Animosität seinerseits gegen die Verfasserin nicht die Rede sein kann.

S. W.

Daß der Meister seine Thätigkeit nicht auf einen einzelnen Zweig der bildenden Kunst beschränkte, war bekanntlich im 16. Jahrhundert nichts Außergewöhnliches. Auch Rafael war Baumeister und Bildhauer, und der schöne kleine Palast (eigentlich Willino) Pandolfini in der Via San-Gallo in Florenz, wie die Statue des Jonas in der Kapelle Ghigi in Santa-Maria-della-Popolo zu Rom beweisen, daß er auch auf diesen Gebieten Treffliches zu leisten vermochte. Aber Michel Angelo überragte nicht allein als bildender Künstler nach allen Seiten hin fast sämtliche Zeitgenossen, er war auch einer der ausgezeichnetsten Kyrler seines Jahrhunderts und überhaupt von einer zu allen Zeiten fast unerhörten Universalität des Geistes. Und dieselbe großartige Selbstständigkeit und Originalität, die ihn als Künstler von dem Alten und Persönlichen abweichende, neue und eigenthümliche Bahnen einschlagen ließ, tritt uns auch in dem ganzen Charakter des Mannes entgegen. Derselbe brütende Ernst, der gewaltige Freiheitsdrang, „die schwere Wucht des Gedankens“, deren Stempel seine künstlerischen Schöpfungen tragen, charakterisiren nicht minder alle Handlungen seines Lebens. So ersahen er auch nach dieser Richtung hin seinen Zeitgenossen, wie mannichfache Zeugnisse beweisen, als ein fast übermenschliches Wesen. Und doch fehlt es seinem Bilde auch nicht an mildern, anmuthigern Zügen. War er rasch zum Zorn, so war er ebenso rasch zur Versöhnung bereit. Verschiden, geulbig, tren in der Freundschaft, war er leicht zu behandeln, wo er sich liebevoll und schonend begegnet sah. Mit einem ungefümen und feurigen Sinne verband er eine gute und allem Edeln zugängliche Natur. So war es nicht zu verwundern, daß die, welche ihn näher kannten, den Menschen noch über den Künstler stellten. „Ihre Freunde“, sagt die Dichterin Vittoria Colonna, die Freundin seines Alters, „stellen Ihren Charakter höher als Ihre Werke, und die, welche Sie nicht persönlich kennen gelernt haben, schätzen nur das weniger Verdienstliche an Ihnen, nämlich Ihre Werke.“

Von den äußern Lebensschicksalen Michel Angelo's theilt der Verfasser nur so viel mit, als zum Verständnis seiner Gedichte dringend geboten erscheint. Einen Theil seiner Jugend verlebte Michel Angelo im Hause Lorenzo's des Prächtigen, wo er mit den Söhnen des Medicers zusammen erzogen wurde. Daß er hier unter Lorenzo's Augen, unter Angelo Poliziano's Leitung, später ein Mitglied der florentinischen Akademie, den Platonikern persönlich befreundet und ein häufiger Theilnehmer an ihren Zusammenkünften, wenngleich selbst wahrscheinlich ohne eigentliche gelehrte Bildung, die herrschende platonisirende Richtung in sich aufnahm, würde von vornherein sehr wahrscheinlich sein, wenn es auch der Inhalt seiner Gedichte nicht unwiderleglich bewiese. Aber obgleich Platoniker, war er doch nie der bloß oberflächlich ästhetisirenden Richtung hingegeben, welche damals in Florenz jenen blendenden Schimmer eines regen geistigen Lebens erzeugte, das doch, ohne Wurzel und innern Halt, schon den Keim des raschen Verfalls in sich barg. Die künstlich oder scheinbar ins Leben zurückgerufenen, man möchte sagen galvanisirten Formen der antiken Weltanschauung vermochten seinen hochfliegenden und zugleich in die Tiefen der Dinge einbringenden Geist nicht zu befriedigen. So kam es, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit und höchstem Interesse den feurigen Worten Savonarola's lauschte, wenn er auch den bilderstürmerischen Zelotismus des Fanatikers nicht gützuheßen, viel weniger zu theilen vermochte; so kam es, daß er gegen das Ende seines Lebens, in dem bloßen ästhetischen Ideal seine volle Befriedigung mehr findend, nach einer tief innerlichen Versöhnung mit seinem Gotte rang.

Wie es im allgemeinen um die italienische Lyrik des Cinquecento steht, ist bekannt. Sie war im ganzen und großen nichts als ein schwacher Abklatsch der Poesien Petrarca's mit unerhörter Verwässerung und hier und da mit gelehrten Anspielungen aus der Kustammer des Neuplatonismus oder aristotelisirender Scholastik, die wenig dazu angethan waren, diesen Producten Unsterblichkeit zu sichern. Sie verdienen vollkommen die literarischen Geiselhiebe Baretti's („Frusta litteraria“, Nr. 25).

und die vollständige Vergessenheit, welcher die unendlich große Mehrzahl derselben anheimgefallen ist. Jedermann hielt sich damals für befugt zu reimen; aber vergebens würde man, nach Tiraboschi's Ausdruck, unter der unendlichen Mähterfülle nach einer entsprechenden Zahl von Blüten und Früchten suchen. Ueberall dasselbe Wortwalten des formellen Elements, dieselbe allegorische Auffassung, dieselben ewig wiederkehrenden Concetti, derselbe Mangel an Einfachheit, Natürlichkeit und echter Gefühlswärme; überall endlich derselbe personifizierte Amor, über dessen Tyrannei sich die Dichter und Dichterinnen in ebenso endlose wie monotone Klagen ergießen.

Lang bezeichnet mit wenigen aber scharfen Strichen die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der deutschen Lyrik des Mittelalters von der erotischen Poesie der Italiener, und sucht, nachdem eine kurze Uebersicht der einschlagenden Sätze der Platonischen Philosophie gegeben, den Beweis zu führen, daß auch für die letztgenannte die Bezeichnung als Platonismus nicht nur eine vage, sondern auch eine unhistorische und unbegründete sei. Dennoch kann er nicht leugnen, daß die Einwirkung des Platonismus sich oft genug und zumal in den Gedichten Michel Angelo's nachweisen läßt. Wenn auch der Einfluß christlicher Ideen und der romantischen Auffassungsweise des Mittelalters, zumal in Bezug auf die Stellung und Bedeutung des Weibes, in der poetischen Literatur aller Völker des Abendlandes deutlich hervortritt, so ruhte doch die italienische Lyrik des Cinquecento wie die ganze humanistische Bildung jener Zeit, der sie entquollen, wesentlich auf heidnischem Grunde, nicht selten mit bewußter Antithese gegen das Christenthum, und wenn die poetische Auffassung in den Producten der Dichter, die mit der florentinischen Akademie in Verbindung standen, die platonischen Ideen nur sehr unvollkommen wiedergibt, so lag der Hauptgrund wol darin, daß das Verständniß Plato's bei den meisten derer, die seinen Namen stets im Munde führten, nur ein sehr äußerliches und mangelhaftes war.

Nicht nur in den Liedern der Cinquecentisten, auch schon in den lyrischen Gedichten ihrer großen Vorbilder Dante und Petrarca zeigt sich eine ermüdende Einförmigkeit, die bei aller Schönheit im einzelnen, im ganzen auch bei ihren begeisterten Verehrern noch unfehlbarer die Langeweile hervorruft, als nach Schiller's Ausdruck die endlosen Frühlingelieder unserer Minnesänger. Bei Petrarca zumal herrscht immer „dasselbe Schwärmchen, dieselbe überschwengliche Liebe, welche sich in eine nebelhafte Ferne verliert, aus der die einzelnen Bilder nur als glänzende Phantasmagorien auftauchen“. Anders bei Michel Angelo. „Wir finden hier Lieder, die unzweifelhaft an eine irdische Geliebte gerichtet sind und wieder tief ernste Sonette, in welchen das geliebte Wesen völlig in den Bereich transcendenter Abstraction entrückt wird; Gedichte, in welchen das müde Alter seine Sehnsucht nach Erlösung aus dieser trügerischen Welt ausspricht, und solche, in welchen die volle Glut eines ungekühlten, nach dem höchsten und Schönsten in Kunst und Leben verlangenden Herzens lebt; zwischen alledem aber eine reiche Stufenleiter von Verbindungs- und Mittelgliedern, so daß schon ein oberflächlicher Blick in ihnen die Entwicklung eines reichen Geistes niedergelegt findet.“

Der Verfasser scheidet die Gedichte Michel Angelo's zunächst in zwei Hauptgruppen, von denen die letztere dem höhern Alter des Künstlers angehört, während die andere abermals in zwei Abschnitte zerfällt. Der erstere derselben enthält die Gedichte, welche noch nicht über den Gedankenkreis der ältern Lyrik hinausgehend, fast ausnahmslos die Leiden unerwidelter Liebe schildern und in spitzfindigen Unterscheidungen und gesuchten Bildern an Petrarca auch in seinen Fehlern erinnern. Aber bald erweitert sich der poetische Horizont des Dichters. Den Uebergang bezeichnen die Sonette, in denen die Bilder zur Bezeichnung seines Seelenzustandes der bildenden Kunst entlehnt sind. Dann folgen die in platonischem Geiste geschriebenen, wo sich der Cultus der Geliebten zu dem des Schönen überhaupt erweitert, ihre Schönheit ihm als Abbild der himmlischen er-

scheint, bis endlich das Schönheitsideal nicht mehr die Gestalt ist, wenn auch die poetische Form ihr Bild festhält, sondern die Idee der Kunst an ihre Stelle tritt. Aber selbst in dieser Periode, wo die Idee des Schönen ihm mit der absoluten Idee zusammenfiel, kündigt sich schon ein leiser Conflict zwischen dem Schönen und Ethischen (wir möchten lieber sagen Christlichen) an, den er immer aufs neue zu lösen bemüht ist. Große Idee zu unendlicher Schönheit, meint er, könne nicht Sünde sein, wenn sie das Herz so zubereite, daß ein göttlicher Strahl es durchdringe. Aber nur durch die göttliche Gnade könne das sonst unerreichbare Ideal der Kunst dem Künstler anschaulich und darstellbar werden. Und am Ende muß auch dieser himmlische Feuergeist sich zu dem Bekenntniß resigniren, daß hier auf Erden die Idee nur höchstens zu erfassen und erst im Jenseits vollkommen zu erreichen sei.

Nachdem Lang die Gedichte der ersten Periode einer genaueren und sorgfältigen Analyse unterzogen, deren Resultat wir vorstehend im wesentlichen mitgetheilt haben, gibt er eine kurze Uebersicht der fernern Lebensschicksale des Künstlers, gleichsam als Einleitung und Erklärung für die wesentlichen verschiedenen poetischen Producte seines höhern Alters. Das Herwärtstreben mit den ihm früher so befreundeten Medicern, seine freiwillig geduldete Verbannung aus der geliebten Vaterstadt, seine Hingabe an die Poesie, die Ungunst des Schicksals in Bezug auf seine Werke, der natürliche Einfluß des Alters, endlich das vertraute Verhältniß zu der frommen Marquise von Pescara, Vittoria Colonna: alles trug dazu bei, eine wesentliche Veränderung seines ganzen Wesens hervorzurufen: „Des Geistes Fluxus ebnet nach und nach.“ Er wurde milde und still; die bitteren Erfahrungen seines Lebens erweiterten das Bedürfniß nach höherer und dauernder Befriedigung; sie führten ihn zu Gott. Das Mangelhafte in ihm selbst und seiner Kunst erschien ihm jetzt als das Sündige. Auch bei ihm läßt sich dabei wie bei Vittoria Colonna ein entschieden reformatorischer Zug, das Bedürfniß der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht verkennen.

In den Gedichten der zweiten Periode (etwa von 1530, wo er 56 Jahre alt war, an) tritt uns zunächst der Conflict zwischen dem ästhetischen und moralischen Ideal schroffer entgegen. Der Dichter erscheint mit sich selbst, mit seiner ganzen Vergangenheit in Zwiespalt, dann „kannst wie ein glühendes Abendroth, das den Horizont verflärt, zum letzten mal der Glaube an das Ideal auf und drängt die aufsteigenden Schatten zurück“, das Ideal des Guten und Schönen erscheint ihm nochmal als eine Einheit; aber diese Einheit löst sich bald auf in dem Maße, in welchem das religiöse Ideal an die Stelle des moralischen tritt. Die Kunst erscheint ihm nun als ein verlockendes, vom rechten Wege abziehendes Mol, wenngleich platonische Reminiscenzen auch jetzt noch fortwährend durchklingen und die Erbsünde friedlich neben der Präexistenz der Seele hergeht. Ein Sonett, das der dem Tode nahe Greis an seinen Freund Giorgio Vasari richtete (Nr. 114, Lang, S. 96) gibt uns ein treues Bild seiner damaligen Seelenstimmung: „Schon bin ich durch stürmisches Meer am allgemeinen Orte angekommen, wo Menschenschaft verlangt wird über alles gute und böse Thun. Nun erkenne ich, wie voller Irrthum die Krönung meiner Phantasie war, die sich die Kunst zum Herrn und Schutzmacht hatte. Denn alles ist Irrthum, was der Mensch hienieden erstrebt. Nicht malen und messeln kann der Seele Ruhe geben, die der himmlischen Liebe zugewandt ist, welche uns vom Kreuze die Arme entgegenbreitet.“

Doh tu nell' ore estreme
Stendi vor me lo tuo pietose braccia!“

„Michel Angelo gehörte zu den allezeit Suchenden, die auf keinem Punkte sich in dem Gedanken beruhigen, das Räthsel des Lebens gefunden zu haben; zu jenen ruhelosen Naturen, die, wo sie ein Ideal erreicht haben, sofort ein Höheres erblicken, dem sie mit verdoppelter Energie nachjagen. . . . Was ihn

zum Christenthum führte, war nicht Schwäche oder bequeme Anlehnung an das Hergebrachte, sondern die Energie des unablässig vordringenden Geistes, der die Probleme stets höher und höher stellt. Sobald es dem Dichter zum Bewusstsein kam, daß auch die höchste Idee des Schönen (eben weil der Weg durch das Einzelne führt) eine durch die Sinnlichkeit vermittelte bleibe, so war für ihn, der nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott rang, der neue Gegensatz gegeben, die religiöse Wendung vollzog sich, indem er von der vermittelten Idee zur absoluten Idee unmittelbar aufstieg, und keinen andern Mittler mehr anerkannte, als Gott selbst, der sich zum Mittler herabgelassen."

Mit einbringender Schärfe, in einfacher und klarer Sprache weist uns Lang diesen Entwicklungsengang anfers Runklers in seinen Gedichten nach, die er fast sämtlich in geschichtlicher Zusammenstellung analysirt. Daß er damit seinen Zweck erreicht, daß er neue und wesentliche Jäge zu dem noch unvollendeten Bilde des Menschen wie des Künstlers hinzugefügt, haben wir bereits oben anerkannt. Was wir vermessen, ist eine ästhetische Würdigung dieser Gedichte. Möglicherweise, daß eine solche überhaupt nicht in des Verfassers Plane lag. Und doch liegt die Frage nach dem Kunstwerth derselben so nahe, daß sie sich jedem Leser unseres Buchs unwillkürlich aufdrängen muß. Und wenn der Verfasser, der ein großer Verehrer Michel Angelo's zu sein scheint, über den Dichter nicht so unbedingt günstig urtheilen konnte, wie über den bildenden Künstler, so dürfte er doch von ihm sagen, daß er bei allen Fehlern, die ihm mit seinen Zeitgenossen gemein waren, bei aller Härte, die seiner Sprache eigen thümlich ist, doch auf diesem Gebiete origineller und gedankenreicher erscheint als fast irgendeiner seiner blühenden Zeitgenossen und deshalb von den tüchtigsten Literarhistorikern seines Vaterlandes mit an die Spitze der *rimatori del cinquecento* gestellt wird.

Otto Spreng.

W. Wachs muth über die deutschen Volksstämme.

Schon vor Jahren haben wir in d. Bl., und zwar auf Anlaß einer in Frankreich erschienenen Literaturart, die Ansicht ausgesprochen, daß eine auf wesentlich topographischer Grundlage konstruirte deutsche Literatur- und Kunstgeschichte ihr besonderes Interesse haben müsse, und wir haben damals unsere Gründe dafür geltend gemacht. Demjenigen, der später einmal eine Literatur- und Kunstgeschichte dieser Gattung zu schreiben beabsichtigte, würde ein solches Unternehmen durch den zweiten und dritten Theil von W. Wachs muth's „Geschichte deutscher Nationalität“, dessen ersten Theil, namentlich aber die interessante, ganz neue Studien einschließende Partie über den deutschen Volkshumor wir bereits in Nr. 49. d. Bl. f. 1860 besprochen und empfohlen haben, sehr bedeutend erleichtert werden. Dieser zweite und dritte Theil tragen den Sondertitel „Die deutschen Volksstämme insbesondere“ (Braunschweig, Schwetsche u. Sohn, 1862). Der Verfasser bezeichnet im Vorwort das in diesen beiden Theilen Enthaltene zugleich als einen Versuch, „bei den einzelnen Stämmen, Land- und Ortschaften unserer Nation anzugeben, was für Notabilitäten des Staats, der Kirche, der Literatur und Kunst von ihnen entspringt sind“.

Der zweite Theil umfaßt Westfalen und das südwestliche Engern, Ostfalen, Sachsen mit Nordthüringen, Nordalbingen, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, das niederheinische Franken, das Hessenland, die Deutschen in Preußen u. s. w.; der dritte Theil das mittelhessische Franken, Ostfranken, Südthüringen, das mitteldeutsche Sachsen nebst Voigtland und der Lausitz, Schlessen, Schwaben, die Schweiz, Tirol und Salzburg, die Mark Oesterreich, die Steiermark, Kärnten, Krain, und die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Ueberall werden neben den Charakter- und Geistesigenschaften, den Gewohnheiten und Sitten, wie der körperlichen Beschaffenheit der Bewohner auch die geschichtliche Entwicklung und die Bildung und Ertragsfähigkeit des Bodens, die Landescultur u. s. w. in

Betracht gezogen. Die darin mit unenbllichem Fleiß zusammengetragenen Materialien sind für jeden Cultur-, Literatur- und Geschichtschreiber der Deutschen von bedeutendem Werth; aber gerade durch den Umstand, daß das Werk, wenn es auch im einzelnen für sich abgeschlossene lebendiger gefärbte Charakteristiken enthält, doch vorzugsweise als eine Materialiensammlung zu betrachten ist, entzieht es sich in d. Bl. einer tiefer eingehenden, dem Verfasser in seinen Untersuchungen Schritt für Schritt nachgehenden Analyse.

Ein paar und zwar etwas längere Proben von der Art, wie der Verfasser die einzelnen deutschen Volksstämme charakterisirt, wollen wir jedoch hier geben. Der Verfasser schildert die Thüringer mit den Worten: „In der thüringischen Sinnesart sieht mit der augenfälligen Färbung hervor eine gutmüthige und herzliche Wiederkeit. In der Temperatur eines Conspicums der Gemüther wird der thüringische Ton, als eigentlicher Mittelton und dem Herzlande unserer Nation entsprechend, weicher erscheinen als der heffische, zarter als der nachbarliche harzer, gehaltiger als der meißnische, gemäßigter als der fränkische. Der Wiesfelder zählt bei seiner kümmerlichen Rauheit besonders. So auch die Männer von Treßfurt mit ihrer ungeschlachten Rede. Die Gutmüthigkeit ist im Jüngelnen, je näher man dem mittlern Waldgebirge, dem Hauptstamme der Thüringer, kommt. Da kann es einem begegnen, daß eine Gastwirthsfrau auf das Begehren nach Bier antwortet, das sie jetzt nicht gut bei ihr, man solle ins nächste Wirthshaus gehen, oder daß ein Hube, der eine Strecke weit mitläuft, den rechten Weg zu zeigen, davongeht, ohne ein Trinkgeld abzuwarten. Von nicht so gefälliger Art, vielmehr einer kurz angebundenen Verbtheit sind die Bewohner einiger Orte am Fuß des Inselsbergs, als Broterode. Dort hat der Ton etwas von heffischer Strenge. Auch die Bewohner von Labarg und Kabarg am Fuß des Inselsbergs haben etwas Eigenthümliches in Sprache und Sitte. Den Männern der treßfurtischen Bauerschaft war bis ins 19. Jahrhundert jähres Festhalten an hergebrachten Rechten und Bräuchen eigen. „Nöl behalpten onser raag, on wann den Kopp soll runger giehn“, war bei ihnen nicht hohle Redensart. Nicht in solcher Art eigenthümlich, vielmehr durch Einflüsse des Verkehrs von altthüringischer Weise abgekommen, sind die auf den Durchmarsch von Fremden zunächst angewiesenen Anwohner der Verkehrsstraßen. Die vorhin gerühmte Sinnesart suche man nicht auf den Stationen der Eisenbahn und den Wanderbahnen der Touristen, nicht bei den Gastwirthen, Kellnern und zubringlichen Lohnkutschern und Fremdenführern; Depavation ist in der Umgebung der Wartburg z. B. so gut wie am Rigi und auf dem Gänsemarsch im dörner Oberlande zu finden. Auch hat der Wiberhall des Berlinismus insbesondere hier und da einen Nistort hinterlassen. Des naturwüchsigsten poetischen Sinnes hat der Thüringer bis in die Nüchternheit der neuern Zeit und inmitten der Kunstpoesie reichen Vorrath. Ein an süddeutsche Lieberlust erinnerndes Spiel der Naturpoesie sind die Schlumperlle im Koburgischen. Die Grundstimmung der Poesie, harmlose und hellere Gemüthlichkeit, ein köstliches Kleinod des thüringischen Stamms, steht in schwererlicher Vertrautheit mit Musik und Gesang. Das bekannte Wort „In zwei Häusern drei Weigen“ trifft auch das Bauernhaus. Das hölzerne Hirtenhorn hat den Wohlklang einer Schalmel.“

Den mitteldeutschen Sachsen will der Verfasser ebenso wenig Kunstsinne zuschreiben, als ihnen wahrhafte poetische Aufwallung eigen sei; ihre großartigen Bauten zu Meissen, Rochitz, Freiberg u. s. w. stammten von der Kirche oder den Landesfürsten, und bei ihren Erbauern sei zunächst an Ausheimische zu denken. Auch Neigung zum Kriegshandwerk gehöre nicht zu den hervorsteckendsten Eigenschaften der Sachsen, wennschon sie sich als Soldaten im geregelten Dienst tüchtig erwiesen. Der Verfasser fühlt sich versucht, diese „Vorliebe für Friedenwerk“ auf den Umstand zurückzuführen, daß sich schon im Mittelalter die forstländischen Wenden minder kriegerisch gezeigt hätten, als ihre nachbarlichen Stammesverwandten. Nachdem sich der Verfasser einiger-

maßen darüber lustig gemacht, daß das sächsisch-neuhochdeutsche, welches sich doch weder im Munde des Volks, noch selbst in den Sphären des höhern Gesellschaftslebens „zu einem Organ wohlartikulirter Aussprache“ oder zu einem „Musterschema grammatischer Correctheit“ ausgebildet habe, im 18. Jahrhundert als „vermeintliche Banalform für die Gesamtheit der deutschen Sprache“ überschätzt worden sei, fährt er fort: „In der geistigen Stimmung hat sich der Grundton in einer, «verständigen» Mitte zwischen dem Accent des Affects und der Monotonie des Indifferentismus gehalten. Wollte einer die Sachsen des 18. Jahrhunderts charakterisiren, so würde das etwa lauten: Man war aufgeweckt ohne poetischen Schwung, von gefälliger Höflichkeit ohne Innigkeit, von glatten Umgangsformen ohne Treuherrigkeit, redselig ohne daß Tiefe des Gefühls sich im Wort ausdrückte, aufmerksamer auf Form als auf Gehalt, rückwärts voll in allen Richtungen ständischer Rangstufen. Im Gesellschaftsverkehr war viel Gutmüthigkeit, die aber gern sich mit conventioneller Höflichkeit anthun mochte. Ausgelassenheit des Humors konnte dabei, wie bei den Kinderspielen, die entweder eingeschulte Höflichkeit des Kinderfreunds oder wildes Schreien und Gebaren zum besten gaben, nicht auffommen. . . . Aus der Gegenwart läßt sich hinzufügen: Wohlgefallen an Kunst und Fertigkeit in ihrer Ausübung, nicht naturwüchsig wie in Thüringen und Böhmen, als Kunstproduct hoch gesteigert bei den Gewebten, für die Menge ein Schwelgen in Häufigkeit, Fülle und Raffinement des Dufsigels, bequemer Genuß und für gute Nerven nicht angreifend, was keineswegs auf Agitation einer Fülle von Gedanken oder Pulschlägen poetischer Ader schließen läßt. Die Art und Kunst des Volgländers ist etwas energischer als die der Flachländer; bei dem erzgebirgischen Bergmann aber ist die Genügsamkeit von mehr Frohsinn begleitet als bei dem Weber und den erzgebirgischen Verfertignern kleiner Waaren. In den größern Städten hat die Cultur moderner Zeit wenig Eigenthümliches übrig gelassen.“

Die Gemüths- und Charaktereigenschaften der Schwaben sagt Wachsmuth, wie uns scheint, im ganzen treffend in folgenden Worten zusammen: „Unbestritten ist Eigengut des Schwaben ohne Unterschied der Landschaft, der Staatsverwaltung und des Kirchenthums die so viel besprochene Gemüthlichkeit in Tiefe und Wärme der Empfindung. In ihr wurzelt seine Treuherrigkeit und Arglosigkeit, seine Gutmüthigkeit und höfliche Gefälligkeit, seine Bescheidenheit und Duldsamkeit. Von ihr stammt auch die Zähmheit seines Humors, der nicht leicht in Trivialität oder Babelität übergeht, der Ernst in seiner Weltanschauung, dem Windeutelei, Grobthuerel und anmaßliche Hoffartigkeit, eingeschultes und aufgespreiztes Wesen widerwärtig, die Nähe seines Selbstbewußtseins, das sich nicht gern überhebt. Lebhaftigkeit geistiger Regungen mangelt ihm keineswegs, aber er hat nicht den Drang, diese sofort äußerlich kund zu geben. Es ist bei ihm nach der Tiefe zu messen; die Bewegung des geistigen Wellenschlags hat nicht die Leichtigkeit und Hurtigkeit sanguinischen Tempos. Nicht allgemein ist dagegen Leichtgläubigkeit, abergläubische Befangenheit, Geschwätzigkeit. Die vordem berühmte Wanderlust nach dem alten Sprichwort: Schwaben und böse Geld fährt der Teufel in alle Welt, und was der Volksspruch vom Schwabenalter u. dgl. ausgebrütet hat, gehören zur humoristischen Verzierung des Porträts vom deutschen Michel. Abweichungen von der Grundstimmung finden sich namentlich im höhern Maß der Heiterkeit in einzelnen Orts- und Landschaften, wiederum ist diesen gegenüber in andern der Ernst tiefer und bis zur Dürerheit, ein melancholisches Infrischämen. Kein Wort ist unpassender als das «lustige» Schwaben, wenn vom Ganzen gemeint. Wenn es auf einzelne Bestandtheile paßt, gilt von andern ebenso gut das «grübelnde» Schwaben. Dem grobkörnigen niederdeutschen Humoristen Eulenspiegel begegnet vom schwäbischen Knittlingen aus der mythische Faust. Im ganzen steht die schwäbische Seelenstimmung im Tonregister eine volle Octave tiefer als die rheinländische, und von der ostfränkischen neigt sie, um in Symbolen zu bleiben, sich ungefähr

so weit niedermwärts, als das Gasterän der schwäbischen Biesen dunkler ist wie das fränkische.“ Wenn übrigens der Verfasser den Schwaben vorzugsweise Gemüthlichkeit, Arglosigkeit und Gutmüthigkeit nachspricht, so dürfte vielleicht mancher, der schwäbisches Volk und Land genau kennt, hierin mit dem Verfasser nicht unbedingt übereinstimmen. Diese Eigenschaften werden zwar sicherlich auch in Schwaben angetroffen, aber wie wol ziemlich überall in Deutschland, in ausgezeichnetem Grade doch immer nur bei Einzelnen.

Nach interessante Urtheile älterer Zeit werden citirt, so folgendes aus einer alten Chronica über Nürnberg: „Das weitbesucht gewerbig haust . . . von vielen das teutsch benedigt genannt. Um die statt ist ein unschätzbarer sandiger boden, aber ein kunstreich, arbeitsam, empfig volk, färbündig künstler inn allen handwercken. Wil newer erfinder, mancheren subtiler arbeit, stanzreich werckleut, zur zier und noturft menschliches gebrauch, gar anschlegig, weitwiegend u. . . . ein gut teutsch sprach . . . swigig volk in allen sachen geschwind, gesprech . . . Es ist zum ernst ein handhafft, redlich, werlich, zum schimpf und scherz ein subtil höflich volk. Die italiener, die ganz teutschland blind schelten, lassen doch nürnberg einäugig bleiben.“

Ungewöhnlicher Fleiß ist auf die Verzeichnisse der Namen der den einzelnen Stämmen oder Lokaltäten angehörenden Notabilitäten in Literatur, Kunst, Staatswesen und Kirchenthum verwandt worden, und so weit unsere Kenntniß in Betreff der Geburtsstätten deutscher hervorragender Männer reicht, führen wir nur selten auf einen Irrthum. Was übrigens unsere Benennung anlangt, so fanden wir uns und unsern Bruder Adolph in München, zwischen die Namen H. Benedict und Moses eingekleidet, unter den Sachsen mit aufgeführt; wir sind jedoch geborene Neumärker, und zwar aus demjenigen südlichen Theile der Neumark, der früher das schlesische Herzogthum Großen bildete. Es wird hier auch noch, und bis über Jülichau, unserer Vaterstadt, und über Schwiebus hinaus, in den untern Schichten oberdeutsch, d. h. schlesisch, wenn auch mit der Zeit etwas märkisch gefärbter Dialect gesprochen. Wir erwähnen dies, weil der Verfasser einmal ein von uns in d. Bl. über die Schlesier abgegebenes Urtheil als das eines „Nichtschlesiens“ anführt. Wenn wir übrigens von dem Verfasser an den Sternenhimmel sächsischer Autoren versetzt werden, so hat dies nichts Auffallendes, da man in Deutschland ziemlich bekannt sein und doch in dem oder jenem zum Nachschlagen besonders geeigneten Werke, etwa in einem Commissions-Verikon fehlen kann; auffallender war es uns, daß der berühmte Maler Weitz als Frankfurter aufgeführt wird. Derselbe wohnt zwar in Frankfurt, ist aber in Berlin geboren. Bei Grünberg (Schlesien) hätte der Verfasser neben dem Historiker K. A. Mangel und dem Novellisten von Wachsmann auch H. Seym, unsern Wissens gleichfalls einen geborenen Gräbterger, nennen können.

Im Eingange seiner Vorrede sagt der Verfasser von sich: „Indem ich den Schlußband meiner Geschichte deutscher Nationalität dem Publikum übergebe, kann ich das Bekenntniß nicht zurückhalten, daß ich es als eine Segnung meines Alters ansehe, ein in Beschaffung und Verarbeitung des Materials so mühsames Werk ohne äußerliche Störungen und ohne merkwürdige Abnahme meiner physischen Arbeitsfähigkeit, namentlich des durch massenhafte Leserei übermäßig angestrengten Auges, zu Ende gebracht zu haben. Ob auch die geistigen Vermögen dienstfähig geblieben sind, das mögen meine Leser beurtheilen.“

Wir können dem wackern Veteranen der Geschichtsschreibung versichern, daß wenigstens sein geistiges Augenlicht noch ungeschwächt ist, daß er mit frischen Blicken umherseht und daß er besonders für alles Volksthümliche und namentlich dessen humoristische Seiten eine Empfänglichkeit besitzt, wie sie wol im gleichen Grade keinem andern Universitätsprofessor eigen ist.

Literatur über das deutsche Kirchenlied.

1. Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen geistlichen Lieberbildung im weiteren Sinne und der lateinischen kirchlichen Dichtung von Hilarius bis Georg Fabricius. Von Philipp Wadernagel. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Teubner. 1862. Gr. 8r. 8. Jede Lieferung 20 Mgr.
2. Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock, ausgewählt von Paul Pressel. Erster Halbband. Stuttgart, Becker. 1863. Gr. 8. 1 Tl. 12 Mgr.
3. Das evangelische Trostlied und der Trost evangelischen Liedes um die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. In geschichtlicher Uebersicht dargestellt von B. C. Noosen. Dresden, Lehmann. 1862. Gr. 8. 24 Mgr.

Wäre das an die Spitze gestellte Werk: „Das deutsche Kirchenlied“ von Philipp Wadernagel, schon vollendet oder wenigstens weiter vorgerückt, als es mit seinen bisher erschienenen vier ersten Lieferungen geschehen ist, so würde es unpassend sein, einer ihm gewidmeten Besprechung noch Anderes, wenn auch nahe Verwandtes anzufügen. So aber läßt sich aus dem Vorliegenden kaum ein Schluß auf das noch zu Erwartende machen, und es handelt sich hier mehr darum, das Publikum auch in weiteren Kreisen zur Theilnahme an einer voraussichtlich so bedeutenden literarischen Erscheinung vorzubereiten, als ihm die Resultate des bereits Geleisteten vorzuführen. Und so mögen denn die beiden andern in jeder Art enger begrenzten Bücher, die aber den Vorzug haben, daß sie ihre Aufgabe ganz oder wenigstens zum großen Theil schon gelöst bringen, einstweilen zur concreten Ausfüllung des seiner Natur nach noch etwas luftigen Rahmens dienen, welcher bereit durch die vollendete Ausführung des deutschen Kirchenliedes von Wadernagel seine reichste Ausstattung erhalten wird.

Die Verdienste Philipp Wadernagel's um die gelehrte Kenntnisnahme unseres deutschen evangelischen Kirchenliedes, des besten Kleinods unserer ganzen evangelischen Kirche, sowie um eine im besten Sinne populäre Wiederbelebung einiger ihrer schönsten Blüten, dürfen als bekannt gelten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn es in der von den bedeutendsten theologischen Autoritäten und mehreren hervorragenden Kennern unserer ältern Literatur veranlaßten und unterzeichneten Subscriptionseinstädung auf das Werk heißt: „Vor Wadernagel hatte es noch niemand versucht, den ursprünglichen Text der Kirchenlieder des 16. Jahrhunderts darzustellen; sein Buch „Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis Ambrosius Blau“, ist das erste dieser Art und zwar nicht ein bloßer Versuch oder ein bahnbrechender Anfang, sondern hinsichtlich des abgedruckten Zeitraums, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, eine in sich vollendete Arbeit. Die literarischen Nachweisungen für die Lieder dieses Zeitraums lieferte Wadernagel im Jahre 1855 in der Bibliographie zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes, einem Werke, von welchem allgemein zugestanden wird, daß es bibliographischer Genauigkeit und Vollständigkeit kein literarisches Werk mit demselben zu vergleichen sei.“ Daß beide Arbeiten einer Revision und Ergänzung bedürftig sind, versteht sich gerade wegen ihrer relativen Vorzüglichkeit von selbst. Sie sind es gewesen, die auf einem bis dahin fast unbekannten oder unbeachteten Felde zuerst Wege gefunden und geebnet haben, die von einer immer mehr wachsenden Zahl Mit- und Nachstreber mit Eifer begangen worden sind. Keine Frage, daß das verdächtige confessionelle Interesse der letzten Entwicklungsperiode das Seinige dazu beigetragen hat, um die gelehrte Wiedererweckung des evangelischen Kirchenliedes zu fördern. War die Wissenschaft in diesem Falle auch nur Mittel zum Zwecke, der als ein praktischer, auf das nächste Bedürfnis einer intensiven Kirchlichkeit gerichteter, sich dieses Hülfsmittels bemächtigen mußte, so hat dieselbe dennoch große Förderung dadurch gewonnen. Denn an sich läßt sich

kein Grund denken, warum nicht auch für andere, als gläubige Theologen oder Laien, unser älterer geistlicher Liebesbesitz ein Gegenstand erster Beschäftigung sein sollte. Der bloße Sprachgelehrte kann daraus für seine Zwecke ebenso wichtige Belehrungen schöpfen, desgleichen der Literat und Culturhistoriker, und wenn thatsächlich die eben genannten Zweige der Wissenschaft sich diesem weniger diesem Objecte zugewandt haben, so fällt die Schuld einer solchen Vernachlässigung ihnen allein und nicht der Natur des Stoffes zu, obgleich auch dieser einen Bestandtheil enthält, der ihn relativ schwerer zugänglich macht als z. B. die gleichzeitige weltliche Poesie. Wir meinen damit nicht ihren specifisch theologischen Gehalt. Um ihn zu würdigen, bedarf es ohne Frage eingehender Studien. Aber es hängt von jedem ab, ob er sie machen will oder nicht, die Möglichkeit ist niemand verschlossen. Dagegen setzt die musikalische Seite des Kirchenliedes, wenn sie nach ihrer ganzen Bedeutung erkannt werden soll, nicht bloß sehr mühsame und weitläufige Studien, sondern auch eine individuelle Ausstattung mit musikalischer Empfänglichkeit voraus, die sich niemand selbst geben kann. Wer sie nicht besitzt, wird niemals zum vollsten Verständnis dieser poetischen Erzeugnisse gelangen, in denen das musikalische Element eine im Vergleich mit der weltlichen Lyrik so überwiegende Bedeutung von Anfang an behauptet hat. Winterfeld's bahnbrechende Untersuchungen haben diesen Umstand zuerst nach seiner ganzen Deutlichkeit beleuchtet und es dürfte sich jetzt schwerlich von irgend einer Seite Widerspruch erheben, wenn man behauptet, daß dies musikalische Element namentlich des ältern protestantischen Kirchenliedes seinem Wesen ebenso nothwendig sei als der sprachliche Text selbst. Es läßt sich erwarten, daß Wadernagel in dieser neuen umfassenden Bearbeitung des ganzen Gebiets nach aller seiner Tiefe und Breite auch dieser Seite des Gegenstandes die gebührende Beachtung zu Theil werden läßt, und es wäre nur zu wünschen, daß es in einer möglichst fählichen Darstellungsweise geschieht, die auch einem nicht eigentlich gebildeten Musikkenner das Verständnis erleichtert.

Aus den unabsehbaren Quellen, die wir durch das oben erwähnte große Werk einstweilen wenigstens in der Ferne geegelt sehen, wenden wir uns zu dem noch immer weiten und fruchtbaren Felde, von dem uns das zweite der oben angeführten Bücher, Paul Pressel's „Geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock“, wenigstens eine Aehrenlese zu geben versucht. Es ist, wie der Titel zeigt, ein populäres Unternehmen, die „Evangelische Volksbibliothek“, wovon Pressel's Buch einen Bestandtheil bildet. In dem vorliegenden Halbband sind nach der Art anderer poetischer Chronomathien aus den klassischen Lieberdichtern der evangelischen Kirche von Luther bis zu der sogenannten jüngern schlesischen Schule mehrere oder auch einzelne Probeblätter gegeben, in chronologische Ordnung gestellt und durch kurze Biographien der betreffenden Dichter eingeleitet. Die Texte sind, soviel wir vergleichen haben, möglichst correct dargestellt, doch ohne allen kritischen Apparat, der für den Zweck des Werks ganz überflüssig wäre, und nur mit sparsamen Worterklärungen, die vielleicht für das hier voraussetzende Publikum etwas reichlicher sein könnten. Natürlich läßt sich einem solchen Unternehmen gegenüber kein streng wissenschaftlicher Maßstab geltend machen. Mit diesem in der Hand ließe sich namentlich in den ältern Texten über vieles kritisch rechten, was hier ohne weitere Bemerkung hingehen mag.

Das speciellste der drei hier zu besprechenden Bücher, Noosen's „Evangelisches Trostlied u. s. w.“, gehört ebenfalls der populären Literatur an und verzichtet, wie das vorige, auf jede gelehrte Prästation. Durch recht wohl ausgeführte prosaische Einleitungen und zwischengeschobene Ausführungen hat es der Verfasser verstanden, die Situation der Zeit und Kirche, der diese Products entstammen, auch solchen Lesern deutlich zu machen, die nur ein geringes Maß geschichtlicher oder literarischer Vorkenntnisse besitzen. Es ist ein anspruchsloses, aber interessantes Gegenstück zu Tholuck's

bekanntem Buche „Lebenszeugen der lutherischen Kirche“ und berührt sich an ebenso vielen Stellen mit ihm, wie es dasselbe an ebenso viel andern ergänzt. Jedenfalls kann es dazu beitragen, die banale Vorstellung von der völligen Auflösung und Vernichtung alles höhern idealen Lebens während der Periode des Dreißigjährigen Kriegs auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Denn wenn auch diese unselige Katastrophe die Kraft des deutschen Volkslebens in seinen mehr nach außen gerichteten Thätigkeiten gründlich gebrochen hat, so hat sie doch nicht vermocht sein eigentliches Mark zu zerstören.

Heinrich Rückert.

Notizen.

Zur modernen Kunstpflege.

August Reichenpferger, der sich auf dem Titel „Mitglied der Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Preußen, des Comité historique des arts et monuments de France, des Institut des provinces, Ehrenmitglied der Ecclesiological society zu London, des Comité Namand zu Dänkirchen“ u. s. w. nennt, gab (1863) bei Schöningh in Paderborn folgende Schrift heraus: „Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preussische Abgeordnetenhaus gelangten Künstlerpetitionen.“ Die Schrift enthält zuvörderst eine Geschichte der verschiedenen Petitionen preussischer Künstler vom Jahre 1859, 1860 und 1862, wie den gutachtlichen Bericht seitens der Künstler vom 7. Juli 1859. Letzterer enthält in der That viel Wahres. Es wird darin beklagt, daß Ausschmückung von Kirchen und öffentlichen Gebäuden mit Gemälden, vereinzelte Fälle ausgenommen, jetzt fast gar nicht mehr stattfinde, daß die Historienmalerei verfallt und die Porträts, Genre- und Landschaftsmalerei immer mehr die Herrschaft an sich riße. Daher dringen die Petenten auf Errichtung einer Nationalgalerie für Meisterwerke aller Kunstgattungen, „denn nicht nur aus den Werken der alten, nicht aus den Schöpfungen einiger neuerer Meister, sondern aus den Kunstbildungen aller lebenden Meister könne und solle gelernt werden.“ Sehr wahr wird weiter bemerkt: „Um die staatliche Wichtigkeit dieser ganzen Angelegenheit zu zeigen, möge außerdem noch angeführt werden, daß die Werke der bildenden Kunst zu allen Zeiten als ein wesentlicher Theil der ganzen Culturgeschichte, als ein Maßstab für die Entwicklung der Völker betrachtet worden seien. Einen vollen Ueberblick der Kunstkulturstaltung der Gegenwart vor Augen zu haben, könne nur segensreich wirken.“ Die letzte dieser Petitionen war die vom 10. Mai 1862, wonach das Abgeordnetenhaus beschließen wolle, „daß zur Förderung der vaterländischen Kunst die Summe von 150000 Thalern jährlich aus Staatsmitteln verwendet werde und zwar 60000 Thaler zur Bildung einer Nationalgalerie und 100000 Thaler zur Anschaffung monumentaler und für das öffentliche Leben bestimmter Kunstwerke, mit Ausschluß jedoch der Bauwerke.“ Bei der Verhandlung hierüber sprach zunächst Gerty, der schon früher die geforderte Summe von 150000 Thalern im Verhältnis zu dem Zwecke eine „wahre Bagatelle“ genannt hatte und die Förderung der Kunst besonders im Interesse der Volksbildung betrieben haben wollte, und Johann Eybel für die Petition. Letzterer hob treffend den Zusammenhang der Kunstübung mit den übrigen sittlichen Momenten im Völkerverleben hervor und bemerkte, in Deutschland hätten bis jetzt fast nur die Fürsten der monumentalen Kunst Vorschub geleistet; es sei aber nöthig, daß der Staat und alle seine Organe helfend hinzutreten. Reichenpferger, der sich unter anderm in seiner Schrift darauf beruft, daß gerade das freie England niemals schlechtthin mit dem Mittelalter gebrochen und daß sogar Goethe behauptet habe, daß die Kunst nur so lange productiv sei als sie religiös sei, suchte die Petition durch den Antrag beiseite zu schieben: „dieselbe der königlichen Staatsregierung in der Erwartung zu überweisen, daß sie auf die Erhaltung der alten, sowie auf die artistische Ausstattung der neuen Kunstdenkmäler, soweit die Staatsmittel solches nur immer gestatten, Bedacht nehmen werde.“ Nachdem

der Antragsteller im Verlauf der Debatte nur zu deutlich hatte merken lassen, daß es ihm dabei hauptsächlich nur um Erhaltung und Restaurierung der alten Monumente zu thun sei, wurde der Antrag bei der Abstimmung verworfen und der von der Commission gestellte: „daß den Anträgen der Petenten die möglichste, den jedesmaligen Staatsmitteln entsprechende Berücksichtigung zu Theil werden möge“, mit großer Mehrheit angenommen. Das alles und auch die von dem Verfasser bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede ist hier des Breitere zu lesen. Sehr beachtenswerth ist es übrigens, daß der Verfasser auch dem Humor in der monumentalen Kunst eine Stelle angewiesen wissen will, denn dieser bildet nach ihm das „Salz der Erde, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesen behütet, wie dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation befundet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welcher dieselbe schillert“. Der Verfasser hat dieses Thema schon früher in seinen „Vermischten Schriften“ in der Abhandlung „Der Humor in der Kunst“ ausführlicher behandelt.

Eine englische Stimme über das frankfurter Parlament.

Ueber Gustav Kühne's neueste Schrift „Mein Tagebuch in bewegter Zeit“ sagt ein Berichterstatter im londoner „Athenaeum“ unter anderm: „Die Schriften des als Dichter und Romanschriftsteller bekannten Kühne erscheinen jetzt gesammelt, und unter ihnen eine Collection kurzer Notizen und Bemerkungen, welche er im Laufe der ereignisreichen Jahre 1847—50 niederschrieb. Es fehlt ihm nicht an vielfachen und guten Gelegenheiten zur Beobachtung. Er war zu Frankfurt in den Tagen, als das „deutsche Parlament“, von dem so viel erwartet und von dem so wenig gethan wurde, in der Paulskirche tagte; und während er, in nicht sehr sanguinischer Stimmung, die Ereignisse beobachtete, welche in der alten Reichshadt vor sich gingen, blickte er zugleich scharf um sich und selbst in fremde Länder, um sich einen allgemeinen Ueberblick über die mitgetragenen Einflüsse zu bilden. Das politische Tagebuch, in welches er seine Bemerkungen verschmolz, ist nothwendig fragmentarischen Charakters; aber seine einzelnen Partien haben den Vortheil, daß sie die Eindrücke in dem Augenblicke, wo sie stattfanden, widerspiegeln, und ohne Zweifel ist so mancher Vorfall hier aufgezeichnet, welcher wenn er zur Zeit, wo er geschah, übersehen worden wäre, überhaupt niemals aufgezeichnet worden sein würde. In der That wird der Gallam von 1850 in seiner Geschichte Europas den Vorgängen in der Paulskirche nur wenige Seiten einräumen, und wir dürfen ziemlich überzeugt sein, daß sie die am wenigsten malerischen in seinem Buche sein werden. Dank der desultorischen Umsichtigkeit Herrn Kühne's erhalten wir hier ein gut Theil von buntgemischter Zeitskunde, von der wir ohne ihn nicht genau wissen würden, wo wir sie suchen sollten; denn er erzählt uns nicht nur, was geschah und was er darüber dachte, sondern auch, was andere darüber sprachen und schrieben. Der Umstand, daß das Buch eine Chronik der literarischen Ephemeriden, der politischen Pamphlete einer aufgeregten Periode ist, verleiht ihm vielleicht den größten Werth. Dann und wann befindet sich auch unter den Fragmenten ein amüsantes Gemälde.“ Der Berichterstatter theilt nun einige dieser Schilderungen mit, z. B. eine Beschreibung der Illumination, die am 1. April 1848 zur Ehre des Parlaments stattfand. Dieses Urtheil war uns besonders auch deshalb interessant, weil es zeigt, wie gering die Theilnahme ist, welche die Vorgänge und Verhandlungen in der Paulskirche im Ausland für sich zu erwenden vermochten, und wie wenig Bedeutung man ihnen hier beilegt. Ja, gesprochen und debattirt wurde in deutscher Weise sehr viel und mit wichtiger Miene, aber gethan sehr wenig und fast niemals das Richtige. Eine Versammlung tüchtiger und nicht doctrinärer Engländer würde sicherlich die Sache, um die es sich handelte, praktischer angefaßt und rascher und richtiger in Ordnung gebracht haben. Doch vergißt der Berichterstatter, daß es

immerhin eine große Erscheinung war, die frei Erwählten aller deutschen Staaten und Stämme zum ersten mal zu gemeinsamen politischen Verhandlungen zusammentreten zu sehen, und er vergißt zugleich, daß die Paulskirche damals der Mittelpunkt wichtiger und verhängnisvoller Ereignisse außerhalb derselben war, welche wahrlich des dramatischen Interesses nicht entbehren.

Bibliographie.

Ahrha, Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1864. Herausgegeben von A. B. Müller. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Sondershausen, Cülp. Gr. 16. 1 Thlr.

Kudonard, D., Die Mythen der Sereils und der türksische Harem. Aus dem Französischen überf. und mit Anmerkungen versehen von L. Wildberg. Bromberg, Levit. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bennet, G., Walde-Barren. Eine amerikanische Kriminalgeschichte. Aus dem Englischen überf. von Marie Heine. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 20 Ngr.

Bruno, A., Der Pilger von Canossa oder der Sieg der Krone. Eine dramatische Dichtung in fünf Acten. Gelle, Schulze. Gr. 16. 1 Thlr.

Buchholz, C., Poetische Erzählungen. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Buß, F. J., Rechtfertigung des Anspruchs Tirols auf seine Glaubenseinheit. Innsbruck. Gr. 8. 27 Ngr.

Goffel, A., Lebensbilder auf historischem Grunde. Langensalza, Gieseler. 1864. 8. 12 Ngr.

Gelfert, J. A., Freiherr von, Die Schlacht bei Kulm 1813. Mit 1 Uebersichts-Kärtchen des Schauplazes. Wien, Brandel u. Gwald. Gr. 8. 28 Ngr.

Geller, A., Rosenkräpplers Thilde. Roman aus Hamburgs Vergangenheit. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gemsen, L., Des Ministers Sündenbuch. Roman. 1te bis 4te Lieferung. Brann, Karastat. Gr. 8. à 3 Ngr.

Körner's, L., sämtliche Werke. Neue Ausgabe. 1ter Band. 1te Hälfte. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 6 Ngr.

Lever, G., Davenport Dunn. Der Mann der Zeit. Nechtmäßige deutsche Ausgabe. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Lorenzi, J. R., Ein Blick auf Spanien und die Spanier unter der Vormächtigkeith der maurischen Araber. Fragmente aus den Geschichtswerken des Don Diego Hurtado de Mendoza, Padre Don Juan Mariana, Don Francisco de Borbon y Conde u. s. w. Zusammengefaßt und verdeutscht. Wien, Gorißschel. 1864. 8. 16 Ngr.

Marr, F., Olympias. Geschichtliches Trauerspiel. Wien, Hartgraf. 8. 28 Ngr.

May, L. G., Die Verfassungs-Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Georg's III. 1760—1860. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen überf. und bearbeitet von D. G. Dyppeheim. 1ter Band und 2ten Bandes 1te Abtheilung. Leipzig, Mendelssohn. 1862. 63. Gr. 8. 3 Thlr.

Mendelssohn Bartholdy, F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. 1ter Band: Reisebriefe aus den Jahren 1830—32. Herausgegeben von F. Mendelssohn Bartholdy. 5te vermehrte Auflage. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Müller, D., Zwei Sünden an einem Herzen. Eine Erzählung. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neumann, Bab Königsdorf's Jastrzemb oder die drei Elisen. Bade-Novelle. Ratibor, Wichura. 8. 1 Thlr.

Die Ogilvies, oder: Herzenskämpfe. Roman von der Verfasserin von „John Halifax“ u. s. w. Aus dem Englischen von A. Kreschmar. Drei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr.

Johann Oefolampad, der Reformator von Basel. Basel, Bahmaier. Gr. 16. 4 Ngr.

Plagge, T., Der Mensch und seine psychische Erhaltung. Hygienische Briefe für weitere Lesekreise. Neuwied, Heuser. 1864. 8. 20 Ngr.

Plach, J. H., Ueber die Quellen zum Leben des Confucius namentlich seine sogenannten Hausgespräche (Kia-su). München, Franz. Gr. 8. 14 Ngr.

Putzig, G. zu, Baldemar. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Wagner. 16. 25 Ngr.

Raven, Mathilde, Aus vergangener Zeit. Gedichte. Gelle, Schulze. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reinting, L., Die Kriege der Römer in Germanien. Mit 1 Karte. Munkler, Regensburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Runge, R., Nordische Dramen. Hamburg, Hermann. 8. 1 Thlr.

Scheibe, L., Die Landwirthin. Original-Roman. Wien, Hartgraf. 1864. 8. 15 Ngr.

Schmölzer, J. G., Volkslieder aus Steyermark. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 15 Ngr.

Uhland, L., Gedichte und Dramen. Volks-Ausgabe. 1te Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 4 Ngr.

Uhlig von Uhlenau, G., Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Mit 1 Schlachtplane und 3 Ansichten der Monumente bei Kulm. Dresden, Türl. Gr. 8. 1 Thlr.

Ussinger, R., Deutsch-dänische Geschichte 1189—1227. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Veillot, L., G. H. Pius IX. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen überf. Straßburg, Dapfer-Berg. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogel, G., Aspern. Eine vaterländische Rhapsodie. Brann, Winifer. 8. 20 Ngr.

Von Triek nach Konstantinopel. Aus dem Tagebuch eines f. f. Offiziers. Wien. Gr. 8. 12 Ngr.

Weishaupt, R., Der Schmuggler, romantisches Gedicht. Königsberg, Rürnberger. 8. 7½ Ngr.

Wespe, G., Das Kloster. Ein didaktisches Gedicht. Neu herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen von O. F. G. Schönhuth. Tübingen. Qu. 16. 7½ Ngr.

Wilbermuth, Ottilie, Dichtungen. Basel, Bahmaier. 16. 12 Ngr.

Zianizka, R. L., Rahel oder 33 Jahre aus einem edeln Frauenleben. 1te Abtheilung. Ueber Rosen und Dornen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Bulle, C., Pascal. Eine Schatzrede mit polemischen Anmerkungen. Bremen, Geseuius. Gr. 8. 9 Ngr.

Fiedelbey, C., Die Jesuitenheze in Bremen. Bremen. Gr. 8. 9 Ngr.

Dieses Heftchen gehört der Gallmeier! Wien, Gorißschel. 16. 2 Ngr.

Gieronymi, W., Herr Reineke fuhs in „Mainz im Jahre 1863“. Bilder aus dem heiligen Federkriege in Regmanier und Stahlfederfisch ausgeführt. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 6 Ngr.

Kosog, Rede am „goldenen Blücherfeste“ den 30. August 1863 gehalten auf dem Buchholzberge bei Löwenberg. Bunzlau, Appun. 8. 1½ Ngr.

Preußen und das österreichische Bundes-Reform-Projekt. Berlin, Deder. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Gedichte.

- Amara George.** Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen. Eingeführt durch Mr. Kaufmann. Miniaturausgabe. 8. 1856. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Arndt (G. Mr.).** Blütenlese aus Altem und Neuem. 8. 1857. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.
- Baerensfeld (Ed. von).** Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 1856. (1 Thlr. 20 Ngr.) 10 Ngr.
- Böhrst (F.).** Gedichte. 8. 1851. (1 Thlr. 22 Ngr.) 10 Ngr.
- Dacq (Abf.).** Album aus Italien. 8. 1857. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Edermann (J. Pt.).** Gedichte. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.
- Enßlin (K.).** Fromm und frei. Gedichte. Miniaturausgabe. 8. 1856. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Färster (G.).** Gedichte. 8. 1854. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Färster (K.).** Gedichte. Herausgegeben von L. Fied. 2 Theile. Mit Färster's Bildnisse. 12. 1843. (8 Thlr.) 10 Ngr.
- Förster (Marie).** 8. 1857. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.
- Freudentheil (W. R.).** Gedichte. 8. Hamburg, 1831. (1 Thlr. 10 Ngr.) 6 Ngr.
- Gleim (J. W. L.).** Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. 12. 1841. (20 Ngr.) 4 Ngr.
- Harring (Harro).** Blüten. Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 8. Luzern, 1825. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Der Pfariot. — Der Rahn. Poetische Erzählungen. 8. Luzern, 1825. (10 Ngr.) 4 Ngr.
- Hefner (F. Mr.).** Lieder der unbekannten Gemeinde. Miniaturausgabe. 8. 1854. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Horn (Mr.).** Die Elie vom See. Dichtung. Miniaturausgabe. 8. 1853. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Magdala. Dichtung. 8. 1856. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Der Hort der Dichtung.** Eine Göttersage in 6 Gesängen. Miniaturausgabe. 8. 1853. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Koethe (F. A.).** Geistliche Lieder. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Rr. Wj. Meißner. Nebst einer Biographie Koethe's. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.
- Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Rr. Wj. Meißner. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.
- Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. 12. 1845. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Minnich (J. A.).** Alpenblumen. Eine Lese Schweizerischer Gedichte. 8. Luzern, 1836. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Rosen (Jul.).** Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr.) 10 Ngr.
- Rüller (W.).** Gedichte. Miniaturausgabe. 2 Theile. 8. 1850. (3 Thlr.) 1 Thlr.
- Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 1844. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- (Roth) und Jändendorf, (Ed. Glo.)** Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester Klothilde Roth und Jändendorf. 8. 1853. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Pfister zu Rued (J. S. K.).** Jugend-Phantasten. 8. Luzern, 1829. (12 1/2 Ngr.) 4 Ngr.

- Reichel (R. G.).** Maurergedichte. 8. Hamburg, 1832. (22 1/2 Ngr.) 6 Ngr.
- Neuere Gedichte. 8. Hamburg, 1836. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Zeitlänge. 8. Hamburg, 1815. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Reichold (Alwin).** Lyrische und dramatische Dichtungen. 12. 1846. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Reichold (Alb.).** Doctamebitus. Die Dicht enthält allerhand Gedichte von lustigem und ihrasthaften Inhalt, de il se in meinem Mufen-Stunden — I wull seggen: Mufen-Stunden — verfertigt ham. (Gedichte in plattdeutscher Mundart.) 8. Bismar, 1834. (12 Ngr.) 6 Ngr.
- Rouffean (J. Pt.).** Legenden. 8. Hamm, 1835. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Schults (Abf.).** Martin Luther. Ein lyrisch-eristher Cylas. 8. 1854. (18 Ngr.) 6 Ngr.
- Schulze (Ernst).** Cécilie. Miniaturausgabe. 2 Theile. 8. 1849. (3 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.
- Gedichte. Miniaturausgabe. 8. 1852. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Stamm (Theodor).** Gedichte. 12. 1845. (1 Thlr. 10 Ngr.) 6 Ngr.
- Stieglic (G.).** Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. 8. 1842. (12 Ngr.) 6 Ngr.
- Graß an Berlin. Ein Zukunftsraum. 8. 1838. (25 Ngr.) 6 Ngr.
- Wegel (F. Glo.).** Gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Hund. 8. 1838. (2 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässiger Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

15 Bände. In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gedicgenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagsbandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten neuen elften Auflage zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unternehmungen angenommen und ist dasselbe das oben erschienene erste Heft nebst Prospect zu haben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 42. —

15. October 1863.

Inhalt: Die patriotische Literatur zur Octoberfeier. Von Karl Oskar von Berner. — Kaulbach's Carton „Das Zeitalter der Reformation“. — Kottjen. (Eine englische anthropologische Zeitschrift; Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die patriotische Literatur zur Octoberfeier.

Das fünfzigjährige Jubelfest der glorreichen Befreiung Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft hat eine große Bewegung auch in der Presse hervorgerufen. Neue Werke, auf jene Zeit der Ehren bezüglich, sind erschienen: theils umfassende Schilderungen der Erhebung und des Kriesenkampfes, theils Darstellungen einzelner Theile und Momente desselben, Biographien, Flugschriften und Gedenkblätter; ältere Werke über die Freiheitskriege sind neu aufgelegt oder der Gegenwart wieder in das Gedächtniß gebracht worden; auch in der Unterhaltungsliteratur haben die Schriftsteller neuerdings den Stoff und das Fundament vielfach jener herrlichen Zeit entlehnt. Bei der großen Zahl dieser Erscheinungen müssen wir uns versagen, jeder eine ausführliche Besprechung zu widmen — viele entziehen sich auch einer solchen durch ihre geringe Bedeutung —, wir wollen aber versuchen, die betreffenden Werke, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, nach Kategorien geordnet, unsern Lesern vorzuführen.

I. Allgemeine Werke.

1. Vaterländisches Ehrenbuch. Schilderung der wichtigsten Ereignisse aus der Zeit der Befreiungskriege. In Bildern aus den Jahren 1813—15. Herausgegeben von E. Grosse und Franz Otto. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 17 Tonbildern, 160 in den Text gedruckten Illustrationen, sowie 1 Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Leipzig, Spamer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit diesem Werke, weil es schon in erster Auflage sich eines warmen und verdienten Beifalls zu erfreuen hatte, und weil es sich, bis auf einen geringen, als Nachwort gebrachten Tribut an die Tagesströmung, am reinsten von jenem tendenzlosen Mißklang gehalten hat, mit welchem die unselige Parteilung der Gegenwart dem deutschen Volke die Geschichte seiner ruhmvollsten Zeit färbt. Auch wir wünschen von Herzen, daß die Proclamation von Kalisch zu dem schönen Ziele geführt hätte, welches sie den Fürsten und Völkern Deutschlands stellte — damals aber war nur der eine Gedanke im ganzen Volke die alles bewegende und begeisterte Kraft: Freiheit vom Fremdjoch! Die

1863. 42.

innere politische Entwicklung zum Heile des Vaterlandes lag gewiß vielen erleuchteten und patriotischen Männern am Herzen, aber daß das Volk, als es nach langer Schmach fremder Unterdrückung und Verraubung dem Auf- rufe in Begeisterung folgend die Waffen ergriff, an etwas anderes gedacht habe, als die Franzosen aus dem Lande zu schlagen, daß es damit sich zugleich erweiterte bürgerliche Rechte, veränderte Staatsformen, freisinnige Verfassungen zu erringen gemeint, ist eine Unterstellung vom neuesten Datum. Das „Vaterländische Ehrenbuch“ hält sich frei davon. Es schildert die Erhebung, den Kampf und die Befreiung Deutschlands nach den besten und anerkanntesten Geschichtsschreibern, bei wichtigeren kürzern Episoden ausgesprochenem Maße mit den eigenen Worten derselben, und läßt oft, wo es anging, Zeitgenossen und Mitwirkende selbst reden. Dadurch hat es den rechten zeitgetreuen Ausdruck gewonnen. Die Form ist nicht die einer zusammenhängenden Darstellung, das Werk keine Kriegsgeschichte, es gibt uns „Bilder“ aus den Freiheitskriegen, aber dabei eine Fülle interessanter Einzelheiten und Charakterzüge, so daß es namentlich für die Jugend, der es insbesondere gewidmet ist, eine höchst anziehende Lectüre bietet. Die Anordnung des Inhalts hat der Verleger veranlaßt, dessen Einsicht und praktischer Blick bereits bei andern Werken seines Verlags Anerkennung gefunden hat. Wie „Der große König und sein Heer“, so wird auch das „Vaterländische Ehrenbuch“ bald eine Lieblingslectüre für jung und alt, ein Volksbuch im edlern Sinne des Wortes werden. Die zahlreichen Illustrationen, von denen manche vortrefflich sind, tragen gewiß, wie die ganze glänzende Ausstattung, dazu bei.

2. Die deutschen Freiheitskriege 1813—15. Für das deutsche Volk. Herausgegeben von Gotthardt Alfred Luther. Leipzig, C. Schäfer. 1863. Hoch 4. In Lieferungen zu 7½ Ngr.

In der Einleitung gibt der Verfasser Rechenschaft über den Zweck seines Buchs und den Plan, den er sich vorgezeichnet hat. Er geht von der französischen Revolution aus, deren Ursachen, Verlauf und Folgen er kurz angibt, knüpft daran in gedrängter Uebersicht die Kriege,

welche aus ihr hervorgingen, und wendet sich dann zu seinem Thema, um sich, wie er verspricht, „mit ganzer Kraft und Liebe der Glanzepoche unsers deutschen Vaterlandes, die einzig rein und golden dassteht in der Geschichte Deutschlands, weil sie einzig und allein durch Volksgeist, Volksthum und dem Gesamtwillen des Volks erreicht wurde“, zu widmen. „Ich meine“, sagt er dann, „die herrlichen Freiheitskriege, die Perle in den Annalen Deutschlands! Und dieses Buch soll dir gewidmet sein, o deutsches Volk, und ich werde mich mit Aufbietung aller meiner Kräfte bestreben, jeglichem deiner Anforderungen Genüge zu leisten. Was jene Helbenzeit Großartiges und Unerhörbares geschaffen, will ich in vollen Tönen loben und preisen.“ Gewiß ein schöner Voratz! Jubiläum-Ausgabe hat der Verleger auf den Umschlag gesetzt, wozu freilich das Papier und die zum Theil mangelhafte Correctur nicht recht passen wollten. Der Verfasser ist aber mit warmem patriotischen Herzen an sein Werk gegangen, und es that uns wohl, daß er dem Könige Friedrich Wilhelm III. überall Gelegenheit widerfahren läßt, was bei vielen Tageschriftstellern der Gegenwart nicht mehr der Fall ist. Die militärische Seite des Buchs können wir nicht gerade rühmen; eine neue Form und neue Aufschlüsse, welche versprochen sind, haben uns die bis jetzt vorliegenden Lieferungen noch nicht gebracht; indessen wird das Buch doch manchen Leser befriedigen, und es bleibt immer verdienstlich, dem deutschen Volke seine große Zeit stets von neuem in das Gedächtnis zu rufen, damit es bei künftiger Gefahr, wie damals, sich zur Werthetehdigung des Vaterlandes erhebe.

3. Geschichte der Befreiungskriege 1813. 1814. 1815. Von F. Förster. Mit Benutzung vieler bisher ungedruckter Quellen und mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen. Fünfte Auflage. Berlin, Tempel. 1868. Lex. 8. In Lieferungen zu 5 Rgr.

Dies Werk des bekannten und geachteten Historikers, der einst selbst die Waffen in dem großen Befreiungskampfe getragen hat, erschien zuerst im Jahre 1856, und seine neue Auflage ist jedenfalls das Bedeutendste unter den allgemeinen Werken, welche das Jubelfest gebracht hat. Vierzig Jahre, sagt uns die Einführung der fünften Auflage durch den Verleger, hat der Verfasser der Sammlung und Sichtung von Materialien gewidmet; seine persönlichen Beziehungen zu vielen hochgestellten und bedeutenden Männern haben ihn in den Besitz zahlreicher Mittheilungen und Actenstücke über jene Zeit gesetzt, welche andern nicht zu Gebote gestanden haben. Schon daß sein Werk sehr bald nach Weitzels vielgerühmter Geschichte erschien und binnen Jahresfrist zweimal neu gedruckt werden mußte, beweist, daß es Aufmerksamkeit erregte. Diese sprach sich aber auch in vielen Anfeindungen aus, welche mancher rücksichtslos geäußerten Kritik, mancher verletzenden Wahrheit, vorzüglich aber dem politischen Standpunkt des Verfassers galt. Wie man auch über denselben denken möge, so hat F. Förster denselben seit vierzig Jahren consequent behauptet, was für seine Ueberzeugung spricht und nicht allen, welche heute auf der Arena stehen, nachzurühmen ist. Unsern eigenen

Standpunkt und daß wir jede feste Gesinnung, sobald sie auf Ueberzeugung beruht, zu würdigen verstehen, wenn wir ihre Anschauungen auch nicht theilen, haben wir oft genug befundet.

Das Werk war eine Zeit lang verboten: dies Buch ist aufgehoben, wie uns der Umschlag der ersten Festschrift sagt. Es ist eine Declame — wer wollte aber, in dem immer wirksam ist, darüber rechten? Leider liegt uns nicht das ganze Werk vor, da die fünfte Auflage, wie uns gesagt wird, in einer Stärke von 4000 Exemplaren auch schon wieder vergriffen ist und abermals ein neuer Abdruck veranstaltet werden muß. In dieser Angelegenheit zu zweifeln, haben wir keinen Grund, sie kann wenigstens für den Erfolg sprechen. Und liegt indessen doch der erste Theil fast ganz und der Anfang des zweiten vor, und wir können daraus immerhin über das Ganze ein Urtheil gewinnen. Der innere Werth, die Bedeutung der gegebenen Aufschlüsse und Analysen, die Darstellung der Politik damaliger Zeit und der Kriegsergebnisse — wie sehr der Geschichtsforscher für jene und der Reichthum für diese bezaubern und befähigt war — würde doch dem Werke nicht die Ausbreitung gesichert, nicht das große Publikum, welches doch allein den massenhaften Absatz bewirken kann, dafür gewonnen haben, wenn es dem Verfasser nicht gelungen wäre, den Ton zu treffen, welcher Anklang in der Menge findet. Es ist der Witz und der Humor, der oft bitter genug wird, die Ironie — heute die beliebteste Behandlung aller Tragen! Der heisse Ausdruck, der nichts von schönem Redensarten weiß und selbst „Jahres Ungeklärtheit“ nicht scheut, auch die ganze Form und Fassung in kurzen Capiteln, mit illustrirenden Initialen und vollen, in gleichem Tone vorangestellter Inhaltsanzeigen, z. B. „Diplomatengesäusel und Federballspiel“, „Der Schwirgerhapa in Wien“, „Der Löwe der Wabtschlucht“ (Napoleon nämlich gewöhnlich) u. s. w.; außerdem aber die Fülle von Einzelheiten, welche der Verfasser aus dem Schatze seines Materials der Darstellung eingewebt hat. Förster's Werk muß übrigens der Beachtung Schieler's (von dessen „Erläuterungen“ wir weiter unten berichten) entgangen sein, sonst würde er die Behandlung Oesterreichs, seines Kaisers und seiner Feldherren nicht ungerügt gelassen haben. Ein Kapitel beginnt also: „Und Fürst Schwarzenberg liegt hier in Böhmen, pflügt den Acker, thut sich wenig grämen — und mit ihm die kaiserlichen und königlichen Hauptquartiere.“ Die Proclamationen der verbündeten Feldherren werden Papierdrachen genannt, die auf das deutsche Volk losgelassen und von diesem angefaßt worden, ohne viel Eindruck zu machen. Es ist das aber nur humoristisches Beiwerk der auf kritische Forschung begründeten Darstellung, welche, wie gesagt, auch ernst und würdevoll, vor allem in wärmster Vaterlandsliebe gehalten ist.

4. Aufrichtige Geschichte der Befreiungskriege. Berlin, Schweib. 1868. 12. 1 Thlr.

Von diesem Werke sind nur wenige Lieferungen zu unserer Kenntniß gekommen. Schon der Titel, der etwas wie Enthüllungen verspricht, deutet eine tendenziöse Schrift

an. Die Befreiungskriege werden hier dargestellt als für die Einheit Deutschlands und die allgemeine Völkerefreiheit modernsten Begriffs nur vom Willen des Volks unternommen und durchgeführt, ohne dem Könige, seinem Wort und seinen Behörden einigermassen Verdienst zu lassen. Dies in einer gewandten und frischen Darstellung — in welcher man Carlyle's Manier gefunden hat — mit Geist und vielen Stellen aus Arndt, Droysen, Berg, welche zu gebrauchen waren, der unwissenden heutigen Generation vorgetragen: sie muß es ja glauben! Die „Ideologen“ waren es, welche Deutschland gerettet und Napoleon gestürzt haben; man erstaunt nur, wie gewaltsam dieselben hier retrahiert werden: Scharnhorst, der kluge, besonnene Soldat, selbst der alte Blücher werden zu den Ideologen gezählt. Dort freilich gehört als „Hochwort“, wie er genannt wird, nicht dazu. Freiwillige und Landwehr sollen natürlich alles gethan haben, und die „Zwangsarmee“, nämlich die Verordnung vom 8. Febr., welche Strafen für Ausbleibende anordnete, figurirt auch hier. Niemand erkennt gewiß die fremdliche Begeisterung, welche 12000 Freiwillige unter die Waffen führte, ehrender und das moralische Gewicht, welches diese Blüthe der Nation in die Waagschale warf, höher an als wir; aber wenn der Verfasser in dem Wahn lebt, daß die Landwehr ohne den Zwang der Verordnung vom 8. Febr. freiwillig in einer Stärke zusammengekommen wäre, um den Niesenkampf mit Napoleon aufzunehmen, so mag er sich aus der actenmäßigen „Geschichte der Landwehr“, von welcher weiter unten die Rede sein wird, eines Befehrs belehren! Befehl wie der Regierung und auch dem stehenden Heere den gebührenden Ruhmesantheil. Der Wahrheit die Ehre und nicht bloß der Parteiliebe!

5. Die Freiheitskriege in Charakterbildern. Nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für Freunde vaterländischer Geschichte, insbesondere für die Jugend und ihre Lehrer bearbeitet von F. C. Paulig. Frankfurt a. O., Paulig. 1863. 8. 20 Mgr.

Eine gedrängte, gutgeschriebene Darstellung, welche im anspruchslosen Gewande, 14 Bogen stark, die Denkwürdigkeit der Kreise, für welche sie bestimmt ist, vollkommen verdient und sich Lehrern und Schülern auch durch ihre Wohlfeilheit empfiehlt. Unter den Männern jener Zeit ist besonders Blücher, der Held des Volks, mit Vorliebe in vielen Charakterzügen geschildert.

Folgende Schriften mögen hier nur mit ihren Titeln angeführt sein:

6. Die Freiheitskriege. Vaterländische Geschichte der Jahre 1806—15. Von W. Pierow. Berlin, Kreemann. 1863. Gr. 16. 5 Mgr.

7. Die Befreiungskriege. Eine Jubelschrift zur Erinnerung an die denkwürdige Zeit von 1813—15. Von von Debenroth. Berlin, Schöffer. 1863. 16. 2 1/2 Mgr.

8. Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Von G. u. A. v. Dahn. Gießen, Christlicher Verein für das nördliche Deutschland. 1863. 8. 8 Mgr.

Als eine Ergänzung zu den Geschichten der Freiheitskriege, welche die Zeit von 1805—13 zwar als Einzelung, aber doch nicht so erschöpfend behandeln, als es

nothwendig ist, um dem deutschen Volke die Ursachen seiner Schmach zu zeigen, erscheint ein Werk unter dem Titel:

9. Die Männer des Volks in der Zeit deutschen Elends. 1805—18. Nach Briefen und Manuskripten. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Burger. Berlin, Seeberg. 1863. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Mgr.

Etwas drohend im Programm, aber bei näherer Betrachtung nicht so feindselig der abweichenden Meinung über manche Zeitfragen. „Es ist wahrer Patriotismus, die Gebrechen rückwärtslos aufzudecken, an denen Deutschland damals krankte“, sagt der Verfasser im Vorwort, und jeder Vaterlandsfreund wird ihm beistimmen. Er hat dazu die Zeitquellen, besonders die „Vertrauten Briefe“ Solms's, Hornmayer und von neuern Schriften hauptsächlich die Gausser's benützt. Was in Deutschland und im Staate Preußen saul war, beleuchtet er mit unerbittlicher Schärfe; er schildert den Sturz, aber er gibt ihn nicht in gewohnter Weise der Arme im allgemeinen, sondern ihren höhern Führern wie den herrschenden Zuständen mit ihren Trägern schuld, und hebt auch die Beispiele von edler Gesinnung und Heldenthum in jener trüben Zeit hervor. Es ist ein trauriges Bild, das in seinen einzelnen Zügen vor uns aufgerollt wird, so vollständig, wie es der Gegenwart bei ihrem kurzen Gedächtniß wol ganz entschwunden war. Daß der Verfasser dabei gerecht ist gegen den König, dessen Nachruhm neuere Führer vielfach mit ihrem Gift besprengen, beweise die Schilderung der Zusammenkunft mit dem Franzosenkaiser. „Napoleon erwartete einen Gleitenden zu sehen, er fand allerdings einen Gebeugten, aber doch einen Mann, der seinen königlichen Stolz keinem Augenblick vergaß; der höhnen Uebermuth des Siegers begegnete der Majestät des Unglücks, das, würdevoll getragen, jede Beleidigung auf die Ehre dessen zurückwarf, der sich an ihm zu vergehen wagte.“ Der Königin Luise, der ja nur von einem Napoleon schimpfliche Nachrede nachfahren ist, gibt das Werk die Straßenträne, welche sie verdient. Wir wollen noch einen gerechten Anspruch anführen, um so werthvoller für uns, weil er von einem entschiedenen Liberalen kommt, wie sich der Verfasser im ganzen Werke bekundet:

Es war nicht die Arme, es war der absolute Staat mit seiner Maschinerie, der 1806 und 1807 gerichtet wurde und in Schmach sich beugte, denn von dem Augenblick an, wo die Reformen Stein's den Volkgeist wach riefen, da erst erstand und wuchs heran das Preußen von 1813, und als im Volke die besten Kräfte zur Geltung kamen, wurden sie auch im Heere lebendig; das so viel geschwächte Heer von 1805 hat dem von 1813 den Kern geliefert. Blücher, Dörflinger, Gneisenau, Scharnhorst u. s. w. waren nicht die einzigen; fast alle die Männer, die 1813—15 die Truppen zum Siege geführt, hatten 1805 eine Stelle in der Arme, und die Söhne jener Commandanten, die sich euhrt, der Familien, deren Name gebührend war, blühten in den Befreiungskriegen.

Das ist die Stimme der Wahrheit, möge sie nicht verhallen — möge sie der Verfasser der „aufrichtigen“ Geschichte auch hören! Hätten etwa die tapfern Freiwilligen, die Landwehren, denen letzterer allein den Sieg zuschreibt, diesen Sieg auch ohne die vorkämpfenden Junker, die altgedienten Offiziere, welche ihre Führer wurden,

errungen? Das kann wirklich nur die absichtliche Parteilichkeit behaupten! Unser Werk bringt ein höchst interessantes Schreiben von Osniesau an den Grafen Münster vom Jahre 1811, in welchem er ihm die Offiziere nennt, auf die er bei der beabsichtigten Bildung einer deutschen Legion rechnete: wir haben diese Männer fast alle persönlich gekannt und zu hohen Stellen aufsteigen sehen: Boyen, Grolman, Clauswitz, Graf Dohna, Rüpow, Monhaupt u. s. w. Dann werden die hervorragenden Persönlichkeiten und die Reformen in der Armee betrachtet. Eins der wichtigsten Kapitel, das wir dem ganzen deutschen Volk zum unvergeßlichen Gedächtniß empfehlen, führt die Ueberschrift: „Die Erpressungen der Franzosen.“ Berechnen lassen sich dieselben nicht einmal annähernd, weil außer der Kriegscontribution und den Lieferungen noch die nicht festzustellenden Erpressungen der einzelnen französischen Marschälle, Generale, Offiziere und Commissare, Beamten und Lieferanten hinzukommen. Eine französische Angabe berechnet die Summe der Kriegskosten und Lieferungen für Norddeutschland auf 603,227,922 Frs., also über 1600 Mill. Thlr.!

Der Verfasser erzählt nun viel Einzelheiten in diesem traurigen statistischen Kapitel, dessen Inhalt schon um materieller Interessen willen, die ja die Gegenwart beherrschen sollen, das deutsche Volk von jeder Liebäugelei mit dem „weltgeträgten Adler“, wie ihn Förster nennt, heilen und es zur kräftigsten Bewahrung seiner Grenzen mahnen muß. Von diesem dunkeln Bilde, das nur zum Schluß durch das Spottlied: „Des Ritters von der traurigen Gestalt thränenreicher Abschied von Kassel“, erheitert wird, wendet sich der Verfasser zu dem lichten der Reformen Stein's in Preußen und zu der geistigen Revolution mit deren Trägern Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Fichte, Schleiermacher, Arndt. Er führt den Congress von Erfurt mit seinem Partee von Königen vor, und die Ereignisse des Jahres 1809, welches er das der verunglücktesten Versuche nennt. Der Leser erhält einen Einblick in das stille Wirken der patriotischen Partei in Deutschland, einen Ueberblick über die Ausbreitung der Verbindungen, welche von 1808—13 das Feuer in der Asche geschürt haben. Wir haben ihn so vollständig zusammengestellt noch nicht gefunden. Traurig ist, was wir über den Ausgang der Erhebung Tirols lesen, obgleich der Verfasser hier meist dem erbitterten Hornmayer gefolgt ist. Es erklärt sich manche Erscheinung der Neuzeit aus jenen Tagen, wir konnten selbst einiges hinzufügen, was wir bei einem Gespräch mit einem Kampfgenossen Hofer's vor Jahren in Salurn gehört. Dieser war übrigens der Meinung, nicht Hofer, sondern der junge Moor, der, irren wir nicht, im Schwärzpass gefallen, sei der rechte Mann für die Führung gewesen: ihn hätte man damit betrauen müssen.

Die letzte Lieferung des Werks, die uns zugegangen ist, schildert den Krieg von 1809 und die Lage der Dinge in Preußen. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser seine Arbeit consequent zu Ende geführt hat. Warum nennt er sich aber nicht?

II. Monographien.

1. Geschichte der preussischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Errichtung und bürgerlichen Organisation. Nach den besten vorhandenen Quellen von H. Brauer. Erster Halbband. Berlin, Winter und Sohn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die preussische Landwehr hat einen so ruhmvollen Antheil an den Freiheitskriegen genommen und in der neuesten Heeresorganisation durch den Conflict abweichender Meinungen über die ihr gebührende Stellung eine solche Bedeutung erlangt, daß eine Geschichte derselben zu den verdienstlichsten Werken gehört. Wir können dem Verfasser aus voller Ueberzeugung unsere Anerkennung sagen, daß er seine Aufgabe mit Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe gelöst hat und daß der allgemeine Beifall, welchen seine Schrift in der militärischen Presse gefunden, ein wohlverdienter ist. Diese Aufgabe war nicht leicht, gerade in der „brennenden Frage“ der Gegenwart. Die Geschichtsschreibung aber, wie er selbst richtig sagt, soll ihr Urtheil objectiv und selbständig fällen, ohne sich durch die wechselnde Strömung des Tages leiten zu lassen. In dem ersten Halbbande, der uns vorliegt und mit dem Jahre 1815 abschließt, wird als Vorgeschichte der militärischen Charakter des preussischen Staats in seiner historischen Entwicklung und die vaterländische Wehroverfassung von ihren Anfängen bis zum Jahre 1813 geschildert, und dabei hervorgehoben, wie die von Friedrich I. im Jahre 1701 errichtete Landmiliz mit der spätern Landwehroverfassung in nahem Zusammenhange steht. Friedrich Wilhelm I. hob dieselbe zwar wieder auf, mußte aber doch zuletzt die zweite Kategorie nationaler Wehrkraft: die zur Landesverteidigung bestimmte Reserve, wiederherstellen in den Landwehregimentern. Unter Friedrich dem Großen traten während des siebenjährigen Kriegs freiwillige Milizen auf. „Später (bemerkt der Verfasser) läuft der historische Faden nur noch in Entwürfen fort, welche von Männern gemacht wurden, die ihrer Zeit vorangeeilt waren und auf dem Boden der geschichtlichen Entwicklung diejenigen Einrichtungen für die Wehrkraft des Landes treffen wollten, welche ihm vielleicht die unglückliche Katastrophe von 1806 erspart, dann aber allerdings auch einen großen Theil der Segnungen entzogen hätten, die in jenen harten Zeiten des Unglücks, der Prüfung und der Erhebung gewonnen wurden.“

Mit Fleiß und Gründlichkeit hat der Verfasser diese Entwürfe in den Acten studirt; der Plan des Majors von dem Knefbeck, der die Reorganisation des Wehrsystems zu einem nationalen Heerwesen am schärfsten und besten aufgefaßt hatte, ist im Original zwar nicht aufgefunden gewesen, hat sich aber in seinen Grundzügen an der ungünstigen Beurtheilung, die er durch Rüchel's Gutachten erfahren, deutlich erkennen lassen. Welche Schäden in der Armee zu der Katastrophe von 1806 geführt, weist der Verfasser ohne Beschönigung nach; er verwahrt aber durch Thatfachen die Mannschaft und die Subalternoffiziere gegen die beliebten Redensarten neuerer Zeit. „Nicht die Untüchtigkeit oder Feigheit der großen Masse des Heeres, die ihre Schuldigkeit brav gethan, sondern die

Untauglichkeit gewisser Kreise in demselben, sowie die einseitige, unzureichende Organisation, die auf die besten Kräfte des Landes verzichtete, von der traditionell-historischen Bahn abgewichen war, sie führten Preußen an den Abgrund und zu dem Frieden von Tilsit."

Daß man zu diesem nur durch den Abfall der Russen gezwungen worden, und sofort nach dem Friedensabschluß von dem Gedanken an einen neuen, mit Ausbletung aller Mittel und Kräfte zu führenden Befreiungskrieg erfüllt war, beweist ein bereits am 21. Juli 1807 von Scharnhorst dem König vorgelegtes Mémoire, das hier mitgeteilt wird. Ebenso lesen wir die Punkte, welche der König selbst für die Reorganisation des Heeres aufgestellt hat. Scharnhorst's Krümpersystem — eine umfassende Ausführung des bereits vor dem Kriege von Courbière angeregten Plans — bezweckte die Vermehrung des stehenden Heeres; ein „vorläufiger Entwurf für die Verfassung der Provinzialtruppen“ von 1808 enthielt den Gedanken einer allgemeinen Landesbewaffnung, welcher in den wichtigsten Punkten die Grundlage für die spätern Verordnungen über die Landwehr geworden ist. Diese Landesbewaffnung sollte aber völlig selbständig neben dem stehenden Heere organisiert werden, und nicht (wie die 1815 erfolgte Landwehrordnung bestimmt hat) durch dasselbe gehen; sie sollte nicht durch Ausbildung der Mannschaft im stehenden Heere, wie jetzt, erzielt werden. Im Frieden sollten die Provinzialtruppen die Stützen der Exekutivgewalt, zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung sein, im Kriege aber mobilisiert und auch für Kriegszwecke verwendet werden, wobei man hauptsächlich den kleinen Krieg im Auge hatte. So war Scharnhorst's ursprünglicher Plan. Napoleon's Machtpruch verhinderte die Ausführung desselben, er wurde aber nur vertagt, um später in der vollendeten Form der Landwehr zu Tage zu treten. Die Errichtung derselben in den Jahren 1813 und 1814 wird in der ersten Abtheilung des vorliegenden Bandes dargestellt. Wir empfehlen die Verhandlungen der ostpreussischen Stände, wie das Schreiben des Grafen Dohna, welcher als die Seele der ganzen That sich unsterbliches Verdienst erworben hat, unsern modernen Geschichtsfälschern als ein Zeugniß damaliger Gesinnung. Mit diesem Schreiben und einem von York wurde der ostpreussische Entwurf dem Könige vorgelegt, welcher hierauf die Errichtung der Landwehr für die ganze Monarchie befohl. Man hat über die Priorität des Plans für dieselbe viel gestritten: es liegen aber die klaren Beweise vor, daß Scharnhorst schon lange vor dem ostpreussischen Entwurf einen vollendeten Plan niedergelegt hat, dem jener nur angepasst worden ist; überdem hat ein Aufsatz von Clausewitz der in Königsberg angenommenen Fassung zum Grunde gelegen und Clausewitz war früher Scharnhorst's Adjutant, mit dessen Ideen genau vertraut, daher auch die Uebereinstimmung beider Entwürfe in vielen Punkten. Drei solche wurden abgeändert, nämlich daß die Landwehr nur aus Infanterie bestehen, nicht außer der Provinz verwendet werden und daß die Stellvertretung gestattet sein sollte.

Der glühende Patriotismus und die eiserne Willens-

kraft, mit welcher in Ostpreußen die Landwehr gebildet wurde, erfüllt uns mit gerechter Bewunderung; wie es aber dabei in Westpreußen, in Schlesien selbst in Potsdam zugegangen ist, mögen diejenigen hier lesen, welche uns erzählen, daß die Befreiung ganz allein durch den ureigenen Willen des Volks geschehen, und die Regierung mit ihren Befehlen gar nichts dazu gethan, als diesen Willen aufzurufen und gewähren zu lassen. Jedem das Seine! Eine glänzende Leistung unter den schwierigsten Umständen war die Errichtung der kurmärkischen Landwehr, und auch jene durch Zwangsmaßregeln gebildeten Truppen haben im Felde gar bald den anfänglichen Spott der Franzosen über die „Kreuzbauern“ in jene fast panische Furcht vor dem „peuple sauvage de la Landwehr“ verwandelt. Der Verfasser stellt nach authentischen Quellen die Formation in allen Provinzen mit ihren eigenthümlichen Verhältnissen dar, und fügt der Vollständigkeit wegen auch gleich die Errichtung der Landwehr in den durch den Frieden von Tilsit verloren gegangenen Provinzen nach ihrer Wiedereroberung hinzu, nebst den allgemeinen Veränderungen in der Formation während der Jahre 1813 und 1814. Ein Rückblick würdigt die bewiesene Opferwilligkeit, Eingebung und Energie, durch welche die in der Landwehr des Jahres 1813 verkörperte außerordentliche, noch von keinem andern überbotene Kraft des preussischen Volks die höchste Bewunderung verdient. Er gibt dann im einzelnen an, was die verschiedenen Provinzen bis zum Beginn der Feindseligkeiten gestellt; die Gesamtstärke betrug 149 Bataillone, 113 1/2 Escadrons, 120504 Mann.

In der zweiten Abtheilung wird die Theilnahme der Landwehr am Kriege von 1813 und 1814 geschildert. Vor dem Waffenstillstande war sie noch nicht kriegsfähig und dieser für sie von der größten Bedeutung; ihm allein verdankt sie ihre Vollendung und ihm wahrscheinlich Preußen und Deutschland seine Befreiung. Nach dem Waffenstillstande erscheinen die Streikräfte in drei Hauptgruppen: Operationsarmee im freien Felde, Blockadecorps und Besatzungstruppen. Die Landwehr wurde folgendermaßen vertheilt: zur Feldarmee 93 1/2 Bataillone, 83 1/2 Escadrons; zu den Blockadecorps 39 Bataillone, 18 Escadrons; zu den Besatzungen 16 1/2 Bataillone, 12 Escadrons. Die Linie in der Feldarmee betrug 92914 Mann, die Landwehr 66942 Mann. Beide haben gleichmäßig um den Preis der Ehre gekämpft, aber schon dies Zahlenverhältniß mag gewisse Redensarten entkräften. Für die Landwehr war das Treffen von Hagelsberg das glänzendste, hier gebührt ihr der Ruhm des Tags fast ausschließlich, da sie in allen Stadien des Kampfes die Hauptrolle spielte und von den Linientruppen nur unterstützt wurde, während in den meisten andern Schlachten die Landwehr als der unterstützende Theil erscheint. Der Verfasser bemerkt:

Außerdem gewährt dies Treffen ein interessantes Bild von dem Verhalten guter und von vorzüglichem Geiste besetzter Landwehren, welche zum ersten male ins Feuer kommen. Freilich findet sich hierbei nichts von jener Fabel, der zufolge die Landwehrmänner sich als lauter Winkelriede in die Bajonnette des Feindes gestürzt und ihn vernichtet haben, sodas sie überall die

Entscheidung gahen und den Einentruppen nur das Nachsehen übrig ließen. Wer an derartigen Unthaten wirklich geglaubt hat, dem können wir nur das gründliche Studium der Thatsachen empfehlen.

Diese Thatsachen erzählt der Verfasser mit wärmster Vorliebe für seinen Stoff, aber ohne die einzelnen Schatten in dem strahlenden Lichte des Ruhms zu vertuschen, weil ihm die Wahrheit über alles ging und jene Schatten immer schnell vorüberzogen. Mit dem Jahre 1815 endet die Geschichte der alten Landwehr; im Laufe eines langen Friedens trat eine neue an deren Stelle, welche von ihr wenig mehr als den Namen und das Kreuz behalten hatte. Die Geschichte derselben wird den zweiten Halbband fällen, dessen Erscheinen wir mit Erwartung entgegensehen. Vielleicht trägt er zur Verständigung in dem beklagenswerthen Conflict bei, der über eine Lebensfrage Preussens zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaus entstanden ist; wir empfehlen ihn im voraus, Anknüpfend an die Schlußbetrachtung des ersten Halbbandes, zum ernstesten Studium tatsächlicher Verhältnisse.

2. Hannovers Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813, mit besonderer Rücksicht auf die Truppenformationen an der Elbe. Von B. Jacobi. Mit zwei Terrainzeichnungen. Hannover, Helwing. 1868. Gr. 8. 28 Rgr.

Mit der französischen Besetzung von 1803 hatte Kurhannover tatsächlich aufgehört zu existiren, es war später theils dem neuen Königreich Westfalen, theils dem französischen Kaiserthum, der bis Lübeck reichte, einverleibt worden. Ein zehnjähriger unerträglicher Druck hatte die materiellen Kräfte der Lande erschöpft, und die despotische Macht der Behörden, unterstützt durch das Fouche'sche Polizeisystem, hielt mit eiserner Hand jede geistige Bewegung nieder. Die thatkräftigen Elemente der aufgelösten hannoverschen Armee hatten sich nach England gewandt und kämpften seit Jahren in der deutschen Legion in Spanien, auch viele jüngere Söhne des Landes waren heimlich hinübergewandert und viele Tausende folgten gezwungen den französischen Abkern. So war es nicht möglich, daß die Begeisterung des Volks, das nur zu geneigt war, das französische Joch abzuschütteln, sich im Jahre 1813 von Anfang an in gleicher Weise in Thaten bewährte, wie sie Preussens Volk bewiesen hat.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat es unternommen, zu schildern, was unter so ungünstigen Verhältnissen wirklich für das große Werk der Befreiung in Hannover geschehen ist, und die dürftigen Quellen, die ihm zu Gebote standen, mit Geschick benützt, um eine bisher fehlende Darstellung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er betrachtet zuerst die diplomatischen Vorbereitungen zur Waffnung der hannoverschen Kurlande. Schon im Sommer 1812 waren durch Stein in Petersburg und durch Münster und Gneisenau in London Schritte geschehen, um mit schwedischer Hülfe eine Landung an der Nordküste Deutschlands auszuführen. Dazu war die russisch-deutsche Legion bestimmt (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861); dann sollte in Hannover ein Armeecorps gebildet werden. Aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung und die Unterhandlungen mit Schweden zogen sich in die Länge,

bis Lettenborn's Zug nach Hamburg die östlichen Landtheile auf eine kurze Zeit vom Feinde befreit und im diesen, besonders in Lüneburg, sich der Enthusiasmus regte, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Der Verfasser beleuchtet die Ursachen, warum von den Allirten, von Schweden, von England, dessen eigene Interessen es suchten, nichts für die Behauptung des so schnell befreiten Landes an der Niederelbe geschah. Münsters Besatzungen, die bei den englischen Ministern nur Hindernisse fanden; die Instruction, welche endlich der Prinz-Regent dem Grafen Kielmannsegg für die Einleitung der militärischen Maßregeln gab, die Ankunft des Grafen v. Moltke endlich am 17. April, um im Auftrage des Kaisers Alexander den Oberbefehl über die fliegenden Corps an der untern Elbe und alle dort neuerrichteten Truppen zu übernehmen — zu spät um drei bis vier Wochen! — wir lesen es hier, nach einer gelungenen Darstellung des Geschehens von Lüneburg, im Zusammenhang. Die hannoverschen Formationen, ihr Ursprung und Wachsthum werden detaillirt geschildert und die Ursachen gesucht, warum in den ersten fünf Wochen die Sache keine größere Ausdehnung gewann. Der Verfasser gibt die geringe Zahl der Freiwilligen, welche sich gestellt hat, wol zu, aber für diese nimmt er den ersten Patriotismus in Anspruch, was niemand leugnen wird, ohne damit jene Thatsache zu entschuldigen. Das englische Cabinet übertrug das Commando über die zu errichtenden und für den Dienst des Königs in Pflicht und Sold zu nehmenden Truppen dem britischen General Lyon, es sah das Aufstehen eines hannoverschen Corps unter eigener Fahne als unzulässig an. Bis zum 23. April waren fünf Corps, zusammen etwa 3300 Mann stark, gebildet, aber das ganze Land bis an die Elbe wieder in die Gewalt der Franzosen gekommen, wodurch die Werbung abermals gehemmt wurde. Wir lesen die Stadt und Ordonnances für diese Hanoverian levies, ihre Vermehrung und weitere Fortbildung, ferner die Kriegsergebnisse bis zum Falle Hamburgs, wobei der Verfasser handschriftliche Mittheilungen des Grafen Kielmannsegg und anderer und die Darstellung von Dehnel (vgl. Nr. 29 d. Bl. f. 1860) benützt hat, endlich im Detail die organisatorischen Maßregeln während des Waffenstillstandes, wodurch die hannoverschen Truppen auf 5300 Mann anwuchsen: allerdings, wie der Verfasser sagt, kein glänzendes Resultat, aber alles, was geleistet werden konnte, solange das Vaterland in Feindes Händen war. Das Werk schließt damit und ist als ein Beitrag zur Specialtruppengeschichte besonders für die hannoversche Armee, in welche jene Formationen übergegangen sind, von Interesse.

3. Ein Streifzug der Lühowschen Reitergarde und der Ueberfall bei Rügen. Geschildert von einem alten Lühower. Berlin, Schleser. 1863. Gr. 8. 17 1/2 Rgr.

Der berühmte Ueberfall bei Rügen ist das Hauptstück der kleinen Schrift, deren Verfasser als Mitkämpfer die ungenauen oder falschen Darstellungen desselben berichtigt, auch das Urtheil über den General Hornum, das nach beiden

Walten hin der Unparteilichkeit bloßes entbehrt, auf ein gerechtes Maß zurückzuführen sucht. Daß er es erst jetzt als selbstständiger Greis thut, erklärt er daraus, daß er, obgleich früher mehrfach dazu aufgefordert, doch bei dem Gedanken an jene That noch nicht die gehörige Ruhe gewonnen hatte. Er kommt zuerst kurz auf die Entstehungsgeschichte der Lützow'schen Freischär zurück und bezogen, als Ringmeister des Jugendbundes seit 1811, daß der Gedanke an die Bildung deutscher Freischaren, sobald der Sturm losbrechen würde, damals schon entstanden ist, und von Patrioten der Zeit in allen Richtungen, besonders an die Hochschulen getragen wurde. Namentlich in Halle war alles vorbereitet, sobald beim Aufrufe des Königs von Preußen gleich 24 junge Männer, der Verfasser unter ihnen, nach Breslau eilten. Es waren diejenigen, welche bei ihrer Ankunft, wie oft erzählt worden ist, der König zufällig traf und kurz fragte: „Berlin?“ worauf sie durch ihre Antwort: „Halle! Halle, Majestät!“ ihm hoch erfreuten. Sie schlossen sich dort der in der Bildung begriffenen Lützow'schen Schar an, von welcher der Verfasser sagt:

Das Bild der Einheit Deutschlands hat sich, wenn auch in einem kleinen Rahmen, nie anschaulicher, kräftiger und erregender dargestellt, als in dieser Schar bis zum Ueberfalle von Aken. In ihr war jedes deutsche Land durch Freiwillige vertreten, jeder Stand, Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel, wie das höhere Beamtenhum; die zweite Schwadron bestand fast nur aus Studenten und hieß darum die Studenten-Schwadron.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, der vor allen dazu berufen ist, nicht eine ausführliche, bis in persönliche Verhältnisse eingehende Geschichte der Lützower geschrieben und sich nur mit dieser kleinen Darstellung des letzten Streifzugs vor dem Waffenstillstande und des Ueberfalls begnügt hat. Der letztere ist aus unvergleichlicher Erinnerung geschildert. Der Verfasser schließt auch der erst im Augenblick der äußersten Verlegenheit Rathgefun denen Einsetzung des bairischen Parlamentärs vor Hof, sowie des französischen vor Leipzig, daß Napoleon's Befehlshaber auf dem linken Ufer bei Mittheilung des abgeschlossenen Waffenstillstandes den gebirgten Befehl erhalten, den im Rücken strömenden feindlichen Scharen nur im dem Falle Mittheilung zu machen, wenn diese gegen sie im Vortheil und ihnen die Vernichtung derselben nicht möglich wäre. Doch thut er dem sächsischen Kriegsminister von Werdtorf unrecht, wenn er ihn der Hülfeleistung bei dem „hinterlistigen, kriegsrechtwidrigen Aufschlag auf deutsche Stammgenossen“ beschuldigt. Der Marschcommissar, der zu Lützen geschickt wurde, hieß übrigens nicht von Jenseit, sondern von Schütz, aus einer bekannten sächsischen Familie. Daß Normann durch Abwendung eines Parlamentärs Lützen habe retten wollen, hält der Verfasser für möglich, wenn er auch in Abrede stellt, daß es in so ausdrucklicher Weise geschehen, wie der vortem-berger'sche Geschichtsschreiber Zimmermann behauptet, dessen Darstellung hier eine falsch verordnete und ungenaue genannt wird. Dieser leugnet sogar, daß es ein Ueberfall gewesen, die Schar habe nur gezwungen werden sol-

len, die Waffen niederzulegen, und erst, als Schüsse von den Lützowern auf die Württemberger gefallen, seien diese ohne Befehl ihrer Offiziere mit dem „charakteristischen“ Geschrei: „Ihr preussischen Hunde!“ zum Einbaue gestürzt. Der Verfasser hat alles selbst gesehen und gehört; es ist bei dem Veranschaulichen der Württemberger an die Schaufsee, das in der Finsterniß des Abends rasch und unbemerkt erfolgte, vor dem Angriff kein Schuß gefallen.

Der Feind hatte eingeschwenkt und war ganz ruhig bis in die Nähe des Schaufseegrabens zu unserer Linken herangeschlichen, wo wir eine in der Finsterniß unabsehbare feindliche Linie mit gezogenen Schwertern zur Seite hatten, während wir zur Rechten gegen Häuser und Gärten geworfen waren. Der Feind stürzte sich gleichzeitig auf den Rücken und in die Fronte mit einem wilden heulenden Geschrei: „Ihr preussischen Hunde!“ so daß wir über die uns feindlich gegenüberstehende Landmannschaft keinen Zweifel mehr haben konnten.

Das Schicksal der überfallenen Marschcolonne der drei Schwadronen ist bekannt; wie der wol 20 Minuten dauernde furchtbare Schwerterkampf sich gestaltete, wie die Mannschwadron, welche den Vortrag bildete, den gefangenen Lützen und sich selbst gerettet hat und die persönlichen Schicksale des Verfassers werden unsere Leser in der kleinen Schrift finden, die ihnen eine interessante Lectüre bieten wird.

4. Die Schlacht von Großbeeren. Zur fünfzigjährigen Jubelfeier von Wilhelm Köhn von Jastl. Berlin, J. Schulze. 1863. 8. 6 Mgr.

5. Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. Zur fünfzigjährigen Jubelfeier von Wilhelm Köhn von Jastl. Berlin, J. Schulze. 1863. 8. 3 Mgr.

Beide Kriegsbegebenheiten sind für das größere Publikum hier in gedrängter Darstellung von sechs Bogen in Duodez gut erzählt, wobei die Darstellung derselben, welche in dem Beibesten zum „Militärwachenblatt“ vor einiger Zeit erschienen, zum Grunde gelegt ist und aus den Veröffentlichungen, welche unmittelbar auf die Thaten von Großbeeren folgten, einige Mittheilungen gemacht sind, welche die Darstellung vervollständigen.

6. Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Nach authentischen Quellen bearbeitet von P. Uhlig von Uhlenau. Mit einem Schlachtplan und drei Ansichten der Monumente bei Kulm. Dresden, Zief. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat bereits über die Schlacht von Kulm eine kleine Schrift veröffentlicht, zu welcher an Ort und Stelle Notizen gesammelt sind; in gleicher Weise sind die lokalen Verhältnisse in der vorliegenden Darstellung, die Erinnerungen noch lebender Zeitgenossen in Leipzig und der Umgegend, die officiellen Actenstücke, welche mitgetheilt werden, wichtig und beachtenswerth.

7. Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den besten Quellen bearbeitet von Franz Sommer. Zweite, revidirte und verbesserte Ausgabe. Eine Erinnerungsgabe zur Jubelfeier im Jahre 1863. Mit einem Fährer durch das Schlachtfeld und einem Plane desselben. Leipzig, Dörfler Buchhandlung. 1863. Gr. 16. 15 Mgr.

Die erste Auflage dieses Werks erschien im Jahre 1847; der Verfasser hatte, wie er in der Vorrede zu

derselben sagte, seit einer Reihe von Jahren sich bemüht, den Gang des großen Kampfes bis in seine Einzelheiten kennen zu lernen und sich für diesen Zweck nicht allein mit der reichhaltigen Literatur desselben bekannt gemacht, sondern auch an allen Orten des weiten Schlachtfeldes Details von Augenzeugen gesammelt und, wo sich ihm Gelegenheit bot, von Militärs fast aller auf den Feldern von Leipzig versammelt gewesenen Nationen Mittheilungen nachgesucht und erhalten. Das Werk fand verdienstlichen Beifall und erscheint jetzt in einer neuen Auflage, bei welcher die bedeutendsten, seitdem erschienenen militärischen Schriften über die Schlacht von Leipzig benutzt worden sind. Der „Führer durch das Schlachtfeld“ ist eine sehr dankenswerthe Beigabe.

8. Die Völkerschlacht bei Leipzig erzählt von Heinrich Wuttke. Berlin, Brigl. 1863. Gr. 8. 20 Bgr.

„Daß wir ein deutsches Vaterland noch haben, daß deutsche Bildung rein erhalten worden ist, daß uns die Möglichkeit einer Wiedergeburt unsers Reichs geblieben, das alles danken wir dem großen Siege bei Leipzig.“ Mit diesen Worten der Einleitung von Herzen einverstanden, sind wir dem geachteten Historiker verpflichtet, daß er sich nicht veranlaßt fühlt, „auf die Schattenseiten den Blick zu heften, daß nicht die innere Freiheit, nicht Reichseinheit, nicht des deutschen Landes ganze Ausdehnung erstritten ward“, sondern daß er nur „von den gewaltigen Kriegsthaten berichtet, die an Größe ihresgleichen nicht haben“. Er holt dazu nicht so weit aus, wie viele, selbst kleinere Schriften gethan, sondern geht gerade auf seinen Stoff zu, den er mit wenigen Worten geschickt einleitet. Das Werk ist für den weitem Leserkreis bestimmt, dem Militär würde es nicht überall genügen; dieser wird sich überhaupt, wenn er die Wahl hat, Kriegsgeschichte lieber von kundigen Soldaten erzählen lassen, weil selbst den besten Werken von andern in militärischen Details, besonders des Gefechts, also des Nerven, die Kenntniß derselben fehlt. Abgesehen davon erkennen wir an der vorliegenden Arbeit die treffliche Darstellung an. Die allgemeinen Verhältnisse von der Schlacht von Dresden bis zu der Schlacht von Leipzig sind klar und einleuchtend geschildert, nur hätte neben dem Prinzen Eugen von Würtemberg nicht mehr von Ostermann gesprochen werden sollen, über dessen unberechtigte Verherrlichung doch wol durch die neuesten Denkwürdigkeiten die Acten geschlossen sind. Die Rechtfertigung Bernabotte's von seinem politischen Standpunkte aus wird man gelten lassen; versucht der Verfasser ihn aber strategisch zu rechtfertigen, so wird ihm wol kein einziger Militär zustimmen. Er wollte keinen entscheidenden Schlag gegen Franzosen thun, selbst wo er ihn ohne alle Gefahr hätte thun können: wir sind im Stande, das mit seinen eigenen Worten aus den Quellen des Kriegsarchivs zu beweisen.

Für die Schilderung der Schlacht hat der Verfasser, wie sich erwarten ließ, alle bedeutenden, auch die neuesten Werke und Denkwürdigkeiten, welche diesen Stoff behandeln, zu Rathe gezogen und daraus eine gelungene Darstellung für die Leser, die er damit vorzugsweise im Auge

haben mußte, geschaffen. Wir wollen die Vorzüge derselben in lebhafter und schwungreicher Sprache gern anerkennen und nicht die nur dem militärischen Auge erkennbaren kleinen VerstöÙe bemerken. Warum aber der Verfasser in Bezug auf die Stärke der Reitermacht des großen Angriffs, welche von französischen Schriftstellern neuerdings detaillirt worden ist, einem Deutschen, da ihm den Verlauf erzählt und doch höchstens als Zuschauer in der Colonne mitgeritten ist, wo er nichts sehen und auch nichts beurtheilen konnte, mehr Glauben schenkt, als dem kritischen und geistvollen Bernharði, vermögen wir nicht recht zu begreifen; ebenso wenig, warum er Hülfe von Gärtringen, den Commandeur der Dort'schen Avantgarde-Infanterie bei Möckern einen „Anführer von Grenadieren“ nennt, da sich bei seinen acht Bataillonen nur zwei Grenadierbataillone befanden. Die Schlacht am 16. October bezeichnet unser Werk als die Entscheidungsschlacht, und wir sind damit einverstanden, obgleich die Franzosen am Schlusse des Tags bei Wachau Terrain gewonnen hatten, denn am 18. October lieferte Napoleon nur noch eine „Schlacht um den Rückzug“. Mit großem Interesse haben wir gelesen, was der Verfasser ausführlich von dem Uebergange der Sachsen erzählt. Neynier hatte dem Könige schon von Düben aus einen Ausweg angedeutet, seine Truppen vom großen Heere zu trennen, der König war aber nicht darauf eingegangen und so erfolgte denn in offener Feldschlacht, was sich schon lange vorbereitet hatte. In der Beurtheilung der Frage, warum Napoleon's Rückzug nicht bei Lindenau aufgehalten, warum er nicht energisch verfolgt worden sei, gibt unser Verfasser den Erklärungen österreichischer Schriftsteller, namentlich Thiers's, Gehör: ein Heer von 100000 Mann läßt sich allerdings nicht so leicht vernichten; zwei Jahre später ist aber ein Beispiel aufgestellt worden, wie man auch mit ermatteten Truppen die Verfolgung bis „zum letzten Hauch von Menschen und Pferden“ führen und dadurch einen ganzen Krieg entscheiden kann.

Wie der Eingang der Schrift kurz und straff gehalten, so auch der Schluß. Nur ein kurzer Blick: „wie wenig die gerechten Hoffnungen der Deutschen in Erfüllung gegangen!“ dann endigt das Buch mit der Jubelfest, daß in den Gemüthern einer edeln Jugend jene Begeisterung fortlebe, welche den Aufschwung gegen die Fremdherrschaft bewirkt hatte, und daß jene große Zeit einen Samen zurückgelassen habe, welcher aufgehen wird. Jeder deutsche Patriot kann dazu nur Amen sagen.

9. Gufaren-Buch. Bearbeitet von Ernst Graf zur Lippe. Mit 12 farbigen Bildern, gezeichnet von G. Arnob und L. Burger. Potsdam, Döring. 1863. Lex.-8. 7 Thlr.

Obgleich nicht zur Jubelfest-Literatur der Befreiungskriege gehörig, da das Gufarenbuch die Zeit derselben nicht ausführlich behandelt, führen wir dies höchst interessante Werk doch unsern Lesern hier mit vor, weil es zur Säcularfeier des Subertusburger Friedens geschrieben ist und somit immer in unsere allgemeine Uebersicht hineinpaßt. Der Verfasser hat sich schon durch seine „Geschichte des königlich preussischen sechsten Gufarenregiments“

in militärischen Kreisen viel Anerkennung erworben; durch die Aufforderung eines „Soldatenfreundes“ veranlaßt, ist er an Werk gegangen, eine allgemeine Geschichte des „sondergearteten Reitervolks“ (Chevalier und Numidier der Neuzeit) zu schreiben und ist „guten Muths ins Feld gerückt, einer gewaltigen Menge alter Schriftstücke und einer großen Zahl von Büchern entgegen“. So haben wir denn ein umfassendes, aber dabei handliches, glänzend ausgestattetes, mit trefflichen farbigen Husarenbildern gezieres Buch erhalten, welches frisch und lebendig, auch mit Soldatenhumor, wo es der Stoff gab, geschrieben und als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der altpreussischen Armee zu betrachten ist.

Der Verfasser hat die Quellen, die er sich zu erschließen gemußt, mit Eifer benutzt und eine Fülle von interessanten Notizen und Nachrichten, actenmäßig belegt, gesammelt, über viele Unklarheiten früherer Verhältnisse wichtige Aufschlüsse gefunden und durch manche scharfsinnige Combination Zweifel zu zerstreuen gesucht. Freilich hätten wir von unserm Standpunkte und auch im Interesse des „Husarenbuchs“ gewünscht, daß es eine allgemeine Geschichte der Husaren, nicht bloß die der altpreussischen Husaren, geworden wäre: gewiß eine dankbare Aufgabe, welche ihm eine fast unbegrenzte Verbreitung auch außerhalb Preußens gesichert hätte. Es ist zwar im Anhang ein Artikel über die nichtpreussischen Husaren gegeben, der jedoch ziemlich kurz gehalten ist. Indessen würde das eine gewaltige Arbeit gewesen sein, welche für das Auffuchen und die Benützung vieler schwer zugänglicher Quellen mehr Zeit und Mühe erfordert hätte, als echtes Husarenblut, das rasch zum Ziele kommen will, in der Regel übrig hat. Wir wollen daher mit vollster Befriedigung auch das preussische Husarenbuch in seiner selbstausgelegten Beschränkung willkommen heißen.

In einer kurzen Einleitung geht es auf die Wehrverhältnisse seit den Anfängen stehender Heere zurück, um zur leichten Reiterei und zu seinem eigentlichen Thema zu kommen. Die Entstehung der Husaren wird theils hier, theils in dem erwähnten Anhang erzählt; etwas ausführlicher wäre sie wol vorn am Platze gewesen. Wir nehmen die Hinweisung auf Leonhard Fronspurger's Ansprache an die Kritik, durch welche der Verfasser als echter Husar dem Angriffe durch Angriff zuvorkommt, zwar als sehr richtig an, aber da er uns das Buch sehr zu Danke gemacht und wir auch der Schlussformel: „Der Kritiker möge ihm selbst ein Buch machen“, bereits Folge leistet, so muß er uns schon gestatten, ihm einen oder den andern Husarencoup in dem historischen Theil bemerkt zu machen. „Bis an die Thore von Berlin“ ist Ungarn niemals gegangen, die genannten Landestheile gehörten zu Böhmen, und daß der König von Böhmen auch König von Ungarn wurde, hat sie darum nicht ungarisch gemacht; es war kein Gesamtstaat, wie heute der österreichische. Veterani war kein Ungar, wie der Text anzudeuten scheint, sondern ein Italiener von Geburt, aus Urbino. Als Pferdeliebhaber dürfen wir auch die Schede nicht unerwähnt lassen, welche nicht Montecuculi, sondern

1863. 42.

Luxenne gehörte, und la pie, die Gfister, hieß. Doch das sind nur kleine Ausstellungen.

Der Verfasser geht schnell zu seinem eigentlichen Stoff und behandelt denselben in sieben Capiteln bis zum Ende der altpreussischen Armee. Er schildert die Persönlichkeit der Helden, welche ihre Namen in den Annalen der Reiterei unsterblich gemacht haben, stellt ihre Thaten und alles, was Husaren damals geleistet, kriegsgeschichtlich treu mit lebhaften Farben dar und führt uns die Entwicklung dieser Reitergattung bis zu dem höchsten Gipfel ihres Ruhms in allen charakteristischen Einzelheiten vor. Das Ideal, welches er zum Schlusse von einem echten Husaren, und namentlich von einem deutschen Husaren entwirft, möge zur Nachahmung dienen. Das Werk ist mit dem Porträt des Königs Wilhelm in der Uniform seines Husarenregiments als Titelbild geziert und der Kronprinzessin, als zweitem Chef des zweiten Leibhusarenregiments, gewidmet. Die Illustrationen, theils Porträts, wie Bietzen, Seydlitz, Prinz Eugen von Anhalt, theils Gruppen und Kampfszenen sind, wie schon bemerkt, vortrefflich; der Preis ist dadurch allerdings etwas theuer geworden, aber das wird in den Kreisen, für welche das Buch geschrieben ist, kein Hinderniß sein, und wir glauben, daß sich außer den Husaren „auch mancher, bespornt oder unbespornt, das Opus auf den Tisch seines Hauses legen wird, um sich mit den Husaren zu befreunden, wie sie im Buche stehen“.

III. Biographien.

1. Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. Zur Erinnerung an das Jahr 1813. Drei Bände. Mit Porträts. Hamburg, Verlag der modernen Classiker. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Vorwort ist Börne's paradoxer Ausspruch: daß die Geschichte den Autoren, welche sie beschreiben, und den Buchhändlern, welche deren Werke verlegt, etwas Geld einbringe, daß er aber nicht wisse, was sie sonst noch genügt — zwar in etwas wahr befunden, aber doch von einem andern Standpunkte widerlegt. „Langsam und schwerfällig“, sagt der Verfasser, „lernen die Völker aus der Geschichte, aber sie lernen doch. Anfangs finden die Urtheile der Geschichtschreiber nur ein Verständniß bei wenigen Auserwählten, dann werden sie von einzelnen Aposteln weiter getragen, zuletzt predigt man sie von den Dächern. Und unter dieser Predigt von den Dächern gewinnen sie unvermerkt Fleisch und Leben.“ Von diesem Gesichtspunkte aus werden die folgenden Bücher dem Publikum angeboten. Sie sollen eine Geschichte Preußens in der Napoleonischen Zeit en miniature geben, geknüpft an die im populären Gewande vorgetragenen Biographien dreier hervorragenden Repräsentanten jener Zeit: Dörfling, Stein und die Königin Luise. „Mit der Lebensgeschichte der Frau auf dem Throne und der beiden hervorragenden Männer neben dem Throne ist alles unauslöschlich verknüpft, was den Fall Preußens bewirkte, seiner Wiedergeburt hemmend und hindernd in den Weg trat, endlich seine Erhebung bewirkte.“ Einverstanden mit dem Grundgedanken, finden wir ihn nur etwas ungeschickt

ausgedrückt, da Geschichtsunkundige — und das sind doch in der Masse alle, welche einer populären Darstellung bedürfen — den Satz leicht zum Nachtheil der genannten edeln Verfasserschaften verstehen können, ehe sie sich aus den drei Büchern eines Bessern belehren. Eine schmetternde Fanfare mit den Schlagwörtern der Gegenwart schließt das Wortwort. Ueber den der Krone untergelegten Plan, die letzte Errungenschaft des Jahres 1813, die Landwehr, zu beseligen, sind wir in der Lage, aus genauester Kenntniß der Dinge den Verfasser beruhigen zu können: kein Mensch hat daran gedacht. Die Wahl und Entscheidung ist auch eine ganz andere, als die er aufstellt; doch Politik beiseite! Drei Bände, welche eine Einheit bilden, sind von den „Charakterköpfen“ bis jetzt erschienen und bilden eine Einheit. Sie scheinen allerdings schon früher geschrieben zu sein, wie eine Stelle verräth, die von dem begonnenen Orientkriege spricht. Auch haben sie früher eine andere Reihenfolge gehabt, welche in dem jetzigen dritten Bande angedeutet ist; wir erwähnen dies nur, um zu zeigen, wie aufmerksam wir die Biographien gelesen, denen wir jedoch einen andern Titel als „Charakterköpfe“ gewünscht hätten. Für die Königin Luise scheint er uns nicht passend. Die Literatur besitz von York, Stein und der Königin Luise, namentlich von den beiden ersten bereits werthvolle Biographien, deren Umfang und Fassung sie aber dem größern Publikum nicht allgemein zugänglich machte; der Verfasser hat es unternommen, durch eine populäre Bearbeitung und niedrigen Preis (der Band von circa 18 Bogen 15 Neugroschen) den Stoff in weitem Kreise dem Volke näher zu führen, und das ist gewiß verdienstlich. Auch macht ihm die Bescheidenheit, mit welcher er am Schlusse des ersten Bandes über seine Leistung spricht, Ehre.

Der erste Band, York's Biographie, ist frei von tendenziösem Beiwerk, wie sein Held nach seiner Sinnesart auch keinen Anlaß dazu bietet. Der zweite enthält das Leben des Freiherrn vom Stein. Hier war mehr Stoff dazu geboten, dennoch hat der Verfasser ihn mit anerkennenswerther Mäßigung benützt und die Aeusserungen in Bezug auf die Zeit von 1793 werden gewiß selbst von den Ultras der Gegenpartei keinen Widerspruch erfahren, sie sind ebenso wahr und treffend, wie das, was er über die englische Verfassung sagt. Uebershaupt müßten diejenigen, welche Stein gar zu gern zu einem der Ihrigen stempeln wollen und es dem unwissenden Volke auch einreden, in dem vorliegenden ehrlichen und wahrheitsliebenden Werke lesen, wie Stein eigentlich gedacht und geschrieben hat, dieser große, echt deutsche Mann, zu dessen warmen Verehrern auch wir gehören. Mögen sie doch hier, wenn sie es nicht schon in dem größern Werke von Verg gethan, Stein's Grundgedanken und seine Ansichten über Deutschlands Gestaltung, über Verfassung, Adel u. s. w. lesen, und dann auch ihrerseits der Wahrheit die Ehre geben, wenn das nicht zu viel verlangt ist. Der Verfasser hat an Stein's Charakterbild keinen Zug geändert und sich stets an das klare Zeugniß seiner eigenen Worte gehalten. Andere

Männer jener Zeit hat er nicht mit gleicher Schärfe des Urtheils behandelt: General-Marmont war zu „Abaslen“ seiner unbefugamen, geraden Natur nach nicht zu entferntesten geeignet; wir haben ihn lange genug gekannt, sogar unter ihm gebient, um das zu wissen. „Di Graf Münster für Deutschlands Ehre und nicht vielmehr für sein specielles Vaterland und dessen Dynastie gerath, mag dahingestellt bleiben.

Der dritte Band, der Königin Luise geweiht, ist der stärkste. Mit Recht sagt der Verfasser: es ist eine schwierige Aufgabe, das Leben einer Frau zu verstehen und zu beschreiben, um so schwieriger, wenn sie eine große Frau und zugleich eine große Königin war. Doch hat die Liebe, mit welcher er an seine Arbeit ging, ihm über manche, wenn auch nicht über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen, und unsere Leser werden sich, wir zweifeln nicht daran, besonders an diesem Bande erfreuen, weil hier das rein Menschliche, das Herz und Gemüth und nicht der Verstand allein walitet. Vieles freilich ist in das Werk aufgenommen, das nicht in eine Biographie der Königin gehört, wie sehr es auch ihre Zeit charakterisiren mag; wir rechnen dazu z. B. alles, was speciell die ersten Regierungsacte des Königs betrifft, namentlich die im Wortlaut wiedergegebenen Schreiben und Erlasse des Monarchen, die Charakteristik der Armee, den ganzen vierten Abschnitt des Werks, dessen Kern nur kurz gefaßt zur Geschichte der Königin gehört hätte benützt werden können, ebenso der achte Abschnitt. Mit der am Schlusse desselben gedruckten Ansicht, die Jahre des Unglücks in der Biographie der Königin nur zu skizziren, nicht zu coloriren, weil jeder Vaterlandsfreund einer detaillirten Erzählung jener Ereignisse auch die der Erhebung folgen lassen müsse, sind wir vollkommen einverstanden. Der Verfasser ist dieser Ansicht nur nicht immer treu geblieben, wie z. B. die Uebergabe von Küstrin detaillirt genug erzählt ist. Zum Colorit, wahr und darum traurig, können wir noch hinzufügen, daß der ehrlose Ingerleben selbst von seiner eigenen Frau mit Verachtung behandelt wurde.

Hat uns die Geschichte der Königin in den Jahren ihres Glücks, wie sie hier mit vielen Charakterzügen erzählt ist, innig angesprochen, so wird dieselbe erhebend und erschütternd zugleich in der schweren Zeit der Prüfung. Kein Leser wird wol die Darstellung ihres Todes ohne Rührung aus der Hand legen. Das Schlusswort ist ebenso tief gefühlt als patriotisch — wir stimmen ihm von Herzen bei.

2. Blücher als Mitglied der pommerischen Ritterschaft 1777 — 1817 und beim preussischen Heere am Rhein 1794. Von Heinrich Verg haus. Nebst einer Reihe von Originalbriefen Blücher's und einem Facsimile seiner Handschrift. Anklam, Dieke. 1863. Br. 8. 20 Mgr.
3. York. Seine Geburtsstätte und seine Heimat. Seine That in der poscheruner Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Von Heinrich Verg haus. Anklam, Dieke. 1863. 8. 12 1/2 Mgr.

Gleichen Ursprungs wie die Sammlung von Materialien für das Landbuch von Pommern, wie die vorige

kleine Schrift, ist diese auch in derselben Weise behandelt. Sie enthält eine Fülle von genealogischen und lokalen Notizen, welche mehr oder minder zu Vort in Beziehung stehen. Zuerst wird Droyßen's Bemerkung: „Wo Vort geboren, ist nicht recht klar“, aus dem Kirchenbuche der Garnisonsgemeinde zu Potsdam berichtigt. Danach ist Vort als unehelicher Sohn des Lieutenants von Vort und der Maria Sophia Pflugin, Tochter eines Stellmacher- und Schmiedemeisters, in Potsdam geboren. Friedrich II. gestattete den Offizieren und Soldaten des Regiments Garde nicht zu heirathen, daher viele in sogenannten „wilden Ehe“ von längerer oder kürzerer Dauer lebten. So auch Vort's Vater. Ob er sich später, als er verheiratet worden, mit der Mutter seiner Kinder hat trauen lassen, hat der Herausgeber nicht ermitteln können, findet es aber wahrscheinlich, da Vort in einem Briefe von 1788 von seiner „Chefrau“ spricht. Der Vater der letztern war einer von den „langen Kerls“ Friedrich Wilhelm's I. und bei diesem sehr in Gnaden gewesen, da er eine seiner neuen Straßen nach ihm getauft: die jetzige Charlottenstraße.

Die Abstammung Vort's war keineswegs die wol nur schwarz gemeinte britische, sondern es war ein echter Kaschub aus dem Lande Bürow. Der Artikel, welcher von den Grundverhältnissen des alten kaschubischen (polnisch kassubischen) Landadels handelt, ist von historischem Interesse, verhältnismäßig neuern Datums der älteste Lehnbrief der „Vorte“ zu Großen-Suplow, der sich hat auffinden lassen, nämlich vom Jahre 1607. Der dritte Aufsatz — unser Wächlein ist aus mehreren solchen, welche in einem anklamer Blatte abgedruckt worden, entstanden — beleuchtet Vort's große That und das Benehmen des Königs. Die Mahnung an Vort's Sohn, den Leuten, „welche sich darauf todt schlagen lassen, daß die Poschunische Convention nur auf Allerhöchsten, auf Allergründigsten Befehl geschlossen worden“, den Staat zu stehen, erscheint uns als eine sehr überflüssige, da der Graf wol mit einer Diogeneslaterne niemand finden würde, bei dem eine solche Operation nöthig wäre. Im vierten Artikel werden die rühmlichen Vorgänge in Ostpreußen erzählt; wenn aber der Verfasser daraus zu dem Schlusse kommt, daß alle Erlasse von Breslau aus auf die Erhebung des Volks gar keinen Einfluß gehabt, so muß das an einem Forscher, wie Berghaus, besanden. Den wackern Ostpreußen alle Ehre, aber wäre die Erhebung des Volks im ganzen Lande, ja selbst dort, etwa ohne den Aufruf des Königs erfolgt? Gewiß und wahrhaftig nicht! Der fünfte Artikel, „Westfalen 1811—13“, wenn er auch nicht gerade zum Äbel der Schrift paßt, ist ein Beitrag zur Geschichte, der, wenn die Behauptung richtig wäre, dem Westfalen ein schlimmes Zeugniß ausstellen würde: „Der Westfälinger besond sich auf dem geradesten Wege, ein ebenso guter Franzose zu werden, als der Kaiser es geworden ist.“ Die Convention von Tauroggen, als sie bekannt wurde, machte in der großen Masse der westfälischen Bevölkerung gar keinen oder doch keinen nachhaltigen Eindruck. Der Herausgeber hat keine Erinnerung, daß irgendein den ge-

bildeten Ständen angehörender junger Mann aus den beiden Departements, die er kennt, sich als Freiwilliger den Preußen angeschlossen hat, und wo einer aus dem alten Westfalenlande über die Grenze ging, trieb ihn nicht Vaterlandsliebe unter die Fahnen, sondern irgendein Beweggrund rein persönlicher Art. Besonders waren es solche, die dabei nichts zu verlieren hatten.

Die folgenden Artikel sind der Familie Pflug gewidmet. Der Herausgeber entnimmt aus einer mündlichen Tradition, daß Meister Pflug, Vort's Großvater, ein Weichschaff mit adellichem Wappen besessen und damit sehr geheimnißvoll gethan, als bestimmt an, daß er von dem uralten slawischen Geschlecht der Bluch oder Pflug, später Pflugk genannt, abstammte sei: eine Conjectur, die wir etwas gewagt finden. Es sollen dann nach der Ueberlieferung die Söhne eines der Reichthum verfallenen Pflug in den Bürgerstand zurückgetreten, wenigstens noch im Jahre 1848 von bürgerlichen Pflug in Hamburg Erbsprüche an den Nachlaß einer ausgestorbenen Adelslinie dieses Namens erhoben worden sein. Der Herausgeber hat nun dem Stellmacher Pflug und seinen Nachkommen, bis auf den noch lebenden Stellmacher und seine sieben Kinder mit deren Geburtstagen herab bis 1855 eine ausführliche genealogische Nachweisung gewidmet, was jedenfalls nicht von allgemeinem Interesse ist.

4. Johann Michael Volz von Nördlingen (1784—1858) und seine Beziehung zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nebst einem Verzeichnisse seiner Werke. Von Karl Hagen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1863. Gr. 8. 18 Mgr.

Der Künstler, dessen Namen der Verfasser vorliegen der Broschüre der Vergessenheit entreißt, ist trotz seiner erstaunlichen Productivität, welche die Gbodomieck's um das Doppelte übertrifft, trotz des historischen, besonders zeitgeschichtlichen und künstlerischen Gehalts seiner Compositionen, deren viele den Vergleich mit den Leistungen der ersten Künstler nicht scheuen dürfen und trotzdem, daß Volz auf die Veredlung des Geschmacks im großen Publikum, wie auf das heranwachsende junge Künstlergeschlecht den unverkennbarsten Einfluß geübt hat, so gut als gar nicht bekannt. Selbst die neuesten Kunstgeschichten, die sich speciell mit deutscher Kunst beschäftigen, erwähnen nicht einmal seinen Namen. Diese auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß Volz in keiner größeren Stadt gelebt, daß er meist für das große Publikum, für Jugend und Volk gearbeitet und in der letzten Zeit seines Lebens keine weitreichenden Verbindungen mehr gehabt und endlich, daß sein Name sich nur selten unter seinen Schöpfungen findet. Der Verfasser verdient daher unseren Dank, auf den verdienstvollen Künstler aufmerksam gemacht und gelegentlich eines zu Bern gehaltenen Vortrags über die Beziehung der Kunst zum Volke und zum Leben Volzens künstlerische Wirksamkeit geschildert zu haben. Seine eigentliche Bedeutung als Darsteller der Zeitgeschichte beginnt mit dem Jahre 1813. Er ist der einzige zeitgenössische Künstler, welcher die Befreiungskriege von 1813, 1814 und 1815 vollständig illustriert hat. Wir sehen

aus dem angefügten Verzeichniß seiner Werke von 3936 Nummern, daß unter seinen Zeitbildern über 100 jenen drei Kriegsjahren entnommen sind. Der Verfasser bemerkt:

Die Bilder haben alle insofern einen historischen Werth, als sie unmittelbare Abdrücke der damaligen Stimmung sind; ferner wegen der Treue des Costüms und der hervorragenden Persönlichkeiten und der Details. Man fühlt sich dabei urplötzlich in das Kriegsgetümmel versetzt. Die Figuren, die im Vordergrund spielen, zeigen immer die lebendigste, naturgetreueste Haltung. Mit einem merkwürdigen Tact weiß der Künstler alle Schrecken des Kriegs zu zeigen, ohne daß wir unangenehm berührt werden; diese Kraftanstrengungen sind durch Schönheit gemildert, durch die Harmonie des Ganzen verklärt. Nicht minder bedeutend wirkt der Hintergrund. Da entsalten sich in der Ferne die endlosen Reihen der kämpfenden Heere; mit wenigen Strichen weiß uns der Künstler die Fülle der Kräfte anzudeuten, die hier um die Palme ringen; wir werfen einen Blick auf das Schlachtfeld und unsere Phantasie hat vollkommene Nahrung, sich das Kommende auszumalen.

Nach diesem Urtheile eines competenten Richters ist es zu bedauern und auch zu verwundern, daß keine neue Ausgabe dieser Bilder für das Zubildum erfolgt ist; sie würde sich bei der jetzigen Vorliebe für Illustrationen besser belohnen haben, als so manche Publication, von der wir dem betreffenden Verleger keinen rechten Vortheil versprechen können.

5. Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk.“ Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Feier der Erhebung Preußens, herausgegeben von Theodor Bach. Mit einem Facsimile Th. G. von Hippel's. Breslau, C. Treubner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur wahren Freude gereicht es uns, dies Buch unsern Lesern empfehlen zu können. Es ist entschieden das bedeutendste unter denen seiner Kategorie und nicht bloß ein Gedenkblatt, sondern ein wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Zeit. Hippel's Verdienste sind bei weitem noch nicht so anerkannt, wie sie ein Recht dazu haben; erst neuerdings ist ihm sogar seine bedeutendste That, die Urheberchaft des Aufrufs „An mein Volk“ in öffentlichen Blättern streitig gemacht worden. Der Verfasser weist diesen Versuch nicht allein zurück, sondern er stellt auch dar, wie bedeutend Hippel's Antheil auch an vielen andern großen Thaten und Werken jener Zeit gewesen ist. Ihm haben dazu werthvolle Documente zu Gebote gestanden. Ein naher Verwandter Hippel's hat ihm einen aus den Acten Hardenberg's durch Hippel selbst angefertigten und von dem damaligen Geheimen Registrator amtlich beglaubigten Extract der durch Hippel vorgeschlagenen, concipirten und redigirten Gesetze und Verordnungen überlassen, sowie einen auf dieselbe Weise beglaubigten Entwurf des Aufrufs, in welchem der ursprüngliche Entwurf, die Hardenberg'schen Verbesserungen und Zusätze, nebst den Abänderungen, der Ueberschrift und Vollziehung durch den König kenntlich gemacht sind. Ferner hat er aus Hippel's Nachlaß mehrere Werke der Zeitgeschichte, mit Randbemerkungen von seiner Hand, und eine große Fülle handschriftlichen Materials, das er dem Sohne Hippel's verdankt: Briefe, Tagebücher, Aufsätze u. s. w. benützt. Daraus ist das Werk entstanden, in welchem der Herausgeber im allgemeinen das Princip festgehalten hat, die Person und die Zeit selbst reden zu lassen und, wie er

befcheiden sagt, durch eigene Thatat nur den Rahmen zu dem Bilde zu geben, dessen einzelne Züge er sammelt und geordnet hat. Aus diesem Grunde hat er es auch vermieden, die Gegenwart betreffende Conjecturen und Parallelen zu ziehen. Er sagt mit Recht: „Da unsichtsvolle Leser übernimmt diese Arbeit leicht und gern und für Einfältige und solche, die aus der Geschichte keine Lehren ziehen können oder wollen, sind diese Blätter natürlich nicht geschrieben.“

Aus den zehn Abschnitten, in welche das treffliche Werk getheilt ist, heben wir für unsern Zweck den sechsten: „Die Zeiten von 1807—11“, und den achten: „Hippel's Antheil an der Erhebung und Befreiung Preußens und Deutschlands“ hervor. Die frühern können wir leider hier nicht näher betrachten, wir bitten aber unsere Leser, sich dieselben nicht entgehen zu lassen, namentlich die Schilderung des in literarhistorischer, wie in rein menschlicher Beziehung so höchst interessanten Freundschaftsverhältnisses zwischen Hippel und Hoffmann in seinen ersten Anfängen und seiner weitern so reichen Entwicklung, auch Hippel's Verhältniß zu seinem Oheim, dem berühmten Humoristen, und seine eigene innere Entwicklung, die uns vom Verfasser an der Hand seines Tagebuchs mit psychologischem Scharfblick geschildert wird. Im siebenten Abschnitte lesen wir von einem werthvollen Documente: Hardenberg's unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit eingereichtem Entwurf über Organisation und Verwaltung der preussischen Monarchie, der bereits die Grundzüge zu allen spätern Reformen enthielt und auch Stein zur sichern Grundlage seiner organisatorischen Thätigkeit diente. Er ist bisher nur theilweise veröffentlicht und scheint auch jetzt nicht zugänglich gewesen zu sein; F. Förster erwähnt seiner in seiner preussischen Geschichte und gibt einige Stellen aus dem ihm vorgelegenen Manuscript von Hardenberg's Hand, die jedoch mit dem im Besitze des Verfassers befindlichen, 268 enge Quartseiten füllenden, nicht völlig übereinstimmen.

Was dann der Verfasser von den Staatsmännern jener Zeit sagt, daß in allen das Kant'sche energische Streben nach dem Geistigen und Idealen, der philosophische Geist geweht, findet in der erwähnten Denkschrift seine Belege; ebenso weist er auf Stein hin, und schreibt ihm denselben Antheil an dem Sturze der Fremdherrschaft zu, als den großen Feldherren Preußens, die auch vom Kant'schen kategorischen Imperativ getrieben waren. Der allgemeinen Aufregung gegen Napoleon im Jahre 1809 blieb Hippel nicht fern. Er hatte seine Stellen als Landrath und Kreisjustizrath aufgegeben, um sich ganz seiner Wirthschaft zu widmen. Jetzt rüstete er sich selbst und 12 seiner Leute mit Pferden und Waffen für den Kampf, den er für nahe hielt und der doch noch vier Jahre auf sich warten ließ. Wie er in jener Zeit zu Stein gestanden und sich mit den innern Angelegenheiten des Vaterlandes beschäftigt hat, berichtet der Verfasser aus einem Hefte politischer Abhandlungen und Entwürfe Hippel's aus den Jahren 1807—10. Auch die Volksbildung und Volksberziehung lag ihm am Herzen, wie ein 18 Folio-

seiten umfassender Auffatz und ein vier Seiten langes Schreiben an den König aus dem Jahre 1811 beweist. Er befand sich als Landchaftsdirector mit bei den ritterschaftlichen Vertretern von Westpreußen bei der Ständeverversammlung, welche der König nach Berlin berufen hatte, um über die neue Steuerverfassung Hardenberg's gehört zu werden. Hippiel war ein Gegner derselben, und wie richtig er geurtheilt, hat der spätere Verlauf der preussischen Steuergesetzgebung bewiesen. Er wurde darauf wieder für den Staatsdienst gewonnen und als vortragender Rath beim Staatskanzler angestellt. Damit waren die engen Schranken, in denen sich bis jetzt seine staatsmännischen Talente bewegt hatten, gebrochen. Sein Verhältniß zu Hardenberg klärte sich bald, ohne daß er seiner Selbstständigkeit entsagte. Dem Könige überreichte er einen politischen Catechismus, in welchem er seine innersten Gedanken über die politischen Pflichten eines Preußen niederlegt und in kernigen, kurzen Worten jener glühendsten Vaterlandsliebe Ausdruck geliehen, die sich in der Glanzperiode seines Lebens, in jenen weltgeschichtlichen Gistesproducten, dem Aufrufe „An mein Volk“, der Stiftung der Nationalcocarde und der Verherrlichung der für das Vaterland Geliebten durch Wotbtaseln in allen Kirchen auf das schönste entfaltet hat.

Im Laufe des Jahres 1812 wurde sein Wirkungskreis fest begrenzt. Der Staatskanzler übertrug ihm nach und nach alle ständischen und einen großen Theil der Finanzsachen; seiner Bearbeitung fielen sämmtliche Militärsachen, soweit sie von dem Staatskanzler ressortirten, anheim, und endlich noch die gewerbepolizeilichen Angelegenheiten und die Landescultursachen. Von seiner so viel umfassenden Thätigkeit legen die Acten des geheimen Staatsarchivs das ruhmvollste Zeugniß ab. An der neuen Entwicklung der Politik im großen, welche der Schluß des Jahres 1812 brachte, hatte er, zu den vertrauten Rathgebern Hardenberg's gehörend, einen nicht unwesentlichen Antheil, er gehörte zu den wenigen Eingeweihten, die den ganzen Gang der Ereignisse kennen mußten. Bald nach Neujahr 1813 legte er dem Staatskanzler schon ein Mémoire vor, was nun eilig zu thun sei, um das eiserne Joch zu brechen; Hardenberg umarmte ihn mit Thränen, versicherte, daß alles, was er verlangte, geschehen und in diesem Geiste geschehen solle, ermahnte ihn aber zur Verschwiegenheit, und als Hippiel ihm laut dankte, bat er ihn um Gottes willen, nicht so laut zu reden, da der Mann im Nebenzimmer am wenigsten wissen dürfe, was hier vorgehe. Es war Fürst Hatzfeld, der gekommen war, seine Instruction für die Sendung nach Paris zu holen, wo er Vor's Convention entschuldigen sollte: „Diplomatengeschäufel!“ wie es F. Förster nennt. Hippiel's weitere Thätigkeit ist bereits oben angedeutet; weniger bekannt, weil seine Bescheidenheit selbst über seine Urheberschaft des Aufrufs gegen Fremde ein strenges Stillschweigen beobachtete, ist sein Antheil an der Landwehr- und Landsturmordnung geworden, er hat Scharnhorst's Entwurf redigirt und die Landsturmordnung entworfen. Mit Scharnhorst und Scharnhorst war er in das engste

Freundschaftsverhältniß getreten, als Vertrauensmann des Staatskanzlers wurde er das verbindende Glied in der ehernen Kette, welche zwischen den Organisatoren der Armee und Hardenberg gezogen war. Auch Blücher wandte sich an ihn, wie ein höchst charakteristischer Brief beweist, den wir hier lesen. Darin heißt es:

„Sagen sie dem Staatskanzler, um Gottes willen keinen Frieden u. s. w. . . nun ist den leider unser guhter Scharnhorst auch todt, glauben sie mich, eine verlohrene Schlacht wehre kein größerer Verlust für uns gewesen, nu ist Scharnhorst noch da, geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt, denn mit H. v. Krusebeck treff ich in meinung nicht überein, noch weniger mit H. v. Krusemark. Der letzte hat zu viel Pariser Luft in-
gesogen.“

Zweimal bat Hippiel um die Erlaubniß, selbst in die Reihen der Kämpfer treten zu dürfen, der König schlug es ihm freundlich, aber entschieden ab. „Wer soll denn die Geschäfte besorgen, wenn alles Soldat sein will?“ Der Verfasser wirft bald darauf einen sehr herkömmlichen Seitenblick auf Goethe, der während der leipziger Schlacht den Epilog zum „Eifer“ geschrieben, und nach ihr sich in chinesische Poesie versenkte. Nach der Befreiung des Vaterlandes trat Hippiel von der großen Politik zurück. Schon vor dem Einzuge in Paris hatte er in dem Diplomatenlager und schreibenden Hauptquartier oft einen herben Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und den Idealen seines Herzens empfunden. Am 10. Januar 1814 schreibt er in sein Tagebuch: „Immer lebendiger wird der Wunsch, daß ich endlich aus diesem Labyrinth heraus wäre, wo nicht Freude, nicht Ehre, nicht Herz, nicht Verstand zu finden ist.“ Er trug darauf an, aus dem Cabinet Hardenberg's auszuschleichen und erhielt seinen Wünschen gemäß die Stelle eines Präsidenten zu Marienwerder. Sein Wirken dort und zu Oppeln schildert der neunte, seine letzten Lebensjahre der zehnte Abschnitt. Im Jahre 1810 hatte er einem Vetter geschrieben: „Mein einziger Ehrgeiz — nenne es Eitelkeit, Schwäche oder wie du willst — ist, mehr zu sein als zu scheinen und die Auszeichnungen zu verdienen, die andern zu Theil wurden.“ Er theilt ihm mit, daß sein Arzt gegen seine anstrengenden Arbeiten protestirt, und ferner, daß er einer Gemeinde, ohne daß sie es wisse, 200 Thaler Kriegsschädigung, die er zu fordern gehabt, erlassen habe. „Daß man bei solchen Gesinnungen ein Verräther oder zeitig alt zu werden pflegt, ist natürlich.“ Daran knüpfte er im Jahre 1837 folgende Bemerkung: „In dieser vor 27 Jahren hingeworfenen Prophezeiung liegt die Skizze meines Lebenslaufs, wie er nun im zweiundsechzigsten Jahre meines Lebens hinter mir liegt: steh und bettelarm!“ Es war in der That nicht viel anders, als er den Abschied nahm. Dennoch arbeitete er mit rastlosem Fleiße fort, erwog in seinem Geiste alle Fragen der Zeit und legte seine Ansichten in Denkschriften und Sendschreiben an einzelne Minister nieder, welche freilich geringen Erfolg gehabt haben. Am 10. Juni 1843 rief ihn der Tod plötzlich ab; er entschlummerte sanft und still, als er bei seinem Schwiegersohne, dem jetzigen Oberpräsidenten von Schleinitz, zum Mittagmahle war.

Der Verfasser unsers Werks sagt zum Schluß desselben, daß er nach Vollendung des Drucks noch manches verändert sehen möchte; wir hoffen, daß ihm eine zweite Auflage dazu Gelegenheit geben wird, sagen ihm aber für seine Arbeit unsere vollste Anerkennung, wie ihm eine solche auch in weitem Kreisen zu Theil werden wird.

IV. Denkwürdigkeiten.

Von diesem in vieler Beziehung wichtigen Zweige der Literatur sind verhältnismäßig wenig Werke für das Publikum erschienen. Doch kann man wol die in Nr. 24 d. Bl. schon besprochenen Erinnerungen von Martens und Schwarzenfeld dazu rechnen. Und liegen jetzt nur noch zwei vor.

1. Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines zwetundachtzigjährigen Veteranen der österreichischen Armee, mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815; nebst einem Anhange, die Politik Oesterreichs vom Jahre 1809—14 betreffend von Maximilian Ritter von Thieleu. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Wien, Braumüller. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Im Vorworte spricht sich der Verfasser, dessen Name nicht bloß in der österreichischen Armee bekannt und geachtet ist, darüber aus, daß er seine eigenen Erlebnisse, für welche er kaum ein gewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen könne, trotz der großen Zeit, in welche sie fallen und trotzdem, daß er die Befreiungskriege in der nächsten Umgebung des Fürsten Schwarzenberg mitgemacht, nicht veröffentlicht haben würde, „wenn nicht der heisse Drang, jenen rücksichtslos perfiden Schriften entgegenzutreten, welche die Ehre Oesterreichs, seines Kaisers, seines Feldherrn und seines Heeres, auf eine nie dagewesene Weise angreifen, ihm die Feder in die Hand gedrückt hätte“. Daß er damit vorzüglich das Werk von Weizke im Auge hat, wird dann später an begünstigten Stellen im Texte ausdrücklich ausgesprochen; auch wir haben demselben den Vorwurf der Gehässigkeit gegen Oesterreich machen müssen (vgl. Nr. 20 d. Bl. f. 1855); aber was hier dem Verfasser gesagt wird und wir nicht wiederholen wollen, ist wol das Stärkste, was jemals einem Schriftsteller, der zugleich Offizier ist, gesagt worden ist. Ein Feind persönlicher Angriffe, gehen wir davon zur Sache über. Thieleu's Erinnerungen seiner persönlichen Erlebnisse nehmen ein mehr als nur „gewöhnliches“ Interesse in Anspruch; sie enthalten werthvolle Schilderungen und Details früherer Zustände und Einrichtungen der österreichischen Armee, namentlich der Cavalerie, in welcher der Verfasser mit Auszeichnung gebient hat, des Lebens in Ungarn, wo er lange stationirt gewesen, eine Fülle von Wahrnehmungen über Land und Leute, Schilderungen bedeutender und interessanter Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist und viele praktische und lehrreiche Bemerkungen über Reiterei und Reiterdienst im Frieden und im Kriege, welche jeder Cavalierioffizier mit Dank zur Beherzigung aufnehmen kann. Wir haben sie mit dem größten Antheil gelesen, und zweifeln nicht, daß auch in andern als der k. k. Armee das Buch Interesse erwecken wird. Nächstes war es, welcher im Jahre 1808 den jungen Thie-

len, einen geborenen Kur-Blauer aus Bonn, der ursprünglich zum geistlichen Stande, dann zum Juristen bestimmt und um Anstellung verlegen war, den Rath gab, die Feder wegzumwerfen und zum Schwert zu greifen und ihn später im Jahre 1813 zum Generalstabes empfahl. Diesem blieb er während der beiden Feldzüge zugeordnet und hatte im Hauptquartier Schwarzenberg's, von dem Feldherrn mit besonderer Rücksicht beehrt, Gelegenheit, die Operationen in ihren Motiven und Folgen näher beobachten zu lernen.

Die beiden Abschnitte, welche die Jahre 1813 und 1814 behandeln, sind daher auch, abgesehen von dem Interesse seiner persönlichen Erlebnisse, die bedeutendsten des Werks, obwohl sie keine eigentliche Kriegsgeschichte geben, sondern nur alles, was der Verfasser gesehen und erfahren hat, an dem Faden der Kriegsergebnisse festhalten. Er beginnt mit dem Vormarsch der Hauptarmee gegen Dresden. Ueber den Rückzug nach der Schlacht und die russische Verworrtheit in der Befehlslage bestätigt er das, was wir aus den Memoiren des Herzogs von Würtemberg wissen; diese, sowie die vorhergehenden Ausführungen Hellendorfs scheint er nicht beachtet zu haben, sonst würde er Oßermann nicht jetzt noch zum Helden von Kulm proclamiren. Daß er den Sieg, wenn auch nicht unter persönlicher Anführung, sondern unter den Auspicien Schwarzenberg's gewonnen darstellt, ist von seinem Standpunkte aus erklärlich. Er war Augenzeuge der Behandlung Vandamme's in Leipzig. Der Gefangene, auf einer Postkalesche, rief den Kaiser Franz, der nach dem Verlassen der Truppen zum Schlosse ritt, an und beklagte sich über die Ungerechtigkeit des Kaisers Alexander: man habe ihn auf einen Heiserkarrten gesetzt, ohne Geld, ohne Diener. Kaiser Franz unterbrach ihn mit den Worten: „L'Empereur est un prince très juste, il ne vous traitera que justement“, wandte sich aber dann an seinen Generaladjutanten: „Wenn er halt kein Geld hat, muß mer ihm doch an's geben!“ Ob das jedoch geschehen konnte, trat, als der Kaiser kaum den Rücken gewandt, der Großfürst Konstantin an den Wagen, überhäufte Vandamme mit den heftigsten Schimpfreden wegen seines Anrufs und befahl dem Postillon abzufahren, was denn auch unter dem Hohn und den Rothwürfen des Wöbels geschah.

Der Verfasser wendet sich nun an die Schriftsteller, welche den Ruhm seines Feldherrn angefaßt haben, zunächst „einen Deutschen, den sächsischen Oberst Aker, einen Preußen, den Major a. D. Weizke, und einen Russen, den General Danilewski“, dann aber auch an andere, z. B. Häuffer. Wir übergehen diese Polemik, da wir schon oft genug die Schwierigkeiten, mit welchen Fürst Schwarzenberg als Oberbefehlshaber der allirten Heere zu kämpfen hatte, anerkannt und danach in Verbindung mit dem wirklich Ausgeführten unser Urtheil festzustellen gesucht haben. Von hohem Interesse für die Charakteristik des Feldherrn ist aber die Correspondenz desselben mit seiner Gemahlin während der beiden Feldzüge, welche der Sohn, Fürst Friedrich Schwarzenberg, dem Verfasser zur Veröffentlichung bei seiner Arbeit zugestellt hat. In dies-

fen Briefen spricht sich der Fürst ohne den Rückhalt aus, den ihm sonst seine Stellung auferlegte. Wir sind dem Herausgeber für den Abdruck der bedeutendsten unter ihnen zu großem Dank verpflichtet.

Nach der Erstürmung von Leipzig wurde Thiele von den Thoren der Stadt an Gylai geschickt, um ihm den Befehl zu bringen, mit seinem Corps sogleich nach Raumburg zu marschiren, um den Paß von Rössen noch vor den Franzosen zu besetzen. Er fand ihn um 2 Uhr bei Begau, wurde aber kurz mit den Worten abgefertigt: „Der Feldmarschall hat gut befohlen, aber meine Soldaten haben seit 36 Stunden nicht abgelocht. Das geht vor.“ Als dann General Langenau kam und fragte, wo Gylai sei, rief er auf die Antwort: „Hier!“ ganz aufgebracht: „Noch hier? Donnerwetter! Führen Sie mich zu ihm.“ Es erfolgte nun eine heftige Scene, welche die Versäumniß nicht einbringen konnte. Dies ein Beitrag zur Geschichte der Verfolgung nach dem Siege bei Leipzig.

Der Feldzug von 1814 ist von dem Verfasser schon in einem selbständigen Werke bearbeitet, das namentlich die Vorwürfe entkräften sollte, welche der obersten Heeresleitung in Frankreich, man kann wol sagen, von allen Seiten gemacht worden sind. In dem Abschnitte unserer Werke, der über den Feldzug handelt, geben die Mittheilungen aus den Briefen Schwarzenberg's an seine hochsinnige Gemahlin, welche ihn wol verstand, oft bessere Aufschlüsse, als manches officielle Actenstück. Ueber seine Aufgabe schreibt er ihr unterm 4. Januar:

Wenn ich unterstützt werde, so kann und muß der Friede gekämpft werden; werde ich aber nicht von der Nordarmee, von Wellington, von der italienischen Armee in meinen Schritten begleitet, so kann ich tief kürgen, aber ich werde es zu tragen wissen, denn mein Gewissen spricht mich frei; so und nicht anders muß ich handeln, wenn ich das Vertrauen und den Segen der Vorsehung verdienen will. Von Blücher, da bin ich sicher, wir verlassen uns ebenso wenig hier wie bei Leipzig.

Freilich ist er später auf Blücher und mehr noch auf Sackenau sehr übel zu sprechen, „weil sie mit einer wahrhaft kühnen Wuth nach Paris treiben, daß sie alle Regeln des Kriegs mit Füßen treten“. Indessen ist doch bei allen Fehlern, von denen man das Hauptquartier der Schleifern Armee in Frankreich nicht freisprechen kann, der Erfolg des Kriegs durch die Energie des „Vorwärts“ gerettet worden, und Schwarzenberg war dagegen der Ansicht, daß man in Langres, wie er unterm 26. Januar schreibt, Frieden schließen müsse! „Das ist mein Rath. Unser Kaiser, auch Stadion, Metternich, selbst Castlereagh sind vollkommen dieser Meinung, aber der Kaiser Alexander!“ Heil ihm, daß er, wie Friedrich Wilhelm, sich nicht der Ansicht der österreichischen Staatsmänner gefügt hat. Die Entschuldigung des Verfassers, daß den Fürsten seine eigene persönliche Lage, aus der er durch den Frieden erlöst sein würde, zu jenem Wunsche und Rath geführt habe, scheint uns nicht eben zum Vortheil seines Selben zu gereichen; wir halten sie jedoch nur für eine subjective Aeußerung. Schwarzenberg selbst schrieb ja: „Nur im kühnen Vorwärtsschreiten liegt Heil!“ Die Langsamkeit der Operationen erklärt ein Brief vom 12. Januar:

Ich erwarte mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst du, daß sie noch nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen! Nun so wisse, daß am 13. d., nämlich am 1. Januar russischen Kalenders der Kaiser Alexander vor einem Jahre an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging, darum findet er es poetisch, an dem 1. Januar dieses Jahres ebenso über den Rhein zu setzen, und das ist die Ursache, warum meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Weisau ist. So muß ich commandiren; das Marionettenspielen in so wichtigen, das Schicksal Europas entscheidenden Epochen ist wirklich ekelhaft.

In einem spätern Schreiben an den Kaiser Alexander nimmt er allerdings mit der ihm eigenen Selbstverleugung alles auf sich; der Kaiser, unzufrieden mit seinen Operationen, hatte ihm geschrieben, daß er in Zukunft nicht mehr gebunden sein werde und den strategischen Combinationen gemäß handeln könne, darauf antwortet der Fürst, wie schmerzlich ihm dieser Ausdruck gewesen: „Niemals, Eure Majestät, war ich gebunden; ich habe immer infolge strategischer Combinationen gehandelt, ich glaube gut manövriert zu haben und wünsche nicht, daß es anders gewesen wäre. Das ist meine Ansicht.“ Seiner Frau klagt er, aber bald darauf: „Ach, wenn es so bliebe, dann würde es so leicht keiner an meiner Stelle aushalten!“

Die Schlacht von Arcis-sur-Aube schildert der Verfasser als Augenzeuge ausführlicher und bestreitet durch Thatsachen die Darstellung Häußler's und des Referenten der „Allgemeinen Zeitung“ über dessen Werk. Dann erörtert er, als eine Ehrensache für Schwarzenberg und Oesterreich, die Frage, wer dem Kaiser Alexander definitiv den Marsch nach Paris in Vorschlag gebracht habe. Er stellt es entschieden in Abrede, daß Toll es gewesen, ohne doch eigentliche Beweise dafür zu bringen, daß Schwarzenberg die Initiative ergriffen habe. Daß der Verfasser im Gefolge desselben, das erste Gespräch über den gesagten Entschluß gehört, ist bei seiner Wahrhaftigkeit nicht zu bezweifeln, damit aber doch nicht die Priorität desselben entschieden, da bei der folgenden Unterredung des Fürsten mit dem Kaiser nur Wollkonski zugegen war. Im Grunde wozu der Streit? Paris war das allgemeine Ziel schon in Deutschland, selbst der Kosacken. Blücher hatte nie ein anderes und im Kriegsrathe bei Witz wurde nur beschlossen, was in aller Feldherren Seele lebte. Mit Schärfe beleuchtet der Verfasser nach der Einnahme von Paris die Angaben in Marmont's „Memoiren“ über die Vorgänge bei seinem Corps, er widerlegt sie durch Gründe; ebenso kann er gegen Thiers aus eigenem Wissen bekunden, daß Napoleon auf seiner Reise nach Elba Lyon nicht berührt hat. Was er dann weiter erzählt von seiner Sendung nach Preussisch-Schlesien, um die angebotenen, aber nicht vorhandenen Hülfungen gegen Oesterreich zu beschaffen, von den österreichischen Bestimmungen in Breslau und Vork's feindlicher Gesinnung gegen Oesterreich, mag auf sich beruhen. Wir haben von jeder alles vermieden, was die beiden deutschen Großmächte, auf deren Eintracht Deutschlands Heil beruht, in ihrer gegenseitigen Gereiztheit berührt. Mag unser ehrwürdiger Veteran, der so viel vom „Oesterreicherhaß“ in Preußen spricht, an seine eigene Brust schlagen! In

Jahre 1815 wurde er auf seinen Antrag aus dem Generalstabe in die Linie versetzt, um heirathen zu dürfen, was in jenem Corps verboten war. Die Heirath (mit einer Französin) zerschlug sich, aber dieser Schritt wurde der eigentliche Schlüssel seiner kriegserischen Laufbahn, da ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde ihn zum Invaliden machte. Er trat aus dem activen Dienst und wurde dem General-Quartiermeisterstabe zugetheilt, wo er sich bald durch kriegsgeschichtliche Arbeiten einen als Militärschriftsteller geachteten Namen erwarb. Wir ehren noch jetzt die seltene Frische in seinem hohen Alter, mit welcher er seine Erinnerungen niedergeschrieben hat und wünschen ihm, daß er das Werk, das ihn gegenwärtig beschäftigt, gelungen zu Ende führen möge.

2. Vor 50 Jahren. Tagebuch eines ehemaligen freiwilligen Jägers der Jahre 1813 und 1814. Zur Erinnerung an jene Zeit herausgegeben von G. E. D. Krieg. Zum Vortheil der Nationalbank-Stiftung. Weigel, Bagel. 1863. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser gibt in diesem Tagebuche, wie wir vollkommen anerkennen, einfach, ohne phantastische Ausschmückung wieder, was ein solches, flüchtig im Kriege geführt, und das treue Gedächtniß eines Kriegers der niedern Epöhe enthalten kann: es ist das Leben im Quartier, im Feldlager, auf dem Marsche, wir fügen hinzu ein Detailbild der Gefechte, denn wie es da hergeht, selbst in rangirten Schlachten, kann der Leser in diesen ehrlichen Schilderungen finden. Sie sollen kein Beitrag zur Geschichte der Feldzüge sein, denn der Gesichtskreis des Soldaten in Reihe und Glied reicht selten über die Grenzen seines Truppentheils hinaus, sondern sie sollen lediglich zur Unterhaltung über jene Feldzüge dienen. Diesen Zweck wird das kleine Buch ganz gewiß erreichen, und wir wünschen ihm deshalb, wie auch seiner patriotischen Bestimmung wegen, eine recht weite Verbreitung.

V. Kleinere und vermischte Schriften; Poesien und Romane.

1. Jubel-Kalender zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. October A. D. 1813. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von A. Beck, G. Kirchhoff und C. Scheuren und einer Karte der Umgegend von Leipzig. Leipzig, Weber. 1863. 8. 5 Ngr.

Von dieser interessanten Festgabe ist schon die vierte Auflage erschienen und vielleicht bereits eine fünfte veranstaltet. Der reiche Inhalt bringt, nach einem patriotischen Gedicht von Hey, einen Erinnerungskalender, in welchem die Regententafel von 1813, die französischen Reichsmarschälle, die Gesammtkräfte der Heere während der Schlacht bei Leipzig, eine Monatschronik des Jahres 1813, die Einwohnerzahl der hauptsächlichsten Städte damals und jetzt und ein Datumzeiger von 1813 enthalten ist: gewiß willkommenen Notizen! Dann als Hauptstück, mit vielen trefflichen Illustrationen geziert, eine gebrängte Darstellung der Schlacht und zum Schluß eine Uebersicht der Schlachtdenkmale mit deren Abbildungen.

2. Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs im October 1813 und zu deren Marksteinen. Von Theodor Apel. Leipzig, A. Hoffmann. 1863. Gr. 16. 12½ Ngr.

Die im Titel erwähnten Marksteine, 41 an der Zahl, hat der Verfasser selbst auf den bedeutendsten Punkten der Schlachtfelder um Leipzig aufstellen lassen. Die Namen der Feldherren, welche hier gegeneinander gekämpft, nebst der Stärke ihrer Streitkräfte sind darauf verzeichnet und durch die verschiedene Form des Denksteins, sowie durch gerade oder ungerade Nummern die gegenseitigen Stellungen der Franzosen und der Verbündeten, also die Schachlinien der einzelnen Acte des Riesenkampfes kenntlich gemacht. In der kleinen Schrift gibt der Verfasser die Erläuterung dazu, nebst biographischen Skizzen der auf den Marksteinen verzeichneten Führer und einen Plan, auf welchem diese Steine in Farben und Nummern und auch die andern Schlachtdenkmale bemerkt sind.

3. Merkwürdige Ereignisse und denkwürdige Anecdoten aus der Zeit vor, während und nach der leipziger Völkerschlacht. Jubiläumsgabe von Karl Gottlieb Leonhardt. Leipzig, Wengler. 1863. Gr. 16. 7½ Ngr.
4. Die Todtenfeier auf der Waghall von Leipzig. 18. October 1813. Hamburg, D. Meißner. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.
5. Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. Von K. Krönig. Breslau, Ziegler. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.
6. 1813. Historisches Festgedicht mit vaterländischen Gesängen und lebenden Bildern. Zur Feier des Jubeljahres, besonders des 18. October den deutschen Männer-Gesangsvereinen gewidmet von Rudolf Bunge. Leipzig, F. Schäfer. 1863. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Verfasser der letztern Schrift — bei den andern genügt es, die Titel zu nennen — hat sich die Aufgabe gestellt, „die erhabensten Gesänge, welche jene große Zeit unter Schmerzen geboren, durch den verbindenden Faden wieder historisch mit ihr zu verschmelzen und so Gelegenheit zu einer zweckentsprechenden Festaufführung zu bieten“. Der verbindende Faden, zur „Declamation“ bestimmt, ist in wohlklingenden Versen gebichtet, einen „Marschall“ Vorwärt gab es aber bei Lügen und Leipzig noch nicht. Die schönsten Lieder jener Zeit und neuere sind geschickt zusammengestellt, dazu werden Tableaux vorgeschlagen, wobei eins, drei deutsche Schützen mit der „Tricolore“, nicht fehlen darf. Ist es bewußte oder Selbstironie, daß dieses Banner bei einem Gesange mit der Melodie des Preußenliedes entrollt wird? Freilich wird vorher drohend „declamirt“: „Einst wird die Volkswehr ihre Rutter rächen!“ nämlich „jene erhabene Zeit, deren Selbentind Unban bald ins Grab gelegt“. Wäre doch der Verfasser seinem Vorsage: „Kein Mistklang soll die Feier stören, die jubelnd Millionen heut' umschlingt!“ treu geblieben, es würde seinem Festgedicht nicht zum Nachtheil gereichen.

7. 1813. Ein Gedicht in sechzehn Gesängen von Heinrich Freimann. Berlin, F. Duncker. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Dem Herzog von Koburg ist diese „erste Achrengabe, mit dem Blumenschmuck der Poesie, welche der Verfasser gesammelt und gebunden hat“, in fließenden Ottaverimen gewidmet, im gleichen, noch reinern Maße der Eingang gehalten. Unsere Generation ist leider dem Epos nicht mehr so hold als frühere Geschlechter, auch bleibt es immer mißlich, einen ganzen Krieg in gebundener Rede schildern zu wollen. Wol hat der Krieg

seine Poesie, die sich in seinen großartigen Momenten, den Wetterschlägen der Gefühle, im Schallendonner, kund gibt, und Schlachtenbilder sind von jeher den Dichtern gut gelungen; auch kann ein empfängliches Gemüth mancher andern Situationen im Kriege eine poetische Seite abgewinnen; aber es ist dies nur Gefühlssache und momentan; für den Ausdruck an sich höchst prosaischer Dinge fehlt eben die dichterische Sprache, die Prosa des Realismus hängt sich schwer wie Blei an den Dichter und lähmt seinen Aufschwung. Metrik und Reim helfen da nicht, die Sprache kann sich dabei nicht über das Gewöhnliche erheben. Wir wüßten kein einziges Kriegerpos zu nennen, welches diese Schwierigkeiten überwinden hätte, und wollen daher dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß er es bei seinem Erstlingswerk auch nicht vermocht hat, wollen nicht einzelne Stellen und Verse seiner Dichtung als Beweise für die Mangelhaftigkeit unserer allgemeinen Anschauung hervorheben, sondern gern anerkennen, daß, wo der Stoff es möglich machte, einzelne Schilderungen ihm gelungen sind und daß sich ein warmes patriotisches Gefühl in seinem Werke ausspricht.

8. Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813 von Edmund Hofer. Stuttgart, Krabbe. 1863. Gr. 8. In Lieferungen zu 6 Mgr.

Hofer bedarf bei der deutschen Lesewelt keiner Empfehlung mehr; seine Stellung in der Literatur ist anerkannt und gesichert: er gehört zu den besten und bedeutendsten Schriftstellern in dem Fache, das er sich erwählt hat, und wir freuen uns, daß auch er zum Jubelfeste mit einem Werke hervorgetreten, welches die schwere Zeit und die Erhebung Deutschlands schildert. Viele, die mit ernster Lectüre noch heute nicht gern zu schaffen haben, werden sich von den Schilderungen, welche ihnen hier im dichterischen Gewande vorgeführt werden, gekesselt fühlen und dadurch auch zu der Erkenntniß gelangen, die sie auf andern Wege verschmähen. Es ist dies die Ansicht, die auch uns geleitet hat bei einem ähnlichen Werke, das wir hier natürlich nur andeuten, nicht aber in einer Selbstkritik besprechen können. Mögen die Leser aber keine Liebesgeschichte im gewöhnlichen Stile erwarten! Was Hofer darüber am Schlusse seines Werks sagt, ist uns aus der Seele geschrieben; er hat es nicht vorangestellt, denn manche, die eben nur von Eward und Kunigunde lesen wollen, hätten vielleicht die ausdrückliche Erklärung, daß sie keine Liebesgeschichte finden, für sich als eine Warnungstafel angesehen. Der Verfasser schreibt:

Wenn unsere Leser von uns eine Erzählung erwartet haben, wie die meisten sind, eine Darstellung verschlungener Lebenswege, bei der und bei denen die Liebe Anfang, Mittel und Ende ist, so werden sie allerdings nichts weniger als befriedigt plötzlich das Schlusskapitel vor sich sehen. Eine Liebesgeschichte haben sie freilich nicht gelesen, wie denn auch eine solche aus diesem Stoff nicht entstehen konnte. Die Liebe ist zwar ein Hauptfactor im Leben des Menschen, sie ist zuweilen sogar das einzig Sichtbare, das wie etwas Höheres über uns bestimmt; sie veranlaßt und begründet anscheinend alles, was uns betrifft und aus uns wird, sie führt es weiter und läßt es so oder so zum Schluß geheißen. Aber es kommen über die alte Erde zuweilen doch Zeiten, wo sich uns etwas wirklich Höheres offenbart, gewaltig

1863. 42.

herrschend, unüberwundlich fortwährend, bis in die Tiefen unserer Befens läuternd; Zeiten, wo der einzelne mit seinem persönlichen kleinen Leben und Fühlen, mit seinem bischen Freude und Leid wenig oder gar nicht mehr in Betracht kommt.

Und weiter:

Es darf und soll nicht vergessen werden, daß es in Deutschland eine Zeit gab, wo mit seltenen Ausnahmen niemand mehr von sich wußte, an sich dachte, wo alle Köpfe nur Einen Gedanken hatten, und alle Herzen nur für Eins schlugen — die Vernichtung des Feindes und seines schmachvollen Jochs. Das, hoffen wir, wird auch unsere Darstellung widerspiegeln. Nicht eine einzelne der Persönlichkeiten, welche in ihr uns begegneten, vermochte sich selbst, vermochten wir zum Träger des Ganzen zu machen, konnten wir zu dem erheben, was man in derartigen Darstellungen den Helden zu nennen beliebt. Ein solcher ist nicht da, noch konnte er da sein, weil gewissermaßen die Zeit selbst und ihr alle und alles bewegender Grundgedanke diese Stelle schon eingenommen.

Wenn der Verfasser aber mit Recht keine gewöhnliche Liebesgeschichte geschrieben, so hat er uns doch mit gewohnter Reife in die verwickelten und dunkeln Verhältnisse einer Familie eingeführt, welche wir mit ungeheurer Spannung verfolgen; die einzelnen Charaktere, in ihren Standsverhältnissen und ihrer Zeit wurzelnd, sind mit jener Kunst, klar und vollendet, gezeichnet, welche unter Hofer's Vorzügen nicht der geringste ist. Den Schauplatz der Erzählung bilden jene Küstenstriche Norddeutschlands, wo der Verfasser Land und Leute so genau kennt; er schildert sie unter der Fremdherrschaft des französischen Kaiserreichs, der sie einverleibt waren, und der das rauhe, zähe Volk doch in seinen untersten Schichten widerstrebt, während in den höhern der Gedanke einstiger Befreiung allmählich zur That reifte. Den Druck, die Polizeizurückhaltung und Douanewirtschaft stellt er dar, aber er läßt auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren, indem er edlere französische Persönlichkeiten auftreten läßt. Wir können leider innerhalb der uns gesetzten Grenzen dem Werke keine ausführliche Analyse widmen, es scheint dem Umfange nach vielleicht das größte zu werden, das bis jetzt von Hofer erschienen ist und wird mit dem größten Antheil gelesen werden: sein Werth und seine Bedeutung geben uns Bürgschaft dafür.

9. Theodor Körner. Vaterländischer Roman in zwei Theilen von Geribert Rau. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 an deren fünfzigstem Jubiläum. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 3 Thlr.

Wir müssen uns begnügen hier den Titel zu geben, da wir das Werk noch nicht gelesen haben. Die frühern biographischen Romane des Verfassers können vielleicht dafür bürgen, daß er das Interesse, welches in diesem echt vaterländischen Stoff liegt, bei seinen Lesern zu fesseln gewußt hat.

10. Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman von Bernb von Gusek. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr.

Anknüpfend an das schon Gesagte, bittet der Verfasser, bei der Lectüre den Titel des Werks im Auge zu behalten und nur zu erwarten, was ihm entspricht, vor allem aber, wie auch die Unterhaltungskraft des Buchs

befchaffen sein möge, ihm wenigstens ein warmes Gefühl für sein deutsches Vaterland zuzugestehen.

Wir schließen hiermit unsere Uebersicht, obwohl sie gewiß noch manche Schrift aufnehmen könnte, welche zwar erschienen, aber uns bis jetzt weder zugegangen, noch dem Titel nach zu unserer Kenntnis gelangt ist. Das Urtheil über die Gesamtleistung der deutschen Presse bei einem so großartigen Anlaß stellen wir unsern Lesern anheim, können aber unsere eigene Ansicht nicht verleugnen, daß wir noch immer einer Geschichte der deutschen Befreiungskriege, die als ein classisches Werk historischer Kunst allgemeiner Anerkennung würdig sei, vergeblich harren.

Karl Gustav von Serreck.

Kaulbach's Carton „Das Zeitalter der Reformation“.

Das londoner „Athenaeum“ enthält in seiner Nummer vom 5. September folgende Notiz: „Während Historiker über den für das Lutherdenkmal zu Worms geeigneten Platz streiten, hat sich betreffs des Reformationsjahres auf Kaulbach's neuem Carton eine nicht ganz uninteressante Frage erhoben. Man wird sich aus dem „Athenaeum“, Nr. 1800, erinnern, daß auf dem ursprünglichen Carton Luther, die Bibel über sein Haupt erheben, die Mittelfigur bildete. Gegen diese Auffassung wurden so viele Einwände, namentlich in einer kräftigen, aber nur zu bitteren Kritik in den „Grenzboten“ gemacht, daß Kaulbach diese Attitude änderte und diejenige adoptirte, welche Kiesel für das wormser Denkmal wählte. Luther steht jetzt in der Mitte und hält die Bibel geschlossen im linken Arm; die rechte Hand legt er an sein Herz und den Blick voll ruhiger Ueberzeugung richtet er gen Himmel. Wir müssen jedoch allen Kritikern Deutschlands gegenüber bemerken, daß die erste Idee, ob für Luther's Charakter typisch oder nicht, doch viel passender gewählt war, um das Wirken Luther's zur Anschauung zu bringen. Nicht die Bedeutung des Mannes, sondern die Bedeutung seines Werks sollte der Carton vor Augen stellen, und was die eigentlichen Zwecke der Reformation betrifft, so war seine Uebersetzung eine der wirksamsten Waffen derselben, die durch die aufgeschlagene, der Welt hingehaltene Bibel symbolisirt wurde. Indem der Maler später Luther in einen persönlichen Typus unter symbolischen Typen verwandelte, opferte der Künstler die Harmonie seiner Idee und that dadurch der innern Bedeutung des Gegenstandes Abbruch. Diejenigen, welche diese Abänderung veranlaßt haben, vergessen, daß die Stellung eines Mannes in der Geschichte von seiner Stellung in der Biographie weit verschieden ist“ u. s. w. Wir erinnern uns nicht mehr recht, was die Kritik der „Grenzboten“, die wir ohnehin nur durchflogen haben, an der frühern Kaulbach'schen Auffassung des großen Reformators zumeist auszusagen für gut fand; im allgemeinen aber tabelte das Publikum daran nicht sowol die aufgeschlagene, aller Welt vorgehaltene Bibel in Luther's emporgestreckten Händen, als das Zurücktreten des Reformators gegen die mehr hervortretenden Gruppen im Vordergrund, die dadurch bedingte Kleinheit seiner Gestalt, die Unähnlichkeit seines Antlitzes mit den bekanntern, dem Volke liebgewordenen Bildnissen Luther's. Hierbei sei bemerkt, daß Franz Köher bei Bruckmann in Stuttgart (1863) eine mit einer photographischen Nachbildung des frühern Cartons u. s. w. ausgestattete instructive Schrift: „Historische und biographische Erläuterungen zu Wilhelm von Kaulbach's Zeitalter der Reformation“, erscheinen ließ, worin der Verfasser unter andern bemerkt: „Verstehen wir nun, was der Meister dachte, als er die Friedensgruppe so recht in die Mitte seines Gemäldes stellte? als er auf Luther's deutsche Bibel den Spruch schrieb: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst?“ als

er den Friedensgesandten die ausdrucksvolle Geberde gab, welche mahnend auf diesen leuchtenden Spruch hinweist? Hier in dieser schönen Friedensgruppe, deren edle Wärme und Begierde nach allem überglänzt, liegt Kern und Herzschlag für das ganze reichbewegte Gemälde. Wohl zeigt es uns die Bälternahme vom Mittelalter und seiner einsichtsvollen Gestaltung, aber es sagt uns auch: das höchste und schönste Ziel dieser ungeheuren geistigen Bewegung sei christliche segensreiche Freiheit, Freiheit aller in wahrhafter Versöhnung! Ihr also, die ihr jetzt oder nach hundert und mehr Jahren dies Gemälde schaut, die ihr euch feierlich gekümmert und in der Seele erhoben fühlt vor dieser Versammlung hoher Männer, die ihr in dem edeln Streben und Aufstreben der Linien dieses Gemäldes, in der schönen Verschlingung und Harmonie seiner Gruppen ahnt, daß eine höhere Weltordnung walte, erhebt auch ihr euch über den engen Horizont der Confessionen!“

Im übrigen ist es dem Künstler gar nicht darauf angekommen, die Bedeutung der Reformation für Religion und Kirche, sondern wie aus dem sehr verschiedenen Zeiten und Nationen angehörenden Gruppen des Bildes hervorgeht, den Sieg des Geistes über alle Theologie und damit die von aller religiösen Vermissung und allem theologischen Zwange abstrahirende freie Entwicklung im Staatsleben wie in Kunst, Poesie und Wissenschaft hervorzuheben, womit übrigens Luther und die übrigen Reformatoren selbst, bei denen die theologische Richtung allein maßgebend war, wol sehr wenig einverstanden sein würden.

Wir lasen zwar im ersten Heft der in Hamburg erscheinenden Monatschrift „Orion“ in einer sonst recht interessanten Abhandlung über die Arbeiterdichtung in Frankreich, daß Luther wie Christus, wenn sie heutzutage unter uns einherwandeln und den häufig ungerechten und geringschätzigen Lohn vernähmen, mit welchem das Volk und die Volkssführer der Gegenwart sich die Unzulänglichkeit früherer Reformationslehren bekennt, mit lächelnder Triumphatormiene sich der Erweiterung ihrer Ideale und des gerade durch das Medium ihrer Lehre vermittelten Vernunftsiegs erfreuen würden. Nun, man muß von dem Wirken, Wollen und Streben, wie von der streng religiösen Gesinnung und dem festen Bibelglauben Luther's, um nur bei diesem hier stehen zu bleiben, sehr wenig wissen und die falschesten Vorstellungen haben, wenn man zu behaupten wagt, daß Luther sich mit „lächelnder Triumphatormiene“ der Erweiterung seiner Ideale, wie sie jetzt hervortritt, und des durch das Medium seiner Lehre vermittelten Vernunftsiegs erfreuen würde. Von dem, was der Verfasser des erwähnten Aufsatzes unter der „Erweiterung der Ideale“ Luther's versteht, bezweifle ich sicherlich das Gegentheil. Und so auch würde Luther gegen die ihm von Kaulbach auf seinem Carton odtrompirt Verbindung mit Vertretern der Wissenschaft und auf andern Gebieten hervorragenden Notabilitäten, die einem ganz andern Princip huldigten und in entgegengesetzter Richtung fortgeschritten, ohne Zweifel feierlichste Verwahrung einlegen.

A. M.

Notizen.

Eine englische anthropologische Zeitschrift.

Von einer in London bei Trübner erscheinenden neu begründeten Vierteljahrschrift „The anthropological review, and journal of the anthropological society of London“ liegen uns die beiden ersten Hefte vor. Sie enthält und wird enthalten: Originalartikel und Uebersetzungen von in fremden Sprachen geschriebenen Abhandlungen (die vorliegenden Lieferungen enthalten z. B. die Uebersetzungen einiger Abhandlungen Anthropologischen Inhalts von Theodor Bönisch und Rudolf Wagner); Kritiken britischer und ausländischer Hauptwerke über Anthropologie; die offiziellen Berichte über die Sitzungen der Anthropologischen Gesellschaft in London, Mittheilungen über die Verhandlungen anderer Gesellschaften, soweit sie anthropologische Fragen betreffen, endlich vermischte Mittheilungen. In der Augusliefung waren für uns von besonderem Interesse ein

Aufsatz von St. A. Charnod „On the science of language“, welcher Max Müller's „Lectures on the science of language“ zur Grundlage hat, und eine Abhandlung „The influence of race on art“, der mit Bezug auf James Fergusson's „History of modern architecture; with an appendix on ethnology from an architectural point of view“ geschrieben ist. Fergusson's Werk, soweit es dessen ethnologischen Theil betrifft, denn dem die Architektur selbst betreffenden Theile wird ein tiefes und umfassendes Wissen nachgerühmt, wird ziemlich scharf getadelt. Fergusson beginne mit einem Irrthum, indem er zu Anfang der Schöpfung ein vollkommenes Paar annähme, und er schreite mit Irrthum fort, indem er der Meinung sei, daß die Menschheit mit der Civilisation begonnen habe und dann infolge ihrer Kostrennung von dem Urthod in Barbarei ausgeartet sei. Den Witten selbst scheint Fergusson allen eigentlichen Kunstsin abzusprechen, und der Verfasser der Kritik gibt zu, daß die Künste bei diesem hart arbeitenden, schiff- und fahrbauenden Volke, bei dem der Diaduct den Triumphbogen und das weiß angestrichene Kirchlein die mächtige Kathedrale verdrängt habe, und welches den Gewinn aus irgendeiner Spinnfabrik oder Ziegelbrennerei allen nichts einbringenden Herrlichkeiten des St. Peter-Doms vorziehe, allerdings einen schweren Stand hätten. Nur belaste Fergusson die Nation selbst mit einem Vorwurf, welcher unsere Zeit treffe. Aus älteren Tagen besäße England noch Abteien und Kathedralen genug, welche noch die Bewunderung der Christenheit seien. Aber alles habe seine Zeit. Wir seien in eine Ära des Materialismus und des Utilitarismus eingetreten, und da baue man eben keine Kathedralen mehr, sondern Eisenbahnen und Dampfschiffe. „Wir haben keine Architektur“, bemerkt der Verfasser, „weil wir nicht mehr den begeisterten Glauben des Mittelalters haben. Wir leben in der Zeit des untergehenden Glaubens. Der Protestantismus reißt nieder, was der Katholicismus ansrecht zu erhalten und aufzubauen zu schwach ist. . . . Nur in der Flutzeit eines neuen, nicht in der Ebbezeit eines alten Glaubens erhebt sich die Menschheit zu jenen Gedankenhöhen, wo, wie infolge einer Igequenen Vision, sich neue und originelle Formen der Schönheit ihren begeisterten Sehern offenbaren. Von Großbritannien bis Japan ist die ganze Welt in einem geistigen Zusammenbruch begriffen. Ueberall steigt der Schrei der Betrübniß, der Wehruf der Verweissung, das Gesehn des Todes aus den verlassen Tempeln, deren Priesterchaft nur noch mit jaghaftem Herzen ihren vorbringenden und flegreichen Feinden einen schwachen Widerstand entgegenzusetzen wagt. Es ist die zwölfte Stunde der Nacht“ u. s. w. Man sieht, daß der Verfasser, obgleich er allerdings mit Zuversicht erwartet, daß dereinst für die Menschheit ein neuer Tag anbrechen werde, doch an der Gegenwart den Leichengeruch wittert, und leider, leider mag er, was die höchsten sittlichen und geistigen Factoren betrifft, trotz einiger Uebertreibung nicht so ganz unrecht haben. J. M.

Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft.

Das letzte Heft (Band 8, Heft 2) von Pfeiffer's „Germania“ bringt zum ersten male eine längst gewünschte und notwendige bibliographische Zusammenstellung der einschlagenden Literaturzeugnisse und zwar der des verflorenen Jahres 1862. Diese „bibliographische Uebersicht“ rührt von Karl Bartsch her, welcher sich namentlich um Pfeiffer's „Germania“ wesentliche Verdienste erworben hat durch treue und fleißige Mitarbeiterschaft. Im ganzen sind 266 Nummern verzeichnet, darunter auch Werke, welche der deutschen Philologie nicht an sich zugehören, sondern nur zu ihr in irgendwelcher Beziehung stehen, sowie auch populäre Schriften. In Beziehung auf diese letztern sagt der Bibliograph in einer Vorbemerkung: „Einer Rechtfertigung bedarf die Aufnahme der populären Literatur, die Gegenstände der deutschen Alterthumskunde umfaßt. Abgesehen davon, daß eine Grenze im einzelnen Falle oft schwer zu ziehen ist, ist es für die Geschichte und Entwicklung der deutschen

Philologie von Interesse zu sehen, wie weit die gelehrte Forschung in das große Publikum einbringt, an welchen Gegenständen das Publikum den meisten Theil nimmt. Ich habe daher die Grenzen lieber zu weit als zu eng gezogen, habe jedoch fast überall bezeichnet, welcher Gattung von Literatur ein Buch angehört.“ In der Zusammenstellung hat Bartsch verschiedene systematische Rubriken eintreten lassen, bekennt jedoch, daß diese Anordnung nicht streng sei, indem manche Erscheinungen verschiedenen Abtheilungen beigezählt werden könnten. Unter der ersten Abtheilung „Begriff und Geschichte der deutschen Philologie“ sind nur wenige Schriften vertreten, die zweite umfaßt die „Bibliographie“, die dritte die „Zeitschriften, unter welchen wir Raumann's „Serapeum“ und Vagholde's „Anzeiger“ vermissen, dann folgt „Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung“, woran sich die „Deutsche Grammatik“, auch die specielle anreicht. Die sechste und siebente Abtheilung umfaßt die „Deutsche Lexikographie“ sowie die „Deutschen Mundarten“. An die „Deutsche Mythologie“ schließen sich in schicklicher Weise an: „Sagen und Märchen“, „Volks- und Kinderlieder, Sprichwörter, Sitten und Gebräuche“, „Alterthümer und Culturgeschichte“, „Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer“ und schließlich die „Kunst“. Die folgenden Werke sind unter der Rubrik „Deutsche Literaturgeschichte und Sprachdenkmäler“ vereinigt. Da auch die Urkunden ein werthvolles Sprachmaterial abgeben, welches bei weitem noch nicht genügend ausgebeutet ist, so hat Bartsch mit Recht auf einige der bedeutendern Urkundenwerke Rücksicht genommen, auch einige Schriften aus der lateinischen Poesie des Mittelalters, die eine wesentliche Ergänzung der nationalen bilden, sind zu erwähnen gewesen. Den Schluß der Bibliographie bilden Werke aus der mittelniederländischen, der mittellenglischen und der altnordischen und isländischen Literatur. In der Regel hat Bartsch sich des Urtheils enthalten, nur hier und da ist der bibliographischen Anführung eine kurze lobende oder tadelnde Bemerkung hinzugefügt. Eigentliche Recensionen sind nur wenige unter der Bibliographie anzutreffen, die von A. Wackeisen und von Bartsch selbst herrühren, doch hat letzterer dann und wann auf schon erschienene wichtigere Beurtheilungen hinweisen können. 88.

Bibliographie.

Becher, H. B., Wahrheiten des Himmelreichs. Aus Predigten und Betrachtungen. Aus dem Englischen übersezt von einem Mitgliede des evangelischen Dom-Candidaten-Stifts zu Berlin. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 27 Ngr.

Böttger, G., Die Zeugnisse des Flavius Josephus von Johannes dem Täufer, von Jesu Christo und von Jacobus, dem Bruder des Herrn. Eine kirchengeschichtliche Abhandlung. Dresden. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Bergmann aus den Jahren 1825—1858. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. à 2 Thlr. 12 Ngr.

Daumer, G. F., Blumen und Früchte aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebensentwicklung. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Handelsfürst und sein Erbe, oder: der Triumph der Pflicht. Eine Erzählung für die Welt von der Verfasserin der „Geraldine“. Aus dem Englischen von E. Braun. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Seine, H., Poetische Werke. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lionne, G., Der Pascha von New-Orleans. Ein sociales Bild aus den gegenwärtigen amerikanischen Kriegswirren. Berlin, Schlesier. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schweibe, L., Das Fürstentum im Volke. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 8. 2 Thlr.

Schmidt, B., William Boyd der Raubmörder. Amerikanische Sittengeschichte neuester Zeit. Leipzig, F. Voigt. 1864. 8. 1 Thlr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwarz.

Sieben erschienen:

Die Witwe und ihre Kinder.

Ein Erziehungsroman.

Aus dem Schwedischen von August Arrschmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Marie Sophie Schwarz erschienen in demselben Verlage:

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelst. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Ungeld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm Stjernkrone. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der stillichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, kann es nicht überraschen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder aus Amerika.

Von B. Ekván,

Oberst der Cavalerie der königlichen Armee.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Colonel Ekván's „Kriegsbilder aus Amerika“ sind ein höchst beachtenswerthes Buch, das deutsche Leser um so mehr interessieren wird, je weniger Zuverlässiges und Unparteiisches bisher aus dem Kampfe zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union veröffentlicht wurde. Der Verfasser, Ungar von Geburt, hat in verschiedenen europäischen Kriegen mit Auszeichnung gedient, und war durch Umstände genöthigt, in den Reihen der Conföderirten zu kämpfen, während seine persönlichen Sympathien der Erhaltung der Union angehören; gerade diese eigenthümliche Lage begünstigte in hohem Grade die Unbefangenheit seiner Beobachtung. Selbst amerikanische Blätter nennen die Schilderungen, welche der Verfasser gleichzeitig in englischer Sprache herausgab, „das Beste und bei weitem Lesenswertheste, was über den Krieg erschienen ist“.

Sieben erschienen bei mir:

Touzellier, Nouvelle conversation française, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Geh. 10 Sgr.

Früher erschienen folgende empfehlenswerthe praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht in den neuen Sprachen.

Sachs u. Skallon, Handbuch der englischen Umgangssprache. 2. Aufl. Gleg. geb. 1 Thlr.

Die Englische Echo, Praktische Anleitung zum Englischsprechen. 3. Aufl. 15 Ngr.

Siebler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Kreis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1686, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbault, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7^e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Siebsch-Arkoff, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Dialect. 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Leho français, Praktische Anleitung zum Französischsprechen. 4. Aufl. 15 Ngr.

L'Éco italiana, Praktische Anleitung zum Italienischsprechen. 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanischsprechen. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Wilhelm Diolet in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preussischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Könnert,
Appellationsgerichtspräsident.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

(1. Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr. — 2. Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr. — 3. Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr. — 4. Lieferung, 1. Hälfte 25 Ngr. — 4. Lieferung, 2. Hälfte 25 Ngr. — 4. Lieferung, Schluß 1 Thlr. 20 Ngr.)

Die systematische Darstellung des gesammten öffentlichen Rechts in Preußen, des Verfassungs- wie des Verwaltungsrechts, war ein längst anerkanntes Bedürfnis, und wegen des engen Zusammenhanges Preußens mit dem gemeinsamen deutschen Vaterlande zugleich eine Aufgabe von allgemeiner Wichtigkeit. In vorliegendem Werk ist diese Aufgabe von einem der befähigten und berufenen Bearbeiter in einer Weise gelöst worden, welche dasselbe für jeden preussischen Staats- oder Communalbeamten, Volksvertreter und sonst an den politischen Angelegenheiten Theilnehmenden unentbehrlich macht.

Frühere Abnehmer des Werks, welche dasselbe nicht vollständig besitzen, wollen die ihnen fehlenden Lieferungen baldigst bestellen, da einzelne Lieferungen nur noch in geringer Anzahl vorhanden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 43. —

22. October 1863.

Inhalt: Die preussische Expedition nach Ostasien. — Ein deutscher Sonderling. — Ein Roman aus Tirols Vergangenheit. — Notizen. (Heinrich Heine und Ferdinand Lassalle; Tagebuch eines Engländers aus dem Selbstzuge der Confederierten in Pennsylvania.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die preussische Expedition nach Ostasien.

1. Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Japan und China. Reiseeskizzen, entworfen während der preussischen Expedition nach Ostasien von dem Mitgliebe derselben Hermann Maron. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1863. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
3. Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859 — 62. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
4. Erinnerungen an Preussens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 und 1862, mit besonderer Berücksichtigung Sr. Maj. Segelsfregatte „Thetis“. Eine Reisebeschreibung in Versen von Georg Schöber. Mit Zeichnungen von v. Wittkowski. Danzig, Rafemann. 1863. Lex. 8. 24 Ngr.
5. Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde. Von Georg Thaulow. Erster Theil. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

Nicht weniger als vier verschiedene Werke sind und bis heute schon als literarisches Resultat der preussischen Expedition nach Ostasien gekommen, und da sich unter diesen noch keins von Wilhelm Heine, noch kein offizieller Bericht der unserer Expedition beigegebenen Künstler- und Gelehrten-Gesellschaft befindet, so darf das literarische Konto der Expedition auch mit den vorliegenden vier Erscheinungen noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Wir indeß warten das wahrscheinliche Ende der Reihe nicht ab und halten eine Uebersicht schon jetzt für sehr lohnend, den Stoff der bisherigen Berichte schon mehr als hinlänglich für einen Bericht von unserer Seite und für unsern Kreis.

Bei dem jetzt auf allen Gebieten vorherrschenden Einfluß politischer Sympathien und Antipathien kann es nicht fehlen, daß man auch die literarischen Ergebnisse der ersten großen See-Expeditionen Oesterreichs und Preussens gelegentlich in Vergleich ziehen wird und einer bloß glänzenden literarischen Repräsentation als namentlich durch

das Werner'sche Buch bedarf dann unserer Meinung nach die preussische Expedition nicht erst, um den Vergleich mit Ehren zu bestehen, wenn man nämlich als zuständigen Richter den gebildetsten Theil des großen Lesepublikums anerkennt. Die Zeiten sind im allgemeinen nun doch vorüber, wo der Staat an derartigen Werken das Beste thun konnte. Dickses Velinpapier, vergoldete Einbände, Kupfer, Karten und zu Hause gezeichnete hübsche Illustrationen verblenden uns nicht mehr. Ein Werk, was seinem innern Gehalt nach einmal nicht mehr als ein angenehmes und lehrreich unterhaltendes Lesebuch zu sein beanspruchen darf, wird durch einen solchen kostbaren Ballast eher auf den Grund gezogen als flott gemacht, und wenn es nur deshalb wäre, weil man Lesebücher doch bequem will halten können, was eine auf Staatskosten erzielte Wohlbelehrtheit derselben gewöhnlich verhindert.

Die bis jetzt vorliegenden prosaischen Berichte von der preussischen Expedition sind alle drei (denn die gereimte Prosa des vierten gehört nicht hierher) sehr lesbare und leserwerthe Bücher. Wir können in d. Bl. nicht allen dreien mit derselben Aufmerksamkeit folgen, denn die Wege der auf den verschiedenen Schiffen der Expedition vertheilt gewesenen Autoren weichen doch zu wenig voneinander ab und ihre Beschreibungen sind auch zu ersichtlich für dasselbe weitere Publikum verfaßt, als daß eine gleichmäßige Recapitulation aller drei Berichte hintereinander unsere Leser nicht ermüden sollte. Nur den zuerst in unsere Hand gekommenen Reisebericht, den Werner'schen, werden wir daher in Betreff der geschilderten Gegenden und Gegenstände eingehender benutzen und die übrigen mit einer kurzen Charakteristik ihrer subjectiven Besonderheit abfertigen müssen. Ebenso rathen wir, offen gestanden, niemand, alle drei Berichte hintereinander im Original zu lesen. Suche man sich von den drei Führern, die sich darbieten: einem klar-praktischen Rationalisten, einem sinnig-träumerischen Zweifler und einem nicht gerade obscurantistischen, aber neuevangelisch-frommen Pfarrer, den Mann seines Herzens, und danach belehre man sich über die östliche Welt entweder aus Werner's, aus Maron's

oder aus Krenher's Buch. Anders kein richtiges Gefühl der Befriedigung von solcher Lectüre.

Reinhold Werner läßt sich in seiner Schrift „Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam“ (Nr. 1) sehr bestimmt über die Bedeutung der vielbesprochenen preussischen Expedition nach Ostasien aus.

Mögen Reiz und Misgunst der preussischen Expedition nach Ostasien Motive unterlegen, welche sie wollen, mögen engherziger Particularismus und Kleinstaaterei nur ein unfruchtbares Strohhan Preussens und ein Fasschen nach Populartät darin erblicken: man wird nie die Thatsache fortzuleugnen können, daß Preussens durch seine Expedition dem gemeinsamen Vaterlande und dessen Handel einen sehr großen Dienst geleistet hat. Dies kann insbesondere derjenige vollkommen erkennen, der die Expedition mitgemacht, der ihren Eindruck beobachtet und namentlich die hier draußen ansässigen deutschen Kaufleute gehört hat, die wol allein ein kompetentes Urtheil darüber besitzen.

Nicht minder bestimmt läßt er indessen alsbald ein Wenn und Aber nachfolgen. Für die Wirksamkeit des mit China erzielten Vertrags nämlich ist *conditio sine qua non* (II, 223 fg.):

An die Residenz eines preussischen Diplomaten (in Peking) muß sich gleichzeitig die Stationirung eines preussischen Geschwaders in den chinesischen Gewässern knüpfen, ja dies ist der chinesischen Regierung gegenüber sogar bebtigt. Ein Gesandter oder Consul ohne Kanonen hat in China ziemlich dieselbe Bedeutung wie in Haiti, und das Erscheinen von Kriegsschiffen in irgendeinem chinesischen Hafen, wo ein Streitfall entständen, ist ein Argument, dessen praktischer Werth von den Mandarinen nie unterschätzt wird.

Dieselbe Bedingung dürfte wol fraglos für die Nutzbarkeit der Verträge mit Japan und Siam gelten. Der japanische Vertrag unterliegt aber auch noch einem zweiten großen Wenn; er hat nicht können auf den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte ausgedehnt werden und bei weitem die meisten der die ostasiatischen Gewässer befahrenden deutschen Schiffe sind außerpreussische. Werner sagt in Bezug hierauf (II, 186):

Das Factum ist leider vorhanden, wenn auch von keiner großen Bedeutung, da Zollvereinschiffe leicht preussische Flagge erhalten können und überdies es unmöglich noch lange Jahre dauern kann, bis die deutschen Nord- und Ostseestaaten, welche in die östlichen Gewässer schiden, in einer oder der andern Form mit Preussen eine gemeinschaftliche Flagge führen.

Schätzen wir das Sachverständniß Werner's noch so hoch, wir vermögen uns über diese Wenn und Aber keineswegs gleich leicht mit ihm hinwegzusetzen. Noch auf lange Zeit hinaus rechnen wir weder auf eine preussische Flottenstation in den ostasiatischen Gewässern, noch auf eine gemeinsame Flagge der deutschen Nord- und Ostseestaaten; die handelspolitische Bedeutung der preussischen Expedition kann uns daher auch nach Werner's eigenen Gründen ebenso wenig gesichert erscheinen. Möge die Unterhaltung eines ausreichenden Geschwaders im chinesischen Meere, wie Werner berechnet, immerhin kaum 250000 Thaler jährlich erfordern; diese 250000 Thaler werden unter der jetzigen preussischen Regierung weder gefordert noch bewilligt werden, trotz der außerordentlich günstigen Finanzlage des Staats. Was aber gar die gemeinsame Flagge und auswärtige Vertretung der deut-

schen Vereinststaaten anbetrifft, so wird die „allernachste Aera“ wol kaum ein Resultat zu Wege bringen, um das sich die große Bewegung von 1848, die Unionspolitik und die Begeisterung der „neuen Aera“ vergeblich abgemüht haben, noch weniger wird sie Hamburg's Reichthum unter ihre Sparmaßregeln locken, selbst nicht durch den vom Grafen Gulemburg erfochtenen Handelsvertrag mit Japan.

Glücklicherweise hängt der Erfolg des Werner'schen Expeditionsberichts nicht von dem Erfolge der Expedition ab und wird durch die preussischen Verfassungswirkten nicht gefährdet werden. Ja, er ist bereits gesichert; denn nur dem entschiedenen Verfall, den seine Reichweite bei ihrem ersten allmählichen Erscheinen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ schon gefunden haben, verdanken wir ihre nunmehrige Sammlung und gesonderte, erweiterte Herausgabe.

Werner's Bericht gibt sich schon durch das einfach anständige Aeußere, in welchem er neuerdings vor und tritt, als einen guten Umgang für die gute Gesellschaft; er will nicht in strophender Gala auf dem Büchertisch paradien, sondern traulich zur Hand genommen und bequem gelesen sein. Heben wir von seinen vielen angenehmen Eigenschaften noch die eine, niemals langweilig zu werden, namentlich hervor, so halten wir ihn in seiner Art besonders gut empfohlen; denn vielleicht in keinem Fache der Literatur werden wir so häufig mit bloßer Wiederholung des längstbekannten abgewandt, als in dem der Reisebeschreibungen.

Das macht aber: der Verfasser dieses Berichts ist selbst ein allgemein und hoch gebildeter Mann, der sehr fein fühlt, was er bei seinem Publikum voraussetzen und womit er es interessieren kann. Er geht nicht im Fache rein auf, nicht in alles lehren vollender Ignoranz unter, sondern benimmt sich schriftstellerisch genau als ein Mitglied derjenigen Gesellschaft, für die er schreibt. Um diesen seinen literarischen Tact vollkommen zu würdigen, achte man besonders auf diejenigen Kapitel seines Berichts, welche die Schiffsreise erzählen. Welch verlockende Gelegenheit für einen Seeoffizier, ungenießbar zu werden; und entweder mit Recapitulation aller nautischen Wissenswürdigkeiten, die uns schon Freund Robinson Rüstig lehrte, oder mit höhern Erklärungen, die dem Laien doch nichts klar machen, zu emuulren! Werner aber hält inmitten solcher literarischen Gefahren ebenso zuverlässig Kurs wie als Commandant der „Elbe“ zwischen Sandbank und Klippe.

Bis zur Ankunft in der Sundastraße, in jenen fernern östlichen Gegenden, auf welche unsere Wißbegier bei der Lectüre seines Buchs vornehmlich gespannt sein muß, hütet er sich wohlweislich vor jedem längern Aufenthalt, vor jeder ausführlichen Verbreitung. Nur im Vorübergehen werden die Azoren und die Canarischen Inseln angelaufen und die bekannten Gegenden hier und da von neuer Seite flüchtig skizzirt. Die lange Fahrt um das Cap wird sodann nur in Hervorhebung einiger Hauptmomente charakterisirt, ihre Eintönigkeit durch den

geschickt angebrachten Zwischenfall über Charakter und Sitten des Seemanns, ihre Schrecken durch das lebhaft colorirte Bild eines Sturms, der dem Commandeur der „Elbe“ die Johannisnacht 1860 zur längsten seines Lebens machte. Trotzdem die „Elbe“ von Teneriffa ausgehend einen neuen, von dem berühmten amerikanischen Hydrographen Maury dringend empfohlenen Weg wählte, der die Linie 150 Meilen westlicher, dem Cap St.-Roque näher schneidet als der gemeine, die Reise um 10—15 Tage abkürzt, von conservativen Seeleuten aber nach veralteten Erfahrungen noch immer gemieden wird, war sie doch von Wind und Wetter so wenig begünstigt worden, daß sie, statt wie gehofft am 20. Juli in Singapore zu sein, sich glücklich schätzen mußte, am 1. August nach zwölftägigen Strapazen bei der kleinen Stadt Anjer auf Java mit heiler Haut vor Anker zu kommen.

Lassen wir unsern kurzen Bericht von da ab die weiten Wege des Transportschiffs „Elbe“ unter Führung Werner's einfach verfolgen und es kann nicht fehlen, daß wir auf diese Art in einem leichtem Ueberblick der ganzen Expedition die beste Empfehlung des Werner'schen Expeditionswerks zu Stande bringen.

Die Ruhe zu Anjer war eine sehr kurze. Da das ganze übrige Geschwader diese paradiesisch gelegene Zwischenstation aller Chinasfahrer bereits die Woche zuvor passiert hatte, mußte auch die „Elbe“ von einem Aufenthalt, der alle Herrlichkeiten der tropischen Natur ohne ihre Nachtheile zu bieten scheint, sofort wieder aufbrechen und zum Rendezvous nach Singapore eilen, wo sie am 7. August eintraf, und die Genossen, die Dampfschiffe „Arfona“, die Segelfregatte „Iphigénie“ und den Schooner „Trauenlob“ schon auf der Rheide versammelt fand. Diese drei Schiffe hatten die gewöhnliche Tour über Rio-de-Janeiro gemacht, während das Gesandtschaftspersonal unter dem Grafen zu Eulenburg (dem jetzigen Minister des Innern in Preußen) mit der Ueberlandpost nachkam und erst zu Singapore die „Arfona“ besieg, um, durch den bevorstehenden Monsumwechsel gebrängt, wenige Tage darauf nach Jeddo in See zu gehen. Die „Elbe“ allein blieb zur Ausbesserung der in den Gasstürmen erlittenen Schäden, dann durch eine unter der Mannschaft grassirende Fieberepidemie abermals aufgehalten, noch bis zum 4. September in Singapore zurück.

Dieses fast vierwöchentliche Verweilen reichte unserm Verfasser hin, ein umfassendes Bild des merkwürdigen, schnell emporgewachsenen Plazes aufzunehmen. Singapore war noch vor 40 Jahren nichts als ein öder, unter der Notmüßigkeit des Sultans von Djohore stehender Flecken; erst im Jahre 1822 warfen die Engländer ihr Augenmerk auf die so günstig an der Südspitze der Halbinsel Malakka gelegene Insel und erwarben sie mit Aufwand einer geringen Geldsumme und einer geschickten Politik von zwei um die Herrschaft streitenden Brüdern. Seitdem ist aus dem armseligen Fischerdorf eine Colonie von über 100000 Einwohnern geworden, unter denen nur 590 unvermischte Weiße, meist Engländer, etwa 100 Deutsche, sich befinden. Mischlinge, Malaien, sogenannte

Klings, d. h. aus Indien eingewanderte Hindus und Mohammedaner, Javanen, Bengalesen und noch manche andere Stämme sind unter der übrigen Bevölkerung vertreten, keiner aber so stark als die schwarzen Chinesen, welche allein ein Contingent von über 50000 Köpfen gestellt haben. Fast jede der erwähnten Nationen beschränkt sich auf ein besonderes Quartier und eine bestimmte Nahrungsquelle, nur die Chinesen geben sich zu allem her, wobei überhaupt Geld zu verdienen ist, und wie gut sie dabei zu fahren wissen, erhellt wol daraus, daß der reichste Mann in Singapore, der mindestens 30—40 Millionen Dollars in Vermögen besitzt, der allen Besuchern der Insel wohlbekannte Bamphoa, ein Chinese ist. Doch wird Singapore

nur von den Malaien als fester Wohnsitz betrachtet, und alle fremden Bewohner, seien es Europäer oder Afrikaner, sind mehr oder minder Zugvögel, welche „draußen sind“, um Geld zu erwerben. Und daß hier viel Geld erworben wird, davon empfängt der Fremde sogleich den lebhaftesten Eindruck, wenn er die Stadt betritt. Hier ist jedes Haus ein Laden, in dem die Erzeugnisse der ganzen Welt feil geboten werden. Hunderte von Nationalitäten schwärmen durcheinander, und vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht herrscht ein so reges Leben, wie nur irgendein Weltmarkt aufzuweisen vermag. Hier ist ein dankbarer Platz für den Ethnographen, denn er hat Gelegenheit, alle diese fremden Völker in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen.

Indem uns nun Werner die hervorragendsten Gestalten des bunten Völkergebränges erklärt, bezieht er den kleinen Irrthum, mindestens die Undeutlichkeit, einen Perser, den eine leise Abweichung des Glaubens zum Todfeinde des Arabers macht, einen „Parfen“ zu nennen. Die Benennung „Parfe“ aber ist bei uns für eine Menschengruppe reservirt, deren Glauben außerordentlich stark von dem der Araber abweicht, für die Befenner der alten Religion Zaratusstra's nämlich, für die Feueranbeter, und wir würden für einen solchen, auch wenn er der bekannten Gemeinde von Bombay angehörte, zwar außer der Benennung „Parfe“ auch die „Perser“ wagen dürfen, nimmermehr aber für den Perser, der mit dem Araber bloß durch den Glaubensunterschied der Schiiten und der Sunniten verfeindet ist, die Benennung „Parfe“. Möglicherweise wol, daß in der östlichen Welt selbst diese Unterscheidung keineswegs gilt; in unserer Sprache aber ist sie einmal angenommen. Uebrigens gereicht es einem Buche eher zum Lobe als zum Tadel, wenn man darin kein größeres Versehen als ein solches anzumerken findet.

Leider dürfen uns auch die vielen Vorzüge und Netze der Werner'schen Schilderung nicht zu einem längern Verweilen an dieser Stelle veranlassen. China, Japan und Siam liegen noch vor uns, schon Hongkong bietet uns des Interessanten wieder ebenso viel als Singapore.

Die ersten 14 Tage der Fahrt von diesem Plaze nach jenem vergingen still und einformig; am 17. September aber änderte sich plötzlich das Wetter und Anzeichen verkündeten das Nahen „eines jener furchtbaren Stürme, die, der Schrecken aller Seeleute, dem chinesischen Meere eigen sind und nach dem chinesischen Namen Teifung, Mutter der Winde, von uns Teifun genannt werden“.

Es sind Wirbelsürme, die gewöhnlich im Osten beginnen, entweder in gerader Linie oder auch in der südlich oder nördlich gelegenen Curve vorwärts schreiten, mit einer alles Denkbare übertreffenden Furie wüthen und meistens 24 Stunden, selten über zwei Tage anhalten. Wehe dem unglücklichen Schiffe, das in ihre Nähe kommt oder wol gar ihr Centrum berührt. Ein solches Schiff ist fast ausnahmslos verloren und kann nur durch ein Wunder seinem Untergange entgehen. Im günstigsten Falle verliert es seine Masten, und nur große und stark gebaute Kriegsschiffe können einen Teufel bisweilen mit geringerem Verluste bestehen. (I, 106 fg.)

Werner's Bekanntschaft mit den neuern Forschungen und Entdeckungen über das Geseß dieser Winde gelang es, die „Eibe“ vor der nahenden Gefahr zu flüchten, und da sich jeder fernere Versuch, im schlimmen Monat September während des Monsunwechsels die Richtung auf Japan gegen Wind und Wellen zu behaupten, als vergeblich herausstellte, strebte man der diesen Fall vorsehenden Ordre gemäß, den Hafen von Hongkong anzusegeln, um dort so lange zu bleiben, bis der Monsun seine regelmäßige Stärke erreicht haben würde und dann erst die Kreuztour nach Japan fortzusetzen.

Am 21. September ward Victoria, die Hauptstadt von Hongkong erreicht, welche circa 5 Quadratmeilen große, am Ausflusse des Tschukiang oder Perlfusses gelegene Insel den Engländern ebenso ihren rapiden Aufschwung verdankt wie Singapore. Gleich diesem einst nur eine armselige Fischercolonie ist sie seit 1841 durch die Abtretung an England zur blühenden, reichen Niederlassung von 100000 Einwohnern erwachsen.

Hongkong hat seinen directen Handel; es exportirt weder, noch führt es nennenswerth ein, sondern es ist der Markt für den gesammten chinesischen Handel und gewinnt dadurch so große Bedeutung. Die großen Handelshäuser haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, weil es bislang der einzige Platz in China war, der Sicherheit des Eigenthums bot. In den verschiedenen chinesischen Küstenplätzen, die dem europäischen Handel offen stehen, wie Kanton, Swatow, Futschu, Ningpo, Schang-hai und Tientsin, bestehen nur Commanditen, während Hongkong als Geldplatz der Kreuzpunkt des gesammten chinesischen Handels ist, die Residenz der merchant princes, Kaufmannsfürsten, wie hier die Chefs der großen Häuser genannt werden. Und wahrlich, sie sind Fürsten.

Es gibt welche unter ihnen, die nicht allein jährlich Hunderte von Schiffen befrachten, sondern auch noch 30 bis 40 eigene Fahrzeuge besitzen. Sie haben eigene Werften, Dock, Maschinenfabriken u. s. w. Zwei der ersten Häuser wetteifern darin, eigene Dampf-Postschiffahrt mit Singapore zu unterhalten, um 24 Stunden früher als die übrigen in Besitz der europäischen Nachrichten zu gelangen.

Um einen Begriff zu geben, welche Rolle die merchant princes im gesellschaftlichen Leben spielen, sei hier die Thatfache erwähnt, daß Dent und Comp. jährlich 50000 Pf. St., mithin über 325000 Thaler einzig für ihren Haushalt in Hongkong verausgaben, worin allerdings das Gehalt für das gesammte Personal einbegriffen ist. — Der englische Handel ist in Hongkong wie an der ganzen chinesischen Küste natürlich der bedeutendste, da sich England durch die verschiedenen Kriege zuerst Vortheile gesichert und sie ausgebeutet hat. Nach ihm kommt der amerikanische und dann zunächst der deutsche.

Legteres betont Werner besonders, weil es die Deutschen selbst kaum wissen, während Engländer und Ame-

rikaner den Anwachs des deutschen Verkehrs in Ostasien längst mit neidischen Augen betrachten. Als Beleg für Bedeutung unserer Schifffahrt führt er an,

daß vom Januar bis Ende September 1860 allein 93 hankaische Schiffe mit einem Gehalt von 43776 Tonnen im Hafen von Hongkong einliefen, und bis zum Schlusse des Jahres noch einige zwanzig mit circa 11200 Tonnen erwartet wurden. Von andern deutschen Schiffen waren theils angekommen, theils bis 1861 noch erwartet, 55 Schiffe mit 30000 Tonnen (die Tonne = 2000 Pfd. Sollgewicht); ferner deutsche Schiffe, die unter dänischer Flagge zu fahren haben (Holsteiner), etwa 45 mit 25000 Tonnen. Dies gibt für ein Jahr über 300 Schiffe mit 110000 Tonnen, eine Zahl, die allein an Werth der Schiffe ein Kapital von mindestens 6 Millionen Thalern repräsentirt. Rechnet man dazu die Ladung mit dem doppelten Werth, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so cursirt in China deutsches Eigenthum im Werthe von 20 Millionen Thalern, ohne bis jetzt auch nur die geringste Aussicht auf Schutz zu haben, der bei den unregelmäßigen Zuständen des von Revolutionen erschütterten und am Vorabend einer großen politischen Umwälzung stehenden Landes dringend nöthig sein dürfte. (I, 117 fg.)

Und weiterhin begründet Werner diese Verhältnisse (I, 120):

Der Vortheil, den die Deutschen in der Küstenschifffahrt erlangen, liegt hauptsächlich in ihrer Persönlichkeit den Chinesen gegenüber. Während Amerikaner und Engländer sowohl die chinesischen Kaufleute als die Passagiere auf eine brutale Weise behandeln, sie nicht viel besser als Neger ansehen und sich dadurch bei ihnen verhaßt machen, erblicken die gebildeten und humanern Deutschen in ihnen nur Mitmenschen, mit denen sie wie mit ihresgleichen freundlich umgehen. Diesen Unterschied wissen die Chinesen so wohl zu würdigen, daß sie, wenn irgend ein deutsches Schiff zu haben ist, ganz bestimmt dasselbe allen andern Nationen vorziehen. Da, wenn ein deutsches und ein fremdes Schiff für dieselbe Tour gechartert werden, erhält das deutsche fast regelmäßig eine höhere Fracht, und aus demselben Grunde kaufen deutsche Kaufleute häufig billiger als andere.

Es versteht sich, daß es Werner während seines fünf-wöchentlichen Aufenthalts zu Hongkong nicht verfaßte, die 25 deutsche Meilen stromaufwärts am Perlfusse gelegene Metropole des Südens, Kanton, zu besuchen. Die Tour wird mit amerikanischen Dampfschiffen in 7—9 Stunden gemacht und kostet exclusive Verköstigung 13½ Thaler oder 9 Dollars. An diesen seinen Besuch eines der großartigsten Mittelpunkte chinesischen Lebens und Treibens knüpft nun Werner die vielseitige Schilderung der socialen Zustände des himmlischen Reichs, welche die ganze zweite Hälfte des ersten Theiles seines Reisewerks einnimmt. Er bemerkt einleitend an dieser Stelle (I, 128):

Manches, was ich schildern will, mag mit den Wahrnehmungen anderer Reisenden durchaus nicht übereinstimmen. In dessen China ist das Land der Gegensätze, und wenn ich vielleicht öfter gerade das Gegentheil von dem wahrgenommen haben sollte, was andere Reisende vor mir beobachtet, so ist dies eben nur eine Folge der Widersprüche im chinesischen Charakter, den der eine so, der andere so kennen gelernt hat. Aus eben diesem Grunde habe ich meine Beobachtungen erst niedergeschrieben, nachdem ich bereits auch den Norden Chinas gesehen und mich an den verschiedenen Plätzen des Landes fast ein Jahr lang aufgehalten hatte. So glaubte ich meinen Urtheilen die Einseitigkeit benehmen und denselben die möglichste Objectivität sichern zu können.

Wir dürfen es leider nicht mit weitem, dem Buche selbst entnommenen Beispielen, sondern nur mit unserm

zuverlässigsten Worte bekräftigen, daß dem Verfasser dies rühmliche Bestreben, seinen Urtheilen über China „die Einseitigkeit zu benehmen und die möglichste Objectivität zu sichern“, in einem sehr hohen Grade gegliedert ist. Er schildert lebhaft und mit muntern Farben; er zeigt sich überall gleich weit entfernt von Vorurtheilen gegen, wie von sentimentalen Sympathien für seinen Gegenstand und ein freier Sinn unterstützt bei ihm ein scharfes Auge. Besonders wohlthuend tritt in seinen Ansichten auch wieder jene altpreussische Aufgeklärtheit zu Tage, nachdem wir in gewissen andern modernen Reise- werken den Maßstab anglistanischer Moralisterei haben an die Sitten Ostasiens gelegt sehen müssen. Auch was die äußere Form betrifft, so muß es als ein sehr glücklicher Griff ausdrücklich anerkannt werden, daß Werner seinen Chinesischen Stoff zu einer einzigen Darstellung zusammen- gefaßt und dadurch das Eintönige des fortlaufenden Reise- tagebuchs, wo es sich thun ließ, immer wieder umgangen hat. Das Missionswesen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, die drei heidnischen Hauptreligionen, Recht und Rechtspflege der Chinesen, ihre Architektur und Gar- tenkunst, ihr Kunstgeschmack überhaupt, auch in Musik und Theater, ihre Literatur und Gelehrsamkeit, ihre Marine wie ihre Landarmee, ihr Unterrichts- und Ver- waltungswesen, ihre Feste, ihr öffentliches und privates, ihr geschlechtliches und ihr Familienleben, die Licht- und Schattenseiten ihres Nationalcharakters, ihre Landwirth- schaft und Industrie, ihre Umgangsart mit den Fremden endlich, die Sprache, das aus Englisch und Chinesisch ge- mischte Völschen-Englisch und die Geldsorten, deren sie sich in diesem Umgange bedienen: alles dies und noch viele andere Themata werden von Werner berührt und mit Klarheit im Zusammenhange abgehandelt, so daß man schwerlich aus einem andern Werke über China von nicht erheblich größerm Umfange die gleich mannichfache Kenntniß dieser fernen Welt wird schöpfen können, als aus den betreffenden Capiteln unser Reisebericht.

Der Beginn des Nordostmonsuns brachte mit Schiffen von Kanagawa die Nachricht von der glücklichen Ankunft der „Arkona“ und „Thetis“ in der Bai von Jeddo, zu- gleich aber die Trauerbotschaft von dem wahrscheinlichen Verlust des Schooners „Frauenlob“, der am 2. Septem- ber durch einen schrecklichen Teufstun von der „Arkona“ ge- trennt, seitdem spurlos verschwunden war. Bald folgte diesen Zeitungen ein Befehl des Geschwaders, mit der „Elbe“ sofort nach Nangasacki zu gehen, um die übrigen Schiffe dort zu erwarten und mit Vorräthen zu versehen. Am 1. November verließ Werner demnach Hongkong und begann dem kräftig entgegenblasenden Winde die 400 geographische Meilen betragende Strecke nach dem neuen Bestimmungsort durch mühseliges Kreuzen abzugewinnen. Am 6. November bekam er Formosa in Sicht, und da er sich am 10. November noch immer auf derselben Stelle fand und der widerwärtige Nordost nicht im mindesten nachlassen wollte, so ward beschlossen, an der Südseite der Insel vor Anker zu gehen und der noch sehr wenig bekannten, schönen Küste einen Besuch abzustatten. Die

Formosaner jedoch, welche dem Kaiser von China zwar tributär, aber zum größten Theil kaum mehr als dem Namen nach unterworfen sind, zeigten sich diesem Vor- haben entschieden feindlich, empfingen die Anlandenden mit Büchsenschüssen und beruhigten sich nicht eher, bis man ihnen wirksam auf gleiche Weise antwortete und zur Warnung von der „Elbe“ sogar einige Kanonen- kugeln zusandte. Von weiteren Landungsversuchen ward hierauf abgesehen, und nach zweitägigem Aufenthalte bei etwas schwächerem Gegenwinde die Fahrt fortgesetzt. Am 20. November erblickte man Cap Goto, die west- lichste Spitze Japans, und lief, nach einer im ganzen bei dieser Jahreszeit unerhört schnellen Reise, in die herrliche Bucht von Nangasacki ein. Ihr Anblick schlägt nach Wer- ner's Urtheil selbst die gerühmtesten Häfen der Welt, Rio-de-Janeiro, Lissabon und Konstantinopel. „Es scheint, als ob die Natur hier alles concentrirt habe, was sie an romantischer Schönheit, Lieblichkeit und Groß- artigkeit hervorzubringen vermag, und menschliche Kunst hat, wenn auch unbewußt, die Harmonie des Ganzen vollendet.“

Die Annehmlichkeit dieses Aufenthalts wurde den Preußen vorläufig noch durch die Sorge vor den Wink- lungen und Umständen der japanischen Behörden etwas getrübt, welche man, da der Vertrag während eines dreimonatlichen Verweilens des Gesandten in Jeddo noch immer nicht zu Stande gekommen war, jedenfalls zu gewärtigen hatte. Als die Hafenbeamten dann wirk- lich an Bord kamen, half man sich aufs Beste durch ein höfliches Ignoriren ihrer Wünsche und Befehle, benahm sich in aller Freundschaft ganz selbständig, und entging zuletzt allen Weiterungen durch die von Jeddo kommende Ordre, baldmöglichst in der Hauptstadt zum Geschwader zu stoßen. So sagte die „Elbe“ am 25. November der lieblichen Bai schon wieder Lebewohl, passirte zwei Tage später die Südspitze Japans, Cap Schitschakoff, lief durch die Bandiemenstraße und traf am 5. December wohl- behalten bei den andern Schiffen auf der Rade von Jeddo ein.

Die Gesandtschaft hatte seit dem 4. September, wie gesagt, dort inzwischen nicht mehr ausgerichtet, als sich mit der japanischen Regierung und der fremden Diplo- matie in eine höfliche oder freundschaftliche Verbindung zu setzen. Eine stattliche Wohnung am Lande war ihr eingeräumt, eine Conferenz mit dem Minister des Aus- wärtigen war ihr gewährt worden, aber an den Ernst des Geschäfts schienen die Japanesen nicht eher gehen zu wollen, bis das Eintreffen des Transportschiffs zur Ver- sorgung des Geschwaders auf längere Zeit keinen Zwei- fel an der Geduld und Beharrlichkeit des preussischen Gesandten mehr bestehen ließ. Jetzt erfolgte ein Um- schwung der Verhältnisse, die Sache ging plötzlich vor- wärts, und wenn gleich sich noch manche Schwierigkeiten erhoben, war doch der Vertrag Mitte Januar 1861 fertig und am Ende desselben Monats von den beiderseitigen Contrahenten unterzeichnet.

Die Gemmungen des politischen und socialen Fort-

Schritte in Japan sind im allgemeinen sehr ähnlichen Einflüssen zur Last zu legen wie in Europa, wie in Deutschland. Auch in Japan gibt es eine Kreuzritterpartei, die der Daimios oder großen Feudalherren und der Jakonins, welche den niedern, stellschnappenden Militär- und Beamtenadel repräsentiren. Diese Privilegirten verlieren an Vermögen und Ansehen durch alles, wodurch das übrige Volk in jeder Beziehung gewinnt, sie verlieren durch jede mögliche Art von bürgerlicher Befreiung, am ersichtlichsten und schnellsten durch die Befreiung und Ausbreitung des Verkehrs mit andern Nationen. Das böse Beispiel der Amerikaner und sonstigen Fremden, welche dem anspruchsvollen Dünkel der Daimios und ihrer Gefolge ungeschert mit höhniſcher Verachtung begegnen, hat die gute Sitte einer ſklaviſchen Unterwürfigkeit der niedern gegen die höhern Stände unter den Japanesen selbst bereits zu vergiften angefangen, und es ist demnach kein Wunder, daß jene adelichen Herren alles daransetzen, um „Thron und Altar“, d. h. ihre angenehme Stellung vor dem Import revolutionärer Ideen möglichst zu bewahren. Da inzwischen die materiellen Interessen Europas die konservativen Interessen Japans so gewaltsam kreuzen, daß selbst Graf Culenburg zur Schädigung der letztern mitwirken mußte, so wird den Kreuzrittern des fernem Ostens ihr Widerstand schwerlich lange helfen. Es ist ein Unglück für sie, daß die Solidität der konservativen Interessen von Berlin bis Jeddo nicht zu reichen scheint.

In einer Beziehung hat die gegenwärtige Lage Japans mit derjenigen Chinas eine unverkennbare Ähnlichkeit. Beide Völker befinden sich am Vorabend großer Ereignisse, beider sociale und politische Verhältnisse werden in Kürze eine totale Umwälzung zu bestehen haben. Nur wird dieselbe in Japan vermuthlich leichter, besser, gesünder und naturwüchſiger von Statten gehen als die in China bereits so gewaltsam begonnene. Dafür bürgt der gesündere, edlere und kräftigere Charakter des japanischen Volks, dem auch Werner dem Naturell der Chinesen gegenüber alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Greifen wir einige Urtheile über die Nation aus seiner Schilderung Japans, auf die wir ja doch sonst nicht näher eingehen können, heraus, und wir werden es aufs neue bestätigt finden, daß keine Völkerschaft Ostasiens unserer Aufmerksamkeit und unsers Antheils würdiger ist als die Japanesen.

Um zunächst den so nahe liegenden Vergleich mit China im Auge zu behalten, so bemerkt Werner in dieser Richtung (II, 42):

Als ich zum ersten mal die Straßen von Jeddo betrat, drängte sich mir unwillkürlich eine Vergleichung mit Kanton auf und, wie schon in Mangasacki, lehrte auch hier ein einziger Blick auf Straßen, Menschen, Häuser, daß Japanesen und Chinesen weder demselben Menschenstamm angehören, noch daß sie auf derselben Culturstufe stehen. Japan hat China bei weitem überflügelt, darüber kann kein Zweifel bestehen und es würde sich ebenbürtig den civilisirtesten Staaten Europas an die Seite stellen, wenn es während der letzten 200 Jahre oder auch nur so lange wie China mit diesen in Berührung gewesen wäre.

Namentlich einen großen Vortheil haben die Japanesen vor ihren Nachbarn voraus (II, 85 fg.):

Sie sind ein fortschreitendes Culturvolk. Sie übersteigen sich nicht und besitzen nicht die lächerliche Arroganz, sich als das einzig gebildete Volk der Erde zu betrachten. Im Gegentheil erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an, nehmen sie ungeschert zu Lehrern und suchen aus ihren Werken und Büchern das zu lernen, was sie selbst nicht wissen. Dabei kommt ihnen ihr ungemeines Imitationsvermögen außerordentlich zu Statten, aber dieses beschränkt sich nicht, wie in China, auf das Mechanische und die Formen, sondern schließt auch ein Verständnis der Ideen und des Geistes ein.

Da nach einem englischen Vorschlag der Grad der Cultur nach dem Seifeverbrauch der Nationen am sichersten zu bestimmen wäre, so dürfte schon ihre höhere Reinlichkeit den Japanesen den Vorrang vor den Chinesen sichern.

Die japanesischen Buddhatemple z. B. fand Werner zwar übrigens den chinesischen ziemlich gleich, nur „viel freundlicher und sauberer. Die japanischen Buddhisten haben wol den Cultus, aber nicht den Schmutz ihrer chinesischen Nachbarn übernommen.“

Die japanische Sprache ist zwar eigentlich von der chinesischen völlig verschieden, dennoch verdanken und entlehnen die Japaner den Chinesen auf diesem Felde sehr vieles und scheinen sich ihnen sprachlich gewissermaßen unterzuordnen. Nicht nur, daß die geschriebenen und gedruckten chinesischen Charaktere in Japan vielfach im Gebrauch sind und verstanden werden, auch die chinesische Sprache wird mit einem besondern japanischen Accent allgemein als Gelehrtensprache gebraucht und nimmt in Japan ungefähr die Stelle ein wie das Lateinische zu Zeiten des Mittelalters in Europa.

Für fremde Sprachen haben die Japanesen großes Talent; sie fassen sehr leicht deren Geist auf, eignen sich merkwürdig gut die Aussprache an, und von jenem Raubermelch der Chinesen, das ich früher erwähnte (das sogenannte Pitschen-Englisch), findet sich keine Spur. . . . Die Vorträge des Dr. Pomme (in dem von der japanischen Regierung neubegründeten ärztlichen Lehrinstitut) werden holländisch gehalten, und seine Clerici schreiben sie japanesisch nach. Wo findet man etwas Aehnliches? Wir waren vier Wochen in Japan, als uns schon aus den meisten Verkaufsläden in Jofubama, sobald wir über die Straße gingen, ein: „Guten Tag, Preuß, wie geht's, wollen Sie nichts kaufen?“ entgegenschallte. (II, 87 fg.)

Die Schulbildung des Volks ist noch allgemeiner als in China. Während sie sich dort meistens nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung erstreckt, schließt sie hier auch das weibliche Geschlecht ein, obwohl es ebenfalls nur Privatschulen im Lande gibt. Die Dienstmädchen in Japan benutzen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundschaftliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Kuli überrascht und durch sein Verständnis des Lesens und Schreibens. Nach dem, was wir von der Volksbildung gesehen, kann es kaum ein Procent der Bevölkerung geben, das des Lesens und Schreibens unkundig wäre. (II, 82 fg.)

Für uns das Anstößigste an den japanesischen Sitten wird immer jene Bekanntheit in Wäldern und Irehäusern, ja auf den Straßen zur Schau getragene Nacktheit und sinnliche Ungenirttheit bleiben, welche uns zu dem Glau-ben bringen muß, daß Scham und Sittsamkeit Begriffe sind, die die Japanesen überhaupt gar nicht kennen und

wofür wahrscheinlich ihre Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt. Doch frappirt uns diese seltsame Abweichung von unserer Art vielleicht nur darum so sehr, weil die Japanesen uns an Körper und Geist näher stehen als z. B. Neger, Indianer, Malaien, deren Nacktheit und moralische Zustände wir von vornherein mit ganz andern Augen betrachten. Befinden wir uns jedoch in Gesellschaft von Menschen, deren Umgangsformen fast europäisch sind, und die sich überhaupt durch feines, taktvolles Benehmen — nach unsern Begriffen — auszeichnen, so legen wir unwillkürlich unsern Billigungsmassstab in jeder Beziehung an, und es muß uns ebenso fremd als unangenehm berühren, plötzlich auf etwas zu stoßen, was sich von unsern gewohnten Anschauungen so weit entfernt. (II, 78.)

Mit manch andern ihrer Sitten und Gebräuche steht es dagegen so gar unbegreiflich wieder nicht, wie uns bislang vorgefabelt worden ist, so z. B. mit der berühmten Execution des Bauchausschlitzens. Der Betroffene darf diese Strafe nicht eher an sich vollziehen, als bis die Ordre des Kaisers dazu eingetroffen. Daß der vornehme Verbrecher den Selbstmord nicht vorzeitig und daß er ihn nach empfangenem Befehl stets unweigerlich vollzieht, dazu wirken als stärkstes Motiv erbreschliche Bestimmungen, welche seiner Familie nur bei vollkommener Regelmäßigkeit des Verfahrens zugute kommen. Die Kaltblütigkeit, mit welcher der Selbstmord gewöhnlich geschieht, darf zudem nicht übertrieben werden. Es heißt zwar, der Verurtheilte schneidet sich den Bauch auf; aber „dies letztere ist nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweis die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab“.

Freilich auch diese Mißderung wird uns mit der ganzen Proceßur noch nicht versöhnen. Anlaß, die Japanesen zu beneiden, findet sich für uns erst auf einem sehr weit von diesen Dingen abliegenden Felde. Ihre Kühnheit nämlich zur See, nachdem sie einmal mit dem alten System gebrochen und mit fremden Mächten in Verbindung und Wettstreit getreten sind, könnte uns Deutschen wol zum Beispiel dienen. Kaum war der erste Vertrag, der mit den Amerikanern, abgeschlossen, so begann die japanesische Regierung einzusehen, daß Japan in die Reihe der Handelsstaaten eintreten müsse und bald der Handel zur See ihren Schutz beanspruchen werde, der nur durch eine Kriegsflotte gewährt werden kann. Sie gestattete daher nicht allein ihren Unterthanen den Schiffsbau nach europäischem Modell, sondern nahm ihn gleich selbst in die Hand und scheute keinen Versuch, kein Opfer, um eine Kriegsflotte, ja alles zum Selbstbetriebe des Schiffes und Maschinenbaues nöthige Personal und Material zu erlangen:

Man war darin weitsichtiger wie in unserm guten Deutschland, das durch eine dänische Flotade lieber noch einmal seinen blühenden Handel lähmen läßt, als einige Millionen für so viel Schiffe aufwendet, um unsern Namen zur See geachtet zu machen. ... Dafür aber ist es auch ebenfals Japan vorbehalten, schon in nicht zu ferner Zeit in maritimer Beziehung eine große Rolle zu spielen und für Asien das zu werden, was England für Europa ist, mag es nun ein unabhängiger Nationalstaat bleiben oder eine russische Colonie werden. (II, 115 fg.)

Mit dem besten Eindruck und daraus gefolgerten Hoffnungen und Wünschen schied unser Verfasser von Japan, nachdem der Vertrag am 25. Januar 1861 unterzeichnet worden war. Die Expedition wandte sich nunmehr nach Schang-hae und von dort nach der Weifu-Mündung, um das diplomatische Geschäft mit China zu beginnen. In der Hoffnung jedoch, hier bedeutend schneller damit fertig zu werden, sah man sich bald bitter getäuscht, denn der Kaiser war eben nach Jehol in der Tatarei entflohen und der liberale Regent Prinz Kung durch die altchinesische Partei in allen seinen Maßnahmen so beschränkt, die Geschäfte so in Verwirrung und Stocken, daß der preussische Gesandte noch von Glück sagen konnte, als er nach monatelangem Bemühen endlich am 15. August die Unterzeichnung des Vertrags erlangte, die zwei Tage später durch den Tod des Kaisers leicht ins Unbestimmte hinaus verschoben worden wäre. Die Hin- und Herfahrten der Schiffe in den chinesischen Gewässern während dieser Zeit übergehen wir und springen gleich zu der endlich im Spätherbst ermöglichten Abreise nach Siam hinüber, welche die „Elbe“ am 30. November und die „Arctona“ am 4. December antrat. Die „Thetis“ hatte sich schon weit früher von dem Geschwader getrennt, um eine Excursion nach Manila, dem molukkeschen Archipel, Borneo und Java zu unternehmen. Am 15. December waren die drei Schiffe auf der Rhede von Bangkok wieder zusammen und der Gesandte begab sich auf einer im Lande selbst erbauten Dampfjacht des Premierministers nach der Hauptstadt, um auch den letzten Theil seiner Aufgabe, den Tractat mit Siam, der Lösung entgegenzuführen.

Der siamesische Premierminister ist es jedoch keineswegs, der ein solches Unternehmen begünstigen mag. Ginge es vielmehr nach seinem Kopfe,

so würde Siam bald ebenso gegen Fremde verschlossen sein wie ehemals Japan. Seine Motive sind ganz patriotisch, der Mann hat Geschichte studirt. Er sagt: „Überall, wo hier in Asien die Europäer hingekommen sind, haben sie die Völker unterjocht und die Herrscher zu Nullen gemacht. Lassen wir sie nach Siam kommen, so geht es uns ebenso, und das will ich nicht.“ Das ist freilich richtig und gut gemeint, aber es wird dem Maune nicht viel helfen: die Europäer sitzen in Siam durch Verträge und gehen gutwillig nicht wieder fort. (II, 276 fg.)

Die Freunde der Europäer sind in den höchsten Regierungen zu suchen, unter den Königen, deren Siam zwei besitzt, und den Prinzen des königlichen Hauses. Der erste König, der wirklich regierende, König Mongkut, ist ein gutmüthiger, vielseitig gebildeter Mann und liebt unsere Weine, Liqueure und Photographien. Noch fester begründet scheint die Freundschaft für die Europäer bei einem seiner zehn jüngern Brüder, der eine Menge der wichtigsten Staatsämter bekleidet.

Das Land befindet sich trotz des glänzenden Aufseins mancher neuern Einrichtungen und Anlagen doch in einem Zustande der Versumpfung, des Verfalls und der Wehrlosigkeit. Zahlreicher als seine Kriegsarmer ist die Armee müßiggängerischer, bettelnder Pfaffen. Die Natur hat diese ungünstige Lage durchaus nicht etwa veranlaßt; durch sie ist Siam vielmehr ziemlich vorthellhaft gestellt,

namentlich mit einem vortrefflichen Flußsysteme gesegnet. Aber Schmutz und Trägheit der Bewohner geben keine Hoffnung auf einen andern als von außen kommenden Aufschwung, wie denn die gesammte Industrie bereits in den Händen der betriebsamen Chinesen sich befindet. Als vielleicht die einzigen wahrhaft bewundernswerthen Zeugnisse einheimischen Kunstfleißes und Vermögens stehen die prachtvollen Tempel von Bangkok da, deren drei vornehmste durch Größe, Kostbarkeit und Vollendung selbst dem anspruchsvollen Geschmack der Europäer imponiren. Unter den öffentlichen Sitten und Gebräuchen verdient etwa nur die Verbrennung der Todten, wie sie allerdings nur mit den Leichen der Vermögenden vorgenommen wird, als eine ebenso würdige als zweckmäßige Ceremonie anerkennend hervorgehoben zu werden. Nicht weniger originell, aber um so weniger empfehlenswerth dünkt und dagegen die Art, wie man sich in Siam der irdischen Ueberreste der Armen entleibt.

Lassen wir uns darüber noch einmal unsern Verfasser selbst berichten (II, 250):

Durch ein Thor in der Ringmauer des Tempels (in welchem die Verbrennung der Reichen geschieht) gelangt man auf einen zweiten kleineren Platz, den man zuerst für einen wundervollen Park hält. Die prächtvollsten tropischen Bäume zieren ihn, und üppiges Gras deckt den Boden. Doch die in ihm herrschende Stille macht ihn unheimlich. Kein menschliches Wesen ist zu erblicken, kein Singvogel nistet in den Bäumen — nur dann und wann hört man den langsamen rauschenden Flügel Schlag von mächtigen schwarzen Geiern, die sich aus den Kronen der Bäume erheben, um den Platz zu umkreisen, sich dann wieder niederzulassen und stumm umherzuschauen. Unweit des Eingangsthores sind etwas erhöht über den Boden sechs steinerne Plattformen gelegt. Auf jeder derselben ruhen in den Strahlen der Sonne zwei oder mehrere Hunde. Sie sind so fett und träge, daß sie sich kaum durch einen Steinwurf von ihrem Plage verschrecken lassen. Der schöne stille Park ist der Kirchhof der Armen, welche die Verbrennung nicht bezahlen können. Die Hunde und die Geier sind ihre Todtengräber. Die nackten Leichen werden in Stücke zerschnitten auf die Plattformen gelegt. Raum haben sich die Träger durch das Thor entfernt, so rauscht die Schar der Geier hernieder, die Hunde stürzen herzu, in 10 Minuten sind nur noch die Gebeine übrig, und wenn sie von den Angehörigen gesammelt und fortgebracht sind, herrscht wieder die frühere Grabesstille über dem Plage.

Nur 14 Tage hatte Werner Zeit zu seinen Beobachtungen in Bangkok. Nirgend machte die Abschließung eines Vertrags weniger Schwierigkeiten als in Siam, und da voraussichtlich in sechs Wochen alles nach Wunsch geordnet sein mußte, lag für die „Elbe“ als Transportschiff keine Veranlassung zum fernern Verweilen vor und sie durfte am 24. December 1861 ihre Heimreise antreten. Der Vertrag selbst wurde im Februar 1862 zu allseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, die Gesandtschaft bediente sich auch zu ihrer Rückkehr nach Europa wieder der Ueberlandpost und die beiden andern Schiffe gingen im März über Java nach der Capstadt, von wo die „Arkona“ sich direct dem Vaterlande zuwandte, die „Thetis“ aber nach den La-Platastaaten und Bahia ihren Besuch abstattete.

Werner hatte auf der Heimfahrt noch einen vierzehntägigen Aufenthalt zu Singapore und einen kürzern von

sechs angenehmen Tagen zu Anjer auf Java. Das Cap der guten Hoffnung erwies sich dann auch ihm wieder als das „Cap der Stürme“, wie es eigentlich heißen sollte und auch ursprünglich benannt worden ist. Die Capstadt hielt ihn drei Wochen; auf der letzten Strecke Wegs lief er nach St.-Helena und Ascension an und erreichte endlich am 29. Mai 1862 Sminemünde.

Er nimmt von seinen Lesern Abschied mit einem beherzigenswerthen Rath für alle diejenigen, welche die von der geschilderten Expedition erzielten Resultate, die Handelsverträge, zu benutzen gedenken: Reellität müsse die Grundlage ihrer Geschäfte werden, sie sei das Geheimniß der englischen Handelsfolge in Ostasien und ihr Mangel der Schaden, an dem der deutsche Handel bisher gekrankt habe.

Mögen Werner's praktische Winke Beherzigung, möge sein Buch noch in neuen Kreisen die verdiente Beachtung finden! Zu unterhalten wie zu belehren halten wir es gleich gut geeignet.

Ueber das nächste Expeditionswerk: Hermann Maron's „Japan und China“ (Nr. 2), ein sehr viel anders lautendes Urtheil fällen zu wollen, als über das Werner'sche, wäre ungerecht. Auch haben wir es ja schon gesagt, daß wir die vorliegenden Berichte alle drei lesbar und lesenswerth finden. Nur die Anschauungsweise Maron's ist es, welche uns an seinen Schilderungen trotzdem weit weniger Gefallen finden läßt als an den Werner'schen. Maron's Buch sollte nicht „Reiseftizzen“ u. s. w., sondern correcter „Betrachtungen über ostasiatische Zustände“ u. s. w. heißen. Die glückliche Gewandtheit, ja Redlichkeit, die Sicherheit des Auges und der Hand, welche einen Skizzisten; wenigstens einen guten Skizzisten machen, fehlen dem Verfasser ganz und gar; was er dafür besitzt, ist sinnige Beschaulichkeit und eine gewisse Geistestiefe, die sich nicht leicht ermessen läßt, weil sie sich, wo man ihrer gewahr wird, gewöhnlich in das Träumerische verliert.

Zwei sehr verschiedene Hauptarten gibt es, auf welche wir je nach unserer subjectiven Beschaffenheit fremde Menschen und fremde Gegenstände zu begreifen suchen. Die eine macht uns das Fremde noch fremder, die andere macht es uns bekannt. Während jene in ihrem Extrem überall außer der gewohnten Heimat Ursache zum Erstaunen und Verwundern findet, ist diese in Gefahr durch ein ewiges „ganz wie bei uns“ zu langweilen. Mit so verschiedenen Anlagen zur Anschauung, nämlich entweder die Ähnlichkeiten oder die Unähnlichkeiten der Dinge leichter zu finden, verbünden sich in der Regel entsprechend verschiedene Anlagen der Ausbeutung. Unflüchtig und gesucht wird nur allzu häufig das Urtheil dessen sein, der sich in fernen Zeiten und Ländern wie in einem Museum umflieht; vorschnell oder gar platt mag dagegen der überall Einheimische gelegentlich urtheilen.

Solange ein Mensch draußen in der Welt für sich beobachtet und studirt, mag er sich mit seinen Anlagen zu Anschauung und Urtheil behelfen wie er will. Schreibt er aber ein Buch über das Erfahrene, so wollen wir,

seine Leser, in jedem Falle etwas wie Gewißheit daraus schöpfen, und ein zuversichtliches Urtheil, sollte es auch falsch sein, hat mehr Aussicht uns zu befriedigen als ein schwankendes, das ein Vertrauen hinterher ablehnen will, was es doch vorher offenbar in Anspruch genommen hat.

— In dieser Betrachtung veranlaßten uns die Betrachtungen Maron's an hundert Stellen, und am Schlusse seines Werks war uns in der That zu Muthe, als hätten wir einen Widerruf so ziemlich aller über Ostasien bis jetzt vernommenen Aussagen, ja einen Widerruf des Widerrufs noch obenein gelesen. Wol sind diese Reise-
skizzen auch recht gut geschrieben; sie enthalten manchen hübschen Gedanken, manche tiefere Idee über die Geschichte, manche poetische Stelle über die Scenerie der befahrenen fremden Länder. Interessant sind viele von den Menschen und Verhältnissen gewesen, mit denen die Reise den Verfasser in Berührung gebracht, merkwürdig auch die Gegenden, über die er seine Blicke schweifen lassen durfte; aber ob durch seine Beobachtungsgabe etwas gewonnen worden ist, das scheint uns sehr die Frage. Maron war das agronomische Mitglied der Reisegesellschaft und wir zweifeln nicht an seiner Tüchtigkeit in seinem Fache aus zwei Gründen: erstens weil wir selbst nicht das mindeste davon verstehen, dann aber weil in seinem für das größere Publikum bestimmten Buche wenig davon die Rede ist.

Wundern sollte es uns indeß keineswegs, zu hören, daß etwaige wissenschaftliche Mittheilungen des Verfassers bei seinen Berufsgenossen kühle Aufnahme fänden. Seine Art hat uns einmal nicht imponirt, wir halten sie für zu deutsch in ihren Schwächen und — um es kurz zu sagen — wir bestreiten, was Maron II, 96 von sich selbst behauptet: er sei zu alt, um lange sentimental zu sein. Er ist sentimental und, war es in Ostasien immerfort, und darum hat uns sein Buch trotz sonstiger Vorzüge nicht so befriedigt, wie wir es wünschten.

In einer noch schwierigeren Lage befinden wir uns dem Reisetagebuche J. Kreyher's: „Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—62“ (Nr. 3), gegenüber. Wir sollen und wollen gern unparteiisch sein, aber daß wir uns wenig Proffit davon versprechen, die japanesischen Freudenhäuser mit den Lampen der klugen Jungfrauen beleuchtet zu sehen, haben wir doch schon im voraus verrathen. Doch sei's! Vertheidigte einst Lord Byron sein „satantisches“ Dichtwerk, den „Kain“, damit, daß er den Lucifer unmöglich wie einen Pfarrer reden lassen könne, so geben wir gewiß auch dem Pfarrer leicht zu, daß er über die Galanterien des Orients nicht wie etwa Lord Byron zu sprechen vermöge.

Und um ganz wahr zu sein, das Tagebuch des Schiffspredigers der „Arkona“ enthält wirklich nicht viel mehr positives Christenthum, als für einen Schiffsprediger unerlässlich war. Man kann oft viele Dugenbe von Seiten darin lesen, ohne „vorm Kreuz (an ungehöriger Stelle) die Augen niederzuschlagen zu müssen“.

Erst gegen das Ende des Buchs hin häufen sich die salbungsvollen Anmerkungen sichtlich, als ob der Ver-

fasser sein Manuscript zurückgeblättert und des Guten darin bislang zu wenig gefunden hätte. Sein Urtheile werden dann für uns Uebrige verwunderlich. Er stellt die Holländer von Java, die in der ganzen Welt für die wahren Mustercolonisten gelten, gegen die Engländer von Ostasien zurück, weil jene nicht wie diese den Vertrieb unnützer Bibeln begünstigen, und scheint die durch einen allzu christlichen Gebrauch des Schweinefettes erweckte furchtbare Revolution Rana Sahib's vollständig vergessen zu haben.

Höchst schätzenswerth und eigenthümlich sind seine Mittheilungen aber dort, wo es sich wirklich um die Geschichte des Christenthums und seiner Ausflüsse im äußersten Orient handelt. Ganz besonders müssen wir unsere Leser deshalb auf Kapitel 8 des Kreyher'schen Reiseberichts aufmerksam machen. Hier wird die große, jetzt schon halb verlorene Sache der Taipings und ihres Stifter's, des fabelhaften jüngern Bruders Christi, so gemäßigt und eingehend, so zuverlässig gestützt auf die Berichte der kühnigsten und den Rebellen nahestehenden Missionare erörtert, daß es sich nur um deswillen schon reichlich der Mühe verlohnt, von dem auch übrigens würdig und ansprechend gehaltenen Buche Kenntniß genommen zu haben. Durchweg freilich wird es nur wenigen andern als den ehrwürdigen Berufsgenossen seines Verfassers gefallen.

Wem wir dagegen das nun folgende literarische Ergebniß der ostasiatischen Expedition, die „Erinnerungen u. s. w.“, von Georg Schober (Nr. 4), empfehlen sollten, das wissen wir wirklich nicht. Gern gestatten wir dem Dichter jede erdenkliche Freiheit; er mag sich einen Stoff, er mag sich eine Form nehmen, welche er will, ja wir geben mit Vergnügen zu, was Lord Byron so eifrig verfocht, daß kein Thema in der Welt der dichterischen Behandlung unmöglich falle. Dennoch ist uns nie etwas ungereimter vorgekommen als diese „Reisebeschreibung in Reimen“. Auf alles waren wir beim ersten Anblick des Hefchens gefaßt, auf komische Knittelverse, auf einen derben Wankelängerton — kurz auf was nicht alles —, nur auf das eine nicht, was wir in der That darin finden mußten: auf ein hölzernes Versklapperwerk gleich den anmuthigen Regeln in Zumpt's lateinischer Grammatik. Wir haben uns ernste Mühe gegeben, auf diesem dürren Stoppelfelde irgendwo ein Blümchen der Poesie und sei es auch nur das kleinste und beschreibendste zu finden, aber nichts — wohin wir auch sahen, wonach wir auch griffen, nichts als Stoppeln, Stoppeln, Stoppeln! Die einzige Art von Anerkennung, die wir dem Verfasser demnach leider zollen können, ziemt seiner Ausdauer: er vermag mehr trockene Reime zu schreiben, als irgendein anderer zu lesen.

Eine ernstere, beinahe wehmüthige Stimmung beschleicht uns wieder beim Anblick des kleinen Reisewerthens von Georg Thaulow: „Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde“ (Nr. 5), das seinem Inhalt nach von uns den preussischen Expeditionsberichten aus

Ostasien wenigstens anhangsweise angereicht werden mußte, denn es behandelt im vorliegenden ersten Theile nicht allein ziemlich dieselben Gegenstände wie diese, sondern steht ihnen auch schon nahe durch die etwas peinliche Verwandtschaft der deutschen und der preussischen Flottenbeschreibungen. Der „Reise der deutschen Flotte“, welcher die hier beschriebene Reise um die Erde gemacht hat, war auf der ersten Hälfte Wegs die Segelfregatte „Deutschland“ mit ihrer deutschen Mannschaft, später, als das arme Fahrzeug es sich hatte in China gefallen lassen müssen, in dänischen Besitz überzugehen, nur noch die Mannschaft unter dem Verfasser, Kapitän Thaulow, selbst. Seine Beschreibung ist recht ansprechend und wenn auch nicht mit durchgehender Rücksicht auf ein belebtes Publikum, so doch mit einer seemännischen Kürze abgefaßt, welche auch Wiederholungen des Allbekanntesten noch erträglich macht. Da das Erscheinen des zweiten Theils von dem Erfolge dieses ersten abhängig ist, so würden wir uns freuen, wenn die Sympathien für die deutsche Flotte dem Absage einigermaßen zugute kämen.

52.

Ein deutscher Sonderling.

Leben des preussischen Generals Freiherrn von Hallberg-Broid, genannt Eremit von Gaeting. Skizziert durch Johannes Gistel, genannt O-Tilekus. Mit Hallberg's Bildniß. Berlin, Thiele. 1863. 8. 22 1/2 Ngr.

In vorchristlichen Zeiten scheint es namentlich unter den Griechen an Sonderlingen und originellen Räuern nicht gefehlt zu haben; in modernen Zeiten sind sie weniger unter den romanischen als germanischen Völkern heimisch und zwar vorzugsweise unter den Engländern und nach ihnen unter den Deutschen; nur wird man bei den englischen Sonderlingen und Originalen, wie bei den Engländern überhaupt, sobald man ihnen tiefer auf den Grund geht, trotz aller anscheinend noch so großen egoistischen Abgeschlossenheit nach außen, mehr Wohlwollen, Wahrheit, Mäßigkeit und kindliche Einfachheit finden, als gemeinhin bei den Sonderlingen deutscher Nation. Diese verzehren sich in der Regel in einem maßlosen Eigendünkel und in dem Wahne, daß sie die allein Weisen, alle Uebrigen aber Einfaltspinsel seien; sie fangen damit an, die Menschen zu verachten, und sie endigen damit, sie ungebührlich und tyrannisch zu behandeln, wenn sie die Macht dazu haben. Der englische Sonderling treibt sein Geschäft aus angeborener Reizung und Liebhaberei, aus Egoismus, der deutsche außer aus Ueberspannung meist auch aus schauspielerischer Berechnung. Der englische Rauer gibt sich wie er ist, ist in seiner Weise sogar bescheiden, und quält sich nicht ab, auch noch als wissenschaftlicher Dilettant, als Literat oder durch künstlerische Leistungen etwas zu gelten; der deutsche renommirt, schreidet auf, spielt den Geheimnißvollen, der der Himmel weiß was für großartige Leistungen im stillen vollbracht habe, und müht sich aufs Traurigste ab, durch ein mythisches, auffallendes, dabei aber cynisches Wesen und gleich auffallende, barocke, bisweilen läppische oder schmutzige Kleidung Sensation zu erregen und als philosophisches Drafel, als Gelehrter, Literat, Künstler oder Politiker eine Rolle zu spielen. Der englische Sonderling ist schlimmstenfalls eine harmlos ergötliche, der deutsche Sonderling eine widerwärtige, abstoßende Caricatur, die bisweilen gar nichts Menschliches mehr hat. Ob diese Erscheinung und andere ihr näher oder ferner verwandte Erscheinungen auf allgemeine Ursachen und auf den Ausgangs so wie unter den modernen Deutschen verbreiteten Cultus des Ich, der überhaupt leicht in Caricatur oder Karren und inhumanen Egoismus ausartet, zurückzuführen seien, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Ein solcher deutscher Sonderling, wie wir ihn oben bezeichnet haben, war der Freiherr Theodor von Hallberg-Broid, der als „Eremit von Gaeting“ so viel von sich sprechen machte und dem, wir wissen nicht mit welchem Recht, auf dem Titel vorliegender Schrift das Prädicat eines preussischen Generals beigelegt ist. Die Schrift gewährt in der That ein eigenenthümliches, fast schauervolles Interesse, wie wir noch sehen werden. Man glaubt anfangs, der Verfasser, der mit dem Freiherrn in einem dreißigjährigen persönlichen Verkehr stand und von ihm sogar in einer hier abgedruckten „Elegie“ angefangen wurde, beabsichtige, einen Panegyrikus auf den freiherrlichen Ranz zu schreiben, aber je mehr er sich in die unheimlichen Zustände des freiherrlichen Schlosses und in die Charaktereigenschaften und die Lebensgewohnheiten des Geschülberten vertieft, desto weniger Gutes weiß er von ihm zu sagen, bis endlich das widerige Fragenbild bis zum letzten Zuge fertig vor uns steht. Natürlich können wir nicht wissen, ob der Verfasser dann und wann nicht selbst ein wenig carikirt und ins Schwarze malt; aber wäre dies auch im einzelnen der Fall, so wird im ganzen das Gemälde doch richtig sein. Nur der sich aufdrängende Gedanke, daß der Freiherr vielleicht doch nicht ganz bei klarem Verstande und nicht ganz zurechnungsfähig gewesen, mildert den traurigen Eindruck.

Theodor Maria Hubert Freiherr von Hallberg-Broid, in der Nacht vom 7. auf den 8. September auf dem Ritterstige Broid (sprich Bruch) im damaligen kurbairischen Herzogthum Jülich geboren und zeigte sich schon von Jugend auf als unbeherrschter oder sagen wir besser bis zum Unflätigen ungezügelter Knabe. In seinen autobiographischen Mittheilungen, die er dem Verfasser vorliegender Schrift zu beliebiger Benutzung einhändigte, erzählt er selbst: „Als Knabe von acht Jahren bestieg ich einmal einen Pflaumenbaum, als mein Hofmeister, ein Vater aus dem Orden der Jesuiten, zufällig unter dem bezeichneten Baum erschien, sich da niederlegend, um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Ich that dasselbe und beschwanzte den Lehrer dermaßen, daß dieser während den Baum besteigen will, allein das nicht im Stande ist, weil ich, sein Discipulus, unaufrichtig auf seine Finger schlage. Ueber dem gräßlichen Geschehniß, das der Vater darüber anhält, läuft das ganze Hausgefälle zusammen und lacht, bis endlich mein Vater erscheint, der mich Uebelthäter zu einer vierzehntägigen Strafe condamnirt, welche in Einsperrung im Burgverliese bei Wasser und Brod bestand.“ Wir theilen diese allerdings nicht sehr reinliche Anekdote mit, weil sie die Anlage des Mannes zum Synismus so deutlich als möglich kennzeichnet. Nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre wurde er nach Köln geschickt, um die dortige gelehrte Schule zu besuchen; aber auch hier that er nicht gut; die Händel mit seinen Mitschülern ruhten nicht und nahmen einen immer ernsteren Charakter an, und als einmal der Geschichtslehrer Karl den Großen einen Räuber und Tyrannen nannte, schlenberten ihm Theodor sein dickes Buch an den Kopf, lief aus der Schule und verdingte sich aus Furcht vor der ihm drohenden Strafe auf der Stelle an einen holländischen Rheinschiffer, der den festen, nun zehnjährigen Ausreißer mit nach England nahm. Er diente nun acht volle Monate als Schiffsjunge, verließ aber infolge eines Streits mit den Vorgesetzten sofort den Dienst und begab sich auf einem eben abgehenden Schiffe nach Triest und von hier nach Wien, wo er sich zum gemeinen Soldaten anwerben ließ. Aber bald ist er auch dieses Dienstes überdrüssig; er geht zu seinen Vätern zurück und wird von ihnen als schon verloren beglaubter mit offenen Armen empfangen. Sein Vater kaufte ihm nun eine Leutenantsstelle bei dem Infanterieregiment in Jülich. Theodor schien hier mehr zur Beförderung zu kommen, obgleich er viel in Soupers und Dinners verthat, zu denen er zahlreiche Gäste einzuladen pflegte. Hierauf wollte er sechs Jahre lang in Reg, wo er das dortige Militärcollège besuchte und in der That seinen Studien eifrig obzuliegen zu haben scheint. Nach seines Vaters Tode trat er den Besitz des Stammschlosses der Hallberge an, und machte anfänglich dieselbe Burg zum Foklager aller lustigen Schwänke, Poffen und Gaule-

leien bei Tag und Nacht. Der Verfasser erzählt: „Dort ging der neue Burgherr, der Majoratserbe, in Lumpen gehüllt einher, dem ärmsten und zerrissenen Bettler gleich, die kleinsten Böcher seines Hauses mit Siegellack verpackt, worauf das Adelswappen prangte“ u. s. w. Deffentlich spielte er sodann den Narren zu Düsseldorf, Köln und andern Orten. Hierauf trat er seine erste große Weltreise an, die ihn nach England, Schottland, wo er ein von dem Verfasser in sehr mysteriösen Worten erzähltes Liebesabenteuer hatte, Irland, dann über die Nordsee nach den skandinavischen Ländern bis zum Nordcap, weiter nach Archangel und Petersburg, durch Eisland, Kurland, Polen, die Moldau u. s. w. nach Stambul führte, wo er eine Weile ausruhte. Sodann durchzirkte er Anatolien und Syrien, verweilte einige Zeit auf Cypern und Rhodus, bereiste Griechenland und Italien, machte einen Absteher nach Tunis und begab sich dann nach Spanien, wo sein 14 Jahre jüngerer Bruder inzwischen Militärdienste genommen hatte.

Während der Revolutionskriege will Theodor im stillen Maßregeln gegen den Feind getroffen und dem damaligen Kurfürsten von Köln den dringenden Vorschlag zu einer Volksbewaffnung gemacht haben. Um für dieses patriotische Project zu wirken, begab er sich nach Wien, wurde hier aber acht Tage lang in den Narrenthum gesperrt, bis man ihn von seiner fernen Idee geheilt glaubte. Nun setzte er, seiner Angabe nach, seine Agitation gegen den verhassten Bonaparte bis nach Aegypten und Neapel fort und will hier zu diesem Zweck unter die Pazzaroni viel Geld ausgeworfen haben. Für den Richterfolg tröstete er sich mit weiblichen Bekanntschaften; er erzählt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen unter andern die romantische Geschichte, daß sich in Palermo eine Principessa Gisellini sterblich in ihn verliebt habe! Kurz nachdem er sich mit der Freiin Karoline von und zu Dine, zum Hause Birkt in Brabant, verheirathet hatte, drangen nachts Soldaten in die Burg Broich, ergriffen den Freiherrn in seinem Bette und schleppten ihn als Gefangenen nach Paris, wo er, des „tendierten Morbs und gewaltsamen Ueberfalls französischer Beamten an der Spitze einer bewaffneten Räuberbande“ angeklagt, im Gefängniß des Temple seinem Schicksal entgegenharrte. Seine Gattin soll nun einen Fußfall vor Bonaparte gethan und dieser ihn begnadigt haben. Nachdem er, wie er versichert, den Präfecten Lameth gefordert, der aber nicht erschien, schiffte er sich nach Tunis ein und beredete den Bei, ihm 6000 Mann zu geben, um in Italien zu landen, hier das Volk aufzuwiegeln und die Franzosen aus Italien zu vertreiben, das er dann als Königreich dem Bei versprach. Der Freiherr erzählt: „Der Bei schenkte meinen Angaben alten Glauben, ließ in aller Eile Truppen werben, machte mich selbst zum Generalissimus darüber, trug mir eine seiner holden Töchter zur Gattin an, und machte mir zu gleicher Zeit das Offert, die Landesreligion anzunehmen, um sich meiner ganz zu verschern. Ich glaubte den Gipfel des Glücks erreicht zu haben, als ich plötzlich die Ordre erhielt, augenblicklich Tunis zu verlassen. Ein segelfertiges Schiff sollte mich nach Griechenland bringen und da ans Land setzen; auf der Ueberfahrt fingen mich aber die Engländer und führten mich nach London. Sechs Monate schmachtete ich da im Kerker und man behandelte mich als einen Spion von Frankreich, bis man sich des Gegentheils überzeugte. Ich wurde hierauf freigelassen und erhielt 600 Karolins, um nach Hause zu reisen.“

Man wird zugeben, daß hier der Baron Münchhausen und sein Nachfolger Fritz Butel ziemlich erreicht, wenn nicht übertroffen sind. Aber noch mehr! Hallberg war auch der erste, der mit einem von ihm errichteten Landsturm, noch vor Blücher über den Rhein ging, begleitet von seiner Gattin, der „sanften“ Karoline, in Amazonentracht und zu Pferde! Später will er den Auftrag erhalten haben, das ganze Land zwischen der Maas und dem Rhein militärisch zu organisiren, und da diesem Manne nichts unmöglich war, so gelang es ihm, eine „sehr gut bewaffnete“ Masse von 250 Bataillonen, jedes von 1000—1500 Mann zusammenzubringen. Alles das steht hier gedruckt — ge-

druckt wie gelogen! Dafür wurde er zum „Feldobersthauptmann“ (deshalb also wol „preussischer General“) und zum „General-Marsch-Commissar der russisch kaiserlichen Truppen“ ernannt und ihm vom Kaiser von Rußland der St. Annenorden zweiter Klasse verliehen. Den preussischen Adlerorden dritter Klasse will er zurückgeschickt haben; denn er hatte, wie sein Biograph naiv versichert, mit Gewißheit darauf gerechnet, „für seine geleisteten Dienste mit dem Herzogthum Jülich oder Berg belehnt zu werden“! Plötzlich erhielt er von Berlin aus den Wink, daß nicht sowohl wegen der Zurücksendung des Rothen Adlers, als wegen der von ihm herausgegebenen Schrift „Das politische Kochbuch, oder die vornehme Küche für Ledermäuler und Quippons“ (dritte Auflage, 1819) seine Verhaftung anbefohlen sei, woran man in Wahrheit wol schwerlich gedacht hat. Sofort machte er sich auf den Weg, besuchte abermals Skandinavien und wurde, wie er in der „Reise durch Skandinavien“ stolz selbst versichert, von dem Adel in Stockholm aufgefordert, Bernadotte zu vertreiben und sein eigen Anrecht auf den Thron von Schweden geltend zu machen!

Freiherr von Hallberg vertrieb Bernadotte nicht und machte sein „eigen Anrecht“ auf den Thron von Schweden nicht geltend; er war vielmehr so bescheiden, im Jahre 1819 das in Oberbaiern gelegene, vom Kirchdorfe Gauting etwa einen Büchsenfuß entfernte, ziemlich baufällige Schloßchen Fußberg nebst Felzbau, Holzungen, Vieh und Fahrnissen für 20000 fl. Rheing. anzukaufen und das Schloßchen nach seinem Geschmack einzurichten. Bald aber machte er wieder einen Absteher. Hallberg's Biograph erzählt: „Sein Sohn zählte acht Jahre und seine Tochter sieben, als er mit beiden in Begleitung der Gattin eine Fußreise nach Rom (1821) antrat. Der heiligste Vater, Papst Pius VIII. (vom Orden des heiligen Benedictus, Gregorius Barnabas Chiaramonti, geb. zu Cesena 14. August 1742, zur päpstlichen Würde gewählt zu Venedig am 14. März 1800) zeichnete den Eremiten auffällig aus und ertheilte ihm den Orden vom goldenen Sporne mit dem Titel eines Pfalzgrafen vom Lateran (Eques militiae auratae, comes palatinus lateranensis, lautet es im Brevet). Auch dem Knaben Hallberg's wurde diese Ehre zu Theil. Der heilige Vater ertheilte dem Freiherrn außerdem noch die Befugniß, Ritterordenszeichen vom goldenen Sporne nomine pontificis maximi auszuthemen, was auch an Katholiken (Johannes Gutner, den Referenten), Protestanten (Johannes Wagler) und Hebräern (Kaula) durch letztern vollzogen wurde.“

Kurz, wir befinden uns hier immer noch wie mitten in einem Facklingscherz. Im Lenz des Jahres 1826 bezog der Freiherr das weiland fürstbischöfliche Jagdschloß Birkened bei Freising, indem er den Vorsatz faßte, die das Schloß umgebende sumpfige Steppe, das Erdingermoor genannt, zu cultiviren und mit Menschen zu bevölkern. Wenn ihm dies wirklich in dem Maße gelungen sein sollte, wie der Verfasser versichert, so wäre dies vielleicht die einzige That, durch die er sich um die Menschheit verdient gemacht hat. Die Ansiedelung erhielt seitdem auf Befehl des Königs Ludwig den Namen Hallbergemoos. Der Verfasser beschreibt uns das freudlose Leben auf Birkened, die barocke und zugleich bettelhafte Einrichtung im Innern (z. B. alles, die Thüren, Fensterböde und Fensterrahmen, das Duzend Stühle, der lange Tisch, der dem Baron zugleich als Schreibtisch diente u. s. w., waren schön zinnoberroth angestrichen), den gemüthlosen Verkehr, die höchst ärmliche Bewirthung — während der Freiherr bei seinen Besuchen Münchens und auf Reisen für Genüsse des Gaumens Geldausgaben nicht gescheut zu haben scheint — das nie ablassende, aber monotone und einschläfernde Gespräch des Freiherrn. Mit Recht konnte man die Langeweile auf Birkened auch nicht vertreiben, denn obchon der Freiherr selbst eine gute Anzahl confuser Bücher in die Welt gesetzt hat, so war in seiner Behausung doch nicht ein einziges Buch anzutreffen. Der Verfasser wundert sich jetzt selbst, wie er es über sich gewinnen konnte, so viele schöne Zeit, die er besser anwenden konnte, in dieser wüsten

Behausung, bei so karglicher Bewirthung und bei so langweiligen Gesprächen zu verbringen. Hier veranstaltete auch der Freiherr öffentliche Feste voll Mirth und Unfinn; so schreibt Hallberg an den Verfasser am 9. Juli 1835: „Ich habe gestern das Nationalfest der Gefangennehmung Napoleon's, am 8. Juli 1815 zu Rochefort, feiern lassen und durch einen Trompeter nach den vier Winden blasen und ausrufen lassen, daß ich die ganze Welt dazu einlade. Aus Freisingen waren alle Geistlichen, alle Schulen, nebst einer Menge anderer Menschen hier, sodas 100 Eimer Bier verzehrt worden. Ich hatte es in Freisingen durch vier Trompeter einige Tage zuvor bekannt machen lassen. Es war ein Weltausstellung. Der ganze Wald wimmelte von Menschen. Napoleon's Büste stand auf einem Berge von Felsen, welche die Leute verzehrten, bis der arme Napoleon herunterfiel, und den Hals brach. Feigen stellten die Feigheit vor, wie er sich an dem Tage betrug, da er sich mit römischer Tapferkeit in sein Schwert hätte stürzen sollen. Ich bete andächtig zu Gott, daß er mir bald den gehofften Bräutigam für meine Tochter schickt, damit ich frei werde, und als harter Jüngling wieder in die Welt laufen kann. Nur Reisen ist Leben. Vale et mo ama.“

Die Versicherung übrigens, daß der Freiherr zu diesem Feste 100 Eimer Bier gesendet habe, fühlt sich der Verfasser mit Recht veranlaßt durch ein in Parenthese eingefügtes Fragezeichen in Zweifel zu ziehen. Am meisten bedauert man die Freiin, diese edle Pulverin, die in diesem tollen und öden Treiben ausharrte und sich dabei von ihrem eifersüchtigen Gatten aufs launischste und grausamste behandeln lassen mußte. So verkündet der Verfasser, der Freiherr habe sie einmal einen ganzen Tag im Taubenschlage gefangen gehalten, und ein andermal habe er, um ihre Liebe und ihren Gehorsam zu prüfen, ihr befohlen, vom ersten Stockwerk des Schlosses herabzuspringen. Seitdem habe sie gekränkelt, und nicht lange darauf habe sie der Tod von ihren Leiden erlöst.

Doch wir müssen zum Schluß kommen und manche interessante Episode überspringen, wie die Mittheilungen über Hallberg's als Baronin von Rinsberg verstorbene schöne Tochter, Fregie Amalie, die auf ihren der Botanik und Zoologie gewidmeten Excursionen Wasserratten, Kröten und Blindschleichen ungescheut mit freien Händen einsang; über die rührenden Schicksale seines Sohnes, eines einsam auf Chammeregg lebenden und ebenso einsam verstorbenen braven Mannes, für dessen Begräbniß der Vater anfänglich die Kosten verweigerte; über den „pfliffigen Joseph“, eine münchener Stadtfigur; über Anton Nipfl, der die Steinmetzarbeiten an den königlichen Bauten leitete, sich aus großer Armuth zu einem Millionär aufschwang, dann aber alles wieder in Gastereien und in Geschenken an Gelehrte, Künstler, Studenten, meist aber Bechgenossen verthat; über einen Abenteurer, von Dotterweich genannt, der sich in Persien zu einem Oberlieutenant hinaufgeschwibelt hatte und auch den „Gremiten von Gauting“ in Leheran an seiner Tafel sah, dann aber im größten Elend nach Deutschland zurückkehrte und im Hospitale zum heiligen Geiste in München starb und verdarb; über den um 14 Jahre jüngern Bruder des Gremiten, Franz von Hallberg, der sich als Oberlieutenant und Adjutant des Generals Willingham in Spanien gegen Napoleon ausgezeichnet hatte und später, von Reiselust getrieben, beobachtend in der Welt umherwanderte, übrigens dem Grundsatz huldigend: „Das größte Glück des Lebens ist der Tod.“ Man sieht aus diesen Angaben, daß man in dieser Schrift auch außer Theodor von Hallberg noch so manche wunderliche Menschenexemplare kennen lernt.

Der Wunderlichste bleibt aber doch immer der eigentliche Held dieser Schrift, Theodor von Hallberg, zu dem wir hiermit zurückkehren wollen. Im Jahre 1830 machte dieser in seiner seltsamen Tracht eine Fußwanderung nach Mexico in den Cuganeen, um Gelinnen einzukaufen, deren er auch richtig sechs mit zurückbrachte. Er hatte sie mit eigener Hand über Partenkirchen nach München und heim getrieben. Im Jahre 1835 reiste er nach Algier, und beschrieb diese Reise später in

dem Buche „Frankreich-Algier“, in welchem er gewöhnlich für die naturkräftigen Araber, denen er die edelsten Eigenschaften nachrühmt, und gegen die gekrümmte Civilisation, die Sabr und Entartung der Franzosen eifert. Dann verkaufte er sein Lese-nomiegut zu Birkeneck um die Summe von 36—40000 Fl., und begab sich zu Fuß, nur ein Hemd in der Tasche, wieder auf einen Spaziergang, der ihn diesmal nach dem Orient führte und den er in seiner vierbändigen „Reise in den Orient in den Jahren 1836, 1837, 1838“ beschrieben hat. Nach München zurückgekehrt, machte er sich hier vor aller Welt lächerlich durch eine in den Blättern veröffentlichte Anzeige, daß er sich, seines Witwerthums überdrüssig, endlich entschlossen habe, wieder in den heiligen Ehestand einzutreten. Obgleich hochbetagt, machte er noch einmal eine Reise nach Persien, von der er im Juni 1844 zurückkehrte. Der Verfasser erzählt: „In Leheran angekommen, stellte Hallberg sich dem Schah Mohammed als Gesandten des Königreichs Baiern vor, dessen Beherrscher der persischen Majestät durch ihn den Friedensgruß zu Schah und Trug zu überbringen allergnädigst geruht habe. Dabei rühmte er von dem Lande Baiern, daß dessen Breitengraden in 100 Tagen kaum zu erreichen und dessen Macht eine unermessliche, dessen Bewohner Halbriesen seien u. s. f. Hallberg hatte den Schah so gut mystificirt, daß dieser beschloß, seinem hohen Gast die Insignien des Sonnen- und Löwenordens im ersten Grade zu verleihen.“

Wir übergehen einige weitere Unsinnsigkeiten und dumme Streiche, zu denen auch eine auf S. 111 erzählte ziemlich schmutzige Geschichte gehört, indem der Freiherr, obgleich bereits 85 Jahre alt, einer jungen Bürgerstochter, die er zu ehelichen ihrem Vater mit Ehrenwort versprochen hatte, in einem landshuter Gasthause Zumuthungen machte, die sie nöthigten, ihm zur Zeit der Nacht zu entfliehen. Obgleich sie gerade dadurch ein testimonium virtutis abgab, war doch ihr Ruf für längere Dauer vernichtet; die Deutsche Spottsucht nannte sie nur die „Frau Gräfin“. Bald darauf erblindete Hallberg gänzlich. Der Verfasser erzählt: „Auf dem Schlosse zu Hörmannsdorf verlebte der Greis noch volle elf Jahre, die ihm zu Neonen wurden. Er war im Laufe seines ganzen Lebens nicht zur Resignation eines praktischen Philosophen gelangt, sondern das Schicksal, des Augenlichts verlustig geworden zu sein, machte ihm das Leben zu einer prometheischen Qual, von welcher kein Ende abzusehen war. Mehrere Hunderte von pickenden, schlagenden und schnarrenden Schwarzwälderbären, sowie eine große Menge von Gesangsvögeln aller Art umgaben ihn; aber alles dies konnte sein unermessliches Leid nicht mildern. Er versank auch nicht, wie andere glücklichere Greise, in kindisches Wesen, sondern blieb bei voller Geisteskraft und fühlte darum sein Elend nur um so tiefer.“

Jeden Abend murmelte er übrigens die düstere Stelle aus Valerius Maximus: „Lento gradu ad vindictam sui procedit ira divina tarditatemque supplicii gravitate compensat.“ Am 17. April 1862 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden und der ihn stets verzehrenden innern Umrage.

Der Verfasser gibt dann noch eine Gesamtcharakteristik des Mannes: er beschreibt sein Äußeres, seine wunderliche Tracht und sein gleich wunderliches Fuhrwerk, das häufig mit seinen sechs Gelinnen bespannt war. Er nennt ihn einen „Geißen in höchster Potenz“; über alles habe ihn das Laster des Geizes, sodann die Eitelkeit und grenzenlose Herrschsucht beherrscht; Härte des Gefühls habe seinem Naturell als wesentliche Eigenschaft angehört; er sei unversöhnlich gewesen und habe eine Beleibung, auch wenn sie unabsichtlich geschehen, niemals vergessen. Dabei besaß er übrigens einen Schatz praktischer Erfahrungen, war ziemlich fertig im Lateinischen, Englischen und Französischen, von großer Willensstärke und Ausdauer, die er auch auf seinen vielen und weiten Reisen bewährte, und nicht ohne gute Einfälle und treffende Urtheile im einzelnen. Aber all dieses schätzbare Material lag in unbeschreiblicher Verwirrung und jedes Zusammenhangs entbehrend in seinem Kopfe, was ihn jedoch

nicht abhielt, alle übrigen neben ihm für ausgemachte Dummköpfe zu halten. Der modernen Civilisation war er geschworener Todfeind, zum Theil aus richtiger Erkenntnis, zum größern Theil aber aus Sonderlingsfucht und Eigenstank; aber weil Eitelkeit ihn zum Lügner und Aufschneider machte, weil seine Wahrheit in ihm selbst war und weil er um jeden Preis Aufsehen erregen wollte, so artete bei ihm die angestrebte Einfachheit in Caricatur, Scharlatanerie und unausgesprochenen renommistischen Synismus aus.

Der Leser möge und er wird uns gewiß entschuldigen, wenn wir einem so sonderbaren Manne so viel Raum gewidmet haben; der Physikolog kann nicht umhin, sich auch mit Monstrositäten und Entartungen zu beschäftigen, die ja auch ihre sehr lehrreichen Seiten haben, und auch der Kritiker ist ein Stück von einem Physikologen.

Nur noch einige Worte über den Verfasser der Schrift und den Stil, in dem sie geschrieben ist. Der Verfasser ist zwar ohne Zweifel vernünftiger und jedenfalls bescheidener als der von ihm in dieser Schrift Geschilderte, er macht zuweilen ganz richtige Bemerkungen, schreibt stellenweise ganz leblich und zeigt auch vielfach Spuren klassischer Bildung; aber etwas von einem Sonderling muß er doch auch sein, er würde sonst nicht aus purer Bewunderung zum 1. Januar des Jahres 1831 den Freiherrn angesungen haben (worauf ihm dieser ein hier auf S. 47 abgedrucktes Dankfugungsschreiben zuschickte, welches an sinnlosem Schwulst alles übertrifft, was wir Derartiges gelesen haben) und nicht so viel auf Wirksamkeit und bei seinen Besuchen in München mit ihm verkehrt sein. Des Verfassers sonderlinghafte Natur zeigt sich denn auch oft genug in allerlei wunderlichen oder schnurrigen Sprüngen und Gewohnheiten. Nicht selten fängt er mitten in der Prosa an zu reimen, und zwar so abrupt, daß sich gar kein Zusammenhang mit dem vorhergegangenen Satze erkennen läßt, z. B.: „Peter Tillmann Freiherr von Hallberg hatte sechs Jahre vorher (1793) von der Welt für immer Abschied genommen. Sein zweiter Sohn, Franz, zählte damals erst 13 Jahre. In der Freiheit hart gefressen, Doch in Ruß sein Brot gegessen, Besser als im Dienste stehen, Und im goldenen Gürtel gehen.“

Er bemerkt ein andermal: „Das Reisen in Europa ermüdet endlich den feurigsten Jüngling und er sehnt sich heim. Namentlich im Herbst wandelt einem diese Nostalgie an. Im Herbst kommt die Ruh zurück in den Stall mit frogenden Eutern u. s. w.“, und er schließt: „So auch der Tourist. Er wirft das Rängel nieder Und seinen Stab dazu, Er setzt sich hintern Dsen, Und hat nun endlich Ruß.“

Er erzählt von des Freiherrn angeblichem Liebesverhältnis mit einer schottischen Mxladu Stuart, und er fügt ganz ohne Uebergang hinzu: „Die Liebesleiden haben das mit dem karlsbader Wasser gemein, daß man bei beiden nicht viel sprechen darf, wenn sie nicht an ihrer Wirkung einbüßen sollen.“

Dahin gehören auch Stellen wie folgende: „Während die Allixten noch glaubten, Bonaparte würde den Rhein verteidigen, war Hallberg der erste, der mit seinem Landsturm über den Rhein ging. Wenn die Bauern die Lichter auslöschten, dann geht's ans Prügeln. Ecce!“ Ober: „Aller Politif Grundlage sollte die Idee eines ewigen Friedens sein; aber Moser dreht lächelnd die Ruthe.“

Eine Menge derartiger Wunderlichkeiten könnten wir citiren, doch wollen wir uns mit diesen wenigen begnügen. Der Verfasser, der sich auf den Titeln mehrerer seiner Schriften Professor und Mitglied von einigen Dugend gelehrten Gesellschaften in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden nennt, regalist einmal seine Leser in dieser Schrift mit folgenden Lebensdaten: „Einundzwanzig Jahre jung, lernte ich den Freiherrn von Hallberg im Jahre 1831 kennen. Ich war damals noch Candidatus medicinae scientiarumque naturalium auf der Hochschule zu München und erwarb mir schon ein ordentliches Auskommen durch naturhistorische und belletristische Arbeiten; unter anderm war ich engagirt von dem Polizeicommissar Eibl, für dessen «Anfrage» und «Adressbureau» zu München Prologe,

Hochzeits-, Jubiläumstreden, Gelegenheitsgedichte und Grabschriften zu verfassen, von deren letztern der Friedhof zu München allein 1300 aus meiner Feder geklopfene enthält u. s. w.“

Es gibt doch auf deutscher Erde eine Menge wunderlicher Ränge! S. M.

Ein Roman aus Tirols Vergangenheit.

Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman von Hermann Schmid. Drei Bände. München, Fleischmann. 1862. 8. 5 Thlr.

Der Titel „historischer“ oder „geschichtlicher“ Roman, durch welchen Walter Scott, der Gründer der Gattung, sich unsterblichen Ruhm erworben, ist längst schon zu einem Ausschlagbild für ein bloßes Gewerbe geworden, welches einem sehr untergeordneten Bedürfnisse eines sogenannten gebildeten Publikums Frondienste leistet. Es war für gewisse schreibselige und honorarbedürftige Schriftsteller gar zu bequem, sich der Mühe des Schaffens zu überheben, indem sie das nächstbeste Kapitel der deutschen Geschichte überhaupt, insbesondere aber der Literaturgeschichte herausriffen und mit dem Glanze großer Namen ihre Unfähigkeit verbergten. Diese sprachen ja ohnedem für sich, jeder, der durch eine Schule gelaufen, kannte sie und ergänzte aus Eigenem die Schwächen der Darstellung des Verfassers. Je bedeutungsvoller die Zeit, je bedeutungsvoller die Charaktere, desto besser für den vielleicht sehr unbedeutenden Schriftsteller.

Das ist eine zwar kurze aber traurige Einleitung zum „Kanzler von Tirol“, wird mancher sagen. Allerdings. Es soll jedoch niemand daraus ein Vorurtheil gegen dieses Werk schöpfen. Schmid wählte hier keinen Stoff, der schon durch den bloßen Titel dem Roman einen Vortheil sichert, denn wie viele oder besser gesagt wie wenige haben je von Wiener, dem Kanzler der Erzherzogin Claudia, sprechen gehört? Er wurde allerdings von Karl Unterrichter in einer gräßlichen Tragödie misshandelt, diese ist jedoch längst schon als Maculatur in die Kramläden gewandert. Schmid erkannte die poetischen Elemente in dem Schicksale Wiener's, eines Mannes, der das Unglück hatte, um einige Jahrhunderte zu früh geboren zu sein, also gleich mit scharfem Blick, er faßte seinen Gegenstand mit Begeisterung auf und ließ ihn allseitig reifen. Eine Hauptschwierigkeit für die Behandlung lag darin, daß derselbe durchaus dramatisch ist und für den Roman erst zurechtgeschoben werden mußte. Schmid hat diese Schwierigkeit mit Geschick zu überwinden gestrebt, er ist daran nicht gescheitert, allein ganz zu überwinden war sie einmal nicht, er setzte sie daher zu einem untergeordneten Moment herab. Vielleicht wäre es für das Kunstwerk als solches besser gewesen, wenn sich Schmid weniger streng an die Geschichte gehalten und mit dem leichtsinnigen liebevollen Erzherzog Ferdinand scharfer abgerechnet hätte; wir wollen jedoch hier nicht jedes Aber auf die Goldwaage legen, sondern nur der reblichen Treue ein Zeugnis geben, welche der Verfasser den Thatsachen überall bewahrt. Und dennoch muthet uns dieser Roman ganz modern an. Das kommt eben daher, daß Wiener ein zu früh Geborener war und so die Geschichte für Schmid Tendenz machte, ohne daß er sich dem verfänglichen Geschäft, in der Geschichte Tendenz machen zu müssen, zu unterziehen brauchte. Wiener tritt denselben Kampf, den auch wir gegenwärtig in Tirol, in Oesterreich, in Deutschland streiten: mannhaft erhob er das Banner der Humanität, Toleranz und Bildung gegen provinzielle Bornirtheit, jesuitische Arglist und pfäffischen Eigennutz: sein Haupt ziel jedoch unter dem Fenserschwerte durch die Intriguen schlechten Gefindels am Hofe eines elenden Fürsten. Das gleiche Banner vereinigt jetzt eine Phalanx entschlossener Männer in Tirol, welche der Klerus nicht mehr hinrichten, wenn auch mannichfach belästigen kann. Und ist man etwa außerhalb Tirols, dieses Pfaffenwinkels, trotz der Reformation mit dem Romanismus fertig? Man denke an das Concordat in Oesterreich, an die lutherischen Bonzen in Preußen und Mecklenburg. Dadurch steht Schmid's Buch in leben-

biger, nicht erkünstelter Beziehung zur Gegenwart, es spiegelt eine uralte Geschichte, die jedoch ewig neu ist.

Da der Roman in den großen wesentlichen Zügen nicht von der Geschichte abweicht, brauchen wir diese nicht zu erzählen, sondern eben nur auf den Roman zu verweisen, für welchen der Verfasser, wie wir aus genauer Kenntniss von Stoff und Verhältnissen bekräftigen können, ein großes Material von Urkunden durcharbeitete und gründliche Studien von Land und Leuten nicht scheute. Gang, Entwicklung, Katastrophe ist bereits durch die Geschichte geliefert, wie verhält sich unser Autor zu den Charakteren? Die historischen nahm er auf, wie er sie vorfand, sie entfallen sich aus den gegebenen Reimen mit innerer Konsequenz und Nothwendigkeit, was er zur Vollendung des Bildes neu schaffen mußte, schließt sich dem vorhandenen Grundbau organisch an. Schmid hat hier nicht zu wenig gethan, sondern eher zu viel. Seine Gestalten sind echt und wahr, vielleicht wäre er jedoch mit weniger Aufwand zum Ziele gelangt; indes wollen wir hier mit einer Schöpfungskraft, die zu reichlich überquoll, nicht rechten, denn leider müssen wir bei den meisten Werken der neuesten Literatur über einen Mangel derselben klagen. Im hohen Maße sind Schmid die Gestalten aus dem Volk gelungen, der alte Schilbhofer ist das Muster eines wackeren ehrlichen Tirolerbauern. Wir könnten auch noch den Weibschloß von Briten als den Typus eines Pfaffen von echtem Schrot und Korn und viele andere erwähnen, damit wäre jedoch dem Leser nicht gebietet. Uebrigens war Schmid beim „Kanzler von Tirol“ bereits durch seine früheren Arbeiten sehr gefördert, diese bewegen sich nämlich größtentheils in der Sphäre des bairischen Volkslebens, welches in Sitten und Gebräuchen fast ganz mit dem tirolischen zusammenfällt. Er hat es aber, wie schon erwähnt, auch nicht an Studien in Tirol fehlen lassen.

Beim modernen Roman nimmt die Schilderung gewöhnlich einen breiten Platz ein. Es ist kaum mehr ein Lob, einen Schriftsteller deswegen zu rühmen, zudem ist Schmid's Talent auch nach dieser Richtung längst anerkannt. Wir erwähnen hier nur, daß er die Lokaltöne der landschaftlichen Natur, die Eigenthümlichkeit des Geistes mit großer Wahrheit wiedergibt.

So können wir schließlich nicht umhin, diesen Roman als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung zu bezeichnen, welche man durchaus nicht im Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur einreihen darf. Die Romanproduction für ein genäthiges und gefragtes Publikum wächst massenhaft, der „Kanzler von Tirol“ verdient ein besseres Los, als bloß verschlungen zu werden; möge ihn nur sein Stern vor der Schere eines dramatischen Glitschneiders oder einer Glitschneiderin bewahren: der Stoff ist für eine unbefugte dramatische Verarbeitung oder Verhüllung einladend genug.

70.

Notizen.

Heinrich Heine und Ferdinand Lassalle.

Es ist uns ein Druckblatt, eine Extrablatt zum „Volksfreund für das mittlere Deutschland“ (Nr. 111) übersandt worden, das ein dem Arbeiterapostel Lassalle von Heinrich Heine ausgestelltes Belobungsschreiben zur öffentlichen Kenntniss bringt, und zwar zu dem Zwecke, den Gegnern Lassalle's, den Fortschrittlern, „welche nicht werth sind, Lassalle das Wasser zu reichen“, den „Läßermund“ zu kopfen und sie „zur Verschandenheit“ zurückzuführen. Die einleitenden Worte, in denen Lassalle, was „Gewaltigkeit und Reichthum des Geistes“, „Gelehrsamkeit“, „Charaktergröße“ u. s. w. betrifft, ungefähr als der erste aller jetzt lebenden Menschen gefeiert wird, übergehen wir, und wenden uns sofort zu dem Briefe Heine's selbst, der einige für diesen charakteristische Bemerkungen und Geständnisse enthält. Der Brief ist „Paris, den 3. Januar 1845“ datirt, und an Wagners gerichtet, dem Heine den damals kaum zwanzigjährigen Lassalle, den Ueberbringer des Schreibens, empfiehlt als einen jungen Mann „von den ausgezeichnetsten Kenntnissen und Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten

Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens, eine Habilität im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen setzen; und wenn seine Sympathie für mich nicht erlöschte, so erwarte ich von ihm den thätigsten Versuch. Jedenfalls war diese Vereinnahmung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Aber die Heine'sche Ironie läßt nicht lange auf sich warten; es heißt weiter: „Denn Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichnetes Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entfagung und Verschandenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit hindurchgehangelt und hindurchgefahlet. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, brachten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, schritten nach Schattentritten und blauen Blumengerüchen, entsagten und keuchten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.“ Die in dieser Zusammenstellung von „harten Gladiatoren“, die so stolz dem Kampftode entgegengehen“ und dem neuen Geschlecht, welches „genießen“ und nichts von „Entfagung und Verschandenheit“ wissen will, liegende Ironie läßt sich schwerlich verkennen. Heine, nachdem er sich den „letzten und abgedankten Fabelkönig“ des tauftausendjährigen Reichs der Romantik genannt, fährt weiter fort: „Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste nach den alten Traumgefahren herumzutaumeln im Mondschneise, und ich schrieb „Atta Troll“, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind immer mein wahlverwandter Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammentenstunde geleistet — ja, wir haben sie zu Lage gefördert unter Schrecken — es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneler ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt.“ Weiter heißt es: „Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Muth ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet. Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Keifen mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flüchtig. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauensvoll war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen, und fast tödlich getroffen. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Mordversuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die 20 Jahre lang harrete, in grimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesfunde erreicht. Im Grunde ist auch das eine alte Geschichte, die sich immer erneuert.“ Daß übrigens Heine, dem Lassalle allerdings als ein Monstrum von Gelehrsamkeit erscheinen mochte, in dem Briefe gesteht, er erwarte von Lassalle für sich den „thätigsten Vorschub“, macht das seinem jungen Porträt gespendete große Lob doch ein wenig verächtlich.

Tagebuch eines Engländers aus dem Feldzuge der Confederierten in Pennsylvanien.

Das Septemberheft von „Blackwood's Edinburgh Magazine“ brachte das interessante, in englischer Weise einfach und phrasenlos geschriebene Tagebuch eines englischen Offiziers, der, von dem britischen Kriegsminister an die Generale Lee und Longstreet empfohlen, und nachdem er bereits die südlichen Theile der Confederation besucht, als Amateur den Feldzug der Confederierten im Juni und Juli und namentlich die Schlacht von Gettysburg mitmachte. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch die Deutschen in Pennsylvanien kennen, die, wie er sagt, eine „unintelligible language“, ohne Zweifel ein Gemisch von verborbenem Englisch und verborbenem Deutsch sprechen, und denen

er vortreibt, daß sie sich als Soldaten gegen die Bevölkerung der conföderirten Staaten ebenso rauh, als die conföderirten Truppen sich gegen sie (z. B. in Chambersburg) human benommen hätten. Er fügt dann hinzu: „Diese Dutsch sind das unpatriotischste Volk, das ich jemals kennen gelernt habe, und gestehen offen, daß es ihnen gleich sei, wer die Oberhand bestimme, wenn man nur sie in Ruhe lasse. Auf den Präsidenten Lincoln schimpfen sie furchtbar.“ Nun, das scheint ja wol deutsche Art zu sein. Am interessantesten waren uns die Porträts hervorragender Heerführer der Conföderirten, des Generals Longstreet, „ein Mann von gedrungener Gestalt, 43 Jahre alt, den die Soldaten den «best fighter» in der ganzen Armee zu nennen pflegen“, des bekannten Reitergenerals Stuart und besonders des Generalissimus Lee, „56 Jahre alt und, obgleich er kaum ein militärisches Abzeichen und, wie Longstreet, niemals Waffen trägt, durchaus soldatisch in seiner Erscheinung, in seinen Manieren höflich und voll Würde, kurz, ein vollkommener Gentleman in jeder Hinsicht“. Der englische Offizier versichert, nie einen so schönen Mann in diesem Alter gesehen zu haben. Keiner habe so wenig Feinde als Lee, und im ganzen Süden stimme man darin überein, daß er ein Mann fast ohne allen Tadel sei. Mit Longstreet stehe er auf dem innigsten Fuße, und man könne dem ersten keinen größeren Gefallen thun, als wenn man Lee lobe. Was ihr Verhalten in den schwierigsten Momenten der Schlacht von Gettysburg betrifft, so nennt er dasjenige Longstreet's „admirable“, dasjenige Lee's „perfect sublimo“; beide hätten, als das Schlachtenglück umschlug, eine eiserne Ruhe gezeigt. Auch von Bragg, Polk, Hardee, Johnston rühmt er, daß sie vom Scheitel bis zur Sohle echte Soldaten seien und daß ihre Generalskabe aus Gentlemen von guter Geburt und Erziehung zusammengesetzt seien. Im übrigen, obgleich der englische Offizier offenbar für die Conföderirten Partei nimmt, kann er doch nicht umhin, auch dem föderirten General Kelly und seinen Offizieren, mit denen er später auf seiner Reise nach Newyork zusammentraf, nachzurühmen, daß sie sich durchaus als Gentlemen und sehr zuvorkommend und artig gegen ihn benommen hätten, obgleich er geradeswegs aus dem feindlichen Feldlager gekommen sei. Im Norden fand er nach der Schlacht von Gettysburg und der Einnahme von Vicksburg und Port Hudson allgemein die sanguinische Ansicht verbreitet, daß es nun mit den Conföderirten aus sei und daß sie die Waffen strecken würden. Der englische Offizier, welcher die conföderirte Armee vollkommen kriegstüchtig und ungebrochenen Muths hatte abziehen sehen, wußte, daß auch die Conföderirten in den verschiedenen Gefechten 7000 Wunden zu Gefangenen gemacht und ihre reiche peninsulanische Beute fast ganz in Sicherheit gebracht hätten, konnte dazu im stillen nur lächeln. Viel verkehrte er im Heerlager der Conföderirten auch mit dem Kapitan Schreiber, einem Preußen, der bei Lee und Job Stuart wohl gelitten ist, und er erzählt bei diesem Anlaß, daß ein anderer Preuze, Major von Vorke, in einem Weitergefecht mit den Wunden schwer verwundet worden sei, was alle Offiziere höchlichst bedauert hätten. Die letzten Blätter des Tagebuchs betreffen die Schreckenstag in Newyork, denen der Engländer als Augenzeuge beizwohnte.

H. M.

Bibliographie.

- Albert. — Neben des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England. Deutsch von J. Frese. Autorisierte Uebersetzung. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Ariel, Griechenland, Türkei und Orient. München, Fleischmann. Gr. 8. 5 Ngr.
- Bodel, F., Insippen. Ein plattbütsche Novelle. Mit schmucke Bilder. Altona, Verlags-Bureau. 16. 12 Ngr.
- Borbs, J., Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slovaken, im Jahre des 1000jährigen Jubiläums ihrer Gründung historisch geschildert. Erlangen, Deichert. 8. 12 Ngr.
- Brachvogel, A. C., Schubart und seine Zeitgenossen.

Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. 11ste, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in fünfzehn Bänden. Erstes Heft. A—Abseife. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. Ein Roman aus neuerer Zeit. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1864. 8. 4 Thlr.

Edert, E. C., Dritte Fackel gegen Lüge und Unverstand. Wien, Mayer u. Comp. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Fidler, G. B. A., Heidelberg. Stadt, Schloß und Umgebungen. Lehr, Geiger. 8. 20 Ngr.

Das Geheimniß Rußlands oder Schlüssel zum Verständniß der modernen Geschichte und Politik. Nebst Beilagen enthaltend Aktenstücke zur tscherkessischen Frage. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 24 Ngr.

Geheimnisse des Spielberges. Brunn, Rohrer. 1856. 8. 5 Ngr.

Gusek, B. v., Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr.

Hartmann, J., Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum und Mittelalter. Mit einem Anhang enthaltend Briefe und Dichtungen deutscher Frauen des Mittelalters. Stuttgart, Kröner. 8. 24 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Ein Opfer der Rache. Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kresschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neues Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von G. A. Görner. 1ste Lieferung. Altona, Verlags-Bureau. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Unoth. Zeitschrift für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen. Herausgegeben von J. Meyer. 1stes Heft. Schaffhausen, Brodmann. 8. 9 Ngr.

Wilbermuth, Dittlie, Lebensrathsel, gelöste und ungelöste. Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Zell, R., Das Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Religion. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bockenheimer, C. G., Erinnerungen an die Geschichte der Stadt Mainz in den Jahren 1813 und 1814. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 10 Ngr.

Erinnerungen aus der Zeit. England gegenüber dem Bürgerkriege in den Vereinigten nordamerikanischen Staaten. Brunn, Rohrer. Lex.-8. 5 Ngr.

Held, J., Frankreich an der Spitze der Civilisation? Würzburg, Stuber. Gr. 8. 9 Ngr.

Hofmeier, G., Meine Entlassung aus dem lutherischen Pfarramt in Straupitz. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Ob die lutherische Kirche unter landesherrlicher Kirchengewalt in Preußen noch zu Recht bestehen soll? Aktenmäßig dargestellt. Berlin, Rauch. Gr. 8. 18 Ngr.

Kann denn der Zustand nach dem Tode davon abhängen, ob man an die Bibel glaubt oder nicht? Nach Vernunft- und Rechtsgründen untersucht und beantwortet von einem Laien. Tübingen, Olschauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Oldenburg vor 50 Jahren. Eine Gedenkschrift für das Jubeljahr 1863. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Preussische Studien zur österreichischen Reform-Akte des deutschen Bundes. 1ste und 2te Auflage. Berlin, Mittler. Lex.-8. 10 Ngr.

Scholz, C. G., und A. Lüben, Mittheilungen aus dem Pädagogengongress zu Tabarz in Thüringen. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 9 Ngr.

Junz, L., Sterbetage. Berlin, Poppelauer. 1864. 32. 3 Ngr.

Anzeigen.

**Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,
bis Schluss des Jahres 1863**

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Alteutsche Literatur.

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Begonnen von W. Müller. Fortgesetzt von R. Förster. 8. 1822—38.

Auserlesene Gedichte von M. Opitz von Hoberfeld.

1822. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von And. Gryphius. 1822. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von B. Flemming. 1822. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von Rudolf Weckherlin. 1823. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von Sim. Dach, Ab. Robertin und S. Albert. 1823. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von J. von Logau und H. A. Mann von Abschatz. 1824. (1 Thlr. 5 Ngr.) 10 Ngr.

— von D. Schirmer, J. Lundt u. Ph. Zesen. 1837. (1 Thlr. 25 Ngr.) 10 Ngr.

Gottfried von Strassburg. Tristan und Isolde. Uebersetzt von R. Simrod. 2 Theile. 8. 1855. (3 Thlr. 10 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Andrun. Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von W. von Bloenies. Mit einer historischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Dichtung von Max Rieger. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. 8. 1853. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr.

Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt. Heldengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des zwölften Jahrhunderts. Aus der einzigen Handschrift durch F. H. von der Hagen. 8. 1854. (2 Thlr. 20 Ngr.) 20 Ngr.

Strehle (F.). Martin Opitz. Eine Monographie. 8. 1856. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Wirt von Grafenberg. Guy von Balais der Ritter mit dem Rabe. Uebersetzt von Wolf Graf von Daudissin. 12. 1848. (1 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigtster Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.

Von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

In 10 Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Die soeben erschienene achte Lieferung enthält folgende 5 Blätter nebst Text:

Titel. Frau Kath Goethe. Johann Heinrich Merck. Cornelia Goethe. (Wahrheit und Dichtung.) Marie Braumarchais (Clavigo).

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen auf dieses, ein Seitenstück zur „Schiller-Galerie“ bildende Prachtwerk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder
von Karl Niel.

Einleitung: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze.
8. Geheftet 20 Ngr.

In dieser Schrift entwickelt der Verfasser die leitenden Ideen und den Plan eines Werks, das durch den Versuch einer Gesamtaufassung von Natur und Geschichte in ihren Wechselbeziehungen die untrennbare Verbindung der Menschheitsgeschichte mit den Naturwissenschaften allgemeiner zur Anschauung bringen soll. Das Werk wird nach und nach in einzelnen Abtheilungen erscheinen.

Die geistvolle, in der verschiedensten Weise anregende Schrift verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie die des größern Publikums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theoretisch-praktische

Geometrische Constructionslehre

und algebraische Geometrie,

enthaltend mehr als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben.

Von Wilhelm Adam.

Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

Die Methode des Verfassers gründet sich auf die Erfahrung, dass vieljähriger Lehrthätigkeit. An einer Reihe verschiedenartiger Constructionsaufgaben mit beigelegten Auflösungen wird der Schüler in diesem Buche praktisch angewiesen, wie er in ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und kann dasselbe als nützliche Ergänzung jedes Compendiums der Geometrie empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden auch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Hefen oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 44. —

29. October 1868.

Inhalt: Arthur Schopenhauer in den Darstellungen seiner Schüler und in seinen Selbstbekenntnissen. Von Hermann Marggraf. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. — Zur Geschichte der deutschen Kaiser. — Uebersetzung lateinischer Kirchenhymnen. Von Alfred von Reumont. — Notizen. (Das „Preussische Landwirthschaftsbuch“; Friedrich Barnde über Jakob Grimm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Arthur Schopenhauer in den Darstellungen seiner Schüler und in seinen Selbstbekenntnissen.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner und Remorabillen, Briefe und Nachlassstücke von Julius Frauenstädt. Berlin, Geyn. 1868. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir uns, wenigstens auf dem Gebiete des zumeist unter unsere persönliche kritische Jurisdiction fallenden Literaturzweigs, daran gewöhnen müssen, auf so viel Unerfreuliches zu stoßen, daß wir wol glauben behaupten zu dürfen, unter den uns zur Besprechung vorliegenden Schriften sei immer die dritte, wenn nicht schon die zweite entweder im ganzen eine mehr oder weniger unerquickliche Erscheinung, oder enthalte doch einzelne einen trüben Eindruck hervorbringende, einen Krankheitsstoff des Individuums, wenn nicht der Zeit selbst indicirende und bloßlegende Partien.

Auch das vorliegende sehr voluminöse Buch enthält so manches, was geeignet ist, Kopfschütteln, Bestreuen und Stellenweise selbst Unwillen hervorzubringen. Zwar ist es nicht frivolen Charakters, sondern in einer sehr ernsten Absicht zusammengestellt und beschäftigt sich meist mit Gegenständen und Fragen von bedeutendstem Gewicht. Erfreulich und aner kennenswerth ist dann ferner die in unsern Tagen ganz ungewöhnliche und ersichtlich auf Ueberzeugungstreue beruhende Anhänglichkeit und Hingebung, welche beide Verfasser und Herausgeber für ihren Herrn und Meister, den Philosophen Arthur Schopenhauer, an den Tag legen. Endlich war dieser selbst jedenfalls ein so geistvoller und eigenthümlicher Denker, daß der Leser, der diesen mehr als achthalbhundert Seiten umfassenden Band in die Hand nimmt und die Ausdauer hat, sich durch ihn hindurchzuarbeiten, auf eine ihn vielfach anregende fruchtbare Lectüre sich Rechnung machen kann.

Andererseits aber bietet der Philosoph, dessen Vertheidigung seine beiden Lieblingsapostel („Apostel“ nannte Schopenhauer gern selbst seine getreuesten Schüler) hier unternommen haben, so manche Stellen, die nicht sehr

wohlthuend, ja zum Theil abstoßend wirken und sich trotz der Vertheidigung seiner Vertheidiger, Schopenhauer habe zu den edelsten Menschen gehört, jedem unbefangenen Leser fortdauernd fühlbar machen werden. Sodann schlagen die Verfasser in ihrer Polemik gegen die Tadler des Philosophen nicht selten einen Ton an, der nur geeignet ist, Mißfallen zu erregen und der Sache ihres Klienten zu schaden, und sie stellen in diesem polemischen Theile allgemeine Grundsätze in Betreff antikritischer Zurück- und Zurückweisungen auf, die wir von unserm Standpunkt unmdglich guthelßen können. Endlich müssen wir auch die freilich bei uns in Deutschland leider nicht mehr beispieilos zu nennende Indiscretion rügen, deren sich die Verfasser und Herausgeber bei der Benutzung und Veröffentlichung des Schopenhauer'schen Nachlasses an Briefen (darunter selbst Geschäftsbriefe) und Fragmenten schuldig gemacht haben.

Letzt müssen wir sagen, daß das literarische Gewissen in Deutschland so erschüttert ist, daß die literarische Indiscretion bei uns einen so hohen Grad erreicht hat und daß die Begriffe darüber, was in dieser Hinsicht erlaubt sei und was nicht, so verwirrt sind, daß wir uns gestehen müssen, unsere Stimme wie die anderer werde ungehört und unwirksam verhallen. Nur komme man uns fortan nicht mit der Behauptung, daß wir Deutsche ein vorzugsweise gewissenhaftes Volk seien; vielmehr gibt es keins, welches in der angegebenen Hinsicht so frivol wäre und jeder zarteren Rücksicht so vergäße. Schriftsteller, Verleger und Publikum sind an diesem Zustande gleich mitschuldig, und so darf es geschehen und geschieht immer häufiger, daß, während heute ein berühmter Autor sein müdes Haupt in die Gruft legt, seine nachgelassenen Briefe ohne Unterschied, selbst wenn darin mitlebenden Individuen persönlich wehe gethan werden sollte, schon morgen für den Druck vorbereitet werden, um bereits übermorgen, noch vom Leichenbust des Verstorbenen umwittert, als Buch in die Oeffentlichkeit zu treten. Selbst die ausdrückliche letztwillige Verfügung des Verstorbenen, wodurch er sich die Veröffentlichung seines Briefnachlasses verbat, ist letzter Zeit in mehr als einem Falle nicht respectirt worden.

Und trotzdem rühmt man sich dann noch der Pietät gegen den Verstorbenen!

Hiermit gehen wir direct und zunächst zu den in diesem Bande abgedruckten Briefen Schopenhauer's an Julius Frauenstädt über, deren Veröffentlichung dieser damit zu weitestgehenden sucht, daß ein *Verbot Schopenhauer's*, seine an Frauenstädt geschriebenen Briefe zu veröffentlichen, nicht existire. Sie nehmen zwar drilich nicht den ersten Platz im Buche ein, aber sie verdienen den ersten durch ihren charakteristischen Inhalt, und ziemlich auch was den Umfang des darin gebotenen Materials betrifft; denn sie reichen von S. 474—714, und würden, wenn sie als besonderes Buch erschienen wären, einen ganz stattlichen Band gebildet haben. Denjenigen, welche Schopenhauer's Charakter und Wesen genauer kennen zu lernen wünschen, genauer als selbst durch das *Gwinners'sche* Buch, ist durch ihre Veröffentlichung sicherlich ein Gefallen geschehen; aber mir zweifeln, ob dadurch dem Andenken des Verstorbenen sehr gebient sei; denn die menschenverachtende, hochmüthige und zu den größten Invectiven geneigte Natur des Philosophen tritt uns aus diesen vertraulichen Briefen noch viel schroffer entgegen als aus irgendeinem andern Schriftstück von seiner Hand. Vielleicht wird Frauenstädt jetzt bereits in Erfahrung gebracht haben, daß er durch diese Veröffentlichung dem Andenken Schopenhauer's mehr bei manchen von seinen Anhängern als bei seinen Gegnern Eintrag gethan hat. Der Herausgeber gibt zu, daß sich darin im einzelnen allerdings „manches Anstößige“ finden möge; aber, meint er, das geistige Bild Schopenhauer's würde unvollständig geblieben sein ohne sie, und er theile sie um des aus ihnen resultirenden Gesamtbildes Schopenhauer's willen mit.

Wir geben zu, daß durch sie das Gesamtbild des Philosophen um zahlreiche charakteristische Züge bereichert wird, aber vergessen darf man doch nicht, daß man sich eben in Briefen an einen Vertrauten mehr gehen läßt und mehr momentanen Stimmungen und Eindrücken gehorcht als dies in Schriftstücken geschieht, die man ursprünglich für das Publikum bestimmt hat. Der Verfasser sagt zwar:

Hätte es in meiner Macht gestanden, die vielen in den Briefen vorkommenden Angriffe und Invectiven auf Zeitgenossen zu unterdrücken, so hätte ich es gethan. Denn meine Absicht ist nicht, jemand zu kränken. Auch geht gerade aus den Briefen selbst, sowie auch aus einigen Stellen der *Memorabilien* hervor, daß ich die Festigkeit der Schopenhauer'schen Poslemis nicht billigte und deshalb von ihm „breitiger Toleranz“ beschuldigt wurde. Aber, obwohl ich mich von der Absicht, zu kränken, frei weiß, so konnte ich doch, um zu schonen, nicht so weit gehen, daß ich die polemischen Briefe unveröffentlicht gelassen, oder die polemischen Stellen aus ihnen gestrichen hätte. Manche der Angegriffenen verdienen auch gar keine Schonung. Sie haben der Welt boshaft genug gesagt, was sie von Schopenhauer denken; die Gerechtigkeit erfordert, daß die Welt nun auch erfahre, was er von ihnen gedacht hat. Er selbst hielt es bei seinem Leben unter seiner Würde, sich mit ihnen einzulassen.

Indeß wenn es nach einem alten bekannten Spruch für nicht in der Ordnung gefunden wird, Verstorbenen Schlimmes nachzusagen, so erscheint es vielleicht noch viel

bedenklicher, wenn ein Todter aus seinem Grabe heraus über alle seine Zeitgenossen, nur mit Ausnahme derjenigen, welche ihm huldigten, nichts als Schlimmes zu sagen weiß. Vergleichen Todtengerichte Verstorbenen über zurückgebliebene noch Lebende haben wir, dank der Vertriebsamkeit und Indifferenz ihrer literarischen Agenten, in letzter Zeit öfter erleben müssen, und es kann dann geschehen, daß jemand, der sich mit dem Verstorbenen auf besonders gutem Fuße stehend und seiner besondern Zuneigung gewürdigt glaubte, aus den nach dessen Tode veröffentlichten Briefen erfährt, wie gering und verächtlich der verstorbene angebliche Freund über ihn gedacht aber doch geschrieben hat. Vielleicht in der That nur geschrieben, und nicht gesagt; denn die Menschen sind oft selbst genug, in mündlichem oder schriftlichem Geplauder selbst ihren vertrautesten Freunden etwas anzuhängen, ohne es damit eigentlich so sehr bed zu meinen.

Schopenhauer freilich meinte es mit seinen Gegnern wirklich böse, und persönliche Feindschaft hatte er im Grunde gar keine, höchstens nur Anhänger seiner Philosophie, die ihm nur so viel werth waren, als sie ihm nuzten und zur Verbreitung seines Ruhms und seiner Philosophie beitrugen. Frauenstädt, wie es scheint, dadurch verletzt, daß Gwinner über sein Verhältnis zu Schopenhauer in seinem bekannten Buche nichts weiter zu berichten gehabt, als daß erst durch Frauenstädt's in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Nr. 277—281 f. 1849) veröffentlichten Aufsatz: „Stimmen über Arthur Schopenhauer“, dem Publikum die Augen über diesen geöffnet worden seien, versichert in der Vorrede, man werde aus diesen Briefen und den noch weiter zu erwähnenden „*Memorabilien*“ denn doch erfahren, daß dieses Verhältnis „eines jener echten und fruchtbringenden Freundschaftsverhältnisse war, wie sie jetzt nur noch selten existiren“. Aber aus dem Briefwechsel selbst geht so deutlich als möglich hervor — und Frauenstädt scheint sich auch dann und wann dessen bewußt gewesen zu sein —, daß Schopenhauer den ohnehin um 25 Jahre jüngern Anhänger seiner Lehre nur zu seinen Zwecken benutzte hat. Sind Freundschaften auf jener rein gemüthlichen Grundlage, auf denen so manche namhafte gemordene Freundschaftsbündnisse zwischen hervorragenden Geistern im vorigen Jahrhundert ruhten, heutzutage nahezu unentbar, so war wol Schopenhauer am wenigsten der Mann, eine rein gemüthliche Freundschaft mit jemand zu unterhalten. Bei seiner grenzenlosen Verachtung aller auf zwei Weinen einhergehenden und mit einem menschlichen Anlitz gekrönten Geschöpfe beschränkte er alle Liebe, deren er fähig war, auf ein vierfüßiges Geschöpf, seinen Hund. Dabei geben wir zu, daß sich allmählich auch von seiner Seite ein Zug von Sympathie in sein Verhältnis zu dem ihm so treu ergebenen Frauenstädt einzumischen begann, als plötzlich ein kleines Mißverständnis, bei dem die Schuld in der blinden Hitze, dem Hochmuth und der an Hohn grenzenden Rücksichtslosigkeit Schopenhauer's lag, eine dreijährige Unterbrechung des Briefwechsels zur Folge hatte. Hier-

auf hat Schopenhauer, nach verfacter Mißverständnißung des Verhältnisses, nur noch einen Brief an Frauenstädt und zwar am 6. December 1855 geschrieben. Einmal schreibt er an Frauenstädt geradweg, daß dessen Hauptverdienst am Philosophie und Literatur, welches beiden und vielleicht seinen Namen „verpeitert“ werde, dies sei, daß Frauenstädt zuerst mit großem Nachdruck und seltener Beharrlichkeit seiner Philosophie Eingang verschafft habe; und ein andermal ruft er ihm wohnend und rühmend zu: „Ich will, daß Sie mir Ehre machen und nicht das Gegentheil“ u. s. w. Dies genügt wol, um von dem Verhältnisse zwischen Schopenhauer und Frauenstädt, wie wenigstens der erstere es auffaßte, einen Begriff zu geben.

Die Briefe Schopenhauer's bilden in ihrer Gesamtheit ein wahres Schimpfblätter-Korpus. Die von ihm so entschieden gehaltenen Universitätsphilosophen und seine Gegner, wie überhaupt fast alle Philosophen außer ihm, namentlich aber auch die Materialisten, nennt er „elende Wirthstughe“, „Kathedergefinde!“, „Windbeutel“, „Querhölzer“, „Glende“, „Eubler“, „Charlatane“, „Lumpen“, „freie Vuben“, „Hochschwulst“, „unflüchtig“, „Anapaz“, „Lumpenbunde“, „Pact“, „Schmierer“, „dumme unverschämte Wursche“, „Kerle“, „nichtsichere platte Gesellen“, „Schweine, die in den Tag hineinnaturalistiren“, „Kerls, die so gemein sind, wie die Fliegen an der Wand; Kerls, die jeder Gang unschäblich macht, wenn er sich zu seiner Ernte legt“ u. s. w. Fichte, Schelling und Hegel nennt er mit Vorliebe nur die „drei Windbeutel“, bei Herbart findet er nur „Verkehrtheiten und Pöffen“, die Kraft- und Stoffphilosophen find ihm „Barbieregesellen“, „Willenbrechler“, „Klystierseger“, „Pflastererschmierer“, die Hegelianer die „Binsel unserer Zeit“, Schleiden ein „fader Seel“, Rudolf Wagner ein „Tartufe“ und „Gagot“. Schimpfworte, die ohne Zweifel noch ärgerer Art gewesen sein werden, sind bisweilen nur durch Punkte angedeutet. Von den Universitätsphilosophen sagt er einmal im allgemeinen:

So ist das ganze Pack, vom ersten bis zum letzten. Nichts lernen, nichts denken, nichts wissen, sondern auf dem Katheder naturalistiren, wie ein Schusterjunge: aber von dem Gewerbestreifen, faulen und dann sonnegeiern gehen.

Frauenstädt, dem wir die Anerkennung nicht versagen können, daß er seinem Herrn und Meister durchaus nicht bloß schmeichelte, sondern ihm geeignetenfalls auch die Wahrheit sagte, hatte ihm bemerkbar gemacht, daß er durch seine Invektiven gegen die Universitätsphilosophen seiner Sache nur unnütz schade; Schopenhauer hat aber darauf nur zu bemerken, er sei noch zu schonend mit dem „Gefinde“ umgegangen. Hier nur noch einige längere Invektiven gegen einzelne Persönlichkeiten. Er sagt von Bruno Fischer:

Habe durchblättert den ersten Band „Geschichte der neuern Philosophie“ von Bruno Fischer: zwei Drittel des Bandes Spinoza, Hegelianisirt und mit dem crassesten Köhnerglauben an Spinoza als eigene festeste Ueberzeugung vorgetragen, die so empörende Moral' des Spinoza noch outrirt! Das glaub' ich, daß er 100 Zuhörer in Heidelberg hatte; die Jungen laufen hin, um zu vernehmen, was ihrer Eier und Hosen Gefallen jagt,

daß es weder Recht und Unrecht, noch Gutes und Böses gäbe. Das Ministerium in Baden hat sehr recht gethan, dem Menschen das Handwerk zu legen.

Auf Anlaß eines Aufsatze von J. G. Fichte, der nur ein „Gewebe von Lügen“ sei, bemerkt er:

Vor sechs bis acht Monaten las ich in einer Rezension, der Autor berichte über philosophische Lehren, aber bloß auf Grundlage der Darstellungen dieses Fichte: „der Fichte sei aber nur mit der größten Behutsamkeit zu benutzen“. Dies darf uns nicht wundern, da der Charakter vom Vater erbt: dieser war „ein Windbeutel“, will sagen, ein Mensch, der es auf Illusion und Täuschung abgesehen hat: aber der hatte dazu Verstand und Talent, machte es also fein. Der Sohn hingegen ist, in Folge seiner Mutter, ein und nun vermöge des väterlichen Charakters. Aber sehr vernagelt mächte der Leser sein, der seiner Darstellung nicht anmerkt, daß Bosheit, Schlechtigkeit und Neid allein aus dem Keil reden.

Ueber Moleschott und Büchner schreibt er:

Endlich habe auch etwas von Moleschott gelesen, nämlich im „Kreislauf des Lebens“ (zweite Auflage, 1855) das Kapitel „Der Wille“, 31 Seiten stark. Hätte ich nicht gewußt, daß dies der berühmte Hr. Moleschott geschrieben hat; so würde ich es nicht einmal von einem Studenten, sondern von einem Barbiergefellen, der Anatomie und Physiologie gehört hat, herrührend glauben. So crass, unwissend, roh, blump, ungelent, überhaupt knotenhaft ist das Zeug. Jetzt freut es mich, daß ich diese Gefellen in die Bedientenstube gewiesen habe. . . . Selbst das Physiologische in dem Kapitel ist leicht, abgedroschenes Zeug. Dazu ist's grob antimoralisch, und hinten hängt dem . . . noch der rothe Lappen der Gauner-Republik aus der Tasche. Sehr recht hat man gethan, solchen Gefellen das jus legendi zu nehmen: das war unerlässlich. Aus derselben Schule ist ein neues Buch von Dr. Büchner, Docent in Tübingen, über „Kraft und Stoff“, und ganz im selben Geiste. Ich hoffe zuversichtlich, daß diesem Burschen auch das jus legendi genommen werde. Diese 2 . . . vergiften Kopf und Herz zugleich, und sind anwischend wie die Knoten, dumm und schlecht.

In dem folgenden Briefe, vom 15. Juli 1855, drückt er seine Freude darüber aus, daß laut der „Frankfurter Postzeitung“ die Subpension Büchner's bereits eingeleitet sei, und er fügt hinzu:

Ihm geschieht recht: denn das Zeug ist nicht bloß höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm; und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Cigarrenrauchens und Politisirens. So ein Mensch hat nichts gelernt als sein bißchen Klystierspritzologie; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben, und damit wagt er sich dumm-breist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen recht, erleiden die Strafe für ihre Ignoranz.

Ueberhaupt nicht er jeder gewaltsamen Verfolgungs- und Unterdrückungsmaßregel seinen Beifall; er bemerkt z. B. in einem Schreiben vom 31. Januar 1856, übrigens ganz richtig nachschließend:

Zwei neue Geschichten der deutschen Literatur, von Gottschall und von Julian Schmidt, habe gesehen. Erstere redet recht gut von mir, auf sechs Seiten, bin ganz zufrieden damit. Julian redet wie ein Esel und dazu mit Lüge: er sagt, ich hätte Schelling und Hegel für Lügner und Betrüger erklärt; Sie wissen, daß das gelogen ist. Gestern las ich in der Zeitung, ein Advocat habe auf zweijährige Arreststrafe für Herrn Julian angetragen. Sehr interessant: er macht sich, sehe ich, überall angemym.

Auch Feuerbach schreibt nach ihm nur „rohes, brutales Zeug“; er wirft ihm den „blumpen, bornirten

„Materialismus“ vor und erblickt darin nur „Früchte der Gegelei“. Selbst Alexander von Humboldt kommt nicht ungerufen weg, und von Carové sagt er geradezu: „Er war ein sehr niederträchtiger Mensch und hat es oft gezeigt.“

Natürlich hätte er über alle mit ihm lebenden Denker, Naturforscher und Physiologen nicht so grenzenlos verächtlich denken und sprechen können, wenn er nicht sich selbst für den weisesten aller Menschen gehalten hätte. Er rechnet sich zu denen, die „einsam durch die Jahrhunderte gehen“; er behauptet dreist: „Ich bin der erste, der das eigentliche Wesen des Genies ergündet und deutlich erklärt hat“, und es ist dies sehr natürlich, da er ja an sich selbst alle Attribute des Genies herausfand und bewunderte; er schreibt:

Wo gibt es in der deutschen Literatur ein Buch, welches man aufschlagen kann, wo man will, und gleich mehr Gedanken empfängt, als man zu fassen vermag, wie mein zweiter Band der „Welt als Wille und Vorstellung“? (Wui, Alter, renommeire nicht!)

Er behauptet, seine Geschlechtsmetaphysik gehöre zu dem Originellsten, was er je geschrieben; der betreffende Abschnitt sei ein „Diamant, zumal in Verbindung mit den drei vorhergehenden Kapiteln“; er versichert ein andermal: „Uebrigens zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich.“ Einen Aufsat in der „Revue des deux mondes“ über die neue deutsche Philosophie findet er deshalb belehrend, „als man sieht, wohin es in Deutschland und Frankreich mit der Philosophie kommen würde (in den Händen feiler Lumpen), wenn ich nicht wäre.“ Er bemerkt am 10. Juni 1852: „Fortlage's neue Geschichte der Philosophie, enthaltend 16 Seiten über mich, wird Ihnen eben vorliegen. Die zweite Hälfte des Kapitels besteht aus abgeschrieben Stellen meiner Werke, ist folglich sehr gut.“ Frauenstädt hatte ihm aufrichtig bekannt, daß ihm sein Jornausbruch gegen die Wachydermata in dem Kapitel über Schriftstellerei und Stil höchlichst mißfallen habe; Schopenhauer schreibt zurück: „Sehr schön ist meine Tirade über die Wachydermata und bleibt's“. Frauenstädt hatte seine bekannte Arbeit über die „Universitätsphilosophie“ unerquicklich gefunden; Schopenhauer bemerkt darauf:

Sie ist durch die Darstellung, Lebendigkeit und Behemung sehr unterhaltend, ja, vielleicht die schönste Inverve, die seit Cicero in Verrem geschrieben worden. (Nur die Lunte sind bescheiden.)

In demselben Briefe zählt er die von ihm seit 1813 verfaßten Schriften auf und fährt fort:

Ein solches methodisches Ignoriren des allein Beachtenswerthen, und Celebriren des Schlechten, 34 Jahre lang, ist ohne Beispiel. Ich bin noch viel zu glimpflich mit den L.... umgegangen.

Schopenhauer verzehrte sich in einem allerdings durch langjähriges unbilliges Ignoriren genährten Ehrgeiz, den er schon für einen Augenblick befriedigt findet, wenn auch nur irgendeine Modezeitung oder ein Lokalblatt seine Verdienste um die Philosophie herausstreicht, oder auch nur einmal ein illustrierter Volkskalender gelegentlich seinen Namen anführt. Frauenstädt muß ihm getreulich berich-

ten, wo irgend etwas über ihn gestanden hat, und zu dem Zwecke besonders das Journalzimmer der Königl. Bibliothek zu Berlin besuchen; er müsse wünschen, schreibt Schopenhauer am 22. Mai 1854, „Sie besuchen es öfter, als Sie zu thun scheinen: da würde manche mich betreffende Aeußerung mit zur Kunde kommen, von der ich in diesem Alter nichts erfahre“. Ein andermal drückt er seine Freude darüber, daß seine Anhänger miteinander in persönlichen Verkehr zu treten suchten, mit den Worten aus: „Dieses Gleichesuchen der Apostel gefällt mir sehr; es hat etwas Graues und Grandioses: Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.“ In Betreff seiner Lektüre sucht er sich mit den Worten zu trösten: „Dieses Ungeziefer ist nützlich zur Verbreitung meines Ruhms. Solchen Kerlen glaubt niemand, aber jeder sieht, daß da etwas ist.“ Alle Literaturblätter tangen nur so lange etwas, als sie etwas ihm Angenehmes enthalten; sie sind eiskalt von dem Augenblicke an, wo sie an ihm etwas aussetzen haben, und sie werden sofort wieder gut, wenn sie seiner mit anerkennenden Worten gedenken. Er schreibt z. B. über Menzel und dessen „Literaturblatt“ am 30. März 1853:

Des Moos eben erwähnte „Theologie als Religionsphilosophie“ finde ich in Menzel's „Literaturblatt“ vom 19. März unter Ueberschrift „Antichristliche Presse“ während herabgezogen, aber bloß wegen der Gottlosigkeit ihres Inhalts. Das schadet dem Buche nicht: denn daß dieser Menzel, der Denunciant, entweder der erbärmlichste Gagot oder der nichtswürdigste Lartuse ist, weiß die Welt. Von mir ist nichts darin gesagt: der kennt meine Philosophie nicht.

Er schreibt ferner über dasselbe Literaturblatt am 2. Februar 1855:

Lesen Sie einmal in Menzel's „Literaturblatt“ die „Neujahrsbetrachtungen“ dieses Gagots: er triumphirt darin über den gänzlichen Verfall der Philosophie, die gar nichts mehr aufzuweisen hätte, und versichert, alles kehre zur Kirche zurück! Von mir weiß er noch nicht: das ist aber eine tüchtige Verstärkung von dem Lartuse, und verdient er einmal mit der Nase daraufgestoßen zu werden, daß sie blutet.

Inzwischen hatte sich das Menzel'sche „Literaturblatt“ ihm angenehm zu machen gewünscht; denn er schreibt am 8. October 1856:

Während alle wohlgeschmierten Recensenten mit Respect von der Correspondenz der Dichte und Schelling reden, hat schon vor zwei Monaten Menzel in seinem „Literaturblatt“ eheulich dargethan, wie die Lumperei und Charlatanerie dieser Werke darin an den Tag kommt. Ebenso hat er Fichte's „Anthropologie“ analysirt und ihre ganze Albernheit dargethan. Das Blatt Menzel's enthält überhaupt viel Gutes, Geschicktes und ist wohlgeschrieben. Nur muß man die häufigen Aufälle von Monomanie, nämlich religiöser Hinneigungen.

Ähnlich geht es unsern von ihm eifrig gelese-ten, oft erwähnten, je nach der Stellung, die sie zu ihm und seiner Philosophie einnahmen, bald gelobten, bald getadelten „Blättern für literarische Unterhaltung“, und auch wir persönlich bekommen von ihm einmal einen Gieb, weil wir in einer Anzeige der Schüding'schen Schrift über Genomanie nicht sein wie er selbst sich rühmt „schönes und gründliches Kapitel darüber“ angeführt hatten; aber

er steht die Zeit kommen, „wo, wer nicht weiß, was ich über einen Gegenstand gesagt habe, sich als Ignoranten bloßstellt“. Seine entsehlige Reizbarkeit zeigt sich besonders auch in einem Schreiben vom 2. November 1853, in welchem er über die in der Brodhaus'schen Officin eingeführte „Hautorthographie“ in die maßloseste, wirklich lächerliche Wuth ausbricht. „Was?“ ruft er aus, „eine deutsche Accademia della crusca, bestehend aus Handwerksburschen, denn das sind die Geiger, also aus Knochen!“ Nachdem er diese noch weiter des Buchdruckers „schwarze Rhythmonen aus dem Schmierloch“ genannt, fährt er fort: „Ich würde dem Kerl gleich meine Meinung schreiben; allein er ist Ihr Verleger, Ihr Organ, und daher uns unentbehrlich.“ Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, auch der Schopenhauer'schen! Im übrigen ist zu bemerken, daß Schopenhauer's Orthographie eine zum Theil sehr eigenthümliche, zum Theil veraltete war; er schrieb z. B. „träbsällig“, „glücksfäll“, „etwan“, „Spaaf“, „gefcheut“ u. s. w.

Nur noch einige charakteristische Stellen wollen wir aus Schopenhauer's Briefen hier anführen. Frauensität hatte ihm ein Urtheil Anselm von Feuerbach's über Schopenhauer's Mutter mitgetheilt, und dies Urtheil lautete:

Hofrätthin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schwagt viel und gut. Derkändig ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend, und sets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauter Verstande aufgeschloßt ist. . . Das Günschen ihre Tochter u. s. w.

Göschl'st hiervon ergöht schreibt Schopenhauer am 12. Juli 1852:

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Stelle im Feuerbach, die mir sonst wol nie zu Gesicht gekommen wäre. Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih' mir's, lachen müssen.

Ein Sohn mag über seine Mutter denken und mit ihr gestanden haben wie er will — und Arthur hatte allerdings mit ihr sehr schlecht gestanden und dachte über sie sehr unfindlich — nie aber wird er, wenn er irgend feineres Gefühl besitzt, einem dritten gestatten, daß er sie verunglimpft und lächerlich macht, oder gar darüber schadenfroh lachen. Selbst der Prose wird seine Mutter gegen ihre Verunglimpfen in Schutz nehmen und auf Tod und Leben für sie einstehen; aber unsere Civilisation und namentlich unsere das Gemüth und die Pietät austrocknende gelehrte Bildung hat eine Höhe erreicht, von der sie losföüber in die Tiefen der Barbarei und noch unter diese hinabtaumeln zu wollen scheint. Schopenhauer steht in Bezug auf Vergötterung seiner selbst und gemüthloser Verachtung aller übrigen keineswegs allein; er war nur aufrichtiger und kannte weniger Scheu als viele Gemüthsverwandte.

Gleich gemüthlos (im „Lande des Gemüths“ — in Deutschland!) schreibt Schopenhauer über Bencke's. unglückliches Ende:

Dr. Lindner hat mir die Vossische mit Bencke's Nekrolog zugesandt, wofür ich ihm sehr dankbar bin, da es mich interessiert, die Laufbahn dieses Sünders zu sehen. Ich glaube, er hat es schließlich dem Ungebotenen gleichthun wollen und ist in

Gott weiß welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wol einmal die goldene Brille ausgeworfen werden.“) Tragt sich, ob ein Derangement seiner „Angelegenheiten“*) oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat.

Er fährt dann fort, seiner unüberwindlichen Abneigung gegen Berlin Ausdruck gebend:

Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und bin ich der Cholera sehr dankbar, daß sie mich vor 28 Jahren daraus vertrieben hat und hierher, ins mildere Klima und sanftere Leben. Unter Ort für eine Cremitage.

Seinem Widerwillen gegen Berlin macht er auch Luft bei Erwähnung des im Frühling 1856 aufgetauchten Gerüchts, daß man damit umgehe, an der züricher Universität einen Lehrstuhl ausschließlich für seine Philosophie zu errichten und sie durch Frauensität zu besetzen; er meint, das Leben in Zürich sei doch ein ganz anderes, „als in dem greulichen mageren Berlin und seiner Verruchtheit“.

Seine bekannte reactionäre Gesinnung tritt in diesen Briefen wiederholt zu Tage. Er gesteht am 11. Juni 1848:

Geistig habe ich diese vier Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigenthum, ja der ganze gesellschaftliche Zustand bedroht! . . . Die Pariser haben's eingebracht — und haben's ausgefreffen; haben uns in den Roth hinein und wieder, si Dils placet, herausgezogen: nicht mehr als billig.

Er erzählt am 2. März 1849:

Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. Septembers eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenstände das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Gebölle an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Canaille, versammelte die Thür mit der Stange: jetzt geschähen gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die seine Stimme meiner Wad: „Es sind nur einige Oesterreicher!“ Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blaushöfige Stachböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern zu schießen; besinnen sich aber bald, es ginge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock recognoscirt der Offizier das Bad hinter der Barrikade: sogleich schide ich ihm den großen doppelten Operngucker, mit dem Sie einß den Ballon sahen.

Ein andermal bemerkt er spöttlich: „Die Revolution hat neue Hausnummern gemacht: das einzige von ihr, was zu bleiben verdient“; und weiter drückt er seine Genugthuung mit den zurückgeschraubten Fußbänden in den Worten aus: „Die Zeit des Wellens und Kannegießerns ist vorbei. Jetzt hat sich jeder der Literatur zu widmen.“

Vielleicht nicht übel nennt Schopenhauer einmal den Protestantismus, wie er jetzt ist, „ein Christenthum mit abgebrochener Spitze“. Ein in der „Novellenzeitung“ erscheinener Aufsatz über ihn gibt ihm in seinem letzten Briefe zu der Bemerkung Anlaß: „Letzteres ist eine satirische Beschreibung meiner Person von Madame W. . . , weil ich nicht habe mit ihr conversiren wollen, bei Tische: — acht Tage lang: mit den Protokollen dieser gehofften

*) Bencke trug eine goldene Brille.

**) Dieses Ausdruck bediente sich Bencke in seiner Psychologie.

Conversationsen dachte sie ihre Hotels = Rechnungen zu bezahlen.“ Auch dies möge noch aus diesen Briefen hier angeführt sein.

Die Verfasser geben vorliegendes Buch als eine Schusschrift für Schopenhauer; aber man urtheile, ob eine Schrift, welche in ihrer bedeutendsten Partie so viele Selbstgeständnisse enthält, die nicht eben für Schopenhauer sprechen und seinem Andenken nur Eintrag thun können, im eigentlichen Sinne des Wortes eine Schusschrift genannt werden könne. Frauenstädt sucht seinen Klienten zwar in geschickter Weise zu vertheidigen, läßt ihn aber durch den fast unverfälschten Abdruck seiner Briefe vielfach gegen sich selbst Zeugniß ablegen und seine Schwärze dadurch schwächen. Dabei geben wir gern zu, daß diese Briefe für Schopenhauer ebenso charakteristisch als auch ziemlich unterhaltender Art sind; denn doctrinär und langweilig war Schopenhauer nie und im Schimpfen zeigte er sich bis zu einem gewissen Grade genial und erfindend. Begegnen wir auf der Straße jemand, der durch sein Loben und Schimpfen ein großes Publikum um sich versammelt, so werden die meisten von uns unwillkürlich stehen bleiben; sie werden den Mann zwar für roh, ungeschlacht und jähzornig halten, aber sich doch bis zu einem gewissen Grade amüsiren.

Außer diesen Briefen enthält das Buch zunächst eine 130 Seiten lange Abhandlung von Ernst Otto Lindner: „Arthur Schopenhauer. Ein Wort der Vertheidigung.“ Der Verfasser polemisiert zuvörderst gegen das bekannte Gwinner'sche Buch, sodann namentlich gegen Engkow's und Julian Schmidt's Auslassungen über Schopenhauer, und er findet es eigenthümlich, daß in Bezug auf Schopenhauer sich beide erbitterten Gegner brüderlich die Hand reichen. Man kann nichts dagegen haben, wenn Lindner sich seines Herrn und Meisters gegen diejenigen annimmt, die ihn seiner Ansicht nach zu hart, unbillig oder verkehrt beurtheilten; aber er thut dies leider in einer un-literarischen, zum Theil persönlichen Weise, die wir nicht billigen können. Der Deutsche ist niemals unliebenswürdig, als wenn er polemisiert; aller Affectismus hat dann ein Ende und der Bboticismus, die Ungeschlossenheit tritt an seine Stelle. Die Verfasser dieses Buchs sind als ausgeglichene Schopenhauerianer hierin freilich anderer Ansicht als wir. Frauenstädt z. B. bemerkt später in seinen „Memorabilien“:

Wie alle großen Polemiker, nennt Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen, statt hier, wie die Schwächlinge, die seiner stillosen Enttäuschung fähig sind und denen „Anstand“ die höchste Tugend ist, sich der Euphemismen zu bedienen. Das ist doch aber, denke ich, selbst vom ästhetischen Standpunkte aus, welcher fordert, daß überall die Form dem Inhalt entspreche, nur gerechtfertigt. Möchten immerhin gegen die Schopenhauer'sche Polemik in der Sache mitunter sich Einwendungen machen lassen; ihre Form ihr zum Vorwurf zu machen, ist in meinen Augen nur ein Zeichen jener moralischen Verkommenheit, welcher alle sittliche Entrüstung abhanden gekommen, und die, weil sie selbst keiner solchen mehr fähig ist, sie auch von andern nicht leiden mag. Wie weit diese moralische Verkommenheit bei uns schon geblieben ist, konnte man jüngst z. B. an manchen Beur-

theilungen des Buchs von Ferdinand Fälsche über Julian Schmidt sehen. Es hat hier nicht an Aequivalenzen gefehlt, welche der Fälsche'schen Weisung, Schmidt's Mangel an „Anstand“ vorzuwerfen. Kann es aber wol etwas Dummeres und unästhetischeres geben, als die Forderung, eine so hochmännliche Sache, wie die Julian Schmidt'sche Art, Literatengeschichte zu machen, anständig zu behandeln? Geht das nicht verloren, man solle Unwissenheit und Frechheit — denn diese hat dem Julian nachgewiesen — anständig behandeln? Nicht wunder, daß unsere modernen Anstandsapostel noch nicht unternehmen haben, die deutsche Sprache, welche so reich ist an „unanständigen“ Ausdrücken, von diesen zu reinigen und ein anstandsgemäßes Verisum herauszugeben.

Deshalb wir zugeben, daß jemand, der einen Mann wie Julian Schmidt abzufertigen unternimmt, den Spott'sprecher'schen Spruch:

Verlegen laßt uns ihn, ein Mahl für Götter.

Nicht ihn zerhaun wie ein Has für Hunde —

nicht zur Nichts-Spur zu nehmen hat, so müssen wir doch auf unserer frühern Behauptung bestehen bleiben, daß Fälsche's Schrift viel mehr gewirkt und dem literarischen Ansehen Schmidt's viel mehr Abbruch gethan haben würde, wenn er sich durchweg eines anständigeren Tons bedien hätte, wenn er nur als Gelehrter und nicht in der Rolle eines „Seherweibes“ zu Julian Schmidt gesprochen hätte. Dasselbe Ansehen haben wir von vielen gebildeten Leuten ausgesprochen hören, die keineswegs Freunde Julian Schmidt's sind und eine Bloßlegung seiner Falsch und unanständigen Behauptungen, falls dies nur in würdiger Weise geschähe, sehr in der Ordnung und ganz zweckmäßig fanden. Man beschämt den Groben nicht durch Grobheit, sondern durch Würde und Gemessenheit, wenn auch nicht im ersten Augenblick, doch später in den schwerlich ausbleibenden Stunden der Ueberlegung und Reue. Daß aber in der Forderung, es sei auf literarischem Gebiete sowol wie in der guten Gesellschaft auf Anstand zu halten, etwas Dummeres und Unästhetisches liegen soll, ist eine Behauptung, die nur in Deutschland möglich ist. Mit unserer Grobheit und Ungeschlossenheit, die früher bei uns nur ein Naturtrieb war, jetzt aber sogar in sophistischer Weise von Frauenstädt vom ästhetischen Standpunkte gerechtfertigt werden zu sollen scheint, machen wir Deutsche uns in den Augen des Auslandes nur verächtlich. Mag wer will den deutschen Nationalstolz der Grobheit für einen seinen halten, wir persönlich werden uns niemals zu dieser Ansicht bekehren lassen. Auch mit sittlicher Entrüstung kann und muß der öffentliche Anstand sehr wohl bestehen können, ja um so mehr, da der Anstand und nicht die Ungeschlossenheit sittlicher Natur ist. Frauenstädt hätte wenigstens nicht sagen sollen, daß Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen genannt habe, sondern sehr häufig Dinge, die er von seinem subjectiven Standpunkte für dumm und albern, gemein und niederträchtig hielt. Und weil dieses subjective Dasein gerade in dem düstersten Deutschland, wo die meisten sich von vornherein für Lügner halten als alle übrigen, so häufig vorkommt, ist es doppelt nöthig, in der Wahl des Ausdrucks vorsichtig zu sein.

Dagegen müssen wir uns vollkommen damit einver-

standen erklären, wenn Lindner bemerkt: das Selbstgefühl Schopenhauer's habe natürlich in abstoßender Weise sich um so höher steigern müssen, je geringer er seinen Werth von der Welt angeschlagen sah. Hätten die „Universitätsphilosophen“, in deren Augen freilich meist nur der etwas gilt, der einen Lehrstuhl einnimmt, ihm schon früh die ihm doch jedenfalls gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, so würde Schopenhauer schwerlich einen so undertilgbaren, halb teuflischen Grimm gegen sie in sich gestreift haben. Es gibt viele in Deutschland, welche sich einbilden, einen schriftstellerischen Kollegen, selbst einen verdienten und talentvollen, durch systematisches Ignoriren demüthigen und ihm das Gefühl seines Nichts zum Bewußtsein bringen zu können; aber diese Herren sind sehr schlechte Psychologen; sie erröthen damit meist nur das Eigenthum von dem, was sie bezwecken. Zum Trost gereicht in solchen Fällen nur, daß wirkliches Verdienst zuletzt doch von einer heranwachsenden jüngern Generation anerkannt zu werden pflegt, falls man diese noch erlebt, wie dies auch bei Schopenhauer der Fall war. Das Unglück bei diesem war nur, daß er sich für ein alle überragendes Genie hielt; und etwas Beringeres als ein Genie kann und darf man ja in Deutschland nicht sein. Diese Geniewuth hat bei uns schon unsägliches Unglück angerichtet, für welches diejenigen verantwortlich sind, welche zuerst in der Ueberschreitung, der Maßlosigkeit, wenn nicht gar der Verzerrung und Ungeheuerlichkeit, mit dabei verbundener Anmaßlichkeit die Hauptwahrzeichen des Genies erblickten wollten.

Im übrigen zeigt Lindner dann und wann seine Unabhängigkeit von Schopenhauer. Wenn dieser die Ansicht aufstellt, daß sich der Wille vom Vater, der Intellect von der Mutter vererbe, so meint Lindner, daß diese Ansicht sich erfahrungsmäßig ebenso oft zu bestätigen scheine, als das Gegentheil davon nachgewiesen werden könne; auch sei sie nicht die wahre und eigentliche Meinung Schopenhauer's, da dieser von dem Intellect des weiblichen Geschlechts (der Verfasser führt mehrere betreffende Stellen an, darunter die, „daß das Weib keines rein objectiven Antheils an irgendetwas fähig sei“) zu gering gedacht habe, um im Ernste die Lehre von der Vererbung des Intellects von der mütterlichen Seite her aufstellen zu wollen.

Die Lindner'sche Abhandlung enthält außerdem an eigenhändigen Schriftstücken Schopenhauer's einen nicht uninteressanten, englisch abgefaßten, hier aber auch in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Brief über die Farben-theorie an den englischen Maler Ch. Caslake, den Uebersetzer der Goethe'schen „Farbenlehre“, die mit der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Betreff der Verlagsübernahme des zweiten Bandes von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ gemachten Briefe oder Briefentwürfe, und Auszüge aus Briefen Schopenhauer's an den Verfasser. Was die Briefe an Schopenhauer's Verlagshandlung betrifft, so wissen wir zwar nicht, seit wann es Usus ist, Geschäftsbriefe zu veröffentlichen, ohne vorher die Erlaubniß von der betreffenden Geschäftsfirma, was in

diesem Falle sicherlich nicht geschehen ist, eingeholt zu haben, aber das weltliche Gewissen der jetzigen deutschen Generation wird auch gegen diese Lizenz nichts einzuwenden haben. Das große Selbstgefühl Schopenhauer's spricht sich begreiflicherweise auch in diesen Briefen in bedenklicher Weise aus; wenn, bemerkt er einmal, ein Verleger an sein Werk nicht einmal die Druckkosten setzen mag, nun so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als Posthumum zu erscheinen, wenn die Generation gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird: sie wird nicht ausbleiben.

An einer andern Stelle bemerkt er:

Die große Seifenblase der Fichte-Schelling-Fege'schen Philosophie ist soeben im endlichen Plagen begriffen: dabei ist das Bedürfnis nach Philosophie größer als jemals: man wird sich jetzt nach soliderer Nahrung umsehen: und die ist allein bei mir dem Bekannten zu finden, weil ich der einzige bin, der bloß aus innerm Verufe gearbeitet hat.

In den Briefen an Lindner wüthet Schopenhauer wieder gegen die „Nichtswürdigkeit“ der Universitätsphilosophen, gegen die „Hundsstötter“ und „Schufte“, die ihn 35 Jahre hindurch ignoriert hätten; er spricht sich mit großer Genugthuung über das Tischrücken aus, weil sich darin der Wille in seiner ursprünglichen Allmacht zeige; und in heftigen Worten erklärt er sich namentlich gegen den modernen Optimismus. Er schreibt z. B. an Lindner im Jahre 1854:

Besonders aber freut mich, daß Sie dem Pessimismus und der Metaphysik die Ehre gönnen, welche der Wahrheit gebührt, gegenüber dem rein jüdischen, niederträchtigen Optimismus, dessen Fall um so eclatanter sein wird, als die Majorität für ihn unzählbar ist.

Wohlgefunnt ist Schopenhauer überhaupt den Juden nicht; Frauenstädt führt z. B. folgenden Ausspruch von ihm an:

Der liebe Gott, in seiner Weisheit voraussehend, daß sein auserwähltes Volk in alle Welt zerstreut werden würde, gab dessen Mitgliedern einen specifischen Geruch, daran er sie überall erkennen und herausfinden könnte: den foetor judaicus.

Auf den Lindner'schen Aufsatz folgt eine sehr umfangreiche Abhandlung von Julius Frauenstädt „Arthur Schopenhauer. Memorabilien und Nachlaßstücke“, die wieder ein ganzes Buch für sich bildet und einzeln gedruckt einen sehr ansehnlichen Band geben würde. Frauenstädt's Mittheilungen über Schopenhauer sind theils seinen Gesprächen mit diesem, theils dessen nachgelassenen Manuscripten entnommen. Ueber letztere bemerkt er im Vorwort, es seien dieselben, die er schon in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen zweiten Auflage der „Parerga“ aufgeführt habe:

1) Die Erbklingmanuscripte; 2) Reisebuch; 3) Foliant; 4) Briefsammlung; 5) Quartant; 6) Adversaria; 7) Cholera-Buch (d. h. auf der Flucht vor der Cholera geschrieben); 8) Cogitata; 9) Pantheismus; 10) Epitaphien; 11) Senilia. Diese Manuscripte — bemerkt der Verfasser — enthielten außer den bereits von Schopenhauer selbst für seine Werke benutzten und deshalb mit Bleistift durchstrichenen Stellen eine große Menge noch unberührt und undurchstrichener. Unter diesen bisher theils ungedruckten, theils noch nicht in dieser Form gedruckten Stellen habe ich viele gefunden, die mir für die „Memorabilien“ besonders geeignet schienen und die ich daher für dieselben benützt habe.

Auf eine Personalbeschreibung Schopenhauer's nach Deener'schem Muster mit Wiedergabe jedes Gesichtsfälthens und Wärgchens darf man bei Frauenstädt nicht rechnen; er selbst bemerkt in dieser Hinsicht:

Erstens hat mir eine solche Personalbeschreibung noch nie gelingen wollen; zweitens glaube ich auch, daß sie überhaupt nicht gelingen kann, weil sie doch nur in allgemeinen, abstracten Begriffen wiederzugeben vermag, was eigentlich gesehen werden muß.

Wir sind in diesem Punkte ebenso einverstanden mit Frauenstädt als mit Lindner, wenn dieser sich gegen den jetzt in Biographien üblichen Anekdotenrammel mit den Worten erklärt:

Keinem verständigen Menschen wird es überdies einfallen, bei Rafael's Salathia vor allem nach der Fornarina zu fragen; kein Einsichtiger wird zum Verständnis und zur Würdigung von Bach's Passionsmusik nach den Anekdoten greifen, die etwa noch von dem leipziger Cantor aufzufinden wären; und ebenso wenig wird irgendetwas Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ mit dem Billardspielen desselben zusammenbringen wollen.

Und wenn er dann weiter fortfährt:

Wesentlich, allgemein gültig, unsterblich ist nur das, was keiner Erklärung aus der individuellen Persönlichkeit seines Schöpfers bedarf; wo eine solche Erklärung nothwendig wird, da tritt das Absonderliche, Unklare, Unfertige ein.

Frauenstädt sucht aus dem Leben wie der Lehre Schopenhauer's nachzuweisen, daß dieser kein gemeiner Mensch gewesen; und er theilt zu diesem Zwecke unter vielem andern auch ein interessantes Schriftstück mit, eine Dedication Arthur Schopenhauer's an seinen seit langen Jahren verstorbenen Vater, die er der zweiten Auflage seines Hauptwerks voranzustellen beabsichtigte, was er aber aus irgendeinem unbekannt gebliebenen Grunde unterlassen hat; und in der That, je geringer Schopenhauer von seiner Mutter dachte, desto besser dachte er, wie auch diese Dedication beweist, von seinem Vater, dem er bis zuletzt Gefühle der treuesten Pietät, Dankbarkeit und Verehrung widmete. Es ist dies ein schöner, mit vielem verständnißreicher Zug in dem Leben dieses stolzen Geistes. Schopenhauer ruft darin unter anderm einmal aus:

Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren, daß ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während keiner für mich etwas that: das danke ich dir, mein Vater, danke es deiner Thätigkeit, deiner Klugheit, deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft. Darum sei du mir gepriesen, mein edler Vater! Und jeder, der an meinem Werk irgendeine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll deinen Namen vernehmen und wissen, daß, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war, Arthur Schopenhauer hundertmal zu Grunde gegangen wäre.

Es kann auch sehr leicht geschehen, daß die Liebe zu einem edeln Menschen so unser ganzes Herz erfüllt, daß keine andere Platz darin hat und wir ungerecht gegen alle übrigen werden. Im allgemeinen führt aber der Schopenhauer'sche Pessimismus mehr zu verächtlichem Mitleid mit der bedrängten mißgeschaffenen Creatur als zu werththätiger Liebe. Diesem Pessimismus zufolge müßte man von einem Neugeborenen eigentlich nicht sagen: er ist geboren worden, sondern er ist verurtheilt worden

zu leben, was man freilich nicht sagen dürfte, wenn man mit Schopenhauer einen Willen zum Leben annimmt. Wir werden ja aber gar nicht danach gefragt, ob wir leben wollen, sondern wir müssen leben und aus diesem Noth folgt alles übrige Müßigen. Der frühverheirathete uneheliche Sohn, den, wie man zum Ueberrausch nach Lindner erfährt, Schopenhauer in Dresden gehabt hat, ist vor dem Zeugungsact sicherlich auch von seinem Vater nicht gefragt worden, ob er einen Willen zum Leben habe.

Aber Schopenhauer selbst corrigirt seinen Pessimismus später dahin, daß er Arbeit, Plage, Kampf, Mühe und Noth als die Factoren anerkannte, die dazu nöthig seien, um dieses Dasein, welches ohne sie ein faßes Schlafarastenleben sein würde, mit einem tiefern Inhalt zu erfüllen und ihm eine ernstere Richtung auch auf die Welt des Gedankens zu geben. „Für ein solches Geschlecht paßt kein anderer Schauplatz, kein anderes Dasein“, bemerkt er; ebenso gut könnte man aber auch sagen, dieser Schauplatz, dieses Pflanzthum im Weltall, diese Erde, passe für kein anderes Geschlecht. Wegen die sehr großen Gefahren, die uns von einem zu weit getriebenen Optimismus drohen, ist die pessimistische Lehre Schopenhauer's als Correctiv jedenfalls von Werth; es ist von Werth, wenn in einer Zeit, wie die unsrige, wo Unzählige nur im Genuß etwas Positives erblicken und ihm mit einer Raftlosigkeit nachjagen, daß darüber der Genuß fast ein Ende hat, ein Philosoph von der Bedeutung Schopenhauer's den Satz aufstellt: der Genuß sei negativ, und nur der Schmerz, das Leiden sei positiv.

Und fast können wir Schopenhauer lieben lernen, wenn wir in seinem Hauptwerk jene schöne Stelle lesen, worin er, was einem „Unverständigen“ allerdings nicht leicht bekommen würde, die Güte des Herzens so hoch über die glänzendsten Eigenschaften des Kopfs stellt, daß danach Waco von Berulam gegen einen ungelehrten Mann von edelm Herzen als nichts erscheint. Schopenhauer sagt:

Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blas und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verbunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersehen, daß man solche vermist zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemessene Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verflärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transcendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit incommensurabel. Wo sie im hohen Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identificirt. . . . Was ist dagegen Wiß und Genie? Was Waco von Berulam?

Wir führen hier noch einige bemerkenswerthe, von Frauenstädt mitgetheilte, wie es scheint sämmtlich aus Schopenhauer's Nachlasspapieren entnommene Stellen an:

Nach einem Ausfall auf die Hegel'sche Charlatanerie sagt Schopenhauer: „A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntniß ab, daß ich die deutsche Nation wegen

ihre überschwenglichen Dummheit verachte und nicht schäme, ihr anzugehören. Nicht tröstet bloß, was Doro sagt, in den odores boni et mali, von arbeitsamen und süßlichen Dörfern."

Sehr schön im Ausdruck ist folgende Stelle, in der er freilich zumeist auch an sich gedacht haben mag:

Von der Gelehrten-Republik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialen-Republik. In dieser geht es so zu: ein Riese ruft dem andern zu, durch den iden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergewelt, welche darunter wegstreicht, etwas mehr vernähme, als Geidn, und mehr verstände, als daß überhaupt etwas vorgeht. Und wiederum, dies Segwerge treibt da unten unaufhörliche Pöffen und macht großen Lärm, schleppt sich mit dem, was jene haben fallen lassen, proclamirt Heroen, die selbst Zwerge sind, u. dgl. m., wovon jene Riesengeister sich nicht stören lassen, sondern ihr hohes Geistesgespräch fortsetzen.

Wie so viele genial begabte Menschen, die infolge der Zerrissenheit und Disharmonie des deutschen Lebens nothwendig isolirt bleiben oder sich doch vereinsamt fühlen müssen, jankt auch er auf das heftigste mit seinen deutschen Landsleuten. Wir haben sorben eine derartige Stelle angeführt, und wir lassen ihr hier noch folgende zwei kleinere folgen:

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen. — Die Deutschen loben? dazu würde mehr Vaterlandsliebe erforderlich, als man nach dem Lofe, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

Daß an solchen Ausfällen gekränkte Eitelkeit ihren Antheil hatte, ist ersichtlich; aber daß Geist und Genie als solche, wenn sie nicht mit den Tendenzen des Tages Chorus oder sich dem Staatszweck dienbar machen, in Deutschland stets eine mißliche Stellung gehabt haben, ist eine alte nicht in Abrede zu stellende Thatsache. Schopenhauer war des geistigen Hochmuths übervoll; aber er buhlte nicht um äußere Auszeichnung, um Aemter, Titel und Orden; er kannte auch nicht, wie Frauenstädte richtig hervorhebt, jene moderne Vielseitigkeit; womit man nicht bloß ein großer Dichter oder Denker, sondern gleichzeitig auch ein großer Politiker, ein großer Volkseredner, ein gebildeter Weltmann, ein feiner Gesellschaftler u. s. w. sein will. Schopenhauer gab auf Titel gar nichts; er bemerkt einmal:

Auf Büchertiteln mit seinen eigenen Titeln und Aemtern zu prunken, ist höchst unpassend: in der Literatur gelten keine andere, als geistige Vorzüge: wer andere geltend machen will, verräth, daß er diese nicht hat.

Wenn Schopenhauer auch das Denken nicht erfunden, noch so zum Abschluß gebracht hat, daß man fortan, wie er sich einbildete, nur schopenhauerisch denken mußte, wenn er auch kein geschlossenes System aufgestellt hat, was auch beim Philosophiren gar nicht nöthig, vielmehr eher schädlich ist, so hat er doch vieles berichtigt und in geistvoller Weise angeregt, viele bedenkliche und verlogene sophistische und dialektische Künste in ihrer Hohlheit aufgedeckt. Er ist nie dem Indifferentismus verfallen; er hat der Philosophie immer ihr moralisches Princip gewahrt und den Unterschied zwischen dem sittlich Guten und sittlich Bösen stets entschieden festgehalten. Er war aufrichtig und überzeugungsstreu und hat in seiner Weise der Wahrheit Zeit seines Lebens mit Ausdauer und Ernst

1863. 44.

nachgestrebt. Zwar die letzte absolute Wahrheit hat er nicht gefunden, und wer könnte sie finden, der nicht Mitbürger aller im unendlichen Raum vorhandenen unzähligen Welten ist und nicht als Augenzeuge dem großen Schöpfungsacte beigewohnt hat? Aber er hat einige neue Wahrheiten entdeckt und viele ältere in eine von den abstrusen Terminologien und gesuchten Dunkelheiten der philosophischen Schulsprache sich fernhaltende geistvolle Form gekleidet, und er hat sich dabei als praktischer Philosoph den Positionen des wirklichen Lebens mehr genähert als irgendein anderer moderner deutscher Philosoph. Mit einem solchen Baarbestande wirklicher Verdienste läßt sich ein sonst vielleicht vorhandenes, selbst großes Deficit schon decken. Hermann Marggraf.

Novellen und Erzählungen.

Ein ganz besonderer Vorzug der germanischen Völker vor andern ist die umfassende und vielseitige Tiefe der Phantasie und der Gemüths- und Gefühlswelt. Hierdurch werden die Germanen ganz besonders befähigt, sich in die Stimmung anderer Völker und anderer Zeiten sowie in die abgeschlossener geistige Lebenssphäre eines Individuums hineinzudenken und aus dieser Stimmung heraus Ton und Färbung vergangener Zeiten zu treffen und treue Schilderungen von Völkern und von einzelnen Personen zu entwerfen. Den Franzosen wird es bekanntlich unendlich schwer, sich von ihrem specifischen einseitigen Franzosenthum freizumachen, und ohne französische Schminke und Ländche können sie nicht leicht Zeiten und Personen darstellen. Eine Ausnahme hat vielleicht der eine, André Chenier gemacht; als Sohn einer gebildeten Griechin vereinigte er in richtiger Weise griechische und französische Bildung miteinander, und verstand im Geiste der Griechen zu schaffen und zu dichten, ohne in slavische Nachahmung des Antiken verfallen zu sein.

Die Germanen dagegen können durch die Zauberkräfte ihrer vielseitigen Phantasie alles Fremde in der Kunst, wenn es nur wirklichen poetischen Gehalt hat, begreifen und in sich aufnehmen und assimiliren und alle Seiten des geistigen Lebens der Völker und Individuen in plastischer Anschaulichkeit schildern. Wir erinnern an Herder's „Stimmen der Völker“, an Goethe's „Iphigenie“, an die Leistungen der Romantiker, woran sich eine große Zahl vortrefflicher Leistungen der neuesten Zeit anreihen. „Der hochgebildete Deutsche darf sich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gedichtet worden, um sich versammelt zu haben.“

Diese Vorzüge des germanischen Geistes treten auch auf dem Gebiete der Geschichte und Biographie hervor und sind selbst oft noch wahrzunehmen in kleinern Erzählungen und Novellen, welche auf historischem Grunde ruhen und Zeiten und Menschen der Vergangenheit schildern. Einige von den jetzt zu besprechenden Productionen gewähren gerade in dieser Beziehung ein besonderes Interesse.

1. Geschichten aus alter Zeit. Von W. G. Riehl. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch enthält acht einzelne Geschichten; die erste: „Der Name Katholik“, ist die interessanteste und am schönsten erzählte, und der Verfasser hat seinen Zweck „gute Menschen zu erheben, indem wir sie erheitern, was doch die erquickendste und liebenswürdigste Aufgabe des schaffenden Mannes bleibt in der Schrift sowol wie in der Kunst“, vollkommen darin erreicht. Es herrscht in dieser Geschichte ein stiller heiterer Humor und eine wunderbare Tiefe. Der Inhalt derselben ist, mit kurzen und barten Worten angedeutet, folgender. Gerhard Rikwin, Bäcker und Wollenweber in Weplar im 14. Jahrhundert, war ein reicher Mann, weil sein Vater gespart und gearbeitet hatte.

Dafür glaubte, um der Sohn feiern zu können, und er lebte deshalb verschwenderisch und unordentlich, gab allen seinen Töchter und anstehenden Löhnen nach und vernachlässigte sein Geschäft und seine Familie, insbesondere die Erziehung seiner Kinder, so daß sein ganzes Hauswesen auf die Bahn gänzlichen Verfalls geriet. Endlich erhielt er einen prächtigen jungen Hund, zum Geschenk, „einen großen schwarzen Wolfshund von spanischer Rasse, kaum dreiviertel Jahre alt, noch ganz ungezogen, läppisch und Ruchwiltens voll“. Dieser Hund richtete überall so viel argen Unfug an; daß sein Herr darüber zuletzt bei einer außerordentlichen Besenbesetzung in ernstem Conflict mit dem Magistrat geriet, und, letzteren nur unter der Bedingung, auf die Anschaffung des Hundes verzichtete, wenn er hinfort unter besserer Aufsicht gehalten würde. „Da gelobte sich Meister Ruchwin heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weise zu erziehen. Um aller Welt Ehre hätte er das Thier gerade, jege nicht abgeschafft; er wollte recht behalten und den Beglückten zeigen, daß er trotz des letzten Auftritts dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne. Er brütete — um etwas mehr in seinem Leben — die ganze schlaflose Nacht über Erziehungspläne.“

Am folgenden wird nun in der ausführlichen Weise erzählt, wie er den Hund planmäßig erzieht, und dadurch, ohne daß er es, anfangs bemerkt und beabsichtigt, sich selbst erzieht; er gewöhnt sich an Ordnung und Sparsamkeit, verhält sein Hauswesen gut und erzieht auch seine Kinder streng und consequent. Er wird einer der geschätztesten und angesehensten Männer der Stadt und zuletzt zum Rathsherrn erwählt. Da er aber von seinem Hunde, von welchem er zuletzt einseht, wie viel er ihm verdankt, sich auch nicht einmal auf Stunden trennen will, und er ohne ihn, deshalb auch nicht zu Rathe sitzen kann, so wird ihm gekratzt, seinen Hund mitzubringen; doch sollte diese Vergünstigung sofort aufhören, wenn der Hund sich nicht ganz stumm in dem Rathe verhalte. Das kluge Thier begreift seine Stellung sehr gut, und die Leute nennen ihn seit der Zeit „den stummen Rathsherrn“. Später rettet er seinem Herrn noch das Leben.

„Liebesbuche“, „Die Lüge der Geschichte“, „Der Leib, medicus“, „Der Dachs auf Lichtmaß“, und ebenfalls ganz vortheilhafte Erzeugnisse. Für weniger wirksam: halten wir „Jörg Buchenhuber“, „Der Huch der Schöpfung“, „Gefahrenkampf“. Jörg Buchenhuber, ein etwa zwanzigjähriger, baumstarker Burche, vermahlet und gekumpt, kommt im Jahre 1564 auf die Amtsküche der Stadt Nördlingen, und erklärt, er habe zwei Mordthaten begangen und wolle gehängt sein. Um die Sache näher zu untersuchen, wird er in das Gefängnis gesperrt, und hier erzählt er einer alten Frau, die unter dem Verdachte der Hererei in einer Zelle neben der seinigen in Haft gehalten wird, er habe von Kind auf mit seinen Aeltern das freche Landstreicherleben geführt, und habe alle die wilden Freuden eines ruhelos schweifenden Zigeunerlebens ausgenossen, aber auch alle Mühsel, Entbehrung und Schmach. Geworbet habe er nie, auch nie geraubt, oder gekloppt, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Geld ein Treiben werde man bald satt. Da sei zerfallen mit seinen Verwandten und Freunden; und mit sich selbst. Herumstreifen wolle er nicht, länger und festiger könne er auch nicht. Um nun dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, wolle er gehängt werden. Wir müssen gestehen, daß eine solche ganz absonderliche Art von tropischer Mäßigkeit, für welche nur noch das Gehängtwenden einen Regel hat, und der näheren Betrachtung fast unnatürlich erscheint. Uebrigens wird Jörg nicht gehängt; er befreit die alte Frau aus der Gefängniszelle, und diese, welche reich und einflußreich ist, und den Verdacht der Hererei von sich abzuwenden weiß, adoptirt ihn; dafür und format ihn zu einem anständigen Menschen um.

„Der Huch der Schöpfung“ ist im Vergleich mit dem übrigen Geschichteten etwas breit und weniger scharf und freilich gehalten. „Der Gefahrenkampf“ erscheint und in manchen Geschehnissen und deren Benennung, etwas hart und zu romanhaft;

2. Historische Novellen von E. G. von Schlegel. I. Band. Leipzig, Cotta'sche. 1863. 8. 8. Thlr.

Die folgende zwei Bände enthaltene drei Novellen: „Der Dachs Rettung“, „Die Feste der Zukunft“, „Salomon de Gans, der Physiker“. Sie sind, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, in der Zeit von 1867-68 geschrieben worden, und sollen die Sammlung erweitern, welche im Jahre 1866 unter dem Titel „Aus dem Mittelalter“ von ihm begonnen ist. In dieser historischen Novellen soll natürlich nicht eine englische Historie der Geschichte gesucht werden; die historischen Begebenheiten sind nur Dichtung, benutzt worden; und zwar in der Weise, wie nach den Ansichten des Verfassers der Dichter die Geschichte benutzten darf, ohne sie in ihrer großen Bedeutung zu verkümmern und ohne den Geist, der aus ihr zu uns spricht, zu krampfen oder mißzuverstehen. Der Verfasser verdient im ganzen das Lob, daß er hier das Nützliche gewonnen hat; der historische Hintergrund hat eine den Zeiten und Sitten entsprechende Färbung und Haltung; die Einzelheiten, welche zum Theil erfunden werden mußten; sind den Personen und ihrer historischen Bedeutung und Charakteristik angemessen und von plastischer Anschaulichkeit. Unverdorbenen diese Novellen daher ganz besonders empfehlenswert sind. Die erste hat zum Inhalt, wie von Dyd durch seine Verheirathung mit der Gräfin Gans, Mary Marjane, einem etwas wüsten Leben und einem Zustande trübseliger und melancholischer Unthätigkeit entrissen wird. In der zweiten Novelle wird in sehr interessanter Weise geschildert, wie Galt aus beiderseitigen privaten Verhältnissen sich emancipirt und am französischen Hofe sein Genie als Staatsbeamter und Finanzverwalter zur Geltung bringt und durch seine großartigen Schöpfungen und Einrichtungen in der Staatsverwaltung den größten Segen verbreitet. Der Held der dritten Novelle ist Salomon de Gans (Mondecan), der Erfinder der Dampfmaschine. Die Auffassung und Darstellung des Charakters dieses Mannes ist eine sehr richtige und gelungene. Deutlich wird Mondecan als maßvoller Schwärmer unter Napoleon in ein Irrenanstalt gebracht, versch hier in wissenschaftlichen Bahnen und starb. Er wird von Brachvogel nicht in einseitiger Weise nur als ein von seinen Zeitgenossen mißverständener und verachteter Martyrer geschildert, sondern es wird gezeigt, daß, so groß seine auch seine Umgebung; an seinem menschlichen Ende habe, er auf der andern Seite doch auch selbst durch Uebermaß des Fühlens und Einseitigkeit des Denkens, durch einen gewissen Hochmuth und zu weit getriebenen Starrsinn, zu seinem Unglück viel beigetragen hat.

Die Auffassung des Verfassers ist überhaupt im ganzen sehr gesunde; nur einmal müssen wir ihm entgegen zu wider sprechen. Er sagt I, 95: „Von Tag zu Tage mehr sehen unsere vornehmen Geschlechter ihren Stolz, ihre Ehre im Aufbau des Gemeinwohls, in landwirtschaftlicher und industrieller Unternehmung, in wissenschaftlichem Eifer, im Strebe der vaterländischen Wehrkraft, in gemeinsinnigen Wirkungen zu den höchsten Zwecken der Entwicklung der Völker und Menschheit. Das Princip, des Adels hat durch diese Geschichte des Mittelalters eine tragische aber wohlthätige Reinigung erfahren und ist in die Bahn getreten, wo es seinem Ideal am nächsten kommen dürfte: dem Ideal, daß die Besten der Nation die Besten sein sollen.“ Diese Auffassung ist sicherlich im Einklange mit der Geschichte und der Wirklichkeit. Der Adel, als solcher, mit seiner auf Privilegien beruhenden abgegrenzten Sphäre, wird immer unhaltbarer; wenn er nicht freiwillig aus dieser Sphäre heraustritt und in landwirtschaftlicher und industrieller Unternehmung oder in ernstlichen wissenschaftlichen Studien nicht bloß seinen Stolz und seine Ehre, sondern geradezu eine neue Existenz findet, so dürfte er seine Bedeutung rasch einbüßen und einem treulichen Untergange entgegengehen. Aber nicht aus in dieser neuen Existenz, wenn er sie erlangt, findet er auch sein Aufheben, denn er gibt damit sein eigentliches Princip, auf welchem er beruht; auf: er verzichtet auf seine bevorrechtete Stellung, die ihn in der That nicht mehr regeln und halten

„und er nimmt Theil an der Arbeit der Gesamtheit für die Gesamtheit.“

3. Novellen von Gustav zu Putlig. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 1 Thlr.

Die drei Novellen, welche in vorliegendem Buche enthalten sind: „Der Stellvertreter“, „Dann die Wunde fällt“, „Die Lüste der Luft“, sind ihrem Inhalte nach sehr anziehend und in einfacher, natürlicher und dabei sehr ansprechender Weise erzählt; die Charaktere sind wahr und treffend, und so gehalten und durchgeführt, daß, wie das Wesen der Novelle es verlangt, ein Seelengeheimniß in der Verknüpfung und Lösung erdichter oder auf Wirklichkeit beruhender Thatfachen enthüllt wird. In der dritten Novelle ist der Hauptcharakter ein junger deutscher Musiker, Heinrich, welcher sich in Paris aufhält und sich hier mit einer schönen gefeierten Sängerin, Gabrielle, verlobt. Da er nur sehr beschränkte Mittel für seine Studien hat, ist er gewissermaßen gezwungen, Geld zu leihen; insbesondere nimmt er einen Holländer in Anspruch, dem er zuletzt die Summe von zweihundert Francs schuldet. Dieser Holländer sieht ihn einst mit feiner Draht an einem öffentlichen Spaziergange, und da er, als früherer Genosse des Musikers bei leichtsinnigen Freuden, das Verhältnis für eine vorübergehende lächerliche Liebchaft hält, entblödet er sich nicht, Gabrielle fabe und zweideutige Schmeicheleien zu sagen und den Musiker zuletzt geradezu auszufordern, er solle ihm die Summe seiner Geliebten verkaufen und als Angeld die Summe nehmen, die er ihm schulde. Als Verlobter wäre es seine heilige Pflicht gewesen, mit dem ganzen Vorwurfe, dessen er fähig gewesen wäre, den Holländer zurückzuweisen und zu züchtigen; da er aber ein unentbehrlicher Charakter ist und als Schuldner des Holländers es mit diesem nicht verderben will, sammelt er einen adäquaten Schmerz und beschwört Gabrielle, sich ruhig zu verhalten. Diese indes, energisch und entschlossen, ist auf das höchste empört über seine Feigheit und sagt sich von ihm los. Gerade zu der Zeit befand sich in Paris Dr. Voltevin, der berühmte Néronaut; er ließ in den Herbsttagen 1861 dreimal wöchentlich seinen Ballon im Hippodrom steigen, und um das Schauspiel pikanter zu machen, hatte er erst einen Esel, dann ein Pferd unter die Gondel befestigt. Dann mußte sich, gewiß mit Widerstreben, seine Frau auf das freihängende Pferd schnallen lassen, und so die gefährvolle Reife mitmachen, und endlich ließ er drei Lächler der Luft, wie er sie nannte, im leichtesten Cosüm sich mit der Gondel aufschwingen. Jede bekam hierfür zweihundert Francs. Gabrielle, um ihrem verhassten Liebhaber zu zeigen, was Muth und Todesverachtung ist, ist eine von diesen Lächlern der Luft gewesen und hat sich diese zweihundert Francs verdient. Sie schickt dieselben dem Holländer, um die Schuld Heinrich's abzutragen. Letzterer ist vor Schmerz, Reue und Muth wie vernichtet. Er verheirathet sich später zwar mit einer liebenswürdigen Particulin, geht nach Amerika und wird Pflanzler; aber dort sterben seine Frau und seine Kinder, und sein Leben bleibt zerrissen und ohne Halt, und er verfaßt immer tiefer in einen innern lähmenden Zwiespalt. Er kehrt nach Deutschland zurück und hält sich eine Zeit lang in einem norddeutschen Seebade auf. Hier sieht er Gabrielle, welche einen russischen Fürsten geheirathet hat, gerade in dem Augenblicke wieder, als sie mit dem Dampfschiffe von Maderat, wo sie auch kurze Zeit gewesen ist, wieder verlassen will. Sie haben eine kurze Unterredung miteinander und Gabrielle sagt ihm beim Abschied: „Ihr haben uns viel zu vergeben, es sei vergeben. Mitleid, Scham, Schmerz, und wenn wir jetzt nicht glücklich sein können, lasst uns verzeihen, die Umgebung zu beglücken, in die Gott uns gestellt hat! Ich werde dich nie vergessen. Deine Handbühne ist alle Mühsal und Menschenverachtung von meiner Seele. Ich verachte die Welt nur in dir, und vertraue ihr jetzt, wie ich dir vertraue. Das Leben hat dich zum Mann gemacht und du wirst es nicht mehr ertragen.“ Als das Schiff, dem Heinrich lange nachgesehen hat, entwandenen war, wendet er sich plötzlich um und sagt

zu einem Freunde, der ihn begleitet: „Eine Vergangenheit ist abgeklungen. Ein neues Leben soll beginnen. Ich will ein Mann sein und singen, ich will wieder ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Verlassen Sie sich darauf, wenn ich verspreche es Ihnen in der segensreichsten und bedeutungsvollsten Stunde meines Lebens.“

4. Novellen von Julius Groffe. Zweiter Band. München, Fleischmann. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die erste Novelle: „Am Golf von Neapel“, wird vielen Lesern bekannt sein; sie gewann unter dem Titel: „Ein deutscher Maler“, den ersten Preis bei der Novellencouronne des „Allgemeinen Familienjournal“; auf den Inhalt gehen wir deshalb nicht weiter ein. In der zweiten: „Morizot, ein Charakterbild aus der französischen Revolution“, wird versucht, die Schicksale eines Armseiligen zu berichten, dessen Historie unter den großen Ereignissen verschwand: eines Royalisten aus der französischen Schreckenszeit, welcher dem Verderben nur deshalb entging, weil Treue und Muth jenen feindlichen Parteien, denen es auf Hunderte von Menschenleben nicht ankam, um recht zu behalten, so abenteuerlich bereits erschien, daß sie über diese seltenen Tugenden eines Narren lachten und ihn deshalb verschonten. Morizot, der unermüdete Broschürenschreiber, konnte Justizminister oder Generalpostmeister Frankreichs werden zum Lohn dafür, weil er die Verbrechen des Convents auf offenem Markte ausgerufen und die Pariser durch solche Rührtheit ergötzt oder wenigstens ihnen imponirt hatte. Morizot ließ entrichten jenseits der Alpen von sich, obgleich er nur ein armer Advocat, in unserm Sinne vielleicht nur ein Winkelschreiber war, dessen Name in der Geschichte verschollen, dessen Ende unbekannt geblieben ist. Unvollständig jedoch muß hier betont werden, daß, wenn wir seine Geschichte erzählen, hier weder ein tendenziöses Spiegelbild aufgestellt werden, noch etwa ein Parteistandpunkt glorificirt werden soll, der von Anfang ein verlорerener Posten war; aber einen Menschen möchten wir zeichnen, dessen Rechtsschaffenheit so anerkennbar, gleichsam so heilig war, daß er — zu gleicher Zeit der Schilling der Prinzessin von Lamballe und des gewaltigen Danton — selbst den furchtbaren Septembersturm unerschrocken einzustehen verstand.

Unter früheres aber den ersten Band ausgesprochenes Urtheil müssen wir in Bezug auf den vorliegenden zweiten im wesentlichen wiederholen. Die erste Novelle, die in Bezug auf den Stil überhaupt sehr durchgearbeitet ist, ist etwas phantastisch, und namentlich der Charakter des Engländers ist in ein mehr fonderbares als interessantes Halbunsel gehüllt und schwebt wie fürbteilos unsagbar in der Luft. Denn er ist ein launenhaftes Gebilde der Einbildungskraft ohne Wahrheit. In solchen Fehlern selbst die zweite Erzählung, welche sich auf realem Boden bewegt, nicht; in diesem Genre leistet Groffe bedeutend mehr; „Morizot“ ist in Betreff der Auffassung und Darstellung und in der Verfassung und künstlerischen Zusammenstellung der Einzelheiten durchaus gelungen.

5. Der Graf Schenk von Dilsingen. Eine historische Novelle von W. B. Ulm, Gebrüder Hübner. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Ich habe mit alten Männern verkehrt, die den Grafen noch zur Zeit seines ruhelosen, thatenreichen Lebens und Wirkens persönlich gekannt, und sich einer Menge von Einzelheiten und von interessanten Ereignissen noch erinnern. Namentlich hatte ich auch von einem Privatconflict, in welchem der Graf im Jahre 1796 mit dem General Moreau gerathen.“ Danach hätte man erwarten sollen, daß der Verfasser ein reiches und interessantes geschichtliches Material aber seinen Helden und seine Umgebung gesammelt haben würde; dies ist aber durchaus nicht der Fall; das Material ist sehr dürftig und langweilig, und der Verfasser hat es nicht verstanden, das wenige kühnere Material anziehend und anregend zu verarbeiten. Das Ganze besteht aus nichts als aus unbedeutenden, weit erzählten Einzelheiten in etwas wirrer Anordnung.

Auch die Sprache ist nur sehr mittelmäßig. Der Verfasser war, wie er in der Vorrede mittheilt, „in der Wahl, ob er nicht ein größeres Dvms, einen mehrbändigen Roman, in Fabrication nehmen sollte — was mir nicht gar zu schwer gefallen wäre“, und er sagt hinzu: „allein es gebrach mir hierzu an Zeit.“ Wir wünschen ihm Glück dazu, daß er aus Mangel an Zeit diesen mehrbändigen Roman nicht geschrieben hat und daß er in der Lage ist, seine Zeit besser zu verwenden.

6. Lebenswunder-Novellen. I. Ein Doctor ohne Diplom. Novelle von Mauert. Bonn, Gabicht. 1863. 8. 10 Agr.

Die Reclame in Form einer Novelle! Anders kann man dies Nachwerk nicht auffassen. Ein junger Mediciner ließ zu fällig das Baunscheide'sche Lehrbuch, und da er an den angeführten „Thatsachen und Krankenberichten“ nicht zweifeln darf, weil ein Freund ihm gesagt hat, daß sie alle „Abdrücke von Originalbriefen seien, daß der Herausgeber des Buchs solche Briefe mit noch eclatanteren Schriftstücken von hochgestellten Personen ja von bedeutenden Ärzten auführen könne“, so ist er von der Wahrheit des Baunscheide'stums so überzeugt, daß er eine Cur mit dem Del und dem Radelinstrament an einem alten reichen Herrn unternimmt, dessen Tochter er liebt, ohne Rücksicht auf die Zustimmung des Vaters. Die Heilung gelingt sehr rasch, und alle Hindernisse für seine Verheirathung sind gehoben. Daß die Novelle, wie sie getauft ist, ein wahr-scheinlich auf Bestellung gearbeitetes Stück ist und eine Kritik nicht beanspruchen kann, ist selbstverständlich.

Rudolf Sonnenburg.

Zur Geschichte der deutschen Kaiser.

Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage von Theodor Colshorn. Leipzig, Höncke. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Agr.

Es ist schade, aber darum doch nicht zu leugnen, daß vorstehendes Werk, mag man nun den Titel, den Inhalt oder die Form, in welche dasselbe gegossen worden, nehmen, eine mißglückte Arbeit genannt werden muß. Denn was den Titel betrifft, so können wir nicht finden, inwiefern sich der Zusatz „in Sage“ rechtfertigen läßt, da außer ganz wenigen in das Gebiet der Mythie gehörigen Uebersetzungen, die zudem fast sämmtlich nur die karolingische Dynastie betreffen, die Darstellung sich durchaus auf geschichtlichem Boden bewegt, sodaß man das verbrämte Beiwerk der Sagenbildung geradezu herausnehmen könnte, ohne daß damit der Zusammenhang des Ganzen im mindesten gestört würde.

Die Form, die der Verfasser für sein Werk wählte, ist die einer chronologischen Reihenfolge von Biographien, die mehr dem Raume als dem innern Gedankengange nach ein Ganzes bilden. Hat dies auf der einen Seite den Vortheil, daß je der Inhalt des einzelnen Abschnitts sich strenger von allem reinigen läßt, was sich nicht auf die Person und die Wirksamkeit des geschilderten Regenten bezieht, so leidet dafür derselbe an dem empfindlichen Mangel, daß, was naturgemäß zusammengehört, schonungslos getrennt und zerrissen worden und eine stetige, lebendige Fortbildung und Weiterentwicklung nirgends zu erkennen ist. An sich ist die Absicht des Verfassers, die Geschichte der einzelnen Kaiser nur mit demjenigen auszufüllen, was dieselben auch wirklich geleistet, handelnd vollbracht haben und zwar gerade für oder wenigstens doch in Bezug auf Deutschland, auf das Deutsche Reich, gewiß nicht zu tadeln. Es ist eine selbst dem in der deutschen Geschichte nicht Unerfahrenen auffällige Wahrnehmung, wie bei einer solchen Behandlungsweise die Reichhaltigkeit des Stoffes, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, statt zuzunehmen immer nur abnimmt, und wie sich zuletzt in ebenso viele Seiten zusammendrängen läßt, wozu in fernliegenden Zeiten Seiten nothwendig waren. Aber dies und zu zeigen war doch keinesfalls der Hauptzweck des Verfassers, vielmehr war seine Absicht, wie er S. 457 selbst hervorhebt, die,

nachzuweisen, „daß man sich der Uebersetzung nicht verschließen könne, daß es Deutschland zu einer einheitlichen Staatsform nicht mehr zu bringen vermag, will es nicht dasjenige verlassen, was höher ist als die Form“ u. s. w. Diesen Rathweis weicht er uns überall schuldig, und die Folgerungen, zu denen er kommt, rechtfertigen sich in nichts durch die vorangegangene Darstellung. Weder die patriotisch echt deutsche Gesinnung, welche überall hervorleuchtet, noch die eingesprengten frommen Wünsche des Verfassers vermögen diese fühlbare Lücke zu ergänzen.

Auffallend tiefmüthlich ist gerade die Stellung und Bedeutung der Kirche und des Papstthums im Mittelalter behandelt, der große Weltkampf zwischen Kirche und Kaisertum wird zwar wenn auch nur fragmentarisch geschildert, es fehlt aber an allen und jeden Nachweisen darüber, wie und wo dieser Conflict seinen Anfang nahm und warum er naturgemäß einen solchen Verlauf nehmen mußte. Wie der Verfasser überhaupt nicht ganz unparteiisch ist und wie er für diesen oder jenen Kaiser eine besondere Vorliebe zeigt (z. B. für Heinrich I., Konrad II., Konrad III.), gegen andere dagegen eine schwer zu rechtfertigende Ungunst hegt (so nicht nur gegen Bengel und Sigmund, sondern auch gegen Konrad I., Otto I.), so begeht er auch den Fehler, denjenigen Personen gegenüber, die ihm besonders ein Dorn im Auge sind, sein Mißfallen selbst in einer uneben Sprachweise zu erkennen zu geben oder seine Kritik in eine Form zu kleiden, die einer geschichtlichen Darstellung nicht würdig ist. So sagt er S. 64 von Ludwig dem Frommen ganz lakonisch ohne jeden weiteren Zusatz: „Die Geistlichen freuten sich seiner Frömmigkeit, die Weltlichen lachten seiner Schwäche.“

Bei der Gelegenheit, als der Erzbischof Pilgrim von Köln sich sofort der Majorität der Fürsten fügt, trotz seines anfänglichen Widerstrebens gegen die Wahl des alten Konrad von Franken zum König, wird die hier gar nicht plagarisirende, ganz unmotivirte und in dieser Weise auch gewiß der Wahrheit entbehrende Bemerkung angefügt: „Die Geistlichkeit flücht es immer mit der Macht zu halten.“

Als Gregor VII. auf dem Concil zu Rom von einem Papste aus Parma seine von den lombardischen Bischöfen unterzeichnete Absetzungsurkunde überreicht wurde und sich die Mitglieder des Concils hierauf gegen den Uebersbringer wandten und denselben sogar am Leben bedrohten, wird dies folgendermaßen ausgedrückt: „Hätte nicht Gregor sich ins Mittel gelegt, dem Parmesaner wäre das letzte Drot gebaden gewesen.“ Hätte sich selbst dieser Ausbruch in irgendeiner alten Chronik, so war dessen Gebrauch doch keinesfalls in der Weise, wie es der Verfasser gethan, zu billigen. So S. 361: „Wie die Späßen lebten Könige und Nonnen miteinander“ u. s. w.

Trotz aller dieser Mängel enthält übrigens dieses Buch auch gar manches Schöne und ist namentlich die Sprache in der Regel gefällig und schwungvoll, es führen nur hier und da etwas gar zu sehr gesuchte oder zu weit ausgeführte Bilder und Gleichnisse. Auch die Eigenheit des Verfassers, statt „f“ überall „h“ zu schreiben und den Vater Rhein seines Spiritus asper zu berauben (er schreibt immer „Rein“), hat uns durchaus nicht zuzusetzen wollen.

80.

Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zwei Herzte am Rheinhain sich dem Studium der geistlichen Dichtung des Mittelalters mit Erfolg gewidmet haben, während in denselben und benachbarten Gegenden Adolf Ludwig Hölten mit seinen im Jahre 1819 zu Elberfeld erschienenen altchristlichen Liedern den meisten auf diesem Wege voranging, während der bonner J. D. Rousseau in seinem „Marienbüchlein“ und in den soviel mir bekannt unvollendet gebliebenen „Purpurviole der Heiligen“ manche beachtenswerthe Uebersetzungsversuche mittheilte, und Karl Simrock in der „Lauda Sion“ eine bedeutende Sammlung lieferte, sodaß die Leistungen dieser westlichen Grenz-

märken des deutschen Vaterlandes sich wol dem an die Seite stellen können, was wir am Oberrhein Schloffer und F. J. Rone, im mittlern und nördlichen Deutschland Stadelmann, Nambach, Hottlage, F. A. Daniel, F. Wäfler, in Oesterreich F. J. Silbert u. m. a., vor den genannten allen aber August Wilhelm Schlegel verdanken. Die beiden Kertze sind Dr. G. A. Königseld, Sanitätsrath und Kreisphysikus in Düren, und Dr. M. S. Debey, praktischer Arzt in Aachen. Des erstern „Lateinische Hymnen“ in deutscher Bearbeitung erschienen schon zu Bonn 1847, des zweiten theils Originale, theils Uebersetzungen enthaltende Sammlung: „Ein Bächlein geistlicher Lieder“, in Aachen 1861. Von den Königseld'schen Uebersetzungen, welche den Verfasser der Beachtung König Friedrich Wilhelm's IV. empfahlen, der dieser geistlichen Lieberdichtung das lebendigste Interesse zuwandte, sind viele auch durch Sammlungen bekannt geworden, so durch die mit Umsicht und Kritik angelegte von F. Wäfler, welche unter dem Titel: „Auswahl altchristlicher Lieder vom 2. bis 15. Jahrhundert“, zu Berlin 1858 aus Licht getreten ist. Der Erfolg dieser Versuche hat ihren Verfasser ermuthigt, ungeachtet der durch seinen Wohnort und seine Amtsgeschäfte veranlaßten literarischen Isolirung auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Eine ganze Reihe neuer Uebersetzungen liegt bereit; zur Probe möge ein Hymnus dienen, den man weiß in das 7. Jahrhundert setzt, jener Gruß an Rom: „O Roma nobilis, orbis et domina“, welchen Niebuhr in einer vatikanischen Handschrift auffand und im „Rheinischen Museum“ 1828 druckte. F. S. Schloffer hat in seiner großen Sammlung christlicher Gesänge bereits eine Uebersetzung dieses schönen Hymnus geliefert, mit welcher die folgende in edirte jedenfalls den Vergleich bestehen kann:

O Roma, edle du, Weltentherrscherin,
Ob allen Städten hocherhabne Königin;
Von rothem Martyrblut geröthet, ein Rubin
Im weißen Lilienkleid der Jungfrauenschür: wir ziehn
Zu dir und grüßen dich mit ganzem Herz und Sinn
Und preisen stetig dich durch alle Zeiten hin!

Du, dessen Bollgewalt aufschließt das Himmelsöcher,
Petrus, den Bittenden leih' gnädiglich dein Ohr!
Wenn den zwölf Stämmen du als Richter sitzt vor,
Dann richte, mildgestimmt, ob dieser Peter Chor,
Und allen, die zur Zeit jetzt flehn zu dir empor,
Seh' gnadenreicher Spruch aus deinem Mund hervor.

Paulus, vertrete uns ob unsrer Sünden Zahl,
Der rastlos einß beßteht die Welten allzumal:
Du, als Verwalter jetzt beßest im Himmelsaal,
Theil' uns die Spenden aus der Gottespreisen all',
Damit, die dich erfüllen, der Weisheit voller Schall
Durch deiner Lehre Kraft hell in uns wiederhall'!

Das Bächlein geistlicher Lieder M. S. Debey's, über befreundete und heimatische Kreise hinaus wenig bekannt geworden, enthält außer den Originalgedichten, welche vielfach durch Anmuth und fromme Innigkeit an die Poesie des Mittelalters erinnern, eine Reihe von Uebersetzungen, mit dem „Lucis largitor optimo“ beginnend, bis zum 14. bis 15. Jahrhundert herabreichend, welcher Zeit das bekannte „Pons luctum Magdalena“ angehört. St. Petrus Damiani's Lobgesang von den Wonnen des Paradieses: „Ad perennis vitae fontem“; St. Bernhards von Clairvaux Prosa von der Geburt des Herrn: „Laetabundus“, in Alliterationen wiedergegeben; die dem Stifter der Cistercienser wahrscheinlich mit Unrecht zugeschriebenen sieben Gesänge auf des Heilands Lieder, welche einst Paul Gerhardt in freien Nachbildungen wiedergab, von denen das „O Haupt voll Blut und Wunden“ zu den schönsten Liedern der evangelischen Kirche gehört; St. Thomas von Aquino's Sacramentsanbetung: „Adoro te devote“, und Fronleichnamslied: „O esca viatorum“; des Gräbers von Steinfeld in der Eifel, Hermann Joseph, Gebet: „Gaude virgo gratiosa“, und Lobgesang auf

die Ustansend Jungfrauen: „O vernantes Christi rosae“; alle diese finden sich hier neben berühmten Gesängen ungenannter Dichter, die zum Theil zu den zartesten Blüten geistlicher Poesie gehören, wie der Hymnus vom Jüngsten Gericht: „Apparebit repentine“, das Gedicht von der Seele Zursucht: „Ecquis binas columbinas“, und das liebeathmende Lied von der Gottesbrant Sehnsucht: „Tandem audite me.“ Jeder Kenner mittelalterlicher Dichtung weiß, daß Jollen's und Schlegel's Uebersetzungen der beiden letztern Stücke, welche mit „O gdh' einer dieser meiner Seel' ein Taubenflügelpaar“ und „Hört, Stönittinnen meine Gespiellinnen“ beginnen, zu den vollkommensten gehören; daß namentlich letztere den Stempel jener Formvollendung an sich trägt, wie er nur von einem so großen Meister aufgedrückt werden konnte. Dennoch finden neue Versuche eine Rechtfertigung in dem unnehbaren Reiz der Originale, und so setze ich Debey's Bearbeitung des „Tandem audite me“ als Probe her. Sie schließt sich dem Urbild enger an als die Schlegel'sche und andere mir bekannte; Anklänge an dieselben sind bei einer solchen Arbeit nicht zu vermeiden:

Hörst nun endlich ihr
Lichter von Eion mir;
Sehet mein Leid mit an,
Saget dem Bräutigam:
Liebe vernehne mich,
Liebe verzehre mich.

Lagert auf Blüten traut
Die sehnstuchmilde Braut;
Reicht mir Citronen hold,
Kupel von rothem Gold;
Denn nimmer ruhet schier
Zehrende Blut in mir.

Böhlgeruch breittende,
Schlummer bereittende
Zweige mir häuſet auf,
Fügt sie zum Scheiterhauf;
Als Phönix korb' ich froh,
Leben erwerb' ich so.

Ob Lieben Leiden sei,
Ob Leiden Lieben sei,
Keines ergründe ich,
Gines empfinde ich:
Das Leiden lieblich ist,
So meine Liebe ist.

Liebe, was quälst du?
Nimm hin der Seele Ruh'.
Eiß ist dein Zwang mir gar,
Angenblick lang wie Jahr;
So lange Todespein
Die Wunden bohren ein.

Seele, nun brich das Band -
Das lebend dich umwand;
Flamme sich ringend hebt
Und zu erschwingen strebt
Stroh himmelaugewandt:
Da ist mein Vaterland.

Die Schätze dieser mittelalterlichen Poesie sind unerschöpflich, und während manches schöne Lied der evangelischen Gesangbücher nichts ist als eine mehr oder minder gelungene, bisweilen freilich des poetischen Reizes theilweise entkleidete Nachahmung älterer wie jüngerer Gedichte, hat die katholische Kirche eine Menge derselben, und darunter viele der großartigsten, im Gebrauch behalten. So ist die namentlich seit zwei Jahrzehnten sehr gesteigerte Beachtung der christlichen Lyrik, deren Kenntniß für die ältern Zeiten durch Bähr's Supplemente der römischen Literaturgeschichte sowie neuerdings durch Albert Dresse's treffliche Ausgabe des Prudentius gefördert worden, eine vollständig

gewohnheitsmäßig, und die oben erwähnten Besuche zweier tüchtigen Männer verdienen über ihre engere Heimat hinaus die Aufmerksamkeit der Freunde der Dichtung.
Alfred von Mevius.

Notizen.

Das „Preussische Landwehrbuch“.

Als einen Nachtrag zu dem Bericht über die patriotische Aigis zur Octoberversammlung Nr. 42 d. Bl. geben wir hier eine kurze Notiz über die soeben erschienene, von Ferdinand Pfingst verfasste und von Georg Bleibtreu illustrierte Schrift: „Das preussische Landwehrbuch. Geschichte und Großthaten der Landwehr Preussens während der Befreiungskriege“ (Berlin und Leipzig, Schöner, 1865). Der bedauerlicherweise konfliktäre, der in Preußen infolge der die Landwehr so unmittelbar mitbetroffenen Heeresreorganisationsfrage zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaus entstandenen ist, legt es uns nahe, auch auf dieses Buch zurückzukommen, welches freilich einen ganz andern Zweck verfolgt als die „Geschichte der preussischen Landwehr“ von R. Brauer, deren ersten Halbband G. von Verne in Nr. 42 d. Bl. eingehender besprochen hat. Das „Preussische Landwehrbuch“ will, ohne einen wesentlichen Zug vermischen zu lassen, kein Quellenbuch, kein ausführliches Geschichtswerk sein, sondern ein Volksbuch, das den wenigen noch lebenden Kämpfern und Zeugen jener glorreichen Tage eine erhebende Stunde der Erinnerung bereiten und, soweit seine Stimme reicht, in der jüngeren Generation den freien stolzen Mannes-muth wecken soll, der infolge eines fast fünfzigjährigen, nur durch partielle Kämpfe von geringer Ausdehnung und Zeitdauer unterbrochenen Friedens bei vielen zu erschaffen drohte oder erschaffen war. „Der Boden, auf dem dies Buch wurzelt“, heißt es im Vorwort weiter, „kann dabei nur der des entschiedenen Fortschritts sein; sein Gegenstand schon erlaubt dies gar nicht anders; allein es will und soll darum doch nicht als Parteibuch auftreten. Die Geschichte der preussischen Landwehr, jener alten Ruhmes- und Siegeslandwehr der drei glorreichen Befreiungskriege, bedarf der Entstellung der Thatfachen und der Beeinträchtigung anderer nicht, um flüchtig durch alle Zeiten zu strahlen.“ Bereits hat der Magistrat von Berlin diesem Buche ein glänzendes Zeugnis seiner Zweckmäßigkeit und Volkstümlichkeit ausgestellt, indem er davon 1200 Exemplare zur Verteilung in den Schulen erworben hat. Auf die Illustrationen von G. Bleibtreu ist noch ganz besonders aufmerksam zu machen, es befinden sich Compositionen darunter, welche in Oelfarben und im großen ausgeführt, dem Wesen sich anreihen würden, was wir Deutsche auf dem Gebiete der Schlachtenmalerie besitzten. Zum Schluß möchten wir uns noch eine Bemerkung gestatten, und zwar die: mit wie großem Recht man auch dem Princip und der Theorie nach an dem Dussint der Landwehr hängen mag, so sollte man doch nicht vergessen, daß sie ganz exceptionellen Umständen, die hoffentlich nicht wiederkehren werden, ihre Entstehung verdankt, und daß man allerdings abwarten muß, ob sie in einem unter weniger dringenden Umständen und nicht unter der Zwangsalternative: Sein oder Nichtsein! geführten Kriege gegen eine ausländische Macht sich in gleich glänzender Weise bewähren wird, wie in den ruhmvollen Schlachten der Befreiungskriege. Das eigentlich Entscheidende, die sich mit der neuen preussischen Heeresreorganisation verknüpfende Finanzfrage, welche dem Vornam des Abgeordnetenhauses unterliegt, ziehen wir natürlich hier nicht weiter in Betracht.

Alf. M.

Friedrich Jarnde über Jakob Grimm.

Die Besucher der diesjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Meissen werden es alle eingestehen, daß die kurze Gedächtnisrede auf Jakob Grimm, mit welcher

Professor Friedrich Jarnde aus Leipzig die Angelegenheit der germanistischen Section eröffnete, mit zu dem Herrlichsten gehöre, was die Versammlung überhaupt geboten. Alles an der Kraft des Gedächtnisses und die Lebendigkeit des Vortrags die Wärme des Gedächtnisses anzuhaben, so besaßen doch solche Worte und inhaltliche Worte einen bleibenden Hauch. In jedem Sinne und in der Fassung, daß wir unsern Lesern eine Rede bringen, möge es gestattet sein, jene Rede nach ihrem Inhalt hier mitzutheilen. Auch in der schwierigsten Schrift soll sie sich bei aller Schwierigkeit dem Wesen an, was sehr in der jüngsten Zeit über Jakob Grimm gelesen haben.

„Gedächtnisrede. Herr! insbesondere meine Herren von der germanistischen Section! Unser Bild geht in die Zukunft, da das die Ziele unserer Wissenschaft liegen, aber heute gestalten wir, Ihre Augen für eine Zeit lang rückwärts in die Vergangenheit unserer Wissenschaft zu lenken. Der Mann steht in unserer Mitte, ohne den es schwerlich eine germanistische Section geben würde: der Gründer unserer deutschen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm. Es war seine erste Absicht, hier zu erscheinen, seine letzten Seiten, die er schrieb, oder vielmehr nicht schrieb, sondern vom Tode aus diktirte, sie waren an mich gerichtet. Da ihnen theilte er mit mit Bedauern die Unmöglichkeit seines Kommens mit. Wenige Tage darauf, den 20. September, nach er zu einer höhern Versammlung abgerufen im fast vollendeten neunundachtzigsten Lebensjahre, nach langer Krankheit, aber nach hartem Lebenskampf. Ich brachte vor Ihnen Jakob Grimms Tod nicht zu verkündigen. Wenigen Stunden war es vergangen, schon bei Begehren die Bezeichnung und Liebe ihrer Nation in so hohem Grade zu genießen wie Jakob Grimm. Seit dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts erschienen im Gegenfuge zu der bisherigen ungenügenden Schriftsamkeit, ja dilettantenhaften Spielerei seine durch streng wissenschaftliche Methode ausgezeichneten Werke. In seiner Wissenschaft fastete er die Sprache als naturhistorisches Object auf. Die deutsche Mythologie war eine ganz neue Schöpfung. Die Rechtsalterthümer und die Weidhümer führten uns in ein uns sonst ganz fremdes Gebiet. Es folgte die klassische Arbeit über Reinhart Fuchs, dann die Geschichte der deutschen Sprache, die bei manchem Bedenklichen doch als der erste sichere Griff dankt, der Sprache in glänzender Weise die Geheimnisse der Lautengeschichte abzulösen. Die übrigen Arbeiten hat er mit seinem Bruder Wilhelm gemeinsam unternommen, so die altsächsischen Wörter, die erste Zeitschrift für unsere Wissenschaft, ferner die deutschen Sprachen, die deutschen Märchen, welche noch jetzt die beiden Brüder zu Freunden jedes deutschen Kindes machen, und das Wörterbuch, das Jakob Grimm bis zur Mitte des Artikels geführt hat. Nicht zu vergessen ist endlich Jakob Grimms Rede auf Schiller am Schiller's Feste. Seinem innersten Wesen nach hatte Grimm eine der Begabung der Nation congeniale Begabung, daher hat er keine Seite des nationalen Lebens unberührt gelassen, seine Werke bleiben ein Bestandtheil der klassischen Literatur unserer Nation. Er ersuchte sich eines gesunden und festen Willens. Mit der Frische eines Jünglings stand er an der Spitze seiner Arbeit. Sein hohes Alter hinderte ihn nicht mit Freunden auf jedem um Ginzantenden. Ich bin nicht an ihn geschickte Frage beantwortete er schnell, sehr leicht war er zu erzählen. Jetzt ist es geschlossen, dieses arme Auge, jetzt müssen wir erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.“

Diese Rede, mit Kraft der Stimme und mit Wärme des Gemüths gehalten, brachte unter den Anwesenden eine tiefere, wahrhaft weisevolle Stimmung hervor. Möge diese Stimmung eine nachhaltige sein! Möge die Wissenschaft, die Jakob Grimm begründete, nicht bloß hundertfacher Bewunderer, sondern auch thätige Mitarbeiter immer mehr unter ihnen haben, denen die Erziehung der deutschen Jugend anvertraut ist! Denn erst wenn die Wissenschaft unserer Zeitgenossen von dem Altmeister der deutschen Sprache deutschen Wissenschaft mit vollem Rechte sagen: Als war unser!

Alf.

Bibliographie.

- Berthold, G., Leben und Abenteuer des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Historischer Roman. Mit 8 colorirten Bildern. 1ste Lieferung. Dresden, Beyer. 4. 3 Mgr.
- Beyer, G., Der Nixe Sang. Ein Gedicht in scenographischer Correspondenzschrift. Coburg, Riemann. 16. 5 Mgr.
- Böhme's, G., Sammlende Dichtungen. Altona. 8. 22 1/2 Mgr.
- Colshorn, A., Die deutsche Heldensage. Hannover, G. Hämpler. 8. 20 Mgr.
- Diderot, D., Ausgewählte Werke. Aus dem Französischen. 18es Bändchen. Berlin, Schöningmann. 1864. Gr. 16. 10 Mgr.
- Frenzel, K., Papst Ganganelli. Ein historischer Roman in fünf Bänden. Drei Bände. Berlin, Gersch. 1864. 8. 4 Thlr. 20 Mgr.
- Garret, W., Der arme Tom. Historischer Roman aus der Zeit Karls II. von England. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Mgr.
- Gassen, G., Peregrina. Ein Roman. Berlin, Herz. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.
- Die chemische Indercorruption und ihre Wirkung. Historische kritische Untersuchungen zur Aufklärung des gebildeten Publikums. München, Dentner. Gr. 8. 6 Mgr.
- Deutsche Jagdb. Gesellschaften in drei Aufzügen. Berlin, Engel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Mgr.
- Karber, A., Das Buch der Geister, die Grundzüge der spirituellen Welt über die Unsterblichkeit der Seele, die Natur der Geister und ihre Beziehungen zu den Menschen; die moralischen Gesetze, die aus der Belehrung, welche von den höchsten Geistern mittelst verschiedener Medien gegeben wurde; ins Deutsche übertragen von G. Delhez. Zwei Theile. Strassburg. Gr. 8. 2 Thlr.
- Kaufmann und Heilung. Eine Lebensgeschichte. Proverbien von H. v. Harless. Brandenburg, Wiegand. 8. 10 Mgr.
- Krause, J. H., Demokrates oder Hütte, Haus und Palast, Dorf, Stadt und Residenz der alten Welt aus den Schriftwerken der Alten und nach den noch erhaltenen Ueberresten mit Parallelen aus der mittleren und neueren Zeit dargestellt. Mit 5 lithographirten Tafeln. Jena, Mauke. Gr. Lex.-8. 6 Thlr.
- Mühlbach, L., Prinz Eugen und seine Zeit. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.
- Reander's, W., Werke. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
- Peregrin, L., Banater Lieberbuch in bunter Reihe. Sammlung deutscher, ungarischer, serbischer, kroatischer, slawonischer und böhmischer Volks- und Gesellschaftslieder, wie man sie täglich hört. Aus mündlichen und gedruckten Quellen. Leinwand. Gr. 16. 18 Mgr.
- Rößler, G., Studien zur Fortbildung der preussischen Verfassung. Berlin, Eberitz. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Mgr.
- St. Martin's, L. G. de, Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von F. Beck. Mit einer Beigabe verwandten Inhalts. München, Fleischmann. 8. 16 Mgr.
- Schellwien, R., Sein und Bewusstsein. Grundgedanken der Philosophie, entwickelt im Hinblick auf die Geschichte des Geistes. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Mgr.
- Stegwart-Müller, G., Katholik Joseph Ben von Oberzell. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Mit dem Bildnis des Katholiken Joseph Ben-selig von Oberzell. Altdorf, Lerz. 8. 3 Thlr. 26 Mgr.

Simrod, R., Väter vom deutschen Vaterland. Zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht gesammelt. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 20 Mgr.

Spieß, G., Die preussische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862. Reise-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt. Mit 8 Landkarten, vielen Porträts, sowie 120 in den Text gedruckten Illustrationen. 1ste Lieferung. Berlin, Spamer. Gr. Lex.-8. 10 Mgr.

Städtermann, G., Liebesklänge aus Altona. Eine Auswahl englischer Gedichte ins Deutsche übertragen. Augsburg, v. Jenisch u. Stötz. 1864. 16. 24 Mgr.

Stern, A., Am Königstisch. Novellen. Leipzig, Winter. 8. 1 Thlr.

Strauß, D. F., Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag. Berlin, Guttentag. 1864. 8. 15 Mgr.

Strakosky, G., Berlin seit 500 Jahren. Geschichte und Sage. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 2 3/4 Mgr.

Stroptmann, A., Brutus! schläfst du? Zeitgeschichte. Mit 14 Illustrationen. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Leichmanns, J. B., literarischer Nachlass. Herausgegeben von H. Dingeldey. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Mgr.

Trummer, J. D. G., Criminalnovellen. 1ster Band. Berlin, Schöningmann. 1864. Gr. 16. 10 Mgr.

Tholud's, A., Werke. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Wisinger, L., Der Tallman oder dach's Rarität zur Seligkeit. Große Fren-Garnevals-Poese mit Gesang und Musik in 11 Bildern. Drei nach einem französischen Original. Leipzig. 8. 12 Mgr.

Wachsmuth, G., Niederdeutsche Geschichten. Berlin, Origl. Gr. 8. 27 Mgr.

Weich, F. v., Baden unter den Großherzogen Carl Friedrich, Carl, Ludwig, 1738—1830. Nach öffentlichen Vorträgen. Freiburg im Br., Wagner. 8. 14 Mgr.

Wiegner, C., Jugend-Lieder und Balladen. Berlin, Schöningmann. 1864. 16. 20 Mgr.

Lage-Literatur.

Wenschlag, W., Lessing's Nathan der Weise und das positive Christenthum. Vortrag gehalten zu Halle a. S. den 5. März 1863. Berlin, Mauke. 16. 6 Mgr.

Feldmarschall Blücher und der deutsche Befreiungskrieg. Eine Gedenkschrift an die großen Tage der Erhebung vor 50 Jahren. Mit 22 Illustrationen. Dresden, Meinhof u. Söhne. Gr. 4. 5 Mgr.

Dietlein, G. A., Die Schlacht bei Wartenburg. Eine Festgabe zur 50jährigen Jubelfeier und zur Enthüllung des Denkmals der Schlacht von Wartenburg. Dem Volke und der reiferen Jugend erzählt. Wittenberg, Herost. 8. 6 Mgr.

Gedenkung deutscher Krieger und Jungfrauen an die ewige Königin Luise von Preußen nebst einer Rede des Bischofs Eylert gehalten bei der Einweihung ihres Denkmals zu Gransee am 19. October 1811. Mit lithographirtem Porträt. Bremen. Gr. 8. 8 Mgr.

Gieseler, W. G., Die neuesten Schriften über die Varnsdorfschlacht und das Edikt Aliso von A. Schierenberg, M. F. Esellen und L. Reinking beleuchtet. Coesfeld, Rasse. Gr. 8. 4 Mgr.

Kummer, A., Geschichte der Leipziger Völkerschlacht bis zum Uebergange der französischen Armee auf das linke Rheinufer. Mit dem Plan der Schlachtfelder bei Leipzig, nach der Karte des königlich sächsischen Generalstabs, und der Abbildung des neuen Kugelbrenns zu Leipzig. Dresden. 16. 7 1/2 Mgr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

Dreissig Blätter in Farbendruck. Imperial-Folio.

In sechs Lieferungen zu fünf Karten. Jede Lieferung 1 Thlr.

Während die meisten der vorhandenen Kartenwerke ausschliesslich für Schul- und Unterrichtszwecke berechnet, die umfänglicher dagegen ihres hohen Preises halber dem Privatbesitz schwer zugänglich sind, dient der von der Verlagshandlung seit längerer Zeit vorbereitete und nunmehr in regelmässiger Folge erscheinende „Geographische Handatlas“ von Dr. HENRY LANGE zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigen Preisen vereinigt. Auf dem Raume von 30 Karten gelang es die Summe des geographischen Materials erschöpfend unterzubringen, sodass man nichts Wesentlichen von dem, was viel grösser angelegte Atlanten bieten, darin vermissen wird. Für die Gediegenheit der Bearbeitung bürgt der Name des in der wissenschaftlichen Welt wie beim Publikum durch seine gründlichen geographischen Arbeiten ehrenvoll bekannten Verfassers.

Bei dem wachsenden Bedürfniss an guten Kartenwerken durfte die Verlagshandlung auf lebhafte Theilnahme des Publikums rechnen, weshalb sie den Subscriptionspreis für die Lieferung von 5 Karten in Imperial-Folio auf nur 1 Thlr. gestellt hat. Mit sechs Lieferungen wird der Atlas vollendet sein.

Die soeben erschienene zweite Lieferung enthält: **Mitteleuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) — **Mitteleuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) — **Spanien und Portugal.** — **Russland.** — **Mittelamerika und Westindien.** (Mexico.)

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erste und zweite Lieferung nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden auch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr.

Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grundentlastung in Deutschland.

Von **Albert Judeich,**

königl. sächs. Kreissteuer- und Real-Commissar zu Dresden.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Schriften über die Rentensteuer und die Landrentenbank im Königreich Sachsen bekannte Verfasser behandelt in diesem, infolge ehrenvoller Aufforderung zunächst als Vorlage für den internationalen statistischen Congress in Berlin bearbeiteten Werke auf Grund unmittelbarer Durchsicht aller deutschen Gesetzsammlungen die Grundentlastung in Deutschland. Es wird vorgeführt, was bis jetzt in Deutschland für Befreiung des Grund und Bodens von persönlichen und dinglichen Lasten, für Abschaffung der aus der Leibeigenschaft oder Gutsunterthänigkeit verbliebenen Leistungen, für Beseitigung der Eigenthumsbeschränkungen und des Lehnverbandes, für Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte geschehen ist, und welche gesetzliche Vorschriften darüber in jedem deutschen Staate bestehen. Die „Leipziger Zeitung“ sagt: das Werk enthalte „ein so reichhaltiges, namentlich für Geschäftsleute, Landwirthe, Sachwalter, Verwaltungs-, Finanz- und Steuerbeamte praktisch nutzbares Material“ und sei zugleich „mit so umfassender Gründlichkeit, Sachkenntnis und Genauigkeit gearbeitet“, dass ihm eine dauernde Bedeutung gesichert sei; dasselbe bilde „ein für den praktischen Gebrauch in ganz Deutschland, Oesterreich eingeschlossen, ebenso werthvolles als in seiner Art einzig dastehendes Handbuch“.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von
Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Gegenüber dem kürzlich erschienenen Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben“, von Wilhelm von Chézy, dem älteren Sohne Helmina's, verdienen ihre vor wenig Jahren veröffentlichten Memoiren aufs neue der Beachtung des deutschen Publikums empfohlen zu werden.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen ihres an interessanten Erfahrungen und Beobachtungen überaus reichen Lebens während ihrer letzten Lebensstage, und schon vollkommen erblindet, einer Nichte in die Feder. Die Berliner Verhältnisse zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige Decennien später, die Zustände von Paris unter dem Consulat und dem Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, die oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in Oesterreich und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften mit den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit — dies alles verleiht dieser bedeutsamen literarischen Erscheinung eine ungewöhnliche Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 45. —

5. November 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Willems-Sandweggen. — Deutsche und römische Männer. — Grimm's Reise nach Afrika. — Literarisches Pirathenthum. Von A. Döring. — Kritik. (Zur Literatur über Jean Paul.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische und epische Dichtungen.

So vergeblich, ja so kleinlich es in gewisser Beziehung ist, bei Besprechung einer größeren Anzahl lyrischer Producte mit wohlfeil schreinenden Klagen zu beginnen, so kommt uns doch ein Seufzer und zwar ein recht schwerer ganz von selbst. Der Seufzer ist im Grunde nicht von gestern und heute, jahrelang schon wird es angesetzt, wohn die endlose Verfeinerung führen soll! Ausgesprochen wird es, aber freilich der Strom der Zeit läßt sich dadurch nicht hemmen. Wir wollen damit auch gar nicht sagen, daß die heutige Durchschnittspoetik schlechter wäre, als sie vor einigen oder mehreren Jahren gewesen, im Gegentheil, es wird so manches nette und liebliche Lied gedichtet, daß unter uns noch alle Tage wieder ein Weibel, ein Roquette, ein Heysse auftreten kann. Allein die schiefe Stellung, die beklagenswerth schiefe Stellung, welche die lyrische Poesie gegen das wirkliche Leben von Tag zu Tag mehr einnimmt, wird dadurch nicht um eines Haars Breite gebessert. Blättert man einmal zum Zeitvertreib in diesem oder jenem lyrischen Werkchen, nun so merkt man von der schiefen Stellung vielleicht sehr wenig, kommen die Werkchen aber dem Kritiker gleich zu halben Schoden auf den Tisch, so kann es ohne einen schweren Seufzer kaum abgehen. Der gilt wahrlich nicht etwa der sauren Arbeit des Lesens, obgleich es bei der Eintönigkeit der gangbaren Stoffe, die unsere jungen Lyriker auszunutzen wissen, starker Anspannung bedarf, um die Säugelchen vieler verschiedener Dichter nicht als ein gemeinsames Meer höchst gleichgültiger Reimereien am Ohre vorbeifließen zu lassen; sondern er gilt zumeist der oft widerspruchsvollen, wie der unreifen Einsinnung, die sich leider nur zu häufig in den Gedichten unserer Modernen ausdrückt. Immer mehr steht man, wie lyrische Poesien von dieser Qualität für die Masse des Volks nicht nur, sondern ebenso für die schönwissenschaftlich empfindende Gesellschaft kaum noch irgendwelches Bedürfnis sind. Nach-

lese und nichts als Nachlese halten die zu dichten beginnenden Jünglinge — und bei einer Rundschau über lyrische Poesie hat man es doch zumeist mit diesen zu thun — aus dem lyrischen Stoppelsack.

Tragen wir daran die Schuld? klagen uns die Lyriker entgegen. Gebt uns ein Feld, das noch nicht geschnitten, und wir werden ernten gleich den besten unter unsern größten Dichtern! Wie würden wir euch für die leeren Felder die Schuld aufbürden, antworten wir, nur daß ihr dort immer wieder glaubt ernten zu müssen, das tadeln wir. Glaubt? — Ja allerdings „glaubt“! Denn euer Glaube ist nichts weiter als ein Zug der Schillerkrankheit, die alljährlich so unendlich viel Jünglinge in den Strudel eines wesenlosen Ehrgeizes stürzt, unendlich mehr, als wir es uns nur irgendwie gestehen wollen. Schillerkrankheit! Hat es schon je eine größere Perfidie gegeben als diese, von einer Schillerkrankheit zu sprechen! Vertheidigen werden wir uns des Ausdrucks wegen nicht; wer uns versteht, versteht uns ohne die Vertheidigung, wer uns nicht versteht, der ist uns in kritischer Erkenntniß so unendlich viel voraus, daß er dicke Bücher über Schiller's Unsterblichkeit schreiben, über diejenigen aber, welche Schiller's Bahnen thatsächlich obson auf schwachen Füßen folgen, spöttisch hinschauen kann; nun und was sind wir gegen den! Gerade aber, weil wir von einer Schillerkrankheit zu sprechen wagen, möchten wir nicht gern, selbst nicht den Schwächsten mit Spott überschütten, wir möchten lieber ein Urtheil des Mitleids aus der Feder schicken. Scheinen wird es gleichwol oft genug, als wollten wir den einen oder den andern bärbeißig todt schlagen. Es wird da so scheinen, wo wir auf Schritt und Tritt jenseits schon oben ange deuteten kindisch unreifen oder widerspruchsvollen Einsinnung begegnen. Wie oft wirkt sich nicht so ein lyrischer Jüngling in die Brust, er schwärmt für allgemeine Brüderlichkeit, er verhöhnt die Knechtsseelen, die Junker und Pfaffen, und im nächsten Augenblick? — er ist der einzige, vor dem die ganze Welt niederfallen, den sie

seines Genies wegen mit Unsterblichkeit krönen sollte. Er verspottet den Hrosch, welcher sich zu einem Dschen ausblähen will, und er selbst bläht sich eitel auf. Diesen literarischen Geden, das sagen wir gerade heraus, werden wir stets dem Kopf in besserer Art und Weise klopfen.

Unter dem vorliegenden Werke sind zwei dem Hrosch gewidmete. In beiden liegt die Tendenz der Widmung mit der Bedeutung der lyrischen Producte im grellsten Widerspruche. Wir haben da eben die lyrische Halbheit, die an andere mit dem strengsten Maßstabe herantritt und sich selbst die größte Wohlfeilheit gesteht. Ist die Bedeutung der Garibaldi'schen Heldenthaten nicht größer als die dieser Gedichte, so ist sie sehr mittelmäßig. Wie mußte man einst die neugriechische Freiheit zu heiligen, und bei dieser italienischen? Ueber süßsaure Reimerien bringen es unsere Dichter nicht hinaus. Sollte davon etwa eine Kritik der ganzen italienischen Freiheit liegen? Doch sich Garibaldi nur nicht am Ende solche Beweise wie die folgenden verbittet!

1. Der Hrosch auf Caprea. Ein Heldengedicht von Eriodisch von Herishan (Friedrich Däcker). Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 10 Mgr.

2. Gedichte von Ebnard Rüffer. Götting, Gläser. 1863. 18. 20 Mgr.

Wohlgemeint mag das erstere sein, aber herzlich schwach bleibt es. Garibaldi's Thaten zur Befreiung Italiens sind nur allgemein geschilbert, und die ganze italienische Befreiung ist in wohlfeile Verse eingekleidet. Spasshaft soll ein gewisser Hrosch auf den neapolitanischen Königshof sein (S. 51 und a. a. D.); großen Ruhm indeß wird Friedrich von Herlohn mit folgenden Strophen nicht erriten:

Schon drückt den Hof, der rings versammelt,
Ein Schreien wie ein schweres Joch;
Der Kaiser Gottes spricht sich müde,
Doch fehlt der Schluß der Rede noch.
Schon herrscht im Saal der tiefste Frieden,
Da springt von seinem Sitz in Wuth
Hilfsknecht der Premierminister,
In seiner Hand den rothen Hut.

In solcher Poesie klingt die letzte Strophe des ganzen Gedichts vorzüglich:

Die Luba klagt; die Glocken läuten;
Die Freudenrufe tönen drein.
Mein Deutschland sag', wie schön muß solch ein
Anschickungsbegegnungsfest sein!

Gewiß recht schön, namentlich wenn der „Schlachtenschaufelungsbegegnungsfest“ gleich mit hineingehiebt wird!

Ebnard Rüffer hat seine Gedichte seinem „Kriegsherrn General Giuseppe Garibaldi in unerschütterlicher Liebe und Treue“ gewidmet. Das Buch enthält die Abtheilungen: „Ein kumpet Traum“, „Vormittags Gedichte“, „Abendlicher“, „Wintermelodien“, „Im Winter 1859 in Prag“, „Unter der Tricolore“ und „Daheim“. Der größte Theil der Gedichte sind Stimmungsliederchen. Das beste, das wir glauben herausfinden zu können, lautet:

Willy gehst denn Mann Wollen:
An des Herd's Kanten grün,
Und phantastische Alleen
Sagen traumhaft drüberhin.
Alles ist so ausgelassen,
Froh und heiter anzusehen,
Dass vergehen und verschaffen
Nur des Kammers fernes Graun.

Und in seinen stillen Sägen
Dämmert auch ein Mädel hoch,
Gleichwie Blumenleiche wiegen
Schluchtern sich im Abendgold.

Und auf deinen süßen Lippen
Spielet das manch herrliche Wort,
Ich hab' dich schon so oft
Nur die Welt zu süßen fort.

Die ganze Abtheilung „Unter der Tricolore“ hat uns sehr gefallen, dagegen uns das Gedicht „Den Deutschstämmern“ (S. 122) sehr heiter gestimmt:

Gedächtnis-Rede von einem Deutschen,
Diel zu gesellig, um zum Schenken zu greifen.
Von euch wird einmal die Geschichte münden:
Ein gutes Deutschthum Schenken zu Gedenken.

Am Ende ist dem Hrosch der Gedicht der Hrosch, er selbst zu den alten Hroscheln was gar die wohlfeile lyrische Dichter? Das wäre ein spasshafter Grad von Selbstkritik.

Da wir einmal die Selbstkritik besonnen, so wollen wir sie besonders auch dem nachfolgenden Porten warm ans Herz legen.

3. Durch Zweifel zur Wahrheit. Erstlingsroman seinen Zeitgenossen gewidmet von Otto Heinrich Gottschalk. München. 1863. 8. 12 Mgr.

Aus allem, aus der Art, wie er eine wunderbare Fortsetzung schreibt, die ihn zu den altersgemäßen, geistigen Dichtern, mit denen das Buch gewidmet ist, ganz den wacker liebsten Götting heraus. Kumpetlich soll das Buch einem alten Manuscripte gleichen, wie bald wird es dem Staube verfallen sein! Es enthält, wir dürfen dem Verfasser die Wahrheit nicht verschweigen, schwache lyrische Aufzüge. Fast überall zeigt sich die Form vöthig, die Verse haben sich ohne Schwanz, mehr selbst ohne den allernothwendigsten rhythmischen Hrosch an. Die Schenken kennzeichnen sich als Reflexionen, die aus dem Zwiespalt zwischen kläglich gutem, regem Willen, aber sehr schwachen Können entsprungen sind. Da der Verfasser schon bei seinen Hroschlingenspoesien tief drin in der Reflexion steht, sollten da seine Erstge nicht vielleicht mehr auf einem andern Gebiete, auf dem der speculativen Wissenschaft liegen? „Es ist tief zu beklagen“, bemerkt der Verfasser, „und ein trauriges Zeichen unserer in materieller Beziehung so merkwürdigen Zeit, daß fast jeder ein Sturm und Drang in der Poesie erschaffen ist.“ Ganz recht, weiß die Welt sehr vielen Sturm und Drang nur als jugendlichen, thatenlosen Wortwitz vorwerfen mag. Wie es mit dem Verfasser Sturm und Drang bestellt ist, mögen wir nicht weiter untersuchen, wie wir auch seine dichterischen Mängel nicht weiter blolegen mögen, sonst müßten wir wol gar auf ein so unzulässiges Gedicht wie „Das Freudenmädchen“ näher eingehen. Wäthern wir lieber hin und her, ob wir nicht ein paar sangbare Strophen auffinden. Hehe da, hier S. 71 ist aus dem „Pfingstlied“ lassen sich mal einige anführen:

Wie Smaragd erglöh die Welt,
Pfingstlich Festgeschmeide
Münzt und prahl am Laubgezeit,
Strahlt im Blütenstaube.

Dra ein traulich Kiecklein schallt,
Müht so kumpet die Seele,
Im Geländesich und Bald
Stödet Phylomela.

Und im Lärchen lauscher Klang,
Frühlingsschiff zu mahen,
Sehe Hütte strahlt im Kranz
Frühbegrünter Maian.

Wollten wir auch hier tabeln, so wäre es vielleicht in der ersten Zeile mit der Frage: ob man nicht „Entwurf“ das Zeitwort „erglöh“ gebrauchen dürfte.

Nicht etwa der mißlungenen Form wegen, denn gegen die

hätten wir wenig eingeordnet, und aber der einseitigen und schwachen Tendenz wegen stellen wir den eben besprochenen unvollkommenen nachfolgendes Büchlein zur Seite.

4. *Melina. Der Rose Leben, Lieben und Tod. Von Friedrich Friedreich. Grlangen, Palm. 1863. 16. 15 Mgr.*

Entweder der Dichter beklagt den frühzeitigen Tod seiner Geliebten, oder er setzt sich dichtend nur in eine solche Lage, in beiden Fällen klagt er zu häufig. Bei einem glühenden orientalischen Dichter möchte es hingehen, wenn er die Liebe der Nachtigall zur Rose beklagt, und hinwiederum, wenn er in diesen Gesang eigene Erlebnisse hineinsetzt; bei uns im kühlen Norden erscheint uns dergleichen zu ungeschicklich. Vor etwa zehn Jahren war Derartiges in der Mode, jetzt würde am Ende Rebwitz selbst an seine süßliche Melina nur schwer glauben machen. Also die Tendenz des Dichters wissen wir etwas an. Das Einzelne des Gedichts zeigt viele hübsche Sätze, und wir wissen diese dem Dichter sehr wohl zugute zu schreiben. Auch seine formelle Fertigkeit nützt Anerkennung ab, obschon die Fertigkeit leicht in Reichthum ausartet, so S. 63:

erschöpft sank nun von Liebesdurst
Rosigal an der Rose Duft
Und sog im heiligen Hochgenuss
Von einem Mund den ersten Kuß.

Den leichtsinnigen Ton, der dem Dichter zu Gebote zu stehen scheint, finden wir wol am besten in der Dichtung der Vögel um die Rose. Hier der Anfang:

Der Lustigste im Vögelchor,
Stieg täglich den andern kam zuvor,
Begann in seines Gergens Drang
Der Sängerkünste Wettgesang:

Komm, holde Rose, komm zu mir,
Mein Herz sich dir erschloß,
Mit aller Glut, drum folge mir
Auf mein besautes Schloß.

Dort sing' ich die manchen Töndel Lied,
Ich bin kein schmaler Dursch,
Komm, süßer, kleiner Gergenslieb,
Komm, folge mir, kuck, kuck.

Komm, holde Rose, komm zu mir,
Komm in mein weiches Bett,
Du folgst, Kleiner, folgst mir,
Ich weis! Ich weis! Ich weis!

Wie ungleich des blüthen Wages für die menschlichen Dichter ausschlägt, das sieht man zuweilen erst, wenn man die Arbeiten solcher prüft, die in den verschiedenen Literaturgeschichtswerken niemals eine Stelle finden werden. Es ist nicht wahr, daß ein Literaturgeschichtswerk der Gegenwart, sobald es sich nur an die gangbaren Namen hält, ein wahres Bild des poetischen Vermögens enthält. Günst und Ungünst fühlen, je mehr die Literatur in die Breite geht, zu sehr mit. Da haben wir so einen Dichter, der doch auch wol einmal genannt zu werden verdient, wo findet er sich über genannt? Wo hat nur ein einziger darauf hingewiesen, mit wie vielen Versuchen er rasches gekommen, ohne Erfolg davonzutragen. Wäre es ein anderer Name, so dann hätte man längst in die Posaune geblasen; so aber, es ist ja nur Max Rolke!

5. *Der weiße Jack 1846. 1851. Ein Gedicht von Max Rolke. — The South of Italy. The English translation by H. A. Franklin. — „Der weiße Jack“ von Max Rolke. — Die Harbigen.“ Berlin, Rolke's Selbstverlag. 1863. Gr. 8. 10 Mgr.*

Rolke brachte die Nacht vom 3. zum 4. Juli 1851 auf der nordamerikanischen Fregatte *The Independence* zu, welche auf der Rhede zu Lissabon den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung feierte. Hier nun dichtete er einen schwungvollen Hymnus, wie ihn, unsere Erachtens nach, eben nur ein deutsches für alles Fremde sich begeistertes Gemüth dichten kann. Der Anfang lautet:

Zum ersten mal in einer Gängmatte
Am Bord der donnerstchwangern Kriegsfregatte
Aus nordamerikanischem Urwaldholz,
Auf einem schwimmenden Stück von euern Boden,
Ihr glücklichen, ihr freien Antipoden,
Bin ich erwacht, so freudig froh und stolz.

Wenn es auch sonst etwas überflüssig sein mag, Schwung besitzt das Gedicht. Aber trotzdem es Rolke zugleich ins Englische hat übersetzen lassen: hat fürchten, daß er auch hier wie immer post festum gekommen ist. Nicht wider mit seiner *Angedichte „Die Harbigen“*, von der er den hier veröffentlichten ersten Act bereits vor 20 Jahren dichtete. Wir aber freuen uns, den Blick einmal, wenn auch nur vorübergehend, auf einen Dichtersamen lenken zu können, der aus persönlich ganz fern steht, aber unsere Bewunderung schon mehrfach durch die Maßlosigkeit erregt hat, mit der er immer neue literarische Unternehmungen auf die Niederfolge setzte.

6. *Gedichte von Alexis Adolphi. Riga. 1863. 8. 2 Mgr.*

Nach ein Dichter, dessen wahrscheinlich nie ein Literaturgeschichtswerk gedenken wird. Bekümmern wir ihn wenigstens an dieser Stelle sein nicht gering zu schätzendes lyrisches Talent. Nachdem wir es auch hier ganz besonders, mit welcher Beschaffenheit die Deutschen in den russischen Offiziersprovinzen der deutschen Literatur dienen. Es hätte nicht geschadet, wenn Adolphi den Mund zum eigenen Lobe etwas voller genommen hätte. Wir haben sein Buch mit wirklichem Interesse durchgesehen; welches Interesse mögen die Lieder erst an Ort und Stelle, in der Heimat des Dichters gewähren, dort, wo sich das deutsche Element immer etwas in der Fremde fühlt. Wie uns scheint, steht Adolphi im vollen Mannesalter, sein Buch hat daher auch in den Hauptabschnitten einen gewissen geistigen Reichtum; schon auch Lieder der Jugend, der Freude und Lust darin nicht, so fehlt doch darin der knabenhaft läppische Gesang, mit dem der größte Theil jugendlicher Dichter seine Liebeliedern vor allem Welt auszukramen pflegt. Wie es sich gerade trifft, so wollen wir mit dem ersten Blick ein Liedchen auswählen. Hier dies:

Meeresflille.

Wie mich erfasst mit heil'ger Macht
Meeresflille in dunkler Nacht!
Leiser und leiser gehen die Wellen,
Einzeln Sterne den Himmel erfüllen.
Ungefährdet vom Wellenschlag
Ziehen wir höher auf schaukelndem Schiff.
Woher die Stille? Woher der Friede?
Das Meer und das Herz sind Sturmeseide!
Sie beide haben gekämpft und gelitten
Und Bogenbogen und Schmerz erlitten,
Die endlich die Hand voll des Lebens
Sie beide, daher gar tief gebogen.

Um uns etwas in der Galanterie zu üben, hat uns die aufmerksame Redaktion auch zwei Dichternamen zugewiesen. In der großen Masse dürfen sie schon mit unterlaufen:

7. *Poesien. Von Emma Sengex. Hamburg, Jomien. 1863. 16. 20 Mgr.*

Wenn Jünglinge ihre Geliebten beklagen, so macht sich das oft herziglich lächerlich, noch komischer aber wenn es junge Damen darin den Jünglingen gleichthun wollen, oder wenn sie sich an Stelle der Jünglinge setzen und von „meiner Geliebten“

reden. Im übrigen nimmt es Emma Senger mit den Versen entschuldig leicht; es wird doch nicht gegen die Galanterie verstoßen, das auszusprechen. Auch Malveiden — wie würden wir Individualitäten zu sagen wagen — finden sich so häufig, daß sich Emma Senger vor allen Dingen einen wahren Freund suchen sollte, der einzelne Lieder über Bord werfe, und um so mehr, als ihr das Dichten ziemlich leichtes Spiel zu sein scheint. Gehen wir uns darauf die „Blauen Augen“ an:

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich so lieblich an,
Daß ich nun an nichts anderes
Als an dich denken kann.
In deine blauen Augen
Sehe! ich allerwärts —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

Ei was! „Blau Gedanken!“ Die „blauen“ Gedanken sind zwar eine Erfindung Heine's, aber trotz Heine ist ein „blauer“ Gedanke ein eben solcher Unsinn als ein „blonder“ Gedanke sein würde. Indes Emma Senger gibt auch Besseres. So einige Seiten weiter: „Die Sterne schweigen“, das lassen wir uns schon eher gefallen!

8. Frauenleben. Gedichte von Johanna. Berlin, F. Dunder. 1862. 16. 20 Ngr.

Weit abgeklärtere Poesie als die der vorigen Dichterin, eine edle gereifte Auffassung des Lebens, namentlich der Mutterpflichten, spricht aus Johanna's nicht sehr starkem Buche. Der bekannte Zeitartikelschreiber der berliner „Volkzeitung“, Bernstein, hat das Büchlein mit einem offenen Geiste, vulgo Empfehlungsschreiben versehen. Wir sehen darin, was wir bei Büchern aus berliner Verlage öfter zu bemerken Gelegenheit hatten, den Wunsch, den Lesern von vornherein eine Ansicht über das Buch aufzubringen. Wie dem nun auch sei, ob es durch ein Geleitschreiben, oder, wie es in Berlin allgemeiner geschieht, durch überschwengliche Localrecensionen in den ältern berliner Zeitungen gemacht wird, wir müssen dagegen protestieren. Wenn sich ein Buch wie dieses „Frauenleben“ nicht selbst empfehlen soll, so ist das Geleitschreiben auch vom Uebel. Bernstein weist besonders auf die Gedichte S. 21, 25, 27, 36, 39, 42 hin. Wir wollen das erste derselben mittheilen:

Von der Bleiche heb' ich mein Innern sein,
Hab' den Flachs gezogen, gesponnen allein. —
Als die blauen Blüten mich angelacht,
Als ich das Garn zum Weber gebracht,
Wußt' ich nicht, für wen's wird sein.

Heut' aber weiß ich's: ein Engel bald
Erscheinen mir wird in Kindesgestalt,
Den hält ich in mein Innern ein
Und berg' ihn am warmen Herzen mein,
Von Liebe überwallt.

Es wohnet in mir so still und kumm,
Nun bin ich mir wie ein Heiligthum,
Denn ich berge das Allerheiligste tief:
Ein Leben, das Gott ins Dasein rief,
Bin selbst mir werth'rum drum.

Nun hab' ich dich, du Innern zart,
Hab' dich zur rechten Freude verwahrt!
Jetzt will ich schneiden und nähen gern,
Von früh bis leuchtet der Abendstern —
In Arbeit und Hoffnung gepaart.

Wir werden in Folgendem, wie es sich gerade trifft, ein Häuflein erträglicher, gangbarer lyrischer Werke zusammentragen:

9. Für dich von mir. Briege, Köhler. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

Eine vorzügliche Ausstattung nimmt für das Buch ein. Im Hundundertheil fast kann man eine Seite herunterlesen. Die Lieder sind kurz, meist nur zwei Strophen lang; dabei wickelt sich etwas wie Humor über die Reizgabel der Blätter: sollte man damit nicht zufrieden sein?

Das Herz ist ein Vogel,
Es fliegt und es singt,
Und Worte und Klänge
Als Bente es bringt.

Zuweilen im Schnabel
Ein Herz es auch trägt,
Mit welchem in Zukunft
Duette es schlägt.

Besser, in humoristischem Tone gehalten dankt uns das „Abendroth“:

Seht doch, wie dort dem Himmel ist
Das Blut zu Kopf gestiegen!
Die aufgeschwollen Adern ihm
Auf hoher Stirne liegen.

Ich glauh', der letzte Sonnenlauf
Zieh's ihm so heiß zu Kopf;
Gernach, gemach, Frau Luna kommt
Mit andern Farbentopfe.

10. Lese Blätter. Dichtungen von H. G. von Thünen. (Zweite, stark vermehrte Auflage des „Poetischen Alphe und Beta“.) Leipzig, Rein. 1863. 16. 20 Ngr.

Thünen strebt höher hinaus als der vorige Dichter, er hat etwas Keckes und Unabhängiges in seinem Auftreten, aber es gelingt ihm mit seiner Sinnigkeit zur Satire und zum Satirismus nicht immer. Ja wir könnten noch mehr sagen, daß er zuweilen stark an das Triviale stößt. Da ist z. B. S. 25 „Papa, Papa“, ein Gedicht, dessen Tendenz und zu cavaliermäßig erscheint. Dann S. 22, der Schluß von „Ewiges Liebe“, wie banal! Weiter S. 102 in dem Gedichte „Weib, Wein und Gesang“, wie unschön die Heranziehung der Trinitätsidee! Weiter S. 145, wie wenig spaßhaft das spaßhaft sein sollende „Ach!“ Nun S. 152 der „Ragenjammer“, o den müssen wir mittheilen:

Ich klappern die Zähne, als wär' er im Fieber —
Die Mutter steht da, die Schwester steht da,
Und fragen: Wie geht es, mein Lieber?

Es kommen die Aanten, die wollen was wissen —
Die eine spricht, ach! Die andre spricht, ach!
Er aber kriecht tief in die Kissen.

Nun schlüft man leise, man magt nicht zu sprechen —
Die Mutter bringt Thee, die Schwester bringt Thee,
Das treibt ihn, sich fast zu erbrechen.

Jede hofft man auf Besserung, nun dankt man dem Himmel —
Die Mutter ruft o! Die Schwester ruft o!
Wie riecht sein Gebrechsel nach Kimmel.

In derselben tolln Weise sind einzelne der zum Schluß angefügten Epigramme geschrieben. Höre man:

Heinz, ein eifriger Grieche, liebt spät noch Homer's Iliade,
Griechisch geht er zur Ruh', griechisch läßt er sein Bad.
Dieses schenkt ihm ein Kind, das griechisch gleich hat geschrieben
Und den Schluß des Hells in seine Lächer gewalt.

Weten, sagt ihr, und glauben, Unrecht willig ertragen.
Selben und weinen sei Zwang, daß der Schöpfer uns schuf. —
Könntet die Welt ihr kritisiren, Begeisterung und Feuer ihr rauben,
Wärdet sie Ballast sein, euch zum Reiten bequem.

Nach unserm Geschmack ist nun derartige Poesie gerade nicht. Glücklicherweise enthält das Büchlein auch Besseres.

11. Gedichte von Otto Schmidt. Hamburg, Bogen und Geisler. 1863. Gr. 16. 15 Mgr.

Kannst du das kleine Land?
Leicht bedeckt's die Hand.
Keine Städte, keine M'n
Sind in diesem Reich zu schaun.

Wer wohnt in diesem Land?
Königlich ist's benannt,
Nur ein Engel kam hinein,
Daß er möchte Wächter sein.

Dein Herz ist dieses Land,
Das bedeckt die Hand.
Liebe ist das Engelen,
Das drin wachet fromm und rein.

In dieser arten Weise ist der größte Theil der Lieder gehalten. Nichts Stürmisches, nichts Drängendes, zartes Geriesel eines Waldbächleins nur hören wir. Den „Jungfrauen“ ist des halb auch wol das Buch ganz entsprechend gewidmet. Unter den Gelegenheitsgedichten finden sich manche zu wohlfeile. Den letzten Abschnitt des Buchs bilden Charaden, 20 an Zahl, deren Lösung meistens kaum einige Schwierigkeit erfordert.

12. Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Lannengrün und Edelweiß“. Leipzig, D. A. Schulz. 1863. Gr. 16. 16 Mgr.

Hiemlich schnell hat der Verfasser von „Lannengrün und Edelweiß“ auf sein erstes Bändchen ein zweites folgen lassen. Wir möchten nicht unterscheiden, ob diese neuen Gedichte den Gedichten des ersten Bändchens vor- oder nachstehen. Wieder begegnen wir den beschelbenen innigen Wesen, die gleichweit der Genialität entfernt, wie auch der prosaischen Poesie und Trivialität, für alle beschaulichen Gemüther mannichfachen Reiz bieten. Wie tief gefühlt ist nicht S. 63: „Was ist ein Menschenleben?“ Noch mehr zieht es uns aber zu folgendem Gedicht:

Wol sah ich manche Thräne fallen,
Und Klagen, das das Herz zerschneit,
Sah' ich gehört in solchen Hallen,
In Gärten, die mein Fuß durchschritt.

Und doch die kleinsten Fenster schmückte
Geranium und Rosmarin,
Im Hüttchen, das die Amuth drückte,
Stand Rosenrod und Myrte drin.

So fest war doch kein Herz verschlossen,
Von Gram so trüb, so kummervoll,
Daß nicht, wenn erst die Thränen flossen,
Hierauf ein schlichtes Nicken quoll.

Wol manches Haupt im Silberseine,
Sah ich von schweren Sorgen bleich,
Doch Kindesköpfchen, blonde, kleine,
Dazwischen, lieb- und hoffnungreich,

Ich sah des Schmerzes Engel schweben,
Allüberall durch Stadt und Land,
Doch immer auch mit Trost daneben
Des Friedens Lichter Engel stand.

Sie schweben, inniglich verbunden,
Durch ein geheimnißvolles Band,
Der schlägt, der andre hält die Wunden,
Der Schmerz, der Trost in offner Hand.

In stillen wechselvollen Reigen,
Da weben sie der Menschen Los,
Geführt von ihnen selbst, Reigen
Wir einst zu ew'ger Freuden Los.

Und so möchten wir noch von S. 79: „D sage Leuz, wo du geblieben“, von S. 80: „Das rechte Grüßen“, von S. 82:

„Wenn Erbsenbüsche blühend sich erhebt“, auführen, wenn es der Raum gestattete, sie hier wiederzugeben.

13. Gedichte von G. Ringler. Nürnberg. 1863. 16. 16 Mgr.

Das Buch enthält „Natur- und Wanderbilder“, „Blumenkranz“, „Aus dem Leben“, „Religiöses“, „Elegisches“ und schließlich einige „Uebersetzungen“ nach Lamartine, Victor Hugo, Soumet, Véranger.

Hat der Tag sich müd' gegangen,
Schlafen all' die Blumen ein,
Nagt sich mir ein heiß Verlangen,
Da erwacht der Sterne Schein.

Und dem tiefbewegten Herzen
Leuchtet er mit seiner Pracht,
Wie der Kinderwelt die Herzen
Heiliger, gewelhter Nacht.

Mit diesem Liebe ist die Bedeutung von Ringler's Gedichten hinlänglich gekennzeichnet. Die Gedichte bieten nichts Außergewöhnliches; sie lesen sich aber ohne Anstoß weg. Auch überschattet uns Ringler nicht mit einer Unzahl schwachseliger Liebeslieder wie verschiedene andere Dichter, dagegen wendet er sich mehr an die Natur, besingt die Alpen, den Bodensee, den Brenner, den Genfersee u. s. w. Die Abtheilung „Blumenkranz“ möchte hauptsächlich jungen Damen gefallen. Für das Bedeutsame im ganzen Buche halten wir die Uebersetzungen. Von Lamartine ist es der „Erste Schmerz“ mit dem Anfange:

An den Ufern von Sorrente,
Von Orangen müß umschattet,
Wo die Bogen sich beugend
Drehen, von dem Lauf ermattet —

Steht ein Stein in hohem Grase,
Wandern, jungen wie den alten,
Predigend in gleichem Maße
Von des starren Todes Walten u. s. w.

Von Victor Hugo finden wir die „Großmutter“, von Soumet „Das verlassene Kind“, von Véranger „Der Gefangene“ und „Abschied von Frankreich“.

14. Naturblätter. Fünfzig Gedichte von Reinhard Keigel. Mannheim, Schneider. 1862. 16. 8 Mgr.

Nicht Naturschilderungen, wie man vermuthen könnte, enthalten diese „Naturblätter“, sondern wie sich der Dichter selbst ausdrückt: „Was ich hier den freundlichen Lesern biete, ist das bescheidene Ergebnis einer Naturanlage, deshalb wurde für die kleine Sammlung von Gedichten die Ueberschrift „Naturblätter“ gewählt.“ Einzelne Gedichte, so „An die Heimat“, „An das Wiesenthal“ lesen sich recht gut, andere bieten nicht viel mehr als Verse und Reime. Ober wäre das nachfolgende „Auf einer Brücke“ nicht bedeutungslos?

Ich stand auf einer Brücke,
Die Wellen rauschten fort,
Die Steine liegen feste
An ihrem tiefen Ort.

Die Freude weilt nicht lange,
Der Kummer liegt wie Stein
Auf meinem armen Herzen,
Es kann nicht frohlich sein.

15. Gedichte von Med. Dr. Joseph Feistmantel. Prag, Mercy. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Sonderbar, daß wir den Med. Dr. so oft ansehen mußten! Es macht sich immer eigenthümlich, auf einem Bande lyrischer Gedichte oder auf einem Drama den Titel des Verfassers angegeben zu sehen. Unwillkürlich denkt man: hat denn der Herr nichts Besseres zu thun! Ober will er damit etwas vor titellosen Dichtern voraushaben? Ein Med. Dr. nun gar, ein realistisch fühlender und denkender Doctor, und Gedichte! Ein Med. Dr.

Es war ein vortrefflicher Mann. Strebte nach höherer Schrankhöhe, und der dichtet, der stellt sich mit schmerzlichen Gedanken oder andern Jünglingen auf eine Stufe und treibt das Unbau- derliche von der Welt, er macht Vorze! Und einen Bruch von über 200 Seiten hiebt er aus. Und sogar Klatschlagen in ziem- licher Menge!

Weniger das Stimmungslieb, mehr das Balladen- und romanzartige Lied finden wir bei Feikmantel. Er schneidet durch gewissen spezifisch süddeutschen Dichtern, wenn wir so sprechen dürfen, Dichtern, deren Talent sich vorzugsweise zur poetischen Erzählung hingezogen fühlt. Es fällt uns schwer, ein kurzes Lied herauszufinden. Doch hier eins:

Der Wampyr.

Strömen süße Balsambüfte
Aus des Urwalds tiefer Nacht,
Leise schwebend durch die Lüfte
Der Wampyr die Kunde macht.
Weß' dem Schläfer auf der Matze,
Der in Träumen sorglos ruht,
Daß die Nacht sein Ang' beschatte
Müde von des Tages Mut.
Bald wird der Wampyr umschweben,
Häselnd fühlen sein Gesicht,
Saugt dabei sein Blut und Leben,
Und der Schläfer fühlt es nicht.
Also wiegt auf Kissenwolken
Mich mit sanftem Küsselchenschwung,
Saugt an meinen Herzensquellen
Der Wampyr Erinnerung.

Den Schluß des Buchs bilden „Blumen für das Grab des preger Nimen Feikmantel“, wol eines nahen Verwandten des Dichters.

16. Ranken. Gedichte von Adolf Bell. München, Fleisch- mann. 1862. 16. 15 Mgr.

Die Verlagshandlung von Fleischmann in München scheint sich viel mit dem Verlage lyrischer Werke zu beschäftigen. Wir erinnern uns, die Firma in letzterer Zeit häufig gefunden zu haben. Mit diesen „Ranken“ hat sie jedenfalls einen ziemlich glücklichen Erfolg gethan. Bell zeigt ein frisches Talent, das Beachtung verdient. Er stellt seine Gedichte unter die Abtheilung „Bilde Rede“, „Gedanken“, „Nachschatten“. Aus der ersten Abtheilung möchten wir hervorheben S. 9: „Die freie Sitte sei gelobt“, S. 16: „Ich kenn' ich kenn' ein Wögelein“, S. 19: „Mich treibt es ruh- los immerfort“, S. 38: „Ja nimmer schreib' ich's nieder.“ Fal- ten wir uns an das verleiht:

Mich treibt es ruhelos immerfort
Thalau, Thalau, von Ort zu Ort,
Wo an den Strand der Meere:
Mein Künzlein trägt sich gar gering,
Und wandern ist ein schönes Ding —
Wenn nur das ein' nicht wäre:
Im Sadel, im Sadel,
Im Sadel diese Meere!

So ich ein Künzlein doch' dich hatt',
So ich ein Betteln' stück' dich hatt',
Dann ging's wol angeführt;
Bei armen Leuten hielt ich Aest,
All' Jungfern schön lach' ich zu Gast —
Wenn nur das ein' nicht wäre:
Im Sadel, im Sadel,
Im Sadel diese Meere!

Die zweite Abtheilung bringt einige erzählende Gedichte und die letzte einige Sonette, von denen wir folgendes wählen:

Es ist die schönste Art der frommen Sagen,
Daß jedem bessern Menschen an der Seite
Ein Engel liebend und behütend schreite,
Der ihm noch from blieb aus der Kindheit Tagen.

Im eher glatte kann an sein Gesicht,
Im Leben einmal muß es jeder wagen,
Dem unbedienten Glücke zu entsagen —
Mit seinem Engel liegt er dann im Sattel.
Sein Paradies muß jeglicher verlieren,
Der Boden flucht, es breunt die Sonne heiß
Und von der Menschheit Kälte trieft der Schweiß.
Und wird er alt und hat sich nicht gescheit,
Dann naht der Kindheit Engel sich an ihm,
Ins Paradies ihn wieder heimzuführen.

17. Was ihr wollt. Lieder und Gedichte von Anton Schwei- ler. München, Fleischmann. 1862. 16. 1 Mgr. 12 Mgr.

Manches ansprechende Lied enthält diese Gedichtsammlung; sie ist 100 Seiten stärker als die vorige. Schwei- ler bringt seine Gedichte unter die Abtheilungen: „Unter den Bäumen“, „Märchen“, „Frühlingsglocken“, „Liebes Lied und Art“, „Irr- ronenische Weisen“, „Jung Heinrich“ und „Epigramme“. Im Reicht in den Gedichten „In vino veritas“, „Mann und“, „Zuckerfäße Poesie“, überhaupt in den ansehnlichen Reicht der Ton des Humors nicht übel zu Gehör. Aus „Mann- Liebe“ greifen wir ein Lied:

Sie kann sich nicht entscheiden,
:Sie steht ja beide gern,
Der eine ist nur ein Dichter,
Der andre trägt Ordensstern.
Der eine hat nichts als Liebe,
Der andere aber Geld,
Der eine führt sie zum Himmel,
Der andre in die Welt.
Sie hat ein so weiches Gemüth,
Sie heirathet den Ordensmann,
Damit sie den armen Dichter
Mehr protegiren kann.

Und noch ein anderes:

So ist es recht, so muß' es kommen,
Ich war ihr viel zu nüchtern,
Was soll das ew'ge Seufzen frommen,
Warum blieb ich so schüchtern.
Der andre hat mich ausgehoben,
Sie liegt in seinen Armen,
Ich aber hab' mich blutig gereizt,
Ich mache das Hochzeitscarmen.

18. Fünf Bücher deutscher Gedichte von George Heffner. Berlin, Janke. 1862. 8. 1 Mgr. 15 Mgr.

Diese fünf Bücher sind betitelt: „Französisch“, „Alt- und Neufranzösisch“, „Legenden, Balladen, Erzählungen“, „Reime und Sprüche“, „Disjecti membra poetae“. Ob Heffner in Prosa, ob er in Versen schreibt, eine ganz außerordentliche Federfertigkeit ist sehr eigen. Diese Gedichte lesen sich, als ob sie aus dem Marmel geschüttelt wären. Die Reime hängen auf einander, es kann Diktat gar nicht sein. Dem vollstän- digen Gang beugt er entschiedenem Wurf; bestraft er aber die Kunst des Anklingens so wie im ersten Buche: „Französisch“, dem „Alt- und Neufranzösisch“, die Majestät, gerade wie es Heffner auch in seinen französischen Hofgeschichten macht, in ihrer ganzen Blöße gezeigt und das Volkchen mit dem Wurf der leichten Trivollität verführt wird. Ja, ja, wenn in Heffner die Hof- dichter mit dem Diktat nur nicht so oft in Heffner läge! Was für nette Scherzchen bringt er in den letzten beiden Büchern seiner Gedichte! Siehe da:

Geschloß des Hofes
Der Spanier küsselt Morale und Sin,
Der Russe küsselt Sin und Sin,
Der Witze verlangt nach Parter und Parter,
Der Bräute nach Wein und Koffee.

„poetische Schilderung der Natur und des Lebens“ ankündigt. Eine Naturschilderung mit bestimmtem Hintergrund, o ja sie kann nicht nur sehr poetisch, sie kann herzerhebend und herzentzückend sein. Nur wenn sie sich in allgemeinen Anschauungen gefällt, dann wol ist sie vom Uebel. Wir werden ja gleich sehen, ob der Dichter des Werks seine Aufgabe recht gelöst hat.

22. Rhein und Meer. Poetische Schilderung der Natur und des Lebens, in drei Abtheilungen. Von Dorn. Frankfurt a. M., Baist. 1863. 8. 17 1/2 Ngr.

Die drei Abtheilungen sind betitelt: „Schweiz“, „Deutschland“, „Holland“. Dorn hat sich zur Aufgabe gesetzt, den Rhein zu besingen:

Strömend nach dem Ocean,
Zieht der Rhein die alte Bahn,
Stolz und hoch die Wellen hebend,
Eine Wer, die belebend
Aus dem Landerherzen her
Sich erstreckt dem Volkverkehr,
Eine Bottschaft, die gesandt,
Zu vereinen Meer und Land;
Als der Freiheit glänzend Bild,
Wenn er rauschend überschwillt u. s. w.

Nach diesem Eingange fährt er den Rhein schildernd selbst ein:

Als der Alpen rauchgewölbter Sohn,
Herrsch' ich früh auf dem Gebirge schon,
Wo der Sturm mir singt sein Wiegenlied,
Und die Gletschermilch mich groß erzieht.
Rauschend tret' ich aus der Berge Thor,
Ausgerüstet schon mit Macht hervor.
Meine Arme, glänzend wie der Stahl,
Dehn' ich mächtig aus dem tiefen Thal,
Sie zu fernem Bergen auszustrecken,
Ganze Landgebiete zu umschließen,
Ihren Lebensquellen auszugleichen
Und das Land mit Segen zu bedecken.

Glänzend ist diese Schilderung gerade nicht, wir möchten sie eher unbekümmert, ja lächeln finden. Ihr fehlt all und jede plastische Eigenschaft. Ihr fehlt der locale Hintergrund. Das ist nicht ein wirklich treues und dabei poetisches Gemälde, das sind Theaterdecorationen, heute stellen sie die Alpen, morgen das Riesengebirge vor. Der Dichter ist jedenfalls auf dem Gebiete seiner Schilderung unsicher und deshalb so allgemein. Und kaum hat er den Rhein einige Schritte entlang verfolgt, so macht er halt und ergeht sich bald in allgemeinen Reflexionen, bald in Liedern aller Art. So besingt er den Reiz der Schweiz:

Auf den Alpen liegt die freie Schweiz,
Schön und fürchterlich in ihrem Reiz,
Wo die Berge mit granitnen Kronen
Fierlich im Schneegewande thronen u. s. w.

Weiterhin läßt er ein Alpbild folgen. Gewiß das eine wie das andere, die auf dem Titel verheißene Schilderung, wohlverstandenen poetische Schilderung der Natur wie des Lebens entbehrt jener poetischen Fülle, die uns unwillkürlich anzieht und festhält. Wol auch idyllische Reminiscenzen läßt Dorn einfließen, wenn er ein Lied auf Winkleried bringt; allein der Vater Rhein bleibt nichtsdestoweniger ein etwas trockener Gefelle. Beim Abschied von der Schweiz singt er:

Nun verlaß' ich — spricht der Vater Rhein —
Dieses Land, wo meine Wiege steht,
Und ich werde ihm gewogen sein,
Als mein Thron im Beckenarm vergeht.

In der zweiten Abtheilung: „Deutschland“, fährt sich der Dichter zwar heimischer, allein im System bleibt er derselbe. Oder klingt es nicht mehr als trocken, wenn er die Schilderung anhebt mit:

Am Schweizerlande liegt der Bodensee,
Die Grenze zwischen ihm und deutschen Gauen.

Oder wenn es weiterhin heißt:

Der Bodensee verknüpft der deutschen Lande
Viel herrliche mit einem Silberbunde.

Als lyrische Einschübe lassen sich verzeichnen: „Die Rhein“, „Weibertreu“, „Die See“, „Auf dem Anstand“, „Der Einsame“, „Die Herbstwinde“, „Die deutsche Sprache“, „Rheinlied“, „Theodor Körner“, „Der Sohn des Volks“, „Des Ritters Abschied“, „Das Gebet“ (im Dom) und einige andere. Dem „Rheinlied“ seien drei Strophen angeführt:

Freunde! Das Lebenslied
Dauert an des Rheines Flut,
Geduldet aus gesegneter Quelle,
Aus deutscher Berge Brust,
Gießet in heißer Lust
Sich die lebendige Welle.

Kannst du den Wein vom Rhein?
Neblich mit Rosenwein
Füllt er das dunkle Leben,
Stählt des Mannes Kraft,
Spornet die Leidenschaft
An zum verwegenen Streben.

Freunde! Dem Vaterland.
Weihen wir Herz und Hand.
Freiheit und Vaterland lebe!
Und jedem deutschen Mann,
Der für sich stehen kann,
Grüße die rheinische Rebe!

Nach in der dritten Abtheilung: „Holland“, nimmt das Gedicht denselben Lauf wie in den beiden ersten. Wir glauben es, das gutgemeinte, hinfänglich gekennzeichnet zu haben.

Daß der deutsche dichtende Jüngling zu allem fähig ist und die seltsamsten Producte auf dem Markt besorgt, wie oft ist das nicht schon ausgesprochen. Es muß in der wirklich deutschen Bildung ein Zug der Sonderbarkeit liegen, der Krebsartig um sich frisst. Aber auch nicht-deutsche Jünglinge scheinen diesem Zuge der Sonderbarkeit zu erliegen, wenn sie der schwärmerischen idealen Richtung deutscher Bildung zu nahe kommen. Ein Beispiel davon zeigt sich in

23. Bajazzo. Ein Gedicht von Roris Kappaport. Leipzig. Arnold. 1863. 16. 27 Ngr.

„Bajazzo!“ Und wir drehen das Buch hin und her, che wir uns daranmachen, es zu lesen. Was konnte denn in solch einem Buche stehen? „Bajazzo, ein Gedicht!“ Und als wir nun die ersten 86 Seiten desselben gelesen hatten, blieb uns der Sinn des Ganzen noch so fern, daß wir nur bejaßen konnten, das Absonderlichste werde gewiß von einem deutschen Jünglinge gedichtet. Aus den ersten 86 Seiten hörten wir so viel, daß sich der Dichter mit dem Handwurf zu einer Wanderung vereinigte, deren Zweck die Erkenntniß, es treibe alle Welt ein Bajazzospiel.

Geheim hab alle Bajazzo!
Komm, folge mir! Wir wollen wandern
In manche Kreise hochgehert:
Wir ziehn von einem zu dem andern,
Sich zu, ob sich mein Wort bewährt!

Das Resultat der Wanderung läßt sich voraussagen: überall, selbst in hohen Kreisen Hanswursterien! Wie wahr dies nun auch, schon nach dem einfachen Grundsatze, daß die Welt dem Menschen gerade so erscheint, wie er sie betrachtet, und man

nur mit satirischer Gesinnung in Paläste wie Gärten hineinzuschauen braucht, um sofort überall Bajazzo zu finden; so liegt doch die Gefahr nahe, sofern man diese Anschauungsweise zu allgemein werden läßt, daß einem alles, wie das der gewigte Berliner so classisch angedrückt kann, kladderadatsch werde, mit Erlaubniß für dies Wort. Dem Dichter erscheint denn auch richtig alles so sehr Bajazzo, daß seine daneben ausgesprochenen subjectiven schwärmerischen Ansichten von zukünftiger besserer Zeit des Eindrucks verschleht. Daß es ihm voll im Bufen wallt, hören wir aus folgenden schönen Versen:

Doch wird es einkens anders werden,
Und neu erwacht ein edles Streben,
Das sich entschwelt nur dann den Erden,
Wenn Licht und Blumenkust entscheiden!

Und wieder wird es licht und helle
Im großen, geistigen Gebiet,
Besel'gend rauscht der Dichtung Quelle
Und jubelnd steigt empor das Lieb!

In der zweiten Abtheilung erzählt uns der Dichter eine Familiengeschichte. Er sei ein Poet und zugleich ein Jude, so malet er von sich. Sein Vater sei ein reicher Kaufmann gewesen, habe eine Berlinerin geheirathet. In das Haus sei ein junges Mädchen aufgenommen und bald seien sie beide füreinander bestimmt und der jüdischen Sitte gemäß fröhlich miteinander verschworen gewesen. Sein Vater habe ihn aufgeföhrt, humanistisch fühlenden (leicht in schönfäulige Ueberei verfallenden) Judenthum zugelehrt. In diesem Hause seien Ristone durch die Ansichten des zelotisch angethanen hangenden Juden Friebe! gefallen. Dieser Friebe! habe die gütliche Element, habe seinem Vater mehr als einmal die Strafe des alten zürnenden Gottes gedroht. Des Friebe! Thron fällt in die Familie jedoch durch eine Kunstlerin Franziska, welche sich als die Nichte Schwester von des Friebe! Mutter fand gibt. Der Dichter verliebt sich sterblich in sie. Der Mutter aber behagt der freiere Ton der Kunstlerin weniger, als das junge Mädchen, Sarah, des Dichters Tochter, durch diesen empfindlich berührt wird. Des Dichters Vater besteht auf einer halbigen Vermählung seines Sohnes mit Sarah, der stark an der Schwindfucht leidenden. In einer Aufwallung von Born nennt die Mutter Franziska eine Dirne des Circus. Als der Dichter mit Franziska allein ist, stürzt er vor sie liebesehend nieder.

„Zurück, du Judenknabe!“ ruft sie wüthend —
Verächtlich zu, verächtlich wie dein Glaube,
Wo ist die Mutter denn, das Mädchen hätte?
Es liegt ja vor der Christin bang im Staube.
Wie wagst du es und sprichst mit frecher Stirne
Von deinem Herzen, deiner Liebe Glut?
Für dich und deinesgleichen ist die Dirne
Des Circus selber ein geheiligtes Gut.

So spricht Franziska. Doch im nächsten Moment — „es war des Bornes, nicht der Seele Klang“, der so sprach. Franziska will sich an der Mutter rächen, sonach verspricht sie dem Dichter für den Abend des nächsten Tags ein Stellbischein. Am nächsten Tage soll die Vermählung Sarah's mit dem Dichter stattfinden. Während alle Gäste versammelt sind und nur noch des Bräutigams warten, trifft ein Brief Franziska's ein, der Dichter sei mit „des Circus frecher Dirne“ aus- und davongelaufen. Die Nachricht trifft Sarah und den Vater tödtlich. Sterbend prophezeit der letztere dem zelotischen Friebe! entgegen von dem allgemeinen Reiche der Liebe, das nach all den jegigen Kämpfen zwischen humanistischer Religionslehre und dem starren Autoritätsglauben andbrechen werde.

Mit so flüchtigem Talent aus das der Dichter auch erzählt, so stehen wir doch gleichsam mit einem Fragezeichen da. Die Familiengeschichte hat für uns nicht den Werth wie für den Dichter, weil wir die spätere Entwicklung des Dichters nicht kennen und ebenso wenig die Art, wie er sich aus den

1863. 45.

Banden des Gaullerthums herauswinden konnte. Wenn wir nun auch mit dem Fragezeichen: „Was weiter?“ vom Dichter scheiden, so hoffen wir doch, er werde die Antwort mit fernern poetischen Leistungen nicht schuldig bleiben, aber sich in etwas jener sauerfäulen, spöttischthranenden Sentimentalität entschlagen, in die namentlich junge, an den Brästen deutscher Bildung großgefängte Juden so gern verfallen.

Von der Poesie eines Israeliten zu Stoffen aus dem Orient ist der Sprung nicht allzu weit. Wir machen ihn mit folgendem:

24. Stern und Rose. Poetische Erzählung aus dem Orient in fünf Gesängen von George Morin. Landsküt, Krüll. 1863. 16. 12 Mgr.

Die Rose ist Fatime, des Fürsten Ismael Tochter, genannt die „Rose von Damascus“; der Stern ist Boabbi ben-Abbar, ein armer, aber schöner Hirtensohn, genannt der „Stern vom Libanon“. Ein Augenblick gegenseitigen Schauens hat beide füreinander entzündet. Fatime sendet ihre Vertraute zu Boabbi. Sie fordert ihn auf, sie zu entführen ins Pharaonenland vor allen Nachstellungen ihres Vaters zu schützen. Was Boabbi Eiligeres zu thun als einem solchen Rufe zu folgen. Und so findet der Stern die Rose, und so flieht die Rose dem Stern, und so erschlägt der Stern vier zur Verfolgung von Ismael nachgeschickte Reiter.

Und näher, immer näher
Sich eilen sie zum Ziel,
Zum Land der Pyramiden,
Dem friedlichen Agypt.

Aegyptens Berge grüßen
Sie schon beim Morgenroth —
Und Stern und Rose lästern
Sich satt bis in den Tod.

Wer dürfte den Liebenden ihr Glück freitig machen! Und wer dem Dichter die Bäume der Poesie! Hat er auch oft in wohlfeilen Versen erzählt, so zieht doch die Erzählung schnell an uns vorüber. Ehe wir's denken, sind wir mit dem Bächlein zu Ende; nun, und wir sind es mit der Kritik auch.

25. König Kal und sein Weib. Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von Adm und Lobedanz. Leipzig, Brodhauß. 1863. 16. 24 Mgr.

Das Gedicht ist von dem als Uebersetzer indischer, englischer, griechischer Meisterwerke glänzend bekannten Lobedanz der Prinzessin Alexandra von Wales mit deren Genehmigung als poetische Hochzeitsgabe überreicht. Ein sehr werthvolles Hochzeitgeschenk, werth allen Bräuten überreicht zu werden.

„Die Sage vom König Kal und seiner Gattin Damajanti“, bemerkt Lobedanz, „ist bekanntlich zu uns als eine Episode des großen indischen Nationalepos „Mahabharata“ gekommen. Sie findet sich bereits in poetischer Bearbeitung in der sogenannten Walhabtheilung (Vanaparva), woselbst Ulysioden von poetischem Werth und Inhalt am zahlreichsten vorkommen.“ Schon Schlegel sagt über dies Gedicht: „Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Höhe und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung, vornehm und gering, die Kenner der Kunst und die, welche sich blos ihrem natürlichen Sinne überlassen, anzusprechen. Auch ist die Sage in Indien unendlich vollkommener und verschiedenlicher in neuern Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige Treue und Ergebenheit der Damajanti ebenso berühmt als die der Penelope unter uns, und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie

es ebenfalls zu werden.“ So Schlegel, und wir können uns einer weitem Anpreisung enthalten, da in Schlegel's Urtheil das Pöhl schon vollumfänglich eingeschlossen ist. Ebenso enthalten wir uns einer Analyse des Gedichts, die den Stoff doch nur dürftig andeutet und keinen vollen Begriff von der Gattungsart des Dichters würde, wie sie in demselben verherrlicht wird. Als Probe wählen wir aus der Dichtungsscene um Damajanti folgende Strophen:

Als nun ein Tag mit günst'gen Zeichen
Dem König Shimsa schlen genah,
Da trat er vor die Thür von reichen
Erlauchten Freiern: „Auf zur That!“
Da brach man aus in Freudenrufen,
Denn allen blüht's im Herzen heiß,
Die Thür umfließt des Thrones Stufen
Wie Ischandra (der Mond) rings der Sterne Kreis.

Dann schritten sie zur goldenen Kanga (Erkmal)
Durchs Ehrenthor im würd'gen Schritt,
Dem Tiger gleich im Land der Ganga (Ganges),
Der erst in seine Höhle tritt.
Sie nahmen Platz auf Golddivanen,
Wie Blumen bunt im duft'gen Kranz.
Im Himmel streun sich ihre Ahnen
Ob ihrer Gabel Kraft und Glanz.

Da sah man Männer wie von Erze
Mit dunkeln wöligen Augenbraun,
Boll Spannkraft, schlant wie eine Kette,
Doch biegsam wie die Schlangen schau.
Die Leiber ruhten wie auf Säulen,
Das Haupt umflossen locken schön,
Die Arme glücken mächt'gen Keulen,
Doch wohlgeformt und leicht zu sehn:

In die Versammlung, hehr und heilig
Wol wie die Stadt Bogawati (Hauptstadt der heiligen Schlangen),
Leat Damajanti; still warb's eilig,
Wer immer da erblickte sie.
Es war wie eine Thür von Tigern
Von ihrem Anblick rings gebannt,
Man hält' in dieser Thür von Elzern
Demüth'ge Diener nur erkannt.

Wir glauben, Eobedanz' Uebersetzung lobt sich selbst und wird, wie seine Uebersetzungen der „Satanstala“ und „Urwass“, den allgemeinsten Beifall finden. Sie verdient es sicher, da die Rückert'sche Bearbeitung des „Rai“ doch wol nicht ganz populär geworden ist.

Noch ein episches Gedicht mit orientalischem Hintergrund. Aber der Stoff ist nicht sagenhaft, er gehört der Geschichte an, er ruht mehr oder weniger auf biblischen Grundten.

26. Judith. Von Rudolf Kulemann. Dresden, Buchsch.
1868. 16. 16 Rgr.

In fünffäßigen, nicht zwanglos gereimten Versen geschrieben; schildert das Gedicht die Heldenthat der Judith mit prunklosen, schlichten Worten. Mit einer gewissen dramatischen Spannung ausgestattet, die übrigens schon im Stoffe selbst liegt, fesselt es von Anfang bis zum Schlusse.

Gleichwie ein Rarr gewordener Orkan
Zu Babylon auf goldenem Stuhle sitzt
Rebulabnegar. Um ihn stumm wie Tod
Die Fürsten. Seine Braut zuckt — es blüht!
Wen traf der Schlag? leis fühlt sich jeder an.
Er spricht — es stürmt! Er blüht — und jäh aufsteht
Zu Flammen blüherroth

Der Dient! O Stadel, du Gelm
Willst du dich stumm gegen diesen Jern.
Der vor sich her wie Orkan die Wölle treibt?
Wie ein Geprall ob Keimern folgt der Danten,
Bethulia, es räumt ein Gotteshort.
In die, weh! wenn ihr dieser Stumm verfinke,
Wie war ein heilig, gottessüßig Weib:
Die Gottesquelle zu Bethulia!
Auf deren Grund, von heißen Sinn umhegt,
Man höfste Stumm klar sich spiegelnd sah!
O reiner Sinn im Strahlend schönen Laß!
O gültner Schrein, darin Gott ein Kleinod legt!

Dieser Anfang wird gerühmt, er läßt die Dichtungswiese Kulemann's vollkommen erkennen, auch seine Art, die Reime zu verschlingen, sodaß man stets 13 Verse zusammenfassen muß, um das System herauszufinden. Der sechste Vers auf jeder Seite ist nur ein dreifäßig iambischer. Ganz gedimmten Gemüthern möge das Werken empfohlen sein.

Bis auf drei Bücher hätten wir aufgeräumt. In diesen dreien sind drei verschiedene epische oder episch-epische Dichtungen vertreten. Einmal haben wir da ein Epos, das auf historischer Basis; die eigenen Thaten des Dichters bilden oder sollen wenigstens das Nebenstück bilden, das Hauptstück liegt in der treuen Festhaltung des historisch Thatens. Dann treffen wir auf ein Epos, das sich an die Sage anlehnt. Der eigentliche Charakter, oder sagen wir der Ton des Gedichts wird durch das Sagenhafte bedingt. Dies Sagenhafte hält sich entweder ganz an die volkstümliche Uebersetzung, oder ist, was auch sehr gut sein kann, obgleich mehr oder weniger eigene Erfindung des Dichters, doch als solches hingestellt. Sowol der freien Erfindung in der Aufschmückung und Verbindung der einzelnen Thaten als auch der Heranziehung historischer Facta seitens des Dichters ist dabei ein weites Feld gesetzt. Drittens, wenn wir haben wir ein Epos, ganz der Phantasie des Dichters angehörend. Der Stoff des letztern wird stets der Gegenwart mehr oder weniger entlehnt sein, die eigene Erfindung des Dichters bildet durchaus die Hauptsache, doch liegt es gewöhnlich im eigenen Interesse des Dichters, locale und historische Bezüge soviel als thunlich hineinzuwickeln.

Fragen wir, welches von den dreien sich dem Begriffe des wahren Epos am besten füge? Die Antwort wird leicht, wenn wir einen Blick auf die klassischen Epen Homer's oder auf die Nibelungen werfen. So unendlich bedeutend sind diese Epen durch die Betonung des realen menschlichen, sie konnten nur aus einer engen Veranschaulichung der Sage mit der Historie hervorgehen. Das eigentlich historische Epos dagegen, wie wir es oben andeuteten, macht aus der Historie ein Herrbild, wenn es das menschlich Außergewöhnliche (das Realenthum) vorzugsweise betont, oder sinkt bei einer treuen, ängstlichen Aufzählung aller Thaten zu leicht zu einer bloßen Reimchronik hinab. In unserm praktischen Jahrhundert hätte nun freilich eine Reimchronik auch ihren Werth. Wenn die lateinischen und griechischen grammatischen Regeln im Verse vom Schüler leichter denn in der Prosa gelernt, warum sollte man zur bessern Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse nicht auch die Reimchroniken nützlich

ommen heißen. Allein die Reimchroniken machen zu-
nächst Ansprüche an die Poesie, nun um dieser genü-
gen sie durchgehends sehr wenig. Außerdem treten sie
insichtlich der Wissenschaftlichkeit mit den wissenschaftlichen
Geschichtswerken in Konkurrenz, und bei dieser verlieren sie
es leicht. Unseres Bedünkens besitzt ein historisches Epos
nur dann Berechtigung, wenn es erstens äußerlich ein ge-
wisses mittleres Maß der Ausdehnung, etwa die Stärke
ines den Abend füllenden Dramas, einhält, und dann,
wenn es einen leichten, volkstümlichen, vielleicht auch
romantischen Ton anschlägt. Ein solcher Ton eignet sich
nun aber nur für die wenigsten historischen Stoffe. Die
Freiheitskriege z. B. oder Gustav Adolfs Thaten in
Deutschland werden bei ihrem Ursprünge im historisch-epischen
Gewande stets schwerfällig einhergehen. Nicht den Dich-
tern allein fällt dabei die Schwerfälligkeit ihrer Werke
ur Last; die Schwerfälligkeit und Eindringlichkeit verschul-
det zumeist das ganze historische Eposgenre. Diese letz-
tere Wahrnehmung möchten wir zur Entschuldigung des
olgenden Epos geltend machen:

17. Gustav Adolfs letzter Beerdigung in sechzehn Gesängen.
Von Ewald Heyer. Plauen, Neupert. 1863. Gr. 16.
1 Thlr. 10 Agr.

Ein Band von 488 Seiten! Wer dabei nicht ermüden sollte!
Wir haben den Dichter beinahe bewundert, daß er bei dem
Werke ausgehalten. Wer weiß aber, wie oft er es mühsam zur
Reihe geworfen, ehe er es vollendete, wer weiß, wie viele Stun-
den heissigsten Fleißes darauf verwandt sind! Und all' die
Mühe nur, damit der Dichter den Lobpreis der Welt ernte!
Leider vermögen wir ihm wenig Tröstliches auf die herben An-
heile zu sagen, die sein Werk als eine bloße Reimchronik ver-
weifen, wol gar mit Spott bewerfen. Wir thun im eigenen
Interesse des Dichters noch besser, auf eine eingehende Kritik sei-
nes Epos zu verzichten und uns auf eine Andeutung dessen,
was er auf den 488 Seiten geboten, zu beschränken. Im gan-
zen fordert er unsere Kritik seiner Unparteilichkeit wegen nicht
zu viel heraus; nun und was die ermüdende Monotonie betrifft,
wollen wir nur bemerken, daß sie auf 488 Seiten wahrscheinlich
nicht von einem Dichter ersten Ranges nicht vermieden werden
bante. Das heißt, doch mal in etwas vermieden werden, denn
in Dichtern ersten Ranges würde sich schwerlich zur Dichtung
ines solchen Werkes verstehen. Die sich dazu verstehen, sind zu-
nächst mit bestem Willen ausgerüstete, aber im wirklich poetischen
Blicke ungebildete Etwas, die sich den Stoff über den Kopf
hastig lassen. Oft hängt aber gerade an dem gelungensten
Werke eines solchen Dichters ein ganzes Leben, und ein zu har-
tes Urtheil kann auf ihn für immer wahrhaft vernichtend wir-
ren. Wir wollen deshalb unsere Kritik schließlich in den Wunsch
leiden, der Dichter möge, wenn er wiederkommen sollte, nicht
mehr seine Kraft an einem unfruchtbaren Stoff gekostet haben
und sich diesen geringeren Erfolg mit „Gustav Adolfs letztem
Beerdigung“ nicht zu sehr zu Herzen nehmen.

Der Stoff ist in die sechzehn Gesänge folgendermaßen ver-
theilt. Wir halten uns an die Ueberschriften: „Die Entschei-
dung“ (zum Aufbruch nach Deutschland), „Der Abschied“,
„Raub“, „Befreiung“, „Winterabend“, „Draufschlag“, „Rath-
geber“, „Hochzeit“, „Der Werben“, „Schlacht bei Weidenfeld“,
„Nach dem Rhein“, „Winterruhe“, „Uebergang über den Lech“,
„Im Süden“, „Vor Nürnberg“, „Durch Thüringen“, „Der
letzte November“. Geschrieben ist das Werk durchgehends in
Stangen, die hier und da eingeschobenen Strophen abgerechnet.
Den Schluß des zwölften Gesangs: „Tilly's Tod“, heben wir
heraus:

„Und zweien lange, schwere Winterwochen
erschöpfen den, der Krieg den Stürmen bot,
Schon hört man dumpfen Guss aus Noth pochen;
Hier bringt die Kirche das gewählte Wort,
Der Bischof füllt des Sargens Hulse kochen;
Kein heil'g' Del hilft für die letzte Noth.
Schon leckt der Brand an die gesunden Glieder,
Da kehrt der Geist noch einmal wachsam wieder.

„Ich sterbe arm“, spricht er, „trah' mancher Siege.
Ihr Seigen hört es: mein gar spärlich Gut,
Es kommt dem Reich nicht bei so großem Kriege;
Doch die, auf deren Höhen ich geruht
Und deren Banner — wieder: kühnlich Siege,
Sie lassen für mich — ihr Wallenstein!
Dram seien diese — wenn ich nun — versterbe,
Des alten Feldherrn — Tilly's einz'ger — Erbe!“

Und tiefer röchelt's aus dem starren Munde;
Der Arzt spricht: „Pacies hippocratica!“
Der Kurfürst fragt und hört's: die letzte Stunde
Des treuen seiner Diener sei schon nah!
Da ruft er rasch: „Schneid'ung — ha — die Wunde!“
Des großen Feldherrn letzter Hauch ist da.
Jetzt rückt's ihn, daß die alten Sehn'er strahlen;
Das Kriegsvolk heult, die dämpfen Trommeln raffen.

28. Sonderich und Alise. Episches Gedicht von Joseph
Reinholden. Bonn, Henry. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

„Sonderich und Alise“, wer zweifelt dem Titel nach, daß
es sich um eine Liebesgeschichte handelt! Sonderich, der reden-
hafte Held, und Alise, die münzliche Maid! Verstanden hat's
der Dichter, für die beiden Interesse einzufügen. Der alter-
thümliche Ton mit der Nibelungenstrophe steht dem Gedicht sehr
gut. Doch ob der Verfasser nicht zu weit gegangen, als er un-
ter die neuern Sprachformen massenweise die alterthümlichen
mischte? Wenigstens ward dadurch das Reimen und Dichten sehr
erleichtert. Doch er erreichte seinen Zweck: dem Ganzen ein
alterthümliches Colorit aufzudrücken. Auch mit der Behandlung
der Nibelungenstrophe sind wir nicht ganz einverstanden. Wer
sie gegenwärtig gebrauchen will, muß nach unserm Geschmack
das zu Grunde liegende iambische Versmaß streng einhalten und
nicht halb Daktylen, halb Anapäste einmischen. Doch der Ge-
schmack ist verschieden, andere denken darüber vielleicht anders.
Die Handlung fällt in die Zeit Kaiser Heinrich's IV. und des ersten
Kreuzzugs. Auch dies Gedicht hat eine bedeutende Länge; es
nimmt eingebrannt 200 Seiten ein. Möge der Dichter seinem
Talent Dank abstatte, daß er dabei den Leser nicht ermüdete.
Wie er im Vorwort kündigt, so könnte man ihn tadeln, daß
er „nur an der Märe Kränze gehe“. Wir tadeln ihn deshalb
nicht, haben wir doch oben schon angedeutet, daß wir aus halb
Eagendhafte, halb-Geschichtliche für die beste Vermählung halten.
Was sich vielleicht anmaßen ließe, wäre eben das etwas zu
stark alterthümliche Colorit, denn das zu häufige Anwenden
von Blech und Eisen beim Reden und Welterhören, was stete
Loschlagen auf Rüstungen und Helme, überhaupt der zu mas-
sige Verbrauch von äußerer Kraft, endlich die Bedeutungslosig-
keit des Helms für die historische Zeit. Zwar der Held thut
anendlich viel und Großes, allein es ist fast alles zu persönlich,
als daß wir es nicht nur für einen dem historischen Gewande
aufgehängten Helden ansehen sollten. Nicht in der Vertiefung
der Fäden, noch in der psychologischen Entwicklung, sondern in
den Schilderungen und in dem ganzen naiven Ton der Darstellung
liegt der Reiz des Gedichts. Auch ist es ein Vorzug, daß uns
das Gedicht dem Ende zu bedeutender als im Anfange erscheint.
Der Held durch Verrath in die Gefangenschaft der Ruffelma-
non gerathen, wird durch einen persönlichen Feind seiner Be-
fängnisse befreit. Sein Werk Alise rettet sich nur, indem
sie in den Ratten einer zerstörten Burg als weiße Frau lebt.

Alle Welt hält Alisen für gestorben und ihre Erscheinung in nächtlicher Stunde für geisterhaft. Nach der endlich aus der Gefangenschaft befreite Wunderich muß die weiße Frau anfänglich für ein Gespenst halten, bis zuletzt die Wahrheit sich wieder ans Licht der Sonnen wagen darf. Alise selbst erzählt dies schließlic:

So hielt ich mich verborgen
Im öden Felsengemache und pfleg still meiner Sorgen,
Wie lange, lange Monde, dich weinend jeden Tag!
Dann aber nur verließ ich's, wenn Nacht auf Weißbergs Schutte lag.
Die hatt' ich auch zur Sonne mich je herangekramt,
Wo die Versemte jeder mit Feindesbliden schaut?
Denn wol versprach sich mancher ein gutes Votenbrot,
Wenn er vor Thiebalts (den Feind) ginge und sprach: „Die Frau ist
noch nicht todt.“

Ich aber dachte: lehret noch einmal Wunderich dir,
Dann mag der Held wol forschen in diesen Trümmern hier,
Ob er ein lieb Gedanten noch etwa von dir hab't,
Und in die Keller steigen, die ihrem Herren kundig sind.

Doch legte ihren Mantel die Mutter Nacht sich an,
Glaub' ich mich auch verhüllet und krieg den Schutt hinan.
Dann streckte ich zum Himmel die Hände naß von Zähren,
Er möge hier noch einmal mir meine Sonne zu schauen gewähren.

Nun hat mein Flehn erhört der Himmelstaiser mild
Und (ewig Dank dem Guten!) mein Sehnen all erfüllt:
Des Jammers Nacht verscheuchet mit meiner Lebenssonne!
Nun halt' ich und laß' dich nimmer, meine süße Herzenswonne.

29. Die Kimmung. Gedicht in neun Gefängen von Karl Lüdcke. Leipzig, Ruppel. 1863. 8. 15 Ngr.

Ob nicht der größte Theil der Leser verwundert nach der Bedeutung der „Kimmung“ fragt? Ob er sogleich weiß, daß Kimmung soviel als Lustspiegelung, als Kata-Morgana bedeutet! In welcher Beziehung steht nun der Titel zum Buche selbst? Und ist es nicht recht klar geworden. Könnte doch so wie dieses Gedicht am Ende jedes andere Gedicht, in dem von den Täuschungen des Lebens erzählt wird, „Kimmung“ betitelt werden.

Wenn ich der fernern Wüste heil'ge Pracht,
Dem Eingeweihten kenntlich nur, begrüßte
Durch meine Verse, hab' ich oft gedacht
An eine andre, noch viel größere Wüste.
Auch da viel Strecken dürrer, öden Sandes,
Die Sonne senkt den Scheitel und vergebens
Sucht Schatten er zur Kühlung ihres Brandes.
Kennt ihr sie nicht? Die Wüste dieses Lebens!

Auch da Lustspiegelnde Gebilde — naht
Euch nicht, sie schwinden wie des Rauches Phasen —,
Auch da so manche grüneude Oasen,
Wo Blumen schreien um des Algerts Pfad,
Und wie den Blüten rings der Wüste Fels
Jerschütterte Städte Marmorleichen bent,
So ist die Lebenswüste reich besäet
Mit unsrer Träume Leichen, längst zerföhelt.

Ob in den Staub ein'höhrer Will' euch warf,
Ihr schönen Jugendträume — selbst als Trummer
Erglänt ihr mir mit ungetrübtem Schimmer.
Wenn ich auch nicht euch wieder bauen darf,
Das ernste Leben hat es mir verboten,
Das früh mich naht ließ seinen dunklen Schatten,
So darf ich euch doch allezeit betrachten
In Schmerz und Lust wie Silber Ueber Todten.

So die Lebensauffassung des Dichters. Sie ist eine ernste, eine in trüben Erfahrungen gerettete; sie betont mehr die Täuschung, verfluchtes Hoffen, fruchtloses Arbeiten als den glücklichen Erfolg, die Leichtlebigkeit und Leichtblütigkeit. Vielleicht

die Besorgniß, es möchte kein vorliegendes Gedicht, absehn es aus ganzer Seele geschrieben, doch nur für ihn der Längstange viele bringen, hat ihn bestimmt, das Gedicht „Kimmung“ zu betiteln. Wir möchten den Muth des Dichters erkennen, wir möchten ihn aufrichten. Sein Gedicht ist weither Verbreitung werth. Ob die Geschichte, welche er uns erzählt, und die näher zu besprechen uns zu weit führen würde, von einigen Richtern nicht vielleicht für etwas zu weislich gehalten werden könnte, wir lassen es dahingestellt. Wir selbst für uns lassen sie gelten. Die Hauptbedeutung liegt aber in der Art, wie die Geschichte erzählt ist. Vortreflich, schwungvoll! Boll hat der Dichter darin sein Talent bewährt, das namentlich für die Situationschilderung außerordentlich reich ausgestattet erscheint. Möge ihn denn auch sein eigen Wort, das er schließlich über seine Jugendträume ausspricht, erheben und bei jeder „Kimmung“ obenauf erhalten.

Und nicht für immer seid ihr mir zertrümmert,
Glaß werdet ihr mir herrlicher erheben,
Ob hier, ob dort, wo und die Wahrheit schimmert,
Wo es auch sei — ich werd' euch wiedersehen.
Was hier zerstreut, verloren irrte, sammelt
Sich einst am rechten Ziel im ew'gen Licht,
Was hier verworren nur die Lippe krammet,
Dort oben wird's zum ewigen Gedicht.

Wie bei jedem größern, viele Werke zusammenfassenden Artikel, so kommt uns auch am Schluß dieses ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit, Unzufriedenheit mit uns selbst, weil so manches hingeworfene Urtheil vielleicht noch präciser, noch einfacher gefaßt werden könnte. Es ist, daß sich doch während der Lectüre einerseits eine leise Sympathie, andererseits eine Antipathie für und gegen dies oder jenes Werk herausstellt, wie sehr man auch der Masse gegenüber das Herz gegen Parteilichkeit wappnen möchte. Bei einem solchen Artikel obenein auf irgendwelchen Dank zu rechnen, das fällt uns natürlich nicht ein. Wir machen uns sogar gefaßt, von einem großen Theile der Dichterjünglinge über die Äpfel angesehen zu werden. „Du kritisiest immer, nun mach' doch selbst etwas.“ Diesen gegenüber haben wir nur zu wiederholen, daß es unter Umständen das Billigste von der Welt ist, sich mit einem Bande Gedichte den Dichtertitel zu erwerben. Es gehört oft größere Entsagung und Selbstbeschränkung dazu, diesem billigen Ruhme zu entsagen, als Talent sich hinzusetzen und nach so und so viel Zeit mit einem Bande Gedichte auf den Markt zu stürzen. Unser Rastlos, den wir an jeden sich der Literatur Widmenden legen, ist ein für allemal der, ob wir's mit jemand zu thun haben, der nur mit der krankhaften Eitelkeit sich vor andern hervorzuthun kommt, oder ob mit jemand, der einmal in den Dienst der Literatur eingetreten nun auch diesen Dienst als einen ernsten Lebensberuf nach seinem besten Wissen und Können betreibt, selbst wo ihm der Erfolg nur mäßige Früchte bringt. Den letztern werden wir gern milder beurtheilen, dem erstern werden wir leicht schärfer zu Leibe gehen. Und uns ist's ganz recht, wenn man uns nach dieser Seite hin absichtlicher Antipathien beschuldigen sollte.

Emil Müller-Samowrogen.

Deutsche und rätische Männer.

Aus einer Reihe von biographischen Schriften haben wir hier zunächst folgende hervor:

1. Karl von Wulffen. Ein Cultur- und Charakterbild. Von R. Stadelmann. Berlin, G. Reimer. 1863. 8. 6 Mgr.

Diese aus dem ersten Bande der „Preussischen Jahrbücher“ besonders abgedruckte, von dem königl. preussischen Oekonomierathe R. Stadelmann geschickt verfasste Schrift schildert das Leben und Wirken eines Mannes und Patrioten, der sich um die Landwirtschaft im allgemeinen und um die Cultur des Sandbodens im besondern die größten Verdienste erworben hat. Karl von Wulffen, geboren den 1. December 1785 zu Butide bei Kyritz in der Prieignitz, war ein Sögling Albrecht Thaer's und machte im Jahre 1810 vornehmlich zu landwirthschaftlichen Zwecken eine Reise zu Fuß nach dem südlichen Deutschland, nach der Schweiz, wo er namentlich zu Hofwyl verweilte, um die damals aufstehenden landwirthschaftlichen Unternehmungen Fellenberg's kennen zu lernen, nach Frankreich und den Niederlanden. Diese Fußwanderung führte ihn längs der Isère auch nach den herrlichen Höhen von Marcellin, und er erkannte, als er auf diesem an sich unfruchtbaren Boden den üppigen Bestand einer Pflanze erblickte, die sich bei näherer Untersuchung als die weiße Lupine erwies. Ueberall bis nach Grest und Montlimart sah der Reisende, daß, „wo der Boden zu arm ist, um Futterfräuter zu ernähren, die Lupine die letzte Zuflucht des Landmanns ist“; man baut sie als Vorfrucht von Roggen und zur Bereicherung des Bodens und unterpflügt sie für diesen Zweck zur Gründüngung. Mit dieser Entdeckung hatte Wulffen das Mittel gefunden, den mährischen Sandboden in grüne blühende Flächen zu verwandeln und fruchtbar und ertragreich zu machen. Die Lupine wurde durch ihn in der Mark und andern sandigen Landstrichen Deutschlands eingeführt, und von hier erst gelangte sie auch nach England. Eine Quantität Samenförner der Lupine brachte er nach Deutschland mit, „eine kleine unscheinbare Ackerer, doch bestimmt, weite Flächen des vaterländischen Bodens segensreich zu erobern“. In dieser Gegend Frankreichs, dessen agriculturistische Zustände er sonst nicht besonders zu rühmen Ursache hat, erkannte er auch die Bedeutung, welche eine ausgebreitete Cultur des Helianthus tuberosus für den verwandten Boden der Heimat haben werde.

Im Jahre 1813 trat Wulffen sofort als Hauptmann in die Landwehr und organisirte die Landwehrcompagnie des kaiserlichen Kreises im fünften kurmärkischen Landwehrregiment. Der Verfasser erzählt: „Wulffen's Compagnie schlug die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz mit. Er selbst wurde am Tage der Schlacht bei Dennewitz, am 5. September, bei dem waghalsigen Angriff Laucien's auf die fast zehnfach überlegene Colonne des Marschalls Ney, eben als er an der Stelle des gefallenen Bataillonscommandeurs dessen Commando übernommen hatte, auf mehrere Tage dienstunfähig durch eine feindliche Kugel, die, auf die Brust eindringend, durch eine mit Papier gefüllte Brieftasche in ihrer vollen Wirkung abgeschwächt wurde, doch aber so viel Unheil anrichtete, daß Wulffen Brustbeschwerden als lebenslängliche Folge zu tragen hatte.“

Dann wohnte er der Belagerung von Wittenberg bei, während deren langer Dauer es vor allem die Nacht um Nacht eintretenden Wachen waren, „in denen sich Wulffen gegen einen der ihm widerwärtigsten Feinde, das Gefühl der Frischtyphon, dadurch zu sichern wußte, daß er die Ideen zu seinem ersten größten schriftstellerischen Werke, dem „Versuch einer Theorie über das Verhältniß der Ernten zu dem Vermögen und der Kraft des Bodens“ ordnete, ja das Werk selbst begann“.

Kaum hatte er nach beendigten Kriege, der ihn auch nach Frankreich führte, sich der Ausführung seiner Culturpläne zu widmen angefangen, als abermals der Ruf zu den Waffen erscholl, dem ohne Bedenken auch Wulffen Folge leistete. Er schrieb damals an einen Freund: „Wundern wollen wir uns über nichts mehr; das Außerordentliche wird jetzt eine zu häufige Erscheinung. Wir lernen am Ende dadurch die Lebensrechnung gleichsam algebräisch fortzusetzen und mit den unbekannten Größen wie mit den bekannten umzugehen. Ich habe denn wieder alles verlassen, was mir werth und das Ziel meines eifrigsten Strebens war. Mitten in das Geräusch der Waffen stellt mich wieder aus des Landlebens stiller und zweckmäßiger Thätigkeit versetzt. Die angefangenen Arbeiten liegen unvollendet; unsere Güter sind wieder ohne Aufsicht; ich habe den Bitten meiner Familie nicht nachgegeben, da es darauf ankam, von dem Vaterlande eine neue Gefahr abzuwenden. Welches Opfer auch zu bringen sein mag, es kommt nicht in Betracht gegen den Vorwurf einer versäumten Pflicht gegen das Vaterland, den ich nicht ertragen könnte. Erst wenn die von Elba wieder zurückgekehrte Syder ihren letzten Kopf verloren hat, werde ich zurückkehren.“

In dem kurzen Kriege von 1815 hatte er mehrmals Gelegenheit, seine Entschlossenheit, seinen Muth und seine militärische Einsicht zu zeigen, und bei der Vertheidigung der Dyle gegen die Franzosen unter Grouchy wirkte er an einem entscheidenden Punkte so energisch und umsichtig mit, daß ein Berichtserkatter über das Gefecht schreibt: „Kein Mensch in unserm Regiment zweifelte, daß das Beste, was wir gethan hatten, durch Wulffen gethan war.“ Der damalige General-Stabs-offizier der Brigade, der nachherige General von Gerlach, äußerte, als er an der hauptsächlich durch Wulffen's Einsicht behaupteten Stelle vorbeiritt: „Hier hat die Landwehr gezeigt, daß sie hinter der Linie nicht zurücksteht, wenn sie nur tüchtige Führer hat.“ Ein solcher tüchtiger Führer war auch Wulffen, der für seine an der Dyle bewiesene Umsicht und Entschlossenheit kurz darauf das eiserne Kreuz erhielt. Ueberhaupt sollte man, wenn man immer nur von dem durch die „Junfer“ veranlaßten Unglück von 1806 spricht, um damit Haß auf den gesammten Adel zu werfen, nicht vergessen, daß der preussische Adel in den Jahren 1813–15 diese Scharte vollkommen ausgewetzt und an Tapferkeit und Hingebung mit Bürger und Landmann gewetteifert hat. Dies anzuerkennen fordert die Gerechtigkeit und nichts als die Gerechtigkeit.

Einige charakteristische Stellen aus Wulffen's aus Frankreich nach der Heimat geschriebenen Briefen können wir uns nicht enthalten hier mitzutheilen. Er bemerkt in einem aus Paris datirten Briefe an einen Freund: „Auffallen genug war es, daß bei unserm Einrücken in Paris noch auf den meisten Thürmen die Tricolore wehte, und alle Hüte der Pariser die damit correspondirende Cocarde trugen. Erst als wir in die Gegend des Palais législatif kamen, wurde auf demselben die weiße Fahne aufgezogen, die denn bald darauf auch von allen andern Thürmen wehte. Jetzt wurde diese sichtbar auch unter den zahlreichen Zuschauern, bis sie denn schließlich vorherrschte. Ebenso bald folgte dem leisen Rufe das laute: „Vive le Roi!“ bis es endlich zum allgemeinen Geschrei wurde. . . . Verachten wollen wir Deutsche dieses treulose Volk und den Herrscher besklagen, der es regieren soll! Wo kein Auser mehr einen stillosen Grund findet, treibt die Regierung auf unketen Wogen; und bebient sie sich nicht des Schwertes der brutalen Gewalt, so wird sie untergehen. . . . Kann man wol ernstlich glauben, daß dieser franke Zweig der Bourbonen Wurzel fassen wird? . . . Die Pariser schienen übrigens verwundert zu sein, daß wir so still dahinschritten und so wenig Antheil an ihrem Jubel nahmen. Aber wir wußten ganz gut, daß uns der Ernst am besten kleidete. Die Bemerkung „Ils ne disent pas un mot“ habe ich mehr als hundertmal gehört, aber einem Franzosen, der gern die Ursache wissen wollte, gab ich zur Antwort: „Wir begingen mit dem Einzuge in Paris die Todtenfeier unserer gefallenen Brüder.“

Wenn Wulffen in diesem Briefe die Frage aufwirft, ob man wol ernstlich glauben könne, daß dieser „franke Zweig der Bourbonen in Frankreich Wurzel fassen werde“, so wurde die Wahrnehmung, aus der diese Frage hervorging, durch spätere Eindrücke nur bestätigt. Er bemerkt in einem auf dem Rückmarsche den

Wenn Wulffen in diesem Briefe die Frage aufwirft, ob man wol ernstlich glauben könne, daß dieser „franke Zweig der Bourbonen in Frankreich Wurzel fassen werde“, so wurde die Wahrnehmung, aus der diese Frage hervorging, durch spätere Eindrücke nur bestätigt. Er bemerkt in einem auf dem Rückmarsche den

15. August von Boisé le Des aus geschriebenen Briefe: „Nicht bloß die Art seiner (Ludwig's XVIII.) Einsetzung erbittert sie, sondern hauptsächlich die Unmöglichkeit, unter diesem Scepter das zu erreichen, worin sie eigentlich ihr bürgerliches Glück sehen, politisches Uebergewicht. Den möchten sie zum Herrscher haben, der ihnen das verlorene Palladium, wie sie es seit Ludwig XIV. untreulich besaßen, wieder einlöst, und um ihn würden sich wieder alle Parteien vereinigen. . . . Die Sprache dieser Nation ist abgeschlossen; die Blüte ihrer Literatur hat ihnen keine wohlthätigen Folgen getragen; Kunst und Wissenschaft sind ihnen nur noch Mittel des Erwerbes. Ihre engen Begriffe steigen sich nie zum Bewußtsein eines Daseins der Menschheit auf der Stufenleiter zu endlicher Vollendung. Ackerbau und Handel — jener unter dem Drucke ungünstiger Geseze, ohne rationellen Betrieb, dieser durch fremde Kräfte beschränkt im Gebiete einer verzagten Herrschaft — gewähren ihrem unruhigen Geiste kaum Nahrung, um so weniger Befriedigung. Also bleibt politisches Uebergewicht und Eroberung das vorherrschende Ziel ihrer Wünsche und Speculationen. „So lange französisches Blut in unsern Adern fließt“, sagte mir kürzlich ein französischer Pfarrer, dessen einquartierter Gast ich war, „werden wir nicht vergessen, daß der Rhein unsere natürliche Grenze bildet.“ Wir werden euch — habe ich erwidert — fürs erste die Pulsader diesmal so richtig treffen, daß ihr kaum so viel Blut behaltet, als zum häuslichen Sitzen noth ist. In der Folge aber, wenn wir zum eigenen Herd zurückkehren, werden wir das Schwert wie eure Nachbarn, die Spanier, neben den Pflug stellen, nicht um wie sie es zu tragen, wenn ein Reisender vorübergeht, sondern immer bereit zu sein, euch die Fucht und Ordnung im Verhalten zu uns, zu der wir euch jetzt zurückgebracht haben, wieder zu lehren, sobald ihr sie im Uebermuth erneuerter Kraft vergeßt. Ihr habt uns, als ihr auf dem deutschen Boden hanket, oft genug gesagt, daß uns nichts bleiben solle, als die Augen, um unser Schicksal zu beweinen. Aber das Wissen habt ihr vergessen uns zu nehmen, womit wir euch den Weg über eure sogenannte natürliche Grenze gezeigt haben.“

Wir kommen nun zu einer friedlichen segensreichen Thätigkeit Wulffen's. Als ihm im Jahre 1818 bei einer Auseinandersetzung mit seiner Familie die Wahl entgegentrat, entweder das fruchtbare Grabow, oder Pieppuhl mit seinem armen Sandboden zu übernehmen, wählte er letzteres, weil ihm sein eigener Beruf, für die Cultur des Sandbodens neue Wege zu bahnen, inzwischen immer mehr zum Bewußtsein gekommen war. Was er aus Pieppuhls dürrum Boden, auf dem gerade deshalb zu Friedrich's des Großen Zeit große Massenreuen stattanden, gemacht, wie er durch die Bewirthschaftung des Guts Muster für die mährischen Landwirthe geworden ist, was er als Schriftsteller, sowol als Mitarbeiter der Möglin'schen „Annalen“ u. s. w., wie als Verfasser selbständiger Schriften, die von den unterrichteten Fachmännern als Meisterwerke nicht allein des Scharfsinns und der Fachkenntnis, sondern auch der Sprache und Darstellung hochgeschätzt werden, in dieser Richtung gewirkt hat, das alles möge man in der Schrift selbst nachlesen. Aber er sorgte nicht nur für größere Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern auch für Verschönerung. Der Verfasser sagt: „Es entstanden kleine Thäler, Anhöhen, Grotten; geschmackvoll gekrümmte Pfade führten zu den Anhöhen, Wiesenflächen, Farnstüben; an andern Stellen wurden große Granitblöcke (sogenannte Granitfindlinge, skandinavischer Herkunft, wie sie jene Gegend zahlreich bietet) in Felsen gruppiert. Das Wasser einer zweiten später erschlossenen Quelle wurde genöthigt, die Bindungen der Hügel zierlich zu umschreiten, über Felsen herab Wasserfälle zu bilden, um endlich im Verein mit dem Wasser der ersten Quelle umfangreiche Wasserbassins zu bilden. Die Anpflanzungen edler Gehölze begannen, um später in Verbindung mit Weiß- und Rothtanne, Kiefer, Lärche, Esche, Weiß- und Rothbuche, jene schönen Baumgruppen zu bilden, wie sie jetzt das Auge erfreuen. Was aber dem Werke die Krone aufsetzte, war die Vermittlung jeden Scheins des Gemachten; der Be-

sucher glaubt sich in jene Beschaltungen versetzt, wie sie die felschere Gebirgsnatur hervorbringt, er vergißt, daß er sich innerhalb der Region der nothwendigen Sandfläche befindet.“

So wirkte er nicht nur im nützlichen, sondern auch im ästhetischen Sinne, und indem er eine neue Schöpfung gewöhnlichen aus dem Nichts hervorzuheben, vollbrachte er eine That, welche der eines schöpferischen phantasiereichen Dichters fast analog zu nennen ist. Ja, kann man fragen, was gibt es Höheres, als einen so sich fargen, trübsamen, ausgedehnten Boden zu zwingen, nicht bloß Fruchtbarkeit und größere Ertragsfähigkeit, sondern auch Formen der Kunst und Schönheit zu entwickeln?

Wulffen's Charakter war der ehrenhafteste; dem Genuß wohl zu dieben, war sein höchstes Ziel; sein Grundsatz war: man werde immer glücklich und zufrieden sein, wenn man nur im Kreise einer gemeinnützigen Thätigkeit stehe; man könne mit Ehren verarmen, wenn man nur dazu beitrage, den Nationalwohlstand zu heben. Nur dieses Streben leitete sein Leben, nicht Ehrgeiz, nicht Eitelkeit. Vielmehr war ihm ein harter Widerwille gegen jedweden Cultus seiner Person eigen. „Es ging dies so weit“, bemerkt der Verfasser, „daß er nicht einmal zu bewegen war, sein Bild kreiren zu lassen; ein solches konnte erst gewonnen werden, als bereits schwere Krankheit seinen Geist umnachtet hatte. So fanden sich denn auch mehrere ihm gewordene äußere Zeichen der Anerkennung nach seinem Tode noch unberührt in den versegelt gebliebenen Papierschreibern.“

Ueber die Grenze eines zu gemüthlichen billigen Reinertrages hinaus hatte Wulffen, wie der Verfasser hervorhebt, keinen Sinn für „den Betrieb des Gewerbes um der Bereicherung willen; und so auch nicht für jene Zweige der Landwirthschaft, die auf das Gebiet der Industrie, des Handels hinübergriffen. Zumeist aus diesem Grunde gab er die mit der Bewirthschaft von Pieppuhl übernommene Spiritusbrennerei auf, und überhaupt sodann allen Verbindungen, auf dem, durch seine Verschönerung in seinen Mitbesitz gekommenen, in dem besten Zustande der halberhabter Gegend belegenen Gute Mienhagen eine Zuckersfabrik zu errichten.“

Mit einer tiefinnerlichen Frömmigkeit verband sich bei ihm eine sehr lebendige Anschauung von der strengen Gesetzmäßigkeit der Weltordnung und von der Pflicht, dieser Ordnung auf Schritt und Tritt zu dienen. „Das Weltall“, schrieb er einst bei Gelegenheit einer Aeußerung über die Nützlichkeit eines Unternehmens sehr schön, „ist nicht bloß ein Act der göttlichen Gnade, sondern auch eines richtigen Calculs; mit einer einzigen falschen Zahl wäre es sammt aller seiner Herrlichkeit längst zu Grunde gegangen.“ Ein wie großer Gedanke ist hier in den einfachsten Worten ausgedrückt!

Wie es bei Menschen, welche sich viel zumuthen, weil sie viel zu leisten vermögen, so häufig ist, verbanden sich jedoch mit seinen trefflichen Charaktereigenschaften gewisse Härten. „Wulffen war“, bemerkt der Verfasser, „wol etwas geneigt, die Fähigkeit zu jener fast übermenschlichen Herrschaft über sich selbst, wie sie ein Bestandtheil seines Wesens geworden war, auch bei andern vorzusetzen und sodann die eben ihm eigene Art strengsten Dienstes des Rechts und der Pflicht auch von andern zu verlangen und dabei zu übersehen, daß jedes Menschenleben im Kreise schon die Bedingung eigenthümlicher Entwicklung in sich trägt und daß je nach dieser Besonderheit, verschiedene Wege zu demselben Ziele führen. Er selbst mochte es wol mit einem stillen Schmerz fühlen, daß er wesentlich nur geistige Nahrung für die Starren hatte, daß ihm in seinem Wesen etwas fehlte, wodurch er die Schwachen, die er so gern gestärkt hätte, an sein Herz ziehen konnte, wie dies doch der Liebe voll war; einer Liebe, die, wie immer in seinen Handlungen, so in bedeutenden Momenten auch im ergreifenden Wort hervortrat.“

Wulffen verschied nach wiederholten Schlaganfällen am Morgen des 23. April 1853 an einer Gehirnkrankung. „Seine Gestalt“, erzählt der Verfasser, „hat der Bildhauer des schönen Standbildes Albrecht Haer's auf dem Plage vor der Bauakademie in Berlin wiederzugeben versucht, auf jenem Relief,

wirdes Thier inmitten seiner Schüler lebend darstellt. Duffen, als erker derselben, reicht dem Meister eine Lupinenpflanze. Das jugendliche Alter ist in diesem Bilde beibehalten, jedoch zeigt der Kopf schon jene entschieden sokratische Form, die im spätern Alter noch beständiger hervortritt. Seine Gestalt war von ungewöhnlicher Höhe, die Haltung auch noch in den letzten Lebensjahren militärisch gerade."

Es that uns wohl, nachdem wir in letzter Zeit so manche unerquickliche Persönlichkeit in d. Bl. ins Auge zu fassen genöthigt waren, nun auch einmal mit einem Manne zu thun zu haben, der viele der schönsten Geistes- und Charaktereigenschaften in sich vereinigte, welche man namentlich früher den Deutschen nachzählen konnte. Man hat uns wol häufig in Verdrach gehabt, daß wir der Nation, der wir anzugehören die Ehre haben, nicht immer gerecht würden, daß wir ein Vorurtheil gegen sie hätten. Dies ist gänzlich falsch. Wo wir auf eine tüchtige deutsche Leistung treffen, wo wir einer Persönlichkeit von echt deutschem Metallgehalt ohne allen fitterhaften Aufzug, ohne Selbstvergötterung und ohne unfruchtbare Verbissenheit begegnen, da wird man uns stets zur vollen Anerkennung um so bereiter finden, je mehr wir wissen, daß gerade solche im Willen tüchtig und segensreich wirkende Charaktere auf der Bühne des modernen Lebens den zujauchsenden Beifall der Menge nicht zu finden pflegen.

Einer auf ganz andern Gebiet und in anderer Richtung wirkenden Persönlichkeit ist folgende aus der „Evangelischen Kirchenzeitung“ abgedruckte Skizze gewidmet:

2. Karl Friedrich Göschel, Dr. jur. weiland Präsident des Consistoriums der Provinz Sachsen. Von Heinrich Eduard Schmieder. Berlin, Schlauwig. 1863. 8. 15 Mgr.

Göschel ist dem größern gebildeten Publikum vorzüglich dadurch bekannt, daß er auf der einen Seite dem Pietismus anhäng, auf der andern aber den Anschauungen Goethe's und Hegel's huldigte und nun diese disparaten Elemente so gut wie die Theologie mit der Jurisprudenz zu vermitteln suchte. Schon auf dem Gymnasium in Göttinge fühlte er sich mehr von Goethe als von Schiller angezogen, „weil er mehr Einsicht und Naturwahrheit in ihm fand, frei von Rhetorik und Sentimentalität“. Daß selbst ein Pietist mit Goethe sich befreundet und ihn verehren kann, finden wir durchaus nicht unbegründlich; verkehrte Obethe doch selbst mit Jung-Stilling, dem Fräulein von Mettenberg, dem Glaubensphilosophen F. S. Jacobi, dem pietistischen Kreise in Münster und trieb er doch in der Jugend mystische und theosophische Studien, um einen Schlüssel zu finden zu den göttlichen Naturgeheimnissen und jenen Weltträtseln, mit deren Lösung er sich im „Faust“ und auch sonst in seiner Weise bis zu Ende seines Lebens beschäftigte. Ebenso hat er, bei aller Abneigung gegen das bloße Kirchendogma, seine tiefe Verehrung vor den Segnungen des Christenthums, des positiven Glaubens, ja vor den symbolischen Gebräuchen des Katholicismus wiederholt ausgesprochen. Hierdurch waren wol einzelne Anknüpfungspunkte gegeben, die aber doch nicht hinreichten, um Goethe mit Haut und Haar in einen specifisch christlichen Mann zu verwandeln; und demnach war Göschel, wie der Verfasser selbst sagt, genöthigt, in Goethe nicht nur zu lesen, „was dieser sagen wollte, sondern auch, was er gesagt hatte, ohne es zu wollen, und befolgte den vom Dichter empfohlenen Grundsatz: „Im Auslegen seid munter: legt ihr nicht aus, so legt was unter.“ Aber es ist ja gerade dieses Unterlegen, wogegen Goethe sich hier erklärt und worüber er spottet.

Noch mißlicher war der Versuch einer Deutung des Hegelianismus im specifisch christlichen Sinne; Göschel war genöthigt, ihn völlig umzuwenden oder zu einer Schlussfolgerung weiter zu führen, an die Hegel nie gedacht hatte und worüber S. 43 dieser Skizze nachgesehen werden möge. Göschel hat auch bei seinem spätern Aufenthalt in Berlin „in gutmüthigem Vertrauen zu seiner guten Sache“ sich in wissenschaftliche Gespräche mit den Hegelianern eingelassen, „freilich ohne die Genugthuung zu erlangen, sie zu belehren“. Das ist wol zu glauben; eher wäre

wol mit einem Hühnling der Neuseeländer als mit einem Hühnling der Hegelianer ein Belehrungsversuch anzustellen. Göschel war für die auflösende und alles zersetzende Macht des Hegelianismus ebenso blind, als die hohen Staatsbeamten, die ihm zur eigentlichen offiziellen Religion aller jungen Referendare, angehenden Gymnasiallehrer u. s. w. zu erheben trachteten, weil sie in wunderbarer Verblendung in ihm eine Stütze des conservativen Elements und des Absolutismus zu erblicken wußten, während, wie sie später zu ihrem Schrecken erkennen mußten, ganz das Gegentheil davon der Fall war.

Eine interessante Episode im Leben Göschel's bildet sein Ausscheiden aus seinem Amte als Präsident des magdeburger Consistoriums. Am 19. März 1848 erhielt er nach dem berliner Märzereignissen vom Oberpräsidenten von B., also von seiten der obersten Polizeibehörde der Provinz, folgende Zuschrift: „Euer Hochwürden muß ich die Bitte vorlegen, noch im Laufe des heutigen Vormittags eine Reise anzutreten, da, wenn dies nicht geschieht, bei der Aufregung infolge der gestrigen Ereignisse in Berlin eine Demonstration seitens der zuverlässigen Bürgerschaft nicht zu vermeiden sein wird, deren Folgen ich weder zu übersehen noch zu vertreten im Stande bin. Ich werde wahrscheinlich zwischen 9—10 Uhr zu Hause sein, und Euer Hochwürden Besuch durch meinen Diener, der geöffnet sein wird, sehr gern erwarten.“

Bei einer mündlichen Mittheilung erklärte der Oberpräsident, wie Göschel selbst erzählt: „daß, solange ich (Göschel) in Magdeburg bliebe, er den so wünschenswerthen Beistand aus der bewaffneten Bürgerschaft nicht gewähren könne, während für den Fall meiner Entfernung von der Bürgerschaft allerdings die Ruhe und Ordnung in der Stadt bereits zugesagt wäre und gewiß auch gehandhabt werden würde; daher er mir anheimgeben müßte, ob ich es zu verantworten mir getraue, wenn um meiner Person willen ein großes Unglück über die Stadt verhängt würde.“

Nun war für Göschel kein Bleiben mehr in der Stadt, und als er Magdeburg verließ, war, wie der Verfasser bemerkt, „der theuere Mann an den Orten, wo er auszurufen gedachte, den Behörden, denen der Schutz der Guten obliegt, ein unwillkommener Gast, dessen sie sich bald zu entledigen suchten, bis er endlich bei der Brüdergemeinde in Gnadau eine liebevolle Aufnahme und einen sichern Zufluchtsort fand“. Die Zeiten ändern sich; in früheren Tagen wurden die Aufgeklärten von den gläubigen Bürgerschaften zu den Thoren der Stadt hinausgewiesen, heutzutage die Gläubigen von den aufgeklärten Bürgerschaften.

Der Stil des Verfassers hat stellenweise eine auch für unsern Geschmack etwas zu salbungsvolle Färbung, und wenn der Verfasser einmal mit Bezug darauf, daß der junge Göschel nur auf den Wunsch seines Vaters bei der Jurisprudenz blieb, den Satz aufstellt: „Alle auf Empfindung beruhende Anhängigkeit macht abhängig, auch die menschliche und edelste“, so spricht er damit einen Satz aus, welcher dem Wesen des Pietismus widerspricht; denn wenn dieser echt sein soll, so kann die Anhängigkeit an ihn eben nur auf Empfindung beruhen. Ueberhaupt hat der Verfasser mit diesem so allgemein hingestellten Satz vielleicht etwas ebenso Verfängliches ausgesprochen als Schiller mit dem von ihm als verfänglich gerügten Diktum, wonach „gemeine“ Naturen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind, zählen. Dann allerdings möchte man wünschen, recht viele „gemeine“ aber active, statt edle aber passive Naturen zu haben.

Hieran fügen wir noch zwei Skizzen, welche dem Leben und Wirken hervorragender rätischer Männer gewidmet sind:

3. Ritter Johannes Euler von Weinsel. Lebensbild eines Ritters aus dem 17. Jahrhundert. Von Georg Leonhardt. Bern, Fieberger. 1863. 8. 12 Mgr.
4. Der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Ein Lebensbild als Festgabe am Säculartage seiner Geburt von W. G. Kneber. St. Gallen, Huber und Comp. 1863. 16. 9 Mgr.

Johannes Ouler von Weined war 1562 geboren, starb am 24. Januar 1636 und war ein heldenmüthiger Vorkämpfer der römischen wie der evangelischen Partei gegen die Umtriebe und Angriffe der österreichisch-spanischen Partei. In diese unruhige Zeit fällt der sogenannte Prättigauerkrieg, der, wie der Verfasser versichert, als „das erste, mit der That gefeierte Jubiläum der Reformation in Bünden die schönsten Blätter in der römischen Geschichte bildet“. Der Verfasser, Pfarrer in Brusio, versichert, daß weder Morgarten, noch Sempach, noch Murten, noch irgendeine andere klassische Stelle der Schweiz verhältnismäßig mehr Lobesmuth und Opferfreudigkeit, mehr „Gassenmacher“ aufzuweisen habe, als Raschnal bei Sams. Was müssen das auch für Männer gewesen sein, wenn man liest, daß der Oberpfarrer Georg Saluz, freilich damals der stärkste Mann im ganzen Bündnerlande, einen Ochsen, der nicht im Stalle war, ein Fuder durch einen Stug hinaufzuziehen, ausspannen ließ und nun mit seinen eigenen Armen allein die Last in die Höhe zog! Ouler, um auf diesen zurückzukommen, verfaßte auch eine historische Beschreibung von „Rhätia und den römischen Sachen“, mit einer Vorrede, aus der wir als Stilprobe folgende kurze Stelle mittheilen: „Ich habe alles dasjenige, was zu ergründen möglich war, mit guter theuwer an den Tag gegeben: angelesen, wem es gonst oder ungonst, glimpf oder unglimpf, ehr oder unehr schöpfen möchte. Denn es ja einem Scribenten in dergleichen materi gebürt, allein auf die ungeschickte wahrheit zu tringen, hindangesezt alle vorgefallene ansehnungen, so ihne etwan vom psab der wahrheit abführen möchten“ u. s. w.

Auch dichtete er mehrere Lieber evangelisch-religiösen Charakters voll Härten aber tiefen Glaubens, in deren einem es unter anderm heißt:

Erhört, Herr Jesu, mich den alten
Johannsen Ouler, ihu' sein Walten,
Zu loben dich, zu thun Belohn
Der wahren Kirch', dem Vaterland;
Solch' Gab' gibt uns allein dein' Hand.

Das Schriftchen über Johann Gaudenz von Salis-Seeewis, von W. G. Roeder in Genua verfaßt, ist auf Anlaß der Wiederkehr des Tages, an welchem der Dichter vor 100 Jahren (26. December 1762) geboren war, entstanden, mit wärmster Pietät geschrieben und zerfällt in die Abschnitte: „Des Dichters Herkunft, Art und Jugendbildung“, „Seine militärische Laufbahn im auswärtigen Dienste“, „Seine patriotische Wirksamkeit in der Heimat“, „Sein Dichtergeist und dessen Gaben“ und „Des Dichters Abendzeit und Heimgang“. Salis ist, wie wir wol voraussetzen dürfen, als Dichter allen unsern Lesern so bekannt und es sind auf Anlaß seines Säculartags in den Blättern auch so viele, bald längere, bald kürzere Aufsätze mit Daten über sein Leben erschienen, daß wir wol darauf verzichten dürfen, hier ausführlicher auf vorliegende Schrift einzugehen. Ihm, dem Militär und patriotischen Staatsmann, war das Dichten eine Erholung, ein Herzensbedürfnis, ein Seelentrost, eine Flucht in idyllische Gemüthszustände; er dichtete nicht zu Zwecken der Uebersicht, der Ostentation, der Selbstverherrlichung; für ihn gab es noch objectiv Gegenstände der Sittlichkeit und der Menschenliebe, die des Befangens werth waren; jede Bitterkeit war ihm fremd; er war freiknig aber im Sinne der alten biederer Vätersitte, melanchollisch aber nicht zerrissen, sanft heiter aber nicht ausgelassen oder ironisch muthwillig, und nach allen diesen Richtungen hin vollstündlich. Die Trennung so vieler modernen Lyriker vom Volke ist wol hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß sie prahlsüchtig ihr Ich und dessen übertriebene Ansprüche in den Vordergrund stellen, statt allgemein sittliche Ideen, worunter wir nicht das Lehrreiche moralischer Lehren verstehen, und Allgemeingefühle zum Ausdruck zu bringen. Daher hat auch die moderne Lyrik mit ihrem raffinierten Hautoutgeschmack und anpruchsvollem Phrasenpomp an bilbender Wirkung auf die Massen immer mehr verloren. Zu erwähnen ist, was der Verfasser freilich nicht erwähnt hat, daß Salis, einer

unserer partesten Lyriker, mit einer ausgezeichneten Beobachtung begabt war, wie sie selbst in dem mit robusten Männen besetzten Granbänden selten gefunden wird. S. M.

Brehm's Reise nach Afrika.

Ergebnisse einer Reise nach Gabesch im Gefolge Seiner hohen des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst II. Von H. C. Brehm. Hamburg, D. Meissner. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Es war ein höchst vortreflicher Gedanke des Herzogs von Koburg-Gotha, daß er zu seiner afrikanischen Reise Kaiserthum einlad und auch den Zoologen Brehm erwählte, welcher nun seine Resultate im vorstehenden Werke veröffentlicht, dem wahrscheinlich noch ein anderes über Aegypten nachfolgen wird.

Ganz Afrika ist ein großer Wildpark, ein zoologischer Garten und Jagdgrund wie kein anderer Erdtheil. Deshalb gehen so viele Jagdliebhaber, die sich mit unsern feigen Hasen und harmlosen Rehen nicht begnügen können, nach Afrika auf die Jagd, um dort mit Elefanten, Löwen, Pantheren und Leoparden zu kämpfen. Abyssinien oder Gabesch — das Reisziel des Herzogs — enthält einen außerordentlichen Reichthum aller Thiergattungen. Brehm war daher dort so recht in seiner Sphäre, und er ist ein solch großer Thierfreund, daß er weder Menschen noch Pflanzen beachtet, sondern aus lauter Thierbeschreibungen gibt. Daß er aber gar nichts von den schwarzen Menschen und deren Sitten und Gewohnheiten berichtet, auch die Pflanzen und Landschaften nur so nebenbei berührt, mag wol darin seinen Grund haben, daß dieser Band zuerst bestimmt war, einen wissenschaftlichen Anhang zu dem Reiseverfasser des Herzogs zu bilden; aber eine Differenz mit dem Verleger hat den Verfasser bewogen, das Buch gesondert herauszugeben. Dadurch wird es zu einem billigen Preise dem großen Publikum zugänglich, denn es ist nicht nur für die speciellen Fachgelehrten geschrieben, sondern für alle Gebildeten. Sämmtliche Thiere der Vogelländer werden in Ordnungen und Familien classificirt und sehr genau beschrieben; aber nicht etwa blos nach äußerem Ansehen, nach Farbe und Gestalt, sondern mit genauer Angabe der Größenverhältnisse aller Glieder. Letzteres geschieht bei den Vögeln mit genauerer Ausführllichkeit. Mit dem Zollmaße wird gemessen: die Länge, Breite, Höhe des Tarfus, Länge der Mittelzehe und Hinterzehe, der inneren und äußeren Zehe, die Länge des Ober- und Unterschnabels, der Flügel und des Schwanzes; alle gefundenen Maße werden bis auf die Linie angegeben. Die beschreibenden und unterhaltendsten Partien des Buchs sind die Schilderungen des thierischen Lebens. Diese Charakteristiken der Sitten und Gewohnheiten der Thiere sind als neue Beiträge zur Thierpsychologie höchst schätzbar. Sie sind auch um so wichtiger, weil sich dort das Thierleben noch in seiner natürlichen Ursprünglichkeit kund gibt.

Wir werden vom Verfasser sogleich an das Mitteländische Meer nach Alexandrien, Kairo und schon auf der sechsten Seite nach Aken verlegt. Erst die Gegend des Arabischen Meerbusens, die Küste von Afrika und hauptsächlich die Vogelländer werden etwas specieller beschrieben; denn Brehm hegt die ganz richtige Ansicht, daß zur vollkommenen Kenntniß eines Thiers auch die Kunde seiner Heimat nothwendig ist. Es genügt nicht, zu wissen, daß dieses Geschöpf im Walde, das andere in der Steppe, das dritte im Meere sich findet; es ist nöthig zu erfahren, wie der Wald, wie die Steppe, wie das Meer beschaffen ist, in welchem das Geschöpf lebt. Jedes einzelne Thier ist ein Charakterthier seiner Heimat. Es zeigt immer eine große Uebereinstimmung mit Klima, Bodenfläche und der von beiden abhängigen Pflanzenwelt: es trägt somit das Gepräge seiner Heimat im allgemeinen an sich, und erst, wenn wir seine Heimat, Gestalt und Lebensweise zusammenstellen, umfassen wir seinen Lebenskreis. Keineswegs huldigt er aber Darwin's Theorie, der alle verschiedenen Thiere und Menschen nur aus wenigen Gattungen hervorgehen läßt, nur durch Modificationen die vielen Species

zu erklären versucht; wonach also das sämtliche große Thierreich mit seinen Millionen von Arten und Stippen nur durch Ort und Klima im Verlauf von Jahrtausenden so verändert wurde, daß zuletzt der Affe sich zum Menschen umformte. Diese unflätige Ansicht hat ihre Würdigung durch die ergötzlichen Caricaturen der „Illustrated Times“ hinreichend erhalten. Dreyer ist so entschieden Gegner dieser abenteuerlichen Meinung, daß er nicht einmal die verschiedenen Sperlinge als klimatische Varietäten gelten läßt; er sagt hierüber: „Wenig Vogel sind geeigneter als die Hausperlinge, den Streit zwischen den Verecktern der klimatischen Varietäten und den Artgläubigen zu erhalten. Noch in gar manchem Werke der neuern Naturforscher finden wir den italienischen Sperling und den spanischen Sperling hartnäckig als klimatische Varietät unsern Hausfreundes Spatz bezeichnet, und dieser Lehre zufolge muß denn auch der von mir Passer rufidorsalis genannte, mittelafrikanische Hausperling eine durch das Klima veränderte Spielart sein. Die Sache verhält sich etwas anders, als die Herren am Museum meinen. Ich kann mit aller Bestimmtheit sagen, daß derjenige, welcher in dem spanischen Sperling nur eine Spielart unsern Hausperlings sieht, eben kein Naturforscher ist. Unser Hauspatz nämlich besitzt die Eigenschaft, unter jedem Klima sich sehr wohl zu befinden, vorausgesetzt, daß es Getreidefelder in der Nähe gibt. Ich habe ihn in Lappland und Norwegen, in Deutschland, Spanien und Griechenland, in Aegypten und Indien kennen gelernt und zu meiner wirklichen Ueberraschung gefunden, daß er überall derselbe ist und auch in Spanien durchaus noch nicht unter klimatischem Einflusse gelitten hat. Ja, gerade dort fand ich eine früher in Aegypten gemachte Beobachtung nur bestätigt, die nämlich, daß der sogenannte spanische Sperling nichts weniger als ein Hauspatz, sondern ein Vogel ist, welcher nur da sich wohl befindet, wo die Gegend sumpfy ist. In Aegypten lebt der spanische Sperling in den Reisfeldern, welche bis zu ihrer Reife unter Wasser gehalten werden. In den Häusern kommt er höchst selten, bloß dann, wenn besagte Häuser am Flusse liegen. Der Hauspatz dagegen sucht überall den Menschen auf und weiß sich allorts in Land und Leute zu finden.“

Will Dreyer nicht einmal eine solche, durch Klima entstandene Varietät gelten lassen, was mag er nun zur Darwin'schen Ansicht sagen, die den Fisch in Amphibien und diese sich in den Vogel verwandeln läßt! Umwandlungen in den Farbenspielarten der Thiere lassen sich leicht als „durch Klima erzeugt“ denken, niemals aber läßt sich erklären, wie sich der Knochenbau des Schafs zu dem eines Elefanten, Bären oder Affen umformen kann; noch weniger wie der Affe den Schwanz verliert, den Restlopf modifiziert und dann als Mensch erscheint! Dreyer's Naturanschauung und seine interessante Schilderung einer großen Zahl afrikanischer Thiere und deren Lebensart erhebt sein Werk zu einer der wichtigsten Schriften über das ostafrikanische Küstenland. 38.

Literarisches Piratenthum.

Der Unterzeichnete fühlt sich gedrungen, durch Ihre geschätzte Zeitschrift einen Fall literarischen Plagiats zur öffentlichen Kunde zu bringen, den er unlängst beim Durchblättern eines neu erschienenen Romans zufällig entdeckte. Bei Eduard Bloch in Berlin erschien neuerdings ohne Jahresangabe eine Schrift, betitelt: „Moderne Vagabunden. Gumbug-Reise eines Abenteurers. Seitenstück zu E. von Holtei's Vagabunden.“ Ein am Schluß mitgetheilter Briefwechsel zwischen Autor und Verleger datirt aus dem Juni und Juli 1862; aus dem Buche selbst entnehmen wir, daß der Verfasser sich jetzt in Oesterreich aufhält und daß er, wie es scheint, Amerika von Valparaiso bis Newyork durchzogen hat. Er hat dem ersten Bande bald einen zweiten folgen lassen und dabei denn auch seinen Namen: Emil Mario Vacano genannt, und seitdem schon ein drittes Bändchen: „Quitte ou double. Ein historischer Miniaturroman von Emil Mario Vacano“ 1863. 45.

cano, Verfasser von „Moderne Vagabunden“, im selben Verlag und ebenfalls ohne Jahreszahl erscheinen lassen.

Indem wir diese weitere schriftstellerische Thätigkeit des Mannes auf sich beruhen lassen, beschränken wir uns auf das erste Bändchen und unsere in demselben gemachte Entdeckung. Der Inhalt desselben besteht aus allerlei abnormen, pikanten Situationen aus dem Leben eines Seiltänzers und eines Entrepreneurs aus Barnum's Museum in Newyork auf der Reise durch Amerika hindurch. Der Stil ist epigrammatisch, meist mehr französisch als deutsch; das Lebenselement des sich selbst biographisirenden Seiltänzers, der, wie es scheint, mit dem Autor in nähern Familienbeziehungen steht, ist der Gumbug. Kann es uns wunder nehmen, da er sich selbst offen als Schwindler darstellt, daß er auch das Publikum, dem er seine vorzüglichsten Abenteuer erzählt, zum Gegenstande einer Beschwindelung macht? Es ist das vielleicht die Krone des Schwindels, sich selbst für einen Schwindler auszugeben, um das so ins Vertrauen gezogene Publikum desto sicherer zu täuschen, wie wenn etwa ein recht raffinirter Taschendieb im Gedränge seinem Nachbar zusüßerte: „Guten Sie sich vor mir, ich bin ein Taschendieb“, um ihn nachher um so sicherer auszuplündern.

Also zur Sache. S. 82 macht der Held der Erzählung in San-Francisco die Bekanntschaft eines Doctor Schmalbones, der die Kunst versteht, das Auge eines Töbten so zu präpariren, daß der letzte Eindruck, den die Netzhaut aufgenommen hat, wie in einem photographischen Bildchen auf derselben fixirt erscheint. S. 98 begleitet er dann denselben Arzt zu einem am Säuerwahnstän Daniebertliegenden, der nur noch eine Stunde zu leben hat, und bei dem der Arzt beabsichtigt, durch Experiment zu erweisen, „daß, wenn man einen Sterbenden in den letzten Momenten seines Lebens magnetisirt, solange der Geist noch im Körper thätig ist, der Magnetismus über die magnetische Kraft auch nach dem Momente des Sterbens in dem todtten Körper noch fortwirkt, und die Seele zwingt, dem Subjekte des Magnetismus unterthan zu sein“ (S. 87). Vacano hätte sich doch denken können, daß, wer einmal eine auf eine so seltsame und phantastische Idee basirte Novelle gelesen, sie im Leben nicht wieder vergißt. Zugleich hätte er wissen sollen, daß die Werke des amerikanischen Schriftstellers, Edgar Allen Poe, auch in Deutschland in „Dürr's Collection of standard American authors“ (Band 13 und 14) abgedruckt sind und also auch in Deutschland gelesen werden. In dem ersten der beiden genannten Bändchen S. 114 fg. finden wir nämlich eine Novelle: „The facts in the case of Mr. Valdemar“, in deren Einleitung ganz dieselbe Idee über die Anwendung des Magnetismus bei Sterbenden ausgesprochen, und sodann ein unlängst von einem gewissen Herrn Valdemar in articulo mortis in dieser Beziehung angestelltes Experiment in extenso berichtet wird. Auch hier hat der Patient nur noch wenige Stunden zu leben, als die magnetischen Operationen beginnen. Daß er nicht am Säuerwahnstän, sondern an der Schwindsucht stirbt, ist eine unwesentliche Variation. Auch in dem weitem Verlaufe bis zum Eintreten des Todes des Magnetisirten ist nur eine sachliche Uebereinstimmung. Der Plagiator verfälscht hier als Abkürzer und setzt aus seinen eigenen Mitteln noch einige derbe Pinselstriche hinzu. In der Beschreibung des eben Gestorbenen nähern sich beide Autoren wieder merklich. Hören wir zuerst Poe (S. 120):

„Während ich sprach, ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Aussehen des Schlafwachen vor. Die Augen rollten sich langsam auf, während die Pupillen nach oben verschwanden; die Haut nahm durchweg eine Leichenfarbe an, mehr wie weißes Papier als wie Pergament, und die heftigen runden Flecken, die bis dahin streng abgegrenzt auf der Mitte beider Backen gewesen waren, gingen auf einmal aus. . . . Die Oberlippe zog sich gleichzeitig von den Zähnen weg, die sie vorher vollständig bedeckt hatte, während der Unterkiefer mit einem hörbaren Krachen sank, den Mund weit offen lassend und die geschwollene und geschwärtzte Zunge dem vollen Blicke darbietend.“

Hören wir Johann Bacano S. 108: „Der Körper des Sterbenden frachte und dehnte sich zu einer unnatürlichen Länge aus. Die kammerte Röthe des Gesichts hatte sich in eine glatte Reichenfarbe verwandelt“ (man beachte, daß hier *Sterbewahnstän*, dort *Schwinducht* die Ursache des Todes ist), „die Augen brachten und die Augenhäute verschwanden hinter dem untern (sic!) Augenlidern, sodaß eine rauhe weiße Masse sichtbar war. Der Kinnbade saß mit einem knackenden Geräusch herab und aus dem weit geöffneten Munde quoll eine dicke schwarze Zunge hervor.“

Jetzt wird in beiden Erzählungen der Todte durch den Magnetiseur zum Sprechen gebracht. Bei Poe heißt es darüber (S. 121): „Aus den ausgesperrten und unbeweglichen Kinnladen ging eine Stimme hervor, deren Beschreibung versuchen zu wollen Wahnsinn wäre.“ Dieser Stimme werden dann weiter die Prädicale hart, gebrochen und höhl beigelegt: „Doch das gräßliche Ensemble ist unbeschreiblich, aus dem einfachen Grunde, weil nie ähnliche Lauter ein menschliches Ohr erschüttert haben.“

Bacano erzählt folgendermaßen (S. 104): „Der herabgefallene Kinnbade und die schwarze Zunge blieben unbeweglich — und dennoch ertönte aus diesem toten Munde oder vielmehr aus dieser Ohlle eine Stimme! Und doch keine Stimme. Es war kein Ton, den man mit etwas Erstickendem vergleichen konnte. Es war kein Klingen und kein Schall — es war nur ein Geräusch, ein fürchterliches dumpfes Geräusch“ u. s. w. Dennoch ist bei beiden dieses Geräusch künstlich; der Todte erklärt, er sei todt.

Bei Poe bleibt jetzt die Leiche sieben Monate unverändert liegen unter dem Bann des magnetischen Fluidums, wird dann nochmals zum Sprechen gebracht, worauf der Proceß des Entbindens von dem magnetischen Einflusse beginnt. Die Folge desselben ist, daß (S. 123) in weniger als einer Minute der Körper zusammenschrumpft und dem Magnetiseur geradezu unter den Händen verweht. „Auf dem Bett“, so schließt die Erzählung, „vor der ganzen Gesellschaft lag eine fast flüssige Masse von ekelhafter, schuppliger Fäulnis.“ Dem rasch lebenden Bacano ist die Zeit von sieben Monaten, durch die Poe diese letzte Erscheinung motivirt, viel zu lang; dennoch ist er zu sehr Liebhaber des Hautgout, um sich diesen herrlichen Verwesungsaffekt entgehen lassen zu wollen. Er läßt also die Zerreißung des „Fruibums“ sofort eintreten (S. 105) und berichtet dann weiter: „In demselben Augenblicke aber ging mit der Leiche, aus welcher das Leben doch erst seit einigen Minuten gewichen war, die fürchterlichste Veränderung vor sich: das Fleisch wurde schwarzgrau und zerbrach, und war in einem Nu in das letzte Stadium der Fäulnis und Verwesung übergegangen; der Körper zerfiel, und eine ekelhafte, fleberige, flüssige, gallertartige Masse besetzte die Rissen und wälzte sich träge auf den Boden herab.“

So weit meine Entdeckung. Ob andere noch ähnliche in dem interessanten Büchlein würden machen können, muß ich natürlich dahingestellt bleiben lassen.

Wesel, im August 1863.

A. Böring.

Notiz.

Zur Literatur über Jean Paul.

Das Septemberheft von „Blackwood's Edinburgh Magazine“ enthielt einen Aufsatz über Jean Paul, dem die schon früher in d. Bl. erwähnte englische Uebersetzung des „Titan“ von Charles R. Brooks und das „Life of J. P. Richter compiled from various sources, together with his autobiographical“ zu Grunde gelegt sind. Der Verfasser findet Jean Paul als Erzähler sehr langweilig, und meint, daß wenn man bei andern berühmten Romanschriftstellern gern die Reflexionen überschlage, um wieder zur Erzählung zu gelangen, man bei Jean Paul umgekehrt am liebsten bei seinen Reflexionen verweile. Der gequälte Humor eines Schoppe möge einen Deutschen ansprechen; ein Engländer dagegen werde, bei aller Bemühung,

diesen Humor geistreich zu finden, darüber gähnen. Doch kann man zugeben, daß der dritte Theil seiner „Schriften von dem wahren und allgemeinen Elementen der Schönheit, von dem Charakter echter Poesie und von seinen und jarten Beobachtungen erfüllt seien, welche für alle Zeiten und Nationen Gültigkeit hätten. Vor Sterne, dem er in anderer Hinsicht untergeordnet sei, habe er eine tiefere Gedankenordnung, eine ernstere Gesinnung, ein umfangreicheres Wissen und ein poetischeres Temperament voraus. Gegen die Bemerkung G. Colting's (in dessen „Diutius“, an historical and critical survey of the literature of Germany): „Richter, obgleich niedriger Geburt, hatte immer eine Schwäche für die höhern Klassen; er gefiel sich in einer durchdrungenen Atmosphäre und wurde in ihr der Liebling des weiblichen Geschlechts“, spricht sich der Verfasser des Artikels in „Blackwood's Magazine“ mit den Worten aus: „Es ist in einer Kritik dieser Art ein Zug von Demüthigkeit.“ So denkt man jetzt über dergleichen in England; in Deutschland ist diese Art von Kritik leider so verbreitet, daß sogar Kritiker von mehr wohlwollendem und humanem Charakter solche summarisch absprechende, den Menschen berührende Urtheile fällen, ohne auch nur zu fühlen, daß sie etwas Böses gesagt haben. Und dabei ist Colting's echt deutsches Urtheil nicht einmal im Allgemeinen richtig; er trifft höchstens Jean Paul im Kreise der emigrirten Frauen Berlins und Weimars, aber nicht Jean Paul im Hause der Frau Rollwenzel. Sodann weiß man ja auch, wie wenig Jean Paul mit seiner schlichten Tracht und seinen gar nicht aristokratischen Manieren und Lebensgewohnheiten eigentlich in vornehme Gesellschaft paßte.

Vor uns liegt ferner die von E. Eckardt im Jena Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. am Säkularfeste des Dichters gehaltenen Rede, die als besonderer Abdruck im Verlage von G. Kelter zu Frankfurt erschienen und in einer sehr berechneten und warmen Sprache geschrieben ist. Der Redner nennt Jean Paul den „ersten deutschen socialistischen Dichter im guten Sinne des Wortes“ und bemerkt unter anderem: „Weil Richter aus der dänischen Lage — selbst Schiller's Kindheit und Jugend war noch sorgfältig dagegen — emporkam, lernte er das Volk, das eigentliche Volk kennen wie keiner unserer Classiker, und stellte es mit einer Klarheit, einer Innigkeit dar, in der nur Pestalozzi mit ihm verglichen werden kann. Zu Varnhagen sagte er (1806) geradezu, der moderne Dichter müsse sich an das Volk halten, nicht an die verordneten höhern Stände; doch gefiel er auch die Schwächen der untern, ihren ängstlichen und philistinen Sinn. Die Stadt „Krähwinkel“ erfand er oder — besser gesagt — taufte er.“ Soviel wir aber wissen, hat Kopenhue und zwar in seinem „Kleinadlern“, den Namen Krähwinkel für alle deutsche Kleinadlerei zuerst aufgebracht. Ferner versichert Eckardt, Jean Paul sei nach Leipzig gegangen, „zunächst um Theologie zu studiren, von Privatstunden zu leben und sich später von Professor Gellert, der damals von Leipzig aus die ganze Welt mit Handelslehrern versah, gelegentlich auch als einen solchen Ansehnlichkeit zu lassen.“ Jean Paul war jedoch bei Gellert's Tode erst 9 Jahre alt; Gellert starb 1768 und Jean Paul bezog die Universität Leipzig im Jahre 1781. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß Eckardt die humoristische Weltanschauung die viel leicht der „göttlichen ähnlichste“ nennt, weil sie erstens das reine All im Auge habe, und zweitens voll der Liebe sei. Ein kleines, vielleicht über Jean Paul's Aufenthalt in Waireuth einzelne neue Züge enthaltendes, in Wiesels Verlag zu Waireuth erscheinendes Schriftchen: „Jean Paul. Sein Leben und seine Werke sowie sein Aufenthalt und Heimgang in Waireuth“, sei hier noch mitgenannt. Der Verfasser erzählt unter anderem, daß Jean Paul einmal in Weimar, zu einem Diner eingeladen, anfangs von der Tochter des Hauses abgewiesen wurde, weil sie den in einem grauen Rock, häuslichem Kappchen mit Stock und Spitzhäubchen Einlaß Begehrenden für einen Müller aus einem der benachbarten Orte hielt.

J. M.

Bibliographie.

- Baer, W., *Electricität und Magnetismus*. Die Gesetze und das Wirken dieser mächtigen Naturkräfte und ihre Bedeutung für das praktische Leben. Leipzig, Abel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Bauer, O., *Freimaurer, Jesuiten und Muminaten*, in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Berlin, Feincke. 8. 20 Ngr.
- Becker, F. W., *Lebensgedanken*. Aus dem Englischen. Berlin, G. W. F. Müller. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Bucher, F., *Das Christenthum in seiner geschichtlichen Entwicklung, im Geiste unserer Zeit und nach den besten alten und neuen Quellen kurz dargestellt*. Wien, Dirnböck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Bumüller, J., *Geschichte des Alterthums*. 1ster Theil. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Cholevius, L., *Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethe's Hermann und Dorothea*. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Diez, F., *Ueber die erste portugiesische Kunst- und Postgeschichte*. Bonn, Weber. 8. 20 Ngr.
- Ey, A., *Gargyltreize und Gargyltreize*. Mit an Bild. Gmünd, Gröffe. 8. 8 Ngr.
- Frenzel, R., *Batteau*. Ein Roman. Zwei Bände. Hannover, G. Humpfer. 1864. 8. 2 Thlr.
- Ganzert, G., *Blumenlese für Herz und Gemüth*. Gedichte. Berlin. 8. 15 Ngr.
- Diplomatische Geschichte der Jahre 1818, 1814, 1815*. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
- Grandjean, M. A., *Gute Unterhaltung! Gesammelte Humoresken*. Wien, Wallishausser. 8. 12 Ngr.
- Grotze, W., *Ein Dämon*. Roman aus der Zeit der Napoleonischen Fremdherrschaft. Berlin, Grotze. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Gundling, J., *Pöle-möle*. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.
- Haupt, F., *Der Episcopat der deutschen Reformation*, oder: Artikel 28 der Augsburger Confession. 1tes Heft. Frankfurt a. M., Herder u. Zimmer. Gr. 8. 18 Ngr.
- Heinrich, J. B., *Die Reaction des sogenannten Fortschritts gegen die Freiheit der Kirche und des religiösen Lebens*. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mitteldeutschlands und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.
- Hettinger, F., *Apologie des Christenthums*. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Herzog, K., *Der Melancholiker*. Der Pfarrer Jakob und wie es ihm mit dem „Bauern“ ergangen. Zwei Erzählungen. Mainz, Kirchheim. 8. 24 Ngr.
- Heusinger, G., *Bilder aus den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts*. Vier Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 5 Thlr.
- Hoffmann, L., *Erinnerungen eines alten Soldaten und ehemaligen Freiwilligen aus den Kriegsjahren 1813 und 1814*. Bonn, Weber. 8. 15 Ngr.
- Höfler, C. A. C., *Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409*. Prag, Tempsky. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Horváth, M., *Kurzgefasste Geschichte Ungarns*. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Pest, Heckenast. Gr. 8. 2 Thlr.
- Janssen, J., *Schiller als Historiker*. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.
- Käpfer, R. Th. v., *Blätter der Erinnerung für Freunde, Bekannte und Mitgenossen*. Leipzig, Dürsch'sche Buchhandlung. 16. 15 Ngr.
- Kanger, A., *Banquier und Tänzerin*. Roman. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Longfellow, H. W., *Evangeline*. Eine Geschichte aus

Kasdien überlegt von H. Casda. Regensburg, Manz. Gr. 16. 12 Ngr.

Mendelssohn Bartholdy, F., *Briefe aus den Jahren 1880—1847*. Der Band: Briefe aus den Jahren 1833—1847. Herausgegeben von F. Mendelssohn Bartholdy und C. Mendelssohn Bartholdy. Nebst einem Verzeichnisse der sämtlichen musikalischen Compositionen von Felix Mendelssohn Bartholdy zusammengestellt von J. Neig. Die unveränderte Auflage. Leipzig, Mendelssohn. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Bapfenkreiche. Erzählungen der besten Militär-Schriftsteller. 1stes Bändchen. Wien, Dirnböck. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnold, F., *Die Lob- und Spott-Lieder von der Schlacht bei Kulm*. 50 Jahre später gesungen. Leipzig, Reiner. 16. 10 Ngr.

Böhme, F., *Adelina Patti in Hamburg*. Eine Monographie für Freunde der Tonkunst. Hamburg. 8. 3 Ngr.

Daniels, A. v., *Reformate des deutschen Bundes*. Mit Anmerkungen. Berlin, Feincke. 8. 12 Ngr.

Das Landwehr-Institut in Bayern. Seine Entstehung, Geschichte und jetziger Zustand. Eine Abhandlung über dasselbe. Ingolstadt, Krüll. 16. 3 Ngr.

Rassalle, F., *Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag*. Drei Symptome des öffentlichen Geistes: Eine Rede gehalten in den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf. Düsseldorf, Schaub. 8. 7½ Ngr.

Männer aus den Freiheitskriegen. Portrait-Album zur 50jährigen Gedenk-Feier der Völkerschlacht bei Leipzig. Leipzig, Weber. Fol. 10 Ngr.

Pfeiffer, C., *Die Armenier in der Türkei*. Ihre Erleuchtung, Noth und Hoffnung. Herausgegeben von dem Verein für die evangelischen Armenier zu Berlin. Berlin, F. Schulze. 8. 5 Ngr.

Rechtsgutachten des Spruchcollegiums der Heidelberger Juristen-Facultät über die Verfassungsmäßigkeit der preussischen Preßverordnung vom 1. Juni 1863. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Rougemont, F. v., *Der Mensch und der Affe, oder der moderne Materialismus*. Stuttgart. 8. 3 Ngr.

Sommer, L. G., *Deutschlands Schmach und Deutschlands Sieg*. Zur 50jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Verden, Treßan. 8. 2½ Ngr.

Die Stellung der Christen zur Politik. Antwort an Dr. Fabri von einem der Amtsbrüder „in den östlichen Provinzen“. Giebersfeld, Hassel. 8. 5 Ngr.

Der Leipziger Todtengräber in der Völkerschlacht. Seine Erlebnisse bei der Erstürmung Leipzigs am 19. October 1818 und die Grenel auf dem Gottesacker überhaupt. Nach einer hinterlassenen authentischen Handschrift. Nebst den Inschriften auf den Denkmälern des Johannisfriedhofes, die sich auf jene bewundernswürdigen Tage beziehen. Ein Gedächtnisblatt zur 50jährigen Erinnerungsfeier. Leipzig, Jünger. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die englische und die preussische Verfassung. Drei Vorträge, gehalten in einem Vereine von Bürgern Magdeburgs von einem Verfassungsfreunde. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weininger, H., *Die Befreiungshalle bei Kelheim*. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Wörle, R., *Ein poetisches Gemälde der Befreiungskriege*. Patriotische Ehrengabe zur Erinnerung an die glorreiche Erhebung unseres Vaterlandes vor 50 Jahren, dem deutschen Volke gewidmet. Mainz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kunz, *Die Hebräischen Handschriften in Italien, ein Mahnruf des Rechts und der Wissenschaft*. Berlin, Adolf u. Comp. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

30 Blätter. Folio. In sechs Lieferungen. Jede Lieferung 1 Thlr.

Henry Lange's „Geographischer Handatlas“ dient zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Die Lieferung von 5 in Farbendruck ausgeführten Karten, Imperialfolio-Format, kostet im Subscriptionspreise nur 1 Thlr.

Die soeben erschienene zweite Lieferung enthält: **Mittleuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) — **Mittleuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) — **Spanien und Portugal.** — **Russland.** — **Mittelamerika und Westindien.** (Mexico.)

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erste und zweite Lieferung nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Kaltschmidt's
neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52 1/2 Bogen) dieser sechsten Auflage von Kaltschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowohl vollständig gebietet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Verlag von Wilhelm Gertz (Bessersche Buchhandlung),
7. Behrenstraße in Berlin.

Soeben erschien:

Ludwig Bohn, Geschichte des preussischen Vaterlandes.
Mit Tabellen und Stammtafeln. Sechste vermehrte Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr., geb. 2 Thlr.

Werner Bohn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Ein Buch für Schule und Haus. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Barnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Neun Bände. Geh. 22 Thlr.

Barnhagen's „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften“ sind anerkanntermaßen ein klassisches Werk, eine Zierde der deutschen Literatur, von verschiedenartigem reichen und interessanten Inhalt, von gleichem Werthe für die politische wie die literarische Zeitgeschichte.

Das Werk kann auch in folgenden Abtheilungen bezogen werden:

I—III. Band (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.

IV—VI. Band (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.

VII. Band (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.

VIII. Band (1859.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Personen. Kritiken. Kapel. 4 Thlr.

IX. Band (1859.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der 7.—9. Band sind in zwei Ausgaben (zu gleichen Preisen) erschienen, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodec, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von **Anno Fißher.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigeren und erfolgreicheren Factor als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser vorliegenden Werks, bekanntlich selbst einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, entwickelt darin die Bacon'sche Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbstständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant, und bis in die Gegenwart hinein werden die auf Baco bezüglichen Parteilichkeiten verfolgt. Das Werk ergänzt somit eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Turstauben.

Novelle von **Karl Guplow.**

Miniaturausgabe. Cartonniert. 12 Ngr.

Eine anziehende kleine Erzählung Karl Guplow's, die zumal in der gefälligen äußern Ausstattung vielen willkommen sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 46. —

12. November 1863.

Inhalt: Charlotte von Schiller. Von August Henneberger. — Kaiser Karl's V. Memoiren. — Kleinere humoristische Schriften. — Naturstudien über Helgoland und die Nordsee. — Novellen von Paul Heyse. — Christian August Lobed. — Notizen. (Eine deutsche Theaterbearbeitung des „Hamlet“ vom Jahre 1777; Goethe über das Denkmal der Schlacht bei Leipzig.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Charlotte von Schiller.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Als ich den ersten Band des vorliegenden Werks in Nr. 3 d. Bl. f. 1861 besprach, war es hauptsächlich die höchst lebenswürdige Persönlichkeit Charlottens selbst, die uns aus dem Bilde entgegentrat und unser Interesse festsetzte. Gefühlvoll ohne Sentimentalität, gebildet ohne zum Blaustrumpf zu neigen, voll inniger Bärtlichkeit gegen Schiller und ihre Kinder, als Witwe voll rührender Pietät gegen des großen Gatten Andenken, eine deutschgefunnte Frau — diese Züge sprachen zu unserm Herzen und schienen einen Charakter darzustellen, wol würdig, dem Liebling des deutschen Volks als Lebensgefährtin zur Seite zu stehen.

In dem vorliegenden zweiten Bande kommt Charlotte wenig zum Worte: er enthält Briefe von der Familie und befreundeten Kreisen an sie gerichtet. Der commentarius perpetuus, womit der Herausgeber (Professor Ulrichs in Würzburg) sich ein wesentliches Verdienst erworben und der mir zu meiner lebhaften Befriedigung gegen den ersten Band wesentlich an Ausführlichkeit gewachsen zu sein scheint, enthält die Angabe der einschlägigen Stellen aus den andern Briefwechseln dieser Kreise, zugleich wenn auch kurze, doch sehr reichhaltige und sorgfältige Aufklärungen über factische in den vorliegenden Briefen selbst vorkommende, aber oft nur angedeutete Verhältnisse. Die Citate werden dem Eingeweihten und dem Forscher höchst angenehm sein: da aber ein Buch wie das vorliegende nicht nur an die gelehrten Kreise, sondern an alle Gebildeten sich wendet und aller Interesse erwecken muß, so sind jene sachlichen Erläuterungen besonders im Namen dieser Leser, denen selten genug jene gesammten Briefwechsel zu Gebote stehen werden, sehr willkommen zu heißen.

Auch der Inhalt des zweiten Bandes bietet manches Interessante, wenn auch nicht in dem Maße wie der erste, in welchem Charlotte selbst die Hauptrolle zu spielen berufen war. Jedenfalls dürfen diese Blätter nicht verfeh-

len, ihren Lesern eine Uebersicht des Inhalts vorzuführen, um sie zur Lectüre selbst anzureizen. Indem ich mich anschicke, ein solches Referat zu geben, brauche ich wol kaum zu bemerken, daß ein vollständiges Argument des factischen oder gedanklichen Inhalts nicht der Zweck sein kann: es wird genügen, die verschiedenen Briefgruppen im allgemeinen zu charakterisiren und einzelnes als Probe mitzutheilen.

Der Briefwechsel beginnt mit den Briefen der Mutter Charlottens, Frau von Lengefeld. Diese Briefe machen einen wohlthätigen Eindruck durch das Einfache, Mütterlich-Liebevolle, was in ihnen hervortritt. Daß diese Frau nicht unfähig war, den Werth Schiller's zu schätzen, beweist ihre Aeußerung vom 20. November 1805, also von Schiller's Todesjahr:

Einen guten Theil meines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Theil seines Lebens ihm verschönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lotte, das ist noch immer ein schönes beneidungswerthes Los.

Und 1806 schreibt sie:

Die Treue und die Feinheit seines Wesens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schiller und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen.

Daneben erzählt sie mit viel Behagen eine Anekdote von der Geheimrätthin Goethe, die mit der Hofmarschallin Wurm aus Rudolstadt „grob wie ein Bauer“ im weimarischen Theater gewesen ist und kommt zu der naiven Schlußmoral: „Es bringt dem Director (d. h. dem Theaterdirector Goethe) keine Ehre, so eine grobe Rätthe zur Frau zu haben.“ Daß die „dicke Hälfte“, wie Goethe's Frau im ersten Bande dieser Correspondenz genannt wird, in den höhern weimarischen Circeln eine Art belle noire vorstellte, ist eben aus dem ersten Bande und sonst bekannt. Mit welchem Rechte, steht, wie ich schon früher angemerkt, dahin. Die dieser Correspondenz angehängten Briefchen und Stammbuchblätter von Lavater sind in seiner bekannten Manier, aber sehr unbedeutend, und bilden insofern eine sehr heitere Illustration zu der im ersten

Bande mitgetheilten köstlich naiven Bewunderungssphrase, die die siebzehnjährige Charlotte ihrem Reisetagebuche beim Anblick des berühmten Mannes einverleibt: „Man kann nichts von ihm (Lavater) sagen, sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht in Worten ausdrücken läßt, überlassen.“ Das klingt wie Ironie, ist aber voller Ernst der Lebenswürdigen Enthusiastin. Aus einigen ebenfalls diesen Briefen der Frau von Lengefeld angehängten Schreibern der Fürstin Karoline von Rudolstadt nur eine kurze Stelle, die sich auf die projectirte Heirath des Großfürsten Nikolaus mit einer rudolstädter Prinzessin bezieht: ein Project, welches an dem verweigernden Religionswechsel scheiterte. In den vorausgehenden Briefen hat sie sich mit Entschiedenheit gegen diese Forderung ausgesprochen und alle Einwendungen klar und bündig widerlegt: am 23. Juli 1818 heißt es nun:

Je trouve d'après la réponse du comte Edeling qu'il est impossible à un Russe de ne pas demander que sa femme soit de sa religion, mais comme il est tout à fait impossible aussi à un protestant de changer de religion pour une raison humaine ou pour mieux dire mondaine, tous les parens qui professent de l'enfance de leur enfant pour l'y engager méritent d'avoir le malheur de voir leur enfant malheureux; und diese Strafe ist bis jetzt reichlich eingetroffen. L'une a été obligée d'assassiner son mari pour se sauver elle-même. L'autre a vu assassiner le sien tout près d'elle. L'autre se vit abandonnée, une quatrième a été chassée et la cinquième dit ce que tous disent: in Russland kann kein Deutscher gedeihen. Mais au nom de Dieu que cela reste entre nous. Gottlob, daß dieses Ungewitter für uns vorübergegangen ist.

Schade, daß diese edeln Grundsätze eines festen Protestantismus, die man leicht durch Gründe nationaler Schickslichkeit verstärken könnte, außer diesem rudolstädter Fall nur wenig Anhänger in deutschen Fürstenthümern zu zählen scheinen.

Es folgen nun die Briefe Karolinsens von Wolzogen. Ihr Verhältniß zu Deulwitz und die Scheidung von demselben, die Verheirathung mit Wolzogen und dessen Tod, Reisen und Schriftstellerei, Verkehr mit Berühmtheiten aller Art, vor allem auch mit dem Coadjutor Dalberg: alles dies bildet den bunten Inhalt dieser Briefe. Für Dalberg ersehnt sie die Nachfolge auf dem mainzer Stuhl und diese Hoffnung spricht sich in nicht sehr zarter Form aus. Sie schreibt:

Ich fürchte, Bischof's Prognostikon über den alten A (d. h. Friedrich Karl von Mainz, der damalige Kurfürst) ist falsch. Der S. (Dalberg) versicherte mich lezt bei einer Gelegenheit, wo er gewiß aus dem Herzen sprach, er (d. h. Friedrich Karl) präparire sich darauf, daß er 90 Jahre alt würde, denn eine eisernere Natur könne man sich nicht denken, und er hätte sehr biät gelebt. Was der Zufall Gutes thun mag, kann man freilich nicht berechnen; aber die Hoffnung nimmt mir's doch.

Und später heißt es noch einfacher und — brutaler: „Wenn doch der alte Esel einmal stirbt. Gute Nacht, mit diesem schönen Wunsch!“ Ueberhaupt ist sie in dergleichen mindestens nicht für ein überzartes Gemüth sprechenden Wünschen stark. Den armen Reinwald nennt sie ein Unthier: der Frau Reinwald, die allerdings bei

ihrem hypochondrischen, grämlichen Mann viel anzuknurren hatte, „ist nicht zu helfen, als wenn er stirbt, welches doch der Himmel geben wird“. Auch im Verhältniß zur Mutter tritt eine gewisse Gefühlskälte hervor. So sagt sie einmal in Bezug auf die Aussicht dorthin nach Gotha zu kommen, wenn das Verhältniß zum schwarzburgischen Hof zu Ende gehen sollte: „□ (d. h. die Mutter) espère toujours pour Gotha, je le désire parcequ'elle serait occupée alors. S'il n'y a rien de pareil, il faut qu'elle s'amuse à prier Dieu.“ Fernlich ist ihr Umgang mit Wilhelm von Humboldt und seiner Frau, insbesondere die Urtheile, die sie über Personen und Zustände in Paris fällt, wo sie mit ihrem Gemahl verweilt. Aus diesen pariser Schilderungen hebe ich eine kleine Stelle über italienische Urschreibungen aus (3. September 1802):

Eine neue Actrice hat sich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beschäftigt das ganze Publikum (die Duchinois). Von der Leidenschaftlichkeit, von dem Eigensinne ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich sie gleich auch nur in der uninteressanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's „Andromaque“ sah. In „Phèdre“, die ich der unansehnlichen Hige wegen nicht sehen konnte, soll sie noch weit mehr sein. Zum ersten mal sah ich die ganze Seele eigentlich misshandeln und fühlte mich wie vom Fieber der leidenschaftlichen Darstellung ergriffen. Sie ist häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Umkleidung. Talma gefiel mir zum ersten mal im „Dreß“ als Reichthaber in diesem Stück nicht. Sein Talent ist zu zart für diese schwankende, unwahre Rolle. Aber in der „Pygmalion von Laurus“, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel glücklich, ganz wie in der Gluck'schen Oper geführt ist, sah ich Talma als Dreß, als die höchste, lebendigste Kunstgestalt, die ich noch gesehen. Sein Gesicht, seine Bewegungen, wenn er die Furien um sich zu erklären wähnt, seine Ermahnung, sein eitles Wiederaufzusammensetzen — in allem erhebt er wie eine edle, höhere, stärkere Natur, die aus nur im Homer und der Heroenwelt erschienen ist. Es ist so eine reine Kunst in seinem Spiel, daß das Französische und Moderne durchaus in seiner Ede heraustritt. Auch hat er sich durch das Studium der Antike und durch das englische Theater gebildet. Er müht, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechische Welt nicht fremd ist, Effect zu machen.

Und daran schließe ich ein feinsinniges, fantiich ausgehauchtes Urtheil über Wilhelm von Humboldt:

S. ist sehr liebenswürdig und nimmt die Sachen mit großer Manier; er fühlt das Adle tief, steht aber ein, was möglich ist, ohne ins Blaue hinauszutreiben. Deshalb scheint er Beschränkter kalt. Er tangt gerade zum Regieren, weil es ihn eigentlich anspizt, und er es nach Plan, aus Pflicht, nicht aus Lust that.

Aus den Briefen von Wilhelm von Wolzogen, welche durch ihren herrlichen Ton einen freundlichen Eindruck machen, möge hier nur eine Anekdote stehen, die derselbe mittheilt, wie sie in Stuttgart erzählt wurde, ohne für ihre Richtigkeit einzustehen:

Er (Lavater) war, sagt man, auf dieser Krise in Durlach und speiße bei dem Markgrafen von Baden, der ihn schätzte und mit dem er auf einem ganz freundschaftlichen Fuß umgeht. Ueber der Tafel redete der Markgraf von verschiedenen Sachen, und sprach unter anderm das Wort „Leibzogene“ aus. Lavater hörte dies Wort und vorzog seine Miene dabei. Der Markgraf, der dies bemerkte, fragt ihn um die Ursache; er sagt dann, daß er niemals dies Wort könnte auszusprechen hören, ohne daß sich ihm die ganze Lage dieser unglücklichen Unterdrückten darstelle.

Sogleich befehl der Markgraf, den Befehl ergehen zu lassen, daß alle Leibeigene in seinem Lande als Freie sollten behandelt werden.

Die Geschichte ist culturhistorisch interessant (der Brief ist aus dem Jahre 1783) und für beide darin Auftretende und Handelnde ehrenvoll. Weltkühn will ich noch bemerken, daß sich in diesen Briefen S. 119 ein sehr störender Druckfehler findet: offenbar will sich Wolzogen nicht über den „ewigen“, sondern über den „wenigen“ Zusammenhang in seinem Leben und seinen Beschäftigungen beklagen.

Ich übergehe die Briefe der „Gönner der Söhne“, sowie den folgenden des Kapitäns Heron und wende mich zu der Correspondenz Karolines von Dacheröden, der spätern Frau Wilhelm von Humboldt's. Karoline, von Zacharias Becker erzogen, dem sie ein begeistertes Lob spendet, macht in diesen Briefen einen überaus wohlthuenden Eindruck durch erfreuliche Bildung des Verstandes und Herzens. Vortrefflich ist die Zusprache, die sie Charlotte widmet, da diese als Braut auf den Gedanken kam, Schiller liebe ihre Schwester Karoline mehr als sie, und bereit war, sich diesem Phantom zu opfern; dröckig die Verschwörung der beiden Freundinnen, den Kammerpräsidenten von Dacheröden, Karolines Vater, mit chère mère, Charlottens Mutter, zu verheirathen. Die weiten Reisen, welche Karoline als Humboldt's Frau mitmachte, bereicherten ihr Wissen, ohne ihrer Empfindungsfähigkeit zu schaden, die sie durch Leid und Freud sich ungeschwächt erhält. Nur zwei Stellen erlaube ich mir aus dieser lesenswerthen Correspondenz zum Abdruck zu bringen. Die erste ist einem Briefe aus Wien vom Jahre 1811 entnommen, zeigt eine politische Gesinnung, der Gattin Wilhelm von Humboldt's würdig, und ist zugleich durch die Erwähnung Theodor Körner's interessant:

Was wird aus diesem Zustande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe gibt, wie sehr zu fürchten steht, was für ein Los bereitet man da 30 Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden, und die unter einem Fürsten vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren sollte. O wie tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet. Wie glücklich preise ich den Theuern (Schiller), der Deutschlands Fall nicht gesehen hat! Körner's Aufsatz über ihn hat mir nicht genügt; er war so lobend, so ganz Geist und Gemüth im höchsten Vereine, und außer den Stellen seiner Briefe war der Aufsatz doch trocken. Körner's Sohn ist seit mehreren Monaten hier und ist ein lieber, hübscher, junger Mensch mit viel poetischen Anlagen.

Die zweite Stelle findet sich in einem Briefe vom 23. Januar 1815 und bezieht sich auf Niebuhr's Schrift: „Preußens Recht an den sächsischen Hof.“

Die Gesinnung darin ist merkwürdig; ich meine nicht eben die Gesinnung für diesen einen Fall, aber im ganzen, im großen; die einzelnen leuchtenden Blitze in die Zukunft. Viele fühlen so. Wir werden diese Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion.

Die darauffolgenden Briefe von Charlotte von Kalb sind nicht eben sehr bedeutend: ich will mir dazu nur die einzige Bemerkung erlauben, daß die Conjectur des Herausgebers, wonach Charlotte die Verfasserin des im ersten Bande und auch von mir in dessen Anzeige mitgetheilten Briefs sein soll, mir sehr kühn erscheinen würde, wenn sie sich bloß auf die vorstehenden Briefe und besonders die Worte in dem Briefe vom 20. Mai 1788 stützen sollte.

Goethe's Briefe an „Frau Hofrath von Schiller Gnaden“, welche sich an die der Kalb anreihen, sind nicht ohne Herzlichkeit, aber ohne tieferes Interesse. Dagegen zeigen die nun folgenden Briefe der Frau von Stein diese geistreiche Dame ganz als die anmuthige Erscheinung, als welche sie vor unserm geistigen Auge steht. Sehr dröckig nimmt es sich aus, daß gleich in den ersten Briefen es sich um Kälber ausgezeichnet melkender Kühe handelt, die Charlotte der im Hauskleid sich sehr grazios benehmenden genialen Frau nachweisen soll. Aus der folgenden reichen Briefsammlung ziehe ich eine Blütenlese anprecher oder pikanter Stellen aus, um den Lesern d. Bl. einen Begriff von Ton und Inhalt zu geben. Zuerst ein Wort über Schiller vom 28. December 1787, humoristisch seine ideale Dichtung berührend:

Schiller habe ich nur einmal gesehen. Ich glaube, er sieht nicht gar viel wirkliche Menschen, um mit seinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohlher thun.

Dann ein sinniges Wort über Reisen und zu Hause:

Alles will nach Italien bei uns; ich sage alles, und es ist doch nicht so ganz wahr; ich selbst lobe mir mein Zuhause; und wem zu Haus nicht wohl ist, dem ist nirgends wohl, und ist nur eine solche Reise eine Palliativcur. Ein anderes ist's in der Jugend, welche glaubt, es sei noch außen herum etwas zu finden.

Und noch eine Maxime aus derselben Zeit (1788), die sich, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, zunächst wol auf das Verhältniß bezieht, welches Goethe damals mit seiner spätern Frau angeknüpft hatte:

Man bildet sich oft ein, unsere Moralität hänge mehr von uns ab, als es wahr ist. Ach! Die Thorheiten überfallen manchmal den Menschen ebenso wie die Krankheiten.

Als es sich um Schiller's Anstellung als Professor an der Universität Jena handelte, schrieb sie am 13. Januar 1789 an Lotte:

Es ist mir auch lieb, daß Schiller eine Bestimmung kriegt; bloß in der Autorschaft zu leben, ist gewiß nicht gut.

Eine für ihre Stellung zu Goethe bezeichnende Stelle lautet (29. März 1789):

Der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freund liegt mir auch manchmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen.

Komisch ist ihre Definition einer bewaffneten Negotiation, die sie im Jahre 1790 mittheilt:

Krieg wird schwerlich, sondern nur eine bewaffnete Negotiation, wo von beiden Theilen gesagt wird: „Gib mir das — oder laß mir das — sonst schlag ich zu.“

Ein sein ironisches Urtheil über Kant:

Die kleine Abhandlung über Kant hat mir viel Vergnügen gemacht. Es wird ein artiges Leben sein, wenn einmal die Welt zu einer solchen vollkommenen Staatsverfassung gestiegen ist. In diesen bürgerlich guten Staat gehört nun aber auch noch eine vollkommene Arzneiwissenschaft und ebenso vollkommene Physikkenntnis; erstere um den verzehrenden Krankheiten zu wehren und letztere die zerstörenden Naturphänomene abzuweisen; und ich glaube auch daran, daß beide Uebel diese zwei so wichtigen Künste zu ihrer möglichsten Vollkommenheit herauspressen werden.

Und ein humoristisches über die Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechts:

Ich schrieb Ihnen die vorige Woche nicht, weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugebacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die Stelle in einem von Ihren vorigen Briefen unberührt gelassen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und versichert mir, sie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen drin wären; also will ich nur still schweigen, denn ich werde doch nicht die Rose zum Baum beweisen, die sich in seinem Schatten wohl befindet.

Mit Knebel muß der Verkehr ein sehr lebhafter und stellenweise mehr als animierter gewesen sein, wie sich aus dem Bericht vom 11. Juni 1791 ergibt:

Knebel und seine Schwester sind hier; ersterer ist noch immer der alte, wo nicht gar noch unruhiger. Ich habe mich so mit ihm entzweit, daß meine Schwester glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben, und seine Schwester wünschte, daß ich es nur möchte gethan haben.

Wie gefühlvoll und innig sieht dagegen folgendes Wort ab:

Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im schönen Glanze sehen und das Glück, das Sie sich durch so viele Widersprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühlt ich innigst mit Ihnen; denn jede Fassung und Ergebung in das Schicksal beraubt uns auch der neben herumliegenden Freuden. Doch wenn man noch jung ist, wie Sie sind, und der Weg noch lang, bringt das Ordreich mit sich, daß einem noch hier und da Blumen begegnen; meiner ist leider durch Wiesen, Gärten und Feld schon vorüber; ich sitze nun am Abhang und sehe in das ruhige dunkle Thal.

Dazwischen weimarische Klatschgeschichten, von der Angst vor der Revolution eingegeben:

Sie (die Kalb) frug mich gestern, ob Schiller das französische Bürgerrecht angenommen hätte; ich sagte ihr, daß es nur eine Zeitungsnachricht sei, und Schiller wisse nichts davon; für jetzt mag wol das französische Bürgerrecht das Wandbirenenrecht sein. Blumenbach ist hier gewesen. Man hat mir erzählt, er thue den Hut nicht mehr ab, und sage nicht mehr „Gehorsamer Diener“ oder dergleichen. Auch war eine französische Dame hier, in die sich Wieland verliebt hat, vor welcher ihr Bedienter auch nicht mehr den Hut abzog.

Die Aeußerung über das Wunderbare klingt trivial und ist wirklich klaffend:

Durch mein Teleskop sah ich die letzte Sonnenflamme ganz prächtig. Die Himmelskörper sind mir wunderbar; das nicht weniger Wunderbare dieser Erde wird man so gewohnt.

Aus dem Juni 1796 führe ich eine bittere Ironie gegen die bekannten Verse aus den „Venetianischen Epigrammen“ Goethe's an:

Frech wol bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr, Götter, Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu. Und die unmittelbar vorhergehenden:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben; Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.

Sie schreibt:

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wol bin ich geworden“, das man mir eben vorlas, wie ich so krank war, aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentalische Dichtergeist darin beisammen ist; aber meinem Epig muß ich's immer vorsagen, wenn ich so recht händisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und ist wirklich kein Schuft.

Ein Paradoxon über den Gesichtsausdruck unserer Dichterheroen:

Schiller's Basrelief gefällt mir alle Tage besser; es ist recht ausdrucksvoll. Einen Spas macht mir's, die Köpfe von Wieland, Herder, Goethe mit ihm zu vergleichen; Herder, Goethe, Schiller haben alle einen Ausdruck von Stolz, der vom Schiller ist der vornehmste, vom Goethe ist er trugig und vom Herder grob; in Wieland's Baste finde ich gar keinen.

Ein köstlicher Beitrag zur Kulturgeschichte ist ihre Reise nach Schleßen, und ich versage mir schwer, ihre Erzählung derselben mitzutheilen; doch ist sie für den Raum, der mir bleibt, zu umfänglich. Schließlich will ich nur noch bemerken, daß S. 354 dieser Briefe von einem großen Unglück der „Eisenmacher“ die Rede ist, statt „der Eisenmacher“, und daß dieses Unglück nicht, wie der Herausgeber meint, durch eine in die Luft fliegende Pulvermühle, sondern durch die Stadt ziehende französische Pulverwagen, die durch Unvorsichtigkeit der Begleitung explodierten, herbeigeführt wurde.

Aus „dem dänischen Kreis“, dessen Briefe den Rest des Bandes einnehmen, ist wenig zu referiren. Den bei weitem größten Raum nehmen die Briefe der Gräfin Schimmelfmann ein: dieselben beschäftigen sich viel mit Politik und sind von einem warmen dänischen Patriotismus getragen. Dies erfreut um so mehr, je mehr wir gewohnt sind, die Heroen unsern Rusenhofes und die mit den weimarischen Kreisen Verkehrenden sich in Literatur und Kunst derartig einspinnen zu sehen, daß sie in weltbürgerlicher Indifferenz nur selten den Umwälzungen des Vaterlandes einen vorübergehenden Blick zu schenken scheinen. Aber freilich sind auf der andern Seite diese Briefe nicht ganz leicht zu genießen, da sie in einem höchst schwerfälligen und incorrecten Deutsch geschrieben sind; die Gräfin selbst kennt ihr „schlechtes deutsch Schreiben“ und leitet es von dem ihr mangelnden Jugendunterricht in dieser Sprache ab. Um aber doch nicht ganz ohne Mittheilung an dieser Correspondenz vorüberzugehen, stehe hier eine Prophezelung vom 20. December 1796, deren glänzendes Eintreffen wir Nachlebenden genießen. Die Gräfin schreibt an Schiller:

Ich erwarte sehr viel, und mehr noch als Sie mit Worten versprochen, von Ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelte Blüte gibt in der physischen Natur nicht die schönsten Früchte, hier aber wird sie eine doppelte schöne Frucht und im Geistesreiche bringen.

Hiermit schreiben wir von dem zweiten Bande dieses Werks; den dritten Band, dem man mit Theilnahme und Spannung entgegensehen darf, werden wir seinerzeit den Lesern d. Bl. vorzuführen nicht verfehlen.

August Henschelberger.

Kaiser Karl's V. Memoiren.

Aufzeichnungen des Kaiser Karl's des Fünften. Zum ersten mal herausgegeben von Baron Kervyn van Lettenhove. Ins Deutsche übertragen von L. A. Warkönig. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.

Von den Memoiren Karl's V. hatte man lange Zeit jede Spur verloren. Erst im Jahre 1843 wurde man wieder lebhaft an dieselben erinnert, als unter den vom Baron von Reiffenberg herausgegebenen Briefen Wilhelm van Male's („Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint écrites par Guillaume Van Male, gentilhomme de sa chambre“) sich ein vom 17. Juli 1550 aus Augsburg datirter, an de Brant gerichteter Brief befand, welcher bezeugte, daß Karl V. solche Memoiren abgefaßt und daß van Male bei deren Abfassung behülflich war. Aber erst in der neuesten Zeit ließ der Zufall den Baron Kervyn van Lettenhove in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris eine portugiesische Uebersetzung der vermischten Memoiren entdecken, von welcher er alsbald eine Uebersetzung ins Französische veranstaltete. Von dieser französischen Uebersetzung liegt uns hier eine deutsche Uebersetzung vor.

Es wird niemand leugnen wollen, daß der von Kervyn van Lettenhove gemachte Fund allgemein das höchste Interesse erregt hat, und wer sich die Mühe gibt, das kleine Bändchen auch nur oberflächlich durchzublätern, wird die Aufzeichnungen dieses mächtigsten und talentvollsten Kaisers aus der alten habsburger Dynastie nicht ohne Gewinn für seine historischen Kenntnisse und psychologischen Erfahrungen aus der Hand legen. Die Gestalt des ernsten, aber dabei kalten, glatten, egoistischen Herrschers wird sich seiner Seele in noch kräftigern Umrissen einprägen, aber darum werden doch die wenigsten in dem Buche finden, was sie mit Begier in demselben suchen dürften. Auch in seinen Memoiren bleibt der Kaiser derselbe verschlossene, diplomatisch schweigsame Charakter, wie ihn uns die Geschichte während seiner langjährigen Regierung in allen seinen Thaten und Handlungen kennen lernt. Seine räthselvolle spanisch-italienische Politik zeigt sich auch in den vorliegenden Aufzeichnungen: überall muß man bald zwischen den Zeilen lesen, bald darauf gefaßt sein, geradezu eine Unwahrheit zu erfahren, sodaß es nicht leicht einem Geschichtschreiber einfallen wird, sich für die Wahrheit dieser oder jener Thatsache auf des Kaisers eigenhändige Memoiren zu beziehen. Die Geschichte weiß, ganz den Memoiren widersprechend, z. B. nichts von einer milden Behandlung des Herzogs Wilhelm von Kleve, im Gegentheil von einer sehr harten und hochmüthigen (vgl. Robertson's „Geschichte Karl's V.“); desgleichen von einer wahrhaft barbarischen Behandlung der damals durch die Erstürmung eingenommenen Stadt Dürren, indem die ganze Einwohnerchaft niedergehauen und die Stadt den Flammen überliefert wurde. Auch hat König Franz I. von Frankreich nicht den Kaiser Karl dringend gebeten, ihn zu besuchen und seinen Weg von Spanien nach den Niederlanden durch Frankreich zu nehmen, sondern hat umgekehrt Karl Franz I. angegangen, ihm zu gestatten, daß

er den Weg durch sein Königreich nehme. Diese Verdrehung der Sachlage in den Memoiren hat aber ihren guten Grund, da dadurch die nachherige Handlungsweise Karl's in einem ganz andern Lichte erscheint, während doch in der That Karl es war, welcher die chevalereske Großmuth des französischen Königs benutzte, um ihn zu überlisten, zum mindesten hatte er auch nicht die geringste Veranlassung, sich über die Falschheit der glatten Franzosen zu beklagen. Auch daran, daß der Kaiser unter Umständen wol auch heftig sein konnte, wie eben in dem Streite mit Herzog Wilhelm von Kleve, wo er, ohne dessen Abgesandten anzuhören, zornig den Saal verließ und selbst die übrigen Fürsten hart anfuhr (vgl. Schloffer's „Weltgeschichte“, XII, 229), werden wir vergebens in den Memoiren eine Spur suchen. Was uns Deutschen sofort am meisten auffällt, ist, daß die Mittheilungen der Memoiren in Betreff der religiösen Wirren, welche damals Deutschland von einem Ende zum andern erfüllten und noch heute unser höchstes Interesse erregen, so äußerst dürftig und mangelhaft sind. Außer der Bemerkung des Kaisers, daß er den Protestanten, die er für hochmüthig und haßstarrig hält, alle Schuld beimißt, daß eine Beilegung der religiösen Zwistigkeiten nicht zu erzielen war, finden wir in der ersten Hälfte des Buchs nur spärliche Notizen. Dafür beschäftigt sich zwar fast die ganze zweite Hälfte des Buchs mit dem Schmalkaldischen Kriege, aber auch nur mit Erzählung der Kriegsergebnisse, auf die Ursachen des Kriegs selbst, am allerwenigsten aber auf die entfernte Ursache, auf die reformatorischen Bewegungen und deren Gründe geht er nicht ein. Hier entschlüpft auch, woran wir sonst in den Memoiren kein zweites Beispiel gefunden, dem Kaiser einmal das Geständniß von eigener Falschheit: auf S. 92 nämlich gesteht er zu, daß er allerdings bereits die Absicht gehabt, die Protestanten mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen, daß er aber, weil er noch nicht gehörig gerüstet gewesen sei, sich bemüht habe, ihnen allen Argwohn auszureiben, damit sie nicht ihrerseits den Krieg eröffneten zu einer Zeit, wo er noch unvorbereitet gewesen.

Im übrigen bleibt es ein merkwürdiger Umstand, daß die Memoiren fast von nichts handeln, als von den zahllosen Reisen des Kaisers zu Wasser und zu Land, in Spanien, Deutschland, den Niederlanden, Italien, England, Ungarn, Afrika und Frankreich (mehrmals wird ausdrücklich bemerkt, daß der Kaiser per Post gereist sei, dies war jedoch immer nur in Spanien der Fall), von den oft wiederkehrenden, meist unter seinem Vorstze oder doch in seiner Gegenwart abgehaltenen deutschen Reichstagen, Versammlungen der Cortes von Castilien und Aragonien, Landtagen in Sicilien und Neapel, den Ständeversammlungen in den Niederlanden. Ueber Reisen und Ständeverfassungen enthalten die Memoiren jedoch meist nur sehr kurze Referate, ausführlicher dagegen werden die verschiedenen Kriege mit Frankreich, England, dem Papste, den Türken und Tunis behandelt, jedoch nur dann, wenn Karl selbst Antheil an denselben genommen hatte. Nur aus diesem Grunde wird darum auch der Schmalkaldische

Auch Homer's „Iliade“, Virgil's „Aeneide“, Goethe's „Werther“ und „Faust“ zweiter Theil haben sich gefallen lassen müssen, travestirt zu werden, und wie unzählig oft sind nicht dichterische Erzeugnisse von Schiller travestirt oder parodirt worden.

Eben erst erschienen bei Erbe in Hopperswerda zwei dramatische Schnurren, welche Parodien oder vielmehr Travestien Schiller'scher Erzeugnisse sind: „Rieselberg, Prinzessin von Nirgendwo. Ein tragikomisches Märchen frei bearbeitet nach Gozzi“ und Schiller's „Lurandot in einem Act“ und „Beutel, die Braut von Messina. Historisch-romantischer Trauersalat in zwei Aufzügen“, beide von Dreien, einem Pseudonymus, der früher schon die Travestie „Tannhäuser oder die Keilerei auf der Wartburg. Große stittlich-germanische Oper mit Gesang und Musik in vier Acten“ erscheinen ließ. Laut einer Anzeige auf jeder der letzten Seiten der beiden neuesten und vorliegenden Travestien ist diese „große stittlich-germanische Oper“ von der Studentenverbindung Silekka zur Aufführung gebracht und mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Dasselbe Glück, ausgeführt und mit größtem Beifall aufgenommen zu werden, soll auch, wird versichert, den beiden letzten Travestien Dreien's, die übrigens sehr harmloser Art sind, zu Theil geworden sein.

Mit wenigen Worten, da des Verfassers leichte, sich aber immer gleichbleibende humoristische Manier den Liebhabern derselben bekannt genug ist, gedenken wir hier auch des zweibändigen komischen Romans von A. von Winterfeld: „Gehimnisse einer kleinen Stadt.“ Im großen humoristischen Stil arbeitet der Verfasser bekanntlich nicht; Ideenreichtum, seine Ironie, die ja auch in unserer etwas grobgearteten, durch ihren Materialismus auch auf die Komik zurückwirkenden Zeit leider nicht verlangt wird, sind seine Sache nicht; sein Humor schmeckt meist etwas nach dem Witz der Kaserne; aber er schreibt für den derbern Geschmack unterhaltend genug, und er macht, und das ist die Hauptsache und entwaftet die Kritik, keinen Anspruch darauf, als mehr zu gelten, als was er ist. Kenntniß der vielen Vადheiten, Lächerlichkeiten, Langweiligkeiten und komischen Eingebildetheiten der deutschen Kleinstädter, die sich bei all ihrer Klugweisheit doch so leicht von irgendeinem Charlatan, wie in diesem Roman von einem aufgeblasenen, windbeuteligen, als Inbegriff aller medicinischen Gelehrsamkeit angekauften, später aber entlarvten Barbier dupiren lassen, ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Wahrscheinlich hat er sie durch ein längeres Garnisonleben in irgendeiner langweiligen kleinen Stadt erworben.

Aus dem kleinstädtischen Leben treten wir in das großstädtische in folgender Schrift: „Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem berliner Leben“ von G. A. B. (Berlin, Grothe). Die Schrift enthält die Skizzen: „Restaurants und Bierhäuser“, „Möblirte Stuben“, „Ein Stralauer Fischzug“ (in dieser Skizze tritt auch der Verleger des Büchleins, Wilhelm Grothe, auf, von dem unter anderem gesagt wird: „Er ist fast mager zu nennen, trotzdem daß er oft für zehn ist und für ebenso viel trinkt“), „Omnibus und Dienstmänner“, „Dienstmädchen“, „Berliner Streiche“, „Ein berliner Genie. Literarisches Proletariat“ u. s. w. Zur Kenntniß des nach so vielen Seiten hin etwas dissoluten und frivolen berliner Lebens, dessen flatter Charakter sich auch in der ganzen Auffassungs- und Darstellungweise des Verfassers widerspiegelt, sind hier vielleicht nicht ganz uninteressante Beiträge gegeben; aber eigentlich humoristischen Charakters sind darunter nur wenige, und nur zu häufig verfällt der Verfasser, besonders in der letzten Skizze, in welcher er ein in einer kleinen, Berlin benachbarten Stadt gefeiertes Volterabend- und Hochzeitfest beschreibt, in eine rohe und unbecilicate Manier. Am drolligsten ist vielleicht noch die Erzählung von dem Rentier und Hausbesitzer Hund, der sich einbildet, unerschöpflichen Witz zu besitzen und stets recht zu haben und zu dessen unumstößlichen Behauptungen auch die gehört, daß der Berliner überall für Geld zu haben sei. Er verliert aber eines Tags eine hierauf eingegangene Wette, indem bei einer Jagdpartie die Rufscher weder eine Cigarre noch ein Trink-

geld von ihm annehmen und vielmehr gegen ihn empfindlich grob werden, was zu manchen verstellten Momenten führt. Man hatte ihnen nämlich eingegeben, daß Hund verrückt sei, daß man sich vor ihm in Acht nehmen müsse und daß sein Wahnwitz besonders dann zum Ausbruch komme, wenn man ihm etwas anbiete. Aus der Art des Vortrags zu schließen, scheint die Erzählung auf einem Spas zu beruhen, den man sich wirklich einmal erlaubt hat.

Nur noch an die Skizze „Ein berliner Genie“ möchten wir eine Bemerkung knüpfen. Der Verfasser schildert darin den Lebenslauf eines leichtsinnigen „literarischen Proletariats“, den nach seinem frühzeitigen Tode der „Rasenquerscher“ zu Theil wurde. Es ist allerdings richtig, daß es in den unteren Schichten des Literatenthums so manche arbeitsscheue, leichtsinnige, wenig wissende und fonnende Individuen gibt; ja schliemmer als das, auch Individuen, deren Verhalten aus Mangel an tieferm Gemüth wie an moralischen Grundfassen so incorrect ist, daß man im Falle eines Conflicts nicht weiß, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten hat und gebulbig ihre Brutalitäten und Bosheiten über sich ergehen lassen muß. Aber wir wissen nicht, was gerade dem Verfasser vorliegender Skizzen das Recht gab, über Felix, den von ihm geschilderten Literaten, vom hohen Richterstuhl herab den Stab zu brechen, zumal da er ihm höchstens nur Arbeitsscheu und Leichtsin, nicht aber eigentliche Bosartigkeit zum Vorwurfe machen kann. Er spottet darüber, daß Felix für gewisse berliner Buchhandlungen, welche Originalromane in wöchentlichen Festeungen zu 1 Druckbogen zu 1 Silberbroschüre erscheinen lassen, Fabrikate dieser Art, bei denen der Druckbogen mit 3, höchstens 5 Thaler bezahlt werde, geliefert habe, und er schließt die Skizze mit den Worten: „Sein literarisches Proletariat ging zu Ende, ohne daß das berliner Genie jemals zu den verkannten Genies hätte gerechnet werden können, die freilich wie er der Welt nichts leihen, aber sich doch für himmelsstürmende Titanen halten.“ Wir wissen natürlich nicht, wie viel Honorar der Verfasser für vorliegende Skizze erhalten hat; aber daß er damit ebenso wenig Großes wie Felix geleistet, daß er damit nur flüchtige Literatenarbeit, die mit dem Tage entsteht und vergeht, geliefert hat, das wissen wir um so bestimmter. Es gehören ganz andere Leistungen dazu, um moralisch berechtigt zu sein, im Gefühl der Ueberlegenheit über das literarische Proletariat ein solches summarisches Verdict abzugeben.

„Spottvögel“ heißt eine Reihenfolge von „Eulenspiegelchen, Falschaffaden und demotritischen Launen“, welche ein Dr. Kärzrich bei Markgraf in Wien erscheinen ließ. Von seinem geistreichen Witz und geschmackvoller Ironie ist bei der jetzigen Generation überhaupt nicht mehr viel die Rede, und so waren wir von vornherein darauf gefaßt, auch in diesem mit Illustrationen versehenen Büchlein nicht viel Witziges anzutreffen. Dies hat sich auch bei der Lectüre ziemlich bekätigt, obgleich wir zugeben, daß einzelnes gelungen ist und daß der Verfasser, der öfters zu sehr und nicht immer glücklich mit Worten spielt, manche richtige Beobachtungen und Wahrheiten in ungebandener wie in gebundener Rede ausgesprochen hat. Treffend z. B. ist folgende Sentenz: „Speculirst du auf die Dummheit der Menge, so thue, ob als du dich vor der Weisheit derselben im Staube beugtest.“ In Wien dürfte übrigens die Art Satire, die der Verfasser anbaut, besser goutirt werden als bei uns. Der Verfasser beschäftigt sich glücklicherweise nicht viel mit Politik, erhebt sich vielmehr in der Skizze „Leiden eines Weltpolitikers“ eher gegen die Manie, immer und überall nur Politik zu treiben und langweilt uns nicht mit jenen vulgären Ausfällen gegen „Junfer und Pfaffen“, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind. Als Mitarbeiter begegnen wir dem Verfasser auch in der gleichfalls illustrierten und demselben Verlage erschienenen Schrift: „Maffim un Schnofes verzáhlt von e meschungen Cochem. Jüdische Schnaken und Schnurren“, von Maier David Furimspieler. Diese von mehreren verfaßte Sammlung jüdischer Schnurren ist viel drolliger und gibt manches zu lachen;

wir verweisen auf die „Fragmente aus einem Fremdwörterbuch“, auf die Skizzen „Fremdwörterverwirrung. Ein Salongespräch“ und „Warum soll man Kinder Muffl lernen lassen?“ auf das Gedicht „Blumenzwiebel und Zäbrenweiber“ (von dem pseudonymen M. Frauenloben) u. s. w.

In zweiter, „weder vermehrter noch verbesserter“ Auflage kündigt sich an: „Der Mensch und der Parasit. Ein fliegendes Blatt für Aerzte und Naturforscher beider Hemisphären“, von Dr. Supinator Longus (Magdeburg 1863). In sehr gewandter Verifikation, die reinlicher als der Inhalt ist, und nicht ohne Witz und Sprachschmelze schildert der Verfasser das Treiben der Würmer und der übrigen Parasiten, der Ascariden, Lumbricoïden, Morpionen, Trichinen u. s. w. bis zum Puler herab oder hinauf, denen das Innere des Menschen oder seine Haut zur Behausung und sein Blut und seine Säfte zur Nahrung dienen. Der Verfasser ruft am Schluß seiner Dichtung, wenn man sie so nennen will, dem Menschen warnend zu:

Nun Mensch? Wo bleibst dein Uebermuth, so kock? 2.
Und meinst du noch, du seist dir selber Zwed? !
Nichts, nichts ist deine liebliche Gestalt,
Als nur ein Parasitenaufenthalt,
Ein zweigebeint Helminthenfütteral,
Ein großes, wohlgefülltes Würmpennal,
Ein mächtig ungezeffertesenal,
Ein wacklig und hauffällig Miethlocal!!

Verehrter Mensch, drum lebe stets in Frieden
Mit denen, die als Miethser dir beschieden,
Und denke stets, zu jeder Lebensfrist,
Vornehmlich aber, wenn du trinkst und isst,
Was du auch deinen Würmern schuldig bist!!

Ob schon die jetzige, auch die nichtärztliche Generation und selbst schon die weibliche und sogenannt jungfräuliche, nachdem in populärwissenschaftlichen Blättern so viel gethan worden ist, sie über die Geheimnisse des menschlichen Körpers aufzuklären, in diesem Gebiete sicherlich sehr viel beitragen kann, so glauben wir doch, daß zarteren Gemüthern bei der Lectüre dieser Schrift, trotz der wirklich virtuosenhaften Behandlung des Stoffes, etwas unwohl werden dürfte, während für Aerzte die ihnen in wohlgeordneten achtzeiligen Stangen gewidmete Schrift von Anfang bis zu Ende allerdings ein Lederbissen sein mag.

Wie sich des Dr. Supinator Longus Reimchronik der Eingeweidewürmer und anderer Parasiten vorzugsweise an die Aerzte wendet, so wendet sich folgende im G. Wengler'schen Verlage zu Leipzig erschienene Schrift: „Rezeiter für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Essig oder Senf, zu verschleimen im Jahre 1863“, speciell an den Stand der Buchhändler. Voran geht ein Gedicht: „Der Verleger an den Autor“, mit dem Anfange:

Mein Herr Autor, will Er wol
Mir was fabriziren? —

also eine Parodie des in seinem Genre classisch zu nennenden Volkslieds: „Mein Herr Maler, will Er wol“ u. s. w. Der Verleger ertheilt darin seinem Autor Aufträge zur Abfassung von illustrierten Werken naturwissenschaftlichen und andern Inhalts, zu dreibändigen Romanen „voller Abenteuer und voll Ungeheuer“, zu einer Gedichtsammlung, „die voll süßer Lunte glänzt im Goldschnittsprunk“, zu einer illustrierten Zeitschrift von liberaler Tendenz u. s. w., er verspricht für dies alles jährlich 100 Thaler nebst Schreibmaterialien und schließt:

Drum, Herr Autor, seib gescheit,
Sorgt, daß ich mich mässe;
Er verlangt Unsterblichkeit,
Und ich bau' Paläste.
Auch kommt es, mein lieber Mann,
Mir auf ein Couvert nicht an,
Wenn zur Zeit der Messen
Wäste bei mir essen.

Die ergößliche Skizze „Herrn Theodor Faulhaber's Firma: Literarisch = artistisch = geographisch = musikalisches Verlags- und Sortiments-Comptoir in Hessel erster Meßbesuch“ und einiges andere werden auch Buchhändler mit Vergnügen lesen; der größte Theil der Schrift geht begreiflicherweise ausschließlich die Herren Verleger an, denen das Schriftchen hiermit empfohlen sein möge. J. M.

Naturstudien über Helgoland und die Nordsee.

1. Nordseestudien von Ernst Hallier. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 lithographirten Tafeln. Hamburg, D. Neisner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Vegetation auf Helgoland. Von Ernst Hallier. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Zweite mit einer vollständigen Flora vermehrte Ausgabe. Hamburg, D. Neisner. 1863. 8. 7½ Ngr.

Wol ist es schön an den blühenden Gestaden der Südländer, wo milde Lüfte mit süßduftenden Blumengerüchen uns wahrhaft paradiesische Freuden gewähren und den Geist zu neuer Lebenslust und erhöhter Thätigkeit entflammen. Doch auch die rauhen Gestirbe des Nordens mit ihren furchtbaren Orkanen und toben den Schneestürmen erzeugen uns poetische Genüsse und bieten dem Naturforscher einen großen Schatz von Kenntnissen, von denen viele gedankenlose Ball- und Soiréemenschen gar keine Ahnung haben. Der Verfasser vorstehender Werke hat zwar nicht die ganz kalten Polarländer besucht, sondern die uns sehr nahe liegende Insel Helgoland, gibt aber von diesem Meeresfelsen einen solchen Reichthum naturwissenschaftlicher Facta, wie sich durchaus nicht erwarten ließ. Beide Schriften sind rein naturwissenschaftlich und ganz besonders für Geologen, Botaniker und Zoologen geschrieben, behandeln aber alle diese Gebiete so populär und nicht selten poetisch schön, daß sie auch der Unkundigste mit Vergnügen lesen und einen Reichthum von Belehrung empfangen wird. Aber auch die Fachgelehrten werden erfreuen, wenn sie über die große Flora dieses öden Felsens lesen und viele Pflanzen aufgezeichnet finden, die man dort nicht vermuthen konnte.

Die Pflanzen der Phanerogamenflora Helgolands sind uns alle bekannt, denn sie wachsen auch in unsern Fluren; weniger aber die Algenflora. Und hierüber erhalten wir eine specifische Beschreibung und poetische Darstellung, wodurch beide Schriften zu einer höchst interessanten Lectüre werden. Das erste Werk, 21 Bogen umfassend, beschreibt Helgoland als Seebad und gibt uns Darstellungen der großartigen Meereserscheinungen, der Gewitter, Stürme und ihrer furchtbaren Verheerungen. Es werden dann der feste Boden, die Dünen- und Strandbildungen, die Luftercheinungen und das Meerleuchten besprochen; die Dünenflora, Küstenvegetation, die Phanerogamen- und Algenflora geschildert, die Land- und Seethiere beschrieben und eine Charakteristik der Bewohner Helgolands gegeben. Da der Verfasser einen Sommer und Winter auf jener romantischen Felseninsel der Nordsee lebte, um gründliche Studien an Land und Leuten machen zu können, so läßt sich schon hiernach erwarten, daß seine Resultate zuverlässig sind. Demzufolge erfahren wir, daß der helgolander Felsen, welcher nach allen Seiten sich senkrecht aus dem Meer erhebt, den geschichteten Gesteinen, also der Triasgruppe angehört. Das Gestein des Felsens ist ein verhärteter Thon, wechsellnd mit Bänken eines Sandsteins, in sehr schön ausgeprägter, regelmäßiger Schichtung. Die untern feckern Schichten gehören dem Buntsandstein an; ob auch die obern, weichern Schichten dazu gehören, oder ob sie, wie Wiebel wegen der ungeheuern Mächtigkeit von 1312 Fuß für wahrscheinlicher hält, zum Keuper gerechnet werden dürfen, will der Verfasser nicht entscheiden, weil es für die bunten Mergel des Keupers und bunten Sandsteins kein sicheres Unterscheidungszeichen gibt. Auf diesem Sandfelsen hat Hallier 88 Holzpflanzen, größtentheils Sträucher, aufgefunden; außer diesen Holzpflanzen fand er noch eine Phanerogamenflora von 220 Arten in 128 Gat-

tungen, welche 38 natürlichen Familien angehören, von denen nur 7 zu den Monotyledonen, die übrigen 31 zu den Dikotyledonen zu rechnen sind. Der Artenzahl nach kommen auf die Monotyledonen 52, auf die Dikotyledonen 168, und es herrschen unter sämtlichen Familien die Gräser vor, denn sie treten in der Zahl 42 auf, während die reichste Familie der Dikotyledonen, die der Compositen, nur in 35 Arten vertreten ist. Sie werden alle namhaft gemacht und auch von einigen die Abbildungen gegeben.

Einer der interessantesten Abschnitte ist der über die Algen. Wer hat nicht schon von den großen Wäldern des Meeres gelesen, die aus ganz zarten Pflanzen bestehen! Diese Seepflanzen, Lange oder Algen, waren lange Zeit die verachteten aller Pflanzen. Gegenwärtig sind sie aber zu einer hohen Wichtigkeit gelangt, weil sich an ihrem einfachen Bau die Gesetze des organischen Lebens am leichtesten studiren lassen. Aber nicht bloß für die Wissenschaft haben sie hohes Interesse, sondern auch für das praktische Leben. Viele von den Seepflanzen werden von den Bewohnern der Nordseefinckeln als Brennstoff und Dünger verwertet. Deshalb ist das Einsammeln des „Braie“ sogar gesetzlich geregelt und darf nur im März und Juli geschehen. Ja man hat sogar vor einigen Monaten die Entdeckung gemacht, daß sich die Fasern des „Braie“ wie Baumwolle verarbeiten lassen und als Surrogat dafür dienen können, wie uns ein Artikel im achten Bande der „Wissenschaften im 19. Jahrhundert“ lehrt. Aber diese sonst so verachteten Meerespflanzen sind auch schön, zeigen einen großen Formenreichtum und die mannichfaltigsten und schönsten Farben, unter denen reines Grün, Karminroth und Lilienbraun die Grundtöne bilden. Diese drei Hauptfarben (sagt der Verfasser) zeigen zahlreiche Abkürzungen, so z. B. kommt das Roth vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Schwarzpurpur vor, ja in manchen Fällen zeigen sich Uebergänge der verschiedenen Hauptfarben und einzelne Algen können zu verschiedenen Lebensperioden aber unter verschiedenen Bedingungen in den verschiedensten Färbungen auftreten. Ganz unabhängig scheinen die Algen von ihrer Unterlage zu sein. Sie entnehmen ihre Nahrung nicht aus oder von der Unterlage, weil sie keine Wurzeln, sondern nur Haftorgane besitzen, und absorbiren durch ihre Poren. Jede Alge kann auf jedem festen Körper Posto fassen, so keimen Algen auf Algen und sogar auf dem Rücken der Thiere und diese leben dabei ungestört fort. Morphologisch wesentlich verschiedene Gewebe kommen bei den Algen nicht vor, denn es fehlt gänzlich an jenen Leitbahnen der Pflanze, den Gefäßbündeln. Der ganze Algenkörper besteht aus parenchymatischen, wenn auch übrigens noch so verschieden gestalteten Zellen. Auch der Gegensatz der Vegetationsorgane fehlt hier. Der Fasser wird im einfachsten Fall durch eine einzige Zelle gebildet, die sich fest an die Unterlage ansaugt, indem innerhalb ihres ausliegenden Randes ein luftverdünnter Raum entsteht. Bei entwickelteren Lagen ist dieser Hafter zwar von sehr zusammengesetztem Bau, aber er besitzt keine Gefäßbündel, keine Saugwurzeln, sondern dient ebenfalls nur zum Anklammern an Holz und Felsen, und zwar oft so fest, daß auf den Kreidelstippen zu Norden Helgolands die Laminarien selten ohne ein großes Felsenstück von den Stürmen losgerissen werden. Auch Blätter besitzen die Algen nicht. Manche Formen ahmen zwar täuschend die Gestalten höher organisirter Gewächse mit Stengeln und Blättern nach, aber diesen Gebilden fehlt doch der Gegensatz von Achse und Peripherie. Wie reich die Algenflora ist, kann man daraus ersehen, wenn man bedenkt, daß Montagne schon im Jahre 1847 nicht weniger als 2226 Arten zählte, die man damals in nur 24 Gattungen gruppirte. Seitdem hat man noch mehr aufgefunden; der Autor verzeichnet eine große Zahl und gibt von den wichtigsten die Abbildungen.

Schöpfung belehrend und interessant ist das Schlußkapitel, worin er eine Fauna und Flora der Vorwelt schildert, die er aus zerflopfen Steinen aushebet. Da gibt's versteinerte Eideeln und Eichenblätter, Reste von Erlen und Haselholzer, von Ahornen

und Hainbuchen, aber auch viele unbekannte, jetzt nicht mehr existirende Pflanzen. Daß dabei die Reste von Fischen und Säugethieren nicht fehlen, läßt sich denken. So umschließt also jedes Stückerl Erde die verwesten Geschöpfe der Vorzeit. Uebell wandeln wir auf Leichenhügeln, aus deren Asche die Bewohner gegenwart entstanden.

Aber weg von den Gräbern! Blicke wir lieber in das blühende Leben der Helgoländer. Leider bekommen wir aber durch des Verfassers Charakteristik keine gänzliche Meinung von den Bewohnern des Felsenlandes. Die Frauen lobt er gar sehr, „denn die Sorge für das häusliche Wohl der Badegäste liegt ganz den Frauen ob, und das ist ein Glück, denn die häuslichen Tugenden der Helgoländerinnen sind in den meisten Beziehungen unübertrefflich. Nirgends im ganzen reinerlichen Norddeutschland findet man eine so musterhafte Sauberkeit und Ordnung wie im Helgoländer Haushalt.“ Aber die Männer und Jünglinge kommen schlecht weg. Sie sind so träge, daß sie nicht einmal das Ansehen ihrer Kleider vertheilen und die Kittosfeln darunter erschlaffen lassen! Der Helgoländer ist, wie alle Inseln, männlich und verschlossen, sagt Hallier. Er ist misstrauisch, ernst, selten mit Fremden zu freiem Scherz geneigt; besonders die jüngeren Männer beobachten eine fast indische, stolze Zurückhaltung. Oft zu ihrem großen Schaben beweisen die Helgoländer eine ins Eigenkämige artende Abneigung gegen alles Fremde, besonders gegen fremden Rath und Hülfe. Sie hängen eigenkämig fest am Alten und wollen nicht einmal neue Straßennamen eingeführt haben. Keiner interessiert sich fürs Gemeinwohl, sie besorgen ihre Dörner nicht und lassen dadurch einen Theil der Insel zur Deute des Meeres werden. Die begütertesten Gemeindeglieder wollen nur dann Beiträge zum Straßenpflaster geben, wenn es bis vor ihre Hausthür geführt wird. Daher Elend und Gemeindefreudigkeit, und wenn das Bad einmal weniger besucht werden sollte, so würden die Helgoländer es sich selbst zuschreiben haben. Nur einzelne intelligente Männer und sehr oft Fremde haben die wenigen Verbesserungen eingeführt, die man dort findet, und oft wurden sie mit Unbarm belohnt. Das Bad, welches von etwa 2000 Gästen alljährlich besucht wird, kann natürlich die 3000 Inselbewohner nicht allein ernähren; außer ihm werden nur Fischfang und Hummerfang bedeutungsvoll, obgleich auch diese Erwerbszweige in Ermangelung größerer Schiffe sehr im Wachsthum sind. In den zwanziger Jahren wurden jährlich etwa 200000 Schellfische und 50000 Hummer nach London und Hamburg geführt. Doch auch dieser Handel hat abgenommen. In den letzten Jahren ist auch keine Zunahme der Badegäste bemerkt worden. Das ist nicht die Folge der Ueberfüllung durch andere Bäder, denn Helgoland hat natürliche Vorzüge vor allen übrigen, es ist leblich Folge der Indolenz in dem ganzen Betrieb. Helgoland wird fortschreiten oder zurückgehen, je nachdem die Bewohner sich der Sache annehmen.

Dies die Ansicht des Verfassers, der aber ein Jahr dort lebte und ohne Haß und Leidenschaft schildert, denn er gibt diese Bemerkungen nur, um zum Fortschritt und zur Verbesserung der Uebelstände anzufeuern.

Des Verfassers kleinere Schrift über die „Vegetation auf Helgoland“ kann nur als Ergänzung der „Nordseefindia“ betrachtet werden. Schließlich muß ich noch bemerken, daß der Verfasser (wie viele andere gelehrte Schriftsteller) „ahnen“ statt „ahnen“ schreibt, obgleich doch allgemein feststeht, daß „ahnen“ soviel wie rathen heißt. In der kleinen Schrift dagegen ist das Wort richtig gebraucht. Der Autor hat also in dem größern Werke nicht nur einen Fehler, sondern auch eine Inconsequenz begangen. Meine Rüge wird man wahrscheinlich als „Silbenfecherei“ betrachten, sie ist aber nöthig. In der Orthographie mögen Abweichungen stattfinden, sie verändern die Gedanken nicht; aber in der Wortbedeutung muß unter allen deutschen Schriftstellern vollständige Einheit herrschen. 38.

Novellen von Paul Heyse.

Neue Novellen von Paul Heyse. Vierte Sammlung. Zweite Auflage. Berlin, Grop. 1862. 16. 2 Thlr.

Das Urtheil über den allgemeinen Charakter von Paul Heyse's poetischer Begabung überhaupt und seinen novellistischen Leistungen insbesondere hat bereits eine so bestimmte Gestalt gewonnen, daß wir in diesem Betracht nichts mehr zu sagen brauchen. Im allgemeinen entsprechen demselben auch die Novellen der vorliegenden Sammlung; inzwischen fehlt es derselben auch nicht an einzelnen Zügen, durch die sie sich von den ihr vorausgegangenen Gaben unterscheidet. Abgesehen von der letzten und kürzesten Erzählung („Auf der Alm“) spricht sich im Inhalt und Grundton der Novellen eine merklich trübere, ja schwärzere Lebensanschauung aus, als in der Mehrzahl der früheren Arbeiten des Verfassers; es werden darin dem Leser mehr die feindseligen, glücksstörenden und unheilbringenden, als die freundlichen, segensreichen und tröstenden Mächte des Lebens vorgeführt, und wenn der Autor auch nicht verläugert, in die düstern Partien einige Lichtblicke fallen zu lassen, so geht doch bezüglich des Totalindrucks sein Bestreben offenbar mehr dahin, die Bitterkeit desselben zu verschärfen, als zu mildern. Muß uns dies im Interesse des Dichters und der zur Ersterin berufenen Poesie mehr schmerzen als erfreuen, so können wir dagegen ein anderes Moment in der Entwicklung des Autors, welches diese Novellen erkennen lassen, nur mit Befriedigung hervorheben. Im ganzen nämlich finden wir dieselben einheitlicher componirt und strenger organisiert; man merkt ihnen an, daß sie mehr von innen herausgearbeitet und durchempfunden, als mit der von außen herantretenden Gewandtheit eines formbeherrschenden Talents gestaltet sind, daß der Stoff in ihnen für den Dichter nicht bloß Darstellungsobject geblieben, sondern zu einer auch selbstthätigen, mitarbeitenden Macht geworden ist.

Die erste der vier Novellen: „Annina“, spielt in Rom. Ein junger deutscher Maler und eine junge schöne Römerin werden durch die Kampflust ihrer Hinde zusammengeführt und entbrennen sofort in Liebe füreinander. Aber sie ist bereits dem reichen und eifersüchtigen Sor Weppe verlobt, und ihre Gesellschafterin Lalla beschwört ihn auf das dringendste, seinem Gefühl nicht weiter nachzugeben und die Ruhe Annina's nicht zu stören. Trotzdem sucht er sie auf, wo er weiß und kann, trifft sie eines Tags auf der Straße und erhält von ihr das Versprechen, wenigstens einmal zu ihm zu kommen und sich von ihm malen zu lassen, um sich alsdann nie wieder zu sehen. Er schmückt zu ihrem Empfang sein Zimmer und trägt sich mit Entführungsplänen. Da erscheint statt ihrer plötzlich Lalla mit der Schreckensnachricht, daß sie todkrank am Fieber daniederliege, weil sie ihrem Verlobten einen Eid habe schwören müssen, den Deutschen nie wieder zu sehen, dann die Madonna durch ein Gelübde zu bewegen versucht habe, sie von diesem Eide zu entbinden, hinterher aber den Folgen der äußern und innern Selbstreue erliegen sei. Annina wird wirklich eine Deute des Todes und Hans irrt seitdem wie ein still Wahnsinniger im Gebirg umher. Der Autor leitet diese Erzählung mit den Worten ein: „Es ist nur ein Abenteuer, was ich erzählen will, eins, dessen Knoten sich leicht und leichtsinnig schürzte, um plötzlich von der scharfen Sichel des Todes durchschnitten zu werden. Es wird nicht an solchen fehlen, denen dieser Schnitt zu jäh und heftig durchs Herz geht. Diese werden darüber klagen, daß die poetische Gerechtigkeit fehle, daß sie von einem solchen Schicksal ohne Veröhnung scheiden müssen. Mir aber scheint, daß der Tod, wenn er Tugend und Schönheit hinrafft, selbst zum Dichter wird, der das Vollkommene in unserm Andenken verewigt und das Liebenswürdige vor dem Raub der Zeit beschützt. Das Leben ist roh und gewaltthätig. Ueber kurz oder lang zwingt es auch die zarteste Gestalt unter das harte Joch der irdischen Noth und Nothwehr. Der Tod, wenn er an die Jugend herantritt, lästet ihr nur die Flügel, ehe sie geknickt werden. Wer sich nicht damit versöhnen kann, daß der Sturm

im Frühling Blüten zu Tausenden von den Bäumen reißt, ehe sie Frucht angelegt, der lasse diese Geschichte ungelesen.“ Daß hierin manches Wahre liegt, was die Anlage der Erzählung zu rechtfertigen vermag, verkennen wir nicht; auch möchten wir dem Autor nicht vorwerfen, daß er das unheilvolle Ende auf die Häupter völlig Schulbloßer herabgeschworen habe. Aber trotzdem können wir nicht leugnen, daß uns der Schluß zu schroff und gewaltsam erschienen ist. Natur und Leben versahren freilich nur allzu oft so; aber sie bieten solche an sich trostlosen Gewaltacte doch immer nur im engsten und innigsten Zusammenhang mit dem unendlichen Gesammtleben, das sie als nur momentane Dissonanzen fort und fort in seine ewige Harmonie auflöst. In der Dichtung ist dies anders. Hier erscheinen sie isolirt, und darum üben sie hier eine wirklich vernichtende, herzerreißende Wirkung aus, sofern sie nicht durch ausreichende Motivirung und Erschließung einer beruhigenden Perspektive mit den Gesetzen einer vernünftigen und sittlichen Weltordnung in Einklang gebracht erscheinen.

Von weit versöhnlicherem Charakter ist die zweite Novelle: „Im Grafenschloß.“ Zwar gelangt auch in ihr diejenige Person, für die wir uns vorzugsweise interessieren, nicht zu dem Glück, welches wir ihr wünschen; aber wir werden dadurch weniger hart berührt, weil sie aus edeln Motiven selbst darauf resignirt und für das äußere Glück das erhebende und beruhigende Bewußtsein einer schönen That zum Ersatz erhält. Die frische Lebenslust freilich wird in diesem Ersatz ein etwas trübseliges Surrogat erblicken, und der Autor hat durch seine Einkleidung und Darstellung wesentlich dazu beigetragen, ihn uns in diesem Lichte erscheinen zu lassen, indem er uns die eigentliche Geschichte nicht unmittelbar in ihrem wirklichen, lebendigen Verlauf, sondern nur im Spiegel der Erinnerung vorüberführt, und noch dazu in einem vom Hauch der Wehmuth getrübbten Spiegel, der selbst das Erfreuliche wie mit einem Trauerflor überdeckt erscheinen läßt. Daß der Autor hieran wohlgethan, bezweifeln wir. Allerdings hat er dadurch erreicht, seiner Erzählung den Charakter eines das Gemüth von Anfang bis zu Ende wehmüthig afficirenden Stimmungsbildes zu geben, aber er hat ihr damit auch das Spannende, das zwischen Freud und Leid Wechselnde, das Werden und Fortschreitende genommen. Aus dem Ton, in welchem Flor die Geschichte des von ihr erzogenen jungen Grafen erzählt, erfahren wir von vorn herein, daß wir nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben, daß wir einer vollendeten, unabänderlichen Thatsache von mehr betäubendem als tröstendem Charakter gegenüberstehen, und wir verfolgen daher die Entwicklung nicht mehr mit der lebendigen Theilnahme, mit welcher wir sie verfolgen würden, wenn sie, statt in der Vergangenheit, in der Gegenwart und Zukunft läge. Außerdem liegt in der Form, welche der Verfasser gewählt hat, auch insofern etwas Störendes, als Flor's Erzählung im Verhältniß zu den äußern Umständen, unter denen sie zu erzählen beginnt, dem Leser viel zu lang erscheint, und in der That zu gewichtvoll ist, als daß sie bloß in der Gestalt einer gelegentlichen Herzensergießung an die einleitende Erzählung angehängt werden dürfte. Abgesehen von diesen mehr äußerlichen Mängeln enthält die Geschichte interessante Conflite und eigenthümlich gezeichnete Charaktere und Situationen; und besondere Anerkennung verdient die Festhaltung des für den Vortrag einmal angenommenen resignatorischen Grundtons.

Die entchieden thätigen und ereignisreichsten, stoffhaltigsten, complicirtesten und spannendsten der vier Novellen ist die dritte mit dem Titel: „Andrea Delfin“, und obwol auch sie mit einer jähen, scharf und tief einschneidenden Katastrophe schließt und manche der in ihr angeknüpften Fäden mehr gewaltsam abreißt, als zu einem allseitig befriedigenden Schluß verwebt, müssen wir sie auch rückblicklich der in ihr gehandhabten poetischen Gerechtigkeit und von seiten ihrer Anlage und Durchführung über die bisher besprochenen stellen. Dem Grundgedanken derselben, daß Andrea Delfin sich zum geheimen Rächer und Richter der von den venetianischen Inquisitoren an ihm und unzähligen

andern verübten Greuelthaten aufwirft, zwei derselben unter der Maske eines ihrer Spione wirklich ermordet, zuletzt aber, als er dem dritten den Dolch ins Herz stoßen will, Ratt seiner einen Unschuldigen, ja gerade den von ihm geliebten Freund erschötzt, welchen er durch seinen Mord hat retten wollen, und hiervon erschüttert schließlich sich selbst den Tod gibt: diesem Kern der Geschichte können wir nur unsere Zustimmung zollen. Es spricht sich darin ein ewig wahres Sittengesetz aus, und der Autor hat denselben selbst Worte geliehen, wenn er Andrea vor seiner Selbstvernichtung an einen Freund schreiben läßt: „Ich habe den Richter gespielt und bin zum Mörder geworden. Ich habe mich der Gerechtigkeit angemacht, die Gott sich vorbehalten, und Gott hat mich in meinen eigenen Frevelwahn verstrickt und mich gerechtes Blut vergießen lassen.“ Von diesem Standpunkt betrachtet, verliert der tragische Ausgang der Geschichte zwar nicht sein Entsetzliches und Tieferschütterndes, wol aber jenes trostlos Erdrückende und Demüthigende, welches wir dem gesegnet und willkürlich auf den Menschen niederschmetternden Unglück gegenüber empfinden. In diesem Betracht ist also der Schluß seiner Silberung bedürftig. Nur insofern hätte der Sympathie, welche im Leser für Andrea trotz seiner sittlichen Verirrung erweckt worden ist, etwas mehr Rechnung getragen werden sollen, daß sich in ihm noch vor seinem Ende mit mehr Zuversicht, als vom Autor angedeutet ist, die Hoffnung geltend gemacht hätte, sich selbst nicht ganz vergeblich zum Opfer gebracht zu haben. Die Nebenfiguren der Novelle sind größtentheils sehr skizzenhaft und aphoristisch gehalten. Besonders gilt dies von der schönen Leonore, der Helfershelferin der Inquisitoren, und ihrer Dienerin Emeraldina. Die Art und Weise, wie sie handeln, entbehrt überzeugender Motive, wie denn überhaupt in der Geschichte manche Unwahrscheinlichkeiten vorkommen, z. B. die Vertrauensseligkeit, mit der sich unbekannte Personen inmitten des scheußlichen Spionierstrebens entgegenkommen, und die Unbesorgtheit, mit welcher die bedrohten Inquisitoren zur Nachtzeit ohne Schutz durch die Straßen wandeln. Die am besten angelegte Nebenfigur ist die in Sprachen und Sentenzen lebende Wirthin Andrea's; doch hat der Autor auch sie gegen das Ende sehr kiefmütterlich behandelt. Unter den Sprachen, welche sie im Munde führt, sind viele von treffender Kürze und Volksthümlichkeit, z. B.: „Wer nicht zu Nacht isst, hungert im Traum“, „Kunst bringt Gank“, „Der Heller läuft dem Bagen nach“, „Mit Lug und Listn kommt man aus, mit List und Lügen hält man haus“, „Den Schafen ist es gleich, ob sie geschlachtet oder vom Wolf gefressen werden“, „Kauft sich der Gahicht mit dem Weih, ist das Feld für die Fühner frei“ u. s. w.

Zum Schluß bietet der Dichter, wie es in der Ordnung, etwas Wiederaufmunterndes und Erheiterndes, nämlich ein Bild aus dem bairischen Hochlande: „Auf der Alm.“ Mag der eingeweihtere Kenner der Alpenwelt und des in ihr hausenden Volks darin auch manches entdecken, was den Verfasser als einen Fremdling oder Neuling auf diesem Gebiet erscheinen läßt, eine recht nett erfundene und mit Geschick durchgeführte Geschichte bleibt es jedenfalls. Wir sind überzeugt, daß sie die große Mehrzahl der Leser in nicht gewöhnlichem Grade ansprechen wird, und so wird sie ohne Frage dem in seinen ersten Gaben etwas düster dreinschauenden Buche den wesentlichen Dienst leisten, daß es der Leser mit dem Spruch: „Ende gut, alles gut!“ aus der Hand legen kann. 11.

Christian August Lobeck.

Es war am 25. August 1860, als nach einem langen ruhmreichen Leben Christian August Lobeck zu Königsberg seine irdische Laufbahn beschloß. Er ist es sonst von Gelehrten oft nicht mit Unrecht: „Se gelehrter, desto verkehrter“, so traf dies Wort durchaus nicht bei Lobeck zu. Gelehrt im engsten Sinne des Wortes war Lobeck wie einer, im ersannlichsten Grade gelehrt, der beleseste und scharfsinnigste Grammatiker unter den eigent-

lichen Philologen, den dies Jahrhundert hervorgebracht hat, daran hat niemand gezweifelt; und dabei ein Mann von echter deutscher Gesinnung, von rechtem Schrot und Korn, ein Charakter im vollen Sinne; alles gerade bei ihm, nichts verkehrt. In die gewöhnlichen kleinen Gattungen des Lebens wußte er sich freilich nicht recht zu finden, aber von dem Grundquell der Wissenschaft aus hat er das Leben geachtet, daß seine Erscheinung und annähernde wie eines der ritterlichen Humanisten der Reformationszeit; das hellenische Alterthum mit seiner Frömmigkeit und Offenheit war in ihm wieder lebendig geworden, er „alte Lobed“ blieb ewig jung, mit jugendlicher Frische schlug er seine Donnerkeile auf die Dunkelmänner los, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Es ist ein schönes Buch, was uns aus seinem Nachlasse Professor Friedländer hier geboten hat, und werth von allen gelesen zu werden, denen bisher vielleicht selbst Lobed's Name unbekannt geblieben ist; die stürzigen Briefe müssen jeden erquickten, dem die politische und religiöse Reaction mit ihrer Heuschrecke zuwider ist, es spricht oft der Geist Gutes aus ihnen; sie lassen Lobed auch seiner Gesinnung nach als einen würdigen Lehrer an der Hochschule erscheinen, die seit dem großen Kant, mit dessen Philosophie Lobed sich auf der Universität innig befreundet hatte, den Geist der Freiheit gepflegt hat. Den Briefen hat der Herausgeber eine Gedächtnisrede auf Lobed vorausgeschickt, die er in der Aula der Universität gehalten und die Gegenstand ebenso ehrt wie den Verfasser.

Das äußere Leben Lobed's war ein unscheinbares, aber sein Geistesleben hat in der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen. Lobed war 1781 zu Naumburg geboren, war in Leipzig Schüler Gottfried Hermann's und legte schon 1809 in der Herausgabe des Sophokleischen „Ajax“ seine bewundernswürdige Gelehrsamkeit an den Tag. Aber gleich im folgenden Jahr begab er sich auf ein anderes Gebiet, indem er in der Kritik der „Symbole“ von Creuzer, jenes damals hochangesehenen Werks, der mythologischen Forschung den einzig wahren Weg wies. Indem Creuzer aus den unlauteren Quellen schöpfend die griechische Mythologie aus dem Fabellande Indien herleitete und Wahres und Falsches in ein Nebelgebilde zusammenmischte, die Phantasie für ein wesentliches Erforderniß für den Mythologen erklärend als den kritischen Verstand und damit der für wissenschaftliche, religiöse und politische Freiheit gleich gefährlichen Romantik der Zeit entgegenkommend, hatte er eine Methode ins Leben gerufen, welche nothwendig der Wissenschaft Hohe sprechen mußte; sie, die eine bestimmte Glaubensrichtung forderte, mußte auch zu kirchlichem Hochmuth, zu hierarchischen Bestrebungen führen, und der geistvollste Verfechter derselben, Görres, ist später ganz dem finstern Geist der Reherrierer anheimgefallen. Dagegen hatte sich schon der rüstige Vorkämpfer der Aufklärung, J. G. Voß, mit männlichem Zorne erhoben; mit andern Waffen aber, mit den tabbringenden der strengen Wissenschaft, erschien Lobed auf dem Kampfplatze in dem Werke, an welchem er zwanzig Jahre gearbeitet, dem „Aglaophamus“ im Jahre 1829, und hat damit für alle Zeiten die grundfalschen Vorstellungen von einer griechischen Mythik, von einer höhern Gotteserkenntnis des Priesterthandes beseitigt und die griechische Religion als die helle Klare uns wieder hingestellt, wie sie in den Homerischen Gedichten erscheint. Von da an trat Lobed wieder sein altes Gebiet und veröffentlichte seine Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Sprache, deren ungeheures Gebiet in allen seinen Weiten wol nie ein Gelehrter mit seinem Fleiß und Scharfsinn durchgemessen hat; die zahlreichen und umfanglichen dahin einschlägigen Werke sind Zeugnisse von einer nie genug zu bewundernden Belesenheit und eines divinatorischen Scharfsinns, nach Inhalt und nach Form gleich vollendet. Neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit wirkte Lobed

*) Mittheilungen aus Lobed's Briefwechsel. Nebst einem literarischen Anhang und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede von Ludwig Friedländer. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 8. 24 Bgr.

als Universitätslehrer in Königsberg von 1814 bis zu seinem Tode höchst anregend und segensreich. Sein äußeres Leben war sehr einfach, Genügsamkeit, ja Bedürfnislosigkeit hatte er von den Alten gelernt, nichts war ihm fremder als Eitelkeit, die äußern Ehrenbezeugungen nahm er gleichmüthig entgegen. Aber dieser Mann der strengsten Wissenschaft, der stillsten Häuslichkeit *) nahm doch an den politischen Zuständen den lebendigsten Antheil: er fand sein ganzes langes Leben hindurch immer auf der Seite der freien Entwicklung im Staatlichen wie religiösen Gebiete und hat seine Ueberzeugungen mannhaft ausgesprochen; er, der sich kaum eine tägliche Stunde zum Spaziergange gönnte, von allen Gesellschaften aus Weiz mit der Zeit sich fern hielt, brachte ganze Stunden bei den Urwahlen zu und ist mehr als einmal Wahlmann gewesen; ganz Königsberg war auf den großen Gelehrten stolz, von dessen Wissen nur sehr wenige eine dunkle Ahnung hatten.

Die Briefe vom Jahre 1798 an, von ihm und an ihn, berühren sein Verhältniß zu seinen philosophischen Freunden, zu Seidler, Gottfried Hermann, seinem Lehrer, J. G. Wolf, F. A. Wolf, A. Meisner, Passow, F. Jacobs, Spohn, Böttiger, E. Preller, Paulus, Bachmann. Sie betreffen theils seine und seiner Freunde gelehrte Arbeiten oder Privatverhältnisse und oftsehbaren in ihrer schönen Form ein liebenswürdiges Gemüth, aber sie gehen überall auch auf die doch alle Interessen wieder berührenden öffentlichen Verhältnisse ein und sind als eine signatura temporis zu fassen; darin liegt ihre Bedeutung auch für weitere Kreise.

Als in Heidelberg auch die Kreuzer'sche Mystik um sich griff, schrieb 1823 Wolf an Lohde: „Du habe ich mit Paulus, meinem einzigen Studiengenossen, den Wunsch ausgebildet: hätten wir Lohde hier, statt des Nichtigen, oder auch neben ihm! Aber der Nichtigkeit kennt die Schleichwege zur Gunst der getäuschten Obern; manchem dünkt, den Pflanzgarten künftiger Schul-lehrer besorge am unschätzblichsten ein hohler Mystiker, ein verkappter Jesuit. Karl Friedrich berief mich zum Rathgeber der Universität; nach dessen Hinscheiden ward es anders. Vielleicht kann es noch einmal anders werden, sagen wir wol, aber kleinlaut. Muthig entgegen dem Zeitdämon, wer berufen ist vom Heiligen Geist, und wenn die Welt voll Teufel wär; unser sei das Sprichwort: Man muß den Teufel überteufeln!“

In dies auch wissenschaftliche Reactionswesen, wie es die zwanziger Jahre kennzeichnet, traf Lohde's „Aglaophamus“ zum Schrecken der Mystiker, zur Freude der kritischen Köpfe hinein. G. Hermann schrieb 1830 triumphirend an Lohde: „In den heutigen Eleusinien und samothracischen Myserien, glaube ich, beten die Hierophanten und Kabbiren für das Heil Ihrer Seele. Und das ist wol alles, was sie thun können.“ Es kam das Jahr 1830, ein frischer Hauch durchzog die Welt; auch in dem sonst so ruhigen und stationären Sachsen, wie Böttiger an Lohde schreibt, waren Geburtschmerzen eines neuen Volkslebens eingetreten. An Lohde erging ein Ruf nach Leipzig; er lehnte ihn ab, die liebgewonnene Thätigkeit hielt ihn in Königsberg fest. Die politischen Zustände kamen bald wieder in die alte Bahn. Auf

Lohde's Veranlassung hatte 1837 die königsberger philosophische Facultät einigen der abgesetzten göttlinger Professoren Ehrendiplome zugesandt. Der Kronprinz als Rector gab am 22. Januar 1838 sein großes Misfallen darüber zu erkennen, aber der Bericht der Verantwortung machte einen guten Eindruck, und der Kronprinz erließ am 5. März ein gnädiges Handschreiben.

Es kam das Jahr 1840 mit seinen Hoffnungen; die Versuche der Dunkelmänner nahmen ein klägliches Ende. Im November 1842 schrieb G. Hermann an Lohde: „Freilich geht es etwas seltsam her. Aber doch weht in Königsberg die reine Luft freigeistlich, und Sie können denken, daß wir hier mit inniger Freude hören, wie dort die summe reverendi tenebriones und alles, was damit zusammenhängt, kein Glück machen. Wenn es auch an manchen Orten zugeht, daß man katholisch werden möchte, so unterminirt sich dieser Dombau so, wie sich die Napoleonische Zwingherrschaft unterminirt hat, daß sie von selbst zusammen stürzen mußte.“

Georg Herwegh kam nach Berlin, hatte seine berühmte Audienz beim König, und ging dann nach Königsberg. Lohde schrieb 1843 an Seidler: „Diesen Winter besuchte mich Herwegh, und bei dem gefälligen anspruchlosen Gespräch des jungen Dichters hatte ich keine Ahnung davon, daß er den tollen Brief an den König schreiben würde, aber Iliacos intra. Daß ich trotz meines grauen Kopfes zu den Liberalen gehöre, brauche ich dir nicht zu sagen; zu den gemäßigten, verstehe ich, eigentlich zu den hoffnungslosen.“ In demselben Jahre 1843 erschien das bewundernswürdige Werk: „Pathologiae sermonis graeci prolegomena“, in dessen Vorrede er sich freimüthig über die Versuche einer clerikalen Partei, „der Säugamme der Unwissenschaft und des Aberglaubens“, aussprach, die Studien des griechischen Alterthums zu verkümmern und statt des Homer christliche Autoren der Jugend in die Hände zu geben. Dem Dankschreiben für die Ueberreichung des Werks konnte der damalige Cultusminister Eichhorn nicht umhin, eine freilich mit manchen Lobsprüchen angefüllte seine Zurechtweisung folgen zu lassen, worin er sich beschwerte, daß ein Mann wie Lohde indirect dem preussischen Staate den Vorwurf mache, als begünstige er die Umkehr der Wissenschaft, und dafür die großen Verdienste Preußens gerade um die classischen Studien hervorhebe. Aber Lohde konnte sich genügend durch eine Hinweisung auf die in allen Ländern damals spulende factio clericalis und die Folge moderner Biskopäre vertheiligen; er ließ sich von seinem männlichen Sinne nicht abbringen, und hatte Gelegenheit, bei der vielbesprochenen Jubelfeier der königsberger Universität ihn von neuem zu bewähren. In Gegenwart des Königs am 30. August 1844 hielt er im Dome die Festrede, welche zuerst von Witt veröffentlicht worden ist. Nach einem Rückblicke auf die Vergangenheit wandte sich der Redner auf die Zukunft und zunächst ihre Besorgnisse: „Der Januustempel unsers Welttheils ist längst geschlossen, aber aus der Stille des Friedens werden misshellige Stimmen laut von einer Grenze Europas bis zur andern. Es sind dieselben Stimmen, die sich einst gegen die wiederaufblühende Wissenschaft, gegen die freigewordene Kirche erhoben. Die Cumeniden der Glaubenszwietracht, die einer hellern Zeit gewichen waren, steigen von neuem aus ihrem Dunkel auf, und wir erkennen ihre Führer, die unsichtbaren Häupter der hierarchischen Propaganda, die zur Unterdrückung der Reformation gekistete ihre dämonische Sendung sofort beurlaubete durch die blutige Gegenreformation jener einst zu blühenden Universität, deren Säkularfeier der unserigen zunächst liegt. Der jetzt mit altem Haß erneuerte Kampf zwischen Klerus und Universität ist noch nicht über Deutschlands Grenzen gedungen. Aber auch hier entwickeln sich immer schroffere Gegensätze, und manche Erscheinungen in unserer Kirche erinnern an die Tendenzen jener alten Orthodoxen, die unter dem Namen der Abiaphora Dogmen und Ritus der verlassenen Confession wieder einzuführen versuchten.“ Und die Folge dieser Rede war — der Rothe Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub in Brillanten, auf Eichhorn's Antrag, wie derselbe selbst bemerkt. Im nächsten

*) Was seinen „Njar“ betrifft, so brach vor dessen Veröffentlichung ein in seiner Wohnung in Wittenberg Feuer aus. Erschrocken war er aus dem Hintergebäude in den weiten Hof herabgekommen, in der Hand — den Stiefelknüttel. Während hilflose Hände seine Sachen in Eile herbeibrachten, hörte man ihn rufen: „Ach, mein Njar, mein Njar!“ Die Leute meinten, so hieße sein schwarzer Spitzhund und brachten ihm den. Er jammerte in Furcht für sein Manuscript über die Tragödie. Doch das war geborgen.

Im Jahre 1820 schrieb er an Meisner: „Sie wollen nach Italien reisen? Ich bitte Sie um alles in der Welt, nach Italien? Um einige Statuen mit abgeschlagenen Nasen zu sehen? Nein, wenn ich nicht den Niagara und den Mississippi ober den Hella zu sehen bekommen kann, bleibe ich lieber hinter meinem warmen Ofen sitzen und lese griechische Scholiasten, was doch eigentlich die Bestimmung des menschlichen Lebens ist.“

Jahre aber erzielte schon wieder eine Unterzeichnung, als zehn Professoren, unter ihnen Lobed, eine sehr ausführliche, die anerkannte Humanität bezeugende, von Lobed und Rosenkranz entworfenen Denkschrift an den von Königsberg (wegen seines Liberalismus) vertriebenen Polizeipräsidenten Abegg vortrug hatten. Der Druck der Adresse wurde inhibirt. Lobed schrieb humoristisch darüber an Hermann: „Einige predigen und wenigstens die Suspension, und mich ergreift der Gedanke, daß man vielleicht nach Jahren in einer lateinischen Chronik der Universität Königsberg lesen wird: „Anno domini 1846: decem professores ordinarii suspensi sunt“, woraus eine noch spätere Nachwelt auf eine große Strenge der Criminaljustiz in diesem Zeitalter schließen wird oder auch auf große Entartung der Professoren.“ Die Folge war, daß der König in einer Cabinetsordre den Ritschulzigen sein Vertrauen entzog, Dürbach und Rosenkranz sollten nicht wieder Prorectoren werden, ehe sie sich nicht gebessert. „Jetzt ist alles ruhig“, schreibt Lobed an Eüler, „außer den kirchlichen Angelegenheiten. Ich selbst gehe jetzt häufiger als sonst zur Kirche, da Kapp mir mehr als andere zusagt.“

Es kam denn das Jahr 1848 heran. Prophetisch schrieb W. Hermann von Leipzig am 1. Januar an Lobed: „Hier haben wir die lange Nacht noch nicht so nahe, aber sie kann noch kommen, und bei unsern jungen Theologen dümmert es schon. Eigentlichen Tag haben auch wir überhaupt nicht, sondern ein Ding, von dem man nicht recht weiß, ob es Nebel oder Staub ist; daß es aber keine gesunde Lebensluft ist, fühlt man. Wird einem auch dabei das Athmen etwas schwer, so lasse ich mich wenigstens nicht um die gute Lanne bringen, sondern bestehe vielmehr, es werde bald, wenn auch nicht sogleich besser, doch anders werden. Man pflegt diese Luft durch Schießpulver zu reinigen, und da jetzt so viele Festungswerke erbaut, so viele Kriegsscharen in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht Kanonen und Kugeln geoffen werden, so scheint eine starke Luftreinigung nicht mehr weit entfernt. Wenn das Geplage losgeht, wird freilich auch viel Gutes zertrümmert werden, aber auch Schlechtes, um den Boden für Besseres zu düngen.“ Der alte Hermann und der alte Lobed galten im Jahre 1848 beide für liberal, Lobed sogar für einen Demokraten; an den zahlreichen politischen Clubs nahm er zwar nicht theil, aber, schreibt er, „den nahe bevorstehenden Urwahlen werde ich mich nicht entziehen können, wo gewiß der Preußenverein, d. h. Junkerthum und Muckerthum dominiren wird — *χάρις εὐπετα χάρις* (thue dich auf, Erde, und verschlinge sie!)“ Und die Erde hat den Preußenverein verschlungen; Lobed's Wunsch ist in Erfüllung gegangen, in der Geburtsstätte der kritischen Philosophie ist wieder reine Luft, und Lobed's Grabmal ein Wallfahrtsort für alle geworden, die wissenschaftliche Gründlichkeit und politischen Freimuth für die schätzenswertheften Merkmale des deutschen Geistes erklären.

42.

Notizen.

Eine deutsche Theaterbearbeitung des „Hamlet“ vom Jahre 1777.

In J. W. Leichmann's, geheimen Secretärs der Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin, von F. Dingelstedt herausgegebenen „Literarischem Nachlaß“, welcher wichtige Beiträge zur Geschichte des berliner Theaters und dadurch des deutschen Theaters überhaupt, ferner zum Theil sehr interessante Briefe von Schiller, Goethe, F. von Kleist, A. W. von Schlegel, Tieck, Werner, Kopehne u. s. w. enthält, lesen wir auf die Notiz, daß der berühmte Schauspieler Brockmann in Berlin als Gast am 17. December 1777 zum ersten male den Hamlet gab und damit das größte Aufsehen erregte. Er mußte diese Rolle zwölfmal wiederholen und wurde, als er sie das letzte mal spielte, herausgerufen, eine Ehre, welche bis dahin noch keinem Schauspieler in Berlin zu Theil geworden war. Es wurde sogar eine Medaille, von Abramson, auf ihn ge-

prägt, deren eine von Beschermenden des ganzen Schauspiels gelahrt und als Schirmzeichen getragen wurden. Und in noch verträmmelter Gestalt wurde damals der „Hamlet“ in Deutschland aufgeführt! Denn eine Zweifelsart Brockmann in der und vorliegenden, mit Brockmann's Bildniß als Hamlet geschmückten und in Prose verfaßten Beschreibung auf, welche unter dem Titel: „Hamlet, Drama von Dänemark. Ein Lustspiel in sechs Aufzügen. Zum Schluß des hamburgischen Theaters. 1777 in der Herrschaftlichen Buchhandlung zu Hamburg erdrukt. Schon das Periculisverzeichniß läßt die Verhältnisse erkennen, die der Bearbeiter mit dem Original vergeworren hat. Mehrere Personen fehlen ganz; der Oberkämmerer Polonius ist in Eldenhelm, Geratze, Hamlet's Freund, in Guffar umgewandelt; auch muß dieser sich gefallen lassen, mit Bernasch, Eulich, Freygen (im Original Bernasche u. s. w.) der königlichen Leibwache anzugehören. Der erste Lebtanzgeber singt ein Lied, welches anfängt: „Mir ist kein Feindte gleich“, und unter andern folgende Zeilen enthält:

Gehweg mit dir ins Knechtentum,

Da magst du dich zerlegen;

Und beacht, der Knecht strickt dich und:

Schick dahin: unten Salgen: u. s. w.

Der Zweikampf zwischen Laertes und Hamlet ändert gar nicht statt; man trauet nur auf Hamlet's Wehl, wobei die Königin den für Hamlet bestimmten Officiere ergreift und daraus trauet. Hamlet erschlägt den König, worauf die Königin ruft: „Dänen! Höret eure sterbende Königin! Im Lobe ist Wahrheit. Er war ein Mörder, euer König; er vergiftete meinen Gemahl. Und diese eure Königin — o daß meine eigene Junge mein Ankläger werden muß — willigte in den Mord.“ Nach diesen Worten, die nicht im Original stehen, bemerkt er; die Königin fällt in einen Ersch, die Umstehenden „leben erbaunt sind“, und Hamlet ruft: „Der Himmel bekräftigt ihre Worte.“ Nachdem die Königin noch einige Worte gesprochen, ehe sie sich zusammensinkt, bittet Laertes den Prinzen um Verzeihung; Hamlet drückt ihm die Hand und spricht: „Laertes — wein arm Mutter! — Ihr, die ihr mit erblassenen Gesichtern, von Gramen gefesselt, umhersteht und vor Entsetzen über diesen Verfall zittert, seid Zeugen zwischen mir und Dänemark von dieser schauernden Begebenheit: denn auch überlaß ich meine Ehre und Rechtfertigung.“ Damit fällt der Vorhang; Laertes und Hamlet bleiben also beide am Leben, und sein Fortleben erscheint, um über den Leichen der durch innere Ränke zum Untergang verurtheilten Geschlechter des Dänen einer neuen Heilsordnung aufzupflanzen. Dennoch ist der Kern des Trauerspiels so unverwundlich, daß es auch in dieser Gestalt auf das Publikum, welches freilich ein empfänglicheres und naiveres war als das jetzige, seine erschütternde Wirkung nicht verfehlte. Vergessen darf man allerdings nicht, daß das deutsche Publikum sich erst um jene Zeit allmählich an hochtragische Katastrophen im Drama gewöhnen lernte.

H. M.

Goethe über das Denkmal der Schlacht bei Leipzig.

Die Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig hat den Plan, das Andenken der Schlacht durch Denkmäler auch äußerlich zu verewigen, wieder wachgerufen. Derselbe Plan tauchte schon bei der ersten Feier der Schlacht in Deutschland auf und beschäftigte die Geister lange und vielfach. Nach der ersten Idee sollte eine Riesensäule bei Reichenbach als Siegesmal errichtet werden. Das Project wurde aber von vielen Seiten als kleinlich verworfen und, zuerst von Sieveling in Hamburg, der Bau eines deutschen Doms auf dem Schlachtfelde vorgeschlagen, zu dessen Entwurf Schinkel sogleich schritt. Arndt wünschte dagegen nur die Aufstellung eines einfachen Kreuzes auf einem Erdbügel, ein anderer den Bau eines hohen Thurms mit Zinnen. Man vergleiche den „Rheinischen Merkur“ von 1814 (Nr. 137) und 1815 (Nr. 184). Diese Pläne gingen auch an Goethe nicht unbemerkt vorüber, wie einige unter seinen Politicien im zweiten

Bande der Gedichte verflochte Verse, an welche wir hiermit erinnern wollen, beweisen. Er scheint hiernach an der ersten Idee einer Riesensäule festgehalten zu haben; aber es ist interessant zu sehen, wie Goethe dem Gedanken eine innerliche Wendung, scheinbar scherzhaft, gegeben hat. Nach seinem Rathe würde die deutsche Nation die Schlachtfelder am zweckmäßigsten begehren, wenn jeder, Männer wie Frauen, nach Leipzigs Gauen pilgerte und dort am Denkmal sich von Vorurtheilen und Fehlern, von der „Ira selbst und andere quälenden Narzheiten“ befreite. Dann werde der Zweck der Denkmalsfeier nicht verfehlt sein. Vor allem, und dies ist die Pointe der Verse, sollten, nach Goethes Wunsch, wol im Hinblick auf die nur durch die gemeinsame Aufregung aller errungene Befreiung, vor dem vaterländischen Denkmal alle Standesvorurtheile abgelegt werden. Die jetzt in so manchen deutschen Ländern wieder florirende Junkerpartei möge es sich gesagt sein lassen, daß Goethe das leipziger Siegesmal als die Stätte ansah, an welcher gerade die deutschen Junker ihre „Narzheiten“ abwerfen sollten. Das Gedicht schließt daher:

Hieran Junker auch und Fräulen
In der Wallfahrt stille Friede,
Die erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden.

80.

Bibliographie.

Abami, F., Vor 50 Jahren. Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit. Berlin, Teichmann. 8. 1 Thlr.

Angelftern, W., Erzählungen. Bremen, Geisler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bermann, M., Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte, vor ihrem Entstehen bis in die neueste Zeit. In volkstümlicher Schilderung, der historischen und romantischen Begebenheiten (mit Benützung aller bis jetzt aufgestellten Forschungen.) 1tes Heft. Wien, Wenedikt. Gr. 4. 7 1/2 Ngr.

Biermann, G., Zur Geschichte der Herzogthümer Zator und Auschwitz. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Bischoff, M., Das Kriegstheater am oberen Rhein und der oberen Donau. Mit besonderer Würdigung der Verhältnisse desselben in einem Kriege mit Frankreich. Mit 6 Festungsplänen in Holzschnitt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Carlen, Rosa, Helene. Die Geschichte eines Weibes. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerh. 1864. 8. 25 Ngr.

Gron, Clara, Die Schwefelkern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1864. 16. 1 Thlr.

Gulmann, P. L., Die christliche Ethik. 1ter Theil. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hehn, J., Abwarten. Roman in zwei Büchern. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Donai, A., Land und Leute in der Union. Berlin, Janke. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dungern, Julie, Novellen. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 1864. 8. 1 Thlr.

Gibeau, E. (Métron), Blücher in Gochs. Festspiel, zur 50jährigen Feier der Schlacht bei Leipzig. Berlin, Rahn. Gr. 8. 4 Ngr.

Giedde, R. G., Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. Herausgegeben von G. Wendt. Hamm, Grote. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Christian Wilhelm Hufeland. Eine Selbstbiographie mitgetheilt von Götschen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Knochenhauer, T., Geschichte Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von M. Müller von Königswinter. 14ter Jahrgang. 1864. Düsseldorf, Elkan u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Fange, W., Randglossen zu den pädagogischen Bewegungen der Gegenwart. Halle, Schmidt. 1864. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Fonsb, A., Das lebendige Wort. Der Beruf der Kirche. Zwei Predigten. Aus dem Französischen. Bremen, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Franmann, A., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Nach Nachrichten von Zeitgenossen und Augenzeugen über dieselbe. Im Auftrage von dem Vereine zur Feier des 19. October in Leipzig herausgegeben. Mit 1 Karte des Schlachtfeldes und 1 Plane der Stadt Leipzig von 1813. Leipzig, L. D. Weigel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kettelsheim, F., Geschichte der Stadt und des Amtes Weibers mit Rücksicht der Landesgeschichte meist nach archivalischen Quellen. 1ter Band. Neuere Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Mit 1 Titelblatt in Farbendruck und 7 lithographirten Tafeln. Grefeld, Kähler. Gr. 8. 3 Thlr.

Papst, R. A., Theodor Müllers Leben und Wirken in der Schweiz. Die Abtheilung. Von Müllers Rückkehr aus Paris bis zu seinem Tode von 1830—1857. Mit dem Grundplane der hofwiler Gebäude. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert mit einem Wörterbuche. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Pflug, F., Auch Blut und Eisen! Leipzig, Schilde. 1864. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 4ter Band. Berlin, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Roller, G., Grundsätze der Staatswissenschaften. Stuttgart, Kammerer. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Roslowka, Marie v., Noch ist Polen nicht verloren. Roman. Berlin, Roslowka. 8. 1 Thlr.

Toldy, F., Geschichte der ungrischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von G. Steinacker. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Pest, Heckenast. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trzebiatowski, D. v., Die Weltüberwindung und der Friede. Ein Gespräch als Beitrag zur Versöhnung des Christenthums mit der Bildung und Verbildung unserer Zeit. 2te verbesserte Auflage mit einem kritischen und vergleichenden Anhang. Berlin, Stilke. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Weid, G., Für Schleswig-Holstein. Mahnung in Liedern an Deutschlands Fürsten und Völker. Dargebracht im Gedächtnisjahre der Freiheit 1863. Nebst einem Anhang: Vor Leipzigs Thoren. Erinnerung an 1813. Leipzig, D. Wigand. 16. 7 1/2 Ngr.

Das Weltall und seine Naturwunder. Eine Wanderung durch die Räume des Himmels und durch alle Regionen der Erde. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 4. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Hahndorf, S., Kaffel vor 50 Jahren. Denkschrift zur Jubelfeier im Jahre 1863. Den Bürgern Kaffel's gewidmet. Kaffel, Württenberger. Gr. 8. 5 Ngr.

Hartmann, G. G. F., Die Völkerschlacht in Leipzig's Umgebungen 16., 18., 19. October 1813. Ein Gedächtnisbuch der 50jährigen Jubelfeier 1863. Mit 10 Ansichten von Dörfern kurz nach der Schlacht und Plan des Schlachtfeldes. Leipzig, F. Voigt. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Die Interventionen, sind sie die Vertreter oder die Verdränger der polnischen Sache? Eine kritische Beleuchtung der 6 Punkte. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe

von
Heinrich Werner,
Leutnant zur See 1. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, während der Expedition Commandant des Transportschiffs *Olbe*, schildert in diesem Werke, das aus einer Umarbeitung der von ihm in den Beilagen der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebriefe entstanden ist, seine persönlichen Erlebnisse sowie seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt auf höchst anschauliche und lehrreiche Weise. Neben der Beschreibung des Neuen und Interessanten, das sich ihm in seinen fernem Gegenden so reichlich darbietet, richtet er sein besonderes Augenmerk auf die deutschen Industrie-, Handels- und Schiffsverkehrsverhältnisse und auf die Vortheile, welche Deutschland aus den angeknüpften Verbindungen in Zukunft erwachsen können.

Der berühmte Reisende J. G. Kohl äußert sich in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ überaus lobend über das Werk, welches seine Aufgabe, das große gebildete deutsche Publikum mit den Resultaten einer der interessantesten deutschen Expeditionen der Neuzeit bekannt zu machen, in ganz ausgezeichnete Weise gelöst habe. Er sagt unter anderem: „Der Stil und die Darstellungsweise des Werks ist im besten Sinne des Wortes populär, klar, einfach, bündig und würdevoll. Der Verfasser fesselt und belehrt seine Leser sozusagen bis zum letzten Worte seines vortrefflichen Werks, das man, wie mir es scheint, als ein Modell und Muster eines populären Reisebuchs betrachten darf.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Conversations-Lexikon. Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

15 Bände. In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen alten und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagshandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten neuen elften Auflage zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist daselbst das soeben erschienene erste Heft nebst Prospect zu haben.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Zur fünfzigjährigen Erinnerungsfeste der zehnjährigen Völkerverschlingung, welche die neue Staatliche Ordnung Europas und insbesondere Deutschlands vorbereitete, hat der Verfasser dieses Werk allen Vaterlandsfreunden zu seinen Gebrauche dargebracht.

Eine diplomatische, vom deutschen Standpunkte aufgefaßte Geschichte jenes hochwichtigen Zeitraums, in der, wie es in vorliegendem Werke geschieht, nur wendiger Bezugnahme auf die kriegerischen Ereignisse, die durch veranlassende Bündnisse, Verhandlungen und Friedensverträge einer auf die betreffenden Urkunden gestützten Darstellung unterworfen werden, war bisher noch nicht vorhanden. Sie wird wesentlich dazu beitragen, umgekehrt von französischen Geschichtsschreibern verbreiteten Aussagen zu berichtigen und die Thatfachen sowohl wie die Motive, auf welche sie entspringen, wieder in ihre historische Bedeutsamkeit zu versetzen.

Die Urkunden, welche mit der geschichtlichen Darstellung verwebt sind, gewähren nebst der nothwendigen Kenntniss, auch den Reiz unmittelbarer Auffassung der Ereignisse und zunächst theilnehmender Zeitgenossen, und liefern zugleich wie die Triasider, die Reformacte des Fürstentums und wie die Wiener Congressverhandlungen sind.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände. 8. Jeder Band gebietet 1 Thlr. 2 Ngr. gebunden 2 Thlr.

Erster Band: *Figuren. Geschichte, Leben und Sitten in Italien.* Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band: *Latinität. (Römische)*

Dritter Band: *Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien.*

Gregorovius' anmuthige, durch historische und literarische Darstellungen reich belebte Landeskundenschilderung der Italien nehmen in der deutschen Literatur einen ehrenvollen Platz ein. In den „Lateinischen Studien“ hat er sich als Historiker wie als Dichter bewährt, und sein deutsches Publikum mit einem neuen Blick auf die italienische Literatur, größtentheils aus Fortuna und dem Glück, die in Rom und Neapel. Gleichzeitig erschienen in „Lateinischen Studien“ in zweiter vermehrter Auflage, und werden die Gelegenheit jene beiden Bände und der früher erschienenen „Siciliana“ unter dem gemeinsamen Titel „Wanderjahre in Italien“ zu einem Ganzen zu vereinigen. Sie werden sich nun von Toscana bis nach Sicilien erstrecken und das namentlich auch für alle, die Italien aus der Distanz kennen lernen wollen, ein willkommener Leitfaden sein wird.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

19. November 1863.

Inhalt: Eine neue Kirche. — Der spanisch-marokkanische Krieg. Von Karl Oskar von Berner. — Unterhaltungsliteratur. Von Hermann Neumann. — Schwib' „Amaranth“ und Kortum's „Dobla“ in Uebersetzungen. — Biographisches. — Zur Phrenologie. — Notizen. (Die deutschen Literaturgeschichten und die deutsche Journalistik; Zu dem Worte „exerere“). — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Kirche.

Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation von Richard von der Alm. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862—63. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Daß die Gegenwart eine Zeit des Uebergangs und der Entscheidung auf kirchlichem Gebiet ist, wird wol niemand leugnen können, schon die mehr als je gespannten Gegensätze beweisen es. Hier ein Buchstabenglaube oder doch ein Festhalten am Buchstaben ohne den belebenden Geist, ein blinder Autoritätsglaube mit der Forderung der Unterwerfung unter das kirchliche Dogma selbst für die Wissenschaft, ein Festhalten und Betonen alles dessen, was religiös gleichgültig dem Bewußtsein der Gegenwart fremd geworden ist, und dort ein Ringen nach neuen Gestaltungen, nach Emancipation von allem, was für kirchliche Bevormundung oder hierarchische Uebergriffe gelten kann oder wol auch oft nur gelten soll, ein zerstückungsfrohes Regiren ohne schöpferische Kraft, ein weitzherziges Uniren bis zu dem Verachte religiöser und nicht nur confessioneller Gleichgültigkeit: kurz Gegensätze, wie sie größer nicht gedacht werden können.

Aber der Zwiespalt geht noch tiefer, er ist nicht nur ein kirchlicher, sondern ein religiöser; die Parteien streiten nicht mehr für die Auffassung und Ausbildung des Dogmas nur, sie streiten um das Dogma selbst, und auch hier stehen sich extreme Gegensätze gegenüber, in deren Kampf gegen ihren Willen und oft genug zu eigenem Schmerz und eigenem Schaden selbst solche gezogen werden, die ihre innigste und theuerste Ueberzeugung, wie die Erfahrungen und die Denkarbeit ihres gesammten Lebens sie gebildet, sich in dem unerfreulichen Gezänk theologischer Parteien gern erhalten möchten. Ist es doch dahin schon gekommen, daß manche allen Ernsts nur in einer Läuterungsperiode großen Unglücks, wie es etwa ein blutiger Krieg bringt, noch Hülfe sehen, und es liegt dieser Meinung die Wahrheit zu Grunde, daß in schwerer Zeit unfruchtbares Schulgeiz von selbst aufhört und so schwerer Ernst von negirender Zerstörungslust zur Position führt, sowie daß dann auch die praktische Bedeutung echter Religiosität sich von unwahrer Frömmerei und Heuchelei unterscheiden muß.

Bis zur äußersten Grenze der Negation schreiten die „Theologischen Briefe“ Richard von der Alm's vor, die in ihrer Adresse „an die Gebildeten der deutschen Nation“ derselben das traurige Zeugniß geben, daß sie in ihrem religiösen Glauben aufs tiefste erschüttert nicht nur von den meisten kirchlichen Dogmen sich abgewendet, sondern das gesammte christliche System als unvereinbar mit dem Stande der gegenwärtigen Bildung und religiösen Vorstellungen in ihrem Herzen längst aufgegeben habe.

Es ist mit diesen Worten eigentlich alles Nöthige zur Charakterisirung des Standpunktes gesagt, welchen das Buch einnimmt; man würde indeß sehr irren, wollte man es der Menge jener Machwerke zuzählen, in denen seit Jahrhunderten in unreifen Declamationen gegen das Christenthum polemisirt worden ist, von denen es übrigens schon die wissenschaftliche Lächerlichkeit seines — pseudonymen? — Verfassers trennt. Bewirkte dort nicht schon die Form der Darstellung, die jedes religiöse Gemüth verletzen mußte, Widerwillen, so ließ das Ungenügende der Argumentation, die wissenschaftliche Unreife jene Versuche meist ungefährlich für die christliche Wahrheit bleiben. Hier aber tritt uns ein Mann entgegen, dessen wissenschaftliche Bildung Anspruch auf Beachtung erheben kann und dessen Wissen dem seiner theologischen Gegner mindestens gleichkommt. Damit verbindet der Verfasser eine Form der Darstellung, die selbst bei dem nicht unbedeutenden Umfange des Buchs weder ermüdet, noch durch Trivialität verletzt: kurz es muß dieser Erscheinung eine gewisse Bedeutung zugestanden werden, um so mehr, da das Werk in seiner ganzen Anlage nicht darauf berechnet ist, die Leidenschaft der Menge zu erregen, sondern sich an das Urtheil der selbständig Prüfenden und Denkenden wendet. Wenn das gewonnene Resultat trotzdem nicht befriedigen kann, so ist darum doch die Anerkennung des einzelnen Beachtenswerthen nicht ausgeschlossen.

Der Verfasser beginnt nun damit, daß er für das überall gültige Gesetz der fortschreitenden Entwicklung auch auf dem Gebiete der Religion Anerkennung fordert. Dem niedern Standpunkt einer kindlich gläubigen Aneignung der Religionslehre müsse auf einer höhern eine

kritische Sonderung folgen. Thatsächlich habe sich auch stets dem Buchstabenglauben gegenüber eine freiere Richtung geltend gemacht, die nicht nur einzelne kirchliche Lehrsätze, sondern auch die als Quell der Offenbarung angenommenen biblischen Schriften einer Kritik unterzog. Es sei dies auch unumgänglich nöthig, da die Glaubensschriften aller Religionsparteien, die sich doch untereinander widersprechen, unmittelbare Offenbarungen sein wollen und also von selbst dem Urtheile der Vernunft die Entscheidung überlassen. Diese finde nun aber in der Bibel neben vielem ewig Wahren und Guten auch gar vieles Unrichtige, den Charakter seiner Zeit und seines Ursprungs Tragende, ja unser sittliches Gefühl Verletzende. So sei es denn unter dem Einflusse der fortschreitenden philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis dahin gekommen, daß namentlich seit Kant die theologischen Facultäten selbst eine freiere Richtung einschlugen. Man unterscheidet zwischen einem Wesentlichen und einem Unwesentlichen, zwischen dem ewig Wahren und Bleibenden im Christenthum und zwischen Zeitvorstellungen, welche für aufgeklärtere Jahrhunderte keine Verbindlichkeit haben könnten. Ein ewiger, geistiger Gott, christliche Tugend und Unsterblichkeit wurden als Grundwahrheiten der christlichen Religion anerkannt; dagegen die Dogmen von einem Teufel, einer Erbsünde, völliger Unfähigkeit zum Guten, Erlösung durch das Opferblut eines Gottmenschen, Verdammniß aller derjenigen, welche von diesem Veröhnungstode nichts hören oder nicht daran glauben, für unlaute Reigaben. Die Gelehrten vermieden es, in ihren Predigten solche Punkte zu besprechen, und hielten sich vornehmlich an die christliche Moral, wobei sie den Gemeinden, welche die gleiche Ueberzeugung hatten, vollständig genügten. Die Folge war, daß der Widerstreit zwischen Vernunft und Religion in den Gemüthern aufhörte, daß das confessionelle Dogmengezeck keinen Boden mehr fand und alle Parteien sich der Duldung und eines schönen Strebens nach wahrer Humanität befleißigten.

Dabei blieb jedoch der Uebelstand, daß die Bibel, die doch ihrem ganzen Inhalt nach als verbindlich anerkannt werden sollte, sowie die kirchlichen Bekenntnisschriften gerade auf jene als unhaltbar beiseite gelassenen Glaubenssätze besondern Werth legten: ein Widerspruch, der wol immer bekannter wurde, aber keine Ausgleichung fand. Umsonst suchte politische und kirchliche Reaction die Kluft durch Machtsprüche zu überdecken, die Kluft blieb, ja die Entfremdung steigerte sich, und so ist die christliche Menschheit endlich auf einen Punkt gekommen, der dem Gemeinwohl ganz und gar nicht förderlich ist und daher eine Abhülfe dringend bedarf. Es besteht ein entschiedener Widerspruch zwischen dem, was als ewige religiöse Wahrheit gelehrt wird, und dem, was die Gemeinden als solche erkennen, die in ihrem Urtheile über Offenbarung, Wunder, Satan, Erbsünde, Erlösung u. s. w. die kirchliche Lehre nur mit innerm Widerspruche hören, ja endlich dahin kommen, in ihrem kirchlich correct lehrenden Geistlichen „entweder einen beschränkten, hinter der Bildung der Zeit zurückgebliebenen, in blindem Autoritätsglauben

befangenen Mann zu erkennen, oder eine bedauerwerthe, gedrückte Persönlichkeit, die sich den Anschein eines aufrichtigen Bekenntnisses zu veralteten Glaubenssätzen geben muß, um in ihrem bürgerlichen Fortkommen nicht geßert zu werden“.

Wie soll nun hier eine Besserung eintreten?

Die Geister auf den alten Standpunkt zurückzuführen zu wollen, hat sich geschichtlich schon mehr als einmal als vergeblich bewiesen. Soll also nicht das ganze Gebäude als innerlich morsch und hohl zusammenbrechen, wodurch die größten sittlichen und gesellschaftlichen Gefahren heraufbeschworen würden, so darf man sich einer kräftigen Reform im Sinne der bessern Erkenntnis der Zeit nicht länger verschließen. Es muß sich eine neue Kirche bilden, deren Glaubensbekenntnis das Dogma natürlich nicht bis in die kleinsten Specialitäten vorschreibt, sondern sich auf die wesentlichsten Punkte beschränkt, innerhalb deren dem Geiste und der Ueberzeugung des einzelnen freie Bewegung bleibt, ohne daß von einer solchen Reform besondere Verwirrung zu befürchten ist. In den Hauptfragen ist der Unterschied nicht so groß und vielfältig, daß sich die Menschen nicht in wenige Abtheilungen bringen lassen, die sich aber ehrlich auseinanderzusetzen müssen. Es bestehen im allgemeinen nur drei Hauptrichtungen. Die erste wird durch die Anhänger des Alten gebildet, denen man ihre Ueberzeugung gern läßt, unter der Bedingung, daß sie auch ihrerseits die neue Kirche nicht tören und von dem kirchlichen Vermögen und den Gebäuden, wie dies bei der ersten Reformation auch der Fall war, nach Verhältniß der Ausscheidenden abtreten. Die zweite Richtung vertreten diejenigen, welche in der Welt keinen persönlichen geistigen Gott, sondern nur ein Zusammenwirken von Naturkräften erkennen, mit einem Worte, die Materialisten. Diese werden eine kirchliche Gemeinschaft weder bilden können noch wollen, und sich begnügen, ihre Ueberzeugung still zu leben. Die dritte Richtung umfaßt die große Zahl derjenigen, die an den christlichen Begriffen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit festhalten, dagegen die Vergötterung des Religionsstifters und alles, was damit zusammenhängt, zurückweisen.

Die „Theologischen Briefe“ wollen nun dem Drange der Gegenwart nach einem vernunftgemäßen religiösen Bekenntnis in einer Weise zu Hülfe kommen, wie sie dem Verlangen der Gebildeten unseres Zeitalters, die eine Verbesserung, aber keine Aufhebung der Religion wollen, entspricht. Sie wollen nicht bloß sagen, was an dem alten Glauben und warum es unhaltbar sei, sondern auch das Wahre und Bleibende hervorheben und zu einem vernunftgemäßen Bekenntnis gestalten. Die Gebildeten sind es sich der großen Mehrzahl nach sehr wohl bewußt, was in der christlichen Religion das Vernünftige und Bleibende und was das Vernunftwidrige sei, das beseitigt werden müsse. Während aber diese Ueberzeugung bisher ohne wissenschaftliche Begründung vom religionsgeschichtlichen Standpunkte sich gewissermaßen nur instinzmäßig erhielt, will der Verfasser den Denkenden dieser Zeit zeigen, „daß sich das vernünftig-christliche Bekennt-

nitz, das sie sich gebildet haben und das sie mit Gründen des gesunden Menschenverstandes versehen, dem alten Kirchenglauben gegenüber auch historisch sehr wohl begründen lasse, oder mit andern Worten, daß die von dem gebildeten Zeitbewußtsein beanstandeten Dogmen der gegenwärtigen kirchlichen Systeme auch vor der geschichtlichen Kritik unhaltbar seien“.

Es wird zu diesem Zweck die Geschichte der Bibel, die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments und die Kirchengeschichte vorgeführt, deren Behandlung natürlich von der kirchlich gewöhnlichen Auffassung weit abweicht. Im Alten Testament wird allerdings nicht leicht mehr jemand die angegebenen Titel als entscheidend über den Ursprung der einzelnen Bücher annehmen. Daß z. B. der Pentateuch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht von Moses herrührt, daß neben ältern Bestandtheilen namentlich zwei Urkunden vorliegen, die sich durch verschiedene Gottesnamen unterscheiden, ist seit Aruc's Hypothese so ziemlich Gemeingut der deutschen Theologie geworden, das sich neuerdings außer dem englischen Bischof Colenso auch ein deutscher Hauptvertreter der strengsten Richtung zum Entstehen seiner bisherigen Grunde angeeignet hat. In dessen diese Untersuchung für ein größeres Publikum zu führen, ist doch eine schwere Aufgabe, die nicht überall so leicht gemacht wird, wie in den Büchern der Könige, deren Verfasser unbefangen unter David nach Davids, seiner eigenen persischen Landesmünze, rechnen läßt. Wir müssen uns auf das Zugeständniß beschränken, daß der Verfasser seine Kritik äußerst geschickt ausübt und den spröden Stoff in einer Weise bewältigt, daß jedes Kapitel spannend wirkt. — Ebenso wird wol auch das Urtheil über die meisten alttestamentlichen Persönlichkeiten ziemlich allgemein nicht mehr dem Urtheil der biblischen Quellen entsprechen. Wie nach jüdischer Ansicht die Gründung der Theokratie Mittelpunkt der Weltgeschichte ist, so richtet sich der Werth oder Unwerth einer Persönlichkeit nach ihrem Verhältniß hierzu. Für einen andern Standpunkt ändert sich das Urtheil. Ein David erscheint der gewöhnlichen Geschichtschreibung nur als ein blutiger Empörer, dessen Despotie nicht einmal durch die Größe seiner Ziele ausgeglichen wird; von einem Salomo kann sie als Fürsten so ziemlich nichts rühmen, und je ernster die Berichte geprüft werden, um so dunkler erscheint beider Charakter. Daß mit den bekannten Tugenden ihrer Grausamkeit und Wollust der Inhalt der ihnen beigelegten Schriften nicht harmonirt, ist einfach zuzugestehen. Auch die Propheten erscheinen nicht immer als die Männer Gottes, für welche sie gewöhnlich ausgegeben werden. Der Verfasser beschuldigt sie eines herrschsüchtigen Strebens nach politischer Macht, er bezweifelt auch die Ehrlichkeit ihrer Mittel, die Wahrheit ihres Zeichens und Wunder und vergleicht damit ältere und neuere Erscheinungen, deren Wiederholung auch bei uns auf keinen Glauben rechnen dürfte. Die achtungswerthe Seite des jüdischen Prophetismus, sein Eifer für die Verbreitung reinerer Begriffe von Gott, für Hebung der Sittlichkeit und eine bessere Rechtspflege erkennt er willig an. Daß er endlich selbst den ebelfen-

Erzeugnissen des hebräischen Geistes die Schriften eines Plato als mindestens ebenbürtig zur Seite stellt, wird wol keinen Widerspruch finden.

Andero wird jedoch das Urtheil bei des Verfassers Untersuchungen über das Neue Testament. Nicht als ob seine radicale Kritik ihre scharfen Waffen hier minder gut führte, nicht als ob er sich nicht auf Vertreter der Wissenschaft bei seinen Behauptungen berufen könnte, aber hier ist der Leser nicht mehr der ruhige Zuschauer des Zerlegungsprocesses, sein religiöser Standpunkt wird über sein Urtheil entscheiden. Wir können den Untersuchungen über das Alte Testament mit derselben Ruhe folgen, mit welcher wir Homer den Chorizonten überliefern, das große Publikum kann selbst bei dem Streite ruhig bleiben, ob wirklich der Hirt des Hermao älter ist, als unsere Evangelien, und ob das vierte Evangelium, als mit seiner Logoslehre auf dem Standpunkte der alexandrinischen Philosophie stehend, dem Johannes untergeschoben ist, welche Fragen hier natürlich bejaht werden; das große Publikum überläßt diese gelehrten Untersuchungen, denen es doch nicht selbständig folgen kann, gern den Theologen, sein Interesse ist hier nicht ein wissenschaftlich-theoretisches, sondern ein religiös-praktisches; es fragt sich, in welchem Lichte ihm die Person Jesu erscheint, und hiernach wird es zwar nicht über jene Fragen entscheiden, aber doch für seinen religiösen Glauben ihnen mehr oder weniger Gewicht einräumen.

Man wird das unwissenschaftlich nennen müssen; das ist es ohne Zweifel, und der Hauptmangel eines verwandten Werks, des „Lebens Jesu“ von Strauss, befand zuweilen darin, daß es die evangelischen Berichte in ihrer Gesamtheit verdächtigte und in Mythen auflöste, ohne die Glaubwürdigkeit der einzelnen Quellen zu prüfen. In der angegebenen Weise aber den religiösen Glauben durch eine kritische Prüfung der evangelischen Berichte zu bestimmen, das erfordert eine Klarheit des Verstandes, eine Energie des Willens, die nicht jedermanns Sache ist, vor allem aber gehört dazu eine Voraussetzungslosigkeit, die sich in der Wirklichkeit nirgends findet. Die ethische Bedeutung des Glaubens macht seine Bestimmung bis zu einem gewissen Grade unabhängig von jener Verstandesoperation, und zeitlich erfolgt diese Bestimmung vor der Reife zu verartigen Untersuchungen oder doch vor ihrem Abschluß. Frage man die Erfahrung, das Urtheil nach beiden Seiten ist vor der Prüfung in der Hauptsache fertig, spätere Ergebnisse vermögen es nur zu befestigen.

Diese ganze kritische Frage ist übrigens trotz der Lebenshaftigkeit, mit der sie erörtert worden ist, eine noch nicht völlig gelöste Aufgabe der Wissenschaft, deren Fortschritten der Verfasser vollständig gefolgt ist. Theils darum, theils weil des Buches Bedeutung nicht in neuen kritischen Resultaten liegt, wenden wir uns zu seiner Auffassung der Person Jesu und des christlichen Systems.

Es ist hier nicht ganz leicht, des Verfassers Meinung kurz wiederzugeben, ohne Mißverständnisse zu erregen und ohne ihm unrecht zu thun, da seine geschichtliche Deduction in einem kurzen Referat unnothig erscheint

wird. Zugestanden muß ihm werden, daß er seine Waffen äußerst geschickt führt, daß ihm ein wissenschaftlicher Apparat zu Gebote steht, der ihn vor dem gewöhnlichen Vorwurf der Oberflächlichkeit schützt, ja daß ein gläubiges Gemüth bei der Lectüre ängstlich werden kann, wenn seinem schlichten Glauben so gewaltige Zweifel entgegen-
gesetzt werden.

Jesus ist dem Verfasser natürlich ein bloßer Mensch. Die Berichte über seine wunderbare Geburt werden den Sagen anderer Völker von einer Incarnation ihrer Gott-heit gleichgestellt, sie sind unecht. Die Verfasser der Evangelien, welche insgesamt nicht Apostel, ja nicht einmal Augenzeugen des Berichteten waren, haben später Dichtungen der Sage unkritisch aufgenommen; die Apostel wissen davon nichts. Jesu Bildung und Lehre ist halb rabbinisch, halb essenis. Seine Wunder sind zu beurtheilen theils wie die alttestamentlichen, deren Nachahmung sie sind, theils wie die seiner rabbinischen Zeitgenossen. Wunder waren übrigens ein unentbehrliches Requiisit jedes Gottgesandten, das Teufelsaustreiben war z. B. eine sehr gewöhnliche Kunst; ja gegen gewöhnliche Wunder bewies man sich schon mißtrauisch und verlangte daher auch von Jesu, indessen vergeblich, ein Wunder am Himmel. Der Fortschritt von Strauß, der alle Wunderberichte nur für Mythen ausgab, ist der, daß neben neuen, auch mit eregetischer Kunst geübten natürlichen Erklärungen, in denen der Vorgänger hierin, Kirchenrath Paulus, vielfach übertroffen ist, der Begriff des Wunders alterirt wird.

Wichtiger ist die Frage nach Jesu Messianität. Das jüdische Volk unterschied von dem eigentlichen Messias einen Messiaspropheten, der vorher für das Volk sterben mußte und dessen Ankunft am Passahfeste man nach kabbalistischen Berechnungen für nahe bevorstehend hielt. Da nun ein einzelner schwerlich sich berufen fühlen konnte, das messianische Reich ohne andere Hülfen als die der Zwölf Apostel zu begründen, so bleibt nur übrig, daß Jesus unter dem Einfluß einer mystischen Partei nach Jerusalem ging, um dort sich als galiläischer Vorherrscher zu opfern und so die Ankunft des wirklichen Messias zu beschleunigen, der ihn dann sogleich wieder ins Leben rufen würde, ein Verhältniß, woraus sich auch Jesu ängstliche Stimmung und seine Zweifel in seinen Leidens Tagen erklären. Allerdings bieten die Evangelien hierfür keinen bestimmten Anhalt, indessen ist aus ihren Widersprüchen und ihrer ungeschichtlichen Darstellung ein klares Bild von Jesu Leben überhaupt nicht zu gewinnen. Die bei seinem Tode angeblich geschehenen Wunder müßten einen überwältigenden Eindruck hervorgebracht haben, sie können nicht geschehen sein. Wenn aber der Erstandene gerade in der Weise einzelnen erschien, wie die Evangelien es berichten, so könnte man nur über das Zwecklose dieser Erscheinungen staunen. Die Verschiedenheit und das Widersprechende dieser Berichte nimmt aber jedem einzelnen seine Glaubwürdigkeit. Die sichere Erwartung der ersten Christen endlich, Jesus werde auf den Wolken des Himmels bald wiederkommen, ist bis zur Stunde noch nicht erfüllt.

Wie soll man nun von der Auferstehung denken? Einen Scheintod anzunehmen, von welchem Jesus durch die Kälte der Felsenhöhle zum Leben erwachte, bietet die Ueberlegung, da der durch die Kreuzigung so erschöpfte Organismus in der kalten, mit kahlen Aromen geschnittenen Atmosphäre eher zerstört werden mußte. Andererseits konnte sich an einer völlig haltlosen Sage ein so begeisterter Glaube nicht entzünden, und so war denn folgende Annahme vorgeschlagen: Als Jesus in Bethsemane verhaftet war, machten sich die Jünger nach ihrer Heimat Galiläa aus dem Staube. Einige der anhänglichsten, wie Petrus, mögen am nächsten Tage noch in Jerusalem geblieben sein, um zu sehen, was mit Jesus geschehe; nach seiner Verurtheilung gingen sie jedoch gleichfalls davon, um nicht auch zur Strafe gezogen zu werden. Die Frauen dagegen, welche Jesum nach Jerusalem begleitet, hatten keine Veranlassung zur Flucht; sie sahen die Kreuzigung von weitem mit an, beobachteten, wo man Jesum begrub, und wollten am Morgen nach dem Sabbat unbemerkt dem Leichnam die letzte Liebe der Einbalsamirung anthun, um dann auch nach Galiläa zurückzukehren. Als sie nun in der Dämmerung an das Grab kamen, fanden sie nur die Tücher, der Leichnam selbst war weg, was ihnen Beweis war, daß die Leiche nicht anderswohin gelegt, sondern sich aus dem Grabe hervorgemacht habe, also auferstanden sei. Es wäre auch möglich, daß zwei Männer der geheimen Partei, zwei Essener in weißen Kleidern, am Grabe gestanden, die ihnen sagten, Jesus sei auferstanden, um sie von weiteren Nachforschungen abzuhalten. Aus ihnen, vielleicht schon aus den weißen Tüchern wurden natürlich Engel, denn Engel sahen die Juden damals überall. Unter Jesu Anhängern mußte diese Nachricht die größte Aufregung hervorrufen. Man wollte Jesus da und dort gesehen, selbst in wirklichen Personen erkannt haben. Verbreitete sich einmal die Nachricht, das Grab sei leer, so lag der Glaube an seine Auferstehung und mit ihm Visionen nahe; wie vielen ist die Himmelskönigin Maria oder ein Heiliger seitdem erschienen! Nun erkannten die erkannten Jünger, wie der Mann, dessen messianische Würde durch seine Kreuzigung soeben vor ihren Augen zerstört worden war, durch seine Auferstehung sich doch als Messias bewährt hatte; an dieser Ueberzeugung entzündete sich ihr schwärmerischer Glaube an seine nahe Wiederkunft zur Herstellung des Messiasreichs, der ihnen den Auferstandenen wiederholt persönlich zeigte. Am nächsten hoben Feste, an Pfingsten, vielleicht auch erst ein Jahr später, nachdem sie sich inzwischen in Galiläa zu einer kleinen Sekte zusammengesetzt und in ihren schwärmerischen Erwartungen immer mehr bekräftigt hatten, erschienen sie wieder in Jerusalem, predigten mit Begeisterung den Auferstandenen und gründeten eine Gemeinde.

Dies der äußere Verlauf, dem aber ein ganz anderer Vorgang zu Grunde lag. Nämlich eine mystische Partei, die Essener, die den Krieg verwarfen und also ein Messiasreich mit Wiederherstellung der alten Herrlichkeit durch Waffengewalt nicht annehmen konnten, vermuthete in

diesem schwärmerischen Galiläer den galiläischen Messiaspropheten, der durch die Heiden den Opfertod für das Volk sterben sollte, worauf dann erst der wahre Messias erscheinen werde. Jesu aber, der in ihre Pläne nur unvollständig eingeweiht war, wurde die Sache so vorgestellt, daß er dieser Messias bereits sei, und daß ihm, wenn er zu der bestimmten Zeit in Jerusalem erscheine, die himmlischen Heerscharen zu Hülfe kommen würden. Sollte dieses Wunder ausbleiben, so werde er wenigstens am dritten Tage wieder auferstehen und zu himmlischer Herrlichkeit aufsteigen. Als sich aber in Jerusalem weder die erwartete Theilnahme des Volks, noch Wunder zeigten, als Jesus endlich, ohne daß himmlischer Beistand erschien, gekreuzigt wurde, sahen sich die Essener getäuscht und entflohen. Und Jesus selbst erkannte die Täuschung, als er den Tod herannahen fühlte, und brach in die schmerzliche Klage über seine Gottverlassenheit aus. Hierauf bemächtigte sich die geheime Partei seines Leichnams, legte ihn zum Schein in ein benachbartes Grab, schaffte ihn aber nachts wieder weg unter dem Vorwand der Beisetzung. Kein Wunder, daß die Frauen dann das Grab leer fanden.

Weiter brachten dann die Eingeweihten Jesu Leichnam an einen geheimen Ort, wo er als Opfer dienen sollte. Jene Essener nämlich, welche Thieropfer verwarfen, aber doch einmal jährlich opferten, mögen am Passahfeste ein Menschenopfer gebracht und damals Jesum dazu benutzt haben, dessen Hinrichtung daher auch ohne sonstige Veranlassung so beschleunigt wurde. Hier, vielleicht in einem Walde, der schon durch frühere menschliche Passahopfer geweiht war, genoß man unter feierlichen Gebeten einen Wiffen des Geopferten und verbrannte den Körper als Brandopfer.

Nachdem sich die Eingeweihten so durch das Opfer des galiläischen Messias und durch den Genuß von seinem Fleisch und Blut zugleich als Vertreter des ganzen Volks entzündigt hatten, hofften sie wol, daß noch in derselben Nacht der wirkliche Messias erscheinen werde, denn in der Passahnacht sollte er kommen; vielleicht sollte dies noch während der Gebete geschehen, die sie an dem Holzkreuz hielten. Allein auch ihnen erschien natürlich der Messias nicht. Sie werden in der Hoffnung nach Hause gegangen sein, daß er doch im Laufe der Passahwoche noch kommen werde, aber auch das geschah nicht, und so hatten sie Zeit, über ihren Irrthum nachzudenken und die getäuschten Jünger Jesu zu bebauern, die sich an dem leeren Grabe begeisterten und daran eine ebenso vergebliche Hoffnung knüpften, wie sie selbst an die Opferung Jesu vergeblich die Erwartung des ersten Messias geknüpft hatten.

Hieraus entstand später das Abendmahl, wovon sich übrigens wie von der Taufe und dem Kreuze schon in den perischen Mithramysterien Analogien finden, während die Einrichtung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem nach essentiellen Vorbildern erfolgte. Das christliche System endlich ist nicht den Worten Jesu entnommen, der ohne wesentlich Neues zu bieten nur eine Reform des Judenthums in ziemlich engen Grenzen beabsichtigte, sondern ist nach des Paulus Lehrbegriff gebildet, der im Gegensatz zu ausdrücklichen Vorschriften Jesu die alte Form völlig zerbrach. Die zu Grunde liegende Er-

lösungstheorie, übrigens erst durch die mittelalterliche Scholastik vollendet, kann bei einem reinern Gottesbegriff vor der Kritik nicht bestehen, sie beweist aber, daß man Jesu Tod als wirkliches Menschenopfer auffaßte.

Wenn der Verfasser von seiner Auffassung der Aufstehungsgeschichte befürchtet, daß man sie abenteuerlich finden werde, so täuscht er sich allerdings nicht; sie wird trotz seiner Nachweisungen über die Fortdauer von Menschenopfern schwerlich andere Anhänger finden, als solche, die schon vorher entschlossen waren, dem biblischen Verichte allen Glauben zu versagen. Aber man muß staunen, wenn man nicht eine Nemesis darin findet, daß ein Mann von des Verfassers Geisteskraft, der soeben erst seinen Scharfsinn beim Aufspüren von Schwächen und Widersprüchen in dem biblischen Verichte hat glänzen lassen, eine solche Darstellung im Ernste hat geben können, deren völlige Haltlosigkeit trotz aller Analogien aus gleichzeitigen heidnischen Culten nur solchen entgehen kann, die eben entschlossen sind, eher alles andere als den biblischen Vericht, diesen aber in keinem Fall gelten zu lassen. Jener kannibalische Opferschmaus kann doch nur für das Zeugniß einer fiebernden Phantasie gelten: ein Unbefangener kann bei diesem bodenlosen Gebäude reiner Hypothesen in seinem Urtheil nicht zweifelhaft sein. Vielleicht gedenkt man bei dem Resultate nach des Verfassers Zerstörungsmuth des Bildes von Salis, aber der lustige Bau ohne jeden realen Grund erinnert auch an Münchhausen's Fopf, mit welchem er sich selbst aus dem Sumpfe zog. Ueberhaupt ist der Verfasser im Aufbauen weit weniger glücklich, als im Zerstören, was er allerdings meisterhaft versteht. Es beweist dies auch des Buches Schluß, in welchem nach einem Abriß der Kirchengeschichte mit manchem scharfen, aber auch schlagenden Urtheil die Einrichtung und das Glaubensbekenntniß der neuen Kirche folgt. Dasselbe ruht auf dem Grundgedanken der Einheit und Geistigkeit Gottes und erkennt die Nächstenliebe als höchstes Gebot, es ist also die neue Religion ein Theismus mit christlicher Moral. Die vier Artikel lauten:

Ich glaube an einen einigen, geistigen, ewigen, allmächtigen, allwaltenden, allgütigen und allwissenden Gott, Regenten der Welt, unter dessen väterlicher Obhut ich stehe und dessen unerfaßliche Majestät ich in Demuth verehren und anbeten soll. Ich glaube, daß meine irdische Aufgabe und Bestimmung die Vervollkommenung meines Wesens ist und daß dieselbe in der Pflege des Wahren, Guten und Schönen besteht, sowol in mir selbst als in meinen Mitmenschen und der ganzen Natur. Ich glaube an die Kraft des Gebets. Ich glaube, daß meine Seele zu einer ewigen Vervollkommenung bestimmt ist. Wohl mir, wenn ich meine irdische Bestimmung getreulich erfüllt und mich für ein höheres Leben fähig gemacht habe! Der Unfähige und Unwürdige wird seine Schuld tragen!

Hieran schließt sich eine detaillirte Schilderung der neuen Einrichtungen. Der Gottesdienst bietet neben einem ansprechenden Cultus eine Predigt, die an ein vorzuszuhabendes, nicht nur der Bibel zu entnehmendes Wort anknüpfend, alle wichtigern Punkte der Glaubens- und Sittenlehre bespricht. Die religiösen Feste der Gottheit, der Menschenwürde und Nächstenliebe, des göttlichen Natursegens und der Unsterblichkeit erzeugen die christlichen.

Die Aufnahme specifisch christlicher Gebräuche, wie das Abendmahl und Kreuzschläge, natürlich mit ganz anderer Bedeutung, erinnert an Julian's Bestrebung, das alterthümliche Heidenthum durch christliche Institutionen zu beleben. Die Verfassung bietet Synoden und Dekanate, ein Name, der auf süddeutschen Ursprung des Buchs deutet. Uebrigens soll die sorgsame Ausführung der neuen Kirche bis zur Angabe der Sprache für den neuen Katechismus wol nur den Vorwurf ausschließlich zerstörender Tendenzen verhüten, denn der Verfasser erwartet doch schwerlich eine Verwirklichung seines Ideals. In einzelnen Vorschlägen wird man einen praktischen Tact anerkennen müssen.

Fragen wir nun nach dem Gesamteindruck, so ist dem Buche eine gewisse Bedeutung nicht abzuspochen. Der Verfassers Wissen ist ein zu reiches, sein Urtheil vielfach ein zu treffendes, sein Verfahren meist ein zu geschicktes, als daß er mit vornehmer Geringschätzung oder wohlfeilem Spott abgefertigt werden könnte. Dem Resultate wird allerdings nur beistimmen, wer schon vorher nicht nur die Kirchenlehre, sondern auch den christlichen Theismus aufgegeben; da das aber wol bei nicht wenigen der Fall ist, so wird das Buch sicher Leser und Vertheidiger finden. In seinem polemischen Theile übertrifft es an Gewicht der Gründe und Schärfe der Waffen sicher alle bisherigen ähnlichen Versuche, aber das für den christlichen Glauben Gebotene macht Referenten wenigstens die Wahl nicht schwer. 33.

Der spanisch-marokkanische Krieg.

Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benutzung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt von Eduard Schlagintweit. Mit einer lithographirten Terrainkarte. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir freuen uns, aus den neuesten Erscheinungen der Militärliteratur ein Werk vorführen zu können, das sowohl durch die Neuheit seines Stoffes ein großes Interesse bietet, als auch wegen der Behandlung desselben ausgezeichnet genannt werden kann. Der Verfasser gehörte zu den ausländischen Offizieren, 15 an der Zahl, welche sich der spanischen Armee in ihrem Kriege gegen Marokko angeschlossen; er stellte nach beendigtem Feldzuge die Beobachtungen und Notizen, welche er in demselben und bei einem zweiten Besuche in Afrika zu sammeln verstanden, in gedrängten militärischen Berichten an das kaiserliche Kriegsministerium zusammen und veröffentlichte dieselben später in der „Allgemeinen Militärzeitung“. Wir haben dieselben ihrerzeit mit Interesse gelesen und wissen, daß sie ein solches in militärischen Kreisen überall geweckt haben, wie auch die Uebersetzung derselben in einer holländischen Zeitschrift beweist. Durch diese günstige Aufnahme ist der Verfasser veranlaßt worden, eine ausführliche Darstellung des Feldzugs zu entwerfen, der, wenn er nicht im Charakter eines großen Kriegs geführt werden konnte, doch des militärisch Wichtigen viel geboten und jedenfalls Einblicke in Regionen gewährt hat, die bisher wenig bekannt oder beachtet waren. Wir können dem Werke nur unsere volle Anerkennung zollen.

In den Thatfachen und der Charakteristik der spanischen Armee stimmt es vollkommen mit zwei Vorzügen überein, welche wir in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin von Offizieren gehört haben, die ebenfalls, wie der Verfasser, als Augenzeugen berichteten: von dem Major und Flügeladjutanten Grafen Kanitz und dem Lieutenant von Jena; wir legen aber außerdem einen großen Werth auf die Schilderung der politischen und militärischen Zustände von Marokko, welche das Werk seiner Kriegsgeschichte vorausschickt. Dieser erste Theil ist wahrhaft belehrend. Eine geographische Skizze des Landes eröffnet ihn. Magrib-el-Aksa, das Land des Westens, von den Europäern Marokko genannt, ist durch die gänzliche Isolirung von der civilisirten Welt selbst bis zur neuesten Zeit, noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Der Verfasser klagt mit Recht darüber, daß die Spanier von ihren Präsidios aus die Lage der Ruhe und des Friedens zu wenig benutzt haben, um geographische Untersuchungen anzustellen. Im letzten Kriege hörte für sie alle Kenntniß des Terrains jenseit der Otera- und Serallöhügel auf, obwohl dieselben fast an die Trancheen von Ceuta anstoßen! Sie kannten die Verbindungswege zwischen ihrer Feste und Tetuan so wenig wie nach Tanger; über den Gebirgspass von Fondak herrschten in der Armee die übertriebensten Vorstellungen.

Der Verfasser schildert nun das Land nach andern Forschungen und eigener Ansicht, seine Höhenverhältnisse, seine Flüsse und die Wegsamkeit, die sich fast nirgends über den Charakter des rohesten Saumpfades erhebt. Bei diesem Mangel an Communicationen müssen die Küstenstädte immer von großer Bedeutung für den Krieg sein; daher haben die Marokkaner kein Interesse, ihre Hafenplätze zu verbessern, wie sie auch kein einziges Schiff besitzen, welches als Repräsentant einer Handels- oder Kriegsmarine gelten könnte. Da eine gänzliche Abgeschlossenheit von der Außenwelt das leitende Grundprincip in Marokkos auswärtiger Politik ist, so muß ihnen der schlechte Zustand ihrer Hafenplätze fast wünschenswerth sein. Die Rhebe von Tanger, unter portugiesischer Herrschaft durch einen Hafendamm geschützt, war die beste, ist jedoch seitdem wieder den Marokkanern verfallen. Das Klima des Landes schildert der Verfasser als eins der gesunden und schönsten der ganzen Erde; der Boden ist mit einer auffallend dicken Humusschicht bedeckt und liefert trotz der mangelhaften Bearbeitung mit ganz primitiven Ackergeräthschaften und spärlicher Düngung eine jährliche dreißigfältige Ernte. Nach den klimatischen Verhältnissen weist der Verfasser den Vorwurf entschieden zurück, welcher den Spaniern für die frühe Eröffnung des Feldzugs gemacht worden ist: Beginn und Dauer der Operationen sind hier von der Natur streng begrenzt.

Die Details über den Kriegsschauplatz, welche dann gegeben werden, dienen wesentlich zum Verständniß der Begebenheiten. Ceuta, als Landungsplatz und Hauptstützpunkt für die Operationen der Armee, das Plateau des Seralló, eines in Trümmern liegenden maurischen Schlosses, die Schluchten, welche den Marokkanern zu Vorfürden dien-

ten, der Weg nach Tetuan und die Rñede, wo man nicht einmal bis an das Land fahren kann, die Thalebene mit ihren sumpfigen Niederungen, Tetuans herrliche Gärten, die als erstes Opfer der verheerenden Kriegesfurie fielen, das Terrain aufwärts des Flusses, welcher der Armee zur Anlehnung diene und seine militärische Brauchbarkeit bis an die Höhen des Beni-über, wo das Friedenszelt aufgeschlagen und die Präliminarien des Friedens abgeschlossen wurden, das felsige Waldgebirge, welches hier Spanier und Marokkaner zuletzt trennte, mit dem Pässe Fonbat — einer durch feste Mauern besetzten Karavanserei — und der Quelle Dschibda: alles wird klar und trefflich geschildert. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Marsch über das Gebirge, nur zwei Meilen weit, für die Armee wenn auch schwierig, doch nicht unmöglich gewesen und dieselbe danach, im Besitz der fruchtbaren und für militärische Operationen ganz geeigneten Ebene, alle Chancen eines günstigen Erfolgs gehabt hätte.

Im zweiten Kapitel wird die Regierungsweise, der Handel und die Industrie von Marokko dargestellt: erstere ist eine unbeschränkte Despotie mit aller Satrapenwillkür, und doch nur ein lockerer Staats- und Unterthanenverband, da im Innern viele Stämme dem Kaiser unerreichbar, selbst feindlich sind, der Handel nur auf internationalen Verkehr basiert, meist Tauschhandel von Juden betrieben; von den Gewerben nur die Lederfabrikation (Saffian oder Maroquin) nennenswerth, Ackerbau und Viehzucht der Haupterwerb des Volks.

Die Völkerrassen und Rassen betrachtet das dritte Kapitel, beschränkt sich aber vorzüglich auf die, welche sich am Kriege gegen die Spanier betheiligt haben: Berbern, die Ureinwohner; Rifler, die nur aus Raubsucht gekämpft; Mauren, das falsche, grausame Mißvolk von niedrigem Charakter, das am wenigsten geleistet; Sufer, sehr tüchtige Krieger, auch als gute Waffenschmiede bekannt. Der Luariss, die sich nicht am Kriege betheiligt; der Juden mit ihren besonders schönen Frauen, die ihnen hier, wie alles, feil sind; der verachteten wenigen Negenten und der geringen, temporären europäischen Bevölkerung wird nur der Vollständigkeit wegen gedacht. Die moralische Entwicklungsstufe der Bewohner von Marokko ist natürlich eine sehr niedrige.

Im vierten Kapitel interessiert uns die militärische Organisation und Ausbildung. Letztere ist rein empirisch, da jeder mit dem Waffsen vertraut ist; erstere fehlt nach europäischen Begriffen ganz. Es gibt zwar einzelne Corps, welche aber höchstens annähernd einer Organisation entsprechen und nicht einmal eine taktische Gliederung haben. Die schwarze Garde („Boghari“) wird in erster Reihe genannt. Sie ist im 16. Jahrhundert aus angekauften Negerflaven als eine Leibwache errichtet und später angehebelt worden, hat eine große politische Rolle gespielt, ist aber später durch jährliche, vom Sklavenmarkt entnommene Rekruten (der zwanzigste Sklave gehört dem Kaiser) in ihrem innern moralischen Halt bedeutend abgeschwächt worden. Sie ist dem Kaiser aber treu ergeben, bildet seine persönliche Ehrenwache, ist die einzige Truppe, welche regelmäßig bezahlt wird, und etwa 3000 Rei-

ter stark. Die eigentliche Linienarmee bildet der „Askar“: Berufsoldaten auf Lebenszeit und darum an der rechten Hand durch ein bläuliches eingezähtes Waffsenbild gezeichnet; aus ihnen soll jetzt ein Heer nach europäischem Muster organisiert werden. Dann gibt es noch Provinzialtruppen, „Machsen“, auf allgemeine Wehrpflicht basiert, von den „Askar“ mit Geringschätzung betrachtet, und das irreguläre Aufgebot („Ghum“) aller Stämme, zu deren Entflammung der Krieg in der Regel als ein heiliger Kampf für die Religion erklärt wird. Der Verfasser schildert Anzug, Bewaffnung, Ausrüstung, Lagerung der Marokkaner sehr genau, er hatte sich durch List den Zutritt in ihr Lager bei Fonbat verschafft. Sidi-Mohammed, der jetzige Kaiser, will nun eine Armee wirklich organisiren und hat dafür einige ehemalige Offiziere fremder Staaten engagirt, nämlich: zwei spanische, die im Laufe des Kriegs desertirten(!), drei französische, die aus dem Bureau arabe entlassen worden und einen ehemals österreichischen Husarenoffizier, der 1848 zu den Ungarn übertreten war.

Der zweite Theil unsers Werks wendet sich der spanischen Armee zu, deren Eigenthümlichkeit wie bei jeder Armee durch staatliche Verhältnisse, Sitten und Wesen des Volks bedingt, sich im Kriege schärfer ausdrückt. Es würde der Tendenz d. Bl. fern liegen, wenn wir dieser trefflichen Schilderung bis in ihre Einzelheiten folgen wollten, unsern militärischen Lesern können wir sie aber auf das dringendste empfehlen; sie werden sich daraus überzeugen, daß die spanische Armee, auf welche vielleicht mancher im Vollgefühl der eigenen Unübertrefflichkeit lächelnd herabgesehen hat, noch immer alle die Elemente in sich trägt, welche sie einst zur ersten Armee in Europa gemacht haben. Leider ist sie auch in die Politik gezogen worden; sie leistet einen doppelten Eid: „Treue der Königin“ und „Aufrechterhaltung der Constitution“; es gibt aber keine Verfassung, die nicht einer mehrfachen Interpretation fähig wäre, und jede politische Partei nimmt die „allein mögliche, allein dem Geiste der Verfassung genügende“ für sich in Anspruch, daher in Spanien der Parteigeist und die Herrschsucht der Generale so häufig unter dem Vorwande eine Verfassungsverletzung Militärrevolutionen bewirken. Auch das Avancement außer der Reihe, das sehr häufig ist, liegt in den zeitweiligen politischen Konstellationen.

Dem Geiste dem Volks und der Armee läßt der Verfasser volle Anerkennung widerfahren; die Entwicklung und Ausbildung der Kräfte ist vorzüglich, zu großer Ausdauer gesellt sich Mäßigkeit im Genuße von Speise und Trank; Trunkenheit gehört zu den größten Seltenheiten: mit dem leichten Sinne und der Erregbarkeit des Romanen verbinden die Spanier den Ernst, die Entschlossenheit und nachhaltige Energie, die im allgemeinen für die Germanen charakteristisch sind. Rohe Behandlung oder Schelten und Schimpfen sind in der spanischen Armee gänzlich unbekannte Dinge, und doch wird die Disziplin höchst streng gehandhabt. Von der Leistungsfähigkeit im Kriege gibt unser Werk Proben: bei Wad-el-Räs, am

23. März 1860, war der Soldat mit vollem Gepäck, Lebensmitteln auf sechs Tage und 70 Patronen belastet, 13 Stunden im angestrengtesten Dienst, größtentheils im Gesecht, bei einer Hitze, die gegen 2 Uhr auf 25 Grad im Schatten stieg, und kämpfte, sichtbar wenig belästigt, mit Ausdauer und Lebhaftigkeit.

Die Infanterie ist die Elite der Armee, sie war unter Karl V. die erste der Welt. Ihre Bekleidung hat manche Eigenthümlichkeit, von welcher wir hier die auf Märschen getragenen nationalen Alpargatas (Sandalen) hervorheben wollen, die sich als sehr praktisch bewähren. Die Spanier sehen darin ein vorzügliches Mittel zur Ausführung ihrer großen Märsche. (Vgl. „Miguel Gomez“, von Wilhelm von Rhaden, in Nr. 49 d. Bl. f. 1859.) Außerdem hat der Soldat natürlich noch ein Paar Stiefeln. Nächstdem ist die wollene Decke (manta) national; wie sie das Volk trägt, trennt sich auch der Soldat niemals von ihr und verwendet sie auf die verschiedenste Weise. Für die Details der Ausrüstung und Bewaffnung, die reglementaren Bestimmungen und die taktische Ausbildung verweisen wir auf das Werk selbst.

Die Cavalerie der Armee von Afrika war eigenthümlich zusammengestellt worden. Um möglichst viele Regimenter daran zu theilhaben, war von jedem eine Escadron aus den besten Leuten und Pferden combinirt, vier solcher Escadrons in ein Regiment, und vier dieser Regimenter in eine Brigade formirt, gewiß für gemeinsames Wirken und erfolgreiche Führung höchst ungünstig. Einen besondern Abschnitt widmet der Verfasser als Cavalerieoffizier dem Pferde der spanischen Armee, über welches sehr irrige Begriffe verbreitet sind, da es auf Schönheit wenig Anspruch machen kann; doch besitzt es Kraft und Ausdauer, einen stolzen, edeln Gang und sanfte Bewegungen. Gleich den Franzosen sind die Spanier schlechte Pferdepfleger und selbst in der Cavallerieschule zu Alcalá-de-Genares fehlt es an Aufsicht, Reinlichkeit und geregelter Stallordnung. Auch die Dressur der Pferde und die Reitkunst der Gegenwart läßt nur wenig mehr von der einst so berühmten spanischen hohen Schule erkennen. Dazu trägt bei, daß die Offiziere nur Dienstpferde besitzen und diese auch größtentheils nur im Dienste selbst verwenden dürfen. So waren auch die Leistungen der Cavalerie während des Feldzugs nicht sehr bedeutend, woran allerdings das Terrain, nächst der Art ihrer Führung, mit Schuld trug. Im Einzelgesecht zeigten sich die Marokkaner schon wegen ihrer größern Gewandtheit im Sattel den Spaniern überlegen.

Zu den vorzüglichsten Waffengattungen der Armee zählt der Verfasser die Bergartillerie, die ihre vielseitige Brauchbarkeit schon in den Bürgerkriegen bewährt hat und daher mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt ausgerüstet ist. Ihr, wie den übrigen Specialwaffen, und schließlich der Feldadministration in allen Branchen, wird in unserm Werke eine eingehende Betrachtung zu Theil, wobei es, im Hinblick auf näherliegende Beispiele, erfreulich ist, zu lesen, daß trotz der Schwierigkeiten des Transports ein eigentlicher Mangel an Vorräthen niemals eingetreten

sei. Aus all den vorstehenden genauen Angaben sich ein Gesamturtheil über die spanische Armee zu bilden, hat der Verfasser dem Leser mit Recht überlassen, er hat ihn durch die Thatfachen dazu in den Stand gesetzt.

Der dritte und Haupttheil des Werks enthält die Darstellung des Kriegs in Marokko. Die Beschreibungen der Spanier an der Nordküste Afrikas hatten schon zu verschiedenen Zeiten Anlaß zu ernstlichen Conflicten gegeben. In ihrem Gasse gedenken die Marokkaner noch immer an den Verlust der Iberischen Halbinsel und bewahren bis auf diesen Tag die Schlüssel zu den Thoren von Cordova und Granada, welche beim Ausbruch des letzten Kriegs mit großem Gepränge umhergetragen wurden, um das Volk gegen die „Nachkömmlinge der Barbaren“ anzureizen, die ihnen einst jene Städte entzogen hatten. Schon oft waren die Grenzen der spanischen Präsidios, trotz aller Verträge von unbotmäßigen Stämmen der Nachbarschaft angegriffen worden; im Jahre 1859, als Spanien beim Kaiser auf eine Revision der Grenzen angetragen und noch auf dem Gebiet von Ceuta ein Wachthaus gebaut hatte, waren diese Arbeiten nebst den Grenzsäulen mit dem spanischen Wappen durch einen Angriff zerstört worden, und der Kaib (Stadtvorsteher) hatte durch eine ausweichende Antwort die Genugthuung abgelehnt. Daraus war dann eine Correspondenz zwischen beiden Regierungen entstanden, welche uns hier als besonders bezeichnend für den Verkehr der Marokkaner mit den europäischen Mächten mitgetheilt wird. Spanien verlangte Wiederaufrichtung des spanischen Wappens an seinen Platz, strenge Bestrafung der Schuldigen im Campo von Ceuta in Gegenwart des spanischen Gouverneurs, Anerkennung des Rechts der Königin, Festungswerke im Campo von Ceuta zu bauen und Maßregeln zu Verhütung ähnlicher Unordnungen.

Die Verhandlungen führten zu keinem Resultate und der Krieg wurde am 22. October 1859 erklärt. Das spanische Volk nahm diese Nachricht mit Begeisterung auf und zeigte eine Opferbereitschaft, die unsere Bewunderung erregen muß. Ohne jede Aufforderung von Seiten der Regierung wurden freiwillige Geldbeiträge fast von allen Städten und einzelnen Personen gebracht, die Beamten und der Klerus verzichteten für die ganze Dauer des Kriegs auf einen Theil ihres Gehalts. Einige Beispiele, die der Verfasser mittheilt, beweisen die Größe ihrer Beiträge. Englands und Frankreichs Interessen gingen bei diesem Kriege wie so oft auseinander. England wünschte den Frieden zu erhalten und griff außer seiner diplomatischen Einmischung in seiner Weise auch noch zu einem nicht eben loyalen Mittel: es forberte von Spanien gerade jetzt eine alte Schuld zurück, wodurch es Spaniens Finanzen für den Krieg zu lähmen hoffte. Frankreich dagegen sah mit Rücksicht auf Algier den Krieg gern und eine Expedition gegen die marokkanischen Grenzstäme zu dieser Zeit war gewiß mehr als Zufall.

Der Schilderung der Kriegereignisse läßt der Verfasser sehr zweckmäßig eine kurze Beschreibung der gegenseitigen Taktik vorangehen. Ähnlich wie die Franzosen in Algier mußten die Spanier ihre Kriegsführung und

Gefechtsweise der ihrer Gegner anzupassen suchen. Sie war einerseits sehr erleichtert durch die Einfachheit der Ausrüstung, der Evolutionen des Feindes, durch dessen gänzlichen Mangel an Feldartillerie und überhaupt an einem richtigen Verständniß der Kriegsführung. Andererseits war die Lücke und Hinterlist des Feindes eine ungewöhnlich große; die schädlichen klimatischen Einwirkungen waren zu bewältigen, ebenso wie die fast gänzliche Unkenntniß des Terrains des Kriegsschauplatzes und die mit dem Vordringen in tiefen Progressionen wachsenden Schwierigkeiten der Armeeverpflegung und der Behauptung des eroberten Landes. Die Kampfweise der Marokkaner ist das Einzel- und Gruppengefecht, ohne Massformationen, ohne bemerkbare Führung, beim Rückzuge nach allen Seiten ausweichend, um hinter dem Feinde das Terrain sofort wieder zu nehmen, der Kampf aus dem Hinterhalt, unermüdlige Beunruhigung selbst bei Nacht, fortwährendes Umschwärmen in allen kleinern und größern Affairen. Dem entgegen stellten die Spanier ebenfalls ausgedehnte Tirailleursketten und verwendeten die Massen weniger zu geschlossenen Angriffen, als zur Einschüchterung des Feindes. In dieser Beziehung waren von größtem Einfluß der Angriff mit dem Bajonnet, das Zischen der Rakete, die plätschernde Granate und ein wohlunterhaltenes Kottensfeuer. Gleichviel, ob die Kugeln trafen, der Schreck allein verursachte das Weichen des Feindes. Bei allen Bajonnetangriffen spielte fortwährend die Musketen, schlugen alle Tambours, bliesen sämtliche Hornisten der Plänklerkette zur Attacke. Die Fahne flatterte hoch über dem Bataillon, oft getragen von dem Commandanten vor der Fronte, dem die Soldaten im Lauffschritt folgten; die Offiziere gaben überall das beste Beispiel und begeistert stürzte sich alles unter dem Rufe: „Viva la Reina!“ auf den Feind. Der Verfasser rügt dabei aber manche Fehler, namentlich in der Entfernung der Unterstüzungen von den Plänklern und den Mangel der Reserven, der sich noch fühlbarer bei der Cavalerie machte.

Die Kriegereignisse werden dann in sechs Abschnitten, bedingt durch die verschiedenen Stellungen oder Bewegungen der Armee, vorgetragen: vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Landung der Truppen des ersten Armeecorps in Ceuta, vom 10. August bis 19. November 1859; die Kämpfe am Serrallo bis zum 31. December; das Vorrücken der Armee bis in das Thal des Rio-des-Tetuan, vom 1. bis 17. Januar 1860; die Gefechte an der Douane und die Einnahme von Tetuan, bis 6. Februar; die Armee bei Tetuan, bis 22. März; die Schlacht von Wad-el-Räs und die Beendigung des Kriegs vom 23. bis 27. März 1860. Die Feindseligkeiten, mit dem Angriff auf das Wachthaus begonnen, dauerten während der Unterhandlungen fort, die spanische Besatzung, auf sich selbst gewiesen, mußte sich vorläufig in der Defensiv halten, bis ihr eine ernste Züchtigung der Marokkaner eine längere Zeit Ruhe verschaffte. Unterdessen wurde die Armee mobil gemacht, außerdem ein Observationscorps und eine Reservebivision zusammengezogen. Von den Rüstungen der Marokkaner ist wenig bekannt geworden.

1863. 47.

Nach der Kriegserklärung fanden massenhafte Auswanderungen, besonders von Juden, welche sich trotz der Proclamation des Muley-el-Abbas, eines Bruders des Kaisers, der ihnen Schonung verhieß, nicht sicher fühlten, nach Spanien statt. Unsere Leser werden sich erinnern, daß unter den Glaubensgenossen damals für sie gesammelt wurde. Auch die fremden Consulen, mit Ausnahme des englischen, verließen Tanger.

Die Organisation der spanischen Expeditionsarmee unter O'Donnell nach dem Stande vom 18. November 1859 lesen wir in einer übersichtlichen Zusammenstellung; das Geschwader bestand aus vier Linienschiffen, sieben Rad-dampfern, drei Schraubendampfern und fünf Transport-Dampfschiffen, zu welchen noch einige Handelschiffe gemietet waren. Am 19. November landete das erste Armeecorps und nahm zunächst außerhalb Ceuta am Serrallo eine Stellung, welche durch Verschanzungen verstärkt wurde, um den nachrückenden Corps die Landung und den zur Lagerung nöthigen Raum zu sichern. Mehrere Gefechte fanden statt, deren Einzelheiten uns erzählt werden. Am 28. November stieg der Oberbefehlshaber in Ceuta ans Land, mit ihm die beiden ersten Divisionen des zweiten Armeecorps und das Reservecorps, welche ihre Lagerplätze zwischen dem Otero- und Serrallohügel erhielten. Ein neuer stärkerer Angriff des Feindes wurde am 30. November siegreich zurückgeschlagen; O'Donnell hatte das Gefecht persönlich geleitet und sich dadurch das Vertrauen der Armee und des spanischen Volks gewonnen. Die Marokkaner, etwas eingeschüchtert, hielten nun bis zum 9. December Ruhe, während welcher Zeit die übrigen Truppen und das sämtliche Material der Armee ausgeschifft wurde. Am 9. December griffen angeblich 12000 Mann wieder die Verschanzungen an, einer der höchsten Würdenträger des Reichs soll sie geführt haben, wenigstens bemerkte man einen Reiter auf reich gesatteltem Pferde, von Bannerträgern gefolgt, in dessen Nähe sich ein sehr reges Leben von ankommenden und abgehenden Reitern zeigte. Der Sieg blieb den Spaniern, welche sich dadurch eine zweitägige Ruhe erkämpften. Die Armee erhielt eine neue Dislocation und Arbeiten an der Straße nach Tetuan wurden durch die Reservebivision unter General Prim gedeckt, der neuerdings wieder viel wegen seines selbständigen Handelns bei der Expedition gegen Mexico genannt worden ist. Im feindlichen Lager waren jetzt bedeutende Verstärkungen angekommen; rastlose Angriffe fanden im Laufe des Monats statt, die auch den Spaniern empfindliche Verluste zufügten.

Der Verfasser schildert diese Gefechte in ihren Momenten mit großer Anschaulichkeit; daß er dabei spanischen Berichten mehr, als denen des englischen „Gibraltar Chronicle“ folgt, ist gerechtfertigt, da letzteres Blatt seine Nachrichten aus Tanger bekam und eine übertriebene Parteinahme für die Marokkaner zeigte. Doch nennt er die Ereignisse in dieser ganzen Periode für die Spanier nicht sehr glänzend, da sie nicht nur kein Terrain gewonnen, sondern selbst das vom ersten Armeecorps beim Beginn des Kriegs eroberte Plateau am Serrallo nur unter vielen, fast täglichen

Kämpfen mühsam behauptet haben. Der Gesundheitszustand in der Armee verschlechterte sich, die Cholera brach aus und raffte während des vierzigstägigen Aufenthalts am Gerrallo gewiß ebenso viele Opfer hinweg, als die Armee während des ganzen Feldzugs in Gefechten verlor. Dem Hauptinhalte nach lauteten die täglichen Kriegs- und Lagerbulletins: „Es regnet, die Cholera ist im Zunehmen, man arbeitet am Wege nach Tetuan, und die Marokkaner sind an den Vorposten.“ Die Stimmung der Armee wurde dadurch nicht erhöht. Endlich waren die Arbeiten an der Militärstraße so weit vorgerückt, daß man den Vormarsch beginnen konnte; der Befehl dazu wurde mit allgemeiner Freude begrüßt.

Wir folgen der Armee nun zum Angriff auf die feindliche Stellung von Castillejos, in welcher Schlacht sich General Prim Rang und Titel eines Marques de los Castillejos errungen, dann unter weitem Geschoßten am Monte-Negron, am Bab-el-Admir, zum Cap-Negro, wo ihr eine namhafte Verstärkung durch die Division Rios zuging, welche hier ausgeschifft wurde. Die Verbindung mit der Flotte war nach einem beschwerlichen und gefährlichen Marsche hergestellt, dadurch die mit dem Mutterlande; an der Douane und dem Fort San-Martin hatte die Stellung neue Stützpunkte gewonnen und wurde durch Verschanzungen, besonders eine Sternschanze, gedeckt. Hier fanden neue Gefechte statt: am Bache Alcántara und am Thurne Dschelell, wo die Marokkaner ein festes Lager bezogen hatten. O'Donnell, nachdem er den Transport des Belagerungsparks gesichert, ergriff wieder die Offensive, die Armee war nach dem Eintreffen der Division Rios anders formirt worden: eine beigefügte Tabelle gibt uns diese Formation an. Die Schlacht bei Tetuan, durch das Feuer von 40 Geschützen auf die feindlichen Verschanzungen eingeleitet, durch einen allgemeinen Bajonnettangriff auf dieselben in 35 Minuten entschieden, hatte die Einnahme der Stadt zur Folge, deren Einwohner durch die Gewaltthaten der eigenen Truppen und der wilden Stämme des Rif zur Verzweiflung gebracht waren. In militärischer und politischer Beziehung war diese Eroberung von großer Wichtigkeit, endloser Jubel herrschte darüber in Spanien, O'Donnell wurde zum Herzog von Tetuan und Granden erster Klasse ernannt.

Sechs Wochen stand die Armee bei Tetuan; das Leben und der Verkehr in der Stadt und im Lager wird uns mit großer Lebendigkeit geschildert, es gibt allerdings ein pittoreskes, wenn auch nicht überall erfreuliches Bild, namentlich was die Einrichtung und Ordnung in den Lagern betrifft, so glücklich dieselben auch im Schatten der Gärten gewählt waren. Die Verwüstung der letztern nahm bald ihren Anfang, die herrlichsten Bäume wurden gefällt; der Verfasser erinnert sich eines prachtvollen Johannisbrodbaums, der im Hauptquartier stand und des Morgens zum Sammelplatz für die meisten Offiziere diente, derselbe mußte unter der Art fallen, weil er des Nachts durch das Rauschen seiner Zweige den Schlaf eines höhern Offiziers gestört hatte! Wer war dieser neue Wallenstein? Dem Friedländer war das Quaken der Frösche lästig,

Bauern mußten oft — aber gewiß nicht auf seinen mittelbaren Befehl, sondern durch seine dienstherrliche Umgebung veranlaßt — einen Teich, in dessen Nähe der Feldherr ruhte, während der Nacht leise peitschen, um die Frösche still zu halten: den schönen Algarrobo von Tetuan hätte Wallenstein gewiß nicht fällen lassen.

Gerüchte des Friedens tauchten nun auf, aber in Spanien wie im Heerlager der Marokkaner waren die Meinungen darüber getheilt, hier wie dort gab es Parteien für und gegen den Krieg. Am 11. Februar erschien Abgeordnete bei O'Donnell, welcher ihre Wünsche der Königin vorzulegen versprach; die Unterhandlungen wurden dann in einer Zusammenkunft des Marshalls mit Muley-el-Abbás, die in einem dazu aufgeschlagenen, prachtvoll ausgestatteten maurischen Zelte stattfand, im Beisein des marokkanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten fortgesetzt, sie zerfielen sich aber an der Wohnung, Tetuan, die heilige Stadt, abzutreten. Ein siegreicher Erfolg der Marokkaner auf einem andern Punkte, Melilla, dessen Commandant gegen seine Instruction die Rifstämme, die ihn beunruhigten, angegriffen hatte und von ihnen zurückgeschlagen worden war, diente dazu, die Kriegspartei Marokkos zu stärken. Vor Tetuan kam es außer Kleinern und größern Recognoscirungen auch zu bedeutenden Vorpostengefechten und einem ernstlichen Kampfe um den Besitz der Höhen und des Dorfs von Samse am 11. März, bis der Befehl zur Marschbereitschaft für den 23. März erfolgte. Im taktischen Verbaute der Armee waren einige Veränderungen eingetreten, eine neue Tabelle gibt uns dieselben an. Der Marsch wurde in aller Frühe angetreten, man stieg aber bald auf den Grund, der zum Angriff überging, so daß die verschiedenen Corps aus der Marschformation sich zum Gefecht entwickeln mußten. Es kam zur Schlacht, deren Brennpunkt lange Zeit das Dorf Amsal im Thale des Bab-el-Ras war, bis dasselbe unter Prim's persönlicher Führung genommen wurde. Die Spanier gingen nun unaufhaltbar, aber noch immer kämpfend, vor; endlich gegen 5 Uhr waren die Höhen des Bent-Adar gewonnen, wo man die Lager bezog. Dieser Sieg hatte den Abschluß des Friedens zur Folge, dessen Präliminarien zwischen O'Donnell und Muley-el-Abbás, am 25. März, wiederum in einem Zelte zwischen beiden Heerlagern festgestellt wurden. Am 26. März trat die Armee ihren Rückmarsch an. Eine Uebersicht der allgemeinen Verluste während des Krieges, der Gefangenen und der Beute, sowie eine Beleuchtung der Gründe, welche gegen die Fortsetzung des Krieges gesprochen, endlich die Mittheilung des Friedensvertrags vom 26. April und des spätern Tractats über die Räumung von Tetuan nach Abzahlung von 3 Millionen Ducat, schließen das Werk.

Wir hoffen, durch unsere eingehende Besprechung das Interesse der Leser darauf gelenkt zu haben und wünschen, daß die ebenso belehrende als anziehende Arbeit in weitesten Kreisen Anerkennung finden möge.

Karl Gustav von Bernad.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der letzte Komödiant. Roman von Karl von Holtei. Drei Theile. Breslau, Trewendt. 1863. 8. 5 Thlr.
2. Oesterreichische Garnisonen. Roman aus dem Militärleben von Robert Vhr. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1863. 8. 4 Thlr.
3. Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Haubtssin. Erste Abtheilung: Karoline Mathilde. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Durch zwei Menschenalter. Novelle von Golo Raimund. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 3 Thlr.

In jedem Stande, sei es bei den Kaufleuten, sei es bei den Gelehrten, den Handwerkern, den Künstlern, den Landwirthen, überall ist der Handwerker an und für sich der geduldeste, der gesuchteste und der am reichsten belohnte Arbeiter. Der eigentliche Künstler gilt nur selten als solcher etwas, denn was er treibt, dient nicht dem Nutzen, sondern nur dem Luxus, den die arme, um das tägliche Brod sich mühenbe Welt nicht gebrauchen kann und deshalb nicht verlangt. Jedem Stande wird daher der eigentliche Künstler unbequem, denn was kümmert sich das Heute um die Zukunft und die Unsterblichkeit, und für diese flamm und wirkt der Künstler allein. Er steht sich zurückgesetzt, verhöhnt, und so unbelohnt, daß die Consequenz des Talents — und Genie ist eigentlich nur höchste Ausdauer — dazu gehört, um trotz alledem und alledem dem Ideal treu zu bleiben. So gilt der eigentliche Künstler seiner Zeit wenig oder nichts, und auch in der Kunst gewinnt der, welcher sie handwerksmäßig betreibt, fast allein nur Ruhm und Geld; und sein Fleiß, der dem Gewinne folgt, wird ihm als Talent angerechnet; ja, er darf sich sogar erlauben, den Künstler vor aller Welt zu verdammen und ihm zuzurufen: „Narr, mache es wie ich, du Pfuscher!“ Daß hierbei der Pfuscher selbst besser fortkommt als der Künstler, ist folgerichtig.

Mehr denn je gilt dies aber von unserer Zeit, wo Liebe und Schwärmerei der Jugend selbst abhanden gekommen ist, der Jugend, die nicht mehr darben und streben kann, sondern genießen und darum reich heirathen will. Ueberall ist die — seltsam genug mehr denn je erkannte — Wichtigkeit des Lebens das Ziel nützlicher Begierden. Deshalb liegt so viel daneben, ist fast alles verächtlich. Die Philosophie würde ausgelacht, wollte sie neue Systeme bauen, hat ja doch Schopenhauer das Nichts, das Buddha schon vor Jahrtausenden fand, erwiesen, und die Philosophen gehen ins Lager der Reaction für reelle Bezahlung. Die Medicin ist mit ihrer Weisheit zu Ende, wie einige Herren Doctoren selbst in populären Blättern satzsam barthun, die sich nicht genug über die Nichtigkeit der Homöopathie ereifern können, mit denen der kranken Welt mindestens nicht geschadet wird. Die Politik erscheint zwar aller Welt sehr wichtig, aber wo erweist sie sich in einem System, als ein Ganzes und Festes? Es ergeht ihr wie der Religion; der Glaube ist groß, die Sehnsucht nach endlicher Beruhigung im Glauben noch größer; aber was wir glauben sollen, das eben können wir nicht finden. Wahr ist, und das wollen wir zu unserm Lobe anerkennen, aller Haß ist aus der Politik und Religion verschwunden oder sollte es wenigstens sein; denn wer könnte heute noch Republikaner sein in dem Sinne, daß er den Constitutionellen vernichten wollte; wer ist heute Protestant oder Katholik mit solcher Zähigkeit, daß sich daraus religiöser Haß entzünden könnte? Solche fruchtlose Neizbarkeit, solche wüthendes Gebaren, solche Verleugnung aller Nächstenliebe und Sitte, wie die winzig kleine Partei unverbeesserlicher Reactionäre und Ultramontane zu Tage fördert, was wollen sie sagen?

Wie alles und nichts Mode ist, so gilt auch in der Kunst alles und nichts, und deshalb ist auch sie und besonders die Schriftstellerei sehr praktisch geworden. Sie reflectirt: liegt hinter dem Leben das Nichts, so ist es mit dem Glanze des

Nachruhms eben auch nichts; wohlan, es gilt, dies Leben, was ich einmal habe und durchbauern muß, möglichst angenehm zu vollbringen. Wie's erringen? Nun denn, ich lege mein Talent am zinsbarsten an, d. h. ich treibe die Kunst am handwerksmäßigsten!

Deshalb diese Sündflut von Romanen. Auch der schlechteste findet seinen Verleger und wird bezahlt. Und dann, was ist denn eigentlich schlecht? Ein Werk, das gefällt, das Geld einbringt, kann das schlecht sein? Damit ist denn auch die Kritik verächtlich und ins Nichts zurückgeworfen. Dem sei aber, wie ihm wolle, dennoch übe die Kritik ihr Recht, wahr und klar, milde, aber ohne sich von Erfolgen in der Zeit bestimmen zu lassen. Es gibt denn doch, wenn auch nicht so entschieden, wie immer darauf gepocht wird — könnten wir sonst mit so vielem abgetragenen Zeuge durch alle Literaturgeschichten uns schleppen? — es gibt denn doch für den Werth der Kunstwerke eine Gerechtigkeit der Zukunft, und vor dieser soll das kritische Wort nicht als unnütz gelten. Von diesem Standpunkte aus bitte ich aufzufassen, was ich über die aufgeführten Werke zu sagen habe.

Der Verfasser des erwähnten Romans: „Der letzte Komödiant“, Karl von Holtei, ist ein Schriftsteller von so verbreitetem Ruf, daß die vielbeschäftigte Kritik erfreut sein könnte, bei jedem neuen Werke dieses fruchtbaren Literaten eingehender Aeußerungen überhoben zu sein und nur als Registrator pflichtschuldigst zu fungiren.

Die arme Kritik, vielleicht auch die übermüthige Kritik, die sich einzubilden wagt, auch einem höhern und höchsten Richter, der Wahrheit und der Zukunft, Pflichten schuldig zu sein, und sich eigenständig vorgenommen hat, dem jedesmaligen Geschmack nicht blindlings zu hulldigen, ja, die arme Kritik schwankt, aufrichtig gestanden, hin und her, nicht etwa über ihre Meinung, sondern ob sie dieselbe aussprechen solle. Fürwahr, ich wollte alle, beim aufmerksamen Lesen des „Letzten Komödianten“ fleißig und reichlich gesammelten Notizen unbenutzt lassen und zwar aus Achtung vor dem greisen Schriftsteller, der am Schlusse des Werks sich äußert: „Und so hätte ich euch, geneigte Leser, die Geschichte von meinem „Letzten Komödianten“ erzählt, so gut ich's vermochte. Vielleicht ist es auch meine letzte Erzählung. Möge sie euch nicht missfallen!“

Sollte es da nicht Pflicht sein zu schweigen, wenn man nicht loben kann? Gewiß, wenn dieser Roman unbeachtet vorübergehe und nicht die Kritik so entschieden herausforderte. Sie nimmt den Handschuh auf, ohne Galläpfel in die Lunte zu mischen, wie Hr. von Holtei (III, 246) von den Herren Recensenten voraussetzt, wo es weiter heißt: „Se freundlicher ins Gesicht, desto boshafter hinterm Rücken. Dabei predigen sie „Gerechtigkeit“. Sie mahnen mich an jene indianischen und arabischen Stämme, die in ihren Hütten alle Reisenden gastlich empfangen, ihnen aber hinterher Genossen nachsenden, welche die „Gastfreunde“ berauben und nach Umständen todt schlagen. Nichts wider das heilige Gastrecht! Nichts wider die Gerechtigkeit!“

Nun denn aus Gerechtigkeit, welche mich zwingt zu warnen z. B. vor ungesunder Speise, und als solche betrachte ich diesen Roman, weil er den guten Geschmack gefährdet. Kann ein Vater seinen erwachsenen Sohn — und wenn die Zeit darüber hinweg ist, wie der ältere Väter in dem „Letzten Komödianten“ —, kann ein Mann seiner Frau — und wenn die Zeit auch diese Besorgnis belächelt, wie der Baron im „Letzten Komödianten“ —, kann ein Vater seiner erwachsenen Tochter diesen Roman in die Hand geben? Nein, dreimal nein! Für wen schreibt denn Hr. von Holtei seine Romane, und warum nicht für den größten, dankbarsten Leserkreis, für den der Jungfrauen? Ober dürfen diese eine Geschichte lesen, deren Inhalt folgender ist:

Ein älterer verwittweter Baron kehrt mit der frühern Schauspielerin Gottliebe, nachdem sein Verhältnis zu ihr selbst in der Residenz nicht gottirt wird, obgleich sie als Gouvernante seiner bereits erwachsenen Tochter Lubmilla gilt, in sein

großes, altes, seit 20 Jahren vernachlässigtes Schloß ein. Lubmilla verliebt sich sogleich in den Lehrlingen des Tapezierers, der zur Herstellung der wüsten Räume beordert ist. Zur Unterhaltung nimmt der Baron eine Theaterbande an, Gottliebe wird deren Intendantin. Der Lehrlinge erscheint als Schauspielergenie, und glänzt in den Nebenrollen bekannter Stücke; Gottliebe, die Maitresse, verführt, und Lubmilla, die Baronesse, entführt den Komdbianten. Es folgen die Freuden und Leiden einer wilden Schauspielertruppe. Lubmilla kehrt zum Vater zurück, heirathet einen jungen Grafen und beschenkt ihn nach sechs Monaten mit einem Stammerben. Der eigentliche Vater desselben treibt sich von Bande zu Bande umher, wird ein berühmter Mann und läßt sich natürlich in sehr viele interessante Verhältnisse ein; unter anderem ist seine Verbindung mit einer geistreichen Commerzienrätthin Ursache ihrer Scheidung. Sie beschenkt den in den Freiheitskrieg ziehenden Komdbianten mit einem Töchterchen. Bis hierher haben wir keinen anständigen Menschen kennen gelernt: nun folgt der sentimentale Theil; hoher Selbennuth, Buße und Reue. Ein Mann, Namens Tod, mit einer furchtbaren Schmarre durch das ganze Gesicht, zieht als Souffleur, Inspicient, Rollenabschreiber u. s. w. von Bande zu Bande; er interessiert sich für ein junges Schauspielergenie, dies stirbt an der Schwindsucht. Die Braut desselben, dessen Mutter soeben begraben worden ist, erscheint, es ist des Komdbianten Tochter; sie hat Vermögen, der Vater wird Theaterdirector. Doch wir eilen zum Schluß. Als verwitwete Großmutter und Erzieherin ihrer beiden verwaisenen Enkel, von denen der älteste den Namen des Komdbianten führt, findet dieser seine erste (eigentlich mindestens seine zweite) Geliebte auf ihrem Schlosse. Er zieht in ein Gartenhäuschen, spaziert mit ihr durch die Alleen und stirbt von ihr gepflegt.

Man könnte erwidern: Wer den Roman nicht lesen soll, der könne ihn liegen lassen, und sagt er zu. Freilich, ganz richtig, wenn nur das Liegenlassen immer anginge. Man könnte entgegen: Nun, das ist doch noch nicht so schlimm, was hat uns H. Clauren erzählt, was erst Wieland gebichtet. Gewiß, aber H. Clauren ist auch gerichtet, wir geben auch die Wieland'schen Dichtungen nicht unsern Frauen und Töchtern in die Hand. Und wenn man auch zur Entschuldigung anführte, daß Thümmel und Heine noch weiter gegangen seien, so waren selbst diese nicht zu entschuldigen, wo sie gegen die Sitte gesündigt haben. Hier tritt aber noch dazu das „Wie“, und da hört denn doch alle Gemüthlichkeit auf, wenn man sich schon in den „Schleisschen Gebichten“ eine „Laufesalbe“ gefallen läßt, um der Raietät des Dialekts willen; in Prosa klingt dergleichen aber ganz anders, und fast auf jeder dritten Seite dieses Romans findet man Ausdrücke, vor denen der Leser erschrecken muß. Da liest man: „dummes Weibsbild“, „aufgegabelt“, „faule Fische“, „den Magen voll freffen“, „als Ariadne auf Naxos herumlegen“, das Räuberlied „grölen“, „verschossener Schanzlooper“, „besäuft sich wie ein Vieh“, „Courage“, „Suff“, „halt Kontenanze“, „übers Maul fahren“, „besoffener Viehtreiber“, „flobige Zuversicht“, „sabbere nicht“, „nicht von der Pelle“, „Grippe im Schädel“ u. s. w. I, 101 heißt es, sie sei „ein Götterweib und Venus ein Kuhmenschen gegen sie“; S. 112: „Da sollen unsere Raubbürger heulen, daß die ganze Reitbahn unter Wasser steht.“ Der Baron erwidert darauf S. 113: „Wenn der Jammer nachläßt und die Freude beginnt, dann kann ich auch heulen und zwar wie ein alter Schloßhund.“ S. 137 „Rink's“ nach ausgeblasenem Kampfen, und S. 149 liest man, daß für den Räuber Karl allerdings Wulf noch viel „Kalbfleisch“ war; ferner S. 188: „Das Weib ist höllisch mitgenommen“ u. s. w. Für Trinken und Betrinken, das in diesem Buche sehr oft vorkommt, steht jedesmal „Sausen, Berausen“ oder noch ein platterer Ausdruck. S. 214 und 215 kettet sich die Baronesse mit dem Blut, wovon sie überflutet, an den Geliebten fest, und S. 216 nennt der Director im gerechten Zorn den Maler ein „blutiges Schwein“. Der adeliche Herr Vater redet einmal den Komdbianten wie folgt an: „Versteht du? Spürst du, wo

ich hinaus will? He? Bist du bei Wege? Na, jetzt muß er die Augen auf. Guten Morgen, wünsche wohl geschlafen zu haben! Na nu kann's losgehen, sagen sie in der Kat. Da warst, ohne Complimente, ein ruppiger Junge.“

Ich übergehe die Schilderung der wilden Ehe (II, 8–16), auch Haydn's Aeußerungen S. 35 u. s. w., wo er wie Babel spricht; überraschen muß es aber, daß auch der seltsame Mann mit folgenden Worten eingeführt wird: „Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken? Wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Opern anbelangt, so sollen sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen ständen! Ha, ha, ha!“

Im Verlaufe der Geschichte wird uns ein Ereigniß erzählt, das selbst als Erstfindung zu schauerhaft ist. Und wie trägt es der Vater vor, der sein eigenes Kind hat verbrannt, nicht rösten lassen; dabei spricht er S. 185 vom gründlichen und gewissenhaften „Umwischen“ seiner Glieder nach der Nationalität. „Meine Frau, als zärtliche Mutter, half mir bei“, fährt er fort. Schließlich noch eine Stilprobe: „Die neuen Caneppen mehrten sich wie Blattläuse, und ein Principal frist den andern das Brot vom Munde weg, wie Blattläuse einer der andern den Saft vom Stängel.“

Schauspieler wird übrigens dieser Roman besonders interessant, weil das Leben in allen Verhältnissen, in welchen diese Künstler wirken müssen, mit besonderer Kenntniß geschildert ist.

Dem zweiten Roman: „Deisterreichische Garnisonen“, von Robert Byr, schicken wir folgendes idyllische Gemälde aus dem Militärleben voraus: Wenn nach erfolgter Ablösung der alten Wache der Lieutenant mit dem Commando weggetreten, den Degen gemächlich in die Scheide fallen läßt, die Gewehre in die eisernen Rücken gestellt sind, die Mannschaften, ist es im Winter, trampelnd, um den Schnee von den Eiseln zu entfernen, und die Arme um die Brust schlagend, nach der Wache eilen, ist es im Sommer, sich auf den Säulen vor der Hauptwache lagern, die Pfeife anzünden und dampfend auf den Markt schauen; wenn der Offizierbursche sämtliche Requisiten des Wachlebens, ein paar Duzend Pfeifen nebst Tabakstische, oder heutigen höheren Ansprüchen genügend, einen ausreichenden Vorrath von Cigarren, dazu Kaffeemaschine, Toilettengegenstände u. s. w. herbeigeschafft hat, wenn der Herr Lieutenant die neue Schärpe sich abknallen, den Parade-Waffrock aus- und den „alten Gottfried“ anziehen ließ, dazu auch die alte Schärpe um die schlanke Taille gürte, wenn er in den großen, dunkelbraun glänzenden, lebernen Lehnstuhl, sei es am warmen Ofen, sei es vor der Sommer Sonne gesenkt im Schatten des Ueberdaches zwischen den offenen Fenstern des Quartiers, wo auf dem Fensterbrett die Cigarren für die Kameraden zur Hand stehen, von den Strapazen des Dienstes ausruht, wenn er ferner das von Kaffee und Burschen herbeigebrachte Mittagessen verzehrt, selbst den Kaffee gebraut und ihn zur Cigarre hinabgeschluckt hat, und nun endlich gelangweilt auf dem großen, ebenfalls schwarzbraun glänzenden, lebernen Sofa die Stunden verträumt, bis die Kameraden zum Spielen und zur Bowle erscheinen, dann fällt ihm vielleicht ein, daß er seinem Burschen befohlen, ihm einige Bücher aus der Leihbibliothek zu bringen. Der Lieutenant erhebt langsam die weiche, geschonte Hand nach der über dem Sofa schwebenden Klingelschnur, zieht sie mit einigen kräftigen Rucken an, die Glocke ertönt hell in der Gemeinstube, der Kaffeeherstürzt herbei und erhält Befehl, die Bücher, die irgendwo unter den Sachen liegen müssen, dem Herrn zu reichen. Der im Dienstfever zitternde Bursche wirft dies und jenes von den verschiedenen Tischen, empfängt einige Klöße und zarte Titel und hat endlich das Verlangte zusammengelesen und vor dem Herrn Lieutenant niedergelegt. Vielleicht findet sich darunter auch, als soeben angelommener Roman, das vorgenannte Werk, der Titel und die noch unbedeckte Montur des Buchs reizt den Herrn Wachcommandanten und bald ist er im Lesen so vertieft, daß er den drohenden Geruch

der Schilbwache fast überhört und von der angeordneten Ablösung zurückkehrend, den seltenen Wunsch empfindet, daß die Herren Kameraden noch lange ausbleiben möchten.

Ja, interessant, sehr interessant für gelangweilte Menschen, sind diese Geschichten aus dem Leben der österreichischen Offiziere. Sie spielen zumeist in Italien und schildern das Vergehen junger, blöder Marschälle durch wohlconservirte, ältere Damen, und das Gunglge winnen der geschulten Oberleutenants und Rittmeister von jungen Schönen. Der Hauptfaden, der sich durch die vier Bände schlängelt, ist einem stattlichen, geistreichen, nach Glück und Ruhm begierigen Manne bestimmt, und ihm zur Seite, hin und wieder seine Bahn durchkreuzend, bewegen sich ehrlich gutmüthige, leichtsinnige, übermüthige und herzlich schlechte Kameraden, deren Schicksale theils von dem Hauptfaden bestimmt werden, theils auf das seine bestimmend einwirken.

Wir finden in der Schlussscene des vierten Bandes den treuesten Freund des tapfern Kämpfers, wie jener diesen im Curort Baden bei Wien erwartet, und da hier alles zusammengefaßt ist, was den Roman charakterisirt, so möge ein kurzer Auszug zugleich für das Buch sprechen.

„Ein junger, hochgewachsener Mann, elegant bürgerlich gekleidet, schritt in der offenen Bahnhofshalle auf und nieder.

„Endlich wurde signalisirt, man läutete zum ersten mal, der Zug schob sich langsam immer langsamer in der Halle hin, er blieb stehen.... Die Leute machten dem Armen mitleidig und achtungsvoll Platz, an zwei Krücken schleppte er den von nur einem Fuße getragenen Leib, eine schwarze Binde lag über dem linken Auge. „Graf Gott, Fritz!“ sprach Cosonczy, hielt die rechte Krücke nur mit dem Arme und reichte Banner die Hand hin.“

Wir finden die Freunde in der Wohnung des Invaliden wieder. „Und sie?“ sprach er leise, kaum verständlich. „Wie, weißt du nichts?“ rief überrascht Banner. — „Was soll ich wissen? rede! rede!“ — „Ihr Mann“, stotterte Banner, „ist gestorben!“ — „Das weiß ich!“ — „Warum stehst du mir ins Auge? Was gibt's noch? Sie lebt im Glend?“ — „Nein.“ — „Also was ist's? rede Mensch, du marterst mich zu Tode!“ — „Sie ist....“ — „Was stochst du wieder? Rede! Rede! Siehst du denn nicht, daß mir das Blut zum Kopf sagt und mich wahnsinnig macht! Fritz! Ist sie todt?“ — „Nein!“ — „Also was? was?“ — „Sie ist verheirathet“, sprach Banner leise und zandernd.“

Nachdem Cosonczy sich etwas beruhigt hat, befragt der Freund ihn um seine jüngsten Erlebnisse. „Das ist eine lange Geschichte, will dir's einmal ausführlich erzählen, damit du weißt, was fluge Freundschaft ist. Gab' ihm vor Jahren so über 11000 Gulden geborgt, ohne Schrift, auf sein Wort. Siehst du, das ist der erste Act.... Also ich gab meinem Vater zwei Drittel meines Vermögens, um Volsenau zu Hilfe zu kommen.“ — „Volsenau, dem verstorbenen Grafen Volsenau?“ — „Ja, er war ja Rath — er war ihr Mann.“

Cosonczy ist um sein ganzes Vermögen gekommen, er äußert sich später: „Siehst du, jetzt lächelt sie! O, sie konnte einem das Herz aus dem Leibe lächeln und die Seele in ewige Verdammniß stürzen, und man merkt es erst, wenn sie wieder hart und trotzig schaut. Hörst du das Lachen des Arztes, der den Leichnam seziert hat und das Herz in der blutigen Hand nun als Fangball emporwirft? Dummes Ding, ruft er, und dann kommt es in Spiritus, und auf der Etikette außen steht: „Ein Menschenherz!““

Von dem beruhigten Freund in seiner Wohnung allein gelassen, macht sich Cosonczy, der seine „Kitty“ auf der Promenade gesehen und vor ihr hülflos in den Sand gestürzt ist, zum Tode bereit. „Er sah den Ring lange an, bis ihm die Thräne über die Wange floss, dann preßte er ihn an seine Lippen; „Kitty!“, murmelte er, „lebe wohl!“ Ein kräftiger Druck und der Ring brach in zwei Theile, er ließ sie in den Lauf gleiten, den er geladen, brückte sie nieder; und schob noch ein

Stückchen Papier darauf, um das Herausfallen zu verhindern. Alice legte jetzt wie fragend die eine Vorbertage auf Cosonczy's Knie und sah ihm unruhig ins Auge. „Ja, Alice!“ sprach Cosonczy zu ihr und streichelte ihr den schönen Kopf.... „Du hast Verstand, schau'st, was ich treibe? Ja, ja, 's ist Ernst.“

Als Banner das Grab des Freundes einige Tage, nachdem es ihn aufgenommen, besucht, findet er dort einen kleinen älteren Herrn vor und steht eine trauernde Dame am Hügel knien; das kurze Gespräch fortsetzend fragt Banner: „Ist die dort am Grabe Kniende Ihre Frau?“ — „Ja, seit drei Jahren. Sie hatte schon in der Zeitung von Cosonczy's Tode gelesen, arme Giovannina! Sie hat ihn so lieb gehabt!“ — „Giovannina!“ sagte wehmüthig Banner, „also doch eine Thräne auf sein Grab!“ — „Sie hat schon viel geweint; aber sagen Sie mir, was hat ihn denn dazu getrieben?“ Mit dunkler gefalteter Stirn sprach Banner dumpf vor sich hin: „Sein ruheloser, ungebändigter Geist!“

Wir gehen über zu dem dritten Roman: „Christian VII. und sein Hof. Erste Abtheilung: Karoline Mathilde“, von Graf Adelbert Daudissin. Dieses Werk ist auf drei Abtheilungen angelegt, jede von zwei Bänden. Wir haben also noch zu erwarten: „Juliane Marie“ und „Hans Bochwisch“.

Es ist höchst löblich, den Deutschen die Geschichte der Dänen, soweit sie die Schmach angeht, die unserer großen beschworenen Nation von diesem eitlen übermüthigen Volke angethan worden, zur Schärfung seines gerechten Hasses vorzuführen. Ja, tief in meiner Seele klagt und grollt dies brennende Vermächtniß und macht mich die Augen beschämt niederzuschlagen, wenn ich stolz ausrufen will: „Ich bin ein Deutscher!“ Für gewisse träge Gemüther ist es sicherlich eine beachtenswerthe Mahnung, wenn Daudissin in der Vorrede sagt, die Mißhandlung der Deutschen in jenen schönen verwaisten Schmerzensländern sei die Fortsetzung eines Nationalkampfes, den die stupide, dänische Eitelkeit gegen uns, ihre Wohlthäter, seit lange unternommen habe.

„Dänemarks Frauen“, fährt der Verfasser fort, „entflammten ihre Männer und Brüder zum tödlichen Kampfe gegen das Deutschtum, ein mahnendes Wort von Deutschlands Frauen an Deutschlands männliche Jugend würde das Gottesgericht beschleunigen, das einst über Dänemark einbrechen wird.“

Wollte doch das dänische Volk bedenken, daß es schon seit Jahrhunderten sich eigentlich niemals selbst hat regieren können, sondern des deutschen Geistes überall bedurft hat, um sich zu erhalten; ja Hochmuth treibt es an, die Hand zu schlagen, von der es Freiheit, Wohlstand und Segen empfing. Selbst die Deutschen, welche nach Dänemark einwandern, haben oft das Gift des dänischen Hasses gegen alles Deutsche in ihr Blut aufgenommen, und wie es Renegaten immer ergeht, ärger noch gegen ihr Stammvolk gewüthet als der verblendete Däne.

Auch Juliane Marie war eine geborene Deutsche und doch die Urheberin der Verschwörung, welche die Gemahlin Christian's VII. in die Verbannung trieb und den deutschen Minister des Königs, den genialen, humanen Struensée, der dem gefesselten Dänenvolke die Ketten abnahm und ihm die Freiheit mit allen ihren reichen Segnungen eroberte, einen schmachvollen Tod bereitere.

Neben der verwitweten Königin Juliane Marie, der Stiefmutter Christian's, und neben ihrem ebenbürtigen Sohne Friedrich stand zunächst ein Pfaffe, der alle Schändlichkeiten Julianens, von der versuchten Vergiftung des kleinen Sohnes der schönen engelreinen Karoline Mathilde bis zur Vernichtung des durch Struensée hergestellten Eheglücks des bedauernswürdigen, tief-erkrankten Christian VII. und den blutigen Folgen, salbungsvoll mit Gottes Segen auskräftete. Der Verfasser bemerkt: „Diese Partei der Frommen hatte sich, wie dies in allen absolutistisch regierten Staaten der Fall zu sein pflegt, zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen und bis zum Tode Friedrich's V. einen Einfluß geübt, wie er in unsern Tagen wol kaum in Spanien

ober Portugal von der katholischen Hierarchie befehen werden dürfte. Sie hatte es dahin gebracht, daß alle öffentlichen Vergnügungen der Hauptstadt sowol, wie in den Provinzen streng untersagt und als etwas Gotteslästerliches verdammt waren. Maskeraden, Bälle, Theater, ja sogar Puppenspiele waren unerhörte Verbrechen gegen die Religion und Moral; wer nicht wenigstens einmal jeden Sonntag zur Kirche ging, konnte verurtheilt werden, an den Schandpfahl gestellt zu werden; wer ein freisinniges religiöses Buch las, wurde vor das Confessorium geladen und zu Kirchenbuße verurtheilt. Die Polizei ging mit der Geßlichkeit Hand in Hand. Kein Hausvater war sicher, daß nicht ein Scherge in sein Haus drang, um sich zu überzeugen, ob Mann und Frau nebeneinander schliefen, und wo eine Abweichung von dieser Regel entdeckt wurde, klagte die Polizei auf Eheverleumdung, trennte das Confessorium Eheleute, die vielleicht nie daran gedacht hatten sich untreu zu werden."

Diese Schilderung läßt das Weitere folgern: wo der Pfaffe herrscht, ist der Funke zur Hand; und wie beide die Steuern des Landes verwenden, hat England und Frankreich bis China und Tibet gelehrt. Da die Geschichte Struensee's, des Arztes aus Altona, des Beglückten Dänemarks, des Premierministers und Grafen und des von den Dänen schmählich ermordeten Deutschen, hinreichend bekannt ist — und der vorliegende Roman beschäftigt sich, zumeist mit dieser und der unglücklichen und schönen Königin Karoline Mathilde —, so genügt es, das mit Begeisterung für die deutsche Ehre, mit Fleiß und Talent geschriebene Werk und dessen Fortsetzungen besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. Die Männer mache ich auf die Briefe Struensee's, welche der Roman mittheilt, dringend aufmerksam. Wenn etwas den dänischen Haß hätte entwaschen können, so müßten es diese, ohne Ahnung von dem kommenden Verhängniß hingeworfenen Aeußerungen eines der edelsten Herzen vermocht haben. Das deutsche Volk hat allen Grund, auf Struensee, diesen redlichen, zu vertrauensvollen, echt deutschen Mann stolz zu sein. Was die zweite Abtheilung unter dem Titel „Juliane Marie“ bieten wird, läßt der Verfasser (II, 136) in folgenden Worten ahnen: „Sie, die das Herz einer Hyäne besaß, liebte ihren mißgealteten und blöden Sohn mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft; um ihm den dänischen Thron zu sichern, suchte sie den Kronprinzen zu vergiften, die Ehe des Königs unheilbar zu machen, Karoline Mathilde ins Unglück zu stürzen; aus Liebe zu ihrem Sohne erklärte sie das noch nicht geborene Kind Karoline Mathildens für ein uneheliches; aus Liebe zu ihrem Sohne schaffte sie die Stöhne Friedrich's VI. und Gmef Karoline Mathildens aus der Welt.“

Wir schließen hier noch an: „Durch zwei Menschenalter“, Novelle von Golo Raimund (Nr. 4). Vor einiger Zeit erregte der Proceß einer Dame von Stande die allgemeine Theilnahme, insbesondere des weiblichen Geschlechts, und in Wahrheit die Lage der Angeklagten war höchst bedauernswürdig, denn sie hatte aus den reinsten, schönsten Motiven, aus Liebe zu ihrem Gatten, eine That vollbracht, die das Gesetz mit großer Härte strafen und rückwärtslos strafen muß.

Die Dame lebte in kinderloser Ehe, sah die Liebe ihres Gatten nach und nach schwinden, ja sich ins Gegentheil verkehren. Die von der Angst um den Verlust ihres höchsten Gutes, der Zuneigung ihres Gatten, vielleicht auch von dem Stolz und der Scham des Weibes, wie beide das Alte Testament, so ergreifend schildert, ruhelos Umhergetriebene erkannte eine Täuschung, die das verlorene Glück wiederbringen sollte. Sie überraschte ihren Gemahl mit der langersehnten Hoffnung und erfüllte diese durch ein untergeschobenes Kind. Das Geheimniß, unter solchen Umständen mit zu vielen Personen getheilt, und noch dazu mit solchen, die eine Macht, wie sie ihnen dadurch geboten, nur zu gern mißbrauchten, wurde verrathen. Die Entdeckung führte vor die Schranken des Gerichts. Diese erschütternde Begebenheit ist ganz dazu geeignet, Unterlage eines interessanten Romans zu werden. Hat Golo Raimund sie benutzt, so wollen wir

ihm deshalb die Ehre der Erfindung nicht absprechen; jammervoll hat er es verstanden, den schon an und für sich interessanten Fall dadurch noch interessanter zu machen, daß er im untergeschobenen Kind in das nächste Verhältniß zu dem künftigen Vater zu stellen wußte.

Nachdem die Entdeckung erfolgt, wird das Verhältniß schärflich geschildert: „Der erste Laut ihrer Stimme rief ihn Mannes Namen, aber dieser wandte so voll Abscheu und Entrüstung sich hinweg, daß sie in heiße Thränen ausbrach. Der Richter, mitleidiger als der, welcher ihr am nächsten in der Welt stand, trat zu ihr und zog seinen Stuhl in die Nähe des Sofas, in dessen Rissen sie ihr Angesicht verbarg. „Wollen Sie mir sagen, gnädige Frau, was Sie bewog Ihrem Herrn Gemahl ein Kind, wenn auch das seinige, unterzuschieben?“ — „Liebe“, sagte sie kurz, „unendliche, unbeflegbare Liebe.“ — „Es muß dies allerdings eine harte Prüfung Ihrer Jünglingsgewesen sein, tagtäglich den lebendigen Beweis seiner Untreue vor Augen zu sehen, dies Kind in Ihr Haus und an Ihr Herz zu nehmen und es mit Bärtlichkeit und Sorge zu erziehen, die dem Mutterherzen so täuschend abgelauscht ist, daß Sie werth gewesen wären, die Mutter zu sein“, sagte der ernste Mann warm.“

Lange Jahre der Bitterkeit und des Leidens muß Joseph, die liebende Gattin, durchwinden, und herrlich bestraft sie diese seltene Prüfung, die, wie der Titel schon andeutet, durch zwei Menschenalter währt. Die Darstellung ist so geklungen und die Absicht Raimund's, den Leser zu fesseln, ist in der schönsten Weise erreicht, und wenn ich auch nicht mit ihm übereinstimmen kann in der Motivierung des gerade schändlichsten Theils und seines grausamen Verhaltens gegen Mutter und Sohn, und noch weniger das Schenken Sigismund, den eigentlichen Übelgeist aller edeln Personen dieser Novelle, gelten lassen kann, so macht das seltene Erzählungstalent Raimund's alle diese Unvenlichkeiten vergessen. Die Novelle sei allen, eine spannende Unterhaltung suchenden Lesern aufs angelegentlichste empfohlen.

Hermann Heermann.

Redwig's „Amaranth“ und Kortum's „Johanne“ in Uebersetzungen.

Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen, das wir fast ironisch nennen möchten, wurden unserm Büchertisch aus fernem Punkten des Auslandes, aus der französischen Schweiz und aus Philadelphia gleichzeitig die Uebersetzungen von zwei deutschen Dichtungen zugeführt, welche ihrem Inhalt wie der poetischen Behandlung nach so voneinander verschieden sind, wie zwei Bücher immer nur sein können: eine französische Uebersetzung von Redwig's Dichtung „Amaranth“ und eine englische des ersten Theils der „Johanne“.

Die französische in Prosa verfaßte Uebersetzung der Redwig'schen „Amaranth“ erschien unter dem Titel: „Amaranth. Par Oscar de Redwitz. Traduit de l'allemand par A. de L. (Lafontaine und Debay, Richard Lasser; Paris, Jang, Treutzel, 1863). Vorangestellt ist ein französischer Brief des Verfassers an den Uebersetzer von etwas altem Datum; denn er ist aus Schellenberg bei Kaiserslautern vom 17. September 1853 datirt, bis zu welchem Tage, wie Redwig gegen den Schluß bemerkt, „Amaranth“ bereits die hiezigste Auflage erlebt hatte. Der Uebersetzer hatte, wie daraus hervorgeht, an den Dichter einen Brief gerichtet und darin, wie es scheint, ihn um Erlaubniß gebeten oder ihm seine Absicht kund gegeben, „Amaranth“ in französischer Prosa zu übersetzen. Redwig drückt hierüber seine große Freude aus, und obgleich er sich beklagt, daß die französische Prosa, so „ingénieuse“ und „élégante“ sie auch sein könne, doch nicht im Stande sei, Erzeugnisse namentlich der deutschen Poesie „avec des rimés riches et sonores“ dem Original entsprechend wiederzugeben, so weiß er doch auch ebenso gut, daß es äußerst schwer, wenn nicht unmöglich sei, deutsche Dichtungen dieser Art in französischen Reimen wiederzugeben, wenn man nicht etwa zum Alexandriner

seine Zuflucht nehmen wolle. Dem Uebersetzer waren einige vereinzelt Stellen „trop libres“ erschienen. Hierauf bemerkt der Dichter: „Ich kann hierauf nur antworten, daß „Amaranth“ das Lieblingsgedicht und das gefächelte Buch aller deutschen Jungfrauen (le chant favori et le livre aimé de toutes les demoiselles de l'Allemagne) ist und daß man es in allen weltlichen wie geistlichen Erziehungsanstalten lieft. Ich gebe Ihnen gern zu, daß die Zartheit der Ausdrücke, wie sie der deutschen Sprache zu Gebote steht, in einer französischen Uebersetzung leicht verwischt wird und daß die Art von Einbildung, die ihrem schönen Lande eigen ist, sie ganz anders verstehen kann als unsere Herzen. Deshalb werden Sie allerdings gut thun, wenn Sie diese Stellen weglassen oder ändern, ohne dem Gange der Dichtung wesentlich zu schaden.“ Weiterhin bittet er den Uebersetzer: „Erinnern Sie sich bisweilen meiner und beten Sie zu Gott, daß er mich in Stand setze, meine Mission Reis ebenso wol mit Muth als mit Demuth zu erfüllen.“

Hierauf folgt das gegen 30 Seiten starke Vorwort des Uebersetzers, A. de L., das aus Lausanne vom 12. Februar 1863 datirt ist. Dieses Vorwort beginnt: „Nichts beruhigt und erfrischt das Herz eines durch die bigigen politischen Streitigkeiten oder durch die fieberhaften Untersuchungen auf dem so umfangreichen Gebiete der Wissenschaft ermüdeten Mannes mehr, als das engelhaft lächelnde eines Kindes und die unvergleichliche Muth seiner Lieblingen und seines frohlichen Geplauders.“ Der Uebersetzer schildert dann weiter jene traulichen Familienszenen, in denen das Kind die erste Rolle spielt, und die einen Halt auf der großen Wanderung gewähren, und fährt dann fort: „Wie die Individuen bedürfen auch die Völker bisweilen eines solchen Haltes, solchen Ausruhens und solcher Harmonien. Wenn ein Volk durch politische Leidenschaften färmlich aufgereggt und unter krankhaften Einflüssen bis zur Revolution, bis zum Umsturz der Ordnung und der Rechtsgrundsätze fortgedrängt ist, so bedarf es, um große Katastrophen zu vermeiden, einer heilsamen Gegenwirkung, einer notwendigen und suchbaren Krise, welche für die Köpfe und Herzen, mit andern Worten für das intellectuelle und moralische Leben, der Anfang einer neuen Ära und einer glücklichen Rückkehr zu gesunden Doctrinen ist. . . . Ein ähnliches Wunder begab sich vor einigen Jahren in Deutschland, als die deutsche Demagogie aus der Dunkelheit theoretischer Systeme heraustrat, um die Herrschaft über die wirkliche Welt in die Hand zu nehmen, und als die Hegel'schen Doctrinen in den Herzen sich an Stelle des alten und kräftigen Glaubens einmischten. Unter Feuerbach's und Stirner's Einfluß verlag Deutschland seine alten ritterlichen Traditionen und verleugnete sich selbst. Seine idealen Träumereien, seine erhabenen Betrachtungen, die köstlichen Besitzthümer seiner religiösen Sagen und seines süßen Mysticismus, seine Poesie blühten wie der Lenz, seine naive frommen Gefänge, das alles schien verloren und im Materialismus vergraben“ u. s. w. Aber o Wunder: „In demselben Augenblick, wo Deutschland eine blutige Ära innerer Kämpfe durchzumachen hatte, zu derselben Zeit, wo von den Ufern des Rheins bis zu den Ufern der Elbe, von Berlin bis Ungarn der Aufstand schrecklich und unerbittlich das Haupt erhoben hatte, mitteninne zwischen der dreifachen Elemente und dem grimmen Todeskampf des frankfurter Parlaments, trat ein junger Mann, stolz auf seinen Namen und seinen Glauben, vor sein durch Leidenschaften zerrwühltes Vaterland und brachte ihm einen Augenblick der Ruhe. Er hielt in seinen Händen Gefänge des Friedens und der Liebe und seine von den letzten Accorden, die sie gemurmelt, noch erzitternde Lyra. Und wie erkanntenwerth! Der Sturm befänstigte sich vor den harmonischen Tönen einer Stimme, voll von jugendlicher Anmuth und der einfachen Naivität der ersten Zeitalter“ u. s. w.

Kurz, wenn wir dem so enthusiastischen französischen Uebersetzer der „Amaranth“ glauben wollen, so war es diese Dichtung ausschließlich oder doch vorzugweise, vor welcher die Revolution ihr Haupt beugte; Redwitz war der gottbegeisterte David, der mit den magischen Tönen seiner Harfe den wüthenden

gewordenen Saul, dieses sonst so friedliche und nun so unartig und tobmächtig gewordene Deutschland, zur Ruhe brachte und in Schlummer lullte, und die Partei der Reaction ist demnach sehr dazu verpflichtet, dem Dichter der „Amaranth“ Altäre und Standbilder zu errichten oder doch in jezt beliebter Weise ein splendides Festessen auf Regimentsunkosten zu geben, denn alle von ihr in Bewegung gesetzten Bajonnette und sonstigen Maßregeln würden nichts gescheit haben, wenn Redwitz nicht das befänstigende Del seiner Verse über das brauseköpfige Deutschland ausgegossen hätte.

Der Verfasser meint übrigens, daß, wenn die Redwitz'sche Dichtung einen so großen Erfolg gehabt habe, die Ursache darin zu suchen sei, daß weder die Revolutionen, noch die unwissende und ehrfurchtslose Kritik die Erinnerungen an die Minnesänger oder die Liebeslieder des 13. Jahrhunderts auszulöschen vermocht hätten und er führt dabei folgenden vielleicht mittelbar lehrreichen Ausspruch des Herrn von Montalembert über die deutschen Minnesänger an: „In Deutschland ist das 13. Jahrhundert der glänzendste Augenblick dieser bewundernswürdigen Poesie des Mittelalters. Einstimmig gestehen dies die zahlreichen Gelehrten, denen es gelungen ist, sie in diesem schönen Lande wieder vollständig zu machen. Und wir behaupten mit tiefer Ueberzeugung, daß es keine schönere Poesie gibt, daß keine von einer solchen Jugend des Herzens und des Gedankens, von einer so glühenden Begeisterung, von einer so in sich wahren Reinheit erfüllt ist als sie; nirgends sonstwo endlich haben die neuen Elemente, welche das Christenthum der menschlichen Civilisationskraft zuführte, einen edlern Triumph davongetragen.“ Man kann die zierliche Minnebüchse ihrem historischen Werthe nach vollkommen schätzen und doch der Ansicht sein, daß der Franzose sie überschätze; jedenfalls ist es aber von Interesse zu erfahren, daß Montalembert mit dieser mittelalterlichen Poesie, welche viele selbst gebildete Deutsche nur sehr oberflächlich und oft nur vom Hörensagen kennen, sich eingehender beschäftigt und in sie verliest hat.

Der Uebersetzer gibt dann im Vorwort weiter einige Daten aus Redwitz' Leben und eine Charakteristik der Dichtung „Amaranth“, die er, wie sich nach dem Vorhergehenden erwarten läßt, in den enthusiastischsten und überschwenglichsten Ausdrücken preist; nur findet er, daß Walther, durch dessen Mund der Verfasser die Bruno Bauer und Feuerbach seiner Zeit angreife und zu widerlegen suche, zu schwach in seinen Erwiderungen gegen einen solchen Feind sei, und daß Ghismonda, diese „brillante comtesse“, welche die „formules bizarres“ der Lehren Spinoza's, Fichte's, Goethe's und Hegel's in ihre Discurse einmische, zu schön, zu glänzend, zu italienisch geschülbert sei, um die „Häßlichkeit des deutschen Materialismus“ zu repräsentiren. Als ob Fichte und Goethe Verkünder und Anhänger dieses häßlichen Materialismus gewesen seien!

„Amaranth“ macht ihre Aufwartung beim französischen Publikum etwas spät, zu einer Zeit, wo in Deutschland selbst ihre Glanzperiode ziemlich vorüber ist. Man muß abwarten, ob sie in diesem französischen Prosagewande unter den Franzosen Anklang und Verbreitung finden wird. In Paris und den größern Städten schwerlich; auch nicht in den kleinern Provinzialstädten, wo die Trivialität sicherlich nicht größer, vielleicht kaum so groß ist als bei uns, aber der Sinn für Poesie noch viel lauer und beschränkter, am meisten vielleicht in den entlegenen Schlössern von Baronen, Grafen und Herzogen, die trotz aller Umwälzungen noch immer treu an den Traditionen des alten Lilienregiments und an ihren mittelalterlichen, feudalen Reminiscenzen hängen. Jungen deutschen Penkonarinnen, für die ja Redwitz, der nun freilich in seinen Dramen mehr und mehr in eine etwas andere „zeitgemäße“ Richtung einbiegen zu wollen scheint, hauptsächlich gebichtet haben mag, dürfte diese französische Bearbeitung zu empfehlen sein, um durch Vergleichung mit dem deutschen Original ihre Kenntniß des Französischen daraus zu bereichern.

Sehen wir nun mit einigen Worten zu der uns auf ein ganz anderes Gebiet überführenden englischen Uebersetzung des ersten Theils der „Jobkabe“ über, die, mit denselben Kapitelüberschriften, den entsprechenden bekannten Holzschnitten und der Silhouette Kortum's versehen, unter dem Titel erscheint: „The Jobiad. A grotesco-comico-heroic poem. From the German of Dr. Carl Arnold Kortum by Charles T. Brooks, translator of „Faust“, „Titan“ etc.“ (Philadelphia, Leypoldt; London, Trübner, 1863). In der Vorrede, in der er auch zu unserer Genugthuung unser eigenes, in der von uns verfaßten literarhistorischen Einleitung zu dem Wengler'schen „Ganzschach der deutschen Humorsatire“ enthaltenes Urtheil über die „Jobkabe“ citirt, gibt der Uebersetzer zunächst einige sehr kurze Daten über Kortum's Leben, erwähnt, daß derselbe im achtzigsten Jahre seines Lebens gestorben sei und bemerkt dann: „Vielleicht finden wir in seinem Leben eine Antwort auf Salomo's Frage in Betreff des Menschen: „Was bewirkt es?“ nämlich: es verlängert des Menschen Leben.“ Der Uebersetzer verbreitet sich dann über den Kortum'schen Knittelvers, diesen „rampart doggerel“ und über die Lizenzen, die er sich bei der Wiedergabe des Kortum'schen Werks mit der englischen Sprache genommen habe, und bemerkt dann weiter, daß die „Jobkabe“ bereits durch vier Bilder der Gassenclaver's, worin der Held in einigen Hauptmomenten seines Lebens dargestellt sei, und welche sich gegenwärtig in Philadelphia befinden, bis zu einem gewissen Grade eingeführt und empfohlen sei, da diese Bilder in der hiesiger Galerie zu Neuport längere Zeit ausgestellt gewesen und die beiden Kapitel, „Job's Brief an seinen Vater“ und des letztern Antwort, in der „Literary world“ vollständig in englischer Uebersetzung mitgetheilt worden seien.

Man muß sagen, daß sich die „Jobkabe“ auch im Gewande dieser drastischen englischen Knittelverse ganz ergötzlich und lustig ausnimmt; es geht daraus von neuem hervor, wie verwandt der Genius beider Sprachen und Völker ist, und daß sich namentlich auch für die Wiedergabe deutscher komischer Prosa schwerlich ein anderes europäisches Idiom so gut eignet als das englische. Hier zunächst eine kurze Probe aus dem berühmten Examen des Candidaten Job:

Now followed Herr Kriech at once and requested
To know of how many parts a sermon consisted.
In other words, how many divisions must there be.
When it is written ruleably? said he.

Hieronymus having taken a moment to determine,
Replied: „There are two parts to every sermon,
The one of these two parts no man
Can understand, but the other he can.“

The Candidate Job's this answer making.
There followed of heads a general shaking.
And first the Inspector said hem! hem!
Then the others' secundum ordinem.

Aus dem langen durstigen Register der Opfer, die sich Freund Hein geholt, mögen hier noch folgende Knittelstrophen mitgetheilt sein:

The long-eared Midas (all children know it).
Homerus, the old blind dogger-poot.
Vestris the dancer and brave Tamerlane,
Struggled with the destroyer in vain.

Ah yes, dear reader! with terrible grip he
Seized and devoured Penelope, Xanthippe,
Judith, Dido, Lucretia.
And the queen from far Arabia.

Cyane Timon, Democritus, the laughing physician,
Juggler Schröpper and Simon the magician,
Socrates and young Werther, the one
A wise man, t'other a simpleton.

Semina summarum, the long and the short is.
That in none of the chronicles do we find notice.
That friend Death has ever any one passed
Without coming back for him at last.

And what he has not eaten already
He will not fail to remember when he's ready.
Alas! dear reader, also thee,
And what is worst of all, even me.

Sehr drollig macht es sich, wenn man im vierundzwanzigsten Kapitel der englischen Uebersetzung plötzlich laßt:
Himmel! thousand Element! pour Downer!

The old gentleman swore in some such manner u. [w.]

Die vorachme deutsche Kritik, geübt von solchen garantirten Leuten, über deren jedes gesunde Sachverstand anfangs, sich bewußt keins zur Schau getragene Ernsthaftigkeit und „eingigant Miene“ (vinsaigne aspect) schon Shakespeare vielfach spottet, pflegt mit souveränem Stirnrunzeln auf populäre Erzeugnisse des deutschen Humors hinabzublicken; trotzdem ist die „Jobkabe“, und wir behaupten mit vollem Recht, was wenigstens den ersten Theil betrifft, seit bald hundert Jahren ein Lieblingsbuch des deutschen Volks geblieben, wie die jetzt erscheinende gehobte Auflage zur Genüge beweist, und wir glauben, daß auch der Bremerianer und Engländer, von denen namentlich der letztere noch viel kindlichen Sinn für ursprünglichen schalkhaften Humor bräut, an den nativen Drolligkeiten der „Jobkabe“, in denen sich ein Theil des deutschen Lebens früherer Zeit treuer und bader harnloser widerpiegelt als in manchem gar ernst gemeinten Buche, ihr Wohlgefallen haben werden. Die Sebastian Brandt's „Rarrenschiff“, „Meineste Fuchse“, die „Schwänke Quakspiegel's“ und die „Abenteuer des Barons Münchhausen“ Welcher geworben sind, so verspricht auch nun die „Jobkabe“ der deutschen Kritik zum Trost ein beliebtes Weltbuch zu werden. Carlyle bemerkte 1827 in der „Edinburgh Review“, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur befaßt, habe es den Deutschen zu verdanken gehabt. Ueber solche Anerkennung der deutschen humoristischen Literatur sollte man sich doch eigentlich freuen, und doch gibt es manche Deutsche, die sich darüber in der That nur zu ärgern scheinen.

H. M.

Biographisches.

1. Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unsers Jahrhunderts. Ein Stück aus seinem und ihrem Leben. Mit einem Anhang aus Arndt's Briefen. Von Albert Hofer. Berlin, Weidmann. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Andreas Hofer's letzter Gefährte. Von J. M. Gängele Freiburg im Br., Herber. 1862. 12. 7 1/2 Ngr.

Die letzten Jahre sind außerordentlich reich an Biographien von Männern, die sich während der Napoleonischen Herrschaft und in den Befreiungskriegen durch Vaterlandsliebe und Muth unter den vielen Tausenden von patriotisch gefinneten und tapferen Deutschen ausgezeichnet haben, und die Reichhaltigkeit gerade in diesem Zweige der Literatur hat ihren guten Grund. Denn nicht bloß hat unsere Zeit nur zu viele Veranlassung, jener Periode mit gemischten Empfindungen zu gedenken, sondern es haben auch die Jahre ihren Anfang genommen, welche durch die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Geburt dieser Männer bezeichnet sind.

Der Titel des unter Nr. 1 erwähnten Werks: „Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unsers Jahrhunderts“, von Albert Hofer, zeigt schon genügend dessen Zweck an. Es hat aber die Entstehung desselben eine ganz besondere Veranlassung. Arndt starb bekanntlich am 29. Januar 1860, mehr als 90 Jahre alt. Hätte er noch zwei Monate länger gelebt, so würde die philosophische Facultät zu Greifswald eine Gelegenheit gehabt haben, ihrem ältesten lebenden Schuler

und ihrem berühmtesten Amtsgenossen ein Zeichen der Theilnahme und Verehrung zu widmen, denn an diesem Tage vor 60 Jahren war er Magister und Privatdocent geworden, und sein fünfzigjähriges Jubiläum war weder in Greifswald, noch, soweit bekannt, in Bonn gefeiert worden. Inzwischen waren von dem Verfasser die auf seine Wirksamkeit in Greifswald bezüglichen Urkunden gesammelt, und als derselbe auf das Jahr 1860—61 zur Verwaltung des Rectorats berufen ward, wählte er zum Gegenstande seiner Antrittsrede die Zeit, da Arndt dieser Universität angehörte, und nahm dabei Veranlassung, die Zustände und Verhältnisse der Universität selber in jener Periode eingehender zu schildern.

In der dritten und vorliegenden Form der Bearbeitung dieses Stoffs wird nun ebenso die Darstellung eines wichtigen Zeitabschnitts aus dem Leben Arndt's durch eine Uebersicht der Verwaltung und der Einrichtungen der greifswalder Hochschule zu Anfang unseres Jahrhunderts eingeleitet. So wenig auch diese Lehre unter ihren deutschen Schwestern hervorrage — die Zahl der Studirenden betrug im Jahre 1804 nur 61, im folgenden 81 —, so hat sie doch durch ihr ehrwürdiges Alter (seit 1456), durch ihre örtliche Lage, durch ihre Geschichte unter den pommerschen Herzogen, unter schwedischer Herrschaft und unter preussischen Königen und durch die Zahl ausgezeichneten Lehrer ein Interesse, das sich nicht auf Pommern allein beschränkt.

Arndt wurde am 4. Mai 1791, also in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, immatriculirt und widmete sich der Theologie, der Philosophie und den Naturwissenschaften; Dftern 1793 ging er nach Jena und von da 1795 nach seiner Heimatinsel Rügen zurück. Nach einer 1½ Jahre dauernden Reise durch einen beträchtlichen Theil von Europa in den Jahren 1798 und 1799 erwarb er 1800 von der philosophischen Facultät zu Greifswald gesetzmäßig den Magistergrad und begann daseibst seine akademischen Vorlesungen, namentlich über Geschichte. Außerordentlicher Professor ward er im Jahre 1806. Als solcher konnte er aber zunächst an Ort und Stelle keine erhebliche Thätigkeit entwickeln, denn die Kriegesürme kamen näher, Arndt hatte sich bereits als warmer deutscher Patriot und als begeisterter Sänger einen Namen erworben und mußte vor dem Einrücken der französischen Truppen nach Schweden entweichen. Doch konnte er nach dem bereits am 6. Januar 1810 zu Paris zwischen Frankreich und Schweden abgeschlossenen Frieden zurückkehren und wirkte hier, allerdings mit großen Unterbrechungen, bis zum Herbst 1811. Das ist die Zeitperiode, von welchem der Verfasser eine detaillirtere Kunde gibt.

Vielleicht ist der Antheil nicht allgemein bekannt, den Arndt an der Aufhebung der Leibeigenschaft in jenen damals schwedischen Ostseeprovinzen hat. Im Jahre 1806 schrieb er seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, die ihm Feinde und sogar die Drohung mit der Anklage der Majestätsbeleidigung zuzog, allein der damalige Kanzler der Universität, Freiherr von Essen, vermittelte die Verantwortung, und Gustav IV. resolvirte: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“ Im Jahre 1806 ward die Leibeigenschaft aufgehoben, ein Vorgang, der allen drei Theilnehmern zu hoher Ehre gereicht.

Einen schätzbaren Anhang bilden die Mittheilungen aus den Briefen Arndt's an seine nie vergessenen pommerschen Freunde und Freundinnen, die bis an das Ende seiner langen Laufbahn fortgesetzt wurden und ein schönes Zeugniß seines reichen Gemüthslebens abgeben könnten, wenn es eines Zeugnisses dessen bedürfte.

Das zweite Werkchen: „Andreas Hofer's letzter Gefährte“, von J. M. Gägels, handelt von dem Leben eines andern Helden aus der Zeit der Befreiungskämpfe. Für die, welche mit der Geschichte jener Zeit vertraut sind, wird es kaum einer Bemerkung bedürfen, daß unter dem letzten Gefährten Andreas Hofer's der „Döninger“ gemeint ist, der mit seinem eigentlichen Namen Gajetan Sweiß hieß und wol noch heißt, da er, feinalt und sehr taub geworden, soweit dem Verfasser bekannt, bis auf diese Stunde in Innsbruck lebt. Nach einer einleitenden

den Skizze über das Leben Andreas Hofer's, dessen hundertjährige Geburtstagsfeier Tirol und ganz Deutschland am 22. November 1867 zu begehen nicht unterlassen wird, verfolgt der Verfasser den Lebensweg seines treuesten Gefährten von dessen unsterblicher Jugend bis zu seinen Kämpfen und seiner Gefangennehmung an Hofer's Seite, und von da bis zu den entsetzlichen Leiden in der französischen Gefangenschaft, seiner Befreiung und seinem spätern glücklichen Greisenalter; kurz, das Leben des Döninger verdient im vollsten Maße die ehrende und liebevolle Darstellung, die ihm hier zu Theil wird.

Der Verfasser ist ein ebenso warmer Freund Oesterreichs als der katholischen Religion. Dabei muß man aber anerkennen, daß seine achtungswerthe Anhänglichkeit an den Glauben, dem er angehört, ihn doch nicht schonungslos gegen Andersdenkende macht. Weniger glimpflich verfährt er auf dem Gebiete der Politik. Seine Abneigung gegen seine politischen Gegner ist bitter, und macht sich gelegentlich in höchst komischen Ausfällen Luft. Er haßt Italiener und Franzosen, Engländer und Berliner, Professoren und Zeitungsschreiber. Er scheint die Ansicht der Kreuzzeitung zu theilen, daß wenigstens ein sehr großer Theil der liberalen Presse unter der Leitung von Juden steht, die aller Vaterlandsliebe bar sind.“ Seine Helden sind keine „falschen Patrioten, die sich von Zeitungsjuden, ämterfüchtigen Advocaten oder hirnenthüchelten Professoren in blinde Wuth wider Gott und Welt und des Vaterlandes eigenen Vortheil hineinhegen lassen“. Oesterreich ist es gewesen, das 1809, wie schon oft, für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands fought und von diesem sammt Tirol im Stich gelassen wurde, und zwar noch ärger als in dem „berlinerpfiffigen Jahre 1859“. Von Wien und Tirol aus hat die Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft ihren Anfang genommen, nicht von Berlin aus, das hat der Verfasser genugsam bewiesen für alle, „welche nicht bereits unheilbar verpreußert, verjüdet und verproffert sind“. Dem einigen Italien wird ein äußerst ungünstiges Prognostikon gestellt, denn „Oberitalien ist für unsere Sicherheit vor den Franzosen fast noch wichtiger als der Rhein“, und Italien kann niemals unabhängig werden und leben, weil „schon die natürliche Lage des Halbkreises im Mittelmeer dagegen protestirt“.

Man mag über solche Ansichten denken wie man wolle, jedenfalls wird der Hauptinhalt des Buchs, die Erzählung der merkwürdigen Schicksale des Döninger eine angenehme Rück Erinnerung an die Glanzperiode Tirols erwecken. 87.

Zur Phrenologie.

Phrenologische Reisebilder von Gustav Scheve. Mit Holzschnitten und einer Steindrucktafel. Rötzen, Schettler. 1863. 8. 24 Rgr.

Der bekannte Reiseprediger der Phrenologie theilt im vorliegenden Werke in zwanzig Abschnitten einen Theil seiner Reiseerlebnisse in Deutschland mit, ohne jedoch dabei die chronologische Ordnung, deren er sich in den ersten Briefen des Buchs bezieht, im Verlaufe desselben festzuhalten; so fehlt dem Werke jeder leitende Faden, und der Verfasser hätte ebenso gut hundert Briefe geben können, als er sich jetzt mit zwanzig begnügt. Da auch der Inhalt des Buchs keine logische Gedankenfolge erkennen läßt, vielmehr die allerheterogensten Dinge, die mit der Phrenologie in gar keinem oder nur in höchst entferntem Zusammenhange stehen, in seinen Kreis zieht, so begreift man vollends nicht, was dasselbe eigentlich bezweckt. Wer wird in ihm z. B. Belehrung über Rußland und sein Verhältnis zu den Westmächten, Beantwortung der Frage, ob die Westmächte an Alterschwäche leiden, eine in nuce gegebene Erklärung der Thatfachen der Homöopathie, Beurtheilung der Semmelcur,

*) Auch die münchener „historisch politischen Blätter“ behaupteten jüngst in einer wiener Skizze „Juden und kein Ende“, daß die ganze wiener Presse in Juden Händen liege und bloße „Judenjournalistik“ sei. D. Red.

Belehnungen über den jetzigen König von Preußen und den preussischen Verfassungsdraft, Angaben über die Größe der Praxis des Dr. Luge in Rötten, ein Project zur Gründung eines deutschen Religionsbundes u. dgl. m. suchen? Dabei hat sich der Verfasser nicht die mindeste Mühe gegeben, wenigstens einen äußerlichen Zusammenhang zwischen seinen Mittheilungen herzustellen. Die beiden Gedächtn. z. B. und ihre Beurtheilung, die den ganzen fleißigsten Theil fällen, erscheinen wie wahrhaft hineingeregnet.

Betrachten wir nun, das eben Aufgezählte als bloße Lächerlicher gelten lassend, den eigentlich phrenologischen Inhalt des Buchs selbst, so ist es höchst auffallend, daß der Verfasser nur das anderwärts schon gehörmal Gesagte wiederholt, und es nimmt sehr ungünstig gegen ihn ein, daß er gewisse Thatsachen der neuern Psychologie, welche der Phrenologie entziehen das Wort zu reden scheinen, durchaus nicht zu kennen scheint. Die Phrenologie unterscheidet bekanntlich an oder in dem menschlichen Geiste eine bestimmte Anzahl von Vermögen, behauptet sodann, daß jedes dieser Seelenvermögen seinen Sitz an einer bestimmten Stelle im Gehirn habe, deren räumliche Ausdehnung einen Maßstab für die Größe der Entwicklung des betreffenden Seelenvermögens abgebe. Die Größe dieser Ausdehnung wird nun nicht am Gehirn selbst, sondern an seiner Kapsel, dem Schädel, gemessen nicht sowohl, als tarirt. Man hat Rudolf Wagner in Göttingen vor länger als einem Jahre gezeigt, daß bei gewissen Seelenstörungen, namentlich beim Schwinden des Gedächtnisses stets eine gewisse Partie des Gehirns zertrübt getroffen wird. Was hätte man näher gelegen, als daß der Verfasser von dieser durch Sectionsbefunde bewiesenen Thatsache aus seine Lehre zu stützen versucht und namentlich die Frage sich vorgelegt hätte, ob die betreffende Gehirnpartie derjenigen Schädelgegend entspricht, in welcher der Zahlen-, Ort- und Zeitsinn u. s. w. sich finden sollen. Die Antwort würde übrigens wohl vernemend ausgefallen sein. Vergleichbar wäre belehrender, freilich auch schwächer gewesen, als z. B. die phrenologische Charakteristik des bekannten Prof. Bod, die wir ihm gern erlassen hätten. 91.

Notizen.

Die deutschen Literaturgeschichten und die deutsche Journalistik.

Schon wiederholt haben wir in d. Bl. auf Anlaß deutscher Literaturgeschichten hervorgehoben, wie wenig der Leiter kritischer Zeitschriften, der Journalist überhaupt sich in Deutschland auf Dank und billige Berücksichtigung rechnen zu machen hat. Und doch üben die hervorragenden unter ihnen in der Regel eine nicht gering anzuschlagende Wirkung auf die Geschmacks- und Selbstbeurtheilung ihrer Generation aus, und gehören, wenn sie ihre Aufgabe überhaupt mit Ernst betreiben, gemeinhin zu den fleißigsten Arbeitern auf dem Felde der Literatur. Nehmen wir an, daß der Leiter eines solchen Journals in jede Wochenliste nur einen Aufsatz liefert und diese Thätigkeit nur 10 Jahre fortsetzt, so hat er in diesem Zeitraume, abgesehen von den kleinern Beiträgen, nicht weniger als 520 Abhandlungen fertig gebracht, in 20 Jahren 1040 u. s. w. Nach 20 Jahren würde er mit dem von ihm Gelieferten gewiß 40 bis 50 Bände in Octav füllen können, also dem Quantum nach drei bis viermal mehr als Schiller in seinem ganzen Leben. Nach dreißigjähriger gleich regelmäßiger Thätigkeit würde er aber gewiß Stoff genug zur Füllung von 60 Octavbänden geliefert haben, also zu 20 Bänden mehr, als die Gesamtausgabe der Werke Goethe's von 1840 beträgt. Und nun der Lohn für seine Anstrengungen, seinen unermüdblichen Fleiß! Davon schweigt die Geschichte, nämlich die Literaturgeschichte! Auf dieses Thema gerieihen wir bei der Durchsicht des Wieland'schen „Neuen Teutschen Merkur“ vom Jahre 1797, zu der und ein literarischer Zweck und Gesichtspunkt veranlaßte. Wir waren erstaunt über die Fülle von instructivem Stoff, von meist auch jetzt noch lesbaren Aufsätzen, Abhandlungen, Reisebeschreibungen, Correspondenzen u. s. w., welche auch nur dieser eine Jahrgang enthält; ja man kann sagen, daß

man sich in unserer Zeit an dieser meist ruhig stehenden Auffassung und an diesem gewählten Stil, der den meisten Aufsätzen, kaum vielleicht der von Wieland überall angewandten Feile, eigen ist, ein Muster nehmen könnte. Wieland im wir seiner Zeitschrift, dem „Teutschen Merkur“ und dem „Neuen Teutschen Merkur“ vielleicht mehr zur ästhetischen und geistigen Bildung in Deutschland beigetragen als durch alle seine Dichtungen und Romane, die ohnehin nur zu oft Situationen zu zweideutigen Charakteren enthalten, daß, wer Wieland preist, ihn nicht hat, den jetzt lebenden Sternberg um denselben Gründen willen zum Abgrund zu verdammen. Dennoch finden wir in den deutschen Literaturgeschichten diese einflussreiche Zeitschrift kaum oder nur vorübergehend erwähnt; in dem uns gerade vorliegenden „Grundriß“ von Gervinus z. B. nur in der Stelle: „Da er in Weimar anfangs als seine Produkte in seine Zeitschrift, den „Merkur“ einzurücken ließ“ u. s. w. Gölten nur Bücher für die Literaturgeschichte Werth haben? Nun, dann ist zu bemerken, daß sich ja auch Zeitschriften als Bücher einbüden lassen und sich auch so auf sehr vielen Bibliotheken befinden. Wir wiederholen hier den schon früher erwähnten Ausspruch des „Cornhill Magazine“, daß gerade die Journalistik die eigenthümlichste und bedeutungsvollste Erfindung unserer Zeit sei, und daß wer eine ihre Aufgabe vollkommen erfüllende Geschichte der modernen Literatur schreiben wolle, vorzugswelche auch die Journalistik berücksichtigen müsse. Der Engländer hält denn auch keine Journalistik und seine Journalisten, weil er deren Einfluß zu unterschätzen weiß, in viel höherer Achtung als wir Deutsche, und es ist noch nicht lange her, daß Abbots „Spectator“ in Vergleichen von Anmerkungen von neuem aufgelegt wurde. Wir verlangen nicht, daß das Gleiche mit der Wieland'schen Zeitschrift geschehe, denn vieles darin hat seinen Werth für uns verloren; aber eine chronologisch angeordnete Sammlung der gebliebenen Aufsätze aus deutschen Zeitschriften überhaupt würde sicherlich von großem literarischen und culturhistorischen Werth und Interesse sein, und mancher jetzt in den beschränkten Bücherschränken der Bibliotheken vergrabene instructive und gute Aufsatz würde dadurch verbitterterweise der Vergessenheit entzogen werden.

In dem Worte „ereren“.

Von Dr. C. G. Hoffmann in Erfurt erhielten wir nachstehende Zuschrift, deren Inhalt von einigem linguistischen Interesse ist. „In Nr. 30 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ findet sich eine Kritik von Franz Sandvoß über das deutsche Synonymen-Lexikon von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Sandvoß kommt dabei auf das Wort „ereren“ zu sprechen. Er sagt Wander mit Recht den Vorwurf, daß dieser das alte Wort „ereren“ mißverstanden und dasselbe in „ernähren“ umgewandelt. Wander schreibt nämlich:

Der kann sich der Armuth nicht erwehren,
Der will mehr verzehren,
Als sein Pflug kann „ernähren“.

Sandvoß zeigt nun, wie Melancthon die richtige Form kannte, indem er schrieb:

Wer da will mehr verzehren,
Denn sein Pflug kann „ereren“ u. s. w.

Es wird dabei auf die Note Melancthon's zu „ereren“ hingewiesen: „Dictum matris Philippi, Erarn, ab Erern, it est, erwerden.“ Ich erlaube mir hierzu zu bemerken, daß im Thüringischen noch heute das Wort „ern“ („ähren“) gewöhnlich mit Abwerfung des n „ähren“ gesprochen) in der Bedeutung von „pflügen“ gebraucht wird. Auch die Composita „inern“, „abern“, „obern“ = einpflügen, auspflügen, abpflügen, sind im Gebrauch. Unterschieden wird im thüringischen Dialekt „ern“ von „arn“ („ähren“, ohne Abwerfung des n gesprochen), welches „ernten“ bedeutet. So auch „alarn“, „usarn“, „obarn“ = einern, ausern, abernten. „Ereren“ würde hiernach ganz einfach bedeuten „erpflügen“, d. h. durch den Pflug werden.“ J. M.

Bibliographie.

Ahne, W. A., Shakspeare-Blüthen als Festgabe zur 300jährigen Gedächtnissfeier des grossen brittischen Dichters. Prag, Credner. 1864. 8. 20 Ngr.

Andryanc, A., Denkwürdigkeiten eines Staatsgefangenen. Aus dem Französischen übersetzt von J. Wulf. 1ter Theil. Arnberg. 1860. 8. 10 Ngr.

Arnold, M., Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht. Drei Vorlesungen. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Baurmeister, G. A., Theorie der Körper- und Weltbewegung. Eine freie Forschung. Mit lithographirten Abbildungen. Leipzig, C. S. Mayer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bayer, J., Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Drama's. Drei Theile. Prag, Mercy. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Braddon, M. G., Eleanor's Sieg. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Breitshwert, A. v., Eisenbahn und Telegraph. Pöste in zwei Akten. Gannkatt. 1861. 8. 5 Ngr.

— Die neueste Mode. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gannkatt, Wochener. Gr. 8. 5 Ngr.

— Maria Prochaska. Drama aus der Zeit des deutschen Freiheits-Kriegs in fünf Abtheilungen mit Gesang. Schwäbisch-Olmünd. 1861. 1er. 8. 10 Ngr.

Burdorff, L., Die Schlacht bei Odenforde am 5. April 1849. Ein erzählendes Gedicht. Hamburg, Richter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dürnenberg, F. L. S. v., Die Symphonien Beethovens und anderer berühmter Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt und zum Verständnisse erläutert. Leipzig, Matthes. 8. 20 Ngr.

Enttäuschter Ehrgeiz, ober: Verheirathet und lebzig. Von der Verfasserin von „Welt und Kloster“ u. s. w. Aus dem Englischen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 19½ Ngr.

Freimund, G., In Ruhez-Stunden! Dichtungen. Berlin, Mode. 8. 10 Ngr.

Freygang, G., Die Schule und die leiblichen Uebel der Schuljugend. Ein zeitgemässes Wort an Eltern und Erzieher im Interesse des Staates, der Gemeinde und Familie. Leipzig, Reil. 8. 15 Ngr.

Die Geschichte eines Kessels. Eine Weihnachtsgabe. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Gregorovich, F., Wanderjahre in Italien. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. à 1 Thlr. 24 Ngr.

Jonas, A., Organisches Rechtssystem in anderthalb Capiteln der heiligen Schrift. Mit einer Einleitung über den Dekalog. Hamburg, D. Meißner. 8. 10 Ngr.

Kraut, Die epische Prolepsis, nachgewiesen in der Ilias, ein Beitrag zur Kenntniss des epischen Stils. Tübingen. Gr. 4. 11 Ngr.

Kriegsfahrten einer preussischen Marktentenderin während der Feldzüge von 1806 bis 1815. Von ihr selbst erzählt und herausgegeben von A. Hüffer. Mit Porträt der Erzählerin. Münster, Aschenborff. 8. 10 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Müller von der Werra. 6ter Jahrgang. 1864. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lütker, F., Kaiser Julian's Kampf und Ende. Eine Erzählung aus dem 4. christlichen Jahrhundert. Hamburg, Agentur des Raupen Hauses. 1864. 8. 15 Ngr.

Mannstein, G., Denkwürdigkeiten der Churfürstl. und Königl. Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. Nach geheimen Papieren und Mittheilungen. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.

Marbach, O., Othello der Mohr von Venedig. Tra-

gödie nach Shakspeare. Leipzig, Fries. 1864. Gr. 16. 1 Thlr.

Mönckeberg, G., Hamburg unter dem Drucke der Franzosen, 1806—1814. Historische Denkwürdigkeiten. Hamburg, Nolte. 1863—64. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Müller, G., Nirvana. Ein Frühlingstraum. Braunschweig, Bruhn. Gr. 16. 20 Ngr.

Norden, F., Sigwart. Eine Klostergeschichte. Neu erzählt. Neussingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Norton, Caroline Elisabeth Sarah, Verloren und Gerettet. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. 1ter und 2ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. à 20 Ngr.

Dettinger, G. M., Die nordische Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Mutter und Sohn. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dörfersee, J. J. van, Das Bild Christi nach der Schrift. Uebersetzt und herausgegeben von F. Meyerlingh. Einzige vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, Agentur des Raupen Hauses. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Palmer, G., Die Moral des Christenthums. Stuttgart, Liesching u. Comp. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Perger, A. Ritter v., Deutsche Pflanzenagen. Stuttgart, Schaber. 1864. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Pohl's, G., Pösten. 1ter Band. Berlin, Kasar. Br. 8. 1 Thlr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Autorisirte Ausgabe. 1te Abtheilung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Ruvert, L., Die Kirche und die Synagoge. Aus dem Französischen. Mit Beilagen von S. Brunner. Schaffhausen, Hurter. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Schmidt, L., Kalender zur Geschichte der deutschen Literatur. Für Freunde derselben bearbeitet. Bremen, Weiser. Gr. 8. 15 Ngr.

Schneider, G., Geschichte der englischen Sprache dargestellt in ihrem Verhältnisse zur deutschen und französischen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schott, W., Die estnischen Sagen von Kalewi-Poeg. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Schuler, M., Die Hauptabel unserer Zeit und deren Heilung. Dargestellt in einem Cyclus von neun Fastenvorträgen. Augsburg, Kollmann. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Winkelmann, E., Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche 1212—1235. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Witz, J. J., Zeugnisse und Eröffnungen des Geistes. Heilige Urkunden der Nazarenergemeine. 1ter Band. Barmen, Langewiesche. 8. 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, A. G., Die Bundesreform. Eine politische Skizze. 1tes Heft. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Fugenecker, G., Die Fortschrittbewegung im deutschen Volksschullehrerstande beleuchtet. Augsburg, Kollmann. 8. 2 Ngr.

Die Jesuiten vor den Geschworenen. Aus dem Französischen von J. Wulf. Soest. 1859. 8. 5 Ngr.

Das Königthum in Preussen. Berlin, Stilke. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwebemeyer, G., Zollvereins-Harmonien. Berlin, Stilke. Gr. 8. 10 Ngr.

Thiele, G. F., Trauerlied über Deutschlands jetzigen Zustand. Hamburg, Fried. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der preussische Verfassungs-Conflikt und seine Lösung. Ein Wort der Vernunft an die Wahlmänner Preussens im October 1863. Von einem Vaterlandsfreunde. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von

Dr. Johann Ernst Rudolph Kaschke.

Drei Theile. 8. Geh. 11 Thlr.

In diesem bedeutenden Werke stellt der Verfasser zum ersten mal für einen weitem Leserkreis alles das zusammen, was bis jetzt über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasischen Völker durch die Wissenschaft erforscht worden ist. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Drittheilen der gesamten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, wird ein Werk, wie das vorliegende, jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Für junge Damen!

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leierflänge aus Albion.

Eine Auswahl englischer Gedichte, ins Deutsche übertragen

von

Heinrich Stadelmann.

16. Brosch. 1 Fl. 21 Kr., oder 24 Ngr.; elegant cart. 1 Fl. 30 Kr., oder 26 1/2 Ngr.; eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Fl. 6 Kr., oder 1 Thlr. 8 Ngr.; Prachttausgabe elegant geb. mit Goldschnitt 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser, dem philologischen Publikum bereits durch seine Uebersetzungen moderner Gedichte ins Lateinische rühmlichst bekannt, bietet in genannter Sammlung, deren Zueignung der Dichter Emanuel Geibel bereitwilligst angenommen hat, eine Auswahl der schönsten Blüthen englischer Lyrik, und es wird genügen, die Namen eines Byron, Burns, Th. Moore, Longfellow, Cornwall u. a. zu nennen, um jedem Freunde warmer Poesie dies Büchlein anzupfehlen.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung in Augsburg.

Encyclopädische Werke

aus dem Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Silber-Atlas —
Minerale-Conversations-Lexikon — Illustriertes Haus- und
Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,

ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben

Diese Werke sind daselbst auch vorräthig; Unterzeichnungen zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesamtausgabe von Th. Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben
Theodor Mügge's Romane 19ter und 20ter Band:

Die Bendéerin.

Ein Roman in zwei Bänden.

Zweite Auflage. 8. Eleg. broschirt. Preis 1 Thlr.

Bisher erschienen:

1ster bis 8ter Band: **Der Chevalier.** Ein Roman in drei Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

4ter bis 8ter Band: **Touffaint.** Ein Roman in fünf Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 2 1/2 Thlr.

9ter bis 12ter Band: **Erich Kandal.** Ein Roman in vier Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 2 Thlr.

13ter bis 15ter Band: **Afraga.** Ein Roman in drei Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

16ter bis 18ter Band: **Tänzerin und Gräfin.** Ein Roman in drei Bänden. 2te Aufl. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

Der anerkannte Werth der Mügge'schen Werke, ihr ästhetischer Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet zur Aufnahme in Familien-Bibliotheken. Der billige Preis und die saubere Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.

Von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

In 10 Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr

Die soeben erschienene neunte Lieferung enthält folgende 5 Blätter nebst Text

Werther (Leiden des jungen Werther). Stella. Auro (Stella). Beaumarchais (Clavigo). Eugène (Die natürliche Tochter).

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen auf dieses, ein Seitenstück zur „Schiller-Galerie“ bildende Prachtwerk angenommen. Die zehnte Lieferung (Schluss) erscheint binnen kurzem, sodass noch vor Weihnachten das Ganze vollständig zu haben sein wird

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von Peregrinus Syntax.

2 Bände. 8. 1826. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

26. November 1863.

Inhalt: Adolf Stahr's Versuch einer Ehrenrettung des Tiberius, Von Otto Speyer. — Zur Geschichte der deutschen Bühne und Bühnendichtung. Von Hermann Warggraf. — Romanliteratur. — Kritik. (Französische Literatururtheile.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Adolf Stahr's Versuch einer Ehrenrettung des Tiberius.

Tiberius. Von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist eine merkwürdige Zeit, in der wir leben. Nichts steht mehr fest auf Erden. Selbst die Vergangenheit, die der Dichter „ewig still“ stehen läßt, wird in den Strudel der Bewegung hineingezogen. Wer vor 30 Jahren aus den damals gefeierten Lehrbüchern die Geschichte des Alterthums kennen lernte, ohne sich seither weiter darum zu kümmern, ist kaum weniger hinter dem Bildungs- und Erkenntnißstandpunkt der Mitwelt zurückgeblieben, als einer, der in der Naturgeschichte bei Linne oder in der Chemie und Physik bei den Systemen der zwanziger Jahre des Jahrhunderts stehen geblieben wäre. Was hat nicht zumal die römische Geschichte für eine veränderte Gestalt angenommen, seit Niebuhr mit unbarmherzigem Scharfsinn die schöne alte Sagenwelt der königlichen Zeit zerstörte, die uns seit unserer Kinderzeit so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß wir uns kaum entschließen konnten, die bekannten und liebgewordenen Gestalten und Begebenheiten in die Nebelregion mythologischer Traditionen zu verbannen, und fast mit Rommeln jürnen mochten, daß er so vornehm kaum mit einer leichten Andeutung darüber hinweggeht, als gehörten die ersten Bücher des Livius schon längst in die Kumpfkammer der Geschichte. Und was verlangt der letztgenannte Historiker nicht noch sonst alles von uns! Nicht nur sollen wir die großen Thaten und Begebenheiten der ersten republikanischen Zeit größtentheils in das Gebiet der Heldensage verweisen: wie schrumpfen selbst die Cicero, Cato und Pompejus, für die wir in unserer Jugend als für die letzten ehrwürdigen Säulen der römischen Freiheit geschwärmt, unter seinen Händen zusammen!

Rommeln's Werk schließt mit dem Siege Cäsar's, dem tatsächlichen Untergange der Republik. Die Geschichte der Kaiserzeit, mit der der Autor, soviel wir wissen, seit längerer Zeit beschäftigt ist, läßt noch auf sich warten. In Deutschland hat er bisher keinen Concurrenten für die Lösung dieser großen Aufgabe gefunden.

Auch die jedenfalls sehr bedeutende, von Stahr mehrfach benutzte Schrift des englischen Geschichtschreibers Merivale („A history of the Romans under the Empire“, 2. Ausg., 7 Bde., London 1862) dürfte sein Werk nicht überflüssig machen. Inzwischen theilt sich auch hier die Arbeit mehr und mehr, wie auf allen andern Gebieten des Wissens. Monographien einzelner Kaiser, Beleuchtungen einzelner Begebenheiten und kritische Betrachtungen über Personen und Dinge der Kaiserzeit erscheinen in rascher Folge in Büchern, Broschüren und Zeitschriften. Und auch hier tritt wieder der kritische und skeptische Charakter der Gegenwart im Gegensatz zu der gläubigen Vergangenheit in den Vordergrund. Die „lethargy of credulity“ der Historiker, wie es ein englischer Schriftsteller nennt, die Zeit, wo, was einmal fest behauptet und von sonst glaubwürdigen Leuten erzählt war, ohne weiteres als historische Thatsache angenommen ward, ist gründlich vorüber. Auch ein Thucydides und Tacitus werden jetzt dem kritischen Secirmesser unterworfen und wunderbare Resultate kommen zu Tage, über die freilich noch mancher Verehrer der Alten verdrüsslich und ungläubig den Kopf schüttelt. Allerdings schüttelt die moderne Kritik auch hier noch oft genug das Kind mit dem Bade aus und wird vor lauter Unglauben abergläubisch. Aber niemand, der den neuern Forschungen auf diesem Gebiete nachgegangen ist, wird leugnen wollen, daß eine solche Menge von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten in den Berichten der alten Historiker aufgedeckt, so viele absichtliche oder unabsichtliche Verfälschungen in ihren Urtheilen nachgewiesen sind, daß die ganze von ihnen und nach ihnen geschriebene Geschichte einer vollkommen neuen Durcharbeitung bedarf. Im Juliheft des „Cornhill Magazine“ begegneten wir folgender Stelle:

Es mag wol zuerst des Lesers Mißtrauen erregen, wenn er vernimmt, daß ein Ruf (wie der Nero's), der so mit Schmach und Schande beladen ist, daß er noch nie einen Verteidiger gefunden hat, auf Anschuldigungen beruht, die nicht nur durch ihre Ungeheuerlichkeit und ihre innern Widersprüche hätten Zweifel erregen sollen, sondern die sich bei genauerer Betrachtung als gänzlich unglaubwürdig und selbst jedes Scheinbeweises ermangelnd offenbaren; und doch ist der Beweis dieser Behauptung keineswegs schwierig.

Es sind dies Worte eines englischen Schriftstellers, welcher mit überzeugender Logik darthut, daß die vier Hauptanklagen, auf welche sich der entsetzliche Ruf des Kaisers Nero und seine Verdammung durch die Geschichte stützt: der Mord des Britannicus, seiner Mutter, seiner Frau und der Brand von Rom, nicht nur unabweisbar, sondern auch im höchsten Grade unwahrscheinlich sind. Und dabei gilt von Nero dasselbe, was Stahl von Tiberius hätte sagen können: „Sein Ruf als Mörder und moralisches Ungeheuer beruht nicht auf seinen öffentlichen Regierungshandlungen, sondern auf den geheimen Beweggründen für im Verborgenen geschehene Thaten, die man ihm zuschreibt.“ Nichtsahnender ist der Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill Magazine“ weit entfernt davon, eine vollständige Rechtfertigung und Rehabilitierung Nero's zu beabsichtigen und aus dem blutigeren Rarren der Sage einen großen Mann der Geschichte zu machen: er ist im Gegentheil überzeugt, daß derselbe weder ein exemplarischer Sohn, noch ein liebevoller Gatte, noch ein weiser Staatsmann, noch ein tüchtiger Regent, sondern ein eitler, lüderlicher, verächtlicher Mensch war: seine Absicht ist nur zu beweisen, wie wenig die alten Historiker verdienen, daß man ihnen unbedingten Glauben schenke und wie vorsichtig der Verstand prüfen müsse, ehe er die geltenden Urtheile über Charakter und Motive zu den seinigen mache.

Hätte sich die vorliegende Schrift dieselben Grenzen gesteckt, wir würden nur Nüchternes von derselben zu berichten haben. Kritische Prüfung der Thatfachen ist allerdings der schwächste Punkt in der antiken, zumal der römischen Geschichtsschreibung. Die Historiker mußten, daß das Publikum, dem ihre zudem häufig nur mündlichen Quellen größtentheils unzugänglich waren, ihre Angaben auf Treue und Glauben annehmen mußte. Dazu kam, daß patriotische Fälschungen der historischen Wahrheit keineswegs für unbedingt verdammenstwerth galten; dazu die beliebte Manier der alten Historiker, welche, die geschichtliche Darstellung als ein rhetorisches Kunstwerk betrachtend, durch die mörliche Wiedergabe von Reden, die kein Stenograph nachgeschrieben hatte, ja die vielleicht nie gehalten waren, durch die genaue Angabe der Motive der handelnden Personen, durch das unabwiesbare Verdüßniß, die zahlreichen Lücken auszufüllen, durch die verführerische Leichtigkeit, ihren Conjecturen die Färbung von Thatfachen zu geben, halb wider Willen verlockt wurden, Wahres und Falsches, Vermuthung und Thatfache, Geschichte und Fiction miteinander zu vermengen; dazu die außerordentliche Schwierigkeit, die Wahrheit zu ermitteln, wo, wie das ganz besonders unter der Regierung der Kaiser aus der julisch-claudischen Familie der Fall war, niemand eine nach oben unliebsame Wahrheit auszusprechen wagen durfte, während nach ihrem Tode die Äußerungen des lange zurückgehaltenen Hasses gegen den Vorgänger noch durch den Wunsch gesteigert wurden, sich bei dem Nachfolger beliebt zu machen“); dazu endlich

*) Tiberii Gaiique et Claudii ac Neronis res florentibus ipsis ob metum falsae, postquam occiderant, recentibus odiis compositae sunt. (Tacitus.)

der trotz aller „Aufklärung“ herrschende müßige Aberglaube, von dem vielleicht kein Römer, sicher wenigstens auch Tacitus und Sueton nicht frei waren.

Erscheint somit eine Revision der Acten des großen Processes der Geschichte gegen die Kaiser aus der julisch-claudischen Familie durchaus gerechtfertigt, so wird dieselbe um so nothwendiger, wenn man bedenkt, daß der berühmteste Historiker dieser Periode durch seine glänzende Darstellungsgabe, durch den kunstvollen Bau seiner Werk, auch den politisch-ethischen Charakter derselben, durch die Unparteilichkeit, die er ihnen selbst vindicirt, und durch die moralische Enttäuschung, mit der er sich dem stürzenden Troiken seiner Zeit und Nation gegenüberstellte, viele Jahrhunderte lang in seinen Berichten für unbedingt glaubwürdig, in seinen Urtheilen für unappellabel gegolten hat. Jetzt ist es endlich vorbei damit. Von allen Seiten ertönen Klagen über seine Unzuverlässigkeit. Stahl führt allein außer Merivale, der im ganzen sehr wenig auf Tacitus hält, noch vier andere Schriftsteller an (H. Buchholz, R. W. Krüger, G. R. Sievers und William Ihne), welche alle darin übereinstimmen, daß Tacitus im ganzen wie im einzelnen ein höchst ungerathenes Urtheil über Tiberius gefällt habe.

Diese Vorwürfe sind ohne Zweifel zum nicht geringen Theile wohlbegründet. Daß ein von fast leidenschaftlicher Liebe und Begeisterung für die alte republikanische Staatsform erfüllter Mann, der in dem Cäsarathum die Erniedrigung und das Verderben des Vaterlandes sah, die Geschichte des kaiserlichen Rom nicht sine ira et studio schreiben konnte, liegt auf der Hand. Eine wirklich objectiv geschichtliche Darstellung, wenn eine solche damals überhaupt möglich war, lag ihm fern. Seine Abweichung gegen die Monarchie überhaupt und gegen die imperialistische Gestalt, in welcher dieselbe im 1. Jahrhundert des römischen Kaiserthums auftrat, insbesondere, zusammen mit seiner Ueberzeugung, daß die Suprematie Roms an die republikanische Verfassung, allerdings mit einer starken populären Aristokratie an der Spitze, geknüpft sei, ließ ihn die traurigen Zeiten, welche den Schlachten bei Pharsalus und Actium vorhergingen, in einem verhältnißmäßig günstigen Lichte erscheinen, wenngleich es abgetrieben ist, mit Merivale zu behaupten, daß er den Satz: „die grundverderbte unterhöhlte Oligarchie des Staats zur Zeit des Pompejus und Milo sei die edelste und kräftigste aller Regierungen gewesen und habe die wahre republikanische Freiheit dargestellt“, seiner Geschichtsdarstellung zu Grunde gelegt habe. Allerdings verblendete ihn aber seine patricisch-republikanische Gesinnung gegen die gänzlich verrotteten Zustände, in welche der römische Staat wie die römische Gesellschaft schon vor Augustus verfallen waren: Zustände, denen gegenüber, wie Romulus widerleglich dargethan hat, Cäsar's Staatsreich als die rettende That erscheint, die durch die Schöpfung des Imperatorenthums allein den gänzlichen Zusammensturz wenigstens auf längere Zeit zu vertagen im Stande war. So gehört Tacitus zu den historischen Charakteren, die in treuer Verehrung für die großen Ahnen und die

Institutionen, mit denen ihr Vaterland groß geworden ist, und zu heiß liebend und hassend, um sich so leicht wie viele andere dem Neuen hingeben zu können, die Gegenwart und ihre Forderungen verkennen. Aber wahrlich, es sind, wenn nicht die Weisesten und Glückseligsten, doch auch sicher nicht die Schlechtesten, die der untergegangenen Sonne nachweinen, statt die im Zenith funkelnbe oder am Horizont aufsteigende anzubeten. Wenn solche Männer es unternehmen, die Zeit zu schildern, in der sie leben, dann werden sie dieselbe allerdings mit düstern Farben malen, die unbefangene Anschauung wird ihnen unumgänglich sein und mit dem besten Willen wird in ihre Schilderung ein Anschein tendenziöser Einseitigkeit sich einschleichen, der den Leser mit Recht stutzig machen muß. So ist es mit Tacitus. Die schreckliche Misregierung Domitian's, die ganze Erbärmlichkeit des zu einem Haufen kriechender Höflinge, Speichellecker und Stellenjäger erniedrigten Senats und die rohe Entzittlichung des nach Brot und Spielen schreienden Volks vor Augen, erschien dem glühenden Republikaner unwillkürlich das Bild der fernen Vergangenheit in um so glänzenderen Farben, und in seinem tiefen, brennenden Schmerz um das unwiderbringlich Verlorene schrieb er die Geschichte der Männer und Zeiten, in denen und durch die dieser Verlust und der gegenwärtige, ihm unerträglich erscheinende Zustand besiegelt worden war, gleich einem Richter, der den für schuldig Erkannten die lange Reihe ihrer Verbrechen vorhält, um sein Verdammungsurtheil zu rechtfertigen und sie dem Hasse und der Verachtung der Nachwelt zu überliefern. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er aus einseitigen und mangelhaften Quellen zu schöpfen genöthigt war. Die einzige, die er anführt, die Memoren der jüngern Agrippina, war wenigstens gewiß, zumal auch in Bezug auf Tiberius, nur mit größter Vorsicht zu benutzen.

In einem gewissen Sinne ist also Tacitus allerdings parteilich; seine Urtheile über Personen und Dinge dürfen nicht auf Treue und Glauben angenommen werden. Wenn dagegen Stahr den berühmten Historiker geradezu, wenn nicht einer absichtlichen Fälschung der Thatfachen, doch einer absichtlich gehässigen Färbung, der Sucht, den Tiberius in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen, der Leichtgläubigkeit in Bezug auf alle dem Kaiser ungünstigen Berichte und Gerüchte, endlich hämischer Insinuationen aller Art, ja sogar eines tendenziösen Sichverschließens gegen die offenbare Wahrheit beschuldigt, so bleibt er den Beweis dafür schuldig und mußte ihn schuldig bleiben. Was er dafür (zumal S. 84—92) anführt, wird keinen unbefangenen Leser von der Wahrheit seiner Anklagen überzeugen, ja es bekundet wol gar im Gegentheil, wie die berühmte Stelle „Annales“, IV, 11, wo Tacitus des Gerüchts der Ermordung des Sohnes des Tiberius durch den Vater selbst gedenkt^{*)}, darthut, daß es dem

Historiker voller Ernst damit war, die Wahrheit zu ergründen und zu verbreiten. Wenn er fast nur aus dem Tiberius ungünstigen Quellen schöpfen konnte, wenn die öffentliche Meinung seiner Zeit noch durchaus gegen den Kaiser eingenommen war; wenn der Allin herrscher, der vor allem dazu beitrug, die noch neue monarchische Form zu befestigen, dem Republikaner besonders zuwider sein mußte; wenn das finstere, menschenfeindliche, hochfahrende Wesen des Tiberius ihm entschieden Antipathie einflößte: so läßt sich daraus erklären, daß Tacitus, wie Merivale sagt, kein günstiger, ja vielleicht nicht einmal ganz gerechter Beurtheiler des Tiberius war; aber niemand, der die sechs ersten Bücher der „Annalen“ ohne Vorurtheil gelesen, wird leugnen können, daß Tacitus stets nur ausgesprochen hat, was seine wirkliche Ueberzeugung war, und daß er, abgesehen von der allgemeinen Haltung seiner Schriften, oft genug als männlicher Werthetrichter des Tiberius gegen böse Urtheile und Gerüchte aufgetreten ist, um den Verdacht eines Verleumders und absichtlichen Verkleinerers nicht aufkommen zu lassen. Aber Stahr will in Tiberius durchaus einen verkannten großen und edeln Charakter sehen, und das Streben, à tout prix den Beweis dafür zu erbringen, macht ihn selbst blind und leidenschaftlich. Wo Tacitus eines schlimmen Gerüchts gegen den Tiberius erwähnt, wird es mit Unwillen zurückgewiesen; wo der Historiker mit sittlicher Entrüstung der gehässigen Verleumdungen des Tiberius gegen die dem Kaiser verhaftete Agrippina (die ältere, Gattin des Germanicus) gedenkt, heißt es: „Es wird wol nicht unrichtig gewesen sein. Sie war eben die Tochter — Julia's!“ Ähnliche Stellen finden sich in den meisten Kapiteln des Buchs; wir müssen uns versagen, sie hier zu citiren; das aber getrauen wir uns zu behaupten, daß jedermann, der die „Annalen“ kennt und das vorliegende Werk aufmerksam durchliest, gleich uns zu der Ueberzeugung kommen wird: Stahr verunglimpft den Tacitus, um den Tiberius zu retten!

Stahr selbst bezeichnet seine Schrift als den Versuch einer Rettung des Tiberius. In der That enthält dieselbe von Anfang bis zu Ende nur diejenigen Thatfachen, Schilderungen und Schlüsse, welche nach dem Dafürhalten des Autors den unwiderleglichen Beweis liefern sollen, daß Tiberius ein ganz anderer gewesen sei, als welcher er seit 18 Jahrhunderten in den Lehrbüchern der Geschichte wie in der Auffassung der Menschen überhaupt gelebt hat. Er glaubt den Schlüssel gefunden zu haben, um das fürchterliche Geheimniß zu erschließen, in welches des Kaisers ganzes Leben, seine innere Entwicklung sowol wie sein Auftreten nach außen gehüllt erscheint. Wir wollen zunächst nur konstatiren, daß wir es hier mit keiner vollständigen Biographie im eigentlichen Sinne zu thun haben, nicht einmal mit einer so vollständigen, als sie sich aus den mangelhaften Quellen herstellen ließe. Das Ganze ist vielmehr eine Tendenzschrift und mit allen Uebel-

^{*)} „Annales“, IV, 10: ... non omiserim eorundem temporum rumorum, validum adeo, ut nondum exolescat. IV, 11: ... mihi tradendi arguendique rumoris causa fuit, ut citro sub exemplo falsas audiciones depellerem peteremque ab iis, quorum in manus cura nostra

venit, ne divulgata atque incredibilia avidè accepta variis neque in miraculum corruptis antehabent.

händen einer solchen behaftet. Die psychologische Unwahrscheinlichkeit von Tacitus' Schlussurtheil über Tiberius' Charakter („Annales“, VI, 57 [51]) erweckt zuerst das Misstrauen unsers Autors gegen die ganze Darstellung des „historischen Colorists“, wie Stahl den großen Geschichtsschreiber mehr pikant als richtig nennt: ein Misstrauen, aus dem bald die Ueberzeugung entsprang, daß Tiberius keineswegs das von Tacitus geschilderte moralische Monstrum, als welches Stahl selbst noch im „Torso“ dem Nachfolger Augustus bezeichnet, sondern ein ebenso ausgezeichnete Staatsmann wie Mensch gewesen sei, der nur an der Unlösbarkeit der Aufgabe, die er sich selbst gestellt, und an der Unverbesserlichkeit seiner gänzlich verordneten Zeit zu Grunde gegangen sei. Von dieser Ueberzeugung als dem Mittelpunkt seiner Darstellung ausgehend, suchte er allerdings mit großem Geschick und Scharfsinn in chronologischer Reihenfolge alle die Thatfachen wie die Gerüchte, die er doch größtentheils dem von ihm so tief herabgesetzten Schriftsteller entnehmen mußte, in seinem Sinne zu erklären, als Beweise für seinen Satz zu deuten, resp. ihre Falschheit oder Unwahrscheinlichkeit zu erweisen.* Ein solches Verfahren aber, das an das Plaidoyer eines Advocaten erinnert, muß den Leser von vornherein misstrauisch machen. Er kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Stahl dem Tacitus und Sueton manchen Widerspruch nachgewiesen, daß er manchen Dunkel aufgehell, manches für ungewisselhaft Gehaltene zweifelhaft, sogar unwahrscheinlich gemacht hat; ja, er wird vielleicht zugeben, daß der Verfasser den Beweis geliefert habe, daß dem Tiberius schmerzliches Unrecht geschehen sei; aber ein treues, klares und wenn auch nur in den Grundzügen vollständiges Bild von dem innern und äußern Leben des Kaisers kann er aus dem Buche nicht gewinnen. Er muß fühlen, daß, wenn er die Quellschriftsteller, wenigstens die beiden bedeutendsten, nicht selbst genau kennt, ihm die Stahl'sche Schrift nicht das Material zu einem vollgültigen Urtheil liefere. Aber selbst, wer mit jenen nicht bekannt ist, wird aus der Stahl'schen Darstellung eine gewisse fast leidenschaftliche Einseitigkeit herausfühlen (vgl. S. 9—10, 101 u. f. w.), die ihn, oft vielleicht mit Unrecht, gegen die Resultate der Forschungen des Autors misstrauisch macht. Wir betrachten das um so mehr als einen Mangel des in mehr als einer Hinsicht trefflichen Buchs, als es seiner ganzen Form und Erscheinung nach sich an das große Publikum wendet, von dem man nicht verlangen kann, daß es Tacitus und Sueton gründlich genug kenne, um, was der Verfasser aus ihnen citirt, im Zusammenhange auffassen und was er über sie sagt, auf seinen wahren Werth zurückführen zu können. Hören wir Tacitus über Tiberius.

„Sowie sein Lebensschicksal, zeigt auch sein sittlicher Charakter verschiedene Perioden. Seine Lebensführung und sein Ruf waren von hoher Vortrefflichkeit, solange er als Privatmann oder in hohen Stellungen in Krieg und Verwaltung un-

ter Augustus stand. Verdorrt und schon in Greisenjahre, mit guten Eigenschaften, solange Germanicus und Drusus zu leben waren; zwischen Gutem und Schlimmem wechselnd, solange seine Mutter noch lebte; schamwüthig grausam, doch immer noch verschleiend, solange er den Sejan liebte oder fürchtete, bis er sich zuletzt in Frevel und Schande, nachdem er in den Schranken der Scham und Furcht nur seinem eignen Intellell folgte.“)

Dagegen Stahl (S. 115—116)

„Wenn Tiberiuswille, ja Absehen gegen alle und jede Schamlosigkeit und niedrige Halbthug, Verachtung menschlicher Ehre, Hochschätzung edeln Freimuths und männlicher Entschlossenheit, Freiheit von Geldgeiz und Habsucht, verbunden mit ausgesagter Freigebigkeit in guten und nützlichen Tugenden, bei seiner Bescheidenheit in allen unnützen Ausgaben, strengster Gerechtigkeit, Unerschrockenheit in diplomatischen Verhandlungen neben lebendigem Wohlwollen für die Ehre und Würde des Staats, unermüdeten Eifer für die öffentliche Wohlfahrt, Selbstanklagen im Verdachten und Handeln und Gleichgültigkeit gegen das schwanke Urtheil der geschwägigen Tagesmeinung Eigenschaften sind, welche einen großen und guten Regenten in einem absolut regierenden Staate ausmachen, so darf Tiberius gerechten Anpruch erheben, daß zu dem letzten Jahren seines Lebens als ein solcher zu gelten. Denn er übte und besaß alle diese Eigenschaften in einem reinen Grade, und er besaß und übte sie in einer Welt und Umgebung, wo sittliche Verworfenheit und niedrigster Egoismus als die herrschenden Mächte des Lebens erscheinen.“)

Das sind der Tiberius des Tacitus und der Stahl's zwei Porträts, die allerdings von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus aufgefaßt, aber selbst mit dieser Einschränkung so grundverschieden sind, daß wol niemand bei ihrer Anschauung an dasselbe Original denken würde. Stahl hat es nicht an Mühe fehlen lassen, um die Irrthümer des jeztigen überzeugend nachzuweisen. Sein Eifer verführt ihn, Citate aus Plinius herzubringen, die ebenso gut gegen ihn ausgebeutet werden könnten, aus Strabo's Geographikwerk eine Stelle anzuführen, aus der doch im Grunde nur die Ueberzeugung des Verfassers hervorgeht, daß die republikanische Staatsform für das römische Weltreich nicht mehr passe; die „Formesta“ des spanischen Christen Drosius aus dem 5. Jahrhundert ins Feld zu führen, dessen Urtheil über Tiberius doch gewiß nicht mehr, ja vielleicht weniger Beweiskraft hat als das irgendeines modernen Autors; ja, er läßt sich von diesem leidenschaftlichen Eifer so weit fortreißen, daß er, der Liberale, dem Urtheile des Sprichwellerers Velleius Paterculus Werth beilegt, „da, was man in seiner Darstellung Schmeichelei gescholten habe, durchaus nicht die Loyalität eines treuen fürstlichen Dieners und Offiziers unserer Tage übersteige“, freilich, es gibt solche fürstliche Diener und Offiziere, aber wir hoffen nicht, daß etwa ein künftiger Geschichtsschreiber Napoleon's III. den Marshall Forey mit seinen Toakten als Quellschriftsteller benutzen werde. Nirgends tritt bei Velleius ein tieferer sittlicher Ernst, nirgends Streben nach Wahrheit, überall dieselbe Gleichgültigkeit gegen Gutes und Schlimmes hervor, die nur verschminkt, wo es darauf ankommt, seinem Herrn und Beschützer ein Loblied zu singen.

*) Außer Tacitus sind natürlich in erster Linie noch Sueton und Dio Cassius, in zweiter Velleius Paterculus, Velleius Maximus, Philo, Flavius Josephus, Plinius, Strabo u. a. benutzt.

*) „Annales“, VI, 57 (35); Stahl, S. 61. Verdorrt ist daselbst wol nur Druckfehler für verdorrt (occulum).

Wer hat nun recht: Stahr, der aus dem „großen Claudier“ einen tragischen Helden machen will, der nicht nur mit den herrlichsten Fähigkeiten und Anlagen von der Natur ausgerüstet, sondern auch von dem besten Willen beseelt und mit der tiefsten Einsicht in die Bedürfnisse des römischen Staats, voll der großartigsten reformatorischen Gedanken, in dem Streben Sittlichkeit, Ansehen und Selbstgefühl der höchsten Factoren des Staatslebens, der Consuln, des Senats und Ritterstandes, der Justizbehörden und Verwaltungsbeamten des Reichs zu heben, Freiheit des Urtheils, Sicherheit des Rechts und Besitzes herzustellen, die tiefgesunkene Sittlichkeit der höchsten Stände zu verbessern, dem Verderben des überhandnehmenden Luxus Einhalt zu thun, an der elenden Verkommenheit seines Jahrhunderts, an der Erbärmlichkeit der Werkzeuge, mit denen er arbeiten mußte, an der unrettbaren Verderbniß eines entarteten Geschlechts zu Grunde geht; oder Tacitus und mit ihm fast die ganze gebildete Welt, die seit 18 Jahrhunderten in der Geschichte des Tiberius die Entwicklung eines vollendeten Heuchlers zu einem blutdürstigen, wollüstigen, menschenfeindlichen Ungeheuer erblickt hat?

Wol sind die Acten des neueröffneten Processes noch nicht wieder geschlossen, wol wird nie und nimmermehr ein sicherer und allgemein anerkannter Wahrspruch gefällt werden, weil es unmöglich ist, aus den vorhandenen Materialien eine klare, vollständige, lückenlose Anschauung von den Handlungen wie von dem Charakter des Angeeschuldigten zu entnehmen; aber das dürfen wir doch jetzt schon getrost behaupten, daß auch hier wie gewöhnlich die Wahrheit in der Mitte liegt.

Betrachten wir zuerst den Charakter des Menschen Tiberius. Von Natur schwerfällig, ohne äußere Anmuth, ohne das gewinnende und wenigstens scheinbar offene und biedere Wesen des Augustus, ja geradezu unliebenswürdig und abstoßend in seinem Benehmen, scheint er durch bittere Lebenserfahrungen, zumal durch seine unglückliche Ehe mit der berühmten Tochter seines Vorgängers immer finstlicher und menschenfeindlicher geworden zu sein, sodaß, wie Tacitus sagt, das einzige Gefühl, das er seinen Umgebungen einflößte, das der scheuen Furcht war. Dazu kam, daß er, der allerdings viele schlechte Menschen mochte kennen gelernt haben, der als klarer Kopf und scharfer Beobachter die tiefe Versunkenheit der damaligen römischen Welt erkannte, den die heuchlerische Keuseligkeit des Augustus, des Komödianten auf dem Throne, ebenso anekeln mochte, wie die feile Speichelleckerei der Senatoren und des Volks, bald alle Achtung vor der Menschenwürde verlor und die Menschen als Werkzeuge und Dinge betrachten und behandeln lernte. So war es unmöglich, daß er sich Freunde im besten Sinne des Wortes erwarb; auch M. Junius Silanus, Lucil. Longus, Luc. Piso u. a. dürften diesen Namen kaum verdienen. Er verachtete die Schmeichelei, weil ihm an der Meinung der Menschen überhaupt nichts gelegen war. Aus demselben Grunde verschmähte er gewöhnlich, besser zu scheinen als er war; daß er aber dennoch auch zu heucheln verstand,

beweist, daß er, der sich, wie Stahr selbst hervorhebt, hoch über den Augustus achtete, doch in einem Briefe an den Senat behauptete, daß er sich denselben überall zum Muster vorgelegt habe; das beweist noch schlagender die Art und Weise, wie er seinen Günstling Sejan, als er dessen Gefährlichkeit entdeckte, wie eine Spinne ins Netz zu locken und mit seinen Fäden langsam und planmäßig zu umgarnen mußte. „Es stand ihm im Gesicht geschrieben, daß er nicht mochte einen Menschen lieben.“ In der That ist uns so wenig irgendeine Aeußerung wirklicher Liebe gegen die Seinigen bekannt, als selbst seine nächsten Anverwandten^{*)}, ja seine eigenen Kinder nichts von diesem Gefühle gegen ihn gekannt zu haben scheinen. Daß er im Anfang seiner Laufbahn wirklich gerecht zu sein strebte, wollen wir nicht leugnen; daß er auch in der letzten Zeit seiner Regierung Gerechtigkeit geübt habe, wird selbst Stahr nicht behaupten wollen. Wer so unterschiedslos barbarisch nach rechts und links wüthen konnte, wie Tiberius nach Sejan's Sturze, bei dem mußte das Gefühl für Gerechtigkeit bereits vollständig zu Grabe getragen sein. Mit klarem und scharfem Verstande, mit den Anlagen zu mancher Tugend begabt, frei von vielen damals gemeinen Lastern, mußte er doch als Mensch zu Grunde gehen, weil er ohne ein höheres sittliches und religiöses Princip, ohne Glauben an die Gottheit wie an die Menschheit, nur auf sich selbst vertrauend, von ungemäßigtem Stolz und Hochmuth, weder im Stande war die Vorsehung walten zu lassen, noch die Menschen zu nehmen wie sie waren. Wer ihn kennen lernen will, der lese die furchtbaren Worte, die Caligula bei Dio Cassius ihm in den Mund legt (bei Stahr, S. 176—177):

Ich rathe dir, liebe keinen und schone keinen von diesen Menschen. Denn sie hassen dich alle und wünschen im Herzen deinen Tod und werden dich ermorden, sobald sie es können. Gib also jeden Gedanken, dir ihre Neigung durch dein Thun zu erwerben, auf, und was sie etwa schwärzen mögen, darum kümmerst dich nicht, sondern habe einzig, wie es das Wichtigste ist, dein eigenes Wohlbedenken und deine Sicherheit im Auge; denn nur so wirst du dich vor Unheil bewahren und dein Leben genießen und wirst obendrein von ihnen gern oder ungern geehrt und respectirt werden. Verschärft du aber auf jene erste Weise, so wirst du in Wirklichkeit keinen Dank, höchstens in Worten eine leere Ehre davon haben, die dir nichts Reelles bringt, du wirst das Ziel ihrer hinterlistigen Anschläge werden und wirst zuletzt ein unrühmliches Ende finden. Denn kein Mensch läßt sich Abhängigkeit von dem Willen eines Herrschers freiwillig gefallen, sondern er schmeichelt und ehrt den Stärkern nur insoweit er ihn fürchtet; sobald er aber Muth und Kraft gewachsen fühlt, rächt er sich, wenn er der Stärkere ist, an seinem früheren Beherrscher!

So dachte Tiberius von den Menschen, auf diese Weise rieth er, ihnen gegenüberzutreten. Daß er so geworden, kann und will auch Stahr nicht leugnen, aber er sieht in ihm einen ursprünglich edeln und trefflichen Menschen, den die entartete Gesellschaft, in der er lebte, zur Verzweiflung an sich selbst und an der Menschheit getrieben habe. „An der Schlechtigkeit und Versunkenheit

^{*)} Die Ausdrücke in dem Briefe des Augustus (Stahr, „Tiberius“, S. 53 fg.) wird, wer die beiden Theilnehmenden und ihr Verhältniß einigermaßen kennt, nicht leicht ernsthaft für bare Münze nehmen.

der ihn umgebenden Welt", sagt er, „ist Tiberius zu Grunde gegangen, eben weil er eine gut und edel angelegte Natur war.“ Wir glauben, ein wirklich edler und reiner Geist, der dabei, wie Tiberius, kein Schwächling, sondern ein energischer Charakter war, konnte nie so tief herabsinken. Aber in Tiberius war Gutes und Böses stark gemischt von Anfang an, und weil er weder in noch außer sich den Halt fand, der ihn über das Wackeln seiner Pläne und die Verstellung seiner Hoffnungen hätte trösten können, verfiel er in menschenfeindliche Verzweiflung. Wol hat Tacitus unrecht, wenn er, um die mit dem Kaiser vorgegangene Umwandlung zu erklären, einen raffinierten Heuchler aus ihm macht, dessen wahres Wesen erst in seinem Greisenalter zu Tage getreten sei, das ist allerdings gegen alle innere wie äußere Wahrscheinlichkeit; aber wenn Stahl aus dem Teufel der Geschichte einen nur durch fremde Schuld gefallenen Engel machen will, dürfte er sich kaum weniger weit von der Wahrheit entfernen.

Dass Tiberius mit großen Herrschertalenten begabt war, kann niemand verkennen; daß er die großartige Idee hatte, die Provinzen und Städte des römischen Dominiums zu einem wirklichen Staate zu organisiren, ist wahrscheinlich; daß er dabei mit dem Egoismus des hauptstädtischen hohen und niedern Adels in schlimme Conflict kam, ist natürlich; daß er die Absicht hatte, „die freie Volksentwicklung mit der absoluten Herrschaft zu verbinden und mit den Mitteln eines humanen Absolutismus den todtten Leib des römischen Staatswesens zu galvanisiren“, ist wenigstens möglich, wenn auch keineswegs erwiesen; daß der Klatzgeist der ihm feindlichen Adelspartei sein Bild verzerrt habe, unterliegt kaum einem Zweifel; daß er auch als ein Einbringling in die julische Herrscherfamilie vielfachen Anfechtungen begegnete, ist bekannt; daß er (wir lassen die, vielleicht nicht ganz von persönlichen Rücksichten freien Motive hier unerörtert) seine Eroberungskriege führte, den Frieden erhielt, die Provinzen organisirte und einigermassen gegen Ausfaugung schützte und sich gerade dadurch unter der römischen Adelskaste erbitterte Feinde schuf, muß anerkannt werden; nicht minder jedoch, daß es ihm in erster Linie darauf ankam, sich selbst auf den Thron zu bringen, darauf zu erhalten und zu befestigen; daß er von den ihm für das Staatswohl zugeschriebenen Plänen sehr wenig verwirklicht hat, obwohl er in der Wahl seiner Mittel und sogar in der Verletzung wohl- oder übel-erworbener Rechte keineswegs bedenklich war; daß er durch seine freiwillige Verbannung auf Capri, durch die Ueberlassung der Regierung an den schändlichen Sejan (bei dem Stahl auch halb und halb eine Ehrenrettung versuchen möchte, vgl. S. 179 fg.), durch die Art und Weise, wie er nach Sejan's Tode verfuhr, bald erbarmungslos tyrannisch wüthend, bald die aus den Fugen gekommene Staatsmaschine sich selbst überlassend und mit grimmligem Hohn von fern auf das wüste Gebaren der Parteien in der Hauptstadt blickend, das Seinige dazu beigetragen hat, Staat und Volk vollends zu Grunde zu richten.

Können wir somit nicht vollständig mit dem Resultate

der Stahl'schen Untersuchungen übereinstimmen, scheint uns der ideale Tiberius unsern Autor den historischen keineswegs ganz zu decken, so erkennen wir doch gern an das vorliegende Buch, in dem klaren und einfachen und doch lebendigen und fesselnden Stile geschrieben, wie er dem Autor eigen ist, nicht nur für jeden gebildeten Theil des Interessanten vieles, sondern auch für die meisten manchen neue und wichtige Aufschlüsse enthält, daß es gelungen ist, zwar nicht den Beweis zu führen, daß Tiberius das Muster eines Menschen und Regenten gewesen sei, wol aber, daß er nicht das historische Ungeheuer par excellence gewesen und daß er noch weit mehr unser Mitleid als unsern Haß verdiene, wenn nicht more sinned against than sinning, doch much sinned against and sinning. Aber auch als ein treues Bild der römischen moralischen, socialen und politischen Zustände jener Zeit verdient die Schrift die allgemeinste Beachtung. Besonders ist ihre Lectüre den begeisterten Lobrhebern der heidnisch-classischen Civilisation zu empfehlen. Otto Speyer.

Zur Geschichte der deutschen Bühne und Bühnendichtung.

Johann Valentin Leichmann's weiland königlich preussischer Hofrath's u. s. w. literarischer Nachlaß herausgegeben von Franz Dingeldey. Stuttgart, Gotta. 1863. Gr. 8. 2 Bde. 15 Ngr.

Die deutsche Bühne ist als Kunstinstitut betrachtet unter den Bühnen der modernen europäischen Völker eine der jüngsten. Als die englische und spanische Bühne schon hoch entwickelt waren und einen Schaffpeare, einen Galteron, Lope de Vega u. s. w. zu ihren Dichtern zählten, hatte man in Deutschland höchstens nur noch geistliche Schauspiele oder die von ehrsamem Junktgenossen aufgeführten Fastnachtspiele, unter denen die des Hans Sachs die hervorragendsten waren, die auch als sinn- und erfindungsreiche Schwänke keineswegs zu verachten sind, obgleich sie andererseits doch wieder sehr deutlich den Abstand bezeichnen, welcher damals noch zwischen der Geistes- und Geschmacksbildung jener Völker und derjenigen des deutschen Volks stattfand. Die französische Bühne hatte bereits einen hohen Grad von Entwicklung, die französische Tragödie und Komödie sogar den höchsten ihnen vielleicht möglichen Grad der Vollkommenheit erreicht, als sich das deutsche Volk noch immer mit den ungeheuerlichen Haupt- und Staatsactionen, der improvisirten Komödie begnügte und die rohen, ungezogenen und oft schmutzigen Späße des Hanswurst, des Kasparle, des Larifari oder wie sich sonst diese lustige, eigentlich aber traurige Person nannte, von dem gleich rohen Publikum belacht wurden. Selbst dem Dänen Holbain und dem Italiener Goldoni hatten zu gleicher Zeit die Deutschen einen ihnen ebenbürtigen Dramendichter nicht entgegenzustellen.

Wie gesagt, die deutsche Bühne ist eine der jüngsten; denn als Kunstanstalt hat sie eine kaum hundertjährige Existenz. Aber während dieses vergleichsweise kurzen Zeitraums hat sie sich zu einer reichen Pflanze entfaltet; sie allein hat Fortschritte, und zwar die erstaunlichsten

gemacht, während die übrigen stehen bleiben oder rückwärts gingen. Die englische Bühne hat zwar später noch große Schauspieler, aber keinen Shakespeare, die spanische keinen Calderon, die französische keinen Corneille, Racine, Molière mehr gehabt. In London fristet Shakespeare fast nur durch den unermüdblichen Eifer des Schauspielers und Schauspieldirectors Phelps eine kümmerliche Existenz; auf den großen Bühnen herrschen die Oper und das Ballet, auf den kleinern die Pantomimes und die flüchtigen Augenblicksgeburt der nationalen verben Komik vor; hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen für die Tragödie und die Komödie höhern Stils gibt es kaum noch. In Paris zehrt das Théâtre français, dem nur noch eine so außerordentliche und extravagante Erscheinung wie die Rachel einen vorübergehenden Glanz verleihen konnte, in ziemlich kläglicher Weise von den alten Traditionen; wie es mit dem kleinern Theater steht, das ergibt sich am besten aus den Bluetten und Demi-Monde-Skizzen, die uns als Abfall der modernen französischen Dramatik von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Von Spanien und Italien kann kaum noch die Rede sein. Erst jüngst noch hat H. Gottschalk in seinen in den wiener „Recessionen“ erschienenen Reiseberichten aus Italien versichert, daß Deutschland ein unvergleichlich reicheres Material an guten und gebiegenen schauspielerischen Kräften besitze, das sonoren Organ der Italiener abgerechnet, das jedoch zum Theil vielleicht der sonoren, wenn auch minder kräftigen und charakteristischen Sprache, zum Theil auch klimatischen Einwirkungen zugesprochen werden mag.

Wir Deutschen nehmen zwar einerseits oft den Mund sehr voll in Betreff von Dingen, in denen wir gerade nicht excelliren oder in denen wir geradezu schwach sind, als ob wir durch diese phrasenhaften Selbstbelobungen die betreffenden Schwächen bemängeln zu können glaubten; andererseits aber sind wir oft gerade gegen Leistungen blind und undankbar, auf die wir ein Recht hätten stolz zu sein. Besonders auf dem Gebiete der literarischen Kritik und der Theaterkritik herrscht ein sehr unfruchtbares, ewig nergelndes Raisonnement, was jedoch in einzelnen Fällen widerwärtige, bisweilen auch nicht sehr reinlichen Motiven herrührende Uebertreibungen in ganz entgegengekehrter Richtung keineswegs ausschließt. Wer wollte verkennen, wie viel die deutschen Bühnen, die eine mehr, die andere weniger, zu wünschen übrig lassen? Wie viel mehr für das Ideale der Kunst, für das Gedeihen der dramatischen Poesie gethan werden könnte, wenn ein Theil der an bloße Außerlichkeiten verschwendeten finanziellen Mittel zur Unterstützung der geistigen Factoren, namentlich zur Aufmunterung talentvoller, nur in der Technik noch nicht genug vorgeschrittener dramatischer Dichter verwandt würde? Wer wollte leugnen, daß es Bühnenleiter gibt, die ohne alles System verfahren und selbst aller Kunstbildung und höhern Tendenzen entbehrend, nur dem verdorbenen Geschmack eines großen Theils des Publikums entgegenkommen und die von ihnen geleiteten Anstalten, sogenannte Kunstanstalten, zu bloßen Spectakelbuden herabwürdigen? Wer wollte leugnen, daß selbst auf größern

Bühnen Ensemble und Inszenirung oft und zwar gerade in Bezug auf classische Stücke sehr mangelhaft sind, und daß es nur zu viele Schauspieler gibt, welche etwas Besseres sein könnten, wenn sie fleißig studirten und sich durch den Tadel und Rath anderer zu vervollkommen suchten, statt sich in verderblicher Selbstüberschätzung für von vornherein vollkommene Künstler, für Genies zu halten und nur dem blinden Zuge ihres rohen Naturalismus zu folgen? Vergessen wir aber auch nicht, was bei uns Gutes vorhanden ist; vergessen wir nicht, daß wir eine Menge vorzüglicher, mit reichen Mitteln ausgestatteter, auch das classische Drama pflegender Hoftheater haben, wie dies in Frankreich und England nicht der Fall ist, daß selbst Stadttheater zuweilen einen glänzenden Aufschwung nehmen und eine Pflanzschule guter Schauspieler selbst für Wien, Berlin und Dresden werden, und daß, wenn die eine Bühne, wie z. B. jetzt leider das hamburger Stadttheater, das früher so viele Schauspieler und Schauspielerinnen ersten Rangs heranzubildete, im Sinken begriffen ist, eine andere, wie z. B. die großherzoglich weimarische unter der Leitung Dingelstedt's, des Herausgebers vorliegenden Werks, sich in künstlerischer Beziehung hebt und andern in mehrfacher Hinsicht Muster wird. Wenn daher von einem Verfall der deutschen Bühne die Rede gewesen, so konnte diese Redensart, die eigentlich so alt wie die deutsche Bühne als Kunstanstalt überhaupt ist, immer nur eine partielle und locale Bedeutung haben, obgleich es vorkommen kann, daß vorübergehend allen Bühnen ein aus einem weitverbreiteten falschen Zeitgeschmack herrührender Schaden in größerem oder geringerem Grade gemeinsam ist.

Namentlich Leute, die viel in der Welt herumgekommen sind, scheinen häufig darin etwas zu suchen und ihre Wetterfahrunge dadurch documentiren zu wollen, daß sie die heimischen Leistungen gegen die des Auslandes heruntersetzen und diese auf Kosten jener verherrlichen. Wie oft ist von Deutschen selbst behauptet worden, daß es dem Spiel und dem Vortrage der deutschen Schauspieler an Naturwahrheit, daß es namentlich dem Zusammenspiel an der Präcision und der Rundung fehle, wie man sie auf den pariser Bühnen finde. Man vergißt aber zu sagen, daß auf den meisten deutschen Bühnen auf das Ensemble nicht so viel Detailfleiß verwendet werden kann, weil sie zu viel durcheinander spielen müssen und die Darstellenden sich daher in ein einzelnes Stück meist nicht so einzuspielen können, wie dies auf den pariser Theatern möglich ist. Und wie nun gar, wenn Ausländer selbst, welche Gelegenheit hatten, den Darstellungen deutscher Schauspieltruppen beizuwohnen, eine viel günstigere Meinung von ihrer Leistungsfähigkeit hegen? So erinnern wir uns, vor einigen Jahren in der „Contemporaine“ einen Aufsatz über deutsche Theater gelesen zu haben, dessen französischer Verfasser kühn versichert, daß, wenn man Natürlichkeit des Spiels sehen wolle, man sie auf den Theatern zwischen dem Rhein und der Weichsel suchen müsse. Wir citiren bei dieser Gelegenheit ein Urtheil eines Franzosen über die kleine deutsche Truppe, welche vergangenen

Winter zu Paris in der Salle Beethoven Vorstellungen gab, aus der pariser „Illustration“. Der Berichterstatter nannte darin Fräulein Brüning eine „comédienne achevée“; Frau Woblbüch sei mit einer besonders angenehmen und selbst rührenden Stimme begabt, welche der deutschen Sprache eine „douceur inattendue“ gäbe und für die man ihr daher doppelt dankbar sein müsse; kurz, sie besitze Eigenschaften, welche zu studiren selbst die besten französischen Schauspielerinnen nicht übel thun würden, insofern sich so etwas durch Studium erreichen lasse. Auch die männlichen Rollen hätten sich in guten Händen befunden. Das Natürliche sei die allgemeine Eigenschaft dieser Truppe, die eine „troupe d'ensemble“ sei. Dieses „Théâtre allemand“ verdiene die Gunst der Pariser, es mache den Eindruck des natürl. Heitern und veranschauliche den Geist und Charakter, wie sie in den mittlern Klassen des deutschen Volks herrschend seien. Man solle sich durch die Befürchtung, kein Wort zu verstehen, nicht vom Besuch abhalten lassen; gäbe es doch Tage in dem Leben eines Journalisten, wo er den dringenden Wunsch habe, nicht ein Wort von dem zu verstehen, was auf der Bühne gesprochen würde! In dieser Stimmung und der festen Ueberzeugung, als ein der deutschen Sprache Unkundiger nichts zu verstehen, sei auch er ins deutsche Theater gegangen; aber er habe diese liebenswürdigen Stücke von Venedix, Moser, Verla, Vanger und den andern deutschen Scribels bis herab zum „Gebildeten Hausknecht“ ganz prächtig verstanden, sowohl die Handlung als die Chausons und den Dialog, dank dem natürlichen und lebhaft veranschaulichenden Spiele dieser deutschen Schauspieler.

Wer Gelegenheit hatte, französische Truppen zu sehen, wird zugeben, daß ihr Ensemble allerdings ein vortreffliches ist, d. h. in Stücken ganz nationalen Charakters. Aber wer möchte die Dramen Shakspeare's, Calderon's, Goethe's (z. B. „Götz von Berlichingen“ oder „Faust“), Schiller's, Lessing's „Nathan den Weisen“, H. von Kleist's „Räthchen von Heilbronn“ u. s. w. von französischen Schauspielern dargestellt sehen? Eine Darstellung des „Hamlet“ hat in Paris nie gelingen wollen; das Hellbunte und Zartduftige der Romantik liegt dem Geschmack, das Problematische tiefer metaphysischer Charaktere dem Verstandniß und dem Darstellungsvermögen französischer Schauspieler gänzlich fern. Der Franzose, national exclusiv wie er im allgemeinen ist, weiß höchstens nur gewisse Neuheiten, die ihm an den Angehörigen anderer Nationen, besonders dem Engländer, auffallend sind, zu copiren und dann meist in caricirter Weise; aber in ihr tiefstes Leben, in ihre innersten Gemüthszustände weiß er sich nicht zu versetzen oder sie wenigstens nicht wiederzugeben. Ganz anders der kosmopolitische Deutsche mit seiner enormen Assimilationsgabe, die auch unsern Schauspielern eigen ist, und wenn auch die kosmopolitische Bunttheit, die das Repertoire deutscher Bühnen kennzeichnet, in der einen Hinsicht beklagenswerth erscheinen mag, so ist es doch auf der andern Seite ein sehr großer, von uns Deutschen selbst vielleicht nicht genug gewürdigter Vorzug, daß

wir vermöge dieses Kosmopolitismus und dieser Assimilationsgabe in Stand gesetzt sind, die Meisterwerke aller Nationen und Zeiten auf unsern Bühnen in lebhafter Repräsentation vor uns vorüberstreiten zu sehen. Ueberhaupt sollte man nicht vergessen, daß die Entwicklung der deutschen Bühne in eine Zeit fiel, wo die andern lebenden Völker den höchsten Grad ihrer geistigen Ausbildung erreicht, zum Theil schon überschritten hatten und daß, wenn ihr insolge davon auch das natürl. Ursprüngliche, entschieden Rationale fehlt, wie es uns z. B. in Shakspeare's und Calderon's Schöpfungen entgegentritt, die deutsche Bühnendichtung doch auch in der Lage war, von diesem Zustande sehr beträchtliche Vortheile zu ziehen und sich mit den besten Säften der fremden wie der inzwischenerworbenen eigenen Bildung zu nähren.

Thatsache ist es jedenfalls, daß die Bühne seit etwa einem Jahrhundert ein Lieblingsinstitut des deutschen Volks ist, und sie wurde dies vielleicht gerade deshalb, weil lange Jahre hindurch von öffentlichen politischen Angelegenheiten, welche die Blicke und die Theilnahme der Nation von ihr hätten ablenken können, in Deutschland nicht die Rede war. Die englische Schaubühne und Bühnendichtung sind vielleicht gerade deshalb in Verfall gerathen, weil die Theilnahme der Nation durch die Parlementsdebatten und die Vorgänge in den politischen Meetings und andern öffentlichen Versammlungen immer mehr in Beschlag genommen wurde. Auch die Staatsmänner sind in ihrer Art Schauspieler, welche eine bestimmte Rolle vor aller Welt mehr oder weniger gut, mit mehr oder weniger Anstand durchführen, und Acteuren wie Pitt und Fox, Canning und Palmerston, welcher letzterer namentlich seine Rolle durch wirksame schauspielerische Mittel zu würzen und die Lächer auf seine Seite zu bringen weiß, konnten die Acteure der Bühne zuletzt keine Concurrnz mehr machen. Ob die deutsche Schaubühne gegenwärtig, wo nun auch in Deutschland nur zu viele politische Schauspieler sich an allen Orten und Enden sehen und hören lassen, im Stande sein wird, ihre alte Bedeutung für die Nation zu behaupten, erscheint zweifelhaft. Hat doch die Bühnendichtung sich bereits dazu bequemen müssen und nur zu sehr bequemt, sich als Magd den Tendenzen der Zeit dienlich zu machen; und selbst die Vossendichter treiben in ihren Fabrikaten Politik oder besser politischen Unfug, und zwar zumeist in ihren politischen Sassenbauern, die sie Couplets nennen.

Jedenfalls hat die Schaubühne innerhalb der Kultur-entwicklung des deutschen Volks eine bedeutsame Rolle gespielt, und wenn Goethe in einem seiner Briefe an Brühl, welche in vorliegendem, uns zu diesen allgemeinen Bemerkungen veranlassenden Buche mitgetheilt sind, einmal bemerkt: „Das Theater bleibt immer eine der wichtigsten Angelegenheiten“, so hat er damit vollkommen recht. Daher hat auch die Geschichte dieser Großmacht, in welcher die Namen und Bestrebungen ihrer Dynastien, der Intendanten und Directoren, ihre gewonnenen und verlorenen Schlachten und die Leistungen ihrer großen Armee von Schauspielern, Sängern, dramatischen Dich-

tern, Componisten u. s. w. verzeichnet sind, in den betreffenden Kreisen größere Theilnahme erlangt als die Geschichte der deutschen Kaiser, die ja unserer Nation fast zur Mythe geworden sind. Einen sehr werthvollen Beitrag zu dieser allgemeinen Theatergeschichte enthält nun dieses Buch, welches die Geschichte des berliner Theaters behandelt, also eines Theaters, das in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Schaubühne eine der eingreifendsten Rollen spielte und unter der Leitung des Grafen Brühl einen Grad von Vollkommenheit erreichte, daß Goethe in einem der hier mitgetheilten Briefe es das „erste deutsche Theater“ nennen durfte. Das Buch stammt aus dem Nachlaß Johann Valentin Reichmann's, weiland königlich preussischen Hofraths und Geheimsecretärs der Intendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin, geboren daselbst am 20. Januar 1791, gestorben am 16. Juli 1860. Ueber 40 Jahre hat er unter vier verschiedenen Vorständen: Brühl, Redern, Küstner und Hülsen, im Bureau der Generalintendantur gearbeitet und namentlich den Briefwechsel mit den dramatischen Dichtern geführt, aber auch sonst in aller Weise für alle geistigen Interessen der Anstalt sich mit Rath und That bemüht. Die Herausgabe seines Nachlasses wurde von E. Dingelstedt, dem Intendanten der großherzoglichen Bühne in Weimar, besorgt und befand sich somit in den besten Händen.

Obgleich für den Zweck d. Bl. das eigentlich literarische Schwergewicht des Werks in den von Reichmann gesammelten und hier edirten Briefen berühmter dramatischer Autoren beruht, so müssen wir doch auch der ersten Abtheilung: „Eigenes. Hundert Jahre aus der Geschichte des königlichen Theaters in Berlin (1740—1840)“, mit einigen kurzen Worten gedenken, um durch eine Angabe des Inhalts diejenigen unserer Leser, die etwa specielle Freunde des Theaters sein sollten, zu veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen; denn für eigentliche Theaterliebhaber enthält diese erste Abtheilung oder das „erste Buch“ sehr viel Interessantes. Der erste Abschnitt dieses ersten Buchs wirft einen Rückblick auf die Zustände unter der Regierung Friedrich's des Großen bis zum Jahre 1771; der zweite Abschnitt behandelt die Zeit vom Jahre 1771, also von der Eröffnung der ersten stehenden deutschen Bühne bis auf die Verwaltung Ifland's 1796, und zwar zunächst die Verwaltung unter Koch, der eine der außerlesenen Truppen in Deutschland hatte, sodann die unter dem sehr verdienten Öbbelin, die unter Professor Engel und die unter Ramler und Warfing. Wir hätten viel zu thun, wenn wir alles theatergeschichtlich Interessante aus diesen Abschnitten mittheilen wollten, sonst würden wir z. B. den ganzen Theaterzettel abdrucken, womit die erste Aufführung des „Ödys von Verlichingen“ auf dem kleinen Theater in der Behrenstraße am 12. April 1774 angekündigt wurde. Der Name Goethe's ist nicht genannt, das Stück wird nur bezeichnet als „ein ganz neues Schauspiel von fünf Acten, welches nach einer ganz besondern und jezo ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden“, und es wird dann noch ebenso nalt

hingengefügt: „Es soll, wie man sagt, nach Schafferschem Geschmack abgefaßt sein.“ Reichmann bemerkt über den Erfolg der Aufführung: „Kein dramatisches Werk hat so mächtig eingewirkt, keines, weder vor- noch nachher, einen solchen Sturm der Begeisterung erzeugt wie dieses.“ Bemerkt zu werden verdient, daß der erste Versuch eine tragische Oper mit deutschen Sängern auszuführen, unter Ramler's Verwaltung, und zwar mit „Iphigenie in Tauris“, am 24. Februar 1795 gemacht wurde. Die wenigsten glaubten an einen Erfolg, und Prinz Heinrich äußerte: „Da will ich doch heute hineingehen, um mich einmal recht satt zu lachen.“ Aber Prinz Heinrich lachte nicht, sondern ließ sich für den großen Genuß beim Musikdirector Weber bedanken; der Versuch war über alle Erwartung glänzend ausgefallen.

Der dritte Abschnitt des ersten Buchs berichtet über die Verwaltung unter Ifland und enthält auch mancherlei Interessantes, obgleich wir, offen gestanden, über mehreres, z. B. über die Lage der Bühne und die Stellung Ifland's während der Zeit der Franzosenherrschaft aus Reichmann's Feder mehr erwartet hätten; wir erinnern uns, über diese traurige Zwischenperiode anderwärts schon Interessanteres gelesen zu haben. Der vierte Abschnitt ist der Verwaltung des Grafen Brühl (1815—28) gewidmet, die wol die glänzendste Periode des berliner Theaters war, obgleich in seine Verwaltungszeit jener Brand des alten Schauspielhauses fiel, welcher dem Schauspieler Carlberg das Leben kostete und der hier nach einem Bericht des gleichfalls dem Verbrennungs- oder doch dem Erstickungstode nahe gebrachten Schauspielers Rütling in den lebhaftesten Farben geschildert wird. Interessant ist ein hier mitgetheilter Prolog, den Fouqué im Auftrage für die dem ermordeten Staatsrath von Kogebue am 3. Juli 1819 veranstaltete Todtenfeier dichtete und wofür Kogebue's letztes Schauspiel „Hermann und Thudnelde“ gewählt worden war. „Was man zum Lobe Kogebue's sagen kann“, hieß es in dem betreffenden Briefe Brühl's an Fouqué, „müßte feierlich gesagt und zumal nicht vergessen werden, daß er dem Ödgen Napoleon niemals gepfört hat. Seines Mords müßte gleichfalls ausdrückliche Erwähnung geschehen und zwar auf sehr bestimmte und ernste Weise.“ So heißt es denn in dem Prolog unter anderm:

Wo bist du, heil'ge Freistadt deutschen Herdes?
Schirmt nicht des Deutschen Dach den fremden, wie
Den deutschen Mann? Ist's keine Schutzwehr nicht
Auch selbst dem Feinde mehr, der ihm vertraut?
Ist des Gesetzes heil'ge Tafel denn
Zerbrochen? Ausgetilgt der Gottesfriebe
Von neuversöhnter, freier deutscher Erde?
Und heiligt denn der reine beste Glaube,
Was Boban's Priester einst mit Fluch belegt?
Ist er zurückgekehrt aus dunkeln Höhlen,
Der mitternächt'ge Dämon grauer Fährne,
Des Fanatismus blut'ge Dolche schwingend? u. s. w.

Unter Brühl's Verwaltung kam, am 18. Juni 1821, auch Weber's „Freischütz“ zum ersten male zur Aufführung, und es war diese die erste in Deutschland überhaupt. Kein Stück hat wol in Deutschland so viele Auf-

führungen erlebt und den Bühnen so viel eingetragen als der „Freischütz“. Im Jahre 1858 fand in Berlin die dreihundertste Vorstellung dieser so echt deutschen Oper statt und schon bis zum 26. December 1840, also bis zur zweihundertundfünften Vorstellung hatte sie der berliner Bühne ungefähr 94000 Thaler eingebracht. Nun ist es allerdings wünschenswerth und sogar nöthig, daß selbst eine königliche Kunstanstalt durch einträgliche Entreprisen begünstigt werde, um die ihr durch nichteinträgliche Entreprisen verursachten Verluste decken zu können; aber es erweckt doch herbe Gefühle, wenn man sieht, daß man aus Producten des Genies (wer denkt hierbei nicht auch an Mozart's Opera, an Schiller's Stücke!) einen unverhältnismäßig großen Gewinn und noch lange Jahre nach seinem Tode Wucherginsen zieht, während es bei Lebzeiten sich kümmerlich behelfen, vielleicht darben mußte, im Schuldendruck sich aufrieb und infolge davon vielleicht früh erlag. So schlimm ist es nun dem Componisten des „Freischütz“ allerdings nicht gegangen, aber zu kämpfen, soviel wir wissen, hat auch er gehabt und selbst noch nach dem glänzenden Erfolge eben dieses „Freischütz“, und früh und nur zu früh ist auch er gestorben. Dagegen dürfen Sänger und Sängerinnen die übertriebenen Forderungen machen, und dabei muß man noch gewärtig sein, daß letztere — die Namen von einem Halbduzend berühmter Sängerinnen wie Schauspielerinnen aus der Periode Brühl's und der im fünften Abschnitt behandelten Verwaltung des Grafen Redern (1828—42) beweisen es — ihren Kunststolz und ihre glänzende Bühnenercheinung dazu benutzen, so früh als möglich und noch in der Blüte ihrer Jahre und ihres Talents der Bühne zu entsagen und sich mit irgendeinem angesehenen Geldmagnaten oder adelichen Cavalier zu verheirathen.

Hiermit gehen wir zu der interessanten Collection von Briefen berühmter dramatischer Autoren über, die wir, wie vielleicht auch die ganze Zusammenstellung der Materialien zur Geschichte des berliner Theaters, vorzugsweise der Anregung Fied's verdanken, welcher laut Dingelstedt's Vorwort am 25. Februar 1846 an Reichmann schrieb:

Schon seit lange, mein theurer Freund, wollte ich über einen Gegenstand sprechen, der mir sehr am Herzen liegt. Ich weiß nämlich, daß Ihnen vor Jahren Graf Brühl, als seinem Vertrauten, viele Briefe vermacht hat, welche Goethe an den Grafen geschrieben hatte, wobei dieser den Wunsch hinterließ, Sie möchten diese Briefe unseres Dichters einmal drucken lassen. Indem ich Sie hieran erinnere, wünsche ich aber auch, daß Sie eine Art Geschichte unserer berliner Theaters diesen Briefen hinzusetzen, wodurch eine Lücke in unserer theatralischen Literatur ausgefüllt würde. Nach meiner Ansicht ist keiner dieser Aufgabe so gewachsen, als Sie, mein theuerster Rath. Sie waren so viele Jahre bei der Bühne, genossen das Vertrauen des Grafen Brühl, Sie sind literarisch gebildet, haben in der Nähe so vieles beobachten können, und so könnten Sie uns ein sehr interessantes Buch liefern, welches besser die Theatergeschichte von Plümele fortsetzte.

Zunächst treffen wir auf eine Reihe von Briefen, die zwischen Schiller und Ifland auf Anlaß der von erstem eingereichten Bühnenmanuscripte gewechselt wurden und von denen die Schiller'schen für das lakvolle, anständige,

befonnene und bescheidene Benehmen des Dichters bei geschäftlichen Angelegenheiten ein durchaus günstiges Zeugniß ablegen. Nirgends, obgleich sich hierzu wol viele gefunden hätten, begegnet man jenen Ausdrücken von Gereiztheit und Dichterbübel, denen sich wol so manche Voeten unserer Zeit, die tief unter Schiller stehen, in ähnlichen Fällen schuldig machen würden, wobei Ifland freilich in Betracht kommt, daß damals in den literarisch gebildeten Kreisen ein rückwärtsvoller humaner Ton überhaupt herrschend gewesen zu sein scheint. Ifland thematisirte dem Dichter des „Wallenstern“ mit, daß „Wallenstern's Lager“ in Berlin nicht zur Aufführung kommen könne und der überhaupt ziemlich ängstliche Mann motivirte dies in einem Schreiben vom 10. Februar 1799 mit den uns allerdings sonderbar erscheinenden, jedenfalls aber für jene Zeit charakteristischen Gründen:

Es scheint mir und schien mehreren bedeutenden Kennern ebenfalls bedenklich, in einem militärischen Staate ein Stück zu geben, wo über die Art und Folgen eines großen urchten Gesetzes so treffende Dinge in so blutiger Sprache gesagt werden. Es kann gefährlich sein, aber doch leicht gemildert werden, wenn die Möglichkeit, daß eine Armee in Ruhe demontirt, ob sie sich da oder dorthin schicken lassen soll und will, anschaulich dargestellt wird. Was der wackere Bachmeister so charakteristisch über des Königs Scepter sagt, ist, wie die ganze militärische Debatte, bedenklich, wenn ein militärischer König der erste Zuschauer ist.

Ifland fährt fort:

Gewiß wünscht das Volk hier keine Revolution, aber die Grenze zwischen Civil und Militär ist wol jetzt nirgends so beständig angenommen, daß eine laute Discussion darüber nicht laute Aengstigungen veranlassen müßte, die einem oder dem andern Theile Verlegenheiten zuziehen könnte. Ich möchte jetzt nicht den klaren Verstand sagen: „Le premier roy fut un Soldat heureux.“

Dieser Zustand war die Folge der alles in sich widersprechenden französischen Revolution, die auf die Enttöschung Deutschlands, welches ohne sie wahrscheinlich auf friedlicherem, harmonischerem Wege zu erfreulicherem Resultate seiner durchaus humanen Bestrebungen gelangt sein würde, fast nur einen störenden Einfluß gehabt hat, wie dies namentlich auch Goethe sehr richtig voraussetzte. Schiller erwidert hierauf, ohne auch nur die geringste Spur von Gereiztheit blicken zu lassen:

Ihren Gründen gegen die Vorstellung von „Wallenstern's Lager“ kann ich nichts entgegensetzen. Zwar als ich das Stück schrieb, kam mir keine solche Bedenklichkeit; aber ich lege mich jetzt an Ihren Platz und muß Ihnen recht geben. Das Ständebild wird genommen und nicht gegeben, aber das ist es eben, was ein solches Wagniß bedenklich macht. Es thut mir jetzt leid, daß Sie dadurch Zeit verloren haben, und in unserm Falle zu kurz kommen. Mögen dafür die zwei andern Stück Sie entschädigen können.

Ifland hatte sehr recht, wenn er in seinem Briefe die Uebersetzung aussprach, daß Schiller, bei seiner großen Uebersicht von Dingen und Menschen, seine Vorurtheile gerecht finden werde. Am 26. April 1800 sendet Schiller an Ifland sein Macbeth-Manuscript ein und er bemerkt:

Ich überlasse Ihnen hier eine neue Bearbeitung des „Macbeth“ fürs Theater, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen. Die bisherigen sind leider gar zu unvollständig und ich hielt es der Mühe werth, noch einen Versuch zu machen.

ob dieses Stück, eins der vollkommensten von Shakspeare, sich doch noch auf dem Theater erhalten ließe.

Er sagt weiter:

Ich überlasse Ihnen das Manuscript um 12 Dufaten; und um so viel Karolinen die „Maria Stuart“, mit der ich spätestens in sechs Wochen fertig bin und womit ich Ihre einzulegen hoffe. Sie haben mir die Wallenstein'schen Stücke, davon Ihnen das erste nicht einmal zugute kam, theuer bezahlt, und ich hoffe, daß Ihnen die „Maria Stuart“ den Verlust ersetzen soll.*)

IFFland hatte Schiller in einem Briefe, der sich leider nicht vorgefunden hat, auf Anlaß der „Turandot“ gewisse Anträge gemacht, nach welchen seine Werke von Berlin aus einträglicher werden könnten; Schiller schreibt hierauf am 22. April 1803:

Ich halte es allerdings für möglich, daß ich zweckmäßige Stücke für das Theater schreiben könnte, und da ich so gut Geld verdienen möchte als ein anderer, so würde ich gar nicht gleichgültig dagegen sein. Aber für einen Zweck, der außer meinem poetischen Interesse liegt, habe ich mein Leben lang nichts thun können, und wenn ich mich also, wie ich hoffe, wünsche und will, in meinen künftigen Dramen den theatralischen Forderungen nähern soll, so muß die Kunst selbst mich dahin führen, denn ein wirklich vollkommenes dramatisches Werk muß nach meiner festen Ueberzeugung auch die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessieren.

In demselben Briefe bemerkt er, daß nun nächst dem „Warbeck“ das zweite Stück: „Wilhelm Tell“, an die Reihe kommen werde, „ein Sujet“, fährt der Dichter fort, wozu ich blos dadurch veranlaßt wurde, daß die Rede ging, ich mache ein solches Stück, woran ich nie gedacht hatte. Dieses ganz grundlose Gerücht machte mich aber auf diesen Stoff zuerst aufmerksam, ich las die Quellen, ich bekam Lust, die Idee zu dem Stück entwickelte sich bei mir, und so wird also vermuthlich, wie öfters schon geschehen, die Prophezelung eben dadurch erfüllt werden, daß sie gemacht worden ist.

In einem spätern Briefe vom 5. December 1803 spricht er von seinem Entschluß, vor dem Druck des „Tell“ nach der Schweiz zu gehen. Man muß fürchten, daß pecuniäre Bedenkllichkeiten oder seine körperlichen Zustände ihn hinderten, diesen Entschluß auszuführen, insofern nicht seine Abneigung gegen Reisen, von der er selbst einmal in einem Briefe an seinen Freund Körner spricht, dabei mitwirkte. Auch was Schiller über sein projectirtes Schauspiel „Die Malteser“, über seine Bearbeitung der „Turandot“, die er „weiter nichts als ein lustiges Intermezzo“ nennt, „das unter den vielen Versuchen, die man einmal gemacht, mitlaufen konnte“, über die „astrologische Frage“ in „Wallenstein's Tod“, über sein Vorhaben, Sophokles' „Oedipus“ („ganz so wie er ist, blos allein die Chorgesänge freier behandelt“) für die Bühne einzurichten, und über anderes schreibt, ist von Interesse, so auch die Bescheidenheit oder Höflichkeit, womit er in dem Succes, den die „Braut von Messina“ auf dem berliner Theater gehabt, nicht seinen, sondern Iffland's Triumph erblickt, da alles, was er von Augenzeugen vernommen, darauf hinauslaufe, daß der Vortrag des Chors meistermäßig angeordnet gewesen u. s. w. In einem Empfehlungsschreiben, das er der Stael mitgab, bemerkt er:

*) Schiller hatte für die drei Stücke, aus denen die Trilogie „Wallenstein“ besteht, nur 60 Friedrichsdor gefordert und natürlich auch erhalten.

Ob wir uns gleich als schlichte Deutsche in einem radicalen und unauf löslichen Gegensatz mit ihrer französischen Sittenweise befinden, so denkt sie doch würdiger von dem deutschen Genius als alle ihre Landesleute, und hat ein ernstliches, ja leidenschaftliches Streben zu dem Guten und Rechten. Ihre Lebhaftigkeit wäre unsern Deutschen zu wünschen.

Nur hätte Schiller vielleicht hinzufügen sollen: nicht die affectirte französische Lebhaftigkeit, wie sie wol auch in Deutschland, namentlich bisweilen bei Frauen vorkommt, und dann als Caricatur erscheint. Seinerseits ist Iffland unablässig bemüht, den Dichter durch feurige Lobsprüche zu ermuntern und anzuspornen, ihm Sujets vorzuschlagen: z. B. Heinrich den Löwen, Gustav Adolf, Karl V., den Großen Kurfürsten von Brandenburg u. s. w. Solche entgegenkommende Ermunterungen seitens der Theaterdirectoren sind wol jetzt selten in Deutschland.

Diesen Briefen ist ein auf Schiller's Verusung bezüglicher Schreiben Iffland's an Beyme vom 16. Mai 1804 angehängt, in welchem es unter anderm heißt:

Gegen Herrn Secretär Pauli hat Herr von Schiller gestern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre. Ob es nicht zu bewirken sein möchte, daß er als Academician mit einem Gehalt, nach der Kenntniß, die er nun vom berliner Publikum erhalten habe und noch erhalten werde, für das Nationaltheater arbeiten könne? Im Laufe des Gesprächs hat er ferner geäußert, falls Herr von Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kronprinz dienen können. Die tiefe Gelehrsamkeit des Herrn von Müller könne eine Trockenheit in den Unterricht bringen, welche bei Fürsten ebenso zu meiden wäre wie das Romantische. Doch war das letzte mehr eine hingeworfene Wendung des Gesprächs.

Hieran schließt sich der Briefwechsel zwischen Goethe einerseits und Iffland und Brühl andererseits. Es befinden sich darunter fünf Briefe von Goethe an Iffland aus den Jahren 1800—12 und 20 Briefe an den Grafen Brühl aus den Jahren 1815—28, ferner fünf von Brühl an Goethe. Diese Briefe beziehen sich auf Goethe's Uebersetzung des Voltaire'schen „Tancréd“ und seine Bearbeitung von „Romeo und Julia“, deren Manuscripte er einsendete, auf die Aufführung von „Paläophron und Neoterpe“, von „Lila“ mit der Musik von Seidel, auf das dann auch zur Ausführung gekommene Vorhaben, das neue Schauspielhaus mit „Iphigenie“ einzuweihen, auf die Aufführung der Radziwil'schen Musik zu „Faust“, auf seinen Prolog zu dem Deinhardt'schen „Hans Sachs“ u. s. w. Da diese Briefe in die Periode fallen, wo Goethe mehr geschäftsmäßig zu schreiben pflegte, so bieten sie nicht dasselbe Interesse wie die Schiller'schen; doch finden sich darin auch einzelne Bemerkungen von Werth, brauchbare Andeutungen in theatralischer Hinsicht, in Bezug auf die Inszenirung seiner Stücke und Prologe u. s. w. In seinen frühern Jahren war Goethe bekanntlich der preussischen Residenzstadt nicht sehr hold; aber in seinem höhern Alter unterhielt er mit seiner Stadt so innige und lebendige Beziehungen als mit Berlin, und nirgends kam man ihm auch mit so großer Liebe und Verehrung entgegen. Goethe weiß in seinen Briefen an Brühl nicht Worte genug zu finden, um für die gütige und ehrenvolle Aufnahme seiner Kinder (seines Sohnes und seiner

Schwiegertochter) in Berlin zu danken, er schreibt am 2. April 1820:

Mit einer gleichen Entzückung sprechen sie von der geistigen gnädigen Aufnahme, von Genüssen aller Art, welche auch nur die wohlwollenden Bewohner einer Königsstadt gewähren können; die Wünsche davon ist zur nie verklingenden Familienunterhaltung geworden.

Persönlich hat er aber seit 1778 Berlin nicht wieder besucht; er wurde zwar zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses und der Aufführung seiner „Iphigenie“ eingeladen, aber obgleich er ausruft: „Was hat nicht Berlin an Menschen und Sachen für mich Wünschenswerthes“, und ferner gesteht, daß ihn in letzter Zeit von Berlin nur Angenehmes berührt habe, muß er sich doch aus Rücksicht auf sein Alter, das er eine „lästige Sache“ nennt, die Reise versagen. Er schreibt am 12. Mai 1821:

Ich bin diesen Winter nicht aus dem Hause und dieses Frühjahr nicht weiter als in meinen Hausgarten gekommen, wie sollte ich es wagen mich zu einer solchen Reise zu entschließen und einer großen bewegten Welt zu übergeben.

Den Goethe'schen Briefen folgt ein Schreiben Wieland's an Iffland vom 24. Februar 1806, womit er ihm einen Lustspielversuch seines Sohnes „Die Ueberfahrungen“, den ersten, womit er, Wieland, zufrieden sei, überreicht und empfiehlt, und sodann ein sehr kurzes und bündiges Schreiben Heinrich von Kleist's an Iffland vom 10. August 1810, welches lautet:

W. Wohlgeboren haben mir, durch Herrn Hofrath Römer, das auf dem Wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, zur Aufführung gebrachte Stück, das „Räthchen von Heilbrunn“, mit der Aeußerung zurückgeben lassen: es gefiele Ihnen nicht. Es thut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es W. Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben.

Iffland antwortet verhältnißmäßig höflich, trotz der in den letzten Worten des Kleist'schen Billets offenbar enthaltenen unziemlichen Anspielung; doch spricht er von einer „Gemeinheit, die ich nicht erwidere, auch wenn solche gegen mich gebraucht werden sollte“.

Die nun folgenden Briefe Schlegel's und Tieck's an Iffland betreffen unter andern Beck's zur Aufführung gekommenes Lustspiel „Das Chamäleon“, in welchem die Romantiker eine persönliche Satire gegen sich erblicken wollten. Schlegel schreibt ganz vernünftig und ruhig: seiner Ansicht nach müsse man diesen Angriff ohne Nothz lassen, „da sich gegen das Unbedeutende weder im Scherz noch im Ernst mit Vortheil Krieg führen läßt“; Tieck dagegen zeigt sich ganz unverständlich gereizt, und erklärt, nur unter gewissen Bedingungen schweigen zu wollen, welche aber die ungemessensten und ganz unannehmbar wären. Iffland weist ihn aufs schlagendste und zugleich empfindlichste zurecht. Diese Gereiztheit Tieck's erscheint um so sonderbarer, da er ja selbst diejenigen, die ihm nicht gefielen, in seinen satirischen Stücken lächerlich machte und an den Branger stellte.

Der sich hier anschließende Briefwechsel zwischen Iffland und Zacharias Werner ist sehr umfangreich und reicht von Nr. 89—106. Werner, der sehr ausführliche Briefe

zu schreiben liebt, erscheint darin durchaus nicht unworthhaft. Er schreibt:

Ich liebe den Katholicismus nicht, der zum Ungehörigen erstaltet ist, ich will Glauben, die Erhebung zum Sittlich-schönen durch Kunst (Verstärkung der Sittlich-schönen) verbieten, nichts weiter! Ich bin kein Partisan irgendeiner Partei, ich bin ein Mensch, dem es ums Gute zu thun ist, und das ist meine Pflicht, dazu hat mir Gott mein bloßes Talent gegeben. Ich liebe Glauben und Kunst, sie waren die Begleiter meines „Lebens“, sie werden auch, will's Gott, die meinigen bleiben.

Der mißliche Erfolg, den sein Ordensgemälde „Der Söhne des Ithals“ bei der Aufführung am 10. März 1807 hatte, macht ihn gänzlich verzagt; gleich nach der Aufführung setzt er sich hin, um an Iffland zu schreiben, ihm zu gestehen, daß er und die Schauspieler ihr Bestes gethan hätten, daß die Schuld nur ihn, den Dichter treffe; er erklärt seine Absicht, das ihm „längst lästige Bücherschreiben“ ganz aufgeben und sich, „womöglich aus dem jetzt werthlosen Deutschland in irgendein stilles Verhältniß retiriren“ zu wollen u. s. w. Aber fürs erste gab er, wie wir wissen, das Dichten noch nicht auf.

Während sind seine frühern Klagen aus Warschau über seine so „mannichfaltigen als geisttöbrenden Dienstgeschäfte“. Werner schreibt unter andern:

Diese (die Dienstgeschäfte) rauben mir den größten Theil des Tags, und lassen mir für die mir etwa übrigbleibenden paar Stunden nur äußerst selten die glückliche Heiterkeit, die — wie Sie wissen — zur Begeisterung, welche der Künstler, besonders in meiner Lage, nur erhaschen, nicht erzwingen kann, unumgänglich erforderlich ist.

Er wünscht, bei dem berliner Nationaltheater nur eine solche „Officiantenstelle“ zu erhalten, welche ihn in Stand setze, mit seiner Frau als „ehrlicher Mann“ zu existiren. Solche Klagen und solche Wünsche kommen häufig im Leben deutscher Dichter vor. Frau von Stein schreibt zwar nach der Anstellung Schiller's als Professor, es sei ihr lieb, „daß Schiller eine Bestimmung kriegt; bloß in der Autorschaft zu leben ist gewiß nicht gut“; aber es ist wol zu beachten, daß Schiller seine zahlreichsten und vollendetsten Dichtungen erst schuf, als er „ganz in der Autorschaft“ lebte.

Unter den Briefen Iffland's an Werner ist besonders der über dessen Trauerspiel „Wanda“ interessant. Iffland führt ihm aufs überzeugendste zu Gemüthe, daß er auf einem falschen Wege begriffen sei, und bemerkt unter andern, es komme für Werner alles darauf an, daß Sie in einem neuen, kräftigen, herzvollen Stücke, in dem Geiste (ohne Hyacinthen) wie die ersten viertheils Acte von „Luther“ geschrieben, beweisen, daß Sie diese Ueberzeugung ganz bekommen haben. Dann werden Ihre Stücke an die Wölken gehen. Außerdem gehen sie für das große Publikum abwärts und verrotten am Weidrausch der wenigen.

Dingelstedt hat sich mit der Bearbeitung und Einrichtung des Werner'schen „Luther“, dessen vier erste Acte, mit Ausnahme einiger romantischen Nebelgestalten und Episoden, in wahrhaft historischem Geiste gebildet sind, ein wirkliches Verdienst erworben; in dieser Gestalt sollte das Stück auf allen größern Bühnen in protestantischen Ländern von Zeit zu Zeit oder wenigstens jährlich einmal am Reformationsfeste zur Aufführung kommen.

Der nun folgende Briefwechsel zwischen Rogebue einer-

seits und Ifland und Brühl andererseits beginnt mit einem Briefe Rogebue's, worin er sich bitter darüber beklagt, daß er seine „Johanna“ nicht brauchen könne, und dann weiter in deutlicher Anspielung bemerkt:

Sollte ich aber auch fernerhin in Berliner Journalen nur zur Folie fremden Ruhmes dienen, sagen Sie selbst, was könnte mich dann noch reizen, meine Manuscripte dahin zu senden?

Ifland bemerkt dagegen in ebenfalls recht deutlicher Anspielung:

Die Art zu schreiben ist jetzt freilich sonderbar genug, und da alle Grenzen des Schicklichen und Ehrbringenden mit jedem Tage mehr niedergetreten werden, wie kann man sich wundern über den Ton, den anonyme Recensenten sich verstatten?

Von Interesse ist ein Schreiben Brühl's an Rogebue vom 20. September 1815, worin er klagt, wie sehr er schwimmen und waten müsse, um durch den theatralischen „Schlamm und Schmutz“, welcher ihn umgäbe, durchzukommen, und dann drastisch fortfährt:

Das Schlimmste dabei ist aber, daß ich von meinen Untergebenen wenig unterstützt werde. Vom ersten bis zum letzten, Beschorf, Lemm, Fißcher und Secretär Esperstedt ausgenommen, befinden sich alle übrige in der Gemeinheit so behaglich wie die Laus im Schorfe (verzeihen Sie diesen herzhaften, gleichfalls etwas gemeinen Ausdruck), aber es soll, es muß gehen, oder ich gehe!

Daß er in ähnlicher Weise auch gegen Goethe geklagt haben muß, geht aus einem Briefe des letztern vom 22. October 1821 hervor, in welchem es heißt:

Daß ich an den Unbilden, die Sie zu erdulden haben, den aufrichtigsten Antheil nehme, sind Sie überzeugt, werden es aber noch mehr sein, wenn ich ausspreche, daß ich in ältern Tagen mich immer mehr nach außen absondere und nach innen concentriere, wo ich denn die Freunde wiederfinde, mit denen ich, vor mehreren Jahren verbunden, manches Gute und Schöne gewirkt.

Die beiden letzten Briefe, von Wolff an Ifland, Weimar den 12. Mai 1812, und von Ifland an Wolff, vom 30. Juni 1812, beziehen sich auf Wolff's Schauspiel „Preciosa“, dessen Aufführung in Berlin abgelehnt wurde, und zwar namentlich aus einem sehr wunderlichen, eine Aengstlichkeit sondergleichen von seiten Ifland's ver Rathenden Grunde, der zugleich ein ganz interessantes, für den „Neuen Witaval“ geeignetes Factum in Erinnerung bringt. Ifland schreibt:

Ein anderer Umstand war es, der mich besorgter machte: Die Nordbrennerbände, welche seit drei Jahren bis dicht vor die Stadt gebrannt und geraucht, ja in einer Woche zwei Dörfer nahe vor Berlin angezündet hat, fikt, 130 Personen starb, hier auf der Hausvogtei. Der Proceß dieser Menschen, welche sich Ehrentaschen u. s. w. zubilligten und sehr verschmigte charakteristische Menschen sind, interessiert aus mehreren Gründen, je nach Verschiedenheit der Menschen, mehr oder minder, doch allgemein. Besonders aber interessiert die Hauptgünderin, die schöne Luise, ein Mädchen, die aus Kinderfett Brandlichter machte und kalten Blutes alles anlegte, die Reugier. Es gibt Menschen, die ihre verbrecherische Naivität — oder wie ich es sonst nennen soll — frapirt. Andere werden von ihrer Schönheit angezogen, alle beschäftigt sie; viele verlangen für sie das Uefer, andere ihre Freisprechung wegen ganz mangelnder Bildung.

Den Schluß des Werks bilden drei von R. Ifenburg, königlich preussischem Oberstleutnant a. D., nach Reichmann's Aufzeichnungen zusammengestellte und geordnete chronologisch-statistische Tabellen a) sämmtlicher Neuigkeiten der königlichen Hofbühne zu Berlin, von 1771—1842; b) des Personalbestandes derselben und dessen Gagenetats

von 1790—1827; und c) der Dichterhonoreare von 1790—1810. Daß auch diese mit größtem Fleiß zusammengestellten chronologisch-statistischen Tabellen ihren Werth und ihr specielles Interesse haben, brauchen wir kaum erst hinzuzufügen. Hermann Marggraff.

Romanliteratur.

1. Ein moderner Don Juan. Roman von Julius Gündling. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser vorliegenden Romans, Julius Gündling, ließ schon vor vier Jahren den Roman „Advocat Schnobele“ erscheinen; in dem vorliegenden Buche betritt der Autor denselben Weg, indem er die dem Alltagsleben abgelauchten Wahrnehmungen in eine möglichst kunstgerechte Form zu gießen versucht. Dieser moderne Don Juan ist ein im Gramen durchfallener Jurist, der nun, da ihm die juristische Laufbahn verschlossen ist, auf dem Wege des Heirathens sein Glück zu machen sucht. Schon als Candidatus juris hat Franz Hurlig, dieser neue Don Juan, ein zärtliches Liebesverhältnis mit der Tochter eines höchst pedantischen Registrators eingeleitet, dasselbe aber nach dem unglücklichen Ausgange seines Examen's wiederum abgebrochen, weil er dem jungen Mädchen keine Versorgung gewähren konnte und sie ebenfalls viel zu wenig Vermögen besaß, um ihrem Manne eine gesicherte Existenz bieten zu können. Im ersten Bande des Buchs führt uns nun der Verfasser in die Familie des Registrators ein, und wir erfahren da alle die langweiligen Prozeduren, welche dieser Actenmensch im Kreise seiner Familie vornimmt: wie alle Gesuche schriftlich bei ihm eingereicht werden müssen, wie über jeden Vorfall ein Protokoll angelegt wird, jedes seiner Hausangehörigen einen Personal-Actenfascikel hat und was dergleichen Dinge mehr sind, mit denen in Nachahmung des geschäftlichen Ganges in dem Bureau des Staatslebens dieser Actenmensch seine Umgebung peiniget und belästigt. Man merkt es den Einzelheiten dieser Schilderungen an, daß dazu irgendetwas solches Originalstück, wie sie die Schreibstube des kleinen Beamtenlebens großzieht, als Vorbild gesehen hat; jedenfalls scheint es aber für den Zweck des Romans, wenn auch einige recht humoristische Scenen sich bei der Auseinanderlegung dieser Verhältnisse darbieten, etwas zu breit angelegt, und das Detail ermüdet leicht.

Nach dem Ausscheiden Hurlig's aus diesem Kreise versucht nun der moderne Don Juan sein Glück durch Heirathsanzeigen. Er durchliest alle Heirathsgesuche und sucht die Adressen auf; da jedoch nach drei gemachten Versuchen entweder er selbst nicht beliebt wird oder seinerseits sich keine Lust zeigt zuzugreifen, so betritt er selbst den Weg der Annonce. Der erste Erfolg, den er hat, ist eine Verhöhnung, die ihm infolge dieser Anzeige von den jugendlichen Zöglingen eines Mädcheninstituts widerfährt, indem eine derselben scheinbar auf seine Anzeige eingeht und ihn auf einem öffentlichen Plage mit einem zusammengerollten Bogen als Zeichen der Erkennung umhergehen läßt, während sodann das ganze Pensionat sichernd vorüberzieht. Der moderne Don Juan läßt sich jedoch auch dadurch nicht abschrecken, sondern sucht sich nun gerade diese Briefschreiberin zu erobern. Die Mittel und Wege, die er dazu einschlägt, sind höchst seltsamer Art: er besucht selbst den Vater dieses Mädchens, einen wohlhabenden Gutsdirector, zeigt ihm den anonymen Brief seiner Tochter und läßt ihm vor, daß bereits ein vollkommenes Einverständnis zwischen ihnen bestehe. Da er jedoch auch auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangt, so schleicht sich unser Don Juan als Lehrer der Chemie in das Institut ein, und es gelingt ihm auch in der That das Herz des jungen Mädchens, der Tochter des Gutsdirectors, für sich zu gewinnen, und als diese aus dem Pensionate nun abgerufen wird, so geleitet er sie in ihre Heimat. Ein weiterer Versuch, den Hurlig macht, um den Director zu einer Heirathseinwilligung zu zwingen, schlägt ebenfalls fehl, das junge Mädchen wird in ein entferntes Institut gebracht und unser Don Juan sucht nun seine Rege weiter auszuwerfen.

Wir finden ihn nun als Factotum eines Oberamtmanns in einem Dorfe, wo er den Gesellschaften spielt, den Töchtern des Amtmanns den Hof macht und nebenbei auch seine Scherze mit den Schönheiten des Dorfs treibt, die mitunter so weit gehen, daß der Amtschreiber Hurlig sich veranlaßt sieht, in seiner Stellung Vorzüge zu treffen, daß diese Mädchen Männer besamen. Alle diese Schwierigkeiten löst er mit großer Gleichgültigkeit, aber immer will sich für ihn noch nicht der rechte Schlag heben lassen; obgleich er durch Vermittelung des Oberamtmanns eine feste Stellung endlich erhalten hat, schlägt ihm sein Plan, die liebliche Tochter eines Professors aus der Stadt als Braut heimzuführen, dennoch fehl, so geschieht er auch dabei von neuem sich ange stellt hat, und es bleibt unserm Don Juan nichts übrig, als auf seine erste Liebe, die Tochter des Registrators, wieder zurückzukommen. Der Registrator will zwar vorher ein Instructi-
onsverfahren über die Vergangenheit des Verbers einleiten, allein Mutter und Tochter sind dem entgegen und so läuft denn endlich Franz Hurlig in den Hafen der Ehe ein.

Der Leser, der es so weit gebracht hat, das Buch bis zu Ende zu lesen, ist gewiß über dies Ziel nicht unerfreut, zumal wenn er auf den schwierigen mühsamen Weg zurückblickt, den er durch alle die gewöhnlichen Erscheinungen des Alltagslebens zurückgelegt hat, wenn er die Darstellungen hinter sich weiß, die mitunter, wie die Andeutungen aus dem Dorfleben verrathen, an ein Gebiet hinstreifen, das sich mit Sitte und Anstand in der Literatur nicht wohl verträgt.

2. Die Braut im Kloster. Roman von Paul Stein. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In vorliegendem Roman begegnen wir gleich anfänglich zwei Mädchen in dem Klostergebäude einer Stadt, von denen wir bald gewahren, daß sie wesentlich in die Entwicklung dieses Romans eingreifen. Es sind dies Manuela, das sogenannte Klosterkind, und Wilhelmine, die Tochter eines Kaufmanns. Von Manuela erfährt der Leser erst später, daß sie die Tochter eines italienischen Grafen und daß sie die eigentliche „Braut im Kloster“ ist. Wilhelmine, über deren Abstammung auch gleich von vornherein einige Zweifel angeregt werden, enthüllt sich später als die Tochter der Priorin dieses Klosters mit demselben Grafen, welcher der Vater Manuela's ist. Die Priorin des Klosters war die Geliebte des Italieners, von ihm getäuscht worden und deshalb in das Kloster gegangen, um ihre Sünden zu büßen. Das Kind hatte sie bei einer Jugendfreundin untergebracht, um es ihrem Vater, der für dasselbe sorgen wollte, zuzustellen. Diese Kaufmannsfrau hatte nun aber dieses Kind, Wilhelmine, als das ihrige zurückbehalten, und ihre eigene Tochter, die wir später als Ella kennen lernen, dem Grafen als sein Kind übergeben, in der Absicht dadurch ihrem Kinde ein glänzendes Los zu bereiten, weil ihr Mann, der Kaufmann, mittlerweile in schlechte Verhältnisse gerathen war. Die Priorin mußte natürlich von dieser Vertauschung nichts und hielt Wilhelmine für das Kind ihrer Freundin. Wilhelmine hatte jedoch keinen Gefallen an dem Klosterleben, entwich und hielt sich eine Zeit lang bei einer armen Frau auf dem Lande auf, wo sie die Bekanntschaft eines jungen Grafen von Barbenberg machte, der sich in sie verliebte. Die Mutter suchte mit allen Kräften dies zu hintertreiben, weil ihr Sohn bestimmt war, durch Testamentsverfügung seines Vaters Manuela, die Tochter seines Bruders Barbenberg zu heirathen. Wilhelmine ging endlich nach mannichfaltigen Verwickelungen zum Theater und wurde später die Frau des jungen Grafen von Barbenberg, nachdem Manuela infolge der Erstürmung des Klosters im Jahre 1848 am Blutsturz gestorben war. Von dieser Seite waren die Verhältnisse glücklich gelöst; eine neue Verwicklung drohte sich aber zu entfalten dadurch, daß Edgar, ein Sohn des Kaufmanns, die adoptirte Tochter Barbenstein's, Ella, also seine Schwester, kennen lernte und mit ihr in ein Liebesverhältniß trat; aber auch das löste sich zu allgemeiner Beruhigung wieder auf.

Wir haben so im vorliegenden Romane ein Buch der Art, die abichtlich so angelegt sind, um im Stande zu sein, einem gewissen Leserkreis in Spannung zu erhalten, und ihn gerade aus dieser seltsamen Verwickelung und Entwirrung zurück zu verschaffen. Schwerlich werden aber dergleichen Bücher an ein größeres gebildeteres Lesepublikum rechnen können, denn wenn alle diese Dreibrocken gelöst sind, so zerfällt das Ganze in sein einfaches nüchternes Detail, aus dem anfangs bunte interessanteren Wille bleibt zunächst nichts übrig wie bei dem Kaleidoskop die bunten Schnigeln farbigen Papiers, aus denen das Ganze sich zusammengesetzt hatte. Klosterleben, Theater, Familienstandale, Liebesverhältnisse, Vertauschungen von Kindern sind die Fäden, an denen dieser Roman verläuft und zuletzt mit der Erstürmung des Klosters im Jahre 1848 abschließt. Der Verfasser hat ein gewisses Geschick seine Gestalten zu gruppieren, aber leicht macht er sich die Entwicklung, es bedarf dazu keiner besondern Vermittelung und Entfaltung. Das verliert sich alles sehr rasch; Edgar, der Abte sein Haushofmeister, der Sohn der Verwalterin, alle verlieren sich in Wilhelmine, die zuerst als Bäuerin auftritt; dann die Liebe zwischen Lorenzo und Manuela, zwischen Ella und Edgar! Beim ersten Zusammentreffen Edgar's mit Wilhelmine in dem Park tritt diese unmotivirte Darstellung besonders hervor; der Verfasser scheint dies theilweise gefühlt zu haben, indem er es entschuldigt, daß Edgar nicht mehr recht wußte, was er sagte und was er that, und daß es Wilhelmine kaum besser erging. Sie sprach verworrene Worte, sie stammelte, und schließlich nach mannichfachen Schicksalen schließt sich in Harmonie das Band zusammen: Edgar führt das Kind der Liebe Rudolf's, eines Bürgermädchens Kind, die Klosterentflohene, die Schauspielerin heim, aber erst nach dem Tode seiner Mutter, und die Liebenden reisen nach Italien.

3. Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft von J. Star. Bromberg, Moskowsk. 1862. 8. 1 Thlr.

Die eigentliche Handlung dieser Erzählung dreht sich um den Aufstand in Thorn 1724, wo namentlich die Kirche der Jesuiten und Katholiken schwer heimgesucht wurde und infolge dieser Plünderungen lange Untersuchungen und schwierige Verhandlungen eingeleitet wurden. Dem Verfasser scheint es viel mehr auf die Darstellung dieser Ereignisse anzukommen, als auf die Verhältnisse seiner handelnden Personen, von denen der Pole Kasimir, Neffe des Fürsten Lubomirski, und Katharina, die Tochter des Bürgermeisters von Thorn, sowie Baltesca die Hauptrolle spielen; daher kommt es auch, daß die Entwicklung dieser persönlichen Beziehungen immer mehr gegen die Schilderung der Zustände in Thorn selbst in den Hintergrund tritt. Mit großer Umständlichkeit schildert uns der Verfasser die Vorgänge in der Stadt, namentlich die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, und wenn der gewöhnliche Text der Erzählung dazu nicht ausreicht, so nimmt der Verfasser noch seine Zusätze zu Anmerkungen, in welchen er entweder den im Texte erzählten Vorgang als einen wirklich historischen bestätigt oder auch denselben weiter begründet; wiederholt werden wir namentlich durch Anmerkungen in Kenntniß gesetzt, daß er Wahrheit berichtet; auch steht oftmals ganz einfach unter dem Texte: „Thatfache.“ Als Quelle benutzt der Verfasser die „Geschichte Thorns“ von Bernick, ganze Seiten werden diesem Werke entlehnt und wörtlich in dem Buche angeführt; so entsteht ein aus geschichtlichem Material und freien Zuthaten zusammengeseßtes Ganzes, das weder nach der einen noch nach der andern Seite hin befriedigen kann: den Roman verdirbt die Geschichte, und diese wiederum löst jenen auf. Die Leiden, mit welcher sodann das Ganze geschrieben ist, verdirbt dem deutschen Leser noch völlig den Geschmack an solcher Lectüre, wenigstens auch wir die neuesten polnischen Veröffentlichungen dem russischen Drucke gegenüber für nicht völlig unberechtigt halten können.

Notiz.

Französische Literatururtheile.

In einer 1815, also ehe noch die Ungeheuerlichkeiten und Schreulichkeiten der neufranzösischen Romantik den Verfasser Lügen strafte, zu Paris erschienenen Schrift: „Les Français justifiés du reproche de légèreté“, von J. J. Lemoine, findet man folgende Stelle: „Eifrig habe ich mich nach einem Volke umgesehen, das an Gewalt der Nährung und Theilnahme an der Bühne es dem unsern gleichthun dürfte; sofort hat mir Spanien seine Verwickelungen und Verlegenheiten gerühmt, Italien seine ungereimte Bühne, England Shakspeare mit seinen Erscheinungen und Spukereien, Deutschland Schiller's (»Scyllen«, wie der Franzose schreibt) Räuber, Femgerichte und Hinrichtungen, und die lange Reihe von Menterreien, Kindermörderinnen, die dies irae und all den wahrhaft teuflischen Graus Goethe's. Wie bewundernswürdig aber auch diese Erzeugnisse unsern Verehrern erscheinen mögen, meines Bedünkens erweisen sie nur eins, nämlich, daß die meisten mit uns um den Preis werbenden Völker, trotz ihrer Ansprüche auf Ursprünglichkeit und Tiefe, noch nicht aus dem Geiste und den Sitten des Mittelalters heraus sind. Sie bedürfen großer Erschütterungen, schreulicher Verbrechen, furchtbarer Katastrophen, und nur diese können sie bewegen; die Franzosen, reifer und weiser als sie, streben ohne Ueberanstrengung dem Großen und Wahren zu.“ Vielleicht ist dies derselbe J. Lemoine, der noch 32 Jahre später, im Jahre 1847, im „Journal des Débats“ die absurden Behauptungen aufstellte, Goethe sei in der Kunst, Weiberherzen zu brechen und weiblichen Glauben mit Füßen zu treten, Lehrer gewesen, Goethe lasse sich am besten mit Rossini vergleichen, beide reflectirten wie ungeheuerer Spiegel Gefühle und Empfindungen, welche sie nicht empfinden u. s. w. Diejenigen Deutschen, welche etwa geneigt sein sollten, dem Lemoine von 1847 recht zu geben, würden consequenterweise freilich auch dem von 1815 recht geben müssen.

A. M.

Bibliographie.

Seine, W., Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Russischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ploennies, Luise v., Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts in's Deutsche übertragen. München, Fleischmann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Preffel, F., Psyche. Ein allegorisches Märchen. Nach dem Lateinischen des Appulejus. Ulm, Kriegl. 1864. 16. 15 Ngr.

Pressensé, E. v., Geschichte der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Von dem Verfasser autorisirt und mit einem Vorwort versehene deutsche Ausgabe von E. Fabarius. 3ter Theil: Der große Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum. Die Märtyrer und die Apologeten. I. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rapp, G., Augustinus. Ein Gedicht. Stuttgart, C. G. Riesching. 16. 12 Ngr.

Rengsch, F., Der Staat und die Volkswirtschaft. Eine Parallele zwischen den leitenden Grundfätzen der bestehenden Gesetzgebungen und den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirtschaftslehre. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Robenberg, J., Gedichte. Berlin, Seehegen. 1864. 16. 2 Thlr.

Ruete, C. G. T., Ueber die Existenz der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Schlesinger's, S., Original-Lustspiele. 1ster Band. Berlin, Kasar. Gr. 8. 1 Thlr.

Schloenbach, A., Menschen und Parteien. Ein Roman. Vier Bände. Leipzig, D. Wigand. 1864. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Schmid, F. X., Entwurf eines Systems der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Grundlinien der Erkenntnislehre. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, F., Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Tausen und Begräbnissen in Thüringen. Nach mündlichen, schriftlichen und amtlichen Quellen bearbeitet. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 18 Ngr.

Schrader, A., Die Falschmünzer. Original-Roman in drei Bänden. Wien, Leo's Verlags-Expedition. 8. 3 Thlr.

— Gebwig. Original-Roman. Wien, Leo's Verlags-Expedition. 1864. 8. 1 Thlr.

Segur, Abbé de, Das Papstthum, seine Begründung und seine Bedeutung in der Kirche. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 9 Ngr.

Simon, S., Auswahl englischer Gedichte aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Mit dem englischen Texte. Leipzig, Arnob. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spiegel, F., Erän das Land zwischen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr.

Strad, J., Das Tiroler Jäger-Regiment Kaiser Franz Josef I. in dem Feldzuge 1859, als Fortsetzung zu dem Werke: das Tiroler Jäger-Regiment Kaiser Franz Josef I. in den Jahren 1848 und 1849. Nach den Eingaben des Regiments zusammengestellt. Wien, Sommer. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tegnér, E., Die Frithjofs-Sage. Mit den Abendmalkindern. Uebersetzt von R. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tschabuschnigg, A., Ritter von, Gedichte. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr.

Wachenhufen, S., Des Königs Ballet, Roman aus der Goulissenwelt. Drei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. 1864. Br. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Weber, R. v., Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich. Nach archivalischen Quellen. Mit Portrait. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Weißbrodt, J., Gecilia. Historische Tragödie. Münster, Theissing. 16. 20 Ngr.

Willkomm, E., Aus alter und neuer Zeit. Vier Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Euppe. 1864. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Die Wohnungsfucher. Romischer Roman aus Berlin's Gegenwart. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zimmermann, G., Theodor Körner. Historisches Drama in drei Akten. Darmstadt, Diehl. 8. 8 Ngr.

Lese-literatur.

Bechstein, R., Die Literatur der Schulprogramme, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel. Eine Anregung. Leipzig, O. A. Schulz. 1864. Lex.-8. 3 Ngr.

Heitere Bilder aus Berlin. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. à 2 1/2 Ngr.

Braunfels, E., Zur 50jährigen Jubelfeier der Leipziger Völkerschlacht. Hannover, Krüger. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Briefe über Großdeutsch und Kleindeutsch. Hannover, Klincksch, Gr. 8. 4 Ngr.

Dietrich, F., Frau und Dame. Ein sprachgeschichtlicher Vortrag. Marburg, Elwert. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Eckardt, E., Die Völkerschlacht von Leipzig in ihrer Bedeutung für Deutschlands Vergangenheit und Zukunft. Wenigen: Jena, Hochhausen. 8. 6 Ngr.

Nalowsky, J. M., Das Duell. Sein Widerstn und seine moralische Verwerflichkeit. Leipzig, Pernitzsch. 1864. 8. 7 1/2 Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch zur Geschichte der Litteratur.

Von Friedrich von Raumer.

• Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Die von dem Verfasser vor einem zahlreichen Damenpublikum in den letzten Jahren gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur gaben ihm Veranlassung, das vorliegende Handbuch niederzuschreiben, worin das Anziehende und Wichtigste aus dem weiten Gebiete der Litteraturgeschichte alter und neuer Zeit hervorgehoben ist. Um die nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst zu befördern, wird überall auf eine Auswahl nachzulesender Stellen in ihren Schriften hingewiesen. Einen weiteren Vorzug erhält das Werk dadurch, daß die Darstellung sich nicht bloß auf die deutsche Litteratur beschränkt, sondern auch die altclassische der Griechen und Römer, sowie die italienische, englische und französische Litteratur umfaßt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände. 8. Jeder Band geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band: **Kateinische Sommer.** (Neu.)

Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' classische Schilderungen aus Italien, vermehrt durch einen neuen Band „Kateinische Sommer“, erscheinen hier unter gemeinsamem Titel vereinigt. Das Ganze, dessen Schauplatz sich von Toscana bis Sicilien erstreckt, gehört unstreitig zu den besten neuern Werken über das Land Italien und seine Bewohner.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

Zwei Theile.

Ausgabe in Einem Bande. Octav. Zweite Auflage.
Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Längst als ein Werk anerkannt, dem eine hervorragende Ehrenstelle in der deutschen Litteratur gebührt, dürfen Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“ als eins der werthvollsten literarischen Festgeschenke empfohlen werden. Die Ausgabe in Einem Bande, wovon soeben eine zweite Auflage erschien, zeichnet sich durch Eleganz und Wohlfeilheit aus.

Neben derselben sind übrigens auch die splendibern Ausgaben in zwei Bänden (fünfte Auflage, Großoctav., und sechste Auflage, Octav.) noch fortwährend zu haben (geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus.

Im Verlage von J. A. Schloffer's Buch- und Buchhandlung in Augsburg ist soeben erschienen und durch die Buchhandlungen zu beziehen:

Psychiatrische Briefe

oder:

Die Irren, das Irresein und das Irrenhaus.

Eine vollständige systematische Darlegung aller Seelenkrankheiten, in classischen und naturgetreuen Beispielen für das gebildete Publikum erläutert von

Dr. med. Joh. Aug. Schilling.

Mit einer nach Photographie in Holz geschnittenen Abbildung des Kaulbach'schen Irrenhauses und einzelner interessanter Irrenkranke desselben.

Nach Original von W. v. Kaulbach, Holzschnitt von Braun und Schneider, Photographie von J. Albert. Gr. 8. Eleganz brosch. Preis 2 Thlr. 24 Ngr.

Es ist wol kaum ein Werk bisher in die Öffentlichkeit gedrungen, das mit gleich großer Wichtigkeit das höchste Interesse verbindet. — Das Publikum zu belehren, was es heiße, „ein Irre“ zu werden, — als solcher behandelt — und dann gelehrt zu werden oder vielleicht verloren zu gehen für das ganze seelische Leben, ist sicher um so mehr notwendig, als es bis jetzt kein Buch gab, das in so blühender, anziehender Sprache, in vorzählaren Vorträgen bei der strengsten Wissenschaftlichkeit, in allem Aufklärung bietet, was über Irresein, Irrenanstalten und Irrenbehandlung zu wissen nöthig ist. — Hier ist Belehrung, Rath und Trost zu finden. Die Kaulbach'schen Bilder geben den schönen, begeisternden Worten des Verfassers die trefflichste Erklärung.

Bezüglich dieses Werks schrieb ein auf dem literarisch-psychiatrischen Gebiete tüchtiger Forscher, Sebastian Kuf in Hall, der Verfasser der „Delirien“ und „Psychischen Zustände“, unter anderm: „Sie haben die große Güte gehabt, mir durch Grafen S. die Abzugsbogen Ihres neuesten Werks zusenden zu lassen. Das Werk hat mich ungemein interessirt. Es ist ganz geeignet, auch in nicht medicinischen Kreisen die größte Aufmerksamkeit für krankhafte Seelenzustände zu erregen. Die Sprache ist blühend und voll Lebensfrische. Nach solchen Werken wird und muß das gebildete Publikum greifen. Ich kann Ihnen und dem Verleger in dieser Hinsicht nur gratuliren.“

Ueber die dem Buche beigegebenen Holzschnitte schreibt Director W. v. Kaulbach an den Verfasser: „Ich finde dieselben vortrefflich, wie anders es von der Braun und Schneider'schen Anstalt nicht zu erwarten ist. Ich glaube, daß ich Ihnen nicht erst zu versichern brauche, wie sehr ich mich auf die Herausgabe Ihres trefflichen Werks freue, und bin glücklich, daß meine Zeichnungen Ihnen als kleine Ausschmückung Ihres Werks dienen können.“

W. v. Kaulbach.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gupkow.

Der Jäuberer von Rom. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 1/2 Thlr. Dramatische Werke. Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe. 20 Bändchen. 8. Geh. 6 1/2 Thlr. Geb. 8 Thlr.

Vollständig erschienen

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 49. —

3. December 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Chrysander's Werk über Händel. — Ein Moralexemplar des spätern Ritterthums. Von Heinrich Häckert. — Deutsche Literatur im Auslande 1797 und 1863. — Zur Romanliteratur. Von Arthur Levysohn. — Notiz. (Englische Beiträge zur Shakspeare-Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Chrysander's Werk über Händel.

G. F. Händel. Von Friedrich Chrysander. Erster und zweiter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1863—60. Gr. 8. 5 Thlr.

Es wird wenig Biographien geben, die an Reichhaltigkeit und Anordnung des Materials, sowie an Treulichkeit der Darstellung mit der gegenwärtigen sich messen können, obgleich alle diese Mühe und dieser Fleiß nur einem Musiker gegolten hat, der, wenn auch von jedem mit dieser Kunst Vertrauten als Held verehrt, doch nur ein beschränktes Interesse für sich beanspruchen kann. Sollte ein Künstler, wie Händel, eine seiner hohen geistigen Bedeutung entsprechende Würdigung finden, so war dies nur möglich, wenn alle Beziehungen, in die er zum öffentlichen Leben damaliger Zeit, zur Kunst wie zu einzelnen Kunstgenossen trat, sorgfältig erzmogen wurden; dies ist hier geschehen. Verbindet sich nun, wie beim Verfasser, mit der Erforschung der äußern Umgebung auch noch eine genaue Kenntniß der Werke seines Helden, so hat man die beiden Factoren, die eine so bedeutende Arbeit ins Leben rufen konnten. Mancher wird die Biographie eines Musikers, die drei starke Bände füllen wird, ihrer Breite wegen lieber ungelesen lassen. Es mag sein; aber immerhin wird ihm viel entgehen, wären es auch nur Gesichtspunkte für die Sittengeschichte jener Zeit, die in dieser Biographie vielleicht zum ersten mal für uns aufgestellt worden sind; wir meinen namentlich alles das, was im zweiten Bande bei Gelegenheit der Bettleropern und Balladenspiele über Swift's Wirksamkeit gesagt worden ist. Wenn auch die Schöpferkraft unserer Zeit, namentlich auf dem Gebiete der Musik eine nur geringe ist, so bleibt die begeisterte Hingabe an die Vorzüge früherer Zeiten für uns ein Verdienst, dem seine Krone gewiß ist. Die musterhafte Ausgabe Händel'scher Werke konnte keinen bessern Begleiter erhalten, als das vom Verfasser so kunstvoll von seiner Umgebung abgehobene Bild Händel's. Wir versuchen einen kurzen

Abriß der ersten zwei Bände auf den hier folgenden Seiten zu geben, indem wir wünschen, daß die Tugenden des Originals überall sichtbar geblieben sein möchten. Der erste Band zerfällt in zwei Bücher, deren erstes „Die Jugendzeit und die Lehrjahre in Deutschland“ (1685—1706) enthält und dessen zweites Buch „Die große Wanderung“ (1707—20) beschreibt.

Der Großvater, Valentin Händel, Kupferschmiedemeister, stammt aus Breslau, wo er 1582 geboren wurde; 1609 ist er Bürger in Halle. Aus seiner Ehe mit eines Kupferschmieds Tochter hinterließ er 1636 eine verheirathete Tochter und drei Söhne. Zwei wurden, was der Vater gewesen, der dritte, Georg, 1622 geboren, wurde Barbier, und war 1674 schon Chirurg des Amtes Siebichenstein und fürstlich sächsischer Kammerdiener und Leibchirurg. Seit 1643 ist er der Ehemann der Witwe seines Herrn, Dettinger, die ihm 1682 starb, nachdem sie ihm drei Söhne und drei Töchter geboren hatte. Aus seiner schon 1683 wieder mit des Pfarrers Töchter zu Siebichenstein Tochter, Dorothea, eingegangenen zweiten Ehe blieben von vier Kindern drei am Leben, Georg Friedrich, geb. den 23. Februar 1685 *) und zwei Töchter. Ein Söhnlein, der Erstgeborene dieser Ehe, starb 1684 gleich bei seiner Geburt. Händel ist also ein geborener Preuße, da Halle seit 1680 unter die unmittelbare Regierung des Großen Kurfürsten kam; bis dahin war es von einem sächsischen Prinzen Augustus (der auch Händel's Vater die oben erwähnten Würden bei seiner Hofhaltung in Halle verlieh) administriert worden. Nicht bei

*) Dieses ist das allein richtige Datum von Händel's Geburt nach Jahr und Tag und aller Streit darüber hiermit beseitigt, da die Nachricht auf einer Leichenrede beruht, die auf Händel's Willen und Kosten seiner verstorbenen Mutter gehalten wurde und noch im alten Druck vorhanden ist. Die im Charakter der Mutter hervortretenden Grundzüge, ihr heller Geist, ihre tiefe Frömmigkeit und Bekenntniß, starke Liebe zu den Aeltern, geringe Neigung zur Heirath (sie war 33 und ihr Gatte 63 Jahre, als sie heiratheten), überall ein züchtiger und ehrbarer Sinn — diese Grundzüge sind auch dem Sohne eingedrückt.

der Moritzburg und nahe bei der Kirche Unserer Lieben Frauen, „am Schlamm“ lag wahrscheinlich das Haus des Vaters Händel.

Sehr früh regte sich des jungen Händel Sinn und Neigung für Musik. Der Vater mißtraute der seiner Familie fremden Kunst und hemmte, während Freunde des bei allen beliebte Kind unterstützten. Ein Clavichord auf dem Boden in aller Stille zu benutzen, ward dem Knaben gestattet. Ungefähr im achten Jahre stand Händel, als er in Weissenfels, wohin er gegen den Willen seines Vaters denselben einst begleitet hatte, die Aufmerksamkeit dortiger Musiker und des musikliebenden Fürsten auf sich zog. Der berühmte Heinrich Schütz (gest. 1672) stammte aus Weissenfels und jetzt regierte dort die Kapelle J. W. Krieger, der feinstheils Sinn und Verstandniß für gute Musik dort pflegte. Der Fürst füllte dem Knaben die Taschen mit Geld und münzte den Vater auf, die durch die Vorsehung angedeutete Bahn dem Sohne nicht verschließen zu wollen, obgleich der Vater lieber einen Knechtsgesetzten aus ihm gemacht hätte. Die Musik stand damals nicht gerade in hohem Ansehen. Sonst wurde aus einem Cantor wol ein Pastor, jetzt nicht mehr, Musik trieb nur der, der es in nichts andern zu etwas Besondern bringen konnte. Wenn man also auch Musik liebte, die Musik als Profession schien einem gewissenhaften Vater für seinen Sohn eine bedenkliche Stellung im Leben.

Händel kam auf eine lateinische Schule in Halle und wurde um 1693 Friedrich Wilhelm Bachau's Schüler. Der Lehrer war 30 Jahre, der Schüler acht Jahre alt. Bachau war Organist an der Liebfrauenkirche zu Halle. Seine Bedeutung für die deutsche Musik ist nur gering anzuschlagen; in nichts ist er ausgezeichnet oder originell; seine Cantaten sind nicht geeignet, und ihn als ein Vorbild Händel's zu denken; allein damit wird seinem Lehrtalente nichts abgesprochen. Händel spielte außer Clavier und Orgel auch Oboe und Violine, sowie er sich die Kenntniß der andern Instrumente aneignete, und stand bereits in seinem sechzehnten Jahre schon als eine musikalische Au-

torität für Stadt und Land da. Damals traf Telemann auf seiner Reise nach der leipziger Universität, wo er Rechte studiren sollte, mit Händel in Halle (1701) zusammen, und Händel blieb mit dem trefflichen Muske in Verbindung, von dem er zu sagen pflegte, er schriebe acht Stimmen, wie andere Leute Briefe schrieben. Telemann sollte 1723 Cantor an der Thomaskirche zu Leipzig werden, und erst als er es ausschlug, wurde S. Bach an diese Stelle gerufen. Händel und Telemann vereinigten sich in der Musik in dem Streben nach einem freien musikalischen Ausdruck, als er vorher üblich gewesen war.

Etwas vor diese Zeit fällt ein Besuch Händel's in Weimar, gleichsam seine erste Kunstreise. Die Kurfürstin Sophie Charlotte (Prinzessin von Hannover und Schülerin Stephani's), sowie Leibniz, die philosophische Königin genannt, seit sie 1701 Königin wurde, lehrte ihre eigenen Hofconcerte, und Händel, noch ein Knabe von 12 Jahren, erregte durch sein Clavierspiel, momentlich durch sein fertiges Generalbassspiel große Aufmerksamkeit. Bononcini, der erste Componist dieser Gesellschaft, traf später in England durch zehn Jahre in Händel einen feigenreichen Gegner. Händel's Vater starb 75 Jahre alt 1697 im Wohlstande. Im Jahre 1702 war Händel, der nach Mattheson „gar seine andere Stuba gemacht“, Student der Rechte in Halle. Wohlthuend ist es zu wissen, daß bei allem übermäßigen Genuß, Händel seinen Vätern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht habe. Händel blieb bis 1703 in Halle und war seit 1702 bestallter Organist an der reformirten Schlosskirche der Moritzburg mit einem Gehalt von nur 66 Thalern. Händel's Wichtigkeit für Halle damals schon schreibt sich von regelmäßigen Chorübungen her, die er an den beiden schulfreien Nachmittagen einführte und bei sich abhielt. Es mögen eine Menge Cantaten für den Bedarf der Kirchen in Halle von ihm gesetzt worden sein.

Im Jahre 1703 zog Händel, neunzehn Jahre alt, nach Hamburg. Seit 1678 bestand dort (in Venedig, dem man nachahmte, schon seit 1638) ein Opern- oder Singhaus. Zuerst sang und spielte man nur biblische Dramen, bis 1692, wo man damit aufhörte, weil man einsah, daß sich biblische Texte nicht eigneten. Christian Postel war der Poet, Reinhard Kaiser der Componist des Tags, als Händel dort erschien. Er sagte ein Gedicht Postel's über das neunzehnte Kapitel des Johannes so begierig auf, daß er eine Passionsmusik über dasselbe componirte. Lange Zeit nachher, als Händel schon der hochberühmte Meister war und in England bewundert wurde, schrieb Mattheson, der sich um Händel bei seiner Ankunft in Hamburg manche Verdienste mag erworben

*) Höchst interessant sind Georg W. Telemann's (geb. den 14. März 1681 zu Magdeburg) Selbstbekenntnisse über seinen Weg zum musikalischen Ziele durch ähnliche Hindernisse hindurch. Sie geben ein treues Bild der Zeit und sind auch für Händel's Leben von besonderer Wichtigkeit, da beide Männer später sich begegnen sollten. Telemann war auf allen damaligen Instrumenten zu Hause, unter denen wir auch die Schalümo und Gambe lesen. Er heirathete später in Goethe's Familie, 1714 Maria Katharina, des Rathsforschreibers Andreas Textor Tochter zu Frankfurt a. M. Seine Werke sind zahlreicher als die Sebastian Bach's.

**) Friedrich Wilhelm Bachau ist den 19. November 1663 in Leipzig geboren. Sein Vater war erst in Leipzig, später in Eilenburg Stadtmusikus. Im Jahre 1684 kam Bachau als Organist nach Halle, wo er 1712 (nicht 1721) starb. Eine Zeit war Sebastian Bach, damals in Weimar, in Vorschlag für die lebige Organistenstelle an der Liebfrauenkirche in Halle, mit einem Gehalt von 140 Thaler (24 Thaler für Wohnung, 17 1/2 Thaler für Holz). Bach blieb aber in Weimar mit dem neuen Titel eines Concertmeisters. Wenn Bachau's Cantaten an ungeschickter Behandlung des Textes leiden, so darf man nicht vergessen, daß überhaupt die Musik von 1670—1710 unbedeutend genannt werden muß. Theatralische Musik sang an, der strengern Schreibart gegenüberzutreten.

*) Der Italiener Stefani, Kapellmeister zu Hannover, geb. 1653 in Gaielfranco im Venetianischen, gab durch seine klavolante Duette (er ist einer der bedeutendsten Meister des Contrapunkts) einen Aufstoß in Deutschland für diese Schreibweise, die seitdem sehr beliebt wurde. Er war ein väterlicher Freund Händel's und wurde von ihm sehr hoch geschätzt.

**) Die ganze Erzählung ist aber ausgeschmückt und so auch der Bericht des Kurfürsten und spätern Königs Friedrich Wilhelm's I., Händel erziehen zu lassen, welche Auszeichnung der Vater abgelehnt habe.

haben, eine heisende Kritik dieser Jugendarbeit Händel's, aus der hervorgeht, wie ungewohnt Händel noch in der Bewältigung solcher Texte war. Freilich hätte Mattheson kaum die von ihm so hart und so witzig getadelte Arbeit besser gemacht; doch war er eitel genug, sich mit einem Händel zu messen. Die Arbeit gehörte ins Jahr 1704 und für die Hamburger mußte diese Art Passionsoratorium etwas Neues sein.

Im Jahre 1705 schrieb Händel seine erste Oper „Almira“. Kurz vorher war er mit dem anmaßenden Mattheson zusammengelassen, der selbst Sänger und Operacomponist und im höchsten Grade eitel war. Nach einer Aufführung von dessen „Cleopatra“ war Händel auf offener Straße, den Degen in der Hand, auf den aufgeblasenen Menschen losgegangen, der ihn durch eine Ohrfeige zuerst hart beleidigt hatte. Die Veranlassung war folgende gewesen. Mattheson pflegte am Klavier im Orchester seine Opern selbst zu dirigiren, in genannter „Cleopatra“ sang und spielte er aber den Antonius, währenddessen Händel am Flügel seine Stelle einnahm, aber nachdem er, Mattheson, als Antonius auf der Bühne sich selbst entleibt hatte, rief der große Künstler wieder ins Orchester, um den Fied der Oper am Klavier selbst zu dirigiren. Diesem ganz unkünstlerischen Gebaren widersetzte sich Händel ernst, wodurch der eitle Mattheson dem Gelächter des Publikums bloßgestellt wurde. Die Streitigkeit wurde aber bald beigelegt, denn kurz nach diesem Vorfall wird erzählt, daß Mattheson Händel's Blätter, auf denen er die „Almira“ componirte, reinlich abschrieb und so die Partitur zusammenstellte.

Wir übergehen die gemeinen Streitigkeiten, die zwischen dem Dichter des Textes, einem groben Theologen, Freystück, der auch für Mattheson dichtete, und seinen Gegnern in Hamburg in Flugschriften durchgemacht wurden. Vierundvierzig deutsche Gesänge und über ein Duzend italienischer Arien enthielt diese Oper. Es erscheint als sehr geschmacklos, italienische und deutsche Texte untereinander zu mengen, doch war es damals üblich. Die Oper Händel's selbst steht noch im Schwanken zwischen der Kaiserlichen Weise und ursprünglicher Begabung, wie der Verfasser an einer Sarabande ($\frac{3}{2}$ Takt, F-dur) nachweist, aus der 1711, in der Oper „Rinaldo“ jener unbeschreiblich schöne Klaggesang, der jetzt allen bekannt, entstanden ist. Die Oper „Almira“ wurde sehr beifällig aufgenommen und an dreifachmal, ununterbrochen hintereinander gegeben.

Im Jahre 1705 brachte Händel seine zweite Oper, „Nero“, die trotz allen Tadel eines Mattheson und anderer wie die erste in Hamburg herrschte. Händel spielte anfangs in Hamburg zweite Geige, dann dirigirte er am Flügel und nach seinem großen Erfolg mit der Oper gab er bloß Unterricht. Bei strengster Stillschließlichkeit erübrigte er, während seine Kollegen in Schulden lagen. Der sonst berühmte Kaiser, der die „Almira“ begonnen und dann dem jungen Händel abgetreten hatte, componirte, gekrönt, jetzt auch einen „Nero“ und eine „Almira“, fiel aber durch.

Es traten in der Verwaltung des Theaters, bei der Kaiser betheiligt war, damals Differenzen ein, Kaiser mußte flüchten und auch Händel's Opern kehrten ins Stillschweigende zurück. Kaiser kam zwar nach einigen Jahren wieder und componirte weiter, doch war Hamburgs Blütezeit für die Oper vorbei und Händel ging. Seine Stunden trugen ihm, zu einem halben Thaler eine gerechnet, das Reisegeld nach Italien ein; von Hause bezog er schon, lange nichts mehr. Noch zwei Opern schrieb er für das hamburger Theater, „Florindo und Daphne“, einer Doppeloper, d. h. so ausgedehnt wie sonst zwei Opern; sie wurde erst lange nach seiner Abreise gegeben und ist verschollen, auch die Partitur ist nicht mehr vorhanden. Ein Jahr nach seiner Abreise nach Italien fand erst ihre Aufführung in Hamburg statt.

Mit Händel's „großer Wanderung“ (1707—20) beginnt der Verfasser sein zweites Buch. Händel blieb vier Jahre in Italien und hinterließ, wo er sich aufhielt, gleichviel ob auf längere oder kürzere Zeit, stets Denkmale seines reichen Geistes. Italien, Frankreich, England gesehen und sich schließlich einige Tage im Haag aufgehalten zu haben, machte damals einen „galanten“ Geist fertig; daher die meist nutzlosen Wallfahrten auch deutscher Musiker nach Italien. Nach hatte kein Bedürfnis nach Italien zu gehen, aber Händel trieb es dahin. Fragt man nach Musikern, die neben Händel genannt zu werden verdienen und die in Italien waren, ohne gerade dort zu finden, was sie suchten, so kann man Heinichen, Stölzel, Haffner nennen. Bach, Kaiser, Telemann, Mattheson sind nicht im gelobten Lande der Kunst gewesen, und nur wenige brachten, wie Schütz vor Händel und später Goethe, aus Italien reife Früchte für ihre Kunst mit in die Heimat. Der Verfasser weist mit Scharfsinn aus Notenschrift, Wasserzeichen des Papiers und dem noch deutlichen a im Namen Händel's (später schrieb er in Italien e) nach, daß aus der Zeit seines ersten Aufenthalts in Florenz einige Cantaten stammen. Ostern 1707 war er in Rom; seine Kirchenfachen fanden aber hier nicht den geeigneten Boden. Interessant ist jedoch, wie er ältere eigene Conceptionen mit reiferem Verstand zu verwerthen wußte. Diese Umarbeitung früherer Gedanken ist bei Händel eine Art Manier; jedenfalls etwas Abweichendes in einer sonst so genialen Natur.

Hier müssen wir auf eine etwas eigenthümliche Anschauung des Verfassers vom musikalischen Reiz und sein aufmerksam machen. Der Verfasser hat scharfsinnig nachgewiesen, daß Händel ein doppelchöriges Magnificat eines um 1690 berühmten Dionigi Erba in späterer seiner Werke für sich verworthen hat, darunter auch in einem seiner berühmtesten Oratorien, dem „Israel“. Der Verfasser meint, Händel habe in diesem Verfahren keinen Tadel musikalischen Diebstahls zu befürchten, obgleich er ganze Stellen unverändert beibehalten habe; sondern es stehe einem Genius zu; Werthvolles, das nicht ganz an seiner rechten Stelle stehe, an die gehörige zu verweisen. Sonst verbäre Lehre! Ein Genius darf unsere Gedanken seine andern als eigene Gedanken haben und wird unreif ge-

bliebenes anderer Geister nicht mit der Sonne seines Geistes zeitigen. Diese Verwerthung des Magnificat von Orba bleibt mindestens eine ängstliche Sonderbarkeit des sonst so unbefangenen Händel. Die Parallele des Verfassers, die er an diesem Orte mit Shakespeare versucht, hinkt; denn eine Vertiefung des Gedankens, wie sie Shakespeare mit den überkommenen äußern Anlässen und Stoffen vornahm, ist überhaupt auf dem Gebiete der Musik unmöglich und wäre annähernd vielleicht einem Mozart und Beethoven, aber lange noch nicht einem Händel möglich gewesen, der kaum erst anfing, die Psychologie der Instrumente zu ahnen.

Händel lebte in Italien in dem glänzendsten geselligen Verkehr. „Das ganze gebildete Italien war damals sozusagen eine einzige große zusammenhängende Gesellschaft.“ Nach Florenz zurückgekehrt (1707—8) schrieb er dort den „Robrigo“ und gewann aus dem Umgang mit namhaften Künstlern, der Sängerin Vittoria Terzi, ihrem Lehrer, dem dortigen Kapellmeister Francesco Rebi, viel für seine Kunst. In Venedig führte Händel 1708 die „Agrippina“ auf. Wir finden ihn zum zweiten mal in Rom (März bis Juni) 1708, wo ihn das Osterfest bewegt, ein Oratorium „Resurrezione“ zu schreiben. Die römische Kapelle war ausgezeichnet, Corelli erster Geiger.“) Die Viola da Gamba hat Händel hier mit Vorliebe angewendet. Es bleibt eine Eigenthümlichkeit Händel's, daß er seine eigenen Sachen in spätern Werken ausschrieb oder stückweise umgearbeitet neuen Schöpfungen einflößt, und der Verfasser hat bei seiner genauen Kenntniß der Händel'schen Werke nie vergessen, den Nachweis dieser mehrfachen Verwendung zu führen. Beethoven hat dies, soviel wir wissen, bei großen Stücken nie gethan und Mozart wesentlich nur einmal. Noch ein anderes Werk stammt aus dieser Zeit, daß auch dem Schicksal späterer Benutzung nicht entging, es ist „Il Trionfo del Tempo e del Disinganno“. Die Jahre 1708, 1737 und 1757 zeigen dies an. Obgleich eine musikalische Allegorie, gefiel das Werk. Einen Versuch ihn katholisch zu machen, lehnte Händel entschieden ab. (Hasse wurde es.) Händel muß sich in Rom auch mit dem ersten Klavierspieler seiner Zeit, Domenico Scarlatti, dem Sohne des A. Scarlatti, am Klavier sowie auf der Orgel, auf welcher letztern Händel Sieger blieb, gemessen haben.“) Kriegerische Zustände trieben Händel aus Rom, von wo ihm der Abschied schwer geworden ist. Vielleicht in Gesellschaft der Scarlatti und des Corelli zog er nach Neapel (1708—9).

Die Cantate war damals das Feld, auf dem die Composition sich am freiesten entfaltete und sich das Meiste

sozusagen erlaubte. Händel schrieb Solocantaten und Cantaten mit Instrumenten in Italien, deren Ausführung aber so schwierig ist, daß sie Virtuosen verlangen. Finden sich mehrere Stimmstimmen, so fallen diese Cantaten unter die Gattung Serenaden, wie „Apollo e Daphne“ in neun Sätzen. Eine Cantate für mehrere Personen ist auch „Acis, Galatea e Polifemo“ (1708—9) in der Polifemo (Bass) einen Sprung aufwärts über 12 Töne und sogleich einen von der erreichten Höhe abwärts über 19 Töne zurückthut. Noch werden aus dieser Zeit sieben französische Lieder und eine spanische Cantate mit Begleitung der Fithre erwähnt. Händel lebte in Italien unter den angenehmsten Verhältnissen, sorgenfrei, gewann für seine Bildung ungemein, namentlich neben der Kunst an Sinn für Malerei, deren Kenner er gewesen zu sein scheint, nicht zu gedenken seiner Fertigkeit in der italienischen Sprache.

Der Rückweg führte Händel über alle die früher schon besuchten Städte. Weihnachten 1709 hörte er in Rom eine Melodie der Bifferari, die er nach langen Jahren noch seinem „Messias“ in dem Vorspiel zu dem: „Und es waren Hirten auf dem Felde“, mit der Bezeichnung „Pis.“ einverleibte. In Venedig fand er Reisegefährten nach Hannover, Baron Kielmannsegge, einen kunstliebenden und übenden Dilettanten, und Kapellmeister Steffani. Er machte mit ihnen diesen Umweg nach London, da der Kurfürst von Hannover den englischen Thron erhalten sollte; und so hielt es Händel, dessen Ziel schon länger England war, nicht ungeeignet, die Stadt Hannover vorher zu besuchen. In Hannover wurde Händel bald nachher Kapellmeister. Seine Familie in Halle traf er manichfach verändert, eine Schwester war gestorben, eine andere verheirathet, die Mutter vereinsamt. Die Kapellmeisterstelle in Hannover — er wurde dort der Nachfolger Steffani's — erhielt Händel aber erst nach seinem ersten londoner Aufenthalt 1710—11. Dieser Aufenthalt wurde folgenreich für ihn, denn er seffelte seine Neigung für dieses Land. England hatte damals keine musikalische Stellung.“) Die englische Oper (durch Purcell und Drott) bestand aus Dramen mit musikalischen Szenen, und man muß zugeben, daß Händel hier vorgearbeitet fand. Seit 1690 erscheinen aber immer mehr italienische Sänger (auch Castraten) in England.“) Man kam auf den Weg zu einer italienischen Oper; 1705 gab es eine Oper in London, in der zuerst alles gesungen wurde. Da einheimische Leistungen nicht durchschlugen, blieb nicht übrig als die Arbeiten der Ausländer. Mit Händel's Ankunft konnte die neue Wendung in der Musik Englands sofort eintreten.

Im Jahre 1711 erschien Händel mit der Oper

*) Corelli bewunderte sich über die Schwierigkeit in Händel's Schreibweise, worauf Händel schwierige Passagen auf der Geige vorgespielt haben soll. In Venedig trat Händel zu A. Lotti, in Rom zu A. Scarlatti in nähere Beziehung, sicher nicht ohne großen Nutzen für seine Kunst.

**) Domenico Scarlatti traf 1720 Händel in London. Später ging er nach Spanien, wo Händel's Name durch ihn auch bekannt geworden ist.

*) Ein namhafter Musiker Englands aus der nächsten Vergangenheit war Henry Purcell (1658—90). Zwar ein Reformator der Musik ist er nie gewesen; aber er war der einzige englische Musiker, der durch seinen Geschmack Einfluß auf das musikalische Treiben seines Vaterlandes gewann, für das er 39 Opern geschrieben hat.

**) Im Jahre 1705 kam Nicolino Grimaldi, genannt Nicolini, nach London; er und Valentini brachen Bahn für den italienischen Gesang.

„Rinaldo“ vor dem Publikum, die er in 14 Tagen zusammengeschrieben hatte. Der Eindruck war groß, Hamburg ver schrieb sich die Oper, Nicolini brachte sie nach Neapel. Ein Sonderling, Thomas Britton, ein Kohlenhändler (er ging mit dem Sack auf dem Rücken), der nach dem Geschäft einen Gönner der Künste und Wissenschaften abgab, musicierte damals Donnerstags in seiner unscheinbaren Wohnung, die bald ein Sammelplatz der Künstler wurde und wo auch Händel oft auf dem Flügel phantastierend sich hören ließ. Nach einigen Monaten lehrte Händel nach Hannover zurück, wo er, als der Meister Steffani in politischen Sendungen einen neuen Wirkungskreis empfing, an dessen Stelle als Kapellmeister trat. In diesem Jahre war Händel abermals bei den Seinen in Halle und ward dort Pathe einer kleinen, nach ihm Friederike (Michaelsen) genannten Nichte, die er stets sehr geliebt und der er zuletzt sein Vermögen vermachte hat.

Die Nachrichten, die der Verfasser an dieser Stelle über den bescheidenen und doch so hochgebildeten Steffani gibt, sind sehr interessant; namentlich macht er auf ein schönes „Stabat mater“ von ihm hier zuerst aufmerksam. Man muß bedauern, einen solchen Meister vergessen zu sehen. Händel hat in Hannover viel solcher Duette (an 30 Stück) im Kammerstil geschrieben nach Steffani's Vorbild, von denen eins später den Gedanken zur Duvertüre des „Judas Maccabäus“ hergegeben hat. Auch neun deutsche Lieder, Oboenconcerte, Klavierstücke gehören mutmaßlich nach Hannover. Händel blieb stets in Verbindung mit London und 1712—16 fällt seine zweite Reise dahin; 1712 erscheint der „Pastor fido“; der „Theseus“; eine Ode für den Geburtstag der Königin Anna 1713; das utrecht „Tebeum“ 1712 in D und A. *) Hannover behielt bald keine Zugkraft mehr für Händel, obschon bis 1714 keine Oper in London von ihm gehört wurde.

Kurfürst Georg von Hannover ging als König 1714 nach England und Händel blieb gleich in England. Vornehme Gönner sahen den berühmten Componisten gern in ihren Häusern; so Graf von Burlington, bei dem Händel drei Jahre zubrachte. Eine kleine Oper „Silla“ (1714) ist die größte Arbeit, zu der sich Händel unter der Last eines ausgefüllten guten Lebens damals entschließen konnte. Im Jahre 1715 finden wir „Amadigi“ als Oper verzeichnet. Händel war in dieser Zeit mit dem Hofe zerfallen, seine Zurückhaltung trug wol die meiste Schuld, dann aber auch der Umstand, daß der König auf ihn zürnte, weil er seine hannoversche Kapellmeisterstelle so vernachlässigt hatte. Oper und Drama lagen im Streit miteinander. Händel war zwar der berühmte Meister, aber die Zeit war der Musikpflege nicht ganz günstig. Durch eine Wassermusik 1715, dem König auf der Themse vorgespielt, söhnte er den Hof mit sich aus. Händel hatte jetzt 400, bald 680 Pf. St. Jahresgehalt. Als der Hof auf einige Zeit nach Han-

nover zurückkehrte, ging Händel mit. Es fällt in diese Zeit eine deutsche Passion (1716), deren Text von B. F. Brodus, dem hamburger Rathsherrn verfaßt war. *) Händel hat nie wieder eine deutsche Passion oder Kirchenkantate gesetzt. Der Verfasser meint, Händel habe zeitig schon aufgehört, Geschmack an den pietistischen Texten zu finden. Händel's „Christus“ wurde ihm der Messias der alten Propheten, der Siegesfürst über alle. In Halle fand Händel bei den Seinen keine wesentliche Veränderung. Sein Lehrer Bachau war todt, er unterstützte bereitwillig die in Dürftigkeit lebende Witwe. Eine Reise nach Ansbach **) zu einem ehemaligen Universitätsfreunde, der dort verheirathet war, J. L. Schmidt, begeisterte diesen so für seinen Freund Händel, daß er Weib und Kind zurücklassend mit ihm für immer nach England ging; er ist der oft genannte Geschäftsführer Händel's; ein gleichgearteter Sohn folgte dem Vater im Dienste des großen Musikers. Der englische Hof ging 1717 im Januar von Hannover nach London zurück; Händel Ende 1716.

In London lebte damals „eine schillernde Curiosität“, James, Herzog von Chandos, der in der Nähe Londons in einer Villa, welche Pope die „Timons-Villa“ nannte, mit der Pracht und dem Glanze eines souveränen Fürsten wohnte, hundert Schweizer zu seiner Leibwache in der Kirche hatte und spottend — im Hause Burlington's schmiedete man die heißen Wige gegen seine Sonderbarkeiten — der „Großherzog“ genannt wurde. Dieser Sonderling bot Händel, wie früher Graf Burlington, an, bei ihm in Cannons in vollster persönlicher Unabhängigkeit zu leben, die Kapelle zu leiten, Orgel zu spielen und Kirchenstücke zu setzen. Sein langweiliger bisheriger Musikmeister Pepusch mag freilich etwas sauer bei einem solchen Nebenbuhler ausgesehen haben. In Cannons (1717—20) schrieb Händel 12 Anthems (ant-hymn). Es sind diese Compositionen Cantaten, öfter mit Chorsätzen für nur drei Stimmen. Die alte Musik ist mit Recht kirchlich genannt worden, Händel's Musik sollte man alttestamentlich nennen. Diese Anthems sind für Händel's Kunst insofern von Bedeutung, als sie eine Vorstufe und Vorstudie zu seinen spätern Oratorien wurden. Schon hier in Cannons schritt Händel zu einem Oratorium, seinem ersten; 1720 entstand „Esther“. Der Herzog zahlte für die Composition 1000 Pf. St. Für dieselben Verhältnisse schuf Händel um 1720 ein zweites Oratorium „Acis und Galatea“, eine weltliche Dichtung. Mozart hat eine Instrumentirung versucht, ohne das Werk dadurch populär

*) Es ist dieses schwülstige Gedicht des berühmten Poeten von allen damals namhaften Musikern in Musik gesetzt worden, auch Händel hat sich, angelockt mit den Tagesgelohnen seiner Kunst sich zu messen, ohne weiteres, d. h. ohne sich durch den zum Theil entsetzlichen Text irren zu lassen, an die Composition gemacht. Viel wahrerischer und gebildeter bewies sich S. Bach, der eine Passionsdichtung von Vossel nicht für durchgängig geeignet erachtete, sondern mit künstlerischem, auch poetischem Gefühl änderte.

**) Ansbach war ein muskliebender Ort, besonders um 1700, als der berühmte italienische Sangmeister Bistocchi dort dirigirte. Er war auch der Lehrer der nachmaligen Königin Karoline von England, die eine Tochter des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach war

*) Händel hat noch einige Tebeum gemacht; eins in B 1718—19 zu Cannons auf Wunsch des Herzogs von Chandos; eins in A 1719—20 ebenfalls; eins in D 1720, das erst 1737 für Königin Karoline aufgeführt wurde. Ein Jubilate geht bei uns unter dem Namen des hundertsten Psalms.

gemacht zu haben. Im Jahre 1747 wurde der Palast zu Cannons öffentlich versteigert, und damit war das glänzende Meteor von Cannons verschwunden, das über 20 Jahre geleuchtet hatte. Schon damals war Händel oft in der Paulskirche und auf der Orgelbank, sein Verkehr mit den Musikern ein herzlicher.

Händel's verheiratete Schwester starb 1718 in Halle; die bekannte Arie im „Messias“: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, enthält den Lieblingspruch der verstorbenen, von ihm innigstgeliebten Schwester. Händel versprach den Seinigen nach dieser Trauerbotschaft einen Besuch in Halle. Hiermit schließt der erste Band und das zweite Buch der berühmten Biographie mit demselben Ort, von dem sie ausging. Händel selbst hat von den beiden Hälften seines Lebens eine klare Vorstellung gehabt und an der Grenze derselben stehend äußert: „Man muß lernen, was zu lernen ist, und dann seinen eigenen Weg gehen.“

Bis jetzt hat der Verfasser die ersten 35 Lebensjahre Händel's an uns vorübergehen lassen. Auf Jugendzeit und Lehrjahre folgen nun, im dritten Buch, das den zweiten Band bildet, 20 Jahre bei der italienischen Oper in London (von 1720—40) oder die Zeit bis zu Händel's fünf- undfunfzigsten Lebensjahre; ein Abschnitt, in dem Händel zwar an jenem Theater durch einige dreißig Opern eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit an den Tag legte, durch die er aber trotzdem sozusagen erst bis zur Schwelle des Dratoriums herantrat, in welcher Gattung von Compositionen er doch unstreitig erst den Gipfel seines Ruhms erreichte. Mit dem Uebertritt zum Theater wurde Händel eine öffentliche Persönlichkeit, ja der Verfasser behauptet, erst in diesen 20 Jahren habe sich durch Händel eine wirkliche musikalische Oeffentlichkeit in England gebildet. Daß Händel ein ebenso energischer Mensch als großer Künstler war, steht fest, und er fand an jenem Theater volle Gelegenheit, seine durchgreifende Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Eine Oper besaß London damals noch gar nicht, höchstens aus Frankreich nach England übergeführte schlechte italienische Farcen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Händel in dieser Periode seines Lebens als ein allezeit kampfbereiter Streiter erscheint. Der Frieden und die politische Ruhe hatten damals Genußsucht und; mit ihr im Zusammenhange, eine Geldliebe und Gewinn sucht erzeugt, die eine allgemeine Charakterlosigkeit nach sich gezogen hatte, der gegenüber Händel's männliche Freimüthigkeit scharf genug abstach.

Unter andern Geldspeculationen damaliger Zeit, deren der Verfasser mehrere trefflich schildert, gehört auch die, eine italienische Oper gründen zu wollen. Die Anregung dazu verlegt der Verfasser mit Wahrscheinlichkeit in die glänzenden musikalischen Feste jenes Herzogs von Chandos, dessen wir schon erwähnten und der mit seinem jüdischen Agenten an mehr als einer großen Speculation sich betheiligte hatte. Händel saß von Anfang an mit im Rathe der Begründer, sah auch selbst die Gelegenheit für die wichtigste seines Lebens an und wurde

im Anfang 1719 nach Deutschland geschickt, um Sänger anzumerben. Er besuchte Düsseldorf, damals die Residenz des Kurfürsten zu Pfalz, wo er Benedetto Baldassari engagierte und von da ging er nach Dresden; nach letztem Ort erst im September, wo damals im ganzen Monat hindurch ausgesuchte Festlichkeiten stattfanden. Den Sommer brachte Händel, welchen englische Zeitungen damals schon „den berühmten Meister der Musik“ nennen, wol in Halle bei den Seinigen zu. Im April 1720 wurde die italienische Oper in London eröffnet, für die Händel (also wol im Winter 1719—20) „Aris und Calatea“, sowie „Rhodamisso“ componirte. Vorbild war die italienische ernste Oper, wie sie in Wien der Hof sich vorspielen ließ. Scarlatti's Kunsttalent hatte sie ins Leben gerufen und Händel fühlte sich ihm verwandt. Der Verfasser meint, man müsse Händel den Preis, Scarlatti aber die Originalität zugestehen.

Freilich hatte das neue Institut auch eine Menge Gegner gefunden, namentlich in den brotlos gewordenen englischen Musikern und den englischen Schauspielern, die jene Akademie als ihre Rivalin aufs bitterste hielten. Die ersten acht Jahre an der Oper waren Händel's goldene Zeit. Der Verfasser gruppirt hier sehr interessant die Sänger damaliger Zeit in vier Gruppen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts, sagt er, gab es ausgezeichnete Sänger, die zugleich Tonsetzer waren. Erstam kann in seiner feinen Weise als Muster dieser Gattung gelten. Es waren diese Herren gute Musiker, aber keine Darsteller. Bei Beginn des 18. Jahrhunderts machte eine Anzahl Sänger, die besonders die theatralische Action in Schwingung brachten, großes Glück. Das waren die Sänger aus Scarlatti's Schule. Der gefeierte war Ritter Nicolini. Die dritte Klasse waren die Sänger aus Händel's Zeit, musikalische Bildung und kunstvolle Darstellung standen bei ihnen auf der Höhe und schufen Herrliches. Namen wie der des Sängers Senesino und der Sängerin Gizzoni u. a. sind aus Händel's Zeit bekannt. Die vierte Epoche des Gesangs hebt mit den tyrannisierten Bravoursängern an, unter denen Faustina und Farinelli die berühmtesten waren.

Das Opernactienunternehmen, an dem der König sich auch betheiligte hatte, trat im April 1720 ins Leben. Die zweite Oper der Saison war Händel's „Rhodamisso“. Der Zulauf, der Lärm und das Gedränge waren groß. Der Verfasser gebraucht den kraszschmeckenden Ausdruck im Bezug auf die Größe dieser Opern: sie seien noch Arien-

*) In Dresden hatte sich damals unter Lotti eine wahre Glanzperiode entwickelt. Händel gewann die Damen Durastanti und Calvai, die Sängern Senesino und Beretti und den Bassisten Bockst, freilich erst vom October 1721 an, für die neue londoner Akademie. Händel spielte auch in Dresden vor den hohen Herrschaften und erhielt 100 Dukaten. Ein Jahr vorher hatte Bach hier über den Brangosen Mannes gestellt. Bach hätte auch gern Händel gesehen, als dieser aber deshalb nach Halle reiste, war jener schon wieder abgegangen.

**) In Wien standen zwei Italiener und ein Deutscher an der Spitze, Sur, Caldara und Conti; in London ebenso Monnaci, Ariosti und Händel. In Wien war der Schwerpunkt die verschwenderische Ausstattung, der Glanz und Pomp, in London blieb es die Kunst.

Händel, durch Recitativfäden zusammengehalten. Händel's Oper galt für die beste der Saison, und da auch der Text ein guter war, so können wir dem Verfasser glauben, daß er in Darlegung ihrer Vorzüge recht habe. Jetzt fand Händel zum andern mal neben Domenico Scarlatti, dessen Oper „Narciss“ der Händel's folgte. Domenico Scarlatti's Fach war aber nicht die Oper, sondern das Klavier. Händel behielt den Preis so berühmt Scarlatti auch war.

Im November 1720 eröffnete Giovanni Bononcini den zweiten Jahrlauf der Königl. Akademie der Musik mit einer dreißigmal im ganzen gegebenen Oper. Es entstanden Partesen für Bononcini und Händel. Händel, Bononcini und ein Signor Pippo mußten sogar gemeinsam eine Oper schreiben, es wurde daraus die Oper „Ruzio Cadvola“, 1721. Der Unterschied zwischen Händel's Schreibweise und der Bononcini's kam dabei allerdings sofort zu Tage, jedoch fand in dem dritten und vierten Jahrlauf Bononcini dennoch größern Beifall. Die Engländer stellten ihn unmittelbar neben A. Scarlatti. Dies hatte auch seine Gründe. Ein berühmtes Werk Scarlatti's, Cantaten und Duette, dem König gewidmet (1721), begünstigten bei seinem stolzen und sich überhebenden Wesen seine damalige Stellung in der Kunst. Händel kammerte diese Hintansetzung an sich wol wenig. Er führte 1721 „Floridante“ vor und diese Oper wurde wenigstens ebenso oft gegeben als die andern Opern. Die Kasse der Opernactiengesellschaft stand jetzt sehr gut. Für 20 Gulden genöth man circa 50 Vorstellungen oder es fand Rückzahlung statt.

Mit dem vierten Jahrlauf 1722 — 23 kam Francesca Guzzoni, die berühmte italienische Sängerin, nach London. Sie sang zuerst in Händel's „Ottone“ (1722). Diese Oper nennt der Verfasser einen wahren melodischen Leckerbissen. Melodien aus dieser Oper erklangen selbst auf dem Hackebret, so populär wurde sie. Die Guzzoni ist es auch, die Händel im Jörn, als sie sich weigerte zu singen, aus dem Fenster stürzen wollte, seit welchem Versuch sie sich nie wieder ungebürlich gegen ihren Director benommen hat. Ein mit ihr berufener Componist, Attilio Ariosti, konnte so wenig wie Bononcini bleibendes Uebergewicht gegen Händel gewinnen. Während dieser Saison wurde noch sein „Flavio“ (1723) gegeben. Nach Paris aber, wohin die Oper auf Gastspiel gerufen wurde, lud man sie unter Bononcini's, nicht unter Händel's Leitung. Die Feindschaft der Theater gegen die Oper schadete ihr in dieser Zeit durch ganz unwürdige Spectakelfstücke, die aber doch bedeutend anzogen, so unter andern ein Stück, „Doctor Faust“. Französisches und englisches Theater auf der einen Seite und Heidegger's,

des allezeit fertigen, dem Adel bereitwillig dienenden Theaterunternehmers, Maskeraden standen der Oper gegenüber, obgleich Heidegger selbst technischer Director der Oper war.

Im fünften Jahrlauf machten die Opern Bononcini's und des Attilio Ariosti entschiedenes Fiasco. Händel trat mit seinem „Giulio Cesare“ (1724) hervor, einer Oper, die sich, nach des Verfassers Versicherung, stellenweise bis zum Unübertrefflichen erhebt. Die Oper ist wenigstens noch 1787 wieder aufgeführt worden, also lange lebensfähig gewesen. Händel wog jetzt schon so über, daß sowohl Bononcini als Ariosti nicht umhin konnten, in seiner Weise zu schreiben. Bononcini wurde von dieser Oper förmlich aus dem Felde geschlagen und bald darauf pensionirt; der andere Colleague blieb noch, mehr geduldet als geehrt. Uebrigens muß es damals sehr leidenschaftlich in den londoner Musikkreisen hergegangen sein, wie ein interessantes Gedicht von 1724 zeigt, „The session of musicians“, dessen Verfasser, Sir John Suckland, nur ein Bewunderer Händel's sein konnte. Dieses Gedicht läßt alle damaligen musikalischen Berühmtheiten, Sänger, Capraten, Sängerinnen, Componisten, Dichter und Virtuosen an Apollo vorbeigehen und wüthig kritisiert werden. Keiner genügt dem Gotte, um ihm den Lorbeer zu reichen, er fragt nach seinem Liebling Händel, den er, als er an der Hand der Göttin Pama erscheint, sofort für den allein des hohen Preises Würdigen erklärt. Durch solche Rundgebungen wurden freilich Neid, Eifersucht und Gemeinheit gewaltig gesteigert.

Händel's Privatleben war zum großen Verdruss des bösen Leumunds unangreifbar und muß es in jeder Beziehung gewesen sein, denn der Spott und die Gemeinheit, die gegen den gefeierten Mann aus dem feindlichen Lager, namentlich auch aus „Mist's Weekly journal“ geschleudert wurden, hätten ihn sicher an irgendeinem solchen faulen Fleck angegriffen, wenn er aufzufinden gewesen wäre. Ein paar Liebesverhältnisse, die in diese Zeit so großen Ruß für ihn fallen, hatten nicht Anziehungskraft genug, ihn aus seiner Bahn zu ziehen. Händel scheute die Fesseln des Ehestandes für seine Kunst, blieb dabei aber ein moralisch reiner Mensch. Schön sagt der Verfasser: „Händel's Flamme ist rein ideal; sein Altar ist frei und bildet nicht zugleich den häuslichen Herd. Daß er aber weibliches Gefühl und Wesen wirklich auf tiefste und wundervollste ausdrückte, ist längst erwiesen.“ Händel war in dieser Zeit der Lehrer der königlichen Prinzessinnen; er spielte ihnen auf der Orgel vor und stand in hohem Ansehen beim Adel.

Der sechste Jahrlauf (1724—25) ließ Händel's „Tamerlane“ hören. Die Oper ist nicht gerade oft aufge-

*) Eine Trauermusik auf den Tod des berühmten Feldherrn John, Herzog von Marlborough (gest. 16. Juni 1722), bekam aber Bononcini zu sehen, nicht Händel.

**) Francesca Guzzoni ist 1700 in Parma geboren. Häßlich von Körper, aber geistvoll und die erste Sängerin damaliger Zeit. Sie heirathete den ihr von London aus entgegengekommenen, Händel befreundeten Orgelspieler Giuseppe Sandoni, den sie aber später ermordete.

*) Die hauptsächlichsten sind: Wepusch, Doctor der Musik; Galliard, sein Freund; der Violadenmeister Leveridge; Signor Pippo, der Violoncellist; der berühmte Geiger Geminiani; der Dichter so manches Händel'schen Operntextes, M. Gaym; ferner Ariosti; endlich Bononcini, begleitet von der Sängerin Robinson und Wepusch's Gattin, die beide Arien aus seinem „Grispo“ sangen, bei welchen alles einschlief.

führt worden. Der Verfasser rühmt die tragische Schlussszene, die, ohne Vorbild, als eine ganz freie Kunstschöpfung dastehe. Eine zweite Oper Händel's in dieser Saison war „Rodelinda“. Der College Attilio Ariosti wurde fürs nächste Jahr nicht wieder mit Aufträgen für die Oper beeheligt. Händel, so hochberühmt, kam in einem Spottliede mißliebiger Musikanten schlecht weg. Diese Leute freuten sich, vierstimmig den großen Musiker höhnen zu können. Das ursprüngliche, aber im Munde seiner Feinde sehr entstellte Spottlied, dessen Melodie ein beliebter Gassenhauer war, lautete:

Man sagt wol gegen Bononcini
Sei Rynheer Händel nur ein In;,
Und sagt auch, der sollt' Händel gleichen,
Und kann ihm nicht das Wasser reichen?
'S ist nährisch, diese Zänkerey,
Um Dubeldum und Dubelbei.

Händel war stets ein guter Sohn, und so haben wir auch aus dieser Zeit einen Brief, der beweist, mit welcher Liebe er an seiner Mutter hing.

Der siebente Jahrlauf (1725—26) brachte die Oper „Scipio“, die der Verfasser gerade nicht zu Händel's besten Opern rechnet. Die berühmte Faustina Bordoni, später Haffs's Gattin, längst erwartet, kam jetzt nach London. In der Wiedergabe des Heldenmäßigen war sie ausgezeichnet, zarte Weiblichkeit war ihr schon ihres liederlichen Lebens wegen fremd. Sie trat 1726 in Händel's „Alessandro“ als Morane auf, die Guzzoni als Elifania, in der Rolle der in der Oper weniger begünstigten Geliebten Alexander's. Eine Coloratur, die der Verfasser aus der Rolle der Morana abdrückt, belegt, daß Faustina, deren Organ mehr stark als klar war, Meisterin sein mußte, namentlich in der schnellen Wiederholung eines und desselben Tons. Beide Sängerinnen lebten in größter Eiferjucht auf ihren gegenseitigen Ruhm.

Im achten Jahrlauf (1727) (Ariosti und Bononcini hatten wieder Aufträge zu Opern erhalten) legte Händel durch seinen „Admeto“ vollständig. Es brach aber ein Gewitter über die italienische Oper herein, als eines Abends die beiden berühmten Sängerinnen, aber nicht in einer Händel'schen Oper, gereizt durch Beifall und Mißfallen des Publikums, sich in offener Scene bei den Haaren kriegten und abrausten. Dieser Vorfall steckte alsbald die ganze Sängerschaft an und führte Zank und Streit herbei. Das Drurylane-Theater brachte passend sogleich eine Farce, in der der ganze Skandal in Scene gesetzt war. Händel wurde auch mit dargestellt, wie er die beiden

*) Faustina Bordoni, seit 1718 schon so berühmt in ihrem Vaterlande, daß man eine Denkmünze auf sie schlug und ihr Ruf sich selbst dießseit der Alpen mit auf die von ihr vorgetragenen Gesänge erstreckte. Ein Weiger in London zeigt an, es würden in seinem Concert Gesänge der Faustina vorgetragen.

**) Die Melodie einer Arie aus dieser Oper hat eine Laube so berührt, daß sie stets, sobald sie im Hause ihres Herrn gespielt wurde, aus ihrem Hause herbeiflog und am Fenster zuhörte, und fortflug, wenn die Melodie vorüber war. Bei keiner andern Melodie kam sie sonst ans Fenster.

Kämpferinnen mit der Kesselpauke zum Kampf anordnete. Die Oper wurde geschlossen. Ein öffentlich wichtiges Ereigniß war der Tod König Georg's I. Händel bekam Auftrag, die Ehre zur Krönungsfeierlichkeit Georg's II. zu setzen. Von diesen Krönungsantimens (1727) ist der Verfasser, sie ragten wie ein einzelner Berg in da blütenreichen Ebene einer süßlichen Zone hervor. Bei solcher sonst vorgeschriebenen Krönungsfeier hat Händel componirt. Uebrigens ließ sich Händel keine Texte vorschreiben, sondern wählte selbst, indem er den geistlichen Herren sagte: „Ich habe meine Bibel wohl gelesen und werde für mich selbst wählen.“ Es wurde zu ihrer Ausführung sogar eine neue Orgel hergestellt. Händel war seit einiger Zeit schon naturalisierter londoner Bürger; er blieb auch unter dem neuen König Musiklehrer der Prinzessinnen mit 200 Pf. St. Gehalt, leitete die Hoiconcerte, spielte die Orgel bei allen besondern Gelegenheiten und war überhaupt der erste Musiker Londons; doch bewarb er sich um keine Stelle.

Im nun folgenden neunten Jahrlauf dirigierte Händel wieder allein die Oper. Man hörte „Ricardo“ 1727. Die beiden Sängerinnen Faustina und Guzzoni sangen wieder. Ferner gab er „Siroe“ und „Tolomeo“ 1728. Bononcini, wenn er auch keine Opern mehr schrieb, theilte wenigstens kritische Schriften gegen Händel gratis aus. Zwölf Opern hatte Händel bis jetzt für die Akademie gesetzt, die europäischen Ruf erlangten. Es waren 487 Vorstellungen in diesen neun Saisons gegeben worden, darunter 245 von Händel.

Das Unternehmen erlitt aber nun einen Niederfall. Das dieser Niederlage bestimmte Kapitel heißt: „Englische Bettleropern und Balladenspiele.“ Der Verfasser hat an dieser Stelle eine sehr verdienstliche Kritik Jonathan Swift's, unser's Gracians eine der interessantesten Partien des ganzen Bandes, geliefert. Die Satiren Swift's nennt der Verfasser höchst treffend ein wunderliches Erzeugniß zweier anscheinend widerstrebender Kräfte, des Spleen und der scharfsichtigsten Beobachtungsgabe. Die berühmten drei Schriften des bekannten Satirikers von den Pillipits, den Riesen und den vernünftigen Thieren sind in ihrem Resultat trostlos und menschenfeindlich, aber vortrefflich als Zeit- und Sittenbilder. Nach 30 Jahren war „Gulliver's Reise“ zwar schon ein Kinderbuch, aber immer noch ausgezeichnet wegen der trefflichen Einfälle im einzelnen. Swift war kein musikalischer Mann und mithin ein natürlicher Gegner der großen Oper, die ihm eine lächerliche Mode dünkte. Gay trat neben Swift mit einem Gemisch aus Oper, Farce und Balladengesang auf. Er nannte sein Gedicht die „Oper des Bettlers“. Dieses Stück gewann ungeheuern Zulauf. Gay schrieb sogar einen zweiten Theil: „Volly“ — so hieß nämlich die Heldin seiner Oper —, und dieser zweite Theil spielte in Westindien, wohin die Personen des ersten Theils verbannt

*) Außer Swift's Schriften war es eine Zeitschrift: „Der Kräfte-mann“, die sich ehrsüchtig gegen den König, aber satirisch gegen seinen Hof ausdrückte. Swift, Pope und Gay waren die Tonangeber in Bezug auf Parodie der Liebabereien des Hofes.

wurden. *) „Polly“ gelangte erst 1777 (48 Jahre nachher) zur Aufführung. Pope's satirisches Gedicht hieß „Die Dunelade“ (d. h. das Reich der Dummköpfe). Die italienische Oper wurde für den Augenblick durch Gay's Bettleroper in Schach gesetzt. Bald erschienen Nachbildungen von Gay's Gedicht; es war eine Zeit musikalisch-dramatischer Noheit. Händel mußten diese „Festtage der musikalischen Bettler“ zuwider sein. Wir finden unter der Aufschrift: „Zweite italienische Reise. Neue Opern-akademie“ im dritten Kapitel angegeben, daß man beschloß (d. h. Adel und Hof), eine neue italienische Oper zu gründen, wieder unter des bekannten unvermeidlichen (Schweizer) Heidegger technischer und Händel's musikalischer Leitung.

Im Jahre 1728 trat Händel seine Reise nach Sängern an. Im Juni war er in Halle bei seiner blindgewordenen Mutter; 1730 starb diese von Händel aufrichtig verehrte und betrauerte Frau. In Italien fand jetzt eine neue Schule, Porpora, Vinci, Pergolesi, Caffe u. a. Händel und sein vierundsechzigjähriger Reisegefährte Steffani hörten, prüften und Händel nahm mit sich, was er für gut hielt. Metastasio überstrahlte damals alle frühern Operndichter. Marcello's Psalmen waren Lieblingsgesänge des Publikums. Händel fühlte sich nicht besonders von der neuen Schule angezogen. Er ging zurück und als er 1729 auf seiner Rückreise in Halle eintraf, mißlang ein zweiter Versuch S. Bach's, den derselbe durch seinen Sohn Friedemann Bach in Halle machen ließ, Händel zu sehen; allein sine ira et studio von beiden Seiten, wenigstens wie der Verfasser meint. Eher, sollte ich glauben, war Händel der mit Absicht Ausweichende, denn bei einem Wettspiel auf der Orgel hätte er doch unfehlbar sich für überwunden erklären müssen. Diese Kunst Sebastian's besaß er nicht.

Im December 1729 begannen die Vorstellungen der neuen Oper mit vortrefflichen Sängern und Sängerinnen. Der beste Sänger war Bernachi, die beste Sängerin Signora Merighi. Händel führte „Rothario“ vor (1729). Das Haus hieß Heidegger's Theater. Der zweite Jahrlauf (1731—32) brachte „Poro“ (1731), eine der schönsten und beliebtesten Opern Händel's. Der Castrat Senesino, schon früher berühmt in London, seit der Katastrophe aber untätig, war wieder für die Oper gewonnen. Händel wiederholte auch Opern aus früherer Zeit von sich. Im dritten Jahrlauf erschien „Gzio“ (1731—32). „Sofarme“ (1732). Im vierten Jahrlauf hörte man „Orlando“ (1732). Diese Oper hat manches Merkwür-

dige, z. B. ein Stück (eines Wahnsinnigen) in $\frac{3}{4}$ -Takt; auch wird in ihr ein wahrscheinlich von Castrucci, Händel's erstem Geiger erfundenes neues Instrument, Violetta Marina, eine Solo-Viola, benutzt. Mit diesem vierten Jahrlauf (1733) schloß die neue Akademie. Nach derselben soll Heidegger das Haus an Bononcini abgetreten haben.

Der Verfasser greift im folgenden vierten Kapitel etwas zurück, um auf die ersten öffentlichen Oratorien in London und Oxford zu sprechen zu kommen. Die schon genannten Bettleropern, immer noch eine Lieblingspeiße des Publikums, hatten jetzt ihren Darstellungen einen ländlichen Hintergrund gegeben, und alle Welt war, wie der Verfasser sagt, „pastoral“. Das war um 1730. Man strebte auf dem Gebiet der Oper nach etwas Neuem, und der Verfasser gibt eine Reihe einzelner Musiker sowie Musikvereine aus damaliger Zeit an, die sich in diesem Streben begegneten. *) Händel half den Suchenden, indem er seine beiden frühern oratorischen Werke, „Ester“ und „Acis und Galatea“ neu bearbeitete. „Acis und Galatea“, ein Pastoral, schon um 1720 in Cannons entstanden, auch sonst nicht unbekannt geblieben, erschien jetzt 1732 neu vor dem Publikum. Es wurde auf dem Theater Vater Arne's, des Tapezierers, in Scene gesetzt und die Aufführung war unterstützt von den in der Note genannten trefflichen Musikern. Arne war Unternehmer des Haymarket-Theaters. Dieser Aufführung nahm sich Händel lebhaft an; agirt wurde nicht, allein man blickte in eine Scenerie. Händel gab dies zu, obgleich er besser wissen mußte, daß er das Werk ehemals nur als Cantate gesetzt hatte. Bis 1740 wurde „Acis und Galatea“ in dieser Weise gegeben, von 1740 an erschien es umgeändert wieder in seiner Cantatenform. Einen ähnlichen Lauf machte „Ester“. Bernhard Gates, der Director der königlichen Chorknaben, führte das Werk mit seinen Zöglingen auf (1731 und öfter) und zwar in der Kirche. Händel schrieb 1733 seine „Dehora“, sicher angeregt durch die Aufführung seiner „Ester“ in St.-Paul. Die Chöre der Völker fangen an, in den Werken Händel's mächtig und gewaltig zu werden. In dieser Zeit fiel Bononcini durch einen Streit mit Kotti wegen Autorschaft eines Madrigals, das er sich angemacht hatte, ganz aus der Gunst des Publikums, obgleich er noch einmal, sogar unter Protection der Königin, ein Pastoral, „Polifemo“, auführte. Er ging nach Wien, schrieb 1748 noch ein Lebeum für den Aachener Frieden und verschwindet dann für immer nach Venedig, 90 Jahre alt. Dieses Lebeum soll aber ganz Händel'sch sein.

Händel hatte alle seine Gegner in England besiegt, angesehen und anerkannt stand er da. Man wollte ihm zu Oxford feierlich die Doctorwürde verleihen. Das Uni-

*) Inhalt der Bettleroper war ungefähr folgender: Es gab damals eine Menge Straßenräuber in London. Der Herzog von Chandos wurde wiederholt angefallen. Ein Jonathan Wild zeichnete sich als Diebesfänger aus. Der Minister Walpole ordnete die Bankrotte, die der damalige Schwindel häuften, und Wild fing die Räuber. Indessen zeigte es sich endlich, daß Wild selbst Hauptmann einer Bande war. Er wurde gehängt. In Gay's Oper erschien der Minister Walpole als Räuberhauptmann. Im zweiten Theile war die ganze Bande nach Westindien versetzt; die wilden stetenarmen Indianer contractiren mit den überfülligten Europäern. Die zweite Abtheilung der Oper war politisch anzüglicher als die erste.

*) S. 261 sind sie aufgezählt. Der Tapezierer, Vater Arne; sein berühmter Sohn Augustin; seine Tochter Susanna, als Händel's gezeierte Sängerin, Frau Gibber genannt; Henry Carey, der tüchtig selber setzte; J. F. Lampe; der junge Schmidt; der Violinist Talbot Young und sein Verein; der Philharmonische Club; der Organist Charles Young mit drei Töchtern; Herr Mountier von Glöckner; Carey's Schülerin, Frau Olive, geb. Rafter, als Sängerin berühmt, u. v. a.

verfülltstheater wurde daselbst für „Ester“, „Debora“ und ein neues Werk Händel's, „Athalia“, (1733), hergerichtet. Auch hier, wo man anfänglich nicht mit der nöthigen Achtung gegen solche Musik verfuhr, drang Händel glänzend durch. Seine „Athalia“ steht zwischen Oper und Oratorium als ein schönes Werk dieser Mittelgattung da. Im Jahre 1734 stellte er diesem Werke den „Parnasso in Festa“ entgegen: Apoll und die Musen feiern die Hochzeit des Peleus und der Thetis. Das Werk machte großes Aufsehen. Auch eine Trauungsmusik für den Hof setzte Händel in dieser Zeit.

Das folgende fünfte Kapitel berichtet sogar über „Zwei italienische Operntheater“ (1733—37). Die Oratorien hatten englischen Text, die Opern italienischen. Man hielt immer noch die italienische Oper für ein unerlässliches Bedürfnis der vornehmen Welt. Der berühmte Castrat Cencino, seit Jahren in London erster Sänger, begann eine Rivalität gegen Händel und wurde von diesem entlassen; allein bald darauf löste sich Händel's ganze Sängergesellschaft auf und die Gesellschaft gründete eine neue eigene italienische Oper ohne Händel. Händel reiste daher mit seinem Amanuensis Schmidt dem Ältern (Vater und Sohn schrieben ihm seine Compositionen ins Reine) zum andern male nach Italien, um Sänger zu gewinnen. Er hörte und engagierte Farinelli, den Castraten Carlo Scalzi, Signora Durastanti (zum zweiten male), Maria und Rosa Negri, Giov. Cerechini u. a. Nach seiner Rückkehr begann seine italienische Oper auch wieder und für 1733—34 erschien von ihm „Ariadne“ (1733). Die feindliche andere italienische Oper unter Porpora konnte gegen ihn nicht aufkommen, trotz einer großen adelichen Partei, die für sie war. Es gab wieder satirische Schriften auf beide Institute wie früher. Im Jahre 1734 brachte Händel seinen „Pastor fido“.

Im zweiten Jahrtausend (1734—35) hörte man „Terpsichore“, „Ariadne“, beide 1734; „Alcina“ 1735. Der berühmte Farinelli war „die regierende Tollheit der Saison“. Der dritte Jahrtausend brachte „Atalanta“, „Glutino“, „Arminio“ 1736; „Berenice“ 1737. Mit diesem Jahre erscheint plötzlich wieder Shakespeare auf der Bühne und mit der Wiedererweckung dieses Genius geht Händel's Zug zum Oratorium Hand in Hand. Uebrigens erkrankte Händel in dieser Zeit zum ersten male bedeutend und auf länger.

Die Jahre 1736—39 (unter der Aufschrift: „Cäcilienoden. Begräbnisthänthem für Königin Caroline“, das sechste Kapitel dieses Bandes) haben Händel eines seiner schönsten Werke: „Timotheos und Cäcilia“, die Nacht der Musik feiernd und gewöhnlich das „Alexanderfest“ genannt, schaffen lassen. Die Worte waren von J. Dryden, wie auch noch zu einer kleinern Cäcilienode. Die Engländer feierten den 22. November, den Tag der Musikeheiligen, schon damals öffentlich durch Musikaufführungen. Der Verfasser verbreitet sich weitläufig über die Vorzüge des größern Werks. Händel's Gesundheit war aber so hinfällig geworden, daß er oft verzweifeln wollte. Nachen heilte ihn durch Schwitzbäder. Sein erstes Orgelspiel in

London galt der Todtenfeier der Königin Caroline, der er auch ein Begräbnisthänthem setzte (1737), das große Schönheiten hat.

Händel's „Beste Opern“ (so ist das siebente Kapitel überschrieben) fallen von 1737—40. Der Sänger Farinelli war ein neues Reizmittel für das Publikum. Farinelli gewann Händel für die Oper, so erschien 1737 „Saramonda“; „Serse“ 1737—38. Händel gab zu dieser Zeit oft sogenannte Oratorien, bei denen aber auch „Imeneo“ (1738—40), eine Oper, gehört wurde. Für die große Oper schrieb er 1740 noch „Deidamia“.

Hiermit ist Händel's Thätigkeit vom Verfasser bis zu dem Punkt fortgeführt, von dem aus er seinen Fortschritt zum großen Oratorium that. Bei weitem das Bedeutendste des Händel'schen Genies haben wir also im dritten und letzten Bande zu erwarten, dem wir mit wahrer Freude entgegensehen. 14.

Ein Moraleoder des spätern Ritterthums.

Daß ein Rittermann zur Zeit des Hussitenkriegs an Art und Wesen wenig gemeinsam habe mit einem Standes- und Namensgenossen zur Zeit Friedrich Barbarossa's, versteht sich eigentlich für jeden von selbst, der den Einfluß zweier Jahrhunderte in menschlichen Dingen erwägt. Daß trotzdem die gewöhnliche Anschauung mittelalterlicher Zustände keinen Unterschied zwischen Ritter und Ritter statuirt, darf nicht befremden, wenn man bedenkt, wie das Ritterthum selbst sich auf alle Weise gegen eine solche Einsicht zu verschließen suchte. Seine halb fabelnde, halb gelehrte reflectirende Tradition führte seinen Ursprung geradewegs auf den Nimrod der Bibel oder wenigstens auf die Helden des Trojanischen Kriegs zurück und ging von dem festen Glauben aus, daß es wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, in voller Rüstung, mit allen Emblemen und allem sonstigen Zubehör des Lebens, der Sitte und des Denkens aus den Händen seiner Gründer und Stifter gekommen sei und sich als ein und dasselbe bis auf diesen Tag erhalten habe. Denn wenn man auch mit dem Munde zugab, daß, wie die Welt im allgemeinen von Jahr zu Jahr schlechter wurde, auch das Ritterthum insonderem an diesem Verfall aller Dinge seinen Theil zu tragen habe, so war doch im Herzen jeder, der die Sporen empfing, überzeugt, daß er noch ebenso große Dinge thun und ein eben so wahrer Ritter sein könne, als Hector und Aeneas oder die Paladine Karl's des Großen. Jedenfalls aber wußte er nicht anders, als daß diese großen Helden und Vorbilder der Vergangenheit ihre Ehre und ihren Preis nur auf demselben Wege und durch die Erfüllung derselben Gebote der Sitte und des Handelns erlangt hätten, die noch jetzt in dem Hode der ritterlichen Moral enthalten waren. Daß dieser selbst unwillkürlich ein anderer wurde und im 12. Jahrhundert ganz anders lautete als im 15. Jahrhundert, blieb unbeachtet. Wie es stets in ähnlichen geschichtlichen Processen gegangen ist und gehen wird, hielt man sich auch hier und gerade hier vorzugsweise an das Aeußerliche. Die Manier des Lebens und Handelns war im wesentlichen eine Reihe von Jahrhunderten dieselbe geblieben, wenn sich auch der Geist, aus dem sie stammte, gänzlich verändert hatte. Was die Augen des spätern Beobachters als Symptome des Verfalls der ganzen Institution ansah, das galt den Mitlebenden, wenn sie es denn doch manchmal wahrnehmen mußten, nur als Schuld des Einzelnen oder des allgemeinen Weltverhängnisses. Die Zeit war schlechter geworden, das gestand man zu; nicht aber, daß sie eine andere geworden sei.

Für die spätere Beobachtung hat der Contrast zwischen dem Glauben des Ritterthums an die unverlegte Continuität

und seiner thatsächlichen Metamorphose oder allmählichen Zerbröckelung etwas Nährendes, weil er so naiv und unschuldig auftritt und stets mit einer nicht geringen Quantität von Idealismus oder sittlichem Pathos erfüllt ist. Andere untergehende Bildungen klammern sich bloß an ihren thatsächlichen Resten, suchen ihn durch alle Mittel festzuhalten und fragen wenig nach der sittlichen Berechtigung desselben oder ihrer ganzen Existenz. Hier aber soll die Tugend allein das Recht geben, und nur weil sie vorzugweise dem Ritterthum eigenthümlich sein kann und soll, verdient es auch und hat es von jeher verdient den ersten Platz in der menschlichen Gesellschaft. Sobald es diese seine Grundlage aufgibt, hat es sich selbst aufgegeben und befißt weder Werth noch Berechtigung. Hätte die Wirklichkeit einer solchen idealen Forderung entsprochen, so würde die Geschichte der europäischen Völker im Mittelalter einen andern Gang genommen haben, aber auch so bleibt es nicht bloß bemerkenswerth, sondern auch ehrenvoll für die Zeit und den Stand, daß beide auf eine idealistische Rechtfertigung einer an sich brutalen Thatsache auch dann nicht verzichteten, als diese letztere durch den Fortschritt der allgemeinen Entwicklung beinahe schon beseitigt war.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat die Moral und sittliche Reflexion des Ritterthums eine sehr konstante Physiognomie durch alle Perioden ihrer Lebensdauer, aber von jedem andern aus gesehen zeigt auch sie das Bild einer durchgreifenden Umgestaltung in ihrem Kerne, während die Schale die alte bleibt, also die nämliche Erscheinung, die sich in den übrigen Lebensgestaltungen des Ritterthums wahrnehmen läßt. Bekanntlich hat die mittelalterliche Literatur, die auswärtige sowohl wie unsere einheimische, einen großen Vorrath solcher theoretischen Werke erzeugt, in denen das Ritterthum über sich selbst und seine eigene Aufgabe reflectirte. Wenige davon haben an sich eine literarische oder ästhetische Bedeutung, obgleich fast alle die damals allgemein übliche Form der höhern Darstellung, die poetische, an sich tragen. Unter diesen wenigen zählen unzweifelhaft einige Erzeugnisse unserer Sprache zuerst mit, so vor allen der sogenannte „Winnbefe“ und der „Welsche Gast“. Aber auch in andern, an Conception und Form wertlosen Denkmalen dieser Gattung ist selbsterblich doch immer eine bedeutende culturgeschichtliche Ausbeute zu finden, die für den Mangel an jenen andern Vorzügen entschädigt. Dies gilt denn auch von dem didaktischen Werke, dessen näherer Betrachtung hier einige Zeilen gewidmet werden sollen, dem sogenannten „Ritterspiegel“.

Der große Paläograph und Alterthumskenner Ulrich Friedrich Kopp, der zuerst im Jahre 1819 auf dies ihm handschriftlich bekannt gewordene Werk in seinen „Bildern und Schriften der Vorzeit“ hinwies, urtheilte darüber in seiner bekannten, etwas altfränkischen, aber fernigen und gesunden Art: „Weil nun einmal die altdeutschen Gedichte an der Tagesordnung sind, so liefere ich hier ein Stück aus dem ersten Theile, dessen Inhalt auch ein Wort zu seiner Zeit gesagt sein möchte. Nur muß dabei niemand von mir Lobreden über die Vortrefflichkeit der Dichtkunst unserer Vorfahren erwarten, am wenigsten einen Vergleich mit dem Homer! Sondern vergleiche Monumente habe ich nur immer insoweit wichtig gehalten, als daraus Aufklärung theils über die Sprache, theils über die Geschichte und Sitten, theils über ältere Verfassung und Rechte zu schöpfen ist.“ Kopp selbst begnügt sich mit einigen ausgehobenen Stellen, insbesondere mit der gelehrten juristischen oder staatsrechtlichen Erläuterung einer allerdings merkwürdigen Deduction, in welcher der Nachweis zu liefern versucht wird, daß gar wol ein Abstammung eines leibeigenen Bauersmannes, also der untersten Stufe der Gesellschaft, zur Krone Karls des Großen, also zu dem höchsten Gipfel irdischer Ehre emporsteigen könne. Es ist dies offenbar die kühnste Anwendung jenes, wie schon bemerkt, allgemein theoretisch zugegebenen Sages, daß nur das Verdienst able oder daß der wahre Adel nur auf dem Verdienste beruhe, um so merkwürdiger, weil, wie man aus dem gelehrten Commentar Kopp's sehen kann, hier keine Hirngespinnste, sondern

ganz nüchterne Voraussetzungen des wirklichen Lebens statuiert werden, die sich jeden Tag zu Thatsachen umsetzen konnten, wenn sie es auch factisch nicht geworden sind. Ein Werk, dem ein Mann wie Kopp solche Aufmerksamkeit zuwandte, hätte wol eher als manches andere flau Product unserer mittelalterlichen Literatur verdient, publicirt zu werden. Trotzdem hat es damit bis zum Jahre 1860 angestanden, wo es nach der fasslicher Handschrift, die schon Kopp benutzte, von R. Bartsch für den Literarischen Verein zu Stuttgart zum Drucke befördert wurde. Es ist in der dreihundertsechzigsten Publication desselben enthalten, worin sich neben ihm eine Anzahl anderer zeit- und ortsverwandter Gedichte befindet.

Die dankenswerthen Untersuchungen Fedor Vech's haben es beinahe zur Gewissheit erhoben, daß der ungenannte Verfasser des „Ritterspiegel“ kein anderer als der in der deutschen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts wohlbekannte Johannes Rothe, gebürtig aus Kreuzburg an der Werra, ein Geistlicher und zugleich, wie damals häufig genug, ein städtischer Beamter, Stadtschreiber zu Eisenach, sei. So würde man sich auch der von Vech aufgestellten Vermuthung, daß der „Ritterspiegel“ in den ersten Jahren des erwähnten Jahrhunderts entstanden sei, im allgemeinen anbequemen können, wenigstens im einzelnen ein Spielraum von einer Reihe von Jahren bis an 1420 heran noch übrig bleibt. Denn vor dem Jahre 1421 muß dies Werk vollendet gewesen sein, weil es in der 1421 geschriebenen Vorrede zu Rothe's großer thüringischen Chronik, seinem eigentlichen und mit Recht berühmten Hauptwerk, schon als vorhanden erwähnt wird.

Ein Geistlicher mit specifisch bürgerlich-städtischer Färbung dürfte vielleicht manchem nicht als eine lautere Quelle für das Bewußtsein des Ritterthums von sich selbst und seiner Aufgabe gelten. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der Stand des Verfassers und seine Stellung außerhalb des Kreises, für den er geschrieben hat, hier und da auf seine Auffassung und noch mehr auf das Aeußerliche der Darstellung einwirken mußte. Nur ein Mann, der selbst außerhalb der Kaste geboren und gebildet war, konnte mit so rücksichtsloser Kühnheit die äußersten Consequenzen des Sages, daß das Verdienst und nicht die Geburt able, ziehen, wie er sie in jener schon erwähnten Deduction gezogen hat. Nur ein Geistlicher vermochte bei dem damaligen Stande der deutschen gelehrten Bildung ein so reiches Material vielseitiger Belesenheit in alten und neuen Autoren, classischen wie kirchlichen, anzuhäufen, wie es hier angehäuft ist. Trotzdem darf der „Ritterspiegel“ im wesentlichen als ein wirklicher Spiegel des Geistes und der Gesinnung des Ritterthums dieser Zeit gelten. Rothe war nicht bloß Geistlicher und Stadtschreiber, sondern auch in fortwährender Verbindung mit dem fürstlichen Hofe der Markgrafen von Meissen und dem höchsten Leben, das auch nach dem Erlöschen der thüringer Landgrafen und dem Anfall Thüringens an Meissen seinen alten Lieblingsstich auf der Wartburg beibehielt. Unter Markgraf Friedrich dem Streibaren bewegte sich dort ein nicht minder buntes und glänzendes Leben als einst unter Landgraf Hermann, dem Gönner und Pfleger aller ritterlichen Sitte und Kunst, und die Nachkommen der edeln Geschlechter, die damals dem Hof zu Thüringen zu dem glänzenden und berühmtesten im ganzen Deutschen Reiche gemacht hatten, bemühten sich auch zwei Jahrhunderte später, ihren und seinen alten Ruhm, nur natürlich in der Weise dieser Zeit, aufrecht zu erhalten und womöglich noch zu vermehren.

Will man in der Kürze den Gesamteindruck des Gedankens und Gesinnungskreises in diesem Spiegel des untergehenden Ritterthums zusammenfassen, so kann man sagen, daß es ein innerlich durchweg nüchterner und profaischer ist, der durch eine schwerfällige und phantastische Verbrämung mehr verrathen als verhehrt wird. Also das Nämliche, was von der realen Erscheinung des ritterlichen Lebens und Treibens in damaliger Zeit gilt. Der „Ritterspiegel“ mit seiner beschränkten, hausbadenen Didaktik verhält sich ungefähr ebenso zu dem „Winnbefe“ oder zu den didaktischen Gedichten Spervogel's und Wal-

ther's von der Vogelweide, wie sich die geschändete, überladene Tracht und Rüstung eines Ritters des 15. Jahrhunderts zu der einfachen und kleidsamen Erscheinung eines Zeitgenossen Friedrich Barbarossa's oder Friedrich's II. verhält. Die weit-schichtigste Gelehrsamkeit wird hier aus den Rüstkammern der ganzen Welt herbeigeholt, um das Ideal eines Ritters im Sinne dieses Spiegels zu konstruiren, und das Ergebniß davon ist nichts weiter, als daß der Begriff des Ritterthums zu dem des Soldatenstandes, wenn wir einen modernen verständlichen Ausdruck brauchen wollen, zusammenschrumpft. Niemals hätte sich das Ritterthum in seiner blühenden Zeit eine solche Beschränkung, eine solche Verringerung seiner besten Triebe und Kräfte gefallen lassen, weder in der Praxis noch in der Theorie. Jenen alten ritterlichen Dichtern kommt es gar nicht in den Sinn, dem Ritter nichts weiter zuzumuthen, als was jeder Soldat auch ebenso gut leisten konnte. Auch der Ritter der Kreuzzüge ist Soldat und findet darin die Spitze seines Berufs, aber er geht nicht darin auf. Er ist der nach den Mitteln und dem Gesichtskreis der Zeit allseitig und harmonisch ausgebildete Mann in seiner Totalität, und die Virtuosität in der Waffenführung ist nur eine seiner ihm nothwendigen Virtuositäten, wenn auch diejenige, die gewöhnlich am meisten Zeit und Kräfte beanspruchte und die am nachdrücklichsten nach außen wirkte. Sie erhält jedoch nur Werth durch ihre idealen Ziele, durch die Beziehung auf die Kirche, den Glauben und Christus und den Kampf für diese höchsten Lebensgüter der Menschheit, der durch die Verhältnisse der Zeit vorzugsweise zu einem Kampfe mit dem Schwerte geworden war. Hier im „Ritterspiegel“ fehlt ein solcher idealer Zielpunkt gänzlich. Nur als todte Tradition und fortgeschleppte Formel klingt es, wenn hier und da einmal ein Wort von den Ungläubigen, den Feinden Christi und den Ritters, den Vorkämpfern der Christenheit fällt. In der That hat das Ideal dieses Soldatenhums keinen andern Inhalt als etwa den unsers heutigen: der Ritter soll tapfer und menschlich sein, wenn er das Schwert zieht, und soll es nur in gerechter Sache ziehen. Gewiß waren solche Ermahnungen in einer Zeit wohl angebracht, in welcher die überwiegende Mehrzahl des ganzen Standes, wenn auch nicht gerade zu bloßem Raubgefinde herabgesunken war, doch sich keine Bedenken machte, unter jedem nur irgend leidlichen Vorwand Gewalt gegen jeden unbeherrschten oder schwachen Nachbar zu brauchen; wo die Kriegsführung nicht so sehr in einer kühnen Vorfahrt der eigenen Person bestand, in dem Einsatz des Leibes und des Lebens, als vielmehr in vorsichtig unternommenen und wohlgebedachten Ueberfällen, langwierigen aber meist sehr unblutigen Belagerungen fester Schloßer, vor allem aber in einem mit raffinirter und nicht mehr überstrophener Brutalität ausgebildeten Systeme der Plünderung und Verwüstung des Landes, ja sogar der nützlichen Gewächse des Landes, des Getreides, des Weinstocks und der Obstbäume, in einem ebenso rohen wie gefahrlosen Wüthen gegen das Leben, die Ehre und die Habe der unbewaffneten Landbewohner, wo sie mit einem Worte ganz in das Gegenteil von dem umgeschlagen war, was man sich sonst unter ritterlicher Kriegsführung vorstellte und was sich die romantische Anschauung mittelalterlicher Zustände noch jetzt wol darunter zu denken pflegt. Kein Wort des Tadelns konnte scharf und derb genug gegen eine solche Entartung nicht bloß der eigentlich ritterlichen „Sucht“ im alten Sinne des Wortes, der damals ganz verklungen war, sondern der gewöhnlichsten Gebote der menschlichen Sitte und Art eifern. Wenn der Verfasser des „Ritterspiegel“ von den Ritters redet, die allezeit Witwen und Waisen machen, die sich nur vom Raub und andern unehrlichen Sachen nähren; die, wenn sie vor ein Dorf gerathen, armen Leuten ihr Vieh und Leib und Gut nehmen, wenn er sie mit einem grob volksmäßigen, aber bezeichnenden Ausdruck, wie ihn die wälschere Sprache der eigentlichen guten Zeit des Ritterthums nie über die Lippen hätte gehen lassen, Ruhrer, ja sogar Ritter vom Ruhr nennt, so konnte sich niemand beklagen, daß damit der Ehre des ritterlichen Standes überhaupt zu nahe getreten sei. Es

gab nur zu viele lebendige Beweise aus nächster Nähe dafür, daß diese Schilderung nicht übertrieben war, und daß selbst hat in seiner Chronik gerade mit besonderer Aufmerksamkeit das Gebaren dieser „Ruhrer“, ihre massenhaften Bedrückungen an den Heerden der Erfurter, der Eisenacher und anderer wohlhabender Städte, ihre unmenschlichen Brandstiftungen, Grausamkeiten und Verpressungen an den armen Leuten und an den geweihten Stätten, in Klöstern und Kirchen verfolgt. Wie tief mußte ein Stand gesunken sein, den man im allgemeinen vor solchen Greueln zu verwarnen nöthig hatte, die, wenn sie früher wol auch vorgekommen waren, doch nur als die Thaten des Auswurfs angesehen und daher von der Sittenlehre, die sich auf das Durchschnittsmaß der Tugenden und Laster zu beziehen hat, eben nur als ganz abnorme Fälle im Vorbeigehen berührt, aber doch nicht eigentlich bekämpft worden waren. Freilich läßt sich denken, daß auch diese verben Invertiven, so wenig wie überhaupt Moralphregigten aller Art geholfen haben werden, schon weil die, für die sie bestimmt waren, sie nicht lasen, weil sie überhaupt nichts lasen. Es gab eine Zeit, wo es für eine Schande galt, wenn ein Ritter nicht ebenso bewandert in der Literatur, wie in der höchsten Sitte und in der Kunst der Waffenführung war, aber diese Zeit war damals längst vorbei. Unwissenheit in allen Dingen, die über den Bereich der Wildbahn, des Stalles, der Rüstkammer, des Turnierplatzes, im besten Falle des Landbaus und der Viehzucht hinauslagen, gehörte jetzt gleichsam zu dem Vorrechte des Adels, und auch in unserm „Ritterspiegel“ wird ihm wenigstens stillschweigend zugestanden, daß er nicht mehr als die genannten Dinge zu verstehen brauche, ohne seine Ehre zu beschädigen.

Heinrich Rückert.

Deutsche Literatur im Auslande 1797 und 1803.

Unsere Leser, die seit einer Reihe von Jahren unsere Bestrebungen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, werden wissen, daß es sich d. Bl. zu einer besondern Aufgabe gemacht haben, möglichst alle und durch Organe des Auslandes wie Inlandes zugänglich werdende Daten zu sammeln und mittheilen, welche geeignet sind, und von der Verbreitung der deutschen Literatur bei den andern Völkern und dem Einbringen deutscher Ideen in das Geistesleben dieser Nationen Kenntniß zu verschaffen.

Auf diesem Felde haben wir übrigens schon im vorigen Jahrhundert einen Vorgänger gehabt, Wieland's „Neuen Teutschen Mercur“, dessen pariser und londoner Correspondenten sich angelegen sein ließen, von den damals noch sehr vereinzelt Versuchten, deutsche Literaturerzeugnisse in Frankreich und England einzubürgern, möglichst oft Notiz zu nehmen. Wir haben sogar im dritten Bande des Jahrgangs 1797 zwei speciell auf diesen Gegenstand bezügliche Aufsätze: „Wie urtheilt das Ausland über deutsche Literatur?“ von Vöttiger (S. 34), und einen andern dadurch veranlaßten: „Noch etwas über die Frage: Wie urtheilt das Ausland über deutsche Literatur.“ An Herrn D. R. R. Vöttiger“, von J. S. Ersch (S. 225), dem unmittelbar einige Worte der Erwiderung von Vöttiger folgen. In seinem erstgenannten Aufsatz hatte nämlich Vöttiger gewisse sanguinische Ansichten, welche damals über die Verbreitung deutscher Literatur im Auslande von Deutschen in Umlauf gesetzt worden, zu widerlegen oder doch zu berichtigen und zu dämpfen gesucht, und behauptet, es sei mit der angeblich „überhandnehmenden Liebhaberei der Franzosen an deutscher Literatur“ gar nicht so weit her, und die Uebersetzungen deutscher Werke, wie derjenigen von Wieland und Jacobi, ließen meist so viel zu wünschen übrig, daß die geistigen Schmecker in Paris nicht ermangeln würden, ihr altes Urtheil zu wiederholen, „daß für einen Deutschen Geist genug in diesen Schriften zu finden sei“. Darauf, daß ausgewanderte Franzosen sich „wie hungrige Raben“ auf einige vorzügliche Produkte der deutschen Literatur geworfen hätten und die „leicht zu bethörenden, gutmüthigen“ Deutschen

zu überreden suchten, daß es ihnen bloß um die Verherrlichung deutscher Autorehre zu thun sei, sei nicht viel zu geben; denn hinter dem Rücken ihrer neuen Gönner machten sie ihrer verhaltenen Ungeduld über diese barbarische deutsche Sprache nur zu oft Luft. Was die Engländer betreffe, so schätzten diese die deutsche Literatur nur nach einigen „abenteuerlichen Romanen und wilden Phantasieflügen“, die seit einiger Zeit von speculirenden Uebersetzern dort feilgeboten und von londoner Buchhändlern, die ihr Publikum kannten, verlegt worden seien. Von den deutschen wissenschaftlichen und historischen Schriften seien bis jetzt äußerst wenige so glücklich gewesen, „durch alle die Hindernisse, hindurchzudringen“. Die von Ritsch, einem Schüler Beck's, verfaßte, 1797 erschienene Schrift „The Principles of critical philosophy, selected from the works of E. Kant and expounded by Beck“ zeige keine geringe Befähigung zu einer solchen Uebersetzung, indem sie mit vieler Sprach- und Sachkenntnis ausgeführt sei; aber wie wegwerfend und geringschätzig hätten im ganzen die Urtheile der englischen Kunstcritiker darüber gelautet! Vöttiger führt bei dieser Gelegenheit in englischer Sprache die Worte eines londoner Buchhändlers an, die derselbe an einen dem ersten befreundeten Deutschen gerichtet: „Thatsache ist es, daß bis jetzt noch kein deutsches wissenschaftliches Buch oder doch nur sehr wenige übersetzt worden sind; das hiesige Publikum glaubt insofern vieler aus Ihrer Sprache übersetzten Romane, Balladen und Romanzen, daß Ihre ganze Literatur aus solchem Stoff besteht, und wird sich daher nicht so leicht überzeugen lassen, daß Sie noch sonst etwas besitzen, was der Beachtung werth sei.“ Ein Kritiker habe, fährt Vöttiger fort, bei Gelegenheit der Besprechung eines englischen, auch ins Französische und Deutsche übersetzten „Wunder- und Teufelsromans“ im Februarheft der „Critical Review“ sehr richtig hervorgehoben, daß das Grausige oder Unnatürliche von dem noch rohen und zur Bildung aufstrebenden, oder dem überfeinerten und gesunkenen Geschmack einer Nation zeige; ersteres sei jetzt der Fall in Deutschland, letzteres in England; und er habe hinzugefügt: „Also dieselbe Erscheinung, die wir in der poetischen Literatur Deutschlands als ein günstiges Omen willkommen heißen, macht einen niederschlagenden Eindruck in den Compositionen unserer Landsleute.“ Hieraus folgert nun Vöttiger, daß man die damaligen deutschen Geisteszeugnisse für nichts als „Voddsprünge eines kräftigen Knaben, aus welchem bei reifen und geübten Jahren schon noch etwas werden könne“, zu halten scheine. Schließlich gedenkt Vöttiger eines seit 1796 in Hamburg sich aufhaltenden Engländers, Herbert Krost, der die deutsche Sprache sogar in ihren Abkammungen und Mundarten studirt und unter anderm in seiner Schrift: „A letter from Germany to the Princess Royal of England on the English and German languages“, seinen Landsleuten mit großer Freude die Entdeckung verkündet habe, „daß man beim Studium der englischen Sprache durchaus das Niederländische und Plattdeutsche zu Hülfe nehmen und besonders das Buch aller Bücher, das Gedicht „Reineke der Fuchs“ in seinen ursprünglichen niederländischen Reimen fleißig studiren müsse“. Krost zeige nun an einigen Stellen die Uebereinkunft des Altenglischen mit einigen Reimen aus „Reineke“, erkläre dessen historischen und philosophischen Nutzen aus Heinricus, und theile weiter, außer sogar einer deutschen „Elegie eines Engländers an seine Geliebte“ und einigen Briefen Young's an Klopstock, zwei Stellen nebst weitläufigen Erläuterungen aus Klopstock's „Messias“ mit, „zum Besten der Engländer, die bis jetzt nur die schlechtesten aller Uebersetzungen davon besitzen“. Weiter erzähle Krost in einer Anmerkung, Klopstock habe ihm einmal gesagt, daß, wenn er einiges Verdienst um die deutsche Sprache habe, dies vorzüglich der „wunderbar vollendeten“ Bibelübersetzung Luther's zuschreiben sei. Wenn übrigens Vöttiger die Behauptung Krost's, daß die englische Sprache durch die nordamerikanischen Freistaaten und Englands überseeische Colonien einst die herrschende Weltsprache werden müsse, paradox nennt, so ist dagegen

zu bemerken, daß Krost gar nicht so unrecht gehabt haben mag. Wir Deutsche namentlich werden früher oder später genöthigt sein, manche andere Sprache vernachlässigen zu müssen, um nur recht tüchtig englisch zu lernen.

Gegen einige Behauptungen Vöttiger's richtet sich nun Ersch in seiner erwähnten Entgegnung; er erinnert an seine eigenen „Verzeichnisse von Uebersetzungen aus dem Deutschen und die dazu gelieferten Vorreden in Rassa“, bemerkt, daß seiner Uebersetzung nach für die Behauptung, daß Engländer und Franzosen die deutsche Literatur schätzen, sich ebenso viele Beispiele anführen ließen, als für die entgegengesetzte, und ruft dann aus: „Welcher Deutsche kann es, wenn von den Franzosen die Rede ist, übersehen oder vergessen, wie günstig in der zweiten öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts von uns Deutschen gesprochen wurde?“ Das Urtheil französischer in Deutschland lebender Auswanderer sei allerdings verdächtig, aber aus eigener Erfahrung wisse er, daß sich auch unter ihnen viele Befürworter, welche von inniger Achtung für die deutsche Literatur durchdrungen seien, wenngleich in ihren Augen die Literatur ihres Vaterlandes noch immer bei weitem den Vorzug verdienen möge. „Mehr als einen Beweis hierin geben“, fährt Ersch fort, „Mailhan und einige andere ungerichtet, der Herausgeber des „Spectateur du Nord“ und einige seiner Mitarbeiter, bei denen Sie ebenso wenig Achtung für die deutsche Sprache als für unsere Literatur vermiffen werden.“ Ersch bemerkt dann weiter: „Daß mehr wissenschaftliche Werke aus dem Deutschen ins Englische übersetzt sind, als man nach dem von Ihnen angeführten Urtheile eines londoner Buchhändlers erwarten sollte, ergibt sich aus den meinen Verzeichnissen angehängten Uebersichten der Uebersetzungen nach den Nationen mit einem Blicke.“ Dieselbe „Critical Review“, welche Vöttiger angeführt, habe sich im Jahrgang 1796 sehr günstig über die deutsche Literatur ausgesprochen und zwar in einem Artikel über Voss' „Luise“, die ein Gedicht genannt werde, welches „die Sprache des Lobes arm gemacht“. Es werde dort gesagt: „Schon oft haben wir Gelegenheit gehabt, auf das Verdienst der Deutschen in jedem Fache der Literatur aufmerksam zu machen, und mit Vergnügen bemerken wir unter uns die zunehmende Aufmerksamkeit auf die deutsche Sprache. Vorzüglich hat ihre Dichtkunst die höchsten Ansprüche auf unsere Bekanntheit; und der Umstand, daß es nicht weniger als vier Competenten gab, einer Bürger'schen Ballade Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist kein geringer Beweis, daß sie es verdiene. Längst hat sich Voss die Stelle des größten Meisters im Uebersetzen erworben, den je ein Land aufzuweisen hatte“ u. s. w.

In seiner angehängten Bemerkung, aus welcher hervorgeht, daß ihm Wieland den Aufsatz von Ersch vor dem Druck zur Ansicht mitgetheilt hat, macht Vöttiger letztem zunächst einige Complimente über seine „France littéraire“, durch die er den Franzosen selbst gerechte Hochachtung gegen seine literarischen Verdienste abgezwungen habe, erwähnt weiter, daß ihm selbst seit kurzem einige nicht ganz unerhebliche Belege zur Hochschätzung, die das Ausland den guten Schriftstellern Deutschlands erweise, in die Hand gekommen seien, darunter eine anerkennende Besprechung der bei Bell in London in zwei Bänden erschienenen Uebersetzung der Gufeland'schen „Macrobius“ in der „Critical Review“, fügt aber sodann hinzu: die Wahl dessen, wovon das Ausland allenfalls durch Uebersetzungen Kenntniß nähme, zeige im ganzen genommen so wenig Geschmack und wahre Bekanntheit mit dem Werthe der deutschen Literatur und hänge so oft vom bloßen Ungefähr ab, daß statt eines guten Buchs, welches der Zufall einmal einem erträglichen Uebersetzer zuwerfe, wenigstens sechs schlechten diese Ehre widerfähre. Dadurch wie durch das Mangelhafte dieser Uebersetzungen würden die Ausländer in ihren Vorurtheilen gegen die deutsche Literatur nur noch mehr bekräftigt. Er beruft sich ferner auf das, was er aus dem Munde einiger der ersten Schriftsteller unserer Nation oft gehört habe: „Wir schreiben nur für Deutsche und können unmöglich von dem Ausländer, wenn er uns erst durch ein frem-

des Organ kennen lernt, so verstanden und aufgenommen werden, als wir wünschen."

Auch wir sind vollkommen derselben Ansicht; wir meinen gleichfalls, daß der Deutsche zunächst für seine Nation schreiben müsse, nicht aber zu dem Zweck, vorzugsweise den Ausländern zu gefallen und vielleicht das zweideutige Lob einzustreuen, daß er mehr wie ein Engländer oder Franzose statt als Deutscher denke und schreibe. Dabei kann es uns aber nicht gleichgültig sein zu erfahren, daß der deutsche Geist und das deutsche Schriftwesen bei den Ausländern in Achtung stehen, daß die Kenntniß und das Verständniß der deutschen Literatur und Sprache sich immer mehr verbreite und daß infolge davon deutsche Ideen im Auslande immer mehr Eingang finden. Es war auch den Franzosen — die äußerst erbitterten langjährigen Kämpfe zwischen dem sogenannten Classicismus und dem sogenannten Romantismus und die heftigen Angriffe auf deutsche Kritik und Poesie beweisen es — durchaus nicht gleichgültig, als die Alleinherrschaft ihrer literarischen Autoritäten und damit im beträchtlichen Grade auch ihrer Sprache, Sitten und Ideen in Deutschland gestürzt wurde; und es ist den Engländern — die Uebersetzungen der betreffenden deutschen Schriften und die zahlreichen Recensionen darüber beweisen es — durchaus nicht gleichgültig, daß ihre Dichter, und namentlich Shakspeare, bei uns in einer so großen Geltung stehen. Wir sind ferner zwar durchaus nicht gemeint, daß das von irgendeinem einzelnen Kritiker des Auslandes über deutsche Literaturerscheinungen abgegebene Wort für uns maßgebend sein müsse; aber wir werden doch wohl daran thun, es in Erwägung zu ziehen. Leiden die Urtheile der Ausländer auch nicht selten an nationaler Einseitigkeit, so Franken sie doch wenigstens nicht an den noch verderblicheren persönlichen Rücksichten und Goterie- und Claqueutenbenzen, wie sie leider in Deutschland so häufig sind, und dann ist auch nicht einzusehen, warum nicht auch einmal ein Ausländer ein vollkommen richtiges und unbefangenes Urtheil über uns und unsere Literatur haben sollte, durch das wir unser eigenes corrigiren können.

In den londoner Correspondenzen des „Neuen Deutschen Mercur“ ist viel von dem Verfasser des „bekannten demokratischen, aber in seiner Art geistreichen“ Romans „Hugh Trevor“, Thomas Polcroft, die Rede, der sich um die Verpflanzung der deutschen Literatur nach England rühmlich verdient gemacht und unter andern des „Freiherrn von Trend's Leben“, Lavater's „Physiognomie“ und Stolberg's „Reisen nach Italien“ übersetzt habe, und es wird dabei verkündet, daß die Uebersetzung des Stolberg'schen Buchs in London mit außerordentlicher Begierde gekauft und für das Beste erklärt werde, was in neuerer Zeit über Italien geschrieben worden. Dieser Polcroft war bis in sein männliches Alter Schauspieler (nach einer spätern, weniger glaubhaften Angabe Schuster), hatte sich aber viel mit Lectüre beschäftigt, fühlte sich zu etwas Besserm berufen und ging dann geradezu nach Frankreich und Deutschland, wo er die Sprachen beider Länder vortrefflich lernte. Am 3. Decem- ber 1796 schreibt der londoner Correspondent, daß Bürger's „Renore“ in der „hiefigen poetischen Welt in den obern Regionen“ ein Modegegenstand geworden sei. Zu den drei bereits vorhandenen, zum Theil sehr prächtig gedruckten und mit Kupferstichen geziereten, aber auch „gewaltig angestrichen“ Uebersetzungen sei nun noch eine vierte in Begleitung der Ballade vom Wilden Jäger unter dem Titel: „The Chase and William and Helen, two ballads from the German of Bürger“ (London 1796) hinzugekommen. Die „Renore“ machte so viel Aufsehen, daß englische Literatoren sich bemühten, dem deutschen Dichter wenigstens die Originalität der Erfindung abzustreiten und sie auf eine englische Quelle zurückzuführen, was dann die in einem spätern Stück der Wieland'schen Zeitschrift abgedruckte bekannte Mittheilung M. W. Schlegel's hervorrief, wonach Bürger selbst versichert: er habe dazu einige Winke aus einem ihm nie vollständig vorgekommenen plattdeutschen Volksliede benutzt. Im übrigen hat es etwas Auffallendes, daß weder der pariser noch der londoner Correspondent der schon damals ziemlich zahlreichen

Uebersetzungen Goethe'scher und Schiller'scher Dichtungen gedenken, es hat dies vielleicht denselben Grund wie die Annahme, womit Wieland befallen ist, Klopstock den Deutschen als dem „ersten Dichter unserer Nation“ zu octroyiren. Wir haben die Achtung vor den großen Verdiensten Klopstock's; aber im Jahr 1797 war sein Gekirn vor dem Doppelgekirn Goethe's und Schiller's schon sehr im Verbleichen, und Wieland, der bereits seit langen Jahren mit seinen erotischen Schläpfristgeiren Geschäfte machte, konnte damals mit dem feuchtem und übertriebenem seraphischen Dichter doch schwerlich mehr in ehrllicher Weise sympathisiren.

Jedenfalls waren Uebersetzungen aus dem Deutschen und Urtheile über deutsche Literaturerscheinungen in ausländischen Blättern um jene Zeit nur vereinzelter Versuch, das Ausland mit deutscher Literatur bekannt zu machen. Wie ganz anders jetzt, wo Uebersetzungen aus dem Deutschen und Urtheile über deutsche Literaturerzeugnisse in ausländischen Blättern so häufig sind, daß man sie gar nicht mehr vollständig registriren kann. Wir erblicken hierin einen um so größern Triumph des deutschen Geistes, da die Erlernung der deutschen Sprache dem Ausländer bekanntlich ungemein große Schwierigkeiten bietet und ihm durch das ihm fremdbartig gegenüberstehende deutsche oder vielmehr mündische Alphabet noch mehr erschwert wird, sehr kurz, will uns bekümmern, da die deutsche Sprache keinen einzigen Laut enthält, der nicht durch ein Zeichen des geschmackvollern lateinischen Alphabets dargestellt werden könnte.

Blicken wir nur auf die hauptsächlichsten Unternehmungen auf diesem Gebiete, die seit etwa Jahresfrist in die Öffentlichkeit getreten sind. Da sind zuvörderst die als sehr trefflich gerühmte Uebersetzung der sämtlichen Werke Schiller's von A. Regnier und die Uebersetzung der sämtlichen Werke Goethe's von Pöschel. G. Monnard bemerkt in einer durch die „Frankfurter Jahrbücher“ veröffentlichten Recension über die Pöschel'sche Uebersetzung Goethe's, eine wörtliche oder gleichwörtliche Nachahmung sei oft eine reine Unmöglichkeit; für vieles fehle der französischen Sprache der Ausdruck und der Rhythmus; oft liege die Macht eines Verses in einem einzigen Wort, in einem Klang, für welchen in der französischen Sprache kein Nachhall töne. Dennoch sei es Pöschel zum Theil gelungen, in seiner Prosa sogar die Goethe'schen Wort- und Klangspiele anklängen zu lassen. Unter andern bezeichnenden Proben theilt Monnard die Wiedergabe der bekannten Worte im „Götzendämmerung“: „Da pfeift es und grist es“ u. s. w., durch Pöschel mit; die Stelle lautet bei diesem: „Puis cela siffle et violonne et tinte et fracasse; cela pironne et glisse et frole et tourbillonne; cela chachote et babille et résonne et bourdonne; le pauvre comte regarde tout cela à ses pieds: il croit avoir la fièvre. Alors c'est dans la salle un tapage, un fracas, un fracas de banis et de tables; chacun veut, dans le banquet de fête, se rafraichir auprès de sa mignonne; on apporte petits saucissons et jambons, rôtis, poissons et volailles; sans relâche circulent les vins délicieux; longtemps on fracasse, on embrasse, enfin tout disparaît en chantant.“ Die Uebersetzung ist das Werk von fünf Jahren, ein Werk der Liebe und Verehrung; beigegeben sind ihr eine äußerst anziehend geschriebene Skizze der letzten Lebensjahre Goethe's und alphabetische Register, die man überhaupt bei Werken dieser Art in England und Frankreich nicht leicht fehlen läßt.

Wir erinnern ferner an die schon von uns in d. Bl. erwähnten „Ouvrages scientifiques de Goethe“ von G. Fritze, an das in der Vorbereitung begriffene Werk: „Goethe, ses mémoires et sa vie“, von Henri Richelot, an die in zwei Bänden erschienene französische Uebersetzung der Jean Paul'schen „Vorlesungen der Aesthetik“ von A. Büchner und des Dumont (Poétique ou introduction à l'esthétique), an die italienische Uebersetzung des ersten Theils des „Faust“ von Askelmo Garzanti, die von italienischen Kritikern sehr gepriesen wird, an die französische Uebersetzung von Rebwin's „Amaranth“, an die englische des „Titan“ und der „Jobstade“ von Charles T. Brack.

Legtere erschien im Verlage von F. Lenpoldt zu Philadelphia, dem wir auch eine Ausgabe der von Lady Wallace übersetzten Briefe Felix Mendelssohn's („Letters from Italy and Switzerland. With a biographical notice by Julie de Marguerites"), ferner: „The ice-maiden: and other tales. By Hans Christian Andersen. Translated from the German, by Fanny Fuller", und „Immen-See. From the German", verdanken. In Vorbereitung ist „Heinrich Heine's books of songs" von Charles Godefroy Teland, der „amerikanische Heine" genannt. Eine vollständige englische Uebersetzung der Heine'schen Gedichte erschien bekanntlich schon 1859 in London aus der Feder Edgar Alfred Bowring's, der auch Schiller's und Goethe's Gedichte übersetzt hat. In John Chappman Stodd's „Poems, chiefly translated from the German" sollen, dem jetzt leider eingegangenen „Parthenon" zufolge, nur die Bearbeitungen einiger Goethe'scher Gedichte, wie „Die Braut von Korinth", „Erlkönig", „Gott und die Bajadere" u. s. w. gut gerathen sein, während die Schiller'schen zum Theil an argen Fehlern und Missverständnissen leiden. So übersetzt Stodd z. B. die Verseite in den „Kranichen des Ibykus": „Der fromme Dichter wird gerochen", mit „The veil of the dark deed is broken", die Stelle: „Verschwinden sie im Hintergrunde", mit „Forward they come from the background", was gerade den umgekehrten Sinn gibt u. s. w. In der eigenen Dichtung „The Minnesingers" hat der Verfasser einen sonderbaren Einfall gehabt. Er läßt hier vier Minnesinger im Wettkampf auftreten:

There was Henry from Riasbach,
There was Walter from Thurgau,
And Biterolf — to win or die,
All these did bravely vow etc.

Henry von Riasbach trägt Goethe's „König von Thule", Biterolf Schiller's Ballade „Der Handschuh", ein dritter Schiller's Gedicht „Der Jüngling am Bache", Walter aber Goethe's Ballade „Der Sänger" („Was hör' ich draußen vor dem Thor" u. s. w.) vor, mit der er den Preis gewinnt. Garnett's „Poems from the German", zum Theil Producte von Dichtern enthaltend, die in England weniger bekannt sind, sollen dem „Parthenon" zufolge bessere Arbeit sein.

Wir schließen hieran einen Blick in das Octoberheft der „Westminster Review", das gleichsam mit deutscher Literatur überfüllt ist. Da begegnen wir zunächst einem langen Aufsatz „Gervinus on Shakspeare" mit Zugrundelegung der F. G. Dunnett'schen Uebersetzung des Gervinus'schen Werks. Der Berichterstatter spendet demselben ausgezeichnetes Lob, wenn er auch andeutet, daß er nicht in allem und jedem mit ihm einverstanden sei, und geht nicht nur die Werke des Dichters, sondern auch sein Leben an der Hand des deutschen Erklärers durch, was wir ziemlich ebenso eigenthümlich finden, als wir es eigenthümlich finden würden, wenn ein deutscher Recensent das Leben und die Werke Schiller's nach den Angaben eines englischen Biographen des deutschen Dichters betrachten und besprechen wollte. In einem Aufsatz „The critical character" wird unter anderem auch Mathew Arnold's, Professors der Poesie in Oxford merkwürdige, von uns bereits in Nr. 35 d. Bl. erwähnte Ansicht hervorgehoben, wonach alles, was Byron und Shelley geschaffen, ein Fehlschlag sei gegen das, was Goethe und Heine geschaffen. Ueberhaupt ist Arnold, nach des Berichterstatters Bemerkung, der Ansicht, „daß unsere eigene (die englische) Literatur erst die dritte Stelle einnimmt, daß der Mangel an ursprünglich kritischem Geiste, an welchem unsere Nation im ganzen leidet, sowohl unsern Genius wie unsere Arbeit unfruchtbar macht, und daß sowohl Frankreich wie Deutschland über uns gestellt werden müssen". Aber gewiß doch nur mit gewissen Einschränkungen und nur in gewissen Zweigen! Zwischen dem Genius Shakspeare's und Goethe's scheint der Verfasser des Artikels keine ursprüngliche Verschiedenheit anzunehmen; die Verschiedenheit beider Dichter gehe nur aus der Verschiedenheit ihrer Umgebung und aus der seit Shakspeare gänzlich veränderten geist-

gen Richtung Europas hervor. Ein dritter Aufsatz beschäftigt sich mit R. B. Raday's Werk: „The Tübingen school and its antecedents. A review of the history and present condition of modern theology." „Raday", sagt der Berichterstatter, „ist ein entschlossener Anhänger der tübingen Methode. Er eignet sie sich nicht nur an, er zeigt sich auch als Enthusiast in der Anwendung der Resultate derselben und zwar in einer Menge von Fällen, in welchen künftige Kritiker, wie wir glauben, ihm widersprechen werden; aber er thut dies offen" u. s. w. So hat also auch der Geist der deutschen theologischen Forschung und Kritik seinen Weg nach dem orthodoxen England gefunden, und überhaupt kann man vielleicht sagen, daß auf seinem Gebiete aus dem Deutschen mehr ins Englische übersetzt wird, als auf dem der Theologie. Auch in der Rubrik: „Contemporary literature" werden in großer Zahl deutsche Werke kurz erwähnt, wissenschaftliche wie belletristische, darunter Hochstetler's „Neu-Seeland", das ein „magnificent volume", „a complete encyclopaedia of all that is interesting in New-Zealand" genannt wird; der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August; Klein's Schrift über Georg Forster, welche in Bezug auf den Stil und das darin gesammelte Material über Forster's letzte Lebensjahre gerühmt, aber in Bezug auf ihre Tendenz ein „miserabel volume" genannt wird; Kühne's „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit" u. s. w. Auch eine dritte Auflage einer Uebersetzung der „Braut von Messina" mit dem Titel: „The bride of Messina: a tragedy with chorusses. By Schiller. Translated by Adam Lodge. With other poems", wird kurz angezeigt und dabei erwähnt, daß die einleitenden kritischen Bemerkungen interessant seien und die Uebersetzungen der beigegebenen kleineren Gedichte von verschiedenen Verfassern herrührten.

In einem längeren Bericht über George Elliot's neuen Roman „Romola" in derselben Review fügen wir, wie wir schließlich bemerken wollen, auf folgende Stelle: „Let no man sport with his existence. Ernst ist das Leben. We wonder a doctrine that calls on every one to take heed unto his ways is not universally popular." Auch in dem an sich geringfügig erscheinenden Umstande, daß hier mitten in den englischen Satz die deutsche Phrase „Ernst ist das Leben" eingeschoben ist, darf man ein Zeichen allgemeinerer Kenntniß der deutschen Sprache erblicken; der Berichterstatter würde sich wol gehütet haben, dieselbe Phrase etwa in polnischer, russischer, ungarischer oder selbst dänischer und schwedischer Sprache zu citiren. Auf Anlaß des erwähnten Klein'schen Buchs treffen wir sogar auf das Wortspiel: die Schrift sei eine „Verkleinerung" Forster's. Allerdings rührt vielleicht gerade diese Notiz, wie auch ihr ganzer Ton zu verrathen scheint, von einem in London lebenden Deutschen her, da sich ein Engländer schwerlich das wohlfeile Vergnügen machen würde, mit dem Namen einer Person so zu spielen; aber daß die Redaction das Wortspiel stehen ließ und keine Note zur Erklärung hinzufügte, das scheint doch zu beweisen, daß sie bei den meisten ihrer Leser eine Bekanntschaft mit der deutschen Sprache voraussetzte, wie sie nöthig ist, um das Wortspiel zu verstehen. Daß in der englischen „Jobklage" eine von uns in der frühern Anzeige derselben (Nr. 47) bereits mitgetheilte Verszeile vorkommt, die ganz mit deutschen Klängen gefüllt ist, das hat als in einem burlesken Gedichte statfindend hier vielleicht für unsern Zweck keine Bedeutung; aber anders verhält es sich mit den in der englischen Uebersetzung der Briefe Mendelssohn Bartholdy's deutsch und nur deutsch angeführten Worten Goethe's: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk!" Solche Anführungen deutscher Phrasen ohne englische Uebersetzung würde man sich vor auch nur 20 Jahren in englischen Büchern schwerlich erlauben haben.

In Italien hat inzwischen nicht nur die deutsche Poesie, sondern auch die deutsche Wissenschaft und Philosophie, letztere nach einer Mittheilung des verstorbenen Theodor Mommsen besonders auch in der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Sicilien, immer mehr Eingang gefunden. Vittorio Imbriani,

ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur bis zu den Ablegungen hinauf, hat sogar in letzter Zeit an der Universität zu Neapel einen Kursus von Vorlesungen über deutsche Literatur eröffnet und solchen folgende Schrift erscheinen lassen: „Del valore dell' arte forestiera per gl' Italiani. Prolesione ad un corso di letteratura tedesca detta nella Regia Università di Napoli addi XIII febbrajo. MDCCCLXIII da Vittorio Imbriani“ (Neapel, October 1863).

Auf diese uns soeben durch Freundeshand eingesandte Schrift, die mit dem Schiller'schen Spruch: „Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft“ als Motto versehen ist und in der es unter anderem heißt: „Ed ora la tedescheria è di modo in Italia“, kommen wir vielleicht später des Nähern zurück. J. M.

Zur Romanliteratur.

1. Problematische Naturen. Roman von Friedrich Spielhagen. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Durch Nacht zum Licht. (Fortsetzung von „Problematische Naturen“.) Roman von Friedrich Spielhagen. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn ein achtbändiger deutscher Roman anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig macht und wenn der berechnende Verleger es für gerathen hält, ihn in einer sogenannten billigen „Volksausgabe“ — auch dem größern Publikum zugänglich — erscheinen zu lassen, so liegt vielleicht schon darin für den Kritiker gewissermaßen ein Hinweis, daß er es mit keiner gewöhnlichen Erscheinung im Felde der Belletristik zu thun habe.

Obwol vor allem fern davon, in der vox populi stets eine vox Dei im gung und geben Sinne finden zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß in Spielhagen's Werk eins der hervorragendsten Erzeugnisse der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur zu begrüßen ist; daß ganz besonders der Verfasser selbst, wenn auch vielleicht noch in einzelnen Dingen nach Ruhe und Klarheit strebend und kämpfend, zu den schönsten Erwartungen berechtigt, und daß seinem Ringen, vorausgesetzt, daß es ihm vergönnt, naturgemäße Bahnen innezuhalten, auch der endliche Sieg auf der Stirn verzeichnet steht. Gehen wir nun zu dem Roman selbst über, dessen bisher in d. Bl., soviel wir wissen, nur in der literarischen Jahresrundschau Erwähnung gethan wurde.

Altmeister Goethe bezeichnete in „Wahrheit und Dichtung“ einmal alle diejenigen als „problematische Naturen“, „welche keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut; daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt“. So weit Goethe. Friedrich Spielhagen selbst, der auf dem sichern Grunde dieser wenigen, inhaltschweren Worte sein schönes Gebäude ebennmäßig aufbaut, charakterisirt in einem Gespräch im Verlaufe des Romans „problematische Naturen“ deutlicher als Menschen, die meistens von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet sind, deren Sinn und Streben im allgemeinen auf das Gute gerichtet ist und die dennoch fast ohne Ausnahme zu Grunde gehen, weil sie nie oder zu spät zu der Einsicht kommen, daß das begeisterte Ringen nach höhern Zielen nicht nur ohne Erfolg bleiben, sondern dem Ringenden selbst verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unsers irdischen Daseins darüber vergißt. Solchen Menschen genügt schlechterdings nichts, sie sich selbst am wenigsten. Mit unendlicher Empfänglichkeit ausgestattet, ergreifen sie alles mit wahren Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart. Ihnen genügt die Welt nicht und sie genügen dafür wiederum nicht der Welt. Die Welt läßt ihre Verächter fallen, verzweifeln, verhungern, je nachdem, und sie hat recht darin; denn sie kann ihrer Natur nach nur den belohnen, der ihr unter Aufopferung seiner persönlichen Gelüste und Neigungen mit Ernst und Fleiß zu dienen sucht.

Hieraus erhellt, daß in Deutschland, vor allem zu unserer schwülen Zeit, die dem reinigenden Gewitter von 1848 nachfolgende, das eigentliche Vaterland der „problematischen Naturen“ zu finden sein wird; in Deutschland, wo die begabte Jugend durch eine oft mangelhafte Unterrichtsmethode dem Leben und seinen realen Anforderungen willkürlich entfremdet und so die glühende Lust zwischen Ideal und Wirklichkeit fast gänzlich auf ein maßloses erweitert wurde.

Rechnet man dazu, daß damals es gerade dem Höferrath den vollständig an Raum für den Flügelgeschlag ihrer freien Entgehung, so scheint es natürlich, daß die Charakterisierungen, mildern Naturen dieser Art leicht in Verfall mit sich und der Welt, wie sie einmal war, zu Grunde gingen, während die kraftstrotzenden, energiegelassen Geister endlich im titanischen Kampfe mit den Formen der eng umschürmten Formen- und Gesetzeswelt Befriedigung suchten, um sich im ehrlichen Kampf Raum, Sonne und Luft zu erobern.

Indessen nicht nur dieser Grundgedanke, der somit gewissermaßen eine lehrreiche Schilderung des geistigen Inhalts jener Zeitperiode gibt, aus dem sich jeder herauslesen mag, weshalb und wodurch jene verhängnißschwere Bewegung von 1848 entstand und entkehen mußte, nicht nur dieser Grundgedanke zeichnet die Spielhagen'sche Schöpfung vor andern ähnlichen Erzeugnissen der Kunst aus, sondern es thut dies auch die wunderbar vollendete, mit der der Verfasser seinem Strebe Leben und Farbe zu geben verstand.

Bei dem reichen Wechsel seelischer Vorgänge und äußerer Ereignisse, welche der Roman in dem kurzen Zeitraum vom Frühling 1847 bis Frühling 1848 darbietet, wäre es ein ebenso undankbares als schwieriges Unternehmen, wollten wir dem Leser in groben Zügen auch eine nur annähernd vollständige Aufzählung des Inhalts der Fabel hier wiedergeben versuchen. Ein solch anatomischer Secirproceß würde den Roman nur zu bald dem Wein ohne Blume, den Bogen ohne Wellentanz ähnlich machen: er würde eine Verfündigung an dem Werke und seinem Dichter sein.

So sei es uns nur erlaubt, in kurzen Umrissen die Hauptgestalten aus dem Kreise der im Roman handelnden hier anzugeben. Der Hauptheld oder, da er ja vorzüglich Repräsentant der gezeichneten Gattung ist, vielmehr Richtscheit ist Oswald Stein, der Hauslehrer, jung, schön, gebildet, geistreich, von des Gedankens Blässe angekränkt, von dunkler Veranfassung, die sich im Verlaufe der Erzählung jedoch auflöst; ist Oswald, der vor allem durch und durch eine „problematische Natur“ ist. „Er hat“, wie einmal von ihm gesagt wird, „eine unendliche Empfänglichkeit für alles, was schön und anmuthig ist . . . aber weil er seiner Natur nach eben für alles empfänglich ist, wird es ihm unendlich schwer, nicht über dem Anmuthigern und Schöneren das Schöne und Anmuthige zu vergessen. Er kann nicht treu sein. Er wird das köstlichste Gefäß verächtlich beiseite schieben, weil sein feines Auge doch irgendwelchen Flecken daran bemerkt hat; er wird alles, was ihm die Erde bietet, gierig ergreifen und verächtlich wieder fortwerfen, weil es eben irdisch, weil es, und wäre es auch noch so himmlisch, doch immer mit einem Erdenrest behaftet ist.“ Ihm, dem unverschämlichen Deshaffer, in dessen Adern, ob auch unbewußt, doch selbst das hochblaue Blut eines alten Geschlechts fließt, ihm gegenüber steht Baron Oldenburg, eine tühne, großartig angelegte Natur, problematisch gleich Oswald. Auch er hat den berauschenden Dufte der „blauen Blume“ eingeatmet, nach deren Besitz sein sehnsüchtiges Herz so lange vergeblich ringt. Aber während Oswald sich immer in eine andere und wieder andere Liebe stürzt, während: dies ist, wonach du bisher vergeblich gesucht, und immer wieder das Trügerische dieser Illusionen erkennst, bis er zuletzt in schrecklicher Haltlosigkeit verzweifelt an seinem Schicksal, eben zu Grunde geht, währenddessen ist Oldenburg, den Verzweiflung über eine unerwiderte Neigung zu einem im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier gemacht, der sich faustisch im Genuß nach Begierde verschmachtete, ist Baron

Olzburg der einzige dieser Charaktere, dem es bei einem Fond bürgerlicher Tugenden gelingt, sich durch energisches Handeln und liebevolle Großherzigkeit aus anempfundnem Lebensdruß zu thatkräftigem Vollen emporzuarbeiten.

Zwischen beiden, neben der Gestalt des jugendlich-keuschen, hochpoetischen Bruno, vom Dichter mit allem Farbensinn hergewinnender Bravheit ausgestattet, ist es vornehmlich die hohe Erscheinung Melitta's von Barlow, eines süßen, menschlich-empfindenden Frauenbildes, welche die Theilnahme des Lesers für sich gewinnt.

Während der Dichter, ohne ins Tendenzlose zu verfallen, das ja mit der Kunst als solcher von vornherein unvereinbar wäre, die Hauptpersonen seiner Schöpfung zu durchgeistigten Trägern weltbewegender Ideenkreise macht, greift er auf der andern Seite auch frisch ins volle Menschenleben, um auch dem realen Theile der Darstellung nach Kräften gerecht zu werden. Auf diese Weise dem für uns höchsten Kunstziel zustrebend, das den Realismus im Dienst der Idee zu verwirklichen lehrt, das den realen Boden der Erzählung mit belebenden Tropfen idealen Thaues tränken heißt, schuf der Verfasser köstliche Typen aus dem Mikrokosmos des deutschen Lebens der Jünglingsjahre, die nur zu oft — mit Bogumil Solg, dem thöroner Diogenes, zu reden — sich in einem Complémentirbuch ohne Complimente dargestellt sehen. So einerseits der höflich-pöppel, hochmüthige Junfer Gloten und seine ganz in allen „noblen Passionen“ Gatt, Kraft und Tugend vergeubende hochadeliche Sippe, und der heuchlerisch-schurkische, katheberrückliche Pastor Jäger mit seiner lyrisch-verschwommenen Gattin, der Dichterin der „Kornblumen“, alle drei das (unfreiwillige) Komikerkleblatt im Romane bildend, so andererseits die tüchtigen, ehrenfesten Gelehrten und Bürger Vemperlein und Braun, der lebenswürdige Epitruer Kobran und der durch eine schwere Schickung in die Debe eines philosophischen Nirwana-Nihilismus geschleuderte, unglückliche, einst so geistprühende Professor Berger. Wie diese, so sind auch der frivol-witzige Geometer Linn, dessen einziger Gott das „Ich“ ist, und sein ehemaliger Freund Felix von Grenwitz, sein Abbild, nur etwas ins weniger Geistreiche-Adeliche überfetzt, der Director Schmenkel, ein prächtiger Bagabund im Holsteischen Stille (nur mit etwas falschem wiener Dialekte ausgestattet!), sein Sohn, der maßlose, stolze Fürst Walbernberg, der alte schwächliche-energische Baron Grenwitz und seine ränkevolle, „gebildete“, tramerische Gattin, beider Tochter, die schöne, feinsche, vor allem aristokratische Helene, die übermüthige, sinnliche Emille von Breesen und die bäuerliche Philosophin Mutter Gausen, sind alle diese als Typen der Gesellschaft wahre Cabinetstücke, deren scharf umzogene Charakteristik wol geeignet scheint, die von photographisch-realistischer Seite so viel verleumdete dichterische Intuition einigermaßen wieder zu Ehren zu bringen.

Die ungemein feinsinnig entwickelte Kunst der Seelenmalerei (die Briefe Helenens an ihre englische Freundin Miss Mary Burton sind in dieser Beziehung geradezu vortrefflich) zeugt von dem tüchtigen, verständnisinnigen Studium der englischen Herzogskindiger: ein Studium, dessen Resultate auf deutschen Boden verpflanzt und mit deutschem Gemüth geschwängert gewißlich nicht als Mangel an Originalität wird gelten dürfen.

Dem gegenüber weiß Spielhagen seine Naturschilderungen mit einem eigenthümlich-aumuthigen Zauber zu durchhaugen, und die unendliche Poesie unter den uralten Buchen des Parks zu Grenwitz, am stillausgehenden Waldeinsiedler zu Barlow, oder beim rauschenden Wogenschlage der fesselloso brandenden Däse empfinden wir ebenso lebendig, als wir kloppenden Herzens auf den Barricaden der Hauptstadt an dem Kampfe theilnehmen, in dem sich im erschütternden Zusammenstoß der geschichtlichen Gegensätze auch die Gesetze der von der Phantasie des Dichters Erschaffenen entscheiden.

Bei so viel Lichtseiten fehlt es natürlich auch an einzelnen Schattenseiten nicht, welcher, wenn sie auch zum Theil mehr äußerlicher Natur, doch auch hier Erwähnung geschehen muß.

Zunächst will uns die Eintheilung in „Problematische Naturen“ und in eine „Fortsetzung“, „Durch Nacht zum Licht“ aus innern wie äußern Gründen durchaus nicht gerechtfertigt erscheinen. Abgesehen davon, daß der bloße Titel „Fortsetzung“ eines Werks (siehe Müllers Fortsetzung zum „Grafen von Monte Christo“ u. s. w.) mehr auf nachwerkartige Bestellung, als auf freie selbstschöpferische Dichtung hinweisen möchte, etwas, das hier natürlich gar nicht in Frage kommen kann, so gehören doch beide Theile so unmittelbar zusammen, sind in beiden „problematische Naturen“ so durchaus Träger des Handelns, Leidens und Empfindens, wie der leitenden Ideen, daß für uns trotz Olzburg's Durcharbeitung, der zweite Titel all seine Berechtigung verliert. Wir vermögen in beiden Werken nur ein untrennbares Ganzes zu erblicken, und wir meinen, auch für den Dichter müßte unser Bedenken nichts Abschreckendes haben.

Bei der Wärme, Glut und Begeisterung, mit der ersichtlich namentlich die erotischen Scenen vom Verfasser bedacht wurden, ist es kein Wunder, daß ihnen etwas seltsam Vorausgehendes, Karlatisches innewohnt, ein „Etwas“, das manchem Rigoristen sogar als „Zuviel“ erscheinen wird, und das wir trotzdem nicht ganz missen möchten, selbst auf die Gefahr hin, dem Dichter die Zahl der (namentlich jugendlichen) Leserinnen in so und so viel Hunderten verloren gehen zu sehen. Wir geben deshalb gern zu, daß, was diese Scenen und den ganzen geistigen Schwerpunkt des Werks anbelangt, Friedrich Spielhagen's „Problematische Naturen“ zur „Privatlectüre“ in höhern Töchtertschulen und Mädchenpensionaten etwas weniger empfehlenswerth sein möchten, als beispielsweise Bernharbin de St. Pierre's „Indisnerhütte“ oder Puttlig's „Was sich der Wald erzählt“ und dergleichen hochmoralisches oder unschuldiges „Klagelied-Budersbrot“ mehr.

Die Kraft und Gediegenheit, welche die künstlerische Form des Ganzen auszeichnen und die ihren besondern Ausdruck finden in der Lebensfülle, die im tiefsten Ernst und in heiterster Lust warm pulsirend den ganzen Roman durchströmt, lassen es bestreulich erscheinen, daß den Dichter im zweiten Theile namentlich gegen das Ende hin, eine eigenthümlich unfrische Gatt und Fahrigkeit ergreifen will. Die Episoden werden länger und nehmen überhand; die Feinheit der Psychologie weicht kräftigern Strichen; hier und da erscheint etwas weniger gut motivirt; die äußerliche Intrigue findet zur rechten Zeit ihren Abschluß, dieser selbst jedoch scheint gewissermaßen eben auch nur äußerlich aber nicht zugleich mit alter Sorgsamkeit innerlich ausgeführt und verarbeitet, endlich das überwiegende Hereinragen äußerer Thatfachen und Ereignisse dünkt uns nicht recht günstig gewesen zu sein für die behagliche Entwicklung der seelischen Zustände der handelnden Persönlichkeiten, scheint uns die glückliche Dekonomie ihrer Fortentwicklung bedauerlich gekürzt zu haben.

Noch sei uns gestattet, einer hierbei gemachten Beobachtung zu gedenken. Während der englische und der französische Schriftsteller seinen Schilderungen einen realen Hintergrund und den Schein oft erschreckender Wahrheit dadurch zu geben bemüht ist, daß er sich nicht scheut, allbekannte Orte bis auf die Hausnummern genau abzuconterfeien, hat bisher vielen deutschen Schriftstellern eine gewisse Scheu innewohnend, dergleichen Sachen zu berühren, indem sie den realen Hintergrund in wesenlose Schatten einzuhüllen liebten. Spielhagen freilich ist von dieser, sollen wir Schwäche sagen, allerdings frei. Aber er thut etwas anderes; er scheut sich, die Sachen beim rechten Namen zu nennen! Sein Roman spielt in der Universitätsstadt „Grünwald“, in der „Hauptstadt“ und zwar hier „unter den Algen“ (Einden!), „unter den Buben“ (Sekten!), in der aristokratischen „Williamstraße“, in der „Schwesternstraße“, der „Langen Straße“, die dem Schloß gegenüberliegt u. s. w. Dieses „Andere“, eine gläserne Maske, will uns noch weniger gefallen; denn einem Autor von des Verfassers Begabung sind, glauben wir, dergleichen Speculationen auf das Gefallen, den die gewöhnlichste Lesewelt am Mykeriden und doch leicht Entzählbaren findet, durchaus nicht von nöthen.

Alle diese Schwächen, zu denen auch noch die etwas unnötig ausgeübte Raumverschwendung kommt, die zu Zeiten mit der nicht mehr ganz originellen Eigenromantik getrieben wird, sind, wie erwähnt, meist äußerlicher Art und schaden dem Werke und seiner Wirkung im großen und ganzen sehr wenig.

Jedenfalls verstand es Spielhagen ebenso wol durch Dringlichkeit der Ordnung dessen, was gewisse Leserklaffen kurzweg „Spannung“ nennen, den großen Reizen der bloß Lesefreudigen mit compacter Nahrung zu sättigen, als andererseits, was selten genug zu gleicher Zeit geschieht, selbst verwöhnten Geschmäckern durch die Feinheit der Darstellung, den frischen, lebendigen und vorzüglich klaren Stil und den nicht zu gering anguschlagenden geistigen Gehalt des Werks zu genügen.

Die Kritik hat sich zuweilen selbst zu diesem Werk gestellt. Einige Beurtheilungen ergingen sich, durch die äußerlichen Vorzüge befohlen, in lobenden Phrasen, ohne den Kern desselben zu berühren; andere fertigten das (in erster Auflage acht Bände starke Werk) mit sechs nichtsagenden Seiten ab; wieder andere lobten den ersten Theil, um den zweiten Theil als gemachte Fortsetzung scharf tadeln zu können, und noch andere eubliken haben sich im Vergleichen mit bereits vorhandenen geistigen Producten deutschen Geistes abgemüht, um, mit deutscher Gründlichkeit Fehler und Vorzüge abwägend, zu sehen, „welchen Schale sank und welchen Schale fleg“. Unsere Leser werden begreifen, daß diese Vergleiche meist mit Bezug auf Freytag's „Soll und Haben“ statt hatten. Unsere Auseinandersetzung zeigt, wie wir uns zu jenen ersten Kategorien der Kritik zu verhalten beabsichtigt waren. Was nun die letzte, die comparative, anbetrifft, so gestehen wir von vornherein, ein Gelob aller zusammengezwungenen Vergleiche zu sein, besonders wenn es sich um geistige Erzeugnisse von Autoren handelt, die erschüttert bei ihrem Erscheinen nun und nimmermehr an irgendwelche Concurrenten gedacht hatten. Des einen Vorzüge sind vielleicht des andern Schwächen und umgekehrt. Freilich läßt es sich bei solchem Gebahren leicht in Paradoxen geistreich sein, und nicht ganz unendlich wäre es vielleicht, daß Widerstand gegen solche Versuchung manchem zu schwer war.

War dieser Bericht vielleicht mit mehr Wärme und etwas weniger kritischem Regal geschrieben, als es sonst für gewöhnlich der Recensentenusus beliebt, so möge man uns dies freundlichst zugute halten. Obgleich es sich allerdings bei weitem leichter interessant tadeln als ebenso loben läßt, sollte sich doch der Kritiker einer erquickenden Erscheinung gegenüber, die ihm einmal auf seiner Dornenbahn begegnet, seine Genug- und Begeisterungsfähigkeit nicht durch einzelne Schwächen verkümmern lassen.

Arthur Kreyssohn.

Notiz.

Englische Beiträge zur Shakspeare-Literatur.

In England und Nordamerika sind in letzter Zeit mehrere Schriften über Shakspeare erschienen, und sicherlich werden die bisher erschienenen nicht die letzten sein, bevor des Dichters Säculartag herangekommen ist. Doch gedenken wir hier zuvörderst einer schon vor Jahren erschienenen Schrift, die insofern directen Bezug auf Deutschland hat, als darin die zunächst vornehmlich erscheinende Frage aufgeworfen und in bejahendem Sinne beantwortet wird, ob Shakspeare unser Deutschland besucht habe? Es ist die Schrift: „Three missing years in the life of William Shakspeare restored“, von William Bell, auf die neuerdings das von Ludwig Seeger herausgegebene „Stuttgarter literarische Wochenblatt“ aufmerksam machte. Der Verfasser sucht drei Jahre in Shakspeare's Leben (1585—88), über die man, wie auch Payne Collier zugibt, keine Nachrichten hat, durch seine ebenfals fähne Hypothese auszufüllen. William Bell behauptet, daß Shakspeare, nachdem er sein bekanntes Spottgedicht auf den Richter Sir Thomas Lucy verfaßt und neuer Bestrafung gewärtig gewesen, landesflüchtig geworden sei, was der Verfasser aus einer von zwei Geistlichen, Fulman und Da-

vies, kaum 60 Jahre nach Shakspeare's Ableben entzogen und sich im Corpus Christi College zu Oxford befindenden handschriftlichen Sammlung von Notizen über Shakspeare und Oxford beweisen will. Um dieselbe Zeit nun sei gerade Oxford Leichter an der Spitze der Hülfsarmee, welche die Königin Elisabeth dem König Philipp II. von Spanien gegen die als händischen Niederlande zu Hilfe geschickt, dahin abgezogen, und er habe in seinem glänzenden Erfolge unter anderem auch eine Schauspielertruppe gehabt, welche dort als die „Earl of Leicester's Company of players“ Vorstellungen gab. Da um dieselbe Truppe kurz vorher nachweislich in Stratford gespielt hatte, so nimmt Bell ohne weiteres an, Shakspeare sei mit dieser Truppe, um der Strafe und Rache des Sir Thomas zu entgehen, fort über Meer gezogen und er habe sich sodann den sogenannten englischen Komödianten angeschlossen, die aus den Niederlanden kommend allerdings damals an vielen Orten Deutschlands Vorstellungen gaben, von denen es aber sehr zweifelhaft ist, ob sie geborene Engländer oder junge Deutsche vom Comptoir der Gasse in London oder etwas anderes waren, die vielmehr ihren Namen wol dem Umstand verdankten, daß die von ihnen aufgeführten Stücke rohe Nachbildungen englischer Originale waren. Kurz, Bell nimmt an, daß Shakspeare als Mitglied dieser Truppe sich die genaue Kenntnis deutscher Sitten und Gebräuche (wovon sich aber doch in Shakspeare's Dramen nicht gerade sehr viel finden läßt oder er würde eben nicht sehr gute Eindrücke über die Deutschen mit nach Hause gebracht haben) und der deutschen Mythologie und Sagenwelt erworben. Der Verfasser der Notiz im Stuttgarter Blatt meint, daß die Hypothese bis dahin wenn auch locker gefügt und unklar, doch zur Noth durchgeführt sei, aber Bell gehe offenbar zu weit, wenn er weiterhin aus der Uebereinstimmung von Shakspeare'schen Dramen mit Volksnachspielen des alten niederdeutschen Dichters Jakob Ayrer und mit andern deutschen Geschichten und Schwänken den Schluß ziehen wolle, Shakspeare müsse alles dieses speziell aus Deutschland oder gar Nürnberg haben. Im übrigen hat, demselben Blatte zufolge, ein in England lebender Deutscher, angeregt durch einen in einem württembergischen Blatte vor einem oder zwei Jahren erschienenen Artikel über Shakspeare's Anwesenheit am herzoglichen Hofe zu Stuttgart (den Secretär des „für die Feier des dreihundertjährigen Geburtsdays des Dichters in London zusammengetretenen Haupt-Shakspeare-Gemittes für 1864“ auf den erwähnten Artikel aufmerksam gemacht; er ist von diesem gebeten worden, ein Exemplar der betreffenden Nummer herbeizuschaffen, und er fordert nun durch das Organ des Seeger'schen Blattes seine Landsleute zur Einsendung eines solchen Exemplars auf. Inzwischen erschien in London von Charles Gordon Clarke eine Schrift: „Shakspeare-characters; chiefly those subordinate“, welche 20 Betrachtungen über Shakspeare'sche Stücke enthält, die in der „Westminster Review“ zum Theil finarisch und instructiv und, namentlich was die Analyse einiger der hervorragenden weiblichen Shakspeare-Charaktere betrifft, treffend genannt werden, obgleich Shakspeare selbst über das, was ihm Clarke als seine Erklärer überhaupt bloßstellen unterlegten, sehr erkannt sein würde. Auch einige „germanisire“ Wortcompositionen wie „heart-homely“, „heart-friend“, „murder-tale“ u. s. w. und einige zu blumreiche Phrasen, die auch nach deutsch schmecken, werden getadelt. Ferner ließ Haddett, Nordamerikaner und früher Schauspieler, der seinerzeit auch in London Rollen gab, sorben in Newyork erscheinen: „Notes and comments upon certain plays and actors of Shakspeare, with criticisms and correspondence.“ Interessant ist darin unter anderem ein vom Verfasser mitgetheiltes verdammandes Urtheil John Quincy Adams' über Desdemona, die er beschuldigt, wegen einer durchaus „unnatural passion“ („it cannot be named with delicacy“, fügte er hinzu), wegen einer verurtheilten Verliebtheit in die schwarze Farbe des Rohren ihrem Vater davongelaufen zu sein.

H. M.

Bibliographie.

- Appelins, R. L., Zur Verständigung über Lebensfragen. Braunschweig, W. G. Meyer sen. 8. 20 Ngr.
- Aufklärungen über ungarische Zeitfragen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.
- Der polnische Auswand im westlichen Russland im Jahre 1863. Kiew. Gr. 8. 15 Ngr.
- Bacher, S., Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. Zwei Bände. Jena, Göschen. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Barfiewisch, J. v., Einiges von den alten Städten, Fürsten und dem Adel der Mark Brandenburg von 416 vor Christi bis 1598 nach Christi Geburt, zusammengestellt aus den Annales marchiae Brandenburgiae von M. A. Angelus. Stuttgart, C. W. Kischling. 1864. 8. 24 Ngr.
- Bott, J., Die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte dieses Landes. Leipzig, Engelmann. 8. 10 Ngr.
- Daniel, S. A., Deutschland in seinen physischen und politischen Verhältnissen. München, Bruckmann. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
- Dobt, W., Skizzen. Aus dem Dänischen. Altona, Wenzel. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Gantter, L., The home treasury of british poetry. Hausschatz der britischen Dichtkunst von Chaucer bis auf die neueste Zeit, mit sprachlichen, kritischen und biographischen Anmerkungen begleitet und als Festgabe zu Shakespeare's 300jährigem Jubiläum dargebracht. 1ste Lieferung. Stuttgart, Becher. 1864. 22 1/2 Ngr.
- Golz, B., Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beschreibung der modernen Zustände. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. Gr. 16. 2 Thlr.
- Graf, C., und M. Dietherr, Deutsche Rechtspruchwörter, unter Mitwirkung der Professoren J. G. Bluntzsch und R. Maurer gesammelt und erklärt. Nördlingen, Beck. 1864. Per. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.
- Grünhagen, C., Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741. Breslau, Korn. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Gesell, C., Frau Schach Regine. Eine Geschichte aus dem 30jährigen Kriege. Nach einer handschriftlichen Familienchronik. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 3 Thlr.
- — — Unter dem Offizier. Brandenburgischer Roman in drei Büchern. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.
- Hugo, W., Die Elenden. Deutsch von L. v. Alvensleben. zehn Bände. Berlin, Haffelberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Kortüm, F., Geschichtliche Forschungen im Gebiete des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von R. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund. Mit Illustrationen von C. Säß, P. Thumann u. A. Herausgegeben von M. Träger. Mit farbigem Titelbild von P. Thumann. Leipzig, Amelang. 1864. Hoch 4. 8 Thlr. 15 Ngr.
- Lindner, E. O., Zur Tonkunst. Abhandlungen. Berlin, Guttentag. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.
- Pongner, J. v., Beiträge zur Geschichte der oberheinischen Kirchenprovinz. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Die Voreste. Bilder aus dem ungarischen Emigrantenleben in London. Von einem Mitgliede der Emigration. Vier Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.
- Weier, G., Magdalene. Drama in fünf Akten. Bremen, Kühmann u. Comp. Per. 8. 20 Ngr.
- Wenzel, D., Johann Gottlieb Kopper. Ein Nekrolog. Berlin, Barthol u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

- Mommsen, T., Römische Forschungen. 1ster Band. Berlin, Weidmann. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.
- Petöfi's, A., lyrische Gedichte. Deutsch von T. Opitz. Zwei Bände. Pest, Heckenast. 1864. 8. 3 Thlr.
- Pflug, F., Aus den Tagen des Großen Königs. Leipzig, Schöde. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Portius, R. B., Die Grundelemente des Weltalls. Kempten. Gr. 8. 1 Thlr.
- Preller, L., Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von R. Köhler. Berlin, Weidmann. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Reynolds, G., Söden's Schlingen. Romantische Erzählung aus dem Mittelalter. Aus dem Englischen. 1ste und 2te Lieferung. Br. 8. à 3 Ngr.
- Ruttenberg, D. v., Edelmann und Bauer. Fortsetzung von „Ruttenberg in Aurland“. Leipzig, Engelmann. 1864. 8. 10 Ngr.
- Seeger's, L., gesammelte Dichtungen. Zwei Bände. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cöner. 1863-64. 16. à 1 Thlr. 10 Ngr.
- Sybel, E. v., Kleine historische Schriften. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Träger, M., Gedichte. 2te, neuvermehrte Auflage. Leipzig, Reil. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Wachsmuth, W., Geschichte deutscher Nationalität. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Völkstämme aus dem Gesichtspunkte der Nationalität. Die Hälfte. Mitteldeutsche Stämme. Alemannen und Burgunder. Elbschwebische Stämme und Pflanzungen. Braunschweig, Schwesche u. Sohn. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

- Erinnerungsblatt an die Körner-Feier in Pest am 26. August 1863. Herausgegeben von dem Festcomité. Pest. Gr. 8. 5 Ngr.
- Jungheun, L., Hanau's Jubelfeier der Leipziger Befreiungsschlacht am 18. October 1863. Hanau, Klein. 8. 5 Ngr.
- Nahmann, M., und M. Arndt, Zwei deutsche Siegeslieder des Jahres Dreizehn. Nach einem halben Jahrhundert vereint aus Licht gestellt von einem Augenzeugen des verwählten Völkerschlachtfeldes. Zum Gedächtniß des in den Feldern und Schlachten bei Leipzig heldenmüthig errungenen und von Gott aus geschenkten Sieges vom 18. October 1813. Berlin. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.
- Oppermann, G. A., Die wichtigsten Ereignisse von der französischen Revolution bis zur Schlacht bei Leipzig mit besonderer Rücksicht auf Hannover. Hannover, Krüger. Gr. 8. 4 Ngr.
- Polen und Schleswig-Holstein die Angelpunkte napoleonischer Politik. Ein Mahnruf an das deutsche Volk und seine Fürsten von Walther vom Norden. Leipzig, Walbow. Gr. 8. 4 Ngr.
- Sigismund, W., Rede, bei der in Rudolfsstadt am 18. October 1863 begangenen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig gehalten. Rudolfsstadt, Müller. Gr. 8. 4 Ngr.
- Ulmann, H., Gotfrid von Viterbo. Beitrag zur Historiographie des Mittelalters. Inaugural-Dissertation. Göttingen. Gr. 8. 10 Ngr.
- Waterlands-Lieder aus dem 1. Jahrzehend nach der Leipziger Schlacht. Aus der ungedruckten Gedichtsammlung eines jungen Wehrmannes jener Zeit. Herausgegeben als Zeugniß des damaligen Jugendgeistes zur Feier des 18. Octobers 1863. Gassel, C. Buchardt. 8. 5 Ngr.
- Krumme und gerade Wege von Oesterreich nach Preußen. Berlin, Fackisch. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwarz.

Soeben erschien:

Ein Opfer der Rache.

Ein Erziehungsroman.

Aus dem Schwedischen von August Archschmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Marie Sophie Schwarz erschienen in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit abelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben.

Römische PRIVATALTERTHÜMER

VON

J. MARQUARDT

Director des Gymn. Ern. und Schulrath in Gotha.

Erste Abtheilung.

Mit zwei lithogr. Tafeln und mehreren Holzschnitten.

8. Preis: 2 Thlr.

Das Werk bildet zugleich des Fünften Theiles erste Abtheilung von W. A. BECKER, **Handbuch der römischen Alterthümer.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Neuigkeiten

aus dem

Verlage von Gustav Hedenast in Pest.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Alexander Petöfi's lyrische Gedichte, deutsch von Theodor Optz. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. 3 Thlr.

Michael Horváth, Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. 2 Thlr.

Franz Tolby, Geschichte der ungarischen Dichtung, von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersezt von Gustav Steinacker. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedrich Fuchs, die Centralcarpathen mit den nächsten Vorbergen. Ein Handbuch für Gebirgsreisende. Mit einer Karte. 1 Thlr. 15 Sgr.

Fr. W. Schubert, die Heimath. Ein Handbuch für Volksschullehrer zur Selbstbelehrung und zum Unterricht hauptsächlich in der Naturbeschreibung, Natur- und Himmelskunde, mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten versehen. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Friedrich Schwiabland, Praktisches Lehr- und Lehrbuch der französischen Sprache. Nach einer neuen durch vielfährigen Unterricht erprobten Methode. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Adalbert Stifter, Studien. Neue Ausgabe in zwei Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht vignetten in Stahlstich. Geheftet 4 Thlr. Dasselbe elegant gebunden, in Goldschnitt mit reicher Deckvergoldung und erhabener Pressung 5 Thlr. 10 Sgr.

Adalbert Stifter, Bunte Steine, in einem Band elegant gebunden mit Goldschnitt, reicher Deckvergoldung und erhabener Pressung 3 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von
Karl Gupkow.

Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geh. 7½ Thlr.

Unter Hinweis auf die ausführlichen Würdigungen seitens der deutschen Presse, welche Gupkow's großartigem dichterischen Werke die tiefste culturhistorische Bedeutung zuerkannt hat, kann diese neue, nun vollständig erschienene Auflage, deren Preis gegen früher um die Hälfte billiger ist, als ein blühender Haus- und Familienschatz empfohlen werden. „Der Zauberer von Rom“ bietet nicht nur eine stets spannende und durch heitere, in den Ernst der Haupthandlung eingeflochtene Episoden unterhaltende Lectüre, sondern ist auch ganz geeignet, die deutsch-nationale, einheitliche Gesinnung im Volke zu kräftigen und auf Ausgleichung der Gegensätze zwischen Nord und Süd, Protestantismus und Katholicismus hinzuwirken.

Damit das Werk auch als literarische Gabe verwandt werden könne, hat die Verlagsbuchhandlung Exemplare elegant in Leinwand binden lassen, welche zum Preise von 7½ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 50. —

10. December 1863.

Inhalt: Sulpiz Boisseree. Von Adolf Becking. — Zeit- und Sittenromane. Von Rudolf Sonnenburg. — Lebenserinnerungen W. Chezy's. — Zur Geschichte des griechischen Dramas. — Charakter- und landschaftliche Skizzen. Von Emil Prüller-Sandweggen. — Ein Urtheil über Schiller's „Fiesco“ vom Jahre 1788. — Notizen. (Ein französischer Liebesroman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts; Dramatische Satire gegen die Spielhöllen. Von August Penzberger.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Sulpiz Boisseree.

Sulpiz Boisseree. Zwei Bände. Stuttgart, Gotta. 1862.
Gr. 8. 4 Thlr.

Unter den Werken, welche außer dem Interesse, das sie unmittelbar als neue Erscheinungen bieten, bis in die spätesten Zeiten hinein als Quellen und Fundgruben für die Kunst- und Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von besonderer Wichtigkeit sein werden, nimmt das vorliegende unstreitig eine sehr hervorragende Stelle ein. Wenn es eine unbezweifelbare Thatsache ist, daß die mit Garstens, Wächter und Schick beginnende und durch Cornelius, Overbeck, Kaulbach u. s. w. zu idealer Höhe geführte neueste Blütheperiode der deutschen Kunst hauptsächlich aus den durch Windelmann und Lessing angebahnten gründlichen Kunststudien und den vielseitigen Bemühungen um Wiederherausforschung, Erhaltung und Erkenntniß alter Kunstdenkmäler hervorgegangen und groß geworden ist, dann unterliegt es keiner Frage, daß auch die Gebrüder Sulpiz und Melchior Boisseree nebst ihrem Freunde Vertram schon wegen der unberechenbaren Verdienste, welche sie sich durch ihre eigenen Forschungen und Sammlungen um die Förderung der deutschen Kunstgeschichte erworben haben, zu den des allgemeinsten Interesses würdigen Persönlichkeiten auf dem Gebiete der neuern Kunstentfaltung gehören; in nicht geringem Grade aber wird ihre Bedeutung noch dadurch gehoben, daß sie zufolge ihrer unermüdblichen, einflußreichen Thätigkeit mit einer sehr beträchtlichen Anzahl der berühmtesten Männer ihrer Zeit in freundschaftlichem oder geschäftlichem Verkehr und sehr lebhaftem Briefwechsel gestanden haben, dergestalt, daß man in und mit dem Bilde ihres eigenen Lebens und Wirkens zugleich mehr oder minder interessante Aufschlüsse über viele andere Notabilitäten der Neuzeit gewinnt.

Diese zwiefache Bedeutung hat jedenfalls die Herausgeberin des vorliegenden Buchs vor Augen gehabt, als sie die Tagebücher und den Briefwechsel ihres am 2. Mai 1863. so.

1854 verstorbenen Gatten Sulpiz nebst dem Anfang einer Selbstbiographie desselben und einigen andern Ergänzungen in solchem Umfange, wie es geschehen, zu veröffentlichen beschloß, und wenn es vielleicht unter der großen Masse der heutigen Leser nur wenige gibt, welche die beiden voluminösen Bände ganz zu bewältigen vermögen, so werden dagegen die Kunst- und Culturhistoriker der Zukunft die möglichst vollständige Mittheilung des vorhandenen Materials um so mehr zu würdigen wissen. Damit soll nicht gesagt sein, als ob nicht vielleicht auch manches aufgenommen wäre, was keiner weiteren Werthung fähig ist. Aber wer vermag bei der Wichtigkeit, welche zuweilen auch die geringfügigste Notiz für die Lösung einer wissenschaftlichen Frage erhält, mit Sicherheit über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Schriftstücks zu entscheiden. Das Sicherste bleibt hier immer, möglichst aus dem Vollen zu geben und es den verschiedenen Forschern und Bearbeitern zu überlassen, sich aus der Masse das einem jeden Zweckdienliche herauszufuchen.

Der Personen und Sachen, bezüglich welcher unser Buch ein mehr oder minder ausgiebiges Material an die Hand gibt, sind nach dem oben Ange deuteten sehr viele. Außer den Briefen, welche von Sulpiz Boisseree und seinen nächsten Angehörigen, z. B. seinem Bruder Melchior, seiner Gattin Mathilde, seinem Freund und Arbeitsgenossen Vertram u. s. w. herrühren, enthält die Sammlung deren in größerer oder geringerer Anzahl von Friedrich und Dorothea Schlegel, Schelling, Cornelius, dem Grafen Reinhard, Karl Mayer, Jakob Grimm, J. C. Bartholby, Willemer, Arndt, Christian und Friedrich Schloffer, Schmitz, Groshoff, Goethe, Seebek, Oelsenau, Schinkel, J. Görres, S. Rapp, Gichhorn, Ludwig Lied, Dannerer, F. Kreuger, Schopenhauer, Ahlbaut, Willen, Freiherr vom Stein, Frau von Humboldt, A. W. von Schlegel, Köster, Thormaldsen, Hegel, A. Schreiber, G. Schwab, Bischof Sailer, Heigelin, Welder, Reimer, Overbeck, dem Kronprinzen von Preußen

(Friedrich Wilhelm IV.), Rauch, Schorn, Schubert, Kan-
 zler Müller, F. Berthels, Prinzessin Marianne von Preu-
 ßen, Uhlen, Christoph Schmid, F. Hoffstadt, von Ol-
 fers, Thiersch, dem Erzbischof von Köln und vielen andern,
 und schon hieraus läßt sich errathen, wie mannichfaltig
 und verschiedenartig die darin berührten Interessen und
 Zeitfragen sind, besonders wenn man erwägt, daß die
 Briefe mit Einschluss der Erinnerungs- und Tagebuch-
 blätter den in allen Beziehungen überaus bewegten und
 ereignisreichen Zeitraum von 1783—1854 umfassen.
 Von allem, was diese Zeit erregt und in Bewegung
 gesetzt hat, machen sich auch in diesem Lebensbilde eines
 ihrer Söhne stärkere oder schwächere Pulschläge fühlbar;
 allein inmitten dieser Vielseitigkeit bleibt dennoch Sul-
 piz Boissière selbst mit dem ihm eigenthümlichen Leben und
 Streben der eigentliche Kern und Mittelpunkt, und dem-
 gemäß liegt auch das Hauptinteresse des in diesem Werk
 niedergelegten Materials in den drei Momenten, welche
 hauptsächlich das Leben dieses Mannes wichtig und inter-
 essant gemacht haben, nämlich erstens in den Verdiensten
 desselben um Erkenntnis und Würdigung der altdeutschen
 Malerei, sodann in seinen Bemühungen um die Recon-
 struction, Erhaltung und Restauration des Kölner Doms
 und endlich in seinem Freundschaftsverhältniß zu Goethe,
 der durch eifrige Unterstützung seiner Bestrebungen ganz
 besonders zu deren bedeutendem Erfolg beigetragen.

Daß das Hauptverdienst Boissière's um die altdeutsche
 Malerei in der von ihm, seinem Bruder Melchior und
 Bertram veranstalteten Auffindung, Restauration und
 Sammlung altniederrheinischer und van Eyck'scher Ge-
 mälde und der darauf sich stützenden Aufhellung der deut-
 schen Kunstgeschichte besteht, ist allgemein bekannt. Unser
 Buch gibt jedoch über die Entstehung und Fortentwick-
 lung dieser Thätigkeit weit speciellere Aufschlüsse, als bis-
 her bekannt gewesen sind. Das Wichtigste hierüber be-
 findet sich in dem „Fragment einer Selbstbiographie“
 und den zwischen ihm und seinen Mitsammlern gewech-
 selten Briefen, sowie in der Correspondenz mit Goethe,
 welche aus der Feder von Sulpiz ausführliche kunsthisto-
 rische Exposés enthält. Eine der wirksamsten Anregun-
 gen zum Beginn der Sammlung war einerseits der be-
 deutende Eindruck, welchen das aus dem Dunkel wieder
 ans Licht gezogene große Altargemälde der Stadtpatronen
 aus der Rathhauskapelle zu Köln auf die bereits in
 Paris und Belgien von der Schönheit deutscher und nie-
 derländischer Malereien ergriffenen Freunde machte, an-
 dererseits die barbarische Ignoranz und Fahrlässigkeit,
 mit welcher damals die Kunstschätze der Klöster und Kir-
 chen behandelt wurden. Sulpiz erzählt hierüber:

Während unserer Abwesenheit zu Anfang des Winters wa-
 ren die aufgehobenen Klöster und Kirchen geräumt worden, und
 was die ausgestoßenen Bewohner nicht mitgenommen, die Re-
 gierungsbevollmächtigten nicht mit Beschlag belegt hatten, war
 in schnellster Hast an Händler und Tröbder verkauft worden.
 Durch diese gewaltsame Umkehrung kamen gleich mehrere schät-
 zbare, bis dahin unbekannte alte Gemälde zum Vorschein, die
 von Kennern und Liebhabern, besonders von Kanonikus Wallraf
 und Kaufmann Lieversberg, in ihre Sammlungen aufgenommen

wurden. Wir fanden darunter Bilder, welche nicht nur an sich
 sehr bedeutend waren, sondern auch die größten Erwartungen
 von dem erregten, was noch im Dunkel und in der Unwissen-
 heit begraben sein konnte. Es war überhaupt ein seltsame Zu-
 stand; alles was wir von Kunstwerken sehen und hören, er-
 innerte an den ungeheuren Schiffbruch, aus dem die meisten
 Schätze geborgen worden; wie viel Mößliches konnte in dem
 Sturm untergegangen sein, wie vieles konnten die bewegten
 Wellen noch an den Strand spülen. In der Stimmung, welche
 dieser Zustand erregte, mußte der Wunsch, zu retten, was noch
 zu retten war, gleich ansteigen und zur That werden, sobald
 nur die Gelegenheit sich darbot. Diese führte einer jener glück-
 lichen Zufälle herbei, welche im menschlichen Leben so so ent-
 scheidend wirken. Denn es geschah in den ersten Monaten nach
 unserer Rückkehr, als wir mit Schlegel auf dem Neumarkt, dem
 größten Platz der Stadt, spazierten, daß wir einer Tragbahren
 mit allerlei Geräthe begegneten, worunter sich auch ein altes
 Gemälde befand, auf dem die goldene Schelme der Heiligen von
 fern leuchteten. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den we-
 nenden Frauen und der Veronika darstellend, schien nicht ohne
 Vorzüge. Ich hatte es zuerst bemerkt und fragte nach dem
 Eigenthümer; der wohnte in der Nähe, er wußte nicht, wo das
 große Bild zu lassen, und er war froh, es für den geforderten
 Preis loszuwerden. Nun hatten wir für die Unterbringung
 zu sorgen; um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden, beschlo-
 ßen wir, das bekannte Alterthum durch eine Hinterthür in unser
 älterliches Haus zu fördern. Als wir dort anlangten, erschien
 dort ein eigenes Zusammentreffen unsere alte Großmutter an
 der Thür, und nachdem sie das Gemälde eine Weile betrachtet
 hatte, sagte sie zu dem etwas verschämten neuen Besitzer: „Da
 hast du ein bewegliches (rührendes) Bild gekauft, da hast du
 wohl daran gethan!“ Es war der Segenspruch zu dem Anfang
 einer folgereichen Zukunft.

Weiterhin schildert Sulpiz die vielfältige Bestrebung,
 welche den drei Freunden die fortgesetzte Beschäftigung
 mit den vaterländischen Kunstalterthümern gewährte, und
 spricht sich dabei zugleich über die wichtige kunsthistorische
 Entdeckung aus, welche sie bei dieser Gelegenheit gemacht
 haben. Er schreibt:

Ein großer Reiz lag schon darin, den Kunstwerth oder
 überhaupt nur die Merkwürdigkeit eines Gemäldes durch die
 Kruste hundertjährigen Schmutzes hindurch zu erkennen. Und
 wie freuten wir uns, wenn wir dann unter der reinigenden Hand
 des Restaurators irgendeinen Kopf oder ein Stück eines schon
 blauen, rothen oder grünen Gewandes, wenn wir einen Krän-
 zelhob mit Erdbeerblüten und Früchten, mit Weizen und an-
 dern Frühlingsblumen aus dem dunkeln Ueberzug von Kerzen-
 dampf und andern Dunst klar hervortreten sahen. Wie oft er-
 griffen wir selbst den nassen Schwamm, um uns diesen Genuß
 schon vorläufig zu verschaffen, weil wir es nicht erwarten konnten,
 bis der restaurirende Maler das Geschäft ordnungsmäßig vornahm.
 Wir hatten in jeder Hinsicht einen unerwarteten Erfolg; nicht
 nur war es uns vergönnt, auf diese Weise sehr schätzbare Bil-
 der dem Verderben und der Vergessenheit zu entreißen, sondern
 wir machten auch für die Kunstgeschichte manche wichtige Ent-
 deckung. So hatte man bis dahin die Gemälde für die ältern
 gehalten, welche mit den Werken der Brüder van Eyck einige
 Ähnlichkeit hatten, aber unvollkommener in der Zeichnung und
 Ausführung waren, überhaupt suchte man das höhere Alter nur
 in der größern Unvollkommenheit, nicht aber in einer ganz ver-
 schiedenen Auffassungsweise und Gestaltung der Köpfe und Ge-
 wänder. Als wir daher in der Vorhalle der St. Lorenzkirche
 zum ersten male ein Gemälde der Apostel sahen, auf welchem
 die Köpfe mit großen breiten Formen, weichen Haaren und Bart,
 die Gewänder mit einfachen, runden Falten und alles mit
 einem gelinden, fließenden Pinsel ausgeführt war, hielten wir
 dies Werk ohne Bedenken für italienisch; es schien uns jenen

Brustbildern der Apostel auf Goldgrund aus S. Luigi in Rom ähnlich, welche wir im Restaurationsaal des französischen Museums gesehen, und worin wir eine Probe italienisch-byzantinischer Kunstweise erkannt hatten. Wir betrachteten also jenes Gemälde für eine einzelne Erscheinung; wie leicht konnte bei dem vielfältigen Verkehr mit Italien im 14. Jahrhundert ein solches Bild von dort her nach Köln gekommen sein. Aber es dauerte nicht lange, so fanden wir mehrere dergleichen Bilder, deren einheimischer Ursprung aus dem 14. und zum Theil aus dem 15. Jahrhundert nicht zu bezweifeln war, und dagegen entdeckten wir Bilder mit Inschriften und Jahreszahlen, welche bewiesen, daß die wegen ihrer geringern Vollkommenheit für älter als die Brüder Gyd gehaltenen Werke vielmehr ihrer Schule angehörten. Man mußte sich also überzeugen, wovon man bisher nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, daß die ältere kölnische Malerei vor den Brüdern van Gyd, wie die gleichzeitige italienische, sich ursprünglich auf alte Ueberlieferung byzantinischer Vorbilder stütze, und daß sie sich aus den Grundzügen jener überlieferten Kunst, obwohl mit großer Eigenthümlichkeit entwickelt habe. Eine Menge Wandgemälde, die auf den aufgedeckten Mauern einiger verlassenen Kirchen und Klöster hier und da sichtbar wurden, bezeugten wiederholt das Alter und die umfassende Thätigkeit dieser altkölnischen byzantinistrenden Malerschule.

Was sich über den weitem Erfolg der Voisier'schen Bemühungen aus den dem selbstbiographischen Fragment folgenden Briefen ergibt, muß zu sehr aus zerstreuten Notizen zusammengelesen werden, als daß es sich zu einer Mittheilung eignete. Wir begnügen uns daher, nur auf den Brief an Friedrich Schlegel vom 13. Februar 1811 als in dieser Hinsicht besonders reichhaltig aufmerksam zu machen und an das schließliche Resultat jener Bemühungen zu erinnern. Bekanntlich war dasselbe eine Sammlung, um deren Erwerb in den zwanziger Jahren Württemberg, Preußen und Baiern miteinander wetteiferten, bis König Ludwig durch Zahlung von 240000 fl. im Jahre 1827 den Kauf derselben abschloß und sie später als einen der wesentlichsten Bestandtheile der münchener Pinakothek einverleibte. Wie sehr der König über diesen Erwerb erfreut gewesen, ersieht man aus einem Brief vom 11. Februar d. J. Sulpiz schreibt:

Der König hat uns sehr gnädig aufgenommen, und bei der Frage: was man in Württemberg dazu sagen würde, daß er die Sammlung gekauft, bemerkte er zugleich hastig: „Man hat doch dort weiter keine Ansprüche an Sie, denn die Sammlung ist jetzt mein, und obwohl es noch nicht unterschrieben ist, sind wir doch wechselseitig durch die Ehre gebunden.“ Er lief mehrere Male aus: „Aber welche Sammlung habe ich nun, meine Herren; welche Sammlung, wenn das alles beisammen sein wird!“ Auf die Frage, wie er es mit dem Geheimniß gehalten wünschte, äußerte er: „Ich will Sie durchaus nicht geniren, suchen Sie sich ein Lokal, nehmen Sie Ihre Maßregeln, man darf es schon wissen, daß ich die Sammlung gekauft habe; nur wünsche ich, daß nichts davon in die Zeitungen komme, und besonders, daß man den Preis nicht erfahre. Wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgibt, meinen die Leute, es wäre recht, es müsse so sein; wenn man es aber für die Kunst verwendet, sprechen sie von Verschwendung.“ u. s. w.

Nicht minder instructiv und interessant sind diejenigen Elemente unsers Buchs, welche sich auf die kunsthistorische Würdigung, künstlerische Reconstruction und Voisier's Anstrengungen um den Ausbau des Kölner Doms be-

ziehen. Besonders reichhaltig sind in diesem Betrach die mit Friedrich Schlegel, Goethe und Bertram gewechselten Briefe, und was wir über die ersten Ausfichten zu der tatsächlichen Inangriffnahme des Dombaues unter Vortgang und Protection des Königs Friedrich Wilhelm IV. erfahren. Im Juli 1814 befand sich dieser, damals noch Kronprinz, in Köln, und Sulpiz schreibt darüber:

Ich begleitete ihn in und auf den Dom und durch die ganze Stadt. Du kannst dir nicht denken, welche Freude er hatte, und wie vernünftig und gründlich Ancillon und Kneesebeck das Nöthige und Nöthigste auffaßten, was für unsere Alterthümer zu thun sei. Der Kronprinz wollte nun eben gleich den Dom ausbauen; als wir oben um das Thor gingen, konnte er sich gar nicht mehr halten, und die übrigen Herren mußten in aller Ruhe gesehen, daß nach so vielen großen Werken, die sie in Frankreich, in den Niederlanden und in England gesehen, dieses den Triumph davontage. Kneesebeck und Ancillon waren schon unten gleich darüber einig, daß, sowie das Land preussisch würde, das Gebäude wieder in den besten Stand gesetzt werden müsse u. s. w.

Weiterhin erzählt er noch specieller:

Das Frühstück war kaum geendigt, als der Kronprinz sich wegen dem Ausbleiben von Kneesebeck vor Ungebuld kaum mehr halten konnte; wir gingen endlich hinten am Garten hinaus, und als er die erste Ecke des Thurms über den Häusern hervorragen sah, schrie er laut auf: „Herr Jesus, da ist der Dom schon!“ Nun wanderten wir zu der Drachenspforte; hier lehnte sich der Kronprinz gleich zu den andern Herren und sagte: „Sehen Sie, daß das viel herrlicher ist als alles, was wir gesehen.“ Oben an dem Geländer über dem freistehenden Kreuzfenster kam dem Kronprinzen ein Schwindel an, er sagte, es sei das erste Mal in seinem Leben; und gerade diese Anwandlung einer unwillkürlichen Furcht reizte ihn, er hätte sie gar zu gern überwunden. Ich erzählte ihm vom Meister Esser und war in dem Augenblick sein Meister Esser, d. h. ich trat vor ihn und gab ihm die Hand, daß er kühn hinaus- und hinuntersehen konnte, aber hinaustrreten ließ ich ihn nicht, und wir hatten alle Mühe, ihn hiermit zu begnügen.

Zu weitem Plänen kam es bei dieser Gelegenheit noch nicht, aber Sulpiz schließt seinen Bericht vorausichtlich mit der zutreffenden Bemerkung: „Daß dieser Versuch ein guter Stein ist in unserm Gebäude, können wir nicht verkennen!“ Daß freilich bis zur Grundsteinlegung, durch welche sich die damals gehegten Ideen wirklich zu realisiren begannen, noch nahezu 30 Jahre vergehen sollten, mag er nicht geahnt haben. Inzwischen war es ein erhebendes Gefühl für ihn, daß er sie noch erlebte, und in so distinguirter Weise, wie ihm gebührte, an der großartigen Feierlichkeit theilnehmen durfte. Er schreibt darüber am 9. September 1842:

Ich kann diese reiche, bedeutungsvolle Gegenwart nur mit den Tagen von 1813, 1814 und 1815 vergleichen, wo in der großen Bewegung jeder dem andern nahe kam, alle von gleichem Gefühl durchdrungen. Es ist wie die Abendröthe jener großen Zeit, die aber zugleich auch die Morgenröthe einer neuen Zeit, einer, wenn nicht alle Zeichen trügen, hoffnungsreichen, segensvollen Zukunft ist!

Inmitten dieser gehobenen Stimmung erwähnt er jedoch zugleich ein Gefühl der Wehmuth und der Besorgniß, das sich in der allgemeinen Begeisterung, welche die Rede des Königs hervorgerufen, erzeugt, und gedenkt einer

Bemerkung, welche Metternich damals gemacht haben soll: „Il y a là — soll er gesagt haben — un enivrement mutuel, qui est peut-être plus dangereux pour celui qui le produit que pour les autres!“

Das allgemeinste und populärste Interesse erregt der Voissière'sche Briefwechsel unstreitig durch das lebendige, reich mit bedeutsamen und charakteristischen Zügen ausgestattete Bild, das uns in demselben von Goethe entgegnet. Wie gewichtvoll das Buch in dieser Beziehung ist, erhellt schon daraus, daß die Correspondenz mit Goethe von solchem Umfange ist, daß sie allein den ganzen zweiten Band des Werks von nicht weniger als 38 Bogen für sich in Anspruch nimmt. Fast noch bedeutender und interessanter aber sind uns die auf Goethe bezüglichen Briefe und Mittheilungen im ersten Bande erschienen. Wie uns schon die Edermann'schen „Gespräche“ den Beweis geliefert haben, daß sich Goethe's innerstes Mark und Wesen weit unmittelbarer, naturwüchsiger und wahrer in seinen mündlichen Auslassungen als in seinen Briefen, zumal in denen seiner spätern Jahre ausdrückt, so zeigt ihn uns auch dieses Werk in den Berichten über die Art und Weise, wie er persönlich und mündlich mit Voissière verkehrt hat, in weit lebendvollerer und kernhafterer Gestalt als in den von ihm selbst geschriebenen Briefen, welche neben vielen unschätzbaren Gedanken und bezeichnenden Charakterzügen doch auch viel Gewöhnliches und besonders viel von seiner trockenen, langzeimäßigen Schreibweise enthalten. Besonders ergötzlich und charakteristisch sind Voissière's Briefe über seinen ersten Besuch bei ihm. Die Art und Weise, wie er von ihm empfangen, erinnert lebhaft an den Empfang Jean Paul's, wie ihn dieser selbst in der von Förster herausgegebenen Biographie Jean Paul's geschildert hat. Sulpiß schreibt von Weimar aus am 3. Mai 1811:

Ich komme soeben von Goethe, der mich recht fleißig und kalt empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Hals; die Anrede war so fleißig vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße. „Recht schön“, sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Gotta und alle die äußern Dinge. „Ja, ja, schön! hem, hem.“ Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgedonnen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich freffen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyd, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hätte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenossen in den Niederlanden. Daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst im Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein. Ich war in allen Stücken so billig wie du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein ja, ja, schön, merkwürdig. Ich gab großmüthig meine Gedanken über den

Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyd zu bedenken, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich ließ ich nicht andenkend merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken auch sehr gern ausbreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen. Das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede...; das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich am morgen zu Tisch; erinnerte mich noch, zum Erbbringen zu gehen, ich mußte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wollte alles schon einleiten. Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an, das gefiel ihm; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen.

Diese Hoffnung erfüllte sich wirklich. Schon im nächsten Briefe konnte Sulpiß schreiben:

Mit dem alten Herrn geht mir's vortreflich. Bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer“, sagte er zu diesem, der auch herinkam, „die alten Zeiten stehen lebhaftig wieder auf!“ u. s. w.

Ueberhaupt macht nun der Geheimrath immer mehr und mehr dem Dichter und Menschen Platz, er äußert sich in seiner kernigen und treffenden Weise rückhaltlos über Menschen und Dinge, und Voissière ist in der Lage, manches kennzeichnende Wort von ihm mittheilen zu können. Als derselbe Runge's symbolisch-allegorische Darstellungen bei ihm betrachtet, sagt er z. B.: „Was, können Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist, zum Rasenwerden, schön und toll zugleich!“ Und als jener antwortet: „Ja, ganz wie die Beethoven'sche Musik und wie unsere ganze Zeit!“ fährt er fort:

Freilich! Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen! Da sehen Sie nur, was für Teufelskeng, und hier wieder, was da der Kerl für Aumuth und Herrlichkeit hergebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten! Er ist schon hin! Es ist nicht anders möglich. Was so auf der Rippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade!

Besonders reich an solchen Äußerungen ist Voissière's Tagebuch aus Wiesbaden vom August 1815, wo er länger mit Goethe zusammen war. Hier spricht er sich namentlich mit Vorliebe über seine Farbenlehre, seine Metamorphose der Pflanzen und anderweitigen Arbeiten in der Naturwissenschaft aus. Er sagt unter andern:

Ich führe die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre, d. h. da steht nichts im Hinteras, was nicht im Vordersatz schon begründet ist.

Und an einer andern Stelle:

Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen, und bei diesem auch. Je vollkommener, um so weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehen. ... Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber

so einfach und so leicht der Gedanke ist, so schwer lassen es sich die Menschen werden, alles zu zerstückeln.

Mehr hiervon zu bieten müssen wir uns versagen; und ebenso müssen wir darauf verzichten, der zahlreichen interessanten Mittheilungen, welche dieser Briefwechsel über andere als die drei hervorgehobenen Hauptgegenstände, z. B. über die politischen Zeitbewegungen, über Schlegel's Uebertritt zur katholischen Kirche, über desselben literarische Arbeiten, über die Bestrebungen und Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie, über Vissière's Reisen in Frankreich und Italien u. s. w. enthält, auch nur in andeutender Weise zu gedenken. Das Mäthigkeit wird genügen, von der Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts eine Vorstellung zu erwecken, und die in unsere Tage gefallene Feier, durch die man in Köln die Vollendung des innern Domausbaues begangen, kann das Interesse an dem Leben und Wirken des Mannes, der dazu eine der wirkungsreichsten Anregungen gegeben hat, nur erhöhen.

Adolf Seifzig.

Zeit- und Sittenromane.

Unsere Zeit ist für Zeit- und Sittenromane eine durchaus nicht ungünstige. Um für die vorliegenden zu besprechenden Zeit- und Sittenromane einen geeigneten Standpunkt der Beurtheilung zu gewinnen, und um die Licht- und Schattenseiten unserer Zeit, welche in diesen Romanen zur Darstellung kommen, richtig zu würdigen, versuchen wir zunächst einige besonders hervorstechende und charakteristische Züge unserer Zeit in allgemeinen Umrissen zu zeichnen. Auf allen Seiten scheint man darüber einig zu sein, daß unsere Zeit eine solche ist, welche den materiellen, industriellen und commerciellen Interessen überwiegend zugewandt ist und alles Ideale und Geistliche erst in die zweite Linie stellt. Die Beurtheilung dieser Seite unserer Zeit ist eine sehr verschiedene. Die einen gründen hauptsächlich hierauf ihre Verdammungsurtheile der ganzen Zeitrichtung und sehen überall nur Verfall und geistigen Tod; sie predigen bald in wehmüthigen Tönen, bald in lauten Rufen der Verwünschung, daß das Verderben täglich weiter um sich greift, und daß die Völker dem jüngsten Gericht rasch entgegenreisen. Im schärfsten Gegensatze hierzu erwarten die andern gerade von den materiellen Fortschritten das alleinige Heil der Menschheit, und sie finden hierfür eine philosophische Grundlage in den Lehren des neuern Materialismus. Das Richtige in dieser Sache dürfte sein, daß die materielle Richtung unserer Zeit eine notwendige Durchgangsstufe ist, um in den materiellen Grundlagen der einzelnen Schichten der Gesellschaft eine wohlthätige Veränderung herbeizuführen, und um zu bewirken, daß der Besitz gleichmäßiger und gerechter vertheilt werde, d. h. nicht daß nach veralteten communisticchen Ideen den einen, die zu viel haben, genommen werde, und den andern, die zu wenig haben, zur Ausgleichung gegeben werde, sondern daß der Zugang und die Mittel zum Erwerb und Besitz allen gleich-

mäßig geöffnet werden, und daß nach dieser Seite hin keine Bevorzugung und Beschränkung mehr stattfindet.

Auf den ersten Blick scheint diese Ansicht gewagt und mit der Wirklichkeit im Widerspruch zu stehen, denn es scheint gerade das Gegentheil in der jetzigen Gesellschaft vor sich zu gehen, und der Abstand zwischen reich und arm immer größer zu werden; und dies gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man namentlich den einen Umstand in das Auge faßt, daß einzelne Bevorzugte auf Kosten der bemittelten Stände große Reichthümer durch Börsenspeculationen, durch den Verkauf neuer Actien für Eisenbahnen, Banken und Credits mobilliers erlangen. Aber die Richtigkeit unserer Ansicht wird dadurch nicht erschüttert. Sollen die Extreme, welche schon so lange zwischen kolossalem Reichthum auf der einen Seite und der kläglichsten Armuth auf der andern Seite existirt haben und noch immer existiren, allmählich schwinden, so muß als erste und notwendige Durchgangsstufe eine Periode eintreten, in welcher die einen rasch arm und die andern rasch reich werden können; denn nur durch diesen beschleunigten, häufig sich überstürzenden Umlauf und Wechsel des Geldes und Besitzes wird es überhaupt möglich, daß die alten Verhältnisse gebrochen und neue, bessere Grundlagen gewonnen werden. In einer solchen Periode befinden wir uns gegenwärtig. Daß bessere Grundlagen in der That angebahnt werden, davon gibt das neuernachte Streben nach vollständiger Gewerbefreiheit und das neu aufkeimende Genossenschaftswesen Zeugniß. Die materielle Richtung unserer Zeit ist also als eine Durchgangsstufe anzusehen, die uns zu bessern Zuständen hinführen soll, und wir müssen wünschen und hoffen, daß die Nationen in dieser Richtung nicht den Zweck des Daseins erblicken, sondern daß, wenn die Verhältnisse ruhiger und abgeklärter geworden sind, sie sich mit erneuter und gehobener Kraft dem Idealen wieder mehr zuwenden werden.

Daß diese materielle Richtung auch viele krankhafte Auswüchse hervortreibt, ist natürlich. Es gibt in allen Ständen eine nicht geringe Anzahl von Leuten, bei denen „Aufopferung Ehorheit, die sogenannte rechte Mitte Weisheit, das Streben nach Reichthum, Ehre und Genuß Klugheit genannt wird“. Doch das sind einzelne Verirrungen; im großen und ganzen durchdringt jetzt die Nationen das bewußte Streben, sich von der Herrschaft der Junker und Geldleute zu emancipiren — das ist die große sociale Umgestaltung, welche langsam, aber sicher vor sich geht, und in deren ersten Anfängen wir uns befinden. Auch die Deutschen erwachen aus ihrem Schlummer und machen sich frei von dem alten eingewurzelten Sange sich gängeln und täuschen zu lassen. Diese social-politische Bewegung, welche in neuerer Zeit eine immer bestimmtere und vielversprechende Gestaltung annimmt, wird schwerlich eher still stehen, als bis als Resultat ein an keine feudalen Einrichtungen, an keine Rücksicht auf Geburt, Geld und Vorurtheile gebundenes Regierungssystem errungen und begründet sein wird, und die menschliche Gesellschaft eine solche Verfassung und Ordnung wird erhalten haben, daß der vollständig freie

Gebrauch der Kräfte die erste Grundlage ist und damit eine richtige Würdigung und Werthschätzung der Geistes- und Körperarbeit herbeigeführt wird.

Wir wenden uns einer andern Seite unserer Zeit zu, der religiösen und der damit zusammenhängenden politischen Richtung. Als die protestantische Geistlichkeit Anfang, nach Luther's und Calvin's Zeit die Reformation für ihre besondern Zwecke und Vortheile auszubenten, war ihr erstes Bestreben, nicht mehr die reine einfache Bibellehre als alleinige Glaubensnorm bestehen zu lassen, sondern die protestantische Theologie an bestimmte Dogmen festzuknüpfen und dadurch eine Consistorial-, Katheder- und Katechismus-Theologie zu begründen, welche von der fortschreitenden Entwicklung des Geistes ganz abgelöst ist. Auf diesem Wege hat man sich immer mehr in dogmatische Spitzfindigkeiten und Grübeleien verloren, und besonders in neuerer Zeit ist man eifrig bestrebt, diesen neuen Papismus zur Herrschaft zu bringen; auch der Staat mit seiner Polizeigewalt ist bemüht, den von Theologen aufgestellten und zusammengeklügelter Lehrbegriff aufrecht zu erhalten. Da dies keine Religion des Herzens und der That ist, so ist die große Masse des Volks dieser Richtung entweder nur sehr äußerlich zugethan, oder steht ihr ganz fern, und lebt theils in religiösem Indifferentismus dahin, theils schließt sie sich einer Richtung an, welche die reine Bibellehre wieder in den Vordergrund zu stellen bemüht ist. Von den gebildeten und höhern Klassen der Gesellschaft huldigen der Consistorialtheologie nur diejenigen, welche Anhänger des Absolutismus sind, denn der moderne Papismus und der Absolutismus sind auf das engste verbündet. Es ist durch die Geschichte klar und unumstößlich erwiesen, daß die Vertreter dieser Richtung sich kein Gewissen daraus machen, unter dem Aushängeschild der Religion und des monarchischen Princips die Sache des Vaterlandes ihren Privatinteressen zum Opfer zu bringen. Sie geben vor, sie seien die Stützen des Throns; aber schon mehr als ein Herrscher hat erfahren müssen, wie unsicher und hinfällig solche Stützen sind, denn bei näherer Betrachtung sehen wir, daß solche Stützen nichts anderes sind als polizeiliche Controlo, äußere Gewalt und dreiste Zeitungsflüge, und solche Mittel erweisen sich zuletzt immer als unzureichend und trügerisch.

Wie entsetzlich müssen solche Verhältnisse wirken! Und in der That, wäre im Volke selbst nicht ein so starkes moralisches Gegengewicht gegen diese verderbliche Richtung, so müßten die Staaten bald moralisch bankrott werden. Es ist ein tröstender und auf richtender Gedanke, daß die freie Bewegung und der bewußte und ununterbrochene Fortschritt, welche für die Welt Bedürfnis geworden sind, ruhig ihren Gang weiter gehen, und es so immer mehr zur allgemeinen Ueberzeugung wird, daß im Verlauf dieser freien Bewegung die Grundlagen eines solchen Systems vollständig werden befestigt werden. *)

*) Wir haben den politisch-socialen Herzensergießungen des Verfassers, bis auf einige noch weiter gehende, die wir in einer literari-

Es liegt auf der Hand, daß eine Zeit von solchen miteinander ringenden Gegensätzen und solchen gegenseitig vorbereitenden Umwälzungen für Zeit- und Roman gute Stoffe und reiches Material bieten. Wir wollen nun sehen, von welchen Seiten die vortiergen Romane unsere Zeit betrachten, und inwieweit sie treffende und charakteristische Bilder derselben vorführen.

1. Hauße und Daise. Ein Roman aus der Gegenwart von Adolf Zeising. Drei Bände. Berlin, Jank. 1864. 8. 4 Hfr.

Der Roman ist klar, einfach und einheitlich in der Composition; der Stil ist gewandt und ansprechend; der Inhalt ist durchaus gebiegen und bietet richtige und vorurtheilsfreie Schilderungen unserer Zeit. Der Verfasser bewegt sich nicht in zu engen Kreisen und bleibt nicht bei der Oberfläche stehen, sondern er weiß die Uebel der Zeit an der Wurzel zu fassen und aufzudecken, und übersteht dabei nicht das Gute, welches angestrebt wird und aufsteht. Die Hauptpersonen des Romans sind ein reicher Bankier in einer Hauptstadt, dessen Frau, die Tochter beider, Therese, ein junger Jurist Leonhard, und ein Graf Karpinski, Oberstaatsanwalt. Der Bankier vertritt den Materialismus des Vermögens und hat sich als Plutokrat an die Partei der Aristokraten eng angeschlossen; die Frau, welche aus einer alten adelichen Familie stammt, repräsentirt den Materialismus des Bluts; die Tochter hat infolge beiderer Umstände eine freiere Erziehung erhalten und ist für ideale Ideen sehr empfänglich; Leonhard ist ein würdiger Vertreter des Fortschritts und einer wahrhaften und echten idealen Richtung. Ihm gegenüber steht der Graf Karpinski, welcher die Reaction von ihrer schlechten Seite mit all ihren Sophistereien und trümmigen Wegen vertritt, und zuletzt dadurch sein Verderben herbeiführt. Nachdem dem jungen Leonhard in seiner amtlichen Stellung und Laufbahn, sowie in seiner Werbung um Therese von seinen Gegnern die größten Schwierigkeiten bereitet und die verderblichsten Intriguen gespielt worden sind, triumphirt er zuletzt über alle Nachstellungen und heirathet die Tochter des Bankiers. Letztern hat er allmählich zu seinen Ansichten hingezogen und ihn überzeugt, daß „im Idealismus eine Macht steckt, vor der alle Gewalt der Materie sich beugen muß“.

Um die Richtung und die Tendenz des Romans näher zu charakterisiren, so verfolgt der Verfasser das höchste Ziel, welches in den besten deutschen Romanen überhaupt verfolgt wird. Er läßt den jungen Leonhard in einer Unterhaltung bei dem Bankier folgende Ansichten über den deutschen Roman aussprechen: „Ich muß am deutschen Roman Vorzüge und Tugenden anerkennen, in denen er durchschnittlich den Romanen der übrigen Nationen überlegen ist. Zunächst trägt er mehr als diese das Gepräge eines wirklich einheitlichen, in sich abgerundeten Kunstwerks. . . Er hat sich mehr als der Roman unserer Rivale einerseits von den Extravaganzen und Bizarrieries, andererseits von den Flachheiten und Trivialitäten frei zu erhalten gewußt. Dieser negative Vorzug steht in engstem Zusammenhange mit einem positiven. Unser deutscher Roman wurzelt zugleich in einem tiefern Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit, er tritt entschiedener und wirksamer für die Interessen des Höheren, Guten und Schönen ein, mit einem Wort, er ist gewichtvoller durch seinen idealen Gehalt.“

schon Zwecken gewidmeten Zeitschrift besser unterstehen zu müssen glaubten, einen Platz gegönnt, obgleich wir der Meinung sind, daß es unter unsern Lesern manche geben mag, welche für eine Uebersetzung zu einem Romanbericht Gesichtspunkte von mehr ästhetischer, psychologischer oder rein sittlicher Art für geeigneter gehalten haben würden. D. Reb.

Der Verfasser ist bestrebt gewesen, einen solchen idealen Gehalt seinem Roman zu verleihen. Zuweilen ist er vielleicht etwas zu weit in diesem Streben gegangen, wie z. B. in dem Kapitel von der Hegel'schen Philosophie; und wir fürchten, daß der Roman gerade wegen der Höhe, auf der er sich hält, und wegen der hohen Ziele, die er verfolgt, nicht ein so großes Publikum findet, wie wir ihm wünschen und wie er verdient. Das große Publikum greift natürlich mehr nach oberflächlichen, aber aufregenden und spannenden Sachen. Doch hoffen wir, daß dieser Roman dazu beitragen wird, einen bessern Geschmack wieder lebendig zu machen und zu begründen.

2. Der Himmel auf Erden. Roman aus unserer Zeit von A. Mügelburg. Erstes bis sechzigstes Heft. Berlin, A. Sacco. 1863. Gr. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Zur Charakterisirung des Romans führen wir einige Stellen aus der Vorrede an. „Unsere Generation“, sagt der Verfasser, „hat eine gewaltige Aufgabe zugetheilt erhalten, die schwerste vielleicht von allen. Sie kämpft gegen die willkürliche Herrschaft weniger Bevorzugten für die gesetzmäßige Freiheit jedes einzelnen, und in diesen an und für sich schon unendlich schwierigen und verwickelten Kampf mischt hier und dort sich noch, auch im deutschen Vaterlande, das Streben nach einheitlicher Entwicklung von Volksstämmen, die ihrer Natur nach zusammengehören und bisher getrennt waren. . . Ich möchte zeigen, daß in dieser Zeit großer und gewis segensreicher Umwälzungen die Grundlagen des bürgerlichen Daseins dieselben geblieben sind, wie sie es stets bleiben werden, und daß auch im ewigen Wechsel ein ruhiger Geist beharren kann, wenn er festhält an diesen Grundbedingungen menschlicher Existenz: Arbeit, Genügsamkeit, Nützlichkeit und Tugend, gestützt auf ein vernünftiges Vertrauen in die göttliche Vorsehung. . . Ich habe den Schauplatz meiner Erzählung vorzugsweise nach Paris verlegt, derjenigen Stadt, die als Sammelpunkt der verschiedensten Gegensätze die interessanteste Europas ist.“ In Uebereinstimmung hiermit enthält der Roman durchweg sehr gesunde Ansichten in gefälliger, anregender und spannender Form, und wir können ihn auf das wärmste empfehlen. Auch die Charaktere sind gut gezeichnet. Was die Handlung anbelangt, so läßt sich darüber noch kein endgültiges Urtheil fällen, da der Roman noch nicht abgeschlossen vor uns liegt. Soweit dies aber der Fall ist, so ist, wenn auch manches in etwas stark romantischer Färbung gehalten ist, doch alles sehr geschickt combinirt, weit geschickt und klarer, als es häufig in deutschen Romanen der Fall zu sein pflegt.

3. Neue Pariser Mysterien. Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich von Otfried Mylius. Drei Bände. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman bietet viele anziehende und fesselnde Schilderungen von dem Leben und Treiben in Paris. Es wird namentlich das Polizeiwesen und das Spionirsystem geschildert, welches eine Hauptstütze der Macht Napoleon's ist; ferner die Armuth der niederen Klassen und das schwelgerische Leben der Aristokratie und der Plutokraten; die Opernbälle mit ihrer bacchantischen Ausgelassenheit und das moderne Würfelspiel; hervorragende Persönlichkeiten, der Graf Morny, Mirex, Berreire, der Prinz Napoleon und der Kaiser und seine Gemahlin werden eingeführt und zum Theil ganz treffend geschildert. Der Verfasser macht uns ferner mit den verschiedenen Theilen von Paris bekannt, und versucht uns in das Treiben der verschiedenen politischen Parteien einzuwöhnen. Sehr gut und richtig ist, was I, 116 fg. von der französischen Armee und von den deutschen Armeen geurtheilt wird. Was die Erzählung des Romans anbelangt, so sind die einzelnen Theile etwas mosaikartig aneinander gefügt, und namentlich ist die Hauptliebesgeschichte etwas zu breit und nicht sehr fesselnd. Der Stil ist im ganzen correct und gefällig; sehr selten stößt einmal ein fehlerhafter

Provinzialismus auf, wie z. B. allem aufbieten, Ratt: alles aufbieten.

4. Der Fluch unserer Zeit. Sittenroman in zwei Theilen von Geribert Nau. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 3 Thlr.

Die Handlung in dem Roman ist unbedeutend und in der Composition durchaus unkünstlerisch. In dem ersten Buche wird erzählt, wie ein ganz unbemittelter und verschuldbeter Auscultator die Tochter eines reichen geizigen Rentiers liebt, und wie dieser letztere zu der Zustimmung zur Verlobung und Verheirathung dadurch bewogen wird, daß ein Freund des Auscultators scherzhafterweise das Gerücht in Umlauf bringt, der Auscultator habe 120000 Gulden in der Lotterie gewonnen. Mit dem ersten Buche schließt alles so ab, daß man glaubt, es müsse eine ganz neue Erzählung beginnen. Doch die alten Personen bleiben; es wird eine neue Liebesgeschichte angesponnen und durch fünf Bücher hindurch bis an das Ende des Romans in höchst kläglich, sentimental-krankhafter Weise hingeschleppt. Daneben spielt noch ein wahrhaft fragenhaftes und monströses Liebesverhältnis zwischen einem Professor der Phrenologie, Wirrwag, und der überspannten, fast sinnverwirrten Tochter eines Bedells. Wirrwag, dessen einzige Leidenschaft die Beschäftigung mit der Phrenologie ist, verlobt sich mit der Dame blos deshalb, um nach ihrem Tode in den Besitz ihres phrenologisch interessanten Schädels zu gelangen. Er ist außer sich vor Entzücken, als sie ihm später Zwillinge mit Wassertöpfen gebiert, weil die Schädel dieser Monstra phrenologisch interessant sind. Das ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein monströser Humor, denn humoristisch soll höchst wahrscheinlich nach der Absicht des Verfassers alles dies sein.

Die Handlung soll übrigens wol nicht die Hauptsache in dem Romane sein; den meisten Raum nehmen Schilderungen von Zeitereignissen und Zeitverhältnissen und die darüber angestellten Betrachtungen ein; so wird in einem Buche das Frankfurter Bundes-Schützenfest sehr genau geschildert; ein anderes handelt vom Bade Homburg und dem Moulette; in einem dritten wird das moderne Würfelspiel vorgeführt; in einem vierten äußert der Verfasser seine Ansichten über Erziehung und Ehe. Den Fluch unserer Zeit erblickt der Verfasser hauptsächlich in dem rein materiellen Streben und in der Genußsucht der Menschen; ferner in der verkümmerten Erziehung, sowie darin, daß in allen Lebensverhältnissen eine krankhafte Ueberspannung und Ueberspanntheit herrscht, und daß die meisten Menschen mehr scheinen wollen als sie sind. Es findet sich hierin manch gute Einzelheit, manch richtige Beobachtung und manch gesundes Urtheil; aber im ganzen faßt und schildert der Verfasser alles etwas oberflächlich und zu sehr von der Außenseite; er geht zu wenig auf die eigentlichen Ursachen ein, durch welche die Uebel unserer Zeit veranlaßt werden. Damit hängt auch zusammen, daß er sich auf der andern Seite von manchen Dingen, wie z. B. von dem Frankfurter Feste, zu sehr blenden, sich zu einem überschwenglichen Enthusiasmus und zu sanguinischen Hoffnungen hinreißen läßt, wozu solche Feste, die von Thaten noch sehr weit entfernt sind, uns nicht berechtigen können.

Der Verfasser ist seiner Befähigung nach gewis im Stande, Gediegeneres zu produciren, der vorliegende Roman ist jedenfalls zu flüchtige Arbeit. Bei einer sorgfältigern Durcharbeitung würde er auch den Fehler vermeiden, auf der einen Seite in das Forcirt, Caricirt und Geschraubte zu verfallen, und auf der andern Seite in die äußerste Trivialität zu versinken.

Rudolf Sonnenburg.

Lebenderinnerungen Wilhelm Ghezy's.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ghezy.
Erstes Buch: Helmina und ihre Söhne. Zwei Bändchen.
Schaffhausen, Hurter. 1863. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Mehrfach haben gerade in der letzten Zeit in d. Bl. Bücher besprochen werden müssen: Memoiren oder memoirenartige Schriften, Romane, Briefveröffentlichungen, Tagebücher u. s. w., welche ein trauriges Zeugniß abgeben für das in Deutschland erschütterte literarische Gewissen; Bücher voll Indiscretion, rücksichtsloser oder frivoler Ausplauderei, persönlicher Klatschhaftigkeit und zum Theil hämischer Absicht und muthwilliger Entstellung. Wahrlich, man darf sich darüber nicht wundern, daß Schriftsteller und Schriftstellerinnen, denn auch von den letzteren verlegen sich manche auf dieses traurige Geschäft, gegenwärtig nicht gern in gesellschaftliche Kreise, in das Innere der Familien zugelassen werden, ihr Besuch überhaupt nicht gern gesehen wird, da niemand sicher ist, daß die vertraulichste Mittheilung in kurzer Zeit literarisch verwerthet und in einem Buche oder einem Feuilletonartikel ausgeplaudert wird. Diese Art Schriftstellerei oder literarische Strauchdieberei und Wegelagerei macht die ganze Gesellschaft unflüchtig und die Gastfreundschaft zu einer Gefahr; denn wer steht einem Gastgeber, der im besten Vertrauen einen solchen Schriftsteller oder eine solche Schriftstellerin bei sich eingelassen hat, wer steht ihm dafür, daß er sich und seinen Kreis plötzlich in einem derartigen Buche oder Feuilletonartikel mit vielleicht abhässlichen Verzerrungen und Entstellungen photographirt findet? Kaum könnte man es gegenüber diesem gewerbmäßig betriebenen Spionirsystem jemand verdenken, wenn er an seiner Thür die Warnungstafel anbringen läßt: „Schriftstellern und Schriftstellerinnen ist der Zutritt versagt.“ Unglücklicherweise müssen auch gewissenhafte, discrete, jeden weiblichen Klatsch hassende und ernstern Dingen nachstrebende Schriftsteller unter diesem Zustande der Dinge leiden und für die Unarten von Personen büßen, welche die Schriftstellerei zu einem Klatschgewerbe machen.

Aber diese Art Schriftstellerei würde ja gar nicht bestehen können, wenn sich nicht ein gewisser und vielleicht recht großer Theil des Publikums daran zum Mitschuldigen machte; jener Theil des Publikums, der gleichfalls kein Gewissen und keine Delicateste besitzt und, ernstern Dingen abgeneigt, am Skandal, an frivolen Ausplaudereien, an caricirten Porträts und an klatschhaften Mittheilungen, welcher Art sie auch seien, seine Freude hat. Wäre der Geist der Indiscretion und der Klatschhaftigkeit in der gebildeten Gesellschaft nicht weit verbreitet und die Gewissenhaftigkeit nicht überhaupt erschüttert, so würden ja Bücher dieser Art gar nicht geschrieben werden können, weil sie dann ja gar nicht gekauft und gelesen, sondern mit Abscheu zurückgewiesen werden würden. Solange aber dieser Geist standhaftiger Klatschhaftigkeit und die mit der Gleichgültigkeit gegen geistige Interessen stets verbundene Vorliebe für persönlichen Ansehensthum unter einem großen Theile gerade des sogenannten gebildeten Publikums so verbreitet sind wie gegenwärtig, solange wird es auch immer Klatschschreiber geben (Schriftsteller möchten wir sie nicht nennen), welche ihre persönlichen Bekanntschaften bloß als Material betrachten, um Honorar daraus zu schlagen. Leider kann man die Namen der Individuen, aus denen dieses anonyme Publikum besteht, nicht der Öffentlichkeit preisgeben, und so fährt es fort, im stillen seinen Unarten zu fröhnen, weil es sich wenigstens vor der Welt nicht zu schämen braucht, wie dies doch die mit ihren Namen auftretenden Verfasser solcher Schriften thun sollten.

Dieses Signalement paßt auch auf die vorliegenden beiden Bände, in welchen Wilhelm Ghezy, geboren 1806 zu Paris, der Sohn der Dichterin Helmina von Ghezy (Wilhelm hat, wie sein Vater, der französische Orientalist Ghezy, das von abgelegt), Onkel der Schriftstellerin Karoline Luise von Kleude und Urenkel der Dichterin Karoline, eine seine früheste Lebensperiode bis zum Jahre 1829 umfassende Schilderung dessen gibt, „was der Ver-

fasser von den Tagen seiner Kindheit bis zu seinem selbständigen Eintritt in die „weite, weite Welt“ von Mittelebenden und jugendlichen Begebenheiten gesehen und erlebt hat.“ Die Indiscretion ist schon schlimm genug, womit der Verfasser nach seinen zum Theil in die früheste Jünglingszeit zurückreichenden, mithin oft sehr vagen, ja knabenhaften Erinnerungen über ein Menge Persönlichkeiten, namentlich Schriftsteller und Schriftstellerinnen berichtet, mit denen er auf den Zigeunerstreifen seiner Mutter durch halb Deutschland zusammengeführt wurde, beispieillos aber ist die Ungenirtheit, womit er seine eigene Mutter zwar nicht der Verachtung, aber doch sehr oft dem mittheilbaren Gelächter und der Spottlaß seiner Leser preisgibt. Er selbst zwar bemerkt im Vorwort zu seiner Nachbesserung, er habe die Dichterin vorgeführt, „wie sie wirklich lebte und lebe, mit ihren Vorzügen und Schwächen, ohne die ersten zu überstreichen, die andern zu vertuschen.“ Schimpf und Schande hat er ihrem Andenken damit nicht zugefügt; um dies zu thun, hätte er sie verleumden müssen. Helmina's wunderliche Eigenheiten und Launen, womit sie ihre Umgebungen peinigte, sich selber unglücklich machte und sich die Herzen auch ihrer nächsten Angehörigen entfremdete, lassen sich fürwahr frischweg erzählen, ohne ihrem Dichterruhm oder ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit damit zu nahe zu treten.

Aber Wilhelm Ghezy bedenkt nicht, daß man, wie heutzutage die Welt einmal — leider! — ist, dem Ansehen einer Person fast mehr schadet, wenn man Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten von ihr erzählt, als wenn man von ihr wirklich Schlechtigkeiten berichtet, insofern diese nur auf einen gewandten erkunderischen Geist und energischen Charakter hindeuten. In einiger Entschuldigungsgerichtigkeit ihm, daß seine Mutter ihre Söhne allerdings in sehr wildromantischer Weise aufwachsen ließ und ihre Mutterpflichten sehr schlecht gegen sie erfüllte, was die Verletzung der Sohnespflichten, die sich Wilhelm gegen seine Mutter zu Schulden kommen läßt, etwas von ihrer Minderwertigkeit und dem Eindruck der Unnatürlichkeit verliert. Und dann leben wir ja auch in einer Zeit, wo der Respekt gegen alles, was den Menschen das Heiligste sein sollte, immer mehr schwand und es nur zu viele gibt, die auch an dem unnatürlichen Auftreten eines Sohns gegen seine Mutter keinerlei Anstoß nehmen, ja so etwas ganz besonders pikant und unterhaltend finden.

Kann sich der Verfasser doch selbst in der Einleitung auf diese Vielen berufen! Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Mittheilungen erschienen nämlich früher zum größten Theil im „Morgenblatt“, und wurden hier, wie er stolz versichert, „fürwahr mit nicht alltäglicher Theilnahme gelesen“; der „Nachdruck“ benutzte sie fleißig aus, ja von vielen Seiten ergingen Aufforderungen an ihn, eine Fortsetzung folgen zu lassen. Wir haben also einen gewissen und beträchtlichen Theil des Publikums in unsern einleitenden Bemerkungen nicht mit Unrecht beschuldigt, an der jezt die Literatur verwüsthenden und Mord und Brand gegen Persönlichkeiten ankündigenden Klatschhaftigkeit, Betrübseltheit und Indiscretion die Hauptschuld zu tragen. Leider gibt es aber auch heutzutage noch so pedantische Gemüther, welche Ghezy's Auftreten äußerst „shocking“ statt pikant und unterhaltend fanden und dem Verfasser schon nach der Veröffentlichung seiner Ausplaudereien im „Morgenblatt“ heftige Vorwürfe machten. Wir selbst gehörten dazu. Er aber tröstet sich mit Jörg von Grundberg's Wort: „Viel Feind, viel Ehr!“ und bemerkt: „Die Unempfindlichkeit gegen öffentliche Aufmerksamungen pflegt allein ganz jugendlichen Schriftstellern eigen zu sein und nur bei solchen sich nicht zu verlieren, welchen eine wahnsinnige Eitelkeit innewohnt. Ein Mann von gesunder Gemüthsart, der bereits seit mehr denn 30 Jahren zu Felde gelegen, läßt Hagel und Regen gleichmüthig an sich ablaufen.“

Wir haben es hier also mit einem sehr hartgesottenen literarischen Säufer zu thun, der sich, wie so manche Sträflinge, deren Haut mit der Zeit zur Hornhaut verhärtet ist, aus allen Correctionsstrafen der Kritik nichts macht. Wir haben in Nr. 28 d. Bl. f. 1857 in einer Notiz über Ghezy's Mittheil-

lungen im „Morgenblatt“ bemerkt, daß sie selbst das Normalmaß von Indiscretion überschritten, woran man uns allmählich gewöhnt habe; nichtsdestoweniger hat der Verfasser an den von uns als besonders abschaulich gerügten Stellen auch nicht ein Wort zu ändern für gut befunden; auch im vorliegenden Buche vergleicht er die Dichterin Luise Brachmann, über deren tragische Liebesgeschichte und tragischen Lebensausgang er nur einige frivole Bemerkungen hat, mit einer „welken Blüte“; auch in diesem Buche vergleicht er Fanny Tarnow (die sogar 1857 noch lebte) mit einem „klappernden Serippe“ und ihren Kopf mit einem „angestrichenen Lobtensschädel“; auch in diesem Buche läßt er sie eine Gewohnheitslügnerin sein und so lügen, „daß ihr völlig der Dampf aus dem Halse stieg“; auch in diesem Buche wiederholt er, was er schon früher über Lieck's zweite Tochter Agnes bemerkte: „Sie war so hübsch und munter wie Kinder der Liebe zu sein pflegen. Ein Herr von Burgsdorf galt für ihren Vater.“ Wenn der Verfasser für sein Buch den Anspruch erhebt, ein Beitrag zur „Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts“ zu sein, so müssen wir allerdings zugeben, daß es an sich selbst, durch seinen Charakter und seine Tendenz ein solcher ist.

Das Buch enthält allerdings auch Harmloses und Unverfängliches, manchen mit unterlaufenden nicht uninteressanten Zug, auch einzelne im mehr wohlwollenden Sinne ausgeführte Porträts; es gewährt einen Einblick in das hohle und dabei anspruchsvolle Treiben gewisser literarischer Kreise der damaligen Zeit; es ist auch, wenn man sich einmal über das Unbeculiche darin wegsetzen will, leidlich unterhaltend in einem leichten, bequemen Stile geschrieben, der aber zugleich vielfach an jenen Rohheiten leidet, wie sie gegenwärtig immer mehr um sich greifen; wir glauben auch nicht, daß der Verfasser abschließend entkelt, sondern Personen und Dinge so geschildert hat, wie sie ihm wirklich erschienen sind; endlich müssen wir lobend hervorheben, daß der Verfasser über sich ziemlich ebenso freimüthig und aufrichtig schreibt wie über andere. Dies alles zugegeben, freuen wir uns aber doch, daß diesmal die Kritik, die freilich auch wol an der sehr conservativ-metternich'schen Gesinnung des Verfassers Anstoß nahm, ein Verdict abgegeben hat, welches, soweit wir sie verfolgen konnten, bisher einstimmig ein verwerfendes war. So hieß es unter anderem in den „Hausblättern“ über das Buch und seinen Verfasser: „Mit einer Indiscretion und Impietät, die vergeblich ihresgleichen suchen dürften, zieht er die Schwächen und Wunderlichkeiten der Mutter gränlich ans Licht... Mag Herr von Ghezy sich an dem Weisfall, den die früher im „Morgenblatt“ veröffentlichten Stücke gefunden haben sollen, erlauben soviel er will. Wir glauben nicht an den Ernst derselben, oder wir bedauern die Weisfallsfinder, die sich zu einer solchen Höhe der Anschauung zu erheben vermochten“ u. s. w.

Der Verfasser droht noch mit einer zweiten Abtheilung, welche, mit der Gestalt Karl Spindler's im Vordergrund, die Zeit von 1829—50 umfassen soll, und mit einer dritten, welche Ghezy's Erlebnisse und Wahrnehmungen in Wien seit 1850 zum Gegenstande haben wird. In letzterer Abtheilung wird also wol besonders für pikantes politisches Amusement gesorgt sein.
A. M.

Zur Geschichte des griechischen Dramas.

Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst. Von Moriz Kapp. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Kapp ist fast zu gleicher Zeit mit drei Werken vor das Publikum getreten, welche ein merkwürdiges Zeugniß von der Unermüdblichkeit und insbesondere von der Ausdehnung seiner Studien ablegen. Wir meinen seine „Studien über das englische Theater“, sein „Goldenes Alter der deutschen Poesie“ und die vorliegende „Geschichte des griechischen Schauspiels“. Nach der 1863. 50.

Auskunft, welche der Verfasser im Vorworte zu dem letztgenannten Werke über seine Lectüre gibt, werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn er demnach dieses Kleinblatt literarhistorischer Schriften durch eine Geschichte des spanischen Dramas zu dem Range eines vierblättrigen erheben sollte. Von Jugend auf hat er nämlich, seinen eigenen Worten zufolge, die dramatische Poesie als sein Lieblingsstudium getrieben und demgemäß verhältnismäßig die meiste Zeit seines Lebens auf die Lectüre spanischer und englischer Schauspiele verwendet. „Die classische Philologie“, so fährt er in seinen Selbstbekenntnissen fort, „war niemals mein Berufsstudium, und ich war in der Jugend obwohl ein großer Liebhaber doch kein großer Kenner des Griechischen. Erst durch die vergleichende Grammatik wurde ich später immer wieder auf diese schöne Sprache der Welt zurückgeführt und ich entging dadurch wenigstens dem gewöhnlichen Schicksal unserer Schulgelehrten, welche das in der Jugend Gelernte im Alter regalar (!) wieder vergessen. Ich las im meinem fünfzigsten Jahre viel geläufiger griechisch als im fünfzehnten. Nur diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß ich im Stande war, für mein Studium der dramatischen Poesie auch gegenwärtige Abhandlung (wir meinten, es sei eine Geschichte!) zu Papier zu bringen. Dieselbe wurde als Vorlesung im Wintersemester 1856—57 niedergeschrieben und im folgenden Sommer gelesen.“ Dem Muth, mit welchem sich der Verfasser entschlossen hat, seine Vorlesungen alsbald herauszugeben, sind wir unter diesen Umständen eine besondere Anerkennung schuldig.

Um den Standpunkt darzulegen, auf welchen er sich gestellt hat, hebt Kapp unter den verschiedenen Seiten, von denen das griechische Theater bereits betrachtet worden ist, folgende sieben hervor. Zuerst die Kritik der überlieferten Texte; „darauf“, sagt er, „lassen wir uns hier nicht ein.“ Zweitens das grammatische Verständniß; „auch darauf lassen wir uns diesmal nicht ein.“ „Das dritte Moment ist bei poetischen Erzeugnissen die Metrik: unsere Darstellung wird sich aber nur gelegentlich mit diesem Moment befassen.“ Das vierte ist die archäologische Untersuchung über die plastischen (?) Mittel des antiken Schauspiels; „wir erwähnen diese Seite nur beiläufig.“ Fünftens „die religiösen Grundbegriffe und die Gestaltung der Mythologie, deren specielle Verfolgung wir hier auch nicht aufnehmen können.“ Sechstens die staatliche Entwicklung und der Zusammenhang der Kunst mit der politischen Geschichte; auch „dieses an sich wichtige Gebiet tritt für uns zurück.“ Bleibt also nichts weiter als höchstens die Betrachtung: „Wie verhält sich das griechische Theater zum Begriff der Kunst und der Idee des Schönen?“ Die Beantwortung dieser Frage scheint uns jedoch vielmehr in einer Theorie als in einer Geschichte der dramatischen Dichtung der Griechen enthalten zu sein, und in der That entspricht auch das Werk durchaus nicht den Anforderungen, die man an eine Geschichte zu stellen gewohnt ist. Ebenso wenig ist es aber eine wissenschaftliche Theorie des griechischen Dramas, wie man sie aus dem durch seine Leistungen auf dem Felde der Aesthetik berühmten Tübingen erwarten sollte. „Ich gebe“, sagt der Verfasser S. 7, „nicht umfassende Reflexionen über die Dichter, sondern ich gebe mein durch Vergleichung aller dramatischen Literaturen geübtes und gewonnenes Urtheil über jedes einzelne Werk ab, das uns aus dem Alterthum (er meint dem griechischen) gerettet worden.“ Dieses Urtheil hat sich ihm „aus dem unmittelbaren Eindruck der Gedichte bei der Lectüre ergeben“ und wird in der Regel an eine mehr oder minder ausführliche Inhaltsangabe des betreffenden Stückes geknüpft.

Kapp berichtet ferner, daß er in seiner Jugend ein warmer Bewunderer der Schlegel'schen Dramaturgie gewesen ist und sie als den Ausgangspunkt seiner Studien betrachtet kann. Nach „dreißigjährigem Studium der Quellen“ hat er sich aber vieles anders „zurechtgestellt“, seine Ansichten haben sich vielfach ins gerade Gegentheil der Schlegel'schen verkehrt, und er bezeichnet gegenwärtig Schlegel's Vorlesungen als ein Werk „jungerlicher Unreife“ (S. 120). In der That ist bei ihm kein Funke der Schlegel'schen schwungvollen Begeisterung und keine

Schur der Schlegel'schen einbringenden Nachempfindung zu entdecken. Sein Verhältnis zu Hegel und Hegel (Wischer erwähnt er nicht) ist ein in ähnlicher Weise gegensätzliches, insofern ihm Hegel's Hare Glasfritzt und Hegel's systematische Geschlossenheit völlig abgehen. Seine Kritik ist vielmehr von der subjectiven Art und führt ihn oft zu den seltsamsten Ansichten und Urtheilsprüchen. So gilt ihm beispielsweise (S. 84 fg.) als der Grundgedanke der Antigone, daß „das Edle untergehen muß, damit dem Gemeinen der Raum bleibe“. In Simon erblickt er den Embryo des Shakespeare'schen Romeo. Arcion ist ihm durchaus keine vom Dichter mit geistigem Gehalt erfüllte Persönlichkeit, „er ist von trockenem Kanzleierhand, er ist gar keiner poetischen Erhebung, gar keines wirklichen Pathos fähig, und am Ende ist seine Verzweiflung die gemeine Verzweiflung des Philisters, die sich leicht curiren läßt. In ihm tritt (wie es einige Seiten später heißt) der alte henkende, trost- und rathlose Philister zu Tage, als welcher er von der Scene geht und, wie man sich leicht vorstellt, bei einer Ranne Wein seinem Schmerz eine Grenze setzen wird. So nimmt aber das tragische Gedicht einen fürchterlich komischen Ausgang.“ Allerdings, in Kapp's Weise. Der „Philister“ ist nach dem Verfasser keine Tragödie, sondern was wir ein bürgerliches Schauspiel nennen würden und sehr viel Komisches darin (S. 81 fg.). Am dramatischen Gehalt des Stücks recht anschaulich vor Augen zu stellen, hält er es für das Beste, „die ganze Codifikation in unsere modernen Verhältnisse zu überlegen, indem wir alle Motive der Handlung beibehalten, statt der antiken Mythologie aber Menschen unseres Kalibers und unserer Bildung substituiren“. Diese „Uebersetzung“ ist so charakteristisch, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Sie lautet so:

„Ein reicher Lord in der Hauptstadt hat einen körperlich und geistig zerrütteten Sohn, den er, wie es gebräuchlich ist, in die Einsamkeit des Landlebens, in eine Pension, zu einem Geisteslichen oder wie man will, hinauswünscht, wo er ihm hinlänglich mit Geld versorgt, er aber nach seinem Geschmack möglicherweise von der Welt isolirt lebt. Der Sohn hat schon zehn Jahre in dieser Weise verlebt, hat sich an diesen Zustand gewöhnt, ihn gewissermaßen lieb gewonnen, und ist, was sich aus der Einsamkeit von selbst ergibt, nach und nach ganz menschenscheu und misanthrop geworden. Mittlerweile macht der vornehme Papa die zufällige Bekanntschaft eines berühmten Arztes, dem er die Symptome der Krankheit seines Sohnes genau auseinandersetzt. Derselbe verspricht den Sohn zu heilen und weist ihm die ansehnliche Heilweise nach. Der Papa ist darüber erfreut und gibt seinem Secretär den Auftrag, den Sohn zum Zweck der Cur in die Stadt zurückzubringen. Man erwartet natürlich Widerspruch von seinen Bedienten. Dergleichen erinnert der Secretär an den schlimmen Umstand, daß der Sohn, als er noch im Hause war, gerade in dem Secretär seinen gefährlichsten Feind dem Vater gegenüber zu erblicken gewohnt war, daß er ihn unter allen Menschen hasste, ihn für seinen speciellen Feind ansah und noch so betrachten wird. Es wird also ein junger Anverwandter des Hauses, ein Jugendfreund des Kranken, ins Vertrauen gezogen, der sich bereit finden läßt, in dem Plan mitzuwirken; dieser nimmt noch einen alten, ehelichen Bedienten mit und reist mit den beiden ab. Der Secretär hält sich natürlich im Hintergrund, während der Jugendfreund in Gesellschaft des Bedienten sich bei dem Kranken introductirt und leicht sein Vertrauen erweckt. Dem ungebildigen Secretär aber geht die Sache zu langsam, und während der Jugendfreund auf dem besten Wege ist, den Kranken nach der Stadt reisefertig zu machen, plagt er ungeschickt in die Gesellschaft herein. Der Kranke, seinen alten vermeintlichen Feind gewahrend, ist natürlich voller Argwohn nicht nur auf diesen, sondern auch auf den Jugendfreund, den er nun als ein bloß geblühiges Werkzeug seines Feindes zu entlarven meint. Der Jugendfreund, von dem Leiden des Kranken persönlich afflictet, schwankt zwischen der pädagogischen Rolle, die er zu spielen hat, und seinen sympathetischen Gefühlen, ermannt sich aber noch in seiner Mission so

weit, daß er dem Kranken beneidlich macht, der Papa habe geachtet, ihm seine Geldunterstützung zu entziehen und ihn in seiner Vertheidigung seinem Schicksal zu überlassen. Ueber diese trübselige Aussicht befaßt den alternden Sohn sein heftigster Aufbegehren, und die ganze Operation steht auf dem verzweifeltsten Punkt, da plötzlich erscheint der Papa persönlich, der nach Sohn wirft sich voller Ausrufen an den Hals des Vaters, zu ihm den Heilplan und seine frohen Aussichten in die Zukunft mittheilt, und die Komödie ist am Ende. — Das ist seinem Gehalt nach unser ganzes Stück. Derallte ist der reiche Lord, Philister der Kranke, Odyssus der Secretär, Meoptolemos der Jugendfreund, der Chor der alte Bedienter und der Schiffsheer irgendein Kritiker oder Hausknecht, und die Geschichte ist fertig. Daß also Schiller's Zweck dieses Stück für uns der Scherz des Familienstücks, des Räthselgeschäfts, des sentimentalen Intriguenstücks geworden ist, daß er sich um der zukünftigen Bühne des Euripides und von da an des Racine, Molière, Schiller u. s. w. vorgesetzt und sie begründet hat, das ist sein eminentes Verdienst; nicht aber das, daß er uns hier ein Tragedie im heutigen Sinne der Kritiker gegeben hätte.“

Was mit derartigen Absichten, sei es für die Geschichte oder die Theorie des griechischen Dramas, gewonnen werden soll, vermögen wir nicht einzusehen. Der Verfasser hat offenbar seine Kräfte zu sehr zerplittert, als daß er sich in ein einzelnes Fach hätte vertiefen können. Bei jeder Vertiefung aber würde er zu der Erkenntnis gekommen sein, daß er, um seinen höchsten Punkt zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, sich auch auf die sechs ersten hätte einschießen müssen. Allerdings hat auch Schlegel das alte wie das moderne Theater aufgestellt; allein bei ihm bildet eine auf fester Grundlage ruhende Kritik das einigende Band. Uebervoll ist demnach nicht jedem vergönnt nach Amdam zu kommen. So wie es ist, mögen Kapp's Lesestücke namentlich in ihren referirenden Partien diesem oder jenem Laien zu einer oberflächlichen Kenntniß der dramatischen Poesie der Griechen verhelfen, für das wirkliche Studium und die Wissenschaft sind sie unzureichend. 54.

Charakter- und landschaftliche Skizzen.

1. Charaktermasken. Von Alfred Meißner. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Grunow. 1862—63. 8. 3 Bde.

Bereits in Nr. 92 d. Bl. f. 1862 ist der erste Band dieser „Charaktermasken“ aus anderer Feder besprochen. Uns liegen die beiden folgenden zur Hand. Band 2 bringt die Skizzen und Novellen: „Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten“, „Die Leiden des jungen Lindenbain“, „Unterm Kirchenbann“, „Bei den Karmeliterinnen“, „Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine“, „St. Procop in Breslau“. Sämmtliche Stücke sind weniger strenggegliederte Ganze, als launig hingeworfene Penitentialartikel, wo es einen komischen Effect zu erzielen gilt, oder etwas tendenziös gefärbte Literaturbeiträge, wo Meißner auf seine persönlichen Sympathien und Antipathien steht. Als lustige Skizze zu lang, als Novelle etwas zu breit erscheint uns „St. Procop in Breslau“, die Geschichte eines Mithras, zu dem ein Gauner als Heiliger gefesselt. Dagegen haben wir „Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten“ — wir hatten das Stückchen schon aus der Wiener „Presse“ — mit hübschen Gesichten noch einmal gelesen, denn welcher Deutsche freut sich nicht über seine Unbegrenztheit, zumal wenn es einen Fürsten LXXII. (haben wir denn auch die Zahl richtig geschrieben?) von Reus u. s. w., ein Urooriginal gilt, das die seltsame Rolle des jungen Lindenbain“ wollte Meißner wol die Unordnung und den Schmutz der Gassen geisteln, mit „Unterm Kirchenbann“ aber gegen die Unbuddelbarkeit des katholischen Klerus einen scharfen Streich führen. Eine fortwährende Gereiztheit gegen alles, was Kirche heißt, scheint überhaupt zu den Eigenheiten Meißner's zu gehören. Er weiß daher auch „Bei den Karmeliterinnen“

nen" so düster zu halten, daß er damit wirklich einen peinlichen Eindruck erzielt. Nur hätte er nicht gleich darauf die „Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine“ bringen sollen. Die Vertheidigung Heine's wird ihm zu einer rein persönlichen Angelegenheit und er gibt Anstalten und Vorgeschnitzel, die Heinrich Heine als eine große Natur kennzeichnen sollen, aber gerade das Gegentheil bewirken. Die Weisheit den Heine zum Helden, so kann man jedes prostituierte Mädchen zu einer Hedin machen; denn gerade die doppelte, in Heine kämpfende Natur, gerade sie ist auch bei den Prostituirten das Charakteristische. Jetzt Joten reissen und im nächsten Augenblick das Geld haufenweise an Arme fortwerfen, gerade das thun auch die Prostituirten. Und wenn nun Weisner gar mit dem Gesandniß, Heine habe fortwährend in Geldknoten gesteckt, für ihn Theilnahme erwecken will! Heine hat eine Zahl von herrlichen Liebesgedichten, wie sie schöner nur einer, nämlich Goethe geschaffen hat. Durch diese Lieber wollen wir uns immer wieder hinweisen lassen; im übrigen war Heine ein literarischer Tyrann, und dem gilt unser fester Kampf. Leider aber glorificirt man noch immer das literarische Tyrannenthum! Nehmen wir im dritten Bande die unbedeutenden „Im Hotel“ und „Ergei in Prag“ heraus. Weisner vermischt Ergei geradezu als ehrgeizigen Heuchler, während die öffentliche Meinung bisher das Glückchen der ungarischen Revolution dem eiteln Rossuth zuschrieb), so behalten wir drei höchst erfreuliche Stücke übrig. Wie ergötzlich verflucht Weisner die Musikmanie in den „Anthroposen“, wie lustig läßt er die Jagd nach einer echten Amatigele anfallen! Das Beste aber von den beiden Bänden sind wol die beiden letzten Bilder: „Frühlingstage im bairischen Hochgebirge“ und „Herbsttage im Allgäu“. Die landschaftlichen Schilderungen glücken ihm außerordentlich. Wie frisch und lieblich schlingt da die Feder reizende Arabesken um Menschen, Berge und Wälder! Und wie reißt uns Weisner mit hinein ins oberammergauer Passionspiel, dem er vor einigen Jahren mit beigewohnt hat. So hinein, daß wir denken, wenn das Jahr des Passionsspiels wieder herangekommen ist, wir werden dort nicht fehlen.

2. Biographische Skizzen und Charakternovellen. Von Schmidt-Weisensfeld. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Preussische Landtagsmänner. Beiträge zur Partei- und parlamentarischen Geschichte in Preußen. Von Schmidt-Weisensfeld. Breslau, C. Trevenandt. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eduard Schmidt-Weisensfeld schreibt leicht, zumeist ist auch sein Griff in die Tagesgeschichte oder in die Stoffe hinein, welche der Gegenwart genehm sind, sehr glücklich. In den „Biographischen Skizzen und Charakternovellen“ bringt er uns eine erlesene Anzahl biographischer und literarischer Studien, weniger wol Charakternovellen, deren feuilletonistischer Ueppung unverkennbar, deren ganze Haltung indes dem erfahrenen Gultur- und Literarhistoriker zur Ehre gereicht. Er theilt das Material der beiden Bände in folgende Abschnitte: 1) „Aus Deutschlands Befreiungszeit“ mit den literarischen Bildern „Erzherzog Karl und die Aspernschlacht“, „Schill“, „Scharnhorst“, „Lützow und seine Schar“, „Blücher“. Auf bedeutenden eigenen Studien ruhen diese Skizzen sämtlich nicht, nur das gangbare Material ist kurz, meist aber mit glücklicher Feder bearbeitet. Die beste dieser Skizzen dünkt uns die erste: „Erzherzog Karl und die Aspernschlacht.“ 2) „Oesterreichische Bilder.“ Sie bestehen aus „Kaiser Ferdinand“, „Minister Rym“, „General Benedek“. Ist Schmidt-Weisensfeld vielleicht gleichbedeutend mit Hellmuth, von dem uns an anderer Stelle ein Werk „Oesterreichs Jahrzehnte“ zur Besprechung vorlag? Fast vermuthen wir es, da die ganze Art und Weise der Darstellung in diesen Bildern mit der Darstellungsweise in jenem Werke übereinstimmt. 3) „Literarische Aquarellen.“ Sie enthalten „Die Scapianobrüder“, „Bettina von Arnim“, „Leopold von Buch“, „Varnhagen von Ense“,

„Theodor Mundt“. Wir wurden bei diesen Aquarellen lebhaft an die Wehl'schen Skizzen in dessen „Fliegendem Sommer“ erinnert (siehe weiter unten Nr. 5). Wenigstens bei der „Bettina“ und bei „Varnhagen“ hätten wir unsere Feuilletonisten, die Lobten nun ein Wehl'schen rufen zu lassen. 4) „Französische Porträts.“ Die köstliche unter diesen Skizzen ist wol „Der napoleonische Gedanke: Persigny“. Von den andern: „Voltaire“, „Beaumarchais“, „Marie Antoinette“, „Robespierre“, ist die vorletzte etwas lästlich, die letzte wol etwas pedantisch doctrend. 5) „Aus der Kunst und der Literatur.“ Sehr gefallen uns darunter „Delphine von Girardin und ihr Gemahl“, „George Sand“ und „Rosa Bonheur“. Die beiden andern Skizzen „Vier literarische Silhouetten“ (Victor Hugo, Dumas, Balzac, Sue) und „Rachet Fehr“ erschöpfen den Stoff wol zu wenig. Endlich 6) „Slawische Skizzen“. Es sind deren drei: „Anton Rejzewski“, „Adam Mickiewicz“, „Wenzel Ganka“.

Schmidt-Weisensfeld ist ein Schriftsteller — wir wollen uns einmal so ausdrücken — für die Majorität. Er greift stets das, was so vogue sein kann oder sein muß. Selbst bei einer im ganzen abfällig gehaltenen Skizze wie die über die „Rachet“ zeigt sich das. Der Nimbus der Rachet ist trotz Rottcher und andern vorüber. Die große Masse will sogar sehr gern hören, daß es mit der Rachet nur unter gewissen außerordentlichen Bedingungen etwas Außerordentliches war. (Auch Theodor Wehl beurtheilt in dieser Weise die Rachet etwas nüchtern und nicht voreingenommen.) Grund genug, daß Schmidt-Weisensfeld dem Wunsch der Masse Ausdruck lieh. Dasselbe sehen wir an seinem zweiten Werke, den „Preussischen Landtagsmännern“. Viele von Schmidt-Weisensfeld's Urtheilen könnten uns hier etwas gewagt erscheinen, viele seiner Urtheile könnten auch von einer spätern Zeit wesentlich modificirt werden. Doch was da: ein Schriftsteller darf nicht zittern und zagen, er muß mit einer ganzen Schar von Männern, wie sie das preussische Abgeordnetenhause umfaßt, im Umsehen fertig werden können, so liebt es das Volk; er muß jedem Erwählten des Volkes nach einer einzigen vielleicht an und für sich unbedeutenden freisinnigen Handlung die unvergängliche Bürgerkrone der großartigsten Freisinnigkeit aufs Haupt drücken, so will es das Volk. Schmidt-Weisensfeld gibt biographische Skizzen von den Fortschrittsmännern: „Waldeck“, „Schulze-Delitzsch“, „Diehterweg“, „von Kirchmann“, „Virchow“, „Twesten“, „Behrend“, „Hagen“, „Beike“; dann von den Liberalen: „Grabow“, „von Vinde“, „von Spel“, „Graf Schwerin“, „Bette“, „von Bodum-Dolff“, „von Carlomag“, „von Sauten-Julienfeld“, „Stavenhagen“; zuletzt von den Katholiken: „Die beiden Reichensperger“.

4. Staub von der Reise. Von R. Girsch. Zwei Theile. Wien, Leben und Mundt. 1861. 8. 1 Thlr.

Staub von der Reise! Ein wiener Poet hat sich den von den Stiefeln geklopft. Dieser Poet hat der Welt schon mancherlei geboten, gewiß auch Gewichtigeres als diesen „Staub von der Reise“. Er hat von dem noch mehr in petto; aber er will nicht unbescheiden sein, somit bringt er uns nur zwei Bändchen voll. Was dieser Staub etwa bedeutet? Denke man nur an die Unmasse der Feuilleton-Zeitungsartikel, wird darin nicht weißt nur Staub auf Staub gehäuft? Doch wer wie Girsch seinen eigenen Staub mit bestem Humour trägt, was thut's? wenn uns der davon nicht wenig in Augen und Nase bläst, wir suchen mitzuthun! Ja wir lächeln, gleich anfangs, wenn wir den Idealismus des wiener Poeten, wie er in den beiden Abschnitten an Joseph Weilen, den Dichter des „Leitan“ und „Heinrich von der Aue“, und an die Baronen Wa von Düringfeld-Reinsberg zuweilen hervorsticht, zu schmecken bekommen. Welch naive Heiterkeit in so einem wiener Gemüth! Nichts von Blasphemie, aber ganze Frachtwagen voll Heftigkeit, auf die es alte und neue Schmauren je nachdem paßt, am Schlusse des zweiten Theils sogar eine Unmasse von „Diktum am Wege“, d. h. zwanzig Stück ziemlich mittelmäßige epigrammatische Gedichte! Die beiden größern Artikel über das Duedlwerbergs

wert Ibrja und die Reise nach Mailand 1858 (vorsündlichen Andenkens) geben sich lesbar, doch beinahe etwas zu leicht. Aber auch hier sind die naiven Einfälle und Anekdoten das Fett in der sonst etwas wässrigen Brähe des Stoffs. Sei, wie bemerkt er Spree-Athen! Selbst — fällt denn die Welt darob nicht ein? — mit einem berliner Garbelleutnant bindet er an! Und diese Antipathie gegen das Berlinerthum (sind wir denn wirklich, wir an der Spree schlammigen Ufern so greuliche Ungeheuer?) schaltet ihn zu einer wahrhaft klassischen Anekdote auf, die wir um jeden Preis weiter erzählen müssen. Eine bildschöne blonde Gräfin, ein berliner Garbelleutnant und ein österreichischer biberber Gaudegen von Keltergeneral spielen die Hauptrollen; Ort der Handlung: eine österreichische Provinzialstadt. Der Lieutenant ist liebes Kind der Gräfin, der General aber so unartig, daß er den Zucker zum Kaffee statt mit der Zange mit bloßen Fingern nimmt. Das geschieht einmal, das geschieht öfter. Randglossen darüber zwischen Gräfin und Lieutenant. Der Gaudegen von General soll gemäßigter werden. Also wie sich eines Tags bewußter General den Zucker wieder auf unartige Manier nimmt, schellt die Gräfin und befehlt dem eintretenden Christlan oder Daniel die Zuckerdose mit frischem Zucker zu füllen und den noch in der Dose befindlichen wegzuthun. Der Gaudegen begreift die Maßregelung. Ruhig trinkt er den Kaffee, steht auf, öffnet das Fenster, ein Rad und auf der Straße liegt die Lasse. Den Bart streicht er sich nun und die klassischen Worte redet er: „Wie meine grobe Hand den Zucker, so hat meine Schanze Ihre Schale verunreinigt. Gehet der Zucker zum Teufel, so muß auch die Schale hinterdrein.“ Spricht's und verschwindet. Sätze Hirsch doch, wie herzlich gern auch wir schlimmen Berliner über solche Anekdoten lachen können! Erkennen wir doch auch ein so aufrichtiges, freilich etwas sehr redseliges Gemüth, gleich dem des Verfassers herzlich gern an, auch da, wo es wie in den „Musikalischen Reminiscenzen“ von der Leber weg redet, ohne sich um alle Coteriertheile zu kümmern. Noch eine Kleinigkeit; wir haben einen Einwand. Irgendwo im „Staub“ findet Hirsch auch die bekannte Geschichte von der jungen Dame, welche auf die Frage: „Womit handelt Ihr Vater?“ antwortete: „Mit Verstand!“ Nach ihm hätte diese Antwort eine Gräfin K. in Berlin (Unter den Linden Nr. . . .) einer Prinzessin gegeben, die jetzt noch etwas mehr als Prinzessin ist. Die hohe Dame hätte mit jener Frage ihre Geringschätzung gegen die zur Gräfin K. avancirte Jüdin ausgedrückt wollen. Abgesehen von allen Zweifeln, denen die Anekdote in dieser Fassung unterliegt, hören wir zum ersten male, daß Gräfin K. eine geborene Jüdin sei. Weiß Hirsch dies genau? Und wenn nicht, was ist es mit solchen, den hohen Personen untergeschobenen, der Tendenzmacherei hulldigenden Anekdoten?

5. Fliegender Sommer. Leichte Skizzen von Theodor Wehl. Dresden, Reinhold und Söhne. 1862. 8. 22½ Ngr.

„Fliegender Sommer“ ist dieses Bändchen vermischter Aufsätze nur darum betitelt worden, weil es etwa dasjenige enthält, was dem Herausgeber nach einer zehnjährigen Thätigkeit in der Schwüle der Tagesliteratur noch geistig nachgeschlagen kommt und sich ihm als nicht völlig interesselos an Haupt und Arm seiner Seele hängt. Es ist eine heiße Beschäftigung: die für Zeitschriften und Feuilletons. Man arbeitet da immer im Staube der großen Heerstraße, im Gewühle der Meinungen und Interessen, im Drängen und Treiben der Zeit. . . . In Wahrheit, nicht ohne Wehmuth läßt sich auf eine journalistische Thätigkeit von zehn verflochtenen Jahren zurückblicken, und wol kann es einen dünken, als träte man aus einem schwülen Sommer in den hellen Herbst heraus, an Arm und Hut nur fliegende Fäden mit sich führend.“

Dieses Wortwort ist unendlich wahr. Nur zu begreiflich ist die Wehmuth des Journalisten, muß er sehen, wie wenig von all seiner Thätigkeit übrig geblieben. Selbst dem schlechtesten Lyriker oder Dramatiker steht der Journalist nach; der Lyriker

oder Dramatiker läßt frischweg Bücher drucken und gelangt, freilich oft ohne Verdienst, doch immer in die Literaturgeschichte; des Journalisten gedenkt fast keiner, wenn er sich von Zeit zu Zeit nicht zusammenrafft und den Markt mit einem Sammelwerke wie dem vorliegenden Wehl'schen bereichert. Wehl, ein Journalist, hat er sich im Treiben der Zeit das Herz in idealen Reime in der Literatur gleich Theodor Wehl offen gehalten. Ein schöner Zug von Idealismus durchdringt die meisten der kleinen Skizzen, welche den „Fliegenden Sommer“ ausmachen. Die rothe Pietät ist's, mit der Wehl fast überall für das weibliche Geschlecht eintritt. Jäge dieser Pietät finden sich in Menge in den Abschnitten: „Mann und Weib in der Literatur“, „Die Kunst im menschlichen Antlitz zu lesen“, „Ein paar Worte über die Kunst Gesellschaften zu geben“, „Ein paar Worte über gesellschaftliche Unterhaltung“, „Ueber die Kunst des Grusses, besonders bei Damen“, „Die Frau im Sprichwort“, „Therese“, „Herzogin Helene von Orleans“, „Karl August Wernhagen von Esch“, „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin“, ja auch in dem kurzen Artikel über die Rachel, „Vom Capitol zum tarpejischen Felsen“ betitelt, finden sich deren, obgleich Wehl keineswegs für die große, jetzt aber bereits trotz ihrer Größe halbvergessene Tragödin zu schwärmen scheint. Weiterhin führt uns Wehl in den drei Artikeln „Chamfort“, „Marquis von Brunoy“ und „Graf Alfred d'Orsay“ drei Originale der neuern französischen Gesellschaft vor: Chamfort, 1741 in der Gegend von Clermont geboren, vor der Revolution ein talentvoller Dramatiker, auch Mitglied der Akademie, späterhin Parteilanger Mirabeau's und Sieyès und selbstverständlich ein Opfer der Schreckenszeit; Marquis von Brunoy, Seitenstück zu Racine, ein Tollkopf, wenn man will, der den Adel aufs heissenste verfluchte, ein Prophet der herausziehenden Schreckenswolken, interessant besonders durch sein Ende, über das jede Gewissheit fehlt, ob er 1781 kaum 33 Jahr alt gestorben oder im selben Jahre heimlich in die Bastille gesteckt — eine offene Frage; Graf d'Orsay endlich, Kind späterer Zeit, einer der größten Gelegenheitsmacher des Jahrhunderts, vom Glücke auf Schritt und Tritt begünstigt, bewundert von seinen Zeitgenossen und selbst von Theodor Wehl, bei noch größerem Vermögen vielleicht der erste Räcen der Jetztzeit, ohne die falsche Laune der Glücksgöttin vielleicht ebenso gut einer der größten Hochapler, wie die Geschichte dafür Beispiele genug liefert. Außerdem bleibt uns noch übrig, auf die vier Abschnitte: „Geschichte in den Memoiren“, „Nach Talleyrand hat gemeint“, „Ein dunkles Blatt in Victor Hugo's Leben und Gedichten“ und „Stille Gedanken“, vorübergehend hinzuweisen.

6. Skizzen aus Dorpat. Von einem alten dorpater Studenten. Dorpat, Gläser. 1862. 16. 1 Thlr.

Das beschriebene Plätzchen, das diese Skizzen beanspruchen, soll ihnen volllauf werden. Wie möchten wir an ein Buch wol den strengsten Maßstab legen, welches auf der zweiten Seite den Censurvermerk trägt: „Der Druck wird unter den gesetzlichen Bedingungen gestattet.“ Wie sollten wir uns aber nicht über die deutschen Regungen in den fernern Ostprovinzen freuen, auch wenn diese Provinzen nicht zu unserm großen Vaterlande gehören, gerade weil diese Regungen von uns Deutschen so gemein zu gleichgültig angesehen zu werden pflegen. Schleswig-Holstein meerrumschlungen! schreien wir alle Tage. Aber die vielen deutschen Elemente in Kurland und Livland verdienen uns keinen Kummer. So ist's mit uns immer gewesen, auf dem einen Ende wollen wir etwas mit aller Gewalt kröpfen, und auf dem andern Ende schneiden wir demselben etwas wol gar ein schiefes Gefäß. Und vielleicht sind die Deutschen in Kurland und Livland nicht minder treuere deutsche Brüder als die Schleswig-Holsteiner. Wer weiß, wo das deutsche Element in Sprache und Sitte eifriger und mit größern Opfern aufrecht erhalten wird, ob in Schleswig oder Livland? Was da, schreiben wir doch dem Aschenbrödel im Norden ein schief Gefäß! Was ist denn daran gelegen, daß da eine Universität, Dorpat ge-

nannt, liegt, die in der Pflege deutschen Geistes mit Kiel vielleicht recht gut weiterföhren könnte. Aber warum sind diese deutschen Kur- und Einländer auch so unbedeuten, warum fordern sie denn nicht deutsche Touristen auf, zu ihnen zu kommen und nach Schmerzensschreien zu röhren? Es ist einmal noch nicht Mode! Auch fürchtet unserer Touristen kosmopolitisirende Spürnase doch wol einen Stoß gegen den russischen Schlagbaum noch etwas zu sehr. Sintermal und allbiweil nun Dorpat von deutschen Spürnasen noch nicht der Länge und Breite nach abgewinkert ist, so ist es ganz in der Ordnung, daß uns so ein alter dorpater Studio ins Ohr kneipt: „Nun seht auch einmal hierher!“ Und wahrlich, so gut er vermag, so gut schreibt er, das heißt, sein Büchsechen darf passiren. Seine Schilderung des dorpater Universitätslebens enthält eigentlich wenig Neues, es ist ein saß getreuer Abklatsch des deutschen Studentenlebens überhaupt. Die Schilderung ist für uns indeß insofern nicht ganz überflüssig, als sie uns die freudige Gewissheit gewährt, es könne dort, weit über die deutsche Grenze hinaus, am Flägschen Embach ebenso jugendlich burleskos hergehen, wie an der Saale oder des Redar schönem Strande.

Emil Müller-Samswegen.

Ein Urtheil über Schiller's „Fiesco“ vom Jahre 1788.

Ein Herr Cornelius von Kyrenhoff, f. f. Generalmajor und dramatischer Dichter — man hat von ihm drei Bände Komödien und Tragödien —, schreibt in seinen „Briefen über Italien u. s. w.“ (funfzehnter Brief datirt Wien, 24. Januar 1788) Folgendes:

„Seit meinem Hiersein haben drei Stücke außerordentlichen Beifall und Zulauf erhalten, und nach meinem Urtheile sind diese drei gerade durch die Eigenschaften, wodurch sie Glück machen, unter allen schlechtesten die schlechtesten. Es sind die zwei Komödien: „Die Jäger“ und die „Erklärte Fehde“, und das Trauerspiel „Fiesco“. Urtheilen Sie aus dem wenigen, so ich Ihnen davon sagen werde, ob eins dieser Stücke würdig sei, auf einem Hoftheater, wie das unserige ist, zu erscheinen und mit so unterschiedenem Beifall aufgenommen zu werden. . . Das letzte und wunderbarste von den drei wunderbaren Stücken ist das Trauerspiel „Fiesco“. Der Verfasser desselben ist im vollen Maß eines von den jetzt in Deutschland so häufigen Genies, die auf den Fußstapfen Shakespeares um den Beifall der Lastträger und Erbsenkrämer buhlen und ihn auch glücklich erhalten, dagegen aber alle vota saniora ihrer Landsleute gegen sich haben und unsere Theater dem Spotte des Auslandes preisgeben. Sie werden mir das auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen sage, daß gleich im ersten Act, der ad captandam benevolentiam der Erbsenkrämer mit einem Maskenball anfängt, der Prinz Doria einen Mohren mietet, den Senator Fiesco, bei welchem das Fest ist, zu ermorden.“

Nun folgt eine kritische Darstellung des Plans dieser Tragödie. Dann wird also fortgesetzt: „Auch in Absicht auf die Sprache ist dieses Trauerspiel merkwürdig. Schwerlich haben seit des Aeschylus Zeit tragische Helden so kühn durch Concetti gewinkelt als die Helden im „Fiesco“.“ Und nun eine ganze Reihe von Beispielen solcher Kraftausdrücke mit den kühnsten Epitheten und Bildern, die allerdings zum Theil in den spätern Ausgaben verändert sind. Dann fährt der Briefsteller fort:

„Ich will zwar gern glauben, daß mir manche von den Blumen seiner Wohlredenheit nur misfällt, weil ich sie nicht verstehe — übrigens scheint mir der Dichter — nach seiner Theorie — sehr gut gethan zu haben, daß er bei Anlegung seines Plans sein Genie nicht in den vormalig eingeföhrt gewesenen größten Raum der fünf Acte eingeengt hat. Sein sechster Act ist gerade der interessanteste von allen. Hier haben die Erbsenkrämer an Ab- und Zulaufen, an Hauen und Stetschen, an Trommeln und Pfeifen, an Schießen und Glockenläuten zu hören und zu sehen, soviel sie nur wünschen können. . .

Seit Lessings „Emilia Galotti“ nehmen viele unserer Tragiker den Stoff zu ihren Stücken aus der italienischen Geschichte mittlerer Zeit; Sitten und Kostüme aber, soviel möglich ist, aus dieser „Emilia“ selbst. Der Verfasser des „Fiesco“ dient vor andern zum Beweise.“

Nun geht der Kritiker speciell auf diese Parallelen ein und schließt damit: „Sie werden aus dem Gerügten genugsam erkennen, was für ein unglücklicher Nachahmer der Verfasser des „Fiesco“ ist, den uns einige Journalisten für einen überaus originellen Kopf aufbinden wollen. Einen unglücklichen Nachahmer Lessings kann man ihn ohne Bedenken nennen, weil er eben das von der „Emilia“ nachahmte, was am wenigsten nachgeahmt werden sollte, dabei aber keinen einzigen ihrer Vorzüge erreichen konnte. . . Und nun noch eine kurze Anekdote zu diesem „Fiesco“! Der Kaiser sah ihn, wo ich nicht irre, bei der vierten Vorstellung, und verbot ihn wieder aufzuführen. Aber mächtige Freunde des Schönen erwirkten dem Banditen dadurch Gnade, daß sie versprachen, ihn von allen groben Fledern reinigen zu lassen. Dies geschah und siehe! „Fiesco“ gefällt nun um vieles weniger!“

Wir fügen nichts bei als dieses: Die Geistesproducte des Herrn von Kyrenhoff sind längst vergessen und modern in den Bibliotheken. Das Werk des hier getadelten Genies hat sich seit bald 80 Jahren auf den Schaubühnen seines Volks erhalten.

93.

Notizen.

Ein französischer Liebesroman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts.

Es liegt uns ein in diesem Jahre in Paris erschienenenes, aber in der Druckerei von Louis Perrin in Lyon auf Kosten der pariser Buchhandlung Trost gedrucktes, zierliches Bändchen vor: „Cent cinq rondeaux d'amour publiés d'après un manuscrit du commencement du XVI^e siècle“, dessen Herausgeber, Edwin Trost, in der in Form eines Briefes an H. Jannet abgefaßten Vorrede bemerkt: „Mir fiel ein Manuscript aus der Zeit Franz' I. in die Hände, ein kleiner zierlicher Octavband, welcher auf 53 Blättern 106 wohlgegebildeter Rondeaux enthält, die sich aneinander schließen und eine rührende Liebesgeschichte bilden. Ich habe geglaubt, daß eine auf eine kleine Anzahl von Exemplaren beschränkte und mit möglichster Vollkommenheit hergestellte Reproduction dieses Bändchens einige Liebhaber interessieren könnte.“ Der Herausgeber bemerkt, daß sich eine Handschrift der Dichtung auf der kaiserlichen Bibliothek nicht befände, daß jedoch ein zu Lyon 1588 gedruckter Band von Olivier Arnoullet unter andern Rondeaux auch einen Theil derjenigen enthalte, welche diesen Roman bilden; aber der Text dieser Ausgabe sei bei weitem weniger correct als derjenige der Handschrift. Auch mehrere von Brunet citirte Drucke (z. B. „La fleur et triumphe de cent cinq rondeaux contenant la constance et inconstance de deux amans“, Lyon 1540) dürften wahrscheinlich denselben Roman enthalten. Edwin Trost hielt es jedoch für überflüssig, sein Manuscript mit diesen Ausgaben zu vergleichen: „J'avais un excellent texte entre les mains; le manuscrit lui-même était le type d'un beau livre“; er habe daher nichts Besseres thun zu dürfen geglaubt, als Wort für Wort, Seite für Seite eine so genaue Copie des Originals zu geben, daß selbst im Außern seine Ausgabe als ein Facsimile erscheinen möge, soweit eben ein gedrucktes Buch eine Handschrift darstellen könne. Aus dieser Dichtung, welche die Geschichte einer schönen Dame enthält, die aus Liebe stirbt, geben wir nun folgendes, das vorletzte Rondeau als Probe:

La mort de Dame et testament.

C'est mon vouloir, puis qu'il plaist a nature,
Que mon corps soit tantost en sepulture.
Fay trop languy: a mort je mabandonne.
Sans que ung seul brin de mourir ie m'estonne,
Fors que je crains d'enfer la peine dure.

O doulx Jesus, dont ie tiens la figure
Entre mes bras, prends de moy soing et cure,
Car pour ma fin mon testament jordanne.
C'est mon vouloir.

Mon coeur je laisse a tousiours, par droicture,
A vraye amour, dont je tins la mesure
A ung par qui je moura. Je lay pardonne.
Et du surplus mon ame a Dieu je donne.
Ma chair aux vers, mes os en pourriture.
C'est mon vouloir.

Zur Wiedergabe so rührender Herzengeschichten ist der an sich etwas melancholisch weiche Ton der Rondeaux, besonders wenn sie so zierlich gearbeitet sind wie diese, sehr wohl geeignet. Schließlich bemerken wir, daß, wie wir aus einer Angabe auf dem letzten Blatte ersehen, von diesem hübschen Bändchen im ganzen nur 250 Exemplare abgezogen sind. *H. M.*

Dramatische Satire gegen die Spielhöllen.

Die Redaction d. M. sendet mit unter der Masse von Schriften, die ich beabs. der Berichterstattung über die neueste deutsche Dramenliteratur zu erhalten das Glück habe, auch folgendes Werk in vier Lieferungen: „Rien ne va plus. Ein Aprespos in vier Abtheilungen“ (Frankfurt a. M., Baß, 1864). Die Handlung spielt, nach einer auf allen vier Festen wiederholten Bemerkung, „in Montebourg sur l'abime“, d. h. in Homburg vor der Höhe. Das Ganze ist eine in der bittersten Entrüstung gegen die Spielhölle des Hrn. Blanc geschleuderte Polemik. In dramatischer Form, d. h. in Dialogen gehalten, kann das Werk, trotzdem daß der Verfasser den Bühnen gegenüber sein Recht vorbehält, doch auf den Namen eines einheitlichen Dramas keinen Anspruch machen und wird daher am besten mit einigen Worten einzeln und außerhalb der eigentlichen Dramenliteratur angezeigt. Auch einer französischen und deutschen Widmung an Francois Blanc in Paris, die in herbster Ironie gehalten ist, folgt in vier Acten eine Reihe von Bildern aus dem homburgischen Leben, die dasselbe als das erkennen lassen, wofür christliche Leute dasselbe zu halten pflegen. Manches bleibt unklar und ist wol bloß dem Eingeweihten verständlich. Wie weit diese Scenen aus der Chronique scandaleuse Homburgs historisch, wie weit erdichtet sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Der Schluß des Ganzen, welcher den brennenden Rufsaal über Blanc zusammenfürgen läßt, verdient natürlich der Phantasie des Verfassers seine Entschuldig. Jedem falls hat das Buch das Verdienst, wieder einmal in neuer Form vor jenen Spielhöllen zu warnen, welche ein Beschluß der Rationalversammlung vernichtet und die Reaction wieder hergestellt hat. *August Henneberger.*

Bibliographie.

- Milbert, G. E. M., Shakespears-Album. Des Dichters Welt- und Lebensanschauung aus seinen Werken systematisch geordnet. Berlin, Lohmeyer. 1864. 16. 1 Thlr.
Ulland, M., Die Kinder des heiligen Geistes. Roman. Leipzig, D. Voigt. 1864. Gr. 16. 25 Mgr.
Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia's erste Regierungsjahre. 1ster Band. 1740—1741. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.
Hallantyne, M. M., Der rothe Erich oder: der Hallschiffers letzte Reise. Eine Erzählung aus dem Englischen, in's Deutsche übertragen von Jeep. Mit 8 colorirten Bildern. Dresden, Reinhold u. Söhne. 8. 24 Mgr.
Beck, F., Lotter und Maller. Ein episches Gedicht. München, Fleischmann. 18. 9 Mgr.
Benedix, R., Auswahl deutscher Gedichte zum Vortrage geeignet. Mit einer Einleitung über den Vortrag überhaupt und Anmerkungen nebst Anleitung zu jedem einzelnen Gedichte. Leipzig, D. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Boonulf, Angelfränkisches Heldenepic überliefert von H. Heyne. Paderborn, Schöningh. 12. 13 1/2 Mgr.

Brandt, G. E., Der Dom zu Magdeburg. Historisch, architektonische und monumentale Beschreibung des Gebäudes. Mit 20 Abbildungen in Holzschnitt. Magdeburg, Bock. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Buraw, Julie, Den Frieden haben. Novelle. Temberg, Breit. 1864. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Mgr.

Der katholische Charakter der Wiener Universität. Eine Denkschrift der theologischen Facultät. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 25 Mgr.

Dunant, J. G., Erinnerung an Colferino. Nach der französischen Originalfassung übertragen. Leipzig, Gerhard. 1864. 8. 16 Mgr.

Durch Kreuz zur Krone. Eine Erzählung von der Aufsteigerin von „Gott ist mein Heil. Eine Erzählung aus der Gegenwart“ beworben vom Pastor E. Steffens. 1ter Theil. Halle, Friede. 1864. 8. 27 Mgr.

Eckardt, L., Vorachule der Aesthetik. 20 Vorträge. Mit 150 Holzschnitten und vielen Musikbeispielen. 1ste und 2te Lieferung. Karlsruhe, Bielefeld. Lex.-8. 2 18 Mgr.

Egan, P., Sämmtliche Werke. 1te Abtheilung. Das arme Mädchen oder: die Verlorenen. Englischer Sitten-Roman. Aus dem Englischen übersetzt von J. Morris. Mit 12 Illustrationen. 1te und 2te Lieferung. Berlin, Reichardt u. Zander. Lex.-8. 2 5 Mgr.

Eiche, Luise, Haiderose. Eine Erzählung aus dem Frauenleben. Illustriert von J. B. Sonderland. Barmen, W. R. Langewiesche jun. 1864. 16. 1 Thlr.

Felber, F. M., Rummamüllers und des Schwanenpala. Ein Lebensbild aus dem Brengenzwerwalde. Linde, Sittner. 8. 18 Mgr.

Findenstein, R., Dichter und Ärzte. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Medicin. Hypothetischen Proben und gelehrten Anmerkungen angehängt. Breslau, Marcksche u. Berendt. 1864. 8. 25 Mgr.

Flammberg, G., Kurt Werner. Eine Erzählung aus dem Frankenland. Drei Bändchen. Frankfurt a. M., Debes. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Friedrich, G., Gerret. Tragödie in fünf Aufzügen. Göttingen, Wehr, Hoyer. Gr. 16. 20 Mgr.

Frige, G., Ebbe und Fluth. Lebensbilder. Zwei Theile. Wien, Kallgraf. 1864. 8. 1 Thlr. 24 Mgr.

Fäßlein, M. E., Erinnerungen aus dem Saalhofe. Erste Erzählungen. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 10 Mgr.

Gäiger, J., Wiener Götter. Eine Weihnachtsgabe und Neujahrsheute. Wien, Kallgraf. 1864. Gr. 16. 20 Mgr.

Geschichte des Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 10. Zusammengefaßt bei Gelegenheit der Feier des 50jährigen Bestehens desselben am 19. November 1863. Mit 3 colorirten Abbildungen. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Geyer, A., Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr. Großbritanniens Männer aus dem Volke. Götting, Cotta. Gr. 8. 7 1/2 Mgr.

Galm, Elise, Rosen und Dornen aus einem Mädchenleben. Mit 1 Titellapfen. Berlin, Springer. Gr. 8. 27 Mgr.

Geld, G. F. W., Roberne Evangelisten. Eine Denkschrift zum Frieden, Allen gewidmet, die sich um die Kirche kümmern. Berlin, Schlegel. Gr. 8. 20 Mgr.

Geyse, P., Gesammelte Novellen in Dörken. Berlin, Herz. 1864. 8. 1 Thlr.

Gorn, J., Das Königreich Ungarn, seine Geschichte, Verfassung und seine gegenwärtigen Zustände. Pest, Cotta. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Kampfleber, ein Dugend, für Schleswig-Holstein von H—r. (Der Ertrag ist für die Schleswig-Holsteinische Kriegskasse bestimmt.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Mgr.

Krabbe, D., Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Roskops. Zur Geschichte Wallenfels und des 30jährigen Krieges. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 3 Thlr.

Kreyzig, F., Shakespeares Anthologie. Die schönsten und bedeutendsten Schilderungen und Weisheitsprüche aus den Dramen des Dichters. Biographisch eingeleitet und herausgegeben. Mit 32 Illustrationen von Karl Winkler. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. 1864. Gr. 16. 3 Thlr.

Krones, F. A., Umriss des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe in seinen staatlichen Grundlagen vom 10. bis 16. Jahrhundert. Ein Versuch. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kühne, H. A., Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der sozialen Zustände der Stadt und des Herzogthums Gotha während des letzten Jahrhunderts. Gotha. 1862. Hoch 4. 3 Thlr.

Ladendorff, G., Militärische Zeit- und Charakterbilder. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 8. 27 Ngr.

Lieber und Valladen. Neue Sammlung von Originalbeiträgen. Herausgegeben von der Breslauer Dichterschule. Breslau, Marusche u. Verendt. 1864. 8. 1 Thlr.

Linbau, P., Aus Venetien. Eine Sommerreise. Düsseldorf, Schaub. 1864. 8. 1 Thlr.

Loen, A. Freih. von, Bühne und Leben. Roman. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lorenz, D., Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. 1ter Band. Die Zeit des großen Interregnums mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Forum, Hieronymus, Gabriel Colmar oder: ein kleines deutsches Fürstenthum. Roman. Zwei Bände. Wien, Martgraf. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Löwe, H. A., Biblische Studien. 1tes Heft. Beiträge zum Verständnis des Propheten Hosea. (Zugleich als Charakteristik moderner Erregung.) Jülich, Köhr. Gr. 8. 9 Ngr.

Mandelstamm, E. J., Das Hohelied metrisch überfetzt und neu erklärt. Berlin. 1862. Hoch 4. 15 Ngr.

Mann, Die Unschuldigen auf dem Schaffote. Schauspiel in drei Akten. Braunschweig, G. C. Meyer sen. 8. 22 1/2 Ngr.

Melena, Elpis, Garibaldi im Vignano 1862 und auf Caprera im October 1868. Leipzig, D. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Melville, G. J. W., Kate Coventry. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 25 Ngr.

Metz, P., Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.

Michalowsky, Angelika v., Der Hirtensper. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Nicolai. 1864. 16. 25 Ngr.

Mommsen, T., Zeitzer Ostertafel vom Jahre 447. Mit 2 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 18 Ngr.

Novellen-Bibliothek. Sammlung auslesener Romane und Novellen. Unter Mitwirkung von C. Friese, St. Graf Gradowitz, Bernd von Gusek, G. Willkomm u. Sechs Bände. Bodenheim, J. Strauß. Gr. 16. 3 Thlr.

Nettinger, C. M., Die Gräfin von Kielmannsegg und ihre geheimen Beziehungen zum Kaiser Napoleon I. Vorläufer zu dessen dreibändigem Roman: die Gräfin von Kielmannsegg. 2te Auflage. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Niffers, Maria v., Herr Mops. Ein Märchen. Berlin, Korn u. Comp. Du. gr. 4. 1 Thlr.

Pfaff, J. G., Ueber das Wesen und den Umfang der Toleranz im Allgemeinen und der christlichen Toleranz insbesondere. Cassel, Krieger. 1864. Gr. 8. 25 Ngr.

Pichler, Louise, Die Kaiserbraut. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rasch, G., Dunkle Häuser und Straßen in London. 1ter Band. Wittenberg, Herrold. 8. 15 Ngr.

Raumer, F. v., Handbuch zur Geschichte der Litteratur. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reichenau, R., Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Jungs- und Familienleben. Drei Abtheilungen. Leipzig, Grunow. 1864. 16. 2 Thlr. 18 Ngr.

Reinhold, F., Fragmente eines Tagebuchs. Wien, Weiler. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Reynolds, G. W. M., Dunkle Wege oder die Karriere des Laifers. Ein Sittenroman aus Londons Leben in zwei Abtheilungen. 1tes bis 5tes Heft. Berlin, Reichardt u. Comp. 1864. Gr. 8. 3 3 Ngr.

Rosen, E., Damals. Novellen aus den Befreiungskriegen. Breslau, G. Treutendt. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Rupinus, D., Geld und Geist. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, J. Damm. Gr. 16. 12 Ngr.

— Südwest. Erzählungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Berlin, J. Damm. Gr. 16. 16 Ngr.

— Zwei Welten. Roman. Berlin, J. Damm. Gr. 16. 16 Ngr.

Scheffer, K., Weihnachts-Album deutscher Dichter. Eine Festgabe zur Christbescherung. Blogan, Flemming. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schmettau, H. v., Der Socialismus und seine Propheten. Kurz zusammengefaßt. Berlin, W. Gr. 8. 5 Ngr.

Seeger, F., Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Biblische Studien. (Von E. J. Mandelstamm.) Zwei Bände. Berlin. Gr. 8. 5 Thlr.

Teuber, F., Erinnerungen an Linbau und den Wobenstein als malerische, anheimelnde Blauland mit ihren Zauber-Geländen in einer Reihe Gedichte. Mit einer Ansicht von Linbau. München. 16. 15 Ngr.

Tageblitteratur.

Dies Buch ist verboten! Flugschrift an die Genossen der constitutionellen und Fortschritts-Partei. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 4 Ngr.

Canada mit besonderer Rücksicht auf dessen Colonisation nach den gegenwärtigen Verhältnissen geschildert. Leipzig, Wagner. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Drechsler, A., Die Philosophie im Cyclus der Naturwissenschaften. Vorwort zur Eröffnung des naturwissenschaftlichen Cyclus in Dresden. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 5 Ngr.

Dänische Redheit und deutsche Schwäche. Ein Aufruf an das deutsche Volk. Zum 18. October 1863. Coburg, Streit. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kette Sr. Excellenz des Kriegs- und Marineministers Herrn v. Roon durch die Grafschaft Ravensberg im Juli 1863. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ufinger, Kurze Geschichte des Freiheitskrieges von 1813. Zur rechten Würdigung der wahren Bedeutung dieser Kämpfe. Coburg, Streit. Gr. 8. 5 Ngr.

Das deutsche Volk und das österreichische Ministerium. Von einem Großdeutschen. Frankfurt a. M., Keller. 1864. Gr. 8. 2 Ngr.

Wirth, M., Die Arbeiterfrage. Frankfurt a. M. Expedition des „Arbeiter“. Gr. 8. 5 Ngr.

Zingerle, L., Die Sagen von Margaretha, der Maultasche. Erinnerungsgabe zum 29. September 1863. Innsbruck, Wagner. 8. 8 Ngr.

Zur Erinnerung an den selig entschlafenen Ernst Friedrich Fink, Dr. der Theologie und evangelischem Hausgeistlichen zu Illenau im Großherzogthum Baden. Heidelberg, J. Winter. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Globen und Instrumente

Polytechniker Brandegger in Ellwangen,
von F. A. Brodhans in Leipzig durch alle Buchhandlungen
zu beziehen.

Erdbglobus

von 12 Zoll Durchmesser und fünf Farben mit messing-
nem Halbmeridian und Stundenring, auf polirtem Fuß-
gestell. 4 Thlr. 17 Ngr.

(Für sorgfältige Verpackung werden 18 Ngr. berechnet, die Fracht hat
der Besteller zu tragen.)

Im Vergleich zu andern Globen ist der Brandegger'sche
Erdbglobus um die Hälfte billiger, während er sich zugleich auch
durch sorgfältige und saubere Ausführung, wie durch elegantes
Aeußere auszeichnet.

Kinderglobus.

Preis auf polirtem Fuß mit Verpackung 26 Ngr., ver-
Duzend mit Rabatt.

Ein 4 Zoll im Durchmesser haltender in Farben ausge-
führter Erdbglobus in anschaulich instructiver Weise. In den
Erdscheiben sind die denselben entsprechenden Menschenrassen,
Thiere und Pflanzen, auch Seeungeheuer eingezeichnet. So an
die Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie sich anreihend,
verbindet derselbe sinnreich und angenehm den Ernst mit dem
Spiele, das Nützliche mit dem Unterhaltenden. Ein Bogen
Text behandelt auf kindlich anziehende Weise das Wissenswür-
digste der mathematischen und physischen Geographie und dient
den Vätern und jedem Kinderfreunde als belehrender Fingerzeig.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne.

Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitengrades (Mal-
land bis Schleswig) vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen,
einer Belehrung und einem Rärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.;
Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr prak-
tisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste,
brauchbarste und billigste Mittel für jedermann, öffentliche und
Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast
ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu
können.

Brodhans' Weihnachtskatalog für 1863,

ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gebiegenen Werken
besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl
literarischer Festgeschenke,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oskar Brodhans. — Druck und Verlag von F. A. Brodhans in Leipzig.

Verlag von F. A. Brodhans in Leipzig

Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Kaiserlichen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Von Wilhelm Heine.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Den schon von andern Mitgliedern der preussischen Expedi-
tion nach Ostasien veröffentlichten werthvollen Berichten über
dieselbe tritt das vorliegende Werk des bekannten Reisenden
Wilhelm Heine, welcher der Expedition als Zeichner beige-
geben war, würdig zur Seite. Es besteht aus einer Samm-
lung von Reisebriefen, die sich durch Frische und Unmittelbar-
keit der Beobachtung auszeichnen, und umfasst nicht bloß des
Verfassers Aufenthalt in China und Japan, sondern gibt auch
neue interessante Schilderungen von seinen Erlebnissen in Ägypten,
Ceylon, Californien und den Vereinigten Staaten bis zu
seinem Wiedereintritt in die Arme der nordamerikanischen Union.

In demselben Verlage erschien:

**Die preussische Expedition nach China, Japan und
Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reise-
briefe von Reinhold Werner, Lieutenant zur See
1. Klasse. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und zwei
lithographirten Karte. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.
20 Ngr.**

Der berühmte Reisende J. G. Kohl äußert sich in den
„Göttingischen gelehrten Anzeigen“ überaus lobend über das
Werk, welches seine Aufgabe, das große gebildete deutsche Publi-
kum mit den Resultaten einer der interessantesten deutschen Ex-
peditionen der Neuzeit bekannt zu machen, in ganz ausgezeich-
neter Weise gelöst habe. Er sagt unter anderem: „Der Stil
und die Darstellungsweise des Werks ist im besten Sinne des
Worts populär, klar, einfach, bündig und würdevoll. Der Ver-
fasser fesselt und belehrt seine Leser sozusagen bis zum letzten
Worte seines vortrefflichen Werks, das man, wie mir es scheint,
als ein Modell und Muster eines populären Reise-
berichts betrachten darf.“

Verlag von F. A. Brodhans in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Verikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben
wissenschaftlichen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen be-
züglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher und
bündigster Darstellung, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen,
verleiht in jeder Familie Eingang zu finden. Das Werk
erschließt die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen
angenommen.

Vollständig in 60—80 Hefen oder 6—8 Bänden
Preis des Hefes 7 1/2 Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr.
gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 51. —

17. December 1863.

Inhalt: Neueste Literatur über Goethe. Von Hermann Marggraf. Zweiter Artikel. — Zur Kirchengeschichte. — Belletristisches und Lyrisch-Episches für Schleswig-Holstein. Von Emil Müller-Samowegen. — Schinkel's Nachlaß. Von Adolf Zeising. — Für Christgeschenke. — Familienroman. Von Hermann Neumann. — Notiz. (Verfälschung der Geschichte im Jugendunterricht.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Literatur über Goethe.

Zweiter Artikel. *)

1. Goethe's italienische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien bis zum Antritt derselben. Herausgegeben von Christian Schuchardt. Zwei Bände. Stuttgart, Gotta. 1863. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben. Mit einem Blick auf die neueste Kunststrichtung. Von Christian Schuchardt. Weimar, Böhlau. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Von G. G. Carus. Hierbei 15 kurze, früher gänzlich unbekannte und ungebrachte Parabeln Goethe's aus den ersten siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wien, Braumüller. 1862. 8. 1 Thlr.
4. Neue Goethe-Studien. Von Heinrich Dünker. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer. Von Heinrich Dünker. Leipzig, Dpf. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Goethe in den Jahren 1771—75. Von Bernhard Rüdolf Abeken. Hannover, Hümpler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Zum Verständniß Goethe's. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde, gehalten von Otto Vilmar. Zweite Auflage. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 12. 1 Thlr.
8. Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. Fortsetzung der Geistesworte aus Goethe's Werken. Herausgegeben von Ludwig von Lanczowski. Berlin, Nicolai. 1860. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.
9. Vier Jahreszeiten von Goethe. Gedichtet 1796. Gebeutet 1860 von Martin. Berlin, Nicolai. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.
10. Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen von Rudolf Virchow. Mit drei Holzschnitten. Berlin, A. Hirschwald. 1861. 8. 12 Ngr.
11. Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart. Von Karl Heinrich Rebing. Dresden, Adler und Dieze. 1861. 8. 8 Ngr.

12. Goethe's Tafel. Enthaltend: eine chronologische Uebersicht der Geistesproducte Goethe's, begleitet mit biographischen Notizen. Hauptsächlich als Grundlage für den literaturhistorischen Unterricht, herausgegeben von dem Verfasser der Schiller's Tafel. Berlin, Bach. 1860. 8. 3 Ngr.
13. Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Commentar zu Wahrheit und Dichtung 1749—75. Supplement zu Goethe's Werken. Frankfurt a. M., Auffarth. 1862. 16. 5 Ngr.
14. Goethe's Vaterhaus. Ein Laub zu Frankfurt's Ehrenfranze; der Dr. Sendenberg'schen Stiftung zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens am 18. Erntemonat 1863 dargebracht von dem freien Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung. Frankfurt a. M., Verlag des freien deutschen Hochstifts. 1863.
15. Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merg. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.

Uns will es immer so bedünken, als ob die deutsche Nation vollständig erst mit Goethe ihr großes blaues Auge aufgeschlagen habe, um die Welt Dinge um sich her in einem klaren und wahrern Lichte und bei freierem Bewußtsein zu sehen. Man denke sich Goethe aus der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes hinweg — welche eine unermeßliche Lücke würde da entstehen! Zwar kann man dies auch in Betreff anderer großer Geister, welche die deutsche Nation hervorgebracht hat, sagen, ganz besonders aber und in ausgezeichnetem Grade von Goethe.

Nun ja, er hat seine Ansehnlichkeit, Berleumder und Verkleinerer gehabt und er hat sie noch, und zwar namentlich unter seinen Landsleuten, unter denen es nur gar zu viele gibt, welchen jede überragende Größe drückend ist, namentlich wenn sie das doch von allen gewünschte Glück hat, sich nicht ihr Leben lang mit Kummer und Sorgen bis zur Erschöpfung herumschlagen zu müssen. Ein Dichter, der zugleich leidlich wohlhabend und sogar Minister ist — nein, das durfte in Deutschland keine Vergeltung finden. Daß er sich diesen Ministerposten nicht erschlüssen, sich nicht darum beworben hat, daß der liberal denkende Karl August mit scharfem Blick ihn aus den Millionen Deutschen als seinen Freund und Rathgeber in freier Wahl herausgriff, daß er, was in neuester Zeit

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 35 d. Bl. 1863. 51.

D. Red.

besonders von Schöll, Diezmann u. s. w., wie schon früher von dem Kanzler Müller und andern Augenzeugen seines Wirkens thatsächlich nachgewiesen worden ist, in seiner Stellung trotz aller ihm in den Weg gelegten Hindernisse für das weimarische Ländchen, seine praktischen Bedürfnisse, sein Gemeinwohl, namentlich aber seine wissenschaftlichen Institute und Kunstanstalten aufs reichste gewirkt und seinen großherzoglichen Freund von manchen bedenklichen und kostspieligen Liebhabereien möglichst zurückgehalten und höhern Zwecken geneigt gemacht hat, das wurde nicht weiter in Betracht gezogen. Daß besonders seinem Einfluß und seiner unermüdligen Thätigkeit die Universität Jena ihre höchste Blüte verdankt, dagegen verschloß man absichtlich seine Augen. Weil er die ihn überlaufenden Besucher, insofern sie unbedeutende Menschen waren und ihn nur als die größte Weltweite Betmar's in Augenschein zu nehmen kamen, durch ein gravitätisches keises Wesen von sich fern zu halten suchte, darum war er ein Aristokrat und Egoist; daß er aber jedes wahre Verdienst hoch achtete und förderte, daß er sich gegen viele Personen wohlthätig bewies (denn „edel sei der Mensch, hilfsreich und gut“), daß er eine große Anzahl von jungen Dichtern, diese namentlich durch die Bereitwilligkeit, womit er ihre Dramen, oft nur Versuche, zur Aufführung brachte, daß er Künstler und junge Gelehrte in jeder Weise unterstützte oder ihre Anstellung bewirkte, das wußte man nicht oder vielmehr man wollte es nicht wissen. Daß er der Ansicht huldigte, die Deutschen sollten sich vorzugsweise zu Menschen und nicht zu Politikern ausbilden — eine Ansicht, durch die er ihnen doch eigentlich die Fähigkeit zu dem Höchsten und Größten, was je ein Volk sein oder werden kann, zuerkannte —, das zog ihm den Vorwurf zu, daß er ein Vaterlandsfeind sei. Weil er in einigen Dramen und Dichtungen einige Personen auftreten ließ, die das Leben etwas leichter und bequemer nehmen, als es dem moralischen Rigoristen erlaubt scheinen mag, darum war er frivol, obschon derselbe frivole Mann zugleich die keuschesten Gebilde, eine „Sophie“, einen „Torquato Tasso“, „Germann und Dorothea“ u. s. w. schuf und sich während seines ganzen Lebens aufs ernstlichste mit der Erforschung der Natur, des menschlichen Daseins und des göttlichen Urwesens beschäftigte. Weil er auf einem höhern und freieren Standpunkt stand als die Orthodoxen, nannte man ihn unchristlich und irreligiös, obschon er vielfach und wiederholt seine höchste Achtung vor den Segnungen des positiven Christenthums ausgesprochen hat und ein durchaus religiöser Zug in seinen erhabensten Dichtungen nicht zu verkennen ist. Weil er dieses oder jenes junge Mädchen, dem er als Student den Hof machte, nicht ehelichte — ein Verbrechen, das er mit hundert andern jungen Leuten und namentlich Studenten theilt —, darum nannte man ihn selbstsüchtig und treulos und grausam gegen das weibliche Geschlecht. Er war so uneigennützig, daß er viele Posten, die andere Staatsdiener aus den öffentlichen Fonds zu decken für ganz in der Ordnung halten, aus eigenen Mitteln bestritt; aber Goethe hat — man höre — ge-

schrien! Ja, geschrien! Man hat ihn dessen müßig beschuldigt. Wir erinnern uns nicht mehr genau an die Einzelheiten des Factums: kurz, er hat einmal ein Minakange, die ihm, wir glauben von Seiten der wahren Regierung, zu einem naturwissenschaftlichen Zweck geliehen worden, auf so viele Jahre zurückgehalten oder abgehört wol nicht wieder herausgegeben. Sicherlich, es wäre vielen eine Erleichterung gewesen, wenn Goethe deshalb in Untersuchung gezogen oder wol gar zum Zuchthause verurtheilt worden wäre.

Und wir waren uns mit einer bestimmten Ansicht lehnend? Da ist der beschränkte persönliche Landesherr zu bedenken, da ist Koberger, der in einem Aufsatze des „Freimuthigen“ (1805, Nr. 223) sogar nachzuweisen suchte, daß „Herr von Goethe kein Deutsch versteht“; da ist der Buchhändler Vogel, der mit schlechten Büchern und einer angeblich unsichtbar wirkenden Jachttinctur handelte und unter der angenommenen Maske eines Engländers (Fr. Moser) eine misstrauische Schrift gegen Goethe losließ; da ist Menzel und seinräthlicher; da ist der ultramontane Klopffechter Sebastian Brunner, der zwar die Großartigkeit der Goethe'schen Dichtungen unangefochten läßt, ihn aber als Menschen „lämmert“, „gemein“, „neidisch gegen jeden, von dessen Talent er für seine Nothe Besorgniß hegt“ (auch gegen Schiller!) und „eigentlich undankbar“ nennt. Und mit solchen Menschen machen in neuester Zeit sogar Karl Stän, der Goethe gelegentlich einen „großen Verbrecher“, einen „Beleidiger der majestas humana“ nennt, und Arnold Ruge Chorist. Man erinnert sich, mit welcher erschauenden und nicht genug anzuerkennenden Naivität letzterer erzählt, wie die jenenstürmischen diesen „unterthänigen Kunst- und sittenlosen Hölbling“, diesen Goethe öffentlich verpörrten, ihn zur „Zielscheibe ihrer Wige“ machten (die gewiß zu den schlechtesten ihrer Art gehört haben werden), ihm ein Vereat brachten, wiederholt unter sein Fenster fuhren und ihn höhniß herausriefen. Nun, wenn Ruge durchaus Lust hat, sich und seine ungezogenen Jugendgenossen, dieses „nachwachsende erstere Geschlecht“, wie Ruge sich und die Seinen nennt, durch solche Geständnisse zu prostituiren, so können wir nichts dagegen haben, ja wir können ihm dafür nur dankbar sein, weil wir nun doch wissen, was wir von diesem pietätlosen und böstischen „nachwachsenden ernsten Geschlecht“ in Bezug auf humane Bildung zu erwarten haben. Wir sind ihm für diese Mittheilungen dankbarer, als Ruge gegen Goethe, dessen „Faust“, nach seinem eigenen Geständniß, er und seine Genossen damals „eifrig studirten“. Viel früher diese Jünglinge allerdings aus diesem Studium des „Faust“ für ihre höhere Gefittigung und Ver menschlichung nicht gewonnen zu haben. Vielleicht respectirte Goethe diese jungen Idioten nicht so wie sie wünschten und verlangten; leider aber thaten sie von dem, was ihm die Achtung eines Goethe hätte gewinnen können, gerade das Gegentheil, wie wir aus oben erwähnten Streichen ersen können. Schwerlich würde sich die sogenannte gebildete Jugend irgendeines andern Landes gegen einen Mann,

her wie Goethe zu den größten Dichtern der Nation, ja der gesamten Welt gehöre, sich verglichen Ungezogenheiten herausgenommen haben.

Vor uns liegt ein kleines in Guben gedrucktes und erschienenes Schriftchen: „Warum ist nicht Goethe der Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden? Vorgetragen bei der Schiller-Feier am 10. November 1860 im Handwerkerverein zu Guben“ von F. W. Kemnitz, worin Goethe gleichfalls beschuldigt wird, der Liebe gegen die Mächten und das Vaterland unfähig gewesen zu sein, er habe über beide, z. B. in „Hermann und Dorothea“, nur schöne Worte machen können, ohne etwas dabei zu fühlen (eine frivole Behauptung, wie jede, die nicht bewiesen werden kann), seine, wie der Verfasser allerdings zugibt, „ursprünglich echt deutsche Natur“ sei durch eine „oberflächliche, zerstreute Erziehung“ und schon in Strassburg (im Umgang mit Herder, mit Jung-Stilling, mit dem höchst würdigen Actuar Salzmann?), „durch sein genußsüchtiges, an französische Frivolität grenzendes Leben gefährdet und geschwächt“ worden, in seinen „Wahlverwandtschaften“ sei „irgendeine Rücksicht auf Sitte und Sittlichkeit selbstredend nicht zu erwarten“, er sei ein bloßer „Schauspieler, den wir jeden Abend in einer andern Rolle bewundern“, die herrlichen Worte, die Goethe an Schiller's Lob knüpft: „Er hat als Mann gelebt und ist als Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil als ein ewig Thätiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“, werden „rhetorisch gespreizte“ Sätze genannt u. s. w. So werden die laubläufigen Mißurtheile nun schon in den Schos der Handwerkervereine getragen. Und im Widerspruch mit dem allen gesteht der Verfasser, dessen Schrift übrigens sonst ganz gut geschrieben ist, denn doch, er bewundere Goethe's eminente Vorzüge, er lese ihn täglich, lerne von ihm und erfreue sich an ihm. Und doch gegen einen Dichter, den man täglich liest, an dem man sich erfreut, von dem man lernt, diese Undankbarkeit, diese Verblendung, diese Parteilichkeit! Solche Leute, die höchst geistlos immer nur Goethe's Schwächen oder was ihnen an ihm als schwach erscheint hervorheben, muß man an Goethe's schönen Ausdruck erinnern, daß Schwächen uns allen gemeinsam, Tugenden aber unser eigenster Erwerb und Besitz seien.

Glücklicherweise bilden Menzel-Brunner'sche Caterien, Rüstuchen'sche Bietzenträume, Kogebue'sche Weibhämmer, Ruge'sche Jugendgenossenschaften und deutsche Handwerkervereine nicht das europäische Forum. Vor diesem hat Goethe eine ganz andere Stellung; vor diesem gilt er als der Hauptrepräsentant des deutschen Geistes und der deutschen Literatur, mindestens in England und Frankreich, weniger vielleicht in den übrigen romanischen Ländern, z. B. Italien, und bei den meisten slavischen Nationen, denen Schiller, wenn man seinen Rathos, diesen wegen seiner sentimentalen Schwärmerei mehr zuzusagen scheint. Wir haben zwar auch selbst in England, wo man den „Kraut“, das eigentliche moderne Weltge-

dicht, bereits in mehr als dreißig Uebersetzungen lesen kann, auf sehr abfällige Urtheile über Goethe als Menschen, wenn auch fast niemals als Dichter; auch hier findet man ihn wol den „arch immoralist“, den „high-priest of intellectual self-worship“ u. s. w. genannt; aber das ist meist nur der Widerhall der frivolen-fanatistischen Weh- und Zeterrufe, welche Deutsche selbst über Goethe ausgestoßen haben, Deutsche, die Goethe's Schriften zu verstehen unfähig sind oder, weil ihnen irgendeine einseitige Tendenz über alles humane Wirken und großartig dichterische Schaffen geht, nicht verstehen wollen, und die nebst dem von Goethe's Leben und praktischem Wirken nur die oberflächlichste Kenntniß haben; denn die Unkenntniß über letzteres ist, trotz allem, was in Deutschland über Goethe geschrieben worden und noch wird, im deutschen Heimatlande ganz erstaunlich verbreitet, und sie wäre ganz unbegreiflich, wenn man nicht annehmen müßte, daß die geschworenen Gegner Goethe's sein Leben und Wirken wie seine Schriften nicht gründlich kennen lernen wollen, um sich nicht doch zuletzt aufs tiefste beschämt und gebemüthigt zu fühlen. Aburtheilen über jemand läßt sich freilich am besten, wenn man ihn nicht kennt, noch kennen zu lernen sich Mühe gibt. Glücklicherweise haben namentlich die Engländer Carlyle und Lewes und der Nordamerikaner Emerson ihren Landsleuten reinere Begriffe über Goethe beizubringen gewußt; sie betrachten ihn nicht als den Hohepriester der Unsitlichkeit und der Selbstsucht, sondern als den Hohepriester der Humanität, als den größten Culturdichter der modernen Welt. „Ganz ohne allen Zweifel“, hieß es jüngst in „Illustrated London News“, „ist Goethe der größte Mann in der modernen europäischen Literatur. Kein Mensch seit Shakespeare hat einen so großen Einfluß geübt und es gibt kaum einen gebildeten Menschen, welcher Goethe nicht direct oder indirect zum Dank verpflichtet ist.“ Unzähligmal findet man jetzt in englischen sowol als französischen Schriften und Zeitschriften Goethe als Autorität angeführt und selten ist von deutscher Literatur die Rede, ohne daß auch seiner gedacht wird. Was will es dagegen bedeuten, wenn man in Deutschland selbst von gewisser Seite ihn zu verunglimpfen fortfährt oder, wenn dies überhaupt möglich wäre, selbst seinen Namen aus dem Gedächtniß der Mitlebenden zu verbannen sucht? *)

Eine besondere Anerkennung widerfuhr Goethe noch zuletzt im Auslande durch die zehnbandige französische Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke von Jacques Porchat („Oeuvres de Goethe, traduction nouvelle“, Paris 1860—68), wie sie auch fast gleichzeitig seinem Freunde und Mitbewerber um die Dichterpallme, Friedrich Schiller,

*) Auch in Spanien findet Goethe gegenwärtig immer mehr Anerkennung; unter andern hat, wie wir in der weiter unten besprochenen Carus'schen Schrift über Goethe lesen, J. Sanz del Rio, der Uebersetzer und Bearbeiter mehrerer philosophischen Werke Krause's und des „Lehrbuch der Weltgeschichte“ von Georg Meier (vgl. in Nr. 34 d. Bl. f. 1862 die Notiz „Deutsche Philosophie in Spanien“) in neuerer Zeit auch treffliche spanische Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen erscheinen lassen, welche sich durch Mithwirkung von Dionisio Comay immer weiter verbreiten.

durch die französische Uebersetzung seiner Werke von A. Regnier zu Theil geworden ist. In der Vorrede bemerkt Vorhat sehr schön:

„Wohl kannte ich den Spruch des Horaz, der uns, ehe wir Lasten auf uns nehmen, befehlt zu prüfen, was unsere Schultern zu tragen vermögen; doch für große Unternehmungen ist ein wenig Keckheit zu Anfang oft nothwendig. Jetzt da ich am Ende meiner Aufgabe stehe, erkenne ich darüber, daß ich gewagt habe anzufangen. Was mich entschuldigt, ist vor allem das unvergleichliche Verdienst des Schriftstellers, in dessen Gesellschaft ich zu leben berufen war. Die Aussicht, einem Dichter, der mich von jeher gefesselt hatte, in seiner glorreichen Entwidlung zu folgen, übte einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus, und von der ersten Stunde an bis zu der, in welcher ich dies schreibe, von dem Augenblick an, als ich, am Anfang meiner Arbeit, von dem schmerzlichen Verlust betroffen wurde, habe ich in meinem Beruf als Uebersetzer viel Besseres gefunden als eine literarische Zerstreuung: Goethe hat mich gestärkt, er hat meine Gedanken zu den höhern Sphären gehoben, in denen der Friede wohnt, und oft auch der Trost. In der That, Goethe wirkt aufs wohlthätigste auf jeden, der ständig bei ihm einkehrt und ihn ernstlich zu verstehen strebt; man gibt sich willig dem Reiz hin, den das Zusammenleben mit einem solchen Genius auf uns ausübt. Der Eindruck, den er auf uns macht, gleicht dem des unendlichen Alls der Natur. Selten erreichen wir die Grenzen seiner Gedanken; wir träumen bei ihm ebenso viel als wir können. Er eröffnet dem Geiste Ausblicke ohne Ende; er läßt aus jedem Gegenstande der Betrachtung eine Fülle der fruchtbarsten Gedanken sprossen, und scheint doch seine Lust daran zu haben, uns denselben als unerschöpflich darzustellen; kein Schriftsteller wirkt in uns mit größerer Gewalt das Gefühl des Unendlichen.“

In Deutschland ist nun zwar jene Periode stürmischer Aufregung, jene Zeit der politischen hohen Flut eingetreten, wo, wie der ruhig blickende und die Natur seiner Landsleute genau kennende Goethe selbst voraus sagte, Schiller und nicht Goethe der Mann des Volks ist; doch auch in Deutschland selbst zählt Goethe eine Menge treuer Anhänger, welche fortfahren, aus Goethe's Schriften Belehrung, Stärkung, Erhebung und Lebenskenntniß zu schöpfen und dabei die Wahrnehmung und Behauptung Thomas Carlyle's, daß man in Goethe's Schriften finde, „was jeder zum Leben bedarf“, daß in ihnen „eine neue Zeit, die Vorausverkündigung und das Beginnen einer neuen Zeit“ athme, vollkommen bestätigt finden. Darin gleicht Goethe dem ihn in anderer Hinsicht, in der engeren Sphäre eines dramatischen Dichters überragenden Shakespeare, daß es kaum eine wichtige Lebensfrage, eine höhere menschliche Angelegenheit gibt, über die sich bei ihm nicht irgendein treffender Ausdruck fände, nur mit dem Unterschiede, daß Goethe zwar so gut wie Shakespeare die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur kannte und an sich selbst erfahren hatte, daß er sich aber mit ihr allerdings leichter und bequemer abfand. Beide streben demselben Ziele, der Humanisirung des Menschengeschlechts zu, aber Shakespeare als heroischer rücksichtsloser Kämpfer gegen menschliche Laster und Gebrechen, Goethe als Beschwichtiger und Friedensstifter. Goethe gießt Del in die Wunden, wo Shakespeare ägende Mittel angewendet haben würde, und während dieser mit Vorliebe in den Nachtseiten des Menschenlebens und Menschenstund wühlt, läßt zwar Goethe diese nicht unberührt,

sucht ihnen aber soviel oder sobald als möglich anstehende Schritte abzugewinnen und selbst über die düstersten und erschütterndsten Scenen einen Hauch von Licht und Milde zu verbreiten. Aber dieselbe Ansicht unter höchsten Aufgabe der Kunst (mit Goethe zu sprechen, die Aufgabe, „durch den Schein die Erscheinung einer himmlischen Wirklichkeit zu geben“, oder mit Shakespeare zu sprechen, „die Natur zu veredeln und dem Leben lebensvolle Züge zu verleihen“), Forschungstrieb, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit gegen sich und die Menschen sind ihnen beiden eigen, und das Glitterwerk der bloßen Phrasen, die dem Ohre der Menge so viel zu sagen scheint und dem logischen Verstande wie dem Herzen doch nichts sagt, haben und vermieden beide in gleichem Grade. Beide gehören derselben höhern Ordnung menschlicher Wesen an, nur schuf, dachte und dichtete Goethe als gebildeter weltlich gesinnter Deutscher und als ein unabhängiger Kind der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; mit ihm beginnt die Periode der eigentlichen Modernität, des modernen Eklekticismus, der aber bei ihm in seiner höchsten Reinheit und künstlerischen Vollendung, als rein und harmonisch gegliederter, in sich einigter und von dem Geist des Wahren und Schönen durchdrungen Organismus erscheint, während er bei andern nur zu sehr das unzufriedenigende Aussehen eines auseinandergerathenen, disharmonischen Wesens hat.

Wie sehr nun die auf öffentliche Schaustellungen ganz Verzicht leistende deutsche Goethe-Gemeinde — und es freut uns, unter ihr auch auf einen aus dem Volk hervorgegangenen, autodidaktisch gebildeten, braven Mann, den Fabrikanten Moritz Müller in Bismarck, als einen ihrer thätigsten Mitglieder hinweisen zu können — darauf bedacht und beflissen ist, die Entfaltung der so vielseitigen Bestrebungen und Leistungen ihres verehrten Lehrers und Vorbildes, seines Geistes und Wesens zu fördern, das beweisen die in den letzten Jahren erschienenen, zum Theil schon früher erschienenen, zum Theil in gegenwärtigem Auftrag anzuordnenden zahlreichen Schriften über Goethe, denen sich auch noch die weiter unten unter der Rubrik „Für Christen“ erwähnte „Goethe-Galerie“ anreihet. Zugleich müssen wir ihnen meisten Verfassern nachrühmen, daß sie sich nicht mehr die mancherlei Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, durch welche frühere Lobredner Goethe's seinem Ansehen mehr schaden als nützen. Diese Mißgriffe bestanden in einer zu weit und auf Kosten anderer Berechtigter, besonders auch Schiller's, getriebener, bis zur Anbetung gelangter einseitiger Verehrung, die sich selbst bis auf Goethe's Ehrlichkeit erstreckte, sodaß man sich darin gefiel, ihn selbst mit dem belvederischen Apollo, bald mit dem olympischen Jupiter zu vergleichen; in der Devotion, worin man auch seine mittelmäßigern Producte als unübertreffliche Meisterwerke pries und in jedem seiner leicht hingeworfenen Aussprüche einen tiefinnigen Orakelspruch erkennen wollte, und in der absichtlichen Blindheit gegen seine mancherlei menschlichen Schwächen, deren er auch wie jeder Mensch hatte und unter denen seine oft belächelte Stolz und eckelhaftigkeit

Haltung in seinen spätern Tagen gewiß eine der entschuldigbarsten und unschuldigsten war. Eine solche Idolatrie verträgt man in unsern Tagen auf die Dauer nicht, und da wir in einer Periode leben, die vorzugsweise vom Geiste der Kritik beherrscht wird, so wird sich diese früher oder später, meist aber unerwartet plötzlich und dann um so entschledener gegen jeden wenden, den man in irgendeiner Absicht bemüht war wie einen Gott der kritischen Berührung unnahbar zu machen. Ebenso kommt aber auch für jeden ungerecht und absichtlich Mißkannten sicher die Zeit, wo die unparteilich abwägende Kritik ihn in seine Rechte wieder einsetzt. Die ausgleichende Gerechtigkeit, die jedem das Seine gönnt, läßt niemals lange auf sich warten.

Von dieser allgemeinen Betrachtung, die es uns ersparen wird, bei den einzelnen Schriften auf die in ihr hauptsächlich behandelten oder berührten Punkte ausführlicher zurückzukommen, gehen wir zu dem von Christian Schuchardt herausgegebenen zweibändigen Werke „Goethe's italienische Reise u. s. w.“ (Nr. 1) über, indem wir es von vornherein als einen sehr glücklichen Gedanken erklären, alles was Goethe über bildende Kunst geschrieben hat, zu sammeln und mit der „Italienischen Reise“ zu einem Werke zu vereinigen. Diese beiden Bände, mit den von Schuchardt dazu verfaßten Einleitungen und beigegebenen Registern nahe 1200 Seiten stark, würden allein hinreichen, Goethe in der Literatur und speziell in der Kunstdliteratur eine bedeutsame und bleibende Stelle zu sichern, auch wenn er sonst nichts geschrieben hätte, und sie geben ein Zeugniß dafür, mit welchem Ernst und welcher Ausdauer Goethe sich Zeit seines Lebens mit Fragen und Gegenständen der Kunst beschäftigt hat. Man hat Goethe wol den Vorwurf gemacht, daß er zu einseitig in künstlerischen Interessen gelebt habe; aber wäre dies auch der Fall gewesen, wie er es nicht gewesen, so würde ein so in der Kunst aufgehendes Leben immer noch einen höhern Inhalt und eine höhere Welthe haben als das Leben derjenigen, die ganz ohne künstlerische Interessen und Anschauungen fortvegetiren. „Was wäre das Leben ohne Kunst!“ ruft Goethe einmal aus. Damit werden in unserer Zeit freilich die vielen nicht einverstanden sein, welche die nationalökonomischen Interessen über alle ästhetischen stellen und die Poesie nöthigen, ihren Sitz unter Herings- und Sirupfässern aufzuschlagen, welche der Ansicht sind, daß ausschließlich in der möglichsten Vermehrung des Consums und Commerciums, der Rohstoffe und Fabrikzeugnisse, der Ausfuhr u. s. w. die höchste Blüte wie die höchste Aufgabe einer Nation zu suchen sei. Als ob, um die Sache im materiellen Sinne unserer modernen Nationalökonomien aufzufassen, nicht auch die Erzeugnisse der Kunst und Literatur, obschon sie von den statistischen Tabellen unserer Nationalökonomien ausgeschlossen zu sein pflegen, Gegenstände des internationalen Commerciums seien, Geld in Umlauf setzten und das Wohlfühlen und den Wohlstand der Einzelnen wie der Staaten vermehren halfen! Und was kümmert es

und jetzt noch viel, in Erfahrung zu bringen, ob und was die Griechen mehr aus- als eingeführt haben und mit welchen Lebensmitteln sie dem „Stoffwechsel“ zu Hülfe gekommen sind? Sie leben uns nur in den Denkmälern ihrer Kunst und Literatur, und es würde ein größerer Culturgewinn sein, wenn eine bisher verloren geglaubte Tragödie des Sophokles oder ein Kunstwerk des Phidias ans Licht gebracht würde, als wenn man eine statistische Tabelle über Ein- und Ausfuhr der Griechen ausfindig machte, obschon wir einer solchen keineswegs ein specielles Interesse in Abrede stellen wollen.

Der erste, Goethe's „Italienische Reise“ enthaltende Band des vorliegenden Werks ist mit einer Vorrede versehen, worin Schuchardt sich über seinen Bildungsengang und sein persönliches Verhältniß zu Goethe ausspricht. Bekanntlich besorgte Schuchardt die Secretariatsgeschäfte bei der „Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft“, wie die betreffende Behörde hieß, deren Chef Goethe war; auch wurde ihm die Aufsicht über eine von ihm erst neu einzurichtende und zu ordnende Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen übertragen. „Täglich hatte ich jetzt Anlaß und Gelegenheit“, bemerkt der Herausgeber, „Goethe mehr verehren zu lernen, zumal da er mir bald nach meinem Antritt die Stelle seines Privatsecretärs übertrug, in der ich bis zu seinem Tode geblieben bin.“ Wahrlich, kann es ein größeres Ehrenzeugniß für Goethe geben, als das übereinstimmende Eingeständniß aller, welche ihm nicht bloß flüchtig näher, sondern auf die Dauer in einen engeren Verkehr mit ihm traten, daß sie je länger je mehr ihn verehren gelernt hätten? Verschwinden gegen solche Ehrenzeugnisse, die ihn als Menschen so hoch stellen, nicht jene unerhörten rohen Beschuldigungen einer jenenfer studentischen Jugend, er sei ein „unterthäniger Knecht und sittenloser Hölbling“ gewesen, in ihr erbärmliches Nichts?

Der Herausgeber führt in seinem Vorwort weiter einen Ausspruch Carlyle's über Goethe's Bedeutung an, dem auch wir schon oben gelegentlich einige Worte entlehnten, fragt dann: wie es komme, daß scheinbar nur wenige aus diesem heilsamen Quell ihren Durst löschen? und fährt dann fort: „Es gibt deren immer gar viele, wenn man sich nur näher darum bekümmert; bei allem Bedeutenden, Großen bilden aber die Besten, wie Goethe selbst bemerkt, immer nur eine kleine stille Gemeinde. Die meisten Menschen lieben aus abgeleiteter Däselein zu trinken“ u. s. w. Den hierauf folgenden Ausfall auf die „neuern Sudelböcke“, vor deren „trüber Brähe“ schon manchem ekele, hätte sich übrigens der Herausgeber besser ersparen können.

Der „Italienischen Reise“ schickt der Herausgeber eine von ihm verfaßte dankenswerthe Einleitung: „Goethe's Kunstübungen und Kunststudien von seinen Knabenjahren an bis zum Antritt seiner italienischen Reise“, voraus; zunächst einige allgemeine Bemerkungen, die sich zum Theil gegen die günstige Künstlerchaft richten. Mit Recht fragt hierbei der Herausgeber: „Wer wird nach Jahrhunderten wol noch fragen, ob ein Meisterwerk in irgend-

einer Kunst von einem Professor geschaffen sei, oder von einem außerhalb der Kunst Stehenden, um danach den Werth oder Unwerth zu bemessen? Dasselbe kann man auch in Bezug auf Schriften und Bücher sagen; es wird eine Zeit kommen, wo man nicht danach fragen wird, ob ein jetzt erschienenenes Buch aus den Kreisen der jüngstigen Gelehrsamkeit stammt und dadurch, daß es die Professorignatur an der Stirn trägt, gegenwärtig in diesen Kreisen die Approbation erhalten hat.

Der Herausgeber berichtet, nachdem er seine allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, sodann historisch über Goethe's Kunstübungen im väterlichen Hause bis zu seinem Abgange nach der leipziger Universität, über Goethe's Kunstübungen in Leipzig unter des Malers Deser Leitung, über seine Zeichnen- und Radirversuche in Frankfurt nach seiner Rückkehr von der Universität, wobei ihm sein Vater mit seinem Rath zur Hand ging. Wenn es Goethe auch bei diesen Versuchen nicht über einen anständigen und vielleicht selbst geistvollen Dilettantismus hinausgebracht hat, so lernte er doch dabei die Natur mit einem Künstlerauge zu betrachten, was ihm dann später sowohl als Dichter wie als Aesthetiker und Kunsttheoretiker wesentlich zu statten kam. Dann schildert Schuchardt, etwas kurz, die Eindrücke, welche in Strassburg der Kunstler und die nach Rafael'schen Zeichnungen gewirkten Tapeten auf Goethe machten, ausführlicher und mit Goethe's Worten die Eindrücke, die er auf der Rückreise von den plastischen Werken im Antikensaal zu Manheim erhielt. Das folgende längere Kapitel ist Goethe's in Beziehung auf Kunst allerdings wenig bietendem Aufenthalt in Weßlar, seiner Rheinreise, seiner Schweizerreise im Jahre 1775 u. s. w., das folgende seinen Kunstbestrebungen in Weimar gewidmet. Wir gehen hier nicht auf Einzelheiten ein, wir bemerken nur im allgemeinen, daß man dreist behaupten kann, Goethe habe zu allem, was im Laufe der Jahre in Weimar für Kunst geschehen ist, den eigentlichen Grund gelegt. Schuchardt bemerkt in dieser Hinsicht unter anderem:

Eine andere Seite seiner Thätigkeit entwickelte Goethe in Weimar durch Anregen und Beleben des Kunstinteresses. Wer mit ihm in Verbindung trat, wurde von seiner Leidenschaft dafür mit fortgerissen. Namentlich war es Karl August, der eine solche eingehende tiefe Reigung für Kunstwerke gewann, daß Herder in einer gedruckten Predigt sich bemogen fühlte, gegen die Gefahr einer solchen fürstlichen Passion zu warnen, wogegen Goethe in einem Briefe an ihn widersprach.

Bestere merkwürdige Thatsache dürfte wol nicht vielen unserer Leser bekannt geworden sein, da auch wir uns nicht erinnern, sie in einer der zahlreichen vorhandenen biographischen Schriften über Goethe angeführt gefunden zu haben.

Was Schuchardt an Goethe's Kunstbetrachtung mit Recht rühmt, das ist vorzugsweise der Ernst, womit sich Goethe in ein Kunstwerk zu versenken sucht, die geschickte Art, womit er bei Reflexionen über Kunstwerke den Leser selbst mit urtheilen läßt, indem er Ethik für Ethik mit ihm betrachtet, seine Schätzung des Guten, „wo und

in welcher Gestalt er es fand“. Schuchardt bemerkt zu diesem Anlaß ganz treffend:

Wer nur das Höchste zu schätzen versteht, gegen das ich misstrauisch; das Vortreffliche im Kleinen zu finden, die höchste Stufe der Bildung. Das allgemeine durch Fachkenntnis als mustergültig Gehaltene anerkennen und dessen Bestes erkennen ist darum noch kein Beleg für tiefen Sinn und Erkennen. Wer eine lange Reihe von Jahren darüber Betrachtungen anstellen Gelegenheit hatte, wird zu andern Resultaten kommen, wird wissen, daß sogar berühmte Kunstkenner und Kunstschreiber leere Tröpfe sind, daß es dagegen viele einfache Menschen gibt, von denen niemand spricht, die mit heiliger Verehrung das Schöne suchen, wenn es auch nicht von Götterbildern auf dem Altar gestellt ist.

Von größtem Theil des ersten Bandes füllen Goethe's „Italienische Reise“ und sein Bericht „Zweiter römischer Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788“ aus. Auch diesem Einzelabdruck der Berichte Goethe's über seinen Aufenthalt in Italien hat der Herausgeber eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser behauptet, daß es für wirklich Gebildete und nach Bildung Strebende kein vortrefflicheres Buch sowohl zur Vorbereitung auf die Reise, wie zum Rathgeber während der Reise und zur Recapitulation der Resultate nach der Rückkehr gäbe, als Goethe's „Italienische Reise“; in diesem Sinne sei kein anderes Werk für intelligente Menschen diesem an die Seite zu setzen. Er erzählt dabei:

Einer meiner Freunde, einer unserer bedeutendsten Künstler, hatte früher längere Zeit in Italien gelebt und nach seiner Rückkehr war ihm die „Italienische Reise“ von Goethe das einzige Buch, das allein im Stande war, ihm ein frisch lebendiges Bild des Landes zurückzurufen. Bei einem spätern längern Aufenthalt daselbst war ihm dasselbe ein lieber Begleiter, und jetzt nach seiner zweiten Rückkehr hat sich die Bewunderung des Werks bei ihm gesteigert.

Wir für unsere Person haben gleichfalls Goethe's „Italienische Reise“ für eins der vortrefflichsten Bücher in Prosa, die je in Deutschland geschrieben wurden, schon längst gehalten, für eins, das jeder, der Sinn für Kunst hat oder sich Sinn für Kunst erwerben und zugleich Natur und Volk künstlerisch anzuschauen lernen will, nicht bloß einmal, sondern wieder und immer wieder lesen sollte. Dies Buch, richtig verstanden und benutzt, ist zugleich ein heilsames Gegenmittel gegen allen jenen gemachten Kunstenthusiasmus und jene falsche Naturwärmerrei, welche in ihrer Verlegenheit und Unfähigkeit, die einfache Schönheit durch einfache aber bestimmte Worte anschaulich zu machen, zu überschwenglichen, die Darstellung nur verwirrenden, Blumen auf Blumen und Gleichnisse auf Gleichnisse häufenden Phrasen ihre Zuflucht nehmen.

In dem zweiten Bande, der ebenfalls mit einer Einleitung aus der Feder des Herausgebers versehen ist, finden wir zusammengestellt, was Goethe in den „Wandern“, in „Kunst und Alterthum“ u. s. w. über Kunstgeschichte und Kunstpraxis, über einzelne Künstler und Kunstwerke, über antike Kunst und über Baukunst geschrieben hat; auch einiges aus seiner Jugendzeit, so die schon ins Jugendgeheude Kritik über Sulzer's „Theorie der schönen Künste“ aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ (1772), deren Lectüre dem Verfasser der „Theorie der schönen Künste“

wol den Goethe'schen Ausruf: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent!“ entlockt haben dürfte, und die Aufsätze „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach“ (1771) und „Dritte Wallfahrt zu Erwin's Grabe“ (1775), welche beide letztere und das herrliche Gemüth des damals für die geistliche Kunst als die echt deutsche Art und Kunst fromm und patriotisch schwärmenden jungen Goethe aufs schönste offenbaren. Aus derselben Begeisterung gingen auch die von ihm an Lavater über Dürer geschriebenen Worte hervor: „Ich verehere täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat.“ Wie aber jedes Uebermaß einen Gegen Schlag hervorruft, so wandte sich auch Goethe später mehr von der altdeutschen Kunst ab, so daß er z. B. in seiner „Italienischen Reise“ wol den Jesuitenbauten, aber nicht dem Dom in Regensburg seine Aufmerksamkeit widmet und für letztern nicht ein Wort übrig hat. Daß der Verfasser des „Ode von Verdingen“ die altdeutsche, der Verfasser der „Iphigenie“ die griechische Kunst am höchsten stellte, war ein notwendiger und naturgemäßer Uebergang in Goethe's Entwicklung und hinderte ihn nicht, noch später auch wieder den vorzüglichen Eigenschaften der altdeutschen Maler gerecht zu werden, wie sein Aufsatz über die Voissière'sche Gemäldesammlung vom Jahre 1816 beweist.

Von Christian Schuchardt rührt auch die Schrift: „Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben“ (Nr. 2), her. Bekanntlich hatte ein Verein hervorragender Männer in Berlin, von denen Alexander von Humboldt, Kugler, Rauch, Kellner, von Schelling, Barnhagen von Ense, Leichmann, Zeune u. a. seitdem verstorben sind, im Jahre 1849, dem Säcularjahre Goethe's, und zwar am 5. Juli einen Aufruf erlassen, dessen Anfang wir hier durch Wiederabdruck unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen wollen, weil es nicht gleichgültig sein kann, in Erfahrung zu bringen, wie gerade die geistig hervortragendsten Männer über Goethe dachten und dachten. Er lautet:

Wer theilhat an deutscher Bildung, hat auch theil an Goethe. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus reicht der begeisterte Einfluß seiner unsterblichen Werke. Um so fehlender möge unter uns der Tag begrüßt werden, der in so bezeichnender Weise sein Andenken hervorruft. Keine Feier dürfte mehr geeignet sein, in die düstern Nebel der verworrenen Gegenwart einen heitern Sonnenstrahl gemüthlicher Erquickung zu bringen, als die, welche dem Geiste Goethe's gilt, dem Geiste der Ordnung, der Mäßigkeit, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit, der es besonders vermochte durch anhaltende und fortbildende Wirkung auszuweisen und verwilderte Kräfte zu ruhiger Entwicklung anzuziehen und in mildere Gestalten festzuhalten. Die Goethe in selbstüberwindender Hingebung an das höchste Ziel geistigen Strebens verführend über allen Parteianhang und die stiltliche, von ihm so klar erfasste Einheit des deutschen Wesens im Gebiete des Schönen, Guten und Wahren mit hoher Vollendung darstellte; so wird auch der Tag, der seinem Gedächtnisse gilt, in diesem Gebiete alle enger verbinden,

die sich in andern feindlich gegenübersehen, und wie oft die olympische Feier für ein Ringen nach edlerem Ruhme die erbitterten Fehden der Hellenen unterbrach, möge das ihm geweihte Fest mitten im unerquicklichen Kampfe ein Bild des heitern Friedens darstellen.

Es wird dann dazu aufgefordert, eine Stiftung hervorzurufen, die in Goethe's Geiste „deutsches Kunstleben und den Einfluß desselben auf die Veredlung des Volks stärke und mehre“. Nachdem wenn auch nur allmählich einiges Leben in die Angelegenheit gekommen, hielt man eine Comitéberatung in Weimar, bei der es sich namentlich um die Doppelfrage handelte, ob sich das Wirken der Goethe-Stiftung allein auf bildende Kunst zu beschränken habe? und, im Fall der Bejahung: ob man den vorgesezten Zweck durch Preisaufgaben zu erreichen glaube? Man entschied sich für den ersten Theil der Frage, d. h. man beschloß, sich nur auf die bildende Kunst zu beschränken, und die Vorse, für die ja nun die deutsche Schiller-Stiftung einträte, von ihrer Wirksamkeit auszuscheiden. Ueber den zweiten Theil der Frage waren die Meinungen gänzlich getheilt, und Schuchardt hielt es demnach für angemessen, „diese Frage über die Preisaufgaben und deren Wichtigkeit für die Belebung der Kunst überhaupt und als Grundlage der Goethe-Stiftung insbesondere etwas ausführlicher zu besprechen“. Demzufolge behandelt er in dieser Schrift die Fragen: „Wer soll die Preisaufgaben stellen?“ „Wer soll Preisrichter sein?“ „Wie soll die Ausführung der Concurrenzstücke sein?“ u. s. w. Dankenswerth ist der Abschnitt der Schrift, welcher über die von den weimari'schen Kunstfreunden, an deren Spitze bekanntlich Goethe stand, in den Jahren 1799—1805 gestellten Preisaufgaben berichtet. Der Verfasser ergeht sich auch in längern Betrachtungen über den Idealismus und Realismus, oder vielmehr Naturalismus, wenn nicht gar Materialismus in der Kunst. Der Verfasser stellt sich begreiflicherweise im spätern Goethe'schen Sinne auf Seiten des Idealismus, der ja übrigens wie alle Kunst eine reale Grundlage haben müsse.

Die Goethe-Stiftung hat, wie man weiß, den Kreis ihrer Wirksamkeit seitdem durch einen ersten Act eröffnet, indem sie jetzt den 1861 für ein Sculpturwerk ausgeschriebenen Preis von 1000 Thalern dem Bildhauer J. Schilling in Dresden für seine Gruppe „Die Nacht“ zuerkannt hat; für 1865 ist ein gleicher Preis ausgeschrieben, und zwar für ein Originalwerk im Gebiete der Historienmalerei, für welches als Sujet die Bedrängniß des Menschen durch das Element bestimmt ist. Die Weimar-Goethe'sche Preisaufgabe für 1804 lautete: „Das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt“; die für 1865 ist also nur eine Erweiterung derjenigen von 1804.

Die Schrift von E. G. Carus: „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit“ (Nr. 3), rühmt an Goethe zuvörderst die bei aller Mannichfaltigkeit seines Strebens und Wirkens „ursprüngliche Einfachheit seines Wesens, gegenüber der immer weiter gehenden allgemeinen Zersplitterung und Lebenszerrissenheit der Völker“, seine Humanität, hervorgegangen aus seinem

Kraft, sich selbst zu überwinden und zu entsagen, in der, nach des Kanzlers von Müller Worten, Goethe seit seinem Aufenthalt in Rom „die einzige sichere Bürgschaft innern Friedens und Gleichgewichts fand“ (oder mit Goethe's Worten: „von der Gewalt, die alle Wesen blindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet“), seinen Scherblick als Dichter, seine dichterische Universalität, welchen Begriff der Verfasser in etwas engerer Beziehung nimmt, „nämlich inwiefern er uns bezeichnet, daß in Goethe die Poesie der Jugend, des gereiften Alters und der hohen, der Weisheit bestimmten erfahrungsreichen Jahre zu einem Lebensbilde sich einigte“. Die Wahrheit rühmt Carus als Grundzug des Goethe'schen Wesens, und er führt zum Belege Kiemer's Worte an: „Für alles mag er zu alt sein, nur nicht fürs Wahre“; ferner Goethe's eigenen Ausdruck:

Gott hat die Wahrheit selbst ins Herz genommen,
Auf grauem Weg ist niemand umgekommen.

Er rühmt, daß Goethe's Haus das gastlichste in Weimar, dabei aber aufs einfachste eingerichtet gewesen, und er fügt hinzu: daß seine Gastlichkeit oft geniesbraucht worden sei. Manche Lebenserinnerungen werden eingeflochten; der Verfasser erzählt z. B., daß er mehrere male mit seinem „theuern Freunde“ Tied in Streit gerathen sei, wenn dieser versicherte, es sei ihm unbegreiflich, wie Goethe so nahe Beziehungen mit Zelter habe unterhalten können, einem Manne, der ihn einmal in einem Briefe wirklich fragen konnte: „Was ist denn Dyzanz?“ Hierauf erwidert Carus:

Daß aber eben das zwar nicht gelehrt, aber innerlich klare, und in seinem Kreise festbegründete Wissen dieses Mannes und zugleich sein treues aufrichtiges Herz es waren, die ihm nichtsbedenklicher Goethe's Freundschaft gewinnen und erhalten mußten, dies blieb hierbei stets meine gewisse Ueberzeugung, und wird mir immer einen sprechenden Beweis für des Dichters eigene Einfachheit und sein entschiedenes Verwerfen aller Ostentation abgeben.

So dankbar wir aber für alle diese mit liebenswürdiger Wärme geschriebenen und oft aus tiefer Anschauung und Lebenskenntniß hervorgegangenen Betrachtungen dem greisen Verfasser auch sind, so möchten wir ihm doch noch größern Dank sagen für eine Reihe kurzer bisher ungedruckter Parabeln von Goethe aus seiner frühern Zeit, die so sinnreich und in so alttestamentlichem Tone gehalten sind, daß sie fast sämmtlich unter den Büchern des Alten Testaments einen ebenso würdigen Platz einnehmen könnten als in den Werken Goethe's. Das betreffende Blatt — wahrscheinlich nahm Goethe das erste beste, das ihm zur Hand war, um seine im Drange des Augenblicks entstandenen Gleichnisse darauf hinzuworfen — war in das Haus von Sophie Larocke gelangt; vielleicht sogar schrieb er die Dichtung bei einem Besuche im Hause Sophiens zu Ehrenbreitstein nieder, möglicherweise im Jahre 1772, wo er nach seiner Heimwanderung von Weimar das schöne Lahnthal hinab bei Sophie von Larocke einkehrte und hier in Gesellschaft Leuchsenring's und Merd's mehrere Tage blieb. Das Blatt, als theure Re-

liquie treulich bewahrt, gerieth zuletzt durch mehrere Generationen in den Besitz des Freiherrn von Ligon, königlich preussischen Gerichtsrechts in Oßelitz und Lamsel Sophiens, und durch denselben auf die in Berlin veranstaltete Goethe-Ausstellung, nach welcher Carus so glücklich war, zuerst eine vertrauliche Copie und später die Erlaubniß zu ihrer Veröffentlichung zu erhalten. In Parabeln, 15 an der Zahl, tragen die Ueberschrift: „Solomon's Königs von Israel und Juda güldene Wort von der Cedar bis zum Jffop.“ Wir theilen daraus zunächst die ersten fünf mit:

1) Es stand eine herrliche Cedar auf Libanon, in ihrer Kraft vor dem Anstich des Himmels. Und daß sie so stark bestand des ergrimten die Dornsträucher umher und riefen: wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wachses! Und wie die Winde die Nacht seiner Aeste bewegten und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrien: wehe dem Uebermüthigen sein Stolz bruchst auf wie Wellen des Meeres, verdirbt ihn heiliger vom Himmel!

2) Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie theilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Thal umher. Da riefen die Tannen: ist das der Dank, daß du dich überhebst, dich die du so klein warst, dich die wir genährt haben! Und die Cedar sprach, rechtet mit dem der mich wachsen ließ.

3) Und um die Cedar stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer, und die Art ihr an die Wurzel legten, da erhob sich ein Frohlocken. Also klaget der Herr die Stolzen, also demüthigt er die Gewaltigen!

4) Und sie stürzte und zerstücktete die Frohlocken, die vergetelt wurden unter dem Reißig.

5) Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Mast im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachten die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Die siebente lautet:

Die Eiche sprach: ich gleiche dir Zeder! Thor! sagte die Zeder: als wollt ich sagen ich gleiche dir.

Die neunte lautet:

Und ist wohl, sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Cedar, wir sind so viel und du stehst allein. Ich habe auch Brüder, sagte die Cedar, wenn gleich nicht auf diesem Berge.

Die elfte lautet:

Ein Mädchen brach Rosen vom Strauch und kränzte ihr Haupt mit. Das verdroß die Cedar und sprach, warum nimmst sie nicht von meinen Zweigen. Stolz, sagte der Rosenkud, laß mir die Meinen!

Die vierzehnte lautet:

Ein Waldstrom stürzte die Tannen brunter und brüder im Thal herab und Sträucher und Syrdelling und Gräser und Eichen. Ein Prophet rief zuschauend vom Fels: Alles ist gleich vor dem Herrn.

Wir können unsern Bericht über die Carus'sche Schrift nicht besser schließen, als mit der Mittheilung der hier angeführten Proben aus einer Parabeldichtung, von welcher Carus mit Recht bemerkt, daß sie in würdiger Weise den Scherblick des Dichters bekräftigt und beurkundet und daher zur Beglaubigung hier ausgesprochener Ansichten dienen könne.

Hermann Marggraf.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Kirchengeschichte.

Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von Ferdinand Christian Baur. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von E. Zeller. Tübingen, L. F. Fues. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Am 2. December 1860 endete der Tod das Leben eines Mannes, dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft als ebenso epochemachend, wie wegen ihres enormen Umfangs als wahrhaft staunenswerth, von Freund und Feind anerkannt werden muß.

An diesem Tage verschied zu Tübingen infolge wiederholter Schlaganfälle als erster Professor der theologischen Facultät Ferdinand Christian Baur, der Stifter der neuen Tübinger Schule.

Die seltene Verbindung speculativen Denkens mit massenhaftem Wissen, die Verschiedenheit seiner Thätigkeit, sowie die Schärfe und Genauigkeit seiner Forschungen stellten ihn nach Schleiermacher's Tode auf die erste Stelle in der theologischen Wissenschaft, und wenn auch sein Einfluß und seine Bedeutung infolge veränderter Zeitströmung in der theologischen Welt nicht nur gehemmt und unterschätzt, sondern mannichfach absichtlich verdunkelt und gekrungen worden sind: ausdrückliche Geständnisse seiner Gegner sowol, als stillschweigende Benutzung seiner erlangenen Resultate bezeugen hinlänglich seine Größe, und seine Werke, deren Titel schon einen ziemlich Umfang einnehmen, sowie die durch seine Forschungen entstandene Bewegung räumen ihm jene Stelle in der Kirchengeschichte unleugbar ein. Daß übrigens der durch ihn begonnene Streit, obgleich schon manche Schlacht darin geschlagen, noch nicht zu Ende geführt ist, ist bei dem Umfange und der Wichtigkeit der behandelten Fragen einleuchtend; daß aber auch trotz der Einkimmigkeit der Gegner im Verwerfen die Schule Vertreter gewonnen, die ihnen das Gleichgewicht halten, während der Meister seinen ebenbürtigen Gegner gefunden, ist einfach zuzugeben.

Nach seinem Erbkingswerke „Symbolik und Mythologie“ war es besonders die im Kampfe mit Möhler entstandene Gegenschrift „Ueber den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus“, worin Baur zum ersten male seinen geistigen Reichtum entfaltete, indem er nicht nur dem scharfsinnigen Gegner eine gleich scharfsinnige Dialektik entgegensetzte, sondern auch sein geistvolles Verständniß des Protestantismus zeigte. Namentlich aber ist es die lange Reihe seiner dogmengeschichtlichen Forschungen über die ersten christlichen Jahrhunderte, womit eine neue Epoche in der Dogmengeschichte begann und von denen jede einzelne schon den Ruhm eines theologischen Schriftstellers begründet hätte. Seine wahrhaft kolossale Arbeit gewann hier nicht nur dem Bekannten oder doch schon Betretenen neue überraschende Seiten ab, sondern drang wirklich dahin vor, von jedem Dogma die Schlangenwege seiner Entstehung, seine Wandlungen und Verfeinerungen zu erfassen und klar darzustellen.

Bei den hierzu nöthigen Detailforschungen, die in diesem Grade nur sein eiserer Fleiß zu überwinden vermochte, gestaltete sich ein bis zum Ueberdruß oft gegen seine Geschichtschreibung erhobener Vorwurf fast vielmehr zum Gegentheil.

Als nicht nur berührt von den philosophischen Systemen nämlich, welche die Neuzeit gebracht, nein, philosophisch durchgebildet und daher durchdrungen von der Nothwendigkeit einer pragmatischen Darstellung in geschichtlichen Forschungen, mit einem Wort als philosophischer Geschichtschreiber faßt Baur natürlich eine geschichtliche Erscheinung nicht als etwas Isolirtes, sondern in ihrem Zusammenhange und mit den andern Gliedern der großen Kette, und es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß diese Auffassung für jeden Profangeschichtschreiber eine Nothwendigkeit, daß sie die allein berechtigte ist. Aber Baur hat diese Methode zuerst in ihrem vollen Umfange auf die neutestamentliche Geschichte und Literatur übertragen, und zwar mit der vollen Energie und Consequenz seines Geistes, der ein Zögern, eine Halbheit nicht kannte und ein Suchen nach möglichst unverfänglichen Formeln verschmähte.

1863. 51.

Freilich geht er noch einen Schritt weiter. Die dogmatische Entwicklung im allgemeinen ist ihm nämlich ein nothwendiger Fortschritt, in welchem er jedem einzelnen nur als Glied in der großen Kette eine Bedeutung zugesetzt und selbst in dem scheinbar Zufälligen oder äußerlich Herantretenden und Bestimmenden nur die Wirksamkeit eines allgemeinen Gesetzes höherer Nothwendigkeit und vernünftiger Entwicklung gewahrt. Ein eclatantes Beispiel von dieser Auffassung gibt schon sein im Jahre 1835 erschienenes Werk „Ueber die Gnosis“, in welchem er die christliche Gnosis des 2. und 3. Jahrhunderts nicht nur geschichtlich als Ausgangspunkt und erstes Glied der gesammten Religionsphilosophie hinstellt, sondern als maßgebend und vordbildend für alle Systeme durch die mittelalterliche Mystik bis auf Schelling und Schleiermacher bezeichnet.

Niemand wird die Berechtigung dieser Auffassung innerhalb gewisser Grenzen leugnen. Je näher aber dennoch der Verdacht künstlicher Construction hierdurch gelegt ist, deren Nutzen nicht recht einleuchtet, um so mehr mag doch bedacht werden, daß nach Baur's richtigen Forschungen und bei den staunenswerthen Unterlagen seiner Werke der so gern und oft erhobene Vorwurf abstracten Construirens und einer ungeschichtlichen Methode, ja der Nachahmung und Abhängigkeit von dem philosophischen Meister hier nicht am Orte ist. Zugesehen ist, daß in den ersten Werken dem Leser nicht selten allerhand logische Exercitien zugemuthet werden, daß Hegel'sche Kategorien hier eine große Rolle spielen und ein Formalismus herrscht, der weder dem Reichtum des empirischen Stoffes immer entspricht, noch zur Belebung der Darstellung immer beiträgt; ja daß die Auffassung der Dogmengeschichte als einer nothwendigen Entwicklung oder eines aus sich selbst bestimmenden geistigen Processes das Ganze fast ausschließlich als eine nur logische Bewegung ohne Berücksichtigung der sittlichen Motive, ohne Zusammenhang mit dem christlichen Leben erscheinen läßt, ist ein Mangel, der selbst bei aller sonstigen Anerkennung der Baur'schen Forschungen und bei aller Achtung vor dem großen Manne nicht verschwiegen werden darf. Wer den Vorwurf begründet sehen will, der mag die Auseinandersetzungen in Karl Hase's „Eudschriften über die Tübinger Schule“ bei Gelegenheit der Perioden der Kirchengeschichte nachlesen, wo überhaupt in elegantester Form das meiste mit wenig Worten enthalten ist, was gegen diese Geschichtschreibung gesagt werden kann. Aber wahrhaft unerträglich ist es, wenn Pygmäen der unbedeutendsten Art vornehm auf diese Mängel herabblinden und anmaßen über Hegel und Baur zu Gericht sitzen, wenn solche Mängel ein Motiv sein sollen zur Verwerfung der Resultate, und wenn die Gegner sich begnügen, mit dergleichen formellen Vorwürfen, die fast traditionell geworden sind, das kritische Geschäft abzukürzen.

Die geschichtlichen Forschungen Baur's bilden jedoch nur die eine Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, ja sie sind gewissermaßen die Vorbereitung nur auf seinen wichtigsten Kampf, nämlich auf seine neutestamentliche Kritik, die ihm unzählige Anathemen und Verfolgungen zuzog, seine Schule zum Popanz gutgearteter Theologen machte und das fromme Schwabenland in ein Galiläa der Heiden umzuwandeln drohte.

Das „Leben Jesu“ von Strauss, mit dessen Erscheinen Karl Schwarz mit Recht die neueste Kirchengeschichte beginnen läßt, hatte bei seiner beabsichtigten Auflösung der Lebensgeschichte Jesu in Mythen nicht nur den berechtigten Unwillen des frommen Gefühls gegen sich gehabt: das Unwissenschaftliche seines Verfahrens, welches eine rein subjective Kritik der evangelischen Geschichte unternahm, ohne der wissenschaftlichen Forderung nach Untersuchungen über die einzelnen Berichte zu genügen, ließ das ganze Unternehmen in der Luft schweben. Ein solcher Subjectivismus, dessen angebliche Voraussetzungslosigkeit in Wahrheit vielmehr Lust am Zerstören und Entschlossenheit zur Zerstörung war, brachte es nur zur einfachen Negation, ohne das Rechte vom Unrechten zu scheiden, und das große Geschick, ja die formelle Virtuosität des Urhebers berechtigte noch nicht zur wissenschaftlichen Anerkennung. Es war ein Feuerwerk, dessen gellendes

129

Licht Augenschmerz verursachte, und von dem sich daher alle abwendeten.

Diese vernachlässigte Prüfung der Glaubwürdigkeit der einzelnen evangelischen Berichte war es nun, welche Baur auf einem neuen Wege und durch seine vorhergehenden geschichtlichen Studien besonders dazu ausgerüstet unternahm. Daß ein Mann von so wissenschaftlicher Art wie er nicht nur positive Resultate erstrebte, sondern nach dem Aufgeben der bisherigen Annahme auch auf wissenschaftlichen Wegen Gefundenes über die Entstehung, den Charakter und die Tendenz der einzelnen Evangelien bieten würde, versteht sich von selbst, während der so gern erhobene Vorwurf des Unglaubens oder die Voraussetzung geheimer Zerkünderlust solchen überlassen werden muß, die durch derartige persönliche Angriffe wol ihre Feindschaft, aber auch ihre Unfähigkeit beweisen, den Gegner mit wissenschaftlichen Waffen zu bekämpfen.

Baur's Grundanschauung vom Christenthum, die für die Ausbildung seiner Kritik maßgebend war und die sich ihm aus jenen dogmengeschichtlichen Arbeiten ergeben hatte, ist nun die, daß dasselbe keineswegs etwas dem Menschengesichte göttlich Aufgebrungenes und daher von vornherein Fertiges und Abgeschlossenes gewesen, sondern daß es sich allmählich entwickelte und daher wie alles geschichtlich Gewordene verschiedene Stadien der Entwicklung zu durchlaufen hatte. Die Betrachtung des Urchristenthums bietet ihm darum auch keineswegs eine so schnelle Verführung der Gegensätze, wie die biblischen Berichte melden, sondern vielmehr einen mit höchster Leidenschaftlichkeit geführten Parteikampf zwischen dem mit der ersten Gestaltung des Christenthums identischen Judenthum und dem Universalismus des Heidenapostels Paulus. Diesen Gegensatz läßt Baur auf Grund seiner geschichtlichen Studien bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts dauern und bietet diese Annahme als Schlüssel für das Verständnis der biblischen Schriften, die er mit Ausnahme von vier ungewissen echten Paulinischen Briefen als aus diesem Parteikampfe zwischen Petrinismus oder dem anfänglichen Judenthum und dem später kaiserlichen Paulinismus ziemlich spät entstanden bezeichnet. Auch die Evangelien erscheinen hiernach in einem völlig andern Lichte. Die drei ersten entwickeln sich ihm vielmehr aus einem streng judaisch gefärbten Urevangelium je nach dem fortschreitenden Siege des Paulinismus in ihren verschiedenen Nuancirungen, während er in dem Johanneischen, über dessen Verhältnis zu den andern schon Strauß Bedenken erhoben hatte, eine rein ideelle Gestaltung findet, dessen Personen Principien in jenem Kampfe der feindlichen Gegensätze vertreten, und das daher bei weitem mehr dogmatisch als historisch aufzufassen sei.

Hiermit fällt allerdings die Authentie aller biblischen Schriften mit Ausnahme jener vier Paulinischen Briefe, und die bei einer solchen möglichst gebrängten Darstellung doppelt fühlbare Kühnheit im Niederreißen kann nur dadurch gemildert werden, daß man sich an den engen Zusammenhang seiner Forschungen über die Entwicklung des urchristlichen Bewußtseins mit diesen kritischen Resultaten erinnert, denn sein ganzes Verfahren ist nichts als eine Anwendung jener dogmengeschichtlichen Studien auf den Kanon.

Es lag in der Zeit, und das ist die geschichtliche Berechtigung der folgenden Opposition, daß man solcher Kühnheit ungewohnt und über solches Wagniß erschreckt, sich den Baur'schen Resultaten gegenüber meist ablehnend und conservativ verhielt. Ein Wolf hatte die Einheit der Homerischen Gesänge zertrüßert, ein Niebuhr die Livianische Geschichte Roms widerlegt, und die Männer der Wissenschaft hatten beides angenommen; aber die Entstehung der kanonischen Schriften auf solchen Wegen zu erklären und die bisherige Auffassung, Jahrhunderte hindurch geheiligt durch die Harmonistik und die bisherige Inspirationslehre, als einen Irrthum zu beseitigen, schien doch zu bedenklich, ja ein verwerfliches Unternehmen.

Man hatte sich an den Strauß'schen Negationen den Geschmack auf lange Zeit gründlich verborben, und so erfolgten

jetzt von allen Seiten Proteste gegen eine Behauptung, die zwar auf einem breiten wissenschaftlichen Unterbau ruhte, deren Annahme ohne neue Gründe aber den meisten dennoch unmöglich war. Es erfolgte überhaupt eine Aenderung in der Richtung der theologischen Arbeit, indem, mit Karl Schwarz zu uns, die meisten Arbeiter der gefährlichen Tiefe der Wissenschaften stiegen und an die Oberfläche der Erde traten, um hier zu kritische Praxis zu fördern, den Kirchenbau zu beginnen. Im inneren der Schule fanden sich viele zur Annahme einer neuen Entstehungszeit der neutestamentlichen Schriften veranlaßt, so Baur selbst, sich gegen das Ende seines Lebens in seinen kritischen Behauptungen immer mehr isolirt. Und in der That ist der von ihm gethane Schritt ein solcher, zu dem sich nicht gleich ein jeder mit entschließen wird, ja nicht jeder Theolog sich sofort entschließen kann, ohne daß man darum berechtigt ist, Jeter zu rufen über Verbunkelung und Furchelheit. Es ist doch etwas anderes, den Homer den Choriizonten zu überliefen und Niebuhr die römischen Könige streichen zu lassen, als den neutestamentlichen Kanon vollständig aufzulösen. Bei jenen Fragen ist dem kritischen Scharfsinn mit vollem Recht das Feld überlassen, hier vertheidigt es nicht nur das fromme Gefühl, nein, um solche Positionen zu gewinnen, bedarf es noch anderer Waffen, als selbst die scharfsinnigsten Hypothesen gewähren: das wissenschaftliche Bewußtsein weicht nur zwingenden Gründen, und bei einer Wahrscheinlichkeitsrechnung wird das fromme Gefühl sich meistens conservativ entscheiden.

Unantastbar steht aber nichtsdestoweniger Baur's Verdienst um die geschichtliche Aufklärung der dogmatischen Entwicklung in den ersten Jahrhunderten, und wenn auch seine kritischen Wege verlassen wurden, so blieb doch auch dieser Gang nicht ohne reichen Gewinn für die Wissenschaft, und namentlich für das Verständnis der Apostelgeschichte sowie des vierten Evangeliums war der von ihm gegebene Anstoß von hoher Bedeutung. Noch jetzt dauert die durch seine Kritik entstandene Bewegung fort, und die völlige Entscheidung des Kampfes darf noch nicht so bald erwartet werden.

Baur's Riesenwerk hatte noch eine Kirchengeschichte des Mittelalters vollendet, die nach seinem Tode der Sohn veröffentlichte. Jetzt hat Eduard Zeller, der bedeutendste Vertreter der Tübingen Schule, dem hochbegabten Schwiegler an maßvollem Urtheil überlegen, die „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts“ aus Baur's literarischem Nachlasse herausgegeben, wie dieser sie für seine Vorlesungen niedergeschrieben. Gerade von diesem Jahrhundert, dessen Geschichte ohnehin nur von wenig Schriftstellern bisher behandelt ist, muß die Darstellung eines Baur hohes Interesse haben, und es wird noch dadurch gesteigert, daß er die Koryphäen der Literatur und Philosophie, sowie den Einfluß der Politik auf das kirchliche Gebiet mit hineinzieht. Irrendwelsche Auszüge sind nach der Natur des Werks nicht gut möglich; nur einige allgemeine Bemerkungen mögen gestattet werden. Die Sprache ist einfach und klar, die Darstellung frei von jeder langweiligen Gelehrsamkeit oder theologischer Phraseologie und wie immer bei ihm feisehend, das Urtheil mit seltenen Ausnahmen maßvoll und ruhig. Wol mag dem Geiste bei manchen kirchlichen Erscheinungen und Wandlungen der Gegenwart seltsam zu Ruche gewesen sein, nirgends aber zeigt sich leidenschaftliche Aufregung über Irrthümer, die ihm bedenklich sein mußten, noch ängstliche Besorgniß um die Zukunft. Dem modernen Hochkirchentum vermag er natürlich nicht seine Bewunderung zu zollen, er wird an dieser Stelle sogar etwas sarkastisch; aber wie er auch gewichtige Schläge führt, überall erkennt er auch an, was anerkennenswerth ist und hält sich durchgängig frei von persönlichen Angriffen, die ihm seinerzeit in so reichem Maße widerfahren. Dem Theologen kann daher eine solche objectiv Darstellung nicht genug empfohlen werden, aber auch jedem, der sich für die Kirchengeschichte der Gegenwart interessiert, wird das Buch zur Orientirung wie zur Beurtheilung ein zuverlässiger Führer sein und des Anzusehens vieles bieten. 33.

Belletristisches und Lyrisch-Episches für Schleswig-Holstein.

1. Schleswig-holsteinische Soldatengeschichten. Von Graf Adelbert Vaudissin. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 10 Ngr.
2. Schleswig-Holstein. Sechshundvierzig Lieder wider den Dänen. Von Gottfried Flammberg. Erlangen, Bläking. 1863. 8. 15 Ngr.
3. Trug Dänemark und Kopenhagen! Das Gelbenlied vom Könige, der auf einer Brücke übers Meer nach Kopenhagen zog. Von R. von Meerheimb. Dresden, Reinhold und Söhne. 1863. 16. 5 Ngr.

„Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ ist die Weise, die uns aus den drei Büchern entgegenklingt, wenigstens ganz entschieden aus den beiden ersten. Die beiden ersten führen uns unmittelbar in die Kämpfe der Jahre 1848 und folgende ein. Die Bücher sind vom deutschen Standpunkte geschrieben, damit haben wir ihre Tendenz hinlänglich gekennzeichnet. Ein tiefer Haß gegen Dänemark spricht aus ihnen, tiefer Haß am meisten aus Flammberg's Gedichten. Ob dieser Haß durchgängig gerechtfertigt, ob er nicht vielmehr oft, sehr oft gekünstelt, ja unendlich oft nur die Ableitungsquelle für sonstiges politisches Ungemach, für Widerwillen, Mißmuth und idealistisches Oppositionsgelüft, wir lassen das dahingestellt. Wir schwimmen nicht gegen den Strom, und dieser Strom der öffentlichen Meinung ist mit dem Haße gegen die Dänen, oder wie Flammberg wol etwas verächtlich sagt, gegen den Dänen übersättigt. Dabei wird ganz vergessen, daß, wenn die Rechnung abgeschlossen werden sollte, wer von beiden gegen den andern in früheren Jahrhunderten, ob der Deutsche gegen den Dänen, oder der Däne gegen den Deutschen öfter undankbar gewesen ist, diese Rechnung für uns vielleicht ein sehr zweifelhaftes Resultat liefern möchte. Doch es gilt der Gegenwart! Schade, daß von unserm Standpunkte aus der ganze Schleswig-holsteinische Conflict eben nicht unparteiisch beschreiben werden kann. Auf der einen Seite stehen nur Halbgötter, Lichtgestalten, auf der andern nur Mörder, Schufte, Tyrannen, Feiglinge; wer zweifelt jetzt noch daran, daß ein Däne kaum um eines Haares Breite über den Votocuben und Wilden steht?

In den „Schleswig-holsteinischen Soldatengeschichten“ (Nr. 1) schildert Graf Vaudissin größtentheils eigene Erlebnisse. Jedoch die erste Geschichte „Lann'sche Freischaren in dem Gefecht bei Hopttrup“ soll nach einer Skizze des Freiwilligen Maler Schmidt sein. Genau betrachtet sind die Geschichten leichte Skizzen, denen hier und da eine novellistische Verwickelung beigemischt ist, wie sie das Wechseln einer Campagne bietet. In ihrer Schlichtheit sprechen die Skizzen meist recht gut an, obschon wir einiges ausgesondert wünschten. An einzelnen Stellen nämlich kommt die „heilige Sache des Krieges“ mit der ganz gewöhnlichen Freude des Landknechtthums, mit dem Lebenkönnen auf Regiments Unkosten ein wenig in Conflict. Dies namentlich bei dem „Ein Soldaten-Diner“, das zwar schnurrig genug verläuft, doch aber wol besser in Randver- oder Wachtstubengeschichten paßt. Die Titel der übrigen Geschichten lauten: „Der Lurbaß“, „Der alte Lorfauer“, „Ein Vorteseuille“, „Der bide Herr“, „Martin Hansen“ und „Zutländisches“. Unter allen möchten wir uns am meisten durch „Martin Hansen“ befriedigt halten. Dieser Martin Hansen, der gewachsen war wie ein „Pfund Tabak“, den Hauptmann mit seinem „Schludbrigen“ Aussehen halbtodt ärgerte und eines schönen Tags wegen verschledener, in seiner Compagnie-Gesellschaft klammernder Nägel, mit denen Martin Hansen Kanonen zu vernageln gedachte, zu drei Tagen strengen Arrests verurtheilt, schließlich aber als Gefallener auf dem Felde der Ehre von eben diesem seinem auf „propres Aeußere“ haltenden Hauptmann bekrattet ward: es liegt in dem Ganzen ein so bitterbitter, mit ebelster Tragik vermischter Zug, daß wir dafür unwillkürlich eingenommen werden. Zur Empfehlung des Buchs: der

Ertrag ist für den Schleswig-holsteinischen Invalidenfonds bestimmt.

Bei den „Sechshundvierzig Liedern wider den Dänen“ von G. Flammberg (Nr. 2) haben wir's nicht mit einzelnen Erlebnissen des Verfassers zu thun, sondern den ganzen holsteinischen Conflict und Krieg haben wir chronologisch bis zum Jahre 1852 (Londoner Protokoll) zu verfolgen. Wir sind Flammberg schon mehrfach begegnet, bisher immer dem Dramatiker. Wir konnten seines Fleißes, seines tief ernsten Willens und seines Erfolgs nur rühmlich gedenken. Zwar irgendwie bühnenmäßige Dramen hatte er uns nicht geboten, aber aus allen (es waren eine Trilogie und außerdem ein Drama zur Zeit des französischen Heinrich IV. spielend) sprach eine tiefe Begabung des Verfassers für das historische Drama. Hier nun bietet er uns Lieder. Sie sind nicht alle gleichmäßig gut gerathen, doch halten sich nicht wenige in volksthümlicher Art und Weise. Zuweilen laufen zu berbe, faß brollig klingende Verse mit unter, oder es klingt wol ein ganzes Lied etwas zu hänselängerisch. Einen Vers wie auf S. 134:

Hauslehrer zu halten ist unterfaß,
Sie seien denn Danke Starn,
(Die Hühner selber auf dem Mist
Müssen auf dänisch scharren!) —

wagen wir doch nicht ganz zu billigen; zu burleskem Spotte ist die Sache im Grunde zu ernst, auch konnte sich ein dänischer Dichter ebenso leicht in selbstem Spotte über uns ergehen. Vergleichen finden wir derartige Auslassungen gegen die Norddeutschen wie S. 128:

Wir im Süd, wo Volk und Adel, Volk und Heer in Eintracht gehen.
Können eurer Sobbe-Pugels Claqueuwirtschaft nicht verstehen —

zu wunderbar, als daß wir sie nicht wohlfeile Schimpfereien, mit denen wir dem Ausländer blutwenig Respect einflößen, nennen sollten. Auch Anfänge wie:

Ich stimme meiner Harfe Saiten
Nun aus F-dur in Eis-moll —

klingen beinahe lächerlich. Und wollten wir ohenein alle Dänsefängereien aufschreiben, es würde ein gut Häuflein zusammenkommen. Wo uns Flammberg frisch den Kampf schildert, hütet er sich meist davor, wo er aber über dies und jenes zu reflectiren, mit derbem Humore zu reflectiren beginnt, da läßt er seinem Federfiele manchmal allzu viel Freiheit. Nur noch ein paar Kleinigkeiten aus „Fides punica“ (S. 44 fg.) wollen wir aufgreifen:

Denn während den Waffenstillstand
Der Däne in Echerben schlägt,
So wickelt er seine Lenden
In der Unschuld Hammelfelle.

Auf die That, die Ende October
Die neue Regierung begangen,
Setzte er schon Mitte September
Den Molke als Straf-Fontanelle.

Hören wir auf Derartiges zu suchen, es findet sich vielfältig. Das soll uns aber Flammberg's Talent durchaus nicht verleiden. Der Verfasser meint es brav und bieder und weiß gelegentlich auch dem frankfurter Parlamente, das mancher seiner rein in der Luft schwebenden Beschlüsse wegen viele Schuld an vielen Verfehrtheiten der Jahre 1848 fg. trug, ein recht artiges Lied zu singen. Großdeutsche, aber nicht phantastisch großdeutsche Lust weht durch Flammberg's Buch. Sie hat uns an manchen Stellen nicht mißbehagt. Als einen schönen Beleg der braven Gesinnung würden wir das Lied S. 3 „Der Rechtsbrief“ abdrucken lassen, wenn es Flammberg darin nicht auch wie anderweitig mehrfach auf gesuchte Reime abgesehen hätte. In dem ganzen nur 16 Zeilen langen Gedichte muß er vier mal auf „ungetheilt“ einen Reim suchen und bringt uns nun „unzerfleit“, „gefleilt“, „geilt“! Nehmen wir dafür ein recht frisches, so eins wie Nr. 12, der „Marshall Drauf“. Brangel scheint

dem Verfasser überhaupt der einzige Heldherr, der in diesem Kriege wirklich etwas geleistet. Gleichviel, er, der Marschall, und wir, die Preußen, da wir von allen Seiten gehubelt und unglücklich behandelt werden, können es wol auch einmal vertragen, von einem Süddeutschen etwas angefangen zu werden. Also freischweg:

Ha! Trommeln und Trompeten, und „Vorwärts Marsch!“ Hurrah!
Da merkt man, daß der Drangel, der alte Held ist da.
Es mild das ganze Lager lebendig ringsumher,
Es wogen die Colonnen, ein sturmbelegtes Meer.

Wie die Trompeten schmettern, der Trommelwirbel faßt,
Das Heer gleich schwarzen Wetterern die Ebne überbraut;
Es wälzt der Truppen Menge sich fort gen Mitternacht,
Es flattert in den Winden der preussischen Adler Pracht.

Der Däne steht sie kommen, ihn lämmert das nicht viel,
Denn hinter Wall und Graben ist kein gefährlich Spiel.
Er hat in Rußlands Schanzen verchanzt sich ganz und gar,
Er steht im Dannewerke, wer krümmt ihm da ein Haar?

Trompeten! Trommelwirbel! Und „Sturmschritt Marsch“ und „Drauf“
Da kracht's von tausend Schüssen, und die Preußen im kühnen Lauf
Stürmen und stoßen und stoßen, drängen und bringen mit Macht,
Und es klirrt und es zuckt und es wettert und es bröhet und blühet
und kracht.

Es folgen nun wol auch einige holperige Strophen, wir übergehen sie; der Schluß des Liedes lautet:

So war denn in vier Tagen ganz Schleswig reingefegt,
Dem Zwischherren deutschen Landes das Handwerk schnell gelegt,
Ueber die Königsaue steht nun der „Marschall Drauf“,
Und pflanzt auf Friedericia das deutsche Banner auf.

Sieh'n wir aus den 46 Liedern die Summe, so finden wir in Flammberg abermals ein begabtes Talent für die historische Darstellung, ein nicht übles Streben nach volkstümlichem Tone; aber in der Form überwiegt an vielen Stellen eine unpoetische Ungelehrtheit und Verdrehtheit den schlicht einfältigen Ton, wie er in Volksliedern vorherrschen muß.

In Betreff formeller Glätte leistet H. von Meerheimb in seinem „Trug Dänemark und Kopenhagen (Nr. 8)“ entschieden mehr. Es begegnen uns da nicht wie bei Flammberg Dinge, über die wir weg holpern und stolpern müssen. Das Gedicht spielt nicht in unmittelbarer Vergangenheit; nichtsdestoweniger ist es durch die gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu Dänemark entstanden und somit wenigstens mittelbar auch ein Lied für den verlassenen Bruderstamm zwischen Nord- und Ostsee. Zeigen wir es willkommen, da es ohne herausfordernde Absicht auftritt. Wie alle Werke des Verfassers, beziehentlich die aus dem Reinhold'schen Verlage im Dresden hervorgegangenen Bücher, zeichnet sich dies nur ebenhin 16 Seiten starke Bändchen durch die sauberste Ausstattung aus. Ueber die Glätte des Gedichts haben wir bereits oben einen rühmlichen Hinweis gemacht, so nach dürfen wir dies Gedicht, was die äußere und innere Form betrifft, mit voller Anerkennung annehmen. Das Gedicht behandelt einen Feldzug des Schwedenkönigs Karl X. Gustav um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen den dänischen König. Es ist ein Winterfeldzug über den zugefrorenen Belt. Der Stoff dieses Feldzugs liegt uns eigentlich etwas fernab, er ist monoton und macht ob all des Eises und Schnees, durch den wir hindurchwaten müssen, einen etwas frostigen Eindruck. Wie kann dies auch anders sein, da wir in der Zeit der Humanität nur noch in den warmen Monaten Kriege führen und wenn's zu frieren beginnt, hübsch hinter den Ofen kriechen. Wir wissen und daher auch die Schlußstrophe:

Woh! Wie der Herrgott schärfte das Schwedische: Hindurch!
Durch Eis und Eiseu fuhrte bis hoch zur Königsburg.
So droht zu unsern Tagen die Mahnung ernst daher:
Herr! Daß dem deutschen Siege die Brücken übers Meer! —

nicht so ganz zu deuten. Ob der Verfasser damit nur eine Sache nach einer und die Hoffnung auf eine deutsche Reichseinigung will, oder ob er gerade wie zur Zeit Karls X. Gustav gegen Dänemark für und durch einen Winterfeldzug einen Erfolg erhofft! Oder ob in dem Gedicht somit noch eine Bezug auf die Gegenwart liegen soll! Nun nehmen wir einen neuen Beleg für das sehr rührige Talent des Verfassers, welches dessen poetischer Bedeutung hiermit ein wenig näher zu kommen, nichtdestoweniger aber kräftiges Zeugnis ablegt hat.

Emil Müller-Samswaga

Schinkel's Nachlaß.

Aus Schinkel's Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Zeichnungen. Herausgegeben von dem Herausgeber des „Archiv für Kunstgeschichte“. Berlin, Döcker 1874. 8. 8 Thlr. 10 Ngr.

Bei der so leicht sich seinen irgendwie handhabbaren Entgegenlassenden Schreibfertigkeit der Deutschen erschient es mir ein halbes Wunder, daß bis jetzt über einen Mann von so außerordentlicher und weitreichender Bedeutung, wie Karl Schinkel, innerhalb der 21 Jahre, welche seit seinem Tode bereits verfloßen sind, noch kein größeres, sein Leben und Wirken in geeigneter Vollständigkeit behandelndes Werk erschienen ist: denn unter allem, was die Literatur bis jetzt über ihn bietet, sind die in sehr mäßigen Grenzen sich bewegenden Charakteristiken von Franz Kugler (1842) und L. S. Gruppe (1843) noch immer die bedeutendsten. Um so erfreulicher ist es, daß wir in dem vorliegenden Buche ein Werk erhalten, das zwar die bedauerliche Lücke nicht ganz ausfüllt, und keineswegs eine Arbeit der gedachten Art überflüssig macht; aber doch für eine befriedigende Ausführung derselben ein sehr haltbares, dankenswerthes Material liefert und auch durch sein ihm folgendes Werk zu ersetzen ist. Das Buch, welches wir durch dasselbe von Schinkel empfangen, zeigt uns zwar nur in seinem Wandel- und Reisekostüm, und entfernt von seinem sechzigjährigen Leben höchstens vier bis fünf Jahre, aber es ist gleichwol reichhaltig und vielseitig genug, um uns in dem Wanderer auch den Gatten und Familienvater, den Freund und Geschäftsmann, vor allem aber den Künstler und Kunstkenner in zahlreichen und bedeutungsvollen Zügen erkennen zu lassen; es hat dabei den schwer ins Gewicht fallenden Vorzug einer völlig unbefangenen, wahrheitsgetreuen Selbstkritik, und bietet außerdem einen unschätzbaren Nachschuß an mehr oder minder eingehenden Urtheilen und Bemerkungen über alle die Gegenden und Städte, Persönlichkeiten und Kunstwerke mit denen er auf seinen Reisen in Berührung gekommen ist und diese sind selbstverständlich aus dem Munde eines so begabten Künstlers und allseitig durchgebildeten Kenners. Schinkel war, nicht bloß von subjectivem, sondern auch von objectivem Werth.

Der Inhalt der uns bis jetzt vorliegenden zwei Bände fällt außer der Vorrede des Herausgebers und dem Vorwort Schinkel's in drei Hauptabtheilungen und einen Anhang. Die erste dieser Abtheilungen umfaßt alles, was sich auf „Seine erste Kunstreise nach Italien und Paris“ in den Jahren 1827-28 bezieht, und besteht theils aus den von ihm auf dieser Reise geführten Tagebüchern und Itinerarien, theils aus Briefen an verschiedene Personen, wie Valentin Rose, Graf Franz von Reuß-Schleiz, Köstlin, Steinmeyer, Schumacher, David Gilly u. a., theils aus einer besondern Abhandlung über die Construction der Wohngebäude Neapels. Die zweite und dritte, auf welche sich seine Mittheilungen vorwiegend beziehen, sind Dresden, Prag, Wien, Triest, Verona, Jena, Jätra, Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz und Rom, die letzteren Städte werden jedoch nur flüchtig behandelt. Ueber seinen ersten Aufenthalt in Rom, der durch Raphael getrieben

war, fehlen eingehende Aufzeichnungen; nur ein Ausflug von Rom zum Terminello und zum Wasserfall von Terni ist ausführlich beschrieben. Um so reicher fließen dagegen seine Mittheilungen über Neapel und Sicilien. Neben skizzenhaft geführten Itinerarien widmet er ihnen auch ein in lebendigen Farben ausgearbeitetes Tagebuch. Die auf der Rückreise berührten Orte — Rom, Genua, Mailand, Paris — finden nur eine flüchtige Berücksichtigung.

Die zweite Abtheilung gibt „Schinkel's zweite Kunstreise nach Italien im Jahre 1824“, die er in Begleitung einiger Freunde, des bekannten Kunsthistorikers Waagen, des Medailleurs Brandt und des Geheimen Finanzraths Kerll machte. Sie ging über Köln, Stuttgart, Baden, Strassburg, Freiburg, Basel, Bern, Neuchâtel, Lausanne und den Simplon zunächst nach Mailand; von da über Pavia und Novi nach Genua; dann an der Riviera di Levante über Pisa, Lucca und Pistoja nach Florenz, von hier über Perugia nach Rom, wo ein mehrtägiger Aufenthalt gemacht wurde; dann nach Neapel, Pästum, Pompeji, Sorrent und Capri, und hierauf über Frascati zurück nach Rom. Hier verweilte man jetzt drei volle Wochen, widmete sodann auch Florenz einen zweiten Aufenthalt und kehrte sodann über Ferrara, Venedig, Padua, Verona und München in die Heimat zurück. Die Erlebnisse und Eindrücke dieser Reise sind theils in einem von Anfang bis zu Ende mit gleichem Geistesfrische geführten Tagebuch, theils in einer Reihe von Briefen an seine Frau niedergelegt. Beides vereint gibt von dieser ganzen genug- und studienreichen Kunstreise ein zwar in kurzen Zügen gehaltenes, aber vollständiges und lebensvolles Bild.

Die dritte Abtheilung enthält „Schinkel's Kunstreise nach Frankreich und England“ im Jahre 1826 und besteht nur aus Briefen an seine Frau. Auch sie bietet viel interessante Mittheilungen; doch läßt sie sich nach Fassung und Inhalt mit den beiden ersten nicht vergleichen. Aus einer kurzen Vorrede des zweiten Bandes erfahren wir jedoch, daß sich während des Drucks desselben noch ein ausführliches Tagebuch Schinkel's über diese Reise gefunden hat, welches nebst dazugehörigen Illustrationen und mehreren noch ungedruckten Briefen den Inhalt eines zum Schinkel-Fest 1863 verheiratheten dritten Bandes bilden soll. (Siehe unten.)

Auch der vom Herausgeber beigelegte Anhang enthält sehr dankenswerthe Gaben; zunächst Schinkel's Berichte und Briefe über die — bekanntlich nicht zu Stande gekommene — Erwerbung der Woifferey'schen Gemäldesammlung für den preussischen Staat aus den Jahren 1816—17; sodann Aphorismen aus Schinkel's nachgelassenen Papieren; hierauf Nachrichten über Schinkel's Vorfahren und die ihm verliehenen Aemter, Titel und Würden; ferner die bei seiner Bestattung gesprochene Leichenrede des Bischofs Dr. Ros, und endlich ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's, nicht nur seiner ausgeführten architektonischen Arbeiten, sondern auch seiner Zeichnungen, Gemälde, Entwürfe, Skizzen u. s. w.

Von Seiten seines objectiven Gehalts ist unstreitig die zweite Abtheilung die bedeutendste und allseitig befriedigendste. Sie zeigt uns Schinkel als dreiundvierzigjährigen Mann, also auf dem Höhepunkte seines Lebens, während ihn die erste Abtheilung als Jüngling von 22—24 Jahren vorführt. Gleichwol ist auch diese von hohem Interesse, nicht nur wegen der jugendlichen Frische und Anschaulichkeit, durch welche sich die Sprache ihrer Schilderungen auszeichnet, sondern auch durch die Gediegenheit der darin niedergelegten Anschauungen und Urtheile, die um so mehr frappirt, wenn man dabei an die Jugendlichkeit ihres Autors denkt. Der Herausgeber sagt nicht zu viel, wenn er ihnen auch in dieser Beziehung seine Bewunderung zollt. Sie lassen uns wirklich den Jüngling schon so herrlich entwickelt, so ernst und tiefgründig betrachtend, so gebiegen im Urtheil über Menschen und Dinge, so frei und fern von jeder jugendlichen Ueberspanntheit, falschen Sentimentalität und eitelm Vorwitz, so kerngesund, zielbewußt, mannhaft und charaktervoll durch alle Hindernisse sich durchkämpfend finden, daß sich darin die Zeichen und Züge des wahren, echten, sich ebenso sehr durch Besonnen-

heit wie durch Begeisterung bethätigenden Genies nicht verkennen lassen. Ein recht schlagendes Beispiel der maßvollen Form, in der er seinen Enthusiasmus auszudrücken weiß, ist unter anderem die Schilderung des Eindrucks, den der erste Anblick Roms auf ihn gemacht. „Die Gegend von Ronciglione weiter in den Kirchenstaat“, schreibt er, „wird wüster, uninteressanter. Die größten Strecken schönen Landes liegen unbebaut und tragen nur Dornen und langes Kiedgras; selten erblickt man ein armlisches Haus an der schlecht unterhaltenen Straße. Kahle Hügel verdecken die Aussicht auf einen fernern, schönern Horizont; der Geist des Wandernden verliert die Spannkraft, mit der er begierig die mit jedem Schritt abwechselnden neuen Gegenstände faßt, und sinkt in eine unthätige Trägheit. Aber plötzlich fährt wie ein Blitzstrahl der Anblick des ersten Tempels der Welt, des Doms von St. Peter, der hinter den Hügeln zuerst sich zeigt, in das Herz, und dann breitet sich in der reichen Ebene nach und nach auf den sieben Hügeln das weite Rom mit seinen unzähligen Schätzen unter dem Staunenden aus. Tausendmal versucht man auszusprechen, was der Geist auf diesem Fied empfand, und häuften fruchtlos leere Töne. Es ist weise zu schweigen, denn über das Erhabenste klingt jedes Wort gemein.“

Natürlich kann mit dem hier Gesagten nicht gemeint sein, als ob das Urtheil des Jünglings in jedem einzelnen Fall das unumstößlich Wahre getroffen habe und keiner weiteren Ausbildung und Reifung fähig gewesen sei. Ueber gar manche der von ihm ausgesprochenen Ansichten ist die seitdem erweiterte Kunstbildung hinweggeschritten, und er selbst hat auf seiner zweiten Reise über verschiedene Gegenstände anders als auf der ersten geurtheilt. Besonders interessant ist in dieser Beziehung, seine abweichenden Urtheile über den mailänder Dom zu vergleichen. In einem Brief an seinen Lehrer, den Geheimen Oberbaurath Gilly, vom December 1804, schrieb er unter anderem über denselben: „Man mag hier in den entferntesten Winkel der Dachconstruction gerathen, so erblickt man vollendete geschmückte Architektur; man mag den Dom von oben herab sehen oder von unten hinauf, die Ausführung ist gleich gepflegt; es ist da kein Theil, der, weil er dem Auge gewöhnlich verdeckt ist, etwa nachlässig behandelt wäre, kein Vermischen desselben Stilgesetzes, das in den Hauptansichten herrscht. Die Art der Dachbedeckung ist, von oben herab gesehen, in demselben Stil, mit derselben Mühe, mit den Verzierungen derselben Gattung ausgeführt, wie die Wände der Kirche außerhalb und innerhalb, und wie die Gewölbe unter der Erde. Der Architekt ließ denselben Geist bis in das geringste Detail gehen; alles ist in einer unzertrennbaren Harmonie, und man könnte sagen, wenn ein Ziegel nach einem andern Gesetz läge als er liegt, so würde das ganze Werk eine andere Gestalt annehmen müssen, um wieder mit ihm in Zusammenhang zu treten.“ Wesentlich anders lautet das Urtheil, welches er auf seiner zweiten Reise, auf welcher er unmittelbar vorher die großen rheinischen Kirchen gesehen hatte, über ihn fällt: „Den Eindruck“, schreibt er, „sand ich nicht größer, als ich ihn im Sinne hatte. Rückfichtlich der Verhältnisse steht der Bau äußerlich weit unter den Domen zu Freiburg, Strassburg und Köln; auch die Gliederungen und Details sind alle ungeschickter und plumper. Die Statuen und Verzierungen stammen aus verschiedenen Zeiten seit der Erbauung, sind jedoch größtentheils erst nach Giulio Romano entstanden, der auch Zeichnungen dafür entworfen hat“ u. s. w.

Als Architekt hat Schinkel natürlich den Werken der Baukunst eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, jedoch keineswegs so sehr, daß sich eine Hintansetzung der sonstigen Reiseeindrücke bemerken ließe. Ausführlichere Excurse über architektonische Gegenstände finden sich nur unter den Aufzeichnungen der ersten Reise. Die beiden wichtigsten Mittheilungen dieser Art sind das Bruchstück seines Tagebuchs von 1804, welches sich über die Construction der Wohngebäude Neapels verbreitet, und ein Brief an seinen Lehrer Gilly, eine Art Rechenschaftsbericht, worin er das Wesentliche seiner über italische Architektur gewonnenen Anschauungen in einer gedrängten Uebersicht zusammen-

faßt. Beide Schriftstücke strecken sich innocezzere mit einem, indem Interesse über verschiedene technische Fragen, namentlich über die durch Baumaterial und Klima bedingten Eigenthümlichkeiten der Bauweise aus, in denen enthalten sie auch angiehende ästhetische und kunsthistorische Bemerkungen.

Das Tagebuch der zweiten Reise enthält solche generalisierende Betrachtungen nicht. Sein Inhalt bezieht lediglich auf den unmittelbaren Ergüssen, zu denen sich ein Reisender, der die Erfahrungen und Genüsse des Augenblicks festzuhalten wünscht, unmittelbar nach Empfang der verschiedenen Eindrücke gedrängt fühlt. Demgemäß tragen sie im allgemeinen den Charakter der Kürze und Flüchtigkeit, zugleich aber auch der wohlthuendsten Unmittelbarkeit und Frische, die um so eindringender wirkt, als sie überall den Mann verräth, der Kraft seiner Mentalität und Durchbildung die Erscheinungen der Natur und Kunst sofort in ihrem wahren und eigenthümlichen Wesen zu erfassen und die gewonnenen Ansichten auch durch wenige Worte treffend und wirksam auszudrücken versteht. Verwundernswürdig ist dabei das allen Lebenssphären sich gleich warm zuwendende Interesse und die von Anfang bis zu Ende gleich frisch bleibende Empfänglichkeit des Reisenden. Nirgends eine Spur von einer einseitigen, ihm die Freiheit und Unbefangenheit des Blicks raubenden Richtung; nirgends eine Spur von Erschlaffung und Ueberfärbung inmitten rastlos sich jagender Genüsse und ermüdender Studien. Das Erhabene und Vortliche, das Grausige und Heutere, das Alte und Neue ziehen ihn im gleichen Maße an; dieselbe Aufmerksamkeit, die er den Werken der Architektur widmet, schenkt er auch denen der Sculptur und der Malerei, der Kunst und des Theaters, und einen nicht geringeren Reiz üben die Schönheiten der Natur, die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, der Verkehr mit den ihnen begegnenden Persönlichkeiten und der Wechsel der eigenen Reiseerlebnisse auf ihn aus. Von ganz besonderer Lebendigkeit sind seine Schilderungen landschaftlicher Reize; er beweist durch sie, wie der Herausgeber richtig bemerkt, daß ihm das Wort zur Darstellung tiefempfundener materieller Eindrücke ganz ebenso zu Gebote stand, wie Bleistift und Pinsel. Die auf die Rheingegenden, die Schweiz, Genua, Rom und Neapel bezüglichen Partien seines Buchs gehören trotz ihrer Kürze und Skizzenhaftigkeit zu dem Angenehmsten, was die Touristenliteratur in dieser Hinsicht bietet. Spärlicher sind seine Mittheilungen über Persönlichkeiten. Es genügt ihm, seinen Verkehr mit ihnen zu erzählen. Auf eine wirkliche Charakteristik und Beurtheilung derselben läßt er sich nicht ein. Von fast erdrückendem Reichthum sind dagegen seine Aufzeichnungen an Bemerkungen über Kunstgegenstände. An ihnen wirkt die Kürze nicht so günstig, wie an den Naturschilderungen; sie gibt ihnen hier und da den Charakter der Trockenheit und Farblosigkeit. Im ganzen hegt man ihnen gegenüber den Wunsch, daß sich der Reisende über weniger Werke, über diese aber ausführlicher ausgesprochen haben möchte. Inzwischen läßt sich darüber nicht mit ihm rechten, da er sein Tagebuch nicht für die Veröffentlichung, sondern rein für sich geschrieben hat.

Unter den Gaben des Anhangs sind besonders seine Berichte über die Boissierée'sche Gemaldefammlung, seine Aphorismen über Kunst und das vollständige Verzeichniß seiner Werke von Interesse und Wichtigkeit. Aus der ersten derselben gewinnen wir wenigstens einen vereinzelten Einblick in die Einsicht und Gewissenhaftigkeit, die er bei seinen Berufsarbeiten entwickelte; die zweite gibt uns einige Andeutungen über seine Bedeutung als Theoretiker und Lehrer seiner Kunst, und die dritte endlich liefert uns ein Gesamtbild von dem riesenhaften Umfang seines Talents und seines Fleißes, das man nur mit Bewunderung und Staunen zu überblicken vermag, wie daraus erhellt, daß das in Petitschrift gedruckte Verzeichniß nicht weniger als 123 Seiten in Großoctav umfaßt. Freilich besteht ein großer Theil der Werke nur aus skizzenhaften Zeichnungen; aber fast zahllos ist auch die Menge großer Arbeiten, darunter architektonische Pläne für alle möglichen Baulichkeiten, Entwürfe zu Monumenten, Wandgemälden, Theatertdecorationen, theoretischen

Werken u. s. w., viele Gemälde in Oel, Wasserfarben, Leinwand, Papier u. s. w. und nicht weniger als 62 angeführte Lithographien.

Die Zahl der mitgetheilten Aphorismen ist leider klein; aber qualitativ sind sie von großer Bedeutung. Die meisten derselben liegt nicht sowohl darin, daß sie völlig neu durch sie erfährt, wie gerade ein Künstler von der Schärfe Schinkel's über diese oder jene Frage gedacht hat. Das wenige, was die mitgetheilten Blätter enthalten, zeigt doch die Tiefe, wie von Klugheit und Entschiedenheit der Einsicht. „Was ist die Bestimmung der Kunst?“ fragt er zu Anfang, und gibt darauf folgendes als Antwort: „Die Bestimmung der Kunst ist, die mechanischen, chemischen, organischen Kräfte der Natur nur unter sich, sondern auch mit den selbstthätigen Kräften, die das Reich der Freiheit constituiren, in der innigsten Beziehung und bilden inwiefern das All. Von diesem All weichen Menschen ohne Ausnahme eine mehr oder weniger betrübende bei. Das durch diese Abweichung gewedte Bedürfnis, der Zusammenhang einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen zu erkennen, hat die Wissenschaft hervorgebracht; das durch eben dieses gewedte Bedürfnis, eine möglichst große Anzahl von Erscheinungen im Zusammenhange anzuschauen, die Kunst. Die Bestimmung der Kunst ist also eine solche Darstellung ihres Zusammenhangs, welche möglichst viele Beziehungen desselben anknüpft.“ Unleugbar ist hiermit Wesen und Zweck der Kunst in innersten Kern erfasst. Es ist dieselbe Ansicht, die auch Werent in seinen „Ästhetischen Forschungen“ entwickelt hat, wo er die allgemeine Aufgabe der Kunst als „Darstellung der Kosmosidee“ bezeichnet und hierauf die Einteilung der Kunst in makrokosmische, mikrokosmische und weltgeschichtliche Kunst gegründet hat. Das unmittelbare Bewußtsein eines hochbegabten praktischen Künstlers und die Ergebnisse theoretischer Forschungen treffen also hier in einem Punkt zusammen.

Von den übrigen der mitgetheilten Äußerungen Schinkel's sei nur noch folgende angeführt: „... Nur das Streben, welches edle Kräfte gesenkt hat und dem man das höchste Streben des Menschen (eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte) weicht, hat ein wahres Interesse und erbaunt. Wo man sieht, daß es dem Künstler zu leicht geworden ist, daß er nichts Anstrengendes hat, sondern sich auf seine Fertigkeit und seine Kunst verließ, und wo es ihm unbekannt doch gelungen ist, im bekannten Formenschema auszutreten, da hängt schon das langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in anderer Hinsicht über anderer Künstler Werke sein mögen, sind doch seiner nicht mehr ganz würdig, weil er der Welt etwas hätte erringen können. Ueberall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtigendes, denn da weiß man etwas gewis, also etwas, was schon da ist, wird nur gehandelt, wird wiederholt angewendet. Dies ist schon ein halb todt Lebendigkeit. Ueberall da, wo man ungewis ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönewem, welches dargestellt werden muß, da, wo man alle sucht, da ist man wahrhaft lebendig. Aus diesen Reflexionen erhellt sich das oft furchtsame, ängstliche und demüthige Naturell des größten Genies der Erde.“

Schließlich bemerken wir noch, daß diesen zwei Bänden drei Bildnisse Schinkel's nach Gemälden von Köppler (1808), Vegas (1824) und Karl Schmid (1833), außerdem eine Skizze von S. Pietro Martire zu Verona in Photographie und ein Facsimile der Schinkel'schen Handschrift beigelegt ist.

Vorstehender Artikel lag bereits zum Abdruck bereit, als uns von dem darin besprochenen Werke auch noch der dritte Band zugeing; wir halten es daher für zweckmäßig, unsere Leser in einem kurzen Nachtrage gleichzeitig auch mit diesem bekannt zu machen.

Der Inhalt desselben besteht außer dem Vorwort in fünf Hauptabtheilungen. Von diesen enthält die erste Schinkel's

„Tagebuch der Reise nach Frankreich und England im Jahre 1826“ als Nachtrag zu den Briefen über diese Reise, welche bereits im zweiten Band S. 137—165 mitgeteilt sind. Die zweite Abtheilung bietet 10 verschiedene Mittheilungen „Aus Schinkel's amtlicher Correspondenz“ in den Jahren 1810—38, hauptsächlich Entwürfe und Gutachten, Berichte und Gegenberichte über mehrere von Schinkel auszuführende Prachtbauten, z. B. die Begräbniskapelle der Königin Luise, das Monument auf dem Tempelhofer Berg, das neue Schauspielhaus, das Neue Museum, das für die Kaiserin von Rußland projectirte Schloß Oriantha in der Krim u. s. w. In der dritten Abtheilung erhalten wir als Fortsetzung der im zweiten Band enthaltenen „Aphorismen“ eine Reihe von „Mittheilungen aus Schinkel's hinterlassenen schriftlichen Vorarbeiten zu dem projectirten großen architektonischen Lehrbuch“, und in den beiden folgenden „Nachträge und Berichtigungen“ theils zu den Nachrichten über Schinkel's Vorfahren und über die Remter, Titel und Würden desselben, theils zu dem Verzeichniß der sämmtlichen Werke Schinkel's.

Im Vergleich mit den beiden ersten Bänden charakterisirt sich dieser dritte Band seinem Hauptinhalte nach so, wie es der Herausgeber im Vorwort selbst angibt. Wenn nämlich jene geeignet waren, Schinkel vorzugsweise als Künstler überhaupt, sowie als liebenswürdigen, hochbegabten Menschen zu schildern, so zeichnet ihn dieser dagegen hauptsächlich als Architekten; er bildet also zu jenen, in denen der Baufunkler fast zu wenig hervortrat, eine wesentliche Ergänzung und wird namentlich für Fachmänner von Interesse sein. Dies gilt natürlich vorzugsweise von der zweiten Abtheilung; und da in dieselbe außer den Darlegungen von wirklich architektonischer Bedeutung auch viele Protokolle und Referate von rein geschäftlichem Charakter aufgenommen sind, so hat sie eine für den Laien ziemlich trockene und ungenießbare Gestalt erhalten. Um Gegenstände von universellem Interesse bewegt sich die erste Abtheilung; aber die Einkleidung ist auch bei ihr dem größten Theile nach dürr und schematisch. Man darf von diesem Tagebuch nicht viel mehr als eine Reihe kurzer, in der Eile hingeworfener Notizen erwarten, wie man sie zur Unterstützung des Gedächtnisses für sich selbst nieder schreibt. Sie enthalten viel treffende Bemerkungen über alles Mögliche, was einem aufmerksamen und scharfsinnigen Beobachter auf einer Reise vor Augen kommt; aber von der Anmuth und Frische in Schinkel's italienischen Briefen zeigt sich darin nur ausnahmsweise noch eine Spur. Eine willkommene Zugabe für das größere Publikum wird unter diesen Umständen der dem Tagebuch beigelegte Anhang sein, welcher zwei launig geschriebene Briefe Deut's an Schinkel enthält. Um sich vom Ton derselben einen Begriff zu machen, braucht man nur den Anfang des ersten zu lesen. „Wohl dem“, schreibt er im Juli 1823 aus Managetter, „der kein Chemann ist, in einem Lande, wo er am 10. Juli Kaminfeuer veranlassen muß, um nur auch etwas trockene Luft zu haben; in einer Stadt, die *salva venia*, wegen der Masse der Nachtopf von England heißt; krank in seiner Einsamkeit ohne einen Bekannten, dabei mit einem Leibe voll Aerger über andere. Wenn so ein Junggeselle, wie ich, dabei melancholisch wird, was soll dann mit einem Chemann werden, der an Frau und Kinder denkt und sich nicht mit zwei Dingen trösten kann, wie ich, nämlich daß das Glück seine einkäuglige Aufwärterin in eine junge sehr hübsche verwandelt hat, und daß die Junggesellen in England zum Auerkenntnis ihrer Tugenden mit zwölf weißen Federbüschen auf dem Leichenwagen begraben werden.“

Der allgemeine interessanteste Abschnitt des dritten Bandes ist unstreitig der, welcher die Mittheilungen aus Schinkel's Vorarbeiten zu seinem projectirten Lehrbuch der Architektur enthält. Allerdings ist die Masse des wirklich Niedergeschriebenen nur ein wenig von dem, was in der Intention Schinkel's gelegen haben mag, und der größere Theil davon besteht nur aus „Gedanken und Bemerkungen über die Kunst im allgemeinen“; aber trotz-

dem verdient, als sie nicht von einem bloßen Theoretiker, sondern einem bewährten, genialen Praktiker kommen und sich zu Anschauungen bekennen, über die unsere heutigen Praktiker längst hinaus zu sein glauben, ohne doch nur im entferntesten etwas Aehnliches wie Schinkel leisten zu können. Im allgemeinen charakterisirt sich darin Schinkel als ein entschiedener Idealist, d. h. er erblickt den eigentlichen Urquell der Kunst in der Seele und ihren höchsten Zweck in der Darstellung und Verherrlichung des Göttlichen. „Die bildende, die schöne Kunst“, sagt er unter anderm, „hat die Aufgabe, den Abdruck des Zustandes einer Seele, das Bild des Zustandes einer schönen Seele darzustellen. Geschieht dies in Tönen, so können die Bewegungen, Leidenschaften, Beschwichigungen, das ruhige Wohlbehagen, Bängigkeiten, Erschütterungen des Gemüths in reiner Folge dieser Seelenzustände erscheinen; es ist dann Musik die Kunst im allgemeinsten Sinne, die Kunst, die in allen übrigen Kunstformen wieder enthalten sein und ihren Hauptbestandtheil ausmachen muß. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wo dieselbe nach Verstandes- und Vernunftzwecken Schönes ordnet, verbindet unter statischen und mechanischen Gesetzen, so ist die daraus hervorgehende Kunst Baukunst. Aus dieser Definition geht hervor, daß diese Kunst auch in allen übrigen Künsten eintritt, dann jedoch mit Befreiung von den statisch-mechanischen Gesetzen. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wie sie von den Gegenständen der Natur ergriffen wird, unter welchen bestimmten Empfindungen sie dieselben betrachtet, aufsaugt, von ihnen afficirt wird, so geht daraus die bildende Kunst hervor. Diese theilt sich ihrer Natur nach in plastische und malerische.“ Kann diese Deduction und Distinction der verschiedenen Künste wissenschaftlich auch nicht genügen, so verdient sie doch um der Bedeutung willen, die dabei dem Seelenzustande als dem Urrativ alles Kunstschönen beigelegt wird, von den heutigen Künstlern wohl beachtet zu werden, denn sie können daraus lernen, daß es in der Kunst mit dem bloßen Ablesen und Nachbilden der Natur keineswegs gethan ist. Noch bestimmter drückt dies Schinkel aus, wenn er sagt: „Das Schöne liegt in der Vorstellung und wird lediglich in derselben erst zum Schönen; daß man es an den Dingen außerhalb zu finden glaubt, liegt darin, daß gewisse Gegenstände so allgemeine Wirksamkeit haben, um auch bei den rohesten Menschen Vorstellungen vom Schönen zu erzeugen, oder vielmehr die Seele in diejenige Thätigkeit zu versetzen, deren Bewußtsein das Gefühl des Schönen erzeugt. Das Schöne ist also erzeugt durch das Behagen an eigener Thätigkeit im harmonisch-statischen Gefühl der Weltanschauung und in dem Gefühl des Göttlichen in der Welt.“

Im engsten Zusammenhange hiermit steht, was Schinkel über die Bedeutung des Individuellen und Gattungsmäßigen in der Kunst sagt; man erkennt daraus, wie tief er über die Kunst nachgedacht hat; jedoch ist es zu umfangreich, als daß wir es hier mitzutheilen vermöchten. Und in derselben Lage finden wir uns seinen anderweitigen trefflichen Bemerkungen über die Kunst überhaupt und ihrem Verhältniß zur Moral und Wissenschaft gegenüber. Dürftiger sind seine Andeutungen über die Architektur und ihre verschiedenen Aufgaben insbesondere. Er hatte die Absicht, in dieser Beziehung mehr durch Zeichnungen und Veranschaulichungen als durch Rede und Wort lehren zu wollen, und darin liegt jedenfalls der Grund, daß er sich weniger über Fragen dieser Art auszusprechen veranlaßt gefühlt hat. Unter dem wenigen, was er etwa seinen Zeichnungen als erläuternden Text beigegeben beabsichtigt hat, nimmt seine Beschreibung zum Entwurf einer Kestbenz vorzugsweise das Interesse in Anspruch.

Adolf Zeising.

Für Christgeschenke.

Unter den Schriften und Büchern, welche sich auf unsern Büchertische zusammengelassen haben, befinden sich mehrere, welche sich, wenn sie auch ihrem Inhalt nach nicht eigentlich in die Kategorie der Weihnachtbücher gehören, doch wegen ihrer

schmudtreich künstlerischen oder zierlichen Ausstattung zu Festgeschenken ganz besonders eignen. Wir nennen zuvörderst die jetzt mit der zehnten Lieferung abgeschlossene „Goethe-Galerie“ (Leipzig, Brodhaus, 1862—63), die wir bereits nach dem Erscheinen der ersten Lieferung bei unsern Lesern als ein der so beliebten „Schiller-Galerie“ vollkommen ebenbürtiges Unternehmen eingeführt haben. Die 50 Abbildungen, welche die „Goethe-Galerie“ auf ebenso viel Blättern bringt, sind diesmal, mit der einen Ausnahme der Iphigenie, sämmtlich von F. Vecht, da, wie dieser im Vorwort bedauernd bemerkt, die Mitwirkung seines Mitarbeiters an der „Schiller-Galerie“, Arthur von Ramberg's, infolge seiner Berufung als Lehrer an die Kunstschule zu Weimar dem Unternehmen früh entzogen wurde. Die mit Liebe, Frische und künstlerischer Empfindung sich den Intentionen Goethe's anschmiegenderen Erläuterungen sind wie die früheren zur „Schiller-Galerie“ von Vecht, der bei der so gelungenen Ausführung seines schwierigen Werks in Betreff Goethe's die Erfahrung machte, daß man „nie an dieser reichen Natur anlernt“, und im Vorwort unter den Gründen, warum die ihm bei diesem Werke zugewallene Aufgabe eine viel schwerere gewesen als bei dem früheren, zunächst den anführt, „daß die Goethe'schen Figuren fast alle so fein individualisirt, so ins kleinste Detail durchgearbeitet sind, daß sie gerade dadurch für den Maler viel schwieriger werden als die viel unbestimmteren Schiller'schen“. Dazu liege die Hauptstärke Schiller's in den Männercharakteren, die Goethe's in den Frauencharakteren, die er uns in einer Unerforschlichkeit, einer Anmuth, einem Reiz zeige, „daß das Schönste, was bildende Kunst vermag, nur eben gut genug für sie wäre“. Aufmerksam machen wir besonders auf das herrliche Porträt Goethe's in der siebenten und auf die Bildnisse von Eli Schönmann, Frau Kath Goethe, J. G. Herd und Cornelia Goethe in der achten Lieferung. Die Stiche zeigen eine noch ausgebildete Technik und gereichen, wie Vecht mit größtem Recht bemerkt, „dem deutschen Kupferstich wirklich zur Ehre“.

In Bezug auf den Steindruck zeigt der jetzt von Müller von der Werra herausgegebene neueste Jahrgang des Albums „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ (Leipzig, Lithographisches Institut von J. G. Bach) ähnliche Vollenbung, natürlich immer den Unterschied im Auge behalten, der zwischen Stich und Lithographie überhaupt stattfindet. Wir verweisen nur auf die Blätter: „Die heilige Elisabeth“ nach J. Flüggen, „Waldfapelle“ nach A. Geist, „Landschaft bei stürmischer Witterung“ nach J. Klombeck, „Krieg und Frieden“ nach C. Jacobs, „Waldhütte“ nach C. Greife, „Gesträndetes Kohlenstich“ nach F. Wölfe, „Der Arzt“ nach Hübemann u. s. w. In einigen dieser Blätter scheint uns die möglichste Weichheit erreicht zu sein, die der Steindruck überhaupt erreichen kann. Unter den Dichtern und Dichterinnen, die beigezeichnet haben, begegnet man den Namen F. Rückert („Dem Ausschuss des deutschen Sängerbundes“), G. von Meyern, C. Rittershaus, J. R. Vogt, W. Konstant, E. Kauffer, K. Steller, P. J. Willagen, F. Dahn, L. A. Franke, R. Hamerling, A. Bube, F. Brunold, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller („Den Manen Theodor Körner's zum 26. August 1863“), Anna Eßhn u. s. w. Uebrigens wäre zu wünschen gewesen, daß manche der Beitragenden größern Fleiß auf die Ausführung ihrer dichterischen Producte verwandt haben möchten, um hinter dem artistischen Theile nicht allzu sehr zurückzubleiben.

Zu Weihnachtsgeschenken sehr wohl geeignet sind auch die beiden zierlichen Bändchen: „Die Guretauben. Novelle von Karl Gutzkow“ (Leipzig, Brodhaus, 1864), und „Maja. Ein Korbblumenkranz. Dichtung von Rudolf Gottschall“ (Weisla, Tremsdt, 1864). Mit der ihm eigenen stilistischen Delicatesse, in seinen ironischen Wendungen und mit psychologischer Kenntniß des menschlichen Herzens wie insbesondere gewisser Charaktereigenschaften, wie man sie bei gebildeten Juden und Jüdinnen findet, gibt Gutzkow in seiner Novelle einen interessanten Beitrag zur Physiologie der Ehe. Was es mit den „Guretauben“

für eine Bewandniß hat, möge hier ein Geheimniß bleiben; denn gerade auf diesem Geheimniß beruht ein Hauptreiz und die ironische Pointe der kleinen aber psychologisch gehaltenen Erzählung. Gottschall's Dichtung, „Maja“, versetzt uns mitten unter die Schrecknisse des letzten indischen Aufstandes; wir sind auch episodisch und erzählungsweise andere indische Geschichten und Märchen aus älterer Zeit hineingeflochten, sämmtlich voll erotischen Farbenschmucks, voll glänzender, bald zarter, bald ergreifender Schilderungen, und auf der Basis einer tiefen Kenntniß indischen Lebens, indischer bürgerlicher und religiöser Sitten, indischer Poesie und Philosophie in glänzender und wohlklingender Veredlung aufgebaut. Das Bild eines

Tief im Denken, sanft im Dichten,

Wird im Lieben und im Morden! —

tritt deutlich daraus zu Tage. Derselben Dichters Sammlung: „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitsprüche aus Goethe's und Schiller's Werken“ (Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1862), die sich durch ihre höchst elegante, wie zugleich solide Ausstattung ebenso wie durch ihren an ein vorübergehendes Jahresinteresse sich nicht bindenden Inhalt zu Festgeschenken empfiehlt. Die sich hier darbietende Parallele ist von vielem Interesse. „Wo es sich“, bemerkt Gottschall im Nachwort, „um Vaterland und Freiheit, um die Freiheit der stillosen Welt handelt, da vertritt Schiller die erste Stimme, und Goethe accompagnirt nur; umgekehrt, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit gilt! In der Fier der Liebe aber und der Dichtkunst tönt die Lyra des einen volkräftig mit der des andern zusammen.“ Und doch — wie grandverschieden sind wieder beide Dichter auch auf diesem Gebiete!

Wir nennen ferner als für Weihnachten ausdrücklich bestimmt oder doch zu Festgaben geeignet: „Aus Palast zu Hütte. Auserlesene Erzählungen, Parabeln, Fabeln, Legenden und Sagen zur Bildung des Geistes, edler Gesinnung und Sitten. Eine Weihnachtsgabe für Deutschlands heranwachsende Jugend von Elisabeth Marggraff, geborene Woltermann in München“ (Hannover, Rümpler, 1863), im ersten Buche „Geschichten und Bilder zur Veranschaulichung religiöser und sittlicher Wahrheiten“, im zweiten „Lebensbilder der Glaubenskräfte, der sittlichen Selbsterwindung, der Gottes- und Menschenliebe“, im dritten „Dichtungen, beschauliche und erbauliche, zur Förderung praktischer Lebensweisheit“ enthaltend; „Die Geschichte eines Apfels. Eine Weihnachtsgabe“ (Leipzig, Hirzel, 1863); „Bilder aus der Märchenwelt. Von Amalie zu Schlewig-Holstein-Augustenburg. Zweite verbesserte und mit einem Titelkupfer versehene Auflage“ (Darmstadt, Köhler, 1864) und „Thautropfen. Uebersetzungen aus dem Französischen und Erzählungen von Alexandra, königliche Prinzessin von Baiern“ (München, Fleischmann, 1863). Dieses liebenswürdige Buch enthält theils Uebersetzungen aus den „Horizons-prochains“ von Gräfin Gasparin u. s. w., theils von der Prinzessin Alexandra verfaßte kleinere Erzählungen, deren schöne und beherzigenswerthe Tendenz es ist, als das „beste Heilmittel für niedergebeugte Seelen die Beschäftigung mit dem Glück anderer“ erscheinen zu lassen und „unermüdetes Mitarbeiten an dem Glück unserer Nebenmenschen“ jedermann zur Pflicht zu machen.

Auch liegt uns die zweiundzwanzigste Christbescherung der alljährlich erscheinenden und von Friedrich Hofmann herausgegebenen Musengabe „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ vor, die wieder viel Ansprechendes enthält. Bekanntlich wird der Ertrag zu Christgeschenken für arme Kinder verwandt, und namentlich in thüringischen Landen ist der „Weihnachtsbaum“ deshalb ein lieber Gast. So lesen wir in dem angehängten Bericht über die Bescherungen von 1861 und 1862 unter anderem, daß in dem sehr armen thüringischen Waldersee Thätengrund bei Sonneberg der dortige Lehrer F. Chr. Wildfeuer unter den Mitgliedern seiner Gemeinde an freiwilligen Gaben und Einnahmen für 18 Exemplare vom „Weihnachtsbaum“ 30 fl. 30 Kr. aufzubringen wußte und für 68 Kinder den

Christbaum anzündete. Man kann der Ausdauer und Uneigennützigkeit, womit Herausgeber und Verleger (Meyer in Gildburgshausen) das Unternehmen seit nun bereits 22 Jahren aufrecht erhalten, seine Anerkennung nicht versagen.

Unter den bekannten Spamer'schen Unternehmungen möchten wir schließlich die mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, fünf Tonbildern, zwei Karten u. s. w. versehene Schrift: „Die neuesten Entdeckungsfahrten an der Westküste von Afrika. Mit besonderer Berücksichtigung der Reisen und Abenteuer, Handels- und Jagdzüge von Paul Belloni du Chaillu im äquatorialen Afrika, sowie von Ladislaus Raggar in Benguela und Bihe, und E. Joh. Andersson am Okavangoflusse. Bearbeitet von Hermann Wagner“ (Leipzig, Spamer, 1863), besonders hier hervorheben. **H. M.**

Familienromane.

1. Die Familie Durl, ihre Thaten, Träume und Gedanken. Aufgezeichnet von Graf Adelbert Daudissin. Drei Bände. Mit Porträt. Hannover, Kämpfer. 1863. 8. 4 Thlr.
2. Garten und Wald. Kleine Romane von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1863. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Kunst. Roman von Hermann Klenke. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1863. 8. 3 Thlr.

Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß die Literatur an einer Ueberproduktion im Fache der Unterhaltungsschriften leidet. Die Befürchtung ist zur Ueberzeugung geworden; die Kritik kann dieser Fülle neuer Romane, Erzählungen, Novellen und wie sonst die Titel sind, nicht mehr folgen und muß summarisch verfahren; das Angebot übertrifft die Nachfrage; Werke, die 3, 4, 5 und mehr Thaler heute kosten, werden übers Jahr für 10 Groschen ausgedoten, und was das Betrübenste ist, der schöne, gebiegen haltbare Kattun, den früher unsere Frauen zum Staat trugen, ist geschmacklos, werthlos und dünn geworden, die Fabriken falliren und die Arbeiter gehen zu Grunde; doch halt, ich wollte bei der Stange bleiben und bin in ein Gleichniß hineingerathen; nun denn: Galicot und Kattun, Papier und Romane, gleichviel, ich werde um so besser verstanden.

Auch die vordenannten Romane tragen die Symptome der Ueberproduktion deutlich zur Schau in der Eilfertigkeit ihrer Fabrication; der eine mehr, der andere weniger: immerhin fehlt ihnen allen die Gediegenheit der alten guten Zeit. Das Publikum treibt die Langeweile, wie einen der Appetit: das schickt in die Leihbibliothek und fordert einen Roman, der schickt zur Verkäuferin und fordert Obst. Vielleicht weiß der letztere den Namen einer guten Sorte und den des Lieferanten, vielleicht das erstere den Namen eines interessanten Romans, selten den des Verfassers. Wo bleibt da der Ruhm, die Befriedigung für den Schriftsteller? Vielleicht verdient er desto mehr Geld. Der deutsche Schriftsteller? Das fragt sich!

„Die Familie Durl, ihre Thaten, Träume und Gedanken“, von Graf Adelbert Daudissin (Nr. 1), ist ein Roman, durch den der Verfasser sich um die Menschheit, besonders um die heutige und vor allem um die deutsche, wohlverdient gemacht hat. Was könnte nützlicher sein in diesen trüben, schweren Tagen, wo das sich nach Einheit sehnde deutsche Volk nicht Weg und Steg durch die Wirrthale der Reaction finden kann, als sich einmal die Trauer vom Herzen zu lassen. Setze dich, lieber Leser, in deine einsame Stube oder in deine stille Laube und lies dieses Werk; wahrlich, es wird auf dich wirken, wie ein erfrischendes Bad auf den bestäubten und ermüdeten Wanderer. Ich habe es in einer eben nicht fröhlichen Stimmung — und welcher denkende deutsche Mann könnte heute fröhlich sein — nur aus Pflicht des Kritikers zu lesen angefangen, und es hat mich trotzdem bis zum lauten Auflachen geführt. Aber auch Thränen der

Wehmuth erpreßt es, denn es ist ein echt deutscher Roman. Und das ist ja auch der Erfolg der rechten Komik überhaupt, daß sie durch richtige Ironie uns zum Mitleid über die sich abmühenden kleinlichen Menschen führt. Doch lassen wir das, sagt Heine, dort oben, ihr christlichen Brüder, ja das versteht sich, dort sehen wir uns wieder. Stoff des Romans ist das hamburger Leben. Etwas stark aufgetragen, aber mit Laune. Der Guanovogel, durch welchen Herr Durl reich geworden und über den seine beiden Töchter allsonnabendlich schriftliche Betrachtungen dem Papa einreichen müssen, unterstützt durch das ausgekostete Exemplar des Festbederten, das in einem Glasfaß aufbewahrt wird, hat die Veranlassung zu den Illustrationen des Werks gegeben. Gutgemeint sind sie, aber eben nichts mehr als der Hahn auf der Bibel. Ein Vogel wie der andere, nur als Porträt der Personen im Roman mit langem, kurzem, dünnem oder dickem Schnabel, desgleichen Beinen, im Frack oder Paletot, mit oder ohne Crinoline. Die Illustrationen verunglücken meistens, weil der Geschmack für gute Compositionen und noch mehr das Urtheil, was sich eben für den vorliegenden Fall schickt, beide noch sehr mangelhaft sind. Immermann hat dem Verfasser für seine Erfindung als Muster gebietet; selbst die drolligen Correspondenzen, dort zwischen dem Autor und dem Buchhändlerlehrling, hier zwischen dem Verfasser und einer befreundeten Dame, finden sich ergötzlich wiederholt. Endlich spielt die Idylle, wie sie in Immermann's „Münchhausen“ so berühmt geworden ist, hier auch durch den Roman. Es ist der vermählte Schwager des Herrn Durl, ein bettelarmer, tief-fühlender, eigenthümlicher Kauz, der für sich und besonders für den „Paradiesvogel“, seine engelreine, mit einer herrlichen Stimme begabte Tochter, unser lebhaftes Interesse erregt. Diese Mädchengestalt ist dem Verfasser besonders gelungen.

Herr Güter, der Schwager, ist mit seiner Tochter Bertha aus Brasilien nach Hamburg zurückgekehrt; die Schwägerin des Guanomannes, die stets im Conjunctiv spricht und „fürchterlich sein kann“, eine ideale Liebe im Herzen trägt und sich ewig ängstigt, „daß etwas passiren wird“, ist der verschönte Engel in diesem Drama, worin Herr Durl so heldenhast agirt, daß er zum Baron und Ritter des Leopoldordens avancirt, dabei aber in Gefahr kommt, durch die nobeln Passionen, in welchen ihm der Koué, Baron Wupdikug, Unterricht ertheilt, zu Grunde zu gehen. Führen wir noch den jungen Lieutenant Alfred vor, als Liebhaber der jüngsten Tochter, den alten reifen Buchhalter Lorenz in gleicher Rolle für die Schwägerin, die mit Schicksalsthegung behaftete Bonne und den jungen tüchtigen Advocaten Milchner, der Bertha's Liebe gewinnt, so dürfte der Leser in Stand gesetzt sein, den Inhalt des Romans zu übersehen.

Leider bin ich verpflichtet, als loyaler Bürger und loyaler Kritiker vor dem Grafen Adelbert Daudissin als einem sehr gefährlichen Mann zu warnen. Sie sind, Herr Graf, von der Natur begabt, und haben leider die Absicht, ihr Talent zum Verderben der Menschheit zu benutzen, ja, nichts weniger führen Sie im Schilde; Sie dürften, möchten, könnten den deutschen Michel verführen, ein Republikaner zu werden, und „es könnte am Ende etwas passiren“, wie die Schwägerin des Herrn Baron Durl sich zu äußern beliebt; auch Sie „könnten fürchterlich werden“, und meiner Loyalität gegniet es, die Menschheit, die in Ihnen schon einen Schleswig-Holsteiner kennen gelernt hat, ernstlich vor Ihnen zu warnen. Man höre und entfesse sich (II, 88): „Loyal heißt, wenn man einräumt, daß der Landes-herr mehr Verstand hat, als die Unterthanen zusammengenommen.“ — „Das hat er aber nicht“, sagte die Schwägerin. „Glauben die Danebrogsmänner auch, daß ihr Landesherren gescheiter ist als die ganze übrige Nation?“ — „Gewiß! Wofür bekämen sie sonst den Orden?“ — „Na, meinetswegen!“ sagte die Schwägerin vertrießlich. „Sie mögen glauben, was sie wollen, und ich glaube, was ich will. Das sage ich Ihnen aber, Bonne, bringt mir der Herr Lorenz so einen Damenbock oder Dannerpsod ins Haus, dann könnten Dinge passiren! Mein Mann mag sein, wer er will und kann zum Vater haben, wen er

will — aber das Knopfloch muß er mir rein halten, Bonne — oder es könnte ein Unglück geben. Alles könnte ich meinem guten Lorenz verzeihen, Bonne, einen Raubmord, einen Meineid und Einbruch unter erschwerten Umständen; du lieber Gott, wir sind alle schwache Menschen und können auf unserm Wege straucheln. Aber das Straucheln muß ein Ende haben, Bonne, man muß nicht liegen bleiben, sondern sich wieder aufrichten und sich bessern. Wer aber so ein Ding jahraus jahrein im Knopfloch trägt, weil er glaubt, daß die ganze Menschheit zusammen genommen nicht so viel Verstand hat wie ein einziger Mensch, sehen Sie, Bonne, vor so einem Menschen wird mir bange, das ist der rechte Sünder gegen den Heiligen Geist, ein Zellerleder und ein Krumbuckel!"

Ist das nicht pure Revolution und zeigt sich nicht die Mißart der Denkungsart der deutschen Regierungen recht unverdorben und besonders kräftig, daß sie vor solchen Bekenntnissen nicht gerührt und den farnischen Roman, den ich der Lesewelt bestens empfohlen, nicht verbietet?

Leider hat ja Homer auch geschlafen und wenn der dritte Band dieses Werks, soweit es zum Abschluß der Geschichte der Familie Burt nötig war, mit wenigen Seiten dem zweiten einverleibt wäre, der Leser hätte nicht empfunden, daß auch ein tüchtiger Schriftsteller ermüden kann. Müßen es denn immer drei Bände sein?

In dem Sammelwerke „Garten und Walb“ von August Schrader (Nr. 2) werden uns vier Erzählungen geboten, die eine leichte Unterhaltung demjenigen gewähren, der seinen weitern Erfolg vom Lesen eines Romans verlangt. Der Vortrag ist leicht und ermüdet nicht, die Erfindung interessiert, da heute Kriminalnovellen Mode sind. Tiefe, berechtigte Motive fehlen. Wir ist es nicht gelungen, die Verwickelungen, in welche der Verfasser die auftretenden Personen bringt und wobei Erbfeindschaften durch eigentümliche Klauseln verhindert, wichtige Dokumente verloren und gestohlen werden und weillässige eigentümliche Verwandtschaften, deren Beweis die liebe Armuth zum Reichtum bringt — Verwickelungen fast ebenso groß, wie in dem Elirir des Teufels —, mir ist es nicht gelungen, sie zu entwirren und klar zu legen. Da nun am Schlusse jeder Erzählung dies notwendig vom Leser gesehen muß, um die soeben genoßene Geschichte zu verstehen, dürften wenige sich die Mühe geben, nach gründlicher Aufklärung zu suchen.

In der zweiten Geschichte: „Der Verbrecher aus Liebe“, wird der Held uns wie folgt vorgestellt: „Er war von schlanker Gestalt und mochte 27—28 Jahre zählen. Sein Gesicht war rötlicher von der Sonne gebräunt, als es sich nach der Mode für einen Curagast schiedt, trotzdem aber war es schön, und man hätte sagen können, daß der bräunliche Teint seine Schönheit männlicher machte, die bei einem zarten Weiß weiblich zu nennen gewesen wäre. Das sorgfältig frisirte Haar war glänzend schwarz, ebenso auch der zwar nicht starke, aber natürlich gekräuselte Bart, der das interessante ovale Gesicht einrahmte. Ueber seinen schwellenden Lippen, durch die schneeweiße Zähne schimmerten, zeigte sich ein geschweiffter Schnurrbart. Das dunkelbraune Auge war groß und lebhaft. Die Stirn, welche schöne, dunkle Brauen begrenzten, war hoch und frei. Die Toilette des jungen Mannes war elegant und gewählt. An seinem feinen Brusthemde glänzten kostbare Diamantknöpfe und an den Fingern nicht minder kostbare Ringe. Still und nachdenkend saß er in seinem Sofa; seine kleine aristokratische Hand spielte mit der goldenen Uhrkette, die über die weiße Weste hinabhing.“ Wahrscheinlich, von dem Scheitel bis zur Zehe ein ganzer Romanheld. Es ist Herr Ludwig, der Millionär, auch später Baron von Nienstadt, der Particulier. Wenn Damenhände ihn nicht gezeichnet haben, so muß man doch gestehen, daß diese Figur werth ist, in dem Kopfe einer Modedame entstanden zu sein. Ob Herr Ludwig, der Baron, auch der Verbrecher aus Liebe ist, konnte mir nicht recht deutlich werden, weil eine Verbrecherin aus Liebe und zwar eine sehr arge, gleichfalls in dieser

Erzählung erscheint. Die verwitwete Freifrau von Grischheim nämlich intriguiert auf die gehässigste Weise gegen den Obersten von Opplein, dessen ältester Sohn Gemahl ihrer ältesten Tochter ist. Man glaubt anfangs, daß sie beabsichtige, ihren zweiten Sohn mit dem zweiten Tochter des Obersten, der Geliebten des Herrn Ludwig, zu verheirathen; es zeigt sich aber später, daß sie an dem Obersten Rache nehmen will, weil er als junger Lieutenant und ihr Geliebter sie verlassen, da das Vermögen beider zu einer Verheirathung nicht ausreichte, und sich mit der Tochter seines damaligen Obersten verbunden hat. Auch als der Herr von Opplein Witwer geworden, war er nicht zu der bereits von einem ungeliebten Gemahl befreiten ersten Liebe zurückgekehrt, und dies veranlaßte die leidenschaftliche Frau zu Thaten, die das Criminalgericht zu verurtheilen hat.

Die dritte Erzählung: „Der Amnestirte“, erinnert uns an die Leiden der Gegenwart. Ein sogenannter politischer Verbrecher kehrt in die Heimat zurück, findet seine Braut an einen andern versagt, sein väterliches Erbe in den Händen seines habgierigen Bruders und alle Freunde gestorben oder von ihm abgewandt, bis auf einen armen und besten Jugendbekannten. Durch diesen unterstützt, zettelt er die Rebel, erhält sein Erbe und seine Braut wieder, und überläßt dem Leser am Schlusse der Geschichte, die Verwickelungen der Begebenheit sich aufzuklären.

Am reichsten an solchen ist die letzte Erzählung: „Eine Gouvernante“. Hier führt sich der Verfasser selbst ein und gewinnt auf dem Gute seines plötzlich reich gewordenen Schwagers in der wirklichen Erbin, welche unter dem Schleier der Gouvernante auftritt, sich seine — Charlotte.

Gewiß ist der Dom zu Köln, diese versteinerte Rabelungsnost, an welcher das deutsche Volk seit Jahrhunderten baut, ein echter deutscher Rabelungsnost daraus zu schaffen, eine wahre Fundgrube für die romantische Erzählung. An dieses Bauwerk knüpft sich überdies die Geschichte der Bauhütten, welche tief in die Urgeschichte und bis in die Neuzeit durch die Freimaurer führt, und der Verfasser des unter Nr. 3 genannten Romans: „Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Kunst“, Hermann Klende hat über beides ein fleißiges Studium sich nicht verdrängen lassen. Warum aber die Resultate seiner Bemühungen rein und ohne Zusätze nicht besser in einer Zeitschrift als in einem Roman niedergelegt worden sind, kann ich nicht einsehen. Abhandlungen über den Dombau in Köln und über die Geschichte der Bauhütten, wie sie dieser Roman in bedeutendem Umfange enthält, haben für den Leser, den diese Geschichte unterhalten kann, wahrlich kein Interesse; Leser aber, die sich freuen, zu erfahren, daß der Erzbischof Konrad von Hochsteden den Plan zum Dom vielleicht entworfen oder durch einen unbekannten Meister hat fertigen lassen, daß die Dominicaner behaupten, ihr Ordensgeneral, der Bischof Albert der Große, als Magister wohlbekannt, habe den Plan erbacht, oder daß auch der Erzbischof Willibert, nachdem im Jahre 1063 eine der ältesten Kirchen, der damalige Dom abbrannte, der Urheber des Plans sei; Leser, die sich erfreuen an dem tiefen christlichen Ernst jener Bauhütten, welche durch geheime Geheße, Formeln, Zeichen u. s. w. die Handwerker und besonders die Steinmeyer zu einem christlich gestifteten Leben verpflichteten, solche Leser können sich nicht an einem Beiwerk erfreuen, wie es der Verfasser erfunden hat, um das, was die Geschichte lehrt, mit den Gebilden seiner Phantasie zu verbinden. Letztere sind zu schwach, und um sie interessant zu machen, sind die Farben so grell aufgetragen, daß solche Erzählung zu gemäßigtem Leser voraussetzt, welche sich an einem „Antonio della Mojina, der große Seeräuberkönig“ und dergleichen ergötzen können. Bei solchen Räuber- und Ritterromanen war es auf Uebertragung abgesehen, und wenn diese mindehens unterhaltend ist, so kann sie wider Wissen ein großes Publikum gewinnen; die Bauleute zu Köln aber, so viele Achtung ich auch vor ihren Kenntnissen, ihrem Thun und Treiben habe, sind denn doch zu langweilige

Personen. Wahrhaft traurig kann man aber werden, wenn man sieht, bis zu welchen Schilderungen und Scenen Männer von hoher Bildung und tüchtigem Streben sich verführen lassen, um durchaus als Romanschreiber zu glänzen. Diese Scenen zwischen den beiden Hauptfiguren, in denen die männliche Sinnlichkeit auf das ausführlichste geschildert wird, sind zu verwerflich. Der Geselle Heinrich, dem die schöne Tochter des würdigen Meisters Gerard, der ihn als Sohn erzogen hat, zugesagt ist, und der dennoch ohne jeden Grund sich dem Teufel in Gestalt eines Dominicanermönchs ergibt, ist an und für sich schon unbegreiflich. Da der Mönch aber ein Ritter war und eine Jüdin, die natürlich als Hure ausgeschrien ist und sich auch als solche benimmt, verführt hat, so würden wir nicht fragen können, warum der bis jetzt so brave Heinrich sich diesem Mönche ergibt und trotzdem der schönen Margaretha vorjammert, daß er ihr ethwillen auf einmal von der Arbeit bleibt und toll und wild herumläuft, wenn dieser Kapuzenmann des Gesellen Vater wäre, was wol anfangs in der Absicht des Verfassers lag. In ähnlicher Weise trägt sich der sonst sehr ehrenwerthe Dr. Johannes Bren, welcher aus England herüberkommt, mit Meister Gerard einen Freundschaftsbund schließt und endlich Sabina, die Tochter des Mönchs und Ritters, nachdem er sie zur Christin erzogen, als sein Ehegemahl heimführt. Der Geselle Heinrich kommt natürlich auch zur Verurtheilung, nachdem er sich von seinem Verfälscher befreit hat, der es durchaus nicht leiden will, daß er am Dom hant und ihn bis auf das Gerüste verfolgt, von dem der Steinweg den Mönch als Vater der Sabina hinabstürzt und wobei er natürlich seinen Tod findet. Nachdem die alte Ktzer, damit sie nicht als Hure verbrannt werde, von ihrem Schwiegersohn, dem Dr. Bren, aus Köln entfernt worden ist, erhält der gedrückte Heinrich seine Geliebte, und nur Herr Junker Florian von Wind, der Anführer der städtischen Kriegesknecchte und Sohn des Patriciers und Synodus des kölnischen Richterscollegiums, ein tapferer, schöner und wahrlich nicht zu verachtender Geliebter der schönen Margaretha, geht leer aus.

Hermann Neumann.

Notiz.

Verfälschung der Geschichte im Jugendunterricht.

In einer ganz neuen, für die Schulen des Elsaß französisch bearbeiteten, von dem obersten Unterrichtsrath zu Paris approbirten Topographie dieser von Deutschen alemannischen Stammes bewohnten, die Departements Ober- und Niederthein bildenden Provinz, befindet sich gleich zu Anfang eine Notiz, welche im wesentlichen besagt: der Elsaß sei durch Kaiser Heinrich I. (Auceps) dem Frankenreich entfremdet, diesem aber durch den Westfälischen Friedensschluß (1648) endlich restituirt worden. Ueber diese Sophisterei, welche mit Uebergehung alles geschichtlichen Zusammenhangs von dem Theilungsvertrag von Verdun (843) an bis zur bleibenden Trennung Deutschlands und Frankreichs die Wahrheit theilweise verschweigt (wenn jene Worte auch an sich keine Unwahrheit enthalten), muß man gerade so urtheilen wie über die Begründung der französischen Ansprüche auf das linke Rheinufer durch das erste Kapitel des „Gallischen Kriegs“ von Cäsar! 93.

Bibliographie.

Berg, A., Die Insel Rhodus, aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen historisch, geographisch, archäologisch, malerisch beschrieben und durch Originalradirungen und Holzschnitte nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen illustirt. Wohlfeile Ausgabe. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. 1864. Imp.-4. 10 Ngr.

Descartes', R., Hauptschriften zur Grundlegung seiner Philosophie. Ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von R. Fischer. Mannheim, Baffermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Erzählungen eines alten Herrn. Neue Folge. Breslau, E. Trewenst. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stephens, L., Geschichte der wälischen Literatur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Gefrönte Preisschrift. Aus dem Englischen übersetzt und durch Beigabe altwälischer Dichtungen in deutscher Uebersetzung ergänzt herausgegeben von C. A. Marten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. Gr. 8. 4 Thlr.

Beer, G. de, Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Mit einer Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Aus den Quellen dargestellt. Danzig, Rasemann. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bivenot, A. Edler v., Herzog Albrecht von Sachsen-Teichen als Reichsfeld-Marschall. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichsverfalls und des Baseler Friedens. Nach Original-Quellen bearbeitet. 1ster Band. Jänner bis October 1794. Mit Porträt. Wien, Braumüller. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wachenhufen's, G., Werke. Vom Verfasser veranstaltete, sorgfältig revidirte Ausgabe. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. 1ste Lieferung. Berlin, Verlags-Comp. 1864. 8. 4 Ngr.

Wassermann, M., Wahre Liebe. Drei Erzählungen. Stuttgart, Riginger. 1864. 8. 25 Ngr.

Weber, M. M. v., Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild. 1ster Band. Mit Porträt. Leipzig, Reil. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weigen und Widen. Eine Erzählung. Nach der zweiten Auflage des englischen Originals ins Deutsche übertragen. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 1 Thlr.

Wellmann, R., Der Irre von Saalheim. Original-Roman. Vier Bände. Leipzig, Häfse. 1864. 8. 3 Thlr.

Wiedemann, F. W., Geschichte des Herzogthums Bremen. 1ste Lieferung. Stade, Podwiz. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, Neischede. Ver. 8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Zähler, J., Der zoologische Garten mit Thieren aller Arten in Bildern und Gebichten und mancherlei Geschichten. Mit 12 colorirten Bildern nach Guido Hammer und Wilhelm Wegener. Dresden, Runge. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zakrow, R., Aus der Märchenwelt. Mit 34 Illustrationen von Eugen Rhode. Berlin, Thiele. Gr. 16. 20 Ngr.

Zur Naturgeschichte des Menschen. Humoresken für beobachtete und nicht beobachtete lachende und ernste Leser von G. H. Berlin, Grothe. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Dänemarks Wehrkraft gegenüber Deutschland. Von einem norddeutschen Offizier. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fischer, J. W., Besorgnisse hinsichtlich der Zweckmäßigkeit unseres Religionsunterrichtes, der gesammten Geistlichkeit mitgetheilt. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 9 Ngr.

Schenkel, D., Johann Heinrich Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit. Ein Vortrag gehalten den 28. Februar 1863 zu Heidelberg. Heidelberg, J. G. W. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmidt, F. M. A., Magdeburg im Winter. Heitere Bilder aus dem Leben und Treiben Magdeburgs. Magdeburg, Gebhardt. 16. 2½ Ngr.

Staat und Kirche. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 3 Ngr.

Das väterliche Walten, von der Verfasserin von Amy Herbert, Lante Sarah u. Aus dem Englischen. Hamburg, Oden. 1864. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

20 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 8 Thlr.

Jedes Bändchen einzeln, geh. 10 Ngr.

- I. Das Urbild des Tartüffe. Lustspiel. 2. Auflage.
- II. Raps und Schwert. Lustspiel. 5. Auflage.
- III. Werner oder Herz und Welt. Schauspiel. 4. Auflage.
- IV. Der Königsleutnant. Lustspiel. 2. Auflage.
- V. Paganini. Trauerspiel. 2. Auflage.
- VI. Ein weißes Blatt. Schauspiel. 4. Auflage.
- VII. Richard Savage. Trauerspiel. 4. Auflage.
- VIII. Uriel Acosta. Trauerspiel. 5. Auflage.
- IX. Pottal. Ein politisches Trauerspiel. 4. Auflage.
- X. Die Schule der Weisen. Lustspiel. 4. Auflage.
- XI. Ein Hofe oder Die Rechte des Herzens. Schauspiel. (Zum ersten mal gedruckt.)
- XII. Antonio Perez. Trauerspiel. (Vergleichen.)
- XIII. Otfried. Schauspiel. 2. Auflage.
- XIV. Der dreizehnte November. Schauspiel. 3. Auflage. Fremdes Glück. Verspielschmerz. 2. Auflage.
- XV. Die Komödie der Beförderung. Lustspiel. 2. Auflage.
- XVI. Riesel. Ein Volkstrauerspiel. 2. Auflage.
- XVII. XVIII. Wollweber. Trauerspiel. Zwei Bändchen. 2. Auflage.
- XIX. Lorber und Myrte. Lustspiel. 2. Auflage.
- XX. Nera. Tragikomödie.

Diese nun vollständig vorliegende neue wohlfeile Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen macht dieselben dem Privatbesitz zugänglicher, da sie gegen die frühere Gesamtausgabe um mehr als die Hälfte billiger ist. Der Verfasser hat sämtliche Stücke neu durchgesehen und wesentlich verbessert, außerdem auch jedem Bändchen einen Anhang beigelegt, worin über den Ursprung und die Schicksale der einzelnen Stücke interessante, für die Geschichte der neuern deutschen Bühne lehrreiche Aufschlüsse gegeben werden. Somit bildet die Sammlung einen Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth. Elegante in Leinwand gebundene Exemplare sind für den Preis von 8 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ertrag ist für die Schleswig-Holsteinische Kriegskasse bestimmt.

Ein Duzend Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Von — Fr.

8. Geh. 5 Ngr.

Jedem Freunde der schleswig-holsteinischen Sache sind diese, die augenblickliche Lage illustrierenden Zeitgedichte angelegentlich zu empfehlen. Hat sich der Dichter auch nicht genannt, so wird er doch aus seinen Versen leicht erkannt. Denn wer anders vermöchte die Waffe der Sprache so scharf und schneidend zu handhaben, als der Refor aus dem Chor der Freiheitssänger von 1813, als „Freimund Reimar“ (dies bedeutet wol die Bezeichnung F—r. auf dem Titel), der Verfasser der „Geharnischten Sonette“; Friedrich Rückert!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von Carl Schönewerk in Wien ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tannenreiser.

Weihnachts-Arabesken

von

Albert Traeger.

Pracht-Ausgabe in gr. 8. Velinpapier

Mit 12 sauber ausgeführten Holzschnitten.

In illust. Umschlag geh. Preis: 2 Thlr.

Mit colorirtem Titel elegant gebunden Preis: 2 1/2 Thlr.

Die letzte Puppe.

Sala-Scene

von

Albert Traeger.

16. Velinpapier

In illust. Umschlag geh. Preis: 10 Ngr.

Mit Titel-Signette elegant gebunden Preis 15 Ngr.

Der Name des Verfassers, dessen Gedichte infolge ihrer günstiger Aufnahme binnen ganz kurzer Zeit die dritte Auflage erlebten, bürgt für die Gebiegenheit des Inhalts vorzüglicher Bücher und macht jede weitere Empfehlung überflüssig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrierter Handatlas

für Freunde der Erdkunde und zum Gebrauch beim Unterricht

Im Verein mit Heinrich Lentemann

herausgegeben von

Ehrenfried Leeder und Theodor Schade.

Gross-Folio. 22 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte

In sechs Lieferungen 8 Thlr. 24 Ngr.

Cartonnirt 9 Thlr. Gebunden 10 Thlr.

Der „Illustrierte Handatlas“, 22 geographische Karten mit 243 Illustrationen in Stahlstich und beschreibendem Text enthaltend, liefert ein anschauliches Gesamtbild der Erde, wie es in so mannichfaltigen Beziehungen bisher noch niemals darzustellen versucht worden ist. Durch gegenseitige Ergänzung von Karte, Bild und Wort haben die Herausgeber ein ebenso schönes und unterhaltendes wie nützliches und belehrendes Prachtwerk geschaffen. Es wird jedem Freunde der Wissenschaft dauernden Gebrauch bereiten und empfiehlt sich besonders auch als passendes Geschenk für die reifere Jugend.

Schon während des Erscheinens in Lieferungen hat die Kritik einstimmig den Unternehmern lobende Anerkennung gezollt; so sagen die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht“ darüber: „Wissenschaft und Kunst verbunden sich in diesem äusserst splendid ausgestatteten Kartenwerke mit den Anforderungen der Pädagogik.“

Ein ausführlicher Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 52. —

24. December 1863.

Inhalt: Neueste Literatur über Goethe. Von Hermann Marggraf. Zweiter Artikel. (Beschluss.) — Zur Erzählliteratur. Von Hermann von Bequignolles. — Wie entstand der Mensch? Von Karl Fortlage. — Notizen. (Aus der deutschen „Pariser Zeitung“; Friedrich Rückert's Kampflieder für Schleswig-Holstein.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Literatur über Goethe.

Zweiter Artikel.

(Beschluss aus Nr. 51.)

Heinrich Dünker hat „Neue Goethestudien“ (Nr. 4) erscheinen lassen und sie dem Andenken des verewigten Barnhagen gewidmet. Dieser war nämlich seit einem Jahrzehnt den auf Goethe gerichteten Bestrebungen Dünker's, wie dieser im Vorwort bemerkt, „mit stets gesteigerter Theilnahme, innigster Freude und herzlichstem Wohlwollen“ gefolgt und stand mit dem Verfasser in einem lebhaften Briefwechsel. Barnhagen schrieb an ihn unter anderm am 31. Januar 1852:

Die Beschäftigung mit Goethe gleicht einem Zauberkreis, der immer anzieht, immer neue Befriedigung gewährt, und dem von der Außenwelt feindlich bestürmten, von den Tageseindrücken nutzlos aufgereagten Geist eine Zuflucht eröffnet, wo sich in glücklichem Vergessen und seliger Andacht die Lebenskräfte stärken und erfrischen. Zwar kann die nähere fortgesetzte Betrachtung jeder geistigen Größe, jedes höhern Stoffs überhaupt solche wohlthätige Wirkung ausüben, und der Philolog, der Historiker genießt immer des Glücks, mit seinem Felden zu leben. Auch mir wird dieser Genuß nicht bloß durch Goethe zu Theil. Aber dennoch übertrifft Goethe mir alle andern, und hat es mit ihm noch eine ganz besondere Bewandniß. Er ist unter den Großen derjenige, der uns noch am nächsten erreichbar ist, dessen Lebenstage noch theilweise in die unserigen fallen, mit dem wir in Gefühl- und Denkart die unmittelbare Verwandtschaft haben. Ich wenigstens kann mich des wiederholten Genußes seiner Gaben, der wiederholten Betrachtung seines Lebens nicht ersättigen, und lerne täglich von ihm und an ihm.

Ein andermal äußerte er:

Wie sehr Goethe in das Innerste unserer Landleute eingedrungen ist, hat sich selbst in den neuesten politischen Stürmen gezeigt; die öffentlichen Blätter sind seiner Sprache voll, in den größten Staatsverhandlungen ist seiner gedacht, sein Ansehen oft von entgegengefügten Seiten gebraucht worden. Wie jeder hohe und erleuchtete Geist steht er über den Parteien des Tages; seine Abneigung gegen alles Revolutionäre kann den gesunden Sinn nicht täuschen, der in ihm den entschiedensten Freund der Volks- und Freiheitsache erkennt.

Schade nur, daß Barnhagen von Goethe, der sich doch nur vorübergehend zu Xenienstimnungen hinreißen ließ, nicht das lernte, wodurch gerade Goethe sich auszeichnete: objective Weltbetrachtung und Humanität oder

auch nur Billigkeit in der Beurtheilung anderer. Wenigstens seine Tagebuchaufzeichnungen, so interessante Beiträge zur Zeitgeschichte sie auch sein mögen, sind vom Geiste Goethe'scher Humanität nicht erfüllt.

Der erste Aufsatz in vorliegendem Buche handelt über das Verhältniß zwischen Goethe und Claudius. Dieser hatte sich in seinem „Wandsbeker Voten“ über Goethe's Jugendproducte, namentlich den „Edz“ anerkennend ausgesprochen, und auch Goethe hatte in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ in einer Recension des „Göttinger Musenalmanach“ bemerkt: „Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke.“ Goethe, der damals noch in unvergleichlich größerm Maße sich dem volksthümlichen Genre zuneigte als später, steuerte sogar zum „Wandsbeker Voten“ poetische Sachen bei, und im September 1784 machte Claudius einen Besuch in Weimar und von hier in Gesellschaft des Herder'schen Ehepaars, Goethe's und des jungen Fritz von Stein einen Ausflug nach Jena, wo sie von Knebel bestens bewirthet wurden. Bei der Rückfahrt, die im klarsten Mondlicht stattfand, sprach Goethe sehr schön über den Zustand der Seele nach dem Tode, nur, nach Caroline von Herder's Ansicht, „nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem sie dahinglitten“. Trotzdem daß sich Goethe seinen Begleitern so gefällig zeigte, über den Zustand der Seele nach dem Tode zu sprechen, befand sich der schlichte Claudius in Weimar begreiflicherweise nicht behaglich; er habe sich „wie ein Vertriebener nach Hause gesehnt“, bemerkt Herder; und als er gleich nach der Rückkehr von Jena einen Brief von seiner Rebekka erhielt, war seines Bleibens nicht mehr in Weimar. Später gingen Goethe's und Claudius' Wege immer weiter auseinander, und Goethe, der den braven harmlosen, ihm persönlich bekannt gewordenen Mann besser geschönt hätte, der sich aber gerade in der besonders durch Schiller in ihm geschürten, wol später im Stillen von ihm nicht wenig bereuten Xenienstimmung befand, Goethe richtete gegen Claudius eine Xenie mit dem tief verlegenden Schluß: „Wahrheit, sie war dir zu schwer, Irrthum, den brachtest du fort!“ wogegen sich Claudius in

plumpen Knittelversen vernehmen ließ. Solchem unersquicklichen und unfruchtbaren Haber hätten beide Männer, so ungleich sie auch in Bezug auf Begabung und Richtung waren, aus dem Wege gehen und ein besseres Betzspiel geben sollen in einem Lande, dessen Literaturannalen bis auf den heutigen Tag an solchen Skandalheeren nur zu reich sind. Der Verfasser bemerkt übrigens über die beiden Männer zum Schluß:

Darf Deutschland den einen zu seinen größten Söhnen zählen, die Dichterzeit, die tief wurzelnde Gläubigkeit, der gemüthliche Humor des andern werden ihm unvergessen bleiben.

Aus den einleitenden Bemerkungen zu diesem Aufsatz möge hier noch folgende Stelle über unsere Gegenwart mitgetheilt sein:

Wer möchte leugnen, daß die unendlichen Fortschritte, welche der menschliche Geist an der Hand der sich immer glänzender aufschwingenden Naturwissenschaft in der Gewaltigung der Natur gemacht, höchster Bewunderung werth! Aber wem könnte auch entgehen, wie sehr das Innere hinter dem Außern zurückgetreten, von diesem fast verschlungen worden, wie ein hohles Scheinwesen an der Stelle geistigen Selbstbewußtseins und herzlicher Gemüthlichkeit sich eingebrängt, wie das Höhere dem Niederen dienstbar geworden und das reiche, tiefe Seelenleben durch die Ueberflutung der auf äußern Vortheil gerichteten Bestrebungen traurig verhandelt worden!

Dieser Zeit, der unserigen, stellt er nun diejenige gegenüber, in welcher Goethe und seine Mitstrebenben jung waren und die neuere deutsche Literatur „ihre ersten Flügelschläge wagte“. Der Verfasser ruft aus:

Wie harmlos, aber auch wie frisch, iunig und seelenhaft tritt uns das damalige geistige Leben entgegen! Ein frohes, schwelendes Frühlingsleben hatte in jenen Tagen (kurz vor dem Ablauf des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts) alle strebenden Geister durchjuckt; der Ruf der Lebens war an alle, die sich ihrer Selbstständigkeit bewußt waren, erschollen, sich aus dem verkümmerten, verrotteten Wesen zu retten, sich zu erheben zu reiner Wahrheit und Natürlichkeit. Wie verschieden auch die Ziele der einzelnen hervortragenden Köpfe, größtentheils unbewußt, waren, alle fühlten sich zu einem Zwecke verbunden, durch gemeinsames Streben geknüpft.

Das ist sehr richtig; aber leider, diese Jugend der neuern deutschen Literatur währte wie alle Jugend nur kurze Zeit, und es regnete, ja schneite diesem Literaturfrühling bald in die Blüten.

Das größte allgemeiner Interesse hat unter den übrigen Aufsätzen wol der über Tagliostro und Goethe's „Groszkophta“, indem darin die Lebensschicksale und Abenteuer eines Mannes zur Sprache kommen, der in den flebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine so merkwürdige Rolle spielte und in dieser Zeit der nüchternsten Aufgeklärtheit, aber auch der seltsamsten Gegensätze, in der vornehmen Welt und namentlich unter den Frauen genug Wundergläubige fand, die er beschwindelte und ausbeutete. Das Merkwürdigste dabei ist, daß Tagliostro nichts weniger als im Außern einnehmend war. Die bekannte römische Staatschrift und der daraus gegebene Auszug im Jahrgang 1790 des „Neuen Deutschen Mercur“ schilbern ihn „eher klein als groß von Statur, braun von Gesichtsfarbe, von fettem Körper und schletem Blick“ u. s. w., auch besaß er „keine der empfehlenden Eigenschaften, die

in der galanten Welt gemein sind, keine Kenntnisse, keine Wissenschaften“; selbst seine Rednergabe war nicht glänzend; er sprach viel, ja ohne Aufhören, aber genau, gepaßt und bombastisch consus. Auf seine abschreckenden Betrügereien, auf seine galanten, oft schmutzigen Abenteuer, auf das Gewerbe seiner Frau, die auf sein Glück mit ihren Reizen Handel trieb, kommt Dünker nicht zu sprechen; der Auszug im „Neuen Deutschen Mercur“ nimmt in dieser Hinsicht kein Blatt vor den Mund.

Die übrigen Aufsätze behandeln Goethe's „Satoros“, „Eila“, den „Triumph der Empfindsamkeit“ (letztere beide Stücke in ihrer ältesten Gestalt), die „Kenien“, „Des Epimenters Erwachen“, Goethe's projectirten „Wilhelm Tell“ u. s. w. Es steht wol so gut wie fest, daß Goethe den letztern Stoff, den er episch zu behandeln gedachte, an Schiller förmlich abgetreten hat, und es hat vielleicht etwas Auffallendes, wenn Schiller in einem Briefe an Jffland (vgl. Nr. 48 b. Bl.) von dieser ihm durch Goethe gewordenen Anregung und von seinem mit Goethe darüber gepflogenen Verathungen gar nichts erwähnt, sondern behauptet, nur dadurch zur Dramatisirung des Stoffes veranlaßt worden zu sein, daß die Rede ging, er mache ein solches Stück. Nur in Betreff des „Satoros“ hier noch eine Bemerkung. Dünker nennt es einen „unglücklichen Einfall“ von Servinus, den „Satoros“ auf Beisebon zu beziehen; er meint, und wir glauben sehr richtig, daß eine bestimmte Persönlichkeit bei Satoros kaum vorgeschwebt haben dürfte, obgleich es in jener gärenden Zeit allerdings nicht an einzelnen derartigen Griffsinnungen gefehlt habe, von denen Goethe Züge zu seinem Bilde habe entnehmen können. Th. Bergt hat in einer besondern Schrift sogar die Ansicht aufgestellt, daß unter Satoros oder dem vergötterten Waldeusel kein anderer als Heinse, unter Hermes Fritz Jacobi, unter Eudora dessen Gattin, unter Arfnoe und Wpsche Jacobi's Schweftern zu verstehen seien. Das kommt von der jetzigen Mode, unter den Gebilden eines Dichters immer nur Porträts einer bestimmten Persönlichkeit zu wittern. Man muß den menschlichen Scharfsinn bewundern aber auch bedauern, welcher derartiges herauszufügeln und durch subtile Combinationen sogar bis zu einem gewissen Grade plausibel zu machen weiß.

Wie oft und vielfach man auch dem Verfasser eine trockene Erklärungsweise vorgeworfen hat — obgleich die oben angeführte Parallele zwischen unserer Zeit und derjenigen, in welcher Goethe jung war, beweist, daß Dünker auch tief und warm empfinden und darstellen kann, und obgleich wir keineswegs behaupten wollen, daß Dünker immer das absolut Richtige erkannt habe und in seinen Erklärungen und Deutungen infallibel sei — so ist doch jene Trockenheit, insofern sie mit Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Forschung Hand in Hand geht, ein bei weitem geringeres Uebel als jene leichtsinnige Oberflächlichkeit oder Flüchtigkeit, wenn nicht Ignoranz, welcher manche Literaturgeschichtschreiber und Interpreten in Bezug auf Factisches sich schuldig machen, oder gar jene tendenziöse und nicht selten böswillige Benugung und Verdrehung

von Thatfachen, womit manche andere gegen ihr besseres Wissen sich an einer poetischen Schöpfung oder ihrem Schöpfer, und so namentlich auch an Goethe nur zu oft versündigen.“) Dünker dagegen hat überall auf das Lob größter Verlässlichkeit und Gewissenhaftigkeit Anspruch zu machen, wo es sich um Feststellung des Thatächlichen handelt.

Dieses in unsern Tagen nicht gering anzuschlagende Lob muß ihm selbst Köslin in einem als besondere Druckschrift ausgegebenen „Send schreiben an Herrn Professor Heinrich Dünker in Köln“ zugestehen, in dessen Eingang er bemerkt, er (Köslin) sei unter den von philosophischem Standpunkt ausgehenden „Bearbeitern“ des Faustgedichts ziemlich der einzige, der unbeirrt durch die Trockenheit, Breite und philosophische Unzulänglichkeit Ihrer zahlreichen Erklärungsschriften zu Goethe'schen Werken, Ihre Verdienste um Auslegung und Materialbeschaffung unumwunden, ja dankbar in Schrift und Wort anerkannt hat, weil ich die Ueberzeugung hege, daß volles Verständnis und damit auch voller Genuß der meisten Dichtungen Goethe's ohne einen klaren Einblick in ihre Anlässe und Beziehungen zu des Dichters Lebens- und Geistesentwicklung nicht zu erreichen ist.

Dieses sonst stark und überstark polemische Send schreiben Köslin's wurde durch Heinrich Dünker's Schrift: „Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer“ (Nr. 5), hervorgerufen, worin der Verfasser die neuern Fausterklärer, namentlich Wischer und Köslin, dann aber auch Schnitzer, Ascher, Rinne und Rönnefahrt bekämpft und zu widerlegen sucht. In gegenwärtigem Aufsatz, in welchem es sich nicht um die Würdigung und Erklärung einer einzelnen Goethe'schen Schöpfung, sondern nur um die Würdigung und Erklärung des Goethe'schen Wesens im allgemeinen handelt, können wir auf diese Schrift nicht ausführlicher eingehen, aber versagen wollen wir es uns nicht, folgende beherzigenswerthe Stelle anzuführen:

Goethe strebte nach vollkommener Ausbildung seiner Natur und erkannte darin seine nächste Pflicht, daß er zu demjenigen sich heranbilde, was die Natur mit ihm beabsichtigt; aber er besaß auch ein Herz, das am Gesichte der Mithrasen den allerregsten Antheil nahm, das er oft mit Gewalt zurückhalten mußte, um nicht aus sich und der ihm bestimmten Bahn herausgerissen zu werden, das sich aber auch in den zahlreichsten, andauerndsten Liebesthaten bewährte, deren sich wol kaum einer seiner mit dem Christenthum drunkeuden gestrengen Beurtheiler

in gleichem Grade wird rühmen dürfen. Wollt ihr Goethe würdigen, so geht zuerst in euch und befruchtet euch mit dem Geist reiner Wahrheit, behauptet nichts, was ihr nicht als Ergebnis angestrengtester Erforschung seines Lebens und Wirkens, mit genauer Benutzung aller so reichlich fließenden Quellen, heilig betheuern könnt — oder wenn euch dies zu mühevoll ist, so laßt den Menschen Goethe in Ruhe und gebt vor der Welt von ihm kein falsches Zeugniß!

Nun, einer Stelle wie dieser wird Köslin den Vorwurf der „Trockenheit“ und „Breite“ sicherlich nicht machen können.

Rudolf Abeken, dem auch d. Bl. manchen schätzbaren Beitrag zur Goethe-Literatur, z. B. die Berichte über den Goethe-Kestner'schen Briefwechsel in den Jahren 1854 und 1855 verdanken, hat mit einer in so hohem Alter wol seltenen Begeisterungsfähigkeit und Ausdauer einen starken Band „Goethe in den Jahren 1771—75“ (Nr. 6) verfaßt, der zwar nur vier Jahre behandelt, aber, mit Ausnahme der Zeit seines Aufenthalts in Italien, die vielleicht wichtigsten und schönsten Jahre im Leben des Dichters. Es sind die Jahre, wo es unter seinen Händen mit einer Zeugungskraft sondergleichen aufquoll wie die Natur im Frühling, wo er „Werther's Leiden“ schrieb, „Götz von Berlichingen“, „Stella“, „Glaube“, „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und andere oft sehr muthwillige und ausgelassene Schwänke, einige der ersten Scenen des „Faust“, „Künstlers Erdewallen“, den „Wanderer“, ein Gedicht, das an tiefer und fast rührend zarter Kunstempfindung und Kunstanschauung in keiner Literatur seinesgleichen hat, „Mahomet's Gesang“, „Kenner und Künstler“, „Künstler und Enthusiast“, „Künstlers Morgen- und Abendlied“, „An Schwager Kronos“, die Balladen „Der König von Thule“, „Es war ein Bube frech genug“ u. s. w. dichtete, sich mit den Plänen zu einem „Julius Caesar“, „Mahomet“, „Ahasver“ und „Prometheus“ beschäftigte und außerdem seine gegen die altkritische Schule Opposition machenden Recensionen für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ und anderes verfaßte, was alles zu nennen hier zu weit führen würde. Wo hat es je im Leben eines jungen Dichters Jahre gegeben, welche innerlich so reich und bewegt, so überschäumend waren, so viel Frucht für die Gegenwart abwarfen, so viele köstliche Keime für die Zukunft legten? Mögen die Schöpfungen des durch Reflexion und Erfahrungen gereiften Goethe mehr lehrreichen Denkstoff und eine größere Fülle von schätzbaren Lebensmaximen, von gesunden Betrachtungen über Kunst, Natur, Menschheit, Gesellschaft u. s. w. enthalten und in der Form zum Theil vollendet sein — nie hat er wieder diese Frische, diese überquellende Fülle von Productionskraft offenbart, und nie ist er auch liebenswürdiger gewesen als in diesen Jahren. Selbst Abeken, der dem gereiften formvollendeten Goethe seine Vorzüge bereitwillig zugesteht und ihn nach dieser Richtung hin höher stellt als den Jüngling, muß doch zugeben, es sei nicht zu verwundern, „daß der jugendliche Goethe eine größere anziehende Kraft auf die Menschen übt“.

*) Leichtsinzig und böswillig zugleich verfährt Wolfgang Menzel, wenn er, wie August Boden ihm nachgewiesen hat, die in einem Bericht Arnbt's sich findende und von Menzel wiederholt angeführte Aeußerung des Herzogs Karl August: „Der arme dünnshälige Karl“, lächerlich und unverständlich genug, auf Goethe bezieht und demzufolge bemerkt: Der „dünnshälige“ Goethe habe sich eingebildet, seine Persönlichkeit werde nach dem Tode durch alle mögliche weibliche Naturen den Durchgang machen! In Arnbt's Bericht wird aber fast unmittelbar darauf bemerkt, und zwar mit gesperrter Schrift, daß unter dieser Bezeichnung Zacharias Werner zu verstehen sei. Glaubte Menzel in der That, oder glaubte er nur, es dem Publikum einreden zu können, daß Karl August über seinen Freund, der bekanntlich durchaus kein „dünnshäliger Karl“ war, in so nichtswürdig wegwerfender Weise gesprochen haben könne? Wenigstens reflects man aus diesem einen Beispiel, wenn man es nicht auch sonst schon wüßte, wie leichtsinnig und gewissenlos Menzel bei seiner Lectüre und ihrer Benutzung verfährt.

Es war nicht gleichgültig, daß Goethe gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, 10 Jahre vor Schiller geboren wurde. Wenn er seine Mission so erfüllen wollte, wie er sie erfüllt hat, so mußte seine Entwicklungsperiode in das erste Lusttrum jener sechziger Jahre fallen, deren gesunde frische Kraft Dünker in einer oben angeführten Stelle so treffend geschildert hat. Kein Wunder, daß der mit andern Aufstrebenden und Gleichgesinnten, wenn auch weniger genial Begabten heranwachsende Goethe in seinen höhern Jahren im Vergleich mit jener gegen das Alte ankämpfenden, aber zugleich auch Positives schaffenden und das Zerstückte durch Neues und Besseres ersetzenden Zeit überall bedenkliche Spuren des Verfalls oder doch der Auflöserung und der Entfremdung von allen höhern humanen Ideen zu erblicken glaubte, daß er im Jahre 1825 in einem Briefe an Zelter klagte, es könne in dieser überreizten Zeit von reiner Einsicht nicht mehr die Rede sein, und dann weiter ausrief: „Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt in dieser gemachten Zeit nicht jung bin; ich würde nicht zu bleiben wissen.“ Mußte er doch erleben, daß die junge Generation, die jetzt nicht mehr bloß auf den Unverständen eine rücksichtslose und burleske ist, selbst ihm gegenüber alle Rücksichten schamlos beiseite setzte, die den grauen Haaren, dem Verdienste, dem Genie, dem durch ein arbeitsvolles Leben wohlverdienenen Namen gebühren, während dieselbe Jugend doch von ältern Personen verlangte, daß sie ihre burschikosen Anmaßungen und Ungezogenheiten ergebeist respectiren müßten.

Wie ganz anders jene Zeit, in welche Goethe's Jugend fiel. Abeken bemerkt:

Wer in den sechziger oder achtziger Jahren als Knabe auf den vierzigjährigen Vater blickte, der sah ihn als einen Mann an, vor dessen Alter schon er Ehrfurcht haben mußte. Dieses Gefühl kann jetzt nicht mehr statthaben, wo aus den Häusern die alte strenge Zucht, wo bei den meisten aus Lebensweise, Sitten, Kleidung der frühere Ernst geschwunden ist, wo das Du und Du zwischen Vätern und Kindern die natürliche Rangordnung erschüttert hat. Goethe würde es unmöglich gewesen sein, den Vater mit Du anzureden; es wäre ihm etwas Unerhöhtes gewesen.

Was Abeken mit seinem Buche beabsichtigt, das bezeichnet er erst gegen den Schluß desselben mit den Worten, deren Erfüllung im Buche nicht ausgeblieben ist:

Fern von der Anmaßung, das ganze innere, das geistige Wesen Goethe's, und wie aus diesem seine Dichtungen hervorgehen, darzulegen, ebenso fern von der, eine Lobrede, ein Elogie auf Goethe zu schreiben — die Schattenseiten seines Lebens sind nicht verdeckt — versuchte er, den Goethe darzustellen, den Wieland „den herrlichen Gottes-Menschen nennt, an dem nichts verloren geht“; er wünschte dem Leser den Optimisten, den fröhlichen, gutmüthigen Menschen, vor Aug' und Seele zu bringen, der, wenn er auch in spätern Jahren sagen mußte:

Gleich wol bin ich geworden; es ist kein Wunder — doch hinzusetzen konnte:

Ihr Götter

Wisset, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und gut — zugleich das Wesen, in welchem unter den äußern Lebensverhältnissen „die Dichtungsgabe unwillkürlich, ja wider Willen hervorbrach“, das „von seinem productiven Talente keinen Augen-

blick verlassen wurde, dem, was er wachend am Tage gewohnt, nachts sich in regelmäßigen Träumen ausbildete“.

Der Verfasser hebt mit Wahrheit hervor, daß die Schattenseiten in Goethe's Leben nicht verdeckt habe: er bemerkt einmal: „Wir können uns nicht verhehlen, daß bei Goethe, dessen Herz wir so voll, so groß fanden, dieses Herz früher durch genialen Uebermuth, später durch Kälte beeinträchtigt wurde.“ Und ein andermal:

Wir wollen keineswegs leugnen, daß in das Wesen Goethe's, namentlich des alten, sich manches eingemischt habe, was dem Ideale, welches man sich so gern von einem großen Manne bildet, widerspricht. Kennt er sich doch selbst in Bezug auf eine frühe Zeit und im Gegensatz zu dem allen liebevoll entgegenkommenden Lavater „einen starren, ablehnenden Menschen“.

Abeken erklärt dieses vornehm ablehnende Wesen, das sich in späterer Zeit äußerlich natürlich noch schroffer gestaltete, sehr richtig zum Theil damit, daß Goethe, „der im höhern Alter Rücksichtslosigkeit gegen Rang, Stand und Würde erfahren mußte, um das Gewicht, das er auf diese Dinge legte, auch öffentlich kund zu geben, leicht in ein Extrem gerieth“, in ein Extrem, „denen auffallend, welchen der Sinn für das Maß verloren gegangen war“.

Im übrigen ist das Buch begreiflicherweise mit der nöthigen Wärme und Begeisterung geschrieben, und der Verfasser rügt es einmal an Servinus, daß dieser bei seinem reichen Wissen, seinem ausgezeichneten Scharfsinn, sich die Ansicht Goethe's nicht angeeignet zu haben scheint, daß „Eust, Freude, Theilnahme an den Dingen (so auch an den geistigen Werken, die man beurtheilt) das einzige Heile ist und das, was wieder Realität hervorbringt“, daß er (Servinus) namentlich bei Beurtheilung Goethe's öfters einer Kälte Raum gibt, wo man Wärme gewünscht hätte.

Was hat man nicht alles an Goethe getadelt und in übelm Sinne zu deuten versucht! Wenn er einmal von einer großen Schöpfung, wie z. B. „Torquato Tasso“, ein wenig ausruhte, so suchte man den Grund davon sofort in seiner Flatterhaftigkeit, in seinen Zerstreuungen, in seinen Liebesgeschichten, in persönlichen verschuldeten Verstimmungen. Und doch wie unermesslich reich ist das Wirken Goethe's im Vergleich zu dem Wirken der meisten, die ihn in so schulmeisterlicher Weise hofmeisterter! Solchen Leuten gegenüber war Goethe's vornehm ablehnende Haltung sehr wohl angebracht; „ich hätte viel zu thun“, schreibt er einmal an Zelter, „wenn ich mich darum bekümmern sollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten.“ Und wie groß steht Goethe auch in anderer Hinsicht da! Er, welcher der populärste Mann Deutschlands hätte werden können, wenn er in der Weise des „Gd' von Verlichingen“ fortgedichtet hätte — erhielt er doch von Buchhändlern mehrfache Aufforderungen, Stücke dieser Art gegen gutes Honorar zu verfassen —, widerstand dieser Versuchung, der in unserer Zeit, wo alles popularitäts- und gewinnstüchtig ist, zu widerstehen schwerlich jemand die Kraft, die Selbstverleugung und die Ungegnung haben würde. Dieser Popularitätssucht fallen ja auch in unserer Zeit so manche begabte Dichter zum Opfer, indem sie sich zwingen, und zwar sehr oft gegen ihre Natur und eigentliche Gesinnung,

zeitgemäße Tendenzen in Verse zu bringen. „Ihnen ist“, um mit Abeken zu sprechen, „über ihren Tendenzen der Gehalt im Dufte verloren gegangen.“

Das Werk Abeken's wird hoffentlich auch dazu beitragen, diejenigen, welche in Goethe mit Gewalt nur einen voltairianischen Spötter, einen systematischen Verdächter und Anfeinder des Christenthums erblicken wollen, andern Sinnes zu machen. Wie er in seiner Jugend nur über das „Christusleere“ Christenthum klagte, so sprach er sich noch in seinem hohen Alter, 10 Tage vor seinem Tode dahin aus, daß in den Evangelien der Abglanz einer Hoheit wirksam sei,

die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu beweisen? so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit.

Wir haben sagen hören, daß Goethe so gut wie Schiller in unsern Tagen Anhänger des Materialismus geworden sein würde; dem widerspricht aber, was Goethe betrifft, die Thatsache, daß ihn das „Système de la nature“, als er es in Straßburg in die Hand nahm, mit „Grauen“ erfüllte. Und Schiller wandte sich ja von dem Materialismus, wie er in den ursprünglichen, nicht den für das Theater zurecht gemachten Monologen Franz Moor's in wahrhaft anwidender Weise spukt, später immer mehr ab und dem Idealismus und dem kirchlichen Kunstcultus zu.

Einmal scheint uns sogar Abeken Goethe zu hart zu beurtheilen und zwar in Bezug auf „Stella“, von der er bemerkt, er würde sie nicht ungern im Kreise der Goethe'schen Dichtungen vermissen. Wir sind nicht der Ansicht. Die Tendenz der Dichtung — übrigens eine ganz ähnliche wie die, welche dem „Leben der schwedischen Gräfin G.“ von dem frommen Gellert zu Grunde liegt — ist in sittlicher Hinsicht nicht zu billigen und der Charakter Fernando's unaussteßlich schwächlich und unmännlich; aber viele Scenen und die ersten drei Acte fast ganz, sind, was die simple Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Dialogs, die seine und naturwahre Charakteristik der Personen (immer Fernando ausgenommen) und die tiefen und liebevollen Blicke in das weibliche Herz betrifft, Muster in ihrer Art, von denen unsere neuern dramatischen Dichter viel lernen könnten. Friedrich Necht, bei dessen unbefangenen frischen Urtheile unsere gelehrten Kritiker vielfach sich Rath's erholen könnten, bemerkt in seiner Erläuterung zu „Stella“ (in der „Goethe-Galerie“) sehr treffend:

Wenn ein großer Meister und ein Pfscher beide etwas Schlechtes schaffen, so findet darum bekanntlich immer noch ein gar sehr erheblicher Unterschied zwischen ihren Producten statt. Ja diese Differenz ist auch dann noch vorhanden, wenn der Pfscher etwas Gutes gemacht hat: selbst in diesem Falle wird die Arbeit des Meisters mehr werth sein als die seinige. . . Sicherlich finden wir bei genauer Untersuchung immer noch bewundernswerthe und bedeutende, jedenfalls aber vollkommen lebendige Gestalten genug in seinem schlechtesten Werke, um einen gewöhnlichen Handwerker damit zu einem reichen Manne zu machen.

Goethe war ein naiver Dichter, was unsere neuern

dramatischen Dichter meist leider nicht sind; er dichtete auch „Stella“ in vollkommener Naivetät seines dichterischen und künstlerischen Instincts, und so ist auch die diesem Drama vorgeworfene Unsitlichkeit immer noch unschuldig im Vergleich zu dem, was das bloße Raffinement an Sittlichkeit künstlich zuzubereiten im Stande ist.

Die Schrift „Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem kleinen Kreis christlicher Freunde“ von Otto Wilmar (Nr. 7) heißen wir als eine anerkennende Stimme für Goethe aus den specifisch christlichen Kreisen willkommen. Dem Verfasser, der Gymnasiallehrer in Hanau war, ist es leider nicht vergönnt gewesen, seine Vorträge zu Ende zu führen oder von seinem Buche mehr als den ersten Bogen im Druck vollendet zu sehen; er entschlief, wie der Herausgeber, der bekannte Literaturgeschichtschreiber A. F. C. Wilmar, des Verstorbenen Vater, in dem kurzen Vorwort bemerkt, nachdem er noch am 26. Februar 1860 seinen letzten Vortrag gehalten, am Morgen des Charfreitags, 6. April, „in dem festen frühlichen Glauben, von welchem diese Blätter Zeugniß geben“, und weiter bemerkt der Herausgeber: „Als ich von ihm für dieses Leben Abschied nahm, übertrug er mir die Fürsorge für diese Schrift.“ Sind diese Vorträge auch von der specifisch christlichen Gesinnung ihres Verfassers nicht unberührt geblieben, so stand derselbe doch auf einem vergleichsweise freien Standpunkt; er bemerkt z. B. über Goethe:

Wir müssen ihn eben als ein Kind seiner Zeit begreifen lernen. Und wir können doch noch manches von dem Weltkind Goethe lernen: ein offenes Herz uns zu erhalten, die Dinge dieser Welt vom richtigen Ende ansehen, sichern Blick in ihrer Mannichfaltigkeit überschauen und beherrschen u. s. w.

Der erste Vortrag: „Die lyrischen Gedichte“, enthält wenn auch nicht eben sehr viel Neues, doch auch viel Gutes und Treffendes. Der Verfasser kommt dabei auch auf die Lyrik Schiller's zu sprechen und bemerkt:

Grade nicht die herrlichsten Gedichte Schiller's sind die allgemein bekannten, nicht der „Genius“, „Das Glück“, „Das Ideal und das Leben“, nein, viele finden an den unreifen Producten seiner Entwicklungsperiode Gefallen. Der das Lieb „An die Freude“ schön finden oder für ein Volkslied erklären kann, (mit dem ist nicht zu rechten, er muß erst lernen, was vollkommene Poesie ist.

Bekanntlich erklärte Schiller selbst, in einem Briefe an seinen Freund Körner vom Jahre 1800, diese so viel gesungene und beliebte Ode geradezu für ein „schlechtes“ Gedicht, das die Ehre gehabt habe, gewissermaßen ein Volksgebidht zu werden, „weil es einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei“. Ein solches freimüthiges Selbstbekenntniß kann Schiller nur Ehre bringen! Den größten Theil des Buchs nehmen die Vorträge über den ersten Theil des „Faust“ ein; sie können als eine Umschreibung der Dichtung in weitläufiger Prosa angesehen werden, und ihr Ton ist ein möglichst populärer. Der Verfasser bemerkt z. B. in seiner Erzählung der Vorgänge in Auerbach's Keller:

Laßt uns essen und trinken! Das ist zuletzt die einzige Würze des Lebens, welche die Welt zu bieten vermag; das 16. und

17. Jahrhundert mit dem ungeheuern Weinsaufen, das damals üblich war, wie die heutige Zeit, die kein Festessen ohne ein Zwedessen feiern kann — beweisen dies deutlich genug.

Und weiterhin:

Nun beginnt Frosch seine Künste — sehr bezeichnend aber für die lebhafte hohe Bildung und seine Lebensart fängt er mit einem ganz ordinären landläufigen Studentenwag an, der nicht weiter her ist, als eine Postkation von Leipzig.

Wir leugnen nicht, daß die mehr erzählend und fast unterhaltend fortschreitende Wilmar'sche Erklärungsweise einem größern Publikum gegenüber ihren Nutzen haben kann; hat aber das Buch wirklich so viel Beifall erhalten, um davon in kürzester Frist eine zweite Auflage nöthig erscheinen zu lassen, so liegt dies vielleicht zum Theil auch daran, daß man in einem von dem Sohne eines Literaturkenners wie Wilmar verfaßten Buche viel zu finden, mancher es vielleicht sogar von Wilmar dem Vater geschrieben glaubte; mehr aber allerdings wol in dem Interesse, welches in den Kreisen „christlicher Freunde“ ein Buch erregen mußte, das, von einem der Ihrigen verfaßt, bestimmt war, den „großen Heiden“ Goethe in ihren Kreis einzuführen. Und der Verfasser findet im „Kauf“ auch in der That Scenen, die „gerade vom christlichen Standpunkte“ unsere Bewunderung einem Dichter eintragen müssen, „der, ohne von dem großen Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel etwas für seine Person erlebt zu haben, so tiefe und reichhaltige Blicke that in die Tiefe des Menschenlebens, das von diesen beiden Gegensätzen bewegt wird“. Wer das Menschenleben in seiner Wahrheit auffassen und darstellen könne (und Goethe habe es gekonnt, wie keiner vor ihm und nach ihm), der werde, fährt der Verfasser fort, „wenn vielleicht auch unbewußt, stets zugleich den tiefsten Grund alles menschlichen Handelns, die Stellung zum Licht und zur Finsterniß mitzeichnen, und in das Reich des Lichts wie in das Reich der Finsterniß manchen überraschenden Einblick gewähren“.

Ludwig von Rancizolle, der schon früher eine mit Beifall aufgenommene Sammlung „Geistesworte aus Goethe's Werken“ herausgab, ließ als Fortsetzung derselben eine nach den Materien geordnete Anthologie: „Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen“ (Nr. 8) erscheinen. Wir halten den Gedanken für einen glücklichen, da nicht viele in der Lage sind, die so zahlreichen Sammlungen Goethe'scher Briefe, zu denen der riesenhaft thätige Mann doch immer noch Zeit und Stimmung zu gewinnen mußte, und seine Gespräche (mit Johannes Falk und Erdmann) sich anzuschaffen, oder genug Zeit übrig haben, sie alle zu lesen. Dazu entgehen einem nicht allzu aufmerksamen Leser bei der Lectüre eines ganzen Buchs leicht so manche jener instructiven oder für Goethe charakteristischen Stellen, die man nun hier gesammelt und übersichtlich geordnet beisammen hat. Dankenswerth sind auch die angehängten Register der benutzten und verglichenen Quellen, der wichtigsten Schriften Goethe's nach der Zeitfolge der Entstehung, der Personen und Sachen u. s. w. Man hat

Goethe, wie wir hier noch bemerken wollen, so gut wie Schiller beschuldigt, Jean Paul's Genius nicht gewürdigt oder absichtlich mißkannt zu haben; wie sehr der Goethe immer geneigt war, das, was ihn wirklich freute, offen und ohne Rückhalt anzuerkennen, das beweist sein höchst günstiges, ja enthusiastisches, in einem Briefe an Knebel ausgesprochenes Lob der „Prosa“ Jean Paul's, aus welcher 1814 das „Morgenblatt“ einen Auszug gebracht hatte. Er schreibt:

Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine süßesten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung, große tüchtige Umficht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das alles in dem gemäßigtesten Elemente. Ich müßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen.

Ein anderes zierliches Bändchen: „Vier Jahreszeiten von Goethe“, gebeitet von Martin (Nr. 9), möge hier ganz kurz erwähnt sein. Der Erklärer, wie er in einem Nachwort bemerkt, hat versucht, „den Beweis zu führen, welche reiche Deutung Goethe'sche Fiktionen zulassen und daß noch manches zu thun übrig bleibt, um diese immer mehr zum Gemeingut des Volks zu machen“. Er hofft, den tiefen Gehalt und innern Zusammenhang der „Vier Jahreszeiten“ in jenem höhern Sinne aufzufaßt zu haben, wonach Goethe's Arbeiten durchaus und so auch seine kleinen Gedichte, nach Goethe's eignen Worten, „darin übereinkommen, daß bei heidnischen äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorzuschwebt“.

Die beiden folgenden Schriften beschäftigen sich mit einer andern speciellen Richtung Goethe's, mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen. Auch in dieser Hinsicht hat Goethe arge Verdächtigungen erlitten müssen; man hat z. B. gesagt, die Eitelkeit, auch als Gelehrter zu glänzen, habe ihn dazu getrieben, sich auch auf naturwissenschaftliche Forschungen einzulassen, zu denen er keinen Beruf gehabt. Wer das behauptet, kennt Goethe schlecht, oder will ihn nicht kennen. Er, welcher der Meinung war, daß „viel Lobtes und Tadelndes in den Wissenschaften ist, bis man selbst mit Ernst und Erieb hineinkommt“, und dem im allgemeinen „die wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben“ schien, er wird sicherlich nur durch den Erieb nach Erkenntniß und aufrechten und wahren Wissenschaftstrieb zu seinen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete angeregt worden sein, wozu übrigens noch äußere Anlässe kamen, seine Beschäftigung mit dem Bergbau des Landes, mit den Garten- und Parkanlagen um Weimar u. s. w. Man hat ferner gesagt, Goethe sei über bloße dilettantische Berührungen auf diesem Gebiete nicht hinausgekommen; aber der bloße Umstand, daß ein Mann wie Rudolf Virchow diesen Bestrebungen Goethe's eine ganze Schrift: „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller“ (Nr. 10), widmet und ihnen eine wissenschaftliche Bedeu-

tung zuerkennt, beweist genugsam, daß Goethe Eigenthümliches und nicht bloß Dilettantisches und Halbjertiges auf diesem Gebiete geleistet hat. Aber auch solche Autoritäten wie Owen in England, Geoffroy de St.-Hilaire in Frankreich, Helmholz und Johannes Müller, der berühmte Physiolog, in Deutschland haben Goethe's Verdienste auch in dieser Richtung anerkannt. Virchow führt in vorliegender Schrift gelegentlich an, daß Johannes Müller von Goethe's „meisterhafter“ Schilderung des Nagethiers und seiner geselligen Beziehungen zu andern Thieren in der „Morphologie“ sage:

Nichts Aehnliches ist aufzuweisen, was dieser aus dem Mittelpunkt der Organisation entworfenen Projection gleichkäme. Irrt ich nicht, so liegt in dieser Andeutung die Ahnung eines fernen Ideals der Naturgeschichte u. s. w.

Was die Entdeckung der Wirbeltheorie des Schädels betrifft, so zieht Virchow Goethe's Prioritätsansprüche nicht in Zweifel, und er hält durch eine von ihm mitgetheilte Stelle aus einem Briefe Goethe's an Herder's Frau, datirt Venedig 4. Mai 1790, alle Anschuldigungen, besonders Oken's, „endgültig widerlegt“. Jenem Kleinlichen Reibe, der es nicht verschmäht, „dem Genie seine Begabung, die Ursprünglichkeit, die Naivetät seiner Natur zum Vorwurf zu machen“, begegnet Virchow mit der Frage: „Hat die Nation kein Recht stolz, keine Pflicht dankbar zu sein, daß ihr das Vorrecht geschenkt ward, aus ihrer Mitte einen Dichter hervorgehen zu sehen, dessen Gleichen keine Zeit gekannt hat?“ Näher auf den Inhalt der Schrift einzugehen, fühlen wir uns nicht berufen, verweisen vielmehr schließlich nur noch auf die 10 Beilagen, die, wir zweifeln kaum, für die Geschichte der Wissenschaft mehr Werth haben dürften, als die mehr für ein allgemeines Publikum bestimmte Rede, die im Saale der Singakademie zu Berlin gehalten wurde und zu dem Cyklus von Vorlesungen gehörte, welcher von dem zur Errichtung eines Goethe-Denkmal's zusammengetretenen Comité veranlaßt wurde.

Was die zweite Schrift „Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart“ von Karl Heinrich Rehdig (Nr. 11) betrifft, so spricht sich über deren Veranlassung und Zweck der Verfasser im Vorwort dahin aus, daß er, durch Hermann Gertner's geistvolle in Dresden gehaltene Vorträge „über den Dichter Goethe“ dazu angeregt, gesucht habe, „auch den Naturforscher Goethe noch specieller kennen zu lernen“, worauf er fortfährt:

Das Ergebnis dieser Bemühung ist in diesen wenigen Blättern niedergelegt, theils in einer Zusammenstellung der eigenen Aussprüche Goethe's und in einer sachgemäßen Ordnung seiner verschiedenen naturwissenschaftlichen Studien und Strebungen, theils in einer Vergleichung seiner Anschauungen mit der Theorie der Neuzeit. Dieser Versuch ist daher seiner Bestimmung und seinem Wesen nach nur relatorisch, vergleichend, keineswegs in das Wissenschaftliche selbst eingehend, da dabei beabsichtigt war, nicht dem Fachgelehrten, sondern nur dem gebildeten Laien die Bedeutung Goethe's als Forscher wieder in Erinnerung zu bringen, nachdem er, gleich Schiller, so vielfach als Dichter ausgedeutet worden ist.

Wir empfehlen die kleine Schrift, in deren einleitendem Theile Goethe's Charakter im allgemeinen als ein

durchaus humaner geschildert wird und Belege dafür auch aus d. Bl. entnommen werden, als eine ihrem Zweck durchaus entsprechende.

Die „Goethe-Tafel“ von dem Verfasser der „Schiller-Tafel“ (Nr. 12) erwähnen wir nur kurz als eine selbst die kleinern Gedichte, Balladen, geselligen Lieder, Parabeln u. s. w. umfassende recht brauchbare chronologische Uebersicht der Geistesproducte Goethe's, um noch mit einigen Worten der beiden kleinen, gewissermaßen einander ergänzenden Schriften „Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt“ (Nr. 13) und „Goethe's Vaterhaus“ (Nr. 14) mit einigen Worten zu gedenken. Der Verfasser der erstern hebt im Vorwort hervor, daß Goethe zwar in „Wahrheit und Dichtung“ die Einwirkung seiner Umgebungen, der toten, wie der belebten, mit „unerreichter psychologischer Meisterschaft“ wiedergegeben hat; vieles aber habe er, als er „Wahrheit und Dichtung“ herausgab, nur anzudeuten für passend gehalten, was jetzt unbedenklich ganz ausgesprochen werden könne; in manchen Punkten habe ihn auch sein Gedächtniß getäuscht; viele von ihm erwähnte Lokalitäten seien jetzt vollständig umgeändert, während andere mit seltener Treue ihr alterthümliches Gepräge bewahrt hätten u. s. w. Was nun die Forschung über die Geschichte von Frankfurt in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat, ist von dem Verfasser benutzt, um durch Commentirung der ersten Bücher von „Wahrheit und Dichtung“ eine Lücke auszufüllen, welche die Goethe-Literatur trotz ihres großen Umfangs noch aufweist. Außerdem standen demselben einige alte Flugschriften äußerster Seltenheit zu Gebote, welche neue Aufschlüsse über manche Stellen der Goethe'schen Erzählung gewähren.

Uebrigens umfassen die vorliegenden Blätter „nur die Jugend Goethe's bis zur Uebersiedelung nach Weimar, da für die spätern Besuche in der Vaterstadt das Material theilweise noch nicht zugänglich ist“.

Kein künftiger Biograph Goethe's wird diese fleißig und gewissenhaft zusammengestellte Schrift, die auch nach Carus' Versicherung „sehr hübsche Beiträge“ bringt, in der Goethe's Jugendperiode betreffenden Partie unbenutzt lassen dürfen.

Die Schrift „Goethe's Vaterhaus“ ist von Dr. Otto Volger abgefaßt und es sind davon nur wenige, zu Geschenken für Ehrenmitglieder und einflussreiche Gönner des Deutschen Hochstifts bestimmte Exemplare abgezogen worden; doch wird eine neue Auflage vorbereitet (insofern sie nicht inzwischen bereits ins Leben getreten ist), welche jedoch nicht auf dem Wege des Buchhandels, sondern durch Verkauf an künftige Besucher des Goethe-Hauses weitere Verbreiter finden soll. Das Wichtigste und Interessanteste darin ist der Nachweis, daß die seit Jahrzehnten alljährlich als Goethe's angebliches Arbeitszimmer von Hunderten von Wallfahrern besucht und mit Gefühlen der tiefsten Pietät betretene Dachstube im Hinterflügel des Goethe-Hauses nur infolge eines unerklärlichen Irrthums, in welchem selbst der Verwaltungsrath des Deutschen Hochstifts und Verfasser der gegenwärtigen Schrift bis noch vor kurzem befangen war, völlig unverdient zu

seinem Weltruhm gelangt ist. Aus Volger's gründlichen, in dieser mehrfach anziehenden Schrift niedergelegten Nachweisungen geht vielmehr auf das unzweifelhafteste hervor, daß das Stiebelzimmer im Dachstock („im Mansard“) des Vorderhauses als das echte Heiligtum zu betrachten, daß Wolfgang Goethe mithin nicht in einem abgelegenen, schlechten, zum Malen keine Möglichkeit bietenden Dachstübchen, sondern in einem geräumigen, schönen, wenn auch damals wahrscheinlich in höchster Einfachheit eingerichteten Zimmer groß geworden ist.

Das jüngste, soeben erst erschienene* Buch über und wir dürfen sagen, zumeist auch von Goethe, ein „Handbuch für Haus und Familie“, die von Philipp Merz herausgegebene Schrift: „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken“ (Nr. 15), besprechen wir zuletzt, und wir können es nur beklagen, daß wir, nachdem wir der Literatur über Goethe und diesem selbst schon so viel Raum gewidmet, über dieses gehaltvolle Buch und kürzer fassen müssen, als es seinem Inhalt nach verdient. Die einleitenden Abhandlungen: „Werth und Aufgabe der Familienerziehung“ und „Goethe's Beruf zum Erzieher“, erwecken ein für den Verfasser und Herausgeber durchaus günstiges Vorurtheil und von vornherein die Ueberszeugung, daß er der Aufgabe, die er sich mit diesem Buche gestellt, gewachsen sei. In der That möchten wir die Betrachtung: „Goethe's Beruf zum Erzieher“, hier am liebsten fast Wort für Wort mittheilen, wenn wir Raum dazu hätten und nicht annehmen dürften, daß recht viele unserer Leser sich in den Besitz des schönen Buchs setzen werden. Folgende Stelle können wir uns jedoch nicht enthalten, hier mitzutheilen. Der Herausgeber bemerkt:

Goethe's schriftliche und mündliche Ueberlieferungen sind ein Schatz für jeden Erzieher, eine kaum zu erschöpfende Fundgrube der Belehrung und Anregung für alle, die zu lesen verstehen, für alle, deren Sinn und Geist von der großen Angelegenheit der Erziehung und Bildung hinlänglich erfüllt und durchdrungen ist. Man kann kein Goethe'sches Buch aus der Hand legen, ohne sich als Vater belehrt, als Mensch gekannt, gewürdigt und erhoben zu fühlen. Der große und in Sachen der menschlichen Natur und Entwicklung wahrhaft weise, rührend gerechte und milde Mann erfüllt uns immer wieder mit neuer Dankbarkeit und neuer Bewunderung. Der Erzieher darf nur seine Hand ergreifen und ihm sein Ohr öffnen, um den wunderbar richtigen, überaus wohlthuenenden pädagogischen Geist, ja Instinct, der ihm einwohnte, und das lebhaft pädagogische Interesse, ja man muß sagen, das pädagogische Wirken zu empfinden, dem wir so vielfach und so gerne in seinem Leben begegnen, und das ihn in alle Lebensverhältnisse begleitet.

Zum Schluß seiner Betrachtung bemerkt der Verfasser gleich schön und wahr:

Lerne den herrlichen Mann nur kennen, und du wirst ihn lieben. Liebe ihn, und du wirst von ihm lernen. Lerne von ihm, und der Mensch und sein Leben, die Welt und ihr Treiben, die Natur und ihr Walten werden sich dir aufhellen in seinem Lichte.

Zunächst auf diese Abhandlungen läßt der Herausgeber eine „Selbstcharakteristik Goethe's“ folgen, zusammengesetzt aus Selbständnissen, welche Goethe in seinen Schriften oder in Briefen oder mündlich über sich selbst

ausgesprochen hat. Wir theilen hieraus nur einige wenige mit, die als Belegstellen zu einzelnen unserer eigenen Aussprüche dienen können. Die von uns oben (Nr. 51) zwischen Goethe und Shakspeare gezogene Parallele findet in folgenden Selbstbekenntnissen Goethe's, wenn man sie richtig versteht, ihre Bestätigung oder Ergänzung:

Jedes Gewaltfame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.

Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist. Das Unversöhnliche kommt mir ganz absurd vor.

Shakspeare, der ebenso sehr zum tragischen als zum humoristischen Dichter geboren war, liebte nach beiden Richtungen hin das „Gewaltfame, Sprunghafte“, wiewol Goethe's Zusatz: „denn es ist nicht naturgemäß“, auf Shakspeare nicht passen will, auch überhaupt nicht ganz richtig ist, denn die Natur (bei vulkanischen und andern elementarischen Ereignissen) wie das Leben verfahren sehr oft gewaltfam, sprunghaft und durchaus nicht immer „conciliant“.

Goethe's Pietät und uneigennütige Gesinnung, seine Heilighaltung der alttestamentarischen und christlichen Urkunden, seine Liebe zur Natur als einer Offenbarung Gottes, seine Einfachheit, seine Wahrheitsliebe — Eigenschaften, die auch wir oben an ihm gerühmt haben — werden durch folgende Selbstgeständnisse bestätigt:

Auf das, was mein Vater sagte, hätte ich zu manches einwenden lassen, aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Tugend, meine Natur, meine Ausübung.

Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und werth, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.

Nach hat Gott mit der Physik gesegnet, damit mir es um Anschauen seiner Werke wohl werde.

Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Guten über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug.

Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Prachtige Zimmer sind meiner Natur ganz zuwider.

Il faut croire à la simplicité, man muß an die Einfachheit an das Einfache glauben, wenn man den rechten Weg gehen will.

Es machte mir überall zu schaffen, daß ich nicht denke. Ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für toll.

Aber er durfte auch von sich sagen, daß er sich sehr viele Freunde und Anhänger erworben habe, weil er ihm bei seiner Art zu empfinden und zu denken gar nichts gekostet habe, „einen jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte“. Er durfte weiter von sich rühmen: „Die geringen Leute lieben mich, besonders die Kinder“; er meint, Christus habe recht, „und auf die Kinder zu verweisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden“ (Kretzer jagt bekanntlich von ihm: „Goethe ist ein großer Kind“), und er bemerkt ein andermal: „Die Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, ist gewiß für Gott die höchste“.

u. s. w. Man hat ihn, wie wir an dieser Stelle auch noch hervorheben wollen, der Abneigung gegen die Juden beschuldigt, aber Thatsache ist, daß er keins jener früher beliebten Stücke, in denen die Juden dem Spott preisgegeben wurden, auf der weimarischen Bühne zur Auf- führung gelangen ließ. Seine Abneigung gegen alles Phrasenwesen bezeugt folgender Ausdruck:

In meinem Leben habe ich mich vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, schien mir an andern unerträglich, an mir unmöglich.

Die meisten der oben mitgetheilten Aussprüche Goethe's gehören allerdings seiner frühern Periode an. Wenn auch Goethe später herber und schroffer wurde, so war dies weniger seine Schuld, als die Schuld der Menschen, mit denen er verkehrte, der Verhältnisse, in denen er sich bewegte. Wir alle werden mit den Jahren herber, je mehr wir Enttäuschungen, Undank und üble Behandlung erleben, und wenn die Jüngern über die Abgeschlossenheit älterer Personen klagen, so sollten sie bedenken, daß sie selbst durch ihr rücksichtsloses, dunkelhaftes und oft nur allzu undankbares Wesen dazu vielleicht beitragen.

Der Selbstcharakteristik Goethe's läßt nun der Herausgeber die eigentlichen „Leichtstrahlen aus Goethe's Werken“, folgen und zwar in nachstehende Rubriken getheilt: „Der Mensch und die Gesellschaft“, „Kindheit und Jugend“, „Religion und Sitte“, „Geisteskultur“, „Selbsterkenntniß und Charakterbildung“. Wir treffen hier auf einen köstlichen Schatz von gehaltvollen, humanen, sittlichen oder praktischen Lehren, Winken und Vorschriften, in denen sich Goethe als echter „Menschenbildner“ ausweist, und wir hoffen und wünschen, daß das Buch, welches zu einer richtigern Würdigung Goethe's sehr viel beitragen kann, in recht vielen Kreisen, namentlich pädagogischen, in denen noch so viele unbegründete Vorurtheile gegen Goethe bestehen, Eingang finden möge.

Der Kreis der im Laufe der letzten drei und vier Jahre ins Leben getretenen Beiträge zur Goethe-Literatur ist mit den beiden Artikeln, die wir ihnen gewidmet haben, keineswegs abgeschlossen; manche Specialbeiträge wurden im Laufe dieser Jahre in besondern Aufsätzen oder gelegentlich, der einen ganzen Band einnehmende wichtige Briefwechsel Goethe's mit Sulpiz Boissière erst in Nr. 50 d. Bl. besprochen; über mehrere neuer erschienen die Goethe'sche Farbenlehre betreffende Schriften wird ein sachkundiger Mitarbeiter berichten. Auch verweisen wir auf die Notiz über F. Pecht's „Goethe-Galerie“ in der vorigen Nummer. Außerdem liegt uns eine ziemlich Anzahl von Schriften und Werken vor, in denen Goethe's literarische Wirksamkeit in Parallele mit der seiner hervorragenden Zeitgenossen, Lessing, Schiller, Wieland u. s. w. zu charakterisiren versucht wird und die, da Goethe darin gewissermaßen nicht als Held eines Monodramas, sondern in einem Ensemblestück auftritt, gleichfalls einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben müssen.

Hermann Marggraf.

Erzählungsliteratur.

Vier Erzählungen größern Umfangs, von welchen zwei, „Ein Juwel“ und „Der Mayordomo“ nach Inhalt und Richtung in naher Verwandtschaft stehen, während die andern, „Schuzlos, aber nicht hilflos“ und „Wogen des Lebens“, nach Inhalt und Richtung die vollkommensten Gegensätze bilden, führt der Zufall auf unserm Schreibtische zusammen und so mögen sie denn auch einer gemeinsamen Besprechung unterworfen werden; die fromme Taube fliege voraus, ihr folge das Weltkind, und die heiße Sonne Amerikas beleuchte den Schlußreigen.

1. Schuzlos, aber nicht hilflos. Novelle von A. Brook. Zwei Theile. Dresden, Runge. 1863. 8. 3 Thlr.

Die Läuterung einer edeln Menschenseele in den Prüfungen des Lebens und die Wahrheit des Sages, daß überall da, wo das Gute kräftig gewollt und erstrebt wird, der göttliche Segen nicht ausbleibt, das ist die künstlerische und ethische Aufgabe der vorliegenden Brook'schen Novelle, und je öfter dieser Vorwurf schon mit größerm oder geringerm Erfolge von bedeutenden wie mittelmäßigen Geistern bearbeitet wurde, um so verdienstlicher ist es, daß Brook in seiner ebenso einfachen als gehaltvollen Erzählung sich nicht mit fremden Federn schmückt, sondern durchaus selbständig verfährt und Eigenartiges eigenartig behandelt.

Verfolgen wir ein wenig den Gang der Novelle: „Nette meine Ehre und dulde nicht, daß meine Gläubiger nach meinem Tode den ehrlichen Namen meines Vaters der Schande preisgeben!“ Mit dieser Mahnung war der alte Freiherr von Schedt plötzlich dem Tode verfallen, und diese Mahnung war die einzige Erbschaft, welche er der nach seinem Ableben gänzlich verwaisenen einzigen Tochter hinterließ. Denn nachdem das verwöhnte Kind, welches bis dahin dem Glück und seinem Glanze sozusagen im Schoße geseffen, das Kreuz heroisch auf sich genommen, welches Gottes Wille ihm auferlegte, und die ganze Hinterlassenschaft des Vaters den Gläubigern übergeben hatte, sodas deren Forderungen gänzlich befriedigt wurden, da blieb eben nur der Brautschmuck der längst heimgegangenen Mutter zurück, und auch dieser mußte als Deckung einer nachträglichen Forderung dem Gewürzkrämer Stilling in Verfaß belassen werden. Abeline hatte nun keinen andern Fort mehr als sich selbst und den großen Vater der Waisen: sie stand völlig schuzlos, aber nicht hilflos. Herzlosen Menschen zu dienen, das hatte Brot der Abhängigkeit von Launen und Capricen zu essen, der Verleumdung zu verfallen und von den Regen der Verführung umstellt zu werden, war fortan ihr trauriges Los; aber sie trug es, wenn auch mit innern Thränen, doch fest und unbeugt im Bewußtsein ihrer treuen Pflichterfüllung dem heimgegangenen Vater gegenüber und mit dem festen Willen aus eigener Kraft sich eine würdige Existenz zu gründen. So trat sie als Erzieherin in das Haus des reichen Bankiers Wohlberg zu Berlin, und zum ersten male kam die Welthe des Berufs über sie, indem sie der gute Engel eines still in sich gefehrten verschleierte tränklichen Kindes wurde, das an ihrer Hand und an ihrem Herzen zum Leben erblühte. Wohl gab sie auf diese Weise Schutz, sie selbst stand ohne denselben; aber hilflos war sie darum nicht. Die erste wahre Liebe keimte in ihrem Herzen, die erste wahre Liebe wurde von ihr ahnungslos in der Brust eines trefflichen Mannes erregt. Aber indem Abeline wählte, durch diese Liebe die Rechte einer andern zu kränken, stöß sie in stille Abgeschleichenheit, immer schuzlos, aber durch die Gnade Gottes nicht hilflos. Denn ob auch in dieser Zurückgezogenheit, in welcher sie durch „Stundengehen“ ihr kärgliches Brot verdiente, der Leiden Fälle über sie kam: Verlust aller ihrer mühselig erworbenen bescheidenen Habe, schwere Krankheit und listig-lästerne Nachstellung, die Hand des Allgütigen half ihr, der Schuzlosen, durch Angst und Gefahr und, indem sie den tropischen Stolz, welcher bis daher ihr Wesen mit Herbigkeit erfüllt hatte, zugleich überwand, trat

Abeline in neue, bessere Verhältnisse, in den Kreis einer ländlichen Familie, deren glückliche behagliche Existenz auf den festen Grundlagen menschlicher Wohlfahrt aufgebaut war: Gottesfurcht, Liebe und Arbeit. Bald sehen wir sie hier als holdes Braut jenes ersten Mannes, der ihr schon damals sein Herz geschenkt hatte, als sie noch in dem berliner Bankierhause verweilte, und ihr Glück scheint „gemacht“. Aber wie ihr nun einmal beschieden war, jeglichen Sonnenschein sich mühsam und durch Leiden zu erringen, so sollte auch dieses ihr höchstes irdisches Glück nicht ohne schweren Kampf ihr zu Theil werden. Die teuflische Verleumdung eines Glenden, der vergeblich um ihre Gunst geworben hatte, giebt finstern Verdacht in das Herz ihres Bräutigams und zerreißt den schönen Bund zweier edeln Seelen, die sich kaum gefunden hatten. Abermals schuflos fällt Abeline in tödliche Krankheit, und als sie aus Fieberträumen erwacht, sieht sie den Geliebten an ihrem Schmerzenslager, von ihrer Keimheit durchdrungen, von tiefer Reue gebeugt. Gottes Hilfe hatte entschieden. Aber Abelines alter Stolz, kaum gebändigt, erwachte von neuem, und es war ihr, als könne, als dürfe sie die ihr angethane Kränkung, die ihr vorgeworfene Schwach nicht vergessen, kaum vergeben. Sie rang mit diesem Stolz und mit sich schuflos, aber nicht hülflos; denn die göttliche Liebe regte in ihr; endlich grünte die Palme danernden Friedens und festbegründeten Glücks in ihrer Hand, und das selige Lächeln, welches in ihren Zügen leuchtete, als der Mutter Brautkutschmuck eingelöst in ihrem Schoße ruhte, war das innigste Dankgebet einer vielgeprüften edeln Frauenseele, welche in Leid und Kampf bestanden hatte vor Gott und den Menschen: schuflos, aber nicht hülflos.

Wir sagten vorhin, daß diese einfache Erzählung eigenartig befaßelt sei, und finden diese Eigenartigkeit vor allem darin begründet, daß die Heldin der Novelle sich nicht marionettenartig nach der Tendenz des Buchs bewegt, sondern ein durch aus selbständiges, sich organisch entwickelndes Leben befaßt: alle Kämpfe, Verwickelungen und Lösungen wachsen gesund und unmittelbar aus dem Charakter und aus dem Wesen der handelnden Personen heraus und mit Ausnahme des Schlußes bezeugt man nirgends einer Wendung, welche gemacht und den geschilderten Menschen und Zuständen um der Tendenz willen gleichsam oetroyirt wäre. Keine schwächliche Sentimentalität, keine pietistische Kinderei stört den Gang der Handlung und die Charakteristik der Gestalten, vielmehr macht sich überall ein tüchtiges und ferniges Wesen geltend, welches Thaten verlangt und gibt, und nur da Gottes Segen erblickt, wo Arbeit und Kampf nach edeln und reinen Zielen ringt. Unter solchen Verhältnissen muß es im höchsten Grade befremden, daß gegen Ende der Erzählung der Autor plötzlich seiner gesunden Art untreu wird und mit seinen psychologischen Motivierungen in das absolut Unwahre geräth. Oder ist es denkbar, daß ein so ernster, klarer und männlich gesammelter Charakter, wie der Rhoden's, auf die verleumderische Anklage eines Glenden, welche so augenscheinlich den Stempel der abscheulichsten Persidie trägt, ohne auch nur leise zu fragen, ob die Geliebte sich nicht rechtfertigen könne, sofort mit der unbedingten Verdamnung der letztern vorgehen werde? Unmöglich, kann das eine tiefe und wahre Liebe sein — um eine solche aber handelt es sich hier —, die den Gegenstand ihrer Neigung nicht erhaben über jegliche Verunglimpfung erachtet und welche so leicht in die Fallgrube eines groben Betrugs fällt. Diesem Frevel an Liebe und Gerechtigkeit gegenüber hatte Abeline nicht nur die moralische Erlaubnis, sondern vielmehr die jungfräuliche Pflicht, sich für immer zu versagen, und wie die Dinge lagen, steht ihr „Verzeihen“ fast mehr wie eine Schwäche, denn wie eine That der Selbstüberwindung aus. Hier also hätte die Erkundungsgabe des Autors ein feineres Auskunftsmittel ergründen müssen, als der von ihm beliebte grobe Betrug. Vielleicht stimmen diese Ausstellungen den Verfasser zu zweckentsprechenden Aenderungen bei einer etwaigen zweiten Auflage, die wir diesem trefflichen Buche von Herzen wünschen. Möchten vor allem Mütter diese Novelle ihren jugendlichen Töchtern auf

den Lesetisch legen; diese werden wahrlich daraus mehr für Herz und Seele entnehmen als aus der modischen Romanlektüre, und während sie Gelegenheit haben, sich an der Lebendigkeit und Feinheit der Charakteristik, an der Frische der Naturschilderungen und an dem Reize einer anmuthigen Darstellung zu ergötzen, quillt ihnen aus der Brust jenen edlen, jenen echten Heiligenschein und jene innige lebensfruchtige Moral entgegen, welche die besten Stützen weiblicher Tugend und Ehre sind und in welchen sich am ersichtlichsten die praktische Wahrheit der Worte bekräftigt: Schuflos, aber nicht hülflos!

2. Wogen des Lebens. Roman in drei Bänden von Gustav vom See. Breslau, Trevesdt. 1863. 8. 4 Thlr.

„Wogen des Lebens“ ließe sich billig ein jeder Roman überscheiden, der einigen Anspruch auf Natur und Wahrheit erheben darf; warum indes Gustav vom See den seinigen gerade so und nicht anders benannt hat, ist schwer zu finden, indem diese Erzählung nicht sowohl Wogen des Lebens als vielmehr Wogen der Verwirrung anführt. Es ist eben eine ziemlich gewöhnliche Mottefengeschichte, welche, tendenziös aussehender, drei Bände, stellenweis recht langweilig, ausstapft und schließlich kaum einen andern Eindruck hinterläßt und hinterlassen kann, als den des Mißbehagens. Ein erbärmlicher Fürst und ein noch erbärmlicherer Rath, ein verrückter Student, ein verlebter Student, ein schlauer aber in sich hohles und jeden Funtens echter Weiblichkeit bares Frauenzimmer, dazu die nöthige Fälschung anheimelnder und kacher Persönlichkeiten, ziemlich, solche Mottefengeschichte und mitten in aller nahten Realität eine so runderomanantische Unwahrscheinlichkeit in Verknüpfung und Lösung der Begebenheiten, alles endlich mit der unvermeidlichen modernen Tendenzmacherei für das hochpreisliche Republikanism von weiser Grundlage hergerichtet: das ist das Ganze dieses „Wogen des Lebens“, welche so viel versprechen und schließlich so wenig halten. Ein Weib, welches, ohne durch heftiges Leid verwirrt oder gebeugt zu sein, sein Leben mit dem beginnt, womit schiffbrüchige Existenzen enden, mit der vollkommensten Blässheit und kältesten Gleichgültigkeit gegen alles menschlich Hohe und Edle, vernichtet gleich von Anfang jeden Rathsel geheimer Vermüher, und ein solches Zerstück nun noch auf dem Wogen des Lebens, welche nicht aus glühender Leidenschaft oder aus hohem Leichtsinne, sondern aus Berechnung betreten werden, vorwärts zu schieben, heißt gelind gesagt, Romane aus Caprice schreiben und dabei von vornherein der fänkewischen Aufgabe sich entschlagen, Schönes zu schaffen und Böses zu gestalten. Dieser seltsame Netzen sehen wir am Schluß der Erzählung mit ihrem widerlichen Handlanger ohne Schmerz in den Abgrund stürzen, und ein unheimliches Grauen ist aller Anteil, welchen der jähe Untergang dieses realen Gespenstes in uns aufkommen läßt. Die Dummheit und Zerkissenheit der „Heldin“ theilt sich mehr oder weniger sämmtlichen Gestalten dieses Romans mit, welche fast alle einen krankhaften Eindruck erzeugen und ein gesundes ferniges Menschenwesen nicht recht aufkommen lassen; denn Cäcilie und Robert, in ihren Anfängen recht hübsch gezeichnet, bleiben nur Ansätze zu frischen Blättern und verkümmern episodisch. Geradezu komisch aber wirkt die Gestalt des alten Geheimraths, welche eine durchaus würdige sein und durchaus würdig handeln soll, mit dem endlichen lange verschluckten und lange gewürgten Bekenntnisse, daß die Frau Geheimrathin des famosen Netzen's Mutter sei; der alte Herr gebietet sich im ganzen Romane wie ein Storch, der eine lebendige Kuckucke im Magen trägt, und die Art und Weise, wie er schließlich unter der immer schärfer eindringenden Cardinatswürde einer eifersüchtig ergrimten Gattin die zu unseliger Einnahme verschlungene Blindschleiche endlich ausstapft, erinnert an die Komik der Herren Kallisch und Salingre. Freilich hat Gustav vom See diese Wirkung der betreffenden Scene in seiner Art nachvollzogen; vielmehr soll sich die Begebenheit in diesem Momente tragisch wenden, um bald völlig tragisch zu schließen: als ob verzerrte, bizarre und entnützte Dinge und Gestalten einer tragischen

Erhebung fähig wären? Nur das Menschliche in das Wortes edelstem Sinne ist der tragischen Steigerung mächtig: nicht auf dem Schäume der Wogen fliehet der Laucher die köstliche Perle, er muß sie aus der Tiefe der Fluten mit kühnem Arme entführen. Und damit genug der herben Worten über das neueste Werk eines Autors, den wir schätzen und dem wir gerade wegen seiner ungelungenen schriftstellerischen Verdienste diese Verirrung seines schönen Talents nicht verzeihen können. So misstrauen diese „Wogen des Lebens“ sind, sie tragen doch im einzelnen die Spuren und Eigenartigkeiten der glücklichen Begabung ihres Autors und berechtigen uns deshalb zu der Mahnung: Aufstau vom See wolle nicht wieder der bequemen Lenzenmacherei und dem banalen Tagesgeschmacke zu Liebe einen ebenso unkünstlerischen als unmenslichen Stoff dichterisch zu beleben suchen; es behält uns, eine so geistvolle Kraft keine Besseres vollbringen, als feine Unterredungsgeschichten schreiben und triviale Gelegenheitspolitik treiben. Das Negative bleibt ewig unpoeitisch und unkünstlerisch und nur im Positiven bewährt sich der Dichter als Schöpfer.

3. Ein Juwel. Südamerikanischer Roman von Ernst Freiherrn von Vibra. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 3 Tflr. 22 1/2 Ngr.

Es ist eine düstere, unheimliche Welt, die in diesem Roman ihre finstern Thore aufthut, um den Eindringling durch das dämonische Leuchten ihrer bunten Zauberschätze zu blenden, welche in der Finsterniß wie die Sterne in schwarzer Nacht magisch funkeln und brennen. Der eigenthümliche Zauber, welchen die strahlende Farbenpracht der Diamanten auf den Menschen auszuüben vermögen und welcher in keiner Art zu verwechseln ist mit dem seelenlosen Reiz, welchen der Klang der Goldstücke und das Rollen der Silbermünze verursacht, findet unter der geschickten und kundigen Behandlung des Hrn. von Vibra gleichsam seine poetische Verklärung, und es wird dadurch dem vorliegenden Buche schon im Eingange ein um so interessanterer Charakter gegeben, als den geschilderten Menschen und Vorgängen zugleich die umfassendste Kenntniß der eigenartigen sozialen und zeitmäßigen Verhältnisse zu Grunde liegt. Wir vernehmen die dämonische geheimnißvolle Sprache der Diamanten, welche in Farben und Strahlen redet, wir sehen, wie ihr infernalisches Feuer Auge und Gemüth entzündet und schließlich die ihrem Zauber verfallene arme Menschenfelle für immer damit, nicht sowohl wie die Klapperschlange das Kaninchen fascinirt — dies ist eben nur die prosaische Gewalt des Goldes und Silbers —, sondern vielmehr wie Kleopatra den Antonius, Kallypso den Odysseus fesselte; ob auch des Selbsterlöses ganze Seele an seinem Golde hängt und ob er auch vermeint, alles Glück der Erde im Anblicke seines Dammons zu genießen, dithyrambisch werden seine Schätze ihn niemals stimmen, aus dem todtten prosaischen Metalle quillt keine Poesie; aber die funkeln den Steine schmecken sie, sie allein sind im Stande, ihre Opfer zu begeistern und in gewisser Beziehung Dichter aus ihnen zu machen. Auch Don Quixote, der Besitzer des „schwarzen Diamanten“, war ein solcher Juwelensammler; nur wurden seine Vergnügungen nicht von jenen Moosmatten umgaulert, welche sonst die Träume des Glücks zu umschweben pflegen, vielmehr fand über ihm die schwarze Wolke eines mörderischen Verbrechens, und wann er in stiller Nachtstunde seines Zauberscheins genoß, schien es, als wenn rothe Bluttröpfchen aus der tadellosen funkelnden Schwärze des köstlichen Juwels strömten. Wohl nahm er den wunderbaren Diamant, welcher seinem gleichen in der Welt nicht hatte, mit auf die Meerfahrt gen Europa, wohin er mit seinem Schwiegersohn, dem deutschen Kriegsmann Altenberg, und seiner schönen Tochter entflohen war; aber die wuchsenden Wogen verschlangen Vater und Kind, des Vaters Grube nach am Rande schwand, und nach mannichfacher Verfahrte langte Altenberg mit dem „schwarzen Juwel“, den die Fluten verschmähten, auf seinem alten verfallenen Schiffe in der deutschen Heimat an. Warum war der Stein doch von solcher Größe und Macht, daß man hier seine Macht

heit bezweifelte, dort nicht Millionen genug hatte, um ihn bezahlen zu können! Dieser Umstand war das Verhängniß des wackern Altenberg, der überdies noch die Gewohnheit hatte, ängstlich verlobt zu sein: eine Eigenschaft, welche die Eifersucht des unheimlichen schwarzen Steins erregt zu haben schien. Verung, Altenberg gerieth um seines Juwels willen in die Hände der abgeseimtesten Betrügerschaft jener Zeit. Eine Gaunerin ersten Ranges weiß dem Stein zu Liebe seine Hand zu erschleichen, und ruft schließlich, sich am Ziele wahnend, ihre Genossen herbei, beraubt den gefesselten Gatten, während ihr und Altenberg's Sohn den wie todt am Boden liegenden Vater verhöhnt, des Steins. Aber nicht des echten. Denn Altenberg hatte einen zweiten unechten Stein, welcher dem echten täuschend nachgebildet war, um als Copie des Originals zur Ansicht verschickt werden zu können. Und während nun die edle Gattin mit dem noch edlern Sprößling im Besitze des falschen Diamanten zu neuen Verbrechen zog, versteckte sich Altenberg in Begleitung seines Sohnes zweiter Ehe — die Juwelendiebin war seine dritte Frau — in Chile, wo wir ihn als Hüter des echten schwarzen Steins und als Don Gerroviejo wiederfinden. Spanisch-Amerika kämpft um diese Zeit den Strauß seiner Befreiung von der Oberhoheit des Mutterlandes, und Europa streckt, müde und matt von Blut und Brand, die wunden Glieder. Wer soll da in beiden Welten Lust haben, den schwarzen Diamanten zu kaufen? Aber Don Gerroviejo brauchte Geld, weil sein Sohn eine schöne chileische Donna heirathen möchte. So muß er den Juwel anbieten, und kaum weiß die Gattin um seinen Schatz, da reden sich auch schon tausend böse Geister, um den Eigenthümer des Wundersteins zu verderben und den letzten an sich zu reißen. Die Wirren des Kriegs geben dazu die beste Gelegenheit. Inzwischen erkannte die Räubersippe in Europa, daß sie ein Opfer des Zufalls, welcher sonst der behende Diener der Vorsehung ist, geworden und daß ihr Stein ein anechter sei. Auch der falsche Dastard-Diamant hatte Blut genug getrunken. Nun macht sich Don Gerroviejo Altenberg's Sohn, welchen er mit der Gaunerin erzeugt hatte, nach Amerika auf, um den echten schwarzen Diamanten zuerringen. Dieser vortreffliche Junge ist die Krone eines geriebenen Beutelschneiders geworden, und durch eine Kette von Listen, Intrigen und Machinationen weiß er sich wirklich in den Besitz des ersehnten Juwels zu setzen, für welchen ein neuer Blutstrom fließt und für welchen Jung-Altenberg Nr. 2 selbst des Vaters Leben wie das Flämmchen eines Dreierlichts ausgeblasen haben würde, wenn ihn das eigene Verhängniß an diesem irdischen Vorhaben nicht behindert hätte. Die Verfolger hinter sich, flieht er mit seinem blutigen Schätze; umsonst, er kann nicht mehr enttrinnen. Da stürzt er mit dem echten schwarzen Stein in die schäumende Meeresflut, und über dem unheimlichen Mörder und dem unheimlichen Diamant schließt sich für immer das fauchte Grab. Der Dämon war nun geschwunden aus der Familie Altenberg und Glück und Friede blühten fortan, wo kurz vorher die Mächte der Hölle gewüthet hatten.

Wir anerkennen an diesem Romane ganz besonders, daß er in Durchführung seiner künstlerischen Absichten klar, bestimmt, consequent und mit einer Darstellungswiese auftritt, welche ebenso sehr durch Frische, Lebendigkeit und Gewandtheit in Ausdruck und Schilderung als durch höchst charakteristische Auffassung und Wiedergabe der gesellschaftlichen, nationalen und geschichtlichen Zustände der Zeiten und Länder sich auszeichnet. Die Handlung, welche vom ersten Momente an eigenartig feststelt, entwickelt sich ohne Künsteleien in gesteigerten Fortschritten, und eine gesunde moralische Tendenz wirkt dabei um so kräftiger, als sie sich nicht in breiten Redereien ergeht, sondern aus den Consequenzen der Begebenheiten in Thesen spricht. Hätte der Autor denjenigen Theilen seiner Erzählung, welche das europäische, in specie das deutsche Gaunerthum aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts behandeln, etwas weniger Umfang gegönnt und sich darin auf das für Gang, Folge und Charakteristik seines Romans Nothwendigste

beschränkt, so würde er der Klippe, in Eugène Sue'sche Manier zu verfallen, entgangen sein. Wir begreifen, offen gestanden, die Vorliebe nicht, mit welcher ein so feiner Geist, wie Dr. von Vibra, sich die ausgebehnten Schilderungen des Spitzbuben-Wisfers vertieft, und möchte ihn doch nicht gern der Buchmacherei beschuldigen: eines Vergehens, welches ein Autor nicht zu begehen braucht, dem, wie dem Verfasser dieser Erzählung, vollkommene Weltkenntnis und Weltbildung, Fülle der Gedanken, Phantasie und sehr bedeutendes Erzählertalent zu Gebote stehen. Was in der angegebenen Richtung zu viel geschehen ist, erscheint uns in Bezug auf die Darstellung der hilenischen Bürgerkämpfe jener Zeit zu wenig gethan. Hier würden wir eine größere Ausbreitung, sowohl wegen der höchst interessanten historischen Vorgänge, als auch zu Gunsten der Erzählung selbst, sehr am Orte gefunden haben, weil letztere dadurch an Bedeutung gewonnen und sich aus dem engen Kreise einer Familiengeschichte auf die Höhe eines historischen Romans geschwungen hätte. Wie sehr befähigt der Autor zu solcher Erhebung ist, hat er durch die Episode des Venavides gezeigt. Mit Freuden würden wir ihm auf der Höhe seines dichterischen Berufs begegnen.

4. Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Californien und Neumexico von Balbain Möllhausen. Vier Bände. Leipzig, Göschen. 1863. 8. 5 Thlr.

Dieser „Mayordomo“ hat nicht allein in Bezug auf Grund und Boden seiner Vorgänge, sondern auch in Bezug auf Tendenz und Inhalt viel Ähnlichkeit mit Vibra's „Juwel“. Romano-amerikanische Zustände werden hier wie in der vorhin besprochenen Erzählung im Kampfe ihrer eigenartigen leidenschaftlichen Strebungen geschildert, und es ist hier wie dort die Habgucht und die Gier des Besitzes, welche mit den Regungen edeln Menschenthums auf Tod und Leben ringt, bis das letztere endlich siegt und triumphirt. Gleitet in diesem Bestreben der Verfasser des „Juwels“ mehr auf der Oberfläche der geschilderten Verhältnisse dahin, gleichsam nur ein flüchtiges Spiegelbild der nationalen Zustände entwerfend, so führt uns Balbain Möllhausen tief hinein in den innersten Kern der von ihm dargestellten Welt und bietet nach dieser Richtung hin ein ebenso reiches und gründliches als ausgeführtes und wohlbeherrschtes Detail. Das neumerikanische und californische Leben entrollt sich in den frischesten und charaktervollsten Bildern vor unsern Augen und fesselt ebenso sehr durch die Großartigkeit seiner Natur und durch die rothe Jugend seiner Cultur, als durch den eigenthümlichen Reiz seines Gesellschafts- und Familienlebens. Die Gegensätze liegen hier noch unvermittelt durch Bildung, aber auch noch unvermischt durch Blaftheit nebeneinander und nur der menschliche Instinct im höhern wie im niedern Sinne durchdringt wie ein elektrisches Fluidum die streitenden Elemente. Wunderliches Puppentheater! Der wulstlippige Mohr, der bleiche Sohn Albions, der schlanke Indianer, der grübelnde Deutsche, der schlitzäugige gelbe Chinese, Spaniens galante Hivalgos und die jagdbundige Schar der schmutzen Halbbreeds: was suchen sie alle in bunter Wölferwanderung auf Californiens meerbespültem Boden? Gold und wieder Gold! Viel Gold so rasch als irgend möglich, und gibt sich das tückische Metall nicht anders, so wird es mit Mord und Brand errungen zu kurzem Genuß und zu darauffolgendem langen Elend oder raschem Ende durch den Lynxstrich. Möllhausen hat diese gierige Hast, diesen wilden, blutigen, rasenden Götzen dienst des Goldes und Genußes, wie er eben nur auf californischer Erde so zur Erscheinung kommt, mit kundiger und sicherer Hand episch vor Augen gebracht und ebenso sehr die Forderung nach künstlicher Gehaltung des behandelten Stoffes befriedigt, als durch die Wahrheit und Unmittelbarkeit seiner Schilderungen eine Fülle schätzbare Kenntnisse verbreitet. Höchst wohlthuend erheben sich aus dem wüsten Treiben, welches beinahe das Gefühl vollkommenster Gottverlassenheit erweckt und in welchem die Schilderung des Unwesens der Desperados meisterhaft gelungen ist, die

edeln Gestalten des Mayordomo Don Roberto, Sidney's, der Doñas Inez und Maria, des ersten Arrieros von Californien, die räthselhafte Erscheinung Fernando's, der alte Zapper und seine anmuthigen Halbbreeds, der treffliche Sanchez mit seiner altcalifornischen Grandezza und Don Pico's komische Figur. Wahrlich, Möllhausen versteht es, lebenskräftige Charaktere zu formen und stets sind seine Menschen echte Kinder der geschilderten Zeiten und Länder. Aber unter Anderem hat auch ein feines Gefühl für die eigenthümliche Poesie der Welt, die er uns erschließt; wie anmuthig läßt er im Schatten der grünen Palme sein tragisches Jholl erblähen, und wie unheimlich lauert daneben die funkelnde Schlange, der gierige Tiger, der mörderische Indianer, wie schwarz dahinter die furchtbare Wetterwolke! Ein Fischen, ein Kagensprung, ein züngelnder Bliz und — wo noch eben der reine Nachthau an Blatt und Blüten zitterte, quillt ein Strom dampfenden Menschenbluts; aus der blumenberankten Veranda, die noch eben vom Lachen heiterer Kinder erklang, zuckt die lodernde Flamme und die Sonne des nächsten Morgens glüht über Leichen und Trümmern. Aber neue Menschen kommen, neue Häuser, neue Blumen wachsen, und immer und ewig tönt unter Kampf und Frieden, Sonne und Nacht, Leben und Tod die lustige Weise des Fandangos:

Der Wein und die Mädchen voll Sint unsrer harren,
Vergesst das Gold bei dem Klang der Guitarren,
Und hebt die Fäße und wirbelt im Kreise,
Denn Liebe und Lachen und Trinken macht weise!

Das ist californisch-mexicanisches Leben, und Balbain Möllhausen darf sich der Dichter dieser wunderlichen Welt nennen, welcher ohne Zweifel eine große Zukunft bevorsteht.
Hermann von Bequignies.

Wie entstand der Mensch?

Die Schöpfung des Menschen. Von Karl Snell. Leipzig, Arnold. 1863. 8. 20 Mgr.

Die Aufmerksamkeit der Naturforscher ist in neuester Zeit wieder auf ein Thema zurückgelenkt worden, welches im vorigen Jahrhundert zu den Lieblingshypothesen der materialistisch gesinnten Naturphilosophie gehörte: die Hervorentwicklung des Menschen aus den Thieren. Seitdem gerieth dieses Thema, nachdem es den Reiz der Neuheit verloren hatte, wieder in Vergessenheit, und die naturphilosophische Debatte über die Entstehung des Menschen beschränkte sich auf den Punkt, ob eine gleichzeitige Entstehung der verschiedenen Menschenrassen oder eine successive Entwicklung derselben aus einem ersten Menschenpaar mehr Wahrscheinlichkeit habe. Wie kommt also die Gegenwart dazu, jene Hypothese wieder aufzunehmen? Ist dies etwa ein Zeichen von um sich greifendem Materialismus? Keineswegs. Die Ursache ist diesmal eine ganz andere und gehört der reinen Erfahrung an. Es sind die von so großen Erfolgen gekrönten Züchtungsexperimente unserer rationellen Landwirthe, durch welche es gelingt, in Gestalt, Organisation und physiologischen Bildungstrieben einzelner Individuen unserer Hausthiere solche Umänderungen einzuleiten, daß dadurch allmählich die Rassen umgebildet und aus den bisherigen Rassen neue noch nicht dagewesene erzeugt werden können. Warum also nicht auch Menschen aus Affen? So fragt die auf solche glänzende Erfolge geknüpfte Züchtungstheorie des berühmten Darwin. Die geistvolle Snell'sche Schrift ergreift denselben Gedanken, aber mit dem wesentlichen Unterschiede, daß sie den Versuch unternimmt, den menschlichen Ursprung weit tiefer in die Vorwelt zurückzubaitiren, nicht bloß, wie Darwin thut, bis zu den Affen, vielmehr in einer unmittelbaren Weise bis zu den Sauriern herab, Ichthyosaurus, Pterosaurus, Enaliosaurus, Dinosaurus und wie dieselben weiter heißen.

Die Snell'sche Theorie über die Schöpfung des Menschen unterscheidet sich daher wesentlich von allen ähnlichen ihrer Art,

welche eine allmähliche Entwicklung des Menschen aus früheren Organisationszuständen der Schöpfung annehmen. Sie unterscheidet sich aber ganz besonders dadurch, daß sie zum ersten male den Gedanken zugleich mit in Beziehung auf die geistige und moralische Natur des Menschen durchführt. Sie geht hierin so leicht auf die ganze Schwierigkeit der Sache zu, fast den Stier ohne Umschweife sogleich bei den Hörnern. Der Mensch ist ein moralisches Wesen. Seine moralische Natur ist nicht ein bloßer Anhang, eine zufällige Zugabe seiner selbst, sondern ist eben er selbst, der ganze Mensch, wie er lebt und leidet. Hat er sich also aus der Natur entwickelt, so lag seine moralische Anlage auch bereits schon enthalten in den Zuständen, aus denen er sich entwickelte, so ist in der Natur schon die moralische Anlage enthalten, oder so ist die Natur in ihrer Anlage und Bestimmung schon selbst ein moralisches Wesen. Läßt sich dieses nicht denken, so läßt sich überhaupt der Begriff einer allmählichen Entwicklung des Menschen aus früheren Organisationszuständen empor nicht denken, so bleibt an dieser Stelle anstatt der lebendigen Bewegung der rastlos tiefer dringenden Wissenschaft nur die todtte Rede unverstandener Mythen und unglaublicher Vorstellungen übrig gelassen.

Läßt sich hingegen der Gedanke einer schöpferischen Natur, in deren organischen Processen es die geistige Anlage des Menschen selbst ist, welche sich von Stufe zu Stufe entwickelt, ohne Widersprüche von seiten der Erfahrung vollziehen, so fällt das mit ein unvermuthetes Licht in die dunkeln Räthsel unsers Daseins. Nun aber kommen diesem Gedanken, wie Snell nachweist, die Thatfachen der Organisationsvorgänge früherer Weltperioden, soweit wir von ihnen unterrichtet sind, überall ermunternd und bestärkend entgegen. Und so ist es seiner Auffassung nach erst dieser Gedanke, welcher uns in das wahre Verstandniß der göttlichen Schöpfungstage versetzt, und bewirkt, daß uns der tiefstinnige Geist, welcher den ehrwürdigen Schöpfungsmythos durchbringt, wie mit ewiger Morgenfrische anweht, wenn wir die erregende Idee erkennen, aus welcher er entsprang, und nicht an der Schale des buchstäblichen Bildes kleben, womit eine begeisterte Phantasie einst das auszusprechen strebte, was sie zwar richtig empfand, aber keineswegs noch richtig in Worte zu kleiden vermochte, nämlich daß Gott als der moralische Makrokosmos den Menschen als den moralischen Mikrokosmos in einer Stufenfolge von Weltperioden sich selbst zum Ebenbilde fortwährend hervorbringt.

Sowol in der Menschheitsgeschichte als in der Naturentwicklung tritt uns mit deutlichen Zügen der Gegensatz von feststehenden und sich umbildenden Organisationen entgegen. Wir sehen in der Menschheitsgeschichte erstlich die zusammenhängende große Masse der Naturmenschen, die Rassenvölker, nach kurzem Entwicklungsanlauf seit unvorstelllichen Zeiten auf einer ganz niedrigen Culturstufe und in einem armseligen dürftigen Lebenskreise festgebannt. Wir sehen zweitens uralte Culturvölker, wie die Chinesen, Indier und andere mehr, mit geschlossenen für sich bestehenden Bildungskreisen, in einem wenn auch nicht gerade niedrigen, doch eigenthümlich beschränkten Lebensideal fixirt. Wir sehen endlich einen in sich zusammenhängenden Strom der geschichtlichen Entwicklung, von Hochasten ausgehend, durch Vordrängen nach den Küsten des Mittelländischen Meeres sich hinziehend, von da über Europa sich ergießend, und von der europäischen Menschheit als einem Mittelpunkt seine Wogen weiter treibend mit unabsehbarem Ziel seiner Ausbreitung. Es ist der indogermanische Stamm, auf welchen sich schließlich die Kette dieser zusammenhängenden Entwicklung überträgt. Wir finden in der geologischen Entwicklung der natürlichen Organismen der Vorwelt etwas diesem ganz Entsprechendes. Einerseits überall nach kurzem Anlauf der Entwicklung in den mannichfaltigen Richtungen ein Abfallen und Heraustreten aus dem gemeinschaftlichen Strom und ein frühzeitiges Fixiren in dem Umkreise einer engen und kleinen Welt der Triebe und Instincte, andererseits einen in den höhern Organisationen fortfließenden zusammenhängenden Strom, der zuletzt in der unermesslichen Bereicherung

eines einzigen Geschöpfes endigt, welches die vorher immer vor-eilig in plastische Bildungen ausschlagende Triebwelt in ihrem eigenen Innern sammelt und hierdurch in die Region der geistigen und sittlichen Entwicklungen hinüberführt.

Die nähere Ausführung des Einzelnen, wodurch dieser Grundgedanke sich aus der Fülle eines mit unbefangenen Blicke auf-gesammelten vorweltlichen Trümmerfeldes aufdrängt, und sich gleich einem versunkenen Monumente der Urwelt durch langsame Ab-tragen des verdeckenden Schuttes und Flugsandes der Wüste ans Tageslicht hervorhob, wollen wir der Wisbegierde des Lesers anheimstellen, und seinem Genuß nicht vorgreifen, die mannich-faltigen zerstreuten Zeichen und Merkmale des vergangenen Pro-cesses aus den Abschnitten der dieselben sinnig und leise ver-webenen Schrift herauszulesen und herauszubeden. Möge dieselbe die aufmerksamen und lernbegierigen Leser finden, welche sie verdient.

Karl Fortlage.

Notizen.

Aus der deutschen „Pariser Zeitung“.

Einer in Nr. 223 der deutschen „Pariser Zeitung“ ent-haltene Notiz über die uns, dem gegenwärtigen Herausgeber d. Bl., vom Verwaltungsrath der Deutschen Schillerstiftung auf Anlaß der diesjährigen Feier Schiller's, des „Schuppens“ dieser Stiftung, zuerkannte Ehrengabe oder dreijährige Pension von je 300 Thlrn. (der Verfasser der Notiz erblickt darin eine uns „lange vorenthalte öffentliche Anerkennung“) verdanken wir die Uebersendung der betreffenden Nummer, aus der wir zu unserer Freude ersehen, daß diese Zeitung bereits in ihrem fünften Jahrgange steht. Es ist dieser Umstand ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Liebe zur heimatlichen Sprache bei den Deutschen in Paris keineswegs erloschen ist, daß sie uns nicht so abge-schieden und in das Franzosenthum so gänzlich aufgegangen sind, wie man dann und wann wol behaupten hört; im Gegentheil, ein großer Theil derselben hängt noch mit größter Treue und Zähigkeit an den lieben deutschen Wohnstätten, sogar an den altväterischen eckigen deutschen Lettern! Die uns zu-fällig vorliegende Nummer enthält unter anderm eine Cor-respondenz aus London vom 25. November, in der wir folgender Mittheilung begegnen: „Henry Mayhew, der Verfasser von „London labour and London poor“, wird jetzt ein neues Werk herausgeben: „German life and manners as seen in Saxony at the present day“ („Deutsches Leben und deutsche Sitten, wie sie gegenwärtig in Sachsen anzutreffen“). Der Annonce zufolge, in welcher das baldige Erscheinen verkündet wird, scheint der Verfasser eine sehr richtige Meinung vom deut-schen Leben zu haben. Denken Sie sich die Arroganz der Welt zu sagen: die Armuth und das Elend sei in Sachsen größer als in England. Die Mittellassen in Deutschland führen ein schlechteres Leben als der gewöhnliche Arbeiter Englands. Jene hätten schlechtere Kleidung, schlechtere Speise als diese“ u. s. w. *) Ferner finden wir in dieser londoner Correspondenz bemerkt, daß bei der auf Anlaß der schleswig-holsteinischen Angelegenheit von den Deutschen in London abgehaltenen Vorversammlung die Herren Freiligrath, Kinkel, Meigel, Blind, Zaffi, Feingmann, Hubel, Weindes, Bergmann u. s. w. in den Ausschuß gewählt wor-den seien, was dem Correspondenten zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Ich erwähne die Namen dieser Herren ganz besonders, weil daraus hervorgeht, daß die Spaltung, welche im hiesigen Nationalverein eingetreten war, doch wenigstens bei dieser Deutschland so nahe berührenden Frage nicht von Einfluß ist, und diese vielleicht eine Versöhnung der Parteien herbeiführen wird.“

Auch folgende Mittheilung dürfte für uns Deutsche interessant genug sein, um in d. Bl. einen Platz zu verdienen: „Die sprichwörtliche „Bescheidenheit der Deutschen“ existirt noch immer in des Wortes vollster Bedeutung, und es vergeht kaum eine

*) Mayhew's Schrift ist inzwischen erschienen und wird von uns demnächst etwas eingehender berücksichtigt werden. D. Red.

Woche, in der uns nicht neue Beweise zur Behauptung dieser Nationalität geboten werden. So befindet sich z. B. hier in Paris ein Bandmann von uns, Namens Schneider, der bereits seit zehn Jahren in der typographischen Anstalt der Herren Mayrums u. Comp. zur vollen Zufriedenheit seiner Chefs die Stelle eines Buchhalters versteht und sich auch nur als solcher gerirt, während sich derselbe schon seit längerer Zeit einen höchst ehrenvollen Ruf in der Literatur erworben hat. Von den französischen Arbeiten, welche Herr Schneider in den letzten Jahren neben seinem anstrengenden Berufe, der ihn von morgens bis spät abends an sein Bureau sesselt, vollendete, nennen wir nur «Manuel du bibliothécaire», erschienen 1861; dann Anfang 1862: «Essai sur la poésie religieuse en Allemagne», in welchem eine vorzügliche Uebersetzung der besten deutschen Kirchenlieder, sammt 52 biographischen Notizen über deutsche Dichter enthalten sind, und die im selben Jahre erschienene «Méthode pratique de Comptabilité». Alle diese Bücher wurden sowohl von der Kritik wie vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen, das letzte aber noch vom Unterrichtsminister zur Anwendung in den Schulen empfohlen. Außerdem ist Herr Schneider noch einer der ältesten Mitarbeiter an dem Journale «Le Lecteur», welches fast ausschließlich die Frage der populären Bibliotheken behandelt. Was übrigens die in dieser Notiz erwähnte „Sprichwörterliche Bescheidenheit der Deutschen“ betrifft, so mag diese dem Ausländer gegenüber leider in nur zu reichlichem Maße vorhanden sein; dagegen gibt es genug Deutsche, welche ihren eigenen Landsleuten gegenüber diese Tugend für sehr überflüssig zu halten scheinen.

Friedrich Rückert's Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Den in Nr. 51 d. Bl. besprochenen zwei Sammlungen von Liedern für die Sache Schleswig-Holsteins gefolgt sich noch in den jüngsten Tagen eine weitere Sammlung: „Ein Dugend Kampflieder für Schleswig-Holstein von F.-r.“ (Leipzig, Brodhaus, 1863), deren Vortrag für die schleswig-holsteinische Kriegeskasse bestimmt ist und die auf ein erhöhtes Interesse Anspruch hat, da sie, was ja ein öffentliches Geheimniß ist, von dem alten Sangmeister und Kampfliederdichter Friedrich Rückert herrührt. Auch sind die meisten dieser Gedichte, was Frische, Keckheit und Originalität des Tons betrifft und abgesehen von hier und da mit unterlaufenden Härten (z. B.: „Nach' dein Schurzfell zum Freiheitskühn, zum Zwingburgbrecher beim Hammer!“), des Sängers der „Geharnischten Sonette“ vollkommen würdig. Wie kräftig ist nicht schon der Vorspruch mit dem Schluß:

Nun, Junge, kommt, beschämt den Alten
Im Schüren des geweihten Brandes.

Im ersten Gedichte richtet er sich gegen die Hansestädte:

O Hanseaten, habt ihr ganz vergessen
Der alten Hansa Ruhm?
Solange seid ihr mäßig nun geseffen
Auf euerm Eigenthum.

Nicht mäßig, sehr geschäftig, auszurücken
Kauffahrer jeder Art,
Die nehmen ihren Kurs nach allen Küsten,
Von Welt zu Welt die Fahrt.

Doch nicht mit allen Tonnen Goldes brachtet
Ihr so viel Eisen auf,
Ein Panzerschiff zu bauen, zum Krieg befrachtet,
Nicht zu Verkauf und Kauf.

Der Zeiten gedenkend, wo „eink' ein Hansabürger ganz
Dänemark in Wann hatte“, schließt der Dichter:

Kleinhändler freilich waren eure Ahnen,
Großhändler gegen euch;
Doch handelten sie groß auf großen Bahnen,
Ihr Klein im kleinen Sauch.

In den Gedichten Nr. 8 und 9 mahnt der Dichter dann, daß man nun lange genug gesprochen, getrachtet und gehandelt habe, daß es jetzt Zeit sei zu handeln; er ruft seinem Volke:

Ich hoff', ihr habt euch Muth getrunken,
Und nicht den bloßen Regenjammer
Von patriotischer Feste Brunnen
Mit heimgebracht in eure Kammer.

Jetzt sollt ihr thun, was ihr gesungen,
Jetzt laßt, was ihr habt versprochen;
Dem Schwarzrottegel, so oft geschwungen,
Ist jetzt der Kampftag angeschossen.

Jetzt laßt nicht schlapp die Fingel hängen,
Die Schiffe die windlosen Segel;
Und thut ihr nicht mit Schwertrillangen,
So schlägt dorein mit Rast und Fingel!

Nur das Gedicht Nr. 7, mit der im scherzenden Ton gehaltenen Anspielung auf die Krankheit, an welcher der verlorbene dänische König verblieb (bekanntlich die Gesichtstrose), und dem hinzugefügten Wunsche, der Lob möge noch ein paar andere dergleichen Rosen „auf ähnliche Gesichter“ pflanzen und „aus solchen Eichen der Freiheit ihren Kranz flechten“, fanden wir im Gedanten we namentlich in dem für einen solchen Wunsch zu leichten und scherzhaften Ausbruch eines Poeten, der doch immer auch ein Priester der Humanität sein soll, nicht ganz würdig. Im ganzen freuen wir uns, daß der noch lebende älteste unter unsern berühmten Dichtern ein solcher Feuerkopf ist, wie sich Rückert noch in diesem Dugend Kampfliedern zeigt. *A. M.*

Bibliographie.

Ander sen, H. C., In Spanien. Deutsche vom Kaiser besorgte Original-Ausgabe. Leipzig, Wiedemann & 1 Thlr. 10 Mgr.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 4ter Band. Schleiermacher's Briefe an Brindmann. Briefwechsel mit seinen Freunden von seiner Uebersiedelung nach Halle bis zu seinem Tode. Denkschriften. Dialog über das Unendliche. Rezensionen. Vorbereitet von E. Jonas, herausgegeben von W. Dilthey. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Die Bayern im Kriege. Ein Blick in die Geschichte. München, Lentner. 1864. Gr. 8. 27 Mgr.

Böhmer, H., Ueber Francis Bacon von Verulam und die Verbindung der Philosophie mit der Naturwissenschaft. Ein Wort der Kritik an Herrn Julius von Liebig. Göttingen, Weid. 1864. Gr. 8. 6 Mgr.

Cassel, P., Ueber Renan's Leben Jesu. Ein Bericht. Berlin, Hahnsch. 1864. Gr. 8. 15 Mgr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1864. Herausgegeben von Frater Hilarius. 49ter Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Mgr.

Droysen, J. G., Kleine Schriften. 1tes Heft. Berlin, Brühl. Gr. 8. 20 Mgr.

Die Klenden und Armen dießseit des Rheins. Sozialer Roman in sechs Büchern vom Verfasser der Romane „Die Ritter der Industrie“, „Die Leute der Antike“ u. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 5 Thlr. 10 Mgr.

Hebbensen, D., Lieder. Hamburg, Dörner. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Mgr.

Hiebich, F., Sir Charles Lyell und das Zeitalter. Ein Cycles von Gedichten. Wien, Seich. Gr. 8. 4 Mgr.

Holgar, L., Minnehof. Roman in Liebera. Wien, Scher u. Hartmann. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Frenzel, R., Rästen und Silber. Studien. Hannover, G. Rümpler. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Frey, F. G., Die Schlacht von Leipzig. Eine epische Dichtung. München, Fleischmann. 8. 14 Mgr.

Baca. Natur und Leben. Zeitschrift zur Verbreitung und

Lebung naturwissenschaftlicher, geographischer und technischer Kenntnisse. Herausgegeben unter Mitwirkung von Ad.-Kallmann, Ernst Freih. v. Vibra, Emann u. 1ster Band. Zwölf Hefte. Köln, Expedition. Lex. 8. à Hefte 7½ Ngr.

Casparin, Gräfin de, Der sichtbare Horizont. Aus dem Französischen übersetzt von der Verfasserin der „Denkwürdigkeiten der Amalie Crevier“. Hamburg, Dittlen. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

— Der Blick in's Jenseits. Uebersetzung der „Horizons célestes“. Berlin, F. Schulze. 1864. 8. 18 Ngr.

Gatty, Mrs., Parabeln aus dem Naturleben. Nach dem Englischen. Schwerin, Stiller. 16. 10 Ngr.

Gersäcker, F., Das Märchen von dem Schneider, der Bauchschmerzen hatte, oder Woher die Schneider-Nägel kommen. Leipzig, Schilde. 1864. 16. 18 Ngr.

Geyer, Maria, Gitta, Geißt der Liebe zum Vaterlande. Eine Blüthe aus dem Norden. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Goebe, A. v., Reise und Lager-Briefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko. Zwei Bände. Hannovers, Hahn. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Goldschneider, 1000 Sprichwörter, Sentenzen, Sinngebichte und Aphorismen zur Bildung des Geistes und Verehrung des Herzens. Den Werken anerkannter Schriftsteller, sowie dem Munde des Volkes entnommen und gesammelt von J. J. St., Herausgegeben von M. F. Wendt. Leipzig, Jachowiz. 16. 10 Ngr.

Grell, G., Kulturbilder aus Hellas und Rom. I. Leipzig, Biebrunn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gottschall, R., Maja. Ein Rosenblumenfranz. Dichtung. Breslau, E. Trevendt. 1864. 16. 27 Ngr.

Gravenreuth, Charlotte Baronin v., Das Kind der Diebin. Historischer Roman. Vier Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 3 Thlr.

Grimm, J., Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von H. Grimm. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Günther, F. J., Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat. Novellen. München, Fleischmann. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Häfeli, F. A., Lebensbilder berühmter Naturforscher aus der ältesten bis auf die jüngste Zeit. Karau, Christen. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Haffner, G., Scholz und Restrop. Roman aus dem Künstlerleben. 1te bis 3te Lieferung. Wien, Markgraf. 1864. 8. à 6 Ngr.

Hahn, J. G. v., Griechische und albanesische Märchen. Gesammelt, übersetzt und erläutert. Zwei Theile. Mit 2 in Farben gedruckten Titelbildern. Leipzig, Engelmann. 1864. Br. 8. 3 Thlr.

Haffner, F. A., Kirchengeschichte. Herausgegeben von A. Köhler. 1ster Band. Leipzig, Engelmann. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Haupt, R., Sagenbuch der Lausitz. 2ter Theil: Die Geschichte. Leipzig, Engelmann. Lex. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Havet, G., Kritik über „das Leben Jesu“ von E. Renan. Aus dem Französischen. Berlin, G. Müller. 1864. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nachrichten über die königliche Stammburg Hohenzollern. Mit 1 lithographirten Plan und 8 Holzschnitten. Berlin, A. Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr.

Detto-Walker, A., Kranke Herzen. Gesammelte Novellen. Leipzig, D. Voigt. 1864. Gr. 16. 25 Ngr.

Renan, E., Geschichte der Anfänge des Christenthums. Deutsch von E. Eichler. 1ster Band. Berlin, Schillingmann. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ritter, H., Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 2ter Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ruge, A., Aus früherer Zeit. 3ter Band. Berlin, F. Dunder. 8. 2 Thlr.

Schwarz, G., Gedichte. Berlin. 16. 15 Ngr.

Spielhagen, F., Die von Hohenstein. Roman. Vier Bände. Berlin, Jans. 1864. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Traeger, A., Die letzte Puppe. Solo-Scene. Wien, Schönewerk. 1864. 16. 10 Ngr.

— Tannenreifer. Weihnachtswunder. Wien, Schönewerk. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Trjeschitz, F., Humoresken und Satyren. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Urban, A., Der Hausgeist. Eine nachdenkliche Geschichte. Breslau, E. Trevendt. 1864. 16. 15 Ngr.

Wackernagel, P., Die goldene Fibel. Wiesbaden, Nieder. Gr. 8. 1 Thlr.

Wallner, F., Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse an und außer der Bühne. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wils und Waldbmannsbilder. Jagdszenen und Schilderungen aus Wald, Feld und Höfen. Mit Illustrationen von Werner, Kall, Hildebrand u. a. Leipzig, Wilschrodt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wurzbach, G. v., Olimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Sprach- und sittengeschichtliche Aphorismen. Wien, Lechner. 1864. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Esmarch, K., Die Legitimität in Schleswig-Holstein. Gedrängte Darlegung der historischen Ereignisse, auf welchen das Staatsrecht und die Staatserfolge der Herzogthümer beruhen. Prag, Dominicus. Gr. 8. 3 Ngr.

Frohschammer, J., Ueber die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten. Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift: Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, historisch-dramatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg 1863. München, Lentner. 1864. Gr. 8. 9 Ngr.

Gruber, G., Die Zustände der Gegenwart. Rede an die deutsche Nation, aus Anlaß der 50jährigen Geburtsfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Weithain. Gr. 8. 2 Ngr.

Habel, G. v., Erinnerungen bei dem Anblick eines eisernen Fingerringes aus dem Jahre 1813 mit der Umschrift „Gold gab ich für Eisen“. Leipzig, Schubarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Haffner, G., Ein brummender Journalist, Licht- und Schattenbilder im f. f. Landesgerichte, hinter Schloß und Riegel gesammelt. Mit vielen Original-Illustrationen von Cajetan. Wien. 8. 7½ Ngr.

Das österreichische Konfordat vor dem Richterstuhl im Reichsrathe vom katholischen Standpunkte beleuchtet. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kummer, A., Die Schlacht bei Dresden und deren Folgen. Erinnerung an die Schreckenstage Dresdens und Umgegend vor 50 Jahren. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Lang, J., Der Heidelberger Katechismus. Seine Verfasser und Hauptzüge seiner Geschichte. Zur 300jährigen Gedächtnisfeier dargestellt. Schaffhausen, Schalk. Gr. 8. 6 Ngr.

Lorenzen, R., Der Londoner Traktat vom 8. Mai 1852. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, A., Das Wiener Hof-Operntheater. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Wais, G., Das Recht des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Ngr.

Worte der Verständigung und Versöhnung an die Protestanten Deutschlands. Von einem deutschen Katholiken. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Der wahre Zustand unserer Zeit, oder Magelied über den großen Jammer in Haus, bei Hof und in der Kammer. Reus-Stettin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint vom 1. Januar 1864 an in bedeutend vergrößertem Format und täglich zweimal (vormittags und abends), außer Sonntags, während der Abonnementspreis unverändert bleibt (vierteljährig 2 Thlr.).

Durch diese beiden wichtigen Veränderungen glaubt die Deutsche Allgemeine Zeitung ihr Bestreben, sich fortwährend zu vervollkommen und in dieser Beziehung keine Opfer zu scheuen, aufs neue darzuthun; sie hofft dadurch den Anforderungen ihres sich jedes Jahr vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. Die zweimalige Ausgabe an einem Tage wird es ermöglichen, die Nachrichten noch schneller als bisher mitzutheilen, was namentlich in so bewegter Zeit wie der gegenwärtigen von großer Bedeutung ist. Die Vergrößerung des Formats ist durch die doppelte Erscheinungsweise bedingt, wird sich aber auch außerdem durch mehrere dadurch ermöglichte Verbesserungen empfehlen. Namentlich wird die Rubrik Handel und Industrie künftig in ausgebehuter und vollständiger Weise vertreten sein, als dies bei den jetzigen Raumverhältnissen möglich war.

Der Inhalt der bisherigen Beilagen der Deutschen Allgemeinen Zeitung, die in ihrer ganzen Einrichtung sich eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten, wird auch ferner beibehalten und theils in dem Text, theils in einem nach dem Beispiel anderer großen Zeitungen am Fuße der ersten Seite beginnenden Feuilleton mitgetheilt werden.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung, die bekanntlich seit dem 1. October dieses Jahres unter der Redaction von Professor Dr. Karl Biedermann steht, bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen. Obwol kein Lokalblatt, wird sie doch die Angelegenheiten ihres engern Vaterlandes Sachsen in noch höherm Grade als bisher berücksichtigen und immer mehr einen Mittelpunkt für alle liberalen, dem politischen und socialen Fortschritt huldigenden Kreise Sachsens zu bilden suchen.

Die Bestellungen auf das mit dem 1. Januar 1864 beginnende neue Vierteljahr sind von den bisherigen wie von neuem eintretenden auswärtigen Abonnenten sofort bei den betreffenden Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Neueintretenden Abonnenten hier und auswärts oder solchen, die zuvor die Deutsche Allgemeine Zeitung näher kennen lernen wollen, wird die Expedition die noch in diesem Jahre erscheinenden Nummern auf ihren Wunsch gratis zusenden.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; sie werden in dem neuen Format der Zeitung noch besser hervortreten als bisher.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations - Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Soeben erschien hiervon das

Zweite Heft.

Bogen 7—12 des ersten Bandes. Absenker—Adel.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagshandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten neuen elften Auflage zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind daselbst die ersten beiden Hefte nebst Prospect zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe - Galerie.

Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

50 Blätter in Stahlstich. Gr. 4. In 10 Lieferungen 13 1/2 Thlr.

In Leinwandband 15 1/2 Thlr.; in Lederband 16 1/2 Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Fol. 24 Thlr.; in Lederband 30 Thlr.

Das bekannte Prachtwerk liegt nun vollständig vor und ist in den verschiedenen Ausgaben durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Es ist in jeder Hinsicht ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erschienenen „Schiller-Galerie“ und empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken als das neueste und geschmackvollste Prachtwerk.

Brockhaus' Weihnachtskatalog

für 1863,

ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl

literarischer Festgeschenke,

ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

